Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP
30
G29++
v. 27-28

008085

Cornell University Library

Digitized by Google

Cornell University Library
AP 30.G29
Die Gegenwart.
3 1924 015 254 307

DATE DUE

APR 15 1982			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

N5G31
27-28

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Siebenundzwanzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1885.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Register.

Siebenundzwanzigster Band.

Seite

Academicus, Ueber die Berufungen der Universitätsprofessoren 178
Achelis, Th., Philosophische Fragen 262
Alberti, Conrad, Von der Ungarischen Landesausstellung . . 371
Alsberg, Moritz, Die Genossenschaft im Thier- und Pflanzenreiche 34
— Neuere Untersuchungen über Hypnotismus 258. 275
— Der gegenwärtige Stand der Cholerafrage 403
Austriacus, Ueber die Wahlbewegung in Oesterreich 321
Bartsch, Karl, Jakob Grimm im Frankfurter Parlament . 103. 120
Bauer, A. Ch., Die Lenkbarkeit des Luftballons 3
— Die deutschen Städte als Eisenbahnstationen 84
— Eine überraschende Himmelserscheinung und ihre Erklärung . 291
Berger, Wilhelm, Wie Daniel ein Philister wurde . . . 395. 412
Blind, Karl, Der Ausgleich und die Neuvertheilungs-Bill . . 17
— Der Dynamit-Krieg in England 113
— Der Feldzug im Sudan und das Gladstone'sche Cabinet . . 161
— Englands äußere und innere Lage 227
— Afghanistan, Rußland und England 273
— Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes 353
Boettcher, F., Sonntagsfeier und Sonntagsruhe 401
Boetticher, Ad., Die Gigantomachie des pergamenischen Altars 38
Bolin, Wilhelm, Anzengruber's „Schandfleck" in seiner Neugestaltung 171
— Zu Ludwig Feuerbach's Philosophie 360
Braun-Wiesbaden, Karl, Zur Philosophie des Rechts, der Moral und der Sitte 9
Breitinger, Heinrich, Classisch und Romantisch. Eine Wortstudie 70
— Der Journalismus im heutigen Rom 244
Brückner, A., Ein englisches Buch über Peter den Großen . . 233
Bulle, Oskar, Dramatische Aufführungen 30. 206. 221. 270. 286. 303. 319. 350. 366. 414
— Der letzte Hegelianer 74
— Schulze-Delitzsch als Romandichter 136
— Aus Fritz Reuter's Nachlaß 231
— Das literarische Berlin 1840—60 342
— Ernesto Rossi als Schriftsteller 409
Dehn, Paul, Deutschland und die Orientbahnen 177
— Eine neue europäische Conferenz 257
Dincklage, E. von, Die Armenhäusler 330
Dircks, H., Der Pariser „Salon" 328. 345
Duboc, Julius, Antike und moderne Tragik 309
Ebe, G., Goethe's Beziehungen zur bildenden Kunst 264
Ehrlich, H., Opern und Concerte 15. 45. 62. 190. 269. 333
— Zur Aesthetik der Tonkunst 86
— Das Christusideal in der Tonkunst 148
— Eine deutsche Opernschule. Betrachtungen und Vorschläge 215. 234
— Jean Jacques Rousseau als Musiker 389
Ellinger, Georg, Machiavelli als Komödiendichter 281
Elsar, Carit, Fam. 28. 42
Expertus, Eine Correspondenz aus dem Leben 139
Ey, Adolph, Das französische Volkslied 52
Felsing, Otto, Erinnerungen an Franz Abt 247
Frankl, Ludw. Aug., Ungedruckte Liebesbriefe von Nicolaus Lenau 133

Seite

Fuld-Mainz, Ludwig, Die Criminalstatistik Deutschlands . . 322
Gebhardt, Bruno, Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte 326
— Karl V. 394
Goldbaum, Wilhelm, Georg Brandes 407
Gopčević, Spiridion, Die jüngsten überseeischen Eroberungen 49
— Die Orientfrage in Sicht 289
Göring, Hugo, Die Philosophin Sophie Germain 23
Greif, Martin, Dichterwunsch 5
Groth, Klaus, Ein deutscher Sprachforscher in Belgien . . . 89
— Dorf-Idylle 214
Hartmann, E. von, Der Rückgang des Deutschthums . . . 1. 19
— Eine Gesammtdarstellung meiner Philosophie 151
— Die Lage der Parteien 385
Hartung, G., Zur Kritik der Abstammungslehre 54
Heveši, Ludwig, Pienza. Eine toscanische Skizze 236
Hirschberg, E, Die Armenpfleger und die Arbeiter 131
Jagow, Eugen von, Die Pariser Theatersaison 166
Jensen, Wilhelm, In der Frühlingsdämmerung 13
— Fasching 133
Isaac, Hermann, Hense's Shakespeare 36
Karpeles, Gustav, Jüngere Essayisten 26
— Die Bismarck-Literatur 202
— Die polnische George Sand 295
Koegel, Fritz, Ein deutscher Dichterbund 57
Lemmermayer, Fritz, Literarische Phrasen 373
Lichtwark, Alfred, Bildende Künste 78
— Max Klinger als Wandmaler 93
— Julius von Payer's „Bai des Todes" 125
— Die Ausstellung bei Gurlitt 158. 174
— Ludwig Burger-Ausstellung 253
— Künstlerische Experimente 318
— Zwei Wiener Maler 334
— Kunstgewerbliches 349. 398
L., B., Das Lutherfestspiel in Jena 346
Loebel, Moritz, Die Wittwe 156
Lorm, Hieronymus, Philosophie des Faschings 100
— Philosophie des Aschermittwochs 115
— Eine literarische Frühlingsstunde 181
Lübke, Wilhelm, Zur modernen Kunstgeschichte 5
— Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses 138
Lützow, Carl von, Der Nachlaß von Hans Makart 198
Luthmer, F., Eine Volksschrift über das Handwerk 40
Lutz, Rob., Ein Beitrag zur Biographie Darwin's 186
Meyer, Moritz, Das neue Unfallversicherungsgesetz 81
— Die Getreidezölle 145
Meyer, M. Wilhelm, Specialforschung und Hypothese . . . 196
Nordmann, H., Henry George und unsere Agrarier 243
Orzeszko, E., Die Losung 346. 363. 381
Philosophus, Ueber Staatsexamina 338
Du Prel, Carl, Die Wasserprobe der Hexen 163
Pröll, Karl, Das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen . 65
— Sechs Jahre Taaffe'scher Regierung 305
Quarck, Max, Aus der Urgeschichte der Menschheit 298
— Der englisch-russische Conflict und der internationale Socialismus 337

Digitized by Google

Seite

Reber, Franz, Escorial 285. 300. 316
Renk, Friedrich, Ueber elektrische Theaterbeleuchtung 283
Reinhold, Karl Theodor, Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Bündniß 209
Roberts, Alexander Baron von, Die Holzhauer 172. 187. 205. 219
Scrutator, Die Gestaltung der Berufsverhältnisse 50
Singer, Wilhelm, Die französische Regierung und ihre Partei 131
— Das neue französische Ministerium 241
Schasler, Max, Polychrome Plastik und moderne Panoramen . 277
Schippel, Max, Die Arbeiterversicherung in Frankreich 98
— Zur Gewerbe-Inspection 369
Schmidt, Julian, Graf Leo Tolstoi 88
Scholz, August, Der Dichter der Polenfraction 249
Schütz, Friedrich, Erinnerungen an Julius v. d. Traun . . . 260
— Erinnerungen an Alfred Meißner 405
Schütze, Paul, Ein moderner Minnesänger 154
— Japanische Märchen, Sagen und Lieder 375
Schtschedrin, M., Das verlorene Gewissen 122
Schwiedland, Eugen, Die Geschichte der Handschriftendeutung 340
Sterne, Carus, Eierlegende Säugethiere 67
Stieda, Wilhelm, Colonisation und Industrie in Franken . . 307
Telmann, Konrad, Ein Sommertraum 59. 76. 91. 106
Thaler, Karl von, Richard Kralik 293
Tolstoi, Graf L., Erzählung eines Markörs 250. 267
Vambéry, Hermann, Herat und seine Einwohner 211
Voges, Ernst, Zur Tiefseeforschung 226
Wallot, Paul, Die Entwürfe für das Reichsgericht zu Leipzig 301
Winkler, Carl, Ausländische Operntexte im deutschen Gewande 362
Winter, Georg, Die Memoiren de Catt's 24
— Eine Geschichte der deutschen Einheit 311
Zacharias, Otto, Zur Entwickelungsgeschichte des Staates . . 147
— Zur Tiefseemessung 355
Ziel, Ernst, Epische Novitäten 104
— Des Königs Vermächtniß 339
— Zu Alfred Meißner's Tod 388
Zimmern, H., Eine Biographie Emerson's 314
Zolling, Theophil, Das Leben eines Sonderlings 11
— Der Weg zum Herzen. Lustspiel von L'Arronge 44
— Dramatische Aufführungen 61. 109
— Schweninger im Lied, Epos und Roman 71
— Ein Roman aus Livland's Vergangenheit 118
— Die Heyse-Woche 142
— Der Vergnügungszug. Schwank von Hennequin und A. de St. Albin 158
— „Die neuen Römer" von Richard Voß 168
— Ein neues Schillerbuch 183
— Wilhelm Jordan's erster Roman 200
— Zola's neuer Roman 217
— Ein ungedrucktes Gedicht von Heinrich v. Kleist 324
— Victor Hugo 357. 378

Seite

Zolling, Theophil, Ein realistischer Roman 392
Zorn, Philipp, Reichskanzler und Reichstag 33
— Die Principien unserer Colonialpolitik 97
— Fürst Bismarck 193

Notizen.

Bähr, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren 175. Baumbach, Der Pathe des Todes 367. Christensen, Der moderne Bildungsschwindel 47. Cumberland, Besucher aus dem Jenseits 46. Düntzer, Illustr. Goetheausgabe 239. Ehrlich, Novellen aus dem Musikantenleben 367. Engel, Homer's Odysseuslied 335. Figdor, Parlamentswissenschaft 223. Finsler, Aus der Mappe eines Fahrenden 223. Gagern, Todte und Lebende 47. Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes 190. Haggenmacher, Die Gefangenen 222. Hallwich, Gestalten aus Wallenstein's Lager I. 223. Hebbel, Friedrich, Tagebücher 1. Bd. 31. Heyse und Laistner, Deutscher Novellenschatz Bd. 6—9 351. Hirzel, Verzeichniß einer Goethebibliothek 159. Hohenhausen, Aus Goethe's Herzensleben 254. Hopfen, Zum Guten 351. Jacobi, Cunita 254. Jensen, Tagebuch aus Grönland 46. Kahle, Julie von, Goethe's italienische Reise 111. Kürschner, Deutscher Literaturkalender 222. Latendorf, Aus Theodor Körner's Nachlaß 239. Ludwig, Der neue Hamlet 255. Lübke, Geschichte der Architektur 1. Bd. 207. Marsop, Neudeutsche Capellmeistermusik 383. Mauerhof, Zur Idee des Faust 63. Meyer, Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts 63. Meyer, Conrad Ferdinand, Gedichte 111. Meyer, Hans, Eine Weltreise 159. Meyer's Conversations-Lexikon 4. Aufl. 235. Mohn, Farbendruckblatt: „Gedenket der Waisen" 31. Mücke, Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit 191. Pecht, Friedrich, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Vierte Reihe 399. Reitzenstein und Nasse, Agrarische Zustände in Frankreich und England 222. Reinhold, Fürst Bismarck 399. Rieß, Geschichte des Wahlrechts 271. Salinger, Aus meiner Studienmappe 239. Sanders, Verdeutschungswörterbuch 191. Schrattenholz, Das Niederrheinische Musikfest in Aachen 415. Schütz, Philosophie und Christenthum 221. Schumann, Dresdener Gemäldegallerie 47. Sittard, Geschichte der Aesthetik der Musik 222. Stoerk, Zur Methodik des öffentlichen Rechtes 159. Stommel, Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes 127. Storm, Zur Chronik von Grieshuus 239. Telmann, Das Spiel ist aus 254. Ueberweg, Schiller als Historiker und Philosoph 175. Uechtritz, Erinnerungen an 255. Wien war eine Theaterstadt. Von X. Wiener 126. Wilbrandt, Novellen 254.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Rückgang des Deutschthums. Von E. v. Hartmann 95. Schweninger im Epos 111. Nochmals der Sänger der „Felicia" 223. Zur „Bismarck-Literatur" 255. Büchmann's „Geflügelte Worte" 271. Emanuel Geibel's Geburtstag. Von K. Th. Gaedertz 287. Zu Büchmann's „Geflügelten Worten" 351. Victor Hugo und die Kinder. Von G. Dannehl 399.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 3. Januar 1885. Band XXVII.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Rückgang des Deutschthums. Von Eduard von Hartmann. — Die Lenkbarkeit des Luftballons. Von A. Ch. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Dichterwunsch von Martin Greif. — Zur modernen Kunstgeschichte. Von Wilhelm Lübke. — Zur Philosophie des Rechts, der Moral und der Sitte. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Das Leben eines Sonderlings. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** In der Abenddämmerung. Von Wilhelm Jensen. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Der Rückgang des Deutschthums.

Von Eduard von Hartmann.

Nachdem das Deutschthum über ein Jahrtausend eine nationale Kraft bethätigt hat, welche derjenigen seiner Nachbarvölker überlegen war und deshalb zum Vorrücken seiner Grenzen führte, ist im letzten Menschenalter das umgekehrte Verhältniß eingetreten, d. h. fast überall, wo das Deutschthum sich mit Nachbarn anderer Nationalität berührt, geht es zurück. In Städten, wo es früher tonangebend war, z. B. Triest, bleibt es absolut genommen zwar auf gleicher Höhe, wird aber relativ von der sich mehrenden Zahl anderer Stämme und deren wachsendem Einfluß überflügelt. Andere Städte, welche früher eine wesentlich deutsche Physiognomie zeigten, wie Prag, haben ihre Erscheinung und den Grundton ihres Lebens völlig umgekehrt, und in noch anderen, die für völlig deutsch gelten, zeigen sich die ersten Spuren einer nationalen Umwandlung. Auf dem Lande rücken die deutschen Sprachgrenzen Schritt vor Schritt zurück, und die jenseits der Grenze liegenden deutschen Sprachinseln werden immer enger umschnürt. Nur nach Westen hin scheinen die ländlichen Sprachgrenzen ziemlich unverändert zu bleiben, während sich in den früher französischen Städten des Elsaß deutsche Colonien von wachsender Stärke bilden. Aber hier handelt es sich um eine rein deutsche Landbevölkerung, die künstlich mit französischem Firniß überkleidet war, und welche nach Entlastung von der gewaltsamen Französirung sich auf ihr urdeutsches Wesen langsam wieder besinnt, und in den Städten um künstliche Militär-, Beamten- und Universitäts-Colonien mit ihren Anhängseln. Dagegen wird an den Süd- und Ostgrenzen das Deutschthum überall zurückgedrängt, ohne Unterschied, ob die betreffenden Regierungen diese Zurückdrängung begünstigen oder nicht.

Man könnte aus dieser Erscheinung schließen, daß das deutsche Volk die ihm früher innewohnende Colonisationskraft verloren habe und auf der absteigenden Seite seines Völkerlebens begriffen sei, d. h. daß der äußere Niedergang ein Zeichen des inneren Niederganges sei. Es ist möglich, daß diese Vermuthung für gewisse Stämme eine gewisse Berechtigung hat; wenigstens deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß die Deutsch-Oesterreicher nicht mehr den auf ihre Schultern gelegten schweren Aufgaben gewachsen sind. Aber es wäre jedenfalls voreilig, diesen Grund für das deutsche Volk im Allgemeinen als zutreffend hinzustellen, das noch keineswegs im inneren Niedergang begriffen scheint. Auch für den in Oesterreich angesiedelten Theil des bayarischen Stammes wird man eine nicht ganz zu leugnende Erschlaffung der deutschen Energie mehr aus äußeren Umständen ableiten müssen, als aus einer ungünstigen ethnologischen Veranlagung im Vergleich zu den anderen deutschen Stämmen; das Zusammentreffen innerer Genügsamkeit mit relativ günstigerem Boden und Klima zwang zu geringerer Uebung der Energie, und die scheinbar unerschütterliche politische Hegemonie unter den mitwohnenden Stämmen lullte in ein sorglos behagliches Genießen der bevorzugten Stellung ein, so daß hier Bummelei und Lotterei auf manchen Gebieten einreißen konnte, auf denen andere deutsche Stämme zur steten Anspannung und Uebung ihrer Energie gezwungen waren.

Ehe wir an einen inneren Niedergang der deutschen Volkskraft glauben könnten, müßte es doch zuvor an allen anderen Erklärungsgründen für den äußeren Rückgang des Deutschthums mangeln; so lange solche aber sich in ausreichendem Maße darbieten, sind sie es, an die wir uns zunächst halten müssen. Dieser Gründe sind aber hauptsächlich drei: erstens das wachsende Nationalbewußtsein und die wachsende Cultur der Nachbarvölker, zweitens der Mangel an Nationalstolz im deutschen Volkscharakter und drittens der unversöhnliche Haß der katholischen Kirche gegen das Deutschthum, welcher in dem letzten Menschenalter in einem allgemeinen Avanciren gegen das Deutschthum auf der ganzen Linie seinen Ausdruck gefunden hat.

Wir leben in einer Zeit, wo die Nationalitätsidee ihre größten Triumphe feiert. Ob man selbst ein Schwärmer für diese Idee ist und in ihr allein das Heil der Welt erblickt, ob man den heutigen Nationalitätenschwindel als eine vom höheren kosmopolitischen Gesichtspunkt aus bedauerliche Verirrung verdammt, oder ob man den gegenwärtigen einseitigen Cultus des Nationalbewußtseins als eine Uebergangsperiode zu künftiger gegenseitiger Duldung und freundnachbarlicher Eingliederung in den Organismus der Menschheit betrachtet, immerhin muß man mit den gegebenen Thatsachen rechnen.

Früher war es den Magyaren und Slaven gleichgültig, ob sie von deutschen oder nationalen Beamten regiert wurden, ob deutsche oder nationale Straßenschilder den Suchenden zurechtwiesen. So lange das niedere Volk überhaupt nicht zur Schule ging, konnte es für dieses keine nationale Schulfrage geben, die wenigen aber, welche sich eine gewisse Bildung anzueignen wünschten, lernten deutsch, weil es die alleinige Sprache der Bildung war, und eine magyarische, tschechische u. s. w. Bildung und Literatur nicht existirte. In den letzten Jahrzehnten haben nationale Patrioten die äußersten Anstrengungen gemacht, künstliche Nationalliteraturen aus der Erde zu stampfen und das Nationalgefühl der Massen anzufeuern, und beides mit solchem Erfolge, daß die Fortdauer der früheren Stellung

Digitized by Google

der Deutschen unter diesen Völkern zur Unmöglichkeit geworden ist. Wo die allgemeine Schulpflicht nicht bloß auf dem Papier steht, sondern der gemeine Mann seine Kinder wirklich zur Schule schicken muß, da will er sie auch in eine Schule seiner Sprache und Nationalität schicken, oder er hat das Gefühl, einer unterdrückten, nicht gleichberechtigten Rasse anzugehören.

Sucht die bisher herrschende deutsche Minderheit ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, so richtet sich der Haß des fremden Stammes gegen dieselbe als gegen seinen Unterdrücker, und dieser Haß läßt sich leicht bis zur fanatischen Leidenschaft schüren; erringt die fremde Nationalität ihre Gleichberechtigung mit der deutschen, so fehlt ihr naturgemäß die Selbstbeherrschung und Bildung zum Maßhalten, und der leidenschaftliche Haß schießt über das Ziel der Gleichberechtigung hinaus zur rachsüchtigen Unterdrückung der bisherigen Unterdrücker. Der Kampf um das gleiche Recht wird nothwendig zum Kampf um das Vorrecht und die Herrschaft, und je roher, rücksichtsloser, gewissenloser und fanatischer in diesem Kampfe verfahren wird, desto größer ist leider die Aussicht auf Erfolg. Wer der Stimme der Billigkeit Gehör gibt und an die möglichste Bewahrung oder Wiederherstellung des Friedens denkt, wird immer im Nachtheil sein gegen denjenigen Gegner, der nur von fanatischem Haß sich leiten läßt und im Kampfe selbst eine Befriedigung seines so lange schlummernden und nun endlich erwachten Nationalgefühls empfindet. So sind es grade die Tugenden des deutschen Volkes, sein Gerechtigkeitssinn und seine Friedensliebe, welche ihm im Kampfe mit unbilligen und kriegslustigen Gegnern zum Fallstrick werden.

Was die slavischen und magyarischen Völker gehindert hat, mit dem deutschen geschichtlich zu concurriren, war und ist in Rußland noch heute der Mangel eines gebildeten und wohlhabenden Mittelstandes; indem die Deutschen im Verein mit den deutschredenden Juden diese Lücke des staatlichen Lebens ausfüllten, machten sie sich geistig und materiell zur leitenden Macht in den betreffenden Ländern; und sie wurden es um so mehr, in je höherem Maße sie auch den Großgrundbesitz und das Beamtenthum in Beschlag nahmen. So wurden sie z. B. in den russischen Ostseeprovinzen zur herrschenden Klasse, obwohl sie numerisch nur eine kleine Minderheit bildeten; um wieviel mehr mußten sie in solchen Ländern das alleinherrschende Volk werden, wo sie auch einen großen Theil der Bauerngüter besiedelten, wie in den deutsch-österreichischen Provinzen und Siebenbürgen. Die ungebildete Masse ohne Nationalbewußtsein hatte weder die Fähigkeit noch die Absicht, sich dieser Herrschaft zu widersetzen; der slavische Adel hätte wohl die Absicht gehabt, wenn er nur die Fähigkeit besessen hätte, aber es fehlte ihm die wirthschaftliche und geistige Bildung und der Rückhalt eines nationalen Mittelstandes.

In diesen Verhältnissen hat sich nun sowohl in der österreichisch-ungarischen Monarchie, als auch in den ehemals polnischen Landestheilen Preußens ein Umschwung angebahnt, der, obwohl er erst in seinen Anfängen steht, bereits das alte Bild völlig verändert hat, aber für die Zukunft mit geschichtlicher Nothwendigkeit noch ungleich größere Umgestaltungen hervorbringen muß. Der Adel hat so sehr an wirthschaftlicher und geistiger Bildung gewonnen, daß er mit dem deutschen durchaus concurrenzfähig geworden ist; der bisher fehlende nationale Mittelstand beginnt sich zu bilden und hat in einzelnen Provinzen schon eine ganz achtungswerthe Bedeutung gewonnen; die Masse endlich ist fanatisch national geworden und gibt dadurch für jene leitenden Stände eine für friedliche Abstimmungen, einschüchternde Demonstrationen und etwaige bewaffnete Aufstände gleich ansehnliche Armee ab. In den Städten, wo man früher nur deutsche Ladenschilder sah, wechseln jetzt deutsche mit fremdsprachigen ab, oder sind ganz durch dieselben verdrängt, und für die Schnelligkeit dieses Umschwungs fällt sehr in's Gewicht, daß eine Menge Juden es vortheilhafter finden, ihr Segel nach der herrschenden Windströmung zu stellen, d. h. ihre Namen und Geschäftssprache zu slavisiren oder zu magyarisiren. Wenn der nationale Großgrundbesitz die Concurrenzfähigkeit mit dem deutschen im Allgemeinen bereits errungen hat, so ist der nationale Handelsstand in vielen Gegenden, wenigstens im Kleinhandel, schon zum gleichen Ziele gelangt und wird spätestens in der nächsten Generation bis zum Großhandel vorrücken.

Wir haben es also wesentlich mit einem Culturaufschwung der bisher im Culturproceß stark rückständigen Nationalitäten zu thun, welcher den bisherigen Culturvorsprung der Deutschen verringert hat und theilweise einzuholen im Begriffe steht. Diese Erscheinung würde für sich allein schon genügen, das Schwinden des Einflusses und der dominirenden Stellung des deutschen Elements zu erklären; sie scheint aber allerdings nicht ausreichend, um den thatsächlichen absoluten Rückgang des Deutschthums, seinen Grenzen und seiner Volksziffer nach begreiflich zu machen. Wären die Deutschen ebenso begeisterte und opferwillige Vertreter ihrer Nationalität, wie die Gegner es von der ihrigen sind, so müßte doch der Kampf zu einem Waffenstillstand auf Grundlage der einmal bestehenden Grenzen führen, und daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr das Deutschthum stetig an Terrain verliert, beweist zu Genüge die überlegene Intensität des Nationalgefühls der Nachbarn.

Das deutsche Volk besitzt ein eifriges Streben nach Vervollkommnung und nach Steigerung seiner Cultur, vielleicht ein idealeres Streben als irgend ein anderes Volk, aber es legt bei diesem Streben weniger Werth als irgend ein anderes Culturvolk auf die nationale Grundlage seiner Cultur, auf den traditionellen historischen Charakter seines geistigen und gemüthlichen Lebens und ist darum leichter als andere bereit, die nationale Färbung seiner Cultur für etwas Gleichgültiges zu halten. So führt der abstracte kosmopolitische Idealismus die Deutschen gar leicht dazu, ihre nationale Eigenart mit der eines anderen Volkes zu vertauschen, wenn dieser Tausch mit äußeren Vortheilen irgend welcher Art verknüpft scheint; da es wesentlich nur Bequemlichkeit ist, was sie am gewohnten Alten haften läßt, so sind schon überwiegende Bequemlichkeitsrücksichten ausreichend, sie zur Verleugnung ihrer Nationalität zu bewegen. Diesen Proceß sehen wir überall sich vollziehen, wo Deutsche unter einem fremden Culturvolk mit hochentwickelter geschäftlicher Technik leben, z. B. in Frankreich, England und Nordamerika.

Man hat sich endlich überzeugt, daß alle deutschen Auswanderer in diesen Gebieten spätestens in ihren Kindern oder Enkeln für das Deutschthum verloren gehen, und grade diese endlich dem deutschen Volke aufgegangene Erkenntniß ist der Hauptgrund für dessen stürmisches Verlangen nach eigenem Colonialbesitz geworden. Man wird sich aber nicht minder von der anderen Wahrheit überzeugen müssen, daß dieselben Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters, welche das Erlöschen des Deutschthums bei allen bisherigen deutschen Auswanderern verschulden, auch den entscheidenden Grund liefern für den Rückgang des Deutschthums an allen Grenzen, wo die Deutschen mit Nachbarn von einem bereits erwachten und ausgeprägten Nationalgefühl zusammenwohnen. Die fremden Nationalitäten sind immer aggressiv und kampflustig, und die Deutschen geben immer Schritt um Schritt nach aus Bequemlichkeit, Trägheit, Friedensliebe und Gleichgültigkeit, welche sie sehr wohl mit dem abstracten Idealismus kosmopolitischer Gerechtigkeitsliebe und Humanität zu entschuldigen wissen.

Nur dieser Mangel an Nationalgefühl macht es möglich, daß der Aufschwung der fremden Nationalitäten bei der deutschen keinen genügenden Widerstand findet, und alle Entschuldigungen, welche man für diesen deutschen Charakterfehler zu ersinnen gewußt hat, sind unhaltbar. Man sagt, die Deutschen hätten kein Vaterland gehabt und deshalb auch keinen deutschen Patriotismus entwickeln können. Das ist sehr richtig, und es ist ebenso unbestreitbar, daß ein nationaler Patriotismus ein mächtiges Unterstützungs- und Förderungsmittel für das Nationalgefühl abgibt; aber es ist doch unrichtig, beide zu verwechseln, oder den Patriotismus für eine unentbehrliche Bedingung des Nationalgefühls zu halten. Es gibt viele Völker vom ausgebildetsten Nationalgefühl, deren Staaten längst untergegangen sind, z. B. die Polen, und viele, die noch nie einen Staat besessen haben, sondern erst danach trachten, sich einen solchen zu erringen; aber diese Staatenlosigkeit der an mehrere Staaten vertheilten oder enclavenartig von einem Staat eingeschlossenen Völker und Stämme

Digitized by Google

lassen sich dadurch doch nicht im Geringsten hindern, ein sehr lebhaftes Nationalgefühl zu entwickeln, das beim Judenthum sogar den Untergang der Sprache überlebt hat. Seit einem halben Menschenalter besitzt das deutsche Volk thatsächlich ein mächtiges Staatswesen, nach welchem auch die ihm nicht zugehörigen Deutschen als zu einem Krystallisationskern des deutschen Nationalbewußtseins hinschauen können; aber wir haben nichts davon bemerkt, daß das Aufgehen der ausgewanderten Deutschen in westlichen Ländern oder der Rückgang des Deutschthums an den südlichen und östlichen Grenzen dadurch irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Im Gegentheil, diese staatliche Zusammenfassung des Deutschthums hat nur den Eifer der Nachbarn zur Entgermanisirung und die Energie und Rücksichtslosigkeit ihres Vorgehens verdoppelt, offenbar in der geheimen Absicht, mit dem Vernichtungswerk früher zu Ende zu kommen, als die Anziehungskraft dieses nationalen Krystallisationskerns auf die zerstreuten deutschen Stämme sich allzu entschieden geltend macht.

Bis jetzt ist diese Anziehung noch wenig hervorgetreten, offenbar weil die friedliebende Reichsregierung jede politische Störung vermeiden will, und weil die abstract-idealistischen Deutschen des Auslandes von den politischen Zuständen des deutschen Reiches, insbesondere von den Schilderungen derselben durch eine gewisse Presse, mehr abgestoßen als angezogen werden.

(Schluß folgt.)

Die Lenkbarkeit des Luftballons.

Von A. Ch. Bauer.

Nachdem in den Tagesblättern, deren Aufgabe es nun einmal ist, sich an Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Meldungen neuer Ereignisse zu überbieten, die durch die neuesten französischen Experimente wieder rege gewordene Discussion über die Lenkbarkeit des Luftballons einigermaßen verstummt ist, scheint es angebracht zu sein, die Angelegenheit in ruhigerer Weise einer objectiven Prüfung zu unterziehen, um zu ermitteln, welche Bedeutung dem Luftschiffe der Herrn Renard und Krebs an sich zukommt, und in wie weit dasselbe geeignet ist, die bisherigen Anschauungen und Hoffnungen in Betreff der praktischen Verwerthbarkeit des Luftballons zu modificiren. Man wird dann zu dem Ergebniß gelangen, daß auch in diesem Falle die Wahrheit in der Mitte liegt, in der Mitte zwischen den extremen Auslassungen, welche die erste, durch die Umstände begünstigte Auffahrt der genannten Franzosen zur unmittelbaren Folge hatte.

Auf der einen Seite, größtentheils durch Landsleute der Unternehmer gebildet, Begeisterung und die triumphirende Ueberzeugung, daß nunmehr, nach hundertjährigen Bemühungen, das Problem gelöst sei — eine Begeisterung, welche man nicht ganz unbegreiflich finden wird, wenn man bedenkt, daß es Franzosen waren, welche diese Kunst eröffneten, daß an ihrer Weiterführung Franzosen den zweifellos größten Antheil hatten, und daß die Welt nunmehr die angebliche Krönung des Werkes gleichfalls wieder zwei Franzosen — von denen der Eine freilich einen sprachlich höchst verdächtigen Namen führt — zu verdanken schien. Auf der andern Seite vorsichtige und kühle Aufnahme des Geschehenen, Anerkennung des einzelnen Factums; aber der Zweifel, ob es erlaubt sei, von diesem einzelnen Falle auf die Allgemeinheit zu schließen. Es muß lobend erwähnt werden, daß der „Figaro", weit entfernt, in das chauvinistische Horn zu stoßen, sich zu der Schaar der abwartenden Zweifler gesellte. In der That sollte diesen die Zeit des Abwartens kurz genug und die Rechtfertigung nur zu bald zu Theil werden. Denn als, wenige Wochen später, jene Officiere die zweite Auffahrt unternahmen, erwies sich die Rückkehr nach dem Ausgangspunkte als unausführbar und die Luftschiffer mußten, nachdem sie gelandet waren, ihr Fahrzeug auf irdischen Pfaden nach Hause befördern. Nun war es natürlich, daß sich des Publicums, selbst des französischen, eine gewaltige Enttäuschung bemächtigte und daß man das Interesse an den Herren Renard und Krebs genau so schnell, wie man es gefaßt hatte, wieder fallen ließ. Das Eine war ebenso unberechtigt wie das Andere, wie Jedem hätte klar werden müssen, der einen tieferen Einblick in die Angelegenheit gewonnen hätte. Das wurde nun aber durch die übertriebene Strenge in der Geheimhaltung aller Einzelheiten, welche das französische Kriesministerium obwalten ließ, in hohem Grade erschwert, und es wird von Interesse sein, auf Grund der bezüglichen Verhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften und mit Berücksichtigung der historischen Entwickelung das Thatsächliche und die Wahrheit in Betreff dieses wichtigen technischen Problems zu hören.

Schon lange vor der Erfindung des Luftballons spukte bekanntlich die Idee der Flugmaschine in phantastischen Köpfen. Man wollte es dem Vogel durchaus nachmachen, man wollte durch eigene Muskelkraft sich in der Luft erhalten und in willkürlicher Richtung vorwärts bewegen. Daß dies unmöglich ist, haben neuere wissenschaftliche Untersuchungen auf's Strengste erwiesen und man kann in dem interessanten Buche des Engländers Pettigrew „Die Ortsbewegung der Thiere nebst Bemerkungen über Luftschifffahrt" Näheres hierüber erfahren. Thatsächlich sind alle im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte angestellten, hierauf zielenden Experimente gescheitert, und man wird jetzt allmählich so vernünftig, sie seltener und seltener zu wiederholen. Es muß dies besonders hervorgehoben werden angesichts einiger Versuche und Erörterungen, welche, ziemlich unklar und hieroglyphisch gefaßt, aus Anlaß der französischen Luftfahrten kürzlich an verschiedenen Orten (z. B. in einem Artikel der „Neuen freien Presse" und in einer Broschüre von Wierzorek) ans Licht getreten sind.

Eine andere Idee ist die, zur Lösung unseres Problems sich der Mittel zu bemächtigen, mit welchen man seit Menschengedenken auf dem Wasser Fahrzeuge in willkürlicher Richtung dirigirt. Aber auch hier liegt die Einsicht in die Unvollkommenheit des Vergleichs zwischen Schifffahrt und Luftschifffahrt fast noch näher als dieser selbst. Denn das Charakteristische an einem Ruderboote oder einem Raddampfer, ja selbst an einem Segelschiffe, welche durch Laviren ihr Ziel erreichen, ist, daß diese Fahrzeuge sich an der Grenze zweier Medien, zweier Materien bewegen, zum Theil in die eine, zum Theil in die andere hineinragend, und auf dem Umstande, daß diese beiden Materien, Luft und Wasser, eine sehr verschiedene Dichtigkeit und Widerstandsfähigkeit besitzen, beruht wesentlich die Wirkungsweise jener Fahrzeuge. Ein Schaufelrad beispielsweise würde, wenn es innerhalb des Wassers ginge, fast gar nichts ausrichten, weil die Leistung der unteren Schaufeln durch diejenige der oberen so gut wie aufgehoben werden würde.

Von allen maritimen Bewegungsmitteln bleibt somit einzig und allein die Schraube übrig, deren Uebertragbarkeit in das Reich der Lüfte nichts im Wege steht.

Schrauben sind, ihrer Wirkungsweise nach, gerade das Umgekehrte der Windmühlenflügel. Während diese nämlich von der bewegten Luft zwar in Drehung versetzt werden, im Uebrigen aber nicht fortschreiten, sondern stets denselben Ort im Raume bewahren, während also die Luft sich gewissermaßen durch das ruhende Flügelkreuz hindurchbohrt, ist es umgekehrt die Schraube, welche sich durch das ruhende Wasser hindurchbohrt. Wie die Luft den Windmühlenflügeln, so wird hierbei auch die Schraube nothwendigerweise dem Wasser eine Bewegung ertheilen, aber eben nur eine drehende Bewegung; von vornherein darf das Wasser keine fortschreitende Bewegung besitzen; und in je höherem Maße es eine solche besitzt, desto unvollkommener wird die Wirkung der Schraube sein, ein desto größerer Theil ihrer Leistung wird verloren gehen. Wie verhält es sich nun im Reiche der Lüfte? Herrscht dort Ruhe oder Bewegung? Wollte man die Antwort auf diese Frage aus den Erfahrungen entnehmen, welche man selbst in den untersten Schichten der Atmosphäre gemacht hat, so müßte man offenbar sagen, daß Ruhe und Bewegung, Windstille und Wind mit einander abwechseln, daß aber die Stille zweifelsohne der bei weitem seltenere Fall ist. Nun muß

Digitized by Google

man aber bedenken, daß hier unmittelbar an der Erdoberfläche mit ihren Bergen und Thälern, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern das Spiel der Lüfte ein stark gehemmtes und abgeschwächtes ist. Schon wenn man sich auf einem freiliegenden Bergesgipfel befindet, bekommt man die Gewalt der Winde in ganz anderer Weise zu verspüren, und in der freien hochliegenden Atmosphäre kommt Windstille thatsächlich niemals vor, ja selbst schwache Brisen gehören dort, wenigstens in unserer Gegend, zu den Ausnahmefällen. Die Windmühle zeigt selbst am besten, wie gewaltig der Druck des Windes ist, wenn er schwere Mahlwerke zu treiben vermag; und nun bedenke man, daß dieser Druck nicht nur desto größer ist, je größer die sich ihm darbietende Fläche wird, sondern daß er sogar in quadratischem Verhältnisse zunimmt. Wenn beispielsweise auf einen Ballon von zehn Meter Durchmesser, also etwa 150 Quadratmeter Oberfläche (es kommt natürlich nur die eine Hälfte derselben in Betracht), ein schwacher Wind wirkt, wie man ihn in der Witterungskunde als leisen Hauch zu bezeichnen pflegt, also ein Wind von einem Meter Geschwindigkeit in der Secunde, so beträgt der Druck etwa 20 Kilo; bei einem immer noch sehr mäßigen Winde von 8 Meter Geschwindigkeit (29 Kilometer in der Stunde) mißt jener Druck schon das 64fache, also über 25 Centner, und bei wirklich kräftigen Winden, wie sie dort oben die Regel sind, Hunderte von Centnern. Aus der Geschichte der Luftfahrten, bei denen die Luftschiffer den Winden sich willenlos überließen, sind genügende Beispiele bekannt, welche jene Angaben über die Gewalt des Windes zu illustriren geeignet sind; so wurde, um nur eines derselben anzuführen, der französische Aëronaut Nadar in seinem Riesenballon „Geant" mit einer Gesellschaft von acht Personen in zwölf Stunden von Paris bis nach Nienburg an der Weser, also eine Strecke von über hundert Meilen, fortgeführt — eine Geschwindigkeit, welche diejenige eines Courierzuges übertrifft.

Aus alledem folgt, daß, wenn man die Schraube für die Luftschifffahrt nutzbar machen will, man ihre eine besonders kräftige Construction und Betriebsweise angedeihen lassen muß. Der Erste, welcher dies einsah und deshalb eine kleine Dampfmaschine als Motor benützte, war der durch seinen Injector und späterhin durch den Ballon Captif während der Ausstellung berühmt gewordene französische Ingenieur Giffard. Die Maschine hatte drei Pferdekräfte und ließ, bei der einzigen Auffahrt, welche am 24. September 1852 stattfand, die Schraube, unterstützt durch ein Steuerruder, bei schwachem Winde, aber freilich nicht in einer diesem entgegengesetzten, sondern nur in seitlicher Richtung functioniren. Weiteres verlautete von Giffard und seinem Ballon nicht mehr; und es vergingen zwanzig Jahre, bis die Angelegenheit einen neuen Impuls erhielt.

Unterstützt von der französischen Regierung und der Pariser Akademie der Wissenschaften nahm sich nämlich vor und während der Pariser Belagerung der um die Flotte seines Vaterlandes hochverdiente Marine-Ingenieur Dupuy de Lôme der Sache an. Der Ballon, den er erbaute, hatte die Gestalt einer kurzen und verhältnißmäßig dicken Cigarre und eine Tragkraft von fünfzig Centnern. Die eigenthümliche, von Dupuy gewählte Form hat den Vortheil, daß sie sich mit einem zehn- bis zwölfmal kleineren Widerstande durch die Luft zu bewegen vermag, als eine gleich große Kugel unter sonst gleichen Umständen. Die Schraube war über der Gondel angebracht, hatte vier Flügel aus Seidentaffet über feste Rahmen gespannt, einen Durchmesser von 8 Metern (!) und eine eben so große Höhe des Schraubenganges; bei zwanzig Umdrehungen in der Minute legte sie also in jeder Secunde 2 bis 3 Meter zurück, und erforderte hiezu einen Kraftaufwand von 30 Kilogramm-Metern, also fast einer halben Pferdekraft. Dupuy verschmähte aber den mechanischen Betrieb und zog die Muskelkraft von vier Mann, mit zwei weiteren zur Ablösung, vor. Wäre das Luftschiff bei einem schwachen Winde von höchstens etwa 8 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde aufgestiegen, so würde es, da es selbst eine solche von 10 Kilometern besaß, den Wind zweifelsohne überwunden und siegreich durch ihn hindurchgedrungen sein. Aber der Kriegsminister, welcher den von dem Ballon eingenommenen Raum anderweitig brauchte und in Folge der fortwährenden Verzögerungen schon ungeduldig geworden war, bestand darauf, und so trat ein, was Dupuy vorher wußte: der Ballon konnte gegen den heftigen Wind von 54 Kilometern nicht aufkommen, und der Erbauer hatte in den Augen Derer, welche von der Sache nichts verstanden, Fiasco gemacht. Die Eingeweihten freilich konnten und mußten mit dem Erfolge völlig zufrieden sein. Wenn man nämlich von vorn herein weiß, daß man in der Richtung direct gegen den Wind nicht nur nichts ausrichten würde, sondern diesem sogar vollständig preisgegeben sein würde, so muß man vielmehr versuchen, einen bescheidenen Erfolg dadurch zu erreichen, daß man die Richtung seitwärts, also senkrecht gegen den Wind, einschlägt. Freilich wird man auch in diesem Falle keineswegs die volle Wirkung erzielen; die Schraube des Fahrzeuges und der Wind werden vielmehr nach dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte zusammenwirken und der Ballon wird eine Richtung einschlagen, welche zwischen der beabsichtigten und der Richtung des Windes liegt. Je stärker die Leistungsfähigkeit der Schraube im Verhältniß zur Kraft des Windes ist, eine desto größere Abweichung von der Richtung des letzteren wird sich erzielen lassen. Ist beispielsweise die Schraube gerade so stark wie der Wind, und weht der letztere, um einen bestimmten Fall vor Augen zu haben, nach Norden, so ist das Aeußerste, was man erzielen kann, nach Nordosten oder Nordwesten zu gelangen; im Ganzen beherrscht man also dann gerade den vierten Theil der Windrose, während die drei übrigen Viertel, von Nordost über Ost, Süd und West nach Nordwest unerreichbar sind. Um also die Leistungsfähigkeit einer dem Winde unterlegenen Schraube anzugeben, braucht man nur zu sagen, wie viel Grad Abweichung von der Windrichtung sie zu nehmen gestattet. Dupuy hatte, nachdem er den Wind gemessen hatte, jenen Winkel von vorn herein auf 12 Grad berechnet, und der Versuch bestätigte diese Rechnung, indem der Ballon thatsächlich in zwei Stunden 106 Kilometer in der betreffenden Richtung zurücklegte.

Durch Amtsgeschäfte und andere Arbeiten verhindert, auch wohl nach dem damaligen Stande der Technik nicht in der Lage, seiner Schraube eine größere Leistungsfähigkeit zu ertheilen, hat sich Dupuy de Lôme nicht weiter mit der Angelegenheit beschäftigt. Man muß ihm aber Recht geben, wenn er jetzt, angesichts der Experimente von Renard und Krebs, auftritt und hervorhebt, daß der Ballon dieser Herren in allen Punkten bis auf einen dem seinigen völlig nachgebildet ist. Dieser eine Punkt betrifft den Betrieb der Schraube. Jener hatte diesen Betrieb, da eine Dampfmaschine das Gewicht des Ballons zu sehr vergrößert hätte, durch menschliche Muskelkraft vollziehen lassen. Diese hingegen machten von den Fortschritten der Elektrotechnik Gebrauch und setzten einen elektrischen Motor in die Gondel ihres Fahrzeuges. Originell freilich ist auch diese Idee durchaus nicht. Das Verdienst, sie zuerst aëronautisch verwerthet zu haben, kommt vielmehr den Brüdern Tissandier zu, welche schon während der 1883 stattgehabten Pariser elektrischen Ausstellung einen kleinen, elektrisch betriebenen Ballon innerhalb des Ausstellungsraumes in Gang gesetzt und, durch den guten Erfolg ermuntert, bald darauf einen größeren construirten, mit dem es ihnen alsdann freilich nur in sehr beschränktem Maße gelang, den Wind zu bekämpfen.

Wie man mit Hilfe einer dynamo-elektrischen Maschine, z. B. einer Gramme'schen oder Siemens'schen, aus Bewegung Elektricität erzeugen kann, so kann man umgekehrt auch auf ganz analoge Weise aus Elektricität Bewegung gewinnen; man braucht beispielsweise nur durch eine der genannten dynamo-elektrischen Maschinen einen auf andere Weise, etwa durch eine Batterie galvanischer Elemente, erzeugten Strom hindurchzuschicken, dann wird die Maschine in Rotation gerathen. Principiell ist also ein elektrischer Motor nichts anderes als eine umgekehrt wirkende dynamo-elektrische Maschine, wie denn in der That z. B. bei der elektrischen Eisenbahn eine solche als Locomotive zur Verwendung gelangt. In anderen Fällen, und so auch in dem vorliegenden, wird man den Motor in den Einzelheiten abweichend construiren — genug, er ist herstellbar, und zwar, worauf es hier ankommt, in relativ kleinen Dimensionen, so daß er, selbst mit der stromerregenden Batterie

Digitized by Google

zusammengenommen, das Gewicht des Ballons noch nicht allzusehr erhöht. Die Folge davon ist, daß die Herren Krebs und Renard ihrer Schraube eine weit größere Leistungsfähigkeit, nämlich eine Geschwindigkeit von 19 Kilometern in der Stunde, ertheilen konnten und es, bei einigen Vervollkommnungen sogar bis auf 25 Kilometer bringen werden. Da nun bei der ersten Auffahrt nur ein schwacher Wind wehte, dessen Geschwindigkeit jedenfalls beträchtlich unter derjenigen der Schraube lag, so gelang es ihnen, nachdem sie der Windrichtung gefolgt waren, zu wenden und diesem entgegen zum Ausgangspunkte ihrer Fahrt zurückzugelangen. Ebenso begreiflich aber ist es, daß ihnen dies am Tage der zweiten Auffahrt nicht gelang, einfach, weil an diesem Tage die Windstärke die Leistungsfähigkeit selbst des inzwischen in dem oben angedeuteten Sinne vervollkommneten Apparates übertraf.

Man kann sich nunmehr ein Urtheil über die Bedeutung dieses neuesten Fortschrittes in der Aëronautik bilden. Daß die Anwendung eines elektrischen Motors ein Fortschritt ist, steht außer Frage, weil menschliche Muskelkraft zu schwach und ein anderer mechanischer Betrieb ausgeschlossen ist; die Elektrotechnik hat sich also auch dieses Gebietes mit einigem Erfolge bemächtigt. Mit einigem Erfolge, sage ich, denn man muß sich andererseits hüten, ihn über Gebühr aufzubauschen. Einmal hat eine derartige galvanische Batterie eine recht kurze Lebensdauer und alsdann hat auch hier die Leistungsfähigkeit eine viel engere Grenze, als in Betracht der in den Lüften thätigen Kräfte erwünscht wäre. Daß man einen wirklich starken Wind auf diese Weise, ohne Nutzbarmachung neuer Ideen, werde überwinden können, ist nicht anzunehmen. Und selbst dann würde man nur eine recht bescheidene Geschwindigkeit erzielen, die jedenfalls weit unter derjenigen bleiben würde, welche wir hier unten mit Hilfe der gewaltigen Kraft der Dampfspannung zu Lande und zu Wasser zu erreichen im Stande sind.

Literatur und Kunst.

Dichterwunsch.

Nicht des Alters Last, Natur,
Sollst Du Deinem Freund ersparen,
Eine Gunst gewähr ihm nur,
Wenn er werth sie zu erfahren:

Siehe, daß ein Liedertraum
Bis zuletzt sein Haupt umflieget,
Wenn im Mai der Fliederbaum
Sich verjüngt in Blüthen wieget.

Martin Greif.

Zur modernen Kunstgeschichte.

Von Wilhelm Lübke.

Wenn Etwas vom künstlerischen Treiben der Gegenwart uns hocherfreulich anmuthet, so ist es die stets wachsende Theilnahme, welche immer weitere Kreise den Schöpfungen der heutigen Kunst entgegenbringen. Wer den Entwickelungsgang des öffentlichen Geistes seit etwa dreißig bis vierzig Jahren beobachtet hat, wird sich der Wahrnehmung dieses gesteigerten Interesses nicht verschließen können. Wie auch in Perioden starker politischer Erregung momentan jene Bestrebungen naturgemäß zurücktreten, sie tauchen, sobald sich die heftig erregten Wogen etwas verlaufen haben, augenblicklich wieder auf, und es erhebt sich dann alsbald das allgemeine Verlangen, den Abglanz der großen staatlichen Bewegungen im künstlerischen Spiegelbild schauen zu wollen. Am stärksten vielleicht spricht sich jene gewaltig gesteigerte Theilnahme in dem Verhalten der Presse aus, welche von den vornehmen Monats- und Wochenschriften bis zum letzten Winkelblatt der Tageszeitungen dem Heißhunger der Leser nach Berichten aus der Kunstwelt durch eine Unzahl von Federn gerecht zu werden sucht, welche freilich nur in der Minderheit dazu angethan sind, ihrer Aufgabe würdig zu genügen. Das vielfach Unzureichende solcher Berichte hat denn gerade in jüngster Zeit in künstlerischen Kreisen tiefe Verstimmungen hervorgerufen, welche sich oft in gereizter Sprache Luft zu machen suchten. Wir haben diese peinlichen Erörterungen um so mehr bedauert, als wir der Meinung sind, daß Künstler und Kunstschriftsteller vielmehr zusammenwirken sollten, um der Kunst jene hohe Stellung in der allgemeinen Achtung zu erringen und zu behaupten, welche für ihr Gedeihen so unerläßlich ist. Auch sind wir stets der Ansicht gewesen, daß derjenige Künstler, dessen leicht gereiztes Selbstgefühl durch einen Angriff der Presse verletzt wurde, ein viel mächtigeres Mittel der Widerlegung, als die Feder jemals sein kann, in seiner Gewalt habe: Pinsel und Meißel, welche durch ihre meisterhaften Leistungen am besten den Beweis von der Trefflichkeit des Künstlers zu geben vermögen.

Wir kommen hier auf diese Streitfragen nur deßhalb zurück, weil man bei solcher Gelegenheit von den künstlerischen Heißspornen gar zu oft die Behauptung wagen hört, nur der Künstler, nicht aber der Laie, selbst nicht der Kunstgelehrte, sei im Stande, die künstlerischen Schöpfungen des Tages zu beurtheilen. Da uns nun gerade zwei Arbeiten hervorragender Schriftsteller über die moderne Kunst vorliegen, von denen zwei sich als Kunstgelehrte bewährt haben: Adolf Rosenberg und Franz Reber, während der andere, Friedrich Pecht, — soll ich sagen sich als Maler bewährt, oder richtiger als Maler versucht hat? — so scheint die Gelegenheit günstig, einmal zu prüfen, was diese aus verschiedenem, ja entgegengesetztem Beruf herkommenden Männer auf dem Gebiet kunstgeschichtlicher und kunstkritischer Darstellung leisten. — Es handelt sich um die „Geschichte der modernen Kunst" von Adolf Rosenberg (Leipzig, F. W. Grunow 1884) und um die „Geschichte der neueren deutschen Kunst, nebst Excursen über die parallele Kunstentwickelung der übrigen Länder germanischen und romanischen Stammes", von Franz v. Reber und Friedrich Pecht. (Leipzig, H. Haessel 1884.)

Von Rosenberg's Buche liegt der erste Band, der die Geschichte der französischen Kunst behandelt, seit kurzem vollendet vor. Wenn wir bisher meistentheils bei Betrachtung der modernen Kunstentwickelung die deutsche Kunst vorausgestellt haben, so läßt sich nicht leugnen, daß die hier befolgte Anordnung in streng historischem Sinn die richtigere ist. Die Franzosen sind seit dem Beginn des gothischen Styls, vielleicht sogar schon seit der romanischen Epoche, das Volk der Initiative gewesen. Sie haben sich als die beweglichste der europäischen Nationen stets äußerst empfänglich für alle neuen Impulse gezeigt und als Bahnbrecher im gesammten Kulturleben die neuen Parolen ausgegeben. Mit der ihnen eigenen Energie haben sie stets am raschesten das Neue ergriffen und, indem sie besonders feinfühlig für die Strömungen des Geistes der Zeiten waren, dieselben am schnellsten und klarsten zur Ausprägung gebracht. Auf dem künstlerischen Gebiete wurden sie dabei begünstigt durch die hohe formale Begabung, welche ihnen die Ausprägung der Ideen weit leichter machte als uns schwerfälligeren Deutschen. Und so ist es auch durch die ganze Epoche der modernen Kunst bis auf den heutigen Tag geblieben.

Der Verfasser theilt den ganzen Stoff in zwei große Abschnitte, deren erster die Zeit von 1789—1851 behandelt, während der zweite von 1852 bis zur unmittelbaren Gegenwart reicht. Im ersten schildert das erste Capitel den Classicismus (S. 3—42), das zweite den Naturalismus und die Romantik (S. 43—78), das dritte die Reaction des Classicismus und die historische Schule (S. 79—158). Im zweiten Abschnitt behandelt das erste Capitel den Idealismus auf naturalistischer Grundlage (S. 161—292), das zweite den Naturalismus und die Landschaftsmalerei (S. 293—376), das

Digitized by Google

dritte die Architektur und Plastik (S. 377—483.) Ich will diese Gesammtanordnung nicht bemängeln, allein wünschenswerth wäre gewesen, wenn der Verfasser die gar zu großen Capitel in einzelne kleinere Unterabtheilungen zerlegt hätte, denn da obendrein dem Buche wunderlicher Weise ein Inhaltsverzeichniß fehlt, auch wegen der übrigens hübschen und geistreichen Kopfleisten keine Seitenüberschriften und ebenso wenig Marginalien über den Inhalt der einzelnen Seiten belehren, so fehlt für das rasche Aufschlagen und Nachsuchen jede Uebersicht, und wenn man einmal mitten hineingreift, so kann man seitenlang lesen, ohne zu wissen, wo man sich befindet. Dies ist ein allerdings nur äußerlicher Uebelstand, der selbstverständlich den Werth der Arbeit nicht beeinträchtigt.

Dieser Werth aber ist ein ganz unzweifelhafter, und es muß sofort ausgesprochen werden, daß hier eine der reifsten, solidesten und zugleich glänzendsten Leistungen auf dem Gebiete der modernen Kunstgeschichtschreibung vorliegt. Zunächst besitzt der Verfasser eine besonders genaue Kenntniß seines Stoffes, nicht bloß eine ausgedehnte Anschauung des gesammten künstlerischen Materials, sondern auch Vertrautheit mit der reichen Literatur, die bekanntlich gerade für diese Epoche in Frankreich eine ansehnliche Zahl von Monographien hervorgebracht hat. Aber auch die Berichte der berufensten Kritiker in den Journalen hat er mit Aufmerksamkeit verfolgt und weiß von denselben gelegentlich einen um so angemesseneren Gebrauch zu machen, als in diesen öffentlichen Stimmen sich das Urtheil der tonangebenden Pariser Kreise niederschlägt. Neben diesen unerläßlichen Vorbedingungen verfügt der Verfasser aber auch über die Gabe, unparteiisch zu sehen und zu urtheilen, anschaulich zu schildern und fesselnd zu erzählen. Und dies ist nicht so selbstverständlich, als man eben glauben möchte. Man mache nur z. B. einen Versuch und greife irgend eine Stelle aus der Schilderung architektonischer Werke heräus, und man wird bei dieser entscheidendsten, weil schwierigsten Partie die Erfahrung machen, wie klar und plastisch Alles gedacht und behandelt ist.

Man darf hier wohl daran erinnern, daß es der Reihe nach mehrere deutsche Kunstgelehrte waren, welchen wir in Deutschland die gediegensten Arbeiten über die französische Kunst der Gegenwart verdanken. Eduard Kolloff, Otto Meindler und Julius Meyer. Letzterer hat im Jahre 1866 sein schönes Werk über die moderne französische Malerei abgeschlossen und darin feine künstlerische Beobachtung mit tiefsinnig-philosophischer Auffassung, ächt historischem Blick und vollendeter Form der Darstellung verbunden. Sein Buch hat im weiten Bereich kunsthistorischer Arbeiten nur wenig Ebenbürtiges; es wird nicht leicht übertroffen werden. Was nun Rosenberg's Arbeit von der seines Vorgängers unterscheidet, ist nicht bloß der Umstand, daß er zwei Decennien weiterer Entwickelung in seine Schilderung hineinziehen und von den reichen Erträgnissen französischer Monographien, die seitdem erschienen sind, umfassendsten Gebrauch machen konnte, sondern namentlich auch, daß er Architektur und Plastik mit in seine Darstellung aufnehmen und so zum ersten Mal eine vollständige Schilderung der gesammten französischen Kunst seit der großen Revolution bis in unsere Tage entwerfen konnte, ein Unternehmen, welches selbst in Frankreich noch nicht gewagt worden ist. Wohin wir aber in diesem weiten Bezirk des ungeheuren Stoffgebietes greifen, überall finden wir dieselben Eigenschaften gründlicher Kenntniß des Stoffes, scharfer Beobachtung, ruhig abwägender Kritik und fesselnder Schilderung. Es ist ein wahrer Genuß, dies Buch zu lesen, da es uns, fern von der prickelnden Unruhe feuilletonistischer Darstellung, wie sie in der modernen Kunstkritik überhand genommen hat, auf der Höhe historischer Betrachtung hält und dazu die Anmuth lichtvoller künstlerischer Erzählung fügt.

Besonders anziehend weiß der Verfasser aus den monographischen Quellen eine Fülle reizender Züge persönlicher Art seinem Bilde einzustreuen und dadurch die Charaktere der Künstler lebensvoll vor uns hinzustellen. Man lese z. B. die köstliche Schilderung des Lebens und Treibens im Atelier Horace Vernet's. „Sein Haus faßte alle Scenen des Café Lamblin, des Salon de la Victoire, des Marsfeldes, des olympischen Circus, des Jardin des Plantes und der Barrière du Combat zusammen. Fußsoldaten, Cavalleristen, Artilleristen der Linie und der Nationalgarde, pensionirte Offiziere und Offiziere auf Halbsold, Tanzlehrer, Fechtmeister, Boxer, Trommelschläger, Trompeten- und Waldhornbläser, Modelle beiderlei Geschlechts, Acrobaten, Stallknechte, Piqueurs, Pferde, Affen, Ziegen und Bulldoggen bewegten sich in dieser mit Trophäen, Fahnen, Costümen und Harnischen decorirten Werkstatt. Der Lärm der Kommenden und Gehenden, die geräuschvolle Lebhaftigkeit der Discussion, der Chorus patriotischer Lieder, das Geschrei der Thiere, Trompetenstöße und Trommelwirbel unterbrachen nicht eine Minute die Improvisationen des lustigen und jeder Sammlung unfähigen Künstlers." Wie prächtig stimmt diese Schilderung mit der harmlos komischen Renommisterei des flotten Schlachtenmalers, den die Soldaten gern mit „mon colonel" anredeten, so daß er sich schließlich selbst einbildete, diesen Rang wirklich zu besitzen!

Von der Feinheit künstlerischer Beobachtung und der zutreffenden Schärfe des Urtheils liefert das Buch überall genügende Belege. Man lese z. B. S. 331 ff. das über Manet und die Impressionisten Gesagte. „Der Maler, welcher die oberste Aufgabe der Kunst, der Natur möglichst nahe zu kommen, erfüllen will (man dürfte vielmehr sagen: der die oberste Aufgabe der Kunst darin erblickt, der Natur möglichst nahe zu kommen), hat demnach nicht das Recht, die Natur zu corrigiren, sondern nur die Pflicht, das, was sich seinem Auge bietet, völlig unverfälscht wiederzugeben . . . . . Aber es ist die unterste Staffel der Naturwahrheit, welche sich in keinem Zuge von einer lebensgroßen grobcolorirten Photographie unterscheidet. Der Mensch, welcher sich zum Medium dieser Reproduction gemacht hat, erhebt sich nicht über die mechanische Fähigkeit einer geistlosen Maschine. Wer in dem menschlichen Auge, diesem Wunderwerk der Schöpfung, in welchem sich die ganze äußere Natur, wie das innere Wesen seines Besitzers spiegelt, nichts als einen schwarzen Fleck sieht, der steht mit seinem künstlerischen Empfinden auf der niedrigsten Stufe einer blöden Naturnachahmung." Wer sieht nicht, so möchte ich hinzufügen, daß dies derselbe grobknochige Realismus ist, dem in der Literatur Zola und seine Nachtreter in Frankreich und Italien huldigen, daß unter solcher Anschauung nur das gemeine, physisch und moralisch häßliche Bürgerrecht in diesem neuesten Lupanar der Kunst gewinnt, und daß die ehemals zum Höchsten leitende Himmelstochter eine Gassendirne geworden ist, die nur im Plebejischen, im Koth der Straße ihre Heimath findet. Diese Signatur behält ihre Wahrheit, auch wenn das Talent, welches solche Abwege wandelt, ein noch so großes ist. Momentan scheint die Gier des Publicums nach diesen Brutalitäten in der Literatur und in der Kunst immer noch im Wachsen zu sein; es wird aber eine Zeit kommen, wo auf dies Schnaps-Bachanal die entsetzlichste Ernüchterung folgen wird, und dann wird man sich der begangenen Excesse schämen.

Gegenüber diesem vorzüglichen Werke vermögen wir dem in viel schlichterer Erscheinung auftretenden Buche, zu welchem sich Reber und Pecht verbunden haben, nicht so unbedingt unsere Zustimmung zu zollen. Doch ist hier wohl zu unterscheiden zwischen den von Reber herrührenden Theilen, welche die beiden ersten Bände und vom dritten die fünf ersten Capitel umfassen, und der von Pecht's Hand herrührenden zweiten Hälfte des letzten Bandes, welche der Schilderung der deutschen Kunst seit dem Auftreten der realistischen Richtung gewidmet ist. Was zunächst Reber's Antheil betrifft, so bemerkt man überall, daß er sein zuerst 1876 erschienenes Buch wesentlich überarbeitet, manche Mängel desselben beseitigt, namentlich gewisse stilistische Auswüchse getilgt und stofflich das Ganze gleichmäßiger und abgerundeter gestaltet hat. Sein Buch wird daher als die vollständigste Darstellung der modernen Kunst, so lange es nicht etwa von Rosenberg's Arbeit überholt wird, verdienten Anklang finden. Wohlthuend berührt namentlich der ruhige objective Ton der Schilderung, in welchem sich wissenschaftlicher Ernst unverkennbar äußert.

Nicht in dem gleichen Maße können wir uns mit Pecht's Antheil an der Arbeit befreunden. Gewiß fehlt es diesem äußerst gewandten Schriftsteller, der offenbar mit größerer

Digitized by Google

Leichtigkeit und besserem Erfolg die Feder als den Pinsel führt, nicht an umfassender Kenntniß seines weiten Gebietes, die er hauptsächlich auf den Ausstellungen der letzten Decennien sich erworben hat. Er ist nicht bloß witzig, sondern auch geistreich, er weiß im Sinne des Journalisten ergötzlich zu schreiben und man wird ihn keinesfalls zu den langweiligen Autoren rechnen. Aber mit dieser Gewohnheit, für den Tag zu arbeiten, hängen Eigenschaften zusammen, die für eine geschichtliche Schilderung sich vielfach ungünstig erweisen. Wer nur das Bedürfniß des Tages im Auge hat, läßt gar zu leicht sich von den momentanen Strömungen hinreißen, fügt sich ihren stets wechselnden Anforderungen und vergißt in dem Bedürfniß, immer den neuesten Standpunkt zu vertreten, nicht selten die ewigen Ziele der Kunst. Und dazu gesellt sich dann meistens eine gewisse Kurzlebigkeit des Gedächtnisses, die den Autor verführt, sich in Widersprüche aller Art zu verwickeln, so daß es manchmal schwer fällt, seine wirkliche Meinung aus all' dem Widerstreit herauszuschälen. Von beiden Eigenthümlichkeiten finden wir bei Pecht ein so reiches Maß, daß wir annehmen müssen, es fehle ihm an festen ästhetischen Grundlagen, und er lasse sich durch jene Beweglichkeit der Phantasie bestimmen, die ein schönes Vorrecht des Künstlers ist, dem Manne der Wissenschaft und der Kritik aber weniger ansteht.

Eine dieser Wunderlichkeiten z. B. ist, daß Pecht, der bei bedeutenden Künstlern wie Lenbach, Feuerbach u. A. sehr gut hervorhebt, was sie dem Studium der Alten verdanken, dann doch wieder unzählige Male auf die Galerien loszieht und die Verwaltung namentlich der Berliner Museen auf's Heftigste wegen dieser Ansammlung alter Kunstwerke angreift. Was man gegen solche Massenanhäufung von Kunstwerken sagen kann, ist ja nicht neu und in mancher Hinsicht gewiß nicht grundlos; aber da die alten Kunstwerke nun doch einmal größtentheils von ihren ursprünglichen Aufstellungsorten losgetrennt und leider dem Weltmarkt verfallen sind, so wird ein Verständiger doch diejenigen Verwaltungen nicht tadeln können, welche von dem Erbe der Vergangenheit für ihre Museen einen möglichst großen Theil zu erwerben sucht. Oder wer möchte sich heute Paris, London, Madrid, Rom, Florenz, Berlin, Dresden, München, Wien, Petersburg und so viele andere Städte ohne ihre herrlichen Sammlungen denken! Pecht aber verhöhnt förmlich die Künstler, welche die alten Meister studiren und fragt triumphirend, in welchen Galerien denn Künstler wie Perugino, Correggio, Tizian, Rafael und Dürer studirt haber. Als ob diese und andere Alte ihre Kunst aus der blauen Luft gegriffen hätten, als ob sie nicht jede Gelegenheit benutzt hätten, die Meisterwerke ihrer Vorfahren und Zeitgenossen zu studiren! Galerien im modernen Sinn des Wortes gab es allerdings damals nicht, obwohl die Reichen und Vornehmen bereits anfingen, sich Privatsammlungen von Kunstwerken anzulegen; aber wer weiß nicht, wie die größten damaligen Künstler unablässig die älteren Meister studirten und den Kunstwerken nachgingen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Wie hat das ganze Cinquecento Italiens von den großen Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts studirt; wie haben Alle, Michelangelo und Rafael an der Spitze, nach den Fresken Masaccio's im Carmine gezeichnet, wie sind dann für die jüngere Generation die Schlachtcartons von Lionardo und Michelangelo Gegenstände eifrigsten Studiums geworden! Mit welcher Rastlosigkeit sehen wir Dürer auf seiner Niederländischen Reise den berühmten Kunstwerken älterer Zeit nachgehen; in Köln läßt er sich die Tafel Meister Stephans aufschließen und opfert dafür einen Silberling; in Gent betrachtet er die Altartafel des van Eyck, in Brüssel studirt er die Sammlung der Erzherzogin Margaretha und giebt in seinem Tagebuche Rechenschaft von den empfangenen Eindrücken. Und nun vollends mit welchem Heißhunger stürzte sich in Italien die ganze große Zeit der Renaissance über die antiken Kunstwerke. Wer damals so despectirlich von dem Studium der Alten gesprochen hätte wie Pecht, den hätte die gesammte Künstlerschaft Italiens und Deutschlands einen Barbaren genannt. So haben die Künstler zu allen Zeiten (von Rubens, van Dyck, Velasquez wollen wir gar nicht erst reden!) die Werke ihrer Vorgänger studirt und nur so, nicht aus dem puren Naturalismus, ist ein Fortschritt in der Kunst möglich geworden. Doch ist es nicht wunderlich, so allgemein bekannte Dinge noch aussprechen, ja rechtfertigen zu müssen?

Aus jenen Eigenthümlichkeiten folgt nun leider, daß man des vielen Treffenden, Richtigen und ebenso wahr Gedachten wie geistreich Ausgesprochenen, das man an unzähligen Stellen bei Pecht findet, nicht recht froh werden kann, weil gar zu oft etwas Verkehrtes oder wenigstens durch die Uebertreibung Schiefes dazwischen tritt. Ein Hauptpunkt aber, an dem die ganze Darstellung krankt, ist die einseitige Verherrlichung des heutigen Realismus. Hierin aber geht Reber (III, S. 96) voran, wenn er sagt: „Die Strömung der Gegenwart weist so unzweifelhaft auf die bedingungslose Hingebung an das Vorbild der Natur hinsichtlich des Gegenstandes wie der Wiedergabe derselben, daß sich die Kunst nur mehr ausnahmsweise mit Stoffen befassen kann, die außerhalb unseres Sehkreises liegen." Diese jammervolle Einschränkung der Kunst in den Pferch der alltäglichsten Anschauungen wird dann von Pecht an unzähligen Stellen des Buches (sowie in seinen zahlreichen Zeitungsartikeln) zum Dogma erhoben, und der Künstler förmlich gescholten, der noch etwas Anderes kennt, als die bloß sinnlichen Eindrücke der nächsten Umgebung. Nach dieser neuesten Aesthetik soll auch der Künstler fein zu Hause bleiben, nur seine eigenen Landsleute schildern, und es wird z. B. Feuerbach zum schweren Vorwurf gemacht, daß er vaterlandslos geworden sei und nicht deutsche, sondern italienische Gestalten geschildert habe. In einem kürzlich (Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 295) erschienenen Nekrolog Hans Makart's wird der gefeierte Künstler hoch über Feuerbach und — Winterhalter gestellt, weil diese beiden nur „Fremde, Italienerinnen und Französinnen" verherrlicht haben (was nicht einmal in dieser Allgemeinheit wahr ist) „und damit, traurig genug, nicht nur darthaten, wie entfremdet sie ihrem Volke waren, sondern in diesem auch, das ohnehin zur Ueberschätzung des Fremden so geneigt ist, dem Aberglauben an die überlegene Schönheit der Italienerinnen oder gar der Französinnen erst recht Nahrung geben", während Makart den größten Anspruch auf unsere Dankbarkeit hat, weil er unsere nationale Selbstachtung erhöht und unsere Vaterlandsliebe gestärkt hat, indem er „den deutschen Frauen, so speciell den herrlichen Wienerinnen in unserer Malerei erst wieder zu ihrem Rechte verholfen, ganz so wie es Goethe in der Dichtung that (!) und uns zeigte, wie abgeschmackt, ja niederträchtig es sei, das Schöne immer nur in der Ferne bei Nationen zu suchen, die dessen wahrlich nicht um ein Haar mehr besitzen als wir."

Ich habe diesen Passus den Lesern auftischen müssen, um ihnen zu zeigen, bis zu welcher Absurdität diese wunderlichste Art von Chauvinismus, von Kirchthurmsästhetik führt. Zunächst muß man doch dagegen protestiren, daß ein Künstler von so hoher Idealität, von solch seelenvoller Großheit und Anmuth wie Feuerbach, den Pecht übrigens in dem vorliegenden Buche ganz meisterlich charakterisirt, so daß man fast jedes Wort unterschreiben möchte, in einem Athem nennt mit Malern wie Winterhalter und Makart, die beide — nur der letztere mit ungleich höherer Genialität — bloß dem äußeren sinnlichen Reiz huldigen. Nicht als ob nicht auch diese bloß das Auge entzückende, wenngleich die Seele und den Geist kalt lassende Kunst ihre volle Berechtigung hätte; aber man soll sie nicht mit der hohen Kunst eines Feuerbach zusammenwerfen! Daß aber Makart durch seine üppigen, bis zur Zehenspitze decolletirten Wienerinnen sich als deutscher Patriot bewährt habe, das ist außer Friedrich Pecht wohl noch Niemandem eingefallen. Wenn dieser daher meint, die Wienerinnen hätten „diesen neuen Frauenlob zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten gehabt", so darf man dazu wohl das bescheidene Amendement stellen, daß sie diese Pietät in demselben Costüm hätten erfüllen müssen, in welchem sie auf dem Einzuge Karls V. einherschreiten. Nun vollends diese Wienerinnen, in welchen allerdings das pikante Gemisch aller Nationalitäten des Kaiserstaats an der Donau zu reizvollster Erscheinung gelangt ist, als Vertreterinnen deutscher Frauenwelt zu preisen und sie gar den edlen Gestalten Goethe'scher Dichtung an die Seite zu stellen, — da hört doch wohl der gesunde Menschen-

Digitized by Google

verstand auf! Also Feuerbach hätte, um dem Münchener Kritiker zu gefallen, sich auf bayerische Kellnerinnen und Wiener Phrynen beschränken müssen; dann wäre er ein „nationaler" Künstler geworden. Und nun vergleiche man damit die schönen und wahren Worte, mit welchen Feuerbach's Werke hier in seinem Buche (S. 463 ff.) gewürdigt werden. Von seinem Dante in Ravenna heißt es treffend: „die deutsche Kunst, so arm an wahrhaft durchgefühlten historischen Figuren, hat sicherlich kein besseres Bild dieser Art aufzuweisen." Mit Recht rühmt er, daß das Ganze „überaus wahr und doch von traumhaftem Reiz umflossen" sei; von der Iphigenie sagt er, es sei „eine Figur von solch keuschem, jungfräulichem Reiz, daß ihr die deutsche Kunst so wenig eine zweite an die Seite zu stellen hat als dem Dante." Er rühmt überhaupt an Feuerbachs Bildern „die eigenthümliche Verbindung von tiefem Naturgefühl mit stylvoll edler Form", die „köstlich der Natur abgelauschte und doch sehr glücklich in den reinen Aether der Kunst erhobene Auffassung." Kann man feiner, zutreffender urtheilen?

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf einen Differenzpunkt der Ansichten bezüglich der letzten großen Bilder Feuerbach's hinzuweisen. Was Pecht über die „Amazonenschlacht" und den „Sturz der Titanen" vorbringt, wird man im Wesentlichen unterschreiben müssen. Gewiß schritt der innerlich wahrscheinlich schon gebrochene Künstler mit diesen hochdramatischen Schöpfungen über den eigentlichen Kreis seiner Begabung hinaus; allein wie Pecht richtig hervorhebt, war auch hier noch so viel Großes und Bedeutendes, daß das gemeine Herunterreißen seitens der Wiener Tagespresse eine ewige Schmach genannt werden muß. In alledem mit Pecht einverstanden, müssen wir aber doch betonen, daß der Titanensturz bei seiner ganz verkehrten Aufstellung im Münchener Glaspalaste unmöglich befriedigen konnte. Ein als Deckenbild bestimmtes Colossalwerk wurde dem Zuschauer, wie jedes andere Staffeleibild, in vertikaler Aufstellung geboten. Dies allein mußte die Wirkung des Bildes zerstören. Wer die Farbenskizze desselben gesehen, weiß, wie voll großartiger Gedanken und ächt künstlerischen Ausdrucks in Form und Farbe, Licht und Schatten, Bewegung und Gruppenbildung das Werk war. Und dann darf man vor Allem nicht sagen, in diesen Schöpfungen habe sich gezeigt, wie dem Künstler „das Verständniß für die Art der Heimath in der Fremde eben noch ganz abhanden gekommen war." Dieser Satz, den Pecht seinem Lieblingsdogma zur Begründung formulirt hat, ist vollständig falsch. Der Grund, warum Feuerbach in Wien scheitern mußte, liegt nicht in der angeblichen Entfremdung von der Heimath, sondern in dem Umstande, daß eine so vornehme, lautere Kunst, wie die seine, in derjenigen Stadt, welche in den sinnlich üppigen, buhlerischen Schöpfungen Makart's den eigentlichen wahrsten Ausdruck ihres Wesens mit Entzücken begrüßte, so heimathlos sein mußte, wie es seiner Zeit Cornelius in dem damaligen von der Düsseldorfer Romantik trunkenen Berlin war.

Und derselbe Autor, der uns durch sehr viele Stellen von ähnlichem Werth vollen Beifall abnöthigt, poltert dazwischen wieder in einer Weise, die man kaum begreift, und die auf Nichts hinausläuft, als den trivialsten Kunstbetrieb, die einseitigste Bilderfabrikation, wie sie in München namentlich grassirt, nur noch zu steigern. Vor Allem ist die Auffassung, die man wohl bei kunstfremden Laien findet, nach welcher nicht das rein künstlerische Moment, sondern eine der Kunst ganz fern liegende Beziehung gegenständlicher Art den Ausschlag bei Beurtheilung des Kunstwerks giebt, auf's schärfste zu bekämpfen. Mit solchen Thesen kann man das Publikum nur in der bösesten Geschmacksverirrung bestärken. Wer wird nicht die formalen Mängel eines Cornelius und seiner Genossen bereitwillig zugeben; aber wenn man den Cynismus begeht, zu sagen: „Was gingen die Münchener der tropanische Krieg und die griechische Göttermythe an", so preist man damit eine Barbarei, die hoffentlich weder in München noch sonstwo zu Hause ist. Allerdings berührt sich diese Zustimmung mit manchen anderen Zeichen der Zeit, namentlich dem von den „Exakten" gegen die klassische Bildung erhobenen Vernichtungssturm. Aber wenn wir erst dahin gekommen sind, selbst in der Kunst keine Ideale, sondern nur die platte Wirklichkeit des Tages zu dulden, wenn wir die Universalität unserer Bildung einem banausischen Werkeltagstreiben opfern, dann zerschlage man die Werke der großen Kunst der Griechen, des Mittelalters und der Renaissance, dann verbanne man Homer, Aeschylos, Sophokles, Euripides, dann gebe man unserer Jugend statt Schiller, Goethe, Lessing, Herder nur die Romane des neuesten Naturalismus in die Hand. Ob dann Pecht's eifrigste Wünsche erfüllt sein werden?

Fast sollte man es meinen. Und doch finden wir in dem widerspruchsvollen Buche manche Stellen, die uns daran irre machen. Denn nachdem er mehrfach unsrer modernen Bildung den Krieg erklärt — und in Beziehung auf das Uebermaß einer rein verstandesmäßigen, Phantasie und Gemüth aushöhlenden Bildung hat er sicherlich Recht —, findet er denn doch plötzlich, daß die Künstler, wenigstens die Münchner, etwas zu wenig um allgemeine Bildung sich kümmern und dadurch sich für ihre schöpferische Thätigkeit bedenklich verflachen. Aber er scheint nicht zu merken, daß er mit jenen engherzigen Anschauungen dies triviale Treiben nur fördert und daß Behauptungen wie die, daß es „nahezu eine Unmöglichkeit sei, fremde Nationen und entlegene Zeiten nur halbwegs glaubwürdig und überzeugend zu schildern", vollends dazu angethan sind, gedankenlosen Schlendrian zu begünstigen. Wenn ein Menzel die Zeit Friedrichs des Großen und seine französische Tafelrunde so unvergleichlich wahr zu schildern vermag, warum sollten dann Andre nicht wenigstens nach ähnlicher Vertiefung streben? und warum sollte solches Streben als antinational verpönt werden? Am Schluß seiner Darstellung kommt der Verfasser, trotz seines gar zu überschwänglichen Lobes des heutigen Realismus, doch zu der Ansicht, daß mit alledem noch nicht das Höchste erreicht sei, sondern daß einzelne geniale Männer erscheinen müßten, die, „den ganzen Gedankengehalt wie die technischen Errungenschaften der jetzigen Periode zusammenfassend, derselben ihren höchsten Ausdruck geben." Und hier regt sich auch in ihm unter allen gepriesenen Herrlichkeiten der jüngsten Staffeleimalerei das Verlangen nach einer monumentalen Kunst.

Aber diese monumentale Kunst wird sich aus dem nackten Realismus niemals entwickeln; sie wird im höchsten Sinn die Forderung befriedigen müssen, „tiefes Naturgefühl mit stylvoll edler Form" zu verbinden. Und sie wird den Künstler nicht engherzig auf sein physisches Gesichtsfeld beschränken, sondern die unermeßliche Welt des freien Gedankens, das weite Gebiet eigener und fremder, alter und neuer Geschichte, die Schönheit nicht bloß des heimischen Bodens, sondern auch den schwungvollen Formenadel des Südens, das Reich der Poesie, des Märchens und der Sage ihm zu eigen geben. Aus dieser großen Domäne ewiger Anschauungen, unsterblicher Gedanken den Künstler zu verweisen und ihn auf die eigene Scholle festzunageln, würde unsre Kunst, auch selbst die realistische, zur armseligsten Verkümmerung herunterbringen. Hoffen wir vielmehr, daß die großen monumentalen Aufgaben, welche in erster Linie Sache der Regierungen, der Stadtvertretungen, der Corporationen sind, immer mehr für unsre einseitig realistisch gewordene Kunst den Anstoß zu Schöpfungen von klassischem Werthe geben. Eins allerdings muß dabei vorausgesetzt werden: daß die demokratische Strömung unsres ganzen Lebens, deren Ausdruck in der Kunst der krasseste Naturalismus ist, eine Umkehr erfahre. Darauf ist nun wohl nicht zu rechnen; im Gegentheil, wie in der Politik die Demokraten des alten Schlages schon von den Socialdemokraten der neuesten Façon überflügelt und bald in die Ecke gedrückt werden, so dürfte diese Bewegung unaufhaltsam weiter rollen und über kurz oder lang das alte Europa mit Schreckensscenen überraschen, für welche die Tage der Pariser Commune mit ihren Mordbrennerbanden nur ein leichtes Vorspiel gewesen sind. Dann dürfte allerdings jene gepriesene Anschauung zu ihrem vollsten Rechte kommen, welcher „der trojanische Krieg und die griechische Göttermythe" und noch einiges Andre völlig gleichgültig ist. Was dann noch von reinem Menschenthum und höherer Gesittung übrig bleiben wird, wenn die Kunstwerke zerstört, die Denkmäler einer großen Vorzeit eingeäschert werden und auf den rauchenden

Digitized by Google

blutbefleckten Trümmern die neue demokratische Weltordnung ihre Orgien feiert, das braucht nicht erst erörtert zu werden. Giebt es denn überhaupt noch eine Kunst, so kann es nur die des pöbelhaftesten nnd krassesten Realismus sein, wie wir einen starken Vorgeschmack davon schon heut bei den Franzosen haben. Ob nach solchen Verwüstungen dann noch einmal eine neue Blüthe kommt, wer kann es wissen?

Zur Philosophie des Rechts, der Moral und der Sitte.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Als im Jahre 1877 die erste Auflage des ersten Bandes von Jhering's „Zweck im Recht"*) erschienen war, machte sich Felix Dahn daran, das Werk zu studiren, um u. A. auch eine kurze kritische Anzeige desselben für eine juristische Zeitschrift zu schreiben. Es dauerte zwei Jahre, bis er, Ende 1878, mit seiner Arbeit fertig war, und als er dieselbe bei Licht besah, war aus der „kurzen" kritischen Anzeige ein stattliches Buch von mehr als zweihundert Seiten geworden. Aus der bloßen Kritik hatte sich ein ganzes System der Rechtsphilosophie entwickelt, das Dahn unter dem Titel „Die Vernunft im Recht" publicirt, um durch diese Bezeichnung nicht bloß dem äußerlichen Anschlusse an das Werk Jhering's, sondern auch dem inneren Gegensatz zu demselben Ausdruck zu geben. Jhering's Buch bezeichnet er als ein *„ἔργον δεινόν τε δαιμονιόν τε"*. Deinos bedeutet nicht nur mächtig, sondern auch ungeheuerlich. Dämonios bedeutet nicht nur göttlich oder dämonisch, sondern auch närrisch. Man kann daher Dahn's Citat, ohne wider den Wortsinn zu verstoßen, in sehr verschiedener Weise übersetzen. Man kann sagen, das Werk sei mächtig und göttlich, man kann aber auch sagen, es sei ungeheuerlich und närrisch.

Jhering's Werk ist weder juristisch, noch philosophisch, noch geschichtlich, noch vereinigt es in sich mehrere oder alle dieser Methoden. Ich möchte sagen, es ist rein dialektisch und zeigt sogar eine gewisse Abneigung gegen den concreten positiven Rechtsstoff; oder um es richtiger auszudrücken, wenn Jhering uns zeigt, wie das Recht und die Sitte aus dem Zwecke, als der treibenden Kraft, emporwächst und sich aus dem einfachsten Grundsatz zu der reichsten Gestaltung entwickelt, so bedient er sich zur Begründung seiner Ausführungen promiscue des rechtlichen und ethischen Stoffes der verschiedensten Zeiten, Völker und Länder, ohne einen Unterschied zu machen. Er verschmäht dabei jede anthropologische, ethnologische, geographische und culturhistorische Differenzirung. Er thut, als wenn alle Zeiten und alle Länder eins wären und nur einen Zweck hätten, — nämlich den, die Richtigkeit des von Jhering seinem umfangreichen Werke zu Grunde gelegten Gedankens zu beweisen. Kurz, er nimmt das Beweismaterial, wo er solches findet, und benutzt es, wie es ihm paßt zu seinen Argumentationen. Wir folgen seiner Beweisführung gleichsam mit zurückgehaltenem Athem und fliegendem Pulse. So sehr fesselt seine brillante Dialektik, so schön ist seine Diction; und selbst wenn er zuweilen für neue Anschauungen neue Worte und Wendungen erfindet, so sind dies in der That Bereicherungen der Sprache und für Jeden verständlich, während früher (und vielleicht auch jetzt noch) einzelne Gelehrte von dem Bestreben beseelt sind, ein möglichst schlechtes Deutsch zu schreiben und sich eine aparte Sprache zu construiren, welche mit unserer Muttersprache auf dem Kriegsfuße lebt, aber in dem Kampfe zu kurz kommt.

In dem ersten Bande des „Zwecks im Rechte" begründet Jhering das „Zweckgesetz" und erörtert dann den „Zweckbegriff bei dem Thiere" (den Abschnitt über das Verhältniß des Thieres zum Thiere hat der Verfasser in der zweiten Auflage zurückgenommen und in der Vorrede vom 9. Februar 1884 ausdrücklich als auf einer irrigen Ansicht beruhend bezeichnet), indem er hiervon den Ausgang nimmt, um das Zweckproblem bei dem Menschen zu behandeln. Weiter untersucht er den menschlichen Egoismus im Dienste fremder Zwecke, die Selbstverleugnung, die Zwecke der egoistischen Selbstbehauptung, welche er mit dem Leben durch und für Andere, oder der „Gesellschaft", in Einklang zu setzen sucht, und endlich die sociale Mechanik, die Hebel der socialen Bewegung, und zwar zunächst die egoistischen: den Lohn und den Zwang. Damit schließt der erste Band. Nach der Ankündigung in diesem (I. Seite 65—66) sollte dann der zweite Band, im Gegensatze zu der Theorie der „egoistischen" Selbstbehauptung des Individuums, mit welcher der erste Band schließt, die ethische Selbstbehauptung desselben erörtern, welche bezeichnet wird als „die zweite Triebfeder, als das Gefühl des Subjects von der ethischen Bestimmung seines Daseins, d. h. davon, daß ihm Letzteres nicht bloß für sich, sondern zugleich im Dienste der Menschheit verliehen sei, — „welchem Gefühle Folge leistend das Subject seinen höheren Daseinszweck verwirkliche".

Der zweite Band des „Zwecks im Recht", der einen Umfang von mehr als siebenhundert Seiten hat, bereitet uns eine eigenthümliche Ueberraschung. Nach der im ersten Bande, der mit Kapitel VIII schließt, gemachten Ankündigung sollte der zweite das Werk zum Abschlusse bringen. Statt dies zu thun, bringt er nicht einmal Capitel IX zu Ende, sondern vertröstet uns wegen Fortsetzung und Schluß dieses Capitels auf einen dritten Band, von welchem es nach diesem Vorgang auch nicht unzweifelhaft ist, daß er der letzte sein werde. Und das ist so gekommen:

Der Verfasser wollte in Band II im Gegensatze zu der egoistischen Selbstbehauptung, von welcher der Band I handelt, die ethische Selbstbehauptung folgen lassen. Nun stieß er sich aber an dem Worte „ethisch". Dadurch kam er auf die Begriffe „Sittlichkeit" und „Sitte", dann auf Mode, Tracht, Umgangsformen u. s. w.; und so ist es denn gekommen, daß der weitaus größere Theil dieses zweiten Bandes ausschließlich von der Theorie der Sitte und der Umgangsformen handelt und, im Grunde genommen, ein selbständiges Wesen bildet, das gleichsam auf dem Wege der Superfötation zu dem „Zweck im Recht" hinzugekommen ist, um mit diesem ein (allerdings nicht unverbundenes) siamesisches Zwillingspaar zu bilden.

Der Verfasser hebt, was seine Methode anlangt, hervor: erstens, daß er sich bemüht habe, „an Detail so viel herbeizuschaffen, als er irgend vermochte"; zweitens, „daß er durch die That gezeigt habe, mit welchem Vortheil sich die juristische Methode selbst bei Dingen nicht-juristischer Art verwerthen läßt", und drittens, daß „er der Sprache eine außerordentliche Beachtung geschenkt; er habe stets in erster Linie die Sprache um Auskunft angegangen, dieselbe habe ihm nicht selten Aufschlüsse gewährt, die ihn mit wahrem Staunen über den Tiefsinn der Sprache erfüllt hätten, zugleich freilich auch über die Achtlosigkeit der Wissenschaft, die an den am Wege liegenden Diamanten vorübergegangen ist, als wären es Kieselsteine". Jhering hat hier drei seiner hervorstechendsten und originellsten Eigenthümlichkeiten mit richtiger Selbstkenntniß bezeichnet. Ich glaube jedoch jeder ein kleines und bescheidenes „Aber" beifügen zu müssen. Denn das Licht ist mit dem Schatten, der Vorzug mit der Schwäche eng verbunden.

Was den Punkt Eins, nämlich die Beschaffung eines massenhaften Details und schätzbaren Materials, anlangt, so versichert der Autor, er habe diesem Material nicht als solchem einen Werth beigelegt, sondern nur, weil und insofern es Zeugniß ablege für die Richtigkeit der von ihm aufgestellten allgemeinen Gedanken.

Dies scheint mir nicht die richtige wissenschaftliche Methode. Vielmehr muß man erst mit aller Unbefangenheit die Thatsachen erforschen, sammeln und feststellen, um dann aus dieser Masse der Einzelkenntniß die Gesammterkenntniß, d. i. die Regel oder das Gesetz, oder, wie es Jhering nennt, „den allgemeinen Gedanken", zu gewinnen. Wenn man umgekehrt verfährt, wenn man zuerst den „allgemeinen Gedanken" aufstellt und dann erst das Material sucht, „welches für dessen Richtigkeit Zeugniß ablegt", so begiebt man sich in eine doppelte Gefahr. Nämlich erstens, in Ermangelung vorheriger Forschung im „allgemeinen Gedanken" sich zu irren,

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

und zweitens, sich in die Unmöglichkeit zu versetzen, einen Irrthum zu erkennen, weil man nur solche Details sammelt, welche für jenen vorgefaßten allgemeinen Gedanken zu sprechen scheinen und alles Das, was dagegen spricht, der Sammlung, Erwägung und Beachtung nicht würdigt.

Was nun Punkt Zwei anlangt, so scheint mir es nicht richtig, die juristische Methode anzuwenden auf nicht-juristische Dinge. Es erinnert dies an das mißlungene Bestreben, auf volkswirthschaftliche Forschungen das „ethisch-pathetische Princip" als maßgebend anzuwenden. Mir ist es z. B. trotz aller Bemühungen und Versicherungen des Herrn von Jhering nicht klar geworden, welchen Gewinn die Wissenschaft davon trägt, wenn man die „Symbolik des menschlichen Körpers" nach der juristischen Methode behandelt.

Was endlich Punkt Drei, die Sprache, anlangt, so läßt sich nicht verkennen, daß wir derselben wichtige Fingerzeige verdanken und daß uns Herr von Jhering manches Derartige in dankenswerther Weise nachweist. Allein, was soll man dazu sagen, wenn er z. B. die generelle Behauptung, daß sprachlich das Wort „Ehre" und das Wort „Werth" in einem engen Zusammenhange stehen, nur mit vier Sprachen, mit zwei todten, nämlich Griechisch und Lateinisch, und mit zwei lebenden, nämlich mit Deutsch und Ungarisch, zu beweisen versucht. Das ungarische Wort hat ihm einer seiner Zuhörer aus Hermannstadt zugetragen. Dessen Anwesenheit ist ein Zufall. Daß das lateinische „existimatio" mit dem „Aes" (dem Geld) direct oder indirect zusammenhängt, werden unsere Philologen schwerlich zugeben. Auch bezüglich des Griechischen und Deutschen ließen sich Observationen machen. Doch genug, wenn sich auch in diesen vier Sprachen (unter welchen die ungarische eine isolirte Stellung einnimmt) ein solcher etymologischer Zusammenhang zwischen Ehre und Geld (oder Werth) nachweisen ließe, in allen übrigen Sprachen aber verhielte sich die Sache anders, so wäre in der That nichts bewiesen. Das ist nicht wissenschaftliche Forschung, sondern geistreiche Spielerei, wobei denn auch wieder der Grundsatz: „Ich sammele nur Das, was Zeugniß ablegt für die Richtigkeit des von mir aufgestellten allgemeinen Gedankens", seine bereits oben angedeutete bedenkliche Rolle spielt. Diese Bemerkung über die Nutzbarmachung der Sprache möchte ich zu einer allgemeineren Bedeutung ausweiten.

Man kann sich bei einer solchen Sprachforschung nicht auf die zwei, drei lebenden oder todten Sprachen, die man zufällig zu anderen Zwecken erlernt hat, beschränken. Auch die deutsche Muttersprache ist nicht ausschließlich maßgebend, sonst kommt man auf den Standpunkt des steierischen Lieutenants, der seinen Kameraden anderer Nationen gegenüber, welche die Schönheit ihrer Idiome priesen, behauptete, die deutsche Sprache sei zwar nicht die schönste, aber die richtigste und dies begründete wie folgt:

„Das da in der Karaffe, das nennst Du (zum Böhmen) Woda und Du (zum Walachen) Aap und Du (zum Wälschen) Acqua und Du (zum Ungarn) Wis. Das klingt recht schön. Wir Deutschen aber sagen a Wasser; und das ist es auch wirklich."

Ich bin gegentheiliger Meinung. Ich halte keine Sprache für die richtigste. Jede hat ihre Vorzüge und ihre Schwächen. Jede spiegelt nicht nur die richtigen Gedanken ihrer Nation wieder, sondern auch deren nationale Denkfehler.

Aus demselben Grunde halte ich es für ein sehr gewagtes Unternehmen, eine Philosophie der Sitten im Allgemeinen zu schreiben. Es kommt dabei so wenig heraus, wie weiland bei dem sogenannten „Naturrecht". Entweder verliert man sich in Abstractionen oder man sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Selbst einem so großen Geist wie Montesquieu ist das Schicksal nicht erspart geblieben, sich zuweilen in allerlei ziemlich werthlosem Anecdoten-, Notizen-, Curiositäten- und Collectaneen-Kram zu verlieren.

Jedes Land, jedes Volk, jedes Klima, jeder Längen- und Breitengrad, jede Stufe der Civilisation und jedes Stadium der Cultur-Entwickelung hat seine besonderen Sitten. Es ist schwer, diese bunte Mannigfaltigkeit unter einheitliche philosophische oder gar juristische Gesichtspunkte zu bringen.

Ich bin weit entfernt, es zu tadeln, wenn der Verfasser hauptsächlich die Beobachtungen verwerthet, welche er im Deutschen Reiche und in Deutsch-Oesterreich in den Kreisen der Gelehrten, der Beamten und des höheren Bürgerstandes gemacht hat. Dagegen berücksichtigt er zu wenig die Sitten der obersten Spitzen, welche wir Deutschen die „Crême" nennen, und die der großen, breiten, mächtigen Schichten, welche man (nicht ganz richtig) die unteren nennt. Die Gesellschaft besteht doch nicht blos aus Hofräthen und Professoren.

Auch das Ausland ist zu wenig berücksichtigt. Ueber „Höflichkeit" kann man nicht schreiben, ohne der feinen Italiener und der würdevollen Spanier und Türken ausführlich zu gedenken. Ich liebe meine Nation, wie nur Einer, aber daß sie sich durch Höflichkeit auszeichnet, kann man nicht gerade beweisen. Man versuche nur einmal das italienische „Favorisca" ins Deutsche zu übertragen, und zwar in einem einzigen Worte.

Jedes Volk hat auch auf diesem Gebiete seine eigenthümlichen Sitten. In einem Thal des Himalaya-Gebirges grüßen sich die Leute, wenn sie an einander vorübergehen, dadurch, daß sie sich gegenseitig die Zunge herausstrecken. Wir halten das für unhöflich. Mit Unrecht. Denn das Verfahren ermöglicht einem Jeden, sofort zu sehen, ob der Freund, der ihm begegnet, gesund, d. h. ob seine Zunge frei oder belegt ist. Jedenfalls ist diese Art der wechselseitigen Begrüßung weit vernünftiger als die des Hutabnehmens, noch dazu in einem Lande, wo der Kahlkopf und das schlechte Wetter nicht rar sind.

Leider verbietet mir der zugemessene Raum, in technisch-juristische Einzelheiten einzugehen. Ich schreibe ja hier nicht für ein Fachblatt. Wohl aber habe ich mich bemüht, nach Kräften einem jeden gebildeten Leser klar zu machen, worum es sich handelt. Und wenn ich nicht umhin gekonnt habe, einzelne Bedenken zu äußern, so muß ich doch dieselben dadurch wieder entkräften, daß ich Jedem, auch dem Nichtjuristen, das Studium des Jhering'schen Werkes auf das angelegentlichste empfehle. Auch da, wo man mit dem Verfasser nicht einverstanden ist, sondern mit ihm rechten möchte, verdankt man demselben eine Fülle von Belehrung und Anregung, und das Interesse kann sich dadurch, daß der Verfasser Dinge, welche man, wie ich glaube, mit Unrecht für alltäglich hält und deshalb einer wissenschaftlichen Behandlung nicht würdigt, zum ersten Male in ihrer Gesammtheit einer solchen Behandlung unterzieht, nur gewinnen.

Aufrichtig zu bedauern ist, daß der geehrte Autor an verschiedenen Stellen eine gewisse Neigung verräth, gewissen Modethorheiten, welche die rückläufige Bewegung in den Vordergrund gedrängt hat, zu huldigen und auf reactionär-socialem Pfade zu wandeln, von welcher Neigung in seinen früheren Schriften nichts zu verspüren. Man lese nur einmal seine Ausfälle gegen den Parlamentarismus.

Wenn ich auf die lange und ruhmvolle schriftstellerische Thätigkeit Jhering's zurückblicke und wenn ich sein neuestes Werk, und zwar den neuesten Band desselben, vergleiche mit dem leider unvollendet gebliebenen Buche „Der Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung", welchem Buche Jhering seinen europäischen Ruf zu verdanken hat, so will ich nicht gerade sagen, der „Zweck" sei in seinem Verhältnisse zu dem „Geist" als ein Rückgang zu bezeichnen. Wohl aber scheint mir, als bewege sich der „Zweck" auf anderen Bahnen als der „Geist", und namentlich der zweite Band des „Zwecks" sei in gewissem Sinne eine Abirrung oder Abweichung. Indessen will ich mein definitives Urtheil suspendiren. Denn der Verfasser versichert, „erst wenn das ganze Werk fertig sei, sei der Zeitpunkt gekommen, um zu den Ansichten, welche er darin vertrete, Stellung zu nehmen; erst dann werde sich zeigen, daß Unterstellungen und Einwendungen, die man gegen ihn bereits jetzt vorschnell erhoben, sich in Nichts auflösen." Ich habe keinen Grund, dieser Versicherung keinen Glauben zu schenken, und sehe mit um so größerer Spannung der Fortsetzung und Vollendung des Werkes entgegen.

Digitized by Google

Das Leben eines Sonderlings.

Keine merkwürdigere Zeit, als die Epoche der moralischen Wiedergeburt vor der großen Revolution. In mächtigen Accorden brauste Rousseau's Evangelium durch die Welt, wie ein Gewitter reinigte Voltaire's Witz die schwüle Atmosphäre, die Kritik der Encyklopädisten rüttelte gewaltig an den Grundpfeilern von Staat und Kirche, Beaumarchais' Lachen verspottete die Vorurtheile der Gesellschaft, und daneben schwärmte die Empfindsamkeit nur für Natur. Wehe den weichen Seelen, die da auf dieWeltbühne geschleudert wurden! Wohl konnten sie ein Weilchen maßlos hoffen und schwärmen, aber das Erwachen war gräßlich: das Hohelied der Bruderliebe und Menschenrechte endigte im blutrünstigen Refrain der Carmagnole. Auch der Unberühmte, von dem uns ein eben erschienenes Buch erzählt,*) wurde zu dieser Stunde emporgehoben und erdrückt. Er war Schweizer und hieß Schweizer. Als Sohn einer ehrsamen Züricher Bürgerfamilie, die reich an Sonderlingen und worin auch der Wahnsinn erbgesessen war, hatte Johann Caspar Schweizer 1754 das Licht der verbesserungsbedürftigen Welt erblickt. Seine Stiefmutter war eine Schwester Lavater's, und der berühmte Onkel hielt große Stücke auf das Antlitz seines kleinen, schmächtigen Neffen. Er pries Mund und Nase, entdeckte im Kinne Verstandeskraft und erkannte überhaupt eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde des Cosimo Medici, in dessen Gesicht er folgende Herrlichkeiten gefunden haben wollte: „Drang und große That . . . überwiegende Kraft in der Nase — kraftvolle Weisheit und Klugheit in allen Zügen, besonders im Munde. O, mit zwei Menschen dieses Mundes, was wäre da nicht auszurichten! — Schnelle, große, kühne, kluge That." Daß Schweizer's Conterfei, das in der „Physiognomik" zweimal abgebildet ist, mit dem daselbst wiedergegebenen Stich des Mediceer's Aehnlichkeit hat, ist nicht zu leugnen. Leider begegnete aber Lavater die spaßhafte Verwechslung, daß er das Porträt des großen Cosmus zu haben glaubte, während es das Bild des entarteten vierten Cosmus ist, von dem die Geschichte wenig Großes aufzuweisen hat . . . Jedenfalls besaß Schweizer nichts weniger als kraftvolle Weisheit. Er war ein Träumer, Sonderling und Schwärmer, der die Welt nie anders als durch das Prisma einer schwülstigen Poesie sah, ein unklarer, zerfahrener Kopf trotz aller Fähigkeiten und Kenntnisse. Sohn eines reich gewordenen Tuchhändlers, vermochte er nie in der Schreibstube zu sitzen. Statt dessen trieb er sich, den Kopf voll phantastischer Pläne, in Feld und Wald herum oder verschlang und excerpirte brütend ganze Büchereien. Er wußte Vieles, aber nichts recht. Darum meinten die Vettern und Basen, eine frühe Heirath würde ihn schon ins Gleichgewicht bringen. Leider fiel seine Wahl auf ein nicht minder wunderliches weibliches Wesen, das selbst eines Haltes bedurfte: die kleine, niedliche Mäde (Magdalena) Heß, „aufgewachsen unter einer abscheulichen Mutter und einem ziemlich leichten Vater", ebenfalls Sprößling einer Familie von Querköpfen. Ein blasser Strahl Goethe's ist auch auf sie gefallen, in Folge dessen die Literarhistorie bereits dieser Unberühmten nachgespürt hat. Wenige Wochen vor ihrer Vermählung traf Goethe auf seiner ersten Schweizerreise von 1775 bei Lavater in Zürich ein, und später erzählte Magdalena ihrer Freundin Caroline von Wolzogen, die sie ihrer Schwester, Charlotte von Schiller, als eine „recht gute originelle Frau", „eine starke und tiefe Natur" schildert, daß sie Goethe „durch eine Thüre gesehen und sich gleich in ihn verliebt hatte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war." 1779 besuchten Goethe und Karl August auch das Schweizer'sche Haus in Zürich, und Heinrich Füßli mußte ihm Magdalena's Porträt malen, wofür sich Goethe revanchirte, indem er in Rom für sie eine Kopie der sogenannten Cenci anfertigen ließ. Goethe muß da jedenfalls den Eindruck eines eigenthümlichen Hauswesens gewonnen haben. Denn indeß Schweizer bald theologische Schriften und Predigten las und ganze Stöße von Commentaren über die Bibel schrieb, bald profane Geschichte, Statistik, Politik, Aesthetik, Pädagogik, Militärwissenschaft und sogar Geburtshülfe studirte, als Illuminat schwärmte, Verse machte, Kupferstiche, Münzen, Gemälde sammelte und, ein würdiger Neffe Lavater's, auch seine Zeit mit physiognomischen Velleitäten verlor, lag seine junge Frau in weißem schäferlichen Gewande ganze Tage auf dem Sopha, empfing so Besuche, pflegte in der Aufwallung ihrer Zärtlichkeit guten Freundinnen in die Arme zu kneifen oder in besonders gemüthlicher Stimmung sich ihre Haare sacht und anhaltend kämmen zu lassen, worauf sie dann in sanfte Träumerei versank. Kein Wunder, daß die Kleinstädter ringsum über das eigene Pärchen und dessen Lebensweise die Nasen rümpften. Schweizer und seine Frau sehnten sich zuletzt aus den engen Verhältnissen ihrer Vaterstadt heraus. Der zügellose Projectenmacher wollte seine philanthropischen Ideen im Großen anwenden, und dazu fand er die erwünschte Gelegenheit an der Limmat nicht; auch schien ihm sein durch Erbschaften vermehrtes Vermögen nicht hinreichend. Was bedeutet eine Million Francs für einen Wohlthäter der ganzen Menschheit! Sein Wohlstand mußte also durch große Speculationen vermehrt werden. Er beschloß nach Paris zu ziehen, wo damals, wie zu John Law's Zeit, das colossalste Hasardspiel in Staatspapieren blühte, das die Glücksritter der ganzen Welt herbeilockte.

Der junge Schweizer verließ also „mit tausend Masten" den sicheren Port seiner Heimath. Er gründete in Paris ein Bankhaus, das bald großartige Geschäfte machte. Sein glänzend eingerichtetes Hotel wurde der Sammelplatz von Schöngeistern, Politikern und Staatsmännern. Zu seinen Gästen gehörten Bernardin de Sainte-Pierre, der Dramatiker Chamfort, Bitaubé, der Uebersetzer Homer's und Hermann und Dorothea's, der edle deutsche Sonderling Graf Gustav von Schlabrendorf, der Weltumsegler Georg Forster, der Dichter Salis, Archenholz; ferner Lafayette und Dumouriez, der gefeierte Advokat Bergasse und andere Revolutionshelden, von denen der Lustspieldichter und spätere Generalsecretär Dantons, Fabre d'Eglantine, Barnave, der verruchte Abbé d'Espagnac und Anacharsis Clootz, der berüchtigte Sprecher des Menschengeschlechts, später das Schaffot besteigen sollten. Sie alle überragte der „löwenbeantlitzte" Mirabeau, wie ihn Schweizer in einer seiner kraftgenialischen Oden nennt. Er stand mit seinem unwiderstehlichen Einfluß Schweizer am nächsten. Sie führten einen lebhaften Briefwechsel miteinander, und Schweizer half dem Freunde bei dessen Flucht, als er verhaftet und nach dem Schlosse Ham gebracht werden sollte. „Ich erröthe vor seiner Tugend", pflegte Mirabeau von dem Züricher zu sagen, „und sein Genie übertrifft das meinige. Seine Ideen sind immer neu und glänzend, er überzeugt, er bewegt, er rührt. Welchen Stoff er immer behandelt, er erschöpft ihn vollkommen und zeigt ihn von allen Seiten; sein Stil ist nie eintönig, denn die Natur ist es auch nicht." Mirabeau nannte ihn gewöhnlich mit scharf betontem Accent: mon maître. Dafür erhielt er aber auch immer Geld von ihm, so oft er dessen bedurfte, und das war häufig der Fall. Wenn er Schweizer von Verlegenheiten sagte, so pflegte dieser ihm blos den Schlüssel zu seinem Cabinet einzuhändigen. Dann ging Mirabeau allein hinein, schloß auf, nahm eine oder mehrere Geldrollen, die dort aufgeschichtet standen, weg und stellte Schweizer den Schlüssel wieder zu, ohne daß dieser fragte oder nachsah, wie viel jener eingesteckt habe. Mirabeau verdiente ein solches Vertrauen. Als seine Schulden von dem Hofe bezahlt wurden, überreichte er unerwartet seinem Freund eine ganze Hand voller Bankscheine. Schweizer blickte flüchtig hinein, fand deren für mehr als 20,000 Francs und fragte, was er damit wolle. Mirabeau erwiderte, das seien die verschiedenen Summen, die er nach und nach bei ihm geborgt, und weil er bemerkt, wie Schweizer keine Notiz davon genommen, so habe er selbst desto genauere Rechnung darüber geführt und sei nun froh, ihm alles auf einmal wieder abtragen zu können. Einst aber vergaß sich Mirabeau, der an aller weiblichen Tugend zweifelte, gegen Magdalena und fand

*) Johann Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von J. Bächtold. Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

unerwarteten Widerstand. Die Schweizerin flößte ihm dabei durch ihr würdevolles Betragen sowohl, als durch ihr Stillschweigen gegen ihren Gatten eine Hochachtung ein, wie er sie nie zuvor für ein weibliches Wesen empfunden. Ihre Freundin, Victoire Frescarode, hat in ihrem historischen Romane: „Les victimes de l'intrigue" eine Scene geschildert, welche sich zwischen Mirabeau und Magdalene, die sie Claire nennt, zugetragen, und ich will sie hier in Uebersetzung mittheilen.

Der Gemahl von Claire, der selbst mit der Liebenswürdigkeit und dem Feuer der Jugend eine außergewöhnliche Aufklärung verband, versammelte um sich eine Gesellschaft von Freunden, und das Haus dieses Ehepaars, wo man sich jeden Abend Spielen hingab, die nur die Einfachheit der Schweizer Sitten interessant machen konnte, wurde für Mirabeau ein Ort, wo er sich von den Intriguen des Tages zu erholen pflegte; er selbst vermehrte durch seine Einfälle den Reiz dieser Abende, an denen er niemals Langeweile empfand. „Hier vergesse ich das Laster", wiederholte er eines Tages, als er mit der Fröhlichkeit eines Schulknaben Blindekuh spielte. Und da jede Bewegung seiner Seele seinen geringsten Handlungen wie auch seiner Sprache einen energischen und aufrichtigen Charakter verlieh, so schien er in der That, indem er diese Worte aussprach, nur noch die Unschuld zu lieben. Dennoch kam eine lange Zeit, während derer er nicht mehr in der Gesellschaft Jener erschien, die er seine guten Schweizer zu nennen pflegte. Diese glaubten sich schon vergessen, als Mirabeau für den es keine kleinliche Leidenschaften gab und der immer die Erinnerung an die Reinheit jener Sitten in sich trug, nach einer Abwesenheit von acht Monaten wieder in der Wohnung der beiden Ehegatten erschien. Er dringt in den Salon. Niemand ist dort. Das Bild der unschuldvollen Claire zeigt sich seinem Blicke. Mirabeau kniet vor diesem Bildniß nieder. Claire betritt in diesem Augenblicke den Salon und überrascht ihn in dieser andächtigen Stellung; sie bricht in ein lautes Lachen aus und mit jener naiven Fröhlichkeit, die ihr alle Herzen gewann, macht sie sich über seine Anbetung lustig, welche ebenso sehr seinen leichten Sitten widerspricht, als sie selbst seinen frivolen und wechselnden verliebten Launen abgeneigt ist. „Täuschen Sie sich nicht, Madame", antwortet ihr Mirabeau mit Freimuth, „dieses ist keine Huldigung, die ich der Schönheit bringe, sondern ein Act der Dankbarkeit; ich sehnte mich heute nach dem Bilde einer reinen Frau, um morgen nicht mit Ihrem ganzen Geschlechte zu brechen. Jawohl, Madame", fügte er bei, „wir suchen die Schwäche, aber wir lieben es, die Keuschheit zu finden."

Dieser Idylle, die sich wie ein Kapitel aus einem Roman Rousseau's ausnimmt, folgten bald die Schreckensscenen der Revolution. Auch in Schweizer's Hause spielten sich einige interessante Episoden dieser Tragödie ab. Sein Salon wurde bald ein bureau d'esprit für Girondisten und Sansculotten, denn es ist selbstverständlich, daß der Feuerkopf aus Zürich alsbald für das Evangelium der Menschenrechte loderte. Er dichtete Freiheitshymnen, arbeitete mit Mirabeau Verfassungsentwürfe aus, leitete die Befestigungsarbeiten des Montmartre, haranguirte auch den Pöbel mit Freiheitsreden und ließ sich vom Wohlfahrtsausschuß als Werkzeug der revolutionären Propaganda nach der Schweiz senden, wo er für einen Narren und Don Quijote erklärt wurde.

Bald aber kommt er zur Besinnung. Mit Abscheu wendet er sich von den blutigen Männern des Schreckens und von der Anarchie der Pöbelherrschaft ab. Er wird in den Plan zur Befreiung Ludwigs XVI. eingeweiht, er versteckt die zu diesem Zwecke bestimmte Casse in seinem Haus und macht sich immer verdächtiger. Er wird Zeuge der Gräuelscenen vom 10. August 1792 und rettet den verschont gebliebenen Ueberrest seiner gefangenen Landsleute von der Schweizergarde mit Gefahr des eigenen Lebens. Und auch die bequeme, lässige Magdalena wächst und erstarkt in der allgemeinen Noth und entwickelt eine ungeahnte Seelenkraft. Sie dringt in die Gefängnisse, um Unschuldige zu befreien. In ihrem heiligen Eifer fällt ihr sogar ein, an Robespierre, den sie verabscheut, zu schreiben. Sie, die sonst lieber gestorben wäre, als daß sie die Aufrichtigkeit ihres Gemüthes je verläugnet hätte, kitzelt nun mit einigen hochtönenden Phrasen die bekannte Eitelkeit des Blutmenschen, um ihm in der Folge unschuldige Opfer entreißen zu können. Ihr Versuch gelingt. Der fürchterliche Mann übersendet ihr durch einen seiner Spießgesellen die rothe Mütze als Unterpfand seiner Huld und läßt sie seines mächtigen Schutzes versichern. Diesen benutzte sie mit kluger Vorsicht zu wohlthätigen Zwecken, wußte sich Pässe für Verfolgte zu erbetteln oder zu erkaufen und half vielen Freunden und Bekannten aus der Klemme. Da sie aber bei so eifriger und edler Thätigkeit sich dennoch nie ganz sicher glaubte und im Fall einer Anklage mit Würde enden wollte, begab sie sich einst in tiefer, nächtlicher Stille, von einer einzigen Magd begleitet, auf den Grèveplatz und zählte die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn an sie die Reihe kommt.

Mittlerweile zerrinnt das schöne Vermögen Schweizers. Weniger die Revolution richtet ihn zu Grunde, als die zahllosen Glücksritter und Schwindler, die mit offenen Armen von ihm aufgenommen wurden. Wahllos hat Schweizer jedem Projektenmacher sein Herz und seine Casse geöffnet, denn er hielt sich für verpflichtet, den „Zahlmeister der Vorsehung" zu spielen. Finanziell bereits zu Grunde gerichtet, hat er aber noch einmal ein märchenhaftes Glück. Es ist nur seine Schuld, wenn er es nicht festzuhalten vermag. Nach Robespierre's Sturz wird er Mitglied einer Agentschaft, welche für die französische Regierung Lebensmittel und Flottenbedürfnisse einkaufen und zugleich die Summen in Empfang nehmen soll, die Frankreich Amerika im Unabhängigkeitskriege vorgestreckt hat. Die Agentschaft verfügt über einen riesigen Credit: 23 Millionen Francs. Doch Schweizer ist von vornherein von dem verbrecherischen Mitagenten Swan verrathen. Um seinem Genossen einen Vorsprung abzugewinnen und die Geschäfte in Amerika an sich zu reißen, überläßt ihm Swan ein altes, gebrechliches Fahrzeug, das mit Gold- und Silberstangen, Tafelgeräth, Gemälden und anderen Luxusgegenständen, die in Amerika verkauft werden sollen, bei der schlechtesten Jahreszeit in die See sticht. Richtig rütteln denn auch die Winterstürme den „Suffolk" ganz erbärmlich, das Steuer zerbricht, die Gefahr des Scheiterns droht unablässig, obendrein steht die nach den Silbertonnen lüsterne Schiffsmannschaft im Begriffe zu meutern ... Die zarte Magdalena, die das ungewisse Schicksal ihres „Männli" theilen will, liegt todtkrank hinter einem Bretterverschlage, und Schweizer — macht unablässig Verse! Nach einem Monat wird das Schiff von „hohen Meergewälzes Stößen" nach Brest verschlagen und Magdalena hier nach unendlichen Leiden an's Land gesetzt, wo sie sich von ihrem Gatten trennen muß, der allein die Reise in die neue Welt fortsetzt. Er kauft mit dem Gelde, das ihm Swan abläßt, ungeheure Länderstrecken, aber blos auf dem Papier mit den unbestimmtesten Grenzen („bei zwei Pappeln beginnend und ungefähr 6 Meilen von der Mündung der kleinen Kriegsbucht endigend"), und will ein zweites Philadelphia, einen Musterstaat mit Gütergemeinschaft und Frauenstimmrecht begründen. Mit solchen Hirngespinnsten verträumt er sechs Jahre, verkehrt mit Dichtern und Gelehrten und arbeitet an dem Hauptwerk seines Lebens, der ungeheuerlichen „Kritik der Civilisation", die sein Dasein rechtfertigen soll und — rudis indigestaque moles — achtzehn dicke Quartanten seines verschollenen Nachlasses füllt. Unterdessen verdient der Betrüger Swan erwiesenermaßen 9 Millionen Francs mit den Geschäften der Agentur, und rettet seinen Gewinn über das Meer, ohne mit dem Theilhaber abzurechnen, indeß Letzterer das Reisegeld zur Heimfahrt entlehnen muß. In Paris harrt seiner sein treues Weib und merkt bald, daß ihr Männli ärmer als zuvor und nur mit der einzigen trügerischen Hoffnung auf den Ausgang seines Processes mit Swan zurückgekehrt ist. Dieser selbst von seiner abgefeimten Frau betrogene Betrüger rechnet jedoch niemals ab und verbringt sein ganzes übriges Leben im Schuldgefängniß, während Schweizer, von Advokaten und Wucherern ausgeraubt, seinen letzten Werthtitel preisgibt und, an Leib und Seele gemartert, dem Wahnsinn nahe, endlich seinen Geist aufgibt.

Drei Jahre später, 1814, folgt dem edlen Schwärmer seine nach Zürich heimgezogene Gattin, ein wunderliches altes Mütterchen, im Tode nach. Caroline von Wolzogen sandte aus Weimar einen herzlichen Beileidsbrief. Von Schweizer's

Digitized by Google

amerikanischem Guthaben, um das ein Vetter Magdalena's zehn Jahre lang „Processe dirigirt und Tintenschüsse losgelassen", wurde niemals ein Heller bezahlt. Dieser pflichtgetreue Cousin — der als artig begabter Lyriker und Erzähler und als Herausgeber von Usteri's Dichtungen längst vergessene David Heß — fand bei der vergeblichen Herkules-Arbeit, den ökonomischen Augiasstall seines Anverwandten zu kehren, wenigstens eine Perle: er vertiefte sich so sehr in das Labyrinth von Schweizer's abenteuerlichem Lebens- und Ideengang, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, für sich und seine Freunde Alles niederzuschreiben, was ihm von des Vetters sonderbaren und selbstverschuldeten Schicksalen bekannt geworden. Auf solche Weise entstand im Jahre 1822 die vorliegende Biographie, deren Veröffentlichung damals durch Familienrücksichten sich von selbst verbot. Erst jetzt, da mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist und der brave Heß sowie Alle, die Schweizer's Leben gestreift, längst dahingegangen sind, erblickt die merkwürdige Handschrift die Oeffentlichkeit. Wir sind dem Herausgeber dafür zu Dank verpflichtet, denn diese Lebensbeschreibung ist ein Meisterwerk der Erzählungskunst und Charakteristik, eine wichtige Quelle für die Geschichte der darin geschilderten interessanten Zeit, ein unterhaltendes und belehrendes Buch, in welchem, wie es in der Vorrede heißt, nach dem Urtheil eines zeitgenössischen Dichters ein großer Roman und ein halbes Dutzend Novellenstoffe stecken. Dieser Bewunderer — wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir keinen geringeren als Gottfried Keller dahinter vermuthen — hätte hinzufügen können: eine Gallerie von Charakterköpfen, wie sie kein Dichter noch gestaltet hat, wie sie nur das Leben zu formen vermag. Welch ein Typus ist nicht dieser Schweizer, der mit so viel Einfalt und Feuer in seiner Bruderliebe scheitert! Diese Magdalena, die aus einem leichtfertigen Püppchen zu einer Heldin heranwächst und mit beispielloser Treue an dem hängt, der ihr durch hartnäckige Selbsttäuschung und fortgesetzte Mißgriffe so schwere Prüfungen bereitet hat! Dann die Mitspieler in dieser allzu menschlichen Tragikomödie. Mirabeau und die anderen Männer der Revolution, der monumentale Schwindler Swan, den „selbst Gott nicht unglücklich machen kann", die leichtsinnige, undankbare Babette Bansi und ihr sauberer Vater, die brave Magd Victoire, die sich zuletzt als eine dem Scharfrichter entflohene abscheuliche Kindesmörderin entpuppt, der leichtsinnige Socius Jeanneret, der herrliche Buchhalter Diggelmann, der ehrliche Stelzfuß Freytag, der wahnsinnige Bruder Jacques und die ganze große Musterkarte von Originalen: der eitle Lavater, Hauptmann Landolt, Hettlinger, der Director der Porzellanfabrik zu Sevres, Escher von Glattfelden, der furchtsame Philosoph Schlabrendorf, der Bettelgraf du Petitthouars, der aus der Kutte gesprungene Mönch Baselli, Marie Wollstonekraft, die verliebte Vertheidigerin der weiblichen Rechte, die scharf ausgeprägten Silhouetten der Aerzte Schwediauer, Romero von Terreros, Dr. Korreff und Tartufe-Jaubert! . . . Und dazu die packenden Bilder aus Schweizer's Pariser Salon, aus den Schreckenstagen, vom „Suffolk, — wie Schweizer die vom Volk erstürmten Tulerien betritt, um seine Landsleute zu retten, oder das erhabene Nachtstück, wie Magdalena die Stufen der Guillotine zählt . . . Solche Bilder, solche Menschen erfindet kein Dichter, und wenn er Aehnliches zu bieten wagte, so würde man über Effecthascherei und Unwahrheit klagen. Das Leben ist ja selbst der wundervollste Roman.

Theophil Zolling.

Feuilleton.

In der Frühlingsdämmerung.

Von Wilhelm Jensen.

Es kann in einem mittägigen Octobersonnenglanze sein, der sein Goldlicht um langsam niederschwebende Blätter spielen läßt, als trüge er sie zur Erde herunter; doch leichter geschieht's in der Dämmerung eines weichen, nebeltrüben Märzabends, dessen Stimmen allmählich zu einem undeutlichen Gesumme auseinander rinnen, das nur dann und wann von einem hohen, kahlen Baumwipfel herab der Schlag einer unsichtbaren Drossel helltöniger durchflötet. Kinder huschen im Halbdunkel auf der Gasse, und in einzelnen, vielbesuchten Verkaufsläden sind schon Lampen angezündet, doch die meisten Fenster stehen noch ohne Lichtschein, mit letzter, leiser Spiegelglimmerung der Scheiben aufgereiht. Es regnet nicht, nur ein feuchter Niederfall der Luft näßt ein wenig, aber als umsichtiger Vierziger oder Fünfziger führst Du einen Schirm mit Dir, denn Du hast einen Freund begleitet, der ein Geschäft, einen kurzen Besuch in einem Hause abzumachen hat, und vor diesem auf und abgehend, wartest Du auf seine Rückkehr. Wie Du so einige Male hin und wieder gewandert, will es Dir scheinen, als seien die Dinge um Dich her und Du selbst, dergestalt dazwischen stehend, Dir nicht fremd. Der linde, feuchtrieselnde Luftanhauch mit der ungewissen Frühlingsahnung in ihm, der Amselruf, die Lichter, die kaum mehr unterscheidbaren Gestalten, ob groß oder klein, Mann oder Weib, das Alles hast Du schon einmal genau so und mit der nämlichen Empfindung gesehen. Ja, derselbe alte Reim ist Dir dazu durch den Kopf gegangen und Du hast ihn halblaut vor Dich hin von der Lippe gesprochen. Und plötzlich überkommt's Dich, daß Du zwanzig Jahre alt bist.

Du bist's, nichts redet dagegen, nicht um Dich, noch in Dir selbst. Du fühlst, daß Deine Glieder Dir kraftvoll angehören und es mit jedem Gegner aufnähmen, der Dir entgegenträte. Dein Fuß hebt sich leicht, in der völlig gleichen Weise, wie er es stets gethan, doch es ist noch etwas Anderes außer Deinem eigenen Willen, das ihn mithebt. Du kennst es, obwohl es unnennbar und unfaßbar ist; aus Deinem Innern selbst kommt es, aus einem Verlangen der Seele, aus dem Herzschlag, aber es ist, als käme es von außen mit Flügeln zu Dir heran und höbe Dich federleicht auf und zöge Dich in die Weite.

Nicht, als möcht' es Dies thun, sondern es thut's, es hat's vollbracht. Du glaubtest, die Stadt sei Dir überall genau bekannt, doch wie der Fuß Dich etwas weiter als vorher bis an die Häuserecke der Straße geführt, siehst Du überrascht und erstaunt in eine fremde Gegend. Oder doch nicht, Du kennst sie wohl: an dem Tage, als Du zum erstenmal die neue Studentenmütze und das bunte Band über der Brust getragen, bist Du noch spät in der Sommernacht an diesen Vergnügungsort gekommen, allein Du hattest ihn hinter dieser Straßenbiegung nicht vermuthet. Doch er ist's, die farbigen Lampen schaukeln sich noch ebenso unter dem angestrahlten grünen Laubwerk des großen, tischbesetzten Platzes, den die dichte Gastmenge füllt. Vom Pavillon her tönen einzelne Stimmungsstriche der Geigen, die Musik hat eine Pause gemacht; Lachen und Rufe klingen durcheinander, die Kellner laufen mit Gläsern, aus denen frischer Schaum überquillt. Die große Anzahl der beweglichen, plaudernden, augenwendenden Gesichter läßt im Anfang kaum ein einzelnes unterscheiden. Nur die bunteren Farben der Kleider und Hüte von Frauen und Mädchen stechen hervor, und ein köstlicher Athem von Naturfrische, Sommerluft und Lebenslust weht herüber.

Der kühle Trunk mundet Dir nach dem Weg. Du hast einige Mitglieder Deiner Verbindung angetroffen und Dich zu ihnen an den Tisch gesellt. Doch Ihr redet nicht mit einander, die Musik setzt wieder ein, und die Unterhaltungen verstummen oder werden gedämpfter geführt. Nur drüben an

Digitized by Google

einem zusammengeschobenen Tisch fährt ein Dutzend von Corpsburschen mit andersfarbiger Mütze, als die Deinige, rücksichtslos mit Gelärm und Gelächter fort. Es wird hie und da gezischt, und einige Stimmen fordern Ruhe, doch die lauten Gesellen achten nicht darauf oder rufen Spottworte dagegen. Ihre Züge bekunden, daß sie schon lange dort sitzen und manches Glas über den Durst geleert.

Da treibst Du mit in der schlendernden Menschenwoge des breiten Baumgangs. Jeder läßt die Erscheinungen, die ihm entgegenfluthen, Revue passiren, doch Niemand achtet weiter auf Das, was neben ihm vorgeht; die Geigen, Clarinetten und Hörner verschlingen den summenden Stimmenschwall. Hin und wieder promeniren Arm in Arm zwei äußerst elegant toilettirte junge Damen, seltener ebenso eine vereinzelte, und suchen durch einen Blick, eine kaum merkliche Kopfbewegung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wer ihre Art kennt, erkennt sie auch trotz der oft täuschenden Kleidung; der Vergnügungsgarten ist ein öffentlicher und kann, obwohl er vorwiegend von anständiger Gesellschaft besucht wird, kein Document der Zugehörigkeit zu derselben an der Eintrittspforte verlangen.

Doch jetzt drehst Du unwillkürlich den Kopf zur Seite. Im Gedränge hat neben Dir ein feines Stimmchen erschreckt halblaut: „Ich bitte Sie, lassen Sie mich!“ gesagt, und Du siehst in das ebenso feine, schmale Gesichtchen eines noch sehr jungen Mädchens, das die schönen, hellen Augen unruhig gehoben und schnell wieder herabschlägt. Einer der Corpsburschen mit den andersfarbigen Mützen hat sie keck angesprochen; Du gewahrst auf den ersten Blick, daß er sich in ihrer Wesensart geirrt, vielleicht weiß er selbst es jetzt auch. Aber er hat zu viel getrunken, der Wein redet ihm ein, es sei schwächlich, mit einem Zugeständniß seines Irrthums zurückzuweichen, er lacht: „Zieren Sie sich nicht, kleine Schöne“, und streckt die Hand aus, sie zu halten. Nun sucht ihr Blick hilflos und ängstlich nach einem Beistand in der gleichgiltig vorübertreibenden Menge und trifft Dir zufällig ins Auge, und plötzlich fliegt's Dir vom Munde: „Wessen unterfangen Sie sich gegen diese Dame?“

Der Angesprochene erwidert brüsk: „Was geht Sie das an?“ Er hat nicht Unrecht mit der Frage, und es schießt Dir durch den Kopf, daß Du antwortest: „Es geht mich wohl an, wenn meine Cousine belästigt wird.“

Er stutzt einen Moment, man sieht, er zöge sich gern mit Schicklichkeit aus der Affaire heraus. Doch der Wein rumort in ihm, nichts zu entgegnen, wäre Feigheit. Und er lacht nochmals spöttisch auf: „Das kann Jeder sagen; haben Sie Ihren Vetterschaftspaß bei sich?“

Nun wallt Dir das Blut. „Sie sind ein Unverschämter!“ — Das beleidigende Wort fällt ihm sehr erwünscht, denn es ermöglicht ihm einen anständigen Rückzug. Er antwortet: „Gut, wir haben nichts weiter mit einander zu reden; mein Name ist Ihnen bekannt, Sie werden morgen von mir hören.“ Höflich die Mütze lüftend, fügt er hinzu: „Ich bitte um Entschuldigung, mein Fräulein“, und entfernt sich eilig.

Der Vorgang ist zuletzt doch nicht unbeachtet geblieben, eine Anzahl der Promenirenden hat Halt gemacht, dreingesehen und die Wechselreden vernommen. Das junge Mädchen steht unschlüssig, doch ihr Blick spricht, daß sie Dir Dank weiß und Vertrauen zu Dir gefaßt hat. Und zwischen den Augen, die auf ihr haften, fühlt sie undeutlich, daß auch sie etwas thun, im Moment die von Dir zu ihrem Beistand gebrauchte Nothlüge bestätigen muß, und, ein wenig erröthend, sagt sie hastig, ziemlich laut, ihren Arm leicht in den Deinigen legend: „Haben Sie Dank, lieber Vetter; ich suchte nach meinem Bruder, der mich hierher geführt, wir finden ihn gewiß gleich.“

So vermeidet sie mit richtigem weiblichen Tact weiteres Aufsehen; auch Du verstehst ihren Wunsch und führst sie rasch durch die Menschenwogen davon. Ihr Arm bleibt leicht auf dem Deinigen ruhen, sie fürchtet offenbar, Deinen Schutz zu verlieren, sich nochmals allein unter der Menge zu befinden, bis Ihr den Bruder angetroffen. Doch die Zahl der Gäste ist zu groß und der Gesuchte nirgendwo zu entdecken. Ihr seid mehrmals vergeblich durch alle Gänge umhergeschritten, ohne zu sprechen, die Augen Deiner jungen Begleiterin suchen nur unruhig unter den fremden Gesichtern. Endlich sagst Du: „Vielleicht glaubt Ihr Bruder, daß Sie den Heimweg eingeschlagen und wartet irgendwo draußen, um mit Ihnen zusammenzutreffen.“ Sie erwidert leise: „Ich glaube es auch fast“; Du fährst fort: „Es ist spät geworden, darf ich Ihnen auf dem Wege nach Hause meinen Schutz weiter anbieten, bis Sie seiner nicht mehr bedürfen?“ Sie zaudert einen Augenblick, dann antwortet sie mit einer, zum erstenmal, wie es scheint, zurückgewonnenen, ihr natürlichen, schelmischen Unbefangenheit: „Sie sind ja für heut' Abend mein Vetter; wenn Sie die Freundlichkeit haben, mich zu begleiten, bin ich Ihnen dankbar.“

Das halbe Lächeln auf ihren Lippen dazu ist das Letzte, was Du für geraume Zeit von ihr mit dem Blick wahrnimmst. Ihr taucht in eine dunkle Allee ein, die nichts unterscheiden läßt, aber trotzdem und eigentlich zum erstenmal steht Deine Begleiterin Dir mit vollster Deutlichkeit vor den Augen. Es ist ein holdseliges Gesichtchen, zart, mädchenhaft sittig und doch klugblickend dabei, wenn die langen, dunklen Wimpern sich aufheben; es geht nicht an Deiner Seite, sondern vor Dir auf dem schwarzen Hintergrund der Baumreihe. Du schaust es an und redest nichts; auch sie läßt sich schweigend von Dir führen. Weit um Euch ist es nächtlich still, nur eine Amsel flötet vom Wipfel eines der Bäume.

Aber dann sprecht Ihr doch mit einander, es hat durch einen zufälligen Anlaß begonnen und sich fortgesetzt. Sie nennt Dir den Namen ihrer Eltern und Du ihr den Deinigen; was sich daran knüpft, kommt ihr einfach-natürlich, doch in lieblich klingender Sprache, mit dem Ausdruck feinster Bildung von den Lippen. Sie ist fröhlich geworden und plaudert, als seiet Ihr alte Bekannte.

Auf einmal wird es hell um Euch, zuerst kaum begreiflich, wodurch. Dann lacht Ihr beide, den natürlichen Grund erkennend; Ihr seid aus dem Ausgang der Allee hervorgetreten, der Mond ist mit halber Scheibe aufgegangen und steht schräg hinter Euch. In seinem weichen Licht gewahrst Du jetzt wieder mit leiblichen Augen das Gesicht an Deiner Seite. Deine Vorstellung hat es Dir verringert, es erscheint in der Wirklichkeit noch unsagbar lieblicher; doch eine Scheu, die Du zuvor nicht besessen, hält Dich ab, Deinen Blick voll darauf hinzuwenden, er streift nur ab und zu ungewiß an dem goldartigen Haarglanz auf ihrer Stirn vorbei.

Sie plaudert unbefangen weiter und sagt: „Es war ein häßlicher unangenehmer Mensch, ich habe ihn noch nie gesehen, obgleich mein Bruder ja auch Student ist und ich manchmal —“

Doch plötzlich bricht sie ab: „O mein Gott —!“

Du fragst verwundert: „Was ist Ihnen?“ und sie erwidert, die Lider hastig zu Dir aufschlagend: „Nun werden Sie sich mit ihm duelliren müssen — durch meine Schuld —“

Du antwortest mit feuriger Hast: „Ich bin glücklich, daß ich ihn für seine Abscheulichkeit bestrafen darf!“

Doch erschreckt, mit zitterndem Ton fällt sie ein: „Aber, wenn er Sie — wenn ein Unglück — er könnte Sie tödten —“

Und wäre er ein Gigant und stände zehnfach vor Dir, Du fürchtetest ihn nicht, Du fühlst ja die Kraft und den Muth in Dir. Aber Du hast auf einmal nicht den Muth, ihr wieder in die erschrockenen Augen zu sehen, Du blickst nur hinunter auf die kleine, weiße Hand, die auf Deinem Arm liegt. Sie hat etwas Märchentraumhaftes in dem weichen, rinnenden Mondlicht — und Du bist ja so jung, und es ist ja das Recht Deiner Jugend, und Du legst Deine Hand sanft auf die andere, kleine, weiße Hand und antwortest stotternd: „Und wüßte ich, daß er mich tödten würde, ich thäte doch wieder, was ich gethan.“ — — — — — — —

Da sagt eine fröhliche Stimme neben Dir von dem warmen Händchen her, das sich nicht geregt: „Hast Du's jetzt erst bemerkt, Papa, daß ich Deinen Arm eingefaßt?“

Zusammenfahrend drehst Du den Kopf, der feuchte Frühlingsnebel ist herabgefallen und der Halbmond über ihm aufgegangen, und Du blickst in das von seinem Licht überflossene Gesicht Deines ältesten Töchterleins und stotterst jetzt wirklich:

Digitized by Google

„Du, Margret? Was ist — woher kommst Du?"

Sie lacht vergnügt: „Ich wollte noch etwas einkaufen, der Vetter Robert begleitete mich, und ich erkannte Dich. Aber Du dachtest vermuthlich über etwas so Ernsthaftes nach, daß Du mich nicht sah'st, und ich schlich mich leise hinter Dich und legte meine Hand in Deinen Arm, schon eine ganze Weile."

Unwillkürlich wiederholst Du: „Etwas Ernsthaftes — ja, über etwas sehr Ernsthaftes." Dann fügst Du drein: „Das ist ja hübsch, Margret, doch es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, mein Kind, so spät noch im Mondlicht mit einem jungen Studenten zu gehen."

„Aber mit dem Vetter, Papa —"

„Auch nicht mit dem Vetter, mein Kind —"

Du brichst ab, denn ein Schritt kommt auf euch zu, und der zurückgekehrte Freund sagt: „Es thut mir leid, Du hast wohl ziemlich lange warten müssen, Himmel und Erde haben sich inzwischen ja sehr verändert."

Nun antwortest Du halb lächelnd: „Es kommt mir vor, so ungefähr dreißig Jahre, Liebster, aber nur ich selbst habe mich zwischen Himmel und Erde verändert — und eigentlich auch das nicht."

Der Andere gewahrt jetzt erst Deine Begleiterin und sagt neckisch: „Es scheint, Du hast's in meiner Abwesenheit gut gehabt, Alter, Ritterdienst aus unserer Jugendzeit leisten zu können."

„Ja, meinem jungen Schatz — sieh' ihm nur näher ins Gesicht!" Und Ihr wandert durch die Mondnacht nach Haus.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Ladislaus Mierzwinski.

Die Uebererzeugung auf allen Gebieten, die zu den Mißständen unserer Zeit gehört, hat auch eine ungewöhnliche Anzahl von Tenoristen zum Vorschein gebracht; während vor fünfundzwanzig Jahren das hohe Brust-B zu den gesuchtesten Seltenheiten gehörte und Wachtel mit seiner großartigen Stimme allein dastand, berichten jetzt die Zeitungen fast jedes halbe Jahr von neuerer Entdeckung eines „phänomenalen" Tenors, der bald neben Bötel und Götze glänzen, womöglich sie verdunkeln soll. Freilich wird immer nur von der Stimme gesprochen, nicht vom Können; dieser Eigenschaft, die nur durch Studium und Fleiß erlangt wird, widmet die schnelllebige Zeit und deren Dauer, die Theaterdirectoren, Theaterzeitungen u. s. w. weniger Beachtung; und so kommt es denn, daß so viele Sänger erst etwas zu können anfangen, wenn die Stimmmittel enden wollen. Es ist nunmehr erklärlich, daß ein Sänger, der mit einer „phänomenalen" Stimme außerordentliches Können vereinigt, das Publicum und die Kritik in ungewöhnliche Aufregung versetzt; und daß Herr Mierzwinski, der in denkbar ungünstigster Zeit, unmittelbar vor Weihnachten, in Berlin erschienen ist und bei den höchsten Preisen der Königlichen Oper singt, dennoch immer ganz volle Häuser erzielt*) und das Publicum in Enthusiasmus versetzt.

Die Leistungen des Herrn Mierzwinski sind durchaus nicht als künstlerisch vollendet, als in sich abgeschlossen zu bezeichnen; sie bieten sogar ganz verwunderliche Schwächen. Der Tonansatz ist im Halbstarken oder Piano, besonders im Anfange von melodischen Sätzen, oft ganz unsicher. Er sang im Troubadour (im Duett mit Azucena) etwa acht bis zehn Tacte zu tief, so daß die Geiger im Orchester ganz stark spielen mußten, um den ungünstigen Eindruck ein wenig zu mildern; auch in den „Hugenotten" gab es derartige, nur weniger lang dauernde Störungen. Er fehlt auch manchmal im Tacte — was allerdings auf seine Unkenntniß der Sprache und die Ungewohntheit, auf deutschen Bühnen zu singen, zugeschrieben werden kann. Jedenfalls treten in seinen Leistungen bedenkliche Momente hervor, welche in Denen, die ihn zum ersten Male hören, die Frage anregen: „Ist das der berühmte Sänger?" und welche selbst in Denen, die ihn bereits gehört und bewundert haben, Besorgnisse erregen. Aber noch immer (wir sprechen nach seiner vierten Gastrolle) und nach einem Concertvortrage war das Resultat dasselbe: wenn der Vorhang am Schlusse der Vorstellung fällt, allgemeiner, stürmischer, lang anhaltender Beifall des Publicums, und übereinstimmendes Urtheil der Kenner: Er ist ein außerordentlicher Sänger!

Und nicht etwa die Naturgaben bestimmen diese Erfolge und Urtheile, sondern die in ihrer Art einzige Ausbildung und Verwendung der Mittel. Herr Mierzwinski besitzt eine Stimme von zwei Octaven im Umfange, vom C der kleinen Baßoctave bis zum zweigestrichenen C; der Ton ist überall voll und männlich, und die höchsten Töne werden in vollster Stärke von ihm mit Leichtigkeit und unfehlbarer Sicherheit gesungen. Mit diesem seltensten Vorzuge verbindet er eine Kunst der Coloratur und der Tonfärbungen, wie man sie eigentlich nur von den glänzendsten Concert-Sopran-Sängerinnen vernommen hat; er führt Triller, Läufe, Doppelschläge in den höchsten Lagen (Triller auf dem hohen A) und mit voller Bruststimme und einer Leichtigkeit aus, daß der ruhigste Hörer in Aufregung geräth; und, was wohl zu bemerken ist, er wendet niemals eine unpassende Verzierung an, immer ist sie mit dem Charakter des Tonstückes in Einklang gebracht. Dabei sind Spiel und Haltung immer vornehm; und je erregter die Handlung wird, um desto belebter, wirksamer, origineller entfalten sich der musikalische Vortrag, der dramatische Ausdruck, Geberden- und Mienenspiel — man möchte manchmal fast glauben, daß die vorgehenden Schwächen und Fehler eine Finte waren, angewendet, um den Glanz des nunmehr Gebotenen noch zu erhöhen! Und wenn solche seltensten Vorzüge mit einem interessanten Kopfe und einer männlich schönen Gestalt vereint von der Bühne herab wirken, ist's da zu verwundern, wenn das Publicum in Ekstase geräth?

Sehr interessant ist auch, daß Herr Mierzwinski keiner eigentlichen Gesangsschule angehört; was er ausführt, trägt ein originelles Gepräge, und man kann seiner Versicherung Glauben schenken, daß er viel mehr durch eigenen unermüdlichen Fleiß erlangt hat, als durch angeborene Mittel oder durch den Unterricht der Lehrer; schon der Umstand, daß er schon im vollen Mannesalter stand, als er zu Ruf gelangte — er mag jetzt etwa 35 Jahre zählen — spricht für die Wahrheit dieser Versicherung, auch stimmt das Urtheil der Fachsänger dahin überein, daß die Stimmmittel durch „einen eisernen Willen" zu solcher Vollendung entwickelt worden sind. Und von diesem eisernen Willen zeugt sein Vortrag in dem Morgenconcert des Königl. Opernchors. Er sang das Lied des „Robert": „Ja, das Gold ist nur Chimäre", ein Musikstück, dessen Wirkung eigentlich nur mit allen Bühnenzuthaten, Lager, Ritter, Spieltisch, glänzenden Costümen gedacht werden kann; er sang es im Salonanzuge mit Ballschuhen, ohne ein Notenblatt in der Hand, ohne eine Bewegung (der dramatische Heldentenor!) in elegantester Haltung, dabei aber brachte er Dinge vor, die man nie zuvor gehört hatte, unter Anderem einen Tonleiterlauf vom obersten C bis zum Baß-C in voller Kraft — wer will da mit dem Publicum rechten, wenn es im Entzücken tobt?

Wir können jedoch diese Skizze nicht schließen, ohne der ernsten Besorgniß Ausdruck zu geben, daß der außerordentliche Sänger sich doch zu viel zumuthet, daß ein fortgesetztes so ruheloses Vorführen der schwersten Partien (er singt jede Woche drei bis viermal) auch die stärkste Kraft gefährden muß — vielleicht ist das oben angeführte Schwanken des Tonansatzes im Piano und Mezzoforte schon eine Folge dieser Anstrengungen, vielleicht muß Herr Mierzwinski schon im Affecte sein, um die Technik sicher handzuhaben. — Möge er ja bald mit sich zu Rathe gehen, Ruhe und Selbstprüfung anwenden, um eine kostbare künstlerische Kraft zu bewahren, die selbst dem strengen, keinen Fehler übersehenden Beurtheiler größte Bewunderung abzwingt!

H. Ehrlich.

*) Bei den Vorstellungen des „Troubadour" und der „Hugenotten" war die Abendcasse geschlossen.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen
a. **Deutsches Heim.**
b. **Gerichtslaube.**
c. **Aus alter und neuer Zeit.**

Pro Quartal } in Berlin M. 4,20
Abonnement } ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
BerlinW., 29Behrenstr.

Kanarienvögel
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Herzlichen Dank für die mir zugeschickten Vögel, denn solche sind ganz gesund hier angelangt und machen uns bereits durch den herrlichen Gesang grosse Freude. K. Grangel. Lehrer, Königsbach."

Verlag von **Theodor Ackermann** in München.

Gedichte
von
Louise Hitz.

Broschirt M. 1,60. Elegant gebunden M. 2,40

Das Deutsche Literaturblatt (5. Jahrgang Nr. 45) empfiehlt dies Büchlein dem deutschen Hause auf's wärmste und sagt u. A.: „Wir haben es hier mit einer wirklichen Dichterin zu thun, die in der Auswahl ihrer Poesien strenge Selbstkritik geübt hat" 2c.

(Zu haben durch alle Buchhandlungen.)

Fr. Spielhagens Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Einladung zum Abonnement auf die

Neue Zeitung.

Organ der National-Liberalen Partei.

Die vom 1. Januar 1885 im Verlage von **Georg Stilke** in Berlin erscheinende **„Neue Zeitung"** ist das einzige Preßorgan der Reichshauptstadt, welches voll und ganz auf dem Boden der National-Liberalen Partei steht und den Angelegenheiten derselben besondere Aufmerksamkeit widmet.

Die **„Neue Zeitung"** bespricht in täglichen **Leitartikeln** von berufener Feder die Vorgänge auf politischem, wirthschaftlichem und socialem Gebiet und wird durch directe Original-Correspondenten im Auslande und an allen bedeutenden Plätzen Deutschlands in den Stand gesetzt, ihre Leser auch über die auswärtigen Ereignisse in schneller und selbstständiger Weise zu unterrichten; die parlamentarischen Nachrichten und Berichte bringt die **„Neue Zeitung"** in ausführlichster Weise.

Auf dem Gebiete des **Finanzwesens** und des **Handels** wird die **„Neue Zeitung"** durch objective Meldung betreffs aller **Banken, Eisenbahnen** und **industriellen Unternehmungen,** durch einen übersichtlichen Courszettel, **Markt-** und **Börsen-Berichte** den allgemeinen Interessen dienen.

In ihrem **Feuilleton** bringt die **„Neue Zeitung"** Romane und Novellen der ersten Schriftsteller, eingehende Theater- und Musikreferate, ästhetische und literarische Essays, Besprechungen der neuesten Entdeckungen und Erfindungen 2c. und widmet den neuen Erscheinungen der Literatur und bildenden Künste besondere Aufmerksamkeit.

Im **lokalen Theile** berichtet die **„Neue Zeitung"** über alle bemerkenswerthen Ereignisse der Hauptstadt, über Gerichtsverhandlungen und Stadtverordneten-Versammlungen, sie bringt Vereinsnachrichten, Lotterie-Listen, Sprechsaal u. a. m.

Die **„Neue Zeitung"** giebt als Sonntagsbeilage das **Unterhaltungsblatt „Haus und Herd".**

Die **„Neue Zeitung"** erscheint täglich Morgens mit Ausnahme des Montags im Umfange von 2—3 Druckbogen und kostet **pro Quartal Mark 4,50.**

Abonnements nehmen sämmtliche Postanstalten u. Zeitungsspediteure entgegen sowie die unterzeichnete

Berlin, im December 1884.

Expedition der Neuen Zeitung,
Lindenstraße 66.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Die Giebinger.

Eine Erzählung
von
C. Hirundo.

II, 234 S. 8. geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Verfasserin von „Irmengard", der historischen Novelle, welche mit warmem Beifall aufgenommen wurde, bietet hier eine Erzählung mit dem geschichtlichen Hintergrund der Reformation und des Bauernkriegs von ungleich reicherem und mannigfaltiger gegliedertem Inhalt, die nach berufenem Urtheil einen sehr erheblichen künstlerischen Fortschritt darweist.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien:

Die von Kelles.

Ein Roman aus Livlands Vergangenheit
von
Theodor Hermann Pantenius.

Eleg. gebunden Preis 7 M.

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld u. Leipzig.

Neu erschienen:

Schillers Glocke

in **40 Bildern von B. Neher,** nach den Entwürfen zu den Wandgemälden im Schlosse zu Weimar in Holz geschn.

Verkleinerte Lichtdruck-Ausgabe.

40 Bl. auf ff. Carton, in Mappe, 8°. Mk. 5.—
(Leipzig, J. A. Barth.)

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in Berlin.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 10. Januar 1885. Band XXVII.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Ausgleich und die Neuvertheilungs-Bill. Von Karl Blind. — Der Rückgang des Deutschthums. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Philosophin Sophie Germain. Von Hugo Göring. — Die Memoiren de Catt's. Von Georg Winter. — Hense's Shakespeare. Besprochen von Hermann Isaac. — **Feuilleton:** Fam. Von Carit Etlar. Autorisirte Uebersetzung von Emil Jonas. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Der Ausgleich und die Neuvertheilungs-Bill.

Von Karl Blind.

In diesen Blättern ist unlängst England als das Land der schroffen politischen Widersprüche, der unvermittelten Gegensätze, des ausgangslosen Sich-Gegenüberstehens fast gleichberechtigter Gewalten bezeichnet worden. Darum ist es — wie wir ausführten — oft der Schauplatz heftigster Erschütterungen, bei welchen man nicht selten hart an die Umwälzung geräth; aber eben „deshalb auch das Land der unablässigen Vergleiche, der Compromisse, wie man's nennt".*) Ein solcher Vergleich ist nun wiederum geschlossen worden, indem die sogenannten Berufs-Politiker, d. h. ihre hervorragendsten Führer, mit ungeahnter Raschheit vertraulich zusammentraten und durch ein Abkommen sich der Staatsgefahr zu entledigen suchten.

Graf Salisbury hat dabei, was die Stimmrechts-Bill betrifft, die Segel streichen und sich der Volksforderung beugen müssen — wie es in jener Abhandlung vorausgesagt worden war. Seit bald zwanzig Jahren hatten die Tories, bei jedem liberalen Antrag auf Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten, sich in Masse dagegen erklärt, mit Ausnahme von einem oder zwei weißen Raben im Unterhause. Der neueste Gesetzentwurf ging dort, inmitten einer an's Halb-Revolutionäre streifenden Massenbewegung, in dritter Lesung bei völliger Abwesenheit der conservativen Partei durch. Zwei Mann erklärten allerdings nachträglich: sie hätten ein „Nein" gerufen. Niemand hatte es gehört. Gladstone konnte daher die Annahme als „ohne Widerspruch" (nemine contradicente) erfolgt eintragen lassen.

Die Hoffnung der Tories des Unterhauses war jedoch auf die Adelskammer gerichtet, welche das kaum geborene Kindlein unter einem Vorwande abwürgen sollte. Im Oberhause trat denn auch Lord Salisbury, ein ebenso begabter und listiger, wie verbissener Feind der Volkssache, in diesem Sinne auf. Die Bill wurde daher dort „hinausgeschuckt"; — so lautete der von einem Hauptführer der Tories gebrauchte feine Ausdruck.

Da die Regierung zehnmal feierlich erklärt hatte: die Vorlage über Neuvertheilung der Abgeordnetensitze erst dann aufzeigen zu wollen, wenn die Peers die Stimmrechts-Bill angenommen hätten, so konnte sich Lord Salisbury, wie er meinte, recht bequem dieses Vorwandes bedienen, um die Stimmrechts-Bill zu stürzen. Er hatte jedoch ohne die Furcht der Whigs und der gemäßigteren Mitglieder seiner eigenen Partei gerechnet, auch die am Hofe herrschende Stimmung nicht in Anschlag gebracht. In all' diesen Kreisen waren die gewaltigen Massenkundgebungen nicht ohne Wirkung geblieben. Hatte es doch der Thronfolger im Juli dieses Jahres für angezeigt gehalten, durch Einnahme eines Sitzes auf einem Balkon eines der Clubs in Pall Mall, an welchem vorbei der ungeheuere Zug von Menschen sich nach dem Hyde-Park wälzte, die Lage der Dinge persönlich in Augenschein zu nehmen.

Als nun in den nächstfolgenden Monaten die Fluth immer höher schwoll und keine Versammlung unter freiem Himmel, kaum mehr eine in geschlossenem Raum von Liberalen gehalten werden konnte, ohne daß „Abschaffung des Oberhauses" vorgeschlagen und als Beschluß angenommen wurde; als im Cabinet selbst nicht blos ein Radicaler wie Herr Chamberlain, sondern sogar ein ehemaliger Whig wie der Minister des Innern, Sir W. Harcourt, sich als Führer dieser Bewegung aufzuwerfen schienen: da brach hinter Lord Salisbury die Partei des schroffen Widerstandes zusammen.

Nun eilte der conservativ-liberale Herzog von Argyll, dessen Sohn Lorne mit der Prinzessin Luise vermählt ist, zu dem whiggistischen Cabinetsmitglied Lord Hartington, welcher dereinst als Herzog von Devonshire den Peersmantel im Oberhause tragen wird, um einen Ausgleich anzubahnen. Die Stimme des Hofes klang dabei sicherlich durch. Denn wenn auch England — wie wir am 18. October bemerkten — selbst von Gemäßigt-Liberalen, ja, von manchem einsichtsvolleren Alt-Tory als eine „Republik mit monarchischer Präsidentschaft" anerkannt ist, und die Krone sich mit staatskluger Einsicht von eigenmächtigen Eingriffen fernhält: so wird doch hinter dem Vorhang noch mancherlei Einfluß durch den Hof auf die leitenden Staatsmänner geübt, wenigstens bei außergewöhnlichen Anlässen.

Bei diesen vertraulichen, merkwürdig schnell abgemachten Vorverhandlungen war Sir Charles Dilke mit thätig. Ehemals, im Verein mit einem Arbeiterführer, in republicanischer Richtung wirksam, ist er seit seinem Eintritt in's Ministerium, und schließlich in's Cabinet, umgewandelter geworden, als es jener Gruppe der „unabhängigen Liberalen" lieb ist, die etwa als Fortschrittsmänner bezeichnet werden können und als solche einen Freistaat zwar für kein Verbrechen halten, aber doch gewiß nicht als verkappte Republicaner handeln. Argyll, Hartington, Dilke und im Hintergrunde der Hof: das waren somit die zuerst thätigen Kräfte. Gladstone, dem die Massenbewegung schon fast über den Kopf gewachsen war, fügte sich schnell. Salisbury, der, wie gesagt, nicht auf den Kopf ge-

*) „Der Verfassungskampf in England"; „Gegenwart" vom 18. October, 1884.

Digitized by Google

fallen ist, griff nun seinerseits eilig zu und machte sich sozusagen zum Leiter des Ausgleiches. So sehr riß er nun die Führung an sich, daß er und Sir Stafford Northcote in Downing Street, ja, fast im Allerheiligsten der Regierung — nämlich in einem an den Cabinetssaal stoßenden Zimmer — während der Cabinetssitzungen die Schlußverhandlungen mit einem dazu auserlesenen Minister betrieben, der zwischen den beiden Parteien hin und herging. Weitere Verhandlungen fanden in dieser ministeriellen Amtswohnung unmittelbar zwischen Salisbury, Northcote, Gladstone, Hartington und Dilke statt.

Noch nie war solches in England erhört worden. Noch nie haben auch die Führer der zwei entgegengesetzten Parteien in dieser Weise ohne Befragung des Parlamentes, und mit zeitweiser Vertagung desselben auf eine Woche, so auf eigene Faust gehandelt, das Heft so ganz in die eigene Hand genommen und über den Kopf der Volksvertretung hinweg sich nach ihrem Gutdünken unter einander geeinigt.

Hier liegt unzweifelhaft ein Beispiel vor, dessen Wiederholung für die parlamentarische Regierungsform, wie sie jedes auf seine Würde haltende Volk zu bewahren, wenn nicht zu erringen hat, höchst verderblich wirken müßte. In Volkskreisen erhob sich auch ein Sturm des Unwillens, und es fehlte nicht an den härtesten Worten gegen die Regierung, vor Allem gegen Gladstone, der seinen wiederholten Betheuerungen untreu geworden war. Man sprach von „Verrath", von „Kabale", von „feiger Uebergabe an den Feind".

Wenn dieser Sturm sich verhältnißmäßig gelegt oder doch nicht stark ausgedehnt hat, so ist die Ursache davon eine zweifache. Einmal, weil man eben doch durch den Zusammenbruch der Tory-Opposition die Stimmrechts- und die Aussicht auf Annahme der Neuvertheilungs-Bill erlangte. Sodann, weil sogar eine Anzahl radicaler Führer — unter ihnen voran Herr Chamberlain, gegen den der Ausgleich recht eigentlich gerichtet war — nach geschehener That sich schleunigst auf die siegende Seite stellte. Die Catone sind heutzutage dünn gesäet. Namentlich findet man sie selten unter Denen, die eine Cabinetsstellung einnehmen oder nach ihr trachten. Der englische Durchschnitts-Politiker aber trachtet, wenn er sich irgendwie hervorthut, immer darnach; und man muß sich von seinem jeweiligen Aufsetzen der phrygischen Mütze nicht täuschen lassen.

Aufmerksamere Beobachter, und zwar nicht bloß etwa auf derjenigen Seite, wo man von dem Kampfe mit dem Oberhause gute Fortschrittsergebnisse erwartet hatte, können sich des Gedankens nicht entschlagen, daß dieser neueste überraschende Vorgang ein halber Staatsstreich gewesen sei, und daß man nun auf der Wache zu liegen habe. Englands Verfassung ist, wie früher bemerkt, eine ungeschriebene. Sie bedeutet — wie wir sagten — im Grunde nichts Anderes, als die jeweilig am thatkräftigsten sich erhaltende oder ausdehnende Gewalt. Wir wissen es, daß in diesem Sinne Macht vor Recht geht. England hat denn auch, was Freiheit betrifft, in älterer Zeit manchmal einen tiefen Sturz erfahren.

Es geschah während einer solchen Zeit, daß Algernon Sidney, in seinen „Gesprächen über die Regierungsformen", auf Deutschland, als auf ein Land der Freiheit, im Vergleich zu den damaligen Zuständen des eigenen Landes, hinwies. Hier sind Sidney's Worte über die Deutschen seiner Zeit:

„Ihre Fürsten haben, nach Maßgabe ihrer Verdienste, nur das Recht, zu überzeugen, nicht die Macht, zu befehlen*); und die Frage ist nicht bei ihnen, welchen Antheil an der Regierung sie dem Adel und dem Volke, sondern was der Adel und das Volk ihnen gewähren wollen . . . . . Wer sich irgendwie auf die Angelegenheiten Deutschlands versteht, der weiß, daß seine jetzigen Kaiser, trotz ihres hochgetragenen Titels, eine ebenso beschränkte Macht haben, wie in den Tagen des Tacitus. Sind sie gut und weise, so mögen sie überzeugen; aber gebieten können sie nicht weiter, als ihnen das Gesetz es erlaubt. . . . Niemand hält wohl, denke ich, irgend eine Monarchie für beschränkter, für klarer von bloß übertragener Macht abgeleitet, als die der deutschen Kaiser."

Das war des über die Lage seines Volkes betrübt gewordenen Algernon Sidney Begriffsbestimmung der deutschen Monarchie. Es ist, als habe er seinen Schwaben- und Sachsenspiegel recht gut gekannt. Dort steht ja das Alles, und noch Einiges mehr, was sich auf das Recht der Reichsstände zum Widerstande gegen Gesetzesvergewaltigung bezieht, sehr scharf verzeichnet. Uns mag es heute sonderbar erscheinen, daß Engländer ehedem „die Freiheit wie in Deutschland" ihrem Volke als Beispiel vorwiesen. Indessen bleibt es eben doch wahr, daß Deutschland mit all seinen staatlichen Fehlern, einst in seinem Kaiserthum, wie in seinem Kleinfürstenthum und seiner ganzen Verfassung, noch weit eher eine „aristokratische Republik mit monarchischer Präsidentschaft" war, als es heute England ist. Man muß von deutscher Geschichte sehr wenig kennen, um das nicht zu wissen.

Erinnert man sich des schweren despotischen Druckes, unter welchem England gelegentlich geseufzt hat, und gedenkt man des bekannten, gewiß tiefwahren Wortes, daß „bei seinem Mangel an einer geschriebenen Verfassung die abschüssige Bahn zur Unterdrückung leichter als anderwärts durchmessen wird, wenn die Männer der Freiheit nicht sorgsam wachen": so begreift man schon das Bedenken, welches unter den verständigen Freunden der parlamentarischen Regierungsform über die geheime Plötzlichkeit des jüngsten Ausgleiches und die ungewöhnliche Art seiner Herbeiführung entstanden ist. Gleichwohl überwiegt augenblicklich die Befriedigung wegen des Rückzuges der Tory-Opposition gegen die Stimmrechts-Bill. „Zwei weitere Millionen Wähler", sagt man sich, „treten nun in die Ringbahn. Ihre fortschrittliche Bedeutung wird sich schon geltend machen. Der Kampf gegen die Adelskammer wird auch nicht eingestellt werden, obwohl eine Reihe bisheriger Führer sich als unverläßlich gezeigt hat. Die ‚Volks-Liga für Abschaffung des Oberhauses' ist gegründet; und man wird schon noch von ihr hören!"

Das sind Hoffnungen, die wir hiermit einfach verzeichnen.

Was nun die Bill für die Neuvertheilung der Abgeordnetensitze betrifft, so geht sie, in Folge des von Lord Salisbury auf ihre Ausarbeitung geübten Einflusses, noch über den ursprünglichen Regierungsentwurf hinaus. Es war ehemals stets liberaler Grundsatz, die besondere Vertretung der Burgflecken und sonstiger Kleinstädte zu mindern oder ganz zu streichen, weil der landsässige Grundadel, dem der Boden dieser Kleinstädte in zahlreichen Fällen gehört, dort zu viel Macht hat. Dank dem Grafen Salisbury ist nun der liberalen Forderung in hohem Maße Genüge geschehen. Alle Städte mit nur 15 000 Einwohnern, oder weniger, werden, was Vertretung betrifft, mit den Landbezirken verschmolzen.

Ist das aber, wie die Dinge heute liegen, ein wirklicher Nutzen für den Fortschritt in staatlichen und gesellschaftlichen Fragen?

Die jetzige liberale Unterhausmehrheit beruht zum nicht geringen Theile auf dem ausnahmsweise und allerdings nur mit Mühe errungenen Siege, den die Partei, bei den Wahlen von 1881, in einer Anzahl Kleinstädte erfocht. Bei näherer Besichtigung stellt es sich nun heraus, daß durch die Tilgung der besonderen Vertretung dieser Kleinstädte die liberale Partei entschieden den Kürzeren zieht. Die Liberalen verlieren dort 76, die Tories nur 45 Mitglieder. Macht einen Verlust von 31 Mann!

Nichtsdestoweniger sind die Liberalen es ganz zufrieden; denn die Liebe zur Formel, zum regelrechten Zuschnitt überwiegt in dieser Partei auch in England oft die tiefere Rücksicht auf die Sache — ähnlich, wenn auch bei Weitem nicht so stark, wie in Frankreich. Im Uebrigen zählen die Liberalen auf einen Zuwachs an Mitgliedern aus den nunmehr mit erweitertem Stimmrecht begabten Landbezirken.

Wird sich das bewähren? Man muß es abwarten. Auch das durch die Reformbill von 1867 in den Städten erweiterte Wahlrecht brachte nach einigen Jahren eine conservative Unterhaus-Mehrheit zuwege. Englands Landbevölkerung aber ist, trotz vieljähriger Thätigkeit Joseph Arch's, des Führers der Feldarbeiter, politisch noch immer sehr zurück.

*) Dies ist im englischen Text durch Sperrschrift hervorgehoben.

Digitized by Google

Bekanntlich ging Disraeli, nachdem sich seine Partei von 1866—67 zuerst gegen Erweiterung des Wahlrechtes gesträubt hatte, plötzlich noch über den liberalen Regierungsentwurf hinaus. Sollte Graf Salisbury gegenwärtig von einer ähnlichen Berechnung geleitet sein?

Es handelt sich also darum, wer den Anderen für die nächste Zeit überlistet hat: ob Salisbury den Premier, oder dieser den Grafen Salisbury. Wir sagen: für die nächste Zeit. Weniger als je läßt sich ja heute eine Berechnung auf lange hinaus in der Staatskunst anstellen.

Ein weiterer Punkt der Bill, über den die Ansichten auseinandergehen, ist die Spaltung einer Menge Städte, die bisher ihre Abgeordneten durch die Gesammtwählerschaft ernannten, in verschiedene Bezirke mit besonderer Vertretung. Richard Cobden neigte dieser Wahlart stark zu, weil sie verschiedenerlei Stände und Ansichten zur volleren Geltung bringe. Allein wie die Sachen für die liberale Partei liegen, wird dadurch wohl in manchen Städten das sogenannte „Westend- und Villathum", d. h. die conservative Richtung, einen Sitz erringen, der ihr sonst nicht geworden wäre. Als Cobden den jetzt öfters angeführten Brief schrieb, war das Westend- und Villawesen noch nicht so ausgebildet wie heute.

Auch nach diesem Gesetzentwurfe bleiben der Unregelmäßigkeiten in der Anordnung der Wahlbezirke noch die Hülle und die Fülle. Nirgends entspricht die Zahl der Abgeordneten auch nur mit annähernder Aehnlichkeit derjenigen in anderen Bezirken nach Maßgabe der Bevölkerungs- und Wählerziffer. Häufig sind die Gegensätze außerordentlich kraß. Irland bleibt, der Zahl seiner Einwohnerschaft nach, übermäßig vertreten. Schottland erhält allerdings zwölf weitere Abgeordnete. Aber die Reichshauptstadt, in welcher Gewerb und Handel und der Geist des Landes eine gewaltige Wohnstätte besitzen, ist, trotz der vorgeschlagenen Vermehrung seiner Abgeordnetenschaft, immer noch schlecht bedacht. London kommt in der Bill ganz erstaunlich zu kurz. Es erhält 59 Abgeordnete. Es sollte deren 80 haben.

Um die Beibehaltung der Abgeordnetenzahl für Irland zu rechtfertigen, hat Gladstone die sonderbare Behauptung aufgestellt: „je weiter ein Ort vom Mittelpunkte der Regierung entfernt, je schwerer zugänglich er sei, um so stärker solle er vertreten sein!" Nach dieser Lehre müßten die abgelegensten Berggegenden, die von der Eisenbahn, dem Dampfer und dem Fernschreiber nicht erreichten, politisch verschlafensten Nester die meisten Abgeordneten stellen. Es ist urkomisch.

Im Uebrigen wird der eigentliche Kampf um die Neuvertheilungs-Bill erst im Februar ausgetragen werden. Bis dahin mag sich noch Mancherlei begeben. Das wesentliche Ergebniß der in den letzten Monaten so heftig angestiegenen Bewegung ist somit vorerst das: daß statt drei Millionen Wähler deren jetzt fünf vorhanden sein werden. Soweit hat Salisbury seinem Junkerstolze freilich Gewalt anthun müssen. Aeußerlich hat er jedoch, durch Gladstone's Schwäche, die Ehre gehabt, sein Verlangen nach Vorzeigung der Neuvertheilungs-Bill vor Annahme der Wahlrechtsvorlage erfüllt zu sehen und sich ein paar Tage lang sogar in Downing Street breit machen zu können.

Die weiteren Entwickelungen sind nun abzuwarten. Wenig erfreulich aber ist die Thatsache, daß gerade der „alte Parlamentarier" Gladstone sich zu so venetianisch oligarchischem, zu so versteckt und hinterrücks eingefädeltem Verfahren bewegen ließ. Sein Ansehen ist dadurch bei den Massen stark gesunken. Mancher Fortschrittsmann lobt ihn noch für ehemalige Errungenschaften in innerem Fortschritt; doch mit dem Hinzufügen: „Allein mein Lieutenant bist Du länger nicht!"

Der Rückgang des Deutschthums.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die geographische Lage der deutschen Stämme in Oesterreich und Rußland, die politische Nothwendigkeit, mit Oesterreich wenigstens unbedingt in Freundschaft und Frieden leben zu müssen, die Gefahr, durch Vergrößerung das deutsche Reich mit noch mehr fremden Bestandtheilen zu belasten, vor Allem aber die Furcht, durch Zuwachs katholischer Unterthanen die Opposition des Reichstags bis zu einem das verfassungsmäßige Regieren unmöglich machenden Grade zu stärken, alle diese Gründe werden das deutsche Reich immer abhalten müssen, den vom Untergang bedrohten deutschen Stämmen durch Eroberungen und Annexionen Hilfe zu bringen. So lange das deutsche Reich vergeblich bemüht ist, dem Rückgang des Deutschthums innerhalb seiner eigenen Grenzen Einhalt zu thun, kann es unmöglich sich mit neuen Provinzen belasten, welche das Verhältniß der fremden Elemente im deutschnationalen Staatswesen noch mehr zu Ungunsten der Deutschen verändern würden. Die Deutschen im Reiche dürfen und können den bedrohten Brüdern in Nachbarländern nur geistige und moralische Unterstützung angedeihen lassen, im Uebrigen aber müssen sie dieselben nothgedrungen der eigenen Kraft überlassen, trotz der Ueberzeugung, daß diese Kraft sich in der Hauptsache zu schwach erweisen wird, um allen gegen sie vereinigten Factoren auf die Dauer Widerstand zu leisten.

Innerhalb wie außerhalb der Reichsgrenzen hat durch die Reichsgründung bei den Deutschen bis jetzt wohl die nationale Eitelkeit bis zur theilweisen Ueberhebung beim Vergleichen des eigenen und fremden Werthes zugenommen, aber von einer Stärkung des berechtigten nationalen Stolzes und des Willens, die nationale Eigenart der geschichtlich überlieferten Cultur als ein ideales Gut vom höchsten Werthe selbst mit Opfern an Bequemlichkeit und materiellem Behagen behaupten und für diese Güter, wo sie bedroht sind, mannhaft kämpfen zu wollen, — davon ist noch nichts zu merken. Dieser Mangel an nationalem Stolz datirt nicht von gestern; er ist ein Erbfehler des deutschen Nationalcharakters gleich dem Particularismus und dem abstracten politischen Idealismus und ist mit beiden eng verwachsen. Darum ist aber auch die Hoffnung gering, daß die Erkenntniß der Gefahren, welche das Deutschthum durch das erwachte Nationalgefühl der Nachbarn bedrohen, hinreichen sollte, um einen solchen Erbfehler gründlich zu ändern; die bestgemeinten Bemühungen der gebildeten Patrioten werden auf die niedere Masse der Deutschen, um deren Verhalten es sich hier vor allen Dingen handelt, doch nur einen sehr geringen, und im Vergleich zu der Dringlichkeit der Gefahr viel zu langsam wirkenden Einfluß ausüben.

Hiernach ließe sich der Rückgang des Deutschthums überall da, wo ihm eine an Zahl etwa gleiche fremde Nationalität gegenübersteht, wohl erklären, auch ohne zu der Annahme einer Erschlaffung der deutschen Volkskraft Zuflucht zu nehmen; aber unverständlich bleibt doch immer noch die Schnelligkeit der Erfolge der fremden Nationalitäten und vor Allem die Thatsache ihrer Erfolge selbst in solchen Provinzen des deutschen Reiches, wo sie sich den Deutschen gegenüber in einer Minderzahl befinden und die Regierung zum Gegner ihrer Bestrebungen haben. Freilich vollzieht sich hier der Rückgang des Deutschthums viel langsamer (im Grundbesitz noch gar nicht); daß er aber doch stattfindet, wird nur dadurch begreiflich, daß erstens die Regierungsorgane den Regierungswillen nicht mit genügender Entschiedenheit zum Ausdruck bringen, und daß zweitens eine in der Stille wirkende organisirte Macht vorhanden ist, welche ihren ganzen Einfluß dem Kampfe gegen das Deutschthum zur Verfügung stellt. Diese Macht ist die katholische Kirche.

Man wird vielleicht fragen, was die katholische Kirche davon haben solle, gegen die Deutschen zu operiren, auch dann, wenn dieselben Katholiken sind und nicht dem deutschen

Digitized by Google

Reiche angehören. Die Antwort liegt darin, daß die katholische Kirche in dem deutschen Geiste von jeher ihren Erbfeind erkannt hat, den einzigen Gegner, welcher ihre Wiedereroberung der gesammten christlichen Welt ernstlich zu hindern vermag und hindern wird. Tedeschi protestanti — dies Wort hat sich von jeher bewährt, und zuletzt noch darin, daß alles Hervorragendere, was Deutschland an katholischer Philosophie producirt hat (Oetinger, Baader, Schelling, Günther, Deutinger, Baltzer, Michelis), stillschweigend oder ausdrücklich auf den Altkatholicismus abzielt, der doch nur ein verschämter Protestantismus ist, so daß der Papst sich genöthigt sah, ausdrücklich die moderne Philosophie selbst in katholischer Einkleidung zu verurtheilen und das System des hl. Thomas für das allein wahre zu proclamiren. Die gesammte deutsche Bildung ist protestantisch, der protestantische deutsche Geist reicht so weit wie die Bildung in Deutschland, und die Bildung hört auf, wo das Herrschaftsgebiet dieses Geistes aufhört. Von der zersetzenden Negation in katholischen Ländern hat die Kirche nichts zu fürchten, weil weder sittlicher Ernst, noch religiöses Gefühl, noch philosophische Tiefe dahinter steckt und die Sehnsucht nach etwas Positivem das Volk immer wieder in die Arme der Kirche zurückführt; vor dem protestantischen deutschen Geist aber, der sittlich, religiös und speculativ zugleich ist, fühlt die Kirche ein instinctives Grauen, das um so intensiver ist, weil ihr jedes Verständniß für denselben fehlt.

Von den beiden Ländern, welche allein von allen die Kraft haben könnten, den Siegeslauf der modernen Gegenreformation zu hemmen, Rußland und Deutschland, braucht die römische Kirche das erstere nicht zu fürchten, weil sie sich seiner griechischen Kirche mit Recht in demselben Maße überlegen weiß, wie der Protestantismus sich dem römischen Katholicismus überlegen weiß; es müßte erst eine religiöse Regeneration und Reform im Ostslaventhum zum Durchbruch gelangen, ehe dasselbe befähigt würde, mit dem Katholicismus in einen geistigen Ringkampf einzutreten. Desto mehr haßt die katholische Kirche das Deutschthum, welches den ihr unfaßbaren und unheimlichen protestantischen Geist aus sich geboren hat, und welches als nationale Geistescultur mit demselben geradezu identisch ist. Die Kirche haßt das deutsche Reich, weil es ein protestantisches Kaiserthum ist und sich nicht dem Gängelbande Roms unterwerfen will, sie haßt aber auch die Deutschen als solche, weil sie, soweit sie zu nationaler Bildung gelangt sind, oder gelangen werden, oder gelangen können, mit dem protestantischen Geiste gesalbt sind, gleichviel ob sie fortfahren, sich Katholiken zu nennen oder nicht. Die Kirche kann ihr höchstes Ziel, die Durchführung der Gegenreformation, das sie in diesem Jahrhundert mit dem gewaltigsten Aufgebot aller ihrer Kräfte in Angriff genommen hat, nur erreichen, wenn sie den deutschen protestantischen Geist vernichtet, und darum begünstigt sie nicht bloß fremde Katholiken gegen deutsche Protestanten, sondern schlechtweg und überall das Nichtdeutsche gegen das Deutsche, um den Machtbereich des letzteren äußerlich und innerlich einzuschränken. Lediglich diese antideutsche Agitation der Kirche ist es gewesen, welche der deutschen und preußischen Regierung den Anstoß gab zur Ueberwindung aller der gewichtigen, gegen die Aufnahme des entgegengetragenen Culturkampfes sprechenden Bedenken, und welche jetzt fast das alleinige Hinderniß zur Gewinnung eines modus vivendi bildet.

Wer nicht in stockkatholischen Gegenden gelebt hat, muß alle ihm zu Ohren kommenden Berichte über die Mittel, mit welchen diese Agitation betrieben wird, für Ammenmärchen halten, an die man im 19. Jahrhundert als Aufgeklärter und Liberaler kaum noch glauben kann. Wenn diese Agitationsmittel genügen, um in den preußischen polnischen Provinzen den Rückgang des Deutschthums, das so lange im rüstigen Vorschreiten war, möglich zu machen, so mag man erwägen, welchen Zuwachs ihr Einfluß in solchen Ländern bringen muß, wo die Regierung selbst die Agitation gegen das Deutschthum in die Hand genommen hat, z. B. in Ungarn.

Dieselbe Generation, welcher das hohe Glück, die Reichsgründung mit anzusehen, zu Theil geworden ist, muß sich auch mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Deutschthum, abgesehen von Tyrol und einigen compacten deutschen Sprachinseln an der Moldau und Donau, überall verloren, unaufhaltsam und unrettbar verloren ist, außer im deutschen Reiche und seinen etwa noch zu gründenden deutschen Colonien. Man mag diese Thatsache beklagen und beweinen, man mag den Todeskampf des Deutschthums außerhalb des Reiches durch geistige, moralische und pecuniäre Unterstützung zu verlängern suchen, aber man muß dieser schmerzlichen Thatsache fest ins Auge blicken, und darf sich nicht durch Herzenswünsche verleiten lassen, den unerbittlichen Zug der historischen Nothwendigkeit zu verkennen. Nur wenn man den Muth hat, sich auch das Schlimmste nicht zu verhehlen, nur dann wird man erkennen können, was nach der gegebenen Sachlage zu thun übrig bleibt und obliegt.

Daß das Deutschthum der russischen Ostseeprovinzen nicht zu retten ist, wird man am ehesten zugeben. Hier handelt es sich neben einigen deutschen Städten um eine bloße Aristokratie des Großgrundbesitzes, welche in der gebildeten evangelischen Geistlichkeit ihren geistigen Halt findet. Eine solche Vorherrschaft wird unmöglich, wenn die Regierung in rücksichtsloser Weise gegen dieselbe vorgeht, die Universitäts- und Handelsstädte russificirt, die aristokratische Selbstverwaltung der Provinzen zum Schatten herabdrückt, für die griechisch-orthodoxe Kirche Propaganda macht und das Landvolk künstlich zum Bewußtsein seines socialen und nationalen Interessengegensatzes gegen die Grundaristokratie aufstachelt. Erst der Panslavismus, dem das baltische Deutschthum, ebenso wie das Schwedenthum in Finnland, ein Dorn im Auge ist, hat die esthnische, livländische und finnische Nationalität künstlich wachgerufen und aufgehetzt; nachdem dies aber einmal geschehen, wird sie von selbst sich wach erhalten und die fremde Aristokratie mit Hilfe der russischen Staats- und Kirchenmacht über kurz oder lang sicher abschütteln. Selbst wenn dem deutschen Reiche diese Provinzen geschenkt würden, müßte dasselbe ein solches Danaergeschenk ablehnen; denn bei den gegebenen Zahlenverhältnissen könnte die Herrschaft des Deutschthums wohl noch künstlich um einige Generationen verlängert, aber nimmermehr für die Dauer befestigt werden, und außerdem würde eine solche langgestreckte Küste mit verschlossenem Hinterland sich militärisch wie commerciell in einer höchst unglücklichen Lage befinden. Weit leichter wäre es dem deutschen Reiche, das linke Weichselufer mit seinen 5 pCt. Deutschen und 5 pCt. deutschredenden Juden zu germanisiren, weil es militärisch wie commerciell in seiner abgerundeten Machtsphäre beliegt; aber auch diese Provinzen wären eher ein Fluch als ein Segen für uns, so lange wir nicht mit der Germanisirung der seit einem Jahrhundert zu Preußen gehörigen polnischen Landestheile vollkommen zu Stande gekommen sind.

Nicht so übersichtlich sind die Verhältnisse in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zwar was Ungarn anbetrifft, wird sich wohl kaum noch ein Deutscher der Illusion hingeben, als ob gegen die Magyarisirung mit Dampfbetrieb ein dauernder Widerstand der deutschen Elemente denkbar sei, und ebensowenig wird man sich dem Gedanken verschließen, daß eine Ablösung der magyarischen Herrschaft in Ungarn sicherlich nicht mehr durch die Wiederkehr einer deutschen Büreaukratie, sondern nur durch ein etwaiges Emporkommen der noch rücksichtsloseren slavischen Majorität möglich ist. Nicht die Furcht vor den Deutschen, sondern die sehr berechtigte vor den Slaven ist es, welche den Magyarisirungsfanatismus zu einem so überstürzten Vorgehen drängt; denn es ist in der That kein Augenblick Zeit zu verlieren, wenn die slavische Mehrheit in Ungarn durch das eine magyarische Viertel der Bevölkerung so magyarisirt werden soll, daß die Arbeit beendet ist, bevor das slavische Nationalgefühl auch dort zu voller Kraft erwacht. Trotzdem glaube ich, daß bei diesem Wettlauf die Magyaren zu kurze Beine haben werden und über kurz oder lang es sich werden gefallen lassen müssen, daß ihnen ihr jetziges Verhalten von den unterdrückten Slaven mit Wucherzinsen zurückgezahlt wird. Der Rest des Deutschthums, der die Aera der magyarischen Herrschaft überdauert haben sollte, wird dann sicher der slavischen Gewalt erliegen.

Von der westlichen Reichshälfte gehören Galizien und Bosnien zweifellos den Slaven, aber auch die ehemaligen

Digitized by Google

deutschen Bundesprovinzen, von deren Rückgewinnung die Großdeutschen noch immer träumen, zeigen, abgesehen von Tyrol und der Sprachinsel an der Donau, überall eine slavische Majorität, welche nur zum vollen Bewußtsein ihrer Macht zu erwachen braucht, um, ebenso wie in Böhmen, die deutsche Herrschaft über den Haufen zu werfen. Tyrol behauptet eine Ausnahmestellung, die es Bayern in mancher Beziehung näher rückt als Oesterreich, und es könnte ohne Schaden für die Machtstellung der Habsburgischen Monarchie von der letzteren getrennt werden, insofern diese durch Gebietserweiterungen auf der slavischen Balkanhalbinsel entschädigt würde. Dagegen muß diese Monarchie, welche ihrem geographischen Begriff nach der Donaustaat ist, um ihre Integrität zu wahren, nothwendig ihre eigentlichen Donaugrenzen behalten, gleichviel, ob dieselben sich als deutsche Sprachinseln auf die Dauer zu behaupten vermögen, oder ob sie einer allmählichen Slavisirung unterliegen. Am wenigsten könnte die Monarchie ihre Hauptstadt Wien missen; was diese Donaustadt betrifft, so ist es ihr unvermeidliches Schicksal, im 20. Jahrhundert in derselben Weise eine slavische Physiognomie anzunehmen, wie die Moldaustadt Prag es im 19. gethan hat. Die jetzige unnatürliche Zerstückelung des südwestslavischen, durchweg dieselbe Mundart redenden Stammes in die Provinzen Serbien, Bosnien, Dalmatien, Kroatien, Istrien, Krain u. s. w., ist auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten, und wird unter dem unwiderstehlichen Druck des Nationalgefühls einer engeren Vereinigung unter irgend welcher staatsrechtlichen Form weichen müssen. Die natürliche Hafenstadt dieser südwestslavischen Ländergruppe ist Triest, das ebensowenig eine deutsche wie eine italienische, sondern eine slavische Stadt ist, und in immer reinerer Ausprägung werden wird.

So lange die Centralregierung der Monarchie eine absolutistische war und in den Einzellandtagen die Grundaristokratie im Verein mit dem deutschen Bürgerthum maßgebend war, konnte der deutsche Charakter des Gesammtstaats aufrecht erhalten werden; es genügte, daß das Officiercorps und Beamtenthum in seinem Kern deutsch erhalten wurde. Mit der Einführung der Verfassung war das Todesurtheil des Deutschthums unterzeichnet, das sich dafür bei der liberalen Doctrin und der 48er Bewegung zu bedanken hat; es bedurfte nun bloß noch einer gewissen Zeit, um die slavische Mehrheit der Bevölkerung zum Bewußtsein ihrer nationalen Wünsche erwachen zu lassen. Eine kluge Politik der Deutschösterreicher, welche es verstanden hätte, sich durch Identificirung der deutschen Interessen mit denjenigen der Krone der letzteren unentbehrlich zu machen, würde vielleicht im Stande gewesen sein, den Umschwung von einer deutschen zu einer slavischen Parlamentsmajorität um ein bis zwei Menschenalter hinauszuschieben; aber aufzuhalten hätten sie denselben doch nicht vermocht. Der abstracte politische Idealismus der Deutschösterreicher, welcher den realen Verhältnissen und Staatsbedürfnissen keine Rechnung trug, — ihr doctrinärer Liberalismus, dem es nur auf Erweiterung der Parlamentsrechte und Einschränkung der Kronrechte ankam, und ihre Beschränktheit in der Stellungnahme zu den dringenden und unabweisbaren Forderungen in der auswärtigen Politik, zwang die Krone gewissermaßen vorzeitig dazu, sich der slavischen Majorität in die Arme zu werfen und dem Deutschthum den Rücken zu kehren.

Den Habsburgern aus dieser Wendung einen Vorwurf zu machen, wäre völlig ungerecht; ihre Fürstenpflicht weist sie nicht auf die Erhaltung des Deutschthums, sondern auf die Erhaltung und Stärkung der Gesammtmonarchie hin, die aber der überwiegenden Majorität nach slavisch ist. So lange die deutsche Bildung des Officiercorps und Beamtenthums, beziehungsweise die deutsche Parlamentsmehrheit die geeignetsten und an und für sich ausreichenden Mittel zur Erhaltung der Gesammtmonarchie waren, mußten sie das Deutschthum pflegen; sobald diese einstigen Stützen des Reiches sich als veraltet, morsch und unzuverlässig erwiesen, mußten sie darauf denken, dieselben durch stärkere und jüngere zu ersetzen, selbst wenn sie dabei den schwersten Kampf mit ihrem Herzen zu bestehen gehabt hätten. Letzteres ist übrigens nicht einmal anzunehmen, da die Habsburger niemals ein im engeren Sinne deutsches Fürstengeschlecht waren und am Deutschthum immer nur mit einem Theil ihres Herzens hingen, welcher dem deutschen Antheil ihrer Hausmacht entsprach.

Für jede österreichische Regierung, gleichviel, ob es eine monarchische oder republikanische wäre, besteht aber ein noch viel zwingenderer Grund, gerade den slavisch-nationalen Anforderungen gerecht zu werden, als die bloße Mehrheit der Slaven; dieser Grund gehört nicht mehr der inneren, sondern der auswärtigen Politik des Reiches an und besteht darin, daß es eine Lebensfrage für Oesterreich ist, dem Panslavismus vorzubeugen. Wenn Oesterreich sich weigert, zum westslavischen Föderativstaat zu werden, in welchem die verschiedenen slavischen Stämme sich ohne Blutvergießen zanken und vertragen können, so zwingt es das Nationalgefühl seiner slavischen Stämme, sich dem Panslavismus, d. h. mit anderen Worten der russischen Hegemonie, in die Arme zu werfen, welche sie eigentlich verabscheuen, aber doch immer noch einer fortdauernden Vorherrschaft nichtslavischer Stämme vorziehen würden. Sobald dagegen Oesterreich sich erst einmal zum Föderativstaat der kleinen slavischen Stämme umgewandelt haben wird, so muß es naturgemäß eine unwiderstehliche Anziehungskraft auch auf die Slaven der Balkanhalbinsel ausüben, welche bis vor Kurzem nach Rußland, als dem einzigen slavischen Staatswesen, hin gravitirten. Auch Serbien würde kein Bedenken zu tragen brauchen, in eine solche Föderation stammverwandter Elemente unter Wahrung seiner Autonomie einzutreten, und Rumänien, für dessen Annexion leider der günstige Augenblick im Krimkriege von Oesterreich verpaßt worden ist, würde sich immer noch wohler fühlen in der Machtsphäre eines Föderativstaates als in derjenigen eines Einheitsstaates wie Rußland. So könnte das Ost-Reich sich in der That bis an die Grenze hin ausdehnen, wo die hellenische Nationalität die slavische zu überwiegen beginnt, und es würde auf diesem Wege ein westslavisches Reich mit deutschen, magyarischen und rumänischen Sprachinseln geschaffen werden, dessen theilweise lockrese politisches Gefüge durch bedeutende geographische Ausdehnung und imposante Bevölkerungsziffer dynamisch ausgeglichen würde.

Wenn es wahr ist, daß die Herstellung eines solchen südwestslavischen Föderativstaates der einzige Schutzdamm gegen den Panslavismus, d. h. gegen die allmähliche Erweiterung der russischen Machtsphäre bis Salonichi und Triest, ist, so ist es auch für das deutsche Reich eine Lebensfrage, diesem Umschwung in Oesterreich keine Schwierigkeiten zu bereiten. Von Frankreich allein haben wir nichts mehr zu befürchten, so lange nicht unsere Armee desorganisirt wird. Von einem westslavischen Bundesstaat würden wir eben so wenig etwas zu fürchten haben, weil Bundesstaaten von Natur keine Aggressivkraft besitzen. Gegen ein etwaiges Bündniß zwischen dem slavischen Oesterreich und Frankreich werden wir immer die Rückenanlehnung an Rußland haben, das dem Verkümmerer seiner panslavistischen Träume immer bereit sein wird in den Rücken zu fallen. Aber gegen Rußland, das schon jetzt unsere Volkszahl um mehr als das Doppelte übertrifft, werden wir je länger je mehr in Nachtheil kommen, weil sein Ländergebiet eine weit größere Volksvermehrung als das unsrige gestattet. Deshalb müssen wir uns für die Zukunft einen Bundesgenossen gegen Rußland sichern, insbesondere für den Fall eines Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich, und dieser kann kein anderer als Oesterreich sein. Würde Rußland in die Lage kommen, mit Hilfe eines allgemeinen Slavenaufstandes in Oesterreich die panslavistische Idee zu verwirklichen, so hätten wir in dem panslavistischen Koloß einen Nachbar von erdrückender Uebermacht, dem wir ohne Bundesgenossen gegenüberständen; würde dieses Slavenreich sich mit Frankreich verbünden, so würden wir widerstandslos zermalmt und unter die Sieger getheilt.

Deshalb ist Alles, was für Oesterreich eine Lebensfrage ist, auch für das deutsche Reich eine Lebensfrage. Ob wir das Schwinden der deutschen Vorherrschaft in Oesterreich und ihren Ersatz durch eine slavische in unserem deutschen Herzen auch mit Trauer verfolgen, wir müssen es dennoch als ein nothwendiges, der hohen Politik dargebrachtes Opfer anerkennen, in das wir uns mit Ergebung fügen müssen. Nicht

Digitized by Google

ob und wie der Rückgang des Deutschthums in Rußland und Oesterreich abzuwenden oder aufzuhalten sei, haben wir in Erwägung zu ziehen, sondern was uns zu thun übrig bleibt, um diese schwere Einbuße des Deutschthums an anderer Stelle durch Stärkung seiner Machtstellung wieder einzubringen.

Da tritt uns sofort der Gedanke entgegen: wir müssen das deutsche Reichsgebiet germanisiren, wir müssen wenigstens in unserem eigenen Hause die unbedingte Herrschaft des Deutschthums sicherstellen, wenn wir es nicht hindern können, daß die deutsche Art in den Nachbarhäusern ausgerottet wird, — wir müssen das uns von der Geschichte angewiesene Gebiet unbedingt für das Deutschthum in Anspruch nehmen, wenn wir den in den Nachbarreichen besetzten Boden nun doch einmal nicht behaupten können. Wie ein Staat zu kurz kommen muß, der allein unter lauter schutzzöllnerischen Nachbarstaaten dem Freihandel huldigt, ebenso ein solcher, der allein unter lauter sich rücksichtslos nationalisirenden Staaten weitherzige Duldung der verschiedensten Nationalitäten üben will. Wenn die Slaven das Deutschthum in ihren Grenzen ausrotten, so müssen wir Repressalien üben, d. h. das Slaventhum in unseren Grenzen ausrotten, wenn nicht der Einfluß des Deutschthums in der Geschichte der Culturvölker beträchtlich sinken soll. Die deutschen Brüder im Auslande können nicht verlangen, daß wir uns, um ihr Deutschthum zu retten, in Kriege und unhaltbare Eroberungen stürzen sollen, aber sie dürfen erwarten, daß das in ihnen gemordete Deutschthum, so viel an uns liegt, an anderer Stelle verjüngt wieder auferstehe, so lange noch irgend ein Fleck im deutschen Reichsgebiete vorhanden ist, der nicht als Träger national-deutscher Cultur dient.

Die aufgestellte Forderung wird nicht nur durch das Nationalgefühl und durch Rücksichten der Billigkeit befürwortet, sondern in noch höherem Grade durch Erwägungen der auswärtigen Politik aufgedrängt. Für Elsaß-Lothringen und Nordschleswig wird mit der vollständigen Regermanisirung der Zeitpunkt eintreten, wo sie aufhören, sich nach Frankreich und Dänemark zurückzusehnen, und mit dieser Sehnsucht wird das Hauptmotiv für die französischen und dänischen Patrioten zur Wiedereroberung dieser Provinzen schwinden. Aber was hier zu thun bleibt, ist unbedeutend im Vergleiche mit der uns in den ehemals polnischen Landestheilen gestellten Aufgabe. Wäre das einstige Königreich Polen nur zwischen den Einheitsstaaten Rußland und Preußen getheilt worden, so müßten die polnischen Patrioten sich damit begnügen, Unfrieden zwischen diesen beiden Nachbarstaaten zu säen, wie sie es auch jetzt im Bunde mit Rom nach Kräften thun, und gelegentlich Aufstände anzuzetteln, wie sie es schon öfter gethan haben. Da aber bei der Theilung Polens ein Haupttheil an den österreichischen Föderativstaat gefallen ist, so bildet österreichisch Polen in den Augen aller polnischen Patrioten den Kern, an welchen die an Preußen und Rußland verlorenen Provinzen sich bei günstiger Conjunctur wieder anzugliedern haben.

Die Situation der Polen in Galizien ist eine so ungemein günstige, und die österreichische Regierung hat ihnen die ruthenische Mehrheit so völlig zur Beherrschung überliefert, daß viele Polen sich bereits vollständig mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, die Wiederherstellung Polens nur noch unter Habsburgischem Scepter durch Erweiterung des an den slavischen Föderativstaat angegliederten Galiziens zu zu erhoffen und die Möglichkeit eines ganz selbstständigen Weichselstaates zwischen drei Großmächten als nicht mehr in Betracht kommend bei Seite zu legen. Je deutlicher Oesterreich sich zu einem Bundesstaat der westslavischen Stämme umwandelt, je mehr die literarische und politische Zusammengehörigkeit der Westslaven erkannt und gepflegt wird, und je schärfer der Gegensatz der westslavischen Nationalitäten gegen die ostslavischen (klein- und großrussischen) ins Volksbewußtsein tritt, desto mehr wird die Angliederung des gesammten Polenthums an Oesterreich und die Erweiterung des Bundes der Südwestslaven zu einem Bunde aller Westslaven ein integrirender Bestandtheil des polnischen Nationalgefühls und seiner revolutionären Aspirationen werden.

Mögen auch diese Bestrebungen keine Aussicht auf Verwirklichung haben, so lange das griechisch-katholische Russenreich und das protestantische deutsche Reich darin einig sind, keine Gebietserweiterung des katholischen Oesterreich auf ihre Kosten zu dulden, so werden doch die Polen nie aufhören, jede Verstimmung zwischen den Nachbarn zu schüren, und jeden Conflict zwischen ihnen für sich zu benützen, um bald einen russischen, bald einen deutschen Landestheil zum Westslavenreich zu schlagen. Für uns bedeutet jeder so angezettelte Krieg, falls er militärisch resultatlos verläuft, einen Verlust von mehreren Milliarden Mark, — falls er zu unglücklichem Ende führt, außerdem einen Gebietsverlust —, im glücklichsten Falle eine Vergrößerung der bestehenden Schwierigkeiten durch Zuwachs an polnischen Unterthanen; in allen drei Fällen aber würde solcher Krieg Haß zwischen befreundeten Regierungen und den in Frieden lebenden Nachbarvölkern säen und die Keime zu immer neuen Verwickelungen und Kriegen in sich tragen. Wenn die Umwandlung Oesterreichs zu einem slavischen Bundesstaat fertig ist, bevor wir mit der Germanisirung der ehemals polnischen Provinzen beträchtlich viel weiter als heute gelangt sind, dann wird uns nichts in der Welt davor schützen können, diese Landestheile nach und nach wieder zu verlieren und Milliarden von Mark und Hunderttausende von Soldaten dazu. Deshalb darf uns kein Geldopfer, und wenn es in die Milliarden ginge, zu groß sein, um zu rechter Zeit durch vollständige Germanisirung solchen Zukunftsgefahren vorzubeugen. Da der Pole sich dem Deutschen gegenüber viel fremder fühlt als dem stammverwandten Ostslaven gegenüber, so ist auch für uns die Germanisirung der Polen eine viel schwerere Arbeit als für die Russen ihre Russificirung, und doch werden in Rußland viel energischere Mittel angewendet, weil man sich dort ganz klar darüber ist, wie viel auf dem Spiele steht, und sich nicht durch sentimentale Rücksichten von dem politisch Nothwendigen zurückhalten läßt.

In der That sind keine Milliarden, nicht einmal Hunderte von Millionen erforderlich, um diese Aufgabe zu lösen, wenn sie nur erst mit der vollen Kraft des deutschen Reiches in Angriff genommen wird. So wichtig auch die Frage der äußeren Colonisation ist, so halte ich doch die der inneren für noch wichtiger. Es genügt hierzu nicht, sämmtliche polnische Landgüter zu expropriiren und deutsche Bauerndörfer aus ihnen zu machen, es muß auch auf die deutschen Landgüter ein Einwanderungsstrom deutscher Colonisten durch ausreichende Prämien hingelenkt, und für dieselben durch prämiirte Auswanderung polnischer Landarbeiter nach unseren Colonien Platz geschaffen werden. Es muß ferner vor allen Dingen von jedem Deutschen begriffen werden, daß der eigentliche unversöhnliche Erbfeind des Deutschthums die katholische Kirche ist, daß deshalb mit dieser kein deutscher Patriot pactiren darf, daß sie vielmehr mit dem letzten Hauch nationaler Kraftanstrengung bekämpft werden muß bis zur vollständigen Vernichtung ihrer ungeistlichen Machtstellung in ihre verborgensten Schlupfwinkel hinein. Es gehört endlich dazu, daß die Regierung dafür Sorge trägt, daß nicht nur in den höheren Verwaltungsstellungen, sondern in allen bis herunter zum letzten Gendarmen und Rathsdiener nur solche Männer Anstellung finden, welche von dem Netz des katholischen Einflusses auch nicht im Geringsten umgarnt sind, weil sonst die Ausführung aller gegen das Polenthum und den Katholicismus gerichteten Gesetze und Verordnungen doch zur Hälfte, wo nicht ganz, Komödie bleibt. Alles dies aber kann die Regierung nur, wenn sie dabei von einem Umschwung der öffentlichen Meinung getragen wird, wenn eben so stürmisch wie die äußere Colonisation von den Patrioten aller Parteien jetzt plötzlich gefordert wird, sich als neues, die alten Parteischablonen durchlöcherndes Feldgeschrei der einmüthige Ruf nach innerer Colonisation zur Rettung des bedrohten Deutschthums und zur Sicherstellung unserer politischen Zukunft erhebt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Philosophin Sophie Germain.

Von Hugo Göring.

Von Neuem ist das Interesse an den Arbeiten der genialen Sophie Germain erwacht, die sich ebenso bedeutende Verdienste um Mathematik wie um Philosophie erworben hat. Nachdem auf dem Gebiete der Mechanik G. Kirchhoff (Crelle's Journal f. r. u. a. Math. 1850), auf dem der Philosophie E. Dühring (Kr. Gesch. der Philosophie, 1869), ihr Andenken erneuert hatten, fehlte es nicht an Bemühungen, ihre vielseitigen Leistungen zur Kenntniß unserer Zeit zu bringen und ihre Beziehungen zur deutschen Wissenschaft zu beleuchten. In erster Linie ist die Gesammtausgabe ihrer philosophischen Arbeiten, d. h. ihrer Hauptschrift, ihrer Aphorismen und ihres Briefwechsels von H. Stupuy[1]) zu erwähnen. Daneben berichtet S. Günther[2]) präcis über die Bemühungen E. Scherings[3]) und des Fürsten Boncompagni[4]) um die Wiederherstellung des Briefwechsels zwischen Gauß und Sophie Germain. Endlich wird ein Neudruck der mathematischen Schriften der genannten Forscherin vorbereitet, während eine deutsche Ausgabe ihrer philosophischen Abhandlung und ihrer Aphorismen schon druckfertig vorliegt und in nächster Zeit zur Ausgabe gelangt.

Wie Sophie Germain die Aufmerksamkeit ernster Denker durch ihre wissenschaftliche Originalität gefesselt hat, so erregt sie das allgemeine Interesse durch ihr äußeres Leben, durch ihren hervorragend edlen Charakter und ihre energische Consequenz in der Verfolgung idealer Lebensziele. Ihre Geburt fällt in die sturmbewegte Zeit vor der französischen Revolution (1. April 1776 zu Paris). Ihr Vater, ein geschickter Goldschmied, dem sie ein unabhängiges Leben verdankte, war ein eifriger Politiker — ursprünglich Anhänger der Physiokraten Quesnay und Turgot — und nahm so lebhaften Antheil an der Zeitbewegung, daß seine geistig früh entwickelte Tochter aus seinen Aeußerungen auf eine Staatsumwälzung von tiefgreifender Wirkung schloß, während ihre Umgebung nur einen heftigen, aber bald vorübergehenden Sturm befürchtete. Um sich vor der quälenden Aufregung über die düstere Zukunft zu schützen, suchte sie nach einer Thätigkeit, die ihren Geist vollkommen beschäftigte: so wurde sie durch Anlage, Neigung und Schicksal zu dem Studium der Mathematik geführt. Wie der Florentiner Mathematiker, ihr erster Biograph, erzählt (Journal des Débats, 18. Mai 1832), kam ihr diese specifische Geistesrichtung durch die Lectüre von Montucla's Geschichte der Mathematik zum Bewußtsein. Fast unglaublich klingt das Detail: Das dreizehnjährige Mädchen liest mit wachsender Begeisterung die in jenem Werke oratorisch glänzende Charakteristik des Archimedes (Bd. I, S. 221 ff.), der mit einer geometrischen Figur so beschäftigt ist, daß er von der Eroberung seiner Vaterstadt Syrakus und dem Lärm der plündernden Römer nichts bemerkt, selbst das Eindringen eines feindlichen Soldaten in sein Haus nicht beachtet und dessen Brutalität zum Opfer fällt, ehe er dessen plumpe Fragen einer Antwort gewürdigt hat. Diese Erzählung ergreift Sophie so lebendig, daß sie jene Wissenschaft als Lebensführerin wählt, die den antiken Denker so wirksam vom Kriegsgetöse abzuschließen vermocht hatte. Von Stunde an studirt sie ohne allen Unterricht das mangelhafte Lehrbuch von Bezout, überwindet die in ihrer Trockenheit liegenden Schwierigkeiten der Elementarmathematik, gewinnt immer mehr Interesse daran, ja wird mit dem Fortschreiten zu den höheren Zielen von wachsender Begeisterung unterstützt. Tag und Nacht arbeitet sie mit einem Eifer, der ihre Eltern mit Besorgniß erfüllt. In der Ueberzeugung, daß ihr die Mathematik nichts nützt, bekämpft man ihr Streben. Um sie zu der nöthigen Nachtruhe zu zwingen, entfernt man aus ihrem Zimmer Licht und Holz, selbst ihre Kleider, sobald sie sich gelegt. Aber kaum hat sich ihre Umgebung zur Ruhe begeben, so steht Sophie wieder auf, hüllt sich in Decken ein und arbeitet bei einer Kälte, bei der die Tinte im Schreibzeug gefriert. Ganz erstarrt vor Kälte wird das Mädchen mehrmals früh angetroffen: endlich geben die Eltern dem Studiendrange ihrer Tochter nach. Seitdem macht diese außerordentliche Fortschritte und ist bald im Stande, die Differenzialrechnung von Cousin zu verstehen.

Im Hause ihres Vaters erfuhr Sophie Germain auch die Anregung zum Studium Diderots und Condorcets, die ihr philosophisches Denken wesentlich beeinflußten. Sie war achtzehn Jahre alt, als sie die Bekanntschaft des berühmten Lagrange machte, von dessen Vorlesungen an der polytechnischen Schule sie sich durch Collegienhefte Kenntniß verschafft und dessen Interesse sie durch geistvolle, anonym eingeschickte Arbeiten und Bemerkungen über seine Vorträge gewonnen hatte. Er wurde ihr Rathgeber und machte sie mit andern tüchtigen Fachmännern bekannt, die ihren Studien eine vortheilhafte Richtung gaben. Seit 1801 studirte sie die Schriften von Gauß, zu deren Verständniß sie autodidaktisch die lateinische Sprache lernte. Bald trat sie mit dem deutschen Gelehrten in einen Briefwechsel, der nicht nur von einem idealen Freundschaftsverhältniß Zeugniß ablegt, sondern auch für die Geschichte der Mathematik seinen Werth hat.

Auf den Höhepunkt ihres Lebens kam Sophie Germain, als sie durch Chladni's Experimente über die Schwingungen elastischer Oberflächen zu selbstständigen Arbeiten über dieses Problem angeregt wurde. Auf Veranlassung Napoleons, der die interessanten Versuche gesehen hatte, stellte das „Institut" die Preisaufgabe: „Die mathematische Theorie der elastischen Oberflächen soll entwickelt und mit dem Experiment verglichen werden." — Da zeigte sich Sophie Germain in ihrer Größe: während alle Mathematiker durch das Wort des großen Lagrange entmuthigt waren, daß vor der Entdeckung einer neuen Form der Analysis jene Aufgabe nicht gelöst werden könne, war sie ihres Erfolges gewiß. In ihrer lebhaften Weise rief sie, wie Libri erzählt, bei der Kunde von jener Parole aus: „Eh bien! mon cher maitre, moi je ne désespère pas du succès!" Und in der Vorrede zu ihren „Recherches sur la théorie des surfaces élastiques" sagt sie: „Schon beim ersten Blick auf die Chladni'schen Experimente schien mir die mathematische Begründung dieser Erscheinung möglich." Und sie hat sie gegeben. Nach drei Versuchen, deren erster zu der Entdeckung der neuen Rechnungsart geführt hatte, wurde ihre letzte Denkschrift 1817 mit dem Preise gekrönt.

Ihr Name wurde seitdem neben den ersten Berühmtheiten Frankreichs genannt. Ihre Arbeiten nahmen noch Jahre lang dasselbe Problem in Angriff, später dehnte sie ihre Studien auf die Zahlentheorie aus. Als die Julirevolution ausbrach, griff sie wieder zu ihrem Lieblingsthema zurück und schrieb in der nach außen bewegtesten Zeit ihr „Mémoire sur la courbure des surfaces", welches 1831 in Crelle's Journal f. r. u. a. Math. erschien.

Während sie jederzeit darauf bedacht war, sich eine umfassende, im besten Sinne allgemeine Bildung zu erwerben und zu diesem Zwecke Naturwissenschaften (besonders Biologie), ebenso Geographie, Ethnologie und Geschichte gründlich betrieb,

[1]) Oeuvres philosophiques de Sophie Germain suivies de pensées diverses et de lettres inédites et précédées d'une notice sur sa vie et ses oeuvres par Hte. Stupuy. Paris, Paul Ritti. 1879.

[2]) Der Briefwechsel zwischen Gauß und Sophie Germain von Dr. Siegmund Günther, Gymnasialprofessor in Ansbach.

[3]) E. Schering, Bemerkungen über Gauß' Brief vom 30. April 1807 an Sophie Germain. Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft zu Göttingen Nr. 16. 1877.

[4]) Lettera inedita di C. F. Gauss à Sofia Germain pubblicata da B. Boncompagni. Firenze. Calcografia e Autografia Achille Paris. 1879. — Cinq lettres de Sophie Germain à C. F. Gauss publiées par B. Boncompagni d'après les originaux possédés par la société royal des sciences de Göttingen. Berlin. Institut de photolithographie des Frères Burchard. 1880.

Digitized by Google

sich mit Eifer in die Dichterwerke vertiefte, ja selbst manche Künste übte, fesselte doch in erster Linie nächst der Mathematik die Philosophie ihr Interesse. Aus ihrer nachgelassenen Schrift „Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture", durch die sie eine Vorläuferin Auguste Comte's geworden ist, sieht man, daß sie nicht nur mit den erwähnten Autoren Diderot und Condorcet vertraut war, sondern auch in die Gedankenwelt Bacon's, Descartes' und Kant's tief eingedrungen war und diese zum Theil kritisch beherrschte.

Die in ihrem Titel so bescheiden auftretenden „Allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der Wissenschaften und der schönen Literatur in ihren verschiedenen Entwickelungsperioden" bieten in ihrer überaus schönen, überall fesselnden Sprache nichts Geringeres dar als eine eigenartige, durch lebensvolle Ausblicke auf alle Gebiete geistiger Interessen, der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens gehobene Darstellung des Naturgesetzes, welches sich im Weltganzen, in der materiellen und geistigen Natur als Harmonie und Gesetzmäßigkeit kundgiebt. Die Philosophin zeigt, daß es sich in der Außenwelt als Ordnung, Ebenmaß und Einfachheit darstellt, während dieser Typus des Seins im Bewußtsein als das Gefühl für Ordnung und Ebenmaß auftritt: d. h., daß es unser intellectuelles Leben als Logik, unsere sittliche Existenz als Sittengesetz und die ästhetische Seite unseres Daseins als Gesetz des Schönen beherrscht. In erfindungsreicher Vielseitigkeit beleuchtet sie den Gedanken, daß ohne die unabänderliche Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Naturgesetze des materiellen und geistigen Lebens von keiner wissenschaftlichen Wahrheit, ja von keiner Achtung vor dem Sittengesetze und keiner Einheit in der Kunst die Rede sein kann. Mit diesem Gedankengehalte sind die „Considérations générales" recht geeignet, als ebenso zuverlässiger wie geistvoller Führer in die wissenschaftliche Philosophie der Gegenwart zu dienen.

Diese Schrift war die letzte Arbeit von Sophie Germain, gewissermaßen ihr wissenschaftliches Vermächtniß. In den letzten zwei Jahren ihres Lebens war die thätige Frau zur Ruhe verurtheilt: heftige Schmerzen, die ihr ein verhängnißvolles Leiden, der Brustkrebs, verursachte, hinderten sie an der regelmäßigen Arbeit. Aber mit hoher Ergebung ertrug sie die Qualen, bis sie im Alter von 55 Jahren (27. Juni 1831) ihr reiches Leben in Paris beschloß.

Sophie Germain gehört zu den Schriftstellerinnen, die ihrem Leben dieselbe Idealität verleihen, wie sie ihr Denken auszeichnet. Sie ist eine jener großen Naturen, die sich selbst vergessen, die bei ihrer selbstlosen Arbeit keine Zeit für die Sorge um ihre Persönlichkeit haben. Jene Fraueneitelkeit, die nach Huldigungen geizt, kennt sie nicht. Wie genial faßt sie selbst den Ruhm auf! Er ist für sie nur „der kleine Raum, den man im Gehirn seines Nebenmenschen einnimmt!" In ihrer bürgerlichen Stellung bleibt sie den Gefahren alles Ehrgeizes und der Erwerbssucht fern: die Arbeit selbst ist ihr Zweck und ihr Lohn. Sie strebt nicht darnach, materiellen Nutzen von ihrer Mühe zu haben, sie behauptet nicht einmal ihr Recht, als die Erste zu gelten, die einen Gedanken gefunden hat! Wie treffend schlägt sie den Prioritätsgeiz! Sie gestattete die Benutzung ihrer Entdeckungen und sagte hochsinnig: „Es kommt nicht darauf an, von wem eine Idee ausgeht, sondern ob sie richtig ist!"

In ihren Aphorismen, die Stupuy unter ihrem Nachlaß fand und als „Pensées diverses" herausgab, findet man interessante Beiträge zur Ergänzung ihres Denksystems und ihres Charakterbildes. Einer dieser Aussprüche soll diesen Bericht abschließen: „Das schlichte Wesen Newtons, seine Bescheidenheit, ging aus seiner geistigen Ueberlegenheit hervor. Man muß staunen, wenn man diese Geistesgröße selbst betrachtet. Menschen seiner Art vollbringen die schwierigsten Arbeiten mit Leichtigkeit. Wie könnten sie bewundernd vor ihren Werken stehen, die ihnen so wenig Mühe verursacht haben? Es ist kein paradoxes Wort, daß die Eitelkeit nicht aus der Leichtigkeit des Arbeitens und der Richtigkeit des Denkens entspringt! Man muß oft Unrecht gehabt haben, um darauf stolz zu sein, daß man einmal Recht hat. Die Menschen bilden sich erst dann etwas ein, wenn sie über ihre Leistungen überrascht sind: sie legen hohen Werth auf die Frucht peinlicher Anstrengung. Der Hochmuth ist das Gefühl der Mittelmäßigkeit und das Eingeständniß der Unfähigkeit."

Die Memoiren de Catt's.

Von Georg Winter.

Mit Recht steht die historische Forschung seit lange jener ganzen Gattung von Quellen, welche man mit dem Namen historische Memoiren zu bezeichnen pflegt, mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber: denn in den meisten Fällen, in denen historische Memoiren von Fürsten und Staatsmännern über die Ereignisse, an denen sie selbst betheiligt waren, ans Licht getreten sind, hat sich bei näherer Prüfung und eingehender Vergleichung mit den unzweifelhaft authentischen und rein objectiven Actenstücken, welche in den Archiven enthalten sind, herausgestellt, daß jenen Memoiren ein stark subjectives Element innewohne, welches oft bis zu vollständiger Entstellung der Thatsachen geführt hat. Um nur an ein berühmtes Beispiel der neuesten Zeit zu erinnern: welche Fülle von Unrichtigkeiten und bewußten oder unbewußten Fälschungen der historischen Wahrheit enthalten nicht die Memoiren Metternich's? Die Actenstücke selbst, die ihnen beigegeben waren, konnten in vielen Fällen zu ihrer Widerlegung und Berichtigung verwendet werden.

Ganz ähnlich war die Lage der Dinge bei der umfangreichen Literatur von Memoiren und militärischen Tagebüchern, welche uns aus der Zeit Friedrich's des Großen erhalten sind, und nur zu sehr und zu lange hat sich die Geschichtsschreibung bis vor wenigen Jahrzehnten durch die Fülle von Entstellungen, welche in denselben enthalten sind, täuschen lassen. Erst die neueste kritische Forschung hat die Unzuverlässigkeit und stark tendenziöse Färbung dieser „Quellen" zur Geschichte Friedrich's des Großen bis zur Evidenz nachgewiesen, wenngleich auch jetzt noch auf diesem Gebiet der eracten Kritik manche dankenswerthe und nothwendige Aufgabe zu lösen bleibt.

In um so hellerem Lichte erstrahlte dann aber auf der anderen Seite das große Memoirenwerk des Königs selbst über die Geschichte seiner Tage, dessen Zuverlässigkeit und bewundernswerthe Objectivität um so klarer zu Tage trat, je mehr man in der Lage war, dasselbe an der Hand des authentischen Actenmaterials zu prüfen. Nicht wie Partei gegen Partei stehen die historischen Werke des Königs zu den tendenziösen Memoiren seiner Gegner, von denen ein großer Theil in seinem eigenen Heerlager zu suchen ist, sondern sie erscheinen als eine historische Quelle ersten Ranges, deren Darstellung in den Grundzügen durchaus der historischen Wahrheit entspricht. Der König hat es eben so gut verstanden, Geschichte zu schreiben, als Geschichte zu machen.

Unter dieser Memoirenliteratur nun kommt dem soeben als 22. Band der Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven erschienenen Werke, den Memoiren Heinrich's de Catt,*) eine ganz besondere und eigenthümliche Bedeutung zu. Man hat ihrem Erscheinen, seitdem der Director der preußischen Archivverwaltung, Heinrich von Sybel, in der am Geburtstage Friedrich's des Großen gehaltenen Sitzung der Akademie der Wissenschaften die ersten Andeutungen über ihren Inhalt gemacht hat, allenthalben mit größter Spannung und Erwartung entgegengesehen: denn man durfte annehmen, daß dieses bedeutsame Werk dem Bilde, welches die bisherige Forschung von dem größten Könige Preußens entworfen hat, noch einige neue und wichtige Züge hinzufügen werde.

Und diese Erwartung ist durch das nunmehr der Oeffentlichkeit vorliegende Werk in vollem Maße gerechtfertigt worden, trotzdem der Herausgeber des Werkes, Professor Reinhold Koser, in der mit großem kritischen Scharfsinn und

*) Leipzig S. Hirzel.

Digitized by Google

eingehendster Kenntniß der einschlägigen Literatur verfaßten Einleitung auch in diesen Memoiren bis zu einer gewissen Grenze ein subjectives Moment, welches ihre unbedingte Glaubwürdigkeit verringert, dargethan hat. Ihre besondere Bedeutung liegt vor Allem darin, daß der Verfasser, der Jahrzehnte lang in den vertrautesten Beziehungen zu dem Könige gestanden hat, gleichwohl in keiner Weise in den obschwebenden Fragen als Partei zu betrachten ist, da er selbst an den geschilderten Ereignissen keinen unmittelbaren Antheil hatte, wie das bei den Verfassern aller übrigen Memoiren aus jener Zeit mehr oder minder der Fall ist, dann aber darin, daß der Verfasser in Folge seiner Stellung und seines fortwährenden persönlichen Verkehrs mit dem Könige in der Lage war, sich so authentisch und gründlich wie möglich über alles, was in der Umgebung des Königs vorging, zu unterrichten. de Catt war nämlich vom Frühling des Jahres 1758 „Lector", Vorleser und zugleich, wenn wir so sagen dürfen, Privatsecretär des Königs und hat demselben während der schwersten und trübsten Jahre des siebenjährigen Krieges als beständiger Begleiter, auch im Feldlager, gedient: er war es, dem der König am häufigsten und unmittelbarsten sein ganzes Gemüths- und Gefühlsleben, wie seine militärischen und politischen Pläne offenbarte, er war es, mit dem der König in täglichem persönlichen Verkehr seinen literarischen und künstlerischen Bestrebungen oblag, er war es, der ihm die Reinschriften seiner französischen Correspondenzen mit Voltaire u. A. anfertigte, mit einem Worte, er war der persönliche Vertraute des Königs in den Jahren, welche wir als die großartigsten und merkwürdigsten seines ganzen reichen Lebens bezeichnen dürfen. Der eigenartige Zauber, den die Aufzeichnungen dieses Mannes auf den Leser ausüben, beruht daher weniger in den etwaigen neuen Aufklärungen über politische und militärische Ereignisse, sondern in der Frische, Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, mit welcher sie uns ein Bild von dem gesammten geistigen und Gemüthsleben des großen Königs entwerfen: man thut, wenn man dieses Werk liest, gleichsam einen Blick in die geheimste Werkstätte des originellsten und eigenthümlichsten Geistes, der je auf einem Throne gesessen hat. de Catt entwirft uns ein lebensvolles und plastisches Bild seiner täglichen Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen, die sich auf fast alle wissenschaftlichen und literarischen Gebiete erstreckten: des Königs Gedanken über die Grundfragen der Metaphysik, über Gott und Welt, Unsterblichkeit der Seele, das Eingreifen einer Vorsehung in die menschlichen Dinge, seine Anschauungen über die französische Literatur, seine eigenen poetischen Bestrebungen ꝛc. treten uns hier, oft mit den eigenen Worten des Königs, wie sie sich der Verfasser unmittelbar nach den Unterhaltungen aufzuzeichnen pflegte, in einer Unmittelbarkeit entgegen, welche in keiner der früheren Mittheilungen über das geistige Leben des Königs auch nur annähernd erreicht wird. Wir sehen den König gleichsam persönlich vor uns, wie er mitten in den Leiden und Strapazen des Feldlagers neben seinen militärischen und politischen Aufgaben fortwährend mit den tiefsten Problemen der menschlichen Erkenntniß beschäftigt ist, wie er die Gedanken und Empfindungen, die ihm aus seiner umfangreichen, fast keinen Moment unterbrochenen Lectüre zuströmen, in sich verarbeitet, wir sehen die Keime und das allmähliche Emporwachsen jener großartigen geistigen Arbeit, deren abgeschlossene Resultate uns in den Werken des Königs vorliegen. Die geistige Eigenart des Königs tritt uns hier viel unmittelbarer entgegen als selbst in seiner vertrauten Correspondenz mit Voltaire, d'Argens und seinen anderen literarischen und persönlichen Freunden. Denn während der König sich in der letzteren stets nur über einzelne vorliegende Fragen äußerte und seine Gedanken dem Zwecke dieser Correspondenzen anpaßte, sprach er de Catt gegenüber ganz ohne jeden Zwang und Rückhalt im Anschlusse an seine Lectüre über alle philosophischen und religiösen Fragen, welche ihm während derselben aufstießen. Haben doch ihrem Wesen nach solche mündlichen Aeußerungen, wie sie der Augenblick eingibt, vor den wohlüberlegten einer schriftlichen Aufzeichnung den Vorzug größerer Ungezwungenheit und Ursprünglichkeit. So erhalten wir hier vor Allem zusammenhängende Mittheilungen über des Königs religiös-philosophische Anschauungen, die zwar im Allgemeinen das bekannte Bild der deistisch-rationalistischen Ideen Friedrich's bestätigen, aber durch die näheren Ausführungen das höchste Interesse erregen und zugleich den Beweis liefern, daß seine philosophischen Gedanken dem Könige doch nicht in allen den trüben Lagen, in denen er sich befand, volle Befriedigung gewährten, so daß er schließlich seine Zuflucht, nach Sybel's treffendem Ausspruch in dieser Beziehung Kant vergleichbar, bei dem strengen Pflichtbegriff, wenn wir so sagen wollen, bei der praktischen im Gegensatz zur reinen Vernunft suchte und fand. Ist es doch vor Allem dieser grandiose Pflichtbegriff, der für die ganze philosophische Auffassung und praktische Regententhätigkeit Friedrich's so außerordentlich charakteristisch ist.

Wie zunächst ist de Catt in diese eigenthümliche und vertraute persönliche Stellung zu dem Könige gekommen, die er dann 22 Jahre lang innegehabt hat? In der That, merkwürdig genug ist das geschehen. Der König unternahm im Frühjahr 1756 in tiefstem Incognito, nur von dem Obersten Balbi und einem Lakaien begleitet, von Wesel aus, wo er eine Truppenschau gehalten hatte, einen Abstecher nach Holland. Der König reiste in der Verkleidung eines Capellmeisters, mit schwarzer Perrücke und zimmtfarbenem Gewande, und gab sich für den „ersten Musiker des Königs von Polen" aus. Auf der Fahrt von Amsterdam nach Utrecht lernte er auf dem Schiffe, welches er benützte, einen jungen Mann kennen, der ihm durch sein offenes Wesen und seine treffliche Haltung Interesse einflößte. Einen Moment aus der Rolle, die er zu spielen beabsichtigte, herausfallend, redete er denselben mit der kurzen Frage an: „Wer seid Ihr, wie heißt Ihr", worauf er die eben so kurze Antwort bekam: „Wer seid Ihr, wie kommt Ihr zu solchen Fragen?" Trotz dieser etwas sonderbaren Einleitung des Gespräches forderte der König de Catt — denn dieser war der junge Mann — auf, sich zu ihm in seine Cajüte zu begeben, und hier entfaltete sich dann eine eben so lebhafte als interessante Unterhaltung über Politik, Philosophie, Religion, über die verschiedenen Staatsformen ꝛc., bei welcher der König eine so große Vielseitigkeit und Belesenheit, eine solche Originalität des Denkens offenbarte, daß der junge Student — de Catt studirte eben damals in Utrecht Philosophie — gar nicht aus dem Staunen und der Bewunderung herauskam. Ebenso aber fand der König Gefallen an dem unterrichteten und zugleich bescheidenen und formgewandten jungen Manne. Sie schieden freundlich, fast herzlich von einander. Mit wem er eigentlich auf der Barke zu thun gehabt, erfuhr der junge Mann erst, als er von dem Könige nach dessen Rückkehr nach Potsdam den Antrag erhielt, als Lector in seine Dienste zu treten. de Catt nahm mit Freuden an, vermochte aber, durch eine Krankheit verhindert, seine Stellung nicht sogleich anzutreten. Erst im März 1758 traf er bei dem Könige, der sich damals im Winterquartiere in Breslau befand, ein und hat ihn dann, wie erwähnt, ständig auf seinen Feldzügen begleitet. Seine Stellung als „Vorleser des Königs" war eigentlich nur eine nominelle; nicht er las dem Könige vor, sondern der König ihm. Friedrich liebte es bekanntlich, laut zu lesen und aus dem Gedächtniß zu recitiren. Außerdem las er de Catt eigene literarische Versuche vor und besprach mit ihm die gelesenen Bücher; es kam dabei oft zu sehr angeregten Debatten, namentlich über religiöse Fragen, da de Catt ein überzeugter Calvinist war und daher den skeptischen Aeußerungen des Königs keineswegs zuzustimmen vermochte. Fast jeden Nachmittag um 5 Uhr hatte er sich bei dem Könige einzufinden: selbst unmittelbar vor den großen militärischen Entscheidungen unterbrach der König diese literarischen Beschäftigungen nicht, wenngleich nach Ausweis der „Tagebücher" de Catt's nicht Alles, was derselbe in den Memoiren hierüber berichtet, Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit hat.

Dieser Gegensatz zwischen den Tagebüchern und den Memoiren, welche beide in dem vorliegenden Werke zur Veröffentlichung kommen, ist es nun, auf den wir noch mit einigen Worten eingehen müssen. de Catt erzählt in seinen Aufzeichnungen, er habe sich unmittelbar nach den Unterhaltungen, welche er mit dem Könige gehabt habe, wenn er von dem Könige nach Hause zurückgekehrt sei, Notizen über

Digitized by Google

diese soeben stattgefundenen Unterhaltungen gemacht: in einem Falle berichtet er, er sei bis um 10 Uhr Abends beim Könige gewesen und habe dann noch bis Mitternacht an der Aufzeichnung über seine Unterhaltung mit dem Könige gearbeitet: in der Nacht vor der Schlacht von Zorndorf will er sogleich in einem Zelte, in dem er eben Licht sah, seinen Bericht über die Vorgänge des Tages niedergeschrieben haben.

Diese Originalaufzeichnungen, die von Tag zu Tag gleichzeitig eingetragen wurden, sind es, welche in den Tagebüchern de Catt's vorliegen. Nach seiner eigenen Angabe hat er sich hier bemüht, die Aeußerungen des Königs so viel als möglich wörtlich wiederzugeben. Diese Notizen in den Tagebüchern sind, ihrer Natur und der Art ihrer Entstehung entsprechend, aphoristisch und abgemessen kurz: sie wollen keine zusammenhängende und abgerundete Darstellung geben, sondern eben nur die Erinnerung des Moments fixiren: daher sind sie ohne jeden künstlerischen und rhetorischen Schmuck, aber von um so höherem historischen Werth; sie sind es, die als eine unerschöpfliche Fundgrube vollkommen authentischer historischer Kunde gelten dürfen.

An der Hand dieser Notizen hat de Catt mehrere Jahrzehnte später sein Memoirenwerk verfaßt, bei dem indeß außer jenen eigenen Aufzeichnungen noch verschiedene andere, von Koser in einer äußerst sauberen Untersuchung nachgewiesene Quellen benutzt sind. In dem Sinne wie die Tagebücher können sie daher nicht als originale Quelle gelten; was dort abgerissen und, wie es eben dem Moment entsprach, niedergeschrieben ist, ist hier zu einer kunstvollen und zusammenhängenden Darstellung verarbeitet, deren historischer Werth um eben so viel geringer ist, als sie künstlerisch vollendeter ist. Denn eben der künstlerischen Gestaltung zu Liebe hat sich der Verfasser hie und da Abweichungen von der in den Tagebüchern waltenden historischen Genauigkeit erlaubt, indem er Gespräche verschiedener Tage resp. Abende, welche denselben Gegenstand betrafen, combinirte und dann mehr oder minder willkürlich chronologisch fixirte. Dabei hat er dann nicht selten durch derartige zeitliche Verschiebungen besondere künstlerische Effecte zu erreichen gesucht. Die Vorgänge selbst werden dabei nicht tendenziös entstellt oder auch nur modificirt; durch die veränderte chronologische Fixirung selbst wird der Operneffect, wie Koser es bezeichnend nennt, erreicht. Ein besonders hervorstechendes Beispiel ist folgendes: Catt schildert uns in seinen Memoiren, er sei am Vorabend der Schlacht von Zorndorf, als die Absicht, am folgenden Tage zu schlagen, schon vollkommen feststand, Abends 9 Uhr zum Könige befohlen worden; er habe ihn in dem kleinen Zimmer einer Mühle damit beschäftigt gefunden, einige Verse einer Ode Rousseau's an Zinzendorf, deren Form ihm mangelhaft erschien, zu verbessern. Als er dem Könige seine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben habe, daß er am Vorabende einer so wichtigen Entscheidung die Ruhe finde, Verse zu machen, habe ihm der König entgegnet: „Nun, was ist daran so Besonderes? Warum soll ich mich heute nicht zerstreuen wie sonst? den ganzen Tag habe ich mich mit der großen Sache geplagt, sie nach allen Seiten gedreht und gewandt; mein Entschluß steht fest, mein Plan ist gemacht; ich denke, es ist mir erlaubt, Reime zu schmieden wie ein Anderer." Das Gespräch, das sich dann daran anschloß, sei dadurch unterbrochen worden, daß die Generale erschienen, um die Dispositionen für den bevorstehenden Angriff einzuholen. Der König sei dann nach einer halben Stunde wieder erschienen und habe das Gespräch an demselben Punkte wieder aufgenommen, an dem es unterbrochen worden war; er habe dann in ähnlicher Weise wie vorher die Rousseau'schen einige Verse aus Racine's Athalie, auf die ihn de Catt aufmerksam gemacht hatte, verbessert.

Diese Scene ist gewiß effectvoll und erweckt in höchstem Maße die Bewunderung und das Interesse des Lesers. Nun erweisen aber die gleichzeitig niedergeschriebenen Tagebücher, daß zwar jene Umdichtungen Rousseau'scher und Racine'scher Verse wirklich so stattgefunden haben, wie sie in den Memoiren geschildert werden, daß sie aber weder am Vorabend der Schlacht von Zorndorf noch überhaupt an einem und demselben Tage stattgefunden haben, daß vielmehr die Rousseau'schen Verse am 14. August 1758, die Racine'schen am 16. November desselben Jahres umgedichtet wurden.

Man sieht: als zuverlässige historische Quelle für chronologische Fixirung von Ereignissen u. dgl. sind diese Memoiren nicht zu betrachten, aber ihren hohen Werth behalten sie darum doch; sie zeigen uns gewissermaßen Typen der Unterhaltungen Friedrichs des Großen, nicht immer genau so, wie sie wirklich stattgefunden haben, aber doch an die wirklichen Vorgänge anknüpfend und diese künstlerisch gestaltend: so, wie sie vorliegen, konnte sie eben nur Jemand schreiben, der in jahrelangem persönlichen Verkehr mit dem Könige gestanden hatte und dessen Denk- und Unterhaltungsweise auf das Genaueste kannte. Als historische Quelle sind sie nur mit der erforderlichen Vorsicht und Controle an der Hand der Tagebücher zu verwerthen; für das Geistesleben des Königs sind sie von unschätzbarer Bedeutung, und ihre künstlerische Formvollendung läßt ihre Lectüre als einen hohen Genuß erscheinen.

Wir möchten unsere Erörterungen daher mit dem Wunsche schließen, daß diese Memoiren recht bald einen sachkundigen Uebersetzer „in unser geliebtes Deutsch" fänden, damit dieser hohe Genuß ihrer Lectüre auch weiteren Kreisen zugänglich werde, die sich für die welthistorische Größe und geistige Tiefe des genialen Königs interessiren.

Hense's „Shakespeare".*)

Besprochen von Hermann Isaac.

Das vorliegende Werk ist das dritte, das aus Aufsätzen entstanden ist, welche — wenigstens zum größten Theile — zuvor im Jahrbuche der deutschen Shakespeare-Gesellschaft veröffentlicht worden sind. Die gesammelten Aufsätze von Elze und von Delius sind ihm vorausgegangen. In dieser Thatsache liegt eine gewisse Ungunst für Jeden, der nach diesen ersten Größen auf dem Gebiete der deutschen Shakespeare-Forschung etwas Aehnliches unternimmt. Man wird nicht umhin können, auch spätere Leistungen mit jenem großen Maßstabe zu messen, welchen man an die ihrigen anzulegen gewohnt ist.

Einer der umfangreichsten Aufsätze Hense's ist betitelt „Gewissen und Schicksal in Shakespeare's Dichtungen" — eine auffallende Gegenüberstellung, man würde „Schuld" an Stelle von „Gewissen" erwarten. Der Verfasser konnte indessen den Inhalt seiner Arbeit nicht wohl anders charakterisiren, da er nicht blos die Helden der Tragödie, sondern alle Gattungen von Charakteren in den Kreis seiner Betrachtung zieht; da er nachweisen will, daß das Unglück der Shakespeare'schen Menschen auf dem bösen, ihr Glück auf dem guten Gewissen beruhe, daß die sie strafende und belohnende Macht nicht etwas außer und über ihnen Stehendes ist, wie bei den Alten das Schicksal, sondern in ihnen lebt als das Bewußtsein der guten und bösen That. Shakespeare ist — darin stimmen wir mit dem Verfasser überein — mit Recht der „Dichter des Gewissens" genannt, und in dem Sinne, daß er den Menschen sittlich auf sich selbst stellt, ihn sein Glück und Unglück allein in seinem Busen finden läßt, seine Erlösung in seine Hand giebt — aber nur in diesem Sinne Protestant. Wenn er aber darauf hinsichtlich der Tragödien ausführt, daß der tragische Ausgang bei Shakespeare ausschließlich die Folge einer Schuld ist, so muß ich ihm widersprechen. Shakespeare hat in seiner größten Tragödie jene Macht des Lebens, die wir das Schicksal nennen, in ihrer ganzen Furchtbarkeit walten lassen.

Das Schicksal vieler, nicht aller antiken Tragödien, das in Gestalt einer Prophezeiung unantastbar, unerschütterlich über Menschen und Geschlechtern schwebt, kann die moderne Weltanschauung neben dem freien menschlichen Willen nicht mehr anerkennen; und Shakespeare's Tragödien würden heute vielleicht ebenso veraltet sein wie eine große Reihe spanischer

*) Untersuchungen und Studien von Carl Conrad Hense. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses.

Digitized by Google

Dramen, wenn er nicht ganz auf der Höhe dieser Anschauung gestanden hätte. Für uns giebt es ein anderes Schicksal, das für jeden Menschen mit dem Momente seiner Geburt, für den Helden der Tragödie mit ihrer ersten Scene anhebt: die Fügung der äußeren Lebensumstände, in welche der Mensch und der Held ohne sein Zuthun hineinversetzt wird. Dieser Macht steht der moderne Held mit seinem freien Willen gegenüber, und es fragt sich nun, um mit Bulwer zu reden: „Was wird er damit machen?" Die Frage entscheidet sich je nach der Summe und Richtung der Kraft des Helden und nach der Wucht, mit der jene Macht auf ihm liegt. Mitunter ist nur der Feige, der Schurke im Stande, sich ihrem Drucke zu entziehen, der Muthige, Edle, der nicht weicht und wanket, wird schuldlos erdrückt. Damit bekenne ich mich als Ketzer jenem ästhetischen Glaubenssatze gegenüber, nach dem der Held einer Tragödie immer an einer Schuld zu Grunde gehen müsse. Das ist in einigen Tragödien so wenig der Fall, daß der Held untergeht, nur aus dem Grunde, weil er von Schuld frei bleiben will: er müßte sein besseres Selbst aufgeben, um dem Schicksal erfolgreich widerstehen zu können; einem solchen Leben zieht er den Tod vor, er fällt, ein muthiger Kämpfer gegen die stärkere Macht, körperlich überwunden, geistig triumphirend. Wer könnte jemals in Racine's ergreifender „Andromaque" eine Schuld der Heldin entdecken? Sie stirbt, weil sie ihrem großen Gemahl Hector die Treue bewahren und mit einem ungeliebten Manne nicht leben will. Das Vorurtheil, daß in jeder Tragödie eine Schuld vorhanden sein müsse, hat nur zu häufig dahin geführt, die moralischen Begriffe zu verwirren, und einen kleinen Fehler, der mitunter, wie bei Egmont, auf einer liebenswerthen Eigenschaft beruht, ja eine hochsinnige Handlungsweise als todeswürdiges Verbrechen hinzustellen. Das Verständniß „Hamlet's" ist erschwert worden vorzugsweise durch jene, wie es scheint jetzt veraltende Auffassungsweise, der auch Hense huldigt, daß Hamlet an einer Schuld zu Grunde gehe. Gerade das, was jene Interpreten von ihm verlangen, daß er ohne Bedenken seinen Oheim niederstechen und den Namen seiner Mutter unauslöschlicher Schande hätte preisgeben sollen, wäre eine Schuld gewesen. Daß aber Shakespeare, der „Dichter des Gewissens", der erhabenste Apostel der Humanität, den tiefinneren Abscheu eines sittlich zart organisirten Wesens vor dem Morde, die Liebe auch zu einer sündigen Mutter als Schuld hingestellt haben sollte, diese Annahme ist wohl nur erklärlich durch die Macht jenes Vorurtheils. „Hamlet" ist vielmehr eine moderne Schicksals-Tragödie par excellence in dem oben bezeichneten Sinne und darum so furchtbar erschütternd; dieser edle Mensch, unter ein Schicksal gestellt, von dem nur die Entehrung seiner selbst und seiner Familie ihn retten konnte, mußte untergehen.

Ganz vortrefflich ist die gedrängtere Abhandlung „Polymythie in den dramatischen Dichtungen Shakespeare's", welche einen wesentlichen Vorzug des modernen Dramas im Vergleich mit dem der Alten behandelt. Nachdem gezeigt, weshalb die Anfänge der dramatischen Kunst monomythische Stoffe vorziehen mußten, wird die polymythische Handlung bei Shakespeare und seinen Vorgängern als ein gewaltiger Fortschritt bezeichnet, der eine viel wirksamere Darstellung der dichterischen Idee durch parallele und contrastirende Handlungen ermöglicht. Das wird an einer Reihe von Dramen nachgewiesen, worunter ich besonders auf die schönen Erörterungen über „Heinrich IV." und „Lear" aufmerksam mache. Hierauf führt der Verfasser aus, wie die Polymythie auf die Charakteristik einwirkt, die nun ihrerseits die complicirtesten Seelengemälde, ja, das Werden der Charaktere darstellen kann, was vorzüglich an „Cymbeline" erläutert wird. Aber auch die Schattenseiten der Polymythie werden nicht außer Acht gelassen: sie zeigen sich besonders in Shakespeare's Komödien, deren Handlungen nicht immer organisch ineinandergefügt, sondern nach dem prägnanten Ausdrucke Vischer's oft nur fest „verkittet" sind. — Aus seiner freien und gerechten Würdigung des modernen Dramas erkennen wir mit Freuden, daß der Verfasser nicht zu den einseitig gebildeten Philologen gehört, welche über dem klassischen Alterthume nichts anerkennen, weil sie neben ihm nichts kennen. —

Wenn eine Reihe von Medicinern in der Darstellung der Seelenkrankheiten in Shakespeare's Dramen eine fast unerklärlich tiefe Einsicht des Dichters in physiologische und psychologische Vorgänge, die seiner Zeit gänzlich unbekannt waren, nachgewiesen haben, so sucht Hense in einer hierauf bezüglichen Abhandlung zu zeigen, wie er in seinen Wahnsinnsgemälden bei aller Naturtreue dennoch den Gesetzen der dramatischen Kunst gerecht wird, welche auf den ersten Blick bei ihrer bis ins geringste Detail gehenden Tendenz zur Zweckmäßigkeit alles Sinnlose aus ihrem Gebiete zu verbannen scheint. Am besten dürfte die Erscheinungsform der Geistesstörungen bei Shakespeare mit dem Ausdrucke des Polonius als „methodischer" Wahnsinn bezeichnet werden, der unter der Maske scheinbar zusammenhangloser Paradoxen einen tiefen Sinn und die den betreffenden Personen vor ihrer Erkrankung eigene Denkweise verbirgt. Der Wahnsinn tritt ein bei Charakteren, die durch die hochgradige Leidenschaftlichkeit ihres Wesens schon von Natur dazu disponirt erscheinen; er hat furchtbare Ereignisse zur Veranlassung und krankhaft gesteigerte Gewissensbisse zur Ursache. — Diese Theorie paßt recht gut auf Lear und Lady Macbeth, was aber Ophelia betrifft, so ist es dem Verfasser nicht gelungen, ihr eine Schuld nachzuweisen. Sie ist und bleibt, nach dem schönen Vergleiche der Mrs. Jameson, die harmlose Taube, die vom Sturmwind mitgerissen und zerschellt wird. — Sehr interessant sind die Auslassungen über die künstlerische Bedeutung des simulirten Wahnsinns in „Lear" und „Hamlet", der dem wirklichen zur Folie dient; daß ein Aesthetiker von dem Kunstverstande Hense's den bis in die allerneueste Zeit wiederholten Mißgriff, in Hamlet einen Wahnsinnigen zu sehen, nicht begehen konnte, ist selbstverständlich.

Den Aufsatz „Shakespeare's Naturanschauung", den wir im Wesentlichen ebenfalls zu den dramaturgischen rechnen können, halte ich für den hervorragendsten dieser Gattung. — Denken wir uns aus „Romeo" hinweg die Situationen, welche durch die mittägliche Natur des Ortes der Handlung bedingt sind, die Schilderungen dieser Natur, die zahllosen Metaphern und Vergleiche, welche sie zum Gegenstande haben — wo bliebe dann die schwüle, üppige Atmosphäre, das glühende Colorit, unter dem ein solches Lebensbild allein verständlich und wahr wird? Die glänzendste Kunst der Charakteristik vermöchte uns nicht die sehnsuchtsvolle, liebeskranke Stimmung mitzutheilen, in der sich der jugendliche Dichter zur Zeit der Abfassung wahrscheinlich selbst befand und in der ein wesentliches Element der poetischen Wirkung liegt. Das Gemälde wäre bei aller dramatischen Bewegung farbenmatt, der Hauch wäre von dieser schimmernden Frucht gestreift. — Eine gleich gewaltige Wirkung hat die Behandlung der Natur in „Hamlet", „Macbeth" und „Lear". — Dies sei aus der inhaltreichen, feinsinnigen Arbeit herausgegriffen, um die Leser anzuregen, mit dem Verfasser einen lehrreichen Blick in die Werkstatt des größten Dichters zu werfen und zu erkennen, wie er als tiefer Kenner, als begeisterter Liebhaber der Natur sie zu einem hervorragenden Werkzeuge seiner Kunst macht; zu erfahren, wo der Zaubertrank herkommt, der dem Menschen und Künstler eine ewige Jugend und Gesundheit verleiht. —

Indem wir nun zu den literarhistorischen Untersuchungen übergehen, treten uns zuerst die Anregungen entgegen, welche Shakespeare von den Klassikern empfing. In dem kurzen Aufsatze „Shakespeare und die Philosophie" werden die von König und Tschischwitz entdeckten Anklänge an Giordano Bruno, besonders im „Hamlet" berührt; dann wird wahrscheinlich gemacht, daß Shakespeare gewisse Lehren der Stoiker und Pythagoräer gekannt habe. Die Belege für die erstere Behauptung hätten noch vermehrt werden können durch einige Reden des Brutus, in denen der Dichter des „Cäsar" eine größere Kenntniß jener Schule verräth, als er sie aus seiner Quelle Plutarch schöpfen konnte. Die Kenntniß des Pythagoras beschränkt sich nun freilich auf die Lehre von der Seelenwanderung und der Sphärenharmonie, welche beide meiner Ansicht nach Traditionen sind, die sich durch das Mittelalter auf die neuere Zeit fortgepflanzt haben. Daß die Schöpfung der Porzia und des Bassanio eine bewußte Ver-

Digitized by Google

körperung der pythagoräischen Lehre von der Seelenharmonie sei, wird schwerlich allgemeine Beistimmung finden; sie sind vielmehr in ihrer Körper- und Seelenschönheit Menschen nach dem Herzen Shakespeare's, Renaissance-Ideale. Die — jedenfalls mittelbaren — Beziehungen Shakespeare's zu Plato, dem philosophischen Leitstern jener Zeit, finden wir in dem Aufsatze leider nicht erwähnt, und es kann doch nur ein gleich tiefer Kenner der classischen und der Renaissance-Literatur, nur ein Mann wie Hense sein, der dieses bisher noch nicht genügend aufgeklärte Gebiet in dem Wissen Shakespeare's zu erleuchten im Stande ist. Die bisherigen Erörterungen dieser Frage (in Herrig's Archiv LXI 193 ff., im Shakespeare-Jahrbuch XVII 189 ff. und selbst bei Simpson) sind eitel Stückwerk.

„John Lily und Shakespeare" ist der sehr bescheidene Titel einer Arbeit, in der Shakespeare's Stil mit dem seiner Zeitgenossen, besonders Lily's, verglichen wird. Die bedeutendsten Partien des kleinen Werkes beziehen sich auf die Verwendung der classischen Literatur und Mythologie in den Dichtungen jener Zeit, die classische Bildung Shakespeare's und den Euphuismus. Daneben aber sind alle übrigen Stil-Eigenheiten Shakespeare's behandelt: die Verwerthung der germanischen Mythologie, des Aberglaubens jener Zeit; Local- und Zeitfarbe, Anachronismen; die Einlegung von dumb shows, Sonetten, Liedern, burlesken Clowns-Scenen; Prolog und Epilog; Verkleidungen; Träume. Gegen das Gesammtresultat dieser eingehenden Untersuchungen, in denen uns Shakespeare als ein von seiner Zeit verhältnißmäßig wenig beherrschtes, souveränes Künstlergenie entgegentritt, kann kein Einspruch erhoben werden. Im Einzelnen stimme ich nur in einem Punkte mit Hense nicht überein, in der Behauptung, daß Shakespeare die antike Mythologie innerhalb seiner Dramen nie im allegorischen Sinne verwendet habe. In der mythologischen Erzählung Oberon's im „Sommernachtstraum" (II, 2), deren Interpretation eine kleine Literatur hervorgerufen hat, ist es geschehen. So hoch für mich die Autoritäten eines Delius und Al. Schmidt, denen sich die Hense's anschließt, auch stehen, ihre nichtallegorische Deutung dieser Stelle kann mich nicht überzeugen. Wenn es sich darin um weiter nichts handelte als um eine Erklärung, wie das Blümchen „Love-in-Idleness" zu seiner Zauberkraft gekommen sei, so wäre der complicirte mythologische Apparat ganz unverständlich. Es ist mir nicht gegeben, die „plastische und stimmungsvolle Schönheit" der Worte Oberon's zu genießen; sie erscheinen mir als eine gegenstandlose mythologische Phantasmagorie, die der in keiner Weise angekränkelten Phantasie unseres Dichters fremd zu sein scheint. Die Frage entscheidet sich meines Erachtens nach der Beantwortung einer anderen: ob der „Sommernachtstraum" als ein Gelegenheits-, speziell Hochzeitsgedicht aufzufassen ist oder nicht. Muß diese Frage mit Rücksicht auf den Gesammt-Charakter des Stückes und besonders auf den Epilog bejaht werden, so müssen sich in demselben auch zeitliche und persönliche Anspielungen finden, oder es stände als Hochzeitsgedicht eben einzig in seiner Art da. Daß man solche Anspielungen in Stellen sucht, die an und für sich betrachtet durchaus dunkel sind, ist natürlich. Und wenn nun eine zeitgeschichtliche Erklärung für die mysteriösen Worte Oberon's gefunden wird, die philologisch so zutreffend ist wie die von Halpin entdeckte und von Gervinus und Elze gebilligte, so sollte man sie freudig anerkennen. Ich möchte zur Unterstützung dieser Erklärung, welche voraussetzt, daß der „Sommernachtstraum" zur Hochzeit des Grafen Essex (1590) verfaßt ist, noch eine andere Stelle anführen, die mir auch nur bei allegorischer Deutung einen verständigen Sinn zu haben scheint: es sind die kritischen Randglossen der Festgesellschaft zu der Rüpel-Komödie beim Auftreten des „Mondscheines". Oberflächlich betrachtet, sind die Bemerkungen des hohen Auditoriums so witzlos läppisch, daß auch die Clowns-Gespräche der jugendlichsten Komödie ähnliche Albernheiten nicht aufweisen. Fassen wir sie aber als zeitgeschichtliche Anspielungen auf, denken wir bei dem „Moon" an die so häufig als „keusche Selene, Diana" ꝛc. gefeierte Königin Elisabeth und ihr Verhältniß zu Essex, so werden sie zu einer ebenso scharfen wie geschickten Satire, die, nur für die Freunde des Grafen verständlich, unter ihnen eine unbezähmbare Fröhlichkeit hervorrufen mußte. —

Schließlich kommen wir zu der ebenso bedeutenden wie umfangreichen Arbeit: „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakespeare". Staunenswerth ist es, hier im Großen und Kleinen entwickelt zu sehen, welchen tiefgehenden Einfluß der große Brite auf die deutsche Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts ausgeübt hat, zu verfolgen, wie viele Anregungen z. B. Schiller aus Shakespeare entnahm.

Als ein seltenes, nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst des vorliegenden Werkes möchte ich das von dem Verfasser durchgeführte literarhistorisch-vergleichende Verfahren bezeichnen, aus dem wir die dichterische Individualität Shakespeare's um so deutlicher erkennen können. Solch einen Weg konnte freilich nur ein Gelehrter beschreiten von dem umfassenden Wissen Hense's, der die classischen Literaturen und die deutsche aufs vollkommenste, daneben den hervorragenden Theil der englischen und italienischen Renaissancedichtung, die spanische Dramatik und die zu ungeheurem Umfange angewachsene Shakespeare-Literatur beherrscht. Er bietet jedem überreiche Anregung und Belehrung, dem Literarhistoriker, dem Philologen, und nicht weniger dem gebildeten Laien, den der einfach würdige, der niemals „wissenschaftlich" abstruse Stil des Verfassers anziehen wird. Wir dürfen dieses Werk eines im Dienste idealer Interessen verbrachten Lebens*) mit ungetheilter Bewunderung betrachten: mit seinem wissenschaftlichen Ernst, seinem besonnenen Denken, seinem milden und mitunter fast zu bescheidenen Urtheil fremden Leistungen gegenüber, mit seiner begeisterten Liebe für den größten der Dichter gehört es — trotz aller Geistes-Koryphäen, die auf diesem Gebiete thätig gewesen sind — zu den bedeutendsten Erzeugnissen der Shakespeare-Literatur.

*) Die früheste Abhandlung stammt aus dem Jahre 1852.

Feuilleton.

Fam.

Von Carit Etlar.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Emil Jonas.

Wissen meine Leser, was Fam ist? — Nein. Molbach's Lexikon erklärt dies Wort freilich als einen Dampf oder Nebel in der Luft, aber damit ist die Sache bei weitem nicht abgemacht. Das, was man in den westlichen Gegenden Jütlands unter dem Worte „Fam" versteht und was während der warmen Sommertage sichtbar wird, besonders auf den flachen Haidestrecken bei Holstebro und im Salling-District, stellt die wunderbarsten und verschiedenartigsten Landschaften dar, welche fortwährend in Form und Inhalt wechseln. Man sieht Bäume und Gebüsche auf dem Erdboden, wo sonst nur halb verdorrtes Haidekraut und niedrige Sträucher sich zeigen. Nach und nach erscheinen sie weniger deutlich. Alles wechselt hier wie Bilder in einer Laterna magica: der Wald wird zu einem See, einem weit ausgedehnten, meilengroßen See, der sich in langen wogenden Flächen bewegt und wie ein blaues Tuch über die Erde breitet. Sind es Schwäne oder Schiffe, diese kleinen weißen Punkte, auf die das Sonnenlicht fällt? — Das Wasser wogt und scheint Kühle zu verbreiten, während die Sonne glüht, die Haide brennt und das Vieh nach Luft schnappend mit geschlossenen Augen am Weggraben liegt. Der Wanderer macht größere Schritte; er muß, wie er meint, ja bald nach diesem klaren, erfrischenden See gelangen, der nicht sonderlich fern zu sein scheint. Merkwürdig genug kommt er diesem doch nicht näher: er zieht sich vor ihm stets zurück, und während er dahin eilt und nach dem Ziel ausschaut, taucht plötzlich eine Insel über dem Wasserspiegel

Digitized by Google

empor — und noch eine und wieder eine. Sie wachsen und und vergrößern sich, sie bekleiden sich mit Büschen und Bäumen; einige der letzteren stehen freilich auf dem Kopf; und alle diese kleinen Inseln, die in ihren wechselreichen Linien und in dem üppigen Wachsthum zunächst dem Lago maggiore anzugehören scheinen, treten deutlich hervor. Die weißen Häuser zwischen den Bäumen spiegeln sich im Wasser, und es glitzert und funkelt und glänzt in der sonnenheißen Luft, bis sich eine Weile hernach ein neues Bild zeigt, worin aber immer wieder See und Wald die Hauptpartien bilden. —

Ein Stück Weges westlich von der Skaber Mühle saß an einem Sommernachmittage, als diese nordische Fata morgana in voller Pracht sich zeigte, ein junges Mädchen, beschäftigt, Grapen und Töpfe zu machen. Ihre Kleidung beschränkte sich auf einen kurzen Rock und ein dunkles Leibchen, innerhalb dessen das grobe Leinenhemd bis an den Hals empor gezogen war. Auf dem Kopfe trug sie einen selbst gemachten Strohhut, der unter dem Kinn mit einem Bindfaden zusammengebunden war. Die ganze Kleidung verrieth Noth und ärmliche Verhältnisse, während ihre Figur und ihr Gesicht im hohen Grade schön und ansprechend waren.

Es lag etwas Hülfloses und eine tiefe Traurigkeit im Ausdruck der großen dunkelgrauen Augen, während sie mit dem halbfertigen Thongefäß auf den Knieen und mit niedergesenkten Armen dasaß und nach der wechselnden Naturerscheinung, welche hinten in dem kleinen Thal zwischen den Haidehügeln wogte, ausschaute. Doch war es weder die Luftspiegelung noch deren gaukelnde Bilder, die ihren Blick und ihre Gedanken beschäftigten, denn die Umgebung hatte sicherlich nur sehr wenig mit dem Vorstellungskreise zu thun, worin sie sich für den Augenblick befand.

Eine scharfe und bestimmte Runzel zwischen den Augenbrauen deutete darauf hin, daß sie bereits den Ernst und die Schatten des Lebens kennen gelernt hatte, daß sie vielleicht alle die Einsamkeit, den Frieden und das Schweigen benutzte, um sich vor dem Unglück zu verbergen. Sie grübelte oder träumte, obschon die Augen weit offen standen und nach und nach mit Thränen gefüllt wurden, die eine nach der anderen über die bleichen Wangen herabrollten. Das Herz und die Gedanken haben ihre Fata morgana, die nicht des Tageslichts und des Sonnenscheins bedürfen, um sichtbar zu werden.

Etwas fern von der Stelle, wo das junge Mädchen saß, zog sich der Fahrweg gegen Almind und Lysgaard hin und innerhalb des Grabens lag eine ärmliche Hütte. Mitten in ihrem Fachwerk saß eine Thür, die aus zwei Halbthüren gebildet war, und auf jeder Seite derselben befand sich ein kleiner blau angestrichener Fensterrahmen mit vier kleinen sonnenverbrannten Scheiben. Von dem geborstenen Schornstein stieg ein blauer Rauch über die Haide nieder und verbreitete einen durchdringenden Geruch von brennendem Torf.

Alles war schweigsam und still und wie ausgestorben in der Nähe. Eine einsame Lerche sang in der Luft, ein Brachvogel lief längs den alten Spuren der Räder, nach einer Fliege schnappend, und verschwand gleich darauf hinter dem Wacholderbusch, indem er einen lang gezogenen melancholischen Klageruf ausstieß. Der Reisende hat selten etwas auf diesem Wege zu thun; überall, wohin das Auge sich wendet, begegnet ihm dasselbe Bild: Haide und flammende Luft, Einförmigkeit, Oede und ein Ernst, der unwillkürlich auf die Stimmung einwirkt.

Was noch an diesem Tage mehr als alles Andere die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich gelenkt haben würde, war weder die Hütte noch das junge Mädchen, so schön und so beredt es auch in ihrem stillen Kummer war, sondern ein kleines Kind, das hin und wieder hinter dem großen Lehmberg, aus dem die Töpfe geformt werden, sichtbar wurde. Dieses Kind mochte wohl fünf bis sechs Jahre alt sein. Es war klein, zwerghaft und hatte ein welkes, geistloses Gesicht, ohne Spuren von Intelligenz, runde ausdruckloseAugen, die sich ununterbrochen rollend und scheu bewegten, eine gebliche, runzlige Haut, die sich in zwei Halbkreisen um den Mund vertiefte und das stets lächelnde Gesicht doppelt unangenehm machte.

Die Kleidung des Kindes bestand aus einem langen Hemd oder Kittel, der um den Leib mit einem Ledergürtel zusammengeschnürt war. Durch den Gürtel war eine Schnur gezogen und an einem Pfahl in der Erde befestigt, so daß die Bewegungen des Kindes sich auf einen Kreis um den Pfahl beschränkten. In der Regel verbrachte das Kind den Tag hier draußen damit, im Sande zu liegen und mit demselben zu spielen. Wenn es versuchte, sich zu erheben, sah man unter dem Kittel zwei dünne, magere Beine, deren krumme Stellung die englische Krankheit andeuteten. Dann richtete das unglückliche Wesen sich in die Höhe, machte ein paar Sprünge vorwärts wie ein Känguruh und fiel gleich darauf wieder auf die Erde zurück. Es sprach niemals, lachte nur laut, wenn es sich wohl befand oder wenn etwas Ungewöhnliches seine Aufmerksamkeit fesselte. Hin und wieder stieß es einen durchdringenden, unarticulirten Schrei aus, wenn es fror oder wenn man es sehr lange allein ließ.

Das junge Mädchen war die Mutter des Kindes . . .

Unten auf dem Fußwege, der durch die Haide führte, schritt ein Mann der Stelle zu, wo das Mädchen arbeitete. Als sie ihn sah, zog sie sich ihr Hemd höher über die Brust empor und warf einen Blick in den gefüllten Wassereimer, der ihr Bild widerspiegelte. Darauf fuhr sie mit der Hand über das Haar und glättete es ein wenig.

„Gottes Friede und guten Tag, Karen Hansen", rief der Mann, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte. „Wie geht es in dieser verwünschten Hitze?"

„Danke, Müller, es geht, wie es kann", antwortete sie; „die Gefäße trocknen recht schnell, wenn die Sonne so heftig darauf brennt."

„Ich werde Dir wohl wieder ein wenig helfen müssen", äußerte er, indem er die Jacke auszog.

„Dazu sage ich nicht nein. Der Grapenhändler ist wie besessen auf die Töpfe mit Euren Bildern; ich bekam das letzte Mal acht Oere mehr für die Mandel."

„Was soll ich denn heute machen?" fragte der Müller, indem er sich auf einen Stein zwischen den fertigen Gefäßen niederließ.

„Das letzte Mal waren es Schweine, die Ihr gezeichnet; diesmal mag es ein Pferd sein."

„Ja, ein Reiter, das paßt am besten für mich, der ich einst ein tüchtiger Dragoner im Dienste des Königs war."

Der Müller saß und zeichnete mit seinem Feuerstein auf den fertigen Töpfen.

Karen drehte einen neuen Klumpen Thon. Es verging eine Zeit, während der Niemand von ihnen sprach.

„Nun möchte ich ein wenig Feuer für meine Pfeife haben", rief der Mann endlich, indem er aufstand und seine mächtigen Glieder, müde von der krummgebeugten Stellung, streckte. „Das Wasser taugt nichts in Eurem Kessel und schmeckt nach Eisen, aber ein Trunk würde nicht übel bei dieser Wärme sein."

Karen ging in die Hütte und kam mit einer rauchenden Kohle und einem Kruge Milch wieder zurück.

Der Müller trank, während er Karen anschaute. Er bekam Feuer auf die Pfeife; er schaute sie indeß fortwährend an. Sie erröthete und begann wieder mit der Arbeit. Der Müller jedoch fuhr fort, zu ihr hinüber zu blicken, aber sie schien es nicht zu bemerken; dann räusperte er sich, pfiff, allein das half alles nichts; sie arbeitete ununterbrochen.

„Das war der sechste Töpf", rief er endlich, „ein Reiter steht nun auf ihnen allen; damit mag es für dieses Mal genug sein. Es thut wehe in meinem Magen, so lange gebückt zu sitzen. Du siehst mir heute sehr niedergeschlagen aus; ist Dir etwas passirt, seit ich das letzte Mal mit Dir sprach?"

„O, nein", antwortete sie, ohne aufzusehen; „es kommt hin und wieder so über mich; aber es geht wieder vorüber."

„Ja, so", sagte er bedachtsam, indem er sich an ihre Seite setzte, „nun will ich Dir etwas sagen, Karen Hansen. Es war eigentlich nicht meine Absicht, hier zu sitzen und Töpfe zu zeichnen. Ich kam, um Dir ein Vergnügen zu machen. Ich bin Dir gut, das weißt Du, wir haben über die Sache schon früher gesprochen; aber nun wollen wir die Dinge in Ordnung bringen. Ich will mich mit Dir ver-

Digitized by Google

heirathen und Dich zu meiner Frau vor Gott und den Menschen machen."

Sie sah auf den kleinen Knaben, der an dem Pfahl saß und mit einem Stock in der Erde wühlte, beschmutzt mit Thon und Asche, die seinem Gesicht einen noch widerlicheren Ausdruck als gewöhnlich verliehen.

„Ich verstehe Dich sehr gut", äußerte der Müller, nachdem er eine Zeit auf Antwort gewartet hatte. „Du bist ein verführtes Mädchen; sie schwatzen über Dich hier draußen auf der Haide; aber ich habe genau über die Sache nachgedacht, und ich verheirathe mich dennoch mit Dir."

Karen schüttelte den Kopf.

Er fuhr dennoch fort: „Bedenke Dich wohl, bevor Du nein sagst. Ich biete Dir Wohlstand, Ehre; Du sollst Deinen eigenen hübschen, grüngemalten Wagen haben, um nach der Kirche zu fahren. Du ziehst in ein hübsches Haus ein, dem nicht einmal ein Nagel fehlt; wenn ich Dich unter den Arm nehme, dann werden sie es schon sein lassen, Dich anzuschielen. Ein Müller, wie ich, ist mehr als ein gewöhnlicher Bauersmann, erinnere Dich auch dessen, Karen Hansen. Ich verstehe zu rechnen und Dinte und Feder zu führen, ich habe im Gemeinderath wohl sechszehn Jahre gesessen, und wozu der Skaber Müller ja sagte, das unterschrieben die Andern auch."

„Ich weiß es wohl, Jens Karstens, aber es wird dennoch nichts daraus."

Er saß, grübelte ein wenig und glitt mit den Händen auf den neuen Beinkleidern hin und her. Dann räusperte er sich wieder und begann:

„Das wird Dich später gereuen. Ich habe Dich schon geliebt, als Du ein kleines Mädchen warst. Du gingst stets so still einher und bekümmertest Dich damals nur um Dich selbst. Später wurdest Du das beste Töpfermädchen, das wir je hier in der Gegend gehabt haben; weshalb kann es nicht so geschehen, wie ich es haben will? Bedenke es wohl, Karen Hansen. Es kommt bei meiner Seele nicht jeden Tag ein Skaber Müller und macht Dir ein solches Anerbieten. Du wirst Achtung und Ehre wiedergewinnen. Du sollst Tuch- und Seidenzeug tragen und nichts Anderes thun, als was Dir selbst gefällt. Sage ja, sage ja, Karen! Der Teufel hole mich, wenn Du Dir nicht selbst im Lichte stehst."

„Und das Kind dort?" fragte sie kummervoll, indem sie auf den kleinen Wechselbalg zeigte.

„Ihn können wir natürlich nicht mit nach der Mühle nehmen. Wir bringen ihn bei Fremden unter und bezahlen für ihn."

„Ich will mich nicht von meinem Jungen trennen," sagte sie heftig: „Seinetwegen ist es, daß ich hier sitze und mich zu Tode arbeite. Laß es so sein, Jens Karstens, ich muß das Kreuz tragen, das der Herr mir auferlegt hat. Ist es wohl werth, mehr darüber zu sprechen?"

Der Mann fuhr empor und ballte drohend seine Hände. „Der verdammte Hof, möchten Donner und Blitz ihn vernichten! Wärst Du doch niemals dort hinauf gekommen. Was wolltest Du bei den Leuten? Ein Fuchs bleibt ein Fuchs, selbst wenn er sich einen andern Pelz anzieht. Wie ging es doch zu? Vertraue Dich mir, es erleichtert immer, sich auszusprechen, wenn Einem etwas das Herz beklemmt."

„Ich war so jung und unerfahren und kannte nichts Anderes von der Welt als das, was ich auf dem Schoße meiner Mutter gesehen hatte. „„Es ist ein süßes kleines Mädchen,"" sagte die gnädige Frau; „„„sie hat so schöne Augen; ich will mich Ihrer annehmen und ihr wohlthun, sie soll zu mir kommen und lernen, was sie früher nicht wußte.""" — O ja, in diesen Dingen hielt sie ihr Wort, ich lernte auf ihrem Hofe einen Theil; mir gefiel es, daß sie mich sehr oft den Fremden zeigte und von meinen schönen Augen sprach; ich sehnte mich nach Putz und Staat, womit sie mich umgaben, und ich träumte davon, reich und vornehm zu werden, wurde es auch — so lange wie die Hühner auffliegen."

„Das hätte ich Dir vorher sagen können. Wie ging es denn hernach?"

„Ich mußte mit dem jungen Herrn spielen und er war es, der mit mir spielte. Ich liebte ihn. Ich drängte mich an ihn, wo immer ich nur konnte, ich war wie ein kleiner Hund, den er von sich stieß, und der dennoch stets wedelnd und kriechend zurückkehrt. Ich belauschte seinen Schlaf und sehnte mich danach, daß es Tag werde, um ihn wieder sehen zu können."

„Du mußt ja von Sinnen gewesen sein", sagte der Müller, während er seine ausgegangene Pfeife wieder anzündete.

„Das ist man immer, wenn so etwas in dem Herzen eines Mädchens gährt."

„Das dauert nicht lange, aber die Erkenntniß kommt später."

„O ja, aber es braucht mitunter lange Zeit dazu", antwortete sie mit einem Seufzer.

„Und wie war es denn nun mit dem sauberen Bürschchen das ja einer erfrorenen Mohrrübe ähnlich sieht, und nichts Anderes versteht, als krummrückig auf einem Pferde zu sitzen und das Geld seiner Eltern zu vergeuden, bis sie ihn endlich mit der jungen Wittwe zusammenbrachten? Wie war es möglich, daß ein solcher Mensch ein züchtiges und sittsames Mädchen verleiten konnte?"

„Frage mich nicht danach. Ich that, was er wollte, und ich konnte nicht anders. Hätte er verlangt, ich sollte in den tiefsten See springen, ich hätte ihm blindlings gehorcht. — So ging es, wie es konnte, bis sie mich fortjagten; ich reiste und verbarg meine Schande hier draußen auf der Haide. Nun ist es meine größte Lust, an den Festtagen zur Kirche zu gehen und an den Wochentagen mich so müde zu arbeiten, daß ich weder denken noch träumen kann.

Ihre Stimme ertönte gedämpft und zitternd; als sie schwieg, kämpfte sie mit dem Weinen.

Da ertönte aus einiger Entfernung ein Ruf. Der Müller erhob sich und sah sich um. „Wer ist es, der da unten steht und ruft?" fragte er.

„Wo?"

„Gen Westen. Das ist ja des Gutsherrn Wagen mit den kleinen braunen Pferden, und er selbst steht da und winkt uns zu."

Ein eleganter Wagen stand unten auf einem der vielen kleinen Querwege, welche durch die Haide führten. Auf dem Kutschersitz stand ein Herr aufrecht und winkte gegen das Haus. Als er den Müller gewahrte, rief er ihm zu:

„He, Du da! Hast Du Lust, einen Thaler zu verdienen? dann komm und hilf uns."

„Ich will Euch lieber einen Thaler geben, um es nicht zu thun", antwortete Jens Karstens und setzte sich wieder.

Karen's Blässe wechselte mit einer tiefen Röthe, als der Müller den Fremden nannte. Nun er sich gesetzt hatte, ging sie auf ihn zu.

„Das sieht dem Skaber Müller nicht ähnlich", sagte sie. „Ihr müßt hinabgehen und ihm helfen, wer weiß, was geschehen ist."

„Das geht mich nichts an; ich wünsche ihn zu allen Teufeln."

„Geht hinab, Jens Karstens, beeilt Euch — meinetwegen", fügte sie gedämpft hinzu.

„Nur um Deinetwillen thue ich es", antwortete er und ging mit langen Schritten die Haide hinab dem Wagen zu.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Das alte Jahr hat sich mit ungnädiger Miene von den Berliner Bühnenlenkern verabschiedet, und das neue ist nicht in Gebelaune aufgetreten. Ueberall nur halb oder ganz leere Häuser und mißfällig aufgenommene Novitäten . . . Zuerst der Durchfall von Julius Rosen's „Halben Dichtern" im Wallner-Theater, welcher vieractige Schwank schon nach der achten Vorstellung vom Repertoire verschwand. Unter den halben Dichtern sind, nach einem älteren

Digitized by Google

Scherze Dingelstedt's, die Collaborations-Dramatiker gemeint, was sich hier dadurch verwickelt, daß der eine der siamesischen Zwillinge eine heimlich schriftstellernde Dame ist. Ein junger Dramatiker hat nämlich mit der poetisch veranlagten Gattin eines Gutsbesitzers gemeinsam ein Stück geschrieben. Die junge Frau darf ihren Mann von ihrer Autorschaft nichts wissen lassen, begibt sich deshalb heimlich nach der Stadt, um der Première beizuwohnen und richtet, indem sie sich zugleich vor ihrem sie verfolgenden Manne zu verbergen und mit dem Schriftsteller in Verkehr zu treten sucht, die größten Verwirrungen an. Denn auch der letztere ist in seiner Aktionsfreiheit beschränkt. Er wird von einem alten Rechnungsrathe, dem Vormund seiner Braut, mißtrauisch bewacht und schmählich ausspionirt, weil der alte Herr, von der Lasterhaftigkeit des männlichen Geschlechts eo ipso überzeugt, ihm als Schriftsteller noch viel weniger etwas Gutes zutraut. Die Tochter des Rechnungsrathes endlich ist in einen flotten Lieutenant verliebt ohne Willen des Vaters, der nun neben dem ersterwähnten Hüteramt über den Schriftsteller auch noch darüber zu wachen hat, daß der Officier nicht mit seiner Tochter zusammenkommt. Auf diesen Grundmotiven baut sich die Handlung auf, die natürlich darauf hinausläuft, daß nach einem glänzenden Erfolge des Dichterpaares der Gutsbesitzer seiner Frau gerührt in die Arme sinkt, daß der Schriftsteller seine Braut und der Lieutenant des Rechnungsraths Töchterlein heimführen, während der letztere als der allseitig Getäuschte gute Miene zum bösen Spiel machen muß. Leider operirt der Verfasser mit den trivialsten und unnatürlichsten Motiven und Einfällen, so daß die Zuschauer sehr bald die Geduld verlieren mußten.

Auch der vieractige Schwank: „Die goldene Spinne" von Franz von Schönthan, der Rosen's Mißerfolg im Wallnertheater vergessen machen sollte, wurde vom Publicum abgelehnt. Flüchtigkeit der Ausführung ist der Grundfehler des Stückes. Im ersten Acte sind wir in der Wohnung des immer glücklichen und immer heiteren Zeichenlehrers Hänsling. Ein junger Arzt, der als Miether bei ihm wohnt und ihm, ohne daß er es weiß, aus vielen Verlegenheiten hilft, verlobt sich mit der einen Tochter des Glücklichen, während die andere, die in Dresden auf der Akademie weilt, ihre baldige Ankunft meldet. Natürlich eitel Freude und Herrlichkeit in den bescheidenen vier Pfählen. Da kommt der Unglücksrabe in der Figur des misanthropischen Schwagers hereingeschwebt: es wird von ihm die Entdeckung gemacht, daß Hänsling im Café sich einen falschen Ueberzieher angezogen, daß nach diesem Ueberzieher von der Polizei gefahndet wird, weil eine Broche in Gestalt einer goldenen Spinne in der Tasche steckte, daß diese Broche aber nicht mehr in der Tasche zu finden ist und daß Hänsling in Folge dessen Gefahr läuft, als vermeintlicher Dieb verfolgt zu werden. Der zweite Act führt uns in die Wohnung des Eigenthümers der Broche. Er ist Tapetenfabrikant, reich, aber äußerst mißtrauisch und hat eine besondere Vorliebe für die Geheimnisse der Verbrecherwelt, die er in eigener Person studirt. Um in den Besitz der goldenen Spinne wieder zu gelangen, setzt er den ganzen Polizeiapparat in Bewegung, engagirt aber außerdem noch in diesem Acte die aus Dresden zurückgekehrte, von seinem Sohne geliebte und ihm heimlich zugeführte Tochter des Zeichenlehrers für sein Geschäft, wobei er sich in sie verliebt. Das Ende der Geschichte ist, daß Hänsling wirklich mit Hülfe der Polizei und besonders durch den Scharfsinn des Fabrikanten als der entdeckt wird, der den Ueberzieher sammt der goldenen Spinne an sich genommen hatte, daß daraus und außerdem noch durch ein Wickelkind, welches sehr zufällig auf die Bühne gelangt, einige Mißverständnisse entstehen, daß die goldene Spinne nicht gestohlen war, sondern sich nur in das Unterfutter des Kleidungsstückes verirrt hatte und daß schließlich neben der echten noch zwei falsche goldene Spinnen auftauchen, wodurch ein hübscher Actschluß erzielt wird. Wie man sieht, ist die Handlung nicht ungeschickt erdacht, auch finden sich zahlreiche Einfälle voll kecker, drastischer Situationskomik. Aber das Hineinspielen stets unerquicklicher kriminalistischer Motive, einige Geschmacklosigkeiten, wie das verhängnißvolle Auftreten des Säuglings und die Unmöglichkeiten der letzten Acte verdarben schließlich den Zuschauern die gute Laune, die sich noch in den ersten Aufzügen oft in lauten Beifallsäußerungen ausgedrückt hatte.

Ob das neue Ausstattungsstück: Sulfurina, das der Director des Victoria-Theaters Scherenberg selbst verfaßt und in Scene gesetzt hat, in der Folge besser gefallen wird, als dem kritischen Publicum der ersten Vorstellung, bleibt abzuwarten. Die gewöhnlichen Besucher und Freunde derartiger Feerien wollen nichts als Schauen. Wenn nur die Ballets hübsch arrangirt sind und gut getanzt werden, wenn nur die Aufzüge und Massendarstellungen voll Farben und Abwechselung sind, wenn nur die Wandeldecorationen ansprechen und sonst Alles gut „klappt", dann sind Parterre und Galerien vollkommen zufrieden und unterhalten sich königlich. Diese Bedingungen aber hat Director Scherenberg alle erfüllt. An der wirkungsvollen „Ausstattung" hat er es nicht fehlen lassen, und Manches ist ihm reizend gelungen, so z. B. die Heinzelmännerpantomime, in welcher die kleinen Wichte in aller Schnelligkeit ein Schloß am Meere errichten, das sie dann als eine liliputanische Feuerwehr vor der Vernichtung zu retten suchen. Minder gut ist ihm jedenfalls sein Text gelungen, der ziemlich zusammenhanglos und confus ausgefallen ist. Hier darf man eben nicht lange fragen, wie wir mit Hilfe eines Traumes in die Hölle und die angrenzenden Gebiete geführt werden, warum Sulfurina als deutsche Sängerin den Carneval in Venedig mitmacht, wieso die Kassette ihrer Mutter auf den Gang der Handlung einen solch wichtigen Einfluß ausüben kann — die Parole heißt: Sieh' und glaube! und die Kritik, für die solche Stücke nicht geschrieben sind, kann sich lediglich darauf beschränken, den Erfolg oder Mißerfolg der ersten Aufführung zu constatiren und für weitere Auskunft an die Theaterkasse zu verweisen.

O. B.

Notizen.

Professor Paul Mohn, der allbeliebte Illustrator des „Märchenstrauß" und „Christkind" hat im Auftrag und zum Besten der Deutschen Reichsfechtschule im Verlage der Kunstanstalt Mühlmeister und Johler in Hamburg ein prachtvolles Farbendruckblatt: Gedenket der Waisen! erscheinen lassen. Die Pietà, die unter dem alten Kirchenportal die Kindlein zu sich kommen läßt, die Frauengestalten aus dem Volke, der Blinde mit dem Mädchen, vor Allem aber die entzückenden Kinderfiguren geben der kunstvollen Composition einen gemüthvoll anheimelnden Reiz, der an Ludwig Richter's schönste Blätter gemahnt. Hier kommt aber noch der ganze Zauber der Farbe hinzu, ein saftiges, leuchtendes und dabei doch discret abgetöntes Colorit, das den Chromolithographien von Mühlmeister und Johler längst einen wohlverdienten Ruf verschafft hat.

Friedrich Hebbel's Tagebücher. Herausgegeben von F. Bamberg. Erster Band. Berlin, G. Grote. Diese werthvolle literarische Gabe bildet die längstersehnte Ergänzung zu den biographischen Arbeiten Kuh's und neuerdings Frankl's, da in denselben, besonders in den ersteren, vielfach auf diese Tagebücher Rücksicht und Bezug genommen worden sind. Hebbel hat von seinem 22. Lebensjahre an, also von der Zeit an, in welcher er aus seinem Dithmarschen in die Welt trat, genaue und höchst umfangreiche Tagebücher, nicht sowohl über seine äußeren Lebensumstände, als über sein inneres Werden und Wachsen geschrieben und deren vollständige Veröffentlichung nach einer Reihe von Jahren selbst gewünscht. Schon der erste Band, der jetzt vorliegt, und der die Jahre 1835—43 umfaßt, eröffnet uns einen vollen Einblick in des unglücklichen Dichters reiches Seelenleben und in die Werkstatt seines Schaffens; wir wollen aber eine ausführliche Besprechung dieser Tagebücher verschieben, bis sie mit dem verheißenen zweiten Bande vollständig vorliegen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen

a. **Deutsches Heim.**
b. **Gerichtslaube.**
c. **Aus alter und neuer Zeit.**

Pro Quartal } in Berlin M. 4,20
Abonnement } ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 500 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Im Verlag von **Heinrich Minden, Dresden,** erschienen soeben:
Briefe an Hans von Bülow
von
Ferdinand Lassalle.
1 Bd. kl. 8°. eleg. Ausstattung.
Preis 1 Mk.
Einige 20 Briefe Lassalle's nebst einem Schreiben der **Gräfin Hatzfeld** kurz nach der Katastrophe.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags auch direct von der Verlagshandlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.
Klencke,
Hauslexikon d. Gesundheitslehre
Siebente Auflage.
Preis geheftet 14 Mk. eleg. geb. Mk. 16,50.
Ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke. Dieses Buch ollte in keinem Hause auf dem Lande fehlen.

Weihnachtsgabe für Gebildete.
Neu. I. Jahrg.
224 Seiten eleg. geb.
Preis 2,40 Mk.
(Verlag v. A. Haack, Berlin)
In allen Buchhandlungen vorräthig.
Deutscher Kalender 1885.
Jahrbuch d. Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst etc.
Inh.: Kalendarium. Säcularkal. Naturwiss. Geogr. Entdeck. Gesundheitspfl. Handel. Techn. Fortschr. Kunst. Nekrologe. Geneal. Behörden. Gerichte Regierungen. Kriegsheere. Banken. Weltpostv. Eisenb. Telegr. Sternw. Universität. Höh. Fachschulen. Professoren. Bäder. Berg- u. Hüttenw. Wirthschafts Genossensch. Gewerbe.

Für die Leitung einer politisch-literarischen Wochenschrift mit neutraler Haltung wird zu baldigstem Eintritt eine bewährte Kraft gesucht. Sprachkenntnisse sind besonders erwünscht. Meldungen mit Mittheilungen über die bisherige Thätigkeit sind an die Verlagshandlung von **J. H. Schorer in Berlin** SW., **Dessauerstraße 12,** zu richten.

Soeben erschienen in dem unterzeichneten Verlage:
Geschichtsrepetitionen
für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.
Herausgegeben von
Professor Dr. Friedrich Junge,
Direktor des Gymnasiums mit Realabteilung zu Greiz.
1885. VI u. 126 S. 8°. Cartonnirt *M* 1.20.

David Müller:
Geschichte des deutschen Volkes
in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. **Elfte verbesserte Auflage,** besorgt von **Prof. Dr. Fr. Junge,** Direktor. Ausgabe für den Schulgebrauch. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms von A. v. Werner. 1884. 33¼ Bog. Geh. *M* 4.20. Geb. (in Leinen) *M* 5.—. Geb. (mit der Schilling'schen Germania) *M* 6.—.
Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Soeben erschien:
Villa Schönow.
Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
Ein Band. 17½ Bogen. 8°. Fein Velinpapier.
Preis geheftet 6 Mk.
Elegant gebunden 7 Mk. 20 Pf.
Braunschweig. **George Westermann.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Ein Kampf um's Recht
von
Karl Emil Franzos.
Roman in zwei Bänden.
Zweite Auflage.
8. VIII, 387 u. VI, 372 S. geh. Mk. 10.—
Eleg. geb. Mk. 12.—.
Der vorliegende Roman ist bereits ins Englische, Russische, Dänische, Holländische und Rutdenische übersetzt worden. Rudolf v. Ihering sagt über denselben in der neuesten Auflage seines Werkes „Der Kampf ums Recht": „Franzos hat das Thema in neuer, seinem Vorgänger Kleist gegenüber völlig selbständiger und höchst ergreifender Weise behandelt. Sein Werk bildet ein würdiges Seitenstück zum Kohlhaas, es ist ein Seelengemälde von reiner Wahrheit und erschütternder Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Die
Ritter von Wolkenkuckucksheim.
Politisches Drama
von
Ernst Rethwisch
Freiburg i. B.
Selbstverlag des Verfassers.
Preis 1 Mark.
Diese Satire auf die Fortschrittspartei ist durch alle Buchhandlungen sowie vom Verfasser in Freiburg i. B. zu beziehen.

Von einer grossen Zeitung (fortschrittl. Tendenz) werden neben den ständigen Redakteuren tüchtige Mitarbeiter für politische und soziale Artikel gegen gutes Honorar gesucht. Diskretion wird zugesichert. Meldungen unter **P. 15** Expedition der „Gegenwart".

Ein Kreis von Männern
verschiedener Altersstufen, welcher sich zu gegenseitigem Austausch von Meinungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens wöchentlich beim Abendschoppen vereinigt, wünscht noch Gleichgesinnte aufzunehmen.
Offerten unter **F. W.** befördert die Expedition der „Gegenwart".

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 17. Januar 1885. Band XXVII.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Reichskanzler und Reichstag. Von Philipp Zorn. — Die Genossenschaft im Thier- und Pflanzenreiche. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Jüngere Essayisten. Von Gustav Karpeles. — Die Gigantomachie des pergamenischen Altars. Von Ad. Boettticher. — Eine Volksschrift über das Handwerk. Von F. Luthmer. — **Feuilleton:** Fam. Von Carit Etlar. Autorisirte Uebersetzung von Emil Jonas. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Weg zum Herzen. Lustspiel von A. L'Arronge. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Reichskanzler und Reichstag.

Von Philipp Zorn.

Unter den Einrichtungen des deutschen Gesammtstaates war, abgesehen vom Kaiserthum, keine, welche so voll und ganz die Sympathien hatte, wie der Reichstag. „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes" — dieser Satz der Verfassung brachte die durch Ströme Blutes neu gewonnene stolze Einheit der deutschen Nation in lapidarer Kürze zum Ausdruck, verständlich für Jeden, auch den Geringsten des Volkes. Wir sind ein „gesammtes Volk" — dies stets ersehnte, bis dahin nie gefühlte Bewußtsein ließ alle Herzen höher schlagen; und unsere, des gesammten Volkes Vertretung steht dem Kaiserthrone zur Seite zu Rath und That in Dingen der Nation — dieser Gedanke ging wie ein Jubelruf von den deutschen Meeren bis zu den deutschen Alpen. Mit welch heißer Sehnsucht blickten wir Süddeutschen von 1867 bis 1870 hin über die Scheidewand des Mains, die uns abschloß von dem vollen und reichen Strome des neu erweckten nationalen Lebens, das im Reichstage dahinfluthete!

Seitdem sind noch nicht zwei Jahrzehnte verflossen. Und diese in der Rechnung der Weltgeschichte so kurze Spanne Zeit hat genügt, die Verhältnisse völlig zu verändern. Das einst so sonnenhelle Bild ist trüb und düster geworden. Wir sahen eine elementare Bewegung direct aus dem Volke heraus sich gegen den Reichstag richten mit einer Schärfe und Stärke, wie dies im politischen Leben des deutschen Volkes bis jetzt niemals vorkam. Entrüstungsmeetings gegen den Reichstag — das ist die gerade Kehrseite des Bildes, auf das wir vor zwei Jahrzehnten jubelnd blickten.

Daß in dieser Bewegung viel Thörichtes geredet, geschrieben und telegraphirt wurde, leugnen wir nicht. Aber das ändert Nichts an der Thatsache einer tiefgehenden Aufregung der Nation gegen ihre Volksvertretung und schwerlich dürfte die Behauptung auch nur gewagt werden: diese Bewegung sei künstlich gemacht durch Reptile und officiöse Preßorgane.

Wie konnte das so kommen?

Der Reichstag lehnte am 15. December mit 141 gegen 119 Stimmen die von der Regierung beantragte Etatsposition von 20 000 Mark für eine neue Directorstelle im Auswärtigen Amte ab.

Der Reichstag hat doch schon ganz andere Summen abgelehnt, ohne daß hierüber im Volk irgendwelche Bewegung sich gezeigt hätte — im Gegentheil, man war im Allgemeinen dem Reichstag stets dankbar für seine strenge Controle der Regierungspostulate; es ist durchaus in der menschlichen Natur begründet, daß der Deutsche von seinem Reichstag eher zu viel als zu wenig Sparsamkeit fordert.

Wäre jene Frage des zweiten Directors eine „reine Budgetfrage", eine Sache, welche lediglich „budgetmäßig" zu betrachten und zu behandeln sei, so wäre die große Bewegung im Volke über das verneinende Votum des Reichstages unverständlich. Die Parlamentarier und Preßorgane, welche jene „rein budgetmäßige" Erklärung der Vorgänge vom 15. December geben, würden den Vorwurf der äußersten politischen Kurzsichtigkeit, ja Unfähigkeit mit Recht verdienen, wenn es ihnen wirklich ernst wäre mit ihrer Erklärung; das ist aber nicht der Fall; man bringt jene Erklärung nur vor, weil man wohl einsieht, einer Entschuldigung zu bedürfen, und gerade mit dieser Entschuldigung vielleicht doch noch einigen sparsamen Hausvätern deutscher Nation Sand in die Augen streuen zu können hofft.

Die Abstimmung vom 15. December aber erklärt sich nicht „budgetmäßig", sondern einzig und allein aus dem Verhältniß der Parteien zum Reichskanzler. Der Reichskanzler hatte in drei Reden den Reichstag mit einer von Manchen wohl fast peinlich empfundenen Abhängigkeit gebeten, dringend gebeten, man möchte sagen beschworen, die Position zu bewilligen; er hatte mit einer bei dem eisernen Manne fast unerhörten Bewegung der Seele an Alles erinnert, was er für deutsche Nation gethan und gearbeitet; er wies darauf hin, wie es der von ihm geleiteten auswärtigen Politik gelungen sei, alle drohenden Kriege zu vereiteln, ja selbst die früher so häufig wiederkehrenden Mobilmachungen zu verhüten und dadurch der Nation ungeheuere Summen zu ersparen — alles vergeblich! Der Landgraf blieb hart, der Reichstag lehnte die Position ab und damit dem Tragischen die Komik nicht fehle: der Kanzler erhielt noch die besten Rathschläge, wie künftighin die Arbeiten des Auswärtigen Amtes am besten einzutheilen seien.

Man hat sich wohl allgemein verwundert, daß der sonst oft so reizbare Kanzler bei jenen Verhandlungen so ruhig blieb. Nur in einem conservativen Abgeordneten überschäumte die Entrüstung, aber das deutsche Volk hat den Ordnungsruf des Präsidenten gegen diesen Abgeordneten nicht ratificirt. Den deutschen Michel überkam es einmal wieder wie Berserkerwuth gegen sein eigen Fleisch und Blut. Vielleicht die stärkste Verurtheilung des Reichstagsvotums vom 15. December brachten freisinnige Blätter selbst; mit Bestimmtheit darf ausgesprochen werden und ist selbst von deutschfreisinnigen Führern ausgesprochen worden: Neuwahlen hätten die deutschfreisinnige Einheit völlig zersprengt.

Bei dem starken Fluß unseres öffentlichen Lebens vergißt

Digitized by Google

man in Deutschland vielleicht auch des Reichstagsvotums vom 15. December nur allzu bald. Bestimmte Gesetze unseres politischen Lebens sind überhaupt schwer zu fixiren. Nichts ist undankbarer, als in Deutschland auf politischem Gebiete zu „prophezeihen" d. h. aus den vorübergehenden Erscheinungen Consequenzen für die Zukunft zu ziehen. Unser politisches Leben ist unberechenbar und jede Wahl insonderheit ist ein Product der verschiedenartigsten, zum großen Theile jeder Vorherbestimmung entrückten Momente.

Aber Eines tritt jetzt doch stärker und stärker heraus aus der Erscheinungen Flucht: die Nation ist müde und überdrüssig, ja bis weit hinein in sehr liberale Schichten geradezu entrüstet über jene Methode des persönlichen Kampfes gegen den Reichskanzler. Dafür ist dieser Mann zu groß. Vor die Wahl gestellt zwischen Reichstag und Reichskanzler wird die Nation mit erdrückender Majorität für den Kanzler optiren. Der Reichskanzler muß für jeden Deutschen, der es treu mit dem Vaterlande meint, ein Stück Weltgeschichte sein. Unsere Einheit und Größe und — mit starker Betonung muß es gesagt werden — das große Maß politischer Freiheit, das wir im Verhältniß zur früheren Zeit und zu anderen Völkern heute in Deutschland genießen, danken wir dem Reichskanzler und seiner Gedankenarbeit. Alles, worauf wir stolz sind, müssen wir doch ehrlicher Weise auf die Gedanken des Reichskanzlers zurückführen.

Wir wollen kein Parlament von „Jasagern". Auch der Kanzler ist ein Mensch und es irrt der Mensch, so lang er strebt. Auch der Kanzler kann irren und ein Widerspruch gegen ihn kann gerechtfertigt sein. Aber die Methode jenes kleinlichen Kampfes gegen den Kanzler muß aufhören, wenn nicht der Reichstag, ja vielleicht unsere ganze nationale Einheit Gefahr laufen soll aufzuhören. Im Reichstag sitzen 15 Franzosen, 16 Polen, ein Däne — 32 rein deutschfeindliche Abgeordnete, dazu 10 wenigstens unseren dermaligen preußisch-deutschen Zuständen in fanatischer Feindschaft gegenüberstehende Abgeordnete; zu diesen 42 Reichsfeinden kommen 24 Verächter und fanatische Gegner der heutigen Gesellschaftsordnung — 66 verlorene Mandate, von denen 32 bei tieferem Nachdenken geradezu sinnlos erscheinen. Denn welchen Sinn kann es haben, wenn Franzosen, Polen und Dänen das deutsche Reich regieren helfen? Die verlorenen Mandate bilden ein Fünftel des Reichstages.

Dazu kommt die große Partei, welche nie ihren ersten Gesichtspunkt in deutschen, sondern immer in katholischen Interessen finden wird; jene Partei, mit welcher die Regierung zwar eine Uebereinstimmung einzelner, speciell wirthschaftlicher Interessen, niemals aber eine Uebereinstimmung des nationalen Princips wird gewinnen können und dürfen.

Diese Parteien bilden fast die Hälfte unseres Reichstages! Haß und unüberwindliches Mißtrauen gegen den Kanzler werden diese Parteien immer wieder in den entscheidenden Momenten zusammenführen.

Wie lange noch wird es das deutsche Volk ertragen, daß Vertreter desselben, die auf dem nationalen Standpunkt stehen müssen, den Mann, der uns zur Nation gemacht hat, der die Weltgeschichte dieser unserer Zeit gewissermaßen allein in sich trägt, auf jedem Schritte seines großen Lebens nur ärgern und quälen?! Das ist ja wohl „Schützenfeststimmung"! Wir aber rufen unserem Volke die Worte eines seiner edelsten Sänger, Walther's von der Vogelweide, zu:

O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein Ordenunge!
Daß nun die Mücke ihren König hat
Und daß deine Ehre also zergât!
Bekehre Dich, bekehre!

Die Genossenschaft im Thier- und Pflanzenreiche.

Von Moritz Alsberg.

Daß die Thierstaaten der Bienen und Ameisen den der staatlichen Organisation zu Grunde liegenden Gedanken auf's Deutlichste wiederspiegeln, daß auch das Princip der Arbeitstheilung, welches in unserem modernen Culturleben eine wichtige Rolle spielt, in der von den verschiedenen Bewohnern des Bienenstocks resp. Ameisenhaufens entfalteten Thätigkeit zum Ausdruck kommt — diese Thatsachen sind allgemein bekannt. Während es sich aber in den besagten Fällen um eine Vereinigung gleichartiger Individuen zu gegenseitiger Dienstleistung resp. gemeinschaftlicher Arbeit handelt, haben neuere biologische Forschungen auf's Unzweifelhafteste dargethan, daß auch verschiedenen Gattungen angehörende und wesentlich verschieden geartete Organismen — ja selbst Thier und Pflanze — nicht selten in ein auf gegenseitiger Dienstleistung beruhendes engeres Verhältniß zu einander treten. Auch dürfen die auf eine solche Vergesellschaftung verschiedenartiger Organismen sich beziehenden Untersuchungen — deren Hauptergebnisse wir im Nachfolgenden zusammenstellen — schon deshalb ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen, weil dieselben Licht verbreiten über Thatsachen, die, obwohl von höchster Bedeutung für die Beurtheilung gewisser biologischer Erscheinungen, doch bis vor Kurzem noch unaufgeklärt waren.

Es war auf der Naturforscherversammlung zu Cassel (1878), als der bekannte Botaniker De Bary in einem bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vortrage seine Zuhörer darauf aufmerksam machte, daß manche Pflanzen mit Pflanzen anderer Art zusammenlebend angetroffen werden und dabei zu denselben in ein sehr inniges und stetiges Wechselverhältniß treten. Der besagte Forscher wies zugleich darauf hin, daß bei einer kleinen Wasserpflanze (Azolla) sich gewisse Aushöhlungen finden, in welchen sich regelmäßig andere pflanzliche Organismen ansiedeln, und daß die zahlreichen Arten von Flechten daraus hervorgegangen sind, daß zwei ursprünglich ganz fremdartige Organismen — nämlich Pilzfäden und Algenzellen — sich zu einem gemeinschaftlichen Haushalt verbunden haben. Um diese und ähnliche Erscheinungen kurz zu bezeichnen, wurde von De Bary das Wort: Symbiose (von συμβιειν, d. h. zusammenleben) in die wissenschaftliche Nomenclatur eingeführt. Auch hat seit jener ersten, von dem Straßburger Botaniker ausgehenden Anregung die Naturwissenschaft sich eingehender mit der Erforschung des besagten, nicht allein auf die Pflanzenwelt beschränkten Genossenschaftsverhältnisses beschäftigt und dadurch über das Wesen und die Bedeutung dieser eigenthümlichen Einrichtung einige Aufklärung gewonnen. Streng genommen, würde zu den Erscheinungen der Symbiose, d. h. des gesetzmäßigen Zusammenlebens verschiedenartiger Organismen, auch das Schmarotzerthum Parasitismus) zu rechnen sein, d. h. jenes Verhältniß, wobei von den beiden zusammenlebenden organischen Wesen nur das eine — der Parasit — in ein ihm zum Nutzen gereichendes Abhängigkeitsverhältniß tritt, während das andere — der sogenannte Wirth — sich die volle Selbstständigkeit bewahrt, jedoch durch den sich ihm aufdrängenden Gast nicht selten in seiner Ernährung geschädigt, ja sogar in seiner Existenz bedroht wird. Indessen hat man da, wo man von einem symbiotischen Verhältniß verschiedenartiger Organismen redet, in der Regel nicht den Parasitismus im Auge, sondern vielmehr nur jene Form des Zusammenlebens, bei welcher die zu einem Haushalt verbundenen Lebewesen in dem Verhältniß gegenseitiger Dienstleistung zu einander stehen und sich nach dem Ausspruche Hertwig's *) ebenso verhalten „wie zwei Socii in einem wohlgeordneten Geschäft, welche sich in ihrer Arbeit unterstützen und den erzielten Gewinn redlich theilen". — Um hier zunächst einige Beispiele einer solchen Genossenschaft zwischen Wesen von verschiedener Gattung anzuführen, so liefert der zwischen

*) Die Symbiose im Thierreich von Professor Dr. Hertwig. Jena. Gustav Fischer. 1884.

Digitized by Google

dem bekannten Bernhardskrebs (Einsiedlerkrebs) und einer orangefarbigen Seerose, der Adamsia palliata, bestehende Freundschaftsbund einen höchst eclatanten Beweis dafür, daß Organismen, welche in ihrer körperlichen Beschaffenheit fast Nichts miteinander gemein haben, sehr wohl befähigt sind, einander wichtige Dienste zu leisten. Der Einsiedlerkrebs siedelt sich nämlich in Muschelschalen an, welche zugleich den Seerosen einen Anheftungspunkt bieten, und indem er die Muschelschale mit sich fortschleppt, erhält die Seerose Gelegenheit, den Ort zu wechseln und auf diese Weise mit ihren Fangarmen an verschiedenen Stellen des Meeresbodens Nahrung zu suchen. Andererseits besteht der Gegendienst, den die Adamsia dem Einsiedler leistet, darin, daß sie aus den zahllosen Nesselkapseln, womit die besagten langen Fangfäden bedeckt sind, ähnlich den Haaren der Brennnessel, einen ätzenden Saft ausscheidet und auf diese Weise ihren Genossen gegen die Nachstellungen seiner Feinde schützt. Auch wurde im Aquarium zu Neapel wiederholt beobachtet, daß, sobald man den Krebs aus seiner Muschel entfernt und durch Verstopfung der Letzteren am Beziehen der alten Wohnung verhindert, derselbe zunächst seinen nackten Hinterleib in einer anderen Muschelschale unterbringt, und, sobald dieses geschehen, seine Genossin auf das neubezogene Gehäuse überträgt. — Nicht minder interessant, wie das zwischen dem Einsiedler und der Adamsia bestehende Schutz- und Trutzbündniß, ist das zwischen dem Armleuchterbaum (Imbauba) Südamerikas und der Aztekenameise bestehende Verhältniß, über welches der bekannte Naturforscher Fritz Müller berichtet hat. Die Imbauba liefert der besagten kleinen schwarzen Ameise in den Kölbchen ihrer Blätter eine vortreffliche Nahrung, und als Gegenleistung vertheidigt die Aztekenameise den Baum gegen die Nachstellungen der Blattschneiderameisen, welche, indem sie die Blätter von den Stielen abbeißen, in den südamerikanischen Waldungen große Verwüstungen anrichten. — Ein derartiges Verhältniß, wie es durch die soeben erwähnten Beispiele dargethan wird, pflegen viele Naturforscher als „Mutualismus" zu bezeichnen; auch gewinnen die Beziehungen, in welchen die so verschieden gearteten Wesen zu einander stehen, noch an Interesse, wenn man dieselben im Lichte der Darwin'schen Lehre betrachtet. „Lehren uns doch" — so bemerkt Hertwig — „die verschiedenen Fälle von Symbiose, wie in dem nie rastenden Kampfe ums Dasein die einzelnen Organismen auch die kleinsten Vortheile benutzen, um sich im Haushalte der Natur ein noch freies Plätzchen zu sichern, wie sie dementsprechend oft ganz absonderliche Lebensgewohnheiten annehmen, von denen sie dann nicht mehr lassen können und wie sie andererseits in Folge ihrer eigenthümlichen Lebensweise in ihrer Körperform und in ihren Organen umgeändert werden." — Von dem im Vorhergehenden enthaltenen Gesichtspunkte aus müssen auch die Eingangs erwähnten, bald auf nacktem Felsen, bald auf der Rinde von Bäumen sich ansiedelnden und über die ganze Erde verbreiteten Flechtencolonien, die man vor De Bary noch für einfache Pflanzen hielt, beurtheilt werden; denn eine nur oberflächliche Betrachtung lehrt uns sofort, daß auch bei diesen aus einer Gemeinschaft von Pilzen und Algen bestehenden Gebilden das Princip der Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen zur Geltung kommt. Während die Pilze in der Gestalt von farblosen verästelten und zu einem Netzwerk verbundenen Fäden die Hauptmasse der Flechte ausmachen, sind in den Maschen des Geflechts die kugeligen, bald grün, bald gelb gefärbten Algenzellen — die sogenannten Gonidien — enthalten. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß, während die Algen, wie die Mehrzahl der Pflanzen, die zu ihrer Existenz erforderlichen Substanzen theils durch Zersetzung der in der atmosphärischen Luft enthaltenen Kohlensäure produciren, theils solche auch dem Wasser entnehmen, die Pilze in ihrem Stoffwechsel den Thieren gleichen und nicht selbst organische Substanz bilden. Entsprechend dem soeben Gesagten beruht die Unterstützung, welche die zu Flechten vereinigten Algen und Pilze sich gegenseitig leisten, im Wesentlichen darauf, daß einerseits durch die Maschen des Pilzgeflechts die für das Gedeihen der Algen unentbehrliche Feuchtigkeit zurückgehalten wird und daß die Pilze von jenen löslichen Salzverbindungen, welche sie ihren Substraten entziehen, einen Theil an ihre Wirthschaftsgenossen abgeben, während andererseits die zerfallenden Algen den Pilzen die zu ihrer Ernährung erforderlichen organischen Stoffe liefern. Auf diese Weise hat sich aus der Symbiose von Pilz und Alge — eben weil diese beiden Lebewesen mit verschiedenen Lebenskräften begabt sind und sich bis zu gewissem Grade ergänzen — jener durch eine erstaunliche Lebenszähigkeit und Genügsamkeit sich auszeichnende zusammengesetzte Organismus entwickelt, welcher als Pionier der organischen Natur an Orten, wo sonst nichts Lebendiges bestehen kann — im Eise der Polargegenden und auf den höchsten Alpengipfeln, auf nacktem, humusfreiem und wasserleerem Felsen und auf trockener Baumrinde — vermöge seines wohleingerichteten Haushalts sich zu behaupten im Stande ist.

Haben wir aber im Vorhergehenden eine Anzahl von Beispielen kennen gelernt, die uns zeigen, wie verschieden geartete Organismen behufs gegenseitiger Hilfsleistung im Kampfe ums Dasein sich mit einander verbinden, so sind andere Fälle von Symbiose insofern von Wichtigkeit, als sie, ehe man noch die Natur der Beziehungen begriff, in welchen die betreffenden Lebewesen zu einander stehen, den Naturforschern viel Kopfzerbrechen verursacht haben. Um zu erklären, worum es sich hier handelt, müssen wir etwas weiter ausholen. — Wenn man auf der Stufenleiter der organischen Entwickelung von den hochorganisirten Wesen zu denjenigen von wenig complicirter Structur und Organbeschaffenheit hinabsteigt, so verwischen sich mit der Annäherung an die einfachsten Lebensformen die Unterschiede, welche das Thierreich vom Pflanzenreich trennen, immer mehr. Diesem Umstande ist es beispielsweise zuzuschreiben, daß die in neuester Zeit viel besprochenen Bacterien oder Spaltpilze nicht nur von ihrem Entdecker Leuwenhoek und im vorigen Jahrhundert von dem hervorragenden Naturforscher Dujardin, sondern auch in den vierziger Jahren unseres Säculums von einem ausgezeichneten Beobachter wie Ehrenberg für thierische Organismen gehalten und den Infusorien zugezählt wurden, und daß noch heutzutage oft jahrelang der Streit währt, ob einer gewissen Species der Titel planta oder animal zuzuerkennen sei. Man ging nun von der bereits erwähnten Thatsache aus, daß im Gegensatz zu den Thieren, welche fertig gebildete organische Substanzen zu ihrer Ernährung verwenden, die Pflanze mit Hilfe der in ihr enthaltenen grünen Zellen aus anorganischen Stoffen organische Substanzen bildet und dementsprechend das Vorhandensein von Chlorophyll in einem Organismus, über dessen Natur man in Zweifel war, als ein unzweifelhaftes Kennzeichen pflanzlicher Organisation betrachtete. In scheinbarem Widerstreit aber zu dieser allgemein anerkannten Thatsache häuften sich während der letzten Jahre die Beobachtungen, denenzufolge bei einer ganzen Reihe von niederen Thieren, wie z. B. bei Infusorien und auch bei etwas höher organisirten thierischen Wesen, wie bei den Armpolypen (Hydra), dem Süßwasserschwamm (Spongilla), dem Süßwasserstrudelwurm (vortex viridis) u. s. w., ganz ähnliche grüne Körper wie bei Pflanzen angetroffen werden. Thiere sollten Pflanzengrün erzeugen — wenn sich dies bestätigte, so wäre freilich eine scharfe Trennung von Thier- und Pflanzenwelt nicht länger aufrecht zu erhalten und die Annahme eines Protistenreiches als gemeinschaftlicher Ausgangspunkt der beiden großen Gruppen von Lebewesen — wie Haeckel eine solche befürwortet — gewänne hierdurch einen mächtigen Halt. Gerade was die soeben erwähnten Beobachtungen anlangt, so ist es aber hier wiederum die Lehre von der Symbiose, welche scheinbar unentwirrbare Räthsel in einfachster Weise ihrer Lösung entgegengeführt hat. Allerdings lassen ebensowohl die von namhaften Forschern angestellten Versuche über die den in Frage stehenden grünen Körperchen eigenthümlichen mikrochemischen Reactionen, wie die spectralanalytischen Untersuchungen von aus denselben gewonnenen Farbstoffauszügen über die pflanzliche Natur dieser Gebilde keinen Zweifel bestehen; andererseits spricht aber eine ganze Reihe von Beobachtungen dagegen, daß dieselben von den thierischen Organismen, bei denen man sie antrifft, erzeugt werden, und daß ihre Existenz an diejenige der betreffende Thiere unauflöslich

Digitized by Google

gebunden ist. Es ergiebt sich vielmehr aus den Untersuchungen des ungarischen Forschers Geza Entz, sowie aus denjenigen der deutschen Gelehrten: K. Brandt, Geddes, Hamann u. A., daß diese grünen Zellen nichts Anderes sind als einzellige Algen, welche in die ihnen als „Wirthe" dienenden Thiere von außen einwandern, daß sie nach ihrer Trennung von den betreffenden thierischen Organismen noch wochenlang weiter leben und daß es also um ein Genossenschaftsverhältniß — analog demjenigen, welches Pilze und Algen zu Flechten vereinigt — auch hier sich handelt.

K. Brandt verfiel auf den Gedanken, verschiedene Algen führende Seethiere eine Zeitlang in dunkel gehaltenen, mit gewöhnlichem Seewasser gefüllten Gefäßen aufzubewahren und die auf diese Weise von ihren Algen befreiten thierischen Organismen (die Alge kann bekanntlich nur unter dem Einfluß des Lichtes organische Stoffe bilden und stirbt bei Lichtentziehung binnen kürzerer oder längerer Zeit ab) hinterdrein in filtrirtes, wohl belichtetes und durchlüftetes Seewasser zu bringen. Hierbei stellte sich dann heraus, daß, während algenführende Thiere in dem zuletzt erwähnten Medium auch ohne Zufuhr von Nahrung lange Zeit am Leben blieben, die ihrer Algen beraubten thierischen Organismen durch Verhungern sehr bald zu Grunde gingen. Es war also hiermit der Beweis geliefert daß die Assimilationsproducte der lebenden gelben und braunen, Zellen den betreffenden Thieren bei ihrer Ernährung zu Gute kommen und daß in der nämlichen Weise, wie bei der Verbindung von Algen und Pilzen zu Flechten die Ersteren den Letzteren den wesentlichsten Theil ihrer Nahrung liefern, so auch jene Algen, welche im Körper von Seethieren ihre Behausung aufgeschlagen haben, ihre Wirthe zu ernähren im Stande sind und thatsächlich zur Ernährung derselben sehr erheblich beitragen. —

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß wir in der Genossenschaft zwischen verschieden gearteten und durch weite Abstände von einander getrennten Lebewesen eines der wichtigsten Hülfsmittel zu erkennen haben, dessen sich die Natur bedient, um Organismen, deren Lebensbedingungen ungünstige sind, die Möglichkeit der Existenz zu sichern. Auch dürfen wir wohl erwarten, daß die Forschungen über die Symbiose — welche sich gegenwärtig noch im Anfangsstadium befinden — in ihrem weiteren Fortgange über die Gesetze, welche den Erscheinungen der organischen Welt zu Grunde liegen, uns manche wichtige Aufschlüsse liefern werden.

Literatur und Kunst.

Jüngere Essayisten.

Von Gustav Karpeles.

Selten hat eine Darstellungsform so rasch sich in einer Literatur eingebürgert, wie der Essay in dem deutschen Schriftthum. Es scheint, als ob die Bedingungen seines Gedeihens und seiner Blüthe am meisten den germanischen Stammeseigenthümlichkeiten entsprächen. Und selbst die Annahme seines französischen Ursprungs ändert nichts an dieser Thatsache. Julian Schmidt hat in seiner scharfsinnigen und den Nagel auf den Kopf treffenden Weise jüngst die vornehmsten Vertreter dieses Genres in der „Gegenwart" Revue passiren lassen; es ist schwierig und doch wiederum leicht, nach einem solchen Vorredner in derselben Sache das Wort zu ergreifen. Schwierig, weil man kaum hoffen darf, etwas Neues zu sagen, leicht, weil man die Wege geebnet findet und einfach nur nachzuweisen hat, in wie fern die zu besprechenden jüngeren Essayisten den Mustern der Gattung nahe gekommen, wie sie denselben mit Erfolg nachgestrebt, und wo sie sich von ihnen entfernt haben.

Daß unser literarischer Nachwuchs seine Stoffe aus aller Herren Ländern holt, ist zunächst eine dankenswerthe Bereicherung unserer Essayliteratur. Es ist natürlich, daß er sich mit Vorliebe nach Frankreich und England wendet; es ist begreiflich, daß er auch die verhältnißmäßig junge und deshalb gerade für uns so interessante geistige Bewegung Rußlands in seine Kreise zieht. Aber es bleibt doch bedauerlich, daß er nicht zumeist seine Stoffe aus dem Schacht deutscher Literatur heraufholt, wo sie noch vielfach unentdeckt und ungehoben lagern. Die Wechselbeziehungen zwischen der deutschen und den fremden, von ihnen behandelten Literaturen läßt allerdings keiner unserer Essayisten ganz außer Betracht, und so kommt der deutschen Literatur immerhin viel von dieser geistigen Arbeit zu Gute, die alle Völker der Erde zu einem „Weltgespräch am deutschen Herde" versammeln möchte.

Am nächsten liegen diese Wechselbeziehungen bei den Stoffen, die der älteste unserer jungen Essayisten behandelt, (d. h. der älteste seinen Werken nach). Die Leser der „Gegenwart" kennen Leopold Katscher und sein besonderes Geschick, biographische Bilder aus dem geistigen Leben Englands zu zeichnen. Ein glücklicher und ehrlicher Makler zwischen der deutschen und englischen Literatur, waltet er seines Amtes nun schon länger als ein Decennium mit Treue und Ausdauer, und hat während dieser Zeit uns mit hervorragenden und charakteristischen Erscheinungen der englischen, später auch der französischen Literatur bekannt und vertraut gemacht, wie er andererseits in England wiederum mit Wärme und Geschick für deutsches Geistesleben wiederholt eingetreten ist. Das Charakteristische seiner Manier ist wohl auch englischen Ursprungs: die Strenge und Energie im Urtheil, die keine Transactionen kennt, und, wo sie verurtheilt, mitunter recht grob werden kann, die Schmucklosigkeit der Darstellung, die, auf rhetorischen Schmuck verzichtend, immer streng sachlich zu bleiben versucht, die Gründlichkeit, mit der der culturgeschichtliche Hintergrund eines jeden einzelnen Lebensbildes, und die Wahrhaftigkeit, mit der die Bedingungen seiner Existenz geprüft und erörtert werden. Solche Vorzüge können nur in der Schule Carlyle's erlernt werden. Es ist das beste Zeugniß, welches man Herrn Katscher ausstellen darf, wenn man ihm zugesteht, daß er diese Schule mit großem Erfolge besucht hat. In seinem neuen Buche: Charakterbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert (Berlin, 1884, Dümmler's Verlag, Harrwitz u. Goßmann) bringt er alle diese Eigenthümlichkeiten in Vorzügen und Fehlern zu voller Geltung. Von den biographisch-kritischen Essays dieses Buches scheint mir der über George Sand der interessanteste, der über Taine der bedeutendste, der über Bradlaugh der wichtigste zu sein. In dem Aufsatze über George Sand, der auch der Ausdehnung nach der größte des Buches, bemüht sich Katscher, ein abgerundetes Lebensbild der Dichterin vorzuführen und die Geschichte dieses Lebens von allen Mythen, guten und bösen, zu reinigen. Dieses Bemühen ist ihm gelungen; schade nur, daß er in dem fein und sauber ausgeführten Portrait nicht auch die verschiedenen neuen und charakteristischen Züge anbringen konnte, die man dem erst kürzlich vollständig erschienenen Briefwechsel der Dichterin verdankt. In der Grundauffassung freilich bestätigt auch dieser Briefwechsel nur das Urtheil, das der Kritiker — aber ohne englische Philisterhaftigkeit — über die Dichterin ausspricht. Es erinnert mich aber dieses Urtheil lebhaft an ein wenig oder gar nicht bekanntes Wort der George Sand, das ich in einer alten Nummer des Cotta'schen „Morgenblattes" — aus dem Jahre 1840 — gefunden und als charakteristisch mir notirt habe. Dort erzählt ein seiner Zeit sehr geachteter deutscher Schriftsteller von einem Besuche bei George Sand und citirt eben jenes merkwürdige Wort der Dichterin, das man wohl als einen Schlüssel zu ihrem Leben betrachten darf. Sie sagte damals: „Si vous connaissiez l'histoire de mon coeur et de ma jeunesse, vous comprendriez tout. Je porte dans mon sein la trilogie de votre Faust, j'étais Marguerite, Faust et Méphistopheles à la fois, me venger de la société qui me repoussa, ternir ce qu'elle a de plus beau et de plus cher, telle me parut la mission de ma vie, maintenant je suis sauvée comme Faust!" Ein Literarhistoriker wie Taine hätte sicher aus diesem Worte das Leben von George Sand mit all seinen materiellen und geistigen Bedingungen kritisch construiren

Digitized by Google

können. Die Art und Weise, wie Taine bei solchen psychologischen Constructionen zu Werke geht, hat Katscher mit großer Feinheit in dem Essay über Taine auseinandergesetzt. Er, der Taine's Hauptwerke verdeutscht hat, ist auch der berufene Interpret jener neuen Lehre von der literarischen Psychologie, der ein literarischer Genosse, ein ganzes Buch gewidmet hat, von dem noch die Rede sein wird. Am wichtigsten aber ist das, was Katscher von Charles Bradlaugh zu erzählen weiß. Zu erzählen weiß, sage ich mit Bedacht, da wir und auch unsere Zeitungen bisher von diesem merkwürdigen Manne nur sehr wenig zu erzählen wußten. Hier ist Katscher ein sicherer Führer; er kennt die ganze Geschichte jener Parlamentskämpfe und hat sie in London mit durchgelebt; er weiß sie auch in fesselnder Manier und selbstverständlich in freisinniger Weise zu schildern.

Ein weiter Weg ist von diesen englischen Verfassungskämpfen bis zu den modernen russischen Verhältnissen. Wenn uns diese lebhafter wie jene fesseln, so darf man das nur der Unkenntniß zuschreiben, die bei uns so lange über den gewaltigen Nachbar geherrscht hat. Seit wir einen Blick in das weite Czarenreich gethan, fesselt es uns mächtig, ja unwiderstehlich in seinen Zauberbann. Voller Originale und Contraste ist das russische Leben in seiner merkwürdigen Eigenart, mit seiner westlich gebildeten französirten Aristokratie, mit seinen fanatischen Slavophilen, mit seinem harmlosen und doch wilden, poetisch veranlagten Volkscharakter, mit seiner weltstürmenden nihilistischen Jugend, mit seinen emancipirten und hysterischen Frauen, mit seinem großen Beamtenheer und seinen klassischen Popen die interessanteste aller modernen Erscheinungen, zugleich aber auch in seinen ungezählten Widersprüchen die unverständlichste. Viele haben bereits ihren Scharfsinn an dieses Räthsels Lösung erprobt. Auch Eugen Zabel gehört zu diesen.

Sowohl in seiner Biographie Turgenjeff's, wie in seinem eben erschienenen Buche „Literarische Streifzüge durch Rußland" (Berlin 1885, A. Deubner) hat er dankenswerthe Beiträge zur Lösung des großen russischen Räthsels, zur Kenntniß des slavischen Volkscharakters und seines Geisteslebens geliefert. Zabel kennt Land, Leute und Sprache, und bringt dem slavischen Osten eine besondere Vorliebe entgegen; er ist deshalb berufen, uns in jene aufstrebende russische Literatur einzuführen, die er mit Recht als die Grundlage und nothwendige Vorbedingung für das Verständniß der russischen Verhältnisse ausgibt. Die sociale Bewegung, welche den Nihilismus erzeugt hat, ist einfach unverständlich, wenn man nicht die Literatur kennt, die jene verzweiflungsvolle Stimmung am getreuesten wiederspiegelt, aus der das Regiment des Schreckens und der Revolution hervorgegangen ist. Bei keinem anderen Volke, sagt Zabel sehr richtig, steht die Literatur in einem so unmittelbar bestimmenden und bestimmbaren Verhältniß zur allgemeinen Entwickelung, wie in Rußland.

Zabel übernimmt es also, die charakteristischen Typen dieser geistigen Entwickelung zu schildern. Seine Essays haben untereinander einen gewissen inneren Zusammenhang, und das ist an sich ein großer Vorzug. Er beginnt mit Gogol und schließt mit den noch lebenden oder kürzlich verstorbenen Autoren ab, mit Tolstoi, Gontscharow, Sollohub. Einige von den Namen, die er nennt, sind in Deutschland ganz unbekannt. Das Verdienst, sie bekannt gemacht zu haben, gebührt also Zobel, auch wenn man mit seinen Schilderungen sonst nicht einverstanden wäre. Gogol, Dostojewski und vor allem Turgenjeff sind bei uns allerdings bereits bekannt; aber auch von ihnen kann Zabel verschiedenes Neues berichten. In dieser Hinsicht ist sein Essay über Turgenjeff als Dramatiker von besonderem Werthe und grundlegender Bedeutung. Das Wichtigste jedoch sind jene Bilder und Büsten, die er uns neu vorführt, wie Gontscharow, Nekrassow, Sollohub und wohl auch Leo Tolstoi. Die meisten dieser biographisch-kritischen Literaturbilder sind mit treuer Charakteristik ausgeführt und vermögen das Interesse vorzüglich zu fesseln. Nur selten wird der Kritiker seinen Helden nicht nach allen Seiten gerecht. So z. B. scheint mir Nekrassow's Bedeutung als Vorkämpfer des Nihilismus nicht genügend gewürdigt. Nekrassow trat zuerst als entschiedener Gegner Turgenjeff's auf. In einer berühmt gewordenen Recension des Romans „Väter und Söhne" legte er entschiedenen Protest gegen Turgenjeff's Schilderung des jungen Rußland ein; er formulirte, wohl der Erste, das Programm und die Gaubenssätze des Nihilismus. Er selbst, ein anderer Basaroff, wie ihn Turgenjeff in dem erwähnten Roman geschildert, hatte schon vorher das „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft", das Credo des damaligen Nihilismus, in dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Satze ausgesprochen, daß „ihm ein Stück Käse lieber sei, als der ganze Puschkin!" Trotzdem war er aber ein Dichter, der Liebe und Haß und glühendes Sehnen in sein Lied ausströmte, und der „in göttlich wunderbar erhab'ner schöner Stunde" die wilde Leidenschaft, „des Hasses grause Wunde" wie die entsetzliche nihilistische Verbitterung vergessen und in den Armen der Muse Trost und Ruhe finden konnte. Eingehender hat sich Zabel mit dem zweiten und eigentlichen Chorführer des Nihilismus, mit Tschernyschewsky, beschäftigt, dessen Roman „Was thun?" ja das Evangelium jener Kreise geworden und geblieben ist. Auf die kritische Analyse dieses seltsamen und höchst eigenartigen Buches mag die Aufmerksamkeit besonders hingelenkt werden; sie zeigt den schauerlichen Weg, den das junge Rußland in seiner Verbitterung und in seinem Lebensüberdruß eingeschlagen, sie weist uns die Bahnen, die zu jenen entsetzlichen Attentaten und Schrecknissen geführt haben, an denen das Czarenreich leider noch immer krankt.

Wenn sich ein Jeder seinen Helden wählt, „dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet", so kann man mit Bezug auf die Darstellungsweise Zabel's kaum von fremden Mustern sprechen. Er hat vielmehr die meiste Aehnlichkeit mit einem hervorragenden Vertreter des deutschen Essays, mit Rudolf Gottschall, dessen Art und Weise zu schreiben und zu charakterisiren er sich, wie es scheint, zum Vorbilde genommen. Er verschmäht nicht den rhetorischen Bilderschmuck; er legt aber doch ein Hauptgewicht auf die eingehende kritische Analyse der einzelnen Werke eines Dichters und sucht mit Vorliebe aus einem gewissen Conner derselben untereinander das Gesammtbild herzustellen. Man kann nicht leugnen, daß diese kritische Manier am meisten dem Wesen des deutschen Essays entspricht und ihre Begründung in der modernen literarhistorischen Forschung Deutschlands aufzuweisen hat.

Von einem diametral entgegengesetzten Standpunkte aus tritt die französische Essayistenschule, wie sie in H. Taine sich am charakteristischsten ausprägt, an den Dichter und sein Lebenswerk heran. Was sie will, ist keine ästhetische Kritik, sondern psychologische Literaturgeschichte. Und wenn man die Resultate betrachtet, zu denen die Untersuchung auf solchen Wegen gelangt, so wird man in vielen Fällen wohl geneigt sein, dieser französischen Schule den Vorzug einzuräumen, wenn sie ihren Plan mit entschiedener Consequenz durchzuführen verstünde. Mit Recht hat schon Katscher an Taine's „englischer Literaturgeschichte" den Titel gerügt und das Werk vielmehr als eine „Psychologie der englischen Literatur" erklärt. Ein Anderer, Eduard Engel, durch größere literarhistorische Werke über England und Frankreich bereits bekannt, ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat mit anerkennenswerther Energie in seinem Buche „Psychologie der französischen Literatur" (Teschen, 1885, Carl Prochaska) die Consequenzen jener Methode gezogen, die Taine zuerst eingeführt hat.

Die Geschichte der Literatur Frankreichs ist ihm zugleich die Geschichte des Kampfes zwischen celtischem Geist und römischem Geist. Diesen Kampf könne man durch die ganze Literatur verfolgen und die einzelnen Stadien desselben seien die wichtigsten Marksteine des geistigen Lebens der Franzosen. Schon um dieses originellen, hier und da allerdings sehr schroff durchgeführten Standpunktes willen verdienen die Essays, in denen Engel nun die hervorragendsten Vertreter jener beiden großen Strömungen in der französischen Literatur nach ihrer charakteristischen Eigenart vorführt, aufmerksam gelesen zu werden. Er beginnt mit Rabelais als den eigensten Typus des französischen Gaulois, der alle besten Eigenschaften seiner Race in sich vereinigt; dann kommt Montaigne, der größte Causeur Frankreichs, an die Reihe, der Schöpfer des Essay

Digitized by Google

als Kunstform. Diesen löst im folgenden Jahrhundert Boileau ab, der Schöpfer einer specifischen „Pariser Literatur", der Vertreter jener Richtung des französischen Geistes, „der in der Literatur wie in der Politik zu den verschiedensten Zeiten machtvoll sich zur Geltung gebracht: die Tyrannei der Autorität, die Regel, die Herrschaft eines mittelmäßigen Einzelnen über die ganze Nation". Dem gegenüber vertritt de la Rochefoucault das espritvolle Paradoxon, den „sprachlichen Atticismus", der seither in der neuern französischen Literatur eine so ansehnliche Rolle spielt, und Lafontaine, „die Blüthe gallischer Sorglosigkeit" in der Literatur wie im Leben. An Corneille zeigt unser Autor, was der „französischen Literaturseele" verschlossen zu sein scheint, und warum die Franzosen eigentlich keine Tragödie haben. Es ist natürlich, daß der folgende Molière Alles in sich schließt, was der französische Charakter Edles, Sympathisches, Allgemeinmenschliches besitzt. Er ist der Schriftsteller der Wahrhaftigkeit, wie Montesquieu der Schriftsteller der Freiheit ist und das Zeitalter der Kritik einleitet. In Voltaire nun findet Engel nach Goethe die Zusammenfassung aller guten und schlechten Eigenschaften des Franzosenthums; er repräsentirt also die gallische Literaturseele an sich; er ist der „erste europäische Schriftsteller französischer Nation und Sprache." Rousseau ist dagegen kein solch typischer Franzose; nur durch die Sprache eröffnet er eine geistige Strömung, die sich später mächtig ausbreitet; viel eher ist Diderot der charakteristische Ausdruck für den volksthümlichen Begriff des Franzosenthums, ein moderner und revolutionärer Schriftsteller, der das Drama in neue Bahnen gelenkt hat. Zu der geistigen Familie, der er entsprossen, zählt Engel auch Beaumarchais, den „Geschäftsmann der französischen Literatur", gegen den er wohl etwas gar zu streng auftritt. Eine hohe Stellung weist er dafür Béranger an, der die vergrabenen Quellen des französischen Volksliedes aufgedeckt und seiner Nation „poetisch die Zunge gelöst hat." Ihm folgen Alfred de Musset, der den vielfach angezweifelten Beruf des Franzosen für die lyrische Poesie documentiren soll, und Victor Hugo als der Meister der Rhetorik. Als typische Vertreter des modernsten Franzosenthums führt Engel den jüngeren Dumas für das Drama und Zola für den Realismus in der Literatur auf. Mit diesem schließt er sein Leben der französischen Literaturseele ab. In einzelnen Untersuchungen kühn, geistreich und originell, scheint er in anderen wieder um des vorgesetzten Schemas willen doch zu weit zu gehen und das Bild zu verschieben, das bis jetzt in der Literatur von dem Einen oder dem Andern feststeht. Immer aber wird man einem so rüstigen und des Weges kundigen Führer gern folgen, der gut zu schreiben und seine Ideen muthig durchzuführen versteht.

Die Gigantomachie des pergamenischen Altars.

Von Ad. Boetticher.

Wer im Berliner Museum die ungeheuere Fülle von Sculpturfragmenten aus Pergamon gesehen hat, die theils in der Rotunde, theils in den assyrischen Sälen, theils in den Werkstätten des Herrn Bildhauer Freres und endlich noch gar nicht ausgepackt in Kisten draußen in dem Verschlage unter der Säulenhalle stehen, der wird gewiß mit lebhafter Freude die letztjährige Museumsconcurrenz begrüßt haben, die diesem Zustande ein Ende machen sollte.

Aber diese Concurrenz, so viel des Schönen sie auch gebracht hat, ist — wir können es offen aussprechen — thatsächlich erfolglos im Sande verlaufen. Wann wird wieder eine neue ausgeschrieben werden?

Es werden also noch Jahre vergehen, ehe der Gigantenfries zur Aufstellung gelangt.

Eben deshalb war eine vorläufige Klärung des Frieses eine Nothwendigkeit. Wer aus den vereinzelten Bruchstücken eine Klarheit über die Sache gewinnen wollte, der mußte sehr viel Zeit und Mühe dazu aufwenden.

Herr Director Conze und seine Mitarbeiter haben deshalb schon 1880 einen „vorläufigen Bericht" über die Ausgrabungen zu Pergamon erscheinen lassen, der den Fries zum Theil nach Zeichnungen des Malers O. Knille illustrirt, zum Theil in Heliotypie wiedergibt.

Dazu kommen im letzten Jahre die vorzüglichen Lichtdrucke von W. Spemann in Stuttgart.

Aber dies Alles konnte noch kein anschauliches Bild geben. Darum ist vor Kurzem — Ernst Curtius zu seinem siebenzigsten Geburtstag gewidmet — ein Werk erschienen,*) welches uns in den Gigantenfries des pergamenischen Altars recht einführen soll. Zwar gibt dasselbe nur sechs Tafeln in Lichtdruck nach den bekannten Restaurationsversuchen des Bildhauers Herrn Alexander Tondeur wieder, allein der Text reicht vollkommen aus, uns zurecht zu weisen.

Alexander Tondeur's kleine Gruppenreliefs sind ja jetzt allgemein bekannt geworden. — Sie machen nicht den Anspruch, überall correct zu sein. Vieles, was der Bildhauer — zum Theil schon vor drei Jahren — restaurirt hat, müßte freilich anders werden. Die Reliefs sind auch nicht übermäßig schön gearbeitet, aber sie erfüllen vollkommen ihren Zweck, an ihrer Hand ein Gesammtbild des Frieses zu gewinnen. Herr Oberlehrer Dr. Trendelenburg hat diese Skizzen mit einem klar und warm geschriebenen ausführlichen Text begleitet, der uns in das Wesentliche der Gruppen, ihre Composition, Reliefbehandlung und in die vom Bildhauer gemachten Ergänzungen einführt.

Der Herr Verfasser gibt zunächst eine Erläuterung des großen Altarbaues, um den der Gigantenfries herumlief.

Der Altar lag nicht auf der obersten Spitze des Burgberges von Pergamon, sondern südlich desselben auf einer künstlich hergerichteten Terrasse.

Er gliedert sich in zwei ungleiche Theile: den mächtigen Sockel mit der Treppe und dem Friese und einen niedrigen oberen Abschluß, die bekrönende ionische Halle. (Von dieser Gliederung kann man jetzt hinter der Säulenhalle, welche die Nationalgalerie umschließt, ein Modell in natürlicher Größe — etwa 9 Meter hoch — sehen, in welchem auch vier Platten des Frieses aufgestellt sind.) Mitten in jener ionischen Säulenhalle stand der aus der Asche der verbrannten Thiere errichtete Altar, so daß der Opferrauch frei, wie in Olympia, zum Himmel aufsteigen konnte.

Um ihn war reichlich Platz für die Priester und Processionen vorhanden, denn die Altarfläche hatte im Grundriß ein annäherndes Quadrat von ungefähr 38 Meter zu 34 Meter Seite. Der nach innen gekehrten Seite der Säulenhalle diente der zusammen mit der Gigantomachie aufgefundene Fries zum Schmucke, dessen Gegenstand der Landessage Mysiens, namentlich des Telephos Schicksalen, entnommen war.

Zur Illustration dient die Wiedergabe des von Herrn Regierungs-Baumeister R. Bohn vortrefflich gezeichneten Altarbaues, der in dem 1880 erschienenen „vorläufigen Berichte" von Herrn L. Ritter vorzüglich radirt war.

Nächstdem geht der Verfasser auf das Attalidenreich über, in dessen Geschichte die Niederlage der Kelten eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie einst der Sieg der Griechen über die Perser bei Marathon. Und um diesen Sieg zu feiern, wurde der große Altar gestiftet und „Zeus dem Retter" geweiht.

„Der Vater der Götter und Menschen im Kampfe gegen drei Giganten", das ist der Inhalt des ersten Bildes. Zeus, um mehr als Haupteslänge seine Gegner überragend, bietet dem Beschauer seine volle Vorderseite dar, mit der rechten erhobenen Hand den Blitzstrahl schleudernd, während die ausgestreckte Linke die Aegis, das Fell mit dem Gorgonenhaupte, hält. Herr Alexander Tondeur hat Zeus' linke Hand abwehrend ausgestreckt, unzweifelhaft hat sie aber das Gorgoneion gehalten, dessen Reste noch am oberen Rande der Platte vorhanden sind. Zur Linken des Zeus ist von seinem Blitze ein jugendlicher Gigant in heller Lohe flammend niedergeschmettert.

Zu seiner Rechten sinkt ein zweiter Gigant, vom Anblick des Meduſenhauptes gelähmt, in sich zusammen. Er hatte

*) Die Gigantomachie des pergamenischen Altars. Skizzen zur Wiederherstellung desselben, entworfen von A. Tondeur, erläutert von A. Trendelenburg. Berlin, 1884. E. Wasmuth.

Digitized by Google

die Aegis dem Zeus entreißen wollen, deshalb ist er ohne Waffen dargestellt. Ein dritter schlangenfüßiger Gigant ist vom Rücken aus sichtbar. Er dringt gegen den Göttervater mit der linken fellbewehrten Hand vor, während die Rechte, kräftig ausholend, einen Stein schleudern will. Der Adler über seinem Haupte hat mit einer Kralle den einen Schlangenkopf gefaßt und droht mit scharfem Schnabelhieb dem andern.

Bewundernswerth ist die Composition der Gruppe. Der Alles überragende Zeus steht in uns voller Breite gegenüber, seine Arme ausgestreckt, wie der vor ihm schwebende Adler seine Schwingen. Es ist der Zeus, „unter dessen Tritten die Erde bebt." Zwei Giganten, einander gegenüber ins Profil gestellt, der dritte in der Mitte ganz von vorn. „Daß dem Beschauer sich nicht die Absichtlichkeit dieser Stellungen aufdrängt, gehört sicher nicht zu den kleinsten Vorzügen dieser Gruppe." Auch in der Reliefbehandlung erscheint dieselbe als ein Meisterstück.

Daß die griechische Sculptur in der Antike stets bemalt gewesen, hält Trendelenburg für ausgemachte Sache: „Das Haar, sowohl Kopf- als Barthaar, Augenbrauen, Wimpern, Augensterne, Lippen; die Ornamente an Gewändern, Waffen, Schuhen; Gürtel, Riemenwerk, Bänder, Zügel, Stäbe und ähnliche Nebendinge" haben stets einen Farbenschmuck besessen.

Daß der pergamenische Gigantenfries solche Bemalung hatte, hat Conze an einem Kopfe nachgewiesen, der noch deutliche Farbenreste an den Augensternen trug.

In der Zeusgruppe sind jedenfalls auch die züngelnden Flammen des Blitzes gemalt gewesen. Außerdem weisen mancherlei Bohrlöcher auf die Zuthat von Metall hin, die auf durchgängig weißem Marmor sich seltsam ausgenommen hätte. Auf jeden Fall war der Hintergrund bemalt. —

Auf Tafel II erscheint Athena mit ihrer Begleiterin, der Schlange, die einen jungen geflügelten Giganten in die Brust beißt, während die Göttin ihn bei den Haaren zu Boden gerissen hat. Vor Athena zu schwebt die jugendliche geflügelte Nike, den Lorbeerzweig oder Kranz in ihrer Hand, mit dem sie die Siegerin schmücken will.

Zur Rechten der Athena steigt aus dem Boden mit halbem Leibe ein klagendes Weib empor, Gäa, die Mutter der Giganten. Flehend richtet sie ihr Auge zur Göttin auf, und ihre Hand wiederholt die Bitte um Erbarmen.

Auffallend ist die Aehnlichkeit zwischen dem jugendlichen Giganten und seiner Mutter. Zeus schmettert den ältesten und stärksten Giganten mit seinem Blitze zu Boden; Athena hat den jüngsten Sohn seiner Mutter soeben zu Boden niedergerissen. Daß die Reliefbehandlung derjenigen der Zeusgruppe gleichsteht, möchte ich nicht allein behaupten, sondern sie bedeutend höher stellen. Zeus bildet mit seinem noch aufrecht stehenden Gegner eine Gruppe, die in Manchem etwas langweilig wirkt. Die ungefähr gleich hoch erhobenen fellbewehrten Arme und die in ähnlicher Lage befindlichen Rechten wirken zu gleichmäßig, um noch schön zu sein. Dagegen ist im Athenarelief jede Figur anders gestaltet, jeder Arm und jedes Bein liegt anders. Es geht durch das Ganze ein Anflug von Idealität, den man bei fast allen anderen Gruppenbildern vermissen muß.

Die Aehnlichkeit zwischen dem jugendlichen geflügelten Giganten und dem Laokoon berührt der Verfasser nur obenhin. Inzwischen ist sein Vortrag, den er in der Archäologischen Gesellschaft am 4. März des vergangenen Jahres über diesen Gegenstand*) hielt, erschienen. Wenn mir bei Anhörung desselben der Gedankengang des Redenden nicht vollkommen einleuchtend war, so ist er es nach dem aufmerksamen Lesen desselben völlig geworden, und ich muß freimüthig eingestehen, daß mein Urtheil vor drei Jahren (die „Gegenwart" 1882, Nr. 5) ein zu schnelles gewesen ist. Den Laokoon setzt der Verfasser um mehrere Decennien vor den Fries, und nach seiner eingehenden Ausführung kann man daran nicht zweifeln. —

*) A. Trendelenburg, die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars. Berlin 1884. R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. Mit 2 Lichtdrucktafeln.

Daß die Gruppen des Zeus und der Athena an derselben Seite des Altars sich befanden, ist einleuchtend. Sie entsprechen sich offenbar, und nur eine oder zwei Platten können sie getrennt haben. Die dritte Tafel stellt uns ein Bild „aus dem Gros des Götterheeres" dar. Die pergamenischen Künstler hatten es hier nicht mit einer der auf Vasenbildern und Reliefs häufigen Gigantomachien zu thun, die nur wenige Figuren beanspruchen, sondern der Altarfries von mehr als 120 Meter Länge erforderte zum mindesten etwa 200 Götter- und Gigantengestalten. Dazu gesellten sich noch Reit- und Wagenpferde, Löwen, Panther, große wolfsähnliche Hunde, Adler und Schlangen, theils motivirt durch ihre Zugehörigkeit zu Gottheiten, theils zur Füllung des Raumes.

Es war also eine ungeheuere Aufgabe, an welche die Künstlerschaft herantrat. Die bislang üblichen Ueberlieferungen der Dichter reichten nicht aus, hier galt es, selbst zu erfinden. Dann grub man, der vielfachen Unterscheidung wegen, die Namen der Götter in das Deckglied und die der Giganten in den Sockel ein. Es sind uns außer den kenntlichen Gottheiten auf solche Weise sechszehn Götternamen erhalten geblieben, welche beweisen, wie weit man hinabzusteigen genöthigt war. So figuriren unter den Göttinnen Enyo, Dione und Asteria. Unter den Giganten muß man förmlich Jagd auf Namen gemacht haben, um die ungefähr hundert und dreißig zusammenzubringen.

Drei Gruppen von Kämpfenden stehen uns hier im dritten Bilde gegenüber. Zur Linken ein bärtiger, schlangenfüßiger Gigant, den eine jugendliche, geflügelte Göttin mit dem Speere tödtet. In dieser Göttin möchte Verfasser vielleicht Iris erkennen, wenn ihn „nicht die schweren dicksohligen und mit besonderer Vorliebe ausgearbeiteten Stiefel" daran verhinderten. Dann folgt ein über einen niedersinkenden Giganten hinwegschreitender Gott, der, mit Schild und Schwert gewappnet, auf einen mit blitzgeschmücktem Schild und Speere gerüsteten Giganten eindringt. Der Verfasser hält diesen Giganten vielleicht für Steropes, d. i. Blitzmann.

Die dritte Gruppe enthält die sogenannte „Schlangentopfwerferin" und einen Giganten, der schon auf ein Knie niedergesunken ist. Ihr hat Trendelenburg die längste Abhandlung gewidmet. Er erklärt das Gefäß, welches die Göttin zu schleudern im Begriff ist, für einen schlangenumwundenen Mörser. Ihre schöne matronale Erscheinung, die heiligen Binden, welche sie schmücken, die große Schlange, welche ihr im Kampfe beisteht, Alles das weist auf eine „Heilgöttin" hin, als welche der Verfasser Epione, die „lindernde" Gattin des Asklepios, erkennt. Dieser Deutung ist Herr Dr. Puchstein in der „Archäologischen Gesellschaft" am 4. November 1884 entgegengetreten, indem er nachwies, daß das Gefäß der Göttin kein Mörser, sondern eine Vase ist, die der Bildhauer aus Raummangel an ihrem oberen Rande abgeschnitten dargestellt hat. Sie trägt noch den einen ihrer Henkel. —

Die vierte Tafel führt uns den Beginn des Tages vor Augen. Helios mit der Fackel des Lichts aus den Wogen des Meeres emporsteigend, betritt soeben sein Gefährt, das von vier kräftigen Rennern gezogen wird. Ihm vorauf sprengt Eos, vermuthlich mit einer kleineren Fackel ausgerüstet, ihr Haupt nach dem Lichtgotte zurückgewandt. Tondeur hat dieser Göttin irrthümlich den Kopf nach vorn gerichtet und ihre fehlende rechte Hand mit einem Schwert bewaffnet.

Mitten zwischen Beide tritt aus dem Hintergrunde ein Gigant und sucht mit der fellbewehrten Linken und der erhobenen Rechten die Rosse des Sonnengottes zu schrecken. Diese drängen sich für einen Augenblick zum Wagen zurück, denn nur so läßt sich ihre Bewegung erklären, während sie neben den Rädern unmöglich laufen könnten.

Unter dem vordringenden Giganten befindet sich ein todter, dessen Unterkörper sich in äußerst geschickter Weise in den Reliefgrund verliert. —

Das fünfte und sechste Blatt bildete die Südostecke des Altares, und zwar befanden sich die Figuren des ersteren auf der Ostseite, die des folgenden auf der Südseite.

Von der ersten Tafel ist zur Linken ein in ruhiger, edler Haltung aufgerichteter Gigant erhalten, dessen einer Schlangenfuß seiner Gegnerin, der dreiköpfigen und sechsarmigen Hekate, in

Digitized by Google

den Schild beißt, während er selbst einen mächtigen Felsblock auf sie zu schleudern droht. Hekate selbst schirmt sich mit dem Schilde vor ihm und dringt mit Fackel, Schwert und Lanze in ihren drei Rechten auf ihn ein.

Das folgende Kriegerpaar hat Conze seiner Zeit mit Montgomery und Johanna d'Arc verglichen. In der That sehen wir einen vorwärts stürmenden, mit Schild und Schwert bewaffneten, nur mit dem Helm bekleideten Jüngling vor uns, der im Anblick der auf ihn über einen Leichnam hinweg vordringenden Jungfrau wie gelähmt seine Schritte hemmt und Schild und Schwert in seinen Händen sinken läßt. Es ist Artemis, und, wie Professor Furtwängler nachgewiesen hat, Orion. Zwischen den Beiden ist ein Gigant dem Hunde der Artemis erlegen. Der Wolfshund hat ihn in den Nacken gepackt, und der Gigant kann sich nur noch mit der rechten Hand seiner erwehren.

Mit außerordentlicher Feinheit sind in diesem Relief die Details ausgebildet. Die arabeskenverzierten Jagdstiefel der Artemis, der mit dem Gorgoneion ausgezeichnete Schildgriff des Orion sind wahre Meisterstücke der Bildhauerkunst, die an die Arbeit der Cameenschneider erinnern.

Die rechte Hand der dahingestreckten Leiche und die Bauchfalten des sich unter dem Bisse des Hundes windenden Giganten sind mit Meisterschaft unmittelbar dem Modell abgelauscht. —

Die zweite und letzte Tafel bringt uns wieder untergeordnete Gottheiten im Kampfe gegen Giganten. Die erste Gruppe zur rechten ist eine Wiederholung der ersten auf der dritten Tafel: Eine jugendliche Göttin stößt ihr Schwert in die Schulter eines Giganten, während ihr Hund in seinen Schlangenfuß beißt und ein Adler auf seinen andern eindringt. Zur Linken ist eine fackelschwingende Göttin — der Verfasser hat sie Asteria genannt — gegen einen hageren, kurzhörnigen, geflügelten Giganten im Kampf. Unter ihm ist ein sterbender Gigant, dessen ausdrucksvollem Kopfe und todesschweißtriefendem Haare Trendelenburg die Medusa Ludovisi im Lichtdruck gegenüber stellt. —

Dies ist in kurzen Worten der Inhalt des Textes. Aber der hier gegebene Auszug vermag die Lectüre des Werkes keineswegs zu ersetzen; auch der Laie wird der im Ganzen populär gehaltenen, überall lebendigen Darstellung mit Freude und Genuß folgen. Und überdies wird er eine Fülle von eingestreuten Bemerkungen darin finden, die hier auch nicht annäherungsweise wiedergegeben werden konnten.

Wir wollen hoffen, daß bei einer neuen Auflage sowohl Herr Tondeur aus dem reichen Inhalt des Frieses noch einige Tafeln fertigt und daß der Verfasser sie in eben dem Sinne erläutert. —

Eine Volksschrift über das Handwerk.

Von F. Luthmer.

Es ist eine Klage, die in den Verhandlungen von Volkswirthen, Schulmännern und anderen um das Gemeinwohl besorgten Organen, ja, in der Unterhaltung der Gebildeten eine immer größere Rolle spielt: daß sich in unserem Volke eine ungesunde Strömung nach oben zeigt. Nicht als ob man daran dächte, der jedem gutgearteten Individuum innewohnenden Neigung, sich in seiner Art zu vervollkommnen, Fesseln anzulegen. Die Besorgniß gilt einer mehr und mehr zu Tage tretenden Sucht, eine gesellschaftlich höhere Stufe zu erklettern — namentlich aus dem körperlich producirenden Stande herauszukommen in den ausschließlich geistig producirenden. Daß an dieser Ueberproduction von geistiger Leistungsfähigkeit das Institut des einjährig freiwilligen Militärdienstes einen schwerwiegenden Theil der Schuld trägt, ist eine Behauptung, die wohl von Niemand mehr bestritten wird. Die Vergünstigung des kürzeren Dienstes und einer bevorzugten Behandlung führt den mit der Berechtigung ausgestatteten höheren Schulen eine Menge Elemente zu, die ohne dies Lockmittel ihr Bedürfniß nach Bildung in viel bescheidenerer Weise zu befriedigen wissen würden. Und wenn einmal der junge Mann, um jene Berechtigung zu erreichen, bis ins siebzehnte Jahr die Schulbank gedrückt hat, so ist er meist zu alt, um als Lehrling in eine Werkstatt einzutreten — er wird also von selbst darauf geführt, das zwangsweise erworbene Capital wissenschaftlicher Kenntnisse bei der Wahl seines Berufes in Rechnung zu ziehen und entscheidet sich für eine der hierbei in Betracht kommenden Beschäftigungen, die ihn zum Gelehrten, zum Techniker, zum höheren oder niederen Beamten, wohl auch zum Kaufmann — aber sicher nicht zum Handwerker machen.

Woher aber nimmt das Handwerk seinen jungen Nachwuchs? Richten wir diese Frage einmal an die Lehrer unserer Handwerkerschulen; sie werden uns ziemlich einstimmig antworten: mit ganz geringen Ausnahmen aus den untersten Volksschichten, aus jenen Kreisen, die man „Proletarier" nennt. Das sind, im Allgemeinen gesprochen, die zweiten oder dritten Generationen der Landbebauer, welche in der ackerbauenden Beschäftigung nicht mehr ihren Lebensunterhalt fanden und von den großen Städten angesogen wurden. Nur in seltenen Fällen fanden sie hier das, was sie suchten. Und wenn sie auch nicht gerade die große Classe der gänzlich Mittellosen vermehren halfen, so gehörten sie doch auch nicht zu derjenigen Schicht der Bevölkerung, die ihren Kindern mit einer soliden Schulbildung den Sinn für Wohlgesittung mitgeben konnten. So kommt es, daß die Lehrer der Fortbildungsschulen mit jener Auskunft wahrscheinlich eine Reihe beredter Klagen über die Rohheit, Begriffsstutzigkeit, den Mangel an Streben und Ehrgeiz unter ihren Schülern verbinden werden; und sie geben damit nur das Bild wieder, was sich die meisten Gebildeten von der Jugend unseres Handwerkerstandes machen. Wer will also seinen Sohn in diese Kreise verbannen! wird diesen nicht seine gute Erziehung in den widerwärtigsten Gegensatz zu den rohen, muthwilligen, ungebildeten und unsauberen Genossen der Werkstatt bringen? wird er sich nicht unglücklich fühlen und die Empfindung haben, eine Stufe hinabgestiegen zu sein, wenn er im Arbeitskittel seinen früheren Schulkameraden begegnet, die als Kaufmannslehrlinge, Schreibgehülfen oder dergleichen ihre Rolle in der Gesellschaft zu spielen beginnen? Und da befinden wir uns, ehe wir es denken, in einem Circulus vitiosus. Weil die besseren, wohlhabenden und wohlerzogenen Elemente dem Handwerkerstande fernbleiben, so recrutirt er sich aus den schlecht erzogenen, rohen Elementen des letzten Standes. Daß er sich aber hieraus recrutiren muß, gilt wieder jenen als Anlaß, sich dem Stande fernzuhalten.

Das einzige Mittel, aus einem solchen Kreise von Irrthümern herauszukommen, ist, die Sache einmal scharf ins Auge zu fassen; sich nicht von vorgefaßten, landläufigen Meinungen verblenden zu lassen, sondern an der Hand bestimmter Beobachtungen der Sache auf den Grund zu gehen. Es ist gar kein Zweifel, daß bei der oben angedeuteten Ansicht unserer „höheren Stände" über das Handwerk ein volles Maß von Irrthum und Mißverstand, ja vielleicht gar von pharisäischem Hochmuth mit unterläuft, und daß unsere gut situirten Bürger den Werkstätten des Handwerkers ihre Sympathie und — ihre Söhne nicht mehr vorenthalten würden, wenn sie sich mehr um dieselben kümmern wollten.

Betrachtungen dieser Art mögen es gewesen sein, welche dem „Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend" und dem Curatorium der „Diesterweg-Stiftung" den Gedanken nahe legten, zur Ausarbeitung eines Buches anzuregen, welches über die einzelnen Handwerke in den weitesten Kreisen richtige und klare Ansichten verbreitete und den hiermit naturgemäß verbundenen Zweck erfüllte, dem Handwerk im Allgemeinen, im Gegensatz zu den sogenannten „höheren" Berufsclassen, Freunde zu werben. Die zu diesem Zwecke ausgeschriebene Preisbewerbung ergab einundzwanzig Bearbeitungen des gestellten Themas, aus welchen derjenigen des Ingenieurs A. von Fragstein einstimmig der Preis zuerkannt wurde. Das vorliegende Buch, in L. Oehmigke's Verlag in Berlin erschienen, macht diese Arbeit unter dem populären Titel: „Was soll der Junge werden?" zu billigem Preise weitesten Kreisen zugänglich. Der frische, echt volks-

Digitized by Google

thümliche Ton, die schneidige Schärfe, mit welcher der Verfasser sein Ziel im Auge behält, machen das Buch nicht nur allgemein verständlich, sondern zu einer fesselnden Lectüre.

Das Motto: Fragt nicht was, fragt wie!, mit dem der Verfasser seinen selbstgewählten Titel gewissermassen corrigirt, bezeichnet in deutlichster Weise seinen Standpunkt. Das „Was", das heißt, die specielle Wahl unter den handwerklichen Berufsarten, ist wirklich bei den meisten derselben nicht von derjenigen Wichtigkeit, die wohl der Sache fernerstehende Theoretiker derselben beizulegen geneigt sind. Es soll damit durchaus nicht die Nothwendigkeit einer gewissen Beanlagung geleugnet werden: ein Bursch von vierschrötigem Körperbau und ungeschlachten Händen wird sich ebensowenig zum Uhrmacher eignen, wie ein schwachsichtiger zum Optiker; aber meist sind es eben körperliche Eigenschaften, die hier in Frage kommen. Was die geistigen Qualificationen für einen bestimmten Beruf anlangt, das sogenannte Talent oder gar Genie, so kann man von jedem Meister und Lehrer ziemlich übereinstimmend die Auskunft hören, daß ein gesunder und gut erzogener Junge von 15 Jahren sich für die meisten Handwerke gleich gut eignen, daß sich eine bestimmt ausgesprochene Vorliebe oder Geschicklichkeit für einen speciellen Beruf bei ihm nur unter besonderen seltenen Voraussetzungen bereits so früh entwickelt haben wird. Man wird den Begriff Talent meist dahin definirt hören, daß darunter eine allgemeine Geweckt-heit und Anstelligkeit zu verstehen sei — und Genie? „vor dem Genie in der Werkstatt bewahre uns der liebe Herrgott!" —

Also das Wie. Die Frage, unter welchen Umständen, mit welchen Aussichten fürs Leben die Wahl des Berufes zu erfolgen hat, ist dem Verfasser die weitaus wichtigste. Und in der That, wenn man dem Bilde folgt, das er in den ersten Capiteln, treu nach dem Leben zeichnend, von der Schwierigkeit entwirft, einem Knaben der unteren Volksschichten eine wirklich nutzbare Lehre zu vermitteln, so muß man darin beistimmen, daß hier vor Allem die bessernde Hand anzulegen sein wird. Hier verwandelt sich die Frage sehr bald in die, was kann der Junge werden, einmal der persönlichen Lage der Eltern, dann seiner eigenen Individualität nach.

Mit zu den besten Theilen des Buches möchten wir die Strafpredigt rechnen, die der Verfasser bei der Behandlung der ersteren Frage, den Verhältnissen der Eltern, denjenigen Vätern zu Theil werden läßt, die ihren Sohn nicht zum eigenen Beruf erziehen. Der aufrichtige Ton einer warmen sittlichen Entrüstung tönt uns aus der Verdammung dieser speciellen Eigenthümlichkeit unserer Zeit einer muthwilligen Verschwendung des erworbenen Rufes, der erworbenen Erfahrungen entgegen, welche der alten Zeit des Handwerks — hier wirklich der „guten" alten Zeit — gänzlich unbekannt war. Im Allgemeinen stellt sich hier der Verfasser auf den Boden des sogenannten „kleinen Mannes", dessen Sohn er beim Verlassen des Vaterhauses in die Werkstatt begleitet, um dabei die wichtigen Fragen, diejenigen des Talentes im oben angedeuteten Sinne, der Lehrbedingungen, sogar eines etwa nachträglich nöthigen Berufwechsels aufzuwerfen und zu beantworten. Der Tendenz, vor jener Verkletterung in vermeintlich höhere Stände zu warnen, andererseits aus diesen letzteren Schichten Elemente für das Handwerk zu werben, finden wir direct nur einen geringen Raum zugemessen. Vielleicht hielt der Verfasser ein directes Vorgehen in diesem Sinne noch nicht für zeitgemäß und schrieb, gewiß nicht mit Unrecht, seiner objectiven Darlegung von den Vortheilen und Nachtheilen der einzelnen Berufsclassen hinreichend überzeugende Kraft zu, um ein directes Werben überflüssig zu machen. Beherzigenswerth ist jedenfalls in dieser Richtung der Satz, den wir hier finden: „es ist nirgends der Beruf allein, der den Menschen wirklich ehrt, sondern das, was man aus demselben macht!"

Mit hohem Ernst wird das Verhalten des Lehrlings in der Lehre, aber auch die Verpflichtung des Meisters gegen den Lehrburschen behandelt. Dem Umschwung in der Lage und der Verfassung des Handwerks, welchen unsere gährende Zeit in ihrem Schoße birgt, und deren Ende und Ziel noch kein Mensch abzusehen vermag, muß das Handwerk selbst ein erhöhtes Maß geistiger Güter entgegensetzen: Das sind die sittlichen Fundamente, die der junge Handwerker aus der Familie mitbringen soll. „Das Verhalten des Knaben in der Lehre ist gewissermaßen der Prüfstein für das, was die Eltern mit ihrer Erziehung geleistet haben" — die hier ja meist so früh ihren Abschluß findet. „Wer etwas lernen soll", sagt der Verfasser an anderer Stelle, „der muß zunächst in unbedingtem Gehorsam gläubig zur Autorität des Lehrenden aufsehen und andererseits für das ihm zu Gebende empfänglich sein!" Den theoretischen Betrachtungen, bei denen fast jede Seite wahre Perlen der Beobachtung enthält, folgt dann eine ganz praktische Anweisung über die Möglichkeit einer ferneren Unterweisung für den jungen Handwerker. Wir finden in diesem Abschnitt ein außerordentlich reiches statistisches Material verarbeitet, welches Auskunft über das Fortbildungswesen gibt und die gewerblichen Fachschulen eingehender behandelt, um damit dem jungen Handwerker zu Gemüthe zu führen, wieviel von allen Seiten gegenwärtig geschieht, um dem Strebsamen Gelegenheit zu einer über das Mittelmäßige hinausgehenden Bildung zu geben, die längst aufgehört hat, ein Monopol für die Reichen zu sein. Ein leise tadelnder Zug, der in dieser Frage vor einem zuviel warnt, verräth in dem Verfasser wieder den mitten im Leben stehenden Praktiker.

Ein wichtiger Theil des Buches ist dann die Tabelle auf Grund der Berufszählung im deutschen Reich vom 6. Juni 1882, die für 151 verschiedene Berufsarten die Zahl der Erwerbsthätigen nach drei Rangstufen, nebst den Angehörigen und Dienenden im Haushalte angibt. Eine längere Einleitung erklärt den mit solchen tabellarischen Uebersichten weniger Vertrauten die Bedeutung derselben, so daß, wie der Verfasser sagt, „sich Jeder die Aussichten, welche der zu wählende Beruf bietet, sehr schön herausrechnen kann." Abhandlungen über den Arbeitslohn, sowie über die zum Schutze jugendlicher Arbeiter bestehende Gesetzgebung ergänzen diesen Abschnitt.

Für neunundvierzig Gewerbe und Handwerke gibt dann der Verfasser Einzelabhandlungen, die in knappster, höchst lebendiger Darstellung einen Begriff von der historischen Entwickelung, der Art der Beschäftigung, der Anforderung an den Betreibenden, den Aussichten, den Lehrbedingungen ꝛc. der einzelnen Berufszweige geben.

Wenn der Verfasser für eine spätere Auflage des Buches — und wir wünschen ihm deren recht viele! — diesem Theile noch eine Bereicherung angedeihen lassen will, so wäre vielleicht eine annähernde Angabe über die Etablirungskosten der einzelnen Berufsarten erwünscht — wenn sie möglich ist.

Jene nicht direct ausgesprochene, aber in geschicktester Weise das ganze Buch durchziehende Tendenz, bei der Wahl des Berufs dem jungen Mann das Handwerk in erster Linie nahe zu legen, finden wir besonders wieder in drei von diesen Aufsätzen: „Beim Handelsstande" — „Der Herr Lehrer" — und „Auf dem Büreau" — sind es doch gerade diese Berufsarten, die eine Menge Kräfte auffaugen, für welche das Handwerk wirklich einen goldenen Boden haben könnte, weil sie demselben ein erhöhtes Maß von Intelligenz, Erziehung und Capital zuzuführen im Stande wären.

Gerade daß der Verfasser hier nicht in den naheliegenden Fehler verfallen ist, diese drei Berufsclassen grau in grau zu malen, während die Schilderungen der Handwerke in rosiger Beleuchtung strahlten, daß er vielmehr das Licht überall gleich vertheilt hat, macht diese Capitel besonders beredt. Eine aufrichtige Hochachtung spricht aus den Darstellungen des Handelsstandes und des schweren Lehrerberufs, schwer, weil er „eine fortwährende Verleugnung des eigenen Ichs, ein beständiges, liebevolles Sichversenken in die Natur Anderer erfordert; dabei das höchste Maß menschlicher Geduld, verbunden mit einer Zähigkeit und Consequenz, die sich durch keine Mißerfolge abschrecken läßt." Denn schwer zu behandeln und kostbar ist das lebendige Material, mit dem der Lehrer arbeitet: „wenn der Handwerker sein Holz, Eisen, Leder ꝛc. nicht richtig behandelt oder gar verdirbt, so ist's entweder sein Eigenthum, oder doch leicht ersetzbar, dann aber ist es immer nur todter Stoff. Geht dagegen der Lehrer mit den ihm anvertrauten Kinderseelen falsch um, so richtet er an der heranwachsenden

Digitized by Google

Generation ein Unglück an, das gar nicht wieder gut zu machen ist." —

Einzig beim Stande der Subalternbeamten nimmt die Schilderung unseres Buches direct den Ton der Warnung an; aber auch hier nur in der Vorführung statistischer oder reglementarischer Thatsachen. Wer wollte noch in dem Stande des Advocatenschreibers ein Eldorado sehen, wenn er die Parallele liest, die hier ziffermäßig zwischen diesem und dem fleißigen und soliden Handwerker gezogen wird! In welchen Abgrund von Elend, Lebensnoth, materieller und gemüthlicher Misere lassen uns die discreten Andeutungen blicken, die Fragstein gerade hier von dem versteckten Streberthum, den heimlich geführten Conduitenlisten, dem Protectionswesen, endlich von der Machtlosigkeit gegenüber inhumanen Vorgesetzten, ja von dem Aufgeben der gesammten Persönlichkeit im niederen Beamtenstande vorführt!

Vielleicht ist es uns gelungen, durch die hier versuchte kurze Inhaltsangabe des Fragstein'schen Buches das Interesse des Lesers so weit zu wecken, daß er einen Blick in das Buch selbst thut. Damit wäre denn auch die Frage beantwortet, ob dasselbe überhaupt Anspruch auf das Interesse eines Leserkreises der bevorzugten Stände hat. Gerade in diesen muß die Theilnahme an dem soliden, ehrbaren Handwerk wieder erwachen — gerade sie müssen sich erinnern, daß wir im letzteren ein starkes Bollwerk gegen die destructiven Tendenzen unserer Zeit besitzen, daß das einfache Verhältniß zwischen dem Handwerker und dem Werk seiner Hände eins jener moralischen Fundamente ist, auf denen unsere gesellschaftliche Ordnung sich aufbaut. Wenn uns so das Auge in richtiger Weise für die Vorzüge des Handwerkerstandes geöffnet ist, so findet sich auch wohl einmal die Gelegenheit, demselben junge Kräfte empfehlend und rathend zuzuweisen.

Feuilleton.

Fam.

Von Carit Etlar.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Emil Jonas.

(Schluß.)

Der Herr auf dem Kutscherbock hatte die Zügel um den Arm geschlungen und mußte alle seine Kräfte anwenden, um die scheuen und stöhnenden Pferde zu halten. Als sie vorhin gegen Karens Hütte empor trabten, lief ein Fuchs über den Hohlweg, die Pferde wurden scheu, sprangen zur Seite und würden durchgegangen sein, wenn der Kutscher nicht im letzten Augenblick sie gezwungen hätte, in die Haide zu laufen. Dadurch wurde ihre Fahrt gehemmt, weil es unmöglich war, den schmalspurigen Wagen durch das Moos und die ellenhohen Büsche zu schleppen.

Auf dem Rücksitz lag eine reizende, kostbar gekleidete junge Dame ausgestreckt in einer theatralischen Stellung, die zu erkennen geben sollte, daß sie in Ohnmacht gefallen sei, was sie jedoch nicht hinderte, hin und wieder einen spähenden Blick aus ihren großen Augen zu senden, um zu beobachten, was vor sich ginge. Der Skaber Müller beruhigte die stöhnenden Pferde, indem er sich vor sie stellte und ihre Halfter ergriff. Der Herr erklärte hierauf, was geschehen war.

„Als ich nach Dir rief, hätten sie mich fast übermannt. Warum dauerte es so lange, ehe Du kamst?"

„Ich gebrauchte Zeit, um hierher zu gelangen und um zu überlegen, ob ich überhaupt kommen sollte. Nun kann Er getrost die Zügel fahren lassen; so lange ich sie halte, laufen die Pferde nicht davon. Er macht sie nur scheu, wenn Er fortwährend die Zügel am Munde rührt. Und wie sieht das hier aus? Die Halskoppel des einen Pferdes ist ja entzwei und es blutet. Er versteht sich wahrscheinlich nicht recht darauf, mit Pferden umzugehen."

Das Herrchen lachte laut. Er steckte beide Hände in seinen großen gelben Fahrmantel und rief: „Sofie, Sofie, wie geht es Dir, mein süßes Kind? Hörst Du, was der Mensch sagt: ich verstehe mich nicht auf Pferde."

Die Dame schien aus der langen Bewußtlosigkeit zu erwachen, sie streckte sich gemächlich auf dem Sitz und rief mit matter und gebrechlicher Stimme:

„Ich habe bisher geglaubt, daß es gewiß das Einzige ist, was Du verstehst; aber heute beginne ich zu zweifeln. Du hast mich vorhin in eine augenscheinliche Lebensgefahr gebracht. Ich fahre nicht mehr mit Dir; steige mit mir aus und schau nicht so einfältig drein."

„Sprich doch leise; der Mensch kann ja jedes Wort hören. — Du wirst doch genöthigt sein, zu fahren, meine Beste, denn wie willst Du sonst nach Hause kommen?"

„Ich kann gehen."

„Anderthalb starke Meilen durch Haide und Gebüsch, und mit solch kleinen niedlichen Füßen. — Ich danke schön, das läßt Du wohl bleiben."

„Dann soll der Bauersmann dort wenigstens uns kutschiren, sonst bleibt es, wie ich gesagt habe; ich vertraue mein Leben Dir nicht mehr an."

„Sei doch vernünftig, mein Mätzchen, mein liebes Mätzchen! Warte nur, bis wir die Halskoppel in Ordnung gebracht haben, dann setzen wir uns wieder auf den Wagen und rollen davon. Sieh nur, wie ruhig die Pferde stehen, gerade wie Lämmchen. Morgen fahre ich zu Scheels hinüber und kaufe die zwei Schimmel, deretwegen Du mich schon so oft geplagt hast. Willst Du nun also mein süßes, kleines Weibchen sein?"

Die Versprechungen des Gemahls schienen beruhigend zu wirken; sie riefen sogar ein zartes Lächeln hervor.

„Nun gut", sagte sie, „aber Du wirst doch nicht wollen, daß ich hier draußen in der brennenden Sonne, Gott weiß wie lange, stehen soll. Höre, mein lieber Bauersmann, ist denn keine Hütte oder dergleichen in der Nähe, wo ich ausruhen und warten kann. Ich möchte eine Schale Milch, denn ich bin durstig, sehr durstig."

Der Herr kniff seine Lorgnette ins Auge und sah sich nach allen Seiten um. „Dort oben liegt ja eine kleine Hütte; ist sie vielleicht die Deine?"

Der Müller Karstens richtete sich empor und erwiderte mit einem behaglichen Selbstgefühl: „Ich bin Besitzer der Skaber Mühle, wenn Er weiß, was das ist. In dem Hause dort oben haben sie keine Milch zu verkaufen."

„Wir werden ja sehen. Bleiben Sie hier bei den Pferden und machen Sie uns den Kummet zurecht. Komm' nun, mein süßes Ding."

„Es ist Niemand in dem Hause", sagte der Müller.

„Ich sehe ja ein Frauenzimmer dort oben stehen."

„Nun ja, dann geht nur immer hin, da Ihr es durchaus wollt; ich folge, denn ich muß mir einen Strick leihen, um eine neue Koppel zu machen."

Er rief einen Hirten herbei, der in einiger Entfernung sich auf einen kleinen Hügel gestellt hatte, um zu beobachten, was hier vorgehe. Der Müller bat ihn, die Pferde zu halten, während er fortgehe.

„Ich muß Ihnen wohl etwas für Ihre Mühe anbieten, Skaber Müller", sagte der fremde Herr, „da haben Sie zwei Silberthaler, sind Sie nun zufrieden?"

„Ich habe nichts für meine Mühe verlangt", sagte der Müller. „Er würde gewiß besser thun, Andere zu beschenken."

„Was meinen Sie?"

„Das wird Er recht bald erfahren."

„Komm, Leopold, laß uns gehen", flüsterte die Dame; „der Müller ist ein ekelhafter Mensch! — Gibt es hier Vipern in der Haide?" fragte sie bald darauf.

„Sehr viele", antwortete Jens Karstens.

„Können sie durch meine Stiefel beißen?" fragte sie, indem sie einen kleinen reizenden Fuß zeigte.

„So leicht, wie Sie in einen Eierkuchen beißen können. Aber die Schlangen beißen nicht, wenn der Thau fällt."

Als sie sich dem Hause näherten, stand Karen da und starrte ihnen entgegen. Die untergehende Sonne warf ihr

Digitized by Google

rothes goldenes Licht über ihre schlanke Gestalt. Sie glich einer Steinsäule, so unbeweglich stand sie dort mit gefalteten Händen.

Gedanken und Gefühle, die, wie sie glaubte, sie hier auf der Haide nicht erreichen würden, gewannen ein neues Leben. Waren es die glücklichen Tage oder der spätere Kummer über dieselben, was in diesem Augenblick am lebhaftesten vor ihrer Erinnerung stand? Gott allein weiß es.

Der Herr ging vornübergebeugt und mit langen Schritten durch die Haide und jedesmal, wenn er sich nach seiner Frau umkehrte, die ihm mit kleinen Schritten nachbalancirte, zeigte sein mageres und verlebtes Gesicht ein geistloses Lächeln.

„Still!" rief die Dame plötzlich, indem sie stehen blieb. „Hörst Du?"

„Ich höre nichts, mein süßes Weibchen! Laß uns nur weiter gehen."

„Wir haben Zemira im Wagen vergessen, höre nur, wie sie klagt. Du mußt sofort zurückgehen, Leopold, und sie holen."

„Ach, laß das dumme Thier da unten nur warten, bis wir wieder zurückkommen; es stirbt nicht davon."

„Was sagst Du, Zemira ein dummes Thier! Willst Du nicht gehen, wenn ich es wünsche? Sieh nur, daß Du schnell dahin kommst, oder ziehst Du vielleicht vor, daß ich selbst sie holen gehe?"

Der Mann antwortete mit einigen unverständlichen Worten, indem er sich auf dem Absatz herumdrehte und äußerst widerwillig nach dem Wagen zurückging. Etwas später kam er mit dem kleinen feinen Windspiel wieder, das von seiner Herrin umarmt, geküßt und geliebkost wurde.

Karen war in die Hütte gegangen, hatte ein grünes Leibstück angezogen und eine lange blaugestreifte Schürze vorgebunden, unter welcher ihre nackten und sonnverbrannten Füße sichtbar waren.

„Die Leute dort verlangen etwas zu trinken", sagte der Müller in einem rücksichtslosen und übermüthigen Tone, der augenscheinlich die Fremden ärgerte.

„Könnt Ihr uns einen Trunk Milch für gute Worte und Bezahlung verschaffen?" fügte der Gutsbesitzer hinzu. — Plötzlich veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Es wurde blaß, und er rief in einem Tone, der nicht ganz natürlich war: „Aber was Teufel . . . Karen Hansen! Irre ich mich, oder bist Du es? Was thust Du hier?"

„Ich wohne bei der Bäurin hier oben und mache Grapen", antwortete sie mit einer Stimme, die etwas undeutlich klang unter der Bewegung, über die sie Herr zu werden versuchte.

„Du hast also Bekanntschaft hier in der Gegend? Woher kennst Du das Bauermädchen?" fragte die Dame erstaunt.

„O, ja", bemerkte der Müller brutal, indem er die Schulter zog. „Der Herr kennt Karen ziemlich genau."

„Sie ist es ja, die meine selige Mama von klein auf daheim auf dem Hofe hatte", äußerte der Herr schnell und in sichtbarer Verlegenheit. „Komm, laß uns ins Haus gehen und sehen, ob wir etwas zu trinken bekommen. Nun werde auch ich durstig."

Er schritt voran und die Dame folgte ihm. Ihre forschenden Augen verweilten abwechselnd auf dem Mädchen und ihrem Mann. Es schien, als ob sie jetzt plötzlich den früheren Unwillen des Müllers, sie mit den Bewohnern der Hütte zusammenführen zu wollen, begriff.

Der Gutsherr nahm Platz auf einer Bank draußen am Brunnen, während die Anderen in die Stube gingen. Er trug noch immer die reizende Zemira und schien offenbar nicht sehr von der Begegnung mit Karen erbaut zu sein. Er pfiff indeß und liebkoste den Hund. Jedesmal wenn dieser den Versuch machte, zu entlaufen, warf er erst einen scheuen Blick nach der Thür, um zu beobachten, ob Jemand ihn bemerke; dann bekam Zemira einen Schlag, der auf eine Weile sein Gelüste, ihm zu entrinnen, beruhigte.

Bald darauf trat die Dame wieder aus dem Hause heraus.

„Ich muß frische Luft haben, man erstickt da drinnen vor Torfrauch. Ich bekomme den Geruch nicht aus meinem Haar in den ersten vierzehn Tagen. Das, was die Leute hier Milch nennen, ist auch nicht zu trinken."

In demselben Augenblick stieß Karen einen durchdringenden Schrei aus, schlug die Hände zusammen und lief, so schnell sie konnte, nach dem offenen Platz, wo sie ihre Töpfe machte. Dort hatte sich indeß folgender Auftritt ereignet.

Während sie ins Haus ging und Niemand auf die kleine Mißgestalt achtete, die in der Nähe an den Pfahl gebunden war, hatte der Knabe diesen losgerissen und sich unbemerkt nach dem großen Grapenstapel, der bereits zum Brennen zusammengestellt war, geschlichen. Er bohrte sich zwischen das fertige Geschirr, zerbrach die Gefäße und verschonte nicht einmal die großen Töpfe, auf welchen der Müller kurz vorher seine Kunstwerke angebracht hatte. Die beiden letzten Dragoner verschwanden unter den vernichtenden Händen des kleinen Wechselbalges gerade in dem Augenblick, als Karen herbeigelaufen kam.

Sie brach in Thränen aus. Der Müller und die beiden Fremden umringten sie.

„Aber, Du guter Gott, was ist das für ein abscheuliches kleines Ungeheuer?" rief die vornehme Dame.

„Das ist mein Kind", sagte Karen und zog den Knaben an sich, indem sie beide Arme um seinen Hals schlang.

„Sollte man glauben, daß das ein menschliches Wesen sei", fuhr die Dame fort. „Wer ist denn der Vater dieser Mißgeburt?"

„Der steht hier", antwortete der Müller, indem er seine Hand auf die Schulter des Gutsherrn legte.

„Du, Leopold?" rief die Dame mit einem Aerger, der seinen Ausdruck in jedem Zuge ihres bleichen Gesichtes fand. „Du schweigst also! Hörst Du, wessen der Mensch dort Dich beschuldigt?"

„Das ist ja lange, bevor ich Dich kannte", antwortete Leopold mit einem Freimuth, als ob er eine hinlängliche Entschuldigung hervorgebracht hätte.

„Sehen Sie nur recht die Beiden an, den Vater und den Sohn", meinte der Müller boshaft. „Meinen Sie nicht auch, sie sehen einander ähnlich?"

„Laß uns gehen, Leopold, und gib ihr ein paar Schillinge für die Milch."

„Ich habe kein kleines Geld, sondern nur einen Fünfthalerschein bei mir", sagte Leopold, nachdem er seinen Geldbeutel untersucht hatte.

„Gib ihr die fünf Thaler und komm dann."

Leopold nahm die Note, aber die Dame legte ihre kleine behandschuhte Hand auf die seine. „Das sind ja zwei Fünfthalerscheine", bemerkte sie.

Leopold machte eine ungeduldige Grimasse, während seine Frau die eine Note in den Geldbeutel zurücklegte und die andere Karen übergab. Darauf wandte sie sich um und ging hinab zum Wagen.

Leopold blieb einen Augenblick stehen, indem er seinen Ueberrock zuknöpfte. Er warf einen scheuen Blick auf seine Frau und wandte sich nach Karen um. Seine Augen bekamen einen unheimlichen Glanz, und er flüsterte: „Du sollst mehr Geld von mir erhalten, darauf kannst Du Dich verlassen. Ich komme an einem der nächsten Tage wieder."

Er wollte gehen, aber der Müller griff ihm in den Rücken des langen Ueberrocks, drehte ihn gegen Karen um und zwang ihn in die Knie vor ihr.

„Sie soll nicht mehr Geld von Dir haben, Schuft! Und wenn Du jemals Dich wieder hier hinaufwagst, dann breche ich Dir das Genick, darauf kannst Du Dich verlassen, denn das sagt der Skaber Müller."

Leopold erhob sich geduldig, als die vernichtende Hand des Müllers ihn losließ. Er fand sich durchaus nicht veranlaßt, auf die Worte des Müllers zu antworten.

„Kommst Du endlich, mein Bayard sans peur et sans reproche!" rief die Dame, die in einiger Entfernung stehen geblieben war und beobachtet hatte, was dort vorging.

„Wie wird es nun mit der Halskoppel?" fragte der Gutsbesitzer.

Der Müller warf ihm einen Strick zu.

„Nimm das und mach' Dir selbst eine Koppel und dann

Digitized by Google

hänge Dich auf! Ich mag nichts mehr mit Euch zu thun haben."

Leopold nahm den Strick, pfiff und entfernte sich. Bald darauf verschwand auch der Wagen auf dem Wege.

Jens Karsten und Karen waren wieder allein. Sie hatte die Schürze über ihren Kopf hinaufgezogen und saß und weinte. Der Brachvogel pfiff, die Sonne ging unter und ein tiefer Friede ruhte auf der Gegend. Der Müller legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Wie wird es nun mit uns Beiden?" fragte er, indem seine Stimme, die bisher so barsch gewesen, eine unendliche Weiche annahm. „Sage ja, Karen, stehe Dir nicht selbst im Wege."

Sie antwortete nicht, sondern weinte nur noch lauter und schüttelte den Kopf.

„Und einen solchen Halunken konntest Du lieben? Einen Mehlsack auf einem Besenstiel? Ich begreife Euch Frauenzimmer nicht."

Sie ließ die Schürze von dem verweinten Gesicht herabfallen, küßte die Hand des Müllers und flüsterte: „Das Schlimmste ist, daß ich ihn noch immer lieb habe, Jens Karsten."

„Und Du willst nicht Müllerin werden?"

„Ich will hier bleiben, mein Fam betrachten und Töpfe machen."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Weg zum Herzen.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolph L'Arronge.

Der Director des Deutschen Theaters, dessen erstes Debüt als Theaterdichter auf der von ihm geleiteten Bühne, die Dramatisirung von Dickens' „Heimchen auf dem Herde", ziemlich unglücklich ausgefallen, hat nun mit seinem zweiten Versuch völlig jene Scharte ausgewetzt. Den unglücklichen Einfall, sich neben einen Dichter wie Boz zu stellen, hat er ganz aufgegeben. Er gibt sich hier, wie er ist, als Hausdramatiker des behäbigen Mittelstandes. Ort der Handlung: ein noch an die Provinz gemahnendes Viertel der Reichshauptstadt; Personen: deutsche Spießbürger; die Scenerie zeigt die „gute Stube". Aber L'Arronge folgte doch wieder nicht ganz seinem guten Genius. Er, der im Volksstück originell ist, wandelt hier auf den Pfaden der Schwankdichter. Sein angebliches Lustspiel ist nichts weiter als eine Lustspielposse im Sinne Moser's und Rosen's. Das Dramatische weicht dem nur Theatralischen. Eine winzig kleine Handlung wird von Nebenactionen und Episoden, Situationsspäßen und Zwischenfällen überwuchert und erdrückt. Solange der Autor an der Grundidee festhält, wird er breit und langweilig; sobald er den Faden verliert und auf Gerathewohl der Situationskomik folgt, ist er frisch und fesselnd. Bei einer bloßen Erzählung der Handlung würde er jedenfalls zu kurz kommen, weil eben der Hauptaccent auf die Episode gelegt ist. Worin der Weg zum Herzen eigentlich besteht, hat wohl kein Zuschauer verstanden, trotzdem in lehrhaftem Tone ein aphoristisches Werk, das auf dem Tische liegt, öfter citirt wird. „Liebe weckt Liebe" und andere Gemeinplätze werden uns da als Emanationen höchster Weisheit angepriesen, aber L'Arronge vergißt gänzlich die Probe auf das Exempel.

Diejenige Handlung, die den breitesten Raum in seinem Stück einnimmt, verarbeitet das herkömmliche Kleidertausch-Motiv aus Kotzebue's Repertoire, freilich viel complicirter und unklarer. Ein junges Mädchen öffnet eine fremde Brieftasche und verwischt die Spuren ihres leichten Vergehens, indem sie mit ihrem Federmesser das Taschenfutter auftrennt, so daß das gleich wieder zurückgestellte Portefeuille in den Rockschoß fällt. In Folge dessen wird die Brieftasche lange vergeblich gesucht. Der Eigenthümer ist über den Verlust untröstlich, denn die Brieftasche enthielt nicht nur die Photographie seiner Schwester, sondern auch seine ganze Baarschaft. Dadurch bekommt die Angelegenheit einen kriminalistischen Beigeschmack, der dem Freunde des Geschädigten, dem Assessor v. Schott, höchst sympathisch ist. Als echter Staatsanwaltschafts-Kandidat wittert er in dem harmlosen Backfischstreich einen Kriminalfall, womit er sich die ersten Sporen zu verdienen hofft. Er untersucht, verhört, macht Jagd auf Indicien. An letzteren fehlt es nicht, denn der Backfisch hat das Taschenmesser im Rockfutter vergessen. Natürlich klärt sich die Verbrecheratmosphäre nur zu bald auf. Die Brieftasche findet sich, das Geld liegt noch unberührt darin, doch unser „zukünftiger Justizminister" gibt sich damit nicht zufrieden. Er muß den mysteriösen Fall aufklären. Es ist nun sehr komisch, wie er sämmtliche Bewohner des Hauses aushorcht, indem er dabei mit dem Federmesser spielt und die Aufmerksamkeit der Verdächtigen darauf zu lenken sucht. Auf die Einen übt es gar keine Wirkung aus; die Anderen macht es nervös; nur die hübsche Martha reklamirt es sofort als ihr Eigenthum. Also sie war die Diebin! Schließlich kommt der Assessor auch noch hinter das Geheimniß, weshalb sie sich vergangen hat. Die Liebe verleitete sie. Sie wollte die Photographie der Braut des Assessors sehen, die sie in der Brieftasche seines Freundes vermuthete. Folglich liebt sie ihn! Ueber diese Entdeckung ist der Inquirent um so erfreuter, als auch sein Herz in seinem Verhör sich arg verwickelt und verstrickt hat. Er verurtheilt die Schuldige zur Gefangenschaft auf Lebenszeit . . . Zum Glück ist ja die Ehe keine Einzelhaft.

Der Autor braucht drei Acte, um uns diese Nichtigkeit darzustellen, denn der vierte könnte füglich gestrichen werden, ganz ohne Schaden Im Gegentheil, dann würde das Stück, das jetzt im Sande verläuft, in einer Liebesscene ausklingen, die unstreitig zum Besten gehört, was L'Arronge geschrieben hat. Das Duett zwischen dem verliebten Untersuchungsrichter und der liebenden Angeklagten ist ein reizvolles Gemisch von Ernst und Laune, Schalkhaftigkeit und Gemüth. Es wurde im Deutschen Theater von Herrn Kadelburg und Fräulein Sorma trefflich wiedergegeben.

Die übrigen Nebenhandlungen stehen mit dieser Haupt- und Staatsaction in gar keinem Zusammenhang, nehmen aber doch den breitesten Raum ein. Die traditionelle Lustspielmutter von adeliger Herkunft die immer von ihrer Mesalliance spricht und ihren bürgerlichen Pantoffelhelden nobilitiren möchte, gehört schon zu den Invaliden der deutschen Komödie, und den heftigen, aber gutmüthigen Haustyrann, als dessen klassischer Prototyp Goldoni's bourru bienfaisant gelten kann, hat uns L'Arronge selbst schon in seinem Doctor Klaus vorgestellt. Hier läßt der Griesgram einen langjährigen Angestellten, der hundert Thaler verloren hat, als Dieb verklagen, poltert und wüthet und freut sich dann aber am meisten und weint wie ein Kind, als sich seine Unschuld herausstellt. Endlich erneuern wir noch die Bekanntschaft mit einem ungleichen Brautpaar — sie ein geistreichelnder Backfisch, er ein naiver Landwirth, der nur für Stallfütterung und Drainage schwärmt; sie „entloben" sich munter, als sie dem schneidigen Assessor tiefer in die Augen guckt und er eine interessante Ballbekanntschaft aus Malchin wiederfindet. Diese Wandlung der Charaktere ist wohl der wundeste Punkt des neuen Stückes. Mit dem dritten Act ändern fast sämmtliche Personen ihr Wesen. Der weichherzige, alberne Albumfabrikant Kern, der bisher nur komische Figur war, will mit einem Male rührend und tragisch wirken, aber seine Thränen wecken nicht das Mitgefühl des Publicums, seine Energie ruft blos ein Schütteln des Kopfes hervor, und Niemand glaubt ihm seinen Heroismus. Ganz derselbe Wandel geschieht in dem Zwischenact mit seinem Brummbär von Bruder, der mit einem Male vernünftig wird. Am bedenklichsten ist dieser Zwiespalt der Natur in der mesalliirten Frau, die aus einem adelstolzen, unausstehlichen Hauskreuz im Nu ein gutes, braves Bieberweib wird. Allerdings ist die Lection, die ihr gegeben wird, ziemlich stark. Es wird ihr bewiesen, daß sie sich auf ihre hochgeborene Familie gar nichts einzubilden braucht, alldieweil ihr väterlicher Urheber nur dadurch dem Ruin und der Schande entgehen konnte, daß der bürgerliche Schwiegersohn heimlich für ihn eintrat. Aber gleichviel, diese plötzliche Bekehrung von völliger Liebloſigkeit zu überströmender Zärt-

Digitized by Google

lichkeit ist allzu unglaubwürdig, um nicht als Heuchelei verdächtig zu werden.

Trotz all dieser Fehler und zahlreicher gesellschaftlicher Unmöglichkeiten fesselt das Stück, denn L'Arronge kennt eben genau den Weg zum Herzen seines Publicums. Die behaglichen Lebensbilder aus der bürgerlichen Wohnstube, die gesunde Philistermoral, der harmlose Humor, die theatralische Findigkeit der Situationskomik müssen ja ein deutsches Durchschnittspublikum anmuthen. Mag man es auch beklagen, daß L'Arronge überall nur auf der Oberfläche bleibt, so wird man es doch freudig anerkennen, daß diesmal die langathmigen Moralpredigten von Doctor Klaus, Ehren-Körner („Hasemanns Töchter") und Biedermaier-Lonei unterbleiben. Verläuft auch Alles in der Ebene, ohne Spannung und tieferes Interesse, so sind doch genug lustige Episoden und muntere Einfälle als Retter vor der Langenweile da. Auf dem glatten Parket des feinen Conversationsstücks gleitet L'Arronge unfehlbar aus, aber der gemüthlich-frohsinnige Plauderton des Spießers steht ihm dafür um so besser zu Gesichte. Die heiteren Episoden sind manchmal possirlich, oft possenhaft und nicht eben geschmackvoll, doch immer reinlich und zweifelsohne; öfter muß allerdings auch der plumpe Theaterbehelf eintreten. Einen wirksamen, im Grunde jedoch derb burlesken Actschluß bietet die Scene, wo der schüchterne Albumfabrikant sich auf die Audienz beim König vorbereitet; er hat alle möglichen Fragen Sr. Majestät und seine Antworten aufgeschrieben und memorirt, und ein Dienstmädchen hört ihm die Lection ab und sagt die Stichwörter. Wie groß ist aber sein Erstaunen, als er sich, katzbuckelnd und in Ehrfurcht ersterbend, vom Spiegel abwendet und statt des dienstbaren Geistes seinen schmähsüchtigen Bruder vor sich stehen sieht, der ihm mit wahrhaft großartiger Miene, jeder Zoll ein König, die Thüre weist.... Auch der alte Witz, daß zwei Fröhliche wetten, wer am längsten ernsthaft bleiben kann, wird neu aufgestutzt. Endlich scheint das Telephon unser unentbehrlichstes Lustspiel-Requisit werden zu wollen: es dient hier als neuer Factor in der herkömmlichen Belauschungsscene und verräth die zartesten Herzensgeheimnisse. „Schluß!" muß da auch die Kritik rufen. Z.

Opern und Concerte.

„Der Trompeter von Säkkingen", Oper von Neßler. Concerte: Singakademie, Albert Becker's „Reformations-Cantate"; Rheinfelder's „Christophorus". Concert des Frl. Hohenschild.

Wer kennt nicht Scheffel's „Trompeter von Säkkingen"? Ist er nicht die populärste Gestalt der neueren deutschen Dichtung? Muß nicht eine Oper, welche diesen Stoff mit einigem Geschicke musikalisch behandelt, einen sehr bedeutenden Erfolg erringen?

Herr Neßler ist nun gerade der rechte Mann, um solche „populäre" Oper zu componiren, d. h. eine, die dem großen Opernpublicum recht gut gefällt und vom strengeren, aber gerecht denkenden Beurtheiler einige Anerkennung erhalten muß. Er hat auch einen Textdichter gefunden, der ganz zu seiner musikalischen Auffassung paßt, allen höheren Schwung vermied, aber „mit autorisirter theilweiser Benutzung der Idee und einiger Originallieder aus Scheffel's Dichtung" die sentimentalen Theile gehörig benutzte und mit einigen gemüthlich-komischen Zuthaten aufputzte. Herr Bunge läßt den „Werner Kirchhof" im Vorspiel mit einigen Studenten und einer Compagnie Landsknechte im Heidelberger Schloßhofe ein Gelage halten und das bekannte Ständchen der Kurfürstin bringen, dann mit den Landsknechten Raufereien beginnen; vom Rector Magnificus (der mit Fackelträgern herbeieilt) relegiren und mit den Commilitonen sich der Schaar der Landsknechte zugesellen. Im ersten Acte beschützt der Held im Fridolinsfest zwei Damen gegen grobe Bauern: Maria von Schönau und die geschiedene Gräfin von Wildenau, Schwägerin des Freiherrn von Schönau, die auf dessen Schlosse als Mariens Ehrendame lebt. Der zweite und dritte Act spielen auf dem Schlosse die bekannte Liebesgeschichte ab, die aber nicht, wie in der herrlichen Dichtung Scheffel's, dem Vater durch des Trompeters Werbung bekannt ward, sondern durch die Mittheilung der alten Gräfin. Im vierten Acte stürmen die Bauern das Schloß. Werner erscheint mit den Landsknechten als Retter, wird am Arme verwundet und durch ein Maal am Arme von der alten Gräfin als ihr einst von Zigeunern geraubter Sohn erkannt. So viel Ausrufungszeichen (!), als wir hier stellen möchten, dürfte der Drucker nicht vorräthig haben — und was wird der Leser sagen, wenn wir ihm erzählen, daß gleich bei der ersten Begegnung die Gräfin von dem Werner erfährt, er sei als Kind von Zigeunern geraubt worden, daß sie dann bemerkt, gerade so alt wäre mein Sohn und doch nicht daran denkt, diesem „Landsknecht, der nicht von Adel", weiter nachzuforschen, dagegen ihn im Schlosse schalten und walten zu läßt?

Trotz dieser Unbegreiflichkeiten ist das Textbuch nicht ungeschickt gemacht; überall, wo hausbackener Humor ausreicht, hat der Textdichter Wirksames erdacht. Der alte Freiherr, die Gräfin, der Landsknecht-Werber, der später mit den Helden überall herumzieht, der junge Graf Damian sind theils humoristische, theils komische Gestalten, die den Zuschauer „amüsiren". Und so ist die Musik; es läßt sich gar vieles dagegen sagen, die Motive sind oft trivial, die Instrumentation von der bequemsten Gattung, dem Orchester wird niemals die geringste Selbstständigkeit zugemuthet, wenn nicht gerade der Solo-Trompeter zu thun hat, die Melodien bewegen sich meistens im gemüthlichen Abt-Kücken-Tone; aber sie werden niemals langweilig. Wir können also von jeder Einzelbesprechung absehen, da wirklich nichts als besonders hervor- oder hinabragend bezeichnet werden kann*). Die Oper wird also wohl überall viele Freunde und Freundinnen finden und daher den Directoren und Intendanten volle Häuser bringen, und „gute Ziffern sind die besten Kritiker", sagte mir einmal ein Hoftheater-Director. Die Vorstellung war brillant: Fräulein Beeth als Maria, Frau Lammert als Gräfin, Herr Oberhauser als Werner, Herr Krolop als Konradin, Herr Fricke als alter jovialer Freiherr verdienen das beste Lob; auch die kleinen Rollen waren sehr gut besetzt, nur die Chöre konnten besser sein. Das Publikum zeigte sich sehr belebt, man rief die Darsteller öfters stürmisch, nach dem dritten Acte — dem Abschiede Werners von Marien — auch den Componisten, der nicht anwesend war, für welchen der Director Herr v. Strantz dankte.

Ueber die neue Operette von Millöcker „Der Feldprediger", Text von Wittmann, werden wir in der nächsten Nummer berichten.

An Concerten sind hervorzuheben das der Singakademie, welches zwei neue interessante Werke brachte: Reformationscantate von Albert Becker und „Christophorus" von Rheinsberger. Das erstgenannte war für die Lutherfeier componirt und gehört unbestreitbar zu den bedeutendsten Schöpfungen der Neuzeit in dieser Gattung. Albert Becker hat sich schon vor einigen Jahren durch seine B-moll-Messe, welche ebenfalls von der Singakademie aufgeführt wurde, einen sehr geehrten Namen in der Kunstwelt erworben, er ist vielleicht der einzige Componist, der auf dem Boden der neuen Richtung in der Harmonik und Instrumentation stehend, doch die strengste Form mit geschicktester Künstlerhand zu behandeln weiß. Das hat er neuerdings an dieser Cantate bewiesen, in welcher die schwierigsten contrapunktischen Choral- und Fugen-Führungen, in gleichem Maße formell kunstgerecht und wohllautend, dem Hörer und Kenner Hochachtung abgewinnen. Der Schwerpunkt liegt in den Chören; die Soli sind theilweise sehr schön, wie die Arie „Christenherz", ein Duett „Selig" und ein ganz gewaltiges Baßsolo „Wer nicht am Kreuze" Aber sie sind doch ein wenig monoton gehalten, während die vielstimmigen Nummern ganz ungewöhnliche Erfindungskraft beurkunden. Das Werk hinterließ einen allgemeinen tiefen Eindruck. Nicht dasselbe Lob läßt sich der Legende „Christophorus" von Rheinsberger für Soli, Chor und Orchester zollen, die mehr der Gattung allgemein verständlicher als der hohen religiösen Kunst angehört. Ein paar Chöre klingen sehr hübsch, aber die Soli

*) Nur unter dem Texte wollen wir bemerken, daß das „Leitmotiv" vom Muskateller, des alten Freiherrn, das öfters anklingt, doch gar zu trivial ist.

Digitized by Google

erscheinen doch zu sehr für den Zweck angelegt, den Hörern einen religiösen Stoff in bequemster Form vorzubringen. Daß die Orchestration und Stimmführung überall ausgezeichnet sind, ist bei Rheinsberger selbstverständlich. Aber der Stoff verlangt mehr als Das Der Riese Christoph sucht nach einem mächtigen Herrn, dem er freiwillig dienen will. Der große König, zu dem er zuerst kommt, erschreckt vor dem Satan; Dieser, in dem der Suchende den Mächtigsten erblickt, erschreckt vor dem Kreuze; und der Eremit, der vor dem Kreuze kniet und den der Riese befragt, weist ihn an, demüthigere, friedliche Dienste zu leisten, um die Gnade des Mächtigsten, Gottes Sohn, zu gewinnen. Hier mußte die tiefinnigste, mysteriöseste Kraft der Tonkunst entfaltet werden — nicht das allgemein bequem Verständliche.

Unter den Solisten-Concerten hat das des Fräulein Hohenschild den besten künstlerischen Erfolg gehabt. Fräulein Hohenschild, die seit einigen Jahren hier nicht aufgetreten war, hat in Händel'schen Arien, Schubert'schen und Brahms'schen Liedern Beweise der fleißigsten und erfolgreichsten Studien gegeben und die einstimmige Anerkennung der Kenner erlangt. Sowohl ihre Behandlung der Stimme als der Vortrag waren vortrefflich, und sie zählt jetzt zu den Concertsängerinnen ersten Ranges.

H. Ehrlich.

Notizen.

Besucher aus dem Jenseits. Von Stuart C. Cumberland. Breslau, S. Schottländer. Diese Brochure ist lediglich die Geschäftsreclame eines reisenden „Künstlers", der es nicht auf die Förderung der Wissenschaft, sondern auf das „Geldmachen" abgesehen hat. Die uncollegialische Rücksichtslosigkeit, mit der er verschiedene Kunstgriffe anderer Medien aufdeckt, hüllt sich zwar in das Gewand moralischer Entrüstung, allein der praktische Zweck derselben ist zu durchsichtig, als daß man diese Tiraden ernst nehmen könnte. Cumberland hat offenbar nur deshalb „aus der Schule geplaudert", um sich auf diesem Wege in das Vertrauen hochgestellter Persönlichkeiten einzuschleichen, die ihm sonst unzugänglich gewesen wären, und hat die mit diesen Mitteln errungene Position doch nur dazu benutzt, seinen positiven Leistungen als Medium Geltung zu verschaffen. Ueber die Art, wie er vorgestellte Ziffern erräth, sagt er nur, daß sie physisch erklärbar und durch unwillkürliche Muskelbewegungen vermittelt sei; aber die hochinteressanten Aufschlüsse, welche er über diese, meines Wissens hier zum ersten Male vorgeführte Erscheinung hätte geben können, behält er wohlweislich für sich, um sich unliebsame Geschäftsconcurrenten fernzuhalten. So wäre es vor allen Dingen wichtig, zu erfahren, ob es unwillkürliche Schreibebewegungen der Finger, der Hand oder des Armes sind, die ihm als Anhalt dienen, ob er mit wachem Bewußtsein diese Bewegungen auffaßt und deutet, oder ob er ebenso unwillkürlich die Ziffern hinschreibt, wie der Andere sie in seinen Bewegungen verräth, ob, mit anderen Worten, sein Hinschreiben auf bewußter Reflexion der wachen Aufmerksamkeit oder auf unbewußten Actionen einer gesteigerten Reflexreizbarkeit mittlerer Nervencentra beruht. In letzterem Falle, der mir wahrscheinlicher ist, wäre Cumberland ein echtes Medium, und trüge seine „im hohen Grade entwickelte Perceptionsgabe" einen entschieden somnambulen Charakter; sein waches Bewußtsein wäre dann gar nicht der Errathende, sondern erführe erst aus den unbewußt hingeschriebenen Ziffern das Resultat. Cumberland hat von solchen psychologischen und physiologischen Problemen, die gerade jetzt mit besonderem Eifers von den Psychia- und Neurologen der verschiedenen Länder studirt werden, offenbar keine Ahnung. Er kennt nur die Alternative: Geisterhilfe oder Taschenspielerei, Wunder oder Betrug, und er schreibt in feuilletonistisch-marktschreierischer Manier für ein Publicum, das auf demselben naiv-unkritischen Standpunkte steht. Daß ein Medium der Regel nach ein mit abnormen psychischen Zuständen und nervösen Kräften ausgerüsteter Mensch, welcher mehr oder weniger bereit ist, durch Täuschung nachzuhelfen, d. h. ein zur Hälfte gut gläubiger Schwindler ist, daß Medien im somnambulen Zustande täuschen und betrügen können und doch im wachen Zustande von der Wahrheit der durch sie vorgetäuschten Erscheinungen eben so überzeugt wie die Zuschauer sein können, von alledem hat Cumberland keine Ahnung. Deshalb sind auch seine „Enthüllungen" ziemlich werthlos und auf ein Niveau kritikloser Gläubigkeit berechnet, wie es bei uns in Deutschland wohl nur ausnahmsweise gefunden wird. Welcher verständige Mensch wird bei uns den Erscheinungen einer dunklen Sitzung irgend welchen Werth beilegen! Wer von uns braucht erst von Cumberland zu lernen, daß Taschenspieler im Lösen und Abstreifen von Knoten nnd Stricken das Unglaublichste leisten! Welcher kritische Forscher wird mit einem Medium experimentiren, das nicht bereit ist, sich vorher und nachher der peinlichsten körperlichen Visitation zu unterwerfen! Wer wird sich um Klopflaute kümmern, welche die Stärke eines Muskelgeräusches nicht übersteigen! Nachdem die Vertheidiger des Spiritismus die Erklärung abgegeben haben, daß bei 95 Procent aller Materialisationserscheinungen keine räumliche Ablösung des „Phantoms" vom Medium stattfindet, kann der Identitätsnachweis von Erscheinung und Medium nicht mehr als Entlarvung gelten, sondern hat sich die kritische Untersuchung darauf zu richten, mit welchen Mitteln diejenigen Veränderungen am Medium bewirkt werden, durch die sich die angebliche Erscheinung von seinem gewöhnlichen Aussehen unterscheidet. Das über Slade's Schreibexperimente Gesagte bezieht sich auf ganz andere Versuchsbedingungen, als diejenigen, unter welche Slade vor Zöllner und Hellenbach arbeitete; letztere Erscheinungen bleiben durch das von Cumberland Beigebrachte gerade so unaufgeklärt wie vorher. Cumberland's Anerbieten von 20 000 Mark würde doch, um ernsthaft genommen zu werden, zunächst der sicheren Hinterlegung des Geldes bedürfen; übrigens ist die Erforschung der Wahrheit noch niemals auf dem Wege der Wette gefördert worden. Wer in den Medien bloß Betrüger sieht, wird zur Aufhellung des fraglichen Erscheinungsgebietes eben so wenig beizutragen im Stande sein, wie derjenige, welcher an Geister glaubt.

—nn.

Das Tagebuch aus Grönland. Roman von Wilhelm Jensen (3 Bde. Berlin, Otto Janke). Der neue Roman von Wilhelm Jensen gehört zu jenen fein ausgeführten und durchgeistigten Schöpfungen desselben, in denen er es unternimmt, scharf abgegrenzte Charakterzeichnungen aus dem modernen Leben zu geben und uns durch die psychologische Detailmalerei auf beschränktem Gebiete gleichsam einen Schluß auf das Ganze in der lebenden Menschheit zu ermöglichen. Am ehesten läßt sich dieser Roman dem früheren des Verfassers „Metamorphosen" vergleichen. Auch er spielt sich fast ausschließlich zwischen vier Personen ab, und es gehört wahrlich keine geringe dichterische Kraft dazu, gerade bei solcher Selbstbeschränkung den Leser bis zum Ende der drei Bände zu unterhalten und zu fesseln. Jensen hat diese schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Ganz ohne ermüdende Längen geht es im zweiten Bande freilich nicht ab; der dritte ist bis auf einige Bedenklichkeiten, die sich besonders aus der schwebenden Frage ergeben, ob das geschiedene und sich wiederfindende Ehepaar kinderlos geblieben oder nicht, vortrefflich durchgeführt. Der erste Band ist aber zweifellos der beste von den dreien. Das Tagebuch aus Grönland, das Eugen von Droste an seinen alten Freund Reben Falst von der Hagen sendet, ist in seiner Art ein Meisterwerk. Ob es für den Roman selber zu breit angelegt ist, darüber ließe sich rechten. Wir unsererseits möchten kein Wort davon entbehren. Von Gelehrten und Reisenden ist uns neuerdings vielfach über das Leben in den arktischen Regionen berichtet worden; von einem Dichter noch niemals, und es gewährt einen eigenthümlichen, hohen Reiz, einmal einen solchen über jene Welt des Eises reden zu hören, die sicherlich in ihrer Art nicht weniger Poesie, undz war Poesie in der erhabensten und in der schaurig-gewaltigsten Gestalt birgt, als die der Tropen. Wie uns Jensen gelegentlich die letztere kraft jener ihm eigenen, dichterischen Intuition geschildert hat, so rollt sich hier die

Digitized by Google

Natur Grönlands in großartigen, packenden, poesievollen Bildern vor uns auf. Da lebt Alles, da wird Alles in fesselnde Beziehung zu dem Leben und Weben auf dem europäischen Festlande gebracht, es regnet von satirischen Seitenhieben, ja, eine förmliche satirische Culturgeschichte en miniature wird uns gegeben, und wieder in der Schilderung vom Untergange Austurbyrgs und seiner letzten beiden Bewohner gibt uns der Dichter mit das Eigenartigste und Höchste, dessen er überhaupt nur fähig ist. Vortrefflich ist überhaupt die feine, gedankenreiche Sprache des Buches. Sehr gelungen und ganz aus dem Leben gegriffen erscheint uns die Gestalt des „Helfers" und seiner Secte. Am originellsten erfunden aber ist der prächtige, in seiner Unverfrorenheit äußerst humoristisch wirkende Claus Olofsohn, eine Gestalt, die sich den mancherlei Jensen'schen Kernfiguren in seinen größeren Romanen würdig angereiht. „Das Tagebuch aus Grönland ist ein sehr erfreuliches und ein sehr eigenartiges Buch, aus dem man viel lernen kann. C—n.

Die Dresdener Gemäldegalerie. In ihren Hauptwerken geschildert von Paul Schumann. Erstes Heft: Peter Paul Rubens. (Dresden, Selbstverlag) Paul Schumann ist ein junger Dresdener Kunsthistoriker, der sich vor einiger Zeit durch seinen, auch in der „Gegenwart" besprochenen Essay-Gedanken über „historische Kunst" bekannt gemacht hat. Seine Absicht ist jetzt, die Meisterwerke der Dresdener Gemäldegalerie, nach Schulen und Malern geordnet, in zwanglosen Heften für das große Publikum zu schildern, ein Unternehmen, das man nur dankbar begrüßen kann. Wir glauben auch, daß Schumann der rechte Mann für die rechte Sache ist. Er erfaßt seine Aufgabe mit großer Frische und Lebendigkeit, und gleich das erste Heft, das die Rubens'schen Bilder der Galerie eingehend beschreibt und erläutert, zeugt von tüchtigem Können, klarem Blick und lichtvoller Darstellung. Daß sich der Autor von dem üblichen Jargon der Kunstkritik möglichst frei hält, muß besonders anerkannt werden. Wir wünschen dem zeitgemäßen Unternehmen rege Theilnahme in weiteren Kreisen. C—n.

Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie sowie im täglichen Verkehr. Von Jens L. Christensen. Leipzig, B. Schlicke. „Ich bin der Doctor Eisenbart, kurir' die Leut' nach meiner Art", so kann der heißblütige Verfasser der vorliegenden Schrift von sich singen, denn er geberdet sich in derselben, als wäre es nun die allerhöchste Zeit, daß man der ganzen verrotteten Gesellschaft, die nur aus „verlogenen Hohlköpfen und Schwächlingen" besteht, endlich den alten Kopf ganz abschnitte und einen neuen, natürlich nach seinem Recept gebauten, aufsetzte. Was während der Operation mit dem armen Patienten vorgehen würde, daran denkt der seltsame Doctor nicht, und sein Buch gegen den „Bildungsschwindel" ist weiter nichts, als ein grandioser „Gedankenschwindel". Einige hervortretende Mißstände unserer Erziehungsweise zwar geißelt der Verfasser mit vollem Recht, aber er vergißt einerseits, daß dieselben von competenter Seite schon viel sachlicher und folglich auch wirksamer betont und ins Auge gefaßt worden sind, andererseits, daß sie viel weniger in dem System unserer Erziehung, als in dem auf individueller Ungeschicklichkeit und Bornirtheit beruhenden Formalismus unserer gesammten Pädagogik wurzeln. Hier hätte der Arzt sein Instrument ansetzen sollen; seine Art des Raisonnements gleicht aber lediglich einem kräftigen Schnitt in die Luft. Auch sein heftiger Ausfall gegen die gesellschaftlichen Unarten ist nur eine grobe, verzerrte Caricatur, die in ganz oberflächlicher Weise bloß die Schattenseiten gewisser gesellschaftlicher Kreise unserer Großstädte trifft. Die übrige große Summe von häuslichem Glücke und gesellschaftlicher Tüchtigkeit, die sich außerdem in unserem Volke vorfindet, berücksichtigt sein blinder Eifer nicht. Und doch schlägt der Verfasser auf Grund jener entstellten Thatsachen eine allgemeine Reform des Erziehungswesens nach Gesichtspunkten vor, die an Verkehrtheit und Unbesonnenheit alle anderen Unsinnigkeiten des Buches weit hinter sich lassen. Wer solche Utopien träumt, wie dieser Heißsporn es in dem positiven Theile seines Buches thut, muß von vornherein für unfähig erklärt werden, an der Entwickelung unseres Erziehungswesens und unserer Gesellschaft mitzuarbeiten, die nur auf dem stetigen Wege ernster Arbeit, nicht durch Ausführung solcher hastigen Vorschläge zu besseren Zuständen fortschreiten. O. B.

Todte und Lebende. Erinnerung von Carlos von Gagern. 2 Bde. Berlin, Abenheim'sche Verlagshandlung. — Die immer mehr Ausdehnung und Bedeutung gewinnende Memoirenliteratur ist in historischem Interesse nur freudig zu begrüßen. Denn die Schilderungen von Augenzeugen, auch wenn dieselben an den Ereignissen nicht gerade hervorragenden Antheil genommen haben, bilden doch immer die sichersten Bausteine für das monumentale Gebäude, welches der Historiker der Zukunft aufzuführen hat. Freilich darf der Baumeister sie nicht ohne genaue Prüfung ihres Gehaltes verwenden: denn Niemand dürfte leichter geneigt sein, Wahrheit und Dichtung zu mischen, als der Selbstschilderer, der das Streben, das, nur ihm bewußt, lebenslang sein Herz erfüllte, oft genug schon für ein Handeln halten wird. Weil es ihn bewegt hat, so glaubt er, es habe sich durch ihn auch Anderen mitgetheilt, habe auch Andere mit dergleichen Triebkraft, wie ihn, beseelt. — Dieses, wenn auch nur dunkle Gefühl hat sicher oft dem Verfasser der vorliegenden Memoiren die Feder geführt. Derselbe ist, trotz adeliger Herkunft, man möchte sagen, schon als Gymnasiast, Republikaner von Ueberzeugung gewesen. Sein unruhiger Drang, an der Verwirklichung seiner politischen Ideale selbstthätigen Antheil zu nehmen, führte ihn noch als Jüngling im Jahre 1848 auf die Pariser Barricaden und in die spanischen Aufstände und trieb ihn als Mann aus Europa hinweg in die neue Welt, — wo er als Soldat — zuletzt als Oberst — den Entwickelungskampf der mexikanischen Republik mitmachte. Durch die Franzosen bei der Eroberung von Puebla kriegsgefangen, brachte er mehrere Jahre in Frankreich zu, kehrte dann wieder nach Mexiko zurück, wo er den Sturz des habsburgischen Kaiserthums als Gegner desselben miterlebte, war später mexikanischer Militär-Attaché in Berlin und verlebte hierauf ein wechselvolles Dasein in Europa, zum Theil in den östlichen Ländern desselben, nachdem er gänzlich die Feder mit dem Schwerte vertauscht. Dieser Mann nun schildert uns in sehr gewandter Weise sein Leben, indem er uns die bedeutenden Persönlichkeiten, denen er im Laufe desselben begegnete, in chronologischer Reihe, wie in einem Guckkasten, vorführt. Wir lesen mit großem Interesse, das läßt sich nicht leugnen, aber dabei doch immer die Frage es regt sich: wieviel von diesen Schilderungen ist nun eigentlich Wahrheit, wieviel Dichtung? Doch diese Frage trifft weniger den Verfasser persönlich, als nur den Charakter seiner Veröffentlichung, das Memoirenhafte. Der Schriftsteller als solcher zeigt sich in diesem Buche im günstigsten Lichte: geist- und herzvolle Auffassung der Persönlichkeiten, anmuthige Darstellung und stets actuelle lebhafte Schilderungen trotz des öfterens Abschweifens vom eigentlichen Thema zeichnen ihn vortheilhaft vor vielen anderen Memoirenschreibern aus. Was er mittheilt, ist nicht immer bedeutend, aber doch selten uninteressant. Nur das Capitel über seine persönlichen Beziehungen zu Napoleon III. bringt Längstbekanntes und Gleichgültiges. Humboldt und der alte Jahn hätten wohl etwas respectvoller behandelt werden dürfen. Reich an Neuem ist das anziehende Capitel über Henriette Sontag, zumal über deren noch immer nicht aufgeklärten Tod, bei dem Gagern fast Augenzeuge war. Ganz vortrefflich ist die Darstellung der Geschichte des „Flibustiers" Erzherzog Max und das humorvolle Porträt des braven deutsch-amerikanischen Kraftdemagogen Karl Heinzen. Carlos von Gagern wird hoffentlich bald wieder in den Schacht seiner Erinnerungen hinabsteigen und in einem dritten Bande uns noch von seinem Freunde Hecker und anderen markanten Persönlichkeiten erzählen. Selten hat ein Memoirenschreiber „große Männer" mit so vorurtheilslosem Auge aus nächster Nähe betrachtet und freimüthiger beschrieben.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von W. Spemann. Berlin u. Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur. Herausg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 20 enthaltend **Hans Sachs'** Werke I, herausg. von Dr. Arnold. [Einleitung. Disputation zw. e. Chorherren u. Schuchmacher. Strophische Gedichte. Einfache Spriche.]

LXXVIII u. 396 S. broch. M. 2,50 — geb. braun oder roth Halbfr. M. 3,50.

Verzeichnisse der bisher erschienenen 45 Bde. d. D. N.-L. durch alle Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Emanuel Geibel.

Seit am Palmsonntage vorigen Jahres die Trauerkunde vom Hinscheiden Emanuel Geibels durch die Lande lief, haben hundertfache Beweise in Wort und Schrift, haben Gedächnißfeierlichkeiten im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes und in der Ferne, wo Deusche beisammenwohnen, Zeugniß abgelegt von der einmüthigen Trauer um diesen Todten. Abhold jeder vergänglichen Richtung des Tages, einzig dem Idealen zugewandt, ist Geibel seinem Volke ein Pfleger und Hüter des Wahren und Schönen gewesen. Unsere Sprache mit überströmendem Wohllaut verklärend, hat er aus der Fülle seines Herzens und aus der Tiefe seines Geistes sein Volk mit einem Schatze unvergänglicher Poesie beschenkt. Was aber seine Werke zu einem einzigen Kleinod vaterländischer Dichtkunst erhoben hat, ist das deutsche Gemüth, aus dem er sang im Lieben und Hassen, im Glauben und Hoffen. Er war ein Bannerträger deutscher Ehre, Zucht und Art. Schon aus seinen frühesten Dichtungen ertönt in hoffnungsleerer Zeit sehnsuchtsvolle Ahnung von Deutschlands Wiedergeburt. Weckend und mahnend schritt er, ein nimmer ermüdender Herold für Kaiser und Reich, den großen Ereignissen der letzten Jahrzehnte im Liede prophetisch voran. Seine Vaterstadt hat den Entschlafenen würdig bestattet und schmückt seinen Hügel mit einem schlichten Granit. Dem gesammten Vaterlande gebührt es, der Verehrung für Emanuel Geibel durch ein ehernes Denkmal in Lübeck, der alten Hansestadt, die „mit großer Erinnerung des Knaben klangfrohes Gemüth im Erwachen schon genährt," bleibenden Ausdruck zu verleihen. An alle Verehrer des Dichters, an alle Deutschen, deren Herz er gewann, ergeht daher der Ruf, mitzuwirken und beizusteuern zur Errichtung eines würdigen Standbildes für Deutschlands vielgeliebten Sänger.

Geldsendungen bitten wir an den Schatzmeister **Consul Hermann Fehling** in **Lübeck** direct oder durch Giro-Conto der Reichsbank für das Geibeldenkmal,

briefliche Mittheilungen und Anfragen an **Senator** Dr. **Klügmann** ebendaselbst zu richten.

Lübeck, im Januar 1885.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Behn, Dr., Bürgermeister. **Benda**, Dr., Amtsrichter. **A. Brehmer**, Dr., Rechtsanwalt. **H. W. Fehling**, Consul. **Hansen**, Dr., Landrichter. **Klügmann**, Dr., Senator. **Kulenkamp**, Dr., Senator. **A. Satori**, Professor.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Torald

der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz.

Von

Oskar Gutsche.

Zwei Bände in Octav von (zusammen) 1003 Seiten.

Geheftet M. 15. Elegant gebunden M. 18.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit dem Problem der künstlerischen Darstellung des Menschen, welcher Gott sucht. Der Verfasser entschied sich, die Aufgabe — das Finden Gottes — auf historischem Wege zu lösen. Die tief religiös angelegte Natur des Menschen, welchen er schildert, findet ihre Befriedigung durch die persönliche Begegnung mit Gott, d. h. mit Jesus Christus während seiner Leidenszeit zu Jerusalem. Die durch einen kurzen, aber hoch bedeutsamen Verkehr mit dem Heiland gegebene Auszeichnung mochte Verfasser niemand Anderem als einem Deutschen, und unter diesen nur seinem Königshause, gönnen. — So ist das die ganze antike Welt umfassende Lebensbild zugleich patriotischer Roman und realistisch durchgeführte Messiade.

---

6 te Auflage in allen Buchhandlungen. **Preis M. 1.—.**

die **Wiederherstellung** der **weltlichen Herrschaft** des **Papstes** durch den Fürsten **Bismarck**

von **Dr. Kuno Stommel.** Verlag: **Felix Bagel, Düsseldorf.**

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Von Lenz zu Herbst.

Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici).

Eleg. geb. m. Goldschnitt Mk. 5.

Die Berliner Börsenzeitung vom 16. II. 84 sagt über das Buch u. A.: Die Tiefe der Empfindungen, die Formvollendung der Sprache und Verse, wie sie uns hier entgegentritt, läßt den stattlichen, auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten Band Gedichte weit über alle neueren ähnlichen Sammlungen hinausragen und wird Jedem volle Anerkennung abzwingen, der einer Vertiefung in das Seelenleben eines dichterischfühlenden und schaffenden Menschen fähig ist. Die Eindrücke großer historischer Ereignisse und Werke, die sich dem Verfasser auf seinen vielen Reisen, namentlich bei seinem langen Aufenthalt in Spanien, aufdrängen, sind in gleich sinniger Weise wiedergegeben, wie die rein menschlicher Empfindungen des Herzens und des Gemüths.

Verlag von **Wilh. Friedrich,**
K. Hofbuchhandlg.
Leipzig und **Berlin.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder neben Turgenjew's Gedichten in Prosa neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Herrliches illustrirtes Festgeschenk.

Lorle

die Frau Professorin.

Von

Berthold Auerbach.

Mit 72 Illustr. i. Holzsch. v. Wilh. Hasemann.

Quart. In reichem Original-Einband Mark 20.—.

Ein vollendetes Seitenstück zu dem von Vautier illustrirten Auerbach'schen Barfüßele. — Soeben erschienen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in Berlin.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 24. Januar 1885. Band XXVII.

GEOGRAPHISCHE UNIVERSITÄT

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die jüngsten überseeischen Eroberungen. Von Spiridion Gopčević. — Die Gestaltung der Berufsverhältnisse. Von Scrutator. — **Literatur und Kunst:** Das französische Volkslied. Von Adolph Ey. — Zur Kritik der Abstammungslehre. Von G. Hartung. — Ein deutscher Dichterbund. Von Fritz Koegel. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die jüngsten überseeischen Erwerbungen.

Von Spiridion Gopčević.

Im vorigen Jahrgange (Nr. 14) habe ich in der Studie „Ueberseeische Stationen" die Bedeutung der Erwerbung von Angra Pequena besprochen und die Nothwendigkeit für Deutschland hervorgehoben, gewisse Punkte des Erdballs zu besetzen, welche als überseeische Stationen für die deutsche Kriegs- und Handelsmarine von bedeutender Wichtigkeit wären. Seither sind noch weitere Besitzergreifungen erfolgt. Zuerst hißte Dr. Nachtigal die deutsche Flagge in Kamerun, Bimbia ꝛc. und Umgebung, sowie in Klein Popo und Bageida auf; dann erfolgte durch die Fregatte „Elisabeth", die Corvette „Marie", den Kreuzer „Albatros" und das Kanonenboot „Hyäne" die Besitznahme australischer Inseln, nämlich von Neu-Britannien, Neu-Irland, Admiralitätsinseln (?) und Nordküste von Neu-Guinea. Und zum Schlusse des Jahres wurde die Welt durch die Besitznahme der Bai von Santa Lucia in Südostafrika überrascht. Damit scheint jedoch das vom eisernen Kanzler entworfene Colonial-Annexions-Programm noch nicht erschöpft zu sein. Man darf vielleicht aus der Mission Gerhard Rohlf's nach Zanzibar auf Erwerbungen in jener Gegend schließen. Auch dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Inselgruppe Samoa — an sich allein wichtiger und werthvoller als alle übrigen deutschen Erwerbungen zusammen genommen — sowie vielleicht noch Tonga und alle Inselgruppen von den Neuen Hebriden bis Neu-Britannien deutscherseits besetzt werden. Freilich wird sich in diesem Falle Deutschland beeilen müssen, denn bei der aufgeregten Stimmung in Australien läßt sich voraussetzen, daß die Australier — wenn auch nicht Samoa und Tonga — so doch wenigstens die übrigen genannten und Australien gegenüberliegenden Inselgruppen besetzen werden, um einer deutschen Annexion zuvorzukommen. Wer kann übrigens wissen, was in dieser Beziehung Bismarck's Pläne sind? Rechnen wir also vorläufig nur mit den faits-accomplis.

In Nr. 14 bemerkte ich, bei Besprechung des Werthes von Angra Pequena für Deutschland, daß dieser Landstrich als Colonie ziemlich bedeutungslos, als Seestation jedoch besser als nichts sei, obschon ein Liberia näher gelegener Hafen nützlicher gewesen wäre. Seither hat sich herausgestellt, daß die Erwerbung von Angra Pequena nur ein Ballon d'essai gewesen, um zu sehen, wie sich England deutschen Colonialbestrebungen gegenüber verhalten würde. Der Versuch ist gelungen. Die veröffentlichten Documente zeigen uns, daß es Bismarck verstanden, auch die englische Regierung „herumzukriegen" und den gewonnenen Vortheil gewohntermaßen bis zur äußersten Consequenz auszunutzen. England hat in der Angra Pequena-Frage hinlänglich bewiesen, daß ihm die deutsche Regierung mehr imponire als irgend eine andere, und man kann es sonach nur begreiflich finden, daß Bismarck aus der gewonnenen Erfahrung reichlich Capital schlug. Heute ist Englands Nimbus gebrochen und alles Zetern der englischen Presse, alle Proteste der australischen und südafrikanischen Colonien können in Berlin nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. England hat sich durch seine egoistische Colonialpolitik überall verhaßt gemacht. Auf seine Seemacht trotzend, betrachtete es die ganze Welt als sein Eigenthum und gönnte keiner anderen Macht einen Bissen davon. Es muß als eine Thatsache von unermeßlicher Tragweite und Wichtigkeit betrachtet werden, daß Deutschland es wagte und wagen konnte, dem stolzen Albion auf seinem eigensten Elemente entgegenzutreten und der englischen Colonialpolitik einen vernichtenden Schlag beizubringen.

Noch vor einem Decennium hätte England die deutschen Colonialbestrebungen durch kriegerische Maßregeln zu hindern gesucht. Auch heute thäte es dies — wenn es könnte! Heute liegen aber die Dinge ganz anders als vor zehn Jahren. Die deutsche Flotte hat sich seither zur drittmächtigsten der Welt emporgeschwungen. Frankreich und Rußland stehen zum deutschen Reiche in den besten Beziehungen. Ja, Frankreich hat sich sogar unwillkürlich gegen England an Deutschlands Seite gestellt. Wo sollte also England gegen Letzteres den Alliirten finden, der ihm, wie in früheren Zeiten, die Kastanien aus dem Feuer holt? Mit Frankreich steht es wegen Egypten, Tonking, Madagaskar, Obock und dem Congo auf gespanntem Fuße; Rußland ist in Asien Englands Rival; Spanien fühlt in Gibraltar einen Dorn in seinem Fleische und findet sich durchaus nicht bestimmt, sich für englische Interessen zu erhitzen. Blos Italien scheint neuerdings auf Englands Seite treten zu wollen.

Nun wird man vielleicht sagen: „Aber England kann sich ja auch allein Deutschland gegenüberstellen; es hat immer noch die größte Flotte und das meiste Geld."

Das ist richtig, und wenn Deutschland ein vitales Interesse Englands bedrohte, würde sich dieses auch gewiß zu einem Kampfe auf Leben und Tod aufraffen, wie zur Zeit Napoleon's I. Dies ist aber hier nicht der Fall. Die deutschen Erwerbungen sind wohl England sehr unangenehm, bilden aber durchaus keine Gefahr für dasselbe. Solte etwa deshalb England einen Krieg provociren? Das wäre die unglücklichste Idee der englischen Regierung! Abgesehen davon, daß Frankreich einen solchen ausnützen würde, um alle Colonialfragen, in denen es England zum

Digitized by Google

Rivalen hat, in für sich selbst günstiger Weise zu erledigen, würde der Krieg England viel mehr schädigen als Deutschland.

Nachdem wir in Vorstehendem die Sache von ihrem politischen Standpunkte aus betrachtet, untersuchen wir ein wenig den Werth der neuesten Erwerbungen für Deutschland.

Kamerun soll nach den neuesten Angaben, weil hoch gelegen, ein gesundes Klima haben, sich also zur Colonisation eignen. Jedenfalls dürfte sein Besitz weitaus werthvoller sein als jener von Angra Pequena. Auch als Flottenstation ist es wichtiger. Der Karte nach dürften sich dort mehrere treffliche Häfen befinden, deren einen man in eine befestigte Flottenstation verwandeln könnte. Der Punkt selbst läge strategisch sehr günstig, weil fast in der Mitte Afrikas, in der Nähe des Zukunftsstaates Congo und der stark befahrenen Guinea-Küste. Von dort aus könnten die in Kamerun stationirten deutschen Kreuzer den südatlantischen Ocean durchstreifen und dem feindlichen Handel empfindlich Abbruch thun. Empfehlenswerth wäre die Erwerbung der vorliegenden spanischen Insel Fernando Po.

Die hohe Bedeutung von Santa Lucia springt in die Augen, wenn man einen Blick auf die Karte wirft und die Nähe der zukunftsreichen Transvaal-Republik ins Auge faßt. Unter allen Erwerbungen ist diese offenbar den Engländern die unangenehmste, da hierdurch die ihnen feindlichen Boers und Zulus mit einer fremden Macht in Verbindung treten. Aus eben demselben Grunde ist aber auch der Besitz von Santa Lucia für Deutschland werthvoll. Ebenso als Flottenstation. Von hier aus könnten die deutschen Kreuzer die Oceanstraße Capland — Indien unsicher machen. Dadurch würde sogar die Erwerbung eines Hafens an der Küste von Zanzibar überflüssig. Nicht uninteressant ist die Bemerkung, daß sowohl Santa Lucia als auch Angra Pequena auf der großen Stieler-Karte von 1872 als englische Besitzungen verzeichnet sind.

Die deutschen Erwerbungen in der Südsee sind ebenfalls nicht zu unterschätzen. Gegenwärtig sind zwar allerdings die neuen deutschen Unterthanen nackte und zum Theil kannibalische Wilde, aber andere Inselgruppen haben den Beweis geliefert, wie schnell sich die Eingeborenen civilisiren lassen, wenn man es nur praktisch anstellt. In colonialer Beziehung eignen sich die annectirten Inseln besser zur Ansiedlung als Afrika, auch sind sie fruchtbarer und können durch Palmbau einträglich gemacht werden. Ganz besonderen Werth möchte ich aber der Annexion der Nordküste von Neu-Guinea beimessen. Diese Insel ist so unbekannt wie der „Weiße Fleck" Centralafrikas. Man vermuthet jedoch, daß sich im Innern fruchtbare und reiche Gegenden befinden, die bloß auf Ausbeute warten. Man glaubt, daß sich die Gebirge des Innern höher noch als der Himalaya erheben (so sagte mir wenigstens der berühmte Reisende Oscar Lenz), und wo Gebirge, gibt es möglicherweise auch reiche Bergwerke. Es ist ganz wahrscheinlich, daß sich in Neu-Guinea (die Insel ist um die Hälfte größer als Deutschland!) werthvolle Eisen- und Kohlengruben befinden, die nur auf Ausbeutung warten. Wer weiß, welche Ueberraschungen uns die Insel noch vorbehält! Daß die Küstenstriche ungesund, will wenig sagen; je tiefer man in das Innere dringt, resp. je höher man steigt, desto mehr verschwindet dieses Uebel. In Mexico ist es ebenso. Die Küste von Vera Cruz ist höchst ungesund, je tiefer man aber kommt, desto gesünder wird das Land, bis es sich endlich im Innern zu seiner ganzen Herrlichkeit entwickelt. Freilich darf man sich nicht abschrecken lassen, sondern muß die Colonisation rasch und unaufhaltsam vornehmen. Eine bloß nominelle Besitzergreifung Neu-Guineas wäre zwecklos.

Aus Neu-Britannien und Neu-Irland (welche jetzt als deutsche Besitzungen zweckmäßiger, schöner und kürzer nach ihren eingeborenen Namen Birara und Tombara genannt werden sollten) kommen jetzt hauptsächlich die Arbeiter für die Samoa- und Tonga-Inseln, welche von deutschen Unternehmern besiedelt sind. Durch ihre Annexion ist der Bezug dieser Arbeiter den deutschen Unternehmern gesichert. Die Hamburger Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat auf Mioko, einer der Inseln des Britannia-Archipels, ihr Hauptdepot von Arbeitern, aber auch auf Birara selbst Niederlassungen. Ebenso hat das deutsche Haus Hernsheim auf Matupe im Britannia-Archipel eine Niederlassung. Eine Flottenstation in dieser Gegend befände sich in einer trefflichen strategischen Position, da die deutschen Kreuzer von diesem Centrum aus sich über die Gewässer von Australien und des Sunda-Archipels ausbreiten könnten.

Die Annexionen Deutschlands in der Südsee wären aber unvollständig und würden theilweise ihren Zweck verfehlen, wenn Deutschland sich nicht der Samoa- und Tonga-Insel in Güte oder mit Gewalt bemächtigte. Doch, wie ich Eingangs gesagt, heißt es sich damit beeilen, sonst kommt England zuvor. Periculum in mora!

Die Gestaltung der Berufsverhältnisse.

Selten hat eine statistische Erhebung schon äußerlich einen derartigen Eindruck von ihrer Wichtigkeit gemacht, wie die Berufszählung vom 5. Juni 1882, deren Ergebnisse in mehreren starken Bänden soeben veröffentlicht werden. Fünf derselben liegen bereits vor, ansehnliche Folianten, jeder mit mehreren hundert Seiten Tabellen. Wer nicht Fachstatistiker ist, den faßt wohl ein leichter Schreck, ob der ungeheuren Masse schwer verdaulicher Zahlen. Da wird die gesammte Bevölkerung des Deutschen Reiches, die Bevölkerung der Großstädte, die Bevölkerung der einzelnen Staaten und Verwaltungsbezirke bis auf die Regierungsbezirke und Kreise hinab in ihrer Berufsthätigkeit geschildert. Und diese Schilderung erstreckt sich auf Geschlecht, auf Alter, auf Familienstand, auf Hauptberuf und Nebenbeschäftigung, auf die Stellung im Beruf, auf etwaige Invalidität u. s. w. Kurz von einer Vielseitigkeit sind diese Angaben, daß das erste, was Einem in die Augen springt, die große Mühe ist, die es gekostet haben muß, eine solche Publication zu Stande zu bringen. Wer hätte es früher für möglich gehalten, daß man einst wissen würde, wie viele von den vielen tausenden Schneidergesellen im Deutschen Reiche verheirathet sind, wie viele Brauer unter uns leben, die das schöne Alter von 70 und mehr Jahren erreicht haben und frisch und fröhlich zum Nutzen der durstenden Menschheit immer neue Bierquellen fließen lassen, wie viele Wittwen es giebt, deren Männer bei ihren Lebzeiten sich in der Verfertigung von Schußwaffen übten? Das Alles und noch viel mehr kann man jetzt mit Leichtigkeit erfahren. Man braucht nur einen dieser Bände, die mit systematischen und alphabetischen Berufsverzeichnissen, mit Registern und Inhaltsangaben zur leichteren Orientirung trefflichst ausgestattet sind, aufzuschlagen und die betreffende Stelle nachzusehen!

Doch die Sache hat ihre ernstere Seite. Es ist uns in dieser allgemeinen Berufsstatistik ein Werk treuesten Fleißes, größter Sorgfalt, mühseligster Arbeit geschenkt worden, ein Werk, das für gesetzgeberische und Verwaltungszwecke die unschätzbarsten Materialien birgt, ein Werk, wie es so vollständig und eingehend kein anderer Staat aufzuweisen vermag. Aus seinem Inhalt kann man weitgehende Belehrung schöpfen und keiner, der z. B. sich in geschäftlicher Absicht über die Zahl seiner Concurrenten auf dem eigenen Arbeitsfelde unterrichten will, wird vergebens die Auskunft suchen. Wir haben aus den vorläufigen Ergebnissen, die in den Monatsheften zur Statistik des Deutschen Reiches schon im vorigen Jahre veröffentlicht wurden, bereits einiges an dieser Stelle mitgetheilt. Es sei gestattet, die Aufmerksamkeit nun, wo die Zahlen definitiv feststehen, auf einen neuen Punkt zu lenken und heute darnach Umschau zu halten, wie sich die Berufsverhältnisse bei uns und wie in einigen anderen Staaten gestalten. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit nach und nach auch andere Capitel der vielumfassenden Bände hier in Kürze zu behandeln.

Eine internationale Statistik der Bevölkerungen nach ihrer Gliederung in verschiedenen Berufsarten stößt gegenwärtig noch auf die größten Schwierigkeiten. Vor Jahren hat

Digitized by Google

der Director der administrativen Statistik Italiens sie versucht. Dank den Fortschritten, welche seitdem überall auf dem Gebiete der Massenbeobachtungen gemacht sind, kann der jetzt vom kaiserlich statistischen Amt unternommene Vergleich als sehr viel befriedigender bezeichnet werden. Im Allgemeinen erfolgen die Publicationen der verschiedenen Staaten doch in einer Weise, daß man unter Berücksichtigung von grundsätzlichen Abweichungen, zu einer annähernd richtigen Auskunft über die in den einzelnen Ländern bestehenden Gleichmäßigkeiten oder Verschiedenheiten gelangt.

Einer der wichtigsten Punkte ist zunächst die Eintheilung der Bevölkerung in Erwerbsthätige, d. h. die durch Ausübung eines bestimmten Berufs ihren Lebensunterhalt gewinnenden Personen, und in Berufslose, d. h. Personen, die entweder auf Kosten der ersteren als deren Angehörige leben oder von ihrem Vermögen, Pension, Renten u. dgl. m. existiren. Im Deutschen Reiche sind unter 100 Einwohnern beiderlei Geschlechts 41,9 Erwerbsthätige und 58,1 Berufslose. Ganz ähnliche Verhältnisse weisen England und Wales, Schottland, Irland und Frankreich auf. In ersterem sind 42,9 Proc. der Bevölkerung erwerbsthätig, 57,1 Proc. berufslos. In Schottland stehen 42,2 Proc. Erwerbsthätigen 57,8 Proc. Berufslose gegenüber. In Irland und Frankreich sind je 44,4, bezw. 44,1 Proc. erwerbsthätig und 55,6, bezw. 55,9 Proc. berufslos. Dagegen haben die skandinavischen Staaten, Dänemark und die vereinigten Staaten von Nordamerika relativ weniger Erwerbsthätige, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn und Italien relativ mehr als das Deutsche Reich. In den ersteren sind je 34,7 bis 37 Proc. der Bevölkerung erwerbsthätig und 63 bis 65,3 Proc. berufslos; in den letzteren findet man 45,5 bis 54,5 Proc. Berufslose.

Die Gründe für diese Verschiedenheiten ist man geneigt in natürlichen Bedingungen zu suchen, in der Art der Zusammensetzung der Bevölkerung eines jeden Staats nach Geschlecht und Alter. Frauen und Kinder pflegen sich überall erheblich weniger am Erwerbe zu betheiligen als das erwachsene männliche Geschlecht. Wo also verhältnißmäßig viel Frauen und Kinder vorkommen, muß die Zahl der Erwerbsthätigen mehr zurücktreten und umgekehrt. Merkwürdiger Weise ist, wie die nachstehende kleine Zusammenstellung ausweist, dieser Einfluß zahlenmäßig nicht erkennbar.

Unter 100 Einwohnern sind:

	1) erwerbsthätig	2) männlichen Geschlechts	3) über 15 Jahre alt
Italien	54,7	50,3	67,5
Oesterreich	50	48,9	66
Schweiz	48,4	48,9	66,9
Ungarn	45,5	49,6	65
Irland	44,4	49	65
Frankreich	44,1	49,9	73,3
England und Wales	42,9	48,7	63,5
Schottland	42,2	48,2	63,4
Deutschland	41,9	49	64,7
Dänemark	37	49,1	66,2
Norwegen	36,1	48,5	65,4
Schweden	34,8	48,4	66
Ver. St. von Amerika	34,7	50,9	61,9

Allerdings hat Italien, das sich durch die relativ größte Zahl Erwerbsthätiger auszeichnet auch besonders viel Personen männlichen Geschlechts und besonders viel Erwachsene, aber fast die gleichen Ziffern weist Dänemark in den beiden letzten Beziehungen auf, während es in der relativen Zahl der Erwerbsthätigen weit hinter Italien zurücksteht. Andererseits nehmen Frankreich, das an Kindern arm ist und Schottland, das durch Kinderreichthum sich bemerklich macht, bei ziemlich gleich starker Vertretung des männlichen Geschlechts in Bezug auf die relative Zahl der Erwerbsthätigen fast die gleiche Stufe ein. Ist mithin das häufige Vorkommen von Frauen und Kindern für die Zahl der Erwerbsthätigen maßgebend, so scheint dieses Moment doch nur im Zusammenhange mti anderen Factoren zu wirken, welche eine Regelmäßigkeit in den Zahlen nicht zum Vorschein kommen lassen. Diese Factoren können im Klima liegen, das bei zeitiger körperlicher Entwickelung hier eine frühere, dort eine spätere Heranziehung von Kindern und jugendlichen Personen ermöglicht; sie können durch sociale Verhältnisse bedingt sein, wie größere oder geringere Frauenemancipation, welche den Personen weiblichen Geschlechts eine regere oder minder regere Betheiligung am Berufsleben gestattet. Diese und andere Ursachen können zahlenmäßig nicht nachgewiesen werden.

Interessant ist ferner die Gruppirung der Erwerbsthätigen nach den Berufen. Der Vergleich der verschiedenen Staaten läßt sich, wie eine sorgfältige Durcharbeitung der fremden Statistiken ergeben hat, auf eine doppelte Weise durchführen. Entweder stellt man einander nur die Berufsthätigen gegenüber, jedoch mit Ausschluß der im Haushalte der Herrschaft lebenden Dienenden für persönliche Dienste oder man vergleicht die Zahlen der Erwerbsthätigen, Dienenden und berufslosen Angehörigen zusammen mit einander. Es wird für unsere Zwecke hier genügen, wenn wir nur des ersteren Maßstabes zur Veranschaulichung der Verhältnisse uns bedienen. Zur besseren Erfassung der vielen hundert verschiedenen Berufsarten sind, wie schon in den früheren Artikeln, 5 Berufsabtheilungen gebildet worden.

Wir beginnen mit der Betrachtung der Land- und Forstwirthschaft, Thierzucht, Jagd und Fischerei. In diesen Berufen sind in Italien absolut am meisten Personen beschäftigt, nämlich 8,659,000, demnächst in Deutschland, 8,236,000. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind 7,713,000 Land- und Forstwirthe. Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf diese Gruppe in Ungarn 67,2, in Italien 62,6, in Oesterreich, 59,8, in Irland 48,8, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 47,3, in Deutschland 46,7, in Frankreich 46,3, in der Schweiz 45,9, in Schottland 18,8, in England und Wales 14 Personen. Das deutsche Reich steht also in Bezug auf die Zahl seiner der Landwirthschaft dienenden Bewohner gerade in der Mitte unter den genannten Staaten. Die Landwirthschaft ist im Deutschen Reiche verhältnißmäßig schwächer als in Ungarn, Italien, Oesterreich, Irland und den Vereinigten Staaten, aber stärker als in Frankreich, der Schweiz, Schottland und England mit Wales vertreten.

In der Industrie, einschließlich Bergbau und Hüttenwesen findet man die meisten Erwerbsthätigen in Deutschland nachgewiesen: 6,396,000 Personen, darnach kommt England und Wales mit 5,296,000, Frankreich mit 4,443,000. Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf diese Gruppe in Schottland 54,8, in England und Wales 54,5, in der Schweiz 41,9, im Deutschen Reiche 36,3, in Frankreich 31,9, in den Vereinigten Staaten von Amerika 24,4, in Irland 23, in Italien 22,8, in Oesterreich 22,2, in Ungarn 12,1 Personen. Somit steht auf dem europäischen Kontinent die Schweiz mit der relativ stärksten Industrie an erster Stelle und auf sie folgt sofort das Deutsche Reich. Würde man auch über die Berufsverhältnisse der Bevölkerung Belgiens unterrichtet sein, so würde dieser Staat bei der industriellen Reihenfolge wohl zwischen beiden genannten Ländern seinen Platz angewiesen erhalten. Die unbestreitbare Herrschaft auf dem Felde der Industrie führt aber Großbrittannien. Sowohl in Schottland wie in England und Wales umfassen die industriellen Berufe mehr als die Hälfte aller Berufsthätigen.

Beim „Handel und Verkehr" stellen die Vereinigten Staaten von Amerika alle europäischen Länder in den Schatten. Sie weisen 2,029,000 Erwerbsthätige in dieser Branche auf. während Frankreich 1,911,000, England und Wales 1,008,000, Deutschland 1,570,000 Personen in dieser Gruppe haben, Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf dieselbe in England und Wales 17,2, in Schottland 15,8, in Frankreich 13,7, in den Vereinigten Staaten 12,4, im Deutschen Reich 8,9, in Irland 8,2, in der Schweiz 7,6, in Italien 6, in Oesterreich 4,2, in Ungarn 2,8 Personen. Auch auf diesem Gebiete eröffnet also Großbrittannien den Reigen mit der verhältnißmäßig größten Zahl Erwerbsthätiger in Handel und Verkehr. Das Deutsche Reich würde vermuthlich tiefer stehen, wenn die Niederlande und Belgien gleichfalls in den Bereich der Vergleichung hätten gezogen werden können.

Numerisch weniger stark ist die Vertretung der sogenannten freien Berufsarten und der dem Staats-, Gemeinde-, Kirchen- ꝛc.

Digitized by Google

Dienst obliegenden Beamten. Frankreich übertrifft in dieser Berufsabtheilung alle Staaten mit seinen 1,121,000 Erwerbsthätigen, selbst das Land der Denker, Schullehrer und Beamten, nämlich das Deutsche Reich, in welchen 1,013,000 derselben nachgewiesen sind. In den anderen Ländern bleibt die Zahl dieser Berufsangehörigen unter einer Million. Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf diese Abtheilung in Frankreich 8,1, in England und Wales 6,2, in Deutschland 5,8 in Irland 5,4, in Schottland und den Vereinigten Staaten von Amerika je 4,4, in Italien 4,3, in Oesterreich 4,1, in Ungarn 3,8, in der Schweiz 3,2 Personen.

Ganz unbedeutend ist die Berufsabtheilung, welche „Lohnarbeit wechselnder und unbestimmter Art, sowie die Verrichtung häuslicher Dienste durch nicht im Haushalte der Herrschaft wohnende Dienende" umfaßt. Die nicht unerheblichen Abweichungen, welche die einzelnen Staaten bei ihr gegen einander anfweisen, beruhen unzweifelhaft weniger in thatsächlichen Verschiedenheiten als im Erhebungs- und Zusammenstellungsverfahren. Im Deutschen Reich ist diese Abtheilung nur ein Nothbehelf zur Unterbringung derjenigen Individuen gewesen, deren berufliche Thätigkeit sich nicht genau ermitteln ließ, während man sonst die Arbeiter in die ihrer Arbeitsart entsprechende Berufsrubrik rangirte. Aehnlich scheint man in Italien, Frankreich und der Schweiz vorgegangen zu sein, während man in anderen Ländern Arbeiter, die über ihre Beschäftigung nicht ausreichende Auskunft gegeben hatten, ohne Weiteres dieser Abtheilung zugezählt hat. So darf man sich nicht wundern, wenn man von je 100 Erwerbsthätigen auf diese Gruppe entfallen sieht in Irland 14,6, in Ungarn 14,1, in den Vereinigten Staaten 11,5, in Oesterreich 9,7, in England und Wales 8,1, in Schottland 6,2, in Italien 4,3, in Deutschland 2,3, in der Schweiz 1,4 Personen. Leider läßt sich dabei nicht in Abrede stellen, daß durch die ungleichmäßige Behandlung dieser Abtheilung der Werth der in den anderen aufgeführten Zahlen beeinträchtigt wird. Als Schlußergebniß dieser Betrachtungen stellt sich heraus, daß mit Ausnahme von England und Wales, sowie von Schottland die Ausübung der Landwirthschaft in allen den genannten Ländern der hauptsächlichste Beruf ist. Als vorwiegend landwirthschaftliche Staaten müssen Oesterreich, Ungarn und Italien bezeichnet werden, in welchen die Landwirthschaft mehr Personen beschäftigt, als alle anderen Berufsarten zusammen. Im Deutschen Reich, in der Schweiz, in Frankreich, in Irland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hält die Landwirthschaft den anderen Berufen das Gleichgewicht; sie allein umfaßt beinahe ebensoviel Berufsthätige, wie die übrigen Berufe zusammen. In England, Wales und Schottland endlich steht die Landwirthschaft weit hinter Industrie, Handel, Verkehr und sonstigen Berufsarten zurück.

Auf die Landwirthschaft folgt im Deutschen Reich die Industrie und da diese eine vielköpfige Gesammtheit darstellt, ist es für den internationalen Vergleich nöthig, die Vertretung der einzelnen Arten derselben in den verschiedenen Staaten sich zu vergegenwärtigen. Das amtliche Quellenwerk enthält hierüber eine umfangreiche Tabelle, aus der aber an dieser Stelle nur die Hauptresultate mitgetheilt werden können.

Nach der relativen Zahl der Erwerbsthätigen bemessen, steht das Deutsche Reich in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel allen übrigen genannten Staaten voran. Von 1000 Erwerbsthätigen entfallen auf diese im Deutschen Reiche 38,1, in der Schweiz 33,7, in England und Wales 30, in Schottland 28, in Italien 23,1, in den Vereinigten Staaten von Amerika 28,7, in Irland 14,2 Personen. Es ist besonders die Zucker- und Tabaksfabrikation, die Branntweinbrennerei und Bierbrauerei, durch welche sich Deutschland auszeichnet. In der letzteren kommt übrigens England mit Wales ihm gleich. Eine hervorragende Stelle nimmt das Deutsche Reich ferner ein in der Industrie der Steine und Erden (Ziegelei und Thonwaarenfabrication), in welcher es sich mit England und Wales, sowie in der chemischen und in der Papier- und Leder-Industrie (Papierfabrikation und Gerberei), in welcher es sich mit England und Schottland auf gleicher Stufe befindet, alle anderen genannten Staaten aber übertrifft. In der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (Tischlerei, Böttcherei) hat nur die Schweiz (Strohflechterei) relativ mehr Erwerbsthätige aufzuweisen als das Deutsche Reich. In ersterer gehören 38 pro Mille aller Erwerbsthätigen, in letzterer 30 pro Mille zu derselben. Im Berg- und Hüttenwesen, der Metall-, namentlich Eisenverarbeitung steht Deutschland gegen England und Schottland bedeutend zurück, anderen Staaten voran. In der Metallverarbeitung mit Ausnahme von Eisen sind übrigens auch die Vereinigten Staaten von Amerika entwickelter als wir. In der Verfertigung von Maschinen, Instrumenten und Apparaten stehen wir den Vereinigten Staaten dagegen gleich, werden aber von England und Schottland (Maschinen- und Schiffsbau) wie auch von der Schweiz (Uhrenindustrie) erheblich überragt. In der Textilindustrie hat das Deutsche Reich relativ mehr Erwerbsthätige als die Vereinigten Staaten, aber relativ weniger als die Schweiz, England, Schottland, Irland und Italien. Die polygraphischen Gewerbe (Buchdruck, Potographie) sind merkwürdiger Weise bei uns schwächer als in England, Schottland und den Vereinigten Staaten, die Gewerbe der Bekleidung und Reinigung erheblich geringer als in England, Schottland, Irland und der Schweiz vertreten. In der Schuhmacherei übertrifft das Deutsche Reich sämmtliche anderen Staaten. In den Baugewerben endlich weisen England und Schottland relativ mehr Erwerbsthätige auf als das Deutsche Reich.

Den wenigen hier betrachteten Staaten gegenüber stellt sich die deutsche Industrie mithin folgendermaßen. Gegenüber England und Schottland steht das Deutsche Reich in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel voran; es kommt ihnen gleich in der Industrie der Steine und Erden, der chemischen Industrie, der Papier- und Lederindustrie, steht aber in allen anderen Branchen, in einigen sogar sehr weit, zurück. Dagegen stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika dem Deutschen Reiche in fast allen Industrien nach, nur in der Verfertigung von Maschinen und Apparaten kommen sie ihm nahe und in der Verarbeitung von Metallen mit Ausnahme des Eisens, sowie in den polygraphischen Gewerben stehen sie ihm voran. Italien gegenüber steht das Deutsche Reich gleichfalls in allen Industrien voran, mit Ausnahme der Textilindustrie, Irland gegenüber ebenso, nur daß zur Textilindustrie sich noch die Bekleidungsindustrie gesellt. Die Schweiz wird vom Deutschen Reich überragt im Berg- und Hüttenwesen, der Industrie der Steine, Erden und Metalle, der chemischen, der Papier- und Leder-, der Nahrungs- und Genußmittel-Industrie und in den Baugewerben; dagegen wird das Deutsche Reich von der Schweiz übertroffen in der Verfertigung von Instrumenten, in der Textilindustrie, der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe und der Bekleidungs-Industrie.

Scrutator.

Literatur und Kunst.

Das französische Volkslied.

Von Adolph Ey.

Wenn wir von französischer Literatur sprechen, so steigen an uns in stelzbeinigem Alexandrinerschritt die marmorkalten Gestalten des Boileau'schen Classicismus oder die reimlos gereimten Ungeheuerlichkeiten Victor Hugo's oder die leidenschaftlich glänzenden Schlüpfrigkeiten des jüngeren Dumas oder die leidenschaftslos schmutzigen Nacktheiten Emil Zola's in buntem, nimmer wohlthuendem Durcheinander vorüber.

Vergebens lauschen wir auf einen Ton, der urkräftig, nicht von höherer Bildung beeinflußt, natürlich wie der Klang einer Vogelkehle erschallt. Fast jeder Zeile ist der gelehrte Kunstrichter aufgeprägt. Förmlich und ängstlich wird jede Silbe abgemessen. An den Stellen, wo das Herz am lautesten aufzuschreien, wo die Natur in ihrer aufrichtigen Leidenschaft-

Digitized by Google

lichkeit allein zu walten scheint, fühlt sich immer der Zwang heraus, dem der am hergebrachten, mehrfach bekämpften, stets wieder siegreichen formalen und geistigen Regelwerk auferzogene Dichter sich gehorsam unterwirft. Deshalb heißt es kurzweg: Frankreich hat keine Volksdichtung; man müßte es sonst doch in der Kunstpoesie spüren, wie bei den Deutschen und Engländern.

Frankreich hat eine Volksdichtung, Frankreich hat das Volkslied so neckisch, so innig, so naiv, so herzlich rührend, daß es uns anheimelt wie etwas von unserem eigenen Wesen. Wenn man sich diesen einfachen Naturlauten hingiebt, wie sie von der Wiege bis zum Grabe im Spiel und im Ernst, im Lieben und im Hassen, im Glauben und im Verzweifeln das Herz erfreuen und erschüttern, so weiß man, daß es neben dem überkünstelten Pariser Franzosen noch einen naturwahren Franzosen giebt, der in Freude und Schmerz sich fühlt und ausdrückt, wie es das Menschenherz zu allen Zeiten und bei allen Nationen in seinen gesunden Stätten gethan hat.

Wie kommt es nun, daß in Frankreich das Volkslied nicht Gemeingut Aller geworden ist?

Nirgends wie dort hat sich der dictatorische Einfluß einzelner Männer, einzelner Coterieen geltend gemacht. Im 16. Jahrhundert, im Zeitalter der Renaissance, wo das Volkslied in voller Blüthe stand, wo bei uns Luther im Kirchenvolksliede alle Stände innig vereinte, erklärte die Plejade, deren Haupt Ronsard und deren Herold Du Bellay war, der heimischen gallischen Dichtung den Krieg. Die Schwestern Griechenland und Rom sollten den Königssohn freien, während das Aschenbrödel Altfrankreich verstoßen und versteckt wurde. Alors Malherbe vint — und durch seinen peinlichen Regelzwang, den er der Dichtkunst auferlegte, bereitete er den Weg für Boileau, den drakonischen Gesetzgeber der französischen Verskunst, der dann marmorkalt dem warmblütigen, lebensfrischen Kinde des Volkes den Todesstoß versetzte. Für die Gebildeten wenigstens war das Volkslied todt.

Eine neue Zeit hätte für dasselbe anbrechen können mit der großen Revolution. Wie ein markerschütternder Fanfarenton erklang die Marseillaise, aber die Revolution ward ein Werk der Pariser, und die Pariser kennen nur den Gassenhauer; dann kam das Napoleonische Kaiserthum, und mit den Volkseigenthümlichkeiten ward schnell aufgeräumt.

Als der Geist der deutschen Romantik auch die Franzosen ergriff, als auch sie an das Mittelalter und an die christliche Religion anknüpften, da hätte es nur einer starken Hand bedurft, um das Volkslied aus seiner Vergessenheit zu ziehen. Ein Dichtertalent wie das Victor Hugo's hätte es wohl vermocht, aber bei aller Regellosigkeit siegte doch wieder die Schablone, und im Pathos ging die einfache Empfindung verloren. Béranger's an die Bourgeoisie gerichtete Chansons sind verklungen und bald vergessen. Nach Auguste Brizeux, dem Sänger der Bretagne, und nach Marceline Desbordes-Valmore, einer zweiten Louise Labé, sind in neuster Zeit schon wieder die Parnassiens gefolgt, die der Schule Ronsard's neue farbenprächtige, aber inhalt- und gefühllose Opfer darbringen, und Paul Déroulède, der Sänger der Revanche, erstickt vorläufig noch in von Blut triefenden Reimereien das Emporblühen der blauen Wunderblume Volksdichtung.

Daß bei uns das Volkslied als wirksamstes Ferment in die Poesie eingedrungen und wie die Bibel ein Bildungs- und Bindemittel für alle Deutsche geworden ist, verdanken wir hauptsächlich einzelnen Geistesheroen, vor Allem, daß Goethe seinen Genius mit der Volksdichtung vermählte und nicht allein einzelnstehende Lieder von unübertrefflicher naturwahrer Innigkeit erschuf, sondern auch solche wie Perlen in einige seiner vollendetsten Meisterwerke einfaßte.

Die Gretchentragödie ist ein großes Volkslied, das alte unselige Lied von der Kindesmörderin, welches das französische Volk eben so gut singt wie das deutsche. Der ganze Faust ist angefüllt mit dem, was das Volk singt und sagt, und der Deutsche kann nicht das Beste in seiner Dichtung nennen, ohne damit dem Volksliede den Preis zu geben. Auch im Götz von Berlichingen, auch im Egmont, überall wo Goethe deutsche Stoffe behandelt, schlägt er den Volkston an, und nicht allein im Drama, sondern auch im Roman.

Wie Deutschlands größter Dichter alle Kreise für das Volkslied gewonnen hat, ebenso ist es auch bei den Engländern. Auch dort hat es Dichter gegeben, denen die Weise des Volkes zuwider war. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörte in England das Gefühl nicht zum guten Ton. Kein Lied erklang, es war die Zeit der stummen Literatur. Das verkrüppelte Wesen Pope, der auf Boileau's Schultern stand und mit Gottsched eines Sinnes war, setzte an die Stelle der warmen Empfindung das, was er und seine Zeitgenossen Witz nannten.

Die Volksdichtung war in der größten Gefahr, aber der Riese Shakespeare schützte sie gegen den eleganten, allmächtig herrschenden Zwerg vor Verkümmerung, wie er sie gegen all und jeden schützt, der sie je anzugreifen wagt.

Wie Goethe im Faust, so hat Shakespeare im Hamlet die Lieder des Volkes in einen Rahmen gefaßt, dem sie erst seine eigenthümliche Bedeutung verleihen und der sie wieder als unverlierbare Kostbarkeiten umschließt. Opheliens Sprache ist die des Volksliedes. Shakespeare's rührendste Frauengestalt ist das verkörperte Volkslied. Wie mit Hamlet, so ist auch die Ballade — Shakespeare hat deren 13 — mit Lear, mit Othello, um die anderen Stücke nicht zu nennen, verflochten. Sie ist ein wesentliches Element in Shakespeare's Dichtung, sie ist darin zu Haus; denn er benutzt sie nicht für sich allein, als etwas Zufälliges, nein, als ein Glied aus der Zauberwelt altenglischen Glaubens und Aberglaubens, einer Welt von Feen und Elfen, von Hexen und Geistern. Was neben dem Narren das originelle Gewand ausmacht, in welches Shakespeare seine dichterischen Gebilde kleidet, ist gerade das aller Bildung, aller Gelehrsamkeit fremde, aus ureigenen Quellen schöpfende Denken und Reden seines Volkes.

Um also dem Volkslied die hohe Bedeutung zu verleihen, die es jetzt bei Deutschen und Engländern besitzt, um ihm die allgemeine Beliebtheit bei den Gebildeten wie bei den Ungebildeten zu verschaffen, dazu gehörten nicht nur Sammler und Wegweiser wie der Bischof Percy und unser Herder, sondern dazu gehörte vornehmlich, daß sich die größten Dichter beider Völker, daß sich Shakespeare und Goethe ganz in den Geist des Volksliedes versenkten und dann dasselbe in ihrem Geiste benutzten, um damit der Dichtung Krone zu erringen.

Was Shakespeare und Goethe gelungen ist, es hätte auch dem größten Dichter Frankreichs, Molière, gelingen können. Er war ein Sohn des Volkes. Er hat zwölf Jahre lang die Provinz nach allen Richtungen hin durchstreift. Bei seinem scharfen Beobachtungsgeist konnte ihm das Poetische in dem Singen und Sagen des Volkes nicht entgehen. Wie er die Kinder des Volkes in seinem Médecin malgré lui naturwahr und lebendig auffaßte, so hätte sich auch das Märchen, die Sage, das Volkslied unter seinen Händen zu einem echt nationalen dramatischen Ganzen gestalten lassen. Und er hat auch die Schönheit des Volksliedes begriffen.

Vor ihm hatte schon Montaigne, jener tiefsinnige, classisch gebildete Geist, von der Volkspoesie gesagt, daß sie, ganz Natur, wie sie sei, eine Anmuth und eine Naivetät besitze, welche sie mit den herrlichsten Erzeugnissen der Kunstpoesie auf gleiche Stufe stelle, ja, Malherbe, der dem überquellend reichen, französischen Dichtergeist die spanischen Stiefeln seiner Versregeln anlegte, sang eines Tages vor Chapelain mit Begeisterung das Liedchen:

Jeanne, d'où venez-vous,
D'où venez-vous, Jeanne?

und fügte zuletzt hinzu: Für mein Leben gern hätt' ich dies Lied gemacht!

Trotz Boileau, trotz Classicität ergreift Molière die Vertheidigung des Volksliedes. Wie ein fröhliches gesundes Vogelgezwitscher aus einem goldgefaßten Käfig im reich ausgestatteten Salon à la Louis XIV. ertönt in dem vollendetsten Meisterwerk des Dichters, im Misanthrope, das Liedchen aus Isle-de-France:

Digitized by Google

Si le roi m'avait donné
Paris, sa grand'ville,
Et qu'il me fallût quitter
L'amour de ma mie,
Je dirais au roi Henri:
Reprenez votre Paris.
J'aime mieux ma mie, o gué!
J'aime mieux ma mie.

Und Molière-Alceste fügt dann hinzu:

La rime n'est pas riche, et le style en est vieux:
Mais ne voyez-vous pas que cela vaut bien mieux
Que ces colifichets dont le bon sens murmure,
Et que la passion parle là toute pure?

Und nochmals wiederholt er das Liedchen und ruft dann:

J'estime plus cela que la pompe fleurie
De tous ces faux brillants où chacun se recrie.

Das war ein Klang, bei dem all' die feinen Marquis und Hofdamen verwundert aufhorchten, aber das Vöglein verstummte in dem goldenen Käfig aus Mangel an Waldesluft, an Freiheit und freundlicher Pflege.

Das hochgepriesene goldene Zeitalter Ludwigs XIV. hat nur ein Scheinleben, eine Scheinpoesie geschaffen, und wenn all' die Ruinen, all' die Leichen, die Ludwig XIV. um sich her verbreitet hat, wieder auferständen, um ihn anzuklagen, so würde das herzige Kind des Volksmundes, das Volkslied mit darunter sein. Denn daß Boileau solche tyrannischen Regeln aufstellte, daß Molière seine schützende Hand wieder abzog, daß seine Schöpfungen im Großen und Ganzen nur dem Salon und dem Verständniß des Hofes und der Stadt dienen wollten, daß er fast nur die feine Welt für die feine Welt darstellte, das ist der Fluch, den Ludwigs XIV. Persönlichkeit und Regierungsweise auf alles geistige Leben um ihn legte.

Molière hat den Werth der Volksdichtung erkannt, aber er hat sich nie, nicht einmal in seinem dem Spanischen entnommenen Don Juan, in die Sage mit ganzer Seele vertieft, nie wie Shakespeare in Macbeth oder wie Goethe im Faust das Phantastisch-Romantische, das Religiös-Wunderbare zu einem Hauptelement seiner Dichtung gemacht. Das Liedchen aus Isle-de-France ist etwas ganz Episodisches.

So ist es gekommen, daß bei den Franzosen, ähnlich wie bei den Römern, die Poesie mehr eine geistreiche Spielerei, mehr eine Luxus- als Herzenssache geblieben ist. Ein höheres Muster als Molière giebt es in Frankreich nicht; wenn ihm auch tiefere innigere Töne nicht abgesprochen werden sollen, ein Naturaufschrei, wie sie uns wohl aus dem König Lear anklingen, ist bei ihm undenkbar. Immer umweht einen die kühle Hofluft, immer fühlt man bei aller Ausgelassenheit das streng auf Formen haltende, wenn auch sonst gnädige Auge Ludwigs XIV. auf den Dichter gerichtet.

Ein Franzose des philosophischen Jahrhunderts hatte noch das Herz für das Volkslied, aber leider fehlte ihm der dichterische Genius eines Molière. Es war der große Naturfreund Jean-Jacques Rousseau. Er erklärte das Volkslied als ein kleines lyrisches, mit einer Melodie ausgestattetes Gedicht, welches der Regel nach anmuthige Gegenstände behandele und geselligen Freuden diene. Rousseau konnte in Deutschland Herder und damit die Wiedergeburt der deutschen Poesie anregen, in Frankreich fanden die Keime, die er auf diesem Felde streute, keinen dankbaren Boden.

Jetzt aber hat man fleißig gesammelt. Villemarqué war mit seinem Werke Barzas-Breiz, das im Jahre 1840 erschien, der Wegweiser. Seitdem sind in allen Provinzen Schätze gehoben, die das warme reiche Herz Frankreichs bekunden, und noch scheint das Land nicht erschöpft zu sein. Seit 1880 ist ein neues gewaltiges Unternehmen im Werk, das Haus Maisonneuve will in erster Linie die Volksdichtung, dann aber auch die Legenden, die Sagen und Märchen, die Sprichwörter und Räthsel, kurz Alles, was der Volksgeist überhaupt hervorgebracht hat, in einem Rahmen für Frankreichs Volk vereinigen.

Wird der Heiland kommen, der die französische Dichtung durch das Volkslied aus ihrem Bann erlöst zu einem neuen erquicklichen Leben? Wir wollen es hoffen und wollen es dann auch nicht unseren Nachbarn verdenken, wenn sie ihn begrüßen, wie der Heiland des Himmels bei seiner Geburt im Volksliede begrüßt wird.

Toute l'artillerie,
En cette belle nuit,
Vient rendre au vrai Messie
Les devoirs à grand bruit.
Joseph paraît ému, la vierge est étonnée
D'entendre le canon, — don, don,
Qui fait de son éclat, — la, la,
Retentir la Judée.

Bei diesem Kanonendonner werden wir uns nicht besorgt umschauen, denn durch das Volkslied, in welcher Sprache es auch sein mag, werden die Völker nicht getrennt, sondern vereinigt.

Zur Kritik der Abstammungslehre.

Von G. Hartung.

Bei uns ist, trotz unseres Stolzes auf die Wissenschaft, der Enthusiasmus für interessante neue Entdeckungen noch immer größer, als der eigentliche wissenschaftliche Sinn. Eine neue Wahrheit verbreitet sich schnell in weite Kreise, wird die Losung des Tages, gewinnt eine Schaar begeisterter Anhänger. Nun kommt die Kritik. Vor einer eingehenden Prüfung hat Dies und Jenes nicht Stand gehalten, vielleicht ist auch die Tragweite des Ganzen zuerst überschätzt. Das wird von den berufenen Vertretern der Wissenschaft in unabläßiger Arbeit erwogen: in jene begeisterten Kreise findet es nur zögernd und unvollständig Eingang. Nicht, daß man seiner Folgerichtigkeit mißtraute. Aber es ist so gründlich unerfreulich, Das wieder aufzugeben, in dem man so gern geschwelgt! Hin und wieder fügt es sich auch, daß selbst berufene Forscher solche angezweifelten Ideenkreise mit einer Zähigkeit festhalten, die sie gegen alle Kritik ungerecht macht und mit der Zeit in den Augen des verblüfften Publicums zu Bannerträgern einer angefeindeten Wahrheit stempelt. Dazu herrscht bei uns mehr denn jemals die Sucht, rein wissenschaftliche Fragen in Zusammenhang mit den allgemeinsten und höchsten menschlichen Interessen zu bringen, sobald sich hierzu nur irgend ein Anknüpfungspunkt bietet und lange bevor sie zu dieser gefährlichen Verwerthung die nöthige Klarheit und Prägnanz besitzen. Naturwissenschaftliche Hypothesen werden auf diese Weise zu Dogmen gemacht, die tief in unser religiös-sittliches Empfinden eingreifen. Und nun ist es mit aller sachgemäßen und leidenschaftlosen Erledigung der zweifelhaften Punkte natürlich aus. Was der nüchterne Fachmann vielleicht Neueres und Besseres verkündet, wird nicht mehr einfach als Bereicherung des schwebenden Themas, sondern als tadelnswerther Angriff auf ein verehrtes Heiligthum angesehen.

In dieser Beziehung reicht nichts an die moderne Entwickelungslehre, den Darwinismus, heran. Die Heißsporne, die mit verächtlichem oder mitleidigem Lächeln auf jede nicht schlechtweg zustimmende Kritik herabsehen, sitzen hier leider nicht nur in den Reihen dilettantischer Enthusiasten. Und so tief hat die Zügellosigkeit unreifer Phantasten das Denkgebiet der Durchschnitts-Gebildeten mit Darwinistischen Ideen gesättigt, daß sich aus ihnen förmlich Axiome für die Weltanschauung gebildet haben und daß es zum Beispiel für selbstverständlich gilt, ein religiös-freisinniger Mann müsse nothwendig auch Darwinist sein. Schnellfertige Köpfe lieben dann obendrein hieraus noch den Rückschluß zu ziehen, wer nicht Darwinist sei, könne überhaupt nicht „freisinnig" sein.

Soviel zur Erklärung, weshalb das Buch eines so bewährten Autors, wie C. von Naegeli (Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. München,

Digitized by Google

Oldenburg.) in weitern Kreisen bisher so wenig bekannt geworden ist. Sobald Fragen der Wissenschaft zu Dogmen werden — und das pflegt meist zu geschehen, sobald die Dogmen zu Fragen der Wissenschaft geworden sind — hält es ja der überzeugungstreue Gläubige für überflüssig, sich noch kritisch mit ihnen zu beschäftigen. Der Ungläubigen aber, oder auch nur der Unentschiedenen, sind nicht genug, um gerade in weitere Kreise das Interesse für ein Buch zu tragen, das sich nur ernster Arbeit erschließt.

Was von jeher allen ruhig Urtheilenden für einen principiellen Mangel der Darwin'schen Theorie gegolten hat, wird auch von Naegeli in den Vordergrund der Discussion gestellt und ist ihm mehr als alles Andere Veranlassung geworden, für die moderne Abstammungslehre ein neues Fundament zu errichten. Die geringe Bedeutung, die von Darwin und seinen Schülern den innern Ursachen der Veränderung gegenüber den äußern beigelegt worden ist, läßt sich kaum anders erklären, als aus einer lebhaften Scheu vor jenen unbestimmten Begriffen, die in der Naturphilosophie der ersten Decennien unseres Jahrhunderts eine so traurig-berühmte Rolle gespielt haben. Man fürchtete wohl, bei jedem Zugeständniß an innerlich wirkende und der äußern Anschaulichkeit sich entziehende Kräfte das Gespenst der alten „Lebenskraft" wachzurufen und damit überhaupt den Boden einer mechanischen Naturerklärung zu verlassen. Das war denn freilich kein ganz logischer Schluß. Denn soweit überhaupt in einem mechanischen Geschehen der letzte und correcteste Ausdruck für das gegenseitige Verhalten der Dinge gefunden werden kann, ist es nicht wohl einzusehen, weshalb innere Vorgänge der organischen Entwickelung nicht ebenfalls auf einen mechanischen Ausdruck gebracht werden könnten, oder, mit anderen Worten, weshalb ein innerliches, durch lange Generationsreihen hindurch mit stets gleichbleibender Tendenz wirkendes Gesetz nur etwa deshalb weniger scharf formulirbar sein sollte, weil es gar keiner äußeren Anstöße bedarf. Wie dem nun sein mochte: jedenfalls hat von Anfang an ein großer Kreis hervorragender Fachmänner die Darwin'schen Principien von der Anpassung und der natürlichen Zuchtwahl nicht für ausreichend gehalten, um die in der ganzen organischen Natur ersichtliche Tendenz nach Vervollkommnung, nach aufsteigender Entwickelung, zu erklären. Man hat bereitwillig jene beiden natürlichen Thatsachen als sehr wirksame und selbst unentbehrliche Hülfsmittel anerkannt, aber zugleich darauf hingewiesen, daß sie diesen Werth nur insoweit besitzen, als ein Gesetz der organischen Entwickelung ihre Wirkungen, die an sich immer nur das Besondere und Einzelne treffen, für die Gesammtheit des Organismus verarbeitet. Sie bringen für sich allein zweifellos eine Vervollkommnung der einzelnen Organe, eine Trennung der Functionen und demnach eine äußere Bereicherung des Körpers zu Stande. Allein an einer bestimmten Grenze müssen diese vortheilhaften Folgen nothwendig in das Gegentheil umschlagen. Eine in der angedeuteten Richtung immer fortgesetzte Abänderung würde am Ende eine monströse Bildung zeitigen, monströs, weil die einzelnen Theile des Organismus nicht mehr im richtigen und die Lebensfähigkeit des Ganzen sicherstellenden Verhältniß zu einander stehen. Die Abgemessenheit aller Organe, ihre abgewogenen Beziehungen zu einigen allgemein wichtigen, centralen, sind für das Gedeihen des Gesammtorganismus nicht minder wichtig, als seine Anpassung an die Lebensbedingungen; die nothwendige Beschränkung, die auf diese Weise jene äußern Ursachen der Abänderung in der Praxis erfahren, läßt ihre Ausschlag gebende Bedeutung für die Entwickelungstheorie deshalb sehr fraglich erscheinen. Soll keine Monstrum-Bildung eintreten, so ist es eben nöthig, daß ein die gesammte Organisation beherrschendes Gesetz existirt, welches einer weitgehenden Differencirung einzelner Theile durch die Fortführung der Gesammtanlage auf eine höhere Stufe der Entwickelung das Gleichgewicht hält. In dem Gesetz der Correlation, das Darwin ausdrücklich hervorhebt, beschränkt sich die secundäre Wirkung, das Correlat, immer nur auf Einzelnes und trifft oft genug nicht einmal das physiologisch Nothwendige. Uebrigens finden sich in des Meisters grundlegendem Werk mehr als einmal Hindeutungen auf die Unentbehrlichkeit innerer biologischer Entwickelungsgesetze; nur die Schüler, darwinistischer als Darwin, pflegen sich fast ausschließlich an die scharf präcisirten äußeren Ursachen zu halten.

Naegeli hat, in dem Bestreben, die Unzulänglichkeiten derselben nachzuweisen, über alle eine kritische Revue abgehalten: hier sei nur der einen noch gedacht, die ebenso wie jene der Anpassung und natürlichen Zuchtwahl im Allgemeinen eine Ergänzung von innen heraus in ihrer Unerläßlichkeit recht deutlich macht. In der Natur der Sache liegt es, daß Abänderungen, die entweder als Abnormitäten angeboren oder während der Lebenszeit eines Individuums irgendwie erworben wurden, in den meisten Fällen unbeträchtlich sind, weil der Organismus selbstverständlich nur dann unbeeinträchtigt weiter existiren kann, wenn seine Theile in allen wichtigen Beziehungen frei von plötzlichen Umgestaltungen bleiben und weil zudem die Erfahrung den Beweis von der Widerstandsfähigkeit geschlossener Organismen erbringt. Kleine Abänderungen aber sind im Kampfe um das Dasein ganz ihrer Intensität entsprechend ohne wesentlichen Nutzen; es läßt sich daher nicht absehen, wie sie durch Vererbung fixirt werden und zu einer natürlichen Auslese der begünstigten Individuen führen können. Dazu würde eine fortgesetzte Abänderung in derselben Richtung nothwendig sein. Ist es nun schon an und für sich außerordentlich unwahrscheinlich, daß eine und dieselbe Reihe von Descendenten fortdauernd und zwar fortdauernd so zweckmäßig abändern sollte, daß die eintretenden Aenderungen, sich immer ergänzend, auf dem Grunde der vorausgegangenen aufbauen, so wird die Mißlichkeit noch dadurch erhöht, daß in demselben Grade, als die Individuen sich ihren Lebensumständen accommodiren, der zur Abänderung führende äußere Reiz an Intensität — weil an Gegensätzlichkeit gegen die vorgefundenen Eigenthümlichkeiten des Organismus — verlieren muß. Ferner wird die Wahrscheinlichkeit, daß eine anderswie erworbene Abänderung des Organismus innerhalb derjenigen fällt, die ihn der völligen Anpassung zuführen, um so geringer, je weiter die letztere bereits fortgeschritten und je kleiner demgemäß das Gebiet des noch zu Accommodirenden ist. Allein selbst, wenn diese räthselhafte Beharrlichkeit günstiger Abänderungen innerhalb derselben Richtung angenommen wird, so ist damit noch nichts über die im Allgemeinen fortschreitende Tendenz der Entwickelung bewiesen. Die Differencirung der Theile, und damit die Trennung der Functionen, die den Körper innerlich reicher, schmiegsamer und in einem gewissen Sinn widerstandsfähiger macht, ist denn doch, trotz aller Veredelung, die sie mit sich bringt, einem Fortschritt der Organisation zum Höhern durchaus nicht unbedingt gleich zu achten. Es kann vielmehr sehr wohl hier und da im Interesse des Organismus liegen, nun vorerst keine weiteren Differencirungen zu erfahren, sondern die Gesammtheit seiner Lebensprocesse zu den vorhandenen erst in das richtige Verhältniß zu setzen. Die angeführten Darwin'schen Principien aber bringen im besten Falle nur Häufung ihrer Wirkungen ad infinitum hervor, und es liegt in ihnen selbst gar kein Antrieb verborgen, an der rechten Stelle aufzuhören. Höchstens, daß der Organismus in die Lage versetzt wird, sich gegen ein Zuviel zu wehren und daß sie durch den Reiz, den sie vielleicht auszuüben im Stande sind, diese Reaction selbst verursachen. Die Mittel aber, sie durchzuführen, und der Modus, nach dem sie vor sich geht, würden um so deutlicher auf jenes innere Gesetz der Organisation hinweisen, von dem oben bereits gesprochen wurde.

Hierbei sind wir indeß Darwinistischen Anschauungen keineswegs so fern, als überhitzte Vorkämpfer derselben zu verkünden pflegen. Ist es ihnen — und in den neuesten Phasen der Theorie ganz besonders — unter allen Umständen darum zu thun, mechanisch erklärbare Ursachen für die organische Entwickelung zu finden, so sind wir darin ganz auf ihrer Seite. Ueberzeugt, daß der Mechanismus nicht der letzte definitive Ausdruck für das thatsächliche Verhalten, sondern nur eine bequeme Form der Anschauung ist, so gilt er doch auch uns für die einzige, die uns die Einführung exacten Calculs in die Wissenschaft gestattet. Zudem hat die moderne Atomlehre nur dann einen Sinn, wenn wir auch die organischen Molecüle als Masseneinheiten betrachten, die sich den all-

Digitized by Google

gemeinen Bewegungsgesetzen der Materie entsprechend verhalten. Wir werden also übereinkommen, die atomistisch-mechanische Betrachtungsweise, solange nur immer möglich, beizubehalten, solange mithin, bis uns eine Thatsache entgegentritt, die in ihrer reinsten Form nicht vollständig mit jener vereinbar ist. Umgekehrt werden wir die Vereinbarkeit einer Theorie mit den allgemeinen chemisch-physikalischen Anschauungen für ein Zeichen halten, daß sie geeignet sei, unsere Lücken in der Kenntniß der Naturvorgänge auszufüllen.

Dieser Forderung wird Naegeli durch die Art und Weise gerecht, mit der er unser als nothwendig erkanntes inneres Gesetz der Organisation aus den allgemeinen Eigenschaften der organischen Bildungsmaterie, des Plasma, abzuleiten versucht. Das ist der Kern seiner neuen Theorie, daß er auf diese Weise den äußeren Ursachen der Darwin'schen Lehre eine innere gegenüberstellt, nicht aufhebend, sondern ergänzend. Wie er dann in der Ausführung jeden einzelnen streitigen oder unklaren Punkt des Darwinismus erörtert, gibt er selbst die Kraftprobe seines neuen Princips, dem wir an dieser Stelle freilich nicht über die einfachsten Grundzüge hinaus folgen können.

Die Grundsubstanz für den Aufbau organischer Körper, das Plasma, hat nach unserem Autor eine zweifache Bedeutung, die einer doppelten Beschaffenheit, also einer besonderen molecularen Anordnung desselben entspricht. Es finden sich in ihm verschiedene Modificationen der constituirenden Eiweißkörper, die in Gestalt crystallinischer Molecülgruppen, Micellen genannt, löslich und unlöslich, gemengt sind. Ein Theil derselben stellt die wirkliche Anlage des aus ihnen zu entwickelnden Organismus dar, der andere größere Theil ist gewissermaßen zur Botmäßigkeit des ersteren vorhanden. Diese, die Körperanlage enthaltenden Micellen nennt Naegeli „Idioplasma". Aus dem Idioplasma „geht immer eine bestimmte und eigenthümliche Entwickelungsbewegung hervor, die zu einem größeren oder kleineren Zellencomplex führt." Es ist demnach „jede wahrnehmbare Eigenschaft als Anlage im Idioplasma vorhanden, es gibt daher eben so viele Arten von Idioplasma, als es Combinationen von Eigenschaften gibt." Nun wird zunächst eine ausführliche Entwickelung dieses neu eingeführten Begriffs gegeben. Hat sich in dem ungeordneten Gemenge des Plasma durch Aneinanderlagerung von Micellen ein Keim gebildet, so kann, den chemisch-physikalischen Gesetzen entsprechend, dessen Weiterentwickelung nur so vor sich gehen, daß sich aus dem übriggebliebenen Ernährungsplasma neue Micellen an- oder einlagern, und es liegt auf der Hand, daß diese Anfänge organischen Wachsthums bereits nicht mehr beliebig, sondern der Uranlage gemäß stattfinden werden. Die Richtungen, nach denen die chemisch-physikalischen Kräfte der kleinen Molecülgruppen am stärksten wirken, werden durch vermehrte Anlagerung ausgezeichnet, und in steigender Potenz wird so das ursprüngliche, rein mechanische Verhalten maßgebend für den künftigen Organismus. Nicht etwa nur für dessen Form, sondern für alle Lebensprocesse mindestens insofern, als die Anlage von Organen und Organsystemen, ja selbst vom ganzen Typus des Organismus, abhängig ist von der gegenseitigen Lage und dem Modus des Zusammenhanges der ersten fest constituirten Theile des Idioplasma. Auch in den Leibern der hochentwickelten Organismen, die jetzt die höchste Entfaltung organischen Lebens darstellen, ist dasselbe verzweigt, netzartig von Organ zu Organ sich erstreckend, und die aus dem zugeführten Ernährungsplasma aufgenommenen Stoffe so anordnend und vertheilend, daß das Ganze mit allen seinen Eigenschaften in allem Wechsel des Stoffes erhalten bleibt. Denn eben dadurch ist die Entwickelung der einfachen Urformen des Lebens zu den Gestaltungen der Gegenwart vor sich gegangen, daß die Differencirung der ersten Idioplasmaanlage durch alle Phasen des organischen Lebens nach den Gesetzen molecularer Anziehung stetig vor sich ging. Hier springt der principielle Unterschied von der Darwin'schen Lehre in die Augen. Das Idioplasma trägt die Nöthigung weiterer Differencirung in sich und muß sich daher stetig ohne jede äußere Ursache verändern, und zwar ohne Ausnahme in der Richtung, die durch die Molecular-Gruppirung der ersten Anlage vorgeschrieben war. So werden wir auf eine Anzahl ursprünglicher Formen zurückgeführt, aus denen die verschiedenen Classen der organischen Wesen hervorgegangen sind; nur daß die Verschiedenheit dieser Formen auch nicht entfernt der der entwickelten Classen gleichzukommen brauchte. Denn bei der einfachen primitiven Gestaltung des ursprünglichen Idioplasma mußten Vorgänge, wie z. B. Micellenanhäufungen an dem Ende oder in der Mitte des vorgebildeten Stranges, bei aller absoluten Einfachheit doch eine große relative Bedeutung besitzen. Bei der Weiterentwickelung aber mußten sie sich immer mehr potenziren, und die Divergenz der organischen Bildungsreihen findet hier eine ausreichende Erklärung. Je weiter übrigens die Differencirung bereits fortgeschritten war, um so geringer wurde die relative Bedeutung eintretender weiterer Aenderungen, um so weniger vermochten sie am Grundtypus des Organismus noch etwas zu ändern. Es ist deshalb möglich, daß die heute festgestellte und dem Darwinismus oft genug vorgehaltene Thatsache der relativen Constanz der Arten innerhalb der geschichtlichen Zeit auf diese Weise ihre Erledigung findet. Ein allgemeines Gesetz phylogenetischer Entwickelung würde derselben ein um so langsameres Tempo und einen um so engeren Spielraum vorschreiben, je länger der bereits zurückgelegte Weg ist. Dies Gesetz würde mit den allgemeinen Lebensäußerungen organischer Wesen sehr gut übereinstimmen und vielleicht dahin weitergeführt werden können, daß, entsprechend dem geologischen Schicksal der Erde, einst ein organischer Stillstand und sodann Rückschritt eintreten wird.

Darwin's äußere Ursachen weiß Naegeli sehr wohl als Hülfsprincipien seiner idioplasmatischen Entwickelung zu verwerthen. Es ist selbstverständlich, daß die formale Abänderung des bildsamen Idioplasma auch durch äußere Einflüsse gestört werden mußte und daß das wirklich zu Stande kommende immer das Mittel aus beiden — inneren und äußeren — Coëfficienten war. Ueber den schließlichen Gesammteffect dieses Zusammenwirkens äußert sich unser Autor so, daß er im Allgemeinen „die fortschreitende Organisation und Arbeitstheilung den inneren Ursachen; die Anpassung an die Außenwelt, die Mannigfaltigkeit und specielle Beschaffenheit der Gestaltung, Organisation und Arbeitstheilung den äußeren" zuschreibt. Besonders interessant ist die specielle Anwendung aller dieser Factoren auf den entstehenden Unterschied von pflanzlichem und thierischem Leben. Die auf die Oberfläche der primitiven Bildungen wirkenden Reize hatten schließlich die Ausscheidung einer Cellulosemembran zur Folge — Pflanzenzelle —, während bei anderen die Reizbarkeit sich steigerte durch entsprechende Anordnung der die Rindenschicht bildenden Micellen, so daß die Oberfläche sich vor dem Reiz zurückziehen oder ihm entgegenkommen konnte — thierische Zelle.

Noch erübrigt eine etwas eingehendere Darstellung jener ersten grundlegenden organischen Bildungen. Hier unterscheidet Naegeli zwischen der unorganischen Natur und den niedrigsten Organismen zwei Stufen. Die erste besteht in der Synthese der Eiweißverbindungen und in der Organisation derselben zu Micellen. Aber noch ist Anordnung und damit Wachsthum und Fortpflanzung nicht fest bestehend, so daß das weitere Schicksal des Plasmatheilchens rein vom Zufall abhängt. Erst wenn unter dem gegenseitigen Einflusse der gebildeten Micellen die Anlagerung anderer, damit ein Wachsthum der nach außen wirkenden Kräfte und endlich eine wirksame Beherrschung des umgebenden Plasma eingetreten, ist das neu Gebildete wirklich ein Lebewesen, d. h. es bestimmt seine fernere Entwickelung wesentlich von innen heraus selbständig. Veränderte Anordnung der Micelle bewirkt Aenderung der Molecularkräfte, von denen die chemisch-physikalischen Processe abhängen, und diese wiederum modificiren die fernere Einlagerung der Micellen. So geht es stetig fort bis zu immer complicirterer Structur, immer vollkommenerer Organisation.

Was wir oben als Postulat stellten: die atomistisch-mechanische Erklärbarkeit der behandelten Vorgänge, führt diese Idioplasma-Theorie mit einer Consequenz und Klarheit durch, die ihr den Beifall der modernen Naturforschung sichern muß. Die Entscheidung in der Beurtheilung dieser wahrhaft „mecha-

Digitized by Google

nisch-physiologischen" Theorie liegt freilich in der Correctheit, mit der die Theilung des organischen Plasma in Micelle und Nährsubstanz der Wirklichkeit entspricht. Das zu entscheiden, gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe. Aber lebhaft wünschen können wir doch, daß diese Weiterführung und Vertiefung des Darwinismus nicht ohne Weiteres als nörgelndes Rütteln an den Säulen einer felsenfest stehenden Lehre angesehen werde. Das zum mindesten wird ihr doch auch der verrannteste Evolutionist der alten Schule zugeben müssen, daß sie zum ersten Male den Darwin'schen Principien eine exact wissenschaftliche Grundlage im Sinne der modernen Naturanschauung bietet. Damit gibt sie den Anhängern derselben neue und fruchtbare Gelegenheit, ihre bisherigen Ideen zu prüfen: sie kann, wenn jene nothwendige Uebereinstimmung ihres Grundgedankens mit der Wirklichkeit erst feststeht, für die moderne Entwickelungslehre genau das werden, was Newton's Gravitationsgesetz für den Kreis der anorganischen Naturforschung geworden ist.

Ein deutscher Dichterbund.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des lyrischen Dilettantenthums.

Von Fritz Koegel.

Die gute Stadt Saalheim hatte wieder ihren Dichterbund. Im vorigen Jahrhundert hatte sie beinahe schon einmal einen gehabt, als sich „Belustiger", „Beiträger" und „Bemüher" zur Ehre der deutschen Musen um die Wette bemühten. Aber das war zu Gottsched's Zeiten gewesen, als man von deutscher Poesie noch keine Ahnung hatte. Jetzt ist das anders. Heute nach Goethe, Rückert, Uhland, Heine, Platen und Lenau weiß man, was deutsche Poesie, zumal was Lyrik ist. Man weiß nun, wie man dichten muß. Leider aber, so lustig es auch in den Wipfeln des Gesträuches schallt, den Uhland den „deutschen Dichterwald" genannt hat, so unverdrossen auch in der guten Stadt Saalheim von allerlei Dichterchen als Secundanern, Backfischen, Gouvernanten, Studenten und Professoren lyrisch gesungen wurde, so vielstimmig Zeitungen und Sonntagsblätter nach alter guter Weise zu allen Festgelegenheiten des Jahres von feiernden Stanzen, Oden und Sonetten wiederhallten, so fehlte doch den jungen und alten Sängern ein Mittelpunkt, um den sie sich hätten schaaren können. Sie taumelten doch noch recht irrwandlerisch in dem Dichterhain herum, der ihnen gar ein böser, wegloser, weiter Urwald schien und voll von Irrlichtern war. Dieser Noth zu wehren, stifteten sie selbander einen Dichterbund.

Saalheim war eine gute alte Stadt. Sie hatte einen schönen Markt mit einem häßlichen Rathhaus und wunderspitzen Kirchthürmen, eine Universität mit zwei eisernen Löwen vor der Thür und einen Fluß mit den poetischsten Wiesenufern, Waldinseln und Uferfelsen. Eine Burgruine stand mitten in der Stadt, eine andere draußen am Fluß auf hohem Felsen, vom Flieder überwuchert. Saalheim hatte, als der Bund gestiftet wurde, noch keine Straßenbahn und entzückte jedes poetische Gemüth durch die krümmsten, engsten Gäßchen.

Hier mußte die Lyrik blühen. Sie blühte auch, und damit die zarte Blüthe gepflegt werde und Frucht bringe, ward der Dichterbund gestiftet. Ach, diese Pflege war so nöthig zu dieser schrecklichen Zeit, in der die duftigen Blumen herzenszarter Lyrik schutzlos preisgegeben sind der rauhen Willkür hartherziger Verleger und spöttischer Redacteure. Der Saalheimer Dichterbund hatte hohe Gedanken: er gedachte des Göttinger Hainbundes, der in allen Literaturgeschichten beschrieben und sogar in eigenen Büchern erforscht ist. Die Saalheimer Bündler zweifelten nicht daran, daß es ihnen gelingen würde, in die Harmonie der lyrischen Sphärenklänge einen eigenen Ton, wenn auch vielleicht nur ein bescheidenes eigenes Tönchen, hineinzurufen.

Der Dichterbund hielt sich an Uhland. „Singe, wem Gesang gegeben!" war sein Wahlspruch. Aber er hielt auch auf Bildung. Wer nicht im Gymnasium gewesen war, dem war der Gesang eben nicht gegeben. Es war ein buntes Völkchen: Studenten in mancherlei Semestern, die seit der Secunda dichteten, wo sie dem Herrn Professor Balladen, Idyllen und Vaterlandslieder abliefern mußten, Correctoren, die 's im Geschäft gelernt hatten, Gymnasiallehrer, die sich in Freistunden den Aerger wegdichteten, den ihnen die Jungens in den Schulstunden erregten. Sogar ein wirklicher Literat war dabei, ein alter Herr, der Lenau herausgegeben und eine dreibändige deutsche Literaturgeschichte neu bearbeitet hatte. Er war der Stamm, um den sich die zarten Blüthen rankten. Diese Blüthen waren zum Theil sehr zart, denn auch Damen gab es da mit gelbblonden Locken und starkem Talent. Ehrenmitglieder fehlten nicht. Professoren, die in Mußestunden zwischen philologischen Conjecturen und chirurgischen Operationen dichtend an Musenquellen und Kaminfeuern träumten. Stille Ehrenmitglieder aber waren alle die blondlockigen, braunäugigen und dunkelhaarigen Saalheimer Mädchen, die einen der Dichter zu lyrischen Ergüssen begeistert hatten. Als Musen ihrer Sänger wurden sie officiell erhöht; ihrer ward in jeder Bundessitzung mit gebührender Dankbarkeit billig gedacht.

Alle Sonnabend war „Musenabend" im Dichtersaal. Der alte Literat im grauen Vollbart präsidirte. Was Jedem seine Muse die Woche über beschert hatte, brachte er mit und las es der Runde vor, die es dann zur allseitigen Belehrung und Förderung vornahm. Im Großen und Ganzen war freilich Jeder von der Vortrefflichkeit der Freundesgedichte innig überzeugt; wie hätte auch ein werthloser Poet Aufnahme finden können in diesen Bund, der so sichtbar hohem Ruhme zuwuchs? Im Einzelnen aber fand man doch recht oft, daß sich der Freund nicht die Mühe genommen hatte, die er sich selbst und diesem erlauchten Kreise schuldig war, oder war seine Muse einmal seinem Rufen nicht gefolgt, oder war sie vor beendetem Werke wieder davongelaufen — kurz, es gefiel Manchem Manches nicht an den Gedichten der Musengenossen. Kleine Formfehler fand jeder einzelne Richter mehr, als der Dichter im Ganzen zugeben konnte. Jeder hätte das oder jenes anders geschrieben, wenn er das Gedicht gemacht hätte, wie freilich, konnte er nicht gleich genau sagen. Hingegen fand der Dichter den Tadel der kritisirenden Dichtergenossen meist recht unberechtigt. Er begriff nicht, wie ihnen nicht gefallen wollte, was ihm selbst beim Dichten und jetzt noch beim Lesen so innig entzückte. „Die Wendung wäre von Uhland", „das Beiwort von Goethe", „dort gar ein ganzer Vers frei nach Heine!" Nun ja, es war am Ende so — aber galt es nicht als ein Beweis seiner Schöpfungskraft, wenn er auf dieselben Bilder, Worte und Gedanken verfiel, auf die ganz zufällig, allerdings einige Jahrzehnte früher, Goethe und Heine verfallen waren? Es wäre philisterhaft neidischer Sinn, der in den Dichterbund nicht gehörte, wollte man hier von Plagiaten sprechen. Auch schien es dem jüngsten lyrischen Nachwuchs ungerechtfertigte Strenge, so unnachsichtlich über die Reinheit der Reime zu wachen, wie es der Literat that: Goethe hatte sich doch manche Freiheiten erlaubt, und das schönste der Heine'schen Frühlingslieder klang darum nicht minder lieblich hinaus ins Weite, weil es lauter falsche Reime hatte. In der That, die wohlmeinenden Genossen tadelten und besserten doch recht eigenmächtig an den zarten Kindern der lyrischen Begeisterung herum; dem zärtlichen Vater blutete dabei das Herz. So sehr es im Interesse des stillen poetischen Friedens zu beklagen ist, die Thatsache kann doch nicht verschwiegen werden, daß es auf den Musenabenden oft recht laut wurde, und daß Mancher gar mit heftigem Zwist und scharfen Schmähungen ein schlimmes Ende nahm. Tags darauf freilich schrieben sich die verzürnten Genossen in Knittelreimen und reimlosen Trochäen Versöhnungsepisteln, in denen sie sich und alle ihre Verse einander zu freiester Kritik auslieferten. Am nächsten Musenabend stritten sie sich wohl wieder, aber diese Streite störten kaum den inneren Frieden des Dichterbundes und das stolze Hochgefühl von der literarhistorischen Bedeutsamkeit ihrer idealen Vereinigung.

Die weise Bundesleitung versäumte nichts, die Stimmung zu fördern, die dem Schaffen heilsam ist. Die Dichter alle,

Digitized by Google

ob sie singen konnten oder nicht, mußten stilvoll von ihren „Gesängen" reden, und in diesen Gesängen riefen sie fleißig mit wohlklingenden Worten volltönig ihre „Leier" an. Ein Jeder führte im Siegel eine Lyra mit dem Sternwappen der guten Stadt Saalheim, und auf Wegen und Stegen trugen sie Alle mit sich ein Merkbüchlein, mit dem Bundeszeichen verziert, in das sie mit weichem Bleistift jederzeit die neuesten Reime und Einfälle verzeichnen konnten. Der Bund führte officiell das weichste und weißeste Papier, das zum Dichten geradezu zwang.

An schönen Tagen zogen sie selbander auf die Bilderjagd den Fluß hinunter langsam in Gondeln, über die Insel mit dem Nachtigallnamen, der Haide zu, die mit Kiefern, Föhren, Sand, einer alten Räuberhöhle und einem Aussichtsthurme versehen, unwiderstehlich zu Liedern stimmte. Hier im Walde zerstreuten sich die Dichter zu zwei und zwei, und im Dickicht oder unter blauem Himmel auf dem Rücken liegend, den Bleistift bereit, wartete ein Jeder auf die dichterische Stunde. Selten wartete einer vergeblich. Zog man Abends heim, so brachte der Bund vom fröhlichen Jagen reiche Beute heim. Bei Mondenschein auf den Wellen wurden geheimnißvoll flüsternd die erjagten Verse mitgetheilt. O es war ein schöner Wettstreit, wer die meisten Reime mitbringen würde.

Der Bund verstand es von Grund aus, das Leben poetisch nutzbringend anzulegen: er ließ keinen Anlaß unbesungen vorübergehen. Die Genossen wurden angewiesen, all' ihre Stimmungen getreulich im Liede festzuhalten; bedeutende Ereignisse heischten wenigstens einen Liedercyklus oder Sonettenkranz. Von Herzen betrübte es den Dichterkreis, wenn einmal einer seiner Genossen in langen acht Tagen von jeder poetischen Stimmung verlassen war. Auch schämte sich Jeder so gewaltig vor dieser Schmach, daß die Stimmung, wenn auch in der zwölften Stunde, meist noch kam.

In stillen Stunden träumten einzelne Bündler gar von Drama, aber nur von weitem. Daß Dramen auch aufgeführt werden könnten, das zu denken kam nicht in ihren schüchternen Sinn. Saalheim hatte ein Theater: aber es sah aus wie eine Scheune, gab Millöcker und Moser und für die zahllosen Saalheimer Secundaner und Töchterschülerinnen bisweilen auch Schiller zu ermäßigten Preisen. Im Dichterbunde gehörte es zum Tone, nicht hineinzugehen und mit hohen Worten dem Theatertreiben seine Verachtung zu bezeugen. Nur einer ging hinein, der Student, weil er fürs Tageblatt recensiren mußte. Er fand es entsetzlich, und um so entsetzlicher, da er in seinen Recensionen von seinem Abscheu nichts verrathen durfte. Wo wären sonst die Freibillets, der Ruhm der guten alten Stadt und der häusliche Friede zwischen Direction und Redaction geblieben? Für diese Qualen entschädigte er sich: entwarf im Geheimen einen „Julian Apostata", ein großartiges Doppeldrama, großartiger als das halbe Dutzend Juliane, die schon geschrieben sind. Er kannte keines davon, um nicht sein Genie zu beirren. Das Drama war, wie gesagt, großartig, aber es wollte nicht fertig werden: der Schluß war da, aber der böse vierte Act ließ sich trotz jahrelangen Suchens nicht finden. Die Freunde trugen das Leid des armen Dramatikers mit und flehten für ihn die Musen an; immerhin wurde es im Bunde mit stolzem Hochgefühl empfunden, daß einer der Genossen über einem leibhaften Trauerspiel brütete. Es war auch nichts Geringes, daß der Gymnasiallehrer in jüngeren Jahren ein Hexameterepos in vier Gesängen gedichtet und gar herausgegeben hatte.

Kurz, im Saalheimer Dichterbund regte sich ein frisches, fröhliches Dichterleben. Man hatte schon ganze Stöße lyrischer Gedichte in allerlei Tönen und Weisen miteinander durchcorrigirt; nur der eine Ton, der neue Ton, auf den man hoffte, wollte sich noch nicht recht zeigen. Jeder Einzelne glaubte ihn wohl bei jedem neuen Liede zu haben, dem Bunde aber beim nächsten Musenabend klang er doch alt und wohlbekannt. Aber er würde kommen, der neue Ton, ganz sicher kommen! Der Literat sagte es und der mußte es doch wissen. Nur unverdrossen weiter gedichtet! Und die Bündler dichteten weiter. Sie dichteten nun schon das sechste Jahr.

Eins hatte sie immer geschmerzt: ihr Bund blühte ja, aber er blühte zu sehr im Verborgenen. Das Sonntagsblatt der „Saalheimer Zeitung" schätzte sich's zwar zur Ehre, Gedichte zu drucken, deren Verfasser Saalheimer waren, aber wer las denn das Saalheimer Sonntagsblatt? Und die Aussicht, daß dies gefällige Sonntagsblatt in die Literaturgeschichte kommen würde, war doch gering. Ja, wenn der Bund die Literaturgeschichte seines Jahrzehnts selbst hätte schreiben können! Mit der „Deutschen Dichterwiege", die gegen Abonnement und Portokosten junge Talente gratis auf die ehrenvollste Weise in die literarische Oeffentlichkeit einführt, hatten sich die Bündler entzweit. Die Redaction dieses anmaßenden Blattes besaß offenbar nicht Einsicht genug, die Einsendungen des Saalheimer Dichterbundes ihrem Werthe nach zu würdigen: sie hatte vieles mit unziemlichen Randbemerkungen dankend abgelehnt und wollte gar Verse, die der Bund an Musenabenden gemeinsam ausgefeilt hatte, auf eigne Faust nachbessern. Man kündigte der „Deutschen Dichterwiege" das Abonnement und die Freundschaft und hatte nun kein literarisches Blatt mehr, das die Gedichte des Bundes über Saalheim hinausgetragen hätte.

Alle empfanden, daß dies anders werden mußte, Alle glühten, den Ruhm ihres Bundes zu verbreiten. Man hielt berathende Sitzungen. Man dachte daran, ein eigenes Bundesorgan zu gründen, für das nur die Genossen Beiträge liefern dürften; man plante ein stattliches Weihnachtsbuch in Rothleinwand und Golddruck, worin nach dem Vorgang anderer berühmter Dichterschulen das poetische Manifest des Bundes an die Nation enthalten sein sollte; man plante noch allerlei. Aber man plante nur, Jahre lang; es kam zu keiner That, und die Bundesgedichte lagen nach wie vor ungedruckt zu Hauf im Bundesschrein des Musensaales. Da flog ein Funken ins Pulverfaß.

Einer unserer berühmtesten Romandichter erwähnte in seinen Lebenserinnerungen beiläufig die Provinz, in der Saalheim liegt, und meinte eben so beiläufig, daß sie arm an Dichtern wäre. Eine Provinz, in der Saalheim liegt, arm an Dichtern! Der Dichterbund erhob sich wie ein Mann. Er glühte vor gerechter Entrüstung. Zwar wollte er nicht entscheiden, ob Unkenntniß, ob Böswilligkeit den berühmten Romandichter zu jener geringschätzigen Aeußerung veranlaßt habe, aber hinnehmen würden sie diese Beleidigung nicht. Der Literat verfaßte für das „Saalheimer Sonntagsblatt" einen Aufsatz, in dem er sämmtliche lebende Dichter, die zu besitzen die Provinz das Glück hatte, der Reihe nach aufzählte. Hinter jeden neuen Namen kam dann, mit Frage- und Ausrufungszeichen doppelt versehen, der empörte Ausruf: „Und wir wären arm?!!" Der Literat hatte Recht: er rechnete in der Provinz zweieinhalb Dutzend Leute heraus, die Verse machten und sie drucken ließen, unter ihnen drei Romanschreiber und einen Dramatiker. Auf alle diese Dichter konnte ihre Heimath stolz sein: „und wir wären arm?!!" Aber der berühmte Berliner Romanschreiber kannte sie nicht, obgleich er — leider — selbst in der Provinz geboren war. Gut, er sollte sie kennen lernen! Die gerechte Entrüstung ließ alte Pläne zur That reifen: ein „Dichterbuch" sollte erscheinen, herausgegeben vom Saalheimer Bunde, in dem alle Dichter der Provinz vertreten wären, aller Welt zum Beweise, daß „wir nicht arm sind!"

Das Dichterbuch erschien. Sechs Wochen vor Weihnachten kam es heraus, bei einem Saalheimer Verleger in rother Leinwand mit Golddruck. Es war ein ansehnliches Buch: vierhundertsechsundzwanzig Seiten von vierunddreißig Dichtern geliefert! Die Herausgeber vom Saalheimer Dichterbunde hatten gesorgt, daß sie nicht zu kurz kamen. Dreihundert Seiten gehörten allein dem Bunde als dem geistigen Mittel- und Brennpunkte der heimathlichen Lyrik. Es war nur billig, daß die anderen Dichter der Provinz sich bescheiden mußten, mehr ihre Namen als ihre Verse in dem Buche zu haben. Sie fanden es begreiflich, daß fünf Sechstel der den Bündlern auf ihr Verlangen zugestellten Gedichte ungedruckt blieben, und sie konnten es eigentlich auch von den vielgequälten Herausgebern nicht gut verlangen, daß sie von allen den übersandten Dichtungen zum Drucke mühselig die besten heraussuchten. So glänzte unter den vierunddreißig Poetennamen der Saalheimer Dichterbund. Es war eine Freude, in dem Bande zu blättern. Wenn man ihn besaß, konnte man die

Digitized by Google

halbe antike und die ganze neuere Lyrik entbehren. Alles war drin: sapphische Oden und Hexameterepisteln, Rhapsodien in pindarisch-goethischen Dithyramben und Elegien, Sonette und Ghaselen, Epigramme und Spruchweisheit, Heine'sche Phantasien in Nordseerhythmen und ungezogene Schuljungenverschen, Nixenballaden und Liebesliedchen im Volkston, lyrische Reisebilder und grausige Selbstmordscenen. Es gab nichts in der weiten deutschen Lyrik, was nicht auch in diesem kostbaren Büchelchen unter den Schöpfungen des Dichterbundes wiedergeschaffen wäre. Nur eins fehlte: die Butzenscheibenlyrik, weil der berühmteste der heutigen Butzenscheibenlyriker, seiner bergigen Waldheimath schnöde vergessend, unhöflich seine Beiträge versagt hatte. Der Bund aber war zur praktischen Ausübung dieser vielberühmten neuesten Lyrik noch nicht gekommen, da er an der Vervielfältigung aller und ältester Muster ausreichend zu thun hatte.

Saalheim und die Provinz war entzückt. Die Saalheimer Zeitungen waren des Lobes voll von den Dichtungen des Bundes; die „Balladen gehörten in die Volksschullesebücher und die Liebeslieder gehörten zu den entzückendsten, die seit Goethe und Heine gedichtet wären." Binnen sechs Wochen erschienen in deutschen Zeitungen und Zeitschriften achtunddreißig Recensionen, die alle das Dichterbuch lobten, ogleich ihrer keine den bleibenden Werth dieses einzigartigen Werkes so tief erkannte wie die Saalheimer Zeitungen. Der berühmte Romandichter bekam als „Geschenk der Armen" ein Exemplar mit Widmungsversen von Literaten, doch scheint er der Gabe gänzlich unwerth zu sein. Ob er es gelesen hat, weiß man nicht, geantwortet hat er nicht darauf, in seinen Monatsblättern wurde es hinten bei einer kritischen Massenbesprechung mit drei kühl empfehlenden Zeilen abgethan.

Der Dichterbund jubelt und harrt voll Hoffnung: wenn die Saalheimer Damen sich das Büchlein wenigstens so viel schenken und schenken lassen, daß der Verleger nur die Hälfte der Auflage auf Lager behält, wird dem ersten ein zweites Dichterbuch folgen, dem sich — o kühne Hoffnung! — vielleicht ein drittes, viertes anreihen wird. Das wäre denn das einzige Dichterbuch, das fortlaufend erscheint, und der Bund hätte dann, wonach er geseufzt, ein Organ, das seinen Ruhm ins Land und in die Literaturgeschichte trägt, wie's die Musenalmanache mit dem Göttinger Hainbund gemacht haben. Und dann, — wer könnte daran zweifeln? — muß auch der lange gesuchte neue Ton endlich erklingen, die „Saalheimer Dichterbundtonweis", von der eine neue Epoche der deutschen Lyrik beginnen wird. Das gebe dem Bunde in Huld Apoll und seine neun Musen!

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

Es war in der Hochfluth der Gesellschaftssaison; die Soireen, die Bälle, die Diners jagten einander. Die jeunesse dorée in der Residenz fand kaum Muße, dazwischen die Theater, die Concerte, den Club zu besuchen; die langen Winternächte reichten nicht hin, um die Ansprüche von allen Seiten zu befriedigen, und die Sklaven der Gesellschaft knirschten gegen ihr unerträgliches Joch an, in das sie sich doch immer wieder fügen mußten. Ueberall begegnete man den gleichen Gesichtern, den gleichen Toiletten und den gleichen Gesprächen; der Reiz der Neuheit war für diese Saison schon längst wieder vorüber, die zum ersten Male aufgetauchten Erscheinungen waren genug bewundert und kritisirt worden, extravagante Ballroben waren wieder in Vergessenheit gerathen und der kleine, pikante Klatsch aus den Kreisen der vornehmen Welt war erschöpft. Die Ereignisse wollten mit den Routs nicht mehr gleichen Schritt halten. Die Hauptstadt stand im Wendekreis der Langenweile.

Vor das Portal eines vornehmen Hauses in einer der größten und elegantesten Straßen Berlins traten in einer Februarnacht zwei Männer. Der Lakai hatte ihnen droben in die Gehpelze geholfen, deren Kragen sie fröstelnd in die Höhe schlugen, auf die spiegelblanken Cylinder fiel das Licht einer schneehäuptigen Gaslaterne, und die Beiden setzten die schmalen, aristokratischen Füße in den feinen Lackschuhen eben wie prüfend auf die Steinstufen des Portals, als wenn sie zauderten, ob sie zu Fuße ihren Weg verfolgen oder das ihrer in der langen Wagenreihe der Straße harrende Coupé besteigen sollten. Dann sah der Eine von ihnen, ein ungewöhnlich schlanker, vornehm blickender Herr mit blassem, verlebtem Gesicht, in dem nur ein dunkler, von ein paar Silberfäden durchzogener Schnurrbart und zwei schwarze, glanzlose, verschleierte Augen hervortraten, den Andern an, der gerade ein Gähnen hinter der elegant behandschuhten Hand verbarg und fragte, kaum die Lippen bewegend: „Gehen wir?"

„Wie Sie wollen, Baron —"

Der erste Sprecher rief dem mit einer Kerze in der Hand hinter ihnen stehenden Portier mit ein paar kurzen Worten die Weisung zu, den bestellten Wagen nach Hause zu schicken, ließ ein Geldstück in die diensteifrig vorgestreckte Hand gleiten, rückte flüchtig an seinem Cylinder und ging. Der Andere folgte ihm. Er war kleiner und breitschultriger als sein Begleiter, aber gleichfalls von vornehmsten Manieren und von einem müden, gleichgültigen, blasirten Wesen, das sich durch Haltung und Sprechweise in nämlicher Art kundgab. Auch er mochte, wie der Andere, gegen vierzig Jahre zählen, die sich in einzelnen Falten an der Schläfengegend und in dem stark gelichteten, aschblonden Haar mehr als in den elastischen Gliederbewegungen verriethen, und auch ihm sah man, wie seinem Genossen, unschwer an, daß er ein Leben hinter sich habe, das er nach eigenem Wohlgefallen sich eingerichtet und genossen. Die Beiden, wie sie so schweigend, langsam durch die vereinsamten Straßen, gegen den schneidenden Nachtwind, der um die Straßenecken pfiff, auf den mit leichtem Glatteis bedeckten Trottoiren hinwanderten, über die das flackernde Gaslicht phantastische Streifen malte, erregten mit ihren jetzt nur vom Champagner noch leis gerötheten, fahlen Gesichtern, in ihren tadellosen Gesellschaftstoiletten und in ihrem abgespanntem Wesen den Eindruck von zwei Menschen, die ihr Dasein bis auf die Hefe ausgekostet haben und sich nun mit vornehmem Anstand darein finden, das Leben noch weiter zu ertragen und alle gebotenen Formen desselben aufs Strengste innezuhalten.

Sie waren bis an eine Straßenkreuzung gelangt, ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Nun hielt der Größere von ihnen den Schritt zurück und fragte, die Stirn zur Hälfte drehend: „Wohin?"

Sein Begleiter zuckte die Achseln. „Mir gleich." Dann zog er die Uhr, prüfte das Zifferblatt und erwiderte, während ihm der Anreiz zu erneutem Gähnen die Mundwinkel niederzog: „Halb zwei. Eine angebrochene Nacht. Gehen wir in den Club?"

„Jetzt? Es verlohnt sich kaum." —

„Ins Colosseum?"

„Puh!"

„Zur blonden Bianca?"

„Die erwartet uns nicht mehr." —

„Dann bleibt uns der „Husumer Keller"."

„Haben Sie noch Durst, Gröben?"

„Wie man's nehmen will." —

„Dann gehen wir zu mir hinauf. Kommen Sie!"

„Jetzt nach Hause, Baron? Schlafen?"

„Nein, aber wir können oben noch eine Flasche bei mir trinken. Mein Diener ist auf, das Kaminfeuer brennt. Wir rauchen eine Cigarre zusammen, reden ein Wort, wärmen uns die Füße und sind im Grunde ungenirter als im „Husumer". Es war heiß im Ballsaal; ich möchte reine Luft und Ruhe vor guten Freunden."

Er schlug die nächste, zur Rechten abbiegende, stille Straße ein. Der Andere blieb ihm zur Seite. „Eine originelle Idee", sagte er kurz auflachend, „aber, wenn man's recht bedenkt: zur Abwechselung nicht übel. Weshalb man immer in diese rauchgeschwängerten, dunstigen, dumpfluftigen Locale niedersteigt, wenn man Durst hat, ist schwer erklärbar. Aber es ist die Atmosphäre, in der wir alt geworden sind,

Digitized by Google

und wir athmen sie leicht. Auch die Luft in den Clubs, in der Loge, im Casino, in den Gesellschaftssälen ist nicht rein, aber sie ist für uns Lebensluft. Jede andere fällt uns, wie etwas Ungewohntes, auf die Brust; unsere Lungen sind besonders geartet." —

„Sie philosophiren, Gröben", fiel der Andere, schneller ausschreitend, ein. Es war etwas in seinem Ton, als ob er sich etwas Unbehagliches, das ihn aus den Worten des Anderen anwehte, abstreifen wolle.

Gröben schwieg und ein paar Minuten lang verursachten die knarrenden Lackstiefel auf den Trottoiren das einzige Geräusch, das in der nachtstillen, winddurchjagten Straße hörbar ward. Dann hatten sie das Haus erreicht, in dem der Freiherr Udo von Gresser die Belletage innehatte, und ein Druck auf die Privat-Nachtglocke draußen rief den Diener herab, der das Hausthor von innen öffnete und, mit dem Licht in der Hand, die beiden Eintretenden nach einer tiefen Verbeugung an sich vorüber die Treppe hinaufsteigen ließ. Oben stieß der Freiherr die Eingangsthür auf und führte seinen Begleiter in den hell erleuchteten, behaglich durchwärmten Salon, in dem das im Marmorkamin flackernde Feuer wunderliche Lichtstreifen über die dunklen Ledertapeten und die luxuriöse Ausstattung des Junggesellenheims warf. Die schwellenden Polstermöbel hatten darunter ein glühendes Colorit angenommen, und die Gestalten in den Oelbildern mit ihren breiten Goldrahmen schienen herauszutreten, wenn der Feuerschein über sie hinleckte. Das aufgeschichtete Holz knarrte, brach unter der aufzüngelnden Flamme mitten durch und sprühte einen Funkenregen auf. Der weiche Teppich, in dem die Schritte der Ankömmlinge lautlos verhallten, war wie von einem rothen Gluthmeer überronnen.

Der Diener hatte den beiden Herren die Pelze abgenommen und kam der Weisung seines Herrn, eine Flasche Sillery carte blanche heraufzuholen, jetzt mit der gleichen geräuschlosen Geschäftigkeit nach, die ihn seine langjährige Stellung und die stete Inanspruchnahme seiner nächtlichen Dienstleistungen gelehrt hatten. Die Cigarren waren angezündet, die beiden Genossen dehnten sich auf den weichen Fauteuils vor dem Kamin, streckten ihre Lackstiefel gegen die lohende Gluth vor und ließen den feinen bläulichen Duft in leichten Ringen emporsteigen. Eine Weile war es wieder ganz still, so daß nur das prasselnde Feuer durch das geheimnißvolle Schweigen des eleganten Boudoirs zu reden schien. Dann hatte der Diener ein schwarzes Marmortischchen zwischen die beiden Sitze geschoben, die Champagnerflasche entkorkt und die Kelchgläser gefüllt, um sich lautlos wieder zurückzuziehen.

Die Beiden stießen an und tranken. Sie schlürften den Schaumwein mit der Zunge altbewährter Kenner, und die Marke war gut. Dennoch schien ihnen der Trunk nicht sonderlich zu munden, und sie äußerten nichts darüber. Auch die theuren Havannahs dampften sie so hin, als bereiteten sie ihnen heute zum ersten Male keinen Genuß. Mitten in dieser behaglichen Umgebung war ein Etwas von unbehaglicher Stimmung über sie gekommen, — sie wußten nicht woher, weshalb; sie hätten ihm überhaupt keinen Namen geben können.

Der Freiherr vergaß, die geleerten Spitzgläser zu füllen, und rauchte schweigsam, mechanisch vor sich hin. Dabei starrte er, gerade wie der Andere auch, in die Gluth, die nun langsam absank, und es war, als ob die Beiden wunderliche, phantastische Gestalten und Gebilde darin erblickten, die vor ihnen aus der knisternden Asche des Kamins aufstiegen, sich reckten und dehnten und wieder zu stummen, wesenlosen Schemen zerrannen, als wären sie nie gewesen. Aber doch waren sie einmal da und redeten in ihrer eigenen Sprache und erzählten lange, verwundersame, verschollene Geschichten. —

Draußen ward ein Nachtwächterpfiff hörbar, windverhallte Schläge einer Thurmuhr drangen durch die Nachtstille, und im Gemache ging der ruhelose Pendel im Goldgehäuse auf dem Kaminsims hin und her, — hin und her. Des Freiherrn umflortes, müdes Auge fiel secundenlang darauf, wie in der Stutzuhr der Sensenmann zur Rechten des Zifferblattes plötzlich seinen Arm aufhob und zweimal damit auf das Glockenspiel anschlug, daß die Klänge schrill durch den behaglichen Raum schollen, in dem nur das Gaslicht im bronzenen Kronleuchter einen leisen, singenden Ton von sich gab. Zwei Uhr. — Es war nichts Auffallendes dabei und es lag nichts daran. Aber der Freiherr ließ den Kopf tiefer auf die Brust herabsinken, nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte, ohne daß er selber wußte, er sage es laut vor sich hin und denke es nicht nur: „Wenn man auf sein Leben zurückblickt und das Facit daraus zieht —". Herr von der Gröben wandte die Stirn kurz zur Seite und unterbrach ihn rasch: „Sylvester ist längst vorüber, Baron."

Aber der Andere beendete, unbekümmert um den Einwurf, seinen Satz ebenso tonlos, wie er ihn begonnen: „— so ist das ganze Resultat im Grunde: Asche — Asche — Asche." —

Er griff nach der kunstvoll gearbeiteten Feuerzange, die im Ständer neben dem Kaminmantel lehnte, und stocherte mit nervösen, hastigen Fingern in der langsam verkohlenden Holzschicht umher, aus deren zerfallender Asche hin und wieder eine züngelnde Lohe aufschlug. „Wir sagen uns, daß wir gelebt haben", fing er nach einer kleinen Weile, in die Asche starrend, die Feuerzange in der Hand wiegend, wieder an, „und was bleibt am Ende? Wir haben geraucht und getrunken, getanzt und gespielt, geliebt und jeden Sport getrieben; es gibt keinen Genuß des high life, den wir nicht ausgekostet hätten bis zum Grunde, bis zum Ueberdruß, bis zum Ekel. — Wir haben die schönsten Pferde geritten und uns von den schönsten Weibern lieben lassen, wir haben uns nie einen Wunsch zu versagen brauchen und uns Alles erkauft, wonach unsere Begierde lüstern war, Alles: die Delicatessen der Saison, die feinsten Weine, die luxuriösesten Feste und die wildesten Orgien; auch die Befriedigung unserer Wollust. — Man hat uns beneidet, umschmeichelt und ausgeraubt; wir haben gute Freunde und reizende Maitressen gehabt. — Was haben wir heut? Wir sind müde und mögen die Hand nach dem Allen nicht mehr ausstrecken, es reizt uns nicht mehr. Daß wir's so mühelos erringen können, daß wir's erkaufen dürfen, daß man uns aber nichts freiwillig entgegenbringt, nichts auf Erden, nichts — nicht einmal Frauenliebe — das macht uns Widerwillen. Wir haben ein Leben hinter uns und wir fragen uns umsonst: was bleibt? War es werth, zu leben? Hat es sich verlohnt? Wärmt uns die Erinnerung daran für den Frost des Lebensrestes, der unser harrt? Ich glaube nicht." —

Es klang seltsam müde, wie er das Alles vor sich hinmurmelte. Der Andere hatte spöttisch dazwischen lachen wollen, aber es war ihm nicht gelungen; er wußte selber nicht, weshalb es ihm in der Kehle stecken blieb. Seine Cigarre war ihm ausgegangen, und er zündete sie nicht wieder an. „Was wir bleiben?" fragte er ernster, als es je in seiner Art gelegen hatte, „zwei alternde Roués, die da am Ausgang ihrer Jugend erkennen, daß Alles eitel ist, und daß nach einem durchstürmten und durchkosteten Leben im Strudel der Gesellschaft, der Vergnügungen, der Genüsse der Rest schal wird und ekelhaft. Das ist eine alte Geschichte. Es war ein verfehltes, ein verlorenes Leben; wenn Sie es so nennen wollen, warum nicht? Aber wer hätte es ändern können?" Auch er blickte jetzt in die Kaminasche, wie der Freiherr, der, leise vor sich hinnickend, ohne den Andern anzusehen, sagte: „Schal und trübe. — Ob es nicht zu ändern gewesen wäre? Vielleicht nicht. — Wenn ich nur wüßte, woran es lag, weshalb es so kommen mußte? Lag es an uns, — am Schicksal?"

„Sie nannten den Grund schon, woran es lag: daran, daß Alles für uns käuflich war, Alles, — auch Frauengunst: daß man uns nichts freiwillig, nichts um unserer selbst willen entgegentrug, — das war's." —

Er sah jetzt verwundert auf; denn der Freiherr hatte, während er noch sprach, plötzlich den Sessel zurückgestoßen und war aufgesprungen, um ans Fenster zu treten, durch das er in den Nachthimmel hinausblickte. Schwarze Wolkenflucht jagte über das Firmament hin und verdeckte hin und wieder das blitzende Sternendiadem, das sich über den schneebehäuften Dächern der Straße ausspannte. Udo schaute secundenlang zu ihm auf, und ein leiser Seufzer stahl sich über seine Lippen. Dann ließ er das Rouleau nieder, das sich mit klirrendem Geräusch vor dem Fenster herabsenkte. „Mein Diener hatte

Digitized by Google

es vergessen", murmelte er zurücktretend, „diese gespensterhafte Helle war unerträglich." —

Und wieder saß er neben seinem Genossen, der seine Cigarre neu angezündet hatte und nun discret vor sich hin dampfte, vor dem Kamin und starrte in die schweigsame, glühende Asche, und war ebenso schweigsam wie sie. Nur seine Gedanken gingen jetzt so ruhelos hin und her, wie der Pendel im Goldgehäuse der Stutzuhr, — hin und her. — Und plötzlich sagte er leise: „Sie haben recht, Gröben, das war's! Nur einmal, — einmal ward es mir doch geboten — und damals — wollen Sie es hören, Gröben?" Der Angeredete sah kurz auf. Es wurde ihm offenbar schwer, seine Lider nicht herabfallen zu lassen und er entgegnete schlaftrunken: „Ihre Geschichte? Von damals? Ja, ich kenne sie noch nicht und höre sie gern — Es war doch, als Sie das Duell wegen der Brunella gehabt hatten? Die einzige, mir mysteriöse Episode Ihres Daseins — Nur müssen Sie mir noch ein Glas füllen, wenn ich wach bleiben soll, und ich möchte es gern bleiben."

Er streckte gleichzeitig, ohne des Freiherrn Aufforderung abzuwarten, die Hand nach der Flasche aus und schänkte sich sein Kelchglas voll, um es in einem Zuge zu leeren. Dann lehnte er sich geschlossenen Auges, aber fortrauchend, zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die vier Temperamente" von Lothar Clement. — „Lydia" von Otto Franz Gensichen. Gastspiel von Ernesto Rossi.

Die erfolgreiche Muse von Dahn und Ebers hat uns mit dem Professorenroman bekannt gemacht; die verunglückte Novität des Kgl. Schauspielhauses: Die vier Temperamente von Lothar Clement, hinter welchem sich ein junger Docent der Philosophie verbirgt, zeigt uns das Professorenlustspiel. Es hat das bezeichnende Motto: Docere et oblectare, ist natürlich fünfactig, von literarischem Werth, akademisch empfunden und aufgebaut, so stilvoll wie möglich. Die einheitliche, folgerichtige Entwicklung der Charaktere ist die Hauptsache, so wie es sich für einen Professor der Psychologie schickt, und nur aus den Charakteren entwickelt sich die Handlung, ganz wie es Lessing vorschreibt. Der Dialog ist von Kathedergedanken angekränkelt, doch sonst anmuthig, geistvoll und lebendig. Mehr der Gelehrte als der Dichter aber sorgte für Grundidee und Handlung. Die vier Temperamente sind in vier Charaktermasken ausgeprägt, zwei Männlein und zwei Weiblein. Wird sich hier Gleich und Gleich gern gesellen oder stoßen sich die verwandten Temperamente ab, während die entgegengesetzten in der Vereinigung ihre richtige Ergänzung finden? Lothar Clement entscheidet sich für letzteren Weg. Seine Psychologie will es so, wenn auch die dramatische Handlung dabei ins Unwahrscheinliche verfällt.

Der cholerische Lieutenant Leo ist verlobt mit der sanguinischen Ottilie. Das gibt keinen guten Klang. Man braust auf, man erzürnt sich, wettert und flucht; wer wollte sein Lebtag unter Blitzen zubringen, die gar oft einschlagen? Da entdeckt die Sanguinikerin, daß sie eigentlich viel besser zu dem melancholischen Bruder ihres Bräutigams passe, der immer seufzend die Augen verdreht und zum Einschläfern langweilig ist, und gleichzeitig findet der cholerische Reiteroffizier seine Wahlverwandte in der phlegmatischen Cousine seiner Braut, der entweder essenden oder schlafenden Bertha. Et le tour est joué. Der Fehler ist nur, daß dieser von langer Hand vorbereitete Wechsel der Liebespaare nicht in theatralische Handlung umgesetzt ist; daß nur in Worten gestritten, in Worten ein System bereitet wird, und daß die einzige Scene, die einen wahrhaft komischen Einfall bühnenwirksam gestaltet, sehr wenig mit der Grundidee zu thun hat. Der mit Axiomen vollgepfropfte Rittergutsbesitzer v. Holleben hat nämlich die vier Liebenden nicht wenig erzürnt, indem er ihre Temperamente richtig bestimmt hat. Die Sanguinische will durchaus nicht sanguinisch sein, die Phlegmatische empfindet das ihr angedichtete Phlegma als eine Schmach, und auch der Cholerische und der Melancholiker sind mit ihren Rollen unzufrieden. Sie vereinigen sich zu einer Verschwörung, um den Theoretiker eines Besseren zu belehren. Die Sanguinische nimmt das langweilige Wesen ihrer Cousine an, die Phlegmatische braust auf in fliegender Hitze und hüpft und tänzelt plötzlich wie von der Tarantel gestochen herum, der Choleriker läßt den Kopf hängen, und der Melancholiker macht vergebens klägliche Anstrengungen, um lustig und ausgelassen zu sein. Doch Holleben durchschaut gar bald die Komödie. Er ruft die Geister des Weines zu Hülfe und weiß mit einer gut erfundenen Intrigue so geschickt zu operiren, daß einer nach dem andern aus der Rolle fällt und die wahren Temperamente wieder in die Erscheinung treten. Der Lieutenant ist aufs Neue ganz Feuer und Flamme, sein Bruder versinkt abermals in seinem Spleen, Ottilie ist wieder der alte Unband, Bertha schläft auf ihrem geliebten Divan selig ein, und der schlaue Theoretiker der vier Temperamente lacht sich ins Fäustchen.

Das ist eine sehr hübsche Scene, gut erdacht und gemacht, die von einem entschiedenen Talente spricht und die auch von der Bühne herab ihre frohe Wirkung nicht verfehlte. Was aber nachfolgt, ist weniger erfreulich. Hier muß ausdrücklich bemerkt werden, daß in der Buchausgabe des bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Stückes noch ganze drei Aufzüge stehen, daß wir aber im Schauspielhause nur noch einen Act zu sehen bekamen, in welchen der Verfasser seine drei Aufzüge zusammengezogen hatte. Ohne Zweifel gehorchte er da der Noth und nicht dem eignen Triebe, denn das Lesecomité pflegt seine Wünsche als Befehle zu formuliren. So war der Dichter, um nur aufgeführt zu werden, gezwungen, seine schönste psychologische Charakterentwickelung, die ihm gewiß am Herzen lag, grausam zu zerstören, den Proceß, wie der Choleriker in der Phlegmatischen und der Melancholiker in der Sanguinischen seine eheliche Ergänzung findet, ins Unverständliche abzukürzen und seine ganze Komödie über's Knie abzubrechen. Darum zischten und scharrten auch die anfangs trefflich disponirten Zuschauer, als jählings der Umschlag der Empfindungen eintritt und in der Quadrille der Liebe die Herren unvermuthet ihre Damen wechseln. Der Dichter mag sich da bei der Regie des Schauspielhauses bedanken. Die Frage ist nur, ob das Publicum die logischen, aber nicht eben kurzweiligen drei Acte des Buchlustspiels besser aufgenommen hätte. Ich glaube nicht. Die Berliner verzichten nur ungern auf eine spannende Handlung zu Gunsten einer geistreichen, gewandten Conversation und höchstens dann, wenn diese mit vollendeter Kunst alle Feinheiten und Pointen graziös wiedergibt. Daß unsere Hofschauspieler dies nicht im Stande sind, wird selbst ein Verehrer der Damen Barkany und Abich und der Herren Müller und Oberländer schwerlich behaupten. „Die vier Temperamente" wurden im Schauspielhaus denn auch ohne jedes Temperament gespielt.

Besser erging es der einactigen Plauderei von Otto Franz Gensichen: Lydia. Die bekannte Ode des Horaz: Donec eram gratus tibi ist schon vor 35 Jahren von François Ponsard zu einem für die Rachel geschriebenen Proverbe verarbeitet worden, das erst vor Kurzem noch Alfred Friedmann ins Deutsche übertragen hat. Ponsard bringt in den Streit zwischen Horaz und Calais und Lydia und Chloe dramatische Leidenschaft hinein; Gensichen, der die Nebenbuhlerin Lydia's nicht auftreten läßt, behandelt den Conflict mehr im Stile einer leichten gefälligen Plauderei. Jedenfalls kennt er den Einacter seines französischen Vorgängers, dessen schöne Verse z. B.

La soie et les bijoux ne plaisent qu'un instant;
Demain sera fané ce peplum éclatant;
Mais les vers du poëte échappent aux outrages.
Hélène aux beaux cheveux vivra dans tous les ages;
Tant qu'on connaitra l'empire de Vénus
Lesbie et Lycoris auront des noms connus,
Et, partageant l'honneur de sa muse applaudie,
Toujours avec Horace on nommera Lydie . . .

Digitized by Google

auch in dem deutschen Einacter nachklingen. Bei beiden Dichtern ist der Höhepunkt die Declamation des herrlichen Wechselgesangs und die Klippe das antike Costüm. Ponsard's Sprache ist da und dort höchst modern, und störend wirkt z. B. der „christliche" Fluch: diantre! oder der moderne Ausdruck quatrain für Strophe, aber Gensichen's Figuren sind noch viel mehr moderne Menschen in antiker Verkleidung. Horaz spricht von seinem Verleger, wie Otto Franz Gensichen etwa von Herrn Eugen Grosser, dem seinigen, reden würde, und die im Lied unsterbliche gewordene römische Courtisane schwärmt für den Circus, wie eine Berliner Geheimrathstochter für Renz und Salomonsky. Warum müssen es auch durchaus historische, literarisch berühmte Namen sein, warum just Lydia und sogar Horaz? August Meyer und Lieschen Müller wären doch auch recht hübsche Namen, und sie hätten den Vortheil, viel besser zu Gensichen's Figuren zu passen.

Der Vollständigkeit wegen tragen wir in unserer Theaterchronik noch das soeben zu Ende gegangene kurze Gastspiel Ernesto Rossi's im Residenz-Theater nach. Reich an Lorbeern kehrt der berühmte Tragöde wieder in seine sonnigere Heimath zurück, aber der künstlerische Erfolg ist kleiner, als bei früheren Gastspielen. Dies liegt vor Allem daran, daß Rossi nur in seinen hier längst bekannten Paraderollen Othello und Kean aufgetreten und daß er diesmal nicht mit einer eigenen Truppe nach Berlin gekommen ist, sondern mit dem deutschen Ensemble des Residenz-Theaters spielte. Solche polyglotten Vorstellungen haben immer etwas Rohes und Unkünstlerisches. Rossi fühlte dies am meisten selber, denn er setzte nicht mehr die ganze, volle Kraft ein, sondern versparte sie auf die Hauptmomente und ließ das Uebrige fallen. Und nicht nur, daß er oft blos „markirte", sein Humor entzündete sich auch an der unbeabsichtigten Komik der zweisprachigen Vorstellung, wo der Eine „buona notte" wünscht und der Andere „Gute Nacht" antwortet. Er ließ sich so weit gehen, daß er in seine italienische Rede allerlei deutsche Worte mischte, die gerade so barock klangen, wie sein Livorneser Französisch, das er uns im Vortrag einer Ballade Chéniers: Le templier zu zeigen für gut fand. Unser Publicum verzieh ihm sein ernst gemeintes Französisch und lachte zu seinem spaßigen Deutsch und scheint doch auch wieder die Stimmung gefunden zu haben, sich gleich darauf von den tragischen Accenten Othello's, Hamlet's und Kean's gründlich erschüttern zu lassen. Wo Rossi seine ganze Kraft einsetzte, zeigte er sich wieder auf der vollen Höhe seiner realistischen Menschendarstellung, als ein Virtuose des natürlichen Worts und der leidenschaftlichen Empfindung, als der vielbewunderte Meister, dem die deutsche Schauspielkunst die fruchtbarsten Anregungen verdankt. Z.

Opern und Concerte.

„Der Feldprediger" von Millöcker, Text von H. Wittmann und A. Wohlmuth, aufgeführt im Walhalla-Theater, „Sylvana" von Weber, mit neuem Texte von E. Pasqué, musikalisch neu geordnet von Langer, aufgeführt in Hamburg.

Herr Millöcker, der glückliche Componist des „Bettelstudenten" und des „Gasparone" ist bei seinem neuesten Werke noch viel glücklicher gewesen in der Wahl des Textes — allerdings weniger in der Erfindung der Musik. Das Textbuch ist sowohl im Grundgedanken, als auch in der technischen Ausführung entschieden das Beste, welches bisher für eine deutsche Operette verfaßt wurde. Es gleicht insofern den besten Erzeugnissen der französischen komischen Opern aus der Glanzperiode Boieldieu's und Auber's, als die Handlung in gleichem Maße Gefühlsmomente und höchst komische Scenen enthält, und die lebhaftesten und lustigsten Gespräche niemals den guten Anstand verleugnen; nicht ein zweideutiges Wort ist im „Feldprediger" zu vernehmen, und man kann dieses Textbuch nach dem Erfolge, den es überall errungen, als den entscheidenden Wendepunkt nach einer besseren Richtung in der Operette bezeichnen. Die Handlung spielt in einem deutschen Grenzstädtchen in den Jahren 1812/13, also in der Ausgangszeit des französisch-russischen Krieges. Der Amtmann Heidekrug ist einer jener Mantelträger, wie sie in der damaligen Zeit nicht bloß bei den Amtmännern, auch in weit höheren Kreisen zu finden waren. Um seine Loyalität nach jeder Seite hin zu beweisen, hat er vor seinem Hause ein Bild des Kaisers Napoleon angebracht, das sich aber wenden läßt — die Kehrseite zeigt das Porträt des Zaren Alexander. So denkt er sich vor französischer und russischer Einquartierung bewahrt; um jedoch seine hübsche Tochter jedenfalls vor den Nachstellungen der Militärs zu sichern, läßt er sie als alte, bucklige, häßliche Matrone verkleiden. Seine vielseitige Loyalität schützt ihn aber nicht, preußische, französische und russische Einquartierung kommt hintereinander. Die letztgenannte kündigt ein junger Feldprediger an; dieser ist kein anderer, als ein von den Franzosen eifrig gesuchter preußischer Officier, Hellwig, der verkleidet von Königsberg ausgezogen ist, um das Volk zur Erhebung gegen die fremden Unterdrücker vorzubereiten. Zum Glück fehlt noch das Signalement, und Hellwig, der zugegen ist, wie der französische Offizier dem Amtmann aufträgt, nach dem Aufwiegler zu forschen, erklärt diesen so genau zu kennen, daß er seine Beschreibung geben könne. Und nun dictirt er dem Amtmann dessen eigenes Conterfei in die Feder als das Hellwig's! Bald entdeckt er die Verkleidung der beiden Fräulein: beim Abendbrod, als der Amtmann und die alte Haushälterin über dem Segen einschlafen, stellt auch er sich vom Schlummer übermannt; die Mädchen werfen die Verkleidung ab und scherzen; nun tritt er vor sie, gibt sich zu erkennen, bittet sie um ihren Beistand; dann läßt er einen Freund, Kühnwald, durch das Fenster ein, dieser, ein Bundesgenosse, hat der einen Schwester Liebe gewonnen, aber von dem Vater eine abweisende Antwort erhalten, weil dieser den Patrioten in ihm wittert. Er war, durch ein unbedachsames Wort den Franzosen verdächtig, in das Gefängniß geworfen worden. Hellwig hat ihn befreit und sich in die andere Schwester verliebt, als er sie, von der häßlichen Kleidung befreit, so liebenswürdig scherzen sah. Die Verfolgung Hellwig's gibt zu komischen Zwischenfällen Anlaß. Der Gemeindediener, zugleich Nachtwächter, Austrommler, Barbier 2c. 2c., Pfiffkow, kommt in ein Wirthshaus, wo wandernde Schauspieler Schiller's „Räuber" einstudiren; jeder Satz erscheint ihm als ein Losungswort des Tugendbundes, und zuletzt packt er den Carl Moor, einen armen sächsischen Komödianten Namens Bliemchen, und führt ihn im vollen spanischen Theatercostüm als den Hochverräther Hellwig vor. Dann kommen die Franzosen mit der vom Amtmann Heidekrug, wie oben erwähnt, geschriebenen Personalbezeichnung und nehmen den Amtmann gefangen, der noch zum Unglück bei der Ankunft der Russen das Drehbild über dem Thore gewendet hat, das nun den russischen Herrscher zeigt! Im Augenblick, als er abgeführt werden soll, erschallen vor dem Thor die Hörner der Preußen, Hellwig und die in den Häusern versteckten Vaterlandsfreunde stürmen mit den Waffen heraus, die Befreier rücken ein, und werden vom Volke mit Jubel begrüßt. Hellwig aber läßt nun den Amtmann von seinem Freunde gefangen nehmen, um ihn vor dem Preußischen Kriegsgerichte zu retten, vor dem er, um seiner Zweizüngigkeit willen, schlecht bestehen würde. Daß dieser, der Vater des von Hellwig geliebten Mädchens, nicht lange auf Befreiung zu warten braucht, ist selbstverständlich. Als der Friede wiedergekehrt ist, kommen er und auch Kühnwald, der Bräutigam Rosettens, nach dem Städtchen zurück, und es wird allgemein Verlobung gefeiert.

Dies der kurzgefaßte Inhalt der Handlung. Daß Manches anders angeordnet sein konnte, wollen wir nicht verschweigen; besonders ist hervorzuheben, daß die Erscheinung der Befreier der Preußischen Krieger in den letzten Act zu legen war, weil sie den Höhepunkt der Handlung bezeichnet. Dadurch, daß diese Scene den Schluß des zweiten Actes bildet, ist eine dramatische Steigerung im dritten unmöglich; er bewegt sich auch nur in lyrischen losen Darlegungen: Sehnsuchtslieder der beiden Bräute, ein Liebestraum des Gemeindedieners Pfiffkow, Verlobungsmärsche und Aufzüge für Hellwig und seine Braut, endlich Wiederkehr Kühnwald's und des Amtmanns. Diese kleinen Fehler verschwinden vollständig gegenüber dem wohlthuenden Eindruck, den das Ganze hinterläßt. Die glückliche Mischung von Ernstem mit Heiterstem und ganz Komischem kann als ein Muster für künftige Textdichtungen bezeichnet

Digitized by Google

werden; das Publikum war ersichtlich froh, einmal von Herzen applaudiren zu können, ohne Furcht, daß hinterdrein Bedenken auftauchten.

Die Musik des Herrn Millöcker bekundet überall den sehr bühnengewandten, Effecte genau berechnenden Theatercomponisten. Aber die Erfindung ist bedeutend schwächer als im „Bettelstudenten" oder in „Gasparone". Die Melodien bewegen sich fast alle in sehr breitgefahrenem Geleise, und nur einigen mehrstimmigen Gesängen kann man musikalischen Werth zuerkennen. Der Erfolg der Operette ist also zum weitaus größeren Theile dem Buche zuzuschreiben und auch der trefflichen Aufführung und Ausstattung. Die Fräulein Stubel und Meinhardt, die Herren Philipp (Hellwig), Link (Amtmann), Steinberger (Gemeindediener), sowie alle Träger der kleineren Rollen leisteten Ausgezeichnetes und erhielten das Publicum in bester Stimmung. Die Chöre sangen mit Präcision und Feuer unter der Leitung des Komponisten. Die Costüme sind ganz historisch treu von Herrn Schäffer entworfen und ausgeführt, und die Decorationen verdienen bestes Lob. Der Erfolg war ein glänzender. Alle patriotischen Gesänge wurden mit Jubel begrüßt; auch die komischen fanden lebhaftesten Beifall und erregten oftmalige Wiederholungsrufe. Man kann also eine lange Reihe von Vorstellungen vorhersagen.

Wir haben noch einer Hamburger Opernvorstellung zu gedenken, der wir beiwohnten, die ein ungewöhnliches Interesse bot und die Aufmerksamkeit der Musikwelt in hohem Grade verdient. Webers Jugendoper „Sylvana" ist von Herrn E. Pasqué in Darmstadt mit neuem Texte versehen und von Herrn Capellmeister Langer in Mannheim musikalisch bearbeitet und mit Benutzung Weber'scher Melodien bereichert worden. Bis in die fünfziger Jahre hatten verschiedene Bühnen versucht, das Werk dauernd einzuverleiben, aber vergeblich. Immer wurden das Finale des zweiten Actes als ein höchst bedeutsames, der „Euryanthe" und „Freischütz" würdiges, und manche Melodie als sehr schön, dagegen der Text als ein unannehmbarer bezeichnet. Es ist einer der mißgestaltetsten Wechselbälge aus der Ritter-Romanzeit. Herr Pasqué ging an das Schwere, die Handlung umzumodeln. Daß die Sage, das Romantisch-Märchenhafte vorwalten mußte, stand von vornherein außer allem Zweifel. Nur war es nothwendig, eine Sage zu finden, an welcher die Hörer und Schauer Antheil nähmen; und Herr Pasqué verfiel auf den glücklichen Gedanken, die Handlung an den Rhein zu versetzen, die alte Mär von den feindlichen Brüdern Sternberg und Liebenstein als Grundlage zu nehmen und zu Anfang und Ende der Oper die Sage selbst mit einer kurzen Ansprache erscheinen zu lassen.

Das Publicum ward durch den Anblick der Ruinen der beiden Burgen und durch die Ansprache in bester Weise vorbereitet, daß ihm eine Zauberoper vorgeführt werden wird. Silvana ist ein Waldmädchen, Ziehtochter eines armen Köhlers, eigentlich aber die Tochter des Grafen Liebenstein, den sein Bruder Sternberg einst erschlagen hatte. Der Sohn des letzteren erblickt sie, faßt heftige Neigung zu ihr, die sie erwiedert, und führt sie als Gattin in das Schloß. Durch eine Masse von Zwischenfällen wird sie der Zauberei verdächtigt, und um den Geliebten, der mit ihr sterben müßte, zu retten, bekennt sie sich für schuldig und soll den Feuertod erleiden. Im letzten Augenblicke erscheint die Waldfee Dryada, die Beschützerin Silvana's, welche während der ganzen Handlung immer thätig wirkt, und enthüllt das Geheimniß der Abstammung des Mädchens. Alle Betrübniß löset sich in Freude. Der alte Graf ist glücklich, seine Missethat sühnen zu können — Alles zieht zur Hochzeit — Nebel bedeckt die Scene — die Sage erscheint wieder, — diesesmal gegenüber dem Loreleyfelsen im Mondenscheine — und mit den Worten „Rheinland, Wunderland, so reich an Poesie" u. s. w., die ein unsichtbarer Frauenchor wiederholt, nimmt sie Abschied von den Zuschauern, die in bester Stimmung scheiden.

Die Musik in der Ouverture und den ersten Nummern, ganz Mozartisch gehalten, erhebt sich im zweiten Act zu dramatisch hoher Wirksamkeit. Auch im dritten und vierten Acte sind mehrere ursprüngliche Melodien der Oper sehr schön. Aber noch mehr Wirkung erzeugten die von Herrn Langer dem Texte angepaßten Motive aus Weber'schen Liedern und Clavier-Sonaten. Sie sind mit sehr glücklicher Hand gewählt und mit künstlerischem Geschick instrumentirt. Auch der strengste Richter könnte keine Wendung als nicht Weberisch oder eine Instrumentation als überladen bezeichnen. Kurz, Textdichter und Musik-Ordner haben ihre schwere Aufgabe vortrefflich gelöst.

Die Aufführung war eine ganz vorzügliche. Frau Lißmann (Silvana), Frau Garsó (Fee Dryada), die Herrn Weltlinger (junger Graf), Wiegand (Graf Vater), Ehrke (Köhler), alle Träger der kleinen Rollen sowie die Chöre und Orchester leisteten sehr Lobenswerthes. Die Decorationen können auf keiner großen Hofbühne schöner sein. Der Erfolg war ein entschiedener, von Act zu Act immer steigender. Wir hoffen bestimmt, daß die Bühnen Deutschlands nicht lange säumen werden, die „Silvana" in dieser neuen glücklichen Bearbeitung baldigst vorzuführen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Zur Idee des Faust. Von Emil Mauerhof. Leipzig, Otto Wigand 1884. — „Zur Idee des Faust" ist leider schon zu viel geschrieben worden. Auch der enragirteste Goethe-Enthusiast pflegt sich solche Auseinandersetzungen über „Faust" allmählich am liebsten vom Leibe zu halten, denn entweder bringen sie nichts Neues, oder sie bringen ganz Verkehrtes. Das Erstere ist nun auch von dieser vorliegenden Schrif zu sagen: sie bringt nicht viel Ueberraschendes, denn weder die Entwickelung der Grundidee der Dichtung, die in den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen —" liegen soll, noch die Ansicht, daß die Helena-Partie im zweiten Theile das Versenken des Faust in die Kunst zum Inhalt habe, sind neu, wenn wir sie auch als zutreffend anerkennen. Seine Vorschläge hinsichtlich der scenischen Darstellung des ganzen Faust, welche ein Zusammenarbeiten des Goethe'schen Textes in fünf Gruppen und eine furchtbare Verstümmelung nöthig machen würde, können wir dagegen wohl als neu, aber durchaus nicht als befriedigend bezeichnen. Denn lieber keinen Faust sehen, als einen derartig beschnittenen! — Alle diese Auseinandersetzungen würden, wie gesagt, das Buch nicht besonders lesenswerth machen, wenn nicht über dieselben eine leidlich pikante Sauce gegossen wäre, die in dem ersten Theile dieses Buches: „Briefe berühmter Männer" auch separat servirt wird. Die Ingredienzien bilden die heftigsten Invectiven gegen berühmte Fausterklärer, besonders gegen die Herren von Löper, Schröer, Vischer, Kuno Fischer, Scherer und einige Andere. Wir wollen über die Art dieser Invectiven kein Wort verlieren, denn der Verfasser erweist seine Befähigung, über jene Goethe-Philologen und -Erklärer zu Gerichte sitzen zu dürfen, mit nichten.

O. B.

Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts von G. Meyer II. Theil. Leipzig, Duncker u. Humblot. In consequenter Durchführung des schon vom ersten Theil gerühmten Behandlungsprincipes gibt uns der Verfasser hier ein lichtes Bild der reich verschlungenen Linien der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten des Reiches und seines Heerwesens mit einem Reichthum an gesetzlichem Detail, der eine Steigerung kaum mehr zuläßt. Die Darstellung des deutschen Finanzrechts bringt die bestehenden Rechtseinrichtungen dieses Gebietes klar zur Erkenntniß und gewährt einen voll lohnenden Einblick in den Kreis der unsere Zeit beschäftigenden obersten Fragen von staatsrechtlicher und staatswirthschaftlicher Natur. St.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Neues von Carus Sterne.

Die

Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende 2c. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.

Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Im Verlag von **Heinrich Minden, Dresden,** erschienen soeben:

Briefe an Hans von Bülow

von

Ferdinand Lassalle.

1 Bd. kl. 8°. eleg. Ausstattung.

Preis 1 Mk.

Einige 20 **Briefe Lassalle's** nebst einem Schreiben der **Gräfin Hatzfeld** kurz nach der Katastrophe.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags auch direct von der Verlagshandlung.

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten

auf

industriellen u. gewerblichen Gebieten

von

Oskar Asemissen,

Rechtsanwalt in Detmold.

Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*

M. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg** (u. Leipzig).

Soeben erschien:

KANT's

Dinge an sich

und sein

Erfahrungsbegriff.

Eine Untersuchung

von

M. W. Drobisch.

gr. 8. 1885. Mk. 2.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

6te Auflage in allen Buchhandlungen. **Preis M. 1.—.**

die **Wiederherstellung** der **weltlichen Herrschaft** des **Papstes** durch den Fürsten **Bismarck**

von **Dr. Kuno Stommel.** Verlag: **Felix Bagel, Düsseldorf.**

In **Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg** ist soebin erschienen:

Aus Carmen Sylva's Leben.

von Natalie Freiin von Stackelberg. 2. Auflage.

gr. 8 brosch. 6 M., eleg. geb. m. Goldschn. 7. M. 50 Pf.

Wer Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. Hier findet sich, mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die königliche Dichterin. Beigegeben sind ein Bildniß aus der Jugendzeit und ein zweites die Königin darstellend, sowie ein Facsimile des Gedichts: „Meine drei Freunde." **Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk!**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Märkische Streifzüge von **A. Trinius.**

Neue Folge.

Geh. M. 4,50, in gr. Lwd. geb. M. 5,50, in Liebh.-Band M. 6,50.

Inhalt:

Oestlich von Berlin. Friedrichsfelde. Straußberg. Im Blumenthal. Buckow und die Märkische Schweiz.

Im Lande Lebus. Müncheberg. Neu-Hardenberg. Comthurei Lietzen. Lebus. Schlacht bei Kunersdorf.

Spree-Landschaften. Erkner. Kloster Kagel. Fangschleuse. Fürstenwalde. Auf den Rauenschen Bergen.

An der Nuthe. Jüterbock. Kloster Zinna. Schloß Beuthen. Auf dem Kapellenberge. Saarmund und die Burgfischerei.

Havel-Landschaften. Von Wannsee bis Neu-Babelsberg. Heiligensee und Bötzow. Oranienburg. Am Lehnitz-See. Am Wandlitz-See.

Der früher erschienene Band 1 hat die gleichen Preise und enthält die Abschnitte:

Nördlich von Berlin. — An der Oberspree. — Havel-Landschaften. — Quer über den Fläming.

Verlag von **Schmidt & Sternaux** in Berlin, **SW.** 11. Königgrätzerstr. 65.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Werke von Karl Emil Franzos.

Ein Kampf um's Recht. Roman in 2 Bänden. Zweite Auflage. VIII, 387 u. VI, 372 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.

Mein Franz. Novelle in Versen. 48 S. 16. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Zweite revidirte Auflage. XVIII, 365 u. VI, 334 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60

Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien". Zwei Bände. XIV, 333 u. VI, 342 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60.

Die Juden von Barnow. Geschichten. Ein Band. Dritte vermehrte Aufl. XII, 332 S. 8. geh. Mk. 5. —, eleg. geb. Mk. 6.40.

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Ein Band. VI, 331 S. 8. geh. Mk. 5 —, eleg. geb. Mk. 6.40.

Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** XL. 338 S. gr. 8. geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Technicum Mittweida SACHSEN. Fach-Schule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Die Giebinger.

Eine Erzählung

von

C. Hirundo.

II, 234 S. 8. geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Verfasserin von „Irmengard", der historischen Novelle, welche mit warmem Beifall aufgenommen wurde, bietet hier eine Erzählung mit dem geschichtlichen Hintergrund der Reformation und des Bauernkriegs von ungleich reicherem und mannigfaltiger gegliedertem Inhalt, die nach berufenem Urtheil einen sehr erheblichen künstlerischen Fortschritt darweist.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 31. Januar 1885. Band XXVII.

COPYRIGHT BY THE LIBRARY OF CONGRESS

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen. Von Karl Pröll. — Eierlegende Säugethiere. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Classisch und Romantisch. Eine Wortstudie von Heinrich Breitinger. — Schweninger im Lied, Epos und Roman. Von Theophil Zolling. — Der letzte Hegelianer. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann (Forsetzung). — **Aus der Hauptstadt:** Bildende Künste. Von A. L. — Inserate.

Das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen.

Von Karl Pröll.

Ein hervorragender Geist, welcher hauptsächlich zum metaphysischen Denken veranlagt ist, verspürt die Lust, hie und da das Gebiet der Politik zu betreten. Entweder der „Politik der Ideen", wie Kant in seinem Gedanken-Carton zum „ewigen Frieden", wie Fichte in den „Reden an die deutsche Nation", welche den ethischen Charakter des herannahenden Freiheitskrieges feststellten, wie Hegel in seinen staatsphilosophischen Constructionen. Oder der Realpolitik, wozu die naturwissenschaftliche Auffassung der Völkerentwickelungs-Processe hinleitet, die Fülle historischer Ereignisse und Wandlungen unserer thatbelebten Gegenwart auffordert. Diesem echt modernen Zug ist auch Eduard von Hartmann gefolgt. Er hat uns durch verschiedene Studien über politische Tagesfragen erfreut, in denen Zeitprobleme schlummern. Besonderes Interesse erweckte die jüngste Arbeit, welche in Nr. 1 und Nr. 2 dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde. Sie behandelt den „Rückgang des Deutschthums." Kann es etwas Actuelleres geben, als ein uns drohender Verlust? Hier wird die Wahrheit einschneidend wirken, ein Irrthum die schlimme Folge haben, die Willenskraft zu lähmen. Eduard von Hartmann sucht die erstere, darf aber dem letzteren verfallen, ohne daß wir seine wissenschaftliche Bedeutung und seinen Nationalpatriotismus bezweifeln.

In der Welt der Realpolitik ist der an Abstractionen gewöhnte Beurtheiler nur zu geneigt, in dem Zufälligen der Thatsachen letzten Spruch zu entdecken. Er läuft Gefahr, momentane Phasen der Politik eines überragenden, ebenso kühnen als berechneten Staatslenkers als unveränderliches Gepräge der historischen Nothwendigkeit aufzufassen. Er verwandelt das diplomatische Augenblicksspiel in eine fixe Klugheitstheorie. Er erhebt zum staatsmännischen Dogma, was der frei waltende Realpolitiker vielleicht morgen in die Ecke wirft. Nach dem Frieden von Tilsit konnte sich die Ansicht aufdrängen, daß Europa für immer zwischen dem Corsen und dem Zaren getheilt, daß der deutschen Nation nur mehr das Schicksal der Griechen unter römischer Herrschaft beschieden sei. In wenigen Jahren war dieser Gedanken-Alp verscheucht, das deutsche Volksbewußtsein wieder siegend erwacht. So straft die wirkliche Geschichte derartige Verallgemeinerungen einer gepreßten Stimmung häufig Lügen. Weniger als je sollten die Schicksale der Staaten und Völker uns als Producte rein äußerlicher Factoren erscheinen, nachdem die Macht innerster Triebfedern in der Neuerrichtung eines nationalen Staatswesens sich geoffenbart hat.

Der Rückgang des Deutschthums in unserer Zeit läßt sich nach Hartmann's richtiger Unterscheidung in dreifacher Gestalt erblicken: als nationale Assimilation, als innerpolitische Angelegenheit und als nationalpolitische Frage, die für uns die Unterdrückung abgetrennter Stammestheile bilden muß. Bezüglich ersterer exemplificirt er auf die Deutschen in den Vereinigten Staaten. Die zweite Erscheinungsform veranlaßt ihn zu der Forderung einer energischen Germanisation der innerhalb des Reiches wohnenden fremden Nationalitäten, namentlich der Polen — eine Forderung, der wir uns vollständig anschließen. Zur nationalpolitischen Frage wird insbesondere der Existenzkampf, welchen die Deutschen in Oesterreich jetzt zu bestehen haben. Auf diese Seite richtet Hartmann vorzüglich sein Augenmerk. Wir wollen uns nur mit diesem hochwichtigen Vorgang beschäftigen und dabei einige wesentliche Irrthümer berichtigen, sowie die Consequenzen der von dem deutschen Schriftsteller befürworteten „Entsagungs-Politik" bekämpfen.

Als Gründe für den Rückgang führt Hartmann im Allgemeinen an: Mangel an Nationalstolz im deutschen Volkscharakter, wachsendes Nationalbewußtsein und wachsende Cultur der Nachbarvölker, unversöhnlicher Haß der katholischen Kirche gegen das Deutschthum.

Was den mangelnden Nationalstolz betrifft, so müssen wir uns im großen Ganzen dem Vorwurf Hartmann's anschließen. Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Nur gestatten wir uns, diesen Vorwurf in erster Linie an den bereits staatlich geeinten Kern der Nation zu richten. Kein Franzose, kein Italiener, kein Slave würde mit dem gemischten Gefühl von Gleichgiltigkeit, Ergebung und Verdrießlichkeit über gestörtes Selbstbehagen dem Daseinskampf von außerhalb der Staatsgrenzen befindlichen Stammesgenossen gegenüberstehen, wie heute der Reichsdeutsche. Die Presse wäre ein sehr schlechtes Spiegelbild der öffentlichen Meinung, falls man dies bestreiten wollte. An den Fingern lassen sich die öffentlichen Organe abzählen, welche ein tapferes Wort, eine unzweideutige Sympathie für die hart bedrängten Deutschösterreicher übrig haben. Die meisten meiden mit ängstlicher Scheu die kitzliche Frage; viele sind sogar den Ausstreuungen der officiösen Wiener Preßleitung zugänglich. Was die Deutschen Oesterreichs selbst angeht, so haben sie es leider lange an der nöthigen nationalen Energie fehlen lassen. Der Druck des jetzigen deutschfeindlichen Regierungssystems hat hierin erst eine Besserung hervorgerufen und in der letzten Zeit häufen sich die Beweise von einem Erstarken der nationalen Gesinnung. Namentlich die Deutschen in Böhmen zeigen eine Ausdauer und Zähigkeit in dem ihnen aufgedrungenen Rassenkampfe, der sich mit dem gesetzmäßigen Widerstande unserer

Digitized by Google

Schleswigholsteiner gegen die dänische Fremdherrschaft wohl vergleichen läßt. Auch in vielen Thälern der Alpenländer findet man einen guten deutschen Geist. Die Hauptstadt Wien, diese noch nicht entsündigte Magdalena, gibt einen schlechten Maßstab für deutsche Gesinnung; aber auch hier werden Spuren einer Umkehr bemerkbar. Die Deutschösterreicher werden sich „der auf ihre Schultern gelegten schweren Aufgabe" vielleicht noch gewachsen zeigen, wenn man sie im Reiche nicht gänzlich vergißt, sie nicht wie ein für immer abgetrenntes Glied behandelt. Nur die Lebenskraft der ganzen Nation kann dem einzelnen Theil die zu seiner Forteristenz erforderliche Willensstärke zuführen. Die Deutschen Oesterreichs sind ebensowenig ein loszulösendes brandiges Glied des deutschen Volkes, als es seinerzeit die Bewohner des Königreichs Westfalen waren.

Dabei müssen wir die unterschiedslose Verweisung der Deutschen Oesterreichs auf „Sprachinseln" berühren, welche Hartmann in seinen ethnographischen Annahmen vollzieht. Von Oberberg bis Bregenz grenzen österreichische Deutsche an Reichsdeutsche. In Nordböhmen allein wohnen in 62 Gerichtsbezirken 1,425,000 Deutsche in unmittelbarer Nachbarschaft von Sachsen und Schlesien; unter ihnen noch nicht 2 pCt. Czechen. Das südlichste Böhmen, gleichfalls von Deutschen bevölkert, hängt mit Oberösterreich und Bayern zusammen. Die Czechen, Mähren und Slovaken bilden dagegen factisch eine größere, von vielen deutschen Ansiedlungen durchbrochene Sprachinsel. Wälschtirol stößt im Norden auf compactes deutsches Gebiet, das mit den anderen deutschen Alpenländern zusammenhängt. Desgleichen bilden die Slovenen eine Spracheninsel, welche von Italienern, Deutschen, Magyaren umgeben wird und nur durch die stammverwandten Kroaten eine Verbindung mit den übrigen Südslaven erhält. Von den 8 Millionen Deutschen, welche in Westösterreich leben, sind mindestens 7½ Millionen in so nachbarlichem Zusammenhang, daß sie sich von Troppau bis Meran die Hand reichen können, ohne daß ein fremder Botengänger nothwendig wäre.

Der Nationalitätenkampf in Oesterreich ist ein Krieg, welcher diese deutschen Sprachengrenzen zurückzuschieben sucht, aber die Geschlossenheit der Deutschen in territorialer Beziehung und ihre unmittelbare Anlehnung an deutsches Reichsgebiet erst dann aufheben kann, wenn alle Deutschösterreicher slawisirt worden sind. Dieser Krieg wird nach den verunglückten Versuchen von Belcredi und Hohenwart durch Taaffe mit legislativen und administrativen Mitteln, durch eine slavisch-clericale Parlamentsmehrheit, durch willkürliche Ordonnanzen, durch Vergewaltigungen im Bereiche des Amtes und der Schule, durch illoyale Ausnutzung des auf Interessenvertretung beruhenden Wahlapparates u. s. w. geführt. Nicht die Natur der Dinge, sondern der deutschfeindliche Geist des heutigen Regimes bedroht die Existenz der Deutschen Oesterreichs. Sie in diesem Kampfe moralisch zu stützen, Sympathieen und Entrüstung laut kundzugeben, ist daher die Pflicht jedes nationalgesinnten Deutschen. Es ist ein schlechter Trost für Erstere, daß wir verheißen, es werde das in acht Millionen Brüdern „gemordete Deutschthum, soviel an uns liegt, an anderer Stelle wieder verjüngt auferstehen", d. i. in den 2½ Millionen zu germanisirenden Polen des deutschen Reiches. „Wirthschaft, Horatio!" sagt Hamlet, wenn die Todtenkerzen als Hochzeitskerzen noch Verwendung finden; allein in diesem Falle würde er sagen: Schlechte Wirthschaft!

Wenn Fürst Bismarck augenblicklich aus Gründen der hohen Politik es nützlich findet, über das deutschfeindliche Treiben der Wiener Regierung hinwegzusehen, Oesterreich einstweilen nur als einen „Militär-Begriff" aufzufassen, welcher den europäischen Frieden zu festigen gestattet, so wollen wir die Kreise seiner klugen Staatskunst gleichfalls nicht stören. Aber wir bitten, aus dieser einstweiligen Enthaltungspolitik nicht das Dogma des unvermeidlichen und daher auch nicht im mindesten zu hindernden Unterganges der Deutschen in Oesterreich abzuleiten. Wir haben es wahrhaft nicht eilig, die slavischen Prätensionen und Alleinherrschaftsgelüste schon zum voraus anzuerkennen, die Capitulation des deutschen Elementes auf Ungnade als geschichtsnothwendig zu verkündigen. Wir empfinden, welchen Schmerz Hartmann, der ja ein deutscher Denker und Patriot ist, dieses Zugeständniß bereitet. Er verschiebe deshalb sein Todesurtheil und sinne mit uns nach, wie den Deutschen Oesterreichs zu helfen wäre, wie vor Allem die öffentliche Meinung in Deutschland zu deren Gunsten zu beleben sei. Als Culturdünger haben sich dieselben leider oft verwerthen lassen; Dünger für die slavische Suprematie in Mitteleuropa zu werden, dafür sind sie eben doch zu gut. Denn man täusche sich nicht, der slavische Haß gegen das Germanenthum wird keineswegs an den Reichsgrenzen Halt machen. Wie die Polen denken, welche in Oesterreich sich eine politisch privilegirte Stellung errungen, wissen wir. Ein Jungczeche kennzeichnete noch vor Kurzem die Aufgabe seines Volkes dahin, daß es der Pfahl im germanischen Fleische werden solle. So denken auch die Slovenen. Dieser Haß ist nicht aus der steigenden Cultur und politischen Berechtigung der slavischen Klein-Nationalitäten hervorgegangen; er ist altes Stammeserbtheil. Auch hier haben wir einen Irrthum Hartmann's zu berichtigen. Wir begnügen uns dabei mit einem kleinen Hinblick auf die Czechen.

Hartmann spricht nämlich den Satz aus, daß „mit Einführung der Verfassung das Todesurtheil des Deutschthums unterzeichnet war" ... „Es bedurfte nur noch einer gewissen Zeit, um die Mehrheit der Bevölkerung zum Bewußtsein ihrer nationalen Wünsche erwachen zu lassen." Nun, die Czechen haben ihre Wünsche schon in früheren Jahrhunderten in deutlichster Weise zu erkennen gegeben. Die Austreibung deutscher Studenten und Lehrer der Prager Universität zur Zeit König Wenzel's, die Hussitenkriege, der Prager Fenstersturz als Einleitung des dreißigjährigen Krieges, die bei schwachen Herrschern stets wiederholten Versuche, die deutschen „Ausländer" um Erwerb und Besitz zu bringen, beweisen, daß der czechische Rassenfanatismus uralten Datums ist, daß nicht erst die moderne Nationalitätentheorie den Wunsch hervorgerufen, das Deutschthum in Böhmen auszurotten. Erinnern wir uns noch an den Prager großen „Slavencongreß" im Jahre 1848, wo sich die Delegirten zur Verständigung der deutschen Sprache bedienen mußten und nur einig in der Befehdung des Deutschthums waren, an die reactionären Handlangerdienste der Czechen im Kremsierer Reichstage. Ja, der nationale Haß blieb selbst bei den freiheitlichen Bewegungen die Haupttriebfeder der Czechen und er macht sie heute den Feudalen unterwürfig. Die Deutschen haben aber diesem Hasse muthig die Stirne geboten und mit oder ohne Hülfe des Reiches die verlorenen Positionen stets wiedergewonnen. Auch der erneuerte Grenzkrieg der Nationalitäten in Böhmen wird zu demselben Ergebnisse führen, es müßte denn die Gesammtnation weniger Selbstbewußtsein haben als zur Zeit des Verfalls des mittelalterlichen Kaiserreichs und der Zerrissenheit im Jahrhundert der Religionskriege.

Daß die Verfassung trotz ihrer Unvollkommenheit und mangelhaften Durchführung der Stellung des Deutschthums in Oesterreich nichts geschadet hat, so lange dieselbe von Seite des Wiener Hofes nicht im deutschfeindlichen Sinne ausgenützt wurde, läßt sich am besten mit Zahlen beweisen. Das verfassungsmäßige Leben beginnt, von der kurzen Episode 1848 bis 1849 abgesehen, 1860. Eine Ende 1857 unternommene Volkszählung ergab nach Abzug der später abgetretenen Provinzen Lombardei und Venetien eine Gesammtbevölkerung von 32 600 000 Seelen in Oesterreich-Ungarn. Darunter befanden sich 7 800 000 Deutsche, d. i. 24,2 pCt. Die Zählung von 1880 verzeichnet über 8 Millionen Deutsche in Cisleithanien, 1 970 000 in Ungarn, zusammen beinahe 10 Millionen unter 37 900 000 Einwohnern, d. i. 27 pCt. Damals war das Cabinet Taaffe schon im Amt, hatte die Magyarisirung in Ungarn ein volles Jahrzehnt gewirkt. Weder die registrirenden Beamten sind einer deutschfreundlichen Tendenz verdächtig, noch werden unselbstständige Naturen sich zu den Deutschen geschlagen haben; nur wer sich ausdrücklich als Deutscher bekannte, wurde als solcher verzeichnet.

Es geht aus diesen Ziffern zugleich hervor, daß die Deutschen in Westösterreich 37 pCt., in Ungarn noch immer 13 pCt. der Bevölkerung ausmachen. Sehen wir uns die übrigen Nationalitäten an, wobei wir, um den Vergleich

Digitized by Google

durchzuführen, stets die zwei Staatshälften zusammenfassen müssen. Czechen, Mähren und Slovaken sind in den 23 Jahren von 6 150 000 auf 7 100 000, d. i. nur um 15,4 pCt., gestiegen und machen 18,4 der Gesammtbevölkerung aus. Die Polen haben in dem Zeitraum bloß 10⅓ pCt. Zuwachs gehabt (von 2 900 000 auf 3 200 000) trotz der gewonnenen Oberherrschaft über die Ruthenen. Die Slovenen jedoch vermehrten sich sogar nur um etwas über 4 pCt. sie zählen jetzt in beiden Reichshälften 1 200 000 statt der früheren 1 150 000. Selbst die Magyaren sind bei der mit Dampfbetrieb vorgenommenen Magyarisirung anderer Nationalitäten nicht viel mehr als die Deutschen in der Gesammtmonarchie gewachsen, nämlich 31⅓ pCt. gegenüber 27 pCt. (1857: 4 950 000; 1880: 6 500 000). Aus diesen wenigen Zahlen ersieht man, daß nicht nur Naturnothwendigkeit, sondern allein politische Gewalt die Deutschen Oesterreichs aus ihren Positionen zu verdrängen im Stande ist; ferner, daß, wenn die Bevölkerungszunahme einen Maßstab für die Existenzfähigkeit eines Volksstammes bildet, die Deutschen auch in dieser Hinsicht den zwei jetzt in Oesterreich dominirenden slavischen Nationalitäten überlegen sind.

Sehr wahr ist, was Hartmann über den unversöhnlichen Haß der katholischen Kirche gegen das Deutschthum sagt, welcher Haß ja das feste Band mit den slavischen Bedrängern herstellt. Die psychologische Begründung dieses Antagonismus halten wir geradezu für meisterhaft, und die bezüglichen Ausführungen können nicht genug beherzigt werden. Nur vergißt Hartmann, oder spricht es wenigstens nicht direct aus, daß die in Oesterreich herrschende Dynastie ebenfalls mit unzerreißbaren Traditionen an die alleinherrschen wollende Kirche geknüpft ist. Ein Josef II. hat diese Traditionen vergeblich zu unterbrechen gesucht. In der Gegenreformation wurzelt die antideutsche Richtung dieses Fürstengeschlechts, das selbst seine deutsche Kaiserwürde nicht als einen nationalen Pflichtbegriff erfaßte, sondern nur als ein Vertragsverhältniß, aus dem möglichst Vortheil für die „Hausmacht" zu ziehen sei. Und ist die Entdeutschung der „Erblande" selbst der Gegenreformation nicht gelungen, so soll jetzt das gleiche Ziel durch eine von Oben geleitete antideutsche „Gegennationalitätsbewegung" erreicht worden. Das ist der Kern der heutigen Wirren in Oesterreich.

Man erkennt hieraus, welche Gefahr für das deutsche Reich entstände, wenn in Oesterreich diese antigermanische Strömung ihren Endzweck erreichte. Wehe wenn die Fahnen der erneuerten Přemysliden- und Jagellonenreiche uns von Bodenbach und Teschen aus entgegenwehen und der uralte Haß endlich die Macht gefunden, sich thatkräftig zu äußern! Die Allianzwage, welche sich Hartmann überdiplomatisch aus dem Gegensatz zwischen westlichem oder katholischem und östlichem oder griechisch-orthodoxem Slaventhum construirt, würde zertrümmert zu Boden fallen. Die Czechen wenigstens haben sich in ihren hervorragendsten Führern stets als Vortrab des Panslavismus angekündigt, bald lauter, bald vorsichtiger. Polen aber heute noch als Schutzmacht gegen den russischen Coloß aufzurichten, würde ein deutscher Staatsmann in keinem Fall, seitdem uns die intimere Feindschaft des zu viel glorificirten „Märtyrervolkes" gegen das Deutschthum wie gegen den Protestantismus wieder ins Gedächtniß gerufen worden. Ein slavisch-föderalistisches Oesterreich mit Balkanländer-Zusatz, wie es Hartmann erträumt, wäre ein großer Krater slavischer Zerstörungswuth gegen deutsche Staats- und Culturschöpfungen.

Aus nationalen wie aus realpolitischen Gründen wünschen wir daher, daß das von Hartmann ausgegebene Schlagwort „Innere Colonisation" ersetzt werde durch das umfassende Wort „Mehrung des Deutschthums innerhalb, Erhaltung desselben außerhalb der Reichsgrenzen, insbesondere in Oesterreich".

Eierlegende Säugethiere.

Von Carus Sterne.

Eine, wenn auch längst vermuthete, aber nichtsdestoweniger für die zoologische Wissenschaft höchst wichtige Thatsache ist unlängst von einem in Australien lebenden deutschen Naturforscher zum ersten Male festgestellt worden, die Thatsache nämlich, daß die niedrigststehenden aller bekannten Säugethiere, die Monotremen oder Schnabelthiere, ihre Jungen nicht lebendig zur Welt bringen, sondern gleich Reptilien und Vögeln Eier legen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen war es dem Director des „Südaustralischen Museum" in Adelaide, Dr. Wilhelm Haacke aus Lüneburg, einem Schüler und ehemaligen Assistenten Häckel's, gelungen, ein lebendiges Pärchen des australischen Ameisen-Igels (Echidna hystrix), der nebst zwei anderen Arten seines Geschlechts und dem bekannteren Wasser-Schnabelthier zu der ins Gesammt nur vier lebende Glieder umfassenden Familie der Schnabelthiere zählt, in seinen Besitz zu bringen und längere Zeit zu beobachten. Am 25. August vorigen Jahres fühlte er, als er das Weibchen untersuchte, beim Betasten des Beutels einen kleinen Gegenstand, der sich als ein Ei mit pergamentartiger Schale, wie sie viele Reptileier zeigen, von 1,5 bis 2 Centimeter Durchmesser erwies. Vier Tage später, am 29. August, wurde dieselbe Entdeckung von W. H. Caldwell in Dangangalde (Nordqueensland), einem jungen englischen Naturforscher, selbstständig gemacht, und die kurze Kabeldepesche: „Caldwell finds Monotremes oviparous; ovum meroblastic" erregte auf der in Montreal versammelten Gesellschaft kanadischer Naturforscher das größte Aufsehen.

Nahezu achtzig Jahre lang haben die Zoologen nach dieser Bestätigung einer alten Sage und wissenschaftlichen Folgerung geschmachtet, und nun wird — seltsame Laune des Zufalls! — die Entdeckung zweimal in einer halben Woche von zwei unabhängig von einander arbeitenden Forschern gemacht. Caldwell war speciell zur endlichen Aufhellung dieser und verwandter wissenschaftlicher Fragen — die Entwickelungsgeschichte der Beutelthiere betreffend — von der Balfour-Stiftung nach Neuholland gesandt worden. Die Balfour-Stiftung hält, nebenbei bemerkt, das Andenken von Francis Balfour lebendig, einem Liebling Darwin's, der, nachdem er sich um die Förderung der Entwickelungsgeschichte der Thiere unvergänglichen Ruhm erworben, am 19. Juli 1882, erst 31 Jahre alt, in der Nähe des Montblanc verunglückte. Wir dürfen uns immerhin freuen, daß ein deutscher Forscher dem Engländer noch um einige Tage zuvorgekommen ist; im Uebrigen ist die Endigung des alten Streites um die Fortpflanzung der Schnabelthiere wichtig genug, um den Prioritätsstreit daneben ganz unbedeutend erscheinen zu lassen, denn wenn die Descendenz-Theorie noch irgend welcher Bestätigung durch neuere Entdeckungen für ihre Lehre, daß die Lebewesen ganz allmählich von niederen zu höheren Formen fortgeschritten sind, bedürfte, würde diese Entdeckung einen besonders überzeugenden Beitrag dazu liefern.

Der nachfolgende historische Rückblick wird dazu dienen, das Ebengesagte klarer zu machen. Bald nach Entdeckung des fünften Erdtheils drang auch die Kunde von der seltsamen Säugethierfauna, die auf dieser vergessenen Weltecke die Oberherrschaft besaß, zu uns herüber. Abgesehen von einigen kleinen Thieren, die sich dem Blicke entziehen und zum Ungeziefer gerechnet werden (Ratten und Mäusen), sowie einer Hunderasse, die wahrscheinlich der Mensch in früheren Zeiten herübergebracht hatte, fand man daselbst gar keine Säugethiere, welche, wie die bisher bekannten, lebende Jungen zur Welt bringen, die nach kurzer Zeit sehen und herumlaufen können, sondern lauter Thiere, die, obwohl sie nach ihrer Ernährungsweise und Bezahnung den verschiedensten Gruppen der Säugethiere (Pflanzenfressern, Nagern, Insektenfressern und Raubthieren) anzugehören schienen, doch das Gemeinsame darboten, daß sie ihre Jungen in einem durchaus unausgetragenen Zustande, als winzige hilflose Wesen zur Welt bringen, die erst

Digitized by Google

in einem Beutel, welchen das Weibchen tief unten an der Brust trägt, und in den sich die Brustwarzen öffnen, großgesäugt werden. Nackt und blind, mit unausgebildeten Füßen, bei kleinen Arten nicht viel größer als eine Kaffeebohne, kommen sie zur Welt und werden an die Brustwarzen gelegt, auf denen sie sich mechanisch festsaugen und monatelang daran hängen bleiben, während ihnen die Mutter die Nahrung anfangs spendet, ohne daß sie zu saugen brauchen. Der Beutel wird für diese Frühgeburten zu einer dauernden Hülle, in der sie unter Umständen sechs bis acht Monate verweilen und erst vollends ausgetragen werden.

Diese Verhältnisse wurden indessen nur sehr allmählich und genauer erst in unserem Jahrhundert bekannt, und die Aufmerksamkeit der Naturforscher wendete sich ihnen überhaupt erst zu, nachdem W. Dampier im Jahre 1700 das seltsame Känguruh an der Westküste Australiens entdeckt hatte. Den jetzt allgemein angenommenen wissenschaftlichen Namen der Marsupialien oder Beutelthiere gab ihnen erst im Jahre 1788 der um die Classification der Thiere sehr verdiente Jenaer Botaniker Carl Batsch (1761—1802), derselbe, der auch zuerst Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere zu einer Classe vereinigte, welche er diejenige der Knochenthiere nannte. Spätere Naturforscher fanden sodann, daß den Beutelthieren in ihrer eigenthümlichen Kieferbildung ähnliche Thiere, in früheren Erdepochen auch in Europa und über die gesammte Erde zerstreut gelebt haben, und zwar lange bevor die Vorfahren der in den vier größeren Welttheilen jetzt lebenden Säugethiere, welche ihre Jungen im Mutterleibe austragen, erschienen waren. Daraus ging also hervor, daß in den Beutelthieren, welche ihre Jungen in einem so unvollkommenen Zustande zur Welt bringen, der Grundstamm der Säugethiere anerkannt werden mußte. Zwar sind die Kiefer dieser bis in die Secundärepoche zurück verfolgbaren älteren Säugethiere nicht völlig denen der jetzt lebenden Beutler gleich, aber daß sie wirkliche Beutelthiere waren, hat man in einzelnen Fällen noch dadurch beweisen können, daß an den fossilen Ueberresten jüngerer Formen in Europa und Amerika die in der Bauchhaut liegenden sogenannten Beutelknochen erhalten sind, die den beutellosen höheren Säugethieren fehlen. Daraus ging also mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Beutler in den vier größeren Welttheilen — mit Ausnahme des amerikanischen Geschlechtes der Beutelratte — den nach ihnen gekommenen höheren Säugern sämmtlich im Kampfe ums Dasein unterlegen sind, während sie sich in Australien erhalten und in die Gaben von Land und Wasser theilen konnten, weil dort mit wenigen Ausnahmen keine höheren Säugethiere hinübergelangt waren, die ihnen die Herrschaft hätten streitig machen können.

Aber eine noch viel größere Ueberraschung wurde den Zoologen durch die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte Entdeckung des Wasser-Schnabelthiers bereitet, dem Blumenbach mit Recht den Namen des räthselhaften Vogelschnäblers (Ornithorhynchus paradoxus) beilegte, nachdem es schon vorher von dem englischen Zoologen George Shaw beschrieben worden war, denn nicht nur die entenschnabelartige Hornbekleidung der zahnlosen Kiefer, sondern auch Vieles im inneren Bau des Thieres erinnerte ebenso stark an Reptile und Vögel wie an Säugethiere. Der Entdeckung des Wasser-Schnabelthieres folgte bald diejenige des australischen Ameisen-Igels (Echidna hystrix) oder Land-Schnabelthiers mit stachelartigen Borsten, die sich über das Haarkleid erheben und einer aus dem Schnabel weit hervorschnellbaren Zunge, die ihm den Gattungsnamen Tachyglossus (Schnellzüngler) eintrug, da der Name Echidna eigentlich bereits an einen Fisch vergeben war. Erst 1824 wurde der ihm nahestehende Ameisen-Igel von Vandiemensland (Echidna setosa), dessen längere Haare die Stacheln überragen, entdeckt. Diesen drei lebenden Vertretern des Typus fügte der Holländer Bruijn vor zehn Jahren noch ein viertes, auf Neu-Guinea lebendes Schnabelthier (Acanthoglossus Bruijni Gervais) mit längerem, gekrümmtem Schnabel und stachlicher Zunge hinzu, so daß sich die Verbreitung der Schnabelthiere doch über ein bedeutend größeres Gebiet erstreckt, als man ehemals annahm.

Der berühmte Naturforscher Etienne Geoffroy de Saint Hilaire, der bereits 1796 die Beutelthiere, welche Cuvier unter die anderen Säugerabtheilungen vertheilt hatte, zu einer besonderen Ordnung erhoben hatte, stellte 1803 auch für die damals bekannten Schnabelthierarten eine besondere Ordnung auf, die er diejenige der Monotrematen oder Kloakenthiere nannte, weil sie, wie die Vögel und Reptilien, nur eine gemeinsame Ausflußöffnung (Kloake) für feste und flüssige Excremente und die Geschlechtsproducte haben. In dieser Anordnung folgten ihm Lamarck, der berühmte Vorgänger Darwin's, und Blainville, welcher letztere die Säugethiere nach ihrem Geschlechtsapparat in drei Ordnungen: Ornithodelphen, Didelphen und Monodelphen theilte, welche den Schnabelthieren, Beutelthieren und höheren Säugern entsprechen, von denen er aber noch nicht ahnte, daß sie, wie es heute als erwiesen erachtet werden kann, drei zeitlich nacheinander aufgetretenen Säugerstufen entsprechen. Lamarck war es, der noch einen tieferen Blick in die Natur der Schnabelthiere that und von ihnen in seiner Zoologischen Philosophie (1809) schrieb: „Sie sind keine Säugethiere, denn sie haben keine Brustwarzen und legen höchst wahrscheinlich Eier."

Bald darauf lieferte J. Fr. Meckel von Halle im Jahre 1826 die erste Monographie des Wasserschnabelthiers, in welcher er darthat, daß, wenn dasselbe auch nicht, wie andere Säugethiere, äußerlich hervortretende Brustwarzen besitze, es doch an deren Stelle zwei ergiebige Milchdrüsen unter siebartig durchbohrten, mit Haaren bekleideten Hautstellen aufzuweisen habe, die ohne Zweifel dazu dienen müßten, ihre Jungen zu ernähren, weshalb sie auch nicht von den übrigen Säugern entfernt werden könnten. Dieser Meinung trat im Jahre 1829 Geoffroy Saint Hilaire mit einem Briefe entgegen, den er von Prof. Rob. Edm. Grant, dem ersten Lehrer Darwin's in der Zoologie, erhalten hatte, des Inhalts, daß ein gewisser Herr Holmes am Ufer eines australischen Flusses ein Wasserschnabelthier von seinem unterirdischen Neste verjagt habe, in welchem neun längliche, mattweiße Eier gelegen hätten, deren dünne durchscheinende, netzartige Schale an Reptileier erinnerten. Geoffroy sah sich deshalb veranlaßt, die Schnabelthiere als eierlegende Vierfüßler ganz von den Säugethieren zu entfernen und die beiden von Meckel entdeckten Milchdrüsen für Schleim- oder Fettdrüsen zu erklären, wie sie bei vielen Wasserthieren vorkommen und dazu dienen, die Haut fett und geschmeidig zu erhalten. Meckel entgegnete auf diesen Einwurf, daß die Milchdrüsen des Schnabelthiers sich nur bei den Weibchen fänden und schon deshalb nicht für bloße Fettdrüsen gehalten werden dürften; übrigens sei der Unterschied zwischen Lebendiggebären und Eierlegen nicht so wesentlich, um deshalb nahe zu einander gehörige Thiere auseinander zu reißen, denn man sehe gelegentlich auch bei Reptilien und Vögeln lebende Jungen auftreten, wenn die Eier lange genug im Körper zurückgehalten würden, und schließlich näherten sich die Beutelthiere, die ja ihre Jungen ohne Zweifel aus den Brustwarzen nährten, in der Unvollkommenheit, in welcher sie ihre Jungen ans Licht bringen, bereits den eierlegenden Thieren. Das Schnabelthier scheine sich nun noch mehr als die Beutelthiere den Vögeln und Reptilien in seinem inneren Bau zu nähern, und man könne daher recht wohl annehmen, daß auch die Art und Weise, wie es die Jungen zur Welt bringe, zwischen der Manier der Beutelthiere und derjenigen der Vögel die Mitte halten könne, d. h. er gab die Möglichkeit des Eierlegens zu, ohne darin einen Grund zu finden, von seiner Deutung der Milchdrüsen abzuweichen.

Später wandte sich, in Meckel's Fußtapfen tretend, der berühmte englische Zoologe Richard Owen mit Eifer der Lösung dieses wichtigen Problems zu. Er hatte schon im Jahre 1832 die Brüste des Schnabelthiers näher untersucht und gefunden, daß jede mit mehr als hundert Oeffnungen sich nach außen öffnet, auch konnte er feststellen, daß im Magen der Jungen geronnene Milch zu finden war. An einem erst zwei Zoll langen Schnabelthier, welches er gegen das Jahr 1834 zur Untersuchung erhalten hatte, entdeckte er auf der Mitte der Schnabelspitze ein bei älteren Thieren verschwin-

Digitized by Google

bendes Höckerchen, ganz ähnlich dem hornbedeckten Höcker, mit welchem die Jungen mancher Vögel das Ei öffnen, und Owen wurde dadurch seinerseits ein Anhänger Derer, welche die Schnabelthiere für eierlegend hielten.

Inzwischen waren von in Neuholland lebenden Aerzten und Reisenden zahlreiche Nachrichten eingegangen, die es als eine den Eingeborenen wohlbekannte Thatsache schilderten, daß das Schnabelthier zwei Eier von der Größe der Hühnereier in sein unterirdisches Nest lege und daselbst bebrüte. Der englische Naturforscher George Bennett unternahm zweimal (1832 und 1858) längere Reisen nach Australien, mit der alleinigen Absicht, das Räthsel der Schnabelthiere zu lösen. Er jagte sie, grub ihre Nester auf, verschaffte sich lebende Land- und Wasserschnabelthiere, pflegte sie längere Zeit in Käfigen und kam schließlich zu der festen Ueberzeugung, daß das Eierlegen der Schnabelthiere ebenso ein von dem entenähnlichen Schnabel und den Schwimmfüßen abgeleitetes Märchen sei, wie man aus dem durchbohrten Sporn der Hinterfüße geschlossen hatte, daß das Thier giftig sei. Allerdings besitze der Sporn an seiner Basis eine kleine Drüse und sondere eine Flüssigkeit aus, allein er werde niemals als Waffe gebraucht und spiele vielleicht nur bei den Liebeswerbungen eine Rolle.

So standen die Dinge, bis Haacke und Caldwell zeigten, daß die alten Sagen und der Scharfblick Lamarcks doch das Rechte getroffen haben, und daß sich auf Neuholland und seinen Nachbarländern wirklich eine lehrreiche Zwischenstufe zwischen den eierlegenden aber nicht säugenden Sauropsiden (d. h. den von Huxley zu einer Classe vereinigten Reptilien und Vögeln) und den lebendig gebärenden und säugenden Vierfüßlern erhalten hat.

Diese Lösung war seitdem von der vergleichenden Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Descendenztheorie gleichmäßig gefordert worden. Die Anatomen hatten längst nachgewiesen, daß die Schnabelthiere auch im Knochenbau unter allen jetzt lebenden Thieren als die einzigen wirklichen Mittelglieder zwischen Sauropsiden und Säugethieren betrachtet werden können; sie zeigen namentlich im Bau des Schulter- und Beckengürtels, sowie im Bau der Extremitäten Formen, welche diejenigen der höheren Wirbelthiere mit denen der niederen vermitteln. Sie wurden daher von Huxley, Häckel und andern Vertretern der Entwicklungslehre längst als die gesuchten Uebergangsglieder betrachtet.

Dazu kam nun noch die 1841 von Owen gemachte Entdeckung, daß auch die Jungen der Beutelthiere vor ihrer Geburt nicht in der Weise mit der Mutter verwachsen sind, wie die Jungen der höheren Säugethiere, so daß die innige Verwachsung durch den sogenannten Mutterkuchen (Placenta) erst eine Errungenschaft der höheren Säugethiere ist, die darnach als Placenta-Thiere von den placentalosen unterschieden wurden. Die Beutelthiere verhalten sich somit nicht viel anders als Thiere, deren Eier im Mutterleibe auskommen (wovon Beispiele bei Amphibien, Reptilien und Vögeln vorkommen), und es ließ sich daraus schließen, daß sie von eierlegenden Thieren abstammen dürften. Da sie nun noch in manchen anderen Eigenthümlichkeiten ihres Körperbaus mit den Schnabelthieren übereinstimmen, so konnte nichts naheliegender sein, als gerade in diesen, nicht nur die unterste Stufe des Säugethierlebens überhaupt, sondern auch die Ahnen der Beutler zu vermuthen.

Gegen diese Auffassung erhoben sich indessen mancherlei Stimmen, die auf verschiedene Abnormitäten im Bau der Schnabelthiere hinwiesen. Abgesehen von der Hornbekleidung des Schnabels enthalten die Kiefer aller zu ihnen gehörigen Thiere keine wirklichen Zähne, während die Beutelthiere im Allgemeinen sehr zahnreich sind. Man kam daher auf die Idee, den Spieß umzukehren und die Schnabelthiere wegen ihres Beutels als verkümmerte Beutelthiere darzustellen, und dieser Ansicht konnte zur Stütze dienen, daß man nur eine oder zwei Arten fossiler Schnabelthiere in jüngeren Schichten gefunden hat, denen man viel zahlreichere und ältere sogenannte Beutlerreste gegenüberstellen kann. Allein nach der Lückenhaftigkeit des paläontologischen Berichtes auf das wirkliche Fehlen von Zwischenstufen zu schließen, ist sehr bedenklich, wie das Beispiel der Uebergangsstufen von Vögeln zu Reptilien beweist, die vor fünfundzwanzig Jahren noch völlig unbekannt waren und inzwischen in erheblicher Anzahl gefunden worden sind. Im Uebrigen können wir aber durchaus nicht wissen, ob nicht jene sogenannten Beutlerreste der Secundärzeit, die nur aus Kieferstücken bestehen, vielmehr Thieren zugehört haben, die ihrer ganzen übrigen Organisation nach zu den Monotremen zu rechnen gewesen wären.

Denn das ist in jedem Falle zuzugeben, daß die Schnabelthiere sehr veränderte und in mancher Hinsicht degenerirte Ueberbleibsel der ältesten Säugerformen sein müssen, denn jene besaßen sicherlich ein zahnreiches Gebiß, welches sie auf viele ihrer Nachkommen vererbt haben, während es den Schnabelthieren in Folge ihrer besonderen Ernährungsweise verloren gegangen ist. Solche einseitigen Rückbildungen sind ja eine sehr häufige Erscheinung im Thierreiche und Folge des Nichtgebrauchs der betreffenden Theile. Hinsichtlich der übrigen Organisation der Schnabelthiere kann aber von einem Rückschritte nicht die Rede sein; im Gegentheil entsprechen die Schnabelthiere in ihrem Knochengerüst dem sehr wenig specialisirten Grundtypus der Säuger, von dem die späteren Formen ausgegangen sein müssen. Auch die Kloake und die warzenlosen Brüste gehören zu diesen nothwendigen Uebergangsmerkmalen. Denn auch die Brustwarzen müssen doch einen Anfang in der Thierreihe gehabt haben, und wir können uns kaum einen andern Anfang denken, als wir ihn bei den Schnabelthieren finden.

Hier ist nun der Umstand lehrreich, daß bei den Schnabelthieren nur die weiblichen Exemplare Brüste besitzen, während bei den höhern Thieren auch die männlichen Thiere mit Brustwarzen versehen sind, die sogar zuweilen Milch absondern. Darwin und andere Naturforscher hatten an diese Verhältnisse die Vermuthung geknüpft, daß möglicherweise die Ahnen der höheren Wirbelthiere Hermaphroditen gewesen sein möchten. Dem gegenüber suchte der Schreiber dieser Zeilen schon vor zehn Jahren zu zeigen, daß es sich in den männlichen Brüsten und ähnlichen Verhältnissen nur um Beispiele einer wechselseitigen Uebertragung einseitig erworbener Geschlechtscharaktere handeln möchte, und hierfür sind die Schnabelthiere ein classisches Beispiel, denn bei ihnen haben nur erst die weiblichen Thiere Brüste. Ebenso zeigt die Bildung des glatten, sehr reptilienartigen Gehirnes und vor Allem diejenige des gesammten Gerüstbaues, daß wir in ihnen keine degenerirten Beutelthiere, sondern eine Uebergangsstufe zwischen niederen und höheren Wirbelthieren vor uns haben. Auch hatten die Schnabelthiere, abgesehen von dem Verlust des ihnen überflüssig gewordenen Gebisses gar keine Veranlassung, tief zu entarten, wie es eben nur bei festwachsenden oder schmarotzenden Thieren zu geschehen pflegt.

Wenn wir sagen, daß sich die Schnabelthiere in ihrer Organisation näher als irgend welche anderen lebenden Säugethiere, an niedere Wirbelthiere anschließen, so dürfen wir dabei nicht an jetzt lebende Reptilien denken, sondern an ältere verallgemeinerte Formen, die neben den specifischen Reptil-Charakteren noch zahlreiche Charaktere von Vögeln enthielten, die sich vielleicht kurz vorher von ihnen abgezweigt hatten, und andererseits sind selbst in den Schnabelthieren noch so viele Züge der Lurche vorhanden, daß man sie ihnen direct anzuschließen versucht hat, und in ihren reptilischen Ahnen jedenfalls noch viele Lurchcharaktere vorhanden gewesen sein müssen.

In dieser Richtung ist eine Beobachtung von Interesse, welche der Reisende Miklucho Maclay im Juli 1879 über die Körperwärme des Landschnabelthieres angestellt hat. Bekanntlich haben die niederen Wirbelthiere (Fische, Amphibien, Reptile) sogenanntes kaltes, richtiger wechselwarmes Blut, d. h. ihre Blutwärme steigt nur wenig über diejenige des Mediums (Luft oder Wasser), in welchem sie sich zur Zeit bewegen, und sie können daher auch sehr stark abgekühlt werden, ohne zu sterben — selbst im Wasser eingefrorene Fische oder Frösche leben bei vorsichtigem Aufthauen häufig wieder auf.

Digitized by Google

Die höheren Wirbelthiere (Vögel und Säugethiere) besitzen, ihrem lebhafteren Stoffwechsel entsprechend, eine höhere Eigenwärme (sogenanntes warmes Blut), die bei den Säugethieren auf 36—38° C., bei den Vögeln sogar auf 42° C. steigt. Diese bedeutende Eigenwärme hält sich bei voller Bethätigung der Lebensfunctionen auch in kälterer Umgebung auf dieser Höhe, und die betreffenden Thiere ertragen ein beträchtliches Sinken derselben nur unter gewissen Umständen (z.B. im Winterschlafe), während Vögel schon sterben (erfrieren), wenn ihr Blut bis auf 25° abgekühlt wird. Im Vergleiche mit diesen Thatsachen ist es nun höchst lehrreich, daß Miklucho Maklay bei mehreren zu Brisbane vorgenommenen Messungen das Blut des Landschnabelthieres nur 25° warm fand, d. h. mehr als zehn Grad unter der Mitteltemperatur der höheren Säuger stehend. Das ist nun sicherlich auch kein Degenerationscharakter, sondern nur ein Belag, daß diese Thiere auch hinsichtlich der Blutwärme zwischen niederen und höheren Wirbelthieren einen Uebergang bilden und daß der lebhaftere Stoffwechsel und die stärkere Blutwärme der höheren Säugethiere kein plötzliches Geschenk, sondern ein allmählich erworbener Vorzug ist.

Noch viel unentbehrlicher aber erweist sich die Zwischenstufe der Schnabelthiere, um uns die eigenthümliche Form zu erklären, in welcher die der Geburt vorausgehende Entwickelung des höheren Säugethieres stattfindet. Das Ei der Schnabelthiere ist demjenigen der Reptile und Vögel analog, mit einem großen Nahrungsvorrath versehen, in welchem nur ein kleiner, an der Oberfläche des Dotters liegender Theil der Furchung unterliegt und heranwächst, während der größere Theil sich in dem Dottersack sammelt und dem heranwachsenden Thier die Nahrung liefert. Dieser Dottersack, der eigentlich nur für die Ernährung im freilebenden Zustande oder im abgeschlossenen Ei angelegt ist, hat sich nun auch auf die ungeborenen Jungen der höheren Säugethiere vererbt (bei denen er gewöhnlich Nabelbläschen genannt wird), obwohl sie seiner nicht mehr so dringend bedürfen, da ja bei ihnen der Embryo alsbald mit dem mütterlichen Körper verwächst und seine Nahrung direct von demselben empfängt. Aber die Wiederkehr des Dotterbläschens, dem nun anderweite Aufgaben zufallen, beweist uns, daß die höheren Säugethiere von eierlegenden Thieren abstammen, und wir finden somit auch hier die schönste Bestätigung jenes alten Linné'schen Spruchs, nach welchem die Natur keine Sprünge macht, indem wir noch heute die drei Stufen der eierlegenden Säugethiere, der Beutelthiere, in denen das Junge nicht mit der Mutter verwächst, sondern nur eine Zeit lang durch Diffusion ernährt wird, und der höheren Säugethiere, bei denen Verwachsung eintritt, vor uns haben.

Wir erwähnen dies nicht, weil in allen diesen Verhältnissen augenscheinliche Bestätigungen der Abstammungslehre liegen, denn diese ist heute von allen arbeitenden Naturforschern so allgemein angenommen, daß nur noch Personen, die mit der modernen Forschung außer aller Fühlung stehen, sich hier und da mit der lächerlichen Behauptung hervorwagen, die Descendenztheorie sei ein überwundener Standpunkt. Daß es so still über den großen Streit geworden ist, hat einen ganz andern Grund, als viele vermuthen, nämlich den, weil in unterrichteten Kreisen aller Streit darüber aufgehört hat. Das gesammte Dichten und Trachten der modernen Biologie bewegt sich fast ausschließlich auf den neuen, von Darwin eröffneten Forschungswegen.

Literatur und Kunst.

Classisch und Romantisch.

Eine Wortstudie von Heinrich Breitinger.

Wenn Bücher ihre Schicksale haben, so gilt dies gewiß noch mehr von den Wörtern. Ein nicht uninteressantes Beleg hierfür bietet die Geschichte der Bezeichnungen „classisch" und „romantisch". Ich habe dieselben durch die Lexika von drei Jahrhunderten verfolgt und so die Notizen gesammelt, welche ich hier zu Nutz und Frommen des allgemeinen Lesers verarbeite.

Kein Classiker des römischen Alterthums, selbst nicht Quintilian in seiner Zusammenstellung und Werthung der mustergültigen Autoren, hat sich des Ausdruckes „scriptor classicus" bedient. Erst Gellius, ein affectirter Scribent unter den Antoninen, d. h. gegen 130 nach Christo, nennt einen seiner Gewährsmänner „classicus assiduusque scriptor, non proletarius". Der Gegensatz (classicus-proletarius) zeigt deutlich, daß wir vorerst an die Steuerklassen des alten Roms zu denken haben. Das Bild ist vom census hergenommen, und der reiche Geist scheint hier dem Geiste ohne Fond entgegengestellt zu werden, was auf Heines poetisches Bild hinausliefe:

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen bar was sie verzehrt:
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Credit begehrt.

Wer indessen unsere Stelle in ihrem Zusammenhang betrachtet, wird bald entdecken, daß es sich für Gellius nicht um Geist und Originalität, überhaupt nicht um den Inhalt, sondern nur um den Werth eines Zeugnisses zu Gunsten eines angefochtenen Ausdruckes handelte. Gellius dachte also wohl an die juristische Bezeichnung „classische Zeugen", welche schon Festus erwähnt und worunter Dieser Männer von Vermögen versteht, solide, achtbare Leute, deren Zeugniß Autorität besitzt. Einer solchen Autorität auf sprachlichem Gebiete (der Zusatz assiduus bezeichnet den sorgfältigen, seine Ausdrücke abwägenden Schriftsteller) stellt Gellius nun seinen Proletarier als einen Zeugen ohne Ansehen entgegen.

Diese Stelle des Gellius ist nun freilich längst bekannt. Jakobs citirt sie bei Ersch und Gruber (Artikel: classisch), ebenso Krebs im Antibarbarus und Grimms Wörterbuch unter „classisch". Aber niemand hat meines Wissens nachgeforscht, wer diesen Ausdruck, den das Mittelalter nicht verwerthet zu haben scheint, bei den Modernen in Aufnahme brachte. Die Vermuthung liegt nahe, daß dies von einem Vertreter der Renaissance geschehen sei. In der That, in dem lateinischen Thesaurus des älteren Stephanus (1532) findet sich unter „author classicus" ein leider nicht näher bezeichnetes Citat aus Budaeus (Guillaume Budé, gestorben in Paris 1540), welches ich seinem Wortlaute nach hierhersetze, da es in klaren Worten aussagt, wie der große Humanist jenen Ausdruck des Gellius sich auslegte:

„Metaphoricos Gellius authores classicos appellat, quasi testes idoneos latinae puritatis et primae notae scriptores, quales sunt Cicero, Quintilianus, Livius, Caesar, Plinius, Virgilius, Horatius, Catullus".

Budaeus denkt also einerseits an „classische Zeugen", andererseits an den strengen und ursprünglichen Sinn von „classicus": Steuerzahler der ersten Classe. In diesem Sinne hatte allerdings schon Cicero einen Philosophen fünften Ranges mit dem Ausdrucke „quintae classis" bezeichnet.

Die Autorität des Budaeus und des Stephanus verbreitete den bequemen Ausdruck rasch unter den späteren Humanisten, so daß schon 1590 das dreisprachige Straßburger Lexicon von Sturm ihn einfach dem Budaeus zuweist: „classici autores. Budaeus. Die fürnehmsten und hochgeachtetesten Schreiber". Unter den französischen Wörter-

Digitized by Google

büchern führt ihn die erste Ausgabe der Akademie vom Jahre 1694 zuerst auf, aber sie beschränkt die Bedeutung auf das Alterthum und die Autorität des Zeugnisses auf den bloßen Inhalt.

„Classique n'est en usage qu'en cette phrase: Autheur classique, c'est à dire un autheur ancien fort apprécié et qui fait autorité dans la matière qu'il traite: Aristote, Platon, Tite-Live etc. sont autheurs classiques".

Grimms Wörterbuch findet das Wort erst bei unseren Classikern (seit 1750). Gellert gebrauche (1786) es von den Schriftstellern der eigenen Nation. Nach Littré hat es Voltaire im letzteren Sinne schon 1761 verwendet, indem er von einem „recueil de nos auteurs classiques" spricht. Man darf also bis auf Weiteres wohl behaupten, daß der fragliche Ausdruck von Gellius zuerst in unserem Sinne gebraucht, von Budaeus wieder aufgenommen, durch seine Autorität in Umlauf gebracht, von den Modernen erst auf die alten Schriftsteller, sodann im Laufe des 18. Jahrhunderts auf die mustergültigen Nationalschriftsteller angewendet worden sei.

Weniger klar liegt die Wanderung des Wortes „Romantisch" zu Tage. Die Franzosen kannten bis ins 18. Jahrhundert hinein nur den aus Italien in einer ganz anderen Bedeutung herübergekommenen Ausdruck „romanesque". Nach Tommaseo bezeichnete „la romanesque" im sechszehnten Jahrhundert einen römischen Tanz. Als Adjectiv notirt das Wort zuerst der Dictionnaire der Akademie von 1694: „Romanesque: Qui tient du roman: aventure romanesque, manières romanesques". So gebraucht es denn auch mehrmals Mme. de Sévigné in ihren Briefen; auch im Adverb: „Je vous écris romanesquement au bord d'une rivière". Von „romanesque" findet sich in den französischen Wörterbüchern sogar des achtzehnten Jahrhunders noch keine Spur; das Dictionnaire de l'Académie von 1793 bringt es zuerst und nur mit Bezug auf die Landschaft; auch Littré vermag es nicht früher nachzuweisen, als bei Marmontel und Rousseau. Nun aber weist die Bildung „romantique" deutlich auf die in England einheimische substantivische Form „romaunt", welche die andere (romans, roman) dort nicht aufkommen ließ. In der That findet sich „romantick" als Neologismus in der „New world of words" von Philipps, London 1706, und das in Leipzig 1716 erschienene Teutsch-Englische Lexicon von Christian Ludwig besagt: „Romanenschreiber, romancist, romance writer. Romanenschreibart: a romantick style." Da ferner Johnson's Dictionär von 1755 Beispiele aus Addison und Thomson citirt, wäre es möglich, daß ihre französischen Uebersetzer das Wort in Frankreich eingeführt haben.

Um dieselbe Zeit und in demselben Sinne gebrauchten die Deutschen das Wort „romanisch". Das älteste bisher bekannte Zeugniß für diesen Gebrauch finde ich in dem Buche: „Neues und ausführliches Dictionarium" oder „Wörterbuch in dreien Sprachen: Teutsch, Französisch und Lateinisch. Genf 1695". Hier wird „romanesque" durch die Ausdrücke „fabelhaft, romanisch" erklärt. Die Form „romantisch" hat Ludwig Hirzel (im Archive für deutsche Literaturgeschichte 1882) aus dem „Bernischen Spectateur" vom Jahre 1734 nachgewiesen. Die Stellen sind merkwürdig, weil sie beide Formen nebeneinander verwenden: „Curtius hat einen guten Talent gehabt, romanisch zu schreiben. — Was er von Anderen entlehnt, sind eben auch romanische Empfindungen." — „Aus Curtius wird erhellen, daß die Historici gern etwas Romantisches einmischen." — „Es schmecken die Reden des Curtius auch noch etwas Romantisches." Ebenda wird Romaniste und Romantiste für Romanschreiber gebraucht. Erstere Form war damals auch in Frankreich bekannt; Littré führt eine Stelle aus Pierre Bayle an, wo „romaniste" im Sinne von „romancier" gebraucht erscheint.

Nach dem Bisherigen ist also die in Breitinger's kritischer Dichtkunst (II, 283; vom Jahre 1760) vorkommende und von Friedländer citirte Stelle nicht länger das älteste Beleg für das Vorkommen des Wortes „romantisch". Hirzel vermuthet, es habe dasselbe von England durch die Schweiz seinen Weg nach Deutschland gefunden. Es wäre nun von Interesse, die ältesten deutschen und französischen Belege bei den beiderseitigen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. Das Zeugniß der Lexica ist nicht abschließend; denn diese säumen oft lange mit der Aufnahme eines neuen Wortes, und bei dem regen Eifer, welchen (nach Buckle's Nachweisen) die Franzosen schon um 1700 für die englische Sprache und Literatur bezeigten, dürfte das Wort lange vor Rousseau auch in Frankreich Eingang gefunden haben.

Ueber die Schicksale des französischen „romantique" liegt vor, daß Marmontel „ein romantisch schönes Gedicht" und eine „romantische Phantasie", Rousseau nur eine „romantische Gegend" kennt, Beugnot von der „romantischen Partei" berichtet, die 1806 am Berliner Hofe den Krieg mit Frankreich wünschte; Mme. de Staël den Franzosen zuerst von einer „romantischen Literatur, née da la chevalerie et du christianisme" gesprochen hat, und daß man heute „romanesque" im Sinne von „abenteuerlich, phantastisch, wild, exaltirt", das jüngere Wort vorwiegend im literarischen Sinne, endlich beide Wörter von der Landschaft gebraucht.

Im Italienischen scheinen sich „classico" und „romantico" erst spät und durch französischen Einfluß eingebürgert zu haben. Tommaseo gibt keine sicheren Anhaltspunkte und noch weniger die Crusca, welche ja fast nur die alten Nationalschriftsteller, die sogenannten Testi di lingua, auszieht.

Schweninger im Lied, Epos und Roman.

Der „Reichsdoctor" darf zufrieden sein. Mag auch die Medicinische Facultät der Berliner Hochschule gegen seine Ernennung zum Professor Verwahrung einlegen und ihn in Acht und Bann thun, sein dankbarer Patient ist der erste Staatsmann unserer Zeit und für sein kleines Auditorium in der Klinik entschädigt ihn der namentlich von corpulenten Damen wimmelnde Vorsaal im Palais des Reichskanzlers, wo er noch bis vor Kurzem seine Sprechstunde gab. Und nun ist Ernst Schweninger gar noch in die Literatur gekommen. Lyrik, Roman und Epos beschäftigen sich mit ihm, lassen sich von ihm begeistern, feiern ihn. Jetzt fehlte blos noch, daß er auf die Bühne käme.

Kein Geringerer als Hans Hopfen greift in die Saiten seiner Leier, um dem in die Reichshauptstadt Uebersiedelnden einen Willkomm in Versen zu entbieten. Die Gelegenheitsmuse Hopfen's vermeidet alle überschwänglichen Phrasen, und in schlichter, derber Bajuwarenart begrüßt sie den engeren Landsmann und nimmt ihn gegen seine Widersacher in Schutz.

Nur allzu leicht verfällt in Acht und Bann,
Wer etwas mehr als Seinesgleichen kann! —
Man lügt und hetzt und wird nicht müd' zu schreien
Und brüstet sich mit kleinen Pöbeleien.
Ein Thorenstreich, den Du — vielleicht — begangen,
Ist er nicht schwer genug gesühnt?
Und was für gute Thaten Du empfangen,
Das bischen Glück, das Dir bei uns ergrünt,
War dieser Lohn zu reich, zu hoch das Lob
Für den, der uns ein Allen theures Leben,
Das schier verloren war, zurückgegeben?
Den Mann, der Deutschland in den Sattel hob,
Du hobst ihn selber wieder auf sein Roß
Und wieder schreitet der Coloß, —
All überragend hin in neugeborner Kraft
Verjüngter Seele, lachend, reckenhaft!

Diese herzlichen Strophen stehen im Vorwort zu Hopfen's neuem Roman: „Allheilmittel"*). Und das ist nicht ohne tiefere Bedeutung, denn bei der Abfassung seiner Berliner Geschichte, zumal aber bei deren Conception, hat der Dichter gewiß mehr als einmal an den bestgehaßten Freund gedacht.

*) Dresden, H. Minden.

Digitized by Google

Die vielbesprochene „Schweningerkur" brachte ihn ohne Zweifel auf das Allheilmittel, das der Berliner Universitäts-Professor Hubert, ein „steiler" (?) Gelehrter, erfunden zu haben glaubt, und die Anfechtungen, die der Münchener Arzt an der Friedrich-Wilhelms-Universität erleidet, sind das Vorbild der Kämpfe des Professors im Roman. Das Allheilmittel geht freilich noch über die Entfettungsmethode. Denn mit Hülfe des Arcanums würden die Menschen, „wenn nicht etwa an schweren Körperverletzungen, von nun an nur mehr an Altersschwäche sterben und somit die weitaus größte Mehrzahl der Erdenbewohner, sofern sie nicht gewaltsam ihrem Heile widerstrebte, bequem an die ersehnten äußersten Grenzen eines Patriarchenalters gedeihen." Allerdings hat das Ding auch seinen Haken, und der Erfinder weiß am besten, warum er sein Allheilmittel vorläufig noch geheim hält. Er urtheilt selbst darüber:

„Es wird vorerst schon Zeit und Weile brauchen, bis die Herren Pharmakologen die richtigste und die sicherste Methode gefunden haben werden, das Ding für alle Welt käuflich herzustellen. Vom Widerwillen der Collegen, auf die unerhörteste aller Erfindungen guten Glaubens und fröhlichen Herzens einzugehen, will ich dabei gar nicht reden. Selbst wenn Alles über Erwarten günstig sich ereignete und nach Wunsch fortschritte, so daß das Mittel bald Allgemeingut der praktischen Heilkunde würde, der behandelnde Arzt würde doch nach wie vor seine Wissenschaft am kleinen Finger haben müssen, um mit meiner Erfindung zu operiren; das Quantum darf nicht willkürlich bestimmt werden, Modificationen der verschiedensten Art werden nothwendig sein."

Und derselbe Mann, der sich hier so vorsichtig über seine Erfindung ausspricht, verliert doch wieder im gleichen Augenblick all seine Besonnenheit. Er preist sich schon als den Wohlthäter der Menschheit und träumt von einer Actiengesellschaft allergrößten Stils und von colossaler Verbreitung, welche die Mittel schaffen soll, um seine Entdeckung zum Allgemeingut zu machen. Ja, je mehr er darüber nachdenkt, desto mehr überzeugt er sich, daß es des Staates Sache, „Sache der vereinigten Staaten der bewohnten Welt" ist. Ein mäßiger Steueraufschlag — und der Staat kann jedem seiner Bürger sein Mittel zukommen lassen gegen erschwinglichen Preis. Die Herstellung wird Monopol jedes einzelnen Staates. Dieser garantirt durch die strengste Ueberwachung für die Echtheit, Genauigkeit und Sorgfalt der Mischungen, setzt Strafen auf die Fälschung, benutzt mit souveräner Macht alle ferneren einschlagenden Erfindungen und lohnt sie ab, bis endlich die Wissenschaft den zweiten Schritt gethan haben wird, welcher zur Wirksamkeit im Gebrauche auch noch die Billigkeit der Herstellung fügt. „Und so wird endlich", schließt er seine Phantasie, „das Werk meines Genies über Alle und Jeden seine Gnade ausströmen, wie die ewige Sonne ihr belebendes Licht!"

Die nervöse Ueberreizung, die schon aus diesen Worten spricht, zeigt sich auch in anderen Thaten und Meinungen des Professors, so daß man seiner Frau den wohlgemeinten Rath gibt, auf einige Monate mit ihrem überarbeiteten Manne nach dem Süden zu ziehen, um dort für seine Nerven Erholung zu finden. Nach kurzem Widerstand erklärt sich der Professor bereit, für einige Zeit Hörsaal und Laboratorium, Praxis und Allheilmittel zu meiden. Er verläßt Berlin um so lieber, als die Kunde von seiner Entdeckung sich bereits in der Stadt verbreitet und ihm schon manche Unannehmlichkeit zugezogen hat. Vor Allem leidet er unter der Zweifelsucht seiner „brodneidigen" Collegen von der Facultät, die mit Achselzucken von dem „Schwindel" ihres berühmten Genossen reden und ihn schon als Marktschreier zu behandeln anfangen. „Es war ja begreiflich, daß sich jeder für einen Fortschritt in der Wissenschaft taub stellte, welcher seine Wirksamkeit und damit auch sein Einkommen auf den dritten, vielleicht auf den fünften Theil herabsetzte, davon gar nicht zu sprechen, daß sein Ansehen unter den Leuten zu Gunsten des Einen, des beneideten Erfinders, sich fast verflüchtigen mußte! Mein Gott, so ein Arzt ist auch nur ein Mensch und hängt von seinem Beruf ab." Und so ist Professor Hubert glücklich, daß er Berlin verlassen und nach einem Orte reisen darf, wo es, in Hopfen's kräftiger Sprache zu reden, „womöglich keine Facultät, keine Aerzte, keine Fachzeitschriften und keine gelehrten Lumpenhunde gibt".

Vor seiner Weltflucht hat aber der Professor noch einen großen Erfolg. Das Allheilmittel bewährt sich an seinem erkrankten Kinde. Hinter dem Rücken seiner Frau und des alten Hausarztes, der das Kind schon aufgegeben hat, gibt er der Kleinen das köstliche Tränkchen ein, und das theure Wesen gesundet. Welch ein Triumph! Natürlich kann der Gelehrte trotz des formellen Verbotes der Aerzte auch an der Riviera nicht unterlassen, mit seinem Allheilmittel zu experimentiren und zu doctern. Bald verkehrt er wieder mit den „kurzsichtigen Handlangern in dem Vorhofe der erhabenen Wissenschaft": mit Aerzten und Apothekern, und bald hat er auch Patienten. Zuerst den Maler Rolf Weigand, den Hünen mit gewölbter Brust und einem „pickenden Wurm" darin. Auf dessen dringenden Wunsch nimmt ihn der Professor in Behandlung. Doch das Allheilmittel versagt mit einemmal und ohne daß es irgend motivirt wäre. Was bei seinem kleinen Kinde zum Theil ausgeschlagen, erweist sich bei dem herculischen Manne als zu stark und verderblich. Den Maler ergreift ein rasendes Fieber, in welchem er heimlich sein Bett verläßt und in die Nacht hinausstürmt, und nur seiner riesenstarken Natur — „Himmelkreuzschockschwerenothelement!" — gelingt es, das furchtbare Mittel zu verwinden, indeß eine seltsam naschhafte Katze — eine echt Hopfen'sche Wunderlichkeit! — an dem energisch ausgespuckten Allheilmittel eines elendiglichen Vergiftungstodes stirbt. Noch schlimmer ergeht es dem zweiten und dritten Patienten: dem leichtsinnigen Marchese Ruspoli und dem edlen Welfengrafen Jaspar von M...n (warum diese Anonymität?), denn sie sterben einfach an dem Heilmittel. Nun soll noch das reizende Kind des Malers an die Reihe kommen. Die Mutter desselben bittet den Professor um das Elixir — trotzdem es ihrem Manne so übel bekommen! — und nur das Veto des Letzteren verhindert diesen neuen Mord. Auch die Frau Professorin ist gegen das verzweifelte Experiment, denn sie hat allen Glauben an das Allheilmittel verloren. Hopfen hat mit bewunderungswürdiger psychologischer Kunst die Wandlung dargestellt, die sich in dem Geiste der treuen liebenden Lebensgefährtin nach und nach vollzieht. Nur langsam frißt der Zweifel weiter, genährt durch die absprechenden Urtheile der Fachgenossen und die mißglückten Kuren. Und die kleingläubige wird Schritt für Schritt zur Gegnerin ihres vergötterten Mannes, an dessen Fähigkeiten nicht nur, auch an dessen Charakter und Verstand sie zu zweifeln beginnt. Seine Kunst scheint ihr bald nur Künste, seine Berufspflicht Unfug, und seine Opfer erinnern sie an die Versuchshunde des Vivisectors, „die immer wieder von freien Stücken auf den Operationstisch springen und den wissenschaftlichen Mann anwedeln, der ihnen langsam, sicher und peinlich den Garaus machen wird." Wie, und den Mann, der herzlos seine Mitmenschen einem Phantom seines kranken Gehirns opfert, ihn sollte sie verehren und lieben? Und so ringt sie zuletzt nicht nur mit der Mutter, die durchaus für ihr krankes Kind den fürchterlichen Medicinmann holen will, sie ringt am Ende auch mit ihrem Manne selbst auf Tod und Leben. Es ist ein grandioses Nachtbild, wie die beiden Gatten am Klippenstrande des wild empörten Meeres mit einander kämpfen, denn Hubert möchte keineswegs mit seiner Frau gemeinsam sterben — hierzu wäre sie mit tausend Freuden bereit —, sondern will nur sie allein, die ihm im Wege steht, in die Fluthen stürzen. Sie entspringt dem Rasenden, und wir athmen auf, wie von einem Alp befreit, als der wahnsinnige Erfinder des Allheilmittels in der Schöneberger maison de santé bald darauf stirbt. Das Recept des Allheilmittels hat sich in seinen hinterlassenen Papieren nicht gefunden. Das Geheimniß ist mit ihm begraben und die arme Menschheit muß sich nach wie vor ohne Allheilmittel behelfen. Mit diesem ironischen Lächeln schließt die Erzählung.

Wie man sieht, hat die Phantasie den Dichter weit ab von seinem Ausgangspunkte geführt. Der verrückte Arzneimann hat weiter nicht den geringsten Berührungspunkt mit dem jüngsten Berliner Extraordinarius, dem das Buch gewidmet ist. Viel deutlicher sind die Anspielungen in Hans Herrig's

Digitized by Google

komischem Epos: „Der dicke König".*) Zwar bittet der Dichter in seinem Nachwort ausdrücklich: „Nach irgend welchen speciellen Beziehungen möge man nicht suchen", aber er fügt hinzu: „Die Symbolik der Dichtung hat nur dann Berechtigung, wenn sie mit einer gewissen Vieldeutigkeit verknüpft ist." Diese Vieldeutigkeit findet sich in Herrig's Epos allerdings reichlich vor, und wer Lust hat, mag selbst in dem unterhaltenden, gedankenreichen Epos nach all' den Beziehungen spüren, die da „hineingeheimnißt" sind. Der Stoff ist der Geschichte entnommen, aber durchaus frei, in Heine's und Scheffel's Manier behandelt. Der dicke König ist Sancho von Leon, ein gutmüthiger Regent, doch den Tafelfreuden über die Maßen ergeben. Er wird bestraft, wo er gesündigt hat, und sein Jammer macht uns nur lächeln.

O des Schicksals grimme Tücke!
Mancher stopft sich voll den Magen,
Und bleibt dünn doch, wie ein Schneider.
Ist es denn schon eine Sünde,
Wenn man gern verzehrt, was gut schmeckt?

Und diese phänomenale Fettleibigkeit — „drei Männer umspannen den Schmerbauch ihm nicht" — wird das Unglück seines Lebens. Er erhebt sich vom lecker bereiteten Mahle und geruht, sich schlafen zu legen. Das Bett kracht unter ihm zusammen, und da er im Halbschlummer einer frechen Fliege sich erwehren will, fällt er auf den Boden und vermag kein Glied mehr zu rühren. Er ruft seine Diener herbei, damit man ihn aufhebe, doch alldieweil nach altspanischer Hofetikette nicht Leute niedern Standes die Majestät mit gemeinen Fäusten packen dürfen, so läßt er seine Granden rufen, die einzig dieser Gnade würdig sind. Doch hier erntet der hülflose König nur Hohn und Spott. Graf Gonzalez macht sich zum Sprecher der auffässigen Granden, die ihrem König nicht beistehen wollen, und erklärt ihn seiner Krone verlustig.

„Steig herab von Deinem Throne,
Unter dieses Leibs Beschwerde
Bricht auch der noch sonst zusammen.
Hört, o Granden, meinen Vorschlag:
Nimmer hebt ihn auf vom Boden,
Einen Wagen laßt uns holen . . .
Und dann vorwärts mit dem Wagen,
Bis er jenseit unserer Grenzen."

Gesagt, gethan. Zum Glück findet der verbannte König im Exil gute Freunde: den Sänger Redondillo, der ihm über die Grenze nachgefolgt ist, den unglücklich liebenden Pagen Pedro — „auch ein König ohne Krone, reich in Armuth" — und Allah's Stellvertreter, den Maurenfürsten Abdurrahman. Dieser heißt ihn in seiner Residenz Cordova willkommen und verspricht ihm als köstliche Hülfe

Einen Arzt, gelehrt und kundig,
Der ihn heilt von seiner Fülle,
Die zum Elend ihm geworden,
Mehr ihn drückt, wie Last der Jahre.

Der Hofmedicus Cohn ben Levy (!) soll den verjagten Monarchen zur Wiedereroberung seines Reiches schlank und stark genug machen. Der maurische Schweninger weiß freilich nichts von Flüssigkeitsentziehung nach dem System des Professors Oertel, aber die Erfindung des Geheimraths Koch ist ihm nicht unbekannt. Er stellt ihm die Diagnose: ein Teufel ist dem guten König in den Leib gefahren —

Jener vielgestalt'ge Teufel,
Welcher quält des Menschen Körper, —
Dieser Teufel heißt Bazillus.
In der ganzen Hölle gibt es
Nicht ein zweites solches Scheusal. —
Bald ausbreitet seine Schwingen
— Ueber Länder, Städte, Reiche,
Und in ihrem nächt'gen Schatten
Wächst die Pest, gedeiht das Siechthum,
Bald macht es sich klein und winzig,
Findet Raum im Wassertropfen. —
Wenn Du Dich zu Tische setzest,
Wenn Du labst den durst'gen Gaumen:
Dich umlauert der Bazillus,
Dieses schlaue Höllenscheusal.

Und diesen Satan gilt es auszutreiben. Hier folgt Cohn ben Levy wieder mehr den späteren Vorschriften Banting's: die Fettbildner müssen vermieden werden; Diät, viel Bewegung und andere Annehmlichkeiten thun das Uebrige. Diese Fülle, erklärt der Medicus,

„Diese Fülle hat nur langsam
Sich entwickelt, und nur langsam
Läßt sie deshalb sich entfernen. — —
Wohnung nehmt bei Cohn ben Levy,
Daß Ihr unter seiner Aufsicht
Seid vom Morgen bis zum Abend.
Keinen Bissen dürft Ihr essen,
Den ich Euch nicht zubereitet,
Keinen Tropfen dürft Ihr trinken,
Den ich euch nicht selbst credenze.
Glaubst Du, daß ich Dich mit Braten
Werde füttern und mit Torten?
Ei, da irrst Du, o Bazillus!
Täglich nichts erhältst Du weiter
Als ein Stücklein magern Fleisches,
Trocknes Brod dabei als Zukost.
Meinst Du etwa, dummer Teufel,
Daß nach Tisch Du Dich darfst pflegen
Faul und weichlich auf dem Ruhbett?
Merk, ich will Dir Beine machen.
Sollst vom Morgen bis zum Abend
Schwitzen, keuchen, stöhnen, schleppen!
Schleckert's Dich vielleicht nach Weine?
Wasser gibt es, Freund Bazillus,
Gutes, klares, frisches Wasser.
Und genügt Dies all Dir noch nicht,
Höllenscheusal, koch' ich Tränke,
Zaubertränke aus Rhabarber,
Aloe und Sennesblättern —
Diese Tränke sollst Du schlürfen,
Wenn sie gleich Dir wenig munden,
Freund Bazillus, und ich wette,
Ob Du auch rumorst und polterst,
Du entweichst in die vier Winde,
Ungesegneter, Verfluchter!"

Und glücklich wie Schweninger als Arzt des Reichskanzlers, so ist es auch sein hispanischer College in der Behandlung des Königs von Leon. Nach einer wahren Roßkur steht dieser schlank und heil vor uns da und constatirt selber mit großer Genugthuung:

„Gleich einem Alpdruck,
Den erwachend wir vom Schlafe
Von uns schütteln, ist verschwunden
Auch die Last des dicken Bauches.
Enger schnall ich meinen Gurt
Und doch wird es drinnen weiter,
So im Herzen als im Haupte."

Jetzt kann er wieder zu Pferde steigen, seinen guten Toledaner schwingen und sein Reich zurück erobern, — und er beeilt sich, dies Alles im Handumkehren zu thun, worauf auch der gelehrte Cohn seinen Lohn empfängt:

*) Berlin, Fr. Luckhardt.

Digitized by Google

„Vom heut'gen Tage
Bist Du König Sancho's Hofarzt,
Ueber Deiner Thüre hängen
Darf das Wappen von Leon."

Eine mäßige Belohnung! Eine Professur in Berlin wäre dem glücklichen Heilkünstler vielleicht lieber ... Oder auch nicht.

Theophil Zolling.

Der letzte Hegelianer.

Von Oskar Bulle.

Die Hegel'sche Philosophie in ihrer unverarbeiteten Form hat schon längst begonnen, zu den „Systemen" zu gehören, welche nur noch durch den Platz, den sie in der Geschichte der Philosophie einnehmen, Bedeutung haben. Und doch war sie einst die Beherrscherin der Gedanken des ganzen „erleuchteten" Deutschlands, doch gingen von ihr die bedeutsamsten Anregungen für das philosophische und ästhetische Urtheilen aus und nährten sich an ihr die Geister, welche wir seit der Mitte dieses Jahrhunderts als die bahnbrechenden auf dem Gebiete der speculativen Wissenschaften anzusehen gewohnt sind. Noch zu Beginn der vierziger Jahre, also fast ein Jahrzehnt nach des „Meisters" Tode, gab es in Deutschland keine andere Losung in den philosophischen Heerlagern, als die: für oder wider Hegel! und nicht mit Unrecht konnte ein Junghegelianer in einer öffentlichen Rede damals folgenden Passus anwenden: „Wo findet sich überhaupt in der Philosophie noch ein anderes Interesse, außer dem: die Hegel'sche Philosophie zu bekennen oder gegen Angriffe, durch welche man sie erdrücken will, zu vertheidigen?"

Heute ist es freilich anders geworden. Die Hoffnungen, welche jener Philosoph in dem weiteren Verlaufe seiner Rede hinsichtlich einer dereinstigen Weltherrschaft des Hegel'schen Systems aussprach, sind nicht in Erfüllung gegangen. Er, der Redner, ragt noch als die einzige stützende Säule dieser Philosophie einsam in unsere Zeit hinein; auch diese Säule kann stürzen über Nacht — und dann? Nun, dann wird man eben unter die Hegel'sche Philosophie das endgiltige: fuit! schreiben können. Jener Redner war Carl Ludwig Michelet, der immer noch jugendfrische Nestor der deutschen Philosophen.

Wenn wir es heute unternehmen, die Gestalt dieses Mannes für die breitere Oeffentlichkeit in gedrängter Darstellung zu skizziren, so soll das ohne näheres Eingehen auf seine speciell philosophische Bedeutung geschehen; für letzteres wäre hier wohl nicht der geeignete Platz. Vielmehr wollen wir in dieser Skizze lediglich von ihm das Bild entwerfen, welches er dem von philosophischen oder auch politischen Erwägungen nicht getrübten Blick eines Unbefangenen machen würde, das Bild eines der tapfersten und schneidigsten Kämpfer auf dem Schlachtfelde der Wissenschaft, eines muthigen und treuen deutschen Mannes.

Michelet ist jetzt in einem Lebensalter, in welchem andere Kämpfer schon längst die Waffe aus der Hand gelegt haben: er steht in seinem 84sten Jahre. Trotzdem führt er noch so eifrig, wie immer, seine Feder und arbeitet rüstig an der Krönung seines Lebenswerkes, an der Zusammenfassung seiner wissenschaftlichen Leistungen, welche er unter dem Titel: „Michelet's gesammelte Werke*). Vollständige Ausgabe letzter Hand" herauszugeben unternommen hat. Von dieser auf 25 Bände berechneten Ausgabe sind bisher 6 Bände der ersten Abtheilung, unter dem gemeinsamen Titel „Leben und System", und 2 Bände der zweiten Abtheilung erschienen. Den ersten Band der 1. Abtheilung bildet die Selbstbiographie des Verfassers, betitelt „Wahrheit aus meinem Leben". Lediglich dieser letzteren Schrift wollen wir jetzt näher treten und den Eindruck, den sie in ihrer unverblümten, oft kunstlosen und weitschweifigen, dabei aber doch höchst originellen und gemüthvollen Darstellung auf uns gemacht hat, wiederzugeben suchen.

Michelet war schon fünfzig Jahre Professor, ehe er den rothen Adlerorden vierter Klasse erhielt. In dieser einen Thatsache liegt seine ganze Geschichte. Daß er außerdem immer „Extraordinarius" blieb, nie einen „ordentlichen" Lehrstuhl an der Universität, zu deren leuchtendsten Lehrkräften er Jahrzehnte lang gehörte, eingeräumt bekam, erscheint noch lange nicht so bedeutungsvoll für sein Wesen, wie jener Umstand; denn seine Zurücksetzung bei Besetzung von philosophischen Lehrstühlen an der Berliner Universität war sehr begründet durch den Geruch der Staatsgefährlichkeit und Religionslosigkeit, in welchem nach Hegel's Tode und besonders unter den Nachwirkungen der Französischen Julirevolution die Linke der Hegel'schen Richtung, welche Michelet speciell vertritt, gekommen war; aber daß er trotz Doctor- und anderen Jubiläen 50 Jahre lang keinen Orden erhielt, nicht einmal den rothen Adlerorden vierter Klasse, das zeugt von einer Eigenthümlichkeit seines Charakters, die jedes „Beliebt werden" nach oben und nach außen hin verhinderte, zeugt von seinem streitbaren, durch keinerlei äußerliche Rücksichten zu beeinflussenden Sinne. „Miserrima est fortuna, quae inimico caret", so lautet der Spruch, welchen er unter sein der Selbstbiographie beigegebenes Bildniß gesetzt hat; und wahrlich, keine Unterschrift entspräche besser, als diese, dem Gesicht, welches uns über derselben entgegenschaut, dem festgeschlossenen Munde mit der kritischen Unterlippe, der energischen Nase, der bedeutsam ausgeprägten, ehernen Stirne.

Streitbar, fest beharrend in den einmal gewonnenen Ansichten, kühn und furchtlos in der Vertheidigung derselben gegen alle, auch die geringfügigsten Angriffe, so tritt uns Michelet nicht nur auf dem wissenschaftlichen Felde, sondern auch als Privatmann allerzeit entgegen. In seiner Selbstbiographie finden sich tausend von kleinen, von ihm sicherlich absichtslos hingeschriebenen Zügen, welche diesen festen, man möchte sagen eisernen Kern seines Wesens erkennen lassen.

Sehr originell ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus der Selbstkritik, welcher sich Michelet in dem letzten Abschnitte des obengenannten Buches, in dem Capitel: „Mein individueller Charakter" unterzieht. Der junge Gelehrte war in Folge seiner Angehörigkeit zu der französischen Colonie in Berlin in nähere Berührung mit dem bekannten Minister Ancillon gekommen und hatte durch seinen Freund, den Philosophen Gans einmal gehört, daß Ancillon bei Tische mit großer Zustimmung der Anwesenden geäußert habe: Michelet est une mauvaise tête. Dieser Ausspruch ging dem jungen Manne sehr im Kopfe herum. Er grübelte über die Bedeutung der „mauvaise tête" lange nach und suchte sich sogar in Littré's Dictionnaire universel genaueren Aufschluß zu verschaffen. Da fand er denn, daß man mit diesem Ausdrucke einen Quer- und Starrkopf bezeichne, und bei näherer Betrachtung stimmte er selbst zu, daß er dieses Urtheil ruhig über sich ergehen lassen müsse. Sein Leben, so sagt der Greis in seinem Rückblicke, habe Ancillon's Meinung vielfach bestätigt. Eigentlich sind, so argumentirt er, ja alle Philosophen mauvaises têtes, und es ist nur ein Lob für sie, wenn sie starrköpfig auf ihren Grundansichten beharren. Aber auch praktisch habe er sich vielfach als Querkopf erwiesen. Zunächst dadurch, daß er ungeachtet der Abmahnungen Ancillon's und der dringendsten Wünsche seiner besorgten Eltern darauf beharrte, seine so glücklich begonnene juristische Carriere aufzugeben und ein Philosoph zu werden, dann, daß er trotz der Warnungen seines Gönners, des Geheimraths Johannes Schulze (des sogenannten „Professorenmachers"), und obgleich er wußte, daß seine religiösen, politischen und wissenschaftlichen Ansichten der Regierung im höchsten Grade mißfällig waren, unbeirrt fortfuhr, seiner Ueberzeugung gemäß zu reden, zu lehren und zu drucken. Aber, so fährt er fort, ist eine solche mauvaise tête nicht vielmehr für eine bonne tête, für eine tête forte et ferme zu halten?

Jawohl! müssen wir hierauf antworten, und wäre der

*) Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Digitized by Google

Gelehrte nicht une mauvaise tête gewesen, so wäre er sicher heute nicht mehr bedeutungsvoll für uns. — — Die etwas allzubreit angelegte Erzählung Michelet's von seiner Kindheit und der ersten Zeit seiner wissenschaftlichen Entwicklung ist lediglich durch die Schilderung des patriarchalischen Lebens innerhalb der französischen Colonie in Berlin und durch die Beziehungen, die der junge Mann zu Hegel gewann, von allgemeinerem Interesse. Wir wollen uns deshalb bei ihr auch nicht aufhalten, sondern vielmehr sogleich zu der Mannesthätigkeit des Philosophen wenden, welche Conflikte von weitgreifender Bedeutung erzeugte. Um jedoch einige Daten anzuführen, sei erwähnt, daß der Auscultator Michelet 1824 auf Grund einer rechtsphilosophischen Abhandlung zum Doctor der Philosophie promovirt wurde und daß seine ersten philosophischen Schriften sich hauptsächlich mit Aristoteles beschäftigten, auf welchen die Aufmerksamkeit der Gelehrten mit erneutem Eifer wieder hingewendet zu haben, das unbestreitbare Verdienst Hegel's ist. Ueber die „Metaphysik" des Aristoteles verfaßte Michelet später auch eine von der französischen Akademie preisgekrönte Schrift (1836). Im Jahre 1829 war der eifrige junge Mann zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Berlin ernannt worden. Damals genoß er noch die volle Gunst des Ministers Altenstein, der ihm auch die ordentliche Professur der Philosophie in Königsberg anbot, dieselbe, welche nachher Rosenkranz erhielt. Michelet schlug sie aus, hauptsächlich, um sich nicht von Berlin trennen zu müssen.

Das erste selbstständige Auftreten Michelet's fällt mit der Herausgabe seiner geschichtsphilosophischen, die nachkantische Epoche und den Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule behandelnden Schriften zusammen, und ist in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre zu setzen, in die Zeit, in welcher das hohe Ansehen und Vertrauen, welche die Hegel'sche Philosophie als „Staatsphilosophie" bis dahin genossen hatte, zu schwinden begann. Den Kampf gegen den Neoschellingianismus, der die Mission, die „Umkehr der Wissenschaft" einzuleiten, übernommen hatte, hat Michelet im Verein mit Hotho, Vatke, Benary, Werder u. A., den „Hegelingen", wie sie Leo benannte, in durchaus schneidiger und unbeugsamer Art geführt. Er hat sich nicht davor gescheut, daß damals die Hegel'sche Philosophie in einem Rescripte des Ministers Eichhorn „als notorisch unverträglich mit dem bestehenden Staate und der bestehenden Kirche, wie sie sein könnten und dürften" hingestellt wurde, sondern hat die religiös- und politischfreisinnigen Ansichten, die ihm seine wissenschaftliche Ueberzeugung eingab, in allen seinen von nun an erscheinenden Schriften ungeschminkt vertreten und kundgethan. Wir wollen ihm diese Ueberzeugungstreue nicht gerade zum besonderen Verdienst anrechnen, denn sie ist ja jedes wahren Mannes Pflicht, aber wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß ihm, besonders seit er sich in offenen Gegensatz zu Schelling gesetzt hatte, von oben her mehr als jedem Andern auf die Finger gesehen wurde, daß ihm wegen mancher seiner Aeußerungen, die im Munde eines Anderen völlig ungefährlich erschienen wären, Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, welche sogar seine academische Lehrfreiheit zu gefährden drohten. So wurde ihm z. B. als er 1854 eine im Jahre vorher zum ersten Male gehaltene und mit vielem Beifall aufgenommene Vorlesung über die Philosophie der neuesten Geschichte wieder angekündigt hatte, durch den Rector der Universität ein Reskript des Ministeriums mitgetheilt, in welchem er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er bei dieser Vorlesung die strengste wissenschaftliche Haltung zu bewahren und „jede Ungehörigkeit zu vermeiden" habe. Wie bitter mußte es für einen Mann sein von der wissenschaftlichen Bedeutung Michelets, in dessen Hörsaal die Zuhörer aus allen Ländern Europa's zusammenströmten, solche Reskripte als Beweis, daß er „verzächtig" sei, zu erhalten. Wie freut man sich aber andererseits seiner energischen und doch maßvollen Vertheidigung solchen Maßregelungen gegenüber, und des Erfolges, welcher wenigstens in dem angeführten Falle dieses Sich-zur-Wehre-setzen hatte. Aber auch noch ernstere Bedrohungen seiner wissenschaftlicheu Aeußerungsfreiheit mußte er sich zuweilen gefallen lassen. So wurde er schon 1846 einer Disciplinar-Untersuchung unterworfen, weil er einen Zeitungsartikel über die Gründung einer freien Gemeinde in der Französischen Kirche zu Königsberg i. P. verfaßt hatte, und durch dieselbe, obgleich man ihm schließlich nicht ernstlich zu Leibe gehen konnte, lange in seiner Stellung bedroht; in einen noch gefährlicher aussehenden Preßproceß wurde er alsdann 1865 verwickelt, weil er in einer Flugschrift: „Die Bestimmung Preußens" das Preußische Herrenhaus eine „Ruine", genannt hatte. In dem letzterwähnten Processe führte er seine Vertheidigung persönlich in glänzendster Weise und erreichte seine Freisprechung.

Doch noch mehr und intensiver als durch dieses Märtyrerthum wirkte Michelet durch seine positiv wissenschaftliche Thätigkeit, sei es mit der Feder, sei es auf dem Katheder, für die Sache der religiösen und politischen Freiheit. Seine Thätigkeit als philosophischer Schriftsteller ist eine ebenso fruchtbare gewesen, wie die als Lehrer der akademischen Jugend. Seine Vorlesungen waren von allen, die an der Berliner Universität über Philosophie gehalten wurden, stets die am meisten besuchten, besonders in den vierziger und fünfziger Jahren, als die Hegel'sche Philosophie noch die Geister beherrschte, und es wird wenige akademische Lehrer geben, die auf einen geistig so bedeutsamen Kreis von Schülern zurückschauen können, wie das Michelet kann. Denn Berlin war in jenen Jahrzehnten ein Sammelpunkt für alle, die sich philosophisch und ästhetisch anregen lassen wollten, und der Name Michelets ward für solche stets mit in erster Linie genannt. Aus jenen Zeiten der Blüthe der Hegel'schen Schule unter Michelets Führung stammt auch seine heute noch kräftige Schöpfung: die „Philosophische Gesellschaft" in Berlin. Dieselbe wurde 1843 von Michelet und dem Grafen Cieszkowski gegründet und umschloß gleich bei der Constituirung eine große Anzahl der gefeiertsten Männer der Wissenschaft, allerdings zunächst nur die „Schüler und Freunde Hegels". Der Bericht über die Geschichte dieser Gesellschaft füllt einen großen Theil der Michelet'schen Selbstbiographie — ist es ja doch zum großen Theil des Philosophen eigene Geschichte, die in den Rahmen dieser Gesellschaft sich mit abspielt — und man merkt es dem Berichterstatter an, daß er mit demselben Behagen sich über diese Schöpfung verbreitet, wie er über seine Vorlesungen und die Schüler und Freunde spricht, die er durch dieselben gewann. Sind dies ja auch doch die beiden großen Erfolge seines wissenschaftlichen Strebens, Erfolge, die das Fehlen von äußeren Ehren und Würden in seinem Leben, reichlich aufwiegen.

Auch für weitere Kreise interessant ist dieser Bericht über die Thätigkeit der „Philosophischen Gesellschaft" einmal durch die Controverse, welche Michelet, der selbst ein scharfblickender, wenn auch in mancher Hinsicht voreingenommener Naturphilosoph ist, mit den Vertretern der Naturwissenschaften in dieser Gesellschaft, besonders mit Dove hatte, und dann besonders durch das meteorhafte Auftreten Lassalle's als eifrigstes Mitglied des gelehrten Vereins. Wie ein Störenfried platzte dieser geniale Mensch in das beschauliche, wissenschaftliche Leben, das die Gesellschaft führte, hinein und während der fünf Jahre seiner Mitgliedschaft (1857—62) hat er in derselben mehr als jeder andere die Geister beschäftigt. Selbst seine poetischen und politischen Schriften (s. z. B. sein Trauerspiel „Franz von Sikkingen" und seine Broschüre: „Der Italienische Krieg und die Aufgabe Preußens"), wurden einer langen und breiten Besprechung unterzogen und als gar sein „System der erworbenen Rechte" erschienen war, fand die Bewunderung des „Lieblings der Götter" kein Ende. Aber grade dieses Buch veranlaßte seinen Austritt aus der Gesellschaft. Michelet selbst nämlich berichtete über dasselbe, erkannte seine Vorzüge bereitwilligst, tadelte aber in seiner consequenten, scharf-wissenschaftlichen Weise die nicht-historische Fassung des römischen Erbrechts. Diesen Tadel konnte Lassalle nicht ertragen, und er trat, ohnehin in seiner maßlosen Eitelkeit durch den geringen Beifall verletzt, den seine Festrede zur Fichtefeier gefunden hatte, aus der Gesellschaft aus.

Die „Philosophische Gesellschaft" blieb bis in das Ende der sechsziger Jahre wesentlich hegelianisch angehaucht, von da an aber, hauptsächlich nach dem Tode des langjährigen Vor-

Digitized by Google

sitzenden, Dr. Förster (1868), bemächtigten sich jüngere Richtungen, besonders die historisch-kritische, der Majorität in derselben, und 1872 fand sogar eine Secession der Antihegelianer unter Mätzner, Bergmann und Bratuschek statt, welche zur Gründung des allerdings bald wieder dahin siechenden „Philosophischen Vereins" führte.

Michelet's Thätigkeit für die „Philosophische Gesellschaft" als permanenter Secretär derselben ist trotz der streng Hegel'schen Richtung, welche er immer betonte, eine außerordentliche gewesen und gipfelt besonders in der Herausgabe des officiellen Organs derselben, der Zeitschrift: „Der Gedanke", welche von 1860 bis 1873 in 8 Bänden erschien. In diesem wissenschaftlichen Journale sind die zahlreichen Aufsätze, welche der Gelehrte, angeregt durch die Verhandlungen der Gesellschaft, schrieb, und die nicht minder häufigen Vorträge niedergelegt, die er in dem Freundeskreise hielt. Beide — Aufsätze wie Vorträge — erstrecken sich auf fast alle Gebiete nicht nur der philosophischen, sondern auch der naturwissenschaftlichen, historischen und socialpolitischen Forschung und geben besser, als alle anderen Werke des Philosophen ein übersichtliches und überraschendes Bild von seinen weitgehenden Interessen und Bestrebungen. Auch politischen Abhandlungen aus seiner Feder begegnen wir sowohl in jener Zeitschrift, als in vielgelesenen Berliner Tagesblättern, wie der „Vossischen Zeitung" und der „National-Zeitung", häufig genug. Denn auch auf dem politischen Gebiete bewegte sich Michelet mit demselben, man möchte sagen theoretischen Eifer, den er in der Vertretung seiner wissenschaftlichen Ansichten bewies. Seiner politischen Ueberzeugung nach war er natürlich stets ein Liberaler „vom reinsten Wasser" und hat wegen seiner Ueberzeugungstreue mancherlei Anfechtungen erfahren müssen, die zum Theil eines gewissen komischen Anstriches nicht entbehren. So hatte er einstmals einen heftigen Angriff der „Kreuzzeitung" auszuhalten, weil er zur Feier der Freisprechung Waldeck's (im Jahre 1849) durch das Anstecken seines Kronleuchters „illuminirt" haben sollte. In der That waren die Lichter nur zur Feier seines Geburtstages angezündet worden. Wir können übrigens nicht verschweigen, daß die politischen Erwägungen, die der greise Autobiograph in dem erwähnten Buche anstellt, jetzt ebenso einen beinahe komischen Eindruck auf uns machen. Denn nirgends hat sich wohl die Gewalt der Thatsachen schlagender und siegreicher erwiesen, als den Träumen und Utopien gegenüber, denen sich die politischen Freiheitsschwärmer in den letzten fünf Jahrzehnten hingegeben hatten. Und Michelet trägt unglücklicherweise alle diese Theorien, die er schon 1848 in derselben Gestalt aufgestellt und in der Conflictszeit mit einer ihm selbst gefährlichen Ueberzeugungstreue vertheidigt hatte, auch heute noch mit Inanspruchnahme einer Bedeutung vor, welche unsere Staatsmänner nun einmal philosophischen Begründungen von politischen Ansichten nicht mehr beilegen. So müssen wir lächeln, wenn wir lesen, daß er im November 1879 einen Versuch, den Fürsten Bismarck „von der abschüssigen Bahn, die er unaufhaltsam hinuntergleitet, abzubringen", durch Uebersendung des zweiten Bandes seiner Geschichte der Philosophie an denselben machte, und daß Fürst Bismarck ihm antworten ließ, er bedaure, das Buch nicht lesen zu können, weil es — mit lateinischen Buchstaben gedruckt sei.

Doch solche Curiosa sollen unsere Achtung vor dem gediegenen Gelehrten nicht mindern. Im Gegentheil! Die Vertheidigung von Anschauungen, die im Niedergange begriffen sind, erfordern gewiß mehr moralischen Muth, mehr Selbstbewußtsein, als die Vertretung von Ansichten, die sich Bahn zu brechen eben im Begriffe sind. Und Michelet hat politisch ebenso, wie wissenschaftlich die Systeme, die ihm der Proceß seines Denkens als die wahren und vernünftigen hingestellt hat, mit ebensoviel Unerschrockenheit und Zähigkeit, als äußerer Selbstverleugnung vertreten. Der Art, wie er kämpfte, gebührt die Anerkennung, und als ein wackerer Kämpe hat er sich stets erwiesen.

Michelet's äußere Lage war nie eine glänzende, aber fast immer eine sorgenfreie. Seine umfangreiche Thätigkeit als Lehrer an einem Gymnasium, als Universitätsprofessor und als Schriftsteller gewährte ihm den nöthigen Unterhalt für ein Leben, das er auch behaglich und schmuckreich zu gestalten verstand. Dazu lebte er in sehr glücklicher Ehe mit einer jung gewonnenen Lebensgefährtin und schritt, als diese ihm der Tod entriß, noch als rüstiger Sechsziger zu einem neuen Bunde mit einer französischen Schweizerin, der ebenso, wie der erste, mit blühenden Kindern reich gesegnet war. Seine stets mäßige und streng geregelte Lebensweise verschafft ihm außerdem ein ausnahmsweise rüstiges Alter, und wir können es aus allen diesen Gründen wohl verstehen, wenn er sich selbst eine Grabschrift verfaßte, die mit den Worten schließt:

Sur la terre ici-bas il a trouvé le ciel,
Laissez-lui sous la terre un repos éternel.

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Der Freiherr hatte seine Stellung nicht verändert, sondern nur die Arme über der Brust ineinander verschränkt und fing so mit leiser umschleierter Stimme an: „Ja, damals war's. Weshalb das Duell entstand, wissen Sie. Ich hatte die Brunella lange genug ausgehalten, um Rechte an sie zu besitzen. Sie durfte mir sagen, daß sie meiner überdrüssig sei, wie ich es ihr sagen durfte, manchem Weibe vor ihr schon gesagt oder doch durch unzweideutige Zeichen bewiesen hatte. Das ist der Lauf der Welt. Aber sie durfte mich nicht betrügen. Ich hatte sie sehr gern und berauschte mich an ihrem südländischen Feuer, an ihrer südländischen Grazie. Ich hatte sie aus dem Staube hervorgezogen; mein Geld, meine Protection hatten ihr die Wege bis zum königlichen Ballet eröffnet, wo sie dann Furore machte und ein Stern ersten Ranges wurde. Was sie war, war sie durch mich, sie hätte dankbar sein können. Nicht durch Treue und Anhänglichkeit, — pah! wer rechnet darauf? Aber durch Aufrichtigkeit. Statt dessen hinterging sie mich, belog sie mich lange Zeit hindurch in der schmählichsten Art. In meinen Armen dachte sie an den Andern, der ihr mehr war — Wozu es aufrühren? Mich ekelt's. Ich hätte auch damals, als ich Alles erfuhr, keine andere Empfindung haben sollen, als die des Ekels; ich hätte den Staub von meinen Schuhen schütteln sollen; — es gibt so viele Weiber in der Welt, die auch schön sind und deren Liebe auch feil ist, wie Luxuswaare. Aber die sogenannten Gesetze der Ehre sprachen noch ein Wort mit darein. Ich war ziemlich jung damals; — heute — doch das gehört nicht hierher. Ich konnte damals nicht lachen, Zähnek chnirsencht, i mit den ich hätte mich an jener Buhlerin beinahe vergriffen. Dann forderte ich meinen begünstigten Nebenbuhler zum Duell. Ich war immer ein guter Schütze; was mir damals in die Finger gefahren ist, daß ich meinen Gegner fehlte, weiß ich nicht; ich glaube, der brennende Wunsch ihn niederzuschießen, und die blinde Wuth und die verletzte Eitelkeit, — denn das war ja am Ende doch die Hauptsache, — machten meine Hand unsicher. Statt dessen schoß er mich durch die Brust; man nennt das ein modernes Gottesgericht, Gröben."

„Sie lästern", fiel der Zuhörer müde ein.

„Immerhin. Ich hatte mein Geld an das Weib, das Weib an einen Rivalen und dazu beinahe mein Leben noch obendrein verloren. Aber es ließ sich retten; nach einem langen, schmerzensvollen Krankenlager genas ich, die Kugel konnte entfernt werden, meine beschädigte Lunge heilte wieder. Nur blieb große Athem- und Körperschwäche zurück, und ich fühlte mich als Invalide. An solchem Dasein lag mir nichts und ich hätte es nicht getragen; es gehören starke Naturen dazu, um es zu tragen. Aber die Aerzte verhießen mir noch ein-

Digitized by Google

mal völlige Wiederherstellung. Ich wollte Sommers ins Gebirg, im Herbst nach Aegypten gehen; mein Hausarzt widerrieth mir Beides. „Sie werden dort so leben wollen, wie hier", sagte er, „und sich zu Grunde richten. Wenn für Sie nicht die Möglichkeit völlig ausgeschlossen ist, Ihre alte Lebensweise fortzuführen, werden Sie sich nicht schonen. Ich kenne Ihre Natur: Sie bedürfen jetzt unwandelbarer Langeweile. Gehen Sie irgendwohin aufs Land, wo es keine Eisenbahnen, keine Weiber und keine Clubs gibt. Wenn überhaupt, können Sie nur dort gesunden!" Ich fühlte, daß er recht hatte, und seufzte. Aber da ich um jeden Preis wieder der Alte werden wollte, der ich gewesen war, entschloß ich mich in heroischer Resignation, seinem Rathe zu folgen. Das Unglaublichste, was sich von Einsamkeit, Langerweile, Weltabgeschiedenheit und Civilisationsmangel nur irgend im hintersten Winkel von Hinterpommern auftreiben ließ, wohin noch niemals der Pfiff einer Locomotive gedrungen und die Fortschritte des modernen Zeitgeistes als Ausgeburten des höllischen Versuchers gelten, von dessen leibhaftiger Persönlichkeit Seine Ehrwürden Sonntags den Bauern vorpredigt, gerade das sollte mir recht sein. Ich wollte sommerlang in der Uncultur eines erst noch zu entdeckenden Welttheils untertauchen. Sie wissen, daß meine Familie aus Pommern stammt. Zweige derselben, an die ich mich nie gekehrt, mußten dort noch ansässig sein. Meine angestellten Nachforschungen ergaben, daß ein paar Vettern meines Vaters in der uncivilisirtesten Ecke meiner Heimathsprovinz begütert waren. An einen derselben schrieb ich aufs Gerathewohl, ob er mich für ein paar Monate bei sich beherbergen wolle. Es kam lange keine Antwort; ich machte mich schon mit dem Gedanken vertraut, daß mein Onkel das Schreiben überhaupt wieder verlernt habe oder diese dort nicht landesübliche Kunst zu betreiben verschmähe oder daß der Briefbote innerhalb vier Wochen nur einmal unter tausend Gefahren bis in diese Hundetürkei vordringe, als ich eines Tages aus einer ganz anderen Gegend, als die, nach welcher ich geschrieben, — immerhin aber aus dem hintersten Hinterpommern — ein Antwortschreiben erhielt. Dasselbe war zwar von einem Manne, nämlich von meinem mir unbekannten Onkel Malte, unterzeichnet, rührte aber offenbar von einer Damenhand her und enthielt die Mittheilung, daß mein Onkel Botho, an den ich mich gewandt, mich zwar in Anbetracht seines Kinderreichthums und seiner beschränkten Wohnräume nicht wohl aufnehmen könne, daß ich jedoch dem Unterzeichneten, gleichfalls einem Vetter meines Vaters, aber aus einer anderen Linie, welchem Onkel Botho meinen Wunsch mitgetheilt, zu jeder Zeit willkommen sein würde. Der Brief brachte noch eine Beschreibung der Lage des Guts sowie der etwas complicirten Reisegelegenheit bis dorthin, — Schnellzug, Secundärbahn, Post, Klingelzug, eigener Wagen, fünfmaliges Umsteigen hintereinander, — und die Bitte, meine Ankunft rechtzeitig anzumelden. Es wehte mich aus diesem Briefe mit den zierlichen Damenschriftzügen etwas an, wie Sandweg, Föhrenwaldungen und Torfmoore, aber das paßte mir gerade in meinen Plan. Ich sagte zu, bestimmte den Tag meines Eintreffens und fuhr, von einem wahren Hagelschauer ironischer Randglossen und sarkastischer Reisewünsche von Seiten meiner Clubgenossen und Freunde begleitet, ab, wie Einer, der zu drei Monaten Plötzensee wegen Preßvergehens verurtheilt und entschlossen ist, seine Strafe mit unerschütterlichem Gleichmuth aber auch ohne die geringste Wandlung seiner inneren Ueberzeugungen abzubüßen."

Der Erzähler schwieg ein paar Secunden lang, als ob er sich die Bilder, die nun vor seinem geistigen Auge emportauchten, recht klären und veranschaulichen wolle, ehe er in Worten von ihnen redete. Er wandte die Stirn dabei nicht zur Seite und sah nicht, daß Herr von der Gröben ihn mit einem verwunderten Aufblick gestreift hatte, ohne im Uebrigen seine Stellung zu verändern. Er sah überhaupt nichts mehr von dem, was um ihn her sich in dem stillen, nur von der singenden Flamme und der knisternden Asche belebten Gemache befand; es war kein Gemach, was sich über ihm wölbte, und draußen lag nicht die Winternacht über der großen, verödeten Stadt, und der Sturm heulte nicht durch die Gassen. — Es war Alles ganz anders, ganz anders. — Und dann fing er wieder an mit einer Stimme, die fremd an seines Zuhörers Ohren schlug und in der etwas zitterte, was dieser nie vernommen und nie gekannt: „Es war im Frühling, als ich aufs Land fuhr. Der Frühling hatte sonst keine Bedeutung für mich gehabt; nur daß die Gesellschaftssaison dann zu Ende war, die Mode wechselte und in unseren Vergnügungen ein Wandel eintrat. Ich hatte den Frühling eigentlich noch nie gesehen. Jetzt sah ich ihn. Ich hatte zum ersten Male Augen dafür, weil ich auf mich selber angewiesen war und allein im Coupé saß. Die Luft, die zum Fenster hereinspielte, als wir die Vorstädte der Residenz hinter uns hatten und ins flache Land hinausfuhren, war mir neu; sie wehte mir eigenartig um die Stirn und stimmte mich wunderlich. An den Rändern des Schienenweges standen weiß überblühte Obstbäume, der Himmel war seltsam lichtblau und auf den kleinen Bahnhöfen traten Kinder mit Blüthensträußen an die Waggons heran und boten sie feil. Die Menschen, die da kamen und gingen, sahen anders aus als in der Hauptstadt, redeten anders und hatten andere, freudigere Mienen; es war gerade, als lagere eine sonntägliche Feststimmung über ihnen und über der ganzen Welt. So fuhr ich weiter und weiter in's Land hinaus, wechselte die Züge, stieg in die schwerfällig dahinrasselnde Postkutsche über und war wie in einer Traumumgebung, in der ich mich nicht mehr zurechtfand.

Als ich zuletzt in dem mir von meinem Onkel aus Bassow entgegengeschickten Wagen, — einer altmodischen, unglaublich hohen, sich in Federn wiegenden Kutsche, einem wahren, vorsintfluthlichen Marterkasten — den Rest der complicirten Fahrgelegenheiten auskosten sollte und das schwerfällige Gebäude in den tiefen, gelbsandigen Fahrwegen sich melancholisch bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte, während die Räder gleichmäßig fortmahlten und der Kutscher auf dem Bocke mit seinen Mähren um die Wette nickte, hielt ich es nicht mehr aus, sondern sprang herab und beschloß, bis zum Gute zu Fuße zu gehen. Der Kutscher sah mich an, lachte über sein ganzes, breites, ausdrucksloses Gesicht und machte mir endlich nach verschiedenen Schwierigkeiten, die sich unserem wechselseitigen Verständniß entgegenthürmten, — Jochen sprach natürlich sein hinterpommersches Platt — begreiflich, daß ich zur Rechten einen Fußweg durch den Kiefernwald einschlagen könne, der mich in sehr viel kürzerer Frist an mein Ziel führen werde, als er selber sie sammt seinen Mähren und seiner Kutsche gebrauchen würde, die alle im Verein mir zur besten Vorbedeutung dessen dienten, was meiner in diesem Verbannungsort an der Welt Ende harrte. Ich folgte seinem Rath und schritt in der angedeuteten Richtung rüstig fürbaß.

Der Tag war indessen seinem Ende nahe gekommen, die Sonne sank hinter den fernen Waldhügeln, die den Horizont begrenzten, hinab und kühle Dämmerung breitete ihre Schatten über meinen Weg zwischen den schlanken Stämmen. Vogelstimmen, die ich nie gehört, ließen sich in Baumkronen und Gebüsch vernehmen, Insecten schwirrten an mir vorüber, unbekannte Thierlaute wurden im Dickicht wach und das nächtliche Leben der Haide begann. Ich hatte das Alles nie kennen gelernt, war nie zu Fuße durch einen abendlich umdämmerten Forst geschritten und konnte mich einer gewissen verzauberten Stimmung, die mich jetzt und hier heimsuchte, bei all' meinem großstädtischen Skepticismus nicht ganz erwehren. Dazu kam eine bei meiner Körperschwäche und Angesichts der ungewohnten Anstrengung erklärliche Müdigkeit über mich, die ich aber nicht als lästig und beschwerlich, sondern als köstlich empfand. Mir war zu Muthe, wie ich mich dessen aus keiner früheren Zeit her entsann: frei, wohlig, wie losgelöst. Ich mußte mir förmlich erst ins Gedächtniß zurückrufen, wer ich war, was ich bis zur Stunde gedacht und gewollt, gethan und gelebt: ich kam mir vor wie ein Anderer, an dem ich keinen Theil mehr hatte. So war ich bis an eine Waldlichtung gelangt, von wo aus sich mir plötzlich ein Blick über einen umgatterten Park mit uralten Riesenbäumen, grünen Rasenflächen und aufschimmerndem Weiher bot. In der Ferne sah ich durch junges Laubgrün die grauen Steinmauern eines weitläufigen, altmodischen Gebäudes hervorleuchten. Das mußte Schloß Bassow sein. Es war Alles

Digitized by Google

genau so, wie ich mir's vorgestellt, nur machte es nicht auch den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte; es stimmte mich nicht spöttisch und resignirt, sondern friedlich und heimlich. Ich ging näher, und da ich kein Gatterthor fand, kletterte ich auf die höchste Planke des Zauns und sprang mit beiden Füßen zugleich in das Besitzthum meines Onkels Malte hinüber.

Im nächsten Augenblick aber fuhr ich erschrocken zurück, denn ein riesiger Neufundländer sprang laut bellend und sein Gebiß weisend auf mich zu und hätte mich vermuthlich ohne viel Federlesen zu Boden geworfen, wenn nicht noch rechtzeitig der laute Ruf: „Hierher, Tyras, hierher!" erklungen wäre und ihn zum Stehenbleiben veranlaßt hätte. Und dann, als er so knurrend und zähnefletschend mich stellte und jede meiner Bewegungen mit erneutem, wüthendem Gebell begleitete, trat aus dem Dunkel der Gebüsche plötzlich eine schlanke, licht gekleidete Mädchengestalt, einen gelben Strohhut im lang aufgelösten Blondhaar, einen fast fertigen Kranz von Gräsern und Frühlingsblumen zwischen den Händen. „Ruhig, Tyras; ruhig doch, mein Alter!" rief sie dem Hunde zu, der nun schweifwedelnd auf sie zusprang und ihr die beiden mächtigen Tatzen auf die Schultern legte, während sie secundenlang seinen zottigen Kopf liebkoste. Dann trat sie, hold und anmuthig, wie ein Märchenbild, auf mich zu, sah mir mit ihren demantklaren, meerblauen Augen gerade ins Gesicht, lächelte und reichte mir gleich danach ihre Hand. „Verzeihen Sie den Empfang", sagte sie mit einer Stimme, die wie Glockenton an mein Ohr schlug, „und herzlich willkommen, lieber Vetter! — Sie sind doch Vetter Udo?"

„Ja", brachte ich heraus und weiter nichts und sah sie an und — glaube, ich war verlegen, zum ersten Male in meinem ganzen Leben verlegen. Ich hatte schon viele Weiber gekannt und geliebt und verlassen, schönere, glänzendere, blendendere; so viel Holdseligkeit, so viel Liebreiz und keusche Natürlichkeit in einem Wesen verkörpert war mir noch nie vor Augen gekommen; ich hätte nie geglaubt, nie gewußt, daß es solche Wesen noch gäbe.

„Und ich bin Ihre Cousine Hildegard", sagte sie, indeß ich ihre Hand noch immer in der meinen hielt.

Nun endlich ließ ich sie frei, nahm meinen Hut ab, verbeugte mich, erklärte mein Eindringen, dankte ihr für ihren Willkommgruß und bat sie, mich zu ihren Eltern zu führen.

„Zu meinem Vater", verbesserte sie, „denn eine Mutter habe ich schon lange nicht mehr, und außer meinem Vater finden Sie Niemanden auf Bassow, als mich. Sie wollen sich ja langweilen, Vetter, nicht wahr? Sehen Sie, und das können Sie nirgends in der Welt besser, wie hier, und darum haben wir Sie zu uns eingeladen. Aber nun kommen Sie nur, Sie müssen ja müde, hungrig und durstig sein, Sie Aermster, der Sie unsere Wege und unsere Reisegelegenheiten nicht gewohnt sind. — Vorwärts, Tyras, melde uns an!" Der Hund sprang uns bellend in mächtigen Sätzen voraus und wir Beide wanderten nebeneinander her hinter ihm drein unter den Wipfeln der alten Parkriesen, durch den dämmernden Frühlingsabend. Und Hildegard sagte, indeß mir der Mund wie versiegelt war angesichts all' des Neuen und Wunderlichen: „Den Kranz da hab' ich Ihnen vor die Thür hängen wollen, Vetter, und wäre auch damit fertig geworden, wenn Sie hübsch in unserer Ahnenkutsche sitzen geblieben wären, und Johann Sie nicht freigelassen hätte, — nun ist's zu spät."

„Geben Sie ihn mir nur, Cousine", bat ich.

„Wozu?"

„Zur Erinnerung an meinen Einzug in Bassow."

„Ach so, — da, nehmen Sie ihn! Aber so bald lassen wir Sie doch nicht wieder fort, Vetter. Erst müssen Sie ganz gesund sein. Bei uns heißt's: gefangen bleiben. Und Sie sehen wirklich recht angegriffen aus, haben die rechte Großstadt-Couleur und müssen sich sehr erholen, ehe wir Sie freigeben können. Sehen Sie: das ist unser Haus, und da im Giebel, gerade hinter der alten Linde ist Ihr Zimmer, — und da kommt der Vater auch schon, Tyras hat seine Schuldigkeit erfüllt."

Mein Onkel Malte kam in grauer Joppe, mit hohen Stulpstiefeln auf mich zu, eine große, breitschultrige Gestalt mit luftgebräunter Hautfarbe, graumelirtem, kurzen Vollbart und kräftig-schönen Zügen. Er lüftete seine Mütze, hielt mir seine große braune Hand entgegen und hieß mich in kurzen Worten willkommen. Und ich, mit dem halbfertigen Kranz über dem Arm, stand da und wußte kaum, wie mir innerhalb dieser fremden Welt, in die ich versetzt worden, geschah und hätte am liebsten, wäre ich meiner Stimmung gefolgt, zu den Beiden, die mich in ihr Haus führten, gleich in diesem ersten Augenblick gesagt: „Behaltet mich nur hier, — ich mag nicht wieder von hier fort." —

Und dann verplauderten wir den Abend zusammen um den runden Tisch im getäfelten Speisezimmer, und die Inspectoren kamen und holten sich ihre Instructionen für den folgenden Tag und aus dem Dorfe kamen Leute, die etwas zu fragen, zu melden, zu erbitten hatten, und Allen wurde freundlicher Rath und bereitwillige Hülfe zu Theil und Alle schüttelten sich mit Onkel Malte die Hände und Alle sahen in Hildegard ihren guten Engel, der, wie die Vorsehung, für sie sorgte und zu dem sie in vertrauensvoller Hingabe aufblickten. Und Hildegard redete zu ihnen in ihrer Sprache und hatte das vollste Verständniß für Lust und Leid ihrer kleinen Welt, und so klar-verständig floß ihr das Wort von der Lippe, ohne Prunk, ohne Scheu, ohne Verstellung! Immer gab sie sich ganz, wie sie war, und immer war sie ernst und klug, treu und ehrlich; man hatte das Bewußtsein, daß man Häuser auf jedes Wort bauen könne, das sie sprach, und sie sprach keines zu viel, keines zu wenig.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Bildende Künste.

So still wie in dieser Saison ist es lange nicht hergegangen. Noch hat kein Wanderbild die Reclame in Bewegung gesetzt, und weder die Ausstellung bei Gurlitt, noch die im Künstlerverein machte von sich reden. Die Plastik hat gänzlich versagt. Musik in allen Höfen, Musik in allen Häusern, Musik und wieder Musik in einem Dutzend Concerte und Concertchen an jedem Abend, während die bildende Kunst einsam steht wie ein Stiefkind im Winkel. Unsere Maler und Bildhauer könnten das Complott schließen, ein Jahr lang die Production einzuhalten, und man würde es erst bemerken, wenn sie wieder zu arbeiten anfingen.

Aber dabei schwillt und treibt es aller Orten wie in der Landschaft unter der Schneedecke. Was würden ein paar sonnige Tage für Wunder wirken! Man könnte Musikfeind werden, wenn man bedenkt, welche Unsummen in unserm armen Vaterlande alljährlich für musikalische Genüsse ausgegeben werden, wie viel Zeit und Kraft wir auf einem Gebiete vergeuden, das für den nationalen Wohlstand unvergleichlich viel weniger Früchte trägt, als jede andere Kunstübung. Was für die bildende Kunst geschieht, hebt mit ihr das Niveau aller verwandten Leistungen. Die Musik steht allein da. Es führt von ihr kein Weg zu anderer Thätigkeit. Ihre herrlichste Blüthe fiel zusammen mit dem tiefsten Verfall aller bildenden Künste. — Wie viele Millionen zahlt wohl das deutsche Volk alljährlich direct und indirect für seine Passion? Es zeigt sich auch darin wieder als Idealist, daß es sein Herz an ein ganz unproductives Wesen gehängt hat.

Doch was hilft die Klage! Das Musikfieber, das unsere Nation ergriffen hat, muß sich austoben wie jede andere Krankheit. Warten wir ab, bis die Sinne und Nerven übersättigt sind. Dann wird vielleicht ein neuer Wind die befruchtende Wolke der Volksgunst über den Acker der bildenden Künste treiben. Er hat lange genug brach gelegen und steckt voller Keime, die auf den Frühling warten. —

Digitized by Google

Wo die Hauptstadt so wenig Neues bietet, ist es vielleicht der Moment, sich der Arbeiten eines Berliner Künstlers in einer alten deutschen Reichsstadt zu erinnern, deren Name wie ein mächtiger Klang aus unserer Stammessage ins Ohr fällt. Vor mir liegen Photographien des Rathhaussaales in Worms, dessen künstlerischen Schmuck Herman Prell ausgeführt hat. Leider habe ich die Originale noch nicht gesehen und vermag deshalb nicht mehr als eine Notiz über das bedeutende Werk zu geben.

Es muß ein mächtiges Bürgerleben in der abgelegenen, halbvergessenen Stadt erwacht sein. Was von den Palästen mit ihren kostbaren Sammlungen erzählt wird, die sich einzelne vornehme Familien von Münchener Künstlern haben errichten lassen, grenzt ans Märchenhafte. Die Stadt bleibt hinter den privaten Anstrengungen ihrer Bürger nicht zurück und hat ihr altes Rathhaus durch Gabriel Seidl aus München im Stil der deutschen Renaissance restauriren und ausbauen lassen. Den Statuenschmuck hat der verstorbene Gedon ausgeführt, dem die Wormser Bürgerpaläste die freieste Entfaltung seines bedeutenden Talentes gestatteten. Ein Wormser Bürger stiftete Prell's großes Fresko im Rathhaussaal, die Stadt ließ von demselben Künstler die Supraporten ausführen.

Der nicht eben hohe Raum ist ernst und schlicht gehalten, kein überflüssiger Prunk schädigt die Wirkung seines Bilderschmuckes. Von der dunklen Holzdecke hängt ein prächtiger Messingkronleuchter, eine hohe, einfache Vertäfelung zieht sich um die weißgetünchten Wände. Die eine Schmalwand wird von dem Riesenbilde eingenommen; ihr gegenüber erheben sich über den beiden Thüren die ernsten thronenden Frauengestalten der Justitia und Virtus, al fresco auf die weiße Wand gemalt.

An Vorwürfen für das Hauptbild fehlte es der sagen- und geschichtreichen Stadt nicht. Aber die Nibelungenkönige haben in einem modernen Rathhause nichts verloren und die Reformation steht mit dem Leben der Stadt doch nur in äußerer Verbindung. Dagegen war es ein glücklicher Gedanke, einen Moment zu wählen, der, an sich von keiner über die Geschichte der Stadt hinausgehenden Bedeutung, dennoch das Geschick der Stadt im Zusammenhang mit dem des Reiches und im Spiegelbilde der Vergangenheit die Tendenzen der Gegenwart offenbart. Man kam überein, die Scene zu Grunde zu legen, da der kranke Kaiser Heinrich der Vierte, der auf der Flucht von allen übrigen Städten abgewiesen in Worms feierlich empfangen war, die Wormser in ernster Urkunde für des Reiches beste Bürger erklärt. Die Privilegien, welche diesen Act begleiteten, haben die Grundlage für die spätere Entwickelung der Stadt abgegeben.

Prell hat den Moment gewählt, wo der Kaiser im Schloßhof vor dem Thor der Pfalz den Bürgern die Urkunde überreicht, welche die Stadt noch heutigen Tages verwahrt. Neben der Riesenlinde, die ihre kahlen Aeste in die Luft reckt, steht der kranke Kaiser auf einem Teppich, der von den Stufen des Portales herab über den Schnee gebreitet ist. Matt stützt er sich auf sein Schwert, während er dem tief sich neigenden Führer der Bürgerschaft das Pergament überreicht. Sein Gefolge schaut aus dem Halbdunkel des romanischen Portales zu, den Schloßhof hinab steht die Schaar der Bürger und weit hinten am Horizont grüßen die Thürme des Domes herüber. Sie waren damals — 1074 — zwar noch nicht ausgeführt, aber es wäre dem Künstler sehr zu verdenken gewesen, wenn er sich dies Wahrzeichen der Stadt hätte entgehen lassen. Hat er sich doch auch im Costüm keineswegs mit ängstlicher Sorgfalt an die nebelhafte Zeit gehalten, sondern unter Bewahrung der allgemeinsten Umrisse mit malerischer Feinheit geschaltet. Sicherlich bekommt dies der Wirkung seines Werkes besser als peinliche Detailstudien, deren Effect mit dem künstlerischen Gehalt nichts zu thun hat, und die nur von der Hauptsache ablenken. Glücklicherweise ist ja die Zeit der „historischen Treue" vorbei. Wenigstens wird sie nur von Denjenigen gefordert, die sie selbst auf ihre Fahne schreiben. —

Das Bild ist in reinem Fresco gemalt, dessen Technik Prell an den Wandgemälden im Berliner Architektenhause hat beherrschen gelernt.

Von gewaltiger Wirkung sind die allegorischen Frauengestalten über den Thüren. Namentlich die Gerechtigkeit, welche in der Linken die Schale hochhält und mit der Rechten ein Buch auf das Knie stützt, während sie ihr drittes Symbol, das Schwert, breit über den Schoß gelegt hat. Die vielen Ausladungen, die doch keineswegs unruhig wirken, breiten die Figur decorativ über die weite Wand. — Ein prächtiges Glasfenster nach dem Entwurf von Prell ist der Gestalt des Bischoffs Burkhard gewidmet.

Gegenwärtig arbeitet Prell an Entwürfen zur Ausmalung des Hofes. Er will ihn durch die Gestalten und Thaten der Nibelungensage beleben, an deren Helden in Worms kein Monument erinnert. —

In der Ausstellung des Künstlervereins erregen die Pastellbilder Bruno Piglhein's Aufsehen, finden aber ebensoviele heftige Gegner wie Bewunderer.

Piglhein ist ein launisches Talent, das Denen, die seine Entwickelung verfolgten, schon durch manche unvermuthete Wendung ein Räthsel aufgegeben hat. Er hatte sich ursprünglich der Plastik zugewandt und machte bei Lippelt in Hamburg, dann auf der Dresdener Akademie — die ihn als gänzlich unbegabt entlassen wollte, wie man sagt — und schließlich bei Johannes Schillung seine Schule durch. Von einer Studienreise nach Italien kehrte er als Maler zurück und schloß sich an W. Diez in München. Sein Gebiet schien die große decorative Malerei zu sein. Dann erschien nach allegorischen Malereien und Costümstücken plötzlich seine Kreuzigung, die von der Münchener Ausstellung 1879 und der Berliner 1880 noch nicht vergessen ist. Das nächste Bild, das seinen Namen in die Welt trug, war weder groß noch ernst, wurde aber so populär wie ein Gassenhauer. Man wird sich der lustigen Scene auf dem Steig über dem Wasser erinnern, wo sich ein nacktes rosiges Baby an seinen Beschützer, einen großen schwarzen Hund schmiegt, beide vom Rücken gesehen. Es war keine geringe Ueberraschung, daß der Künstler dasselbe Motiv noch einmal von der anderen Seite gesehen in die Welt schickte. — Jetzt hat sich Piglhein, wie es scheint, ganz auf die Pastellmalerei geworfen, die ja in München, auf französische Anregung hin, bereits seit längerer Zeit eifrig cultivirt wird. Piglhein ist offenbar selbst an die Quelle gegangen. Man könnte die Bilder im Künstlerverein für die Arbeiten eines Franzosen halten; soviel Bravour und Geschmack bekommt man bei uns nicht leicht an einer Ausstellungswand zu sehen.

Sie gefallen aber nicht Jedem. Man findet sie leer, leicht, frivol; man vermißt den künstlerischen Ernst, die Vertiefung. Nur einzelne der Köpfe finden Gnade.

Das Thema ist bei den meisten der Piglhein'schen Phantasien die Schilderung eines Weibes in der elegantesten modernen Toilette. Der Wolke von Spitzen, Bändern und Seidenstoffen, die seine Schönen umhüllt, weiß Piglhein so gut gerecht zu werden, wie dem matten Teint der kunstreich gepuderten, blasirten Gesichter. Wir haben es allerdings mit keiner tiefen, ernsten Lebensanschauung zu thun, aber was uns geboten wird, ist so geschmackvoll, so keck und frisch und bei aller Leichtigkeit von so ungewöhnlich gediegener Durchbildung, daß wir die Anregung mit Freuden begrüßen sollten. Dasselbe gilt von der Erscheinung eines vergnügten Negers im Sonntagsstaat. — Der kleine St. Johannes gefällt weniger. Er sieht in seinem koketten Schurzfellchen aus wie ein Kind im lebenden Bilde, dem sie gesagt haben: so mußt Du die Hände halten, so den Kopf, und jetzt schlage die Augen auf! Die Erscheinung der Beatrice — ein Kopf in Schleiern — ist ganz schemenhaft. Man sagt, daß Piglhein sich in Berlin niederzulassen gedenkt. Er wird willkommen sein, denn er wird einen neuen Zug in die Künstlerphysiognomie unserer Stadt bringen.

A. L.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann**, Stuttgart und Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

Herausg. von Prof. Jos. Kürschner Bd. 11: **Narrenbuch** (Kalenberger, Peter Leu, Neithart Fuchs, Markolf, Bruder Rausch). Herausg. von Fel. Bobertag. VII u. 387 S. — broch. M. 2,50, gebd. M. 3,50.

Verzeichnisse der bisher erschien. Bände d. alle Buchhdlgn.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens**, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Die Jugenddramen des Pierre Corneille.

Zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag desselben (1. Oktober 1684) von Dr. **Paul Langenscheidt** gr. 8° 1 M. 50 Pf. Langenscheidtsche Verl.-Buchh. (Prof. G. Langenscheidt) **Berlin.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die Reformation und die älteren Reformparteien.

In ihrem Zusammenhange dargestellt von

Dr. **Ludwig Keller**, K. Staatsarchivar.

Groß 8. Preis geheftet: M. 6. — in Halbfranz geb.: M. 8. —

Inhalt: Die Kirche und die Ketzer. — Das Glaubensbekenntniß der altevangelischen Gemeinden. — Verfassung und Gottesdienst der altevangelischen Kirche. — Kaiser Ludwig und die deutschen Bauhütten 1314—1347. — Die Waldenser und die altdeutsche Literatur. — Meister Eckart, Johannes Tauler und die deutsche Theologie. — Das Merswinsche Beghardenhaus zu Straßburg. — Ein berühmter Gottesfreund. — Die deutschen Bauhütten und die altevangelischen Gemeinden. — Die deutschen Waldenser nach der großen Verfolgungsperiode. — Der Waldenserbischof Friedrich Reiser († 1458) und die „Brüder" in Franken. — Die „Brüder" in Böhmen. — Die altevangelischen Gemeinden beim Beginn der Reformation. — Die Erneuerung der altevangelischen Literatur. — Johann von Staupitz und Dr. Martin Luther. — Das Täuferthum. — Die Schweizer Brüder. — Die große Zeit der altevangelischen Kirche. — Der Kampf um den alten Glauben. — Uebersicht über die späteren Entwicklungen.

Werden Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Einladung zum Abonnement auf die

Neue Zeitung.

Organ der National-Liberalen Partei.

Die vom 1. Januar 1885 im Verlage von **Georg Stilke** in Berlin erscheinende **„Neue Zeitung"** ist das einzige Preßorgan der Reichshauptstadt, welches voll und ganz auf dem Boden der National-Liberalen Partei steht und den Angelegenheiten derselben besondere Aufmerksamkeit widmet.

Die **„Neue Zeitung"** bespricht in täglichen **Leitartikeln** von berufener Feder die Vorgänge auf politischem, wirthschaftlichem und socialem Gebiet und wird durch directe Original-Correspondenten im Auslande und an allen bedeutenden Plätzen Deutschlands in den Stand gesetzt, ihre Leser auch über die auswärtigen Ereignisse in schneller und selbstständiger Weise zu unterrichten; die parlamentarischen Nachrichten und Berichte bringt die **„Neue Zeitung"** in ausführlichster Weise.

Auf dem Gebiete des **Finanzwesens** und des **Handels** wird die **„Neue Zeitung"** durch objective Meldung betreffs aller **Banken, Eisenbahnen** und **industriellen Unternehmungen**, durch einen übersichtlichen Courszettel, **Markt-** und **Börsen-Berichte** den allgemeinen Interessen dienen.

In ihrem **Feuilleton** bringt die **„Neue Zeitung"** Romane und Novellen der ersten Schriftsteller, eingehende Theater- und Musikreferate, ästhetische und literarische Essays, Besprechungen der neuesten Entdeckungen und Erfindungen 2c. und widmet den neuen Erscheinungen der Literatur und bildenden Künste besondere Aufmerksamkeit.

Im **lokalen Theile** berichtet die **„Neue Zeitung"** über alle bemerkenswerthen Ereignisse der Hauptstadt, über Gerichtsverhandlungen und Stadtverordneten-Versammlungen, sie bringt Vereinsnachrichten, Lotterie-Listen, Sprechsaal u. a. m.

Die **„Neue Zeitung"** giebt als Sonntagsbeilage das **Unterhaltungsblatt „Haus und Herd"**.

Die **„Neue Zeitung"** erscheint täglich Morgens mit Ausnahme des Montags im Umfange von 2—3 Druckbogen und kostet **pro Quartal Mark 4,50.**

Abonnements nehmen sämmtliche Postanstalten u. Zeitungsspediteure entgegen sowie die unterzeichnete

Berlin, im December 1884.

Expedition der Neuen Zeitung,
Lindenstraße 66.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege.

Belehrungsbuch für junge Frauen und Mütter von

Dr. **F. A. von Ammon**, weiland Leibarzt Sr. Majestät des Königs von Sachsen 2c.

Siebenundzwanzigste Auflage durchgesehen von

Dr. **F. Winckel**, Geh. Medicinalrath, Professor der Gynäkologie in München.

Mit Titelvignette.

12. Preis gebunden mit Goldschnitt: ℳ 3.75.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in Berlin.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 7. Februar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Unfallversicherungsgesetz. Von Moritz Meyer. — Die deutschen Städte als Eisenbahnstationen. Von A. Ch. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Zur Aesthetik der Tonkunst. Von H. Ehrlich. — Graf Leo Tolstoi. Von Julian Schmidt. — Ein deutscher Sprachforscher in Belgien. Von Klaus Groth. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann (Forsetzung). — **Aus der Hauptstadt:** Max Klinger als Wandmaler. Von A. L. — **Offene Briefe und Antworten:** Nochmals der Rückgang des Deutschthums. Von Eduard von Hartmann. — Inserate.

Das neue Unfallversicherungsgesetz.

Von Moritz Meyer.

Ueberall, im ganzen deutschen Reichsgebiet, haben in den letzten Wochen die Generalversammlungen der Industriellen zum Zwecke der Bildung von „Berufsgenossenschaften", wie solche das neue Unfallversicherungsgesetz vom 6./7. 1884 verlangt, stattgefunden.*) Es hat sich dabei wieder aufs Neue die alte Wahrheit bestätigt, daß es leichter ist, Gesetze oder Einrichtungen auf dem Papiere zu machen, als solche zu lebensvoller Gestaltung zu führen. Schwierigkeiten mancherlei Art, wirthschaftliche und sociale Gegensätze sind in Fülle dabei hervorgetreten. Gleichwohl darf das Reichsversicherungsamt mit seinen Erfolgen zufrieden sein — die größten Schwierigkeiten sind, soweit wir dem Gange der Dinge zu folgen vermochten, als überwunden zu betrachten, Dank den persönlichen Bemühungen seines obersten Beamten, des Herrn Geheimen Ober-Regierungsrathes Bödiker, der sich keine Mühe verdrießen ließ. Was ihm dabei zu Statten kam, ist der nationale Zug, der offenbar durch die industriellen Kreise Deutschlands geht, der Wirksamkeit des wichtigen Gesetzes die Wege zu ebnen. Man hat das Gefühl, daß es endlich Zeit sei, dem Gewerbestande wieder festere Organisationen zu geben, insbesondere, daß etwas Ernsthaftes für die Arbeiter geschehen müsse, nachdem nur zu lange die socialen Pflichten nach dieser Richtung hin vielfach verabsäumt worden sind. So ist denn fast durchweg die Bildung von Reichsberufsgenossenschaften durchgesetzt worden, obwohl es an particularistischen Bestrebungen aller Orten nicht gefehlt hat. An diesem entscheidenden Wendepunkte in der Geschichte des Gesetzes mag wohl ein Rück- und Ausblick auf dasselbe von Interesse sein.

Das charakteristische Moment in der öconomischen Existenz des Lohnarbeiters wird immer darin gefunden werden, daß derselbe in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle kein nennenswerthes Vermögen besitzt, um auch für die Tage der Krankheit, des Alters, der Invalidität, der Beschäftigungslosigkeit gedeckt zu sein. Seine gesammte öconomische Existenz ist fortwährend von dem Damoklesschwert zeitweiliger Unfähigkeit, seine Waare Arbeit an den Mann zu bringen, bedroht. Darunter leiden nicht nur unsere Arbeiter und ihre Familien, sondern auch die Gesellschaft und der Staat, insofern einmal bei mangelnder socialer Organisation die Gefahr droht, daß geschweige noch der Belästigungen, welchen die Gesellschaft Arbeiterexistenzen verkümmern und zu Grunde gehen, somit die Kosten der Arbeiter-Ausbildung und Erziehung ganz oder theilweise der Nation verloren sind, andererseits die sociale Disharmonie zwischen Capital und Arbeit verschärft wird, durch steigendes Bettler- und Vagabundenthum beständig ausgesetzt ist. Und verträgt es sich denn auch mit den Forderungen der Humanität, den Arbeiter in hülfloser Lage ohne Schutz zu lassen? Das sind gewiß keine neuen Wahrheiten; so lange es Gewerbe und Lohnarbeiter gegeben hat, sind dieselben unaufhörlich gepredigt und praktisch bethätigt worden. Im Alterthum, im frühen Mittelalter, so lange das Handwerk und seine Arbeiter in Unfreiheit gebunden waren, lag den Patronen und Herren die Sorge ob, über dem materiellen Ergehen des Arbeiters zu wachen; in den Zeiten der Zunftverfassung waren es die Meisterzünfte und die Gesellenbrüderschaften, die die Krankenpflege, die Unterstützung der nothleidenden Genossen prästirten, die auch im Todesfalle noch functionirten, für ein ehrenhaftes Begräbniß, für die Wittwen und Waisen sorgten. Da der Beitritt zur Zunft oder zur Gesellenschaft für jeden gewerblichen Arbeiter obligatorisch war, so darf man auch sagen, daß Kranken- und Unfallversicherung von jeher auf dem öffentlichen Zwange beruht haben, der von jedem Einzelnen Beitritt und Beitrag erheischte. Man kann hinzufügen: Da die kranken ꝛc. Gesellen zumeist nicht durch die Zunft, obwohl dieselbe Meister und Gehülfen umschloß, sondern durch die Gesellenschaft selbst verpflegt wurden, so ruhte auch die Krankenlast vorwiegend auf den Schultern der Lohnarbeiter selbst und wurde nur theilweise, nämlich da, wo keine besonderen Gesellenladen bestehen konnten, von den Meistern oder Unternehmern getragen. Ganz ähnlich, wie in den gewerbetreibenden Städten lagen die Dinge innerhalb der abhängigen bäuerlichen Bevölkerung.

Unter der Herrschaft der öconomischen Ideen der neueren Zeit, mit dem Aufhören der Zwangszünfte nach Einführung der Gewerbefreiheit, mit der „Atomisirung" der Gewerbetreibenden, mußten auch jene alten und bewährten Einrichtungen des Arbeiterversicherungswesens vielfach zu Grunde gehen. Wo sie sich noch erhielten, fehlte doch der eigentliche Nerv ihrer Existenz, der allgemeine Beitrittszwang, sie fristeten doch nur an den meisten Orten ein kümmerliches Dasein. Natürlich mußte die Armenpflege der Communen oder die staatliche Gesetzgebung im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit die entstandenen Lücken auszufüllen versuchen. Während aber die Lasten für die erstere unaufhörlich wuchsen, wurde die letztere von einem Geiste geleitet, der nur ganz unvollkommene Resultate erzielen konnte. Unter der Herrschaft

*) Für das Studium des complicirten Gesetzes am meisten empfehlenswerth ist der ausgezeichnete Commentar von Geh.-Rath Woedtke.

Digitized by Google

des gemeinen Civilrechts, der streng römisch-rechtlichen, individualistischen Anschauungsweise, wurde nur der unmittelbare Urheber für den durch Vorsatz oder Nachlässigkeit verursachten Schaden als verantwortlich angesehen. Erst das Eisenbahngesetz vom 3. November 1838 hat in Preußen Bresche in diese starren Normen gelegt, indem dasselbe bestimmte, daß die Gesellschaft zum Ersatz verpflichtet sei für allen Schaden, welcher beim Betriebe entstehe, ausgenommen, wenn erwiesen werden könne, daß der Schaden durch eigene Schuld des Beschädigten bewirkt worden sei. Das Gesetz präsumirt somit bereits ein Verschulden des Betriebs und schiebt die Beweisführung der Eisenbahnunternehmung zu. Dieselbe Rechtsanschauung wird im Deutschen Handelsgesetzbuch wiederholt, jedoch hatte auch dies unterlassen, für die in Bergwerken, Fabriken ꝛc. vorkommenden Unfälle zu sorgen.

Es ist eines der größten Verdienste der liberalen Partei aus der Zeit ihres maßgebenden Einflusses, zuerst in einer den modernen Anschauungen entsprechenden Weise zur Beseitigung jener unhaltbaren Zustände die Initiative ergriffen zu haben. Das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871, das der Kreis der haftpflichtigen Gewerbe bedeutend erweiterte und zugleich Anlaß zur Bildung verschiedener Gegenseitigkeits- und Actiengesellschaften zur Leistung des Versicherungsdienstes gab, legte dem besitzenden Bürgerstande bedeutende finanzielle Lasten auf, indem es für eine große Zahl von Fällen den Arbeiter und seine Familie sicher stellte. Aber es war der Verbesserung in hohem Grade noch fähig. Vor Allem zog es in der Haftpflicht den einzelnen Gewerben noch eine viel zu enge Grenze, die für das practische Leben oftmals als willkürlich und ungerecht erscheinen mußte, es schloß durch die Forderung, daß der verunglückte Arbeiter die Schuld eines Bediensteten des Unternehmers beweise, eine Menge von Verunglückungen aus, es belastete die Industrie gleichwohl in einzelnen Fällen ganz ungebührlich und erzeugte durch die zahlreichen Processe eine Reibungsvermehrung der socialen Gegensätze. Schon im Jahre 1878 und 79 hatten zwei Reichstagsverhandlungen, hatten die Berichte der Fabrikinspectoren die Dringlichkeit einer Reform klar gezeigt; der Verein für Socialpolitik hatte sich 1880 mit der Lösung des Problems beschäftigt und eine Reihe von Gutachten eingeholt, sowie eine Darstellung der fremden Rechte von Autoritäten veranlaßt. Inzwischen hatte auch die Unfallstatistik eine festere Basis für die Gesetzgebung zu gewinnen gesucht. — Da griff der Reichskanzler mit der ihm eigenen Energie in diese Materie ein, die als ein wesentliches Stück socialpolitischer Reform im Sinne der Kaiserlichen Botschaft vom 17. Novbr. 1881 allerdings anzusehen ist. In dem ersten Entwurfe der Reichsregierung war bekanntlich eine große bureaukratische Staatsanstalt, aus Reichsmitteln zum Theil dotirt, in Aussicht genommen, eine Absicht, die dann in dem zweiten Entwurf des Gesetzes wieder fallen gelassen werden mußte. Der große Entwurf aber dieser Entwürfe bestand einmal darin, daß die Haftpflicht abermals eine weitere Ausdehnung fand, daß diese ganze Materie der Sphäre des Privatrechts entrückt und zu einer öffentlich-rechtlichen, socialen Angelegenheit gestempelt wurde.

Bei der Organisation im Einzelnen sind die privaten Versicherungsanstalten, vor Allem die Knappschaftskassen, Vorbilder gewesen. Die Anfänge des Knappschaftswesens reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. Es ruht im Wesentlichen auf derselben Grundlage, auf welcher dasselbe in der überwiegenden Mehrzahl der gegenwärtig geltenden deutschen Berggesetze eine gleichartige Regelung gefunden hat. In Preußen basirt das Knappschaftswesen auf den Bestimmungen der §§ 165—186 des „Allgemeinen Berggesetzes" vom 24. Juni 1865, in welchem die bewährten Vorschriften eines älteren Berggesetzes vom 10. April 1854 mit einigen Aenderungen reproducirt worden sind. Preußen folgten die meisten deutschen Staaten mit geringen Abweichungen. Das Grundprincip, auf welchem sich die Organisation des Knappschaftswesens aufbaut, ist wieder der Zwang, in der Form obligatorischen Zusammenwirkens von Unternehmern und Arbeitern zum Zwecke der Versicherung gegen die Folgen von Krankheit, Invalidität, des Todes, der Verunglückung ꝛc. Beitragleistung auf beiden Seiten, Gleichberechtigung der Betheiligten an der Selbstverwaltung, Oberaufsicht durch die Staatsbehörde — das sind die wesentlichen Momente. Obligatorisch waren folgende Leistungen: Kurkosten, Arznei, Krankengeld, Rente für Invalide oder deren Hinterbliebene. Die Gliederung war theilweise eine territoriale; beispielsweise befanden sich im Jahre 1878 unter den in Preußen bestehenden 84 Knappschaftsvereinen mit 2221 Werken (Bergwerken, Hütten, Aufbereitungsanstalten, Salzwerke, Steinbrüche ꝛc.) und 252,388 Mitgliedern 15 größere Territorialvereine, die für sich allein 1482 Werke mit 201,000 Mitgliedern umfaßten. Die Berggesetze ließen auch eine Trennung der eigentlichen Krankenkassen und des Unfallunterstützungswesens zu. Die Gesammteinnahme pro Jahr dieser Kassen belief sich 1878 auf ca. 12 Millionen Mark, wozu die Arbeiter allein beinahe die Hälfte aufbrachten.

Es war gewiß nur natürlich, an solche durch das wirkliche Leben geschaffene großartige Organisationen anzuknüpfen. Im Reichstage wurde denn auch schon 1880 von dem Abgeordneten Stumm der Antrag gestellt, dem Knappschaftswesen eine weitere Ausdehnung, auch auf die Fabriken zu geben. Darüber waren alle Parteien sich einig, daß etwas geschehen müsse, daß das Hilfskassengesetz vom 7. Juni 1871 durchaus ungenügend functionire. Allein über das Wie? der Ausführung gingen die Ansichten weit auseinander. Während die liberalen Parteien, wenn sie auch zumeist dem Princip des socialen Zwanges nicht abgeneigt waren, doch die private Organisation des Versicherungswesens aufrecht erhalten wissen wollten, betonten die Conservativen, daß nur eine berufsgenossenschaftliche Organisation der Versicherung auf Gegenseitigkeit die vollen Garantieen, die erforderlich seien, gewähren könne. Unter heftigen Kämpfen, nachdem die Regierung noch einen zweiten und dritten Entwurf dem ersteren hatte folgen lassen, siegte diese letztere Anschauung.

Der I. Theil des Gesetzes beschäftigt sich mit dem Umfange der Versicherung. Eingezogen in den Rahmen der Versicherungspflichtigen sind alle in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Steinbrüchen, Gräbereien (Gruben), auf Werften und Bauhöfen, sowie in Fabriken und Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter und Betriebsbeamten, letztere, sofern ihr Jahresverdienst an Lohn oder Gehalt 2000 Mark nicht übersteigt. Dazu kommen ferner diejenigen Arbeiter und Beamte, welche in Maurer-, Zimmer-, Dachdecker-, Steinhauer- und Brunnenarbeiten beschäftigt werden, sowie die im Schornsteinfegergewerbe beschäftigten Arbeiter. Der Kreis der versicherungspflichtigen Gewerbe erscheint somit bedeutend gegen früher erweitert, indeß immer noch zu enge gezogen. Das Ziel ist noch zu erstreben, daß möglichst alle im Dienste Anderer beschäftigten Arbeiter zu versichern sind, insbesondere sind noch die land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter, sowie diejenigen der Transportgewerbe hineinzuziehen. Diese letzteren Kategorien von Arbeitern in den Rahmen des Gesetzes mit hineinzubringen, beabsichtigt bereits ein dem Staats- und Bundesrathe vorliegender Gesetzentwurf. Als Fabriken sieht das Gesetz alle solche Betriebe an, in denen Gegenstände gewerbsmäßig be- oder verarbeitet werden, und in welchen zu diesem Zweck mindestens 10 Arbeiter regelmäßig beschäftigt werden; ferner Betriebe, in welchen Dampfkessel oder durch elementare Kraft (Wind, Wasser, Dampf, Gas, heiße Luft, Elektricität ꝛc.) bewegte Triebwerke zur Verwendung kommen, oder in denen Explosionsstoffe oder explodirende Gegenstände erzeugt werden (gleichviel mit wieviel Arbeitern). Man hat deshalb 10 Arbeiter, also einen gewissen Umfang gefordert, weil man die Versicherungspflicht nicht auf die Arbeiter in kleineren Betrieben ohne die gleichzeitige Fürsorge auch für die von Unfällen betroffenen Unternehmer ausdehnen konnte. Doch können auch kleinere Unternehmer, deren Jahreseinkommen 2000 Mark nicht übersteigt, bei ihrer Berufsgenossenschaft versichert werden, ein Fall, der ähnlich wie beim Krankenkassengesetz, im Statut vorgesehen werden kann. Abschnitt II des Gesetzes regelt die Höhe der zu leistenden Entschädigungen. Im Falle einer vorübergehenden Verletzung erhält der Verletzte vom Beginne der 14. Woche ab (die ersten 13 Wochen übernehmen die Krankenkassen — Carenzzeit —) die Kosten des Heilver-

Digitized by Google

fahrens und eine Rente, die nach der Höhe des letztjährigen Arbeitsverdienstes (das Jahr in der Regel zu 300 Arbeitstagen gerechnet) berechnet wird (durch Multiplication des durchschnittlichen täglichen Arbeitsverdienstes mit 300). Uebersteigt der tägliche durchschnittliche Verdienst die Summe von 4 Mark, so wird der Ueberschuß nur mit einem Drittheil in Anrechnung gebracht, bleibt derselbe hinter dem ortsüblichen Tagelohn zurück, so wird er bis zu dieser Grenze erhöht. Ist der Verletzte aber völlig erwerbsunfähig geworden, so erhält er für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit $^2/_3$ des Arbeitsverdienstes als Rente. Ist der Verletzte nur theilweise erwerbsunfähig geworden, so erhält er für die Dauer dieses Zustandes nur einen Bruchtheil der Rente, nach dem Maße der verbliebenen Erwerbsfähigkeit berechnet; jedoch darf hier das Maximum von 50% des Arbeitsverdienstes nicht überschritten werden. (Beispielsweise würde ein ganz invalider Arbeiter, der im letzten Jahre in 320 Arbeitstagen 1000 Mark verdient hat, als Rente erhalten: $= \frac{1000}{320} \cdot 300 \cdot {}^2/_3 = 625$ Mark.) Viel Streit war wegen der langen Carenzzeit: von freisinniger Seite wollte man nur 4 Wochen bewilligen, um die Krankenkassen, die von den Arbeitern mit getragen werden müssen, während die Unfalllast den Unternehmern allein obliegt, nicht zu sehr zu beschweren. Indeß erscheint bei näherer Erwägung die Finanzleistung der Arbeiter nicht bedeutend. Der Anzahl nach entfallen zwar auf die Krankenkassen allein 94,8% aller Unfälle (ca. 85,000 jährlich), so daß nur 5,2% den Berufsgenossenschaften verbleibe, aber die financielle Belastung stellt sich wie $83^1/_2\%$: $16^1/_2\%$, d. h. die Arbeiter tragen im Verein mit den Unternehmern nur etwa 11% der gesammten Versicherungslasten.

Noch bleibt der Fall zu erörtern, wo ein Arbeiter durch einen Unfall getödtet worden ist. In dieser für die Angehörigen schmerzlichsten Lage gewährt die Berufsgenossenschaft der Familie als Beitrag zu den Beerdigungskosten das 20 fache des Tagesverdienstes, und zwar nicht unter 30 Mark; ferner eine Rente, die nach den obigen Momenten zu berechnen ist und zwar davon 20% an die Wittwe, jedem Kinde (bis zum 16. Jahre) 15%, Waisen erhalten ebenfalls 20%; indeß sollen die Renten der Wittwe und der Kinder 60% des Arbeitsverdienstes nicht übersteigen. Bei etwaiger Wiederverheirathung der Wittwe erhält diese den 3fachen Betrag ihrer Jahresrente als Abfindung. Auch Ascendenten, deren einziger Ernährer der Verunglückte gewesen, erhalten eine Rente von 20%. Die Höhe der Belastung, welche dadurch der Industrie erwächst, ist sehr erheblich. Geh. Rath Bödiker hat berechnet, daß ca. 7 Mark pro Kopf der Arbeiter entfallen, so daß bei ca. 3 Millionen versicherungspflichtigen Arbeitern (siehe die eben veröffentlichte Statistik des Reichs-Versicherungsamtes) ca. 21 Millionen aufzubringen wären. Ein Invaliditätsfall allein erfordert eine Durchschnittsbelastung von ca. 5907 Mark, ein Fall mit tödtlichem Ausgang ca. 2035 Mark. Die nöthigen Summen werden von den Berufsgenossenschaften, in denen alle gleichen oder verwandten Betriebe vereinigt sind, nnd in welche alle Unternehmer der Branche zwangsweise eintreten müssen, aufgebracht. Die Berufsgenossenschaften erscheinen somit als Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, die an die Stelle der privaten Gesellschaften getreten sind. Zugleich haben sie die Aufgabe, was eine Hauptsache ist, durch gewisse Vorkehrungen Unfälle zu verhüten, sie sind berufen, zugleich eine Art von Gewerbe- oder Hygienepolizei auszuüben, gewiß ein Moment, das financiell und technisch schwer ins Gewicht fällt.

Zur Aufbringung und Vertheilung der Versicherungsgelder hat das Gesetz das sog. Umlage-Verfahren gewählt, dementsprechend in jedem Jahre nur der wirkliche Jahresbedarf erhoben werden soll, im Gegensatz zur Aufbringung von Deckungs-Capitalien nach dem gewöhnlichen Privat-Versicherungsprincip. Wir enthalten uns hier, wo wir es mit der vollendeten Thatsache des Gesetzes zu thun haben, jeder weiteren Kritik über das Umlage-Verfahren, gegen welches ja schwere Bedenken erhoben worden sind, dem man aber, wie ich glaube, mit Recht, um einer momentanen allzu großen Belastung der Industrie vorzubeugen, den Vorzug vor dem Deckungsprincip gegeben hat. Darnach wird alljährlich das aufzubringende Soll, zuschläglich eines gewissen Procentsatzes zur Ansammlung eines Reservefonds, unter die einzelnen Mitglieder der Genossenschaft — und zwar nach Maßgabe der in dem betreffenden Geschäfte gezahlten Löhne, sowie der Gefahren-Tarife, die innerhalb der zur Genossenschaft gehörenden Gewerbe zu bilden sind — vertheilt.

Die Haupt- und Vorbedinguug für die Durchführung des Gesetzes bildet daher das Zustandekommen der Berufsgenossenschaften. Sie sind formell juristische Personen, die ihren Sitz da haben, wo die Centralisation der Verwaltung geleitet wird. Das Gesetz überläßt es vollständig der freien Entschließung der einzelnen Berufsbranchen, ob sich dieselben für bestimmte geographische Bezirke oder für das ganze Reich constituiren wollen, jedoch wird dabei die financielle Leistungsfähigkeit zur Vorbedingung gemacht. Bei den Reichsgenossenschaften wird die Decentralisation der Verwaltung durch die Zerlegung der Berufsgenossenschaft in sehr selbstständige Sectionen gewahrt. Zweifelsohne sind im Allgemeinen Genossenschaften für das ganze Reich lokalen oder territorialen in öconomischer und administrativer Hinsicht vorzuziehen, weil einmal die Kosten der Versicherung gemäß dem Fundamentalprincip alles Versicherungswesens dabei auf die breitesten Schultern gelegt, weil andererseits die volkswirthschaftlichen Kosten der Verwaltungen ermäßigt und der Regierung die Aufgaben erleichtert werden. Bei sehr vielen Gewerben, die zerstreut über das ganze Reich ihre Standorte haben, sind Reichsgenossenschaften, schon aus dem Gesichtspunkt der zu erzielenden financiellen Leistungsfähigkeit, das Natürliche; manche Gewerbe hingegen, die in gewissen großen Städten oder Landschaften massenweise gruppirt sind, oder bei denen gewisse Gegensätze rücksichtlich der Arbeiter- und Betriebsverhältnisse, der Besteuerung ꝛc. bestehen, thun vielleicht besser, die Separation in gesonderte Genossenschaften vorzunehmen. Doch wird auch durch starke Selbstständigkeit der Sectionen innerhalb der Reichsgenossenschaften derselbe Effect wie bei der Separation erzielt werden können.

Die Berufsgenossenschaften sind zwar in erster Linie Mittel zu dem Zwecke der Aus- und Durchführung der Arbeiter-Unfallversicherung, aber sie eröffnen dem Socialpolitiker noch eine weitere, große Perspective. Abgesehen davon, daß sie auch die naturgemäßen Träger der Alters- und Invaliditätsversicherung, der weiteren Glieder der allgemeinen Arbeiterversicherung sein werden, sie erscheinen zugleich für die Lösung der großen Frage einer zweckmäßigeren Organisation der Volkswirthschaft als vorzüglich geeignet. Als Hauptaufgaben einer solchen treten hervor: die bessere Regelung der Production und des Absatzes zur Bekämpfung der Ueberproductionen und Krisen, die Hebung des gewerblichen Credits, die größere Entwickelung des gewerblichen und Arbeiter-Bildungswesens, die Errichtung von Arbeiter-Nachweisebureaus, die Schaffung einer ordentlichen Productions-, Consumtions- und Lohnstatistik. Für alle diese Momente werden sich in den nationalen Berufsgenossenschaften feste Körper gewinnen lassen von Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Aber auch an und für sich schon und für seine nächsten Zwecke ist das Gesetz vom 6. Juli 1884, das ca. 3 Millionen Arbeitern eine viel größere Sicherheit der Existenz als bisher gewährt, eines der größten Verdienste des Reichskanzlers und eine wichtige Etappe auf dem Wege zur Lösung der socialen Frage.

Digitized by Google

Die deutschen Städte als Eisenbahnstationen.

Von A. Ch. Bauer.

Fünfzig Jahre sind verflossen, seit mit dem Bau der ersten deutschen Eisenbahn vorgegangen wurde. Diese Bemerkung bedarf, um nicht zu mannigfachen Einwänden Veranlassung zu bieten, einer kurzen Erläuterung. Zunächst soll die Betrachtung sich auf das Gebiet des jetzigen deutschen Reiches beschränken; abgesehen von anderen Umständen, zwingt hierzu schon die formale Thatsache, daß seit der Lostrennung Oesterreichs von Deutschland auch die Statistik des Eisenbahnwesens des ersteren Staates sich, in übrigens ganz naturgemäßer Weise, von der Eisenbahnstatistik des deutschen Reiches losgelöst hat. Ferner ist, wenn die einleitende Bemerkung richtig sein soll, genau festzusetzen, was unter einer Eisenbahn verstanden werden soll. Sind doch eiserne Schienenwege schon seit länger als einem Jahrhundert in Gebrauch, und schon im Anfange des unserigen fing man damit an, zum Transporte von Gütern auf diesen Schienenwegen zuerst stehende, bald aber auch bewegliche Dampfmaschinen nutzbar zu machen. Indessen sollen hier nur solche Eisenbahnen ins Auge gefaßt werden, welche einerseits durch Locomotiven befahren werden, andererseits nicht privaten, sondern öffentlichen Zwecken zur Verfügung stehen. Alle diese Einschränkungen bringen für unsere Betrachtung eine ganze Reihe historisch hochinteressanter Anlagen in Wegfall, so beispielsweise die erstere größere, 1832 eröffnete Pferdebahn von Budweiß nach Linz, und die, schon in den zwanziger Jahren großentheils mit Dampf betriebenen Schienennetze in den Industriebezirken der Ruhr und Saar, welche ausschließlich Kohlen und Erze für die Zwecke der dortigen Industriellen transportirten.

Mit einer öffentlichen Eisenbahnlinie folgte Deutschland erst im Jahre 1834 den bereits 1829 resp. 1833 vorausgegangenen Staaten England und Belgien, und auch die in dem genannten Jahre begonnene und im nächsten, 1835, eröffnete Linie hatte eine Länge von nur einer einzigen Meile; die altehrwürdigen Schwesterstädte Nürnberg und Fürth waren es, welche sie durch die Erfolge modernen Erfindungsgeistes verband. Auf Bayern folgten der Reihe nach Sachsen, Preußen und Braunschweig, beziehungsweise mit den Strecken Leipzig—Dresden, Berlin—Potsdam und Braunschweig—Wolfenbüttel; und während unter allen diesen Strecken, wie man sieht, nur eine einzige größere sich befindet, ist es gleichfalls nur eine einzige, nämlich die Braunschweiger, welche den Charakter einer Staatsbahn trägt.

Auch in dem Laufe der nächsten fünfundzwanzig Jahre hat sich das deutsche Eisenbahnnetz bekanntermaßen beträchtlich langsamer entwickelt, als dasjenige der meisten anderen großen Staaten; eine Erscheinung, welche sich theils durch die politische Zerklüftung des deutschen Reiches, theils durch die Abneigung der in jener Zeit am Ruder befindlich gewesenen Regierungen gegen alles, was den Verkehr zu heben und den Fortschritt zu begünstigen geeignet war, in genügender Weise erklärt. Dann kam das Jahrzehnt der großen Kriege, welche es Niemandem verlockend erscheinen ließen, seine Capitalien in Unternehmungen anzulegen, welche so völlig auf friedlichen Verhältnissen basiren. Um so schneller holen wir seit 1871 das bis dahin Versäumte nach, und schon seit einer Reihe von Jahren haben wir alle Staaten Europas, ja mit Ausnahme der Nordamerikanischen Union alle Staaten der Erde, an absoluter Ausdehnung des Eisenbahnnetzes überholt. An absoluter, nicht an relativer; denn sowohl was die Schienenlänge pro Quadrat-Kilometer, als auch was dieselbe pro Kopf der Bevölkerung betrifft, steht das deutsche Reich noch immer hinter einigen Staaten, namentlich hinter Groß-Britannien und Belgien, zurück.

Von besonderem Interesse ist es, die deutschen Städte, in ihrer Eigenschaft als Eisenbahnstationen, durch den verflossenen fünfzigjährigen Zeitraum zu verfolgen, wie dies auf Grund einer umfangreichen, von der Direction der deutschen Reichs-Statistik veröffentlichten Arbeit möglich ist. Diese Statistik führt in übersichtlicher Weise alle Ortschaften des deutschen Reiches mit mindestens 2000 Einwohnern auf, und zwar mit Angabe ihrer Bevölkerungsziffern an den Tagen der letzten vier Zählungen (1867, 1871, 1875, 1880), der hieraus sich ergebenden absoluten und prozentischen Zunahme in den drei dazwischenliegenden Zeiträumen und, was für uns die Hauptsache ist, mit Angabe des Zeitpunktes der Eröffnung der ersten, diesen Ort berührenden Bahnlinie. In dem beschränkten, hier zu Gebote stehenden Raum ist es nicht möglich, jene Tabelle in ihrer Gesammtheit zu discutiren; und es möge genügen, diejenigen Städte auszuwählen, welche man in der wissenschaftlichen Sprache gewöhnlich als Großstädte und als Mittelstädte zu bezeichnen pflegt, nämlich die Städte mit mindestens 100 000 und diejenigen mit 20 000 bis 100 000 Einwohnern. Solcher Städte gab es nach der letzten Zählung im Ganzen 112, und wenn man die Zeit von 1835 bis 1880 in fünfjährige Perioden theilt, so erhält man folgende Gruppirung:

Es wurden Eisenbahnstationen

in	den	Jahren	1835	bis	1839	.	.	.	.	.	13	Städte
„	„	„	1840	„	1844	.	.	.	.	.	25	„
„	„	„	1845	„	1849	.	.	.	.	.	35	„
„	„	„	1850	„	1854	.	.	.	.	.	14	„
„	„	„	1855	„	1859	.	.	.	.	.	8	„
„	„	„	1860	„	1864	.	.	.	.	.	7	„
„	„	„	1865	„	1869	.	.	.	.	.	6	„
„	„	„	1870	„	1874	.	.	.	.	.	2	„
„	„	„	1875	„	1879	.	.	.	.	.	1	Stadt.

Diese Tabelle zeigt, daß die Versorgung der deutschen Groß- und Mittelstädte mit Eisenbahnverbindungen ein Vorgang gewesen ist, wie man ihn sich gesetzmäßiger kaum vorstellen kann. Im Jahre 1835 anhebend, zeigt dieser Vorgang in den ersten drei Jahrfünften eine stetig wachsende Entwickelungsgeschwindigkeit; in die letzten vierziger Jahre, also merkwürdigerweise gerade in die Zeiten vor, während und nach der Revolution fällt der Höhepunkt desselben; dann aber tritt, einfach weil jetzt die meisten Groß- und Mittelstädte mit Bahnlinien versehen sind, eine rapide Abnahme ein, und der Bau der Berliner Stadtbahn nimmt, indem diese Charlottenburg berührt, im November 1877 auch der letzten deutschen Mittelstadt den Charakter der Eisenbahnlosigkeit. Es hieße die Verhältnisse in falschem Licht erscheinen lassen, wenn nicht die Bemerkung hinzugefügt würde, daß die Stadt Charlottenburg diesen wenig ehrenvollen Platz nur in Folge des Umstandes einnimmt, daß sie schon seit langen Jahren Pferdebahnverbindung mit Berlin besitzt, eine Verbindung, welche freilich ausschließlich dem Personenverkehr zu Gute kommt. Sieht man trotzdem in Berücksichtigung dieses Umstandes von Charlottenburg ab, so würde die Stadt Königshütte, deren Station im October 1872 eröffnet wurde, an die letzte Stelle treten; indessen ist es hier wiederum ein anderes Moment, welches nicht außer Acht gelassen werden darf. Diese, im Mittelpunkte des oberschlesischen Hütten- und Kohlendistrictes gelegene Stadt ist nämlich nicht nur erst bei der Zählung von 1875 in die Reihe der Mittelstädte eingetreten, sondern überhaupt erst im Jahre 1869 durch die Vereinigung mehrerer mächtig herangewachsener ländlicher Ortschaften gebildet und zur Stadt erhoben worden. Dazu kommt, daß der Ort, schon mehrere Jahre bevor er selbst eine Station erhielt, über drei um ihn herum gelegene, nach benachbarten Orten benannte Stationen verfügte, von denen keine eine ganze, Station Beuthen sogar nur etwas mehr als eine halbe Meile entfernt waren. Schließt man demgemäß Königshütte ebenfalls aus, so kommt die Stadt Mühlhausen in Thüringen an die Reihe. Hier ist es in der That merkwürdig, wie sich eine so lebhafte und thätige Stadt bis zum Jahre 1870 ohne Eisenbahn behelfen mochte, obwohl von den beiden Nachbarstädten im Süden und Norden die eine, Gotha, schon seit 1847, die andere, Nordhausen, gar schon seit 1840 ihre Eisenbahnen erhalten hatten.

Was insbesondere die Großstädte betrifft, so mögen diese mit der Angabe des bezüglichen Datums hier vollständig Platz finden. Am ersten December 1880 gab es ihrer im Ganzen 14, und seitdem sind nach den laufenden Feststellungen

Digitized by Google

der bezüglichen städtischen Aemter noch weitere 7 hinzugetreten, sodaß sich zusammen 21 ergeben. Es erhielten die erste Eisenbahn:

1.	Nürnberg	im December 1835
2.	Leipzig	„ April 1837
3.	Dresden	„ Juli 1838
4.	Berlin	„ October 1838
5.	Düsseldorf	„ December 1838
6.	Magdeburg	„ Juni 1839
7.	Köln	„ August 1839
8.	Frankfurt (Main)	„ September 1839
9.	München	„ September 1839.

Diese neun Städte gehören der ersten der obigen Perioden an. In die zweite reihen sich ein:

10.	Elberfeld	im September 1841
11.	Breslau	„ Mai 1842
12.	Hamburg	„ Mai 1842
13.	Stettin	„ August 1843
14.	Hannover	„ October 1843
15.	Straßburg	„ März 1844.

Der dritten Periode gehören an:

16.	Stuttgart	im October 1846
17.	Barmen	„ October 1847
18.	Bremen	„ December 1847

Endlich der vierten Periode:

19.	Danzig	im August 1852
20.	Chemnitz	„ September 1852
21.	Königsberg	„ August 1853.

Diese Tabelle lehrt, daß es noch nicht ganz zweier Jahrzehnte bedurft hat, um alle deutschen Großstädte mit Eisenbahnen zu versehen. Freilich war beispielsweise England schon nach einem Jahrzent so weit gediehen; aber es ist zu bedenken, um wie viel dichter dort die Bevölkerung wohnt — bekanntlich ein für die Rentabilität der Eisenbahnen hochwichtiger Umstand — und um wie viel größer sich die absoluten Entfernungen in Deutschland stellen. So sieht man denn auch die beiden unter der größten Excentricität der Lage leidenden deutschen Großstädte, nämlich Danzig und Königsberg, an letzter Stelle; zwischen ihnen in der Mitte freilich eine sehr central gelegene, aber durch die Gebirgigkeit der Gegend dem Eisenbahnbau erhebliche Schwierigkeiten darbietende Fabrikstadt, nämlich Chemnitz. Außer diesen dreien gehören dann noch weitere drei Großstädte zu denen, welche länger als ein Jahrzehnt die Fortschritte der neuen Einrichtung mit ansehen mußten, ohne selbst ihrer Vortheile theilhaft zu werden: das durch See- und Flußschifffahrt verwöhnte Bremen, ferner Barmen, welches mit dem benachbarten Elberfeld eigentlich einen zusammenhängenden Ort bildet, und endlich Stuttgart, die Hauptstadt desjenigen größeren deutschen Staates, welcher zuletzt von Allen mit dem Eisenbahnbau Ernst machte. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß die meisten dieser Städte sich erst im Laufe der Zeit, und zwar ganz besonders erst während des Eisenbahnzeitalters, zu Großstädten entwickelt haben. Zeigt doch auch Deutschland den Zusammenhang zwischen Bahnbau und Städtewachsthum in unzweideutiger Weise. Freilich nicht in der Weise, wie Amerika, wo die Bahnstrecke vorangeht und die Großstadt die zeitliche und ursächliche Folge ist und wo man beispielsweise San Francisco, dessen Einwohnerzahl selbst in den goldenen Zeiten des Goldfiebers noch schwach und unbeständig war, geradezu als ein Kind der Pacificbahn bezeichnen kann. In Deutschland baut man naturgemäß umgekehrt eine Bahn nur dort, wo der Verkehr sie erforderlich macht; aber dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß die nun einmal bestehende Bahn auch ihrerseits eine Rückwirkung auf die Hebung von Handel und Industrie ausübt. Wie groß dieser Einfluß in jedem einzelnen Falle gewesen sei, läßt sich deshalb nicht genau feststellen, weil in dem ereignißreichen Zeitraum des letzten Säculums zu viele andere, das Städtewachsthum berührende Factoren mitgespielt haben; aber im allgemeinen läßt es sich trotzdem übersehen und für einige Orte auch zahlenmäßig belegen; zu diesen Orten gehört, um nur ein Beispiel anzuführen, das schon erwähnte Chemnitz, welches thatsächlich seiner Einreihung in das Schienennetz den Aufschwung und die jetzige Blüthe verdankt.

Was die Kleinstädte betrifft, so entbehren dieselben noch in großer Menge der Bahnverbindung. Die größten Orte dieser Art sind Dorp und Höhscheid im Wupperthale, beide jedoch kaum eine Meile von Station Solingen entfernt; ferner Grabow bei Stettin, von dem es neuerdings mehr und mehr eine Vorstadt wird, endlich Kulm in Westpreußen, dessen Bewohner, um die Bahn zu erreichen, die Weichsel überschreiten und im Ganzen mehr als eine Meile zurücklegen müssen. Unterscheidet man noch zwischen Kleinstädten im engeren Sinne des Wortes und Landstädten, je nachdem die Einwohnerzahl mehr oder weniger als 5000 beträgt, so erhält man für das Jahr 1883 rund 40 eisenbahnlose Kleinstädte. Man wird zugeben müssen, daß diese Zahl, welche ungefähr 8 pCt. sämmtlicher Kleinstädte ausmacht, keine erhebliche ist; und die weitere Ausbildung des mit so viel Erfolg inaugurirten Nebenbahnensystems wird diese Zahl binnen kurzem noch stark herabdrücken. So ist in der Provinz Schlesien durch die kürzlich stattgehabte Eröffnung der Linie Liegnitz-Goldberg schon jetzt mit den eisenbahnlosen Kleinstädten aufgeräumt worden, und es giebt hier nur noch Landstädte dieses Charakters. Ebenso verhält es sich im Königreich Sachsen und nahezu in ganz Süddeutschland, während eigenthümlicher Weise die Mark Brandenburg in dieser Hinsicht noch verhältnißmäßig weit zurücksteht.

Schließlich ist es von Interesse, zu hören, welche Klein- und Landstädte es sind, deren Entfernung von der nächstgelegenen Bahnstation am größten ist. Im Ganzen giebt es etwa 70 Städte, bei denen diese Entfernung mehr als 30 Kilometer beträgt, bei einem Dutzend beträgt sie sogar mehr als 50 Kilometer. Diese letzteren sind sammt und sonders in den preußischen Ostseeprovinzen, West- und Ostpreußen, Pommern und Schleswig-Holstein gelegen, und das Landstädtchen Willenberg im Regierungsbezirke Königsberg, nicht weit von der polnischen Grenze gelegen, hat den traurigen Ruhm, am weitesten, nämlich über 8 Meilen, abseits von dem Pfiff der Locomotive sein im Uebrigen gewiß höchst beschauliches Dasein zu führen.

Wenn man die deutschen Städte als Eisenbahnstationen betrachtet, so genügt es nicht, zu untersuchen, ob und wann sie es geworden sind; es kommt vielmehr ganz wesentlich auch darauf an, in welchem Maße sie es sind, mit anderen Worten, ob sie den Endpunkt einer und nur einer Bahn bilden, ob eine Bahnlinie bei ihnen vorbeiführt oder gerade bei ihnen sich verzweigt, ob endlich zwei oder mehr Bahnen bei ihnen sich kreuzen resp. vier oder mehr Bahnen von ihnen ihren Ausgang nehmen. Zur Abkürzung dieser Untersuchung scheinen mir die leicht verständlichen Ausdrücke Sackort, Bahnort, Zweigort, Kreuzort und Sternort am passendsten zu sein. Die meisten Bahnstationen gehören natürlich zur Klasse der Bahnorte und stehen mit der Herstellung der Bahn am häufigsten in gar keinem directen Zusammenhange; nur ihrer zufälligen Lage an der gewählten Route verdanken sie es, daß sie Stationen geworden sind. Zum Theil gilt dies auch von einigen Zweig- und Kreuzorten, und wenn man auch da, wo dies möglich war, lebhaftere Orte zu solchen wählte, wenn bei anderen die Eigenschaft als Knotenpunkt das ihrige gethan hat, um aus dem bis dahin unbedeutenden Orte ein aufblühendes Centrum sich entwickeln zu lassen, so giebt es doch auch jetzt noch Knotenpunkte ohne jede Ortsbedeutung genug. Es wird genügen, in dieser Hinsicht auf Kreuz in der Provinz Posen, Kohlfurt in der Provinz Schlesien und Lehrte in der Provinz Hannover hinzuweisen, Punkte, von denen die beiden letzteren sogar zur Classe der Sternorte gehören. Andererseits kann die Stadt Cottbus in der Mark als ein Beispiel mächtigen Aufschwunges dienen. Diese Fabrikstadt, deren Bevölkerungszunahme seit 1866 zu den stärksten, im deutschen Reiche vorkommenden gehört, erhielt in dem ebengenannten Jahre, also verhältnißmäßig spät, ihre erste Bahn;

Digitized by Google

jetzt gehen nicht weniger als sieben Linien von ihr aus, welche sie mit den Städten Berlin, Frankfurt, Posen, Breslau, Görlitz, Dresden und Leipzig in directe Verbindung setzen. Was die Classe der Sackorte betrifft, so nehmen dieselben insofern eine eigenthümliche Stellung ein, als sie zwar nur eine Bahn, diese eine aber ausschließlich für sich allein besitzen, woraus folgt, daß es Orte sein müssen, denen eine gewisse Bedeutung zukommt. So sehen wir denn, daß in diese Classe namentlich am Rande von Gebirgszügen gelegene Bergwerks-, Hütten- und Badeorte gehören; und ein ausgezeichnetes Beispiel stellt der Harz dar, der von einem ganzen Kranze von Sackorten: Klausthal und Harzburg, Wernigerode und Blankenburg, Thale und Ballenstedt umgeben ist.

Für die Großstädte möge die folgende Tabelle sprechen, welche dieselben, nach der beigefügten Zahl der Bahnlinien geordnet, enthält. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Zahlen nicht von absoluter Richtigkeit sein können, weil einmal Bahnlinien sich oft erst in einiger Entfernung von der Großstadt verzweigen, während man doch beide als von der Großstadt ausgehende, verschiedene Linien betrachten muß und andererseits nicht allgemein festzustellen ist, inwieweit man Localbahnen mitrechnen soll; letzteres ist hier nicht geschehen, die betreffende Zahl aber in Klammern beigefügt.

Berlin 11	Dresden 6
Köln 10 (1)	Stuttgart 6
Düsseldorf 10	Chemnitz 6
Frankfurt 8	Bremen 5 (2)
Leipzig 8	Straßburg 5 (1)
Breslau 7 (1)	Barmen 5
Magdeburg 7	Stettin 5
Nürnberg 7 (2)	Elberfeld 4
Hannover 7	Königsberg 3 (1)
München 6 (2)	Danzig 2 (1)
Hamburg 6 (1)	

Wie man sieht, stehen die Seestädte in dieser Hinsicht zurück, was auch ganz natürlich ist, da sie dem Bahnbau im Durchschnitt nicht den vollen, sondern nur den halben Umkreis zur Verfügung stellen; nächstdem Elberfeld-Barmen, welches beiderseits eng eingeschlossen ist; voran schreiten die Großstädte am Rhein und Main, die Stätten auch der ältesten deutschen Cultur; übertroffen aber werden sie von dem Berlin der Neuzeit, das, wie in jeder anderen Hinsicht, auch in dieser an der Spitze des jungen Reiches marschirt.

Literatur und Kunst.

Zur Aesthetik der Tonkunst.

Von H. Ehrlich.

Die Aesthetik der Tonkunst ist unzweifelhaft der schwerste Theil dieser philosophischen Disciplin; keiner andern treten bei der Behandlung des Gegenstandes so viele Vorbedingungen entgegen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen mit der Kunst und deren Schöpfungen und dennoch bei Feststellung der Anschauungen ein wichtigstes Moment bilden. Die physiologische Wirkung der Farben (Lichtschwingungen) ist von sehr untergeordneter Bedeutung bei der Beurtheilung eines Bildes. Man spricht zwar, daß gelb eine „warme", blau eine „kalte", roth eine „erregende" Farbe ist (welche ja manche Thiere in Wuth bringt); aber roth oder gelb oder blau auf eine Leinwand gemalt, bedeuten ebenso wenig, wie Stücke Marmor, und Bausteine und Mörtel nebeneinander gelegt. Sie müssen einen Gegenstand darstellen, und das Material muß dem Gegenstande anpassend verwendet sein, bevor überhaupt eine ästhetische Beurtheilung beginnt. Blaue oder weiße Blätter eines Baumes mögen noch so schön gemalt sein, sie sind keine Blätter, weil sie grün sein müßten; ein Gebäude ohne Eingang und ohne Fenster mag aus Marmor angefertigt sein, es wird ebenso als eine Mißgestaltung erkannt werden, wie eine Statue, die weder Menschnoch Thierkörper darstellte. Aber wie ganz anders, wie gegenstandlos sind gleich die ersten Eindrücke des Tons! Derselbe Ton von einer Posaune oder einem Horne lang gehalten, bringt eine andere Wirkung hervor, als von einer Clarinette oder einem Fagotte geblasen. Und wer einen langen Accord von Posaunen hört, wird gewiß einen anderen Eindruck erhalten, als wenn dieser Accord einige Octaven höher von Flöten geblasen ertönt. Und doch stellt dieser wie jener Accord nichts anderes dar, als — einen Accord.*) Die Wirkung ist daher in erster Reihe als eine rein physiologische zu betrachten. Aber sie ist eine unendlich größere als die jedes anderen Kunstmateriales, die Nerventhätigkeit wird bei den meisten Menschen durch die Klangwirkungen in solchem Grade erregt, daß die Einbildungskraft in den Vordergrund tritt und die beigesellten (associirten) Vorstellungen des Hörers sehr oft das Erkennen der Kunstformen sehr stark, wenn nicht ganz überwiegen. Und dieser Fall ist nicht etwa bloß bei den musikalisch Ungebildeten zu bestätigen; vielmehr gibt es viele Musikfreunde, denen Bildung und Gefühl durchaus nicht abgesprochen werden darf, deren Urtheil über ein Musikwerk von dem Grade der Erregung ihrer Phantasie abhängig, bei denen also die elementare Wirkung des Tones von großer Bedeutung ist. Wir sind sehr weit entfernt, die Berechtigung der Phantasie zu leugnen; ja, wir gehen so weit, daß wir die wahre Wirkung der Musik in der höheren Anregung der Phantasie erblicken und das bloße „Verstehen", die Kenntniß der Formen und deren Entwickelung nur als eine Vorbedingung des vollen Kunstgenusses, durchaus nicht als das wahre In-sich-Aufnehmen eines Kunstwerkes betrachten. Aber wir wollen festgestellt wissen, daß jede Aesthetik der Tonkunst den Entwickelungsgang der ästhetischen Gefühle und Anschauungen überhaupt, und den Eindruck, den das musikalische Kunstwerk insbesondere erzeugt, als Grundlage der Forschung und der Festsetzung der Grundsätze betrachte. Mit Recht nennt Wundt**) die höheren ästhetischen Gefühle „die verwickeltste Form der intellectuellen Gefühle". „Sie sind Producte der Verbindung ästhetischer Elementargefühle mit intellectuellen Gefühlsformen, logischen, ethischen und religiösen Gefühlen, während außerdem als bedeutsame Elemente sinnliche Gefühle und Affecte in sie eingehen.***) Indem auf diese Weise das ästhetische Gefühl alle anderen Gefühle in sich schließt, ergreift es unser ganzes Gemüthsleben. Ein vollendetes Kunstwerk setzt unser logisches Gefühl in Spannung, erzeugt Affecte und sinnliche Gefühle, und als wesentliche Bestandtheile kommen noch dazu jene ästhetischen Elementargefühle, die aus der Verbindung der successiven Vorstellungen oder der Theile einer simultanen Vorstellung hervorgehen u. s. w. „Die Musik erzeugt Affecte, indem sie sie schildert, wozu sie ebensowohl die sinnliche Färbung der Klänge und Zusammenklänge, wie ihre Aufeinanderfolge benutzt. Diese sinnliche Schilderung der Affecte begründet aber noch nicht die ästhetische Wirkung der Musik, sondern die letzte entspringt erst aus dem befriedigenden Ablauf und der schließlichen Lösung der Affecte u. s. w."

Unsere Forderung, daß eine Aesthetik der Tonkunst die elementare Wirkung (Klang, Rhythmus u. s. w.), dann die specifischen Kunstformen, endlich aber die nothwendige poetische Wirkung auf die Einbildungskraft genau prüfe, finden wir

*) Es ist hier auch auf den unermeßlichen Unterschied zwischen dem Materiale aller anderen Künste und dem der Musik hinzuweisen. Für alle Künste gibt die Natur das Material her, Farben und Steine. Einen Musikton hat die Natur nicht, diesen muß der Mensch erzeugen.

**) Grundzüge der physiologischen Psychologie, II. Aufl., II. Band S. 350 ff.

***) Dieser letzte Satz ist besonders für die Aesthetik der Tonkunst bedeutsam. Ich kann nur Weniges aus dem hochbedeutenden Werke hier anführen, das auf jeder Seite die wichtigsten Aufschlüsse gibt.

Digitized by Google

in Professor Gustav Engel's Aesthetik der Tonkunst*) wenn auch nicht ganz, doch zum größten Theil erfüllt.

Der Verfasser ist als langjähriger Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" und als Professor des Gesanges an der Königlichen Hochschule in weiten Kreisen rühmlichst bekannt; doch nur die engeren wissenschaftlichen Kreise wissen es, daß er auch philosophische Abhandungen geschrieben hat, daß zwei musikalisch streng wissenschaftliche Werke aus seiner Feder geflossen sind: „Die Consonanten der deutschen Sprache" und „Das mathematische Harmonium"; in diesem letzteren hat er die Helmholtz'schen Versuche der absolut reinen Stimmung im Gegensatz zur temperirten weiter fortgesetzt und beschrieben. Ich erwähne das Alles nur, um darzulegen, daß Professor Engel mit dem vollen wissenschaftlichen Rüstzeuge gewappnet an das Unternehmen einer Aesthetik getreten ist, daß er zu gleicher Zeit in der Musik und in der Philosophie als Fachmann zu sprechen berechtigt ist. Obwohl er in der Vorrede sich als Anhänger der Hegel'schen ästhetischen Anschauungen bekennt, so ist er doch viel zu sehr eingeweiht in die Ergebnisse der Forschungen, welche die exacten Wissenschaften und die Physiologie auf dem Gebiete der Ton-Erzeugung und -Wirkung unternommen haben, um nicht einen Theil seiner Untersuchungen nach dieser Seite hin zu lenken und seinerseits Folgerungen daraus zu erzielen. Nur die Grundlage und der Giebel seines Aufbaues sind Hegelisch, in den verschiedenen Stockwerken und Räumen hat er vielfach das Material der Erfahrungswissenschaft entnommen. In dem ersten Capitel stellt er den Begriff des Wortes Musik dahin fest: „Von dem Augenblick, als der Mensch in das bunte Gewebe des Schallenden**) bestimmte Sonderung und bestimmten Zusammenhang hineinbringt, entsteht Musik." Musik ist also die Durchdringung des blos sinnlichen Elements des Hörbaren mit dem rein geistigen Trieb, das Mannigfaltige einheitlich zu begreifen." Was er vom Rhythmus, vom Tacte sagt, und besonders die Schemata, die er als Tact-Scansion aufstellt, können wir nicht unbedingt billigen. Gerade die von ihm angeführten Schemata ⏑ – ⏑ –, – ⏑ ⏑ –, ⏑ ⏑ – sind in der Musik am seltensten zu finden, der Scolius fast nie, der Dactylus eigentlich nur im Sechsachteltact, der Anapäst nur vorübergehend. Im dreitheiligen Tact ist der „Starkfußer", der Amphimacer – ⏑ – vorherrschend. Ich kann hier nur vorübergehend bemerken — werde es aber gelegentlich in einer Fachschrift darlegen — wie die Mehrzahl der schnellen dreitheiligen Motive der Classiker derartig geformt ist, daß der eigentliche Gedankengang im ersten und dritten Viertel (oder Achtel) liegt und der zweite nur melodisches Bindungsglied ist, daß also das zweite oft ganz weggelassen werden kann, ohne daß der Sinn der musikalischen Rede gestört würde. Nur das Menuett hat immer einen schweren zweiten Tacttheil auch im zweiten Viertel (– – –); viele Andante-Motive desgleichen. Was Engel über die Wirkung der Töne sagt, „die die äußere räumliche Form des Daseins verhüllen" im Gegensatz zu den Lichtschwingungen, ist schön und poetisch; wir glauben nur, daß der von ihm aufgestellte Gegensatz: empiristische, maßvolle realistische Naturen — zu warm und lebhaft empfindenden idealistischen nicht ganz zutreffend ist; die sehr lebhaft und warm empfindenden Italiener sind in der Musik viel realistischer als die maßvollen empiristischen Norddeutschen. „Die Mode", „der Nachahmungstrieb, die Neigung zum Müssiggang" u. s. w., welche den Kreis (der Musikfreunde) „weit über die Zahl der eigentlich Berufenen ausdehnen" — sind überall thätig und werden es bleiben, sobald eine Kunst Gemeingut werden soll.

Das zweite und dritte Capitel beschäftigen sich mit der „Ergänzung der Musik durch Poesie" und andererseits mit „Ergänzung der Poesie durch Musik". Man begegnet hier einer Menge anregender und geistreicher Betrachtungen. Vortrefflich ist der Hinweis, daß die Musik in ihren verschiedenen Gattungen (Tanz-, Militär- und Kirchenmusik) immer die Hörer in eine erhöhte Stimmung bringt, daß dann also „die Tonphantasie aufhört, Selbstzweck zu sein"; und dies führt zu weiterer wichtigster Folgerung: „Nehmt der dichterischen Phantasie die Bilder, und Ihr zerstört die Phantasie selbst. Und einer Dichternatur wollt Ihr es verargen, wenn sie in einem Symphoniesatz, anstatt über die Themen und die Durchführung, über die Harmoniewendungen und Modulationen, über die orchestrale Mannigfaltigkeit u. s. w. in Entzücken zu gerathen, irgend ein Geschehenes, die Darstellung von etwas Wirklichem zu entdecken glaubt und nun auf ihre dichterische Art und Weise begeistert ist? Und das soll unter der Würde der musikalischen Aesthetik sein, es zu beachten und zu erklären, wenn an der Tonphantasie, von der der Musiker durchdrungen war, die dichterische sich entzündet, wenn überhaupt die verschiedenen Arten der Phantasie in einander spielen. Der Mann der Wissenschaft hat nicht die Aufgabe, dergleichen auszuschließen, vielmehr die Pflicht, den verborgenen Quellen, die solchen Umschlag des Einen in das Andere ermöglichen, nachzuspüren. Denn allerdings an dem Umschlage darf die Wissenschaft sich nicht genügen lassen, sie muß erforschen, was eine solche Uebertragung möglich machte." Dieser Satz, den wir wörtlich wiedergeben, faßt in sich auch den Hinweis auf eines der schwierigsten Probleme der Musikästhetik, auf die Erforschung des ästhetischen Gefallens an solchen Musikstücken, die vor den Regeln der musikalischen Composition nicht gut bestehen, wie manche von Schubert, Schumann, Chopin u. A.; hier tritt die Nothwahl hervor zwischen der Nichtanerkennung der Regeln oder bedeutender Erweiterung der Grenzen!

Auf die sehr ausführlichen Darlegungen, wie sich die Operntexte — d. h. die gewählte Handlung und die handelnden Personen — zum Ideal der Kunst verhalten, können wir hier nur hinweisen als auf ein außerordentlich interessantes Capitel auch für Den, der mit den darin ausgesprochenen Ansichten nicht immer übereinstimmt. Jede Seite zeugt von gründlichem gewissenhaften Studium, und das ist sehr wichtig, da ja in keiner Kunst die Oberflächlichkeit und Schönrednerei sich so breit machen kann als in der „Gefühlskunst", in der Musik. In dem Capitel „Das Gesammtkunstwerk und die Einzelkünste" legt der Verfasser dar, daß die Oper oder Musikdrama doch „die Totalität aller Künste" bietet. In dem folgenden „Das objective Kunsturtheil" zeigt er, wie auf dem Wege der Analyse, der formale und ideale Gehalt eines Musikstückes zu prüfen und zu erkennen sei. In diesem Capitel konnten die Tonmessungen und Interval-Berechnungen wegbleiben, deren Kenntniß mit dem „objectiven Kunsturtheil" nicht in unmittelbarem Zusammenhange steht. Im letzten Abschnitt „Die Musik als Glied in dem Leben des Geistes" wird die Tonkunst als „Gipfel aller Künste" bezeichnet, weil sich in ihr „Anschauung und Begriff in der denkbar eindringlichsten Weise" verbindet. Wir können dieser Ansicht nicht unbedingt beistimmen, weil für uns der Gipfel der Kunst nicht in der Abstraction aus dem Abstracten — und ein solches ist ja eigentlich das rein Musikalische in letztem Zuge — liegt, sondern in der Idealisirung des Concreten. Eine Darlegung unserer Ansichten verlangte eine Abhandlung für sich. Der Zweck des vorliegenden Artikels aber ist vor Allem der, die Aufmerksamkeit aller ernsteren Musikfreunde auf das Buch Gustav Engel's zu leiten, mit der Versicherung, daß Keiner es aus der Hand legen wird, ohne Etwas daraus gelernt zu haben.

*) Berlin, W. Hertz.

**) Sollte eigentlich heißen „Tönenden". Denn auch der Trommelwirbel ist Sonderung und Zusammenhang von Schallendem.

Digitized by Google

Graf Leo Tolstoi.

Von Julian Schmidt.

Als ich Turgenjew zum letzten Mal sah, vor etwa drei Jahren, kehrte er von seinem alljährlichen Ausflug nach Rußland zum ersten Mal mit einiger Hoffnung für sein Vaterland zurück: er glaubte namentlich in der Entwicklung des bäuerlichen Lebens einen merklichen Fortschritt wahrzunehmen. Diese Umstimmung bekannte er, zum großen Theil seinen Gutsnachbarn, dem Grafen Tolstoi, zu verdanken, den er mir als einen hochsittlichen Charakter nicht genug zu rühmen wußte. Er hatte sich vorgenommen, im nächsten Jahr sich ein volles Semester in Rußland aufzuhalten, und versprach sich von dem Zusammenleben mit dem neuen Freunde den günstigsten Einfluß. Leider hat die bald darauf eintretende schwere Krankheit, die endlich zu seinem Tode führte, dies Vorhaben vereitelt.

Turgenjew blickte zu Tolstoi in jeder Beziehung empor, und wollte ihn nicht blos als Menschen, sondern auch als Dichter weit über sich stellen. Um mich zu überführen, schickte er mir von Paris aus die französische Uebersetzung des großen Romans „Krieg und Frieden" welchen er als das bedeutendste Werk seines Freundes bezeichnete.

Es sind gegenwärtig drei Grafen Tolstoi zu unterscheiden: der Unterrichtsminister, ein dramatischer Dichter und der Verfasser von Krieg und Frieden. Der letztere hat zuerst den Gymnasialcursus durchgemacht, dann seit 1851 die militairische Laufbahn eingeschlagen, hauptsächlich im Kaukasus, und endlich seit 1860 als glücklicher Gatte ein schönes Heim gegründet, wo er sich theils der Bewirthschaftung seines Gutes und der Hebung des Bauernstandes, theils literarischen Studien und Arbeiten widmet. Er hat vor seinem bedeutendsten Werk Erinnerungen aus seinem Kindheits- und Jugendleben und einige Novellen veröffentlicht, die meist im Kaukasus spielen; nach denselben einen Roman „Anna Karenin"*), der eine Ehebruchsgeschichte vom streng moralischen Standpunkt behandelt. Außerdem sind von ihm einige philanthropische Flugschriften wirthschaftlichen, religiösen und politischen Inhalts erschienen. Ich halte mich ausschließlich an den großen Roman.

Derselbe behandelt, in dem Umfang von etwa drei W. Scottschen Romanen, die russische Geschichte von 1805—1815: die napoleonischen Kriege, die Entwicklung der vornehmen Gesellschaft während dieser Zeit und die Träume und Hoffnungen der patriotischen Jugend. Ich überzeugte mich bald, daß ich es mit einem Dichter zu thun hatte, der unter den gegenwärtigen Romanschreibern Europas in erster Reihe steht, und meine Bewunderung wuchs, je weiter ich kam. Wenn Turgenjew ihn über sich stellte, so schrieb ich das Anfangs seiner großen Bescheidenheit zu: trotz der allgemeinen Bewunderung, die ihm von ganz Europa zu Theil wurde, gehörte Turgenjew zu den bescheidensten Menschen, die mir vorgekommen sind; aber ich überzeugte mich endlich, daß er, freilich nur in einem gewissen beschränkten Sinne, Recht hatte. Vorzüge Tolstoi's will ich hier hervorheben.

Turgenjew's Novellen haben sowohl den Dichter wie seine Gestalten dem fühlenden Leser lieb und werth gemacht, aber es breitet sich über sie eine dunkle Färbung, die man zwar nicht wegwischen möchte, denn gerade in ihr liegt ein gewisser Reiz, von deren Sinn man sich aber zuweilen keine volle Rechenschaft zu geben weiß. Es ist eine gewisse Hoffnungslosigkeit, die zum Theil aus seiner Auffassung des Menschenlebens überhaupt hervorgeht, hauptsächlich aber auf die russischen Zustände sich bezieht. Von dem Einzelnen, das er darstellt, weiß der Dichter seinen Leser vollkommen zu überzeugen: aber ob das Gesammtbild der Wahrheit der Wirklichkeit entspricht, darüber wird man öfters um so zweifelhafter, da der Dichter seit fast einem Menschenalter im Ausland lebte und mit seiner Heimath nur in Unterbrechungen Fühlung gewann. Diese Melancholie, die sich wohl wie eine liebliche Stimmung einschmeichelt, entzieht doch seinen Gestalten etwas an Lebendigkeit: bei den Lebenden muß Hoffnung sein.

Tolstoi schildert die Sitten des Zeitalters Alexander's I., die gegen die heutigen nicht gar zu gewaltig contrastiren mögen, arg genug, ja seine einzelnen Geschichten sehen oft wüster aus als bei Turgenjew. Aber er führt uns Menschen vor, die etwas wollen, zuweilen freilich ohne rechten Ernst, zuweilen aber auch mit voller Hingebung: bald etwas Schlimmes, mitunter aber auch Dinge, bei denen man ihnen den besten Erfolg wünschen möchte. Er führt uns gemischte Charaktere vor, deren verschiedene Momente sich an einander reiben, die sich also entwickeln, während sie bei Turgenjew in der Regel so bleiben, wie sie zu Anfang erscheinen. Die allgemeine Auffassung Rußlands ist bei ihm nicht ganz ohne Hoffnung: bei den bessern Charakteren, die er uns zeigt, besteht eine Art von Pflichtgefühl, das, häufig irregeleitet, sie doch immer zum Arbeiten und Thun anregt. Vergleichen wir die Gesellschaft, die er uns vorführt, mit der in Thackeray's „Vanity fair", die ungefähr in der nämlichen Zeit spielt: ich weiß nicht, wie die andern Leser darüber denken; mir kommt die letztere noch viel roher und selbstsüchtiger vor.

Damit hängt ein anderer wesentlicher Vorzug Tolstoi's zusammen: der Reichthum an Figuren ist bei ihm viel größer, er ist geradezu erstaunlich. Bei Turgenjew haben die meisten Helden eine große Familienähnlichkeit, sie sind im Grund Abbilder des Dichters selbst, und selbst in seinen Frauengestalten ist die Zahl der Typen, die sich gruppiren lassen, nicht überreich. In „Krieg und Frieden" hat jede Figur eine ganz eigene, originelle, von den übrigen qualitativ abweichende Gestalt, und so verworren sie sich durch einander drängen, der Dichter hat in seiner Zeichnung eine so feste Hand, daß sie uns nicht bloß vollkommen deutlich werden, sondern auch im Gedächtniß haften. Der Dichter ist ein Zeichner vom ersten Rang: ich möchte ihn mit Hogarth vergleichen, nur daß er nicht so carikirt.

Als Maler möchte ich ihn nicht so hoch stellen, im Colorit ist ihm Turgenjew bei weitem überlegen, ich meine nicht jene bunte, glänzend contrastirende Farbe, wie sie z. B. Gottfried Keller hat, sondern jene einheitsvolle Stimmung, die uns wohl thut und aus der gemeinen Wirklichkeit in eine poetische Traumwelt überleitet. Zum Theil wird das freilich durch den Gegensatz von Novelle und Roman bedingt, aber zum Theil liegt der Unterschied auch in der Compositionsweise.

Ich habe bereits „Vanity fair" erwähnt: Thackeray setzt hinzu „eine Novelle ohne Helden". Das ließe man sich schon gefallen aber es fehlt im „Markt der Eitelkeiten" nicht blos die Einheit des Helden, sondern auch die Einheit der Handlung, und diese halte ich in dem Roman für ebenso poetisch nothwendig, wie bei dem Drama. Thackeray hat Schule gemacht, viele von den neuern englischen Romanen zerfallen in eine Reihe von Episoden ohne inneren Causal-Zusammenhang. Am auffallendsten war es mir in George Elliot's „Middlemarch": die Dichterin stellt dem Leser erst eine Gruppe von Figuren vor, dann eine andere, eine dritte und vierte, die zunächst gar nichts mit einander zu schaffen haben; allmählich spinnen sich Fäden zwischen den verschiedenen Gruppen an und so wird eine Art von localem Zusammenhang hergestellt, aus denen aber kein einheitliches Gesammtbild hervorgeht, da jede neue Verknüpfung den Stempel des Zufälligen trägt. Zu dieser Schule gehört auch Tolstoi. Ich bin durchaus kein ästhetischer Doctrinair und halte nicht viel von allgemeinen Regeln, aber die Wirkung entscheidet. In „Middlemarch" wie in „Krieg und Frieden" — auch G. Elliot ist groß in der Zeichnung — werden wir bei jeder einzelnen Episode aufs äußerste interessirt, überrascht und überzeugt: aber aus diesem Particular-Interesse geht keine allgemeine Spannung hervor: wir können das Buch, so lebhaft es uns auch bewegt, jeden Augenblick aus der Hand legen, ohne daß wir eine Leere empfänden; und ebenso wenig würde es uns wundern, wenn auf die drei Bände noch drei weitere folgten. Es geht uns in dieser Erzählung gerade wie im Leben: wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf eine zu große Zahl von Personen theilen müssen, so werden wir, so interessant sie an sich sein mögen,

*) Eine gute deutsche Uebersetzung von P. W. Graff ist soeben im Verlage von Richard Wilhelmi in Berlin erschienen.

Digitized by Google

zuletzt müde und abgespannt. Zu einem echten Kunstwerk gehört die rechte Vertheilung von Licht und Schatten, und gegen diese verstößt Tolstoi wiederholt, ja er scheint sie geflissentlich zu vermeiden.

Es hängt das zum Theil mit seiner philosophischen Weltanschauung zusammen, die dem Zufall im Leben einen gar zu großen Spielraum anweist. Tolstoi ist keineswegs in dem Sinn Skeptiker, als ob er den sittlichen Menschen Zweifel an seiner Schuldigkeit verstattete, aber der geschichtliche Fortgang liegt für ihn zu weit von dem Rahmen des vernünftigen Wollens entfernt. Da es zu weit führen würde, auf diese äußerst schwierigen Fragen im allgemeinen einzugehen, so hebe ich nur einen bestimmten Punkt hervor.

„Krieg und Frieden" heißt der Roman; die militairischen Begebenheiten nehmen fast die Hälfte des Raumes ein. Die einzelnen Gefechts- und Schlachtbilder sind in der Zeichnung meisterhaft. Tolstoi kennt den Krieg aus eigener Erfahrung, und weiß uns in die Zufälligkeiten desselben so lebhaft einzuführen, daß wir im vollsten Sinne des Worts dabei zu sein glauben. Bilder wie den Brand von Moskau vergißt man nie wieder. Das würde vollkommen ausreichen, wenn der Krieg nur episodisch aufträte, aber der Dichter will uns den Fortgang des gesammten Krieges vergegenwärtigen. Hier kommt ihm nun seine Ueberzeugung in die Quere, daß vernünftige Dispositionen bei dem Erfolg die geringste Rolle spielen: die Dispositionen werden gemacht, aber der Verlauf ist ein ganz anderer: die Truppen gerathen an Orte, wo sie nichts zu suchen haben, die Gegner ebenso, und so wälzen sich die Massen zufällig vorwärts, oder vielmehr durch eine geheimnißvolle dämonische Macht fortbewegt, über die sich auch der Klügste keine Rechenschaft gibt. Tolstoi's Lieblingsfeldherr ist daher Kutusow, der gar keine Pläne machte, sondern alles gehen ließ, wie es eben gehen wollte. Diese Auffassung des Krieges hat für den Roman den Nachtheil, daß sie schließlich den Leser langweilt: nichts ermüdet so sehr, als der beständige Wechsel von Zufälligkeiten, sie entspricht aber auch nicht der Wirklichkeit. Wie es mit der russischen Kriegsführung beschaffen ist, kann ich nicht wissen, aber wir Deutschen haben die Erfahrung von 1866 und 1870 im Gedächtniß, und da hat sich augenscheinlich gezeigt, daß große, umfassende Dispositionen, wenn die Maschinen sorgfältig in Stand gesetzt sind, wirklich zur Ausführung kommen und den Sieg entscheiden können. Tolstoi's militairische Bilder machen auf mich ungefähr den nämlichen Eindruck, wie die seines Landsmannes Wereschagin.

In der Schilderung der Familienverhältnisse während dieser Zeit hält sich Tolstoi vornehmlich an die vornehme Gesellschaft. Nicht aus Neigung, ihm ist vielmehr diese leicht überfirnißte, innerlich rohe und gemeine Classe gründlich zuwider, und er sucht mit Rousseau die wahren Typen des echt Menschlichen in den unteren zum Theil noch unverdorbenen Volksschichten. Aber er wollte eben den Theil Rußlands zeichnen, der politisch in jener Periode ausschließlich in Betracht kam.

Als Ergänzung schildert er die humanitären Bestrebungen, die sich in der Jugend regten; als Träger derselben wählt er eine wunderliche Figur, den Grafen Peter Besuchoff. Er gehört nicht eigentlich zur Gesellschaft; er ist Bastard eines großen Herrn, der ihn nachträglich legitimirt. Er gibt der Gesellschaft fortwährend Anstoß durch muthiges Aussprechen paradoxer Ansichten über das officielle Rußland, freilich wird er allgemein als gutartig und unschädlich angesehen. Er trägt das wärmste Wohlwollen für das leidende Volk im Herzen, aber es fehlt ihm jede Initiative, er weiß nicht, wie zu helfen sei. Darum fragt er Jeden, dessen Weltklugheit er bewundert, um Rath, und hat außerdem die stärkste Resonnanz für jede laut anklingende Stimmung, die ihn bei seiner ungeheuern Körperstärke zu den tollsten Dingen verführt. Während des Moskauer Brandes hatte er vor, Napoleon zu erschießen, vergißt es aber wieder, weil verschiedene Zufälligkeiten sich dazwischen stellen. Durch eine Art Volkspropheten wird er an die Freimaurer gewiesen, die im Culturleben Rußlands dieser Zeit eine hervorragende Rolle spielen. Er geht durch alle Schulen derselben und endigt schließlich in einer Art Resignation, etwa wie Tolstoi selbst: er sucht sein Glück in der Familie, bewirthschaftet seine Güter ordentlich, sucht dem Nachbar hilfreich beizuspringen und befriedigt seine allgemeinen politischen Bedürfnisse in volkswirthschaftlichen und philosophischen Studien, bei denen ihm durch die Fürsorge seiner treuen Gattin Natascha nicht einmal ein Flüstern unterbrechen darf. Im Uebrigen hält sie ihn streng unter dem Pantoffel.

Die Figur nimmt im Roman einen so breiten Raum ein, daß sie fast wie der eigentliche Held aussieht. Gezeichnet ist Peter meisterhaft und interessirt aufs lebhafteste von Anfang bis zu Ende, was dem Dichter aber noch sonst etwa dabei Symbolisches vorschwebte, ist nicht ganz klar. Wir Deutschen könnten uns aus diesem Charakterbild eine Lehre entnehmen: auch der wohlwollendste philanthropische Russe ist eben, weil ihm die Initiative fehlt, bei seiner starken Resonnanz geeignet, durch laut klingende Stimmen zum Abenteuerlichen verleitet und bei seiner großen Körperkraft daher gefährlich zu werden. Er fordert unsere aufmerksame Ueberwachung heraus, und auch das ist ein Grund, uns mit der russischen Literatur eingehend zu beschäftigen, abgesehen davon, daß sie durch ihren innern Werth in der modernsten europäischen Bildung eine bedeutende Stellung beanspruchen darf.

Ein deutscher Sprachforscher in Belgien.

Von Klaus Groth.

„In memoriam J. F. J. Heremans'" lautet der Titel eines stattlichen Bandes von vornehmster Ausstattung, erschienen kürzlich in Gent. Er enthält mehr als ein halb Dutzend Grabreden hervorragender Männer und eine ganze Anzahl Artikel hervorragender Zeitschriften zum Lobe, zur Trauer, zum Abschiede auf — einen deutschen Sprachforscher, einen muthigen und siegreichen Kämpfer fürs Deutschthum.

Am 13. März v. J. starb, keine 60 Jahre alt, Prof. Dr. Heremans. Weiß Deutschland von ihm? Ist das Correspondenzblatt des Allgemeinen deutschen Schulvereins mit einem Trauerrand erschienen, da ein Mann gestorben, der mehr fürs Deutschthum an seinen bedrohten Grenzen gethan, als irgend einer?

Ohne Heremans, seine 25jährige Thätigkeit als Lehrer und Agitator, ohne seine wachsende Zahl von Anhängern, Schülern und Freunden, wozu bald die hervorragendsten Dichter und Schriftsteller, Leute wie die beiden van Ryswyck's, Conscience, die beiden Fräulein Loveling, Michels, Willems, Blommaert, van Duyse, Ledeganck, Hiel, Hansen u. A. gehörten, wäre Belgien vor 1870 vollständig verfranscht gewesen. Was das für uns Deutsche zu bedeuten gehabt, möge Jeder für sich ermessen.

Der Prof. Paul Frederique von der Hochschule in Gent sagt in seiner Grabrede: „Unsere Muttersprache wurde, als Heremans im Jahre 1845 seine Laufbahn in Gent eröffnete, in den höheren Regionen und in der wohlhabenden Bürgerei allgemein verachtet. Die Kinder der wohlhabenden Stände, welche auf den Gymnasien den Ton angeben, standen der vlaamschen Sprache feindlich oder doch gleichgültig gegenüber. Doch der junge Lehrer — Heremans — war voll Gluth und Ueberzeugung, und bald warb er unter der feindlichen Schuljugend ein Lager glühender Vlaamschgesinnter.

Dieses Lager von Schulknaben, welche durch das begeisternde Wort ihres neuen Lehrers bekehrt wurden, zählte Jünglinge, die später von sich hören ließen: ich nenne nur Julius Vuylsteke, Tony Bergmann und Gustav Rolin, unsern gegenwärtigen Minister des Innern.

Es ist bekannt, daß diese Schüler von Prof. Heremans später die Einheit des Liberalismus und der Vlaamschgesinntheit verkündigt und so der vlaamschen Bewegung eine neue echt nationale Richtung gegeben haben.

Diese Schüler Heremans' hatten kaum das Gymnasium

Digitized by Google

(Athenäum) in Gent verlassen, als sie durch ihre kluge Haltung und wiederholte Anträge vom damaligen Ministerium es erreichten, daß ein Lehrkursus für niederländische Sprache und Literatur neben dem französischen an der Universität eingerichtet wurde.

Am 9. November 1854 — vor beinahe 30 Jahren — eröffnete Heremans seinen niederländischen Lehrcursus an der Universität, unter dem Jubel der einstigen Schüler des Gymnasiums. Nicht ohne berechtigten Stolz und tiefe Rührung hörten die vlaamschen Studenten damaliger Zeit ihre Muttersprache (de moedertaal) nach langen Jahren der Verbannung vom Katheder der Hochschule widerhallen aus dem Munde ihres geliebten Professors.

Heremans war vor allen Dingen Sprachforscher. Niemand in unserem Lande schöpfte wie er aus der deutschen Philologie. Er zuerst hat diese Kunde, bis dahin auf belgischen Hochschulen völlig unbekannt, eingeführt. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich als Jüngling seinen Vorlesungen beigewohnt, wo er uns den Schatz seiner gründlichen Gelehrsamkeit in der Erklärung des Heliand mitgetheilt.

Aber im Kreise unserer belgischen Hochschulen stand Prof. Heremans schier wie ein Fremdling. Sein Lieblingsfach, die niederländische und deutsche Sprachkunde, fiel außerhalb des Lehrprogramms und — was für seine Wissenschaft am schädlichsten war — außerhalb jeden verpflichtenden Examens: So predigte er in der Wüste.

Endlich brach allerdings vor seinen Augen das lang erwartete Morgenroth an. Unser jetziger Unterrichtsminister beschloß im vergangenen Jahr, daß an der Universität in Gent künftig eine normale Abtheilung für vlaamsche Geschichte und deutsche (germanische) Sprache eingerichtet werden soll. Für Heremans kam die Botschaft zu spät. Von Krankheit gebeugt, mußte er seinen Abschied nehmen. Er ging nach Mentone. Wie Moses, sah er aus der Ferne in das gelobte Land, ohne es betreten zu können."

Aehnlich und übereinstimmend im Lobe sprechen sich sämmtliche Redner und Zeitungen, auch französische, über den Verstorbenen aus. Der Bürgermeister H. Lippens erwähnt in seiner französischen Grabrede, daß Heremans trotz seiner Abneigung gegen politisches Parteitreiben, trotz seiner Vorliebe für die Einsamkeit und stilles Studium nicht zögerte, praktische Aemter zu übernehmen, ohne Scheu an die Oeffentlichkeit und in den Parteikampf zu treten, seine große Gelehrsamkeit, sein scharfes Urtheil, seine ausdauernde und gewissenhafte Arbeit daran zu setzen, sobald es die vlaamsche Sache, seine Muttersprache, galt. Er wurde Mitglied der verschiedenen Schulcommissionen, der Akademie, des Landtages, der Commune. In allen diesen Functionen zeigte er sich getreu dem Zwecke seines Lebens: die Rechte seiner Landessprache immerfort und allerwege wieder zu erobern, mit einer Hartnäckigkeit, welche selbst Die bewundern müssen, die ihn (wie wohl auch der französisch redende Bürgermeister) bekämpften.

Man erstaunt, wenn man aus dem Munde des Bürgermeisters erfährt, was der bald schon kränkelnde Mann im Schulwesen der Stadt Gent zum Vortheile der vlaamschen, d. h. germanischen, Sprache dem übermächtigen Franzosenthum gegenüber geleistet und durchgesetzt hat. Es ist eine vollständige Reform, ein Sieg des Deutschthums über den Romanismus.

Heremans war nach der Versicherung des Bürgermeisters auch ein erklärter Feind der Clericalen. Er trat noch ein Jahr vor seinem Tode zum Protestantismus über.

Zu Anfang seiner praktischen Lehrthätigkeit fehlte es an den nöthigen Schulbüchern. Der gelehrte Mann hielt es nicht für einen Raub an seinen Studien, daß er sich hinsetzte und sie selber schrieb: eine kurze vlaamsche Grammatik, eine vlaamsche Verslehre, ein vlaamsch-französisches Wörterbuch u. a. m. Dazu gab er Anthologien für Schulzwecke heraus; sein wichtigstes Werk der Art liegt vor mir in zwei stattlichen Bänden unter dem Titel „Dichterhalle" (1858—1864). Daß der Mann ein Deutscher, mag allein dieser Titel beweisen.

Seit der politischen Trennung Belgiens von Holland hatten die beiden sprachverwandten Stämme, oder wenigstens hatten ihre Führer in particularistischer Blindheit auch in ihrer Sprache den Riß zu bezeichnen, zu erhalten, zu erweitern gesucht. Der Unterschied zwischen Vlamisch und Holländisch besteht eigentlich nur im Temperament ihrer Schriftsteller und im daraus entwickelten Stil. Der Unterschied ist nicht etwa wie zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch, bei weitem nicht einmal so groß wie zwischen Norwegisch und Dänisch, von dem die Normänner sich zu befreien trachten. In Wirklichkeit sind Vlamisch und Holländisch vollständig nach Wortschatz und Sprachformen ein und dieselbe Sprache. Um so mehr drängten die belgischen Particularisten auf die Erhaltung einiger kleinlichen orthographischen Unterschiede über Dehnungszeichen u. dergl. Ich führe ein Beispiel an, damit meine Leser anschaulich ersehen, um welche Quisquilien es sich handelte.

Im Altniederdeutschen — plattdeutsch, holländisch, vlamisch — wurde das lange, gedehnte a durch ein hinzugefügtes e bezeichnet, wie noch im Schriftdeutschen das lange i, also Vlaemen (wie Bier, Biene).

Nebenbei gesagt, entstand mißverständlich daraus die falsche deutsche Aussprache flämisch, wie Schiller aus dem holsteinischen Itzehoe den langen Peter aus Itzehö geschaffen. Die Holländer schrieben seit ihrer neuen rationellen, wenngleich etwas steifen Orthographie (1805) Vlaamen und ähnlich. Darin bestand der Streit. Aber er war hartnäckig. Prof. Frederique sagt: Lange Jahre hindurch eiferte Heremans unablässig zum Vortheil der Einheit der Orthographie in Holland und Belgien. Er war der Feldherr in dem wissenschaftlichen und literarischen Streit und errang endlich den Sieg. 1863 (man denke!) ward durch königlichen Beschluß nach Vorstellung des vlaamsch gesinnten Ministers des Innern, Alfons Vandenpeereboom, die Einheit der niederländischen Orthographie für den öffentlichen Unterricht und für die Staatsbehörden als gesetzlich erklärt. Der letzte Schlagbaum zwischen Holländern und Vlamingen war endlich gefallen und Heremans der Mann, der ihn niedergelegt.

Er war auch der treueste Besucher der niederländischen Sprachcongresse, die abwechselnd in Belgien und Holland abgehalten werden. Man weiß, wie heilsam der Einfluß dieser friedlichen Versammlungen gewirkt hat, die Brüder aus Nord und Süd, durch die Umwandlung von 1830 politisch getrennt, mit einander zu versöhnen. So Prof. Frederique.

So wenig sich das germanische Mutterland — Germanen echten Schlages sind doch am Ende die Vlamen — um die Kämpfe ihrer tapferen Söhne dicht hinter ihren Grenzen, nahe vor ihren Thoren kümmerte, kümmern konnte, denn es hatte genug mit seinen eigenen verschrobenen Verhältnissen zu thun: die blanken Waffen der Wissenschaft, mit denen die Heremans und Genossen kämpften, holten sie daher, von unsern Grimms, Benecke, Lachmann, Bopp und Pott; ihr Auge blieb auf uns gerichtet. Und als im Anfang der fünfziger Jahre in unserer Literatur eine plattdeutsche Bewegung begann, da erwachte bei manchem von ihnen die Hoffnung, daß die Brücke zur Vereinigung mit uns wieder gefunden sei, die seit hundert Jahren und mehr, größtentheils freilich durch ihre Schuld, abgebrochen worden. Damals war der kaufmännische Verkehr zwischen den Niederlanden und den Hansestädten, der persönliche zwischen „Holland" und Norddeutschland ein so inniger, daß an einen Unterschied zwischen den zwei Nationen nicht gedacht wurde. In diesen Tagen errichtet man an einem Hause in Meldorf in Ditmarschen eine Gedenktafel für den Reformator Heinrich Moller aus Zütphen, der, Luther's Lehre predigend, in seiner niederländischen Muttersprache hier wohl verstanden ward und als Märtyrer für seine Ueberzeugung starb. Damals führte man des holländischen Shakespeare's, Vondels, Stücke in Hamburg in der Ursprache auf, wechselten die großen Kaufhäuser Hamburgs mit Amsterdam und Antwerpen ihre Söhne als Lehrlinge aus, wurde in Hamburg ein ganzes Stadtviertel von niederländischen Einwanderern bewohnt, der Hollandsche Brook, der noch den Namen behalten hat, eine holländische Krankencasse gegründet, die noch existirt.

Sicher waren es Heremans und seine Schüler, die sich gleich nach dem Erscheinen meines Quickborn an mich wandten, an ihren Sprachcongressen in den Niederlanden Theil zu nehmen, an ihrem großen Wörterbuch (von de Vries und

Digitized by Google

Cosijn) mitzuhelfen, was ich auch nach meinem Maße gethan habe. Zum Besuche eines der niederländischen Sprachcongresse kam es mit mir leider niemals. Doch folgte ich im Sommer 1861 der wiederholten dringenden Einladung von Seiten einer Anzahl vlamischer Schriftsteller zur Theilnahme an den großartigen Festlichkeiten bei der Versammlung bildender Künstler aus der ganzen Welt in Antwerpen. Bei der Gelegenheit lernte ich auch Professor Heremans persönlich kennen als einen ebenso bescheidenen, wie liebenswürdigen Mann.

Auf einer Rundreise durch Belgien empfing er mit mehreren Herren mich zu meiner großen Ueberraschung am Bahnhofe. Man hatte mich, wie fast in jedem größeren Orte, auch in Gent zum Mitgliede ihrer Sprachgesellschaft gemacht. „Die Sprache ist das Volk", nannte sich die Genter Gesellschaft, es waren Deputirte derselben, die mich empfingen und mir den Tag angenehm und interessant machten. Bis tief in die Nacht hinein saß dann noch Heremans bei mir allein im Hotel und setzte das Gespräch fort, das schon eine Anzahl Vlaminger mit mir geführt hatten, über ihre Sprachangelegenheit und ihre Hoffnung, daß Plattdeutschland sich sprachlich ihnen wieder nähern, mit ihnen literarisch zusammengehen möchte. Das Haupthinderniß ist die ungleiche Schreibweise. Aber es ist unüberwindlich. Wenigstens mußte ich Heremans es abschlagen, meine plattdeutschen Bücher in vlamischer Orthographie drucken zu lassen. Ich besprach diese Dinge plattdeutsch. Ein einziger Zuhörer saß stumm mit uns am Tische. Als sich der während einer kurzen Abwesenheit meinerseits entfernt hatte, erzählte mir Heremans, um mich nochmals gründlich zu überzeugen, daß plattdeutsch von jedem Vlamen verstanden werde: Unser Zuhörer war ein Klempnermeister hier aus Gent. Ich (Heremans) fragte ihn, ob ihn das Gespräch über solche Sprachsachen interessirt habe?

„Gar sehr!" war die Antwort. Ich fragte ihn, ob er den fremden Herrn (mich) habe verstehen können? „Gewiß", antwortete der Genter, „aber der Herr spricht ein sonderbares Vlaamsch, er ist wohl aus dem Norden?"

Ich habe den freundlichen, tüchtigen Mann nicht wieder gesehen. Hoffen wir, daß sein Werk fortlebe, daß seine Zöglinge fortfahren, tapfer gegen das drohende Franzosenthum zu kämpfen. Im Osten und Süden ist das Deutschthum stark bedroht. Wenn es im Westen und Norden nicht gewichen ist, so verdanken wir es den tapferen Niederdeutschen in Schleswig und in Belgien.

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Welch' einen Einblick in diese anders geartete, still umfriedete Welt gewährte mir schon dieser erste Abend! Mit welchen Empfindungen ging ich droben im Giebelzimmer, zu dessen Fenstern die Lindenzweige hineinschauten, zum ersten Male zur Ruhe! Es war, glaub' ich, erst zehn Uhr; aber ich schlief, schlief, wie ich niemals vorher in meinem Leben mich erinnerte, geschlafen zu haben, schlief bis in den hellen Morgen hinein, bis die Amsel mich aufweckte, die in der Linde saß und sang, und ich glaube, ich trällerte selber ein Lied vor mich hin, als ich aufstand und die Fensterflügel aufstieß und eine Woge von Wohlgerüchen mir durch den Frühwind hereingetragen ward, indeß die Thautropfen, gleich funkelnden Diamanten, an Blättern und Blumen hingen. — Welch' ein Morgen, welch' eine Welt hier! Und so stieg ich hinab, um Hildegard meinen Morgengruß zu bieten. — Sie lachen ja noch immer nicht, Gröben; weshalb lachen Sie nicht?"

Herr von der Gröben öffnete die Augen zur Hälfte, sah aber den Frager nicht an, sondern starrte in die verglommene Asche, gleich diesem selber und entgegnete halblaut, schläfrig: „Ich? Warum, Gresser? Die Geschichte ist ja recht amüsant, recht eigenartig. Ist sie noch lang?"

„O nein, man kann sie auch kurz erzählen."

„Es muß nahe an drei Uhr sein, unsere gewöhnliche Schlafenszeit. Kommen Sie zu Ende! Ich will derweil noch ein Glas trinken."

Er trank und Udo nickte leise und fuhr fort: „Wie soll man es erzählen? Es war eben Alles ein Traum, Gröben. Ich hatte solche Menschen und solche Verhältnisse nie kennen gelernt, nie gewußt, daß sie existirten; ich wandelte wie ein Fremdling unter ihnen. Statt der dunstigen Atmosphäre unserer volksreichen Straßen, statt der parfümirten Stickluft unserer Salons die thauige Frische dieser prangenden Natur; Harzgeruch und Blüthendüfte an Stelle der welken Blumen in falschen Weiberlocken und des nervenaufregenden Boudoir-Athems vollbusiger Phrynen; ernste, ehrliche, erfolgreiche Arbeit, die vor nichts zurückscheut und in sich selber ihre Befriedigung findet, statt blasirten Müßiggangs; ächtes Leben statt gelangweilten Fortvegetirens; unverfälschte Natürlichkeit statt raffinirten Scheindaseins, —, pah! Wozu das Alles weiter ausführen? Sie begreifen es ohnehin, begreifen die Wirkung und den Reiz solcher Verwandlungen, und ich sollte nur noch hinzufügen: und ein Weib statt einer Puppe, statt einer Dirne, statt eines Spielzeugs! Ein wirkliches Weib. Und ich hatte nicht gewußt, daß es deren in unserem verbildeten Zeitalter noch geben könne, wenn es nicht zugleich eine Bauernmagd sei. — Ich habe sie von jeher zu nehmen gewußt, unsere Weiber, und ihnen rasch genug bis in den innersten Kern ihres Wesens geschaut und aus ihnen gemacht, was ich wollte, und sie waren sich Alle gleich geblieben: so ein reizvolles, wunderliches Gemisch von Sinnlichkeit und Sentimentalität. — Hier stand ich wie ein Schulbube da und wurde roth, wenn mich diese frühlingshellen Augen ansahen, in denen die ganze, reine Mädchenseele vor mir lag, und hörte ihre Worte mit an, wie wenn sie in einer mir fremden Sprache geredet würden, auf die ich nur eine nichtige Antwort hervorstottern konnte, und wunderte mich über mich selbst und wurde nicht klug aus mir. Vielleicht schämte ich mich sogar, meiner Vergangenheit, meines eigenen Ich? ich weiß selber nicht. Aber so recht wohl wurde mir lange nicht auf Bassow; es lag immer wie ein Alp auf mir, und ich meinte manchmal, ich müßte auf und davon gehen, und doch hätte ich's nicht gekonnt. Um keinen Preis der Welt. — Wie das Leben auf Bassow hinging? Das ist schwer zu sagen und leicht: in Arbeit; und die Erholung von der Arbeit war eigentlich wieder Arbeit. Onkel Malte war den ganzen Tag draußen auf dem Felde, meist zu Pferde, und leitete Alles und griff überall selbst mit Hand an und hatte nur Freude an dem, was er selber geschaffen, und war der rechte Herr auf eigenem Grund und Boden; unerbittlich in seinen Anforderungen gegen die Untergebenen und gegen sich selbst, wortkarg, gerecht und gütig, grundehrlich und tüchtig in Allem, was er sprach und that. Feld und Wald waren seine Welt und er wollte nichts sein, als was er wirklich war und hatte nie einen Wunsch über das hinaus, was er mit seiner eigenen Hände Arbeit erreichen konnte. Und Hildegard ersetzte ihm die Hausfrau. Aber sie war mehr als das; sie brachte in diese rechtschaffene, tüchtige Wirklichkeit ein Stück Poesie hinein. Wohin sie kam, da wurde es überall licht und freudig, mit ihr war Sonnenschein am trübsten Regentag auf Bassow. Und Alle wußten das und rechneten darauf, und sie ließ nie Einen im Stiche.

Mich auch nicht. Wir wurden schnell gut Freund miteinander. Wir ritten zusammen durch die warmübersonnten Haideflächen, um die es oft mitten in der Sonne des Spätfrühlings wie mit einem melancholischen Zauber lag; wir ruderten auf dem Weiher, wir besuchten die Dorfarmen, wir waren zusammen draußen auf dem Felde und drinnen in den Wirthschaftsräumen. Ueberall sah ich ihre geschickte, feste, hülfreiche Hand, ihren geraden Sinn, ihren unerschrockenen Muth, ihre keusche Weiblichkeit. Und sie fragte mich nie nach meinem Leben aus, sie forderte mich nie zu einer Hülfeleistung

Digitized by Google

auf; sie und Onkel Malte selber ließen mich in Allem gewähren, thaten, was sie sonst auch gethan hätten und machten von meinem Besuche nach keinerlei Richtung hin irgendwelches Aufheben. Da es viel Arbeit gab, sahen wir kaum hin und wieder einen von den Nachbarn, der durch die unendlichen Weizenfelder zu uns herübergeritten kam. Ein einförmigeres, gleichmäßigeres Dasein als das unsere auf Bassow kann sich keine Phantasie erdenken; und doch könnte ich von dieser ereignißlosen, bedeutungsschweren Zeit stundenlang forterzählen und würde nicht müde werden. —

Hildegard war aufs Engste mit dieser Welt verwachsen, welche sie umgab; ich konnte mir Bassow nicht ohne sie und sie nicht ohne Bassow denken. Dieser Rahmen, der aus dem alten Herrenschlosse, dem Park mit seinen Baumriesen, den schwermüthigen Kiefernforsten und dem unabsehbaren, wogenden Meer von Getreidefeldern sich zusammensetzte, über dem die Sonne in einem lichtblauen Himmel stand und über den der nie schlummernde Wind des Flachlands mit rastlosem Summen und Murren hinging, dieser Rahmen paßte so unablösbar zu dem holden Frauenbilde meiner Cousine Hildegard, daß gerade er ihr erst ihr eigenstes Gepräge verlieh. Das wußten alle Leute im Dorf und in der Umgegend, die für ihre geringfügigsten Interessen hier warmes Verständniß und rege Theilnahme fanden, das wußte sie selbst und das wußte vor Allen auch Onkel Malte, der sie jederzeit um Rath anging, in Dingen, die sonst dem weiblichen Gesichtskreise weit abliegen, mit denen aber Hildegard in ihrem ganzen Wesen und Sein aufs Innigste verwachsen war. Seit der Mutter Tode war sie in die Stellung einer Gutsherrin, die an Wohl und Wehe alles dessen, was ihr Wirkungskreis umhegt, selbstthätig-lebendigen Antheil nimmt, hineingediehen, und jetzt gab es keinen Baum im Gutsbesitz mehr, den sie nicht gekannt, zu dem sie sich nicht zugehörig gewähnt hätte. Ja, Onkel Malte selber stand, ohne daß er oder ein Anderer es wissen mochte, in einer Art Abhängigkeit von ihr; Keiner sprach es aus oder wurde sich dessen klar, aber Jeder fühlte es, daß Hildegard ihre Hand über Allem hielt, und Jeder fügte sich willig ihrer milden Herrschaft. „Wissen Sie, wie der Landwirth heißt, der in unserm Kreis die erste Musterwirthschaft besitzt?" fragte mich einmal ein Gutsnachbar von Bassow, „er heißt: Freifräulein Hildegard von Gresser." Und er mußte es wissen, und Keiner dachte anders, als er.

Für diese Gutsnachbarn und Kreiseingesessenen hatte ich von vornherein meinen ganzen Sarkasmus aus der Residenz mitgebracht. Aber ich fand keine Gelegenheit, ihn zu bethätigen, und sie traten mir ganz anders entgegen, als ich sie mir ausgemalt. Es waren einfache, biedre, tüchtige Landedelleute, die nicht mehr scheinen wollten, als sie waren, die auf ihrer eigenen Scholle saßen, wie ihre Väter, und ihren Grund und Boden bearbeiteten und ihre Pflichten gegen sich und alle Welt redlich erfüllten. Wenn sie zusammenkamen, sprachen sie rauchend und trinkend von den Getreidepreisen, von der Spiritusbörse und vom Wollmarkt, aber auch von Lust und Leid ihrer Familien und Ortsangehörigen, und in ihrer Art von den Dingen der großen Welt da draußen, die sie selten mit eigenen Augen sahen und nach der sie sich niemals sehnten. Ihr Horizont war nicht sonderlich weit; aber innerhalb des engen Horizonts waren sie glücklich und griffen sie thatkräftig ein und wollten nicht darüber hinaus. Sie thaten das Ihre und lebten ein Leben, das sie sich nicht anders denken konnten, in das der Zufall ihrer Geburt sie gestellt und das sie befriedigte. Manchmal hätte ich sie eher beneiden als verhöhnen mögen.

Ich sagte mir, daß unter diesen Gutsnachbarn Einer sein würde, der eines Tages Hildegard zu seiner Frau machen werde; vielleicht der zweite Sohn irgend eines dieser alten, erbeingesessenen Geschlechter, der dem Erstgeborenen das väterliche Stammgut überlassen mußte und durch königliche Gnade die Vergünstigung erhielt, seinem Namen den des freiherrlich Gresser'schen Hauses beizufügen, um so das im Mannesstamm erloschene Geschlecht fortzuführen und auf Bassow Herr zu werden. Ich sah mir alle diese heirathsfähigen, jüngeren Herren im Kreise der Reihe nach an, wenn sie in Reitrock und hohen Stiefeln im Herrenhause von Bassow vorsprachen, welcher von ihnen mal der Würdigste für Hildegard sein würde; aber es war merkwürdig, daß ich Keinem solchen Ehrenpreis zuertheilen mochte, und daß es mich mit wohliger Befriedigung erfüllte, als ich einsah, Hildegard begünstige Keinen von ihnen Allen, sondern sei mit Allen gleich freundlich und zuthulich, wie es Landesbrauch und wie es ihre eigene Art war. Mich selber behandelte sie nicht anders als Alle. Sie blieb sich immer gleich, und kein wärmerer Händedruck, kein freundlicherer Blick ihrer blauen Augen verrieth je einen Wandel, eine Steigerung oder Abschwächung ihrer Gefühle. Sie war, wie die Tage auf Bassow selbst waren: einer glich dem andern auf ein Haar, still und gleichförmig, aber über allen stand die nordische Sonne mit ihrem mild wärmenden Licht.

Darüber war der Frühling lange hingegangen und der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und ich weilte immer noch auf Bassow. Es war wohl an der Zeit, nun an den Abschied zu denken. Ich war lange wieder im Vollbesitz meiner früheren Kräfte, ja, ich war in der frischen Land- und Waldluft und bei dem gleichmäßig-friedsamen Leben auf Bassow stärker und gesunder geworden, als ich je gewesen. Die Wochen waren mir wie im Traum verflogen; wenn ich jetzt zurückblickte, begriff ich nicht, daß ich schon seit Monaten in dieser Umgebung von Föhrenwald und Weizenbreiten verweilte und weder das Wagengerassel der menschenwimmelnden Straßen noch das Rauschen der Kartenblätter, das Rollen der Geldstücke, das Knallen der Champagnerpfropfen in all' der Zeit vernommen oder entbehrt hatte. Nicht einmal der Pfiff einer Locomotive war in meine Weltabgeschiedenheit hinübergedrungen. Und nun standen die Garben auf dem Felde und die Erntewagen jagten den Scheuern zu. Hildegard trug einen Kranz von vollen Weizenähren um ihren Strohhut geschlungen und eröffnete nach alter Sitte mit dem Großknecht von Bassow den Tanz auf dem Erntefeste. Auf dem freien Platz unter den alten Eichen war's, und in malerischen Gruppen lagerte sich das bunt geschmückte Landvolk im Grünen, und die Alten saßen mit ihren Pfeifen nickend und schwatzend um die Bierfässer zusammen, und die Kinder jubilirten und das junge Volk drehte sich im Kreise nach den Klängen der Dorfcapelle. So ein harmloses Vergnügtsein war's bei Alt und Jung. Und Hildegard sah überall nach dem Rechten, und wenn sie zwischen den Reihen hinwanderte, dann sahen ihr überall glänzende Augen nach und fröhliche Gesichter nickten hinter ihr drein. So geliebt zu werden, so in engem Kreise zu schaffen und zu nützen, ganz in dieser friedvollen Umgebung aufzugehen, mit seinem ganzen Wesen und Sein darin zu wurzeln, — war das nicht ein beneidenswerthes, ein glückliches, ein lockendes Lebensschicksal?

Als die Dämmerung hereinbrach und die Schatten wuchsen, wurden die farbigen Lampions entzündet, die in langen Guirlanden zwischen den Bäumen hingen und nun ihr phantastisches Licht über die bunten Gruppen und die düsteren Parkriesen warfen. Das Landvolk begnügt sich nicht mit kurzen Festen. Und als man nun weiter tanzte und die Fröhlichkeit ihren Gipfelpunkt erreichte, da trat auch ich zu Hildegard hin und fragte sie, ob sie mit mir tanzen wolle. Sie legte ihre Hand in die meine, als ob sie schon auf mich gewartet hätte, und wir tanzten. Als mein Arm sie umschlungen hielt, war mir's einmal, als ginge ein leiser Schauer durch diese schlanke, gerade Gestalt hin, die sich so anmuthig nach den Tönen der Musik, Schulter an Schulter mit mir, wiegte. Und unter diesem Gefühl rann mir's selber, einem elektrischen Strome gleich, vom Wirbel bis in die Fußspitzen hinab, und mein Herz klopfte laut und begehrlich durch die Nacht. „Hildegard", flüsterte ich leise an ihrem Ohr. Sie gab keine Antwort. „Hildegard", wiederholte ich, während ich mich noch immer mechanisch mit ihr im Kreise fortdrehte und nichts um mich her vernahm, als den rasenden Herzschlag in mir, der allen Festjubel und alles Gelärm übertäubte, „weißt Du auch, daß ich Dich liebe, Hildegard?"

Da hielt sie mitten im Tanz inne und zwang mich, stehen zu bleiben und sie aus den Reihen zu führen. Und als ich sie fernab, bis unter das Laubdach einer der Vor-

Digitized by Google

weltsriesen geleitet hatte, wohin uns kein Späherblick folgte und wohin nur gedämpfte Klänge und verstohlene Lichtstreifen glitten, da blieb ich vor ihr stehen und wagte mich nicht zu rühren. Ihr Auge aber ruhte mit sonderbarer, unbegreiflicher Traurigkeit auf mir. Da ermannte ich mich und fragte: „Haben Sie denn keine Entgegnung für mich, Hildegard? Bin ich nicht einmal eines einzigen Wortes von Ihnen werth?" Ich sah, daß sie reden wollte und es nicht vermochte, daß es in ihr aufstieg und sie es niederkämpfte, und ich sah mit einem Male eine Thräne an ihrer Wimper aufglänzen, — die erste und die letzte, die ich je an ihr gesehen. Das brachte mich um den Rest meiner Besinnung. Ich schlang ihr leise meinen Arm um den Leib und zog sie an mich. Sie litt es schweigend, wie willenlos. Als ich aber nun auch meine Lippen den ihren näherte und sie küssen wollte, da wandte sie ihr Haupt zurück, sah mich mit dem gleichen traurigen Blick an, wie vorher, schüttelte langsam, verneinend die Stirn und legte den Zeigefinger ihrer Rechten an die Lippen. „Nein, — nein", brachte sie angstvoll, wie Hülfe suchend, dabei hervor, „nicht das, — nicht das." — Und als ich beschämt und erschrocken zurücktrat und sie freigab, da floh sie und war im nächsten Augenblick verschwunden. Ich aber flüchtete mich gleichfalls aus dem Festjubel in mein Giebelzimmer hinauf, stützte den Kopf in die Arme und sann über Hildegard's wunderliches Benehmen, über meine Liebe zu ihr und über meines Schicksals Wendung nach. Zum ersten Male hielt ich Einkehr bei mir selber; der traurige Blick ihrer hellen, meerblauen Augen aber verließ mich dabei nicht, sondern ging mir nach in Schlaf und Traum. —

In den Tagen, die dann folgten, trat Hildegard mir mit dem gleichen, milden, ruhigen Ernst entgegen, wie früher, und nicht die leiseste Veränderung konnte ich bei ihr wahrnehmen. Nicht einmal, daß ihre Augen unsicherer oder unklarer geblickt hätten, als sonst. War das vollendete Koketterie oder vollkommene Gleichgültigkeit? Ich wurde nicht klug daraus. Aber weil ich zum ersten Male in einer andereu Art liebte, als ich's je gethan, ward ich auch nicht durch verletzte Eitelkeit zum Kampfe aufgestachelt, um mir zu erringen, was man mir versagen wollte, sondern mein Herz ward in dunklem Trotz verhärtet, und eine schwermüthige Stimmung lagerte über mir. Eines Tages, da wir drei noch in der rebenumsponnenen Veranda an einem milden Spätsommerabend beisammensaßen und die Ampel ihr träumerisches Licht verbreitete und die Weinranken, von ihm angestrahlt, im Windhauch schwankten, faßte ich mir ein Herz und redete zum ersten Male vom Abschied. Ich konnte Hildegard's Antlitz von meinem Platze aus deutlich gewahren, und sah, daß keine Muskel darin zuckte, keine Miene sich veränderte. Nur ein paar Mal hörte ich sie rascher Athem holen; ihre Augen aber blickten hell und ruhig geradeaus vor sich hin. Onkel Malte sagte Dies und Jenes von Bleibenkönnen, so lange es mir gefalle und Nichthaltenwollen und von der Einförmigkeit des Landlebens und den Winterfreuden der Stadt; dann verstummte er. Hildegard hatte kein Wort der Entgegnung.

Anderen Tages durchschlenderte ich im Nachmittagssonnenschein den Park, von dessen Bäumen die gilbenden Blätter müde und melancholisch niederglitten. Ueber den Buchenwaldhügeln lag herbstlicher Schein und Duft, Sommerfäden schwammen durch's Blau und die Häher krächzten mißtönig in den Eichenwipfeln. Das Gurren der Holztauben scholl durch die Stille des Forstes. Ich hatte in diesen Sommermonden mich eng genug mit der mich umgebenden Natur eingelebt, um nun auch ihr allmähliches Ersterben mit wehmüthigem, seelischem Schauer nachzuempfinden, von dem wir Städter sonst nichts ahnen. Ich dachte des Winters und dessen, was er mir bringen würde; es war nichts darunter, was den Schlag meines Herzens hätte beschleunigen können.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Max Klinger als Wandmaler.

Man hörte seit einem Jahre oft erzählen, daß Max Klinger in selbstvergessener Hingebung an der Decoration des Vestibuls einer Villa in Steglitz arbeite. Vor einigen Monaten hieß es, das Werk sei abgeschlossen. Einige intimere Freunde des Künstlers, die ihn bei der Arbeit besucht hatten, äußerten sich, welcher Richtung sie angehören mochten, in fast hyperbolischem Entzücken über die Leistung.

Sie begegneten selbst bei Bewunderern des genialen Erfinders einer zweifelnden Zurückhaltung. Von einigen Ausstellungen her waren zwei oder drei Oelgemälde seiner Hand bekannt, die ziemlich unbeachtet geblieben wären, wenn sie einen anderen Namen getragen hätten, und man hatte Klinger zu lange ausschließlich als Zeichner und Radirer bewundert, um ihm ein Talent zur Bewältigung des farbigen Lebens zuzutrauen. Die Abwesenheit jeglicher Virtuosität bei den Oelbildern schien die Ansicht zu bestätigen. Und jetzt hatte er allein einen ganzen Raum mit vielen Thüren und reicher Architektur auf den ersten Versuch in vollster, sicherster Meisterschaft bewältigt! — — Sollte nicht die Begeisterung, welche Klinger's Persönlichkeit in Allen erweckt, die ihm näher treten, für das Auge seiner Freunde eine rosige Harmonie über das Werk gegossen haben? —

Mir hatte zwar die Bewunderung so verschiedenartiger Geister jeden Zweifel benommen, aber als ich heute in den kleinen Oberlichtsaal trat, überrieselte mich ein Schauer des Entzückens, und noch ist der Bann nicht von mir genommen. Oft genug hatte ich die Harmonie und Tiefe der Farbenstimmung des Ganzen, die phantastische Schwermuth und die neckische Heiterkeit der einzelnen landschaftlichen und figürlichen Compositionen rühmen hören. Aber wer kann sich nach der Beschreibung eine Vorstellung machen, wie in einem engen Raum mit weißgoldener Architektur und fünf Flügelthüren in blau und rosa vier Landschaftsbilder wirken?

Das Vestibul ist in der That nicht mehr als ein Durchgangsraum engster Dimensionen, ein Quadrat von so geringer Abmessung, daß an der einen Wand zwischen den beiden Thüren gerade noch Raum für die Aufstellung einer Büste bleibt. Und da die Wand gegenüber von einer Thür und dem Kamin vollständig eingenommen wird, so bleiben nur an den beiden übrigen Wänden neben den Thüren schmale Wandflächen stehen. Hier sind die Landschaften eingelassen. Oben zieht sich um den ganzen Raum ein Meerfries. Für die wesentlich figürlichen Darstellungen blieben der Kaminaufsatz, die Thürfüllungen und die Sockel an den Wänden übrig. Aber was an Ausdehnung mangelt, ersetzt die Zahl: es sind über fünfzig kleinere und größere Flächen, die es zu füllen und zusammenzubringen galt.

Wie köstlich ist die Erscheinung des Ganzen in sich abgewogen! Rahmend und theilend steigen von den grünen Sockeln die weißen Pilaster mit ihren vergoldeten Kapitellen auf, über denen weißgoldene Balluster den Fries gliedern. Man kommt bei der ruhigen Pracht erst durch Reflexion darauf, welches Wagestück in den grünblauen Thüren mit ihren rosafarben eingerahmten Füllungen und den ultramarin, fast schwarzblau gestrichenen Pfosten geglückt ist.

Die Bewunderung wächst bei der Betrachtung der Einzelheiten. Wer den Raum öfter betreten hat, behauptet, er sei jedesmal tiefer gepackt worden.

Ursprünglich hatte Klinger nur die vier größeren Landschaften ausführen wollen. Aber während der Arbeit ist ihm die Inspiration gekommen und er hat sich des Ganzen bemächtigt.

In diesen Landschaften erinnert er an Böcklin und Thoma. Doch nicht als Nachahmer, sondern als Genosse, der aus demselben Instincte schafft. Die eine behandelt ein Thema, das er in einer ganzen Reihe von Zeichnungen variirt hat. Es ist ja dies einer der Züge, die er mit Böcklin gemein hat, daß er denselben Gegenstand von immer neuer

Digitized by Google

Seite zu fassen sucht, daß er wie im Banne gewisser Stoffe lebt, die ihn immer wieder zu neuer Ausgestaltung reizen. Wie oft haben wir von ihm die öde vorweltliche Hochgebirgslandschaft mit Centauren-Staffage gesehen! Als Zeichnung mit einem ganzen Schwarm der phantastischen Wesen, die irgend einer Gefahr entfliehend, an einem Felssturz vorübertraben; als Radirung mit einer wunderbaren nachtdunklen Bergesöde; ein Wasserfall in der Ferne wirft das Mondlicht zurück, und vorn erhebt der eine von zwei ruhenden Centauren den hellen, menschlichen Oberleib und späht über das stille Thal hinaus. Im Vestibul ist es eine schauerliche Felsenöde ohne Baum, Busch und Gras. Ein tiefer Wasserspiegel fängt die harten, zerrissenen Formen auf und aus den gähnenden Schluchten steigt nebliger Brodem empor. Die kleine Gestalt eines trabenden Centauren gibt für die gewaltigen Bildungen den Maßstab.

Das Seitenstück ist ohne jegliche Staffage. Eine felsige Halde herab strömt in vielen Absätzen ein Rinnsal und bildet vorn einen von üppigem Schilf- und Graswuchs umstandenen Tümpel. Hoch oben bricht das nackte Gestein durch die Humusdecke und wölbt sich mit kräftigem Rücken gegen den Himmel. Rein malerisch genommen ist diese wohl die bedeutendste der vier großen Landschaften. Das Kleinleben des Vordergrundes mit seinen tausend nickenden Rispen und schwanken Halmen über dem Wasserspiegel, das lose, zufällige und doch großartige Geröll im Mittelgrunde und der Felscoloß, hinter dem der Himmel so weit zurückweicht, daß der Anblick ein sehnsüchtiges Ferngefühl erweckt, lassen das Auge sobald nicht los.

Dann folgt ein grünes Wiesenthal, das von einem mit hohen Pappelrosen bestandenen Vordergrund steil abfällt und gegenüber in breiter Fläche ansteigt. Auch hier fehlt die Staffage, aber die bunten Zierblumen im Vordergrund, die von Pappeln gesäumte Bergstraße gegenüber verrathen die Hand des Menschen. — Das letzte Bild führt uns vor eine waldig Felsschlucht italienischen Charakters, über der sich ein sonniger Rundtempel erhebt. — Ich weiß nicht, ob Klinger mit den vier Landschaften eine Gedankenreihe hat verkörpern wollen. Eine Art historischer Folge von der vormenschlichen, unwirthlichen Urlandschaft bis zu der durch die Kunst geadelten ergiebt sich von selbst. Er hat sich, soviel ich weiß, nicht darüber geäußert. Seinem grübelnden symbolisirenden Sinne dürfte es unmöglich sein, vier Compositionen für einen Raum zu entwerfen, ohne einen formulirbaren Gedanken zu Grunde zu legen. Für die Bedeutung und Wirkung seines Werkes ist das natürlich vollkommeu gleichgültig.

In der Anlage erinnert die Landschaft über dem Kamin entfernt an das Paradies in Klingers letztem Cyclus von Radirungen. Ein reich belaubter Baum steigt in der Mitte empor; in seinem Schatten wandeln drei Frauengestalten in antikem Gewande, deren eine musicirt. Es ist ein Bild idealen Daseins.

Ein ähnliches Thema führt der lange reiche Fries aus, der über den Thurm das Gemach umzieht. Er schildert das Meer und die vielgestaltigen Bewohner, mit denen es die Fabel bevölkert.

Hier zeigt sich die Erfindungskraft und Originalität Klingers so glänzend wie bei Böcklin, mit dem er sich an dieser Stelle ja auch im Stoff berührt.

Nirgend eine der auswendig gelernten Banalitäten. Kein blasender Triton, keine Venus im Muschelwagen, kein Amorettenflug. Ueberall sind die Motive, wie bei Böcklin, Verkörperungen ganz selbständiger intensiver Naturempfindung. So bringen an einer der Küsten schwerfällige Seecentauren in langer Reihe schöne Nymphen geschleppt und werfen sie mit spielender Gewalt in die brandende Welle: Ganz von selbst steigt dabei das lebendige Bild der überschlagenden, schaumabstoßenden Woge auf. Ein anderes Mal wiegt sich auf dem Wogenbett ein schlankes Meerweib, belauscht von einem Meergott, dessen dunkles Haupt neugierig über die Welle lugt: so erhebt eine Welle das Haupt über der andern. Es ist unmöglich, mit dem Wort der Fülle der Erscheinungen nachzukommen. Man muß das Gefühl des lauen, wohligen Behagens, das der Anblick einer sommerlichen, zum Bade ladenden Meeresfläche erweckt, in sich wachrufen, um die elementare Stimmungsgewalt dieses Meerfrieses zu verstehen. Mit seinen bäumenden weißen Rossen, die über die athmende Fläche jagen, seinen schießenden Delphinen, auf denen übermüthige Bursche reiten, und all den Seebewohnern in Nähe und Ferne findet er seinen Ruhepunkt dem Eingang gegenüber in einem Felsgestade, auf dessen dunklen Blöcken drei herrliche, reich gekleidete Weiber lagern.

Das Unerhörteste sind jedoch die fünf Flügelthürme, ganz gewöhnliche Dutzendarbeit der Tischlerei, mit drei Füllungen in jedem Flügel, ehemals weiß gestrichen, wie alle anderen. Und was hat die Kunst aus ihnen gemacht! — Ueber die blauen Flächen breiten sich mächtige Palmwedel mit ihren zierlichen biegsamen Blättern. Ihr dunkler, grünlicher Bronzeton kräftigt und mildert zugleich das Blau des Rahmenwerks, das mit den rosafarbenen Vertiefungen um die Füllungen einen glücklichen Contrast bildet. Die engen Flächen, welche die Füllungen bieten, hat Klinger mit den köstlichsten Erfindungen ausgestattet. Die Eingangsthür trägt unten auf den kleinen Füllungen das Pentagramma, das gegen Teufelskraft schützt; in den langen schmalen Flächen der Mitte wiegen sich Meerwesen mit langen schillernden Flossenbeinen; sie tragen in hochgehobener Muschelschale phantastische Gewächse, die sich mit grünen Blättern und weißen Blüthen über die Fläche breiten. Die Thür daneben enthält in ihren Mittelfüllungen romantische Märchengestalten, auf Muscheln, die von weißen Schwänen getragen werden. Links ein schönes nacktes Weib, das schlanke Zweige in den Händen hält: unsagbar lieblich in der Bewegung und ein köstlicher Act. Daneben steht auf der anderen Füllung ein Ritter in stahlblauer Rüstung mit hoher Lanze statt der Zweige. Unter ihnen tummeln sich auf den Fluthen tieftönige Delphine. — Weiterhin spielt sich auf der folgenden Thür eine lustige Parodie vom Raub des Ganymed ab. Oben aus der Füllung schaut das gewaltige schmunzelnde barbarische Antlitz des Zeus hinab, wie der Adler sich abmüht, den Jüngling hinaufzuschleppen, während von dem Erdballe aus ein großer dummer Krebs ihn am Gewande zurückzieht. Zornig schleudert er seinen Blitz hinab, trifft aber das Gewand, an dem der Adler den Ganymed festhält, und so fliegt die edle Gestalt wieder hinab, in die Fänge des Krebses: Mit komischem Entsetzen sieht Zeus dies Schauspiel mit an. — Eine folgende Thür, die, in rother Nische gelegen, kräftigen Schatten erhält, ist mit Masken und Blumen geschmückt. Die letzte enthält wieder eine Fülle reizender Motive. Oben kämpft auf der einen Seite Amor als kräftiger Bursch mit einem Jüngling, den er, wie es scheint, nach langem Widerstand im Begriff ist, zu Boden zu werfen. Daneben hat er von fern aus der Wolke die Jungfrau mit dem Liebespfeil getroffen. Sie stürzt vorwärts und tritt mit ihrem Fuße achtlos eine Lilie zu Boden. — In der Mitte schwebt rechts über einer unendlichen Landschaft Flora und streut Blumen hinab auf ein Häuflein niedriger Hütten tief unten im Thal. Das Seitenstück schildert die weite kahle Felsküste eines südlichen Vorgebirges, gegen das sich die dunkle Fluth bricht. Vorn sitzt einsam trauernd ein Greis, den Kopf zu den Knieen gebeugt. — Auf den unteren Flächen werden die Contraste noch fortgeführt: links ein jugendliches Liebespaar am Eingang einer Hütte, rechts die Umrisse zweier nickenden Alten, die dem Beschauer den Rücken wenden, vor dem Kaminfeuer.

Damit noch nicht genug: unter den vier Landschaftsbildern tragen die Sockel der Wand Darstellungen in Grisaille, bei denen ein humoristischer Zug waltet. Da ist eine Versammlung Marabuts, die Klinger's Lieblingsvögel zu sein scheinen. Einer Schildkröte, die neben ihnen auf dem Rücken liegt und sich kläglich abmüht, auf die Füße zu kommen, scheint von dem nächtlichen Collegium das Urtheil gesprochen zu werden. Weiterhin liegt ein prächtiger Löwe im Wüstensande satt vor den Resten seines Mahles. Zögernd schleicht ein langbeiniger Marabut heran, als wolle er sich zu Gast bitten. Ein Schläfer, den ein Nachtgespenst neckt, ein Actstudium bei nächtlicher Lampe nach einem stillhaltenden Marabut gehören zu den Stoffen, die Klinger immer wieder anziehen.

Es ist ein Werk aus einem Guß geworden. Was Anderen unerreichbar als Ideal vorschwebt, hat Klinger hier erreicht. Eine durch und durch moderne lebendige Schöpfung ohne jegliche Sentimentalität, voll frischer gesunder Sinnlichkeit. Zu bedauern bleibt nur, daß der Natur der Sache nach nur Wenigen vergönnt sein wird, mit eigenen

Digitized by Google

Augen eine Arbeit zu sehen, an die Klinger, lediglich von seinem Genius getrieben, seine ganze Kraft gesetzt hat. —

Neben Klinger hat Arthur Volkmann sich an dem Ausschmuck des Gemaches betheiligt. Von ihm stammen zwei vornehme weibliche Idealbüsten, an denen im Einklang mit der übrigen Decoration die volle Polychromie durchgeführt ist. Noch stehen freilich nur erst die Gypsmodelle auf den Sockeln: möchten wir bald von der geplanten Ausführung in Marmor zu berichten haben.

A. L.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Rückgang des Deutschthums.

Mein Aufsatz „Der Rückgang des Deutschthums" in Nr. 1 und 2 d. Bl. hat eine Anzahl Entgegnungen hervorgerufen, welche erkennen lassen, daß die Absicht desselben in mancher Hinsicht mißverstanden worden ist. Meine Absicht ging lediglich dahin, zu zeigen, daß der Rückgang des Deutschthums außerhalb der deutschen Reichsgrenzen eine Thatsache sei, an welcher das deutsche Reich als solches nichts ändern könne, aus welcher es aber den Impuls zur energischen Germanisirung innerhalb seiner Grenzen schöpfen müsse. Es ist mir nicht eingefallen, zu behaupten, daß der Rückgang des Deutschthums in der westlichen Hälfte Oesterreichs einem Untergang desselben gleichkommen werde; im Gegentheil habe ich daran festgehalten, daß, von der deutschen Provinz Tyrol ganz abgesehen, compacte deutsche Sprachinseln an der Donau und in Böhmen sich behaupten würden. Wie groß diese deutschen Gebiete im nächsten Jahrhundert bleiben werden, wird wesentlich davon abhängen, in welchem Maße die Deutschen Oesterreichs sich zu energischer Bethätigung ihres Nationalgefühls aufraffen. Einen solchen Umschwung, dessen Anfänge man schon wahrnehmen kann, erhoffe ich mit Zuversicht, und habe demselben die moralische Sympathie und finanzielle Unterstützung der Reichsdeutschen gewünscht, ohne übrigens von denselben erwarten zu können, daß er den Fortbestand des zerstreut wohnenden Deutschthums in den übrigen Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie retten werde, oder daß er die Hauptstadt Wien vor Slavisirung im zwanzigsten Jahrhundert schützen werde. Ich habe nicht den Deutschösterreichern zugemuthet, daß sie sich in den Verlust ihres Deutschthums finden sollen, sondern nur darauf hingewiesen, daß die frühere Machtstellung und Vorherrschaft der Deutschen in Oesterreich-Ungarn schon mit Einführung der Verfassung unheilbar dem Tode verfallen war. Vor allen Dingen aber kam es mir darauf an, trügerische und unerfüllbare Hoffnungen auf eine politische Hilfe durch das deutsche Reich zurückzuweisen, und den Deutschösterreichern klar zu machen, daß sie in ihrem Selbstbehauptungskampf auf eigene Kraft angewiesen sind, und sich mit moralischen und privaten Sympathien begnügen müssen. — Als das Höchste, was Oesterreich ohne Zerstörung seiner geographisch-politischen Existenz als Donaustaat abgeben könnte, bezeichnete ich Tyrol, was allenfalls durch das Gebiet der Eger und Oberelbe mit 1—1½ Millionen deutschen Einwohnern zu vervollständigen wäre, wogegen die compacte deutsche Sprachinsel nördlich und südlich der Donau einschließlich der deutschen Südgrenze Böhmens den unabtrennbaren Kern des Donaureiches bilden, der seine natürliche Hauptstadt enthält. Diesen deutschen Kern kann Oesterreich weder abgeben, noch könnte das deutsche Reich ihn annehmen, weil es diese Sprachhalbinsel nicht ohne das dazwischen liegende tschechische Gebiet annectiren könnte und für absehbare Zeit außer Stande wäre, solche Annexionen zu verdauen. Die Deutschösterreicher dürften es aber schwerlich vortheilhaft für die Sache des Deutschthums in Oesterreich finden, ihre Zahl durch Abgabe von Tyrol und Nordböhmen zu schwächen; denn in dem westslavischen Föderativstaat werden sie als Bundesglied eine um so angesehenere Stellung behaupten, je größer ihre Gesammtzahl in der Monarchie ist. Deshalb sind alle etwaigen Separationsgelüste, die unter den in die Opposition gedrängten Deutschösterreichern auftauchen, als unpraktische und schädliche Phantasmagorien zu verwerfen; vielmehr muß der Selbstbehauptungskampf innerhalb des österreichischen Föderativstaats von ihnen aufgenommen und durchgefochten werden. — Daß ich eine Wiederherstellung Polens, und sei es auch im Anschluß an einen friedlich gesinnten westslavischen Bundesstaat, für ein europäisches Unglück halten würde, habe ich deutlich genug ausgesprochen und gerade deshalb die rücksichtslose Germanisirung und Russificirung der unter deutscher und russischer Herrschaft stehenden ehemals polnischen Landestheile empfohlen. Nur wenn wir diese Germanisirung wirklich durchgeführt haben werden, nur dann werden wir in der Lage sein, uns nicht mehr ablehnend gegen eine Erweiterung der Reichsgrenzen nach Osten zu verhalten, falls Rußland uns noch einmal eine solche anbieten sollte, um sich die Russificirungsarbeit des östlichen Polens zu erleichtern. — Was die panslavistische Russenfreundschaft der Tschechen betrifft, so hat dieselbe lediglich eine conditionale Bedeutung, d. h. sie dient zunächst als Schreckschuß zur Erzwingung einer ihrer Volkszahl entsprechenden Machtstellung im politischen Leben Oesterreichs, und würde nur dann in Ernst umschlagen, wenn die Erfüllung dieses Anspruchs ihnen dauernd versagt bliebe. Daß ein westslavischer Föderativstaat mit deutschen, magyarischen und rumänischen Bundesgliedern aus ererbtem slavischem Deutschenhaß sich zum Bundesgenossen Rußlands gegen Deutschland hergeben sollte, werde ich so lange für unwahrscheinlich halten, als die schon jetzt bestehende Abneigung der kleinen slavischen Stämme, ihre politische Selbstständigkeit mit dem ihnen allen drohenden Joch des russischen Absolutismus zu vertauschen, fortdauert und im Wachsen bleibt. Wie die Italiener in den Deutschen nur die österreichischen Unterdrücker haßten, so hassen die österreichischen Slaven in den Reichsdeutschen nur die Stammesbrüder ihrer überlegenen deutschen Concurrenten in Oesterreich; wie der italienische Deutschenhaß mit dem Ende der österreichischen Fremdherrschaft zu erlöschen begonnen hat, so wird der tschechische Deutschenhaß mit der Zeit einschlummern, wenn die Vorhandschaft der Deutschen in Oesterreich einer Gleichberechtigung aller Stämme gewichen sein wird. Da aber jeder lange genährte und ererbte Haß um eine oder mehrere Generationen die Ursache seiner Entstehung überdauert, so wäre es irrthümlich, zu glauben, daß die Deutschösterreicher sich durch sofortigen freiwilligen Verzicht auf ihre bevorzugte politische Stellung sich die sofortige Liebe der Slaven erkaufen oder auch nur deren Haß entwaffnen könnten. Sie müssen vielmehr gewärtig bleiben, daß der slavische Deutschenhaß in der Bekämpfung und möglichsten Unterdrückung des Deutschthums noch Generationen lang fortfährt, auch nachdem er die völlige Gleichberechtigung errungen hat. Darum müssen die Deutschösterreicher sich auf eine lange Aera des Selbsterhaltungskampfes gefaßt machen. Möge dieselbe die alte deutsche Kraft und Tüchtigkeit in ihnen zu erneuter Blüthe bringen!

Berlin, 1. Februar 1885.

Eduard von Hartmann.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Die Jugenddramen des Pierre Corneille.

Zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag desselben (1. Oktober 1684) von Dr. **Paul Langenscheidt.** gr. 8°. 1 M. 50 Pf. Langenscheidtsche Verl.-Buchh. (Prof. G. Langenscheidt) **Berlin.**

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten:

Spencer wider Kant.

Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus

mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip

von

A. Baumann.

Gr. 8°, geheftet, Preis 1 Mark.

Nur direct gegen Einsendung des Betrages zu beziehen von

Gräfins & Möller, Hamburg, Verlag und Buchdruckerei.

Neu! **Kleines Staatshandbuch** **Neu!**

M. 2½ **des Reichs** und **der Einzelstaaten.** **2½ M.**

III. Jahrgang. 1885.

582 S. Eleg. geb. Preis 2½ M.

Ein eminent practisches. reichhaltiges Nachschlagebuch über alle Verhältnisse des Reichs und der Einzelstaaten. Dem Zeitungsleser, Geschäftsmann, Beamten und Politiker unentbehrlich. Es ist unglaublich, welch eine Fülle von Namen, Zahlen und Daten das Buch auf seinen 582 Seiten übersichtlich zusammenstellt. Wer es einmal kennen gelernt hat, wird es ungern wieder entbehren wollen.

Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Anna Karenina

von

Graf L. N. Tolstoi.

Roman in 6 Büchern. Aus dem Russischen übersetzt von **Paul Wilh. Graff** und einem Vorwort von **Eugen Zabel.**

3 Bände 8°. Preis 10 Mark.

Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.

Kanarienvögel

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Der Vogel kam ganz wohl und munter hier an und liess schon ein paar Minuten nach Verlassen des Versandkäfigs herrliche Weisen ertönen. C Schlosser, Kempten."

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung

Berlin W., 29 Behrenstr.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Verlag von **W. Spemann,** Stuttgart und Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

Herausg. von Prof. Jos. Kürschner Bd. 11: **Narrenbuch** (Kalenberger, Peter Leu, Neithart Fuchs, Markolf, Bruder Rausch). Herausg. von Fel. Bobertag. VII u. 387 S. — broch. M. 2,50, gebd. M. 3,50.

Verzeichnisse der bisher erschien. Bände d. alle Buchhdlgn.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per ⅝ ½ ¼ ⅛ = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Neues von Carus Sterne.

Die Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 14. Februar 1885. Band XXVII.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Principien unserer Colonialpolitik. Von Philipp Zorn. — Die Arbeiterversicherung in Frankreich. Von Max Schippel. — **Literatur und Kunst:** Philosophie des Faschings. Von Hieronymus Lorm. — Jacob Grimm im Frankfurter Parlament. Von Karl Bartsch. — Epische Novitäten. Von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Principien unserer Colonialpolitik.

Von Philipp Zorn.

Im Sturm und Drang der politischen Kämpfe des Tages hat der deutsche Reichsbürger, soweit er überhaupt Fähigkeit und Neigung für die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten besitzt, kaum Zeit, sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen. Vielleicht entspricht es jetzt nach den großen Zeiten und Thaten, die wir erlebt, überhaupt mehr dem deutschen Naturell, voraus in die Zukunft als zurück in die Vergangenheit zu schauen, und im Allgemeinen wird man sich dessen ja nur freuen müssen: der scharfe und energische Blick in die Zukunft spornt zur Thatkraft, der sinnende Blick zurück in die Vergangenheit führt leicht zu thatlosen Träumen.

Aber die Beobachtung der oft so ziel- und regellosen Parteikämpfe, der oft so widerlich unwahren Parteicoalitionen der Gegenwart macht doch wohl gelegentlich den Wunsch rege: das deutsche Volk und Vaterland möchte wieder einmal auf einige Monate oder nur Wochen zurückversetzt werden können in die Zeit und die Zustände vor zwei Decennien. Könnte es wohl für uns Deutsche eine heilsamere Lehre geben, uns ernst zu mahnen der heiligen Pflichten des Heute.

Welches ungeheure Maß von Weltgeschichte liegt in diesen beiden Jahrzehnten! Kann es denn wirklich Deutsche geben, deren Seele nicht jubelte beim Vergleiche der Jahre 1885 und 1865? Aber freilich — fast muß man bangen, dieser Empfindung Ausdruck zu geben, wenn man dessen denkt, daß im deutschen Reichstage, in der Gesammtvertretung des deutschen Volkes, süddeutsche Abgeordnete die Schale beißenden Hohnes über sich ausgießen lassen mußten, da sie die Saite patriotischer Entrüstung oder Begeisterung anschlugen. Doch — es waren ja Polen oder Franzosen, welche in solcher Art das mächtig und heiß sich äußernde deutsche Vaterlandsgefühl zu verspotten sich unterfingen! —

Zu denjenigen Dingen, an welche vor zwei Jahrzehnten auch die kühnste Phantasie nicht zu denken gewagt hätte, gehört wohl in erster Linie ein Nachtragsetat für den Gouverneur von Kamerun. Ein deutscher Gouverneur in Westafrika — kaum heute vermögen wir das noch zu begreifen.

Die deutsche Colonialpolitik ist allerneuesten Datums, aber man wird gestehen müssen: was im Erwerb deutscher Colonien in wenigen Monaten geleistet wurde, übersteigt die kühnsten Erwartungen. Und seit Aufrichtung des Reiches war kein Schritt der deutschen Politik so sehr von der allgemeinen Zustimmung, ja Begeisterung getragen, wie dieser.

Nach welchen Principien aber das Reich colonisiren soll, darüber wird in der Presse und im Parlament aufs lebhafteste discutirt, wie denn schon bei den Wahlen zum Reichstag dieser Punkt in den Parteikämpfen eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Allgemeines Einverständniß herrscht darüber, daß unser Reich nicht möglichst viele fremde Länder ohne Rücksicht auf deren Werth zusammenraffen, dort feste Plätze und Garnisonen anlegen und Behörden einsetzen soll — diese Colonialpolitik à tout prix war allgemein verworfen; nicht auf den Besitz fremder Länder, sondern auf den Besitz werthvoller fremder Länder kommt es nur an. Freilich werden dabei auch solche Länder in Betracht kommen müssen, deren Werth erst die Frucht längerer Colonisationsarbeit sein kann. Lehnt man in diesem Sinne das „französische" Colonisiren ab, so wird dies schwerlich einem Widerspruche begegnen.

Der Streit dreht sich um einen andern Punkt, den aus den langwierigen und complicirten Debatten herauszuschälen im Folgenden versucht werden soll.

Die Grundlage der deutschen Colonialpolitik sollen deutsche Ansiedelungen, insbesondere deutsche Handelsfactoreien, sein. Man weiß, daß aus solcher Grundlage das indische Kaiserreich Englands erwachsen ist, überhaupt wird man wohl die ganze ungeheure englische Colonialmacht auf jenen kaufmännischen Ausgangspunkt zurückführen dürfen. Diesen Ansiedelungen soll das Reich seinen „Schutz", sein „Protectorat" gewähren. So weit ist man einig. Aber über Begriff und Umfang dieses „Schutzes" wird gestritten.

Von der einen Seite nimmt man an: ein völlig genügender Schutz werde in der Aufhissung der deutschen Flagge liegen, höchstens könne man noch an geeigneten Orten Consularbeamte ernennen. Diesen Standpunkt vertrat die deutschfreisinnige Partei und das Centrum; man berief sich hierfür bis in die letzte Zeit auf die erste große Colonialrede des Reichskanzlers, welche gewissermaßen das Programm der deutschen Colonialpolitik enthalte. Abgelehnt wurde jede umfangreichere Heranziehung der Marine zu Zwecken der Colonialpolitik, ebenso die Schaffung eines irgend erheblicheren Behördensystemes und vollends der Gedanke an die Errichtung einer bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung in den Colonien bezw. zu deren Schutz nach außen, die Idee einer „Colonialarmee" wurde geradezu lächerlich gemacht. Alles reducirte sich auf den Schutz durch die „Flagge", eventuell durch diplomatische Correspondenzen des Auswärtigen Amtes.

Dem gegenüber wurde schon bei Gelegenheit der Wahlen im Hinblick auf den obigen Gedanken präcisirenden Punkt des deutsch-freisinnigen Programmes geltend gemacht: wenn unser Reich in eine wirksame Colonialpolitik eintreten wolle, so könne die Aufhissung der Flagge allein den zu gewährenden „Schutz" nicht verbürgen; ein Flaggenstock und ein Stück Leinwand gebe

Digitized by Google

keinen Schutz. Vielmehr müsse dann in den Colonien die volle Autorität des Reiches hergestellt und eventuell auch gegen jeden Angriff mit starkem Arme gewahrt werden. Wie das im Einzelnen auszuführen sei, müsse Gegenstand späterer eingehender Untersuchung sein, jedenfalls involvire die Zustimmung zur deutschen Colonialpolitik die Consequenz eines „Schutzes" der Colonien durch dauernd angestellte Beamte und eintretenden Falles durch deutsche Land- und Seemacht. Ein „Schutz" durch bloßes Hissen der Flagge sei genau so viel werth als das Stück Leinwand, aus welchem die Flagge bestehe. Als gelegentlich der Reichstagswahlen diese Gesichtspunkte gegenüber dem die Colonialfrage behandelnden Satze des deutsch-freisinnigen Programmes in einer Wahlversammlung von dem Schreiber dieser Zeilen geltend gemacht wurden, mußte er dafür den bitteren Hohn und Spott von Nürnberger und Frankfurter Zeitungen hinnehmen.

Die Ereignisse haben bald genug jene Kritik blutig bewahrheitet. Der deutsch-freisinnigen Partei aber gebührt die Anerkennung, daß sie, wenn auch zögernd, ihr früheres Colonialprogramm aufgegeben hat, durch die Thatsachen über die Unhaltbarkeit desselben belehrt. Als seiner Zeit in Kamerun durch den General-Consul Dr. Nachtigal die Souveränetät des Deutschen Reiches proclamirt wurde, war die deutsch-freisinnige Presse zum Theil gegen diese Form des „Schutzes" bedenklich, und diese Bedenken waren die richtige und nothwendige Consequenz des ursprünglichen Programmes, mit welchem die Aufrichtung der Deutschen Staatsgewalt in fremden Ländern nie hätte in Einklang gebracht werden können. Inzwischen hat man sich damit vollkommen ausgesöhnt, daß die Colonien unter deutscher Souveränetät stehen, also staatsrechtlich ein Stück des Deutschen Reiches bilden; man hat die Dampfbarkasse für den Gouverneur bewilligt und wird demgemäß ja wohl auch den Gouverneur selbst und wie für Kamerun dann auch für die übrigen Colonien bewilligen müssen. Die letzte bedeutsame Colonialrede des Abg. Eugen Richter hatte ihren Schwerpunkt durchaus nur mehr in der Erörterung darüber, daß beziehungsweise wie die Colonien selbst die finanziellen Lasten für ihre Regierung und Verwaltung tragen sollen. Wer gelegentlich des Wahlfeldzuges gefordert hätte, das Reich solle in den Colonien Gefängnisse bauen, wäre wohl als ein bedenklicher Schwärmer verhöhnt worden. Jetzt tritt Herr Richter selbst für diese Forderung ein. Damit ist das alte Colonialprogramm der Deutsch-freisinnigen vollkommen aufgegeben. Nur das Centrum hält daran fest; nicht aus sachlichen Gründen, denn wer überhaupt nachdenken mag und den Thatsachen nicht mit verbundenen Augen gegenüber steht, der weiß jetzt, daß jenes frühere Programm unmöglich ist, beziehungsweise einen völligen Verzicht auf jede Colonialpolitik bedeutet; das Centrum läßt sich auch hier nicht durch sachliche Gründe leiten, sondern will nur die Cirkel des Reichskanzlers stören, wozu ja zur Zeit Grund genug vorliegen mag. Während so das Centrum in Sachen der Colonialpolitik in der sterilen Opposition beharrt, sind die Deutschfreisinnigen in dieser Frage auf den Boden der praktischen und nationalen Politik übergetreten. Wir begrüßen das mit Dank und lebhafter Freude und geben uns der Hoffnung hin, Herrn Windthorst im Reichstag auch in Zukunft recht oft isolirt zu sehen. Die Einrichtung der Colonien wird eine nicht ganz leichte Aufgabe sein: möge dieselbe dem nüchtern und sorgsam erwägenden, aber von freudigem Nationalgefühl getragenen Zusammenwirken derjenigen Parteien gelingen, deren oberstes Gesetz bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch das deutsche Interesse ist. Vielleicht ergibt sich aus dieser gemeinsamen Arbeit an einer schönen und stolzen, das ganze Volk mächtig bewegenden Aufgabe überhaupt eine Milderung der schroffen Parteigegensätze, die ja doch nur dem feindseligen Ausland eine Freude sein können, uns Deutschen aber ein herber Schmerz sein müssen! Die ganze staatsrechtliche Organisation der Colonien jetzt schon auf dem Wege der Gesetzgebung feststellen zu wollen, wäre freilich ein Gedanke kaum des grauesten Theoretikers würdig; ohne eine nach Umfang und Zeit von den Bedürfnissen abhängige Dictaturgewalt wird sich die Aufgabe nicht lösen lassen. Nur so viel muß principiell feststehen: 1. die Colonien sind der Souveränetät des Reiches unterworfen, also Deutsches Staatsgebiet; 2. die Souveränetät des Reiches wird repräsentirt durch den Gouverneur und die demselben nach Maßgabe des Bedürfnisses beizuordnenden Beamten; 3. der Gouverneur ist mit derjenigen Macht auszustatten, welche nothwendig ist, die Autorität des Deutschen Reiches gegen jeden Angriff nachdrücklich zu wahren; 4. in welchem Umfange die Einführung deutscher Gesetze möglich und in welcher Weise durch Erlaß besonderer Vorschriften den Bedürfnissen der Colonien Rechnung zu tragen sei, das muß vorerst dem freien Ermessen der Gouverneure anheimgestellt werden, deren gesammte amtliche Wirksamkeit ja selbstverständlich unter der fortwährenden Controle des Auswärtigen Amtes, beziehungsweise von Bundesrath und Reichstag steht; 5. so viel als möglich müssen sofort die erforderlichen Maßnahmen getroffen werden, um die Kosten der Colonial-Regierung den Colonien selbst zu überbürden.

Daß der Reichstag jetzt schon dem Gedanken einer umfassenderen Detail-Gesetzgebung für die Colonien näher treten könne, erscheint uns ausgeschlossen. Man wird hier der Verwaltung freien Spielraum lassen und sich unter Feststellung der Principien auf die Controle beschränken müssen.

Die Arbeiterversicherung in Frankreich.*)

Von Max Schippel.

Es ist bekannt, daß die französische Revolution in ihrem Haß gegen die alten privilegirten Gewerbsverbände so weit ging, Bürgern von gleichem Beruf und Gewerbe zu verbieten, in ihren Versammlungen einen Vorstand zu wählen und über ihre angeblich gemeinsamen Interessen Beschlüsse zu fassen; daß sie ferner alle öffentlichen Versammlungen von Arbeitern aufrührerischen Zusammenrottungen gleichstellte. Die Erkenntniß blieb natürlich nicht aus, daß man den Bogen zu straff gespannt habe, und was insbesondere das Unterstützungswesen der Arbeiter anbelangte, so unterlag es bald keinem Zweifel mehr, daß man hierzu größerer beruflicher Vereinigungen nicht entbehren könne, wenn die Arbeiter nicht den gefürchteten geheimen Coalitionen zugetrieben werden sollten, welche die Kranken- und Altersbeihülfe nur darum gewährten, um Theilnehmer für ihre Lohn- und Strikekämpfe heranzulocken. Schon 1808 fing man an, rein professionelle Verbände zu gestatten, wenn sie nur der Form wegen einige wenige, dem betreffenden Gewerbe nicht angehörige, Elemente zuließen; in den Provinzen war man von Anfang an weniger scharf aufgetreten. Als 1834 die Regierung mit dem Gesetz vom 10. April einen scharfen Kampf gegen die Gewerkvereine eröffnete, erklärte sie zu gleicher Zeit ausdrücklich, daß sie der Weiterentwicklung eigentlicher Hilfsvereine keine Hindernisse bereiten werde.

Doch konnte damit die Aufgabe der Regierung nicht erschöpft sein. Einmal gewannen die Hilfsvereine nicht im Entferntesten die Verbreitung, welche dem Bedürfniß des Arbeiterstandes entsprach, ferner aber übernahmen sie Verpflichtungen, welche zu schwer auf ihren Schultern lasteten und schließlich oft ihre Auflösung herbeiführten. Es sind z. B. von 1803 bis 1844 in Rouen 37 Vereine gegründet worden, von denen nur 13 das Jahr 1848 erreichten. Im Departement der Gironde erreichte nur ein Fünftel der im Laufe des Jahrhunderts gegründeten Vereine das genannte Jahr. Man suchte wohl mit Recht die Hauptursache dieses bedauerlichen Zustandes darin, daß sich die Hilfsvereine nicht auf die Unterstützung der Kranken und auf Gewährung eines ordentlichen Begräbnisses beschränkten, sondern ebenso für altersschwache Greise und für die Wittwen und Waisen der verstorbenen Genossen sorgen wollten. Wie hätten die kleinen, aus Unkundigen zusammengesetzten und von Unkundigen geleiteten Vereine solche Zwecke erfüllen können? Für die Kranken-

*) Vergl. das fleißige und verdienstvolle Buch von M. von der Osten: Die Arbeiterversicherung in Frankreich. Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

versicherung war ihre Größe wohl ausreichend, und sie ermöglichte außerdem wegen der steten persönlichen Berührung der Mitglieder eine gute Beaufsichtigung der Krankengelder Beanspruchenden, also eine sparsame Verwaltung. Für die Alters- und Wittwenversorgung fehlten aber fast alle Voraussetzungen. Hier muß auf Jahre hinaus vorgesehen werden, weil erst dann die Ausgaben, aber so plötzlich und in solcher Höhe kommen, daß eine Aufbringung derselben durch Umlagen nicht möglich ist, sondern Jahre vorher mit dem Zurücklegen entsprechender Beträge begonnen werden muß. Hierzu besaßen die Arbeiter jedoch nicht die nöthigen Kenntnisse: es ist ja die Berechnung der Beiträge nach Todestafeln, die zweckmäßige und sichere Anlage bedeutender Capitalien nöthig. Und selbst unter Zugrundelegung von Todestafeln konnten die aufgestellten Berechnungen wegen der Kleinheit der Vereine, die allen Zufälligkeiten des Absterbens den weitesten Spielraum ließ, zu keinem sicheren Resultate führen. Viele Vereine konnten demnach ihre Versprechungen nicht halten und lösten sich auf, wenn die Zeit heran kam, wo eine größere Zahl ihrer Mitglieder das Alter erreichte, mit dem sie in den Bezug der Altersrenten treten sollten. Andere Vereine wieder, denen es gelungen war, ein gewisses Capital zusammenzubringen, fanden dadurch ein Ende, daß eine Anzahl theilungslustiger Mitglieder sich durch Anwerbung neuer, mit ihnen einverstandener Leute die Majorität verschafften, die Auflösung des Vereins durchsetzten und womöglich mehr nahmen, als sie je beigetragen hatten.

So stand die Gesetzgebung in Frankreich vor zwei Problemen: einmal, den Hilfsvereinen eine möglichst gedeihliche Entfaltung und zweckmäßige Ausgestaltung zu sichern, sie deshalb zugleich auf gewisse Aufgaben zu beschränken, — dann aber, zur Erfüllung der Aufgaben, welchen die Hilfsvereine nicht gewachsen waren, andere, widerstandsfähigere Organisationen zu schaffen, vor Allem also auf dem Gebiete der Altersversicherung.

Mit der Gründung einer staatlichen Altersrentencasse begannen in Frankreich dementsprechend die Reformen. Noch in den letzten Tagen des Königthums, im December 1847, ward die Einbringung eines Gesetzentwurfes über „die Anwendung der Sparcassen zur Unterstützung der Arbeiter im Alter" angekündigt. Die Vorlage unterblieb in Folge der politischen Umwälzungen, aber sowohl die constituirende wie die legislative Versammlung beschäftigte sich mit der Regelung der schwierigen Materie, bis endlich das Gesetz vom 18. Juni 1850 zu Stande kam. Hiernach wurde unter Staatsgarantie eine Pensions- oder Altersrentencasse eingerichtet, in welche jede über drei Jahre alte Person eingekauft werden konnte; doch durften auf den Kopf nicht mehr als 600 Francs Rente entfallen. Die Zahlungen an die Casse brauchten nicht in gleichen Zwischenzeiten zu erfolgen, vielmehr wurde für alle Einzahlungen, mochten dieselben zu noch so verschiedenen Zeiten, noch so unregelmäßig, in noch so verschiedenen Beträgen gemacht werden, bestimmte Renten gutgeschrieben, als deren Summe dann die Gesammtrente erschien. Der Betrag der angenommenen Zahlungen wechselte im Laufe der Jahre. Anfangs nahm die Casse nur das Ein- oder Vielfache von fünf Francs, später jede Summe, welche fünf Francs überschritt und keine Bruchtheile von Francs umfaßte. Doch sollten Annahme-Nebenstellen kleinere Summen entgegennehmen und solange auffammeln, bis sie jenen Betrag erreicht hatten. — Die staatliche Beförderung der Casse war keine geringe, theils direct durch Dotationen, durch Erlasse und Aufrufe der Minister und der provinzialen Verwaltungsbehörden, theils indirect durch Beseitigung vieler Förmlichkeiten und Gebühren, welche sonst mit Versicherungsgeschäften verbunden waren. Certifikate, notarielle Akte und andere Papiere, welche nur zur Erfüllung der vom Gesetze aufgestellten Bedingungen dienten, wurden z. B. unentgeltlich ausgestellt und von Stempel- und Einregistrirungsgebühren befreit; bis zu einem gewissen Betrag waren ferner Altersrenten unpfändbar und unabtretbar. Diese Begünstigungen gedachte man natürlich allein den ihrer bedürftigen unteren Classen zuzuwenden, und um dies zu erreichen, wurde — wie bereits erwähnt — ein Maximalbetrag der zu erlangenden Rente festgesetzt, 1850 auf 600 Frs., 1864 auf 1500 Frs. Zu erwähnen bliebe noch, daß der Beginn des Bezuges der Rente zwischen fünfzig und sechszig Jahren nach freier Wahl erfolgen konnte, ebenso die Versicherung mit Aufgabe oder mit Rückgewährung des Capitals nach dem Tode.

Der Gang der Gesetzgebung nach 1850 richtete sich hauptsächlich darauf, Alterscasse und Hilfsvereine in möglichst enge Verbindung zu setzen, damit die Hilfsvereine selber den Einkauf ihrer Mitglieder in die Hand nähmen. Anfangs zahlten die Hilfsvereine, wenn sie überhaupt die staatliche Anstalt benutzten, auf den Namen jedes einzelnen Mitgliedes ein. In diesem Falle wurden jedoch die Renten oft von einem Arbeiter genossen, der gar nicht mehr Mitglied des Vereins, sondern ausgetreten und verzogen war. Ferner bereitete die Rückerhaltung des mit der Bedingung der Rückgabe entrichteten Capitals immer Schwierigkeiten, wenn der Arbeiter den Sitz des Vereins verlassen hatte, sein Tod der Vereinsleitung daher gar nicht, oder doch sehr spät erst bekannt wurde. 1856 gründete daher die Regierung einen, jährlich mit 200 000 Frcs. unterstützten, Altersrentenfonds, in dem die Hilfsvereine langsam Capitalien ansammeln konnten, mit denen sie dann, falls Mitglieder in die Berechtigung zur Alterspensionirung eintraten, durch einmalige Zahlungen an die Rentencasse sich die nöthigen Pensionsgelder verschaffen konnten; Einzahlungen an die Rentencasse erfolgten hiernach immer erst, wenn pensionsbedürftige Mitglieder schon da waren. Die Bezeichnung dieser Mitglieder erfolgte, dem Altersfonds der Gesellschaft entsprechend, von Jahr zu Jahr durch Wahl. „Die Vereine wählen in Generalversammlung die Pensionscandidaten unter ihren mindestens 50 Jahre alten Mitgliedern, die wenigstens 10 Jahre lang Beiträge geleistet haben. Ebenso wird die Höhe der Renten beschlossen . . . Die Renten dürfen nicht weniger als 30 Frcs. und nicht mehr als das Zehnfache des von dem Vereine, dem der Rentner angehört, statutengemäß geforderten Jahresbeitrages beitragen." (Art. 6 und Art. 8 des Decrets vom 26. April 1856.)

Die Vortheile und Zuschüsse des Altersrentenfonds gelten jedoch nur für die genehmigten, nicht für die zugelassenen Vereine. Man muß nämlich auseinanderhalten (vergl. v. d. Osten, S. 31):

a. die unabhängigen zugelassenen Hilfsvereine, unter dem Code Pénal und dem Gesetz von 1834 stehend, die in ihrer Verwaltung völlig frei sind, aber kein weiteres Recht haben, als, nach dem Sparcassengesetz vom 30. Juni 1851, bis 8000 Francs bei der Sparcasse einzuzahlen. Sie werden vom Präfecten zugelassen und können auch von demselben ohne Weiteres aufgelöst werden, da die Zurücknahme der Zulassung stets statthaft ist;

b. die genehmigten Vereine. Die Genehmigung erfolgt durch den Präfecten; den Präsidenten ernennt das Staatsoberhaupt. Wegen schlechter Verwaltung, Nichtausführung der Statuten oder Gesetzesübertretung können sie vom Präfecten aufgelöst werden. Die Statuten müssen die Gewährung von zeitlich beschränkten Unterstützungen an die erkrankten, verunglückten oder gebrechlichen Mitglieder versprechen. Die Vereine dürfen Altersrenten, aber keine Unterstützung bei Arbeitslosigkeit geben; sie können Geschenke und Vermächtnisse annehmen, bis zum Werthe von 5000 Francs mit Genehmigung des Präfecten, Immobilien miethweise, Mobilien eigenthümlich besitzen und die hierzu nöthigen Rechtshandlungen vornehmen. Sie erhalten Staats- und Gemeindeunterstützung und haben eine Reihe kleinerer Privilegien. Sie dürfen bei den Sparcassen bis 1000 Francs pro Mitglied einzahlen, und Bestände über einen bestimmten Betrag hinaus von der Staatsdepositencasse verwalten lassen. Sie dürfen Einzahlungen an den Altersrentenfonds und Collectiveinzahlungen an die Altersrentencasse machen, während den zugelassenen Vereinen nur der eine Weg offen steht, Bücher für ihre Mitglieder mit deren Namen anzukaufen.

c. Die durch Decret als Anstalten von öffentlichem Nutzen anerkannten Vereine genießen alle eben genannten Vortheile; sie sind außerdem auch zum Besitz von Immobilien befugt und haben die Rechte einer juristischen Person. Sie wählen ihren Vorsitzenden selbst. Sie können vom Präfecten

Digitized by Google

wohl suspendirt, aber nur durch Dekret aufgelöst werden. Sie dürfen überhaupt keine Altersrenten versprechen.

Der Altersrentenfonds wird also nur von den genehmigten Vereinen benutzt, von diesen aber um so lieber, als sie auf diese Weise eine ihren Zahlungen proportionale Staatssubvention erhalten, welche directen Einlagen bei der Rentencasse nicht zu gute kommt. Die zugelassenen Vereine sind nur auf letztere angewiesen, doch gewähren sie Altersrenten überwiegend unmittelbar aus ihrer Vereinscasse. Indem sie die Höhe der Pensionen von ihrer jeweiligen Finanzlage abhängig machen, laufen sie allerdings nicht Gefahr, durch Gewährung von Altersrenten in finanzielle Schwierigkeiten zu gerathen. Andrerseits sind aber die Rentner schlimm daran, indem sie auf einen festen Zuschuß seitens des Vereins nicht rechnen können.

Welche Summen aus der Altersrentencasse dem Arbeiterstande zufließen, läßt sich auch nicht annähernd feststellen, weil einmal die von einzelnen Arbeitern ohne Vermittelung der Vereine erworbenen Renten unbekannt sind, und weil ferner über die durch directe Beiträge der Hilfsvereine erzielten Renten nichts zu erfahren ist. Gut wird man jedenfalls thun, sich die erzielten Resultate möglichst bescheiden vorzustellen. Grund dazu bietet eine Uebersicht über die durch Benutzung des Altersrentenfonds entstandenen Renten. Von denselben entfielen nämlich 1881 auf Beträge zwischen

300—500	Francs	80
200—300	„	408
150—200	„	639
100—150	„	1 412
30—100	„	10 861.

Im Verhältniß zur Gesammtzahl der Renten lagen zwischen 100 und 470 Francs im Jahre 1879 17,94 pCt., 1880 18,35 pCt., 1881 18,95 pCt. Das Alter der gewählten Pensionäre betrug 1881 65 Jahre 3 Monate und 3 Tage im Durchschnitt, und die mittlere, im Verein verbrachte Zeit 24 Jahre 24 Tage. Die Untergrenze, welche das Gesetz mit 50 Jahren und zehnjähriger Mitgliedschaft aufstellte, wird in Wirklichkeit also weit überschritten. „Im Alter von 65 Jahren, nach 24jährigen Zahlungen, möglicher Weise — wenn die Wahl so fällt — eine Rente von 70 Francs zu erhalten, das ist keine sehr glänzende Aussicht!"

Aehnlich der Altersrentencasse sind dann noch durch Gesetz vom 11. Juli 1868 unter Staatsgarantie gegründet worden: eine Lebensversicherungscasse „zu dem Zweck, beim Tode des Versicherten seinen Erben oder Rechtsnachfolgern eine bestimmte Summe zu zahlen", — und eine Unfallversicherungscasse „zu dem Zweck, Leibrenten an diejenigen versicherten Personen zu zahlen, welche bei der Ausführung ländlicher oder industrieller Arbeiten eine Verletzung erleiden, die dauernde Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat, und eine Unterstützung an die Wittwen und unmündigen Kinder der versicherten Personen zu zahlen, welche in Folge von Unfällen bei den genannten Arbeiten das Leben verloren haben." Die nach dem Decret vom 26. April 1852 genehmigten Hilfsvereine können Collectivversicherungen eingehen, um beim Tode oder der Verunglückung eines Mitgliedes eine feste Summe sich zu sichern. Diese Versicherungsverträge werden nur auf ein Jahr eingegangen. — Wie wenig Erfolg beide Anstalten hatten, beweist der Umstand, daß bei der Unfallscasse die Bestellung einer Leibrente für absolute Arbeitsunfähigkeit in einem einzigen Falle 1868/69 und dann wieder 1882 stattgefunden hat, und daß 1879 bei ungefähr 857 000 Hilfsvereinsmitgliedern nur 13 000 für den Fall ihres Todes für ihre Familie ein kleines Capital gesichert hatten.

Erfreulicher und segensreicher ist die Wirksamkeit der Hilfsvereine auf anderen Gebieten. Hier erfüllen sie in erster Linie die Aufgabe, ihre kranken Mitglieder zu unterstützen und ihnen im Todesfalle ein anständiges Begräbniß zu verschaffen. Wenige Vereine dürften auf diese letzte Fürsorge verzichten, fast immer enthalten die Statuten das Versprechen, dem Genossen, auf einige Jahre wenigstens, ein eigenes Grab zu erwerben, ihn mit einem bestimmten äußeren Schmucke zum Grabe zu geleiten. Die Vereinsmitglieder sind bei der Beerdigung entweder durch eine Deputation oder auch vollzählig vertreten; manchmal tragen sie selbst den Sarg des Verstorbenen. Die zur Beerdigung nöthigen Gegenstände, wie Bahren, Tücher, Kreuze u. s. w., haben die Vereine vielfach in eigenem Besitz; sie schließen auch wohl dauernde Contracte mit Begräbnißunternehmern ab. — Die Krankengelder werden gewöhnlich sechs bis neun Monate hindurch ausgezahlt; die erste Hälfte der Zeit erhält der Kranke meistens die volle statutenmäßige Unterstützung, in der zweiten wird die Baarunterstützung herabgesetzt. Eine einmalige Beihilfe an die Hinterlassenen dürften ebenfalls die meisten Vereine beim Tode eines Mitgliedes gewähren.

Für alle diese, gleichsam „ordentlichen" Ausgaben der Vereine, in welche noch die Verwaltungskosten einzuschließen wären, haben sich die ordentlichen Einnahmen in den letzten Jahrzehnten stets als zureichend erwiesen. Mit den Ueberschüssen und den — relativ sehr bedeutenden — Beiträgen der Ehrenmitglieder hat man ferner immer die zu dauernden Pensionen dienenden Summen bestreiten, und aus Geschenken Vermächtnissen und Staatssubventionen einen nicht unbedeutenden Capitalbestand erwerben können, der in stetem Aufsteigen begriffen ist. Die gesammte finanzielle Thätigkeit der Vereine läßt sich nach v. d. Osten dahin zusammenfassen:

Die genehmigten Vereine, deren Altersrentenfonds und deren Einnahmen und Ausgaben eingeschlossen, haben im Jahre 1881 insgesammt 15½ Millionen Frcs. eingenommen, 11¾ Millionen ausgegeben und besaßen Ende 1881 einen Gesammtfonds von 75 Millionen Frs., so daß auf jeden der 4958 Vereine durchschnittlich 151 194 Frcs., auf jedes der 663 287 Mitglieder 114 Frcs. entfallen. Die zugelassenen Vereine nahmen 7⅓ Millionen ein, gaben 6⅐ Millionen Frcs. aus und besaßen am 31. December 1881 23¾ Millionen Capital, oder 11 920 Frcs. durchschnittlich für jeden der 2053 Vereine, 85 Frcs. für jedes der 278 294 Mitglieder. Insgesammt weisen die französischen Hilfsvereine 1881 eine Einnahme von 23 Millionen, einen Capitalbesitz von 99 Millionen und eine Ausgabe von 18 Millionen auf. Die finanzielle Lage ist also im Durchschnitt keine ungünstige, nur wird sie erkauft durch möglichste Einschränkung der dauernden Unterstützungen an Alters- und Unfallsinvaliden, an Wittwen und Waisen. Ferner stehen sicherlich viele Vereine hoch über dem Durchschnitte, während andere ihn auch nicht entfernt erreichen. Wenn man liest, daß 1853 68 pCt. aller Vereine weniger als 100 Mitglieder umfaßten, und daß „heute das Verhältniß kein wesentlich anderes sein dürfte", so wird man an der Lebensfähigkeit mancher solcher Verbände wohl Zweifel hegen müssen.

Literatur und Kunst.

Philosophie des Faschings.

Von Hieronymus Lorm.

Die Spree läuft mir im Munde zusammen, wenn ich an Berliner Carnevalslust aus weiter Ferne und nach langer Zeit zurückdenke. Gescheidte Berliner, deren es bei dem immensen Zuwachs der Bevölkerung seit der erwähnten langen Zeit heute unberechenbar viele geben mag, Berliner nämlich, die gescheidt genug waren, selbst die Mängel ihrer geliebten Vaterstadt beim Vergleich mit der Faschingslust von Wien und den Fastnachtsfreuden von Paris, vom italienischen Carneval gar nicht zu sprechen — genau zu erforschen und zu erkennen, werden mich auslachen, wenn ich die steifen und pedantischen Formen der nordischen Gesellschaft, die Langsamkeit ihres Tanzes, die weise Mäßigung ihrer Tanzmusik, kurz die ganze ehrwürdige deutsche Langeweile der Vergnügungs-Erscheinungen bis herab zum hergebrachten Einerlei des menu in meine Sehnsucht aufnehme. Allein dies hat einen Grund, der die Oeffentlichkeit nichts angeht, und den ich nur deshalb

Digitized by Google

bekenne, um mich mit der Spree im Munde nicht zu sehr zu blamiren.

Heute nämlich wirft man mir mein Alter von allen Seiten in der Form des heimtückischen Complimentes vor: „Sie bleiben immer jung.“ Damals war ich es wirklich und darum blättere ich zur Faschingszeit, um meine Erinnerungen, meine Fantasie und mein Herz tanzen zu lassen, in den Faschingstagebüchern meiner Jugend. Das Herrlichste an der Carnevalsfreude ist ja, daß sie sich den Naturfreuden in der ewigen Neuheit der ewigen Wiederholung anschließt. Ein schöner Mai, wenn wir ihn gerade erleben, scheint uns niemals dagewesen zu sein, während doch die Schilderungen des urältesten Wonnemonats vollkommen hinreichen würden, den neuesten zu beschreiben. Wie wundert sich der Liebende, daß uns der Ausdruck seiner Empfindung so abgedroschen und abgeschmackt vorkommt, während doch nach seiner Meinung noch kein Mensch, so lange die Welt steht, eine Empfindung, wie er sie hegt, gehabt haben kann! Was daher vom Fasching gesagt werden konnte, gilt auch vom Fasching der problematisch schönen Tage, in denen ich immer jung bleibe.

Seitdem habe ich in meinen philosophischen Schriften die Fundamente für ein System des grundlosen Optimismus zu legen versucht, einer Weltanschauung, welche die in den Tiefen der Menschenseele verborgen schlummernde ewige Heiterkeit nicht aus vergänglichen Dingen schöpft. Sie ist der Gegensatz zu dem von Schopenhauer mit Recht als „verrucht“ bezeichneten Optimismus, welcher an Erdbeben und Seuchen, an dem ganzen Weltelend bis herab zu Stockschnupfen und Hühneraugen Grund zum heitersten Jubel zu finden vorgibt. Allein die Begründung des Unbegründeten, des grundlosen Optimismus, ist nicht auf metaphysische Abstractionen allein angewiesen; sie kann sich auf zwei praktische Bethätigungen stützen: auf die Lebenslust jeglicher Creatur, selbst wenn ihr Alles Lust zum Sterben machen sollte — und auf die Faschingslust der gebildeten Creatur, wenn sie auch weiter gar keine Veranlassung zur Lustigkeit hat.

Heiliger Unsinn! Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man in unauslöschliches Gelächter ausbrechen, daß das Menschenvolk plötzlich ohne Sinn und Grund zu tanzen, zu springen und zu lachen anfängt, blos weil die drei Könige gekommen sind, und ohne daß ein König jemals die Welt tanzen und lachen gemacht hätte. Tiefer angesehen ist das Sinnlose eben das Heilige, weil das überirdische Moment, nach welchem alle Sehnsucht der menschlichen Natur bewußt oder unbewußt gerichtet ist: die Auflösung der rasselnden Causalkette, des Satzes vom zureichenden Grunde.

Das Kind entzückt, wenn es ohne zureichenden Grund Soldat oder Kunstreiter zu sein glaubt; selbst die Liebe ist die reinste, die keinen zureichenden Grund hat. Darum heißt es auch die heiligen drei Könige und in ihrem Gefolge kommt ein vierter, der König im Reich weltlicher Genüsse: Carneval. Weiß gekleidete Jungfrauen ziehen ihm mit Blumen entgegen, mit denen sie nicht seine Füße, sondern ihr Haupt umwinden. Er hat einen mächtigen Gegner, dem er sein nächtliches Reich unausgesetzt abkämpfen muß: den Schlaf. Noch ist kein Epopöendichter aufgetreten, den Krieg zwischen Schellenkappe und Nachtmütze würdig zu besingen. So mögen denn die Dichter, wenn sie schon den Helden nicht feiern wollen, wenigstens nicht seinen Feind unterstützen.

An Alle, die da mit der Feder die Welt bei der Nachwelt — schlecht anschreiben, ergehe die Bitte, während der Herrschaft des Faschings nichts zu unternehmen, was dem Schlaf dienlich ist. In einer Zeit, in der alle Füße so kurzweilig zu gebrauchen sind und selbst die des sonst verhaßtesten Dinges, die Füße des Claviers, gerne im Salon gesehen werden, wäre es grausam, blos von Versfüßen einen langweiligen Gebrauch zu machen.

Ja, heilig ist der Unsinn, der den Satz vom zureichenden Grunde in die Luft sprengt, sodaß der Mensch sich von der gedankenschweren sorgenvollen Weisheit bei der sorg- und gedankenlosen Narrheit erholt. Nur als Narr hat er den Muth, weise zu sein. Was würden alle vernünftigen Leute dazu sagen, wenn er zu andern Zeiten — sich keine Sorgen machen wollte? Ein Engländer behauptete: Jeder wäre eine Memme — wenn er den Muth dazu hätte. Es gehört auch zum verrückten Leichtsinn eine Courage, die nicht Jeder hat — außer im Fasching.

So sagen die erwähnten Faschings-Tagebücher meiner Jugend, und ich darf wohl behaupten, daß sich hierin nichts geändert hat, so wenig wie in den folgenden Wahrnehmungen, die dort aufgezeichnet sind. Nestroy sagte einmal als Ausdruck überwältigender Schläfrigkeit, er möchte sich gerne auf beide Ohren zugleich legen. Wenn ein Ball den andern jagt, dann wünschen Manche, sich auf zweien zugleich, vielleicht auf jedem mit einem andern Fuß, befinden zu können. Glücklicherweise gibt es noch solche Jugend, und ihre erquickliche Erscheinung tritt nur in der Faschingszeit hervor.

Wie jede Epoche des Jahres ihre eigenen Menschen hat, deren Dasein man zu andern Zeiten so wenig bemerkt, daß man glauben könnte, sie entstehen nur für den Augenblick und vergehen mit ihm, so vermag auch der Carneval einige ihm eigenthümliche Gestalten aufzuzeigen. Sie treten auf Hausbällen entschiedener hervor als auf öffentlichen Bällen, wo z. B. die Tänzer von zwanzig Pferdekraft oft gar nicht in Bewegung gesetzt werden.

Ich will dem Leser ein Räthsel aufgeben. Wer ist die wichtigste Person des Hausballes? die Person, auf deren Kommen man mit der großten Sehnsucht wartet, deren Erscheinen mit der innerlichsten Befriedigung aufgenommen wird? Noch sind die in Säle verwandelten Zimmer von keinem Geladenen betreten, noch sind nicht sämmtliche Kerzen entzündet und schon blickt der Hausherr seufzend und ungeduldig auf die Uhr. In dem Maße, als mehr und mehr Spitzenkleider in den Saal rauschen, immer mehr an den eben angelegten weißen Handschuhen die Falten geglättet werden, steigert sich die Ungeduld des Hausherrn und wird endlich zur wahrhaften Angst. Die Erscheinenden begreifen nicht, warum die Hände, die er ihnen entgegenstreckt, sich zur Faust ballen, die Damen sind erschrocken über Complimente, die er murmelt und die unwillkürlich in leise Verwünschungen auslaufen. Beklagenswerther noch ist die Hausfrau, welche die Empfindungen ihres Gatten in diesem Augenblicke vollkommen theilt, um welche sich aber bereits ein so dichter Kreis gebildet hat, daß die Blicke, die sie zwischen pflichtschuldigen Grüßen und lächelndem Empfangen nach dem Gemahl als telegraphische Anfragen sendet, nicht mehr an ihre Adresse gelangen. Endlich durchbricht der Hausherr den Kreis und nickt seiner beklommenen Hälfte bedeutungsvoll zu und, o schwärmerischer Jüngling! diesen Moment benütze zu Deinem ungeschicktesten Compliment an die Dame des Hauses, es wird mit dem dankbarsten Lächeln aufgenommen werden. Der Mann hat sich eingefunden, dem die Herzen der Festgeber entgegen klopften, obgleich er der Gesellschaft weder durch Rang, noch durch persönliche Bedeutung ein besonderes Lustre verleiht, kaum salonmäßig gekleidet ist, keine Handschuhe trägt und weiter nichts ist als der bestellte Clavierspieler.

Er ist eine von den eigenthümlichen Gestalten des Faschings, aus seinen zwei Händen strömt die electrische Lust für zweihundert Beine und übertönt mit ihren Accorden seine eigenen Seufzer.

Zur Philosophie des Faschings gehört auch einigermaßen, wie zu jeder Philosophie, die Mißachtung der irdischen Güter, das gleichgültige Vergessen und Verlieren der Kostbarkeiten, die zu anderen Zeiten nicht bloß der Schmuck sind, den der Juwelier liefert, sondern zugleich den ganzen Schmuck des Lebens auszumachen scheinen. Nach jedem großen Feste geben von solcher Welt- und Selbstvergessenheit die Annoncenblätter Kunde, indem sie zur Wiederbringung verlorener Schmucksachen auffordern. Es versteht sich von selbst, daß besonders die Frauen dieser Alles vergessenden Hingebung unterworfen sind und daher meist Armbänder, kostbare Haarnadeln u. dgl. dem „redlichen Finder“ zu thun geben. Was sonst noch bei solchen Gelegenheiten verloren wird, aber nicht mehr wiedergebracht werden kann, oder was an der Redlichkeit des Finders zweifeln ließe, wenn er es zurückstellte, nachdem es gerade an ihn verloren worden ist, davon könnten nur jene Annoncenblätter Kunde geben, die der Dichter schreibt.

Digitized by Google

Des Preisens dieser Zeit kann kein Ende sein. Sie treibt die alltäglichsten Menschen aus den Geleisen der Alltäglichkeit heraus, die Menschen, die vor nichts so großen Schrecken haben als vor der reizendsten und allerliebsten Ungewöhnlichkeit. Diese hat freilich in der Gleichmacherei und im Förmlichkeits-Cultus des modernen Lebens so viel Raum eingebüßt, daß ihr selbst auf dem Boden des Faschings, auf dem Parket der Maskenbälle kaum hie und da ein Winkelchen noch übrig gelassen wird. Das Abenteuer hat aufgehört, die Seele des deutschen Carnevals zu sein, und selbst in Wien sind zum Zeichen dafür die alten Stätten des Abenteuers, die Jahrzehnte lang das fruchtbarste Feld der Ungewöhnlichkeit waren, die kaiserlichen Redoutensäle, in neuester Zeit geschlossen worden. Sie gehören zur Hofburg und wurden früher in jedem Fasching zu einigen Maskenfesten dem Gebrauch des Publicums überlassen. Seit diese Aeußerlichkeit eine Veränderung erlitten hat und andere Säle zu Maskenfesten dienen müssen, gleichen diese weit mehr den Pariser Opernbällen als den ehemaligen Wiener Redouten. Auf diesen wurde niemals getanzt und auf der des Fasching-Dienstags mußte um Mitternacht sogar die Musik schweigen. Wer aber fragte dort nach Tanz und Musik? Der Geist allein, der Geist der Conversation, der Intrigue, des Rendez-vous tanzte und musicirte. Nicht nur Verhältnisse wurden angeknüpft, welche die Lebenslust des Momentes auf Jahre hinaus fortsetzten, auch manches ernste Schicksal nahm dort seinen ersten Anfang.

Das herrschende Element war freilich der Scherz, und mancher Redoutenwitz bleibt dem Zeugen in immerwährender Erinnerung. Ich kann z. B. nicht vergessen, was ein bekannter Doctor der Medicin, der nach seiner äußeren Erscheinung nichts weniger als ein Adonis, an guten Einfällen aber ein Crösus war, einer Dame schrieb unter einer von ihr angegebenen Chiffre. Er hatte sie Nachts vorher auf der Redoute gesprochen; sie war unerbittlich in strengster Bewahrung ihrer Maske, erlaubte ihm aber, ihr am nächsten Tage einen Band politischer und folglich in Wien verbotener Gedichte zu senden, die sie noch nicht kannte. Er schrieb dazu:

„Der schönen Unbekannten die unbekannten Schönen vom bekannten Unschönen."

Allein nicht bloß der galante Verkehr feierte auf diesem Boden des heiligen Unsinns seine heiteren Triumphe; der Ernst des Lebens nahm dort oft, und zwar zwischen Personen desselben Geschlechtes, seinen Ausgangspunkt. Zwei Damen, Mutter und Tochter, beobachten ein Mädchen in Halbmaske und nehmen sich nach längerer Beobachtung die Freiheit, die ihnen nur dieser Ort und diese Zeit ermöglichen konnte, das Mädchen, das ihnen durch den Geschmack der Kleidung, die Grazie der Bewegungen und den Geist der mit Anderen geführten Gespräche überaus wohlgefällt, nach Namen und Verhältnissen zu fragen. Das Ergebniß veranlaßt die ältere Frau zu der Aufforderung, das Mädchen möge ihr als Gesellschaftsdame auf einer Reise nach Amerika zur Seite stehen, und wenn es dem Mädchen dort nicht gefiele, so würde ihr die Rückreise bezahlt werden.

Das Engagement wird nun in der That geschlossen, und einige Zeit nach der Ankunft in der neuen Welt stellt sich heraus, daß die Mutter ihrem dort ansässigen Sohne eine sehnlichst gewünschte Braut aus seiner österreichischen Heimath mitgebracht hat. Einem Romanschreiber könnte dieser Fall leicht zu Herzen gehen und er sich die Zeit nehmen, die Entwickelung der Dinge sowohl auf dem Schiff, während das Mädchen seine eigentliche Bestimmung noch nicht kennt, sowie nach der Ankunft genau zu beschreiben.

Da bin ich nun unversehens in die Beziehung des Carnevals zur Schriftstellerei gerathen. Der Mann der Feder, namentlich der Feuilletonist, sieht nicht erst im Kalender nach, ob er einem lustigen Bankett beizuwohnen habe, und nimmt es auch außerhalb der Faschingsepoche gerne an. Allein nur in dieser Epoche treten die märchenhaften Nachwirkungen ein, wie sie ein Pariser Autor einst erlebte, dessen Name mir ebenso wie der Wortlaut seiner Erzählung gänzlich entfallen ist. Ich weiß nur, daß er nach dem Opernballe und einem glänzenden Souper in den ersten Morgenstunden nach Hause kam und erst beim Betreten seiner Stube einen nächtlichen Alp auf seiner Brust entdeckte: er hatte noch ein Carnevals-Feuilleton zu schreiben, das der Druckerjunge in wenigen Stunden abholen sollte. Auf dem Schreibtisch stand die brennende Lampe und Alles war vorbereitet, wie er es bei der Arbeit liebte, nur er selbst — war nicht vorbereitet. Seufzend warf er sich statt auf den Schreibstuhl auf das Sopha und sogleich umgaukelten ihn alle koboldartigen Geister und Fabelgestalten des Faschings. Die Thür ging langsam auf, eine mit schönen Farben geschmückte riesige Stahlfeder trat ein, auf den beiden Flügeln ihres Spaltes schritt sie einher, mit ihrem schlanken Stiel neigte sie sich ein wenig vor ihm — dann sprang sie entschlossen auf das bereit gelegte Schreibpapier, trieb sich dort lustig umher, sprang nur ab und zu ins Tintenfaß und wieder zurück und schrieb auf diese Weise selbst den schwer auf der Seele des Autors lastenden schuldigen Feuilleton-Artikel.

Selig lächelnd entschlummerte der Journalist auf seinem Sopha, bis ihn die Ankunft des Druckerjungen weckte. War Alles nur ein Traum gewesen? Mit nichten! Zwar fand er das Papier leer, aber sein Kopf war nicht mehr leer; er brauchte ja nur den erlebten Faschings-Spuk zu erzählen und das Feuilleton war fertig.

Um zum Geist der ehemaligen Wiener Redouten zurückzukehren, zu welchem das wüste Wiener Leben selbst nicht mehr zurückkehren will — so ist darunter die harmlose Zeit verstanden, in der noch nicht Alles und Alles Geschäft war, in der man noch auf Anregungen, Abenteuer und Freuden rechnete, mit denen doch gerade das Rechnen nichts zu thun hatte. Damals drängte man sich in die Säle rechts und links der „Seufzer-Allee" in der Erwartung ganz unsäglicher Geschicke, die wunderbarsten Geheimnisse wollte man entdecken und preisgeben, Beziehungen zu ferne stehenden Erscheinungen der Gesellschaft anknüpfen, gerade das Unmögliche galt auf der Redoute für das Alltägliche. Und wirklich begannen hier Romane, sie bestanden aus einem ersten Händedruck, einer zweiten Begegnung, einem Nimmerwiedersehen und einer ewigen Erinnerung.

Wenn sich auch wirklich einmal ein materielles Geschäft einmischte, so hatte es wenigstens eine heitere Form und eine lustige Pointe. Die Sängerin B. gab alljährlich am Tage nach Aschermittwoch ein Concert, zu welchem einige ihrer Freunde und Bekannten aus Mitleid Eintrittskarten bezahlten. Sie war alt und häßlich, aber herrlich gebaut; die reizende Gestalt stand auf eleganten kleinen Füßen. Wenn sie in der Nacht vor dem Aschermittwoch auf der berühmten Dienstag-Redoute im feinsten Domino streng verlarvt erschien, so bezauberten die erwähnten Vorzüge die ganze Herrenwelt und Jeder beschwor sie nach kurzem Gespräch, ihm ein Wiederfinden zu ermöglichen. Sie weigerte dies unerbittlich, bis sie sich endlich zu einem kleinen Zugeständniß herbeiließ. „Ich bin gezwungen", sagte sie, „übermorgen das langweilige Concert der Sängerin B. zu besuchen", und gab ein Erkennungszeichen an. Fünfzig bis sechszig Herren betraten den Concertsaal, denen es sonst niemals eingefallen wäre, einen Pfennig dafür auszugeben und spähten mit geheimnißvoller Miene und selbstgefälligem Lächeln — nach dem Erkennungszeichen. Das Komischste war, wenn sie sich gegenseitig über ihre Anwesenheit wunderten und sich das Motiv derselben — verbargen.

Heute ist man derb und materiell — man nennt es realistisch. Das Höchste von Idealismus ist, daß man auch auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" einen biedern Lebensgefährten sucht. Zum Glück bleibt ein anderer Idealismus, der des Herzens, immerdar gewahrt, und geht er nicht mit den Masken, so schwebt er über denselben — in Gestalt der Wohlthätigkeitsfeste. Unterhalt und Unterhaltung sind verwandte Wörter; der Tiefsinn der Sprache, der nicht selten lahme Geister mit guten Gedanken beschenkt, kann auch matte Herzen an lobenswerthe Empfindungen erinnern. Wer sich unterhält, der soll sich verpflichtet fühlen, zum Unterhalt Anderer beizutragen; wer das Leben nur schätzt um des Genusses willen, den es hat, der mag sich Jene vergegenwärtigen, die es schon als Genuß schätzen, wenn sie nur zu leben haben.

Ganz erstaunlich ist die Unparteilichkeit, die Vielseitigkeit

Digitized by Google

der Frauen; sie tanzen für jede Wissenschaft, für jeden Stand und Beruf mit gleicher Bereitwilligkeit, jede ein weiblicher Baco von Verulam, der bekanntlich zuerst dargethan hat, daß alle Wissenschaften nur Eine sind. Und was die Frauen unter dieser einzigen Wissenschaft verstehen, das ist: man muß zu leben wissen.

So verstärkt sich die Philosophie des Faschings bis zur Wissenschaft und müßte um so mehr auch die Belletristik mit einschließen. Allein eine Betrachtung der Zustände auf dem Gebiete unserer schöngeistigen Literatur will ich mir passender für eine Philosophie — des Katzenjammers aufsparen.

Jacob Grimm im Frankfurter Parlament.

Von Karl Bartsch.

Ist auch die Thätigkeit, welche Jacob Grimm als Mitglied der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main 1848 entwickelte, keine tiefgreifende, und war sie auch nur von kurzer Dauer, so ist es bei einem Manne von seiner Bedeutung gleichwohl anziehend, auch hier den Spuren seines Geistes nachzugehen. Ich halte es daher im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Feier seines hundertsten Geburtstages seine Gestalt uns lebhafter denn je vor Augen geführt, für angemessen, die Erinnerung an diesen Zeitpunct seines Lebens aufzufrischen.

Zum erstenmale ergriff er das Wort, als die Geschäftsordnung der Nationalversammlung berathen wurde. In der Sitzung vom 29. Mai sprach er:

„Meine Herren! Wir Deutschen, das wird mir Niemand bestreiten, sind ein geschäftiges und ordentliches Volk. Darum ist es natürlich, daß in Vielen von Ihnen die Sehnsucht nach einer Geschäftsordnung entsprungen ist. Allein jene löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns oft in Fehler um. Wir haben, ich muß es sagen, eine große entschiedene Anlage zum Pedantischen; ich habe sogar neulich bei einem andern Anlaß ausgesprochen, daß, wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche es erfunden haben würde. Der Fehler besteht darin, daß wir allzusehr geneigt sind, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen und das Große uns darüber entschlüpfen zu lassen. Der bekannte Satz:

Vorgethan und nachbedacht
Hat Manchen in großes Leid gebracht,

dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen sehr selten angewendet werden, vielmehr könnte man einen andern auf uns anwenden:

Lang bedacht und schlecht gethan,
Ist der deutsche Schlendrian.

„Meine Herren, ich bin nicht gesonnen, die vorgelegte Geschäftsordnung des Pedantismus zu zeihen, nein, ich beginne mit der Bemerkung, daß ich wenig oder nichts Pedantisches darin gefunden habe. Die Geschäftsordnung, soviel ich merken kann, ist abgesehen den Gebräuchen und Sitten in England und Frankreich und vielleicht auch in den constitutionellen Staaten Deutschlands. Es ist eine fruchtbare und anerkennenswerthe Bemerkung, welche wir aus dem Munde des Herrn Berichterstatters vernommen haben, daß die Geschäftsordnung nur für unsere Gegenwart berechnet sei, aber nicht für alle Zukunft zu gelten habe, und ich halte dies für vollkommen richtig und festhaltenswerth, eben darum, weil wir uns in einer neuen großen Lage befinden, in welcher wir uns weder von dem, was bisher üblich gewesen ist, noch von dem, was in der Zukunft üblich sein wird, finden lassen dürfen. Wir müssen für unsere dringende Noth eine eigene Geschäftsordnung bilden und ausüben. Ich habe zwar in einigen der vorhergehenden Sitzungen schon davon hören müssen, daß etwas parlamentarisch oder unparlamentarisch sei. Ich kann mich aber nicht davon überzeugen, daß eine solche Bemerkung triftig sei. Man hat sogar bei einer solchen Gelegenheit unserm Herrn Präsidenten die Erklärung abgedrungen, daß wir noch zu lernen hätten. Diese Erklärung ist seiner vollkommen würdig. Wir haben noch zu lernen, aber ich muß gestehen, daß der Anlaß, wo diese Bemerkung vorgekramt wurde, keineswegs eine Lehre begründen konnte, vielmehr waren Alle bei diesem Anlaß vollkommen belehrt. Meine Herren, wenn ich im Allgemeinen mich über die vorgelegte Geschäftsordnung äußern darf, so ist es in der Beziehung, daß sie mir einen großen Spielraum, einen vielleicht zu großen Spielraum der doctrinären Willkür zu eröffnen scheint. Ich halte es für höchst gefährlich, daß in ihr nicht der Grundsatz ausgesprochen wird, was in die zu bildenden Ausschüsse gehöre und was nicht in dieselben gehören dürfe. Es sind schon in diesen Tagen eine Menge Commissionen und Ausschüsse ernannt worden. Was sind Commissionen? Commissionen sind diejenigen, welchen etwas anvertraut ist. Uns allen ist aber auch die große Angelegenheit des Vaterlandes anvertraut. Was sind Ausschüsse? Diejenigen, welche aus unserer Mitte ausgeschossen worden sind. Ich wünsche, daß wir alle recht eingeschossen wären in die Noth und Bedürfnisse unseres Vaterlandes. Es ist gewiß, daß Mancher von uns hierher gekommen ist, in dessen Herzen und in dessen Brust schon frisch und fest gestanden hat, was er thun und was er beschließen will. Und wenn er in die Ausschüsse geht, was geschieht da? Da werden seine frischen Entschlüsse auf den Amboß gelegt, gedehnt und breit geschlagen, so daß er sie nicht mehr erkennen kann. Wenn er dann aus dem Ausschuß geht, geht er in andere Gesellschaften, wo andere Reden gehalten werden, er wird wankend gemacht darüber, worüber er längst mit sich einig war. Meine Herren! Es scheint mir von der größten Nothwendigkeit, daß der Ausschuß für die Verfassung möglichst beschränkt werde. Ich hätte mich, wenn ich zugegen gewesen wäre, wie er niedergesetzt worden ist, seiner großen Ausdehnung widersetzt, ich würde geltend gemacht haben, daß die Verfassung vom Anfang bis zum Ende von uns Allen zusammen berathen werden muß, daß in den Ausschuß nur gehört, was ein besonderes Geschäft betrifft, daß in den Ausschuß möchte gewiesen werden, was die Marine, was unsere halb wirkliche, halb träumerische Angelegenheit der socialen Frage betrifft, und dergleichen vieles andere. Das mag dem Ausschuß übergeben werden. Aber was uns Allen am Herzen liegt, die Verfassungsfrage, muß von uns Allen vorgenommen und es darf nicht lange damit gesäumt werden. Meine Herren! Als ich hierher reiste und die Natur prangen sah, wie noch nie, da war es natürlich, zu denken, daß auch die schwellenden Knospen unserer Einheit und Freiheit bald austreiben möchten. Wenn es an mir gelegen hätte, so würde ich durch einen Zuruf an alle Gleichgesinnten zu erreichen versucht haben, was ich zu erreichen vermag. In Frankfurt angekommen, sah ich, daß wir die Geschäfte auf die alte diplomatische Weise in die Länge ziehen. Man hat oft gesagt, die Diplomaten verderben, was wir errungen haben. Es ist in Aussicht gestellt, daß wir Monate zusammenbleiben, ohne daß etwas geschieht, was mit der großen Spannung des Volkes zusammenstimmt. Das Volk sehnt sich, erwartet eine baldige Entscheidung über die Hauptangelegenheit. Meine Herren! Ich werde mir erlauben, da jetzt schon der Verfassungs-Ausschuß niedergesetzt ist, den Antrag zu stellen, daß er seinen Bericht so schleunig als möglich erstatte, damit diese ganze Angelegenheit bald von uns aufgenommen und zu Ende geführt wird."

Dem entsprechend wurde unter den von Mitgliedern eingegangenen Anträgen in der Sitzung vom 3. Juni durch den Präsidenten zur Anzeige gebracht:

Antrag von Jacob Grimm, zu beschließen, daß der Verfassungs-Ausschuß die ihnen obliegenden großen Fragen, ohne sich in doctrinelle Erörterungen zu vertiefen, unverweilt einfach zu gliedern und zu stellen habe.

In der Berathung des Berichts des Ausschusses für völkerrechtliche und nationale Fragen über die Schleswig-Holsteinische Sache in der Sitzung vom 1. Juni ergriff auch Jacob Grimm das Wort und sprach:

„Meine Herren! Auch ich bin für einen stolzeren muthi-

Digitized by Google

geren Beschluß als den vom Ausschuß ausgesprochenen.*) Ich höre oft sagen und auch von dieser Bühne herab, daß uns, sobald wir einmal frei und stark sein werden, Alles wieder zufallen werde, was von uns abgefallen war. Aber, meine Herren, mit Schleswig verhält es sich ganz anders: Schleswig war uns schon zugefallen, als wir noch in Schmach lagen, als wir uns noch nicht erhoben hatten, da wollten schon dieselben Schleswiger lieber mit dem geringen Deutschland verbunden sein, als ohne Deutschland fortleben. (Allgemeine Zustimmung.) Das zeigt recht das deutsche Herz! Meine Herren, ich gehöre nicht zu Denen, welche dafür halten, daß bloß die Gegenwart für uns Maßstab geben müsse, ich glaube auch an unsere große Vergangenheit, und ich glaube, daß über Diejenigen, welche nichts von der Vergangenheit wissen wollen, sehr bald auch die Zukunft den Stab brechen werde. (Allgemeiner Beifall.) Ich habe mich seit langer Zeit in genaue Untersuchungen eingelassen über die Geschichte jener nördlichen Gegenden, und bin dadurch zu Ergebnissen gelangt, die von den bisherigen zum Theil vollkommen abweichen. Es würde hier nicht der Ort sein, in das Einzelne solcher Ergebnisse mich zu verbreiten, aber das darf ich als etwas Wichtiges angeben, daß nach meinen Untersuchungen die Julen, welche jetzt für die Bewohner des nördlichen Theiles der Halbinsel gelten, daß diese Julen ebensowohl ein ursprünglich germanischer Volksstamm waren, insofern wir befugt sind, germanische Volksstämme den Scandinavischen entgegenzustellen? Aber welche Erinnerungen weist nicht die Geschichte dieser nördlichen Gegend! Von dort sind schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung die beiden Völker ausgegangen, welche den mächtigen, unüberwindlichen Römern Schrecken einflößten, die Cimbern und Teutonen, die mit uns gleichen Namen führen. Sollte das nicht gerechten Stolz anfachen, und wahrhaftig! andere Völker würden das nicht dulden, daß von dem Wohnsitze ihrer ruhmvollen Vorfahren auch nur eine Scholle breit jemals abgetreten werden dürfe. Meine Herren, in unseren Tagen ist ein neues Leben erwacht, welches alle früheren diplomatischen Verhandlungen mit einem starken Hauche weggeblasen hat. Was können bedeutendere Garantien von dem Jahre 1721, wenn ich nicht irre, damals zwischen Frankreich und England und Deutschland geschlossen? Das verbindet uns nicht, das hat keine Kraft, sondern der Hauptgrund ist, weil Schleswig bei Deutschland immer sein zu wollen und bleiben zu wollen erklärt hat. Meine Herren! In diesem Augenblick ist Kürze geboten, ich beschränke mich diesmal darauf, zwei andere Anträge zu stellen, welche so lauten:

1. Die Nationalversammlung beschließt, daß der Krieg gegen Dänemark so lange fortgeführt wird, bis diese Krone unsere gerechten Ansprüche auf ein unzertheilbares Schleswig anerkannt hat. 2. Die Nationalversammlung erklärt laut, daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde. (Allgemeines Bravo!)

Bei der namentlichen Abstimmung über die Frage: Erklärt die Nationalversammlung, daß die Genehmigung des mit Dänemark abzuschließenden Friedensvertrags der Nationalversammlung vorbehalten werde? stimmte J. Grimm mit Ja, blieb aber damit in der Minorität (200 gegen 275 Stimmen).

(Schluß folgt.)

*) Der Antrag des Ausschusses lautete: Die deutsche Nationalversammlung erklärt, das die schleswig'sche Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß bei dem Abschlusse des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde. Auch spricht die deutsche Nationalversammlung die zuversichtliche Erwartung aus, in der Voraussetzung, daß der Rückzug der deutschen Bundestruppen nach dem Frieden Schleswigs strategischen Gründen beizumessen sei, daß für die erforderliche Verstärkung des Bundesheeres in Schleswig-Holstein, sowie für die Sicherstellung der durch den erwähnten Rückzug den feindlichen Einfällen etwa blosgestellten nördlichen Schleswigs schleunige und wirksame Fürsorge getroffen werde.

Epische Novitäten.

Besprochen von Ernst Ziel.

Es ist ein erfreuliches Symptom im Leben der zeitgenössischen Dichtung, daß die deutsche Epik der Gegenwart sich mehr und mehr nationalen Aufgaben zuwendet und eine wachsende Abneigung gegen die Irrgärten der Romantik bekundet, in denen unser episches Schriftthum bis vor gar nicht langer Zeit sich mit Vorliebe anzusiedeln pflegte.

Die Wendung zum National-Historischen macht sich auch in den heute hier zu würdigenden Dichtungen einigermaßen geltend: die geschichtlichen Stoffe befinden sich in ihnen, gegenüber den romantischen, in der Majorität, und das moderne Empfinden und Denken zählt bei weitem die Mehrzahl der im Nachfolgenden aufs kritische Korn zu nehmenden Dichter zu seinen Bekennern.

Da ist gleich ein Poet, der sich in jeder Verszeile vom reinsten Feuer patriotischer Begeisterung und zugleich vom ächtesten Geiste unserer Tage erfüllt zeigt: Gustav Weck in seinem Romancencyclus „Königin Luise" (Paderborn, Ferdinand Schöningh). Diese, unserm Kaiser Wilhelm gewidmeten Poesien, welche von Hannover bis Hohenzieritz, von der Wiege bis zum Sterbebett das Leben der königlichen Dulderin begleiten, gehören zu den wenigen Manifestationen der heutigen vaterländischen Dichtung in Deutschland, von denen die Kritik sagen darf: Hier ist ein Dauerndes, das in das unveräußerliche Eigenthum der Nation übergehen wird, weil es die intimsten Herzensempfindungen der Nation in vollendeten Formen ausspricht. Um die volksbeliebte Gestalt der Königin Luise gruppirt das deutsche Gemüth alle jene schmerzlichen und erhebenden Geschehnisse, welche die Jahre deutscher Erniedrigung und napoleonischer Usurpatorschaft über uns heraufbeschworen —: Königin Luise ist die ideale Trägerin der deutschen Passionsgeschichte, und es läßt sich für den dichterischen Ausdruck Dessen, was Deutschland damals gelitten, für das elegische Ausklingen des nationalen Schmerzes wie für das gottvertrauende Vorahnen zukünftiger Befreiung und Größe, das aus diesem Schmerze aufflammte, kaum eine zulänglichere Anlehnung denken, als die an die zugleich rührende und imposante Gestalt unserer Kaisermutter. Gustav Weck flicht in den in Rede stehenden Romanzen einen Ehrenkranz um das Haupt der schönen Königin, der zugleich ein Ehrenkranz für das deutsche Volk und das deutsche Heer ist: in einer Reihe von Genre- und Situationsbildern, von Geschichts- und Charakterskizzen, von Liedern und Apotheosen aus der Zeit der Königin Luise entwirft er nicht nur ein Bild der hohen Frau, sondern zugleich ein Gemälde ihrer Epoche. Das innere Band, welches die fein modellirten Einzelstücke der Dichtung zusammenhält, ist die ihnen allen innewohnende Bezüglichkeit auf die Person der edlen Preußenkönigin, und diesem inneren Bande gesellt sich das äußere einer durchweg im besten Sinne des Wortes volksthümlichen und doch vornehmen Form. Ich kenne in den zeitgenössischen Literaturen Europas nur ein einziges Dichtwerk patriotischen Inhalts, das sich bezüglich volksthümlicher Verklärung nationalen Schmerzgefühles dieser „Königin Luise" an die Seite stellen ließe: Runeberg's „Erzählungen des Fähnrich Stahl", in welchen der finnische Dichter die letzten Kämpfe seines unterliegenden Volkes gegen das siegreiche Rußland verherrlicht. Wer diese finnische Nationaldichtung kennt — deren sind freilich Wenige in Deutschland —, der weiß, wie hoch mein Vergleich den deutschen Dichter ehrt.

Neben Weck's „Königin Luise" nehmen die übrigen patriotischen Werke, die ich heute Revue passiren lasse, sich freilich meistens recht klein aus. Mit der Geschichtsperiode unserer Tage beschäftigen sich zunächst zwei Dichtungen: „Die Schlacht von Vionville-Mars la tour von Louis Wolff (Guben, Koenig) und „Kraft und Stoff aus der Geschichte des deutschen Volkes" von Emil Dietzsch (Chicago, Gustav Hinstorff). Dichtungen? Da habe ich denn doch zu viel gesagt. Das Wolff'sche versificirte Geschichtsbild wenigstens hat

Digitized by Google

absolut keinen Anspruch auf diese Bezeichnung. Hier ist wohl reiches positives Wissen aber auch gänzliche Abwesenheit von Poesie, keine Spur von gestaltenbildender Plastik, von künstlerischer Rundung der Handlung, von zureichender Bewältigung der taktischen Schwierigkeiten, welche solche Bataillenpoesie dem Dichter entgegenstellt. Chronikenstyl ohne Wärme und Farbe, der die disciplinirten militairischen Massen ins Feuer der kriegerischen Geschütze rücken läßt, ohne die einzelnen Gestalten in eine poetische Beleuchtung zu stellen. „Die Schlacht von Vionville" des Herrn Wolff ist leider ein Schlachtfeld des guten Geschmacks. — Auf gleichem Niveau wie diese Pseudo-Dichtung steht das wunderlich betitelte Dietz'sche Buch, das theils im banalsten Kutschkejargon, theils im Tone des declamatorisch-pathetischen Dilettantismus die deutsche Geschichte „vom Teutoburger Walde" an bis in unsere Tage herein im Urtheile eines Deutsch-Amerikaners abspiegelt.

In ferne, beziehungsweise fernste Perioden der deutschen Geschichte greifen sodann zwei Dichtungen zurück, die hier kurz zu registriren genügen möge: „König Enzio" von H. Bruns (Bremen, J. Kühtmann), ein „Minnesang", von dem in Betreff des bekanntlich guten Stoffes und der dilettantischen Behandlung, die er hier leider gefunden, das Wort gilt: „Beste Wolle und schlechteste Wäsche!", und „Hogia, altpreußisches Epos" von Heinrich Nitschmann (Danzig, Theodor Bertling), in dem die Kämpfe der heidnischen Preußen an der Küste Pogesaniens mit den Ordensrittern den historischen Hintergrund, die Bekehrungs- und Herzensgeschichte der heidnischen Priesterin Hogia aber den dichterischen Mittelpunkt bilden — sechs Gesänge, in deren leichtflüssigen Hexametern der bekannte Verfasser der polnischen Literaturgeschichte uns ein frisches und farbiges Culturgemälde aus der Vorgeschichte Preußens entwirft.

Von der Bernsteinküste Pogesaniens zu den klassischen Stätten Altroms, von der „Hogia" Nitschmann's zu den „Erloschenen Sternen" des talentvollen Hermann Friedrichs (Leipzig, Wilhelm Friedrich)! Das Buch enthält die durch einen Prolog von Woldemar Kaden eingeleitete epische Dichtung „Octavia" und zwölf kleinere Gedichte aus dem Alterthum und aus späteren Jahrhunderten, welche der Verfasser unter dem Titel „Erloschene Sterne" zusammenfaßt. Eine geistig verklärte Sinnlichkeit in den lodernden Farben Robert Hamerling's, lyrischer Schmelz und lyrische Formenschönheit sind die Hauptmerkmale dieser interessanten Dichtungen. Der „Octavia" fehlt es zwar an eigentlich epischer Kraft, und wegen der eigenthümlichen Behandlung der Terzinen mit willkürlicher Hinzufügung einer die Kette vorlaut abschließenden vierten Verszeile mitten im Gedichte dürfte eine strenge Poetik den Dichter zur Ordnung rufen, allein das kleine Epos entrollt Situationsbilder von seltener Schönheit und kunstvollendeter Plastik und ist von so stolz flammendem dichterischen Feuer durchleuchtet, daß es nirgends seine Wirkung verfehlen wird, Vorzüge, die in gleich hohem Grade den oft fein ciselirten poetischen Schaustücken der „Erloschenen Sterne" eigen sind.

Entnehmen die bisher besprochenen Dichtungen ihre Vorwürfe ausschließlich dem Gebiete der Geschichte, so wiegt in den nunmehr zu würdigenden „Tag- und Nachtstücken" des Grafen Adolf Friedrich von Schack (Stuttgart, J. G. Cotta) das romantische Stoffgebiet vor. Wie alle dichterischen Schöpfungen des Münchener Kunstmäcens und obotritischen Magnaten, so werden auch diese dreiundzwanzig kleineren Dichtungen in erster Linie durch ihre exclusive geistige Haltung und eine gewisse elegisch-pathetische Klangfarbe charakterisirt. Schack ist ein romantischer Eklektiker, und als solchen zeigt er sich durchaus auch hier: Er nimmt in diesen meistens fein gedachten und vollendet geformten Gedichten seine poetischen Sujets aus allen Regionen der „bewohnten Erde" und lehnt sich in der poetischen Incarnation derselben an die verschiedensten Meister der Weltliteratur an. Was zunächst die Locale dieser Dichtungen betrifft, so führt uns Schack nach dem alten Rom und Hellas, nach dem Orient und dem Lande der Pharaonen, nach Italien und der Schweiz, nach Spanien und Portugal, nach Frankreich und Deutschland und zeigt uns diese Stätten seiner poetischen Handlungen im Lichte der verschiedensten Jahrhunderte. Wie aber die Stoff-, so ist auch die Formenwelt der „Tag- und Nachtstücke" eine nahezu universelle: unser Dichter durchläuft die ganze Stufenleiter der Poetik einerseits von der graciösen Novelle in Versen im Stile der italienischen Schule bis hinauf zum farbenprächtigen Geschichtsbilde à la Hermann Lingg, andererseits von der schlichten volksthümlichen Legende bis aufwärts zur Schillerisch gefärbten Ode und classisch gefügten Elegie. Diese Schack'schen Dichtungen wenden sich an das Elite-Publicum einer Geistes- und Geschmacksaristokratie, die den Werth eines poetischen Erzeugnisses nicht sowohl an den rohen stofflichen Elementen desselben, wie an der Idee bemißt, welche sie durchstrahlt, und an der künstlerischen Gliederung und dichterischen Austragung, zu welcher diese Idee innerhalb der Dichtung gelangt. Solcher Aristokratie seien die „Tag- und Nachtstücke" Schack's aufs Wärmste empfohlen!

Eine romantische Physiognomie, wie sie in diesen Dichtungen vorwiegt, tragen auch „Die Rosenzauberin" von August Silberstein (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und „Renate" von Ludwig Soyaux (Reudnitz, A. H. Payne), von denen die erstere uns in die Nacht mittelalterlichen Aberglaubens, die letztere in das frisch bewegte Leben der Gegenwart an den Rhein führt. „Die Rosenzauberin", ein phantastisches Minnegedicht, schildert uns, wie ein holdes „Mägdlein" scheinbar durch übernatürliche Kraft Rosen zu erzeugen vermag, wie es, deshalb der Zauberei angeklagt, in einen Thurm geworfen, aber von einem Pagen befreit wird, der die Gerettete als sein Weib heimführt; „Renate" dagegen, eine Novelle in Versen, erzählt uns die Geschichte der Tochter einer Schauspielerin, die am Rhein beim Schänkwirth Martin aufwächst, die schwärmerische Liebe eines jungen Seefahrersohnes erweckt, diese Liebe aber verschmäht und, von ihrem Schauspielerblut getrieben, die die Welt bedeutenden Bretter betritt, um schließlich nach vielerlei Schicksalen, in denen der Schiffersohn stets ihr rettender Engel ist, doch die Gattin dieses Braven zu werden. — Ist Silberstein's anmuthige Märchendichtung von einer Romantik durchhaucht, die sich nicht immer in den Grenzen maßvoller und künstlerischer Abgeklärtheit und Knappheit bewegt, so legt die Soyaux'sche Dichtung Zeugniß ab von einer poetischen Kraft, die den Fuß ihrer Gestalten auf den Boden der realen Wirklichkeit zu stellen, ihre Häupter aber in eine ideale Luftschicht zu erheben weiß. Der verdienstvolle Silberstein hat längst seine Gemeinde gefunden. Aber auf das zu wenig beachtete schöne und anmuthige Talent Soyaux's nachdrücklich hinzuweisen, diese Pflicht glaube ich hier nicht verabsäumen zu sollen.

An den Schluß dieser Revue stelle ich einen Hinweis auf ein interessantes Mysterium, auf Ernst Wechsler's „Der unsterbliche Mensch" (Wien, Carl Konegen). Die Fabel der „nach einer Sage über Moses Maimonides frei" bearbeiteten Dichtung ist kurz diese: der berühmte arabisch-jüdische Philosoph brütet über dem Problem, wie ein getödteter und zerstückelter Mensch unter gewissen Bedingungen zu unsterblichem Leben wieder erweckt werden könne. Zur Lösung dieses Problems tödtet er einen Jüngling, der sich ihm unter geheuchelter Stummheit genähert und sein Schüler geworden. Nach geschehener That aber gelangt Maimonides zu der Erkenntniß, daß ein ewiges Leben auf Erden gar kein begehrungswürdiges Geschenk, und so beschließt er denn, den Jüngling nicht wieder vom zeitlichen Tode zu erwecken. Nun aber folgt die Nemesis: des Meisters eigene Tochter, die zu dem Getödteten in geheimen Beziehungen gestanden, muß in Erfüllung eines tieftragischen Schicksals wegen eben dieser Beziehungen auch den Tod erleiden. Nach langer Reue und Sühne stirbt Maimonides. — Der jedenfalls noch jugendliche Verfasser hat diesen mystischen und bizarren Stoff mit philosophischem Instinct ergriffen, und der dialektische Scharfsinn, mit dem er ihn eigenartig gestaltet und dichterisch vertieft, die temperamentvolle Verve, mit der er ihn lebendig erfüllt und bedeutsam vergeistigt, bekunden eine nicht gewöhnliche künstlerische Zeugungskraft. Ernst Wechsler bewährt sich in seinem „Unsterblichen Menschen" als eine selbstständige Dichterindividualität von Beweglichkeit des Gedanken- und Tiefe des

Digitized by Google

Empfindungslebens, aber es mangelt seiner Dichtung noch an jener bis ins Einzelne hinein scharfen und präcisen Gliederung der Handlung, die ein Zeichen der ächten epischen Kraft ist, wie an dem prägnanten und klaren Pointiren der ethischen Grundidee, das einem Dichtwerke des vorliegenden Genres allein den Stempel künstlerischer Reife aufzuprägen vermag — Mängel, die in der hier gewählten Dichtgattung — dem Mysterium — wohl ihre Erklärung, nicht aber ihre Entschuldigung finden können. Eine auf die strenge Observanz des Schönen gerichtete Kritik wird eine sichere Linienführung in der epischen Handlung wie eine scharfe Herausmeißelung des leitenden Gedankens gerade da am unerbittlichsten zu fordern haben, wo, wie hier, das phantastische Arabeskenwerk die in Betracht kommende Form beides von vornherein zu verdunkeln droht.

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

(Schluß.)

Zwischen den Spalieren schimmerte Hildegard's helles Kleid auf. Ich sah ihr eine Weile aus der Ferne zu, wie sie sich niederbog und die Früchte unter den braunen Blättern hervorsuchte, prüfte, brach und in ihren Henkelkorb gleiten ließ, der ihr am Arm hing. Die anmuthigen Bewegungen ihres schlanken, schmiegsamen Körpers entzückten mich; nie zeigt sich die angeborene Grazie eines Weibes natürlicher und bestrickender, nie ist sie sieghafter, als wenn sie sich unbeobachtet glaubt; jeder Mensch nimmt unter den Augen eines Anderen unwillkürlich eine bestimmte Pose an. Hildegard war nie liebreizender gewesen, als jetzt. Das volle Sonnenlicht lag auf ihrer Gestalt, ihr blondes Haar leuchtete goldig. — Ich trat leise näher heran und rief ihren Namen. Sie erschrak nicht, sondern wandte sich ruhig, mit einem leichten Lächeln um ihre Lippen, nach mir zurück und nickte mir zu, als ob sie sagen wollte: Gut, daß Sie da sind! Und dann brach sie ihre Birnen weiter vom Spalier und fragte mich, ob ich nicht eine nehmen wolle, sie seien vortrefflich und ich möge wählen. Ich gab ihr keine Antwort darauf, sondern blieb dicht neben ihr stehen und sagte unmuthig: „Ich erwarte noch immer eine Erwiderung von Ihnen, Hildegard. Ich erlasse sie Ihnen nicht. Ehe ich abreise, muß ich sie haben; so kann ich nicht von hier gehen."

Da drehte sie sich um, ließ ihren Korb zur Erde gleiten und stand vor mir in all' ihrer mädchenhaften Holdseligkeit. Und sah mich an mit einem Blick, vor dem alle Zweifel und aller Groll und alle Wehmuth meiner Seele hinschmolzen, wie Frühlingsschnee, und sagte: „Das sollen Sie auch nicht, Udo, so nicht." — Und da, mitten im Sonnenschein des Spätsommertages, schlang sie plötzlich ihre beiden weichen Arme um meinen Hals und küßte mich mit ihren thaufrischen, zitternden Mädchenlippen. Es war der reinste, keuscheste Kuß meines Lebens, Gröben. Dann ließ sie mich los, ließ die Arme sinken und sagte: „Und nun dürfen Sie gehen, Udo."

Ich verstand sie nicht gleich; es war so wie ein Rausch über mich gekommen und es war so süß gewesen. — Und nun gehen, — scheiden? Ich schüttelte die Stirn. „Sie lieben mich also, Hildegard?" fragte ich; wie trunken, „dann — dann ist ja Alles gut, dann werde ich meine Rechte an Sie niemals aufgeben, sondern Sie zu meinem Weibe machen." — Ich wollte wiederum auf sie zutreten, sie aber wehrte mir's mit einer fast hoheitsvollen Bewegung, daß ich plötzlich gedemüthigt vor ihr stehen blieb, sah mich mit ihrem ernstruhigen Blick an und sagte: „Nein, Udo, niemals." — Mein Herz begann in rasender Erregung zu klopfen, mein Blut fieberte und ich stieß irr heraus: „So war also Alles nur Spiel, — nur Lüge." — „Nein, Udo, Wahrheit", gab sie mir, Auge in Auge, mit einer leuchtenden Klarheit im Antlitz, zurück, „aber Dein Weib kann ich trotzdem nicht werden. Und wenn Du erst ruhiger geworden bist und bei Dir selber Einkehr und Umschau hältst, wirst Du es auch begreifen, ja, vielleicht klopft es Dir in diesem Augenblick Dein Herz schon im Geheimen und Du stellst Dich nur, als überhörtest Du's. Sieh, Udo, ich und Bassow, — das sind zwei Dinge, die nicht mehr auseinanderzureißen sind, die immer bei einander bleiben müssen oder man müßte mich denn von Grund auf, mit allen Fasern meines Seins, umwandeln, und dann wäre ich nicht mehr ich und Du liebst doch mich, mich, wie ich bin. Ich aber gehöre in diese kleine, stille Welt und ließe mein Bestes und Eigenstes hinter mir, wenn man mich ihr entführte, und könnte nie das Glück finden, das doch nicht außer uns liegt, sondern in uns und im Grunde nichts ist, als die höchste, denkbare Bethätigung der Kräfte, die in uns gelegt sind. Ich kann nie von hier fort, Udo, — auch um Dich nicht und würde nicht glücklich sein und Dich nicht glücklich machen." — „So bleibe ich eben hier", fiel ich ihr ins Wort, „zweifelst Du daran, daß ich's will oder daß ich's kann, Hildegard?"

„Daß Du's kannst"! sagte sie und sah mich fest an. Dann schüttelte sie die Stirn.

„Wir sind eben aus zwei entlegenen Welten hier zusammengetroffen, Udo, wir können nicht zu einander. Bäume, die in verschiedenem Erdreich wurzeln und gedeihen, darf man nicht zusammenpflanzen; der, den man seinem Heimathsboden entrissen hat, sehnt sich doch immer wieder nach der ursprünglichen Lebensluft zurück und kränkelt an dieser Sehnsucht und verkümmert. Es wäre ein unnatürliches Bündniß, und Alles rächt sich früher oder später, was wider die Natur ist. Möglich, daß der Baum nicht gleich einginge und abstürbe, aber die Früchte, die er tragen kann, die er tragen sollte, wird er sicherlich nicht tragen. Und wozu dann seine Existenz? Wir Menschen dürfen uns auch nicht ungestraft entwurzeln, Udo. Und unsere Wurzeln sind ohnehin viel feiner und zerreißen viel leichter, und wir schädigen uns in unserem Eigensten dadurch." —

Sie redete noch eine Weile so fort, und es war etwas in all' den klugen, verständigen Frauenworten, was mir in die Seele drang und dort ein Echo fand und dem ich mich nicht ganz entringen konnte, so gern ich's auch gewollt hätte. Wie eine bleierne Schwere legte sich's mir auf die Brust und mein Herz schlug sonderbar dumpf darunter. „Laß mich's wenigstens versuchen, Hildegard," stammelte ich unsicher, „laß es auf eine Probezeit ankommen." — Ich stand mit gesenkter Stirn vor ihr, während ich's sagte, einem Gedemüthigten gleich, der doch nicht wagt, den schimpflichen Rückzug anzutreten, in dem es allein noch für ihn Heil gibt. Sie, die Alles wußte, wußte auch das und durchschaute mich bis in mein Innerstes. Und wieder ruhte um deswillen ihr trauriger Blick auf mir. Dann entgegnete sie, kurz nickend: „Ich hätte lieber gewollt, es wäre hier und so zu Ende gewesen, Udo; für uns wäre Beide es besser. — Aber wenn Du es willst, so sei's; nur laß uns weiterleben, als sei diese Stunde nie gewesen, bis" — Sie sprach den Satz nicht zu Ende, aber ich begriff sie trotzdem und beugte mich wieder vor ihr. Nur, als sie es über sich gewann, ihre vorher unterbrochene Arbeit aufzunehmen, als sei nichts geschehen, und in all' ihrer Anmuth mit den schlanken Fingern unter dem braunen Gerank der Spaliere herumzuhantiren, da wandte ich mich und schlich grußlos von dannen. Aber Alles, was sie zu mir gesprochen, wogte in mir, wie die unruhige See, und mir wollte nicht friedvoll mehr zu Sinne werden. —

Und dann — Ich glaube, die Geschichte ist Ihnen nun doch zu lang geworden, Gröben." —

„Nein", sagte Herr von der Gröben, der regungslos in seinem Sessel lag, „ich schlafe noch nicht. Es hat mich wach gehalten. — Uebrigens: nun begreif' ich, wie es ausging, Gresser." —

„Sie begreifen es? Warum —?"

„Sie ertrugen die Langeweile eben nicht. Die ländliche Einförmigkeit, die Weltabgeschiedenheit, nun, der Winter kam.

Digitized by Google

Sie sahen ein, daß es nicht ging. Der Reiz der Neuheit, die anheimelnde, ländliche Ruhe, die blühende Natur, die schöne Cousine, das Alles hatte Sie ein paar Monate lang fesseln können, hatte Sie sogar gefangen gehalten, und Sie bildeten sich ein, es sei für immer. Dann, als die blühende Sommerwelt unter dem winterlichen Leichentuche lag und an den endlos langen, einsamen Abenden, wenn der Wind um den Dachfirst heulte und Onkel Malte über seinen Wirthschaftsrechnungen einschlief, die Sehnsucht nach dem lange genug verschmähten Club, nach den Phrynen des Ballsaals, nach einem soliden Baccarat, nach dem Leben, das wir Leben nennen, in Ihnen erwachte, — oh, ich begreif' es, Baron, es ging trotz aller guten Vorsätze, trotz eines unerträglichen Schamgefühls, trotz eines gewissen Selbstbetrugs nicht allzu lange. — Es mußte ein Ende nehmen, denn es wäre wider die Natur gewesen; Ihre schöne Cousine hatte recht." —

„Vielleicht", sagte Udo von Gresser leise. „Aber, Sie wissen doch noch nicht Alles, Gröben, wenn Sie auch Vieles wissen. Es kam etwas anders. — Ja, er war unerträglich, dieser Spätherbst und Wintersanfang auf Bassow; und manchmal, wenn wir im Wohnzimmer beisammensaßen und nichts mehr zu reden wußten und nur der Uhrpendel durch die Stille tickte, während draußen die unermeßlichen Regenfluthen gegen die Fenster schlugen und das weite Land unter sich zu ersäufen drohten, und wenn ich dann in meinem Lehnsessel die Augen schloß, sah ich Alles das vor mir, was meiner in der Residenz wartete, und verglich es mit dem Dachsleben, das ich führte, und eine unbezwingbare Sehnsucht nach der alten Heimath meiner Wahl kam über mich und — trieb mich auf — Nur, daß ich immer wieder blieb, wenn ich die Augen öffnete und dann Hildegard gewahrte, die, über ihre Arbeit gebeugt, mich mit ihren frühlingsklaren Augen ansah und Alles verstand, was in mir vorging, besser, als ich selbst. Ich habe sie eben sehr geliebt, Gröben. — Und dann schämte ich mich auch vor ihr und sie sollte nicht recht haben, ich konnte sie nicht entbehren! Wenn nur ihre sich immer gleich bleibende Freundlichkeit nicht gewesen wäre, — diese kühle Freundlichkeit, die mich rasend machte! Vielleicht wär' es auch Alles besser gewesen, wenn ich eine Beschäftigung gehabt hätte, die endlosen, träge schleichenden Stunden auszufüllen. Aber ich hatte keinerlei Interesse, keinerlei Liebe zu den Dingen, die sich um mich her begaben, — das war's; ich begriff die still waltende Geschäftigkeit des Landlebens nicht, das sich winterlang im engeren Kreise, mehr innerlich zurückgezogen abspann. Und wie hätte ich Das und Anderes auch begreifen sollen? Diese einsamen Tage, an denen es nicht Morgen werden wollte und die Tageszeiten in ununterscheidbarem Grau in einander verschwammen, waren unerträglich. — Wenn mich nicht Trotz und Selbsttäuschung gehalten hätten, wär' ich wohl eher geflohen. Dann aber kam etwas Besonderes. Auf einem Nachbargute war eine Festlichkeit, zu der man uns geladen. Es ging unerhört steif, frostig und langweilig dabei her; entweder war ihnen allen der frühere Humor eingefroren oder ich sah zum ersten Male die Dinge ganz so, wie sie waren. Ich trank, um meine Stimmung auf ein erträgliches Niveau zu bringen. Der Wein war gut; aber die bleierne Langeweile, die über der Gesellschaft lastete, wurde immer drückender. Endlich schlug ich den älteren Herren ein Jeu vor, damit die Zeit nur anders, als durch Gähnen, hingebracht wurde. Sie waren's zufrieden. Wir richteten uns im Nebenzimmer einen Tisch ein, ließen eine Flaschenbatterie auffahren und begannen zu spielen. Es ging alles vortrefflich. Man hatte sonst nie gespielt und amüsirte sich köstlich. Immer mehr und mehr Herren fanden sich bei uns ein. Einer Flasche nach der andern wurde der Hals gebrochen, wir wurden sehr lustig, und die Einsätze wurden immer höher. Da ich dauernd verlor, trank ich mehr, als meine Gewohnheit; allmählich ging unser Beisammensein in eine lärmende Heiterkeit über, Viele waren angetrunken, Andere durch Spielgewinn oder Verlust erhitzt, kurz: man tobte und jubilirte, daß die Flaschen klirrten und die Goldstücke tanzten. Und in dem ganzen tollen Treiben bildete ich den Mittelpunkt und war der eigentliche Chorführer in dieser wüsten Orgie. Schließlich brach sogar noch ein Streit über einen Einsatz aus, den zwei Herren zu gleicher Zeit für sich beanspruchten, man schrie durch einander, insultirte sich, geberdete sich wie rasend — alle Elemente waren entfesselt worden. Da blick' ich aus meinem Weinrausch, mitten in dem wilden Getöse, das mich umbrandete, auf und gewahre mit meinen halb verglasten Augen undeutlich auf der Schwelle unseres Gemaches — Hildegard. Ich weiß noch ganz wohl, wie mir das einen Stich mitten durch's Herz gab, wie es in mir aufzuckte, mich emporriß und die Nebel vor meinen Blicken zertheilte, daß es plötzlich mit erschreckender Nüchternheit über mich kam und mir eine ganze Reihe von Bildern, Vorstellungen und Gedanken wie mit einem einzigen, jähen Blitz grell überloderte. Ich hatte all' die Tage vorher, noch heute, so dumpf und unthätig und schweigsam neben ihr hingedämmert, wie von einem Bann der Unlust gefangen gehalten, und nun gewahrte sie mich hier und so, — als einen Verwandelten. — Nicht Scham allein, nein, Ekel vor mir selber überschlich mich: und weil ich mir das nicht eingestehen wollte, in Trotz und Zorn, die ich mir jählings heraufbeschwor, rief ich überlaut durch das wüste Stimmengewirr: „Ruhe doch, Ruhe, meine Herren! Wenn wir uns das einzige, menschenwürdige Plaisir, das es in dieser gottverlassenen Einöde noch giebt, muthwillig zerstören, — so bleibt uns hernach nichts, als uns vor Langerweile das Leben zu nehmen." —

Kaum hatt' ich die Worte heraus, als ich auch schon Gut und Blut gern dafür hingegeben hätte, sie wieder zurückzunehmen. Aber nun war's zu spät. Hildegard war verschwunden. Die Anderen um mich her lachten und beruhigten sich. Man spielte weiter. Und ich — nun, um mich auf andere Gedanken zu bringen, trank ich weiter. Als wir dann endlich aufbrachen, stand ich unsicher auf meinen Füßen, mein Kopf war schwer, vor meinen Augen tanzte und flirrte Alles. Irgendwo kam mir Hildegard in den Weg, ihr rosiges Antlitz, von der Pelzkappe umrahmt, zur Fahrt bereit. Ihre Augen glänzten feucht, wie im Fieber. Mich packte es seltsam, ich wankte auf sie zu, ein irres, wahnsinniges Verlangen gährte in mir auf, ich streckte meine Arme nach ihr aus — „Gehen Sie, Udo", sagte da ihre kalte, klare Stimme dicht an meinem Ohr, „Sie sind betrunken" — Und ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, schritt sie vorüber.

Wie ich dann nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß der Rausch von meinen Sinnen schwand und daß ich in meinem Giebelzimmer auf Bassow, ohne mich auszukleiden, den Rest der Nacht hindurch auf meinem Bette saß und den Kopf in die Hand gestützt hatte und sann und sann. — Ich ließ die Gedanken, die da zahllos in mir aufstiegen, kommen und gehen und fand keine Klarheit, keinen Leitstern in ihrem wogenden Chaos. Nur das Eine wußte ich, daß nun Alles aus und vorbei war. Ob das gut oder traurig sei, wußte ich nicht. Draußen rauschte der Regen, in den sich zum ersten Male die weißen Schneeflocken mischten, und der Wind ging pfeifend durch die alten Bäume im Park, und es wollte nicht Tag werden. Ich aber sagte mir, daß der neue Tag mich nicht mehr auf Bassow sehen dürfe und daß ich den Muth und die Kraft nicht besäße, Hildegard noch einmal entgegenzutreten. Ich hatte mich wie ein feiger Schwächling erwiesen und ich wollte nun auch feige davonschleichen und das Haus, in dem ich viel zu lange schon verweilt, hinter mir lassen auf Nimmerwiedersehen. — Hildegard und mir selber wollte ich die Stunde ersparen, wo ich ihr mit gebeugter Stirn, wie ein Erbärmlicher, hätte sagen müssen: „Du hattest recht, — ich kann nicht bleiben und wir Beide gehören nicht zu einander, sondern in zwei verschiedene Welten, deren Kinder wir sind." Wer konnte mich zwingen, mich so tief, mich noch tiefer zu demüthigen, als ich's vor mir selber schon gethan? Hier blieb nichts, als die Flucht, mit der ich mich einer Stunde der Erniedrigung entzog, die mir lebenslang wie ein Selbstvorwurf, wie ein Makel anhaften mußte und mich vor mir in den Staub herabdrückte. —

Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an Onkel Malte, dem ich meinen plötzlichen Abschied so gut zu erklären versuchte, wie es irgend gehen wollte, und den ich bat,

Digitized by Google

mir meine Sachen in die Residenz nachzusenden. Ich selber war entschlossen, zu Fuße bis zur Station zu gehen. Meinem wiederholten Dank für die erwiesene Gastfreundschaft schloß ich meine Grüße für Hildegard an. Endlich war das Schreiben fertig; ich hüllte mich in meinen Regenmantel, zog mir den Hut tief in die Stirn, warf noch einen letzten Blick auf das Zimmer und ging leise die Treppe hinab. Wie ein Verbrecher wollt' ich mich davonschleichen. Es mochte gegen sieben Uhr sein, die Morgendämmerung kämpfte noch mit dem Nachtdunkel und der Wind jagte die schwarzen Wolkenmassen. Ich durfte hoffen, daß Onkel Malte und Hildegard nach der durchfeierten Nacht noch schliefen, und wenn mich vom Gesinde Einer gewahrte, so lag nichts daran.

Unbemerkt gelangte ich bis an die Hausthür. Sie war schon offen und gab dem Druck meiner Hand nach. Im nächsten Augenblick wäre ich draußen gewesen. Da hörte ich hinter mir eine Thür gehen, und als ich mich unwillkürlich umwandte, sah ich Hildegard im Rahmen derselben stehen. Sie war in demselben Kleide, wie auf dem Feste, und ihr Haar geordnet, wie damals; sie mußte noch garnicht zur Ruhe gegangen sein. Auch ihre bleiche Gesichtsfarbe deutete darauf hin, daß sie gewacht; ihre Augen glänzten wunderlich darin. Sie sah mich ruhig, ohne Ueberraschung an, während ich zitterte und kein Wort über die Lippen brachte. „Sie wollen fort?" fragte sie müden Tons. „Ja", sagte ich und konnte nichts sonst hinzufügen. „So will ich sorgen, daß man den Wagen bereit macht. Sie können bei dem Regenwetter nicht zu Fuße gehen, die Wege sind unergründlich. Treten Sie doch für zehn Minuten hier herein." — Sie wies mich ins Zimmer und ging, ohne meine Entgegnung abzuwarten. Was hätt' ich auch sagen können? Die Stunde war nun doch da und sollte mir nicht geschenkt werden, und ich mußte sie auskosten, wie ich's verdient.

Hildegard kam zurück. Ich stand am Fenster, hatte mich leidlich zu fassen gesucht und sagte, ohne sie anzusehen, — denn das vermocht ich nun doch nicht —: „Ja, ich muß fort, Hildegard. Wenn Sie mir nachfühlen können, wie schwer es mir wird." — Aber sie ließ mich garnicht ausreden. „Wissen Sie noch, daß Sie mir einmal eine Art Liebeserklärung gemacht haben, Vetter?" fragte sie mich plötzlich, „damals hab' ich Ihnen eine ausweichende Antwort gegeben, — erinnern Sie sich? Ich wollte eben Zeit gewinnen und inzwischen, — wozu es leugnen? — Erkundigungen über Sie einziehen. Wir Mädchen vom Lande wissen so wenig von der Stadt und vom Leben der großen Welt und mögen immer gern sicher gehen, ehe wir uns binden. Und Ihr Ruf, Vetter Udo, war eben nicht gerade der beste. Nun, — und was ich denn an weiteren Auskünften erhielt, von Ihrem ganzen früheren Leben, von der Veranlassung zu ihrem letzten Duell, — Sie begreifen, Vetter, wir Landmädchen in der Provinz sind ein bischen prüde, ein bischen engherzig — kurz: an einem runden, ehrlichen Nein von meiner Seite konnte es nun wohl nicht mehr fehlen und das haben Sie natürlich vorhergesehen, und — so leid es uns ist, verdenken kann es Ihnen ja Keiner, daß Sie nun gehen. — Ich glaube, Ihr Wagen ist vorgefahren, Vetter Udo." —

Ich sah sie an und wußte nicht, ob ich recht gehört hatte. Was bedeutet das Alles? Ein Nein auf meine Werbung, während ich — las sie in meiner Seele so deutlich, daß sie jede geheimste Regung darin erkannte, daß sie wußte, ich würde früher oder später doch mit dem alten Begehren zu ihr zurückkommen und dieser Abschied, der in augenblicklichem Unmuth geplant und ausgeführt ward, sei doch kein endgültiger, ja, ich bereute ihn schon in eben dieser Minute, da ich sie in ihrer ganzen bestrickenden Holdseligkeit wieder vor mir stehen sah? Kannte sie meinen Wankelmuth so genau und wollte sie mich vor mir selber schützen mit ihrer schroffen, entschiedenen Ablehnung, die für immer Geltung haben mußte? Wollte sie unser wunderliches Verhältniß zu einem klaren Abschluß bringen oder gar mir nur die Demüthigung ersparen, daß ich jetzt vor ihr stehen und ihr bekennen müßte, ich liebte sie zwar, aber ich könne um ihretwillen meinem früheren Leben doch nicht entsagen, ich sei zu feig, zu erbärmlich dazu? Wer gab mir eine Antwort auf den Wirbelsturm von Fragen, der mich umbrauste? Es war zu spät dazu. Der Wagen war vorgefahren. Hildegard reichte mir Abschied nehmend ihre Hand hin. Sie lag eiskalt in der meinen, die fieberheiß glühte. Noch eine Secunde lang durchfuhr es mich: reiße sie an dein Herz, — führe sie mit Dir! — Da sah ich ihre Augen kalt und theilnahmlos auf mir ruhen. Ich ging. Die Thür des Gutshauses von Bassow fiel dröhnend hinter mir ins Schloß. Ich sprang in den Wagen, die Pferde zogen an. Keinen Blick wandte ich rückwärts; vorwärts ging es durch den rauschenden Regen, durch den heulenden Wind. — Es war ein Sommertraum gewesen; er war ausgeträumt." —

Udo von Gresser schwieg, stand auf und füllte sich sein Kelchglas mit dem Rest der Champagnerflasche. „Ihre Geschichte ist zu Ende?" fragte Herr von der Gröben, ohne sich aus seiner halb liegenden Stellung aufzurichten.

„Ja und nein", erwiderte der Freiherr und trank sein Glas leer, um es klirrend niederzusetzen. „Für mich ist sie aus; — ich habe Bassow, ich habe Hildegard nicht wiedergesehen."

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, griff dann nach der Feuerzange und stocherte in der Kaminasche umher; aber es war Alles still und todt darunter, die letzte Gluth hatte ausgeloht, kein Funke knisterte mehr empor. Die Beiden schwiegen eine Weile. „Was ist aus Hildegard geworden?" fragte Herr von der Gröben endlich.

„Eine glückliche Gattin und eine glückliche Mutter" —

„Und wer hat sie heimführen dürfen?"

„Rudolf von Bergen" —

„Sapristi! Derselbe, mit dem Sie das Duell wegen der Brunella hatten?"

„Derselbe."

„Das begreife ein Anderer! Das stößt alles Frühere um." —

„Nicht doch. Hildegard war mit Constanze von Bergen zwei Jahre lang im nämlichen Pensionat gewesen und innig befreundet geworden. Schon damals hatte sie deren Bruder kennen gelernt, sich vielleicht auch in mädchenhafter Schwärmerei flüchtig für ihn interessirt. Sie werden zugeben, daß Bergen ein vollkommener Cavalier ist und Frauenherzen zu erobern versteht. Durch Fräulein von Bergen, beziehentlich auf indirectem Wege durch deren Bruder, ließ Onkel Malte Erkundigungen über mich in der Residenz einziehen, als ich mich bei seinem Vetter zu Gaste geladen hatte, und dieser mich nicht bei sich aufnehmen konnte. Die Bergens, früher gleichfalls in Pommern heimisch, waren inzwischen nämlich in der Residenz ansässig geworden. Daß sie Auskunft zur Genüge über mich geben konnten, läßt sich begreifen. Welcher Art dieselbe gewesen, hab' ich durch Frau Constanze von Sanden, geb. Bergen, die im Uebrigen meine Gewährsmännin für alle diese Aufschlüsse ist, nicht erfahren können; es läßt sich jedoch vermuthen, daß der Wahrheit nirgends ein Schleier umgehängt worden ist. Trotzdem erfolgte die Einladung Onkel Maltes an mich, die Hildegard geschrieben hatte." —

„Man dachte Sie also auf dem Lande wohl gründlich zu bessern, Baron", warf Herr von der Gröben ein, „und man hielt Sie jedenfalls noch nicht für verloren. Vielleicht hatte Ihr Onkel Malte sogar den Hintergedanken, Sie sich zu seinem Schwiegersohn zu erziehen, damit Bassow in der freiherrlichen Familie von Gresser verbliebe und keinerlei Namensänderung auf Seiten des neuen Eigenthümers nöthig würde." —

„Vielleicht." —

„Am auffallendsten bleibt, daß Ihre Cousine Hildegard unzweifelhaft Ihre ganze Vergangenheit, wie sie ihr von Fräulein von Bergen geschildert war, und die Veranlassung des letzten Duells kannte, ehe Sie auf Bassow eintrafen. Ebenso auffallend, daß sie Rudolf von Bergen heirathete, dessen Jugend der Ihrigen in allen Stücken glich und der das gleiche Duell gehabt hatte, — nur daß er eine noch weniger ehrenvolle Stelle darin spielte! Herr von Bergen ist dann freilich später sehr solide geworden und seit er geheirathet hat, überhaupt verschollen, — ich wußte garnicht, daß er noch unter den Lebenden weilt, wen er geehelicht und wo er vegetirt. — Aber er hatte keinesfalls etwas vor Ihnen voraus, und wenn Freifräulein Hildegard ihm seine stürmische

Digitized by Google

Vergangenheit und seine Jugendsünden verzieh, — sie handelte darin, mein' ich, gerade so edel und großsinnig, wie Sie sie mir geschildert haben, — so ist Ihre Verabschiedung doch ein greller Widerspruch in ihrer Denk- und Handlungsweise, den ich nicht begreife und der mir ihr Bild trübt, obgleich ich mit dem Endresultat um Ihret- wie um meinetwillen zufrieden bin. Es wäre doch schade, wenn Sie sie geheirathet hätten, Baron!"

Udo von Gresser antwortete nicht gleich, sondern machte sich immer noch im Kamin zu thun, als ob er um jeden Preis das erloschene Feuer aus der Asche wieder anfachen wolle. Dann sagte er, wie vor sich hin: „Sie wußte Alles und sie hat mich doch geliebt; — denn sie küßte mich damals. — Und ihre Worte beim Abschiede enthielten eine Lüge, vielleicht die einzige ihres Lebens; denn nicht damals erst hatte sie meine Geschichte erfahren und nicht deshalb trieb sie mich von sich: sie wollte mir selber nur die Demüthigung, den Vorwurf in der Erinnerung noch ersparen; ich sollte mir selber nicht als der elende Schwächling erscheinen, der nicht einmal um einer echten Liebe willen seinem bisherigen Dasein zu entsagen vermag. Als ein Abgewiesener, tiefen Groll wider sie im Herzen, wie nur die gekränkte Eitelkeit ihn kennt, sollte ich von ihr gehen und nie mit Reue und selbstquälerischer Pein an sie und an Bassow zurückdenken, nie mir sagen müssen, wie Alles anders, besser hätte kommen können, wenn meine Liebe eben mehr gewesen wäre, als ein flüchtiger, goldwarmer Sommertraum — deshalb log sie, und selbst in ihrer Lüge lag noch die ganze Hoheit, der ganze Edelsinn dieses großen, reinen Frauenherzens." —

„Woher wissen Sie das Alles jetzt plötzlich?" fragte Herr von der Gröben erstaunt. „Woher?" Udo von Gresser sah wie aus einem Traume auf. „Ich weiß nicht, es kam mir eben. — Hat es der Uhrpendel dort getickt? Hat es der Wind draußen gesummt? Hat es vorher schon das Kaminfeuer gerauscht? — Aber ich glaube, ich habe Ihnen da eine lange Geschichte erzählt, Gröben, und Sie um ein paar Stunden Schlafes gebracht. Warum ich sie erzählen mußte, — warum gerade heute? Auch das weiß ich nicht. Es muß in der Luft gelegen haben, — auch daß Sie so ernsthaft und geduldig zuhörten. Es ist sonst nicht Ihre Manier — Trinken Sie noch eine neue Flasche, Gröben?"

Herr von der Gröben war aufgestanden. „Nein, ich danke", sagte er, „ich will nun wirklich zu Bette gehen. Morgen ist das Diner bei Tarlow und Abends die Première in der Oper. — Ich muß frisch sein, und Sie müssen es auch sein — Uebrigens haben Sie wohl Recht: das Mädchen scheint Sie wirklich geliebt zu haben, und wenn — Aber, wie gesagt, es ist besser so. Unser Dasein neigt sich bergab, Gresser, wir sollten uns das nicht mit melancholischen Reminiscenzen aus wärmeren, sommerlicheren Tagen allzu klar machen. — Mich friert; ich wollte, ich wäre zu Hause. Gute Nacht, Baron, oder vielmehr: guten Morgen!"

Er ging und der Diener leuchtete ihm hinab; die Thür schloß sich. Udo von Gresser war wieder allein. Als er sich jäh umwandte, stieß er an die Marmorplatte des Tischchens, daß eines von den beiden Kelchgläsern umfiel und klirrend zerbrach. Er nahm die Stücke auf und warf sie in den Kamin. „Scherben und Asche!" murmelte er vor sich hin, „das ist der ganze Rest." —

Da hob der Sensenmann neben dem goldenen Uhrgehäuse wieder zu schlagen an; es war fünf Uhr geworden.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Sorglosen" von A. L'Arronge. — „Die Ehestands-Invaliden" von Dumanoir und Lafargue. — „Die Schulreiterin" von Emil Pohl.

Schon wieder ein neues Stück von L'Arronge — freilich nur für Berlin neu! Es ist fast drei Jahre alt, was für derlei kurzlebige Stücke ein schönes Alter bedeutet, und wurde bereits in Hamburg, Leipzig und anderswo gegeben, während die Aufführung im Wallner-Theater bisher an Differenzen zwischen dem Leiter dieser Bühne und dem Autor scheiterte. Wir fanden es begreiflich, daß Director Lebrun so lange zögerte, das Stück seines Collegen vom Deutschen Theater zur Aufführung zu bringen, denn es ging dem Schwank ein schlechter Ruf voraus: er hatte nirgends recht gefallen wollen. Nun wir aber das Stück kennen gelernt, müssen wir constatiren, daß es besser ist, als sein Ruf. Das spärlich versammelte Publicum — so wenig versprach man sich von der Novität! — hat das ungünstige Urtheil nicht ratificirt. Wie viel von dem schönen Erfolg auf das Conto der Darstellung zu setzen ist, mag dahingestellt bleiben: sicher ist, daß die „Sorglosen" nicht schlechter sind, als die letzten Stücke des fruchtbaren Autors und das späte Glück, das ihnen in Berlin blüht, im Ganzen wohl verdienen.

Das Lustspiel zeigt alle Züge der L'Arronge'schen Muse. Posse und Rührstück, Lustspiel und Sittenbild klingen nach einander an, und steht man schon im Begriffe, über einen plumpen Angriff auf unsere Thränendrüsen oder eine possenhafte Unmöglichkeit oder eine langweilige Moralpredigt verdrießlich zu werden, so versöhnt uns wieder eine muntere Bemerkung, ein guter scenischer Einfall, ein gemüthvoller Zug. L'Arronge ist und bleibt der Schilderer des bürgerlichen Lebens. Niemand wie er versteht es, das Publicum des Parterres und der Galerien anzuheimeln; für die Logen schreibt er nicht, und bringt er auch oft Leute von Adel auf die Bühne, so haben sie doch stets einen starken Zug von Rotüre; sie fallen jeden Augenblick aus der Rolle und gleiten auf dem Parquet aus. Dies wäre wohl auch das Schicksal des beliebten Rechtsanwalts Hoffmann, wenn er dem Drängen seiner eitlen Frau nachgeben und ein glänzenderes Haus machen würde. Zum Glück hat er eine Schwester, die Strumpfwaarenfabrikantenfrau Sturzbacher aus Sachsen, die mit ihrem gesund kleinbürgerlichen Verstand noch zur rechten Zeit eingreift und ihn und sein Haus vor dem Ruin bewahrt. Auch der bekannte Regierungsassessor, den wir erst kürzlich in einer Novität von L'Arronge kennen gelernt, spielt hier seine gewohnte Rolle der Vorsehung. Diesmal heißt er Dr. von Eichmann, aber der Name thut ja nichts zur Sache. Und abermals ist er der Tochter des Hauses, der schnippischen Paula, mit seiner Ironie und seinem Besserwissen arg zuwider, aber auch sie gewinnt ihn, ganz wie ihre Collegin im „Weg zum Herzen", schließlich lieb und wählt ihn zu ihrem Gemahl. Wahrlich, das Eingreifen des gewandten schneidigen Assessors war hier im höchsten Grade nothwendig! Da schlängelt sich nämlich ein angeblich egyptischer Oberst Friedrich August von Bolinski-Effendi durch das Stück: ein höchst zudringlicher Geselle, der mit Hülfe seiner hübschen Genossin nicht nur die Frau Rechtsanwalt gewonnen hat, sondern auch den Banquier Röder, den Schwiegersohn der biederen Frau Sturzbacher. Röder hat sich sogar unter der heimlichen Protection des türkischen Ehemanns in eine Liebschaft mit der Oberstin eingelassen und steht im Begriffe, mit ihr eine kleine Vergnügungsreise nach Leipzig zu unternehmen. Diesen Ausflug zu vereiteln, hat sich der Assessor mit der kleinen Paula vereinigt, und ihre List gelingt. Eine Depesche, die sich Röder von einem gefälligen Leipziger Freund bestellt hat, soll seiner galanten Fahrt einen geschäftlichen Grund anheucheln, aber der Assessor bekämpft ihn mit der gleichen

Digitized by Google

Waffe: auch er bestellt sich in Leipzig ein Telegramm, worin um Aufschub der unnöthig gewordenen Reise ersucht wird. Nun gilt es noch, das saubere Ehepaar gänzlich loszuwerden. Dies wird dem Assessor durch seine Beziehungen zum Auswärtigen Amte nicht minder leicht. Er läßt dem Vorleben des angeblichen Egypters nachforschen, und eben als dieser einen seiner gewohnten Angriffe auf Röder's Börse unternimmt, wird er als ein gemeiner Hochstapler entlarvt und zum schleunigen Abzuge genöthigt. Die Scene, wo der freche Bursche fortwährend türkisch flucht und wettert, ohne den Assessor einzuschüchtern, und sich schließlich mit einem „Bakschisch" — in seiner Sprache zu reden — in Gestalt einer bescheidenen Reisevergütung zufrieden gibt, ist mit viel Humor behandelt: da werden keine tragischen Donner verschwendet, nur eine praktische Ironie vollzieht das summarische Gericht, das zwei Familien von verderblichen Schmarotzern befreit.

Durch die originellen Figuren des Hochstaplerpaares, an Augier's „Aventurière" und ihren Bruder und ähnliche Figuren der französischen Komödie erinnernd, erhält die Muse von L'Arronge einen neuen Zug: die Pikanterie, die aber niemals, so heikle Verhältnisse auch berührt werden, die gut bürgerliche Decenz verletzt. Besonders wirksam ist neben diesen exotischen Figuren der Gegensatz der beschränkten, aber grundehrlichen deutschen Biedermaierei z. B. in der Person des Strumpfwirkers, der übrigens auch ein Schelm ist und ebenfalls mit fingirten Depeschen seinen Drang nach ehemännlicher Freiheit bemäntelt, bis er schließlich durch das Telegramm eines — kurz zuvor selig verstorbenen! — Freundes entlarvt wird. Herr Thomas gab trefflich diesen überhöflichen, katzbuckelnden, stets unterthänigen Sachsen, der sich von allem Fremden so gewaltig imponiren läßt und gar so gerne „terkisch" reden hört. Als nun endlich — natürlich im Actschluß! — das saubere Paar mit einander in Wortwechsel geräth und sich mit einem Strome von Schimpfwörtern in Mohammed's Muttersprache übergießt, da glaubt er nichts Anderes, als daß der Pascha auf seinen Wunsch ihm eine türkische Original-Conversation zum besten gibt. Gerührt, begeistert schüttelt er dem interessanten Muselmann die Hand: „Es war großartig!" Derlei hübsche Scenen und Einfälle, im Verein mit einer guten Darstellung, halfen dem Stück über alle Fährlichkeiten einer sprunghaften Handlung, der ein ganzer dritter Act, Röder's Ruin und Frau Sturzbacher's Hülfe, zu fehlen scheint, und sogar hinweg über den schwachen letzten Aufzug, dessen rührselige, moralisirende Langeweile leider einmal zu den Eigenthümlichkeiten des beliebten Lustspieldichters gehört.

Wir haben noch nachzutragen, daß das Residenztheater mit einem älteren französischen Vaudeville von Dumanoir und Lafargue: Die Ehestands-Invaliden einen ziemlich lang anhaltenden Erfolg errungen hat, der sich nach dem mäßigen Beifall des ersten Abends kaum erwarten ließ. Freilich, die Hauptidee des Schwanks ist drollig genug. Herr Baginet, der bekannte alte Junggeselle der französischen Komödie, heirathet. Was er in der Ehe sucht, ist ein sicherer Hafen für sein im Sturm und Drang des Lebemännerthums havarirtes Herz, eine Altersversorgung, eine Invalidenstiftung. Aber er hat seine Rechnung ohne seine Schwiegermutter gemacht. Diese ist fest entschlossen, sich mit ihrer Tochter in den Strudel zu stürzen, dem er entfliehen will, und am Hochzeitstage winkt ihm, statt des ersehnten beschaulichen Lebens in Schlafrock und Pantoffeln, die sofortige Uebersiedelung aus der freundlich-stillen Provinz nach Paris, eine Reise nach Italien, Bälle, Theater, Concerte, Frack, Claquehut und enge Lackstiefeln... Der zweite Act, der in Paris spielt, bringt ein paar drollige Genrebilder. Wir sind auf einem Ball. Während sich im Saale die jungen Frauen mit galanten jungen Herren unermüdlich im Tanze drehen, langweilen sich die Ehestands-Invaliden im Spielzimmer, räkeln sich auf Stühlen und Sophas, stellen wehmüthige Betrachtungen an über das lustige Junggesellen-Einst, und auch die Qualen der Eifersucht fehlen nicht, denn es wäre ihren hübschen jungen Frauen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie gefährliche Vergleiche zögen zwischen ihren jugendfrischen Kurschneidern und den Invaliden im Vorzimmer, für die Spiel und Tanz vorbei ist. Ach, die Ehekrüppel möchten so gern nach Hause, zu Bette! Ein pfiffiger Versuch, den Ball vorzeitig zu beenden, indem man heimlich die Uhren um zwei Stunden vorstellt, mißlingt kläglich; die Frauen, von ihren unermüdlichen Tänzern aufgeklärt, werfen die schon umgeworfenen Mäntel und Capuchons wieder ab und setzen den Tanz munter fort. Die Invaliden — sie werden alle im Residenztheater um mindestens 30 Jahre zu jung gegeben, und wenn Herr von Horax (Baginet) sich vergeblich rühmt, erst 39 Jahre alt zu sein, während er nach den Intentionen der Verfasser fast ein Fünfziger sein muß, so geben ihm die Zuschauer, dank seiner jugendlichen Maske und Behendigkeit, gewiß keine dreißig — die Invaliden also suchen nach einem neuen Mittel und finden es bald. Sie setzen sich zu einem Schlummerwhist an den Spieltisch. Die Karten in der Hand, schlafen sie selig ein, werden jedoch alle Augenblicke durch die Ankunft einer ihrer besseren Hälften aufgeschreckt. Nichts ist so possirlich, wie diese eingenickten Spieler, die da plötzlich schlaftrunken auffahren und den Tisch mechanisch zu bearbeiten anfangen, wobei die Karten bunt durcheinander fliegen. Ein andermal wird Herr Baginet im Schlaf durch eine Trompete gestört, die mit lustigem Schmettern das Tanzorchester übertönt; doch er hilft sich, indem er dem talentvollen Bläser das störende Instrument heimlich entwendet und versteckt; und was derlei Scherze sonst sind.

Mit dem dritten Acte setzt ein neues Motiv ein. Baginet übernimmt aus Gefälligkeit die Rolle eines im Duell verwundeten Freundes, der wirklich einen Stich in den Arm empfangen hat und es vor seiner eifersüchtigen Frau verheimlichen muß. Die Folge ist, daß die Schwiegermutter, über die Leichtfertigkeit ihres Baginet empört, denselben sofort in die Provinz verbannt. Das wollte er ja gerade. Endlich wird der Ehestandsinvalid seine Ruhe haben!

Gleichzeitig mit dieser bejahrten Novität, die übrigens vor Decennien bereits im Wallnertheater zur Aufführung gelangte, gibt das Residenztheater einen hübschen Einacter: Die Schulreiterin von Emil Pohl. Ein junges Mädchen wird für eine unternehmende Circusdame gehalten und von dem stellvertretenden Freund ihres Bräutigams mit angemessener Nonchalance behandelt. Als der ungetreue Bräutigam das Mißverständniß aufklärt, ist es zu spät für ihn: der Freund hat in froher Weinlaune zu viel aus der Schule geschwatzt und der jungen Dame die Augen geöffnet und dabei ihr Herz entdeckt. Die anmuthige Führung der Handlung und des Dialogs beweist, daß Emil Pohl, der Verfasser einst allbeliebter Possen, Unrecht hatte, sich seit langen Jahren schmollend von der Bühne abzuwenden. Ist die Berliner Posse auch todt, so finden doch Schwank und Lustspiel noch ein dankbares Publicum, und für beide scheint der Autor der „Schulreiterin" ein so anmuthiges, frisches Talent zu besitzen, daß es Schade wäre, wenn es sich auf diesem Gebiete nicht mehr bethätigen würde.

Z.

Notizen.

Goethe's italienische Reise. Mit 318 Illustrationen nach Feder- und Tuschzeichnungen ꝛc. von Julie von Kahle. Eingeleitet von Professor Heinrich Düntzer. 1885. Lichtdruck und Verlag der Königl. Hofkunstanstalt von Edm. Gaillard in Berlin. Dies vornehme Prachtwerk — der deutschen Kaiserin gewidmet — ist eine wahre Zierde des Büchertisches und legt das ehrenvollste Zeugniß ab für die Begeisterung, das künstlerische Geschick der Herausgeberin und den feinen Geschmack des Verlegers. Düntzer's Einleitung handelt über Stimmung, literarische und künstlerische Thätigkeit Goethe's in Italien, über Entstehung, Quellen, Eintheilung und Erscheinen der „Italienischen Reise". Der Text wird nach der — gleichfalls von Düntzer besorgten — Hempelschen Ausgabe, aber durchaus ohne Anmerkungen und Erläuterungen gegeben. An den Schluß des Ganzen ist die Aufnahme in die arkadische Gesellschaft und die Schilderung des humoristischen

Digitized by Google

Heiligen Filippo Neri gesetzt. Auch ein „übersichtliches Verzeichniß der zu den Illustrationen gehörenden Anführungen" fehlt nicht. Die Künstlerin hat nämlich zu sämmtlichen Illustrationen, sowohl den von ihr erfundenen, als den von ihr benutzten Gemälden und Stichen Goethe'sche Verse mit feiner Frakturschrift hinzugeschrieben, und diese finden sich mit den Zeichnungen selbst durch Lichtdruck vervielfältigt. In diesem „Verzeichniß" nun werden die Seiten, zu denen die Bilder gehören, die Gegenstände, welchen dieselben gewidmet sind, und die Stellen, auf welche sich diese Bilder beziehen, mit genauer Quellenangabe abgedruckt. Obwohl man gegen das Prinzip, den Bildern Verse beizugeben, Mancherlei einwenden mag, weil einerseits die Bilder durch sich selbst wirken müßten, andererseits die Verse in den wenigsten Fällen eine wirkliche Erläuterung des Bildes zu geben vermögen, so wird man doch den rührenden Fleiß, die hingebende Treue, mit welcher sich die Künstlerin in Goethe's Werk versenkt hat, mit welcher sie selbst in den entlegensten nach passenden Motiven geforscht hat, bewundernd anerkennen. Was die Illustrationen selbst betrifft, — 100 Vollbilder und 218 Textillustrationen, die, wenn auch recht geschickt, doch wohl nicht zum Vortheile des Ganzen, den einzelnen Seiten aufgeklebt sind, und deren Verzeichniß mit großer Gewissenhaftigkeit die Quellen angibt, denen die nicht aus der Phantasie der Künstlerin stammenden Bilder entnommen sind, — so bieten sie, wie Düntzer in der Einleitung bemerkt, „die Ansichten der zur Zeit von Goethe's Anwesenheit in Italien noch ganz oder in Trümmern bestehenden mannichfaltigen alten und neuen Bauwerke, die hervorragendsten der von ihm bewunderten Antiken, neue Bildwerke und Gemälde, landschaftliche Ansichten und Pläne." Sie geben ferner einzelne Zeichnungen von Goethe's eigener Hand, nämlich zwei Motive vom Nemi-See, römische Stadtmauer Landschaft nach italienischen Motiven, ferner eine zweifelhafte Handzeichnung der Signora Pa . . S . . z., außerdem die von Kniep nach Goethe's Entwürfen gezeichneten Bilder des Felsentheaters von Taormina und der dortigen Cyklopenfelsen. Auch ein Facsimile von Goethe's Handschrift, ein Stück aus einem Briefe an Herder wird geboten. Was die mitgetheilten Titel „Handschrift des Tagebuchs von Carlsbad bis Rom" und „Odysseus. Goethe's Nausikaa, Entwurf und Bruchstück" bedeuten, ob sie wirklich Goethe's Handschrift oder Zeichnungen andeuten sollen, vermag ich nicht zu sagen. Eine ziemliche Anzahl von Goethe-Porträts wird mitgetheilt, viele der von Goethe berichteten Situationen werden im Bilde festgehalten. Von Goethe's Freunden und Bekannten werden uns folgende im Bilde vorgeführt: Karl August, Herder, Heinrich Meyer, Lavater, Claudius, Jakobi, Kayser, Moritz, Reiffenstein, Phil. Hackert, Wilh. Tischbein, Bury, Kniep, Frau von Stein, Miß Harte, die Herzogin von Giovani; Dichter, Künstler, Kunstforscher der früheren Zeit, an deren Werken Goethe sich erfreute, über deren Werke und deren Persönlichkeit er in seinen Reiseberichten Mittheilung machte, werden abgebildet. So bietet das Ganze einen werthvollen künstlerischen Commentar zu Goethe's Werk, einen Commentar, der trotz mancher Mißgriffe im Einzelnen so viel Schönes, liebevoll Gepflegtes im Ganzen gewährt, daß die Goethefreunde der Künstlerin für ihre Gabe zum größten Dank verpflichtet sind.

Ludwig Geiger.

Ein erfreulicher Beweis, daß echte Poesie noch immer Liebhaber findet, liegt in dem Umstand, daß von Conrad Ferdinand Meyer's Gedichten (Leipzig, H. Haessel) bereits nach wenigen Monaten schon die 2. vermehrte Auflage und von dessen im selben Verlag erschienenen Romanzen-Cyclus: Hutten's letzte Tage die 5. Auflage vorliegt. Die Gedichte sind jetzt mit dem wohlgetroffenen Bilde des Dichters geschmückt, und manches prächtige Poem, z. B. das in der „Gegenwart" zuerst veröffentlichte „Thibaud von Champagne", ist hinzugekommen. Auch im „Hutten" ist manches neu. Der Verfasser hat sich mit vollem Erfolg bemüht, dem Ritter mehr Gestalt und Physiognomie zu geben. Auch die unermüdliche Feile ist dem Kenner Meyer's überall bemerkbar. Der formelle Fortschritt hat aber leider auch Vieles aufgeräumt, was manchem Verehrer lieb geworden war was er auswendig wußte, was ein Theil seines geistiges Besitzes und seine Freude war. Vergeblich sucht er jetzt z. B. nach den längstvertrauten schönen Versen:

So steh' ich hier getrost im Abendwind,
Weil ich und die Natur im Einklang sind.
Mit ihrem Schweigen hab' ich mich versöhnt
Und bin an ihren tiefen Ernst gewöhnt.

In der 5. Auflage heißt es statt dessen:

Ich schreite, wann du, Sonne, dich entfernst,
Getrost durch diesen tiefen Abendernst.
In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur.

Gewiß ist das prägnanter, concreter und formell vorzuziehen, aber es thut uns doch leid um die alte, frische, schlichtere Fassung. Darum wird uns durch die nachfolgenden Auflagen unser Exemplar der editio princeps nicht entwerthet, im Gegentheil! Der Dichter wird wohl wissen, warum er da und dort die Feile angesetzt hat, aber wir glauben, der erste frische Wurf, den so viele seiner Verehrer ihrem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt haben, müßte auch von ihm pietätvoller behandelt werden.

Offene Briefe und Antworten.

Schweninger im Epos?

Sehr geehrter Herr!

So nahe der Gedanke an Schweninger liegt, so kann ich doch versichern, daß ich bei dem Entwurfe meines Gedichtes: „Der dicke König" an jenen Herrn nicht im Geringsten gedacht habe. Als ich in Dozy's „Geschichte der Araber in Spanien" vom dicken König Sancho las, trat mir darin der Urtypus des roi fainéant entgegen, gewissermaßen jenes „constitutionellen" Monarchen, von dem der große Napoleon gesagt hat: „Glaubet ihr, daß ein Mann so ehrlos sein würde, sich zu einem mit Millionen gefütterten Mastschweine herzugeben?" Das Königthum bildet daher den Mittelpunkt des Gedichtes, und zwar, wie ich hoffe, wenn auch nicht in „liberaler", so doch durchaus freimüthiger Anschauung, nicht nur als Verherrlichung, sondern auch als Mahnung, wie es dem Dichter ziemt, wenn er nicht auf bloße Unterhaltung ausgeht. So erfreulich für Deutschland die Dienste sind, welche Herr Schweninger dem Reichskanzler geleistet hat, so möchte ich doch nicht in Verdacht kommen, mit einem im Grunde ernst gemeinten Werke auf ein vorübergehendes Tagesinteresse speculirt zu haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Berlin. Hans Herrig.

Antwort.

Schon im Vorwort seines Buches hat sich der Dichter beeilt, die Suche nach „speciellen Beziehungen" sich zu verbitten und ausdrücklich hervorzuheben, daß das erste Capitel bereits „vor Jahren" geschrieben sei. Leider hat er aber bei jener Gelegenheit den Grund verschwiegen, der ihn nunmehr veranlassen konnte, die frühere Conception gerade jetzt, anno domini Schweningeri, auszuführen und herauszugeben. Thatsache ist, daß jedem Leser — und ich wünsche dem ergötzlichen Gedichte deren recht viele — die Beziehung auf den „Reichsdoctor" sich aufdrängen wird und daß der Poet selber ein solches „Mißverständniß" vorausgesehen und ihm durch Retouche doch nicht vorgebeugt hat. Warum protestirt übrigens nicht auch der Teufel Bazillus dagegen: „auf ein vorübergehendes Tagesinteresse speculirt zu haben"?

Z.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten:

Spencer wider Kant.

Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus
mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip
von
A. Naumann.

Gr. 8°, geheftet, Preis 1 Mark.

Nur direct gegen Einsendung des Betrages zu beziehen von

Gräfius & Möller, Hamburg, Verlag und Buchdruckerei.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Romane

namhafter Autoren werden von der unterzeichneten, langjährig bestehenden Verlagshandlung zu erwerben gesucht. Auch Offerten bereits einmal in Zeitungen publicirter Werke erwünscht. Schleunigst verlangt wird ein Roman mit gut katholischer Tendenz.

Julius Engelmann
Berlin W.
Lützow-Straße 16.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlozer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben wurde fertig:

Fünfter Neudruck
der
Karte von Afrika
von
R. Andree und **A. Scobel**
in
4 Blatt.
Massstab 1 : 10 000 000.
Ausgeführt in der Geographischen Anstalt
von
Velhagen & Klasing in Leipzig.
Preis roh in 4 Blatt 20 *M*,
aufgezogen auf Leinwand in Mappe 22 *M*.

Die coloniale Bewegung in Deutschland und die Congoconferenz haben rasch hintereinander vier Neudrucke consumirt. Neuerdings verlangt Italien lebhaft nach dieser Karte. Sie ist für die Verfolgung der afrikanischen Begebenheiten ganz unentbehrlich.

Die etwa meterhohe und ebenso breite Karte ist das Resultat langjähriger mühevoller Arbeit; ihr Erscheinen traf wunderbar günstig mit der Colonialbewegung zusammen, der sie ihre bescheidenen Dienste hat leisten dürfen. Aus dem lichtblau gedruckten Meer hebt sich der Erdtheil mattbräunlich hervor, das fein gestochene Terrain ist dunkelbraun, die politischen Grenzen sind in Zinnober.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Velhagen & Klasing**
in Bielefeld und Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Die Giebinger.

Eine Erzählung
von
C. Hirundo.

II, 234 S. 8. geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Verfasserin von „Irmengard", der historischen Novelle, welche mit warmem Beifall aufgenommen wurde, bietet hier eine Erzählung mit dem geschichtlichen Hintergrund der Reformation und des Bauernkriegs von ungleich reicherem und mannigfaltiger gegliedertem Inhalt, die nach berufenem Urtheil einen sehr erheblichen künstlerischen Fortschritt darweist.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Diätetik des Geistes.

Eine
Anleitung zur Selbsterziehung
von
Friedrich Kirchner.

8°. Preis: geh. 5 M., elegant geb. 6 M.

Das vorliegende Buch, welches die wichtigsten Lehren aus der Anthropologie, Physiologie, Logik und Ethik zu einem wohlbegründeten System zusammenfügt, empfiehlt sich als ein zuverlässiger Mentor zur Erlangung einer wahrhaft harmonischen Bildung. Die Darstellung ist eine durchaus gemeinverständliche.

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende 2c. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**
Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.
Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten
auf
industriellen u. gewerblichen Gebieten
von
Oskar Asemissen,
Rechtsanwalt in Detmold.
Preis eleg. brochirt 2 *M*. 75 *pf*.
N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Soeben erschien:

Die Jugenddramen des Pierre Corneille.

Zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag desselben (1. Oktober 1684) von Dr. **Paul Langenscheidt.** gr. 8°. 1 M. 50 Pf. Langenscheidtsche Verl.-Buchh. (Prof. G. Langenscheidt) **Berlin.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 8 Berlin, den 21. Februar 1885. Band XXVII.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Dynamit-Krieg in England. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Philosophie des Aschermittwochs. Von Hieronymus Lorm. — Ein Roman aus Livland's Vergangenheit. Von Theophil Zolling. — Jacob Grimm im Frankfurter Parlament. Von Karl Bartsch. (Schluß.) — **Feuilleton:** Das verlorene Gewissen. Von M. Schtschedrin. — **Aus der Hauptstadt:** Julius von Payer's „Bai des Todes". von A. L. — Notizen: Wien war eine Theaterstadt. — Inserate.

Der Dynamit-Krieg in England.

Von Karl Blind.

Freventlich, ohne Kriegserklärung, unternahm der „alte Parlamentarier" Gladstone, im Sommer 1882, einen bewaffneten Angriff gegen die parlamentarische Fortschrittsbewegung eines mohammedanischen Volkes. Alexandria, die alte Culturstätte, ging in Flammen auf. Arabi wurde gestürzt, den wir doch von ministeriellen englischen Liberalen als den „Garibaldi Aegyptens" hatten bezeichnen hören — Arabi, der selbst von General Gordon als der einzige, für die Regierung des Landes fähige Mann anerkannt worden war. Die Briefe Gordon's, in denen dies ausgesprochen ist, sind in meiner Gegenwart von einem mit ihm befreundeten, den ersten Staatsmännern Englands nahestehenden Manne vorgezeigt worden, an den sie gerichtet waren.

Der ruchlose, seeräuberhafte Angriff auf Alexandria, hinter dem Rücken der englischen Volksvertretung, hinter dem Rücken sogar eines Theiles der Cabinetsmitglieder geplant, war im Grunde nur die Fortsetzung der russischen Politik der unmittelbar vorhergegangenen Jahre. Es ist eine alte, in dem berüchtigten Schreiben des Gesandten Pozzo di Borgo (1829) klar aufgestellte Regel der Petersburger Regierung: keine Reform in der Türkei sich ruhig gestalten zu lassen, da sonst Rußlands Weg nach Constantinopel erschwert würde. Sobald daher ein Parlament des osmanischen Reiches beisammen war, setzte der Zar dem Türken das Bajonnet an den Hals. Das böse Vorbild einer heilsamen Umwälzung am Goldnen Horn durfte nicht geduldet werden. Denn wenn selbst der Türke keine ausschließliche Sultans- und Paschawirthschaft mehr ertrug: wie konnte da die Forderung der Bewegungsmänner in Petersburg, Moskau, Kieff und Odessa nach Gewährung einer Verfassung noch länger zurückgewiesen werden?

So stach denn das Zarenthum den Mohammedaner sammt seinem neuen Parlamente über den Haufen.

Das Gleiche that Gladstone, in welchem die theologische Ader so mächtig schlägt, in Aegypten. Gleichwohl hatte Arabi nichts sehnlicher gewünscht, als zugleich mit der Regierung zu Constantinopel und mit England gut Freund zu bleiben. Und um den schnöden Streich gegen die Erhebung in Aegypten vollführen zu können, wurde das englische Unterhaus von Gladstone mit berechneten Worten hinter's Licht geführt, die gehässige That aber urplötzlich über Nacht vollzogen. Es war „eine Verletzung des Völkerrechtes, ein Bruch des Gesetzes der Sittlichkeit". So sagte damals, indem er empört aus dem Cabinete austrat, John Bright, der bedeutendste liberale Führer, der schon einer hervorragenden Stellung in der Partei genoß, als Gladstone sich noch in den Reihen der Conservativen hielt.

Heute liegen in dem Falle von Khartum die ersten schönen Früchte der Gladstone'schen Politik vor. In Ost-Afrika und bis weit nach Süd-Asien hinein — wo eine Bevölkerung von 250 000 000 Menschen durch ein europäisches Heer von 65 000 Mann im Zaume gehalten wird, während die eingeborenen Vasallenfürsten über bedeutende, gut bewaffnete Streitkräfte gebieten — ist Englands Name und Ansehen tief geschädigt. Inmitten dieser und anderer Gefahren und Wirren spielt der Dynamit-Krieg der irischen Landesfeinde auf Alt-Englands Boden, und die Sprengungen erfolgen gleichzeitig im Parlamentshause selbst und in der uralten Burg der Londoner City!

Wir sagen: Dynamit-Krieg. Aber ist denn das nicht auch ein „Krieg ohne Kriegserklärung", gewissermaßen nach Gladstone'schem Muster?

Nein; doch nicht ganz. Der Krieg ist in diesem Falle vielmehr erkärt. Er ist wiederholt erklärt worden durch die bedeutendsten Häupter der Liga — erklärt in zahlreichen Reden, die sie auf englischem, irischem, amerikanischem Boden gehalten; erklärt auf Volksversammlungen, in der Presse, sogar im Unterhaussaale zu London. „Irlands Kriegführung" hat Hon. Healy, nächst Parnell jetzt der hervorragendste und keckste Ligaführer, vor versammeltem Reichsparlamente die früheren Gräuelthaten genannt.

Wenn diese Partei von „Irland" spricht, so meint sie eben sich selbst. Der Zahl nach bildet sie allerdings kaum ein Viertel der Landes-Abgeordnetenschaft. Mehr als ein weiteres Viertel besteht aus gemäßigten Home-Rulern, die vor Allem dem Papste und der katholischen Kirche dienen. Der kleinere Rest der irischen Volksvertreter besteht aus reichstreuen Liberalen und Conservativen. Gleichwohl nennt die unter 103 Abgeordneten blos etwa 25 Mann zählende Parnell'sche Gruppe sich kurzweg die „irische Partei". Für sie sind die anderthalb Millionen Landsleute von englisch-schottischer Abkunft und protestantischem Bekenntnisse im Nordosten der Insel einfach Fremde, Eindringlinge, eine „ausländische Besatzung".

Mit welchen Mitteln, mit welchen Verbündeten die Parnell'sche Gruppe die Losreißung Irlands von England zu erringen sucht, das haben die letzen Jahre gezeigt. Was die Ziele der papistischen Klerikalen sind, das gab um die Zeit der Ermordung von Lord Cavendish und von Hon. Burke ein Blatt, welches sich der „Katholische Fortschritt" nennt, mit folgenden Worten zu erkennen:

„Irlands Leiden sind alle einer einzigen Ursache zuzu-

Digitized by Google

schreiben: dem Dasein des Protestantismus in Irland. Das Heilmittel könnte nur in der Beseitigung (removal) Dessen gefunden werden, wodurch das fortwährend andauernde Uebel erzeugt worden ist. Warum sind die Iren unzufrieden? Weil sie, die Iren und Katholiken sind, von einer öffentlichen Meinung regiert werden, welche englisch und protestantisch ist. Wenn Irland nicht als katholische Nation regiert und der Entwickelung der katholischen Kirche in Irland voller Spielraum gegeben wird, indem man der katholischen Religion die für die Religion bestimmten Mittel zuertheilt, so wird eine Wiederkehr solcher Ereignisse, wie sie jetzt geschehen, nicht verhindert werden können. Möchte jedes protestantische Versammlungshaus*) vom Erdboden des Landes vertilgt werden! Dann würde Irland wieder sich selbst gehören, und Gräuel wären unbekannt; denn es gäbe dann unter seinen Vorkämpfern keine Beimischung von Ungläubigen mehr."

Das ist, wie damals mit Recht hervorgehoben wurde, der reine (oder unreine) Geist der Bartholomäus-Nacht. Es trifft sich auch zufällig so, daß das Wort: „Beseitigung" (removal) der Kunstausdruck jener „Unüberwindlichen" war, welche sich nach ihrer Verhaftung als dreimal in der Wolle gefärbte Römlinge erwiesen. Mit keinem Worte aber ist diese Lehre von der Nothwendigkeit der Beseitigung der Ungläubigen in Parnell's Blatt „United Ireland", dessen Herausgeber ein Unterhausmitglied ist, noch auch in dem Dubliner Hauptblatte der gemäßigten Home-Ruler, in dem einem andern Unterhausmitgliede gehörigen „Freeman's Journal", getadelt worden.

Das bedeutungsvolle Schweigen, wo zu reden wäre, ist überhaupt eine den Parnelliten ebenso geläufige Kunst wie das Reden selbst. Niemand von den Liga-Führern hat ein Wort der Mißbilligung über die früheren oder neueren Dynamit-Sprengungen geäußert, bei welchen das Leben und die Gesundheit von politisch ganz Unbetheiligten, von Frauen, von Kindern, barbarisch aufs Spiel gesetzt und beschädigt wurde.

Das einzige, bisher im Auslande lebende, frühere Fenier-Haupt John O'Leary, ein Nicht-Liguist, hat bei seiner Rückkehr den Muth gehabt, sich entrüstet darüber auszusprechen. Er that es auf irischen Versammlungen in Manchester und Glasgow. Die Folge war nur, daß begeisterte Hochrufe auf „Rossa, Ford und Parnell" ausgebracht wurden, als auf eine edle Dreimännerschaft. Hätte Hon. O'Leary seinen Unwillen jenseits des St. Georgs-Canals kundgegeben, wer weiß, was ihm sonst noch widerfahren wäre!

Auch diese Hochrufe haben Hon. Parnell nicht zu einer Aeußerung vermocht, die, entschieden abgegeben, wenigstens in manchen Kreisen der Sonderbündler ohne Zweifel Wirkung üben würde. Ist dies Schweigen nur berechtigter Stolz? Geht es aus dem würdevollen Bewußtsein der eigenen Untadelhaftigkeit hervor?

Die englische Presse, welche die Freiheit des Einzelnen mit Recht hochhält, ist nicht leicht geneigt, auch in den schlimmsten Fällen Anforderungen auf eine Außerung zu stellen, die nicht zu thun der Einzelne irgendwelchen Beweggrund haben mag. Unbenommen bleibt aber der Presse selbst die Befugniß, sich unter jetzigen Umständen die früheren Reden Parnell's wieder einmal genauer anzusehen. Das Ergebniß ist gewesen: daß der Liga-Führer schon darum nicht leicht reden kann, weil er mit den Häuptern der Dynamit-Bande in Amerika durch persönlichen Briefwechsel und mittelst seiner bedeutendsten Liga-Beamten im engsten Verkehr zu einer Zeit war, wo gerade der jetzt wieder im Vordergrund stehende Hon. Patrick Ford, von der Neu-Yorker „Irish World" — damals noch im Verein mit Rossa — zur Niederbrennung Londons und einer Anzahl anderer Städte Englands und Schottlands öffentlich aufforderte und für diesen Zweck zu Beiträgen für den sogenannten „Scharmützel-Grundstock" einlud. Später trennten sich Rossa und Ford und betrieben das Geschäft der Scharmützelei seitdem Jeder auf eigene Faust.

Den Aufstand mit gewaffneter Hand, d. h. für den Fall, daß sich „Aussicht auf Erfolg" zeige, hat Hon. Parnell früher bekanntlich wiederholt offen gepredigt. „Oh, daß ich diese Waffen für Irland tragen könnte! Nun, der Tag mag noch kommen!" Das waren seine Worte einmal auf öffentlicher Iren-Versammlung in Amerika, wo sich irische Freiwillige mit ihren Gewehren eigefunden hatten. Diesseits und jenseits des Weltmeeres hat Hon. Parnell wiederholt bekannt, daß er „mit verfassungsmäßigen Mitteln nur so lange wirken werde, als es uns bequem ist"; daß „sein Weg gegenwärtig innerhalb der Verfassungslinien dahinläuft"; daß er jedoch eintretenden Falles „das Volk von Irland aufrufen werde, diese Linie zu überschreiten"; denn „wir erklären, daß es jedes Iren Pflicht ist, sein Land loszureißen, wenn er kann".

Auch daran wird jetzt erinnert, daß der Liga-Führer einmal im Unterhause England in ziemlich verständlichen Worten mit kommenden Thaten irischer Verschwörungen bedrohte. Auf Volksversammlungen kündigte er den nahenden „Sturz der englischen Einrichtungen", die Verbannung der Herren Gladstone und Genossen und seiner Baschi-Bozuks, desgleichen irgendwelcher Nachfolger, die etwa nach ihm in Irland erscheinen könnten", an. „Irland muß schlimmer werden, ehe es besser werden kann", rief er bei anderem Anlasse aus; „bald werdet ihr die nationale Unabhängigkeit besitzen, welche das Schlußziel der Land-Liga ist". Es müssen „nicht allein die Grundeigenthums-Einrichtungen, sondern auch die niederträchtige Regierung weggefegt werden". Der englischen Herrschaft müsse „der Hals gebrochen" werden; „die Usurpation, die uns so lange niedertrat, ist aus dem Lande zu jagen; Niemand von uns wird zufrieden sein, ehe wir nicht das letzte Band durchschnitten haben, welches Irland noch an England heftet".

Mit dieser Sprache Parnell's stimmte ganz diejenige von Männern wie Hon. Egan (damals Schatzmeister der Liga) überein, der die Hoffnung äußerte: ein fremder Heerführer werde eines Tages an der Spitze eines Irenheeres nach Irland einbrechen.

So landesverrätherisch diese Gesinnungen auch sein mögen, man darf sie getrost einstweilen als Windbeuteleien betrachten. Anders steht es schon mit den Beziehungen, welche die Liga, und Parnell persönlich, mit der Scharmützel- und Dynamit-Partei gepflogen haben. Darüber sind eben jetzt wieder in der englischen Presse, zumal nach der von Hon. H. O. Arnold Forster, dem Sohne des früheren liberalen Ministers, herausgegebenen Schrift, merkwürdige Zusammenstellungen gemacht worden.

Da ist die „Irisch World" des Hon. Patrick Ford, der in den letzten Tagen noch seine Freude darüber äußerte, daß „John Bull wider Willen nach der Dynamit-Politik tanzen und bei jedem Schritt seines Tanzes theuer dafür zahlen muß", und der jubelnd ausrief: „Mögen die Völker in die Hände klatschen! Babylon zittert vor Furcht und brüllt vor Wuth. Gott sei Dank! Möge das irische Volk in der ganzen Welt ein ‚Te-Deum' singen! Komme, was wolle, unsere Sache wird fortgesetzt werden." Nun denn, über dies selbe Neu-Yorker Blatt, in welchem Hon. Ford schon vor Jahren die gleiche Mordbrennerei anempfahl, welche damals die „Verbreitung des Lichtes" genannt wurde, schrieb Hon. Arnold Forster:

„Die irische nationale Land-Liga ist die Kostgängerin (pensioner) der ‚Irish World'. Es wird nicht geläugnet und ist nie geläugnet worden, daß weitaus der größere Theil des von der Liga empfangenen Geldes durch die Hände des Herausgebers jenes Blattes gekommen ist. Für jeden in Irland zu Hon. Parnell's Zwecken gezeichneten Schilling ist ein Pfund Sterling durch die Bemühungen der ‚Irish World' aufgebracht worden. Die ‚Irish World' wird in Irland mit der Kenntniß und mit Hülfe der irischen nationalen Land-Liga verbreitet. Zwei regelmäßige Mitarbeiter an dem Blatte, die Hon. Brennan und Egan, sind die bezahlten Beamten der Land-Liga."

Nun wird gezeigt, wie die in Ford's Zeitung enthaltenen Rathschläge die „Lichtverbreitung" empfahlen; wie London mit der massenhaften Anwendung von Sprengstoffen heimgesucht werden sollte; wie gesagt war: „irische Weiber sollten bewogen werden, auf die schuftige Soldateska der englischen

*) Das Wort „Kirche" ist dem ultramontanen Verfasser zu heilig, als daß er es den Protestanten gewähren könnte.

Digitized by Google

Verbrecherherrschaft Vitriol zu schleudern"; wie man sich rühmte, daß „das Verdienst, im Fortschritt zur Civilisation hin zuerst das Dynamit angewendet zu haben, Irland zukomme": wie man das Dynamit als großen „politischen Factor" pries — kurz, wie durch Denjenigen, welcher der Dubliner Liga Jahre lang den größten Theil der Geldmittel zusandte und welcher zugleich der Stifter der Scharmützel-Partei war, Woche um Woche zu den scheußlichsten Schandthaten aufgefordert wurde.

Nicht blos hatte Parnell kein Wort des Tadels dafür, nein, er und seine Liga-Beamten richteten an Hon. Ford Briefe des wärmsten Dankes für die gewordene Hülfe und empfahlen dabei die Verbreitung des Schandblattes in Irland. Hon. Brennan schrieb sogar mit spöttischstem Ausdrucke gegenüber England: „Mögen Diejenigen, welche uns so edelmüthig bei der ‚Verbreitung des Lichtes' geholfen haben, in ihrem guten Werke nicht nachlassen! Mögen sie fortfahren, uns in unserem guten Werke zu unterstützen. Die ‚Irish World' wird ihren Weg nach Irland, trotz aller Bemühungen, sie fernzuhalten, finden."

Das war zu einer Zeit geschrieben, wo ein Liga-Redner selbst auf irischem Boden sich nicht scheute, offen zu erklären: „Das irische Volk müsse sich zusammenthun, um diese verdammte Regierung mit Dynamit und Schießbaumwolle in die Luft zu sprengen."

Man kann sich denken, wie unter solchen Umständen die Zuschriften Parnell's, Brennan's, Egan's und der anderen Liga-Häupter an Ford auf die leicht erhitzte Einbildungskraft der sonderbündlerischen Vollblut-Iren wirken mußten. Selbst Hon. Davitt, der neuerdings eine halbe Stellung gegen Parnell eingenommen hat, schrieb damals: „Schickt nur ja die ‚Irish World' nach Irland! Ihre Macht für die gute Sache ist wunderbar. Sie ist eine allstärkende Kraft unter dem irische Volke, und ich kann mich nicht entschieden genug in diesem Sinne aussprechen."

Was soll es, wenn man diese Sachen in Betracht zieht, heißen, daß das clerical homerulerische „Freeman's Journal", nach den Sprengungen im Parlamentspalaste und im Tower, behauptete: „Das Werk der Dynamit-Partei sei die größte Verlegenheit für die Führer der irischen Partei selbst; und ganz abgesehen von dem natürlichen Abscheu gegen so teuflische, so viele furchtbare Folgen nach sich ziehende Missethaten sehe Hon. Parnell seine Verfassungsziele gefährdet, seine nationale Arbeit bedroht durch Handlungen, welche nicht allein Elend über Einzelne, sondern auch ungerechte Vorwürfe und Nachtheil für die Sache bringen."

Auf diese Behauptung des Römlingsblattes hat man erwidert: wie es denn komme, daß, wenn dem so sei, Hon. Parnell weder um der Menschlichkeit, noch um seiner eigenen Sache willen den Mund öffne? Warum blieben die Hon. Healy, Biggar, T. P. O'Comor und andere Genossen Parnell's völlig stumm? Wenn die Thaten der Sprengteufel die größte Verlegenheit für den Führer der irischen Partei bilden und seine Sache so tief schädigen, zeige er sich da nicht durch sein Schweigen als völlig unwürdig seiner Führerstellung? Müßten nicht die wilderen Geister unter seinen Anhängern aus seiner andauernden Verschlossenheit folgern, daß auch er England durch derlei scheußliche Mittel in die Gewährung eines Sonderparlamentes zu Dublin hineinschrecken wolle, welches der erste Schritt zur Losreißung vom Reich wäre?

Gewiß werden aus seiner jetzigen Verschlossenheit diese Folgerungen gezogen, wie man aus seinen früheren, keineswegs so verschlossenen Zuschriften an das Haupt der Dynamit-Partei in Amerika noch viel entschiedenere Folgerungen gezogen hat.

Hon. Parnell wird von seinen Getreuen gern der „ungekrönte König von Irland" genannt. Man hat ihn auch neuerdings von englischer Seite als den „Großwähler" seiner Partei bezeichnet. Während er England gegenüber, im Namen der Freiheit, das Home-Rule oder vielmehr die Unabhängigkeit der Insel verlangt, gestattet er — wie sich dies erst wieder vor ein paar Wochen zeigte — nicht einmal innerhalb seiner Partei den Wählern das Recht, einen Candidaten in nationalistischem Sinne aufzustellen, der ihnen behagt.

So geschah es unlängst in Monaghan. Zwei Drittel der Wähler hatten einen Hon. O'Ryan ernannt. Dieser gefiel jedoch der Pfaffenschaft nicht, welche bisher in manchen Bezirken, hie und da selbst ohne vorherige Befragung der Wählerschaft, die Bewerber um einen Abgeordnensitz ernannte. Hon. Parnell, der Schein-Protestant und merkwürdige Freiheitsmann, trat auf die Seite der Pfaffenschaft, erschien selbst an Ort und Stelle und zwang Hon. O'Ryan, zu Gunsten eines der römischen Geistlichkeit genehmen Hon. O'Connor zurückzutreten. Hon. O'Ryan, der bis dahin nicht nachzugeben erklärt hatte, vollzog darauf, unter sklavischen Ausdrücken gegenüber „dem ungekrönten König", den politischen Selbstmord!

Dies mag nur als Pröbchen der Zustände dienen. Kein Wunder, daß Engländer Hon. Carl Stewart Parnell ironisch Hon. Parnell „Carl Stuart" nennen. Bei so gebietender Stellung innerhalb der Partei läge ihm selbstverständlich um so mehr die Pflicht ob, den Gräuelscenen durch offene Erklärung Einhalt zu thun; und doch geschieht es immer noch nicht.

Parnell's gebietende Stellung ist übrigens durch sein Verhältniß zur Klerisei beschränkt. Hon. O'Connor war der Candidat des Erzbischofs Croke und der anderen römischen Würdenträger gewesen; darum mußte Hon. Parnell, der Mehrzahl der Wähler zum Trotz, die sonst doch alle sonderbündlerisch gesinnt sind, für diesen und gegen O'Ryan eintreten. Darum auch hat Parnell, der sogenannte Protestant, sich seit Jahren angestrengt, sowohl eine katholische Hochschule aus Staatsmitteln zu erlangen, wie auch das Volksschulwesen noch mehr, als es ohnedies der Fall ist, in die Hände des ultramontanen Pfaffenthums zu bringen.

Das Maß der Theilnahme, das den angeblichen Freiheitsbestrebungen der irischen Partei, die mit den „Scharmützlern" in so enger Beziehung stand und theilweise noch steht, von Seiten wahrer Freunde der Freiheit und Aufklärung entgegengebracht werden kann, bestimmt sich darnach von selbst. In dieser Auffassung darf man sich deutscherseits auch nicht durch die Fehler und Vergehen beirren lassen, deren sich Gladstone unzweifelhaft mehrfach in äußerer Politik schuldig gemacht hat.

Literatur und Kunst.

Philosophie des Aschermittwochs.

Von Hieronymus Lorm.

Jeder, der das Leben zu beherrschen weiß, versteht auch den erbärmlichen gemeinen Katzenjammer in die ehrwürdige Erscheinung des Katers zu verwandeln, der ernsthaft ist und Respect verlangt. Der Katzenjammer ist bekanntlich die Reue des Magens und er gibt sich auch dazu her, des Magens schwer belastetes Gewissen auf eine Weise zu erleichtern, welche er entweder in stillen Winkeln verbergen muß oder durch die er die Welt zum Zeugen seiner Sündhaftigkeit und seiner Buße macht. Kleinlicher, verachtenswerther Katzenjammer! Ganz anders der Kater: auch er weiß sich schwer beladen von den Folgen seines Leichtsinns und den Freveln seiner Genußsucht, auch er kann darob seinen Grimm und sein Murren nicht unterdrücken, aber er hütet sich wohl, der Welt zu offenbaren, daß er selbst der Gegenstand seiner jammervollen Laune ist. Er zeigt sich vielmehr der Welt nur, um ihr zu sagen, daß nicht er es ist, der im Argen liegt, sondern sie; er fordert sie zur Buße auf — für seine Sünden.

Um dies zu bewerkstelligen, schimpft er nicht auf die durchlebten Fastnachtsfreuden, sondern nur auf Dinge, die gar nichts damit zu thun hatten und nur so neben her liefen. Der Katzenjammer hat zu viel Sect getrunken und

Digitized by Google

schneidet deshalb fürchterliche Gesichter; auch der Kater macht ein abscheuliches Gesicht, aber er sieht so moralisch aus, daß selbst die Verleumdung nicht den Muth hätte, zu behaupten, der Kater wisse, daß es überhaupt etwas so Lasterhaftes auf Erden gebe wie Sect. Worüber also schimpft er? Er erinnert sich eben, was er nebst dem Sect in den Tagen der Lust hinunterschlucken mußte. Er gedenkt der ausgeschriebenen Schriftsteller, die in ihren alten Tagen noch immer alte Witze machen, noch immer den Schäker, den losen Schelm bei den Damen, aus ihren Aufsätzen hervorlugen lassen, und gibt sein Mißwollen in der grimmig lächelnden Sentenz zu erkennen: gerade diese Schriftsteller beweisen ihre Unsterblichkeit, denn sie leben noch fort, nachdem sie den Geist bereits aufgegeben haben.

„Ist mein Unwohlsein nicht natürlich", spricht der Kater mit galliger Wehmuth, „wenn mir mitten in der Carnevalslust solche Unglücksfälle, wie die Gedichte über die in Spanien Verunglückten — geschehen sind; ich meine, wenn solche Unglücksfälle geschehen sind! Warum hat man diese „ergreifenden" Gedichte nicht vor der Katastrophe in Spanien selbst vorgetragen? Die spanische Erde wäre davon nicht erschüttert worden."

Ja, es ist ein strenger Winter! Der Himmel aber möge mich davor bewahren, daß ich fortführe, den herben, grollenden Kater in eigener Person sprechen zu lassen. Er brächte mich noch in Conflict mit allen Trägern der zeitgenössischen Literatur, zuletzt käme er noch auf die Theaterstücke, die diesen Fasching begleiteten und fast selbst wie ein Faschingsspuk anzusehen waren, nicht viel anders als der infernalische Schlußgalopp auf dem Fastnachtsball der großen Oper in Paris. Da erblickte man in toller Zusammenstellung Frau Susanne, deren sich getreu nach der Bibel zwei alte Herren bemächtigen wollten; auf der Brust trug sie eine goldene Spinne als Broche, die ihr hätte gestohlen werden können, aber einfach — verloren war. Daneben rasten alle vier Temperamente des Berliner Publicums vor ihren theatralischen Zerrspiegeln, daß bald sogar der Phlegmatiker dem Sanguiniker an die Kehle gesprungen wäre und dieser die letzte Hoffnung aufgab. Lydia, die Geliebte des Horaz, seinen Lehren noch treuer als ihm selbst, stieg nach dreimal neun Jahren aus dem Pulte des Franzosen Ponsard in deutscher Originalgewandung auf die deutsche Bühne. Dies Alles mußte man während des Faschings in sich hineingießen und nun sollte der Kater mit der grollenden Verdrossenheit, die ihm im Magen liegt, nicht den Drang fühlen — loszubrechen? Ich führe ihn aber noch glücklich in den Hintergrund. Nur mit eingezogenen Krallen, nur sanft und minniglich darf der Katzenjammer in Gestalt der Kritik unserer Tage um den Brei der Literatur schleichen.

Wir sind in die Fastenzeit eingetreten. In katholischen Ländern theilt sich jetzt die Bevölkerung in Leute, die nicht aufhören, Fleisch zu essen und in Leute, die nur Fische genießen. Im Hinblick auf diese Völkerschaften wäre es an der Zeit, die modernsten Bücher zu analysiren, welche jeder der beiden Parteien gerecht werden, indem sie weder Fleisch noch Fisch sind. O, Kater, beherrsche Dich und bleibe im Hintergrunde!

In der That geziemt es der Würde des Katers, sich nicht durch Zornausbrüche und Schimpfen, sondern durch philosophische Betrachtung Beruhigung zu verschaffen. Eine Philosophie des Katzenjammers hat einen gewaltigen historischen Ausgangspunkt, denn beim Lichte betrachtet ist die ganze abendländische Weltanschauung, welche schon bald zwei ganze Jahrtausende beständig zur Buße auffordert, nichts weiter als ein ebenso langer Aschermittwoch, nichts weiter als der saure Hering, der einer vom Schwelgen ermüdeten Menschheit unmittelbar nach den Orgien des Alterthums verordnet wurde. Darum kommen wir auch eigentlich auf den Gebieten des Staates und der Gesellschaft aus dem Katzenjammer nicht recht heraus. Wir haben schon längst wieder frischen Durst und gesunden Hunger, aber wir sollen uns noch immer mit dem saueren Hering restauriren.

Man sieht, eine historische Betrachtung des Katzenjammers würde ihn nur immer mehr verstärken und vergrößern; er muß zu dem Mittel einer philosophischen, einer ästhetischen, einer idealistischen Betrachtung greifen, um unabhängig von der Weltgeschichte sein Heil zu finden. Eine idealistische Betrachtung wendet sich an den Augenblick, denn er ist an und für sich das Ewige, während die Vergänglichkeit im wandelbaren Inhalt der Zeiten sich darstellt. So wird man denn meinem idealistischen Gemüth die hingebende Betrachtung des Augenblicks wenigstens nicht als Schuld anrechnen. Der Idealismus kleidet einen deutschen Schriftsteller gewiß sehr schön, wenn er auch bei solcher Kleidung in Lumpen gehen muß.

Der Augenblick aber ist die Fastenzeit. Wenn sie auch in einigen exclusiven Kreisen nicht maßgebend ist für die großstädtische Unterhaltung, so sind doch viele Flammen schon erloschen, welche die vorhergegangene brausende Jubelzeit angefacht hatte. Nicht bloß mit dem Gürtel und mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei, auch mit den Tanzschuhen wird er unbrauchbar gemacht, mit den Bouquets zerblättert, mit Perlen und Diamanten ins Etui gelegt und außer Gebrauch gesetzt. Zu müden Beinen gesellen sich die müden Herzen. Man war wieder einmal jung, man hat wieder einmal „ewig" geliebt — und schon kömmt es Einem wie eine Ewigkeit vor, daß man geliebt hat. Illusionen erbleichen wie farbige Seidenbänder, Schmeicheleien werden werthlos wie Cotillon-Orden nach dem Balle; nüchtern wird die Welt, kalt das Leben, Flammen aller Art sind erloschen, — glücklich, wer noch die Mittel und die Muße hat, sich an die trauliche Flamme des häuslichen Herdes zu setzen. In dieser anheimelnden Situation genügt es aber nicht, die Pantoffel anzuziehen, man muß sich auch der Strümpfe entledigen, ich meine der Blaustrümpfe. Denn die Fastenzeit ist die Zeit des Lesens, und der heimtückische Buchhändler ist im Stande, schreckliche Frauenzimmer „zur Ansicht" an den häuslichen Herd zu senden, eine Amely Bölte, eine Margarethe Halm — o, Kater, um Gotteswillen beherrsche Dich und bleibe im Hintergrunde!

Ich verehre die Frauen, auch wenn sie nebenbei schreiben, aber nicht die weiblichen Schreiber, wenn sie nur nebenbei Frauen sind. Sie könnten an der allgemeinen Herrschaft der Stahlfeder zweifeln machen, diese weiblichen Federn, sie könnten glauben machen, daß ausschließlich der frühere Brauch wieder hergestellt sei.

Man kann die Sinne ganz anders beschäftigen. In dieser fastenstillen Zeit ruht sich zwar die Stadt aus, aber nur wie ein Held, der auf neue Thaten sinnt. Lange, eh' die Falter sich entpuppen, werden die Modepuppen sich entfalten. Wie gut hat es die Natur, daß sie alljährlich den Blumenstengeln denselben Hut aufsetzen und Farbe und Schnitt der Pflanzen belassen darf, wie sie schon anno Adam und Eva gewesen sind! Freilich hat es die Natur als Modistin nur mit der Erde, einer schon etwas ältlichen Dame, zu thun. Was die andern Modistinnen leisten und was manchen jungen Frauen zur zweiten Natur wird, fordert alljährlich seine Erneuerung.

Vor Allem aber sei die baldige Wiederkehr des Sonnenschirmes freundlich begrüßt. Dieser Galanteriedegen der Frauen wird im Winter schmerzlich vermißt. Unsere Frauen entbehren auf der Straße den spanischen Fächer, aber hinter der spanischen Wand des Sonnenschirmes lugt zuweilen noch bei Weitem mehr Romantik hervor. Einem beglückenden Zwiegespräch unter dem Schirm des Mondes ist immer ein reizend getragener Sonnenschirm vorhergegangen.

Man kann die Sinne, wie gesagt, in der Fastenzeit besonders beschäftigen. Die eben erwähnte Entwickelung der neuen Toiletten ist dem Auge gewidmet; die Befriedigung aber, die zwei andere Sinne, das Ohr und der Geschmack, speciell in der Fastenzeit finden, ist dem norddeutschen Protestantismus so ziemlich versagt: die Fastenpredigten und die Fastenspeisen. Daß die ersteren gerade dem aufgeklärten Kirchenbesucher zum Genuß werden können, begreift nur, wer im katholischen Süden, in München oder Wien, jemals den polternden Donner der Kanzel vernahm. Der Kapuziner in „Wallenstein's Lager" ist nur ein schwacher Abklatsch des unfreiwilligen Humors jener Predigten. Allein auch die Fastenspeisen, die man sich allerdings überall verschaffen könnte, hätten im protestantischen Norden nicht die Würze und die

Digitized by Google

Wonne, die ihnen ein problematisches Entbehren verleiht. Daß man auf die köstlichsten Fische und die seltensten Gemüse gleichsam durch religiöses Gebot angewiesen ist, verbreitet darüber einen gewissermaßen feierlichen Wohlgeschmack. Ich lasse mich nicht so tief herab, den Wiener Mehlspeisen ein Lob zu singen, zu welchem ich mich insgeheim stets gern emporschwinge; ich will aber ein Pröbchen der Begeisterung erzählen, welche einmal die Fastentafel im Süden Frankreichs erregte. Einer der Miteſſer erhob sich plötzlich und legte den übrigen Gästen einen Subscriptionsbogen für ein zu errichtendes Denkmal vor. „Für wen?" riefen die Gäste. — „Für einen der ersten Entdecker und Erfinder, für einen wahren Wohlthäter des Menschengeschlechts." — „Für wen, für wen?" — „Für jenes erste verdienstvolle Schwein, das die Trüffel entdeckt hat."

Immer aber wird den besten Inhalt der Fastenzeit die Erinnerung an die Faschingszeit bilden, und auch die Philosophie des Katers kann nicht umhin, noch einen Rückblick auf das metaphysische Räthsel zu werfen, daß man im Stande ist, sich ohne Motiv zu freuen, bloß par ordre du Moufti, welcher hier Niemand Anderer ist, als der Kalender. Noch ist an dem Gott in der oft so bestialisch sich äußernden Menschennatur nicht zu verzweifeln, so lange sie des holden Unsinns, der süßen Narrheit, der Poesie fähig ist, ohne allen Grund, ja unter tausend Gründen, die dagegen sprechen, zu springen und zu lachen. Ja, der Ernst des Lebens ist selbst nur eine Maske, womit es den leichtgetäuschten Narren ernsthaft macht und den durchschauenden Weisen zum Lachen bringt.

Ein philosophischer Schneider seufzte: „Was ist das Leben? Ein Pelz im Sommer und ein Nankin-Beinkleid im Winter." Damit ist die närrische Verkleidung, in der sich das Leben gefällt, unbestreitbar nachgewiesen, und es kommt nur darauf an, diese komische Maske des wirklichen Lebens so zu belachen, als ob ein Faschingsnarr sie trüge. Wenn man kann! Denn die Maske des wirklichen Lebens, die dem Unbetheiligten komisch vorkommt, ist für den Betheiligten zuweilen so schrecklich, daß er unmöglich lachen kann.

„Das beste Mittel gegen Zahnschmerz", sagte ein Dorfbarbier, „ist: schlafen." — „Wenn man kann!" stöhnte der Patient.

Die moralischen Zahnschmerzen — sie machen eben ganz und gar die Stimmung des Katers aus, und er käme nicht zu seinem Rechte, wenn er nicht vom wenig verstandenen und unendlich viel mißverstandenen Schlagwort des Tages, vom Pessimismus, sprechen dürfte. Den verfälschten, den modernen, von der Gesellschaft und Geselligkeit zum modischen Kleidungsstück der Gemüth- und Gedankenlosigkeit herabgewürdigten Pessimismus sollte freilich der Teufel holen, und nur, daß er sich dazu nicht entschließen kann, stimmt auch den Unbefangenen pessimistisch. Der rechte und wahre Pessimismus hat Religion und Poesie zu Stützpunkten. Das Buch Kohelet ist der Pessimismus der Bibel; Shakespeare's „Hamlet" ist die Bibel des Pessimismus.

Seltsam, daß gerade das Höchste dem Scherz und der Satire die Mittel an die Hand gibt, um das Niedrigste zu kennzeichnen. Die Anfangsworte des berühmten Hamlet-Monologs hat man in ihrer deutschen Uebersetzung dazu gebraucht, einen ganz anderen Zweifel, als den am Werth des Lebens auszudrücken, den Zweifel nämlich an der literarischen Originalität eines Autors, der im Verdacht des Plagiats steht. Man nimmt sein Werk mit der Frage zur Hand: „Sein oder nicht sein?"

Ich selbst habe den Monolog benutzt, um einem „Kleiderkünstler", der sich als Rentier aus dem Handwerk zurückzog, auf sein Verlangen ein Albumblatt zu schreiben:

„Denn wer ertrüg der Zeiten Spott und Geißel . . .
Wenn er sich selbst in Ruh'stand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß? . . . ."

Ich kenne nicht die Schrift über Pessimismus von O. Plümacher, vor Kurzem an dieser Stelle angezeigt; ich weiß nicht, wie das Buch, das mir nicht zukam, die Dichter des Pessimismus und vor Allem Shakespeare behandelt. Jedenfalls aber dürfte es nicht überflüssig sein, darauf hinzudeuten, daß ein tief aus dem Herzen geschöpfter und erschöpfender Grund für den literarischen Pessimismus in einer einzigen Zeile des Hamlet-Monologs enthalten ist:

„the spurns that patient merit of th'unworthy takes"

(nach Schlegel's rhythmisch einzig möglicher und doch dürftiger Uebersetzung: „Die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist.")

Ein Kennzeichen dieses Unwerthes ist die in den gebildeten Kreisen und in der Kritik immer stärker auftretende literarische Heuchelei. Sie bethätigt sich durch den Cultus mit dem Namen der berühmten Todten, die sie mit Derwisch-Tänzen der Verzückung umkreist, und sie verräth sich zugleich durch die stumpfe Gleichgültigkeit der Gesellschaft und die boshafte Tücke der Kritik, womit die gleichberechtigten, in gleicher Richtung wirkenden und oft noch verdienstvolleren Lebenden von jener ignorirt und von dieser todtgeschwiegen werden. Es ist unmöglich, daß die Verzückung vor den Todten ein wahres Gefühl für Poesie, daß sie etwas anderes als Heuchelei sei, wenn sich damit Neid, Mißgunst oder völlige Unempfänglichkeit gegen die in gleichem Maße poetische Production des Tages verbindet.

Ich fürchte jedoch, im Verlauf so ernster Betrachtung erhielte der Kater im Hintergrunde Macht über mich. Literarisch erheitern kann höchstens der Anblick der Individuen, die zugleich Typen sind, der Literaten, die man in ihrer Einzelgestalt vor sich sieht und dabei die volle Ueberzeugung hat, daß sie in hunderten von Exemplaren in allen größern Städten vorhanden sind. Da ist zum Beispiel: der durch seine Anstrengung, bekannt zu werden, bekannte Schriftsteller, dem ich längst schon eine Monographie zu widmen beschlossen habe.

Literarisch erheitern kann natürlich auch die Production selbst, wenn man der dazu geeigneten zufällig begegnet. Zu leugnen aber wäre, daß dieselbe aus den Gattungen hervorgehen könnte, welche die neue Zeit erst erfunden hat, wie etwa aus dem naturalistischen, aus dem specifisch bedeutenden oder aus dem im besondern Sinn unserer Tage historischen Roman. Was ich unter letzterem verstehe, erklärt vorläufig genügend der Hinweis auf die „Brausejahre" von A. v. d. Elbe — still, o Kater, und rege Dich nicht!

Nur ein Wort noch über den bedeutenden Roman. Unter allen Nationen hat der Deutsche allein einen ungeheueren, durch geduldiges Lesen sich bethätigenden Respect vor dem Schlechten und Langweiligen, wenn es ihm als „bedeutend" angepriesen wird. Das haben nicht blos die Tendenz-Romane früherer Tage bewiesen, in denen wenigstens eine bestimmte Idee, wenn auch schwer athmend und mit lahmen Gliedern, als lebendige Gestalt sich darstellen wollte; das beweisen noch heutzutage Romane, denen nicht einmal eine bestimmte Idee, sondern nur ein Autorname nachzurühmen ist. Sie haben keine Spannung, sie bieten keine Unterhaltung, man weiß nicht, weshalb man sich mit dem Lesen plagt, aber sie sind — bedeutend. Schon einmal habe ich an obscurer Stelle diesen Gegenstand durch ein vergleichendes Bild illustrirt:

Ein Weinschätzmeister wird von einem Fürsten, der auf den Besitz seines Kellers sehr stolz ist, zur Prüfung eines besonderen Fasses berufen. Der Schätzmeister verkostet sorgfältig das Getränk: „Der Wein ist ausgezeichnet, er hat eine Blume, eine Reife, aber er hat einen Fehler."

„Einen Fehler!" ruft der Besitzer mit Schrecken.

„Einen einzigen Fehler: er ist nicht gut. Sonst aber ist er wirklich ganz ausgezeichnet, ein bedeutender Wein."

Die Sonne scheint, die Fastenzeit kündigt deutlich an, daß ihr die Frühlingszeit folgen werde — und der Kater ist verschwunden. Für die Reichen der großen Stadt geht alle Vegetation ihrer eigentlichen Zeit um Wochen voraus und bald wird man in den Straßen Berlins Februarveilchen verkaufen, die eigentlich erst der März bringen könnte. Was liegt an der Zeit? Balsamisch duften die ersten Athemzüge der erwachenden Natur in Gestalt der Veilchen, die aus den verheerenden Stürmen des Vorfrühlings, aus dem Streit der Elemente mit einem blauen Auge davongekommen sind.

Digitized by Google

Jacob Grimm im Frankfurter Parlament.

Von Karl Bartsch.

(Schluß.)

Bei der Wahl des Reichsverwesers am 29. Juni stimmte Grimm für Erzherzog Johann von Oesterreich, der 436 Stimmen erhielt, während z. B. Ludwig Uhland für den Präsidenten der Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, votirte (mit 51 anderen Mitgliedern der Linken). J. Grimm gehörte zu den Unterzeichnern der folgenden aus diesem Anlaß vor der Wahl abgegebenen Erklärung: „Die Unterzeichneten geben hierdurch mit Genehmigung der Nationalversammlung die Gesammterklärung zu Protokoll, daß sie dem Beschlusse, nach welchem die Nationalversammlung den Reichsverweser zu wählen hat, nur in dem Vertrauen beistimmen, daß die deutschen Regierungen zu dieser Wahl ihre Zustimmung geben werden. Frankfurt, den 27. Juni 1848."

Als die Grundrechte des deutschen Volkes berathen wurden, stellte J. Grimm folgenden Antrag:

„Ich beantrage für Artikel I der Grundrechte folgenden einzuschalten:

Alle Deutschen sind frei und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei."

Zur Begründung dieses Antrages sagte er Folgendes:

Meine Herren! Ich habe nur wenige Worte vorzutragen zu Gunsten des Artikels, den ich die Ehre habe vorzuschlagen. Zu meiner Freude hat in dem Entwurf des Ausschusses unserer künftigen Grundrechte die Nachahmung der französischen Formel „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" gefehlt. Die Menschen sind nicht gleich, wie neulich schon bemerkt wurde, sie sind auch im Sinne der Grundrechte keine Brüder; vielmehr die Brüderschaft — denn das ist die bessere Uebersetzung — ist ein religiöser und sittlicher Begriff, der schon in der heiligen Schrift enthalten ist. Aber der Begriff von Freiheit ist ein so heiliger und wichtiger, daß es mir durchaus nothwendig erscheint, ihn an die Spitze unserer Grundrechte zu stellen. Ich schlage also vor, daß der Artikel I des Vorschlages zum zweiten gemacht, und dafür ein erster folgenden Inhalts eingeschaltet werde: Alle Deutschen u. s. w. Ich leite also aus dem Rechte der Freiheit noch eine mächtige Wirkung der Freiheit her; wie sonst die Luft unfrei machte, so muß die deutsche Luft frei machen. Ich glaube, das Gesagte reicht hin, um Ihnen den Antrag zu empfehlen." (Bravo von vielen Seiten.)

Wilhelm Jordan empfahl den Antrag warm mit den Worten: „Ich glaube, was der geehrte vorhergehende Redner soeben gesagt hat, wird bei Allen eine solche Beistimmung gefunden haben, daß Sie gewiß geneigt sind, es anzunehmen, daß der deutsche Boden, wie der englische, die heiligende Kraft in sich habe, Jeden, der ihn betritt, frei zu machen. Das ist ein Gedanke, der gewiß würdiger ist als jeder andere, an der Spitze des Gesetzes zu stehen." Am 17. Juli kam der Antrag zur Berathung. Beseler, als Mitglied des Verfassungs-Ausschusses, berichtete:

„Zuerst und ehe ich zu dem Texte der Grundrechte übergehen kann, ist ein Amendement zu berücksichtigen, das von Jacob Grimm eingebracht ist. (Grimm vom Platz: Es sollte kein Amendement sein, sondern ein Antrag.) Es ist also ein Antrag zu berücksichtigen, der von Jacob Grimm eingebracht ist. (Verlesung desselben.) Meine Herren, auch der Verfassungs-Ausschuß hatte sich schon mit dieser Frage beschäftigt, ob es nicht passend sei, auszusprechen, daß eben jeder Deutsche frei ist, und daß Unfreie, die den deutschen Boden betreten, dadurch frei werden. Der Verfassungs-Ausschuß, meine Herren, ist davon zurückgekommen, einen solchen Antrag zu stellen, er hat sich auch nicht bewogen gefunden, den Antrag des Herrn Grimm zu unterstützen, und zwar aus folgenden Gründen. Der Antrag enthält wesentlich zweierlei, einmal die Erklärung, daß wir Deutsche ein Volk von Freien sind, und zweitens, daß Unfreie, die auf unsern Boden kommen, dadurch frei werden sollen. Was nun die erste Erklärung betrifft, wir Deutsche seien ein Volk von Freien, so halten wir dies auszusprechen für überflüssig, wir sind es und sollen es bleiben. Man könnte freilich sagen, hie und da habe man sich noch von einigen Resten der Leibeigenschaft, namentlich der persönlichen, zu befreien. Dann ist es der Artikel 7, der eine solche Bestimmung aufnehmen kann, wo von der Entlastung der Grundbesitzer und ähnlichen Verhältnissen gesprochen wird; wir glauben aber nicht, daß der Satz an der Spitze eines solchen Gesetzes stehen darf. Der zweite Theil des Antrages bezieht sich auf die Unfreien, die nach Deutschland kommen. Aber hier kann man schon nicht sagen, daß der deutsche Boden Unfreie frei mache, sondern nur, daß sie bei uns als Freie gelten; denn wenn z. B. der leibeigene Russe, der sich bei uns aufhält, wieder zurückkehrt, so zweifle ich sehr, daß man ihn, weil er in Deutschland gewesen, dort als frei betrachten wird. In Deutschland wird es allerdings geschehen, wenn auch vereinzelte Fälle entgegengesetzter Art vorgekommen sein sollen. Sodann, meine Herren, glaubte der Ausschuß, daß überhaupt an einem passenderen Orte davon gesprochen werden kann, aber hier an der Spitze der Grundrechte darf der Satz nicht stehen. Es kann indessen noch bei Artikel 12 davon verhandelt werden. Der Ausschuß tritt also dem Amendement des Abgeordneten J. Grimm nicht bei."

Allerdings war eine Minorität im Ausschuß für den Grimm'schen Antrag.

Zu § 6 der Grundrechte stellte J. Grimm folgenden Antrag:

„Alle Orden für den Civilstand sind aufgehoben und dürfen nicht wieder gestiftet werden. Orden, welche die Krieger auf dem Schlachtfelde erworben haben, bleiben gültig und erlöschen erst mit dem Aussterben der damit Ausgezeichneten. Sie sollen aber nicht mehr neu verliehen werden, sondern an die Stelle aller Orden der einzelnen Reichsländer ein deutscher für die Krieger treten. Auswärtige Orden darf der Civilstand nicht annehmen, das Heer nur mit Erlaubniß der Reichsregierung."

Bei der Berathung über die Abschaffung der Standesprivilegien und des Adels in der Sitzung vom 1. August änderte Jacob Grimm seinen Antrag etwas ab und leitete ihn folgendermaßen ein:

„Meine Herren! Auch mir leuchtet ein, daß der Adel als bevorrechteter Stand aufhören müsse, denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurtheilt, so hat er im Stillen geurtheilt, jetzt darf er ein lautes Zeugniß dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe. Wir wollen die Freiheit als das Höchste aufstellen, wie ist es dann möglich, daß wir ihr noch etwas Höheres hinzugeben? Also schon aus diesem Grunde, weil die Freiheit unser Mittelpunkt ist, darf nicht neben ihr noch etwas anderes Höheres bestehen. Die Freiheit war in unserer Mitte, so lange deutsche Geschichte steht, die Freiheit ist der Grund aller unserer Rechte von jeher gewesen; so schon in der ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Knechtschaft, eine Unfreiheit auf der einen und auf der andern Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. In dieser Gliederung scheint mir ein Beweis gegen den Adel zu liegen. Als die härtere Unfreiheit sich in eine mildere auflöste und neben der härteren bestand, da entsprang auch eine Erhöhung der Freiheit in den Adel und des Adels in die fürstliche Würde. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muß auch die des Adels fallen. (Bravo im Centrum.) Meine Herren, ich will den Adel, ich kann ihn nicht so schwarz malen, wie Redner vor mir gethan haben; ich will vielmehr von seinem Preise ausgehen und hernach einige milde Schatten werfen. In unserer ältesten Geschichte glänzt der Adel in vielen Lichtpunkten. Wir wissen zwar oft nicht in den Geschichtschreibern zu unterscheiden, ob freie oder adelige Männer gemeint seien; es wird aber in den alten Volksrechten zwischen beiden Ständen, wenigstens bei vielen Stämmen, wenn auch nicht bei allen, unterschieden. Ich will, was Sie mir gewiß erlauben werden, weil es mir am nächsten liegt, herausheben, wie der Adel in unserer Literatur geglänzt hat, nnd das ist doch ein Zeugniß für die geistige Befähigung der Völker gewesen. Im 13. Jahrhundert blühte die deutsche Poesie auf, wie nie vorher. Unter 200 oder mehr als 200 Dichtern ist die überwiegende Mehrheit dem Adel zugehörig gewesen; unser größter deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts war Wolfram von Eschenbach, und nur ein anderer vermag ihm etwa das Gleichgewicht zu halten, Gottfried von Straßburg, der kein Adeliger war, sondern aus einer deutschen Stadt, die jetzt nicht mehr zu uns gehören will. Dies Verhältniß der Stände blieb noch ein paar Jahrhunderte. Nachher trat ein großer Wandel ein: als mit Wiedererweckung der classischen Lite-

Digitized by Google

ratur, mit der Erfindung der Buchdruckerei die ganze Wissenschaft neu geschaffen wurde, konnte die Befähigung des Adels nicht mehr als ausschließliche erscheinen. Die Buchdruckerei ging gerade so der Freiheit im Glauben voraus, wie heutzutage die Erfindung des Dampfes der Freiheit der Völker vorausgegangen ist. Beide sind Vorboten einer Freiheit, die nichts aufhalten konnte. Seit Erfindung der Buchdruckerei wich die Wissenschaft aus den Klöstern und Pergamenten und ging über in die gedruckten Bücher, die dem ganzen Volke zugänglich waren, und siehe da, von jetzt an war die Wissenschaft überwiegend in den Händen der sogenannten Bürgerlichen und nicht mehr der Adeligen. Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es von nun an in allen folgenden Jahrhunderten. Sie werden immer sehen, daß die Mehrzahl der erweckten großen Geister dem Bürgerstande angehörte, obgleich auch noch treffliche Männer unter dem Adel auftraten, wie vorhin schon Hutten genannt worden ist. Aus den neueren Zeiten erinnere ich an Lessing, Winkelmann, Klopstock, Goethe, Schiller, lauter Unadelige, und es war ein Raub am Bürgerthum, daß man den beiden letzten ein „von" an ihren Namen klebte. (Bravo auf der Linken und im Centrum.) Dadurch hat man sie um kein Haar größer gemacht. Da ich doch einmal auf dieses Wörtchen „von" zu sprechen gekommen bin, das in den letzten Jahrhunderten Manchem den Kopf verrückt hat, so sei es mir vergönnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Es ist nichts als eine Präposition, d. h. in der Grammatik ein Wort, das einen Casus regiert. (Beifall.) Es muß also von diesem Wort ein Casus abgehangen haben, sonst würde es sinnlos sein. Immer ist es mir erschienen, daß, was in der Sprache albern und sinnlos erscheint, es auch im Leben ist. Es fordert also immer einen Besitzer oder Herrn des Gutes, worauf es sich bezieht. Ein Heinrich von Kornberg, ein Heinrich von Weißenstein, das hat Sinn; aber es klingt unsinnig: ein Herr von Goethe, ein Herr von Schiller, ein Herr von Müller, denn Müller, Goethe und Schiller sind niemals Orte gewesen. (Beifall.) Meine Herren, nach allem, was ich bisher gesagt habe, kann es mir nur scheinen, daß der Adel aussterben müsse, aber ich glaube nicht, daß er mit seinen Titeln und seinen Erinnerungen getilgt werden darf; diese mögen ihm bleiben, so gut wie uns Bürgerlichen, die wir ebenso lebhaft an unsern Voreltern hängen. Hat man sonst im Reich nach einem Dalberg gefragt, warum wird man künftig nicht eben so gut nach einem Dahlmann fragen? dessen Ehre sein Sohn nicht ebenso auf sich ziehen dürfen wird, als ehedem die Nachkommen Dalberg's. (Beifall.) Solche Erinnerungen sollen überall heilig bleiben, und Niemand wird sie dem Adel wegnehmen oder verkümmern; aber etwas ganz anders ist, daß er künftig aus Vorrechten heraustreten und in allen Standesbeziehungen jedem Andern gleich sein wird. Daß aber jene Vorrechte bestanden, haben wir bis auf die letzte Zeit oft mit Schmerzen erlebt. Es war nicht nur das Recht, goldene Sporen zu tragen oder die Nägel an den Fingern länger wachsen zu lassen, was auch die Mandarine dürfen, von denen man vorher sprach; es waren Vorrechte, die in unsere Sitten und Lebensart aufs empfindlichste eingriffen. — Vielleicht darf ich Ihnen aus meinem eigenen Leben einen ganz unbedeutenden Zug vorführen. Meine gute Mutter hatte acht Söhne dem Vaterlande geboren und sollte ihm fünfe groß ziehen. Es ward mir sauer und schwer in meiner Jugend, ich hatte endlich die Schule durchgemacht und war vielleicht der Beste in der ganzen Classe; da saß mit mir auf einer Bank ein Adeliger, Sohn des reichsten Edelmanns im Lande; als es sich nun handelte um ein Stipendium, und Allen die Verhältnisse genau bekannt waren, bekam ich das Stipendium nicht, sondern jener reiche Edelmann, der mein Freund war und bis zu seinem Tod geblieben ist. Gewiß aber sind viel stärkere und schreiendere Verletzungen zu Gunsten des Adels vorgekommen, als in diesem einfachen Beispiel. Ich komme auf die Orden. Joinville in seinen Denkwürdigkeiten des heiligen Ludwig meldet, daß den Kreuzfahrern, als sie in ein noch unbesetztes Land eingezogen, plötzlich eine Saracenin entgegengetreten sei, in der rechten Hand einen Eimer Wassers, in der linken eine Pfanne Feuers haltend. Das christliche Heer stutzte und wußte die Erscheinung nicht zu erklären. Die Saracenin aber erklärte: „Mit diesem Feuer, ihr Christen, das ich in der Hand trage, will ich euer Paradies verbrennen, und mit dem Wasser will ich eure Hölle auslöschen, damit ihr in Zukunft das Gute nicht thut, weil ihr belohnt werdet, und das Böse nicht lasset, weil ihr die Strafe fürchtet." Meine Herren, das ist ein Grundsatz, tief aus der menschlichen Brust genommen. Wir sollen die Tugend lieben, weil sie Tugend, und das Laster meiden, wel es ein Laster ist. Nichts desto weniger muß doch in der Welt Lohn und Strafe sein; allein das wahre Verdienst sehnt sich nach stiller, prunkloser Anerkennung, was sollen ihm äußere Zeichen, Tand und Flitter, bunte Bänder, Kreuze nnd Sterne? Gegen die Orden läßt sich zweierlei einwenden. Einmal daß sie, ihren Statuten nach, ursprünglich nicht auf das bloße Verdienst gerichtet waren, sondern auch der bloßen Gunst des Fürsten verdankt werden sollten. Was kann einem Leverrier daran liegen, ein Kreuz zu empfangen für die kühnste Berechnung, die je gemacht wurde und unmittelbar auf einen neuen Planeten führte, wenn derselbe Orden auch an einen Kammerherrn oder Präfectur-Secretär ertheilt werden darf? Sodann ist den Orden nachtheilig gewesen, daß sie überall verschwendet wurden. Meine Herren! Auch das Volk verschwendet seine Ehrenbezeugungen, Fackelzüge, Lieder und Ständchen; es scheint das Schwerste, Maß einzuhalten, indem dessen sparsame Ertheilung den Werth des Zeichens verdoppelt. Je seltener ein Orden ausgetheilt wurde, desto größer war seine Wirkung. Ein Orden, von Friedrich dem Großen, von Napoleon verliehen, ehrte mehr als viele andere. Deutschland hat aber, scheint es mir, für sich allein mehr Orden hervorgebracht als das ganze übrige Europa, und die meisten kamen auf in den letzten Jahrhunderten, in der Zeit unserer politischen Erniedrigung; wie vermochten sie das Herz zu erheben? Jeder Fürst wollte auch seinen Orden, wenigstens seinen kleinen Orden haben, und so sahen wir die bunteste Fülle von Orden und Bändern; die Ihr Auge wohl öfter an einem puppengleich geschmückten Minister oder Kammerherrn angeschaut haben wird. Das kann ein wahres Verdienst nicht ehren, noch die Kraft langer Fortdauer und Ueberlieferung auf die Nachwelt in sich tragen. Meine Herren! Ich bin aufrichtig dem Königthum zugethan; es giebt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene, ist des edelsten Menschengefühls voll, er hat jederzeit Deutschlands Wohl gewollt und wird nie etwas anderes wollen; ich darf fest darauf vertrauen. Aber zugleich hege ich die Ueberzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen oder chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Alterthums zurückzukehren und keinen Orden an Civilisten auszutheilen, da sie ursprünglich bloß für das Heer bestimmt gewesen scheinen. Für dieses, für die Krieger mögen sie bleiben, ihnen kann ich sie nicht absprechen. Es ist etwas Großes, in heißer Schlacht ein solches Zeichen erhalten zu haben und nach ihm pflegt der Krieger zu sehen; aber was soll unter Civilisten ein Ritter, der nie zu Rosse steigt, ein Comthur, der nichts zu commandiren hat? Dem Militär sollen solche Orden erhalten werden, und es frägt sich nur, in welcher Weise? Mir ziemt es nicht, ein Urtheil darüber abzugeben, es hat mir nur geschienen, daß im Militär nur die größern Orden, die historische Erinnerungen mit sich führen, verbleiben sollen, wie das eiserne Kreuz, daß nur Wenigen gegeben wurde, nnd nur Solchen, die im Kriege mitgedient haben. Das war ein herrlicher Orden. Aber es ist mir ein Gedanke gekommen, ob es nicht zur größeren Gemeinschaft aller Deutschen beitragen würde, für unser Heer einen deutschen Orden zu schaffen, der das Band der Einheit unter uns allen befestigen könnte; worüber ich nicht entscheiden kann, was ich bloß der Versammlung vorzutragen mir gestattet habe. Ich hätte also überhaupt folgende Anträge zu bilden und zu übergeben. In Bezug auf den Adel trage ich darauf an:

> Aller rechtliche Unterschied zwischen Adeligen, Bürgerlichen und Bauern hört auf, und keine Erhebung, weder in den Adel, noch aus einem niedern in den höhern Adel, findet statt.

Ich glaube, dann wird der Adel selbst nach und nach erlöschen, ohne daß die Erinnerungen an ihn aufhören. Denn dadurch, daß ein schlechter Briefadel zum alten Adel hinzutrat, hat sich der Adel länger erhalten und zugleich entartet. In Bezug auf die Orden möchte ich meinen Vorschlag einigermaßen verändern und folgenden Ihrer Genehmigung anheimgeben:

1. Alle Orden für den Civilstand sind und bleiben abgethan.
2. Der Krieger behält seine auf dem Schlachtfelde erworbenen Orden.
3. Für das Heer wird ein neuer deutscher Orden gestiftet, den ein Kriegsgericht ertheilt, und der nur eine einzige Classe haben darf, der dem Höchsten wie dem Geringsten zufallen kann.
4. Fremde Orden darf weder Civil noch Militär tragen.

Das sind meine Anträge." (Bravo im Centrum und von der Linken. Mehrere Stimmen: Schluß! Abstimmung!)

Bei der Abstimmung über die Frage: Will die Nationalversammlung, daß in dem § 46 außer der Bestimmung, daß Standesprivilegien nicht mehr stattfinden sollen, auch festgesetzt werde, der Adel selbst sei aufgehoben?" stimmte Jacob Grimm

Digitized by Google

mit Nein. Sein Antrag auf Aufhebung des rechtlichen Unterschiedes zwischen Adeligen, Bürgerlichen und Bauern wurde in derselben Sitzung von der Majorität abgelehnt. Auch für den auf die Orden bezüglichen Antrag erklärte sich nur eine Minderheit.

Den von Vincke in der Sitzung vom 8. August gestellten Antrag, welcher durch die Ausfälle des Abgeordneten Brentano veranlaßt worden war, und welcher lautete:

„Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß der Abgeordnete Brentano in seiner am 7. August d. J. gehaltenen Rede einer gröblichen Beleidigung eines deutschen Volksstammes und dadurch auch der Würde der Nationalversammlung sich schuldig gemacht hat, mißbilligt das Benehmen des Abgeordneten Brentano",

hat Jacob Grimm mit unterzeichnet.

Die in derselben Sitzung gestellte Frage:

„Will die Nationalversammlung über die an sie gerichteten Petitionen um Ertheilung oder Erwirkung einer Amnestie für die wegen politischer Verbrechen in Untersuchung befindlichen Deutschen zur motivirten Tagesordnung übergehen?"

beantwortete er mit Ja, während Uhland mit Nein stimmte und in dieser Sitzung den Antrag stellte:

„Die Nationalversammlung beschließt, unter Mittheilung der vorliegenden Actenstücke, die provisorische Centralgewalt zu ersuchen, sie möge durch den verantwortlichen Reichsjustizminister bei den betreffenden Regierungen sich dahin verwenden, daß diejenigen, wegen politischer Verbrechen in Untersuchung befindlichen Deutschen, welche nicht als beharrliche Feinde der öffentlichen Ordnung erscheinen, baldmöglich freigelassen und amnestirt werden."

In den Verhandlungen über den Waffenstillstand mit Dänemark stimmte Jacob Grimm in der Sitzung vom 5. September auf die Frage:

„Will die Nationalversammlung, daß über die Sistirung des Waffenstillstandes erst dann abgestimmt werden möge, wenn über den Waffenstillstand selbst Beschluß gefaßt wird?"

mit Nein; die Frage:

„Will die Nationalversammlung die Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes nöthigen militärischen und sonstigen Maßregeln beschließen?"

beantwortete er mit Ja, in beiden Fällen der allerdings schwachen Majorität angehörend.

Bei der namentlichen Abstimmung über den Antrag:

„Die bestehenden und die neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt; sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig"

in der Sitzung vom 11. September stimmte er mit Nein, wie die überwiegende Majorität, desgleichen bei dem Antrage:

„Die Pfarrer und Kirchenvorsteher der Gemeinden werden von diesen gewählt und ernannt, ohne daß es hierzu der Bestätigung von Seiten des Staates bedarf",

der gleichfalls mit großer Majorität abgelehnt wurde.

Das letzte Mal anwesend erscheint er in der Sitzung vom 16. September. Hier kam folgender Antrag zur Abstimmung:

„Die Nationalversammlung beschließt:

1. der Malmoer Waffenstillstand vom 26. August wird von der deutschen Nationalversammlung nicht genehmigt;
2. Das Reichsministerium wird aufgefordert, die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, sofern die dänische Regierung sich nicht bereitwillig finden sollte, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt der deutschen Bundesstaaten sogleich zu eröffnen".

Jacob Grimm votirte mit Ja; eine geringe Majorität entschied für die Verwerfung des Antrages. Dasselbe Verhältniß war bei der Annahme des folgenden Antrages, bei welchem Jacob Grimm mit Nein stimmte:

„Die Nationalversammlung beschließt:

1. Die Vollziehung des Waffenstillstandes zu Malmoe vom 26. August d. J., soweit solcher nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar ist, nicht länger zu hindern.
2. Die provisorische Centralgewalt aufzuforden, die geeigneten Schritte zu thun, damit auf den Grund der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Modificationen des Vertrags vom 26. August d. J. baldigst eine Verständigung eintrete.
3. Die provisorische Centralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen."

Es war die letzte namentliche Abstimmung, an der sich Jacob Grimm betheiligte: am Schluß der Sitzung war er nicht mehr anwesend. Bei den grauenvollen Vorgängen des 18. September war er nicht mehr in Frankfurt; in der Sitzung vom 2. October machte der Präsident die Anzeige von Jacob Grimm's Austritt aus der Nationalversammlung.

Wie man auch über seine Stellung zu den politischen Fragen, die er in Frankfurt mit berieth, denken möge, eines zeigt sich hier wie in allen seinen Handlungen und Schriften: eine reine hohe Seele, in die man wie in einen klaren ungetrübten Spiegel schaut, voll des edelsten Idealismus und der treuesten Liebe zum großen deutschen Vaterlande.

Feuilleton.

Das verlorene Gewissen.

Von M. Schtschedrin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Grebst.

Das Gewissen war verschwunden. Es wimmelte wie vorher von Menschen auf den Straßen und in den Theatern, wie vorher holten sie einander ein oder stießen sie sich, wie vorher drängten sie sich und haschten im Fluge nach leckeren Bissen, doch Niemand merkte, daß es plötzlich an etwas fehlte und daß in dem allgemeinen Lebens-Orchester eine Flöte verstummt war. — Viele begannen sich freier und muthiger zu fühlen. Der Gang der Menschen schien leichter geworden zu sein, es stellte einer dem anderen geschickter ein Bein, es wurde bequemer geschmeichelt, verleumdet, betrogen und gelästert. Jedes Hinderniß war wie fortgeweht; die Menschen gingen nicht — sie wurden gleichsam getragen; nichts bekümmerte sie, nichts zwang sie nachzudenken; in der Gegenwart und Zukunft schien ihnen Alles zu gelingen, den Glücklichen, die den Verlust des Gewissens garnicht bemerkt hatten! —

Das Gewissen war mit einem Male verschwunden .... fast momentan! Noch gestern flimmerte diese lästige Hausgenossin vor Aller Augen und spiegelte sich der erregten Phantasie vor — und plötzlich war Alles aus! ... Es verschwanden die verdießlichen Irrlicher, und mit ihnen legte sich die moralische Unruhe, die diese Richterin ausströmte. Die kluge Welt begriff, daß sie sich endlich der letzten Fessel entledigt, welche ihr in ihrem Treiben hinderlich gewesen, und beeilte sich natürlich, die Früchte dieser Freiheit zu genießen. Die Menschen kamen außer Rand und Band, Raub, Plünderung und allgemeine Verwüstung griffen um sich.

Das arme Gewissen aber lag unterdessen zerrissen, verachtet, beschimpft und von den Fußgängern zertreten am Wege. Jeder schleuderte es als ein untaugliches Ding weiter von

Digitized by Google

sich. Man wunderte sich sogar sehr darüber, daß sich in einer wohlorganisirten Stadt, auf dem lebhaftesten Platz, ein so klägliches Unding herumtreiben konnte.

Gott weiß, wie lange diese arme Verbannte da liegen geblieben wäre, wenn sie nicht ein unglücklicher Trunkenbold aufgehoben hätte, den es aus seinen gläsernen Augen nach dem nutzlosen Wisch gelüstete, in der Hoffnung, ein Viertel Branntwein dafür zu erhalten.

Plötzlich war's ihm, als durchzuckte ihn ein elektrischer Strom! — Mit trüben Augen blickte er um sich und empfand nun ganz deutlich, wie sein Kopf vom Weingeiste frei wurde — und wie ihm allmählich das bittere Bewußtsein der Wirklichkeit zurückkehrte, trotzdem er für die Befreiung von demselben seine besten Kräfte hingeopfert hatte. Anfangs empfand er bloß Furcht, jene stumpfsinnige Furcht, die den Menschen in Unruhe versetzt, durch das bloße Vorgefühl einer drohenden Gefahr. Darauf erwachte das Gedächtniß und die Phantasie regte sich aufs Neue. Ersteres zog erbarmungslos alle Einzelheiten der Willkür, des Betrugs, der Herzensträgheit und Lügen aus dem Dunkel seiner schmachvollen Vergangenheit hervor. Die Phantasie gab ihnen lebende Form. Darauf erwachte die Reue . . . . .

Dem armen Trunkenbold schien seine Vergangenheit ein durchweg schmachvolles Vergehen. Er analysirte nicht, er fragte nicht, er begriff nicht: er war so niedergeschmettert von dem vor ihm aufsteigenden Bilde seines moralischen Verfalls, daß der Prozeß der Selbstverurtheilung, dem er sich freiwillig unterwarf, ihn viel härter und schmerzlicher traf als das strengste Menschengericht. Er wollte es gar nicht gelten lassen, daß der größte Theil seiner Vergangenheit nicht ihm, dem armen Trunkenbold, gehörte, sondern einer geheimen, ungeheuerlichen Kraft, die ihn nach allen Seiten hin gedreht und gekehrt, so wie der Sturm in der Wüste den schwachen Grashalm hin- und herweht.

Was war seine Vergangenheit? Warum hatte er sie so und nicht anders verlebt? Was war er denn selbst? — Das waren alles Fragen, die er nur mit Staunen und vollständiger Bewußtlosigkeit beantworten konnte. Im Joch war er geboren, im Joch hatte er sein Leben aufgebaut, im Joch würde er zu Grabe gehen. Jetzt kam auch endlich die Erkenntniß — doch was nützte sie ihm? War sie gekommen, um ihm unerbittliche Fragen zu stellen und sie mit Stillschweigen zu beantworten, oder damit das verfehlte Leben wieder in den halb zerstörten Tempel zurückkehre, der diese Umkehr nicht einmal ertragen konnte? Ach, das erwachte Bewußtsein brachte ihm weder Frieden noch Hoffnung, es zeigte ihm bloß eine unerbittliche Folge: die der fruchtlosen Selbstverurtheilung. So wie früher, so herrschte auch jetzt undurchdringliche Finsterniß um ihn her, doch war sie nun voll quälender Gespenster, so wie früher, so rasselten auch jetzt schwere Ketten an seinen Händen, doch hatte sich ihre Schwere verdoppelt, da er nun begriff, daß es Ketten waren. Er brach in einen Strom von Thränen aus, es blieben Leute vor ihm stehen und behaupteten, daß der Wein aus ihm spräche.

— O, Gott! es ist schrecklich . . . . ich halt's nicht aus! schrie der arme Trunkenbold, die Menge aber lachte und spottete über ihn. Sie ahnte nicht, daß er noch nie so frei vom Weine war, wie eben in diesem Augenblick, da er einfach einen unglücklichen Fund gethan, der ihm das Herz in Stücke riß. — Wenn sie selbst diesen Fund gethan, dann hätte sie gewußt, daß es einen Schmerz auf Erden gibt, den grausamsten aller Schmerzen: die Reue. Sie hätte begriffen, daß sie ebenso geistig unterdrückt und verkommen sei, wie der Trunkenbold vor ihr.

— Nein, es geht nicht, ich muß es irgendwie los werden, sonst gehe ich wie ein Hund zu Grunde! dachte der Arme, auch war er schon im Beriff, seinen Fund auf die Straße zu schleudern, doch hielt ihn ein in der Nähe stehender Polizist auf.

— Du scheinst Dich hier mit dem Werfen von Pasquillen zu beschäftigen, sagte der Polizist, mit dem Finger drohend. — Weißt Du, daß Du dafür freies Quartier bekommen kannst?

Der Trunkenbold versteckte schleunig seinen Fund in die Tasche und entfernte sich. — Aengstlich um sich schauend, schlich er der Schenke zu, die einem alten Freunde gehörte. Zuerst blickte er vorsichtig durchs Fenster hinein, nachdem er sich überzeugt, daß sich dort kein Fremder befand, sondern nur der Wirth mutterseelenallein hinter dem Verkaufstisch schlief, öffnete er mit einem Ruck die Thür, lief hinein, und ehe der Erwachende Zeit gewann, zu sich zu kommen, lag der schreckliche Fund bereits in seiner Hand. — —

Eine kurze Weile stand der Wirth mit weit aufgerissenen Augen da. Endlich bemerkte er den Fetzen, in seiner Hand, — er kam ihm bekannt vor.

— Ei, ei, sagte er, wenn ich nicht irre, so ist es derselbe Wisch den ich schon einmal mit Mühe losgeworden bevor ich Schnapswirth wurde! Ja ganz recht, — das ist er! —

Als er dessen gewiß war, glaubte er, daß er nun ruinirt sei.

— Wenn der Mensch eine Beschäftigung hat und sich so ein Ding an ihn klammert, dann ist Alles verloren! raisonnirte er fast mechanisch. Er war bleich und zitterte am ganzen Körper, ein unerklärlicher Schrecken hatte ihn erfaßt.

— Wie kann man nur das Volk zum Trunke verleiten! flüsterte das erwachte Gewissen.

— Frau! rief er in Todesangst. Sein Weib kam herbeigelaufen, doch kaum hatte sie bemerkt, was ihr Mann für eine Acquisition gemacht, so schrie sie laut auf: Kommt! rettet! helft! man plündert! —

Mittlerweile hatte sich die Schenke mehr und mehr mit Leuten angefüllt, doch statt wie gewöhnlich die Gäste liebenswürdig zu bewirthen, weigerte sich der Wirth nicht allein, ihnen Wein einzugießen, sondern begann ihnen sehr eindringlich zu beweisen, daß der Branntwein die Quelle alles Elends für den armen Menschen sei.

— Wenn Ihr blos ein Gläschen trinken würdet, dann ginge es, das wäre erlaubt! sagte er weinerlich, — sobald es aber zur Begierde wird, dann genügt Euch ein Schöppchen nicht, und was entsteht schließlich daraus? Ihr werdet auf die Polizei geführt, dort bekommt Ihr Prügel. Bedenkt also, meine Lieben, ob es sich lohnt, so etwas zu thun und Euer gutes Geld zu mir zu tragen.

— Du scheinst ja verrückt geworden zu sein, versetzten die erstaunten Gäste.

— Das ist kein Wunder, wenn Einem so etwas passirt, erwiderte der Wirth. Da seht, was ich mir für ein Patent angeschafft habe!

Er zeigte das ihm zugesteckte Gewissen und fragte, ob es nicht Jemand von den Gästen benutzen wollte. Als sie aber erfuhren, welche Bewandniß es damit habe, weigerten sie sich nicht allein, sondern wichen ihm scheu aus und hielten sich abseits.

— Was gedenkst Du nun zu thun? fragten ihn die Gäste.

— Es bleibt mir wohl nichts weiter übrig, als zu sterben! Betrügen kann ich nun nicht mehr, das arme Volk zum Trinken verleiten . . . Was bleibt mir dann anderes übrig, als zu sterben?

— Das versteht sich, versetzten lachend die Gäste.

— Ich habe sogar die Absicht, das ganze Geschirr hier zu zerschlagen und den Branntwein in den Canal zu gießen.

— Unterstehʼ Dich nur! sagte endlich die Wirthin, deren Herz, wie es schien, noch nicht von dem Gewissen berührt war, da sehʼ doch Einer, was Du plötzlich tugendhaft geworden bist!

Es hielt schwer, den Mann zu beruhigen. Heiße Thränen liefen ihm noch immer die Wange herunter, und er hörte nicht auf zu sprechen.

— Sobald dieses Unglück Jemand zustößt, muß er zu Grunde gehen. Daß er Kaufmann oder Händler ist — entschuldigt ihn durchaus nicht. Es würde ihm auch nichts helfen; er kann sich nur sagen: ich bin ein unglücklicher Mensch auf dieser Erde — weiter nichts.

So verging der ganze Tag mit philosophischen Betrachtungen; obgleich die Wirthin sich entschieden der Absicht ihres Mannes widersetzte, das Geschirr zu zerschlagen und den

Digitized by Google

Branntwein in die Gosse zu gießen. So verkauften sie an diesem Tage nicht einen einzigen Tropfen. Gegen Abend wurde der Wirth etwas heiterer, und er sagte beim Schlafengehen zu seiner weinenden Frau:

— Siehst Du, mein liebes Weibchen, zwar haben wir heute nichts verdient, doch ist Demjenigen leicht zu Muthe, der ein reines Gewissen hat.

Und in der That, kaum hatte er sich hingelegt, so schlief er sofort ein; er warf sich weder hin und her, noch schnarchte er, wie es früher der Fall war, da er wohl viel verdiente, aber kein Gewissen hatte. Doch seine Eheliebste dachte anders darüber. Sie begriff sehr wohl, daß in einer Kneipe das Gewissen eine unliebsame Errungenschaft sei; sie beschloß daher, sich auf jeden Fall von diesem unangenehmen Gast zu befreien. Unruhig harrte sie des Morgens, und als der Tag zu grauen begann, entwand sie dem schlafenden Mann das Gewissen und stürzte damit auf die Straße hinaus. Es war gerade Markttag, und bereits waren aus den benachbarten Dörfern die Bauern mit ihren Fuhren herbeigezogen; auch der Marktaufseher begab sich persönlich dahin, um nach der Ordnung zu sehen. Kaum hatte die Wirthin ihn erblickt, so blitzte auch schon eine glückliche Idee in ihr auf: sie eilte ihm, so rasch sie konnte, nach, und als es ihr gelungen, ihn einzuholen, da schob sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit das Gewissen in die Tasche seines Mantels. — —

Der Marktaufseher war nicht gerade unverschämt, aber er mochte sich nichts abgehen lassen. Sein Blick war nicht gerade frech, aber durchdringend. Seine Hände waren auch nicht gerade händelsüchtig, aber sie griffen nach Allem, was sich ihnen darbot: mit einem Wort, der Beamte war ein bestechlicher Mensch. — Er kam auf den Markt, und da wurde ihm mit einemmal klar, daß Alles, was dort auf den Fuhren und in den Buden lag, fremdes Eigenthum sei. Das hatte er noch nie empfunden; im Gegentheil, er betrachtete es immer als das seinige. Er wischte sich die Augen aus und dachte: Bin ich krank oder ist es ein Traum? Er trat an einen der Wagen heran und wollte mit der Hand hineinfahren, doch die Hand rührte sich nicht; er trat zum zweiten und wollte den Bauer am Bart fassen, aber, o Schrecken! die Hand versagte ihm den Dienst. Er erschrak.

— Was ist mir heute, dachte er, ich verderbe mir ja Alles auf diese Art! Soll ich nicht lieber nach Hause gehen? — Er hoffte aber, es würde vorübergehen, und begann auf dem Markte umherzuschlendern. Die verschiedenen Lebensmittel und Kleidungsstoffe, die da ausgebreitet vor ihm lagen, schienen ihm zu winken und zu sagen: so nimm uns doch!

Als die Bauern merkten, daß er so gleichgültig vorüberging und nichts nahm, machten sie sich über ihn lustig und nannten ihn eine Schlafmütze.

Zu Hause erwartete ihn bereits mit Ungeduld seine Frau und zählte in Gedanken die schöne Beute, die er vom Markte bringen würde. Als sie sich nun in ihren Hoffnungen getäuscht sah, wurde sie wüthend und fiel über ihn her.

— Hast Du mir nichts mitgebracht?

— Ich schwöre Dir bei meinem Gewissen . . .

— Nichts? frage ich Dich!

— Ich schwöre Dir bei meinem Gewissen, wiederholte er aufs Neue.

— Nun, so laß Dich von Deinem Gewissen bis zum nächsten Markttag speisen; ich habe keinen Mittag für Dich.

Der Aufseher ließ den Kopf hängen. 'Er kannte seine Frau; wenn sie einmal etwas gesagt, dann blieb es dabei. Als er seinen Mantel abgenommen, fühlte er sich jedoch plötzlich wie umgewandelt. Da das Gewissen jetzt im Mantel an der Wand hing, so wurde ihm ganz leicht und frei zu Muthe; es schien ihm wieder, als ob es auf der Welt nichts Fremdes gäbe, daß Alles, Alles ihm angehöre. Von Neuem regte sich in ihm die Begierde nach Raub.

— Jetzt entgeht Ihr mir nicht, meine Lieben, sagte der Aufseher, sich die Hände reibend und behend den Mantel anziehend, um mit vollen Segeln auf den Markt zu laufen. Doch sonderbar — kaum hatte er den Mantel angezogen, so fühlte er wiederum ein inneres Widerstreben, ganz als ob zwei Menschen in ihm wären: der eine ohne Mantel: schamlos und gierig, der andere im Mantel: genügsam und rechtlich. Obgleich er fühlte, daß er viel ruhiger geworden, nachdem er aus dem Hause getreten, so vermochte er doch nicht seine Absicht, auf den Markt zu gehen, aufzugeben. Hoffentlich überwinde ich es, dachte er bei sich. Je näher er aber dem Markte kam, desto heftiger schlug sein Herz, desto stärker regte sich in ihm das Bedürfniß, sich mit diesem armen Volk auszusöhnen, welches sich um einen Groschen in Schmutz und Regen abquälte. Es war ihm nicht mehr d'rum zu thun, in fremde Säcke zu schauen, sein eigener Geldbeutel drückte ihn so schwer, als hätte er plötzlich aus sicherer Quelle erfahren, daß das Geld nicht ihm, sondern einem Fremden gehöre.

— Da nimm fünfzehn Kopeken, mein Lieber, sagte er zu einem Bauer und gab ihm das Geldstück.

— Wofür denn, Schlafmütze?

— Für eine frühere Kränkung, Freund — verzeih' mir um Gottes willen.

So ging er den ganzen Markt auf und nieder und vertheilte alles Geld, das er bei sich hatte. Obgleich er sich nach dieser That erleichtert fühlte, so wurde er doch nachdenklich.

— Nein, es steckt entschieden heute eine Krankheit in mir, sagte er sich noch einmal, ich will lieber nach Hause gehen, ein paar Bettler mit mir nehmen und sie mit dem, was mir Gott gegeben, speisen.

Gesagt — gethan! er las so viele Bettler von der Straße auf, als er fand, und führte sie zu sich auf den Hof. Seine Frau schlug die Hände zusammen und harrte neugierig seiner weiteren Streiche. Er trat jedoch leise zu ihr heran und sagte freundlich: Das sind die armen Leute, die Du mich batest herzuführen. Gib ihnen, bitte, zu essen. — Kaum hatte er aber seinen Mantel an den Nagel gehängt, so fühlte er sich wiederum ganz leicht und frei. Er trat ans Fenster und sah den Haufen Bettler auf seinem Hof. Er sah und staunte.

— Was ist das für Volk? schrie er wüthend und rannte auf den Hof hinaus.

— Wie? was für Volk? das sind die armen Leute, die Du mir zu füttern befahlst, erwiderte grob die Frau.

— Hinaus damit! schrie er außer sich und lief wie ein Verrückter wieder ins Haus.

Lange ging er in den Zimmern auf und ab und sann darüber nach, was mit ihm vorgegangen.

— Mütterchen, binde mich um Gottes willen! Ich fühle, daß ich heute Dinge thun werde, die ich im Laufe eines Jahres nicht wieder gut machen kann, flehte er.

Die Frau sah, daß es mit ihrem Manne schlecht stand. Sie kleidete ihn aus, legte ihn ins Bett und gab ihm etwas Warmes zu trinken. Eine Viertelstunde später ging sie ins Vorzimmer und durchsuchte die Taschen seines Mantels, in der Hoffnung, noch einiges Geld in denselben zu finden. In der einen fand sie den leeren Beutel, in der anderen ein schmutziges, fettiges Ding; als sie es entfaltet, schrie sie vor Schreck auf. So weit ist's also gekommen, daß er das Gewissen in der Tasche herumträgt! Da sann sie darüber nach, wem sie es wohl zustecken könne. Sie wollte nicht gerade Jemand unglücklich machen, aber ein kleiner Schabernack war ihr willkommen. Endlich beschloß sie, daß sein bester Platz bei einem verabschiedeten Branntweinpächter wäre, der in jüngster Zeit Capitalist und Wucherer geworden war.

Nachdem sie diesen Beschluß gefaßt, legte sie das Gewissen vorsichtig in ein bestempeltes Couvert, schrieb die Adresse auf und warf es in den Briefkasten.

— Jetzt kannst Du wieder dreist auf den Markt gehen, sagte sie zu ihrem Mann, als sie nach Hause kam. — —

Der Wucherer saß gerade am Speisetisch mit seiner ganzen Familie und schien glücklich. Er war eben im Begriff, ein ungewöhnlich schmackhaftes Gericht zu essen, als ihm der Diener auf einem silbernen Teller einen Brief überreichte. Kaum hatte er das Couvert in der Hand, als er unruhig wurde und sich wie ein Aal auf Kohlen hin und her warf.

— Was ist das, was soll mir dieser Wisch! jammerte er und zitterte am ganzen Körper.

Obgleich Niemand der Anwesenden diese Schmerzensrufe begriff, so sahen doch Alle ein, daß die Mittagstafel aufgehoben werden mußte.

Digitized by Google

Ich will hier nicht die Leiden beschreiben, die der Wucherer an diesem für ihn so denkwürdigen Tage ausstand; ich muß nur eins bemerken, daß dieser dem Anscheine nach schwächliche, kränkliche Mensch wie ein Held die grausamsten Qualen ertrug, doch weigerte er sich, fünfzehn Kopeken herauszugeben.

— Das ist unerhört! Halte mich nur fest, Frau, bat er, und wenn ich nach der Schatulle frage, so gib sie nicht, auf keinen Fall — lieber laß mich sterben! — Da es aber auf Erden keine noch so schwierige Lage gibt, aus welcher kein Ausgang möglich wäre, — so erinnerte sich der Wucherer jetzt, daß er schon längst versprochen, eine kleine Summe für eine Wohlthätigkeitsanstalt beizusteuern, deren Vorsteher ein ihm bekannter General war. Er hatte es von Tag zu Tag aufgeschoben, nun mahnte ihn der Zufall, die längst gehegte Absicht auszuführen. Gedacht — gethan. Er öffnete behutsam das ihm mit der Post zugesandte Couvert, zog mit einer Zange das Gewissen heraus, legte es in ein anderes Couvert, fügte noch einen Hundert-Rubelschein hinzu und machte sich auf den Weg zum General.

— Excellenz, ich habe Ihnen meinen Beitrag gebracht, sagte er, indem er das Packet vor dem erfreuten General hinlegte.

Dann eilte er wie auf Flügeln nach Hause. Am selben Abend hatte er bereits vollständig seine Qualen vergessen. Er machte gleich eine so glückliche Speculation, daß Alle staunten, als sie am nächsten Tage davon hörten. — —

Lange, lange trieb sich auf diese Weise das arme verbannte Gewissen in der weiten Welt umher und kehrte bei vielen tausend Menschen ein. Niemand wollte es aber aufnehmen; ein Jeder dachte nur daran, sich von ihm, wenn auch auf betrügerische Art, loszumachen. Endlich wurde es selbst müde, daß es nirgends ausruhen konnte und ewig unter Fremden, ohne eigenen Herd leben mußte. Da sagte es denn zu seinem letzten Eigenthümer, einem armen Teufel, der mit Lumpen handelte:

— Warum mißhandelt Ihr mich so und werft mich zum Kehricht?

— Was soll ich denn thun, da Dich doch Niemand nimmt, fragte der Lumpensammler.

Da sagte das Gewissen: Geh', suche mir ein kleines Kind auf, öffne mir sein kleines Herzchen und bewahre mich darin. Das unschuldige Kind wird mich vielleicht aufnehmen und mit Sorgfalt großziehen, es wird mit mir wachsen und sich nicht fürchten, nachher mit mir unter die Leute zu treten. —

Nach diesem seinem Wort geschah es. Der Lumpenhändler bewahrte das Gewissen auf in dem Herzen eines kleinen Kindes. Und das Kind wächst heran und mit ihm das Gewissen. Aus dem Kinde wird ein großer Mensch, und auch das Gewissen nimmt zu. Es wird die Lüge, die Gewaltthat und die Hinterlist ein Ende haben, weil das Gewissen dann nicht mehr schüchtern sein, sondern selbst handelnd auftreten wird.

Aus der Hauptstadt.

Julius von Payers „Bai des Todes".

Es ist auffallend, aber ganz begreiflich, daß die Nordpolfahrer von allen Entdeckungsreisenden am seltensten zu dauernder Popularität gelangen. Unter der ganzen Schaar kühner Männer, die in diesem Jahrhundert auszogen, den Schleier zu lüften, ist nur einer, John Franklin, dessen Name selbst in tieferen Volksschichten sich durch zwei Generationen bekannt gehalten hat. Giebt es doch dort oben kein fremdes Märchenland mit üppiger Vegetation, wunderlicher Bevölkerung, welche Phantasie und Sehnsucht weckten, und für die rein ideellen Motive, die zu den verzweifelten Unternehmungen reizen, haben kaum die Gebildeten das rechte Verständniß, wie viel weniger das Volk. Und was Franklins Andenken so lange frisch gehalten hat, ist nur jenes entsetzliche Verhängniß, das ihn und seine hundertsiebenunddreißig Begleiter dahinraffte, die drückende Ungewißheit und die Spannung, mit der beide Hemisphären durch zweiunddreißig Jahre den siebenundzwanzig ihm nachgeschickten englischen und amerikanischen Expeditionen folgten. Mehr als sechzehntausend Männer wagten die Fahrt, seine Spur zu finden, acht Schiffe wurden dabei vom Eise erdrückt, nahezu zwanzig Millionen Mark verschlangen die Zurüstungen.

Wie ein Bild aus der Heldensage wirkt des Nordpolfahrers Julius von Payer's „Bai des Todes", das die letzte Scene der furchtbaren Tragödie schildert. Franklin war bereits todt, an seiner Stelle führte Capitain Crozier die von der Mannschaft der beiden verlassenen Schiffe noch übrig gebliebenen hundert Mann, wahrscheinlich ohne jede andere Hoffnung als die, auf jagende Eskimos zu stoßen. Spätere Expeditionen haben seine Spuren verfolgt. Skelette der Gefallenen — vierzig auf einmal fand man an einer Bucht, die den Namen Terror Bai erhielt — bezeichneten die Lagerstätten. Die letzte Station fand Lieutenant Schwatka, der Führer einer amerikanischen Expedition 1879—80, der letzten, die Franklins Untergang nach Norden gezogen.

Schwatka's Bericht hat Payer zu seinem Werk die Anregung gegeben. Er hat sich nicht damit begnügt, eine allgemein gehaltene Illustration aus eigener Phantasie geschöpft zu bieten, sondern für die Bildnisse und Ausrüstungsgegenstände die sorgfältigsten Studien gemacht, unterstützt durch die Hinterlassenen Franklins und Croziers, von Lieutenant Schwatka mit einer Skizze der Landschaft versehen.

Stavation Cove, die Bai des Hungertodes, hatte dieser zweite Entdecker die Küste genannt. Was uns Payer in dem kalten tageshellen Mondlicht enthüllt, überbietet an Furchtbarkeit die Schilderungen Wereschagins, denn zu allen Gräueln des qualvollsten Hungertodes — die Unglücklichen haben ihre Schuhe schon auf dem Wege verzehrt — kommen die Schrecken der eisigen Oede. Es ist, als ob sich die Unseligen lebend in eine andere Welt gewagt hätten, aus der es keine Rückkehr gibt. Von der letzten Anstrengung, das Boot zu befreien, sind noch ihre Hände entblößt, es scheint, als ob der Eishauch des Todes sie nicht nacheinander, sondern plötzlich durchkältet hätte, so liegen sie neben dem halb im Schnee verwehten Boot, dessen Schnabel hoch gegen den dunklen bleischweren Himmel anstrebt, an dem mit großem ruhigem Licht die Sterne stehen. Einer liegt da, der noch sein Gebetbuch krampfhaft in der Hand hält. Ein anderer trägt ein Tuch um die Augen, ihn hatte der scharfe Reflex blind gemacht und doch nicht unempfindlich gegen die stechende Gewalt. Nur einer, Capitain Crozier selbst, ist noch am Leben. Mit gespannter Flinte sitzt er auf der Bootspitze und späht nach den riesigen Eisbären, die sich träge dem Schreckensort nahen. Das Drama ist noch nicht zu Ende. Doch nicht die Frage, was wird aus dem Letzten, beschäftigt den Beschauer, sondern die Thatsache, daß ein Letzter fühlend und wollend all' das Elend um sich erleben muß. Damit rückt Payer's Stoff in die Reihe jener Probleme, die sich, wie das erschütternde Darkness von Byron, mit dem Schicksal des letzten Menschen beschäftigen.

Payer hatte, wie bekannt, selber mehr als einmal auf seinen drei Nordpolexpeditionen in Gefahr geschwebt, ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Er schildert also gewissermaßen Selbsterlebtes. In seinem allbekannten Werke: Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872 bis 1874 hatte er sich bereits als höchst gewandter Illustrator und tüchtiger Beobachter auch in künstlerischem Sinne bewiesen. Dieselbe Energie, die ihn als Reisenden auszeichnet, wandte er, nachdem er einmal den Schritt beschlossen, auf seine Ausbildung als Künstler. Ein Studienjahr in Frankfurt am Städel'schen Institut förderte ihn so schnell, daß er nach Ablauf eines weiteren in München bei A. Wagner auf eigenen Füßen stand. An Ehren und Auszeichnungen hat es ihm bisher auf seiner neuen Bahn so wenig gefehlt, wie auf seiner früheren. Wir werden wohl noch oft seinen Namen zu nennen haben.

A. L.

Digitized by Google

Notizen.

Wien war eine Theaterstadt. Herausgegeben von der Literarisch-künstlerischen Gesellschaft „Gegen den Strom". Wien, bei Carl Graeser. — Ein „literarisch-künstlerischer" Geheimbund hat sich in Wien zusammengethan, um unter der Larve Oesterreich politisch, literarisch und künstlerisch zu reformiren, und eine dieser Masken ist Adam Müller aus Guttenbrunn, der in der benannten Broschüre des alten Jeremias Klagelied über die gefallene Zion zur Harmlosigkeit zu machen versteht. So furchtbar Schreckliches hat er den Wienern über ihr „gewesenes" Theater zu sagen. Das Heftchen wäre wahrscheinlich längst den Weg aller Antiquare gegangen, hätte Herr Müller nicht den Muth gehabt, pikant um jeden Preis zu sein. Es ist nicht jedem Schriftsteller gegeben, sich der Unwahrheit und Entstellung als Argumente zu bedienen, wer das kann, hat vor Anderen viel voraus. Wer z. B. behauptet, der Personalstand der Wiener Theater sei seit Jahren durch die stehende Figur des Sequesters bereichert, hat die Neugierigen auf seiner Seite, die da fragen: Ich bitte, wo? Die höchst uninteressante Antwort lautet freilich: Nirgend, es ist kein einziges Wiener Theater sequestrirt — aber Herr Müller hat die Leute zum Fragen gebracht. Wer in den letzten dreizehn Jahren in Wien gelebt und nur von Weitem von dem Sarkasmus gehört hat, mit welchem der langbeinige und spitzmäulige Dingelstedt vom Stadttheater sprach, wird gewiß nicht annehmen, daß der Herr Baron dasselbe als ein Concurrenzunternehmen gegen das Burgtheater auffaßte; aber Herr Müller behauptet dies und er hat es ohne Zweifel im Stadttheater gehört. Es steht auch in den Thatsachen fest, daß der „politische Nachtwächter" während seines ganzen Regimes im Burgtheater kein neues französisches Stück aufführen ließ, doch der Bannerträger der Literarisch-Künstlerischen weiß von einem Wettlauf um französische Stücke zu erzählen, an dem sich auch Dingelstedt betheiligt haben soll. „Die Alte muß's wissen", sagte Nestroy. Die Wiener glaubten endlich gesehen zu haben, daß das Ringtheater verbrannte, und nach den beim Strafgericht erhärteten Thatsachen muß der Brand am Morgen auf dem Schnürboden ausgebrochen sein; Herr Müller aus Guttenbrunn erzählt, das Theater Jauner's wäre an einer Operette zu Grunde gegangen. Gar so leicht ist es freilich nicht, einen Brand mit einer Operette zu verwechseln, aber wer es zuwege bringt, verdient Beachtung.

Nach diesen kurzen Proben aus dem thatsächlichen Inhalte von „Wien war eine Theaterstadt" erscheint es vielleicht bedenklich, sich überhaupt darauf einzulassen. Allein auf meiner Seele lastet die Pflicht, wieder einmal ein Wort über das Burgtheater zu sprechen, und weil sich Jemand, von dem man nach dieser Broschüre mit Fug und Recht behaupten dürfte, er sei nie im Burgtheater gewesen, wenigstens nicht mit offenen Ohren und einem offenen Kopfe, herausnimmt, in frevenlicher Dreistigkeit auch darüber zu schreiben, so sei seiner immerhin an dieser Stelle gedacht. Das Burgtheater ist das Gemeingut des deutschen Volkes, die höchste Instanz der deutschen, ja der ganzen europäischen dramatischen Dichtung, die oberste Stätte der deutschen Sprache und des deutschen Stils, ein deutsches Nationalgut, oder, um mit dem Wortführer der „literarisch-künstlerischen Gesellschaft" zu sprechen, „dasjenige Kunstinstitut, zu dem die ganze deutsche Theaterwelt emporblickt." Vor etwa einem Jahre habe ich mir die Freiheit genommen, an dieser Stelle vom Burgtheater zu reden. Was ich schrieb, war stellenweise hart, aber es war nicht ungerecht. Es ist seitdem Vieles besser geworden, das Repertoire der classischen Stücke wurde durch die Wiederaufnahme von „Wallenstein" in einer schönen Scenirung, von „Minna von Barnhelm", des „Erbförster" bereichert, und bei der Auswahl der Neuigkeiten hat sich die Direction hauptsächlich von der Rücksicht leiten lassen, die ein großes Kunstinstitut Dichtern wie Turgenjew und Paul Heyse, Bevorzugten wie Wildenbruch, und Talenten wie Caro angedeihen lassen soll. Man hat ferner die Sprödigkeit gegen die Franzosen aufgegeben und, Dank der berauschenden Leistung des Frl. Hohenfels, mit dem Lustspiele Paillerons „Die Welt in der man sich langweilt" einen großen Erfolg, mit „Herrn Poirier's Schwiegersohn" in Folge der lahmen Darstellung einen mäßigeren Succeß erzielt. Björnstjerne Björnson's „Fallissement" führte die Skandinavier ein, für die Georg Brandes hier jüngst ein warmes Wort sprach. Ein gewissenhafter Chronist wird also in diesem Punkte einen Fortschritt zugeben und sagen, daß Adolf Wilbrandt sich mit größerem Geschick in seine Aufgabe hineinlebt, als dies nach den zahlreichen Unglücksfällen in den ersten zwei Jahren seines Regimes zu erwarten stand. Daß die Novitäten nicht nachhaltig wirken, ist nicht seine Schuld, für die Unproductivität der Zeit kann er nicht verantwortlich gemacht werden. Weniger günstig gestalten sich die neuen Engagements, aber man soll erstlich nicht vergessen, daß die neuen Herren von der Intendanz kamen, und darf zweitens hoffen, daß Wilbrandt stark genug sein wird, die von ihm für Nebenrollen angenommenen Damen, trotz der mächtigen Protection der Regisseure, nicht über das bescheidene Niveau erheben zu lassen, auf das sie ihre geringfügige Begabung stellt. Daß es noch Uebelstände gibt, wird Niemand leugnen; Unsinnigkeiten, wie das Première-Abonnement, kommen nicht auf das Kerbholz des Directors, dessen allmähliches Erstarken im Kräftezuwachs des Burgtheaters deutlich genug wahrzunehmen ist. Letztlich und schließlich haben Kritik und Zuhörer doch nur die Vorstellungen zu richten; sie finden ein abwechslungsreicheres Repertoire, sehen die Schauspieler voll künstlerischer Hingebung an die vornehmsten Gestaltungen der dramatischen Poesie herantreten, sehen herzerwärmende Vorstellungen classischer Stücke und redliche Mühe, dem Neuen auf die Bühne zu helfen, sie müssen damit die Aufgabe des Burgtheaters im Wesentlichen erfüllt halten. Das Wie des Einzelnen unterliegt dem Spruch des Tages, das Ganze verlangt auch ein gesammeltes Urtheil.

Davon wird man in „Wien war eine Theaterstadt" nichts finden, höchstens die kecke Oberflächlichkeit, die, wenn ihr eine Masche am Kleide einer Künstlerin nicht gefällt, gleich die ganze Leistung, ja die Vorstellung verwirft. Freilich, das Burgtheater existirt für den Autor der Broschüre nur zu dem Zwecke, um über Ludwig Speidel, den Theaterkritiker der „Neuen freien Presse", herzufallen, denn dieser Mann ist es der sich jahraus, jahrein herausnimmt, scharfe Musterung zu halten und Jedermann, der über die Schwelle will, allen Ernstes nach seinem literarischen Paß zu fragen. So viel ist sicher, daß bisher außer Bülow noch Niemand einen Angriff auf Speidel wagte. Der Versuch hat also den Reiz der Neuheit für sich. Aber freilich, wo wäre Speidel zu fassen? Er hat in seinem Wesen und in seinem Charakter nichts, was den Spott begünstigt, nichts, was die Verleumdung ermöglichte, auch wenn sie sich bescheiden nur in der Form der zartesten und geheimnißvollsten Andeutung bemerklich machen wollte. Was er thut, thut er aus sich heraus; was er schreibt, quillt aus seinem Geiste. Kein Anderer hat Gewalt über ihn. Er lebt in einem Kreise von Freunden, die er oft genug durch mündliche und schriftliche Aufrichtigkeiten verblüfft. Ein zum Frohsinn geneigtes Naturell, das mit ungebrochener Naivetät und mit der bescheidenen Scheu eines Mädchens zu genießen vermag; ein Mann von fünfzig Jahren, der an dreißig davon ins Theater geht und heute wie das erste Mal lacht oder weint, gleich einem Kinde, wenn es was zum Weinen oder Lachen gibt, ohne eine Spur von Blasirtheit, ohne Voreingenommenheit, ohne eine ernstliche Beziehung zu Künstlern, ohne Haß oder Abneigung gegen Einen, ohne einen Funken von Rachsucht, und im Gegentheile voll Milde und Güte — wie ist dem beizukommen? Doch, doch! Was ist Unnahbarkeit, was ein vollendeter Kunstsinn, was Talent — die Laune begräbt sie alle. Kann man sagen, Ludwig Speidel habe Launen, so ist seinem Worte alle Bedeutung entzogen, ist er allen Ernstes entkleidet, sind ihm alle Principien genommen. So läßt denn die „literarisch-künstlerische" Geheimgesellschaft von Ludwig Speidel verkünden, er sei wandelbar wie das Wetter, er werde von Stimmungen beherrscht. O, die Vehmrichter der Wiener Kunst haben sogar Beweise dafür in Händen! Erinnert euch nur, sprechen sie, wie dieser Speidel über Wilbrandt als Dichter schrieb, und nun sagt er dem Director alles Schöne und Gute, hat ihn eigentlich zum Director gemacht. Gewissenhafte Leute, wie die

Digitized by Google

Literarisch-Künstlerischen schon sind, unterschlagen sie das vernichtende Urtheil, welches Speidel der „Assunta Leoni" des Directors Wilbrandt angedeihen ließ, man kann also von ihnen gar nicht begehren, daß sie die mitunter recht deutlichen Winke, die selbst der Director schon empfing, zur Kenntniß ihrer Leser bringen. Den sichersten Beleg müssen ihnen aber zwei Feuilletons liefern, deren eines von der Nothwendigkeit spricht, jugendliche Kräfte für das Burgtheater zu gewinnen, weil Viele altern; und das andere, das sich ebenso entschieden gegen Neuengagements erklärt und sogar unter ausdrücklicher Namensnennung die Jugendlichkeit mehrerer Damen vertheidigt. Das ist doch ein nicht zu leugnender Widerspruch, ein Beweis von Launenhaftigkeit, Inconsequenz, Principienlosigkeit, sogar von Brutalität und Ungerechtigkeit, wie aus Guttenbrunn berichtet wird. Freilich liegt zwischen den beiden Feuilletons eine ganzes Jahr, und das erste Mal handelte es sich um die Gewinnung von Talenten, wie Frl. Barsescu, die heute schon vom ganzen Publicum anerkannt ist, obwohl sie noch sehr viel zu lernen hat, gegen den Willen dritter einflußreicher Personen; das andere Mal aber war von oben herab eine Invasion der Talentlosigkeit vom Schlage der Frau Schratt, die so ziemlich das ganze Jahr spazieren geht, im Zuge, Frau Bognar, Frau Albrecht, Frl. Groß sollten in das Burgtheater und Gott weiß wer noch, der nicht hineingehörte, aber beim Diner empfohlen wurde. Man sollte glauben, daß sich in einem solchen Falle der Standpunkt der Kritik berechtigtermaßen veränderte. Doch was kümmert das Herrn Müller! Gilt es doch die Vernichtung des Mannes, welcher über den „Einacter eines Neulings sechs Spalten schrieb und die dreiactige Novität desselben Abends mit keinem Wort erwähnt". Der Einacter war die „Burgruine" von Caro, ein Stück, das man unstreitig als das beste deutsche Lustspiel der neuesten Zeit bezeichnen kann und das auch seinen Weg über alle Bühnen genommen hat; die dreiactige Novität hieß „Der arme Hugo" vom Prinzen Elimar von Oldenburg, wurde durch völlig untheatralische Rücksichten auf das Burgtheater gebracht und starb eines bejammernswerthen Todes, was Speidel auch gleich nach der ersten Darstellung constatirte. Er schrieb auch über die „Karolinger" nicht, weil sie dem Repertoire entschwanden, bevor er zum Schreiben kam, wie er überhaupt über Stücke nicht schreibt, die werthlos sind, und wie er zum Beispiel über das Stadttheater nicht schreiben wollte, weil ihm dessen literarische Existenz von vornherein eine Lächerlichkeit geschienen haben mag; er ist kein Vielschreiber und kein Gefälligkeitsschreiber, er muß seinen eigenen schriftstellerischen Proceß durchgemacht haben, bevor er zur Feder greift. Er schreibt nicht für den Tag und die alltäglichen Menschen, sondern im Namen der Kunst, und ihr und dem Talente muß er begegnen, ehe in ihm die Nothwendigkeit entsteht, sich zu äußern. Wie viele Mittelmäßigkeiten klagen ihn an, weil sie diesen Zusammenhang nicht begreifen!

Die Menschen werden nicht gerne den Lebenden gerecht, aber so groß ist das Talent Ludwig Speidel's, so tiefgreifend sein Wort, so packend sein Ernst, so streng und geläutert sein künstlerisches Princip, so gewaltig sein Beruf zur Kritik, daß das österreichische Publicum ohne Rückhalt an ihn glaubt, und daß man draußen im Reiche ihn so hoch hält wie bei uns, daß sein Zeugniß mehr gilt, wie alle anderen zusammengenommen. Die Bedeutung Speidel's für die deutsche Literatur hängt vornehmlich mit seinen Kritiken über das Burgtheater zusammen, das ihm auch wirklich an das Herz gewachsen ist, weil es auf dem Gebiete der gesammten Kunst zur Zeit die größte Einheit und Erscheinung bildet. Wenn man die Ruhmesgeschichte dieser Bühne in den letzten dreißig Jahren durchblättert, so wird man zwischen dem Theater und Speidel theilen müssen. In den Händen eines unwissenden Menschen wie Adolf Bäuerle, in den schmutzigen Fingern eines Saphir lag das Referat, bevor die neue ernste Kritik erstand, deren Seele und Meister Speidel geworden ist, der er die künstlerische Erwägung als allein maßgebendes Princip aufgezwungen hat. Seit Speidel sind Kameraderie und persönliches Interesse ausgeschlossen, und wer über das Burgtheater schreiben will, muß nicht nur völlig objectiv sein können, sondern auch das Recht zur Kritik haben, sonst kritisirt das geschulte Publicum ihn wieder rasch zu Tode. Wie viele Pseudotalente hat er im Namen der ernsten Kunst beseitigt, wie viele wirkliche vor dem leichtfertigen Urtheile der Menge gerettet und erhalten; sie ließ sich seine Zurechtweisung gefallen, sah ihr Unrecht ein und folgte willig der besseren Belehrung. Wie viel Gemeinheit hat Speidel aus dem Wiener Theaterleben ausgemerzt, wie hat er es in die Bahnen der Poesie zurückgeschoben. Und wie ernst nimmt er es mit der Darstellung! Künstler und Künstlerinnen, die ihn gestern priesen, brechen heute in Thränen aus, bloß weil er gestern und heute gleich gerecht gewesen ist. Es gab wohl selten einen Kritiker, der von den Schauspielern so hoch gehalten ward. Speidel tödtet und belebt. Wahrhaft rührend ist die Güte, mit der er, wie der sorgsame Gärtner, die Pflanzen pflegt, die Blüthe und Frucht versprechen. Nicht bloß bereitwillig, enthusiastisch weiß er die Hoffnungerweckenden zu führen, was Frau Wolter und Herr Sonnenthal aus früherer, Frl. Hohenfels und Baumeister aus neuerer und Frl. Barsescu aus der neuesten Zeit bestätigen werden. Sein gutes Wort fließt wie ein Feuerstrom in die Seele des Dichters wie des Schauspielers. Das können die kleinen Leute nicht vertragen, und darum schreiben sie Pamphlete. Aber sie verdienen Dank. Ihre Provocation weckt in uns die Erkenntniß von dem Werthe unseres Speidel und von unserem Glücke, die Kunst unter seine kritische Obhut gestellt zu stehen.

Wien, Anfangs Februar.

X. Wiener.

Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck. Von Kuno Stommel. Fünfte, durchgesehene Auflage. Düsseldorf, Felix Bagel.

Der Verfasser hatte schon 1878 in seiner Schrift: „Die Balkan, halbinsel 1877—78" die Behauptung durchzuführen gesucht, daß Oesterreich ein neues byzantinisches Reich als Föderativstaat bilden müsse daß aber Konstantinopel wegen der vorhandenen Interessencollision eine internationale Freistadt werden solle. In der vorliegenden Brochure entwickelt er diesen Gedanken weiter dahin, daß Konstantinopel zum Patrimonium Petri gemacht werden müsse. Wie Karl der Große die Gründung seines Reiches nur im Bunde mit dem Papstthum und dessen Kirche habe durchführen können, so würden auch die Habsburger das ihrem Scepter unterworfene und noch zu unterwerfende Völkergemisch nur mit Hilfe eines starken Papstthums staatlich zusammenhalten können, und deshalb müßten sie das Papstthum durch Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft neu befestigen. Das deutsche Reich habe einerseits das Interesse, das verbündete Oesterreich zu stützen und zu stärken, andererseits das Bedürfniß nach Wiederherstellung des Friedens mit seinen katholischen Unterthanen, und könne beide Aufgaben zugleich durch Installirung des Papstes in Konstantinopel lösen. Die kleine Schrift zeichnet sich durch einen reichen, auf engem Raume zusammengedrängten Inhalt, gründliche philosophische und historische Bildung, klare gedankenvolle Darstellung, weiten politischen Gesichtskreis und Freiheit von aller politischen Parteibefangenheit vortheilhaft aus und verdient durch diese Eigenschaften sehr wohl die Beachtung, welche das Publicum ihr in reichem Maße geschenkt hat. Daß die politische Presse mit ihr nichts anzufangen gewußt hat, ist sehr begreiflich, da sie in keine Parteischablone paßt. Ihr Werth liegt nicht so sehr in dem angedeuteten Ergebniß, das einer ziemlich nebelhaften Conjecturalpolitik angehört, als in den geschichtsphilosophischen Erörterungen über die Bedeutung des Papstthums, der Renaissance, des antiken Staatsgedankens und der protestantischen Autonomie, welche bei den Politikern aller Parteien Beherzigung finden sollten!

—nn.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **W. Spemann**, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausg. von Prof. Jos. Kürschner. 53. Bd.: **Wielands** Werke. III. Geschichte der Abderiten. Herausg. von **H. Pröhle**. XVII u. 337 S. Broch. Mk. 2,50. Geb. Mk. 3,50.

Redacteur, w. bereits d. Zeitung e. Stadt v. 100,000 **Einw. redigirt,** u. beste Beziehungen zu bed. Schriftstellern hat, sucht bei **mäß. Anspr. d. selbst. Leitung** e. Wochenschr., auch Tagesz. liber. Richt. od. d. 2. Stelle a. e. gr. Bl. Offerten u. **H. V. 270** an **Rudolf Mosse, Hamburg.**

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).

Verwerthung von Manuscripten jeder Art.
Uebersetzung in alle Sprachen.
Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —
NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.**
in **Leipzig.**

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:
Gustav Meyer, Dr. phil. Professor a. d. Univ. Graz,
Essays und Studien
zur
Sprachgeschichte und Volkskunde.
I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden Märchenkunde. III. Zur Kenntniß des Volksliedes. — 8°. VIII und 412 Seiten. Preis geh. Mk. 7,00, geb. Mk. 8,00.
Berlin W. — Verlag von Robert Oppenheim.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wichnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung
von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Kölr. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten
auf
industriellen u. gewerblichen Gebieten
von
Oskar Asemissen,
Rechtsanwalt in Detmold.
Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*
N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende 2c. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.

Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 28. Februar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französische Regierung und ihre Partei. Von Wilhelm Singer. — Die Armenpflege und die Arbeiter. Von E. Hirschberg. — **Literatur und Kunst:** Fasching. Von Wilhelm Jensen. — Ungedruckte Liebesbriefe von Nicolaus Lenau. Mitgetheilt von Ludwig August Frankl. — Schulze-Delitzsch als Romandichter. Von Oskar Bulle. — Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Eine Correspondenz aus dem Leben. Von Expertus. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Heyse-Woche. Von Z. — Inserate.

Die französische Regierung und ihre Partei.

Von Wilhelm Singer.

Zwei Jahre sind es nun her, daß Herr Jules Ferry den Vorsitz im französischen Ministerrathe übernommen. Zwei Jahre! Ein vorübergehender Augenblick im Leben der Nationen — eine fabelhaft lange Zeit im Dasein eines Ministeriums unter der dritten Republik. Als unter maßlos schwierigen Umständen Jules Ferry an die Spitze der Regierung trat, da prophezeiten ihm die kurzsichtigen Gegner eine Dauer von wenigen Wochen, die einsichtigeren ein dornenvolles Vegetiren von mehreren Monaten, und selbst die Freunde rechneten bloß auf ein volles Jahr. Denn daß sich in der Deputirtenkammer, welche Ministerien stürzte, wie wenn sie Kegel wären, eine fest zu einander haltende Majorität bilden könnte, gesonnen, der Regierung über alle Schwierigkeiten und Hindernisse eines im Entstehen begriffenen Systems hinwegzuhelfen, das erschien als ein geradezu phantastischer Optimismus, dem sich nur interessirte Leute und Sanguiniker hinzugeben wagten. Und das Wunder ist dennoch geschehen. Eine starke Regierungsmajorität hat sich zusammengethan und hat die Regierung unter mannigfachen heiklen Verhältnissen willig unterstützt. Oft genug war das Ministerium hart an den Abgrund gerathen. Da galt es, die Sicherheit und Solidität der Kammermehrheit zu erproben; sie hat sich jedesmal als verläßlich und anhänglich erwiesen, und heute steht die Regierung an dem Markstein einer neuen gesetzgeberischen Etappe, voll Vertrauens in ihre Zukunft, vom Lande eine imposante Billigung ihrer Politik erwartend. Sich in Vermuthungen zu ergehen, ob das Volk von Frankreich wirklich diesen Erwartungen entsprechen werde, dies wäre ein müßiges Spiel mit Annahmen. Besser ziemt es sich, mit unbefangenem Auge die Elemente zu prüfen, auf welche hin die Regierung das günstige Urtheil des Landes herausfordert. Ob dieselben zur Erlangung dieses Zieles hinreichen werden, wie die Minister und die Kammermehrheit hoffen, oder ob sie, wie die Oppositionen aller Art siegreich verkünden, zum Sturze der bestehenden Regierung führen werden, wie vermöchte das jemand heute schon vorauszusagen, der die Wandelbarkeit der öffentlichen Stimmung in Frankreich staunend und voll fesselnder Verwunderung miterlebt hat?

Vor Allem hofft Herr Jules Ferry auf eine, wenn schon nicht dankbare, so doch gerechte Anerkennung seiner äußeren Politik. Erinnere man sich bloß, in welch' losen Verhältnissen Frankreichs auswärtige Angelegenheiten sich befanden, als die gegenwärtige Regierung ins Amt trat. Frankreich stand fast außerhalb aller Beziehungen mit Europa. Niemand wollte den Franzosen übel, nirgends begegneten sie aber mehr, als einer gewissen gleichgültigen Höflichkeit. Die Beziehungen zu Deutschland waren zwar nicht ungeklärt, faßt man den Verkehr von Cabinet zu Cabinet ins Auge; allein in der großen Masse der Nation herrschte ein widerstandslustiges Unbehagen, weil der irrige Glaube allgemein verbreitet war, Deutschland erwarte nur eine passende Gelegenheit oder bemühe sich, eine soche herbeizuführen, um über Frankreich bald von Neuem herzufallen. Der französische Einfluß in Egypten war nach dem bedauerlichen Beschluß der Kammer, nicht einmal den Suezkanal zu beschützen, fast bloß noch eine historische Erinnerung. Es war endlich eine Situation im fernen Orient zu liquidiren, was, — warum soll man es nicht eingestehen? — die gesammte Diplomatie der Welt sich als leichter durchführbar vorstellte, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Geduld und Klugheit, Festigkeit, gepaart mit versöhnlicher Gesinnung, waren unbedingt nothwendig, um angesichts einer so wenig einladenden Sachlage nicht muthlos zu werden. Herr Chalemel-Lacour, der erste Minister des Aeußeren in der Regierung des Herrn Jules Ferry, liebte es doch, hauptsächlich seine Festigkeit darzuthun; alle dieselbe verträglich machenden Tugenden lagen nicht in seinem scharfen Naturell. Daher machten die Lösungen der bereits gestellten und sich neu aufdrängenden Probleme unter seiner Leitung nicht den gewünschten gedeihlichen Fortschritt, ja eines davon, vielleicht das folgenschwerste, erlitt durch sein stolzes, die Schwierigkeiten des Terrains aber nicht genügend würdigendes Vorgehen eine unerwünschte Ausdehnung und Bedeutung. Die politischen Fragen fanden erst dann ihre entscheidende Physiognomie, nachdem Jules Ferry sich entschlossen hatte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen.

Wenn man nun Frankreichs Stellung von heute in unparteiische Betrachtung zieht, wird man mühelos eine sehr wesentliche Verbesserung constatiren können. Zu wiederholten Malen hat die französische Republik nicht bloß in der maßvollen Vertretung ihrer eigenen Forderungen bei den europäischen Cabinetten Billigung gefunden, sondern die letzteren haben auch, und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit, wie die egyptische, Frankreich als Anwalt von Europa fungiren lassen, eine Thatsache, die sicherlich nicht eingetreten wäre, wenn die europäischen Regierungen die Ueberzeugung gehegt hätten, daß die Republik das Vertrauen Europas nicht verdiene, und daß ihre Politik keine offene, loyale, von egoistischen Sondergedanken freie sei. Auch ist aber, und damit hofft die Regierung die Wähler zu impressioniren, dadurch Frankreichs Situation nicht allein Europa gegenüber eine viel angesehenere geworden, sondern das Land hat den allgemein als großen Vortheil betrachteten Trumpf in die

Digitized by Google

Hände bekommen, mittelst dessen die englische Regierung veranlaßt wurde, als gerecht anzuerkennen, daß Frankreich in Egypten wieder festen Fuß fasse. Das Arrangement der egyptischen Frage auf Grund der von Europa gebilligten und genehmigten französischen Vorschläge ist eine von Seiten der Cabinette der Wirklichkeit zugeführte Erscheinung, und ob es nun von dem englischen Parlament in seinem ganzen Umfang gebilligt werde oder nicht, der thatsächliche oder nur der moralische Erfolg (das hängt vom englischen Unterhaus ab) bleibt immer auf Seite Frankreichs, denn eine Grundlage für Regelung der egyptischen Angelegenheit ist einmal unter allen Umständen geschaffen, unter ausdrücklicher Zustimmung von ganz Europa, und die Engländer würden wohl kaum ein beneidenswerthes Spiel zu spielen haben, wollten sie sich dem europäischen Gesammtwillen hartnäckig widersetzen. Der lebhafte Verkehr mit den Mächten hat die französische Regierung auch erkennen lassen, daß in allen Chancellerien den gerechten Ansprüchen Frankreichs gegenüber eine wohlwollende Stimmung herrsche, die wesentlich zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich beigetragen hat. Durch die Theilnahme Frankreichs an der Congo-Conferenz hat die Republik einen Beweis ihres guten Willens geliefert und dargethan, daß Erwägungen des Sentiments die ernste Prüfung gemeinsamer Interessen nicht zu beeinflussen vermögen, und daß Frankreich gesonnen sei, auch nicht das geringste Staatsinteresse heftigen Gefühlsäußerungen zum Opfer zu bringen. Es gehörte schon ein gewisses Kraftbewußtsein dazu, inmitten der Bestrebungen der Opposition die Annäherung Frankreichs an Deutschland als eine Demüthigung, als eine Beleidigung der nationalen Gefühle darzustellen, unerschüttert den vorgezeichneten Weg weiterzugehen und sich durch Einwürfe, die manchmal sogar von der intimeren Umgebung kamen, in dem einmal gefaßten Vorsatz nicht beirren zu lassen. Daß Herr Jules Ferry hierzu den Muth besaß, das wird ihm nicht in Europa allein, sondern wahrscheinlich auch bei den Einsichtigen des Landes als bedeutendes Verdienst angerechnet werden. Oder, wäre es denn klüger gewesen, die Beziehungen zu Deutschland kühler, schärfer, gefährlicher zu gestalten, statt bei jedem Schritt Deutschlands Entgegenkommen mit übelwollender Zurückweisung und unübersteiglichen Hindernissen zu erwidern und die schwüle, kriegsschwangere Luft zu verdichten, die lange genug über Frankreich gelastet hat und welche die nach freierem Athem schmachtende Industrie und den blutleeren Handel gänzlich ersticken und ohnmächtig zu machen drohte? Wenn es wahr ist, daß Frankreich im Namen der großen Interessen, welche Kräftigung und Erhebung bedürfen, einen langen Frieden begehre, dann muß jene Politik eingeschlagen werden, welche am meisten geeignet ist, Beruhigung und Zuversicht in der Oeffentlichkeit zu wecken und alle Kriegsgefahren nach menschlichem Können in weite Ferne zu rücken. Daß im Kreise einer solchen Friedenspolitik eine schroffe Haltung gegen Deutschland nicht liegen kann, das braucht man Niemandem näher zu erklären, und das dürften die Wähler von Frankreich auch mit Leichtigkeit einsehen.

Man rechnet in gouvernementalen Kreisen ferner auf die Wirkung der Waffenerfolge in Tongking. Heute darüber zu richten, ob der im fernen Osten herrschende Zustand nothwendiger Weise zur gegenwärtigen Form und Ausdehnung hat heranwachsen müssen, mag ein passionirendes Vergnügen für Freunde einer abstracten Kritik sein. Ob Herr Challemel-Lacour seiner Zeit besser gethan hätte, statt abweisenden Bestehens auf mehr theoretisch interessanten, als praktisch nützlichen Rechten, kluge Geschmeidigkeit und feines Wahrnehmen und Benutzen aller gebotenen Vortheile den Chinesen gegenüber zu zeigen, das wird einst Sache des Historikers sein, für den Augenblick hat es bloß den nebensächlichsten Werth. Heute stehen sich Frankreich und China mit den Waffen in der Hand gegenüber, und das Wichtigste bleibt, daß der nun schon lange genug währende Streit in eclatanter, der französischen Waffenehre vollständig Genüge leistender Art rasch beendet werde. Daß dies nun in kurzer Zeit noch vor Eintritt des regnerischen Wetters in Tongking der Fall sein wird, daß die französischen Banner in naher Zukunft auf dem ganzen Gebiete von Tongking wehen werden, daran zweifelt hier Niemand in leitenden Kreisen. Man muß ja auch annehmen, daß sich der neue Kriegsminister, welcher den General Campenon (einen Gegner der verstärkten Expedition) im Amte ablöste, in dieser Voraussicht nicht geirrt und Truppen in genügender Zahl abgesendet habe. Die französischen Waffensiege nun als sicher annehmend, sieht man hier zwei Eventualitäten entgegen. Entweder erkennen die Chinesen, daß sie im Kampfe mit den Franzosen nur Verluste an Menschenleben, Ehre, Territorium und Geld erleiden können und fügen sich den französischen Bedingungen, dann wäre der Erfolg ein vollständiger und die Regierungspartei könnte mit einem großen Gewinn, der Eroberung und diplomatischen Sicherung einer neuen Provinz, vor die Wähler treten und das Verdienst für sich beanspruchen, ausgedauert zu haben, wo die Andern schon die Flinte ins Korn warfen. Oder aber die Chinesen bieten nicht die Hand zu einem friedlichen Arrangement, dann würde auch diese Attitude an dem französischen Besitz nichts ändern; die Franzosen werden ihr mit dem Schwert in der Hand erworbenes Gebiet behalten und daraus alle Vortheile ziehen, welche die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner nur ermöglichen. In jedem der beiden Fälle wird die Regierung mit Genugthuung auf ein Verdienst verweisen können, und es ist ja bekannt, daß nach dem Erfolge selbst Diejenigen zustimmen, welche pessimistischen Anschauungen huldigten und mit dem Tadel gar nicht sparten, solange jener noch zweifelhaft war.

Zu den Verdiensten auf dem Gebiete der äußeren Politik soll sich eine Maßnahme auf innerem Gebiete gesellen, die von einem großen Theile des Landvolkes gefordert wurde, nämlich der Schutzzoll auf Getreide. Man kann ein Anhänger sein oder ein Gegner dieses Systems, Freunde und Feinde haben jeder für ihren Standpunkt die gewichtigsten Argumente vorgebracht. Das Eine ist sicher, daß dem Drängen der Ackerbauer im gegenwärtigen Augenblick nachzugeben, ein Act politischer Klugheit war. Schon angenommen, daß bloß Wahlrücksichten die Regierung bestimmt hätten, den Schutzzoll auf Getreide zu erhöhen und nicht auch öconomische, wer könnte ihr im gegenwärtigen Augenblick deshalb leicht Vorwürfe machen? Die letzten Senatswahlen haben gelehrt, daß einzelne Departements den republikanischen Candidaten ihre Stimmen entzogen, weil die Monarchisten und Reactionären sich als die Vorkämpfer für den Schutzzoll ausgaben. Wäre es nicht geradezu eine selbstmörderische Politik, unter solchen Umständen auf einer Doctrin zu beharren, welche der Republik die so schwer erworbenen Stimmen der Landleute wieder entfremden würde? Kann sein, daß die Gegner der Schutzzölle mit vielen ihrer Voraussagungen Recht behalten, aber selbst wenn die Regierung dieses ungünstigen Erfolges gewiß wäre, erschien es ihr noch immer als das kleinere Uebel, verglichen mit dem Schaden, den eine Abkehr des Landmanns von der Republik dem liberalen System in Frankreich zufügen würde. „Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe", wurde die Schutzzollpolitik aufgenommen, ein großer Theil der französischen Landleute forderte geradezu Protection, wie könnte die Regierung der öffentlichen Meinung solch' einer Forderung leicht widerstehen? Freilich, die Arbeitsbevölkerung in den Städten wird über Brotvertheuerung klagen — allein vom Standpunkte der Wahlpolitik, welche in einem Lande, wo das republikanische Regierungssystem noch immer stark angefochten wird und noch nicht so tief Wurzel gefaßt hat, daß von einem Umsturz gar nicht mehr gesprochen werden kann, von höchster Wichtigkeit ist, hat das Gouvernement von diesen Klagen nicht viel zu fürchten. Die Arbeitsbevölkerung in den großen Städten hat fast immer oppositionell gewählt, so wird sie wahrscheinlich auch diesmal oppositionell wählen. Auf eine Nuance mehr oder weniger kommt es nicht mehr an, wenn die Wahl nur nicht monarchisch-klerikal ausfällt, und das ist von den französischen Arbeitern der gegenwärtigen Zeit unter keinen Umständen zu befürchten.

Ausgerüstet also mit den Erfolgen auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten, dem erhöhten militärischen Prestige und der Befriedigung der Landleute glaubt das Ministerium Ferry zuversichtlich an die Wähler appelliren und die Einwendungen wett machen zu können, welche ihr wegen der Schwierigkeiten des Budgets und wegen der nothgedrungenen

Digitized by Google

Abweichungen von einzelnen in ihrem ganzen Umfang unerreichbaren, in der Hitze des Wahlkampfes gegebenen Versprechungen vielleicht erhoben werden. Ja, es konnten manche Forderungen, welche ein Volk an eine Republik zu stellen berechtigt ist, noch nicht erfüllt werden. Aber ein Politiker kann seinen Calcul doch nur auf bestimmte bestehende Grundlagen und sich aus denselben ergebende Folgerungen stellen. Aendern sich die Grundlagen und die auf sie gestellten Voraussichten, so muß die Haltung des Politikers eine den umgestalteten Thatsachen angepaßte Veränderung erfahren. Die Opposition nun wirft die Schuld an den vorgegangenen Veränderungen auf die Regierung und die Majorität. Das Land wird entscheiden. Es wird uns vielleicht in späterer Zeit vergönnt sein, die Regierungspolitik auch im scharfen Lichte der Gegnerschaft zeigen zu können. Diesmal haben wir bloß die Hauptmomente zusammengefaßt, auf welche hin das Ministerium Ferry, falls es die Wahlen leiten sollte, die Majorität des Landes an seine Seite zu bringen hofft. Wird es aber auch die Wahlen leiten? Es wird wohl nicht gar viele Politiker in der Kammer geben, welche daran zweifeln. Soweit man überblicken kann, ist auf dem Horizont für die gegenwärtige Regierung kein bedrohendes Gewitter; es sei denn, daß plötzlich ein Blitz vom blauen Himmel käme und in dem Augenblicke zerstörend in das Gebäude einschlüge, da es seine Krönung glücklich vollziehen sollte.

Paris, Mitte Februar.

Die Armenpflege und die Arbeiter.

Von E. Hirschberg.

In jener glücklichen Zeit des deutschen Volkes, da noch nicht das Jagen nach Erwerb, nach Gold und Schätzen den Einzelnen in seiner behaglichen Ruhe und stillen Zufriedenheit störte, in jener Zeit der Armuth, von der Tacitus sagt, er wisse nicht, ob der Götter Liebe oder Haß den Germanen Gold und Silber verwehrte, hätte man vergebens auch nur ein Verständniß suchen können für das, was man heute mit der Arbeiterfrage zu bezeichnen pflegt.

Das römische Reich hatte schon seinen Nothstand, seine socialen Fragen in mancherlei Art durchgemacht, es stand dafür aber auch auf der Höhe seiner Cultur; und indem es in seine ungeheuere Grenze auch das Germanenthum aufzusaugen trachtete, ahnte es nicht, daß es damit einige Jahrhunderte später sich selbst den Todesstoß geben sollte:

Die Zeiten der Völkerwanderung traten herein, und unwiderstehlich zertrümmerten die Deutschen die heilige Roma.

Doch dies war auch ihr Verderben. Nicht nur, daß die Germanen in den fremden Ländern andere wurden, auch das eigene Land umfaßte ein anderes Geschlecht, andere Götter und andere Sitten, andere Staaten und andere Staatsformen.

Kein Licht aber ohne Schatten: Wohin bisher nur je die Cultur ihre Schritte gerichtet, folgte ihrem Segen zugleich das Elend. Wo Gewinn, pflegt auch Verlust, wo Reiche sind, pflegen auch Arme zu sein. Der Fall der Verarmung, früher ein seltener, wird ein häufiger. Die Familie, nach altgermanischer Gewohnheit die Helferin in Noth, erweist sich nicht mehr als ausreichend, und das Christenthum muß „praktisch" eingreifen. In umfassendster Weise wird die Kirche die Beschützerin der Armen. Man sah das ganze kirchliche Vermögen als ein patrimonium pauperum, als das Eigenthum der Armen an. Aber sei es eine Folge der Verweltlichung der Kirche, welche allmählich anfing, mehr Geschmack an der Sammlung als an der Austheilung von Reichthümern zu finden, sei es, daß das patrimonium pauperum von seinen „Eigenthümern" gar zu sehr mag beansprucht worden sein, die Kirche suchte sich dieser Last etwas zu entledigen. Ein Concilium zu Tours 567 verpflichtete die Gemeinden zur Ernährung der Armen, „damit letztere nicht in anderen Gemeinden umherstreiften". Also der Arme, der bisher überall, wo die christliche Kirche bestand, diese angehen durfte, konnte dies zwar auch noch thun, aber vorerst hatte seine Gemeinde für ihn zu sorgen „secundum vires"; die Armenpflege ward so gewissermaßen localisirt, ähnlich wie heute. Zunächst hatte dieser Concilbeschluß allerdings durchaus noch nicht jene Folge. Er blieb nur Theorie. Die Kirche konnte wohl die Armenpflege zum Theil von sich abwälzen — ein Viertheil des Kirchenguts, hieß es bis zur Reformation, gehört den Armen — aber sie hatte nicht ohne Weiteres das Recht, sie der Gemeinde aufzubürden. Letzteres geschah erst durch Reichspolizeiordnungen Ausgangs des 15. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als — kurz vor der Reformation — die Kirche ihrem Verfalle nahe war. Von einer vollbewußten Armenpflege der Kirche als solcher war damals längst nicht mehr die Rede. Schon war an ihre Stelle die Unterstützung seitens der Klöster in plan- und zielloser Weise mehr zum Schaden, als zum Nutzen getreten. Die Reformation und mit ihr die Säcularisation des Klosterguts fegte die letzten Reste der kirchlichen Armenpflege hinweg, und selbst die katholisch gebliebenen Länder führten die weltliche Armenpflege nothgedrungen ein, d. h. also die Verpflichtung der Gemeinde.

Von großem Interesse sind die allmählich überall in Deutschland Recht gewordenen Ansichten Luther's, die er 1523 gelegentlich der Ordnung eines „gemeinen Kastens" zu Leisnig aufstellte: „Alle öffentliche Armenpflege ist Sache der weltlichen Gemeinde, aber sie kann und soll nur gehandhabt werden in engster Verbindung mit den Organen der kirchlichen Gemeinde. Niemand darf betteln. Die arbeitsfähigen Armen sollen arbeiten oder ausgewiesen, die arbeitsunfähigen versorgt, die armen Kinder in Schule, Handwerk u. s. w. unterrichtet werden. Aus dem aufgehobenen Kirchen- und Klostergut soll ein gemeiner Kasten gebildet werden, der vor Allem für die Armenpflege bestimmt ist. Soweit dessen Einnahmen nicht ausreichen, hat die weltliche Gemeinde die Kosten der Armenpflege aufzubringen." Ein Zeugniß für die Gesundheit dieser Theorie ist es, daß sie im Großen und Ganzen in Deutschland, speciell in Preußen, geltendes Recht geblieben ist. Noch heute bestraft das Strafgesetzbuch des deutschen Reichs den Bettler oder Denjenigen, der sich „dem Müßiggang dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß." Auch heute wie früher besteht die Unterstützungspflicht der Gemeinde, natürlich subsidiär: denn hatten früher die Gilden ꝛc. der Armenpflege den größeren Theil der Last abgenommen, mußten früher die Hörigen von den Herren unterstützt werden, so bestehen ja auch heute Knappschafts-, Innungs- und andere Kassen in Menge, welche gerade das Eintreten der öffentlichen Unterstützung verhindern sollen.

Einmal allerdings ward im preußischen Staate der Versuch gemacht, eine neue Theorie der öffentlichen Armenpflege gesetzlich einzuführen. Das geschah durch das allgemeine Landrecht vom 5. Februar 1794. Praxis wurde diese Theorie niemals und konnte es auch nicht werden; sie besteht eigentlich noch zu Recht, denn kein Gesetz hat sie aufgehoben; aber ihre eigene Unhaltbarkeit sorgte für ihre Unschädlichkeit.

Die betreffenden Stellen des Landrechts sind unlängst in allen öffentlichen Blättern gelegentlich des Rechts auf Arbeit vielfach besprochen worden. In unserem heutigen Recht beanspruchen sie keine Bedeutung mehr und sind für unsere Betrachtung belanglos.

Das Princip unserer heutigen Armenpflege ist in den citirten Paragraphen des Strafgesetzbuches enthalten. Weitere Gesetze bieten nur die praktische Handhabe zur Ausführung jenes Princips. Freilich enthält Letzteres mehr das Negative als das Positive. Denn indem es den Müßiggang mit Strafe bedroht, falls er den Müßiggänger der öffentlichen Unterstützung zutreibt, und indem es weiterhin (§ 361, 7) ebenfalls mit Haft bedroht Denjenigen, der „aus öffentlichen Armenmitteln" unterstützt, „sich aus Arbeitsscheu weigert, die ihm von der Behörde zugewiesene, seinen Kräften angemessene Arbeit zu

Digitized by Google

verrichten" — indem es dieses mit Strafen bedroht, sagt es nicht, was aus Demjenigen wird, der aus Mangel an Arbeit oder körperlicher und geistiger Unfähigkeit wider seinen Willen sich dem Müßiggang hingiebt. Auf diesen unfreiwillig Arbeitslosen kommt das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz zur Anwendung, das für jeden Inländer die Gemeinde bestimmt, welche ihm erforderlichen Falls den nothdürftigen Lebensunterhalt, nach Ermessen auch Arbeit gewähren muß.

Verhungern läßt somit der heutige Staat Niemanden: das Arbeitshaus, das Armenhaus oder das Gefängniß schützen davor, und zwar schützen sie mehr den Staat als den Arbeiter. Denn das ist der Gedanke der heutigen öffentlichen Armenpflege, daß man die Armen so viel als möglich vom Staate abweist, Müßiggänger durch Strafen schreckt und die schließlich doch Unterstützten eben nur gerade das Leben fristen läßt.

Von der „Wohlthätigkeit des Staates" also finden wir hier nichts, und Niemand, der ein Verständniß für unseren nun einmal individualistisch angelegten Staat hat, wird sich darüber wundern können. Der individualistische Staat ist eben nicht jener allmächtige der Socialdemokraten, der in sich alles concentrirt und absorbirt, um von sich aus den Einzelnen zu beeinflussen, er ist es vielmehr, der gerade die Allmacht des Einzelnen für jeden guten Zweck zu entfesseln strebt, der durch die Einrichtung von Anstalten des Unterrichts, des Verkehrs ꝛc. resp. durch deren Schutz und Beaufsichtigung, durch Abwehr äußerer und innerer Feinde ꝛc., die freie Bewegung des Einzelnen für seine Culturzwecke mit zu erlangen sucht. Der Staat ist nicht ein Wesen außer uns, sondern bewußt oder unbewußt bilden wir den Staat. So ist auch jene Härte der Armenpflege eine nothwendige und — wenn der Einzelne seine Pflicht den Mitmenschen gegenüber erkennt — nur scheinbare. Was würde auch eine Wohlthätigkeit des Staates bedeuten, wenn der Einzelne nicht wohlthätig ist? und welche Folgen müßte es nicht nothwendig haben, wenn das Individuum die Verpflichtung zur Nächstenliebe, zum praktischen Christenthum von sich auf den Staat abwälzt? Der „wohlthätige" Staat kann nicht nothdürftig und in der geschilderten, wenig verlockenden Weise unterstützen; der wohlthätige Staat müßte eine Art Pension oder Lohn statt der Unterstützung zahlen. Er wäre der subsidiäre Brodherr jedes Arbeitslosen. Und dies führt uns auf die Arbeiter.

Es fehlt nämlich in der That nicht an solchen, welche den Staat als die subsidiäre Versicherungsanstalt aller seiner Angehörigen betrachten, von dem Rechte der Bedürftigen auf die Leistungen dieser „Versicherungs"-Anstalt sprechen und bewußt oder unbewußt den volkswirthschaftlichen Gegensatz von Versicherung und Unterstützung verwischen.

Für den aufmerksamen Beobachter hat sich denn auch in den letzten Jahren hinsichtlich der Begriffe Arbeiter und Armer ein bedeutsamer Umschwung vollzogen.

War man so lange gewohnt, den Armen als einen der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit Unterliegenden, als einen von den Mitteln Anderer Lebenden zu betrachten und ihn, wenn möglich, wieder zu einem Arbeiter, d. h. einem aus eigenen Mitteln Lebenden zu machen, dachte man früher über die Art nach, wie man am besten durch Gewährung der Freizügigkeit, der Gewerbefreiheit, durch Einrichtung von Productiv-Associationen, Consumvereinen, Vorschußvereinen ꝛc. die Möglichkeit des Selbsterwerbs und durch ihn die Sicherung der Zukunft ermöglichen könnte, so geht eine heutige Strömung mit Macht dahin, einen Theil dieses Selbsterwerbs dadurch überflüssig zu machen, daß der Staat selbst oder dritte Personen auf seine Veranlassung, unmittelbar ganz ohne oder gegen einen nur geringen nicht entsprechenden Entgelt die Sorge für die Zukunft der Arbeiter übernehmen.

Was also bisher fast ausschließlich in der Armenpflege zur Anwendung kam: die öffentliche Unterstützung ohne Entgelt, beginnt jetzt bereits unter dem Namen Kranken- und Unfallversicherung eine stehende Institution zu werden, die sich alsbald auch über andere Versorgungsarten der arbeitenden Classe erstrecken soll. Mag man nun über die neuen Gesetze denken, wie man will, objectiv wird man zugeben müssen, daß die Begriffe Arbeiter und Armer mit Einführung einer „Versicherung" aus den Taschen Anderer, d. h. also einer Unterstützung, in einander verschmolzen sind, und daß die neuen Gesetze nichts anderes bedeuten, als eine neue Form der öffentlichen Armenpflege, die (selbst durch ihre Leistungen von der eigentlichen Armenpflege nicht viel verschieden) sich noch durch den Zwang auszeichnet, den sie gegen den Arbeiter anwendet und durch den sie ihn in den Augen der Volkswirthschaft auch wider seinen Willen zu einem Armen, d. h. öffentlich aus den Mitteln Anderer Unterstützten, macht. Denn daß diese Unterstützung aus den Mitteln der Arbeitgeber — wie es bei anderen Versicherungen vielleicht noch zu erwarten steht, des Staates — gerechtfertigte Ansprüche der Arbeiter, also Ansprüche auf das Vermögen Anderer, seien, dies behaupten ja nur die Socialdemokraten.

Es soll nun hier gegen einmal nach langen und erbitterten Kämpfen geschaffene Institutionen — bei denen leider auf beiden Seiten die Extreme für eine Einigung zu scharf waren — nicht von Neuem Sturm gelaufen werden. Indessen muß man sich des Umschwungs, in den wir damit mit bestimmten Begriffen gerathen sind, vollkommen klar werden. Denn dies ist der einzige Weg, wie man dem Selbstbewußtsein der arbeitenden Klasse, das aus verschiedenen Gründen darnieder liegt, wieder aufhelfen und auch die Armenpflege theoretisch und praktisch reformiren kann.

Daß eine solche Reform nothwendig ist, wird kaum geleugnet, und sie regt sich seit Jahr und Tag in erfreulicher Weise: „Arbeitercolonien", „Armenstatistiken" u. dergl. sind Zeugniß dafür. Gleichwohl scheint es, als ob die Reform im Allgemeinen — abgesehen von Einzelheiten — nicht an der richtigen Seite begonnen wird:

So oft auch meist Wohlthätigkeit geübt wird, so selten ist diese Wohlthätigkeit wirklich Armenpflege. Denn versteht man unter der Letzteren nicht ein einfaches, dem Zuge des Herzens entspringendes Schenken, sondern ein planvolles, mit Prüfen und mit Mühe verbundenes Unterstützen, so findet sich die Armenpflege trotz einer Menge von Vereinen verhältnißmäßig nur selten vor. Ein Theil der Mitglieder giebt, weil er gutherzig ist, ein zweiter Theil giebt, weil Andere gaben, oder um eine etwaige Currende möglichst schnell los zu werden, und nur bei einem kleinen Theile geht Gutherzigkeit und Pflichtgefühl so weit, daß er selbst den Armen aufsucht, selbst sieht, selbst unterstützt, ja, selbst sich für ihn um Arbeit und Brot bemüht. Und doch ist gerade Letzteres das Wesentliche jeder Armenpflege. Die beste Armenverwaltung ist nicht im Stande, in unseren Großstädten die Armenlast zu vermindern, weil die Armenpfleger zwar schenken und geben in einer Weise, die ihrem Herzen Ehre macht, die aber nicht geeignet ist, den Armen wieder zu einem nützlichen und selbstbewußten Mitgliede der Gesellschaft zu machen. Um Letzteres zu erreichen, müßte die Armenpflege vorzugsweise Arbeitsnachweis sein, und um dies allerdings nicht leichte Ziel möglichst vollkommen zu erreichen, müßten alle unsere so verschiedenartigen Wohlthätigkeitsvereine, die heute oft dasselbe Individuum mehrfach unterstützen, planvoll zusammen arbeiten. In London soll bereits ein Verein erfolgreich wirken, dessen Zweck es ist, Unterstützung zu vermitteln, nicht selbst zu geben. In einen solchen Verein gehört eine zweckmäßige Arbeitsnachweisung.

Nun soll hier nicht verkannt werden, welche Schwierigkeiten es hat, dies auszuführen. Bezahlte Armenpfleger dürften die Kosten der Armenpflege vielleicht nicht unerheblich vermehren. Andererseits aber besitzen wir an Männern, welche über so viel freie Zeit und zugleich Einfluß und Verbindungen verfügen, wie zur Nachweisung von Arbeit für Leute der verschiedensten Berufsarten und Eigenschaften nothwendig ist, keinen Ueberfluß. Es käme vielleicht nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Rentnern in Betracht.

Und so wäre es denn sehr zu wünschen, daß sich auch die Frauen dieser Seite der Armenpflege mehr wie bisher annehmen möchten, und daß ihnen der Arbeitsnachweis vorzugsweise anvertraut werde. Damit würde zweifellos mehr erreicht werden als durch Wohlthätigkeitsbazars und Dilettantentheater. Erst neuerdings hat auf dem Armenpflegercongreß

Digitized by Google

zu Weimar eine Dame selbst für eine systematische Inanspruchnahme des weiblichen Geschlechts für Zwecke der Armenpflege plaidirt. Und in der That liegt darin eine schöne Aufgabe für die Frauen, die ja ihre Gleichberechtigung vielfach energisch in Anspruch nehmen.

Wende man sich darum an sie, solange es noch Zeit ist, solange unsere Armenlast noch nicht „erleichtert" ist, durch jene neue, bisher unbekannte Art von Armenpflege, welche viele Arbeiter den Armen gleichstellt, indem sie dieselben zum Gegenstande ihrer aufgedrungenen Fürsorge macht.

Bereits sind die Begriffe „Armer" und „Arbeiter", „Unterstützung" und „Versicherung", „Geschenk" und „Lohn" in einander verschwommen, und bereits droht das Gefühl des Selbsterwerbs, des Verdienstes dem sittlichen Bewußtsein der Arbeiter unter den socialistischen und socialdemokratischen Agitationen für die Hilfe des Staates und der Arbeitgeber verloren zu gehen. Darum sorge man wenigstens dafür, in dem Armen jenes sittliche Bewußtsein durch eine planvolle Armenpflege wach zu erhalten: Wohlthätigkeit ist noch lange nicht Armenpflege, letztere richtig angewandt aber ist immer zugleich Wohlthätigkeit.

Eine wohlgeordnete Sorge für die Bedürftigen vermag — wie dies die Colonie Wilhelmsdorf u. A. bewiesen hat — der arbeitenden Klasse einen thatkräftigen Zuwachs zuzuführen. Vielleicht gelingt es gerade auf dem Wege der Armenpflege, einen neuen Stamm selbstbewußter Arbeiter zu erzeugen, der aus eigener Kraft, eventuell auf dem Wege der freien Association für die Zeit der Arbeitslosigkeit und für seine und seiner Genossen Zukunft zu sorgen im Stande ist.

Literatur und Kunst.

Fasching.

Ich sah einen lustigen Leichenzug:
Mit närrisch ernsthafter Miene
Als Leidträger schritten hinter dem Sarg
Pantalon und Colombine.

Die Bahrtuchzipfel würdevoll
Hielten vier Harlekine;
Der deutsche Hanswurst kutschirte zu Grab
Seine leibliche Cousine:

Die deutsche Vernunft. Ein Eselgespann
Bewegte den Trauerwagen,
Auf einem Bocke ritt voran
Pierot mit mehlweißem Kragen.

In Stechapfelkränzen aufgebahrt,
Lag sinnig die todte Base,
Ein gutes bürgerliches Gesicht
Mit etwas grober Nase.

Der Busen ein wenig platt; sie trug
Am Kopf eine Gänsekielfeder,
Ihr Kleid fiel sittsam auf die Schuh
Von derbem Rindshautleder.

Und nun am Grabe sprach Hanswurst
Mit meckernd trauriger Kehle:
Sieh, wie wir all' um Dich weinen! Du gingst
Von uns, Du liebe Seele!

Deine Krankheit war schwer, doch hofften wir noch,
Daß sie kuriret werde;
Nur hattest Du der Aerzte zu viel,
Die pfuscherten Dich in die Erde.

Die Charlatane im schwarzen Rock
Verschrieben Dir böse Tränke,
Doch eben so übel war manches Recept
Der Bier- und Schnapshausbänke.

Am schlimmsten waren wohl manche Doctor'n
In bestickten, besternten Fräcken —
Nun wollen wir Narren vom Scheintod Dich
Zum Leben wieder erwecken.

Wir haben die Pritsche dazu in der Hand
Und in der Kehle die Lache:
Steh' auf und wandle durch's Vaterland!
Erwache, mein Bäschen, erwache!

So sprach Hanswurst. Doch hatte der Tod
Den Kirchhofspaß ihm verdorben:
Die gute deutsche Vernunft, sie war
Inzwischen wirklich gestorben.

Sie rührte sich nicht, sie war so todt,
Wie je eine artige Leiche;
Ihr blaues Aug' sah glasesstarr
Auf die lustigen Faschingsstreiche.

Und Pierot grinste mit breitem Maul,
Und es lachten die Harlekine,
Es zerrten sich possenhaft am Rock
Pantalon und Colombine.

Einen Bocksprung machte der Bock, I—a
Die Esel mit wieherndem Gähnen —
Der ehrliche deutsche Hanswurst allein,
Er weinte dicke Thränen.

Er hatte sein Bäschen doch still geliebt
Und schluckte mit stickender Kehle;
Es steckt solch' närrischer Zwiespalt einmal
In deutscher Narrenseele.

Wilhelm Jensen.

Ungedruckte Liebesbriefe von Nicolaus Lenau.

Mitgetheilt von Ludwig August Frankl.

Eine mir befreundete, nahezu achtzigjährige Dame, die vorerst nicht genannt sein will, übergab mir die nachfolgenden, bis jetzt vor jedem Auge sorgfältigst verwahrten Briefe des Dichters, um mit ihnen die demnächst erscheinende neue Auflage meines „Beitrages zur Biographie Nicolaus Lenau's" zu bereichern. Diese, von einer glühenden Phantasie durchwehten, durch Originalität der Gedanken und Form ausgezeichneten Briefe erklären zugleich das Verhältniß, in welchem der Dichter zu der Dame stand, an die sie von ihm gerichtet worden sind.

I.

Es thut mir wohl, daß ich einen Stoff gefunden wie Ziska, der Held des Hussitenkrieges. Da kann ich meinen Unmuth doch austoben lassen und wild sein. Die lang verhaltene Furie wird dann losbrechen, und eine Menschenverachtung will ich ausprägen, daß mancher wünschen soll, seine Seele leibhaftig vor sich zu haben, damit er sie anspeien kann. Ich habe diesen Abend vom Theater gesprochen und der Lüderlichkeit desselben. Den . . . möchte ich in diesem Augenblick hauen, daß er sein nächstes Stück gewiß im Bette schreiben müßte. — Könnt' ich nur Dich herausfangen aus dem Schwarm und mit Dir leben wie der Graf Albert mit seiner Helene im Grafenschloß.

II.

Nachts.

Mit schwerem Herzen ging ich heute in die Gesellschaft, mit einem noch schwerern kam ich nach Hause. Das Ungewisse, Zitternde meines Glückes haben mir Deine letzten Zeilen wieder recht vors Auge ge-

Digitized by Google

bracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als Dich und die schreckende Möglichkeit, Dich zu verlieren. Die vielen Menschen kamen mir vor, als wären sie zusammengekommen, um mir recht schmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt so gar nichts wäre, müßte ich von Dir scheiden. Ich sah immer nur Dein Antlitz, Dein schönes heiliges Auge. Hatte Martensen*) eine Ahnung meines Seelenzustandes, als er mir die Worte von Gemüthsruhe schrieb? Ich glaub' es fast. — Meine Gemüthsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan ohne jeden Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt. Doch war das gut. In den entlaubten Hain scheint die Sonne herein. Wenn ich Dich liebe, steh ich bei Gott, denn er ist in Dir. O Du liebes herrliches Herz!

Morgens.

Hat sich all mein Sehnen und Drängen an Dich geheftet? Du liebes zudringliches Bild, sind ich keine Rettung vor Dir? Die ganze Welt wird mir zu Deinem Rahmen, und würde mir Dein Anblick entrissen, so wäre mir der Rahmen leer und nichts. Mit heftiger Sehnsucht nach Dir bin ich heute erwacht, o S . . . . .!

Februar 1834.

III.

10. Juli, 10 Uhr Abends, Stuttgart.

Lotte Hartmann**) spielte diesen Abend einige Melodien von Bellini auf dem Klavier. Ich sollte die Musik fliehen, wenn ich von Dir getrennt bin, denn sie erweckt in mir eine Sehnsucht und einen Gram von verzehrender Heftigkeit. Ich spüre, wie mein Herz sich traurig in sich zusammenzieht und nur ungern weiterschlägt. Es lastet wieder recht schwer auf mir. Beim Abendessen sagte der alte gute Hartmann mit seiner eigenen Herzlichkeit: „heut ist unser Niembsch ganz caput", während ich eben an Dich dachte.

Dieses schreibe ich, während Du vielleicht auch an mich denkst und traurig bist.

Gute Nacht, liebes Herz! Ich liebe Dich sehr.

11. Juli 10½ Uhr Abends, Eßlingen.

Heute bestürmte mich Alex***) hierher zu kommen. Nachdem ich den ganzen Tag traurig gewesen war und sehr unmuthig, flog auf dem Weg plötzlich eine Heiterkeit mich an, weil es Penzing†) zuging. Ich ließ mir die liebe Täuschung gern gefallen. Morgen geht es aber wieder zurück zu Kerner nach Weinsberg. Ich kann die Freundschaft nicht mehr recht pflegen, seit mich die Liebe hat.

12 Juli, Morgens 6 Uhr.

Bevor ich aufstehe und abreise, will ich noch ein Wort mit meiner Liebe schwatzen. Du hast heute gewiß schon an mich gedacht, bist auch schon auf in Deinem Schlafrock, von dem ich nur den Saum möchte küssen können.

13. Juli, Weinsberg.

Alexander ging nicht von meiner Seite, ich konnte Dir gestern nicht mehr schreiben, weil Abends wegen seiner heftigen Kopfschmerzen wir das Licht auslöschen mußten. Heute besuchte uns Marie.††) Nach Tisch gingen wir auf die Jagd, fanden aber nichts, morgen gehen wir nach Stuttgart zurück. In diesem Augenblick, den ich für Dich raube, Du mein tiefstes, liebstes Leben! — ist Kerner bei uns auf dem Zimmer. Es ist 10½ Uhr. Ich muß schließen. O Geliebte!

14. Juli. Besigheim. 1 Uhr Mittags.

Auf dem Rückweg von Weinsberg sind wir hier eingekehrt und ich benutze die halbe Stunde Alexandrinischer Pause für Dich, meine S . . . . .! Alexander hat sich aufs Bett gelegt, um zu schlafen.

*) Lenau verkehrte mit ihm in Wien mehrere Monate. Es ist derselbe, der über „Faust" eine Broschüre drucken ließ, später nach Kopenhagen, seiner Geburtsstadt, zurückkehrte und vor einem Jahre als Bischof und Confessionär des Königs starb.

**) Ihr schrieb er seine Schilflieder; man nannte sie immer seitdem die „Schilflotte".

***) Der Dichter Alexander Graf von Württemberg.

†) Landstadt bei Wien, wo die Dame, an welche die Briefe gerichtet sind, wohnte.

††) Die Schwester des Grafen.

Kerner war sehr erfreut über den Besuch. Wir trafen in Weinsberg einen schwedischen Theologen, Dr. Sederholm, auch Dichter, vorzüglich aber guter Kritiker. Ich las in W.*) meinen ganzen S.**) vor. Bei der letzten Romanze fing Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus.

Die Tage auf meiner Seereise bei windstillem Wetter mitten im weiten Meer sind noch luftige Tage gegen meine jetzigen. Ich habe alles Vergnügen verloren, mich an anderen Menschen zu freuen ohne Dich. Wärst Du da gewesen in Weinsberg! Selbst die Aeols-Harfen wirkten nicht wie sonst auf mich.

Abends 10 Uhr in Eßlingen.

Heute übernachte ich hier, um morgen wieder in Stuttgart zu sein. Der arme Alexander hat ein bedenkliches Kopfübel, auch ist er abgeschwächt und von üblem Aussehen, daß man das Schlimmste befürchten muß. Heut, hoff' ich, hast Du meinen Brief erhalten. Wirst Du mir auch bald schreiben, o thu' es, liebe S . . . . .!

Stuttgart 15. Juli 10 Uhr Abends.

Der Ausflug nach Weinsberg war kurz. Ich sitze wieder auf meinem schwarzen Divan und bin verdrießlich. Cotta zieht noch immer herum. Ich werde meinen S.***) nicht selbst corrigiren, weil es mir zu lange dauern würde. Ganz correct will ihn noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominicaner auch ein wenig Unrath auf der Kutte sitzt oder kriecht. Lieber das, als daß ich so lange ohne Dich bin. Liebstes S . . . . . l! Ich komme sobald ich kann zu Dir. Mein Herz ist vermauert nach allen Seiten hin, wenn Du mir fehlst. Häßlich ist meine Verstimmung.

16. Juli 10 Uhr Abends.

Cotta ist verreist und noch ist nichts geschehen. Der Teufel soll alle Geschäfte holen. Ich bin so mürrisch, daß ich nicht einmal Dir was Angenehmes sagen kann. Ich fürchte, daß Du bei meiner Zurückkunft mich unangenehm finden wirst. Doch wenn ich Dich wiedersehe, werden nur alle Quellen der Freude springen. Alexander will nach Leuk ins Bad und mich mitnehmen. Er ist übel dran. Ich kann aber nicht mit. Wenn ich die Schweiz ohne Dich sehen soll, mag ich nichts davon. Wäre ich lieber schon in der Schmiedgasse.†)

17. Juli. Abends 7 Uhr.

Mein Leben ist hier einen Tag wie den andern. Doch glaube ich, daß diese Monotonie mir unsere Trennung erträglicher macht, als wenn mein Leben wechselnd wäre und geräuschvoll. Ich habe wenigstens ungestört Muße an Dich zu denken und bin nicht genöthigt, mich zu einem gesellschaftlichen Treiben zu schrauben, das mir nie so lästig war, als in diesen Tagen. Meine guten Hauswirthe††) nehmen mich hin, wie ich, bin und sonst sieht mich fast niemand. Alexander reist den 20. in das Schweizerbad Leuk. Dann bin ich noch einsamer. Ich beschäftige mich mit der Revision meiner Gedichte. Noch manches fand ich drin zu feilen. Wenn nur mein S.†††) bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das Meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm. Mir geht es jetzt schlecht mit dem Dichten. Treibt auch hier und dort ein Gedanke in mir, so welkt er doch bald und bevor er gereift ist. Ich werde einen dürren Strauß frühwelker Gedankenblüthen mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen gibt, in welche getaucht welke Blumen wieder aufblühn.

Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst. Doch kann sich in meinem Unmuth nur alles flüchtig und nebelhaft zeigen.

18. Abends 10.

Heute habe ich einen tüchtigen Fußweg und mich müde gemacht. Ich war Abends bei meinem kranken Freunde Carl Meyer in Cannstadt. Er leidet an heftigen anhaltenden Magenkrämpfen, sieht sehr

*) Weinsberg.

**) Savonarola.

***) Savonarola.

†) In Penzing.

††) Die Familie Hofrath Reinbeck.

†††) Savonarola.

Digitized by Google

übel aus und muß eine Badekur brauchen. Da Cannstadt nur eine Stunde Wegs von hier ist, werde ich ihn während seines dortigen und meines hiesigen Aufenthalts noch recht oft besuchen, wodurch ich ihm viel Freude mache und zugleich den Geboten meiner lieben Herz-, Kopf- und Füßebeherrscherin folge. O, S . . . . .! läge ich jetzt vor Dir auf dem Boden! Ich wollte das letzte Stäubchen Staub wegküssen von Deinen schmucken schmalen herzigen Sohlen und Dir bis spät nach Mitternacht in einem fort sagen, daß ich Dich liebe, Dich, Dich, nur Dich.

Stuttgart Juli 1836.

Mein Leben hier ist ungeachtet der großen Liebe, mit welcher mich meine Freunde und Hausgenossen in ihrer Mitte halten, nur ein halbes. Es hat eine wehmüthige Wirkung auf mein Herz, daß ich unfähig bin, die Freude meiner Freunde zu erwidern. Meine Liebe neigt sich hinaus in die Ferne nach Dir, sie lauscht und horcht nach Dir und starrt nach Dir in die Ferne, und achtet aller Liebe nicht, von der sie umgeben ist in der Nähe. Ich bin wahrlich krank. Ich denke immer nur an Dich und den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Muthe, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich über nichts freuen, nicht hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. Neulich schrieb ich Dir, Du möchtest Deine Gesundheit pflegen, und habe selbst so wenig Lebensmuth. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu suchen, was ich wünsche. Doch das wird vorübergehn. Wenn ich Dich nur erst wiedersehe, o Du mein Liebstes.

IV.

6. August. Abends 10 Uhr.

Den Tag über arbeitete ich, schrieb ich an Max*) und Dich, und um 8 Uhr ging ich spazieren in den Schloßpark. Der Himmel war trüb und schwül, die Schattengänge des Gartens waren dunkel und einsam, und mein Herz war traurig. Wie ich so fortschritt, rollte mein ganzes vergangenes Leben vor meinen Füßen hin als ein dunkler Knäuel, den ich immer weiter stieß, bis er wo an einem Strauche hangen blieb. Meine liebsten Stunden, die mit Dir belebten, wo sind sie? Kommen sie wieder? Meine Arbeiten, was sind sie? Blutige Fetzen eines schlechten Verbandes. Schlaf wohl. Ich fühle mich elend.

7. Aug., 10 Uhr.

Meine Cigarre rauchend schreib ich Dir noch einen Gruß. Das Aschenstück an meiner Cigarre wird mit jedem Zuge länger, und das Aschenstück meines Lebens wird es auch mit jedem Athemzug. So eine abglimmende Cigarre ist ein trauriges Ding. Die Asche fällt nicht weg, sondern bleibt, die Form des Verbrannten annehmend. So manches, was wir als Trost bewahren, ist nur bloße Aschencontour.

O S . . . . .! ich möchte weinen, wenn ich denke, wie ich so zerfalle.

8. August, 9½ Uhr Abends.

O wie geht es Dir, Du mein liebes Leben, in dieser garstigen Ferne? Ich sehe Dich in diesem Augenlicke wieder recht klar und schön, wie Du mit Deinen Kindern meinem Wagen folgst. Heute spazierten wir Abends mit Reinbeck's und kamen an einem Minimum von Hütte vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte weilen zu können. O! rief ich aus, unter gewissen Umständen möcht' ich gleich da drin wohnen! Ich fühlte, als es heraus war, daß ichs mit einer verrätherischen Lebhaftigkeit gesagt hatte. Meine Begleiter haben aus meinen Worten Deinen Namen herausgehört, wenn ich ihn auch nicht nannte. Ich merkte das genau. S . . . . .! Du bist und bleibst mein innerstes, süßestes und schmerzlichstes Leben so lang ich lebe. Da fällt mein Blick auf Deinen Brief:

„Leben Sie recht wohl und vergnügt!"

S . . . . .

In dieser Zeile liegt mein ganzes Mißgeschick. Hättest Du mir lieber gar nichts geschrieben. Liebe! Liebe!

*) Der Dichter Max v. Löwenthal.

V.

Penzing October 1836.

Ein Gespräch wie unser heutiges erschien Dir seltsam zwischen einer Frau und einem Manne, ich finde es in unserem Falle gut und recht, den Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung, denn noch jedes Mal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen. Verständigungen dieser Art sind freilich nur bei wenigen Frauen zu wagen, bei den andern käme man zuweilen auf Moor und Sumpf, wo keine Blumen mehr zu pflücken sind, sondern der Fuß ins Verderben sinkt, in das Trostlose, Bodenlose der Nichtachtung. Gefährliche Streifzüge für andere, sind solche Gespräche für uns nur neue Bekräftigungen des Vertrauens und der Hingebung. Scheue Dich ja nie, mir Dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus den Tiefen Deines Gemüthes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.

4. October 1836. Penzing.

Es ist mir nicht mehr möglich diese lustige Tanzmusik zu hören, die mich anklingt, wie aus einer längstverlornen Welt. Mein Herz versteht die Freude nicht mehr, ja es glaubt nicht einmal mehr recht an die Freude, und so ein Ball kommt mir zuweilen vor, wie eine tanzende Heuchelei. Je lauter sie sich freuen da draußen, denn sie freuen sich doch — desto trauriger wird es hier innen, und ich muß mich davon schleichen mit dem was ich im Herzen trage, und was niemand kennt und versteht als Gott, Du und ich. Aber wir drei wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise, schützend in unsere Mitte nehmen, unsere Liebe. — Ich bin in meiner Stimmung auf den Punkt gekommen, daß mir Einsamkeit noththut. So lange ich mit andern noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann ist es der Schmerz, der sich einsperrt wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgegenschickt, die den störenden Besuch von der Pforte ablocken, während der finstre Alte drinnen sitzt und hämmert. O, meine S . . . . .! was schreib' ich Dir da wieder für dumpfes Zeug. Werde nicht traurig, es geht ja auch vorüber. Das arme Kind, die weinende Waise, hat mir heute gar zu sehr erbarmt. Doch es wird ja wieder lächeln, habe nur Geduld mit ihm. Bleibe Du heute nicht lange auf, liebes Herz, geh' zur Ruhe, sobald Du abkommen kannst, ich werde mich auch bald legen. Max ist sehr gut und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben. Schlaf wohl, mein Liebstes, und träume Dich in eine Welt, wo unsere Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Gute Nacht! —

Den 22. October 1836, am letzten Tage unseres Zusammenlebens in Penzing. Abends.

Dein Abschiedsröslein liegt neben mir auf dem Tische und duftet so angenehm, als wollte der heutige Tag sein schönes Leben in dieser Blume verhauchen. O, es war ein schöner Tag! Ich habe ihn beschlossen, als ich im Garten vor Dir ging. Mir ist es fast lieb, daß ich Dich später nicht mehr allein gesehen habe. Die ungestörten waren einmal doch schon abgelaufen und mit ihnen war der Tag vorüber. Fahr wol, Du schöner Tag! Du flüchtiger Gast aus einer bessern Welt! Ich möchte weinen um Dich. O, liebe S . . . . .! Das ist ein Tag, an dessen Erinnerung sich Dein Herz klammern soll, ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal, eine Täuschung und es folgte eine noch schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tiefern Abgründe des Lebens verbürgen mir seine Ewigkeit. Ich habe heute in Deinem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt. Recht deutlich ward mir heut wieder, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele athmet. In einem so schönen Auge wie das Deinige zeigt sich uns der Stoff, aus welchem einst unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe. Wenn ich sterbe, so geh ich reich aus diesem Leben, denn ich habe das Schönste gesehen.

Das Abschiedsröslein duftet so angenehm, wie ein: Gute Nacht! von Dir! — Schlaf wohl, liebes Herz! Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war ein schöner Tag. Ich liebe Dich gränzenlos.

Digitized by Google

Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Kunst und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern beide sich durchkreuzen lasse. Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge meiner Phantasie zu überlassen, thu ich ein Aehnliches auch im Leben, und es geschieht, daß in Momenten der Selbstvergessenheit diese vielleicht zu viel geübte Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein sehr schlechter Oekonom, auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte halte ich zu wenig Berechnung, Maaß, Ordnung. Hier gilt Dein Wort. Es ist nichts mit so einem Dichter. Ich bin ein Melancholiker; der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären. Doch wisse, daß einem solchen Menschen die Augenblicke einer wahren, heiligen Liebe tiefe Einschnitte zurücklassen. Hier wird nichts obenauf gemalt, sondern alles eingeätzt, gegraben und geschnitten. Dein Bild aber und unsere schönen Stunden sind meinem Herzen eingezeichnet mit der Schärfe und Treue des Unglückes, denn unsere Liebe ist unglücklich.

October 1836 Wien.

Als ich in Penzing meinen Koffer packte, war mir zu Muth, als ginge es auf eine weite Reise fort von meinem Liebsten. Ich habe vor 5 Jahren mit leichterem Herzen das Schiff bestiegen, das mich übers Meer tragen sollte, als diesmal den Wagen, der mich aus der Schmiedgasse trug. Die schöne Zeit ist vorüber. Gestern that mir das heitere Wetter fast weh, weil ich nicht mehr bei Dir war. Schurz ist sehr freundlich und vergnügt über unser Zusammenwohnen. Ich kann mich über nichts mehr freuen, als über Deine Gegenwart. Gestern früh war ich in der Stadt, kam zum Essen heraus und blieb dann den ganzen übrigen Tag allein auf meinem Zimmer, nur besucht von mancherlei traurigen Gedanken. In meiner Verstimmung schlug ich Klopstock's Messias auf und las einen Gesang, da wurde es noch ärger. Dieses breite, nüchterne Abhandeln religiöser Mysterien gleicht fast den neuen Entdeckungen der Chemiker, welche in ihren Versammlungen sich die verdichtete Luft in derben Brocken herumreichen. Viele von den Klopstock'schen Versen stießen mir gestern auch so ein Stück verdeckten Himmel an die Seiten. Doch welches Buch in der Welt hätte mir gestern gefallen können.

October 1836. Wiener Schwarzspanierhaus.

Schulze-Delitzsch als Romandichter.

Von Oskar Bulle.

Zweierlei thue der Mann, dem die Götter in unseren Tagen einen berühmten Namen gaben, so lange es noch Zeit ist: ehe er nach dem Geheiß des unerbittlichen Schicksals hinabsteigt zu den Schatten, verbrenne er alle seine Jugendgedichte, so er deren gemacht hat, und schreibe er ein Codicill zu seinem Testamente, welches seinen Erben jede Berührung mit irgendwelchem Buchhändler strengstens verbietet. Hat er versäumt, in dieser Weise sein Haus zu beschicken, dann wehe ihm noch im Tode! wehe seinen Manen! denn dann wird er ganz bestimmt — „herausgegeben".

Es ist eine förmliche Wuth in unsere heutige — wissenschaftliche wie belletristische — Literaturgeschichte hineingefahren, den Nachlaß berühmter Männer herauszugeben. Das Verfahren, welches hierbei gegen die noch im Grabe Bemitleidenswerthen angewandt wird, ist ein ebenso einfaches als unverantwortliches: man schüttet alle Kasten und Fächer des Schreibtisches auf einen großen Haufen zusammen und fängt dann, nachdem man eine flüchtige Rubricirung vorgenommen hat, von oben herab an zu drucken; wenn man den Haufen so nach und nach weggedruckt hat, läßt man Alles in einen oder auch mehrere Bände zusammenbinden und schreibt außen auf dieselben: „Nachlaß des So und So; herausgegeben von Dem und Dem". Der Herausgeber wird dann selbst ein berühmter Mann; wenn er auf der Straße geht, zeigen die Leute auf ihn und sagen: „der dort geht, hat den So und So herausgegeben und ist Der und Der; ein sehr tüchtiger Schriftsteller!" und der Gefeierte geht ruhig und stolz seines Weges und freut sich, zu der großen alexandrinischen Bibliothek unserer heutigen Literatur auch einige Bände hinzugefügt zu haben.

Das Publicum aber macht es mit diesen Bänden, wie mit den meisten Büchern, die heutzutage gedruckt werden: es liest sie nicht; nur hier und da blättert ein Einsichtiger in ihnen herum, schüttelt verwundert sein Haupt und sagt bei sich: „Der berühmte So und So hat doch neben manchem Trefflichen recht viel Unbedeutendes geschrieben; ich hätte das gar nicht von ihm erwartet" und legt den Nachlaß wieder bei Seite, um ihn in irgend einem Winkel seiner Bücherei verstauben zu lassen. Einige Recensenten machen zwar noch pflichtschuldigst darauf aufmerksam, wie sehr die „Beurtheilung des berühmten Mannes durch die Kenntnißnahme von seinem hochbedeutenden und höchst interessanten Nachlaß gewinnen müsse", sie predigen aber wie gewöhnlich tauben Ohren, und die Menge läßt sich in ihrem schon feststehenden Urtheil über den Verstorbenen nicht weiter alteriren. Denn derselbe hat wohl, wie man es von den meisten „berühmten Männern" annehmen muß, schon durch die Werke, die er bei Lebzeiten sehen ließ, gezeigt, wer er war, und brauchte nicht erst auf die Publicirung seiner hinterlassenen Papiermassen zu rechnen, um sich in seinem Wesen bekannt zu geben. Ich kenne wenig „Nachlasse" — wenn sie nicht etwa von dem Verstorbenen ausdrücklich angeordnet waren —, für welche der Nachlasser sich bei seinen Herausgebern wirklich bedankt haben würde, und noch viel weniger stehen mir Verstorbene in der Erinnerung, zu deren Charakterbild die unberufene Herausgabe ihrer unveröffentlichten Schriften hellere Farben hinzugefügt hätte. Meistens verursachen solche nachträglichen Veröffentlichungen viel Anstoß nach allen Seiten hin, erzeugen Kränkungen, die der „Herausgegebene" bei Lebzeiten zu verursachen sich hütete, und bewirken überhaupt nur eine Trübung des Gesammtbildes, welches er als Lebender darbot.

Diese Erwägungen machten mich etwas mißtrauisch, als ich jüngstens den nachgelassenen Roman von Hermann Schulze-Delitzsch: „Die Philister"*) in die Hand nahm. Wie thöricht, dachte ich mir, ist es doch, diesen Mann, der durch seine eminente Wirksamkeit auf dem Gebiete der Socialpolitik Zeugniß von seiner praktischen Beanlagung abgelegt hat, nun auch nach seinem Tode noch als Dichter, als Romanschriftsteller, feiern zu wollen. Ein Nachlaß! — der treffliche Mann wollte also selbst das gar nicht sein, wozu ihn der Herausgeber dieser Bände stempeln will, er sah selbst ein, daß seine poetische Schöpfung ein verfehltes Werk sei, sonst würde er sie wohl selbst veröffentlicht haben — kurz ich ging mit einigem Widerwillen an die Lektüre des Romans und meine Abneigung wuchs, als ich auf den ersten Seiten desselben nur mit Mühe vorwärts kam. Ein schwerfälliger, schleppender Stil machte eine rasche vorläufige Orientirung über den Inhalt und Gedankengang des Werkes unmöglich; die Gestalten, die mir in ihm begegneten, waren so wenig plastisch ausgearbeitet, daß ich anfangs sie immer mit einander verwechselte; bald sprach „Hugo", bald „Eberhardt", bald „Frank" und ich wußte doch nie, wer eigentlich gesprochen hatte. Mehrmals legte ich das Buch ganz bei Seite; ich wollte es überhaupt nicht lesen. Aber einige Stellen waren mir doch interessant und bedeutend erschienen; sie hafteten im Gedächtniß; ich nahm das Buch wieder vor, schlug die Stellen auf, suchte ihren Zusammenhang zu ermitteln und schließlich — befand ich mich auf einmal mit Eifer nnd Spannung bei der Lektüre und vollendete sie, allerdings mit ziemlicher Anstrengung, aber doch schließlich mit einer gewissen Befriedigung, wenn auch nicht einer ästhetischen.

Weitab von der großen Heerstraße unserer Romanliteratur bewegt sich dieses Werk des Socialpolitikers auf ihm eigenthümlichen, zuweilen seltsam verschlungenen Wegen. Ohne jede künstlerische Gruppirung, wie eine breite Masse ohne Rückgrat und Kern, fluthet die Erzählung endlos dahin und gewährt weder die Ruhepunkte, noch die ahnungsvollen Aussichten, welche jede geschickt komponirte Dichtung dem durch sie Dahinschreitenden darbieten muß und ganz von selbst darbietet. Kein

*) 2 Bände. Berlin, Otto Janke.

Digitized by Google

Mittelpunkt für den immer im Kreise sich bewegenden Inhalt bietet sich dem suchenden Auge dar, und hülfelos irrt der Leser auf der weiten Peripherie umher, ohne einem Kerne, einer Grundidee, näher zu kommen. Erst ganz am Schlusse des 2. Bandes, auf den letzten 40 Seiten, scheint sich der energielose Gedankengang auf die Entwicklung einer bestimmten ästhetischen Absicht concentriren zu wollen, aber tritt man derselben erfreut näher, so verflüchtet sie wieder in dem Schwall von Worten, ehe man sie fassen konnte und man liest die letzte Seite des Buches, ohne zunächst klar zu wissen, was man eigentlich in dem ganzen gelesen hat.

Und doch, so sagte ich oben, hätte ich die Lektüre der „Philister" schließlich zufrieden geendet? Ja, so ist es in der That. Unbefriedigt läßt das Buch gewiß nicht, wenn es auch der ästhetischen Betrachtung anfangs so scheinen möchte. Ich meine nicht, daß man sich trotz der unkünstlerischen Anordnung des Stoffes, trotz der schleppenden, breiten Darstellung etwa aus Pietät gegen den „berühmten Mann" zu einem gewissen erheuchelten Befriedigtsein über das posthume Werk zwingen müsse. Im Gegentheil! Man sollte, gerade weil es ein „Nachlaß" ist, um so strenger zu Gericht sitzen und ein um so schärferes Urtheil fällen — nicht über den Verfasser, der es ja 40 Jahre ruhig im Pulte liegen ließ, sondern über den Herausgeber. Aber trotz der gänzlichen Mangelhaftigkeit des Romans, sofern er als Kunstwerk betrachtet wird, finden sich doch gegen jenes harte und scharfe Urtheil einige Milderungsgründe vor. Einer der wesentlichsten von ihnen ist die Originalität des Werkes in geistiger Beziehung. Aus dem breiten, gleichsam uferlos dahinwallenden Strome der Erzählung in den „Philistern" tauchen zuweilen Inseln auf, welche den hülfelosen Leser für einige Augenblicke wenigstens Anhaltpunkte gewähren, es sind dies die Stellen, in denen der Verfasser uns schon ganz als der entgegentritt, als welcher er sich später bekannt machte, als der praktische Idealist — oder besser als der ideale Praktiker. Seine markige Beredtsamkeit, das Gerade und Unbeugsame in seinem Wesen und das Feuer, welches ihn stets durchflammte, leuchten aus diesen Stellen hervor und haften in der Erinnerung, wenn der eigentliche Inhalt wie ein wesenloser Schatten wieder dahingeschwunden ist.

Der Roman zerfällt wie in seiner äußerlichen Gestaltung so auch inhaltlich in zwei selbständige Theile, die nur durch die gleichen Personen, die in ihnen auftreten, im Zusammenhange stehen. Ein Freundeskreis wird uns vorgeführt, dessen einzelne Glieder aber so wenig scharf charakterisirt werden, daß man sie, wie ich schon oben sagte, anfangs immer verwechselt. Im ersten Bande konnte ich mir zwei dieser Freunde nur dadurch auseinander halten, daß ich mir merkte, daß der eine Cello spielt und der andere singt. Und doch ist der eine dieser Freunde, der Sänger, die Hauptfigur des Romans, der zweite Theil handelt allein von ihm, und seine Gestalt scheint den Versuch einer Selbstidealisirung des Verfassers zu bilden. Funk, so heißt dieser Held, kommt als Referendar in eine große Stadt, in deren Nähe sich ein Badeort befindet — die örtlichen Beziehungen lassen Naumburg a. S. erkennen — und findet dort einen anderen Referendar (den Cellospieler), einen Musikdirector, einen jungen Arzt, einen vagabundirenden Baron und viele junge Damen als schon consolidirte Gesellschaft vor. Die Freunde kneipen viel zusammen, machen mit den Damen eifrig Landpartien, verlieben sich, ein jeder in die für ihn passende Dame, die Paare spielen dann ein wenig die „Wahlverwandtschaften", und nach mehreren unwahrscheinlichen Abenteuern mit Schmugglern und anderen Leuten endet das ganze nette Zusammenleben damit, daß dem Cellospieler die Geliebte vor der Nase hinweggeheirathet wird und er infolgedessen in ein hitziges Fieber verfällt. So weit der erste Band. Im zweiten Bande hat sich der Freundeskreis aufgelöst. Funk ist allein in der Stadt zurückgeblieben und benützt diese Vereinsamung zur Anknüpfung eines Liebesverhältnisses mit einem artigen jungen Geschöpfe. Sie liebt ihn heftig und er sie nicht minder — aber er scheut davor zurück, sie zu heirathen, weil er sich in seiner Ausbildung als Mensch noch nicht fertig fühlt, weil er Dichter ist und seine poetische Zukunft nicht in den Armen eines Weibes vergessen möchte. Wir sehen hier die bekannte alte Geschichte von dem Nicht-heirathen-können der Dichter. Funk verläßt in der Mitte des zweiten Bandes jene Stadt, um seinen Vater, einen alten Amtmann, in dessen Geschäften zu unterstützen; er geht für einige Jahre dort in der praktischen Thätigkeit unter, fühlt sich aber schließlich höchst unglücklich, weil er den Kopf voll poetischer Pläne hat und beschließt infolgedessen, eine große Wanderfahrt zu seiner weiteren Ausbildung zu machen. Ehe er sie antritt, ruft er jenen Freundeskreis noch einmal zusammen: sie kommen alle, finden, daß sie sich alle sehr verändert haben und wünschen unserem Funk glückliche Reise. Damit endet der zweite Band und der Roman.

Aber woher der Name „Philister"? höre ich fragen. Ja, mein lieber Leser, das wußte ich anfangs auch nicht; aber ich blätterte zurück und suchte lange, lange, bis ich endlich eine Stelle fand, die mir darauf hinzudeuten schien. Im ersten Bande noch treffen sich die Freunde bei einer vergnügten Kneiperei und unterhalten sich sehr gediegen von allem Möglichen — doch lassen wir die Stelle für sich selbst sprechen:

Die Schicksale akademischer Genossen wurden mitgetheilt, und Hugo knüpfte die Bemerkung daran, wie Viele von den sogenannten flotten Burschen im Leben untergingen.

„Was nennst Du untergehen?" antwortete Funk. „Wenn's nur die lustigen Seelen wären, denen der Spiritus zu mächtig wird; aber da gähnt ein anderer Schlund, von dem sich wenige retten, ich meine das Philisterthum, den Tod in der Schlafmütze! Darum ein Pereat allen Philistern: nach alter Burschenart heut und für immer!"

Während man dem Sprecher Bescheid that, warf der Baron das Bedenken ein, was man mit dieser vagen Beziehung wolle, die ja nur für ihre Erfinder, die Studenten, Sinn habe.

„Gerade für uns", erwiederte Funk, „gewinnt dieses Stichwort die rechte Bedeutung. Sollen wir nicht die Menschen von Sinn den Philistern, der Menge gewöhnlichen Volkes entgegensetzen, die, um es kurz zu fassen, über Beschaffung der äußeren Mittel zur Existenz, die Existenz selbst versäumen und vor lauter Nützlichkeit zur freien Regung des nicht Menschlichen in sich nicht gelangen?"

„Füge den Indifferentismus, das Abschließen gegen die wichtigsten Zeitfragen hinzu," fiel Eberhardt ein, „wenn Deine Diagnose vollständig sein soll. In dem Götzendienste der Gewohnheit und Bequemlichkeit schrumpft ihre Brust dergestalt zusammen, daß sie bald nicht mehr im Stande ist, sich zum Gesammtgefühle der Menschheit auszuweiten. So scheiden sie aus dem geistigen Leben ihrer Zeit völlig aus, und kriechen und wachen auf dem gehäuften Unrathe der Jahrhunderte, damit ja kein Stäubchen davon komme. Möchte doch bald der hereinbrechende Strom der neuen Ideen das ekle Geschmeiß fortschwemmen, von dem Herkules: Zeitgeist in ihre Augiasställe geleitet".

Nach dieser vorübergehenden Andeutung hören wir lange nichts mehr von dem Philisterthume, nur gegen Ende des Romans, auf jenen 40 Seiten, von denen ich oben sprach, taucht es wieder auf. Der wieder zusammengetretene Freundeskreis findet sich gegenseitig etwas versauert. In feierlicher Sitzung sitzen die Damen über die Freunde zu Gericht und erklären einem nach dem anderen, worin sein Philisterthum bestehe, nur an einem finden sie keine Spur von diesem allgemeinen Uebel, an Funk. Ihn finden sie nicht nur nicht versauert, sondern im Gegentheil etwas zu wenig stetig, worauf denn dieser einzige unversehrt Gebliebene in der folgenden großartigen Rede sich von ihnen verabschiedet:

„Die ganze Zeit hat es mich gedrängt," antwortete dieser (Funk) ernsthaft, „mich gegen Sie, meine Freundinnen auszusprechen. Glauben Sie nicht, daß das herumstreifende Leben solchen Reiz für mich hat, daß ich die Häuslichkeit, den heimischen Herd darüber missen möchte. Wir haben eine doppelte Heimat: die uns das Geschick anweist, im Elternhause, wo unsere Kindheit wurzelt, wohin das Auge ewig als in den sichersten Hafen zurückblickt — und die wir uns, zu reiferem Bewußtsein gelangt, in freier geistiger Wahlverwandtschaft selbst schaffen und erkiesen im Kreise der Freunde. Ich war so glücklich, die zweite zu finden, ohne die erste zu verlieren, wie könnte ich sie je vergessen, wie muß es mich nicht ewig dahin zurückziehen? Nur hier im wechselseitigen Verständniß, wie es allein in einem Kreise möglich ist, der sich ineinander eingelebt hat, blüht die wahre Sicherheit, das eigentlich lohnende Gefühl des Daseins. Aber eine gewisse Reife gehört dazu,

Digitized by Google

die zarten Grenzen zu erkennen und zu wahren. Der Gährungsprozeß der Jugend, das Ringen zur Mannheit sind nicht dazu geeignet und treiben uns in die Welt hinaus, die Kraft im Kampfe zu bethätigen. Aus freiem Triebe und zu rechter Zeit zurückzukehren, davon hängt unser Lebensglück ab — —".

Ich habe diese beiden auf das Philisterthum bezüglichen Stellen hier in extenso mitgetheilt, weil sie die Idee, die Schulze-Delitzsch bei Abfassung seines Romans ausdrücken wollte, zu enthalten scheinen — ich sage scheinen, denn es ist schwierig, in diesem Werke überhaupt eine durchgehende Idee zu finden.

Hat der Verfasser wirklich ein Bild von seiner Sturm- und Drangzeit zu geben versucht, so muß man bedauern, daß die Farben sich zu einer künstlerischen Composition nicht zusammenfügten; in unbestimmten Umrissen schwebte ihm sein eigenes Innere vor der bilden Phantasie, es entschlüpfte ihm immer wieder aus den Händen, wenn er es recht fassen wollte, und die Gestalt, von welcher er träumte, vermochte er nicht zur concreten Ausbildung zu bringen. Es ist das Bemühen einer halb-dichterischen Natur um die Gunst Apollo's, ein vergebliches, enttäuschungsreiches Ringen, welches durch diesen Roman zum vollendeten Ausdrucke gelangt; nicht das „was" fesselt an dieser Halbdichtung, sondern das „wie", und nur weil auch der Anblick eines erfolglos Strebenden, eben weil er strebt, Interesse erregt, wird man ohne das Gefühl des Unbefriedigtseins diese beiden Bände aus der Hand legen.

Schulze-Delitzsch hat als Dichter erfolglos, als Mensch und Bürger aber um so erfolgreicher gestrebt; man hätte sein vergebliches Ringen um den Lorbeer des Poeten in der Vergessenheit lassen können, und seine Gestalt als trefflicher Mensch und Kämpfer wäre nicht minder anziehend gewesen. Vierzig Jahre lang hatte jener Roman in seinem Pulte geruht — derselbe ist im Anfang der vierziger Jahre geschrieben —, der klaräugige Verfasser erkannte seine Schwächen besser, als die Herausgeber, warum ließ man es darum nicht bei seinem Urtheile bewenden?

Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses.

Von Wilhelm Lübke.

Man erinnert sich noch, wie vor einigen Jahren unter dem Impuls des mächtig aufflammenden Nationalgefühls plötzlich der Ruf nach einer Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses, dieser köstlichen Perle unserer Renaissance, erscholl, nicht blos im Sinne einer eminenten künstlerischen That, sondern auch in der Vorstellung einer nationalen Sühne für die in den traurigsten Zeiten deutscher Schmach und Zerrissenheit erlittene Unbill. Die Männer, von welchen jene Anregung ausging, hatten im löblichen Feuereifer sich über die Tragweite ihres Planes wohl keine Rechenschaft abgelegt, und es konnte daher eine unmittelbare praktische Folge sich zunächst nicht ergeben. Denn wenn man sich klar macht, in welchem Umfange etwa eine solche Wiederherstellung durchzuführen sein möchte und welche Ausdehnung einer solchen Restauration zu geben sein müßte, so wird man zu Ergebnissen gelangen, die einer praktischen Ausführung nichts weniger als günstig sein dürften. Dabei sehen wir noch völlig von der Thatsache ab, daß gar zu oft durch irgend eine Wiederherstellung, sei sie noch so gut gemeint, den alten Monumenten der ganze Zauber der Unberührtheit genommen und dafür ein unerquickliches Zwitterwesen aufgezwungen wird. Vollends sollte man sich davor hüten bei einem Denkmal, das bisher als die schönste und prachtvollste aller Ruinen mit dem gesammten landschaftlichen Bilde so unvergleichlich wie kaum ein zweites in eins verwachsen ist. Wird ja ohnehin gar zu oft, indem man den alten Monumenten nützen will, der ganze Reiz derselben zerstört, so daß in sehr vielen Fällen ein restaurirtes Monument für den Freund der Kunst und des Alterthums zu existiren aufgehört hat.

Immerhin hat jene Anregung das Gute gehabt, die allgemeine Aufmerksamkeit in höherem Maße auf das Heidelberger Schloß zu lenken. In den maßgebenden Kreisen sagte man sich aber bald, daß, wie auch die Frage nach einer Wiederherstellung beantwortet werden möge, ein gründliches Studium des Denkmals die nothwendige Vorbedingung jeder Restauration sein müsse. Denn trotz des Prachtwerks von Pfnorr konnten wir uns bisher einer gründlichen und erschöpfenden Kenntniß dieses großartigsten unserer Renaissanceschlösser keineswegs rühmen, obwohl die schöne Studie von Prof. Stark als trefflicher Beitrag für eine historische und ästhetische Würdigung des Baues ihren Werth behauptet. Großes Verdienst erwarb sich daher Dr. Mark Rosenberg durch seine treffliche Arbeit, in welcher er die historischen Quellen mit dem monumentalen Bestande in Uebereinstimmung zu bringen suchte und für die weiteren Forschungen eine wichtige Basis geschaffen hat. In jüngster Zeit sind dann einzelne einschneidende Punkte von verschiedenen Seiten mannigfach beleuchtet worden, wobei namentlich Oberbaurath Durm und Theodor Alt in erster Reihe stehen.

Diese wissenschaftlichen Bestrebungen haben zu gleicher Zeit eine durchgreifende Förderung erfahren, indem die badische Regierung für die gründliche Untersuchung des Denkmals die erforderlichen Summen bewilligt hat in der richtigen Erwägung, daß ohne genaue, technisch historische Erforschung jede Restaurationsarbeit in der Luft schweben würde. Dieselben Ziele verfolgt nun auch der Heidelberger Schloßverein, der seit Kurzem in einer besonderen Publication „Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses", von welchen das erste Heft erschienen ist, Beiträge für die historische und kunstgeschichtliche Untersuchung des Denkmals zu veröffentlichen begonnen hat. Bei dem allgemeinen Interesse, welches sich diesem Gegenstande zuwendet, dürfen wir wohl auch an dieser Stelle auf den Inhalt des vorliegenden Heftes näher eingehen.

Den Anfang macht ein handschriftlich auf der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrtes Klaggedicht über „die gesprengte Burg und churfürstliche Residentz Heidelberg". Offenbar gleich nach der Zerstörung vom Jahre 1689 entstanden, ist es, wie es scheint, noch nicht veröffentlicht worden. Wir begrüßen seinen Abdruck um so mehr, als sich darin in unmittelbarster Weise der Eindruck jenes furchtbaren Ereignisses auf die Zeitgenossen trotz der holperigen Verse ergreifend genug spiegelt. So gleich der Anfang:

„Ist das die fürstlich Burg, von Heidelberg genent?
Der Nam stehet allein, das Schloß kein Mensch mehr kent,
Ein Steinhauff liget jetzt da, das Blat ist umbgewendt,
Wer hat doch das gethan? Der Türk von Occident.

Die herrlich Residentz liget uf der Erd beysamen,
In der Mordbrenner Glut, durch die französische Flammen,
Die Thürme sind gesprengt durch stolzer Minen Knall,
Laß Gott erbarmen Dich diß schönen Churhauß Fall."

In diesem Tone geht es noch eine Weile fort, und es mag nur noch eine bezeichnende Stelle hervorgehoben werden, wo es heißt:

„Der Allerchristlichst Türck macht noch ein Glori drauß,
Wenn er zu Boden wirfft so großer Fürsten Hauß."

Der folgende Beitrag ist aus den Palatina im Thesaurus Picturarum, der sich handschriftlich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt befindet, entnommen. Diese Handschrift, von dem pfälzischen Kirchenrath Markus zum Lamb in den Jahren 1572 bis 1620 verfaßt, enthält, durch viele Abbildungen illustrirt, manches Werthvolle zur Cultur- und Zeitgeschichte. Besonders interessant ist die Erzählung von dem bekannten Besuch des Herzogs von Anjou, nachmaligen Königs Heinrich III. in Heidelberg 1573. Mit Genugthuung wird erzählt, wie der fromme Pfalzgraf Friedrich dem Gaste nicht entgegengezogen, ihn auch nicht empfangen, sondern „straks im neuen Bau einlosiren, königlich traktiren" und den folgenden Tag morgens um 8 Uhr vor sich in ein Gemach habe kommen lassen, „darin der parisische schändtliche Christdtenmord gerad gegenüber, da der Khönig hingesetzt worden, clärlich ab und ihme für Augen gemalt gewesen und

Digitized by Google

ihme denselben zum hefftigsten mit allem Ernst beschwert und zu Gemüth geführt. Darauff er so gudt als er gekhönndt sich zu endtschuldigen understanden, ist ihm aber jedoch nicht gar heimlich dabey gewesen."

Eine andere dieser Mittheilungen betrifft den Beginn des sogenannten neuen Baues, als durch eine Beschädigung der Hofcapelle und eine starke Senkung derselben im Jahre 1601 zu einem Neubau Anlaß gegeben wurde. Dieser Theil, der bereits wiederholt abgedruckt wurde, erhält durch eine gleichzeitige, auf Tafel I beigegebene Zeichnung der Fassade, die indeß herzlich schlecht ist, eine eigenthümliche Illustration, die indeß, wie die Herausgeber selbst bemerken, nur „negativen Werth" hat.

Der dritte Beitrag, aus dem Großherzoglichen General-Landesarchiv zu Karlsruhe geschöpft, enthält die zum Theil ebenfalls schon bekannten Akten über die Ausschmückung des neuen Baues durch plastische Werke. Nach verschiedenen Versuchen wird mit Meister Sebastian Goetz aus Chur abgeschlossen. Doch ist es von Interesse, zu beobachten, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit die Verhandlungen geführt werden, wie zähe seitens der Kurfürstlichen Räthe und Rechnungskammer die Versuche sind, den Meister im Preise nach Kräften herabzudrücken, wie dieser aber im ruhigen Gefühl sicherer Künstlerschaft sein Interesse wahrzunehmen weiß, und schließlich ein billiger Compromiß zu Stande kommt, da die Räthe selbst zuletzt zugeben müssen, daß „jetziger Zeidt alles vil teurer ist alsz vor Jharen, auch die Kunst höhers Werths geachtet wird." Bemerkenswerth ist auch, daß ein großer Unterschied im Preise zugestanden wird, da er die Bilder „ausz der Kunst und conterfätisch machen soll, nicht ausz den Sinn und seinem freien Willen machen thäte". Letztere als Planeten oder wie sie am Otto-Heinrichsbau gemacht, wolle er für das Stück „mit 30 fl. Batzen sich settigen lassen und vil lieber machen den obiger eins". Auch wird ein Unterschied gemacht, ob die Figuren blos einen Löwen neben sich haben oder auf ihn treten sollen, welch letztere Form nur für diejenigen Fürsten „so Thaten gethan" für passend erachtet wird. Der Entwurf einer solchen Figur, vom Hofmaler Friedrich Hammel gezeichnet, ist auf Tafel II beigegeben.

Aus dem Vorstehenden ist zu ersehen, wie reichhaltig an interessanten Mittheilungen diese Blätter sind, und so darf man diesem Unternehmen sowie überhaupt den Bestrebungen des Schloßvereines den besten Fortgang wünschen.

Feuilleton.

Eine Correspondenz aus dem Leben.

Von Expertus.

Ein großes, aufs Reichste ausgestattetes Wohnzimmer, ganz im „Stil". Die Wände, die Möbel, die Hängeleuchter, der Ofen, Alles „Renaissance". Nur in einer Ecke eine japanesische Ausstellung und in der entgegengesetzten ein „Makartbouquet" bis an das dunkle Holzgetäfel des Plafonds. Die gelben Palmblätter und Wedel stellen die Natur dar, wie sie sich in Verbindung mit der imitirten Kunst vergangener Jahrhunderte zur stätigen Befriedigung des feinsten häuslichen Geschmackes tadellos vereinigt. Jeder eintretende Besucher bricht in die nämliche außerordentlichste Bewunderung über die hohe künstlerische Einheitlichkeit des Raumes aus und beneidet ebensosehr den täglichen Aufenthalt der Bewohner unter dieser „stimmungsvollen" Umgebung, als er das tiefe Bedürfniß derselben für die fortwährende Läuterung des Geistes durch die Linien und Formen vollendetster Schönheit verehrt.

Doch gegenwärtig befindet die Familie, der Banquier Rehkalf, seine Frau und seine Tochter, sich allein in den geschnitzten Armsesseln um den bocksfüßigen Eichentisch unter dem Hirschgeweihkronleuchter; das aus dem Gehörn strömende und leuchtende Gas bildet den einzigen Eindringling aus dem 19. in das 16. Jahrhundert. Alle lesen; der erste die heutige Notirung der Werthpapiere in einer Zeitung, die zweite den neuesten Zola'schen Roman in der Originalsprache aus einer Leihbibliothek, die dritte, eine „junge Dame" von zwölf Jahren, blättert eigentlich nur in der illustrirten Zeitschrift „Die Bildung". Doch nachdem sie die Modekupfer, die fürstlichen Begegnungen, das „Humoristische aus unserer Mappe" betrachtet hat, sieht sie auch einmal in den Text des „Romans" hinein. Dann hebt sie um ein Weilchen später den reizend frisirten Kopf und fragt:

„Mama, was ist ein „Fehltritt"? Ist das, wenn ein Mädchen einen Liebhaber gehabt hat?"

Die Befragte läßt „Nana" auf ihren Schooß von falkengrauer Seide niedergleiten, blickt halb sittlich-streng und halb mütterlich erschreckt hinüber und antwortet:

„Was heißt das? Mein Gott, Cäcilchen, wie kommst Du zu solchen Ausdrücken. Das ist ja entsetzlich! Was liest Du denn da?"

„Hier steht: Sie hatte in ihrer Jugend einen Fehltritt begangen und mußte ihr Leben hindurch dafür büßen."

Nun streckt die Mutter hastig die Hand nach der Zeitschrift. „Hier in dem Roman von Ernst Freimann, sagst Du? Wahrhaftig! Es ist geradezu empörend. Man kann wie ein Engel Tag und Nacht über seinem Kinde wachen, aber die Ruchlosigkeit und moralische Gemeinheit dringt wie Ansteckungsstoffe einer Krankheit doch in die sorglichst behütete Luft herein. Und so etwas duldest Du in Deinem Hause, lieber Mann, und läßt damit das unschuldssüße Gemüth Deiner Tochter vergiften?"

Der Banquier sieht von seinen Coursberichten auf. „Was meinst Du? Hat sie den Zola in die Hand bekommen?"

„Gott bewahre! Hältst Du mich für so unvorsichtig? Uebrigens würde das auch durchaus keine solchen Bedenken haben, denn man liest die Zola'schen Romane nicht um ihres Inhaltes willen, sondern nur aus ästhetischem Interesse an der vollendeten Schönheit der französischen Sprache. Aber Du hast gar nicht gehört, wie es scheint. In diesem Blatte sind in ordinärster Weise auf deutsch Dinge berührt, die zu wiederholen ich mich unter vier Augen mit einer erwachsenen Dame schämen würde."

„Ja, was — Lombard-Zinsfuß 4½—5% — ich meine, was willst Du denn?"

„Ich will als Mutter, Erzieherin und Trägerin der Verantwortlichkeit für die Sitten- und Seelenreinheit meines Kindes, daß Du es von heute an nicht solcher Gefahr durch eine unmoralische Literatur mehr aussetzt."

„Meinetwegen gern", lächelt der Aufgeforderte; „die Literatur, mit der ich mich befasse, ist stets äußerst moralisch, und Du weißt, auf die übrige gebe ich nicht viel."

„So thue gleich, was Deine väterliche Pflicht ist", erwiedert sie und vollzieht ihre mütterliche, indem sie aufsteht und den sittenlosen Roman — der Zeitschrift — unter dem Renaissance-Kaminmantel ins knisternde Feuer wirft.

* * *

An die verehrl. Redaction

der „Bildung".

Beehre mich, anzuzeigen, daß das Abonnement auf Ihr geschätztes Journal aufgebe. Sie werden begreifen, wenn hinzufüge, daß es nicht für wünschbar halte, meine Tochter durch Ihren Roman über weibliche Fehltritte unterrichtet zu sehen, deren Vorkommen wenigstens in meinem Hause unbekannt bleiben soll. Sonst zeichne mich mit vollkommener Hochachtung

Rehkalf, Banquier.

* * *

Digitized by Google

An den Herrn Herausgeber der „Bildung".

Ew. Wohlgeboren

muß ich die Mittheilung machen, daß ich Ihre Zeitschrift nicht länger fortzubeziehen beabsichtige. In dem Roman von Ernst Freimann wird eine adlige Persönlichkeit sowohl lächerlich gemacht, als in ihrer Ehrenhaftigkeit angezweifelt. Ich enthalte mich, den bezeichnenden Ausdruck für solche Tactlosigkeit und Unwahrheit zu gebrauchen.

Ergebenst

Baron Lothar von Löwenklau,
Kammerherr.

* * *

Der Redaction der „Bildung".

Ich kündige hiermit Ihr Blatt, das meine Familie bis jetzt gehalten. Ihr Roman legt einem lutherisch-evangelischen Pastoren die Worte in den Mund, er halte dafür, daß Rechtschaffenheit vor Gott den nämlichen Werth besitze, wie der Glaube an dogmatische Formeln. Die Hinstellung der Möglichkeit eines solchen Ausspruchs von Seiten eines Geistlichen enthält eine gegen die Kirche gerichtete Verläumdung, in der ich zugleich eine strafrechtlich zu verfolgende Verhöhnung der christlichen Religion gewahre. Sie werden sich die weiteren Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Consistorialrath Faulhaber.

* * *

An den Inhaber von Journal

„Die Bildung".

Haben gestern in Ihrer Geschichte Kameraden in alberne Situation gebracht. Mir freilich Buckel gelacht, verbitte mir aber doch in Zukunft. Ist keine Conduite, daß Civilperson, noch dazu Scribent, über Officiere Witze macht. Können sonst Ihr Blatt für sich behalten; verstanden? Brauchen Namen nicht zu wissen, heiße

Lieutenant von Soundso.

* * *

An die Verlagshandlung der „Bildung".

Sehr geehrter Herr.

Es ist tief bedauerlich, das ein Organ wie das Ihrige, welches durch seine weite Verbreitung berufen wäre, einen heilsamen politischen Einfluß auf große Kreise auszuüben, diesem Beruf in so eclatanter Weise entgegenhandelt. Wenn einem Roman an sich auch keinerlei Bedeutung beizumessen ist, so müssen wir uns doch dawider verwahren daß eine Figur desselben ungestraft derartige reactionäre Tendenzen vertritt, und sehen uns deshalb veranlaßt, Ihre Zeitschrift nicht mehr in unserem Zusammenkunftslocal auszulegen.

Der Vorstand des liberalen Vereins.

* * *

An die Redaction der „Bildung."

Der neueste, von Ihnen veröffentlichte Roman ist so revolutionärer Natur, daß ich vom nächsten Quartal Ihr Blatt abbestellt habe. Pfui!

Ein Conservativer.

* * *

Redaction der „Bildung".
Telegrammadresse: „Bildung".

Herrrn Ernst Freimann,

Hochwohlg.

Hochgeehrter Herr.

Zu unserem tiefsten Bedauern haben Sie uns — wie Ihnen aus den beigelegten Zuschriften ersichtlich werden wird — außerordentlich großen Schaden zugefügt. Wir müssen uns selbst allerdings der Unvorsichtigkeit bezichtigen, daß wir Ihren Roman — mit Rücksicht auf Ihren beliebten Namen — nur etwas flüchtig durchgelesen hatten, sonst wäre uns wenigstens die Mitleidenschaft in dieser höchst fatalen Affaire erspart geblieben. Aber uns däucht, es läge auch kaum minder in Ihrem Interesse, einer solchen Entwerthung Ihrer schriftstellerischen Erzeugnisse hinfort vorzubeugen. Vorderhand, bis die Entrüstung des Publicums sich wieder beruhigt hat, müssen wir selbstverständlich auf Ihre geschätzte Mitarbeiterschaft Verzicht leisten, hoffen indeß späterhin dieselbe erneuern zu können, und möchten uns für die Zukunftsaussicht erlauben, Ihnen ein paar Grundbedingungen aufzuzeichnen, deren Nachachtung durch ihre gewandte Feder eine Wiederholung der unliebsamen gegenwärtigen Störung unserer Verbindung verhüten wird.

Die „Bildung" ist ein auf der Höhe unserer Zeit stehendes Organ, wie schon ihr Titel es treffend ausdrückt, bestimmt, das ganze unermeßliche Gebiet geistiger Interessen der Menschheit und speciell unseres Volkes zu umfassen und zu vertreten. Das Ziel, die Aufgabe, welche wir uns vorgesetzt haben, ist die Emporhebung des Vaterlandes durch eine unausgesetzte Hinlenkung der Gedanken seiner Bewohner auf die wichtigsten und höchsten Probleme des Lebens im Staat, in den Wissenschaften, den Künsten, in allen Werkstätten des Denkens, Empfindens und Könnens. Unser Wahlspruch ist: Eine verschwisterte Blüthenentwicklung des Geistes und Gemüthes durch das Sonnenlicht der Wahrheit! Nichts wird uns zu erhaben, nichts zu scheinbar geringfügig sein, das wir nicht zur Förderung unseres hohen Zweckes, zum Besten unserer Zeitgenossen — ohne Rücksichtsnahme auf die uns daraus erwachsenden Unkosten — in unserer Zeitschrift benützen. Sie glauben nicht, welche Opfer wir uns nach dieser Richtung allein schon durch die hohe Kunstvollendung unserer Illustrationen auferlegen.

Aber, hochgeehrter Herr, um diesem segensreichen Bestreben Erfolg zu verbürgen, bedarf es selbstverständlich einer sehr ausgedehnten Zahl von Lesern, denen wir die Aussaat unserer Ideen anzuvertrauen vermögen. Dieselben setzen sich aus den verschiedensten Berufsclassen, Bekenntnissen, Parteistellungen, Richtungen, Anschauungen und Neigungen zusammen. Unser Trachten wird sich mithin darauf zu richten haben, auf diese alle gleichmäßig Einfluß zu gewinnen, um eben auch gleichmäßig zur Veredlung Aller beitragen zu können. Wir werden deshalb kein berechtigtes Interesse hinter einem andern zurücktreten lassen nnd vor Allem den höchsten Gemeingütern der Menschheit, der Religion und dem Staatswesen, den Künsten und Wissenschaften unabläßig Erhellung, Durchforschung und Erläuterung widmen. Aber da wir die Leuchte des Vorschrittes geistiger Entwickelung vorantragen, wird unser erstes Augenmerk darauf verwandt sein müssen, daß wir in gleicher Weise unsere Anziehungskraft auf alle sich widerstrebenden Meinungen bewähren. Mit anderem Wort, wir werden auf den genannten Gebieten, wie auf allen übrigen, keine Aeußerungen veröffentlichen, aus denen eine Nahrung der Zwistigkeiten entfließen könnte, die auf der einen oder andern Parteiseite Anstoß verursachen dürfte. Unser Grundsatz in allen derartigen Hinsichten ist die vollendete Objectivität ruhigen Urtheils, und wir bethätigen ihn auch darin, daß wir uns stets in geistigem Fühlungsconnex mit der überwiegend großen Majorität auf unserem Wirkungsfelde erhalten. Niemand soll etwas Anderes in unserer Zeitschrift antreffen, als was er ihr bereits selbst als Ausfluß seines edelsten Empfindens entgegenbringt; eine Furcht, sei es auch nur eines Einzelnen — den wir für ebenso vollberechttgt erachten als die Gesammtheit — in unseren Spalten irgendwo auf eine Verletzung seiner Ueberzeugungen und Wünsche zu stoßen, muß principiell durch die unantastbare, von höherem Standpunkt überschauende Unparteilichkeit unserer Haltung ausgeschlossen sein. Worin aber nach unserer unerschütterlichen Ueberzeugung die Grundfesten des Staates, der Ordnung, der Gesellschaft, überhaupt aller idealsten Menschheitsgüter beruht, das ist die Familie. In ihr erkennen wir mithin den eigentlichsten, die schönste Ernte verheißenden Fruchtboden unserer unermüdlichen Thätigkeit. Wie auf einen unverrückbaren Punct werden wir stets unsere sorglichste Mühwaltung dahin concentriren, das Höchste und Edelste zur Erhebung, Belehrung und Erfreuung der Familie jedes Hauses zu bieten, wodurch sich zugleich unser hehrer Pflichtberuf als eines argusäugigen Hüters ihrer Unantastbarkeit bedingt. Als ein getreuer Eckardt wachen wir über dem Heiligthum, dem Frieden, der Unschuld des Familienschooßes, daß er in seinem segensvollen Walten von keinem rauhen, keinem skeptischen, vor Allem von keinem unlauteren Tone beeinträchtigt werde. Das Spiegelbild der Welt, das unsere Spalten in jede stillumfriedete Heimathsstätte hineintragen, muß so den obersten künstlerischen und ethischen Ansprüchen genügen, daß es von der heranblühenden Tochter des Hauses in jedem seiner Theile mit vollem Verständniß aufgefaßt und ohne Erröthen, ohne schädlichen Anreiz zu

Digitized by Google

einem Nachdenken über ihr zu verbergende, unwürdige Realitäten des Lebens, betrachtet werden kann. Denn auf ihr, auf der deutschen Jungfrau ruht die deutsche Frau, die Mutter, die Erzieherin, die Bildnerin des deutschen Volkes, in dessen Dienst wir unsere Lebensarbeit gestellt haben, um es zu der Stufe emporzuheben, welche es als oberste unter den Culturnationen der Erde in der Vollreifung des Geistes und der Wahrheitserkenntniß auf allen Gebieten von der Vorsehung einzunehmen berufen ist.

Wir haben uns verstattet, hochgeehrter Herr, Ihnen im Vorstehenden ein paar grundlegende Directiven für eine spätere erfreuliche Wiedererneuerung unserer Verbindung anzugeben, und zeichnen, Ihrer schätzbaren Mitarbeiterschaft auf dieser Basis gewärtig,

Hochachtungsvoll und ergebenst

Die Redaction der „Bildung".

* * *

Wohllöbliche Redaction der „Bildung".

Sehr geehrter Herr.

Mein erster Antrieb war, Ihnen auf Ihre lehrreiche Zuschrift nur mit einem kurzen Goethe'schen Götzcitat zu erwiedern. Bei genauerer Erwägung indeß halte ich doch eine etwas eingehendere Antwort für angebrachter. Nicht, als ob ich mich der thörichten Meinung hingebe, auf Sie den geringsten Eindruck damit zu erzielen, denn Alles, was ich Ihnen zu sagen gedenke, wissen Sie genau ebenso gut, wie ich. Aber Ihr Brief hat einen Anreiz auf mich geübt, es mir selbst einmal bei dieser Gelegenheit, in Worte gefaßt, lebendig vor die Augen zu stellen. Befürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zu viel von Ihrer für den Vorschritt der Menschheit so wichtigen Zeit in Anspruch nehme; ich werde mich mit Rücksicht darauf knapp und möglichst deutlich ausdrücken. Und im Uebrigen bitte ich, meine Entgegnung als eine, an einen unpersönlichen Gegenstand gerichtete, die „Sie"-Anrede darin als an die „Redaction der Bildung" gewandt, aufzufassen. Denn ich spreche zu einem unwandelbar festbleibenden Begriffe „in der Erscheinungen Flucht".

Wenn Ihre Worte Ihre Meinung wiedergäben, würde es allerdings schwer fallen, eine Verständnißbrücke zwischen Ihnen und mir zu schlagen. Sie sagen: das Ziel, das Sie sich vorgesetzt haben, ist eine geistige Emporhebung des deutschen Volkes — und ich antworte Ihnen: Sie lachen über Jeden, der sich von Ihrem Phrasenschwall so viel Sand in die Augen werfen läßt, um nicht zu erkennen, daß Sie überhaupt gar kein Ziel besitzen, als möglichst viele Markstücke aus möglichst zahlreichen Taschen des deutschen Volkes in die Ihrige herüberzulocken. Dazu ist Ihnen jedes Mittel recht, das diesen Zweck erfüllt und Sie nicht mit strafrechtlichen Ungelegenheiten bedroht. Sie haben keinerlei eigenes Interesse, Verständniß, Zu- oder Abneigung, sondern nur einen kaufmännischen Instinct und Calcül für das Absatzgebiet Ihrer Waaren. Vor einem Krämerladentisch stehend, treiben sie einen weitausgebreiteten Detailhandel mit Religion, Philosophie, Politik, Poesie, Kunst, Wissenschaft und allen ähnlichen gangbaren „Artikeln" Ihres Vorrathslagers und händigen jedem Käufer für den Abonnementspreis seine Portion, in die Papierdüte Ihrer „Bildung" gewickelt, ein. Ihre Waare bildet die geistigen Nahrungsmittel für Hunderttausende — denn dahin hat Ihr „unablässiges Streben nach der höchsten Entwickelung" es gebracht — und wenn der Silberklang in Ihrer Ladencasse sich nur als ächt herausstellt, so zucken Sie über Den als einen Tropf die Achsel, der Ihnen einwendet, Ihre Waare sei verfälscht und werthlos, mache das Volk kraftlos und blutarm, statt es zu ernähren Denn Sie salviren Ihr Gewissen — falls Sie etwas von einem derartigen Störenfried besitzen sollten — mit dem Vorhalt: Wir stehlen nicht, es ist ja der freie Wille der Leute, uns unsere Artikel abzukaufen. Und eine Marktpolizei gibt es ja verständiger Weise auf diesem Gebiet nicht, oder sie ist mit an unserem Geschäftsausfall interessirt.

So stehen Sie in der That „auf der Höhe unserer Zeit" und wetteifern mit den zahllosen übrigen Schwindelindustrien, die ihren Gewinn durch betrügerische Ausnutzung der Unwissenheit, Geistesarmuth und Leichtgläubigkeit zu erzielen trachten. Aber was bei Ihrem Geschäft besondersten Ekel einflößt, ist, daß Ihre marktschreierische Reclame mit den besten Gütern der Menschheit zu handeln vorgibt und sich zu dieser Anpreisung der Berufung auf eine „Referenz" durch den eigenen Besitz der höchsten Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Zwecke bedient. Für Ihr eigensüchtig gemeinstes Trachten scheuen Sie sich nicht, Blendstücke der feinsten Gefühle, der tiefsten Ueberzeugung und erhabensten Vorstellungen als Köder auszuwerfen. Mit dem tönenden Brustpathos des bewegten Herzens, der übervollen Seele, des unbeirrbaren Wahrheitsdranges verkündigen Sie in hunderttausend Prospecten die „ideale Tendenz" Ihres Wirkens. Und wie lachen Sie über Religion und Wissenschaft, Kunst und Dichtung, über jedes geistige Besitzthum der Menschheit, wenn die dummen Fische auf Ihren glitzernden blechernen Lockfliegen tüchtig angebissen und Ihnen die ausgiebigste Möglichkeit verschafft haben, sich an die einzige reale Idealität Ihres Daseins, an den mit Austern, Trüffeln und Champagner bedeckten Tisch zu setzen und sich an Witzen über die „dumme Masse" zu belustigen, die Ihnen die Mittel für die Erreichung Ihres „höchsten Lebenszieles" geliefert.

Und hinc illae lacrymae, daher Ihr Schreck, Ihr Zorn bei einem Anzeichen, — sei es der albernsten Zuschriften des von Ihnen dazu abgerichteten Abonnentenpublicums — daß der Fang einmal etwas weniger ergiebig ausfallen könnte. Es gibt nichts, was eine ernste Bedeutung für Sie besäße, außer dem Einen, daß es Ihnen bitterlicher Ernst ist, keinen zahlenden Abonnenten zu verlieren. Dies zu verhüten, sind Sie in Wirklichkeit Tag und Nacht bedacht, und Ihren unausgesetzen Calcül bildet die sorglichste Berechnung, wie Sie es möglich machen können, tot capita, tot sensus zu allgemeiner Zufriedenheit unter einer großen Nachtmütze zu vereinigen. Sie haben sich die richtige Antwort gegeben: Indem Sie einen mit Syrup süßgemachten und mit Rosenwasser parfümirten Schlaftrunk zusammenbrauen, der allen gleichmäßig „süffig" über die Zunge gleitet, alle Köpfe in der nämlichen Art gedankenlos einduselt und ohne Kopfweh wieder aufwachen läßt. So entsteht Nummer um Nummer Ihrer „Bildung", deren richtiger Titel „Die wöchentliche Familienbettelsuppe" wäre.

Es ist wahr, Sie thun in diese alle erforderlichen Zuthaten hinein, mit Ausnahme des Salzes. Salz schärft die Geschmacksnerven die abgestumpft werden sollen. Ihr Publicum ist sehr dumm, aber Sie haben das richtige Gefühl, daß Sie es noch besser verdummen müssen. Zu dem Behuf rühren Sie zuvörderst eine Zuckerbrühe an, in der alle Ihre Suppeningredienzien gleichmäßig schwimmen, wie in gewissen Gasthöfen sämmtliche Speisekarten-Artikel in der nämlichen Restaurationssauce. Diese dicke Tunke besteht aus einem Gemisch der landläufig hohlsten Phrasen, mit denen Sie Ihre „Freunde" (d. h. Abonnenten) als die edelsten Vertreter deutscher Vaterlandsliebe, deutscher Gemüthstiefe, deutscher Redlichkeit, Sitte, Treue und unendlicher anderer specifisch deutscher höchster Eigenschaften kennzeichnen. Sie wissen, wie schmackhaft dieser ranzig gewordene Honigbrei der Masse über die Zunge geht, Sie wissen, wie sie sich die Verdauungsgesundheit ihres Magens daran verdirbt, und Sie wissen, daß Ihre ganze Brühe nur aus widrigster Verlogenheit zusammenfließt, daß andere Völker die genannten Eigenschaften ebensowohl besitzen, vielleicht manche derselben in reinerem Zustande, als das gegenwärtige deutsche Volk. Aber Sie reizen damit den Appetit Ihrer Gäste (d. h. Abonnenten) auf den Inhalt Ihres Kochtopfs, und Ihr „deutscher idealer Zweck" ist erreicht.

Selbstverständlich indeß bedürfen Sie in Ihrer Olla potrida auch der festen Bestandtheile an Fleisch und Gemüse für die hungrigen Zähne, und sie hacken mit größter Bereitwilligkeit und mit Umsicht, nichts zu vergessen, Alles hinein, was ein nach geistiger Nahrung lechzender Appetit des 19. Jahrhunderts nur begehren kann. Mit bescheidenem Stolz, mit der gehobenen Demuth des Wahlspruches „Ich diene" sprechen Sie es auch in Ihren Jahres- und Vierteljahres-Programmen aus, daß man nur Ihre Zeitschrift zu lesen (und zu bezahlen) brauche, um in allen Gebieten auf der Höhe der Bildung zu stehen und sich fortzuerhalten. Die von Ihnen aufgetischten Gerichte und ihre Zubereitung wetteifern in der That an Wechselfülle. Sie bringen Alles: Romane, Novellen, Gedichte, Essays, populär gehaltene wissenschaftliche Aufsätze, Kritiken, Gerichtsverhandlungen, Plaudereien, Entdeckungen, technische Belehrungen, Anecdoten, Spiele, hülfsbereite und köstlich humoristische Briefkasten-Antworten, gewaltige (stets als „wundervoll" und „unübertrefflich" von Ihnen im Text gerühmte) Bildwiedergaben von Haupt- und Staatsactionen, Feuersbrünsten, Schiffbrüchen, Schlachten (alle immer „von dem künstlerischen Stift eines Augenzeugen") umherziehenden modernen Gemälden, Genrestücken, der „Prämienbeilagen" Ihrer Zeitschrift, durch welche „Ihre (glücklichen) Abonnenten für einen wahrhaften Spottpreis in den Besitz des köstlichen und künstlerisch vollendetsten Zimmerschmuckes gelangen". Sie bieten das Alles dar, nur haben Sie jedem noch so winzigen Stückchen Fleisch vorher mit chemischer Kunstgeschicklichkeit die Eiweißstoffe, Fette,

Digitized by Google

Kohlenhydrate, Salze, Eisen- und Phosphorsäure, das heißt, die nährenden Bestandtheile ausgezogen und nichts übrig gelassen als süßliche, saft- und kraftlose, scheinbare Fleischbrocken. In jeder Spalte und Falte Ihres großen Kochtopfes ist Alles die nämliche breite Bettelsuppe elender Gesinnungslosigkeit, Feigheit und Habgier, auf Kosten der Wahrheit, der wirklichen idealen Güter und der Gesundheit des Volkes Ihren Beutel zu füllen. Denn Sie fürchten nur Eines, daß irgend Jemand für irgend Jemanden aus irgend einem Grunde Ihre Suppe zu kräftig halten und das Abonnement an Ihrem Wochentische aufgeben könnte.

So vergiften Sie das deutsche Volk, „in dessen Dienst Sie Ihre Lebensarbeit gestellt haben", absichtlich, nicht mit ätzendem Sublimat, sondern mit Mehl und Wasser, aus dem Sie einen verderblichsten Pappbrei für die geistigen Säuglinge anrühren, um Ihnen jede Möglichkeit des Wachsthums zu verkümmern. Sensation, Mode, Albernheit, sentimentale Rührseligkeit und gemeinstes „Gemeinverständniß" bilden den Zielpunct aller Ihrer „Geist und Gemüth erhebenden, dem Vorschritt der Menschheit geweihter Beiträge aus den Federn der ersten lebenden Autoren." Was Sie über die Welt freier und höchster Gedanken, über Wissenschaft, Dichtung und Kunst, Staatsleben und Politik in Ihre Suppe hineinrühren, dient ausschließlich dazu, diese Dinge zur Bedeutungslosigkeit herabzuwürdigen, jedes Nachdenken über sie zu ersticken. Sie gebahren sich nicht allein als Verehrer der „wenigstens vielfältig so segensreichen Wirkungen" des Pfaffenthums — soweit eine allgemeine Zeitmode sich nicht dagegen richtet, oder selbstverständliche Rücksicht auf „Andersgläubige" (die Zahl der „Ungläubigen" ist unter Ihren Abonnenten zu gering) Sie in dem Maß ihrer Hingebung an die Verdienstlichkeit einer bestimmten Kirche beschränkt — sondern Sie sind in Wirklichkeit und bewußter Weise die hülfsreichsten Unterstützer aller pfäffischen Ränke und Rückschrittsbestrebungen, die keine eifriger thätigen Mitförderer an der Erhaltung der Geistesstumpfheit der Menge besitzen, als Ihre wöchentlichen hunderttausend Sendboten der „Bildung". Ihre Zeitschrift, die als ein vatikanischer index dictorum prohibitorum, oder, wie Sie sagen, „als getreuer Eckardt vor dem Heiligthum der deutschen Familie wacht", daß keine Erkenntniß, kein Licht der Wahrheit und Wirklichkeit, kein freier auftreibender Gedanke, kein ächter Ton des Herzens, keine tragische Gewalt menschlicher Leidenschaft in ihr vegetirendes Hinleben hineinfallen kann — diese Zeitschrift „im Dienste der Menschheit" erzieht nicht nur „die heranblühende Jungfrau", sondern ihre Brüder und Väter mit zu unwissenden, selbstgenügsamen, gemüthsleeren und geistverkrüppelten alten Weibern. Mit dem kürzesten und treffendsten Wort ist Ihr „Geschäftsbetrieb" der tiefstgreifende Fluch des deutschen Volkes, der es von gesunder, mit Lebenskraft und -Werth durchströmender geistiger Nahrung abhält, um ihm Kopf und Herz mit erbärmlicher, marklos-zerrüttender Kost zu betrügen.

Ich weiß, daß ich Ihnen damit kein neues Wort gesagt habe, und zeichne mich, unter dem Ausdruck der Befriedigung, nicht zu Ihren „schätzbaren" Mitarbeitern gezählt worden zu sein, und mit der Ihnen gebührenden Achtung

Ernst Freimann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Heyse-Woche.

Die vergangene Theaterwoche stand unter dem glücklichen Zeichen eines großen Dichters. Paul Heyse schüttete mit einem Male die langsam gereiften Früchte jahrelangen dramaturgischen Sinnens vor uns aus, und die beiden maßgebenden Bühnen der Reichshauptstadt durften seine Gaben uns vorführen und von dem Jubel, der zumal seinem persönlichen Erscheinen galt, fröhlich widerhallen. Einen gewagten Versuch unternahm freilich das Kgl. Schauspielhaus mit der Aufführung des schon 1882 im Neuen Münchener Dichterbuch erschienenen dreiactigen Trauerspiels: „Alkibiades", dem wohl die meisten Leser keine rechte Bühnenwirksamkeit zugetraut haben. Es ist ein lyrisches Drama, das uns den Ausgang des göttergleichen Helden zeigt, der historisch ein so unrühmliches Ende fand. Heyse läßt ihn sogar durch Weibereifersucht zu Grunde gehen. Auf dem Wege zum Großkönig beim Satrapen Pharnabazos eingekehrt, entgeht Alkibiades mit knapper Noth dem Hinterhalt eines Spartaners. Doch auch Pharnabazos sinnt ihm Böses, noch mehr: seine Schwester Mandane hat ihm den Tod geschworen, weil er einst ihre jüngere Schwester verführt, verlassen und in den Tod getrieben hat. Aber bei seinem Anblick verraucht all ihr Haß, und statt des Giftes reicht sie dem wegemüden Flüchtling einen Becher Weines, ja, sie warnt ihn obendrein vor ihrem Bruder und erbietet sich, ihn auf ihrem Wagen selbst nach Susa zum Großkönig zu geleiten. Allerdings einzig nur ihn, und — er ist nicht allein. Seine Begleiterin ist die Hetäre Timandra —

„Ein Stück Heimath, das mir folgt,
Wie wir ein Hausgeräth wohl mit uns nehmen
Auf weite Fahrt, das in der Fremde draußen
Uns lieb ist, weil es heimisch ist."

Das Mädchen war einst ein „jung leichtherzig lachend Weib, nicht gut, nicht böse, nur gedankenlos", doch die Liebe zu dem abgedankten Abgott der Athener hat sie gebessert, geadelt und jetzt folgt sie ihm, ein griechisches Käthchen von Heilbronn, überall hin, willenlos, selbstlos —

„So wie ein Hündlein
Sich an die Hand des finstern Herren schmiegt,
Die sparsam nur es liebkost, öfter schlägt.
Denn meiner Launen rauheste, erträgt sie
Demüthig stumm, und streichl' ich ihr das Haar,
So dankt sie mir's wie unverdiente Gunst
Mit Thränen oft. Nun bin ich sie gewöhnt,
Und ihre Stimme klingt mir wie das Lied,
Womit die Mutter einst den heft'gen Knaben
Zur Ruhe sang — nur, weil es griechisch ist."

Alkibiades, halb schon von Mandane umstrickt, willigt nach kurzem Kampfe mit sich selbst ein, ihr nach Susa zu folgen und die Griechin, in die Pharnabazos sich verliebt hat, in dessen Schutze zurückzulassen. Schon hat er sich von der Schlafenden fortgeschlichen und den Fuß auf Mandane's Wagen gesetzt, als ihn die Reue ergreift und er sich von seiner persischen Gönnerin lossagt, um zu seinem griechischen Mädchen zurückzukehren. Er ist Zeuge, wie Timandra, deren Selbstmord Pharnabazos unterdessen vereitelt hat, die Anerbietungen des Satrapen abweist, und er schließt die Getreue frohlockend an sein Herz. Ihr Glück währt nur kurze Zeit. Die verschmähte Perserin stürmt wie eine Furie daher, läßt die Hütte, worin Alkibiades und Timandra ruhen, durch ihre Bogenschützen umzingeln und steckt sie eigenhändig in Brand. Als Alkibiades heraustritt, empfängt ihn ein Schlossenwetter von vergifteten Pfeilen. Tödtlich getroffen, sinkt er in den Sand, und während Timandra sich mit demselben Pfeile, der ihren Geliebten traf, den Tod gibt, stürzt sich Mandane in hellem Wahnsinn ins Meer.

Eine Tragödie, an der nichts antik ist, als die Namen und das Costüm. Heyse hat es verschmäht, uns den griechischen Götterliebling so zu zeigen, wie er, zugleich ein Lump und ein Held, genial, leichtfertig, riesenstark, schön wie Apoll, ehrgeizig und genußsüchtig, in seiner ganzen phänomenalen Größe uns aus dem Plutarch und Nepos entgegentritt. Wären nicht seine Wehklagen über das Schicksal von Athen, wir würden nichts von dem Feldherrn, dem Staatsmann, dem großen Patrioten verspüren. Es hat dem Dichter gefallen, uns aus seiner eigenen Phantasie einen Alkibiades zu construiren, der, wie jeder beliebige Novellenheld, nur den Typus des Don Juan zeigt: alle Weiberherzen fliegen ihm zu, er rühmt sich seiner galanten Erfolge, seiner Kunst im Herzenbrechen, und unentschlossen weiß er nicht, für welche Schöne er sich entscheiden soll. Es ist ein origineller, seltsamer Alkibiades, der alle Gebote der Klugheit, die Staatsraison, seine Rache, seine Zukunft, sein Leben in den Wind schlägt, um einem unbedeutenden Mädchen treu zu bleiben, und er spottet mit Recht über seine eigene Schwachheit:

„So manche Thorheit hab ich schon verübt,
Da ich mein Herz nie bänd'gen lernte — dies
Ist aller Thorheit Krone: Macht und Glanz
Und Liebeslust und Rach' an meinen Feinden —
Ich achtete sie schlechten Kieseln gleich,
Da sie den Rückweg mir zu hemmen drohten
Zu diesem blassen Weibe."

Digitized by Google

Daß ihm sein Schwanken als tragische Schuld, die ihn dem Tode weiht, angerechnet wird, ist zwar grausam, aber doch wieder recht deutsch gedacht, gerade wie Timandra nichts von einer griechischen Hetäre hat, wie der sentimental liebegirrende Pharnabazos kein Satrap ist, wie die jählings verliebte Perserprinzessin eine ganz moderne Figur spielt. Erscheint uns auch diese Auffassung des Dichters allzu gewagt, so wird man doch seine Freude an dem rein poetischen Gehalt empfinden, den auch unser Publikum fein herausfühlte und ohne Rückhalt auf sich wirken ließ. Heyse's Sprache, so edel im Ausdruck, so keusch in den Bildern, so schmeichlerisch im Wohllaut, gemahnt wie ein Nachklang aus Goethe's Iphigenie; sie umhüllt die unwahrscheinliche Handlung, die allzu geistreich ausgetüftelten Charaktere, die undramatische Breite und Schwäche mit einem goldschimmernden Schleier, den auch die nicht eben glückliche Darstellung im Schauspielhause nicht ganz zu zerstören vermochte.

Auch die drei Einacter, die im Deutschen Theater einen genußreichen Heyse-Abend bildeten, sind mehr aus dem Empfinden des Novellisten, als des Dramatikers hervorgegangen, so wohl bewandert sich letzterer auch mit den Kunstgriffen der scenischen Form zeigt. Sie kranken alle an einer künstlichen Erfindung, die den Einzelfall im Individuellen verknöchern läßt, statt ihn ins Typische zu verallgemeinern. Ein längst ehrloser Offizier, der zum Selbstmörder wird, weil er just sein Ehrenwort für eine Lüge gegeben, das ist ein lediglich novellistischer Stoff, ganz wie der an seiner Treue zu Grunde gehende Alkibiades oder der alte Vater Don Juan, den Heyse erst neulich zum Helden eines Trauerspiels gemacht hat. Psychologisch und dichterisch interessant ist aber das einactige Trauerspiel: „Ehrenschulden" jedenfalls. Der lebenslustige Dragoner-Rittmeister v. Albringen unterhält zarte Beziehungen zu der jungen Frau des Bankiers Leinburg. Durch einen anonymen Brief wird das Verhältniß dem Ehemann verrathen, der sogleich, außer sich vor Aufregung und Schmerz, zu dem Offizier eilt, um ihn zur Rede zu stellen. Albringen leugnet mit Entrüstung Alles ab; übrigens verdiene ja ein anonymer Brief keine Beachtung. Doch Leinburg glaubt den Verfasser zu kennen: er ist sein bester Freund und ein herzlich braver (!) Murrkopf, an dessen guter Meinung ihm sehr viel gelegen ist. Er fordert also von dem Offizier das Ehrenwort darauf, daß der Brief eine Verleumdung enthalte, um den alten Freund beruhigen zu können. Jetzt wird der Cavalier mit einemmale stutzig. Er war ehrlos genug, den Alten zu betrügen und gerade vorhin noch zu belügen, aber sein Ehrenwort mag er nicht verpfänden. Leinburg fällt darob wieder in die alte Verzweiflung zurück: er überhäuft ihn mit Vorwürfen und nennt ihn einen undankbaren Menschen und sich selbst seinen Wohlthäter, der einst seinen Vater vor Schande bewahrt habe. Vor dieser wahren, tödtlichen Verzweiflung beugt sich der Officier: er gibt sein Ehrenwort. Leinburg eilt glücklich davon, während Albringen zurückbleibt — ein gebrochener Mann. Das Gespenst der verlorenen Ehre treibt ihn zum Selbstmord; wie Alkibiades und Timandra mit vergifteten Pfeilen, so ritzt er sich die Haut mit einem vergifteten Dolch. „Er hat dem Leben auch die letzte Schuld bezahlt", schließt sein Kamerad, „mein armer, herrlicher Freund!"

Das ist doch wohl eine Hyperbel, die denn auch nur in der Buchausgabe des Stückes*) steht, aber bei der Aufführung gestrichen wurde. Mit Recht, denn das gefährliche Schlußwort wäre gewiß beim Publicum auf Widerspruch gestoßen. Albringen treibt nur der Popanz des Ehrbegriffs, nicht das Ehrgefühl in den Tod. Er ist ehrlos, noch ehe er sein Ehrenwort für eine Lüge gibt. Für die frühere Schuld, den Betrug an seinem Freund und Wohlthäter — einen Bruch mit dem Sittengesetz, der nicht einmal die Entschuldigung der Liebe hat, denn Albringen verräth nicht die geringste Leidenschaft oder Innigkeit — dafür und nicht nur für einen Formfehler, für das verzwickte Phantom des Ehrenwortes mußte er sterben. Heyse motivirt den Selbstmord damit, daß er Albringen als den Knecht der Vorurtheile seines Standes hinstellt und ihn einmal sagen läßt: „Ich habe nur zwei oder drei Grundsätze, die sitzen aber um so fester." Mit Recht bemerkt sein ehemaliger Kriegskamerad zu seiner Entschuldigung: „Du hast die Wahrheit nicht gesagt, weil sie tödtlich gewesen wäre" und nennt sogar den Bruch des Ehrenwortes eine „fromme Lüge". Was also den Rittmeister in den Tod treibt, ist eine Schrulle, rein individuell, nicht tragisch und noch weniger dramatisch. Fragen wir, wie würde sich ein Mensch von dem Ehrgefühl dieses Officiers im vorliegenden Falle benehmen, so kommen wir zum Schlusse, daß er ruhig zu seinen früheren ehrlosen Handlungen auch diese falsche Verpfändung des Ehrenworts fügen würde, und dies um so sicherer, als — von der nothwendigen Schonung des furchtbar aufgeregten alten Ehemanns abgesehen — auch das Gebot der Galanterie, eines anderen Ehrenphantoms, dies erforderte: das allgemeine Gebot, daß ein Ehrenmann eine geliebte Frau unter keinen Umständen bloßstellen darf. Sardou hat dieses galante Dogma in seinem „Ferreol" dramatisirt und vor ihm schon Gustav Freytag in der „Valentine": beide Helden lassen sich dort als Verbrecher arretiren, um nicht das Stelldichein zu verrathen. Albringens Tod verfehlt endlich auch vollständig seinen Zweck, denn er macht den Ehemann wieder stutzig und belastet die Frau. Sein Tod ist nicht heroisch, nicht tragisch: er ist eine Unbesonnenheit oder mit Kleist zu sprechen:

„Wenn ihr euch todtschlagt, ist es ein Versehen."

Immerhin verdient die einschneidende Dialektik, womit das verzwickte Thema dem Zuschauer nahegelegt wird, um so höhere Anerkennung, als sie immer innerhalb der Grenzen eines natürlichen, dramatisch belebten Dialoges bleibt, der reich an Pointen und Ueberraschungen, Retardationen und jeux de scène ist. Der Auftritt zwischen dem Officier und dem Ehemann, anfangs etwas schleppend und unsicher (woran übrigens das Spiel des sonst trefflichen Herrn Kadelburg und des ewig weinerlichen Herrn Förster die Schuld tragen mag) entwickelt sich in kunstvoller Steigerung, und die darauf folgende Scene zwischen Albringen und seinem besorgten Freunde ist in Ton, Ausdruck und Stimmung kein geringeres Meisterstück.

Ueber die novellistische Künstlichkeit des noch aus dem Repertoire des vorigen Winters wiederholten Einacters: „Im Bunde der Dritte" kommen wir leichter hinweg, denn der Humor, womit die kluge verständige Hausfrau den alten Junggesellen aus der unbequemen Stellung eines Hausfreundes heraus und hinterrücks in die eines Bräutigams befördert, ist feinkarätig und voller Liebenswürdigkeit. Da ist das Lustspiel: „Unter Brüdern" schon gröber, wenn auch gesünder. Drei Brüder bemuttern ihre Schwester und verweigern, auf ein bloßes Geschwätz hin, einem Bewerber ihre Hand. Das Schwesterlein weiß sich zu helfen, indem es den Bund sprengt und jeden Einzelnen bei seinem Egoismus zu nehmen weiß. Den ältesten und den jüngsten spannt sie schlau ins Ehejoch, dem dritten, einem salbungsvollen Pastor, verspricht sie die längst ersehnte Restaurirung seiner Kirche — ihr Schatz ist Baumeister —, und so wird der letztere bei seinem zweiten Besuch viel günstiger, ja mit offenen Armen aufgenommen. Es ist ein mit behaglicher Breite ausgeführtes Genrebild in der Art, wie Benedix sie zu zeichnen verstand, aber geistreicher und mit einem modernen Zug. Wie hübsch ist der „Rütli-Bund" der sich gegen das Lebensglück ihrer Schwester verschwörenden Brüder, oder die drei diplomatischen Auftritte, wo die schalkhafte Schwester der Reihe nach erst den Weltumsegler, dann den Pfarrer, endlich den Mathematiker „herumkriegt", oder die Liebesscene, wo die Küchenfee Toni mit ihrem selbstgebackenen Apfelkuchen, der eine geometrische Figur in Zuckerguß zeigt, das Herz des zaghaften Professors gewinnt! Ganz correct sagt die Schelmin, um ihm Freude zu bereiten, den wunderschönen pythagoreischen Lehrsatz auf; auch die Figur macht ihn glücklich, obschon die Hypotenuse etwas zu dick gerathen ist und die Quadrate der beiden Katheten nicht ganz correct sind, und so schließt er sie denn in seine Arme mit der Bitte, der heilige Pythagoras möge ihren Bund segnen. Das athmet Alles einen erwärmenden Frohsinn, die ganze Heyse'sche Liebenswürdigkeit.

J.

*) Drei einactige Stücke und ein Lustspiel von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **W. Spemann**, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 20/1: Hans Sachs' Werke I/II. Herausgegeb. von Dr. Arnold.

I) Strophische Gedichte. Einfache Sprüche. LXXVII u. 396 S.

II) Dramatische Sprüche. 465 S.

Broch. à Mk. 2,50. Geb. à Mk. 3,50.

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).

Verwerthung von Manuscripten jeder Art.

Uebersetzung in alle Sprachen.

Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —

NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Soeben erschien:

Gegen Kornzölle

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 60 Pfennig.

Der Verf. hebt verschiedene neue Gesichtspunkte hervor. Er weist z. B. nach, daß **Friedrich Wilhelm III.** gegen Kornzölle war, daß **Gneisenau** 1826 seine durch allzu großen Aufwand und **ungewöhnlich niedrige Kornpreise** zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit im Haushalt, Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht wieder herstellte, daß nach **R. Cobden** das Hauptverdienst der Aufhebung der englischen Kornzölle der **Königin Victoria** gebührte. U. s. w.

Der Verf. wurde am 6. Dec. 1884 von Dr. Menger im österreich. Abgeordnetenhause als ein **„vorzüglicher, unbefangener Nationalökonom"** bezeichnet.

Leipzig.

Rossberg'sche Buchhandlung.

Verlag von Gerh. Stalling, Oldenburg und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zannert, Dr. R., Wider die Zünftelei in der Musik.

Eine Streitschrift. geh. 80 Pf.

(Ist besonders gegen Hanslick gerichtet.)

---

32. Aufl. Methode Toussaint-Langenscheidt Original.

Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch	Deutsch	Französisch
von den Professoren **Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.**	von Professor **Dr. Daniel Sanders.**	von den Professoren **Toussaint** und **Langenscheidt.**

Englisch oder **Französisch:** Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.
Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur komplett, 20 Mk.

Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen **als Probe** *à 1 Mk.*

Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das **Examen** als **Lehrer** der bezüglichen Sprache **gut** bestanden.

Urteil. d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. **Dr. v. Lutz** Excell., Staatssek. **Dr. Stephan** Excell., d. Profess. **Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig** u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."

Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Leuing, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung

von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen, Preis 2 Mark:

Die Getreidezölle.

Zweite Auflage

für den praktisch. Staats- u. Landwirth

von Dr. Kuno Stommel.

Verlag von **Felix Bagel** in Düsseldorf.

Frankozusendung gegen Frankoeinsendung des Betrages.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Getreidezölle. Von Moritz Meyer. — Zur Entwickelungsgeschichte des Staates. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Das Christusideal in der Tonkunst. Von H. Ehrlich. — Eine Gesammtdarstellung meiner Philosophie. Von Eduard von Hartmann. — Ein moderner Minnesänger. Von Paul Schütze. — **Feuilleton:** Die Wittwe. Von Moritz Loebel. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Vergnügungszug. Schwank von Hennequin und A. de Saint-Albin. Von Z. — Die Ausstellung bei Gurlitt. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Getreidezölle.

Von Moritz Meyer.

Die Frage, ob ein Getreidezoll unter gegebenen Verhältnissen für ein bestimmtes Land nutzbringend und gerechtfertigt sei oder das Gegentheil, ist an und für sich gewiß von höchster Wichtigkeit und ebenso gewiß nicht leicht zu beantworten. Das haben die letzten Debatten des Reichstages, die eine reiche Fülle von statistischem Material, nationalöconomischer und politischer Erwägungen zu Tage förderten, dargethan. Sowohl von liberaler, wie von conservativer Seite, die letztere unter der Führerschaft des Reichskanzlers selbst, ist mit einem Aufgebot von Scharfsinn und Erfahrung gekämpft worden, die dem Ansehen des Parlaments nur zum Vortheil gereicht. Um so schwerer mag manchem der Volksvertreter, dessen Blick nicht durch Fractions- oder Interessen-Politik getrübt ist, die Entscheidung für oder wider geworden sein. Gegenüber der bedeutenden Erweiterung des Zollschutzes mag auch wohl in weiteren Kreisen der wirthschaftlich-liberalen Bevölkerung die Besorgniß erregt sein, daß die Reichs-Wirthschafts-Politik unaufhaltsam einer der wirthschaftlichen Freiheit entgegengesetzten Strömung zutreibe. Wir hören die Frage aufwerfen: Wohin steuern wir mit unserer gesammten Wirthschafts- und Zollpolitik? Welches System, das des Schutzzolls oder des Freihandels, soll fortan für Deutschland die Richtschnur bilden? Soll die Nation abermals, wie schon in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, in zwei große Hälften gespalten werden, „hie Schutzzoll, hie Freihandel" die Losung sein, und in dem Kampfgeschrei der Parteien Sachlichkeit, Mäßigung und ruhige Ueberlegung verloren gehen? Sollen je nach dem Wechsel der maßgebenden politischen Parteien die Gesetze und Einrichtungen für die materielle Wohlfahrt gestaltet werden? Soll unser Erwerbs- und Verkehrsleben fortdauernden Schwankungen unterliegen und gegenseitige Erbitterung und Verdächtigung unser politisches und sociales Leben vergiften? Indeß glauben wir, daß solche Besorgniß unter den heutigen Verhältnissen, in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, der Capital- und Credit-Wirthschaft, überhaupt einer hochentwickelten Weltwirthschaft zu weit geht, und daß die Wiederkehr jener alten Zeiten des Zollvereins für unsere Tage ausgeschlossen erscheint. Insbesondere seit die neuere kritische Nationalöconomie sich frei gemacht hat von der Schablonenhaftigkeit der britischen Systematik, ist man auch auf dem Felde der Theorie zu der vermittelnden Anschauung gelangt, daß es nicht mehr nöthig sei, die Welt in Schutzzöllner und Freihändler zu zerlegen, sondern daß im gegebenen Falle bald das eine, bald das andere System wirksam sein könne, sobald gewisse Voraussetzungen sich erfüllen, sobald es sich insbesondere um große, dauernde, volkswirthschaftliche und socialpolitische Gewinne handle. Der Schutzzoll kann heute immer nur noch die Ausnahme bilden, die die große Regel, den Freihandel, bestätigt. Da, wo er noch auftritt, muß er die Berechtigung seiner Existenz jedesmal erweisen. Er darf auch nur so hoch bemessen sein, um die Größen-Unterschiede der internationalen Volkscapitalien auszugleichen, im Concurrenzkampf durch Ausgleichung der Productionskosten die Waffen gleichzustellen, auch nur zeitweilig bestimmt und so beweglicher Natur sein, daß er, immer kleiner werdend, allmählich sich selbst aufhebe und verschwinde. Das Ideal ist, daß ein Schutzzoll als Angleichungs- und Ausgleichungszoll fungire, nicht als ein Lotterbett der Faulheit der Producenten oder als einseitige Begünstigung derselben und als dauernde Steuer der Consumenten; vielmehr sollen die Opfer, die er zeitweilig den Consumenten und damit einem Theile der Nation auferlegt, als Anlage-Capital für die Zukunft möglichst der Gesammtheit, hauptsächlich der Arbeiterclasse, zu Gute kommen. So aufgefaßt, charakterisirt sich der moderne Schutzzoll lediglich als Uebergangsmittel zum Freihandel, nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck. Er ist keine die Fortentwicklung hemmende, sondern eine den Fortschritt anbahnende Institution. Im Princip muß unter den heutigen Verhältnissen für unsere hochentwickelten Industrie- und Culturländer die Richtung auf den Freihandel festgehalten werden, als ein Hauptmittel, die Errungenschaften der modernen internationalen Arbeitstheilung, die Fortschritte des Capitalismus, der Technik, der Verkehrsmittel, überhaupt der Weltwirthschaft und modernen Cultur festzuhalten und nutzbar zu machen, jedoch immer unter Berücksichtigung der nationalen Interessen. Nur zu leicht vergißt aber der Freihandel über der Solidarität der Menschheits-Interessen die Interessen der eigenen Nation, über dem Interesse der Consumenten das der Producenten und Arbeiter, insbesondere übersieht er nur zu oft, daß allzu billige Preise auch allzu niedrige Gewinne und Löhne voraussetzen, und daß einer allzu geschwächten Kaufkraft auch die billigsten Preise nichts nützen können.

Um eine solche Einschränkung des kosmopolitischen Freihandels handelt es sich im Hinblick auf die Landwirthschaft, um eine leidende Productionsbranche, die den weitaus überwiegenden Theil der gesammten Urproduction umfaßt, die größten Capitalien und die große Mehrzahl aller Lohnarbeiter beschäftigt, die, um in Zahlen der Berufsstatistik zu reden, allein 43,6 pCt. der gesammten Bevölkerung in Preußen oder 53,5 pCt. sämmtlicher Haushaltungen im Staate in sich schließt, deren Existenz somit auf breitester und natürlichster Grundlage ruht, und von deren Gedeihen das Wohl und Wehe der ganzen Nation in

Digitized by Google

wirthschaftlicher, socialer und politischer Beziehung in erster Linie mit abhängig ist.

Daß diese größte aller Productionsbranchen im Staate, insbesondere die große Mehrheit aller Getreide zum Verkauf bauenden Landwirthe und — was so oft übersehen wird — der durch sie beschäftigten Arbeiter, seit mehreren Jahren leidet, ist eine von keiner Seite ernstlich in Abrede gestellte Thatsache. Das zeigt schon ein einziger Blick auf die Preisstatistik der letzten Jahre, in welcher mit Ausnahme zweier Jahre die abwärtsführende Bewegung vorwaltend ist; ganz unbezweifelt ist dies der Fall beim Weizen, doch auch beim Roggen unverkennbar. Während noch im Jahre 1877 Weizen durchschnittlich mit 230 M. pro 1000 kg bezahlt wurde, sank im Jahre 1880 der Preis auf 219, im Jahre 1881 auf 220, im Jahre 1882 auf 208, im Jahre 1883 auf 185 M.; Roggen sank im Preise von 220 M. im Jahre 1881 auf 161 M. im Jahre 1882 und auf 147 M. im Jahre 1883. Allerdings verfügt die officielle Statistik nicht über bedeutende Durchschnitte, aber die letzten Preisabschläge sind doch zu bedeutend gegenüber den Preisnotirungen der vorhergehenden Jahre, insbesondere ist aber nicht zu erwarten, daß nach Lage der auswärtigen Produktionsverhältnisse irgendwie wieder eine erhebliche Besserung eintreten könnte. Sehen wir auf die Differenz der Jahresdurchschnitte beim Weizen und Roggen, so betrug dieselbe im letzten Decennium 79 M., beim Monatsdurchschnitt sogar 104—106 M. beim Weizen und 88 M. beim Roggen, wobei wir gleich bemerken wollen, daß der Zoll nur $^1/_{20}$ dieser Preisschwankungen ausmacht. Die Hauptursache für diese Preisrückgänge bildet, wie bekannt, die von Jahr zur Jahr steigende fremde Einfuhr von Getreide, die durch folgende Zahlen veranschaulicht wird:

Doppel-Centner

	1881	1882	1883
Weizen . . .	3 085 610	6 247 390	5 611 520
Roggen . .	5 638 903	6 425 242	7 649 118
Gerste . . .	1 285 102	2 929 050	2 386 831
Hafer . . .	2 309 992	2 490 388	2 182 537

Die gesammten Einfuhren zum Consum (resp. zur Wiederausfuhr in Form von Fabrikaten, wie namentlich Mehl) bezifferten sich demnach in steigender Progression von circa 16.6 Mill. Doppel-Centner 1881 auf ca. 19 Mill. 1882 und 19.5 Mill. im Jahre 1883. Den Löwenantheil daran hat Rußland, dessen Leistungsfähigkeit durch die Vermehrung und Verbesserung seiner Verkehrsmittel von ca. 5 Mill. Doppel-Centner 1881 auf ca. 8 Mill. 1882 und ca. 9 Mill. 1883 gestiegen ist; neben Rußland, das fast $^3/_7$ der gesammten Einfuhr allein bestreitet, treten Oesterreich-Ungarn und Amerika hervor. Das Ausland kann deshalb die Preise so viel niedriger ansetzen, weil die Productionskosten des russischen und amerikanischen Getreides hinter den deutschen weit zurückstehen, nicht nur die Kosten der eigentlichen Production, sondern die gesammten Gestehungskosten, während bei uns in Deutschland die Productionskosten des Getreides, insbesondere die Löhne, seit den letzten zehn Jahren um 73 pCt., für die weiblichen Dienstboten sogar um 95 pCt. gestiegen sind, ganz abgesehen von der höheren Belastung der Landwirthschaft durch Schuldzinsen, durch Communal- und Armenlasten, Versicherung u. dgl. m. Gemäß den Feststellungen des Landwirthschaftsraths beträgt der Durchschnittssatz der Productionskosten für Weizen 5.88 M. im Königsberger Bezirk, 10.44 M. in der Provinz Sachsen, für das ganze Reich 9.55 M. pro Centner, während der Preis noch nicht 8 M. beträgt. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Verhältnissen die betroffene landwirthschaftliche Production ganz unwirthschaftlich werden und ihrem Verfall entgegen gehen muß.

Ja, hat man von gegnerischer Seite eingewendet, das mag Alles seine Richtigkeit haben, indeß, es sind nur die Großgrundbesitzer, also nur wenige Procente aller Landwirthe, die Getreide zum Verkauf bauen und jetzt leiden; das kann aber nicht für die große Mehrheit aller übrigen Landwirthe und die ganze übrige Bevölkerung ausschlaggebend sein. Es kehrt hier dasselbe Raisonnement wieder, welches schon einmal bei der Gewerbezählung eine Rolle gespielt hat, bis sich herausgestellt hatte, daß zwar nur ca. 2 bis 3 pCt. aller Betriebe Großbetriebe sind, daß aber diese paar Procent allein ca. 38 pCt. aller in den Gewerben erwerbsthätigen Personen beschäftigen. Auch in dem landwirthschaftlichen Gewerbe zeigt es sich mit Hilfe der Berufszählung, daß von 8 119 613 erwerbsthätigen Personen 5 850 345 Personen, d. i. ca. 60 pCt., Arbeitnehmer sind, — gegen 38 pCt. Arbeitgeber —, die theils noch neben ihrem selbstständigen Erwerbe Tagelöhner, theils vollständig wirthschaftlich abhängig waren, also zum überwiegenden Theile direct an der Erhöhung der Kornzölle mitinteressirt sind, da ihre dauernde Beschäftigung, ja ihre ganze Existenz nur gesichert erscheint, wenn die 38 pCt. der Arbeitgeber prosperiren. Gegenüber diesem entscheidenden Vortheil der Vergleichmäßigung und Verstetigung des ländlichen Arbeitereinkommens kann eine pfennigweise gerechnete Erhöhung des Brotpreises gar nicht ins Gewicht fallen, noch abgesehen davon, daß auf dem Lande vielfach noch die Naturallöhnung vorherrschend ist. Allerdings befinden sich unter jenen 38 pCt. der wirthschaftlich selbstständigen ländlichen Besitzer sehr viele, ja die weitaus überwiegende Zahl, die wegen der Kleinheit ihres Besitzthums sogar Korn zukaufen müssen, also Nachtheile von den Kornzöllen haben können; doch auch dies Moment kann nicht entscheidend ins Gewicht fallen, da es dann ja erst recht die Großgrundbesitzer sind, die der großen Mehrzahl aller ländlichen Arbeiter die Existenz gewähren. Es ist dieses unseres Erachtens entscheidende socialpolitische Moment in der Diskussion des Reichstages kaum genügend betont worden. Von der Gegenpartei ist ferner der Einwand erhoben worden, daß die vertheuernde Wirkung des Zolls, diese einmal hypothetisch angenommen, sich auch allen übrigen, insbesondere den in den Industrien beschäftigten Arbeitern fühlbar machen werde, daß also die eine Hälfte der Nation gleichsam für die andere aufkommen müsse. Indeß ist dieses Argument doch auch nur scheinbar, weil rechnerisch stimmend, richtig, in Wirklichkeit wird auch hier der Nachtheil reichlich aufgewogen durch die Vortheile, die daraus resultiren, daß unter dem Schutze des Kornzolles die ländlichen Arbeitermassen nicht den städtischen Arbeitern größere Concurrenz machen und die gewerblichen Löhne herabdrücken, daß ferner mit der steigenden Consumtionskraft des platten Landes auch die Gewerbe und Industrien und damit auch die städtischen Arbeiter mehr Beschäftigung und größere Verstetigung ihres Einkommens gewinnen. Gegenüber diesen Gesichtspunkten ist es beinahe gleichgültig, ob der Getreidezoll theilweise oder auch ganz von den inländischen Consumenten getragen werden muß, obwohl die überaus großen Schwankungen der Getreidepreise häufig genug den ganzen Zoll ignoriren. Im letzteren Falle, wo das Ausland den Zoll mehr oder weniger zu tragen haben wird, muß der Getreidezoll dann doch als Finanzzoll — circa 30—40 Mill. M. mindestens — wirken und im Gesammtinteresse wiederum verwendbar gemacht werden können.

Freilich müßte der Zoll nicht auf ewige Dauer verhängt werden, noch von starrer Unbeweglichkeit sein. Sein Zweck ist lediglich der, daß mit seiner Hilfe die deutschen Landwirthe davor geschützt werden, dem Siechthum und einer tödtlichen Agonie zu verfallen, daß nicht unabsehbare Erschütterungen des Credits eintreten, daß nicht die unaufhörlichen Schwankungen, die mit einem häufigen Besitzwechsel verbunden sind, der Landwirthschaft die ihr nothwendige Ruhe und Stetigkeit nehmen, oder daß gar die großen Güter in die Hände des speculativen Capitals gebracht werden, welches darauf bedacht ist, eher durch Umsatz und Verkehrsacte als durch eigene productive Thätigkeit aus dem Landbau Gewinnste zu erzielen. Durch den Zoll soll die deutsche Landwirthschaft Zeit und Kraft gewinnen, zu rationelleren Betrieben überzugehen und sich allmählich auf die Dinge einzurichten. Bereits hat in Preußen, wie der Bericht des Ministers für Landwirthschaft ausführt, eine Bewegung zum Besseren Platz gegriffen, insbesondere ist die Unrentabilität des Körnerbaus theilweise paralysirt worden durch „intensivere Cultur und gehobene Technik". Die Landwirthschaft hat den vielfach störenden Einflüssen gegenüber durch Vielseitigkeit ihrer Betriebszweige, durch Ausbildung der Viehwirthschaft und durch

Digitized by Google

Verbindung mit den technischen Gewerben eine ausgleichende Macht geschaffen. In dieser Entwickelung ist die Perspective einer allmählichen Wiederbeseitigung der Kornzölle gegeben. Einstweilen sind sie das einzige Mittel, die Nation vor gefährlichen Katastrophen zu bewahren.

Zur Entwicklungsgeschichte des Staates.

Von Otto Zacharias.

Wenn es heutzutage noch erforderlich wäre, einen Beweis darüber zu führen, daß die genetische Betrachtungsweise auf allen Gebieten der Forschung der einzige Weg ist, auf dem man werthvolle Ergebnisse zu erzielen hoffen darf — so könnte der vorliegende II. Band der „Urgeschichte des Menschen" von Prof. A. Rauber*), in welchem die Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft behandelt wird, eine solche Beweisführung in wirksamster Weise unterstützen. Wer dieses Buch aufmerksam durchliest, wird nicht mehr daran zweifeln können, daß auch die complicirtesten Erscheinungen des Natur- und Geschichtslebens unserm Verstande zugänglich werden, wenn wir in ihnen die Spuren eines allmähligen Werdens aufzufinden uns bemühen.

Wie weit an der Hand einer solchen Methode zu gelangen ist, beweisen am besten die Capitel über Entwickelung der Sprache, über den Aufschwung der Intelligenz, der Religion und Moral, sowie die vortreffliche Erörterung über den Ursprung des Staates.

Prof. Rauber knüpft seine Discussion des actuellsten aller Themata an eine Betrachtung der zahlreichen, historisch beglaubigten Fälle, wo Menschen, dem Einflusse der staatlichen Gemeinschaft entzogen, unter Thieren aufwuchsen und körperlich ganz wohl gediehen. Was wurde denn in geistiger Hinsicht aus diesen unglücklichen Geschöpfen?

Wir wissen mit völliger Bestimmtheit, daß dieselben den menschlichen Charakter mehr oder weniger vollständig eingebüßt hatten. Die meisten davon waren wild und ungeberdig, besaßen keine Sprache und machten im Ganzen einen bestialischen Eindruck. Dafür, daß diese Personen nicht von Natur aus blödsinnig waren, spricht der Umstand, daß manche von ihnen in der Folge sprechen lernten. Blödsinnige würden auch in der Wildniß nicht Jahre lang haben leben und sich ernähren können.

Wir sehen aus derartigen Beispielen, daß der Mensch sich nur innerhalb der gesellschaftlichen und staatlichen Gemeinschaft zu dem hochstehenden Wesen erhebt, welches die Natur zum Träger von Religion, Wissenschaft und Gesittung auserkor. Außerhalb der staatlichen Ordnung sinkt er zum Thier herab.

Dieser Ueberzeugung gibt denn auch Prof. Rauber lebhaften und energischen Ausdruck, indem er sagt: „Ihr, die ihr behauptet, der Staat sei der Einzelnen wegen da, nicht die Einzelnen des Staates wegen, betrachtet euch den Sinn eurer Rede genau, indem ihr auf die Isolirten hinblickt. Ihr werdet mit Staunen bemerken, daß die Einzelnen kein Recht haben, anspruchsvoll zu sein, indem sie ohne den Staat überhaupt nicht sind. Sagen wir lieber, Alle sind wegen Aller da! Ihr Atomistiker, die ihr den Staat in Atome zersplittert, betrachtet euch das isolirte Atom genau und ihr werdet erschrecken! Ihr, die ihr hervorhebt, Glauben sei die wichtigste Errungenschaft und der höchste Stolz des Menschen, seht hin und glaubt den euch beschämenden Beispielen von Loslösung; erkennt, die Gesammtheit sei auch eure Erzeugerin! Ihr, die ihr frevelhaft und dünkelvoll den Staat als euren Diener, als Diener jedes Einzelnen so gern und so geflissentlich bezeichnet, erröthet über eure Vermessenheit und seht, der Staat sei auch euer Erzeuger. Mit demselben Rechte möchtet ihr die Sonne als euren Diener bezeichnen, da sie euch Gedeihen gibt, überhaupt alles Nützliche, Hülfreiche, so erhaben es auch sein mag, ja die eigenen Eltern. Ihr Bequemen alle, die ihr die Vortheile des Staatslebens genießet, ohne entsprechende Gegenleistung, erkennt endlich die Pflicht, dem Staate zu leisten, wozu ihr befähigt seid. Seht sie und begreift, daß ihr ohne den Staat entweder überhaupt nicht seid, oder geringer als Menschen!"

Man kann mit vollem Rechte (aber mit der sicheren Aussicht auf Widerspruch) den Satz aufstellen: daß Irrthümer über Nichts verbreiteter sind, als über das Wesen des Staates.

Die Socialisten verwechseln ihn beständig mit der Gesellschaft. Aber letztere umfaßt Einheimische und Fremde, Bürger und Nichtbürger, Männer und Frauen — ja sie spannt ihre Fäden über das besondere Staatsgebiet hinaus und verbindet bewußt oder unbewußt die gebildeten Classen der civilisirten Menschheit. Sie ist international. Aber eben dieses Charakters wegen ist sie unstaatlich. Was von der Gesellschaft im Allgemeinen gilt, hat natürlich auch Geltung für die besonderen Gesellschaften, welche zur Förderung einzelner Zwecke (Religion, Wissenschaft, Wohlthätigkeit, Erwerb, Vergnügen ꝛc.) dienen. Durch die Vereinigung der Volkskräfte in den Gesellschaften werden sicherlich höhere Wirkungen erzielt als durch vereinzelte Anstrengungen; aber aus geselliger Verbindung entsteht niemals ein Volk. Rousseau befand sich in einem großen und verhängnißvollen Irrthum, als er den Ursprung des Staates auf einen irgendwo und irgendwie geschlossenen Contrat social zurückführen zu können glaubte.

Der Staat ist seinem innersten Wesen nach ein Naturproduct. Er ist nichts Gemachtes und Willkürliches, sondern etwas Gewordenes und Nothwendiges. Es ist ein Verdienst der deutschen historischen Rechtsschule, zuerst auf die organische Natur des Staates hingewiesen zu haben. Sie stellte vor, das Oelgemälde sei etwas anderes als eine Anhäufung und Vertheilung von farbigen Oeltropfen, eine Statue etwas anderes als eine Verbindung von vielen Körnchen Marmor; ebenso sei auch das Volk nicht bloß eine Summe von Einzelnen, die Gesammtheit nicht eine Summe von äußeren Einrichtungen. Sie machte geltend, der Staat sei, weit entfernt, eine Maschine zu sein, zugleich eine Verbindung von Geist und Leib, gleich einem organischen Wesen; wie letzteres, sei der Staat auch besonderen Wachsthumsgesetzen unterworfen; diese aber fallen nicht zusammen mit dem Leben der Einzelnen.

Merkwürdig genug ist es, daß schon der Hellene den Staat als eine der Naturwelt ähnliche Ordnung auffaßte, als einen Kosmos, ein in sich einiges, schönes Ganze. Wie nach Aristoteles das Ganze vor und über seinen Theilen ist, so ist auch der Staat seiner Idee nach zeitlich eher und dem Range nach höher, als alle einzelnen Glieder, wenn er auch in der Wirklichkeit erst durch die Einzelnen zur lebendigen Gestaltung kommt. Er ist kein äußerliches Aggregat der Einzelnen, kein bloßes Erzeugniß ihres Willens, denn der Mensch ist nicht durch seinen Willen, sondern durch seine Natur ein Staatswesen.

Der Vorgang der ersten Staatenbildung war nothwendiger Weise mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, da der urgeschichtliche Mensch in Bezug auf Wildheit und Zügellosigkeit sicherlich seinen thierischen Vorfahren näher stand, als der Mensch der Gegenwart. Mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß der Staat seinen ursprünglichen Ausgangspunkt in der Familie gefunden hat. Die Familie ist die nothwendige Folge eines Naturgesetzes. Der Trieb zur Erhaltung der Gattung führt zu ihrer Bildung. Mann und Weib stellen nicht jedes für sich die menschliche Art dar, sondern beide in ihrer Gemeinschaft; zu ihnen gesellt sich die Nachkommenschaft. Aus der Familie entwickelt sich auf ganz natürlichem Wege die nächst höhere Gruppe des Verbandes, die primitive Gemeinde, unter der Bedingung, daß die einzelnen Glieder sich nicht trennen. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Nicht-Trennung, da der Mensch ein geselliges Wesen ist; außer der Annehmlichkeit kommt auch der größere Nutzen in Betracht, der aus dem Zusammenbleiben erwächst. Viribus unitis läßt sich manches bewältigen oder erreichen, was dem Einzelnen unmöglich ist.

*) Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig.

Digitized by Google

Blutsverwandtschaft, Geselligkeitstrieb und Nützlichkeit waren hiernach die ersten Bindemittel der ursprünglichen Gesellschaft. Aber den centripetalen Kräften stehen in jedem Verbande centrifugale gegenüber. Letztere können leicht über erstere die Oberhand gewinnen.

Um das zu verhüten, bedarf es eines Oberhauptes, einer leitenden und einigenden Macht, zumal in Kriegsfällen, wo der Einzelne nur bestehen kann, wenn er mit seiner individuellen Kraft die Gesammtkraft unterstützt. Anlage zum Gehorsam und zur Unterordnung unter den obersten Führer verhalf Denen, die sie besaßen, zum Siege über solche Stämme, wo die Einzelnen es vorzogen, lieber für sich, als vereint zu kämpfen. Derartige Stämme wurden naturgemäß ausgerottet und zerstreut, d. h. sie gingen unter. Die andern überlebten und bestanden fort, weil selbstverständlich irgend eine Form der Organisation besser ist als gar keine.

Durch die Jahrtausende (oder Jahrhunderte) hindurch geübte Subordination unter den Führer wurde der Sinn für Gesetzlichkeit vorbereitet, ohne welchen keine staatliche Ordnung bestehen kann.

Offenbar war das auch schon die Meinung des Aristoteles, welcher es als die Aufgabe der Politik bezeichnete: die Bürger qualitativ trefflich zu machen, sodaß dieselben in jeder Beziehung richtig zu handeln im Stande sind.

Heutzutage mag uns eine solche Ansicht sehr conservativ, ja beinahe reactionär erscheinen, aber wir vergessen dabei, daß Aristoteles zu einer Zeit lebte, da die Menschen noch ein lebhaftes Gefühl für die Schwierigkeiten einer Regierung besaßen. Jetzt haben wir das ganz und gar vergessen. Wir rechnen bereits mit Zuversicht auf einen Betrag von Ordnung, von stillschweigendem Gehorsam und von Lenkbarkeit, der zur Zeit des großen griechischen Philosophen noch nicht als Grundlage der Cultur vorhanden war.

Die Entstehung der staatlichen Gemeinschaft geht Hand in Hand mit der Gewöhnung an das Gesetz, an strenge Zucht und Ordnung. Erst hierdurch ward der Urmensch befähigt, Culturträger zu werden. Aber diese Gewöhnung war so schwierig zu erlangen, daß Ströme von Blut fließen mußten, ehe der Sinn dafür allgemein wurde. Der widerstrebenden Menschheit mußte das Joch des Gesetzes, nachdem es einmal vorhanden war, fest aufgelegt werden; und wer Augen zum Sehen hat, der begreift die Opfer, die fallen mußten, um für die Folge die Wohlthat gesetzlichen Handelns zu sichern. Jahrtausende hindurch mußte der primitiven Menschheit eine furchtbare Weihe auferlegt werden, um die Ordnung zu einer gewohnheitsmäßigen zu machen, sodaß keiner mehr daran denken konnte, dem Gesetz zu trotzen.

Es geht hieraus auch mit Evidenz hervor, daß Diejenigen die geborenen Führer und Könige der ersten Menschheit sein mußten, in denen der Sinn für das Gesetz früher erwachte als in den andern. Der König eines primitiven Volkes mußte nothwendiger Weise ein Mann sein, der höhere Einsicht und ein stärkeres moralisches Gefühl besaß als seine Stammesgenossen. Kraft dieses Besitzes war er im Stande, die fesselnde, wilde Horde seiner Brüder zusammen zu halten. Der Staat wurde also in grauester Vorzeit jedes Mal da (dem Keime nach) angelegt, wo es einem einsichtsvollen und starken Führer gelang, eine nach Willkür und bloßen Instincten handelnde Rotte unter das Gesetz zu beugen. Das Wesen des Staates ist demnach seiner innersten Natur nach absolutistisch und muß es sein. Wer eine klare Vorstellung von der Art und Weise hat, wie die Staatsidee in prähistorischer Zeit geboren wurde, der wundert sich nicht darüber, daß ihr auch noch in der Gegenwart der Stempel ihres Ursprunges aufgedrückt geblieben ist.

Professor Rauber schließt seine Erörterung über den Staat mit folgender bemerkenswerthen Expectoration: „Man darf nicht, was durch die Anstrengung von Jahrtausenden erreicht worden ist, durch Einpflanzung von Leichtfertigkeit in die Jugend wieder vernichten wollen; es gäbe in der Welt nichts Sinnloseres, Widersprechenderes und Schlechteres. Erziehung ist vernunftgemäße Uebertragung des gewonnenen geistigen Besitzes jeder Art; es ist ein falsches Ziel, der Jugend in den Schulen bloß Kenntnisse beibringen zu wollen: weit mehr noch bedarf sie der Gewöhnung an Ernst, Arbeit und Gesetzlichkeit. Die Jugendzeit ist nicht die Zeit unsinniger Zerstreuung und Vergnügung, sondern der Sammlung und Vorbereitung. Wer der Zerstreuung das Wort reden wollte, versteht nicht die Geschichte der Jahrtausende, die über unser Geschlecht dahingezogen sind. Wir sollten sie, die urtheilsunfähig gemacht worden sind, im Stande sein zu fassen, was in Bälde auf ihren Schultern liegen wird? Wie sollten sie im Stande sein, die Aufgaben zu lösen, die ihrer harren? Wie alle großen Nationen sich zur Zeit ihrer innern Reifung nach außen abgeschlossen, gleichsam im Verborgenen sich vorgebildet haben, genau so wie es die Entwickelungsgesetze der gesammten organischen Welt verlangen, so ist es auch bei der Jugend erforderlich, theils um ihrer selbst willen, theils Derer wegen, die dereinst in ihre Hände gegeben sein werden, um der Gesammtheit willen."

Literatur und Kunst.

Das Christusideal in der Tonkunst.

Von H. Ehrlich.

Das Unaussprechliche, Unerklärbare, das In-sich-versenken des Gemüths ist gleich eigen dem wahren christlichen Glauben und den höchsten Wirkungen der Musik. Diese Kunst ist also die der christlichen Religion nächstliegende. Wie immer sie in der antiken Welt hoch geschätzt ward, welche tiefe Bedeutung immer ihr schon ein Jahrtausend vor Christus im indischen und später im ägyptischen und israelitischen Gottesdienste innegewohnt haben mag: erst mit dem christlichen Glauben begann ihre Verbreitung über die Welt. Auch ist nur in der Tonkunst der Bruch zwischen der antiken Welt und der christlichen ein so ganz entschiedener. Die anderen Künste können der Antike nicht entbehren. Das wäre ein armseliger Dichter, der die griechischen und römischen Classiker nicht kennte; der Architekt, der die antiken Bauten nicht wenigstens in Zeichnungen studirt hat, wird auch schwerlich ein vollendeter Künstler sein; und so lange man von dorischer, jonischer und korinthischer Säule spricht, von Pilastern und Karyatiden und Apsis ꝛc. wird wohl die antike Baukunst nicht ignorirt werden können. Die antike Malerei ist größtentheils verloren gegangen, aber die Reste der Wandmalereien und Mosaiken werden gewiß nicht ohne Rückwirkung auf Tadema's Kunstgebilde geblieben sein. Doch die antike Musik ist als Kunst der Gegenwart fast gleichgiltig. Was die Musikwelt darüber von den gelehrten Forschern Ambros, Bellermann, Westphal u. A. erfahren hat, sind höchst dankenswerthe Mittheilungen von wissenschaftlicher Bedeutung, aber für den schaffenden Künstler, sagen wir es schroff, von keinem Nutzen. Nach den Beispielen altgriechischer Gesänge in Ambros', Bellermann's und Westphal's Werken kann man kühnlich behaupten, daß die Kenntniß aller antiken Chorbegleitungen und Dithyramben-Musik nicht annähernd die Wirkung auf die Entwicklung dramatischer Musik ausüben würde, welche die Kenntniß des griechischen Dramas auf die Dichtkunst aller Zeiten ausüben mußte und wird.

Doch nicht die Frage vom künstlerischen Nutzen archäologischer Musikwissenschaft hat der vorliegende Artikel zu besprechen, sondern überhaupt nur das Verhältniß der Musik zur christlichen Religion auch außerhalb der Kirche und die Möglichkeit, „das Ideal des erhöhten, zum Himmel eingegangenen Heilandes in Tönen zu schildern."

Diese beiden Fragen werden in einer Broschüre von G. Portig*) behandelt, und wir wollen deren Hauptgrundzügen einige Betrachtungen widmen.

*) Das Cristusideal in der Tonkunst von G. Portig; Heilbronn, bei Gebrüder Henniger.

Digitized by Google

Das Büchlein, ist ein sonderbares, aber auch sehr anregendes; es will einerseits Manches beweisen, was sich eigentlich gar nicht beweisen läßt, weil es alleinig in dem persönlichen Fürsichempfinden des Einzelnen begründet ist und im Dogma keinen Anhalt findet; anderseits versucht es Dogmatisches noch weiter auszudehnen, als die Gründer des Dogma selbst es gethan. Es will darlegen, daß „der von der Reformation in weiteren Kreisen entzündete und behauptete wahrhafte evangelische Geist" als Wissensgehalt des sogenannten modernen Geistes „sogar die edelsten Glieder der beiden großen Hauptkirchen, der katholischen und protestantischen", verbindet und eint. Er sagt: „Ist es doch eine der großartigsten Lehren der Reformation, daß über und aus den Organismen der einzelnen äußeren Kirchen sich der unsichtbare Riesenbau der Gemeinde der Heiligen erhebt, d. h. Derer, welche im beseligenden Heilsglauben und nicht im Dogmenglauben stehen".

Und weiter: „Das rein Christliche ist nicht unbedingt an kirchliche Räume und Functionen gebunden, und innerhalb der Kunst bewahrt es wohl allemal einen inneren, nicht aber immer einen äußeren Zusammenhang mit der Kirche. Darum ist auch nur innerhalb der protestantischen Geisteswelt eine Aesthetik statthaft, welche der weltlichen Kunst die Möglichkeit einer ebenso hohen und reinen Idealität zuerkennt wie der kirchlichen; ja streng genommen, beherrscht die weltliche Kunst einen ungleich weiteren Umkreis von Formen und ein viel größeres Gebiet des Phantasie- und Gefühlslebens als die kirchliche. Beide aber beziehen sich auf Gott, auf den Menschen und die Welt u. s. w.". „Weil die Reformation dem Subject den unmittelbaren Zugang in Christo, den directen Verkehr mit dem Quell alles Lebens und aller Liebe erschloß, so vermochte auch der Finger Gottes dem Innern des Menschen unendlich zartere und reichere Tongebilde zu entlocken, als vorher der steinerne Riesenhaß der mittelalterlichen Kirche. Aus dem Vollbesitz und Genuß der göttlichen Liebe ergießt sich ein frischer Strom der Beseligung auch in die Liebe der Geschlechter, und diese Liebe wird nun erst in Tönen gefeiert, welche ewig der Poesie unzugänglich bleiben. Ja noch mehr! Selbst wo der Mensch nicht mehr denkend die Welt erobern und mit seiner Vernunft harmonisch umspannen kann, da bemächtigt er sich dichtend in Tönen noch dieser Unendlichkeit und schafft mit den Mitteln der reinen Instrumentalmusik ein Drama, welches in seiner Weise Antwort giebt auf die letzte Frage einer positiv gerichteten Philosophie".

Dieser letzte Satz klingt stark nach Schopenhauer, der ja auch die Musik, über deren Werke er die grauenhaftesten Urtheile fällte,*) als die Kunst bezeichnet, welche das „An sich" der Welt kundgebe, also die höchste Philosophie in sich enthielte. Er steht auch im Widerspruche mit den zuerst angeführten, welche ja den nothwendigen Zusammenhang der Tonkunst mit dem Christenthum, mit dem Heilande darlegen wollen. Mit diesem Satze wollen wir uns beschäftigen.

So lange der Glaube an ein Höheres, Edleres, Erhabeneres als das Erdenleben und seine Miseren nicht ganz aus der Welt getilgt ist; so lange die Menschheit nicht dem Materialismus so weit verfallen ist, daß sie nur das Begreifliche und Ergreifliche für wahr hält und alles Andere als unnützen Kram verwirft; so lange also die Kunst nicht dahin gekommen ist, daß sie nur in der Darstellung des gemein Alltäglichen und des „Realistischen" ihre Hauptaufgabe erblickt: so lange werden und sollen in Deutschland schwärmerische Gemüther fortleben, die in der Hingabe an mystische Sehnsucht ein Asyl vor der Tagesmisere suchen. Selbst der größte Dichtergenius der Deutschen, der klarste — der „Grieche" — Goethe, ist von dieser Sehnsucht nicht frei geblieben. Er läßt seinen „Faust" im Momente des Scheidens von der Erde die höchste irdische Lebensweisheit aussprechen. Aber zu den höchsten Regionen des Himmels gelangt dieser erst auf die Fürbitte Gretchens (Una poenitentium) durch den Spruch der Mater gloriosa, der Himmelskönigin, der Mutter Gottes — als solche wird sie von den drei durch Buße geheiligten Frauen angefleht — und ein „Chorus Mysticus" empfängt ihn. Darf man dieses Schlusses willen Goethe katholischer Neigungen beschuldigen? Gewiß nicht! Er gab sich eben jener Schwärmerei hin, welche allerdings im Mariencultus mehr Nahrung findet, als in dem protestantischen Gottesdienste, besonders in dem von gemüthlosen, unduldsamen, hochmüthigen, orthodoxen Pfaffen geleiteteten. Auch in den oben angeführten Sätzen des Herrn Portig finden sich Anzeichen jener Schwärmerei, der Sehnsucht nach unerschlossenen Geheimnissen, nach jener Gemeinschaft mit Gott, die im siebzehnten Jahrhunderte von jenen Pietisten gepredigt ward, gegen welche die Orthodoxen so grimmig zu Felde gezogen sind.*) Herr Portig sieht in dem Christus der Bach'schen Matthäus-Passion „das Ideal des historischen Christus", der „Heiland der Menschheit, der erbarmende Retter einer sündigen Welt, der trauteste Freund der gläubigen Seele, Dulder und Held zugleich" ist. Dagegen meint er das Ideal des erhöhten, zum Himmel eingegangenen Heilandes, des „Herrn der Kirche", sei in Tönen überhaupt nur in der Messe zu schildern, und diese Schilderung sei nur ein einziges Mal und zwar in der Beethovenschen, erreicht worden. Wir wollen diese beiden Urtheile, sowie die fast entgegengesetzt lautenden von Spitta ein wenig näher prüfen.

Vor Allem sei auf eine ganz merkwürdige Erscheinung hingewiesen: auf einen bei erster Betrachtung fast unerklärbaren Gegensatz in den künstlerisch-religiösen Anschauungen Bach's und Händel's einer- und Beethoven's andererseits. Gab es je wahrhaft kirchlich fromme Männer, die ohne zu grübeln und zu sichten am überlieferten Glauben treu festhielten, so waren es Bach und Händel. Bach's ganze Thätigkeit hing ja auf das Innigste mit dem kirchlichen Gottesdienste zusammen, und Händel war zuerst im Dienste des Herzogs von Chandos, dann aber während seiner Wirksamkeit als Director der Oper immer und immer wieder mit Schaffen von Tonwerken für den Kirchendienst beschäftigt, bis er sich ganz dem Oratorium widmete, dem religiösen Chor- und Gesangswerke außerhalb der Kirche.**) Beethoven dagegen war ein edel frommer, aber nicht ein gläubiger Christ im dogmatischen Sinne. Ueber seinen Kirchenbesuch wissen die Biographen wenig zu sagen, und der altegyptische Spruch, der in einem Rahmen auf seinem Schreibtische stand,***) deutete auf tiefes Sehnen nach Ueberirdischem, aber nicht auf christliche Tradition. Nun aber haben Bach und Händel nie einen Augenblick gezaudert, weltliche Melodien, die sie früher auf ganz

*) Er stellte Rossini neben Mozart und pries ihn, weil er sich aus den Worten des Textes gar nichts machte. Die vier Menschenstimmen Baß u. s. w. verglich er mit dem Stein-, Pflanzen-, Thier- und Menschenreich 2c.

*) Hier ist darauf hinzuweisen, daß der Pietismus des 17. Jahrhunderts, so läuternd und erhebend er — besonders in seinen Anfängen — gewirkt hat, der freien Entwicklung der kirchlichen Tonkunst nicht günstig gestimmt war; es dünkt mir leicht erklärlich, daß in einer Zeit des hohlen Prunkes und leeren Geredes wahrhaft fromme Männer in der Kirche nur den Gemeinde-Choralgesang gelten lassen wollten; daß der Pietismus zuletzt auch in schönredende Frömmelei ausartete, ist bekannt. Vergleiche Schlossers Geschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts, V. Auflage, Band I 542 ff., Band IV 168 u. 169 und Spitta's Bach-Biographie Band I S. 354 ff., in welcher Bachs Stellung zum Pietismus sehr genau beschrieben ist.

**) Händel hat schon in Italien, wo er nur katholischen Gottesdienst sah, auch kirchliche Musik geschrieben; dieser Gottesdienst, mit dem der Anglikanische viel äußerliche Aehnlichkeit hat, entfaltet große Pracht, und wir finden sie in seinen Chören wieder, während die nach innen gekehrte protestantische Gläubigkeit sich in Bach's Chören kundgibt. Es ist dies eine rein subjective Ansicht, die wir auch nur als solche betrachtet wissen wollen.

***) Daß der eigentliche Sinn dieses Spruches ein ganz anderer war, als Beethoven ihm unterlegte, ist insofern ganz unerheblich, als ja hier nur von Beethoven's Verhältniß zu den religiösen Ideen und nicht vom Verständnisse der Sprüche die Rede ist. Es kann ja auch Einer in der Felsengruppe einen Tempel Gottes sehen und sich zur Andacht gestimmt fühlen, wo der Geologe nur Gneis oder Grauwacke erblickt.

Digitized by Google

weltliche Texte componirten, einigermaßen umgemodelt den tiefstreligiösen Worten ihrer kirchlichen Werke anzupassen. Es ist genugsam bekannt, wie Händel in seinen „Messias" Melodien aufnahm, die ursprünglich zu erotischen Duetten erfunden waren, und wie Bach aus weltlichsten Cantaten Arien in das „Weihnachtsoratorium" verpflanzte. Diese so streng religiösen Männer wandelte nicht der leiseste Gedanke an, daß die Heiligkeit des Gegenstandes eine besondere Vorbereitung und Weihe auch der Mittel verlange, und daß gerade in der Tonkunst das Profane vom Kirchlichen scharf geschieden werden müsse. Es kann in der Malerei vorkommen, daß der Künstler für seine Madonna ein Modell wählt, von dem nur das Aeußerliche dem Begriffe entspricht — obwohl auch selbst hier die Frage berechtigt ist, ob ein frommer Maler denselben Kopf einmal für ein erotisches Bild und ein andermal für eine Madonna verwenden würde; aber in der Musik scheint eine derartige Vermischung vom abstract religiösen Standpunkte betrachtet undenkbar. Und doch ist sie vorgekommen, und bei zwei herrlichsten, deutschen, kirchlich frommen Meistern. Dagegen war sie bei Beethoven ganz unmöglich; er war ja so streng sittlich, daß er „Don Juan" und „Figaros Hochzeit" um des Textes willen fast verwarf und nur die „Zauberflöte" unbedingt gelten ließ; und welch' ein Urtheil hätte er trotz seiner unbegrenzten Verehrung für Händel gefällt, wenn er erfuhr, daß in den „Messias" Melodien aufgenommen waren, die ursprünglich unter sehr lebhaften Liebesworten gestanden hatten?! Diese strengen Anschauungen hinderten allerdings nicht, daß sein „Christus am Oelberge" ein sehr schwaches Werk ist, nicht blos in der Erfindung, sondern auch im Stile, der nichts von religiöser Stimmung erkennen läßt.

Kehren wir nun zu der Betrachtung der beiden Messen, der Bach'schen und Beethoven'schen, zurück. Eine Vergleichung der beiden liegt sehr nahe. Ist in ihnen doch ein und derselbe ganz kirchliche Text von zwei so herrlich großen, so weit verschiedenen Meistern componirt, die nur insofern einander gleichen, als sie Beide Romantiker im höchsten, wir möchten sagen im classischesten Sinne des Wortes waren, daß sie den Inhalt, den Gedanken über die Form walten ließen, daß sie herbe Tonstellungen nicht scheuten, wo der organische Gedankengang solche herbeiführte, daß sie diejenigen waren, die am meisten an der Einheitlichkeit des Gedankenganges festhielten und fast niemals den conventionellen Phrasen, Rosalien, Lückenbüßern den geringsten Platz einräumten. Aber so ähnlich die Beiden einander in künstlerischer Gesinnung sein mochten, in der religiösen standen sie meilenweit auseinander; und es ist daher ganz natürlich, daß jeder der Beiden auf *seiner* Seite das Höchste erreichen mußte, daß Keiner unter dem Anderen steht, sondern ihm gegenüber in gleich erhabener Region, zu der er auf seinem eigenen Geisteswege gelangt ist. Wo das dogmatisch-gläubige Versenken in die christliche Symbolik sich mit dem Ausdrucke der höchsten Kunstform vereinigen kann, dort mußte Bach unerreichbar bleiben; wo ein Erheben über alle Dogmatik in jene mystischen Regionen — die Goethe in seinem Faust-Ende andeutete — zur höchsten Anschauung gelangen kann, dorthin ist Beethoven gedrungen.

Man darf übrigens bei der Beurtheilung derartiger Riesenwerke nicht außer Acht lassen, in welcher Zeit und unter welchen Verhältnissen, nicht etwa den privaten des schaffenden Künstlers, sondern den allgemeinen der Menschheit, sie entstanden sind. Denn gerade die größten Kunstwerke sind diejenigen, in welchen die höchsten Ideen der Zeit, in der sie erstanden, geläutert und verklärt sich wiederspiegeln — selbst die schärfsten Gegensätze sind nicht ausgeschlossen — und vom schaffenden Genius mit den höchsten Ideen aller Zeiten in Verbindung gebracht sind. Das ist ja eben das Merkwürdige, Unerklärliche im wahren Genius, daß Alles, was er schafft, *sein* eigenthümlichstes Gepräge trägt und doch wieder immer und immer mehr sich mit der Allgemeinheit vereinigt, so zu sagen immer gegenwärtiger (actueller) wird, während gar oft das Beste, was die Talente hervorbrachten, über eine gewisse Periode hinaus nur mehr kunsthistorisches Interesse bietet.

Es kann auch nie oft genug betont werden, daß die größten Künstler immer nur die höchsten Spitzen einer sie umgebenden geistigen Gebirgskette waren, über die sie hervorragen. Sowie die Welt nur die Namen solcher höchsten Spitzen im Gedächtnisse behält, von denen aus die weiteste, herrlichste Aussicht über weite Lande sich öffnet, und leicht die der andern Höhen vergißt — obwohl der Weg nach der Spitze über diese andern führt — so auch kennt sie nur die Größten in der Kunst, und dem Forscher bleibt es vorbehalten, die anderen zu erkennen, über welche der Weg zu jenen höchsten führt.

Bach lebte in der Zeit, als das deutsche Bürgerthum trotz aller kleinlichen, oft banausischen Anschauungen und Gewohnheiten doch der wahre Hüter häuslicher Tugend und ungeheuchelter Frömmigkeit gewesen ist. Das Leben an den meisten deutschen Höfen, besonders an den kleineren, den ärgsten Nachäffern Ludwig XV., war ein solches, daß der protestantische Bürger seufzend nur in dem lutherischen Grundsatze von der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Fürsten gegen Gott einen (traurigen) Trost suchen konnte. Und der Kurfürst August III. von Sachsen, König von Polen, dem Bach die ersten Sätze seiner Messe gewidmet hat, folgte dem allgemeinen Beispiele. Die Dresdener Hofwirthschaft jener Zeit ist geschichtlich bekannt genug, wir brauchen also nicht den Leser und uns mit einer Beschreibung aufzuhalten. Leipzig aber war eine durch und durch bürgerliche protestantische Stadt*), und wenn auch des großen Cantors Hoheit als Künstler nicht begriffen ward,**) so galt er doch als Meister der Kirchenmusik der zu dem Gottesdienste in immerwährender Beziehung stand. Er hatte auch bereits eine große Anzahl unsterblicher *kirchlicher* Musikwerke geschaffen, als er sich in der H-moll-Messe zum Höchsten erhob. Beethoven's Messe dagegen ist nicht das Werk eines frommen, gläubigen Kirchencomponisten, sondern eines tief empfindenden, aber nicht kirchlich gläubigen Tondichters, der den Gipfel der Instrumentalkunst erreicht hatte und nunmehr das tiefinnerste Bedürfniß empfand, sich vor dem Ende seines irdischen Wandelns zur christlichen Gottesidee in Tönen aufzuschwingen. Er war der Sohn anderer Zeiten; er hatte die französische Revolution miterlebt und hielt sich fast für einen Republikaner; er hatte Napoleons I. glorreichen Aufgang gesehen und verherrlichen wollen. Er war als 22jähriger Jüngling nach Wien gekommen und sogleich von der hohen Aristokratie so liebenswürdig aufgenommen und in ihre Kreise gezogen worden, wie niemals ein deutscher Künstler vor ihm. Er hatte die Entfaltung des glänzendsten Hoflebens während der Congreßzeit gesehen und war von den höchsten Persönlichkeiten ausgezeichnet worden. Er stand in regem Verkehr mit allen geistigen Größen seiner Zeit. Einen anderen Gottesdienst als den katholischen kannte er nicht, die kirchliche Bedeutung des Chorals war ihm fremd. Sein Versuch, ein Oratorium, Christus am Oelberge, also religiöse Musik in einer Form zu schreiben, die der protestantische Norden handhabte, war ein kläglich mißlungener. Von allen Geistesströmungen Deutschlands wurde in Oesterreich nur die katholisirende romantische, von Novalis, dann von den Convertiten Fr. Schlegel und Ad. Müller in Wien verbreitet, geduldet, ja befördert — da sie sich ganz gut für die damaligen Regierungs-Anschauungen brauchen ließ. Wenn man nun die Individualität Beethoven's im Auge behält und alle die allgemeinen Verhältnisse, in deren Mitte er lebte und schuf, so

*) Es ist höchlichst zu bedauern, daß Spitta in seiner, trotz vieler Ueberschwenglichkeiten sehr verdienstvollen Bach-Biographie kein Wort geschrieben hat über die damaligen Bildungsverhältnisse Leipzigs, über die Stellung seines Bürgerthums und dessen Beziehungen zur Kunst und Wissenschaft. Wenn ein großer Künstler in einer bedeutenden Stadt so viele Jahre an der wichtigsten Stelle, an der eines Leiters der Kirchenmusik an der Hauptkirche, gewirkt hat, so mußte eine gründliche Biographie doch auch wenigstens dem kirchlichen und religiösen Leben dieser Stadt eine genaue Forschung widmen. Namentlich war dies bei Leipzig angezeigt, der Stadt, von welcher gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die stärksten Anregungen zur Bildung und Aufklärung ausgegangen waren.

**) Der hochweise Rath ließ Bach's Frau als Almosenempfängerin sterben.

Digitized by Google

erscheint es leicht erklärlich, daß seinem Genius die höchsten musikalischen Ideen dort zuflossen, wo die Worte der Messe dem mystisch katholischen Muttergottesdienste huldigen wie im „Incarnatus", oder wo sie über das rein Confessionelle hinaus einen allmächtigen Schöpfer preisen und den Glauben aller Zeiten erkennen, wie im Sanctus und im Benedictus, während das reine kirchliche Gebet, das demüthig Gläubige von Bach mit gleicher wunderbarer Weihe und unendlicher Meisterschaft der Form wiedergegeben ward. Spitta hat ganz Recht, wenn er sagt, daß Bach's Messe — obwohl auf Worte der katholischen Liturgie und ohne jede Verwendung des Gemeindeliedes componirt — „dem echten protestantischen Geiste" vollkommen Genüge thut. Ebenso richtig ist sein Hinweis, wie diese Messe und nicht die oft citirte Mathäuspassion dem Händel'schen Messias gegenübergestellt werden müsse, weil nur in diesen beiden Werken der Inhalt des Christenthums zur künstlerischen Gestaltung gelangt. Freilich sind manche von Spitta's Auslegungen der einzelnen Theile der Messe viel mehr pietistischer als dogmatisch orthodoxer Art und erinnern fast an die von Schlosser*) citirte Anschauung aus Arnold's Kirchenhistorie, aber man kann sich ihrer erfreuen. Dagegen sind die Urtheile des Herrn Spitta über die Beethovensche Messe insofern einseitig, als er ganz und gar nicht die katholisch-religiöse Empfindungsweise berücksichtigt, die allein Beethoven gekannt hat; er konnte sie nach seiner Weise und in seinem Geiste klären, verklären; aber protestantisch denken und fühlen konnte er nicht. Was anderseits Herr Portig über die einzelnen Theile der Bach'schen Messe urtheilt, zeugt ebenfalls oft von einseitiger Auffassung; er scheint besonders zu wenig Gewicht auf die strenge Kunstform zu legen, die in der Kirchenmusik jene vom Weltlichen abgewandte Stimmung, jenes In-sich-versenktsein zu erzeugen vermag, wie keine andere Kunst. Und in der künstlerisch freiesten individuellsten Handhabung der strengsten Kunstform steht Bach einzig da.

Die geistreichen und meist zutreffenden Bemerkungen des Herrn Portig über verschiedene andere Compositionen der Messen, das „Requiem" (das Brahms'sche mit inbegriffen) und über die beiden Oratorien „Christus" von Kiel und Liszt können wir hier nicht im Einzelnen prüfen, nur darauf hinweisen und dem Leser, der sich von dem Gegenstande angeregt fühlt, rathen, daß er dem 78 Seiten enthaltenden Büchlein ein paar Stunden widme. Wir müssen an die Hauptfrage treten; lassen wir zuerst Herrn Portig selbst sprechen.

„Wann der Genius erscheinen wird, welcher, frei von den Schranken der Confessionalität, aber wurzelnd in den Lebenstiefen des evangelischen Christenthums, das Christusideal in Tönen der Menschheit schenken wird: wer wollte das bestimmen? Fußen müßte er jedenfalls auf den Werken seiner protestantischen Vorgänger, Protestant selbst brauchte er nicht zu sein. Die Gemeinde der Auserwählten (Heiligen) ist in der Kirche wie in der Kunst nicht gebunden an die Grenzen eines Sonderbekenntnisses. Das freilich, was die edleren Elemente der modernen Weltanschauung und Cultur enthält, wird erst noch eine tiefere Versöhnung suchen müssen mit dem geist- und gemüthvoll reconstruirten neutestamentlichen Wesensgehalt, ehe in Klängen von himmlischer Schönheit die Liebe und das Leid dessen geschildert werden kann, welcher das Herz und das Haupt der Menschheit im Himmel und auf Erden ist. Wohl wird auch das vollendetste Oratorium immer nur ein Gleichniß, nie ein erschöpfender Ausdruck jener Persönlichkeit von schlechthin einzigen Dimensionen sein; immer aber wird es die innigste und duftigste Sprache enthalten, in welcher überhaupt auf Erden die gläubige Seele von und mit ihrem himmlischen Bräutigam zu reden vermag. Nur das Virtuosenthum kann wähnen, daß in der Kunst mit der schönen Form Alles erreicht sei und der sittlich-religöse Gehalt das Spiel der reinen Formen selbst in den höchsten Schöpfungen der Kunst nicht beeinflusse oder gar trübe. Die echte Kunst wird nie etwas Anderes wollen und können, als dem höchsten, d. h. dem sittlich-religiösen Gehalt zur Wiedergeburt und Auferstehung zu verhelfen in einer Form, durch welche er erst wahrhaft lebt und befruchtend die matten Herzen der Erdenpilger zu erfüllen im Stande ist. Den übersinnlichen Gehalt des Christenthums aber läßt keine Kunst so ahnungsvoll erscheinen wie die Musik. Den Willen mag mehr das begeisternde Wort, die Phantasie mehr die Malerei anregen: die Tiefen des Gemüths befriedigt die Musik allein. Den Christus des gepredigten Wortes können wir anbeten, den Christus in Farben als Ideal eines Menschenkopfes bewundern: lieben aber werden wir am meisten den Christus in Tönen."

Wir haben hierauf zu bemerken: Das wahre Christusideal kann die Kunst nur in zwei Erscheinungen des Heilandes suchen: in der Bergpredigt, da er die Menschen lehrt, das Heil in der Entsagung und in der Hoffnung auf eine bessere Welt zu suchen, und in der Auferstehung, da er der Welt nicht mehr angehört. In allen anderen Phasen ist Christus der Leidende, „des Menschen Sohn". Jenes aus dem Evangelium geschöpfte reine Ideal, das eigentlich mit der Dogmatik nichts zu schaffen hat — denn wo käme diese hin mit dem Verbot des Eides und dem „Gebet im Kämmerlein"? — ist der Darstellung durch die Kunst unzugänglich und nur der inneren Anschauung sich offenbarend. Die bildende Kunst kann nur menschliche Gesichtszüge veredeln und als Christus gelten lassen, sie muß von vornherein auf das Göttliche, nur zu Ahnende verzichten. Der größte christliche Dichter verstummt, da er versuchen will, die Dreieinigkeit, den Christus im Himmel, zu besingen. Dante sagt im Paradiese ausdrücklich, daß sein Schauen mächtiger ward als die Rede, und daß selbst sein Gedächtniß vor solchem Uebermaße weiche,*) daß die Gottheit im zurückstrahlenden Lichte erscheine,**) und daß es ebenso leicht für den Geometer sei, die Quadratur des Zirkels zu finden, als für ihn (den Dichter) die Erscheinung deutlich zu beschreiben.***) Der Christus in Milton's „Verlorenem Paradiese", der den Menschen als Gottes jüngsten Sohn bezeichnet (Buch III), der sich freiwillig als Sühneopfer für ihn anbietet, und dessen Fleischwerdung dann Gott Vater anordnet, ist eine hochpoetische Erfindung, die der evangelischen Lehre nicht nahe steht, und auch nicht den „Herrn der Kirche" den Heiland schildert. Klopstock's „Messias" ist ein Beweis, wie die tiefste kirchliche Gläubigkeit im breit angelegten Kunstwerk ohne vollendete Meisterschaft der Form oft weniger wirkt, als das einfache, anspruchslose, religiöse Gedicht. Auch die Tonkunst kann nur vorhandene Formen handhaben, um die Darstellung jenes Ideales zu versuchen; sie kann nur die Stimmung erzeugen, welche durch immerwährende weitergehende Abstraction zum inneren Schauen gelangt; und Herr Portig selbst gesteht die Unzulänglichkeit der Kunst, wenn er seine interessante Schrift mit den Worten schließt: „Das ist der Real-Idealismus der Religion, welcher den der Kunst noch übertrifft."

*) Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Band I S. 548/49.

*) — — il mio veder fu maggio
Che il parlar nostro, ch' a tal vista cede
E cede la memoria a tanto oltraggio.
Paradies 33 V. 55—57.

**) Ebendas. V. 128.

***) Ebendas. V. 133—136.

Eine Gesammtdarstellung meiner Philosophie.

Von Eduard von Hartmann.

Niemand kann weniger Bürgschaft für eine unbefangene Kritik solcher Werke gewähren, die sich mit der Gesammtheit der literarischen Thätigkeit eines Autors beschäftigen, als dieser Autor selbst; denn nichts ist schwerer als Selbsterkenntniß, und jeder Dritte kann besser die Aehnlichkeit eines Porträts beurtheilen als der Abgebildete. Bei einem Schriftsteller kommt noch hinzu, daß er die Gesammtheit seiner Leistungen stets durch eine Brille sieht, welche mit den Liebhabereien und Interessen des Augenblicks gefärbt ist, so daß es für einen draußen Stehenden unbedingt leichter ist, einen objectiven Ueberblick über diese Leistungen und ihren relativen Werth zu gewinnen,

Digitized by Google

wenn er sich nur mit Ernst und ohne Vorurtheil in seinen Gegenstand vertieft. Wenn ich es trotzdem wage, mich über ein Buch zu äußern, welches sich mit meiner Philosophie beschäftigt,*) so kann es sich nicht um eine Kritik im gewöhnlichen Sinne handeln, sondern nur um eine Confrontation, aus der zu ersehen ist, in welchem Lichte mir das Bild erscheint, welches der Verfasser von meiner Philosophie entworfen hat. Einer solchen Aeußerung wird niemand einen anderen als einen rein subjectiven Werth beilegen; aber einen solchen wird man ihr hoffentlich auch nicht ganz absprechen und sie als einen Beitrag zur Erleichterung der objectiven Kritik des Buches hinnehmen.

Herr von Koeber ist kein Neuling in der philosophischen Literatur, sondern hat bereits verschiedene Monographien über Schelling'sche und Schopenhauer'sche Philosophie herausgegeben; ebenso wenig ist er ein junger Anfänger, sondern ein gereifter Mann, der in den Naturwissenschaften, der Philosophie und der Aesthetik die gründlichsten akademischen Studien absolvirt hat, in Folge seiner Geburt und Erziehung die russische, deutsche, französische und englische Sprache mit gleicher Sicherheit beherrscht und als Lehrer der Theorie und Geschichte der Musik am Conservatorium zu Karlsruhe wirkt. In der ausgezeichneten Schule Kuno Fischer's hat er gelernt, ein philosophisches System aus seinem Herzpunkt heraus historisch zu begreifen und congenial zu reproduciren; als Schüler Ernst Haeckel's war er besonders berufen, ein System zu würdigen, das der modernen Naturwissenschaft, insbesondere im Gebiete des Organischen, einen hervorragenden Platz in sich einräumt. Dabei besitzt derselbe eine bedeutende schriftstellerische Anlage, jene schmucklose aber treffende Schlichtheit und logische Folgerichtigkeit des Stils, welche um so eindringlicher überzeugt, je mehr sie auf Ueberredung verzichtet. Wenn ein solcher Mann mehrere Jahre seines Lebens einer Monographie widmet und dabei die Selbstverleugnung übt, vor der Hand auf alle Kritik zu verzichten und sich hingebungsvoll in seinen Gegenstand zu versenken (S. 402), so darf man von vornherein auf eine vorzügliche Leistung gefaßt sein, und eine solche ist denn auch in der That zu Stande gekommen.

Meine Schriften umfassen gegenwärtig drei mehrbändige Hauptwerke und eine ganze Reihe von zum Theil recht umfangreichen Nebenwerken; es ist keine geringe Anforderung, diese lange Reihe von Büchern durchzulesen, die alle über verschiedene Gegenstände handeln, und doch wird man zugeben, daß es nicht der Billigkeit entspricht, das philosophische System eines Autors nach einer unvollständigen Kenntniß seiner Schriften oder gar ausschließlich nach seinem vor dem 25. Lebensjahr verfaßten Jugendwerk zu beurtheilen. Die von Max Schneidewin herausgegebene Sammlung von „Lichtstrahlen" aus meinen Schriften kann ihrer ganzen Natur nach nicht über den Zusammenhang meines Systems Aufschluß geben, sondern nur Proben liefern von meiner Art, die Dinge zu betrachten und mich über dieselben zu äußern. Eine zusammenhängende Darstellung meines Systems konnte mir deshalb nur sehr erwünscht sein, in der Hoffnung, daß sie jene Schwierigkeit heben werde.

Das Koeber'sche Buch liefert nun in der That eine Darstellung meiner Philosophie in ihrem systematischen Zusammenhange, aber darum doch keinen Auszug aus meinen sämmtlichen Schriften; es will sich mit Absicht auf die metaphysischen Principien und die von diesen getragenen oder mit ihnen zusammenhängenden Grundgedanken der philosophischen Specialdisciplinen beschränken, aber alle speciellen, mit den Principien des Systems nur in losem Zusammenhange stehenden Untersuchungen bei Seite lassen (S. 384). So wird z. B. der Inhalt des „religiösen Bewußtseins der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung" nur zum Schluß in einer Art Anhang mitgetheilt, derjenige meines zweiten Hauptwerks, der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", aber gar nicht berührt, desgleichen meine Studien auf den Gebieten der Pädagogik und der philosophischen Kritik von Zeitgenossen. Auch die Naturphilosophie ist nur nach ihren Grundgedanken behandelt, während der Verfasser sich die genauere Durchführung derselben im naturwissenschaftlichen Detail für eine besondere Arbeit vorbehalten hat. Man kann hieraus entnehmen, daß das Buch keinen vollständigen Ersatz für die Lectüre meiner Schriften zu geben beabsichtigt, sondern nur eine Darstellung der principiellen Bestandtheile meines Systems; es bezeichnet sich selbst mit übertriebener Bescheidenheit als eine bloße Einführung in mein System und als einen Führer durch dasselbe (S. 402—403) und weist selbst auf die Lectüre der „Phänomenologie" und anderer meiner Schriften als nothwendige Ergänzung hin (384).

Diese freiwillige Beschränkung auf die Principien des Systems zeigt schon, daß das Buch es nicht auf Popularisirung abgesehen hat, sondern auf gedankliche Concentration. Daß es dem Verfasser trotz dieser Zusammendrängung des schwierigen Stoffes doch gelungen ist, ein vollkommen verständliches und lesbares Buch zu liefern, ist der beste Beweis, in welchem Maße er sowohl seinen Stoff als auch die Sprache beherrscht. Immerhin setzt dessen Lectüre, um lohnend zu sein, bei seinen Lesern ein ernsteres Streben und eine gewisse Sammlung voraus und wendet sich daher weniger an das große Publicum, als an den Kreis der Studirenden und an die Gebildeten von tieferem philosophischen Interesse; für solche aber ist es auch in der That eine ganz vorzüglich zu empfehlende Lectüre, da es, ganz abgesehen von dem behandelten besonderen Gegenstande, als die Einführung eines Lernenden in die wichtigsten Probleme der philosophischen Gedankenwelt entworfen ist (siehe „Einleitung" S. 1—3) und als solche ein Muster sachlich folgerichtiger Gedankenentwickelung bietet.

In besonders hohem Grade gilt dieses Lob von der ersten Hälfte des Buches (S. 1—184), welche ihren Gegenstand, die speculative Gedankenentwickelung seit Kant in Bezug auf Metaphysik und Erkenntnißtheorie, mit gedrängter Kürze und doch mit durchsichtiger Klarheit und ausreichender Vollständigkeit behandelt. Dieser Theil der Arbeit mit seinem stetig fortlaufenden Gedankenfluß erscheint wie ein Stück aus einem Guß; es ist, als ob sich hier noch die erste frische und warme Schaffensfreude ohne ängstliche Rücksicht auf die räumliche Oeconomie des ganzen Buches freien Lauf gelassen hätte, während in der zweiten Hälfte die Fülle des noch zu bewältigenden Stoffes zu starken Einschränkungen nöthigte, wenn nicht der Umfang eines mittelstarken Bandes überschritten werden sollte. Wenn die Geschichte der neuesten Philosophie nur aus dem Abschnitt D meiner „Gesammelten Studien und Aufsätze" wiedergegeben zu werden brauchte, so erforderte schon der Abschnitt über Methodologie und Erkenntnißtheorie die Verarbeitung eines in vielen Schriften zerstreuten Materials und dieser Abschnitt allein (S. 96—184) würde genügen, dem Buche seine Bedeutung zu sichern, da er in seiner concisen Fassung ganz dazu angethan ist, die Aufmerksamkeit auf eine Seite meines Systems zu lenken, welche bis jetzt noch recht wenig Beachtung gefunden hat.

Mit den philosophiehistorischen und erkenntnißtheoretischen Auseinandersetzungen der ersten Hälfte seines Buches (Cap. 1 bis 9) gibt der Verfasser einen inductiven Aufbau für die metaphysischen Principien, welche er im 10. und 11. Capitel entwickelt; dann aber verzichtet er auf weitere inductive Behandlung und beschränkt sich darauf, die Grundgedanken der Naturphilosophie (Cap. 12—14), Geschichtsphilosophie (15) Aesthetik (16) und Religionsphilosophie (17—19) aus den metaphysischen Principien deductiv abzuleiten. Die Ethik und der Pessimismus erhalten nicht einmal eigene Capitel, sondern werden in aller Kürze bei Gelegenheit der Metaphysik und Religionsphilosophie mit erledigt.

Wenn ich sagen soll, was mir an dem Buch am wenigsten zusagt, was mir in dem physiognomischen Ausdruck des Porträts am weitesten von demjenigen des Originals sich zu entfernen scheint, so ist es dieses Verlassen der inductiven Methode von der Mitte des Buches an zu Gunsten einer Deduction aus den metaphysischen Principien, welche aus einer einseitigen philosophiehistorischen und erkenntnißtheoretischen Induction gewonnen worden sind. Gerade darin haben meine Kritiker mir so oft Unrecht gethan, daß sie den induc-

*) Das philosophische System Eduard von Hartmann's. Von Dr. Raphael Koeber. Breslau, bei W. Koebner. 1884.

Digitized by Google

tiven Aufbau jeder einzelnen Disciplin in meiner Philosophie verkannt und mit Verurtheilung der letzten metaphysischen Spitze den ganzen Unterbau und Mittelbau meines Systems gestürzt und vernichtet zu haben glaubten; ich muß befürchten, daß die Koeber'sche Art der Darstellung des Systems diesem für mich verhängnißvollen methodologischen Mißverständniß neue Nahrung zuführen wird. Nach meinem Gefühl hätte auf die Erkenntnißtheorie eine inductive Darstellung der Naturphilosophie, dann eine solche der Geschichtsphilosophie und des Pessimismus, dann eine solche der Ethik und der Religionsphilosophie folgen, und die Metaphysik als Schlußstein der mannichfachen Kreuzwölbungen ans Ende gesetzt werden müssen. Bei solcher Anordnung wäre die geschichtliche Entwickelung des religiösen Bewußtseins aus ihrer Stellung als nachträglicher Anhang der „Religion des Geistes" in die ihr gebührende Stelle als Hinleitung zu derselben wieder eingesetzt worden, und die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" wäre gleichfalls zu ihrem Rechte auf einen Platz im System gekommen. Freilich wäre damit das Buch von 25 auf 32—40 Bogen angeschwollen, d. h. zu einem Umfang, der auf die meisten Leser schon abschreckend wirkt.

Nach äußerlichen Rücksichten betrachtet, kann ich die Beiseitelassung der Ethik und des Pessimismus um so weniger bedauern, als das kürzlich hier angezeigte Buch von Plümacher „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart" diese Lücke ausfüllt, so daß diese beiden gleichzeitig und unabhängig von einander erschienenen Werke sich trefflich ergänzen. Durch die Beschränkung, welche Koeber sich auferlegt hat, sind für die Leser beider Werke alle unliebsamen Wiederholungen glücklich vermieden, und wenn Koeber seine Absicht, eine besondere Darstellung meiner Naturphilosophie zu geben, nach inductiver Methode zur Ausführung bringt, so wird auch die letzte Lücke seines Buches ausgefüllt sein.

Der Verzicht auf Kritik würde unbedenklich sein, wenn der Verfasser sich auf ein trockenes Referat beschränkte und auf jedes empfehlende und lobende Urtheil gleichfalls verzichtete. Aber, wie so oft, hat auch in diesem Falle die längere liebevolle Versenkung in den Gegenstand einer Monographie eine gewisse Vorliebe für denselben erzeugt, deren gelegentliche Aeußerungen nicht unterdrückt werden. Daraus entspringt der Uebelstand, daß das Bild zwar helle Lichter zeigt, aber das Gegengewicht kräftiger Schatten vermissen läßt, was die Modellirung beeinträchtigt. Diese Bemerkung drängt sich besonders in Capitel 5 (S. 75—95) auf, welches eine allgemeine Charakteristik meiner schriftstellerischen Thätigkeit und eine vorläufige Uebersicht über deren Ergebnisse liefert, ähnlich wie die Einleitung Schneidewin's zu den „Lichtstrahlen". Mögen die Leser sich durch diesen Mangel an Schatten nicht abhalten lassen, die Schärfe der Zeichnung und die Lebhaftigkeit des Colorits in diesem literarischen Porträt zu prüfen und anzuerkennen. Der gänzliche Mangel an Kritik gewährt wenigstens den Vortheil, daß keiner Kritik vorgegriffen wird, und jedem Leser freisteht, die seinige von seinem Standpunkte aus zu üben.

Die Genauigkeit der Wiedergabe meiner Ansichten halte ich für so groß, als sie bei dem Durchgang durch ein fremdes Gehirn überhaupt möglich ist. Es steht kein Wort in dem Buche, das ich nicht billigen könnte, woraus freilich noch nicht folgt, daß ich auch das Ganze ebenso geschrieben haben würde. Denn wie ein neues philosophisches System nicht sowohl durch Einführung neuer, als durch veränderte Gruppirung und Betonung alter Gedanken neu ist, so kann auch die Physiognomie eines Gedankencomplexes schon dadurch erhebliche Aenderungen erleiden, daß bei der abgekürzten Reproduction die einen oder die anderen Bestandtheile weggelassen werden, und daß die aufgeführten in verschiedener Anordnung und Beleuchtung dargeboten werden. Wo die Zeilen dasselbe sagen, kann doch, je nach der Art, wie sie es sagen, zwischen den Zeilen Verschiedenes zu lesen sein, und bei gleicher Zeichnung und gleichem Farbenverhältnisse kann doch die Copie eines Bildes einen anderen Gesammtton zeigen und dadurch eine andere Stimmung erwecken als das Original. Eine solche abweichende Nuance wird sich niemals Demjenigen beweisen lassen, der sie nicht von selbst sieht, und über das, was zwischen den Zeilen steht, wird sich schwerlich ein anderes als ein ganz subjectives Urtheil abgeben lassen. Oft hängt der fragliche subjective Eindruck sogar von der Stimmung ab, in welcher man sich befand, als man das Bild sah oder das Buch las, und wechselt, wenn man in anderer Stimmung zum zweiten Male herantritt.

Meine Weltanschauung ist ernst, herb, tragisch angelegt, aber nicht trüb, bitter, traurig; wie alle Tragik, zeigt sie die Perspective auf einen düstern Horizont, aber im Vordergrunde fehlen neben den dunklen Schatten auch die satten leuchtenden Farbentöne nicht. Auch in ihr hat die Friedenssehnsucht, die keinem tiefer veranlagten menschlichen Herzen fehlt, das letzte Wort, aber sie verweist die individuelle Friedenssehnsucht auf den Schlummer des Friedhofes und die universelle auf die nebelhafte Ferne des „jüngsten Tages"; sie bekämpft jede schon im Laufe des Tages sich aufdrängende Müdigkeit als etwas Vorzeitiges, Ungehöriges, weil nur für den Feierabend sich Geziemendes. Sie wurzelt mit allen ihren Fasern in der männlichen Energie des Schaffensdranges und der Thatkraft und ergreift damit Partei für die geschichtliche Activität der modernen occidentalischen Völker gegen die ungeschichtliche Passivität der Orientalen und speciell der Inder. Sie faßt das Elend und den unsäglichen Jammer des Lebens scharf und ohne Beschönigung ins Auge, aber nur um aus diesem Wissen den Stachel zu verdoppelter Energie zu gewinnen, und bekämpft die weibische, weichliche Sentimentalität des Weltschmerzes, welche in passivem Mitgefühl stecken bleibt und wohl gar in der empfindsamen Rührseligkeit seiner Lamentationen und in der krankhaften Hyperästhesie seiner Sensitivität schwelgt. Dieser Gegensatz in der Grundstimmung meiner Weltanschauung gegen die Schopenhauer'sche Restauration des Inderthums ist von Koeber wohl in richtigen Umrissen gezeichnet, aber im Localton des Bildes nicht so, wie ich es gewünscht hätte, festgehalten worden; manchmal scheint es, als wenn eine mir fremde elegische Weichheit, trübe Melancholie, oder gar düstere Bitterkeit aus Koeber's Darstellung hervorschimmert, eine mir gefährlich dünkende „Müdigkeit vor dem Abend", d. h. eine gewisse unwillkürliche Hinneigung des Herzens zu dem quietistischen Pessimismus Schopenhauer's, der ersten philosophischen Liebe des Verfassers.

Und doch würde es mir schwer werden, die Stellen aufzuweisen, auf welche dieser subjective Eindruck sich stützt; nur an einer einzigen Stelle bekennt der Verfasser offen seine Hinneigung zu einer eschatologischen Ansicht (237 unten bis 238 oben), welche der Mainländer'schen näher kommen dürfte als der meinigen. Insbesondere bedauere ich, daß bei dieser Gelegenheit die ergänzende Erweiterung nicht erwähnt ist, welche ich der eschatologischen Perspective der „Philosophie des Unbewußten" in späteren Schriften *) gegeben habe, und welche neuerdings in du Prel's „Philosophie der Mystik" (S. 508—514) eine nähere Ausführung gefunden hat.

In einer Specialfrage bekennt Koeber sich offen und entschieden zur Ansicht Schopenhauer's, wo ich es nicht vermag, nämlich in Bezug auf die Theorie der Musik (S. 313—314). Ist es doch kein Wunder, daß ein Musiker, der nicht blos ein Virtuose, sondern auch zugleich ein begabter Componist ist, sich von einer Theorie der Musik angezogen fühlt, welche dieser Kunst nicht nur den höchsten Rang, sondern sogar eine einzigartige Stellung unter den Künsten anweist; um wie viel weniger ist es da zu verwundern, wenn ein Anhänger Richard Wagner's, der in dessen „Parsifal" die Anticipation der „Religion des Geistes" und die höchste Annäherung an das Ideal eines religiösen Kunstwerkes der Zukunft erblickt (349), auch dem von Wagner gegebenen Beispiele des Bekenntnisses zu Schopenhauer's Theorie der Musik nachfolgt!

Die Vorbehalte, zu denen ich mich genöthigt sah, wiegen leicht genug im Vergleich zu der Anerkennung, welche ich dem Werke im Ganzen wie im Einzelnen nicht versagen konnte.

*) „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus", 2. Aufl. S. 232—234; „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie", 2. Aufl. S. 294—295.

Digitized by Google

So bleibt mir denn zum Schlusse dieser Zeilen nur noch übrig, Herrn von Koeber öffentlich meinen herzlichen Dank auszusprechen für die werthvolle Unterstützung, welche er der von mir vertretenen Sache durch seine mühevolle Arbeit hat angedeihen lassen. Möge sein Werk bald allerwärts den ihm gebührenden Platz finden, nämlich den eines Ergänzungsbandes zur Geschichte der neueren Philosophie.

Ein moderner Minnesänger.

Von Paul Schütze.

„Minne", das schöne deutsche Wort, was hat es alles leiden müssen! „Gedenken" bedeutet es eigentlich; es ist gleichen Stammes wie „meinen". Nicht das sinnliche Wohlgefallen wie das Wort „Liebe" betont es, sondern die von Herz zu Herz sich ziehenden Fäden schlingt es ineinander. Es bezeichnet das Verhältniß zwischen Mann und Weib so keusch, so ideal, wie eben nur die deutsche Liebe bezeichnet werden kann. Aber auch auf die Beziehung des Menschen zu Gott und auf die Freundschaft war es anwendbar. Zum Stichworte wurde es in der ritterlichen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts. War doch das ursprüngliche Ideal des Minnedienstes eine des sinnlichen Beigeschmackes entkleidete Liebe, die sich in stetem Gedenken bekundete. Aber wie die übrigen Ideale des Ritterthums, so sank auch dieses von seiner glänzenden Höhe herab in den Staub. Immer mehr ward das Wort „Minne" auf die sinnliche und sinnlichste Liebe beschränkt, und der Edelstein lag da, mit Schmutz bedeckt, so daß keine reine Hand an ihn zu rühren wagte: das Wort „Minne" verschwand gegen das Ende des Mittelalters aus der Sprache der Gebildeten, man mied es als unanständig. Erst die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur leise tastend beginnende, dann seit dem Erstehen der romantischen Schule immer mächtiger werdende Renaissance der altdeutschen Dichtung hat es unserem poetischen Wortschatze zurückgewonnen. Heute bildet es mit den ihm anhaftenden ritterlich-romantischen Vorstellungen ein unentbehrliches Stück im Wortinventar unserer Poesie, vor allem unserer Lyrik.

Nicht alle Dichter führen es allerdings so häufig im Munde, wie Otto Franz Gensichen. Seinem poetischen Jargon, wie er ihn sich nun in seiner neuesten Gedichtsammlung herausgebildet hat, eignet es besonders. Dieselbe führt den Titel „Frauenlob"*). Gensichen will damit das Wesen und Gepräge seiner Dichtungen charakterisiren. Aber auch er selbst ist Frauenlob. Man wäre versucht, eine Parallele zwischen dem alten und dem modernen Dichter zu ziehen; vielleicht ließe sich dieser und jener entsprechende Zug entdecken. Doch Heinrich von Meißen, der alte Frauenlob, steht schon der eigentlichen Minnedichtung zu fern; er gehört schon halb dem Meistersange an. Minne aber ist ja gerade das Hauptmotiv in der Poesie des jungen Frauenlob. Besser vergleicht er sich jenen lyrischen Dichtern, die den Verfall des Minnesanges bezeichnen, deren verschwommene, blutlose Liebeslieder schon ihren Zeitgenossen Anlaß zum Spotte geben, die „ewig in falschen Gefühlen entbrennen, weil sie das rechte Gefühl nicht kennen und darum auch in Anderer Herzen keine rechten Gefühle wecken." Diese „Geschmacks- und Verstandesvernichtung" zeigen auch die 80 Lieder Gensichen's, welche, unter dem Titel „Hebe" zusammengefaßt, den Eingang und eigentlichen Kern der Sammlung bilden. Er selbst will der mittelalterlichen Richtung in der heutigen Poesie keineswegs wohl; er klagt:

„Weltschmerz (!) oder Mittelalter
Ist der Dichter Losungswort."

Dennoch entlehnt er dem Minnesange gelegentlich ein Motiv. So erinnert das Lied, in welchem die Schönheit der Geliebten vor der des Frühlings den Vorzug erhält, mit den Versen:

„Selbst die Halme, scheint es, neigen
Sich vor dir in Huldigung.
Endlich bricht der Fink das Schweigen
Staunender Bewunderung.

Und vom keimenden Hollunder
Jauchzt es fernhin durch die Au:
„Was sind alle Frühlingswunder
Gegen dich, du schönste Frau!"

sehr an Walther's unendlich viel schöneres Gedicht (s. Simrock's Uebersetzung, 6. Aufl., S. 158). Sonst hat er mit Walther nichts gemein. Dieser schildert die Geliebte in bestimmter Situation, in Bewegung; er gibt uns ein Bild ihrer Schönheit, indem er die Wirkung derselben beschreibt. Gensichen schwelgt trunken in den einzelnen Vollkommenheiten: „der Augen Blau", „der Purpur-" oder „Rosenmund", „das wellig weiche Haar" oder „die Ambralocken", „das rosige Ohr", „der balsamisch kühlende Duft" der Geliebten, „ihr Hauch, der ihn wie Blüthenarom umweht" — aus solchen längst verbrauchten Phrasen soll sich uns das Bild der Geliebten ergeben! Dazu kommt dann noch, an die anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts mit ihrer tändelnd verhüllten Sinnlichkeit erinnernd, „des geliebtesten Busens weiß wogendes Rund".

Der Hintergrund, von dem sich die einzelnen Liebesscenen abheben, ist verschieden. Bald führt uns der Dichter in das eigene Heim; seine „Huldmadonna" — auch ein Lieblingswort — weilt bei ihm:

„Fern brandet der Kaiserstadt dumpfes Gewühl,
Wir lauschen ihm schweigend auf schwellendem Pfühl.
Des silbernen Mondes mild strahlendes Licht
Umleuchtet dein liebliches Blumengesicht."

In dem für Gensichen's Lyrik bezeichnenden daktylischen Versmaß entwickelt sich nun ein von „flammenden" Küssen unterbrochener neckischer Dialog. Die Geliebte, ihr Haupt an sein „bebendes Herz" schmiegend, fragt:

„Wie hämmerts da drinnen! Geliebtester, sag!
Wem pocht deines Herzchens bewegtester Schlag?"

und er erwidert der „wonnigen Schelmin":

„Bis einst mich dahinrafft der letzteste (!) Tag,
Pocht dir meines Herzens bewegtester Schlag."

So geht das Frage- und Antwortspiel weiter. Zu zweit glüht seine Liebe der Kunst; seines Herzchens „brittwildester" Schlag aber pocht fürs Vaterland. Wie der Dichter hier mittelst einer Anatomie des Herzens eine Liebesscene zu einer Proclamation seiner Ideale benutzt und aus traulichem, von Mondlicht durchflossenem Gemache seinen Blick hinauslenkt auf Deutschlands Herrlichkeit, so mischt er auch sonst die Motive. Er führt uns ein Berliner Eisbild vor: Wolkenloser Februar — Rousseauinsel — Bäume und Sträucher „mit Diamantenpracht behangen" — auf glatter Fläche er mit ihr, der „Zauberin im Lockenhaare" — unter den Klängen der Musik rhythmischer Tanz — da! welch Gedränge am Ufer? — der Kaiser fährt vorbei — Ernst überkommt ihn; seine Leier will er „mit grimmem Hiebe" zerschlagen,

„Priese sie nur Lust und Liebe,
Nicht auch Fürst und Vaterland!"

Gern träumt unser Dichter auch seine Liebesträume am Ufer des Meeres. Er schwärmt von dem „seligen Ruhen auf moosigem Grün, umstrahlt von der Erika Kerzen (!)". Sein zärtlicher Arm umklammert eng die Geliebte: „so schließt ihre Perle die Muschel wohl ein (!)". Unten singen und rauschen „die Töchter des Ocean" ihr ewiges Lied, das ihm wie Brautgesang klingt:

Digitized by Google

„Und wilder als sie, rast wüthig entzückt
Mein pochendes Herz vor Wonne und Weh,
Und ich küsse dich glühend und preise beglückt
Die Göttin der Liebe, die Tochter der See."

Aber Gensichen kennt nicht bloß der Liebe Lust; auch ihr Leid findet einen Widerhall auf seiner Leier. Schon die Minnesänger des 13. Jahrhunderts kennen den großen Werth des Schmerzes für die Poesie. Ihnen war keineswegs immer mit einer Geliebten gedientt welche den erbetenen Minnesold willig gewährte. Sie wollten das Wesen der Liebe ganz ergründen, die Bedeutung des alten Wortes: „Nach Liebe — Leid" an sich erfahren, so ist die unglückliche Liebe bei gewissen Lyrikern jener Zeit ein stehendes Motiv. Ein melancholischer Augenaufschlag machte ja so interessant. Auch Gensichen kennt diesen Werth des Schmerzes; ohne daß das „Herz aus tiefstem Mark geblutet (!)" — kein Dichter! Diese Wahrheit ist Gensichen zum vollen Bewußtsein gekommen. Aber er befindet sich zur Zeit vortrefflich. Früher hatte er wohl Grund zu klagen,

„Als der Haß mein Wirken höhnte,
Als der Neid mir bot den Krieg."

Doch jetzt ist ihm „der Musen Spende vom Erfolg gesegnet" (Felicia. Ein Minnesang. 19. Auflage!); er kann seinem alten schlichten Zimmer Lebewohl sagen und sich „zu reichrem Heim wenden". So,

„Die Schläfe vom Fittig des Ruhmes gestreift
Und geliebt von der wonnigsten Frau",

ist ihm der Schmerz, dieses alte Erbstück des deutschen Poeten, abhanden gekommen. Im Lustspiel ist derselbe ja entbehrlich. Aber für die Lyrik muß man sich doch so einen kleinen Schmerz, ein „smerzelîn", wie Walther sagen würde, auf Lager halten. Um denselben einzufangen, nimmt Gensichen jedes Jahr für eine Weile Abschied von Berlin und der Geliebten und hängt seinem Gram darüber auf einer einsamen Spritztour nach. Ueberallhin folgt ihm der fernen Geliebten Bild: an Thorwaldsen's Grabe denkt er ihrer, wie am schäumenden Trollhättafall, an den Ufern des Chiemsees, wie auf den Wellen des Rheines, im Angesichte der Alpen, wie in Hollands „grachtenreichen Gaun". Und wenn er dann heimkehrt, die Geliebte ihm in ewiger Schönheit entgegentritt und er aufs Neue den Minnetrank trinkt und „seine Liebesglut sie umbrandet(!)", da hat er für seine Lyrik als neues wirkungsvolles Motiv den Contrast zwischen dem Weh des Scheidens und dem Glücke des Wiedersehens gefunden, und er ist bestrebt, dasselbe wohl auszubeuten.

Alles in Allem, zeigt Gensichen sich in seiner neuesten Gedichtsammlung im Rückschritt. Während in den früher veröffentlichten „Spielmannsweisen" der Gehalt meist in knappe Worte geprägt ist, begegnen wir in der Sammlung „Frauenlob" einem Stil, so verschwollen, verquollen und auseinanderfließend, wie eine mit Wasser gefüllte Tonne, deren Bänder nicht mehr halten. Oft werden wir mehr noch, als an die gehaltlose Gefühlsüberschwänglichkeit der Minnesänger, an den Lohensteinischen Bombast und Hoffmannswaldauischen Schwulst erinnert, an das Streben der Poeten des 17. Jahrhunderts nach der „reinen Lieblichkeit", die man durch „sinnreiche Erfindungen, durchdringende, geschärfte und löbliche Beiwörter, artige Beschreibungen, annehmliche Sätze und anmuthige Verknüpfungen" zu erreichen glaubte. Auch bei Gensichen ordnet sich der Inhalt meist der Form, welche er mit Sicherheit beherrscht, unter. Auch bei ihm tritt die Sucht nach Epitheten auf das Unerquicklichste hervor; ich verweise auf die früheren Citate. Auch er dichtet am liebsten in Daktylen, die man im 17. Jahrhundert „Dattelverse" nannte und die besonders von den Pegnitzschäfern in Nürnberg (Harsdörfer, Klai) und von Philipp von Zesen, dem Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft in Hamburg, cultivirt wurden. Bei Gensichen endlich — und das ist der schrecklichste der Schrecken — finden wir auch die ganze antike Göttergesellschaft wieder, welche die Poeten des 17. Jahrhunderts in die deutsche Dichtung eingeführt hatten, die sich dann wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, von der sich auch Goethe und Schiller noch nicht emancipiren konnten, die wir jetzt aber, dank der immer mehr Boden gewinnenden altdeutschen Renaissance, für selig entschlummert oder doch wenigstens auf den Aussterbeetat gesetzt hielten. Bei Gensichen ist der ganze Olymp wieder beisammen und tummelt sich fröhlich umher. Seine Geliebte, die er „Hebe" nennt, bietet ihm „den Trank der Hippokrene", „draus dir und mir die ew'ge Jugend lenzt". Der Wein wird in einem antiker Form sich nähernden Liede als „Grambanner Lyäos" besungen. Hin und wieder muß auch die germanische Mythologie herhalten. Ja, sie vereinigt sich, nach dem alten guten Sprichwort „Doppelt reißt nicht", mit der hellenischen und es entstehen monströse Worte wie „Okeaniden-Walkyren" zur Bezeichnung der Wellen.

Physiognomielos in Form und Gehalt müssen uns Gensichen's neueste Gedichte erscheinen. Auch der philosophische Saum, welchen er dem ohnehin schon schleppenden Gewande seiner Lyrik anheftet, vermag nicht über den todten, weil nicht durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters gegangenen Inhalt hinwegzutäuschen. Dagegen weisen die seinen poetischen Vorbildern und Idealen, Goethe, Schiller, Bürger, H. v. Kleist, Geibel, gewidmeten lyrischen Betrachtungen manche schöne, formvollendete Strophe auf, ohne jedoch im Ganzen auf die Bezeichnung „schön" Anspruch machen zu können. Dasselbe gilt von den patriotischen Gelegenheitsdichtungen. Am besten glückt ihm noch das heitere, schalkhafte Genre: „Der Erde schönster Ort ist mir Süßliebchens rother Mund"; „Oh wär es noch wie einst bestellt, Da man als Spielmann frei, Ein Habenichts, durchzog die Welt, Ich wäre gleich dabei"; „Hast so lieb mich, mein Schatzel"; und das Champagnerlied, mit dem Refrain:

„Jede Sorge schweigt,
Es verstummt die Pein,
Seligkeit entsteigt
Dem Champagnerwein!"

Gensichen ist sich der Ziele wohl bewußt, welche die Lyrik anzustreben hat. Aber wenn er, sich in die Stunde seines Todes versetzend, Gott, dem Richter über Thaten und Gedanken, bekennt:

„Hab' bei jedem meiner Töne
Stets auf Eines streng gesehn:
Ob vor ihrer (der Geliebten) — Deiner Schöne
Er auch werth sei zu bestehen",

so müssen wir das, was die vorliegende Sammlung anlangt, bezweifeln. Doch wollen wir die erbarmenden Worte, welche der Dichter Gott in den Mund legt, auch unsererseits aussprechen:

„Strebend Irren heischt Verzeihn!" —

Das Beste an der ganzen Sammlung sind die Uebersetzungen. Namentlich die Uebertragungen Horazischer Oden lesen sich vortrefflich. Hier, wo der Gedankengehalt gegeben ist, bekundet sich Gensichen's Formgewandtheit glänzend.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Wittwe.

Von Moritz Loebel.

Es gibt Frauen, die sich schon bei Lebzeiten ihrer Männer als Wittwen betrachten und an den Mann denken, den ihre Neigung ihnen als ihren zweiten Gatten bezeichnet. Eine solche Frau war Eveline Wilken.

In einer Gesellschaft lernte sie den jungen Gutsbesitzer Rudolf Flur und dessen Mutter kennen. Sie verstand es, die Freundschaft von Mutter und Sohn zu gewinnen, die in der Provinz wohnten und nach der Hauptstadt gekommen waren, um sich da eine Zeitlang zu zerstreuen. Als nun ihr Gatte sie zur wirklichen Wittwe machte, wurde die begreifliche Regung von Trauer, die in ihr unwillkürlich auftauchte, durch den Gedanken gemildert, daß es ihr bald vergönnt sein werde, den üblichen schwarzen Wittwenschleier mit dem üblichen weißen Brautschleier zu vertauschen. Aber in demselben Augenblicke, als sie dem Manne, den sie liebte, den Tod ihres Gatten anzeigte, theilte dieser Mann ihr seine soeben stattgefundene Vermählung mit.

Frau Wilken wußte sich zu beherrschen. Sie war eine Frau von Geist, und eine solche trifft immer das Richtige. Sie wartete. Früher leitete sie die Liebe, jetzt die Hoffnung. Ist man denn, einmal verheirathet, noch für immer verheirathet? Ist denn die Ehe, seitdem die Scheidung eingeführt wurde, nicht ein Vertrag auf Kündigung? Die Ehe, von diesem Standpunkte aufgefaßt, hat aufgehört, einem Liebenden ein unüberwindliches Hinderniß zu sein.

Das Trauerjahr, welches sie in stiller Zurückgezogenheit verlebte, ohne während desselben den freundschaftlichen Briefwechsel mit Mutter und Sohn Flur zu unterbrechen, war zu Ende. Sie hatte den Anforderungen der Welt genügt, nun beschloß sie zu handeln. Sie zeigte Herrn Flur an, daß sie ihn und seine Familie besuchen werde.

Flur war von dieser Anzeige bestürzt. Es thut nicht gut, wenn zwei Frauen in der Stellung von Frau Wilken und Flur's Frau sich begegnen oder gar mit einander verkehren. Es könnte ein Wort fallen, ein Blick, und wer weiß, was daraus entstehen könnte. Er suchte Rath bei seiner Mutter, die eine vortreffliche Frau und zugleich seine beste Freundin war.

„Nun ja", sagte sie, „lasse sie nur kommen, da wir es einmal nicht verhindern können. Ich werde sie verheirathen".

„Verheirathen? Sie?"

„Gewiß, mein Sohn. Als Wittwe kann sie versuchen, Dein Glück zu stören, als Frau wird sie nicht daran denken und es auch nicht wagen". — Und als er sie erstaunt anblickte, bekannte sie ihm, daß sie ihn nur deshalb so schleunig verheirathet habe, weil ihr Frau Wilken das nahe Ende ihres Gatten angezeigt hatte. Es war ihr angenehm, dieselbe als Freundin zu haben, aber es hätte ihr Kummer bereitet, sie Tochter nennen zu müssen. Nach eingehender Berathung kamen Mutter und Sohn überein, Frau Wilken freundlich zu empfangen und es so einzurichten, daß sie während ihres Besuches niemals mit Rudolf's Frau, mit Mathilde, allein zusammentreffe.

Sie kam.

Es war im Juli. Die Tage waren schön, angenehm, man konnte alle Freuden der Natur genießen. Man suchte sie auch auf, machte geradezu Jagd auf dieselben: Alles das für sie, die junge Wittwe, welche liebreizender war als je, und es wirklich verstand, Jedem zu gefallen und Alle zu entzücken. Sie war während des Tages nie allein, ausgenommen eine Stunde nach dem Mittagessen, um ein wenig zu ruhen. Diese Zeit benutzte gewöhnlich Flur dazu, Geschäfte außer dem Hause zu besorgen. In einer solchen Stunde war es auch einmal, gerade als er sich anschickte, sein Zimmer zu verlassen, daß Frau Wilken bei ihm eintrat. Er kam ihr mit großer Freundlichkeit entgegen und dankte ihr, daß sie ihn besuche.

„O", sagte sie, „nur so im Vorbeigehen; — ich dachte, Sie hier zu finden — und auch Ihre Frau".

„Meine Frau?"

„Oder Sie allein!"

„Dann also —"

„Wollte ich mit Ihnen plaudern." — Sie setzte sich. Er setzte sich zu ihr und sagte freundlich:

„Und worüber wollen Sie? . . ." — Sein Blick fiel auf eine Uhr, welche ihm gegenüber auf dem Kamine stand. Frau Wilken bemerkte es und unterbrach ihn mit der Frage:

„Sie sehen nach der Uhr. Haben Sie keine Zeit? O, wir können es aufschieben bis heute Abend — bis morgen —"

„Mich ruft allerdings eine wichtige Angelegenheit fort, ich war eben im Begriffe auszugehen, aber ich denke, zehn Minuten . . ." —

„Nein, ich will mir keinen Vorwurf machen, Sie wer weiß in was gestört zu haben; gehen Sie, ich werde mich mit Ihrer Frau unterhalten." — Sie wollte fort. Er hielt sie zurück und sagte mit unsicherer Stimme:

„Mit meiner Frau?"

„Ja. O, sie wird mir Rede stehen, und länger als zehn Minuten."

„Aber wenn ich —"

Sie lächelte. „Gewiß", sagte sie, „Sie sind mir lieber. Ein Mann denkt anders, logischer — aber wenn Sie die Minuten zählen —"

Er stand auf und brachte die Uhr zum Stehen.

„Was machen Sie —?"

„Sie sehen: es gibt keine Zeit mehr! — Sprechen Sie, Eveline, sprechen Sie."

Sie ergriff einen kleinen zierlich gearbeiteten Dolch, der auf dem Kamine lag. „Was ist das? Ein Dolch?"

„Ja. Eine Reiseerinnerung. — Hübsche Arbeit?

„Herrlich! — französisch?"

„Nein, deutsch."

„Ich muß mich also bei Ihnen bedanken."

„Wofür?"

„Sie bringen mir ein Opfer —"

„Ich?"

„Indem Sie dableiben — daß Sie mich anhören wollen —"

„Ich bin Ihr Gefangener!"

„Sagen Sie: mein Meister — denn ich habe Sie um einen Rath zu fragen."

„Einen Rath?"

„Ja. Sie sind verheirathet" — Flur machte unwillkürlich eine Bewegung, aber er beherrschte sich sofort. — „Was ist Ihnen?"

„O, Nichts!"

„Also Sie sind verheirathet — und ich möchte Sie fragen — antworten Sie mir aufrichtig — ist die Ehe das Glück?"

Er sah sie erstaunt an. „Aber Sie müssen das wissen — Sie waren ja —"

Sie schüttelte den Kopf und sagte leise, kaum hörbar: „Nein!"

„Eveline!"

„O, ich hatte einen Mann — ein Greis — immer krank . . . pflegen, Medicamente reichen, trösten, vorlesen. . . . Sagen Sie, heißt das Frau sein, heißt das verheirathet sein? O, ich war nichts anderes als eine durch das Gesetz angetraute Krankenpflegerin! Sie haben mich vor Langeweile — vor Verzweiflung bewahrt, Sie gaben mir eine Familie, die Ihrige — ich hatte durch Sie Freunde, Zerstreuung — Hoffnung — Sie waren mein Tröster! Deshalb frage ich Sie um Rath: man hat mir einen Heirathsantrag gemacht."

„Wirklich? Sie werden sich also wieder verheirathen?"

„Wenn Sie mir dazu rathen —"

„Und wer ist der Glückliche?"

„Das müssen Sie besser wissen, denn Sie vermittelten den Heirathsantrag."

„Ich?"

„Durch Ihre Mutter!"

Digitized by Google

„Was Sie sagen!"

„Ja. Weshalb wünschen Sie das, Rudolf, weshalb?"

„Um Sie glücklich zu sehen — denn glauben Sie mir, Eveline, die Ehe ist das wahre Glück."

„Für den Mann?"

„Und für die Frau."

„Auch für Ihre Frau?"

„Sie ist sehr glücklich."

„Das sagen Sie! Ach, der Mann sieht nur sein Glück! Er ist damit zufrieden, wenn er eine Frau findet, die in ihrer Pflicht nichts versäumt; aber sie, Ihre Frau — wer weiß?"

„Sie zweifeln?"

„Solange man mich nicht überzeugt? Es ist also durchaus nothwendig, daß ich sie selbst frage."

„Und Sie wollen sie — allein sprechen?"

„Begreifen Sie?"

„Nein — noch nicht!"

„Haben Sie Furcht?"

„Wieso?"

„Nun denn —" Sie erhob sich. „Ich gehe zu ihr. Adieu!"

„Sie verabschieden mich?"

„Sie wollen ja ausgehen — eine wichtige Angelegenheit —"

„Ich weiß nicht, wie viel Uhr es ist."

„Die zehn Minuten sind vorüber."

„Ich bleibe!"

„Hier?"

„Nein, ich gehe mit Ihnen."

„Zu Ihrer Frau. Und Sie wollen hören, was ich ihr sage — was wir uns gegenseitig zu gestehen haben? — Welches Mißtrauen! Was für eine Seele haben Sie? O, Sie haben etwas gegen mich, und ich muß das wissen. Aber Sie schweigen, und ich weiß nicht, wie ich Sie zwingen kann, es mir zu sagen; aber sie, Mathilde — o, ich werde sie allein sprechen — ganz allein —"

Er unterbrach sie und rief, sich vergessend, heftig: „Niemals!"

„So!" entgegnete sie ihm. — „Und Sie behaupten: mich glücklich sehen zu wollen! — Warum täuschen Sie mich? Wie? Wenn Sie an meine Liebe glaubten, an meine Liebe zu Ihnen, warum gaben Sie einer Andern den Platz, der mir gebührt? Hatten Sie da kein Unrecht begangen? Gestehen Sie sich's nur. Und wenn Sie nicht an meine Liebe glaubten, weshalb dieser Verdacht? weshalb befürchten Sie, ich könnte aus Eifersucht oder aus Rachsucht Ihrer Frau sagen: daß ich, ich Ihre Frau sein müßte — oder es könnte mir einfallen, ihre Eifersuch herauszufordern und so ihre Ruhe, ihren Frieden, ihr Glück zu vernichten! Sie verdienten das, denn Sie lieben Mathilde sehr, und die geringste Trübung ihres Glückes würde Sie empfindlich treffen. O, wenn ich mich an Ihnen rächen wollte, müßte ich Sie in Ihrer Frau bestrafen! Aber ich liebe Sie noch, Rudolf, — ich liebe Sie — und Sie sehen, daß ich nichts gegen Mathilde unternehmen kann, weil ich damit Sie treffen würde. — Und hätten Sie das bedacht, dann würden Sie auch erkannt haben, daß Mathilde keine bessere Freundin haben kann als mich — daß ich über sie wachen muß, wie über meine Seele, daß ich alles von ihr fernhalten muß, was die schöne Harmonie ihrer Ehe stören könnte."

Er betrachtete sie aufmerksam, er wurde verwirrt in seiner Meinung über dieses Weib und sagte dann bewegt, zögernd: „Eveline — sprechen Sie im Ernste?"

„Mein Gott, ja. Dieser Zweifel — ich verdiene ihn wahrhaftig nicht — anfangs, ja — nach dem Tode meines Gatten; ich war so einsam, verlassen — und das Leben, das vor mir lag, die Zukunft, sie war leer und freudlos! Weshalb ist das so? frug ich mich — wer hat das gethan? Wer hat mich um mein Glück betrogen, wer hat mir meine Hoffnung geraubt, meinen Glauben getödtet? Es war doch anders — Tage, Nächte, alle sollten sie Freude spenden, immer Freude — ein Paradies! Eine Stimme hat es mir so oft mit den süßesten Worten zugeflüstert — eine Gestalt, die mich jetzt floh, die jetzt einer Andern gab, was sie mir versprach. Und ich sah das; ich sah das Paradies, die Freuden, diesen Treubruch, diese Schändlichkeit, und sollte mich nicht rächen? O, Lügner! Lügner! Du konntest glauben, ich werde es Dir so hingehen lassen ohne Genugthuung, ohne Kampf? Mein Herz, was hast Du damit gemacht? Wo hast Du es? Meine Hoffnung — wo hast Du sie? Mein Glück, meine Freuden — wo hast Du sie? Gieb sie mir, gieb sie mir zurück — ich tödte Dich sonst! — ich tödte Dich!" — — Sie stand vor ihm, hochaufgerichtet, bereit, den Dolch in seine Brust zu stoßen. Plötzlich lachte sie hell auf, ließ den Dolch fallen und sagte, unverwandt den höchlichst Betroffenen anblickend, mit ganz ruhiger Stimme: „Fürchten Sie nichts —"

„Was ist das!" rief er ganz bestürzt.

„Eine Komödie!"

„Aber — wozu?"

„Sehen Sie, mein Lieber — wenn ich wirklich daran dächte, etwas gegen Mathilde zu unternehmen, was könnte mich abhalten, eine ähnliche Komödie vor ihr zu spielen und sie so, als wäre es in einem Augenblicke des Wahnsinns, zu tödten. Wer könnte das vorhersehen und verhindern? Und wäre ich dann gerächt? Wie? Werden Sie mir nun noch mißtrauen?

„Es besteht also keine Feindschaft zwischen uns?"

„Oh, gewiß nicht!"

„O, ich habe mich getäuscht — ich habe Sie verkannt — vollständig. — O, verzeihen Sie mir!"

„Sie verdienten es wohl nicht!"

„Und wir sind Freunde?

„Für immer! — Und jetzt gehen Sie — Ihre Angelegenheit —"

„Leben Sie wohl!" Er ging.

Sie blickte ihm einen Augenblick nach und rief ihn dann zurück: „Rudolf!"

„Was wünschen Sie?"

Sie zeigte lächelnd auf die Uhr. „Die Uhr —"

Er brachte die Uhr wieder in Gang und sagte bewegt: „Welch eine Frau sind Sie — O, ich liebe Sie!"

Er verließ sie. Als sie allein war, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Er wurde hart, streng, und vor Wuth fast erstickend rief sie: „Er verräth mich, er beschimpft mich — und ich, ich sollte mich nicht rächen?" — —

Nach wenigen Minuten stand sie vor Mathilde — vor ihrer Nebenbuhlerin. — Diese saß in ihrem Zimmer, schlummernd in einem Fauteuil. Sie sah so freundlich aus, so lieblich, wie dies nur bei einem Menschen der Fall sein kann, dessen Seele noch unberührt blieb von den stürmischen Leidenschaften des Lebens, und auf den niemals der Reif eines tiefen Leidens gefallen. Der Anblick dieses friedlich schlummernden Weibes brachte Frau Wilken in Verwirrung. Sie mußte sich auf den neben ihr stehenden Schreibtisch stützen. Dabei berührte ihre Hand ein Blatt Papier, dessen Knistern sie erbeben machte. Sie blickte hin und las auf demselben ihren Namen. Es war ein Brief an die Mutter Mathildens, und offenbar eben geschrieben, wobei sie eingeschlummert sein mochte. Der Brief lautete:

„Frau Wilken ist hier. Ich verehre sie, ohne es sie ahnen zu lassen. Rudolf kannte sie vor unserer Verheirathung und ich glaube, er liebte sie und liebt sie noch. Und warum sollte er nicht? Die Freundschaft ist ja die reinste Liebe! Gewiß liebt auch sie Rudolf, und wie edel muß sie sein, daß sie ein Weib, neidlos gegen seine Frau ist, gegen mich, denn vielleicht kam ihr einmal der Gedanke, daß auch sie seine Frau werden könnte —" — — Frau Wilken entfernte sich leise, sehr leise, den durch Thränen getrübten Blick auf die Schlummernde gerichtet und kaum hörbar, fast wie ein Hauch, flüsterte sie: „Ich bleibe für immer Wittwe."

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Vergnügungszug.

Schwank in vier Acten von Hennequin und A. de Saint-Albin.

Nicht mit jener couriermäßigen Fahrgeschwindigkeit, womit sonst erfolgreiche Theaternovitäten die Strecke von Paris nach Berlin zurückzulegen pflegen, ist der „Vergnügungszug" von Hennequin, A. de Saint-Albin und Arnold Mortier — letzterer Verfassername des jüngst verstorbenen Monsieur de l'orchestre des „Figaro" fehlt auf dem Zettel des Residenztheaters — in unserer Hauptstadt eingetroffen, denn das lustige Stück ist schon über ein Jahr alt. Es hat sich in Berlin auch noch insofern verspätet, als die sorgsam vorbereitete erste Vorstellung, immer wieder verschoben, leider nicht zur Faschingszeit, sondern erst nach Aschermittwoch möglich wurde. Und doch ist es eine echte Carnevalsposse, übermüthig, toll, nur aus der Fastnachtslaune heraus und bloß für diese geschrieben. Der erste Act, wo der Schlächtermeister Cassegrain seine Hochzeit feiert und dann mit seinem jungen Weibchen und einigen Bekannten im Vergnügungszug nach Monaco fährt, steht eigentlich ganz allein noch auf dem Boden der Wirklichkeit; die späteren Aufzüge, wo unsere Pariser verspätet, ermüdet, geschunden, bestohlen, ohne Gepäck und ohne Geld als Koch, Kellner, Cicerone und Aufwärterinnen sich verdingen und schließlich als Räuber und Mörder eingesperrt werden, spielen ganz in der verrückten, unmöglichen Welt der Possen des Palais-Royal. Das Stück ist nach dem Muster der alten Reiseschwänke gefertigt, als deren Muster des classischen Labiche „Florentiner Strohhut" (Un chapeau de paille d'Italie) und „La Cagnotte" oder Angely's ebenfalls dem Französischen entlehnte „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" gelten können. Die Schwierigkeit besteht darin, die tolle Laune durch drei oder vier Acte zu verlängern. Die Verfasser des „Vergnügungszuges" haben wenigstens nach einem etwas schleppenden ersten und zweiten Aufzug einen unterhaltenden dritten und einen ausgelassen lustigen Schlußact gefunden.

In Monaco lebt nämlich ein Polizeipräsident, der zugleich Gefängnißdirector ist. Er erhält von seiner Regierung eine bestimmte Summe, und dafür muß er die Gefangenen verpflegen, wenn solche vorhanden sind. Er hat also ein Interesse daran, daß sein Gefängniß immer leer bleibt. Da er nun zugleich Chef der Polizei ist, so richtet er es dergestalt ein, daß die Verbrecher niemals entdeckt werden, und wenn er wirklich einmal Jemand zu arretiren gezwungen ist, so verhilft er ihm zur Flucht. Nun soll er also unsere Pariser Freunde festnehmen und füttern! Fünf Personen! Er thut im Verhör das Menschenmögliche, um die Schuldigen zu entlasten. Er liefert ihnen selbst die Antworten auf seine Fragen, aber die Dinge wenden sich so, daß die Inculpaten jedesmal, wenn er sie und sich gerettet glaubt, sich nur um so mehr verstricken: die Schuldbeweise häufen sich, und er muß in den sauren Apfel beißen und sie zu seinen Gefangenen machen. Im letzten Aufzuge sägt er die Eisenstäbe ihres Verließes durch, er schiebt die Riegel zurück, er versteckt Feilen in ihr Brod, er verkleidet sich als greiser Mitgefangener, der angeblich schon 20 Jahre hier in Untersuchungshaft schmachtet, umsonst! Meister Cassegrain ist ein Ehrenmann und hartnäckig: er will seine Unschuld beweisen und kein gemeiner Ausbrecher und Durchgänger sein. Ein vortrefflicher komischer Einfall erhöht die Lustigkeit dieses Streites zwischen dem Gefängnißdirector, der seine Arrestanten los werden will, und seinen Gefangenen, die partout nicht so frei sein wollen, frei zu sein. Der Director hat drei Männer und zwei Frauen einsperren lassen. Ein Pariser, der sich in dieser Razzia nicht befand, hat Mitleid mit dem Schicksal seiner Reisegefährten. Er sinnt auf ihre Befreiung, verkleidet sich, schleicht in das so fidele Gefängniß und bringt Brecheisen, Feilen und Strickleitern mit. Da erscheint plötzlich der Director. Er sieht mit Entsetzen, daß seine Gefangenen sich vermehrt haben. „Es sind ihrer vier", jammert er, „und ich habe nur deren drei arretirt!" — „Sie werden falsch gezählt haben." Der neue Ankömmling hat auch ein Männerkleid mitgebracht, unter dessen Schutz eine Arrestantin entfliehen soll. Sie hat es schon angezogen, als der Gefängnißdirector dazu kommt. „Wie? jetzt sind gar ihrer fünf!" — „Sie werden falsch gezählt haben!"

Die Vorstellung im Residenztheater war vortrefflich. Herr Pansa als Gefängnißdirector, Herr Mügge als Fleischer, Herr von Horar und die anderen Inhaber der Hauptrollen spielten flott und lustig. Die Damen waren schwächer, aber ihre Rollen sind ja auch, wie in allen Possen des Palais-Royal, höchst unbedeutend. Für die Ausstattung war das Möglichste geleistet; die Decoration im zweiten Act zeigt uns sogar das Felseneiland von Monaco mit der Aussicht auf die Condamine und Monte Carlo, die Küste und das Meer. Auch der Bearbeiter, wohl Herr Director Anno selbst, hatte seine Sache gut gemacht. Schade, daß einige der besten Wortspiele unübersetzbar sind. Die Erzählung des Schlächters von seinem traurigen Abenteuer in der Spielhölle blieb im Residenztheater fast wirkungslos, während sie im Palais-Royal einen Beifallsdonner entfesselte. Die Sache ist wirklich lustig. Herr Cassegrain, nachdem er zwei oder dreimal auf Roth gesetzt, bekommt die einfältige Roulette satt und erkundigt sich, ob man in dem Salon nicht Karten spiele. Er liebt das Piquet. Man weist ihn an einen Tisch, wo er einen Herrn gravitätisch eine Patience legen sieht; man sagt ihm, es sei der Tailleur (in der Bedeutung von Bankhalter.) „Schneider und Fleischer passen zusammen", denkt der Pariser, „sobald er fertig ist, werde ich ihm eine Partie Piquet vorschlagen." Da man ihn aber vorher vor Taschendieben gewarnt hat und all' die Leute, welche ringsum auf die Patience des „Schneiders" starren, sehr verdächtig aussehen, so legt er sein Geld, um es in Sicherheit zu bringen, vor sich hin auf den Tisch, wie es übrigens alle Anderen vorsichtigerweise auch thun. Plötzlich nimmt es ihm ein Herr weg, der mit einem Rechen (râteau, Harke) bewaffnet ist und also jedenfalls ein Gärtner sein muß. Unser Fleischer protestirt heftig. „Sie haben verloren", sagt man ihm. — „Wieso? ich habe ja gar nicht gespielt!" Man wirft ihn hinaus, und er bleibt fest überzeugt, daß ein Schneider und ein Gärtner ihn bestohlen haben.

Blühender Unsinn steckt auch in einem Einfall, der hier gestrichen ist, obwohl er keinerlei Uebersetzungsschwierigkeit bietet. Der Gefängnißdirector trägt auf seiner goldstarrenden Uniform 36 Ehrenkreuze, worüber die Pariser sehr erstaunen. „O, ich besitze eigentlich nur eins", erklärt er, „aber ich habe es in der Roulette auf eine Nummer gesetzt, die gewann, und so gab man mir 35 andere." Verrückt, aber als Satire auf die Ordenjäger nicht schlecht.

Z.

Die Ausstellung bei Gurlitt.

I.

Was die erste Hälfte der Wintersaison uns an Kunstausstellungen schuldig geblieben, scheint die zweite durch Ueberhäufung wett machen zu wollen: An fünf Orten zugleich harren geschmückte Räume der Besucher, — die nur spärlich eintreten und sich, wie immer, fast ausschließlich aus der Beamten-, Finanz- und Gelehrtenwelt rekrutiren.

Die Kunsthandlung von Fritz Gurlitt bietet außer dem gewohnten und diesmal hochbedeutenden Böcklin Bilder von Uhde, Max, Meyerheim, eine Uebersicht der hervorragendsten Werke des jüngst verstorbenen Dresdener Bildhauers Karl Schlüter und eine Sonderausstellung des Marinemalers Aiwasowski.

Böcklins „Quelle" hat es uns wieder einmal angethan. So oft uns der Weg durch die Behrenstraße führt, muß sich ein Moment der Muße finden, um dies Wunderwerk tiefer und unverlierbar dem Gedächtniß einzuprägen. Es läßt uns keine Ruhe, bis wir in den Besitz der ganzen herrlichen Erscheinung gekommen sind und sie jeden Augenblick mit jeder Blume im Gras und jedem Wölkchen am Himmel ins Gedächtniß zurückrufen können.

Digitized by Google

Es ist wieder eine jener symbolischen Schöpfungen, in denen sich das übermächtige Naturgefühl des modernen Menschen ausspricht. In einer einsamen Landschaft, über deren waldlose Hügel die leuchtenden Frühlingswolken ziehen, quillt über glattgewaschene, von grünen Algen übersponnene Granitblöcken eine Wasserader. Während die sandigen Kuppen, die aus der Ferne herüberblicken, nur ein graugrünes Dünengras tragen, dessen braune Rispen im Winde zittern, ist um die Quelle ein üppiger Wuchs von vielfarbigen Blüthenträgern aufgesprossen. Alles höhere organische Leben ist in ihren Schutz gestellt. Wenn uns Böcklin weiter nichts böte, als diesen Anblick, in seiner Weise festgehalten, so würde er damit schon weit hinausgehen über Alles, was die moderne Landschaft sonst zu bieten hat.

Aber bei Böcklin bildet das landschaftliche Motiv nur die Anregung. Er sieht in der Quelle nicht bloß eine Erscheinungsform des kreisenden Wassers, sondern in antiker Empfindung ein wohlthätiges Wesen in der menschlichen Gestalt eines schönen Weibes. So läßt er sie in einer Vertiefung lagern, wie sie das Wasser sich auswäscht, auf ihre quellende Urne gelehnt. Ein durchsichtiger wasserblauer Schleier hüllt sie geheimnißvoll ein, nur Kopf und Hände bleiben frei. Der liebliche Kopf! Mit leisem Lächeln wendet sie ihr Antlitz dem bunten Vogel zu, einer gelbbrustigen Bachstelze, die zutraulich auf ihren Finger geflogen ist. Man wird an den Liebreiz der edelsten unter den Tanagrafiguren erinnert.

Von der andern Seite sind zwei Pane der Quelle genaht, derbe plumpe Gesellen. Der Alte hat seinen Durst gelöscht und ist mit seiner Flöte in der Hand auf das weiche Bett der blühenden Kräuter zurückgesunken, seine runden Augen spähen aufmerksam aus dem runden rothen Antlitz in die Ferne. Sein Genosse, ein halbwüchsiger Knabe, bocksbeinig wie er, steht auf einem Block am Wasser und beugt sich weit vorüber, mit der hohlen Hand den Wasserstrahl aufzufangen. Um die Nymphe kümmern sich die Beiden gar nicht. Sie sind Beide wieder so lebendige Schöpfungen, als gäbe es gar keine bequeme Schablone für ihre Bildung, man glaubt an sie wie an leibhaft Gegenwärtiges.

Unabhängig von diesen beiden Figurengruppen schwebt über der niedrigen Erhöhung, aus der die Quelle rinnt, ein Reigen lustiger Kinder, deren duftige, nebelhafte Gestalten sich von den glänzenden Frühlingswolken abheben. Sie halten sich bei den Händen gefaßt, wie Kinder thun, nur an einer Stelle ist die Kette durch einen übermüthigen Gesellen zerrissen, der seinen sich sträubenden Nachbarin einen Kuß zu geben versucht. Umsonst hält der Losgelassene an der andern Seite die Hand ausgestreckt. Wem fallen bei diesem Tanz in den Lüften nicht die steigenden Dünste ein, die sich an der Quelle erheben?

Damit noch nicht genug. Unten im Schatten, von überragenden Felsblöcken fast verdeckt, liegen auf kleinen Urnen, aus denen ein dünnes Rinnsal fließt, zwei Quellenkinder wie im Schlaf.

Von welcher Seite wir dem Werke nahen mögen, überall tritt es uns in voraussetzungsloser Selbstverständlichkeit und dabei in vollkommenster Unabhängigkeit entgegen. Originell ist das Motiv des Ganzen, originell jede einzelne Gestalt, originell die Composition, die auf engem Raum vier Gruppen, die äußerlich nichts mit einander zu thun haben, durch ein inneres Band zusammenhält. Von dem berückenden Colorit, das sich ebensowenig um hergebrachte Regeln kümmert, läßt sich nicht reden. Glücklich, wer mit sehenden Augen der Erscheinung dieses Künstlers zu folgen vermag.

A. L.

Notizen.

Zur Methodik des öffentlichen Rechts. Von F. Stoerk. Wien, A. Hölder. Auf der Grundlage umfassender rechtsphilosophischer Studien rollt der Verfasser das Problem des öffentlichen Rechts auf unter polemischen, aber stets maßvollen und sachlichen Ausführungen gegen die Vertreter der rein juristisch-dogmatischen Staatsrechtslehre. Der bewährten civilistischen Methode des Privatrechts stellt er auf dem Boden des öffentlichen Rechts die publicistische Methode mit gleichem Rechte zur Seite. Die in flüssigem Stil durchgeführte Arbeit ist reich an Ausblicken auf verwandte Wissensgebiete und läßt in ihrem systematischen Aufbau wie in ihren positiven Endergebnissen einen vollen Ueberblick gewinnen über die Bedeutung der methodologischen Fragen, die zur Zeit im Vordergrunde der wissenschaftlichen Discussion stehen.

W.

Salomon Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von Ludwig Hirzel (Leipzig, S. Hirzel). — Bekanntlich ist die Goethe-Bibliothek Salomon Hirzel's im Frühjahre 1877 zufolge letztwilliger Verfügung des Besitzers an die Universitäts-Bibliothek zu Leipzig übergegangen. Es war natürlich, daß sich sowohl in weiteren literarischen Kreisen als auch in der Familie des unermüdlichen Sammlers der Wunsch regte, die Goethe-Bibliothek immer weiter fortzuführen und zu ergänzen, sowie auch besonders den genauen Katalog der Neuerwerbungen derselben zu veröffentlichen. Der letzte Katalog der Goethe-Bibliothek stammt aus dem Jahre 1874. Er ist schon theilweise ungenau, indem manche Neuerscheinungen früherer Jahre — bis zum Jahre 1871 zurück — in ihm noch fehlen. Seit 1874 ist die Masse der Goethe-Publicationen gewaltig angewachsen. Der Sohn des alten Salomon Hirzel, Professor Ludwig Hirzel in Bern, hat dieselben, sofern sie wirklich Neues enthielten, angesammelt und gibt nun mit Hülfe von W. v. Biedermann's „Nachträgen zu S. Hirzel's Verzeichniß" den genauen Katalog bis 1883 heraus, indem er dabei zugleich in Aussicht stellt, daß er diesen Zuwachs zu seines Vaters Goethe-Bibliothek bei passender Gelegenheit ebenfalls der Universitäts-Bibliothek in Leipzig übermachen werde. — Bei einem Ueberblick über das Neue in dem Verzeichniß fallen sofort die vielen Goethe-Briefe in die Augen, welche in den letzten 10 Jahren an allen Orten und Enden aufgefunden wurden und in allen möglichen Zeitschriften und Tagesblättern zur Veröffentlichung kamen. Manche Varianten zu schon festgestellten Texten Goethe'scher Gedichte kommen hinzu — sonst aber fehlt im Ganzen eine wirklich neue und zugleich epochemachende Publication über den Meister. Wir sehen aus dem Katalog aufs Deutlichste, wie sehr die Goethe-Forschung der letzten Jahre zu einer gewissen Kleinkrämerei gelangt ist.

O. B.

Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Hans Meyer. (Leipzig, Bibliogr. Institut.) — Seit der „Weltumseglung" des Grafen Görtz erinnern wir uns nicht wieder eine so frisch geschriebene Reiseschilderung gelesen zu haben, wie die vorgenannte. Der Verfasser ist nicht auf große Erlebnisse und Entdeckungen ausgezogen, aber mit einem fröhlichen Sinne und einer seltenen Genußfähigkeit für neue Eindrücke. Er weiß ebenso heiter und unmittelbar zu schildern, als er auf jeden Fall das Geschilderte erlebt hat, und selbst das Alte und oft Erzählte gewinnt in seiner Darstellung einen neuen gemüthlichen Reiz. — Das Buch war anfangs — die Reise ist schon 1881—83 ausgeführt — als Manuscript für des Verfassers Familie und seine Freunde gedruckt. Seitdem hat der junge Reisende Gelegenheit gefunden, auch die zahlreichen photographischen Aufnahmen, welche er auf seinen Fahrten anfertigte, durch zwei tüchtige Künstler, Maler Richard Püttner und Professor Keller-Leuzinger, bearbeiten zu lassen und hat nun Beides, das photographische Material und das Reisetagebuch, zu einem hübschen Ganzen verschmolzen, der größeren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Illustrationen sind trefflich ausgeführt und bringen, was die Hauptsache ist, vollständig neue Ansichten im Gegensatz zu den sonstigen allbekannten Clichés derartiger Reisewerke. Zuweilen wird man überrascht von dem künstlerischen Blicke, mit dem der reisende Photograph sich die Punkte und Objekte für seine Aufnahmen auszuwählen wußte. Wir glauben, daß das Buch Manchem eine interessante Unterhaltung gewähren wird.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. W. Spemann, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 50/2: Kleist's Werke 4. (Erzählungen; Kleine Schriften). Hrsg. von Dr. Th. Zolling. XVIII u. 385 S. brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Kanarienvögel
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Im Jahre 1877 bezog ich von Ihnen, wie ich in Elberfeld wohnte, einen vorzüglichen Kanarienvogel. Heinrich Schäfer, Kupferdreh."

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.
IV.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
850 500 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben wurde fertig:
Fünfter Neudruck
der
Karte von Afrika
von
R. Andree und **A. Scobel**
in
4 Blatt.
Massstab 1 : 10 000 000.
Ausgeführt in der Geographischen Anstalt
von
Velhagen & Klasing in Leipzig.
Preis roh in 4 Blatt 20 *M*,
aufgezogen auf Leinwand in Mappe 22 *M*.

Die coloniale Bewegung in Deutschland und die Congoconferenz haben rasch hintereinander vier Neudrucke consumirt. Neuerdings verlangt Italien lebhaft nach dieser Karte. Sie ist für die Verfolgung der afrikanischen Begebenheiten ganz unentbehrlich.

Die etwa meterhohe und ebenso breite Karte ist das Resultat langjähriger mühevoller Arbeit; ihr Erscheinen traf wunderbar günstig mit der Colonialbewegung zusammen, der sie ihre bescheidenen Dienste hat leisten dürfen. Aus dem lichtblau gedruckten Meer hebt sich der Erdtheil mattbräunlich hervor, das fein gestochene Terrain ist dunkelbraun, die politischen Grenzen sind in Zinnober.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von **Velhagen & Klasing**
in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:
Eine Weltreise.
Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung
von **Dr. Hans Meyer.**
560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.
Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Verlagsoff. jeder Art excl. Belletristik erbittet F. H. Nestler & Melle's Verlag, Gröttw. Hamburg.

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).
Verwerthung von Manuscripten jeder Art.
Uebersetzung in alle Sprachen.
Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —
NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Carus Sterne,
Werden und Vergehen.
Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Feldzug im Sudan und das Gladstone'sche Cabinet. Von Karl Blind — Die Wasserprobe der Hexen. Ein Beitrag zur Ehrenrettung des Mittelalters. Von Carl du Prel. — **Literatur und Kunst:** Die Pariser Theatersaison. Von Eugen von Jagow. — „Die neuen Römer" von Richard Voß. — Anzengruber's „Schandfleck" in seiner Neugestaltung. Von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung bei Gurlitt. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Der Feldzug im Sudan und das Gladstone'sche Cabinet.

Von Karl Blind.

An einem Haar hat es gehangen, daß das Ministerium Gladstone über dem Fall von Khartum, dem Tode Gordon's, dem Mißerfolg des ganzen Feldzuges, und der innerhalb der kriegsfeindlichen Fortschrittspartei erzeugten tiefen Empörung selbst gestürzt wäre. Noch schwankt sein Bestand höchst bedenklich.

Seit mehr als dritthalb Jahren haben sich Freunde des vernünftigen Fortschrittes und des Völkerfriedens eifrig bemüht, die Regierung von dem eingeschlagenen verderblichen Wege zurückzubringen, damit nicht etwa die Tory-Reaction aus den begangenen Fehlern Nutzen ziehe. Der erste Schritt zu solchem Rettungsversuch war die Bildung des „Egyptischen Ausschusses". In ihm war eine Anzahl entschieden freisinniger Unterhausmitglieder, Häupter von Volksvereinen, Arbeiterführer, auch mehrere ehemalige Officiere vom Heer und von der Flotte vereinigt.

Vor Allem handelte es sich damals um die Verhinderung der Hinrichtung Arabi's. Wilfrid Blunt, ein mit den egyptischen Verhältnissen und Persönlichkeiten eng vertrauter Mann, der auch zu Gladstone und anderen Cabinetsmitgliedern in guter Beziehung stand, trat in dieser Sache tapfer voran. Mit bedeutendem Geldopfer besorgte er die Aufstellung von Rechtsbeiständen für Arabi. Dann schaffte er die an verborgenem Ort aufbewahrten Schriftstücke herbei, nach deren Verlesung vor Gericht es schwierig wurde, an dem Führer der egyptischen Reformbewegung den geplanten Justizmord zu vollziehen.

Wir hatten in jener Zeit eine Hauptversammlung des „Egyptischen Ausschusses" in der Memorial-Halle, um auf Gladstone's Cabinet den nöthigen Eindruck zu machen. Die betreffende Zuschrift wurde von mir entworfen. Ich gedachte des bösen, des grimmigen Eifers, mit welchem der „liberale" Premier stets einen anderen mohammedanischen Führer von Arabi's Schlag, nämlich Midhat, den Schöpfer der türkischen Verfassung, verfolgt hatte, obwohl doch Midhat, bei seiner Anwesenheit in London, im Reform-Club geehrt worden war. In dringenden Worten empfahl ich daher den Anwesenden, wegen des in der Wagschale schwankenden Lebens von Arabi, ohne Verzug und mit der festesten Sprache sich an das Ministerium zu wenden. Alle stimmten beifällig zu.

Als Gordon ausgesandt wurde, trat eine Anzahl Männer des „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensvereins" und des „Egyptischen Ausschusses" zu einer Berathung im Gasthofe zum Westminster-Palaste, in der Nähe des Parlamentshauses, zusammen. Mehrere Unterhausmitglieder fanden sich ein; darunter Sir George Campbell, John Morley u. A. Auch McCoan erschien, der stark auf die Regierungsseite neigte. Sir G. Campbell sprach sich vortrefflich aus. Herr John Morley, der bei der neuesten Entscheidung eine richtige Stellung eingenommen hat, war dagegen, trotz der wiederholten Aufforderung des Vorsitzenden und der Anwesenden, anfänglich nicht zum Reden zu bewegen. Er „wollte nur hören".

So mußten denn wir uns abermals erheben, um die Verwerflichkeit und Thorheit des räuberischen Ueberfalls von 1882 nach Gebühr zu brandmarken, das Recht des egyptischen Volkes zu betonen und dem Unternehmen Gordon's nach Möglichkeit die Zeichen zu deuten.

In dieser Rede wurde frei heraus auf des Premiers offenbare Absicht hingewiesen, in Aegypten keine Bewegung sich gestalten zu lassen, welche als Beweis der Reformfähigkeit eines mahomedanischen Volkes dienen könnte. „Man hat behauptet" — hieß es in der Rede weiter — „der Suez-Canal sei in Gefahr gewesen. Der Suez-Canal war keinen Augenblick durch Arabi in Gefahr. Selbst als die englischen Truppen ins Land gebrochen waren, bediente er sich nicht des Canales, um eine Ueberschwemmung zu Vertheidigungszwecken herbeizuführen, was er nach Kriegsrecht hätte thun können und thun sollen. Erst General Wolseley gefährdete den Suez-Canal. Statt die Neutralisirung desselben, von der so viel geredet worden, zu achten, machte er ihn zur Grundlage seines kriegerischen Angriffs. Das schließliche Ergebniß ist gewesen, daß die Anfüllung des Wassers mit Menschen- und Thierleichen Europa mit einer furchtbaren Cholera-Pest bedrohte. Freundschaft Englands mit Arabi, der seinerseits mit der Pforte in guter Beziehung stand, hätte Indiens größere Sicherheit bedeutet. Indem man Arabi stürzte, warf man Alles durcheinander, ermuthigte man Rußland zum Vorgehen in Asien während dieses heillosen Wirrwarrs, und nährte man von Neuem die Hoffnungen der Sonderbündler auf der Nachbar-Insel. Arabi war der Riegel gewesen, der die Bewegung des Mahdi abdämmte. Der Mahdi ist erst durch den Sturz des egyptischen Reform-Führers in Kairo obenaufgekommen. Jetzt sendet man Gordon aus, in der Hoffnung, er werde mit dem Evangelium in der Hand, und mit 100,000 Pfd. Sterl. in der Tasche, die Lösung erzielen. Er wird es nicht zu thun vermögen; er selbst wird in die Falle gerathen. Das Schwert wird abermals angerufen werden; und dann ist England, inmitten innerer und äußerer Schreckniſse und Wirren, nicht in der Lage, mit der

Digitized by Google

kleinen Truppenmacht, die es gegenwärtig aufzubieten vermag, in jenen weiten und zum Theil wüsten Gebieten Herr zu werden."

Dies und Aehnliches wurde gesagt. Die große Mehrzahl gab ihren Beifall laut und anhaltend zu erkennen, ob es auch ein Fremder war, der mancherlei hörte, Wahrheiten ohne Umschweife vorzutragen hatte.

Erst dann stand John Morley, der radicale Abgeordnete für Newcastle, auf. Er wußte Vieles von dem, was geäußert worden, zu billigen; gegen Anderes jedoch sprach er sich aus. Was Gordon's vermuthliches Schicksal und die Möglichkeit betraf: es könne ein Feldzug zu seiner Rettung unternommen werden müssen und dieser Feldzug gar mißlingen — so wollte er daran nicht glauben. „Es liegt nichts vor, worüber wir uns aufzuregen hätten!" (There is nothing to excite ourselves about!): mit diesen Worten suchte er seine Zuhörer zu beruhigen.

Er mag seitdem wohl öfters an jenen Vorgang gedacht haben. Jetzt handelt er als Führer Derer, welche die Feindseligkeiten im Sudan eingestellt sehen möchten.

Wie anders wäre es vielleicht gekommen, hätte die parlamentarische Fortschrittspartei damals die Schneidigkeit gezeigt, zu der sie sich nach den letzten Mißerfolgen Wolseley's aufgerafft hat!

Gordon war ein tapferer, furchtloser Mann, auch voll Mitgefühl für die Armen. Aber er hatte einen starken religiösen Stich; sein Wesen war voller Widersprüche; seine Haltung unberechenbar. Von Ministern befragt, wie er denn als Einzelner, ohne Truppen, die Aufgabe, zu der er sich so zuversichtlich erboten, zu lösen gedenke, wies er ein Christus-Bild vor und sagte ruhig: „Mit diesem!" Die frömmlerische Ruhmredigkeit soll auf Einige merkwürdigen Eindruck gemacht haben. Was von der staatsmännischen Befähigung Derer zu halten ist, welche auf so himmlisch einfache Kriegskunst vertrauten, braucht man kaum zu sagen.

Uebrigens ermangeln die Frommen im Lande selten der Weltklugheit. Bald nach Vorzeigung des Heilandes verlangte Gordon eine erkleckliche Summe als goldenen Schlüssel zur Eröffnung des Weges in die feinddurchschwärmte Wüste. In Khartum angelangt, drängte er auf Uebersendung eines weiteren Mammons-Zuschusses, schließlich auch auf englische Truppenhülfe. „Mit diesem" wollte er dann seine eigene Politik verfolgen, welche den ihm ertheilten Verhaltungsregeln („Rettung und Räumung") zuwiderlief. Er mochte freilich wissen, daß er für solche Zwecke auf die Zustimmung eines einflußreichen Theiles des in sich gespaltenen Cabinetes würde rechnen können — das heißt, vorausgesetzt, daß er Erfolg hatte. Nichts ist bekanntlich verwerflicher, als eine mißlungene Sache.

Von Gordon dem selbstlosen Menschenfreunde, dem „heiligen Mann", dem „christlichen Helden", dem „modernen Tempelritter", macht man sich doch vielfach eine irrige Vorstellung Er war bei all' seiner Güte gegen Unbemittelte im Grund eine Landsknechtsnatur. In China stellte er sich in den Regierungsdienst zur Niederwerfung einer fortschrittlichen, viele Jahre lang spielenden, von großen Massen getragenen Erhebung. Der gewiß grundschlechten Regierung des Chedives Ismael in Egypten diente er ebenso um einen Jahresgehalt von 2000 Pfd. St. Um sich im vorigen Jahr im Sudan besser festzusetzen, wollte er den alten Sklavenjäger Sebehr Pascha, seinen früheren Todfeind, sich als Unterstatthalter zugesellen, gestattete er durch förmliche Kundmachung die bis dahin aufgehobene Sklaverei, und bot er dem Mahdi eine hohe Stellung an.

Als der Mahdi das Angebot von der Hand wies, erklärte Gordon: er werde ihn „zerschmeißen", und kündigte sogar, der Wahrheit zuwider, das demnächstige Anlangen englischer Truppen an. Weder als Menschenfreund, noch als Soldat hat Gordon sich da richtig verhalten. Er ist es gewesen, der durch seine Eigenmächtigkeit England in die schlimmste Verwicklung hineinzerrte. Was die Minister betrifft, so hat die nachgiebige Schwäche der Einen, die hinterhaltige Doppelzüngigkeit der Andern das Uebel großgezogen.

Einen „bloßen Quark von einem Scheinaufstande" (a mere trumpery insurrection) nannte Gordon die Erhebung im Sudan. Für seinen kriegerischen Blick spricht dies nicht besonders. Wilfrid Blunt verstand sich besser auf die Sache. Als früherer Retter Arabi's, als Freund Gordon's, wandte er sich schon im April v. J. an Gladstone, um ein friedliches Abkommen zu erzielen. Sein Vorschlag wurde dem Cabinet vorgelegt; „doch das Cabinet war", wie Blunt sich ausdrückte, „zu stolz, um zu unterhandeln". Es steht gleichwohl fest, daß der Mahdi damals vollkommen zu einer friedlichen Abkunft bereit gewesen ist, und daß Blunt als Mittelsmann dienen konnte. Diesem Letzteren, der in Egypten Güter besitzt und als englischer Bürger gewiß zu freiem Eintritt in ein, thatsächlich unter englischer Leitung stehendes Land berechtigt war, verweigerte man sogar dort den Zulaß, als er, aus Indien zurückkehrend, in Egypten einsprechen wollte.

Es kam der Wolseley'sche Feldzug mit seinen „entscheidenden Siegen", seiner „thatsächlichen Vernichtung" und „völligen Demoralisirung des Feindes". So lauteten ja die thörichten Berichte. Man war in England fast allgemein der Ansicht: der Aufstand werde bald gebrochen sein, Khartum sonder Zweifel von Wolseley genommen, Gordon gerettet werden.

Da machte Wilfrid Blunt, im Verein mit dem leitenden Ausschusse der „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft", nochmals einen Versuch bei Gladstone. Es handelte sich darum, den Premier in unmittelbaren Verkehr mit einem in London befindlichen Bevollmächtigten des Mahdi zu setzen, um Unterhandlungen anzubahnen. Blunt erbot sich, ohne amtliche Sendung, nur durch einen vom Sultan zu Konstantinogel mitunterzeichnenden englischen Paß gedeckt, ins Lager des Mahdi abzureisen. Zu der Abordnung, welche den Premier um eine Unterredung ersuchen sollte, wurde ich miterwählt. Die Fruchtlosigkeit der Reise nach Norden hinauf voraussehend, lehnte ich ab.

Am Vorabend des Weihnachtstages ging die Abordnung (an welcher u. A. der Obmann des Ausschusses jener Schiedsgerichts-Gesellschaft theilnahm, zu deren Ehren-Vorsitzenden auch Lord Derby gehört) nach Chester ab, um von dort aus telegraphisch bei Gladstone in Schloß Hawarden um eine Unterredung nachzusuchen. Er verweigerte sie. „Herr Gladstone" — schrieb Blunt nachher — „war zu unwohl, oder zu beschäftigt, oder zu sehr für den Krieg verpflichtet, als daß er unsere arme Gesandtschaft hätte empfangen können. Wir wurden von seiner Thür abgewiesen. Und doch wären andernfalls Khartum und General Gordon's Leben gerettet und all' die seitdem vergossenen Ströme Blutes erspart worden."

So mußte denn, dank Gladstone's Starrsinn, der tapfere, obwohl eigenwillige Mann sein Leben lassen.

Ehe die Nachricht vom Falle Khartums und Gordon's Tode ankam, wurde, trotz der Weigerung Gladstone's am Vorabend des Weihnachtstages, durch Blunt ein letzter Versuch gemacht. Unter den bei der Versammlung Anwesenden befand sich auch einer der englischen Anwälte Arabi's. Auffälligerweise glaubten die besten Kenner der Verhältnisse: „Gordon würde sich durch Wolseley gar nicht bewegen lassen, aus Khartum sich zu entfernen, nachdem dieses genommen wäre". Man nahm an: er sei zu sehr auf Durchführung seiner eigenen Politik erpicht. Ich meinerseits sprach die Ansicht aus: „daß dem Heerführer im Felde für solchen Weigerungsfall das Recht zustehe, den ungehorsamen Soldaten kriegsgerichtlich zu behandeln und einfach unter Bedeckung fortzubringen".

In seiner Rede vor dem Ausschusse betonte Wilfrid Blunt: „Gerade auf Grund der erfochtenen Siege könne die Regierung jetzt um so eher Unterhandlungen einleiten". Die Siege selbst galten allgemein als entscheidend! Blunt's Antrag unterstützend, bemerkte ich dagegen über Wolseley's Aussichten:

„Diese Kriegführung muß jedem schärferen Beobachter unbegreiflich erscheinen. Zeigen nicht gerade die Einzelheiten der bei Abu Klea und Gubat erfochtenen Siege der verzweifelte Lage, in welcher sich die kleinen, von die Hauptstreit-

Digitized by Google

kraft abgeschnittenen englischen Schaaren befinden? Standen diese nicht um eines Haares Breite am Rande der Vernichtung? Die Tapferkeit ist anzuerkennen; aber was sollen — einmal ganz abgesehen von der Ungerechtigkeit eines Krieges, der mit Gladstone's eigenen Angaben über das Recht der sudanischen Bevölkerung im crassesten Wiederspruche steht — was sollen diese fast ins Blaue hinein gethanen Vorstöße? Es steht wahrlich nicht gut um General Wolseley's Heer! Vom Standpunkte eines Festländers aus läßt sich solche Kriegführung einfach nicht verstehen. Und denken wir an die in nächster Nähe unseres Sitzungssaales kürzlich verübten Verbrechen, denen unzweifelhaft noch weitere schlimmere folgen werden, so daß die Kraft des Landes bald hier in vollem Maße gegen innere Feinde in Anspruch genommen werden dürfte: so muß man gestehen, daß die egyptische Politik der Regierung sich als eine eben so unkluge wie ungerechte erweist, ja, sozusagen einem Verbrechen an dem Gemeinwohle gleichkommt".

Das von Blunt beantragte neue Mahnschreiben an Gladstone ging ab — mit demselben Erfolg wie früher. Rasch traf bald darauf eine Hiobsbotschaft nach der andern ein. Khartum gefallen; Gordon erschossen; Buller auf dem Rückzug nach Korti; eine Reihe höherer Officiere nutzlos hingeschlachtet; der Feldzug mißlungen.

Heute ist der Bestand des Cabinets aufs Tiefste erschüttert; Alles, politisch und kriegerisch, in Verwirrung. Unter solchen Umständen mögen die obigen Erinnerungen dazu dienen, das Bild zu vervollständigen, „wie Alles gekommen".

Die Wasserprobe der Hexen.

Ein Beitrag zur Ehrenrettung des Mittelalters.

Von Carl du Prel.

Die Hexenfrage, die unsere Ahnen Jahrhunderte lang so ernst beschäftigte, daß sie mit Feuer und Schwert dagegen vorgingen, ist von der Aufklärung zwar niedergeschlagen, aber nicht gelöst worden. Was in neuerer Zeit darüber geschrieben wurde, ist als historischer Beitrag theilweise sehr werthvoll, trägt aber nichts zur Lösung des Problems bei, sondern geht meistens von der Voraussetzung aus, daß das Problem nicht existirt. Zunächst zieht Jeder an dem gerade ihm beliebenden Orte den Strich, bis zu welchem er den Berichten Glauben schenkt — der beste Beweis, daß Alle im Unrecht sind und ein objectiver Standpunkt der Beurtheilung noch nicht gewonnen wurde. Die Aufklärung hat noch immer die Frage nicht beantwortet, wie es denn möglich gewesen, daß viele Millionen von Menschen Jahrhunderte lang an ein Nichts glaubten, und daß selbst die hervorragendsten Männer des Mittelalters in einem Zustand permanenter Hallucination lebten, um Dinge zu sehen, die nicht waren. Offenbar ist das Problem eines allgemein herrschenden, aber uns unbegreiflich gewordenen Glaubens nicht gelöst, wenn man gerade den zu diesem Glauben nöthigen Grad von Stupidität bei unseren Vorfahren annimmt. Wer sich in den Proceßacten umsieht, der wird sich zwar schnell klar darüber werden, daß sehr viele Selbstanklagen nur durch die Folter erpreßt wurden, ohne daß ihnen eine Schuld zu Grunde lag; aber es liegen auch freiwillige Geständnisse vor, Anklagen der Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt, daher es nicht möglich ist, durchaus Täuschung und Betrug anzunehmen. Auch als ein bloßer Auswuchs der katholischen Kirche läßt sich die Hexenfrage nicht ansehen; die eifrigsten Verfolger waren nicht Geistliche, sondern Juristen, und zwar in katholischen, wie protestantischen Ländern, wie denn bekanntlich Luther selbst auch an Hexen glaubte.[1]) In den Acten der Inquisition kommt die Hexenfrage nur als Ausnahme vor,[2]) dagegen liefern die Gerichtsacten vieler Städte die reichste Ausbeute.

[1]) Soldan: Geschichte der Hexenprocesse I. 431.

[2]) Vgl. Llorente: Geschichte der Inquisition in Spanien.

Es liegt also eine noch immer ungelöste Aufgabe vor. Zweierlei Fragen sind dabei zu untersuchen: 1. Was ist objectiv vorgefallen, um den Hexenglauben zu erzeugen? 2. Wie sind diese objectiven Thatsachen zu erklären? Nur in der Auslegung der Thatsachen können unsere Vorfahren geirrt haben; daß aber objectiv überhaupt nichts geschehen sei, ist eine ganz unwissenschaftliche Annahme. Probleme werden nicht dadurch gelöst, daß man sie negirt, und es wäre Anmaßung, anzunehmen, daß wir besser wissen, was vorgefallen, als die Augenzeugen von damals.

Ein jedes Zeitalter sieht die früheren Culturepochen zunächst nicht objectiv an, sondern durch seine Brille. Was von unglaubhaften Berichten aus früheren Zeiten vorliegt, erklären spätere Zeiten vom Standpunkt der naturwissenschaftlichen, immer mangelhaften Kenntnisse, worüber sie verfügen, und was sich diesen Erklärungen nicht fügen will, wird entweder verworfen, oder so lange umgedeutet, bis es sich fügt.

Im Nachfolgenden will ich das an einem Beispiele erläutern, und greife dazu die sogenannte Wasserprobe der Hexen heraus, der gegenüber sich der Rationalismus ganz erklärungsunfähig erweist.

Es war im Mittelalter allgemeiner Glaube, daß die Hexen im Wasser nicht untergehen. Um sich über den Charakter verdächtiger Personen Gewißheit zu verschaffen, war es daher ein beliebtes Verfahren, sie der sogenannten Wasserprobe — judicium aquae frigidae, judicium aquaticum — zu unterwerfen. Dieser Glaube ist vielleicht arischen Ursprungs; denn schon in Manu's Gesetzen heißt es, daß die Schwörenden der Wasserprobe unterworfen wurden, und daß das Untersinken im Wasser als Zeichen der Wahrheit ihrer Aussagen galt. Deutlicher noch ist die indische Sankhja-Lehre, worin es heißt, daß ein Jogi — so wurden damals die Fakire geheißen — auf dem Wasser wie Holz zu schwimmen und auf den Wellen zu wandeln vermag.[1]) Ebenso sagt der Neuplatoniker Jamblichus in einem ihm zugeschriebenen Buche,[2]) daß die „vom göttlichen Geiste Ergriffenen" auf glühende Kohlen treten und in wunderbarer Weise Ströme durchschwimmen. Hier wird also die specifische Leichtigkeit im Wasser allgemein mit dem Zustand der Ekstase in Verbindung gebracht. Es fehlt aber nicht an Berichten, welche diese Eigenschaft im Besonderen mit dem Begriffe der Zauberei verbinden. Plinius sagt, daß bei den Scythen der Glaube verbreitet war, daß die mit dem bösen Blick Behafteten im Wasser nicht untersinken.[3]) Er erwähnt die Thibier, von denen der Glaube herrschte, sie gingen auf dem Wasser nicht unter — non posse mergi —; nach Plutarch aber standen gerade diese Thibier im Geruche der Zauberei.[4]) Auch die Henker der im Verdachte der Zauberei stehenden Bewohner der Insel Pontus sagten gemäß ihrer Erfahrung aus, daß Diejenigen, die gebunden zum Wasser getragen werden, häufig durch große Leichtigkeit auffallen.[5])

Als dann im Mittelalter die Vermischung der Begriffe Zauberei und Ketzerei sich verbreitete, wurde auch von Ungläubigen und Sectirern jenes Merkmal ausgesagt. Die Manichäer von Soissons wurden 1114 der Wasserprobe unterworfen, wenn sie leugneten, und von Clementius, dem Chef der Secte, wird gesagt, daß er, in eine Wassertonne geworfen, wie leichtes Holz schwamm. Ebenso wird auch von den Albigensern behauptet, daß sie auf dem Wasser wandelten, ohne unterzusinken.[6]) Auch bei anderen Secten wurde nach dem Zeugnisse des hl. Bernhard jene Probe vorgenommen. Gewöhnlich ließ man einen Exorcismus vorausgehen, bis das lateranische Concil 1215 den Geistlichen zwar nicht die Wasserprobe, aber

[1]) Windischmann: Die Philos. im Fortgang der Weltgeschichte, I, 4. S. 1886.

[2]) Jamblichus: de mysteriis Aegypt. sect. III, 4.

[3]) Plinius: hist. nat. VII, 2.

[4]) Plutarch: Symp. V, 7.

[5]) Görres: Mystik V, 547. Agrippa: de occulta phil. im Commentar zu Plinius.

[6]) Caesarius von Heisterbach: mem. IX, 12. Görres: Mystik V, 23

Digitized by Google

den vorausgehenden Exorcismus verbot.[1]) Allmählich kam dann die Sache wieder in Abnahme, wurde aber um 1560 wieder aufgenommen, und zwar um Hexen und Zauberer zu finden. In Deutschland wurde diese Probe, die schon Franken, Longobarden und Normannen kannten, zuerst in Westphalen wieder versucht und verbreitete sich über die Niederlande und über Elsaß nach Frankreich.[2])

Im sogenannten Hexenhammer fehlt diese Erscheinung natürlich nicht. Es heißt dort, daß verschiedene Hexen bei Regensburg zum Scheiterhaufen verurtheilt wurden. In der Sentenz war bemerkt, daß, wenn das Feuer keine Gewalt über sie haben sollte, sie ersäuft werden sollten. Es gelang aber keines von beiden; man konnte sie weder verbrennen, noch ertränken.[3])

So zieht sich die Sache durch die Jahrhunderte fort, man kann fast sagen, bis in die neueste Zeit. In England sandte das lange Parlament im 17. Jahrhundert einen gewissen Hopkins als Untersuchungsrichter ins Land, der sich gewöhnlich der Wasserprobe bediente und in einem Jahre an 60 Personen an den Galgen brachte.

Hat nicht das lange Parlament
Des Teufels Boten ausgesendt
Mit Vollmacht, der von Haus zu Haus
Nun geht, und spüret Hexen aus?
Und hängt er nicht in einem Jahr
In einer Grafschaft — das ist wahr —
Viel mehr, als sechzig, auf geschwind,
Bloß weil sie nicht ersoffen sind?[4])

Grey in seiner Ausgabe des Hudibras erzählt, er habe eine Liste von etwa 3000 Personen gesehen, die so während der Herrschaft des langen Parlaments ihr Leben verloren. Endlich aber fiel es einem der Angesehenen des Landes ein, diesen Hopkins selbst der Wasserprobe zu unterwerfen, und da er nicht unterging, mußte er es mit dem Leben büßen.[5])

In Esser und Suffolk wurden viele durchs Wasser geprüft; nicht alle wurden für schuldig gefunden; aber einige „ersoffen über der Probe".[6]) Trotz solcher Vorkommnisse läßt sich nicht leugnen, daß die Wasserprobe als Prüfungsmittel ihre wohlthätige Seite hatte, indem sie nämlich an Stelle der Tortur vorgenommen wurde. Sie wurde darum 1581 im Herzogthum Jülich durch ein herzogliches Mandat anbefohlen. Acten dieser Art haben sich mehrfach erhalten, und es ist vielleicht für den Leser von Interesse, ein Beispiel kennen zu lernen. Johann Wilhelm erließ an Bertram von Landsberg folgenden Befehl:

Lieber Getreuer! Was Du newlicher Tagen an unsere Räthe wegen Hillen Gusen bezüchtigter Zauberey gelangt, das ist uns fürbracht. Dieweil nun allerhand starke Vermuthung zu schepfen, damit denn andere Unsere Unterthanen durch berührte Weibsperson gleichfalls nicht beschädigt, und solch unchristlich Unwesend der Gebühr gestraffet werde; so ist Unser Meynung und Befehl, angerichtete Persohn gefänglich anzunehmen sie darauf so gutlich alß peinlich abfragen, auch imb Fall sie dergestalt nicht bekennen würde, alsdann auf dem Wasser der Gebur nach zur Probe stellen zu lassen, und Uns fürder alle Gelegenheit zu verstendigen; versehen Uns also zu Dir

Geben zu Cleue amb 24. Jul. 1581.

Johann Wilhelm.[7])

Aus anderen Acten geht hervor, daß Leute, die im Verdachte der Hexerei standen, sich oft freiwillig dem Gerichte stellten und der Wasserprobe unterworfen zu werden verlangten, um sich vom Verdachte zu reinigen. Bei einer dieser Proben wurden 1696 die Geprüften etwa eine halbe Stunde im Wasser gelassen, und mehrere von Denen, welche nicht untersanken, wurden 4—5 Mal ins Wasser geworfen. Nicht immer fielen solche freiwilligen Prüfungen günstig aus. Pfarrer Hery berichtet, daß Personen verschiedenen Geschlechts der Pfarrei Cheu 1701 die Wasserprobe verlangten, um außer Verdacht zu kommen. Man warf sie in den Fluß Armanson, wo er sehr tief war, aber da sie nicht untergingen, wurden sie als Hexen und Zauberer erkannt. Diese Probe wurde in Gegenwart von mehr als 800 Zeugen vorgenommen.[1])

Der Glaube an die Sache hat sich sehr lange erhalten. 1776 unterwarf sich in Suffolk ein Pferdedoctor, der für einen Zauberer gehalten wurde, freiwillig der Probe.[2]) In Oesterreich wurde sie erst von Maria Theresia durch § 58 ihrer „peinlichen Gerichtsordnung" verboten; aber in Siebenbürgen wurde noch 1752 in Maros Vasarhely die Hebamme Farkas der Probe unterworfen, dann gefoltert und schließlich hingerichtet.[3]) Der letztbekannte Fall ist wohl der von 1836 im Fischerdorfe Zeinowa auf der Halbinsel Hela, wo eine als Hexe verschriene Frau von den Dorfbewohnern ins Wasser geworfen, und, weil sie nicht sofort untersank, mit Rudern todtgeschlagen wurde.[4])

Bei allem Skepticismus gegenüber dem einzelnen Fall muß man also doch der Gesammtsumme der durch alle historischen Zeiten gehenden Berichte ein großes Gewicht beilegen. Man kann sich dem Glauben nicht entziehen, daß ein Wahrheitskern in der Sache verborgen liegt. Offenbar haben wir es mit einer Erscheinung zu thun, die um so schwieriger zu erklären ist, als die Zustände, in welchen sie am menschlichen Organismus eintritt, noch gar nicht experimentell untersucht sind. Der Begriff der Hexerei wirft kein Licht auf die Sache. Die Eigenschaft, im Wasser nicht unterzugehen, wurde zudem auch den Besessenen zugeschrieben. Die Acta Sanctorum vom 18. April erwähnen eine solche Besessene. Sie wurde zum Grabe des hl. Usmar gebracht und von den Geistlichen der Kirche in geweihtes Wasser gesetzt; als aber dann der Exorcismus über sie ausgesprochen wurde, ward sie unter den Händen der Geistlichen aus dem Wasser plötzlich in die Höhe gehoben, so daß sie schnell ergriffen und bei den Füßen wieder herabgezogen werden mußte.[5]) Noch verworrener wird die Sache dadurch, daß die christliche Mystik — ja das Evangelium selbst in Bezug auf Christus und Petrus[6]) — das Wandeln auf dem Wasser mit dem Begriffe der Heiligkeit verbindet. Denn als Maurus, ein Schüler des hl. Benedikt von Nursia, dem Befehle des Abtes, einen ertrinkenden Knaben zu retten, nachkam, lief er über das Wasser, packte den Knaben und kehrte wieder zurück. Erst als er wieder auf dem Lande war, „kam er zu sich" und blickte rückwärts. Da er nun sah, daß er über das Wasser gelaufen, erschrak er und wunderte sich über das Geschehene.[7]) Wenn diese Geschichte einen Wahrheitskern bergen sollte, so ist es der Zustand der offenbar vorhandenen Ekstase, die dem Erklärer einen Fingerzeig gibt.

Daß nun diese Erscheinung nicht in der bekannten rationalistischen Weise abgethan werden kann, erhellt deutlich aus dem bei der Wasserprobe angewendeten Verfahren. Gewöhnlich band man den zu Prüfenden den Daumen der rechten Hand an die große Zehe des linken Fußes, und den linken Daumen ebenso an den rechten Fuß, um sicher zu sein, daß Keiner durch unwillkürliche, obgleich gar nicht in seinem Interesse liegende Schwimmbewegungen sich auf dem Wasser erhalte. In diesem Zustande wurden die zu Prüfenden dreimal ins Wasser geworfen, wobei zwei Männer, auf beiden Ufern stehend, sie lose an einem Seile hielten, um die Untersinkenden, also Unschuldigen, herausziehen zu können. Schwammen sie aber obenauf, so wurden sie als schuldig erkannt. Die Probe konnte sowohl in einer Wassertonne, als in fließendem Wasser

[1]) Le Brun: critique des pratiques superstitieuses II, 149 bis 151.
[2]) Görres: Mystik V, 544.
[3]) Horst: Dämonomagie II, 108.
[4]) Hudibras: II, 3.
[5]) Görres: Mystik V, 635.
[6]) Hutschinson: Versuch über Hexerei.
[7]) Reichard: Beiträge zur Einsicht in das Geisterreich I, 283.

[1]) Le Brun: a. a. O. II, 167—171.
[2]) Horst: Dämonomagie I, 268.
[3]) Müller: Geschichte des Hexenglaubens in Siebenbürgen. 50.
[4]) Soldan: a. a. O. II, 333.
[5]) Görres: Mystik IV, 191.
[6]) Mathäus: XIV, 25—31.
[7]) Gregorius Magn. Dial. II, 7.

Digitized by Google

vorgenommen werden. In Mainz wurden die Delinquenten in den Rhein geworfen.

Balthasar Becker, einer der ersten und eifrigsten Bekämpfer des Hexenglaubens, bringt gleichwohl folgenden Bericht über eine Wasserprobe: „Diese alte Frau ward an eine große Rivier oder Fluß nahe bei der Stadt geführt, um zu sehen, ob sie auff dem Wasser würde untersinken. Nachdem ihr beyde Beine gebunden, so ward sie darein gelassen, und mittlerweile sie sich auffs außerst bemühete, mit ihren Händen unter das Wasser zu gerathen, kunte sie dennoch nicht darzu gelangen, sondern gieng auff ihren Rücken liegen, und trieb auff dem Wasser, als ein Stück Kork. Ueber 20 Personen waren gegenwärtig, die Wahrheit hiervon zu bezeugen, die kunten aber keinen Glauben finden an die Meynung des Volks; derowegen ward sie zum andernmahl zum Wasser gebracht, da trieb sie wieder wie zuvor, und waren damahls gegenwärtig mehr als 200 Menschen, diesem Schauspiel zuzusehen, gleichwohl waren viel darunter, die es noch nicht glaubeten. Es ward zu derselbigen Zeit auch ein stark jung Frauen-Mensch in das Wasser geschmissen, die also bald untersank, und ersoffen wäre, wo nicht alles, was helfen konnte, wäre zugelaufen. Um der Welt kund zu thun, und keinen Raum an fernern Zweiffel zu lassen, so hat man das alte Weib zum drittenmahl zum Wasser gebracht, und, als vorhin, darein gelassen, da sie denn abermahl stille bliebe treiben; und war diesesmahl ein solcher Zulauff von Volk aus dem Dorffe, und umliegenden Lande, und darunter viel vornehme Leute, daß es nicht zu zählen war, also daß nun kaum einer ist, der an der Wahrheit dieser Sache Zweiffel hat."

Zu Beckers Zeiten hätte man sich durch bloßes Leugnen der Thatsachen lächerlich gemacht. Er zieht sich also aus der Schwierigkeit ungefähr nach Art moderner Journalisten, wenn er sagt: „Es werden uns dennoch die Naturkündiger sagen, daß die Frauen mehr von der Natur des Korks haben, als die Männer; und vielleicht hatte diese arme alte Frau noch mehr davon, als andere, gleichwie die Naturen nicht alle gleich sind." Die Zeugen aber beseitigt er mit den Worten: „Und denn bleibt auch die Frage noch, ob sie alle an einem bequemen Ort gestanden haben, dieses Werk eigentlich und deutlich zu sehen."[1])

Fügen wir noch einen Bericht aus neuerer Zeit hinzu. Die „Wienerische Zeitung" von 1728 Nr. 67 meldet: „Da unlängst hier zu Szegedin verschiedene Personen wegen beschuldigter Hexerei gefänglich eingezogen worden, hat man sie nach hiesigem Gebrauch zur Probe gebracht. Nemlich, nachdem sie auf dem Wasser wie ein Pantoffelholz geschwommen, wurden sie auf eine Wage gelegt, um sie zu wiegen; dabei denn zu verwundern, daß ein großes dickes Weib nicht mehr, denn 1½ Loth, ihr Mann, so auch nicht von den Kleinsten war, 5 Quentchen, die übrigen aber durchgängig entweder 1 Loth oder 3 Quentlein, oder noch weniger gewogen haben."[2])

Hier zeigt sich also die Gewichtsabnahme unabhängig vom Wasser — ein weiteres Merkmal für die später zu suchende Erklärung.

Die Hauptschwierigkeit für diese Erklärung ist wohl die, daß die Erscheinung jener Constanz ermangelt, die die erste Bedingung der Erklärbarkeit ist. Hermannus berichtet von einigen Dieben, welche Nachts sich selbst auf die Probe setzten, und da sie bemerkten, daß sie untersanken, dann der Gerichtsprobe sich unterzogen, wobei sie aber wie Kork schwammen.[3]) In dieser Veränderlichkeit des Phänomens liegt demnach abermals ein Fingerzeig für den Erklärer, und sie ohne Zweifel war der hauptsächlichste Anlaß, daß von diesem Verfahren abgegangen wurde. Es war daher wohl keine bloße Anwandlung von Menschlichkeit, daß das Parlament in Paris 1601 die Wasserprobe überhaupt verbot. Dann und wann traten selbst Männer gegen dieselbe auf, die im Uebrigen dem Hexenglauben ganz ergeben waren. So sagt de Lancre: „L'épreuve qui se fait par l'eau froide est illicite et ne peut-être admise sans une grande contumélie de Dieu",[1]) Ebenso der Bischof von Binfeld: „Tales autem probationes perversae sunt et superstitiosae".[2]) Auch Wierus und der Jesuit Del Rio waren Gegner der Wasserprobe. Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, sagt in einem Rescript von 1654: „Soviel die Wasserprobe betrifft, darauf ist zumal nicht zu sehen, sintemal solches ein widerrechtliches und trügerisches Mittel ist, darauf man kein Fundament zu setzen. Wornach ihr euch zu achten".[3]) So kam es, daß die Wasserprobe immer mehr als Prüfungsmittel, aber nicht eigentlich als Ueberführungsmittel gebraucht wurde. Einige Weisthümer Deutschlands im 14. und 15. Jahrhundert kehrten die Sache sogar um, indem sie die Sinkenden verurtheilten und die Schwimmenden freisprachen.[4])

An Versuchen zur Erklärung unserer Erscheinung hat es im Mittelalter nicht gefehlt; sie sind aber ganz ungenügend. Wilhelm Scribonius, Professor zu Marburg, der in Lemgo selbst Augenzeuge einer Wasserprobe war, schrieb dem dortigen Magistrat zur Erklärung der Sache, daß der Teufel, welcher leicht wie die Luft sei, diese Leichtigkeit auch der Substanz der an ihn Gebundenen mittheile, und sie dadurch über dem Wasser erhalte. Später sprach er von einem „Hasse des Wassers gegen die Hexen", weil nämlich die Hexen im Wasser getauft, aber der Taufe später entsagt hätten.[5]) Diese Theorie wurde auch von König Jakob von England in seiner Dämonologie adoptirt: „Wasser nimmt die Hexen darum nicht auf, weil dieselben, von Gott und Christus sich lossagend, das Taufwasser von sich geschüttelt." Streitschriften für und wider derartige Erklärungen erschienen sehr zahlreich.[6])

Gelegentlich eines Hexenprocesses in Holland wurden die Professoren der Medicin und der Philosophie zu Leyden um ihre Meinung bezüglich der Wasserprobe befragt. Ihr 1594 abgegebenes Gutachten lautete dahin, daß die Wasserprobe in keiner Weise als Beweismittel gelten könne; das Wasser könne ja nichts berathschlagen und beschließen, und „wenn das Wasser die Hexen für schuldig erkennt, warum trägt sie die Erde, warum gibt ihnen die Luft Lebensathem?" Die Thatsachen leugneten sie nicht, aber sie erklärten das Schwimmen der Hexen daraus, daß dieselben kreuzweise gebunden ins Wasser gesenkt würden, indem sie so auf dasselbe mit dem Rücken wie kleine Schiffchen zu liegen kämen.[7]) Die christliche Mystik, der ja das Schwimmen und Wandeln auf dem Wasser auch nicht fremd ist, entzieht sich der Erklärung, wenn sie den Accent auf Nebenumstände legt. So heißt es von der heiligen Osanna, daß sie bei einem Schiffbruch auf dem Po, vom Flusse hin und her geworfen, lange auf den Wellen schwamm, bis sie gerettet wurde, was man einem in ihren Händen befindlichen Crucifix zuschrieb.[8]) Die Erklärungen neuerer Rationalisten, wenn sie sich auf eine solche überhaupt einlassen, sind ebenfalls ganz ungenügend. Wenn z. B. der Arzt Charbonnier sagt: „Le moyen age, qui ignorait le ballonement gazeux des hystériques, les condamnait au feu, parce que c'était surnaturel, d'être plus léger, que l'eau"[9]) — so heißt das wahrlich, sich eine Erklärung sehr leicht machen.

Bei der ziemlich umfangreichen Literatur über das Hexenbad[10]) läßt sich wohl hoffen, daß die Erklärung noch gefunden wird, wobei uns, wie schon bemerkt, die da und dort angeführten Nebenumstände leiten können. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Erscheinung durchaus nicht constant ist, nicht

[1]) Becker: Die bezauberte Welt IV, 267—269.

[2]) Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters. 47. Ausführlicher bei Horst: Zauberbibliothek VI, 134.

[3]) Le Brun a. a. O. II, 137.

[1]) De Lancre: inconstance. 11.

[2]) Binfeld: de conf. maleficarum. 357.

[3]) Reichard: Beiträge ꝛc. I, 285.

[4]) Schindler: Aberglaube des Mittelalters. 233.

[5]) Scribonius: de sagarum natura et potestate.

[6]) Die Literatur darüber bei Görres V. 546.

[7]) Soldan a. a. O. I, 513.

[8]) Görres II, 284.

[9]) Charbonnier: maladies et facultées des mystiques. 3.

[10]) Das Verzeichniß davon bei Hauber: Bibliotheca magica I, 502—506.

Digitized by Google

nur bei verschiedenen, sondern selbst bei gleichen Individuen wechselt, und daß sie Personen beider Geschlechter umfaßt. Die religiöse Färbung der Sache, sowohl im Sinne der christlichen Mystik, als des Teufelsglaubens geht nur insofern an, als die richtige Erklärungsursache beide Zustände umfassen muß. Es hat sich ferner ergeben, daß die Leichtigkeit des menschlichen Organismus auf dem Wasser in Verbindung mit ekstatischen Zuständen eintritt, die ja auch sowohl bei den Märtyrern des Christenthums als bei den Hexen, wenn sie gefoltert wurden, häufig waren. Alle diese Nebenumstände scheinen mir nun darauf hinzudeuten, daß, wenn an der Fähigkeit gewisser Personen, im Wasser nicht unterzusinken, überhaupt etwas ist, wir derselben im Somnambulismus wieder begegnen müssen. Damit wäre dann wenigstens das Gebiet bestimmt, innerhalb dessen die Erklärungsursache zu finden ist, wenn auch die naturwissenschaftliche Erklärung der Sache damit noch nicht erreicht ist.

In der That wird nun, wenn wir auch den Somnambulismus in unsere Untersuchung hereinziehen, die Liste der beobachteten Thatsachen bis in unsere Tage fortgesetzt. Ich führe einige Fälle an:

Dr. Franklin erzählt in seinen Memoiren, daß er einst beim Baden auf dem Rücken liegend einschlief, und eine Stunde lang in seiner Stellung verblieb, ohne unterzusinken oder sich umzuwenden. Brierre de Boismont, der diese Geschichte anführt,[1]) fügt den noch merkwürdigeren Fall an, daß ein irländischer Nachtwandler Nachts aufstand, zwei englische Meilen ans Meer lief und schlafend eine Strecke von $1^1/_2$ Meilen durchschwamm, bis er aufgelesen wurde, wobei man ihm nur schwer begreiflich machen konnte, daß er nicht im Bette sei. Der Arzt Gmelin führt den neapolitanischen Pagenhofmeister Morcia an, der durch Zufall im Bade über seine Fähigkeit belehrt wurde, im Wasser nicht unterzusinken.[2]) Der seiner Zeit berühmte Baxter erwähnt eine „melancholische" Frau, die sich in einem Anfall ins Wasser stürzte und 3 Stunden lang auf demselben lag. „Als man sie gefunden und nach Hause gebracht, war ihr Leib so leicht wie Stroh, und sie erlangte wieder ihre Gesundheit."[3]) Der Arzt Despine behandelte in Aix ein elfjähriges somnambules Mädchen; bei den Meerbädern, die es nahm, gebrauchte es anfänglich Blasen, um gesichert schwimmen zu können, dann aber legte es dieselben ab und war die geschickteste Schwimmerin.[4]) Der Arzt Koreff in einem merkwürdigen Schreiben an Deleuze[5]) berichtet von einer Somnambulen, die nicht schwimmen konnte, aber wenn sie somnambul wurde, sich im Meere verwegen herumtrieb wie in ihrem natürlichen Element. In der Krise gab sie an, daß es nöthig wäre, sie durch die Macht des Willens davon abzuhalten, weit hinauszuschwimmen, weil, wenn sie dabei zufällig erwachen würde, sie ertrinken müßte. Koreff, der dieses Mädchen zu wiederholten Malen sah, fügt bei, daß sie im Meerwasser gleich somnambul wurde. Dies läßt sich aber um so leichter erwarten bei Personen, bei welchen die natürliche Angst vor dem Wasser noch gesteigert wurde durch die Angst der Hexenprobe. Schließlich berichtet auch Kerner von der bekannten Seherin von Prevorst: „Wenn man sie (im magnetischen Zustand) in ein Bad bringen wollte, zeigte sich die sonderbare Erscheinung, daß alle ihre Glieder, auch Brust und Unterleib, in ein unwillkürliches Hüpfen, in eine vollständige Elasticität kamen, und sie aus dem Wasser immer wieder ausstieß. Gehülfinen, die bei mir waren, gaben sich alle Mühe, sie mit Gewalt ins Wasser zu drücken, aber ihre Spannkraft strebte immer nach oben, sie konnte nicht untergehalten werden, und hätte man sie in einen Fluß geworfen, sie wäre wohl auch in diesem so wenig wie ein Pantoffelholz untergesunken."[6]) Kerner setzt selbst diesen Fall in Parallele mit den bei der Wasserprobe der Hexen beobachteten Erscheinungen.

Wenn die Leugnung der darüber berichteten Thatsachen früher als ein Act wissenschaftlicher Willkür erschien, so ist sie heute noch mehr als dieses, nämlich ein wissenschaftlicher Anachronismus, weil uns der Somnambulismus die Lösung des Räthsels in die Hand gibt, und die in Frage stehende Erscheinung, die keineswegs auf den Aufenthalt abnormer Organisationen im Wasser beschränkt ist, dem Experimente zugänglich ist. Die Phänomene bei der Wasserprobe bilden somit nur einen Specialfall einer umfangreicheren Erscheinung, die ebenfalls schon im Mittelalter, z. B. bei der Hexenwage zu Oudewater, beobachtet wurde, aber auch außerdem noch eine große Rolle spielt in der der Dämonomanie, in der christlichen Mystik, in der Ekstase indischer Brahminen und der egyptischen Neuplatoniker, in den Künsten der indischen Fakire, aber auch in verschiedenen Zuständen des Nachtwandelns und Somnambulismus, worüber in der einschlägigen Literatur ein ungeahnt reicher Stoff zu finden ist. Die Darstellung derselben muß ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten, und muß hier an dem Punkte Halt machen, wo unsere Untersuchung in dieses allgemeinere Problem einmündet.

[1]) Br. de Boismont: des hallucinations. 331.

[2]) Gmelin: Ueber thierischen Magnetismus I, 63.

[3]) Baxter: Gewißheit von der Welt der Geister. 98.

[4]) Pigeaire: électricité animale. 275.

[5]) Deleuze: instruction pratique I, 452.

[6]) Kerner: Die Seherin von Prevorst. 61.

Literatur und Kunst.

Die Pariser Theatersaison.

Von Eugen von Jagow.

Vor etwa einem Jahre wies ich in meiner theatralischen Rückschau auf das Vorhandensein einer gegen die auflösenden Tendenzen der naturalistischen Schule ankämpfenden reactionären Strömung hin, welche sich durch eine auffallende Begünstigung der soliden theatralischen Mache, speciell des Scribe'schen und Dumas'schen Repertoires, kennzeichnete; alsdann auf die lediglich durch das beabsichtigte Raffinement der Situationen erzielte Vergröberung des sogenannten Sittendramas durch die jüngeren Dichter wie Delpit und Ohnet, und schließlich auf den mit Coppée's „Severo Torelli" gemachten Versuch, das classische Repertoir zu verjüngen.

In der verflossenen, an einigermaßen hervorragenden Novitäten außerordentlich armen Theatersaison sind derartige Vergröberungs- oder Verjüngungsversuche überhaupt nicht gemacht worden, was meine Auffassung: „Die Stoffquelle für das von Augier und Dumas geschaffene Sittendrama sei versiegt", zu bestätigen scheint. Ich sehe für dieses in der That nur einen in Frankreich aus guten Gründen noch nicht eingehender behandelten neuen Vorwurf: die erst kürzlich eingeführte Ehescheidung. — Dumas' neuestes Schauspiel „Denise", mit dem wir uns im Folgenden ausführlicher zu beschäftigen haben, bezeichnet keine Fortentwickelung des Sittendramas, sondern eine Rückkehr zu dem älteren, in der „Fremden" und in der „Prinzessin von Bagdad" verlassenen Genre. Claretie's „Prince Zilah", in 4 Acten und einem Prolog (Gymnase), der noch am Schluß der Saison einen großen Erfolg hatte, würde man lediglich als eine schwache Copie der „Denise" bezeichnen können, wenn der Originalstoff uns nicht schon seit einem Jahre aus dem gleichbetitelten Romane bekannt wäre. Was den poetischen Werth des Werkes anbetrifft, so ist derselbe noch geringer als der des „Hüttenbesitzer". Claretie ist in seinen Voraussetzungen abenteuerlicher, in seiner Motivirung der Seelenvorgänge minder sorgfältig als der feinere Ohnet, dessen Genre im Uebrigen dem seinen verwandt ist. —

Was nun die Opposition gegen die naturalistischen Tendenzen betrifft, gegen den Versuch, die innere Verknüpfung und Einheit der Handlung der angeblichen Naturwahrheit breiter, locker aneinandergereihter Sittengemälde zu opfern, so hat sie sich in dieser Saison noch schärfer markirt als in der vorhergehenden.

Digitized by Google

kühl war damals die Aufnahme, die Zola's „Pot-Bouille" fand, kühl jetzt die des Fraisse'schen fünfactigen Trauerspiels „Jean Cévenol" (Theater Beaumarchais) und der Becque'schen dreiactigen „Pariserin" (Renaissance), trotzdem beide Werke bedeutender Momente nicht entbehren. Auch Goncourt's neueinstudirte „Henriette Maréchal" dürfte am Odéon keinen nachhaltigen Erfolg erzielen. Für die kommende Saison erwartet uns eine dramatische Bearbeitung des Zola'schen Romans „Germinal", der allerdings zu einer solchen mehr geeignet ist, als irgend ein anderes Glied der „Rougon-Macquart".

Die erwähnte wachsende Opposition hat sich andererseits durch die in noch größerem Maßstab betriebene Neueinstudirung alter, gut gebauter Stücke bemerkbar gemacht, worüber die jüngere, wenig ermuthigte Dichtergeneration natürlich nichts weniger als beglückt ist. Nicht nur, daß man „Macbeth" an zwei großen Bühnen gegeben hat — ohne nachhaltigen Erfolg, beiläufig bemerkt, denn der Franzose besitzt weder für die grandiose Einfachheit der Shakespeare'schen Handlung, noch vor Allem für die Ungebundenheit ihrer Charaktere Verständniß, — nicht nur, daß man fast das ganze Regnard'sche Repertoir wieder aufgenommen, nein, auch Scribe's „Camaraderie", „Damenkrieg", ja sogar Werke der, wie es schien, vergessenen Dumanoir, Granger u. a. m. wurden hervorgesucht. Daneben das laufende Repertoire der Augier, Dumas, Sardou, Labiche, Meilhac und des in den letzten Jahren ein wenig vernachlässigten Octave Feuillet.

Erwähnen wir im Vorübergehen des Bestrebens, die ganz in Mißcredit gerathene Operette durch das alte Vaudeville zu ersetzen und des mißlungenen Versuchs, das zu den Zeiten des älteren Dumas in der Glanzperiode Dennery's, Anicet Bougeois' und Felix Pyat's florirende melodramatische Genre zu regeneriren, dessen glänzendster Typus Soulié's „Closerie des Genêts" bleibt. Dieser Versuch ist speciell deshalb hochinteressant, weil er von keinem geringeren gewagt wurde, als von Felix Pyat selbst. Das Publicum hatte von diesem alten eingefleischten Revolutionär und Communisten, der vor einem Vierteljahrhundert sein Publicum auf der Bühne und im Roman zu elektrisiren verstanden hatte, etwas wild Naturalistisches erwartet, und war nicht wenig erstaunt, sich einem zahmen, versöhnlichen Bourgeoisstück gegenüber zu sehen. Sein „Homme de peine", in 5 Acten und 8 Bildern (Ambigu), der, um seine gefallene Tochter vor weiterer Schande zu bewahren, sich eines nicht begangenen Diebstahls anklagt, ohne an seine Gattin und seine zweite unschuldige Tochter zu denken, erschien dem Publicum schon um seiner inneren Unwahrscheinlichkeit willen nicht annehmbar. Die Zeiten haben sich überdies geändert. Man fordert eine feinere Motivirung, größere Realität; die alte Melodramen-Schablone ist veraltet.

„Denise", Schauspiel (pièce) in 4 Acten, bewährt sich auf der Bühne des Theatre Français als Zugstück. Im Brüsseler Theatre du Parc ist sein Erfolg indessen ein geringerer gewesen. Diese seltsame Thatsache erklärt sich aus der Sonderstellung, die sowohl der Dichter der „Cameliendame", wie das Haus Molière's und dessen Societäre in Paris einnehmen. Einem großen Procentsatz des hiesigen Publicums ist Dumas ein Orakel, der Urquell aller sittlichen, socialen Weisheit, die er von seinem Bühnenkatheder als funkelnagelneu zu verkünden liebt. Dieser Autoritätenglaube schwächt sich aber naturgemäß nach der Peripherie des Dumas'schen Wirkungskreises hin ab. Die Brüsseler klagen offenherzig über die endlosen Längen des Dialogs. Und in der That hat der Dichter den ihm theuren, aber veralteten und verpönten Monolog gewissermaßen durch eine Hinterthür wieder auf die Bühne geschmuggelt, und zwar in den Dialog hinein. Mag der zu endlosem Schweigen verdammte Partner sehen, wie er seine zeitweilige dramatische Außerdienststellung durch stummes Spiel maskirt! Andererseits muß der mit dem Recitiren des verkappten Monologs betraute Schauspieler eine große Macht über das leicht ermüdete Publicum besitzen, und dazu bedarf es eines Coquelin, auf den die psychologische Ciceronerolle des Stückes in der That zugeschnitten ist. Im Park-Theater gibt es nun leider keinen Coquelin, und dieser Satz dürfte noch für manche andere Bühne gültig sein.

Dumas gilt für den Schöpfer der sogenannten Thesenstücke, obgleich es deren gegeben hat, so lange die dramatische Kunst existirt. Immerhin hat er ihnen eine neue, charakteristische Form verliehen. Im Gegensatz zur inductiven Methode Zola's cultivirt er die deductive. Er geht stets von einer allgemeinen These aus. In „Denise" lautet sie: „Der Mann so gut wie das Weib soll rein in die Ehe treten. Ist er es nicht, so soll er auch dem Weibe nicht zur sühnelosen Schuld anrechnen, was er, dank der socialen Vorurtheile, sich selbst so leicht verzeiht. Er sühne seine Schuld durch die Rehabilitation des durch einen Andern schuldig gewordenen, reuigen Weibes." Das ist die etwas sophistische These, deren sittliche Berechtigung ich hier nicht erörtern will. Es versteht sich von selbst, daß Dumas seine Generalregel, die im wirklichen Leben ein Ausnahme sein dürfte, nicht dramatisch verkörpern konnte. Vollkommene Charaktere sind, wie es Lessing und vor ihm ein noch größerer längst nachgewiesen, für das Drama unbrauchbar. Diejenigen Personen nun, welche gewissermaßen die Kehrseite, die Consequenz seiner Moral in Anwendung bringen sollten, mußten schuldig sein wie der junge Graf André de Bardannes und wie die von Fernand de Thaugette, dem Sohn der einstigen Maitresse André's, verführte Musiklehrerin Denise. Wird der in diese verliebte, argwöhnisch gewordene, eifersüchtige André ihre Schuld entdecken und wird er die Gefallene trotz dieser Entdeckung dennoch heirathen? Mit diesen Fragen wird das Interesse des Publicums vier wohlgesteigerte Acte hindurch ausschließlich beschäftigt. Dumas hat einen ähnlichen Entwurf bereits in den „Idées de Madame Aubray" behandelt. Der Sohn will dort die schuldige Geliebte heirathen, die Mutter widersetzt sich dem. In Denise sind diese beiden Figuren verschmolzen, der Conflict in André's Brust verlegt. Soll er mehr der Stimme seines Herzens, mehr der conventionellen Weltmoral und seinen Vorurtheilen gehorchen? Kein durchaus neuer, aber jedenfalls hochdramatischer, variationsfähiger Conflict! Wenn der Dichter ihn nur ausgebeutet hätte, wenn er die Allmacht der Liebe das letzte erlösende Wort der Dumas'schen Moral hätte finden lassen! Aber dieser Schwätzer Thouvenin, der dem Rémonin der „Fremden" wie ein Ei dem andern nachgelegt ist, raubt der Handlung mit seiner bevormundenden Langweiligkeit die jugendfrische Kraft.

„Denise" erfüllt alle jene alten Bedingungen, die man heute nicht mehr stellt; es darf sich nämlich der strikteſten Einheit des Ortes und der Zeit rühmen. Es war nicht leicht, die allerdings nicht zahlreichen Figuren des Stückes auf dem Gute André's zu versammeln und deren Anwesenheit bis zum Ausgange der Handlung in natürlicher Weise zu motiviren. Dumas hat letzteres, der modernen, realistischen, vielleicht zu sehr dem Aeußerlichen, Nebensächlichen huldigenden Tendenz entsprechend, mit solcher Sorgfalt gethan, daß dabei die innere Wahrscheinlichkeit der Charaktere zu kurz gekommen ist. André besitzt eine Schwester Marthe, deren Vormund er ist, und die er in eine Pension geschickt hat, um sich den Zerstreuungen des Pariser Capua ungestörter hingeben zu können. Er hat es der leichtfertigen, koketten Thauzette, seiner früheren Maitresse, gestattet, Marthe in deren Pension zu besuchen, auf diese einen unheilvollen Einfluß zu gewinnen und ihm zu entfremden. Diese sechsundvierzigjährige Dame, die „dreiundzwanzig Jahre Morgens und dreiundzwanzig Jahre Abends" alt scheint, und deren abstoßendes Gesicht der Dichter geschickt mit dem Schleier der Mutterliebe verhüllt, hat ihren leichtsinnigen, nichts weniger als makellosen Sohn Fernand der reichen Erbin ins Herz zu schmeicheln gewußt; sie ist es, welche diese, um ihren Heirathsplan durchzusetzen, von André aus der Pension nehmen ließ, ihm die Familie Brissot empfahl. Und auf diese zweifelhafte Empfehlung hin „vertraute er", wie sich eine der Nebenfiguren ebenso boshaft wie treffend ausdrückt: „dem père Brissot die Verwaltung seiner Güter, der mère Brissot die Wirthschaft und deren Tochter Denise seine Schwester an." Auf das Plausibelste ist somit die Anwesenheit aller dieser Personen motivirt, die der einstigen Maitresse neben der Schwester, die Fernand's neben der einst von

Digitized by Google

ihm Verführten, die André's zwischen diesen Beiden, und die der Eltern Denisens, von denen nur die Mutter das verhängnißvolle Geheimniß kennt. Vortrefflich! Aber, so fragen wir zweifelnd, ist Graf André, der diese Intimität seiner Schwester mit seiner Maitresse duldet, einer so edlen, opfermuthigen That, wie sie ihm Dumas am Schluß des Stückes zumuthet, überhaupt fähig? Haben wir es hier nicht mit zwei ganz verschiedenen André's zu thun, von denen der erste durch den zweiten nur geschickt escamotirt wird? Nimmt man in dieser Weise die übrigen Charaktere, die verzeichnete, unsympathische Marthe, die schier aus Edelmuth und Opferlust zusammengesetzte Denise unter die kritische Lupe, so wird man bald ihrer Schemenhaftigkeit gewahr. Sie sind künstliche Factoren des Dumas'schen Rechenexempels. Aus abstracten Begriffen condensirt, verflüchtigen sie sich schnell.

Alles das ändert an der Thatsache nichts, daß „Denise" im niederen Sinne des Wortes ein gutes Stück ist, eines der besten des Dumas'schen Repertoirs. Mit außerordentlicher Kunst ist die große Scene des dritten Actes vorbereitet in der Denise, um die undankbare Marthe vor einer Ehe mit Fernand zu bewahren, dem um sie anhaltenden André ihre Schande eingesteht. Für den Schmerz und den unversöhnlichen Zorn ihres Vaters, für die Entschuldigungsgründe der Mutterliebe findet der Dichter pathetische Worte, welche ihre Wirkung auf das mehr oder weniger unkritische Publicum eben so wenig verfehlen werden wie der oft witzige, allezeit schlagfertige Dialog, in welchem Dumas von jeher excellirt hat.

Sardou's „Théodora", Drama in 5 Acten und 9 Bildern (Porte-Saint-Martin) hat zu interessanten, zum Theil wunderlichen, ja geradezu kindischen Controversen Anlaß gegeben. Nicht geringere als Sardou selbst und der artistische Director der Gobelins-Manufactur, Darcell, haben sich auf das Erbittertste u. A. darüber gestritten, ob die byzantinische Kaiserin Theodora mit den Fingern oder mit der Gabel, mit der zwei- oder dreizackigen, essen muß? ob es im sechsten Jahrhundert schon Gabeln, Minarets, bunte Scheiben und vergoldetes Silber gab? Und diese dramaturgische Capitalfrage hat die Pariser Presse, ganz Paris wochenlang passionirt! Es versteht sich von selbst, daß es auch an ästhetischen Erörterungen bedeutenderer Natur nicht gefehlt, doch will ich die Geduld meiner Leser damit nicht ermüden. Nur eines, vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet, höchst beachtenswerthen Einwandes gegen diese archäologischen Tendenzen sei erwähnt, eines Einwandes, der sich etwa so formuliren läßt: „Ihr begnügt Euch nicht mehr, für Ballet und Ausstattungsstück eine die Natur möglichst treu copirende Inscenirung zu fordern, Ihr fordert diese nun auch für das Salonstück, für die Dramen im Stil des Assomoir, ja sogar für das historische Drama. Wie soll das enden? Für die persischen Teppiche des Salonstücks, die Strohmatratzen des Assomoir mag's noch hingehen. Die Ausgaben dafür sind zu erschwingen, ja selbst die für die Miethe einer wirklichen Droschke. Aber die Inscenirung „Théodora's" hat so und so viel hunderttausend Francs gekostet. Wird irgend ein Theaterdirector eine solche Summe an das Manuscript eines Dichters wenden, der nicht Sardou heißt?" Gegen dieses Räsonnement dürfte in der That wenig vorzubringen sein; die erwähnte Tendenz, in welcher der Einfluß der naturalistischen Schule allerdings unverkennbar ist, bedeutet, bis zur äußersten Consequenz durchgeführt, gewissermaßen den Selbstvernichtungsproceß des historischen Dramas.

Es bleibt ferner zu untersuchen, ob das von Sardou bereits in seiner „Haine" und anderen Werken begünstigte archäologische Princip nicht einen nachtheiligen Einfluß auf den Bau und die dramatische Handlung Théodora's ausgeübt hat. Was ist der Kern dieses historischen Musterdramas? Eine kaiserliche Messalina unterhält mit dem gegen Justinian und dessen Gemahlin Theodora sich verschwörenden jungen Griechen Andreas, der sie für die züchtige Wittwe Myrta hält, ein Liebesverhältniß. Der Verschwörer wird ergriffen. Obgleich der jetzt ihren wahren Namen entdeckende Andreas sich mit Abscheu von ihr wendet, rettet sie ihn dennoch. Wider Willen reicht sie ihm, statt eines Liebestranks, den Giftbecher. Ihr endlich argwöhnisch gewordener kaiserlicher Gatte läßt sie hinrichten.

Diese trockene Inhaltsangabe enthält nur Eines das uns Theodora sympathisch machen könnte: „trotz seines Abscheus rettet sie ihn dennoch". Ein Opfer, das Eigenliebe bringt, wird stets Eindruck auf uns machen, und nun erst gar dasjenige der Sardou'schen, beiläufig bemerkt keineswegs historischen, Theodora! Aber — machen wir uns schnell den Einwurf — ist denn eine Messalina an solchen Abscheu nicht gewöhnt? indem sie ihn unbeachtet läßt und nur an ihre Freuden denkt, bringt sie gar kein Opfer. Allein gab es für sie kein Opfer anderer Art? gewiß, wenn sie, geläutert durch die Liebe, Kaiser und Thron um Andreas willen verließe, wenn sie diesen wenigstens doch unter Lebensgefahr rettete. Aber nichts von alledem; sie ist und bleibt bis gegen Ende des Stückes die allmächtige Kaiserin, aus dem guten Grunde, weil der Pomp der Inscenirung sich beständig steigern soll und Theodora ihrer kaiserlichen Prachttoiletten folglich nicht entbehren kann. Lieber auf die Steigerung der Handlung, als auf die eines bunten Schaugepränges und der Massenwirkung verzichten! Theodora, ahnt nichts von der Gefahr, in der sie schwebt, und was das dramatisch Bedenkliche ist, Sardou hat keine Zeit gefunden, den plötzlichen Entschluß Justinian's, seiner Gattin sich zu entledigen, eingehend psychologisch vorzubereiten. Ebensowenig ist jener verhängnißvolle Irrthum, der die Vergiftung des jungen Griechen zur Folge hat, als eine Consequenz der Schuld Theodoras, als eine Nemesis der ewigen Gerechtigkeit dargestellt, sondern in rein äußerlicher, conventioneller Weise motivirt.

Die französische Oper ist in vollständigem Verfall. Die wenigen Novitäten wie „Tabarin" u. a. m., sind kaum der Erwähnung werth. An dieser betrübenden Thatsache tragen die financiellen Calamitäten, in der sich die Große Oper beständig befindet, sowie allerlei Uebelstände in der Administration der vom Staate subventionirten Bühne zweifellos auch einen Theil der Schuld. Trotzdem die Wagner'sche Musik in den hiesigen Concertsälen großen Anklang findet, — der zweite Act Tristan und Isolden's wird in der Presse mit Enthusiasmus gefeiert — nimmt man aus engherzigen, angeblich patriotischen Gründen von einer Darstellung selbst der älteren Opern, wie „Tannhäuser" oder „Lohengrin", Abstand und zieht es vor, „Rigoletto" und ähnliche Werke neu einzustudiren. Der seit einigen Monaten gegründeten, von Franzosen herausgegebenen „Wagner-Revue" wird es vielleicht gelingen, jenen „patriotischen" Widerspruch schneller zu brechen, als es bisher zu erhoffen war.

„Die neuen Römer" von Richard Voß.

Besteht die realistische Art in der genauen Wiedergabe der Wirklichkeit, selbst auf Kosten der Schönheit, so ist Richard Voß, der zweimal preisgekrönte und oft applaudirte Dramatiker, der Verfasser kraftgenialischer Skizzen, der beliebte Erzähler höchst eigenartiger Romane, gewiß kein Realist. In seiner stark subjectiven Weise liegt etwas Gewaltsames, das mit sich selbst und der Welt ringt, ein pessimistischer, oft krankhafter Zug, ein dithyrambischer Ueberschwang, der die Gegenstände nur durch einen Schleier sieht, feuerroth oder grau in grau. Die Mitteltöne fehlen fast ganz. Im Roman, wo er sich nicht beengt fühlt, überläßt er sich am meisten seiner Vorliebe für das Absonderliche und Colossale. Seine Figuren sind nicht fest umrissen, ihr Wesen ist sprunghaft, unvermittelt, doch haben sie einen entschieden großen Zug. Dazu kommen die Eigenthümlichkeiten eines ungleichen, hastigen Vortrags, der gerne sentimentale oder pathetische Töne anschlägt und starke Effecte anwendet. Der Autor mischt sich überall ein; zwar nicht durch unkünstlerische Glossen in seinem eigenen Namen, doch sein starker Herzschlag pulst vernehmlich auf jeder Seite. Wir sind niemals im Zweifel, für wen er Partei

Digitized by Google

nimmt. Gleichgültiges vermag Voß nicht zu schreiben, und darum bleibt auch der Leser niemals gleichgültig, selbst nicht in solchen Fällen, wo er sich sagen muß, daß der Dichter falsch gesehen hat oder daß ein Einzelfall kein allgemeines Interesse beansprucht und jedenfalls nicht die Wichtigkeit, die der Verfasser ihm beilegt. Diese gewaltsame, visionäre, aber immer stark dichterische Art finden wir auch in seinem neuen Romane: Die neuen Römer (Dresden, H. Minden).

Der Roman hat eine Vorgeschichte. Richard Voß hat seine Haupthandlung schon früher poetisch verwerthet in dem Trauerspiel „Pater Modestus", das über mehrere Bühnen schritt und u. a. in Frankfurt a. M. einen Erfolg errang, der zu den stärksten des jungen Dramatikers zählt. Aber nach der Aufführung wurde das Stück von der Censur verboten. Wir begreifen diese Strenge vollkommen. Gewiß lag dem Autor jede antikatholische Tendenz ferne, aber ein römischer Priester, welcher seinen Pflegling mehr mit dem Virgil als dem Katechismus für die Kirche erzieht, welcher den aus dem Seminar Entflohenen vor dem Altar mit seiner Geliebten vereint, welcher selbst eine Tochter hat und trotz seiner Excommunication noch priesterliche Handlungen ausübt, von seinen höchst ketzerischen Ansichten z. B. über das „Bete und Arbeite" ganz abgesehen, — wahrlich, es ist ein Wunder, daß dieser herrliche Pfaffe überhaupt nur einmal über die weltbedeutenden deutschen Bretter schreiten durfte. Jedenfalls hat Dame Anastasia mit der Klapperscheere, als sie dem bösen Theaterstück den Lebensfaden entzweischnitt, wohl nicht gedacht, daß es, gleich dem Todtgesagten in Corneille's Lustspiel, in anderer Gestalt und mit dem höhnischen Citat:

„Les gens que vous tuez se portent assez bien"

wieder auferstehen würde. Aus dem gemeuchelten Drama ging der Roman hervor. Pater Modestus lebt.

Das Romeo und Julia-Motiv bildet die Kette in dem kunstvollen Gewebe der Handlung. Zwei feindliche Häuser verbindet die Liebe der Kinder. Auf der einen Seite steht mit seinem Töchterlein Silvia der liberale Freidenker Graf della Rocca, der in der italienischen Kammer die Civilehe durchgesetzt und die Entsumpfung der römischen Campagna vorgeschlagen; auf der anderen die bigotte Fürstin Romanelli, die seit einem Decennium, seit dem argen Jahre 1870, dem Beispiel des hohen „Gefangenen im Vatican" folgend, auf ihren Gütern bei Rom in freiwilliger Verbannung lebt, und ihr Sohn Ruggiero, dem sie die stolze Zukunft bestimmt hat, der Letzte der Romanelli zu sein. Zwischen beiden Parteien steht in seiner edlen Menschlichkeit der Pater Modestus, der schlichte Priester und Sohn des Volkes, der „mit dem geneigten Haupt und den tief hängenden Schultern den Eindruck macht, als drücke ihn das Bewußtsein einer Schuld, als sei er gleichsam zermalmt von dem Gefühle seiner Sündhaftigkeit." Und dieser Eindruck trügt nicht. Die lebendige Erinnerung an seine als junger Priester einst begangene Todsünde, die muntere Turturella, hüpft, scherzt und lacht in seiner Nähe, und der Pater darf sie nicht einmal heimlich Tochter nennen. Nur die Fürstin weiß von jenem Fehltritt, und sie hat darum an dem schuldbewußten Mönch einen Knecht, einen Leibeigenen, einen Sclaven, der, ihr blindlings ergeben, ihren Sohn für die Kirche erzieht. Das heißt auf seine Weise: mehr zum Christen, als zum Katholiken. Als daher der Bischof kommt, um sein Opfer ins Seminar abzuholen, da besteht Ruggiero wohl formell das Examen gut, allein der Buchstabe ist nicht der Glaube und das Christenthum mehr als ein Wort. Der Zögling soll unverzüglich dem schlimmen Einfluß seines Lehrers entzogen werden. Zum Unglück entdeckt jetzt die Fürstin, daß Turturella ihren Sohn liebt. „Ihr seid ein falscher Priester", herrscht sie den zerknirschten Pater an. „Ihr habt an mir und meinem Hause gefrevelt, schlimmer, als durch Todtschlag . . . Wo ist der Sohn, den ich aus Euren Händen für Gott empfangen wollte? Ihr habt ihn mir entwendet. Warum fragt Ihr mich nicht: wo ist meine Tochter? Ich habe sie Euch erhalten, dieses Kind ewiger Sünde. Sie ist groß geworden in meinem Hause, unter Euren Augen, und unter meinen Augen habt Ihr sie meinem Sohne verkuppelt. Ins Kloster mit ihr! Sie soll für die Eltern büßen, deren Sünde heimgesucht wird an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." Während Pater Modestus den schweren Bußgang in den bischöflichen Palast thut, wird Turturella ins Kloster geführt und reist Ruggiero nach Rom ins Seminar. Doch der Jüngling nimmt in seinem Herzen ein liebliches Frauenbild mit, dessen Bekanntschaft er auf einem Ritte durch die Campagna gemacht: er hat Silvia della Rocca gesehen, und ihre jungen Herzen haben sich gefunden. Ihre Liebe wird den Eltern hinterbracht. Die fanatische Fürstin sowohl, wie der freisinnige Graf wollen nichts davon wissen, und Pater Modestus ist vergeblich der Fürsprecher der Liebenden. So vollzieht sich denn das Ungeheure. Ruggiero entflieht dem Seminar und der heiligen Stadt und zwar nicht allein: er entführt Silvia oder eigentlich entführt sie ihn. Pater Modestus aber, der vom Bischof gemaßregelte, in ein fieberschwangeres Kloster verbannte Priester, segnet ihren Bund. Noch nicht genug, er schafft sein Kind aus dem Kloster, da es gerade den Schleier nehmen sollte. Er wird excommunicirt. Vor seinem Tode hat er noch das Glück, die Ehe Ruggiero's und Silvia's wenigstens vom Grafen della Rocca anerkannt zu sehen. Die Fürstin, obwohl der Papst gegen sie entscheidet, bleibt unversöhnlich bis an ihr Ende. Turturella, die Ruggiero hoffnungslos liebt, gibt sich den Tod.

Doch der Roman hat einen anderen Helden als das Drama: nicht Pater Modestus steht hier im Mittelpunkt, sondern die römische Wildniß, die Campagna. Rings um Rom dehnt sich ein Sumpf, eine Wüste, der Herd der römischen Pest. Wo einst dreiundfünfzig Völkerschaften Latium beherrschten, liegt heut eine über hundert Quadratmeilen umfassende Oede. In den pontinischen Sümpfen allein sind zwanzig und mehr Städte versunken. Verfallende Mauern, elende Hütten überall, wo ehedem blühende Ortschaften lagen. Im Frühling grünt und blüht diese unabsehbare Steppe. Wo es am üppigsten aufschießt, liegt der Giftkeim am reichsten unter der Decke. Der Wanderer versinkt bis ans Knie in Blüthen. Dann im Sommer ist die Haide braun und versengt. Nur die homerischen Asphodelen bieten den Pfeilen Apollos Trotz und bedecken in dichten Büschen den Boden. Das starre Laub der Buschwälder überzieht dichter Staub. Immer gieriger saugt der unersättliche Boden das schwärzliche, giftige Wasser ein; unheilvolle Dämpfe entquellen dem tausendfach geborstenen, mit Schlamm überzogenen Boden. Ein gelber Dunst umhüllt Himmel und Erde. Den Sümpfen entwindet sich ein Heer von Nebelgestalten. Sie schweben auf und ab und weben ein Leichentuch. Nur die Wolfshunde und Büffel fühlen sich da behaglich; die Menschen ergreift das Fieber, und aus ihren verglasten Augen starrt der Tod, noch lange bevor er ihre abgemagerten Leiber in den Sand streckt. Allüberall nur Oede, Hunger und Tod. Viele Monate hindurch bleibt der trostlose Anblick der römischen Landschaft unverändert, bis dann ein einziger heftiger Herbstregen sie auf einmal wieder aufblühen und aufgrünen macht und die Wüste wiederum in einen Garten verwandelt. Dieser dauert dann, bis die Fluthen der Regenzeit ihn überschwemmen und zerstören, worauf das große Sterben von neuem beginnt. Dieses traurig-erhabene Leitmotiv von der todtbringenden Campagna geht in wechselnden Variationen und Modulationen durch das ganze Buch.

Graf della Rocca erbarmt sich des unseligen Landes. Er macht den Kammern Vorschläge, wie der mit jedem Jahre wachsenden Versumpfung und Verwilderung des römischen Bodens Einhalt zu gebieten sei. Mehr noch: er will selbst mit gutem Beispiele vorangehen und entwässern, austrocknen, anbauen. Er dingt Hunderte von Bergbewohnern, und bald erhebt sich mitten in den Maremmen eine Colonie von Hütten und Zelten. Durch die wüsten Felder zieht diese Legion der Arbeit schmale, tiefe Gräben zur Aufnahme des Regenwassers. Andere roden die Holzschläge aus und pflanzen Tausende von Eukalyptus, jenen schönen, heilsamen und seltsamen Bäumen, die mit unglaublicher Schnelligkeit wachsen und durch gieriges Einsaugen der die Fieberluft bedingenden Stoffe reinigend auf die Athmosphäre wirken. Auch an großartige Reisplantagen denkt man, ebenso werden weite Strecken zur Bepflanzung von Klee vorbereitet. Und die Reformationen des Grafen erstrecken sich noch weiter: bis zur Errichtung einer Schule für

Digitized by Google

die Kinder seiner Arbeiter. Aber seine Leute läßt er nie die Messe besuchen, niemals zur Beichte gehen.

Pater Modestus ist staunender Zeuge dieser für ihn neuen Welt der Arbeit. Er sieht, wie die Wüste sich umwandelt, wie die gesunde Ackerkrume wächst, wie das Fieber verschwindet, wie Gesittung und Wohlstand sich ausbreiten. Und dieser Wohlthäter des Landes sollte ein Ungläubiger, ein Gottesleugner, ein Feind der Kirche sein? Und diesem Manne sollte er, der Priester, entgegentreten? Rauh und stolz begegnet ihm der Graf. Er verheimlicht es ihm nicht, daß er den Priester, daß er alle Pfaffen verachtet. „Was thut Ihr?" fragt er ihn barsch, „was nützt Ihr? Werft Eure Rosenkränze fort und ergreift statt dessen die Pflugschar, meinetwegen die Büchse und den Degen. Werdet aus Betern Arbeiter, aus Mönchen Männer, Männer, wie diese Zeit sie braucht: stark und festgefügt. Gründet Familien mit Söhnen, die ihren Vätern gleichen, mit Töchtern, die ihren Gatten wiederum solche Söhne geben. Dient Gott dadurch, daß Ihr der Welt dient".

Aufs Tiefste ergriffen, lauscht der Pater diesem neuen Evangelium: die Arbeit als höchste menschliche Thätigkeit. In stillen Stunden der Nacht sagt auch er sich: „Priester, wo sind deine Thaten? Herr, Herr, Du selbst hast sie uns ja genommen! Du nahmst sie uns, indem Du uns das Gebet gabst, und dieses ist der Tod aller Thaten." Als nun rings um ihn, in seinem einsamen Kloster mitten in der Wildniß, alle seine Amtsbrüder von der Malaria dahingerafft werden und nur er allein verschont wird, da beginnt er sein Werk. Er will etwas thun, etwas nützen. Eine Hacke, eine Schaufel sind bald zur Stelle. Er unterzieht die Lage seines Klosters einer sorgfältigen Prüfung. Er fängt an zu graben und das Sumpfland nach bestimmten Richtungen hin zu durchstechen. Bald verbreitet sich in der ganzen Umgegend die Kunde, Pater Modestus grabe nach Schätzen. Da strömen die Bauern von allen Seiten herbei. Anfangs will der Pater ihnen in aller Einfalt und Ehrlichkeit den Casus auseinandersetzen, aber Keiner schenkt ihm Glauben; Jeder beschuldigt ihn, den Schatz für sich allein erbeuten zu wollen. So sieht er sich mit einem Mal als Befehlshaber einer ganzen Arbeitercolonie. Seine Begeisterung reißt diese wilden Seelen hin; nur daß ihre Empfindung durch andere Gewalten in Flammen gesetzt wird. Mit Engelszungen verkündigt er ihnen das Evangelium der Arbeit, aber sie verstehen ihn nicht. An diesem Mißverständniß geht er zu Grunde. Die Schatzgräber, die sich von ihm überlistet glauben, schlagen ihn todt. Vor seinem Ende aber ist er noch einmal glücklich. „Er sah seine Eukalyptus — wie sie gewachsen waren! — er sah seine Gräben und Canäle — wie das Wasser in ihnen dahinfloß! Und ringsum sah er nirgens mehr Sumpf. Nirgends mehr das giftige Grün, das hier einst die Wasserlachen und den fieberschwangern Boden bedeckte. In einiger Entfernung sah er sogar eine Strecke Landes zu Feldern umgepflügt, ein köstlicher, jüngfräulicher Acker, abgerungen der Wildniß. Seine Arbeit hatte genützt!"

Dieser Kampf mit der Wildniß, aufgenommen von der Seele und dem Arm eines schlichten Mönchs, entbehrt nicht eines grandiosen Zuges, wenngleich man sich sagen muß, daß durch das Aufwühlen des Bodens, durch bloße Gräben und Löcher ohne hinreichend tiefe Sohle, durch systemlose Spatenstiche der wenigstens während des Paters langer Abwesenheit ihrem habgierigen Vandalismus überlassenen Bauern ein tausendjähriger Morast über Nacht keineswegs entsumpft, fruchtbar und gesund wird. Dem Verfasser hat da offenbar mehr Lafontaine's Märchen von den Schatzgräbern im Weinberg vorgeschwebt, statt Leclerc's Handbuch der Drainage. Auch noch Anderes erscheint nicht genug motivirt und vorbereitet. Dem Pater sollte doch vor Allem darum zu thun sein, die ihm ins Kloster entführte Tochter wiederzugewinnen; statt dessen verliert er seine Zeit mit eigenen und fremden Angelegenheiten, mit dem Liebespaar, mit Reisen nach Ostia und Rom, mit seinen Entsumpfungsarbeiten, so daß er natürlich zu spät kommt. Nicht doch, gerade noch zeitig genug, um den Banditen in die Hände zu fallen, um bei der Einkleidung anwesend zu sein, um dem Bischof gegenüberzutreten, um die Erstürmung des Klosters und die Gefangennahme der Fürstin zu erleben . . . Wahrlich, viele Ereignisse, Schlag auf Schlag, treffliche melodramatische Momente, ein wirksamer Actschluß! Diese Fülle von Ereignissen mußte aber im Buche besser begründet, auseinandergehalten, vielleicht ganz beschnitten werden. Die epische Kunst operirt nicht mit dem Theaterblitz, nicht mit bengalischer Beleuchtung, nicht mit „Wirkungen ohne Ursache", wie Wagner den Effect so hübsch definirt hat.

Sollte der Roman ins Italienische übersetzt werden — und er verdiente es —, so kann man begierig sein, ob jenseits der Berge diese neuen Römer als echte Landsleute erkannt und begrüßt werden, oder ob man dort sich verwundert fragen wird, wo der deutsche Poet wohl seine Modelle gefunden hat. Wer Italien und die Italiener kennt, weiß, daß es kein Land gibt, wo man sich für religiöse Dinge weniger ereifert. Der Streit zwischen Königthum und Papstthum läßt die breiten Schichten des Volkes kalt. Das Märchen von dem Gefangenen im Vatican hat nur deutsche Centrumswähler in Aufregung versetzt, und die empörenden Scenen beim Begräbniß Pio's IX., die Voß ebenfalls schildert, erregten dort wohl lebhaftes Bedauern, aber keinen Entrüstungssturm. Auch der für Italien geringe praktische Werth der Civilehe, „das köstlichste Geschenk, das wir unserem Vaterlande zu geben vermochten, eine der edelsten Errungenschaften des neuen Geschlechts überhaupt", wie Voß den Grafen della Rocca sagen läßt, ist hier nach deutschen Begriffen gemessen und überschätzt. Endlich hat auch die fromme Innerlichkeit des Paters Modestus, der unbeugsame Fanatismus der Fürstin einen starken deutschen Beigeschmack. Da muthen uns der Bauern Abneigung vor den Bettelmönchen, der heitere Utilitarismus des Sindaco von Frascati, die praktische Gläubigkeit der sich einen Seelsorger raubenden Banditen, der Aberglauben Tarpeja's, die Anhänglichkeit der vertriebenen Nonnen an ihr elendes Kloster viel echter an. Auch ist es ein feiner Zug, daß der Papst der Fürstin Unrecht gibt, wenn man gleich bedauern kann, daß die Audienzscene unausgeführt bleibt und der päpstliche Verweis nicht näher motivirt ist. Richard Voß liebt solche Ueberraschungen.

Aber trotz all dieser Ausstellungen ist es doch ein bedeutendes Buch. Wer eine Gestalt wie den Pater Modestus zeichnen und entwickeln kann, ist ein Dichter. Einzelne Auftritte wird der Leser nicht wieder vergessen, so die Liebesscenen zwischen Ruggiero und Silvia, den Ritt Ruggiero's und des Paters nach der Solfatara: wie Turturella die Reiter mit ihrem melodischen Lachen begleitet, wie Modestus das Local der Troerlandung erklärt, wie auf diese heiteren Erfindungen das Nachtstück in der Solfatara folgt. Bei der gewaltigen Schilderung der Pest im einsamen Mönchskloster hat man das Gefühl, als wäre Alles im Fieber geschrieben und als müßte etwas davon auf den Leser übergehen. Prächtig sind auch die Bilder der Campagna zu allen Jahreszeiten und aus dem römischen Straßenleben; letztere zuweilen, wie das Capitel vom Carneval oder vom Monte Pincio im Sommer, mit Humor entworfen. Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke, uns die von der Bühne verbannten Gestalten seiner dramatischen Dichtung noch einmal in breiter, vertiefter epischer Composition vorzuführen, und der Dichter verdient dafür den Dank und die Gunst der deutschen Leserwelt.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Anzengruber's „Schandfleck" in seiner Neugestaltung.

Von Wilhelm Bolin.

Man hat ganz ernstlich darüber gestritten, ob ein Dichter das Recht habe, sein Werk, nachdem er es der Oeffentlichkeit übergeben, einer Neugestaltung zu unterwerfen. Was bei der Wissenschaft und der Unterrichtsliteratur als selbstverständlich gilt, daß neue Auflagen nöthige Verbesserungen erhalten, das soll beim poetischen Kunstwerk unzulässig sein? Ein Werk also, dessen anfängliche Gestalt weder den Autor selbst, noch seinen Lesern recht zusagt, dürfte einer angemessenen Umgestaltung nicht theilhaftig werden, blos weil es einmal in jenem Zustande gedruckt worden. Zum Glück haben sich die besten Dichter — es wären hier recht bedeutende Namen zu nennen — über eine solche Zumuthung der spitzfindigsten Pedanterei hinweggesetzt, wenn es sich darum handelte, Probleme, deren Bewältigung ihnen beim ersten Wurf nicht gelungen, durch eine neue Bearbeitung zur vollen Geltung zu bringen. Hier hat der Erfolg allein zu entscheiden, und wenn die spätere Leistung gerade das bringt, woran es die vorhergehende fehlen ließ, hat man einfach den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit des Autors anzuerkennen, der die Mühe nicht gescheut, eine bereits veröffentlichte Arbeit wieder aufzunehmen und derselben die ihr gebührende Behandlung zukommen zu lassen. Eben dies ist der Fall bei dem in der Ueberschrift genannten Roman Anzengruber's, der vor acht Jahren in einer durch äußere Umstände veranlaßten provisorischen Gestalt erschien, nunmehr jedoch in seiner rechtmäßigen Vollendung vorliegt,*) um von allen Freunden des Dichters aufs freundlichste bewillkommnet zu werden.

Bei seinem ersten Erscheinen wurde dem als Dorfgeschichte angelegten Roman mit Recht eine gewisse Zwitterhaftigkeit vorgeworfen, indem durch Verlegung des späteren Schauplatzes in die große Stadt die Identität der Hauptfigur in der zweiten Hälfte der Erzählung dem Leser nahezu problematisch wurde. Nachdem man das allerliebste Landkind in sein Herz geschlossen, so lange man es unter seines Gleichen heranwachsen und sich zu seiner ganzen Tüchtigkeit entfalten gesehen, wollte es Einem gar nicht mehr recht behagen, als es unter die Alltagsmenschen gerathen, an die sein ferneres Geschick geknüpft sein sollte. Es erschien äußerst fraglich, ob seine Versetzung in jene, ihm durchaus fremde Welt auch so segensreich werden könne, wie es vom Dichter offenbar beabsichtigt gewesen, und ob nicht vielmehr das einfache Mädchen vom Dorf in der betreffenden Umgebung dem traurigen Loose entgegen ginge, das seiner Zeit Auerbach's „Frau Professorin" zugefallen, wiewohl die städtischen Verhältnisse selbst, in welche Anzengruber seine Heldin gebracht, sich überaus günstig anließen, und die Familie, in welche sie hineinheirathete, aus lauter exemplarischen Prachtwerken bestand, welche die betreffende Ehe schwerlich als Mesalliance angesehen haben würden. Seither hat der Verfasser die ganze städtische Partie bekanntlich ausgeschieden und als selbstständige Erzählung unter dem Titel „Die Kameradin" veröffentlicht.**) Die hier hinzugedichtete Vorgeschichte hat allerdings auch einen dörflichen Schauplatz, wird aber dem Leser erst gegen Schluß der Erzählung kund und gibt für diese selbst nur den geschickt angebrachten Hintergrund ab. In solcher Fassung ließ man sich die Verwandlung der Landdirne in eine Städterin ganz gut gefallen, da selbige von vornherein aus den ländlichen Verhältnissen bereits gänzlich losgelöst und dabei als Schulmeisterstochter mit einer gewissen Gemüthsrichtung als Mitgift vorgeführt wird, wodurch einerseits das Einleben in minder einfache Verhältnisse nicht undenkbar erscheint, andererseits aber, weil die betreffende Persönlichkeit an den Leser zunächst ohne alle Voraussetzungen herantritt, den Vergleich zwischen Früherem und Bevorstehendem nicht herausfordert. Bei einer derartigen Umgestaltung ist das „Lorle"-Problem glücklich umgangen, da ein so beschaffenes Landmädchen im Stadtgetriebe schon eher zurechtkommen und von den Vorurtheilen und Rücksichtslosigkeiten ihrer neuen Umgebung weniger zu leiden haben dürfte.

Dagegen hat der Autor bei der Umgestaltung seines „Schandfleck" einen andern Einwand, der ebenfalls gegen diesen Roman bei dessen damaligem Erscheinen erhoben ward, gänzlich unberücksichtigt gelassen, und dafür kann er auf die volle Zustimmung aller unbefangenen Leser rechnen. Denn der fragliche Vorwurf betraf nicht die Form der Composition, sondern das eigentliche Problem der Dichtung selbst, wie er es sich zur Lösung und Darstellung vorgenommen gehabt. Man hat es ihm verdacht, daß er seine Erzählung nicht mit dem ersten Theil schließt, wo der Heldin die traurige Kunde wird, daß ihre erste Liebe einem natürlichen Bruder von ihr zugefallen, mit dem sie keine Ehe eingehen könne. Hierauf hat man die Nothwendigkeit eines tragischen Ausgangs für beide Betheiligten gründen wollen, während der Dichter in strengster Folgerichtigkeit der betreffenden Charaktere, nur den unglücklichen Bruder an diesem Conflict zu Grunde gehen, das Mädchen aber siegreich daraus hervorgehen läßt. Seine Erzählung so abzuschließen, wie es von jener Seite her von ihm verlangt wurde, wäre für den Dichter ein Leichtes gewesen. Und nicht darin hat er es bei der ersten Behandlung seines Problems versehen, daß er die Liebenden, die sich als Geschwister erkennen und deshalb von einander lassen müssen, nicht beide deshalb den Tod suchen läßt; auch darin nicht, daß er die Charaktere so angelegt, den Bruder allein verzweifeln zu lassen, während die Schwester Kraft zu einem neuen Leben behält. Eben darin zeigt sich das hier vorliegende Problem so tief gefaßt, daß das Verhältniß der Betheiligten nicht als sogenannte „unglückliche Liebe" dasteht, wonach allerdings, wenn es sich um gewöhnliche Herzensbeziehungen handelte, die unbefriedigt bleiben sollen und allen Hindernissen zum Trotz beharren, ein tragischer Ausgang von der fraglichen Art als unabwendbar erscheint. Im vorliegenden Roman jedoch wird die Liebe, welche die Betheiligten anfänglich zu einander fühlten, durch den Eindruck, den die Entdeckung ihrer Herkunft auf sie macht, völlig aufgehoben. Und gerade das ist so großartig wie richtig gedacht: in Beiden erlischt die Liebe, sobald die Scheu vor der Blutschande an sie herantritt. Was sie gegen die hier ihnen entgegenstehenden Hindernisse sich empören ließe, wäre nicht Liebe, sondern wilde Leidenschaft, wodurch sie weder für den Leser noch gegen einander an Werth gewännen. Seinen herrlichen Stoff dnrch eine derartige Scheußlichkeit zu würzen, hat der Dichter wohlweislich verschmäht. Gerade dadurch ist sein Geschwisterpaar geadelt, der echten poetischen Theilnahme durch und durch würdig, daß ihre unglückliche Liebe rein bleibt, daß weder er noch sie, nach der furchtbaren Erschütterung, wodurch die Liebe in ihnen ertödtet worden, an ein Erzwingen der ihnen verweigerten Befriedigung denken mögen. Der Bursche stirbt nicht an und nach der Liebe, er geht an der Leere seines Innern zu Grunde: er wird wüst. Das Mädchen hingegen, durch die Entdeckung, daß sie unerlaubter Liebe ihr Leben verdanke und erschüttert durch die Gefahr, in welche sie selber durch die Liebe gerieth, faßt zunächst ein Mißtrauen gegen dies Gefühl, um demselben erst nach einem prüfungsvollen Leben wieder zugeführt zu werden, in welchem sie die Gediegenheit ihres Gemüths bewährt und dadurch den Fluch ihrer Geburt tilgt. Diesen großartigen Zug der Dichtung, daß nur der Bruder, als schwache eigensüchtige Natur, sein Unglück nicht überleben kann, die Schwester aber, als pflichtkräftiges Gemüth, sich emporrichtet und daran erstarkt, hat der Autor mit Recht in der neuen Bearbeitung beibehalten und sein Augenmerk darauf gerichtet, denselben in genauer Uebereinstimmung mit der Grundanlage des Ganzen durchzuführen.

Weit entfernt also, die vortreffliche Grundidee seines Romans irgend zu ändern, hat sie der Autor in dessen Neugestaltung vielmehr dem ursprünglichen Plan gemäß zu ihrer rechten Geltung gebracht. Bis auf einige wenige Capitel, welche die Angehörigen und den Halbbruder des Mädchens betreffen und aus der früheren Bearbeitung entsprechend modificirt herübergenommen worden, gehört der neue zweite

*) Dorf-Romane von Ludwig Anzengruber. Erster und zweiter Band: Der Schandfleck, eine Dorfgeschichte. Neue umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**) Vergl. Gegenwart Bd. XXIV. Jahrg. 1883, Nr. 4.

Digitized by Google

Theil der Charakterdarstellung des Mädchens unter veränderten, jedoch wiederum ländlichen Verhältnissen. Dort wird ihr allerdings auch die Genugthuung, einen braven Gatten und ein gediegenes Hauswesen zu finden; aber es geschieht nicht in jener fast märchenhaften Weise, wie es bei der provisorischen Gestaltung der ersten Ausgabe der Fall gewesen, sondern unter Mühsal, Entbehrung und theils auch unverdienter Demüthigung. Hieran sich emporringend, erfüllt das Mädchen wahrhaft ihren weihevollen Beruf, eine unverschuldete Missethat zu sühnen, um derentwillen sie anfangs so schweres Leid ertragen mußte. Jetzt erst ward die Dichtung, was sie von vornherein hätte sein sollen: ein künstlerisches Ganze von einer wunderbaren Folgerichtigkeit und Klarheit. Nicht nur, daß man die berechtigten Partien keineswegs vermißt, man begreift absolut nicht, wie die Darstellung irgend anders hätte sein können. Vor allen Dingen gilt dies von der Hauptfigur, deren Entwickelung in der neuen Umgebung man unentwegt verfolgt, ohne daß sich — wie dies bei der früheren Fassung der Fall gewesen — Gefühl und Urtheil unabläßig dagegen aufbäumen. So vortrefflich und einheitlich wie beim Mädchen, ist das Neue auch betreffs der übrigen Figuren geglückt. Nunmehr liegen die Eheaussichten für das betreffende Paar ganz naturgemäß, ohne jede Spur von Mesalliance, und besonders vortheilhaft hat der Autor es auch darin getroffen, daß die Verbindung selbst durch einen aus der Sachlage sich ergebenden Eingriff der Angehörigen des Hauses gefördert wird. Sowohl das Anbahnen der Neigung selber, wie deren späteres Geltendwerden entwickelt sich in einer ebenso correcten, wie fesselnden Weise: beiderseits liegt eine erste, wiewohl nicht auf gleiche Art verfehlte Liebe in der Vergangenheit, aber für beide Theile ist eine spätere, reife Liebe die rechte, und gerade dieser Contrast, der in der früheren Fassung kaum angedeutet war, gelangt in der Neugestaltung aufs Trefflichste zur Anschauung. Ueberaus bedeutsam ist hier auch das Auskommen mit verhältnißmäßig wenig Figuren im Gegensatz zu der früheren Gestaltung, wo es nach dieser Seite hin einen bedenklichen Aufwand gab, der die Schärfe der Charakteristik nicht wenig beeinträchtigte. Von diesen neu geschaffenen Persönlichkeiten ist jede genau so leibhaftig und deutlich ausgeprägt wie alle aus dem ersten Theil. Daß zwischen den beiden eine erhebliche Zeitspanne in der Abfassung liegt, wie es thatsächlich der Fall, bleibt sogar dem unmittelbaren Vergleich des beibehaltenen Textes mit dem neu hinzugekommenen unentdeckbar. Der Roman ist eben ein organisches Ganze von durchaus homogenen Bestandtheilen, dem schriftstellerischen Naturell des Dichters durch und durch entsprechend, und da der ursprüngliche Plan, der nunmehr zu seinem Rechte gekommen, der einzig richtige war, so befindet sich dieser Dorfroman auf jener Höhe der Vollendung, wie sie der wunderbaren Begabung des Autors entspricht.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

Zuerst ein paar schrill aufkreischende Töne, dann eine Reihe schneller Wehklagelaute, die allmählich ermatten, um mit einem tieferen Gestöhn plötzlich abzubrechen. Nichts weiter, als daß in einem Hofe der Nachbarschaft Holz gesägt wird. Melancholisch, unendlich trostlos klingt es durch die heißbrütende Oede des Sommernachmittags. Ich sitze in dem Dämmerlicht der geschlossenen Jalousien und lausche den Tönen wie gebannt; ferner, immer ferner her kommen sie, aus einer längstversunkenen Zeit, aus einem entlegenen Erdenwinkel, und der häßliche Klang der mechanischen Arbeit verklärt sich zur wehmüthigen Klage — ein frühes Ideal, das jäh zersprang, eine süße Thorheit des jungen Herzens, die der unerbittliche Realismus des Lebens brutal zerriß. —

„Die Holzhauer kommen!“ — es gab jedesmal ein Ereigniß für uns Kinder. Die saubere, überaus correcte Idylle unseres Hofes ward ein paar Tage lang von dem Lärm der Arbeit erfüllt; die Gegenstände bedeckten sich mit dem feinen gelben Sägemehl und das ganze Haus durchzog der scharfwürzige Odem des zerkleinerten Buchenholzes. Das Schreien und Kreischen und Stöhnen der Säge dünkte uns damals wie eine Musik; unser Castor aber, Papas emeritirter Jagdhund, der in einer Ecke des Hofes sein Gnadenbrot verzehrte, litt ob solcher Musik unsägliche Qualen, die er in heiseren Wimmerlauten in sich hineinjammern ließ.

Früher kamen sie zu ihrer vier, die beiden Alten und die beiden Jungen; zwei Sägeböcke wurden aufgestellt und mit Holzscheiten beschwert, und die beiden Sägen vollführten gemeinsam ihr schlechtgestimmtes Concert. Später fiel das Weib des jüngeren Mannes aus und dieser verrichtete mit seinen Eltern allein die Arbeit. Ich erinnere mich ihrer stolzen, üppigen Gestalt, und ich hatte das dunkle Gefühl, als paßte sie mit ihrem enggeschnürten Mieder und ihren schneeweißen Strümpfen, die sie kokett zu zeigen liebte, nicht in dies staubige Tagewerk. Sie war von jener luxemburgischen Mischlingsart, herb im Ausdruck, resolut in Sprache und Bewegung; sie hatte eine dunkle Altstimme, auf der Oberlippe schimmerte ein leichter Flaum: über das sehr starke, glanzlose Wellenhaar trug sie zum Schutz gegen das umherstäubende Sägemehl ein rothbuntes Baumwollentuch.

Nein, sie paßte nicht in solch' prosaische Tagesschablone. Und wie ihre kräftigen braunen Arme in Gemeinschaft mit ihrem Mann die Säge hin und her hasten ließen, schien es weniger der Eifer, die Arbeit zu fördern, als vielmehr die schlecht verhaltene Wuth, daß das Schicksal sie in dies Joch gespannt. Eines Tages war sie fort, dem Joch entsprungen. Wohin? Niemand wollte es wissen — nach Frankreich hinüber, ins Preußische, nach Belgien hinein? die Grenze war überall so nah. Man sagte, die Mißhandlungen ihres dem Trunke ergebenen Mannes hätten sie aus dem Hause gejagt; man sagte, es wäre eine Untreue im Spiel gewesen, und ein gewisser Caféhausheld, der gleichzeitig verschwunden war, wurde genannt.

Eine Zeit lang, bis das Töchterchen Irmin herangewachsen war und an Stelle der entlaufenen Mutter eintrat, mühte sich Baptist allein mit seiner Säge ab. Wenn das Eisen sich verfing, entfuhr seinen zusammengebissenen Zähnen ein zischelndes „sacré nom d'un chien!“ oder ein „Krrr—t'Jes!“ seines Patois (verdorben aus Christo Jesu), seine Gestalt, die nur aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien, richtete sich hoch aufrecht zu ihrer erstaunlichen Länge, mit dem Rücken seiner Hand strich er über die senkrecht gerunzelte Stirn, stierte mit seinem einzigen Auge — das andere bildete eine unschöne Narbe — ins Leere, griff nach der flachen Branntweinflasche, die er in Reichweite neben der Speckschwarte zum Bestreichen der Säge auf einem Holzstoß liegen hatte und nun, den Kopf weit in den Nacken zurückgebeugt, wobei die nackte Brust aus dem offenen Hemd hervorquoll, ließ er den Inhalt hörbar laut die Kehle hinabgurgeln.

Und wie er zuhieb beim Zerhauen der Klötze! Da schien sich sein geheimkochender Zorn auszutoben. Jeden der Hiebe begleitete er mit einem hervorächzenden Ha! Bei den knorrigen Klötzen, die dem ersten Anhieb der Axt nicht weichen wollten, steigerte sich dies Ha! zu einer wüthenden Drohung: ha! das gilt ihr, der Verrätherin! — ha! das gilt ihm, dem Hund von einem Verräther! Und der Klotz fuhr splitternd und krachend auseinander und das blanke Eisen stak tief im unterliegenden Holze.

Zuweilen entfernte er sich mit der Flasche, um sie mit neuem Vorrath zu füllen. Wenn er dann etwas spät erst zurückkehrte, oft nach Stunden und in leicht wankender Haltung, so fuhren die beiden Alten ihn heftig an. Erregte Worte, heiße Flüche flogen hin und her, nur einige Minuten lang, dann setzte die Säge mit ihrem Gekreisch wieder ein und ein scharfhallender Axtschlag schnitt das kleine Drama kurz entzwei.

Sonst redeten die Alten kein Wort. Stunde um Stunde das fortschreitende Einerlei der Arbeit, ein Scheit nach dem andern, das unter ihrer Säge in Klötze zerfiel. Er war ein

Digitized by Google

dürres, gleichsam holztrockenes Männlein, dessen Antlitz die ungewisse gelbbraune Farbe des Buchenholzes angenommen hatte. Um das bloßliegende Muskel- und Sehnenspiel seiner hageren Arme bewegten sich heftig, im Eifer der Arbeit, die dicken Ringe der zusammengewulsteten Hemdärmel, und aus der kleinen, geschwärzten Thonpfeife, die in dem einen Mundwinkel zitterte, kräuselte ein fröhlicher blauer Rauch unter dem Messingdeckel hervor. Sein Weib stellte, ihm zum Gegensatz, ein gewaltiges Stück Körper dar, das auf zwei massiven Beinen fest genug gegründet schien und einen Rücken von übermäßigen Dimensionen zeigte. Sie handhabte die stärksten Scheite mit spielender Leichtigkeit, dabei war es possirlich zu sehen, mit welchem fast zärtlichen Ausdruck ihres rothgebunsenen Gesichtes sie die Säge mit der Speckschwarte strich und gleichsam schmeichelte. Zuweilen entlieh sie sich auf ein paar Scheitlängen den Pfeifenstummel ihres Mannes.

Irmin war das Ebenbild ihrer Mutter. Dieselbe feine Olivenblässe des Teints, dieselbe Fülle der kastanienbraunen Haarwellen, die das Kind zu einer schweren Flechte gefesselt trug, derselbe Hang zur koketten Darstellung ihrer Person, auch im Alltagswust der Arbeit, den die Kleine durch Anlegung von gelegentlich aufgegriffenen Bänderchen und Flittern kundgab. Früher, ehe sie sich das Joch hatte auflegen lassen, mochte auch die Mutter das silberne Lachen und den fröhlich über alle Hindernisse hinwegsetzenden Uebermuth gekannt haben.

Irmin war uns Kindern ein prächtiger Spielkamerad, mit keinem Andern ließ sich's so ausgelassen tollen und jagen wie mit ihr. Die benachbarte Bastion mit ihrem vom hohen Grase überwucherten Geschützbänken bot uns das weiteste Feld für unsere Hasch- und Versteckspiele; von solch' köstlichem Jauchzen hatten die alten feuchtkühlen Casematten und Poternen noch nie wiederhallt. Wir kletterten über die vom Unkraut durchwachsenen Kugelhaufen, turnten an den riesenmäßigen Geschützen umher, trieben Schabernack mit den Schildwachen und reizten den drohend erhobenen Meterstab des griesgrämigen Wallmeisters.

Mit dem letzten Schrei der Säge war all' die Lust dahin. Irmin verschwand dann auf viele Monate — ach, sie mochte dann wohl in einem andern Revier und mit andern Kindern tollen und jagen — eine ganz leise Spur einer dunklen Eifersucht keimte damals in mir auf; wenn ich den Klang einer Säge hörte, so zauberte mir das ihr herzerquickendes Lachen herauf; die Grasflächen der Bastei mit ihrem melancholischen Grillengesang und ihren in der Sonne gleißenden Bronzerohren kamen mir jedesmal, wenn sie fort war, unsagbar öde und einsam vor.

So sah ich sie gleichsam ruckweise heranwachsen, der Zopf auf ihrem Nacken ward breiter und länger, und zuweilen schien es, als mischte sich in das funkelnde Spiel ihrer braunen Augen eine kleine versteckte Absicht. Jedenfalls beherrschte sie uns alle mit diesen Augen, mit dem sonoren Klang ihrer Stimme, mit ihrer immer resoluter hervortretenden Art, die ganz nach der Mutter schlug.

Dann war es auf einmal vorbei mit der Freiheit. Auch sie ward in das häßliche Joch gespannt.

Als ich sie zum ersten Male gemeinsam mit ihrem Vater an dem Sägebock arbeitend fand, fiel es mir heiß auf's Herz, als geschähe mir selbst eine ungeheuere Demüthigung. In der Bewegung der Arbeit schlenkerte der Zopf lebhaft hin und her wie ein trotziges „nein, nein!" Das gekräuselte Wildhaar, das ihr Stirn und Schläfen umwölkte, war ganz gelb bestäubt vom Sägemehl. Ihr herabgesenktes Gesichtchen glühte — war es die ungewohnte Anstrengung, war es die Scham ob solcher Beugung ihres stolzen Sinnes? Ich stand von ferne und beobachtete sie, verschlang jede ihrer Bewegungen mit den Augen, gepreßten Athems und mit pochenden Schläfen. Aber kein Blick von ihr zu mir herüber — ich weiß nicht, war es damals, daß der Feuerbrand dieser seltsamen Leidenschaft zuerst in meinem Herzen zu glimmen begann . . . .

Noch mehr. Das nächste Mal, nach ein paar Monaten, erschien sie mit einer Traghotte, die man für ihre Größe besonders angefertigt hatte. Damit sollte sie an Stelle des Vaters das zerkleinerte Holz die zwei Treppen hoch auf den Boden schaffen. Gewiß, sie war ja zur Arbeit geboren, und es erschien keine Ueberlast, die man damit ihrem jungen Rücken aufbürdete; sie war tüchtig in die Breite und Höhe entwickelt und hätte sich gar bald, in einigen Jahren, zu einer Prachtgestalt wie die ihrer Mutter herausbilden. Dennoch gerieth ich außer mir: nein, das nicht! Alles, nur das nicht! nur nicht das Bild dieser bittersten Demüthigung! Ihre Gestalt, die meine Phantasie in den langen Monaten, da ich sie nicht sah, mit allen Reizen der Poesie zu verklären pflegte, nun tiefgebückt unter der brutalen Last, schwerathmend, Stufe um Stufe hinaufschlürfend. Was wollte ich dagegen thun? Nun, sie da unten an den Sägeböcken zur Rede stellen — ihnen das Ungeheuerliche verweisen. Ach, wie hätten sie mich ausgelacht!

Als ich die Treppe hinabstieg, des sprühenden Zornes voll, kam sie gerade mit einer neuen Ladung herauf. Ihre Hand langsam an dem Geländer entlang rückend, bewegte sie sich in tiefer Beugung nach vorwärts, aber bei jedem Schritt ihrer festen Beinchen ging eine Art elastischen Schnellens durch ihre Gestalt, wie ein Uebermuth der Jugendkraft, die mit solcher Unbill spielt. Die Trageriemen schnitten tief in ihre Schultern ein und preßten die zarte Rundung ihrer jungfräulichen Brust wie in roher Gewaltsamkeit hervor.

„Halt, nicht weiter! Setz es ab!" rief ich.

Sie hob das Antlitz, strahlte mich mit großverwunderten Augen an. Dabei schritt sie weiter.

„Du sollst es hinsetzen, Irmin! Solche Arbeit ist nicht für Dich. Du bist zu gut dazu!"

Eine Glührothe fuhr über ihr Gesicht. „Wa . . . as?! Wer soll denn die Arbeit thun? Du bist närrisch, weißt Du."

Und da ich immer noch stand, ihr den Weg verwehrend, rief sie: „Mach Platz!" Es klang gebieterisch wie ein Commando. „Was geht's Dich an?" warf sie noch hin. Dann schritt sie an mir vorbei, der ich scheu zur Seite wich; von droben her hörte ich noch ihr halblautes Lachen, das der Donner des abgeworfenen Holzes abschnitt.

Was geht's mich an? Gewiß geht's mich an! Die Liebe ist's, die Liebe — mein Herz, mein kleines thörichtes Tertianerherz, das in Flammen stand! Welch' eine Qual der Ohnmacht, in ihrer Nähe zu weilen und die Schmach, die man ihr in meinen Augen zufügte, nicht hindern zu können! Jeder Donner, der vom Boden hallte, hieß mich zu neuem kindischem Zornesausbruch emporfahren.

Wenn ich ihr nun selbst die Last abnähme? . . . Warum war ich nicht sofort auf diesen Ritterdienst verfallen?

Ich fand sie auf einem Treppenabsatz ausruhend, gegen die hingesetzte Hotte gelehnt, die Füße vorgestemmt, mit hochathmender Brust.

„Komm, laß mich einmal", sagte ich, auf die Hotte deutend.

„Was? Du willst sie hinauftragen? — oho!" Und ihre spitzigen Zähnchen blinkten mich an. „Du bringst es ja doch nicht fertig", sagte sie mit einem kalten, wegwerfenden Ton, die Lider fast mit dem Ausdruck einer Mißachtung halb über den Glanz der Augen gesenkt. „Weißt Du, Du bist ein Preuß!"

Damals herrschte in der Bevölkerung der Festung Luxemburg eine unausrottbare Antipathie gegen das Preußenthum, das ihr der deutsche Bundestag in Form einer starken und wohl auch etwas herrisch sich geberdenden Besatzung auferlegt hatte. Es war die Zeit nach dem italienischen Feldzug von 59 und die Verherrlichung des Zuaventhums stand in höchster Blüthe bei den dortigen Franskillions. Besonders wir Preußenkinder hatten in den ganz in französischem Geiste geleiteten Schulen viel unter dieser Antipathie zu leiden. „Preuß! Ein Preuß!" und wir mußten uns mit unsern Fäusten dagegen wehren, daß dieser Ruf nicht zu stark in den Ton der offenen Mißachtung überschlug.

„Weißt Du, Du bist ein Preuß!" Und sie zuckte die Achseln.

Da griff ich zu, streifte ihr gewaltsam die Tragbänder

Digitized by Google

von den Schultern, nahm sie bei der Hand und riß sie etwas unsanft von der Hotte weg.

Dann legte ich mir selbst die Bänder an und nun wollte ich mich mit der Last aufrichten. Bei dem ersten Versuch blieb die Hotte wie angefesselt, und ich sank ein wenig nach rückwärts: nein, so schwer hatte ich sie doch nicht taxirt.

„Ich bin sehr begierig", spöttelte sie. Da nahm ich alle Kraft zusammen, ruckte mich empor, und mit unsicheren wankenden Schritten machte ich mich auf, nach der Treppe zu. Ich zitterte am ganzen Körper, der Schweiß brach mir aus, ich meinte jeden Augenblick unter der ungewohnten Bürde zusammenzubrechen; mitten auf der Treppe überfiel mich eine Schwäche, und ich stützte die Hotte auf, völlig außer Athem; ein paar Holzstücke polterten die Treppe hinab.

„O, ho, ho! Heda!" rief ihre volle Stimme, die bereits nach dem Alt hinneigte, mir von unten nach.

Es war eine äußerste Ehrensache. Ich fühlte, daß ich für immer bei ihr verspielt hätte, wenn ich's nicht durchführte. Und ich reckte mich von Neuem empor und arbeitete mich mit der Spannung aller Muskeln die Treppe hinan. Mit einem erlösenden Ah! warf ich das Holz nieder und ließ mich dabei selbst auf den Haufen hinsinken.

Sie kam mit den gesammelten Holzstücken im Arm und schleuderte sie hin; mit triumphirendem Kopfnicken rief sie: „Gelt, Herr Student! (wir vom Athenäum wurden im Volke „Studenten" genannt.) Studiren und arbeiten ist zweierlei, he? Dazu noch ein Preuß!"

Mit über der Brust gekreuzten Armen stand sie vor mir, spöttisch lächelnd, die Zähnchen in die Unterlippe gepreßt; und ihre funkelnden Augen forderten mich heraus.

Da sprang ich auf, stürzte mich auf sie, stürmisch umschlang ich ihren Leib mit meinen Armen, festumklammernd, das Gesicht dicht gegen das ihre. „Irmin!" zischelte ich — Drohung und beleidigter Stolz, ach, und all' die Uebermacht der Liebe brach in dem einen Worte aus!

Sie wehrte sich nicht, hielt mir Stand, ihre Augen tiefeinbohrend in die meinen; ihr Antlitz flammte.

Ach, und ich hatte nicht den Muth, meine Lippen auf den herrlichen, feuchtglänzenden Purpur der ihren zu pressen! Wie feige ich war!

Plötzlich entwand sie sich meinen Armen und schlüpfte davon; ich stand noch wie berauscht. Vom Hofe her drang das Gekreisch der Säge herauf. Wie ein Spott klang das.

Mit dem beabsichtigten Ritterdienst war es also nichts. Wie ich mich dieses Fiaskos und meiner körperlichen Armseligkeit schämte — ja mit heißen zornigen Thränen! „Studiren und arbeiten ist zweierlei." Ihren Körper hat die Gewohnheit der Arbeit so prächtig gestählt, während der meine über den Büchern verkümmerte. Welch schaale Wichte dieser Livius, dieser Cornelius Nepos und Xenophon! welch' erbärmliche Spitzfindigkeiten der Mathematik! zum Teufel die Grammatik mit ihren lächerlichen Pedanterien! Der Extract all' der Schulweisheit, der nicht einmal hinreicht, einem geliebten Mädchen eine Trage Holz den Speicher hinauf zu schleppen. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung bei Gurlitt.

II.

Mit der Quelle von Arnold Böcklin theilt Fritz von Uhde's „Tischgebet — Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" den Haupterfolg. Die rücksichtslose Originalität seines „Lasset die Kindlein zu mir kommen" auf der letzten akademischen Ausstellung erweckte die höchste Spannung auf die weitere Entwickelung des Künstlers, dem eine Kraft der Charakteristik eigen, wie sie nur ganz selten einmal zu Tage tritt. Man fragte sich, ob es ihm möglich sein werde, auf dem selbstständig betretenen Pfade weiter zu gehen. Einmal ließ sich man die Darstellung Christi in idealer Gewandung inmitten einer kraß modernen Umgebung wohl gefallen. Man sah sich auch im Verlauf der Ausstellung in das Werk hinein, und was im ersten Moment wie eine ausgedifftelte Absonderlichkeit aussah, imponirte schließlich als eine gewaltige Inspiration. Ob sich aber das angeschlagene Thema weiter entwickeln ließ? Ob Uhde selber in der Folge, ohne in Gesuchtheit zu verfallen, die Richtung einzuhalten im Stande sein würde?

Sein jüngstes Bild gibt die Antwort, soweit ein Werk es überhaupt zu geben vermag. Der Stoff ist ein ganz absonderlicher, man möchte sagen irrationaler. Es handelt sich nicht um eine Begebenheit aus der heiligen Geschichte, die sich Jeder unzählige Male selbst vorgestellt hat, die unendlich oft von der Kunst variirt worden, sondern um eine an sich unmögliche, eigentlich ganz unvorstellbare Situation. Drei Generationen einer armen Arbeiterfamilie, Großeltern, Eltern und Kinder, sind im Begriff, sich zu Tisch zu setzen und haben eben stehend das schlichte, altehrwürdige Tischgebet gesprochen, das in rührender Naivetät den Herren selbst zu Gaste lädt. Da, ehe die gefalteten Hände der Kinder sich gelöst haben, geht die Thür auf und Christus tritt ein in langem blauen Gewande, eine Idealgestalt, dicht neben den modernen Menschen in abgetragenen verblichenen Anzügen. Sie wundern sich gar nicht über die majestätische Erscheinung. Der Hausvater weist dem Gast ehrfurchtsvoll einen Sitz, die Mutter, welche die Speise aufträgt, wendet sich grüßend halb zu ihm, die Kinder sehen neugierig und furchtsam zu ihm hinüber. Nur der Großvater, der noch sein Gebet zu murmeln scheint, und das Kleinste, das sich ausschließlich für die aufgetragene Schüssel interessirt, beachten den Eintretenden nicht weiter.

Es ist noch schwerer für ein modernes Auge, sich mit diesem Vorgange abzufinden als mit Uhde's Auffassung des „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Wäre das Bild nicht durch so viele hervorragende Eigenschaften ausgezeichnet, man würde sich auch gar nicht die Mühe geben, den Standpunkt aufzusuchen, von welchem die Erscheinung Existenz bekommt. Es ist nicht jener der modernen Bildung, sondern der des naiven, kindlichen Glaubens, aus dem das Tischgebet entsprungen ist. Wer den Herrn gläubigen Gemüths zu Tische bittet, der darf sich auch nicht wundern, wenn er eintritt. Wir freilich müssen uns erst nach allen Seiten den Ausblick verhängen und uns künstlich isoliren, ehe wir für einen Moment die Welt von diesem Boden aus ansehen können. Das Gezwungene, Künstliche läßt sich dem Stoff nicht absprechen. Demgegenüber scheint uns jetzt Uhde's früheres Bild gar nicht so sehr aus dem Rahmen des Hergebrachten herauszutreten.

Der Christus ist auf dem „Tischgebet" ungleich bedeutender als Uhde's erster Versuch. In der Charkteristik der übrigen Gestalten bleibt der Künstler hinter seinem ersten großen Wurf nicht zurück. Daß er die dramatische Mannigfaltigkeit nicht angestrebt hat, liegt im Stoff. Das Colorit wirkt günstiger, es ist nicht so kreidig wie früher, wenn auch nach Münchener Art etwas schmutzig. In der Beleuchtung herrscht dasselbe Prinzip. Der Beschauer steht der Lichtquelle gegenüber, eine Methode, die bei den Münchenern nachgerade zur Manier geworden ist. Durch ein nicht eben großes Fenster strömt ein silbernes Licht über den rothen Fußboden und den großen runden Tisch mit grüngestrichener Platte, über der die Petroleumlampe von der Decke hängt.

Uhde hat mit diesem Werk den Beweis geliefert, daß er auf der betretenen Bahn naiver Auffassung religiöser Stoffe mit äußerster Consequenz fortzuschreiten gesonnen ist. Der Erfolg allein kann lehren, ob wir es mit einem lebensfähigen neuen Kunstprincip zu thun haben — was wir vom Standpunkte unseres bis in die tiefsten Schichten gedrungenen historischen Bewußtseins entschieden bezweifeln — oder ob eine schließlich vorübergehende Künstlerlaune zum Experimentiren verleitet hat. Die Absicht, um jeden Preis auffallen zu wollen, bei Uhde als Beweggrund anzunehmen, verbietet uns sein entschiedener Ernst. Das „Tischgebet" macht, wie der Christus als Kinderfreund, durchaus den Eindruck des Ueberzeugten.

Auf dem feingestimmten Bilde von Gabriel Max „Mutter und Kind" ist die Frau eine stille Schönheit mit niedergeschlagenen Augen

Digitized by Google

im bekannten Stil des Künstlers, das Kind, das den Beschauer anblickt, hat etwas unbehaglich Krankes. In der Farbenstimmung mit dominirendem Weiß und Rosa auf dunklem Grund, erinnert das Werk an die „Vanitas", die letzten Sommer in Dresden ausgestellt war.

Franz von Lenbach ist in seinem Frauenbildniß ganz modern bis zur Affectation; sein Porträt von Arnold Böcklin wird von einigen Künstlern in den Himmel gehoben, von andern unbarmherzig verurtheilt. Wir können uns weder dem einen noch dem andern anschließen, wenn uns auch das Gesuchte, Forcirte in Lenbach's Wesen, das sich bei dem Bildniß Böcklin's in der altmeisterlich verräucherten Farbe ausspricht, von jeher unsympatisch gewesen ist.

Paul Meyerheim's „Gute Freunde", ein lagernder Löwe im Käfig, der den Kopf nach einem behaglich zwischen seinen Pranken ruhenden Hündchen umwendet, gehört zu den Thierbildern, in denen sich unsere künstlerische Auffassung des Thierlebens offenbart. Weder in dem dumm-majestätischen Kopf des Löwen, noch in der aufmerksamen, beweglichen Physiognomie des Hundes liegt ein menschlicher Zug, und doch ist ein kräftiges inferiores Seelenleben zu unmittelbarem Ausdruck gekommen. Diese Vertiefung in die Thierseele unterscheidet unsere Thiermalerei wesentlich von der auf rein malerische oder auf dramatische Decorationseffecte hinausgehenden des siebzehnten Jahrhunderts, das in den beiden Niederlanden die Thiermalerei zum ersten Mal in künstlerischer Selbstständigkeit entwickelt hat. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn die moderne wissenschaftliche Auffassung des Thieres in unserer Kunst keinen Reflex gefunden hätte.

Ein schönes Motiv hat sich Hans Barthels aus dem modernen Berlin geholt in seinem Aquarell „Blick auf das alte Museum". Er hat den Standpunkt unter dem Portal des Schlosses genommen, von wo die Architektur Schinkel's wie eine großartige Decoration wirkt. Regenwetter bietet in dem spiegelnden Pflaster die mannigfaltigsten malerischen Effecte.

Eine Anzahl Marinen von Ernst Sattler in Dresden geht auf die Schilderung dramatischer Bewegung und erinnert an verwandte Darstellungen der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts.

Zwei Separatausstellungen schließen sich an die eben in ihren Hauptwerken besprochene. Die eine ist dem im vergangenen Jahr in Dresden verstorbenen Bildhauer Karl Schlüter gewidmet, dessen vorzüglichste Büsten und Statuen übersichtlich vorgeführt werden. Der Umfang des Talentes dieses Schillingschülers war nicht bedeutend, aber er ist sich seiner Grenzen bewußt gewesen und hat sich innerhalb derselben zu höchster Vollendung durchzuringen gesucht. Sein Gebiet war die Schilderung der weiblichen Schönheit und der weichen Jugendformen des Mannes. Der bekannte römische Hirtenknabe in der Nationalgalerie und die weiblichen Büsten, wie die seiner schönen jungen Frau, die mit ihm derselben tückischen Krankheit erlag, bezeichnen die Höhepunkte seines Schaffens. Er hat das vierundvierzigste Lebensjahr nicht überschritten.

Die Ausstellung des russischen Marinemalers Aiwasowski bietet die große Ueberraschung, daß ein Künstler, der als Historienmaler ganz in dem süßlichen Colorit der verflossenen Schule lebt, bei der Wiedergabe einfacher Naturscenen sich in den letzten Jahren zu der auf directe Beobachtung zurückgehenden modernen Richtung bekehrt hat. Es läßt sich nicht leicht eine größere Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit denken als die des nun bald siebzig Jahre zählenden russischen Altmeisters. A. L.

Notizen.

Schiller als Historiker und Philosoph. Von Friedrich, Ueberweg. Herausgegeben von Moritz Brasch. (Leipzig, Carl Reißner.) — Wir möchten die Veröffentlichung dieser Schrift lediglich durch die Pietät gegen den verstorbenen Ueberweg, nicht etwa durch eine Lücke in der literarhistorischen und geschichtsphilosophischen Forschung veranlaßt halten. Denn sie trägt keine neuen Momente für die Beurtheilung Schiller's als Philosoph und Historiker herzu, welche nicht durch das preisgekrönte Werk Karl Tomaschek's über denselben Gegenstand schon angeregt und verarbeitet worden wären. Selbst die kritischen Auseinandersetzungen über das Verhältniß des Aesthetikers Schiller zu Kant, speciell zu der Kritik der Urtheilskraft, erscheinen uns nur insofern neu, als sie den eigenen antikantischen Standpunkt Ueberweg's illustriren, durchaus nicht aber etwa jenes Verhältniß in allen seinen Beziehungen klarer, als es bisher geschehen war, darstellen. Hervorzuheben würde allenfalls noch die treffliche und echt kritische Untersuchung über Schiller's Jugendbildung sein. Diese nachträgliche Veröffentlichung, die Ueberweg selbst gescheut hat, ist daher nur als schätzenswerther Beitrag zu Ueberweg's Biographie selbst zu rechtfertigen. Ueberweg ist in weiteren, als den speciell philosophischen Kreisen durch seinen „Grundriß der Geschichte der Philosophie" bekannt geworden und hat durch seine „Logik" einen gewissen Schülerkreis erworben wenn ihn auch sein früher Tod an der vollständigen Ausbildung seines „Systems" hinderte. Für diesen Kreis möge das Buch, das durch eine beigegebene Biographie Ueberweg's von Fr. A. Lange nach dieser Seite hin noch werthvoller wird, bestens empfohlen sein.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Culturgeschichtliche Skizze von Otto Bähr. Leipzig, Grunow. „Die gute alte Zeit", von der unsere Väter wohl einmal in der Dämmerstunde behaglich schmunzelnd erzählen, wird uns in den vorliegenden Skizzen in ihren einzelsten Erscheinungen vorgeführt; aber es ist nicht der Zweck dieser äußerst anmuthig und anziehend geschriebenen Darstellungen, die vergangenen Jahrzehnte im Gegensatz zu unserer Zeit mit dem Glorienscheine zu umgeben, den die laudatores temporis acti so oft für nothwendig halten, sondern der alte Herr, der uns hier seine Jugendeindrücke vorführt, weist im Gegentheil darauf hin, daß durch die im Laufe des letzten Jahrhunderts gemachten Fortschritte fast in allen Beziehungen das Wohlergehen der Menschen wesentlich gefördert ist, und daß wir namentlich in unserm deutschen Vaterlande heute unendlich besser leben, als dies noch vor zwei Menschenaltern der Fall war. Es ist höchst erfreulich, daß einmal ein Kenner der verflossenen Zustände nicht, wie es heute so häufig geschieht, den allgemeinen Ton der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden anschlägt, sondern daß er eindrücklich uns zuruft: „unser Volk weiß gar nicht, wie gut es ihm heute geht". Den Skizzen sind die Zustände der Stadt Kassel in den zwanziger Jahren zu Grunde gelegt, und sie behandeln zunächst das bürgerliche Haus und seine Einrichtungen und den mäßig wohlhabenden Bürgersmann der Mittelstadt in seinem täglichen Leben und Treiben, seiner Kleidung, seiner Ernährung, seinen Bedürfnissen, um dann auf den weiteren Kreis des öffentlichen Lebens, der Geselligkeit der Verkehrsmittel, der städtischen Einrichtungen und Sitten überzugehen und schließlich sich auf die Sprache, die Literatur und die Künste die Schule und den Buchhandel, wie sie damals innerhalb unseres ganzen Vaterlandes sich gestalteten, zu erstrecken. Manche ihr schon fremd gewordenen und doch recht interessanten Züge wird unsere Generation aus dieser Schilderung an der Physiognomie ihrer unmittelbaren Vorgängerin wahrnehmen können. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Gegen Kornzölle

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 60 Pfennig.

Der Verf. hebt verschiedene neue Gesichtspunkte hervor. Er weist z. B. nach, daß **Friedrich Wilhelm III.** gegen Kornzölle war, daß **Gneisenau** 1826 seine durch allzu großen Aufwand und **ungewöhnlich niedrige Kornpreise** zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit im Haushalt, Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht wieder herstellte, daß nach **R. Cobden** das Hauptverdienst der Aufhebung der englischen Kornzölle der **Königin Victoria** gebührte. U. s. w.

Der Verf. wurde am 6. Dec. 1884 von Dr. Menger im österreich. Abgeordnetenhause als ein **„vorzüglicher, unbefangener Nationalökonom"** bezeichnet.

Leipzig.

Roßberg'sche Buchhandlung.

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).

Verwerthung von Manuscripten jeder Art.

Uebersetzung in alle Sprachen.

Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —

NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Verlagsoff. jeder Art excl. Belletristik erbittet F. H. Nestler & Melle's Verlag, Gröttw. Hamburg.

Verlag von F. W. Steffens in Dresden und Leipzig.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane!

Soeben erschien:

Graf Petöfy.

Roman von

Theodor Fontane.

3. Auflage.

2 Bände in einem Band. Fein broch. M. 4.50. Fein geb. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

In allen Buchhandlungen, Preis 2 Mark:

Die Getreidezölle.

Zweite Auflage

für den praktisch. Staats- u. Landwirth

von Dr. Kuno Stommel.

Verlag von **Felix Bagel** in Düsseldorf.

Frankozusendung gegen Frankoeinsendung des Betrages.

---

32. Aufl. Methode Toussaint-Langenscheidt Original.

Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch von den Professoren **Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.**	**Deutsch** von Professor **Dr. Daniel Sanders.**	**Französisch** von den Professoren **Toussaint** und **Langenscheidt.**

Englisch oder **Französisch:** Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.
Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur komplett, 20 Mk.

Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen **als Probe** *à 1 Mk.*

Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das **Examen** als **Lehrer** der bezüglichen Sprache **gut** bestanden.

Urteil. d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. **Dr. v. Lutz** Excell., Staatssek. **Dr. Stephan** Excell., d. Professr. **Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig** u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."

Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung

von Dr. Hans Meyer.

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. **Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Soeben erschien in **F. H. Nestler & Melle's** Verlag, Hamburg, Görttwiete 18:

Richard Cobden's

volkswirthschaftliche u. politische Ansichten.

Auf Grund älterer u. neuerer Quellen systematisch dargestellt

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

6¼ Bogen. Preis 2 M.

Angesichts der social- und zollpolitischen Kämpfe der Gegenwart wird diese Schrift für Gebildete aller wirthschaftlichen und politischen Richtungen von grossem Interesse sein.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland und die Orientbahnen. Von Paul Dehn. — Ueber die Berufungen der Universitätsprofessoren. Von Academicus. — **Literatur und Kunst:** Eine literarische Frühlingsstunde. Von Hieronymus Lorm. — Ein neues Schillerbuch. Von Theophil Zolling. — Ein Beitrag zur Biographie Darwin's. Von Rob. Lutz. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. — **Aus der Hauptstadt:** Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und die Orientbahnen.

Von Paul Dehn.

Wer um diese Jahreszeit eine Reise nach Konstantinopel antreten will — und im Frühjahr erscheint der Bosporus farbenfrischer und reizvoller als sonst —, der mache sich auf unerwartete Hindernisse und Unannehmlichkeiten gefaßt. Anfangs geht Alles gut. Rasch eilt der Blitzzug von Mitteleuropa über die ungarische Pußta nach Rumänien über Bukarest hinaus, bis die Donau bei Giurgewo den Weg versperrt. Bei Eisgang gestattet der Strom, der sich schon vom Eisernen Thore an zu einem See erweitert, zuweilen Tage hindurch keine Ueberfahrt. Auf der weiten Strecke von Budapest bis zur Mündung hat die Donau, abgesehen von den Ruinen der Trajansbrücke bei Turn-Severin, keine Brücke aufzuweisen. Ist endlich das lustige bulgarische Rustschuk erreicht und die verwahrloste Eisenbahn nach Varna, wo man oft im Schnee stecken bleibt, glücklich überwunden worden, dann beginnen nach der umständlichen Einschiffung aus dem elenden Hafen von Varna mit dem Lloydschiffe die bekannten Leiden einer Seereise, welche sich zuweilen unlieb verzögert, wenn bei Sturm und Wetter der Eingang des Bosporus, gewöhnlich „Loch" genannt, nicht sogleich gefunden werden kann.

Zu Nürnberg wird in diesem Jahre das fünfzigjährige Bestehen der ersten deutschen Eisenbahn gefeiert werden, während Konstantinopel, die älteste unter den Hauptstädten Europas, noch immer nicht durch einen Schienenweg in Verbindung gebracht werden konnte mit der übrigen europäischen Verkehrswelt. Ist der Türke noch so mächtig, daß er dem Franken und seiner höheren Cultur sich zu verschließen vermag? Hat der Padischah in Stambul die moderne Technik und ihre Errungenschaften für den Verkehr in Acht und Bann erklärt, vielleicht weil nichts von den Eisenbahnen im Koran steht? Nein, nichts von alledem. Im Gegentheil, die Türkei besitzt Eisenbahnen und der Muselmann benützt gern ihre Vortheile; denn gewiß hat auch der Koran, der alle Weisheit enthält, von den Eisenbahnen geschrieben: nur hat sich bis heute, so sagte mir einmal ein Türke, noch kein tüchtiger Mollah damit befaßt, die betreffende Koranstelle aufzusuchen.

Nicht der Türke trägt die Schuld an dem Torso der rumelischen Bahnrümpfe, nicht er hat die Verbindung derselben mit dem mitteleuropäischen Netz zu verhindern gewußt, sondern ein grundsatzloser internationaler Geldmann ist hierfür verantwortlich zu machen und mit ihm Europa selbst, welches eine beispiellose Inscenirung von Machenschaften ungeahndet vor sich gehen ließ.

Begonnen wurde der Schwindel des türkischen Eisenbahngeschäftes durch den Grafen Langrand-Dumonceau, den Typus des katholischen, und vollendet durch Baron Hirsch, den Typus des jüdischen Speculantenthums, beide von Wien aus nach Konstantinopel an Sultan Abdul Aziz als Concessionäre empfohlen. Ende der sechsziger Jahre wurde das Geschäft abgeschlossen. Es sollte eine Trans-Balkanbahn gebaut werden von der österreichischen Grenze nach Konstantinopel mit Abzweigung nach Saloniki. Das Capital hiefür gab formell die Türkei in Gestalt eines Anlehens, welches Baron Hirsch finanzirte, in Wirklichkeit aber Mitteleuropa, wo mit Hülfe lautester Reclame die famosen Türkenloose, in welche Baron Hirsch das türkische Anlehen gekleidet, ihren Absatz fanden. Zum Bau von 2000 Kilometer Eisenbahnen waren bei einem Voranschlag von 200 000 Frcs. für den Kilometer 400 Mill. Frcs. erforderlich. Ausgegeben wurden insgesammt 1 980 000 Türkenlose zum Course von 180, vereinnahmt daraus also 356 400 000 Frcs., welche Baron Hirsch nicht etwa an die Pforte abgeliefert, sondern sogleich für sich zur Bestreitung der Baukosten behalten hat. Nach seiner eigenen Versicherung freilich will Baron Hirsch für die Finanzirungskosten, behufs Bestechung maßgebender Staatsmänner, u. A. des Grafen Beust, welcher in Wien zu Gunsten der Türkenloose ein gesetzliches Verbot auswärtiger Loose eigens aufhob, für die Betheiligung der Zeitungen, für Provisionen ꝛc. nicht weniger als 101 854 546 Frcs. verbraucht, demnach nur die Summe von 254 545 454 Frcs. eingenommen und letztere für den Bau der Bahnrümpfe in einer Länge von 1280 Kilometer gerade aufgebraucht haben. Irgendwelche genauere Rechnungslegung ist niemals veröffentlicht worden. Doch läßt sich einigermaßen abschätzen, was dieses Geschäft abgeworfen hat, wenn man vernimmt, was im Wiener „Fremdenblatt", dem Organ des auswärtigen Amtes in Wien, gelegentlich zu lesen war, daß Baron Hirsch sich selbst gerühmt haben soll, bei der Emission der Türkenloose 64 Mill. Frcs. und bei dem türkischen Eisenbahngeschäft in sechs Jahren 125 Mill. Frcs. „verdient" zu haben. Diejenigen, welche ihre Ersparnisse einst in Türkenloosen anlegten, werden nun wohl wissen, wohin ihr Geld gekommen ist.

Vielleicht wäre der Türkenloosschwindel schon in Vergessenheit gerathen, wenn aus dem Erlöse desselben die geplanten türkischen Bahnen im Anschlusse an das mitteleuropäische Netz wirklich gebaut worden wären und Mitteleuropas Handel und Verkehr aus der neuen directen Verbindung mit dem Orient Nutzen hätten ziehen können. Allein wie die mitteleuropäischen Capitalisten mit den Türkenloosen, so sollte der mitteleuropäische Handel mit den Türkenbahnen betrogen werden. In einem zweiten Vertrage mit der Pforte

Digitized by Google

durch Vermittelung des käuflichen Bautenministers Davour Pascha*) wußte sich Baron Hirsch einestheils seiner Verpflichtungen zu entledigen, überwälzte die Herstellung der wichtigen Verbindungslinien auf die actionsunfähige Regierung des Sultan Abdul Aziz und baute statt dessen im Interesse des englischen Handels einige Nebenlinien, nachdem er von Anfang an den Bau der türkischen Eisenbahnen nicht von der österreichischen Grenze aus, was das Natürlichste gewesen wäre, sondern vom Meere aus begonnen hatte. Nichts konnte dem englischen Handel erwünschter kommen als diese Eisenbahnlinien von den Seeplätzen in das Innere der Balkanhalbinsel ohne Anschluß nach Mitteleuropa, denn nun konnten die Engländer, was ihnen denn auch gelungen ist, wirthschaftspolitisch ohne hindernde Concurrenz einen großen Absatzmarkt erobern, welcher vermöge seiner geographischen Lage zur Interessen- und Machtsphäre Mitteleuropas gehörte. An dieser Isolirung der türkischen Bahnrümpfe hatte aber auch Baron Hirsch das größte Interesse; denn er war verpflichtet, für den Betrieb der türkischen Bahnen an die Pforte eine jährliche Pacht von 8000 Frcs. für den Kilometer zu zahlen, anerkannte aber den Beginn dieser Verpflichtung erst mit der Vollendung des türkischen Bahnnetzes. Dieselbe zu verhindern ist ihm denn auch wirklich gelungen, und seit 1873 betreibt Baron Hirsch die türkischen Bahnrümpfe, ohne auch nur einen Pfennig Pacht zu zahlen, was ihm jährlich mindestens 4 Millionen Mark einträgt.

Baron Hirsch, als Sohn eines Münchener Pferdehändlers Deutscher von Geburt, seit langer Zeit in Paris ansässig, wo ihm ein Naturalisationsgesuch abschlägig beschieden wurde, von Belgien oder Coburg baronisirt, seit 1879 Oesterreicher aus Option, mit der Türkei als Ausbeutungsdomäne — wahrlich, nur auf internationalem Gebiete konnten jene unerhörten Vorkommnisse ungeahndet bleiben.

Seit zwölf Jahren stehen die türkischen Bahnrümpfe als Torso da, und ebenso alt ist die Orientbahnfrage, bei welcher es sich äußerlich zwar nur um den Ausbau von kaum 500 Kilometer Eisenbahnen handelt, welche in Wirklichkeit indessen nicht der unwichtigste Theil der orientalischen Frage ist, wirthschaftlich wie politisch betrachtet. Kann es Mitteleuropa noch lange ruhig mit ansehen, daß ihm die Engländer eines seiner wichtigsten, ihm durch geographische Lage natürlich zustehenden Handelsgebiete sozusagen vor der Nase wegnehmen, es rücksichtslos ausbeuten und bewuchern, um schließlich den Mitteleuropäern, wenn sie einmal auf Eisenbahnen ebenfalls in die Balkanhalbinsel eindringen können, eine vollends verarmte Nachbarschaft zu überlassen? Vom politischen Gesichtspunkt aus aber ist zu fragen, wie anders, wie wenig mächtig England mit seinen paar Regimentern in Egypten dastehen würde, wenn die Möglichkeit, und nicht mehr als die bloße Möglichkeit, bestünde, daß auf fahrbaren Schienenstraßen mitteleuropäische Truppen zu Lande über Konstantinopel und Syrien hinaus nach Egypten geworfen werden könnten. Alle Großmächte haben wirthschaftlich und politisch Fuß gefaßt im Orient im Hinblick auf kommende Ereignisse, nur Deutschland hat sich bisher fernhalten müssen. Und doch wäre Deutschland naturgemäß der uneigennützigste Freund und Anwalt jener Länder, da es gegenüber den Sonderinteressen der Westmächte im Orient die Interessen der Orientländer selbst wahrzunehmen hat, indem es in seinem eigenen Interesse dahin streben muß, statt verfallender aufblühende Länder, statt armer Schäfer reiche Bauern zur Nachbarschaft zu erhalten, damit ein für alle Theile ersprießlicher Güteraustausch ermöglicht werde.

Wenn es jetzt heißt, daß die Orientbahnlücken auf türkischem Gebiet durch die französische Ottomanbankgruppe ausgebaut werden sollen, so wäre auch dadurch die Orientbahnfrage für Deutschland noch nicht gelöst, auch wenn Bulgarien ebenfalls seinen Verpflichtungen nachkommt, was keineswegs über allen Zweifel erhaben ist. Denn alsdann tritt neu die Frage des Betriebes dieser Bahnen hervor, über welche im Wesentlichen noch immer Baron Hirsch verfügen zu können glaubt. Die Linien der Gesellschaft Hirsch aber sind so verwahrlost und die Tarife derselben so hoch, daß die berechtigten Anforderungen des deutschen Handels auf rasche und wohlfeile Beförderung unerfüllte bleiben müssen. Dann wird sich Deutschland veranlaßt sehen, über die Orientbahnen eine internationale Enquete von Fachmännern aller Zweige des Eisenbahnwesens einzuberufen, und nachdem dieselbe festgestellt, daß die Gesellschaft des Baron Hirsch ihre Rechte mißbraucht und ihre Verpflichtungen nicht innegehalten hat, daß sie weder der Pforte noch den Nachbarreichen hinreichende Gewähr bietet für den ordnungsmäßigen Bau und Betrieb der Bahnen, wird das deutsche Reich mit dem nämlichen Recht, mit welchem England in Egypten vorgegangen, die Orientbahnfrage für eine europäische Angelegenheit erklären und behufs Regelung derselben als Mandatar Europas interveniren. Mit der Organisation einer internationalen Betriebsverwaltung der Orientbahnen unter Deutschlands Vorsitz nach Analogie der europäischen Donaucommission oder nach Art der angestrebten Reorganisation der Verwaltung des neutralisirten Suezcanals wird dann die Lösung der leidigen Orientbahnfrage gefunden sein.

*) Nach den in Konstantinopel vorgefundenen Originalbriefen des Baron Hirsch (abgedruckt in meiner ersten Schrift „Deutschland und die Orientbahnen" S. 31 u. 32) wurde Davour Pascha mit 2 600 000 Frcs. „betheiligt". In Betreff weiterer Einzelheiten verweise ich auf mein späteres Werk „Deutschland und Orient", Theil I, und auf die ergänzende Abhandlung über die Orientbahnen, welche im April 1885 in Schmoller's Jahrbuch erscheint.

Ueber die Berufungen der Universitätsprofessoren.

Von Academicus.

Die Berufungen der Universitätsprofessoren sind in letzter Zeit wiederholt zum Gegenstande öffentlicher Erörterungen gemacht worden. Ein specieller Fall hat das preußische Abgeordnetenhaus zwei Sitzungen hindurch beschäftigt; die allgemeinen Angelegenheiten des Berufungswesens hat Professor Flach in Tübingen in seiner Brochüre über die „akademische Carrière" behandelt. Die in derselben erhobenen Vorwürfe haben freilich sehr an Gewicht verloren, seitdem die anfängliche Anonymität entschleiert worden ist; denn die Persönlichkeit des Verfassers soll ihn wahrlich nicht dazu berechtigen, den Cato gegenüber seinen Collegen zu spielen. Ueberdies erhellt für jeden auch nur einigermaßen mit akademischem Leben Vertrauten auf den ersten Blick, daß die vorgebrachten Schilderungen des Professorenlebens kein Gesammtbild, sondern blos eine Carricatur geben, oftmals treu nach dem Leben gezeichnet, in welchem der Verfasser, — ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht zu entscheiden, der leidende Theil gewesen ist. Es liegt uns durchaus fern, in eine Kritik dieser an Schmähungen reichen Schrift einzutreten; dieselbe giebt uns vielmehr nur den Anlaß, einmal objectiv zu untersuchen: ob überhaupt Mißstände in der bezeichneten Richtung vorhanden, und welcher Art sie sind, und wie dieselben beseitigt werden können. Vorweg sei bemerkt, daß die Facultäten nicht das Berufungs-, sondern blos das Vorschlagsrecht besitzen; sie machen dem Ministerium zwei oder drei Candidaten namhaft, worauf gewöhnlich die Berufung eines derselben erfolgt. Bei einzelnen Facultäten besteht die Sitte, das Einziehen von Informationen einer vorbereitenden Commission zu übertragen, deren schriftlicher Bericht die Grundlage der weiteren Verhandlungen bildet. An anderen vereinzelten Universitäten passiren die Vorschläge der Facultät noch die Plenarversammlung aller Professoren, wo unter Umständen lebhafte Debatten entstehen, falls in der Facultät eine starke Minorität überstimmt worden war. Die Berufung erfolgt in keinem Falle seitens der Facultäten; viele Vorwürfe über stattgehabte Ungerechtigkeiten sind daher nicht gegen die vorschlagenden Facultäten, sondern gegen die berufenden Ministerien zu richten.

Der erste Vorwurf, welcher gegen die Facultäten erhoben wird, besteht darin, daß das Partei- und Cliquenwesen in denselben eine zu große Rolle spielt, und daß weniger die

Digitized by Google

wissenschaftlichen Leistungen und die Lehrbegabung der Candidaten, als vielmehr die Erwägung, welcher Partei derselbe sich wohl anschließen wird, bei der Berufung maßgebend ist. Fraglos hat das Parteiunwesen eine zersetzende Wirkung auf das collegiale Zusammenleben geäußert, namentlich in den kleinen Universitätsstädten, wo der Dünkel der Professoren, ungedämpft durch andere social gleich oder höher stehende Klassen, leicht zu Zwistigkeiten im Innern geführt hat. Dabei entsprangen die Parteiungen sogar ganz geringfügigen Veranlassungen und trugen einen rein persönlichen Charakter. So ist der Anlaß zu dem langdauernden Gezänk in einer berühmten Universitätsstadt bekannt; es war der Rangstreit zwischen zwei Professoren: „ob der Schenkel ober- oder unterhalb des Knies sitzen soll", — ein Rangstreit, den ein witziger College nur dann entscheiden wollte, wenn er wüßte, „ob der Schenkel ein Ober- oder Unterschenkel wäre." Jene Parteikämpfe erreichten eine solche Schärfe, daß sie sogar zu Erörterungen in der Kammer führten, was natürlich nicht zur Hebung des Ansehens der Universität und ihrer Lehrer im Lande beitrug. Allein so hochgradige Spaltungen persönlicher Natur stehen auch einzig da; im Laufe der Zeit sind sie erloschen und neuerdings hat sich ein freundlicheres Verhältniß der Collegen wieder angebahnt. An anderen Universitäten haben stets wie aller Orten Antipathien und Feindschaften zwischen einzelnen Personen bestanden, ohne jedoch zu solchen Parteibildungen zu führen. Dagegen haben nach dem Jahre 1866 die nationalgesinnten Professoren im Wiederstreit gelegen mit den Welfen an einer norddeutschen und den Großdeutschen an einer süddeutschen Universität; an letzterer ging ihr Bestreben dahin, alle großdeutschen Candidaten aus der Vorschlagsliste fern zu halten, weil der selbst großdeutsch gesinnte Minister sonst unfehlbar einen solchen Candidaten berufen hätte. Nach der Errichtung des Deutschen Reiches haben aber auch diese Parteiungen allmählich ein Ende erreicht. Dafür entbrannte der Culturkampf, und es begann die Zurücksetzung ultramontaner Gelehrten, welche erst in den letzten Jahren durch zahlreiche Berufungen wieder wett gemacht worden ist. In der Neuzeit sind es die Juden, welche unter dem Drucke der leitenden Strömung leiden müssen. Es giebt Universitäten und Facultäten, welche sich seit jeher von den Juden „rein" gehalten haben; und auch die übrigen sind sehr viel zurückhaltender in ihren Berufungen geworden. Gewiß ist solches erklärlich als Reaction gegen die Reclamesucht, das Streberthum und die Kameraderie jüdischer Gelehrter; nichts desto weniger bleiben die Zurücksetzungen eine Ungerechtigkeit, und beanträchtigen auch junge deutsche Gelehrte, welche als Hintermänner jüdischer Privatdocenten mit jenen vergeblich auf die Beförderung zum Extraordinarius warten müssen. Endlich ist noch der Inzucht zu gedenken, welche seitens mehrerer Ministerien betrieben wird, indem die eigenen Staatsangehörigen nach Möglichkeit bevorzugt werden. Allein man darf die Tragweite der ultramontan-partikularistisch persönlichen Parteiungen nicht übertreiben; wenn dieselben auch hier und da noch fortbestehen, so verglimmen sie doch allmählich; das Feuer schlägt nicht mehr in der Lohe offenen Kampfes hervor.

Maßgebender als die persönliche Clique und politische Partei ist in einzelnen Fächern der Einfluß der „Schule." Namentlich bei den Vorschlägen, welche von der philosophischen Gesammt-Facultät ausgehen, vermögen z. B. die Chemiker und Physiker sich kein Urtheil über die wissenschaftlichen Leistungen und die Lehrbegabung der Historiker oder Philologen zu bilden; ebenso wenig können das die Ministerien. Die Folge davon ist, daß die Vorschlagenden und Berufenden sich an die Autoritäten des Faches wenden und diese um Auskunft bitten. Hier macht sich nun der Einfluß der „Schule" geltend. Es giebt nämlich in einzelnen Fächern ganz verschiedene Richtungen, sei es hinsichtlich der Principien der Forschung, der angewandten Methode, der politischen Ueberzeugung, sei es auch mehr persönlicher Natur. Diese Schulen bekämpfen einander oftmals aufs Heftigste und beschimpfen sich aufs Gröbste. Die „Meister" der Schule haben ihre Gesinnungsgenossen und Schüler, welche in ihrem Geiste forschen und ihrem Herzen nahe stehen; sie protegiren dieselben, schreiben Briefe, ja sie unternehmen sogar Reisen für sie. Es gelingt ihnen, einzelne Universitäten zu Hochburgen ihrer Schule zu machen, während an anderen die Professoren verwandter Fächer aufs Strengste darauf achten, daß die Lehrstühle ihrer entgegengesetzten Richtung erhalten bleiben. So groß der Einfluß der Schule und ihrer Chefs in einzelnen Fächern ist, so beschränkt er sich jedoch auf diese; auch gelingt es mehreren Facultäten, sich demselben zu entziehen; bei weitaus der größten Anzahl der Fächer ist aber von einem Einfluß der „Schule" gar nichts zu verspüren, selbst wenn eine solche existirt.

Eine leidige Rolle spielt das Vermögen der Docenten. Leider! Doch ist solches an Universitäten kleinerer Staaten erklärlich, weil diesen die Aufbringung größerer Mittel schwer fällt. Da sind denn Privatdocenten willkommen, welche keine Ansprüche an die Staatskasse stellen, Extraordinarien, welche sich mit dem Titel, und solche Ordinarien, die sich mit 600 bis 800 Thaler Gehalt begnügen (es sind dies Sätze aus neuester Zeit). Wie sehr wird durch so kärgliche Besoldungen die akademische Carrière erschwert! Muß der Privatdocent doch sechs bis acht Jahre studirt haben, bevor er sich habilitirt, und muß er dann doch noch einige Jahre warten, bevor er zum Extraordinarius befördert wird, als welcher er nicht immer besoldet wird. Die Mediciner und Naturforscher vermögen doch wenigstens als Assistenten ihre Existenz zu sichern; die Docenten einiger anderer Fächer können durch Schriftstellerei sich Nebenerwerb verschaffen; — die Vertreter zahlreicher Fächer aber sind nur auf den Ertrag ihrer Vorlesungen angewiesen und vermögen die akademische Laufbahn nur unter den größten Entbehrungen weiter zu verfolgen. Da gewährt denn der Besitz eines eigenen Vermögens oder eine gute Partie eine große Unterstützung, oder es entsteht jenes Streberthum, welches Professor Flach in der erwähnten Brochüre in so herber Weise gegeißelt hat. Allein auch später, nachdem das Ordinariat erlangt ist, bleibt ein großer Unterschied zwischen den Einnahmen der Professoren. Eine Gruppe für sich bilden die meisten Mediciner und Naturforscher, welche obligatorische uud daher stark besuchte und theuer bezahlte Vorlesungen und Curse abhalten; zu ihnen gesellen sich die Vertreter derjenigen Lehrfächer, welche gleichfalls obligatorisch belegt werden müssen und an der betreffenden Universität gerade blühen. Diesem gegenüber steht eine andere Gruppe von Professoren, die Docenten von Wissenschaften, welche nicht belegt zu werden brauchen und ihrer Natur nach stets von Wenigen studirt werden, daher geringen Ertrag an Collegiengeldern abwerfen. Ueberdies halten diese Professoren ihre Uebungen und Seminarien meist unentgeltlich ab, während die erst genannten gerade für ihre Curse die höchsten Honorare fordern. Die Professoren der ersten Gruppe vermögen verhältnißmäßig ein Wohlleben zu führen, namentlich, wenn sie noch durch den Besitz von Privatvermögen unterstützt werden, während die anderen Collegen sparsam und zurückgezogen mit ihrem Wenigen haushalten müssen.

Durch die Ungenügendheit der Einnahmen zahlreicher Professoren werden mehrere Schattenseiten des akademischen Lebens erklärlich. Zunächst die Scheinberufungen. Die Gehälter werden nämlich in fast allen Staaten nur dann erhöht, wenn der Professor einen Ruf nach auswärts erhält; daraus folgt das brennende Verlangen bei den schlecht gestellten Docenten, einen Ruf zu bekommen, selbst wenn sie demselben gar nicht Folge zu leisten gedenken.

Darum werden Freunde und Fachgenossen aufgeboten, um eine Berufung zu erwirken, durch welche eine Gehaltserhöhung erzwungen werden kann. Zwar sind die Ministerien schon gewitzt, und suchen durch Verleihung von Titeln und Orden oder ganz minimale Gehaltszulagen eine Mehrbelastung ihres Budgets zu vermeiden, allein oft gelingt es den Berufenen doch, größere Concessionen zu erlangen. Eine andere Maßnahme, um die zweite Einnahmequelle, die Collegiengelder, auf ihrer Höhe zu erhalten, ist das Fernhalten von Privatdocenten und Extraordinarien, in der Besorgniß, daß durch deren Concurrenz die Studenten sich auf mehr Docenten vertheilen und die Einnahmen sich verringern werden. Endlich wird auch die dritte Einnahmeart, die Promotionsgebühren, manchmal in einer den Universitäten unwürdigen Weise durch eine tadelnswerthe Connivenz gegenüber einer leichten Ertheilung des Doctorgrades

Digitized by Google

vergrößert. Seit dem Auftreten Mommsens hat sich auch in dieser Hinsicht Vieles ganz erheblich gebessert; die Anzahl der zur mündlichen Prüfung vorgeschriebenen drei Fächer dürfte wohl überall genügen. Allein die Praxis der Prüfung ist manchmal eine zu milde, und an die Dissertation werden nicht überall hinlänglich strenge Anforderungen gestellt; ja es giebt wohl noch ein paar Facultäten, wo gar keine Dissertation gefordert wird oder die eingereichte nicht gedruckt zu werden braucht. Die Erleichterung der Promotion hat zur Folge, daß aus dem Deutschen Reiche und Auslande zahlreiche Candidaten die sogenannten Doctorfabriken der betreffenden Facultäten beziehen, und daß die von ihnen entrichteten Promotionsgebühren, welche unter die Ordinarien vertheilt werden, oftmals eine erkleckliche Summe ausmachen. Somit trägt die ungenügende Besoldung der Professoren die Schuld an Mißständen, welche unter Umständen ziemlich groß sein können. Jedoch sei es ferne von mir, zu behaupten, daß alle schlecht besoldeten Professoren und nur diese an den gerügten Mißständen Schuld tragen. Das sei ferne von mir. In dieser Hinsicht hängt Alles von der Individualität ab; es giebt Gelehrte, welche bei geringen Einnahmen eine ideale Gesinnung bewahren, während hochbesoldete Professoren keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, sich ihre Einnahmen zu vergrößern.

Die bisherigen Ausführungen beweisen denn doch, daß die Besoldungsfrage der akademischen Lehrer dringend eine richtige Lösung erheischt. Tüchtige, mittellose Privatdocenten sollten wie in Preußen durch Stipendien unterstützt, die Extraordinarien in gehöriger Weise besoldet und die Ordinarien mit einem gewissen Minimalgehalte, der ihnen und ihrer Familie einen standesgemäßen Unterhalt sichert, ausgestattet werden. Auch sollten die Professoren wie in Württemberg nach ihrer Anciennität von selbst in die höheren Gehaltsstufen einrücken. In dieser Hinsicht ist in den größeren Staaten Vieles erreicht worden, und es gilt blos, bewährte Institutionen zu verallgemeinern. Hierzu sind nicht einmal größere Bewilligungen Seitens der Kammern erforderlich, es ließe sich eine Ausgleichung der Einkommensbezüge der Professoren herbeiführen, wenn man sich nur entschlösse, eine Einrichtung zu reformiren, welche aus dem Mittelalter herstammt, die bei allen übrigen Aemtern aufgehoben ist und sich blos bei den Universitätsprofessoren forterhält, nämlich der directe Gebührenbezug in Gestalt der Collegiengelder.

Die Collegiengelder und die Honorare für Curse erreichen in einzelnen Fächern eine sehr erhebliche Höhe; diese Höhe ist jedoch nicht blos abhängig von dem persönlichen Verdienst der Professoren. Die Anzahl der belegenden Studenten hängt vielmehr in erster Reihe von der Zahl der Studenten an einer Universität überhaupt ab, und diese steigt mit dem allgemein beobachteten Wachsthum aller Universitäten, was mit den wirthschaftlichen Verhältnissen, mit der übertriebenen Werthschätzung der akademisch gebildeten Stände und anderen Umständen zusammenhängt, welche an diesem Orte nicht erörtert zu werden brauchen. Die einzelnen Universitäten werden von den Studenten aus sehr verschiedenen Motiven bezogen. Es lassen sich förmlich einige Classen unter den letzteren unterscheiden. Die Einen, die sogenannten Wald- und Wiesenstudenten, die jungen Semester und flotten Bursche, welche ihre Studienzeit sans souci verleben und Mittel genug besitzen, die Universitäten frei zu wählen, gehen sicherlich nicht den berühmten Docenten nach. Sie wählen die Universität nach anderen Erwägungen: schöne Lage, fröhliches Leben, flotte Corps und Verbindungen üben auf sie ihre Anziehungskraft aus. In Süddeutschland kommt die Gelegenheit für die Norddeutschen hinzu, fremdartiges Volksthum kennen zu lernen und in den Pfingst- und Augustferien die Schweiz zu besuchen, was dem Bruder Studio noch mit wenig Mitteln gelingt, nicht aber dem späteren Arzte oder Amtsrichter in Hannover oder Pommern. So sind die schön gelegenen Universitäten die Sommerfrische der Studenten geworden; im Winter werden die Großstädte mit ihrem bunten Treiben, zahlreichen Vergnügungen und mannigfaltigen Anregungen bevorzugt. Die Sommeruniversitäten zählen daher alle im Sommer ein paar hundert Musensöhne mehr als im Winter; umgekehrt werden Berlin, Leipzig u. a. im Winter von mehreren hundert Studenten mehr besucht. Eine zweite Classe Studenten sind diejenigen, welche in ihren Mitteln beschränkt sind und daher auf den nächstgelegenen Provinzial- oder Landes-Universitäten ihre Studien absolviren müssen, zumal sie hier am ehesten Stipendien erlangen können. Es liegt auf der Hand, daß bei diesen beiden Classen Studenten, welche das Gros der Studentenschaft bilden, die persönliche Tüchtigkeit der Professoren sehr zurücktritt. Vielmehr sind es staatliche Bestimmungen, welche denselben die große Anzahl der Belegenden sichern: vor allem die Prüfungsvorschriften, wonach gewisse Fächer belegt werden müssen, ferner die den Ordinarien für die Hauptfächer zuertheilte Monopolstellung, in Folge deren die Studenten bei jenen die nach dem üblichen Turnus an der Reihe befindlichen Fächer belegen. Darum ist beispielsweise an den Sommer-Universitäten der Unterschied ein so großer zwischen den Sommer- und Winter-Pandekten; wer im Sommer dies Fach liest, hat unbedingt die größere Anzahl Belegender; nicht die Persönlichkeit des Vortragenden, sondern die zahlreichen anderen Umstände entscheiden; daher theilen sich auch die beiden Romanisten in diese günstigen Umstände, indem sie abwechselnd im Sommer Pandekten lesen. Nur bei einer kleinen dritten Gruppe von eifrigen und älteren Studenten, welche vor dem Examen stehen oder ihre Studien mit wahrhaft wissenschaftlichem Interesse betreiben und dabei die Mittel besitzen, die Universitäten frei zu wählen, sowie bei den Ausländern fällt die Persönlichkeit des Docenten entscheidend ins Gewicht.

Wie verschwindend der Einfluß der Persönlichkeit eines Docenten gegenüber anderen Umständen ist, wird so recht deutlich, wenn eine Celebrität eine Facultät verläßt. Statt des befürchteten Rückganges ist dann unter einem unbedeutenden Nachfolger oftmals ein erheblicher Aufschwung der Frequenz eingetreten. Es entscheiden über dieselbe und damit über die Zahl der Belegenden einerseits die „Conjuncturen", wie schöne Lage, Gelegenheit zum vergnügten Leben u. s. w., andererseits die staatlichen Prüfungsvorschriften und die Uebertragung der Hauptfächer an die Ordinarien, ferner in den medicinisch-naturwissenschaftlichen Facultäten der Bau reich ausgestatteter Institute. Wir stellen damit den Einfluß der Persönlichkeit des Docenten keineswegs gänzlich in Abrede; bei großer Unfähigkeit oder hohem Alter vermag das Auditorium des Ordinarius ebenso zu veröden, wie bei hervorragender Lehrbegabung und wissenschaftlicher Bedeutung eines Docenten sich in ungewöhnlicher Weise zu füllen. Jedoch sind das Ausnahmen, welche gegenüber den mittleren und der Zahl nach überwiegenden Fällen nicht in Betracht kommen.

All' das Gesagte berechtigt wohl zur Forderung, daß die Collegiengelder nicht mehr wie bisher in vollem Umfange den betreffenden Professoren zufallen, sondern daß eine Theilung eintreten soll zwischen ihnen und dem Staate, welcher die ihm zukommende Hälfte oder ein Drittel unter alle Universitätslehrer vertheilen soll. Dadurch wird die durch staatliche Vorschriften mit verursachte Ungleichheit in dem Collegiengeldbezuge ausgeglichen. Die Privatdocenten und unbesoldeten Extraordinarien dagegen, welche keinen staatlichen Lehrauftrag haben, müssen selbstverständlich nach wie vor den ganzen Ertrag ihrer Vorlesungen beziehen, da sie ja ausschließlich auf dieselben angewiesen sind. Die vorgeschlagene Ordnung des akademischen Gebührenwesens kommt einer theilweisen Verstaatlichung desselben gleich; der Staat, der durch Zwangsbestimmungen und Monopolertheilung den Bezug großer Gebühren möglich macht, wahrt sich einen Antheil an denselben, um minder bevorrechteten Lehrern das unzureichende Einkommen zu erhöhen. Zu einem solchen Verfahren ist der Staat fraglos berechtigt, denn nur seiner Connivenz danken die Professoren den ganz ausnahmsweise dastehenden Bezug von Gebühren. Zu einem solchen Vorgehen ist aber der Staat auch verpflichtet, weil der gegenwärtige Modus eine Ungerechtigkeit enthält, und eine Reform in der angedeuteten Richtung ein Act wohlwollender „Socialpolitik" gegenüber den minder günstig situirten Professoren wäre, durch welche einige oben hervorgehobene Mißstände des akademischen Lebens beseitigt werden könnten. Solch' eine Reform wäre endlich auch keineswegs ohne Beispiel. An unseren Polytechniken beziehen unseres Wissens die Professoren keine Collegiengelder, desgleichen auch

Digitized by Google

nicht die Universitätslehrer in einigen fremden Staaten; in anderen Ländern ist wenigstens das Honorar geringer als die bei uns üblichen sehr hohen Sätze; auch besteht bei den Promotionsgebühren gegenwärtig schon die Sitte, daß nach Abzug der Vergütung der Examinatoren und des Decans der Restbetrag unter sämmtliche Facultätsmitglieder vertheilt wird. Wir empfehlen, wohlgemerkt, durchaus nicht eine radicale Abschaffung des Collegiengeldbezuges; wir halten vielmehr den Bezug in einer gewissen Höhe für einen empfehlenswerthen Ansporn zum sorgfältigeren und flüssigeren Vortrage; wir wünschen nur eine Theilung des Collegiengeldertrages zwischen den Professoren und dem Staate.

Im Vorstehenden sind wohl mehrere wesentliche Umstände erörtert worden, welche dazu geführt haben, daß bei Berufungen nicht wissenschaftliche Leistungen und Lehrbegabung, sondern andere Umstände entschieden haben. Es erübrigt noch zum Schluß, einen Blick auf das Verfahren bei Berufungen zu werfen. Es ist nämlich von der einen Seite der Vorschlag gemacht worden, bei der Besetzung einer ordentlichen Professur durch Rundschreiben an sämmtliche Fachgenossen eine Abstimmung über den passendsten Bewerber zu veranstalten. Allein die Stimmen wollen ja gewogen, nicht gezählt sein, und bei der Herrschaft einer Clique in einem Fache wäre diese Urabstimmung das sicherste Mittel, um die Tyrannei der Schule zu verewigen. Viel beachtenswerther ist der Vorschlag von Professor Flach: die Berufungen Commissionen zu übertragen, welche aus Ministerialbeamten, Professoren und sonstigen Sachverständigen zusammengesetzt sind. Wir kennen eine Universität, an welcher die Berufungen ohne Theilnahme der Fakultäten durch eine Commission vorbereitet und von einer anderen vollzogen werden. Dies Verfahren hat auf das persönliche Verhältniß der Facultätsmitglieder einen günstigen Einfluß, indem ihnen der Hauptanlaß zu Reibungen entzogen ist, — obwohl auch an anderen Universitäten das persönliche Einvernehmen durch Meinungsdifferenzen über den zu berufenden Candidaten nicht gestört wird. An der genannten Hochschule sind immer die Berufungen meist sehr glückliche gewesen. Allein es zeigt sich doch bei diesem Modus, daß der abgehende Professor oder entferntere Vorgänger einen machtgebenden Einfluß mit ihren Empfehlungen ausüben, und daß die Urtheile der Autoritäten um so durchschlagender wirken, als die Nichtakademiker über die wissenschaftlichen und Personal-Verhältnisse nicht gehörig orientirt sind. Endlich sind an der betreffenden Universität keineswegs Mißgriffe vermieden worden, welche auf das Irregeleitetsein durch das Urtheil der Autoritäten zurückzuführen sind.

Darum möchten wir im Wesentlichen an dem Vorschlagsrechte der Fakultäten festhalten. Zu empfehlen wäre Seitens derselben die Bildung einer vorbereitenden Commission, bestehend aus dem abgehenden Professor, dem Vertreter eines verwandten Faches und einem Neutralen, welcher über die unparteiische Einsammlung von Nachrichten über die Candidaten zu wachen hätte. Der schriftliche Bericht der Commission diente dann als geeignete Grundlage der Verhandlungen in den Fakultäten, welche gehalten sein sollte, mindestens drei Candidaten in Vorschlag zu bringen, und zur Verhütung einer Majorisirung der Minderheit die vota derselben dem Ministerium mitzutheilen. Dieses hätte dann die Wahl zu treffen.

Es wird sich natürlich niemals vermeiden lassen, daß bei den Vorschlägen Ungerechtigkeiten begangen werden. Allein in welchem Stande kommen bei den Aemterbesetzungen nicht auch Bevorzugungen und Zurücksetzungen vor, welche sich später als ungerechte offenbaren? Die Fälle notorischer Ungerechtigkeit — obwohl vorhanden — sind jedoch keineswegs so häufig, als man uns glauben machen will. Entweder fehlte es stets an wissenschaftlichen Leistungen oder an Lehrbegabung, oder es kamen Mängel der Persönlichkeit mit in Betracht, welche bei Beurtheilung derselben nicht ausgeschlossen werden dürfen. Auch unterliegen die Professoren wie alle Sterblichen dem Irrthum, und Mißgriffe ihrerseits sind daher entschuldbar, so lange sie vereinzelt bleiben. Vereinzelt sind aber die Mißgriffe entschieden ebenso wie die charakterisirten Mißstände überhaupt: theils sind dieselben bereits vergangen oder erhalten sich noch in letzten Resten, theils erstrecken sie sich blos auf einzelne Fächer, einzelne Facultäten, einzelne Universitäten oder auf die Universitäten einzelner kleinen Länder. Eine öffentliche Calamität bilden jene Mißstände nicht. Vieles an ihnen läßt sich durch geeignete Maßnahmen, die ich oben zu skizziren versucht habe, beseitigen, — und was durch gesetzliche Vorschriften nicht beseitigt werden kann, diesen Rest vertraue man dem Takt und dem guten Geiste des Professorenstandes an, — man wird sich in seinen Erwartungen nicht täuschen!

Literatur und Kunst.

Eine literarische Frühlingsstunde.

Von Hieronymus Lorm.

Noch schien es Winter zu sein, ich hatte ganz vergessen, wie sich die sichtbare Erde und der sichtbare Himmel zu einander verhalten, so ganz war meine Seele angefüllt von der imaginären Erde der Romanschreiber und dem speculativen Himmel der Philosophen. Einem Berufsleser, der das Unglück hat, die Aufgabe des Recensirens ernst zu nehmen, entschwindet bald der Inbegriff des Lebenswerthes, die holdselige Wirklichkeit, als ob sie ganz und gar in die Rumpelkammer gehörte und nichts mehr des Daseins würdig wäre, als die leiblichen und geistigen Augen in Druckerschwärze zu versenken. Müde das Buch weglegend, sah ich eine unglückselige Fliege aus meinem Tintenfaß herauskriechen, ohnmächtig, die vom Galläpfelsaft schwer belasteten Flügel zu gebrauchen. Kaum hatte sie sich einen Zoll breit weiter geschleppt, so fiel sie kraftlos in die Tinte zurück.

Wer kann ermessen, durch welche Zeichen und Symbole der verborgene Geist des Fatums zum menschlichen Gemüthe spricht! Ich war überrascht, bewegt. Vor allem half ich dem unglücklichen Thiere aus dem schwarzen Meere der deutschen Gelehrsamkeit heraus, wischte behutsam alle Metaphysik von ihm ab und gab es der reizenden Unwissenheit des Lebens zurück, indem ich die Fenster öffnete, damit das arme Geschöpf im Sonnenstrahl draußen die Flügel gänzlich trockne.

Da hatte ich aber auch schon den Sinn der Lehre, der mich halb ohne mein Bewußtsein überrascht und bewegt hatte. Ich entdeckte den Frühling und erinnerte mich jetzt, daß in einigen Tagen sein Anfang im Kalender verzeichnet war. Beglückt ließ ich mich am offenen Fenster nieder und mein erster Gedanke war, daß wir deutsche Schriftsteller gar so mühselig aus der Tinte herauskriechen, vergebens ins unmittelbare Leben hineinzufliegen trachten, weil mit Abstractionen, Theorien und Gemeinplätzen zu schwer belastet und beim ersten Versuch, unbefangene Leute von Welt zu sein, immer wieder in die Tinte zurückpurzeln. Das ist die Geschichte der ungeheuren Mehrzahl deutscher Romane, soweit sie im Salon oder sonst auf den realen Gebieten der Gesellschaft spielen.

Wie beschwert von Tinte sind nun gar erst die Flügel der Philosophen, welche den Vereinigungspunkt von Denken und Sein suchen, ohne das letztere zu kennen und ohne das erstere verständlich zu machen! Der fröhliche Luftzug des ersten Frühlingstages wehte diese Gedanken hinweg, aber schalkhaft und zudringlich ließ er nicht ab, mich zu verlocken, ihm gleich die Bücher selbst preiszugeben, welche jene Gedanken erregt hatten. Sollte ich sie wirklich vom Winde spurlos verwehen lassen? Aus meiner frühen Jugend klang mir ein Lied, nicht so sehr im Herzen, als im Zwerchfell. Ich hatte Nestroy auf der Bühne des Theaters an der Wien gehört, wie er mit dem Ton der tiefinnersten Ueberzeugung sang: „Auf der Simmeringer Haad (Haide) hat's an Schneider verwaaht (verweht)."

Es — das ist das Fatum, das Welträthsel, die Nemesis, kurz, irgend ein unergründliches Mysterium — es hat ihn verweht, den Schneider, gründlich, spurlos, unauffindbar, für

Digitized by Google

immer verweht. Denn er war so dünn, so unendlich dünn, so wesenlos, er mußte von dieser Erde verschwinden, bevor er sich noch recht besinnen konnte, daß er auf ihr zu wandeln versucht hatte. Wie wäre es, wenn ich dem Frühlingswind, der so lieblich und so schelmisch mich dazu auffordert, indem er schon eigenmächtig bis zum Schreibtisch vordringt und die Bücher aufblättert, diesen Band lyrischer Gedichte auf die Schwingen lüde! Er ist leider nicht so dünn wie der Schneider, aber der Wind ist stark und bald — hätt's ihn „verwaaht". Spurlos, für immer wäre er dahin, vielleicht trüg' ihn der boshafte Wind in das erste Nachtigallennest, und die unglücklichen Jungen würden ihr Leben lang ein Grauen davor haben, das Singen zu erlernen.

Eine schöne Illusion! Denn selbst ein Orkan würde zuletzt müde, die landläufige Lyrik, so wenig sie auch ins Gewicht fällt, zu verwehen. Immer aber bleibt die Versuchung, wenn man nach langem Winter den ersten Frühlingstag am offenen Fenster genießt, den Winden preiszugeben, was uns Monate lang gedrückt hat. Das sind nicht nur die Bücher selbst, sondern auch ihre Schicksale, insofern sie das sittliche Gefühl eines Betrachters der Dinge afficiren.

Das Schicksal der Bücher ist die Oeffentlichkeit. Diese ist ein weiter Begriff, dessen innerster Kern Wenigen zum Herzen und zum Gewissen dringt. Das Schicksal der Bücher in dem bekannten lateinischen Spruch ist eine unergründliche Gewalt, die mit der ehernen Nothwendigkeit eines mathematischen Axioms entscheidet. Wir sehen nachträglich, daß die Wirkungen naturgemäß nicht anders sein konnten, als sie in der That erfolgten und haben gleichwohl keine Möglichkeit, die Wirkungen im voraus zu berechnen. Allein diese fatalistische Oeffentlichkeit manipulirt mit einem ganzen Jahrhundert, während die künstliche Oeffentlichkeit, die der Journale, nur mit dem Tage geht.

In diesem Bewußtsein machen sich Viele kein Gewissen daraus, mit der Oeffentlichkeit des Tages nach Willkür umzuspringen, die Oeffentlichkeit des Jahrhunderts wird ja wieder richtig stellen, was jene gefehlt hat. Dieses künstliche Schicksal der Bücher, von welchem der Lateiner noch nichts ahnte, ist eine Axe, um die sich Alles dreht, was auf Erfolg ausgeht, und sie hat zwei Pole: die Reclame und das Todtschweigen. Im Bewußtsein, daß es in hundert, in fünfzig Jahren Alles eins sein werde, macht man sich kein Gewissen daraus, mit ungeheurem Geschrei anzupreisen, was innerlich hohl und leer und jedes künstlerischen Gehaltes beraubt ist, und andererseits mit stoischem Schweigen zu übergehen, was in seinem Innern laut den Geist der wahren Kunst verkündet. Maßgebend für beides ist nur das persönliche Interesse des Journalisten, des Priesters jener Oeffentlichkeit, die blos mit dem Tage geht.

Oft geschieht es, daß ein Journalist sich über die dem Buche fernliegenden Motive seines Lobes getäuscht sieht. Dann „lachen die Geister im höllischen Chor". Allein der Ruhm des Buches ist fertig. Auf wie lange? Eine Liste auf ähnliche Art berühmt gewordener Bücher wäre anzuführen, die heute so gänzlich verschollen sind, daß der Leser nicht an ihre Existenz und noch weniger an ihren Ruhm glaubte. Beispiele für die vergängliche Wirksamkeit des entgegengesetzten Poles, des Todtschweigens, wären leichter zu citiren. Wie lange blieb Gottfried Keller unbeachtet! Schopenhauer wurde 40 Jahre lang nach Erscheinen seines Hauptwerkes so gründlich todtgeschwiegen, daß selbst die Geschichtsschreiber der Philosophie seinen Namen nicht kannten — und heute gibt es kaum einen größern Ruhm in der Literatur, freilich zum Theil in Folge derselben Gedankenlosigkeit, welche früher dem Ignoriren zu Grunde lag.

Die Erwähnung Schopenhauer's erinnert an ein von ihm gern im Munde und in der Feder geführtes Citat aus d'Alembert: „Der Tempel des Ruhms ist von zwei Sorten von Leuten bewohnt, von solchen, die nicht hineinkommen konnten, so lange sie am Leben waren, und von solchen, die hinausgeworfen werden, sobald sie todt sind."

Das Hinausgeworfenwerden ist also die späte Correctur des zu frühen Hineinkommens, oder die Vergeltung, welche das bedächtige Jahrhundert an dem vorlauten Tage übt. In der That, wenn man sich in einem Literaturkalender oder dergl. die Liste der berühmten lebenden Schriftsteller vor Augen hält, so erschrickt man über die unverhältnißmäßig große Zahl Derjenigen, die man sich unwillkürlich als hinausgeworfen denken muß, sobald sie todt sein werden. Nicht immer aber besitzt man die philosophische Gemüthsruhe, um es bei der späten Correctur durch das Schicksal bewenden zu lassen und ist des Glaubens, daß der Versuch einer frühern Richtigstellung ebenfalls eine fatalistische Nothwendigkeit wäre.

Vor zwei Jahren tauchte ein Roman auf: „Ehre" unter dem Pseudonym Ossip Schubin*), und eine deutsche Monatsschrift sah sich veranlaßt, dem Buch eine Lobpreisung zu widmen. An dieser Kritik sind zwei Dinge thatsächlich unrichtig: das totale Uebersehen des technischen Grundfehlers, welcher jenen Roman aus dem Gebiete künstlerischer Composition gänzlich hinausdrängt — und der Tadel, womit der einzige, kleine, wirklich poetische Punkt der Erzählung belegt wird.

Der schreiende technische Grundfehler ist leicht nachgewiesen. Ueber dem Leben des Helden schwebt ein Geheimniß, ein allerdings oft gebrauchtes, aber für den Roman immer berechtigtes Motiv. Nur fordert es, um künstlerisch zu wirken, daß sich das Geheimniß mit Nothwendigkeit verberge und mit der gleichen Nothwendigkeit im Gang der erzählten Ereignisse selbst und in Folge derselben nach und nach enthülle. Beide Nothwendigkeiten müssen in der Handlung begründet sein und erregen dann die erwünschte kunstgerechte Spannung. Was thut hingegen die Verfasserin von „Ehre"? Sie sagt dem Leser schon auf der ersten Seite, daß über dem Helden ein Geheimniß schwebt und weiß nicht den geringsten inneren Grund dafür beizubringen, daß sie es dem Leser nicht auch schon auf der ersten Seite haarklein offenbart. Fast alle auftretenden Personen wissen um den Inhalt des Geheimnisses, sprechen davon als von einer der ganzen Welt bekannten Thatsache — und nur der Leser darf es nicht erfahren. Warum? Damit er geduldig bis zu den Schlußseiten weiter lese, auf denen es ihm die Verfasserin sagen wird.

Das ist ein allzu äußerlicher, allzu kindischer Behelf, Spannung zu erregen, der bei einem ernsthaften Leser die Absicht verfehlt und das Werk dem Bereich der Dichtung entfremdet. Gleichwohl hat es nach der Methode des Hammelsprungs Bewunderer für diese Abgeschmacktheit gegeben.

Hingegen hat jene Kritik getadelt, daß Linda, die Frau des geheimnißvollen Helden, die von Natur aus zu einem abenteuerlichen Leben nach Art der französischen Courtisanen disponirt ist, dem Gesichtskreis des Lesers zuletzt entschwinde, ohne daß er wisse, was ferner mit ihr geschehen werde. Gerade dieser Umstand jedoch ist in dem Charakter der Figur so sicher begründet, daß das consequente Verschwinden aus dem Kreise des Mittheilbaren einen Anstrich von Poesie hat.

Was an der Verfasserin besonders gerühmt wird, der sogenannte Realismus, bietet sich in dem nächsten Roman von Ossip Schubin „Unter uns"**) zu noch genauerer Prüfung dar. Es gibt einen Realismus, welcher von Menschen, die nicht die geringste Bildung besitzen und deshalb oder trotzdem keinen Anspruch auf literarische Geltung erheben, auf das ganz gemeine und gewöhnliche Alltagsleben übertragen wird. Diese Form des geselligen Realismus bezeichnet der Wiener Dialekt mit dem Ausdruck: „die Leut' ausrichten". Wenn eine Kaffeeschwester nur ein Bischen Leben und Geist hat, so versteht sie, was in des Nachbars Haus vorgeht, wie die Menschen dort leben, handeln und sprechen, getreu nach der Wirklichkeit und deshalb höchst ergötzlich wieder zu geben; sie versteht „die Leut' auszurichten". Ossip Schubin hat sich zu gleichem Zweck die vornehmen Kreise der Gesellschaft ausersehen, und dazu gehört allerdings mehr geistige Bildung, mehr Schliff und Lebensart, als gewöhnlich eine Kaffeeschwester besitzt, aber keineswegs — auch mehr dichterisches Talent.

Indessen ist das große Publicum und sind besonders die Frauen des Mittelstandes äußerst begierig, eine richtige Vorstellung von den ihnen sonst verschlossenen Kreisen des aristokratischen high-life zu erhalten. Ossip Schubin versteht es ganz außerordentlich, die Phraseologie der Exclusiven nachzu-

*) Dresden, H. Minden.

**) Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

ahmen und von ihren Manieren, Vergnügungen, Urtheilen und Lebensgewohnheiten eine genaue Copie zu geben, der Toiletten nicht zu vergessen, deren detaillirte Beschreibungen ihr schon als einem echten Frauenzimmer mit congenialer Leichtigkeit von der Hand gehen. Unendliches Interesse, rasendes Entzücken bewirkt die Lectüre und es fällt den Bezauberten gar nicht ein, daß die Geschichte in dieser Art bogenlang fortgeht, ohne daß noch irgend eine Handlung begonnen hätte. Alles ist ja dem Leben „abgelauscht".

Nichts könnte thörichter sein, als einen so meisterhaft geübten Realismus gering zu achten, so lange er ein unentbehrliches, wenn auch untergeordnetes Moment der Kunst bleibt. Anders ist es, wenn das Mittel an die Stelle des Zweckes, der Realismus an die Stelle der Kunst, oder mit andern Worten, die äußere Wirklichkeit an die Stelle der innern Wahrheit tritt.

In „Unter uns" giebt es ein junges Mädchen, „Zinka" genannt, die Heldin des Romans, um die sich die ganze überaus dürftige Erfindung dreht. Zinka glaubt sich von einem jungen Grafen Sempaly geliebt, ja sie ist von ihm geliebt und sie liebt ihn selbst so sehr, daß die Irrwege der Verhältnisse und des Gemüthes, die ihn ihr eine Zeit lang entfremden, für sie eine Quelle gesundheitsschädlicher Kränkungen werden. Endlich in einem unverhofften Augenblick, in einer bezaubernden römischen Frühlingsnacht, während es sinnbestrickend von allen Beeten duftet, finden sie sich in einem Garten zum Verständniß und Einverständniß zusammen. Sie gelobt und verlobt sich ihm mit heißen Schwüren, er darf sie, himmelhoch entzückt, seine Braut nennen.

Nur wenige Stunden später, am nächsten Morgen, schreibt er ihr einen flammenden Liebesbrief, in welchem ihr der Graf zugleich anzeigt, daß sein Bruder, ein Fürst Sempaly, von welchem, als vom Majoratsherrn, die Lebensverhältnisse des Grafen abhängig sind, in Rom angekommen, und daß es gut wäre, ihm die Verlobung noch zu verbergen und erst mit dem fait accompli der Vermählung vor ihn zu treten.

Nun denke man — die unschuldige, unpraktische, nur in Liebe und Poesie lebende Zinka ist von diesem Brief — empört! Sie will den Fürsten nicht hintergehen. Vergessen sind die Monate heißer, herzbrechender Sehnsucht nach Sempaly, vergessen sind die Entzückungen und Schwüre des vergangenen Abends, vergessen ist, daß sie sich ihm mit der Verlobung für ewig zugeschworen hat!

Sempaly ist ein Geschäftsmänn und folglich liebt sie ihn auf einmal nicht mehr. Daß sie, selbst wenn er sich als Verbrecher enthüllt hätte, ihm noch Treue schuldig wäre, daran kann ein mit so bezaubernder realistischer Kunst angekleideter und frisirter Haubenstock natürlich nicht denken. Dazu gehörte innere Wahrheit, nicht blos äußere Wirklichkeit. Zinka schreibt dem Grafen um des Fürsten willen, den sie in ihrem Leben nicht gesehen hat, der ihr eine vollkommen unbekannte Größe ist, einen schnöden Absagebrief. Wäre dieser Graf nicht ebenfalls mit seinen dem Leben abgelauschten realistischen Kleidern, Manieren und Redensarten nur eine hohle, dem Mangel an dichterischem Talent entsprungene Figur, so würde der Graf dem Haubenstock folgende Antwort schreiben: „Liebes Kind! Du liebst mich und ich liebe Dich. Weiter hat Dich in der Welt nichts zu kümmern. Richtest Du aber Deine Liebe nach dem Verhalten ein, das ich meinem Dir völlig fremden Bruder gegenüber einschlagen muß, so heirathe den Federstiel von Ossip Schubin."

Diesem Pröbchen von Realismus ohne Poesie stehe noch ein anderes zur Seite. Eine höchst ergötzlich angelegte Figur ist die Mutter Zinka's, die Baronin Sterzl. Thackeray oder Boz hätten sie nicht drastischer projectiren können. Sie spiegelt die lächerliche nnd komische Eitelkeit und Prahlerei einer Frau, die um jeden Preis zur vornehmen Welt zählen will. So hat der Leser im Anfang seine harmlose Freude an der harmlosen Närrin. Welches schreckliche und scheußliche Ungethüm macht aber nach und nach die Verfasserin daraus! Sie faßt einen wüthenden Haß gegen ihre eigene Figur, statt sich ganz objectiv zu ihr zu verhalten; sie überhäuft sie mit Schimpfworten und zuletzt saugt die Verfasserin dem von ihr so wüthend verfolgten Opfer sogar alles menschliche Blut aus. Die Baronin Sterzl steht am Sarge ihres jungen, hoffnungsvollen, im Duell erstochenen Sohnes — und buhlt um die Gunst der Aristokraten, welche die Aufbahrung besichtigen.

So sieht der kunstberaubte, vom Musengott verlassene und damit auch der Technik und des Geschmackes beraubte Realismus aus, für welchen es eine Kritik gibt, die ihn der Welt als ein neues Genie ausposaunen darf. Mit dem grammatikalisch und logisch ungerechtfertigten: „an etwas vergessen" trägt das Buch den österreichischen Stempel, hat aber mit Frauenschriften in Deutschland auch die falsche Participial-Construction gemein. Nur ein Beispiel dafür: „Seit Jahren mehr oder weniger im Auslande lebend, erweiterten sich seine Ideen." Wie merkwürdig sind die Vorgänge in einem Menschen, dessen Ideen sich erweitern, während sie zugleich mehr oder weniger im Auslande leben! Daß die Verfasserin mitten in der Erzählung, hinter welcher der Autor verschwindet, plötzlich von sich selbst zu sprechen anfängt: „Mich dünkt" ꝛc. — gehört zum übrigen künstlerischen Ungeschmack.

Ossip Schubin hat für descriptive Darstellung eine ausgezeichnete, von Witz begleitete Begabung, welche, wenn sie auf ihrem Gebiete bliebe, deshalb nicht geringer zu schätzen wäre, weil ihr ein dichterisches Gemüth, eine künstlerische Ursprünglichkeit nicht beigefügt ist. Wenn es nicht schon zu spät wäre, wenn sich die Verfasserin nicht bereits zu hoch dünkte, um einen Rath zu empfangen, dann wäre ihr zu empfehlen, den Wirkungskreis ihrer Feder auf Erinnerungen aus dem wirklichen Leben, auf Scenen aus der Gesellschaft, auf Städte, Bilder und Naturschilderungen zu beschränken.

Ein neues Schillerbuch.

Nicht nur die Stein- und Erzbilder, die sich zu Ehren unseres populärsten Dichters in unseren Hauptstädten erheben, auch die geschriebenen Monumente, die von ihm zeugen, vor allem seine Werke selbst und zum Theil die immer höher steigende Fluth der Schiller-Literatur, haben uns daran gewöhnt, einen abstracten, pathetischen, ideal stilisirten und theatralisch drapirten Schiller mit falschem Nimbus zu construiren. Ein begeisterter Posa, der immerfort Gedankenfreiheit fordert, ein wolkenwandelnder Weltbürger im ästhetischen Staat, ein stets verkannter Märtyrer der Kunst und des Lebens, hager, hektisch, allezeit im Kampf mit Daseinssorgen, Pegasus im Joche . . . Und nun erscheint ein neues Schillerbuch, das all unsere Vorstellungen über den Haufen wirft und uns einen ganz anderen, aber unzweifelhaft echten Schiller zeigt. Zuerst den Jüngling: feurig, unbesonnen, ein Bischen egoistisch und ironisch wie jedes Genie, aber gutherzig und dankbar, sorgenvoll, doch nie entmuthigt und immer verliebt. Dann den reiferen Schiller, der sich trefflich in die Gesellschaft zu schicken versteht und bald ein wohlbestallter Professor, würdevoller Hofrath und musterhafter Ehemann und Vater wird; kein unweltläufiger Idealist, von seinen lieben Mitmenschen stets übervortheilt, sondern ein gar praktischer Finanzmann, der den Theaterdirectoren und Verlegern gegenüber seinen Vortheil zu wahren weiß; kein genialischer Sprudelkopf, sondern ein planvoll berechnender und sorgsam feilender Künstler; kein friedlicher, von dem bösen Goethe verführter Xenienschütze, sondern nöthigenfalls ein leidenschaftlicher, schroffer, giftiger Kämpfer und tüchtig auf das Publikum schimpfender, gewiegter Redacteur; keine in Noth und Verkennung verschwindende Jammergestalt, sondern ein glücklicher Freund, Liebender, Dichter.

Jawohl, ein glücklicher Schiller! Sein Leben glich keineswegs einem Nachtstück, denn es hatte viel freundliche Lichtseiten. So arm und verlassen er uns auch oftmals erscheinen mag, das Schicksal konnte dem Manne doch nicht an, denn es wohnte ihm etwas Dämonisches inne, welches Geister und Herzen der Menschen unwiderstehlich bezwang. Er wirkte gleich stark in der Nähe wie aus der Ferne, und wen seine Dichtung ihm nicht unterwarf, der gab sich gewiß seiner machtvollen Persönlichkeit gefangen. Er hatte Glück, wirkliches Glück in der Freundschaft. In der Liebe war

Digitized by Google

ihm der große Wurf gelungen. Und er hörte den lauten Beifall der Mitwelt auf der beschwerlichen Reise zur Unsterblichkeit. Von dieser unmittelbaren Gewalt des lebendigen Geistes waren jene providentiellen Freunde Schillers erfaßt, die ihm jedesmal hilfreich beisprangen, so oft feindselige Mächte seinen Lebensweg kreuzten und ihm an Leib und Seele wollten. Es waren gute Menschen, und sie wußten deshalb auch in Schiller den Menschen vom Dichter nicht zu trennen. Es ist ein herrliches Capitel zu Carlyle's „hero-worship". Welch ein prächtiger Charakterkopf ist nicht dieser brave Musikus und spätere Wiener Clavierfabrikant Andreas Streicher, der als Jüngling Schiller unterstützt, auf seiner Flucht begleitet und schirmt, seine Zukunft opfert, indem er ihm zu Liebe auf die Weiterreise nach Hamburg verzichtet, und der noch als Greis Schiller's Ueberreste in Schutz nimmt — eine Freundschaft übers Grab hinaus! Oder der Stuttgarter Concertmeister Zumsteeg, der dem entflohenen Kameraden aus der Karlsschule Briefe im Kraftstil schreibt, ihn „Kerl" und „Schlingel" titulirt und von dem „alten Sauhund" Schubart spricht, und der später als ehrsamer Capellmeister fast alle Lieder und Balladen seines Freundes in Musik setzt. Oder der Bildhauer Danneker, der den Mit-Karlsschüler ebensowenig vergessen kann, ihm den ersten hellen Einblick in die bisher fremde Welt der bildenden Kunst eröffnet und sein Bild in Marmor ausführt mit dem enthusiastischen Ausruf: „Schiller muß colossal in der Bildhauerei leben!" Oder das schönste unter allen in der deutschen Literatur verewigten Freundschaftsbündnissen: Schiller und Körner! Es ist eine wirkliche Idylle des Glücks im Körner-Hause zu Dresden: Die drei Männer bei Punsch oder englischem Bier ernstes Gespräch pflegend, Schiller, wie immer, in allen Nerven aufgeregt, Körner, sein schöner Gegensatz, ruhig überlegt in Wort und Geberde, Huber etwas oberflächlich und zerstreut, jeden Augenblick bei dem mit Stift und Pinsel emsig hantirenden Dorchen einen Kuß holend, trotz der häuslich waltenden Frau Consistorialräthin „sträflichem Gesicht" ... Und mit dem unvergleichlichen Körner, dem Herzog von Augustenburg, Graf Schimmelmann, Baggesen, mit Goethe und Karl August ist der erlauchte Reigen freundlicher Genien noch lange nicht geschlossen. Die Verehrer führten nicht immer gräfliche und fürstliche, noch irgendwie bekannte Namen, sie liebten es vielmehr, manchmal in unbekannter Gestalt zu erscheinen, mitten aus der Menge herauszusprechen. Briefe der Anerkennung und Begeisterung von fremder oder halbvergessener Hand bekam der Dichter in erfreulichster Anzahl, und er hat diese Beifallsäußerungen als echte Brustlaute sorgsam aufbewahrt und ihnen neben den Briefen berühmter Männer einen Raum gegönnt.

Zum Glück sind diese Briefe, die Schiller aus dem weiten Kreise seiner Zeitgenossen erhielt, und die von des Dichters rastloser Thätigkeit, weitverzweigtem Verkehr und fernhin zündendem Einflusse zeugen, nicht alle verloren gegangen. Vor etlichen Jahren schon war Professor Urlichs im Stande, einen Theil zu publiciren, und ein anderer großer Rest wurde durch die Fürsorge eines eifrigen Privatsammlers vom Untergange gerettet. Der jüngst verstorbene Karl Künzel, bekannt als Herausgeber einiger Curiosa aus Schillers Nachlaß, hat jahrelang auf die zerstreuten Blätter gefahndet und die größere Hälfte davon glücklich eingefangen. Von ihm haben die beiden Wiener Feuilletonisten Ludwig Spiedel und Hugo Wittmann das Recht zur Veröffentlichung aller von ihm erbeuteten Briefe erworben, und es ist eine erste Auswahl aus der ungemein reichhaltigen Sammlung, was sie in ihrem schönen Buche: Bilder aus der Schillerzeit*) darbringen. Von mehr als hundert Correspondenten lagen ihnen mehr als ein halbes Tausend bisher ungedruckter Briefe vor, und jedes Bündel enthielt ein anderes Bild aus dem Leben unseres Dichters. Der gewaltige Poet erscheint da überall als ein herzensguter Mensch voll erfrischender Reine und sittlicher Größe. Wir sehen seine Vollkommenheiten „durch das Medium seiner Menschlichkeiten", mit David Strauß zu reden. Schiller hat nie einen Freundschaftsdienst vergessen und stets die große Kunst der Dankbarkeit als Meister zu üben gewußt. Einen neuen Beweis liefern Speidel und Wittmann in dem Capitel über die Mannheimer Zimmermannsfrau Anna Hölzel, die sich in ihrer Bedrängniß ihres schwäbischen „Zimmerherrn" erinnert, dem einst ihr Mann durch ein Darlehn aus verzweifelter Lage geholfen. Die Leute vom Theater sagten ihr, der langhaarige Jüngling sei nun ein berühmter Mann, ein Hofrath, ein Professor gar, und so griff denn die arme Frau zur Feder und schrieb dem Freund ihren Jammer, worauf Schiller sofort durch Cotta Hilfe bringen ließ und sogar ihrem Sohn eine Stelle am Mannheimer Theater verschaffte. Wie er einst in der schwäbischen Heimath als Knabe seine Sparkreuzer, seine Schuhschnallen und sogar seine Bettlaken an den nächstbesten Bedürftigen verschenkte, so sorgte er, selbst in ärmlichen Verhältnissen, für Zumsteeg's Hinterbliebene, und wie manche Wohlthat verhallte in seiner ärmlichen Stube, hinterließ kein Zeugniß für den „Papierreisenden" Künzel!

Aber hier lernen wir nicht nur Schiller als Freund kennen, sondern auch als Liebenden. Er hat viel geliebt. Schon in Mannheim suchte der Jüngling ein Weib, eine Geliebte, einen Ruhepunkt der Sinne und glaubte aus jedem Mädchenauge einen Strahl der Hoffnung erhaschen zu können. Vier, wenn nicht gar sechs Mädchenbilder standen damals vor seiner Seele. Lotte v. Wolzogen hatte ihm die ersten Heirathsgedanken eingeflößt; jedes Jahr wollte er ihr zuliebe ein Stück schreiben, mit dem Nebentitel: Trauerspiel für Lotte. Der „schönen Schwanin", der Tochter seines Verlegers, näherte er sich mit ähnlichen Gefühlen. Nebenher liefen eine Liebelei mit einer Professorstochter und ein ziemlich ernsthaftes Werben um die Schauspielerin Katharina Baumann, die auch von Iffland zur Ehe begehrt wurde. Auch glimmte wohl noch die Gluth für Laura, ob diese nun Wilhelmine Andreä hieß oder die Hauptmännin Vischer war, und dann hatte er in Bauerbach die Schwester eines Herrn von Wurmb kennen gelernt, von der er hoffte, daß sie ihn zu einem Dichter ersten Ranges oder „wenigstens" zu einem Narren machen werde. Mit der Zeit fand auch Frau Charlotte v. Kalb in seinem Herzen Platz; sie entfesselte alle seine Wünsche, um sie im Augenblicke des Sturmes mit einer eiskalten Redensart von Pflicht und Anstand abzuwehren. Was Wunder, daß Charlotte sein Herz gar nicht ausfüllte. Wie wäre es sonst denkbar, daß er gleich nach seiner Ankunft in Leipzig (April 1785) an Schwan schrieb, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten, der zweite erfolglose Heirathsantrag seines Lebens. „Jedenfalls", bemerkt Wittmann*), „hatte die Liebe unseres Dichters ihre aussetzenden Pulse": aus Andeutungen Huber's wissen wir, daß seine Leipziger und Dresdener Einsamkeit bisweilen in eine „Zweiheit" sich verwandelte, und Anfangs 1787 begann seine Liebschaft mit der leichtsinnigen Henriette v. Arnim, dem Urbilde der Griechin im „Geisterseher". Das drollige Bild des in Liebes- und Dichternöthen seufzenden Dichters wird hier durch einige bisher unbekannte Briefe Huber's vervollständigt, aus denen wir erfahren, daß die schöne Henriette — war sie blos eine raffinirte Kokette? — mit ihrer sauberen Frau Mama dem Durchgänger in sein Exil nach Tarandt nachreiste, sogar in Begleitung eines Verehrers, was Schiller's Eifersucht noch mehr erregte. Das pikante Intermezzo endete bald mit Schiller's förmlicher Absage:

„Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben" ...

bekanntlich der ständige Rundreim eines jeden in Nüchternheit und Enttäuschung verlaufenden Liebesrausches. Hierauf knüpfte Schiller wieder mit Charlotte v. Kalb an. In Weimar begann auf's Neue der alte Kampf, der ihm schon den Mannheimer Aufenthalt verleidet hatte, aber es blieb doch eine Liebe mit lahmen Flügeln, denn Schiller war nun einmal für ein rein geistiges Verhältniß nicht angelegt. Zu seinem Glücke trat bald Charlotte v. Lengefeld, diesmal die richtige Lotte, in seine Lebensbahn, und die „alberne Passion" verkümmerte, nachdem Schiller seinen zum Theil berechtigten Widerwillen bezwungen, allgemach in den Niederungen einer anständigen Freundschaft. Schiller wurde ein musterhafter

*) Stuttgart. W. Spemann.

*) Die Herausgeber bekennen sich durch ihre den Lesern der „Neuen Freien Presse" gleich theure Unterschrift, ein Sp oder W, zu den einzelnen Capiteln.

Digitized by Google

Ehemann. „Während uns Goethe", bemerkt Wittmann, „gottähnlich über allen menschlichen Verhältnissen schwebend erscheint und das Gedächtniß immer eine kleine Anstrengung machen muß, um sich diesen Gott als verheirathet vorzustellen, lebt Schiller in Aller Andenken als das Muster eines Gatten und Familienvaters. Sein vielfaches Lieben war nur ein Ringen nach Einheit und Beständigkeit; seine stürmische Unruhe war nur die Sprache seiner tiefen Sehnsucht nach Ruhe. Diese Ruhe fand Schiller in den Armen seiner Lotte."

Erwähnen wir noch eine bisher unbekannte Episode! Die unglückliche Dichterin Louise Brachmann aus Weißenfels, die mit dem Redacteur der „Horen" seit Langem in Briefwechsel stand, hatte endlich das Glück, den schwärmerisch verehrten Mann in Weimar besuchen zu dürfen. An seiner Hand wandelte sie das Pflaster Jenas und Weimars auf und ab, allein in der Stunde des Abschieds vergaß sie die gewohnte Schüchternheit und ließ sich, ihrer innersten Natur freien Lauf gebend, zu einer sehr pathetischen und wohl etwas lächerlichen Abschiedsscene hinreißen, so daß Schiller, väterlich warnend, den Finger erheben mußte. Gleich nach der Heimkehr entschuldigte sie sich bei dem Dichter, denn erst nachträglich sei ihr der Sinn seiner Worte klar geworden: „nicht aufgeben soll sie sein höchstes heiligstes Leben, nur es verwahren, nur es nicht so unbesonnen in Gegenwart mehrerer Zeugen hingeben." Schiller als solider Ehemann, eine ungestüme Verehrerin zurechtweisend — es ist ein reizender neuer Zug in dem Charakterbild unseres Dichters.

Dies Alles enthält das Buch der beiden Wiener Feuilletonisten und noch viel mehr. Sie bieten fast überall behaglich abgerundete Lebensbilder, indem sie das Schicksal der Glücklichen, die Schillers Lebensweg streifen durften, auch noch über diesen hinaus verfolgen. Charlotte von Kalb, in ihren späteren Schwärmereien für den Schauspieler Beck, für den Russen von Adlerskron, für Jean Paul, bis zu ihrem kümmerlichen Auslöschen im Berliner Schlosse, wo sie von allerhöchsten Almosen lebt, kommt dabei am übelsten weg. Ihr Bild ist nicht geschmeichelt, sogar grausam häßlich. Wir würden für mildernde Umstände plädiren. Die Herausgeber sind auch so glücklich, einen übrigens sehr orakelhaften Brief der Fünfunddreißigjährigen mitzutheilen. Als Charlotte im Februar 1790 ihre Briefe von Schiller zurückforderte, scheint Schiller dieses Unicum in der erotischen Literatur als Denkmal seiner Liebe zurückbehalten zu haben, und diesem verzeihlichen Unterschleif verdankt derselbe seine Rettung aus Feuersgefahr. Neues enthält auch das Capitel über Louise Brachmann, die „deutsche Sappho", und deren Lebens- und Liebesleid, bis zu ihrem freiwillig gewählten, echt sapphischen Tode; Hubers Bruch mit Dora Stock*) und seine späteren Schicksale im Forster'schen Hause bis zu seinem frühen Tode werden neu erzählt und mit bisher ungedruckten Briefen belegt. Besonders interessant sind Wittmann's Forschungen über das französische Bürgerdiplom, womit der Citoyen Sieur Gille eines Tages überrascht wurde, allerdings „ganz aus dem Reiche der Todten", denn die Unterzeichner des Decretes, Danton, Clavière, Roland, Custine, waren seit Jahren schon über das Schaffot hinweg ins Jenseits gegangen. Wittmann hat die Ernennung Schiller's zum ersten Mal aus den Sitzungsberichten des Moniteur dargestellt; er erzählt uns gleich darauf von der ersten Aufführung der „Räuber" in Paris, wobei der Vater von George Sand den „Robert, chef de brigands" spielte. Das fesselnde Capitel von den dänischen Freunden enthält ebenfalls ungedruckte Briefe des Herzogs Friedrich Christian, von Baggesen und Schimmelmann und wichtige Berichtigungen zu Max Müller's Publication über diesen denkwürdigen Abschnitt aus Schiller's Leben. Der bedrängte Poet steht in seiner ganzen stolzen, herben Größe da. Nicht unwichtig sind ferner die ausgegrabenen Briefe des Schauspielers Heinrich Beck an Schiller und charakteristisch die der Unberühmten: des Reichsposten-Revisions-Commissarius Grub, des ins Ausland verschlagenen Karlsschülers Gegel und des schillerschwärmenden obscuren Ungarjünglings. „Ein großer Dichter", schreibt Speidel so schön als treffend, „läßt überall, wo er hinrührt, den Abdruck seines Wesens; ein Strahl seines Lichtes ruht auf jedem, mit dem er verkehrte; die Welt, die ihn umgibt, ist wie der Spiegel seines Lebens; die Zeitgenossen sind ihm Gefäße, die er mit seinem Geist füllt, und was sie sagen und schreiben, ist ein Ton von seiner Stimme, Geist von seinem Geist, Leben von seinem Leben".

Was Wittmann über Schiller's Verhältniß zur Musik schreibt, möge hier folgen:

Schiller ist, wie kein anderer Dichter, von welschen Librettisten geplündert worden; er selbst aber fühlte offenbar keine Lust zum Berufe eines deutschen Metastasio. Die vaterländische Musik verdankt ihm nur Eine unmittelbare, mächtige Anregung: aus seinem „Lied an die Freude", dessen hohe Flugbahn so viele Componisten vergebens zu erreichen strebten, ist die Neunte Symphonie aufgegangen. Gleichwohl thäte man unrecht, unseren Dichter für unmusikalisch oder gar für einen Musikfeind zu halten. Schiller liebte die Musik, wenn er sie auch nie geübt hat. Er erkannte die Macht der Tonkunst, er schätzte sie anderen Künsten ebenbürtig, und als er zur Zeit der Aesthetischen Briefe dem Begriff der Schönheit nachspürte, da prüfte er seine Ideen auch an der Musik und schlug sich — der arme Dichter! — so lange mit Kirnberger's „Reinem Satz" herum, bis er davon etwas wirr geworden war und den musikalischen Freund in Dresden um etwas mehr Licht und um ein klares Buch über die Tonkunst ersuchen mußte. Die Theorie der Notenköpfe war ihm gewiß ein Greuel, doch dem Kunstwerk selbst gegenüber fühlte er sich nicht ohne Urtheil. Die erste Gluck'sche Oper, die er hörte, entzückte ihn, und er soll dabei gesagt haben: „Man wirft mir oft meine Unempfindlichkeit für Musik vor, aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen sein mag, daß ich unberührt blieb" .... Man hat zahlreiche Beweise, daß Schiller für den Sinnenreiz des Tones höchst empfänglich war; jeder Nerv vibrirte in ihm, wenn die Finger einer Laura oder auch des nächstbesten Freundes durch die Saiten meisterten und allezeit blieb ihm die Musik, jegliche Musik ein Genuß, „ein klingend Freud'", der schönste Weg zur dichterischen Stimmung ... Es müssen seltsame Scenen gewesen sein, die sich in dem kleinen Gasthofe zu Oggersheim abgespielt haben, wenn Doctor Schmidt (Schiller's Flüchtlingsname) den guten Streicher zur Abendzeit ans Klavier nöthigte, während seines Spieles stundenlang im Zimmer auf und ab ging „und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach." Was ihm an den Schwestern von Rudolstadt besonders gefiel, das war ihr Klavierspiel, ihre musikalische Fertigkeit, „die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche". Als er einmal seinen Körner auf der Harmonika spielen hörte, kam er außer sich und freute sich schon der „hohen Inspirationen", die ihm der Klang dieses Instrumentes vermitteln könnte. „Du glaubst nicht, wie mich das belebte", schrieb er ein andersmal an Huber, und erzählte ihm, wie in der Stube über ihm die lieben Weiberchen in häuslichen Geschäften herumkramten und mitunter auf dem Klavier klimperten. Wer denkt da nicht an den fröhlichen Brief, den einst der junge Mozart seiner Schwester aus Mailand schrieb: über ihm wohne ein Violinist, unter ihm auch einer, neben ihm ein Singmeister, ihm gegenüber ein Oboist? „Das ist lustig zum Componiren, das gibt Gedanken!"

Doch genug der Proben aus diesem Buche, das so viel des Neuen und noch mehr des Schönen enthält. Denn so wichtig auch Künzel's Material sein mag, so wiegt es doch leicht im Vergleiche zu dem, was die Herausgeber daraus gemacht haben. Sie vereinigten die zerstreuten Farben zum Bilde, die Steine zum schönen Bau. Da ist Alles künstlerisch verarbeitet, farbig, plastisch, lebendig. Es ist eine literarische Resurrection ersten Ranges, ein herrlicher Beweis von dem Werthe des Feuilletons für die Literaturgeschichte, wie geringschätzig auch die Zünftigen von diesem denken mögen.

Theophil Zolling.

*) Die S. 139 erwähnte Kunzin ist Heinrich von Kleist's spätere Braut Julie Kunze. Sie war das Urbild des Käthchen von Heilbronn, gerade wie Dora Stock in dem Scheusal Kunigunde gegeißelt werden sollte.

Digitized by Google

Ein Beitrag zur Biographie Darwin's.

Von Rob. Lutz.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Charles Darwin's aus der Feder seines Sohnes Francis ist in Vorbereitung. Bis dieses Werk erscheint, mag noch eine geraume Zeit vergehen, während deren eine kleinere biographische Denkschrift zu Ehren des verstorbenen großen Naturforschers recht gelegen kommt. Sie ist insofern als ein Vorläufer der großen und authentischen Biographie anzusehen, als ihrem Verfasser von Francis Darwin einiges geschichtliches Material, das sich auf Eltern, Herkunft und Jugend von Charles Darwin bezieht, mitgetheilt wurde. Die genannte Denkschrift ist betitelt: Charles Darwin, a paper contributed to the transactions of the Shropshire archaeological Society by E. Woodall. London, Trübner & Co., also ein Beitrag zu den Verhandlungen der archäologischen Gesellschaft von Shropshire. Die Grafschaft dieses Namens, in Mittelengland gelegen, ist stolz darauf, die erste Heimath Darwin's gewesen zu sein. Die Woodall'sche Denkschrift ruft die Erinnerung an die Voreltern des großen Naturforschers wach und liefert so einen interessanten Beitrag zu der Darwin'schen Familiengeschichte, man möchte fast sagen: zur Naturgeschichte der Darwin's, denn wenn man ihre Entwickelung von Großeltern bis Enkel verfolgt, so ist das wie ein Capitel aus der Descendenztheorie. Der Großvater von Charles väterlicherseits, Dr. Erasmus Darwin, kann als wirklicher wissenschaftlicher Vorgänger seines Enkels bezeichnet werden. Jener Erasmus, 1731 geboren und 1802 gestorben, war ein Mann von umfassender Bildung, der von seinen Zeitgenossen als Naturforscher, Philosoph und Dichter hochgeschätzt wurde. Sein „botanic garden", der ein Lehrgedicht im Geschmack jener Zeit gewesen zu sein scheint, wurde mit einem großen Preis gekrönt; unter seinen wissenschaftlichen Schriften steht die ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzte Zoonomia obenan. Andere Schriften von ihm sind eine „Philosophie des Ackerbaues und der Gärtnerei", ferner ein Lehrgedicht: „Der Tempel der Natur". Charles Darwin rühmt in einer Notiz über seinen Großvater dessen „prophetischen Scharfblick". In Erasmus' Schriften ist bereits ein Schimmer von der Erkenntniß der Entwickelungslehre enthalten; die Vorstellungen und Lehrbegriffe von dem „Ursprung der Arten", „der Befruchtung der Pflanzen", dem „Kampf ums Dasein", der „Veränderung der Thiere in der Hauswirthschaft" sind der Gegenstand seiner Nachdenklichkeit. Sein fern- und tiefblickender Geist zeigte sich recht auffallend darin, daß er die Eisenbahnen lange vor der Erfindung der ersten Locomotive kommen sah, denn längst vor diesem Ereigniß schrieb er:

Soon shall thy arm, Unconquered Steam, afar,
Drag the slow barge or drive the rapid car.

Dieser Dr. Darwin zeichnete sich auch auf dem Gebiete der gemeinnützigen und Sittlichkeitsbestrebungen aus. Er war einer der ersten teetotallers, der durch die Verbreitung des Thees als Hausgetränke wesentlich in seiner Gegend zur Abnahme des übermäßigen Trinkens beitrug; er strebte eine vernünftigere Behandlung der Irrsinnigen an, bekämpfte die Sklaverei, die in die englischen Colonien eingedrungen war, und besaß die fortgeschrittensten Ansichten über Erziehung und Gesundheitspflege. Er bethätigte seine menschenfreundliche Ansichten an seinen Mitmenschen und Untergebenen, wovon Charles Darwin folgende hübsche Anekdote, die er von seinem Vater hatte, erzählt. Der alte Erasmus schrieb einmal seinem Sohne nach Shrewsbury mit Bezug auf eine kleine Schuld und trug ihm auf, für den Betrag eine Gauspastete, wegen deren Shrewsbury damals renommirt war, zu kaufen und zu Weihnachten einer alten Frau nach Birmingham zu senden: „sie war (fügte er hinzu), wie Du Dich erinnern wirst, Deine Wärterin, was bei rechter Erfüllung der größte Dienst ist, den man von einem Niederstehenden empfangen kann."

Ein Bruder dieses Erasmus war ein tüchtiger Botaniker, der sich durch seine Principia botanica einen Namen machte. Erasmus hatte mehrere Söhne, welche sich mit der Wissenschaft des Menschen und der Natur beschäftigten. Der Eine derselben, mit Vornamen Robert Waring, der Vater unseres Charles, ließ sich 1786 in Shrewsbury (Grafschaft Shropshire) als Arzt nieder. Dort kam Charles am 12. Februar 1809 zur Welt; nicht bloß von väterlicher Seite der Abkomme einer durch Geisteskraft und Charaktereigenschaften ausgezeichneten Familie, sondern auch von mütterlicher Seite. Sein Vater hatte nämlich eine Susannah Wedgewood, die Tochter des großen Töpferkünstlers Josaiah Wedgewood, geheirathet. Susannah war in Etruria Hall, dem reich ausgestatteten Heim ihres Vaters, unter den schönsten Anregungen eines geselligen Lebens, in welchem Literatur, Kunst und Naturſinn gepflegt wurden, aufgewachsen. Die Bekanntschaft zwischen dem Shrewsburyer Arzt und der Tochter des berühmten Töpfers datirte aus ihrer Kindheit. Denn schon Erasmus Darwin und Josaiah Wedgewood waren einander eng befreundet. Diese Freundschaft war der Anfang verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Familien, welche sich immer wieder von Neuem und stärker befestigten. Wie sein Vater, so heirathete später unser Charles eine Wedgewood, seine Base, und seine Schwester nahm sich einen Wedgewood zum Mann.

Charles (genauer: Charles Robert) wuchs in dem an einem steilen Abhang über dem Severn vor dem Städtchen gelegenen Haus seiner Eltern in Shrewsbury auf. Die Mutter kränkelte und starb während seines Knabenalters; der Vater waltete als ein tüchtiger Arzt. Charles schildert ihn als einen scharfen Beobachter und Theoretiker. In der Wissenschaft hat er nichts geschaffen; seine praktische Thätigkeit nahm ihn ganz in Anspruch. Er besaß ein so ausgezeichnetes Gedächtniß, daß er Geburts-, Heiraths- und Todestag aller angesehenen Leute der Gegend kannte. Mit Vorliebe widmete er sich der Beobachtung menschlicher Charaktere. Er war ein Mann von strengen Grundsätzen, dabei voll Menschenliebe und Mitgefühl für Leid und Freud Anderer, Eigenschaften, die auch auf seinen Sohn Charles übergegangen sind. Eine der Lebensregeln seines Vaters: „Nie Jemandes Freund zu sein, den man nicht ganz achten könne", diente auch dem Sohn zur Richtschnur.

Für den künftigen Naturforscher konnte es kein geeigneteres Heim geben, als das seines Vaters. Die Eltern nahmen lebhaftes Interesse an der Pflanzen- und Thierwelt. Der Garten um das Haus war voll seltener Gewächse und im Hofe wurden Vögel und andere Thiere gehegt und gezüchtet. Aus der Knabenzeit des jungen Darwin ist wenig Mittheilenswerthes bekannt; seine Altersgenossen schildern ihn als einen nachdenklichen Jungen, der gern allein Spaziergänge unternahm. Charles kam mit 8 Jahren in die Schule des Geistlichen der Unitarischen Kirche, die wegen ihres classischen Unterrichts im Ansehen stand. Trotzdem oder vielmehr gerade wegen ihrer überwiegenden Classicität war Charles nicht gut auf sie zu sprechen.

Er hielt die dort zugebrachte Zeit für weggeworfen, und pflegte später zu sagen, daß der Euclid das einzige von realem Wissen gewesen sei, das er sich dort angeeignet. In Bezug auf den Unterricht in den classischen Sprachen hatte Charles dieselbe Ansicht wie sein Onkel Charles und sein Großvater Erasmus, welche der Meinung waren, „daß die Kraft des Geistes in dem Streben nach classischer Eleganz geschwächt werde."

Directe Spuren seiner künftigen Entwickelung als einer der größten Naturforscher sind in seiner Jugendzeit nicht bemerkt worden; dahin gehört höchstens seine Liebhaberei für Sammlungen von Muscheln, Mineralien u. a. Aber schon in Edinburgh, wohin Darwin als 16jähriger Jüngling kam, um gleich seinem Vater Medicin zu studiren, schlug er die Richtung ein, die ihn später berühmt machte. Er ließ sich zum Mitglied der Plinian Society daselbst aufnehmen und lieferte derselben einen durchaus selbstständiges Forschen verrathenden Beitrag über die Ova der Flustra. Bereits nach 1½ Jahren vertauschte Charles Edinburgh mit Cambridge, einem Wunsche des Vaters folgend, der gern gesehen hätte, daß er zur geistlichen Laufbahn übergehe. Aber die Natur-

Digitized by Google

wissenschaften hielten ihn fest. Er fand in dem Professor Henslow einen ausgezeichneten und vielseitigen Naturgelehrten, der sich aufs freundlichste des jungen Studenten annahm. Derselbe war es, der dem jungen Mann die Stelle als naturwissenschaftlicher Begleiter des Schiffes „Beagle" verschaffte, dessen Capitän von der Regierung beauftragt war, an den Küsten von Südamerika Vermessungen anzustellen. Die Reise ging um die ganze Welt und dauerte vom December 1831 bis October 1836. Auf ihr hat Darwin tiefe Einblicke in die Geologie und die organische Natur gethan und seine Anschauung mit dauernden Eindrücken bereichert.

Wir sind bis hierher in Kürze den Mittheilungen Woodall's gefolgt. Es ist nicht unsere Absicht, an seiner Hand weiter die einzelnen Ereignisse des Darwin'schen Lebens zu berühren. An äußeren Ereignissen und Veränderungen war es ganz arm: die Ereignisse seines Lebens wurden seine Werke. Er schuf sie im trauten Kreis der Familie, die er bald nach seiner Heimkehr im Jahre 1839 gegründet hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in London ließ er sich 1842 in der Grafschaft Kent, bei einem stillen Dorfe am Ufer des Surrey, nieder, wo er, in naher Verbindung mit London, bis an sein Ende im April 1882 ein Landhaus bewohnte, bekannt unter dem Namen „Downhouse". Dort entstanden seine epochemachenden Werke, die anfänglich ihrem Verfasser unter den Anhängern alter Ueberlieferungen des Wissens und Glaubens so viele Gegnerschaft bereiteten, bis von den meisten Gebildeten erkannt wurde, daß die Darwin'sche Evolutionstheorie in nichts der Anschauung von einer sittlichen und göttlichen Weltordnung widerstreitet.

In Woodall's Schrift findet der Leser eine vortreffliche Photographie des alten Darwin und Abbildungen seines Geburtshauses und späteren Wohnsitzes. Er erzählt zum Schlusse, wie der bescheidene und weise Mann im Downhouse seinen Arbeiten, die häufig durch einen leidenden Zustand gestört wurden, oblag; welche Geselligkeit und Abwechselung die ruhigen Tage daselbst darboten, und wie er endlich am 19. April vor bald 3 Jahren eines sanften Todes, im Kreise der Seinen, starb und zuletzt von den ersten Männern der Wissenschaft und den höchsten Lords Englands in der englischen Walhalla, der Westminster-Abtei, zu Grabe geleitet wurde. In Darwin hat sein Geschlecht sich in der höchsten Potenz entwickelt; aber wie seine Stammväter, so sind auch seine Nachkommen Männer, die der Wissenschaft zur Ehre gereichen. Er hinterließ fünf Söhne und zwei Töchter: Georg, Professor in Cambridge, Francis, der Biograph seines Vaters, William und Horace, deren Namen als Mitarbeiter des letzten Werkes ihres Vaters über „Erdwürmer" bekannt geworden sind; der fünfte, Bernard, ist Officier im königlichen Ingenieurcorps.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

An den Abenden lauerte ich Irmin auf, wenn die Familie von der Arbeit kehrte. Sie wohnten unten im „Grund" und mußten, aus der Oberstadt kommend, ein langes Defilé von Thoren und Poternen durchschreiten. Ich begegnete ihnen wie von ungefähr auf der rampenartigen Steile dieses Weges. Die beiden Alten waren voran, mit den Sägeböcken und sonstigem Utensil beladen. Baptist fehlte zumeist, er war immer tiefer dem Trunke verfallen; oft blieb er bei der Arbeit gänzlich aus. Irmin kam in einem gewissen Abstand hinterher geschritten, eine Art oder zwei über der Schulter tragend, eine Säge am Arm. Hoch hielt sie den Kopf, die Augen mit einem eigenartig verschleierten Ausdruck geradeaus gewandt; zwischen den starken Bogenlinien der Brauen standen ein paar feine senkrechte Fältchen. Ihre Lippen waren leicht geöffnet und das vermehrte den Ausdruck drohenden Trotzes, der von ihrer Erscheinung ausging. Gott, wie schön sie war! zu welch' herrlicher Blüthe erschlossen! Sie ähnelte nun immer mehr ihrer Mutter, nur daß der keusche Hauch der Jungfräulichkeit ihr Wesen verklärte. Die volle Büste trug sie eng geschnürt und sie zeigte schneeweiße Strümpfe und auffallend gutes Schuhwerk wie jene; die Flechte war auf dem Scheitel zu einem Nest gerundet und die seitlichen Haarwellen fielen schwer über das halbe Ohr.

Sie sah Niemanden an. Doch meine gluthzitternden Augen haschten, baten, flehten nach einem Blick. Nur ganz selten, wie aus Zufalls Gnade, ward mir das Almosen eines solchen zu theil. Dann huschte wohl die Spur eines leichten Lächelns wie ein matter Sonnenschein über ihre finsteren Züge.

Wie ich von solcher Kostbarkeit zehrte! wie ich damit wucherte viele Tage lang . . .

Eines Nachmittags, da die Holzhauer wieder da waren, ward die monotone Musik der Säge plötzlich durch einen wüsten Streit unterbrochen. Etwas Schweres, wie ein Holzstück, wurde geschleudert — ein Schrei gellte auf, schrill und heiser, wie vom Haß herausgepreßt — ihre Stimme! Dann das schimpfende Gepolter der beiden Alten. Mit verhaltenem Athem lauschte ich. Bald nachher hörte ich sie die Treppe heraufkommen und der Donner des abgeworfenen Holzes erschütterte diesmal mehr als sonst das Haus.

Ich schlich ihr nach. Sie stand mit der einen Schulter gegen einen Pfosten des Speichergebälkes gelehnt; die Arme mit den geballten Fäusten hingen lose herab, der Kopf war halb zur Seite gebeugt und die Zähnchen schnitten tief in die Unterlippe ein; große glänzende Thränen rollten schwer über die bräunliche Röthe ihrer Wangen.

Thränen, Thränen — und aus ihren Augen! — sofort hatte ich ihre Handgelenke erfaßt: „Was ist? wer hat Dir was gethan?" es klang wie eine Drohung aus meiner Stimme.

„Laß!" sie wand die Arme in den Fesseln meiner Hände, immer noch die Fäuste geballt; mit dem Fuße schleuderte sie ein Holzstück zur Seite, das gerade dort lag: „Laß doch!" Scharf und feindlich klang es.

„Irmin, ich will wissen, wer Dir . . ."

Sie hob das Antlitz ein wenig, und wie sie die flammende Entrüstung meiner Mienen sah, flog etwas wie der Ausdruck einer seltsamen freudigen Ueberraschung über ihr Gesicht. Dann senkte sie den Kopf wieder: „Laß . . ." Aber der Widerstand ihrer Fäuste erlahmte schon.

„Er!" stieß sie hervor, eine Art Echo jenes gellenden Haßschreies von vorhin. Darauf in dumpferem Ton: „Er hat meine Mutter wieder geschmäht. Ich laß meine Mutter nicht beschimpfen. Er kann mich nicht leiden, weil ich's nicht dulde. Nein, ich dulb' es nicht! Und wenn er mich todt schlüge mit seiner Art. Ich seh' ihr ähnlich. Auch deswegen haßt er mich. Sie hat Recht gehabt. Ich wär' auch durchgebrannt an ihrer Stelle. Auch ich laß mich nicht mißhandeln, nein, nein, nein . . . ."

Ihre Fäuste zuckten. Nach einigen stürmenden Athemzügen warf sie den Kopf in die Höhe. „Aber ich weiß' was ich thue!" rief sie in ihrem sonorsten Alt.

Ihre Fäuste hatten sich gelöst und nun hielt ich ihre geöffneten Hände widerstandslos in den meinen. „Irmin, sag', sag' mir Alles, sag', was Du thun willst!" beschwor ich sie.

Sie sah mich an, wahrhaftig, durch den Schimmer von Thränen, der noch ihre Augen umflorte, brach ein kurzes Lächeln. „Du bist ein braver Jung'", flüsterte sie, „Du bist gut." Und gleich darauf, ihre Hände den meinen entreißend: „Ah, ich brauch' Niemandes Güte — es soll mich aber auch Niemand schlecht behandeln!"

Plötzlich heftete sie ihre Augen fest in die meinen: „Sag', hast Du Muth? Muth für Dich und mich?"

Es klang so dunkel, so verhängnißtief — Herrgott, was wollte sie?

„Irmin! liebe, liebe Irmin!" In einem Sturm der Be-

Digitized by Google

geisterung ergriff ich ihre Hände und wollte sie an meine Brust pressen.

„Laß das jetzt! Das hat nichts damit zu thun", wehrte sie. Ihre Stimme war hart und streng.

Ihr kurzer zweifelnder Blick glitt über mein Antlitz. Dann, meine Augen immer noch festhaltend mit den ihren, flüsterte sie tonlos, als wäre es etwas ganz Gleichgültiges: „Komm' morgen Abend 8 Uhr ins Petrusthal. Du wartest an der Alzettebrücke, hörst Du." —

Ich war bereits eine Stunde an jener Brücke auf und ab gegangen, fiebernd vor Erwartung und Aufregung: was soll das bedeuten? was hat sie vor? „Hast Du Muth für Dich und mich?" Mir war es, als hörte ich die Fittiche eines finsteren Geschickes über mir daherrauschen — aber aus der bebenden Ahnung rang es sich wie ein Jubelruf: ja, ja, ja, Alles, was sie von mir verlangt! Muth zu Allem, bis ans Ende der Dinge! Mein ganzes Wesen durchglüht von einer unheimlich schwülen Krankheit — und diese Krankheit hieß Irmin.

Ein fahles Dunkel lag über dem Thal; zu beiden Seiten schichteten sich die hie und da von mühseligem Anbau bedeckten Felsterrassen in die Höhe; auf dem stahlfarbenen Septemberhimmel, den eine feine silberne Mondsichel matt erleuchtete, zeichneten sich die scharfen, pedantischen Linien der Festungswerke ab. Die Luft war von dem Rauschen naher und ferner Gewässer erfüllt. Nun begannen von den Werken ringsum die Hornsignale der Retraite ihre melancholisch langgezogenen Rufe.

Plötzlich, wie hergetragen von diesen Rufen, erklang ihre Stimme. Sie war nicht allein, sie redete mit Jemand, laut und fröhlich, wie ich meinte. Wie paßte das zu dem vorgeahnten Verhängniß dieser Stunde, das meine Phantasie schon so tragisch drapirt hatte?

Die beiden Gestalten der Kommenden konnte ich nun auf dem helleren Wegegrund unterscheiden. Die Knöpfe einer Uniform blinkten, also ihr Begleiter war ein Soldat. An seinen Füßen schimmerte es weiß, er trug Gamaschen, also keiner von der preußischen Besatzung; jetzt unterschied ich deutlich das Roth seiner Hosen.

Gleich darauf hatte ich ihn erkannt. Es war ein ehemaliger Secundaner unseres Athenäums, der im vorigen Jahre in Folge eines dummen Streiches nach Afrika entlaufen war und sich in der Fremdenlegion hatte anwerben lassen. Derartige Escapaden waren durchaus in Mode bei den „Studenten": kein Anspruch auf das Air eines „schneidigen Kerls", wenn man nicht wenigstens den Versuch gemacht, sich des Schuljoches zu entledigen und den Weg nach dem Wunderlande Algier einzuschlagen. Die meisten wurden von den Gensdarmen an der Grenze abgefangen und zurückgebracht; manche blieben unterwegs stecken und kamen trübselig und abgehungert zurückgeschlichen; andere, welche die Fremdenlegion wirklich erreicht und in dem ersehnten Glanz der Uniform staken, mußten aus dem händeringenden Jammer, den ihre Briefe verlauten ließen, durch langwierige diplomatische Reclamationen erlöst werden.

Dieser hier hatte die eiserne Probe bestanden; er war gestern plötzlich in Urlaub, wie er vorgab, aus seiner algierischen Garnison Orleansville eingetroffen. Am Morgen, beim Ausgang des Unterrichts, paradirte er vor dem bewundernden Neid der ehemaligen Mitschüler in seiner gallonirten und rothbehosten Pracht, mit äußerstem Chic seine Cigarrette qualmend und die vorbeikommenden Lehrer höhnisch salutirend. Seine Eltern bewohnten den „Grund", ganz in der Nachbarschaft der Holzhauer. Warum sollte ihn Irmin nicht kennen? Warum sollte sie ihn nicht zufällig am Abend getroffen haben? Warum sollte sie nicht fröhlich mit ihm plaudern? Ah, aber seit einer Stunde wartete ich auf sie in flackernder Erwartung! Und das Räthsel dieses Rendez-vous, das trotzig auf seiner Lösung bestand! Es war etwas, das mit brutal packendem Griff mein Herz zu umkrampfen schien.

„B'jour Preuß!" sagte Irmin mit einem leichten Nicken. „Was machst Du hier? Wie kommst Du hierher?"

Der Legionär grüßte, indem er mit einem nachlässigen Griff sein schiefsitzendes Käppi noch kecker zurechtschob.

Verhaltenen Athems, mit einem fragend erstaunten Blick stiert' ich Irmin an. Was ich hier machte? Sofort aber suchte ich mir ihren befremdenden Gruß zu erklären: sollte doch die Frage nur meiner Anwesenheit den Schein des Zufalls verleihen — Jenem gegenüber.

Und kein Wort über unsere Verabredung, kein versteckter Hinweis, keine Spur eines Blickes aus ihren Augen, nichts, was auf das Einverständniß von gestern gezielt hätte. Nur das muthwillig plänkelnde Geplauder, das die Beiden in meiner Gegenwart fortsetzten und in das ich nur mit ein paar linkisch schüchternen Bemerkungen eingriff.

Wir gingen am Ufer des rauschenden Baches entlang, sie zwischen uns Beiden. Einmal blieb sie stehen: „ein Preuß und ein Franzos — herrlich!" rief sie laut lachend, daß das Echo von den Felsen wiederhallte.

Mein Hinzukommen schien den Bramarbas in ihm erst recht geweckt zu haben. Seine Rede bildete ein Kauderwälsch von französischem Kasernen-Jargon, arabischen Benennungen und luxemburgischem Patois. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne aus einem Hinterhalt einen bis an die Zähne bewaffneten Kabylen wie ein Stehauf-Männchen emporschnellen, oder aus dem Gitterwerk eines Muscharabieh die schwarzen Augen einer Moreskin geheimnißvoll hervorblitzen zu lassen. Wenn ein Hund in der Nachbarschaft anschlug, so erinnerte ihn an das die bellenden Hyänen, die das Zeltlager in der Nacht beutegierig umschleichen. Ah, die durstige Sahara und das Gebrüll der Löwen, Carawanserei und Duhar, die von Gewehrschüssen umknatterte Fantasia der Wüstenscheiks und der wilde Tanz des Göbel-Tasch, sacré nom d'une pipe und Allah il Allah! — und daneben der arme „Preuß", der so gedrückt einherschlich und die erregte Fantasia seines Herzens mit qualvollem Schweigen verhüllte.

Irmin aber schien sich zu berauschen an dem bunten Spiel seiner Rodomontaden; mit gespannten Augen lauschte sie, hie und da fiel ihr zweifelndes „Ach geh!" in seine Rede.

Niclas rühmte sich seiner interessanten und vornehmen Bekanntschaften. Da war sein neunzigjähriger Freund Sidiben-Hairula, ein depossedirter Kabylenaga, der eine Welt voll Plänen und Intriguen in seinem Kopfe wälzte; da war der Graf M., ein ehemaliger österreichischer Officier, nunmehr seiner Corporalschaft zugetheilt, ein famoser schnurriger Bursch — anfangs hat er ihm, Niclas, oft genug die Stiefeln putzen müssen, dieser Graf — „c'est la vie ça!"

Damit fachte er den verglimmenden Brand seiner Cigarette an, daß sein wirklich hübsches, verwegen dreinschauendes Gesicht von einer rothen Gluth, wie von einer bengalischen Beleuchtung überstrahlt wurde.

„O, und diese Marketenderinnen da unten! Weiber, Weiber — mille tonnerres, solche Weiber!" Niclas schleuderte den Rest der Cigarette mit einem funkensprühenden Bogen in die Luft, es war wie eine kleine Rakete, die er losließ. „Besonders die von der zehnten, die Ilonka, eine ungarische Magnatin, die ihren Geliebten wegen einer Dummheit, einer Bagatelle von einer Eifersucht erstochen. K'rr' t'Jes, welch' ein Weib! Mehr wie zehn Mann werth! Ihr Fäßchen, das trug sie nur so des Reglements wegen; im Gefecht rangirte sie in die vorderste Front. Fegt' Euch mit ihrer Büchse die Kabylen wie die Spatzen weg. Und immer fesch und immer Eljen! und so voll reizender ungarischer Flüche. Sie fiel beim Sturm auf den befestigten Duhar der Zem-Zem; unter dem Bajonet fiel sie, das handhabte sie wie eine Spielerei, wie ihr andern Frauensleute die Nadel. Ich sehe sie noch da liegen in ihrem famosen Zuavencostum, die rothe Chechia auf dem schwarzen Haar. Und im Sterben ruft sie noch ihr Eljen! Aber die Wuth von uns Allen: sacristi, den Duhar zerrieben wir einfach zu Staub und keiner von den Zem-Zem, der Pardon erhielt. Wir begruben sie mit allen Soldatenehren, drei Salven über ihr Grab. Ihr Capitän, den sie auf die Löwenjagd zu begleiten pflegte, hielt ihr die Grabrede; da hättet Ihr sie heulen sehen sollen, die abgetriebenen Teufelskerle — allez donc, sie war eine Heldin, was soll man weiter sagen — sie war eine Heldin!"

Mit einer theatralischen Bewegung hob Niclas das Käppi empor und hielt es ein paar Secunden lang senkrecht über

Digitized by Google

der Stirn. Eine Weile war es still, nichts wie das Rauschen des Wassers neben uns.

Nur ein kurzes flüchtiges Honneur — wer vermag zu sagen, wie weit das Bedürfniß des Effectes ihn dazu trieb, wie viel echtes Gefühl seines Herzens dabei war. Aber der stumme Gruß an die gefallene Heldin gab ihm, dem hergelaufenen Bramarbas, ein ungemeines Ansehen von Ritterlichkeit. Es war wie ein Hauch wirklichen Heldenthums, der von dem fernen Wüstengrabe jenes tapferen Weibes in unser Schweigen so bedeutsam hereinwehte.

Und Irmin? Nur diese Geste, nur das Anschlagen einer Taste, nur ein wenig mehr als ein mechanisches Muskelspiel — vielleicht entschied es dennoch über das Schicksal ihres Lebens. O, Ihr müßt nur an dem richtigen Fädchen ziehen in der großen Puppenkomödie dieses Lebens: wie die stolzesten Prinzessinnen so lustig tanzen im Verein mit den Harlekins und Pierrots!

Stumm schritt sie zwischen uns, den Kopf ein wenig vorwärts gebeugt; ein so seltsames, fast unheimliches Feuer füllte ihre Augen, deren Lider halb geschlossen waren, als fürchtete sie ein verrätherisches Ueberfluthen dieser Gluth.

Es war der weite Sonnenglanz der Freiheit, der aus jenem Zauberlande zu gewaltig blendend in ihr armes dunkles, verkrüppeltes Dasein hereinbrach.

Bald darauf hatten wir die Behausung der Holzhauer erreicht. Sie verabschiedete sich von uns mit einem eigenthümlich zahmen Lächeln um die Lippen. —

„Ein famoser Kerl — das Mädel", sagte Niclas, als wir den Rückweg antraten. „Du gehst mit ihr?"

Erschrocken sah ich ihn an. Das heilige Geheimniß meines Herzens, das eine rohe Hand mit häßlichem Griff betastete . . .

„Nun ja, ich meine, Du liebst sie? Was ist da weiter?"

Ich hob die Schultern und sagte kein Wort. Ein Ja wie ein Nein wäre eine Entweihung gewesen.

„Was ist da weiter? Freilich ein schwierig Ding das Frauenzimmer da. 'Cré nom! da muß man schon die afrikanische Praxis hinter sich haben. Du armer Jung' Du — ich fürchte, Du kommst mit ihr nicht klar, Du nicht! Du mußt das Andern überlassen. Wie man solche Frauenzimmer manipuliren muß (er machte dabei eine schraubenartige Bewegung mit den Fingern der einen Hand), das lernt man nur da unten."

Dann, die Hände in den Hosentaschen, die er nach Franzosenart ausspreizte, ließ er das Feuerwerk seiner algierischen Liebschaften los. Diese Laila's und Fatmé's mit ihren wunderbaren Mandelaugen, diese üppigen Mirjam's aus dem Judenviertel, und das Corps der Marketenderinnen, das sich aus den „schneidigsten" Weibern Europas rekrutirte — in all' diese Liebschaften aber funkelte die Drohung eines eifersüchtigen Yatagans herein.

Wie widerlich sein grinsendes Taugenichtslächeln, wie lüstern seine unruhig glitzernden Augen!

Endlich erlöste mich der breite einladende Glanz eines Cafésensters von dem Alp seiner Gegenwart. Er hatte ihnen da drinnen beim Biere ja noch von seinem neunzigjährigen Freund Sidi-ben-Hairula und seinem Grafen, der ihm die Stiefeln wichst, zu erzählen. —

Eine unheimlich brütende Sahara-Gluth lag über diesen Tagen; ferne am staubgrauen Horizont brodelt schon der Samum — bald wird er heranwälzen und mit seinem gierigen Feuerhauche alles Lebende verschlingen.

Wieder war es die Qual der erbärmlichen Ohnmacht. Damals hatte ich es dulden müssen, daß man sie in das häßliche Joch spannte, heute saß ich, an allen Sinnen gelähmt, und lauerte, lauerte auf das unausbleibliche Verhängniß dieses Samums.

Was wird denn geschehen? — Ich sehe immer wieder die schraubenartige Bewegung der Hand, mit der Niclas das „schwierige Ding von einem Frauenzimmer manipuliren" wird, und „Du mußt das Andern überlassen, Du armer Jung'!" Ich sehe die verhaltene Gluth ihrer Augen und den Sturm ihrer jungen Brust — wie ihre Gedanken wägen und vergleichen: hier der Sägebock im engen Hof und das staubige Einerlei der Tagesarbeit und der drohende Lärm des angetrunkenen Vaters — dort das sonnig lockende Räthsel eines neuen unbekannten Lebens, die Fata Morgana eines schillernden Glückstraumes, vielleicht gar die Glorie eines Heldenthums, vor dem man das Käppi salutirend heben wird. Hier der „Preuß" mit seinen rosafarbenen unbeholfenen Secundaneridealen, dort der derb zufassende Realist mit seiner „afrikanischen Praxis".

Einmal rafft' ich mich auf. Ich wartete auf sie bei ihrem abendlichen Heimweg, schlich ihr nach, wie sie, die Axt über der Schulter, wieder in einem Abstand hinter den beiden Alten daherschritt. Ich meinte eine auffallend elastische Beweglichkeit in ihrer Haltung zu spüren.

„Irmin, auf ein Wort."

Sie blickte mich ohne sonderliche Ueberraschung an; ich meinte, eine so seltsam vibrirende Röthe belebte ihr Antlitz; der finstere Ausdruck schien daraus verschwunden. „Ah, der Preuß!" sagte sie.

„Irmin, ich will wissen, was Du neulich von mir wolltest, als Du mich ins Petrusthal bestelltest . . ."; mit einem kaum verschleierten Groll kamen die Worte heraus.

„O, Du bist bös, Preuß, das mußt Du nicht. Wenn Du nicht solch' ein Gesicht machen willst, so kann man's Dir sagen."

Sie besann sich ganz kurz, warf den Kopf in den Nacken, wiegte ihn, daß die Wange das blanke Eisen der Axt berührte, und mit ein paar leichten Lachtönen: „nur so eine Idee — eine Dummheit! ich war so wüthend den Tag. (Die Trotzfalten begannen wieder zwischen ihren Brauen zu zucken.) Einfach: ich wollte thun, was meine Mutter that, als es der zu arg wurde . . . ."

Nach einer kleinen Pause, mich mit weiten Augen fixirend, wiederholte sie die Frage, die sie damals auf dem Speicher an mich gerichtet: „Sag', hättest Du den Muth? — mitzuthun — — Alles, Alles?" setzte sie hinzu.

Um ihren halb geöffneten Mund bebte ein Lächeln, das fast wie ein Mitleid aussah.

Kein Wort fanden meine Lippen — nur aus meinen Augen brach die Vollgluth meiner Seele.

„Nein, nein, nicht bloß mit Deinen Augen — ernstlich mitzuthun, mein' ich — durchzubrennen, in die Welt, überall hin, was weiß ich?" Dabei schob sie die Axt mit einer resoluten Geberde höher über die Schulter.

Schneller setzte sie hinzu, dumpfer, doch mit wegwerfendem Trotz im Ausdruck: „wenn Du's nicht bist, ist's ein Anderer."

„Irmin, ich schwör' Dir — Alles, Alles, was Du willst, Alles . . . ."

Sie erschrak vor dem wilden, heißen Ton, mit dem ich die Worte hervorstieß. Mit halbem Blick sah sie mich von der Seite an. Eine Flamme fuhr über ihre Wangen. Es war wie eine Verlegenheit, daß sie solchen Schwur aus meinem Herzen geweckt, es war ein Erstaunen über die Tollkühnheit der Leidenschaft, die aus den zarten Wolken meiner Schülerliebe so jäh hervorblitzte. Und als fühlte sie sich beengt durch den Schwur: „Ah, weißt Du, man muß es nicht so schwer nehmen. Nur so eine Idee, eine Dummheit, wie gesagt." —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Concerte.

„Sakuntala", Dichtung von Wittkofsky, Musik von Philipp Scharwenka.

Die Leser, welche meine Artikel in den vorderen Spalten der „Gegenwart"] mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, werden leicht begreifen, warum ich in den „Concert"-Spalten immer seltener erscheine und ihre und meine Zeit nicht mit der Besprechung der fast unzähligen Concerte in Anspruch nehme. Die Namen der meisten Damen und Herren sind schon eine halbe Stunde nach ihrem Concerte aus dem Gedächtnisse ihrer Hörer entschwunden, wie soll ich nach 14 Tagen noch von ihnen reden? Nur den neuen größeren Compositionen gegenüber hat auch ein Wochenblatt die Pflicht der Besprechung zu erfüllen. Eine solche ist unlängst vom „Cäcilienvereine" unter Herrn Musikdirector Alex. Holländer vorgeführt worden: „Sakuntala", Dichtung von Wittkofsky, für Soli, Chor und Orchester componirt von Philipp Scharwenka. Die Dichtung ist dem allbekannten gleichnamigen altindischen Drama Kalisada's nachgebildet; nur der letzte Theil ist verändert. Im Originale findet König Duschianta auf einer Bußwanderung seinen Sohn, den Sakuntala erst nach ihrer Trennung von dem (sie nicht wiedererkennenden) Gemahle geboren hatte; durch Wunderzeichen wird dem Könige die Abstammung des Knaben offenbar, und so entdeckt er auch die lange gesuchte Geliebte wieder, die nun ihrerseits den durch Gram und Reue ganz verändert Aussehenden nicht erkennt. Herr Wittkofsky hat die Wiedervereinigung der Getrennten in anderer Weise geschildert.

„Sakuntala" ist kein Stoff für ein Concertgesangswerk. Es sind zu viele Scenen darin, welche nur durch dramatische Darstellung zur vollen Erkenntniß des Hörers gelangen. Es ist überhaupt immer sehr gewagt, bei der Composition derartiger Werke Handlungen zu wählen, in denen Irdisches und Ueberirdisches in immerwährender Wechselwirkung erscheinen. Bei biblischen Stoffen kennt fast jeder Besucher des Concertes von vornherein die kleinsten Einzelheiten der Handlung, die Scenerie derselben wird eher seine Phantasie stören, als den Eindruck erhöhen; auch die Wahl der „Odyssee" des Herrn Bruch ist durch die vollständige Bekanntschaft des Hörers mit dem ursprünglichen Gedicht zu erklären. Aber bei allen anderen exotischen Stoffen ist die Gefahr vorhanden, daß während des Concertes die Aufmerksamkeit des Lesers die des Hörers überwiegt, oder wenn die des letzteren die stärkere ist, manche charakteristischen musikalische Momente nicht klar erkannt werden. Wie nun einmal dies Werk vorliegt, muß dem Dichter und dem Componisten die Anerkennung gezollt werden, daß sie Beide viel Begabung und Geschick gezeigt haben.

Herr Philipp Scharwenka, Bruder des sehr bekannten österreichischen (aber in Berlin ansässigen) Hofpianisten und Professor Xaver, hat sich durch manche interessanten Orchesterwerke einen guten Namen erworben. Er besitzt große Formgewandtheit und lebhafte Phantasie und hat davon in der „Sakuntala" vielfache Beweise gegeben. Dies Werk würde viel mehr Wirkung erzeugt haben, wenn nicht die übermäßige Länge zuletzt Ermüdung verursachte. Eine Dauer von vierthalb Stunden ist schon bei einem epischen Oratorium im strengen Stile schwer erträglich, in welchem durch Arien, Chöre und groß angelegte contrapunktische Sätze Abwechslung gebracht werden kann; aber in einem rein lyrisch gehaltenen Werke muß die Einförmigkeit zuletzt auch den besten Stücken Eintrag thun. Die Aufnahme der „Sakuntala" war eine im Ganzen sehr günstige und in vielen Theilen vollkommen verdiente; der Componist wurde stürmisch gerufen. Die Aufführung, an der sich die Weimarer Künstler Fräulein Oberbeck, Fräulein Schärnack, Herr Alvary u. A. als Solisten betheiligten, kann als eine vortreffliche bezeichnet werden. Chor und Orchester waren vom Dirigenten vorzüglich geleitet.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die völkerrechtliche Stellung des Papstes. Von F. H. Geffcken. Berlin, bei C. Habel. Diese Brochüre behandelt ein früher bereits mehrfach erörtertes und neuerdings wieder stark in den Vordergrund der öffentlichen Discussion getretenes Problem. S. 1—47 ist die souveräne Stellung des Papstes, S. 47—62 die geistlichen Regierungsrechte des Papstes in fremden Staaten erörtert, dann folgt S. 62 ein besonders zum 2. Abschnitt allzu dürftiges Literaturverzeichniß. Der ganze 2. Abschnitt aber erscheint überhaupt überflüssig und nicht zur Sache gehörig. Die Mittheilung der bekannten Aussprüche mittelalterlicher und neuerer Päpste über die Machtvollkommenheit des römischen Papstes in § 8 fällt ganz aus dem Rahmen des „Völkerrechtes" und gibt im Uebrigen nur allzu oft gedruckte und erörterte Dinge; dabei laufen auch einige Unrichtigkeiten mit unter, z. B. daß Norwegen die „Königskrone" vom Papst erhalten und daß die Clarendoner Beschlüsse von 1194 seien. In § 9 sind von Interesse die Ausführungen über die rechtliche Natur der Concordate und über diplomatische Vertretungen der Staaten und beim heiligen Stuhle. Die Concordate erklärt Geffcken unter Abweisung der Legaltheorie zwar nicht als „völkerrechtliche", wohl aber als „eine eigenthümliche Art öffentlich-rechtlicher Verträge". Daß die Concordate gegenüber anderen Arten von Staatsverträgen „eigenthümlich" sind, führt Geffcken sehr richtig aus. Daß aber mit der Bezeichnung derselben als „einer eigenthümlichen Art öffentlich-rechtlicher Verträge" juristisch weniger als Nichts gewonnen ist, indem dadurch zu den in dieser Lehre bereits vorhandenen zahlreichen Unklarheiten noch eine neue gefügt wird, dürfte Verfasser selbst kaum bestreiten. Wenn übrigens gegen die Legaltheorie die Nichtpublication des Breve Quod de Fidelium angeführt wird, so ist dies ein Argument von sehr zweifelhaftem Werthe. Jenes Breve gibt den Domcapiteln eine Instruction. Nur die Domcapitel sind daran betheiligt. Wenn unter Vorwissen bezw. auf Erfordern des Staates das Breve den Domcapiteln zur Nachachtung mitgetheilt würde, ist damit allen Erfordernissen, welche die Legaltheorie an die Publication einer derartigen Instruction stellen kann, Genüge geschehen; eine Publication in der Gesetzsammlung war dafür so wenig erforderlich, wie etwa bei der Instruction für einen Botschafter. Die Legaltheorie, welche wir für die einzig juristisch mögliche halten, wird durch jenes Argument nicht getroffen. — Was die diplomatische Vertretung des Papstes und beim Papste betrifft, so gedenkt Verfasser des eigenthümlichen und für den Staat bedenklichen Zusammenhanges der Nuntiaturen mit der Propaganda auffallender Weise gar nicht. Ueber eine diplomatische Vertretung beim Papste spricht sich Geffcken ablehnend aus. Wir halten dies für ungerechtfertigt: für jeden Staat mit erheblicher katholischer Bevölkerung erscheint uns eine Gesandtschaft beim Papste dringend wünschenswerth; freilich wird die Auswahl der geeigneten Persönlichkeit gerade hier unter Umständen die größten Schwierigkeiten bieten, besonders für eine protestantische Regierung: der Gesandte muß den Katholicismus nicht allein politisch, sondern auch religiös verstehen, wie Niebuhr, und doch zugleich die unantastbaren Hoheitsrechte des Staates zu wahren wissen. Eine solche Persönlichkeit aber kann für den Staat von unberechenbarem Nutzen sein. Der Schwerpunkt der Geffcken'schen Arbeit und deren anerkennenswerthes Verdienst liegt im ersten Abschnitt. Die §§ 1—3 behandeln historisch die Entwickelung des Kirchenstaates, wobei die neueste Gestaltung der Dinge gegenüber der früheren allerdings allzu breit dargelegt wird; § 4 enthält dann eine sehr interessante Zusammenstellung der Vorarbeiten für das Garantiengesetz, § 5 eine eingehende Darlegung des Inhaltes dieses Gesetzes, § 6 die „Bewährung" desselben, §. 7 eine Betrachtung über die Zukunft der Stellung des Papstes; mit großem Interesse haben wir speciell die §§ 4 und 6 gelesen. Der Rechtsinhalt des Garantiengesetzes wurde wiederholt von deutschen Schriftstellern kritisch erörtert; hier bietet Geffcken kaum Neues. Mit Recht betont Verfasser: „diejenige unveräußerliche Souveränetät, welche Cardinal Jacobini betont (Circ. v. 11. Sept. 1883) ist weder ein staatsrechtlicher, noch ein völkerrechtlicher Begriff, als eigentlicher

Digitized by Google

Souverän konnte der Papst nach Verlust seines gesammten Staatsgebietes nicht mehr gelten, denn die Gebietshoheit, so beschränkt sie sein mag, ist eine nothwendige Voraussetzung der Souveränetät und selbst für die ihm belassenen Paläste ist ihm nur der Niesbrauch zugesprochen." Der Papst ist nicht Souverän, sondern er wird nur rechtlich als Souverän behandelt und zwar kraft eines königlich italienischen Staatsgesetzes. Bezüglich der Interpretation dieses letzteren Gesetzes haben wir erhebliche Bedenken gegen die Ausführungen Geffcken's S. 21 f. Darnach wären die Staaten jetzt dem Papste gegenüber völlig schutzlos. Zwar sagt Verfasser, der Papst dürfe seine Unverletzlichkeit „nicht auf weltlichem Gebiete in einer offenbarbar völkerrechtswidrigen Weise mißbrauchen". Dieser Satz ist aber durch die übrigen Ausführungen Geffcken's völlig illusorisch gemacht. Der Papst darf darnach Gesetze eines anderen Staates für nichtig erklären, die Unterthanen von der Gehorsamspflicht entbinden, fremde Souveräne beleidigen — dann doch wohl auch absetzen?! —, ohne daß der verletzte Staat hiegegen sich wehren kann, ja der italienische Staat müßte sogar den Papst schützen, wenn ein anderer Staat Rechenschaft begehren wollte, denn der Papst handelt ja in solchen Fällen immer „nur als geistliches Oberhaupt."! Das ist ein neues und zwar sehr bedenkliches „Völkerrecht". Geffcken meint, fremde Mächte könnten sich über solche „Abnormitäten" nicht beklagen, „nachdem einmal das Garantiengesetz gegeben und ohne Widerspruch der anderen Staaten geblieben ist". Diese Bemerkung ist hinfällig: das Garantiengesetz ist ein königlich italienisches Staatsgesetz, bei dessen Erlaß zu interveniren oder gar zu „widersprechen" kein fremder Staat berechtigt war. Letztere werden bestimmte Anlässe abzuwarten haben, um sich Italien gegenüber mit dem Inhalt dieses Gesetzes zu befassen. Es steht aber nach völkerrechtlichen Grundsätzen unzweifelhaft fest, daß ein Staat haftbar und verantwortlich ist, wenn auf seinem Gebiete hochverrätherische Anschläge gegen einen fremden Staat geplant oder ausgeführt werden. Unter diesem „völkerrechtlichen" Gesetz steht auch Italien, und wenn man sich hiegegen auf das Garantiengesetz berufen wollte, würde jeder dritte Staat dies mit Recht ablehnen, da ihn dies Gesetz nichts angehe. Darin liegt der wundeste Punkt der dermaligen Rechtslage und für Italien ein Keim von möglichen unabsehbaren Verwicklungen. Das Garantiengesetz ist nach dieser Richtung „völkerrechtlich" unmöglich, wie wir dies früher in einem von Geffcken allerdings nicht der Erwähnung werth befundenen Aufsatze in den Preuß. Jahrb. Bd. 42, S. 541 ff. ausgeführt haben. Werden die Staaten immer ruhig zusehen können, wenn ein Papst unter dem Schutze der königlich italienischen Unverletzlichkeit als „geistliches Oberhaupt" Unterthanen von der Gehorsamspflicht entbindet und damit zur Revolution auffordert? Diese Erörterung von Geffcken ist unbrauchbar und unhaltbar. — In § 6 weist dann Geffcken nach, daß das Garantiengesetz auch in Beziehung auf die internen italienischen Verhältnisse sich nicht bewährt habe. Der Scandal an der Leiche Pius IX. ist noch in Erinnerung, und mit Recht macht Geffcken die italienische Regierung für diesen Scandal verantwortlich. Wir könnten den in § 6 von Geffcken gegebenen Ausführungen fast rückhaltlos beistimmen. Italien hat das Garantiengesetz auch für seine internen Verhältnisse nicht durchführen können oder nicht durchführen wollen: das beweisen die widersprechenden Urtheile italienischer Gerichte ganz besonders klar. Auch in der jüngst viel erörterten Frage der Propagandagüter hat sich dies deutlich gezeigt, die bezügliche Kritik Geffckens ist ganz zutreffend. Und diese Conflicte werden immer zahlreicher und immer acuter werden. Gleichwohl ist Geffcken der Meinung, daß eine Aenderung des bestehenden Zustandes ausgeschlossen sei: weder werde Italien, noch werde der Papst jemals Rom aufgeben. Dabei hält Geffcken gar nicht für erforderlich, das Problem zu erörtern: ob denn eine Aussöhnung zwischen Papst und Italien, welche letzterem Staate unter Umständen die ganze ungeheure Macht des Papstes über die Gewissen der Katholiken zur Disposition stellen würde als im Interesse der anderen Staaten gelegen behauptet werden kann, ob wir wünschen dürfen, daß die Päpste königlich italienische „Hauscapläne" werden? Auch wir vermögen eine „normale Lösung" für die Frage nicht zu erkennen. Aber daß der gegenwärtige „modus vivendi" eine einigermaßen sichere Gewähr für die Zukunft biete, ist uns, je mehr wir über die Frage nachgedacht haben, desto zweifelhafter geworden. Zum Schlusse noch eine Frage: Ist die Schreibweise „Philip" neue Orthographie? Im kleinen Puttkamer findet sich meines Wissens diese Vereinfachung noch nicht. Auch die vielen Druckfehler in der Brochüre sind recht störend.

Philipp Zorn.

Verdeutschungswörterbuch von Daniel Sanders (Leipzig, Otto Wigand). Wenn der verdiente Verfasser des „Wörterbuchs der deutschen Sprache" mit einem neuen Werke auf dem Büchermarkte erscheint, so ist das immer ein erfreuliches Ereigniß für die deutsche Wissenschaft und das deutsche Haus. Das gilt auch gegenüber dem soeben erschienenen „Verdeutschungswörterbuche". In der Reihe der Sander'schen Werke hält es die Mitte zwischen dem „Fremdwörterbuch" und dem „Deutschen Sprachschatz"; denn bietet das erstgenannte Buch Aufklärung über Bedeutung, Aussprache und Abstammung fremdländischer Eindringlinge in unseren Wortschatz, so wendet sich das vorliegende Werk, wie der Verfasser im Vorwort darlegt, namentlich an diejenigen, die, ohne etymologische oder andere Belehrung zu suchen, ein ihnen aufstoßendes Fremdwort einfach „durch einen gut deutschen vollgiltigen Ersatz beseitigen möchten, doch nicht sofort einen solchen finden können." Das „Verdeutschungswörterbuch" will eben nichts weiter als für überflüssige oder mindestens entbehrliche Fremdwörter eine Anzahl deutscher Wörter oder doch wenigstens ein deutsches Wort bieten, ohne dabei, wie es das „Fremdwörterbuch" thut, auf die Aussprache, Abwandlung und Satzfügung einzugehen. Es grenzt somit nahe an das Stoffgebiet des „Deutschen Sprachschatzes", der nach Begriffen geordnet ist, aber sich nicht auf den bloßen Ersatz von Fremdwörtern beschränkt. Abgesehen von diesem inneren Unterscheidungspunkte, weicht das „Verdeutschungswörterbuch" noch insofern von jenen anderen beiden Werken des gelehrten Autors ab, als diese letzteren compendiöse Nachschlagebücher im Umfange von zwei Bänden sind, während das neue Werk nur ein mäßig dickes, bequemes Handbuch ist. Der starken Durchsetzung mit fremden Wörtern gegenüber, welcher unsere Muttersprache durch üble Gewohnheit der Schreibenden und Sprechenden nach wie vor preisgegeben ist, muß jeder Versuch, hier Abhilfe zu schaffen, freudig begrüßt werden, zumal, wenn er von so maßgebender Seite gemacht wird, wie im vorliegenden Falle.

Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Von A. Mücke. (Gotha, Perthes.) — Das vorliegende Buch ist ein gelungener Versuch, die Ergebnisse der historischen Quellenforschung in eine kurze faßliche Darstellung zu verarbeiten und dieselben bei gleichzeitiger übersichtlicher Anführung des betreffenden Quellenmaterials allgemein verständlich und interessant zu machen. Es behandelt die Biographien Heinrich's VI., Philipp's von Schwaben und Otto's IV., schildert also eine der bewegtesten und tragischsten Zeiten aus der Vergangenheit unseres Volkes, und schließt sich inhaltlich an die früher in demselben Verlage erschienenen Biographien Otto's II. und III. und der vier fränkischen Kaiser an. Stofflich und formell erscheint uns dieses Buch vortrefflich, und ein Umstand dürfte es besonders geeignet machen, der heranwachsenden männlichen Jugend in die Hände gegeben zu werden: die überaus geschickte Heranziehung der politischen Dichtungen Walther's von der Vogelweide, welche selbst, indem sie ein getreues Bild der damaligen Stimmung des deutschen Volkes geben, durch die historische Darstellung eine gediegene Erläuterung finden. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. W. Steffens in Dresden und Leipzig.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane!

Soeben erschien:

Graf Petöfy.

Roman von

Theodor Fontane.

3. Auflage.

2 Bände in einem Band. Fein broch. M. 4.50. Fein geb. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien im Verlage von **H. Le Soudier in Leipzig:**

Preis 5 Mark

Die Wiener Gesellschaft

vom Grafen Paul Vasili

starker Band in 8° von 542 Seiten. Eleg. broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung gegen Vorhereinsendung des Betrages.

32. Aufl. **Methode Toussaint-Langenscheidt** Original.

Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch	Deutsch	Französisch
von den Professoren Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.	von Professor Dr. Daniel Sanders.	von den Professoren Toussaint und Langenscheidt.

Englisch oder Französisch: Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.

Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur komplett, 20 Mk.

Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen als Probe à 1 Mk.

Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das Examen als Lehrer der bezüglichen Sprache gut bestanden.

Urteil. d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. Dr. v. Lutz Excell., Staatssek. Dr. Stephan Excell., d. Profess. Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."

Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung

von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Büttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Groß Oktav. Geheftet M. 5.—. Elegant gebunden M. 6.40.

Diese Erzählung schließt sich dem Besten an, was der so rasch und in so weiten Kreisen populär gewordene Verfasser bisher geschaffen hat. Zu seinen sonstigen, von der Lesewelt und der Kritik so allgemein gewürdigten Vorzügen: der originellen Erfindung und der Meisterschaft der psychologischen Detailmalerei, tritt hier der Reiz einer starken, spannenden, durchaus eigenthümlich geführten Handlung hinzu. Einer der schärfsten seelischen Conflicte, in welche Menschen gerathen können, wird im Geiste einer streng sittlichen Weltanschauung gelöst.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**

Verlagsbuchhandlung.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Fürstengunst

von

A. H. C. Wallis.

Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H.

Drei Bände, 338, 370 u. 422 S. 8°. geb. *M* 18.— Eleg. geb. *M* 21.75.

Die pseudonyme Verfasserin, Tochter eines hochverdienten Professors der Universität Utrecht, hat sich bereits durch eine Reihe von novellistischen und dramatischen Dichtungen in ihrem Vaterlande einen sehr ehrenvollen Namen gemacht. Kraft der Charakterzeichnung, Feinheit und Tiefe der psychologischen Entwicklung zeichnen auch diese Erzählung aus.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Fürst Bismarck. Von Philipp Zorn. — Specialforschung und Hypothese. Ein Vorschlag zur Güte für die Planetenjäger. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Der Nachlaß von Hans Makart. Von Carl von Lützow. — Wilhelm Jordan's erster Roman. Von Theophil Zolling. — Die Bismarck-Literatur. Von Gustav Karpeles. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Fürst Bismarck.

Von Philipp Zorn.

„Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Am 1. April vollendet Fürst Bismarck die siebenzig Jahre des Psalmwortes. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt rüstet sich das deutsche Volk, jenen Tag auch äußerlich zu feiern. Zwar fehlt es nicht an solchen, die grollend draußen stehen, sei es, daß sie sich der nationalen Größe überhaupt nicht freuen können, sei es, daß ihre kleinen Bedenken größer sind als unser größter Staatsmann: aber das deutsche Volk ist bei seinem Kanzler. Aus Millionen und Millionen Herzen steigt der zutiefst in der Seele empfundene Dank empor zu der allwaltenden Vorsehung für die siebenzig Jahre unseres Kanzlers und die, wenn es sein kann, noch tiefer empfundene Bitte, daß Gott dies Leben hoch kommen lassen wolle und höher noch als auf die Grenze des Psalmisten.

Denn dies Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, Mühe und Arbeit wie kaum ein zweites Leben, Mühe und Arbeit für uns. Und darum ist dies Leben köstlich gewesen, und es ist unser Gebet, daß die Vorsehung dies köstliche Leben uns noch lange erhalte. —

Fürst Bismarck ist der größte Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Wenn der Parteien Haß und Gunst auf das Bild des Lebenden ihre Schatten werfen, so wird dies Bild einst in der Weltgeschichte in einer Größe und einem Glanze strahlen, wovon wir uns jetzt kaum eine Vorstellung zu bilden vermögen. Denn Fürst Bismarck i st ein gewaltiges Stück Weltgeschichte, Fürst Bismarck i st die Erfüllung des Sehnens der deutschen Nation. —

Aus den Stürmen der Völkerwanderung entstand einst ein germanisches Reich, dessen Größe nicht in den Personen, sondern in den Einrichtungen des Staates beruhte: das Frankenreich. Dies Reich umfaßte Jahrhunderte lang die gesammte germanische Kraft. Innere und äußere Gründe lähmten erst und zerrissen dann das gewaltige Germanenreich Karl's des Großen.

Seitdem war die germanische Volkskraft zersplittert und, wie es schien, gebrochen. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat niemals die Kraft des ganzen deutschen Volkes staatlich zusammenzufassen vermocht. Es fehlt der Geschichte des alten Reiches nicht an großen Momenten und großen Epochen. Wir theilen nicht die Meinung, daß gewissermaßen die deutsche Geschichte erst mit dem Großen Kurfürsten beginne, wir beklagen vielmehr diese Auffassung: ohne die Summe von Culturentwickelung, die das Germanenthum im alten Reiche erarbeitet hatte, wäre auch die staatliche Zusammenfassung der deutschen Stämme im neuen Reiche nicht möglich geworden. Darum ist es ein verhängnißschwerer und beklagenswerther Irrthum, zwischen der Geschichte des deutschen Mittelalters und der Geschichte der deutschen Neuzeit, die sich in Preußen concentrirt, eine Kluft aufthun zu wollen, über welche keine Brücke führt.

Aber so viel allerdings ist richtig: die dauernde welthistorische Bedeutung des alten deutschen Reiches liegt nur nach der Seite der inneren Culturentwickelung, nicht nach der Seite des äußeren Staatslebens. Der staatenbildende Geist der Franken vererbte sich nicht auf das römische Reich deutscher Nation. Was die Geschichte dieses letzteren an Momenten staatlicher Größe und Kraft bietet, beruht auf Personen, nicht auf den Einrichtungen des Staates. Die letzteren waren von vorne herein so beschaffen, daß eine wirkliche staatliche Entwickelung ausgeschlossen blieb. Es waren drei Grundfehler der Organisation, welche in das alte Reich sofort bei seinem Entstehen den Keim des Todes legten: der Mangel des Erbkaiserthumes, der selbstständigen Finanzorganisation und der selbstständigen Heeresorganisation. Alle Krisen und Katastrophen des alten Reiches lassen sich auf diese drei Punkte zurückführen. In der Zeit bis zum Interregnum war wohl die Hoffnung noch begründet, jene Grundschäden beseitigt zu sehen; an Mahnungen der Weltgeschichte fehlte es nicht: der Investiturstreit, der Conflict Heinrich's des Löwen mit Friedrich Barbarossa, zuletzt das traurige Interregnum, um nur dieser Ereignisse zu gedenken, enthüllten die Grundfehler der Organisation nach der financiellen, militärischen und monarchischen Seite mit erschreckender Klarheit.

Aber die Mahnungen der Weltgeschichte blieben vergeblich. Seit dem Interregnum war die Entwickelungsunfähigkeit des alten Reiches definitiv besiegelt. Indeß jenseits des Rheines durch die Zusammenfassung der militärischen und financiellen Kraft des Volkes unter einer starken Erbmonarchie ein festes und concentrirtes Staatswesen sich gestaltete, siechte das entwickelungsunfähige deutsche Reich dahin nnd mußte Jahrhunderte lang sich das brutale Gesetz aus Versailles dictiren lassen.

Wir werden von der hohen Warte, von welcher aus wir heute den Weg überblicken, den die Entwickelung der deutschen Nation zurücklegen mußte, keine Klage anstimmen dürfen: denn die centrifugale Entwicklung Deutschlands im Gegensatze zu Frankreich hat die beiden Factoren geschaffen, auf welchen

Digitized by Google

die deutsche Geschichte der Neuzeit als auf ihren Grundpfeilern ruht: Preußen und die Reformation. —

Der heutige preußische Staat ist das Werk von drei großen Hohenzollernfürsten: des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter diesen Fürsten war Friedrich Wilhelm I. derjenige, dessen Wirksamkeit sich insbesondere in der Herstellung dauernder und vorzüglicher Institutionen des Staates concentrirte; Friedrich Wilhelm I. war der größte preußische Verwaltungskönig, der große und strenge „Hausvater seines Staates". Schon seit der Zeit des Großen Kurfürsten mußten tiefer blickende Geister erkennen und sprachen es aus: daß eine Zusammenfassung der deutschen Gesammtkraft, wenn überhaupt, nur durch Preußen möglich sei.

Am 26. December 1805 machte der Friede von Preßburg dem tausendjährigen alten Reiche ein Ende: das innerlich längst in seine Elemente aufgelöste Staatsgebilde erlag nun auch äußerlich den Stürmen der Revolutionsepoche. Noch aber waren die Zeit und der Mann nicht gekommen, die das neue Reich schaffen sollten. Auf dem Wiener Congresse mußte Preußen den Intriguen der feindseligen Großmächte sich fügen und dulden, daß im deutschen Bunde ein jammervolles Zerrbild deutscher Einheit aufgerichtet wurde, den Fremden zum Spott, den Deutschen zum Aerger.

Während in Frankfurt dies Deutschland des Scheines, um ein treffendes Wort Treitschke's zu gebrauchen, tagte, sammelte sich in Berlin das Deutschland der Arbeit. Aus der öden Wüste deutschen Staatslebens von 1815—1848 ragt ein einziges gewaltiges Werk preußischer Arbeit hervor: die Errichtung des deutschen Zollvereins. Daß dieser Herstellung der wirthschaftlichen Einheit Deutschlands ohne Oesterreich eine bewußte Tendenz auf Herstellung der staatsrechtlichen Einheit zu Grunde gelegen hätte, darf nicht behauptet werden: so weit reichte damals der Blick der preußischen Staatsmänner noch nicht, wie groß auch weiterhin thatsächlich die Bedeutung des Zollvereines für Erreichung jenes Zieles wurde.

Dann kamen die republikanischen Zuckungen des Jahres 1848. Die Bewegungen jenes Jahres zeigten aber klar, daß jetzt auch in der überwiegenden Mehrheit der Nation die Ueberzeugung feste Wurzel geschlagen hatte: daß nur durch Preußen eine staatliche Wiedergeburt Gesammtdeutschlands gewonnen werden könne. Friedrich Wilhelm IV. lehnte trotzdem die ihm vom Parlamente angebotene Kaiserkrone ab, weil er sich nicht durch den eisernen Reifen an die Revolution ketten lassen wolle.

Als dann die Zeit erfüllet war, das Sehnen der Nation zu stillen, trat Bismarck an die Spitze des preußischen Staates. Der parlamentarische Conflict von 1862—1866, der Krieg mit Oesterreich und die Auflösung des Bundes sind sein persönliches Werk; ihn allein trifft die Verantwortlichkeit vor der Weltgeschichte für jene kritischen Momente, welche zu einer Katastrophe des preußischen Staates führen zu müssen schienen, deren Resultat aber die staatliche Zusammenfassung der gesammten deutschen Volkskraft war. Was man Jahrzehnte allerwärts in Deutschland gesungen, getrunken, geredet — das hat Bismarck gethan. Die Zeit von 1862—1867 umschließt das schwerste, gefährlichste und großartigste staatsmännische Wirken Bismarck's: nur unter den schmerzlichsten Wehen konnte der deutsche Staat geboren werden. Seitdem hat sich eine Fülle welthistorischer Ereignisse vor unseren Augen vollzogen: durch Bismarck war mehr oder weniger das Geschick von Europa, ja des ganzen Weltalls bestimmt. Der Versuch Napoleon's III., Bismarck's Werk zu vernichten, kostete dem Abenteurer, der über ein Jahrzehnt Europa brutalisirt hatte, den Thron, wir aber gewannen die alten Grenzlande wieder und dazu das lang und heiß ersehnte deutsche Reich, das nun auch die süddeutschen Stämme mit Ausnahme der Deutschösterreicher umschloß.

Damit war diejenige Periode von Bismarck's staatsmännischem Wirken abgeschlossen, welche des Schwertes bedurfte, um das neue Reich zu bauen und zu schützen. Die fünfzehn Jahre, welche seitdem verflossen, sind Jahre des Friedens: seit 1870 ist Bismarck der Hort nicht allein des deutschen, sondern des Weltfriedens geworden und geblieben. Es kann kaum ein Zweifel bestehen: ohne Bismarck wäre die Welt nach 1870 von Krieg zu Krieg getaumelt. Daß das deutsche Reich in den siebziger Jahren wiederholt an der Schwelle neuer Kriege mit Frankreich stand; daß der Krieg mit Rußland allgemein als unvermeidlich galt; daß die orientalische Frage nach dem russisch-türkischen zu einem russisch-englischen Kriege und damit zu einem Weltbrande führen zu müssen schien; daß die neuesten Verwickelungen mit England über Colonialfragen uns hart an einem Kriege vorüberführten — das sind bekannte und unvergeßliche Thatsachen. Alle Verwickelungen hat Bismarck friedlich gelöst. Er hat den unversöhnlichen Feind von 1870 nicht nur beruhigt, sondern fast zum Freunde gewonnen; er hat den Feind von 1866 zum treuesten Bundesgenossen gewandelt und die Hoffnung ist heute keine utopistische mehr, daß das deutsch-österreichische Bündniß in absehbarer Zeit zu einer irgendwie gearteten staatsrechtlichen Verbindung führen werde, wonach die lebhaften und allgemeinen Wünsche aller Deutschen, mögen sie sonst noch so sehr in Parteien zerrissen sein, drängen; er hat die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten mit Rußland geebnet, so daß auch nach dieser Seite der Friede nach Menschengedenken völlig gesichert erscheint. Das Alles wissen wir, und schon nach dem, was wir wissen, ist Bismarck's Verdienst um den deutschen und den Weltfrieden ein fast über Menschenverstehen großes. Und wir zögern keinen Moment, den Satz niederzuschreiben: wenn einst die Archive die Gänge der hohen Politik in den siebziger Jahren enthüllen werden, dann erst werden wir jene Verdienste ganz zu erkennen vermögen, denn dann erst werden wir erfahren, welches Maß von Arbeit des Geistes und der Seele erforderlich war, um jene Verwickelungen, speciell die russischen, friedlich zu lösen.

Die fünfzehn Friedensjahre sind erfüllt von einer großen und großartigen Arbeit Bismarck's für den inneren Aufbau und Ausbau des deutschen Reiches. Die Erfolge des Kanzlers sind aber auf diesem Gebiete nicht annähernd so vollständige wie auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Die Verfassung und deren Ausbau in freiheitlichem Sinne; die Revision der Zollgesetzgebung; der Beginn einer umfassenden und tiefgreifenden Reformgesetzgebung zur Heilung der socialen Schäden; der Anfang einer deutschen Colonialpolitik sind diejenigen Zweige unserer Staatsentwickelung, welchen der Stempel der höchstpersönlichen Arbeit Bismarck's in hervorstechenden Maße aufgeprägt ist. Wir verzichten darauf, diese großen Probleme der inneren Politik eingehend zu erörtern: was hier Bismarck erreicht hat, hat er nur gegen eine heftige, theilweise fanatische Opposition im Parlamente, oft nur mit Anspannung seiner äußersten Kraft, zu erreichen vermocht.

An zwei anderen unter den schwersten Problemen deutscher Gesetzgebung der Neuzeit dagegen hat Bismarck nur untergeordneten Theil: an der Ein- und Durchführung der Selbstverwaltung in Preußen und an dem sogenannten Culturkampf. Was speciell letzteren Punkt angeht, so hat Bismarck vor einiger Zeit im Reichstag die hochinteressante Mittheilung gemacht, daß er an den Details der Gesetzgebung von 1873 nicht den mindesten Antheil habe, durch dieselben vielmehr überrascht worden sei, dagegen die Verantwortung für die Gesetzgebung von 1875 voll übernehme. Der Geschichtsschreiber des Culturkampfes wird sich diese Erklärung genau zu merken haben.

Man hat Bismarck immer und immer wieder vorgeworfen; sein Werk beruhe nur auf seiner Person und das „après nous le déluge" sei das unvermeidliche Loos des deutschen Reiches und Volkes, wenn die Person, auf die Alles zugeschnitten sei, nicht mehr sein werde. Darin liegt ein Körnlein Wahrheit. Daß die Gewalt eines übermächtigen, titanenhaften, welthistorischen Menschen, dessen höchstpersönliche Arbeit seit Jahrzehnten alle bedeutenden Momente der inneren und äußeren Politik bestimmt hat, einen ungewöhnlich starken Einfluß auf unser öffentliches Leben ausübt, ist selbstverständlich. Und wir halten es nicht eines Mannes unwerth, sondern vielmehr höchster Ehre und Anerkennung würdig, Diener und Werkzeug einer solchen welthistorischen Persönlichkeit zu sein. Zu einer für gewöhnliche Zeiten passenden

Digitized by Google

Parteibildung, wo das einzelne unbedeutende Individuum in erster Linie auf sein eigenes Wissen und Können zu pochen berechtigt wäre, werden wir, so lange Bismarck lebt, nicht gelangen. Wir leben unter einer geistigen, durch die Weltgeschichte auf's Gewaltigste bewährten Dictatur.

Aber dennoch ist jener Vorwurf in der Hauptsache falsch. Wenn es historisch wahr ist, daß die Stärke des Frankenreiches nicht in Personen, sondern in den Institutionen lag; wenn es historisch wahr ist, daß das Elend und der Untergang des alten deutschen Reiches durch die Schwäche seiner Grundlagen, speciell seiner monarchischen, financiellen und militärischen Grundlagen, verursacht war — dann trägt unser neues Reich die Gewähr der Dauer in sich. Wir kennen sehr wohl das Unfertige und mehrfach Problematische der Einrichtungen unseres Reiches. Und auch abgesehen davon wissen wir wohl und sprechen es in Demuth aus: das „Völker verrauschen, Namen verklingen, finstre Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus" — wird einmal auch das Loos des deutschen Reiches sein.

Aber die drei Grundfehler, an welchen das alte Reich dahinsiechte und unterging, hat Bismarck bei der Gründung des neuen Reiches vermieden.

Wir haben ein deutsches Erbkaiserthum, aufgebaut auf dem Felsen des preußischen Königthumes der Hohenzollern, des stärksten monarchischen Gedankens, den vielleicht die Geschichte aller Zeiten und Völker, jedenfalls die moderne Welt kennt. An diesem Felsen des preußischen Königthumes werden, so Gott will, alle Stürme auf unser Reich zerschellen.

Wir haben ein deutsches Reichsheer, aufgebaut auf der Basis der preußischen Militärgesetzgebung und der preußischen Disciplin, der besten und strengsten, die die Welt kennt, und getragen von den Traditionen preußischen Heldenthumes, an welchem 1870 auch die übrigen deutschen Stämme durch Hingabe von Blut und Leben ihren vollberechtigten Antheil sich erkämpften.

Endlich: wir haben ein wenigstens in der Hauptsache selbstständiges Reichsfinanzsystem, geschaffen durch die Arbeit preußischer Finanzmänner seit 1818, deren Resultate man 1867 nur einfach in die Reichsverfassung aufzunehmen brauchte. Wenn der Bau dieses Reichsfinanzsystemes bis heute nicht fertig gestellt werden konnte, so liegt die Schuld davon bekanntlich nicht an Bismarck, sondern an Denen, welche fortwährend vor dem Volke mit der demagogischen Phrase: nur keine neuen Steuern! prahlen, uneingedenk dessen, daß die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche, dem ersten Machtfactor der modernen Welt, nicht allein erhöhte Rechte gibt, sondern auch erhöhte Pflichten auflegt. Aber auch im Zustande der dermaligen Unfertigkeit ist doch das Reichsfinanzsystem so fest, daß eine Zersplitterung des Reiches in die Elemente der Gliedstaaten kaum zu den Möglichkeiten gerechnet werden kann.

Das deutsche Reich ist nicht auf die Person Bismarck's zugeschnitten, sondern es trägt die Gewähr seiner Dauer in den drei Institutionen, auf welchen es als seinen Grundpfeilern ruht: dem hohenzollerschen Erbkaiserthum, dem vom Kaiser geführten deutschen Reichsheer und dem selbstständigen Reichsfinanzsystem.

Nur Eines hat Bismarck nicht erreichen können: ein dauerndes und festes Einvernehmen mit der Volksvertretung. So lange unser „Völkerfrühling" währte, waren Kanzler und Reichstag in Harmonie. Seit Mitte der siebziger Jahre ist diese Harmonie verloren, und je länger, je mehr muß Bismarck seine äußersten Kräfte einsetzen, um auch nur bescheidene Erfolge gegenüber dem Parlament zu erzielen. Das ist der schwarze Schatten unseres jungen und schönen deutschen Tages, dessen Licht uns seit 1866 erfüllt.

Gleichwohl sprechen wir unsere feste Ueberzeugung dahin aus: in normalen Zeiten wird auch das deutsche Staatsleben der Zukunft nicht mehr ohne Zuziehung einer Volksvertretung sich entwickeln können. Die Principien der Zusammensetzung des Parlamentes aber und insbesondere die Abgrenzung der parlamentarischen und monarchischen Machtbefugnisse sind völlig ungelöste Fragen. Und wir bekennen offen: wir bangen vor dem Momente, da die letztere Frage zur Entscheidung drängen wird. Denn vor dem Auge des Geistes stehen die Jahrhunderte, da ohne das constitutionelle System aus der kleinen Mark Brandenburg durch die Arbeit seiner Fürsten die erste Großmacht der Welt wurde — und dem gegenüber ein Novum und Vacuum, das, soweit die geringe Erfahrung reicht, schwere Bedenken wachrufen muß.

Aber dennoch: diese Krisis wird kommen, und sie wird überwunden werden müssen.

In außergewöhnlichen Zeiten aber und gegenüber außergewöhnlichen Männern scheint das constitutionelle System zu versagen.

Unser Reichstag zählt 397 Mitglieder. Die ziffernmäßige Mehrheit, deren die Regierung, um regieren zu können, bedarf, beträgt somit 199. 66 Mitglieder des Reichstages bilden aber eine absolute Opposition. 100 weitere Abgeordnete stehen in einer fast ebenso absoluten Opposition aus confessionellen Gründen. Es bedarf also nur eines geringen Zuzuges, um die Regierung lahm zu legen. Diese Zustände nöthigen zu fortwährenden Combinationen, Compromissen, Connivenzen, ja selbst zu Schachergeschäften, in welchen unendlich viel der besten Kraft vergeudet wird und die besonders in letzter Zeit häufig zu ganz unwahren und unwürdigen Dingen führten.

Diejenige Gruppe von Parteien, welche dem machtvollen Einflusse Bismarck's sich beugen, wurde zwar bei den letzten Wahlen gestärkt, hat aber auch jetzt nicht die erforderliche Majorität. Die Entscheidung liegt stets bei einer anderen Partei. In wirthschaftlichen Fragen unterstützt das Centrum, der Noth des eigenen Interesses gehorchend, die Regierung; sonst ist letztere auf die Unterstützung der deutschfreisinnigen Partei gewiesen. Der Boden des nationalen Gedankens ist für Bismarck und die deutschfreisinnige Partei der nämliche: das ist von höchster Wichtigkeit; in gefahrvollen Momenten, wie jüngst gelegentlich der Complicationen mit England, bricht die Sonne dieses nationalen Gedankens doch immer durch. Darum ist es auch ein Unrecht, wenn diese Partei von der officiellen Presse als eine Rotte von Reichsfeinden und Reichsverräthern gebrandmarkt wird.

Diese Partei der relativen Opposition erkennt aber die geistige Superiorität Bismarck's nicht als ein Princip an, mit welchem man in unseren heutigen Verhältnissen als mit einem festen politischen Factor rechnen müsse, sondern glaubt sich berechtigt und verpflichtet, im Zweifel immer gegen den Kanzler, speciell in inneren Dingen, Partei zu nehmen. Das Verhältniß Bismarck's zu dieser Partei ist im Laufe der Zeit immer heftiger, gereizter, bitterer geworden. Die Schuld davon liegt sicherlich auf beiden Seiten, aber die weit überwiegende Schuld trifft doch vor der Weltgeschichte das Parlament. Wenn dem Manne, der das deutsche Reich geschaffen, der die Großmächte Europas eine nach der andern matt gesetzt, der uns seit 15 Jahren den Weltfrieden erhalten hat, wenn dieser verkörperten Weltgeschichte ein Mitglied des Parlamentes entgegentritt mit dem Anspruche, gleichberechtigte Macht gegen gleichberechtigte Macht zu verhandeln; wenn man die politische Potenz Bismarck's und irgend eines Abgeordneten X. als gleichwerthige Größen betrachtet, ja, den Kanzler in einem manchmal hart an die Invective streifenden Ton herunterkanzeln zu dürfen meint — so ist das doch, ehrlich gesprochen, eine innere ethische Unwahrheit ohne Gleichen.

Während wir dies schreiben, steht unser Volk wieder unter dem übermächtigen Eindruck einer jener seltenen gewaltigen Reden Bismarcks, in welchen der Strom der Weltgeschichte rauscht. Eine furchtbare Anklage und eine erschütternde Klage hat Bismarck an unser Volk gerichtet, eine Anklage gegen den Parteigeist, der den deutschen Völkerfrühling vernichte, eine Klage um die Gefahren, die das Werk seines Lebens bedrohen.

Möchte der 70. Geburtstag unserem großen Kanzler die Vernichtung des Parteigeistes als Ehrengabe der Nation bringen!

Digitized by Google

Specialforschung und Hypothese.

Ein Vorschlag zur Güte für die Planetenjäger.

Von M. Wilhelm Meyer.

In der Natur ist Alles wichtig. Das ist ein unanfechtbarer Satz, den namentlich die Specialisten in allen verschiedenen Gebieten der Naturforschung auf ihren Schild geschrieben haben und hoch halten. Man erlaube mir, an dieser Stelle den Satz von verschiedenen Seiten zu beleuchten.

Herr Casimir de Candolle unterhielt im Frühjahr 1883 die Genfer physikalische Gesellschaft mit einer sehr detaillirt durchgeführten Untersuchung über die Art und Weise, wie sich der Sand unter bewegtem Wasser auf dem Grunde absetzt. Jedermann hat wohl schon diese wellen- oder rippenförmigen Gebilde auf dem Grunde durchsichtiger Gewässer bemerkt, welche aus Sand und anderen leicht beweglichen Stoffen angehäuft, unter dem bewegten Elemente doch an festen Punkten und Linienfystemen liegen bleiben und sich oft zu seltsamen Formen gruppiren. Ganz besonders deutlich und interessant treten dieselben an den Ufern des krystallhellen Genfer Sees dem aufmerksamen Beobachter vor Augen. Nun, oben genannter Herr — es ist nöthig, hier zwischenzuschieben, daß derselbe sich nach dem Vorbilde seiner Väter der botanischen Wissenschaft widmet — unterhielt uns damals mit der Entstehung dieser Rippen im Sande volle anderthalb Stunden. Er hatte eine Menge verschieden geformter Gläser, die bis auf eine kleine Lücke mit sandigem Wasser angefüllt waren, mitgebracht, schüttelte dieselben, ließ sie oscilliren und rottiren und schließlich zeigten sich die wunderbarsten Gebilde aus Sand auf dem Boden derselben, welche zuweilen lebhaft an die Chladni'schen Klangfiguren erinnerten.

Ich gestehe nun offen, daß mich dieser Vortrag schon nach Verlauf der ersten halben Stunde unruhig machte. Daß man sich für derartige akademische Sitzungen von vorn herein mit einer guten Dosis von Geduld waffnen muß, weiß man ja längst. Daß man überhaupt hingeht, ist ja eigentlich nur ein Freundschaftsdienst, den man seinen Collegen erweist und der ganz auf Gegenseitigkeit beruht. Ich hatte ja selbst oft genug den Langmuth meiner Freunde in Anspruch nehmen müssen, wenn ich Resultate von astronomischen Rechnungen sehr specieller Natur vorzulegen hatte, die eben nur dem Specialisten wieder verständlich sein konnten, die aber nach dem in Akademien nun einmal herrschenden Zopfe nothwendig verlesen werden müssen, wenn man sie nachher in ihren Memoiren drucken lassen will. Mit tiefstgefühltem Mitleide habe ich damals immer auf die unglücklichen Opfer dieses akademischen Zopfes hinabgeblickt während meines unversiegbaren Redeflusses, dessen vielseitige Wendungen sich ausschließlich in überaus reichen Combinationen der zehn Zahlenzeichen erging. Schon nach sehr kurzer Zeit mußte ich dann bemerken, wie die meisten meiner bedauernswerthen Zuhörer wie von Krämpfen befallen wurden, die ihren Leib mit convulsivischen Zuckungen schüttelte, bis sie endlich in dem schrecklichen Kampfe mit dem dunklen Bruder des Todes, Morpheus genannt, hinsinkend erlagen, beklagenswerthe Opfer der Wissenschaft. —

An die akademische Langeweile war ich also bereits seit längerer Zeit gewöhnt und in oberwähnter Sitzung der schweizerisch-französischen Akademie in Genf als ordentliches Mitglied derselben bemüht, meinen pflichtschuldigen Theil davon abzusitzen. Aber diese sandigen Rippen begannen sich denn doch so sehr in die Länge zu ziehen, daß die im Saale schon längst ausgebrochene Epidemie des Gähnens gar bedenklich um sich griff, über welche letztere ich, nebenbei gesagt, die Entdeckung gemacht habe, daß sie ganz so wie die Cholera nach Pettenkofer an bestimmte Localitäten gebunden zu sein scheint, welche dann leicht zu Herden dieses ansteckenden Krampfes der Gesichtsmuskeln werden können.

In mir rumorte damals ein mephistophelischer Geist, der mir bei jeder neuen Rippe, welche Herr de Candolle entstehen ließ, vordeklamirte: Wozu der Lärm? Was steht eigentlich dem Herrn zu Diensten? Was wollen Sie mit allen diesen Rippen anfangen, an denen doch kein Fleisch und Blut hängt? Die Ausdauer meines guten Freundes imponirte mir zwar eine Zeit lang, denn es ging aus der verlesenen Abhandlung hervor, daß er monatelang immer und in einemfort wassergefüllte Gläser hin und her geschüttelt haben mußte, um eben solche Rippen in allen Größen, Formen und Figurenbildungen zu erzeugen. Aber bald zeigten sich auch bei mir die unzweideutigsten Symptome der oberwähnten schrecklichen Krankheit, die bereits meine letzten Lebenskräfte zu absorbiren begann, als eine plötzliche Wendung am Schlusse der Vorlesung, welche ich noch mit hinsterbender Kraft meiner Sinne wie aus weiter Ferne hertönend vernahm, mich wie aus einem Traume aufschreckten und mir das Feuer der Beschämung ins Gesicht trieb. Herr de Candolle zeigte nämlich, daß die von ihm erzeugten Sandfiguren in den Wassergefäßen durchaus jenen Gebilden ähnlich sehen, welche die Wandungen pflanzlicher oder thierischer Zellenbildungen aufweisen, so daß sich jene zierlichen und überaus regelmäßigen Figuren, welche die Körper gewisser Infusorien, wie z. B. der Räderthierchen, ausmachen, sich auf rein mechanischem Wege in allen beliebigen Größen darstellen lassen. Es gehört dazu nur ein Gefäß mit Wasser, das unauflösliche kleine Körper mitführt und welches in bestimmten Winkeln und Amplituden bewegt wird, Bedingungen, welche bei jenen Infusorien unmittelbar erfüllt sind. Sie bestehen aus einer größeren Zelle, die mit Flüssigkeit gefüllt ist, und sie bewegen sich in der That schnell pulsend, wie es hier erfordert wird. Es ist also sehr nahe liegende Hoffnung vorhanden, durch oberwähnte Experimente die Bildung dieser kalkigen Schalen mit allen ihren feinen Ciselirungen auf rein mechanischem Wege sehr einfach zu erklären. Herr de Candolle belauschte hier, als er an den Ufern des Genfer Sees die sandigen Rippen auf dem blauen Grunde des Wassers beobachtete, einen Kunstgriff der rastlos schaffenden Natur, welchen sie bei der Bildung von Billionen zierlichster Geschöpfe anwendet, die uns bis dahin durchaus räthselhaft war. Jetzt, unter diesem neuen Gesichtspunkte, hätte ich den ganzen Vortrag gern sogleich noch einmal angehört, und die vielen Gläser und Flaschen, welche mir vordem so zwecklos vorkamen, wurden nun plötzlich in meinen Augen eben so viele riesenhafte Infusionsthierchen, welche mein Freund und Botaniker höchst eigenhändig selbst erschaffen hatte.

Ich habe hier diese Geschichte von den sandigen Rippen unter dem Wasser als ein gutes Beispiel von der Wahrheit des Satzes erzählt, daß in der Naturbeobachtung auch die unscheinbarsten Dinge von Wichtigkeit werden und zu den interessantesten Combinationen Anlaß geben können, wenn man sie unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu stellen versteht. Während der Botaniker an den Ufern des berühmten Sees spazieren ging, hatten sich gewiß schon oft vorher seine Gedanken mit den Mysterien der Zellenbildung beschäftigt, und hier in freier Natur läßt man gewöhnlich der Phantasie weit mehr Spielraum als in dem engen bücherumstellten Studierzimmer. Auf Spaziergängen ist es ja erlaubt, allerlei Hypothesen und wissenschaftliche Märchen auszuhecken, über die man später, zurückgekehrt zwischen die logischen vier Wände, vielleicht von Herzen lachen muß. So traten dem Botaniker jene Rippen im Seegrunde entgegen, die ihn sofort an jene kleinsten Gebilde erinnerten, welche er oft unter dem Mikroskope zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Sofort war die Hypothese fertig: Hier ist ein und derselbe Grund zur Bildung dieser Figuren im Großen sowohl als im Kleinen. Das war aber vor der Hand nur ein Märchen. Die Rippen mußten Fleisch und Blut gewinnen; deshalb waren nun die speciellen Untersuchungen nöthig; deshalb mußte Herr Professor de Candolle monatelang alle möglichen Gefäße schütteln und drehen, bis er sich über die Sache vor seinen Collegen bestimmter aussprechen konnte, bis eben die Hypothese Hand und Fuß gewann.

In diesem Sinne möchte ich hier eine Lanze für die Wichtigkeit der Hypothese in der Naturforschung brechen, welche aus triftigen Gründen in letzter Zeit sehr in Mißcredit gekommen war. Alles, was wir von der Natur wissen, gleicht einem bereits ziemlich umfangreichen Ländergebiete, das

Digitized by Google

wie eine Insel im unendlich großen Umfange des noch unbekannten Terrains eingebettet liegt, also gegen dieses doch unendlich klein ist und immer bleiben wird. Wollten wir nun, um diese Insel des Bekannten allmählich zu erweitern, den ganzen Contingent der Naturforscher an ihren Grenzen als geschlossene Kette aufstellen und sie beauftragen, von hier aus in das Gebiet des Unbekannten in geschlossenen Colonnen Schritt für Schritt vorzudringen, so würden, wegen der immer größer werdenden Ausdehnung der Grenzgebiete, bald Lücken in diesen Colonnen entstehen müssen; es müßten sich die Reihen der Naturforscher immer und immer vermehren, wenn sie der Aufgabe gewachsen bleiben wollten, bis schließlich die ganze Menschheit nicht mehr ausreichen würde, diesen Grenzcordon zu bilden. Das eroberte Gebiet wird dabei nur im Verhältniß der Quadratwurzel aus der angewandten Anzahl von Menschen gewachsen sein, und der bei Weitem größeste Theil des durchforschten Terrains wird sich als flach und uninteressant erwiesen haben oder als analog mit längst bekannten Regionen. Von nun ab muß sich aus notorischem Mangel an Kräften die Kette lösen, man muß sich von vorn herein entschließen, in der weiteren Forschung Lücken zurückzulassen, und es handelt sich jetzt darum, die Richtungen anzugeben, auf welchen gewagte Excursionen vermuthlich zu interessanten Resultaten führen könnten. Dann ist die Hypothese also ein nothwendiges Glied der Forschung geworden. Ich sehe deshalb in der That nicht ein, weshalb man ihr nicht heute schon einen Platz einräumen will? Es wird auch heute schon gut sein, wenn Leute, die als vorzügliche Topographen und gründliche Kenner des bereits eroberten Gebietes der Naturerkenntniß gelten, sich von Zeit zu Zeit über die allgemeine Ebene, wo das Heer der Specialisten arbeitet, erheben, um von dem schneeigen Gipfel eines Bergriesen aus das unbekannte Land zu überblicken, um, mit Hülfe ihrer altbewährten Routine und mit jenem Seherblicke, welcher nur dem innigst mit den Eigenthümlichkeiten des bereits überwundenen Terrains vertrauten Führer eigen ist, anzugeben, in welcher Richtung man nun weiter vordringen soll, wo der schmale Gebirgspfad liegt, der zwischen himmelanstrebenden Hindernissen hindurch ein neues großes Ländergebiet wahrscheinlich aufschließen wird. Darwin ist ein gutes Beispiel eines solchen Gebirgsführers. Vor ihm hatten schon viele Forscher den neuen Weg, der zu der biologischen Erklärung der Thier- und Pflanzenformen führen wird, vermuthet, aber sie hatten nicht den Muth gehabt, ihn zu betreten. Darwin schritt voran und plötzlich folgt ihm ein Heer von Specialisten, die früher nach links und rechts und überall die Kreuz und die Quer herum suchten und bei allem Eifer doch nicht recht weiter kommen konnten.

Leider begegnet man diesen Fällen sehr selten, daß gediegene Forscher solche Späherblicke in das unbekannte Gebiet hinauswagen, weil sie, die ja ohnehin schon auf einem erhabenen Standpunkte stehen und deshalb, vielgesehen sich fürchten, daß am Ende ihre noch so gediegene Erfahrung sie täuschen könne und der vermuthete Weg doch unpassirbar sein möge. Selbst und unbeachtet diesen Weg zunächst zu gehen, ist ihnen gemeiniglich nicht möglich, denn sie sind umringt von Collegen und Schülern, und die Kräfte eines Einzelnen reichen auch selten aus, solche Expeditionen in ein unbekanntes Gebiet auszuführen. Hier ist es dann sehr oft der Mangel an moralischem Muthe, eventuell einen Irrthum öffentlich anzuerkennen, welcher große Entdeckungen ungeschehen läßt, und hieraus erklärt sich auch zum Theil die Abneigung großer Gelehrter gegen die Hypothese. Ein anderer Umstand aber, welcher die Hypothese in sehr begründeten Mißcredit bringt, ist der, daß fortwährend eine Menge hohlköpfiger Schreihälse, die sich für große Propheten halten, auftreten, welche großes Geräusch um sich verbreiten und unablässig prahlen, sie wüßten den Weg ganz genau. Schließen sich ihnen dann wirklich einige Specialisten an und kommen nach einigen Umwegen, genasführt von diesen Hypothesenschmieden, an den alten Punkt unverrichteter Dinge wieder zurück, so mag ihnen allerdings die Lust vergehen, sich noch ein zweites Mal in so ungewisse Expeditionen einzulassen. Die Hypothesenmacher von der letzteren Art sind aber leider ungleich zahlreicher als die ersteren und deshalb ist man in diesen Dingen recht mißtrauisch geworden und arbeitet lieber auf dem altbekannten Boden, Schritt für Schritt vordringend, weiter; davon kann man gerade wie Jemand, der sein Geld in die Sparcasse thut, einen zwar sehr geringen, aber einen sicheren Erfolg erwarten.

Aber es ist eine sehr gewöhnliche Wahrnehmung, daß Leute, welche ihr Geld in der Sparcasse anlegen und also abgesagte Feinde jeder Speculation sind, weil man dabei gelegentlich auch einmal etwas verlieren kann, sehr leicht in das andere Extrem überschlagen und zu Geizhälsen werden, welche auch selbst die Sparcasse nicht mehr für sicher genug halten. Sie graben ihr Geld ein, so daß es regungslos wird und folglich allen Werth verliert. Solche Geizhälse sind leider die Meisten unserer Specialisten in der Naturforschung. Sie sammeln oft mit fieberhafter Ausdauer und einem Fleiße, welcher die höchste Anerkennung verdient, wissenschaftliche Schätze an und glauben, diese Schätze an sich seien das erwünschte Ziel der Wissenschaft. Aber so wie das Geld ehrlicherweise doch nur eine Ansammlung von gebundener Kraft bedeutet, welche uns durch eigenen Fleiß oder denjenigen unserer Väter zur Verfügung gestellt wird, eine Kraft, die wir jederzeit frei machen können und zum Wohle des Ganzen auch fortwährend arbeiten lassen sollten, so sind auch die wissenschaftlichen Daten, welche die Specialisten ansammeln, ein Capital, das an sich ganz werthlos sein würde, wenn es nicht der Speculation innerhalb vernünftiger Grenzen zur Verfügung gestellt wird. Das sehen aber viele dieser Herren Specialisten in ihrem unverwüstlichen Sammeleifer nicht ein und scharren Alles zusammen, dessen sie habhaft werden können und sei es auch ohne allen Werth.

An dieser Stelle kommen wir wieder auf unsere Anfangsphrase zurück: Alles in der Natur ist wichtig, welche mit der Behauptung, daß gewisse Specialisten ganz werthlose Dinge zusammenscharren, im Widerspruche zu stehen scheint. Nun ja. Ich muß wohl zugeben, daß man es einem Dinge in der Natur durchaus nicht gleich ansehen kann, ob es in dem großen Welthaushalte wichtig oder unwichtig ist. Die sandigen Rippen unter dem Wasser haben uns gezeigt, wie Erscheinungen, an denen Tausende gleichgültig vorübergingen, zu äußerst interessanten Schlußfolgerungen den Ausgangspunkt bilden können. Andererseits kann man unmöglich jedes Naturgeschehniß registriren. Wenn jeder Mensch von seiner Geburt an Naturforscher wäre, so könnte dennoch die ganze Menschheit vereint dieser Aufgabe nicht genügen. Es muß eine Auswahl von vorn herein getroffen werden, und um diese Auswahl zu treffen, ist wiederum die Hypothese nothwendig. Es muß rein speculativ ergründet werden, was vermuthlich im unendlichen Bereiche der Natur am wichtigsten, am interessantesten, am beobachtungswürdigsten sein wird, und dieses muß man auf gut Glück beobachten, untersuchen, ergründen; das andere, also den größeren Theil, auf die Gefahr hin beiseite lassen, es könne sich gerade da unter einem unergründlichen Chaos von uninteressanten Dingen etwas Werthvolles versteckt haben. Unsere menschliche Unvollkommenheit, die Unendlichkeit des Universums, in welchem doch ein einziges Infusionsthierchen, um seine Entwickelung und Thätigkeit recht zu verstehen, ein ganzes Heer von Naturforschern in Verlegenheit zu setzen im Stande ist, kurz, die einfache logische Unmöglichkeit, anders zu handeln, zwingen uns zu solchen Vernachlässigungen.

Aber gerade in dieser hypothetischen Auswahl des Untersuchungs-Materials wird meiner Ueberzeugung nach bedauerlich gesündigt und ein sehr frappantes Beispiel bieten hierfür im großen Gebiete der astronomischen Forschung die kleinen Planeten. Als die ersten derselben in den ersten Tagen unseres Jahrhunderts entdeckt wurden, interessirte sich selbstverständlich die ganze Welt dafür. Es war ja eine ganz neue Gattung von Himmelskörpern aufgefunden, und Gauß, der damals in seiner besten Jugendkraft stand, hing bei dieser Gelegenheit der Mechanik des Himmels sogleich ein ganz neues Capitel an, worin er seine eminente Geisteskraft auf das Unzweideutigste documentirte. So lange es bei den ersten vier Planeten dieser Gruppe, Ceres, Pallas, Juno, Vesta, die

Digitized by Google

zwischen 1801 und 1807 entdeckt wurden, sein Bewenden hatte, blieb auch das lebhafte Interesse aller Astronomen diesen himmlischen Kleinstaaten zugewendet. Da entdeckte, nach einer Zwischenpause von 38 Jahren, ein Dilettant, ein Postmeister Hencke in Driesen, den fünften kleinen Planeten, die Asträa, und nun verlief kein Jahr mehr, ohne daß nicht mindestens ein neuer Planet hinzugekommen wäre. Heut zu Tage liest man beinahe alle vierzehn Tage von einer Planeten-Entdeckung, die gewöhnlich hier in Wien durch meinen Collegen Palisa verübt wird. Es gibt jetzt einige zweihundertvierzig kleine Planeten, von denen Palisa allein mehr als vierzig entdeckt hat, eine Zahl, die ohne Zweifel von einer anerkennenswerthen Ausdauer und von großer Geschicklichkeit in der Kunst des Beobachtens spricht.

Im Jahre 1851, als erst elf Planeten der regelmäßigen Berechnung und Beobachtung unterzogen wurden, klagte bereits Encke, der damalige Director der Berliner Sternwarte, über die Arbeitslast, welche ihm als Herausgeber des „Astronomischen Jahrbuches" durch diese Planeten auferlegt wird. Er sagt im Jahrbuche für 1854: „Die von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Entdeckungen von neuen Planeten machen es nicht mehr möglich, mit Sicherheit hinlänglich genaue Ephemeriden dieser zahlreichen Weltkörper in dem Jahrbuche zu versprechen, wie auch schon in dem gegenwärtigen Bande zwei derselben, die für Asträa und für Hygiea fehlen. Es kann erst eine Einrichtung zur Erreichung dieses Zweckes getroffen werden, wenn einmal die Zahl der neuen Planeten wenigstens für eine Zeitlang als abgeschlossen angesehen werden kann." Eine ganz ähnliche Stimme wird, bereits etwas deutlicher, ein paar Jahre später laut. C. F. Pape schreibt in den „Astronomischen Nachrichten" unter dem 23. August 1857: „Da nun die Zahl der vorhandenen Planeten bei weitem noch nicht erschöpft zu sein scheint, so ist es dringend zu wünschen, daß in den Entdeckungen wenigstens eine mehrjährige Pause eintritt, bis die älteren Planeten entweder in Tafeln gebracht sind, oder bis ihre Elemente vorläufig keiner weiteren Verbesserung mehr bedürfen. Alsdann wird man ferneren Entdeckungen wieder ruhig entgegensehen können. Ich kann hier", fährt er dann fort, „eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche Gauß vor mehreren Jahren privatim äußerte, dahin lautend: Man möge unter den kleinen Planeten die interessanteren und helleren auswählen, sich mit ihnen anhaltend beschäftigen und die übrigen ihrem Schicksale überlassen." Diese letztere Bemerkung von Gauß ist mir durch meinen unvergeßlichen Lehrer Klinkerfueß in etwas drastischerer Form überliefert worden. Gauß habe nämlich gesagt, daß die Leute, welche heute noch kleine Planeten entdecken, anderen ehrlichen Astronomen in gewissem Sinne ihre Zeit stehlen, und man die Polizei deshalb auf die ersteren aufmerksam machen solle.

Es ist in der That ganz unzweifelhaft, daß die enorme Arbeitsleistung, welche zur Entdeckung, der ordentlichen Berechnung, der jedesmaligen Wiederauffindung unter der himmlischen Sternsaat und schließlich zur Weiterverfolgung dieser drittehalbhundert von Weltkörpern heute verwendet wird, in gar keinem Verhältnisse steht zu der Förderung, welche die astronomische Wissenschaft durch dieselben erfährt. Man wird unter diesem himmlischen Ungeziefer kaum acht oder zehn Exemplare herausfinden können, welche für höhere Fragen der Himmelsforschung möglicherweise einmal von Interesse werden könnten. Die anderen absorbiren aber mindestens zwei Drittel der ganzen Arbeitskraft, welche der astronomischen Forschung heute zu Gebote steht, und tausend Fragen, deren Lösung durch vereinte Kraft leicht ermöglicht werden könnte, und deren hohes Interesse von vornherein feststeht, bleiben aus Mangel an Arbeitskräften ungelöst; die Astronomie wird förmlich erdrückt unter der Last dieser enormen, rein mechanischen Thätigkeit der Planetenverfolgung, welche jeder höheren Regung Fesseln anlegt, und durch die einschläfernde Macht der ewig eintönigen Arbeit auch auf besser beanlagte junge Geister seinen verderblichen Einfluß nothwendig ausübt. Die Astronomen sind Beobachtungs- und Rechenmaschinen geworden.

Hier haben wir ein böses Beispiel der Specialforschung vor uns. Hier wird nur gedankenlos Arbeit geleistet, Stoff in unendlicher Fülle angesammelt, der eben wegen seiner Fülle werthlos wird. Man verfolgt hier kein Ziel mehr von einem vorgesteckten höheren Gesichtspunkte aus, wie in dem früheren Beispiele. Die Wiener Sternwarte, welche bekanntlich das größeste Fernrohr besitzt, das sich auf Erden gegenwärtig in Thätigkeit befindet, beschäftigt sich fast ausschließlich mit kleinen Planeten. Herr Palisa, der in seinem Feuereifer für kleine Planeten keine Minute unbenützt vorüber gehen läßt, beginnt seine Günstlinge nun auch mit diesem gewaltigen Instrumente zu verfolgen, und es ist deshalb zu erwarten, daß er allein bald eben so viele Planeten entdeckt haben wird, wie vor ihm alle übrigen Entdecker zusammengenommen, denn er hat ja den gewaltigen Vortheil der vielfach größeren optischen Kraft seiner Werkzeuge vor ihnen voraus. Der riesige Himmelsschlüssel wird bis jetzt nur zur Beobachtung von kleinen Planeten verwendet*) und Herr Palisa selbst hat in seiner astronomischen Laufbahn nichts gethan, als Planeten entdeckt. Wie viel hochinteressante Fragen der beobachtenden Astronomie über die Nebelflecke, Sternhaufen und Fixsternsysteme, über die Sonnen, welche einander umkreisen, über tausend andere Dinge in der unendlichen Fülle des Weltalls, wie viel werthvolle Aufschlüsse über den Aufbau des Universums könnte diese glückliche Vereinigung eines der besten Beobachter mit dem größesten Instrument auf dem Erdballe zu Tage fördern! Und es geschieht nichts, gar nichts, als daß die Zahl der kleinen Planeten, das gefährliche Ungeziefer am Himmel vermehrt wird! Das ist schade, das ist wahrhaft jammerschade! Was ist da aber zu thun? Herr Palisa, von der großen Wichtigkeit seiner Arbeit überzeugt, wird von derselben nicht ablassen.

Nun, es gäbe ein einfaches Mittel, das in den Händen des Vorstandes der Berliner Sternwarte liegt. Nur diese allein, keine andere Sternwarte der Welt, veröffentlicht die vollständigen Berechnungen dieser Himmelskörper. Wenn sie diese Arbeit plötzlich fallen ließe, die ihr so enorm viel Zeit kostet, so würden auch plötzlich die Planetenentdeckungen ausbleiben, weil man nicht wissen würde, ob ein Planet, auf den man zufällig stößt, ein neuer oder ein längst bekannter ist. Die bezüglichen Rechnungen aber bei solcher Gelegenheit auszuführen, fällt nie einem Planetenjäger ein.

Diesen Vorschlag zur Güte, den wie erwähnt bereits längst vor mir Gauß ausgesprochen hat, nämlich nur einige wenige interessantere Planeten aus der Menge herauszugreifen und regelmäßig weiter zu verfolgen, erlaube ich mir hiermit dem Forum der Oeffentlichkeit noch einmal zu unterbreiten in der einzigen Absicht, so viel an mir ist, meiner geliebten Himmelswissenschaft förderlich zu sein.

Literatur und Kunst.

Der Nachlaß von Hans Makart.

Von Carl von Lützow.

Die Gegenwart des kunstfreundlichen Wien gehört noch einmal seinem Hans Makart. Wenige Tage noch und der Traum dieses Daseins wird vollends verflogen sein, einer Existenz, wie sie göttergleicher an schöpferischer Kraft, an Erfolgen und Glücksgütern seit den Tagen des Rubens kaum wieder dagewesen.

Wer noch nicht über Makart's Wesen und Bedeutung zur Klarheit gekommen war, als der Meister unter uns

*) Es muß hier jedoch hinzugefügt werden, daß vor einiger Zeit Herr Professor Vogel, Director des Observatoriums in Potsdam, als er einige Monate lang auf Besuch in Wien war, das mächtige Fernrohr zu spektralanalytischen Untersuchungen sehr lichtschwacher Sterne verwendete, zu welchem seine sonst vorzüglichen optischen Mittel in Potsdam nicht ausreichten. Hier hat also in kurzer Zeit ein bewährter Forscher wichtige Resultate zu Tage gefördert durch die kenntnißreiche Auswahl des Beobachtungsmaterials.

Digitized by Google

wandelte, der kann ihn jetzt würdigen lernen, seit Haus und Atelier des Verstorbenen dem von nah und fern heandrängenden Publicum offen stehen, um seine Schätze bei der demnächst beginnenden Versteigerung den Kauflustigen darzubieten. Man dachte mit Eifer daran, das Ganze zu erhalten: der ideale Plan hat sich nicht verwirklichen lassen! Das ist ewig schade. Denn in diesem Ganzen, nirgendwo anders, haben wir den ganzen Makart. Wird diese Hauseinrichtung, dieser Atelierschmuck, wird dieses Ensemble selbstgeschaffener und mit dem selbsterworbenen Vermögen zusammengelesener Kunst, dieser unvergleichliche Verein von Genie und Geschmack, von Altem und Niedagewesenem einmal zerstört sein, — dann, erst dann ist eigentlich unser Makart dahin, für immer dahin!

Beim Durchwandern der Zimmer und der Atelierräume — die durch einen kleinen Ziergarten von einander geschieden sind — erkennt man nicht nur das von Makart Geschaffene, sondern betrachtet auch die Art, den Vorgang seines Schaffens. Auf der Staffelei allein konnte man dies nicht. Das Malen an den großen und kleinen Bildern, deren er natürlich immer mehrere in Arbeit hatte, bildete nur einen Theil seiner umfassenden künstlerischen Thätigkeit. Nebenher ging ein stetes Arrangiren und Decoriren der Wohnung, ihrer Decken, Wände und Möbel. Am Plafond des Schlafzimmers, in welchem der Künstler starb, sieht man einige Ornamente der Tragbalken noch unvollendet, mit deren Ausführung er sich kurz vor der letzten Krankheit beschäftigte. Jeder Schritt gibt uns einen neuen Beweis dafür, mit welch unablässig schaffender Emsigkeit Makart sein Leben und das der Seinigen mit Schönheit zu erfüllen, mit den Gebilden der eigenen Phantasie wie mit den Schöpfungen der Kunst edler Meister der Vergangenheit zu schmücken trachtete. In diesem siegreichen Kampf gegen das Gewöhnliche, gegen die Prosa und Philisterhaftigkeit des modernen Lebens bethätigte er seinen Idealismus; in diesem Sinne hat es nie einen begabteren und glücklicheren Poeten gegeben als ihn. Man muß ihn ein Genie der malerischen Lebensgestaltung nennen. Ob das Leben sich in seinem Salon, ob es in dem zum Ballsaal hergerichteten Atelier, ob es auf der zum Festzugschauplatz gewordenen Ringstraße, ob es endlich auf der Leinwand sich abspielt, ist Nebensache: die Art der schöpferischen, der gestaltenden Kraft bleibt stets die nämliche.

Ein kritische Musterung des ganzen reichhaltigen Nachlasses liegt nicht in meiner Absicht. Die Details bietet der bei R. v. Waldheim in Wien soeben erschienene, geschmackvoll ausgestattete Katalog, den Makarts langjähriger Freund Baurath Streit herausgegeben hat. Aber von einigen der hinterlassenen Werke Makart's muß doch berichtet werden, weil sie zu dem Bedeutendsten gehören, was der Meister geschaffen hat.

Die letzten Pinselstriche machte er an dem „Frühling", einem umfangreichen Langbilde, welches zu dem vor einigen Jahren entstandenen „Sommer" als Gegenstück oder vielmehr als Theil eines Cyklus gedacht war, in welchem die vier Jahreszeiten dargestellt werden sollten. Der „Herbst" und der „Winter" sind dem Meister versagt geblieben! Der „Frühling" ist vielleicht seine poesievollste Schöpfung, nicht nur farbenfrisch und prächtig, wie keine zweite, sondern auch innig empfunden und schön erzählt. Wir stehen am Saum eines dichten Waldes von tropischer Ueppigkeit; neben uralten Bäumen streben jugendliche Pflanzungen empor, dicht besetzt mit duftigen Blüthen; auch aus dem Boden dringt überall der Blumenflor. Inmitten dieser prangenden Vegetation sitzt am sprudelnden Quell eine lichte Frauengestalt, von Kindergenien anmuthig umspielt. Da naht von rechts her ein jugendlicher Ritter in reicher, golddurchwirkter Tracht, sein Roß am Zügel führend, um aus dem Quell zu trinken. Die Nymphe — so wollen wir sie nennen — reicht ihm den Trunk in goldener Schale, und während er dankbar sich niederbeugt, — trifft ihn der Pfeil des neckischen Genius, der im Dickicht des Hintergrundes zielte. Lenz und Liebe, das dürstende Verlangen und das heitere Geben der in Jugendlust erglühenden Natur sind niemals reizender und sinniger geschildert worden. Leider findet man große Partien des Bildes noch unvollendet: namentlich das Pferd des Ritters, auch Einzelnes an dessen eigener Gestalt und die meisten der Amoretten. Um so herrlicher ist die Ausführung anderer Theile, besonders des landschaftlichen Vordergrundes; eine große feurig rothe Blume, die zu Füßen der Nymphe dem Boden entsprießt, ist das Letzte, was Makart's Pinsel berührt hat, — ein Symbol seiner noch im Verlöschen meteorgleich erglühenden Meisterschaft.

Es ist, wie wenn er überhaupt in letzter Zeit zu den duftigen Kindern des Frühlings von eigener Magie sich hingezogen gefühlt hätte! Unweit von dem großen Bilde steht eine ebenfalls unvollendet gebliebene Leinwand mit einem mächtigen Blumenstrauß in gemalter vergoldeter Cartouche-Einrahmung. Mohnblumen, Pappelrosen, Schwertlilien, Lorbeer- und Olivenzweige steigen aus einer grotesk geformten Vase empor, ein farbiges Ensemble von dem frischesten Reiz, bei dessen Anordnung alle Grazien des Rococostils dem Künstler zur Seite gestanden haben.

Aus dem unsäglich reichen Gruppenbilde von Prachtgeräthen, Waffen, Sculpturen, kostbaren Geweben und Kostümen, welche alle Wände und Winkel des Ateliers hüllen, lugt da und dort auch ein glühendes Frauenauge, die hochragende Gestalt einer schönen Rumänin, das zarte, blasse Antlitz einer vornehmen italienischen Dame hervor: Andenken an flüchtige Begegnungen, kurze Stunden, in denen die Kunst des Malers der Schönheit ihre Huldigungen darbrachte. Aber mehr noch als diese Sprößlinge des begeisterungstrunkenen Augenblicks fesselt ein ernster, liebevoll durchgebildeter Entwurf unsern Blick, mit welchem sich Makart in der letzten Zeit vor seinem Tode wiederholt beschäftigte. Es ist das in drei großen Leinwandbildern und einer Kohlenzeichnung vorliegende Project einer St. Georgscapelle gothischen Stils in der vollen Pracht ihrer äußeren und inneren Ausstattung. Man glaube nicht, daß es sich da bloß um eine Decoration von nur allgemeiner, andeutungsweise behandelter, malerischer Ausführung handelt! Nein, es ist ein auf's Gewissenhafteste durchgearbeitetes Project, das in allen Details seiner Gliederungen, Formen und Verzierungen von der genauesten Kenntniß des gothischen Stiles zeugt. Selbstverständlich ist es nicht die strenge Frühgothik, auch nicht der Kathedralstil von Amiens oder Köln, sondern eine bewegtere späte Form, mit geschweiften Bögen, krausen Maßwerkbildungen, phantastischem Blumenwerk. Aber wie frei und reich ist dies Alles erfunden, wie geistvoll entwickelt, wie schön im Ton zusammengestimmt, vielfach durch Gold gehoben oder in Vergoldung auslaufend: ein wahres Kunstwerk, verglichen mit den Handwerksarbeiten unserer gewöhnlichen, einseitig architektonisch gebildeten Gothiker.

Eines geht aus Allem hervor, was Makart geschaffen und hinterlassen: er war ein in's Große und Ganze der Kunst strebender Genius, dem jeder Stil und jede Gattung von Kunst geläufig waren und dienen mußten zu dem gleichen Ziele der Verschönerung des Lebens. In dieser Universalität seines Könnens und Strebens erinnert er an die großen Meister der alten Zeit, denen auch die Kunst nur ein Eines, Ungetheiltes war, die unsere handwerksmäßige Beschränktheit und Einseitigkeit nicht kannten. Mag sein malerisches Ideal wie seine malerische Technik sich als vergänglich erweisen: in der Mannigfaltigkeit der Impulse, die er allen Künsten und Kunstgewerben gab, wird Hans Makart fortleben und fortwirken für lange Zeiten.

Digitized by Google

Wilhelm Jordan's erster Roman.

Der formgewaltige Epiker und gefeierte Rhapsode hat also auch dem herrschenden literarischen Geschmack seinen Tribut gezollt und sich unter die unabsehbare Schaar der Romanverfasser begeben! Von dem in Stabreimen schwelgenden Siegfried zum realistischen Roman aus der Gegenwart, — läßt sich ein größerer Sprung denken? Aber Wilhelm Jordan hat ihn gewagt, und er scheint ihm wohl gelungen. Unser romanschlingendes Publicum wird ohne Zweifel mit Gier nach „Die Sebalds"*) greifen, und vielleicht wird es bald ebenso sehr Modesache, seine Bildungswuth an religiös-philosophisch-naturwissenschaftlichen Romanen zu stillen, als das alte Rom, das Pharaonische Egypten oder das mittelalterliche Lüneburg oder Antwerpen im Geiste wieder aufleben zu sehen. Mir wäre sogar die neue Mode lieber, zumal wenn der Verfasser, wie es bei Jordan der Fall, ein echter Poet und tiefsinniger Denker, überzeugungstreuer Idealist und scharfer Beobachter ist. Jordan's Romandichtung dient überhaupt nur als Vorwand, um gewisse religionsphilosophische und naturwissenschaftliche Gedanken unter die Menge zu bringen. Es ist zu hoffen, daß das Publicum, gleich dem Kinde des Tasso, sich von diesem Honig der Poesie, der die bittere Arzenei der Wahrheit annehmbar machen soll, täuschen lasse,

E dall inganno suo vita riceve.

Der fromme Betrug liegt hier zuvörderst in der bunten, spannenden Handlung. Der lutherische Hauptpastor an der Sebalduskirche in Odenburg Ulrich Sebald ist der Sproß einer ursprünglich gräflichen Familie, die ehedem über großen Grundbesitz verfügte. Indem aber sein Urahn, der Freiherr Dietleib Sebald, ein eifriger Schüler und Anhänger Luther's, zum Protestantismus übertrat und der erste lutherische Prediger in Odenburg wurde, verschrieb er die Familiengüter seinem jüngeren Bruder. Diese jüngere Linie kehrte später zum alten Glauben zurück und der Besitz verblieb ihr, trotz der formellen Verfügung des längst verstorbenen Dietleib, wonach im Fall eines Glaubenswechsels das Familiengut wieder an den ältesten Sprossen der älteren Linie anheimfallen müsse. Langwierige Processe und Familienstreitigkeiten entfremdeten die beiden Linien des Sebald'schen Hauses immer mehr und mehr. Die in unserer Gegenwart lebenden Sprossen kennen sich nicht einmal. Die ältere Linie, die seit Jahrhunderten der Sebalduskirche die Hauptpastoren gab, ist verkörpert in dem Pastor Ulrich und seinem Bruder Arnulf, einem in Nordamerika weilenden Naturforscher. Die jüngere Linie besteht in dem Grafen Udo und seiner Tochter Hildegard, sowie entfernter Vettern. Der Roman behandelt die Vereinigung der beiden feindlichen Linien.

Dieses Wunder geschieht durch die Bekehrung der in streng katholischen Grundsätzen erzogenen „Stammcousine" zu der Weltanschauung der beiden Brüder. Erst wird Hildegard auf einer Schweizerreise durch den Pastor in ihrem Wunderglauben erschüttert, dann auf einer nordamerikanischen Tour von Arnulf in die Kur genommen und zur Darwinistin umgewandelt. Natürlich ist auch da „über allem Zauber Liebe". Sie wird von einem jeden der beiden Brüder aus höchster Lebensgefahr errettet. Erst zieht der Pastor sie aus einer Gletscherspalte, dann rettet sie Arnulf bei einem Schiffbruch. Und diese künstliche Symmetrie geht noch weiter: während der Pastor, der ihrem Vater und ihr selbst die Unmöglichkeit einer Verbindung mit ihm, dem lutherischen Prediger, überzeugend dargelegt hat, sie für Arnulf bestimmt, will dieser sie für seinen Bruder erziehen. Zum Glück für alle Drei verliert der Pastor mittlerweile sein Herz an eine schöne Convertitin. Cäcilie, die Tochter des jüdischen Bankiers Mendez, kann der Beredtsamkeit des freisinnigen Pastors nicht länger widerstehen und will sich von ihm taufen lassen. Aber der Geistliche, längst mit seiner Kirche im Zwiespalt, weigert sich. Er erzieht sie nicht zur Protestantin, sondern zur Christin. Darauf legt er sein Amt nieder und gründet eine Gemeinschaft „zur Errichtung des neuen Erdenhauses für das Menschenglück". Den Beschluß macht eine confessionslose Doppelhochzeit zwischen Protestanten, Katholiken und Juden.

Jordan spart auch in der Ausführung den Honig der Romantik mit nichten. Er kennt alle Kniffe der Romanschreiber, die ihre Leser um jeden Preis spannen wollen, und verschmäht auch nicht abgebrauchte Effecte und Sensationsmittel: mysteriöse Begegnungen, Familiengeheimnisse, Documentendiebstahl, Rettungen, Jesuitenschliche, Knabenraub. Jawohl, im vorletzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, mitten im modernen Frankfurt a. M. — will sagen: Odenburg — und unter den Augen der königlich preußischen Hermandad, die bekanntlich das Gras wachsen hört, stehlen die bösen Jesuiten einen Knaben aus seinem Bett heraus! Der kleine Loa ist nämlich der Sohn des verstorbenen Bruders von Hildegard und einer unendlich tugendhaften Kunstreiterin, und seine Aehnlichkeit mit dem Pastor Ulrich ist so groß, daß man die Vaterschaft bereits diesem zuschreibt, was dessen Stellung nicht wenig untergraben hilft. In dieser gräulichen Kindergeschichte fühlt sich Jordan freilich selbst nicht ganz sicher, denn er hält es für nöthig, die Kleingläubigen in einem Motto zu beruhigen:

„Das ist der Wahn der Welt: was man berichtet,
Weil man's erlebt, das nennt sie stets erdichtet."

Der Verfasser hat endlich seinen Tendenzroman noch dadurch schmackhaft zu machen gesucht, daß er die Modelle einiger Figuren erkennbar durchschimmern läßt. Schon der Schauplatz der Handlung, obwohl in dem Namen Odenburg leicht verschleiert, ist unschwer zu errathen. Frankfurter Verhältnisse, Oertlichkeiten und Personen sind es, die hier geschildert werden. Die allegorische Stadterweiterungsgeschichte von Odenburg ist eine feine Satire auf gewisse Phasen in der Entwicklung der schönen Mainstadt. Der ergötzliche Conflict am „Neuthor" hat sich zugetragen; die prächtigen Anlagen sind so, wie es hier erzählt wird, zu Stande gekommen. Mendez' altes Haus steht jedenfalls in der jetzt niedergerissenen Judengasse, neben Börne's und der Rothschilde Stammhaus, und die neu gegründete Kirche scheint am Taunusplatz gedacht, wo der Dichter sein Heim aufgeschlagen hat. Auch der persönlichen Anspielungen sind unzählige. In dem jesuitischen Professor Marpinger wird man unschwer den in Frankfurt lebenden Verfasser der „Geschichte des deutschen Volkes" erkennen, die hier eine wankende Katholikin dem Protestantenthum abspenstig machen soll. Auch einige orthodoxe Kampfhähne sind offenbar nach dem Leben gezeichnet. Wer erkennt nicht den Geheimen Oberconsistorialrath von Weidenstamm, „für den die Umwitzelung seines Namens in „Weit vom Stamm" landläufig geworden war," den kleinen Sohn eines großen Mannes, eines genialen und weltberühmten Gelehrten? oder den anderen intoleranten Finsterling Krachmann, der trotz Copernicus den Stillstand der Sonne am Himmel als Heilswahrheit verkündet?

Ist die Erfindung gewaltsam, künstlich und unlebendig, zu sehr nach dem Exempel schmeckend, so ist auch die Charakteristik durchgehends nicht plastisch genug. Es fehlt das concrete Leben, die Gestaltung in Fleisch und Blut, die individuelle Zeichnung. Die beiden Brüder Sebald, ihre treffliche Mutter, der alte Graf, Hildegard und Cäcilie mögen uns wohl fesseln und anregen, aber es sind im Grunde nur Schemen, abstracte Begriffe, Träger einer bestimmten Idee. Sie sind alle Abbilder von Wilhelm Jordan, imponirend durch ihre Fülle des Wissens und der Lebenserfahrung, und sie reden alle dieselbe Sprache, die des Dichters. Sie denken und dociren zu viel und fühlen und leben nicht genug. Umsonst wird man nach etwas suchen, was wie Leidenschaft aussieht. Diese vier Liebenden lieben so vernünftig, so ruhig; es ist ihnen Alles furchtbar klar; das Wort „Liebe" verwandelt sich in ihrem Munde in das altkluge „Verliebniß". Vergeblich müht sich Jordan da und dort, von seiner schweren Art zu lassen und gar neckisch zu sein: er wird nur frostig und unbeholfen. Man merkt dies an einigen Dialogpointen und Wortspielen, z. B.

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2 Bde.

Digitized by Google

der unbedeutenden und dennoch „kapitalen" Entdeckung Arnulfs. Der hübsche Einfall, daß Hildegarde auf des Geliebten Werbung nur: „Komm!" antwortet, bleibt ohne rechte Wirkung, und die ganze Liebesscene schließt nüchtern ab.

Und doch ist es ein hochbedeutsames dichterisches Werk. Die Bilder von der Schweizerreise, zumal die Schilderung von Einsiedeln, die Einweihung des alten Judenstammhauses durch den Talmudisten, das unvergleichlich virtuose al fresco der Nordlichtserscheinung auf dem Meer konnte nur ein großer Poet ausführen. In der ergreifenden Darstellung des Schiffbruchs merkt man auch die Autorität unseres ersten deutschen Marineministers, der Jordan im tollen Jahre Achtundvierzig war. Einmal sogar, und zwar nach einer Schilderung des Niagarafalls, genügt ihm die Prosa nicht mehr und nimmt er seine Zuflucht zum Vers: dann folgt das hinreißende Gedicht über die Musik des Niagara's, das an Robert Southey's phonetische Composition: „Der Wasserfall von Lodore" gemahnt und unseren ersten Verskünstler auf seiner Höhe zeigt.

Seine Prosa ist klar, stahlhart, compact und von größter Anschaulichkeit. Nur selten verliert er sich im Schweren, Dunklen, wo der alte Junghegelianer wieder zu spuken scheint. Er ist nie verlegen um einen präcisen, plastischen Ausdruck. Er schreibt: „moderne Lichtgier und dämmersüchtige Gothik", „den tiefsten Punkt ersinken", „ein Stockwerk überkragt das andere", „hemmwüthig", „wortabschneidende Hast", „schwindelfern", „wandelbunt", „das accentbestachelte Griechisch", „Warnwink", „Klaff", „Bodenhaft", „richt auf . . . zu", „die Wahrheit zu siegesgewaltiger Offenbarung zusammengesonnt." Er bereichert seinen umfassenden Wortschatz mit Dialektausdrücken: „Chinesenpadden", „Tobelschlund", „Millioneser", „drängeln". Anderes ist weniger glücklich: „grimmdumm", „Gedeihwecker", „Erbaumeister", „hausbacken dinglich", „Dämmerblink", „es aufgängelte etwas in seinem Gesicht". Auch die Dialekt-Anklänge des Schweizer Führers mit dem „Eisspeer" sind oft von zweifelhafter Echtheit („Albig", „Mütterle"), und das Glarner Bad Stachelberg wird consequent „Stackelberg" genannt. Besonders in seinen Vergleichen ist Jordan immer treffend und originell; er entnimmt sie allen Gebieten menschlichen Wissens, am liebsten den Naturwissenschaften, wobei er eine außerordentliche Schärfe der Beobachtung verräth. Ein Beispiel! „Wie jedes Auge seinen Blindfleck hat, und zwar gerade da, wo der Sammelstrang der Sehnerven eintritt, um sich auf der Netzhaut auszubreiten, so war sein helles Urtheil mit Trübung behaftet in diesem Einen Punkte" . . . Oder das komische Porträt des Küsters und Ohrenvirtuosen:

„Wie dem Spechte der hammerstarke Bohrschnabel und die Kletterfüße sein Waldamt unausweichlich vorbestimmen; wie die Eigenart der meisten Thiere beruht auf der Bildung eines Gliedes oder Gliedtheiles, das auf Kosten der anderen bevorzugt ist mit Ueberwuchs: so hatte der Charakter Spitzer's die Ausprägung, sein Lebenslauf die unabwendliche Richtung empfangen von einem seiner Organe. Er trug sein führendes Schicksal am Kopfe in seinen übermäßig großen und wunderlich gebildeten Ohren. Weit eigentlicher als andere verdienten sie die Benennung Muscheln. Das Läppchen fehlte ganz, beinahe ganz, wenigstens oben der umgefalzte Saumwulst. Scharfkantig auslaufend wie Messerschneiden, vom Gehörgang bis zum Rande flach gewölbt, fast ohne Andeutung der Spiralfurchen, sahen sie in der That zwei länglichen Flußmuschelhälften sehr ähnlich. Noch vollständiger machte die Vergleichbarkeit ein fettiges Blinken der straffgespannten röthlichen Innenhaut, indem es an Perlmutterglanz wenigstens erinnerte. Henkelartig abstehend, gaben sie seinem Kopf mit dem breiten Gesicht etwas widerwärtig Thierisches. Für die erstmalige Wahrnehmung geradezu schreckhaft, dann aber lächerlich verstärkt wurde dieser Eindruck durch ihre Beweglichkeit. Denn erheblichen Spieles fähig geblieben waren unter der Kopfhaut Spitzers jene Muskeln, welche zwar noch jetzt der Mensch von seinen Vorfahren ererbt, aber meistens nur als nutzlose Rudimente, weil ihr Gebrauch verlernt ward und zuletzt verloren ging, seit im Kulturstaat Nachtwächter, Gensdarm und Schutzmann den Sicherheitsdienst übernommen, den weiland in der Wildniß zur Erhaltung des Daseins durch Warnung vor Gefahr die eigenen Sinne des Einzelnen besorgen mußten. Er vermochte die Ohrmuscheln sowohl einziehend etwas flacher zu stellen, als tiefer gewölbt vorzubiegen. Dann hörten sie, dem Eigener ohnehin ihre Häßlichkeit mit bewunderungswürdig feiner Lauschkraft vergütend, noch etwas schärfer . . . Der Kopf mit den trichterschnell auf- und niederzwinkernden Zuckohren weckte etwa die Vorstellung einer Vogelmißgeburt, die mit ungenügenden Flügelstümpfen vergebliche Flatterversuche anstellt."

Jordan ist der Dichter des Darwinismus. Er verkündet die Wahrheiten der neuen Weltanschauung, spinnt ihre Hypothesen weiter und eröffnet unabsehbare Horizonte und sucht die natürliche Schöpfungsgeschichte auch für Herz und Gemüth fruchtbar zu machen. Die Unterhaltungen der Hauptpersonen, z. B. wo der Pastor Hildegard's Wunderglauben vernichtet oder Arnulf ihr beweist, daß alle Zweckmäßigkeit der Natur nur Ergebniß allmählicher Anpassung ist, die geistreichen Vorträge über die Entwicklung aller Lebensgestalten aus wenigen Urformen und die Disputationen über den alten und den neuen Glauben sind formschöne Abhandlungen voll tiefsinniger Bemerkungen und weltumfassender Ausblicke. Hier liegt die eigentliche Bedeutung des Buches. Der geniale Denker sagt uns Alles, was er auf dem Herzen hat. Er plaudert über Wunderkinder und Kindersprache, über Damenmoden und Mischehen, über Erdmagnetismus nnd die „Sonnenkindschaft" unseres Planeten, über die Judenfrage und das neue Reich, und gerade hier entwickelt er eine hinreißende nationale Begeisterung, die uns bei dem alten Achtundvierziger doppelt angenehm berührt. Es geht freilich nicht ohne Schrullen ab. Die Zuchtwahl, die Erblichkeit u. a. werden bei jeder Gelegenheit herangezogen. Arnulf mißt Hildegard's Fußstapfen im Sande und erkennt daran ihre Verwandtschaft mit seiner Familie. Die Aehnlichkeit der Gesichter innerhalb einer Familie spielt ebenfalls eine große Rolle, und Jordan hat sogar seine Ansicht, daß die Natur sich immer wiederholt, zum Hauptmotto des ganzen Buches gewählt:

„Gesichter bildend und Gestalten
Erneut Natur gar oft die alten,
Doch merken das wir Eintagsfliegen
Nur dann wir, wenn herabgestiegen
Aus längst schon wurmdurchbohrten Rahmen,
Des Ahnensaales Herrn und Damen
In ihrer Enkelenkel Sprossen
Lebendig sehn als Zeitgenossen."

Sogar der „Strafschlag auf die Schläfe" erscheint als „erbgewohnte" Familieneigenthümlichkeit der Sebald's, und daß der kleine Lothar auf seinem Steckenpferde scharfe Kreis- und Slinien reitet, ist natürlich ein Erbtheil seiner Mutter, der Circusdame. Auch die zur Gewohnheit gewordene, mühelos anmuthige Haltung, „die selbst in bester Gesellschaft nicht vollkommen zu erlernen", gilt dem Verfasser als ein von mehreren Vorgenerationen überkommenes Erbtalent. Immerhin ist er unbefangen genug, um einmal mit souveränem Humor sich selbst zu ironisiren: die „Wegwissenschaft" Arnulfs im nie betretenen Schlosse erweist sich nicht als Spiritistenspuk oder Erberinnerung, sondern löst sich auf die natürlichste Weise. Gerade diese über den Personen und ihren Verhältnissen und Anschauungen schwebende Ironie verleiht dem Buch einen großen geistigen Reiz, zumal dort, wo sie nicht in Spielerei ausartet, wie in der zum Theil recht unzarten Komödie unter der Eiche — Hildegarde mimt zu Pferde den tödtlichen Sturz ihrer Schwägerin im Circus! —, sondern sich so poetisch und geistreich ausspricht, wie etwa in der symbolischen Rathsversammlung der Alfen oder in der Parabel von der Weltschöpfung des gelangweilten Zeus. Es ist eben eine im Grunde nüchterne Welt, und aller Mummenschanz, aller symbolische und allegorische Krimskrams täuscht uns nicht über ihre Gemüthlosigkeit. Auch der begeisterte Dichter selbst scheint wohl einzusehen, daß der Darwinismus als Religion nicht genügt. Deswegen ist er nicht lediglich Materialist, sondern erkennt die großartige Bedeutung des Christenthums an.

„Nur die Christenheit hat den Besitz einer allumfassenden Wissenschaft erarbeitet, deren Kenntnißfülle, ein unabsehbares Wachsthum verbürgend, schon jetzt erheblich genug ist, um mit ihr verglichen die früheren Vorstellungen von der Allwissenheit der Götter mehr als nur kindlich zu finden . . . Der Aufbau

Digitized by Google

des Leibes Christi soll dadurch zu Stande kommen, daß einst die Einigung aller Menschen im Glauben und in der Erkenntniß des Gottessohnes den vollkommenen Menschen — das Menschheits-Ideal — dermaßen verwirklicht, daß die ganze Wesenfülle Christi gestaltet vorhanden ist." Darum sagt sich Pastor Ulrich wohl von der Kirche, aber nicht vom Christenthum los. Er will die Anpassung desselben an die Lebensbedingungen der erwachsenen Menschheit, die Vereinigung der modernen Wissenschaft mit der christlichen Weltanschauung. Ueber die geringen Aussichten einer modernen Religionsstiftung ist Jordan völlig im Klaren.

„Die Zeit der kirchlichen Thaten ist vorüber — — Um dem Papste das Schlüsselrecht Petri zu entreißen und sich den sperrgeldfreien Einlaß ins Himmelreich zu erobern, war man bereit, auf Erden das äußerste Elend auf sich zu nehmen, selbst der Gefahr des politischen Todes zu trotzen, dem dann der dreißigjährige Krieg die Nation auch nahe genug bringen sollte. Jetzt hat das deutsche Volk alle Hände voll mit dem Ausbau des neuen Reichs, und mehr als andere Völker, mit dem Aufgebot aller Kräfte der erkannten Natur, um die Erde einzurichten zum Gesundheit, Lebenslust und Glück beherbergenden Hause der Menschheit. Während man schwelgt in der Hoffnung auf Sonnenschein bei Nacht, die Gasgesellschaften zittern vor Edison's Glühlampen, eine Dynamomaschine von Siemens die Dampflocomotiven abzusetzen, wohl gar das lenkbare Luftschiff zu ersiegen verheißt, würde selbst ein Prophet, der das Religionsgenie Jesaja's, Jesu und des Apostels Paulus in einem Kopfe vereinigte, wenig Ohren finden für eine neue Bergpredigt. Die Wunderthäter der Epoche sind die Schüler des Chirurgen Lister, ihr Heilslieferant, der so praktische als speculative Wollenapostel Jäger mit seinen Webern und Schneidern. Das Seelsorgeramt verkommt zur müßigen Antiquität, während die Koch, die Pasteur und Genossen baldige Erlösung weissagen von Schwindsucht, Milzbrand und Hundswuth durch Austreibung der Milliarden kleiner Teufel, welche sie als Bacterien und Bacillen entdeckt haben.

Und darum schaart Pastor Ulrich ohne allzu große Erwartungen seine Andächtigen um sich in seiner neu erbauten Kirche. Er weiß, daß die Stifter solcher Gemeinden fast immer verzichten mußten, noch selbst die Entscheidung zu erleben, ob sie den Grundstein zu einem Heilsbau für Millionen gelegt, oder nur die Unzahl mißlungener Versuche mit einer bald verkümmernden Secte um einen weiteren vermehrt. Jedenfalls ist sein Streben ein hohes, sein Traum ein schöner, sein Ideal der Verwirklichung werth. „Weissagungen wirken ihre Erfüllung" lautet ja der tiefsinnige Spruch aus einer früheren Dichtung Wilhelm Jordan's.

Theophil Zolling.

Die Bismarck-Literatur.

Von Gustav Karpeles.

Es ist begreiflich, daß um einen Staatsmann von weltgeschichtlicher Bedeutung sich frühzeitig schon eine ganze Literatur krystallisirt. Aus der Bedeutung des Reichskanzlers allein würde sicher schon der Literarhistoriker eines fernen Jahrtausends, in dem vielleicht eine neue Sündfluth den größten Theil unserer Bücher vertilgt haben wird, auf eine Literatur schließen dürfen, die sich mit dem Leben und Schaffen des Fürsten Bismarck im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert beschäftigt habe. Diesem Literarhistoriker ist es nun allerdings schwer vorzuarbeiten; aber eine kurze Uebersicht der bis nun erschienenen Bismarck-Literatur dürfte doch wohl gerade jetzt angebracht sein, wo sich das ganze deutsche Vaterland anschickt, den siebzigsten Geburtstag seines Einigers einträchtig zu feiern.

Schon daß man nach kaum zwanzig Jahren überhaupt von einer solchen Literatur sprechen kann, ist charakteristisch für den Mann und sein Werk. Es muß einerseits etwas Großes und Ueberwältigendes in der historischen Erscheinung an sich liegen; andererseits wiederum muß das Werk ein in sich abgeschlossenes und festes sein, so daß es sich leicht überschauen und schildern läßt. Vor dem Jahre 1866 ist natürlich von einer Bismarck-Literatur nicht die Rede, wenn man nicht etwa die scharfen und abfälligen Zeitungsartikel, vorwiegend aus den Jahren 1849 und 1861, sowie die zahllosen Carricaturen dazu rechnen will, die früh schon Bismarck zu einer populären Persönlichkeit gemacht haben. Erst nach dem preußisch-österreichischen Kriege regt sich das Bedürfniß, den vielverleumdeten Mann näher kennen zu lernen und ihm literarisch gerecht zu werden. Von kleinen Broschüren und anderen literarischen Eintagsfliegen pro und contra abgesehen, dürfte das in Altenburg 1867 anonym erschienene Buch „Graf Bismarck, ein Lebensbild" die erste ausführliche Biographie sein, die den Reigen der Bismarck-Literatur anführt.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß sie den Wunsch hegt, ausgezeichnete Persönlichkeiten in ihrer vollen Entwickelung kennen zu lernen. Aus diesem Wunsche und Streben entspringt die reiche biographische Literatur unserer Epoche. Und man darf wohl ohne Ueberhebung sagen, daß die letzten dreißig Jahre uns eine stattliche Zahl guter und würdiger biographischer Denkmäler von Fürsten, Staatsmännern, Dichtern und Gelehrten gebracht haben, so daß dieser Zweig unserer Literatur schon jetzt zu dem Besten gehört und sich neben jede fremde Literatur stellen darf. Naturgemäß ist bei solchem Schaffen ebensowohl eine Steigerung des Bedürfnisses und Interesses als auch eine vorzeitige Befriedigung desselben und eine literarische Ueberproduction eingetreten. Die illustrirten Zeitungen mit ihrem nicht zu erschöpfenden Bilderhunger haben das Ihrige dazu gethan. So kommt es, daß, während im Mittelalter sich nur Wenige malen ließen und deshalb ein großer Mangel an Bildnissen, Kupferstichen und Gemälden berühmter Männer früherer Jahrhunderte existirt, heute dagegen diesem Mangel bereits so weit abgeholfen ist, daß man sich zunächst abbilden läßt und später erst Anstalten trifft, um sich den dazu gehörigen Ruf zu verschaffen.

Diese Ueberproduction bringt eine gewisse Hast zu Tage, vorzeitig den Neigungen des Lesepublicums entgegenzukommen. Wie wir eine Weltgeschichte besitzen, die, kaum ist das Jahr abgeschlossen, auch schon die Ereignisse desselben historisch resumirt, so erhalten wir biographische Werke über Männer, deren Leben noch in voller Entwickelung und daher nach keiner Richtung hin einen Totalüberblick gewährt, während es doch das erste Erforderniß solcher Schöpfungen ist, das Individuum aus seinem Leben und die Zeit aus den Personen, die in ihr gelebt, zu zeichnen und zu schildern.

An allen diesen Mängeln leidet vor Allem die deutsche Bismarck-Literatur. Auf der anderen Seite entspringt ja alles Interesse an Geschichte und geschichtlichen Persönlichkeiten der Liebe zu den Gedanken, der Bewunderung ihrer Thaten. Und so mochte es immerhin gerechtfertigt erscheinen, wenn dem Wunsch, als dem Vater des Gedankens, die Erfüllung so rasch wie möglich nachfolgte.

Wiederum ist es natürlich, daß jene Jahre, in denen die gigantische Erscheinung des „eisernen Kanzlers" am meisten in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit getreten, ein besonders reiches Schaffen auf diesem biographischen Gebiete bezeichnen. Während aber die Periode in und unmittelbar nach dem Jahre 1866 vorwiegend in patriotischem Sinne die Biographie des „Bundeskanzlers" liest und jene große Wandelung vollzieht, in der aus dem bestgehaßten nahezu der populärste deutsche Mann hervorgeht, schwingt sich die Bismarckliteratur der folgenden Jahre zu eminent politischem Charakter auf.

Sie hat eine Mission zu erfüllen. Es gilt, dem Franzmann klar zu machen, wer dieser „Mann von Sadowa" eigentlich sei und was er wolle. Damals lenkte sich in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Grafen Bismarck. Man hatte sich ja in dem deutschen Diplomaten, den der Napoleonische Hof vorher nur mit vornehmem Achselzucken aufgenommen hatte, bitter getäuscht. Jetzt wollte man das Versäumte nachholen. Aus dem „Nebel von Chlum" war man nun einmal heraus; das Nächste war, den Mann genauer kennen zu lernen. Es gibt kaum irgendwo dankbareren Stoff und reicheres Material für den zukünftigen Bismarckbiographen,

Digitized by Google

als die französischen Zeitungen und Revuen von 1867—1869. Damals kamen auch die ersten Interviewers nach Berlin und fanden in der Wilhelmstraße stets freundliche Aufnahme und bereitwillige Antwort auf ihre Fragen. Was sie dann zu Hause ihrem Publicum erzählten, war allerdings in hohem Grade geeignet, großen Respect vor diesem „eisernen Kanzler" einzuflößen. Man erinnert sich wohl noch der Aufsätze, die die „Revue moderne" in jenen Jahren gebracht und die der Autor J. Valbert — wenn ich nicht irre, ein Pseudonym des bekannten Akademikers Victor Cherbuliez — später als Buch unter dem Titel „L'oeuvre de M. de Bismarck", 1863—66, Sadowa et la campagne de sept jours" (Paris, 1869) herausgegeben hat. Das ist nun freilich ein anderer Ton als der, welcher in deutschen Schriften erklingt. Er ist nicht sehr sympathisch, obwohl er sich diesen Anschein gibt, aber frisch und geistreich und verständnißvoll. Ein einziges Buch ist in jenen Jahren erschienen, welches den deutschen Patriotismus mit dem französischen Geistreichthum vereinigt: es ist die ihrer Zeit viel gelesene Schrift von Ludwig Bamberger „Herr v. Bismarck" (Breslau, 1868). Sicher war es der vornehmste Zweck dieser Arbeit, dem Ausland das Verständniß des großen Staatsmannes zu erschließen. Und dieser Zweck ist durch die klare, geistvolle Darstellung des auch in französischer und englischer Sprache erschienenen Buches gewiß erreicht worden.

Nun kannten die Franzosen den Grafen Bismarck. Aber auch die Deutschen sollten ihn gründlicher kennen lernen, als dies bisher der Fall gewesen. Georg Hesekiel war der Mann dazu, dies Unternehmen auszuführen. Er hatte vor Allem einen unwandelbaren preußischen Patriotismus, eine glühende Begeisterung für die Mark Brandenburg und Alles, was mit ihr auch nur im entferntesten Zusammenhang steht, Phantasie, reiches poetisches Empfinden und — zuletzt, doch nicht zuletzt — große schriftstellerische Gewandtheit. Sein „Buch vom Grafen Bismarck" (Bielefeld und Leipzig, 1869), das innerhalb vier Jahren drei große Auflagen erlebte, war ein liebenswürdiges und gutes Volksbuch, dem der inzwischen bekannt gewordene Umstand allerdings besondere Würze verliehen hat, daß Hesekiel jene Informationen aus directer Quelle erhielt. Das war in der That die erste authentische Publication in der Bismarckliteratur. Und ein besonderer, vielleicht der schönste Schmuck dieses auch durch gute Illustrationen geschmückten Buches waren die zahlreichen Briefe Bismarck's, die Hesekiel zum ersten Mal veröffentlichen durfte und die später auch vermehrt in einem hübschen Separatabdruck als „Bismarck-Briefe, 1844—1870" erschienen sind. Hier erhielt man zum ersten Mal einen Einblick in das reiche Geistes- und Gemüthsleben, in die Pläne, Hoffnungen und Ideale, in die verschiedenen Lebensepochen Bismarck's. Das Buch hat von seinem urkundlichen Werth bis auf den heutigen Tag nichts verloren; alle späteren Publicationen fußen auf den Mittheilungen Hesekiel's, der von einer wohlthuenden Begeisterung für seinen Helden erfüllt war und diese auch auf seine Leser zu übertragen verstanden hat.

Es kam das Jahr 1870. Und nun öffneten sich natürlich die Schleusen der Bismarckliteratur. Der Kanzler stand im Mittelpunkt des Weltinteresses, und ganz Europa vor Allem hatte ein sehr lebhaftes Interesse daran, sein Leben und Streben kennen zu lernen. Das urkundliche Material war inzwischen reichlich angewachsen, und so hatte die biographisch-kritische Beurtheilung im Wesentlichen eine ebenso leichte wie dankbare Arbeit. Die buchhändlerische Speculation kam den Neigungen des Publicums bereitwillig entgegen und es entstand förmlich ein Wettkampf um Kriegsgeschichten, Chroniken, Biographien von Kaiser Wilhelm, Graf Moltke und natürlich auch von Graf Bismarck. Leider kann man nicht sagen, daß auch nur ein nennenswerthes Buch als Sieger aus diesem Wettkampf hervorgegangen ist. Aber man wird dieses Resultat begreifen, wenn man bedenkt, daß tüchtige Historiker und ernsthafte Schriftsteller eine gewisse Scheu davor hegen mußten, die Geschichte, die eben noch auf den rauchenden Schlachtfeldern Frankreichs gemacht wurde, auch schon niederzuschreiben.

Nur das, was als Ausdruck spontaner Begeisterung gelten kann, hat sachlichen Werth von dieser Bismarckliteratur des Jahres 1870. Und das sind die flammenden Kriegs- und Huldigungsgedichte, in denen der Retter des Vaterlands, der Held, der Deutschland erlöst und geeinigt, in allen Tonarten und Dichtungsformen besungen wurde. Bei flüchtiger Lectüre jener Liedersammlungen habe ich allein schon mehr als dreißig Gedichte gefunden, die sich direct an den Kanzler wandten. Aber es dürfte überhaupt wohl nur wenige geben, in denen seines Werkes nicht Erwähnung geschähe, und so mag es immerhin als verwunderlich erscheinen, daß kein „Bismarck-Album" damals oder später jene flüchtigen poetischen Spenden zu einem festen Ganzen vereinigt hat. Eine solche Sammlung hätte ihren literarhistorischen Werth als getreues Symptom der Stimmung, die damals alle Kreise und Schichten des deutschen Volkes durchwehte. Aber man würde freilich bei der Lectüre dieser theilweise sehr stimmungsvollen Lieder gar zu oft an den bekannten Vers erinnert werden, den J. V. v. Scheffel als Dank auf ein Glückwunschtelegramm des Reichskanzlers erwidert hat: „Ein Blatt Geschichte — ist mehr werth als tausend Gedichte". Und an der Wahrheit dieses Spruchs würde nicht einmal die Thatsache das Geringste ändern, daß unter jenen Sängern die Namen unserer besten lyrischen Dichter sich befinden.

Leider kann man dasselbe hinsichtlich der Bismarck-Biographen, die nun in den folgenden Jahren schaarenweise auftreten, nicht behaupten. Wenn die Bismarckliteratur jetzt hauptsächlich auf das Volksthümliche sich richtet und als ein beliebter Zweig der Jugendliteratur angesehen werden will, so kann man sie, von dem Grundsatze ausgehend, daß für die Jugend und das Volk eben nur das Beste gut genug ist, nicht gerade loben. Ein bibliographischer Ueberblick ist für jene Zeit ebenso schwer als nutzlos, da zunächst, wie gesagt, die biographischen Werke damals wie Pilze aus der Erde schossen, andererseits aber keines von ihnen auf dauernden historischen Werth Anspruch machen kann. Aber ein Zug verdient doch hervorgehoben zu werden, der ihnen allen gemeinsam ist: der Hang, etwas Romantisches, Seltsames, Wunderbares hinter der großartigen Realität dieses Lebens zu suchen. Entspricht dieser Zug dem deutschen Grundcharakter oder dem Bedürfniß des Leserkreises, an den sie sich vorzugsweise wandten, genug, er fällt auf und wirkt, auch schon bei Hesekiel, etwas störend auf den kritischen Leser. Mir fällt dabei eine charakteristische Anecdote ein, die ich einmal bei Saphir gelesen. Eine junge Dame erzählt einem ihrer Verehrer: „Jetzt habe ich eine interessante Lectüre, eine allerliebste Sammlung von romantischen Erzählungen." Der Freund läßt sich das Buch zeigen — es war eine Uebersetzung der Lebensbeschreibungen Plutarch's. „Das sind keine Romane, mein schönes Fräulein," sagt er, „das sind wahre Geschichten." — „Ach so," erwidert die junge Dame, und von dem Augenblick an las sie keine Zeile mehr im Plutarch. —

Eine neue Periode, man kann sie die dritte, die historisch-kritische nennen, beginnt für die Bismarck-Literatur mit jener großen Wendung im Leben des Staatsmannes, da er, nachdem das Reich fest consolidirt, mächtig und geehrt nach außen dasteht, die große sociale Suppenfrage der Zeit in den Kreis seines Schaffens zieht. Je fremdartiger diese Bestrebungen der Mehrheit im ersten Augenblicke erschienen, desto eifriger suchte man nach irgendwie befriedigender Lösung dieses Lebensräthsels. Aus diesem Suchen und Fragen entspringt von Neuem ein Quell von Lebensgeschichten. Aber der Trank ist reiner und frischer, den wir aus dieser Quelle schöpfen. Am Eingang zu dieser dritten Periode steht ein vortreffliches Buch, das von F. O. v. Köppen „Fürst Otto von Bismarck". 2 Bde. (Leipzig, 1878), ein echtes und rechtes Volksbuch, das aber auch — namentlich in der zweiten Ausgabe — die Bedürfnisse höher gebildeter Leser zu befriedigen vermag. Das ganze reichlich vorhandene Material von Biographien, Zeitungsmittheilungen, Indiscretionen, Gesprächen u. s. w. ist zu einem einheitlichen Ganzen harmonisch zusammengefügt.

Daß es wieder ein Ausländer — und nun gar ein Pole — war, der das geistreichste, aber auch boshafteste Buch über den Fürsten Bismarck in dieser Periode geschrieben, wer würde das nicht begreiflich finden! Das Lob, das der österreichische Publicist Julian Klaczko in seinem französischen

Digitized by Google

und auch ins Deutsche übertragenen Buche „Deux chanceliers“ (Paris, 1876) mit zuckersüßer Miene spendet, erinnert lebhaft an die biblische Erzählung von Bileam, der gekommen war, um zu fluchen, und gezwungen war, zu segnen.

Und wiederum wird es Jeder nun einmal begreiflich finden, daß es ein Deutscher war, dem wir das gründlichste und vollständigste Buch dieser Literatur zu verdanken haben. Es ist dies L. Hahn, der in seinem dreibändigen Werke „Fürst Bismarck“ (Berlin, 1878) das gesammte Material gesichtet, geordnet und erweitert hat. Das ist nun die wichtigste — und wohl auch die authentischste — historische Quelle für alle zukünftigen Biographen.

Neben diesen drei grundlegenden Werken haben wir aber aus jener Periode noch manches Andere zu verzeichnen, so die in den „Männern der Zeit“ veröffentlichte biographische Skizze von A. E. Brachvogel: „Fürst Bismarck“ (Hannover, 1878), die zwar an demselben Naturalismus und an der gleichen Stillosigkeit leidet wie alle anderen Arbeiten dieses begabten Schriftstellers, die aber doch auch durch ihre subjective Auffassung nach mancher Richtung hin Werth und Interesse hat. Die Werke von Görlach, Schlüter, Wunderlich, Hocker, Großmann, Rößler, Buchner seien nur kurz erwähnt, weil sie kein neues Moment für die Charakteristik dieser Literatur abgeben. Eher schon könnte die Bismarckbiographie von W. Müller ein solches liefern, da sie das Leben des Kanzlers von einem höheren historischen Gesichtspunkt aus schildert und auf alle romantischen Zuthaten verzichtet.

Interessant und wenig gekannt ist das Buch, mit dem ein Belgier, Reyntiens, im Jahre 1875 debütirte: „Bismarck et Cavour et l'unité de l'Italie“ (Brüssel, 1875). Das lesenswerthe Buch enthält zuerst die Parallele zwischen Bismarck und Cavour, die seither so oft wiederholt worden ist, ohne deshalb geistvoller vorgetragen zu werden oder aber auch an innerer Wahrhaftigkeit zu gewinnen.

Mit einer französischen Studie von A. Proust „Le prince de Bismarck“ (Paris, 1877) und einem deutschen Essay von H. Blankenburg „Fürst Bismarck“ — die beide aus der Unzahl von biographischen Studien, Essays und Lebensbildern aller europäischen Revuen als die vorzüglichsten Arbeiten hervorgehoben zu werden verdienen, scheiden wir von dieser Periode, in der auch dem Kanzler ein poetischer Biograph in Gustav Schwetschke erstanden ist, dessen „Bismarkias“ und „Varzinias“ die denkwürdigsten Momente dieses reichbewegten Lebens mit Geist und Humor, in deutschen und lateinischen, meist gutgebauten Versen schildern. Nicht zu vergessen sei hier „De plattdütsche Bismarck“ (Leipzig, 1878) den W. Schröder, der bekannte plattdeutsche Humorist, für alle Liebhaber dieses Dialekts, die ja auch meist besondere Verehrer des Reichskanzlers sind, verfaßt hat.

Die neue Periode, innerhalb welcher wir uns noch befinden, hat die Bismarck-Literatur mit einer erdrückenden Fülle von neuem und wichtigem Material bereichert, größere und einheitlich abgeschlossene biographische Werke aber nicht erstehen lassen. Das ist ein großer, wohl zu beachtender Fortschritt, der dem zukünftigen Historiker noch zu Gute kommen wird. Das Wichtigste sind in dieser Hinsicht die drei Werke von Moritz Busch „Graf Bismarck und seine Leute“ (Leipzig 1879) „Neue Tagebuchblätter“ (ebd. 1880) und „Unser Reichskanzler“ (ebd. 1884). Das größte Aufsehen erregte das erste Werk. Und es ist charakteristisch, daß dieselben Zeitungen, welche die Publication selbst, den Titel und sonst noch Manches zu tadeln hatten, ihre Spalten wochenlang mit Auszügen aus den interessantesten Capiteln dieses Buches füllten. Die gelehrten Professoren, welche am liebsten aus verstaubten Acten der Karls- und anderer Archive „pragmatisch“ Geschichte treiben, zuckten natürlich die Achsel, die weisen Politiker zogen ihre Augenbrauen zusammen und hielten die Veröffentlichung dieser Privat- und Tischgespräche für inopportun; dies Alles änderte jedoch an der Bedeutung und Wahrheit der Erzählungen nicht das Geringste, die der Verfasser als Augen- und Ohrenzeuge berichtete. Fürst Bismarck selbst hat auf solche Publicationen als historisches Material ein viel größeres Gewicht gelegt als auf amtliche Depeschen und Gesandtschaftsberichte: „die Hauptsache liegt immer in Privatbriefen“, so belehrte er einmal seine Räthe, „und confidentiellen Mittheilungen, auch mündlichen, was Alles nicht zu den Acten kommt.“ Die Geschichte gewinnt dann allerdings ein anderes Gesicht, als wenn wir sie durch die berühmte Professorenbrille studiren. Aber dieses Gesicht ist das wahre — und das ist doch am Ende bei aller Geschichtsforschung die Hauptsache.

So bieten die Publicationen von M. Busch das werthvollste Material für die zukünftige Bismarckbiographie und für die Zeitgeschichte an sich während der Jahre 1879—1882. Daneben steht an Rang und Bedeutung für die Zeit von 1851—1859 die Veröffentlichung der an den Ministerpräsidenten v. Manteuffel gerichteten Depeschen, Berichte und Privatbriefe Bismarck's, die R. v. Poschinger unter dem Titel: „Preußen im Bundestag 1851—1859, Documente der Königl. preußischen Bundestagsgesandtschaft“ in vier starken Bänden (Leipzig, 1884) herausgegeben hat. Die Bedeutung dieses eminent historischen Werkes für die Biographie Bismarck's liegt in der entscheidenden Thatsache, daß sich auf den Studien und Erfahrungen, die er in Frankfurt gemacht, das ganze große Werk aufbaut, mit dem des Kanzlers späteres Leben ausgefüllt ist.

Und daran schließen sich für die Petersburger Jahre die interessanten und fein ausgeführten Schilderungen, die der rühmlichst bekannte Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“ in diesen und den folgenden Bildern von dem Wirken und Schaffen des Königl. preußischen Gesandten am Czarenhofe gegeben hat. So besitzen wir nun schon für die Jahre von 1851 bis 1861 und von 1879 bis 1882 überaus werthvolles Urkundenmaterial zur Biographie des Kanzlers. Die Zeit, die dazwischenliegt und nachfolgt, wird wohl erst in späteren Jahrzehnten erhellt werden.

Aber auch für die vorhergehenden Perioden fehlt es nicht an glaubwürdigen und interessanten Berichten, die sich bis in die Frühzeit des Mittelalters erstrecken. Dahin gehören die allerdings vielfach und mit Recht angefochtenen Studien von Riedel im „Archiv für die Geschichte der Mark Brandenburg“ über das Geschlecht der Herren v. Bismarck-Schönhausen, ferner die von J. W. Braun herausgegebene Gedächtnißrede — Eloge — Alexander v. Bismarck's auf seine Gattin (Berlin, 1884). Dahin sind auch die Berichte von Prof. Bonnell, einem Lehrer, und E. Krigar, einem Mitschüler Bismarck's, über seine Jugendzeit zu zählen, die Letzterer in einem kleinen Büchlein „Kleine Mittheilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck“ anmuthig geschildert hat.

Das nächste Material für die Geschichte des deutsch-französischen Krieges und die diplomatische Thätigkeit des Kanzlers liefern allerdings die gegnerischen Berichte, die Schriften der französischen Schriftsteller und Staatsmänner. Und es ist nicht das geringste Lob, welches sein Biograph dem Kanzler wird spenden dürfen, daß aus allen diesen Berichten, wie feindselig und parteiisch sie auch gehalten waren, sein Charakter und seine Handlungsweise in jener stürmisch erregten Zeit klar und rein hervorgehen. Wie er die glatte Doppelzüngigkeit der alten diplomatischen Schule durch die strenge Wahrhaftigkeit und unbedingte Offenheit einer neuen nach ihm benannten Richtung gänzlich verdrängt hat, dies kann man nirgends eingehender studiren, als in den Berichten und Memoiren von Sorel, Mazade, Duret, Gireaudau, Monod, Gramont, Wimpffen, Boucher, J. Favre, Benedetti, Lamarmora, Guizot, Thiers, Herisson, Ideville, Laboulaye, Cavour u. v. A., die in den zahlreichen deutschen Veröffentlichungen aus den letzten Jahren von Beust, Friesen, Wagener, Meding, Duckwitz, Profesch-Osten, Bluntschli, Beseler ein interessantes Pendant finden. Ja, es dürfte kaum eine historische oder autobiographische Publication in den letzten Jahren erschienen sein, die nicht, sofern sie die Gegenwart oder einen Zeitgenossen schildert, in irgend einer Beziehung neues Material zur Lebensgeschichte Bismarcks geboten hätte.

Daß die Reden des Fürsten Bismarck früh schon gesammelt und in 3 Bänden (Berlin 1867—71) herausgegeben, später noch durch einen Supplementband vervollständigt und unter dem Titel: „Les discours de Mr. le Prince de Bismarck (Paris, 1879) herausgegeben worden sind, ist bekannt. Eine reiche Ausbeute wird der Biograph finden in diesen Reden von höchstem sachlichem Tik, ohne jeden rhetorischen Aufputz,

Digitized by Google

dennoch aber von schlagender Kraft und reich an geflügelten Worten, „deren Schwingen zugleich die Schwingen der umgestaltenden That waren."

Aus allen diesen zahllosen Bausteinen wird sich die Biographie des Reichskanzlers zusammensetzen. Und sie wird dabei natürlich weder die zeitgenössischen Darstellungen der Weltgeschichte „bis auf unsere Tage" — von Bulle, Müller, Corvin, Scherr, Ruge, Schlosser-Jäger, Weber, Treitschke — noch auch die vielen Werke über die drei großen deutschen Kriege — von Fontane, Hiltl, Borbstädt, Hahn, Menzel, Rüstow, Junck, Hirth und Gosen u. v. A. — ja nicht einmal die romantischen Schilderungen übersehen dürfen, mit denen unsere „historischen" Romanschriftsteller wie L. Mühlbach, L. Herbert, J. Retcliffe, G. Hiltl, G. Samarow u. A. das Leben und die Thaten des Reichskanzlers ausgeschmückt haben.

Daß sie an den neuesten Publicationen, die dem siebzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck gewidmet sind, nicht achtlos vorübergehen wird, ist selbstverständlich. Wie bei dieser flüchtigen Skizze überhaupt jede bibliographische Vollständigkeit ausgeschlossen ist, so läßt sich auch die neueste Bismarckliteratur noch nicht übersehen. Allein in wenigen Nummern des „Buchhändler-Börsenblattes" habe ich zehn Biographien des Reichskanzlers angezeigt gesehen. Von diesen sind mir nur zwei zu Gesichte gekommen. „Fürst Bismarck" von Dr. R. Wiermann (Leipzig 1885, Renger'sche Buchhandlung) und der „kleine Poschinger" oder „Bismarck in Frankfurt" (ebd.); beide Bücher sind gut und lesbar geschrieben und erfüllen ihren patriotischen Zweck in bester Weise. In demselben Verlage sind auch in früheren Jahren mehrere Schriften erschienen, die wohl alle aus derselben Feder herrühren und von denen zwei, die ein besonders feines Verständniß für die innere Politik Bismarck's haben, hier besonders erwähnt sein mögen. Die eine führt den Titel: „Bismarck nach dem Kriege", ein Charakter- und Zeitbild, die andere heißt: „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik. 1871—1883."

Uebersehen wir die Fülle von Biographien, Essays, Memoiren, Geschichten, Bildern und Gedichten — ja sogar Dramen und Romanen, die das Leben des Fürsten Bismarck schildern, so ergibt sich, daß die Zahl 500, welche mir ein erfahrener Bibliograph für den Umfang der deutschen Bismarckliteratur angegeben, wohl keineswegs zu hoch gegriffen ist. Es versteht sich von selbst, daß diese Zahl durchaus nicht als eine genaue angesehen werden will. Ebensowenig wie diese Uebersicht eine genaue ist.

Es galt ja nur, in großen Zügen das Bild der Entwickelung der Bismarckliteratur an einem feierlichen Wendepunkte zu entwerfen. Das Resultat war vorhergegeben: Die Biographie des Fürsten Bismarck ist noch nicht geschrieben. Es bleibt einer späteren Zeit vorbehalten, dieses bedeutsame Werk zu schaffen. Der, dem es gelingen wird, darf aber wohl heute schon beneidet werden, ebenso, wie ihn jene Zeit wird bewundern dürfen. Denn es wird ein heller und klarer Geist, ein erfahrener Denker, ein mit den Gängen der Geschichte wohlvertrauter Historiker, ein Mann, der alle Parteien kennt und über Allen steht, mit vollem Verständniß für das Tiefste in diesem großen Leben, für die Folgerichtigkeit und Harmonien desselben, mit einem Worte, ein ganzer und congenialer Mann sein müssen, der unserer Literatur diese fein unterscheidende, in Geist und Charakter seines Helden tief eingehende Charakteristik dieses „gelebten Epos" liefern wird. Ich wüßte nur Einen, der dieser Arbeit gewachsen wäre. Und das ist Fürst Bismarck selber.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

Ich schlenderte am Sonntag Abend zwischen den Buden der herbstlichen „Schobermesse" umher, den Kopf voll fiebernder Gedanken, in deren taumelndem Gewirre nur eines feststand gleich einer granitenen Säule, der Schwur, den ich ihr geleistet.

Vor einer der Schießbuden drängte sich ein Menschenhaufe. Aus dessen Mitte gab Jemand von Zeit zu Zeit das Commando: „Feuer!" Dann prallte das Blei mit hartem Klang auf die Scheibe; einigemale erhob sich ein lautes Halloh.

Durch eine Lücke bemerkte ich von ungefähr die bräunliche Wange eines Weibes, von einer dunklen Haarwelle halb verdeckt, die sich gegen die Kolbe des aufgelegten Gewehres preßte. Daneben leuchtete ein rothes Franzosenkäppi. Sie — Irmin! Sie mit Niclas!

Er commandirte „Feuer!" mit militärisch accentuirter Stimme, sie drückte los, ein paarmal gab es Centrum und über der Scheibe stieg ein Zuave aus gemaltem Blech hervor, der eine Tricolore schwang. Und jedesmal applaudirten die Zuschauer.

Ein Eifer hatte sie ergriffen, schneller folgten die Schüsse, die Wange an der Kolbe glühte. Einmal wand Irmin sich um, ihre Augen funkelten in einem Triumph und ihre Zähnchen blinkten.

Endlich war es genug, die Beiden traten aus dem Haufen hervor. Ich wollte mich ihnen entziehen, aber sie hatten mich schon bemerkt. „Heda, Preuß!" rief Niclas. „Spendirst Du noch ein Dutzend Schüsse?"

Sie nickte mir mit einem kindlich freudigen Lächeln ihres erregten Gesichtes zu, das ich noch nie an ihr gekannt. Es freute sie offenbar, daß ich Zeuge ihres Triumphes gewesen.

„Von 25 Schüssen 16 Centrum! Such' mir doch Einer ein Weib, das dergleichen leistet", sagte er. „Die Ilonka da unten hätt' es nicht besser gemacht."

Der Erfolg des schönen Mädchens, mit dem er „ging", schmeichelte seiner Eitelkeit. In einer renommistisch galanten Weise bot er ihr den Arm. „He, spendirst Du ein Liter?" winkte er mir nachlässig über die Schulter.

Wie sie meine finster grollende Miene sah, zwang sie ihren Begleiter die paar Schritte zu mir heran und legte ihren Arm in den meinen: „Komm, Preuß! ist das ein Schobermeßgesicht?"

Und so Arm in Arm zogen wir drei davon. Willenlos folgt' ich. Ja, ich glaube, ich zwang mich hie und da zu einem Lachen, wenn sie lachten. O, der unwiderstehliche Zauber ihrer Gegenwart, der mich völlig lähmte, zu jedem Widerstand unfähig machte!

Zuletzt, nach einem Rundgang an den Schaubuden und Carousselsvorbei, traten wir in eines der Weinzelte. Es gab damals im September schon einen gewissen Mosel-Frühmost, dort zu Lande „Grechen" genannt, ein wegen seines berauschenden Dämons berüchtigtes Getränk. Wir hatten ein Liter vor uns stehen und leerten es gar bald auf die 16 Centrum und das „fabelhafte Schützengenie" Irmins, wie Niclas meinte. „Ich an Deiner Stelle, Irmin (er nannte sie Du — nun ja, sie waren doch Nachbarskinder — aber hatte er sie neulich nicht mit dem landesüblichen „Ihr" angeredet?) ich an Deiner Stelle hätte längst was Besseres gethan als Holz sägen".

Die Falten zwischen ihren Brauen wetterten. „Schweig!" gebot sie in strengem Ton, nahm das Glas und stürzte den trübgelben Inhalt mit weit zurückgebogenem Hals hastig hinab.

Digitized by Google

Wir ließen ein neues Liter kommen, schon spürte ich, wie der Teufel des Getränkes in Hirn und Adern sein tückisch Wesen trieb. Eine schwüllastende dicke Luft erfüllte das Zelt, duftend nach Tabak und vergossenem Wein und dem eigenthümlich kräftigen Ackergeruch, der dem ungedielten Boden entstieg; die von dem Stangengerüst herabhängenden Oellampen waren wie Straßenlaternen in Nebelwetter von dichten Dunstballen umhüllt. Ringsum lärmendes Gespräch und lallende Zungen, Bruchstücke von angestimmten Liedern, die sich in Gelächter verloren, aneinanderstoßende Gläser und Faustschläge, die auf den Tisch prallten; das ganze Zelt aber mit seinem Lärm umwogt von dem mißtönenden Durcheinander der Buden- und Carousselmusik.

Immer ferner ertönte mir dies Chaos, die lärmenden Gestalten im Zelte verwirrten sich vor meinen Augen und die Lampen mit ihren Dunstballen begannen seltsame Kreisbewegungen auszuführen. Niclas stieß öfters mit mir an, dabei zwinkerten seine Augen mit einem unheimlich listigen Ausdruck. Mechanisch that ich ihm Bescheid. Ein paar mal wehrte ihm Irmin, indem ihre Hand seinen mit dem Glase erhobenen Arm niederzog.

Wie die Bilder in einem Guckkasten wirkte das Gespräch auf mich; ich merkte nichts mehr von den Uebergängen — husch, und das neue Bild stand vor meinen verwunderten Augen. Zum Beispiel: wie war man darauf gekommen, wir drei sollten zusammen nach Afrika ziehen? War es nur scherzende Weinlaune, war es ein Hohn, den die Beiden mit mir trieben? — ich stierte sie mit verschwimmenden Augen an. „Prosit! Afrika soll leben!" rief Niclas mit seiner schnarrenden Stimme. Ich zögerte, da traf mich der volle Glanz ihrer Augen: „komm, Preuß", sagte sie und hielt mir ihr Glas entgegen. Da nahm ich das meine, stieß es heftig gegen das ihre, der Wein schüttete über den Tisch und mein Glas bekam einen Sprung.

„Hoho! Du meinst es gut, Preuß! aber so gefällst Du mir", lächelte sie.

Wie ein Echo meines Schwures hauchte es stammelnd über meine Lippen: „Alles — Alles — überall hin . . ."

Niclas erläuterte den Plan; das Käppi weit in den Nacken geschoben, die eine Hand, die mit einem großen falschen Siegelring prahlte, aufgestützt, schwadronirte er in den Qualm seiner Cigarette hinein. „Irmin wird Marketenderin bei der zehnten, die Stelle ist noch frei für eine andere Ilonka, nun und Du — (ein feiner blinzelnder Blick nach Irmin hin, der mir nicht entging) Du wirst Tambour. Irmin und ich wir schießen und Du trommelst dazu, es wird süperb werden! Paff — paff — ein Kabyl — und noch einer — wie die braunen Kerle purzeln — ein Centrum nach dem andern — 16 auf 25 — paff — paff — und Du trommelst dazu (er begann mit dem Glase auf den Tisch zu trommeln) allons enfants de la patri—e—e! Trum, trum, trum — paff paff . . ."

Zuletzt klangen die Schüsse und das Getrommel nur noch aus gedämpfter Ferne. Mein Kopf wurde wie von einem Bleigewicht erfaßt, schwer fiel er auf meine übereinandergeworfenen Arme herab.

Ich weiß nicht, wie lange ich abwesend war. Plötzlich gerieth der Tisch ins Wanken, ein Glas schlug auf, schrille Stimmen erschallten. Ich fuhr empor. Das Erste, was meine Augen trafen, war das Gesicht Baptist's. Irmin hatte sich erhoben, die Hände mit den Knöcheln trotzig herausfordernd auf den Tisch gestemmt. Ihr Vater stand vor ihr, mit zischelnden Worten auf sie einredend; die häßliche Narbe des fehlenden Auges glotzte ihr ins Gesicht, und mit dem vorgestreckten Zeigefinger seiner Hand tippte er heftig befehlend in die Luft.

Eine unheimliche Helle durchzuckte die Schwüle meiner Trunkenheit. Ich sah den Sägebock und ihre herrliche Gestalt, die sich, vom Sägemehl umstäubt, daran abmühte; ich sah sie unter der Last der Traghotte die Treppe hinanschleppen; ich hörte den Hassesschrei, womit sie dem von ihrem Vater geschleuderten Holzstücke ausgewichen war; ich sah die Thränen, die über ihre Wangen rollten — eine Wuth erfaßte mich, ich sprang empor, taumelnd stand ich, mich am Tische haltend.

Jetzt stapfte sie mit dem Fuße auf den Boden. „Nein!" Scharf wie ein Axthieb gellte es; ihre Augen loderten.

Mit einem Griff seiner langen Finger faß er ihr im Nacken, schüttelte ihr Haupt in sprühendem Eifer. Ihre Haare wälzten schwer herab.

Sofort war ich auf ihn losgestürzt, wild durchzuckt vom Zorn über diese neue unerhörte Demüthigung. Einem Raubthier gleich schoß ich empor, an seiner langen Gestalt hinan, mit beiden Händen nach seinem Halse hin, nach seiner Brust, ich weiß nicht mehr was ich that in der Wuth.

Sofort schüttelte er das Raubthier ab. Nur sechs, sieben Secunden eines ungleichen Ringens, dann ward ich zu Boden geschleudert, mein Kopf schlug dröhnend gegen etwas Hartes. In einem Klingen und Rauschen versank mein Bewußtsein.

Es war der Samum, der diesen Traum meiner jungen Tage unter seinem erstickenden Sande begrub. —

Viele Tage blieb ich bewußtlos, die schwere Erschütterung hatte mir eine Gehirnentzündung zugezogen. Nach meiner Gesundung brachte man mich auf das Gymnasium des benachbarten Trier. Irmin war seit jener Nacht fort. Auch Niclas; die Scene im Weinzelt war in eine wüste Schlägerei ausgeartet, in der ein Messer seine blutige Rolle spielte. Wohin sie Beide entflohen? Niemand hatte eine Kunde.

In unserem Hofe erschienen die Holzhauer nicht wieder. Wenn ich eine Säge hörte, so machte ich einen Umweg, oder ich entfloh aus dem Bereich ihres Klanges: ich meinte, es wäre mein Herz, das mit solch' schrillen Tönen schrie und ächzte und stöhnte. —

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Die Saison neigt sich ihrem Ende zu: das bemerkt man nirgends besser als in den Theatern. Die Productivität derselben in großen Novitäten scheint vollständig erschöpft zu sein; was noch in Aussicht gestellt ist, sind wohl nur die Marodeurs, die dem Gros der Armee nachschlendern; sie vermögen an den Siegen oder an den Schlappen, die die Haupttruppen davontrugen, nichts mehr zu ändern — die Reproduction classischer Dramen dagegen scheint noch einmal kräftig aufflackern zu wollen: die beiden Hauptstätten schauspielerischer Kunst, das „Deutsche Theater" und das „Königliche Schauspielhaus", brachten in der verflossenen Woche Neu-Inscenirungen Shakespeare'scher Dramen und verheißen noch weitere für den April.

Im „Deutschen Theater" brachte ein etwas absonderlicher „Hamlet" Kritik und Publikum in Aufregung. Die Leitung dieser Bühne scheint sich in schauspielerischen Paradoxen zu gefallen, wenigstens kann man die frühere Besetzung der Fiesko-Rolle durch Herrn Kainz und die jetzige Darstellung des Hamlet durch Herrn Sommerstorff nicht anders bezeichnen. Wie trefflich würde sich Herr Kainz zu einem schwermüthigen Dänenprinzen herausbilden können, was Herrn Sommerstorff bei aller schauspielerischen Begabung, bei allem Fleiße nimmermehr gelingen wird! Beide Schauspieler besitzen zu scharf ausgeprägte Individualitäten und sind dabei nicht große Künstler genug, um diese stattgehabte Vermischung ihrer Fächer ohne Schaden für den Gesammteindruck vernehmen zu dürfen; es scheint wie Ueberhebung, wenn sie aus den durch ihre Natur und Beanlagung abgegrenzten Gebieten heraustreten; ihre beiden Persönlichkeiten ergänzen sich gleichsam zu einer vollkommenen schauspielerischen Idealfigur, aber es ist bei weitem nicht ein Jeder von ihnen schon für sich dieses Ideal. Deshalb müssen sie, oder die Leiter der Bühne, doch bei der Vertheilung der Rollen etwas sachgemäßer handeln. Es kommt bei ihrer Kunst nicht darauf an, „originelle" Leistungen zu bieten — wie oft ist grade das Originelle das Verkehrte! — sondern den Dichter möglichst mehr zu interpretiren.

Digitized by Google

Herrn Sommerstorff fehlt aber zu einem wahren Shakespeare'schen Hamlet zuerst die Leidenschaftlichkeit des Wesens, die in dem Prinzen von Dänemark wühlen muß. Er ist allzusehr Heldendarsteller und machte aus seinem Hamlet auch im Großen und Ganzen einen pathetischen Helden. Als solchen führte er ihn allerdings mit vielem Geschick und Geist durch. — Im „Deutschen Theater" sind wir durch Herrn Director L'Arronge daran gewöhnt worden, bei Neu-Inscenirungen wirklich etwas Neues zu finden; so waren auch diesmal für den „Hamlet" einige scenische Ueberraschungen vorbereitet, von denen sich einige zur Nachahmung empfehlen; wir meinen damit allerdings nicht die Wandeldecorationen in der Terrassenscene, die wir als gänzlich verfehlt ansehen müssen, wohl aber die Aufführung des Schauspiels, bei welchem nicht dieses letztere, sondern die Gruppe der Zuschauer die Mittel- und Hauptgruppe bildet und schließlich das Arrangement des Fechtplatzes, welcher sehr richtig aus dem üblichen Saal in einen Hof verlegt war.

Das „Königliche Schauspielhaus" überraschte uns mit dem neueinstudirten „Kaufmann von Venedig". Man kann wirklich von Ueberraschung reden, denn die Shylok-Figur des Herrn Kahle brachte diesmal in die Aufführung einen Zug der Originalität, welcher sonst, ganz im Gegensatz zum „Deutschen Theater", der Königl. Bühne so sehr fehlt. Freilich vermögen wir auch diesen originellen Shylok nicht als den wahren Shakespeare'schen wiederzuerkennen: er hat nicht die Vielseitigkeit jener Ghetto-Figur in der Dichtung, sondern baut sich in allzu großer Beschränkung auf nur einigen Zügen auf, die der britische Dichter seinem Juden gab, aber es wehte doch durch die Auffassung dieser Rolle sowohl, wie durch die ganze Aufführung ein frischer Hauch, der uns in dem Haus am Gensdarmenmarkt ganz befremdend vorkam.

Das waren die Bühnen-Neuigkeiten der vergangenen Woche — doch nein! beinahe hätten wir eine Novität in dem „Victoria-Theater" zu erwähnen vergessen, die allerdings von aller Welt schon wieder längst vergessen ist. Eine aus dem Französischen Repertoire genommene Zauberposse „Die Tochter des Teufels" wurde vom Publikum allzu diabolisch und kunterbunt gefunden und höflich, aber entschieden abgelehnt, so daß nach wenigen Abenden die alte „Sulfurina" wieder in ihr höllisches Reich einzog; faute de mieux, dürfen wir wohl sagen. O. B.

Notizen.

Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Dargestellt von Wilhelm Lübke. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. I. Band. Leipzig, E. A. Seemann. Fast drei Jahrzehnte sind verflossen, seit Lübke's Geschichte der Architektur in erster Auflage erschien und sich rasch neben Franz Kugler's gleich betiteltem Werke die Gunst der Lernenden und der Lehrenden erwarb. Aus dem handlichen Buche von 1855 ist jetzt ein Werk geworden, das zwei starke Bände füllt. Das gibt einen Gradmesser ab für den Erwerb, der mittlerweile für die Kunstgeschichte gemacht worden ist. Mit Ausnahme Otte's, dessen Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie vor Kurzem in fünfter Auflage erschien, hat wohl kein deutscher Kunstschriftsteller so consequent wie Lübke von Lustrum zu Lustrum den Saldo neuesten Wissens gezogen, und was dabei das Beste ist, neben der Aufmerksamkeit, die der Verfasser den Forschungen anderer widmet, ist ebensowohl die Thätigkeit des Periegeten zu verfolgen, der unermüdlich an dem Ausbau eines ungeheuren Materiales auf Grund der eigenen Anschauung schafft. Nur theilweise freilich hat diese dem Wachsthum folgen können, das seit dem Erscheinen der letzten Auflage im Jahre 1875 zu verzeichnen ist. Von der Kunst des Orients und des classischen Alterthums gilt dies zumal, deren Kenntniß durch eine gewaltige Summe von Entdeckungen und neuen grundlegenden Arbeiten erweitert worden ist. Was die Forschung in Egypten erobert hat, das zeigen die Citate von Ebers und des Capitalwerkes von Perrot und Chipiez an. Neue Ergebnisse von bedeutender Tragweite haben Rassam's Reisen in Assyrien gebracht, und vollends sind es Schliemann's Funde und die Entdeckungen di Cesnola's, an die sich ein epochemachender Umschwung in dem Wissen von der Entwickelung des ältesten Formenwesens knüpft. Immer schärfer spitzt sich jetzt die Frage zu, in welchem Verhältnisse die älteste auf dem hellenischen Boden nachweisbare Cultur mit derjenigen des semitischen Orients gestanden habe, und wohl wird die Klärung derselben noch die Arbeit von Generationen zu beanspruchen haben. Endlich, wie haben die Funde von Olympia, Pergamon und Samothrake mit einem Male den Einblick in alle Richtungen des Schaffens auf der Höhe der hellenischen Cultur eröffnet. Auf Schritt und Tritt zeigen dies die Ausführungen in dem Lübke'schen Werke an, wie neue Anschauungen über den Ursprung der Einzelformen sich geltend machen, wie die früheren Meinungen von der inneren Einrichtung des Tempels berichtigt worden sind, und mit der erweiterten Kenntniß von dem Nachlasse des hellenistischen Zeitalters auch die des Profanbaues Schritt gehalten hat. Lübke's Wirken reicht in die Zeit hinauf, wo Schnaase und Kugler ihre grundlegenden Werke schufen, und wie diese Altmeister hat auch er den ganzen Umfang der antiken und der neueren Kunstgeschichte in den Bereich seiner Studien gezogen. Nur wenige unter den Neueren sind diesem Grundsatze treu geblieben, denn immer mächtiger drängt sich die Forderung nach einer Theilung der Arbeit auf, und Lübke selber mag das beim abermaligen Ausbau der antiken Architekturgeschichte empfunden haben. Nichtsdestoweniger stellen auch diese Abschnitte eine Arbeit von klarer Rundung dar. — Ein näher liegendes Gebiet, die Kunstgeschichte der altchristlichen Jahrhunderte bis zum Schluß der romanischen Epoche hat der Verfasser im zweiten Theile behandelt. Auch hier war manches Neue zu vermerken. Besonders Mothe's Forschungen haben eingehende Würdigung in den Abschnitten über italienische Architektur gefunden und es beweisen auch andere Parthien, mit welcher Ausdauer der Verfasser dem neuesten Stand der Specialforschung gerecht zu werden sucht. Nur wenige Ergebnisse haben wir in dieser neuen Auflage vermißt. Bei dem Grundrisse von St. Gallen fällt es auf, wie beharrlich die Kunsthistoriker diese Anlage noch immer vom Jahre 820 datiren, während doch die Entstehung um 830 schon längst durch historische Nachweise fest beglaubigt ist. Ebenso fragt sich's denn doch, ob der Verfertiger dieses Planes in der That „ein Baumeister am Hofe Ludwigs des Frommen" gewesen sei? Nur ungern vermissen wir eine Hinweisung auf die Funde Burgundischer Baureste auf der Stelle der Kathedrale von Genf und unter den romanischen Centralbauten hätten wohl auch die neuerdings wieder aufgefundenen Theile der Kirche auf dem Georgenberge bei Goslar der Erwähnung verdient. — Mit der Erweiterung des Textes hält die Verbesserung des artistischen Theiles Schritt. Es ist eine Freude, zu sehen, wie mehr und mehr jene incunnabelhaften Erzeugnisse der Holzschneidekunst verschwinden, die viel zu lange in allen Officinen ausgepreßt worden sind, um Illustrationen Platz zu machen, deren einige als Musterleistungen gelten können, und daß auf diesen Meister Baldinger's Zeichen wiederkehrt, ist ein Beweis, wie unermüdlich der Künstler mit dem Forscher rivalisirt. Die knappe Uebersichtlichkeit und der gewissenhafte Fleiß, der sich in Allem bewährt, macht Lübke's Architekturgeschichte zu einem Hand- und Hausbuche, dessen wenige Mitarbeiter entrathen möchten. Specialisten mögen das eine und das andere daran auszusetzen haben, wenn sie aber ihre Trift verlassen, um recht ins Weite zu schauen, so werden sie immerhin einen Meister schätzen lernen, der den Zusammenhang der Dinge aus solcher Höhe überblickt.

J. R. Rahn.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. W. Spemann, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 61, 1. Abt.: Lessings Werke IV, 1 (Recensionen u. anderes aus Zeitschriften). Hrsg. v. R. Boxberger. VII u. 288 S., brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Zum Bismarck-Jubiläum.

Verlag von Fr. Kortkampf. Berlin W. 35.

Ausgewählte

Reden des Fürsten von Bismarck
aus den Jahren 1862 bis 1881.

Mit Einleitungen, Actenstücken 2c. u. Anhang, enth. Reden des **Abg. von Bismarck-Schönhausen a. d. J. 1847 bis 52. 3 Bde.,** kl. 8°. Eleg. geb. in Lwd. 20 M., in Halbfrz. 25 M., in Halbkalbdr. m. Goldschnitt 30 M.

In dieser Sammlung fehlen nur kurze Aeußerungen ohne besondere Bedeutung aus den **ersten Jahren** der minist. Thätigkeit Bismarcks.

☞ Die Fortsetzung, Reden vom Herbst 1884 bis Frühjahr 1885, begleitet von zahlreichen Aktenstücken, Weißbuch 2c. ist im Druck. ☜

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct vom Verleger.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Gratis und franco versend·n:

Katalog No. 188. Bibliothek des verstorb. Geheimrathes Professor Dr. **H. R. Goeppert.** Naturwissenschaften. Abtheilung I. Allgemeines. Palaeontologie. Geognosie. Geologie. Mineralogie. Meteorologie. Klimatologie. Botanik. 6522 Nummern.

Antiquarischer Anzeiger XIV. 696 Nummern, darunter die nicht naturwissenschaftlichen Theile der Bibliothek Goeppert.

Breslau, Schweidnitzerstr. 16—18.

Schlettersche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Verlag von Theodor Huth, Leipzig.

Brasch, Dr. Mor., Gesammelte Essays und Charakterköpfe z. neueren Philosophie u. Literatur. Bd. I. Essays. 4,50 M.
daraus separat:
— Socialistische Phantasiestaaten. Ein historisch-politischer Essay 75 Pf.
Rauthon, H., Ueb. d. menschl. Charakter 80 Pf.
Eynáthen, C. von, Die Frau in Haus u. Welt. E. prakt. u. moralischer Führer für Frauen u. Jungfrauen. Eleg. geb. m. Goldschn. 3,50 M.

Obige Werke sind durch jede Buchhandlung, wie auch direct von der Verlagshandlung (franco) zu beziehen.

Soeben erschien:

Geschichte Karls V.
von
Hermann Baumgarten.
Erster Band.
Großoctav. XVI und 536 Seiten.
M. 10.—

Inhalt: Einleitung. Familie und Erziehung. Anfänge der Regierung. Spanien. Karls Eintritt in dasselbe. Die Kaiserwahl. Nach der Wahl. Die Comuneros. Zwischen England und Frankreich. Die Krönung. Machiavelli und Luther. Spanische und europäische Nöte. Der Reichstag zu Worms. Villalar und Worms. Kaiser und Papst.

Anhang: Ueber Machiavelli's Principe.

Stuttgart, März 1885. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Organ der National-Liberalen Partei.

Ausführlicher, gut orientirender **politischer Theil.**

Reichhaltiges **Feuilleton.**

Interessante **Local-Nachrichten.**

Courszettel, Börse, Handel, Industrie und **Landwirthschafts-berichte** etc. etc.

Probenummern gratis.

„NEUE ZEITUNG".

Zwei mal täglich in einer **Morgen-** und **Abendausgabe.**

Abonnements pro II. Quartal zum Preise von **4 M. 50 Pf.** (1 M. 50 Pf. pro Monat) bei allen **Postanstalten,**
(im Postzeitungskatalog 3. Nachtrag No. 3637)
Zeitungsexpeditionen und der
Expedition der „Neuen Zeitung",
BERLIN S.W., 66 Lindenstrasse.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung
von
Karl Emil Franzos.

Groß Oktav. Geheftet M. 5.—. Elegant gebunden M. 6.40.

Diese Erzählung schließt sich dem Besten an, was der so rasch und in so weiten Kreisen populär gewordene Verfasser bisher geschaffen hat. Zu seinen sonstigen, von der Lesewelt und der Kritik so allgemein gewürdigten Vorzügen: der originellen Erfindung und der Meisterschaft der psychologischen Detailmalerei, tritt hier der Reiz einer starken, spannenden, durchaus eigenthümlich geführten Handlung hinzu. Einer der schärfsten seelischen Conflicte, in welche Menschen gerathen können, wird im Geiste einer streng sittlichen Weltanschauung gelöst.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

Hierzu eine Beilage des Bibl. Instituts in Leipzig und der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Bündniß. Von Karl Theodor Reinhold. — Herat und seine Einwohner. Zum englisch-russischen Conflict. Von Hermann Vambéry. — **Literatur und Kunst:** Dorf-Idylle. Von Klaus Groth. — Eine deutsche Opernschule. Betrachtungen und Vorschläge. Von H. Ehrlich. — Zola's neuer Roman. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Bündniß.

Von Karl Theodor Reinhold.

Der letztveröffentlichte Band der Poschinger'schen Publication hat gezeigt, daß der leitende deutsche Staatsmann seit der ersten Zeit seiner deutschen Unionsbestrebungen nach der beschlossenen Liquidation mit der österreichischen Bundestagspolitik die Aussöhnung und Verbündung mit dem Staat Oesterreich klar und energisch beabsichtigt hat. Fürst Bismarck beweist hier einmal wieder, daß von jeher seine allerdings eminent empirische Politik aus dem unfehlbaren Quell echter Staatsweisheit, aus der Natur der Sache, ihre großartigen Ideen geschöpft hat. Das deutsche Volk ist dem Gange dieser bei aller Tiefe so unendlich einfachen Politik mit der Bewunderung und dem Beifall gefolgt, welche die Lösung gewaltiger Probleme finden, wenn durchdringender Scharfblick und eine meisterhafte Technik das Wesen und die Erfüllung einer schwierigen Aufgabe scheinbar auf spielende Weise erreichen.

Allein die von der vorausgesetzten Harmonie dieses politischen Concerts ausgehende deutsche Nation sieht sich in ihrem bisher behaglich gepflegten Ideenkreise wider Erwarten schnell gestört von einer Entwickelung im österreichischen Staat, welche mehr und mehr die ernste Sorge der Politiker jenseits wie diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle herausfordert. Die Beschäftigung mit den inneren Verhältnissen Oesterreich-Ungarns wird allmählich zu einer nicht mehr nur unerquicklichen Pflicht. Der früher so froh und gern nach Wien gerichtete Blick des deutschen Volkes stößt in wachsendem Maße auf unfreundlich aufgerichtete Barrièren aller Art und auf ein hinter denselben aufsteigendes Chaos, welches langsam sich abhebende feindselige Gestalten zeigt. Mit Erstaunen entdeckt der deutsche Patriot eine täglich sich erweiternde Kluft, welche zwischen der auswärtigen und officiellen Politik Oesterreichs und der das Völkergemisch dort ergreifenden Anschauungswelt eine Gegensätzlichkeit erzeugt, die alle realpolitischen Grundlagen der deutsch-österreichischen Freundschaft zu vernichten droht und letztere auf Fictionen stellt.

Durch die beispiellose Genialität der deutschen Politik und ihre dem Humanitätsideal dienende Würdigung des Naturrechts der Völker sind die sprüchwörtlichen Schrecken der alten orientalischen Frage fast verblaßt. Um so widerspruchsvoller erscheint es, daß mit diesem alten Völker- und Staatenproblem verquickt eine neue orientalische Frage sich zu erheben beginnt, welche um so viel furchtbarer denn jene erscheint, als sie näher an unsere Grenzen herangerückt ist. Es ist für das deutsche Volk unmöglich, vor den redenden Thatsachen der Gegenwart sich zu verblenden oder aus naheliegenden Gründen der politischen Klugheit mit der Meinung länger zurückzuhalten. Denn es vergeht kein Tag, der nicht dem alten Glauben an Oesterreich Boden abgrübe und der politischen Sorge neue Nahrung zuführte. Der Pessimismus mit Bezug auf den österreichischen Staat macht überall reißende Fortschritte. Der Untergang desselben wird allmählich ein Dogma, dessen Berechtigung nicht dadurch beseitigt wird, daß der Zusammenbruch „noch immer nicht" eingetreten ist. Wenn Napoleon III. sich nicht mit einer Leiche verbünden wollte, so hat er schon damals, als er das Wort sprach, in seinem Sinne Recht gehabt. Das alte mitteleuropäische Oesterreich ist zu Grunde gegangen. Wenn die 1866 zusammenbrechende Politik es mit dem Bundestage aus Deutschland verschwinden ließ, so wird seine gegenwärtige Politik es in absehbarer Zeit von der Karte verschwinden lassen.

Die sogenannte Versöhnungspolitik ist gleichbedeutend mit der Auflösung des österreichischen Staatsgedankens. Die gegenwärtige Regierung sitzt allerdings fest im Sattel, weil über ihre Erbschaft sofort ein Krieg entstehen würde, der die ganze Größe der Gefahr aufzeigen müßte. Aber diese „Staatsregierung" lebt von der Hand in den Mund mit dem Behagen, wie es allein südlichen und orientalischen Existenzen möglich ist, welche jeden Tag für sich selbst sorgen lassen. Inzwischen treiben alle Rassen und alle „historisch-politischen" Ländergruppen fröhliche Sonderbunds- und Secessionspolitik. Die Unterstützung der gegenwärtigen Regierung wird zwar einstweilen noch unter dem Aushängeschild der gut österreichischen Reichsgesinnung ostensibel und mit Vortheil gewährt. Aber die nationalen hinter der lauten Regierungsmajorität stehenden Actionsclubs verkünden mit offenem Programm die Loslösung von der Gesammtmonarchie und die Bildung einer staatsrechtlichen Selbstständigkeit, welche aus den heutigen Provinzen oder Ländern souveräne Nationalstaaten machen würde. Nach Lage des Falles betreibt man großslavische, großpolnische, magyarische, südslavisch-katholische und italienische Politik. In der harmlosesten Weise wird der systematische Bruch und der Existenzkampf der Monarchie mit allen großen Nachbarstaaten vorbereitet und dabei in jeder Combination ein unlöslicher Widerspruch und eine unheilbare Zerstörung des eigenen Kampfapparats verbunden. Es ist die Politik des Wahnsinns. Die Versöhnung, d. h. die Entlassung der Nationalitäten aus dem Zwange des Staatsgedankens, ergibt ein Kaleidoskop, welches allerdings bunt, interessant und nach bestimmter Structur zusammengesetzt ist, aber in seiner noch hypothetischen Erscheinung eine Völkertragödie am Horizont abzeichnet. Diese

Digitized by Google

mag auf Ministersesseln, in fanatisirten Clubs und Redactionsbüreaus behaglich ertragen werden, aber die irregeführten Massen eines Tages die furchtbare Wirklichkeit fühlen lassen. Polen und Magyaren treiben antirussische, Czechen und Südslaven panslavistische Politik. Letztere wird wieder durchkreuzt von ultramontan-antideutscher, antirussischer und antitalienischer Politik. Rußland, Deutschland, Italien werden im krassen Gegensatz zur auswärtigen Leitung des Staates nach einander und mit einander bedroht. Dabei ist die Feindseligkeit der einzelnen Nationalitäten unter sich in fortwährendem Wachsen; jede ist durch ihre Geschichte eine Individualität geworden, welche eine staatliche Einheit aus sich heraus ausschließt. Während sie alle einig im Haß und Kampf gegen das deutsche Element sind, tragen sie, schlecht verhüllt durch vergebliche Versuche einer Versöhnung auf Zeit, die tiefste Abneigung, Mißgunst und die künftige nothwendige Todtfeindschaft gegen einander im Herzen, welche bei der relativen Größe der Gruppen auch den Gedanken einer Föderation unmöglich erscheinen läßt. Der Versuch des fanatischen Czechenführers Rieger, eine Annäherung an die Magyaren zur Durchführung der staatsrechtlichen Ziele der „Böhmen" herbeizuführen, ist von dem feinen Instinct der Ungarn zurückgewiesen worden und hat im Erfolge die unvereinbaren Interessengegensätze beider Nationalitäten nur deutlicher gemacht. Die Bewegung, welche Bischof Stroßmayer in Kroatien führt, verhetzt die Völker der Stephanskrone gegen die in Ungarn herrschende Rasse, wie die ultramontane Bewegung das slavische Volksthum gegen Rußland. Niemand denkt mehr an den Gesammtstaat; jeder Stamm sucht auf Kosten desselben sein kleines nationales Ideal zu verwirklichen und aus dem allgemeinen Bruch sein Theil zu retten.

Es würde zu nichts führen, die Schuldfrage für diesen Zustand der Dinge aufzuwerfen, da sie in Jahrhunderte zurückreicht und selbst in ihren anscheinend freien Folgen der Gegenwart Niemandem ganz aufgebürdet werden kann. Die Versäumniß einer festen staatlichen und nationalen Politik in der deutschen Ostmark hat eine Verkettung geschaffen, welche wahrscheinlich nur durch große europäische Umwälzungen gelöst werden wird. Es würde dem deutschen, eben erst aus dem nationalen Existenzkampf heraustretenden Volke schlecht anstehen, die relative Berechtigung der gleichartigen Bestrebungen innerhalb der österreichischen Nationalitätenwelt zu bestreiten. Es muß als ein tragisches Verhängniß betrachtet werden, daß, wie die ganze Menschheit so oft vor kosmischen Thatsachen, in Oesterreich der nationale Gedanke vor ethnographischen Problemen steht, die eine Lösung nur im schmerzlichsten Verzicht finden. Dieser Verzicht als freie That kann in der Politik dem betroffenen Theil vielleicht nicht zugemuthet werden. Aber es ist dann Sache der mit der Leitung großer Staatswesen betrauten Regierungen und der an ihre Seite gewiesenen denkenden Kreise, die Nothwendigkeiten der Lage einzusehen und rücksichtslos zu vollziehen. Der schwere Vorwurf der Gedankenlosigkeit und der Schwäche kann der gegenwärtigen cisleithanischen Staatsleitung nicht erspart werden. Es scheint, als ob in den Kreisen der Wiener Hofburg keine Ahnung von den weltgeschichtlichen Conflicten besteht, denen man mit unbewußter Systematik entgegentreibt. Selbst in die deutsche officiöse Presse — welche von verkappten Czechen und im Innersten deutschfeindlichen Correspondenten bedient zu werden scheint — wird der Strom schönfärbender Regierungspublicistik hineingeleitet. Die von ihr den deutschen liberalen Parteien gemachten Vorwürfe sind allerdings großentheils begründet. Die Worte des Fürsten Bismarck von der Herbstzeitlosen sind vollständig zutreffend. Das über das Deutschthum gekommene Gericht erweist sich als die Folge schwerer, noch immer nicht völlig erkannter Fehler.

Aber es würde ein trauriges Zeichen von der — vorläufig noch vorausgesetzten — Lebensfähigkeit des österreichischen Staates sein, wenn die Irrgänge einer Partei mit der Vernichtung der Nationalität bestraft werden sollten, welche die einzige Naturgrundlage für die gesammtstaatliche Politik sein kann. Mit der Existenz und der führenden Rolle des deutschen Elements steht und fällt die österreichische Monarchie. Wie das einheitliche Bewußtsein und das Gedächtniß den geistigen Einzelmenschen macht, so lebt ein Volk und ein Staat als politische Persönlichkeit von Traditionen. Untergräbt man in Oesterreich systematisch die in der deutschen Vergangenheit wurzelnde geschichtliche Tradition, so ziehen die einzelnen Nationalitäten sich auf die immer lebendiger werdende Tradition ihrer Rasse zurück, welche im schärfsten Gegensatz zu der österreichischen Vergangenheit die staatliche Idee auflösen muß, ohne ihrerseits einer neuen Gesammtstaatsidee geeignete Grundlagen zu bieten.

In dem gegenwärtigen Stadium einer in Cisleithanien hoffnungslosen Verwirrung wendet sich das politische Interesse wieder einmal nach Ungarn. Es wird immer klarer, daß die Erhaltung der Gesammtmonarchie nur durch die Einsicht und Energie des Magyarenvolkes und dessen enge Verbindung mit dem cisleithanischen Deutschthum ermöglicht werden kann. Diese Ehe ist eine notorisch weniger durch Neigung als durch Interesse bestimmte, aber sie ist eine von der geschichtlichen Nothwendigkeit auferlegte Vereinigung auf Gedeih und Verderb. Die ausgezeichnete politische Begabung der Magyaren hat wiederholt die enthusiastischen Regungen der kalten Berechnung unterzuordnen gewußt. Trotz aller verhehlten und offenen Parteinahme der ungarischen Gesellschaft für Frankreich zeigt die Auffassung der leitenden Kreise der Nation eine Klarheit und Bestimmtheit der Entschließung, welche die zum Abgrund rollende Entwickelung Cisleithaniens allmählich nicht nur in ihrer Gefahr erkennt, sondern auch aufzuhalten den Willen und die Mittel hat. Die reiche politische Broschürenliteratur und die Presse Ungarns beweisen, daß in dem theilweise sehr erbitterten Kampfe der letzten Jahre der Gedanke des naturnothwendigen Bündnisses zwischen Deutschen und Magyaren siegreich durchzudringen beginnt. Die bekannte Novemberrede Rieger's im Czesky-Club zu Prag mit ihrer plumpen Verdrehungskunst und der lächerlichen Unterscheidung eines unschuldigen literarischen Panslavismus von dem verdächtigen politischen hat in Ungarn Niemanden getäuscht.

Es kann uns nicht gleichgültig sein, erklärte vor Kurzem treffend ein Pester Blatt, „wenn das ganze traditionelle Gepräge des österreichischen Staates verwischt, die Herrschaft desjenigen Stammes, der dem Staatswesen Inhalt und Richtung gab, zertrümmert und das bedeutendste Culturelement zu politischer Inferiorität herabgedrückt wird." Diese in letzter Zeit sich mehrenden Urtheile zeigen die instinctmäßige Einsicht der magyarischen öffentlichen Meinung. Sie stehen im schroffen Gegensatz zu der kindischen Ueberhebung der czechischen Politiker und zu der von der cisleithanischen Regierung geduldeten frechen Beschimpfung des deutschen Volksthums, wie sie in der berühmten Rede des Professors Victor von Kraus im österreichischen Abgeordnetenhause vom Jahre 1881 und jüngst wieder in den Parlamentsreden des rücksichtslosen Herrn Knotz unter Beibringung detaillirter Beweisfälle geschildert wird.

Wohin die Entwicklung der Dinge in Oesterreich drängen wird, muß sich in der nächsten Zukunft zeigen. Ein längeres Schwanken liegt nicht in der Natur so elementarer Bewegungen, wie sie die Gestaltung staatsrechtlicher Verhältnisse auf einem Nationalitätenchaos enthält. Nur überlegene Einsicht und eiserner Wille der die Reichseinheit festhaltenden Kreise Oesterreich-Ungarns vermag der vor der Thüre stehenden Entscheidung die Wendung zu geben, die zum wahren Wohl der mitteleuropäischen Völker ausschlagen kann. Wird diese eine Wendung verfehlt oder unklar verschoben, so ist, von den Blinden vielleicht nicht bemerkt, die andere alsbald gegeben. In den zahlreichen Combinationen, welche dem deutschen Staat durch seine ausgezeichnete Stärke, Lage und Politik wahlweise geboten werden, wird Oesterreich stets eine Rolle spielen, welche mehrere latente oder offene Antithesen im europäischen Concert bedingt. Daß die Verschiebungen im Innern des österreichischen Staates nicht auch auf die auswärtigen Beziehungen einwirken sollten, glaubt möglicherweise der cavaliermäßige Leichtsinn, der ein väterliches Erbe für unerschöpflich hält, aber keine politische Nation. Wenn es so weit in Oesterreich gekommen ist, daß bei der Frage, ob Triest oder Genua Anlaufhafen für die deutschen subventionirten Dampfer werden soll, der ge-

Digitized by Google

sammtstaatliche Gedanke und die wirthschaftspolitische Rücksicht auf die betheiligten Bevölkerungsmassen gänzlich zurücktritt, und nur die „Furcht" vor der Erstarkung der centralistischen Staatsidee, die „Furcht" vor Stärkung des deutschen Elementes gegen das italienische, die „Furcht" für das ungarische Litoral die Erwägung beherrscht, dann — wird es Zeit werden, daß Deutschland seinerseits sich fragt, ob es nicht „zu seinen historischen Traditionen zurückkehren soll". Keine Freundschaft wird voraussetzungslos gewährt. Auch internationale Verträge enthalten die cassatorische Klausel für den Fall, daß die Gegenleistung ausbleibt. Beim Anblick des fortschreitenden Zersetzungsprocesses Oesterreichs muß die Möglichkeit und Nothwendigkeit neuer politischer Systeme ins Auge gefaßt werden. Der Meisterschaft eines Mannes, den der Tod jeden Tag seiner Nation entreißen kann, mag es gelingen, das Gerüst seiner Politik noch zu halten, auch wenn einzelne Balken sich als morsch erweisen. Aber der wahnwitzigen Geschäftigkeit, mit welcher drüben Alles bemüht ist, den ganzen Unterbau jenes Gerüstes zu zerstören, wird der Tag aufgehen, wo die politische Dynamitarbeit sich umstellt sieht und den Lebensernst großer Nationen sich gegenüber haben wird. Diese großen Völker werden es nicht gestatten, daß jede Handvoll nationaler Gruppen den europäischen Frieden in Frage stellt und die Menschheit mit ihrer interessenlosen Sonderpolitik beunruhigt. Gewiß ist Oesterreich eine Nothwendigkeit, die eventuell erfunden werden muß. Aber wenn es in dem gegenwärtigen Oesterreich so weiter getrieben wird, dann steht der europäischen Staatskunst in naher Zukunft eine Neuordnung als Aufgabe bevor, welcher trotz aller Nothwendigkeit die civilisirte Welt nur mit schwerer Sorge entgegensehen kann. Zur Zeit sind noch so viele Völker in Oesterreich selbst an der Erhaltung des alten Staates interessirt, daß eine richtige Politik für die Zusammenfassung der auseinanderfallenden Theile eine genügende Unterstützung im Reiche finden kann. Mit Hülfe des wieder in sein Recht einzusetzenden deutschen Elementes und der Ungarn kann das verhängnißvolle Problem gelöst werden. Stößt man das erstere weiter zurück, und glauben die Letzteren allein fertig werden zu können, dann wird die Auflösung des Gesammtstaates sich schneller vollziehen, als selbst die Feinde Oesterreichs zur Zeit wünschen können.

Herat und seine Einwohner.

Zum englisch-russischen Conflict.

Von Hermann Vambéry.

Dort, wo der innerasiatische Bergriese über die sogenannte Kuhi-Baba-Gruppe gegen Westen sich hinneigend an der Grenze des östlichen Irans in ein niederes Hügelland endet, dort erhebt sich die nach Norden und Nordosten jäh abfallende Gruppe des Paropamisus, ein Name, der noch aus dem Alexandrinischen Feldzuge stammt, indem die Griechen mit diesem Namen das ganze bis zum Hochplateau von Pamir reichende Gebirg benannten. Ein nicht breiter, aber wasserreicher Fluß, der Herirud, entspringt in dem von Hezares bewohnten Theile des östlichen Paropamisus, und nachdem er mit dem kleinen Flusse Tingilab sich vereinigt, durchzieht er in südwestlicher Richtung ein breites, durch außerordentliche Fruchtbarkeit berühmtes Thal, an dessen westlichem Ende die nach dem Flusse Heri benamste Stadt Herat sich befindet, Herat, das vor zweihundert Jahren noch den Namen Heri geführt und seine heutige Benennung nur der Pluralisirung mehrerer in der Umgebung befindlichen Orte verdankt.

Der Umstand, daß sowohl im Norden des Paropamisusgebirges, als auch im Westen, gewissermaßen auch im Süden die Natur theils durch ganz nackte Wüsteneien, theils durch minder fruchtbare Landstriche sich darstellt, hat viel dazu beigetragen, daß die Fruchtbarkeit des wasserreichen Herater Thales zu allen Zeiten aufgefallen und die Asiaten zur Bewunderung hingerissen hat. „Chorasan ist die Muschel der Welt und Herat ihre Perle", lautet das Sprüchwort. Allerdings das Chorasan der alten Welt, welches bis zum Orus reichte und auf dessen weiter Ausdehnung das mit seiner üppigen und mannigfachen Vegetation prangende Herat der erhitzten Phantasie der Orientalen wie eine Perle erscheinen mußte, daher denn auch die verschiedenartigen Lobeserhebungen, die wir in den geographischen und historischen Werken der ältesten moslimischen Schriftsteller über diese Stadt antreffen. Daher denn auch der weitgedrungene Ruf ihrer Pracht und Herrlichkeit. Ich war noch sechs Wochen weit von Herat entfernt, als meine Reisegefährten, den gesegneten Boden Herats schildernd, den Gaumen lechzen machten. „Das Brod ist weißer als der Mond, für eine Kupfermünze bekommt man einen ganzen Krug Rahmes, die Schmackhaftigkeit des Lammfleisches hat nicht ihres Gleichen, das Wasser ist dem Eden entsprungen, die Pracht der Blumen und die Süßigkeit der Früchte würde man vergebens auf jedem anderen Punkte der Welt suchen." So lautete es in der Beschreibung meines schlichten Reisegefährten. Kein Wunder daher, wenn die Schilderungen der Dichter wohl noch viel überschwänglicher klingen, wenn sie Granatäpfel und Birnen in Röthe wetteifern lassen, Trauben und Melonen als reinen Zucker hinstellen und das Terendschebin (eine thauartige Zuckersubstanz), das auf einer Staude in der Umgebung Herats reichlich wächst, als das leibhaftige Mannah betrachten, das Allah in seiner speciellen Gunst nur dieser Gegend gespendet hat.

Ich muß gestehen, nicht nur Orientalen, sondern auch Reisende aus dem Abendlande sind von der Herrlichkeit des Herater Thales entzückt und können die Vegetation nicht genug rühmen. Conolly, der 1840 sich längere Zeit daselbst aufgehalten, vergleicht Herat mit Italien. Nicht minder entzückt ist Ferrier, der einige Jahre später diesen Ort besucht, und obwohl ich selbst die Stadt Herat nur als einen Ruinenhaufen angetroffen und in der ganzen Umgebung tiefe Spuren des gerade damals beendeten afghanischen Krieges gefunden, so hatte Herat selbst in diesem Zustande auf mich überraschend gewirkt und mir die Ueberzeugung beigebracht, daß dieser Ort in Folge seiner glücklichen Lage wohl leicht zum Garten Centralasiens umgestaltet werden könne. Besonders glücklich sind seine klimatischen Verhältnisse zu nennen. Während südlich von Herat, nämlich in Ferrah schon und noch mehr im Norden des Paropamisus, nämlich in Maimene und in Andchoi, die Nähe der Sandsteppen einen plötzlichen Temperaturwechsel hervorruft und namentlich letzterwähnter Ort im Sommer als eine wahre Hölle erscheint — kann sowohl die Stadt, als auch die Umgebung von Herat eines äußerst angenehmen und gesunden Klimas sich erfreuen. Der Winter ist nie besonders rauh und in noch so heißen Sommertagen weht des Abends von dem nahen Hezaregebirge im Nordosten ein wohlthuender kühler Wind, der Menschen und Pflanzen erquickt und den Aufenthalt in der 2500 Fuß hoch gelegenen Stadt zum angenehmsten macht. Das Wasser des Herirudes wird in zahlreichen Canälen nach allen Richtungen hin geleitet, die Dörfer mit ihren dichten Baumgruppen, ihren wohlbestellten Aeckern und Feldern und namentlich die herrlich grünen Wiesen gewähren dem Auge einen entzückenden Anblick. Zweiundfünfzig Belagerungen hat die Stadt nach Aussage orientalischer Geschichtsschreiber bis jetzt ausgehalten, zweiundfünfzig von Grund aus stattgefundene Verwüstungen, doch kaum sind die feindlichen Heere abgezogen, als das Wirken der segenreichen Natur die tiefsten Wunden vernarbt und ihr Füllhorn wieder über die Gegend ausgeschüttet hat. Was die Producte dieses in der That merkwürdigen Ortes anbelangt, so will ich vor Allem auf den prächtigen Weizen und Reis hindeuten, der hier reichlich gedeiht und in Folge dessen diese Stadt sozusagen zur Kornkammer der nahen Steppenwelt geworden ist. Diesem zunächst nimmt das im Leben der Orientalen eine so wichtige Rolle spielende Obst die Hauptstelle ein. Trauben zählt man an zwanzig verschiedene Gattungen, von welchen namentlich die Bidane (Kornlose) von ungewöhnlicher Größe, fleischiger und saftiger als die berühmte Tschauschtraube von Smyrna, hervorgehoben zu werden verdient. Die Kazwini-

Digitized by Google

gattung ist gelb wie Gold und hat ein vorzügliches Aroma. Die Bedachschani ist roth wie Rubin, kugelrund in Form und zuckersüß, während die Granatäpfel mit der dünnen Schale selbst die berühmten Gattungen von Persien weit überragen. Vom Reichthum an Mineralien, den ich so oft rühmen gehört, will ich gar nicht reden, obgleich derselbe schon von den alten Geographen Ibn Haukal und Idrisi hervorgehoben; wir werden über den eigentlichen Sachbestand doch nur dann erst aufgeklärt werden, wenn Europäer das Land zur Genüge untersucht haben. Herat erzeugt besonders viel Asa Fötida, Safran, Pistaziennüsse, Kastanien, gute Baumwolle und Seide, und die Teppiche, die in der Umgebung der Stadt gefertigt werden, übertreffen an Farbenpracht und Dauerhaftigkeit selbst die gleichen Producte der benachbarten Steppe. Unter den Nutzthieren nimmt das Rind und das Schaf die erste Stelle ein, und wenn man bezüglich der Köstlichkeit des Herater Schaffleisches einen Vergleich anstellt, so pflegt man immer nur Schiraz, wo es jeden Monat im Jahre frische Lämmer gibt, als Beispiel anzuführen.

Wir könnten in Beschreibung der Vorzüge Herats noch weiter fortfahren, doch dünkt uns das Gesagte hinreichend, den Leser zu überzeugen, warum diese Stadt, auf der großen Heeresstraße der Emigrationen von dem Innern Asiens nach dem Westen gelegen, bisher zum Zankapfel der verschiedenen Eroberer geworden und warum ihre Geschichte sich in der That durch die buntesten Wechselfälle auszeichnet. Es gibt fast keinen der asiatischen Eroberer, der nicht über Herat weggezogen, einen wilden Ruinenhaufen hinter sich gelassen und aus dem chaotischen Schutte nicht wieder bald eine blühende Stätte der Cultur geschaffen hätte. Die verschiedenen Perioden des Drangsales und des Glanzes müßten, wenn erzählt, ein ganzes geschichtliches Werk ausmachen, wir beschränken uns hier nur auf die hervorragendsten Momente und wollen namentlich das uns näher liegende und von Zeitgenossen ausführlich beschriebene Zeitalter der Timuriden anführen. Herat wetteiferte damals mit Samarkand, das zu jener Zeit in Folge der von Timur und Ulug Bey geschaffenen Prachtbauten zum Centrum der centralasiatischen moslimischen Cultur sich emporgeschwungen hatte. So wie am letztgenannten Orte ein mehr prononcirtes türkisches geistiges Leben zum Ausdruck kam, so hatte sich in Herat ein Centrum der iranischen geistigen Welt gebildet. Dies war namentlich unter Sultan Hussein Mirza der Fall, und die in der That wunderschönen Bauten jener Zeit rufen noch heute in den nackten Ruinen die Bewunderung des Reisenden hervor. Der Fürst, seine Söhne, seine Töchter, seine Veziere, Krieger und Private, Alles wetteiferte in der Ausschmückung und Hebung des Ortes, der nicht nur in seinem Innern, sondern weit und breit in der ganzen Umgebung mit Kiosken, Palästen, Moscheen, Villen und Ziergärten geziert war, so daß Baber zwanzig Tage brauchte, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besichtigen. Er zählt nur kurz die verschiedenartigen Bauten auf, während Abdurrezzak, ein Historiker zur Zeit Schahruch Mirza's, bei der Schilderung einer der Festlichkeiten uns folgendes Bild entwirft: „In dem königlichen Garten waren Zelte aufgeschlagen, deren jedes von 80 bis 100 Säulen mit Scharlachpavillonen hatte. In diesen befanden sich goldene und silberne, mit Rubinen- und Perlenguirlanden geschmückte Throne. Aus den reichen Seidenvorhängen drangen Ambrabüfte hervor, während die Empfangszelte voll Moschusduftes waren. Bazare und Gewölbe waren verschwenderisch geziert und erinnerten an die Wunder des Zaubergartens Irem. Die blendenden Kuppeln schienen gleich mit Edelsteinen angefüllten Körben oder waren dem sternenreichen Firmamente ähnlich. Da sah man auf silbernen Piedestalen Ganymede stehen, die mit krystallweißen Händen und lächelnden Lippen goldene Becher darreichten und überall das Zeichen zum Genusse gaben. Sänger sangen in melodienreichen Weisen Lieder, die noch aus dem Zeitalter der Sassaniden stammen, während geschickte Musiker mit den der Laute und der Leier entlockten Tönen das Ohr der Hörer entzückten u. s. w." Dies war zu Zeiten Schahruch Mirza's der Fall, kein Wunder daher, daß Baber bei seinem Besuche Herats die Aeußerung wagte, daß es wohl in der ganzen Welt keine zweite Stadt geben möge, die an Pracht und Herrlichkeit Herat gleichkäme; Herat, das mit seiner Herrlichkeit die Timuriden verweichlichte und ebenso zur Ursache ihres Verfalles geworden, wie der Bosporus das Wesentlichste zum Sturze der Osmaniden beigetragen hat.

Nach den Timuriden kamen die Oezbegen, nach denen die Sevfiden, deren größter Fürst Schah Abbas, sein Augenmerk auf Isfahan richtend, die Perle Chorasans gänzlich vernachlässigte. Auf die Sevfiden waren die Afghanen gefolgt, die für Culturzwecke noch weniger Sinn als die Oezbegen hatten und nach einer nahezu zweihundert Jahre lang dauernden Reihe von Kämpfen, Kriegen und Belagerungen mußte der ehemals prachtvolle Sitz innerasiatischer Cultur zu jenem erbärmlichen Ruinenhaufen werden, als welcher er sich heute präsentirt.

Bunt, wie die Schicksalsfälle seiner Vergangenheit, ist auch die Bevölkerung Herats. Der Grundstock der Bevölkerung ist arischen Ursprungs und gehört zur Familie der Ostperser, ein zähes ethnisches Element, das inmitten der Jahrhunderte lang dauernden Stürme sich immer aufrecht erhalten, ohne in den zeitweiligen Ablagerungen turanischer und afghanischer Kriegshorden unterzugehen. Man findet in Herat Perser, Afghanen, Mongolen, Beludschen, Tadschiken, Hindus und Juden, ein sonderbares Kunterbunt, dem wohl theilweise der Stempel der sprachlichen Einheit aufgedrückt ist, das aber demungeachtet die verschiedenen Nüancen des nationalen Charakters zu bewahren gewußt hat. Die persische Bevölkerung ist trotz der harten Bedrückung noch immer ein Repräsentant der geistigen Fähigkeiten, des guten Geschmackes, des Kunstsinnes, ja, die Bodencultur der Umgebung ist einzig und allein ihnen zuzuschreiben. Der Afghane verleugnet selbst hier nicht seine herrische und kriegerische Natur, und paradirt, ein ganzes Waffenarsenal auf sich tragend, in den Straßen herum. Der Hezare, ein Nachkomme der Mongolen aus der Zeit Dschengiz', der heute fast überall persisch spricht, fällt mit seinen echt tatarischen Zügen, großem Kopfe, kleinen Augen, bartlosem Kinn besonders auf. Er ist dem Schäferleben treu geblieben, bewohnt die Thäler der Umgebung und verleugnet in gar nichts seine turanische Abkunft. Sehr charakteristisch ist die Landbevölkerung der Umgebung, die in Kleidern und in Sitten theils den kriegerischen Afghanen, theils den turanischen Herren der Vergangenheit nachahmt, im Innern jedoch den letzten Funken iranischen Cultursinnes nicht zu unterdrücken vermochte, und in der Hausindustrie, wie in der Bearbeitung des Feldes noch immer Wunder zu leisten im Stande ist. Dem ethnischen Namen nach wird diese Bevölkerung zumeist als Tschihar-Aimak (d. h. vier Stämme) bezeichnet, worunter man die Dschemschidis, Hezares, Firuzkuhis und Teimuri oder Timuni versteht. Die Dschemschidis, welche den oberen Lauf des Murgab bewohnen, sollen zwanzigtausend Familien zählen, eine Zahl, die ich immer für übertrieben gefunden, und die wahrscheinlich noch aus der Vergangenheit herrührt. Sie sind Perser reinsten Schlages, zumeist von brauner Gesichtsfarbe, langer Nase, schwarzen Augen, reichem Haupt- und Barthaare, ziemlich hoch gewachsen und erinnern in ihren physischen Merkmalen viel mehr an den Perser des südlichen Irans als an den Ostiranier, der in Folge seiner Amalgamisirung mit Saken und Chaladschen des Alterthumes, als auch mit sonstigen Türken und Afghanen, viel Ural-Altaisches in seinem Habitus angenommen hat. Die Dschemschidis repräsentiren die einzige Fraction des iranischen Stammes von nomadischer Lebensweise. Ihre Zelte sehen ärmlich und verfallen aus, ihr Viehstand ist gering, auch ihre Hausindustrie steht weit unter der der nomadischen Turkomanen; die Grenzen ihres Migrationsgebietes sind sehr eng, und nur in der kriegerischen Lebensweise erinnern sie einigermaßen an ihre türkischen Standesgenossen in der Steppe. Alles in Allem genommen, können sie nur als Pseudonomaden bezeichnet werden, und zu dieser Lebensweise sind sie eigentlich durch die Jahrhunderte lange Nachbarschaft mit den Sariken und Saloren gezwungen worden. Interessant ist der unter ihnen fortlebende Sagenkreis von der grauen Vergangenheit, sowie ihre Aberglauben, Märchen und Volkslieder, von denen, wenn gesammelt, so manche Aufschlüsse über das iranische Alterthum zu erwarten sind.

Digitized by Google

Die Hezares und Firuzkuhis gehören eigentlich einem und demselben Stamme an, und letzteres ist nur eine locale Benennung von Firuzkuh (der Berg Firuz), den besagte Fraction der Hezares seit Jahrhunderten inne hat. Ihrem Ursprunge nach sind diese Hezares durchwegs Mongolen und stammen von einer Kriegsabtheilung aus dem Heere Dschengiz Chan's ab, die — Hezare bedeutet Tausend — zur Zeit des mongolischen Weltstürmers hier in den Bergen zurückgelassen worden war und sich wahrscheinlich mit den dort wohnenden Ghuriern des Alterthumes vermengt hat.

Die Hezares bewohnen heute den ganzen Gebirgszug, der, von Kabul angefangen, sich in nordwestlicher Richtung gegen den Paropamisus beziehungsweise gegen die Steppe hinzieht. Eine wilde, romantische, aber rauhe und arme Gegend, in deren Thälern und unter deren Felsenabhängen das ziemlich zahlreiche Volk eine ärmliche Existenz fristet und zumeist von den Ziegenheerden und der kärglichen Agricultur lebt. Ihre Heimath ist bis heute von Europäern noch nicht durchforscht, daher nur oberflächlich bekannt geworden; der beste hierauf bezügliche Bericht ist noch immer der des Mountstuart Elphinstone, der zu einer Zeit geschrieben, als Afghanistan dem europäischen Forscher noch viel zugänglicher war als heute.

Meine eigenen Erfahrungen bezüglich der Hezares stimmen, was ihre Verhältnisse zu den übrigen Einwohnern Herats anbelangt, mit denen Elphinstone's wohl nicht überein, doch bezüglich ihres ethnischen Ursprunges leidet ihre mongolische Abstammung gar keinen Zweifel. Auf den ersten Anblick scheinen diese Bergbewohner mit den kleinen enggeschlitzten Augen, dem breiten Gesichte und plumpen Körper, als wenn sie erst jüngstens aus der mongolischen Steppe angekommen wären, doch kaum daß sie ihren Mund öffnen, ist man enttäuscht, denn sie reden ein gut persisches und zwar altpersisches Idiom. Nur in ihren gesellschaftlichen Beziehungen, in ihren Sitten und Gebräuchen, sowie auch in ihrem Aberglauben haben sie noch manche Momente der mongolischen Abkunft bewahrt. Eine Ausnahme von ihnen bildet jene kleine Fraction der Hezares, die als Kohlenbrenner im Nordosten von Herat wohnt und theilweise noch der mongolischen Sprache mächtig sein soll, worüber ich jedoch keine persönlichen Erfahrungen zu sammeln vermochte. Daß ihre Sprache eine bedeutende Anzahl mongolischer und türkischer Wörter aufbewahrt hat, ist selbstverständlich, doch um so bewundernswerther ist der persisch-sprachliche Einfluß auf die in den Bergen in strenger Abgeschlossenheit lebenden Mongolen, die obendrein nicht nur die Sprache, sondern auch die Religion des modernen Irans angenommen, denn sie gehören durchschnittlich der schiitischen Confession an, obwohl ihre Nachbarn und jetzigen Herren fanatische Sunniten sind.

Es bleibt uns nur noch von den Teimuri oder Teimuni zu sprechen, die das westliche Grenzgebiet Herats gegen Persien zu, als auch den südlichen Theil bis nach Ferrah hin einnehmen und, wie schon erwähnt, ein gar buntes Amalgam türkischer und iranischer Nationalität darstellen. Ihre Geschlechtsnamen Kiptschak und Kerait erinnern stark an ihre türkische Abstammung, so auch ihre ganze politische und gesellschaftliche Verfassung, was namentlich bei den entlang des Herirudes wohnenden der Fall ist, die in Tracht und Kost den Turkomanen gleichen, obwohl ihre Sprache durchwegs dem persischen Idiom angehört. Wenn von den Umständen unterstützt, geben die Teimuris oder Teimunis sich gern dem Ackerbau und anderen friedlichen Beschäftigungen hin, denn ihr kriegerischer Charakter ist ihnen nur durch die ewigen Grenzkämpfe mit den benachbarten Turkomanen sozusagen aufgedrungen worden. Ihr Religionsbekenntniß ist das der Sunniten, ein fernerer Beweis des starken türkisch-ethnischen Bestandtheiles, und trotzdem sie in Folge dieses Umstandes vor den räuberischen Anfällen der Turkomanen geschützt sein sollten, so lehrt uns doch die Erfahrung, daß von den über Merw nach Centralasien gelangten und dort auf dem Sklavenmarkt verkauften Gefangenen eine bedeutende Anzahl eben diesen sunnitischen Einwohnern Herats angehört.

Was die Bedeutung letzterwähnter Stadt am meisten erhöht, das bezieht sich vorzugsweise auf die sowohl von ihrer in geo- und ethnographischer Beziehung wichtigen Lage zwischen Indien einerseits und den centralasiatischen Chanaten andererseits. Wenn wir von dem Standpunkt ausgehen, daß die Afghanen zum Völkercomplex Indiens gehören, wie dies auch der Fall ist, so werden wir in der Bevölkerung Herats ein solches iranisches Element antreffen, das sozusagen das Verbindungsglied zwischen Hindostanern im Süden und Turko-Tataren im Norden bildet und im Alterthume schon gebildet hat. So wie der Reisende, der vom Orus gegen den Indus zieht, hier eine von der Natur in jeder Beziehung begünstigte Etappe findet, und von der üppigen Natur der Umgebung sozusagen zum Ausruhen eingeladen ist, ebenso haben Karawanen und Armeen seit undenklicher Zeit nach Ueberschreitung des Paropamisusgebirges in der Stadt am Herirude sich ausgeruht, hier dem Klimawechsel nach dem Süden hin sich unterworfen und hier am Scheidepunkt der entgegengesetzten Zonen mit den neuen Lebensbedingungen zuerst Bekanntschaft gemacht. Der Weg über den Hindukusch war nie beliebt und ist nur stets zwangsweise benutzt worden, wohingegen der Weg über Herat, durch viele Vorzüge begünstigt, sozusagen von der Natur zur Hauptverkehrsader zwischen Indien und Turkestan geschaffen wurde. Der Kaufmann hat hier seine Warenballen sortirt und aufs Neue gepackt, hat hier die Erzeugnisse des Nordens mit denen des Südens vertauscht und hier an der Mündung der großen Handelsstraße von Westen, d. h. von Persien, auch die Producte des Abendlandes kennen gelernt. Einen Knotenpunkt des Handels, wie Herat, hat es in der innerasiatischen Welt wohl schwerlich gegeben, und groß, wie die commercielle Wichtigkeit dieses Ortes während der verschiedenen Glanzperioden der Vergangenheit gewesen, so groß und viel größer mag die commercielle Wichtigkeit Herats sich gestalten, wenn hier geregelte Verhältnisse eintreten, und die tyrannische willkürliche Regierung der Afghanen einer friedlichen, geordneten europäischen Verwaltung Platz gemacht hat.

Was die militärisch-strategische Wichtigkeit anbelangt, so kommt daselbst die Wegsamkeit der Straßen vom Orus nach Kandahar durch den Bolanpaß nach Indien, wenn mit der schwierigen Route über den Hindukusch durch den Cheiberpaß verglichen, zuerst in Betracht. Dieser Umstand war es auch, daß fast sämmtliche Welteroberer die seit geschichtlicher Erinnerung von Indien nach Turkestan oder vice versa gezogen, ihren Weg über Herat genommen und daselbst längere Zeit ausgeruht haben. Von Alexander dem Großen wird berichtet, daß er über Herat zur Eroberung Indiens schritt, ja die orientalische Mythe schreibt ihm sogar die Gründung dieser Stadt zu. Von den späteren Kriegern finden wir, daß Mahmud Ghaznewi ebenfalls von Herat aus nach Ghazni und von da nach Indien zog. Die Mongolen fielen in letzterwähntes Land nur nach Einnahme Herats ein, desgleichen Timur und Nadir Schah, ja selbst der özbegische Weltstürmer Scheibani trug sich mit dem Gedanken, seine Armee nach Hindostan zu lenken, nachdem er Herat eingenommen hatte. Kein Wunder daher, wenn die Stadt und Umgebung von Herat bald als der Schlüssel, bald als das Thor Indiens bezeichnet wird und wenn die beiden europäischen Colosse in Asien, angesichts der allerneuesten politischen Constellationen, um den Besitz dieses wichtigen Punktes zum Kampfe rüsten. Heute bereitet sich in jenen Gegenden eine wesentliche Veränderung vor, indem einerseits die Russen ihr Eisenbahnnetz schon bis nach Kizil-Arwat auf der Turkomanensteppe ausgedehnt, und bis nach Herat nur 523 engl. Meilen mit dem Schienenstrang zu belegen haben, während andrerseits die Engländer das indische Eisenbahnnetz bis nach Sibi gebracht und von Herat noch 599 engl. Meilen entfernt sind. Politische und commercielle Rücksichten werden die eine wie die andere Macht zur Beschleunigung des Ausbaues anspornen. Es werden keine Jahrzehnte ins Land gehen, daß die Stadt am Herirud, das sogenannte Thor Indiens, von Europa aus in leichtester Weise erreichbar sein wird.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Dorf-Idylle.

Von Klaus Groth.

En Fründ vun mi weer mal de Ferien öwer in en lütten Flecken an de Nordsee, Badeort kunn man nich seggn, awer baden kunn man dar. Büsum heet de Flecken und liggt in de Südwesteck vun Ditmarschen, wo de Elf in de See mündt, recht in de depe Marsch, to de Tied, as 't noch keen Isenbahn und Chausseen gev, kum to recken, binah ut de Welt, sogar för de Ditmarschers, de der sän: bi Büsum weer de Welt mit Bred (Brettern) tonagelt. Keen Wunner, dat se (de Ditmarschers) dat lütt Nest as en Art Kraihnwinkel ansehn un vun de Büsumers all die Geschichten vertelln, de man vun de Krähwinkler und Schöppenstedter kennt. Man keem as Fremder fröher am besten darhin, wenn man sik, wo de Isenbahn obbeel, etwa in Glückstedt en Wagen nehm, man harr dann noch veer bet fief Stunn durch't gröne Land to fahrn. In grön rechter Hand un so wiet dat Oog reck, gröne Wischen, grönes Korn, gröne Gaarns, gröne Böm, wiet umher verstreut, rund um de Burhöf' mit Strohdack, grön mit Moos bewussen, um de Gaarns gröne Stacketen, allens schnorgrad, platt as' en Disch, mit schnorgrade blanke Watergrabens afdeelt. Links de hoge gröne Elsdiek, wo man meist dicht änner fahr, blot bi een un anner Weerthshus, wo de Kutscher sik un de Peer verpust, gung man mal hinop und keek mal mal hinöwer op den Elfstrom, de Een vörkumt, as de See, kum sicht een wietsichtig Oog ant anner Oever en Schimmer vun Land, vun Hüs' un Böm, as schwimm'n se in Water oder Luft — dat deit de Spegelung, in Italien nennt man dat fata morgana.

So keem man na Büsum, und keem ok min Fründ darhin, möd vun all dat Grön to rechter Hand un de graugröne Elf to de linke. Minschen harr he kum bemött (begegnet) awer rode Köh und Ossen un brune Peer grasen oder keken nieschierig op, wenn se an de Doorn vun den unendlich langen, schnorgraden Wischen vorbifohrn.

In Büsum weer't ebenso, wenig Minschen, nich mal int Weerthshus, wo he saubere Stuben (Zimmer) un sauberes Eten drop, sauber is allens in de Marsch. An Ruh keen Mangel, denn nix stör em, un as he den annern Morgen opwak — dar leeg de gröne Marsch un dar de graugele Elf, dar wander dat Veh un dar wietaf de Schep un en Ton weer nich to hörn, as wenn de Karkenklock slog oder en Koh brüll.

In den lütten Haben achtern Diek legen en paar Schuten. Opt Deck oder half in de Kabäs' stunn Schipper und Schippsmat mit de Hann in de Tasch und snacken, denn dat weer Ebbtied, en Mil' hinut blenker de witte Strand, achter de Getieden (Fluthbewegungen) an flogen de witten Möven un wandern die Krautfrues (Krabbenfänger) as lüttje graue Gestalten, bet se anfungen sik to bucken un to fischen und allmählich mit de Vageln torüggkeem' vör de Floth. Denn keem dat Water achterna, bedeck den Strand, keem in de Prieln, in den Haben, gegen den Diek, patsch und sprütt un deck alles in Grau.

Oewerweg seeg he en Karkthorn, de Weerth sä em, dat weer de ol Möldorper Kark, un de, an de anner Siet, öwert Gröne weg, de lange spitze, weer de von Heide, un so kunn man ak noch den lütten vun Wesselburen sehn, wo Hebbel herstammt.

Dat seeg min Fränd nu jeden Dag: de Ebb, de Floth, de Schute as se keem' un gungn, die Möwen, de Krautfrues, dat Graue, dat Gröne — sunst nix.

So gung't Dag an Dag. Gott — wa weer't uttoholn! Min Fränd weer weglopen, harr he nich Fru und Kinner mit hatt vun sin Broder, de sik in de Ruh verhaln schulln. Also, he muß sik schicken. He fung an to teken: den lütt Haben, de lütt Kark, den Strand mit de Krautfrues — wietaf wink de Mölper Kark, de Utsicht op Heide, op Wesselburen — he weer Maler, awer wat weer to malen? — awer he teken un mal.

Un allmählich sprek he mit de Schippers un de Strandlöpers un de Krautfrues un de Buknechten un de Weerth un de annere Lüd, und he hör, wat de all belevt harrn. De harr ehr Mann verlarn bi en Storm, as he rut gahn weer Minschen to retten, de op Diekfand uplopen weern. Nu ernähr he ehr Kinner mit Krautfischen. De vertell vun de ol Strandlöper Wida, de mal dre rieke Marschburn rett harr, as he ut weern op Seehundsjagd: de Newel harr se üwerfulln, se wussen nich wohin: do kamt de Frues to em: Wida, du mußt hölpen! Ja! wodennig? Also los! Tauen mit! Un he drippt se! Bindt zug fest! Achter nu an! Un los geit et! Oft bet öwern Kopp! Aber he bringt se ant Land.

Wida ree noch en olen Schimmel. Min Fründ seeg em jeden Dag, wenn Ebb, rut rieden. Lohn wull he nich — aber de Burn mußten em, wiel't nich anners gung, för sin Perd sorgen.

So lev he, min Fründ. Un endlich keem he wedder to Hus na Berlin, in de grote Stadt, to all dat Vergnögen!

Och, so hett he mi mehr as eenmal vertellt — oft öwerkeem mi en Sehnsucht na Büsum — ja — as en Heimweh! Weet Gott, wer mi 't andan hett!

Ik freilich weet dat, denn ik bün en Marschkind, ik kenn dat Heimweh na de Marsch, dat uns all mitto öwerfallt, gründlich, awer ik kann dat för Annere nicht beschrieben un dütlich maken, man mutt dat erfahr'n, un wer vörher weglöppt, as de Meisten do't un ok min Fründ dan harr, wenn he kunn, ehr he vun de Krankheit ansteken ward, de kriggt se nich: wi nömt se: dat Langn — langen und bangen, seggt Goethe.

Wer dat Bok vun Fritz Lening list: Dree Wihnachten,*) de kann begriepen lehren, ohn dat he 't erfahren hett. Awer Geduld mutt he ok bi't Lesen hebben. He mutt nich gliek na de eersten twintig Sieden denken: dat is ja langweilig! Dat geit int Dörp Motzien her, as in un bi Büsum. Dar sünd en paar Burhöf, en paar Kathen. Man lehrt den Timmermann kenn, den Snieder, den Smidt, den Linnwewer, den Scholmeister, den Scheper und binah eben so vel Veh an Peer, Hunn, Köh u. s. w. as Minschen. Da starvt en arme Wetfru und ward begraben, ehr beiden Kinner, Jung und Diern, spelt darbi vor Dör int Sand. En gutmödiger Bur nimmt dat Mäden to sik, de Snieder för twölf Daler jährlich den Jung.

De Verkehr von disse Lud mank enanner, snacken und dohn is nich anners. Dar fallt viel Neckerie vör, als jümmer op Dörpen. Jeder vun de Figurn hett en weke Sted, wo man em faten kann, de een is eitel op en paar französische Brocken, de he ut den Krieg mitbracht hett, de anner op en Bok mit Prophezeihungen, dat he mal op en Auction kofft hett. De Timmermann ist en Art Nüßler mit em Biwort: Jeder kennt sin Fach! „Dat Brüden (necken) geit um" mank disse Dörplüd. Bi en Dachsjagd, woran alle Deel nehmt, griebt se in Düstern Scholmeister sin Hund und dregt em in en Sack to Krog (Wirthshaus). De Timmermann makt en Ritt op en stief old Perd, natürlich Sünndagsmorgens, un dat Dörp is in Halloh.

Ut den neegsten Flecken, wi kunn Büsum segge, spelt en schlaukloken Schoster herin in de Geschichte. He redt messingsch, egentlich berlinsch. Dat ward allens mit Humor vertellt, nich jüs mit Reuter'schen, awer man lacht doch. Un allmählich — wat denn? — lacht und snackt man sik so vel mit de guten Lüd torecht, dat man nich wedder vun se laten kann.

Lening föhrt uns allmählich durch en Reeg von Jahren. De Kinner waßt op — wat schüllt se warrn? Een vun de würdigsten Burn starvt, sin brave Wetfru kriggt en unwirdigen tweten Mann. Mit em tritt dat Unglück int Dörp na alle Kanten und wer den Dichter so wiet folgt is, den het he fat as Büsum min Fränd. Mit de eenfachsten Mittel vun de

*) Dree Wihnachten, 'ne Geschichte in märkische Mundart. Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

Welt makt he 't möglich, dat man em in Angst und Freud um en ganzen Hupen Minschen wieder tohört, oft kloppt Een dat Hart, oft kamt Een Thranen in de Ogen. Nicht weniger als dree Paar junge Lüd hangt an enanner in echte Lev, de dar prüft ward in Noth un Sorgen. Un wenn man endlich dat Bok in Freden tomakt, so dankt man binah dat Schicksal, dat et allens so gut makt hett — oder ok den Verfasser.

Eine deutsche Opernschule.

Betrachtungen und Vorschläge.

Von H. Ehrlich.

Liest und hört man die Urtheile, welche alle Tage in Feuilletons politischer Zeitungen, in musikalischen Fachblättern und in ästhetischen Kreisen geschrieben und gesprochen werden, so geräth man unwillkürlich auf die Frage: Wie soll denn eigentlich in der deutschen Oper gesungen werden und welcher Schule soll der deutsche Opernsänger angehören wo soll er singen lernen, welche Methode befolgen? Der Concertsänger, der Lieder und Oratorienpartien vorträgt, kann gewissermaßen sich an die Ueberlieferung halten. Ist seine Stimme so weit geschult, daß die Register nicht zu ungleich klingen, und hat er sich musikalische Bildung angeeignet, dann kann er als Lieder- und Oratoriensänger auftreten; der Schwerpunkt seiner Leistung liegt im Vortrage; versteht er es, diesen gut einzurichten, das „Ethische", „Innerliche" mit einer gewissen dramatisch-declamatorischen Färbung zu vereinigen, so kann er auf Erfolg rechnen, wenn auch betreffs der Stimmmittel und selbst vom Standpunkte der wahren, ungekünstelten Empfindung manches gerechte Bedenken gegen seine Leistung zu erheben wäre. Es bedarf wohl keiner Nennung von Namen, um darzulegen, daß Concert-Sänger und -Sängerinnen mit recht schwacher Stimme durch schönen Vortrag und durch ein gewisses dramatisches Mienen- und Geberdenspiel zu großem Rufe gelangt sind, und daß Opernsänger, deren Mittel für die Bühne nicht mehr ausreichten, mit großem Erfolge im Concertsaale wirkten. Es ist hier auch die eigenthümliche und charakteristische Erscheinung zu erwähnen, daß fast alle bedeutenden Bühnensänger, wenn sie in Oratorien wirken oder Lieder singen, fast sichtlich bemüht sind, jede an die Bühne erinnernde Schattirung, jede derartige Bewegung oder Mimik zu vermeiden, daß sie nur durch ruhigen, gediegenen Vortrag zu wirken trachten, während gerade solche Sänger, denen die Bühne unnahbar ist, manchmal gar nicht genug dramatische Stellungen, Bewegungen und Geberden anzubringen wissen. Allerdings: Effect macht's! Und selbst strenge Kritiker lassen sich manchmal bewegen, diesem „keuschen" Kunstgesange höhere Bedeutung beizulegen als dem dramatischen; Riehl geht ja in seinem Artikel „Kriegsgeschichte der Oper" so weit, daß er gar von einem dramatischen Oratorium schwärmt, welches die Oper ersetzen würde! Auch wir gestehen gern, daß uns das Oratorium und ein schön gesungenes Schubert'sches Lied einen höheren, nachhaltigeren Eindruck hinterlassen, als die meisten Opern; nur können wir uns mit der neuesten keuschen Gesangsmanier nicht sehr befreunden und finden sie oft manierirt und von wahrer tiefer Empfindung entfernt. Wir glauben auch nicht — weil schon einmal das ethische Moment berührt ist —, daß die wahre Moral, die vor Allem sich in Wohlwollen gegen die Mitmenschen äußert,*) bei den Concertsängern und -Sängerinnen in stärkerem Maße vorhanden sei als bei den Mitgliedern der Oper.

Diese letzteren haben in Deutschland den schwersten Stand. Sie müssen die Musik aller Länder und aller Gattungen singen und alle denkbaren und undenkbaren Charaktere musikalisch, charakteristisch und dramatisch darstellen, heute „ganz natürliche Menschen" in der „Walküre" oder „Tristan", morgen treueste Ehegatten in „Fidelio", übermorgen moderne, hochromantische, italienische Verdi-Helden, zwei Tage darauf französische Faust-Gestalten, zur Abwechslung auch einmal pikante französische Spielpartien oder auch deutsch-sentimentale Volksgestalten. Der deutsche Sänger soll „dramatisch" singen, „Theaterblut" haben, „Schönheitsgrenze einhalten", die Stimme „nicht forciren", aber „den Anforderungen der Rolle gemäß kräftig entfalten", „gefühlvoll" singen, das „Ideal" „anstreben", aber nicht versüßeln — — und was denn noch Alles??! Bis vor einigen Jahren wurde geklagt, daß Sänger für die große Oper fehlten, weil keine großen Stimmen zu finden wären. Diese Klage ist jetzt unberechtigt; denn alle Vierteljahr verkündigen die Zeitungen irgend einen neuentdeckten „phänomenalen" Tenoristen, dessen Stimme alle bisherigen übertrifft. Wenn auch die Prophezeiung sich nicht vollständig bewahrheitet, so muß dennoch eingestanden werden, daß die meisten der neu Entdeckten wirklich sehr schöne Stimmen besitzen — aber sehr geringe musikalische Bildung, daß sie also sehr schöne Töne von sich geben, aber nicht singen können, weil sie eben zu wenig gelernt haben.

Hier und da ist die Behauptung aufgestellt worden, daß vorzugsweise die neuere musikalische Richtung der dramatischen Musik oder, um gerade heraus zu reden, die Wagner'schen Opern sowohl die Stimmen als die Gesangskunst ruiniren, daß sie den reinen Naturalismus im Gesange befördert haben u. s. w. Die Behauptung erscheint mir zum mindesten sehr übertrieben. Die meisten Sänger, welche Wagner gut singen, leisten auch in anderen großen Partien Ausgezeichnetes, wogegen die meisten der Sänger, die „Wagner's Musik nicht singen wollen", sich in einem höchst beschränkten Rollenkreise bewegen und nicht bloß der Wagner'schen, sondern überhaupt jeder höheren Musik (Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini, Weber) gerne fern bleiben.

In neuester Zeit hat sich zu den vielen Uebelständen der deutschen Oper ein neuer gesellt, der ein um so merkwürdigerer und verwerflicherer genannt werden muß, als er im grellsten Widerspruche mit all' den Grundsätzen steht, die seit 20 Jahren rechts und links, oben und unten, in Wort und Schrift gepredigt werden. In früheren Zeiten gab es in den deutschen Residenzen italienische „stagione", eine Gesellschaft italienischer Sänger führte eine Reihe Vorstellungen vor. In Wien hatte das Hofoperntheater alljährlich seine „stagione", in der Berliner Königlichen Oper kamen derartige Vorstellungen nur als Gastspiele vor, dagegen haben das Victoriatheater, in neuester Zeit die Kroll'sche Bühne und der Skating-Rink (jetzt Philharmonie) öfters ihre Pforten italienischen Operngesellschaften geöffnet. Diese Versuche sind zuletzt eingestellt worden, wahrscheinlich weil die Einnahmen zu geringe waren und das Unternehmen keinen weiteren Erfolg hoffen ließ. Dagegen hat sich die Ungeheuerlichkeit eingestellt, daß jetzt auf den Hof- und anderen Bühnen berühmte italienische Sänger als Gast allein italienisch singen, mitten in der deutschen Umgebung; daß eine italienische Nachtwandlerin ihrem Bräutigam die zärtlichsten Vorwürfe vorsingt, von denen er kein Wort versteht, daß das Gounod'sche Gretchen dem deutschen Faust in italienischer Sprache ihre Liebe erklärt, wobei er ängstlich auf den Capellmeister blickt, damit er ja nicht falsch einsetze, und daß ein italienischer Raoul oder Rahdamès Valentine oder Aida confus macht, weil sie, besonders in den Recitativen, nie das Stichwort vernehmen und verstehen kann. Dabei wird aber überall und immer wieder von „Einheitlichkeit des Stiles" geredet und geschrieben. Und will der Berichterstatter nicht im Streit leben mit der Intendanz, die ja oft nach höheren Weisungen zu Werke gehen muß:*) will er nicht in Mißhelligkeiten gerathen mit der Redaction seines Blattes, die auch den Wünschen der Leser Rechnung trägt und nicht nur den

*) Von der Moral, deren Hauptstärke im Schimpfen auf jeden Andersdenkenden besteht, wollen wir nichts wissen.

*) Die Stadttheater, die keinen höheren Weisungen zu gehorchen haben, lassen sich auch die Patti, Gerster und Mierzwinski nicht entgehen, wenn mit ihnen viel Geld zu verdienen ist.

Digitized by Google

„idealistischen Anschauungen" eines Mitarbeiters; will er überhaupt den Pflichten seiner Stellung genügen und nicht bloß gelegentliche Meinungsäußerungen vorbringen, dann mag er mit der linken Hand Faust im Sacke machen, mit der rechten aber muß er Berichte schreiben über die Ungeheuerlichkeit, sogar überzeugt lobende, preisende, wenn in der kauderwelschen Vorstellung die große Patti oder ein staunenswerther Mierzwinski wirkt! So lange also nicht im Publicum das Nationalgefühl sich gegen diesen Unsinn sträubt, so lange die Deutschen nicht fühlen, welche Herabwürdigung der Kunst und ihres Landes darin liegt, wenn in einer Oper mit dramatischer Handlung die Hauptpersonen im Momente zweierlei Sprache reden und einander nicht verstehen, so lange wird auch der Mißbrauch nicht enden — so lange aber sollten auch gewisse ästhetische Redensarten nicht angewendet werden. Gerade in der Musik, in welcher die Deutschen mit Recht die künstlerische Oberherrschaft beanspruchen können, begehen sie die unglaublichsten, lächerlichsten Thorheiten.*) Es wird keinem Franzosen einfallen, seine Componisten über Wagner zu stellen, und in Italien gibt es jetzt Leute genug, welche Wagner enthusiastisch verehren; aber in beiden Ländern verlangen auch die größten Wagner-Enthusiasten, daß die Sänger in der Landessprache singen — wir möchten einmal sehen, was sie sagten, wenn der gefeierte Götze in Paris oder Mailand den Walther (Meistersinger) oder „Lohengrin" deutsch singen wollte, während die Andern französisch oder italienisch singen sollten? Doch verlassen wir das wenig erfreuliche Capitel von den jetzigen deutschen Opernzuständen und wenden wir uns zu der Frage einer künftigen deutschen Opernschule, zu der Frage: Wie müssen die Sänger lernen, um vollkommen technische Ausbildung der Stimme, die nothwendigen musikalischen Kenntnisse, endlich jene physische Kraft und Ausdauer zu erlangen, die bei den jetzigen Opern und Opernhäusern ebenso unerläßliche Bedingungen sind als die erstgenannten musikalischen Eigenschaften?

Bevor wir die Frage der Zukunft, des Geschehen-Sollens erörtern, wollen wir das, was in der Gegenwart geschieht, beleuchten. Denn im Erkennen dessen, was vermieden werden muß, liegt ja schon ein Theil der richtigen Erkenntniß des zu Vollbringenden.

Wenn heute eine junge Dame oder ein Jüngling glaubt, eine gute Stimme zu besitzen, so wird er von allen Verwandten und Freunden in dem Glauben bestärkt, daß ihr oder ihm alles mögliche Glück, Ehren und Reichthum beschieden seien; es bedürfe nur weniger Vorbereitung, das Andere gibt sich dann Alles von selbst; die berühmte oder der berühmte So und so wären ja auch von Hause her nichts weniger gewesen als „gelernte Musiker", und wie ständen sie da? Das junge Genie wendet sich also an irgend einen Gesanglehrer — meistens wird vorläufig nur der billigste genommen — „für die Anfangsgründe"; die unglückselige Ansicht, daß erst zur künstlerischen Ausbildung ein bedeutender, ein „theuerer" Meister nöthig sei, ist ja noch fast überall verbreitet; sie hat im Studium der Instrumente schon vielen Talenten geschadet, ihre Entwickelung aufgehalten, in dem des Gesanges aber sehr oft geradezu unheilbaren Schaden gestiftet. Manchmal besuchen die künftigen Patti und Niemann ein Conservatorium. In einem solchen erlangen sie zwar einerseits den großen Vortheil, daß sie sich einige musikalische Bildung aneignen müssen und nicht gar so — — — kenntnißlos bleiben wie so viele Miniatur-Patti und -Niemann der Miniatur-Residenzen; dagegen ist andererseits der Gesangunterricht, wenn auch in den besseren Anstalten niemals mangelhaft, doch überall ungenügend. Denn die Lehrer können einem Schüler höchstens 20 bis 30 Minuten widmen, die weniger fähigen und weniger fleißigen Schüler nehmen sehr oft die meiste Mühe in Anspruch (da der gewissenhafte Lehrer ihre Fehler persönlich auszumerzen sucht) und hemmen daher die Fortschritte und die Entwickelung der Begabteren und Strebsameren. In beiden Fällen, d. h. beim Privatunterrichte wie beim Besuche einer Musikschule, erfüllt die jungen Sänger die eine fixe Idee: nur recht bald in die Oeffentlichkeit zu treten, Ruhm 2c. 2c. zu erwerben. Während sie noch mit den ersten Anfangsübungen zu kämpfen haben, sehen sie sich im Geiste schon als gefeierte erste dramatische oder Coloratursänger, oder als Manrico oder Lohengrin, je nach der Klangfarbe der von allen Verwandten als wunderbar gepriesenen Stimme. Und es kommt gar nicht selten vor, daß solche Genies, während der Lehrer sie in der Unterrichtsstunde noch die ersten Uebungen ausführen lassen muß, zu Hause schon die größeren Partien singen, meistens zum Entzücken der Familie, manchmal auch zum Entsetzen der Nachbarn. Jedes will so schnell als möglich zu Ehre und Einkommen, d. h. zu Engagement auf einer Bühne gelangen. Auch der gewissenhafteste Lehrer ist nicht selten genöthigt, dem ungestümen Verlangen Rechnung zu tragen in unserer mit Dampf fortwirbelnden Zeit, in der Alles nach vorwärts drängt, rasche Erfolge anstrebt, und in welcher für einen ruhigeren Entwickelungsgang nirgends mehr Raum sich findet. Wer heute nicht mit vorstürmen kann, der bleibt weit zurück, wenn er nicht gar — zu Boden fällt und zertreten wird. Nur sehr Wenige vermögen langsamen festen Schrittes nach einem Ziele zu gelangen, sie müssen ihren Weg allein suchen. Bei der immer zunehmenden Ueberfüllung an jungen Leuten, die sich dem Gesange widmen, ist es auch selbstverständlich, daß die Zahl der Gesanglehrer immer zunimmt. Ein Jeder von diesen muß doch das Verlangen hegen, daß sein Name so früh und so oft als möglich genannt werde. Das ist nur erreichbar, wenn er viele Schüler rasch ausbildet. Und gegenüber der Hetzjagd in der Oeffentlichkeit ist also manchmal auch der gewissenhafteste Lehrer gezwungen, seinen Ueberzeugungen einige Gewalt anzuthun, den Schülern Zugeständnisse zu bewilligen, sie früher in die Oeffentlichkeit treten zu lassen, als er sie für dazu geeignet hält; er ist hierzu gezwungen, will er nicht Gefahr laufen, daß seine Schüler sich zu einem Andern wenden, der es versteht, die Leute recht rasch auszubilden, unbekümmert, wie sie sich später bewähren. Und wenn zufällig ein Schüler, den der Gewissenhafte noch nicht reif hielt, unter einem anderen Lehrer zu baldigem bedeutenden Erfolge und zu Rufe gelangt, wie soll sich jener dann vor dem Vorwurfe zopfischer, altmodischer Pedanterie wahren, der auf seine Stellung verderblich zurückwirken muß?*)

Die Unterrichtsmethode für Operngesang ist jetzt angewiesen, den Lernenden nach kurzen nothdürftigsten Uebungen in Tonbildung und Technik (Tonleiter, Läufer, Triller 2c.) recht viele Partien einzustudiren; nach anderthalb oder spätestens zwei Jahren wollen die Lernenden sich dem Theateragenten als in allen möglichen Fächern verwendbar vorstellen und auf Engagement vorsingen.**) Von gründlich technischer Schulung der Stimme, von wahrhaft dramatisch-musikalischer Bildung kann selbstverständlich bei solcher Hast nicht die Rede sein. Die jungen Künstler beiderlei Geschlechtes haben also in kürzester Frist die oberflächliche Dressur erlangt, dabei den großen berühmten Sängerinnen oder Sängern allerhand Manieren und Unmanieren abgelauscht. Besitzen sie eine gute Stimme und Kraft, dann werden sie immer eine Anstellung an irgend einem Theater finden, genießen sie noch dazu des Vorzugs angenehmer Erscheinung, so können sie für eine Zeit lang auf Erfolge sicher zählen. Fühlen nun solche jungen Bühnenkünstler

*) Der englische (oder italienische) Hamlet mit der deutschen Ophelia ist freilich auch eine nur in Deutschland mögliche Puppenkomödie. „Objectiv" heißt das Ding.

*) In etwas besserer Lage mögen sich jene gewissenhaften Gesanglehrer befinden, die nur Schüler für den Concertgesang (Oratorien, Lieder) ausbilden. Wir können von ihnen nicht weiter sprechen, da unsere Betrachtungen nur der Opernschule gewidmet sind. Nur Eines sei hier angeführt: Ein wahrhaft bedeutender dramatischer Sänger wird immer auch im Oratorien- und Liedervortrage Ausgezeichnetes leisten, die neumodischen Concertsänger aber bleiben der Bühne fern, weil sie daselbst gute Erfolge nicht erhoffen dürfen; die Stimme reicht nicht aus. Die scharfe Trennung der beiden Gesangsarten ist erst seit 25 bis 30 Jahren so stark bemerkbar.

**) Wem diese Darstellung übertrieben erscheint, der erkundige sich doch einmal bei den bedeutendsten Gesanglehrern, besonders der Conservatorien, der königlichen wie der privaten.

Digitized by Google

höheres geistiges Streben, so lassen sie sich von den ersten Erfolgen nicht verblenden, studiren fleißig weiter, trachten sich von den Theater-Unarten zu befreien und künstlerisch abgerundete Leistungen zu bieten. In dieser Weise ist es manchen Größen ersten Ranges gelungen, den Mangel der Schule zu ersetzen und so lange als nur die Naturanlage und Kräfte es gestatteten, immer weiter vorwärts zu bringen.*)

Aber diesen wenigen künstlerisch Hochstrebenden gegenüber, wie Viele wären zu nennen, die, von ihren ersten Erfolgen berauscht, alles weitere Studium als überflüssig oder zu unbequem betrachteten, die Stimme im Schreien abnützten und nach einigen Jahren in der Dunkelheit verschwanden! „So ging es und geht es noch heute" — denn von einer Besserung in den Anschauungen der singenden Kunstjünger ist kein Anzeichen zu entdecken, und gar viele werden in ihrem Eigendünkel von manchen Lehrern bestärkt, denen ja nur daran liegt, viele Schüler in die Oeffentlichkeit zu schicken. Es waltet eben in diesen Verhältnissen wie in allen andern eine immerwährende Wechselwirkung; zu bestimmen, in welcher Wagschale eben das schlechtere Uebergewicht liegt, das kann bei dem Hin- und Herschwanken der Wagschalen Niemand feststellen.

(Schluß folgt.)

Zola's neuer Roman.

Der zuerst im Feuilleton des Pariser „Gil Blas" und in deutscher Uebersetzung in mehreren österreichischen und deutschen Zeitungen veröffentlichte neue Roman Emile Zola's ist nunmehr in Paris auch in Buchform herausgekommen**) und hat allerorten das größte Aufsehen erregt. Der französische Naturalist hat da wieder einen bedeutsamen Stoff aus der Culturgeschichte unserer Zeit gewählt, eine Begebenheit, die sich leider mutatis mutandis überall abspielen könnte: es ist der Kampf zwischen Capital und Arbeit, die Geschichte einer Arbeitseinstellung mit einem für die Streikenden ungünstigen Verlauf.

Im nordfranzösischen Kohlenbezirk von Montsou soll den Grubenarbeitern der ohnehin kärgliche Lohn unter dem Vorwand einer Tarifänderung herabgesetzt werden. Die Bergleute wollen und können sich das nicht gefallen lassen. Sie stellen die Arbeit ein. Wochen vergehen. Keiner der beiden Theile will nachgeben. Während die Arbeiter in Armuth, Hungersnoth, Krankheit verfallen, ist auch die Lage der Direction keine beneidenswerthe: die Maschinen gehen zu Grunde, Schachte stürzen ein, die Pariser Zeitungen nehmen zum großen Theil für die Arbeiter Partei, und auch der Regierung kommt der Conflict höchst ungelegen, da er die ohnehin schon unbequeme Opposition verstärkt. Trotzdem vergehen zwei Monate. Die Grevisten schließen sich der Internationale an, die sie aber nicht ausreichend zu unterstützen vermag. Das wachsende Elend verdoppelt nur ihren verzweifelten Widerstand. Gereizt durch die Maßregeln der Direction, welche Militär requirirt und belgische Arbeiter kommen lassen will, werden die Streiker zu tumultuarischen Ausschreitungen hingerissen. Sie ziehen von Grube zu Grube, zerstören die Maschinen und Pumpen, plündern einen Bäckerladen, verstümmeln einen Leichnam, belagern das Haus des Directors und insultiren die Tochter eines Kurbesitzers. Noch vermag eine Abtheilung berittener Gensdarmen die Pöbelmassen in die Flucht zu jagen, aber bald kommt es zu einem ernsthaften Zusammenstoß. Die Streiker wollen die Belgier nicht in die Zeche einfahren lassen; eine zu deren Schutz aufgestellte Section Infanteristen wird von der empörten Menge verhöhnt und mit Steinen beworfen. Die Soldaten können sich nicht mehr beherrschen. Einige Gewehre gehen los, ein Pelotonfeuer folgt, und Männer, Frauen und Kinder wälzen sich in ihrem Blute. Noch wendet sich die Wuth der Arbeiter gegen ihren Wortführer, Etienne Lantier, der den Streik organisirt hat und jetzt an allem Elend schuld sein soll, und nur mit Noth entgeht er der Steinigung. Schließlich nehmen Alle die Arbeit wieder auf. Sogar Etienne, der unbeugsame Agitator. Wer bewirkt dies Wunder? Die Liebe. Und damit kommen wir auf die mit dem socialistischen Sittenbilde verflochtene Familientragödie zu sprechen.

Die Helden derselben sind die Maheu's, eine Arbeiterfamilie, die schon seit hundert Jahren im Boden von Montsou „sich blenden und zermalmen" läßt. Eine Generation nach der andern ist im Dienste der Werkbesitzer elendiglich groß geworden und zu Grunde gegangen. Während jetzt der greise Großvater als Fuhrknecht am Förderschaft arbeitet, mühen sich Vater, Tochter und ein Knabe vor Ort ab. Catherine Maheu ist keine Idealfigur; weder hübscher noch klüger als die anderen unglücklichen Weiber, die da gleich ihr in Männerhosen schichten. Sie kennt ihr Erdenloos zum voraus: Verführung durch einen Kameraden, verspätete Legitimation des Verhältnisses, Prügel, Hunger, schwere Arbeit, Tod im Schacht. So kommt es auch. Chanal, der die Rolle des „Verräthers" im Melodrama spielt, wirft sich zu ihrem Tyrannen auf, verfolgt sie mit seiner Eifersucht, zwingt sie, ihr elterliches Haus zu verlassen und bei ihm zu wohnen, und jagt sie eines Tages mit Schlägen auf die Straße hinaus. Zum Glück für sie endigt der Tod bald ihr freudloses Dasein. Am Tage der Wiederaufnahme der Arbeit wird die Grube von einem russischen Anarchisten, der die Bergleute für ihre Nachgiebigkeit züchtigen und der Gesellschaft einen heilsamen Schrecken einjagen will, unter Wasser gesetzt. Etwa zwanzig Arbeiter bleiben abgeschnitten. Mit Etienne flüchtet Catherine von Galerie zu Galerie, und das immer höher steigende Wasser verfolgt sie überall. Bald ist kein Entweichen mehr möglich. Zu diesen Schrecken gesellt sich eine neue Qual. In der letzten Zuflucht steht plötzlich der ebenfalls verschüttete Chanal hohnneckend vor den Liebenden. So muß sie zwischen den beiden Todfeinden und mit diesen sterben! Chanal reizt durch seine Zudringlichkeiten den Nebenbuhler. Etienne, von ihm herausgefordert, schlägt ihn mit einem Schieferklotz nieder und wirft den Leichnam ins Wasser. Und Stunden und Tage vergehen. Die letzte Lampe verlöscht. Man nährt sich nur noch von verfaultem Holz, einem Ledergurt. Zum Glück fehlt es nicht an Wasser zum Trinken. Da schwimmt plötzlich, die Luft verpestend, Chanal's Leiche her, um sich noch im Tode

---

*) Ein glänzendstes Beispiel solchen immerwährenden Studiums bietet Niemann, den nicht Wenige für einen genialen Naturalisten halten, der sich dem Impulse des Momentes überläßt. Der Verfasser hatte in früheren Zeiten öfters Gelegenheit, diesen merkwürdigen Künstler beim Studium zu beobachten: Er singt jede einzelne Phrase oft zehn bis zwanzig Mal, declamirt oft die Worte allein, sucht dann den Redeausdruck mit dem musikalischen zu vereinigen, singt dann wieder die Melodie allein u. s. w. Dabei geräth er bei jedem ihm mißlungen scheinenden Versuch in Wuth gegen sich, schimpft sich Dummkopf u. s. w., es fehlt nichts als daß er sich selbst beim Kragen faßt und zur Thür hinauswirft. Und wohlgemerkt! wir sprechen nicht etwa von dem Studium einer Wagnerpartie, die dem Künstler sichere Erfolge verspricht. Vor einigen Jahren sang Niemann in einem Concerte eine neue Composition vom Verfasser dieses Artikels, deren Erfolg ihm doch ganz zweifelhaft sein mußte. Und er studirte sie ganz mit demselben „wüthigen" Eifer und hielt so viele Proben, daß zuletzt der Componist erklärte, diese Aufregung und Abmüdung nicht mehr ertragen zu können. Auch Wachtel, der freilich eine ganz und gar entgegengesetzte Richtung verfolgte und nur auf reine Gesangseffecte hin arbeitete, war immer sehr fleißig. Von Mierzwinski sagen selbst die Sänger, daß er nur durch eisernen Fleiß zu der staunenswerthen Macht über seine ursprünglich spröde Stimme gelangt ist. Unter den Künstlerinnen — diese sind gewöhnlich dem Studium noch weniger geneigt als die Männer, weil ihnen ja auch um so viel mehr gehuldigt wird — können wir Fräulein Lilli Lehmann und Frau Lucca hervorheben. Die erstere hat zwar von ihrer Mutter eine vortreffliche Schule erhalten, aber mehr als Coloratursängerin; jetzt, nach fast 20 jähriger Bühnenlaufbahn, hat sie durch Fleiß und Energie in hochtragischen Rollen dieselben glänzenden Erfolge errungen. Frau Lucca, früher eine reine, wenn auch durchwegs geniale Naturalistin, gab in den letzten Jahren staunenswerthe Beweise von denkendem Studium und hat auch einen großen Theil der „Mätzchen" aufgegeben, mit denen sie in früheren Zeiten einen gewissen Theil des Publikums entzückte.

**) Germinal par Emile Zola. Paris, Charpentier.

Digitized by Google

zwischen die Liebenden zu drängen. Dreimal muß Etienne ihn mit dem Fuße zurückstoßen. Schließlich gewöhnt man sich an den entsetzlichen Nachbar, und bei jedem neuen Schluck schiebt man ihn auf die Seite ... Bald vernimmt das Dulderpaar entfernte Schläge der die Rettungsarbeiten rüstig fördernden Kameraden, auch zieht sich das Wasser zurück. Sie können sich nicht darüber freuen, denn es ist Alles zu spät. Eine namenlose Schwäche bemächtigt sich ihrer. Das Fieber schüttelt Catherine's Körper und umschleiert barmherzig mit freundlichen Bildern ihre Sinne. Im Liebesrausche stirbt sie. Etienne wird gerettet.

Diese zwei Volkstragödien, die eine allgemein social, die andere familiär, sind mit einem dritten Trauerspiele verbunden, das die Bourgeoisie zu Helden hat. Denn auch die „Mastbürger" sind nicht glücklich. Der von den kurzsichtigen Arbeitern beneidete, bestgehaßte Direktor Hennebeau, der sich von seiner Frau betrogen weiß, würde gerne mit seinem elendesten Karrenschieber tauschen, der doch wenigstens Liebe findet. Als die Meute sein Haus belagert, scheint ihm sein eheliches Elend größer, als die Noth der armen Teufel. „Dummköpfe!" ruft er den nach Brod schreienden Proletariern zu, „bin ich denn glücklich?!" Es liegt ein grausamer Zug von ausgleichender Gerechtigkeit darin, daß hier nicht nur die Arbeiterfrau ihren Mann, zwei Töchter und einen Sohn verliert, sondern daß auch die Bourgeoisie ihr Liebstes einbüßt: der alte wahnsinnige Bonnemort erwürgt die schöne, glückliche Cécile, den Abgott ihrer Eltern — der Hunger tödtet den Müßiggang.

Diese drei Handlungen leben sich in breiten, zum Theil colossalen Bildern aus. Es ist bewunderungswürdig, wie Zola diese Gruppen und Massen — etwa ein Dutzend Hauptpersonen, vierzig Nebenrollen und die vielen tausend Statisten des Chors der Arbeiterbevölkerung — zu individualisiren*) und zu bewegen und die unzähligen meist monoton aschgrauen Genrebilder wirkungsvoll aneinanderzureihen weiß. Freilich, der Prophet des Naturalismus, der in seinen theoretischen Schriften einmal übers andere versichert, er arbeite wie ein Lastthier, er schreibe einfach die Natur, die Wirtlichkeit ab, arrangirt im Gegentheil sehr raffinirt und arbeitet so gut auf den Effect, wie der erste beste „Romantiker". Die Antithese, die Poesie des Gegensatzes wird von Zola gar fleißig geübt, in der Composition seiner Handlung, wie in der Schilderung. Dem Elend der Arbeiter ist die comfortable Häuslichkeit der Bourgeoisie entgegengesetzt. Auf das Capitel, das den Aufbruch zur Arbeit im Arbeiterhause schildert, folgt das Lever der Bürgerstochter. Die Deputation der streikenden Arbeiter stört das reichliche Mahl der Arbeitgeber, und als die Steine ins Directionshaus fliegen, wird eben eine Verlobung gefeiert. Während das Volk nach Brod schreit, besorgt man drinnen, die bestellte Pastete könnte ausbleiben. Fügt Zola in der Schilderung der Grubenschicht einen neuen Kreis zu Dante's Hölle, so beschreibt er mit schöner Unparteilichkeit doch auch die Sonntagsfreuden der Arbeiter. Die abgehetzten Hungerleider sind räthselhaft unermüdlich in der Liebe, und in einem Capitel stolpert der Leser auf jeder Seite über leichtsinnige Paare. Dazu im Gegensatze hinwieder das krankhafte Schmachten von Etienne und Catherine, das, nachdem es durch das ganze Buch gedauert, erst in der grausigen Agonie ihres Hungertodes Befriedigung findet. Diese für einen Naturalisten doch allzu unnatürliche Contrasthascherei ist bis in die Charakterzeichnung zu verfolgen. Der nihilistische Dynamitbold, der tausend Unschuldige hinschlachten würde und ein Dutzend Kameraden gelassen dem Tode weiht, ist ein blonder, mädchenhaft aussehender Mensch, der am liebsten ein Kaninchen streichelt und bei dessen Tod Thränen vergießt. Der Vertreter der Armen ist ein sanfter, heimwehsiecher, ganz unwahrscheinlich sentimentaler Recrut, der von einem halbwüchsigen Schlingel meuchlerisch niedergemacht wird. Die cynische Mouquette, die des Berlichingers classische Antwort an den Hauptmann ins Thatsächliche umsetzt, stirbt mit entsagungsfreudigem Edelmuth. Der Arbeiterarzt verschreibt den armen Teufeln, die am Hungertyphus sterben, Fleisch, und Abbé Ranvier ist ein socialistischer Priester. Und so fort, wenn auch nicht immer mit Grazie.

Noch Anderes in der Ausführung widerspricht den naturalistischen Theorien. Zola ist ein Romantiker, wie nur jemals einer gelebt hat. Durchaus poetisch ist der gewaltige epische Zug, der durch seine ganze Composition geht, die Beleuchtung der grandiosen Tableaux von dem Meeting im Walde bei Mondschein, von dem Zuge der Streiker im Abendroth, von dem Sterben der Verschütteten. Hochpoetisch sind auch gewisse symbolische, phantastische Personificationen. Wie der Refrain einer Ballade kehren drei Motive immer wieder. Die „Compagnie", d. h. die Actiengesellschaft, der die Bergwerke gehören, wird stets verglichen mit einem unsichtbaren Gott, und überall ist die Rede von dem unnahbaren Tabernakel, wo der gemästete Götze kauert, dem zehntausend Hungerleider ihr Fleisch und Blut geben und den sie doch noch nie gesehen haben. Und zu diesem Götzen gesellt sich noch ein zweites Ungeheuer: das Bergwerk ist ein böses Thier, das als tägliches Futter 7000 Menschen verschlingt. Durch den rauchenden Schlot zieht der „laute, lange Athem der offenbar in ihrer mühevollen Verdauung von Menschenfleisch genirten Bestie." Und noch ein drittes Leitmotiv durchklingt das ganze Buch. Es hat sogar dem Romane den Titel gegeben. Immer wieder wendet Zola im Laufe seiner Erzählung das Bild und Wort vom unterirdischen Keimen (germer) der socialen Revolution an. Die im Erdenschoße schaffenden Männer vergleicht er mit dem Samenkorne, das tief im Boden keimt und wächst und eines Tages die Ackerkrume sprengen und die Welt erschüttern wird. Am Schlusse des Romans, als Etienne Montsou verläßt, um einer Einladung seines Freundes Pluchard, des Commisvoyageurs der Socialdemokratie, nach Paris zu folgen, wo wir ihn jedenfalls in einem künftigen Roman, der den Commune-Aufstand behandeln dürfte, wiederfinden werden, da ist es Frühling: Germinal, der Keimmonat des französischen republikanischen Kalenders, ist angebrochen. Ueberall beginnt es zu grünen und zu blühen, und der zukünftige Soldat der socialen Revolution hört allerwärts unter seinen Tritten das Pochen der wieder zur unterirdischen Schlachtbank geführten Kameraden.

„Unter seinen Füßen klangen die tiefdringenden, hartnäckigen Schläge der Schramhauen und Fäustel fort. Die Kameraden waren alle da; er hörte, wie sie ihn auf Schritt und Tritt begleiteten. War das nicht unter diesem Runkenrübenfeld die Mahende mit ihrem gebeugten Rücken, deren Schnaufen so rauh emporbrang, begleitet vom Schnarchen des Ventilators? ... Links, rechts und weiterhin glaubte er Andere zu erkennen tief unterm Kornfeld, unter den Hecken, unter den jungen Bäumen. Hoch am Himmel strahlte die Aprilsonne in ihrem Glanze, die kreißende Erde wärmend Dem nährenden Schoß entsprang das Leben, die Schößlinge strotzten von grünen Blättern, die Felder bebten unter den hervorbrechenden Gräsern und Kräutern. Die Samenkörner schwollen, reckten sich, sprengten die Erde, getrieben von einer Sehnsucht nach Wärme und Licht. Eine Fluth von Saft ergoß sich flüsternd, das Geräusch der Keime klang wie ein langer Kuß. Und immerfort und stets deutlicher, wie wenn sie sich der Erdoberfläche näherten, pochten und hämmerten die Kameraden. Unter den Gluthstrahlen der Sonne, an diesem jugendfrischen Morgen war die Landschaft erfüllt von diesem Lärm. Menschen drängten sich empor, eine schwarze Armee der Rache, langsam keimend in den Furchen, entgegenwachsend der Ernte des künftigen Jahrhunderts und bald die Erde spaltend."

Mit schonungs- und theilnahmloser Sachlichkeit erzählt Zola die Geschicke seiner Menschen, nur für die Kinder scheint er ein Herz zu haben. Ist es, weil seine eigene Ehe kinderlos geblieben? Den kleinen Leuten aus dem „Glück der Rougons" gesellen sich hier die von dem Taugenichts Jeanlin terrorisirten Bébert und Lydie, die zusammen von den Kugeln der Infanterie dahingestreckt werden; Zacharie, der für seine Schwester stirbt und die ergreifende Gestalt der kleinen Buckligen Alzire, die zu Hause das Mütterchen spielt und am Hungertyphus stirbt. Und seltsam! der Autor, der

*) Allerdings reden diese schwerfälligen Nordfranzosen ganz dasselbe Argot, wie die beweglichen, witzigen Pariser Helden des „Assommoir". Nur wenige technische Ausdrücke, wie coron, galibot, herrscheuse u. s. w., die der Leser vergeblich im Wörterbuch von von Larchey und noch weniger bei Sachs-Villatte finden wird, scheinen an Ort und Stelle aufgelesen.

Digitized by Google

die Menschen am Liebsten nur in ihren thierischen Instinkten schildert, er vermenschlicht beinahe die Thiere. Die Ankunft des Grubengauls Trompette im Schacht, der Tod seines Cameraden Bataille sind mit der Feder eines feinen Naturbeobachters und dem Herzen eines Thierfreundes und Dichters beschrieben. Das folgende Pferdeporträt bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu den zahlreichen Rohheiten des Buches.

„Bataille, der Alterspräsident der Mine, war ein weißes Pferd, das zehn Jahre Grubenarbeit hinter sich hatte. Durch zehn lange Jahre lebte Bataille schon in diesem Loch, denselben Winkel im Stall einnehmend, dieselbe Arbeit längs der schwarzen Sohlengänge verrichtend, ohne jemals das Tageslicht wiedergesehen zu haben. Sehr fett, mit glänzendem Fell, gutmüthig aussehend, schien er ein Philosophendasein zu führen, geschützt vor dem Unglück von da oben. Uebrigens hatte er in der Finsterniß eine große Schlauheit erworben. Der Grubengang, wo er arbeitete, war ihm schließlich so vertraut geworden, daß er mit dem Kopfe die Windthüren aufstieß und sich an niedrigen Stellen bückte, um nicht anzustoßen. Ohne Zweifel zählte auch er seine Fuhren, denn wenn er die reglementarische Anzahl gemacht hatte, weigerte er sich, eine neue zu beginnen, und man mußte ihn zu seiner Krippe zurückführen. Jetzt kam das Alter, und die Schwermuth verschleierte manchmal seine Katzenaugen. Vielleicht sah er undeutlich in seinen dunklen Träumereien die Mühle wieder, wo er zur Welt kam, eine Mühle am Ufer des Canals, mitten im Grünen, immer vom Winde gedreht. Etwas brannte dort oben in der Luft, eine riesige Grubenlampe, an die sich sein thierisches Gedächtniß nicht mehr genau erinnern konnte. Und er stand mit gesenktem Kopfe zitternd auf seinen alten Beinen und machte unnütze Anstrengungen, um sich auf die Sonne zu besinnen."

Leider ist aber Zola nicht immer Poet. Da und dort, nur allzu häufig, wird er plötzlich an seine naturalistischen Theorien gemahnt und holt das Versäumte reichlich ein. So besinnt er sich plötzlich, daß „Germinal" ja nur das Glied einer Kette ist, der 13. Band der „Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche", der ehrenwerthen Rougon-Maquart. Also flugs macht er Etienne zu einem Sohne der aus dem „Assommoir" bekannten Wäscherin Gervaise und ihres Verführers Lantier. Als solcher hat dieser den Fluch des Alkoholismus, dem seine Familie verfallen ist, geerbt. Er haßt den Wein, den Schnaps, denn er weiß, daß er nach dem zweiten Glas die Besinnung verliert, daß alsbald ein rother Nebel vor seinen Blicken aufsteigt und daß er dann Blut sehen muß. Richtig wird er auch schließlich zum Mörder, aber in nüchternem Zustande. Das Exempel hinkt also, ein Beweis, wie rein äußerlich der Zusammenhang mit der übrigen Romanserie hergestellt ist. Nicht anders verhält es sich mit den Cynismen und Obscönitäten, an denen leider diese tiefernste, erschütternde Studie fast noch reicher ist, als das „Assommoir", als „Pot-Bouille", als selbst „Nana". Es sind geradezu empörend unanständige Einzelheiten, die zudem überflüssig sind und, ohne jede Lücke zu hinterlassen, gestrichen werden könnten. Warum beschmutzt Zola seine grandiosen Conceptionen mit diesem Unflath? Seine Gegner sagen, um das große Publitum anzulocken und seine massenhaften monotonen Schilderungen pikant zu machen. Zola hat aber solche Kunstgriffe nicht nöthig, denn er ist ein jetzt anerkannter Meister, der seines großen Publicums sicher ist. Es ist vielmehr ein krankhafter Zug seiner Welt- und Kunstanschauung. Er glaubt Alles sagen, vor Nichts zurückschrecken zu müssen, und watet, wenn es sein muß, bis an den Hals im Kothe. Er ist auch nie pikant, sondern trägt die größten Cochonnerien mit dem feierlichen Ernst eines sauertöpfischen Pedanten vor. Er beschönigt das Laster nicht, er verführt nicht dazu; er schildert es mit den abschreckendsten Farben, als abstoßend, widerwärtig, geistlos, ein warnendes Exempel.

Der Eindruck, den dieses Buch hinterläßt, ist niederdrückend. Wir sehen da, wie ein colossales Talent einem falschen Kunstprinzip zu Liebe die schönsten Wirkungen seiner machtvollen Dichtung zertrümmert und im Häßlichen, Ekelhaften untergeht. Auch der übertrieben pessimistische Grundton läßt kein Behagen aufkommen. Zola scheint gegen die Anarchisten und die socialistische Proganda und für friedliche Reformen zu stimmen. Er sieht die kommende Revolution, bei deren Vision die Weiber der Bourgeoisie erzittern. Wird sie ihr Ziel erreichen? Wird die Armee mit ihren Flintenschüssen abermals das hungernde Proletariat niederdonnern oder zu dem Volke übergehen, dem sie entnommen ist? Als hohle Träumerei eines halbgebildeten Arbeiters erscheint die schöne Vision Etienne's von dem Reiche der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, „wo alles Elend verschwindet, wie hinweggeweht von einem vollen Sonnenstrahl, und eine neue Gesellschaft an Einem Tage entsteht, in der jeder Bürger seinen Antheil an den gemeinsamen Freuden hat." Des Verfassers Meinung spricht wohl der Director Hennebeau aus, welcher über die Narren spottet, die das Glück dieser Welt von der Theilung des Reichthums erwarten.

„Diese revolutionären Träumer können wohl vielleicht die Gesellschaft zerstören und eine andere aufbauen, aber sie werden keine Freude der Menschheit bringen, ihr keinen Schmerz nehmen. Sie werden nur das irdische Unglück vergrößern und eines Tages sogar die Hunde aus Verzweiflung heulen lassen, wenn sie sie aus der ruhigen Befriedigung der Instinkte herausreißen, um sie zu dem ungestillten Schmerz der Leidenschaften zu erheben. Nein, das einzige Glück besteht darin, nicht zu sein und wenn man ist, ein Baum zu sein, ein Stein, noch weniger: ein Sandkorn, das unter den Füßen der Vorübergehenden wenigstens nicht bluten kann."

Theophil Zolling.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Schluß.)

Jahre waren vergangen, aus dem „Preuß" war ein preußischer Lieutenant geworden. Wir belagerten Thionville, wenn man die keck zugreifende und den Gegner völlig verblüffende Art, mit der wir diese kleinen Festungen binnen wenigen Tagen in unsere Hände spielten, eine Belagerung im akademischen Sinne nennen will. Ein einleitendes Bombardement hatte die Festung in eine rauchende, von trüb schwehlendem Dunste bedeckte Trümmerstätte verwandelt; wie wehrlos lag sie da, kein Zeichen des Lebens auf den Wällen und den abgeholzten Glacis; hie und da tönten verlorene Signale herüber. Zum Abend des 22. November war die Eröffnung einer Parallele angeordnet worden, mehr eine Demonstration als eine Maßnahme, die taktische Zweckmäßigkeit eingegeben hätte.

Am Tage vorher hatte man einen Spion eingebracht. So wenig von Wichtigkeit er der einer sicheren Uebergabe verfallenen Festung auch hätte leisten können, so gebot doch die Consequenz des harten Kriegsgesetzes seine Erschießung. Nur dem Drang der Vorbereitungen zu der Parallele hatte er es zu verdanken, daß man die Execution nicht sofort vollstreckte.

Am Morgen des 22. war ich nach dem Hauptquartier geritten, um eine secrete Instruction einzuholen. Es wimmelte dort von Adjutanten und Ordonnanzen. Mitten in dem Trubel hastender Geschäfte begehrte ein Weib vor den Stabschef geführt zu werden. Ein Wink des letzteren befahl, sie auf eine Minute vorzulassen.

Wir Officiere saßen und standen rings umher in dem zum Büreau hergerichteten Salon, nach dem Dictat des Adjutanten schreibend. Da geht die Thüre auf — das Weib erscheint. Heiliger Gott — sie, sie!

In der ersten Ueberraschung glaubte ich ihre Mutter zu sehen, deren Gestalt mir aus den Dämmertagen der Kindheit noch in der Erinnerung lebte; so viel voller und üppiger und

Digitized by Google

reifer erschien sie gegen die aufsprossende Maid von damals. Der Adjutant hielt mit dem Dictiren inne, und alle Augen waren staunend auf die Erscheinung gerichtet. Mit dem von verhaltener Gluth erfüllten Blicke unter den halbgesenkten Lidern hervor — ihr Blick von damals — überflog sie die Versammlung, wie sie, von einer Ordonnanz geleitet, den Salon nach dem Zimmer des Chefs durchschritt, nein, durchstürmte, leicht nach vorn gebeugt, mit harten, trotzigen Tritten. Gewaltig flog ihre Brust, sie mußte geeilt sein, ihre Haare waren in wirrer Unordnung, ihre Kleider zerzaust und beschmutzt, als hätte sie sich durch allerlei Unwegsamkeiten Bahn gebrochen.

Mit stockendem Athem lauschte ich, während mein bebender Bleistift sich abmühte, die Bruchstücke des Dictates, die mein Ohr mechanisch auffing, auf's Papier zu kritzeln. Drinnen geschah ein dumpfer Fall — sie stürzt vor dem Chef auf die Kniee nieder — sie, Irmin, das stolze Geschöpf! — „Erbarmen, Erbarmen, Herr Oberst . . . ." ihre wankende Stimme, die Jenen anfleht. Um was denn? Sie redet im unbeholfenen Hochdeutsch der Luxemburger; es handelt sich um Jemanden, der todtgeschossen werden soll, ihr jammernder Kniefall soll ihn erlösen. „Sie dürfen ihn nicht erschießen, es kann nicht sein, kann, kann, kann nicht sein . . ." in einem Schluchzen verlieren sich die Worte.

„Das Weib des Spions", flüstert man.

Lauter erhebt sich der Ton des monotonen Dictats, als gälte es den Jammer drinnen zu verdecken. Es ist keine Zeit zu verlieren, der Dienst drängt — welch' eine Lapalie ist ein Menschenleben!

„Ich bitte die Uhren zu stellen, meine Herren, meine Uhr ist genau 10 Minuten nach 11", schallt die Stimme des Adjutanten.

Während wir mit unsern Uhren beschäftigt sind, öffnet sich die Thüre wieder. Sie kehrt zurück. Langsam, hochaufgerichtet diesmal, durchwandelt sie den Saal, die Blicke starr und finster auf die gegenüberliegende Thür gerichtet, die Arme mit geballten Fäusten schlaff herabhangend, mit festgepreßten Lippen, zwischen den Brauen jene zuckenden Drohfalten, die aber tiefer und schwerer seit damals geworden. Auf ihren fahlblassen Wangen, aus denen jede Spur der Röthe verschwunden, schimmern die Spuren von Thränen.

So hat sie also nichts ausgerichtet? — Einige zucken bedauernd die Schultern: das Frauenzimmer hätte sich den Weg ersparen können — übrigens wird sie wohl selbst die Hand mit im Spiel haben. Nur keine Sentimentalität! — à la guerre comme à la guerre!

Ich fragte einen der Schreiber nach dem Namen des Spions. Er kramte das betreffende Protokoll hervor. „Nicolas N. aus Luxemburg" stand dort angegeben.

Ich schwang mich aufs Pferd und stürmte davon. So hatte sie ihn dennoch geliebt! So hatte sie ihm neun Jahre hindurch angehangen! So liebte sie ihn heute noch den Kugeln zum Trotz, die ihn binnen wenig Stunden zu Boden strecken werden! — Vorwärts! Es ist keine Zeit zu verlieren — auch die Gedanken gehören dem Dienst! —

Am Abend ward die Parallele ausgehoben. Kein Ausfall störte die Arbeit; nur ein paar vereinzelte Granaten schwirrten matt und müde heran, um im weichen Ackerboden dumpf zu explodiren. Es wäre harmlos wie eine Friedensübung gewesen, wenn nicht der blutrothe Gluthschein der brennenden Stadt, von Zeit zu Zeit von neu aufzischelnden Feuersbrünsten heller entfacht, uns geleuchtet, wenn nicht das scharfsausende Getöse der Granaten, welche die Gentringer Batterien über unsere Köpfe hinweg nach der Festung sandten, und das hohle Dröhnen ihres Platzens da drinnen in den Straßen solch' unheimliche Musik dazu gemacht hätten.

„Wasser!" hieß es auf einmal. Von allen Seiten kam die Meldung, es zeigte sich mehr und mehr Wasser in der Tranchee. Was thut es! nur vorwärts, daß wir ins Quartier kommen! — Das Wasser stieg unaufhaltsam; statt des Bodens schöpften die Spaten nur noch rieselndes Wasser, auf Gerathewohl ward weiter gearbeitet. Heimtückisch wuchs und wuchs es, stieg den Arbeitern bis an die Kniee, bis an die Hüften, immer höher; über einzelne Strecken schwellte es laut gurgelnd gleich einem Strom heran. Der Feind hat die Schleusen geöffnet und das Wasserspiel losgelassen, und der gießende Regen ist mit im Bunde. Gegen das stumm heraufschleichende Element gibt es keinen Widerstand mehr; zuletzt muß die Arbeit eingestellt werden.

Mit um so größerem Eifer arbeiteten die Batterien; zwei Tage darauf wehte ein weißer Fetzen vom rauchumwallten Kirchthurm.

Unter den Klängen des Preußenmarsches hielten wir unseren Einzug. Eine bange Beklommenheit umkrampfte mein Herz. Gleich wird sie erscheinen — aus einer Lücke in der zerschlitterten Balkenwand, die jenes Haus vor der Wuth der Granaten schützen sollte, werden ihre Augen hervorblitzen, in der vollen Entfesselung lang verhaltener Gluth; — dort aus dem gelblichen Rauche der ausgebrannten Fensteröffnung werden ihre drohend erhobenen Fäuste sich uns entgegenrecken: „Preuß! Ha, Du Preuß!" — in einer Nebenstraße stürzt mit donnerartigem Krachen ein Haus ein — ein Schrei gellt auf: der Hassesschrei ihres wilden Herzens . . . . .

Ich war in ein leidliches Quartier gerathen; es war bei einem Kaufmann, der von der Erlösung der Stadt eine Belebung seines eingeschlafenen Handels erhoffte. Von ungefähr erfuhr er über meine luxemburgische Herkunft. „Ah, mein Herr, aus Luxemburg! Famose Leute das. Und was für eine Sorte von Weibern, mein Herr!"

Mit dem Rücken gegen den Ladentisch gelehnt, die Hände in den Taschen, jedes Wort gleichsam mit einer neuen Miene seines äußerst beweglichen Gesichtes unterstreichend, erzählte das Männchen: „Wir hatten eine Luxemburgerin hier, mein Herr, ein Teufel von Schönheit und Courage. Sapristi, ein wahres Feuerwerk von einem Frauensbild, es hat sich Mancher die Finger daran verbrannt. Eine Luxemburgerin, aber ein Stück Welt war an ihrem Rocke hängen geblieben. Man sagte allerlei über ihre Vergangenheit — sie soll in Afrika gewesen sein — sie soll gegen die Kabylen gekämpft und Löwen getödtet haben trotz einem Gérard — sie soll Gold gegraben haben in Amerika — sie soll als Wahrsagerin auf den Messen herumgezogen sein und alle Welt verrückt gemacht haben — sie soll gesessen haben, aber heidi! entsprungen! — sie soll Eine erschlagen haben aus Eifersucht — ich bitte Sie, mein Herr, wegen eines ganz windigen erbärmlichen Kerls — aber sie war toll auf ihn, es war ein Räthsel, wer erklärt mir das, mein Herr? — Sie hielten hier eine Cantine gegenüber der großen Kaserne: „A la belle Africaine". Die war stets gestopft voll, aber eine der ersten von Euren Zuckerhüten, warf das Ding einfach über den Haufen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er sich auf's Spioniren legte. Eine Rache vermuthlich. Sie wollt' es, er that Alles, was sie wollte. Da griffen sie ihn und sollen ihn erschossen haben — c'est la guerre, monsieur! — Am 22. gegen Abend ist sie zum Commandanten gekommen: Herr Commandant, sagt sie, die Preußen wollen einen Coup machen, sie wollen eine Tranchee graben, man muß sie ersäufen — ersäufen, sagt sie, Herr Commandant! (durch den Ausdruck dieses Wortes brach ein ganz leiser Wunsch des Mannes, daß es doch geschehen sein möchte — seine Aeuglein glitzerten), gut, man läßt die Schleusen los, die sie ersäufen sollen, die Herren Preußen. Es war etwas nicht ganz in Ordnung an dem Holwerk, und es gab ein saures Stück Arbeit. Und die Zeit verstrich und die Preußen werden fertig mit ihrer Tranchee. Natürlich, wer zeigt ihnen, denen vom Génie, wie es gemacht werden muß? Natürlich la belle Africaine. „Gebt mir doch eine Axt!" commandirt sie. Bald darauf sieht man ste da unten im strudelnden Wasser auf einem Seelenverkäufer von einem Kahn mit zweien vom Génie. Und nun, sapristi so ein Weib, sieht man sie die Axt schwingen gegen das widerspenstische Holz. Aufrecht im Kahn, die vom Génie haben alle Mühe, ihn zu halten, so tanzt er. Aber sie: Plang! Plang! Plang! ein Axthieb nach dem andern. Das rothe Licht der Feuersbrunst leuchtet dazu — Plang! mon dieu, wie die Axt blitzt, wie das Weib zuhaut — solch' eine Wuth, mon dieu, mon dieu! — Endlich ists gethan. Aber Platsch! das Wasser stürzt zu ge-

Digitized by Google

waltig heraus. Die vom Génie halten sich noch gerade im Kahn. Sie aber wankt und stürzt und kopfüber hinab — ins Wasser hinab und keine Möglichkeit, sie zu retten. Man fand ihre Leiche am nächsten Tag — ist es glaublich, Herr, sie hielt die Axt immer noch mit beiden Händen, als wollte sie zuhauen — Plang! Plang! — Welch' ein Prachtstück von einem Weib! Man müßte wahrhaftig den Hut vor ihr ziehen. So lange es noch solche gibt, ist Frankreich nicht verloren, mein Herr."

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

Dem peinlichen Bemühen, auf alle Fälle etwas Durchschlagendes, Zugkräftiges zu liefern, nicht dem aus dem Vollen herausschöpfenden Humor verdankt die neue Posse Jacobson's und Girndt's: „Ein weißer Rabe", welche die Novität des Wallnertheaters in voriger Woche bildete, ihre Entstehung. Die Manier, die bloße technische Kunstfertigkeit und daneben das verwerfliche Streben nach einer marktschreierischen Actualität, das ist es, was diese Possen-Fabrikanten, die sich „Dichter" nennen lassen, unter ihrer „Poesie" verstehen. Wie die Händler in Simili-Brillanten und Talmischmuck putzen sie ihre werthlosen Waaren durch eine Politur von Knalleffecten auf und geben ihnen eine täuschende Folie durch entliehene, oder sagen wir ehrlicher gestohlene Gedanken. Es ist ein Jammer, daß unsere hauptstädtischen Bühnen derartige dramatische Surrogate ihrem Publicum unter der Etiquette echter Waare verkaufen dürfen, und es wäre wünschenswerth, daß ein Gerichtshof bestünde, der eine solche Schädigung des Geschmackes durch Bildungsmittelfälschungen ebenso hart ahndete, wie die sanitäre Polizei die Verderber der Nahrungsmittel bestraft. Aber leider verschmäht es sogar die Kritik der Tagespresse, sich zu diesem Gerichtshof aus eigener Machtvollkommenheit zusammenzufinden. Bei der in Rede stehenden Posse zwar constatirte sie einmüthig die nicht zu verkennende Ablehnung durch das Publicum, welche dieselbe gefunden hatte, ließ es aber bei dem Tadel der ganz offenbaren Geschmacks- und Tactlosigkeiten, die sich die Verfasser hatten zu Schulden kommen lassen, bewenden und richtete ihn nicht, wie es ihr von rechtswegen zukäme, in erster Linie gegen das absolut verwerfliche „Geschäfts"-Princip jener Autoren. Diese Fabrikanten haben nämlich diesmal weiter nichts gethan, als einen alten Ladenhüter, der einst gut ging, wieder hervorgesucht und ihn mit einigen colonialpolitischen Modeflittern neu aufgeputzt. „So wird der alte Artikel jetzt wohl wieder ziehen", dachten sie sich offenbar dabei. Aus einem alten Girndt'schen Stücke „Das preußische Strafgesetz" entnahmen sie die an sich ganz gute Idee, daß ein Advokatenfeind, der sich mit seiner Sicherheit vor Gesetzesübertretungen brüstet, doch schließlich durch seinen juristischen Schwiegersohn von seinen vielfachen, unbewußten strafbaren Handlungen überzeugt wird und das Gefühl, in dieser Hinsicht ein „weißer Rabe" zu sein, aufgeben muß. Weil aber das Bismarck-Jubiläum bevorstand, verbanden sie mit der Ausführung dieses Themas eine ganz tolle und peinlich berührende Farce, eine Art Colonialfest, in welcher selbst die Gestalt des Kanzlers mißbraucht wurde, und streuten über das Ganze eine Unmasse von Kalauern aus, die sie mühsam genug zusammengesucht haben mögen. Die zu bedauernden Künstler des Wallnertheaters mußten sich dabei dazu hergeben, zuweilen Clowndienste zu verrichten, und wir können nur die Selbstverleugnung bewundern, mit welcher sie, die entschieden alle Ansprüche auf bessere Verwendung machen können, dies thaten.

Wenden wir uns ab von dem wenig erfreulichen Anblick, welchen die „Kunstgebilde" dieser dramatischen Handwerker darbieten. Eine andere Novität, welche die Schwesterbühne des Wallnertheaters brachte, giebt uns Gelegenheit, im milderen Tone zu plaudern. Ein bisher nur in Hamburg und dort mit vielem Erfolge aufgeführtes Lustspiel „Amerikanisch" aus der Feder des alten, biederen Görner führte uns im Belle-Alliance-Theater aus der scharfen, mit Sensation und Effecten geschwängerten dramatischen Atmosphäre unserer Tage zurück in die behaglichen Zeiten, in denen man sich nur ungern überraschen ließ. Auf einem festgefügten Grunde aufgebaut, in leicht durchsichtiger Structur in die Höhe geführt und mit dem alten, immer wieder ans Herz greifenden Gefühlspathos ausgeschmückt, bildet dieses Stück ein Gebäude, in welches wir gerne nach des Tages Ruhelosigkeit zum behaglichen Aufathmen flüchten können. Warum soll man nicht ein gutes Theil Rührseligkeit, wie es sich in der Erziehung einer emancipationslustigen Dame durch die aufopfernde Liebe ihres Mannes ausspricht, und eine oft märchenhaft anmuthende Unnatürlichkeit dabei mit in den Kauf nehmen? Erfreuen wir uns doch im Grunde unseres Herzens an der Fiction, daß ein überspanntes amerikanisches Wesen durch deutschen Edelmuth überwunden und ein in Geldstolz verhärtetes Vaterherz durch den unvermutheten Anblick der verstoßenen Tochter erweicht wird. Und wenn auch der verfeinerte Geschmack bei einer allzu drastischen Bühnenwirkung, wie sie die Stellung eines lebenden Bildes zum Zweck der Versöhnung des harten Vaters bildet, die Nase rümpft, so mag er sich an anderer Stelle an dem feinen Tacte entschädigen, mit welchem die Grenze zwischen Lustspiel und Posse von dem Autor strenge innegehalten worden ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß als Gegengewicht zu dem rohen Possenhaften, welches wir oben tadelten, derartige „empfindsame" Lustspiele öfters in so meisterhafter Weise, wie es bei Görner's „Amerikanisch" geschah, von diesen vereinigten Lustspielbühnen inscenirt würden. O. B.

Notizen.

Unter dem Titel „Philosophie und Christenthum" hat Alfred Schütz versucht, „eine Charakteristik der Hartmann'schen Philosophie für jeden Gebildeten" zu entwerfen; das Büchlein, in Briefform abgefaßt, liest sich gut und ist voll sinniger Worte, aber es scheint weder recht, daß er Hartmann und die Philosophie unserer Zeit für Eins nimmt und die anderen Denker und Denkrichtungen entweder nicht kennt oder nichtbeachtet, noch scheint es sachgemäß, daß er Hartmanns Lehre nicht auf ihren Wahrheitsgehalt prüft, sondern ihr die religiösen Ideen des Christenthums mit dem Pathos des Herzens gegenüberstellt und den Philosophen auffordert, sich zu denselben zu bekennen. Hartmann kann zufrieden sein, wenn er als der Hochbegabte gepriesen wird, der durch Tiefe und Schärfe des geistigen Blickes, durch kalte Abstractionskraft, wie durch lebendige Phanthasie und blühende Darstellungsweise hervorragt, wenn er geradezu der Philosoph unserer Zeit genannt wird, dessen Genie, dessen colossale Riesenkraft mit zwei Sätzen dem Leben von Tausenden Heil oder Unheil bringen kann; ihn zu lesen, ist intellectueller Genuß, sein Hauptwerk ist von wahrhaft imposanter und hinreißender Geistesthat; aber der Leser kommt nun zum Einzelnen und fragt sich wie zu solchem Preise es stimmt, daß Schopenhauers Schwächen und Unarten bei Hartmann im vergrößertem Maßstabe wiederkommen, daß die ethischen Grundbegriffe des Gewissens, der Sittlichkeit, der Verantwortlichkeit in Nebel aufgelöst, die edelsten Regungen des menschlichen Herzens rücksichtslos zertreten, das heilige Band der Ehe und Familie gelockert, Pietät und Treue verächtlich gemacht, die Fundamente der wahren Humanität untergraben werden; das Ganze ethische Gebiet verdämmert in ein unbestimmtes Chaos, brennende Fragen der Zeit werden zu einer Hanswurstiade, die Lüge wird zum treibenden Lebensprincip erhoben, jedes bessere Gefühl wird in die Kloake der Selbstsucht und Gemeinheit getaucht, dem Bestreben, die Menschheit auf die Stufe der Bestialität herabzuziehen, wird das philosophische Siegel aufgedrückt, die anmaßende Beschränktheit eines bleichsüchtigen Intellectualismus bekennt den Pessimismus mit den Lippen und gibt ihn der Philosophie wie

Digitized by Google

einen haut-gout, um sie dem Fluch der platten Alltäglichkeit zu entreißen; Hartmann's Philosophiren ist ein Irrlichteriren, sein Licht ein augenverderbendes Flackerlicht! Da können die Bewunderer wie die Gegner Hartmann's ihre Rechnung finden, aber es bleibt bei den Behauptungen, und weder die Größe noch die Verkehrtheit des Philosophen wird irgendwie wissenschaftlich dargethan; Schütz überläßt es dem Leser, sie zusammenzureimen. Aber das Büchlein ist durchaus gut gemeint. Das Christliche wird nicht in dogmatische Satzungen eingeschränkt, sondern in der Gesinnung, in den Thaten der Liebe, in der Erhebung über das niedere Getriebe der Welt zu einer sittlichen Weltordnung gefunden. „Es ist das Geringste, daß das Christenthum eine Lehre ist; nein, eine Macht ist es, ein Contingent von Persönlichkeiten, eine Heilsarmee, deren Glieder von der ersten Zeit bis auf die heutige sich die Hände reichen zum Kampf gegen alles Niedrige, Gemeine, zum Bund der Liebe." Alfred Schütz versucht es nicht, zu begründen, wie wir in Gott das allein wahre Sein erfassen und uns zugleich als wesenhafte Persönlichkeiten, nicht blos als auf- und ablaufende Wellen im Meere des allgemeinen Lebens begreifen können; aber er betont mit Wärme den Werth der Persönlichkeit und stellt der Verneinung des Willens zum Leben vielmehr die Selbstbehauptung, Selbstzucht und Selbstvervollkommnung mit Recht gegenüber; er betont, wie die Liebe als Lebensprincip die göttliche wie die menschliche Persönlichkeit verlangt; „ich soll mich nicht allein in der Liebe zum Anderen verlieren und in ihm verschwinden, ich soll mich im Anderen auch wiederfinden, und der Andere soll an mir etwas haben, eine ausgeprägte sittliche Persönlichkeit; je mehr er an mir findet, desto mehr hat er an meiner Liebe." Schütz sieht im Leidensweg einen Gottesweg, das Elend der Welt soll überwunden, nicht verewigt werden. Er sagt einmal sehr schön: „Welch' ein gesundes Lebensgefühl, welch' eine Kraft persönlicher Selbstbehauptung spricht aus den Worten Beethovens: „ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich nicht! O, es ist so schön, das Leben tausendmal zu leben!" Und wie er hier redet, gerade so redet, — was sage ich? in einem viel gewaltigeren Tone spricht es aus seinen wunderbaren Tonschöpfungen heraus. Alles Kraft und Leben und Selbstbehauptung bis in die Ewigkeit hinein." An solch' erquicklichen Stellen sind die Briefe reich. Ihr Ziel ist die Versöhnung von Kopf und Herz, eine Philosophie, die der Weltwirklichkeit wie der religiösen Erfahrung und Gemüthsstimmung gerecht wird. Aber die wissenschaftliche Durcharbeitung ist nicht fertig, und wir fragen zum Schluß den Verfasser: Warum nehmen Sie gar keinen Bezug auf Bücher unserer Gegenwart, die das bieten, was Sie ersehnen? Kennen Sie die Religionsphilosophie von Otto Pfleiderer? Verachten Sie die Sittliche Weltordnung des Unterzeichneten? Da ist der concrete Monismus mit Bewahrung der göttlichen wie der menschlichen Subjectivität erwiesen und gegen die verneinende Kritik vertheidigt, da ist, was Ihnen ein Geheimniß dünkt, — und Ihnen soll ja eben das Geheime, Ungesehene heilig sein, es würde für Sie aufhören, wenn es begriffen würde! — offenbar, und gerade auch Hartmann gegenüber mit voller Anerkennung seiner Verdienste dargethan, daß „das Unbewußte" nicht leisten kann, was Sache des Geistes ist, und daß das Unendliche, das Eine gar nicht als solches wäre, wenn es seiner selbst nicht inne wäre, nicht alles Unterschiedene in sich zusammenfaßte als das Selbstseiende.

M. Carriere.

Der „Deutsche Literaturkalender auf das Jahr 1885" von Joseph Kürschner (Stuttgart, Speemann) ist, wenn auch mit einiger Verzögerung, doch in der alten Reichhaltigkeit soeben erschienen. Dieser „Hofkalender" aller Literaten, der seine Sonne in voller Unparteilichkeit gleichmäßig über die Großen wie über die Kleinen scheinen läßt, ist nachgerade ein unentbehrliches Nachschlagebuch geworden, nicht nur für alle Redactionen und Verlagsbureaux, sondern auch für Jeden, der mit derlei Anstalten je in Berührung treten will. Die Anordnung ist im Wesentlichen dieselbe geblieben, wie in den früheren Ausgaben; neu hinzugekommen ist nur die „Städteschau", d. h. eine äußerst praktische alphabetisch geordnete Uebersicht der Städte mit dem Verzeichniß der in ihnen hausenden Schriftsteller, Verleger, Redactionen und Rechtsanwälte für literarische Angelegenheiten. Außerdem ist das Werkchen insofern conciser gedruckt, als der Herausgeber auch hier die in seinem „Taschen-Conversations-Lexicon" angewandten Bezeichnungen für die einzelnen Berufsgattungen gebraucht. Ein Lyriker wird jetzt hinter seinem Namen eine Leier, ein Dramatiker eine Maske, ein Feuilletonist eine Feder, ein Historiker eine Krone u. s. w. abgebildet finden; der Text des Werkchens erhält dadurch allerdings einen etwas bunten Anstrich, doch ist die Uebersicht nicht erschwert. Eine große Masse neuer Namen finden wir in dem Adressen-Verzeichniß. In dieser Hinsicht ist der Eifer und die Umsicht des Herausgebers nicht genug anzuerkennen; was an Vollständigkeit für ein solches Verzeichniß überhaupt erreichbar war, das hat er sicher erreicht. Als Titelblatt ist diesmal das Bildniß Gottfried Keller's mit dem Facsimile seiner Unterschrift beigegeben.

Agrarische Zustände in Frankreich und England von Reitzenstein und Nasse. Leipzig, Duncker u. Humblot. Der Verein für Socialpolitik hat den drei Bänden, welche die Gutachten über die bäuerlichen Zustände Deutschlands der Oeffentlichkeit übergaben, nunmehr vorliegenden Band folgen lassen, in welchem uns das bei Enquêten und in der Literatur zu Tage geförderte Material in übersichtlicher Ordnung vermittelt wird. Die Socialöconomen, welche es leider den Naturforschern nicht nachthun und Experimente anstellen können, sind nun gerade in der Agrarfrage in den Stand gesetzt, die verschiedenen Eigenthumsgestaltungen und deren öconomische Consequenzen an drei großen Culturvölkern zu beobachten. Der vorwiegende Kleinbesitz (in Frankreich), der hervortretende Großbesitz (in England) und die Mischung Beider (in Deutschland) haben in jedem dieser Länder abweichende Verhältnisse erzeugt, deren Studium durch das von den Verfassern objectiv wiedergegebene Material sehr erleichtert wird. Selbst nach Berücksichtigung der natürlichen Vortheile Frankreichs erscheint das Bild der agrarischen Zustände dieses Landes noch immer als das weitaus günstigste, wogegen die constante Verwandlung englischen Ackerlandes in Weide, für welchen Proceß man vergebens nationalöconomische Gründe vorzuführen versucht, ein erschreckendes Schauspiel abgibt; freilich nicht abschreckend für die 5408 Personen, welche Eigenthümer von fast $^2/_3$ des ganzen cultivirten Landes in England und Wales sind. In unserer Zeit, die ihr wirthschaftliches Ideal im Kleineigenthum und Großbetrieb sieht, ist die gegenwärtige Gestaltung der englischen Zustände: Großeigenthum und relativer Kleinbetrieb, unhaltbar. Das Buch bietet jedenfalls nicht blos den Fachgelehrten, sondern auch Solchen, die nur gelegentlich an die Agrarfrage herantreten, reiche Gelegenheit zu anregenden Studien. W.

Joseph Sittard. Zur Einführung in die Geschichte der Aesthetik der Musik. Zwei Vorträge (Stuttgart, Zumsteeg). Der geschätzte Lehrer und Kenner der Musik hat in zwei kurzen Vorträgen eine Uebersicht der Entwickelung der verschiedenartigen Anschauungen der Musik veröffentlicht. Der Gegenstand ist mit klarer Auffassung und in präcisem knappem Style behandelt. Das Büchlein wird also gewiß viele Leser in den musikfreundlichen Kreisen finden.

H. E.

Die Gefangenen. Geschichten und Bilder in Arabesken von Otto Haggenmacher. Leipzig, Otto Wigand. — Der Züricher Dichter wandelt hier in den Spuren seines Landsmannes Gottfried Keller, ohne jedoch das Vorbild zu erreichen. Wie Keller in seinem „Sinngedicht", gibt Haggenmacher einem Strauß verschiedener kleiner Erzählungen dadurch ein gemeinsames Band, daß er sie von Menschen vortragen läßt, deren Erlebnisse selbst wieder eine Geschichte bildet. Die Erzähler gehören in diesem Falle einer auf einer Sennhütte mitten im Hochsommer eingeschneiten Gesellschaft an und sind gut charakterisirt. Leider sind die Geschichten, mit welchen sie ihre unfreiwillige Gefangenschaft abzukürzen suchen, nicht alle unterhaltend, sondern zum Theil sogar überflüssig sentimental und breit angelegt, so daß es uns scheint, die gefangene Gesellschaft würde sich besser unterhalten haben, wenn sie die feierlichen Erzählungs-Sitzungen etwas abgekürzt hätte.

O. B.

Digitized by Google

Parlamentswissenschaft. Von Siegmund Figdor. I. Die parlamentarische Taktik. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.) Der erste Ansatz zu einer systematischen Bearbeitung der Lehre vom Parlamente. Man fühlt dem Buche sofort an, daß man einer lange gepflegten, aus umfassender Sachkenntniß aufgebauten Arbeit gegenübersteht; dennoch glauben wir uns zu einem abschließenden Urtheil noch nicht berechtigt. Es muß erst abgewartet werden, was der Verfasser in der Verlängerungslinie seiner Prolegomena bieten wird, und vor allem, ob es ihm gelingen wird, aus der rein logischen abstracten Sphäre den Uebergang zu den lebendigen historischen Erscheinungen des wirklichen staatlichen Lebens zu gewinnen. St.

Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland von Georg Finsler. (Frauenfeld, J. Huber.) Die vorliegende Reisebeschreibung ist von einem jungen Archäologen verfaßt, der Italien und Griechenland studienhalber durchwanderte. Gibt es nicht fast schon zuviel solcher archäologischer Reiseberichte aus dem Süden? so fragt man sich wohl, wenn man das Buch zur Hand nimmt; man schlägt es ein wenig mißtrauisch auf, man liest eine Seite oder zwei, nur um nachzusehen, wie der Wanderer erzählt, und schließlich — kann man sich nicht mehr von ihm trennen. Man lauscht seiner Plauderei, nicht ebensosehr um der Neuheit des Stoffes willen, sondern weil man Interesse für seine Persönlichkeit gewonnen hat; man folgt ihm auf seinen Streifzügen, macht mit ihm Studien und erlebt in seiner Gesellschaft kleine Abenteuer und scheidet endlich von ihm mit fröhlichem Danke für die genußreichen Stunden, die er uns verschaffte. Ein reiches Material von archäologisch interessanten Beobachtungen aus Italien, Sicilien und Griechenland, eine Fülle von kleinen Zügen aus dem italienischen Volksleben, ein harmlos-fröhlicher Ton, den der Wanderlustige reizend anschlägt, viel feine Empfindung und ein helles Auge für landschaftliche und menschliche Schönheit — das Alles tritt uns in jedem Theile des Buches lockend entgegen und fesselt unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich. O. B.

Gestalten aus Wallenstein's Lager I. Johann Merode von Hermann Hallwich. Leipzig, Duncker u. Humblot. — Auf Grund von Briefen, welche hauptsächlich in den Archiven von Wien sich finden, unternimmt es der als Wallenstein-Forscher längst bekannte Verfasser, die Wallenstein'schen Generale, von denen die meisten uns durch Schiller vertraute Gestalten geworden sind, in historischer Treue zu zeichnen. Er verspricht uns, außer der vorliegenden die Lebensskizzen von Aldringen, Marradas, Ilow, Holk und Octavio Piccolomini in fortlaufender Folge zu geben. Das Bild nun, welches er uns von Merode entwirft, läßt erwarten, daß dieses ganze Unternehmen des Verfassers ein recht verdienstliches und gut durchgeführtes sein wird. Merode, der schon vor Wallenstein's Sturz 1633 in der Schlacht bei Oldendorf fiel, wird wohl in Schiller's Wallenstein nirgends erwähnt und ist deshalb uns remder als die anderen Generale — höchstens durch die „Merode-Brüder", in welche damals die marodeurs umgetauft wurden, in weiteren Kreisen bekannt. Um so überraschter sind wir durch sein hier vorliegendes Lebensbild, denn wir lernen in ihm einen kühnen, zum Höchsten befähigten, für seine Zeit hochgebildeten und auch als Mensch trefflichen General kennen, den nur sein Schicksal, das ihn neben einen größeren stellte, und sein früher Heldentod in ein größeres geschichtliches Dunkel rückten als seine, ihn in vieler Beziehung nicht erreichenden Genossen. — Der Verfasser versteht es vortrefflich, seine wissenschaftlichen Funde in lesbare Form zu hüllen. Das Buch ist deshalb allen Freunden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Sänger der „Felicia."

I.

Zu der in Nr. 10 der „Gegenwart" unter der Ueberschrift „Ein moderner Minnesänger" enthaltenen Besprechung meines „Frauenlob" bemerke ich:

1) In genanntem Werke führe ich das Wort „Minne" keineswegs „besonders häufig im Munde". In den achtzig Gedichten, auf 167 Druckseiten, findet sich das Wort „Minne" nur acht Mal (Nr. 10, 19, 20, 45, 47, 55, 60, 63); außerdem ein Mal (Nr. 15) das Adjectiv „minniges" und ein Mal (Nr. 45) das Particip „minnend". Und nie ist das Wort in einer Bedeutung gebraucht, die nicht durch den herrlichsten Schatz unserer nationalen Poesie, die Nibelungenlieder, berechtigt wäre.

2) Es ist unrichtig, daß ich „am liebsten in Daktylen dichte", daß „das daktylische Versmaß für mich bezeichnend" sei.

Von den 80 Gedichten sind 33 in iambischen, 24 in trochäischen, 17 in anapästischen, 6 in gemischten, aber nicht ein einziges in daktylischen Versmaßen geschrieben.

Otto Franz Gensichen.

II. Antwort.

1) Im Nibelungenlied ist die „Minne", auch die sinnliche, auf das sittliche Verhältniß der Ehe gegründet, was sich weder von „Felicia" noch von „Frauenlob" behaupten läßt. Wenn hier das Wort „Minne" zehn Mal erscheint — an keiner Stelle liegt eine innere Berechtigung zu seinem Gebrauche vor —, so dürfte das schon hinreichend sein, um es als Merkmal eines ohnehin ärmlichen Wortschatzes hinzustellen. Hat doch Herr G. gegen die Bezeichnung des geschmackvollen Wortes: „Huldmadonna", das sich nur 4 oder 5 Mal findet, als „Lieblingsausdruck" nichts einzuwenden.

2) Wer nennt Verse, wie:

„Nun	schaukle ich	wieder auf	schäumender	See"
⏑	– ⏑ ⏑	– ⏑ ⏑	– ⏑ ⏑	–

nicht Daktylen? Herr G. nimmt Anapäste, mit einem Jambus an erster Stelle an, theilt also obigen Vers, die Worte sprachwidrig zerreißend, in folgende Füße:

„Nun schau | kle ich wie | der auf schäu | mender See".

3) Es ist nicht behauptet worden, Herr G. habe das daktylische Versmaß häufiger als das jambisch-trochäische verwandt, sondern er zeige eine Vorliebe für dasselbe. Von einer solchen zu sprechen, beberechtigt das Verhältniß 17, resp. 23:80 vollauf, gegenüber der äußerst sparsamen Verwendung des Daktylus seitens der ersten unter den modernen Lyrikern.

Auf jeden Fall ändern die Einwendungen des Herrn G. an dem Resultate meiner Kritik, welche das Wesen und den Gehalt seiner Poesie angreifen und in ihrer Hohlheit bloßlegen wollte, nicht das Geringste.

Paul Schütze.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **W. Spemann**, Stuttgart u. Berlin

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 61, 1. Abt.: Lessings Werke IV, 1 (Recensionen u. anderes aus Zeitschriften). Hrsg. v. R. Boxberger. VII u. 288 S., brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Kanarienvögel

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Mit den vor einem Jahre von Ihnen bezogenen Harzer Vögeln bin ich sehr zufrieden. Dragica, Hauptm. 8. Inf.-Reg., Brünn."

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung

Berlin W., 29 Behrenstr.

IV.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/3 1/6 1/4 = Pfd.-Dose

850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

A. Baron von Roberts.

Von dem neuerdings zum zweiten Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Eimelen** in **Dresden** und **Leipzig:**

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben:

Die Nihilisten.

Von

Johannes Scherr.

Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Verlag von Gerh. Stalling, Oldenburg

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tannert, Dr. R., Wider die Zünftelei in der Musik.

Eine Streitschrift. geh. 80 Pf.

(Ist besonders gegen Hanslick gerichtet.)

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Fürstengunst

von

A. H. C. Wallis.

Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H.

Drei Bände, 338, 370 u. 422 S. 8°. geb. *M* 18.— Eleg. geb. *M* 21.75.

Die pseudonyme Verfasserin, Tochter eines hochverdienten Professors der Universität Utrecht, hat sich bereits durch eine Reihe von novellistischen und dramatischen Dichtungen in ihrem Vaterlande einen sehr ehrenvollen Namen gemacht. Kraft der Charakterzeichnung, Feinheit und Tiefe der psychologischen Entwicklung zeichnen auch diese Erzählung aus.

Soeben erschien:

Geschichte Karls V.

von

Hermann Baumgarten.

Erster Band.

Großoctav. XVI und 536 Seiten.

M. 10.—

Inhalt: Einleitung. Familie und Erziehung. Anfänge der Regierung. Spanien. Karls Eintritt in dasselbe. Die Kaiserwahl. Nach der Wahl. Die Comuneros. Zwischen England und Frankreich. Die Krönung. Machiavelli und Luther. Spanische und europäische Nöte. Der Reichstag zu Worms. Villalar und Worms. Kaiser und Papst.

Anhang: Ueber Machiavelli's Principe.

Stuttgart, März 1885. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben erschienen:

Die Aristokratie des Geistes

als Lösung der socialen Frage.

Ein Grundriss der natürlichen und der vernünftigen Zuchtwahl in der Menschheit.

Gr. 8, eleg. br. M. 3.—

Leipzig—Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Soeben erschien bei **A. L. Prager** in **Berlin, N.W. 7.** und ist durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung zu beziehen:

Die

Philosophie des Rechts

von

Diodato Lioy,

Professor der Nat.-Oekonomie an der Univ. zu Neapel.

Nach d. 2. Aufl. des Orig. m. Genehm. d. Verf. übersetzt von

Dr. jur. Matteo di Martino.

XX., 552 S. S., gr. 8, brosch. M. 10.—, eleg. Hfzbd. M. 12.—.

Die in Deutschland bisher weniger beachtete italienische Philosophie wird dem Deutschen Publikum durch dieses Werk näher gebracht, und ist dasselbe nicht nur dem Fachgelehrten, sondern auch jedem Gebildeten bestens zu empfehlen.

Ossip Schubin's

neuer, größerer, im modernen Leben spielender Roman

„Gloria victis"

eröffnet das Aprilheft der

„Deutschen Rundschau"

und wird in den weitesten Kreisen tiefgehendes Interesse erwecken. — Dasselbe Heft bringt ferner u. A. folgende bedeutungsvolle und hervorragende Beiträge: **„Händel, Bach und Schütz"** von **Ph. Spitta**, **„Die Parlamentsreform in England"**, **„Bilder aus dem Berliner Leben"** von **Julius Rodenberg**, **„Reisen in den Andes von Chile und Argentinien"** von **P. Güssfeldt**, **„Corporal Sylvester"**, Erzählung von **Salvatore Farina**, **„Das älteste Manuscript von H. Heine's Romantischer Schule"**, **„Politische-"** und **„Literarische Rundschau"** 2c. 2c.

☞ **Abonnements-Aufträge** nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, **Probehefte** sendet auf Verlangen die Verlagsbuchhandlung von

Gebrüder Paetel in Berlin W.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands äußere und innere Lage. Von Karl Blind. — Zur Tiefseeforschung. Von Ernst Voges. — **Literatur und Kunst:** Lyrische Novitäten. Besprochen von Ernst Ziel. — Aus Fritz Reuter's Nachlaß. Von Oskar Bulle. — Ein englisches Buch über Peter den Großen. Von A. Brückner. — Eine deutsche Opernschule. Betrachtungen und Vorschläge. Von H. Ehrlich. — **Feuilleton:** Pienza. Eine toscanische Skizze. Von Ludwig Hevesi. — Notizen. — Inserate.

Englands äußere und innere Lage.

Von Karl Blind.

Als Marschall Rückwärts, nicht als Marschall Vorwärts hat sich Wolseley diesmal gezeigt — „Englands einziger Feldherr", wie er bisher rühmend genannt worden war. Nach Khartum hin ist die Unternehmung auf Monate hinaus abgebrochen. Dafür sind zwanzigtausend blaue Brillen für das englische Heer nach dem Sudan abgegangen. Wolseley selbst, der ein gläsernes Auge trägt, ist in der Sehkraft seines anderen bedroht. So lautet, trotz halbamtlicher Beschwichtigungsmeldung, eine Nachricht aus guter Quelle. Welche Qualen die Truppen bei der nun beginnenden Gluthhitze vom „General Sonnenstich" werden leiden müssen, läßt sich nach den Schilderungen Derer ermessen, die uns aus Erfahrung über jene Schreckensgegend erzählen.

Mittlerweile verlautet: man wolle wieder einmal die Guineen im blutbedeckten Wüstensande rollen lassen, um Bundesgenossen gegen den Mahdi zu werben, wie früher gegen Arabi. Im Sommer soll dann die Metzelei vor Khartum abermals beginnen, wie jetzt vor Suakim. Selbst im günstigsten Falle aber bliebe der Feldzug eine aussichtslose wilde Kameeljagd, und England hätte sich mit einer ständigen schweren Aufgabe belastet, die seine geringe Streitmacht fast zu Boden zieht.

Unterdessen stehen Rußlands Vorposten bereits am Felsenthore Indiens — nein, innerhalb desselben, nicht weit von Herat!

Bei so gefahrvoller Lage bemüht sich die englische Fortschrittspartei von Neuem, das Gladstone'sche Cabinet vom Abgrunde wegzuziehen. Die kommenden Festtage sollen zu Massenkundgebungen dafür benutzt werden. In London steht ja der sausende Webstuhl der Politik nie still. Um der Zukunft des Reiches, wie um des Fortbestandes einer liberalen Regierung willen wäre es zu wünschen, daß die erneuten Mahnungen nicht wiederum ungehört verhallen. Von drei oder vier Seiten ist ja das Ministerium in dieser Sudanfrage im Parlament bedroht gewesen und noch bedroht.

Da sind zuerst die Tories. Immer nach neuem Land- und Machterwerb begierig, sind sie dem Ministerium aufsässig, weil es den Krieg zu spät, zu lässig, nicht glücklich geführt hat. Dann eine Gruppe Whigs. Von Hrn. Göschen geführt und mit Speculantenthum zusammenhängend, gehen sie Hand in Hand mit den Tories und suchen Gladstone beiseite zu schaffen, um sich selbst an die Stelle zu setzen. Drittens eine wirklich freisinnige Partei. Eingedenk des von dem Premier früher gebrauchten Ausdruckes: „Das Volk des Sudan kämpft mit Recht für seine Freiheit" (a people rightly struggling to be free), will diese Partei ihn beim Worte fassen, ihn zwingen, nach der eigenen Erklärung zu handeln. Endlich kommen die Parnelliten, welchen die Verhandlungen des Unterhauses nur als Gelegenheit zum reinen Jux und zur Verübung von Frechheiten dienen. Sie werfen sich bei der Abstimmung zuerst auf die Tory-Seite, obwohl diese den Krieg und die Niederzwingung der Araber will; und gleich darauf auf die Fortschritts-Seite, die gerade umgekehrt den Abbruch der Feindseligkeiten und die Räumung des Sudan verlangt. So handeln die Parnelliten als politische Hanswürste.

Als Gladstone ins Amt trat, gebot er über eine Mehrheit von 116 Anhängern. Selbst angenommen, daß die Home-Ruler zu den Gegnern übergingen, blieben ihm damals immer noch etwa 65 Stimmen Mehrheit. Diese hat er allmählich in der egyptischen Sache ganz herunter verspielt: im vorigen Jahre auf 49; dann auf 28; in der heurigen Tagung auf 14.

Zu diesen Vierzehn gehörten die Minister selbst! Hätten sie nicht für das eigene Verbleiben im Amt gestimmt, so wäre das Cabinet in die Minderheit gerathen. Von einer Anzahl liberaler Abgeordneter weiß man überdies zur Genüge, daß sie die knappe Mehrheit zu Gunsten der Regierung nicht etwa deshalb zu Stande bringen halfen, weil sie die egyptische Staatskunst oder Staats-Unkunst derselben gutheißen, sondern lediglich weil sie die Bildung eines toryistischen oder whiggistisch-conservativen Ministeriums verhindern wollten. Um die ganze innere Schwäche des Cabinets zu erkennen, muß man deshalb die 112, für den Antrag von Hrn. John Morley abgegebenen Stimmen, wovon nahezu zwei Drittel aus denen von Fortschrittsmännern bestanden, ebenfalls in Anschlag bringen. Dieser Antrag war auf Abbruch des Krieges gerichtet.

Betrachtet man den Lauf der Ereignisse seit Gladstone's Amtsantritt, so kann man sich nicht genug über die furchtbare Verblendung wundern, die ihn 1882 zu der Missethat vor Alexandria trieb und noch jetzt bei dem nutzlosen Metzelgeschäfte in der afrikanischen Einöde festhält. Was jeder ruhige Beobachter wußte: daß Irland durch eine auf Gewaltthat sinnende, mit Geheimbünden zusammenhängende Partei von Reichsfeinden durchwühlt sei — das hatte er, gestandenermaßen, bei Amtsantritt nicht gewußt! Das Erwachen aus seinem Friedenstraume oder Narren-Paradiese war ein entsetzliches. Was lag da näher, als sich inmitten dieser inneren Schreckniss nicht auch noch freventlich eine süd-afrikanische Schwierigkeit auf den Hals zu laden?

Digitized by Google

Er that es doch. In der stärkstmöglichen Sprache hatte er, kurz vor Uebernahme der Premierschaft, das Recht der Bürger des Transwaal auf Wiederherstellung der bedingungslosen Unabhängigkeit ihres Freistaates anerkannt und gefordert. Ein Jahr lang mahnten diese vergeblich an die Erfüllung der Zusage. Dann brachen sie während der heftigsten Wirren in Irland mit den Waffen in der Hand los. Man weiß, wie schließlich England seinen Rückzug aus Transwaal antreten mußte.

Kaum war diese süd-afrikanische Verwickelung auf eine Weise gehoben, die in der Brust vieler Engländer einen Stachel zurückließ, so stürzte sich Gladstone, während in Irland fortwährend Gräuel auf Gräuel folgten, in Nord-Afrika in ein neues Kriegsunternehmen, indem er es nur spöttisch als „keinen Krieg" bezeichnete. Hier, wie in Bezug auf die Transwaal-Republik, war er allen freisinnigen Grundsätzen, war er seinem wiederholten Versprechen, eine auf „Frieden und Sparsamkeit" gegründete Fortschrittsregierung einsetzen zu wollen, schmählich untreu geworden. Hatte er das nicht hundertmal, auf Volksversammlungen, in Eisenbahnhöfen, zum Wagenfenster heraus, selbst wenn die Schaffnerglocke schon zu läuten begann, mündlich, brieflich, postkartlich zugesagt?

Mit irischen und egyptischen Wirren auf dem Halse, mußte er sich auf ein russisches Vorgehen in der Richtung nach Indien hin gefaßt machen. Auch das hielt ihn nicht ab, sich am Nil die Hände zu binden! Hatte er doch einst, um der, in Bezug auf Afghanistan vorschauenderen Politik Beaconsfield's entgegenzutreten, den großen Gedanken geäußert: „Selbst wenn Indien, etwa durch eine Erdumwälzung, eines Tages ins Meer versänke, so würde sich die englische Thatkraft schon auf einem anderen bewohnbaren Theile des Erdballs neue Pfade zu öffnen wissen." — Erklärt sich vielleicht daraus seine Haltung in Sachen Angra Pequenas und Neu-Guineas?

So viel ist gewiß: auf den thörichten Einbruch nach Egypten folgte Rußlands Vordringen nach Merw. Jetzt hat es die Bärentatze schon auf Afghanistan gelegt; und in England weiß man sich keinen Rath, wie ihm zu begegnen.

Wieder hatte Gladstone die beste Gelegenheit im vorigen Jahre, durch Erfüllung seiner alten Zusage gute Freundschaft mit der Süd-afrikanischen Republik herzustellen. Aber im Gegensatz zu dem doch gewiß hinreichend conservativen Lord Derby ist gerade er es gewesen, der selbst dann noch darauf drang, dem einst von Beaconsfield vergewaltigten Freistaate eine lästige Vertragsfessel anzuheften. Ueber das dadurch erzeugte Gefühl haben uns die Häupter der Transwaal-Regierung, die uns den Text des Abkommens eine halbe Stunde vor Unterzeichnung im Auswärtigen Amte zeigten, nicht im Unklaren gelassen. Schließlich hat Gladstone's Regierung den Vertrag selbst gebrochen, indem sie widerrechtlich ihre Schutzherrschaft über Betschuana-Land ausrief. Und so stehen jetzt englische Truppen, unter dieser Friedens-, Fortschritts- und Sparsamkeits-Regierung zugleich am Nil- und am Waal-Fluß in Afrika!

Zehn Millionen Pfund Sterling haben die egyptischen Feldzüge schon im Wüstensande aufgesogen. Zwanzig Millionen werden bald verschleudert sein. Unterdessen gährt es beständig in Irland. In Nordwest-Schottland greift die Bewegung gegen hartherzige Gutsbesitzer mit Macht um sich. Die Reichshauptstadt wird ab und zu durch Dynamit-Sprengungen bis in den Parlamentspalast und die Burg der Altstadt hinein erschüttert. Brodlose Arbeitermassen, von communistischen Rednern angefeuert, schicken ihre Abordnung mit Drohworten vom Themse-Kai bis ins Allerheiligste von Whitehall.

Hätte nicht Gladstone, die Sinnesart der Masse seiner Landsleute wohl kennend, die Bauernschlauheit gehabt, die Menge mit der Stimmrechts- und Neuvertheilungs-Bill zu beschäftigen, während er im Auslande die Dinge verpfuschte: längst wäre er, all' dieser Mißgriffe halber, zu Falle gekommen. Diese Stimmrechts-Bewegung drohte freilich ihm selbst zuletzt über den Kopf zu wachsen. Da entschloß er sich über Nacht, den Grafen Salisbury, seinen Todfeind, in das Khartum von Downing Street hineinzurufen und ihm den Willen zu thun. Als Dank dafür hat der Tory-Führer ihm in der egyptischen Frage im Oberhause eine Niederlage mit 189 Stimmen gegen 68 beigebracht.

So tief ist nun freilich die Macht der Volksvertretung unter diesem liberalen Premier noch nicht gesunken, daß das Herrenhaus über den Bestand eines Ministeriums entscheiden könnte. Anders steht es hinsichtlich der Abstimmung der erwählten Abgeordneten des Volkes, bei denen die Erbweisheit nicht als angeboren gilt. Bei diesen ein „Nicht-Schuldig" mit nur 14 Stimmen Mehrheit erlangt zu haben, wobei die Angeklagten selbst durch Stimmabgabe sich mit knapper Noth vor dem „Schuldig" retteten: das ist ein kläglicher Sieg. Noch ein solcher — und das Cabinet ist verloren.

Es war unter diesen Verhältnissen nur klug von Seiten Granville's, seinen Frieden mit Deuschland zu machen. Gladstone ist mit ähnlicher Erklärung gefolgt. Wer sie aufmerksamer liest, wird freilich in ihr einen gewissen hohen Ton finden, darauf berechnet, einen Gegensatz zu Granville's Sprache zu bilden, welche von chauvinistischen Franzosen so übel vermerkt worden war. Dem Manne, der 1863, im Verein mit Napoleon III., Deutschland wegen Schleswig-Holsteins den Krieg hatte erklären wollen, und der sich dessen noch vor seinem letzten Amtsantritte rühmte; dem Manne, der auf der ritualistischen Seite der englischen Hochkirchler steht, also dem Kulturkampfe abgeneigt ist; dem Manne, der es mit der slavischen und russischen Sache hielt und darum nicht bloß gegen die Türkei, sondern auch gegen den jetzigen Bundesgenossen Deutschlands, gegen Oesterreich-Ungarn, erging: ihm wird es natürlich doppelt und dreifach schwer, so zu reden, wie Granville es gethan.

Ein Irrthum wäre es freilich, zu meinen: unter den Tories würde das besser. Im Gegentheil; was die deutsche Ansiedelungspolitik betrifft, so würde es unter dieser Partei für uns nur schlimmer werden. Im liberalen Lager, dessen sei man drüben versichert, lassen sich immer noch Hebel ansetzen, mit denen Manches erzielt werden kann. Die Tories mögen heute das liberale Cabinet, was seine Stellung zu Deutschland betrifft, mit Worten angreifen. Ans Ruder gelangt, würden sie sich in Thaten ergehen, welche rasch genug wider sie zeugen müßten.

Zum Schutze Indiens allerdings träte eine conservative Regierung fester gegen Rußland auf, als ein Gladstone und ein Granville es mit ihrer Vergangenheit vermögen. Doch die Gewalt der Ereignisse drängt da zu einer Lösung, bei welcher es sich bald darum handeln wird, ob selbst die bisherigen Freunde der Petersburger Regierung sich zu einer That ermannen, oder ob England herabzusteigen gedenkt von seiner Stellung als Weltmacht.

Zur Tiefseeforschung.

Von Ernst Voges.

Angeregt durch die wissenschaftlichen Ergebnisse der neulichen Expeditionen des „Traveilleur" und „Talisman" haben jüngst französische Physiologen interessante Experimente angestellt über die Wirkungen des Druckes auf verschiedene Organismen. Man setzte dieselben solchem Drucke aus, wie er gewissen Meerestiefen entsprach. So brachte Renard ein Quantum Hefe unter den Druck von 1000 Atmosphären, welcher der Tiefe von 6500 Faden entsprach. Nach einer Stunde fand man sie mit einer Zuckerlösung gemischt. Aber die Stunde verfloß, ohne daß sich irgend eine Gährungserscheinung zeigte. Eine Mischung von Hefe und Zuckerlösung gährte überhaupt nicht, solange sie dem Drucke von 600 Atmosphären, der einer Tiefe von 3900 Faden entsprach, ausgesetzt

Digitized by Google

war. Ließ Renard solchen Druck auf Infusorien und Mollusken wirken, so verfielen sie in einen schlafähnlichen latenten Zustand. Derselbe gleicht der Kälte- und Wärmestarre, worin die Thiere gerathen, wenn sie bestimmten niedrigen oder hohen Temperaturgraden unterliegen. Sie erholten sich von ihrer Erstarrung, nachdem sie sich längere oder kürzere Zeit unter normalen Bedingungen wieder befunden. Ein Fisch mit fehlender oder luftleerer Schwimmblase ertrug unbeschadet einen Druck von 100 Atmosphären, der einer Tiefe von 650 Faden entspricht. Bei 200 Atmosphären verfällt er der Druckstarre, aus der er jedoch zurückkehrt, sobald der Druck nachläßt. Kommen 300 Atmosphären über ihn, was 2000 Faden Tiefe entspricht, so stirbt der Fisch. Den Druck gewann man durch Wasser, das keine andere Luft enthielt als die bei gewöhnlichem atmosphärischen Druck aufgenommene. Insoweit wurden also die Experimente unter ähnlichen physikalischen Bedingungen vorgenommen, wie sie sich in der Tiefsee vorfinden. Es wäre zu wünschen, daß diese Versuche, welche wohl die ersten ihrer Art sind, unter den nöthigen Cautelen eine weitere Vervollständigung erführen. Anscheinend dürften sie uns im weiteren Verfolg ganz neue Gesichtspunkte über die physikalischen Lebensbedingungen der Organismen eröffnen.

Aehnliche, wenn auch in anderer Absicht unternommene Experimente stellte Paul Bert an. Er suchte nämlich die Wirkung des Wassers auf Lebewesen zu erforschen, wenn das Wasser unter dem Drucke comprimirter Luft steht. Wurden junge Aale längere Zeit einem Drucke von 7 Atmosphären ausgesetzt, dann starben sie; bei 15 Atmosphären erfolgte der Tod sehr rasch. Was Bert hierbei besonders betont, das ist der große Unterschied zwischen diesen künstlichen und den natürlichen Bedingungen, welche die Tiefsee aufweist, wo der Gehalt des Sauerstoffs an der Oberfläche unter dem Druck von nur einer Atmosphäre aufgenommen ist.

Wohl trachtete man darnach, die Thiere während der Versuche unter ähnliche natürliche Lebensbedingungen zu bringen, wie sie in der Tiefsee herrschen. Aber das war doch nur im geringen Maße möglich. Schon die unvermittelte Ueberführung von einem geringeren unter einen stärkeren Druck und nicht die allmähliche Gewöhnung, wie sie im Meere stattfindet, wenn die Thiere nach Gefallen in den Tiefen auf- und abwärts steigen, macht die Gleichförmigkeit mit den Tiefseebedingungen unmöglich. Dazu kommt als gewichtigstes Moment das Mißverhältniß in der Zusammensetzung der Luft des Meerwassers und der des Experimentirwassers. Im Meere erneuern die Strömungen den Sauerstoffgehalt und führen die schädliche Kohlensäure, welche die Thiere ausathmen, hinweg. In dem Versuchswasser aber vermindert sich der Sauerstoff, während die Kohlensäure zunimmt, weil die Thiere den vorhandenen Sauerstoff im Athmungsproceß verbrauchen und die Kohlensäure abgeben. Wird also die Luft nicht in dem Wasser erneuert, so erlischt schließlich das thierische Leben. Ob deshalb die Thiere nur allein dem ausgesetzten hohen Drucke oder auch dem eintretenden Sauerstoffmangel im Wasser zum Opfer fallen, das müssen erst weitere Versuche erweisen. Jedenfalls, so interessant diese Experimente an sich auch sind, geben sie uns doch in der Art, wie sie jetzt vorliegen, kein richtiges Bild von dem Einfluß der physikalischen Lebensbedingungen, die in den Tiefen herrschen.

Großen Einfluß auf das Tiefenleben hat sodann die Temperatur. Von ihr hängt vornehmlich die Verbreitung der Thiere im Meere ab. Welche Bedeutung im Allgemeinen die Temperatur für das Leben hat, weiß wohl Jedermann. Ich erinnere nur an den Einfluß der Jahreszeiten auf die Entwickelung des Lebens! Wie ungleich wirken da nicht Kälte und Wärme auf den Organismus. Aber es ist dann nicht gerade der niedrigere oder höhere Temperaturgrad als solcher, nicht die absolute Kälte oder Wärme, welche immer so verändernd wirken, sondern die Ungleichförmigkeit, der jähe Wechsel in den Temperaturzuständen. Dahingegen ertragen Thiere bei einer allmählichen Gewöhnung gewisse Temperaturgrade, die ihnen sonst schädlich sein würden. Natürlich verhalten sich die einzelnen Organismen ganz ungleich gegen ein und denselben Temperaturgrad. Während die einen ihn unbeschadet ertragen, ruft er bei anderen bestimmte Organisationsveränderungen hervor und dritten bringt er gar den Tod. Manche Thiere sind geradezu Sklaven der Temperatur. Die Teichhornschnecke vollzieht den Stoffwechsel und das Wachsthum nur bei 14—15° C. Wasserwärme, wie Semper fand. Hält das Wasser 30—32° C., so stellt sie jegliche Arbeit ein; bei 20° C. fühlt sie sich am wohlsten. Die meisten Thiere, welche in unmittelbarer Nachbarschaft mit der Teichhornschnecke leben, sind freilich in dieser Hinsicht besser daran. Sie brauchen sich nicht an solche Temperaturen zu kehren. Das Insect, der Frosch, der Vogel leben dort bei höheren und niedrigeren Temperaturgraden, welche der Schnecke schaden würden. Solche Thiere nun, welche starke Temperaturschwankungen ertragen können, nennen wir mit Möbius eurytherme; solche, die nur geringe Schwankungen um ihr Temperatur-Optimum herum, das heißt um die ihnen am zuträglichsten Temperaturgrade, ertragen können, bezeichnet man als stenotherme Thiere.

Und wie äußert sich der Temperatureinfluß auf das Leben? Allgemein in gewissen Reactionserscheinungen, die in der Art der Bewegung, der Ernährung, des Wachsthums und der Vermehrung zum Ausdruck kommen. Und insofern verhalten sich Kälte und Wärme in ihren Wirkungen gleich, als nach der einen wie nach der anderen Richtung hin bei gesteigerten Graden das Leben allmählich latent wird, um, ist eine bestimmte Grenze überschritten, zu erlöschen. Wärme wie Kälte rufen den Sommer- beziehungsweise den Winterschlaf mancher Thiere hervor, in welchem sich ihre Lebensthätigkeiten auf ein Minimum beschränken. In die Kältestarre, wie Roßbach den Zustand nennt, wo die Bewegung vollständig aufhörte, verfielen Infusorien bei 3° bis 2° C. über Null. Hielt diese Temperatur länger an oder wurde sie weiter erniedrigt, so starben sie. Dahingegen ertrug die Teichhornschnecke noch dieselbe Temperatur, wie Semper beobachtete. Aber ihr Wachsthum litt darunter. Es entstanden Zwergformen. Diese experimentelle Beobachtung des directen Einflusses der Kälte auf das Wachsthum illustrirt die bekannte Thatsache, daß Kälte allgemein das Wachsthum hemmt, Wärme aber beschleunigt. Wer dächte dabei nicht gleich an die Zwergformen des Lebens, wie sie an den Polen und auf hohen Bergen vorkommen, und an die Riesenformen der Tropen, obwohl es die Temperatur nicht allein ist, welche sie hervorbringt. So weit geht die Resistenzfähigkeit mancher Thiere gegen Kälte, daß sie unbeschadet das Einfrieren ertragen. Wenigstens berichtet man von Seerosen, Rundwürmern, Insecten, Krebsen, Meeresschnecken, Fröschen, Kröten und Fischen, daß sie vollständig einfroren und beim Aufthauen wieder auflebten. Eine ganz besondere Resistenzfähigkeit gegen hohe Kältegrade haben die Eier und Embryonen der Insecten, Krebse, Lachse u. a. und die Keimkörper der Moosthierchen, was für die Erhaltung der Art von größter Bedeutung ist.

Aehnlich wie die Kälte äußert sich die Wärme auf die Thierwelt. Zunächst steigert sie bis zu einer gewissen Grenze die Lebensthätigkeiten. Auch hier ist das Wärmeoptimum für jedes Thier ein anderes. Wird dasselbe überschritten, so lassen die Lebensthätigkeiten nach und erlöschen bei einem bestimmten Grade ganz und führen zum Tode. Die energischste Bewegung zeigen die Infusorien nach Roßbach bei 30° C. Wird diese Temperatur erhöht, so verlangsamt sich die Bewegung der contractilen Vacuolen und der Körperborsten, um bei 45° C. ganz zu erlöschen und zum Tode zu führen. Auf die Generationsthätigkeit äußerte sich die Temperatur in der Weise, daß Kiemenfußkrebse, mit denen Brauer experimentirte, bei 19° C. wohl wochenlang lebten, aber nicht geschlechtsreif wurden. Als sie jedoch in eine Temperatur von 11° C. kamen, waren sie schon nach zwei Tagen geschlechtsreif. Und ihre Eier gelangten erst dann zur Entwickelung, als sie auf kleine langsam schmelzende Eisstückchen gebracht waren. Werden Thiere der Nordsee einer directen Sonnenwärme unter 30° C. ausgesetzt, so sterben sie, während der Kiemenfuß sich recht behaglich dabei fühlt. Die höchste bis jetzt beobachtete Temperatur, welche Thiere unbeschadet ertrugen, war 75° C. In ihr leben die Bewohner der heißen Quellen von Tozer und Cafra in Tunis. Das ist um so wunderbarer und bis jetzt noch unerklärt, als sonst das thierische Protoplasma, diese Lebenssubstanz, bei 40—50° C. abstirbt.

Digitized by Google

Auffällig beeinflußt die Wärme aber die Generationsthätigkeit der Thiere. Es sei nur des Umstandes gedacht, wie die Eier und Larven mancher Thiere, welche die Winterkälte in der Entwickelung zurückhielt, die warme Frühlingssonne zum erkenntlichen Leben und zum fortschreitenden Wachsthum erweckt. Es sei ferner an die frühzeitige Reife unter den Tropen und die spätere in den gemäßigten und kalten Zonen erinnert. Man spricht von Winter- und Sommereiern der Thiere und will damit den unterscheidenden Einfluß der Kälte und Wärme ausdrücken. Genug, durch zahlreiche Beobachtungen hat man den directen Einfluß der Wärme auf die sexuelle Entwickelung nachgewiesen.

Am zuträglichsten für die Organismen ist natürlich eine gleichmäßige Temperatur. In ihr gedeihen sie am besten, da Schwankungen ihr Wachsthum und ihre Fortpflanzung nicht hemmen. Und gerade sie, diese günstige Existenzbedingung, weist die Meerestiefe auf. Im Allgemeinen nimmt die Temperatur von der Oberfläche gegen die Tiefe hin ab. Und zwar zuerst rasch, später jedoch langsamer bis zu 700—1000 Meter. Hier herrschen durchschnittlich 4° Wärme. Von da nimmt die Temperatur gegen den Meeresboden hin noch langsamer ab und schwankt in 5000 Meter Tiefe zwischen 0° bis + 2° C. sowohl in der tropischen, wie in der gemäßigten Zone, während sie in den Polargegenden bis auf — 2,5° C. fällt. Die Bodentemperatur ist zwar niedrig, aber, was eben Bedeutung hat für das Tiefseeleben, auffallend gleichförmig in allen Zonen. Während die Oberflächentemperaturen beträchtliche Schwankungen von — 3° C. in den Polargegenden, bis + 30° in den Aequatorialgewässern aufweisen, zeigen die Bodentemperaturen jener Gebiete nur Unterschiede zwischen + 2° und — 3° C. Daraus erklärt sich auch die unerwartete Erscheinung, daß die Tiefen der arktischen Meere eine verhältnißmäßig reiche Fauna haben, die man am allerwenigsten in den eisigen Gewässern vermuthete. Und zwar eine Fauna, die, weil hier dieselben Lebensbedingungen wie in den tiefen tropischen Gewässern herrschen, dieser tiefseeischen Thierwelt so sehr ähnelt. Die Tiefenregion der Gewässer ist denn auch das Gebiet der stenothermen Thiere. Dahingegen sind die Oberflächenschichten der Gewässer, welche in Folge der wechselnden Jahreszeiten und der Strömungen starken Temperaturschwankungen unterworfen sind, die Heimath der eurythermen Thiere. Daß ihrer weniger sein werden als jener, liegt wohl auf der Hand. Und deshalb haben wir auch den größten Thierreichthum nicht an der Oberfläche, sondern in den Tiefen zu erwarten.

Wie störend solche Temperaturschwankungen auf das Leben der Seethiere wirken und wie andererseits eine gleichmäßige, wenn auch niedrige Temperatur gedeihlich für sie ist, lehrt eine Beobachtung von Möbius. Er fand nämlich, daß in den tieferen Theilen des Nördlichen Eismeeres dieselben Muscheln, Krebse und Würmer, welche auch in den flachen Theilen der Ostsee vorkommen, dort viel größer wurden als hier. Er führt diese Gegensätze auf den directen Einfluß der Temperatur zurück, indem die mit den Jahreszeiten wechselnden Kälte- und Wärmeunterschiede, welchen die flache Ostsee unterstellt ist, den Assimilationsproceß und das Wachsthum seiner Bewohner unterbrechen, während die gleichmäßige Temperatur der Nordmeertiefe den ungestörten Fortgang jener Lebensprocesse fördert. Ob die Temperatur allein so bestimmend wirkt, stehe dahin.

Solche Gleichmäßigkeit in einer der wichtigsten Lebensbedingungen bringt es denn auch mit sich, daß die Entwickelungsperioden der Thiere unabhängig von den Jahreszeiten sind. Während wir in unseren Breiten von einem Erwachen des Lebens sprechen, wenn mit der steigenden Sonnenwärme die überwinterten Eier und Larven in die Entwickelung treten, finden wir dort, wo der stärkere Temperaturwechsel fehlt, zu allen Jahreszeiten die Thiere in den verschiedensten Entwickelungsstadien. Das ist weniger auffällig für die warmen, als für die kalten Meere, welche, von einer Eisdecke überzogen, in ihren Tiefen die entwickelungsfähigen Eier der Tiefseebewohner beherbergen. So fand Möbius an einem Muschelpfahl, der aus dem Eise der Kieler Bucht gezogen wurde, die Eischnüre der Kiemenschnecken Dendronotus und Aeolis.

Am größten sind die täglichen wie jährlichen Temperaturdifferenzen in den Meeren der gemäßigten und kalten Zone Während im Sommer heiße Sonnenstrahlen die oberen Wasserschichten durchwärmen, bringt ihnen der Winter eisige Kälte. Erst mit zunehmender Tiefe verlieren sich diese Gegensätze. Die Meere der Tropen hingegen kennen solche Schwankungen nicht. Oft beträgt der mittlere Wärmeunterschied zwischen Sommer und Winter nur wenige Grade. Also nicht bloß in der Höhe, sondern, was viel wichtiger ist, auch in der Beständigkeit der Temperatur sind jene Gewässer besser als unsere gestellt. Denn, wie wir sahen, gewöhnen sich die Thiere viel eher an eine beständige niedrige Temperatur, als an eine hohe mit abwechselnd niedrigerer. Hiermit bringt man die Erscheinung in Verbindung, daß gewisse boreale Thiergattungen, welche in den nordischen Meeren nur die gleichmäßig temperirten Tiefen bewohnen, in den tropischen Gewässern nahe der Oberfläche leben. Unter den Holothurien oder Seegurken führte man früher eine Anzahl Gattungen auf, welche typisch für den Norden seien. Allein Semper fischte dieselben Thiere aus nur geringen Tiefen der Philippinischen Gewässer. Sie leben also innerhalb weiter Temperaturgrenzen, und die absoluten Wärme- oder Kältegrade sind es nicht, welche ihnen schaden, sondern nur ein jäher Wechsel darin. Die Seeigelgattung Pourtalesia bewohnt in den Meeren höherer Breiten gewöhnlich die Tiefen, im Stillen Ocean fand man sie auch in den Oberflächenschichten. Dasselbe gilt für die Armfüßergattung Lingula. Andererseits liegt die Annahme nahe, daß die äquatorialen Meerestiefen mit ihren niedrigeren Temperaturen den nordischen Thieren den Aufenthalt ermöglichen würden, was in der That denn auch zum Theil der Fall ist.

So viel ist klar: in den temperaturbeständigsten Meeresbecken ist der größte Thierreichthum zu erwarten. Das bezeugt uns das Rothe und das Mittelländische Meer, wenn auch ihr organischer Reichthum noch mit anderen günstigen Lebensbedingungen zusammenhängt. Die Oberflächentemperatur des Rothen Meeres beträgt nach Pullen 26°—30° C. im März. In 730 Meter sank sie bis auf 21,7°, in 1250 Meter auf 21,4° C., eine Temperatur, die sich fast gleich blieb bis zum Meeresgrunde. Diese constante Wärme in der breiten Tiefenschicht stimmt mit der durchschnittlichen Winterwärme des Oberflächenwassers überein. Rechnet man dazu die abgeschlossene Lage, da nur enge und seichte Meeresstraßen das Rothe Meer mit den Oceanen verbinden, so ist sein Thierreichthum, den uns besonders Klunziger kennen gelehrt hat, erklärlich. Gerade so verhält es sich mit dem Mittelländischen Meere. Seine Oberfläche zeigt 25°—28° C. Die Wärme nimmt nun, dem allgemeinen Gesetze folgend, wohl mit der Tiefe ab, aber doch nur bis zu 365 Meter. Von da ist die Temperatur bis zum Meeresgrunde, innerhalb einer Schicht von 200 bis 3500 Meter, eine constante von etwa 13° C., während jenseits der Straße von Gibraltar das Atlantische Wasser bereits in 2500 Meter Tiefe nur 3° C. hat. Jene Tiefentemperatur von 13° kommt der mittleren Wintertemperatur des Oberflächenwassers gleich. Diese gleichmäßige Wärme, welche in den beiden Meeresbecken herrscht, rührt daher, daß hohe Bodenschwellen sie von dem kälteren Wasser der benachbarten Oceane trennen. Und welchen Lebensreichthum birgt nicht erst das Mittelmeer! Seit Jahren ist es deshalb das besuchteste Arbeitsfeld der Naturforscher. Und eine eigene zoologische Station, die zu Neapel, hat es sich zur vornehmsten Aufgabe gestellt, seinen Meeresreichthum zu erforschen.

Außer dem Rothen und dem Mittelländischen Meere existiren noch warme Wasserbecken dieser Art in den Malayischen Gewässern, freilich nicht so sehr von dem benachbarten Meere abgeschlossen wie jene. Je abgeschlossener aber das Becken ist, desto constanter die Temperatur und desto ausgedehnter die Wasserschicht, in welcher sie herrscht. Wenn auch weit geringer, als die durchschnittliche Wintertemperatur der Oberfläche, so ist hier doch die Temperatur größer, als die des benachbarten Stillen Oceans gleicher Tiefen. Die Sulusee hat eine 3700 Meter mächtige Wasserschicht von 10,3° C. Sie ist dort das wärmste Wasserbecken. Die anderen durch Bodenerhebungen abgeschlossenen Seen sind in gleichen Tiefen kälter. Die Chinasee hat in 1700—3800 Meter Tiefe nur 2,3° C.,

Digitized by Google

die Celebessee in 1450—4750 Meter 3,6° und die Bandasee in einer 3500 Meter mächtigen Wasserschicht 3° C. Und wie steht es um ihre Bewohnerschaft? Daß sie reich, vielfältig und bevorzugt an eigenen Formen ist in diesen üppigen Gegenden, über welche die Natur verschwenderisch ihr Füllhorn gegossen, kann nicht verwundern. Ob aber die höheren Tiefentemperaturen in den einzelnen abgeschlossenen Meeresbecken einen förderlichen Einfluß auf die Fülle und Verbreitung des Tiefenlebens haben, das zu entscheiden, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten. Freilich behauptet Willemoes-Suhm, einer der Naturforscher des „Challenger", daß sie keinen weiteren Einfluß auf die Fauna hätten. „Zwar waren unserer Züge nicht sehr viele, aber dennoch erlaubten sie den Schluß, daß da unten dieselben Thiere vorkommen, wie in den Tiefen östlich von Australien." Von der Chinesischen See, in deren Mitte sie in 2100 Faden dreggten, sagt er sogar, daß sie dort mit wenig Erfolg arbeiteten, während es ihnen an der Küste von Luzon (Philippinen) gelang, aus 1075 Faden Einiges heraufzubringen. Indeß verweilte der „Challenger" in jenen Meeresbecken nicht lange genug und befuhr auch nur einen zu geringen Theil derselben, um in dieser Frage schon ein abschließendes Urtheil abgeben zu können.

Von gleichem Interesse wäre es, zu erfahren, ob und inwieweit die vulkanische Thätigkeit, welche bekanntlich in jenen Gewässern so rege ist, auf das Tiefseeleben Einfluß hat. Ob etwa Gase, wie das Kohlensäuregas, das aus den unterseeischen Vulkanen strömt, in gewissen Regionen das Leben beeinflussen.

Noch in anderer Weise findet eine ungleiche Vertheilung der Temperatur im Meere statt und macht sich geltend auf dessen Bewohner. Wie die warmen Meeresbecken, so sind nämlich auch die warmen Meeresströme bedeutungsvoll für die Verbreitung der Seethiere. Bis hinauf hoch in den Norden sendet die Aequatorialströmung ihre warmen Ausläufer und führt dorthin Wärme, wo sonst jegliches Leben vor eisiger Kälte erstürbe. Wärmespeicher der tropischen Gabe sind die Fjorde, welche durch unterseeische Bänke dem Zufluß des kalten Tiefenwassers wehren, während die wärmere Oberflächenströmung darüber hinwegfluthet. Dort sind denn auch die Stätten, wo das thierische Leben sich häuft. Mit den Meeresströmen hängt es ferner zusammen, daß in Regionen, welche neben einander liegen, die Fauna, je nachdem eine kalte oder warme Strömung vorherrscht, verschieden ist, indem erstere mehr boreale, letztere mehr südliche Thierformen aufweist.

Literatur und Kunst.

Lyrische Novitäten.

Besprochen von Ernst Ziel.

Wer heutigen Tages — wenn das Bild gestattet ist — auf der Tenne der Literatur die eingebrachten Früchte vom Felde der Lyrik zusammenfegt, um den Weizen von der Spreu zu sondern, der wird kein erfreuliches Resultat erzielen. Er sammelt ein und schwingt das kritische Sieb — Kaff und Häckerling wird erschrecklich viel darin bleiben, aber die gesunden, werthvollen Körner, die auf die Tenne zurückfallen, wird er leicht an den Fingern aufzählen können — und er wird meistens nicht einmal alle zehn dazu gebrauchen. Wenig fehlte, und ich hätte bei meiner heutigen Revue mit den Fingern der einen Hand gereicht: unter nahezu dreißig Sammlungen, die mir vorlagen, sind nur acht der Erwähnung werth, und unter diesen acht befindet sich eine, die ich nur als abschreckendes Beispiel und zur schimpflichen Bastonnade aufmarschiren lasse!

Das schöne Geschlecht ist in der Reihe der heute von mir zu würdigenden Poeten nur durch einen Kopf vertreten. Die Galanterie gebietet, dieser einzigen Zarten unter den Starken den Vortritt zu lassen: Alberta von Puttkamer zeigt sich in ihren „Dichtungen" (Leipzig, Edwin Schloemp) als ein interessantes Talent ohne alle weiblichen Schwächen, als ein Charakterkopf mit der Physiognomie eines nahezu männlichen Geistes: mehr im schildernden als im stimmungsvollen Genre heimisch, mehr plastisch bildend als melodiös sich ausklingend, hat unsere Dichterin Höhe des Gedankens und Tiefe des Gefühls, aber das Pathos der Reflexion überwiegt in ihr die Leidenschaft der Empfindung. Demgemäß erweisen sich von den fünf Rubriken der Sammlung die „Bilder und Skizzen" und die „Freien Rhythmen" als am bedeutendsten, während sich in „Von Liebe" und „Aus der Natur" neben Werthvollem einiges Mittelwerthige und nahezu Werthlose findet und in „Empfindung und Stimmung" unklare Pièces und Passagen leider nicht ausgeschlossen sind. Einen großen geschichtsphilosophischen Zug — um Einzelnes besonders hervorzuheben — bekunden die al fresco entworfenen Charakterbilder „Moses Tod" und „Diogenes vor Corinth"; lyrischen Schmelz haben die liederartigen Gedichte „Der Schmerz", „Leuchtkäfer", „Hochzeit" und einige der „Lieder an einen fahrenden Ritter", ächter Hymnenschwung aber spricht aus den stolz dahinwogenden freien Rhythmen der letzten Abtheilung. Im Ganzen wird die Poesie Alberta von Puttkamer's von feinem Takt und geschultem Formgewissen getragen; sie hat Naturlaute, aber diese brechen niemals als roher Aufschrei der Leidenschaft hervor; die Verfasserin weiß sie stets künstlerisch zu artikuliren und ihre Dichtungen in Rhythmen und Sprache mit dem Glanze einer eigenartigen Schönheit zu durchleuchten; sie handhabt die dichterische Form mit jener Strenge, die allen poetisch empfindenden Naturen eigen ist, aber sie geht darin niemals bis zum pedantischen Regelzwange. Die Leidenschaft der Empfindung will eine gewisse Freiheit, und das allzu Correcte ist häufig genug das Langweilige. Hier gilt das chinesische Sprichwort: „Allzu klares Wasser hat keine Fische". Was den geistigen Inhalt der Puttkamer'schen „Dichtungen" noch besonders kennzeichnet, das ist, daß sie durchaus vom modernen Bewußtsein durchhaucht und von einer stark ans Skeptisch-Pessimistische streifenden Welt- und Lebensanschauung erfüllt sind, die eine hervorstechende Richtung des heutigen Zeitgeistes eindrucksvoll wiederspiegelt. Das tritt in den Liedern und reflectirenden Strophen unserer Dichterin oft evident hervor, und sie selbst charakterisirt diese Grundstimmung ihres Dichtens am treffendsten mit dem Satze:

„Und alles Sein ist fürchterliches Spiel".

Die Gegensätze haben ihren Reiz, und so stelle ich in dieser Revue neben die Freigeisterei der Skepsis den positiven Kirchenglauben, neben Alberta von Puttkamer's „Dichtungen" Karl Gerok's „Letzten Strauß" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Es ist wieder der milde und edle Geist der „Palmblätter" und der „Blumen und Sterne", der aus diesen neuesten Gedichten des ehrwürdigen Sängers zu uns spricht, jener Geist, der sich bei vollem Beharren auf dem Standpunkte des überlieferten Glaubens von aller Mystik, von allem bigotten und intoleranten Wesen fernhält und sich bei unbeirrter Kirchlichkeit einen weiten, freien Blick in Welt und Leben bewahrt. Zeugniß für diesen Standpunkt legt u. a. das schöne Gedicht „Zum Zwinglitag" ab, das ausdrücklich Protest erhebt gegen den engherzigen confessionellen Sondergeist. Gerock ist bei aller Religiosität ein weltfreudiger, ja ein humorvoller Sänger, und so weht denn eine warme, behagliche, oft an den Ton der Idylle streifende Atmosphäre in diesen Poesien. „Des Pfarrherrn Jubelgruß an Doctor Luther" und andere Gedichte sind Belege hierfür. Unser Autor ist vor allem descriptiver Poet, und das tritt auch in diesem „Letzten Strauß" unverkennbar hervor, an dessen Titel die Kritik nur den Wunsch zu knüpfen hat, die abschließende Bedeutung, welcher er Ausdruck leiht, möge durch ein weiteres Jahrzehnt rüstiger Productivität des nunmehr siebenzigjährigen Sängers Lügen gestraft werden. Gegenüber den bisherigen Gerock'schen poetischen Erzeugnissen weist die gegenwärtige Sammlung eine einigermaßen veränderte Physiognomie auf. In seinen früheren Gedichten durch Bilderpracht und Bilderreichthum her-

Digitized by Google

vorragend, eine Richtung, die sich namentlich in der Paraphrase biblischer Stoffe kundgab, tritt uns der Poet hier mehr als weltlicher Rhetoriker entgegen — denn vorwiegend rhetorisch ist er hier wie dort. Aber das os magna sonaturum, das wir an ihm gewohnt sind, der hoheprieſterliche Schwung der Gedanken, wie ihn seine früheren Gedichte theilweise athmen — z. B. die grandiosen „Apokalyptischen Reiter" in den „Palmblättern" — kommt hier leider nur selten zu Wort, so daß ein leises Sichabwärtsneigen von der Höhe des dichterischen Standpunktes kaum zu verkennen ist. Nichtsdestoweniger kann ein Band Gedichte, der so reine und edle Perlen der Poesie enthält, wie der vorliegende, gar nicht freudig genug begrüßt werden. Zu diesen Perlen gehören in erster Linie die vom Geiste behaglicher Lebensfreudigkeit erfüllten Gedichte „Im guten Jahre", „Auf stillen Wegen" und „Ein alter Freund" wie die fein gemeißelten Geschichtsbilder „Antigone", „Arria", „Thusnelda" und „Triſtan Spielmann". Das Poem „Eine Zeitbetrachtung" dagegen leidet an einer störenden Disharmonie des Tons: die erste Abtheilung stimmt die hohe Musik der Ode an und bewegt sich in den schönen und freien Linien der Reflexionslyrik großen Styls, während die zweite ihr Pathos in einer ziemlich kleinlichen Exemplification verzettelt und verpufft.

Vorwiegend descriptiver Natur, wie die Gerock'schen, sind auch die Poesien, zu denen ich mich jetzt wende: Theodor Kirchhoff's „Neue Gedichte" (Altona, Schlüter'sche Buchhandlung). Der Verfasser, der sich durch seine früheren Veröffentlichungen — „Adelpha", „Gedichte und Balladen" u. s. w. — unter den deutsch-amerikanischen Dichtern eine hervorragende Stellung errungen und sich namentlich als literarischer Vermittler zwischen dem Deutschthum diesseits und dem jenseits des Oceans mannigfache Verdienste erworben, bietet uns in diesen seinen neuesten Gedichten in erster Linie Schilderungen und Verherrlichungen des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Natur, und zwar vorwiegend in epischer Form. Das exotische Colorit, das den meisten dieser Dichtungen eigen, erinnert in Vers und Reim mehrfach an die farbenprächtige und sinnlich greifbare Darstellungsweise Freiligrath's, obgleich Kirchhoff die Plastik des Sängers vom „Löwenritt" nicht ganz erreicht. Was diesen formenschönen Gedichten Kirchhoff's, unter denen „California", „Deutscher Gesang", „Nebelnacht auf dem Teneſſee", „Meinem Vater" und „Nach der Heimath" eine auszeichnende Hervorhebung verdienen, aber einen besondern Reiz verleiht und ihren eigentlichen ethischen Werth ausmacht, das ist die große patriotische Wärme, die in ihnen lebt, patriotisch im deutschen Sinne, patriotisch im amerikanischen; es ist die Vaterlandsliebe eines Bürgers zweier Welten, die hier zum Austrag kommt, und in dieser patriotischen Doppelliebe liegt vielfach das Interesse, das die Kirchhoff'schen „Neuen Gedichte" im Leser erwecken; sie bilden nach Inhalt und Form eine schätzenswerthe Bereicherung der deutsch-amerikanischen Literatur und werden sicherlich in beiden Hemisphären die Freunde der Kirchhoff'schen Muse erheblich vermehren.

Eine frische, fröhliche Kraft, ein vielseitiges Talent bekunden die „Rothen Rosen, neue Gedichte" von Harbert Harberts (Hamburg, J. F. Richter). Es geht der gesunde Zug eines dem Leben unbefangen und keck zugewandten Optimismus durch diese Lieder, Balladen, Zeit- und Reflexionsgedichte. In religiöser wie politischer Beziehung steht der Verfasser auf dem Boden des Liberalismus; er ist ein klarer Denker ohne alle Verschwommenheit, ausgesprochen norddeutsch geartet — Harberts ist ein geborener Emdener — und allem Schönen und Guten, das die Erde bietet, mit robuster Lebensfreudigkeit zugewandt. Die starke, gerade Natur des Nordländers spricht aus seinen Gedichten, wie es auch im Wesentlichen nordische Naturscenerie und nordische Sitte ist, was ihnen Inhalt und Stimmung gibt. Im Erotischen — bei Harberts eine starke Seite! — klingen die Lieder oft allzu sehr an Heine an, aber dem Dichter gelingt auf diesem Gebiete doch manche anmuthige Strophe, wie z. B. die beiden neckischen Lieder „Nixen" beweisen. Die glücklichsten Töne aber schlägt die Sammlung in den beiden Rubriken „Erzählendes" und „Zeit, Streit und Gelegenheit" an; namentlich die erstere Abtheilung enthält Stücke von großer realistischer Darstellungskraft und geschickter Pointirung, wie „Störtebeker", „Weihnacht mit Schrecken" und „Don Diego Parricida". Der starke Band dieser „Neuen Gedichte" des talentvollen Harbert Harberts würde indessen an Werth gewonnen haben, wenn der Dichter bei der Auswahl der Gedichte eine etwas strengere Selbstkritik geübt hätte, aber auch so, in dieser weniger rigorosen Auswahl, ist der Eindruck, den die „Rothen Rosen" machen, ein durchaus wohlthuender; sie tragen ihren Namen mit Recht; denn sie sind echte Kinder des Lenzes; sie haben Farbe und Duft.

Fröhlich auf dem frischen, kräftigen Boden des wirklichen Lebens erwachsen sind auch die von originellen Einfällen übersprudelnden „Zündnadeln, Gedichte von Oskar von der Boberau" (Leipzig, Eduard Wartig's Verlag), die ein hübsches, frisch zugreifendes Talent, viel gesunde Beobachtungsgabe und eine ungewöhnliche Formgewandtheit documentiren. Die ernsthafte Seite des Lebens findet in der Poesie Boberau's eine weniger glückliche Resonanz als die heitere. Der kecke, frische Humor, oft mit sarkastischem Beigeschmack, ist die eigentliche Domäne des Verfassers, und auf diesem Gebiete leistet er Treffliches. „Der Blaustrumpf", „Carmen" und andere heitere Lieder legen dafür Zeugniß ab. Es ist immer ein erfreuliches Symptom, in einer Zeit, wo in Kunst und Leben der Ernst eine so große Rolle spielt, in der Dichtkunst hier und da den herzenbeglückenden Humor sein heiteres Auge aufschlagen zu sehen, und darum möge das kleine Buch der Beachtung wärmstens empfohlen sein.

Und kleidet sich der Humor nun gar in das Gewand des Dialekts, so ist das doppelt erfreulich, denn der Dialekt bringt den genius loci poeticus einer abgegrenzten Provinz prägnant zum Ausdruck, das Provinzielle aber in der Literatur bewahrt die literarische Production einer Zeit vor Einseitigkeit und Verknöcherung und erfrischt sie mit dem verjüngenden Hauche des Individuellen. Solch erfrischender und verjüngender Hauch weht in den oberbayrischen Gedichten, mit welchen Peter Anzinger die lesende Welt beschenkt. „Es feit si' nix!" (München, Caesar Fritsch) betitelt sich das Buch. Unter den Dialektdichtungen ist es nächst der plattdeutschen gegenwärtig in Deutschland wohl die oberbayrische, welche am ausgiebigsten und kräftigsten blüht, und sie zeitigt in der That manche werthvolle Frucht, wie die Gedichte Karl Stieler's u. A. beweisen. Zu den achtbaren Leistungen auf diesem Gebiete gehören auch die vorliegenden Anzinger'schen lieder- und anekdotenhaften poetischen Kleinigkeiten. Neben einigem allzu Derben und Flachen — ich hebe aufs Gerathewohl nur „Dee neua Stiefi" heraus — enthält das Buch eine Reihe äußerst charakteristischer, fast ausnahmslos lustiger und neckischer Schilderungen und Episoden aus dem oberbayrischen Volksleben und speciell aus dem ländlichen. Die Form ist meistens, wie dieses Genre es erfordert, eine aphoristische, und man muß dem Dichter nachrühmen: er bekundet in der Wahl der Stoffe wie in der geschickten Zuschneidung derselben für seine Zwecke eine sehr glückliche Hand. Sein Buch wird durch zwölf Illustrationen von L. Blume-Siebert, H. Engel, E. Horstig, Hugo Kauffmann und Mathias Schmid geschmückt, unter denen namentlich diejenigen der beiden letztgenannten Meister alles Lob verdienen, und ist nicht nur an sich eine dankenswerthe poetische Leistung, sondern hat darüber hinaus auch noch den culturhistorischen Werth, daß es dem Leser in die Eigenart des oberbayrischen Volkes, in sein häusliches, gewerbliches und provinzielles Leben, manchen neuen und interessanten Blick eröffnet.

Volksthümlich, wenngleich in einem ganz anderen Sinne als die Anzinger'schen Gedichte, ist ferner eine Liedersammlung, über die ich nur ein kurzes Wort sagen möchte. Haben wir es bei jenen oberbayrischen Dichtungen mit volksthümlichen poetischen Erzeugnissen zu thun, die unverkennbar aus dem Volke selbst herausgewachsen sind, so begegnen wir in den nunmehr zu registrirenden Gedichten einer Art gelehrter Volkspoesie oder doch der Volkspoesie eines Gelehrten. Ich spreche von den „Liedern, Romanzen und Balladen" von Richard Zoozmann (Berlin, E. Neuenhahn), welche in jeder Zeile auf das Studium der nordischen Ballade und des deut-

Digitized by Google

schen Volksliedes zurückweisen und den Ton ihrer Vorbilder mit großem Geschick treffen. Von modernem Empfinden kann somit in diesen Gedichten, die bei aller Volksthümlichkeit des Vortrags einen gewissen akademischen Zug, und zwar einen von mittelalterlich-archivarischem Gepräge, nirgends verleugnen, nicht viel die Rede sein. Aber es spricht aus ihnen ein liebenswürdiges Talent, und Balladen wie „Die Roncevalschlacht", „Hans Hutten's Ende" u. a. zählen zu dem Besten, was jüngsthin auf diesem Gebiete in Deutschland geschaffen wurde.

Nachdem ich in meiner heutigen Besprechung bis hierher in der angenehmen Lage gewesen, über die zu beurtheilenden poetischen Werke das Füllhorn des Lobes reichlich ausschütten zu dürfen, kann ich am Schlusse dieser Revue meine Indignation nicht zurückhalten über eine in Goldschnitt und feinstem Einbande prunkende dichterische Geschmacklosigkeit und moralische Leichtfertigkeit, wie sie mir in meiner bisherigen kritischen Praxis kaum je vorgekommen. Das Buch betitelt sich „Im Banne der Venus" von Karl von der Ems (Berlin, Verlag von R. Jacobsthal). Man braucht wahrlich kein prüder Philister, kein weltscheuer Asket zu sein, um den Gedichten dieses Venusapostels gegenüber etwas wie ästhetischen Ekel und moralischen Degout zu verspüren. Der Verfasser errichtet in diesem sauberen Romanzero des Hetärenthums und der Prostitution seinen jeweiligen Freundinnen — mehr als zwei Dutzend an der Zahl — eine förmliche Walhalla, in der jede dieser Huldinnen unter überschriftlicher Verwendung ihres nom de guerre — Cilly, Henny, Nanni u. s. w. — lyrisch porträtirt oder apostrophirt, jedenfalls aber gebührend glorificirt wird. Wir blicken hier in einen Abgrund von sittlicher Verwilderung und Geschmacksverrohung, welchem gegenüber sich uns die Frage aufdrängt: was ist in dem vorliegenden Falle größer, die Entäußerung jeder Selbstachtung, welche der Verfasser durch die Veröffentlichung dieser poetischen Beweisstücke seines lüderlichen Lebenswandels documentirt, oder die beleidigende Despectirlichkeit, die er dadurch dem lesenden Publicum gegenüber an den Tag legt? Längst ist es bei mir eine aus guten Gründen geübte kritische Maxime, dieses Genre von Literatur — soweit es an mir liegt — todtzuschweigen, aber es gibt eine gewisse Grenze des literarischen Wohlanstandes, über deren Innehaltung die Kritik gewissenhaft zu wachen hat und bei deren Ueberschreitung sie sich zum energischen Proteste aufgerufen fühlen muß, wenn sie sich nicht zur Mitschuldigen an dem begangenen literarischen Verbrechen stempeln will. Ich constatire ein solches Verbrechen an der öffentlichen Moral und dem guten Geschmacke des Publicums, an der Ehre des Schriftstellerstandes und an der Würde der Poesie, begangen durch die von der Ems'schen Gedichte „Im Banne der Venus", und gebe den wahrscheinlich — und sehr tapferer Weise — pseudonymen Verfasser sowie den natürlich „höchst ehrenwerthen" Herrn Verleger hiermit der öffentlichen Beurtheilung preis.

Aus Fritz Reuter's Nachlaß.

Von Oskar Bulle.

Keine Dichterfigur der neueren Tage ist so bald legendarisch geworden, wie die Fritz Reuter's. Zwar ist der jetzt so weitverbreiteten Volksausgabe seiner Werke die ausführliche und zuverlässige Biographie des Dichters von Adolf Wilbrandt beigegeben, aber sie ist eben zu ausführlich, darum wird sie wenig gelesen, und die Fabeln, die über des einstigen „Hochverräthers" Leben, über sein unglückliches Körperleiden und vor Allem über die Art seines Dichtens sich herausgebildet haben, treiben lustig weiter ihr trügerisches und doch so anregendes Spiel. Die den meisten Reuter-Verehrern geläufige Vorstellung ist die, daß der plattdeutsche Dichter, durch Noth getrieben, eines schönen Tages die Schnurren, die er so vorzüglich zu erzählen wußte, zu Papier gebracht und, nachdem er eine gehörige Menge derselben aufgeschrieben, sich, ermuntert durch den Beifall seiner Frau, entschlossen habe, sie in den Druck zu geben. Der Anklang, den sie allenthalben gefunden, habe ihn zum Weiterschreiben veranlaßt, und so sei er „nach und nach zum Dichter geworden". Diese oberflächliche Auffassung von der Genesis des Reuter'schen Dichtergenius mag durch mißverstandene Erzählungen der Wittwe des Dichters selbst entstanden sein; sie fand wenigstens ihre weiteste Verbreitung durch eine Schilderung des Anfangs von Reuter's Schriftstellerleben, die Friedrich Friedrich vor einigen Jahren in der „Gartenlaube" veröffentlichte, und welche sich im Wesentlichen auf die Mittheilungen „Luisings" von jenen schönen Winterabenden, in denen die „Läuschen und Rimels" entstanden, stützen konnte. Reuter erscheint in Folge jener Auffassung auch heute noch Vielen als der „Naturdichter", dem das Talent und der Humor die köstlichsten Schöpfungen freigebig in die Feder dictirte, und der mühelos und in heiterer Naivetät nur hinzuschreiben brauchte, was ihn eine glückliche Beobachtungsgabe um sich herum erblicken ließ. Aber nur wenigen Glücklichen unter den Dichtern ist, wie der Knospe im Morgenstrahle, eine unbewußte und rasche Entfaltung zu freudiger Blüthe beschieden, und Keinem unter ihnen ein Erlangen des Lorbeers ohne Kampf und Schweiß gewährt. Und Reuter gehörte nicht unter jene Glücklichen, so sehr es beim ersten, oberflächlichen Anblick seines Lebens auch scheinen möchte.

Als der plattdeutsche Dichter mit den ersten unscheinbaren Gaben seiner in heimischer Zunge redenden Muse, mit jenen harmlosen Schnurren „Läuschen und Rimels" sich an die Oeffentlichkeit wagte, hatte er schon eine nicht unbeträchtliche, freilich jedes äußeren Erfolges baare Thätigkeit als hochdeutscher Poet hinter sich. In seinem Pulte ruhten, verschwiegen und begraben bis über seinen Tod hinaus, nicht nur jene Gedichte, die, in der trübsten Zeit seines Lebens entstanden, uns jetzt noch durch ihre schmucklose Einfachheit wie durch die warme Unmittelbarkeit des Empfindens anheimeln, sondern ruhten auch die ersten Conceptionen der großen Dichtungen, durch welche er der populärste Schriftsteller Deutschlands werden sollte. Es ist wenig bekannt, wenngleich schon in manchen Biographien des Dichters erwähnt, daß „De Reis' nach Belligen", die in ihrer plattdeutschen Fassung 1853 als zweites Werk Reuter's erschien, schon sieben Jahre vorher hochdeutsch begonnen ward, und noch überraschender wird Vielen die Mittheilung klingen, daß selbst „Ut mine Stromtid", das Werk, welches dem deutschen Volk die ihm am liebsten gewordenen humoristischen Gestalten gab, schon beinahe 20 Jahre vor seinem Erscheinen von dem Dichter nicht nur etwa in flüchtigen Umrissen concipirt, sondern hochdeutsch fast vollständig fertig geschrieben worden war. „Wie ein dickleibiges lästiges Fragezeichen" lag das Manuscript dieses Romans in seiner ersten Fassung dem Dichter 20 Jahre lang im Pulte, und wie eindringliche Mahner mögen ihm die Gestalten jener ersten großen Dichtung immer vor der Seele gestanden haben, bis er sie, in ein neu Gewand gehüllt, aus ihrer poetischen Verzauberung erlöste.

Schon Wilbrandt, der durch den Dichter selbst Kunde von jenem ersten Versuche erhalten hatte, ohne ihn aber jemals zu Gesicht zu bekommen, wies auf die Wichtigkeit desselben hin. Könnte man doch, so ruft er aus, jene frühere hochdeutsche Gestalt dieses Romans mit der jetzigen vergleichen, was für anziehende Merkmale der Entwickelung würde man auffinden! Aber Reuter war nicht dazu zu bewegen, jenes „dickleibige Fragezeichen" dem Fürwitz der Literarhistoriker zu überliefern. Er hat es nie einen Menschen sehen, geschweige denn lesen lassen und scheint überhaupt nur zu Wenigen (darunter Wilbrandt) davon gesprochen zu haben. Wenigstens ist in dem vortrefflichen Essay Julian Schmidt's über Reuter nirgends eine Andeutung von dem Vorhandensein jener Urgestalt des Romans zu bemerken. Und Julian Schmidt gehörte doch zu den Literarhistorikern, die Reuter am frühesten und am eingehendsten gewürdigt haben, ja, er stand, wie jetzt erst veröffentlichte Briefe kund thun, ihm persönlich sehr nahe. — Dieses sorgfältige Verbergen seines poetischen Erstlingswerkes ist ein trefflicher Beweis für Reuter's schriftstellerische Einsicht und für das gute Urtheil, mit welchem er selbst seine eigenen Leistungen nach ihrem Werthe abzuschätzen

Digitized by Google

wußte. Ein „Naturdichter" wäre wohl etwas rascher und unbesonnener in der Veröffentlichung seiner ersten Arbeit zu Werke gegangen! — Nicht einmal als „Ausgabe aus seinem Nachlaß" ordnete Reuter das Bekanntgeben seines Versuches an; er war eben bescheidener als so viele seiner Collegen in Apollo; und 10 Jahre nach seinem Tode verstrichen, ehe seine Wittwe einem Kundigen Einsicht in das Manuscript jenes ersten hochdeutschen Romans gestattete und damit zur theilweisen Erfüllung jenes literarhistorischen Wunsches Wilbrandt's Gelegenheit gewährte. Dieser Kundige ist der durch seine Schriften über die niederdeutsche Literatur, besonders das niederdeutsche Schauspiel, bekannte Karl Theodor Gaedertz, der vor kurzer Zeit eine Schrift „Fritz Reuter-Reliquien"*) veröffentlichte, in welcher er auch über jene Urgestalt von „Ut mine Stromtid" ausführlichen Bericht gibt. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß er jene erste hochdeutsche Fassung des Romans ganz abgedruckt hätte; doch muß wohl für den dereinstigen Herausgeber einer kritischen Reuter-Ausgabe noch etwas zu thun übrig bleiben, darum wollen wir einstweilen für das Gegebene dankbar sein.

Bevor wir an eine Vergleichung der Urgestalt des Romans mit der späteren Fassung gehen — soweit eine solche an der Hand des Berichtes von Gaedertz möglich ist —, wird es nöthig sein, ein Wort über die Entstehungszeit jenes hochdeutschen Versuches zu sagen. Wilbrandt gibt als solche das Jahr 1847 an, ohne jedoch einen Grund für diese Annahme hinzuzufügen. Sollte Reuter in seinen Briefen an ihn, in welchen er jenes „dickleibigen Fragezeichens" Erwähnung thut, diese Zeitangabe gemacht haben? Mit Gaedertz müssen wir ihre Richtigkeit bezweifeln, selbst wenn sie auf des Dichters eigener, dann eben irriger, Aussage beruhen sollte. Denn alle Anzeichen und des Dichters Lebensverhältnisse selbst weisen mit größter Wahrscheinlichkeit auf den Winter 1844/1845 als die Entstehungszeit hin. Bekanntlich hatte der Dichter nach den harten sieben Jahren auf der Festung die noch schrecklicheren zehn Jahre zu durchleben, in welchen er sich jeden Tag die bange Frage vorlegen mußte: „wat nu?". „In dese schreckliche Frag'", so sagt er selbst am Schlusse von „Ut mine Festungstid", „bün ik Johre lang herümmer bistert". Das wieder aufgegriffene Rechtsstudium legte er nach einem Winter schon wieder bei Seite, um nach einem Jahre des zwecklosesten Umherbummelns endlich die Einwilligung seines Vaters zur Erlernung der Landwirthschaft zu erhalten. Die dreijährige „Stromtid" folgte dem Bummeljahr. Auf dem gräflich Hahn'schen Gute Demzin bei Malchin wird der in den Anfang der dreißiger Jahre stehende Exstudent ein tüchtiger und frischer Oeconom; aber die Lehrzeit geht vorüber und die Frage „wat nu?" steht wieder drohend vor dem „Entspekter". Er ist mittellos, sein Leiden stellt sich zeitweise in aller Furchtbarkeit ein, sein Vater, der dessen physischen Ursprung nicht kennt, hält seinen Sohn für verloren und zieht die Hand von ihm ab. Das ist im Jahre 1844. Der Umhergestoßene findet eine Zuflucht bei dem treuen Freund, den er während seiner „Stromtid" erworben, bei dem Gutsbesitzer Fritz Peters in Thalberg bei Treptow an der Tollense. Dort verlebte er den Winter von 1844 auf 1845 und dort und in diesem Winter ist es zweifellos gewesen, daß der stellenlose Landwirth die frischen Eindrücke, die in ihm das Landleben angeregt, sammelte und in seiner ersten größeren Dichtung niederlegte. Sicher war er eifrig bei dem Werke, und vielleicht erfüllte ihn der Reiz des Schaffens wieder mit frischer Hoffnung, als der Tod seines Vaters (22. März 1845) das beschauliche Treiben störte. Der Vater war im Zorn gegen den Sohn dahingeschieden. Im Testamente hatte er ihm nur unter der Bedingung das Erbtheil zugebilligt, „daß er sich innerhalb vier Jahren gänzlich das Laster des Trinkens abgewöhnt habe". Welcher Gegensatz! Als der Vater diese Worte bitteren Herzens hinschrieb, waren in der Phantasie des scheinbar verlorenen Sohnes schon die Gestalten zum Leben erwacht, die einst Tausende mit Freude und Lust erfüllen sollten!

*) Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Denn die Menschen, deren Schicksale die Haupthandlung in „Ut mine Stromtid" bilden, sind alle schon in dem titellosen „Roman" zu finden, welchen Reuter in jenem Winter verfaßte, und die Grundzüge der Fabel decken sich in beiden Abfassungen vollständig. Wenn man überhaupt in „Ut mine Stromtid" eine Haupthandlung anerkennen will! Das ist ja nicht so selbstverständlich, da die Episoden, die sie umschlingen, das Interesse an ihr wenn nicht überwuchern, so doch bedeutend ablenken. Faßt man aber als Mittelpunkt des plattdeutschen Romans, als Stamm, um den sich das üppige Grün der Erzählung windet, die Erlebnisse Habermann's auf dem Gute des jungen „unbewußten" Landedelmanns auf, so findet man eine vollständige Uebereinstimmung zwischen dem Kern beider Gestaltungen der Dichtung. In dem hochdeutschen Roman ist Habermann ebenfalls der Inspector, welcher nach harten, unverschuldeten Schicksalsschlägen sich in die Dienste des alten einsichtsvollen Gutsbesitzers begibt, und durch dasselbe Ereigniß, den an seinem Boten begangenen Diebstahl, wird er von dem Sohne, den er ebenfalls beim Ringen um ein Gewehr durch einen Schuß verwundet, aus seiner Stellung verjagt. Hier wie dort ist der Inspector der tüchtige, bewährte, ehrliche Mann, der junge Edelmann der schwache, verlogene und eitle Charakter, ist die junge Herrin ein edles und einsichtiges Weib und der Eleve des Inspectors der „entfahmte Windhund" Fritz Triddelfitz, der ein Speisekammer-Verhältniß mit Mamsell Möller hat. Auch die innere Motivirung der Charaktere ist dieselbe; dieselben kleinen Züge aus den Lieutenants-Jahren des jungen Gutsbesitzers, aus seinem Verkehr mit seinen Tagelöhnern und seinem Nachbarn Pomuchelskopp, die komische Empfangsscene bei seinem Einzuge auf dem Gute, seine sonderbaren Ideen bei der Bewirthschaftung desselben, sein Vollblutpferdesport und Fritz Triddelfitzen's Abenteuer mit der Vollblutstute; kurz Alles, was den Inspektor Habermann bis zu seinem Weggange vom Gute angeht und was um ihn vorgeht, ist selbst in den kleinsten Einzelheiten in jener ersten Fassung schon ausgearbeitet. Deshalb schlägt Gaedertz auch vor, man möge jenes unbetitelte Manuscript „Inspector Habermann" benennen.

Die hochdeutsche Abfassung schließt mit dem Weggange Habermann's vom Gute. Der gekränkte, alte Mann befindet sich auf dem Wege zu seiner Tochter Luise, die er unter der Obhut eines unverheiratheten Bruders und einer alten Haushälterin im nahen Städtchen hat erziehen lassen und die, wie ihr Ebenbild in „Ut mine Stromtid", ein ebenso durch die Heiterkeit und Anmuth des Wesens wie durch eine über ihren Stand hinausgehende Bildung ausgezeichnetes Mädchen ist, welches selbst der adelstolzen Frau von Hackensterz einst imponirte. Auch sie wird von einem wackeren Jüngling geliebt, und das kummervolle Bangen des Vaters, daß durch seine Verdächtigung nun auch das Lebensglück der Tochter zerstört sei, bildet das tragische Ausklingen jener Erstlings-Erzählung.

Es muß bemerkt werden, daß die Tragik des Abschlusses der Urgestalt von „Ut mine Stromtid" nach der Meinung mancher Kritiker, welche jene erste Abfassung nicht gekannt haben konnten, auch das einzig Folgerichtige für den plattdeutschen Roman gewesen sein würde. Schon Julian Schmidt hebt dies in seiner Analyse hervor. Er sagt über „Ut mine Stromtid": „Der Dichter scheint, hält man namentlich den Schluß vor Augen, poetische Gerechtigkeit in der alten Weise auszuüben: es geht am Ende jeder der betheiligten Personen genau so gut, als sie es verdienen. Es wäre interessant zu wissen, ob das ursprünglich in der Absicht des Dichters lag; ..... Manches macht mich zweifelhaft. Es finden sich in den ersten Bänden einzelne Andeutungen, die Luisens frühen Tod befürchten lassen, und ich glaube nicht, daß diese Andeutungen ohne Zweck sind. Der Ausgang Habermann's aus dem adligen Gut am Ende des zweiten Bandes ist in einer so leidenschaftlichen Erregung, daß man sich auf einen tragischen Ausgang gefaßt macht; und ich muß bekennen, daß mir der dritte Band, was den stofflichen Inhalt betrifft, sehr viel matter und gezwungener vorkommt als die früheren .... Ich glaube, wenn Fritz Reuter seiner ursprünglichen

Digitized by Google

dichterischen Anlage gefolgt wäre, so hätte er die Sache tragisch ausgehen lassen." Dieses Urtheil scheint mir weit eher auf die Urgestalt als auf die spätere Ausführung zu passen. Ja, wenn Reuter seinen hochdeutschen Roman hätte zu Ende führen wollen, würde jener von Julian Schmidt postulirte Ausgang der einzig richtige gewesen sein, für die „Stromtid" hätte ihn aber auch nicht einmal die „ursprüngliche dichterische Anlage Reuter's" als den richtigen erkennen dürfen. Denn in der plattdeutschen Abfassung treten, wie ich schon oben sagte, Episoden zu der Habermann'schen Haupthandlung hinzu, welche dieselbe nicht nur in den Hintergrund drängen, sondern auch — und das ist das Wesentliche — sie mit einem kräftigen und gesunden Lebensblute erfüllen, so daß ein tragischer Abschluß nicht mehr folgerichtig erscheint. Die Bedingungen, unter welchen dieselbe Haupthandlung zweimal entwickelt wird, sind total veränderte, die Luft, welche der Habermann von 1845 athmete, ist eine andere als die, in welcher der Havermann von 1863 lebt, und darum erscheint hier die Schlußwendung zum Glück so überaus richtig, während dort ein Vergehen in Kummer und Herzensnoth das Natürliche gewesen wäre.

Auch die erste Abfassung hat ihre Bräsig-Figur; der Dorfschulmeister, welcher in „Ut mine Stromtid" nur wenig in die Handlung eintritt, trägt dort die hervortretendsten Züge des späteren „Entspecters" und redet sein Messingsch. Es ist der von Reuter öfters (in „Läuschen und Rimels", in „De Reis' nach Belligen" und in „Hanne Nüte") abconterfeite wohlbekannte Küster Suhr aus Jabel, das eigentliche Urbild Bräsig's. Aber noch entbehrt die Zeichnung dieser Figur in der ersten Abfassung jener Herzlichkeit und Jovialität, welche den alten Bräsig zu Jedermanns Liebling machen, sie trägt mehr satirische Linien und Schnörkel an sich, als daß sie sich zu einer wirklich humoristischen Gestalt hätte ausrunden können.

Vor Allem aber fehlt jener Urgestalt des Romans die an innerlichem Leben und herzerfreuender Kräftigkeit so reiche Umgebung, welche Reuter in dem Pastorenehepaare und der Familie Nüßler bei der zweiten Ausführung seiner Haupthandlung gab. Diese Umgebung allein ist es, welche dem ganzen Romane ein anderes Gepräge aufdrückt. Wie bezeichnend für den Entwicklungsgang des Dichters! Jener arme, weltverlassene „Strom" des Jahres 1845 hatte, wenn ihm auch der Blick für das Gesunde und das Faule in den ihn umgebenden Verhältnissen schon geschärft war, doch noch nicht die innere Fassung, die Objectivität gewonnen, welche es ihm später ermöglichte, wie ein Gott in ruhiger Heiterkeit über dem Ganzen schwebend, das Kräftige und Gesunde mit festem Griffe herauszugreifen und das Jämmerliche in all seiner Kläglichkeit daneben zu stellen. Die Familie Pomuchelskopp schildert Reuter auch in der Urgestalt schon mit denselben derbsatirischen Strichen, auch manche der Rahnstädter Kleinbürger treten uns schon in ihrer grotesken Lächerlichkeit entgegen, aber für die freundlich-anmuthenden Gestalten einer Frau Nüßler oder Frau Pastorin, eines trefflichen Geistlichen neben einem wackeren alten Juden, hatte seine Palette damals noch keine Farben. Es ist deshalb der Entwicklungsgang zur Vervollkommnung hin, den Reuter zwischen beiden Gestaltungen des Romans einschlagen durfte, viel eher ein tiefinnerlicher als ein äußerlich formaler zu nennen. Nicht der „Poet" in Reuter ist so sehr viel weiter gediehen, sondern der „Mensch" in ihm. Wenigstens versichert uns Gaedertz, daß in der Form, in der Sprache und plastischen Ausrundung der Figuren jene erste hochdeutsche Abfassung nicht allzuweit hinter der späteren plattdeutschen Ausführung zurückstände. Es fänden sich schon dort neben den steifen Figuren der höheren Stände die lebenswarmen Gestalten aus dem Mittel- und Arbeiterstande, die ebensogut schon ihr Platt reden, wie sie es später thun. Es darf deshalb nicht der durchgängigen Abfassung im Dialect und dem größeren Figurenreichthum der überwiegende Zauber von „Ut mine Stromtid" zugeschrieben werden, sondern man muß ihn hauptsächlich darin suchen und zu finden verstehen, daß der Dichter inzwischen zu einer innerlichen Gesundheit herangereift war, welche schon durch sich selbst Alle, die ihn kennen lernen, herzerfreuend anmuthet. Damals warfen noch die trübsten Lebensverhältnisse ihre Schatten in seine Seele, die später im rosigen Lichte des erreichten Zieles aufathmen durfte. So erscheint uns die Urgestalt von „Ut mine Stromtid" nicht ebensosehr literarhistorisch bemerkenswerth, als vielmehr bedeutsam für das frohe Gedeihen eines uns liebgewordenen Menschen.

Ein englisches Buch über Peter den Großen.*)

Von A. Brückner.

Es kommt äußerst selten vor, daß Ausländer der russischen Sprache so weit mächtig sind, um bei der Erforschung eines Rußland betreffenden Stoffes auch die einschlagende russische Literatur verwerthen zu können. Indessen sind uns derartige Fälle in den letzten Jahren mehrmals begegnet. Wir erinnern an die vortrefflichen Leistungen Wallace's und Leroy-Beaulieu's. So ist denn auch das Buch über Peter den Großen, welches Eugen Schuyler, der Verfasser eines hervorragenden Werkes über Turkestan, veröffentlichte, ein erfreuliches Zeichen, daß die Kenntniß der russischen Sprache und der russischen Literatur in weiteren Kreisen sich ausbreitet und wesentlich dazu beiträgt, daß auch in Westeuropa ein gründlicheres Urtheil über Rußlands Geschichte und Gegenwart gefällt werden kann.

Schuyler, diplomatischer Vertreter der Vereinigten Staaten, früher in Rom und Bukarest, jetzt Gesandter in Griechenland, hat längere Zeit in Rußland geweilt und die Verhältnisse dieses Reiches zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. Kein Wunder, daß er ein Interesse gewann an der historischen Bedeutung Peter's des Großen, dessen reformirende Thätigkeit für Rußland und für die Welt eine epochemachende war. Mehrere Jahre verwandte Schuyler auf ein sorgfältiges Studium der Geschichte des größten Herrschers, welchen Rußland je gehabt. Die Ergebnisse dieser Arbeiten liegen in einem Buche vor, welches, ohne daß davon ausdrücklich die Rede gewesen wäre, bereits zwei Auflagen erlebt hat.

In den Jahren 1880 und 1881 erschien in der in London und New-York herausgegebenen Zeitschrift „Scribner's Monthly" Schuyler's Werk „Peter the Great as Ruler and Reformer", und zwar reich illustrirt, mit einer Fülle von zum Theil sehr gelungenen Holzschnitten, welche indessen nicht alle die Zeit Peter's zum Gegenstande hatten, sondern überhaupt russische Verhältnisse veranschaulichten. Es entsprach der Beschaffenheit jener auf einen sehr großen Leserkreis berechneten Zeitschrift, wenn der Verfasser, wie er in der Vorbemerkung ausdrücklich hervorhob, von jeder Art von Quellenangaben absehen zu müssen meinte. Obgleich aber das sehr umfassend angelegte Werk im besten und weitesten Sinne populär war, d. h. sich durch Lesbarkeit auszeichnete, so mochten kundige Leser keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß hier das Ergebniß sehr tiefgehender Studien, die Frucht der umfassendsten Belesenheit vorlagen. Diese erste Bearbeitung hatte indessen den Mangel, daß die ganze zweite Hälfte der Geschichte Peter's in wesentlich abgekürzter Form behandelt, so zu sagen über's Knie gebrochen worden war. Diesem Mangel ist nun in der als Buch erschienenen Edition, welche sonst im Wesentlichen eine Reproduction der früheren Arbeit ist, abgeholfen worden, und es liegt in den zwei umfangreichen, vortrefflich ausgestatteten Bänden eine vollständige Geschichte Peter's vor.

Es ist sehr erfreulich, daß der Verfasser am Schlusse jedes Capitels auf die wichtigsten Quellen hinweist, welche er bei der Zusammenstellung benutzte. Besonders dienten u. A. als Hülfsmittel die in der „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" (Grote'scher Verlag) erschienene Geschichte Peter's des Großen, sowie eine Reihe von anderen Arbeiten des Referenten, welche diese Epoche behandelten. Auch eine Menge von

*) Peter the Great, Emperor of Russia. A study of historica biography. By Eugene Schuyler. London 1884.

Digitized by Google

Artikeln, welche in russischen Zeitschriften erschienen sind, sowie selbstverständlich die umfassenden Werke Ustrjalow's und Ssolowjew's wurden benutzt, ferner Sammlungen von Acten, Briefen u. s. w., gelegentlich auch wohl ungedruckte Archivalien aus verschiedenen Archiven.

Die Form der Darstellung ist eine schmucklose, schlichte Erzählung. Dadurch gewinnt das Ganze mehr den Charakter einer literarischen und viel weniger denjenigen einer specifisch wissenschaftlichen Leistung. Der Verfasser hat es unterlassen, sich über die Bedeutung der erforschten und dargestellten Thatsachen zusammenfassend zu äußern. Das Urtheil über die Tragweite der Geschichte Peter's bleibt dem Leser überlassen. Es finden sich kaum irgendwo Reflexionen. Es wird keine Summe gezogen. Schuyler begnügt sich damit, zu erzählen, und er erzählt vortrefflich. Es ist eine anspruchslose Form der Geschichtsschreibung, jedenfalls diejenige, welche auf den größten Leserkreis rechnen kann. Die einzelnen Thatsachen als solche sollen interessiren und thun es in hohem Grade.

Dieser Form der Erzählung entspricht auch die vorwiegend chronologische Anordnung des Stoffes. Die Zeitfolge ist das maßgebende Princip bei der Eintheilung in Capitel. Der ganze Stoff ist in 77 Capitel zerlegt; auf ein Zusammenfassen einzelner Capitel zu besonderen Gruppen hat der Verfasser verzichtet. Dieser Mangel an einer von allgemeinen Gesichtspunkten bedingten Gliederung entspricht dem Charakter des Werkes, welches uns die Reihenfolge des Geschehenen zur Darstellung bringen will. Auch die Theilung des Buches in zwei Bände ist nur durch den äußeren Umfang erforderlich gewesen.

Der Zeit der Jugendgeschichte Peter's ist ein bedeutender Theil des Werkes gewidmet; die 18 ersten Capitel behandeln die Vorgänge bis zum Jahre 1689, von welcher Zeit an Peter's eigentliche Regierung datirt werden kann. Die folgenden 16 Capitel beschäftigen sich mit der Zeit von 1689 bis 1700. In den Capiteln 38 bis 74 erzählt der Verfasser die Vorgänge von 1700 bis 1725 in der Weise, daß mit vorwiegender Beobachtung der Zeitfolge die Ereignisse der auswärtigen Politik und die Darlegung der Entwickelungen auf dem Gebiete der Verwaltung, Gesetzgebung u. s. w. in besonderen, mehr oder minder zufällig auf einander folgenden Capiteln behandelt worden. So z. B. folgt auf sechs Capitel, in denen die Geschichte der ersten Jahre des nordischen Krieges behandelt wird, ein Capitel über Menschikow und Katharina; den daran anschließenden elf Capiteln über die militärischen und diplomatischen Ereignisse der Jahre 1702 bis 1709 folgen drei Capitel, in denen die Reformen und die Unruhen der Jahre 1700 bis 1708 erzählt werden. Die Episode mit Alexei Petrowitsch ist in verschiedenen Capiteln behandelt, welche durch andere Stoffe von einander getrennt sind. Eine solche Anordnung, welche nicht einmal consequent chronologisch sein kann, erscheint mangelhaft. Es fehlt an Uebersichtlichkeit. Es gibt keine Fragstellung. Das Einzelne wird als Einzelnes erfaßt. Alles erscheint coordinirt; nirgends findet sich eine Ueberschau, ein Resumé. Es hängt dieses mit einer gewissen, dem ganzen Buche anzumerkenden Anspruchslosigkeit des Verfassers zusammen. Dadurch wird es ihm um so leichter, sich einer absoluten Objectivität zu befleißigen. Die Erzählung ist anschaulich, aber es fehlt die Anschauung. Der rein epische Charakter des Buches, der völlige Mangel an Raisonnement läßt das Ganze als im größeren Sinne farblos erscheinen.

Nur etwa zum Schlusse fällt der Verfasser ein Urtheil. Es heißt da (die Stelle fehlt in der ersten Bearbeitung in „Scribner's Monthly"): „Ein Vorwurf kann, wie wir meinen, Petern gemacht werden, daß er Rußland zu früh in den Strudel der Politik Europas brachte. Wie das auf Europa wirkte, ist bei den zeitgenössischen nationalen Eifersüchteleien nicht klarzustellen. In Betreff Rußlands selbst kann darüber nur eine Meinung sein. Das Ergebniß war, daß die Machthaber Rußlands dadurch von den Angelegenheiten des Landes selbst abgelenkt wurden, daß eine regelmäßige Entwickelung innerer Institutionen behindert wurde durch die auswärtige Politik und die Herstellung einer großen Militärmacht. In dieser Hinsicht kann Peter's Regierung nicht als eine Wohlthat für Rußland gelten."

Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser sein Buch mit mehr derartigen Betrachtungen ausgestattet hätte. Bei so reichem politischen Urtheil, bei einer solchen Beherrschung des thatsächlichen Materials hätte ein mehr subjectives Verhalten des Verfassers der Sache wesentlich genützt.*) Indessen können wir in dem soeben berührten Punkte dem Verfasser nicht beipflichten. Es wäre die Frage zu erörtern, ob bei dem Proceß der Europäisirung Rußlands eine Antheilnahme an der Orientalischen Frage und der Kampf um die Ostseeküsten überhaupt zu vermeiden war. Peter's militärische Liebhabereien bildeten den Ausgangspunkt zu mancherlei Reformen. Die Reise ins Ausland, entscheidend für eine Reihe von durchgreifenden Aenderungen auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung, wurde durch den Stand der Orientalischen Frage veranlaßt. Der Kampf um die politische Bedeutung Rußlands stand in naher Beziehung zu der Annäherung an Westeuropa, und diese ist entscheidend für den Fortschritt in Rußland. Es würde zu weit führen, diese Ideen weiter zu verfolgen.

Schuyler's Buch wird unzweifelhaft sehr viele Leser finden, und diese werden dem Verfasser dankbar sein. Ein solches Werk muß wesentlich zur Verbreitung eingehender Kenntniß und vorurtheilsfreier Beurtheilung beitragen.

An Einzelheiten, welche eine Zurechtstellung erheischen, fehlt es nicht. Die Engländer entdeckten den Seeweg nach Rußland nicht 1558 (I. 242), sondern 1553. Daß die Damen in Matwejew's Hause in deutscher Tracht erschienen seien (I. 11), ist sehr zweifelhaft; ebenso daß der Zar Alexei Beerdigungen beigewohnt habe (I. 25), während in Kotoschichin's Werk Entgegengesetztes sich findet. Derjenige, welcher die ausländische Briefpost schuf, war kein Schwede (I. 251), sondern hieß Johann von Schweden und war ein Holländer. Die Bezeichnung der betreffenden Hofbeamten hieß nicht „Spalny", sondern „Spalnik" u. dgl. m. — Daß der Verfasser die Namen mit Accenten versehen hat, ist sehr erfreulich, doch findet sich dazwischen eine falsche Accentuirung, z. B. Menshikóf statt Ménshikof, Ramadanówsky statt Ramadánowsky, Igór statt Ígor u. dgl.

Dem Werke ist ein Porträt Peter's von Moor, eine Karte und eine genealogische Tabelle beigegeben. Daß von Illustrationen abgesehen wurde, ist erfreulich.

Eine deutsche Opernschule.

Betrachtungen und Vorschläge.

Von H. Ehrlich.

(Schluß.)

Bei dem Sturmlaufe in allen Bahnen und bei der jetzigen Gestaltung der Opernverhältnisse insbesondere ist eine Schulung nach früherer Methode in langsamer, organischer Entwicklung nicht mehr zu erhoffen. Es sind also nur mehr die Fragen zu erörtern: Wie wäre innerhalb der gegebenen Verhältnisse der Unterricht für den dramatischen Gesang einzurichten? Wie sind die Schüler vorzubereiten? Ließen sich nicht gewisse allgemeine Grundsätze feststellen, welche selbst in der praktischen Thätigkeit, d. h. in der Bühnenlaufbahn beim Einstudiren der Opern und auf den Proben mit Nutzen befolgt werden könnten?

Was den ersten Gesangsunterricht und dessen Methode betrifft, so ist diese Frage noch gar nicht vollständig zu beantworten, aus dem einfachen Grunde, weil die vielgepriesene alte italienische Gesangsschule nicht mehr und eine feststehende neue deutsche noch nicht existirt. In Italien wird — besonders

*) Auch eine Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial und den Vorgängern des Verfassers wäre sehr wünschenswerth gewesen. Die Note auf II. 635, in Betreff des relativen Werthes der Gesandtschaftsberichte, zeigt viel Schärfe und Erfahrung in solchen Dingen.

Digitized by Google

seitdem Nord- und Südamerika und selbst Australien italienische Sängergesellschaften importiren — nur auf schnelle Dressur hin gelehrt. Die Verdischen Opern (selbst schon die letzten Donizetti'schen) sind ja auch gar nicht mehr für jenen Kunstgesang geschrieben, der für richtige Wiedergabe der Bellini'schen und der älteren Donizetti'schen (von den Rossini'schen gar nicht zu sprechen) die unabläßliche Hauptbedingung war. Seitdem der „dramatische Ausdruck" auch auf den italienischen Bühnen vorwiegt, befleißigen sich nur mehr noch die Coloratursängerinnen einiger Studien. Alle anderen Bühnenkünstler, Damen und Herren, trachten viel große Partien mit großer Kraft und Ausdauer zu singen und daher die Stimme schnell recht widerstandsfähig zu entwickeln. Die italienischen Lehrer sind also bemüht, den Sängern jene helle Tonbildung beizubringen, welche alle Töne recht klar wiedergibt, ohne die Brust anzustrengen, die aber auch jeder Tonfärbung unfähig ist. Die meisten italienischen Tenoristen (und auch die in Italien ausgebildeten deutschen) haben diesen mir unausstehlich hellen Stimmklang. Diese haben wenigstens einige Studien gemacht; diejenigen aber, welchen die Natur eine recht volle Bruststimme gegeben hat, lernen gar nichts und lassen sich für hohes Geld nach Amerika engagiren, wo das Klangmaterial noch immer die bestbezahlte Waare ist. Es gibt also keine italienische Gesangsschule mehr in dem Sinne, wie sie zur Zeit der Fodor, Pasta, Malibran, Viardot-Garcia, Rubini, Donzelli bis zur Ungher-Sabatier, Tadolini, Poggi und Debassini bestanden hat. Man kann wohl behaupten, daß die wenigen Sänger der Jetztzeit, welche wirkliche Gesangskunst besitzen, sich dieselbe meistens durch eigenes Studium angeeignet haben.*)

Also die eigentliche italienische Gesangsschule existirt nicht mehr und eine eigentliche deutsche, d. h. die gewisse entschiedene nationale Merkmale böte, existirt noch nicht. In den letzten Jahren haben höchst achtenswerthe Versuche stattgefunden, eine solche zu gründen; von Hey in München und Stockhausen in Frankfurt sind Schulen erschienen, Prof. Gust. Engel hat in seinem Werke „Die Consonanten der deutschen Sprache" einen ungemein schätzenswerthen Beitrag zur deutschen Gesangslehre geboten. Bis nun eine deutsche Gesangsmethode festgestellt sein wird, dürften immerhin einige Jahre vergehen; dagegen könnten unbedingt die Grundlagen der deutschen Opernschulen schon jetzt in Angriff genommen werden.

Zuvörderst müßten die Damen und Herren reines Deutsch sprechen lernen. Denn es giebt nicht wenige sehr bekannte, ja fast berühmte Künstler an Hof- und großen Stadttheatern, die noch den breitesten Provinzial-Dialect sprechen, und ihn gerade in den Momenten des höchsten Affectes vernehmen lassen, in denen sie eben sich den Gefühlen hingeben und auf ihre Aussprache nicht mehr die nöthige Aufmerksamkeit verwenden. Es ist noch gar nicht lange her, daß der Verfasser dieses Artikels in dem Berichte über eine Spieloper am Hoftheater der deutschen Reichshauptstadt die Bemerkung anbrachte: „Es gab Momente, in denen man glauben mochte, es würden ‚Die Wiener in Berlin' gegeben". Da nun dieselben Künstler welche die Bemerkung veranlaßten, vielfach und mit vollem Rechte, auch in ganz tragischen Opern verwendet werden, so mag der Leser die Folgerungen selbst ziehen. Also allgemeines strenges Lehren rein deutscher Aussprache.

Zweitens dürften die Damen und Herren nicht gleich erste große Partien ausführen, sondern zweite und dritte, damit sie in solchen, bei denen sie im Hintergrund bleiben, die rechte Kenntniß der Bühne erwerben können, wie und wo man steht und wie man die Kraft der Stimme richtig verwendet, auf daß nicht jedes forte mit dem Aufwande aller Mittel herausgeschrien werde. Der Mangel an richtiger Oeconomie der Stimme ist eine der Hauptursachen, welche den frühen Ruin mancher stimm- und talentbegabten Sänger herbeigeführt haben.

Drittens — und darauf lege ich ein Hauptgewicht — müßten die Damen und Herren ihre Partien erst sprechend studiren, damit sie richtig betonen und besonders die richtigen Bewegungen und Geberden lernen; es ist gar nichts Seltenes, daß ein „Stern" — der noch sechs Monate, bevor er in der tragischen Oper glänzte, in irgend einem sehr unmusikalischen Berufe leuchtete — bei den Worten: „Ich beuge mich nicht" die Hände nach oben ausstreckt, oder die Klage: „Mein Herze bricht" mit nach rechts und links ausgeworfenen Armen begleitet. Bei Damen kommen solche phänomenalen Wandlungen wie die oben angedeuteten der männlichen Sterne fast gar nicht vor; es giebt kein junges Mädchen, das nicht gleich entdeckte, daß es singen und zum Theater gehen könnte. Die Damen gehen daher so früh als möglich in die Musiklehre und sind im Ganzen weniger ungebildet als die Männer. Doch gibt es auch unter ihnen und unter den best Gebildeten noch genug, deren Mienen- und Geberdenspiel sofort errathen läßt, daß sie nur zu Hause und nicht in einer praktischen Bühnenschule gelernt haben, und die immer steif und ungelenk bleiben. Es müßten selbst auf den Bühnen solche Sprechproben eingeführt werden; wenn Held und Heldin ihre Partie nur einmal erst sprechend versucht haben, dann werden sie Ausdruck und Geberde von vornherein ganz anders und sicherer gestalten, und nicht erst nach zehn bis zwölf Singproben, nach allerhand Anweisungen des Regisseurs,*) nach Auseinandersetzungen mit dem Capellmeister ꝛc. ꝛc. zum richtigen Ausdruck, zur richtigen Geberde gelangen.**) Weil uns das Wort „Capellmeister" in die Feder geflossen ist, wollen wir gleich auf einen großen Uebelstand hinweisen, der sehr oft die richtige Entwickelung des Operngesanges hemmt: Es wird in den meisten Opern viel zu stark begleitet! Und hierin liegt auch eine Hauptursache des Uebertreibens, von Seiten der Sänger des Schreiens. Würde der Capellmeister die Begleitung des Orchesters weniger hervortreten lassen, so dürften die Sänger nur mit vollem Tone, aber nicht immer stark singen. Die Vorstellungen in Bayreuth haben bewiesen, daß auch bei anscheinend schwächerem Begleiten des Orchesters jede Feinheit der reichsten und in üppigsten Tonfarben componirten Instrumentation zur vollen Geltung gelangt. Dagegen bringt die in manchen Theatern gebräuchliche Begleitungsart nur ein gegenseitiges Ueberbieten und Wirrwar zu Wege. Der Sänger schreit, um gehört zu werden, das Orchester streicht und bläst aus Leibeskräften um es dem Schreien des Sängers gleich zu thun, und die Wirkung ist eine unschöne.

Auch die Chöre der großen Theater müßten anders geführt werden, die meisten gehen immer mehr und mehr abwärts, und das ist unendlich zu bedauern.***) Wer das Theater kennt,

*) Herr Mierzwinski, der neue „Tenorstern", hat uns wiederholt aufs Bestimmteste versichert, daß die italienischen Lehrer ihn sehr wenig gelehrt, ja sogar meistens jede Anwartschaft auf eine glänzende Laufbahn entschieden abgesprochen hatten, und daß er erst zu Rufe gelangt sei, nachdem er sein eigener Lehrer geworden war. Und wenn man seine eklektische Vortragsweise hört, so erscheint seine Versicherung vollkommen glaubhaft.

*) Und was leisten noch immer manche Herren Regisseure selbst an großen Hofbühnen in — Unbegreiflichkeiten, um das gelindeste Wort zu gebrauchen! Noch heute sticht Don Juan in der letzten Scene mit dem Dolche auf den Geist des Comthurs, vielleicht um zu sehen ob nicht irgend ein maskirter Schreckenberger dasteht?! Wenn der Regisseur ein einziges Mal den Text mit Ueberlegung gelesen hat, darf derartiges nicht mehr vorkommen. Und hundert solcher Mißgriffe könnten wir aufzählen.

**) Der Director eines großen Stadttheaters, dem ich vor zwei Jahren diesen Vorschlag mittheilte, fand ihn ganz vortrefflich; genau mit denselben Worten hatte ihn schon früher ein sehr hochgeschätzter Gesanglehrer bezeichnet. Doch wird wohl noch einige Zeit vergehen bis man diesen Vorschlag auszuführen auch nur versuchen dürfte. Unsere großen und kleinen Bühnengenies können ja Alles, ohne erst lernen zu müssen.

***) Wir müssen leider gestehen, daß der Chor der Königlichen Hofbühne in Berlin in den letzten Jahren im bedenklichsten Rückschreiten sich befindet, daß in Don Juan (Finale des ersten Actes), Zauberflöte Lohengrin, Hugenotten, Tell und anderen Opern, in welchen dem Chore öfters große Aufgaben zufallen, die Leistungen unter denen mancher Stadttheater stehen, und daß der Chor an der Wiener Hofoper als ungleich besser zu bezeichnen ist. Die Gründe zu prüfen, ist hier nicht der Ort, die Thatsache muß festgestellt werden.

Digitized by Google

der weiß auch, daß gute Chöre eine bedeutende Wirkung auf die Gesammtstimmung ausüben, während im umgekehrten Falle die Einheitlichkeit des Eindruckes bedeutend geschädigt wird. Und manche großen Sänger der alten Schule sind aus dem Chore hervorgegangen; von denen der neuen Schule dürften manche momentan berühmte von dem Augenblicke, als sie ihre hohen Effecttöne nicht mehr herausschreien können und ihre Kraft abnimmt, kaum mehr als Choristen verwendbar sein, denn Musik gelernt haben sie ja nicht.

Die Frage, ob Opernschulen aus staatlichen Mitteln errichtet oder nur unterstützt werden sollen, ist hier nicht zu erörtern, da hierbei auch die Frage der Organisation der Hoftheater mit herangezogen werden müßte und der Artikel die Ausdehnung eines Buches gewänne. Die Vorschläge, die ich hier vorgebracht habe, können nach meiner Ueberzeugung so ziemlich in allen höheren Musikschulen und in allen besseren Bühnen berücksichtigt werden, ohne daß eine Veränderung in der Organisation vorgenommen würde; selbst den Künstlern, die noch lernen wollen, dürfte es ein Leichtes sein, Manches davon bei ihren Studien im Verein mit Gleichgesinnten zu versuchen. Ich bin weit entfernt, für meine Vorschläge eine andere Bedeutung zu beanspruchen als die einer Anregung zu Versuchen, die zu noch besseren Vorschlägen von anderen Seiten führen können. Und nur von diesem Gesichtspunkte bitte ich sie zu betrachten.

Feuilleton.

Pienza.

Eine toscanische Skizze.

Von Ludwig Hevesi.

Wieder ein paar Tage in Siena gewesen. Piccolomini'sche Luft geathmet. Durch Piccolomini'sche Hallen gewandelt. Piccolomini'sche Inschriften buchstabirt. „Pius der Zweite seinen Sippen." — „Pius dem Zweiten Pius der Dritte." — „Pius der Dritte sich selbst." So geht das alte Lied, das stolze, lapidarische, am Architrav der Loggia del Papa, an der Decke der Libreria im Dom, am Grabaltar und noch so manchem schönen Stück pietra serena. Sie waren Vollblut, die Piccolomini, man merkt es sogar noch an Octavio's Max, der doch niemals gelebt hat. Vollends an Aeneas Sylvius, dem gelehrten und wanderlustigen, bücherkundigen und naturfrohen Frührenaissance-Menschen, der sogar im Lande „Novergia" (Norvegia) gewesen. In einem Lande, so nebelfern, daß Meister Pinturicchio es gar nicht orthographisch richtig herausgebracht hat in der Inschrift unter einer seiner Pius-Scenen in der Libreria. Kein Wunder, daß der berühmte Dichter Tito Stroza, der sich doch hauptsächlich von Ferraras Glanz nährte, Siena glücklich pries um Pius' willen (Eroticon lib. V.): „Felix Sena Pii patria Pontificis." Armer, erfindungsloser Tito Stroza! Hättest du mich gefragt, ich wollte dir ein ganz anderes Argument gegeben haben, um den gelehrten Papst zu besingen; er hätte dich dafür vielleicht zum Cardinal ernannt. Hast du denn deinen Vergil nicht aufmerksam gelesen, daß dir seine Prophezeiung über Aeneas Sylvius entgangen? Wo Anchises dem Aeneas im Elysium seine Nachkommenschaft vorherzeigt, heißt es im sechsten Buche, Vers 769—70, ausdrücklich:

Silvius Aeneas, pariter pietate vel armis
Egregius . . .

Auf diese Stelle gestützt, hättest du den Stammbaum des großen Papstes geradenwegs auf den Sohn der Venus und des Anchises hinaufleiten können. Ein Venus-Enkel als Petri Nachfolger: höchste Pikanterie für die katholisch-heidnische Humanistenwelt des fünfzehnten Jahrhunderts. Ja, du hättest mit etwas philologischer Haarspaltungskunst aus der Stelle sogar nachweisen können, daß der poeta vates, der Dichter-Prophet selbst das vorhergesagt hat, unter welchem Namen er einst Papst sein werde. Pietate egregius kann ja auch heißen „durch sein Piusthum hervorragend". Aber das ist dir leider Alles nicht eingefallen, guter Tito, und so hast du den Purpur nicht bekommen.

Wer weiß übrigens, ob du dem belesenen Papste damit etwas Neues gesagt hättest? Vielleicht hat er die Stelle selbst einmal beim Malvasier citirt, wenn er in seiner weitoffenen, säulengetragenen Loggia mit seinen Sippen, jenen gewissen „gentilibus suis Piccolomineis", saß und gefüllte Ortolane speiste im Angesichte des Volkes, bei Geigen- und Flötenklang.*) Denn die Piccolomini, den belesenen Aeneas Sylvius mit eingerechnet, hatten die Schriften von Bogumil Goltz nicht gelesen, der irgendwo sagt: „Vor einem Bettelkinde kein Butterbrod essen, das ist wahre Humanität." Uebrigens verstanden sie als Humanisten auch das Wort Humanität ganz anders als der bitterliche Humorist aus Warschau, welches Land vielleicht noch eine Strecke über „Novergia" hinaus liegt. Und die anderen toscanischen „famiglie di loggia"**) haben auch nichts von solcher Empfindsamkeit gewußt. Z. B. die Ruccellai, denen der große Leon Battista Alberti ihre Loggia gebaut; sie steht noch heute gegenüber dem Palazzo Ruccellai in Florenz. Oder die Albizzi, welche aber die Nemesis für ihren Hochmuth gestraft hat, denn ihre stattliche Loggia, die noch vor einigen Jahren an der Ecke des corso degli Albizzi und der via delle seggiole zu Florenz stand, hat ein wohlweiser Stadtrath abbrechen lassen, um Raum zu gewinnen für einen Fiakerstandplatz. Für einen Standplatz von Fiakern, ja wohl, und ganz recht ist ihnen geschehen, nicht wahr? den gefühllosen Albizzi, die da Jahrhunderte lang Butterbrod gegessen vor Bettelkindern. Nun, der Loggia del Papa wird es nicht so schlimm ergehen, denn in Siena haben sie gottlob viel Raum und nur wenig Droschken.

Unter solcherlei Gedanken faßte ich den Entschluß, nach jenem Corsignano zu fahren, welches Pienza heißt, seitdem sein einziger berühmter Sohn zum zweiten Pius geworden. Aber wo in aller Welt liegt Pienza, die verschollene Piusstadt? Der Director der toscanischen Eisenbahn weiß es von Amtswegen nicht, vielleicht weiß es der Generalpostmeister des Königreichs Italien. Oder ist es gar nicht mitannectirt worden, weil es so außerhalb aller gangbaren Welt liegt? Man reist mit der Eisenbahn sechs Kilometer gen Süden bis Salarco, einer unsichtbaren Ortschaft, fährt von der stazione mit einem Wagen anderthalb Stunden den Berg hinan nach Montepulciano, trinkt dort ein Glas vino nobile und bezahlt dafür fünf Lire, froh, daß der Wirth nicht zehn verlangt hat, bezahlt der braungescheitelten Teresa eine Lira für das Annähen eines abgerissenen Knopfes mit englischem Zwirn, welchen Mister Brook in Genua dreht, bezahlt dann weitere zwanzig Lire für eine Kalesche, die Einen in zwei Stunden übers Hügelgelände nach Pienza und später wieder zurück bringen soll, fährt dann außen um die Stadt herum und denkt sich dabei, Montepulciano sollte doch eine jener australischen Kirschen im Wappen führen, welche ihren Kern außen angewachsen haben, denn gerade so ist der herrliche Dom San Biagio's neben die Stadt hingestellt, statt in ihrer Mitte zu stehen . . . und so befindet man sich nachgerade auf dem Wege nach Pienza.

Man fährt über die braunen Hügel hin, wie über bewegte Meerfluth; die lehmigen Erdwellen, deren stiebender Schaum der Staub ist, heben und senken den Wagen abwechselnd. Die Hügel sehen aus, wie riesige Ameisenhaufen aus lockerem Erdreich. Hie und da ist eine magere Eiche hineingesteckt mit grauer, feingerippter Borke, als trüge sie einen stählernen Kettenpanzer, oder es führt eine schattenlose Cypressenallee

*) Ein Bild Taddeo Gaddi's im Louvre stellt ein adeliges Familienessen dieser Art dar.

**) So hießen jene Geschlechter, welche vornehm genug waren, eine solche eigene offene Halle für ihre Versammlungen, Gastmäler u. dgl. zu besitzen.

Digitized by Google

querfeldein zu einem versteckten Podere. Unten liegt die staubgraue Ebene, mit eisengrauen Waldstreifen. Ringsum wogen die Berge im Sonnenlicht, und feine Rauchfäden steigen von ihnen in die blaßblaue Luft, als hätten sie noch immer vulkanische Anwandlungen. Vor uns auf langem, braunem Hügelrücken taucht nach einer Stunde unser Ziel auf, eine kurze niedrige Stadt-Silhouette mit etlichen Thürmen gegen das linke Ende hin. Und wie sich die Hügel unter uns senken oder heben, tauchen Pienza vor uns und Montepulciano hinter uns abwechselnd auf und nieder, daß niemals beide zugleich in Sicht sind. Es ist eine Wagenfahrt auf wogendem Meere.

„Bandita Newton." Diese fürchterlichen und zugleich räthselhaften Worte wecken uns aus solchen landschaftlichen Genüssen. Sie sind auf eine Tafel geschrieben, welche hoch an eine graue Eiche genagelt ist. Der Name Newton und der Begriff eines Banditen! Ist der Mann an diesem Baume gehenkt worden und soll die Tafel seine Gesinnungsgenossen warnen? Oder ist sie eine Firmatafel, welche zu Geschäften in fremdem Eigenthum einladet? Nur nicht erschrecken, furchtsamer Fremdling! „Bandita" ist nicht „Bandito", sondern bedeutet ein Jagdgehege und solche Tafeln der Jagdpächter mahnen ja überall in Italien die eingefleischten Wildschützen zur Tugend der Enthaltsamkeit. „Il Signor Nekton" aber ist hochangesehen in der Gegend, einer der vielen Engländer, die seit Generationen in Toscana festgewurzelt sind, Zwirn-Engländer, Salz-Engländer, Borax-Engländer, Kupfer-Engländer, und augenscheinlich das unglimpfliche toscanische Sprichwort verursacht haben: „Inglese italianato è un diavolo incarnato" (der italianisirte Engländer ist ein eingefleischter Teufel). Mr. Newton aber ist Käse-Engländer, und das ganze Land ringsumher ißt ohne Furcht den Käse, den er in seiner großen Molkerei und Käserei herstellt. Seine schneeweißen Kühe, von schneeweißen Hunden bewacht, als flösse der rinderbleichende Clitumnus durch sein Anwesen, strotzen sichtlich von Caseïn.

Eine Ruine am Wege . . . Vorbei!

Ein Rohziegelpalast am Wege, mit dickem Thurm: Palazzo Massaini . . . Vorbei!

Nun durch eine Thalsenkung voll großer Schollen und Erdlöcher, eine zerschlagene Welt von Lehm, und hinan zur alten Piusstadt, zum Palastdorfe der Piccolomini. Ein hohes eisernes Kreuz steht links am Wege, darauf ein naiver Wetterhahn, der im Winde kreischt, als krähe er noch immer jenem Petrus, dem in diesem Dorfe zwei Nachfolger, Oheim und Neffe, geboren sind. Das Kreuz ist seltsam aufgeputzt mit allen Marterwerkzeugen der Passion; Nägel, Hammer, Beißzange, Lanze, Schwamm, Alles ist in natura daran aufgehängt.

Kein Stadtthor. Vom Ackerfeld aus betritt man ohne Weiteres den „Corso". Selbstverständlich zu Fuße, denn man fährt nicht in Pienza; es wäre zu klein dazu. Auch hat der Kutscher seine Pferde im ersten Hause links eingestellt; nur für Pferde gibt es Unterkunft, einen Gasthof für Menschen besitzt die Stadt nicht, deren Sohn, ein katholischer Odysseus, so vieler Städte Herbergen gesehen und Wirthsrechnungen erkundet. Das Alles wissen die alten Weiber von Pienza genau, darum haben sie ihre Strohsesselchen sämmtlich mitten auf den Corso hingestellt und unterhalten sich mit dem Aufsetzen neuer Flicken auf alte, und dabei schwatzen sie, als wäre Pienza der Mittelpunkt der Weltereignisse, und diese hingen vor Allem vom Gange ihrer Zungen ab.

Ein stattlicher Corso, der von Pienza. Er mag seine vollen zweihundert Schritt laufen, ehe er die Piazza del Duomo erreicht. Und breit ist er auch; er hat die Breite mehrerer Fußgänger. Und eine Sparcasse ist daran, und eine Apotheke, in der man Theriak bekommt, das Arcanum des vorigen Jahrhunderts, wie noch heute in den Apotheken von Venedig, Rom und Neapel. Die Ecke des Corso gegen den Domplatz hin bildet der gewaltige schwarzgraue Travertinwürfel des Palazzo Piccolomini. Man muß ihn sofort erkennen, denn er hat die kennzeichnenden Piccolomini-Fenster mit dem Kreis im Halbkreis, wie der Palast in Siena. Ein kleiner Junge, drei Newton'sche Käse hoch, sitzt auf der hohen Steinstufe, die um den ganzen Palast läuft. Wie er mich erblickt, springt er auf mich zu und ruft, mit ungewaschenem Finger stolz auf die eigene Brust deutend: „Ich bin auch darauf!" Er wiederholt die seltsame Anrede vier- oder fünfmal, mit immer freudigerem Stolze, wobei er ordentlich zu wachsen scheint. Sollte der arme Junge einen Anfall haben und phantasiren? denke ich mir; und der ehrenwerthe Cavaliere Moses Levi, Professor der Kinderheilkunde an der medicinischen Schule zu Florenz, ist so weit! (Ich weiß nicht, ob er verwandt ist mit dem tapferen und steinreichen Major Levi, Abgeordneten für Reggio d'Emilia.) Es kommen aber alsbald noch etliche Kinder herbeigelaufen, Knaben und Mädchen, und rufen mir dieselben Worte zu: „Ich bin auch drauf! Signore, ich auch! Wir alle sind drauf, Signore!"

„Worauf?" frage ich endlich.

Aber keiner weiß es zu sagen. Endlich tritt ein Graukopf herzu und antwortet für sie: „Auf dem Bilde, Signor, auf der Photographie." Es war nämlich vor vierzehn Tagen ein Photograph in Pienza gewesen, der erste seit Gründung der Stadt, und hatte Aufnahmen der Bauten gemacht, mit der ersten besten Staffage, die ihm von selbst in die Bilder hineinlief. Es scheint, daß die ganze Einwohnerschaft auf diesen Photographien mit verewigt ist, d. h. die Männer ausgenommen, denn Pienza ist eine Stadt von Ackersleuten, und die Männer sind tagsüber an der Feldarbeit. Die Aufregung ob des merkwürdigen Besuches hatte sich aber noch nicht gelegt, die Weiber auf dem Corso plauderten noch immer von den Zauberkünsten des Mannes, der eigentlich hätte verbrannt werden sollen, und die Kinder spielten mit Vorliebe Photograph, indem sie sich Apparate aus den seltsamsten Geräthen zusammenstellten.

Der Domplatz ist ungefähr so groß wie der Straubinger-Platz in Gastein und ebenso von vier oder fünf mäßig großen Gebäuden umschlossen. Aber freilich von welchen Gebäuden! In ihrer sonnenwarmen, graugrünen Travertin-Pracht stehen sie da, ein Stück Großstadt im damaligen Sinne, mitten in ein Dorf hineingestellt. Pius II. wollte in keinem Dorfe geboren sein, sondern in Klein-Rom. Da steht seine dreischiffige Hallenkirche und bildet die eine Seite des Platzes; sie ist nicht zu groß, aber stattlich und mehr als bischöflich; man sieht ihr deutlich einen Papst an, schon weil die Façade ausgebaut ist. Diese hat zwei Stockwerke, mit kräftigen Säulen gegliedert, und oben einen Giebel, drei Bogen im Erdgeschoß und darüber ein großes Rundfenster, von Wappen und Tiara überragt. Links davon der Palast, den er für den Bischof gebaut, nachdem er den Bischof für den Palast geschaffen, denn Corsignano war noch kein Bisthum, aber Pientia wurde eines. Der Bischofspalast ist mehr niedlich als ansehnlich, aber der hochwürdigste Herr Vescovo Bianchi, der jetzt darin haust, findet sich bequem genug untergebracht. An der Rückseite des Platzes der Palazzo Pretorio, das Rathhaus, mit einem Florentiner Signorenthurm und drei offenen Bogen im Hauptgeschoß. Rechts vom Dom die eine Riesenflanke der Piccolomini'schen Residenz und in ihrem Schatten, ganz zur Seite gerückt, der reizende steinerne Ziehbrunnen, auf dessen Architrav unter feingebosseltem Zierrath „Pius II. P. M." eingegraben steht. Aber wo stünde dies nicht eingegraben? Im Dom freilich bezieht sich ein Theil der vielen Inschriften auf die Wiederhersteller des Gebäudes, das von jeher arg wacklig gewesen. Der ganze Boden gegen den Hauptaltar hin hat sich gesenkt und bildet eine schiefe Ebene, die Gewölbe zeigen große Risse, das Dach ist durch eiserne Ketten und Bänder zusammengehalten, die Pfeiler beim Chor sind zwei Fuß tief unters Pflaster gesunken, fünf Bogen im rechten Schiffe sind gar schon aus Holz ersetzt und nur wie Mauerwerk getüncht. Schon 1597 spricht eine Inschrift von Restaurirung der Einsturz drohenden Kirche (templum hoc ruinam minans"). Der Hochaltar, laut Inschrift von Pius II. am 29. August 1462 geweiht (im Ornament seines Sacramentshäuschens ist der wohlbekannte Piccolomini'sche Halbmond reihenweise verwendet), wurde anno 1600 erneuert und 1760 von Francesco Piccolomini, neunzehntem Bischof von Pienza, neuerdings geweiht. Es ist, als wollte der Dom seinem Erbauer durchaus nachsterben, wie Pienza seinem Pius thatsächlich nachgestorben.

Digitized by Google

Etwa dreißig Eingeborene waren mit mir in die Kirche eingedrungen, meistens barfüßige Jungen. Einer, der Egisto (Aegisth) hieß, als komme er gerade aus der „Klytämnestra" des Aeschylos her, erwarb sich die meisten Verdienste um mich. Er lief und rief nach allen Seiten, um Kirchendiener und Kleriker herbeizuschaffen, die auch ohne ihn augenblicklich zur Stelle waren. Er half mir, die Architektur der Kirche zu begreifen, indem er jeden Pfeiler umarmte, den ich eben ansah, und hinterher jede Thür beklopfte, welche ein Schlüsselgewaltigerer mir schon aufgethan hatte. Besonders im Halten meines Hutes und Stockes entwickelte er einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn. Doch ich thäte Unrecht, den wackeren Egisto mit der sogenannten Lauge eines wohlfeilen Spottes besprengen zu wollen. Sie waren wirklich intelligente Kerle, er und seine Altersgenossen; das zeigte sich, als der Sakristan die Rückwand des Hauptaltars öffnete und die schweren Folianten voll Miniaturen des fünfzehnten Jahrhunderts zu entfalten begann. Etwas unsauber waren zwar einige dieser Bände, denn sechs Hände zugleich griffen immer in die Seiten und blätterten unter allerlei polemischem Meinungsaustausch vorwärts und rückwärts. Diese Gassenjungen kannten jedes Bild in diesen Büchern und riefen alle zugleich dem Kleriker zu, bald die Santa Madonna mit dem schwefelgelben Kleide zu zeigen, bald den heiligen Sebastiano mit den vermaledeiten Bogenschützen nicht zu vergessen, oder den himmelblauen Mantel der heiligen Elisabeth. Dennoch hätte ich das Blatt des „Giorno della santa croce" schwerlich zu Gesichte bekommen, wenn nicht Egisto durch eine hochpathetische Rede an den Sacristan — sie war selbst mit Schmähungen über dessen Unwissenheit gewürzt — und durch eigenhändiges Umwühlen des pergamentenen Schatzes mir noch glücklich dieses prächtige Blatt zugänglich gemacht hätte. Auch zu den Paramenten Pius' II., welche noch sämmtlich in großen Schränken bewahrt werden, geleitete mich das kunstbegeisterte Gedränge. Wie oft hatten die Rangen schon den prächtig emaillirten silbernen Bischofstab gesehen, welchen laut Inschrift Pius II. „auf seine Kosten für die Ecclesia Pientina machen ließ", und die Rauchfässer desgleichen und die kostbaren Osculatorien und gar den gothischen, reich verzierten Kelch des großen Papstes; aber dennoch staunten sie Alles mit großen runden Augen an, als sähen sie es zum ersten Male. Und ganz verstohlen strichen sie mit dem Handrücken (der war etwas sauberer als die hohle Hand) über die schweren schimmernden Brokate und flandrischen Tapeten mit eingewebten Scenen, aus denen diese Pluvialen und Dalmatiken gefertigt sind, einige Dutzende, eins hinter dem andern, flach über hölzerne Rahmen gehängt, vier Jahrhunderte an kirchlicher Goldstickerei, bis auf die heutige weißseidene, moirirte Nüchternheit herab. Einige knieten sogar nieder vor der Mitra ihres gewaltigen Landsmannes; denn sie ist schwer in Gold und Silber und Perlen gestickt, edle Saphire und Topase umflackern sie wie blaue und grüne Flämmchen, und in der Mitte, gerade über der Stirne, funkelt ein viereckiger Riesensmaragd, der ganz sicher heilige Geheimkräfte besitzt, zwischen vier wundersamen Emailbildern, die wie Feuer glühen, ja selbst noch die Bänder sind sehenswerth, denn sie endigen mit Emailplatten, auf denen das Wappen Pius' zu sehen ist. Das letzte Pluviale, das er trug, ein prachtvolles, ganz mit historischen Bildern besticktes Gewand, paßt gut zu diesem Hauptschmuck, besser jedenfalls als der schlichte Ornat, den er als kleiner Cardinals-Secretär auf dem Concil von Trient getragen.

Die ästhetisch geschulten Gassenjungen wollten mich gar nicht wieder entlassen, ehe ich nicht jeden Brocatrock ihres Papstes so ungefähr auswendig gelernt hatte. Egisto wachte sogar darüber, daß ich jedesmal auch das Futter in Augenschein nahm; „la fodera, signor, ecco la fodera". Endlich entkam ich in den Palazzo Piccolomini. Im Verhältniß zu den übrigen Bauten steht er so colossal da, als hätte man ihn noch vor der Sintfluth gebaut; man hat im Eintreten das Gefühl, als müsse im Hof eine monumentale Hundehütte stehen, mit einem kleinen Megatherium als Hofhund. Alle vier Seiten des Hauses hat Pius ausgebaut; man darf wohl sagen Pius, denn ein Blick in seine „Commentarien", die erst 120 Jahre nach seinem Tode gedruckt wurden, zeigt, daß er seinen Baumeister wie einen Canonicus commandirte. Wenn er das Haus heute sehen könnte, in dem sein gräflicher Abkömmling wohnt, ohne es irgend auszufüllen. Wie sollte er auch? Der Speisesäle allein enthält der Palast drei, einen eigenen für jede Jahreszeit (im Winter war man Römer). Wer wird denn so viel speisen? Obwohl es im Grunde auch an Pius' Tafel nicht gar glänzend herging, denn er war ein sparsamer Herr und sein Hofstaat bekam nicht immer satt zu essen, so daß sich seine Umgebung mit Epigrammen dafür entschädigte.

Im Hofe des Palastes arbeiten etliche Maurer, Alles ist voll Schutt und Gerümpel. Das schöne achteckige Marmorbecken des Brunnens mit seinen verstaubten Zierrathen hat kein Wasser. Die reichen Capitäle der Säulen sind sämmtlich verstümmelt und quer durch ihr ganzes Schnitzwerk mit eisernen Reifen umschnürt. An den Wänden zeugt nur noch farbiger Schmutz von gewesenen Malereien, von einem Mosaikfries über den Arkaden, deren zwei untere Reihen noch offen sind, während die oberste vermauert und zu einer Reihe kleiner Fenster eingeschrumpft ist. Einst war diese ganze Rückseite des Palastes durch alle Stockwerke in Säulen-Loggien geöffnet, als hätte man gar nicht genug Oeffnungen anbringen können für die Unendlichkeit von Aussicht, die sich zu Füßen der Palastbewohner entrollte. Der Fremdling genießt sie jetzt vom Garten aus, der zu einem ruppigen Küchengarten verwildert ist, mit dorrenden Kohlstrünken und zerzausten Salathäuptern. Der Blick hinab ins braune Orciathal mit seinem Flüßchen, das sich hin und wieder krümmt, als suche es rechts und links die einzelnen Wassertröpfchen zusammen, die der Sommer übrig gelassen, ist reizend. Und er wird großartig, sobald man die Augen zu den jenseits emporgegipfelten Bergen hebt. Lauter todte Feuerspeier, abenteuerliche oder feingeschweifte Kegel, der Monte Cetone, der Radicofani, der Monte Amiata.

Ah! Monte Amiata. Ein vornehmer Berg, der Herr seiner ganzen Umgebung. Der Schauplatz der schönsten Seiten in den Memoiren des Silvarum amator, des Waldfreundes Sylvius. Im zehnten Buche hat er ihn geschildert, mit blühenden arkadischen Farben, ein Feuilletonist und Romantiker lange vor Erfindung des Feuilletons und der Romantik. Man schrieb das Jahr des Heils 1462, als er hier jenen merkwürdigen Sommer verbrachte, wandelnd auf ewigjungem Rasen, ruhend in immerkühlem Schatten, dem Vogel im Laub horchend und dem Bach im Kies. Unten in der Ebene, in Stadt und Dorf, wüthete die Pest, als wollte sie einem neuen Lukrez Modell stehen; oben aber auf Berges Mitte, wo das alte Longobardenkloster San Salvatore steht, blühten die frischen Farben der Gesundheit. Jenen Sommer war der Monte Amiata der mons Vaticanus, und sein Berggipfel prophezeite die Peterskuppel, welche Aenas Sylvius noch nicht kannte. Die Christenheit wurde damals von diesem Berg aus regiert. Der Papst hatte seine ganze Curie mitgenommen und das Insiegel des Statthalters Christi. Da wurde denn Segnatura gehalten, und im linden Kastanienschatten mag manches Breve milder ausgefallen sein, als es in einer römischen stanza della segnatura gerathen wäre. Denn wenn der Cardinal im rothen Hut gestrengen Rath zu raunen begann, sang ihm der Dompfaff im bunten Federrock vom nächsten Baumzweig etwas Lustiges drein. Wenn der heilige Vater darüber einschlief, kam ganz sacht der (von ihm erwähnte) Hirsch aus dem Dickicht und guckte ihm über die Achsel ins Geschriebene, wie ein anderes Thier dem heiligen Lukas. Und wenn er in lauschiger Abendkühle seine Cardinäle vor dem Klosterthor versammelte und mit ihnen gelehrte und ungelehrte Scherze trieb, so daß die sales und lepores (mit langem „o"), wie man damals die Witze nannte, bis ins Pagliathal hinunterschallten, so war das den Landleuten noch immer lieber, als wenn der gewaltthätige Pandolfo Petrucci, der Bürgertyrann von Siena, hier oben sommerte und sich die Langeweile der einsamen Abende damit vertrieb, daß er ungeheure Felsblöcke mit eigener Hand zu Thale kollern ließ, froh, wenn es ihm gelang, aufs Gerathewohl einen Menschen oder gar ein Haus zu zerschmettern.

Noch ein modernster Italiener preist auf dem Monte Amiata nicht minder begeistert als Papst Pius die hellen

Digitized by Google

Tage und lachenden Sonnenuntergänge, das Rauschen der braunen Wälder und den melodischen Tropfenfall der Gewässer, die Rosen Hesperus' und das Mondlicht, das auf schweigenden Pfaden spielt zwischen See und Quell. Aber er ist nicht gerade ein Päpstlicher, vielmehr Giosuè Carducci, der gottlose Sänger Satans.

Notizen.

Aus Theodor Körner's Nachlaß. Liebes- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum ersten Mal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben von Friedrich Latendorf. (Leipzig, Bernh. Schlicke.) — Das Octavheft, in welches Theodor Körner unter Anderem die Gedichte aus dem ersten Halbjahre seines Wiener Aufenthalts und also aus der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit „Toni", seiner späteren Braut, eingeschrieben, hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt: die Mutter Körner's hat es nämlich in einem unbegründeten Groll gegen Antonie nie den späteren Herausgebern von Körner's Werken in gleicher Weise, wie den übrigen Nachlaß, zur Verfügung gestellt, sondern es zurückbehalten, um durch Veröffentlichung der meistens an jene gerichteten Lieder dieselbe nicht über ihr Verdienst zu ehren, und es schließlich dem Hüter der Körnergräber in Wöbbelin, Ludwig Wiechelt, gegeben, welcher es, wie seine mütterliche Freundin, streng vor den Augen der Offentlichkeit bewahrte. Erst der Sohn des alten Wiechelt hat, nachdem er sich überzeugt, daß die Gründe, welche Körner's Mutter zur Zurückbehaltung dieses Heftes bestimmte, hinfällige seien, die Erlaubniß zur Veröffentlichung der bisher noch unbekannten Lieder Körner's an seine Braut gegeben. Der Herausgeber hat sich mit vielem Geschick und großem Eifer seiner Aufgabe unterzogen und, indem er die 16 bisher noch unbekannten Gedichte aus jenem Hefte mit den schon in anderen Ausgaben veröffentlichten zu einem reichen Kranze vereinigte, ein Büchlein geschaffen, welches nicht nur einen vollen Einblick in Körner's Liebesleben gewährt und manche neue Perlen seiner Lyrik bietet, sondern auch durch den textkritischen Nachtrag zu den bemerkenswerthen Erscheinungen auf dem Gebiete der literarhistorischen Forschung zu rechnen ist. Unsere Leser werden sich erinnern, daß der größte Theil der neuaufgefundenen Gedichte bereits von dem Herausgeber in der „Gegenwart" (1884, Nr. 26) veröffentlicht worden ist.

Nachdem nunmehr die von der deutschen Verlagsanstalt (vorm. Ed. Hallberger, Stuttgart und Leipzig) unternommene, von Heinrich Düntzer herausgegebene illustrirte Goethe-Ausgabe mit der 70. Lieferung vollständig geworden ist, wird es angebracht sein, einen zusammenfassenden Rückblick auf dieses mit künstlerischer Vollendung ausgeführte Werk zu werfen. Der Gesammteindruck, den man bei dem Durchblättern der Hefte erhält, ist entschieden ein günstiger zu nennen: die Illustratoren haben ihre Aufgabe groß genug aufgefaßt, um im Allgemeinen die Gebilde der Phantasie, die Goethe's Dichtungen schon vorher in uns erzeugt haben, nicht unangenehm verblassen und den Contrast zwischen unmittelbarer Auffassung durch die Lectüre und der durch die Illustration vermittelten Anschauung nicht zu einem allzu schroffen werden zu lassen. An Einzelheiten wäre freilich oft genug etwas auszusetzen; in manchen Heften stößt man auf Befremdliches, ja zuweilen auf entschieden Unverständliches und Unverstandenes in den Illustrationen, so besonders in den Gedichten, wo das subjective Empfinden des Lesers durch das beigegebene Bild häufig genug verletzt wird. Das ist aber nun einmal bei Illustrationen zu Dichtungen nicht zu vermeiden, und es wäre verlorene Mühe, wollte man sich mit den darstellenden Künstlern über die Berechtigung dieser oder jener Auffassung herumstreiten. Die „Gedichte" sind aus diesem Grunde in der vorliegenden Ausgabe entschieden am schlechtesten weggekommen; für die gelungensten Partien des Werkes halten wir die Illustrationen zu Faust von Franz Simm und die zu Reinecke Fuchs von Carl Gehrts. Die Illustrationen der Dramen (Iphigenie, Egmont, Tasso, Clavigo u. s. w.) ist bei Weitem nicht so geistvoll aufgefaßt, wie diejenige der vorgenannten Werke, dagegen sind in der bildlichen Erläuterung der Prosaschriften (Wilhelm Meister durch Erd. Wagner, Wahlverwandtschaften durch Grotjohann, Dichtung und Wahrheit durch Klimbsch, Kögler u. s. w.) die historische Treue, die liebevolle Vertiefung in die Einzelheiten des Textes und das verständnißvolle Herausgreifen der darstellbaren Scenen anzuerkennen. Man wird bei der Lectüre dieser prosaischen Schriften durch das bildliche Beiwerk nicht gestört, sondern im Gegentheil auf das Furchtbarste angeregt werden, und in dieser Hinsicht ist die Illustrirung vortrefflich zu nennen. — Es ist selbstverständlich, daß auch die sonstige Ausstattung des Werkes eine gediegene und prächtige ist. Als Titelbild ist demselben Goethe's Porträt von Kuthsteiner beigegeben worden. Wir können diese Ausgabe als eine werthvolle Bereicherung der Familien-Bibliotheken auf das Angelegentlichste empfehlen.

Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Pätel. — Die Eigenthümlichkeiten der Storm'schen Erzählungsweise sind zu bekannt, als daß wir dieselben bei der Besprechung der vorliegenden Novelle, welche sie in ganz charakteristischer Weise an sich trägt, nochmals hervorzuheben brauchten. Ein kurzer Ueberblick über den Inhalt der Dichtung wird daher eine Kritik vollständig ersetzen: Grieshuus „baven de Haidkul" ist ein Dorf in der jütländischen Haide, neben dem sich noch die Trümmer eines verfallenen Herrenhauses zeigen. In dem letzteren wuchs um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Brüderpaar auf, ungleich an Leib und Seele. Der Aeltere, kräftigen Körpers, von gutem, aber leicht zum Jähzorn erregten Gemüthe, der, dem Waidwerk und Landbau ergeben, daheim bleibt, liebt ein Mädchen aus dem Dorfe, das Kind eines alten Schreibers, und heirathet sie nach dem Tode seines Vaters; der Jüngere, der eine gelehrte Erziehung genossen und herzoglicher Rath geworden, macht wegen dieser unebenbürtigen Ehe des Aelteren Anspruch an den Stammsitz und bewirkt durch Hinterlist den Tod seiner Schwägerin die vor Schreck zu früh einem Kinde das Leben gab. In finsterer Nacht treffen sich die beiden Brüder auf der Haide und der Aeltere ersticht den Jüngeren im Zorn. Die hinterlassene Tochter des Mörders, der flüchtig wird, heirathet einen schwedischen Obersten und gebiert den letzten Erben von Grieshuus, den jungen Rolf. Für die Schilderung dieses heranwachsenden Erben hat nun Storm den ganzen Zauber seines Talentes verwendet. Der Knabe, feurig, kräftig, wie sein Großvater, wird von diesem, der unerkannt von den Dorfleuten, aus Liebe zu seinem Enkelkind, als Wildmeister in des Obersten Dienst tritt, behütet und erzogen. Er wird schwedischer Officier und stirbt den Heldentod in einem Gefechte gegen die Russen, das nahe bei Grieshuus stattfindet. Der alte Wildmeister aber kommt in derselben Stunde auf einem wilden Ritte um, den er zur Rettung des Enkels unternommen So endet das Geschlecht derer von Grieshuus. O. B.

Aus meiner Studienmappe. Von Eugen Salinger. Drei neue Erzählungen. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. — Der Verfasser studirt, wie es scheint, wie aus Nichts Viel zu machen sei, denn seine drei neuen Erzählungen leiden an einem übergroßen Mangel an Erfindung. Von der ersten Novelle: Capitän Werner, könnte man allenfalls noch sagen, daß sie ein Stimmungsbild sei, die beiden anderen sind aber nicht einmal dieses. Wir empfehlen daher das Buch Allen welche an Schlaflosigkeit leiden. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. W. Spemann in Berlin u. Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 6: Kudrun, herausg. von Karl Bartsch. 8°, XIX u. 267 S., brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und Leih-Bibliotheken vorräthig.

Neueste Romane.

Byr, Rob., Castell Ursani.
Roman. 3 Bände. 8°. broch. 12 Mk.

Byr ist als einer der gedankenreichsten Autoren längst anerkannt. Die Byr'sche Eigenart liegt nicht in moderner Effecthascherei, sondern in der feinen Charakterzeichnung der einzelnen Figuren.

Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser „Im Banne der dritten Abtheilung." 2 Bände. 8°. 8 Mk.

Der Zug der Zeit schließt sich dem vorangegangenen Werke des Verfassers „Im Banne der dritten Abtheilung" an, behandelt ebenfalls die russische Gesellschaft u. russischen Zustände u wird gleiches Aufsehen wie dieses erregen.

Zu kaufen gesucht werden
Allgemeine gangbare Verlagsartikel,
die an keine provinziale Beschränkung und Oertlichkeit gebunden sind, **gleichviel welchen Charakter** dieselben an sich tragen und sind Offerten **sub No. 1000 an die Expedition der „Gegenwart" zu richten.**

A. Baron von Roberts.
Von dem neuerdings zum **zweiten** Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig:**

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Novellenschatz.
Gesammelt v. **Paul Heyse, H. Kurz u. L. Laistner.** 50 Bde. m. 170 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 Mk. Katalog gratis von R. Oldenbourg in München.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Liederbuch des Deutschen Volkes. Herausgegeben von Carl Hase, Felix Dahn u. Carl Reinecke. Neue Auflage. 1000 Lieder.

Reichscommersbuch. Allgem. für deutsche Studenten. Herausgeg. v. Müller v. d. Werra. Unter Mitwirkung v. Stud. M. R. neu bearbeitet v. Felix Dahn u. Carl Reinecke. 7. Auflage. 716 Lieder.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus 5 Jahrhh. Herausgeg. v. Hans Ziegler. 364 Lieder. — Graf Moltke gewidmet. Empfohlen von den Königl. hohen Kriegsministerien von Preußen, Bayern u. Sachsen, sowie dem Kgl. Generalkommando des Württemb. Armeecorps u. a. milit. Behörden

Preis geh. à ℳ 3.—. Eleg. geb. à ℳ 4.—.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

Organ der National-Liberalen Partei.

Ausführlicher, gut orientirender **politischer Theil.**

Reichhaltiges **Feuilleton.**

Interessante **Local-Nachrichten.**

Courszettel, Börse, Handel, Industrie und **Landwirthschafts-berichte** etc. etc.

Probenummern gratis.

„NEUE ZEITUNG".

Zwei mal täglich in einer **Morgen-** und **Abendausgabe.**

Abonnements pro II. Quartal zum Preise von **4 M. 50 Pf.** (1 M. 50 Pf. pro Monat) bei allen **Postanstalten,** (im Postzeitungskatalog 3. Nachtrag No. 3637) **Zeitungsexpeditionen** und der **Expedition der „Neuen Zeitung",** **BERLIN S.W.,** 66 Lindenstrasse.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Bad Reinerz

bei **Glatz** in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt. **Angezeigt gegen:** Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Bergландschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

Gratis und franco versend·n:

Katalog No. 188. Bibliothek des verstorb. Geheimrathes Professor Dr. **H. R. Goeppert.** Naturwissenschaften. Abtheilung I. Allgemeines. Palaeontologie. Geognosie. Geologie. Mineralogie. Meteorologie. Klimatologie. Botanik. 6522 Nummern.

Antiquarischer Anzeiger XIV. 696 Nummern, darunter die nicht naturwissenschaftlichen Theile der Bibliothek Goeppert.

Breslau, Schweidnitzerstr. 16—18.

Schlettersche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Verdeutschungs-Wörterbuch
von
Daniel Sanders.
Preis 5 Mk.

Bestens empfohlen von hervorragenden Fachmännern in vielen in- und ausländischen Zeitschriften.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 18. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue französische Ministerium. Von Wilhelm Singer. — Henry George und unsere Agrarier. Von H. Nordmann. — **Literatur und Kunst:** Der Journalismus im heutigen Rom. Von Heinrich Breitinger. — Erinnerungen an Franz Abt. Von Otto Felsing. — Der Dichter der Polenfraction. Von August Scholz. — **Feuilleton:** Erzählung eines Markörs. Von Graf L. Tolstoi. Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff. — **Aus der Hauptstadt:** Ludwig Burger-Ausstellung. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das neue französische Ministerium.

Von Wilhelm Singer.

Das letzte Mal schrieben wir an dieser Stelle von dem Ministerium Ferry: „Soweit man überblicken kann, ist auf dem Horizonte für die gegenwärtige Regierung kein bedrohendes Gewitter; es sei denn, daß plötzlich ein Blitz vom blauen Himmel käme und in dem Augenblicke zerstörend in das Gebäude einschlüge, als seine Krönung glücklich vollzogen werden soll.“ Der Blitz vom blauem Himmel ist wirklich gekommen und hat den mächtigen Chef der Regierung jäh hingestreckt. Was würde es frommen, über der Vergangenheit angehörende Thatsachen philosophische Betrachtungen anzustellen? Die französische Kammer votirt heute dem Ministerpräsidenten ihr Vertrauen. Morgen kommt eine Depesche aus Tonking, daß General Negrier durch die chinesische Uebermacht gezwungen war, Langson zu räumen, dessen Besitz der Ministerpräsident, gestützt auf die Mittheilungen der die Campagne führenden Generale, als gesichert erklärt hatte. Da bemächtigt sich eine unbeschreibliche Fieberwuth der Gemüther. Anderswo würde man sich gefragt haben: Wie kann der Ministerpräsident für die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze verantwortlich gemacht werden, sofern er den Heerführern die begehrten Kräfte und Mittel zur Verfügung gestellt hat? Man würde vielleicht auch in Erwägung gezogen haben, daß eine Schlappe in Langson, so empfindlich sie die nationale Ehre auch zu berühren vermöchte, doch noch immer kein Nationalunglück bedeute, wegen dessen die öffentlichen Gewalten ihre Besinnung verlieren müssen. In Paris aber riß das stürmische Temperament alle Schranken nieder. Es mußte ein Opfer für das öffentliche Rachebedürfniß gefunden werden, und da fiel man über den armen Ministerpräsidenten her. Allen Groll über ihre Ohnmacht und Verstoßenheit, in welcher sie seit dem Jahre 1870 leben müssen, schütteten Monarchisten und Pfaffendiener über das Haupt Desjenigen, der kurz vorher an der Spitze einer beifallstollen Schaar von Anhängern einherschritt. Die Conventsmänner von links klagten ihn mit grauenerregender Leidenschaft an, und von den Freunden wagte Niemand mannhaft für ihn einzutreten. Draußen schrie die erregte Menge: „Tod Ferry! Ins Wasser mit ihm“, und unter einem Haufen von feindseligen Stimmzetteln wurde sein politisches Glück begraben. Daß die Niederlage von Langson nicht so unglücklich war, als der die stylistische Tragweite seiner Depeschen nicht vorausberechnende General Brière de l'Isle in der ersten Bestürzung geschildert; daß die Chinesen trotz dieses Zwischenfalls die Friedensvorschläge Jules Ferry's annahmen und das Land plötzlich von einem lästigen, viel Opfer an Blut und Gut erfordernden Krieg befreit wurde, das konnte dem gefallenen Minister nichts mehr fruchten. Zwar bemühten sich Diejenigen, welche im kritischen Augenblick so heldenmüthig geschwiegen, hinterher dem Gestürzten eine eclatante Genugthuung zu bereiten; aber diese Bestrebungen glückten nicht und trugen nur dazu bei, die Krise peinlich lange zu machen. Die Thatsachen haben Jules Ferry's politische Auferstehung herbeigeführt, er ist, wenn auch nicht für den Augenblick, doch für einen späteren Zeitpunkt wieder möglich geworden. Vielleicht gar ist es ein Glück für ihn, daß er vor dem neuen Appell ans Land von der Regierung zurücktreten mußte. Der Fall wäre tiefer, weniger unheilbar gewesen, wenn bei den Hauptwahlen das Land die Politik der Regierung nicht in genügendem Maße ratificirt hätte — was zwar nicht sehr befürchtet zu werden brauchte, aber immerhin auch möglich war. In der Politik muß man mit den actuellen Thatsachen rechnen, und deshalb nehmen wir Abschied von dem Politiker, der mehr als zwei Jahre lang mit Glück und Geschick die Geschäfte Frankreichs geleitet und sich im Lande wie in Europa den Ruf eines tüchtigen und energischen Mannes erworben, der gute Beziehungen zu allen Nachbarstaaten erhielt und der plötzlich das Opfer, wir möchten sagen eines nationalen Mißverständnisses, geworden.

Was hat die Welt, und was hat Frankreich von dem Ministerium Brisson zu erwarten? Der Nachfolger Jules Ferry's bekleidete einen großen Theil seiner politischen Wirksamkeit das in Frankreich so bedeutende Amt des Kammerpräsidenten. Eine verschlossene, wenig zugängliche, nicht sehr mittheilsame Natur, ein strenger Republikaner und unparteiischer Mann, hat er sich hauptsächlich auf die Ausübung der in seinem Wirkungskreise gelegenen Pflichten beschränkt, an dem täglichen Getriebe des politischen Lebens nur als Beobachter Theil genommen und sich, obwohl aus der radicalen Linken hervorgegangen, stets über den Parteien zu halten gewußt. Man sagte ihm nach, er reservire sich für die Präsidentschaft der Republik. Nur höchst ungern und geradezu der zwangsweisen Aufforderung der großen Parteien in der Kammer folgend, übernahm er, nachdem Ministerium um Ministerium, kaum gebildet, wieder gescheitert war, die Regierung. Er sah ein, daß seines Bestehens nicht sein könne, wenn die feindlichen Fractionen im republikanischen Lager nicht ihren unglückseligen Zwist begraben und geeint das neue Urtheil des Landes anrufen. Zwar für den Moment mußten sie, da sie nicht anders können, sich um ihn schaaren. Aber wenn die Vereinigung nicht freiwillig geschieht, wie lange mag sie dauern? Er brachte das Opfer ohne Enthusiasmus, aber auch ohne Zagen, im Vertrauen auf — den guten Genius der

Digitized by Google

Republikaner, wie ein Anderer auf Gott vertraut. Es wurde von ihm behauptet, daß er bezüglich der „Revanche" Gambetta's Ideen theile. Möglich. Deutlich ausgesprochen hat er sich darüber sehr selten. Wir zweifeln aber, daß er jene Ideen in aggressivem Sinne habe. Je weiter nach links, desto weniger ist die republikanische Partei für Angriffskriege eingenommen. Eher würden wir vermuthen, daß Herr Brisson über Krieg und Frieden Clemenceau's Ansichten theile: das Land in starken Vertheidigungszustand setzen, die Kräfte schulen und zusammenhalten, aber Krieg vermeiden, solange man nicht direct angegriffen wird. Sich aufs Messer vertheidigen, wenn es noth thut, im Uebrigen aber sich in keine Händel und Streitigkeiten der Welt mischen und stark sein, um Frieden mit Ehren halten zu können. Im Uebrigen, welche Ansichten der Ministerpräsident auch hegte, es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß er sie auf das Gebiet der äußeren Politik nicht zu übertragen sich bemühen wird. Denn die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hat er seinem Vertrauensmann Herrn von Freycinet übergeben, einem Staatsmann, der kein Neuling mehr ist in der diplomatischen Welt und über dessen friedliche Absichten und Bestreben, gut freundnachbarliche Beziehungen zu halten, die politische Welt beruhigt sein kann. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dürften, wenn keine unvorhergesehenen Complicationen eintreten, der neuen Regierung weder von außen noch von innen nennenswerthe Schwierigkeiten entstehen. Der Frieden mit China ist nach aller menschlichen Voraussicht und soweit man den Versicherungen der chinesischen Diplomatie Vertrauen schenken kann, dem baldigen Abschluß nahe. Die egyptische Frage dürfte durch die Annahme des von den europäischen Cabineten gebilligten Arrangements um einen Schritt zum Besseren gerückt sein, und wenn auch die Neutralisation des Suezcanals glücklich geregelt sein wird, dann kann Frankreich, wenn nöthig, mit Ruhe seine Stimme zur Erhaltung des allgemeinen Friedens erheben und mit dem Gewichte seiner Großmachtstellung allen der Humanität zu gute kommenden Fortschritt wirksam unterstützen und fördern. Sich unnöthig und großmannssüchtig in die Angelegenheiten Anderer einmischen, da nach Erfolgen jagen, wo Frankreichs Interesse nicht im Spiele ist, oder gar Händel suchen, das liegt nicht im concilianten, klugen und vorsichtigen Naturell des Herrn von Freycinet. Man kann also fast mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn die Beziehungen Frankreichs zu den Nachbarstaaten nach Maßgabe der Verhältnisse dauernd freundliche waren, so werden dieselben unter dem Ministerium Brisson kaum eine Veränderung erleiden. Vielleicht dürften sie sich um eine Nuance zurückhaltender gestalten — aber auch dieses ist noch nicht sicher.

Nicht so außer allen Fährlichkeiten befindet sich das Ministerium des Herrn Brisson nach innen hin. Das Band, welches seine Majorität bis jetzt zusammenhält, ist noch lose geknüpft, und schon gibt es sogar Skeptiker, die sich fragen, ob es überhaupt eine Majorität habe? Es fällt uns nicht ein, die Leser dieser Blätter mit den Wünschen und Beschwerden, Stärken und Schwächen der verschiedenen Fractionen und Fractiönchen in der französischen Kammer zu belästigen; wir sind noch nicht einig, ob wir darüber mit Ironie oder bedauerndem Ernst schreiben müßten. Nur in der Hauptsache glauben wir ihnen mittheilen zu sollen, was sie übrigens, wahrscheinlich, schon wissen werden, daß die ehemalige durch die Schlappe in Langson so sehr in Deroute gebrachte Majorität die gefallenen Minister wieder an die Oberfläche zu bringen bemüht ist, weil sie glaubt, daß mit ihnen, wir wollen nicht sagen ihren eigenen Wahlinteressen, sondern den Interessen des Landes besser gedient würde. Wenn es dieser reconstruirten Partei aber gelänge, ihr Vorhaben zum Siege zu bringen, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die anderen Parteien, anstatt sich zu unterwerfen, sich gegen die herrschende Partei verbünden und daß dann die Republikaner entzweit und unter den beklagenswerthesten Bedingungen vor die Wähler treten würden. Leicht wäre es unter solchen Umständen möglich, daß von dem Streite der Republikaner untereinander die Monarchisten und Pfaffen profitirten und, wie man glaubt, auch die extremsten Parteien der Linken. Da der Natur der Sache nach die beiderseitigen Oppositionen des neugewählten Parlaments miteinander stimmen würden, so könnten sie nahezu jede Regierung unmöglich machen. Dieser Eventualität auszuweichen, hat Herr Brisson die Regierung an sich genommen. Um seine Fahne, meinte er, können sich die Republikaner, die gestern noch entzweit waren, vereinigen und den gemeinsamen Feind des republikanischen Regierungssystems bekämpfen. Die Sache liegt so offenkundig, daß man nur erstaunt sein muß, wie denn Jemand andere Ansichten haben könne? Aber es giebt eben zu viel Leute, welche lieber dem unsicheren Besseren, als dem sicheren Guten nachjagen! Und dann glauben gewisse Führer, daß, wenn Ferry wieder am Ruder wäre, ihnen der glänzende Sieg nicht fehlen könnte, zumal wenn der Minister des Innern ein Mann ist, der bei den Wahlen die Geschicklichkeit über die platonische Ehrlichkeit stellt. Auch geht ihnen nahe, daß, wenn die geeinigte Partei auch bei den Wahlen eclatant siegte, die Majorität, die bis jetzt geherrscht, jedenfalls nicht mehr in derselben Form wiederkehrt. Darum werden der neuen Regierung schon Minen gegraben, werden ihnen Wünsche in kategorischer Form vorgebracht und (wie nicht wenige Politiker voraussagen) dürfte ein Sturm auf ihre Positionen noch vor den Wahlen unternommen werden, um sie zu stürzen. Wird es Herrn Brisson gelingen, diesem Ansturm siegreich zu widerstehen? Oder wird es ihm möglich sein, sich aus der ehemaligen Regierungspartei genug Anhänger zu recrutiren, um dann auch die militante Gruppe zur Fahnenfolge zu bestimmen? Sein Bemühen geht dahin, die Feindseligkeiten der Republikaner untereinander zu neutralisiren, ungestüme Wünsche zu vertagen und allen guten Willen, alle Kräfte der Republik zur Bekämpfung der Monarchisten und Clericalen aufzurufen. Die streitlustigen Führer aller Parteien, diese freilich werden sich nicht bald fügen, aber es kann schon sein, daß die Treue für das gewesene Ministerium bei den vielen unschlüssigen und weniger entschieden auftretenden Kammermitgliedern bald zu schwinden beginnt (das Talent hierzu ist ohnedies in nicht geringem Maße vorhanden), und daß Diejenigen, welchen ein Bischen Ministerialismus gar so wohl thut, für ihren Ehrgeiz sowohl als gegenüber den an ihre Allmacht glaubenden Wählern, sich dem neuen Gestirn zuwenden und also auch für Herrn Brisson eine anhängliche Majorität bilden, wie sie es so gerne, ja so virtuos für Herrn Jules Ferry lange Zeit gethan. Dann stünden die mißvergnügten Führer ohne Soldaten da und müßten sich, wollen sie oder nicht, mit guter Miene in ihr Schicksal ergeben. Ob nun die jetzt unzufriedenen Elemente zur Raison kommen und ihr Versprechen, Herrn Brisson zu unterstützen, auch halten werden, das ist die ganze Frage. Wenn sie den zwischen ihnen und Herrn Brisson stillschweigend eingegangenen Contract pünktlich ausführen, können die Republikaner bei den Wahlen mit imposanter Einigkeit auftreten und siegen — wo nicht, dann wird ein Mann, dessen Autorität bisher noch unbefleckt war, noch eine ansehnliche Kraft für die Republik abgenutzt oder wenigstens geschädigt sein, und der Erfolg kann schließlich ein kläglicher, die Täuschung eine grausame werden. Dem republikanischen Lager gegenüber ist das Wort des Feldpaters aus Wallensteins Lager ganz am Platze: Er kann seinen Mund aufthun, zum Helf Gott, wie zum Kreuzsakerlott.

Paris, Mitte April.

Digitized by Google

Henry George und unsere Agrarier.

Von H. Nordmann.

Die Frage des Grundbesitzes steht in beiden Welten auf der Tagesordnung, und es ist interessant, in wie verschiedener Weise sie hüben und drüben aufgefaßt wird. In Europa tritt sie in agrarischer Form angreifend auf, und der Grundbesitz strebt offen nach Herrschaft über das wirthschaftliche Leben, weil angeblich auf ihm das Wohl des Ganzen beruhe. Habe der Grundbesitz seine gehörige Rente, so fallen für alle übrigen Gesellschaftsklassen von seinem reichen Tische hinreichende Brosamen ab. In Amerika dagegen entwickelt sich eine Bewegung gegen den Grundbesitz, weil er an und für sich allen übrigen Leuten die Möglichkeit zu leben erschwere, aller Arbeit die Frucht wegnehme und auf diese Weise ein Hinderniß der gedeihlichen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft werde. Der Angriff leidet nicht an agrarischer Beschränkung, sondern dehnt sich folgerichtig auch auf den städtischen Bauplatz aus, wie er denn nicht von kleinlichen Sonderinteressen, sondern von einer größeren Auffassung der allgemeinen Verhältnisse getragen wird. Der hervorragendste Vertreter dieser Bewegung ist Henry George in seinen Aufsehen erregenden beiden Büchern „Progress and Poverty“ und „Social Problems“.

Er sagt, die Verfassung der Vereinigten Staaten, wie die französische Erklärung der Menschenrechte, verheiße allen Menschen gleiche Rechte: wenn aber diese Verheißung nicht in ihrem wesentlichsten Punkte eine Lüge sein solle, so müsse sie gleiches Recht an die Erde geben, denn ohne letztere sei das Leben überhaupt nicht denkbar. Wer nur mit seinen gesunden Gliedern auf die Welt komme und die Erde bereits im Besitze Anderer finde, der sei diesen auf Gnade und Ungnade in die Hand gegeben. Seine Kraft zur Arbeit, zu gestalten, dazu bedürfe er eines Gegenstandes, aber es gebe keine anderen Dinge, als solche, welche dem Grund und Boden entspringen. Dieser ist an letzter Stelle die einzige Quelle von Arbeitsgelegenheit, und wer sie Anderen verschließen kann, hat es in der Hand, diesen die Bedingungen ihrer Arbeit und den Antheil an dem Producte derselben vorzuschreiben, welchen sie ihm abgeben müssen. Robinson auf seiner Insel habe Freitag als Sklaven gehalten, aber wenn er ihn freigelassen hätte, wäre das Verhältniß dasselbe geblieben. Freitag habe weder fortfliegen noch fortschwimmen können, auf der Insel aber habe Alles Robinson gehört und dieser sei daher unbeschränkter Herr über das Leben seines Gefährten gewesen. Nicht ganz so klar, aber ganz ebenso schlimm liegen die Verhältnisse überall, wo man die Aneignung der Erde Seitens Einzelner dulde. Die Sklaverei sei angeblich abgeschafft, allein die Sklaven seien nur aus der Hand ihres Herrn in den Collectivbesitz des Grundbesitzes und des Capitals übergegangen, das aus dem Grundbesitz entsprungen. Die früheren Sklaven hätten es niemals so schlecht gehabt als jetzt die freien Arbeiter, um welche sich Niemand kümmert, während der Sklavenhalter seine Leute schon wegen des in ihnen liegenden Geldwerthes gepflegt habe und gesetzlich verpflichtet gewesen sei, sie im Alter zu füttern.

Wenn die Sklaverei wieder erlaubt wäre, ließe sie sich doch nicht wieder einführen, denn wer würde Menschen kaufen, da er sie so billig miethen kann?

Wenn eine Eisenbahn eine neue Gegend der Cultur erschließt, wenn eine Stadt gegründet wird oder sich ausdehnt, so wächst der Werth des Grund und Bodens, aber nicht der Arbeitslohn. Die Aneignung des Landes an Einzelne treibt die Uebrigen in die Städte zusammen und in Europa schon aus dem Lande: die englische Regierung exportirt sogar ihre „überschüssigen“ Irländer auf Staatskosten, und die Bevölkerung der Insel hat sich seit einem Menschenalter um mehr als ein Drittel vermindert. Ohne den Abfluß nach Amerika würden die Zustände in Europa längst unleidlich geworden sein, aber auch in Amerika sei das freie Land nicht unendlich und in den älteren Staaten der Union mache sich die Noth bereits fühlbar: der Preis des Bodens steige und der der Arbeit falle, wie diese beiden Werthe überall in umgekehrtem Verhältniß stehen.

Das Capital, aus dem Grundbesitz hervorgegangen, benutze ebenfalls seine Macht zur Erlangung von unbilligen Vortheilen und Monopolen mittelst der indirecten Steuern, welche die Regierung corrumpiren, die öffentliche Moral fälschen und die Gedanken des Volkes benebeln. Es mache die öffentlichen Schulden möglich, und die großen Nationalschulden der Welt, die zum Zweck der Tyrannei und des Krieges gemacht wurden, können unmöglich für etwas Anderes als ein Uebel angesehen werden. Wenn Grund und Boden frei wären, so gäbe es auch jetzt noch kein Land in der Welt, in welchem nicht jeder Einwohner seine Bedürfnisse durch mäßige Arbeit sich in reichlichem Maße verschaffen könnte. Die Erde habe noch Raum für Alle, aber einige Wenige haben sie in Besitz genommen und schließen die Vielen davon aus. Mit der wachsenden Bevölkerung wachse das Uebel. Grundbesitz und Capital verkaufen die Erlaubniß zu arbeiten — gleichbedeutend mit der Erlaubniß zu leben — immer theurer, die Bodenrente, von welcher die Hypothekenzinsen einen Theil bilden, und die öffentlichen Schulden wachsen fortwährend, und immer kleiner wird der Antheil an dem Arbeitsproduct, welchen der Arbeiter für sich behält, so daß er nie mehr als kaum das nackte Leben gewinnen kann. Deshalb helfen ihm auch alle industriellen Fortschritte nichts. Einzelne Personen, welche nie die Hand zu nützlicher Thätigkeit rühren, nehmen in der Form von Grundrente und Capitalzins Tausenden von arbeitenden Menschen die besten Früchte ihres Fleißes oder schneiden ihnen die Arbeitsgelegenheit überhaupt ab. Die Nachfrage nach Arbeit mache sich eine täglich zunehmende Concurrenz, während der Grundbesitz unverändert bleibe.

Dieser unerträgliche und unnatürliche Zustand soll aber nicht gewaltsam geändert werden. Nicht eine Aufhebung der bestehenden Besitzverhältnisse und eine Neutheilung soll stattfinden, sondern die Gesellschaft auf indirecte Weise in ihr Eigenthum wieder eintreten, das sie niemals hätte aufgeben dürfen. In der germanischen Vorzeit habe an dem Grundbesitz der Kriegsdienst und eigentlich die Uebernahme sämmtlicher staatlichen Lasten geklebt. In der weiteren Entwickelung seien ihm diese Lasten abgenommen und mißbräuchlicher Weise aus der ursprünglichen Verleihung freies Eigenthum geworden. Dieser Mißbrauch müsse abgestellt werden und zwar seien nicht allein alle Staatsbedürfnisse auf den Grundbesitz zu legen, sondern die Gesellschaft müsse denselben als Gesammteigenthum zurücknehmen, indem sie den vollen Pachtwerth als Steuer einfordere, so daß dem Besitzer von der Nutzung nur bleibt, was aus seiner persönlichen Thätigkeit entsteht: also der Unternehmergewinn und der Arbeitsertrag. Was zu der Hausmiethe die Baustelle und zu dem Gewinn der Landwirthschaft der rohe Boden beiträgt, gehört dem Staate: d. h. nicht der aus der Verbesserung hervorgehende Werth, sondern die ursprüngliche Nützlichkeit. Auf diese Weise würde Niemand Grund und Boden halten, den er nicht benutzen kann und ebensowenig auf das Steigen des Grundwerthes speculiren, welches nicht ihm, sondern dem Staate zu Gute käme. .Die Möglichkeit des Entstehens so colossaler Einzelvermögen mit ihrer Rückseite der furchtbaren Massenarmuth wäre ausgeschlossen, jeder würde lohnende Verwendung seiner Arbeitskraft finden; das ungesunde Zusammendrängen in den großen Städten würde aufhören und das Land sich gleichmäßiger bevölkern, der Staat mit seinen Ueberschüssen aber aus dem Büttel oder Executor der allgemeine Wohlthäter werden. Er würde die Städte mit Licht, Wasser, Wärme und Theatern, das ganze Land mit Eisenbahnen, Canälen, Telegraphen und Telephonen, Schulen, Bibliotheken und wer weiß was noch Allem, versorgen — und zwar gratis. Kurz, die Erde müßte zu einer verbesserten Auflage des Paradieses werden, in welcher nicht einmal der Baum der Erkenntniß verboten wäre.

Man kann ebenso wenig leugnen, daß in diesen Gedanken manche Uebertreibung stecke, als daß sie einen wahren Kern einschließen. Daß der letztere sich entwickeln und seiner Zeit durchbrechen werde, kann gegenüber dem wachsenden Raum-

Digitized by Google

mangel für die sich stetig vermehrende Bevölkerung keineswegs für unmöglich gehalten werden. Den Eintritt dieses Zeitpunktes und die Form der Entwickelung vorherzusehen, ist menschlichen Augen freilich versagt, aber die Welt bewegt sich jetzt schneller als früher, und der Weg von dem Gedanken zur Ausführung ist kürzer. Wenn etwas zur Beschleunigung beitragen kann, so ist es die Auffassung der europäischen Agrarier, welche die Frage von der entgegengesetzten Seite aus lösen wollen und sich dem Drange der Zeit entgegenstemmen. Beide Parteien gehen von dem alten Princip der Physiokraten aus, welche den Staat mit dem Grund und Boden identificirten. Aber die Amerikaner betonen die Pflichten, die Agrarier die Rechte; die Ersteren wollen, daß der Grundbesitz den Staat trage, die Letzteren, daß der Staat dem Grundbesitz diene. Wenn dieser zu den Beschränkungen, die er an und für sich der Gesellschaft auferlegt, noch eine künstliche Vertheuerung der ganzen Lebenshaltung hinzufügen will, so maßt er sich offenbar eine Herrschaft an, welche noch über die Natur des Verhältnisses hinausgeht. Der ländliche Grundbesitz schließt keinenfalls ein Privilegium zur Versorgung der Gesellschaft mit Lebensmitteln ein, sondern im Gegentheil eine stillschweigend vorausgesetzte Pflicht, und das preußische Landrecht hat noch eine Art staatlicher Aufsicht darüber, daß die Unterthanen ihre Felder ordnungsmäßig bestellen. Wenn nun in den europäischen Culturstaaten das Land in seiner jetzigen Vertheilung die Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermag, so muß der Grundbesitz die Möglichkeit, das Fehlende vom Auslande zu ersetzen, nicht als einen Schaden, sondern als ein Glück ansehen. Ohne diese Beihülfe müßte ein Kampf um das Dasein im weitesten Sinne des Wortes entstehen und sich vor Allem gegen den Grundbesitz richten, in welchem die alleinige Rettung läge. Der Hunger würde die Menschen zwingen, sich ihres angeborenen Rechtes auf die Erde zu erinnern.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Streben unserer Agrarier nach künstlicher Vertheurung der nothwendigsten Lebensmittel nur ein Mittel, die Gefahr zu vergrößern und zu beschleunigen. Der Trost, daß der Schaden nicht bemerkt und zu erheblichem Theile durch den Gewinn des Grundbesitzes ersetzt werde, dürfte sich als eitel erweisen. Die wenigen Grundbesitzer, denen ein fühlbarer Vortheil entstehen würde, können keinen erheblichen Einfluß auf den Absatz und Werth der städtischen Arbeitsproducte üben, und wenn sie eine Flasche Wein mehr trinken, ein paar Dutzend Austern mehr essen oder theurere Cigarren rauchen, so wird das vom Zusehen den Arbeiter nicht satt machen. Selbst ein vermehrter Verbrauch der Erzeugnisse seiner Arbeit würde ihm nicht viel helfen. Alle industrielle Arbeit ist nur formgebend, das Material dazu liefert Grund und Boden, auch die Arbeitskraft entsteht erst aus den Nahrungsmitteln und mit ihrer Vertheurung wächst die Auslage des Arbeiters wie mit der des Rohstoffes diejenige des Unternehmers. Der ganze Aufschlag kommt dem Grundbesitzer zu und zwar in viel größerem Verhältniß, als er in seinem persönlichen Bedarf die Auslage wieder erstattet. Daß der Arbeiter keinen größeren Antheil für die vermehrten Kosten seiner Kraft erhalte, dafür sorgt der Unternehmer, die Concurrenz des Arbeitangebotes und vor Allem der Umstand, daß die Preise aller unserer Industrieerzeugnisse nicht vom Inlande, sondern von dem auswärtigen Markte bestimmt werden, auf welchen wir in so großem Maße angewiesen sind. Das alte Sprüchwort:

„Hat der Bauer Geld,
Hat's die ganze Welt",

welches jetzt so gern wiederholt wird, stammt aus der Zeit, als Deutschland, noch hauptsächlich Ackerbaustaat und dünn bevölkert, sein eigenes Getreide nicht verbrauchen konnte, sondern auf die Ausfuhr angewiesen war. Gestaltete sich diese günstig, so brachte sie fremdes Geld in das Land, welches zunächst in die Hand des Bauern floß, von hier aus Anlage suchte und so Allen zu Gute kam. Daß ein Einströmen des Geldes vom Auslande ein Land reich machen kann, sehen wir an Nordamerika, was es aber nützen solle, im eigenen Lande den Städter zum Vortheil des Bauern zu plündern, ist schwerer zu begreifen. Nur Herrn von Münchhausen ist es angeblich gelungen, sich an dem eigenen Zopfe emporzuheben, und auf diese Autorität hin so durchgreifende Maßregeln zu ergreifen, scheint doch etwas bedenklich.

Es wäre ein Schritt auf einer abschüssigen Bahn, auf welcher keine Umkehr möglich. Man schätzt die Hypothekenschulden des deutschen ländlichen Grundbesitzes auf 18 bis 20 000 Millionen Mark und sie sind eine Beleihung der Grundrente, welche einen hohen Werth der letzteren beweist, wie er auch aus den Pachtpreisen hervorgeht. So lange eine solche Grundrente vorhanden, kann man doch füglich nicht sagen, daß die Landwirthschaft nicht mehr lohne, und die Klagen können sich nur auf Ueberschuldung stützen, bei welcher das Zinscapital in die Rolle eingetreten ist, welche Henry George dem Staate zuweist — nämlich den Grundwerth an sich zu nehmen. Nach den in Preußen vorgenommenen Stichproben hatte sich in den zwanzig Jahren von 1837 bis 1857 die Verschuldung genau verdoppelt, und seitdem wird die Zunahme eher schneller als langsamer geworden sein. Erbtheilung, Restkaufgelder und Zinsverpflichtungen werden sie auch ferner wachsen lassen, und so wird die durch Zollvertheuerung bewirkte künstliche Erhöhung der Rente am letzten Ende nicht bei dem Grundbesitz bleiben, sondern dem Zinscapital zu Gute kommen. Wenn die letzte Unterstützung durch den Zolltarif von 1879 nicht bereits diesen Weg genommen hätte, würden heute — nach fünf Jahren — die Klagen nicht wieder so lebhaft sein als vorher. Nach weiteren fünf Jahren würde trotz neuer Hülfe das alte Lied wieder ertönen, und wenn endlich das Mittel versagt, die Verschuldung weit über die natürliche Grenze gestiegen sein und über den Grundbesitz eine allgemeine Katastrophe hereinbrechen — wie jetzt über die Zuckerfabriken.

Wenn man vor einer Confiscation der Grundrente zurückschreckt, so läßt es sich noch weniger rechtfertigen, sie unter empfindlichen Opfern für den größten Theil der Gesellschaft dem Zinscapital in die Hände zu spielen und dabei doch die durch das Einzeleigenthum an Grund und Boden auferlegten Beschränkungen zu dulden. Dem wäre Henry George's Vorschlag weit vorzuziehen. Uebrigens bewegt sich dieser durchaus nicht mehr bloß im Reiche der Träume. Sein Urheber hält es nicht für unmöglich, in seinem Lande schon jetzt eine Majorität dafür und namentlich die Zustimmung der kleinen verschuldeten Besitzer zu finden, und daß der Gedanke bereits in vielen Köpfen spukt, zeigt die neue Vorlage an den Congreß, nach welcher Ausländern der Erwerb amerikanischen Bodens untersagt werden soll, damit den eigenen Bürgern der Raum nicht knapp werde. Wenn dies schon in Amerika geschieht, so liegt die Gefahr nahe, daß bei unserer viel schlimmeren Beengung und der socialistisch viel gründlicher vorbereiteten Stimmung die agrarische Frage auf die offene Herausforderung eine ungeahnte Wendung nehme.

Literatur und Kunst.

Der Journalismus im heutigen Rom.

Von Heinrich Breitinger.

Als im Monat September 1870 das neue Italien durch die Bresche der Porta Pia in die ewige Stadt einzog und diese zur nunmehrigen Capitale des Königreiches machte, da besaß das päpstliche Rom nur ein beschränktes Geistesleben localer Tradition. Die Dichterei war eine Hauptsache; denn noch waren die Schäfer der süßlichen Arkadia nicht ausgestorben, bilden ihre Nachkommen doch heute noch eine mit clericalen Elementen stark versetzte akademische Zunft, welche in der altberühmten Villa des Bosco parrasio (Parrasia lag in dem alten Arkadien!) sich zu versammeln fortfahren. Fremde

Digitized by Google

Einflüsse hatten diese römischen Dichter allerdings nicht unberührt gelassen. Während die Gebrüder Maccári ihren Leopardicultus trieben, übersetzte Fabio Nannarelli Goethe's „Faust" und der Fürst Torlónia gefiel sich in seiner Stimmungsverwandtschaft mit unserem Novalis. Stimmungslyrik war überhaupt die Stärke dieser Römer von 1870. Wenigstens wollte ihnen Anderes nicht recht glücken. Die Dichterin Gnoli machte Fiasco mit ihrem Drama (Tasso in Sorrent), Ciampi mit seinen Novellen, Castagnóla mit seinem historischen Romane Spartacus. Bedeutendes leistete nur die römische Dialectpoesie, deren volksthümlicher Inhalt das Künstliche und Gesuchte von vorne herein zurückwies. Joachim Belli's gefeierter Name reihte sich von selbst im Urtheile Italiens neben die nicht vergessenen Namen des Sizilianers Meli, des Toskaners Fucini und des Mailänders Porta. Andere junge Leute, wie Pascarella, folgten Belli nicht ohne Glück.

Nun aber ward es mit einem Male anders, ganz anders in der gemüthlichen Stadt der Arkadier. Streber, die Brod heischten, Streber, die Einfluß, Ehre, Macht und Ruhm suchten, drangen mit einem Heere von Beamten durch die verhängnißvolle Bresche ein, Journalisten, Politiker, Literaten, Abenteurer begannen das clericale Pflaster unsicher zu machen. Im literarischen Leben der neuen Hauptstadt machte sich die Bewegung zunächst durch Einwandrung der großen Zeitungen fühlbar. Von Florenz her wanderten ein: die „Opinione", das „Diritto" und der kurz vorher durch Martini gegründete „Fanfulla". Letzterer, den Namen eines Nationalhelden aus den Romanen Azeglio's an der Stirne tragend, machte Epoche, da er die Behendigkeit, die pikante Kurzweiligkeit und die Grazie des französischen Journals auf italienischen Boden zu verpflanzen bemüht war. In der That, Ferdinando Martini und seinen Mitarbeitern gebührt das Verdienst, den Journalstil und durch diesen auch den Romanstil Italiens aus einem schwerfälligen in einen leichtgeschürzten, durchsichtigen, rasch zum Ziele stürmenden verwandelt zu haben. Man vergleiche nur z. B. den Mailänder „Crepusculo" von 1855 mit Martini's Blatt von 1875. Was für ein Fortschritt in Stil und Diction! Neider und Spötter nannten den „Fanfulla" schlechtweg das Hofblatt und den Hofnarren (Buffone di Corte), aber es brachte von Anfang an seine zwölftausend Exemplare an Mann und führte das journalistische Scepter bis 1876. — Aber die Buchliteratur wollte nur langsam und zögernd gedeihen. Auch heute noch gibt es in Rom keine großen Verlagsgeschäfte, wie sie in Florenz, Mailand und Turin vorkommen, und bedeutende Literaten ließen sich erst in neuerer Zeit daselbst nieder; sie sind selbst heute nicht zahlreich: der Neapolitaner Bonghi, der Mailänder Cavallotti, der Toskaner Arbib, der Genuese Barili, der Piemontese Broglio, der aus Pésaro, Rossini's Geburtsort, eingewanderte Senator Mamiani erschöpfen die Liste so ziemlich. Unter den Römern selbst erlangte nur Pietro Cossa (gest. 1881) mit seinen Dramen (Nero — Messalina — Plautus) eine Hauptstelle in der Werthung Italiens. —

Wir leben in einer Zeit, wo das Buch durch die Zeitschrift, die Zeitschrift durch die Zeitung mehr und mehr bedroht wird. Auch in Rom trat eine Schöpfung der Tagespresse in die Lücke, welche die Buchliteratur gelassen. Ich meine die halbliterarischen Sonntagszeitungen. Auch hier ging der rührige Ferdinando Martini bahnbrechend voran. Sein „Fanfulla della Domenica", gegründet 1878, hatte zudem die ausgesprochene Tendenz, in der Literatur mit dem Zopfthum der Romantik ein für alle Mal aufzuräumen. Gleich die ersten Artikel griffen die Lombarden an und suchten die literarische Dictatur der radicalen Toskanerschule (Carducci, Chiarini und ihrem Anhange) in die Hände zu spielen. Vier Jahre später rief Martini eine zweite Sonntagszeitung, die „Domenica letteraria", ins Leben und überließ die Redaction jener ersteren von nun an seinem Freunde Barrili, dem eingewanderten Romanschreiber aus Genua. Heute ist Martini Generalsecretär des Unterrichtsministers und hat unter Carducci's Eingebung die Romantik auch in der Schulliteratur auf's Korn genommen. Manzoni's Roman wird als Lectüre nur noch in einem Winkel der Lyceen geduldet. Carducci entwirft sogar die Lesebücher der unteren Classen. Manzoni ist eben zu katholisch und zu wenig Demokrat für die Tonangeber von heute. Er wird aber wieder auferstehen, sobald diese nicht mehr da sind.

Seit 1880 brach eine lärmende und übermüthige Bande junger Streber in diese Sonntagsliteratur ein, um da ihr Müthchen zu kühlen, ihre Galle zu leeren, die Gegner zu „vermöbeln", Kameraden herauszustreichen, über Alle und über Alles zu plaudern und ab und zu ein Bischen Blasphemie und Pornographie zu verüben. Ein tolles Durcheinander von Stimmen wie in Dante's Hölle:

„Unerhörte Sprachen, greuelvolles Schelten,
Klagende Worte, Töne zornentbrannt.
Faustschläge hallten, heis're Stimmen gellten."

Viel Geschrei und wenig Wolle; doch ist auch Wolle da, und es wäre ungerecht, unter dieser meist aus Süditalien stammenden Jugend die unverkennbaren Talente wie Scarfoglio, D'Annunzio, Mazzoni nicht bemerken zu wollen.

Die Organe dieser Jeunesse dorée sind der „Capitan Fracassa", sodann das Sonntagsblatt dieser täglichen Zeitung und die „Cronaca bisantina". —

Der „Capitan Fracassa" wurde 1880 von dem Genuesen Vassallo nach dem Muster des Pariser „Figaro" gegründet, er hat seinem Vorbilde manches Geheimniß abgelauscht und sucht ihm auch in der äußeren Form zu gleichen. Ihren Namen hat die Zeitung mit dem Helden eines Romans von Theophile Gautier gemein. Der „Fracassa" versuchte also auf der vom „Fanfulla" bereits gebrochenen Bahn um einen Schritt weiter zu kommen. Thatsache ist denn auch, daß der „Fracassa" durch die lebendige Frische seiner Form wie durch den Reichthum seines Inhalts den „Fanfulla" bereits überholt hat. Uebrigens war der „Fracassa" von Anbeginn eine gegen den „Fanfulla" gerichtete, sehr bewußte Reaction, welche einerseits eine radicalere Politik, andererseits eine Bevorzugung des römischen Elementes unter den Zeitungsmachern der Hauptstadt anstrebte. Vassallo, der feurige Ligurier, holte bei Cossa und dem radicalen Giovagnòli seine Rathschläge und Eingebungen; seine heutigen Mitarbeiter sind meistens junge Leute aus Rom und aus dem Süden. Der Römer Pascarella schreibt für ihn Sonette im heimathlichen Volksdialect; Scarfoglio aus den Abruzzen, Lodi aus Bologna, Fleres der Sizilianer, besonders aber die Neapolitanerin Matilde Serao, welche Scarfoglio soeben als Gattin heimgeführt, zählen zu den Besten seines Stabes.

Auch der „Capitan Fracassa" hat im Anfange dieses Jahres sein Sonntagsblatt gegründet. Dasselbe wird von Carducci's Freund Chiarini, der als Gymnasialdirector von Livorno nach Rom herüberkam, geleitet. Seinen Ruf verdankt Chiarini in erster Linie seinen Leistungen als Dichter, Literaturhistoriker und Kritiker, sodann und vielleicht nicht weniger einer engen Verbindung mit Carducci. Karl Hillebrand soll ihm bei der Uebersetzung Atta Trolls keine unwesentlichen Dienste geleistet haben. Chiarini ist ein ehrenwerther, feingebildeter Mann, etwas starr, zuweilen einseitig, dafür ein Mann, der den Muth besitzt, den jungen Pornographen den Kopf zu waschen. „Diese Dichtung gehört weniger ins Gebiet der Kritik als in dasjenige des Strafrechtes (roba non da critica, ma da questura). — Das sind Heldenthaten eines Riesenschweins (prodezze di porcellone)", so redet Chiarini's letzte Vorrede zu D'Annunzio, dem jungen Abruzzesen, welchen er doch selbst in die Literatur eingeführt. Man sieht, die alten Herren haben heute etwas Mühe, die Geister, die sie riefen, wieder loszuwerden. — Natürlich kniet auch der Sonntags-„Fracassa" vor dem großen Meister Carducci und preist in jeder Tonart den Propheten Allah's. Carducci hat erreicht, was er erstrebte. Der toskanische Literat ward Professor in Bologna, der Professor ward zum italienischen Victor Hugo und trommelte mächtig auf dem republikanischen Tamtam. Nachgerade spitzte sich die Frage zu zwischen Carducci und anderen noch lebenden Dichtergrößen Italiens, schließlich zwischen dem lebenden Carducci und dem todten Manzoni. Heute sind sie alle besiegt, bei Seite geschoben und

Digitized by Google

provisorisch vernichtet; denn hinter Carducci steht ein Heer von entschlossenen Schreiern mit streitbaren Ellenbogen, die unisono das Lied jenes Kritikers singen, dem Heine die Worte in den Mund legt: „Da kommt der Büffel aller Büffel, der Stier aller Stiere. Er allein ist der Büffel, alle Andern sind nichts als gewöhnliche Ochsen!"

Die „Cronaca Bisantina" wurde 1883 von Sommaruga ins Leben gerufen. Dieser unternehmende Mann hat eine Vergangenheit, die der Feder eines Balzac würdig wäre. Mit nichts hatte er angefangen und wenig genug besaß er, als ihm in Cáglari die Gründung eines kleinen literarischen Blattes „Farfalla" (Schmetterling) gelang. Er siedelte nach Mailand hinüber, wo die „Farfalla" für die französische Realistenschule und ihre Geschmacksrichtung geräuschvolle Reclame machte, bis sie 1879 wieder einging. Jetzt entschloß sich Sommaruga für Rom, welches noch keinen einzigen bedeutenden Verleger zählte; mit dem Capital seiner Freunde gründete er einen Verlag, dessen Artikelchen durch elegante Ausstattung, billige Preise und pikanten Inhalt die italienische Nation zum Bücherkaufen erziehen sollten. Gleichzeitig ging Sommaruga an die Gründung der Eleganten Literaturzeitung, welche er Byzantinische Chronik taufte. Der wunderliche Titel birgt ein Compliment für Carducci, welcher einst gesungen hatte: „Italien forderte stürmisch sein Rom zurück, aber siehe da! unsere Bourgeoisie gab ihm statt dessen ein Byzanz." Damit das Blatt ein Ansehen bekäme, mußte es der unvermeidliche Carducci aus der Taufe heben. Carducci ließ denn auch mit sich reden, und Sommaruga kündigte an, daß jede Nummer eine Dosis Carducci enthalten werde. Die Chronik aus der Hauptstadt ward der eleganten Feder von Matilde Serao anvertraut, Scarfoglio und Genossen übernahmen die Gladiatorenrollen literarischer Klopffechterkunst, D'Annunzio versprach in der Fleischmalerei das Mögliche zu leisten. Dieser talentvolle Jüngling aus den Abruzzen wagte selbst für einen Olindo Guerini (Stechetti), der doch auch seine Postuma und Anderes auf dem Gewissen hat, zu viel. In einem Spottgedichte läßt Guerini sich so gegen D'Annunzio und dessen Lieblingsadjectiv „nudo" vernehmen. „Ein Sonett hab' ich gereimt, wo das Weiße und das Rothe, das Grüne und das Blaue durcheinander schimmern, wo der Regen der nackten Haide droht, der nackte Joseph mit seinem nackten Kinde spielt, eine dito Dame den seidenen Strumpf anzieht, der nackte Koch den Morgeneinkauf auf dem Markte macht. Sechs nackte Häscher fah'n den Dieb in fuga .... Ein niedlich Ding, ich schenk's dem Sommaruga." — Was Herr Gymnasialrector Chiarini über die „Musa porca" seines früheren Schützlings zu bemerken hat, ist oben angedeutet worden.

Schließlich, und das ist das Beste von Allem, geriethen Dichter und Verleger wegen einer „moralischen Frage" einander in die Haare. D'Annunzio hatte nämlich eine Sammlung schmutziger Novellen unter dem Namen „Das Buch der Jungfrauen" (il libro delle Vergini) bei Sommaruga verlegt. Der Verleger ließ das Bändchen mit einem höchst eindeutigen Umschlage ausstatten. D'Annunzio protestirte nun gegen den obscönen Buchdeckel, der den sittlich-ernsten Inhalt aufs Schändlichste verleumde. Der erstaunte Sommaruga fand keine bessere Entschuldigung, als daß er den Inhalt des Buches zwar nicht kenne, wohl aber dessen Autor.

Von jeher hatte Sommaruga auf den Scandal speculirt, und deshalb gründete er letztes Jahr die „Kaudinischen Pässe" (Forche caudine), in welchen der Professor Sbarbaro, als improvisirter Volkstribun des Trastévere, den Wahnwitz seiner Wuth gegen Alles, was in den Regierungs- und Hoffreisen Ansehen genießt, so lange ausließ, bis die Häscher ihn in Bande schlugen. Auch sein Verleger wurde bald darauf unter die Anklage versuchter „ricatti" (franz. chantage, Erpressungsversuche durch Drohungen) verhaftet. Sommaruga befand sich gerade am Theaterballe (veglione), wo er am Arme seiner schönen Adele Maï, einer in Rom sehr bekannten Tänzerin, von den sauren Neujahrswochen sich zu erholen gedachte. Sein Verlag ist vorläufig verwaist; die Liebeslieder der Gräfin Lara (Schwiegertochter Mancini's), seine eigenen Novellen (Sommaruga schreibt unter dem Namen eines Doctor Pértica*), die ganze weiß-grün-rothe Poesie D'Annunzio's und so viele andere nette Büchelchen sind in die Masse seines Fallimentes gerathen, ein sehr prosaisches Ende eines so hochstrebenden poetischen Gründerthums.

Noch ist beizufügen, daß Sommaruga in den letzten Wochen seiner römischen Verlegerexistenz eine neue modische Zeitung, den „Nabab" (Director Panzacchi) vom Stapel ließ. Dieses Blatt gleicht in seiner ganzen Ausstattung dem „Figaro" und soll natürlich auch seinem Geiste nach für die Boudoirs von Rom dasselbe werden, was in Paris der „Figaro" bedeutet. Aber schon nach einigen Wochen ist aus dem täglichen „Nabab" ein wöchentlicher geworden, was auf einen gewissen Widerspruch zwischen dem Titel und den Hülfsquellen des Journals schließen läßt.

Bisher ist nur erst von den literarischen und figaresken Zeitungen des heutigen Roms gesprochen worden. Versuchen wir's auch die politischen Blätter in Kürze zu charakterisiren.

Die „Opinione" nennt der Spott des heutigen Publikums die „Großmama" (la nonna); damit soll der Gegensatz ihrer ehrbaren Haltung zum ausgelassenen Treiben des Tages bezeichnet werden. Die „Opinione" ist allerdings betagt, sie ward zu Olim's Zeiten, ich glaube Ende der vierziger Jahre, in Turin vom Deputirten Dina, dessen Büste heute auf dem Monte Pincio steht, gegründet. Sie focht ritterlich an Cavour's Seite, wird heute vom Marquis d'Arcais, einem hochgebildeten Sarden, redigirt, steht seit zwei Jahren zu Depretis, zählt als Mitarbeiter Luzzati, den Nationalöconomen von Padua, bleibt ernst und würdig mitten in der steigenden Fluth des italienischen Amerikanerthums, besitzt einen bescheidenen, aber getreuen Leserkreis, der kaum sechstausend übersteigen dürfte, kennt weder Schliche noch Leidenschaft, — die wackere und ehrwürdige Ahnfrau der großen italienischen Zeitungsfamilie.

Neben ihr steht der „Diritto" von der doctrinären Linken, wie es heißt, Mancini's Organ, natürlich auch ein Blatt, das nicht in die Massen dringt. — Ebenfalls doctrinär, aber im socialistischen Sinne, ist die „Rassegna", früher eine toskanische Wochenschrift, heute ein tägliches, von den Toscanern Sonnino und Franchetti und von dem Neapolitaner Fortunato unter der Direction der Gebrüder Torráca geführtes Blatt, das nationalöconomische, literarisch-politische Organ der „Rassegnati". Diese Herren wollen den Socialismus durch die Regierung, sie bilden den Kern einer vorgeschrittenen Monarchischen Zukunftspartei. Der von Turco geleitete „Versagliere" und die von Levi dirigirte „Riforma" werden, jener von Nicótera, diese von Crispi inspirirt. Die sogenannte pentarchische Linke (Baccarini-Cairòli-Zanardelli-Crispi-Nicotera) welche, vor zwei Jahren gegen Depretis ihren Bund schloß und ihn an den Banketten von Neapel besiegelte, pflegte hier die Gefäße ihres Zornes auszuschütten.

Die „Stampa" ist auch ein ernstes Blatt, das von dem beredten neapolitanischen Exminister Taiani inspirirt wird. — Das kleine Localjournal „Il Messagero" befriedigt die Neugier des Tages, ein Lieblingsblatt der Kutscher, Soldaten und Mägde, sofern diese Leute nicht zu den Analfabeti gehören.

Rom ist auch heute noch arm an literarischen Zeitschriften. Auf die von den Liberalen der dreißiger Jahre in Florenz gegründete „Antologia" folgte seit 1866 die „Nuova Antologia" von Protonotari, welche seit 1870 ihren Sitz nach Rom verlegte. Diese Zeitschrift wird natürlich von den Jungen mit Verachtung als „codina", als ein Kind der Zopfzeit, ihr kundiger Redactor als „Protosomari" (das erste unter den Lastthieren) verhönt. Ernster ist der Vorwurf, daß die „Nuova Antologia" der Literatur und ihrer Geschichte immer weniger Aufmerksamkeit schenkt. Dies hat seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß die guten Köpfe sich auf die feuilletonistische Vielschreiberei legen, eine leichtere Arbeit, die zugleich sich besser bezahlt.

Seit Juli vorigen Jahres erscheint in Rom und Florenz

*) Pértica: Die Stange, Anspielung auf die lange, hagere Statur des Autors.

Digitized by Google

eine kritische Monatsschrift von nur einem Bogen Umfang zu dem billigen Preise von sechs Lire per Jahr, welche in ihrer Knappheit, ihrem gemessenen und sicheren Ton an unsere deutschen Literaturzeitungen gemahnt und gewiß sich eine Zukunft schaffen wird, sofern die „mala fede degli associati" d. h. die angeborene Antipathie des italienischen Abonnenten gegen die Ausrichtung des Abonnements, nicht hier wie so oft schon einen Strich durch die Rechnung macht. Wir wünschen diesen braven Leuten besten Erfolg. Als Redacteure nennen sich: Zenatti und Morpurgo, zwei in Rom niedergelassene Triestiner, und Casini, ein Schüler Carducci's. Morpurgo ist jüdischer Abkunft. Da in Deutschland so viele Schriftsteller diese Abkunft mit Morpurgo theilen, dürften einige Notizen über die parallelen Verhältnisse Italiens nicht ohne Interesse sein. Jüdischer Abkunft sind folgende hervorragende Schriftsteller des heutigen Italien:

Der Senator Massarani von Mailand, Maler, Dichter, Kritiker und Millionär. — d'Ancona, Professor der italienischen Literaturgeschichte in Pisa, heute der gründlichste Kenner seines Gebietes in Italien, Verfasser zahlreicher Monographien literaturgeschichtlichen Inhalts. — Franchetti aus Florenz, Geschichtsschreiber und Literaturhistoriker. — Luzzatti, Nationalöconom in Padua. — Maurogónato in Venedig, Nationalöconom. — Ascoli, ein Sprachforscher von europäischem Rufe, in Mailand. — Camerini, der verstorbene Kritiker von Mailand. — Fast alle Deputirte des Venezianischen sind Juden. — In Venedig und Padua sind die besten Anwälte Juden. Der erste Advocat in Padua heißt Signor Levi. Die Namen: Finzi, Civita, Diena, Dina, Fano, Errèra, Vivante, Sacerdoti, Ghirón haben in Italien einen guten Klang. In Süditalien sollen verhältnißmäßig wenige jüdische Familien wohnen, im Norden gilt Mantua als ihr Hauptsitz.

Einen gemeinsamen Mittelpunkt haben die Leute der römischen Presse in der von De Sanctis gegründeten und heute von Bonghi präsidirten „Associazione della Stampa", welche die Rechte der Journalisten vertheidigt und Ehrengerichte zur Schlichtung ihrer Händel ernennt. Präsident Bonghi, der kleine, lebhafte, wüthend gesticulirende Neapolitaner, der nie ins Parlament kommt, ohne alle Taschen mit Zeitungen, Broschüren und Büchern vollgestopft zu haben, dessen spartanische Einfachheit durchaus nicht hindert, daß er an den Verleger seiner nie erscheinenden römischen Geschichte das immerwiederkehrende Wippchenbillet richtet: „Lieber Protonotari, einen Vorschuß von hundert Lire auf meine römische Geschichte!" — Bonghi ist ein Mann, der trotz seiner kreischenden Fistelstimme die „Parlantina" seiner Heimath — der Heimath Cicero's und Ovid's — als Meister handhabt und den ganzen Reichthum seines fruchtbaren Gehirns alle Augenblicke für das Wohl der italienischen Presse und ihrer Arbeiter zu erschließen bereit ist. Der Redactionssalon des „Fracassa" ist das stets belebte Rendezvous der jungen Presse und ihrer fremden Gäste.

So ist denn in Rom der Journalismus heute das dominirende Element der Literatur, ein Mittelpunkt der publicistischen Thätigkeit und ein Sammelplatz von Zukunftssuchern, die rechts und links den Regierungskarren umdrängen; alte Buchmacher, wie Carducci, Martini, De Renzis, De Zerbi, wurden hier zu Artikelschreibern. Die Stille der Studirstube ist hier zwischen den täglichen Plänkeleien und gelegentlichen Schlachten der journalistischen Polemik ebenso überflüssig wie undenkbar. Das heutige Rom gehört Allen und ist die Heimath von Keinem. Ein Glück, daß der tägliche Verkehr die feindseligen Spitzen abstumpft und die tägliche Reibung die Hitze kühlt, statt sie zu mehren. Freilich, wenn sie am Journalistentage beisammensitzen, so können manche dieser Herren mit der Selbstironie Hamlet's sich ins Ohr raunen: „We are arrant knaves, all; believe none of us."

Erinnerungen an Franz Abt.

Von Otto Felsing.

Eines Sonnabends im Winter 1879, kurz nach meiner Uebersiedelung nach Braunschweig, wurde ich dort im Clublocale der „Kleiderseller" — einer freien Vereinigung von Männern, die sich aus Beruf oder Neigung mit Literatur, Kunst und Wissenschaft abgeben — einem dicken, rothbäckigen Herrn vorgestellt, der sich mit wahrer Wollust über ein Beefsteak hergemacht hatte und nach dessen Vertilgung in ein zweites hieb, als habe er den ganzen Tag über hungern müssen. Seinen Namen hatte ich bei der Vorstellung nicht verstanden, wie das ja gewöhnlich so zu gehen pflegt; aber an dem geradezu legendären Appetit erkannte ich ihn: es war der braunschweigische Hofcapellmeister Franz Abt, der von allen Stämmen germanischen Geblütes in drei Welttheilen, Europa, Amerika und Australien, hochgefeierte Liedercomponist.

Wenn sich irgendwo das Bild, welches man sich von einem geistig Schaffenden auf Grund seiner künstlerischen Hervorbringungen macht, mit der Wirklichkeit nicht deckte, so war es bei Franz Abt der Fall. Seine zum großen Theil süßlich-sentimentalen Liedercompositionen lassen ganz sicher nicht auf einen Mann von seiner Figur und seinem Wesen schließen, contrastiren damit vielmehr im stärksten Maße. An ihm war nichts Süßliches, nichts Sentimental-Schwärmerisches. Sah man die untersetzte, umfangreiche Figur, das glatte, zeitweise beinahe schon violett angehauchte rothe Gesicht mit den Hängebacken und dem höchst ansehnlichen Doppelkinn, beobachtete man das naive, urvergnügte Behagen an rein materiellen Genüssen, so konnte man sich kaum des Zweifels daran erwehren, daß man in der That Franz Abt vor sich habe, den Componisten so vieler tausend, von schwärmerischen Mägdelein und verliebten Jünglingen mit so viel „Gefühl" gesungenen Lieder. — Ich habe ihn später genauer kennen gelernt und mehrere Jahre mit ihm in ziemlich regem Verkehr gestanden; aber immer und immer wieder habe ich mir die Frage vorgelegt: ist es denn möglich? Können denn der Mensch Abt und der Componist Abt zwei so verschiedene Persönlichkeiten sein? Der einzige Charakterzug, den Beide gemein hatten, war der einer gewissen Trivialität, eines gewissen Banausenthums, das freilich der Liebenswürdigkeit nicht entbehrte; im Uebrigen aber hatten der künstlerische und der menschliche Charakter Abt's keinerlei gemeinsame Züge, und man durfte mit Recht das viel citirte Wort auf ihn anwenden, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten.

Ihn als Musiker zu würdigen, bleibe den Fachkritikern überlassen; hier soll nur von dem Menschen die Rede sein. Er war einer der liebenswürdigsten, gefälligsten und harmlosesten Persönlichkeiten, die sich denken lassen. Seine colossalen Erfolge hatten ihn nicht stolz, nicht eitel gemacht; er sprach wohl zuweilen davon und zeigte seinen Bekannten gern die vielen Lorbeerkränze und die hunderte von Diplomen, welche ihm aus aller Welt zugingen; ja, er konnte eine kleine goldene Denkmünze, die in Amerika oder Australien auf ihn geprägt war, viele Wochen lang in der Tasche tragen und Jedem zeigen, mit dem er sprach; allein das geschah so ohne jede Prätension, so absolut harmlos und mit so wirklich aufrichtiger Freude, wie dem so ersichtlichen Wunsche, daß sich Andere daran mitfreuen sollten, daß sich wohl die meisten unserer lebenden Componisten ein Exempel daran hätten nehmen können. Wie ihn die namentlich auf seiner Amerikafahrt zu großartigen Triumphen gesteigerten Ovationen nicht eitel machten, so konnte ihn abfällige Kritik — und er hat sie ziemlich häufig erlebt — nicht verbittern. „Nu cha", pflegte er dann in seinem sächsischen Dialecte zu sagen, „ma' kann doch nich immer Kutes componir'n?! Der Mann wird schon Recht haben!" — „Kott, wenn's dem Mann' nich kefällt .... ich habe ja so viel Anderes kemacht, da kann er sich ja 'was von aussuchen!" Das war die einzige Aeußerung auf unverständige Ausstellungen. Er ging sogar noch weiter und erklärte gelegentlich selber diese oder jene seiner „Sachen" für

Digitized by Google

dummes Zeug. Eines Tages, als wir uns auf der Braunschweiger Theaterpromenade trafen, bat er mich, trotzdem ganze Bibliotheken gedruckter und hohe Stöße geschriebener lyrischer Gedichte in seiner Wohnung zu finden waren: „Heeren Se, lieber Freund, Se könnt'n mir'n kroßen Kefallen thun .... mach'n Se mir'n paar Getichte!" — „„Aber, Hofcapellmeister, Sie haben ja eine Unmasse davon!"" — „Ja", antwortete er mit unfreiwillig komischem Seufzer, „es is wahr, aber dieses viele Herumsuchen in der Menge .... mach'n Se mir lieber 'n paar neue! So 'was mit Frühlingsluft und erster Liebe und was überhaupt solche Sachen sind. Wissen Se, was so für mich paßt!" — Nun, ich brauchte ihm keine paar neue zu machen; von der Sorte hatte ich Einiges auf Lager! — Abt kramte trotz seines Abscheues vor dem „Herumsuchen" eine Stunde lang in meinen Manuscripten herum und sagte schließlich: „Nu, ich will Ihnen 'mal was sagen, ich wer' mir acht Stück davon mitnehmen!" Er that's, und schon am selben Abend brachte er mir eine Composition des ersten „Stücks". Sie gefiel mir nicht. Er setzte sich ohne Weiteres hin und fing an, die noch leeren Seiten des Manuscripts mit Notenköpfen zu bedecken .... „Warten Se 'mal, ich klaube, ich habe 'ne bessere Idee!" — Nach einer Weile spielte er mir diese bessere Idee vor, sagte aber selber zum Schluß, zweifelnd: „Na na! — Was meinen Sie'n dazu?" — „„Rund herausgesagt, Hofcapellmeister, es ist nichts!"" — „Nu cha", erwiderte er, „ich dacht's mir auch schon eben, es is dummes Zeug. Nu, ich mach Ihnen ein anderes Lied. Aber ich will Ihnen 'mal was sagen (seine Lieblingsredensart), umsonst will man doch nicht gern 'was geschrieben haben: ich wer' mir'n englischen Text heraussuchen, der so einigermaßen in die Melodie hineinpaßt. Für die John Pulls ist Das immer noch zu schade. Die verstehen nichts von Musik, sonst wär'n se nicht so versessen auf — meine Sachen!"

Abt arbeitete in den Jahren, wo ich ihn kannte, nur wenn ihm das Messer an der Kehle saß, und dennoch öfter als ihm lieb war, denn er befand sich unausgesetzt in Geldverlegenheiten, trotzdem er eine ganz ansehnliche Gage als Hofcapellmeister der Braunschweiger Bühne hatte, trotzdem er von einem englischen Verleger für das Recht der Wiederpublication der zuerst in Deutschland veröffentlichten Liedcompositionen ein Jahrgehalt, wenn ich nicht irre, von 800 Thalern und außerdem ganz hübsche Einnahmen von seinen deutschen Verlegern bezog. Sein Wohlleben, seine verschwenderische Freigebigkeit und sonstige kostspielige Liebhabereien verschlangen sehr viel Geld. Und so kam es, daß Abt manchmal Monate lang in allen dienstfreien Stunden am Schreibtische saß und componirte. Böse Zungen sagten ihm nach, daß er gleich 12 Blätter für 12 Texte vor sich auf dem Tisch ausgebreitet und um den Zeitverlust beim Dintetrocknen und Umblättern zu ersparen, gleich den neuen Text auf Blatt zwei zu componiren angefangen hätte, wenn er bei Nummer 1 unten angekommen, und schließlich, wenn Text 12 bis zur ersten Seite gediehen, die Blätter umgewendet und vom ersten Text an bis zum letzten die Fortsetzungen so zu sagen in einem Athem der Reihe nach niedergeschrieben habe. Als ich ihn eines Abends in lustiger Gesellschaft scherzhaft fragte, ob sich das wirklich so verhalte, antwortete er mit seinem gutmüthigen Lächeln: „Nu, nich' kanz so, oder doch — wenigstens nich' immer!"

Im Ernste gestand er denn auch zu, daß er sehr häufig nicht aus innerer Nöthigung componire. Man müsse doch schließlich leben und die Hofcapellmeistergage sei „rein zum Verhungern". Nun, wie gesagt, sie war ganz ansehnlich; aber freilich — bei seinem Appetit ....! Er pflegte seinen Gaumen und seinen Magen mit den auserlesensten Speisen und nahm geradezu ungeheuerliche Massen davon zu sich. Eines Tages holte ich ihn irrthümlicherweise um eine Stunde zu früh zu einem großen Bürgervereinsfestessen ab, und diese Stunde benutzte er, um sich ein Wiener Schnitzel und zwei Brödchen in der Parterrerestauration des betreffenden Hotels trefflich schmecken zu lassen. Als der Beginn des Festessens sich nun ungebührlich lange verzögerte, führte sich Abt außer dem in seiner Serviette steckenden Milchbrode noch 5 andere zu Gemüthe und aß dann das ganze Menu gewissenhaft durch; sehr gewissenhaft sogar. Aber noch nicht genug damit. Wir gingen von dem Essen aus noch in den „Kleiderseller", der sehr lange zu tagen oder vielmehr zu nächtigen pflegt, und ich hörte, wie Abt nach einer Weile zu seinem Nachbar, dem Romanschriftsteller Wilhelm Raabe, sagte: „Ich weiß karnich, wie mir heut is — ich habe doch schon eine kanze Menge kegessen, aber ich klaube, ich habe factisch noch 'n bissel Appetit. Kellner, bring'n Sie mir doch die Speisekarte .... wie? Fasan is heut so gut? Na, da will ich Ihnen 'mal was sagen, da bring'n Sie mir 'mal 'ne Portion!" — Er hat auch die noch aufgegessen!

Von Abt stammt auch das Wort: „Eine Gans ist ein sehr hübscher Vogel; er hat aber einen recht dummen Fehler: für Einen ist er ein bischen zu viel, und für Zwei wieder viel zu wenig." — Als Abt eines Abends vergnügt schmunzelnd aus seiner Stammkneipe trat, redete ihn ein Bekannter an: „Na, Herr Hofcapellmeister, es gab wohl heute etwas Extrafeines zum Abendessen?" — „„Nu cha"", war die Antwort, „„wie man's nehmen will. 's war 'n Truthahn."" — „Waren denn viele Personen dazu?" — „„Das krade nich', wir waren nur zwei; bloß ich und der Truthahn!""

Im Trinken war Abt im Verhältniß sehr mäßig. Doch hatte er eine große Freude an den zahlreichen Weinsendungen, die ihm von den vielen Verehrern seiner Compositionen zugingen, und es hat ihn tief geschmerzt, als bald nach seiner Uebersiedelung nach Wiesbaden ein Einbruch bei ihm verübt wurde, und die Einbrecher, in ihren Erwartungen getäuscht, wenigstens den Inhalt des Weinkellers mitgehen hießen.

Diese Uebersiedelung nach Wiesbaden war keine ganz freiwillige. Abt wäre gern noch in Braunschweig als Hofcapellmeister thätig geblieben, aber er sah sich, wie er mir mehr als einmal klagte, durch Cabalen schließlich gezwungen, um nur zur Ruhe zu kommen, seine Entlassung zu nehmen. Es darf übrigens nicht unerwähnt gelassen werden, daß es ihm auch wohl ohne diese fortgesetzten Theaterintriguen nicht möglich gewesen wäre, noch lange das Dirigentenscepter zu führen; denn mit seiner Gesundheit ging es auf einmal schnell abwärts und plötzlich legte er sich auf Wochen. Als er sich vom Krankenlager erhob, war aus dem Fleischberg ein Skelett geworden; er war nicht wiederzuerkennen. Er selber war recht unglücklich darüber, tröstete sich indeß mit der Hoffnung, wieder völlig zu gesunden, wenn er nur erst die Theatercabalen hinter sich habe — es war ein Irrthum!

Nun deckt unsren volksthümlichsten Liedercomponisten, dessen Wesen ich hier durch das bunte Medium seiner Menschlichkeiten zu zeichnen versucht, der grüne Rasen ... Aber ist auch sein liederreicher Mund verstummt, man wird in seinen Tönen von Leben und Liebe, von Jugend und Jugendlust singen auf Jahrzehnte, vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus, überall auf dem Erdball, wohin der Deutsche seinen Fuß setzt und noch setzen wird. Ist auch schon Manches verweht von Dem, was er geschaffen, wird auch noch manches, vieles Andere aus der großen Zahl seiner Tonschöpfungen bald vergessen sein, so werden doch einige von seinen Weisen sicher noch in fernen Zeiten erklingen — und ist es nicht ein beneidenswerthes Loos, auch nur mit einem Liede fortzudauern im Andenken seines Volkes? Abt's langjähriger Freund, der Dichter Karl Stelter, hat dies am Grabe des Sängers in trefflichen Versen ausgesprochen:

Wohl hat der Tod den Liedermund geschlossen,
Doch Töne dringen übers Grab hinaus
Und leben fort im Chor der sel'gen Geister.

Sie nahmen auf den großen Liedermeister
Und Frühling schmückt die Gruft nun mit dem Strauß,
Der unverwelklich seiner Kunst entsprossen.

Digitized by Google

Der Dichter der Polenfraction.

Von August Scholz.

Die Poeten des deutschen Reichstags haben sich seit der letzten Wahl auch um einen Sänger polnischer Zunge vermehrt. Der Name Józef Kościelski ist unter den jüngeren polnischen Lyrikern wohl geachtet, aber die deutsche Kritik hat bisher kaum von dem Sänger des Posener Landes Notiz genommen. An den Ufern des sagenumwobenen Goplosees, dicht an der Ostgrenze des Reiches, hat der Erbherr von Szarley und Abgeordnete für Inowraclaw manches tiefempfundene Lied gesungen, das jeder Literatur zur Ehre gereichen würde. Einen ersten Band seiner Dichtungen hat Herr von Kościelski kürzlich bei Gebethner & Wolf in Warschau veröffentlicht — lyrische Producte zumeist, die beweisen, daß die östlichen Provinzen in literarischer Beziehung nicht so steril sind, wie man im Westen gern annimmt.

Der „Sänger vom Goplo", wie man Herrn von Kościelski in der Provinz zu nennen pflegt, ist ein weitgereifter, in Herzens- und Wissenssachen wohl erfahrener Mann. Neben dem elegischen Element, das mehr oder minder der gesammten polnischen Poesie eigenthümlich ist, klingt uns aus Kościelski's Dichtungen der moderne Pessimismus entgegen, von dem unsere heutige Lyrik nun einmal lebt. Doch hat Kościelski auch manchen reinen Naturton gefunden, der uns frisch und liebenswürdig anmuthet. Zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Russischen und Deutschen beweisen, daß der Dichter sein Talent gewissenhaft geschult und seine Technik nach gediegenen Mustern vervollkommnet hat. Er wählt auch in den Uebertragungen gern Stoffe von pessimistischer Färbung, zumal Heine scheint ihm sehr ans Herz gewachsen.

Als Politiker ist Herr von Kościelski bisher in der neuen Arena seines Wirkens nur gelegentlich hervorgetreten. Möge das deutsche Publicum ihn indessen aus den nachfolgenden, frei übersetzten Proben von seiner unzweifelhaft liebenswürdigen dichterischen Seite kennen lernen.

Ein tiefes Gefühl der Vereinsamung athmet das Gedicht „Die Rückkehr" („Rozbitek"). Hinausgeschleudert ins Getriebe der Welt, vom feindlichen Geschick bald dahin, bald dorthin verschlagen, kehrt der junge Wanderer, der in kühnem Fluge davongeeilt war, mit gelähmten Fittichen in die Heimath zurück, um in ihrem Schooße die ersehnte Ruhe zu finden. Aber kalt, eisig kalt ist der Empfang, der ihm zu Theil wird, und so segelt er wieder zurück in das wogende Meer, das er verlassen. Mancher Jüngling schon, der „mit tausend Masten" hinausstrebte in die Ferne, ist so hoffnungslos zurückgekehrt, wie Kościelski es schildert:

Ein trauriges Wrack,
Die Ruder zersplissen,
Geborsten der Mast,
Die Segel zerrissen —
So kehr' ich zum Port,
Den ich froh einst verließ —
Ach, wenn er doch Ruhe mir,
— Ruh' jetzt verhieß'!
So herzlich der Abschied,
Der Willkomm so matt!
Wo ich war, forscht jeder,
Doch nicht, ob ich satt.
Was für Sitten und Trachten,
Das wüßten sie gern;
Daß mein Haar dort ergraute —
Was kümmert's die Herr'n?
Sie wußten's ja gleich,
Meine Müh' wär' verloren.
Nun gellt mir ihr weiser
Rath in den Ohren:
Warum bliebst Du nicht hier
Auf fruchtbarer Flur,
Statt zu folgen der Schwalbe
Fernstrebender Spur?

Konntest ruhig ins Meer schau'n
Aus Schloßfensters Bogen,
Doch Du stürztest Dich keck
In die stürmenden Wogen.
Schon früh hat kein Lorbeer,
Kein Kampf Dich verdrossen —
Welch schädliches Beispiel
Für unsere Sprossen!
Du wolltest, ein Falke,
Erjagen das Glück —
Jetzt kehrst Du als Bettler,
Ohn' Beute zurück.
Wir sä'ten und mähten
Und schafften in Ehren —
Du folgtest den Winden,
Sie mögen Dich nähren!
Ach, und wie zog's mich
Zurück in dies Land,
Wo der Väter Asche
Ruhet im Sand!
Nun grüßt mich die Heimath
So kalt wie der Tod — —
— Was soll ich am Ufer?
Zurück in mein Boot!
Ihr stoßt mich hinweg —
Wohlan denn, in See!
Nicht klag' ich — im Kampfe
Verlernt' ich das Weh.
Nicht umsonst war mein Schweifen,
Es stählt' meinen Muth:
Willkommen, ihr Sterne,
Du wogende Fluth!

Seinen Liebesschmerz läßt der Dichter in den folgenden resignirenden Worten austönen:

Bäumchen pflanzte in den Acker
Segnend meine Hand:
Junge Reiser, sprosset wacker,
Schattet dieses Land!
Wenn ich einst aus eurem Kreise
Schied, dann singt vielleicht
Hier ein Vöglein seine Weise,
Die der meinen gleicht.
Fallet dann mit eurer Zweige
Sanftem Rauschen ein,
Daß ein Zauber rings entsteige
Aus dem Liede mein.
Wecket, was darin enthalten,
Daß im Licht es strahl':
Euch, ihr bunten Traumgestalten,
Dich, mein Ideal!
Nur die Wunde mir im Herzen
Keinem sei gezeigt!
Daß ich euch gepflanzt mit Schmerzen —
Das, o das verschweigt!
Daß die Thrän' aus meinem Auge
Fiel auf Euch herab,
Daß des Grames bittre Lauge
Euch das Leben gab;
Daß ich diese Fluren schmückte
Nur für sie allein,
Während meine Brust erdrückte
Schwere Herzenspein;
Daß in euren Kronen tönte
Ihres Namens Klang,
Daß durch eure Knospen stöhnte
Mancher Seufzer bang.
Diese Seufzer, grüne Linde,
Laß sie nicht hervor,
Daß den Weg nicht einer finde
An ihr stolzes Ohr!

Digitized by Google

Du auch schweige, weißer Flieder –
Jeder trägt sein Joch;
Sollen meine Klagelieder
Andre plagen noch?

Auf dem Gebiete der Ballade hat sich Kościelski nicht minder glücklich versucht, wie auf demjenigen der reinen Lyrik. Im Tone des erzählenden Volksliedes, wie es sich bei den Polen ausgebildet hat, ist die nachfolgende „Ballade" gehalten:

Vier junge Recken durchschritten den Wald,
Einen Trümmerhaufen erschauten sie bald.
Dem schien er ein Kloster, dem ein Palast,
Dem Dritten ein dumpfer Kerker fast.
„Was schweift ihr so weit?" sprach der Vierte da —
„Liegt doch des Räthsels Lösung so nah!
Der Rest ist's von einem Wunderschloß,
Zernagt und verstreut von der Jahre Troß."
Und immer heißer entbrannte ihr Streit,

Da taucht aus dem Schatten eine Gestalt —
Bleich, welken Gesichts, dem Tode geweiht,

Graulockig umweht, weißbärtig umwallt.
Und also tönt's dumpf: „Wehrt euren Zungen!
Jedem von euch ist die Lösung gelungen.
Vor Alters stand ein Palast an dem Orte
Mit Burghof und Thürmen, mit Wall und mit Pforte.
Der ward mir zum Kloster — ich betete drin
Ein engelgleich Weib an mit gläubigem Sinn.
Der Zauber, der seinen Augen entfloß,
Wandelte mir's in ein Wunderschloß.
Ein Kerker ist aus dem Schlosse erstanden —
Drin meine Ritterehre in Banden.

Hört, wie es kam! Aus hohem Haus
Rief einst mich des Königs Bote heraus:
„„Verlaß den Palast, nimm Helm und Wehre,
Dein König ruft dich aufs Feld der Ehre.""
„„Nicht kann ich Dir folgen"", so sagt' ich dem Gast,
„„Denn hier ist mein Kerker, nicht mein Palast.
In schweren Fesseln lieg' ich gefangen
Und trage nach Kampf nicht, nach Ruhm nicht Verlangen.""
Alsbald des Zweiten Heroldruf braust:
„„Auf, Ritter, das Vaterland heischt deine Faust!
Heim sucht es der Feind mit Kriegesgrauen
Und wüthet und plündert in seinen Gauen.""
Da sag' ich: „„Ein Kloster ist diese Stätte,
Und ich bin der Mönch, und singe die Mette
Vor einem wunderthätigen Bilde —
Sprich selbst, was soll ich mit Schwert und Schilde?""
Und zum dritten Mal hör' ich's entgegen mir schallen:
„„O Ritter, der letzte Mann ist gefallen!
Die Weiber, die Kinder — gefangen, entehrt!
Auf, schwinge dein flammendes Racheschwert!""
Da sagt' ich: „„Zu schwach wohl ist dieser Arm,
Um Hilfe zu leih'n eurem bitteren Harm.
Denn ein Märchenprinz bin ich, von Feenhand
An diese Stätte des Zaubers gebannt.""
Und weiter führt' ich ein Leben der Lust
An meiner Heiligen Schwanenbrust,
Als wieder ein Bote ins Haus mir bringt
Und solche Kunde vom Könige bringt:
„„Elender Verräther, weibischer Wicht!
Ueber dein Haupt das Blut, das geflossen!
Als dein wir bedurften, erschienest Du nicht —
Sei drum vom Siegesfest ausgeschlossen!""
Kaum hatt' er geendet, da trat sie herein,
Bleich, zitternd, doch strahlend in hehrem Schein:
„„O weh dir, Verräther!"" so tönte ihr Wort,
„„Nicht bin ich mehr dein — fort, Elender, fort!
Ehre den Tapfern — Fluch diesem Haus!""
Sprach's und folgte dem Herold hinaus."
Noch standen die Vier, von Staunen gebannt,
Als zwischen den Trümmern der Alte verschwand.

Mancher treffliche Gedanke findet sich unter des Dichters „Aphorismen". Wir bringen zum Schluß unserer kurzen Skizze einige derselben, die uns für Kościelski's im besten Sinne moderne Weltanschauung bezeichnend erschienen.

1.

Wer die Menschen nicht ruft zur Arbeit, sondern zur Buße,
Macht um der Menschheit Wohl sich gar wenig verdient.

2.

Nicht von oben herab — von unten miß immer die Menschen!
Schau, ob sie hoch über'm Sumpf, nicht, ob sie weit noch von Gott.

3.

Auch der fruchtbare Nil schuf oft schon Tod und Vernichtung —
Manchen Arbuez schon zeugte lautere Lieb'.

4.

Alles hast du erkannt, die Räthsel des Weltalls ergründet —
Grinsend starren nur zwei Sphinxe: Anfang und End'.

Feuilleton.

Erzählung eines Markörs.

Von Graf L. Tolstoi.

Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff.

Es war wohl gegen drei Uhr. Es spielten der Herr, den wir immer den „hohen Gast" zu nennen pflegten, der Fürst, den man stets in der Begleitung desselben sah, ein Herr mit einem Schnurrbart, ein kleiner Husar, der Schauspieler Olliver und ein polnischer Edelmann. Es war noch ziemlich viel Gesellschaft da.

Der hohe Gast spielte mit dem Fürsten. Ich gehe um das Billard und zähle: zehn zu achtundvierzig, zwölf zu achtundvierzig ... Das Leben eines Markörs kennt Jeder. Man hat noch keinen Happen in den Mund und die letzten beiden Nächte keinen Schlaf in die Augen bekommen — aber man hat immer zu zählen und die Bälle wieder hinzulegen. Also ich zähle, plötzlich tritt ein fremder Herr herein. Er macht die Thür zu, sieht sich um und setzt sich aufs Sopha.

Wer kann das sein? d. h.: ist er von hohem oder niedrigem Range? denke ich.

Sehr fein gekleidet, Alles so sauber und funkelnagelneu; carrirte Hosen, Rock nach der neuesten Mode, eine Weste von Sammet, eine goldene Kette und allerlei Bammelwerk daran. Aber war er fein gekleidet, so sah er selbst noch feiner aus: zierlich, schlank, modern frisirt, weißer Teint mit rothen Backen, kurz, ein schmucker Kerl.

Unser Einer sieht natürlich sehr verschiedene Leute; die vornehmsten Herren, aber auch allerlei Gesindel. Wenn auch nur Markör, aber Menschen lernt man doch kennen; man bleibt nicht immer dumm.

Gut, ich seh' mir den Herrn an und bemerke, daß er still dasitzt — also mit Keinem bekannt, und der ganze Anzug so neu! „Vielleicht ein Ausländer!" denke ich: „Wahrscheinlich ein Engländer oder auch ein neu angekommener Graf."

Trotz seiner Jugend hatte er doch etwas Wichtiges. Ihm am nächsten saß Olliver — der rückte sogar etwas von ihm ab. —

Die Partie war zu Ende. Der hohe Gast hatte verloren und schnauzte mich an:

„Du machst Alles verkehrt", sagt er, „hast wohl nicht richtig gezählt, weil Du überall herumguckst!"

Schilt, wirft das Queue hin und geht fort.

Digitized by Google

So sind sie. Am Abend hatte er mit dem Fürsten noch um fünfzig Rubel die Partie gespielt, jetzt hat er nur eine Flasche Macon verloren und ist darüber außer sich! Was für ein Charakter! Ein andermal spielt er mit dem Fürsten bis zwei Uhr, im Netz liegt kein Geld, dann weiß ich schon, Geld hat weder der Eine noch der Andere; aber renommiren thun sie doch: „Was meinst Du? Wären wohl 25 aus der Ecke zu riskiren?" — „Ja, es geht!" Aber dabei gähne Einer mal oder stell' den Ball nicht ganz richtig! Und man ist doch auch nicht aus Stein!? „Wir spielen nicht um Spähne, sondern um Geld!" Das kann mich am meisten ärgern!

Nun gut also. Als der hohe Gast fort war, redete der Fürst den neuen Ankömmling an.

„Wollen Sie mit mir eine Partie machen?"

„Mit Vergnügen!" sagt er.

Er saß so selbstbewußt da, ordentlich zum Bewundern. Als er aber jetzt aufstand und nach dem Billard ging, wurde er auf einmal ganz blöde — blöde gerade nicht, aber man sah es ihm an, etwas war ihm nicht recht; ob ihm der neue Rock unbequem saß, oder ob es ihn genirte, daß Alle ihn ansahen, aber so dreist wie vorher sah er nicht aus; geht so etwas von der Seite, bleibt mit der Tasche an den Netzen hängen, reibt das Queue mit der Kreide und läßt sie dabei fallen — hat er gestoßen, guckt er sich um und erröthet, gar nicht so wie der Fürst. Der versteht die Sache: reibt sich nur die Hände mit Kreide, krempt sich die Aermel auf, und kaum fängt er an zu stoßen, da knacken die Bälle nur ordentlich so, trotzdem er auch nur klein ist.

Sie spielten zwei oder drei Partien, da legte der Fürst das Queue hin und sagte:

„Erlauben Sie: mit wem habe ich die Ehre?"

„Nechlydow", antwortete er.

„Ihr Vater war der General?"

„Ja", sagte er.

Hier fingen sie an, sich französisch zu unterhalten. Wahrscheinlich sprachen sie noch von ihren übrigen Bekanntschaften.

„A revoir", sagte zuletzt der Fürst, „ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Er wusch sich die Hände und ging zu Mittag. Der Andere blieb mit seinem Queue am Billard stehen und stieß die Bälle.

Bekanntlich ist es bei uns so Brauch: kommt ein Neuling — je gröber, desto besser. Deshalb fing ich an, die Bälle abzusammeln. Er erröthete und fragte:

„Darf man nicht mehr spielen?"

„Freilich", sage ich, „dazu ist das Billard da!" Sehe ihn aber dabei nicht an und stelle das Queue fort.

„Willst Du mit mir spielen?"

„Gern, mein Herr", sage ich und setze die Bälle wieder auf: „Um Durchkriechen?"

„Was ist das? Um Durchkriechen?" fragt er.

„Ganz einfach", sage ich, „Sie setzen 50 Kopeken und ich klettere unterm Billard durch wenn ich verliere."

Das erschien ihm drollig. Er lachte.

„Ja, das wollen wir."

„Gut", sage ich, „wie viel geben Sie mir vor?"

„Spielst Du denn schlechter als ich?"

„Wie denn nicht? Solche Spieler wie Sie haben wir wenige."

Wir fingen an zu spielen. Er hielt sich wirklich für einen Meister, stößt mit aller Kraft und der polnische Herr sitzt dabei und sagt:

„Das ist aber ein Ball! Das war ein Stoß!"

Ja, aber wie? Ein Stoß war es, aber ohne alle Berechnung! Nun, wie gewöhnlich, verliere ich die erste Partie, krieche unten durch und stöhne tüchtig. Olliver und der Pole springen auf und stoßen mit den Queue's:

„Prachtvoll! Noch einmal! Noch einmal!"

Jawohl! Der Pole würde für 50 Kopeken nicht nur unterm Billard, sogar unter der blauen Brücke durchkriechen. Aber er schreit doch mit:

„Prachtvoll! Er hat noch nicht allen Staub da unten abgewischt."

Aber ich bin kein Spielverderber. Ich verlor auch die zweite Partie.

„Mit Ihnen, mein Herr", sage ich, „werde ich nicht fertig."

Er lachte. Ich gewann jetzt drei Partien. Dann — er hatte schon 49, ich nichts — legte ich das Queue aufs Billard und sagte:

„Wollen Sie ums Ganze, mein Herr?"

„Wie denn ums Ganze?" fragte er.

„Sie zahlen drei Rubel oder nichts."

„Wie?" sagt er: „Spiel' ich mit Dir um Geld? Dummkopf!"

Er erröthete sogar.

Gut, er verlor die Partie.

„Genug", sagte er, zog eine ganz neue Brieftasche hervor und öffnete sie. Ich merkte, er wollte sie zeigen. Ganz voll Geld, lauter Hundertrubelscheine.

„Nein", sagte er, „da ist kein Kleingeld". Er nahm drei Rubel aus der Börse. „Hier sind zwei Rubel, das Andere ist für Dich als Trinkgeld."

Ich bedankte mich sehr. Ich merkte, er war ein prächtiger Herr. Eins nur war schade: daß er nicht mit mir um Geld spielen wollte; hätte sonst wohl zwanzig, vielleicht vierzig Rubel gewonnen.

Als der Pole bei dem jungen Herrn das Geld sah, sagte er:

„Wollen Sie nicht mit mir eine Partie spielen? Sie spielen so ausgezeichnet."

„Bedaure. Ich habe keine Zeit mehr", sagte er und entfernte sich. —

Gut, aber Nechlydow kam wieder zum zweiten, zum dritten Mal; lernte Alles: mit drei Bällen, à la guerre, Pyramide; wurde dreister, mit Allen bekannt, ward ein recht guter Spieler. Jeder achtete ihn — Selbstverständlich. — Ein reicher junger Herr aus guter Familie. Nur mit dem hohen Gaste gerieth er einmal aneinander — wegen einer Kleinigkeit.

Der Fürst, der hohe Gast, Nechlydow, Olliver und noch Einer spielten zusammen à la guerre. Nechlydow stand am Ofen und unterhielt sich mit Jemandem. Der Hohe war am Spiel. Sein Ball kam in die Nähe des Ofens. Eng war es da und er holte gern weit aus.

Sah er nun Nechlydow nicht, oder that er's absichtlich, genug, er holte weit aus und stieß Nechlydow mit aller Gewalt vor die Brust, daß der Arme ordentlich aufschrie. Aber meinen Sie, daß er sich entschuldigte? Fällt ihm gar nicht ein, diesem Grobian! Geht weiter, sieht sich nicht einmal um, sondern knurrt noch vor sich hin:

„Was haben Sie da zu stehen? Hab' deshalb den Ball nicht gemacht! Ist denn sonst kein Platz da?"

Der Andere tritt auf ihn zu, ganz bleich, und sagt einfach, sogar sehr höflich:

„Sie müßten sich doch erst entschuldigen, mein Herr! Sie haben mich gestoßen."

„Hab' jetzt keine Zeit dazu; ich würde gewonnen haben, jetzt machen Andere den Ball."

Da sagt der Andere: „Sie werden sich entschuldigen!"

„Ach, scheeren Sie sich!" antwortet der Hohe: „Was klebt er an Einem!" Und sieht selbst immer nur nach seinem Ball.

Da tritt Nechlydow ganz nahe vor ihn hin und faßt ihn am Arm.

„Sie sind ein Flegel, mein Herr!"

Er war nur zierlich und fein, wie ein junges Mädchen, aber wie herausfordernd! Seine Aeugelchen leuchteten, als wollte er ihn auffressen. Der hohe Gast war ein starker, großer Mann, ganz anders als Nechlydow.

„Wa—as?" rief er: „Ich ein Flegel?"

Oh, wie er brüllte und ausholte! Aber die Andern sprangen dazwischen, hielten ihre Arme und brachten sie auseinander.

„Das und noch mehr!" rief Nechlydow: „Er soll mir Genugthuung geben! Er hat mich beleidigt!"

Digitized by Google

„Ach was! Genugthuung! Er ist ein dummer Junge, weiter nichts! Ich will ihm die Ohren ziehen!"

„Wenn Sie mir keine Genugthuung geben, sind Sie ein Feigling!" Er weinte beinahe.

„Und Du bist ein dummer Junge, Du kannst mich nicht beleidigen!"

Man brachte sie, wie immer in solchem Fall, Jeden in ein besonderes Zimmer. Nechlydow war mit dem Fürsten schon gut Freund geworden.

„Geh", sagte er zu diesem: „sprich mit ihm."

Der Fürst ging, aber der Hohe sagte:

„Ich fürchte mich gar nicht, aber mit einem Knaben verhandle ich nicht. Ich will es nicht und damit basta!"

Was also weiter? Redeten noch eine Zeitlang und schwiegen dann. Aber der hohe Gast besuchte uns seitdem nicht wieder. —

Bei Beleidigungen, oh, was war er für ein Kerl! So aufbrausend! Ich meine Nechlydow . . . Aber von andern Dingen hatte er noch gar keinen Begriff. Ich erinnere mich noch.

„Was hast Du hier für Eine?" fragte ihn einmal der Fürst.

„Gar keine", sagt Nechlydow.

„Wie? Gar keine?"

„Nein. Wozu?" sagt er.

Alle lachten fürchterlich. Ich freilich hatte gleich begriffen, worüber sie lachten, und dachte: „Was wird er jetzt wohl thun?" Indessen sprechen die Herren leise mit einander.

„Fahren wir!" sagt der Fürst: „Sofort!"

Sie fuhren auch.

Erst um ein Uhr kamen sie zurück und setzten sich zum Abendessen. Es waren Viele da, lauter vornehme Herren: Atapow, Fürst Rasin, Graf Schustach. — Und alle gratulirten Nechlydow und lachten.

„Euch Allen ist lächerlich zu Muthe, mir aber traurig", sagt er. „Dir, Fürst, werde ich es nie verzeihen, mir selbst auch nicht."

Es standen ihm die Thränen in den Augen. Der Fürst ging zu ihm und lächelte.

„Schwatz' doch keinen Unsinn. Wir wollen nach Hause fahren, Anatole."

„Ich will nirgends hin fahren. — Was habe ich nur gethan!"

So seufzte er und ging nicht vom Billard weg.

Genug. Er war unschuldig gewesen, wie ein junges Mädchen. —

So kamen sie oft zu uns, er, der Fürst und ein bärtiger Herr, der jetzt immer bei dem Fürsten war.

Fedotka nannten ihn die Herren. — Breite Kinnbacken, häßliches Gesicht, aber sehr gut gekleidet und fuhr stets in eigener Kutsche. Was die Herren eigentlich an ihm fanden, ich weiß es nicht. „Fedotka!" hieß es, immer „Fedotka!" Und sie bewirtheten ihn mit Essen und Wein und bezahlten für ihn. Aber ein Schlaukopf war er. Verspielte, zahlte aber nie; gewann er aber, dann: bitte sehr! Und was gewann er nicht Alles, aber mit dem Fürsten ging er immer Arm in Arm.

Gut also: sie kamen und sagten:

„Wollen wir zu Dreien à la guerre spielen?"

„Schön", sagte er.

Sie fingen an und spielten um drei Rubel die Partie. Nechlydow und der Fürst schwatzten viel miteinander.

„Kleine, reizende Füße! Nein, was für Füßchen, sage ich Dir!" sagt er, „und was für Haare!"

So schwatzen sie und achten freilich nicht auf das Spiel. Aber Fedotka kennt die Sache. Erhält sechs Rubel von Jedem. Weiß Gott, was für eine Rechnung er mit dem Fürsten hatte, aber sie bezahlten einander nie; nur Nechlydow holt zwei grüne Scheine hervor und reicht sie ihm.

„Nein", sagt er, „behalte Dein Geld. Wollen einfach spielen; wollen doubliren — also das Doppelte oder garnichts."

Ich stelle die Bälle auf. Fedotka fängt an und sie spielen. Nechlydow dreht sich bald um, bald läßt er stehen: „Nein", sagt er, „der ist zu leicht." Aber Fedotka ist ganz bei der Sache. Er maskirt sein Spiel und gewinnt wie zufällig.

„Noch einmal, auf Alles!"

„Gut!" —

Mag nun sein, wie's will, aber um 50 Rubel könnte man sich doch schon besinnen. Aber nein, Nechlydow bittet schon: „Noch einmal um das Ganze."

Sie fangen wieder an, immer weiter, stehen schon auf 280 Rubel. Fedotka kennt den Rummel; eine einfache Tour verliert er, aber die Ecke gewinnt er.

Der Fürst sitzt dabei und sieht, die Sache wird ernst.

„Assez", sagt er: „Assez!"

Aber wo? Sie doubliren nur weiter.

Nechlydow hat schon ungefähr 500 Rubel verloren, da legt Fedotka sein Queue hin und sagt:

„Jetzt ist es wohl genug. Ich bin müde."

Und er ist doch bereit, bis zum Morgen zu spielen, wenn er nur Geld bekommt. Selbstverständlich nur Schauheit. Der Andere möchte nun erst recht. „Spielen wir noch eine", sagt er.

„Nein, wahrhaftig, ich bin müde. Komm nach oben. Will Dir dort Revanche geben", sagt Fedotka.

Oben spielten die Herrschaften Karten. —

Seit diesem Tage hatte ihn Fedotka in seinen Klauen, so daß sie jeden Tag kamen. Spielen ein oder zwei Partien, dann gehen sie nach oben.

Was da Alles passirt ist, das mag Gott wissen, aber er wurde ein ganz anderer Mensch, und immer zusammen mit Fedotka. Bisher so modern, so sauber und frisch frisirt — jetzt nur noch Morgens nüchtern; und kommt er von oben herunter, sieht er sich gar nicht mehr ähnlich.

Einmal kommt er mit dem Fürsten herunter, ist todtenbleich und seine Lippen zittern. Er zankt.

„Ihm werde ich es am wenigsten erlauben, mir . . . . Ja, wie sagte er doch noch? „Daß i ch nicht delicat bin . . ." Oder so etwas: „Und daß e r nicht mit mir spielen will! Ich habe i h m zehntausend bezahlt, da könnte e r sich in Gegenwart Anderer vorsichtiger ausdrücken!"

„Nun, laß nur!" sagt der Fürst: „als ob es der Mühe werth wäre, sich über Fedotka zu ärgern!"

„Nein", sagt er, „ich werde es ihm aber doch nicht so hingehen lassen!"

„Hör' nur einmal auf! Wer wird sich so wegwerfen wollen, mit Fedotka in Händel zu kommen."

„Ja, aber es waren Fremde zugegen!"

„Was gehn uns denn die Fremden an? Wenn Du willst, so soll er es Dir sofort abbitten."

„Nein", sagt er, und murmelt etwas auf Französisch, was ich nicht verstand.

Und wie nun? Noch am selben Abend aßen sie mit Fedotka zusammen und es war wieder die alte Freundschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Ludwig Burger-Ausstellung.

Wenn bei anderen Künstlern, deren Werke die Nationalgalerie nach ihrem Tode in übersichtlicher Anordnung zu einem Gesammtbilde vereinte, der Termin der Eröffnung heranrückte, so gab es für die Beamten eine Reihe unruhiger Tage. Correspondenzen flogen in alle deutschen Gauen zu den Besitzern der Kunstwerke, schwere Kisten kamen als Frachtgut, Packete mit der Post aus allen Weltgegenden.

Das Material für die Ausstellung zum Gedächtniß des im vergangenen Herbst verstorbenen Ludwig Burger hat ausschließlich die Familie geliefert. In mehr als 150 Mappen konnte sie wohlgeordnet den Nachlaß zur Verfügung stellen. Was in den zwei Cabinetten, dem Saal und dem Corridor des Handzeichnungskabinets an Skizzen und Entwürfen ausgestellt ist, bildet nur einen verschwindenden Bruchtheil des ganzen Bestandes.

Dennoch genügt es, um von der Vielseitigkeit und von dem unerhörten Fleiß, der rastlosen Productionskraft des Meisters eine Vorstellung zu geben.

Burger war in den letzten Jahren namentlich der jüngeren Generation fremd geworden. Die Bücher, in deren Illustrationen er die größte Summe seiner Kraft und seines künstlerischen Vermögens ausgegeben, nahm sie selten zur Hand. In vornehmen Privathäusern war die Mehrzahl seiner Wandgemälde der Oeffentlichkeit entrückt. Der Künstler selbst hatte sich von dem Verkehr mit seinen Fachgenossen, aus seiner Wirksamkeit in den Vereinen fast ganz zurückgezogen. Was von ihm in die Welt ging, waren durchweg Arbeiten des Erwerbes, in denen sich eine Weise kundgab, die, aus einer anderen Periode kommend, mit dem Tagesgeschmack nicht immer Fühlung hatte. War es ein Wunder, wenn die Zugewanderten und die Jungen, die Burgers frühere Wirksamkeit nicht miterlebt, halb ungläubig den Mittheilungen älterer Freunde des Künstlers lauschten, die von der Frische und Vielseitigkeit seiner Studien und Entwürfe erzählten?

Groß war die Ueberraschung für Alle, die dem Künstler nicht persönlich näher gestanden, als die Ausstellung der Nationalgalerie eine Uebersicht seines Schaffens eröffnete. Vor Allem frappirten die zahlreichen Aquarelle mit Studien nach Pflanzen und Thieren aller Art. Wer hätte diese Naivetät und Frische der Empfindung bei einem Meister gesucht, der als Spätling der romantischen Richtung alles Andere mehr als ein so inniges Verhältniß zur Natur vermuthen ließ? Man sollte bei den farbensatten Blättern mit den Fischen und Hummern, den Blüten und Früchten einen Jünger der modernsten Richtung vermuthen. Besonders lebhaft steht mir ein Zweig reifer Kirschen im Gedächtniß, dessen saftige Früchte und trockenes kaltgrünes Laubwerk in der Farbe nicht weniger lebendig wiedergegeben sind als die zierliche Bewegung in ihrem Contrast der schwer hängenden Kirschen und der schwebenden Blätter.

Diese Kunst stammt nicht aus der Periode, in welcher sich Burger's monumentaler Stil gebildet hat. Während seiner Lehrjahre war das Aquarell ein bleichsüchtiges Wesen ohne Saft und Kraft. Burger hat es in der modernen Gestalt schon ziemlich früh in Anwendung gebracht, allerdings seltener an freien Kunstwerken als an Studien.

Erst nachdem sich das Auge an diesem unerwarteten Schmaus gesättigt, treten die übrigen Skizzen und Studien in ihr Recht. Es ist ein colossales Material an Vorarbeiten zu Schöpfungen der verschiedensten Art. Wie Menzel, der ihm in mehr als einem Zuge wahlverwandt ist, beherrschte Burger das ganze Gebiet, auf dem ein moderner Künstler seine Erfindung tummeln kann, von der Tischkarte bis zur Monumentalmalerei. Nur daß ihm ein mißgünstiges Geschick die ungehinderte Entfaltung verwehrt hat. So fehlt unter seinen Arbeiten das freigeschaffene Bild kleineren Umfanges fast gänzlich. Im Drange der Aufträge an Wandmalereien und Buchausstattung blieb ihm keine Zeit, in behaglicher Muße zu gestalten, was ihm selber lieb gewesen wäre.

Seine Wandmalereien entstanden zum größten Theil in der jüngsten großen Periode der Entwickelung Berlins. In ihnen zeigt er sich wesentlich als Romantiker im Sinne Schwind's. Noch thut er nicht den Griff in unser eigenes Leben, sondern liebt es, sinnige Gedanken in phantastischen Gestalten auszudrücken, deren Costüm nur in Nebendingen auf unsere Welt zu weisen pflegt. Das Rathhaus, die Ruhmeshalle, der Lesesaal der Universitätsbibliothek in Berlin, das Cadettenhaus in Lichterfelde, die Bahnhofshalle in Metz und Berliner Paläste und Privathäuser — von Thiele-Winkler, Ravené, Pringsheim, Sußmann-Hellborn, Gilka — sowie verschiedene öffentliche Locale Berlins haben ihren künstlerischen Schmuck ganz oder zum Theil Burger's Hand zu danken.

Als Illustrator wird Burger vielleicht am längsten leben. Hier sind es vor Allem die Bilder in Th. Fontane's patriotischen Werken über die Kriege von 1864 und 1866, die seine hohe Bedeutung verstehen lehren. Sie bilden sowohl in ihrer künstlerischen Anlage wie in der historisch getreuen Schilderung der Dinge, die der Künstler im Gefolge der Heere selber gesehen hat, eins der wichtigsten Denkmäler der Zeit, dessen ganzen Werth erst unsere Nachkommen ermessen können, welche nicht aus eigener Erinnerung ein Bild jener Tage besitzen. Von Burger's Thätigkeit für illustrirte Werke und Zeitungen aller Art auch nur in Andeutungen zu sprechen, reicht der Raum nicht. Ueberall beruhte seine Arbeit auf den sorgsamsten Studien. Gehörte er doch seit langen Jahren zu den berufensten Kennern Berlins in Allem, was Costüm, namentlich Uniform und Waffen, angeht. Ein Denkmal dieser Studien bildet seine Geschichte der Kanone, ein Cyklus Zeichnungen großen Stiles, welche die Betheiligung dieser Waffe an allen weltbewegenden Ereignissen der letzten Jahrhunderte illustrirt.

In der Wandmalerei wie in der Buchillustration hat sich Burger als origineller Ornamentist große Verdienste erworben. Aber auch auf diesem Gebiete stand sein Wirken unter keinem günstigen Stern. Julius Lessing hat in einem warmen Nachruf die Ursachen beredt auseinandergesetzt, indem er auf den Zwiespalt hinwies, der zwischen Burger's genialer Weise, Naturstudien nach Allem, was kriecht, fliegt und blüht, direct zu Zwecken des Ornaments zu verwenden, und den Tendenzen der Periode herrscht, in die Burger's fruchtbarste Zeit fällt, der Wiederaufnahme schematisirender Renaissanceformen. —

Die Ausstellungen der Nationalgalerie haben schon oft dem Urtheil über jüngstverstorbene Künstler eine andere Richtung gegeben. Noch ist jedoch kein Anderer so glänzend aus diesem Todtengericht hervorgegangen wie Ludwig Burger.

A. L.

Notizen.

Meyer's Conversations-Lexikon. Vierte Auflage (Bibliographisches Institut, Leipzig). — Dem Vorgange von Brockhaus folgend, veranstaltet auch Meyer jetzt eine neue, gänzlich umgearbeitete Auflage seines Conversations-Lexikons. Die dritte Auflage hat bekanntlich eine ungeheure Verbreitung gefunden, und das Unternehmen des Bibliographischen Institutes, nicht, wie bisher, in Supplement-Bänden den Neuerscheinungen des Lebens gerecht zu werden, sondern diese immer noch viel gekaufte Auflage durch eine von Grund aus verbesserte zu ersetzen, verdient um so mehr Anerkennung, als man wohl hoffen darf, daß bei der Neubearbeitung auch manche Mängel der alten Auflage verschwinden werden. Der Stamm der Mitarbeiter scheint ja auch für das neue Werk der altbewährte zu sein, und die Erfahrungen, welche die Redaction bei den früheren Ausarbeitungen gewinnen konnte, werden sicher der neuen Auflage zu gute kommen. Eine besondere Erweiterung wird, nach dem Probeheft, welches uns vorliegt, zu schließen, der illustrative Theil des Lexikons erfahren: es sollen 550 Beilagen in Holzschnitt, Lithographie, Kupferstich und auch 80 Blätter in

Digitized by Google

Aquarelldruck, welche sich auf alle Wissensgebiete beziehen, beigegeben und außerdem etwa 3000 in den Text gedruckte Abbildungen geliefert werden. Die Proben, welche das erste Heft enthält, lassen auf ganz vorzügliche Ausführung dieses illustrativen Theiles schließen, und man darf erwarten, daß wie bisher hierin auch ferner das Meyer'sche Lexikon sich als ein Musterwerk erweisen wird.

Das Spiel ist aus. Roman in drei Bänden von Conrad Telmann (Leipzig, Karl Reißner). Die Handlung in diesem neuen Romane des fruchtbaren Erzählers concentrirt sich vollständig um einen Punkt unseres Erdtheils: um das Casino in Monte Carlo; um eine Leidenschaft: die Spielwuth; um ein Unglück: den Verlust am grünen Tische. Alle Personen, welche auftreten, werden von jener Leidenschaft erfaßt, von ihr in das maßloseste Elend versetzt und aus diesem nur gerettet durch — einen glücklichen Coup, durch ein gewonnenes Spiel, dadurch, daß einer von ihnen die Bank in Monaco sprengt. Es ist also ein vollständiger Roman des Spiels, jenes wahnsinnigen Hazardirens, wie es offen nur noch in Monaco getrieben werden darf. Aufregend wie das Spiel selbst, oft abenteuerlich wie das Leben in dieser kleinen Republik, verläuft auch die Handlung in dieser Dichtung von der Roulette. Eine jener Damen, welche die Bank in Monaco besoldet, damit sie „Gimpel fangen" sollen, tritt neben einem trefflichen deutschen Edelfräulein in den Vordergrund der Scene, zwei ungleiche Brüder, der eine ein deutscher Regierungsassessor, der andere ein russischer Abenteuerer, und ihr Vater, der „Spielbaron", der zuletzt die Bank sprengt, sind die männlichen Hauptfiguren; gegensatzvollere Figuren konnten kaum nebeneinander gestellt werden. Ueber Alle spannt sich der blaue Himmel jener Küste, um Alle breitet sich die herrliche Natur jenes Paradieses aus, die mit gewohnter Meisterschaft geschildert sind. Und Alles wird uns erzählt in einer raschen lebendigen Sprache, die nur ganz selten etwas Knappheit vermissen läßt, und mit der tiefen poetischen Auffassung vom menschlichen Herzen und seinen Schicksalen, die wir an dem Verfasser schon längst kennen. Allen Freunden einer recht spannenden, ergreifenden Lectüre ist darum dieser Roman sehr zu empfehlen.

Çunita, Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. (Hamburg, Verlag von J. F. Richter.) In höchst eleganter Ausstattung liegt uns hier die metrische Bearbeitung einer Sage aus den Veden vor, deren Inhalt sich kurz folgendermaßen angeben läßt: Çunita, der Tochter eines indischen Fürsten, wurde bei ihrer Geburt von Wischnu das folgende Orakel ertheilt: „Dies Loos soll sie erben: Früh wird sie sterben, Ihr Leben der Ewigkeit angehören Und des irdischen Unrechts Herrschaft zerstören." Çunita wird in Folge dessen von dem Fürsten, dem vor diesem Kinde graut, in den Ganges ausgesetzt, aber der heilige Strom trägt sie zu der Hütte eines alten Hindu, der sie mitleidig aufnimmt und neben seinem Sohne Amru erzieht. Auf einer Pilgerfahrt nach Vâranâsi stirbt der Alte, theilt aber noch vor seinem Tode dem Amru, der ihn begleitete, die seltsame Herkunft Çunita's mit und zugleich ein auf ihn selbst sich beziehendes Orakel, daß er von dem Ganges, dem heiligen Flusse, sein Glück einst empfangen werde. Amru wallt, nachdem er seines Vaters Leichnam dem Strome übergeben, weiter und rettet auf seiner Fahrt Khêri, die Schwester des mächtigen und reichen Fürsten Siddhar, von dem Tode des Ertrinkens im Ganges. Sie ist die Glückesgabe, die er vom heiligen Strome empfangen sollte, denn sie entflammt in Liebe zu ihm und flieht mit ihm seines Vaters Hütte zu. Siddhar setzt dem Paare nach, wird aber unterwegs von einem Unwetter niedergeschlagen und schwerverwundet in der Nähe der Hütte des alten Hindu von Çunita aufgefunden. Diese pflegt ihn und erwidert die Liebe, die in ihm entbrennt, mit gleichem Feuer. Als sie eines Morgens dem heiligen Strome ihre Opfergabe darbringt und dabei für das Leben und das Glück des Geliebten betet, wallt das Wasser empor und verschlingt sie; Siddhar, der herbeieilt, um sie zu retten, empfängt ihren Leichnam in seinen Armen. Mit gräßlichem Fluche erwidert er dem heil'gen Strome diese böse Gabe, aber aus den Fluthen tönt ihm nochmals jenes der Çunita mitgegebene Orakelwort entgegen, das er schon einmal vernommen hat, zugleich mit der Deutung, daß die Reine für ihn gestorben sei, damit er, der Fürst, mit Unrecht zu herrschen aufhöre. Siddhar beherzigt diese Worte des heiligen Stromes, verzeiht dem Amru und der Khêri, die gerade ankommen, und wird ein gerechter und trefflicher Fürst. — Diese Sage ist von dem deutschen Dichter in zehn Gesängen behandelt und zwar in einer edlen, der östlichen Heimath des Inhalts sich wohl anpassenden Sprache. Manche Episoden und manche Nebenfiguren, z. B. die des Hofnarren, sind von ihm hinzugefügt, und dadurch ist dem Ganzen eine etwas vollere, rundere Gestaltung gegeben; freilich sind auch manche Weitschweifigkeiten dabei mit hineingebracht worden. Was die Verse anlangt, so wäre ein etwas sorgsameres Ausfeilen der Dichtung am Platze gewesen; zuweilen stolpert man über überflüssige Füße oder bleibt hängen an Reimen, wie dem folgenden:

— Das Herz mir brachst in der Qualen Völle,
Fluch dir, du Strom, du Tochter der Hölle.

Eine gute Beigabe verdienen die Sinnsprüche genannt zu werden, welche am Eingange eines jeden Gesanges stehen. Sie sind meistens der Sammlung indischer Sprüche von Böhtlingk entnommen und voll tiefen Sinnes und ernster Weisheit.

O. B.

Aus Goethe's Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen. — Die Verfasserin der „Berühmten Liebespaare" hat in dem vorgenannten Buche eine Darstellung der Frauenbilder unternommen, welche bewegend in Goethe's Leben eingegriffen haben. Wenn Frauen Goethe's Herzensleben beurtheilen, kann man von vornherein annehmen, daß sie eher einen allzustrengen als einen allzumilden Maßstab anlegen, denn niemals können es die gefühlvollen weiblichen Herzen dem „Unstäten" verzeihen, daß er die Friederike Brion nicht geheirathet hat. Fr. von Hohenhausen macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme von der Regel, und es scheint, daß sie selbst eine gewisse Voreingenommenheit gegen Goethe's allzuweites Herz bei sich wahrgenommen hat, die sie durch die Anmerkung, daß sie „durchaus im Lichte der geschichtlichen Wahrheit" schildern wolle, nachträglich zu entschuldigen sucht. Nun, wir wollen der Verfasserin aus ihrem weiblichen Standpunkt in dieser oft erörterten Frage keinen Vorwurf machen, umsoweniger, da sie sonst mit unverkennbarer Pietät gegen den großen Dichter schreibt. Sie meint es in beinahe mütterlicher, sorglicher Weise noch nachträglich gut mit seinem Lebensschicksale; bei den Berichten über Friederike Brion, Maximiliane Brentano, die Gräfin Stolberg, ja selbst über Corona Schröter kann sie sich niemals des Seufzers enthalten: wie gut hätte doch Goethe gethan, wenn er diese geheirathet hätte; sie hätten beide so gut für einander gepaßt! Dieser Wärme des Tons, mit dem sie Goethe's Leben und Lieben behandelt, entspricht eine große Milde in der Gesammtauffassung der weiblichen Figuren, die selbst über Bettina von Arnim ein wohlverdientes härteres Urtheil nicht zuläßt, und der Eindruck des ganzen Buches erhält durch diese Freundlichkeit der Darstellung etwas durchaus Anheimelndes und Gemüthliches. Die Verfasserin, die ihr Werk einem der ersten Goetheforscher, G. v. Loeper, widmet, hat auch die Arbeiten dieser Männer genau zu Rathe gezogen und fleißig verwerthet, so daß durch die leicht lesbare Ausführung hindurch fast überall der Untergrund der sachlichen Gewissenhaftigkeit schimmert. O. B.

Der Verwalter. Die Verschollenen. Novellen von Adolf Wilbrandt. (Breslau, S. Schottländer.) Zwei Novellen, die der Zufall zu einem Bande vereinigt hat und die nach ihrem Inhalt und künstlerischen Werth von einander sehr verschieden sind. „Der Verwalter" steht nicht ganz auf der Höhe dessen, was wir von Wilbrandt's Novellen zu erwarten berechtigt und gewöhnt sind, ist aber frisch, anmuthig und keck erzählt. Die Novelle behandelt das alte Thema der „Frauenemancipation" in origineller, aber nicht sehr glaubwürdiger Weise. Vielleicht hätte sich der Stoff eher zu einem Lustspiel geeignet, und das flotte Tempo der Erzählung wie die dramatische Gliederung scheinen förmlich darauf hinzuweisen. Wir hätten dann auch den

Digitized by Google

Mangel feinerer Uebergänge nicht zu beklagen gehabt, wie nun in der Novelle. Auch die lange vorbereitete und natürliche Lösung erfolgt in etwas conventioneller Art. Immerhin ist die Novelle sehr unterhaltend und voller reizender Züge. Ungleich bedeutender ist aber die zweite Erzählung, trotz einer gewissen Lockerheit in der Composition und trotz etlicher Unglaubwürdigkeiten in den römischen Abenteuern des Helden. Da ist Alles eigenartig, in der Erfindung wie in der Behandlung des Stoffes, poetisch in der Schilderung, voll reicher, ächt künstlerischer Details, groß in den Anschauungen und lichtvoll in der Ausmalung seelischer Conflikte. T—n.

Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgegeben von Karl Ludwig. Zürich, Verlags-Magazin. Ein neuer Hamlet! Und wo ist der Shakespeare, der ihn besingt? O, er ist sich selbst Shakespeare, er besang sich selbst, ehe er einging zu seinen Vätern, und ein Freund hat seine geheimste Mappe, sein innerlichstes Leben an das Licht einer spöttischen Welt gezogen. Der wahrlich wenig pietätvolle Freund, Herr Carl Ludwig, giebt uns zunächst eine Partie Lyrik des Verstorbenen, den er überdies sehr unmotivirt einen Pessimisten nennt. Ueberall viele Klagen, vieles Leiden und vermeintliches Streiten, aber Alles, Alles „durch des Gedankens Bläße angekränkelt", so würde der alte Hamlet sagen. Für unsere Zeit ist diese Art von Lyrik, die allerdings, wie der Herausgeber sagt, theilweise schon aus den vierziger Jahren stammt, nicht mehr begeisternd. Was sollen wir mit diesem Singsang voll schwermüthiger Reflexionen, für die uns jeder greifbare Hintergrund fehlt? Sollen wir blos die Form anerkennen, die allerdings hier zuweilen anerkennenswerth ist? Noch schlimmer ist es um die dramatischen Fragmente des Verstorbenen bestellt, die der Herausgeber, den bei der lyrischen Partie die Formvollendung noch entschuldigen möge, wirklich ganz unmotivirt veröffentlicht. Solches Zeug hat jeder deutsche Student in seiner Mappe, der nur einigermaßen den Pegasus reitet. Und ebenso die prosaischen Aufsätze über Macbeth, Cola Rienzi, über Calderon's „Leben ein Traum", über Universitätsreform u. s. w., welche ja ganz geistreich und stilistisch gewandt geschrieben sind, sowie das Stück Selbstbiographie des Verstorbenen! Warum diese Sachen der Oeffentlichkeit anheimgeben, die nur Interesse daran finden würde, wenn ihr der Verfasser schon längst interessant wäre? Den Verfasser kennt man ja nicht, und seine Elaborate sind wahrlich nicht bedeutend genug, ihn nach seinem Tode für weitere Kreise interessant zu machen. — Zum Schlusse eine ganz leise Vermuthung: Ist vielleicht der Herausgeber selbst der Verfasser? Warum dann, o neuer Hamlet, diese Unfertigkeit und warum diese Anonymität? O. B.

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit, in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. (Leipzig, S. Hirzel.) Fr. von Uechtritz ist ein „todtgeschwiegener" Dichter. In wenigen ausgewählten, feingeistigen Kreisen zwar wird sein Andenken noch lebend erhalten, und werden seine Dramen und Romane noch gelesen, aber in der großen gebildeten Leserwelt kennt man kaum seinen Namen. Die Sturmfluth einer lauter schreienden, den Markt lärmend erfüllenden Literatur ist über seine Werke hinweggebraust und hat sie mit der Staubschicht der Vergessenheit überdeckt; und diese Werke selbst waren nicht glanzvoll genug, um auch durch diese Hülle hindurchzuleuchten. Es wird auch den beiden Herausgebern dieser vorliegenden „Erinnerungen", der Gemahlin des Dichters und seinem Freunde, Heinrich von Sybel, nicht gelingen, etwa noch eine posthume, allgemeinere Theilnahme an seiner Gestalt und seinen Schöpfungen in unserer literarischen Welt wachzurufen; des Dichters ganzes Leben und sein Schaffen waren zu still und verborgen abgesponnen, als daß nun noch nachträgliche Berichte aus demselben laute Mahnrufe für die Zeitgenossen, sich seiner zu erinnern, werden könnten. Aber solche zu veranlassen scheint auch nicht die Absicht der Herausgeber dieser Publication gewesen zu sein; vielmehr stellt sich diese Sammlung von Briefen, die theilweise von dem Dichter, theilweise an ihn geschrieben sind, als eine Erinnerungsgabe für den kleinen aber desto festeren und bedeutenderen Freundeskreis hin, welchen der Dichter um sich schaarte. Und als solche wollen wir sie auch lediglich auffassen. — H. von Sybel hatte Fr. von Uechtritz in Düsseldorf kennen gelernt, wo derselbe in den dreißiger Jahren in regem Verkehre mit Immermann, Schnaase, Schadow, Lessing u. A. eine glückliche Jugend- und Manneszeit durchlebte. Des Dichters Leben, so unverhältnißmäßig arm an äußerem Wechsel — eine kurze Skizze desselben von Th. Paur ist dem Buche beigegeben —, ward reich durch den Umgang mit jenen Männern, die Düsseldorf in den mittleren Decennien unseres Jahrhunderts zu einem Brennpunkte geistigen Lebens machten. Der Briefwechsel bewegt sich auch ganz auf dem Gebiete, welches in diesen „geistreichen" Kreisen cultivirt wurde; er umfaßt das literarische und künstlerische Leben in dem Zeitraume von 1830—70 in allen seinen hervortretendsten Erscheinungen und gewährt noch einmal einen Abglanz von dem leider jetzt gänzlich abgebrochenen tiefen und inhaltreichen Briefverkehr, der einen nicht zu unterschätzenden Bestandtheil unserer classischen und nachclassischen Literaturepochen bildet. Zunächst sind die Briefe aufgenommen, welche Uechtritz als Student und später aus seiner ersten amtlichen Thätigkeit heraus an seine Eltern und Geschwister schrieb. Sie sind zum großen Theile sehr umfangreich, geben genauen Bericht über das poetische Schaffen und die dichterischen Erfolge des Jünglings und entbehren nicht der Wärme und Herzlichkeit, die uns den Menschen in dem Dichter erkennen lassen. Dann folgen Briefe des bekanntlich so schreibfaulen Ludwig Tieck an Uechtritz, ein Zeichen der Werthschätzung, welche der große Dichter dem kleinen entgegenbrachte, und hieran schließen sich die Briefe von Dorothea Tieck, der Tochter Ludwig's, an unseren Dichter. Es ist zu bedauern, daß wir nicht auch die entsprechenden Antworten auf diese letzteren Briefe haben, denn gerade dieser Briefwechsel würde die Publication zu einer auch für weitere künstlerische und literarische Specialforschung werthvollen machen. Dies sind die großen Partien des Buches. Es sind an sie noch viele kürzere und deshalb inhaltlich weniger reiche Briefwechsel angefügt, die aber Bedeutung durch die Namen der Schreibenden erhalten. Wir finden die Correspondenz von Uechtritz mit Schnaase, Friedr. Hebbel und Rudolf Koepke, außerdem finden sich Briefe von Immermann, Houwald, Streckfuß, Ruge, Varnhagen, Helmine von Chezy, Jürgens, Geibel, Kinkel, Roquette, Ritschel, Bendemann, v. Holtei, Kuh, Hübner u. A., gewiß ein auserlesener Freundeskreis, aus dessen schriftlichem Verkehr sich manche Anregung und mancher tiefe Einblick in die geistigen Zustände der vergangenen Zeiten gewinnen lassen. — Die erwählte Gemeinde, an welche diese Publication sich wendet, wird ihren Werth und Gehalt zu schätzen wissen mögen ihr noch manche Mitglieder durch dieselbe gewonnen werden.

O. B.

Berichtigung. In den plattdeutschen Artikel von Klaus Groth „Dorf-Idylle" in Nr. 14 haben sich verschiedene Druckfehler eingeschlichen, die, bloß auf Verwechselung ähnlicher Buchstabenformen (ü und ä, e und n) beruhend, vom aufmerksamen Leser leicht erkannt werden. Doch heißt das Heimweh, die Sehnsucht in Ditmarschen: dat Lengn, nicht Langn. Und in derselben Spalte 2 Z. 9 und 11 ist zweimal se (sie) statt he (er) zu lesen.

Offene Briefe und Antworten.

Zur „Bismarck-Literatur".

Ich erlaube mir zu dem Artikel in Nr. 13 der „Gegenwart" berichtigend zu bemerken: Das Buch von Victor Cherbuliez (unter dessen Namen, nicht pseudonym erschienen) führt den Titel: L'Allemagne politique depuis la paix de Prague, 1866—1870. (Das Pseudonym Valbert in der Revue ist richtig.)

Das Buch: L'oeuvre de Mr. de Bismarck 1863—1866 Sadowa et la campagne des sept jours hat zum Verfasser einen Correspondenten des „Siècle", J. Vilbort, der den Krieg im Hauptquartier des Kronprinzen mitmachte. v. L.

Digitized by Google

Inserate.

Zu kaufen gesucht werden

Allgemeine gangbare Verlagsartikel,

die an keine provinziale Beschränkung und Oertlichkeit gebunden sind, **gleichviel welchen Charakter** dieselben an sich tragen, und sind Offerten **sub No. 1000 an die Expedition der „Gegenwart“ zu richten.**

Bücher,

einzelne Werke jeder Art sowie **ganze Bibliotheken** kauft stets zu höchsten Preisen das

Braunschweigische Antiquariat

von Richard Sattler.

Braunschweig. Steinweg 10.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

F. Schmeding, Prof. am Realgymnasium zu Duisburg,

Die klassische Bildung in der Gegenwart.

Preis 3 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und Leih-Bibliotheken vorräthig.

Neueste Romane.

Byr, Rob., Castell Ursani.

Roman. 3 Bände. 8°. broch. 12 Mk.

Byr ist als einer der gedankenreichsten Autoren längst anerkannt. Die Byr'sche Eigenart liegt nicht in moderner Effecthascherei, sondern in der feinen Charakterzeichnung der einzelnen Figuren.

Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser „Im Banne der dritten Abtheilung.“ 2 Bände. 8°. 8 Mk.

Der Zug der Zeit schließt sich dem vorangegangenen Werke des Verfassers „Im Banne der dritten Abtheilung“ an, behandelt ebenfalls die russische Gesellschaft u. russischen Zustände u. wird gleiches Aufsehen wie dieses erregen.

Novellenschatz.

Gesammelt v. **Paul Heyse, H. Kurz u. L. Laistner,** 50 Bde. m. 170 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 Mk. Katalog gratis von R. Oldenbourg in München.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die tolle Braut.

Roman von

Eugen Salinger.

8°. geh. Mark 3.50, eleg. geb. Mark 4.50.

Dieser neue Roman legt wieder Zeugniß ab für das glänzende Erzähler-Talent Salinger's, sowie insbesondere für die künstlerische Art, mit welcher derselbe ungewöhnliche psychologische Conflicte zu behandeln weiß. Die Erzählung, welche abwechselnd in Deutschland und in Spanien spielt, ist reich an leidenschaftlich bewegten und tief ergreifenden Scenen.

Zugleich erschien in **zweiter Auflage:**

Allerlei Herzensgeschichten.

Novellen und Studien von **Eugen Salinger.**

8°. geh. Mark 3.—, geb. Mark 4.—

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Zum Bismarck-Jubiläum.

Verlag von Fr. Kortkampf. Berlin W. 35.

Ausgewählte

Reden des Fürsten von Bismarck

aus den Jahren 1862 bis 1881.

Mit Einleitungen, Actenstücken 2c. u. Anhang, enth. Reden des **Abg. von Bismarck-Schönhausen a. d. J. 1847 bis 52. 3 Bde.,** kl. 8°. Eleg. geb. in Lwd. 20 M., in Halbfrz. 25 M., in Halbkalbdr. m. Goldschnitt 30 M.

In dieser Sammlung fehlen nur kurze Aeußerungen ohne besondere Bedeutung aus den **ersten Jahren** der minist. Thätigkeit Bismarcks.

Die Fortsetzung, Reden vom Herbst 1884 bis Frühjahr 1885, begleitet von zahlreichen Aktenstücken, Weißbuch 2c. ist im Druck.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct vom Verleger.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**“ ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben erschien in **F. H. Nestler & Melle's Verlag,** Hamburg, Görttwiete 18:

Richard Cobden's volkswirthschaftliche u. politische Ansichten.

Auf Grund älterer u. neuerer Quellen systematisch dargestellt von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

6¼ Bogen. Preis 2 M.

Angesichts der social- und zollpolitischen Kämpfe der Gegenwart wird diese Schrift für Gebildete aller wirthschaftlichen und politischen Richtungen von grossem Interesse sein.

Soeben erschien:

Gegen Kornzölle

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 60 Pfennig.

Der Verf. hebt verschiedene neue Gesichtspunkte hervor. Er weist z. B. nach, daß **Friedrich Wilhelm III.** gegen Kornzölle war, daß **Gneisenau** 1826 seine durch allzu großen Aufwand und **ungewöhnlich niedrige Kornpreise** zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit im Haushalt, Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht wieder herstellte, daß nach **R. Cobden** das Hauptverdienst der Aufhebung der englischen Kornzölle der **Königin Victoria** gebührte. U. s. w.

Der Verf. wurde am 6. Dec. 1884 von Dr. Menger im österreich. Abgeordnetenhause als ein **„vorzüglicher, unbefangener Nationalökonom“** bezeichnet.

Leipzig.

Rossberg'sche Buchhandlung.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 25. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eine neue europäische Conferenz. Von Paul Dehn. — Neuere Untersuchungen über Hypnotismus. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Julius von der Traun. Von Friedrich Schütz. — Philosophische Fragen. Von Th. Achelis. — Goethe's Beziehung zur bildenden Kunst. Von G. Ebe. — **Feuilleton:** Erzählung eines Markörs. Von Graf L. Tolstoi. Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eine neue Operette. Von H. Ehrlich. — Aus den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Eine neue europäische Conferenz.

Von Paul Dehn.

Inmitten des tobenden Lärms der letzten französischen Ministerkrisis und des frohen Jubels der deutschen Bismarckfeier ist fast unbeachtet der Zusammentritt einer internationalen Staatencommission erfolgt, welche eine ähnliche und dabei schwierigere Aufgabe zu lösen hat als die erfolgreich beendete Congoconferenz. Nachdem es dem einmüthigen Willen der maßgebenden europäischen Mächte gelungen ist, in dem dunklen Welttheil einen neutralen Staat zu schaffen, nachdem fast gleichzeitig das internationale Arrangement in der egyptischen Frage zum Maßstab gebracht worden war, wurde in einem besonderen Zusatz zu dem egyptischen Uebereinkommen vom 17. März cr. „in Anerkennung der Nothwendigkeit von Verhandlungen zu dem Zwecke, um durch einen Conventionalact die Festsetzung eines definitiven Reglements zu sanctioniren, welches die Freiheit des Suezcanals für alle Zeiten und für alle Mächte garantirt" der Zusammentritt einer internationalen Commission am 30. März in Paris bestimmt, um auf Grundlage des englischen Rundschreibens vom 3. Januar 1883 jenes Reglement vorzubereiten und zu entwerfen. Hiermit hat Europa sich angeschickt, in Berathung darüber zu treten, unter welchen Formen dem vielumstrittenen Defilé auf dem kürzesten Wege zwischen Europa und dem ferneren Orient die Neutralität zu gewähren sei. Am Tage seines Sturzes (30. März) hat Jules Ferry die Sitzungen dieser Commission feierlich eröffnet, deren Verhandlungen England so ängstlich lediglich auf den Suezcanal begrenzt wissen will, daß es gedroht haben soll, seine Vertreter alsbald abzuberufen, falls auch die Neutralisirung Egyptens zur Sprache gebracht werden sollte. Allein bei der Eigenart dieses Canals, welcher nicht zu trennen ist vom Rothen Meere und mit demselben ein großartiges Defilé auf dem Wege zwischen Europa und Asien bildet, bei dem Umstande, daß Defiléen beherrscht werden von den Höhen, welche sie umgeben, wie Canäle und Meerengen von ihren Küsten, wird von vornherein der Gegenstand der Verhandlungen der Suezcanalconferenz sich räumlich erweitern und gar bald auf der Tagesordnung an Stelle des Theiles das Ganze, die egyptische Frage, erscheinen, welche eine europäische ist, ob auch die Engländer es in Abrede zu stellen versuchen.

Seitdem der Welthandel, mit Hülfe intercontinentaler Arbeitstheilung, die Organisation einer solidarischen Weltwirthschaft anzubahnen begonnen hat, ist das Verkehrsbedürfniß der Menschheit ein so großes geworden, daß zur Befriedigung desselben ungeheure Mengen von Intelligenz, Arbeitskraft und Capital aufgewendet worden sind und zwar zur Schaffung von Verkehrsmitteln, insbesondere von Verkehrswegen. Allein für den Bau von Eisenbahnen sind bereits 100 Milliarden Mark verausgabt worden, und in Anerkennung ihrer Wichtigkeit hat sie vielfach der Staat in die Hand genommen. Eisenbahnen und Landstraßen sind nationale Verkehrswege und unterliegen dem nationalen Recht. International dagegen ist das Meer, frei und offen für alle Völker auf Grund seines internationalen Rechtes, nachdem alle anderen Auffassungen, wie z. B. die frühere Territorialhoheit Venedigs über das Adriatische Meer, beseitigt worden sind. Zwischen zwei Meeren ist nun ein internationaler Canal gebaut worden, und alsbald bildet sich aus dem Wesen dieses neuen Weges heraus sein Recht. Als internationales Stück des internationalen Meeres fordert er das Recht der Freiheit für Alle, als bloßes, anderweit beherrschtes Defilé verlangt er aber zugleich die Sicherung und Gewährleistung dieses Rechtes der Freiheit für den Verkehr durch besondere Maßnahmen und zwar durch die Neutralitätserklärung seiner selbst wie seiner ihn beherrschenden Umgebung.

Das ist das Problem des Suezcanals, und mit unüberwindlicher Gewalt treibt es seiner Lösung zu.

Unter dem Widerstreben Englands, welches den Seeweg nach Indien und Ostasien um das Cap mit seiner Flotte beherrschte, ist der Suezcanal von den Franzosen gebaut worden. Als dann die Vortheile desselben hervortraten, machte England davon rasch und klug so ausgiebigen Gebrauch, daß schon im ersten Jahrzehnt seines Bestehens der Suezcanal eine englische Straße geworden zu sein schien, da 75—80 pCt. des gesammten Verkehrs auf englische Schiffe entfielen. Indem es den Actienbesitz (176 602 Stück von 400 000 Actien überhaupt) des Khedive erwarb, warf sich England zum Hauptactionär der Unternehmung auf und begann den französischen Einfluß zurückzudrängen. Insgeheim wurde Aden befestigt, später Cypern besetzt. Doch erst als England durch das Bombardement von Alexandrien im Sommer 1882 mit plumpem Sprung sich Egyptens selbst bemächtigte, da wurde Europa stutzig. Noch im Sommer 1882 wandten sich die Continentalmächte an den Inhaber der Souveränetät über das Gebiet des Suezcanals mit dem Verlangen, die Suezcanalschifffahrt zu sichern. Dieser Souverän war der Sultan in Constantinopel, im Besitz des Rechts, doch ohne die genügende Macht. Aber dadurch, daß sich die Continentalmächte nach Constantinopel wandten, gaben sie der Suezcanalfrage einen europäischen Charakter und vindicirten sich selbst die Entscheidung darüber. Nicht um eine englisch-französische, sondern um eine europäische Angelegenheit handelte es sich da. Das mußte England,

Digitized by Google

wenngleich widerstrebend, anerkennen, und in seinem Rundschreiben vom 3. Januar 1883 über die politische Reorganisation Egyptens sagte Lord Granville, daß die freie und ungehinderte Schifffahrt auf dem Canal zu allen Zeiten und das Freibleiben des Canals von jeder Unterbrechung oder Beschädigung durch Kriegsacte für alle Nationen Gegenstände von Wichtigkeit sind, und auf das Drängen Europas befürwortete er selbst, um für die Zukunft die Behandlung des Canals auf eine klarere Grundlage zu stellen, den Abschluß eines Uebereinkommens zwischen den Großmächten behufs Neutralisirung des Canals auf Grund folgender Bestimmungen: Die Durchfahrt für Handelsschiffe aller Nationen soll unter allen Umständen frei sein; Kriegsschiffen wird jedoch zur Kriegszeit ein bestimmter Termin vorgeschrieben, über den sie nicht im Canal bleiben können. Feindseligkeiten dürfen im Canal nicht stattfinden, selbst wenn die Türkei einer der kriegführenden Theile wäre, ausgenommen den Fall, daß es sich um die Vertheidigung Egyptens handelte. Auch dann muß jede Macht, deren Kriegsschiffe den Canal beschädigen, ihn auf ihre Kosten wieder herstellen lassen. Am Canal und in seiner Nähe dürfen keine Befestigungen errichtet werden.

Behufs Berathung dieser Bestimmungen ist die europäische Suezcanal-Conmmission nunmehr in Paris zusammengetreten. Nach dem von Granville entworfenen Programm soll sie sich nicht nur auf diese Punkte beschränken, sondern überdies die territorialen Rechte der egyptischen Regierung in keiner Weise antasten. Granville war nämlich in seinem Rundschreiben vom 3. Januar 1883 der Ansicht, daß die egyptischen Angelegenheiten in zwei Gruppen zerfallen, in eine solche, welche andere Länder betrifft und somit Gegenstand der Einwilligung und Mitwirkung der europäischen Mächte bildet, und in eine solche, welche die innere Verwaltung angeht und allem Anschein nach der Entscheidung Englands allein vorbehalten bleiben sollte. Inzwischen wird wohl auch Granville eingesehen oder sich durch die europäische Regelung der egyptischen Finanzfrage belehrt haben, daß eine solche unterschiedliche Gruppirung nicht durchzuführen ist. Die egyptische Frage ist eben eine europäische Frage und kann nach keiner Richtung hin einseitig von einer Macht geregelt werden.

Schon vor dem Zusammentritt der Commission erlitt England in Bezug auf dieselbe eine Niederlage. Von Frankreich war auf der Londoner Egypten-Conferenz der Vorschlag gemacht worden, zum Sitze der Suezcanalcommission Paris zu bestimmen. England wehrte sich dagegen und fand keinen Grund, den Verhandlungsort zu wechseln, nachdem die egyptische Finanzfrage so glücklich in London beigelegt worden sei. Frankreich hob hervor, daß der Suezcanal ein französisches Unternehmen sei, England seinerseits, daß dasselbe hauptsächlich vom englischen Handel getragen werde. Allein hinter Frankreich standen damals Deutschland und Oesterreich-Ungarn, welche ebenfalls, wie der französische Vertreter erklärte, der Einberufung der Commission nach London widerstrebten und nur nach Paris gehen wollten. Erst da gab England nach ... Auch im Laufe der Verhandlungen dürfte diese Gruppirung mehrfach hervortreten. Deutschland unterstützt im Wesentlichen die Vorschläge Frankreichs und legt außerdem besonderen Werth auf die Wahrung der Souveränetätsrechte des Sultans, einerseits im Interesse der Consolidation des türkischen Reiches, andrerseits um in dem Kaiserpalast am Goldenen Horn jene sozusagen neutrale Stelle zu stärken, durch welche Europa seine Gesammtinteressen in der Levante am unbefangensten zur Geltung bringen kann. Zu den mitteleuropäischen Mächten hält auch Rußland, zunächst mit der Frage, ob England jene Theorie auch auf den Suezcanal anzuwenden gedenke, welche Lord Beaconsfield auf dem Berliner Congreß von 1878 aufstellte, indem er mit Bezug auf die Verträge, durch welche die Dardanellen-Durchfahrt für Kriegsschiffe verschlossen sein soll, einschränkend erklärte, diese Neutralisirung der Dardanellen nicht als eine Verpflichtung gegenüber Europa, sondern lediglich gegenüber dem Sultan anzuerkennen. Nur Italien scheint eine zweideutige Haltung annehmen zu wollen.

Was der moderne Verkehr mit seinen Bedürfnissen von dem Defilé der kürzesten Straße zwischen Europa und dem fernen Orient fordert, wird, unterstützt von dem gemeinsamen Interesse der europäischen Continentalmächte, gegenüber dem Widerstande Englands, durchgesetzt werden müssen: die Freiheit der Schifffahrt auf dem Suezcanal und dem Rothen Meere, dauernd überwacht durch eine internationale Canalflotte und gewährleistet durch die Neutralisirung Egyptens. Jahrtausende hindurch in Folge der Gunst seiner Verkehrslage ein beklagenswerthes, blutgetränktes Kampfobject für mächtige Herrscher würde das arg heruntergekommene Nilland endlich Ruhe und Muße zu neuer Wiederaufrichtung finden.

Nachdrücklich hat in der verunglückten Londoner Conferenz über Egypten vom Juli-August 1884 Deutschland jene wichtigste und wundeste der egyptischen Verwaltungsfragen hervorgehoben, an deren Regelung Europa das unmittelbarste Interesse hat. Alle Großmächte des Continents hatten den Vorschlag Deutschlands, die sanitäre Frage in Egypten europäischerseits zu prüfen, unterstützt, mit Ausnahme von England, welches aus Aerger oder Verlegenheit darüber die Conferenz unversehens auf unbestimmte Zeit vertagte. Damals hat Deutschland den rechten Punkt angedeutet, an welchem Europa gegenüber England in Egypten eingreifen muß. In Folge der jüngsten Zunahme von Cholerafällen in Bombay und Madras ist Mitte März 1885 der österreichisch-ungarische Delegirte des Conseil maritime et quarantenaire in Alexandrien auf jene deutsche Anregung wieder zurückgekommen, um die Reorganisation dieser Körperschaft, in welcher der englisch-egyptische Einfluß allzusehr überwiegt, anzuregen und nach Herstellung eines den europäischen Interessen genügend Rechnung tragenden Stimmverhältnisses wirksamere Maßnahmen gegen die Einschleppung der Cholera über Egypten nach Europa, als sie England bisher aus übergroßer Rücksicht für seinen Handelsverkehr beliebte, in Wirksamkeit zu bringen. Wieder hat England die Discussion dieser Anregung aus formalen Gründen zu verhindern gewußt, allein wieder sah es sich isolirt allen übrigen Großmächten gegenüber, und wird doch es seine Forderungen und Ansprüche in Opposition zu dem gesammten Europa nicht aufrecht erhalten können, weder durch Vergewaltigung noch durch Nichtbeachtung der gerechten europäischen Anträge. England sollte sich nachgerade mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß außer ihm noch einige andere ebenbürtige Mächte auf der Erde walten, und gegenwärtig wahrlich nicht daran denken, seine geschwundene Welthegemonie geltend zu machen.

Gelingt es den Engländern, mit Egypten an der Scylla der Pariser Suezcanal-Commission glücklich vorbei zu laviren, so harrt ihrer bereits eine gefährliche Charybdis in Gestalt der von Italien schon seit längerer Zeit vorbereiteten internationalen Conferenz in Rom behufs Revision der Zusammensetzung und Befugnisse der internationalen Sanitätscommission in Alexandrien. Der erste Choleratodte des Jahres 1885 wird diese nächste europäische Commission ins Leben erwecken, und mit der Reorganisation der egyptischen Sanitätsverwaltung wird die Neutralisirung Egyptens durch Europa ihren Anfang nehmen.

Neuere Untersuchungen über Hypnotismus.

Von Moritz Alsberg.

Die Geschichte lehrt uns, daß Irrwahn und Aberglaube nicht selten zu wichtigen Entdeckungen und zu Forschungen von größter Tragweite den Anstoß gegeben haben. So ist es z. B. bekannt, daß jener mittelalterliche Glaube, wonach es möglich sein sollte, durch Mischung einer Anzahl von Stoffen Gold künstlich herzustellen, nicht nur zur Erfindung des Schießpulvers und Porcellans geführt, sondern zugleich die Grundlage für die spätere Entwickelung der Chemie gebildet hat; so ist aus der Astrologie — jener Lehre, welche sich bestrebte, aus den Gestirnen die Schicksale der Menschen zu erkennen — die heutige Astronomie hervorgegangen. Etwas Aehnliches erleben wir nun auch gegenwärtig. Jene Erscheinungen des sogenannten „thierischen Magnetismus“ resp.

Digitized by Google

„Hypnotismus", welche in Folge des Mißbrauchs, den Marktschreierei, Lüge und Fanatismus damit getrieben haben, eine Zeit lang in Verruf gerathen waren, versprechen, seitdem Aerzte und Naturforscher sich bestreben, diese Vorgänge und Zustände ihres mystischen Nimbus zu entkleiden, dieselben nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu untersuchen und ihren Ursachen auf den Grund zu gehen, sowohl für die Physiologie wie für die Heilkunde von höchster Bedeutung zu werden. Unter solchen Umständen dürften wohl auch die nachfolgenden Betrachtungen, in denen wir, anknüpfend an eine soeben erschienene inhaltsreiche Schrift,*) die wichtigsten Ergebnisse neuerer Untersuchungen über das Wesen des Hypnotismus zusammenfassen, für unsere Lehre nicht ohne Interesse sein.

Um zunächst der Geschichte des Hypnotismus mit einigen Worten zu gedenken, so erwähnt bereits der Jesuitenpater Anastasius Kircher in seinem Werke: Ars magna lucis et umbrae (1646) jenen bekannten Versuch, demzufolge eine an den Erdboden niedergedrückte Henne, nachdem man einen Kreidestrich von ihrem Kopfe auf den Erdboden gezogen hat, auch dann, wenn sie nicht länger in der besagten Stellung festgehalten wird, einige Zeit unbeweglich in derselben verharrt. — Bekannt ist ferner, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts F. A. Mesmer durch seine öffentlichen Productionen und die in Verbindung mit denselben aufgestellte Behauptung, daß er über gewisse Individuen — die sogenannten Medien — eine nur ihm eigene übernatürliche Kraft ausübe, großes Aufsehen erregte, und daß vor vier bis fünf Jahren der dänische Kaufmann und Magnetiseur Hanßen, indem er, das Beispiel Mesmer's nachahmend, durch seine vor zahlreichen Zuschauern vorgenommenen Proceduren eine Anzahl von Individuen in den „magnetischen Schlaf" versenkte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Wie sehr der Mensch zum Wunderglauben neigt und wie leicht selbst Leute von Intelligenz und Bildung beabsichtigten und unbeabsichtigten Täuschungen zum Opfer fallen — dafür haben wir in Deutschland einen Beweis erlebt in der Person eines auf seinem Wissensgebiete hervorragenden, jüngst verstorbenen Mannes, welcher vor einigen Jahren mit Hilfe des Amerikaners Slade Geister citirte und deren Fußstapfen photographirte; dafür zeugt auch der Umstand, daß der Glaube an die „vierte Dimension" noch heutzutage in Köpfen spukt, welche keineswegs zu den in geistiger Beziehung unbedeutenden gerechnet werden dürfen. Um so größer ist aber auch der Dank, den wir jenen Forschern schulden, welche anscheinend wunderbare und unerklärliche Vorgänge auf natürliche Ursachen zurückgeführt haben. Daß bezüglich der Erklärung der hypnotischen Erscheinungen der Engländer Dr. Braid zu Manchester (gestorben daselbst im März 1860) sich ein nicht leicht zu überschätzendes Verdienst erworben hat, wird in neuester Zeit, wo die Schriften dieses scharfblickenden Arztes und Naturforschers durch Preyer der Vergessenheit entrissen worden sind, immer mehr anerkannt. Während derselbe in England im vierten und fünften Jahrzehnt unseres Säculums — freilich in zunächst wenig erfolgreicher Weise — der Ansicht Geltung zu verschaffen suchte, daß die hypnotischen Zustände auf die nämlichen Gesetze zurückgeführt werden müssen, denen auch die normale Thätigkeit unseres Nervensystems unterworfen ist, waren es in Deutschland Gelehrte wie der bereits erwähnte Preyer, ferner Czermak, Weinhold, Heidenhain, Berger, Grützner u. A., welche theils der Erforschung des bei Thieren erzeugten hypnotischen Zustandes, theils dem Studium des beim Menschen hervorgerufenen Hypnotismus seit 5 bis 6 Jahren ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Auch wurden die von den besagten deutschen Gelehrten angestellten Untersuchungen, durch jene Versuche, welche Charcot und Richet in Frankreich, Tamburini in Italien angestellt haben, nicht unwesentlich ergänzt und unterstützt. — Daß die Anschauungen der Forscher bezüglich des Wesens und der Grundbedingungen der hypnotischen Erscheinungen in mancher Beziehung noch erheblich differiren — diese Thatsache wird nicht verwundern, wenn man erwägt, daß die Erforschung der hypnotischen Zustände sich gegenwärtig noch in ihrem Anfangsstadium befindet und daß die unter der Bezeichnung: „Hypnotismus" zusammengefaßten Phänomene, indem sie in proteusartiger Weise wechseln und bei verschiedenen Individuen in verschiedener Weise sich äußern, der Erklärung sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen. Jedoch kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die bereits von Braid gelieferte Definition — nach ihm bezeichnet „Hypnotismus" einen eigenthümlichen schlafähnlichen Zustand des Nervensystems, welcher künstlich herbeigeführt werden kann durch anhaltendes gespanntes Richten der Aufmerksamkeit, besonders des Blickes, auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit — noch jetzt im Allgemeinen als zutreffend bezeichnet werden darf und daß mit diesem „nervösen Schlaf" eine künstlich erzeugte Katalepsie — d. h. ein Zustand, in welchem das Gleichgewichtsverhältniß der Muskeln und die Coordination verschiedener Muskelgruppen gestört ist und demzufolge eine eigenthümliche Starrheit, unter Umständen auch „wächserne Biegsamkeit" der Gliedmaßen zu Stande kommt — Hand in Hand geht. — Um auf das zur Erzeugung des hypnotischen Zustandes dienende Verfahren zurückzukommen, so kann derselbe auf die verschiedenste Weise, nämlich entweder, wie schon bemerkt, durch einige Zeit hindurch fortgesetztes Fixiren eines dem Auge nahegehaltenen Gegenstandes (wobei eine angestrengte Thätigkeit der Augenmuskeln stattfindet) oder durch Bestreichen der Haut (Einwirkung auf die Tastnerven), durch Wärmeeinfluß (bewirkt durch die aufgelegte warme Hand oder durch andere wärmeabgebende Körper) durch gewisse Gehörseindrücke und auf andere Weise hervorgerufen werden. Auch sei bezüglich des verschiedenen Verhaltens, welches verschiedene Individuen im hypnotischen Zustande aufweisen, hier sogleich bemerkt, daß, während einzelne Personen bei Bewußtsein bleiben und während andere wiederum durch Hypnotisirung in einen Zustand vollständiger Bewußtlosigkeit versetzt werden, die Mehrzahl der hypnotisirten Individuen sich während der Dauer dieses Zustandes in einer Art von Traumleben befindet, in dem sie zwar auf Fragen noch Rede und Antwort stehen, in welchem jedoch die jeweilige Umgebung und Situation nicht mehr klar erkannt wird. Erwähnt sei ferner, daß fast regelmäßig während der Hypnose eine bemerkenswerthe Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Proceduren (Analgesie) beobachtet wird, und daß häufig eine Abstumpfung resp. Verkehrung der Sinneswahrnehmungen — die Gesichtseindrücke werden nicht mehr richtig aufgefaßt, Farbenunterschiede nicht länger empfunden oder unrichtig gedeutet, bittere Substanzen wie Wasser verschluckt u. dergl. — in anderen Fällen wiederum eine Verschärfung der Sinneseindrücke sich bemerkbar macht.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Bemerkungen über die Erscheinungen des Hypnotismus, wie solche von den zuvor erwähnten Gelehrten zuerst wissenschaftlich festgestellt wurden, zu den in neuester Zeit von Rieger angestellten Versuchen, so begann derselbe seine Untersuchungen damit, daß er zunächst eine Reihe von Thieren (Frösche, Enten, Zeisige u. s. w.) bezüglich ihres Verhaltens gegen Hypnotismus erzeugende Einflüsse prüfte, wobei er zu dem Schlusse gelangte, daß die bei Thieren künstlich hervorgerufene hypnotische Katalepsie nicht, wie man bisher geglaubt hat, als eine durch Schrecken hervorgerufene Lähmung des Bewegungsapparats zu betrachten sei, sondern vielmehr darauf beruhe, daß das behufs Erzeugung des hypnotischen Zustandes vorgenommene Festhalten der Thiere in einer ihnen ungewohnten Lage dieselben für einige Zeit der Fähigkeit beraube, mit Hilfe ihrer activen Muskelinnervation ihre natürliche Haltung wiederzugewinnen. Während der Hypnotismus der Thiere das regelmäßig wiederkehrende unveränderliche Bild der Starrsucht bietet, so nehmen diese Zustände bei den für hypnotisirende Einflüsse empfänglichen menschlichen Individuen — nach Rieger sind zur Nervosität disponirte oder an nervösen Störungen leidende Personen für solche Einflüsse besonders zugänglich — in Folge des complicirten Baues des menschlichen Nervensystems und der

*) Der Hypnotismus. Psychiatrische Beiträge zur Kenntniß der sogenannten hypnotischen Zustände von Dr. Conrad Rieger, Privat-Docent der Psychiatrie an der Universität Würzburg. Nebst einem physiognomischen Beitrage von Dr. Hans Virchow. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1884.

Digitized by Google

mannigfaltigen Factoren, welche das Geistesleben des Menschen beeinflussen, eine mannigfaltige Gestaltung an, wobei jedoch jene bereits erwähnte Katalepsie, ferner die Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eingriffe, die Abstumpfung resp. Verkehrung der Sinneseindrücke, sowie jene Eigenthümlichkeit, für welche Charcot die Bezeichnung: „Suggestionserscheinungen" eingeführt hat, ganz besonders hervortreten. Was den zuletzt erwähnten Punkt anlangt, so gelingt es bei denjenigen Personen, bei denen der Hypnotismus sich nicht als vollständige Bewußtlosigkeit, sondern vielmehr als jenes bereits erwähnte „Traumwachen" äußert, durch gewisse Stellungen, die man dem Körper oder einzelnen Körpertheilen gibt, die Ideen der hypnotischen Personen in bestimmte Bahnen zu lenken. Wurden z. B. bei einem hypnotisirten Mädchen die Hände wie zum Gebet gefaltet, so traten sofort Visionen von Kirche, Gottesdienst u. dergl. auf, während bei einer anderen weiblichen Versuchsperson das Ausstrecken der Arme die Erinnerung an den Geliebten bewirkte. Andererseits fiel es Rieger nicht schwer, bei den erwähnten, sowie auch bei anderen Versuchspersonen durch gewisse Bemerkungen resp. Fragen den Gedanken derselben eine bestimmte Richtung zu geben resp. bestimmte Vorstellungen zu erzeugen, so daß sich die hypnotisirte Person bald in einem von vielen Menschen besuchten Wirthsgarten, bald in anderer Umgebung zu befinden glaubte. Bei diesen Versuchen ergab sich ferner noch als unzweifelhaft, daß die betreffenden Individuen während des hypnotischen Zustandes zwar eine folgerichtige Beurtheilung ihrer eigenen Persönlichkeit an den Tag legen, daß sie in demselben ihre Charaktereigenthümlichkeiten bewahren, und daß sie über allgemeine Dinge, wie z. B. Jahreszahl und Datum, völlig richtige Angaben machen, daß aber andererseits ihr Urtheil bezüglich der Außenwelt ein vollständig verschrobenes war. — In hohem Grade bemerkenswerth ist ferner das, was Rieger als „doppeltes Bewußtsein" bezeichnet. Während nämlich die Versuchspersonen nach dem Erwachen aus dem hypnotischen Traumschlaf in vielen Fällen sich an gar Nichts aus dem abnormen Zustande erinnern — letzteres auch dann nicht immer, wenn sie durch Frage oder Bemerkungen darauf gebracht werden — so gelingt es, wenn sie bei einem neuen Versuche abermals in den hypnotischen Zustand versetzt werden, dieselben auf Gespräche aus einem früheren abnormen Zustande zurückzubringen resp. Unterhaltungen, die damals abgebrochen wurden, fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Julius von der Traun.

Von Friedrich Schütz.

Vor wenigen Wochen wurde Julius von der Traun in Wien zur Erde bestattet. Künstler, Schriftsteller und Politiker legten ihm pietätvoll Kränze auf das Grab. Ein echter Poet war mit ihm gestorben, ein politischer Poet, dem der Sang, von aller Welt verstanden, aus heller Kehle schmetterte. Er hat lyrische Meisterwerke geschaffen, die im Schimmer edelster Weltanschauung erglänzten, er hat das Pathos der erzählenden Dichtung zu stärkster Wirkung geführt, er hat — ein sprachgewandter Meister — die Novelle in seinem „Schelm von Bergen" und der „Aebtissin von Buchau" in vollendeter Weise gestaltet. Mit Recht betrauern die Deutschen Oesterreichs in seinem Verluste den Heimgang eines Dichters, dessen Lyrik wie ein stets sich erneuernder Blüthenschmuck alljährlich neue Gaben brachte, dessen Epik reiche Früchte der reflectirenden Poesie bot.

Julius von der Traun, mit seinem wahren Namen Julius Alexander Schindler, war zu Wien in den zwanziger Jahren als Sohn eines Kaufherrn geboren. Seine Jugendeindrücke schwankten vom kaufmännischen Comptoir zur Hochschule. Praktischer und poetischer Sinn in ihm gelangten zur Ausbildung. Früh — man schrieb den Anfang der vierziger Jahre — regte sich der Dichter in ihm. Er stimmte in den vielstimmigen Chorus ein, den die damalige junge österreichische Dichterschule aus voller Seele sang, trat als Waffenbruder Lenau's und Grün's in die Schranken, um wider die Pfaffen- und Büreaukratenwelt des alten Oesterreich, wider Polizei und Censur sein zorniges Wort zu kehren. Schon damals versuchte er sich in der Novelle. Er schrieb, um seinen Lebensunterhalt zu finden, Rittererzählungen in romantischem Schimmer, schrieb sie wie Alles, was er dichtete, in gleicher Tendenz. Das Liebeslied, das seiner Lippe entströmte, die Novelle, die er heiter lächelnd erzählte, das Epos, das er in die glänzenden Farben einer malerischen Phantasie tauchte, zollte dem politischen Glauben, wie er damals Geister und Gemüther beherrschte, sein redliches Pflichttheil. „Wir sind Männer", tönt es aus jeder seiner Schöpfungen den Machthabern jener Tage zu, „gebt uns unser Recht, die Gedanken, die uns bewegen statt Strafe und Verfolgung: Ehre und Herrschaft!"

So trat er als ein politischer Dichter auf die Bühne. Als Dingelstedt am Vorabende der Revolution in Wien erscheint, um die reale österreichische Welt in sich aufzunehmen, harrt Schindler seiner am Bahnhofe. Der hessische Poet mit den langen Fortschrittsbeinen durchschlenkert mit dem gleichfalls langen, jungen österreichischen Dichter die alte Kaiserstadt. Heitern Auges blickten sie in ihre schmalen Gassen, in ihr nur an der Oberfläche glückliches Dasein. Eine Galerie von Bildern, die Dingelstedt mit sicherer Hand in der „Allgemeinen Zeitung" entwirft, ist die Folge dieser kritischen Rundgänge. Kleine und kleinliche Verhältnisse schauen aus diesen Zeichnungen, die Typen der vorachtundvierziger Miniaturphäaken, die im Lebensgenusse den Druck ihres Zwergtyrannen am Ballplatze kaum verspüren. „Welche Fälschung", zeterte es in den reactionären Blättern der k. k. österreichisch privilegirten Pächter des öffentlichen Urtheils. Dingelstedt aber kichert zu diesem heisern Gekrächze und schreibt, dankbar für alle Anregung, die er empfangen, seinem „Führer durch Wien" treue Freundschaftsverse in sein Album. Die Sonne mußte gar oft auf- und niedergehen, ehe Dingelstedt und Schindler in Wien wieder zusammentreffen, beide nicht mehr junge Literaten, die ob ihrer Meinungen, Artikel und Poesien büßend und mit Strafe bedroht erscheinen, sondern mächtig an Rang und Einfluß in vorderster Reihe des öffentlichen Lebens stehend. —

Vor den Blitzen und Donnerschlägen des Jahres 1848 kroch Schindler in ein bescheidenes Amt zu Steyer unter. Das deutsche Dichterloos mit seiner Noth und Pein umfing ihn. In den verschiedensten Lebensstellungen durchmaß er die fünfziger Epoche. Zornig ballte sich seine Faust wider das Deutschthum Bach's, das ihm nur Hülle schien für die den Deutschen feindselige Richtung, die seit Kaiser Josef's Zeiten zur herrschenden in Oesterreich geworden war, um Alles, was Geist und Intelligenz besaß, in Gegnerschaft gegen den Staat zu treiben. Schon damals sagte er vorher, daß dies System die traditionelle Hegemonie Oesterreichs in Deutschland vernichten müsse. Man schalt ihn einen Pessimisten, wie man ihn dreißig Jahre später einen Schwarzseher nannte, als er einer Sammlung reizender Novellen aus aller Herren Ländern ein Vorwort vorherflattern ließ, in welchem er als sichern Eindruck, den die große schöne Fremde im Gegensatze zu seiner Heimath auf ihn gemacht, die Ueberzeugung aussprach, daß seinem Vaterland alsbald der Todtenzettel würde geschrieben werden.

Als Schindler diese Prophezeiung niederschrieb, war er eben aus dem politischen Leben geschieden. Ein Dutzend Jahre hatte er ihm angehört. So lange saß er, vom Jahre 1861 angefangen, auf den Bänken der deutschen Opposition im österreichischen Abgeordnetenhause, einer seiner glänzendsten Redner und geistvollsten Improvisatoren. Wie keiner unter seinen Collegen hat er den Witz volksthümlich gemacht durch Reden, die noch heute von unverwüstlicher Wirkung sind. Das

Digitized by Google

officielle Oesterreich damals, durch selbstverschuldetes Unglück genöthigt, den Geist des Fortschrittes als Retter in der Noth zu rufen, blickte auf Schindler wie auf seine Freunde nur mit scheelen Augen. Das alte und neue Oesterreich standen einander so feindselig als möglich, von steten Mißverständnissen gepeinigt, gegenüber. Die Februarverfassung hatte Wünschen und Forderungen der Volksmeinung nicht Genüge geleistet. Man kämpfte für Einengung der Kronrechte, für Verantwortlichkeit der Minister, für die Grundrechte des Volkes. Zornige Worte fielen von der Ministerbank. In den Ausschußsitzungen wetterleuchtete es. „Wir begehen die Renaissance der Reaction", spottete Berger nach einer einschneidenden Erklärung Schmerling's für die Prärogative der Krone. Schindler improvisirte unter schallender Heiterkeit seiner Collegen ein Epigramm:

Indopersische Verfassung.
Nicht zur Nachbildung für europäische Culturvolksvertreter reproducirt.

§ 1.

Ich bin der König,
Verspreche viel, halte wenig;
Das Volk gleichsam absolut
Unbedingt meinen Willen thut.

In solchen Scherzen spiegelt sich der Geist, in dem Schindler rückhaltlos zu sprechen liebte. Ueber das bloße Parteigezänke hob sich seine Rede, sein Talent, die bitterste Wahrheit in die Hülle des Scherzes zu kleiden, feierte die nachhaltigsten Triumphe. Nicht lange, und die Rechte stellte ihm einen Gegner. Er trug geistliches Gewand, Tirol war sein Heimathland, in seinen Thälern hatte er die Künste eines Volksredners meisterlich geübt. Der Mann mit den glatten Gesichtszügen und den großen Augen, die wie dunkle Kugeln in dem feisten Antlitz schwammen, meldete sich regelmäßig zum Worte, sowie Schindler gesprochen hatte. Schindler, ein Bild schlichter selbstgewonnener Würde, und Greuter — so war der Name des Paters — der Typus des Mönchspredigers, standen einander regelmäßig gegenüber. Ein Duell zwischen Einst und Jetzt ward ausgefochten, feindlich bekämpften sich mit allen Künsten der Rede der Geist unserer Zeit und der dumpfer klösterlicher Abgeschiedenheit. Es wurde Mode, diesen Zweikämpfen beizuwohnen. Wien eilte herbei, wie zu einer interessanten Première in der Burg. Vor dem Abgeordnetenhause hielten vornehme Gefährte in reicher Zahl, auf den Galerien drängte die Menge, die Redner durch Zurufe zu Hieb und Gegenhieb ermunternd. Wie echte Ritter des Turnieres standen sich Greuter und Schindler nur feindlich gegenüber, so lange Kampfes- und Kriegeslust währten. Schon nach ihrem ersten Waffengange waren sie auf einander zugekommen, um sich kräftig die Hände zu schütteln. Dann duzten sie sich, nannten sich bei ihren Vornamen, gingen auch miteinander zum Mahl und tranken gemeinsam schäumendes Bier: der Pater, den der Papst ob seiner Redekunst zum Monsignore erhob, und der Jurist, der, dank seiner Meisterschaft das Wort zu handhaben, es vorläufig nur zum Notar gebracht hatte. Jahre kamen und gingen. Schindler lag krank darnieder. Die Schatten des Todes umkreisten ihn. Die alte Krankheit des Poeten, ein unheilbares Herzübel, hatte ihn niedergeworfen. Unter Denen, die am häufigsten Erkundigungen einzogen über sein Befinden, war Monsignore Greuter, und als der Tod mit allmächtiger Hand den Mund Schindler's schloß für immer — eilte Greuter, nachdem die Trauernachricht im Abgeordnetenhause von Bank zu Bank ging, zu einem nahen Verwandten Schindler's, der auf der Linken saß: „Der arme Julius, er ist also stumm und todt. Mir war es immer, als fehlte mir etwas, seit er nicht mehr im Hause war, und ich dachte, er werde doch wiederkehren. Nun ist's aus, aus mit ihm. Gott gebe ihm ewige Ruhe und Frieden." Und über die Feuerkugeln im Antlitz des Monsignore zog sich ein Schleier. Pater Greuter weinte seinem liberalen Gegner von ehedem eine Thräne nach. —

Schindler ist nicht freiwillig aus dem Parlamente geschieden. Niemals konnte man ihm politischen Farbenwechsel vorwerfen, dennoch hatte sich die öffentliche Gunst von ihm abgewendet. Das Erbübel des Volkscharakters, der Neid, beschuldigte ihn, allzurasch Reichthümer zu sammeln. Sein Notariatsgeschäft hatte mit seinen wachsenden politischen Erfolgen einen Goldregen über ihn gestreut. Sein Wohlstand erbitterte. Plötzlich wurde er seines Mandates verlustig. Ein tiefer Groll über den Undank der Menschen erfüllte ihn. „Man riß mich", schrieb er einem Freunde, „aus einem Lebenskreise, dem ich mit enthusiastischem Gemüthe angehört. Ich bin mir keines Fehls bewußt. Nie haben meine Geschäfte den Rahmen des Gestatteten auch nur um eine Linie überschritten. Zwei Lieferungsverträge, die ich für dritte Personen in meiner Eigenschaft als Notar mit dem Kriegsministerium schloß, die Ausarbeitung der Statuten für die Nordwestbahn, die ich besorgte, eine Intervention bei der Financirung der Rudolfsbahn sind die einzigen vier Geschäfte meines Lebens, die den Charakter des gewöhnlichsten Notariatsactes theilweise verließen. Keines derselben hatte irgend einen Einfluß auf meine politische Meinung, war mit irgend einer Pflicht meines Mandates im Zusammenhang." Schindler sah sich trotzdem plötzlich von der Meute der Radicalen angefallen. Er glaubte höhere Einflüsse hinter dieser wilden Jagd nach seinem guten Namen. „Ich erinnere mich", erzählte er, „genau, wann diese Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen. Es war nach einem Gespräche, das ich in einer unserer Slavisirungsepochen mit dem Grafen Beust führte, und das ich dem Wortlaute nach mir aufgezeichnet habe. Hier ist derselbe:

Schindler: Welche Politik bereitet sich in Oesterreich vor, der Slave wird herangezogen zu Macht und Ansehen. Er soll in unserem Hause unser Geld verthun, sich an unserem Wein laben, während wir die Deutschen darbend außen lassen. Und Sie glauben, die Deutschen werden all dem ruhig zusehen?

Beust: Ich kenne die Deutschen, sie fügen sich schließlich dem Unabänderlichen.

Schindler: Die Deutschen des Kleinstaates vielleicht. Sie haben im Kleinstaate nur kleine Menschen gesehen.

„Mit solchen Worten", schloß Schindler seine Erzählung, „kauft man keine Freundschaft. Graf Beust schürte zuerst die Feindseligkeit gegen mich, seine Presse machte den Anfang, als es galt, meine Person zu verunglimpfen."

Das Bewußtsein, im Streite mit seinen Gegnern erfolglos bleiben zu müssen, warf ihn nieder, den Tod im Herzen kehrte er zur Literatur zurück. Es ward ihm beschieden, hier große Erfolge zu erringen. Sein Epos „König Salomo", eine ätzende Polemik gegen die rückwärts drängende Richtung des confessionellen und politischen Vorurtheils, durchwehte der schöpferische Athem einer echten, vollen Dichternatur. Es weckte Theilnahme, Beifall und Bewunderung. Der Autor fühlte sich trotzdem vereinsamt und verbittert. Wiederholt ergreift er den Wanderstab, ab und zu erfaßt ihn die Lust, der Heimath ganz den Rücken zu kehren, nur Familienbande fesseln ihn an Wien.

In den letzten Tagen entsank ihm auch die treueste Trösterin, die ihm geblieben, die Feder. Er vermochte nur noch zu entwerfen, nicht auszuführen. Er hat drei groß angelegte unausgeführte Novellen hinterlassen, eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege „Oberst Lumpus", eine Erzählung „Jeunesse dorée", endlich den Entwurf zu einer Dorfgeschichte, „dem Leben wahrheitsgetreu nacherzählt". Ihre Handlung spielt in der majestätischen Bergwelt der österreichischen Alpen. Ihr Held ist ein Caplan. Er findet das Christenthum zu viel versetzt mit Anklängen falscher heidnischer Religionen und predigt Umkehr zu seinen reinen Anfängen. Die Satzungen Jehovas sollen in edlen Formen wieder zu Ehren gelangen. Der neue Messias gewinnt zwei Apostel: einen Förster, den die Staatsverwaltung verjagt, und einen Bauern, den die hohe Grundsteuer an den Bettelstab gebracht hat. Diese heilige Trias gewinnt mit jedem Tage mehr Gläubige. Schließlich hängen die Bewohner eines halben Dutzends von Dörfern an ihrem Munde. Die Satzungen des alten Testa-

Digitized by Google

ments sind ihnen heiliges Gebot, auch dort, wo sie den Tod des Gegners und des Fremden heischen. Der neue Messias bringt seiner neuen Gottheit Menschenopfer, um abschreckend auf Jene zu wirken, die seinem Worte nicht hören wollen. Diese halbtolle Welt verbreitet Furcht und Schrecken, bis von Innsbruck ein paar Bataillone anrücken, Apostel und Priester der neuen Secte festnehmen und in sicheres Gewahrsam bringen. Ein strenger Proceß beginnt. Plötzlich befiehlt Kaiser Franz, ihn niederzuschlagen, „die Sache würde zu viel Lärm machen". Diesen Inhalt seiner Bauerngeschichte hat Schindler der Wirklichkeit entnommen, er hat in die Acten dieses seltsamen Processes Einsicht genommen, Abschriften von denselben gemacht, die Oertlichkeit der blutigen Vorgänge, die er schildern wollte, studirt. Seine Bauernnovelle sollte eine Anklage der alten conservativen Zeit sein, die selbst den Mord schützte, um Unebenes auszugleichen und ihrem Vertuschungssysteme nicht untreu zu werden.

Krankheit und Tod unterbrachen solche Pläne. Inmitten einer conservativen Aera ist der Dichter von uns gegangen. Mit der Trauer über seinen Verlust verbindet sich die über die allgemeine Lage der Deutschen in Oesterreich, deren Horizont düster umwölkt erscheint und keinen Ausblick gewährt auf freundlichere und bessere Tage.

Philosophische Fragen.

Von Th. Achelis.

Was ist Philosophie? Ist sie die Summe der Lebensweisheit, omnium rerum humanarum atque divinarum, wie Cicero sagen würde, oder in realistischer Auffassung die Bearbeitung der Begriffe oder endlich nach einem glänzenden Vorbilde die Lehre vom Wissen, d. h. von den Principien des Erkennens? Man könnte leicht diese verschiedenen Versuche einer begrifflichen Erfassung vermehren, ohne der Lösung der Frage irgendwie näher zu kommen; diese wird erst durch eine genetische Perspective des Entwickelungsganges und der Ziele der philosophischen Disciplin angebahnt, nur durch diese geschichtliche Uebersicht läßt sich der objective Maßstab der Beurtheilung endgiltig festsetzen.

Mit Recht hat Professor Windelband in seinem jüngst erschienenen Werke (Präludien, Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Freiburg und Tübingen. J. C. B. Mohr 1884) den Griechen das Verdienst zugeschrieben, aus dem bunten Gemengsel eines encyclopädischen Wissens die Philosophie als Wissenschaft κατ' ἐξοχήν mit klarem Blick herausgelöst zu haben. „Wie den „Spieltrieb", so haben sie auch den Wissenstrieb aus den Umschlingungen mythischer Vorstellungen, aus dem Dienste sittlicher und alltäglicher Bedürfnisse herausgehoben, und so haben sie, wie die Kunst, auch die Wissenschaft zu selbständigen Organen des Culturlebens gemacht. In der phantastischen Verschwommenheit orientalischen Wesens verlaufen sich die Anfänge künstlerischen und wissenschaftlichen Triebes in das Gewebe eines ungeschiedenen Gesammtlebens: die Griechen als die Führer des Occidentalismus beginnen damit, das Ungeschiedene zu scheiden, das embryonal Unentfaltete zu differenziren und für die höchsten Thätigkeiten des Culturmenschen die Arbeitstheilung zu finden. So ist die Geschichte der griechischen Philosophie die Geburtsgeschichte der Wissenschaft: das ist ihr tiefster Sinn und ihre unvergängliche Bedeutung." (p. 13.) Dieses Factum bleibt so lange unbestreitbar, als es nicht gelingt, das Dunkel zu lichten, das bislang hartnäckig sich über die verschwiegenen Beziehungen der griechischen Cultur zur egyptischen lagert. Umfaßte nun diese neuentdeckte Weltanschauung die ganze materielle und intelligible Existenz der Dinge, so trat erst mit der Vervielfältigung der Kenntnisse eine schärfere Sonderung der einzelnen Elemente ein, und Aristoteles war es, der in der „ersten Philosophie", als einem Kanon der Erkenntnißlehre, die allgemeinen Gesetze zu bestimmen suchte, welche alle unsere Vorstellungen beherrschen. Dann absorbirte die praktische Philosophie der Stoa jedes Interesse, das nunmehr lediglich auf Erreichung eines sittlich geläuterten Charakters und eines glücklichen Lebens gerichtet ist. Als endlich die alte Welt ermattet zusammenbricht und alles Streben des Individuums sich als eitel ausweist, erhält das Ideal des Forschens unvermerkt einen immer mehr specifisch religiösen Anstrich; die Welterkenntniß wird zur Gotteserkentniß und das gesammte Rüstzeug griechischer Dialektik christlicher Apologetik und Systematik unterthan. Dieser erbitterten Naturverachtung machte die Opposition der neueren Zeit für immer ein Ende, die in ihrem weiteren Verlauf durch den Kriticismus zwischen individuellem Meinen und Glauben und zwischen objectivem Wissen feste, unverrückbare Schranken zog; sie schuf eine Theorie der Wissenschaft, keine Metaphysik der Dinge, sondern des Erkennens. Aber während Kant's Vorgänger diese Aufgabe meistens rein psychologisch verstanden, d. h. in der genetischen Herleitung der Vorstellungen und Empfindungen aus bestimmten seelischen Processen den Zweck und das Ziel ihres wissenschaftlichen Untersuchens erblickten, trennte Kant die psychologische Frage vollständig von der erkenntnißtheoretischen und wies nach, wie Windelband sich ausdrückt, wie vollkommen gleichgiltig für den Wahrheitswerth einer Vorstellung der naturnothwendige Proceß ihrer Bewußtwerdung ist. Die Art und Weise, wie wir nach den psychologischen Gesetzen als Individuen, als Völker, als menschliche Gattung zur Aufstellung bestimmter Vorstellungen und zum Glauben an ihre Richtigkeit gelangen, entscheidet über den absoluten Wahrheitswerth derselben Nichts. Der naturnothwendige Proceß des Vorstellungsverlaufes kann bei dem Einzelnen so gut, wie bei Allen eben so sehr zum Irrthum als zur Wahrheit führen; er herrscht überall, und seine Aufweisung ist daher kein Beweis für die Geltung der einen Vorstellungen im Gegensatz zu den anderen. (p. 24.) Diese kritische Feststellung des Werthes der Vorstellungen ist aber nicht bloß auf das logische Gebiet beschränkt, vielmehr hat die Ethik die letzten Beurtheilungen des Guten und Schlechten, die Aesthetik die des Schönen und Häßlichen zu prüfen, und so bezeichnet unser Autor die Philosophie als die kritische Wissenschaft von den allgemein giltigen Werthen; ja, „diese Beurtheilungen gelten absolut, auch wenn sie gar nicht oder nicht allgemein thatsächlich zur Erscheinung kommen." (p. 35.) Wir müssen gestehen, wir halten diese letzte Einschränkung für nicht unwichtig; denn in der That wüßten wir nicht, wie es die Philosophie fertig bringen wollte, Methoden und Formen des Denkens zu objectiver Anerkennung zu bringen, wenn ihnen de facto hartnäckig diese Würdigung vorenthalten würde, d. h. wenn sie nie zur Anwendung gelangten. Denn mögen jene Verfahrungsweisen auch noch sehr ein apriorisches Besitzthum des menschlichen Geistes sein, ihre wissenschaftliche Souveränetät tritt doch erst mit dem Augenblicke ein, wenn sie aus dieser latenten Hilfslosigkeit in das volle Licht kritischer Beurtheilung gerückt werden. Es ist eine idealistische Uebertreibung, wenn W. in diesem Sinne so fortfährt: „ . . Wir sind überzeugt, daß gegenüber diesen Nothwendigkeiten des naturgesetzlich sich vollziehenden Fürwahrhaltens es eine absolute Werthbestimmung giebt, wonach über wahr und falsch entschieden werden soll, gleichgiltig, ob das geschieht oder nicht." Denn die formale Logik mag sich so spröde gegen jede Vergewaltigung seitens der Materie geberden, ganz kann sie der Anwendung auf die Wirklichkeit des Geschehens nie entrathen, oder sie müßte es sich gefallen lassen, als ein völlig interesseloses, fadenscheiniges Schema von blassen Möglichkeiten des Denkens allmälig einer wohlthuenden Ruhe und Ignorirung übergeben zu werden. Dasselbe gilt in verschärftem Maße von ethischen und ästhetischen Untersuchungen. Wohl aber stimmen wir der Behauptung des Verfassers bei, daß diese absoluten Werthbestimmungen nicht durch irgend welche quantitativen Operationen sich erweisen lassen, daß überhaupt die hier gemeinte Allgemeingiltigkeit „keine factische ist, sondern eine ideale, keine, welche wirklich ist, sondern eine, welche sein sollte." Dieses Bewußtsein der die Welt beherrschenden Normen (neben und über den Naturgesetzen) soll die Philosophie zur Klarheit bringen und

Digitized by Google

aus dem empirischen Complex der Vorstellungen hervortreiben und durch ihre eigene Evidenz zum unverlierbaren Besitzthum des Geistes machen. Denn, ein Satz, wie der logische des Widerspruchs, ein Princip, wie das moralische des Pflichtbewußtseins sind nicht zu beweisen; man kann nur an dem wirklichen Vorstellungs- und Willensleben des Menschen sie zum Bewußtsein, zur klaren Formulirung bringen, und man muß dann darauf vertrauen, daß in Jedem, der sich ernstlich besinnt, das normale Bewußtsein mit unmittelbarer Evidenz sich in ihrer Anerkennung geltend machen wird. Mit Niemandem könnten wir mehr logisch und wissenschaftlich verhandeln, der die Geltung der Denkgesetze leugnete; mit Niemandem könnten wir uns sittlich verständigen, der jegliche Pflicht ablehnte. Die Anerkennung des normalen Bewußtseins ist die Voraussetzung der Philosophie: es ist in abstracto dieselbe Voraussetzung, welche in concreto allem wissenschaftlichen, allem sittlichen, allem ästhetischen Leben zu Grunde liegt. Jede Verständigung über irgend Etwas, was die Individuen als geltende Norm über sich anerkennen sollen, setzt dies Normalbewußtsein voraus." (p. 44.)

In einer anderen Abhandlung hat der Verfasser dann Umfang und Bedeutung dieser Regulative des Urtheils im Gegensatz zu den Gesetzen psychologischer Forschung eingehend erörtert; auch hier stellt er Thatsache und Werthschätzung, naturgesetzliche Begründung des Geschehens nach dem Schema der Ursache und Wirkung in scharfer Isolirung dem Ideal gegenüber, an dem wir die Wirklichkeit messen. Und wiederum ist hier die Allgemeingiltigkeit, die sich in dieser abschließenden Resumirung der verschiedenen Werthe bekundet, keine rein factische, überall und immer mit gleicher Unfehlbarkeit eintretende, sondern eine ideale, die nur das Verlangen der allgemeinen Geltung in sich schließt. „Normen sind diejenigen Formen der Verwirklichung von Naturgesetzen, welche unter Voraussetzung des Zwecks der Allgemeingiltigkeit gebilligt werden sollen. Normen sind diejenigen Formen der Verwirklichung der Naturgesetze des Seelenlebens, welche in unmittelbarer Evidenz mit der Ueberzeugung verbunden sind, daß sie und sie allein realisirt werden sollen, und daß alle anderen Arten, in denen die naturgesetzliche Nothwendigkeit des Seelenlebens zu individuell bestimmten Combinationen führt, wegen ihrer Abweichung von der Norm zu mißbilligen sind." (p. 226.) Wie aber sollen diese letzten Kriterien aller Beurtheilung dem Bewußtsein nahe gebracht werden, um ihnen thunlichst eine möglichst große Sphäre ihrer Verbindlichkeit zu sichern? Windelband verwirft jede inductive und genetische Betrachtung und stellt nur eine teleologische Perspective frei. „Von ihrer einzigen Voraussetzung her, daß es Vorstellungen, Willensentscheidungen und Gefühle geben soll, welche allgemein gebilligt werden dürfen, hat die kritische Methode alle diejenigen Bewegungsformen des psychischen Lebens sich zum Bewußtsein zu bringen, welche als unerläßliche Bedingungen für die Realisirung jener Aufgabe nachgewiesen werden können, und sie hat bei diesem Nachweise auf keinerlei besondere, gegebene Einzelbestimmungen des wirklichen Seelenlebens als auf Beweisgründe zu recurriren. Das allein kann gemeint sein, wenn man verlangt, daß der Nachweis der a priori geltenden Axiome und Normen selbst nicht empirischen Charakters sein dürfe." (p. 273.) Und dies gilt nicht nur für die Logik, sondern mit derselben Stringenz auch für Ethik und Aesthetik; über dem unendlich verschiedenen Inhalt der einzelnen, nur empirisch faßbaren Pflichten steht als oberste Instanz in völlig aprioriischer Isolirung und Allgemeingiltigkeit das Pflichtbewußtsein alias Gewissen, das entgegen jeder materiellen Bestimmung lediglich eine formelle, freilich um so weitgreifendere Verbindlichkeit besitzt. Mit unzweifelhaftem Rechte opponirt unser Autor der immer noch hier und da auftauchenden Ansicht, daß aus der Anlage und Natur des Menschen als solchen, meist des Urmenschen, mit unfehlbarer Consequenz der Inhalt ethischer Vorschriften psychologisch und ethnographisch zu entwickeln sei, und fordert dafür die sociale Begründung aller dieser Deductionen. Ebenso wenig kann sich der Verfasser mit einer endämonistischen Formulirung, etwa der Bentham's, befreunden, da hier durchweg der egoistische Gedanke der eigenen, in dem Wohl eben der Gesellschaft eo ipso involvirten Glückseligkeit wirksam sei; „die Aufgabe jeder Gesellschaft vielmehr ist es, ihren geistigen Gehalt, der als natürliche Gemeinsamkeit dem Seelenleben aller ihrer Mitglieder zu Grunde liegt, zum klaren Bewußtsein zu bringen und nach ihm den Zusammenhang ihres äußeren Lebens zu gestalten. Die allseitige Lösung dieser Aufgabe nennen wir das Cultursystem der betreffenden Gesellschaft, und so dürfen wir sagen: die Bestimmung jeder Gesellschaft ist die Schaffung ihres Cultursystems." (p. 304.) Dieser Gesichtspunkt, auf die einzelnen Träger irgend welcher Organisation angewandt, ergiebt dann die Aufstellung von bestimmten, historisch und ethnographisch unendlich modificirten Culturpflichten. Wir können, offen gesagt, den relevanten Unterschied zwischen dieser und der vorhin verworfenen hedonistischen Auffassung nicht zugeben; denn dieses Cultursystem ist doch ebenfalls nichts Anderes, als der Inbegriff alles sittlich Werthvollen und Idealen, wie es jeder feinere Endämonismus auch zu realisiren gebietet; nicht minder bleibt die früher gerügte Beziehung auf die eigene Wohlfahrt des Individuums, die ja gleichfalls durch den unverbrüchlichen Zusammenhang mit der Organisation der Gesellschaft bedingt ist, ungeschwächt bestehen. Es ist schließlich ein Wortstreit; die wesentlich utilistische Färbung beider Bezeichnungen ist unverkennbar.

Eine andere Reihe von Betrachtungen ist dem Leben und Wirken hervorragender geistiger Menschen, wie Sokrates, Spinoza, Kant u. A. gewidmet; auf den ersten Blick nimmt sich in ihrer Mitte ein Name wie Hölderlin seltsam aus, und doch hat es Windelband sehr geschickt verstanden, die sonderbaren, schließlich in der düsteren Nacht des Wahnsinnes endenden Schicksale dieses begabten Dichters einer allgemeinen Perspective zu unterstellen. Mittelpunkt und Quelle aller höheren Bildung ist für unsere occidentale Cultur die classische Literatur, namentlich die griechische; überall, wo im Laufe der Geschichte unserem nationalen Bewußtsein neue Impulse zugeführt wurden, ist letzten Endes auf diesem entlegenen Gebiete der befruchtende Strom entsprungen: Die Renaissance und das 18. Jahrhundert sind hierfür in der Geschichte der europäischen Gesittung zwei instructive Beispiele. Aber freilich ist es nicht Jedem gelungen, antike Formen mit modernem Inhalt zu versöhnen und nicht über dem liebevollen Versenken in eine längst entschwundene und in ihrer Eigenartigkeit unrettbar verlorene Welt die dringenden Aufgaben der Gegenwart zu vergessen. Und eben dieser suchte der schwäbische Dichter deshalb so gerne zu entgehen, weil die moderne Welt nicht mehr die plastische Geschlossenheit und Vollendung der Persönlichkeit kennt, wie sie im Alterthum das wohl erreichbare Ziel jedes höheren Strebens war. Die antike Welt war noch so einfach, daß das Individuum im Stande war, mit seinen Interessen den gesammten Inhalt des gemeinsamen Culturlebens zu umfassen. Wissenschaft und Kunst, Staat und Religion standen noch in so nahem und innigem Verhältniß, daß sie im Ganzen nur eine harmonische Einheit ausmachten, und der Umfang dessen, was dazu gehörte, war noch so gering, daß es dem Einzelnen möglich war, mit der vollen Hingabe an seinen besonderen Beruf den ganzen Genuß der allgemeinen Bildung zu verbinden. So war jedes Individuum neben seiner Eigenthümlichkeit doch mit dem wesentlichen Gehalte des gemeinsamen Lebens so verwachsen, daß es als Repräsentant desselben gelten konnte. Ganz anders ist es in der modernen Welt. Alle Berufsthätigkeiten haben in ihr einen solchen Umfang gewonnen und sich so verzweigt, daß der Einzelne nicht mehr im Stande ist, ihre Gesammtheit zu beherrschen, und dabei sind sie, was noch schwerer wiegt, in ihrer Entwickelung derartig auseinander gegangen, daß jener harmonische Zusammenhang und jene schöne Einheit, worin sie sich in der antiken Welt noch befanden, unwiederbringlich verloren scheint. Darum ist uns jene glückliche Identität der individuellen mit der allgemeinen Bildung verloren und das Individuum ist nicht mehr im Stande, in sich die gesammte Cultur seiner Zeit zu verarbeiten und sich zu ihrem Repräsentanten zu machen." (p. 167.) Nun war gerade zu jener Zeit, besonders durch die romantische Schule, die Forderung eines Humanismus auf der Basis einer universalistischen Bildung lauter wie je aufgestellt, und vielfache Bemühungen

Digitized by Google

(natürlich wesentlich encyclopädischer Art) auf den verschiedensten Gebieten geistiger Production schienen die Ausführbarkeit dieser hochfliegenden Pläne zu erweisen. Aber Hölderlin war von vornherein von zu bitterer Resignation oder elegischer Passivität erfüllt, als daß er die Versöhnung des hellenischen und modernen Bewußtseins je für möglich gehalten hätte. Ob er nicht doch, wie Andere seiner Zeit, ein Schiller oder Hegel, bei größerem Selbstvertrauen einen Weg gefunden hätte, diesen verhängnißvollen Zwiespalt zu beseitigen, ist eine müßige Frage; aber eine über jeden Zweifel feststehende Thatsache ist es leider, daß es einem Menschen des 19. Jahrhunderts nicht mehr gegeben ist, den Bildungsfond seiner Zeit einigermaßen selbständig in sich zu verarbeiten. Die Gesammtheit unserer Cultur, bemerkt Windelband, ist ein idealer Begriff, der in keinem individuellen Bewußtsein mehr realisirt ist. Jeder von uns ist in dem großen Getriebe des socialen Daseins an einem bestimmten Punkte eingefügt, und er ist von da aus nicht mehr im Stande, den ganzen Umkreis der übrigen Thätigkeiten und ihres geistigen Gehaltes zu überschauen und in sich aufzunehmen. In die Arbeit des Berufs eingespannt und vermöge der steigenden Anforderungen desselben das ganze Leben hindurch angespannt, bekommt der individuelle Geist gewissermaßen Scheuklappen, welche ihm nur ein beschränktes Gesichtsfeld zu übersehen gestatten. Eine universalistische Bildung, wie sie der Bürger Athen's besaß, wie sie die großen Männer der Renaissance neu erwarben, wie sie Deutschlands Dichter und Denker in Hölderlin's Tagen wenigstens anstrebten, ist heutzutage selbst für das Genie unmöglich. (p. 170.) So zerfällt mit der wachsenden Detailforschung die Gesammtheit der modernen Bildung in eine unvermittelte Gruppe von Factoren, die keine gemeinsame Fühlung mehr besitzen. Da nun andererseits der menschliche Geist diese Zerklüftung des Wissens aus einem gewissen unitarischen Drange nicht verträgt, so müssen Substitutionen gefunden werden, die erst recht eine gründliche Erkenntniß verhindern; hierhin gehört der Dilettantismus mit seinem ganzen Gefolge popularisirender Verflachung und Verwaschung der echten Wissenschaft. Jeder weiß aus alltäglichen Beobachtungen, welche verheerenden Wirkungen diese angeblich so edel denkende Aufklärung auf die Durchschnittsmasse der sog. Gebildeten ausgeübt hat, wie bequem jetzt die Aneignung einer Weltanschauung ist, welch wüstes Durcheinander z. B. Culturgeschichte und Dichtkunst in dem beliebten Medium des Romans geliefert haben. Um das Uebel nun voll zu machen, kommt hinzu, daß diese Zerfahrenheit sich ebenfalls in der Schule und Erziehung zeigt; auf der einen Seite ein starres Festhalten an dem ganzen Umfang der griechisch-römischen Bildung ohne jegliche Concession an die specifisch moderne Weltauffassung, auf der anderen Seite die unverständige Sucht, nur praktisch Nutzbares dem jugendlichen Geiste einzuprägen und ihn von vorherein in einseitiger Weise für den zukünftigen Beruf zu dressiren. Classische Sprachen und Naturwissenschaften führen einen unerbittlichen Kampf auf Leben und Tod mit einander, und nur durch staatliche Decrete wird mitunter ein kurzer Waffenstillstand vermittelt. Daß dies ein völlig unleidlicher Zustand ist, der geeignet ist, das feste Gefüge unserer geistigen Organisation in tausend, zusammenhangslose Atome auseinander zu treiben, leuchtet ein; ebenso klar ist es leider, daß bis jetzt trotz aller Experimente noch keine irgendwie befriedigende Lösung gefunden worden ist. So bleibt denn vor der Hand Nichts übrig, wie Windelband am Schluß seiner Darstellung hinzufügt, als Resignation. „Nicht von jener Resignation auf die persönlichen Wünsche ist die Rede, welche zu allen Zeiten eine Pflicht des sittlichen Menschen gewesen ist, sondern von der bewußten Resignation auf eine Alles umfassende Kenntniß des gesammten Culturgehaltes. Wir haben keine Philosophie mehr und werden nie wieder eine haben, welche alle Erkenntnisse der Wissenschaften zu einem Weltbilde zusammenarbeitete. Aber darum darf das Leben des Individuums nicht aufhören, im Ganzen zu wurzeln und sich mit dem Wesen der Gattung eins zu wissen. Je mehr das Streben in die Breite sich verbietet, um so nothwendiger ist es, in die Tiefe zu graben ... Es bleibt uns immer übrig, den reinen Gehalt allen menschlichen Culturlebens, die Ideale unserer Geschichte im Bewußtsein zu erhalten und ihnen unser persönliches Leben einzuordnen. In unserem Erkennen und Wissen sind wir keine vollen und ganzen Menschen mehr: aber im thatkräftigen Glauben an die Ideale sollen wir es immer bleiben."

Goethe's Beziehung zur bildenden Kunst.

Von G. Ebe.

Literatur und bildende Kunst stehen in den Zeiten der Blüthe immer im engen Zusammenhange, die Richtung einer Epoche drückt sich in beiden gleichmäßig aus. Man kann ohne Zwang von gothischer, renaissancemäßiger und barocker Dichtung sprechen und umgekehrt den romantischen oder klassischen Literaturstil eines Zeitabschnitts in den Werken der bildenden Kunst wiederfinden. Auch bei uns Deutschen gibt es diese parallelen Bezüge, wenn auch Dichter, Gelehrte und Staatsmänner, welche der bildenden Kunst ein tieferes, ja auch nur einiges Interesse widmen, seltener sind als anderwärts. Der Engländer James Fergusson rechnet deshalb die Deutschen zu den artistisch gering beanlagten Rassen. Nachdem derselbe in seiner Geschichte der modernen Stilarten die Kämpfe der Reformation und die Unbilden des dreißigjährigen Krieges dafür verantwortlich gemacht, daß die Kirchenbaukunst der letzten drei Jahrhunderte in Deutschland keine großen Leistungen aufzuweisen hat und indem er weiterhin die Zersplitterung in viele kleine Staaten als Ursache anführt, daß auch Profanbauten nicht in der Großartigkeit zur Ausführung gekommen sind wie in centralisirten Monarchien, glaubt er noch einen principiellen Grund dieses Mangels anführen zu müssen. Diese tiefere Ursache findet er in der Thatsache, daß, wie immer groß und erfinderisch die Deutschen in anderer Hinsicht sein mögen, sie doch kein wahres Gefühl für die Feinheiten der Kunst und geschmackvolle Anordnungen besitzen. „In der That", fährt er fort, „hat Deutschland seit dem großen Zeitalter der Hohenstaufen nichts Großes oder Originelles in dieser Richtung gethan. Deutschland entlehnte seine Gothik von Frankreich und verdarb den Stil durch handwerksmäßige Fertigkeit und übertriebene Kühnheiten der Technik. In der deutschen Malerei waren ebenfalls technische Gewandtheit und langwierige Geduld in der Ausarbeitung des Details mehr geschätzt als der Gefühlsausdruck und die Darstellung einer poetischen Idee." —

Nun klingt dies abfällige Urtheil über deutsche Kunstbegabung etwas anmaßend in dem Munde eines Engländers, dessen Nation doch erst recht zu den Völkern gehört, deren Kunstentwickelung wahrlich nicht zu den glänzenden zählt und welche in der Malerei und Skulptur kaum erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Schatten von Selbstständigkeit aufzuweisen hat; wenn man auch zugeben muß, daß die Kunstliebhaberei, die passive Pflege der Kunst, in vornehmen englischen Kreisen eine hervorragende Begünstigung gefunden hat. Kunstliebhaberei und Kunstbegabung fließen eben nicht immer aus derselben Quelle, wenn sie sich auch gegenseitig unterstützen und bei wirklich künstlerisch reich bedachten Nationen, wie bei den Italienern in den besten Zeiten, nebeneinander gehen. Hat also Fergusson nicht mehr Recht, wie der Pharisäer, zu sagen: „Seht, wir sind nicht wie diese", so liegt doch in seinen Bemerkungen ein Korn der Wahrheit versteckt. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die bildende Kunst ist ein deutscher Charakterzug, der in vielen Erscheinungen des Lebens zu Tage tritt und besonders darin, daß sich große Kreise gemüthlicher und geistiger Interessen ohne einen Schatten bildender Kunst behelfen. Dies verhindert allerdings nicht, daß zahlreiche deutsche Künstler ihr Herzblut daran gesetzt haben, ein Stück Kunsthimmel zu uns hernieder zu bringen, aber die Beschränkung der Sphäre, in der die Kunst gewissermaßen latent sein soll, aus welcher sie schöpft und die ihr nachempfinden soll, verhinderte mitunter den Erfolg.

Digitized by Google

Unter den deutschen Dichtern, welche der bildenden Kunst einen bedeutenden Platz in ihrem Ideenkreise einräumen, muß fast der einzige Goethe für den Mangel anderer entschädigen; aber er thut es auch in einer so reichen Weise, wie sie wieder unerreicht den Dichtern anderer Nationen gegenübersteht. In ihm spiegeln sich alle Wandlungen des Kunststils, welche während seines langen Lebens in rascher Folge und radicalen Gegensätzen auf einander platzen, so daß man die Kunstmeinungen seiner Zeit fast allein aus seinen Werken studiren könnte. In diesem Sinne steht Goethe weit vor Lessing, denn wenn dieser eine Controverse mit Klotz über geschnittene Steine führt, so interessirt ihn ganz etwas Anderes, und sein berühmter Laokoon nimmt nur das Bildwerk zum Ausgangspunkte, um eine neue Poetik zu entwickeln.

Goethe ist das Muster eines Deutschen, vielleicht mehr der Zukunft, als seiner Zeit und der Gegenwart. In seiner Natur vereinigt sich der grübelnde Tiefsinn, die gothische Phantastik des Nordländers mit dem unablässigen Ringen nach klassischer Formenschöne und Vollendung. Selbst die innige heimliche Sehnsucht, die seit dem 16. Jahrhundert die deutschen Künstler über die Alpen treibt, ist auch sein Erbtheil, das ihm schon in frühester Jugend eingeimpft wird und das ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Die römischen Prospecte, mit denen Goethe's Vater den Vorsaal des Hauses verziert hatte, und die mitgebrachte kleine Marmorsammlung machten schon auf den Knaben einen tiefen Eindruck, der noch durch die Erzählungen des Vaters von den italienischen Herrlichkeiten und das Versprechen, ihm später diese Paradiese durch eine Reise zugänglich zu machen, verstärkt werden mußte. Goethe hat später diesen Jugenderinnerungen im ersten Theile des Wilhelm Meister eine dichterische Verklärung gegeben.

Seine Jugend fällt in die Zeit einer Geschmacksrevolution auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Die im Jahre 1748 begonnene Ausgrabung von Pompeji, die spätere Entdeckung von Herculanum, die Auffindung der Ruinen von Pästum, die Aufnahme und Publication der Alterthümer von Athen durch die Engländer Stuart und Revett hatte den Geistern eine leidenschaftliche Richtung gegen die Antike gegeben. Das Griechische wurde von deutscher Seite durch Winckelmann und Mengs, von französischer Seite durch Caylus auf allen Seiten verherrlicht und als vollkommener Ersatz für alle Unzulänglichkeiten des modernen Kunstschaffens hingestellt. Das große Losungswort hieß damals: „Die Natur und die Griechen!" Man demonstrirte etwa wie folgt: „In der Natur wie in der Kunst ist überall nur ein Weg, um zu wirken, alles, was gegen die Natur ist, kann niemals schön sein." Vor dieser einfachen Logik fällt dann zuerst die ganze decorative Lügenarchitektur, die gerollten Giebel und gewundenen Säulen, die Pilaster und Nischen, Attiken und Mansarden, die Arkaden über Säulen, die Kuppeln über Arkaden und alle die Reifröcke, Stöckelschuhe und Fontangen einer altgewordenen koketten Kunst; allein stehen bleiben die drei hellenischen Ordnungen, als ein Gewand, das einen schönen Leib verhüllt und offenbart, und welches sich bequem den kühnsten mittelalterlichen und modernen Bauideen anpaßt, von denen die Alten sich nichts haben träumen lassen. — Das etwas unerwartete Resultat dieser Geschmacksreinigung war denn in der Baukunst der sogenannte classische Zopf! — In der Malerei und Sculptur brachte die neue Richtung zunächst nur eine reine Negation, ohne frisches schöpferisches Leben, ein schattenhaftes Gemisch von Reminiscenzen einer hinschwindenden Vergangenheit, weil sie doch, wenn sie hätte natürlich sein wollen, wieder in den alten verachteten Barocko verfallen wäre. Sehr bemerkenswerth ist, daß der neugriechische Enthusiasmus sofort seinen Gegensatz, die Wiederaufnahme der Romantik ins Leben rief, denn bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann mit Macpherson, Percy, Walpole und anderen die erste neuromantische Dichterschule in England.

In Deutschlands bildender Kunst herrschte praktisch noch lange das französische Rococo, nur durch die antike Richtung und den Einfluß des Chinesischen zum Genre Louis XVI. gemäßigt; derselbe Stil, den Wieland in dem größten Theile seiner Dichtungen zum graziös tändelnden Ausdrucke bringt. Aber allmählich begann wenigstens in der deutschen Literatur, der französische Einfluß dem englischen zu weichen. Goethe'n selbst konnte zwar noch in Straßburg die Frage nahe gelegt werden, ob er nicht auf die französische Seite treten solle, aber innerlich war ihm und seinem Kreise die Sache längst entschieden. Auch diese geistige Revolution mit ihren heftigen innerlichen Kämpfen hat Goethe wieder in Wilhelm Meister geschildert in dem Momente, als dieser von Jarno auf das Studium Shakespeare's hingewiesen wird und plötzlich mit Erstaunen eine neue Welt gewahr wird.

Goethe kam schon im Vaterhause in mannichfache Berührung mit der bildenden Kunst und Künstlern, besonders mit Malern. Sein Vater war, wenn auch kein Kunstkenner, doch ein Liebhaber von praktischer Gesinnung; er war kein Sammler alter Bilder, sondern hatte den gesunden Grundsatz, lebende Künstler zu beschäftigen, weil er, wie Goethe selbst bemerkt, glaubte, die neuen Bilder würden auch alt und damit selbstverständlich auch gut, etwa wie der Wein, von dem selbst der beste Jahrgang erst nach einiger Zeit in seinem wahren Werthe geschätzt wird. Hirth, Schütz und Trautmann, die Landschafter und Junker der Stilllebenmaler, wurden Goethe persönlich und durch ihre Werke bekannt und mit dem Historienmaler Seekatz kam er, durch die bekannte Episode des Grafen Thorane, der in Goethe's Hause die Bilder für das Schloß seines Bruders malen ließ, sogar in ein näheres Verhältniß. Seine jugendliche Phantasie wurde, durch die vor seinen Augen ausgeübte künstlerische Thätigkeit, lebhaft beschäftigt und er half nach Kräften beim Erfinden der Bilder. Auch der Zeichnenunterricht kam für ihn an die Reihe, wenn auch nicht nach bester Methode, wie Goethe selbst bemerkt, aber doch ernsthaft genug, denn er spricht sogar von architektonischen Rissen, bei denen er durch den Hausfreund, Legationsrath Moritz, mit mathematischen Kenntnissen unterstützt wurde. Es müßten danach Gegenstände der beschreibenden Geometrie gewesen sein. Die Bekanntschaft mit dem Juwelier und Goldschmied Lautensack und die Besorgung von Commissionen in den Ateliers der Maler, erhielten Goethe in einer gewissen Atmosphäre der bildenden Kunst. In derselben Weise wirkten die Besuche bei dem Maler Nothnagel, der im phantastisch-chinesisch-blumistischen Zopfstile der Zeit, seine Wachstuchtapeten fabrizirte. Nach der Katastrophe, die ihn von Gretchen trennte, gefiel sich Goethe auf seinen einsamen Streifereien, Landschaftliches nach der Natur zu zeichnen, weil sein Auge, wie er selbst äußert, vor allen anderen das Organ war, womit er die Welt erfaßte; aber es fehlte ihm das technische Können und deshalb wurde nicht viel aus diesen Bemühungen, die der sorgsame Vater wieder möglichst unterstützte.

Die deutsche Kunst war damals entschieden geschmacklos und ohne eigne schöpferische Kraft, und Goethe konnte keinen wahrhaft fördernden Unterricht finden. An Geist fehlte es auch damals den Künstlern nicht, wohl aber am wirklichen Können. Adam Friedrich Oeser, seit 1764 Director der Zeichnen-Akademie in Leipzig, bei dem Goethe während seiner Studienzeit daselbst Unterricht hatte, war ein Hauptvertreter dieser nebulistischen Skizzisten. Als Freund Winckelmann's war Oeser ein leidenschaftlicher Widersacher des Rococo und Schnörkelwesens und wollte zur Einfalt der Alten zurück, das heißt zu einer selbstconstruirten, rein als Contrast des Vorhandenen gedachten Antike, denn die wirkliche Antike kannte man noch gar nicht. Dieser, mit Beiseitelassung aller modernen Forderungen, nachzustreben, blieb erst einer späteren Zeit vorbehalten. Oeser selbst steckte noch tief in der Ideenwelt der Spätrenaissance, und wurde Einzelnes davon, selbst die spätesten Auswüchse, wie die handelnden allegorischen Figuren nicht los, wenn er sie auch in übergeistreicher parodistischer Weise gebrauchte. Wahrhaft wirksam ist denn auch diese innerlich zerfahrene Lehre auf den jungen Goethe nicht gewesen, wie er später bei seinem Straßburger Aufenthalte bewies, als ihn der mächtige Einfluß Herder's zu einem Schwärmer für altdeutsche Kunst machte. Bedeutender als Oeser's Unterricht wurde für Goethe die von Leipzig aus unternommene, mit einem wunderlichen Geheimnisse umkleidete Reise zum Besuch der Dresdener Museen, die ihn auch mit Hagedorn, der sehr abweichend von Oeser eine

Digitized by Google

deutsch-nationale Richtung verfolgte, wenn auch nur flüchtig, in Berührung brachte. Merkwürdig war die Auswahl dessen, was Goethe in Dresden sehen wollte und was er ablehnte; die antiken Sculpturen will er gar nicht sehen, auch für die großen italienischen Meister fehlt ihm jeder Begriff, weil ihm die Bedeutung der Renaissance noch ganz unerschlossen war. Nur die niederländischen Genremaler machen ihm einen großen Eindruck, in ihren Bildern findet er die gewohnten Natur- und Kunsteindrücke wieder, und sein Enthusiasmus geht so weit, daß seine lebhafte Phantasie dieselbe Stimmung in die ihn umgebende Natur hineinsieht. Im Breitkopf'schen Hause in Leipzig fand Goethe noch Gelegenheit, eine Abgußsammlung nach antiken geschnittenen Steinen kennen zu lernen, welche damals bei der durch Lippert angeregten Begeisterung für die Gemmen am meisten dazu beitrugen, die Anschauung des noch ganz unbekannten griechischen Stils zu vermitteln. Auch seiner Neigung zur Nachbildung des Landschaftlichen in Radirungen konnte Goethe beim Kupferstecher Stock in Leipzig genug thun.

An Goethe's Selbstbiographie in „Wahrheit und Dichtung" kann man die Bemerkung machen, daß er den Anregungen, die ihm von Seiten der bildenden Kunst zufließen, mindestens eine gleiche Bedeutung beilegt wie den übrigen und besonders den literarischen, und hiernach hätte es vielleicht nur der Einwirkung eines anerkannten großen Meisters bedurft, um Goethe ganz zur bildenden Kunst herüberzuziehen. Aber dem stand die Zeitströmung entgegen, die es schon längst nicht mehr zuließ, daß sich große Talente der im entschiedenen Verfall befindlichen bildenden Kunst, die nicht mehr der hauptsächliche Ausdruck des Ideals der Zeit sein konnte, zuwandten.

Als Goethe nach dreijährigem Aufenthalte in Leipzig in seine Vaterstadt zurückkehrt, lassen ihn wieder die Zeichnenübungen nicht los. Er bildet sein Zimmer nach, mit Möbeln und Figurenstaffage, und stellt Stadtgeschichten vor, allerdings immer in der nebulistischen Oeser'schen Manier. Sein Vater folgt mit gewohnter Aufmerksamkeit diesen Arbeiten und läßt durch den Architekturmaler Morgenstern die Perspectiven der Interieurs verbessern. Bei diesen frühen, unablässig fortgesetzten Jugendarbeiten Goethe's fällt es wieder auf, daß er keine Richtung hatte und daß ihm Niemand eine solche geben konnte. Die Kunstpraxis beruhte eigentlich überall noch auf einem Nachklange der späteren Niederländer, und die Lehren Winckelmann's und Oeser's liefen vorläufig wie Wasser durch ein Sieb, ohne großen Einfluß auf das Kunstschaffen.

Erst in Straßburg begegnet uns an Goethe ein lebhafter Enthusiasmus für ein Specielles. Durch die scharf kritische Einwirkung Herder's wird der noch leicht bestimmbare Jüngling in ganz neue Bahnen geführt. Die pomphafte barocke Classik des Zeitalters Louis XIV., die Antike mit der Allongenperücke, der Stil Corneille's und Racine's, wird bei ihm durch die naturalistische Romantik Shakespeare's verdrängt. Allerdings gehörte auch der große Britte zu den Dichtern der Barockzeit, aber einer wesentlich anderen. Anfangs hat seine Lyrik nach Form und Inhalt noch den starken Beigeschmack italienischer Renaissance, aber seine späteren Dramen haben das volle Gepräge des nordischen Barockstils; dieser Kunstform, welche das classische Detail dem nationalen Hauptgedanken unterordnet, welche deshalb eine starke Verwandtschaft mit den gleichzeitigen deutschen Bestrebungen hat und welche die Franzosen, bei denen der italienische Einfluß gleich anfangs viel stärker und maßgebender war, eigentlich niemals gehabt haben. Es ist nur zu erklärlich, daß die Deutschen zu Goethe's Zeit zunächst den nationalen Kunststil bei den Engländern suchten, statt in der eignen Vorzeit, denn die Reformation und der dreißigjährige Krieg schied das neue Deutschland mit einem undurchdringlichen Walle von der früheren nationalen Cultur, und wir wissen, wie wenige Zeit erst vergangen ist, seitdem es gelungen ist, diesen Wall endlich wieder zu durchbrechen. Das, was den Goethe'schen Kreis vielleicht unbewußt mit starker Sympathie zu Shakespeare zog, war der Zauber der nationalen, nordischen Besonderheit in der Gesammtstimmung und im Ausdruck der Gefühle. Erst durch diese englischen Anregungen werden Goethe und seine Freunde auf die deutsche Vorzeit hingeführt, wenn auch nicht auf das Studium der betreffenden Literatur, so doch auf die Betrachtung der vor Augen stehenden Werke der bildenden Kunst; der mächtige Bau des Straßburger Münsters gab den äußeren Anlaß. Sicher sind Goethe und Herder wieder die ersten Deutschen, die für die Kunst des Mittelalters schwärmen. Goethe schreibt 1771 seinen begeisterten Aufsatz „Ueber deutsche Baukunst", zu dem die Straßburger Münsterfassade den Stoff liefert. — Die Apostrophe an Erwin von Steinbach, dem Baumeister der Thurmfront, ist jugendlich überschwänglich, aber die Auffassung Goethe's vom Wesen der Gothik hat trotz aller Unzulänglichkeit etwas genial Divinatorisches. Zuerst äußert sich eine tiefe Verachtung des französischen neugriechischen Zopfes, wie er sich damals in Paris im Plane der Madeleine-Kirche breit machte, dann das Verlangen nach künstlerischer Freiheit gegenüber der trocknen, von der Antike abstrahirten Maß- und Regel-Krämerei, der damaligen Architektur-Theoretiker, mit einem etwas verfehlten Seitenhieb auf die berühmten Colonnaden Bernini's vor St. Peter in Rom. Eine Warnung vor der französischen Kunstphilosophie, die aus der Urhütte die Grundformen der monumentalen Baukunst herleitete, schließt sich dem an; daß diese Theorie auf den Angaben des Vitruv beruhte, wußte Goethe offenbar nicht und konnte nicht ahnen, daß der Kern derselben, welche auf den Ursprung der griechischen Bauformen aus dem Holzbau hindeutet, auch heute noch streitig sein würde. Weiter bekennt Goethe, daß er mit dem damals allgemeinen Vorurtheil gegen alles Gothische, das man mit Barbarisch für gleichbedeutend hielt, an den Münsterbau herangetreten sei und daß erst die öftere und eingehendere Betrachtung seine Bekehrung bewirkt habe. Selbstverständlich hält Goethe die Gothik für eine ausschließlich deutsche Kunstform, die in Frankreich und Italien nicht ihresgleichen findet, und philosophirt und systematisirt selber in gut deutscher Weise auf dieser falschen Prämisse weiter, „von der einzig wahren charakteristischen Kunst, von dem Gefühl für Verhältnisse, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt." Mitten in diesen, die Sturm- und Drangperiode verrathenden rednerischen Ergüssen kommt Goethe doch einmal auf einen Punkt von wirklicher stilistischer Wichtigkeit, auf die mittelalterliche Lösung des Wandbaues im Gegensatz zum offnen Säulenbau der Antike, obgleich auch hiermit mehr die damals gepflegte akademische Antike als die wirkliche gemeint sein kann. Mit größerem Rechte hätte Goethe vom Gegensatz des mittelalterlichen Etagenbaues zur eingeschossigen Antike sprechen können.

Es wäre interessant, diesem Aufsatze von 1771 den vom Jahre 1823, ebenfalls „von deutscher Baukunst" handelnd, gegenüber zu stellen; aber dazwischen liegt noch eine ganze Welt des Wechsels in den Kunstanschauungen Goethe's. Vorläufig beherrscht die mittelalterliche Tendenz auch sein Dichten. Götz von Berlichingen ist in der Stimmung des wehmüthigen Abschieds von den mittelalterlichen Idealen und als Uebergang zu der das National-Eigenthümliche verwischenden Renaissance geschrieben. Noch mehr mittelalterlich ist nicht nur der Plan zur Faustdichtung, in Anlehnung an die alten Mysterienspiele, sondern auch die Detaillirung der ersten Scenen. Ganz ächt und jedenfalls auf Anschauung beruhend, ist die Schilderung der gothischen Studirstube des Adepten skizzirt. Der enge Raum, das hohe schaurige Gewölbe, die gemalten Fenster, die bis zur Decke mit Geschränk umstellten Wände, der Hausrath von Urväterzeit; alles zusammen gibt ein stimmungsvolles, stilgerechtes Bild.

Indeß standen Goethe und sein Kreis mit ihrer Vorliebe für das Mittelalter nicht ganz isolirt. Die Engländer hatten gleichzeitig ihre erste neu-romantische Epoche in der bildenden Kunst, die es nicht bei literarischen Versuchen bewenden ließ. Die neu-griechischen Bestrebungen, die nicht wie früher zur Zeit der Renaissance den Versuch machten, antike Formen dem modernen Bedürfniß anzupassen, sondern eine genaue archäologische Reproduction der Antike mit gänzlicher Verachtung der modernen und im Kirchenbau speciell der christlichen Gefühlsweise anstrebten, hatten sofort den Widerspruch heraufbeschworen, der sich nur, weil ihm die Renaissance verleidet

Digitized by Google

war, auf das Mittelalter warf. Auch in England war ein Dichter, der durch seinen Roman „The castle of Otranto“ berühmte Horace Walpole, der erste, der die Idee einer Wiederbelebung der Gothik faßte und gleich ins Praktische übersetzte. Er baute auf seiner Besitzung Strawbury-Hill um 1760 eine gothische Villa und erregte durch diese Neuerung einen allgemeinen Enthusiasmus, der auch bald im Kirchenbau eine Nachfolge herbeiführte. Frankreich folgte diesem Impulse nicht und auch Deutschland lenkte erst viel später praktisch in gleiche Bahnen ein.

Bei Goethe selbst hielt die mittelalterliche Stimmung nicht lange an, bereits 1773 schreibt er seinen Werther, in dem nur vom göttlichen Homer die Rede ist, und durch seine in demselben Jahre entstandene Satyre: „Götter, Helden und Wieland“ weht bereits der Geist der David'schen Schule. Die Begründung dieser neuen Kunstschule in Paris bedeutet den Anfang einer neuen Kunstepoche, den Sieg der neuclassischen Schule, ihre unbeschränkte Herrschaft in Europa, wenn sie auch die vorläufig ziemlich ohnmächtige Begleitung durch die Romantik dulden mußte.

Feuilleton.

Erzählung eines Markörs.

Von Graf L. Tolstoi.

Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff.

(Schluß.)

Ein anderes Mal kam Nechlydow' allein.

„Was meinst Du?“ fragt er mich: „Spiel' ich nicht gut?“

Bekanntlich sprechen wir Jedem zu Munde. Lächerlich: „gut“? Stößt drauf los ohne alle Berechnung. Und seit er sich mit Fedotka eingelassen, spielt er nur um Geld. Früher wollte er nie um Geld, nicht einmal um das Essen oder den Wein spielen. Sagte der Fürst: „Spielen wir um eine Flasche Sect!“ so sagte er: „Nein, ich laß' lieber eine so kommen. Heh! Eine Flasche!“ Aber jetzt spielt er nur noch um Gewinn; liegt den ganzen Tag bei uns herum, spielt Billard oder geht nach oben. Ich hatte schon oft gedacht: Warum das Alles? Ich kriege doch nichts davon.

„Was weiß ich, Herr“, antwortete ich: „Sie haben lange nicht mit mir gespielt, Herr.“

Wir fangen also an zu spielen.

Als ich ungefähr zehn oder fünfzig Kopeken gewonnen hatte, frage ich: „Quit, Herr?“

Er schweigt; sagt nicht mehr wie damals „Dummkopf!“ Und so fingen wir wieder an, quit und quit, so daß ich ihm allmählich achtzig Rubel abgewann. Und jetzt fing er an, jeden Tag mit mir zu spielen; wartete nur, daß Niemand da war, denn vor den Andern schämte er sich, mit dem Markör zu spielen. Einmal, er hatte schon wieder sechszig Rubel verloren, wurde er aufgeregt.

„Willst Du um's Ganze?“

„Meinetwegen“, sagte ich und gewann.

„120 gegen 120!“

„Meinetwegen!“ Wieder gewann ich.

„240 gegen 240!“

„Wird das nicht zuviel?“ fragte ich.

Er schwieg, also wir spielten und ich gewann wieder.

„480 gegen 480!“

Ich sagte: „Warum soll ich Ihnen das zu Leide thun, Herr? Geben Sie mir hundert Rubel, ich bin damit zufrieden.“

„Wie?“ schrie er und war sonst so still: „Ja oder nein!“

Nun, ich sah, da war nichts zu machen. „380, wenn es Ihnen gefällig ist“, sagte ich also. Selbstverständlich wollte ich jetzt verlieren.

Ich gab ihm 40 vor; er hatte 52, ich 36; er schnitt die Karline und gewann 18 Points; mein Ball stand an der Bande; ich stieß so stark, daß der Ball herausspringen sollte. Jawohl! Er ging als Doublé ein. Ich hatte wieder die Partie gewonnen.

„Hör mal, Peter“, er sagte nicht Petruschka, — „jetzt kann ich Dir nicht Alles bezahlen; aber über zwei Monate kannst Du meinetwegen dreitausend bekommen.“

Dabei war er selbst ganz roth und seine Stimme zitterte.

„Gut“, sagte ich, „mein Herr!“ Und stelle die Queues fort.

Er ging einige Male auf und nieder, der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Peter“, sagte er, „wollen wir nicht ums Ganze?“ Und weinte beinahe.

Ich sagte: „Was nützt das Spielen, Herr?“

„Nun, ich bitte Dich.“ Und er reichte mir die Queues. Ich nahm das eine und warf die Bälle so heftig aufs Billard, daß sie auf die Erde sprangen; selbstverständlich! Man will sich doch auch zeigen.

Ich sagte: „Spielen wir!“

Und er hatte es so eilig, daß er selbst einen Ball aufhob. Ich dachte: Ich bekomme ja doch keine 900 Rubel, — ganz einerlei, ob ich verliere! Spielte also absichtlich schlecht. Aber was that er?

„Warum spielst Du mit Willen schlecht?“ fragte er, und die Hände zitterten ihm ordentlich, und lief ein Ball in die Richtung eines Netzes, so spreizte er die Finger und zog den Mund schief, als wollte er damit den Ball in das Netz ziehen.

Ich sagte schon: „Das hilft Ihnen nichts, mein Herr.“

Gut, diese Partie gewann er.

„Sie sind jetzt noch 180 Rubel und 150 Partien schuldig“, sagte ich, „und jetzt will ich zu Abend essen.“ Ich stellte die Queues hin und ging weg.

Ich setzte mich an das Tischchen, der Thür gegenüber, und paßte auf, was er jetzt wohl thun würde. Nun was? Er ging auf und ab, auf und ab, dachte wohl, es sähe ihn keiner, dann griff er sich in die Haare, ging wieder eine Zeitlang, murmelte etwas vor sich hin und griff wieder in die Haare. — —

Wohl acht Tage lang blieb er verschwunden. Dann kam er wieder, finster, und ging in den Speisesaal, ohne ins Billardzimmer hineinzugucken. Der Fürst begegnete ihm. „Komm, spielen wir!“

„Nein“, sagte er, „ich spiele nicht mehr. Dir macht es nichts aus, ob ich mit Dir gehe, mir aber wird übel davon.“

Es vergingen wieder wohl an die zehn Tage. Da, an einem Feiertage sprach er wieder bei uns vor, im Frack, wohl von einem Besuch her. Er blieb den ganzen Tag bei uns und spielte fortwährend, kam dann auch den andern Tag, den dritten . . . ganz wieder wie früher. Ich wollte gern einmal wieder mit ihm spielen.

„Nein“, sagte er, „mit Dir spiele ich nicht mehr; und die 180 Rubel hole Dir im nächsten Monat bei mir ab; Du wirst sie erhalten.“

Gut! Im nächsten Monat ging ich zu ihm.

„Bei Gott“, sagte er, „ich habe noch nichts. Komm Donnerstag wieder.“

Ich ging am Donnerstag wieder hin. Und was für eine hübsche Wohnung hatte er.

„Zu Hause?“ fragte ich.

„Schläft noch“, sagte man mir. Gut! Ich wartete also.

Der Kammerdiener war sein Leibeigener; so ein grauköpfiger, einfacher alter Mann; wußte nichts von Weltklugheit. Wir kamen ins Gespräch.

„Was lebt unser Herr nur hier“, sagte er; „wir haben uns schon schön eingeputtelt, und gar keine Ehre und keinen Nutzen haben wir von diesem Petersburg. Als wir von unserm Dorfe wegfuhren, da dachten wir: wir werden, wie damals unser seliger Herr — Gott sei seiner Seele gnädig! — mit Fürsten und Grafen und Generälen verkehren; dachten, wir werden uns eine hübsche Gräfin mit einer schönen Aussteuer nehmen und dann wie ein richtiger Edelmann

Digitized by Google

leben — Und was ist jetzt dabei herausgekommen? Wir überlaufen die Gasthäuser — Sehr schlimm! Die Fürstin Btischew ist ja unsere Tante und Fürst Worotinzew unser Pathe. Aber was nun? Nur zu Weihnachten war er einmal da, seitdem hat er seine Nase nicht wieder in ihre Thür gesteckt. Die Leute dort lachen schon über mich: euer Herr schlägt wohl nicht nach dem Papa? Neulich sagte ich zu ihm: „Warum fahren Sie nicht einmal zu der Tante, Herr? Sie sehnt sich gewiß nach Ihnen." „Zu langweilig da, Demjanitsch!" Sieh doch Einer! Das einzige Vergnügen findet er nur in den Cafés. Wenn er noch wenigstens eine Anstellung suchte — aber nein, denkt nur an Karten und dergleichen! Das führt zu nichts Gutem. Ha — Eh, eh! Gehen wir so um nichts und wieder nichts zu Grunde! Die selige Herrin — Gott sei ihrer Seele gnädig! — hat uns ein schönes Gut hinterlassen, tausend Seelen, und allein für 300,000 Wald. Alles hat er jetzt verpfändet, den Wald verkauft, das Gut zu Grunde gerichtet, und was hat er davon gehabt? Selbstverständlich! Ohne Herrn ist der Verwalter sein eigner Herr. Was gehts ihn an? Stopft sich seine Taschen voll, alles Andere ist ihm einerlei. Vor einigen Tagen kamen ein paar Bauern, brachten Klagen vom Dorf: „Er wirthschaftet das Gut zu Grunde" . . . Aber was that er? Las die Klagen und gab Jedem zehn Rubel! „Ich werde bald selbst hinkommen. Sobald ich Geld erhalte, werde ich Alles bezahlen und komme dann selbst hin." Ja, aber wie wird er bezahlen können, wenn wir nur immerfort Schulden machen? Ob viel oder wenig, aber wir haben doch schon 80,000 durchgebracht, und jetzt haben wir keinen Silberrubel im Hause. Und Alles wegen seiner Gutmüthigkeit! Sonst ein so einfacher Herr! Ist gar nicht zu sagen. Und deshalb gerade geht er zu Grunde, um nichts und wieder nichts geht er zu Grunde".

Und der Alte weinte beinahe. —

Um elf Uhr wachte Nechlydow auf und rief mich.

„Man hat mir kein Geld geschickt", sagte er; „es ist nicht meine Schuld. Mach' einmal die Thür zu."

Ich machte sie zu.

„Da", sagte er: „Nimm diese Uhr oder die Brillantnadel und versetze sie. Du kannst mehr als 180 Rubel dafür bekommen, und, erhalte ich Geld, löse ich sie wieder ein."

Ich sagte: „Wenn Sie kein Geld haben, Herr, so ist nichts zu machen. Geben Sie mir die Uhr. Dafür thue ich's." Denn ich sah selbst, die Uhr war gewiß ihre 300 Rubel werth.

Gut, ich versetzte die Uhr für 100 Rubel und brachte ihm den Pfandschein.

Noch heute soll ich die achtzig Rubel von ihm haben!

Von da ab fing er an, wieder jeden Tag zu uns zu kommen. Er war immer mit dem Fürsten zusammen; ich weiß nicht, was für eine Rechnung sie mit einander hatten. Oder er ging auch mit Fedotka nach oben, um zu spielen; ich weiß nicht, wie diese Drei mit einander rechneten; der Eine gab dem Andern und der Andere gab ihm wieder, wer aber dem Anderen schuldete, das war nie herauszubekommen.

So besuchte er uns zwei Jahre hindurch fast jeden Tag; nur sein erstes Aussehen hatte er ganz verloren: er wurde so frech und kam schon so weit, daß er mich um einen Rubel für die Droschke anpumpte, und dabei spielte er mit dem Fürsten um 100 Rubel die Partie.

Melancholisch, mager, gelb war er geworden. Kam, trank gewöhnlich erst ein Glas Absinth, aß Zwieback dazu und trank dann wieder Portwein. Dann war's, als ob er lustiger würde.

Es war gerade in der Butterwoche, da spielte er eines Vormittags mit einem Husaren.

„Wünschen Sie eine interessante Partie?"

„Gern", sagt der Andere. „Um was?"

„Um eine Flasche Sect?"

„Angenommen!"

Gut. Der Husar gewann und sie gingen zum Diner. Setzten sich zu Tische und Nechlydow rief:

„Simon! Eine Flasche Röderer! Aber gut temperirt!"

Simon geht, bringt das Essen, aber keine Flasche.

„Wo bleibt denn der Wein?" sagt er.

Simon läuft und holt den Braten.

„Bring den Wein", sagt er.

Simon schweigt.

„Bist Du verrückt? Wir sind gleich mit dem Essen fertig, und noch ist kein Wein da? Denkst Du, wir wollen ihn zum Dessert?"

Simon läuft wieder weg.

„Der Wirth", sagt er, „läßt Sie einen Augenblick bitten."

Ganz roth springt er vom Tische auf.

„Was will er?"

Aber der Wirth steht schon an der Thür.

„Ich kann Ihnen nicht weiter borgen, eh' Sie nicht Ihre alte Rechnung beglichen haben."

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt: am Ersten werde ich Ihnen bezahlen."

„Wie es Ihnen beliebt", ist die Antwort, „aber jetzt kann ich Ihnen nichts weiter borgen. Sind mir schon manche Zehntausend an Schulden verloren gegangen."

„Jetzt lassen Sie nur, mon cher," sagt er: „Mir können Sie doch glauben. Schicken Sie eine Flasche, und ich werde versuchen, Sie noch früher zu befriedigen."

Und er läuft wieder zurück.

„Weshalb hat man Sie hinausgerufen?" fragt der Husar.

„Er wollte mich um etwas bitten."

„Ein Gläschen warmer Wein wäre jetzt aber sehr angenehm", sagt der Husar.

„Simon? Nun?"

Mein Simon läuft wieder fort. Aber wieder kein Wein. Die Sache wird jetzt bedenklich. Er steht auf und kommt zu mir.

„Um Gotteswillen, Petruschka", sagt er, „gib mir sechs Rubel." Und er ist dabei todtenbleich.

„Nein, ich habe keine, mein Herr, und außerdem, bei Gott, Sie sind mir schon so viel schuldig" . . .

„Ich gebe Dir über eine Woche 40 Rubel für die sechs" . . .

„Wenn ich sie hätte", sage ich, „würde ich Ihnen das nicht abzuschlagen wagen, aber, wahrhaftig, ich habe selbst nichts."

Was nun? Er sprang hinaus, biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, lief wie ein Toller auf dem Corridor herum und plötzlich schlug er sich mit aller Gewalt vor die Stirn.

„Ah!" sagte er — „Mein Gott! Was ist das?!"

Er kehrte nicht einmal in den Speisesaal zurück, sprang in den Wagen und fuhr von dannen.

Das gab aber ein Gelächter! Der Husar fragte:

„Wo ist der Herr, mit dem ich zusammen gespeist habe?"

„Der ist fortgefahren", erhielt er zur Antwort.

„Wie, fortgefahren? Hat er mir nichts sagen lassen?"

„Nein, nichts! Hat sich in den Wagen gesetzt und ist davongefahren."

„Das ist aber einmal ein Harlekin!" — —

Nach diesem, dachte ich, wird er wohl so bald nicht wiederkommen. Aber nein. Schon am nächsten Abend kam er wieder ins Billardzimmer. Unterm Arm trug er einen Kasten.

„Wir wollen spielen", sagte er und sah so böse unter den Augenbrauen hervor.

Wir spielten ein Partiechen.

„Genug", sagte er. „Bring' mir Feder und Papier — Ich muß einen Brief schreiben."

Ohne etwas zu ahnen, brachte ich das Papier und legte es auf den Tisch in dem kleinen Zimmer.

Gut. Er setzte sich an den Tisch und schrieb, schrieb und murmelte dabei vor sich hin. Dann sprang er auf und sagte ganz düster:

„Geh, sieh nach, ob mein Wagen da ist!"

Wie gesagt, es war das gerade in der Butterwoche; deshalb waren auch keine Gäste da: Alle waren auf den Bällen.

Ich wollte mich also nach dem Wagen umsehen, doch kaum war ich aus dem Zimmer, da rief er:

„Petruschka! Petruschka!" Als hätte er sich vor etwas erschrocken.

Digitized by Google

Ich komme zurück. Ich sehe, er ist bleich wie das Tischtuch, steht da und sieht mich an.

„Sie haben gerufen, Herr?“ Er schweigt.

„Was wünschen Sie?“ sage ich. Er schweigt.

„Ja so! Wollen noch einmal spielen“, sagt er dann.

Gut. Er gewinnt die Partie.

„Habe ich jetzt nicht ganz gut gelernt?“

„O ja“, sage ich.

„Ja, so ist es. Nun geh“, sagt er, „und sieh, ob mein Wagen da ist!“ Und er geht dabei auf und nieder.

Ich, ohne mir etwas zu denken, gehe nach draußen. Da ist gar kein Wagen. Gehe also zurück. Plötzlich höre ich, als ob Jemand mit dem Queue aufgeschlagen hätte. Ich trete ins Billardzimmer. Es riecht da sonderbar.

Ich gucke mich um: da liegt er da auf dem Boden, ganz in Blut, und eine Pistole neben ihm. Ich habe mich so erschrocken, kein Wort konnte ich stammeln.

Und er zuckt noch einige Mal mit dem Fuß und streckt sich aus, dann röchelt er und macht sich gerade.

Und weßwegen diese Sünde, daß er sich und seine Seele so zu Grunde richten mußte? Gott weiß es! Nur dies Papier hat er zurückgelassen, und daraus kann man auch nicht recht klug werden. Wahrhaftig! Was geschieht auch nicht Alles in der Welt! —

„Gott hat mir Alles gegeben, was ein Mensch wünschen kann: Reichthum, einen guten Namen, Verstand und gute Gaben. Ich aber wollte genießen und habe alles Gute in mir in den Schmutz getreten.

„Ich habe meine Ehre nicht verloren, ich bin nicht ein Unglücklicher, ich habe kein Verbrechen begangen; aber ich habe Schlimmeres gethan: ich habe meine guten Gaben vergeudet, meinen Verstand, meine Jugend.

„Ich bin in einen Sumpf gerathen, aus welchem ich mich nicht befreien und an den ich mich nicht gewöhnen kann. Ich sinke fortwährend tiefer, ich fühle, daß ich sinke und kann meinen Fall nicht aufhalten. . . . Und was hat mich zu Grunde gerichtet? Irgend eine starke Leidenschaft, die mich entschuldigen könnte? Nein. . . . Meine Erinnerungen sind die besten. . . . Ein entsetzlicher Augenblick, den ich nie vergessen werde, hat mich zur Besinnung gebracht. Ich entsetzte mich vor mir selbst, als ich sah, welch ein unausfüllbarer Abgrund mich von alledem schied, was ich hätte sein können und was ich sein wollte. In meiner Phantasie erhoben sich Hoffnungen, Träume und Erinnerungen an meine Kindheit. Wo sind die reinen Vorstellungen vom Leben, von der Ewigkeit, von Gott, die einst mit einer solchen lichten Kraft meine Seele erfüllten? Wo ist die gegenstandslose Liebe geblieben, die einst mein Herz so wohlthuend erwärmte? Wo die Hoffnung auf Fortentwickelung, die Begeisterung für alles Schöne, die Liebe zu den Verwandten, zu dem Nächsten, zur Arbeit und zum Ruhm? Wo das Pflichtbewußtsein? Und wie brav und glücklich hätte ich sein können, wenn ich auf jenem Wege fortgeschritten wäre, den beim Eintritt ins Leben mein natürlicher Verstand und der reine kindliche Instinct doch bereits eingeschlagen hatten! Ich sagte mir: ich will meine ganze Willenskraft daran setzen. — Und ich war doch nicht im Stande dazu. Allein fühlte ich mich unbehaglich und traute mir selbst nicht. In Gegenwart Anderer vergaß ich, ohne es zu wollen, meine eigene Ueberzeugung, so daß ich mich zu ihnen nicht erheben konnte; so hörte ich auf, an dieselbe zu denken und suchte mich zu vergessen. Aber die hoffnungslose Reue quälte mich noch heftiger. — Da zum ersten Mal dachte ich an Selbstmord. Früher glaubte ich, die Nähe des Todes würde meine Seele erheben. Ich habe mich geirrt. Nach einer Viertelstunde werde ich nicht mehr sein, doch mein Blick hat sich gar nicht verändert. Ich sehe, höre und empfinde ebenso wie sonst und in meinen Gedanken ist dieselbe Schwerfälligkeit, dasselbe Schwanken und dieselbe Leichtfertigkeit. . . .

Der Mensch ist doch ein räthselhaftes Geschöpf!“

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Operette.

„Der Großmogul“, Operette in drei Acten von Edm. Audran. Text von Chivot und Duru. Zum ersten Male aufgeführt im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Daß die Gattung der Offenbach'schen Cancan-Operette altersschwach und kaum mehr lebensfähig ist; daß neue Wendungen gefunden werden müssen; daß andererseits die einfachen Melodienbildungen und Instrumentationen der vor-Offenbach'schen Zeit auch nicht mehr genügen: das fühlen die französischen Componisten ganz gut. Aber sie tappen herum, greifen nach den verschiedenartigsten Mitteln und machen Experimente ohne Erfolg. Und in neuester Zeit scheinen sie die „Féerie“, das reine Ausstattungsstück, mit etwas Musik vermischt, als Operette auf den Markt bringen zu wollen. Nun besitzen die Franzosen für die Anordnung dieser Art von Vorstellungen ganz besondere Vorzüge: großes Talent für Schaugepränge, Lebhaftigkeit der Darstellung und hauptsächlich — — die Gabe, die schönsten jungen Mädchen als stumme aber durch ihre Erscheinung vortheilhaft Mitwirkende anzuwerben, in geschicktester Weise zu verwenden und das große Pariser Publicum immer heranzulocken. Dies erklärt auch am besten, warum manche Operetten in der französischen Hauptstadt 200 und mehr Vorstellungen hintereinander erzielen konnten und bei uns nach drei Wochen verschwunden sind. In Berlin können nur die ungemischten Ausstattungsstücke und die einen culturhistorischen Hintergrund bieten (Reise um die Welt, Excelsior) auf wirklichen Erfolg rechnen; ist die Musik dabei gut, desto besser, ist sie nicht viel werth, so wird hierdurch der Erfolg nur sehr wenig beeinträchtigt. Umgekehrt aber rettet in Berlin die schönste Ausstattung keine Operette, die nicht sehr amüsanten Text und angenehme Musikstücke bietet. Denn sagen wir es frei: Wir sind — vielleicht glücklicherweise — viel zu schwerfällig, um jene Ausstattung herstellen zu können, welche in Paris die Hauptanziehungskraft übt. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Operetten, welche in Berlin den größten Erfolg gewonnen haben, fast gar keine oder nur sehr wenig Ausstattung brauchten: In „Fledermaus“ (über 300 Vorstellungen), „Boccaccio“ (nicht weniger), „Lustige Krieg“, „Bettelstudent“, „Gasparone“ haben Decoration und Costüme wenig gekostet und die Operetten brachten viel Geld ein. Wir bedauern sehr, daß der thätige und geschickte Director des Friedrich-Wilhelm-Theaters trotz der eben angeführten Erfahrungen sich von den Pariser Erfolgen des „Großmogul“ zu dem Versuche bestimmen ließ, dieses reine Ausstattungsstück mit Musikbeigabe nach Berlin zu verpflanzen. Der Text ist der denkbar confuseste. Der junge Großmogul von Delhi hat von seinem Vater eine große weiße Perlenhalsschnur geerbt, die so lange weiß bleibt, als er vor seiner Hochzeit jeden Schritt vom Pfade der Tugend vermeidet. Er liebt eine herumwandernde Französin, Schlangenbändigerin Irma, und erhebt sie zu seiner Braut. Seine Cousine, die Prinzessin Bengaline, die auf seine Hand rechnete, plant mit dem Großvezier und einem englischen Capitän (der die Französin heirathen möchte), daß sie den Prinzen vor der Hochzeit zu einem tollen Streiche verleiten. Dieser will noch vor der Hochzeit von seinem Bräutchen im Garten ein Stelldichein erhalten, sie refüsirt, aber die Prinzessin schreibt hinterdrein als „Irma“, daß sie ihn doch erwartet. Der obenerwähnte Capitän, der sich in das Vertrauen des Prinzen geschlichen hat, soll die Wache mit Opium einschläfern, damit der junge verliebte Herr unbemerkt zu dem Stelldichein schleichen könne, er gießt aber auch diesem einen Schlaftrunk ein, nimmt seine Kleider und geht in den Garten zur Prinzessin. Der Prinz erscheint am Morgen darauf plötzlich mit einer schwarzen Halsschnur und wird nach dem Gesetze aus dem Lande gejagt. Schließlich kommt heraus, daß die Halskette niemals schwarz werden konnte, daß das Märchen von dem Vater des Prinzen nur erfunden war, um diesen tugendhaft zu erhalten, und daß diesem die schwarze Perlenschnur während des

Digitized by Google

Schlafes vom Engländer umgehängt worden war. Aus dieser sehr oberflächlichen Darlegung kann der Leser entnehmen, wieviel Unsinn zusammengehäuft war, um die drei langen Acte zu füllen.

Die Musik hat ein einziges wirklich reizendes Stücklein aufzuweisen, das Duett, als des Prinzen Braut Irma mit ihrem Bruder Joquelet in den Palast kommt. Hier sind auch die Textworte liebenswürdig: „Da so freundlich man uns invitiret, Haben wir uns nicht lang gezieret, Unsere Bagage die trug sich nicht schwer, Drum brachten wir selber nach Delhi sie her.“ Aber die französische Grazie, die hier in Musik und Worte sich zeiget, blieb den andern Stücken fern. Und es ist auch als Merkwürdigkeit hervorzuheben, daß in dieser französischen Operette nicht Offenbach'sche oder Adam'sche Anklänge vorkommen, sondern Millöcker'sche und Strauß'sche. Daß hier und da instrumentale Feinheiten zu vernehmen sind, wollen wir nicht unerwähnt lassen; aber ist das eine Entschädigung für drei und eine halbe Stunde Langeweile? Wir dürfen auch einen großen Mißgriff in der Auffassung nicht verschweigen. Als beim Anblicke der schwarzen Perlenschnur der ganze Hofstaat in Verwünschungen gegen den Prinzen ausbricht, ertönt — — ein polkaartiges Allegro. Nun hat ja Offenbach früher oft Derartiges vorgebracht. Aber in solchem Falle war der Text selbst parodisch gehalten, wie z. B. in dem Chorfinale des zweiten Actes der „Schönen Helena“.*) Hier aber im „Großmogul“ spricht der Chor ganz ernsthaft, der Oberbramine flucht mit wahrem Pathos und verbannt den verzweifelten Prinzen. Giebt es nun eine falschere Auffassung, als die Anwendung eines Tanzrhythmus auf diesen Schluß?! Er trägt zur allgemeinen Confusion in starkem Maße bei.

Die Aufführung zeugte von großem Fleiße. Die bekannten Mitglieder des Theaters thaten alle ihr Bestes, um jede Pointe hervorzuheben. Die Ausstattung, Decoration und Costüme waren überaus glänzend. Das Publikum zeigte sich sehr günstig gestimmt, jede gute Nummer anzuerkennen, und ließ das obenerwähnte Duett dreimal wiederholen. Aber im Ganzen stieg das Thermometer nicht über die mittlere Erfolg-Scala und fiel gegen Ende in das Kühle.

H. Ehrlich.

Aus den Theatern.

Die glückliche Hand, mit welcher Herr Director Anno vom Residenztheater in diesem Winter die Auswahl seines Repertoires traf, hat sich auch, und noch mehr als in den früheren Stücken, in seiner jüngsten Novität gezeigt. Das schon über 20 Jahre alte Lustspiel des geistvollen Labiche: „Le point de mire“ (Der Kernpunkt) hat bei der Première einen durchschlagenden Erfolg errungen, der auch für die späteren Aufführungen nachzuhalten scheint. Das genannte Lustspiel, welches das letzte im IX. Band des von Augier herausgegebenen „Theâtre d'Eugène Labiche“ bildet, gehört zu den ausgezeichneten seiner Gattung. Seine Vorzüge bestehen nicht so sehr in der Erfindung überraschender Episoden und in einer schnell sich entwickelnden Handlung, als in der feinen, charakteristischen Ausführung einer überall sich geltend machenden Tendenz und in einer gewissen behaglichen Kleinmalerei. Nachdem die etwas breite Exposition, in welcher die öde Langeweile eines kleinbürgerlichen Jourfix mit satirischen Strichen geschildert ist, uns die zukünftigen Schwiegermütter und ihre etwas gemüthlicher angelegten Ehehälften in ihrer ganzen geldgierigen Hast vor die Augen gerückt hat, beginnt im zweiten Akte ein ergötzliches Wettrennen derselben um den reichen Schwiegersohn, welches sich im dritten noch wilder und lebhafter fortsetzt und hierbei, in dem gegenseitigen Abjagen des edlen Wildes, in den kleinen Siegen und Niederlagen, eine reiche Buntheit von drastischen Scenen und Episoden hervorbringt. Es ist trefflich ausgedacht, wie dieser Schmetterling, der anfangs seine Wahl nur nach seiner jeweiligen Laune für Blondinen oder Brünetten zu treffen scheint, durch die derbe Strafpredigt, welche ihm die plötzlich lebhaft werdende Blondine hält, auf den anderen Zielpunkt hingewiesen wird, der bei der Verheirathung doch der eigentlich maßgebende sein soll, auf die Liebe, und wie dadurch das Stück auf einmal eine andere Wendung nimmt und, wenngleich auch nur durch den Theatercoup einer Schenkung unter Freunden, einen durchaus befriedigenden Abschluß gewinnt.

Die Gerstmann'sche Bearbeitung ist den Feinheiten in der Ausführung, welche das Original aufweist, im Allgemeinen gerecht geworden. Freilich ist sie auch mehr eine Uebersetzung, als eine Bearbeitung, denn der Pariser Localton, welcher dem französischen Texte eigen ist, hat auch in der Uebertragung keine Aenderung oder Abschwächung erfahren. Wenn Herr Gerstmann einmal von Pferdebahnen redet, wo Labiche den Pariser Omnibus meint, so ist das im Grunde nur eine Inconsequenz. Mit demselben und noch besserem Rechte hätte der Uebersetzer die „Rêverie de Rosellenn“, das Salonstück der Pariser Dämchen, durch unsere einheimischen „Klosterglocken“ oder das „Gebet der Jungfrau“ den Berlinern mundgerecht machen können. Glücklich ist die Wiedergabe der famosen Entschuldigung der einen Schwiegermutter, welche ihr unfreundschaftliches Verfahren gegen die andere bei Labiche mit den Worten rechtfertigt: un jeune homme à marier appartient à tout le monde . . . il est dans le domaine public. Gerstmann läßt sie sagen: „Ein junger Heirathscandidat . . . ist Nationaleigenthum!“ Das ist uns geläufig und deshalb schlug es durch.

Der Wunsch, den wir neulich an dieser Stelle aussprachen, daß das Wallnertheater anstatt der ganz sinn- und humorlosen Possen, deren uns der verflossene Winter so viele brachte, doch endlich einmal wieder das eigentliche „Lustspiel“ berücksichtigen möge, hat sich rascher erfüllt, als wir zu hoffen wagten. Das M. A. Reitler'sche vieraktige Lustspiel „Sein Fehltritt“, mit welchem Herr Director Lebrun das peinliche Andenken an ihn in sehr glücklicher Weise zu verwischen unternahm, gehört zu jener für Junggesellen und angehende Ehemänner so trostreichen Gattung, welche sich hauptsächlich mit der Zähmung widerspenstiger Schwiegermütter beschäftigt. Dieses Thema, so alt es ist, bleibt doch ewig neu und, seine Variationen scheinen immer noch ebenso unerschöpflich als wirkungsvoll zu sein. Wie gewöhnlich ist es auch in dem neuen Lustspiele ein schlauer Schwiegersohn, der die gestrenge Hausgebieterin an einer ihrer schwachen Stellen zu fassen und dadurch ihr das Heft aus den Händen zu winden weiß, aber während z. B. in dem „Störenfried“ von Benedix jene Schwächen zu häßlichen Zügen der weiblichen Natur ausarten, hat Reitler mit vielem Geschick zur „Stelle, wo sie sterblich ist“, einen ebenso löblichen als natürlichen „Grundsatz“ der Dame ausgesucht, ihr Bestreben nämlich, von den unliebsamen Vorkommnissen innerhalb der Familie um keinen Preis außerhalb derselben etwas laut werden zu lassen. Sie muß freilich einen hohen Preis zahlen und alle ihre erworbenen Herrscher-Rechte dafür opfern, aber daß sie sich schließlich selbst zu dem reumüthigen Erkenntniß aufschwingt, mit zu harter Faust das Scepter geführt zu haben, verleiht der Lösung einen durchaus gemüthvollen und behaglichen Zug. Ihr Mann, welcher am meisten unter ihren „imponirenden Eigenschaften“ zu stöhnen hatte, ist der gewöhnliche Pantoffelheld unserer meisten Ehestands-Lustspiele und als solcher von Reitler nicht neu ausgestattet; er ist anfangs allzu demüthig in seiner Knechtschaft, später allzu triumphirend in seinem Siege; aber wie die Niederlage der Gattin durch jenen schönen Zug herzerfreuend gemildert erscheint, so erhebt auch ihn am Schlusse die gewaltig durchbrechende, ursprüngliche Liebe zu seiner Frau aus all seinem kleinlichen Wesen wieder auf eine gewisse ideale Höhe des Ehelebens. Und dieser Schluß erscheint uns als das Vortreffliche und auch als das Neue in dem Reitler'schen Stücke. Die streitenden Parteien sind wirklich im Innern versöhnt; durch einen psychologischen Vorgang, nicht wie gewöhnlich durch die Gewaltsamkeit der Situationen, ist ihre Fehde geendet, und wir verlassen sie mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß nun nach dem häuslichen Kriege ein ewiger Frieden geschlossen ist. Das Wort, mit welchem

*) Un vil séducteur nous offense et nous outrage
En Grecs pleins de coeur faisons lui plier bagage.
Das ist wahrhaft Aristophanisch!

Digitized by Google

die besiegte Gattin ihrem Manne schließlich um den Hals fällt: „Ich liebe dich ja so sehr!“ läßt das Ganze durchaus harmonisch ausklingen. Dieser Ausgang würde das Lustspiel, dem es an einem geistvollen Dialog nicht fehlt, zu einem der besseren seiner Gattung stempeln können, wenn nicht die übrige Handlung allzusehr auf die Situationskomik zugespitzt wäre, die unsere neuere dramatische Dichtung nun einmal nicht mehr entbehren zu können scheint. Ein etwas drastischer, in dem nächtlichen Eindringen in's Zimmer einer jungen Dame bestehender „Fehltritt“, den der vom Commerse heimkehrende Sohn des Hauses beging, und welcher, da er im Pelzrocke des Vaters unternommen war dem Letzteren zur Last fällt, bildet den Angelpunkt der Verwicklungen; diesen Fehltritt gilt es vor der Oeffentlichkeit zu verschweigen; um den vermeintlichen Uebelthäter nicht zu compromittiren, werden demselben alle möglichen Vorschübe und Erleichterungen seines harten Looses gewährt, und wird die um die Ehre ihres Hauses besorgte Frau in einer zuweilen etwas unnatürlichen Weise — belogen. Der Intrigant, welcher alles dies in's Werk setzt, ist der Schwiegersohn, ein schlauer Bursche, der gleichsam immer mit dem Finger an der Nase dasteht und sich sagt:

Dieses war der erste Streich,
Doch der zweite folgt sogleich!

Sein Freund, ein grober Arzt, der Liebhaber jener „insultirten“ Dame, unterliegt, wie alle anderen Personen des Stückes, seinen harmlosen Täuschungen, und dies giebt Veranlassungen zu einigen wirklich drolligen Scenen, welche uns um so mehr Behagen bereiten, als sie immer zum Besten der Düpirten auslaufen. Erst im vierten Akte weicht diese Komik der Handlung einem ernsten, zuweilen ergreifenden Tone und läuft auf jenen edlen Schlußaccord hinaus, der uns das Stück nicht blos belachenswerth, sondern auch wirklich lieb macht.

O. B.

Notizen.

Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament im Mittelalter. Von L. Rieß. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) Das Wort des englischen Geschichtsdenkers: „Parliamentary Government is a Government by speaking“ — gewährt uns nur eine fragmentarische Kritik der ins Auge gefaßten Einrichtung. Das auch anderen Staatsregierungsformen eigenthümliche Requisit der mündlichen Verhandlungen charakterisirt das parlamentarische Regiment jedenfalls minder scharf als der andere constitutive Bestandtheil, der sich in jeder Molecule gewissermaßen nachweisen läßt, wir meinen das staatliche Institut der Wahl als Grundlage des Verfassungsbaus. — Das vorliegende Buch bringt in knapper aber übersichtlicher Darstellung diesen genetischen Zusammenhang zwischen Parlament und Wahl in Sicht, es zeigt uns ihre Ausgangspunkte und die Stadien, die das Wahlrecht in der eigenartigen, wenig günstigen Atmosphäre des mittelalterlichen Staates durchlaufen mußte. St.

Offene Briefe und Antworten.

Büchmann's „Geflügelte Worte“.

Geehrter Herr!

Die soeben erschienene 14. vermehrte und umgearbeitete Auflage von Georg Büchmann's beliebtem Citatenschatz: Gefügelte Worte, nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-Tornow (Berlin, Haude und Spener) gibt dem Unterzeichneten den Anlaß zu der folgenden kleinen philologischen Untersuchung. Büchmann selbst hat uns über die Entstehung der glücklichen Titelbezeichnung aufgeklärt. Er hat einfach die „geflügelten Worte“ aus Voß' Uebersetzung der Homer'schen ἔπεα πτερόεντα herübergenommen. Daß je das Wort „geflügelt“ bei Homer die Bedeutung „vielbekannt, treffendes Kraftwort“ haben könnte, daran ist gar nicht zu denken. Geflügelt heißen bei ihm die Sandalen, das Rad, der Pfeil, die Flucht u. a., und danach muß auch das Adjectiv als Attribut des Wortes die Bedeutung des schnell den Lippen in die Welt Entfliegenden haben; und in diesem Sinne braucht es Goethe, in diesem Sinne ließe es sich von Luther's Thesen gebrauchen

Sehen wir uns aber das Vorkommen des Wortes πτερόεις oder „geflügelt“ bei Homer und Voß an, so finden wir, daß in allen 124 Stellen, wo es erscheint, der Inhalt der Rede dem Angeredeten recht ans Herz gelegt werden soll, also auf den Worten ein besonderer Nachdruck liegt. Das beflügelte, schnell den Lippen enteilende Wort erinnert an sein rasches Dahinschwinden, unbeachtet, wie die flüchtige Zeit; das ist gerade das Gegentheil von dem, was der Redende will; und wenn Schiller sagt: „Nicht Wurzeln aus der Lippe schlägt das Wort, das „unbedacht“ dem schnellen Zorn entflohn, doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen, kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort und hängt ans Herz sich an mit tausend Aesten“, so können wir auch davon für die gewöhnliche Erklärung keinen Gebrauch machen, weil in den Homer'schen Stellen nicht von unbedachten Zornausbrüchen die Rede ist; vielmehr will der Redende stets mit Bedacht einen bestimmten Zweck erreichen und erreicht ihn. Wer will leugnen, daß formelhafte Verse bei Homer vorkommen; aber es hieße an der Dichtergröße Homer's mäkeln wollen, wollte man die einzelnen Worte bedeutungslos machen.

Kurz, es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Klopstock im Messias sagt: mit schneller geflügelter Stimme, d. i. mit der allerschnellsten Rede, oder: der Angst geflügelte Stimme; aber so lange man auch schon bei Voß die geflügelten Worte, bei Homer vollends die ἔπεα πτερόεντα sich unbedacht hat gefallen lassen, der denkende Mensch kann sich bei ihnen nicht beruhigen und wird einer Radicalkur geneigt werden. An vier Stellen Homer's kommt das Wort ἄπτερος vor in der Verbindung: das Wort war ihm (ihr) ἄπτερος; das soll das Gegentheil von dem obigen πτερόεις sein, also ungeflügelt, und so übersetzt Voß: das Wort entflog ihr nicht, d. h. ward fest bewahrt und still befolgt. Dann müßten nothwendig die „geflügelten“ Worte die vorüberfliegenden, nicht zu beachtenden sein; damit wäre also wieder das Gegentheil von dem gesagt, was die 124 Stellen verlangen. Aber das Wort ἄπτερος zeigt den Weg der Heilung; ein vortrefflicher Kenner der Homerischen Sprache, Dr. Weck, hat in einer philologischen Zeitschrift das alte Uebel durch einen Kaiserschnitt beseitigt; er theilt ἐπὶ ἀπτερόεντα oder ἀπτερόεντα, nennt dies Adjectiv eine Weiterbildung, also derselben Bedeutung mit ἄπτερος, und leitet dies von einem Stamm ab, der nichts mit πτερόν (Flügel) zu thun hat, sondern bedeutet: anfassen, eindringen (mit Worten), Eindruck machen, rühren; überall, wo eines der beiden Adjective steht, ist von einer tiefen Erregung des Gefühls oder des Willens die Rede; demnach Odyss. 1, 122. 2, 269. u. s. w. zu fassen: die Stimme erhebend, sprach er mit Nachdruck; und nicht mehr mit Voß z. B. 17, 57. zu geben: nicht entflog ihr das Wort, sondern bejahend: ihr drang das Wort ins Gemüth, sie ließ es sich angelegen sein. Wo etwas anderes als die Schnelligkeit, Flüchtigkeit des Wortes bezeichnet werden soll, sind daher auch sonst die unklaren „geflügelten“ Worte zu meiden; Büchmann hat auf einem Irrthum weiter gebaut. —

L. Hölscher.

Digitized by Google

Inserate.

Apulejus, d. goldne Esel, übers. v. Rode. 2 Thle. m. interess. Kupf. 1783. Künstl. originalgetreue Reproduction dieses interess. Romans. Liebhaberausg. in Pergament br. 50 GS. 12 M. Derselbe schildert d. Sitten u. Gebrechen s. Zeit mit pikanter, drast. Offenheit. Unsere soeben erschien. Antiquarkataloge gratis franco. S. Glogau & Co. Leipzig.

Verlag v. W. Spemann in Berlin u. Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

hersg. von Jos. Kürschner. Bd. 144, I: Tieck's Werke. 1. Abt. (Der gestiefelte Kater; Schöne Magelone; Genoveva) herausg. v. Jak. Minor. 8°., XXIV u. 306 S. geh. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Litter. Neuigkeit.

Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler,** Stuttgart

Alfred Graf Adelmann's neuestes Werk

Beno Donzini.

Roman in 2 Bänden.

Elegant geheftet M. 7.— fein gebunden M. 8.50.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Bilder

aus

Griechenland.

Altes und Neues

von

Ludwig Steub.

8. Preis geheftet: ℳ 4.50.

Elegant in Halbfranz gebunden: ℳ 6.50.

Sakuntala.

Schauspiel

von

Kalidasa.

Aus dem Sanskrit übersetzt

von

Friedrich Rückert.

Zweite Auflage.

12. Preis geheftet: ℳ 2.25.

Elegant gebunden mit Goldschnitt: ℳ 3.—

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Diätetik des Geistes.

Eine

Anleitung zur Selbsterziehung

von

Friedrich Kirchner.

8°. Preis: geh. 5 M., elegant geb. 6 M.

Das vorliegende Buch, welches die wichtigsten Lehren aus der Anthropologie, Physiologie, Logik und Ethik zu einem wohlbegründeten System zusammenfügt, empfiehlt sich als ein zuverlässiger Mentor zur Erlangung einer wahrhaft harmonischen Bildung. Die Darstellung ist eine durchaus gemeinverständliche.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79

von **Dr. J. H. Jaworskij.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.

Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die tolle Braut.

Roman von

Eugen Salinger.

8°. geh. Mark 3.50, eleg. geb. Mark 4.50.

Dieser neue Roman legt wieder Zeugniß ab für das glänzende Erzähler-Talent Salinger's, sowie insbesondere für die künstlerische Art, mit welcher derselbe ungewöhnliche psychologische Conflicte zu behandeln weiß. Die Erzählung, welche abwechselnd in Deutschland und in Spanien spielt, ist reich an leidenschaftlich bewegten und tief ergreifenden Scenen.

Zugleich erschien in **zweiter Auflage:**

Allerlei Herzensgeschichten.

Novellen und Studien von **Eugen Salinger.**

8°. geh. Mark 3.—, geb. Mark 4.—

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben ist erschienen:

Das älteste Faustbuch.

HISTORIA

von **D. Johann Fausten,**

dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler.

Nachbildung

der zu Frankfurt am Main 1587 durch Johann Spies gedruckten ersten Ausgabe.

Mit einer Einleitung von Wilhelm Scherer.

Subscriptions-Preis broschirt 20 Mark, in ganz Leder oder Pergament gebunden 24 Mark.

Von diesem Werke sind 300 in der Presse numerirte Exemplare hergestellt; die Verlagshandlung behält sich vor, den Subscriptionspreis nach 3 Monaten zu erhöhen.

Bildet zugleich den zweiten Band der

Deutschen Drucke älterer Zeit in Nachbildungen

herausgegeben von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor an der Universität Berlin.

Berlin, den 15. April 1885.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

F. Schmeding, Prof. am Realgymnasium zu Duisburg,

Die klassische Bildung in der Gegenwart.

Preis 3 Mark.

A. Baron von Roberts.

Von dem neuerdings zum **zweiten** Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden und Leipzig:**

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Afghanistan, Rußland und England. Von Karl Blind. — Neuere Untersuchungen über Hypnotismus. Von Moritz Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Polychrome Plastik und moderne Panoramen. Von Max Schasler. — Machiavelli als Komödiendichter. Von Georg Ellinger. — Ueber elektrische Theaterbeleuchtung. Von Friedrich Renk. — **Feuilleton:** Escorial. Von Franz Reber. — **Aus der Hauptstadt:** Wallnertheater. Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Emanuel Geibel's Geburtstag. Von K. Th. Gaedertz. — Inserate.

Afghanistan, Rußland und England.

Von Karl Blind.

Vor einigen Jahren traf ich in London mit dem Afghanen-Prinzen Iskander Khan zusammen, der zum Geschlechte jenes Emirs Dost Mahommed gehört, dessen Namen mit einem der furchtbarsten Kämpfe gegen England hochtragisch verknüpft ist.

Iskander Khan hatte sich eine Zeit lang in Rußland, später auch in Berlin aufgehalten. In mehrstündigem Gespräche fand ich in ihm einen Mann von großer, geistiger Regsamkeit. In seinen Gesichtszügen trug er, wie Viele seines Landes oder vielmehr der dortigen herrschenden Stände, den unverkennbaren semitischen Stempel. Dies gab Anlaß zu Erörterungen über die Herkunft des Afghanen-Volkes, das die Sage von einem nach Asien hinein versprengten Hebräer-Stamme ableiten will. Selbstverständlich deckt diese spätere Mähr nur die unzweifelhafte Thatsache von der Verwandtschaft der „oberen Zehntausend" in Afghanistan mit den Semiten überhaupt. Auch das Lichtbild eines blutsangehörigen Fürsten, das mir Iskander Khan nachher zeigte, wies ganz ähnlich scharfe semitische Züge auf, wie sie übrigens ebenfalls unter Mohammedanern in Indien vorkommen.

„Unser felsiges Land" — sagte mir der kriegerische Fremdling, als wir in die politischen Fragen geriethen, — „dient als eine trefflich schützende Bastei für die englische Herrschaft in Indien. Wir sind durch die Natur in unserer Bergveste gut gestellt, und an Tapferkeit fehlt es den Unserigen nicht. Aber wir sind als Stämme und durch Fehden vielfach unter einander gespalten. Gelänge es den Russen einmal, sich dort festzusetzen, so wäre es unmöglich, sie wieder hinauszubringen".

Seit der grauen Vorzeit der ersten arischen Einwanderung sind all' die zahlreichen Eroberungen Hindostans über Afghanistan hin erfolgt, und zwar stets unter vorgängiger Besitznahme von Herat. Babur allein, der „Löwe" aus Tamerlan's Stamm, konnte Herat abseits liegen lassen, da damals Perser und Usbeken um den Besitz desselben mit einander rangen, während er in Kabul Macht übte. Die Bedeutung Herats als eines „Schlüssels zu Indien" ist somit geschichtlich seit mehr als 2200 Jahren bestätigt. Jetzt, wo die Truppen des Zarenthums dicht vor den Thoren stehen, hat daher England allen Grund, auf der Hut zu sein. Wenn seine Staatsmänner jetzt nicht Festigkeit zeigen, so werden sich widrige Geschicke unaufhaltsam vollziehen.

Ueber den Treubruch, dessen sich die Petersburger Regierung seit Jahren immer wieder von Neuem schuldig gemacht hat, und zwar gerade gegenüber dem früheren und dem jetzigen Cabinete des Mannes, der schon vom Ende des Krim-Krieges an sein Möglichstes zu Gunsten Rußlands gethan hat, kann hier in Kürze hinweggegangen werden. Ein Kaiserwort nach dem anderen ist schmählich gebrochen worden; denn im Namen ihres „erhabenen Herrn" haben Gortschakoff, Schuwaloff, Giers die bekannten feierlichen Zusicherungen, daß Khiwa, daß Merw, daß Afghanistan nimmermehr berührt werden sollen, hierher ertheilt oder überbracht. In den Blaubüchern stehen diese allerhöchsten Zusicherungen sonnenklar verzeichnet. Ein diplomatisches Kartenhaus nach dem anderen wurde umgeblasen. Unverwandt verfolgte das Zarenthum mittlerweile den Plan der stetigen Annäherung an Indiens Grenze. Die Weltherrschaft ist sein Ziel: die Weltherrschaft in Asien und in Europa.

Mit wenigen hervorragenden Ausnahmen haben sich Englands Staatsmänner, Tories wie Liberale, stets nur allzu leicht durch die russische Regierung täuschen lassen und die wahre Absicht derselben merkwürdig verkannt. Das galt schon für den Herzog von Wellington, auch für Palmerston während der ersten Zeit seiner Laufbahn, und später für Disraeli und Sir Stafford Northcote ebensowohl wie für Gladstone, Argyll und Granville.

Man weist, im Vergleich zu Gladstone, jetzt mit Vorliebe auf Lord Beaconsfield hin, als auf den Mann, der von jeher vorschauend gegenüber den Herrschaftsplänen des nordischen Selbstherrscherthums gedacht und gehandelt habe. Nichts irriger als das. Eine persönliche Erinnerung mag hier am Platze sein.

Es war nach dem Kriege Frankreichs gegen Deutschland, bei dessen Beginn er auf Seiten unseres Vaterlandes getreten war, daß Disraeli — von meiner Anwesenheit im Unterhause hörend, wo ich mich als Gast eines ihm damals befreundeten liberalen Abgeordneten befand — eine Begegnung suchte. Er war zu jener Zeit außer Amt, Führer der Opposition. Nicht besonders gern ging ich auf den mir überbrachten Wunsch ein; doch die Erinnerung an 1870 entschied. In Gegenwart des liberalen, einem bekannten schottischen Adelsgeschlechte angehörigen Unterhausmitgliedes fand dann in einem Zimmer des Parlamentes eine längere Unterredung statt, bei welcher die orientalische Frage in ihrer Beziehung auf England, Oesterreich-Ungarn und Deutschland, desgleichen die mittelasiatische im Zusammenhange mit Indien zu ausführlicher Besprechung kam.

Seit der Zeit vor dem Krimkriege hatte ich in England in zahlreichen Schriften das doppelte Streben des Zarenthums nach Machterweiterung in Europa und Asien hervor-

Digitized by Google

gehoben*): einerseits sein immer wiederholtes Anstürmen gegen Constantinopel und seine Versuche, durch slavische Propaganda in's Herz von Europa einzudringen, andererseits seine augenfällige Bemühung, dereinst den Sturz der englischen Herrschaft in Indien herbeizuführen. Wohl wußte ich, daß Disraeli sich, in letzterer Beziehung, in einer sonderbaren Täuschung gewiegt hatte. Doch neue Anzeichen waren erschienen, die den Sorglosesten aus dem Traum hätten aufrütteln können. Wie erstaunt war ich daher, bei Disraeli zwar das volle Verständniß für die Gefahr im europäischen Orient, dagegen immer noch keins für die kommende russische Bedrohung Indiens zu finden.

Sogar ein paar Jahre nach dieser Unterredung, als er Constantinopel gegen russischen Uebergriff zu schützen suchte, erging er sich in einer Rede (am 5. Mai 1876) geradezu in Aufforderungen an die russische Regierung, doch lieber ihre Eroberungen in Turkestan auszudehnen. Der Schule erklärte er nicht anzugehören, welche mit Beunruhigung auf dies Vordringen durch Mittelasien blicke. Keinerlei Reichs-Interesse Englands sehe er dadurch geschädigt. Selbst für den schnöden Wortbruch in Sachen Khiwas hatte er eine Entschuldigung, offenbar aus Unkenntniß der diplomatischen Schriftstücke.

Wie anders er wohl heute spräche und handelte!

Man muß es der russischen Diplomatie lassen, daß sie zwischen ihre feierlichsten Versicherungen hie und da, in einer jener Anwandlungen spöttischer Laune, wie sie ihren Vertretern innerlich tief eigen ist, ganz verständliche Winke eingestreut hat, ohne daß man in England viel davon gelernt hätte. So ließ sich Graf Schuwaloff in der bekannt gewordenen Besprechung mit Lord Derby („Vertrauliche Denkschrift vom 8. Juni 1877") folgendermaßen aus:

„England scheint zu fürchten, es könnten die Ausbreitung oder die Folgen des Krieges (zwischen Rußland und der Türkei) uns dazu veranlassen, Bassorah und den Persischen Golf zu bedrohen. Es ist jedoch keineswegs unser Interesse, England in seinen indischen Besitzungen, also in seinen Verbindungen mit denselben, zu stören. Der gegenwärtig geführte Krieg erfordert dies nicht; denn sein Zweck ist klar umschrieben, und die Sachen würden sich durch eine so weite Ausdehnung des Kampfes eher verwickeln als vereinfachen."

Mit anderen Worten: „Zuerst mit der Türkei fertig werden! Ist ihre Macht gebrochen, dann kann man England in seinen indischen Besitzungen schon eher stören." Ein Kind hätte die Hohlheit der Schuwaloff'schen Zusicherung durchschauen können. Aber manchmal scheint es den russischen Diplomaten ein grimmiges Vergnügen zu machen, die Urtheilskraft ihrer Gegner so niedrig wie möglich abzuschätzen und damit Recht zu behalten.

Ein paar Jahre nachher (1881) schrieb Englands Vertreter in Petersburg an Lord Granville:

„Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß ich heute, da Herr von Giers vom Ministerium des Auswärtigen abwesend war, den Baron Jomini frug, ob er mir eine Idee davon geben könne, was unter dem als das „transkaspische" bezeichneten Gebiete zu verstehen sei. Se. Excellenz erwiderte: es sei all das jenseits des Kaspischen Meeres gelegene Gebiet. „Aber", bemerkte ich, „können Sie mir eine Idee davon geben, wo es aufhört?" Worauf er antwortete: „er könne das nicht."

Nun, all' das jenseits des Kaspischen Meeres gelegene Gebiet deckt auch Indien.

Der weitere Inhalt des angeführten Schriftstückes liest sich heute ebenfalls recht hübsch ironisch.

Se. Excellenz sagte: „Askabad sei jetzt der entlegenste Punkt; aber General Skobeleff habe ein sehr fruchtbares Land weiter nach Süden hin entdeckt, wo ein vollkommener Zustand der Unordnung herrsche. Auch sei Sarachs in Betracht zu ziehen; und ob es persisch sei oder nicht, das habe man erst zu ergründen. Sei es persisch, so solle es so bleiben; wenn nicht, so werde es nothwendig sein, dort eine regelmäßige Regierungsform einzurichten. Auch würden sich die Unterhandlungen über die Grenze wahrscheinlich auf das Gebiet jenseits des Attrek bis nach Khoraſſan hin ausdehnen, in welcher Angelegenheit Baron Jomini heute Zweifel erhob, ob die Oberherrlichkeit des Schahs von Persien dort mehr als eine bloß nominelle sei."

Und dergleichen mehr.

Man hat die russische Diplomatie dasselbe Spiel seit alten Zeiten gegenüber Polen, den Donau-Fürstenthümern und der Türkei überhaupt spielen sehen. Es ist seitdem eine neue Gruppe von russischen Generälen aufgetaucht — die Fadeyeff, Tschernaïeff, Skobeleff gehören oder gehörten zu ihr —, welche gern Constantinopel „auf dem Wege über Wien" nehmen möchten. Nur einer guten Gelegenheit bedürfte es, um das Zarenthum, wenn ihm jetzt nicht durch erfolgreichen Widerstand von außen oder durch eine starke Bewegung von innen rechtzeitig gesteuert wird, dereinst zu ähnlichen Versuchen in Oesterreich-Ungarn und anderwärts zu veranlassen.

Wie vor dem Krim-Kriege, so sind jetzt wieder in England und in Deutschland allerhand zweideutige oder vielmehr unzweideutige Persönlichkeiten in der Presse thätig, um einerseits den „wüsten Streifen einer sandigen Ebene", um den es sich augenblicklich vor Herat handelt, als ganz bedeutungslos (aber doch für Rußland unbedingt nöthig!) hinzustellen, andererseits die Unüberwindlichkeit des mit einem gewaltigen Weltberufe schwanger gehenden „jungen" Rußlands auszuposaunen. Wir kennen das Verfahren von alter Zeit her. Geschichtlich betrachtet, hat die tausendjährige Despotie in Rußland, die nach Voltaire's Ausdruck „verfault war, ehe sie reif wurde", schon mehr als einen tiefen Sturz erlebt. Sie ist auch im Krim-Kriege geschlagen worden, so schlecht dieser am äußersten Ende des Zaren-Reiches als bloßer Kabinetskrieg geführt wurde.

Ganz Europa hat dann aufgeathmet. Die Vereinigung und Befreiung Italiens, die Wiederherstellung ungarischer Selbstregierung, ja, was sich in Deutschland irgendwie Gutes hat vollziehen können: das Alles wäre hintan gehalten worden, hätte mit ganz anderen Hindernissen zu ringen gehabt, wäre der auf Mittel-Europa lastende Alpdruck der Nikolaus'schen Oberherrschaftsansprüche nicht hinweggenommen, wäre Constantinopel nicht vor dem Fanggriffe des Bären geschützt worden. In Rußland selbst folgte die Befreiung des Bauernstandes aus langer Knechtschaft, folgte sogar eine theilweise Lockerung der von Nikolaus geübten eisernen Tyrannei auf seine Niederlage und seinen Tod.

Selbst der deutsche Bund faßte sich damals schon im Anfange des Krieges ein halbes Herz — oder es geschah dies vielmehr von den zwei Vormächten desselben, von Preußen und Oesterreich. Wurde doch am 20. April 1854 von den Bevollmächtigten dieser beiden Großstaaten ein Bündniß geschlossen, in welchem gesagt war:

„Ihre Majestäten haben sich der Erwägung nicht entziehen können, daß die unbestimmte Fortdauer der Besetzung der unter der Hoheit der Ottomanischen Pforte stehenden Länder an der unteren Donau durch kaiserlich russische Truppen die politischen, moralischen und materiellen Interessen des gesammten deutschen Bundes, und also auch ihrer eigenen Staaten, und zwar in einem um so höheren Grade gefährden würde, je weiter Rußland seine Kriegsoperationen auf türkischem Gebiete ausdehnt."

Diese Erklärung erschien damals wahrlich beinahe wie eine That, obwohl von Seiten Oesterreichs nur eine kleine That damit verbunden war, von Seiten Preußens gar keine. Vielleicht hatte man sich indessen doch ein bischen an den „alten Fritz" erinnert, der bereits fühlte, Europa werde sich einmal gezwungen sehen, gemeinsam wider das Zaren-Reich vorzugehen. „Ich sehe kein anderes Heilmittel mehr" — so schrieb Friedrich II. einmal —, „als daß man mit der Zeit einen Bund der bedeutendsten Fürsten bildet, um diesem gefährlichen Wildstrome Widerstand zu leisten." (Je n'y vois plus de remède qu'en formant avec le temps une ligue des plus grands souverains pour s'opposer à ce torrent dangereux.)

Wie unendlich größer ist aber die Gefahr seitdem geworden!

*) The Universal Empire of the Cossacks, 1853. — Rußlands Herrschaftspläne und seine kaukasischen Kriege u. s. w.

Digitized by Google

Der Schimmer der sog. „Unüberwindlichkeit" und des „unvermeidlichen Weltberufes" ist durch den Krim-Krieg von dem Zaren-Reiche genommen worden; und Niemand war vielleicht innerlich froher darüber, als die ächt freisinnigen Leute der gebildeten Stände Rußlands. Schrieb doch noch im Jahre 1860 Fürst Peter Dolgorukoff in seinem Buche: „Die Wahrheit über Rußland":

„Seit der Zeit des mongolischen Einbruchs im dreizehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage herab ist Rußland nichts als eine ungeheure Pyramide der Unterdrückung gewesen. In diesem weit ausgedehnten Staatsbau herrschen sklavische Unterwürfigkeit und willkürliche Gewalt von Unten bis Oben; und von Oben bis Unten ist in furchtbarem Maßstabe die amtliche Lüge, die zu einer Staatseinrichtung entwickelte Lüge, herrschend. . . . Dieser an sich scheußliche Despotismus übt einen ausnehmend verderbenden Einfluß auf die Sittlichkeit. Er trocknet die edleren und höheren Gefühle aus; er entwürdigt die Seelen; er verdirbt, verkehrt, erniedrigt die Sinnesart, noch mehr unter Denen, welche jenen Despotismus aufrechthalten, als unter seinen Opfern."

Das schrieb kein Republikaner, kein Socialist, kein Nihilist, sondern ein gemäßigt liberaler Mann aus einer der Familien, die „mit dem Eroberer herüberkamen", wie man sich in England ausdrückt.

An diese Zustände, nicht minder an die Schilderungen von der entsetzlichen Verrottetheit der russischen Verwaltung, wie sie Schuyler, der gewiß kein voreingenommener Zeuge ist, wie sie Leroy-Beaulieu und viele Andere entworfen haben, muß man sich erinnern, um sich einen vollkommenen Begriff von dem Rückgange an Cultur und freierer Entwickelung zu machen, der unfehlbar einträte, wenn statt Englands die Zarenmacht in Süd-Asien zur Herrschaft aufstiege.

Die geschäftigen Zuträger dieser theils halb barbarischen, theils mit allen Listen und Lastern des römischen Imperatorenthums behafteten Macht möchten zwar wieder, wie vor dem Krim-Kriege, den Widerstand entmannen, indem sie das Schreckbild der Unüberwindlichkeit an die Wand malen. Sie meinen sogar wunderklug zu handeln, wenn sie den Engländern rathen, doch nur ja rasch klein beizugeben, da in einem halben Jahrhundert Indien doch so wie so den Weg der mittelasiatischen Khanate gehen müsse. Sogar russisches Geschütz soll jetzt schon, zufolge ihrem Rathe, zur besseren Erhaltung der türkischen Neutralität am Bosporus und an den Dardanellen aufgepflanzt und die Meerenge mit moskowitischen Torpedo-Booten gespikt werden. Das Alles versteht sich bei ihnen von selbst — zum größeren Ruhme des „Samoderschez" aller Baschkiren und Kalmücken.

Indessen könnte England auch ein Wort mitreden, wenn es sich nur auf sich selbst besinnt. Noch ist seine Flotte da. Und zeigt es nur wahren Ernst in Asien, so wird es — trotz der wiederholten früheren Verfeindung mit den Afghanen, und trotzdem die russischen Behörden sich 1878 dem damals in der Verbannung lebenden jetzigen Emir mit geheimen Anträgen näherten, welche einen späteren „Krieg in Indien" zum Ziel hatten — doch an Abdur-Rahman einen verläßigen Verbündeten haben. Dieser Ernst ist nur zu zeigen; dann werden auch Indiens Fürsten und Bevölkerung fest zu England stehen.

Weniger als irgendwer bin ich, in Folge vieljährigen Verkehrs mit hierhergekommenen Indern jedes Stammes, Bekenntnisses und Ranges, geneigt, die innere Treue jener asiatischen Völker gegenüber England allzu unbedingt vorauszusetzen. Aber das erachte ich als feststehend, daß die Masse der Inder, gespalten wie sie unter sich sind an Sprache und Glauben, noch immer weitaus die sittigende, auf geistige Befreiung und politische Heranerziehung angelegte englische Herrschaft dem Despotendrucke des Zarenthums und der rohen Käuflichkeit seiner Beamtenschaft vorziehen. Das ist nicht eine persönliche Ansicht. Das ist ein oft gehörtes Geständniß von Solchen, die vor dem Nicht-Engländer sich frei über die Stellung zu ihren jetzigen Beherrschern ausließen und wegen mancher gegründeten Beschwerde bittere Klage führten.

Hindu, Mohammedaner, Buddhisten, Parsen, auch religiös freidenkende Inder; Rechtsbeflissene, Sprachgelehrte, Radschahs, Vertreter von Vasallen-Fürsten und Minister derselben; Männer von klarem arischen Gesichtsschnitt und heller Farbe aus dem „Land der fünf Flüsse", ebensowohl wie fast kaffeebraune aus Ceylon oder Andere aus dem Südosten, deren Antlitz an negerhafte Züge erinnerte: Alle kamen, gleichviel wie sie sich über englische Verwaltung äußerten, darin überein, daß russische Herrschaft das größte Unglück für sie wäre.

Afghanen und Engländer, mit ihren indischen Truppen und Bundesgenossen, würden also der Russengefahr schon zu begegnen wissen. Und was das unaufhörliche Heranwälzen von neuen russischen Truppenmassen gegen Afghanistan betrifft, so könnte, wenn England mit aller Kraft seine Aufgabe erfaßte, schließlich nicht bloß in Turkestan selbst, im Rücken dieser Truppenmassen, ein Aufstand dazwischentreten, sondern auch auf dem europäischen Boden des Zarenreiches bei Völkern und unter Parteien sich mächtige Regungen zeigen.

Rußland ist das einzige Land in Europa ohne Verfassung und Volksvertretung — die Türkei ausgenommen, die eine solche besaß und schon deshalb vom Zarenthum angefallen wurde. Durch den Krimkrieg wurde die halseigene Bauernschaft aus dem Joche erlöst. Welche Gelegenheit käme, durch einen Kampf mit England, für die Erringung einer russischen Magna Charta! Erst wenn das geschehen, wenn Rußland auf sich selbst zurückgeworfen, mit seinem eigenen inneren Fortschritt beschäftigt wäre, würde Europa Sicherheit und Ruhe erlangen.

Neuere Untersuchungen über Hypnotismus.

Von Moritz Alsberg.

(Schluß.)

Wir haben im Vorhergehenden die Resultate der von unserem Gewährsmann Rieger angestellten Versuche ziemlich eingehend wiedergegeben, weil sie von Wichtigkeit sind für die Beurtheilung der Frage nach dem Wesen und den Ursachen des hypnotischen Zustandes — einer Frage, die, wie oben angedeutet, von jenen Gelehrten, welche sich bisher mit der Erforschung dieser merkwürdigen Erscheinungen befaßt haben, in verschiedener Weise beantwortet wird. Heidenhain erblickt die Ursache des hypnotischen Zustandes in einer Thätigkeitshemmung der Ganglienzellen der Großhirnrinde oder mit anderen Worten in der Ausschaltung der Functionen jener Hirntheile, in welchen wir den Sitz der höheren seelischen Vorgänge — so vor Allem denjenigen der bewußten Willensthätigkeit — zu suchen haben. Entsprechend der Anschauung des besagten Forschers würde man sich dann vorzustellen haben, daß ein zum Hirn fortgeleiteter Reiz unter gewöhnlichen Umständen zwei Wege zu dem Centralorgan des Seelenlebens — nämlich den einen zur Großhirnrinde (dem Sitze der höheren psychischen Functionen und des Bewußtseins), den anderen zu den Reflexcentren (Nervencentren, in welchen die automatischen Hirnthätigkeiten zu Stande kommen) — einschlüge, und daß wenn im hypnotischen Zustande die eine dieser Bahnen — nämlich die zu dem Sitze der höheren seelischen Processe führende — unterbrochen ist, nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft der Reiz sich mit seiner ganzen Stärke auf die Reflexbahn concentriren und dadurch jene Steigerung der Reflexthätigkeit, die wir bei hypnotisirten Personen beobachten, zu Stande bringen würde. — Um hier ferner noch der von Braid gelieferten Erklärung über das Wesen und die Ursachen des Hypnotismus mit einigen Worten zu gedenken, so geht der besagte Forscher von der Ansicht aus, daß dieser Zustand auf einer Störung des Gleichgewichts der Centren im Gehirn und Rückenmark und einer damit in Verbindung stehenden Störung der Herzaction, der Athmung und Muskelthätigkeit beruhe und daß eine unvollkommene Arterialisation (ungenügender Sauerstoffgehalt) des Blutes an den Erscheinungen des Hypnotismus einen wesentlichen Antheil habe. — Was endlich die Anschauungen Rieger's über die dem hypnotischen Zustand zu Grunde liegenden Ursachen anlangt, so ist dieser Forscher der Ansicht, daß es bei der ungenügenden Kenntniß,

Digitized by Google

die wir von dem Zustandekommen der gewöhnlich als „Sinneswahrnehmung", „Bewußtsein" und „Willensimpuls" bezeichneten seelischen Thätigkeiten gegenwärtig noch haben, zur Zeit noch nicht gerechtfertigt erscheint, eine Erklärung der hypnotischen Erscheinungen auf anatomisch-physiologischer Basis zu versuchen, daß vielmehr bei der Beurtheilung des Hypnotismus das psychologische Moment das einzig Maßgebende sein dürfte. Entsprechend dieser Ansicht macht unser Autor darauf aufmerksam, daß wir in der Mehrzahl der hypnotischen Zustände eine experimentell hervorgerufene Geistesstörung, die von dem einfachen stupiden Dämmerzustand bis zu der mit Sinnestäuschungen verbundenen Angstmelancholie sich erstrecke, vor uns sehen und daß überhaupt das Studium des Hypnotismus vielversprechend sei für unsere Erkenntniß von dem Wesen der Geisteskrankheiten — Störungen des psychischen Verhaltens, die ebenso wie die hypnotischen Erscheinungen in ihren Symptomen etwas außerordentlich Wechselndes und individuell Verschiedenes aufweisen. Von hervorragender Wichtigkeit sind für den Psychologen und Irrenarzt die hypnotischen Zustände insbesondere deshalb, weil sie eben für den störenden Einfluß, den die Perversion der Sinneseindrücke und die damit zusammenhängende Verkennung der Außenwelt auf das geistige Gleichgewicht ausübt, einen interessanten Beleg beibringen. „Die Psychologie erfährt" — wie Rieger bemerkt — „durch die vermittelst Fixirung eines nahe gehaltenen Gegenstandes erzeugte Hypnose auf experimentellem Wege, von welchem eminenten Einfluß der normale Ablauf der Sinneseindrücke beim Gesichtsthier par excellence: dem Menschen ist." — Aber noch eine andere Folgerung legt die Beobachtung der hypnotischen Erscheinungen nahe — nämlich den Schluß auf die Geringfügigkeit der Veranlassungen, welche eine Störung des geistigen Gleichgewichts zum Ausbruch zu bringen vermögen. Ebenso wie bei den Geisteskrankheiten die erbliche Anlage und individuelle Disposition in der Regel den Ausschlag geben und wie zu diesen beiden Factoren die den Ausbruch des Leidens bewirkende äußere Veranlassung nur in dem Verhältniß des in ein Pulverfaß fallenden Funkens steht — ebenso beobachten wir, daß beim Hypnotismus ein an und für sich höchst geringfügiger äußerer Anlaß bei besonders disponirten Individuen die obenerwähnte Verschiebung des Urtheils und der Ideen hervorruft und auf diese Weise jene vorübergehende Geistesstörung veranlaßt, welche auch durch gewisse Gifte, wie: Opium, indischer Hanf und durch übermäßigen Alcoholgenuß erzeugt wird. Bezüglich der zwischen Hypnotismus und Geisteskrankheiten bestehenden Beziehungen ist endlich auch das zuvor erwähnte „doppelte Bewußtsein" insofern von Interesse, als dem Irrenarzte gar nicht selten Fälle zu Gesichte kommen, in denen Zustände normalen geistigen Befindens und ungetrübten Bewußtseins mit Störungen des Bewußtseins und damit in Verbindung stehenden anderweitigen Abnormitäten der Geistesverfassung abwechseln.

Um auf zwei schon im Vorhergehenden berührte Punkte, nämlich die Analgesie und die kataleptischen Erscheinungen der Hypnose zurückzukommen, so handelt es sich nach Rieger bei hypnotisirten Personen nur um eine Aufhebung des Schmerzgefühls, nicht aber um eine solche der Tastempfindlichkeit. Für ein Individuum in diesem Zustande gibt es keinen Schmerz mehr, weder in der Haut noch in den tiefer gelegenen Theilen, selbst dann nicht, wenn man dieselben mit den sonst schmerzhaftesten elektrischen Strömen reizt. Auch bemerkt unser Autor, daß eine solche Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Proceduren, wie man sie bei hypnotisirten Personen fast regelmäßig zu beobachten Gelegenheit hat, mit jener Empfindungslähmung, wie sie beispielsweise nach Durchschneidung eines sensiblen Nerven auftritt oder wie man sie durch Nervencompression hervorrufen kann, durchaus Nichts gemein hat, daß dieselbe vielmehr in naher Beziehung steht zu jener Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eindrücke, wie sie bei gewissen Geisteskrankheiten — insbesondere da, wo Hysterie die Grundlage der geistigen Störung bildet — ziemlich häufig vorkommt. Auch kann das in Rede stehende Symptom der hysterischen Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eindrücke wohl von Wichtigkeit sein für die Beurtheilung vieler Erzählungen aus dem Hexenaberglauben, von Gottesurtheilen, bei denen feurige Kohlen in die Hand gefaßt oder mit bloßen Füßen auf solche getreten werden mußte u. dgl. — Was die kataleptischen Erscheinungen (Muskelstarre) der Hypnose anlangt, so hat Rieger Beobachtungen angestellt, welche auf das Wesen derselben interessante Streiflicher werfen. Während eine normale natürliche Bewegung nothwendig eine bestimmte richtige Vertheilung der Innervationsströme (Muskelcontraction bewirkender Nervenströme) erfordert, die den antagonistisch zu einander wirkenden Muskeln zugesandt werden, so ist diese normale naturgemäße Abstufung bei Kataleptischen gestört. Die Gliedmaßen sind einerseits steif und starr, andererseits doch wieder „wächsern biegsam", weil die Innervation nicht eine einseitige, nur in einer Richtung abnorm stark wirkende ist, sondern sich so vertheilt, daß eine ganz unnütze Kraftverschwendung stattfindet, bei der dann doch Nichts geleistet, sondern jeder fremden Kraft abnorm viel nachgegeben wird. Bei Untersuchung der Beziehungen der Muskelthätigkeit zur Innervation gelangt übrigens unser Autor zu dem Schlusse, daß auch die erschlafften Muskeln, z. B. diejenigen des ruhig herabhängenden Armes, immer noch leicht innervirt und nie so schlaff sind, wie diejenigen der nicht todtenstarren Leiche oder des tief narkotisirten Lebenden, und daß, sobald ein Körpertheil bewegt werden soll, dies in der Weise stattfindet, daß in unendlich complicirter Weise durch Einflüsse, die vom Centralnervensystem vermittelt sind, in den einen Muskeln die Innervation etwas verstärkt, in den anderen etwas abgeschwächt und gleichsam zurückgezogen wird, bis die Bewegung vollendet ist. Von hohem Interesse ist ferner das, was der wissenschaftliche Mitarbeiter Rieger's, Dr. Hans Virchow, im Anschluß an die Untersuchungen des zuerst genannten Gelehrten bezüglich der im Schlafe stattfindenden Muskelbewegungen festgestellt hat. Indem derselbe nämlich sich eines Apparates (kymographion) bediente, vermittelst dessen die leisesten Bewegungen einer Extremität auf eine rotirende Trommel verzeichnet und somit selbstthätig in Curvenform registrirt werden, gelang es ihm, nachzuweisen, daß in der Kataplexie der Hypnose immer noch erhebliche Lageveränderungen der Extremitäten zu Stande kommen und daß im normalen Schlafe fortwährende, wenn auch nur wenig ausgiebige und unbewußte Bewegungen der Muskulatur stattfinden, welche es bewirken, daß der Schlafende ganz allmählich seine Lage verändert. Die besagten Bewegungen finden auch im wachenden Zustande in so unmerklicher Weise statt, daß das Individuum, welches dieselben vornimmt, sich von der Veränderung der Stellung, die sein Arm oder sein Bein innerhalb eines bestimmten Zeitraums ausgeführt hat, Rechenschaft abzulegen nicht im Stande ist und daß wir dieselben nicht erkennen könnten, wenn nicht der oben erwähnte Apparat uns hierfür einen unzweideutigen Beweis lieferte. — Die soeben erwähnte Thatsache ist auch deshalb von Interesse, weil sie in directer Beziehung zu dem „Tischrücken" steht — einem Phänomen, welches schon vielfach in die Fragen des Hypnotismus hineingezogen wurde. Indem nämlich die geschilderte Methode aufs Unzweifelhafteste feststellt, daß unsere Armmuskeln Bewegungen ausführen, wo wir das Glied in völliger Ruhe glauben, gibt sie einen experimentellen Beleg zu der seiner Zeit schon von A. von Humboldt ausgesprochenen Erklärung des Tischrückens darin bestehend, daß, während man glaubt, gezogen zu werden, man selbst schiebt.*)

*) Auf die Thatsache der unbewußten und unwillkürlichen Muskelbewegung dürfte wohl auch das „Gedankenlesen", welches in neuester Zeit durch Cumberland und seine Nachahmer in Aufnahme gekommen ist, zurückzuführen sein. Wenn schon unter gewöhnlichen Umständen Jedermann unbewußt eine Anzahl von schwachen Muskelbewegungen ausführt, so werden diese Bewegungen bei den in Rede stehenden Experimenten durch die energisch auf einen Gegenstand gerichtete Denkthätigkeit und die mit den Versuchen verbundene nervöse Aufregung noch erheblich gesteigert und somit zu bestimmten Indicien, durch welche der „Gedankenleser", der weder die Pulsbewegung der ihn führenden Person fühlt, noch eine besondere Gabe des Hellsehens besitzt, zu

Digitized by Google

Wenden wir uns von dieser kurzen Abschweifung noch einmal zurück zu den von Rieger über das Wesen des Hypnotismus angestellten Untersuchungen, so hätten wir die Bedeutung, welche das Studium der hypnotischen Erscheinungen für die gerichtliche Medicin besitzt, hier noch mit einigen Worten zu erörtern. Was diesen Punkt anlangt, so verursacht der §51 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches, demzufolge eine strafbare Handlung nicht vorhanden ist, „wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war" — dem ärztlichen Sachverständigen nicht selten dadurch Kopfzerbrechen, daß die Entscheidung der Frage, ob in einem gegebenen Falle eine freie Willensbestimmung möglich oder unmöglich war, häufig mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist. Es ist dies eben das allerheikelste Gebiet der Psychiatrie und speciell der gerichtlichen Psychologie und häufig auch für den besten Beobachter und scharfsinnigsten Psychologen geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, in einem vorliegenden Falle zu entscheiden, ob der behauptete Zwang ein unwiderstehlich pathologischer war oder nicht, ob die vornehme Dame, welche eine Reihe von Bijouteriewaaren zusammengestohlen hat und dies unter einem unwiderstehlichen krankhaften Zwang gethan haben will, ob der Brandstifter, der ohne nachweisbares Motiv ein Gebäude einäscherte und sich auf einen „pyromanischen Hang" beruft, für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden können. Gerade in dieser Beziehung ist aber das Studium des Hypnotismus insofern von Wichtigkeit, als dasselbe auf jenen von Irrenärzten und Psychologen als „Fascination" bezeichneten Geisteszustand — einen Zustand, in welchem der Mensch von Impulsen beherrscht wird, über die sein Willen keine Macht besitzt — interessante Schlaglichter wirft. Eben weil eine selbstständige Willensbestimmung ohne klares Bewußtsein ein Unding ist und weil die Beobachtung hypnotischer Erscheinungen keinen Zweifel darüber bestehen läßt, daß zahlreiche Individuen, ohne daß wir sie im forensischen Sinne zu den Geisteskranken rechnen dürfen, sich häufig in einer Geistesverfassung befinden, welche durch die falsche Auffassung der Sinneseindrücke, die unrichtige Beurtheilung der Außenwelt, gewisse Veränderungen der Gesichtszüge u. s. w. sich als ein der Hypnose nahe verwandter Zustand zu erkennen gibt und weil aus letzterem Umstande dann wieder der Schluß zu ziehen ist, daß von einem klaren Bewußtsein und einer freien Selbstbestimmung bei den betr. Individuen während jenes Zustandes nicht die Rede sein konnte — eben aus diesem Grunde verspricht eine genaue Erforschung des Hypnotismus und seiner Erscheinungen eine Leuchte zu entzünden; welche — ganz abgesehen von ihrer sonstigen Bedeutung für Psychologie und Psychiatrie — für die Entscheidung von Fragen, wie sie der oben citirte Gesetzparagraph verlangt, voraussichtlich von größter Bedeutung sein wird. Auch erheischt die Thatsache, daß außer jenen dem Hypnotismus nahe verwandten Zuständen, in denen als Folge lebhafter Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen und der gleichzeitigen Erregung der Einbildungskraft verbrecherische Handlungen ohne Wissen und Willen des Betreffenden zu Stande kommen, während der letzten Jahre die an hypnotisirten Frauenzimmern begangenen sexuellen Verbrechen nicht allzu selten einen Gegenstand gerichtlicher Verhandlungen gebildet haben, daß der Arzt, dessen Gutachten in solchen Fragen regelmäßig ausschlaggebend ist, mit den Erscheinungen des Hypnotismus völlig vertraut sei und daß ein Einblick in das Wesen dieser Zustände dem Richter nicht völlig abgehe.*)

Was endlich die letzte der von uns zu erörternden Fragen: die Verwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken anlangt, so hat bereits Braid darauf hingewiesen, daß wir in der künstlichen Erzeugung des hypnotischen Zustandes ein Mittel besitzen, um Nervenerregung, Herzthätigkeit und Blutumlauf zu steigern oder herabzusetzen, um in der capillaren Circulation (Blutvertheilung in den feinsten Gefäßen) schnelle und wichtige Veränderungen herbeizuführen, die Secretionen und Excretionen des Körpers zu ändern und auf diese Weise Krankheitszustände, bei denen die gewöhnliche Behandlung keine Erfolge erzielt, zu beseitigen oder wenigstens zu lindern. Nach Rieger unterliegt es keinem Zweifel, daß der Hypnotismus insbesondere für die Behandlung der Geisteskrankheiten vielversprechende Aussichten bietet, indem es in vielen Fällen möglich sein dürfte, einen mit schweren Leiden (Beängstigungen, maniakalischen Anfällen u. dergl.) verbundenen Zustand, dadurch daß man den Kranken der Wirklichkeit entrückt, zu erleichtern. Hierbei müßte freilich die Frage, ob in einem gegebenen Falle die Hypnotisirung angewendet werden soll, auf's Sorgfältigste erwogen und dürfte nicht vergessen werden, daß die häufige Wiederholung dieser Procedur an und für sich Störungen der normalen Geistesverfassung hervorrufen kann. Nach Berger würde die künstliche Erzeugung des Hypnotismus bei Farbenblindheit, Schlaflosigkeit, hysterischen Krämpfen und psychischen Aufregungen mit Vortheil Verwendung finden.

dem Gegenstand, auf den die Gedanken des Führenden gerichtet sind, geleitet wird. Auch ist es nach dem Gesagten leicht verständlich, daß bei lebhaften oder nervös erregten Individuen, bei denen eben die besagten Muskelbewegungen besonders deutlich hervortreten, das Gedankenlesen in der Regel sofort gelingt, während bei anderen erst eine gewisse Ermüdung des Armes eintreten muß, um die in Rede stehenden Muskelbewegungen kenntlich zu machen.

*) Unter Umständen dürfte auch die Hervorrufung des hypnotischen Zustandes in Criminalfällen als Hülfsmittel für die Untersuchung in Frage kommen, wie der folgende Fall beweist. In einer zu Verona verhandelten Strafsache lag gegen einen Arzt der Verdacht vor, an einem Mädchen, welches er zum Zwecke eines Heilverfahrens in den hypnotischen Schlaf versetzt hatte, das Verbrechen der Nothzucht begangen zu haben. In diesem Falle wurde, da das Mädchen in wachem Zustande sich an das, was während der Hypnose vorgefallen war, nicht mehr erinnerte, von dem Staatsanwalt der Antrag gestellt, dieselbe unter der Voraussetzung ihrer Einwilligung — welche allerdings in diesem Falle nicht gegeben wurde — durch Sachverständige wieder in den „magnetischen Schlaf" zu versetzen, um auf diese Weise eine Erinnerung an die bei der zuerst erwähnten Veranlassung stattgehabten Vorgänge wieder zu erwecken und dadurch event. in den Besitz einer Information zur Auffindung sonst zulässiger Beweise zu gelangen. Vergl. hierüber: Goldtammer's Archiv für preußisches Strafrecht Bd. XI. S. 608.

Literatur und Kunst.

Polychrome Plastik und moderne Panoramen.

Von Max Schasler.

Daß die Mode sich, trotz der fortschreitenden culturellen Entwickelung der Nationen, ja sogar in Widerspruch damit, bei Gestaltung ihrer wechselnden Formen weniger durch ein künstlerisches Schönheitsgesetz als durch die Laune des Zufalls oder die Caprice irgend einer maßgebenden Persönlichkeit hat von jeher bestimmen lassen, ist eine alte Erfahrung; daß aber umgekehrt die Kunst, statt ihren bildenden Einfluß auf den Modegeschmack zur Geltung zu bringen, sich dem letzteren zu unterwerfen keinen Anstand nimmt, ist eine Erfahrung, die zu machen der neuesten Zeit vorbehalten blieb. Zwar hat es zu allen Zeiten, auch in der Entwicklung der Künste, gewisse Strömungen und Sonderrichtungen gegeben; aber ihre Quelle lag stets in dem besonderen Charakter der allgemeinen Culturentwickelung der betreffenden Zeit, und deshalb standen sie mit den socialen, politischen und religiösen Anschauungen der Nationen

Digitized by Google

im innigsten Zusammenhange und in steter Wechselwirkung. So war im alten Orientalismus die Architektur Hauptkunst, weil die altorientalische Grundanschauung so wesentlich architektonischer Natur war, daß auch die übrigen Künste in ihrer Formgestaltung dadurch bestimmt wurden; aus demselben Grunde war im Hellenismus die Plastik, im Christianismus die Malerei Hauptkunst. Selbst innerhalb jeder dieser großen Hauptepochen zeigen sich solche Sonderrichtungen; in der nachantiken Malerei z. B. darin, daß sie Anfangs nur religiöse oder richtiger kirchliche Kunst war, bis in der Renaissance, durch die Befreiung der künstlerischen Anschauung von dem Zwange des kirchlichen Dogmas, allmälig die Historienmalerei, sodann die Landschaft, das Genre und die Stilllebenmalerei sich entwickelten. Aber alle diese Sonderrichtungen hatten mit dem Zufall der Modelaune nichts zu thun, sondern beruhten auf einer inneren historischen Nothwendigkeit.

Heutzutage ist dies wesentlich anders geworden. Man kann sich der Reflexion nicht erwehren, daß sich die Künste — es ist hier zunächst nur von den sogenannten „bildenden" die Rede — in gewisser Hinsicht überlebt haben; überlebt insofern, als zwar immer gebaut, gebildhauert und gemalt werden wird, ohne daß indeß diese Kunstthätigkeiten mit der sonstigen culturellen Entwicklung der Gegenwart in ähnlichem inneren organischen Zusammenhange stehen, wie dies in früheren Zeiten der Fall war. Die heutige Kunst lebt von der Vergangenheit. In der Architektur z. B. hat die neuere Zeit nur darum zwei neue Stilformen, nämlich die Eisen- und Glasconstruction für Eisenbahnhallen und Ausstellungspaläste, schaffen können, weil es früher weder Eisenbahnen noch Ausstellungen gab; alle übrigen Formen müssen, sei es rein oder gemischt, der Vergangenheit entlehnt werden, d. h. es wird entweder im antiken oder im gothischen, im Renaissance- oder im Zopfstil u. s. f. gebaut, wenn man nicht einem stillosen, aber gefälligen Eklekticismus den Vorzug gibt. Daß die Plastik nicht über die antike Schönheitsform hinausgehen kann, ohne in genremäßigen Naturalismus zu verfallen, der nichts Anderes bedeutet als Trivialisirung, d. h. die Vernichtung des plastischen Ideals, bedarf keines besonderen Nachweises. Dasselbe gilt auch von der Malerei; ihre Motivgebiete sind längst durchlaufen: so ist sie auf den Cultus der Technik beschränkt, und hierin leistet sie unzweifelhaft Bedeutendes. Ersetzt aber dieser Fortschritt im Technischen den Mangel an ideellem Gehalt, an innerer Wahrheit und objectiver Nothwendigkeit?

Es ist daher erklärlich, wenn die Kunst, in der unbewußten Erkenntniß der Unmöglichkeit, originale, noch nicht erschöpfte Motivsphären zu entdecken, nach Allem greift, was durch den Reiz des Ungewöhnlichen und Neuen das erschlaffende Interesse des Publicums wiederzubeleben verspricht; hiemit aber unterwirft sie sich demselben Kriterium, welches auch die Modelaune bedingt: nicht die innere Wahrheit und einfache Schönheit, sondern das Auffallende, Ueberraschende, noch nicht Dagewesene, mit anderen Worten der Effect ist das Gesetz, dem sie beide gehorchen. Daß bei dieser Tendenz auf die äußerliche Wirkung es ohne die gröbsten Mißgriffe in der Wahl der Motive, sowie in der Behandlung der Darstellungsmittel nicht abgehen kann, liegt auf der Hand. Einen der auffallendsten Beläge hiefür bietet die mehr und mehr sich geltend machende Neigung, die Darstellungsmittel verschiedener Künste zu einer angeblich höheren Gesammtwirkung zu verbinden. Selbstverständlich sind hiemit nicht jene Verbindungen gemeint, in denen die eine Kunst, als herrschende, sich einer andern zu ornamentalen Zwecken bedient, z. B. wenn die Wände eines Bauwerks mit Wandgemälden geschmückt oder wenn eine Denkmalsstatue auf ein architektonisch gegliedertes Piedestal gestellt wird, oder eine Colossalbüste außerdem durch architektonische Umrahmung einen ästhetisch wohlthuenden Abschluß erhält, sondern es ist jene unkünstlerische Verbindung gleichwerthiger, aber differenter Darstellungsmittel gemeint, wodurch nach der Ansicht Richard Wagner's die Künste „aus ihrer egoistischen Vereinzelung" erlöst werden sollen. Zu diesen ästhetischen Verirrungen gehört in erster Linie die seit einigen Jahren im Zunehmen begriffene Tendenz, Plastik und Malerei in der Art mit einander zu verbinden, daß dadurch eine der Naturillusion sich nähernde Wirkung erzielt wird; sei es, daß ein großes Gemälde, wie in den modernen Panoramen, mit einem plastischen Vordergrund ausgestattet oder daß umgekehrt ein plastisches Werk, etwa eine Statue oder Büste, ähnlich wie die Schaustücke der Panoptiken, in Naturfarben gemalt erscheint.

Von einer verständnißlosen Kritik, die leider auch unter den Künstlern mehr und mehr Anhänger gewinnt, wird diese Tendenz als „ein Streben nach gesundem Realismus" bezeichnet; vom ästhetischen Gesichtspunkt dagegen — und dieser ist doch wohl überall, wo es sich um echt künstlerische Wirkung handelt, der allein maßgebende — ist sie als ein Streben nach durchaus ungesundem Materialismus, nach prosaischer Trivialisirung, nach Herabziehung der Kunstwirkung in die Sphäre der gemeinen Wirklichkeit zu kennzeichnen. Denn die Kunst bietet entweder viel mehr als die Natur, oder sie bietet viel weniger; letzteres stets, wenn sie als ihr höchstes Ziel die Erreichung einer möglichst sinnfälligen Naturillusion betrachtet. Dies etwas näher zu motiviren dürfte, jener trivialisirenden Tendenz gegenüber, um so nothwendiger sein, als neuerdings selbst Männer von Fach, beispielsweise der Director der königlich sächsischen Antiken- und Abgußsammlungen zu Dresden, Prof. Dr. Georg Treu, in öffentlichen Vorträgen für die polychrome Plastik, d. h. für die Bemalung der Statuen in Naturfarben, eingetreten sind.*)

Welche von den beiden Verbindungen der Malerei mit der Plastik — abgesehen von der mehr oder weniger großen technischen Meisterschaft in der Durchführung der betreffenden Werke, welche bei dieser Frage gar nicht in Betracht kommt —, ob die mit einem plastischen Vordergrund ausgeschmückten Gemälde oder aber die in Naturfarben ausgeführten Statuen, den geringeren ästhetischen Werth besitzen, könnte fraglich sein, wenn die beiden Künste als solche eine gleich concrete Bedeutung hätten, was, wie leicht zu zeigen, keineswegs der Fall ist. Denn obgleich die Sculptur von einem oberflächlichen Gesichtspunkt aus für concreter gehalten werden könnte, weil sie die Darstellung der vollen Körperlichkeit vor der Malerei voraus hat, so beruht diese Ansicht doch schon deshalb auf einem Grundirrthum, weil das plastische Werk nicht für den Tastsinn, sondern, ebenso wie das Gemälde, für das Auge da ist. Für das Auge aber existiren zunächst nur Farben- und, erst dann als Consequenz davon, d. h. durch Abstraction von der Farbigkeit im specifischen Sinne, Formenunterschiede. Daher ist die Malerei die concretere Kunst und als solche auf die Darstellung von Ideen, die der realen oder wenigstens (wie in der religiösen Malerei) als real vorgestellten Welt angehören, angewiesen, während gegentheils die Plastik, eben ihrer Farblosigkeit wegen, in viel höherem Grade geeignet ist zur Darstellung oder richtiger Versinnbildlichung von abstracten, d. h. aus der Sphäre des zeitlichen Werdens losgelösten Idealvorstellungen. Einen augenfälligen Belag für die abstractere Bedeutung der Plastik liefert das ihr und der Malerei gemeinsame Gebiet der Portraitdarstellung hinsichtlich ihrer verschiedenen Behandlung. Gegenüber den für die Wiedergabe der realen Erscheinung des Originals höchst wirksamen Darstellungsmitteln, welche der Malerei im Colorit, namentlich im Incarnat, sowie in der Wiedergabe des Ausdrucks, des Glanzes und der Richtung des Blicks — um nur diese Momente zu erwähnen — zu Gebote stehen, ist die Plastik lediglich auf die Wiedergabe der charakteristischen Form beschränkt und gerade dadurch nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zu einer mehr abstracten oder, um den Ausdruck zu brauchen, monumentalen Auffassung des Originals. Man stelle sich nur umgekehrt ein im Stil der Monumentalbüste gemaltes Bildniß, etwa mit abgeschnittenen Schultern auf einen Sockel gestellt, dar und man wird über den tiefen, in der Natur der beiden Künste selbst begründeten Unterschied

*) Der Vortrag des Herrn Treu, welchen derselbe in Dresden und in Leipzig gehalten hat, erschien gedruckt unter dem Titel: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" — eine Frage, die er dahin beantwortet, daß er die ganze Zukunft und die höhere Entwickelung der modernen Plastik davon abhängig macht, daß die Bildhauer sich dazu entschließen, ihre Werke in Naturfarben zu bemalen!

Digitized by Google

zwischen ihnen nicht zweifelhaft sein. Hierin liegt auch der Grund, warum die Plastik, wenn sie sich zu weit in das realistische Darstellungsgebiet verirrt, ebensosehr mit ihrem wahren Wesen in Widerspruch geräth, wie umgekehrt die Malerei, wenn sie sich auf die Darstellung allzu abstracter Vorstellungen, wie beispielsweise in der allegorischen Malerei, einläßt. Das niedere Genre, das Stillleben, das Fruchtstück u. s. w., Gebiete, welche für die Malerei die dankbarsten Motive darbieten, sind daher der Plastik entweder überhaupt versagt, oder aber letztere verfällt, wenn sie sich derselben bemächtigt, in eine Sphäre der allertrivialsten Naturwirklichkeit, wo von Kunstschönheit im höheren Sinne des Worts überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Nach diesen principiellen und daher nothwendigen Vorbemerkungen wollen wir nun, unter Heranziehung einiger Beispiele, die beiden Arten der Verbindungen der Malerei mit der Plastik etwas näher ins Auge fassen, wobei sich denn auch ergeben wird, welche von ihnen als die ästhetisch verwerflichste zu betrachten ist.

Was zunächst die modernen Panoramen, d. h. die Verbindung eines Gemäldes mit plastisch behandeltem Vor- bezw. Mittelgrund, betrifft, welche seit dem französischen Kriege, namentlich zur möglichst „naturwahren" Darstellung berühmter Schlachten, in Aufnahme gekommen sind, so bestehen dieselben wesentlich in einem colossalen, auf einen entfernten Standpunkt berechneten Hintergrundgemälde, an welches sich nach dem Vordergrunde zu ein nicht ganz horizontales, nämlich nach vorn sich neigendes zweites Terraingemälde anschließt, auf welchem körperliche Gegenstände, wie künstliche Felsen, Beutestücke (Tornister, Waffen u. dergl.), zerschossene Lafetten, Protzkasten, Pferdecadaver (natürlich ausgestopft), ja wohl gar mit Uniformstücken bekleidete Puppen u. s. f. angebracht sind, lediglich zu dem Zweck, einen möglichst starken Eindruck von Naturwirklichkeit hervorzubringen. Wäre es möglich, die ganze Scenerie, d. h. die im Mittelgrunde kämpfenden Soldaten, durch irgend einen Mechanismus in wirkliche Bewegung zu versetzen, wirklichen Pulverdampf aufsteigen und wirklichen Kanonendonner hören zu lassen, dann wäre zwar die beabsichtigte Illusionswirkung in noch höherem Grade erreicht, zugleich aber dürfte dann das Ganze auch dem blödesten Auge als Das erscheinen, was es auch ohne solchen Bewegungsapparat, nur unvollkommener ist: als eine ins Große getriebene Spielerei. — Daß man übrigens heutzutage auf einen solchen Bewegungsapparat nicht immer verzichtet, dafür lieferte eine vor einiger Zeit in Wien eröffnete und von dortigen Blättern höchlichst bewunderte Ausstellung, welche in ziemlich großem Maßstabe die „blaue Grotte auf Capri" in „plastisch-malerischer Darstellung" zur Anschauung brachte, einen merkwürdigen Belag. Dieselbe war von den Decorationsmalern Burghardt und Brioschi ausgeführt und zeigte unter Anderem eine in Naturfarben gemalte horizontale Leinwandfläche als blaues Wasser, worauf im Vordergrunde ein wirklicher Kahn in natürlicher Größe lag, mit einer als Schiffer gekleideten Figur darin, die durch einen künstlichen Mechanismus das Ruder bewegte, wodurch die gemalte Wasserfläche selbst sich in Bewegung setzte, um den Schein der Wellenströmung zu erzeugen! — Uebrigens sind solche plastisch-vervollkommneten (?) Malereien keineswegs eine neue Erfindung. Im Artushofe zu Danzig befindet (oder befand sich wenigstens in den 50er Jahren) ein großes Jagdgemälde, welches eine von einem polnischen König oder pommerschen Herzog angestellte Hirschhetze in lebensgroßen Figuren darstellte, worauf der von dem hohen Herrn erlegte Hirsch, ein großer Achtzehnender, porträtirt war. Diesem gemalten Hirschporträt war, um das Ganze recht „naturwahr" zu machen, das colossale Geweih des erlegten Wildes aufgesetzt, daß nun aus dem Gemälde in seltsamer Plastik herausragte. Der naiven Anschauung früherer Zeit mag man derartige Barbarismen zu Gute halten; wenn aber in unserer, bekanntlich auch nach der ästhetischen Seite hin, so hochgebildeten Gegenwart Aehnliches nicht nur fabricirt, sondern auch als Kunstwerk bewundert wird, und man bedenkt, daß sich Künstler von unzweifelhaftem Talent zu solcher Fabrication hergeben, dann möchte man wirklich an dem nothwendigen Fortschritt in der modernen Culturentwickelung verzweifeln.

Hinsichtlich der zweiten Art einer Verbindung der Malerei mit der Sculptur, welche mit dem vieldeutigen Ausdruck „polychrome Plastik" bezeichnet zu werden pflegt, ist zunächst darauf hinzuweisen, daß auch diese Frage keineswegs erst in der Gegenwart aufgeworfen ist, nur mit dem Unterschiede, daß man sie früher wesentlich historisch behandelte, d. h. das Vorkommen von Malerei an antiken Werken der Plastik und namentlich der Architektur nachzuweisen, aber höchstens die ästhetische Berechtigung derselben für jene Zeit zu begründen versuchte. Dahin gehört als eine der frühesten und vorurtheilsfreiesten Schriften die in dem Danziger Gymnasialprogramm von 1826 abgedruckte Abhandlung „Ueber Farbenanstrich und Farbigkeit plastischer Bildwerke bei den Alten" von Prof. Schöler; ferner gehören dahin die Schriften Semper's, namentlich die „über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" vom Jahre 1834, besonders aber Kugler's epochemachende Abhandlung „Ueber die Polychromie der Architektur und Sculptur" (1835), worin zum ersten Male vom rein ästhetischen Standpunkt aus die unbedingte Berechtigung der polychromen Plastik mit zwingenden Gründen bestritten wurde. Mit Recht wies der Begründer der modernen Kunstgeschichte — dies Wort in seiner höheren, philosophischen Bedeutung gefaßt — darauf hin, daß die absolute Bedeutung der antiken Kunst nicht in dem einseitigen Sinne verstanden werden dürfe, als ob nun Alles, was die Antike geschaffen, jedes Detail der technischen Behandlung u. s. f., bloß deshalb, weil es „antik" sei, als Muster und unbedingtes Vorbild für die späteren Kunstbestrebungen und insbesondere für die Gegenwart zu gelten habe, indem er zeigte, daß Vieles, ja vielleicht der größte Theil der antiken Plastik durch die anderweitigen culturellen, besonders religiösen, Anschauungen, aus denen es hervorgegangen, bedingt und dadurch allerdings als berechtigt, aber nur relativ, nicht aber absolut berechtigt zu betrachten sei.

In der That ist die Frage der polychromen Plastik eine wesentlich, ja ausschließlich ästhetische, sobald es sich um eine Entscheidung darüber handelt, ob, gleichviel in welchem Umfang, die Mitwirkung von Färbung bei der Plastik als ein Fortschritt in der Kunstentwickelung zu betrachten und deshalb den Bildhauern der Gegenwart zu empfehlen sei, wie der obenerwähnte Verfasser der Broschüre: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" zu thun keinen Anstand nimmt. Ehe wir die Frage von jenem allein maßgebenden Standpunkt aus betrachten, haben wir noch zwei kurze Vorbemerkungen zu machen, welche einerseits die technische, andererseits die historische Seite derselben betreffen.

In ersterer Hinsicht ist darauf hinzuweisen, daß der Ausdruck „polychrome Plastik", wie schon oben bemerkt, ein sehr vieldeutiger ist, insofern einestheils zwischen der lediglich ornamentalen Hinzuthat von zwei einfachen Farben, z. B. bei Gewandsäumen u. dergl. bis zu der völligen Bemalung in Naturfarben, selbst im Incarnat, in der Farbe des Haars, der Augen u. s. f. bei Porträtstatuen und Büsten, eine lange Reihe von Zwischenstufen existiren, die ästhetisch von sehr verschiedenem Werth sind, während anderntheils auch ein Unterschied zu machen ist zwischen wirklicher Färbung, d. h. Anpinselung mit Pigmenten, und der Verwerthung der Naturfarbe verschiedener Materialien. Letzterer Unterschied fällt indeß nur dann ins Gewicht, wenn durch die erstere Manier die Textur des natürlichen Materials, z. B. die Transparenz des Marmors, verändert oder verdeckt erscheint. Im Uebrigen ist es gleichgiltig, ob die Naturfärbung durch Anmalung, Imprägnirung u. s. f. oder durch absichtliche Auswahl und Zusammensetzung solcher Materialien, deren natürliche Farben die Naturfarbe des darzustellenden Gegenstandes copiren, erreicht wird. Ein interessantes Beispiel letzterer Manier befand sich auf der Berliner Kunstausstellung von 1870, nämlich eine lebensgroße „Othellobüste" vom Italiener Calvi, welche das Entzücken des großen Publicums erregte. Man denke sich ein Mohrengesicht von schwarzer Bronce, welches aus einem den Kopf umhüllenden Burnus von weißem Marmor herausstarrt; aus den Falten des Burnus hervorragend einen

Digitized by Google

Arm in grün broncirtem gestickten Jackenärmel, aus welchem wieder eine schwarze Hand sich hervorstreckt, die ein sehr sauber gesticktes Taschentuch (der Desdemona) von weißem Marmor hält. Um das Fratzenhafte dieses Naturalismus bis zum Eindruck des Gespenstigen zu treiben, stierte dieser Othello auf das Taschentuch mit Augen, deren Iris schwarz inmitten des weißen Augapfels mit erhabenstehendem und blankpolirtem Lichtpunkt erschien! — Hier war also nichts angemalt, sondern die sämmtlichen Materialien, aus denen dies, übrigens formal bedeutende, Kunststück der plastischen Polychromie zusammengesetzt war, wirkten durch ihre natürliche Farbe — und dennoch: ein kleiner Schritt weiter und wir stehen vor dem Panopticon mit seiner gespenstigen Naturwahrheit.

Was die historische Seite der Frage betrifft, so ist, abgesehen von dem principiellen Protest gegen das Ansinnen, die Polychromie auf die heutige Plastik in Anwendung zu bringen, weil angeblich die alten Griechen ihre Statuen bemalt haben, vor Allem zu constatiren, daß gerade die Geschichte der hellenischen Plastik den Beweis liefert, daß die Neigung nach äußerer Pracht und bunter Mannigfaltigkeit — eine Neigung, die übrigens, als eine Reminiscenz des Orients, sich weniger im eigentlichen Hellas als in Kleinasien geltend machte — und, im Zusammenhange damit, die Bemalung von Werken der Plastik um so mehr in Abnahme kam, je reiner sich die hellenische Kunstanschauung im Laufe der Zeit entwickelte. Selbst der für die plastische Polychromie fanatisch begeisterte Verfasser der oben citirten Schrift ist genöthigt, einzugestehen, daß „in der Blüthezeit der griechischen Kunst sich die plastische Farbengebung zu lichter Gesammtwirkung und zartester Harmonie mildert", ja daß „gegen Ende der Entwickelung der Gebrauch der Farbe innerhalb der Plastik eher ab- als zunimmt". Wie Herr Treu trotzdem in der naturwahren Bemalung der Statuen einen zu erstrebenden Fortschritt der modernen Sculptur zu erblicken vermag, da gerade die Geschichte der hellenischen Plastik das Gegentheil beweist, ist völlig unerfindlich. Uebrigens ist die polychrome Plastik der Hellenen in der Blüthezeit der griechischen Kunst (abgesehen natürlich von denjenigen Werken, welche, wie die colossalen chryselephantinen Götterbilder des Phidias auf der Akropolis in Athen und in Olympia, speciellen Cultuszwecken dienten) überhaupt sehr problematischer Natur. Denn selbst die spärlichen Reste von Bemalung an antiken Statuen finden sich entweder nur an solchen Arbeiten, die zur Ornamentirung von Bauwerken dienten, also wesentlich decorativer Art waren, oder beschränkten sich fast immer nur auf Aeußerlichkeiten, wie Gewandsäume und dergl.; gewiß ist, daß keine einzige, als selbstständiges Kunstwerk zu betrachtende Statue oder Büste aus der eigentlichen Blüthezeit der Antike nachzuweisen ist, die in Naturfarben angemalt gewesen wäre. Was aber die Colossalgestalten aus Gold und Elfenbein betrifft, so können diese ebensowenig als Belag für die classische Bedeutung der antiken Polychromie Geltung beanspruchen, wie die bemalten und mit Perlen, goldenen Kronen u. s. f. geschmückten Standbilder des mittelalterlichen Madonnencultus eine Norm für die Behandlung der modernen Sculptur abgeben dürfen.

Betrachten wir nunmehr die Frage von dem, wenigstens für die moderne Plastik, allein maßgebenden ästhetischen Gesichtspunkt; maßgebend selbst dann, wenn die antiken Bildhauer — was, wie gesagt, keineswegs der Fall — wirklich ihre als selbstständige Kunstwerke behandelten Statuen und Büsten bemalt hätten. Denn man mag die Antike hinsichtlich der rein formalen Schönheit ihrer Bildwerke noch so hoch stellen und noch so sehr bewundern, in einem Punkte wird sie doch von der späteren Kunstentwickelung übertroffen, nämlich in der Empfindung für die Innigkeit und Seelenhaftigkeit des Ausdrucks, welche selbst den formal unschönsten Christus-, Madonnen- und Märtyrerdarstellungen des Mittelalters, geschweige denn den Meisterwerken der Renaissance einen so hohen, rein geistigen Reiz verleiht. Sieht sich doch einer der gewiegtesten Kenner und Bewunderer der Antike, Anselm Feuerbach, in seiner gediegenen Schrift „Ueber den vaticanischen Apollo" zu dem Eingeständniß genöthigt, daß die griechischen Göttergestalten den Eindruck der „Blutleere und Seelenlosigkeit" hervorbringen.

Die Beantwortung der Frage nach der ästhetischen Berechtigung der polychromen Plastik hat nun aber nothwendig auf den fundamentalen Unterschied zwischen Plastik und Malerei überhaupt, d. h. auf den Unterschied der Elemente der plastischen von denen der malerischen Wirkung zurückzugreifen, um zu einem unzweifelhaften Resultat zu gelangen. Geschieht dies nicht, so hat alles Discutiren darüber lediglich den Werth schönrednerischer Phrasenmacherei, die zu keiner Entscheidung führt, weil Alles dem subjectiven Belieben oder, wie man zu sagen pflegt, dem „Geschmack" anheimgegeben wird.

Es wurde bereits bei den Bemerkungen über die plastisch behandelten Panoramen darauf hingewiesen, daß die specifisch künstlerische Wirkung der beiden Künste in dem Gegensatz von Form und Farbe besteht, und daß dieser Gegensatz die abstractere, d. h. ästhetisch gefaßt: idealere Bedeutung der Plastik gegenüber der Malerei begründet. In der That ist die letztere als reine (unplastische) Flächendarstellung, indem sie durch die Farbendifferenzen (Licht- und Schattenwirkungen) nur den künstlerischen Schein der Form erzeugt, während sie das, was das Auge allein als wirklich von der Außenwelt empfängt, nämlich die Farbe, ebenfalls als wirklich wiedergibt, darum in höherem Grade als die Plastik geeignet zur Darstellung der Erscheinungen des realen Lebens, während umgekehrt die Plastik, indem sie von diesem in der Farbenwirkung sich concentrirenden Schein realen Lebens abstrahirt, nur dann ihren idealen Charakter zu conserviren vermag, wenn sie nicht durch Hinzuthat von Färbung, und sei diese noch so leichter Art, verunreinigt und ins Triviale herabgezogen wird; und zwar geschieht letzteres in demselben Grade, in welchem eine naturalistische Wirkung erreicht wird. Aber während die oben betrachtete Verbindung von Malerei und Plastik, wie sie in den Panoramen erzielt wird, nur als eine mehr oder weniger großartige Spielerei bezeichnet wurde, steht hier, bei der polychromen Plastik, die Sache viel schlimmer, weil die Hinzuthat von Farbe zur wirklichen Form, wenigstens wenn sie bis zum Extrem der Bemalung in Naturfarben fortgeht, nothwendig den Eindruck des Gespenstigen hervorrufen muß; und zwar gründet sich dieser Eindruck auf den Widerspruch zwischen der beabsichtigten Wirkung natürlicher Lebendigkeit mit der thatsächlichen Unlebendigkeit. Wenn schon der Anblick einer Leiche immer etwas Unheimliches hat, das nur durch die Todtenfarbe und die geschlossenen Augen zu ehrfurchtgebietendem Ernst gemildert wird, so steigert sich diese Unheimlichkeit nothwendig bis zum Grausigen, wo diese Milderungselemente fehlen, d. h. wenn ein an sich todtes Scheinleben uns mit der starren Maske realer Lebendigkeit anstiert. Wenn daher die Verfechter der polychromen Plastik, wie beispielweise Herr Treu, auf die in Naturfarben bemalten und glasirten Porträtbüsten in gebranntem Thon der „schönsinnigen" della Robbia's als nachahmungswerthe Beispiele hinweisen, so ist dagegen zu sagen, daß kein Mensch von unbefangener Empfindung, geschweige denn von ästhetischer Bildung, so hoch er jene Werke hinsichtlich ihrer technischen Meisterschaft, namentlich für jene Zeit, stellen mag, die Behauptung wagen kann, daß jene Büsten einen anderen als einen widerlich naturwahren, d. h. eben gespenstigen Eindruck machen. Denn wenn es überhaupt ein ästhetisches Gesetz von unbedingter Geltungskraft gibt, so ist es dies, daß das echte Kunstwerk niemals statt des reinen künstlerischen Scheins die Wirkung einer materiellen Naturillusion erstreben darf, weil hiermit der künstlerische Standpunkt überhaupt verlassen wird, um an dessen Stelle, wie es durch die in Naturfarben gemalten Wachs- und Thonbüsten geschieht, die platte Nachahmung des gemeinen Lebens, aber ohne dessen organische Naturlebendigkeit, zu setzen. Jene sophistische Phrase, das Streben nach Polychromie in der Plastik stamme aus dem „berechtigten Bedürfniß, dem kalten Marmor durch Hinzuthat naturwahrer Färbung ein mehr sinnliches Leben und größere Naturwahrheit zu verleihen", beweist daher nichts als den Mangel an wahrer Empfindung für Das, was der Plastik ihren eigent-

Digitized by Google

lichen Charakter verleiht, nämlich die Idealität der reinen, d. h. farblosen Form.

Selbst der ethische Gesichtspunkt, der übrigens hier nothwendig mit dem ästhetischen zusammenfällt, liefert für jeden Unbefangenen unabweisbare Beläge für unsere Ansicht durch die wesentlich verschiedene Stellung, welche die beiden Künste gegenüber der Darstellung des Nackten einnehmen. Die Plastik hat nur darum ein größeres Anrecht auf die Darstellung des schönen nackten Menschenkörpers, weil und insofern die reine Form unsinnlicherer, d. h. eben idealerer Natur ist als die Farbe. Wollte man daher das Colorit, welches der Malerei für die Flächendarstellung des Nackten bis zu einem gewissen Grade, nämlich wenn es sich nicht um Idealgestalten, wie die antiken Götter und Göttinnen, sondern um Erscheinungen des wirklichen Lebens handelt, zusteht, auf die plastische Gestaltung übertragen, d. h. die plastischen Idealgestalten, z. B. eine Venus oder einen Apollo, in Naturfarben bemalen, so würde dadurch nothwendig ein nicht bloß ästhetisch, sondern auch ethisch durchaus widerwärtiger Eindruck hervorgerufen werden; ein Eindruck, welcher der reinen, d. h. farblosen Plastik völlig fremd ist; abermals ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die reine Form viel unsinnlicher und daher auch die Sinnlichkeit weniger reizender ist als die Farbe. — Welche Thorheit, ja ästhetische Barbarei liegt daher in der Forderung, daß die modernen Bildhauer, um angeblich ihren Werken eine „größere Naturwahrheit" (als ob diese das Höchste in der Kunst wäre!) zu verleihen, ihre Statuen und Büsten in Naturfarben bemalen, d. h. der edlen Kunst der Plastik gerade Das rauben sollen, wodurch sie allein in höherem Sinne des Worts „Kunst" wird, nämlich die Idealität der reinen Formgestaltung.

Man könnte nun vielleicht, ohne bis zu jenem Extrem der naturwahren Bemalung fortzugehen, mit einem Anschein von Berechtigung behaupten, daß die nicht abzuleugnende Kälte des weißen Marmors — aber diese entspricht gerade der abstracten Idealität der reinen Form — in Etwas gemildert werden dürfte durch Imprägnirung mit einem leicht gelblichen oder rosigen Ton, ja daß man sogar, ohne dem Eindruck der Idealität wesentlichen Abbruch zu thun, für die verschiedenen Theile einer Statue einen leichten Unterschied in der Tönung, z. B. für die bekleideten Theile, auch für die Haare u. s. f. einen etwas tieferen Ton als für die nackten Theile in Anwendung bringen könnte. Der erstere Modus kommt hier, wo es sich um Polychromie, d. h. um Mehrfarbigkeit, handelt, eigentlich nicht in Frage; gleichwohl ist zu sagen, daß immerhin diejenige Färbung, welche der Farblosigkeit am nächsten kommt, wie beim weißen transparenten Marmor, das würdigere, weil der Idealität der Plastik entsprechendste Darstellungsmittel ist: schon die undurchsichtige Milchweiße des Gyps steht weit hinter dem reinen weißen oder eigentlich (seiner Transparenz wegen) farblosen Marmor zurück; ebenso Thon, Bronce, Holz u. s. f. Was aber den zweiten Modus, nämlich die vom Naturcolorit abstrahirende Mehrtönigkeit, betrifft, so ist dieselbe zwar nicht in demselben Maße verwerflich wie die Bemalung in Naturfarben, immerhin aber entzieht sie der reinen plastischen Wirkung um so mehr an Kraft und Schönheit, als einerseits die Tönungen selbst an Farbigkeit überhaupt, andererseits die Unterschiede zwischen ihnen an Wirkungskraft gewinnen.

In Summa: Malerei und Plastik dürfen sich, insofern sie überhaupt auf eine ihrem wahren Wesen, dort farbige Flächendarstellung, hier farblose Formgestaltung, entsprechende reine Kunstwirkung Anspruch erheben, unter keinen Umständen mit einander zu dem Zweck verbinden, durch solche Verbindung eine größere Naturwahrheit zu erzielen, weil die Elemente, wodurch sie den künstlerischen Schein — und in diesem Schein beruht eben ihre Wahrheit — bewirken, völlig entgegengesetzter Natur sind. Geschieht es dennoch, so sinkt die Malerei, wie bemerkt, auf das Niveau der Spielwaare, die Plastik auf das der Wachsfigurencabinete und Atrappenfabrication herab.

Machiavelli als Komödiendichter.

Von Georg Ellinger.

Durch den dritten Band des neuesten Werkes über Machiavelli von Pasquale Villari ist die Aufmerksamkeit auf Machiavelli's dichterische Thätigkeit wieder lebhaft gelenkt worden. In der That ist es auch von höchstem Interesse, die Blicke auf diesen Theil des Schaffens des großen Mannes zu richten, da derselbe sowohl zu der Charakteristik seiner Persönlichkeit, als auch zur Erkenntniß der Sitten oder Unsitten seiner Zeit nicht wenig beiträgt. Uns erscheint es fremdartig und eigenthümlich, daß ein so ernsten Studien zugewandter Mann wie Macchiavelli solche zügellosen Lustspiele schreiben konnte; aber Macchiavelli war keineswegs der Einzige, bei dem uns dieser auffallende Gegensatz entgegentritt: hat doch auch Giordano Bruno, der tiefsinnige Philosoph, der als Märtyrer seiner Ueberzeugung schließlich auf dem Scheiterhaufen sein Leben aushauchte, Komödien veröffentlicht, die an cynischer Frechheit und Frivolität den anderen Stücken seiner Zeitgenossen nichts nachgeben.

Im 15. und 16. Jahrhundert ist fast überall der Zug zum Drama zu spüren; in England, in Spanien, in Deutschland und in Italien bemerken wir einen starken dramatischen Trieb, eine Hinwendung zur dramatischen Form. In den beiden erstgenannten Ländern weckt dieser Trieb eine überaus reiche Kunstblüthe, welche um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht und in der die beiden größten dramatischen Dichter der Epoche den beiden großen Principen, welche sich in dieser Zeit feindlich gegenüberstehen, ihren künstlerischen Ausdruck geben: Shakespeare ist der Dichter des Protestantismus, Calderon der Dichter der katholischen Reaction. Eine gleiche Kunstblüthe wie in Spanien und England vermochte dieser dramatische Zug in Deutschland so wenig wie in Italien zu schaffen. So viel Schönes und Packendes man auch in der deutschen dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts finden kann, so begründet Scherer's Ansicht ist, daß um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts alle Elemente für einen deutschen Shakespeare gegeben waren und die Entwickelung des deutschen Dramas zur Vollendung hin nur durch den dreißigjährigen Krieg aufgehalten wurde, — uns stößt die rohe Form ab und kaum ein Anderer als der Literarhistoriker wendet sich diesem reichen Material zu. Nicht ganz dasselbe Verhältniß nehmen wir dem italienischen Drama des 16. Jahrhunderts gegenüber ein; einzelne Stücke desselben, wie Tasso's anmuthiges und zartes Schäferspiel Aminta, wird auch der Moderne immer mit großem Vergnügen lesen. Aber von der reichen Zahl der Trauerspiele und Komödien weiß heute fast auch nur noch der Literarhistoriker. Und doch bildet zumal die italienische Komödienliteratur des 16. Jahrhunderts eine unerschöpflich reiche Fundgrube für culturhistorische Studien, da die Grundsätze, welche damals Sitte und öffentliches Leben beherrschten und erfüllten, kaum irgendwo anders mit solcher Unbefangenheit ausgesprochen sind. — Man unterscheidet gewöhnlich zwei Gattungen in dem italienischen Lustspiele, die sogenannte Commedia dell'arte, eine Art Volksdrama, das meist improvisirt, und die Commedia erudita, die gelehrte Komödie, die kunstvoll ausgearbeitet wurde.*) Zu der letzteren Gattung gehören die Lustspiele des Machiavelli. Man muß sich nun von dieser gelehrten Komödie keine allzu erhabene Vorstellung machen. Es ist kaum zu glauben, welche entsetzliche Frivolität und erschreckende Gemeinheit sich in ihr breit machte. Welcher Schmutz, welche bodenlose Gemeinheit ist da aufgehäuft worden von den Lustspielen des Cardinals Bibbiena an bis herunter auf Pietro Aretino, diesen nichtswürdigen Menschen, der so recht ein Vorbild ist für die Schmutz-

*) Auch andere Eintheilungen kann man in dieser Komödienliteratur vornehmen: 1. die kunstmäßige Komödie, die wieder verschiedene Unterabtheilungen hat. (Commedia erudita.) 2. die Maskencomödie. 3. die improvisirte Komödie. (Commedia dell'arte.)

Digitized by Google

journalisten unserer Tage — ein Mensch von Geist und Witz, aber von einem gemeinen und niederträchtigen Charakter, den aber trotz seiner Verworfenheit die ganze damalige vornehme Welt Italiens — die Besten, wie z. B. Vittoria Colonna und Ariost, mit eingeschlossen — mit Schmeicheleien überhäufte, weil Niemand unter ihnen sicher war, ob nicht dieser Mensch nächstens mit einem Schmach- und Scandalartikelchen ihm das Messer an die Kehle setzen würde.

Machiavelli hat vier Komödien geschrieben; drei von ihnen sind verhältnißmäßig unbekannt geblieben, während die vierte, La Mandragola, immer und immer wieder besprochen und erörtert worden ist. Dieses Lustspiel soll uns zuletzt und etwas ausführlicher als die drei andern beschäftigen, weil es sie allerdings an Bedeutung weit überragt und weil es eine Art symbolischer Bedeutung hat. Die erste der drei Komödien heißt Clizia und ist einem Lustspiel des Plautus nachgebildet. Ihr Inhalt ist folgender: Ein alter florentinischer Bürger, Namens Nicomacco, hat durch Zufall ein fremdes kleines Mädchen ins Haus bekommen, das er erzog. Als aber das Mädchen achtzehn Jahre alt geworden, verliebt sich der Alte plötzlich in sie und will sie an seinen Diener Pirro verheirathen, um sie auf diese Weise besitzen zu können. Seine Frau Sofronia versucht seinen Plan dadurch zu durchkreuzen, daß sie das Mädchen mit Nicomacco's Factor Eustachio zu verheirathen beabsichtigt. Zum Unglück hat sich auch noch der Sohn Nicomacco's, Cleandro, in Clizia verliebt. Nach mancherlei tollen Abenteuern und Schwänken wird der Alte endlich dadurch hintergangen, daß man ihm einen verkleideten Jungen als Clizia zuführt, und die Heirath Cleandro's mit Clizia wird dadurch ermöglicht, daß der Vater der letzteren, ein reicher neapolitanischer Edelmann, zurückkommt.

Der geprellte verliebte Alte ist auch der Gegenstand des zweiten Lustspiels, das unbetitelt ist. Der alte Amerigo ist in seine Gevatterin verliebt. Das merkt seine junge Frau und in Folge dessen gibt sie dem Liebeswerben des Bruder Alberigo Gehör. Zugleich aber wird auch der Alte dadurch hinter das Licht geführt, daß ihn seine Frau an Stelle der Gevatterin erwartet und ihn wegen seiner Verliebtheit und Untreue tüchtig abkanzelt. — Eine Liebesintrigue bildet auch den Inhalt des dritten Dramas, das in Versen abgefaßt ist und ebenso wie das vorige keinen Namen trägt. Der junge Camillus ist in die Frau des Catillus, Virginia, die ihren Mann verabscheut, verliebt. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen einigt man sich schließlich dahin, daß Camillus die Virginia und Catillus die Gemahlin des Camillus, Pamphilia, bekommt.

Aus den kurzen Inhaltsangaben wird man schon erkennen können, in welcher Sphäre diese Lustspiele sich bewegen. Ehebruch, cynische und schamlose Frivolität bilden hier wie in allen anderen „gelehrten Komödien" den springenden Punkt, um den sich die ganze Handlung bewegt. Was Form und Ausführung anbetrifft, so kann man diesen drei Comödien allzuviel Rühmendes gerade nicht nachsagen. Lose Motivirung, die Handlung schlecht verknüpft, starke Unwahrscheinlichkeiten: das sind Mängel, welche uns in diesen drei Lustspielen auf Schritt und Tritt begegnen. — Auch bei der Mandragola, der wir uns nunmehr zuwenden wollen, erscheint es zweifelhaft, ob man, was künstlerische Ausführung und dramatische Technik anlangt, in die Lobsprüche einstimmen kann, mit welchen z. B. der Geschichtsschreiber des Dramas, J. L. Klein, dieses Lustspiel so freigebig überschüttet. Der Stoff ist aus derselben Sphäre entnommen, wie diejenigen Begebenheiten, welche die Grundlagen der drei anderen Lustspiele bilden, und in den Motiven zeigen sich einige Aehnlichkeiten mit den beiden zuerst besprochenen Komödien: auch in der Mandragola handelt es sich um die Düpirung eines einfältigen Alten, der, ohne es zu merken, seine tugendhafte Frau ihrem Liebhaber in die Arme führt. Aber während die drei anderen Lustspiele für den großen Mann wahrscheinlich nur ein Spiel müßiger Stunden, während sie nur dazu bestimmt waren, zu ergötzen und zu belustigen, schuf Machiavelli in der Mandragola ein Stück, das als Tendenzlustspiel weit über die anderen harmlosen Komödien hinauswuchs und der Gesellschaft seines Zeitalters ein treues Spiegelbild jener furchtbaren Kehrseite der einseitig ästhetischen Bildung der Renaissance zeigte. Fast nirgends tritt uns die Verderbtheit der Zeit in so erschreckender Deutlichkeit entgegen, diese furchtbare Verwirrung der sittlichen Begriffe, die aus Böse Gut und aus Gut Böse machte, als aus dieser Komödie. Und nirgends ist auch die sittliche Verkommenheit der damaligen Geistlichkeit schärfer beleuchtet worden: welch eine Gestalt, dieser Pater Timoteo, der um eine Handvoll Goldes durch die nichtswürdigste Sophistik die unschuldige Frau zum Ehebruch verleiten hilft! Welche Moral predigt dieser wackere Geistliche: „Ihr habt, was das Gewissen betrifft, diesen allgemeinen Grundsatz zu beherzigen, daß, wo ein gewisses Gute und ein ungewisses Uebel ist, man nie das Gute aus Furcht vor dem Uebel unterlassen darf"; mit diesen unschuldigen Sätzen beginnt er seine Verführungsrede und endet schließlich mit dem Satz, der nicht erst durch Loyola in die Welt gekommen ist: „Ueberdies muß man in allen Dingen den Zweck im Auge haben" ... Papst Leo X. ließ sich 1516 die Komödie, in welcher die damalige Geistlichkeit so schonungslos bloßgestellt wurde, vorspielen, und Papst und Cardinäle freuten sich höchlich über ihre Ebenbilder auf der Bühne. Das war 1516, und wenn man heute das Stück liest und bedenkt, daß der Papst schmunzelnd und lächelnd der Aufführung zusah, so hat man die Empfindung: es war eine sittliche Nothwendigkeit, daß Luther wenige Zeit später sein großartiges Werk beginnen mußte.

Und in dieser Beziehung erinnert die Mandragola an ein anderes Lustspiel, das in ebenso drastischer Weise später eine welterschütternde Begebenheit verkünden sollte, indem es die Unzulänglichkeit und Verderbtheit der alten Verhältnisse aufdeckte, was aber ebensowenig wie dem Papst Leo den Vertretern jener Verhältnisse auffiel, die sich vielmehr über ihre Ebenbilder auf der Bühne höchlich amüsirten: ich meine Beaumarchais' Hochzeit des Figaro. Heutzutage liest man diese Komödie zu wenig; Mozart's überlegner Genius hat ja den Franzosen längst verdrängt; und doch — welch ein Unterschied! Der größte Componist und der größte Dichter Deutschlands haben vor allen Dingen das miteinander gemein, daß sie Beide die Sänger der Versöhnung sind. Wie Goethe aus dem Doctor Faust, den das 16. Jahrhundert dem Teufel anheimfallen ließ, ein Idealbild menschlichen Strebens und Ringens schuf, so hat Mozart das ekelhafte Spiegelbild der Sitten des ancien régime zu einem hohen Lied weiblicher Gattenliebe umgestaltet, indem er allen Zwiespalt versöhnte, Alles läuterte und veredelte. Wie anders bei Beaumarchais! Wie Machiavelli's Mandragola alle die Schäden der Gesellschaft vor der Reformation aufdeckte, so gab Beaumarchais ein getreues Bild jener ekelhaften Verhältnisse und Zustände vor der Revolution. Wie in der Mandragola Nicia den Priestern im Hinblick auf ihre ehebrecherischen Gelüste zuruft (und das ist einer der Gründe, weshalb ich mich für die Komödie vom rein künstlerischen Standpunkt nicht begeistern kann, denn einem Einfaltspinsel, wie diesem betrogenen Ehemann, darf man doch nicht solche Sentenzen in den Mund legen): „Ist es wohl recht, daß Diejenigen, die uns Muster und Vorbild sein sollten, solcher Handlungen sich schuldig machen?", so schleudert in Beaumarchais' Komödie Figaro dem Adel die berühmte Erklärung zu: „Was habt Ihr denn gethan, um solche Vorzüge zu verdienen? Ihr habt Euch die Mühe gegeben, geboren zu werden, — und weiter nichts."

Und hier — das ist die symbolische Bedeutung, welche die Mandragola ebensowohl wie Beaumarchais' Komödie hat — sehen wir mit voller Deutlichkeit, wie die Natur sich immer neu in ihrer Reinheit wiederherstellt. Als beide Lustspiele aufgeführt wurden und Zeugniß davon ablegten, zu welcher entsetzlichen Verderbtheit es gekommen, da nahte bald eine furchtbare Erschütterung, welche diesem Wesen ein Ende machte und Raum für eine neue Entwickelung schuf. Und so hat man, wenn man die Mandragola mit dem Blick des Historikers liest, wenn man bedenkt, daß ein Jahr nach der Aufführung vor Papst Leo X. Luther seine Thesen anschlug, trotz all der widerwärtigen Verhältnisse, die uns vorgeführt werden, doch

Digitized by Google

ein erhebendes Gefühl: die frohe Ueberzeugung nämlich, daß die Welt sich immer verjüngt und erneut, und alles Häßliche, Böse und Widerwärtige doch schließlich weichen und Platz machen muß dem Ewigen des Wahren, Schönen und Guten.

Ueber elektrische Theaterbeleuchtung.

Von Friedrich Renk.

Im Herbste des Jahres 1882 (16. September) wurde zum ersten Male in Deutschland und überhaupt auf dem Continente in einem elektrisch beleuchteten Theater gespielt. Es war dies ein kleines Theater für 600 Zuschauer, welches die Kgl. b. Hoftheaterintendanz gelegentlich der internationalen Elektricitätsausstellung zu München im Ausstellungsraume selbst, dem bekannten Glaspalaste, hatte errichten lassen, um darin die Verwendbarkeit der neuen Beleuchtungsart für Theater zu prüfen; im Falle des Gelingens der Versuche sollten die Kgl. Theater sofort mit elektrischem Lichte versehen werden. Das kleine behaglich und geschmackvoll ausgestattete Theater war einer der Hauptanziehungspunkte der ganzen Ausstellung, das Publicum drängte zu den Vorstellungen, deren glänzende Ausstattung und Lichteffecte außerordentlichen Beifall fanden, die Theatercasse hatte während der nur einmonatlichen Dauer der Ausstellung eine Einnahme von 11 000 Mark zu verzeichnen bei einem Einzelpreise der Plätze von 2 Mark, 1 Mark und 50 Pf. Ebenso wie das Publicum konnten aber auch die Aussteller mit den gewonnenen Resultaten zufrieden sein, nachdem während ca. 60 Vorstellungen nicht eine einzige Störung im Betriebe vorgekommen war und sich herausgestellt hatte, daß Feuersgefahr seitens der Beleuchtungsanlage nahezu ganz ausgeschlossen und das Licht (Glühlampen) leicht zu reguliren und zu allen möglichen Beleuchtungseffecten zu verwenden sei.

Es wurde denn auch sofort die Beleuchtung des Kgl. Residenztheaters mit Glühlampen angeordnet und seitens der deutschen Edisongesellschaft unter Leitung des verdienstvollen Ingenieurs Seubel in Angriff genommen; Mitte Mai 1883 konnte die erste Vorstellung bei elektrischem Lichte stattfinden, und München war stolz darauf, zuerst von allen deutschen Städten ein stabiles elektrisch beleuchtetes Theater zu besitzen. Auch im Auslande waren nur wenige Städte München zuvorgekommen; vor jenem Zeitpunkte war nur im Savoytheater in London, im Theatre du Park in Brüssel und im Brünner Stadttheater die elektrische Beleuchtung eingerichtet worden; in Amerika aber, im Geburtslande Edison's, datirt die erste elektrische Theaterbeleuchtung erst vom December 1883 (Bijoutheater in Boston).

Neun Monate lang wurde das Kgl. Residenztheater nur probeweise und provisorisch mit elektrischem Lichte beleuchtet, erst nach dieser Zeit, und als sich die Einrichtung vollkommen bewährt hatte, wurde diese definitiv angenommen und auch die Beleuchtung des größeren Hof- und Nationaltheaters nach dem Systeme Edison angeordnet. Seit dem 18. Januar 1885 werden in letzterem Hause alle Proben und Vorstellungen bei elektrischem Lichte gegeben, die Gasbeleuchtung aber wurde vollständig aus dem Hause entfernt. Beide Theater, welche unmittelbar nebeneinander liegen, werden von einer gemeinsamen Maschinenanlage, welche etwa 120 Meter entfernt liegt, durch unterirdische Kabel mit Elektricität versehen. Mehr als 2200 sogenannter Alphalampen (Lampen, deren Helligkeit der Helligkeit von 16 Stearinkerzenflammen gleichkommt) verbreiten die nöthige Lichtmenge, wenn in beiden Theatern gleichzeitig gespielt wird; 800 davon treffen auf das kleine, 1400 auf das große Haus; zur Erzeugung besonderer Lichteffecte steht überdies noch eine größere Anzahl Bogenlampen mit einer Helligkeit von je 200—2000 Kerzen zur Disposition. Der Zuschauerraum ist in beiden Häusern durch je einen in der Mitte hängenden Kronleuchter und seitlich an den Galerien angebrachte Lampen erhellt; nur sind sämmtliche Lampen im Zuschauerraume des Hoftheaters mit matten Glaskugeln umgeben, während sie im kleinen Hause ohne solche Schutzvorrichtung leuchten.

Jedenfalls gehört diese Beleuchtungseinrichtung zu den größten bis jetzt bestehenden, sie ist mit all' ihrem Detail, welches erst ad hoc erfunden und construirt werden mußte, ein wichtiges Vorbild für ähnliche Anlagen, weshalb sie auch von vielen Technikern besichtigt und eingehend studirt wird.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, ein in allen Punkten erschöpfendes Urtheil über deren Leistungsfähigkeit abzugeben, es genüge vorerst nur zu constatiren, daß die Anlage sich bis jetzt vollkommen bewährt hat, und daß noch nicht die geringste Störung im Betriebe zu verzeichnen war, wie dies in anderen Theatern schon mehrfach vorgekommen ist.

Ueber einen Punkt jedoch, welcher, wie gezeigt werden soll, nicht der unwichtigste bei der ganzen Frage der Theaterbeleuchtung ist, kann schon heute ein entscheidendes Urtheil abgegeben werden; nämlich über die hygienische Bedeutung der neuen Beleuchtung. Mußte man sich schon von vornherein sagen, daß bei einer Beleuchtungsart, bei welcher keine Verbrennung irgend welchen Materials, sondern nur das Erglühen eines Kohlenfadens stattfindet, der üble Einfluß auf die Luftbeschaffenheit, welcher allen bisherigen Beleuchtungsarten anhaftete, nicht hervortreten könne, so wußte man doch nicht, bis zu welchem Grade gegebenen Falles die erzielte Verbesserung sich bemerklich machen würde. Darüber mußten Versuche entscheiden, und solche wurden denn auch von dem in solchen Fragen wohl zunächst maßgebenden hygienischen Institute der Universität angestellt; der Vorstand desselben, Herr Geheimrath von Pettenkofer, leitete selbst die Versuche im Kgl. Residenztheater und legte deren Resultate im I. Bande des Archivs für Hygiene nieder, mit der Vornahme der Untersuchungen im Hoftheater wurde Schreiber dieser Zeilen beauftragt, und erschien dessen Gutachten hierüber eben im III. Bande des genannten Archivs, gleichzeitig auch im bayrischen Industrie- und Gewerbeblatte (Jahrgang 17, I. Heft). Indem wir auf diese Abhandlungen bezüglich des Details verweisen, wollen wir im Folgenden die Hauptresultate übersichtlich darlegen, da sie wichtig genug sind, allgemeiner bekannt zu werden.

Die Veränderungen, welche die Luft eines Raumes durch künstliche Beleuchtung erfahren kann, sind einerseits Temperaturerhöhung und andererseits Beimengung von Gasen oder festen Körpern (Ruß), welche bei der Verbrennung von Gas, Petroleum, Stearin ꝛc. entstehen. Unter den Verbrennungsproducten überwiegt die Kohlensäure alle anderen Gase der Menge nach so weit, daß man sich in solchen Fällen auf eine Bestimmung dieses Gases allein beschränken kann. Es waren somit Beobachtungen der Temperatur und des Kohlensäuregehaltes der Luft resp. über deren Zunahme und Abnahme anzustellen, doch wurden daneben auch noch nach Möglichkeit Bestimmungen des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, Wärmemessungen an Lampen, Helligkeitsmessungen ꝛc. ausgeführt.

Während einer Theatervorstellung sind nun aber neben der Beleuchtung auch noch andere Wärme- und Kohlensäurequellen im Zuschauerraume vorhanden, nämlich die Theaterbesucher selbst: jeder von ihnen gibt beständig Wärme, Kohlensäure und Wasserdampf an die umgebende Luft ab, und es entstand daraus die Nothwendigkeit, um ein klares Bild von dem Einflusse der Beleuchtung auf die Luft zu erhalten, eine Modification der Versuche dahin vorzunehmen, daß sowohl während der Vorstellungen, als auch bei leerem aber beleuchtetem Hause Beobachtungen anzustellen waren. Glücklicherweise wurde die ganze Untersuchung so frühzeitig angeregt, daß alle Beobachtungen, sowohl bei Gas als auch bei elektrischer Beleuchtung, vorgenommen werden konnten, wodurch ein vollkommener Vergleich zwischen beiden ermöglicht ist.

Was nun zunächst die Beobachtungen im leeren, von der Bühne durch den Vorhang abgeschlossenen Hause anlangt, so hatten dieselben als Resultat, daß, wie zu erwarten war, bei elektrischem Lichte nur unerhebliche Schwankungen der Temperatur und des Kohlensäuregehaltes der Luft vorkamen, während die Gasbeleuchtung (größer im oberen Drittel des Raumes befindlicher Kronleuchter von 240 Flammen) eine bedeutende

Digitized by Google

Zunahme beider, allerdings nur auf die oberen Partien des Raumes beschränkt, zur Folge hatte. So stieg im Residenztheater die Temperatur bei Gasbeleuchtung innerhalb einer Stunde

im Parket um . . . 1,3° Celsius,
auf der Galerie um . 9,2° „

dagegen bei elektrischer Beleuchtung

im Parket um . . . 0,3° Celsius,
auf der Galerie um . 0,9° „

Auch im Hoftheater wurde innerhalb $1^1/_2$ Stunden bei Gas eine Temperaturzunahme von

2,5° im Parket,
9,3° auf der Galerie

beobachtet, bei elektrischem Licht betrug dieselbe nur

0,4° im Parket,
0,8° auf der Galerie.

Genau so verhielt sich die Kohlensäure. Die Gesundheitspflege verlangt, daß in einem Raume, welcher Menschen zum dauernden Aufenhalte dient, die Menge dieses Gases nicht höher ansteige als bis zu 1 Volum auf 1000 Volumina Luft; diese Grenze wurde jedoch bei Gasbeleuchtung — aber auch wieder nur auf der Galerie — um das Doppelte überschritten, in den unteren Luftschichten trat ebensowenig eine auffallende Aenderung ein als bei elektrischem Lichte im ganzen Raume.

Von wesentlichem Einflusse auf die Luftbeschaffenheit im Theater erwies sich schon bei diesen Versuchen der Theatervorhang. Das Aufziehen desselben hatte sofort eine Verbesserung der Luft im Zuschauerraume zur Folge, indem die frischere und reinere Luft der Bühne sofort in denselben eindringen konnte. Innerhalb einer halben Stunde wurde dadurch die Temperatur auf der Galerie des Hoftheaters um 3—4 Grade reducirt und der Kohlensäuregehalt der Luft auf das zulässige Maß zurückgeführt. Dieser Umstand machte sich auch bei den Versuchen im vollen Hause geltend, worauf nochmals zurückzukommen ist.

Man konnte auf Grund dieser Resultate erwarten, daß die Einführung der neuen Beleuchtung nur den Insassen der obersten Räume des Theaters einen wesentlichen Vortheil bringen werde, allein wie die Versuche bei Vorstellungen zeigten, participiren auch die Besucher des Parkets und der unteren Logenräume an der Verbesserung der Luft, wie dies aus zwei Parallelbeobachtungen im Hoftheater, welche unter ganz gleichen Verhältnissen — natürlich mit Ausnahme der Beleuchtungsart — angestellt wurden, besonders deutlich hervorgeht. Es war nämlich die Möglichkeit gegeben, während zweier Wagneropern, welche in München immer volles Haus machen, „Tannhäuser" und „Lohengrin", die betreffenden Beobachtungen anzustellen. Während ersterer Vorstellung brannte noch Gas, bei „Lohengrin" schon das elektrische Licht. Die Dauer der ganzen Vorstellung sowie der einzelnen Acte war die gleiche, ebenso die Zahl der Zuschauer, selbst die bei gänzlichem Mangel einer künstlichen Ventilation im Theater besonders wichtige Temperaturdifferenz zwischen Luft im Freien und Luft im Hause war die gleiche an beiden Abenden, und doch war in allen Räumen des Hauses sowohl Temperatur als auch Kohlensäuregehalt der Luft viel höher bei Gas- als bei elektrischer Beleuchtung. Einige Zahlen aus den angefertigten Tabellen zeigen dies am besten.

Die Differenz zwischen niedrigster (Anfangs-) und höchster Temperatur betrug:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
Parket . . .	11,7° C.	Parket . . .	7,7° C.
Galerie . .	12,8° C.	Galerie . .	7,4° C.

Die wünschenswerthe Temperatur von 20° C. wurde überschritten:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
im Parket um .	6,6° C.	Parket . . .	2,4° C.
auf der Galerie	10,6° C.	Galerie . .	3,2° C.

Aehnlich verhielt sich die Kohlensäure. Die absolute höchste Zunahme betrug:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
im Parket . .	2,611 ‰	Parket . .	1,408 ‰
auf der Galerie	3,281 ‰	Galerie . .	1,859 ‰

Der Grenzwerth von 1,0 ‰ Kohlensäure wurde dagegen überschritten um:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
im Parket um .	2,926 ‰	Parket . .	1,005 ‰
auf der Galerie	2,966 ‰	Galerie . .	1,535 ‰

Von Interesse erscheint besonders die Bewegung der Temperatur auf der Galerie bei Gasbeleuchtung, da hier zum Unterschiede von den übrigen Beobachtungsorten das Maximum schon bei Beginn der Vorstellung erreicht war. Hier machte das Aufziehen des Vorhanges, sowie dessen Fallen sich ganz besonders bemerklich, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht.

Die Temperatur war vor Anzünden des
Kronleuchters im leeren Hause . . 15,8° C.
nach dem Anzünden bei Eröffnung des
Hauses . . . . . 20,0° C.
am Ende der Ouverture . . . . 23,8° C.
am Ende des ersten Actes . . . . 24,6° C.
am Beginn des zweiten Actes . . . 26,6° C.
am Ende des zweiten Actes . . . . 26,4° C. ꝛc.

Ganz anders ist diese Bewegung bei elektrischer Beleuchtung, hier findet in allen Etagen ein gleichmäßiges Fortschreiten der Temperatur statt und hören die großen Unterschiede, welche früher zwischen oben und unten bestanden, nahezu völlig auf.

Diese sich auf alle Plätze erstreckende Verbesserung der Luftbeschaffenheit findet ihre Erklärung darin, daß bei Anwesenheit des Theaterpublicums eine bessere Mischung der Luft erfolgt als bei leerem Hause, indem von jedem Zuschauer ein warmer Luftstrom aufsteigt und dafür wieder Luft aus den höheren Schichten nach unten sinken muß; auf diese Weise participiren auch die Besucher des Parkets an der Verbesserung der Luft, welche durch Entfernung der Gasbeleuchtung in erster Linie nur für die oberen Galerien erzielt wurde. Für letztere aber ist der Vortheil der neuen Beleuchtung ein doppelter, denn außer der verminderten Erwärmung und Verderbniß der Luft kommt für diese auch der Wegfall der Wärmestrahlung vom Kronleuchter in Betracht. Diese war früher bei Gasbeleuchtung so stark, daß das Publicum sich durch Theaterzettel, Zeitungsblätter oder Bücher zu schützen pflegte; zwei Thermometer, welche bei einem Versuche unmittelbar nebeneinander aber so aufgestellt waren, daß das eine gegen die Bestrahlung geschützt, das andere aber ungeschützt war, differirten bis zu 8 Graden, um welche das ungeschützte höher stieg; — die Wärmestrahlung von dem mit Glühlampen besetzten Kronleuchter ist jetzt nicht mehr mit Thermometern meßbar, geschweige denn für das menschliche Gefühl wahrnehmbar.

Mit den im Vorstehenden geschilderten Verbesserungen sind jedoch die Vorzüge der neuen Beleuchtung noch nicht völlig erschöpft; es muß die Umhüllung der Lampen mit matten Glasglocken, welche, wie schon erwähnt, im Zuschauerraume des Hoftheaters durchgeführt wurde, als ein weiterer Vortheil in hygienischer Beziehung erachtet werden. Zu den Anforderungen, welche die Hygiene des Auges an jede künstliche Beleuchtung zu stellen hat, gehört in erster Linie diejenige, daß das Eindringen directer Lichtstrahlen in das Auge möglichst zu vermeiden sei, was entweder durch geeignete Aufhängung der Beleuchtungskörper über den Köpfen oder durch Umhüllung der Flammen mit transparenten Kugeln, welche das Licht diffus machen, erreicht werden kann. Wohl haben alle weißen Glasglocken den Nachtheil, daß Licht durch sie absorbirt wird, aber immerhin wird bei einer Theaterbeleuchtung nichts Anderes übrig bleiben, wenn man allen Zuschauern, auch denen der Galerie, gerecht werden will. Es ist denn auch der Verlust an Helligkeit bei richtiger Auswahl der Glocken nicht so bedeutend, als man gewönlich annimmt, denn nach

Digitized by Google

eigens zu diesem Zwecke angestellten Messungen absorbiren die Glocken aus geätztem Glase im Hoftheater nur 23—25 pCt. an Helligkeit, während die am häufigsten zur Beleuchtung großer Räume angewandten Glocken oder Kugeln aus Milchglas 50—60 pCt. Verlust bringen. Man sollte diesen relativ geringen Verlust als einen der Gesundheit unserer Augen zu entrichtenden Tribut gerne bezahlen, besonders aber dann, wenn es sich um eine Beleuchtung mit Glühlicht handelt. Es hat sich nämlich auf Grund photometrischer Messungen und mit Zuhilfenahme der Photographie herausgestellt, daß die Glühlampen 7—12 Mal intensiveres Licht ausstrahlen als gleichhelle Gasflammen, da die ganze Lichtmenge bei Glühlampen von viel geringerer Fläche ausgeht als bei letzteren, es ist daher auch die Einwirkung auf das menschliche Auge eine entsprechend intensivere, es entstehen viel leichter Nachbilder und Blendungserscheinungen als bei Gas- oder Petroleumbeleuchtung.

Es dürfte im Vorausgehenden genügend nachgewiesen sein, welche erheblichen Vortheile in hygienischer Beziehung durch Einführung der elektrischen Beleuchtung erreicht werden können. Beziehen sich die aufgeführten Resultate vorerst auch nur auf Theater, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß auch in anderen öffentlichen Anstalten, Schulen, Bureaus, Krankenanstalten und last not least im Privathause die neue Beleuchtung sehr viel zur Lösung der oft sehr schwierigen Frage der Ventilation beitragen kann. Die Hygiene hat allen Grund, das elektrische Licht mit Freuden zu begrüßen und ihm eine rasche Ausbreitung aller Orten zu wünschen.

Feuilleton.

Escorial.

Von Franz Reber.

Wer jemals in der Lage war, auf Reisen in fernen Ländern, die Karte auf dem Schooße ausgebreitet, sich die Topographie des durchstreiften Gebietes zurechtzulegen, der kennt einen Reiz, wie es nur wenige auf Erden gibt. Denn mit dem souveränen Vergnügen, gleichsam die Vorstellung der sich präsentirenden Städte und Dörfer entgegenzunehmen, verbindet sich die Verfolgung der landschaftlichen Scenerien und Gebirgszüge, die einem Wandelpanorama gleich, in langsamer Verschiebung an dem Waggonfenster vorüberziehen.

Und nirgends kann diese Scenerie reicher und abwechselungsvoller sein, als in dem überwiegend gebirgigen Spanien, dessen Formation überaus mannigfaltig, und dessen Luft so klar ist, um eine ungewöhnliche Fernsicht zu gestatten. Wie oft freilich mag ich mich in der Bestimmung der Berggipfel getäuscht oder einem Gewässer einen falschen Namen vindicirt haben. Doch erinnere ich mich noch an den Triumph meiner rudimentären, geographischen Forschung, aus Karte und Sonnenstand festgestellt zu haben, daß jenes noch ferne Hochgebirge, dessen Ausläufer wir bei Avila durchschritten, die Guadarrama-Kette sein müsse. Das endlich mochten denn die Carpetanaberge sein, und da auch die Uhr mit der Erwartung übereinstimmte, steigerte sich die Aufregung, mit welcher ich, dem Ziele offenbar nahe, die Kuppe des San Benito und unterhalb Escorial suchte.

Die Sonne senkte sich bereits zum Untergang, und ein leichter Duft begann schon die Deutlichkeit der Umrisse in der Niederung zu verschleiern, während die etwas röthlich angehauchten Bergspitzen sich noch scharf vom blanken Herbsthimmel abhoben. Ich wünschte dem Dampfroß Flügel, um den Endpunkt meiner heutigen Fahrt noch einigermaßen sehen zu können, von jeher abgeneigt, als Frachtstück behandelt und spedirt, willenlos von Coupé in den Omnibus verpackt und bei Nacht und Nebel vor irgend einer Hôtelthür abgeladen zu werden. Da schimmerte etwas in größerer Erhebung, als ich gesucht hatte, wie mehrere Reihen von windbewegten Lichtern, welche mich unwillkürlich, während der Train im nächsten Augenblicke sich in einen Erdeinschnitt vergrub, an einen Zug von Mönchen denken ließen, die mit Lichtern in der Hand zu den Horen wandelten. Das Phänomen war erklärt, sobald die aussichthindernde Erdwelle sich wieder senkte. Denn über den Lichtern hob sich jetzt deutlich eine graue Masse von Schiefer- und Bleidachungen, welche keinen Zweifel darüber ließen, die flimmernden Lichtreihen seien die sonnenbeglänzten Fenster des Escorial, von denen jede der vier Seiten mehr als 200 in vier Etagen übereinander darbietet.

Wenige Minuten später hielt der Zug. Nun ging es aufwärts, in jener Hast der von einem Dutzend von Maulthieren bespannten spanischen Diligenzen, wie sie vielen von Ihnen durch Meister Wagner's Bild bekannt ist. Kein Wunder, daß sich die Aufmerksamkeit theilte zwischen dem klingenden Gezappel der buntbehängten Thiere und den immer mächtiger über den Baumwipfeln emportauchenden Kuppeln und Thürmen des Klosterpalastes, welche in der Dämmerung trotz des riesigen Gebirgshintergrundes noch colossal wirkten.

Es drängte uns, die harrende Mahlzeit abzukürzen, um noch den Schauplatz der für den folgenden Tag bestimmten Besichtigung zu umkreisen, und so schritten wir noch weiter den Bergabhang hinauf bis zu einer Stelle, welche den Vogelschau-Ueberblick ermöglichte. Der Mond stand über den Benito- und ließ das Bleidach der Kuppel von S. Lorenzo fast weiß erscheinen. Wie Stahl schimmerten die Schiefer der übrigen Dächer, die in der strengen Regelmäßigkeit des gewaltigen Rechteckes vor uns lagen. Rings um die grauen Granitwände starrten die jetzt völlig schwarzen Fenster, in endloser Wiederkehr ihrer beleidigend kahlen Ausschnitte. Kein Licht schien im ganzen Riesenraum zu brennen, mehr entsprechend dem Wesen des düsteren Gründers als dessen Intentionen. Denn von diesen erfüllte sich eben damals im Escorial nur mehr jener Wunsch, der an die Anfangsworte des trostlosen Beethoven'schen Liedes erinnert: „In questa tomba obscura lascia mi roposar!“ Und kein Laut menschlichen Regens drang von diesem Grabe herauf, ja selbst die scharfe Gebirgsluft wehte geräuschlos, wie auch die niedrigen müden Fontänen unter den schwarzen Buchshecken nur gelegentlich ein leises Murmeln vernehmen ließen. Die weite Landschaft aber, welche an klaren Tagen selbst noch Madrid deutlich unterscheiden läßt, ruhte jetzt völlig leblos, gehüllt in das Leichentuch eines feinen Nebeldunstes. So lag der Coloß einsam und öde im unermeßlichen Raum vor uns, voll von einer Melancholie, welche verstummen machte, und fröstelnd stiegen wir wieder zur Fonda hinab, in fast scheuer Erwartung der Lösung aller Siegel, welche der kommende Tag bringen sollte.

Diese Erwartung ließ mich auch lange nicht zur Ruhe kommen. Selbst die zirpende Musik nervös behandelter Geigen und Basseten, welche in einer benachbarten Gasse ein Brautpaar oder einen Scheidenden fetirte, konnte meinen Gedanken keine andere Richtung geben, die immer wieder zur Entstehungsgeschichte des merkwürdigen Baues zurückkehrten.

Ich mußte an jenen Laurentiustag, den 10. August 1557 denken, an welchem der noch junge Philipp II. seine ersten Lorbeeren errang. Freilich nicht in Person; denn Prinz Philibert Emanuel von Savoyen stand mit dem Grafen Egmont an der Spitze jener spanisch-niederländischen Armee, welche im Feldzug gegen Frankreich St. Quentin an der niederländisch-französischen Grenze belagerte und, als der Connetable Montmorency zum Entsatz herbeieilte, diesen auf's Haupt schlug. Erst auf die Nachricht von diesem Siege eilte Philipp aus Cambrai herbei, um den Rath zu verwerfen, nun stracks auf Paris loszugehen. Ihn reizte die Einnahme St. Quentins, welche auch allerdings den Vorzug hatte, daß bei der Ueberzahl der Belagerer der Erfolg unzweifelhaft war. Als Coligny die Uebergabe ritterlich abgelehnt, begann der Sturm und schon am 27. August fiel die Stadt. Die Gräuel der Plünderung sind bekannt. Uebrigens ist die allgemeine Annahme, daß Philipp den Beschluß zur Erbauung des Escorial in oder vor St. Quentin gefaßt habe, unbelegt. Das noch vorhandene Gründungspatent spricht nur von allgemeinen

Digitized by Google

Erwägungen wie von besonderer Verehrung des Königs für den h. Laurentius, und gedenkt namentlich des testamentarischen Auftrages Karls V., für eine Begräbnißstelle der kaiserlichen Familie wie deren Nachkommen zu sorgen. Specielle Erfindungen scheinen dann die Varianten, daß der König am Schlachttage ein Gelübde à la Chlodwig gemacht, oder daß mit der Gründung die Gräuel von St. Quentin und namentlich die Zerstörung eines Laurentiusklosters vor der Stadt gesühnt werden sollten, oder daß der Papst dem Könige den Klosterbau zur Sühne auferlegt habe. Ja, es scheint mir selbst nach dem Plan des Baues wie nach dem Quellenmaterial die ganz landläufige Annahme unbegründet, daß dem Könige bei der Anlage die Form des Martyriumsrostes des Titularheiligen vorschwebte.

Es muß jedenfalls auffallen, daß an allen, am und im Escorial befindlichen Statuen und Bildern des h. Laurentius aus der Zeit Philipp's der Rost von ganz anderer Gestalt ist, als der Plan des Klosters, wie es auch geradezu abgeschmackt erscheint, die vier Eckthürme als die Füße des Rostes, also auf die Thurmspitze gestellt, zu denken, oder den vorspringenden Chor der Kirche als Handhabe und Stiel zu erklären.

Uebrigens betrat Philipp erst zwei Jahre nach der Schlacht bei St. Quentin den spanischen Boden. Unter üblen Auspicien: denn kaum hatte er sich ausgeschifft, ergriff ein Sturm auf der Rhede von Laredo die Flotte und richtete nicht bloß viel Schiffe mit einer Besatzung von etwa 1000 Mann, sondern auch eine Sammlung von Statuen, Gemälden und Kostbarkeiten zu Grunde, welche Karl V. innerhalb vierzig Jahren in Italien, Deutschland und Flandern erworben hatte. Jetzt aber berief der König eine Commission von Architekten und Aerzten zur Wahl eines geeigneten Platzes für den Klosterbau, und diese entschied sich für die quellenreiche, gesunde und nicht unfruchtbare Stelle bei dem Flecken Escorial de Abajo. Der alte Flecken war so armselig, daß die Polizei des nur acht Stunden entfernten Segovia nichts von dem Orte wußte, dessen Häuser weder Kamine noch Fenster hatten, so daß Licht, Rauch, Thiere und Menschen nur durch die eine Thüre verkehrten. Der gewählte Bauplatz war eine mit rauhem Buschwerk bestandene Wildniß, und die Anlage dadurch sehr erschwert, daß eine Bodenneigung von über 8 Metern umfängliche Nivellirungsarbeiten unter Sprengung von Granit und Gneis und Ausfüllung tiefer Klüfte nöthig machte, was ein volles Jahr (1562) harter Mühe erforderte. Der Vorwurf ist daher jedenfalls ungerecht, Philipp habe mehrere Dörfer entvölkert, um ein Mönchskloster zu bevölkern. Im Gegentheile belebte sich die Oedung mit Kalk- und Ziegelöfen, mit Schmieden, Steinmetzhütten, Ställen, Schuppen, Baracken und Zelten, und die Wildniß ringsum verwandelte sich aus einem Schlupfwinkel für Eber und Wölfe in einen Park, den bald eine zehn Stunden lange Mauer umschloß.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Wallner-Theater.

„Die Leibrente". Schwank in 5 Akten von G. v. Moser. — Es scheint, daß Herr von Moser den Ehrgeiz besitzt, wenigstens einmal in jeder Saison einen unbestrittenen Heiterkeitserfolg einzuernten; nachdem ihm dies nun vor ein paar Monaten mit dem „Salon-Tyroler" nicht so recht gelungen, setzt er sich hin und schreibt flugs, ehe der Winter noch ganz vorbei ist, abermals fünf Acte zusammen; und diesmals hat er mehr Glück, die „Leibrente" erregte große Heiterkeit und der schwänkedichtende Gutsbesitzer aus Schlesien kann nun beruhigt nach Hause fahren und seine Frühjahrsbestellung machen: die Winterernte ist schließlich noch ganz passabel für ihn ausgefallen.

Die Fruchtbarkeit des Herrn v. Moser erregt Erstaunen, aber nur solange jedesmal, als man sein neuestes Stück noch nicht gesehen hat. Hat man es einmal kennen gelernt, so wundert man sich gar nicht mehr über die Fixigkeit des Autors und fragt höchstens noch, was wohl nun der nächste Schwank sein werde? Denn die leichte, sorglose Art der Composition in den Moser'schen Stücken macht uns von vorneherein so sehr den Eindruck des Mühelosen, des Ungezwungenen, daß wir ganz von selbst zu der Vermuthung kommen, Herr v. Moser möge ebenso rasch die meisten seiner Werke verfassen, als wir sie wieder vergessen. Auch die „Leibrente" gehört zu diesen lustigen, erheiternden, rasch vorüberziehenden und rasch wieder vergessenen Eintagsfliegen der dramatischen Poesie. Sie ist ganz in der harmlosen, naiven und oft so unmotivirten Moserschen Art gehalten, über die man gerne lacht, ohne sich hinterher weiter darüber den Kopf zu zerbrechen; sie bringt erstaunlich viel Altes, aber dasselbe so gut aufgeputzt und frisch vorgetragen, daß wir wie bei einem guten Anecdotenerzähler mit Vergnügen hinhören, obgleich wir die Geschichte schon lange kennen. Den Mittelpunkt des Stückes bilden zwei gaunerische Advocaten, Schmoll und Kretzer, die ein Compagnon-Geschäft haben, aber sich nichtsdestoweniger einen fetten Bissen, einen jungen Mann, der seine „Leibrente" für eine Lappalie verkaufte, gegenseitig abzujagen suchen. Zwischen ihnen steht ihr ewig hungernder Buchhalter Zippe, die komische Figur des Stückes, und über ihnen, wie ein Verhängniß, schwebt die Schlauheit eines reichen Biedermannes, der schließlich den Gaunern die errungenen Vortheile wieder ablistet und den Leibrentner, seinen künftigen Schwiegersohn, in den alten status possessionis zurückversetzt. Der leichtsinnige junge Mann hat durch seinen dummen Streich die Achtung des Biedermanns in hohem Grade erworben, denn er ging, nachdem er seine Rente von 15 000 ℳ verloren, zu einem Schlosser in die Lehre; das ist eine von den vielen Unwahrscheinlichkeiten des Stückes; bei den anderen, die zum Theil noch viel drastischer sind, würde man ebenso vergeblich nach dem Warum fragen, wenn nicht die bekannte spießbürgerliche Sentimentalität, die auch bei Moser oft genug hervortritt, die Erklärung böte. Ein gutes Stück von dieser affectirten Art zeigt sich in der „Leibrente" in den Figuren des groben Schlossergesellen und seiner Liebsten, der fleißigen Näherin, die sich schließlich, wenn sie gar nichts mehr zu sagen wissen, in einem fort küssen: das sieht ja das Publikum so gerne. Im Uebrigen verhalfen zu dem großen Heiterkeitserfolge, den das Stück hat, einige äußerst wirksame Actschlüsse; einer der letzteren ist allerdings so derb, daß er bei der Première ausgezischt wurde, aber er ist ganz Moserisch: der grobe Schlossergeselle, dem eine altjüngferliche Tante seiner Braut unbequem wird, faßt dieselbe einfach um die Kniee und trägt sie hinaus. Das nennt man einen geschickten Abgang! Ein anderes Mal wird ein solcher rundweg dadurch erzeugt, daß zwei Personen, die bei einem bevorstehenden Gespräche nicht nöthig sind, ruhig sagen: wir wollen hinausgehen, die beiden dort scheinen miteinander sprechen zu wollen. Solche Naivetät in der Technik des Stückes wirkt schon an und für sich erheiternd. — Die Darstellung des neuen Schwankes, der in Leipzig weniger gefallen haben soll, war im Wallner-Theater eine ausgezeichnete und hat ihm wohl die Gunst der Berliner zum großen Theile erobert. Es scheint daß Herr v. Moser die Rollen dem Personale jener Bühne auf den Leib geschrieben hat; wir wüßten wenigstens kein anderes Stück zu nennen, dessen Figuren sich so mit den Eigenthümlichkeiten der Darsteller vom Wallner-Theater decken, wie das besprochene.

O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Emanuel Geibel's Geburtstag.

Auf dem Grabe Emanuel Geibel's ließ der Lübeckische Staat am Todestage des Dichters ein Denkmal enthüllen. Die Zeitungen haben vor Kurzem ausführlich darüber berichtet und insgesammt gemeldet, auf dem Steine stehe eingemeißelt zu lesen: Emanuel Geibel, geb. 18. Oktober 1814.

Digitized by Google

Beide Daten sind falsch. — Bezüglich des irrthümlich angegebenen Geburtsjahres hat das Comitee sofortige Aenderung (1815 statt 1814) angeordnet, während es von einer Richtigstellung des Geburtstages nichts wissen zu wollen scheint.

Allgemein gilt freilich der 18. October als der Tag, an welchem der unvergeßliche Sänger das Licht der Welt erblickt haben soll; aber dem ist nicht so. Bereits in meinem Nekrolog auf Geibel (Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde, begründet von Konrad Bursian, herausgegeben von Iwan Müller. 7. Jahrgang. 1884) wies ich zuerst nach, daß mein berühmter Landsmann am 17. October 1815 geboren ward, und berief mich dabei auf das Geburtsregister von 1815, auf das Proclamationsregister von 1852 sowie auf das vom Stadt- und Landamt geführte genealogische Register. In einer Anmerkung fügte ich noch hinzu: „Ich constatire dies hier nur in aller Kürze und werde des Weiteren darauf zurückkommen in meiner demnächst erscheinenden Schrift ‚Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten'."

Die beiden Hauptblätter meiner Vaterstadt, die Lübecker Zeitung und die Eisenbahn-Zeitung, haben zwar von dieser meiner Angabe Notiz genommen, ohne indeß das Comitee zu überzeugen. Da nun das Erscheinen meines, dem Andenken Geibel's gewidmeten Buches erst zum Herbst bevorsteht, die Richtigstellung der Denkmalsinschrift jedoch in Bälde zu geschehen hat, so bleibt mir jetzt nichts Anderes übrig, als die auch sonst nicht uninteressanten Actenstücke schon hier mitzutheilen.

Es lautet also im Lübeckischen Geburtsregister Anno 1815:

No. 613.

Heute den Vier und Zwanzigsten October Eintausend Achthundert und funfzehn in der Kanzley der Stadt Lübeck erschien Herr Johannes Geibel Ehrn Pastor bey der hiesigen Reformirten Gemeinde in der Fischstraße wohnhaft und zeigte an: daß seine Ehefrau Elisabeth Louise gebohrne Ganslandt am siebenzehnten October Nachts 12 Uhr ein Kind männlichen Geschlechts gebohren habe das die Vornamen Franz Emanuel August erhalten solle und hat Herr Comparent diesen Geburtsact mit mir unterschrieben.

Johannes Geibel C. H. Lembke secr.

Im Proclamationsregister von 1852 heißt es:

No. 219.

Franz Emanuel August Geibel und Amanda Louise Trummer.

Actum an der Kanzlei
Lübeck den 4. Aug. 1852.

Es erschien der Dr. phil. Franz Emanuel August Geibel, an der Trave bei der Fischstraße wohnhaft, Sohn des Pastor Johannes Geibel und dessen Ehefrau Elisabeth Louise geb. Ganslandt, und gab zu vernehmen: er sei Willens, sich allhier mit Amanda Louise Trummer, Tochter des Dr. jur. Adolf Trummer und dessen Ehefrau Caroline Sophie Christiane geb. Kupfer, ehelich zu verbinden; er bitte sich daher den erforderlichen Proclamationsschein.

Comparent, laut Geburts-Register am 17. Oct. 1815 hieselbst geboren, besitzt in Folge Königl. Bairischer Resolution vom 14. Mai d. J. das dortige Indigenat.

Die Braut ist, ausweise der Geburts-Register, am 15. August 1834 geboren worden, und deren durch tutorium vom 15. März 1841 legitimirter Vormund Dr. Carl David Klügmann ließ, für sich und seinen Mitvormund Dr. Ludwig Heinrich Faber durch den Kanzleiboten Engelbrecht seinen Consens in diese Heirath ihrer Mündel erklären.

Mit Rücksicht auf die im Baierschen Decrete nicht ausgedrückte Betheiligung der künftigen Ehefrau des Comparenten an die demselben verliehenen Baierschen Heimathsrechte ist dem ertheilten Proclamationsscheine der entsprechende Vorbehalt beizufügen gewesen.

in fidem
Dr. G. W. Dittmer.

Reg. d. 6. Aug. 1852. Nachdem Comparent von der Beibringung einer Bescheinigung bezüglich des Heimathsrechtes seiner künftigen Ehefrau in Baiern Höheren Ortes dispensirt worden, ist nunmehr die Erlaubniß zur Copulation ertheilt.

Schünemann.

Endlich besagt das genealogische Register, welches vom Stadt- und Landamt der freien Stadt Lübeck geführt wird, also ebenfalls officiell: Geibel, Franz Emanuel August, geb. 1815, 17. October, Professor zu München 1852. verheir. 1852 mit Amanda Luise Trummer geb. 15. Aug. 1834, sie ist gest. 21. Nov. 1855.

Hiernach gehört das Datum des 18. Oktobers ins Reich der Mythe.

Die Eisenbahn-Zeitung brachte am 2. April folgende Abwehr: „Bezüglich der gestrigen Notiz über die Schrift von Dr. Gaedertz wird uns mitgetheilt, daß Geibel selbst seinen Geburtstag stets am 18. October gefeiert hat, und daß dieses Datum überall als der Tag angegeben sich findet, an dem Geibel das Licht der Welt erblickte." Der zuletzt angezogene Grund ist gar kein Grund, wenigstens nicht für den Historiker. Das Falsche muß eben dem Wahren weichen. Es ist gewiß zu bedauern, daß nun durch mich den zahlreichen Biographen Geibel's die herrliche, hundertfach angewendete Phrase unmöglich gemacht wird: „Am 18. October 1815, an jenem Tage, an welchem man überall in Deutschlands Gauen das große Freudenfest feierte zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht, an die Niederwerfung des übermächtigen Bonaparte, an Deutschlands Befreiung, — da erblickte zu Lübeck das Licht der Welt ein Knäblein, das den Namen erhielt: Emanuel, Friedensfürst!"

Das klingt sehr schön, patriotisch und poetisch. Darum, und hier komme ich auf die erste Motivirung meiner Widersacher, feierte Geibel seinen Geburtstag am 18. October. Ja, er feierte ihn dann, er verlegte ihn auf diesen Tag — das weiß ich recht wohl —, allein damit ist's nicht und war's nicht sein Geburtstag. Ich kenne manche Menschen, welche aus dieser oder jener Rücksicht ihr Wiegenfest an diesem oder jenem Tage in der Familie begehen. Das geht die Welt ja auch nichts weiter an, ist eine rein private Sache. Anders aber verhält es sich mit Persönlichkeiten, die durch ihr Wirken, ihre Werke der Oeffentlichkeit angehören. Hier hat der Historiker geradezu die Pflicht, das richtige Datum an Stelle des legendarischen, falschen zu setzen. Das thue ich hiemit und gewiß im Sinne Geibel's. Denn er selbst hat bei amtlichen Gelegenheiten den 17. und nicht den 18. October für seinen Geburtstag nicht nur gehalten, sondern auch ausdrücklich als solchen bezeichnet. Als Beweis dafür sei der Anfang seines eigenhändig geschriebenen Curriculum vitae abgedruckt, das er bei der philosophischen Facultät der Universität Jena unterm 10. März 1838 zwecks Erlangung der Doctorwürde einreichte (Acten ergangen im Decanat des Sommers 1838. Decan D. Ferd. Hand. Vol. I.) und folgendermaßen beginnt:

Ego Emanuel Geibel natus Lubecae a. d. XVI Cal. Novembr. a. p. Ch. MDCCCXV.

Der sechszehnte Tag vor den Calendae des Novembers ist aber der 17. Oktober. Was bedarf es noch mehr des Zeugnisses für meine Behauptung?

Wird der Lübeckische Staat sich auch diesem Argument gegenüber noch ablehnend verhalten? Ich bin gespannt darauf, ob der Gedenkstein auf dem Grabe Emanuel Geibel's statt der falschen Inschrift:

geb. 18. Oktober 1814.

nunmehr die einzig richtige für alle Zeiten tragen wird:

geb. 17. Oktober 1815.

Berlin, Ende April. Karl Theodor Gaedertz.

Digitized by Google

Inserate.

Apulejus, d. goldne Esel, übers. v. Rode. 2 Thle. m. interess. Kupf. 1788. Künstl. originalgetreue Reproduction dieses interess. Romans. Liebhaberausg. in Pergament br. 506 S. 12 M. Derselbe schildert d. Sitten u. Gebrechen s. Zeit mit pikanter, drast. Offenheit. Unsere soeben erschien. Antiquarkataloge gratis franco. **S. Glogau & Co. Leipzig.**

Wer nach Frankreich oder England gehen, dabei Lehrgeld sparen, Aerger, Missverständnisse, Verstösse gegen Landesgebräuche etc. vermeiden u. v. Aufenthalte dort den richtigen Nutzen ziehen will, der kaufe sich vor der Abreise die in d. **Langenscheidt**schen Verl.-B. in **Berlin SW. 11** neu erschienenen: **Langenscheidt**schen **Not**wörter**bücher.**

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Erziehung
Friedrichs des Großen.
Aus dem Nachlaß
von
Ernst Bratuscheck.

Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Ed. Mätzner.**
Preis: 3 Mark.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Bilder
aus
Griechenland.

Altes und Neues
von
Ludwig Steub.
8. Preis geheftet: ℳ 4.50.
Elegant in Halbfranz gebunden: ℳ 6.50.

Sakuntala.
Schauspiel
von
Kalidasa.
Aus dem Sanskrit übersetzt
von
Friedrich Rückert.
Zweite Auflage.
12. Preis geheftet: ℳ 2.25.
Elegant gebunden mit Goldschnitt: ℳ 3.—

Auflage 315,000: das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79
von **Dr. J. H. Jaworskij.**
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.
Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen Norden und Osten durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über 6000. Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Stat. d. M. W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per ⅘ ⅕ ⅖ ¼ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Soeben ist erschienen:
Das älteste Faustbuch.
HISTORIA
von **D. Johann Fausten,**
dem weitbeschrieen Zauberer und Schwarzkünstler.
Nachbildung
der zu Frankfurt am Main 1587 durch **Johann Spies** gedruckten ersten Ausgabe.
Mit einer Einleitung von **Wilhelm Scherer.**
Subscriptions-Preis broschirt 20 Mark, in ganz Leder oder Pergament gebunden 24 Mark.
Von diesem Werke sind 300 in der Presse numerirte Exemplare hergestellt; die Verlagshandlung behält sich vor, den Subscriptionspreis nach 3 Monaten zu erhöhen.
Bildet zugleich den zweiten Band der
Deutschen Drucke älterer Zeit
in Nachbildungen
herausgegeben von Dr. **Wilhelm Scherer,**
o. ö. Professor an der Universität Berlin.
Berlin, den 15. April 1885.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Litter. Neuigkeit.
Soeben erschien im Verlage
von **Richter & Kappler,** Stuttgart
Alfred Graf Adelmann's
neuestes Werk
Beno Donzini.
Roman in 2 Bänden.
Elegant geheftet M. 7.— fein gebunden M. 8.50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

F. Schmeding, Prof. am Realgymnasium zu Duisburg,
Die klassische Bildung in der Gegenwart.
Preis 3 Mark.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 9. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Orientfrage in Sicht. Von Spiridion Gopčević. — Eine überraschende Himmelserscheinung und ihre Erklärung. Von A. Chr. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Richard Kralik. Von Karl von Thaler. Die polnische George Sand. Von Gustav Karpeles. — Aus der Urgeschichte der Menschheit. Von Max Quarck. — **Feuilleton:** Escorial. Von Franz Reber. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Entwürfe für das Reichsgericht zu Leipzig. Von P. W. — „Marguerite". Schauspiel von Franz Koppel-Ellfeld. Von O. B. — Inserate.

Die Orientfrage in Sicht.

Von Spiridion Gopčević.

Als die Beschlüsse des Berliner Congresses bekannt wurden, war kein wirklicher Kenner der Verhältnisse im Orient darüber im Zweifel, daß der Berliner Friede ebensowenig als jener von San Stefano eine wirklich endgiltige Lösung der Orientfrage darstelle, sondern vielmehr als Provisorium zu betrachten sei. Die Orientfrage wird erst dann als gelöst zu betrachten sein, wenn alle Interessenten befriedigt sind. War dies aber 1878 der Fall? Wer wurde denn befriedigt? Serbien erhielt wohl einige Districte mit überwiegend bulgarischer und albanesischer Bevölkerung, aber gerade jene mit serbischer wurden ihm vorenthalten und theils bei der Türkei belassen, theils Oesterreich überliefert. Montenegro erging es ähnlich: man gab ihm größtentheils albanesische Districte mit feindselig gesinnter Bevölkerung und lieferte die Herzegowina, für welche es zwei Jahre lang in den furchtbarsten Kämpfen sein Blut verspritzt, ebenfalls Oesterreich aus. Bulgarien zerrissen weise Diplomaten in drei Theile: einen freien, einen halbfreien und einen unfreien. Rumänien mußte für seine wohlverdiente Unabhängigkeit und das Bischen Dobrudscha ein Stück Bessarabien hergeben und sich mit Bulgarien um Arab Tabia streiten. Rußland sah sich für die gebrachten ungeheuren Blut- und Geldopfer mit einem einzigen Gebietszuwachs abgefertigt, welcher die erlittene Demüthigung gegenüber England nicht werth war. Aber nicht einmal jene zwei Mächte, welche ohne eigenes Zuthun mit den fettesten türkischen Provinzen belohnt wurden und die Rolle jenes „Dritten" spielten, der sich freut, wenn zwei streiten, — nicht einmal diese waren zufrieden! Griechenland nicht, weil es nicht alle von Griechen bewohnten türkischen Provinzen erhielt, Oesterreich, weil man ihm nicht directe Annexion Bosniens und der Herzegowina gestattete, und vielleicht auch, weil seine Aspirationen auf Albanien und Saloniki unberücksichtigt blieben. Wenn also Jemand mit dem Berliner Frieden zufrieden war, so kann dies höchstens Lord Beaconsfield gewesen sein, der für sich Cypern herausgeschlagen und Rußland tödtlich gedemüthigt hatte. Unbefriedigt waren ferner noch die Albanesen, welchen man einige Districte zu Gunsten Montenegros, Serbiens und Griechenlands weggenommen hatte, die Armenier, welche man nur theilweise den glaubensverwandten Russen gegeben und die Kutzowalachen, welche man den Griechen unterstellt hatte.

Unter solchen Umständen ist es wohl nur ganz natürlich, daß nach wie vor auf der ganzen Balkanhalbinsel Gährungsstoff in Hülle und Fülle aufgehäuft war. Die scheinbare Ruhe dortselbst war nur die Windstille vor dem Gewitter; ein die Balkanhalbinsel nicht außer Acht lassender Orientkenner, welcher zudem durch seine in den Balkanstaaten lebenden Freunde stets auf dem Laufenden erhalten wird — wie z. B. der Schreiber dieser Zeilen —, kann unmöglich gewisse Symptome verkennen, welche die erhöhte Thätigkeit im Innern des Vulcans verrathen. Freilich muß man da ein scharfes Auge haben, es ist dies ebenso wie bei dem Errathen der Richtung, in welcher sich ein unter Wasser Schwimmender bewegt: ab und zu verräth dies ein leichtes Erzittern der sonst glatten Oberfläche, welches aber Derjenige übersehen würde, welcher nicht genaues Augenmerk hält.

Daß über kurz oder lang die Orientfrage wieder aufgerollt werden würde, war mir sicher: schon vor 1½ Jahren machte ich das Publicum darauf aufmerksam, indem ich am 3. November 1883 in der „Gegenwart" schrieb: „Die gegenwärtige Lage auf der Balkanhalbinsel gleicht jener einer belagerten Stadt vor dem Generalsturme. Die Belagerer — Russen, Serben, Bulgaren, Griechen und Albanesen — haben die Vorwerke genommen und sind bis an die Enceinte vorgerückt. Noch ein glücklicher Sturm und die Stadt muß fallen! Die Belagerer, von den vorhergegangenen Stürmen etwas erschöpft, sammeln sich nach kurzer Erholung in den Laufgräben, die Sturmcolonnen stehen schon mehr oder minder kampfbereit und erwarten bloß das Aufsteigen der Rakete, welche das Zeichen zum allgemeinen Angriff geben wird. Um den Feind nicht aufmerksam zu machen, treffen die Belagerer ihre Vorbereitungen möglichst ruhig; doch läßt es sich nicht vermeiden, daß hier und da das Blinken eines Bajonnettes dem aufmerksamen Beobachter verräth, was in den Laufgräben vorgeht."

Seither hat sich die Situation bedeutend geklärt. Wir sehen nicht nur das verrätherische Blinken der Bajonnette, sondern vernehmen auch ab und zu die murmelnden Stimmen der Generale, welche in dem Zelte des Commandanten Kriegsrath halten. Was wir da hören, ist aber etwas seltsam. Als wir den oben citirten Artikel schrieben, waren wir überzeugt, daß Rußland es sein werde, welches bei ihm passender Gelegenheit die Signalrakete steigen lassen werde; seit einem halben Jahre dringen aber Nachrichten an unser Ohr, welche es außer Zweifel erscheinen lassen, daß Oesterreich die Absicht habe — wenn auch vielleicht ohne sich darüber selbst klar zu sein —, durch einen Separatangriff auf die belagerte Stadt einen Generalsturm heraufzubeschwören. Die Vermuthung, welche zuerst 1877 ausgesprochen wurde, daß Oesterreich Absichten auf Ausdehnung seiner Herrschaft bis nach Saloniki hege, wurde zwar wiederholt officiöserseits mit mehr oder

Digitized by Google

minder gut gespielter Entrüstung dementirt, doch weiß ich zufällig aus den verläßlichsten Quellen, daß diese Absicht nicht nur wirklich besteht, sondern sogar von der Verwirklichung nicht mehr ferne ist. Von 1878—80 schwankte noch die österreichische Politik bezüglich Albaniens, theilweise weil verschiedene Stimmen — darunter auch die unsere — von dem gefährlichen Abenteuer entschieden abriethen, theilweise weil Oesterreich damals nicht freie Hand hatte. Es lag ihm nämlich sehr am Herzen, daß Montenegro, dem es die besten Bissen vor dem Munde weggeschnappt, wenigstens halbwegs durch albanesische Districte entschädigt werde, und daher mußte es in dem montenegrinisch-albanesischen Conflicte die Partei Montenegros ergreifen, konnte also nicht gleichzeitig mit den Albanesen kokettiren. Dies erfuhr auch der österreichische Generalconsul von Skutari, Herr Lippich, welcher kurz vor meinem Eintreffen in Albanien von der österreichischen Regierung einen gehörigen Verweis erhielt, weil gegen ihn Klagen eingelaufen waren, daß er mit den Albanesen zu sehr kokettire und sich gegen Montenegro feindselig verhalte. Man wird dies vielleicht wie gewöhnlich dementiren, aber ich habe es in Scutari selbst von competentester Seite gehört.

Nachdem aber die montenegrinische Grenzfrage geregelt war, hatte Oesterreich freie Hand bekommen und konnte ungehindert daran gehen, sich mit den Albanesen auf den besten Fuß zu setzen. Noch zur Zeit, als Lippich beauftragt war, Montenegro zu begünstigen, suchte man es mit den Albanesen nicht ganz zu verderben, indem der Viceconsul, Herr Schmucker, unter ihnen für Oesterreich eifrig Propaganda machte. Von 1881 an arbeitete dann die österreichische Regierung aus allen Kräften, die Albanesen für sich zu gewinnen. Das Hauptwerkzeug der Agitation war dabei die katholische Geistlichkeit, deren Einfluß ich in meinem Werke „Oberalbanien und seine Liga“*) ausführlich schilderte. Lange hatte sie zwischen Italien und Oesterreich geschwankt, welch' beide Staaten sich angelegentlichst bemühten, sie durch Geld und gute Worte zu gewinnen. Als ich in Albanien war, schien sich der Sieg auf Seite Italiens zu neigen, dessen Consul Zerboni im Gegensatz zu Lippich offen die albanesische Liga begünstigte und daher den Albanesen mehr persona grata war als Lippich. Die guten Albanesen — und ihre Geistlichkeit nicht in letzter Linie — besitzen aber einmal die mehr praktische als schöne Eigenschaft, ihren Patriotismus und ihre Sympathien nach den erhaltenen Goldfüchsen zu reguliren, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn jetzt Oesterreich Italien ausgestochen hat, und die albanesische Geistlichkeit für Oesterreich Propaganda macht.

Damit allein begnügte sich aber die österreichische Regierung nicht. Verkleidete Generalstabsofficiere und Civilemissäre bereisten von 1881 bis jetzt ganz Albanien bis Saloniki; erstere verbesserten die Generalstabskarte, nahmen von den künftigen Operationslinien besonders sorgfältige Croquis auf — ich habe selbst welche gesehen — und lieferten dem Kriegsministerium recht schätzenswerthe Mittheilungen über die Möglichkeit der Verpflegung einer Invasionsarmee und der Sicherung des Nachschubes auf einzelnen Linien u. dergl. Die Civilemissäre, (deren zwei ich persönlich kenne) hatten ihrerseits die Aufgabe, Geld zu vertheilen und das Volk, speciell die Stammhäuptlinge, für eine österreichische Occupation zu gewinnen. Einer meiner Bekannten, Herr Baumann, welcher Albanien 1883 bereiste, wurde von den Malissoren gefangen genommen, weil er ihnen kein Geld gab. Vor ihm war nämlich ein österreichischer Agent dort gewesen, welcher die Malissoren im österreichischen Interesse bearbeitet, mit vollen Händen Geld vertheilt und ihnen überdies angekündigt hatte, demnächst werde ein anderer österreichischer Emissär mit noch mehr Geld kommen. Die Malissoren hielten nun Baumann für diesen angekündigten Emissär, und da er ihnen kein Geld gab, vermutheten sie, er halte es ihnen widerrechtlich vor und hielten ihn fest, bis Lippich sie über ihren Irrthum aufgeklärt. Da Baumann übrigens ziemlich gut albanesisch spricht und durch seine Reise ins Malissorengebiet schon mit dem Lande etwas vertraut geworden, beabsichtigt die österreichische Regierung, ihn demnächst nach Mittelalbanien zu senden, mit Geld und Empfehlungsbriefen an die Geistlichkeit wohl ausgerüstet. Besonders interessirt sich dabei Se. Excellenz Freiherr von Helfert für Baumann, welch' letzterer erst kürzlich Reserve-Officier geworden und für militärische Aufnahmen gedrillt wurde.

Daß die katholischen Mittelalbanesen einer österreichischen Occupation theilweise geneigt wären, erfuhr ich selbst während meiner Reise dortselbst. Als man mich für einen verkleideten österreichischen Consul oder Emissär hielt, brachte man mir Ovationen und die Geistlichen wurden nicht müde, mich ihrer Zuneigung für Oesterreich zu versichern.

Nach alledem scheint es ziemlich sicher, daß die katholischen Albanesen sich einer österreichischen Occupation nicht widersetzen würden. Wie sich aber die mehr als doppelt so zahlreichen mohamedanischen Albanesen verhalten würden, ist fraglich. Man darf indeß nicht vergessen, daß das Geld schließlich stets der ausschlaggebende Factor bei den Albanesen ist.

Seit einem halben Jahre wird auch im k. k. militärisch-geographischen Institute mit fieberhafter Thätigkeit gearbeitet und zwar „reservat“, d. h. mit Geheimhaltung. Es ist jedoch nicht schwer zu errathen, daß sich die geheimnißvolle Arbeit auf eine Generalstabskarte Albaniens bezieht. Desgleichen herrscht auch seit derselben Zeit emsige Thätigkeit im Kriegsministerium, und beschäftigt man sich dort speciell mit eifrigem Studium allen auf Albanien bezüglichen Materials. Die hundert Exemplare meines Werkes über Albanien, welche vor einiger Zeit so plötzlich verlangt wurden, dürften wohl auch ihren Weg ins Kriegsministerium genommen haben, da sich doch nicht gut annehmen läßt, daß plötzlich so viele Privatpersonen das unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt hätten, sich über Albanien zu unterrichten, das doch jetzt gerade nicht an der Tagesordnung steht. Endlich will ich nicht verschweigen, daß ich auch Generalstabs-Officiere von einer heuer bevorstehenden partiellen Mobilisirung sprechen hörte.

Hält man alle diese Umstände zusammen, so müßte man mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu begreifen, daß die Occupation Albaniens im Rathe der österreichischen Kriegsgötter beschlossene Sache ist. Und noch weitere Nebenumstände machen dies wahrscheinlicher. Erzherzog Johann hat in Cetinje ostentativ auf die Waffenbrüderschaft der österreichischen und montenegrinischen Armee angestoßen. Eine solche kann aber doch nur gegen die Türkei resp. Albanien gerichtet sein, woraus sich auch die Reise des österreichischen Kronprinzen erklärte. Man weiß in Oesterreich recht gut, wie sehr das Gelingen der Occupation Albaniens von einer freundlichen Haltung oder gar Allianz Montenegros abhängt. Dieser hat man sich nun versichert, wahrscheinlich, indem man dem Fürsten Nikola noch einige albanesische Districte versprochen hat. (Aus fremder Haut lassen sich leicht Riemen schneiden!) Ob es von dem Fürsten klug und politisch war, sich durch ein solches Danaergeschenk ködern zu lassen (die Annexion feindseliger Völkerschaften betrachte ich stets als solche), will ich nicht näher untersuchen.

Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade seit der Entrevue in Skierniewice die österreichischen Pläne auf Albanien festere Gestalt erhielten; dies läßt fast darauf schließen, daß Oesterreich der Zustimmung Deutschlands und Rußlands sicher sei. Immerhin zeugt es österreichischerseits von erstaunlicher Kühnheit, wenn man in den Berliner Friedenstractat „leichten Herzens“ den ersten Riß thut. Rußland und die übrigen Staaten werden dann wohl das Ihrige dazuthun, daß von jenem unglückseligen Frieden kein Fetzen mehr übrig bleibt. So habe ich durch einen hochgestellten Serben erst kürzlich erfahren, daß Serbien sich in diesem Falle ein Stück Macedonien aneignen würde — nach meiner Auffassung eine unglückliche Idee, welche nur die ohnehin schon vorhandene Kluft zwischen Serben und Bulgaren erweitern müßte!

*) Leipzig 1881, bei Duncker u. Humblot.

Digitized by Google

Wann werden endlich die Diplomaten einsehen lernen, daß die Vergrößerung durch widerstrebende Länder und Elemente bloß eine Schwächung des Staates bedeutet! Das prätendirte Stück Macedonien wäre viel weniger werth als das gute Einvernehmen und die Allianz mit Bulgarien. Etwas Anderes wäre es, wenn Serbien das zur Hälfte von Stammesgenossen bewohnte und ihm durch historisches Recht zustehende Altserbien prätendirte; dieses liegt aber auf der österreichischen Operationslinie Novipazar-Saloniki und wird daher von Oesterreich selbst in Beschlag genommen werden.

In Bulgarien, Ostrumelien und Macedonien hat man sich, wie ich ebenfalls aus durchaus verläßlicher und competenter Quelle weiß, schon seit Jahren darauf vorbereitet, bei der ersten passenden Gelegenheit die Vereinigung sämmtlicher Bulgaren zu einem Reiche zu proclamiren und durch Waffengewalt zu erzwingen. Eine solche Gelegenheit böte sich, wenn die Türkei mit Oesterreich oder Rußland in Krieg verwickelt würde. In einem solchen Falle würden sich aber auch die Griechen melden, welche ihrerseits nicht minder emsig als die Bulgaren sind und Alles vorbereiten, daß gegebenenfalls alle in der Türkei wohnenden Hellenen gleichfalls das Banner der Vereinigung mit dem Mutterlande entfalten.

Und Rußland? Je nun, Rußland ist jetzt mit England in einen bösen Conflict verwickelt, von dem Niemand sagen kann, wie er ausgeht. Einigt sich Rußland mit England friedlich, so hat es freie Hand, auf der Balkanhalbinsel ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß Rußland den afghanischen Conflict geschickt benutzt, um mit Gladstone, dem alten Türkenfeind, auf Kosten der Türkei eine Einigung zu erzielen. Sollte es hingegen wirklich zum Kriege zwischen beiden kommen, so dürfte die Türkei sicher mit verwickelt werden. Die Engländer würden nämlich wahrscheinlich eine Flotte nach dem Pontus senden. Den herrschenden Verträgen zufolge dürfte diese aber die Dardanellen und den Bosporus nicht passiren, da aber schon 1878 die englische Flotte gegen den (scheinbaren) Willen der Pforte die Dardanellen passirte, wäre Rußland im Rechte, wenn es, um vor solcher Eventualität geschützt zu sein, die Türkei aufforderte, entweder zu gestatten, daß eine russische Torpedobootflottille (Rußland hatt 22 Torpedoboote im Pontus) im Bosporus Stellung nehme, um die englische Flotte eventuell in die Luft zu sprengen, oder daß die Türkei das Nichtpassiren derselben garantire. In letzterem Falle würde sich jedoch die Pforte zwischen Hammer und Ambos befinden. Widersetzt sie sich der englischen Durchfahrt mit Waffengewalt, so kommt sie mit England, andernfalls mit Rußland in Krieg. Und letzteres ist immerhin stark genug, um es gleichzeitig mit England und der Pforte aufzunehmen, besonders, da ja in solchem Falle Bulgaren und Griechen, eventuell auch die Serben zu den Waffen greifen würden, um der Türkei den Garaus zu machen — ganz abgesehen von Oesterreich, das im Trüben fischen und nach Saloniki marschiren würde.

In jedem Falle ist also die Situation auf der Halbinsel eine sehr — interessante und das Jahr 1885 dürfte allem Anschein nach dort gewaltige Ereignisse zu sehen bekommen, ob sich jetzt Rußland mit England vergleicht oder nicht. Selbst wenn alle anderen Interessenten noch warten wollten, würde die österreichische Action allein schon hinreichen, das Wiederaufrollen der Orientfrage zu bewirken.

Eine überraschende Himmelserscheinung und ihre Erklärung.

Von A. Ch. Bauer.

Unter den Entdeckungen, welche die beobachtende Astronomie in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht hat, befindet sich eine von geradezu überraschendem Charakter; überraschend insofern, als man Das, was diese Entdeckung feststellt, nicht nur nicht erwartet hatte, sondern sogar mit großer, aber wie sich jetzt zeigt, voreiliger Zuversicht das genaue Gegentheil vermuthet hatte. Unser Sonnensystem zeigt bei aller Großartigkeit und Complication der Erscheinungen doch einzelne fundamentale und hervortretende Eigenthümlichkeiten. Die interessanteste derselben ist vielleicht die, daß sämmtliche Planeten in derselben Richtung um die Sonne kreisen, und zwar in derselben Richtung, in welcher die Sonne sich um ihre eigene Achse dreht. Man kann sich diese Richtung veranschaulichen, wenn man sich in der Sonnenachse stehend denkt, mit dem Kopfe an ihrem Nordpol, mit den Füßen an ihrem Südpol. Sieht man sich nämlich in dieser Stellung die Rotation der Sonne und die Revolution*) der Planeten an, so erblickt man keine einzige Uhrzeigerbewegung, sondern alle Bewegungen finden in entgegengesetzter Weise statt. Oder, von der Erde aus gesehen zieht ein Sonnenfleck, der sehr geeignet ist, die Rotation der Sonne zu verfolgen, für den Beobachter, welcher die Sonne im Süden sieht, von links nach rechts, für Denjenigen aber, der sie im Norden sieht, von rechts nach links vorbei. An der Hand eines, oder besser zweier Globen wird sich der Leser dies noch deutlicher veranschaulichen können.

Diese Bewegungsrichtung nennt man rechtläufige Bewegung, die entgegengesetzte rückläufige oder retrograde Bewegung. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß wir von unserem irdischen Standpunkte aus die Planeten zeitweise sich rückläufig bewegen sehen, am seltensten, nämlich nur ein paar Tage im Jahre, den Merkur, am längsten, nämlich fast die Hälfte des Jahres hindurch, den Neptun. Diese Rückläufigkeit ist aber nur eine scheinbare und dadurch erzeugt, daß unser irdischer Standpunkt selbst durch den Weltenraum forteilt. Mit dieser, schon den alten Griechen bekannten und jetzt längst erklärten subjectiven Erscheinung haben wir es hier nicht zu thun. In Wahrheit drehen sich alle Planeten rechtläufig um die Sonne.

Ja, diese Rechtläufigkeit erstreckt sich noch weiter. Die Planeten drehen sich bekanntlich außer um die Sonne auch um ihre eigenen Achsen, das heißt, sie haben außer ihrer Revolution auch ihre Rotation; und auch diese Planetenrotation ist eine rechtläufige: für den in der Achse des Planeten, mit dem Kopf nach Norden Stehenden ziehen die Massen des Planeten entgegengesetzt der Uhrzeigerbewegung vorbei. Hier bei den Planeten kann man dies noch anders ausdrücken, und gerade Das ist für das Folgende von großer Wichtigkeit. Man kann nämlich die Richtung der Rotation mit der Richtung der Revolution vergleichen, und dann läßt sich das Gesagte dahin ausdrücken, daß die der Sonne gerade abgewandte Hälfte des Planeten, also seine Nachthälfte, sich vorwärts, die Taghälfte dagegen rückwärts bewegt; vorwärts heißt dabei: in derselben Richtung, in welcher der Planet um die Sonne kreist, rückwärts: in der entgegengesetzten Richtung.

Dem Gesetz der Rechtläufigkeit gehorchen drittens auch die Monde. Der Mond unserer Erde, die beiden Marsmonde, die vier Monde des Jupiter, die acht Saturnsmonde kreisen sämmtlich rechtläufig um ihre Centralkörper. Man sieht, die Erscheinung der Rechtläufigkeit ist im Sonnensysteme so allgemein, daß man leicht geneigt sein möchte, erstens diese Erscheinung zum Gesetz zu erheben und zweitens dieses

*) Unter Revolution versteht man in der Astronomie die Umdrehung eine Körpers um einen Centralkörper; unter Rotation diejenige um seine eigene Achse.

Digitized by Google

Gesetz zu einer Theorie des Sonnensystems zu verwerthen. Schon der große Newton that das Erstere, der kaum minder geniale Laplace auch das Letztere. Er stellte auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Behauptung auf, für die er zehntausend gegen eins verwetten wollte: daß, falls ein neuer Planet oder Mond entdeckt würde, die Achsendrehung des Planeten und der Kreislauf des Mondes auch wieder rechtläufig sein würden. Man kann sich daher die Ueberraschung vorstellen, welche sich der gelehrten Welt bemächtigte, als die Untersuchung der beiden jüngst entdeckten Planeten, des Uranus und des Neptun nebst ihren Monden die Thatsache ergab, daß diese beiden Weltkörper sich rückläufig um ihre Achse, und daß sich ihre Monde rückläufig um sie bewegen. Die Ueberraschung war um so größer und unangenehmer, als sie die berühmte Kosmogenie von Kant und Laplace, die einzige zur Erklärung des Sonnensystems aufgestellte Hypothese, mit einem Schlage über den Haufen zu werfen schien. Man war einfach consternirt, und die zahlreichen Feinde einer jeden, also auch der Laplace'schen, Kosmogenie triumphirten. Um so wichtiger ist es, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf alle Bestrebungen hinzulenken, welche, weit entfernt, die Büchse ins Korn zu werfen, die wunderbar geistvolle Kant-Laplace'sche Hypothese mit der unerwarteten Rückläufigkeit in Einklang zu bringen suchen.

Einen derartigen Versuch hat ganz kürzlich der berühmte Pariser Astronom Faye in der That unternommen.

Die Kant-Laplace'sche Hypothese läßt unser Sonnensystem bekanntlich entstehen aus einem äußerst dünnen, gestaltlosen Nebel, in welchem aus irgend einem Grunde eine Art von kreisförmiger Wirbelbewegung entstanden war. Noch heute zeigt der Himmel eine große Anzahl riesiger Massen solcher ganz fein vertheilten Materie, so fein vertheilt, daß sie nur ein ganz schwaches Licht erzeugt. Es sind dies die Nebelflecke, zu deren Beobachtung man sehr starker Fernrohre bedarf. Diese Nebelflecke repräsentiren schon ganz verschiedene Stadien der Entwickelung. Der Orionnebel zum Beispiel hat keine scharf begrenzte Form, und nur in der Mitte zeigt er eine hellere Stelle. Der Nebelfleck der Andromeda hingegen hat eine fast geometrisch exacte Gestalt, und der helle Kern in seiner Mitte ist so deutlich, daß man mit Bestimmtheit auf eine hier stattgehabte beträchtliche Verdichtung der Nebelmassen schließen kann. Der Nebelfleck des Löwen wiederum zeigt nebelförmige Ringe, die offenbar noch in ihrer Bildung begriffen sind, und die sonderbaren Doppelnebel der Jungfrau, des Wassermannes u. s. w. sind augenscheinlich sehr nahe ihrer schließlichen Umwandlung in Sterne. So geht die Schöpfung des Universums gleichsam unter unseren Augen vor sich.

Am seltensten sind die ringförmigen Nebel, und zwar mit gutem Grunde. Derartige Weltkörper besitzen nämlich keine große Stabilität, sie bilden gewissermaßen nur eine Uebergangsform. Wegen der Unterschiede in der linearen Geschwindigkeit, welche hier vorherrschen, und wegen der gegenseitigen Anziehung ihrer Theile erzeugt nämlich diese letztere Ursache Strudel, welche, weil sie gezwungen sind, demselben Wege mit verschiedenen Geschwindigkeiten zu folgen, sich vereinigen und in eine einzige Nebelmasse verlieren, in welche nach und nach alle Materie der Ringe absorbirt sein wird. Diese Nebelmasse, welche eine Rotation in derselben Richtung besitzt wie der Ring, wird ihrerseits einen Planeten erzeugen, der umgeben ist von Begleitern, die in derselben Richtung und in derselben Ebene umlaufen.

Wir haben so eine Reihe von Nebelringen, von denen einige die strudelnde Verdichtung zeigen, welche in der Bildung einer Planetenmasse endet. Zur selben Zeit hat die ungeheure Menge von Material, welche in der Mitte des ursprünglichen Nebelfleckes nicht zu den Ringen aufgebraucht wurde, nach und nach sich in der Mitte vereinigt, zuerst sehr langsam und später sehr schnell, und erzeugte so eine Centralkugel, eine Sonne, die sich um ihre eigene Achse dreht in derselben Richtung und in derselben Ebene wie die Planeten. Erscheinungen, genau ähnlich denen des primären Nebelflecks, werden bei diesen secundären eintreten, das heißt, sie werden sich auflösen in concentrische Ringe, dann in eine centrale Kugel. Die Ringe werden ihrerseits sich verdichten in andere sehr kleine Kugeln — Satelliten, welche um jeden Planeten stets in derselben Richtung kreisen, während der Planet sich um seine Achse genau in der Richtung und in der Ebene dieser secundären Ringe bewegt.

In dieser Weise also ist Alles vor sich gegangen. Durch einen glücklichen Zufall entgingen einige Ringe des kleinen, secundären Systems von Saturn der Zerstörung und sind nicht in Satelliten umgewandelt worden. Faye schreibt ihre Existenz der ungeheuren Dünnheit dieser Ringe und ihrer schnellen Rotation zu.

Wir hätten so die Erklärung des Sonnensystems beendet, wenn dieses System nicht jene auffallende, auf Uranus und Neptun bezügliche Eigenthümlichkeit zeigte, die scheinbar in vollem Widerspruch steht zu dem Vorstehenden. Sollen wir deshalb glauben, daß die Theorie falsch ist? Sie ist nicht falsch, sondern unvollständig.

In dem ursprünglichen, kugelförmigen und homogenen Nebelfleck, wo die Anwesenheit von Ringen, die um die Mitte umlaufen, nichts ändern kann an dem Gesetz der inneren Anziehungskraft haben wir gesehen, daß diese Anziehungskraft wächst in directem Verhältniß mit dem Abstande vom Mittelpunkt. Später aber bildete sich durch die Vereinigung aller nicht zu den Ringen verbrauchten Materie die Sonne, es entstand auf diese Weise ein leerer Raum zwischen ihr und den Ringen, und das Anziehungsgesetz wurde nun ein völlig anderes. Jetzt trat nämlich dasjenige Anziehungsgesetz in Wirklichkeit, welches gilt, wenn ein Centralkörper von ungeheurer Masse auf Körper von weit geringerer Masse durch den leeren Raum hindurch wirkt. Und so verhielt es sich hier; denn die Masse aller Ringe zusammengenommen machte noch nicht den 700sten Theil der Sonnenmasse aus. In einem solchen Falle nimmt die Anziehungskraft mit dem Abstande vom Mittelpunkte nicht mehr, wie bei jedem zusammenhängenden Nebelflecke, zu, sondern ab, und zwar in sehr starkem, nämlich quadratischen Verhältniß, so daß sie beispielsweise in der doppelten Entfernung viermal so schwach ist. Wie nun in diesen beiden Fällen das Anziehungsgesetz ein ganz verschiedenes ist, so verhält es sich auch mit dem Gesetze, wodurch die Umdrehungsgeschwindigkeit der Ringe bestimmt wird. In der ersten Periode des Sonnensystems ist diese Umdrehungsgeschwindigkeit je weiter vom Centrum, desto größer, so daß, wenn wir einen der Nebelringe betrachten, dieser mit seiner Außenseite sich schneller drehen möchte als mit seiner Innenseite. In der zweiten Periode des Sonnensystems hingegen, wo sich bereits die centrale Sonne gebildet hat und das zweite Anziehungsgesetz in Kraft getreten ist, ist die Umdrehungsgeschwindigkeit der Ringe je weiter vom Centrum desto kleiner, so daß, wenn wir uns jetzt einen der Nebelringe ansehen, dieser das Bestreben hat, mit seiner Innenseite schneller zu kreisen als mit seiner Außenseite. In beiden Fällen kommen wir zu dem Ergebnisse, daß die Ringe nicht auf die Dauer bestehen können; wegen der Verschiedenheit der Geschwindigkeit der äußeren und der inneren Peripherie werden sie vielmehr zerreißen und sich nach Art von Fett- oder Oelringen, welche man an irgend einer Stelle zerreißt, zu Kugeln zusammenballen. Diese Nebelkugeln werden selbstverständlich um das Centrum des ganzen Systems herumkreisen. Sie werden aber eben wegen jener Ungleichheit der Geschwindigkeit außen und innen auch um sich selbst, um ihre Achse herumwirbeln; und diese Rotation wird im ersten Falle, wo die Geschwindigkeit außen stärker ist, eine rechtläufige, im zweiten Falle dagegen, wo die innere Seite mehr Schwung hat, eine rückläufige sein. Von den Monden, die sich etwa durch Losreißung von diesen Planetenkugeln bildeten, würde ganz dasselbe gelten; ihre Kreisbahnen um ihre Mutterplaneten würden im ersten Falle rechtläufig, im zweiten Falle rückläufig sein.

Was haben wir hieraus zu schließen? Es ist klar, daß die Planeten von Merkur bis Saturn, die in dem centralen Gebiete liegen, nach dem ersten Gesetze gebildet worden sind, als die Sonne noch nicht existirte oder noch nicht eine vorherrschende Masse angenommen hatte, und daß die Planeten, welche in dem äußeren Gebiete liegen, welches das bei weitem

Digitized by Google

größere war, gebildet wurden, nachdem die Sonne bereits entstanden war.

Wenn nun entdeckt werden könnte, daß Venus oder Merkur einen Mond besitzen — man hat schon öfters einen solchen wahrzunehmen geglaubt, ohne jedoch seine Bahn verfolgen zu können —, dann wird seine Bewegung ohne Zweifel eine rechtläufige sein, gerade wie sie bei den Monden der Erde, des Mars, des Jupiter und des Saturn rechtläufig ist. Wenn hingegen ein Planet jenseits des Neptun entdeckt werden wird, dann wird seine Achsendrehung und die Bahnbewegung seiner Satelliten rückläufig sein.

Wir sind auf diese Weise zu einem ebenso wichtigen wie überraschenden Ergebnisse gelangt: die Erde ist viel älter als die Sonne, sie hat sich aus einem Nebelringe gebildet, noch ehe die innerhalb der Ringe befindliche Nebelmasse sich so weit zusammengezogen hatte, daß sie einen Weltkörper für sich bildete. Wenn dies anders wäre, wenn, wie Laplace gesagt haben würde, ihre Bildung viel später erfolgt wäre nach derjenigen der Sonne, dann würde das Aussehen des Himmels ein ganz anderes sein: die Sterne würden im Westen auf- und im Osten untergehen; der Mond würde eine retrograde Bewegung haben, wie die Satelliten des Uranus und Neptun.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — lautet die biblische Erzählung; erst am vierten Tage wurde die Sonne an die Veste des Himmels gesetzt. Heute kommt die Naturforschung, wie wir sehen, zu einem analogen Resultate. Vielleicht, daß die orthodoxen Gegner wissenschaftlicher Weltentwickelungsgeschichte die ihnen hier dargebotene Hand der Versöhnung nicht ausnahmslos zurückweisen!

Literatur und Kunst.

Richard Kralik.

Von Karl von Thaler.

Im verflossenen Winter trug der Schauspieler Mitterwurzer in einem Concerte in Wien ein Gedicht vor. Es hieß „Tarantella" und fand wegen der originellen Behandlung des Stoffes und des kecken Rhythmus großen Beifall. Der Name des Verfassers ward mit einem Male einer Menge von Menschen geläufig, die ihn früher nicht gekannt hatten. Das ist bezeichnend für die Stellung, welche unsere Gesellschaft, und nicht die Wiener allein, zur Poesie einnimmt. Daß das Gedicht vor nahezu drei Jahren in dem von K. E. Franzos herausgegebenen „Dichterbuch aus Oesterreich" erschienen war, daran erinnerten sich die Wenigsten, und daß Kralik bereits eine stattliche Reihe von Dichtungen veröffentlicht hatte, schien außerhalb der literarischen Kreise nicht Vielen bewußt zu sein. Man besann sich bloß auf sein Festspiel: „Die Türken vor Wien", — nicht etwa, weil man es gelesen hatte — wer liest denn in Wien heimische Poeten? — sondern weil derselbe Mitterwurzer, der die „Tarantella" declamirt, früher auch das erwähnte Festspiel öffentlich vorgetragen. Wir leben in einer verkehrten Welt, in der die meisten Dinge auf dem Kopfe stehen und das natürliche Verhältniß zwischen Dichter und Schauspieler in sein Gegentheil verwandelt ist. Das Theater gilt der Mehrzahl unserer Mitbürger als die feinste Blüthe menschlicher Cultur. Man kann zwar nicht sagen, daß sie diese Anschauung durch materielle Opfer ausdrücken; im Gegentheil, es ist in Wien eine entschiedene Abneigung gegen die Theaterkassen und eine wahrhaft epidemische Vorliebe für Freibillets vorhanden, die an keine aufrichtige Begeisterung für die darstellende Kunst glauben läßt. Aber die Leute vom Theater sind unserer Gesellschaft besonders interessant, und das hat vielleicht eine ganz natürliche Ursache. Wo im Staat und im socialen Leben so Vieles unecht ist, da müssen die Vertreter der Welt des Scheins die erste Rolle spielen. Dazu gehören die Dichter nicht, denn die Ideale, welche sie suchen und vertreten, sind kein Blendwerk, sie sind vielmehr, wie ein großer Italiener unserer Tage sagt, das einzig Wahre.

Zur Vermittelung mit dem Publikum sollte nur der dramatische Dichter des Schauspielers bedürfen. Allein heute und auf unserem Boden muß ihn auch der Epiker, ja sogar der Lyriker in Anspruch nehmen, wenn er in breitere Schichten eindringen will. Bücher zu kaufen wird hier im Allgemeinen als ein ganz überflüssiger Luxus betrachtet; es gibt reiche Familien genug, bei denen man keine Bibliothek findet. Gedichte zu kaufen, daran denkt vollends Niemand; man hätte ja doch keine Zeit, sie zu lesen. Um sich dafür zu entschließen, muß man persönlichen Antheil an dem Autor nehmen, mit ihm bekannt sein, und in diesem Falle wendet man sich an ihn und bezeugt ihm freundschaftliche Gesinnung und Anerkennung, indem man sich sein neuestes Werk von ihm borgt und es an zehn oder zwanzig Neugierige weiter verleiht. Wie das den Dichter freuen muß! Und erst den Verleger!

Da dieser Gleichgiltigkeit gegen die poetische Production eine sichtliche Modeschwäche für öffentliche Vorlesungen entspricht, so haben sich neuestens heimische Dichter wiederholt eines beliebten Schauspielers als Mediums bedient, um das unfreiwillige Incognito ihres Namens los zu werden. Als Richard Kralik Herrn Mitterwurzer veranlaßte, die „Türken vor Wien" vorzutragen, traf er jedoch keine glückliche Wahl, und die Zuhörer mußten einen falschen Begriff von seinem Talente bekommen. Erstens konnte das Festspiel seiner großen Länge wegen nicht vollständig, sondern nur auszugsweise, also verstümmelt, mitgetheilt werden, zweitens ist es, trotz einzelner Schönheiten, ein wunderliches Opus und vielleicht die schwächste Arbeit des Dichters.

Kralik hat den Versuch gemacht, die Sage vom Agnesbrunnen bei Sievering mit den historischen Ereignissen von 1683 zu verknüpfen. Jeder Wiener weiß, daß an dem schattigen, von hohen Bäumen überrauschten „Bründl" neben dem reizenden Waldwege, der von Sievering auf den Hermannskogel führt, fast zu jeder Tagesstunde alte Weiber sitzen, die in entsprechender Gewandung, wenn ihrer gerade drei beisammen sind, wohl geeignet wären, die Nornen unserer Vorzeit darzustellen. Sie schauen tiefsinnig in das Wasser hinab, manchmal auch in ein mitgebrachtes Fläschchen, aus dem sie Stärkung für ihren Opferdienst trinken. Sie sind Priesterinnen des Gottes Lotto, dessen Cultur in Oesterreich noch immer vom Staate anerkannt wird, und sie suchen auf dem Grunde des Wassers — Nummern. Es ist der letzte Rest eines schönen Glaubens, die schwache Erinnerung an urgermanische Heidenzeit, was die würdigen Schicksalsschwestern an das Brünnlein führt. Aus dem Brunnen kommen im deutschen Märchen die Kinder; er bedeutet die Unterwelt, wo Frau Bertha — oder Frau Holle — die Göttermutter Nerthus — haust, die in den heiligen zwölf Nächten mit ihrem Gefolge umherzieht. Aus dem Brunnen tauchen die weissagenden, zukunftkundigen Wassergeister empor, von denen Melusine und Undine auch Jenen bekannt sind, die sonst keinen Bescheid in den Sagen der Vergangenheit wissen. Die Agnes Kralik's führt sich als eine Verwandte der Opernnixen, als eine junge Dame von höchster Abstammung ein. Frau Bertha selbst ist ihre Mutter, kein Geringerer als Wodan ihr Vater, während sie wie in der localen Volksüberlieferung als Kind des armen Köhlers gilt. Sie gibt ihrem geliebten Karl die berühmte, in der romantischen Schule bereits stark verwendete blaue Blume, die er nicht verschenken darf, und obwohl er dies Gebot übertritt und sich in eine Andere verliebt, rettet er doch Wien, wie es des Gottes Wodan Rathschluß gewesen, an der Spitze die Einherier, die aus den seligen Räumen Walhalls herabgestiegen sind, um dem Entsatzheer Karls von Lothringen den Sieg über die Türken zu ermöglichen.

Neben dieser sagenhaften Handlung läuft die historische, mit vielen sorgfältig zusammengetragenen Details ausgestattet, ganz unvermittelt her. Der Widerspruch zwischen der wirklichen und der mythologischen Welt ist trotz der kühnen Brücke, die Kralik von der einen zur andern schlägt, nicht auszugleichen. Neben Wodan haben Rüdiger von Starhemberg, Kaiser Leopold und Sobieski keinen Raum; die Gestalt des Gottes drückt sie ungebührlich zu Boden; bei dem bestän-

Digitized by Google

digen Ueberspringen von überirdischen Wesen zu handfesten Wiener Bürgern gehen Einheit und Stimmung verloren. Wie die Anlage des völlig unaufführbaren Festspiels, so ist auch die äußere Form willkürlich und regellos. Ob die Verse Trimeter, Alexandriner oder Zwischenglieder einer Nibelungenstrophe sind, das vermag an vielen Stellen kein Leser zu entscheiden. Der Dichter geberdet sich wie ein wildes Füllen, das weder Zügel noch Zaum duldet; aber bei alledem ist er ein Dichter; kein bloßer Versemacher, sondern ein junger Mann von entschiedener poetischer Begabung, einer aufmerksamen kritischen Beachtung werth.

Er hat das zumeist in einem kleinen Büchlein bewiesen, das den stolzen Titel „Offenbarung" trägt und den Gedanken ausführt: Wir sind Götter, die Welt ist unser Spiel. Kralik entwickelt diese eigenartige Idee auf germanisch-mythologischem Grunde, in eddischer Einkleidung. Vielleicht ist darum seine Dichtung zu wenig verstanden und gewürdigt worden, denn man glaubt es gar nicht, wie fremd und unwissend selbst die Mehrzahl der Gebildeten den religiösen Anschauungen der deutschen Vorzeit gegenüber steht. Der Dichter hat seine Idee klar genug ausgedrückt:

. . . . . Nun höre, Himmelskind,
Warum die seligen Götter zur Welt gekommen sind.
Sie sind nicht hergekommen, zur Buße hier verdammt,
Auch nicht um zu erfüllen bestimmungsschweres Amt;
Nur um das zu genießen, was sie noch nicht gewußt:
Die Wonnen all des Schmerzes und der Leiden Lust.
Sie nahmen diesen schwachen, dem Tod verfallenen Leib,
Daß nicht stets ihre Seele in ew'ger Ruhe bleib.
Zu hungern und zu dürsten, das strebten sie wohl recht,
Den Willen einzuschließen als strengen Schicksals Knecht;
Ihre Kraft zu fühlen in süßer Müdigkeit,
Das Glück erst zu ersehnen in bangender Liebe Leid;
Den Muth selbst zu erproben in selbstgeschaffner Noth,
Den Augenblick zu genießen im Gefühl der Vernichtung, im Tod;
Der göttlichen Würde sicher in niederster Knechtschaft Schmach,
Nicht scheuend die bittersten Bande, die die Gottheit endlich zerbrach.

Solcher Stellen, die Kralik vor dem strengsten Richterstuhl Gnade finden lassen, kommen genug in der „Offenbarung" vor. Wie hübsch ist z. B. folgende:

Dieses dünkt mich übel, dies ärgert mich zumeist,
Daß manche Menschen glauben, es wäre nur leichter Trug,
Was da die Dichter künden; nur Spiel, nur Märchenlug.
Die sind nicht recht berathen. Das Leben ist wohl Schein,
Die Dichtung aber Wahrheit; Festes giebt sie allein.

Oder wenn er von den Frauen singt:

Wer ist, der sie ergründe? Nur Wenige kennen ihr Herz.
Du weißt nicht, was sie wollen, Du weißt nicht, was sie entflammt;
Sie folgen höheren Plänen, sie haben göttliches Amt.
Sie kennen alle besser als Du des Lebens Kern,
Sie stehen nie den Pforten des Himmels also fern;
Drum sollst Du nie sie schelten . . . . .

Obwohl Kralik das Werkchen eine Epistel nennt, so ist es doch ganz und gar lyrisch. In der Lyrik liegt seine Kraft und dadurch wird er als Dichter beglaubigt. In den beiden Bändchen Gedichte, die er bisher erscheinen ließ, befindet sich nicht ein einziges erzählendes; er schildert nicht, er gestaltet nicht, er singt. Sowohl im „Roman", wie er die erste, durch einen dünnen Faden von Handlung zusammenhängende lyrische Sammlung taufte, wie im späteren „Büchlein der Unweisheit" sind viele anmuthige und schöne Lieder enthalten, echte, tiefempfundene, aus dem Herzen quellende Töne des Schmerzes und der Lust. Freilich strömt der Born seiner Dichtung gar zu reichlich, und eine strenge Selbstcensur wäre gut gewesen. Die goldene Regel, daß sich der Meister in der Beschränkung zeigt, gilt auch für die Quantität. Hat Kralik die Jugend daran verhindert, die weise Vorschrift zu beobachten?

Zu seinen reizendsten Liedern gehört eines, das mit den Versen beginnt:

Ein Bote komm' ich her zu Dir; bin ausgesandt in Treuen.
Ich sage, was man mir gebot, ich hoff', es soll Dich freuen.

Der mich gesandt, der gab mir auf, daß ich Dir sicher sage,
Er komme selber zu Dir her, eh' siebenmal es tage.

Klingt das nicht genau so, als ob es vor sechshundert Jahren gedichtet und nur im heutigen Deutsch erneuert worden wäre? Wenn wir der Spur nachgehen, welche sich hier zeigt, so kommen wir an vier gewaltige Quartbände, aus welchen Kralik's Poesie die stärksten und mächtigsten Anregungen empfängt. Sie wurzelt in der mittelhochdeutschen Lyrik, in den Minnesängern. Kralik dankt ihnen außerordentlich viel; er hat sie mit großem Nutzen studirt, und ihre lieblichen „doene" summen ihm beständig im Gedächtniß. Er folgt ihrer Ausdrucksweise, ihrer einfachen, herzlichen, natürlichen Art, Liebeslust und -Leid in Reime zu bannen, er ahmt häufig den Bau ihrer Lieder nach, indem er statt der gleichförmigen Strophe die Stollen und den Abgesang gebraucht; — kurz, er widmet den längst in Staub zerfallenen Sängern, deren Werke und Bildnisse die Manesse'sche Handschrift aufbewahrt, eine rührende Anhänglichkeit. Natürlich sind ihm viele Wendungen und Gleichnisse, auch ganze Verse von ihnen in lebendiger Erinnerung geblieben und kommen ihm in den Augenblicken dichterischer Begeisterung von selbst in die Feder, so daß man zuweilen, wenn man in seinen Gedichten blättert, einen Palimpsest zu lesen glaubt. Die spätere Schrift ist die Kralik's, aber unter und zwischen ihr entdeckt ein schärferes Auge bald die großen, von einer schwert- und harfenkundigen Hand herrührenden Buchstaben des dreizehnten Jahrhunderts. Wenn die Lyriker aus jener ersten Glanzzeit der deutschen Literatur, von deren Herrlichkeit noch immer nur ein kleiner Kreis Kenntniß hat, aus ihren Gräbern aufstehen könnten, so müßte sich Kralik arg entblößen, um ihnen Alles zurückzuerstatten, was er von ihrer Hinterlassenschaft entlehnt. Aber die Todten sind geduldige Gläubiger, sie mahnen nicht. Von ihrem Golde zu borgen ist keine Schande, wenn man die Münzen wenigstens auf einer Seite mit neuem Gepräge versieht. Das versäumt Kralik in den seltensten Fällen. Verzeihen wir ihm daher die Anleihen bei den Minnesängern ebenso wie die Benützung altgriechischer Hymnen, die in einigen Gedichten des „Römischen Frühlings" — im „Roman" — hervortritt. Andere junge Poeten eröffnen sich eigenmächtig Credit bei kaum verstorbenen oder noch lebenden Zeitgenossen. Von dieser Sünde ist Kralik frei, und von dem Einflusse Heine's, der im Allgemeinen die Originalität der heutigen Lyrik übermächtig niederzwingt, spürt man bei ihm kaum einen Hauch.

Die Vorliebe für die mittelalterliche Dichtung ist wohl die Erklärung dafür, daß Kralik einen „Adam" in der Art der Mysterien jener Zeit geschrieben. Wie die Bühne der geistlichen Spiele, aus denen sich das moderne Theater entwickelte, hat auch er seinen Schauplatz eingetheilt: Oben der Himmel, unten die Hölle, zwischen beiden in der Mitte die Erde, und alle drei ganz naiv durch Treppen verbunden. Eine dramatische Arbeit, die das völlig neue Thema des Sündenfalls behandelt, müßte von außerordentlich poetischem Werthe sein, um uns einiges Interesse einzuflößen. Der „Adam" Kralik's hat dasselbe nur bei dem Staatsanwalte hervorgerufen, der das Büchelchen nach dem Erscheinen confiscirte und ihm dadurch eine unschätzbare Reclame bereitete. Warum die Beschlagnahme erfolgte, vermögen wir nicht zu begreifen. Wegen allzu kühner Gedanken wahrlich nicht, denn die Dichtung ist, obwohl Adam und Eva für Urmenschen etwas zu gebildet sprechen und der Serenissimus der Teufel sich sichtliche Mühe gibt, in die Fußstapfen seines Vetters Mephistopheles zu treten, im Ganzen sehr harmlos und thut keiner gläubigen Seele besonders weh.

Das neueste Werk Kralik's ist ein Schauspiel „Maximilian",

Digitized by Google

sein Held der letzte Ritter, der Jäger von der Martinswand, der Verfasser des „Theuerdank". Zum Muster hat sich der Autor die Historien Shakespeare's genommen; es geht in seinem Stücke gerade so wild und regellos zu wie in jenen. An die Aufführung wird Niemand denken, auch der Verfasser nicht. Einzelne Züge sind poetisch. Es ist z. B. eine hübsche Idee, daß Max durch den Geist seiner todten Gemahlin, der heißgeliebten Marie von Burgund, auf der Martinswand gerettet wird. Die uralte Vorstellung, daß die Liebe stärker sei als der Tod, die im Hohen Lied Salomonis ausgesprochen und in der nordischen Helgesage verkörpert wird, sieht man immer wieder gern auftauchen. Das Drama hat ein Vorspiel, das uns besser gefällt als die folgenden fünf Acte. Sein Schauplatz ist das Theater und der Director fragt den Dichter, nachdem der Letztere den Inhalt seines Stückes explicirt hat: „Doch, wie soll das ein Drama geben?" Darauf antwortet der Dichter: „Das weiß ich selber nicht." Vor solcher Offenheit senkt die Kritik die Waffen; sie muß aber im Namen der Göttin Ostara dagegen protestiren, daß diese mit der Austria verwechselt wird, wie es Kralik nun schon zum zweiten Male thut. Ueber Ostara, deren Name in „Ostern" fortklingen wird, so lange die deutsche Sprache lebt, ist unter den Germanisten schon viel gestritten worden. Wahrscheinlich war sie, wie Spurke, Göi, Hrêda und Sif, eine Monatsgöttin, nach der man den Frühlingsmond benannte. Einige Gelehrte meinen, sie entspreche der classischen Aurora, andere, sie sei die Mutter des hammerschwingenden Donar-Thor gewesen. Aber so ungewiß die amtliche Stellung Ostara's auch sein mag, — im Zusammenhang mit der Bosnischen Occupation soll man ihren Namen nicht eitel nennen.

Zum Schlusse ein ernstes Wort. Kralik verdient es, daß man aufrichtig mit ihm spricht, und so wollen wir ihm denn ehrlich seinen größten Fehler nennen: Seine unglaublich saloppe Form. Wenn er nicht im Stande wäre, gute Verse zu machen, so würde man ihn keinen Dichter nennen. Er kann es aber, wenn er will, und ist nur neun unter zehn Mal zu lüderlich, sich Mühe zu geben. Im „Maximilian" kommt folgende Stelle vor:

. . . . Maximilianus,
Erzherzog von Oesterreich,
Sohn des alldurchlauchtigsten
Großmächtigsten römischen Kaisers
Friedrich, deutscher Nation.

Das sollen Verse, und zwar Trochäen, sein. Wie will Kralik diese und ähnliche Dinge vor seinem eigenen Talent verantworten? Nach dem Grundsatz, den er in der „Offenbarung" aufstellt? Dort heißt es:

Ihr braucht euch nicht zu sorgen, wie euer Singen tön';
Ihr werdet's nicht verfehlen: Singt nur und es ist schön!

Mit nichten. Wer singt, ohne die Regeln der Gesangskunst zu beobachten, der pflegt falsch zu singen, und das begegnet Kralik sehr oft. Er schadet sich durch den Leichtsinn, mit dem er den Gesetzen des Versbaues, zuweilen auch denen der Sprache, auf die Füße tritt. Es macht ihm wohl Spaß, wenn er einmal „Mon'" statt Mond schreibt und auf Sonn' reimt oder anderen solchen Unfug treibt, aber er sollte mehr Respect vor seiner Begabung haben. Merkwürdig, daß die jungen Dichter, die doch alle ein ganz ausgewachsenes Selbstgefühl besitzen, oft so wenig poetische Selbstachtung empfinden und ihre literarische Toilette absichtlich vernachlässigen. Es gab eine Zeit, in welcher das für genial galt; sie ist jedoch längst vorüber. Warum hält sich Kralik nicht auch in dieser Hinsicht an seine Vorbilder? Er soll von den Minnesängern lernen, wie sorgfältig und streng man auf die Schönheit der Verse und des Ausdrucks achten muß. Der Rath wie der Tadel, den wir ihm nicht ersparen konnten, entspringt herzlichem Wohlwollen und jener Vorschrift, die Horaz dem Kritiker gegeben:

Vir bonus et prudens versus reprendet inertes,
Culpabit duros, incomptis adlinet atrum
Transverso calamo signum . . .

Zu welchem Danke wäre Kralik einem Freunde verpflichtet, der ihm diesen Liebesdienst erwiesen hätte, bevor seine Gedichte gedruckt wurden.

Die polnische George Sand.

Von Gustav Karpeles.

Ein merkwürdiges Buch reist seit einigen Wochen auf den Recensententischen umher.*) Man weiß nicht recht, was damit anzufangen. Zunächst hat man es mißtrauisch bei Seite gelegt, dann immer wieder, hauptsächlich des reizenden Titelbildes wegen, vorgenommen und schließlich in einem Zug von der ersten bis letzten Seite durchgelesen. Da fängt die Rathlosigkeit von Neuem an. Man weiß nicht „wie noch wo"; man kann das Buch eben so wenig in den Bücherschrank — wegen seines seltsamen Formats — noch in die Literaturgeschichte — wegen seines nicht minder seltsamen Inhalts — rubriciren. Gehört es zu dem Genus der sogenannten Ghetto-Romane? Aber es ist doch ganz anders wie die Romane von Kompert, Franzos, Bernstein. Und dann: Wer ist E. P. Orzeszko?

Ich will mich bemühen, soweit ich es vermag, alle oder wenigstens die wichtigsten dieser Fragen hier zu beantworten. Vielleicht reicht diese Antwort aus, daß die Leser in dem eigenartigen Buche sich orientiren können.

E. P. Orzeszko — der Uebersetzer, Leonhard Brixen, hat die Vornamen sehr vorsichtig abgekürzt — ist eine Dame: Elise Orzeszko, oder vielmehr Orzeszkowa, da im Polnischen die Familiennamen gleichfalls der Declination unterworfen sind. Ihr Leben ist ein schicksalvolles, inhaltreiches. Geboren 1847 bei Grodno in Litthauen von wohlhabenden Eltern, verbrachte sie ihre schönsten Jugendjahre im Kloster. Vom Kloster ging es in die Ehe — nicht umsonst nennt man die Polen die „Franzosen des Nordens". Diese Ehe mit einem litthauischen Gutsbesitzer war anfangs eine recht glückliche. Da kam der polnische Aufstand und zerstörte ihr Familienglück wie ihren Wohlstand. Der Mann wurde nach Sibirien verbannt, das Vermögen confiscirt. Aber all' diese Schicksalsschläge konnten den Muth der Dame nicht brechen. Im Gegentheil. Gerade durch sie wurde Elise Orzeszko das, was sie heute ist. Ohne die freundliche Hülfe Murawieff's wäre sie wahrscheinlich, wie schon ein Kritiker sehr richtig bemerkt, zeitlebens eine geistreiche, gebildete, edelmüthige, von ihrer Umgebung nicht verstandene Dame geblieben, die „die Fülle ihres sich stets erweiternden und läuternden Geisteslebens unproductiv in sich verschlossen hätte".

Erst der tiefe Schmerz weckte die große Begabung, die das Glück vielleicht nie zur Blüthe gebracht hätte. Kurz nach dem Aufstande — Grabesruhe herrschte in dem besiegten Lande — erschien ihre erste Novelle. Sie führte den Titel „Letzte Liebe" und richtete sich in ihrer Tendenz gegen den gleichnamigen Roman von George Sand. Seither, also seit mehr als zwanzig Jahren, schafft die Schriftstellerin unermüdlich. Größere und kleine Romane, Novellen, Erzählungen und Skizzen, ja sogar gelehrte politische und ökonomische Abhandlungen sind von ihr inzwischen erschienen. Daneben entfaltet sie aber auch in ihrem Kreise eine gedeihliche Privatthätigkeit. Sie weist nicht bloß ihren Geschlechtsgenossinnen den Weg, den sie zu gehen haben, sondern sie geht selbst muthig voran. Mit den Trümmern ihres Vermögens hat die

*) Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden 1885, Heinrich Minden.

Digitized by Google

treffliche Frau in Wilna eine große Druckerei errichtet, deren Pressen vornehmlich im Dienste der Jugenderziehung und Volksbildung stehen. Sie selbst lebt gegenwärtig in ihrer Heimat zu Grodno.

Man muß sich erinnern, daß Litthauen und die Ukraine eigentlich die Wiege der polnischen Romantik sind, daß von dort die bedeutendsten Talente ausgegangen sind, die in der polnischen Literatur zu Ansehen und Größe gelangt sind, daß dann das geistige Leben jener Länder — zugleich mit der politischen Reaction und nicht am wenigsten durch die Thätigkeit Murawieff's — in eine gänzliche Erschlaffung verfiel und Jahrzehnte lang darin verharrte. Dies Alles muß man sich in Erinnerung bringen, um die allgemeine Aufmerksamkeit und später die große Freude darüber zu begreifen, daß nach der Katastrophe des letzten polnischen Aufstands aus diesem selben Litthauen ein neuer, frischer Ton erklungen ist, ein Ton, wie man ihn nicht nur in den Wäldern der Ukraine, sondern auch nicht einmal in den literarischen Salons zu Warschau je zuvor gehört hatte.

Und als man gar aus diesem Ton die Stimme einer Frau heraushörte, da war des Staunens kein Ende. Zwar hatten schon vorher Frauen zum Theil mit Glück in der polnischen Literatur debütirt; natürlich nur mit Erzählungen sehr sanften Charakters oder mit fromm klingenden Dichtungen, die sich streng in den von Zucht und Sitte vorgeschriebenen Bahnen bewegten. Der neue Ton klang aber ganz anders in die Welt hinaus und in die Ohren der Jungen und Alten hinein. Jene waren entzückt, diese entsetzt. Alle aber erstaunt.

War nicht schon in dieser Art des Auftretens eine Analogie zu dem Leben der George Sand zu erkennen? Aber man würde fehl gehen, wenn man glauben wollte, daß Elise Orzeszko sich die berühmte französische Schriftstellerin zum Muster genommen habe und genau nach der Schablone das für Polen zu leisten beabsichtigte, was jene für ihr Frankreich gethan hatte. Studirt, mit Eifer und mit Erfolg studirt mag sie allerdings die Werke und das Wirken der größten modernen Schriftstellerin haben; auch die ersten und stärksten Anregungen für ihr Schaffen mag sie von der Französin empfangen haben — aber sie war klug und selbständig genug, sich ihren eigenen Weg zu bahnen. Man kann sagen, daß sie die Vorzüge der Fehler hatte, die George Sand durchs Leben trug; dasselbe kann man freilich von allen Kleinen sagen, die auf dem Nacken der Riesen stehen und über diese hinwegschauen. Aber Elise Orzeszko ist mehr und verdient ein größeres Lob als jenes.

Schon darum, weil sie mit einem festen Programm auf ihren neuen Weg trat. George Sand trug das Herz ihr Lebenlang höher als den Kopf; als sie auftrat, galt ihr das Gefühl mehr als der Gedanke. Georg Herwegh sagte von ihr sehr treffend, sie habe als Weib ganz erklärlich damit angefangen, daß sie die Freiheit des Herzens für ihr Geschlecht forderte, sie habe aber ihre Laufbahn wie ein Mann geschlossen, indem sie in die Reihe der Denker trat und die Freiheit des Gedankens in Anspruch nahm. Eine Nachfolgerin konnte natürlich Beides vereinen, und es ist nicht der geringste Vorzug unserer Schriftstellerin, daß sie dies wirklich gethan hat.

Auch sie beginnt mit einem Roman über die Institution der Ehe. Aber sie wendet sich sofort direct gegen George Sand. Sie will die Ehe nicht aufheben, sie will nur die Männer edler, charaktervoller, die Frauen reiner, gebildeter und für ihren Beruf besser vorbereitet wissen. „Letzte Liebe" heißt jene Erzählung, die in der Ausführung noch alle Untugenden des sogenannten Frauenromans, in dem zu Grunde liegenden Hauptgedanken aber schon das zielbewußte Programm der Schriftstellerin aufzeigt.

Dieses Programm nun ist ein so klares, festes und ist so streng innegehalten worden, daß es gar keiner künstlichen Construction bedarf, wie dergleichen oft in die Individualität eines Dichters hineingetragen wird, um das gesammte Schaffen der polnischen Dichterin in drei große Richtungen des socialen Tendenzromans zu verweisen. Die erste ist die, welche sich mit der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft beschäftigt, die andere behandelt die für Polen namentlich sehr wichtige Frage der Emancipation der Juden, die dritte ist der Reform der Gesellschaft nach den Lebensbedingungen der Gegenwart gewidmet. In diesen drei Richtungen hat Elise Orzeszko ihre Aufgabe, im socialen Tendenzroman das Kunstepos der Gesellschaft zu liefern, mit größerem oder geringerem Erfolg zu lösen versucht.

Die Romane der ersten Richtung weisen am deutlichsten nach, wie die Dichterin auch stetig mit ihren größeren Zwecken gewachsen ist. Während die ersten Erzählungen noch das Klagelied der Frau singen, die in der modernen Gesellschaft noch nicht die rechte Stellung gefunden, treten die später erscheinenden schon mit bestimmt formulirten Forderungen auf, die den Wirkungskreis der Frauen nach der intellectuellen wie nach der materiellen Seite des Lebens hin erweitern sollen. Das unwürdige Verhältniß, in dem sich die Frau bisher befunden, soll aufhören. Sie soll nicht mehr angebetet, sondern lieber verstanden werden. Sie soll sich alle jene Stellungen in der Gesellschaft erobern, die ihr der Unverstand bislang verschlossen hat. Endlich soll sie nicht mehr nach Brauch und Sitte oder um des Vermögens willen, sondern nur durch einen Bund des Herzens in die Ehe gehen. Die Erzählungen und Romane „Die Tugendhaften", „In der Provinz", „Das Tagebuch Waclawa's", „Im Käfig", „Herr Graba", „Martha", „Spinngewebe", „In den Tiefen des Gewissens" erörtern diese Frage nach allen Richtungen hin.

Den interessantesten Einblick in die Werkstätte ihres dichterischen Schaffens gewähren uns aber die sogenannten Judenromane der Frau Orzeszko. Man darf dabei nicht an unsere Verhältnisse denken, wo durch eine häßliche Agitation für eine Weile die sogenannte Judenfrage wieder künstlich aufgewirbelt worden ist, sondern man muß sich die Verhältnisse in Polen und Rußland vergegenwärtigen, wo die Juden einen ansehnlichen Theil der Gesammtbevölkerung bilden und wo die Frage ihrer Emancipation, ihrer Assimilirung, eine wahrhaft brennende ist. Wir kennen den polnischen Juden nur durch die verwahrlosten und schmutzigen Exemplare der Gattung, die wir Jahraus Jahrein auf unseren Straßen betteln sehen. Gern ist man geneigt, nach diesen die ganze Species zu beurtheilen. Da kommt aber die Dichterin, die ein warmes Herz für die Leiden der Menschheit und jedes einzelnen Individuums hat und sagt uns: Ihr irrt gewaltig, wenn Ihr nach der abstoßenden Außenseite diese Menschen beurtheilen wollet! Hinter diesem schmutzigen Kaftan schlägt ein glühend heißes Herz voll Patriotismus und Liebe; in diesem wildbewachsenen Kopf ist vielleicht mehr Idealismus und Klugheit als in den Gehirnen mancher philosophischen Facultät zu finden. Tretet nur näher heran und helft, dieses Volk zu befreien und aus den Banden der Jahrtausende zu erlösen. Hört ihn, wie er mit der gefangenen Sulamit seines „hohen Liedes" klagt: „Blickt mich nicht an, denn die Sonne hat mich gebräunt!" Blickt ihn nicht an, denn die Fülle des Leids hat ihn entstellt! Zu den Mühseligen und Schmerzbeladenen aber steigt sie selbst, die vornehme Dame, von ihrer geistigen Höhe hinab in die engen, schmutzigen Gassen des polnischen Ghetto und ruft ihnen zu: O armes Volk! Thu' ab das Staubgewand der Jahrtausende, du müder Wanderer! Sieh, dort scheint die Sonne hell und warm; sie lockt dich zu den Menschen da draußen, die deine Brüder sind und bleiben werden! Hülle dich in das Glanzgewand der neuen Zeit, die gekommen ist nach der Verheißung deiner göttlichen Seher und die dich aufnehmen wird in den Bruderbund der gesammten Menschheit! —

Ich weiß nicht, ob die Dichterin, die sich eine solche hehre Mission erwählt, hüben und drüben mit derselben Erfolge erzielt hat. Ich fürchte fast, daß dies nicht der Fall gewesen. Das aber weiß ich, daß sie durch ihre erzieherische Thätigkeit eine civilisatorische Mission ausübt, die erst fernen Geschlechtern zum Segen gereichen wird, welche ihren Namen ehren und preisen werden. Sie war die Erste, die den Typus des polnischen Juden würdig in die Literatur eingeführt hat. Und das ist ihre Originalität. Zwar haben schon früher Juden in Romanen und Lustspielen figurirt, aber sie bildeten fast nie den Mittelpunkt des Getriebes und waren nie wahr und richtig geschildert. Entweder Nathan oder Shylok; ein

Digitized by Google

Mittelding existirte vordem nicht. Auch in den deutschen Romanen nicht. Erst Elise Orzeszko hat den mustergültigen Typus in ihren Romanen „Meier Ezofowicz", „Eli Makower", „Der starke Samson" u. A. geschaffen. Der all' diesen Schöpfungen zu Grunde liegende Gedanke ist der der geistigen Erlösung der Juden und ihrer Verschmelzung mit dem Polenthum, um so einen Bürgerstand zu schaffen, der die Zukunft des Landes verbürgen solle.

Aber man darf nicht glauben, daß Elise Orzeszko eine einseitige Lobrednerin der Juden und des Judenthums ist. Sie kennt ihre Fehler und Schwächen sehr genau. Sie hat überhaupt eine Kenntniß des Judenthums, um die sie mancher deutsche Rabbiner beneiden dürfte. Die Bibel ist ihr innig vertraut; vom Talmud spricht sie wie von einem guten Bekannten; selbst mit der Kabbala geht sie wie mit einer lieben Freundin um. Wenn man die Schilderungen deutscher Romanschriftsteller liest, die sich mit den Juden beschäftigen, erstaunt man über die horrende Unkenntniß, die dieselben an den Tag legen. Ihre Juden essen am Versöhnungstage ungesäuerte Brode und schütteln den Palmzweig der Laubhütte im weißen Sterbekleide am Osterfeste — eine Vermischung der Begriffe und Ceremonien, wie sie nicht ärger gedacht werden kann. Liest man dagegen die Romane der Frau Orzeszko, so muß man sich ebenso verwundern über die genaue Kenntniß der Verhältnisse, der Lehren und Ceremonien, des Schriftthums und der geistigen Ideen, wie nicht minder der Kämpfe und Reibungen zwischen den verschiedenen Parteien der Altgläubigen, der Fortschrittlichen und der Ueberfrommen (der sogenannten Chassidim).

Sie steht natürlich auf Seiten des Fortschritts, der nach langem und hartnäckigem Ringen ebenso natürlich stets zum Siege gelangt. In dem kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienenen Roman „Meier Ezofowicz" spricht sich diese Tendenz am prägnantesten aus. Meier ist ein polnischer Uriel Acosta oder Baruch Spinoza, der die Schriften seines großen Ahns in der Familienbibliothek entdeckt und aus denselben Licht und Geistesfreiheit geschöpft hat für den Kampf mit der fanatischen Gemeinde des kleinen Städtchens Sczybow, an deren Spitze ein Rabbi Todros steht, wie ihn Gutzkow in seinem Santos oder Akiba geschildert.

Aber noch hat „der Wächter nicht den Morgen verkündet". Es herrscht finstere Nacht in dem Städtchen mit dem unaussprechlichen Namen und der junge, kampfesfrohe Meier muß dem alten fanatischen Kabbalisten das Feld räumen. Er zieht von dannen, schmerzlich bewegt und gedankenvoll, aber er trägt auf seiner Stirn schon das Zeichen der Freiheit und in seinem Herzen trägt er „die Götter der Zukunft".

„Hat dieser verachtete, fluchbeladene, von Allem entblößte Mann das Ziel erreicht, das er so leidenschaftlich erstrebte?" Mit dieser Frage schließt der Roman. „Hat er in der weiten, ungekannten Welt Menschen gefunden, die ihm willig Thüren und Herzen öffneten und ihm den Weg zum Quell des Wissens öffneten? Ist er oder wird er jemals nach seinem Geburtsort zurückkehren, um mit seiner Vergebung auch zugleich das Licht zurückzubringen, kraft dessen sich dereinst dort „die Ceder des Libanon" erheben soll, wo vordem der niedere Dornstrauch gestanden? Wir wissen es nicht. Die Begebenheit ist noch zu jung, um schon ihr Ende erreicht haben zu können. Aber eben deshalb, weil diese Begebenheit, wie so unendlich viele ähnliche, ihrem Ende so fern ist, deshalb, mein Leser! welches Stammes Blut auch in deinen Adern fließet, wie und auf welchem Fleck dieser Erde du auch Gott verehrest — wenn dir jemals auf deinem Lebenswege Meier Ezofowicz begegnet, reiche ihm eilig und warm, freundlich und hülfreich die Bruderhand!"

Man kann diese warme Empfehlung, die Frau Orzeszko ihrem Schützling mit auf seinen Weg gibt, symbolisch auch auf ihren Roman ausdehnen und ihm überall da, wo Menschen wohnen, denen auch in dieser trüben Zeit nichts Menschliches fern und fremd, freundlicher und wohlwollender Aufnahme empfehlen. Er verdient es; denn er ist einer von jenen stillen Märtyrern des ringenden Gedankens, die ungekannt verbluten, indeß Das, wofür sie gekämpft und gelitten, mit siegender Gewalt doch einmal zum Durchbruch gelangt.

Und er ist von seinen Pflegeeltern für diese große Reise fürstlich ausgestattet worden. Der wirkliche, leibliche Meier Ezofowicz ist nämlich der Sohn des reichsten Hauses in Sczybow, und unser „Meier Ezofowicz" ist das Product der geistreichsten Schriftstellerin Polens, und der hervorragendste Illustrator jenes Landes, M. Andriolli, hat bei demselben Pathe gestanden. Mit liebevollem und innigem Verständniß hat auch er sich in jene Verhältnisse hineingelebt und eine Reihe idealer Charaktertypen geschaffen, die hohen künstlerischen Werth haben.

Eine gewisse Familienähnlichkeit haben alle Helden dieser Romane der Frau Orzeszko: den Zug nach dem Licht, die Sehnsucht nach der Lösung aus den Fesseln geistiger Erstarrung. Am tiefsten und ergreifendsten ist für mich diese Tragödie des polnischen Juden in der Novelle: „Der starke Samson" durchgeführt. Ich sehe diesen starken Samson vor mir, wie er, über seine Folianten gebückt, das Leben um sich her ganz und gar vergißt, weil er es eigentlich gar nicht kennt, bis die Stunde der Versuchung auch an ihn, den weltverachtenden Talmudgelehrten, herantritt. In einer Purim-Komödie spielt er den starken Simson, dem eine Dalila, allerdings nur in Gestalt eines verkleideten Knaben, naht — und diese Katastrophe entscheidet über sein zukünftiges Leben.

Nicht minder ergreifend ist der Gegensatz der Ideale in der Erzählung „Herr Graba". Der Jugend ihres Volkes, die im Tand ihre Kräfte verschleudert, wird ein gewöhnlicher polnischer Handelsjude gegenübergestellt, der sein ganzes Leben und Vermögen daran wendet, um seine große Idee, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen, dereinst zu realisiren.

Mit diesem Gesetz der Contraste sind wir aber auch schon in der dritten Sphäre angelangt, die das Talent unserer Dichterin mit souveräner Macht beherrscht, in der des socialen Tendenzromans an sich, der alle Schäden der Zeit geißelt, alle Wunden der Gesellschaft aufdeckt und ein Allheilmittel in der gesunden Culturentwickelung, in dem geistigen Fortschritt, in der Verschmelzung der Parteien und Völker verschreibt. Sie führt uns auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens, in den Palast wie in die Hütte; überall ist sie zu Hause und für jedes Weh hat sie ein Wort des Trostes, für jeden Fehler aber auch ein wachsames Auge. Sie steht auf der Zinne und schaut aus, wenn der Morgen der Erlösung für ihr armes Volk kommen wird!

Unter dieser Erlösung versteht sie aber nicht etwa die utopistischen Hoffnungen ihrer Landsleute auf politische Auferstehung, sondern eine geistige Erlösung, eine sittliche Befreiung und einen idealen Aufschwung, der, was gut und edel ist, in dem Charakter der Nation rettet, und was schlecht und verderblich, ausscheidet, so daß Polen eine Zukunft haben kann, in der es Ersatz für eine entsetzliche Vergangenheit und eine trübe Gegenwart finden würde. Elise Orzeszko ist aber auch keine Feindin der Deutschen, wie so viele ihrer literarischen Genossen; sie haßt überhaupt kein Volk, keinen Stamm und keine Religion; sie ist eine Weltbürgerin und hat ihren erhabenen Standpunkt in einem großen Essay über „Patriotismus und Kosmopolitismus" mit Klarheit und Schärfe präcisirt — auch hierin bietet sie ein Analogon zu George Sand, mit der Elise Orzeszko in vielen Stücken sympathisirt; nur daß sie in ihren Forderungen an die Gesellschaft, in ihren Idealen und Hoffnungen viel praktischer und realistischer ist als ihre große Vorgängerin.

Viel und Vieles hätte ich noch von der Dichterin zu sagen, das diesen Vergleich weiter in seinen Einzelheiten ausführen würde. Aber ich will für heute nur noch von ihrer Darstellung sprechen, die ja für einen Romanschriftsteller gemeinhin von entscheidender Wichtigkeit ist. Genau wie George Sand hat auch sie mit phantastischer Ueberschwänglichkeit angefangen; in ihrem ersten Roman herrscht noch eine starke Verwirrung der Ideen und Ideale. Jedes weitere Werk bezeichnet aber eine Station auf dem Wege zur Reife. Die letzte Novellensammlung „Aus verschiedenen Sphären" und die jüngste Erzählung „Die Gespenster" zeigen die Dichterin auf der Höhe einer künstlerischen Composition, die kaum ein zweiter Schriftsteller polnischer Zunge in unserer Zeit erreicht hat.

Naturalistisch und verständig, dabei aber doch voll Phan-

Digitized by Google

tasie, Leben und poetischer Empfindung, so strömt ihre Darstellung dahin, „ein Regenstrom aus Felsenrissen", der mit elementarer Gewalt Alles fortreißt, und athmet eine hinreißende Kraft und Schönheit aus. Ihre Gestalten haben Farbe und plastische Fülle; sie sind wahr und lebendig, geistig und sittlich auf der Höhe der Zeit und charakteristisch für das Bildungsideal der modernen polnischen Gesellschaft.

Es ist kein leichtes, kein dankbares Amt, das sich die Dichterin als ihren Lebensberuf erwählt hat: die Bildung und Veredlung ihres Volkes zu fördern! Und nicht als ein Gegengewicht gegen die Langeweile einer aristokratischen Existenz, sondern von dem Feuer eines inneren Berufes durchglüht; nicht unter den Erregungen eines schwärmenden Gefühls, sondern in dem ernsten Bewußtsein einer großen und heiligen Pflicht ist sie in ihren Beruf eingetreten und so ist sie all' die Zeit, nun schon über zwanzig Jahre, in Sturm und Ungewittern, unter Schmerzen und Enttäuschungen unentwegt auf der Seite des Lichts und des Fortschritts geblieben, von dem sie allein das Heil der Zukunft erwartet.

Aus der Urgeschichte der Menschheit.

Von Max Quarck.

Der Name Morgan in Verbindung mit unserem Titel ist namentlich in Deutschland, in zünftigen und unzünftigen Kreisen, unbekannt. Und doch sind es schon acht Jahre her, daß der amerikanische Geschichtsforscher dieses Namens in einer amerikanischen (New-York, Henri Holt u. Co., 1877) und englischen Ausgabe (London, Macmillan u. Co., 1877) ein Buch veröffentlichte, das für die prähistorische Forschung bahnbrechend wenn noch nicht geworden ist, so doch werden wird: Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism to Civilization. Da auch die englische Ausgabe merkwürdig schwer zu haben ist, so wäre die Kunde von dem hoch bedeutenden Buche vielleicht jetzt noch nicht zu uns gedrungen, wenn nicht Friedrich Engels in London vor Kurzem die Quintessenz der Morgan'schen Forschungen in einem leicht zugänglichen Bändchen: „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats" (Hottingen-Zürich, Schweizerische Volksbuchhandlung, 1884) veröffentlicht hätte. An die vierzig Jahre hat Morgan mit seinem Stoff gerungen, bis er ihn vollständig beherrschte. Er hat sein Leben großentheils unter den noch jetzt im Staat New-York ansässigen Irokesen zugebracht und hat sich in einen ihrer Stämme adoptiren lassen. So media in re hat er in den Geschlechtsverbänden der nordamerikanischen Indianer den Schlüssel gefunden, der uns die wichtigsten, bisher unlösbaren Räthsel der ältesten griechischen, römischen und deutschen Geschichte erschließt, die vorgeschichtliche Grundlage unserer geschriebenen Geschichte in ihren Hauptzügen mit einer Competenz entdeckt und wiederhergestellt, die ihm bislang noch Niemand streitig machen kann. Dies muß zur Zeit umsomehr betont werden, als Julius Lippert mit seinem vor Kurzem erschienenen Werkchen „Die Geschichte der Familie" (Stuttgart, F. Enke) nur die Grundgedanken Bachofen's aus dessen „Mutterrecht" wiederholt, während Morgan und Engels die Urgeschichte der Menschheit wieder ein großes Stück weiter fördern als Bachofen, dessen Bedeutung sie übrigens anerkennen. Diesen Mangel des Lippert'schen Werkchens haben wir in der Kritik mehrfach hervorgehoben gefunden; nur weiß Letztere offenbar von der positiven Weiterbildung der urgeschichtlichen Wissenschaft durch Morgan und Engels ebensowenig wie Lippert.

Der vorgeschichtlichen Culturstufen, die Morgan zum ersten Male streng wissenschaftlich abgegrenzt hat und zwischen denen sich seine Forschungen bewegen, sind zwei: die Wildheit und die Barbarei, deren jede sich wieder in drei Unterstufen scheiden läßt. Die Wildheit zerfällt: in die Unterstufe, welche die Kindheit des Menschengeschlechts umfaßt, das, wenigstens theilweise auf Bäumen lebend, noch in tropischen und subtropischen Wäldern sich aufhielt, die Zeit, deren Hauptergebniß die Ausbildung einer artikulirten Sprache ist; in die Mittelstufe, die mit der Verwerthung von Fischen zur Nahrung und folglich mit dem Gebrauch des Feuers (da Fischnahrung erst vermittelst des Feuers vollständig vernutzbar wird) beginnt, die Menschen deshalb unabhängig von Klima und Localität macht, ihre Ausbreitung über den ganzen Erdball herbeiführt, aber auch in Folge andauernder Unsicherheit der Nahrungsquellen die Menschenfresserei aufkommen sieht, die sich von jetzt an lange hält; endlich in die Oberstufe, beginnend mit der Erfindung von Bogen und Pfeil, wodurch Wild regelmäßiges Nahrungsmittel, Jagd normaler Arbeitszweig wurde, die Stufe, die bereits einige Anfänge der Niederlassung in Dörfern und eine gewisse Beherrschung der Production des Lebensunterhaltes, hölzerne und geflochtene Gefäße, Fingerweberei und hölzerne und steinerne Geräthe und Werkzeuge kennt. Auf die Epoche der Wildheit folgt die der Barbarei. Sie hebt in ihrer Unterstufe mit der Einführung der Töpferei an und hat als charakteristisches Moment die Zähmung und Züchtung von Thieren und die Cultur von Pflanzen. In Gemäßheit der verschiedenen Naturbedingungen, unter denen sie lebt, geht von nun an die Bevölkerung jeder Halbkugel ihren besonderen Entwickelungsweg. Im Westen beginnt die Mittelstufe mit der Cultur von Nährpflanzen und dem Gebrauch von Adoben (an der Sonne getrockneten Ziegeln) und Stein zu Gebäuden; die amerikanischen Indianer kannten sogar bereits die Verarbeitung der Metalle mit Ausnahme des Eisens. Die spanische Eroberung schnitt jedoch dem Westen alle weitere selbstständige Entwickelung ab. Im Osten begann die Mittelstufe der Barbarei mit der Zähmung milch- und fleischgebender Thiere. Die Zähmung und Züchtung von Vieh und die Bildung größerer Herden scheint den Anlaß gegeben zu haben zur Aussonderung der Arier und Semiten aus der übrigen Masse der Barbaren. Sodann ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Getreidebau, als Semiten und Arier weiter nach Norden und Westen gedrängt wurden und ihr Vieh in den westasiatischen und europäischen Waldgegenden ernähren und überwintern mußten, hier zuerst aus dem Futterbedürfniß fürs Vieh entsprang und erst später für menschliche Nahrung wichtig wurde. Der reichlichen Fleisch- und Milchnahrung bei Arier und Semiten, und besonders ihrer günstigen Wirkung auf die Kinder, ist vielleicht die überlegene Entwickelung beider Rassen zuzuschreiben. Die Oberstufe der Barbarei beginnt mit dem Schmelzen des Eisenerzes und geht über in die Civilisation und die geschichtliche Cultur vermittelst der Erfindung der Buchstabenschrift und ihrer Verwendung zu literarischer Aufzeichnung. Diese Stufe ist an Fortschritten der Production reicher als alle vorhergehenden zusammengenommen. Mit der eisernen Pflugschar, dem Feldbau, kam die rasche Vermehrung der Bevölkerung und ihre Verdichtung auf kleinem Gebiete. Die höchste Blüthe der Oberstufe der Barbarei tritt uns entgegen in den Homerischen Gedichten, namentlich der Ilias. Wenn man damit die Beschreibung der Germanen bei Cäsar und selbst bei Tacitus vergleicht, die erst am Beginne der Barbarei und auf ihrer Unterstufe standen, so sieht man, welchen Reichthum der Production die Oberstufe der Barbarei in sich faßt.

Fassen wir das an neuen und, was mehr ist, unbestreitbaren, weil unmittelbar der Production entnommenen Zügen reiche Bild Morgan's von der Entwickelung der Menschheit durch Wildheit und Barbarei zu den Anfängen der Civilisation noch einmal kurz zusammen: Wildheit — Zeitraum der vorwiegenden Aneignung fertiger Naturproducte; Barbarei — Zeitraum des Aufkommens von Viehzucht und Ackerbau, der Erlernung von Methoden zur Production von Naturerzeugnissen durch menschliche Thätigkeit. Die Civilisation stellt sich dann endlich dar als Zeitraum der Erlernung der weiteren Verarbeitung von Naturerzeugnissen, der eigentlichen Industrie und Kunst.

Es ist nun im Rahmen einer Zeitschrift nicht möglich, Morgan und Engels in allen ihren grundlegenden Forschungen über die Familie überhaupt, die irokesische Gens, die

Digitized by Google

griechische Gens, die Entstehung des atheniſchen Staates, Gens und Staat in Rom, die Gens bei Celten und Deutſchen, die Staatsbildung der Deutſchen und endlich über Barbarei und Civiliſation zu folgen. Wir wiederholen, daß vielmehr unſere hiſtoriſchen, wirthſchaftlichen und philologiſchen Wiſſenſchaften in dieſen Abſchnitten auf lange Zeit hinaus Stoff zur Durchdringung, Aneignung und weiteren Erforſchung finden müſſen und werden. Hier ſei nur noch einer der überraſchendſten Entdeckungen Morgan's aus der menſchlichen Urgeſchichte gedacht: nicht der Reconſtruction der Urfamilienformen aus den Verwandtſchaftsſyſtemen und der genialen Weiterführung der Geſchichte der Ehe bis zu ihrer jetzigen monogamiſchen Periode, aber auch darüber hinaus, ſondern des Nachweiſes, daß die durch Thiernamen bezeichneten Geſchlechtsverbände innerhalb eines Stammes amerikaniſcher Indianer weſentlich identiſch ſind mit den γενεα der Griechen, den gentes der Römer; daß die ganze Geſellſchaftsorganiſation der Griechen und Römer der Urzeit in Gens, Phratrie und Stamm ihre getreue Parallele findet in der amerikaniſch-indianiſchen; daß die Gens eine allen Barbaren bis zu ihrem Eintritt in die Civiliſation, und ſelbſt noch nachher, gemeinſame Einrichtung iſt — ſoweit unſere Quellen bis jetzt reichen. Dieſer Nachweis hat mit einem Schlage die ſchwierigſten Partien der älteſten griechiſchen und römiſchen Geſchichte aufgeklärt und uns gleichzeitig über die Grundzüge der Geſellſchaftsverfaſſung der Urzeit — vor Einführung des Staates — ungeahnte Aufſchlüſſe gegeben. In einer Zeit wie der jetzigen, wo nunmehr der Staat ſelbſt eine organiſche Weiterbildung der ſocialen Verhältniſſe ins Auge zu faſſen gezwungen wird und wo alle geſellſchaftlichen Bildungen zu ſchwanken und ſich zu verrücken ſcheinen, iſt es doppelt intereſſant, zu ſehen, wie es eine Geſellſchaftsverfaſſung gegeben hat, die, von der unſerigen in jeder Beziehung verſchieden, doch in der Urgeſchichte der Menſchheit beſſer functionirt hat als die unſerige, weil ſie mit ihren wirthſchaftlichen Unterlagen völlig congruent war.

Eine wunderbare Verfaſſung in all' ihrer Kindlichkeit und Einfachheit, dieſe Gentilverfaſſung, die noch keinen Staat, eine von der Geſammtheit der Betheiligten getrennte, beſondere öffentliche Gewalt kennt! Die Einzelheiten müſſen in Morgan's eigener trefflicher Darſtellung nachgeleſen werden; wir können ja hier nur ſkizziren. Aber ohne Soldaten, Gendarmen und Poliziſten, ohne Adel, Könige, Statthalter, Präfecten oder Richter, ohne Gefängniſſe, ohne Proceſſe geht Alles ſeinen geregelten Gang. Allen Zank und Streit entſcheidet die Geſammtheit Derer, die es angeht, die Gens oder der Stamm, oder die einzelnen Gentes unter ſich — nur als äußerſtes, ſelten angewandtes Mittel droht die Blutrache, von der unſere Todesſtrafe auch nur die civiliſirte Form iſt. Obwohl viel mehr gemeinſame Angelegenheiten vorhanden ſind als jetzt — die Haushaltung iſt einer Reihe von Familien gemein und communiſtiſch, der Boden iſt Stammesbeſitz, nur die Gärtchen ſind den Haushaltungen vorläufig zugewieſen, ſo braucht man doch nicht eine Spur unſeres weitläufigen und verwickelten Verwaltungsapparates. Die Betheiligten entſcheiden, und in den meiſten Fällen hat jahrhundertelanger Gebrauch bereits Alles geregelt. Arme und Bedürftige kann es nicht geben — die communiſtiſche Haushaltung und die Gens kennen ihre Verpflichtungen gegen Alte, Kranke und im Kriege Gelähmte: die Kranken- und Invalidenverſicherung längſt im Urzuſtande der Menſchheit ausgebildet! Und welche Männer und Weiber eine ſolche Geſellſchaft erzeugt, beweiſt die Bewunderung aller Weißen, die mit unverdorbenen Indianern zuſammenkamen, vor der perſönlichen Würde, Gewandtheit, Charakterſtärke und Tapferkeit dieſer Barbaren. Die friſcheſte Vergangenheit liefert uns Zeugniſſe. Die Zulukaffern vor einigen Jahren, wie die Sudaneſen in den letzten Tagen — beides Stämme, bei denen Gentileinrichtungen noch nicht ausgeſtorben — haben gethan, was kein europäiſches Heer thun kann. Meiſt nur mit Lanzen und Wurfſpeeren bewaffnet, ſind ſie im Kugelregen der Hinterlader der engliſchen Infanterie — der anerkannt erſten der Welt für das geſchloſſene Gefecht — bis an die Bajonette vorgerückt und haben ſie mehr als ein Mal in Unordnung gebracht und ſelbſt geworfen, trotz der coloſſalen Ungleichheit der Waffen und obgleich ſie gar keine Dienſtzeit haben und nicht wiſſen, was Exerciren iſt. Was ſie aushalten und leiſten können, beweiſt die Klage der Engländer, daß ein Kaffer in 24 Stunden einen längeren Weg raſcher zurücklegt als ein Pferd; der kleinſte Muskel ſpringt vor, hart und geſtählt, wie Peitſchenſchnur, ſagte ein engliſcher Maler.

So ſahen die Menſchen und die menſchliche Geſellſchaft aus, ehe die Scheidung in verſchiedene Claſſen vor ſich gegangen war. Das iſt die eine Seite. Vergeſſen wir aber nicht, daß dieſe Organiſation dem Untergange geweiht war. Der Stamm blieb die Grenze für den Menſchen, die Gens und ihre Einrichtungen waren eine von der Natur gegebene höhere Macht, welcher der Einzelne in Fühlen, Denken und Thun unbedingt unterthan blieb. So impoſant die Leute dieſer Epoche erſcheinen, ſo ſehr ſind ſie ununterſchieden der Eine von dem Anderen, „ſie hängen noch an der Nabelſchnur des naturwüchſigen Gemeinweſens". Die Macht dieſer naturwüchſigen Gemeinweſen mußte gebrochen werden und wurde gebrochen. Sie wurde geſprengt durch die Theilung der Arbeit, welche die Geſellſchaft in Claſſen, in Beſitzende und Nichtbeſitzende, in Arbeiter und Unternehmer ſpaltete. Sie wurde erſetzt durch den Staat. Gegenüber der alten Gentilorganiſation kennzeichnet ſich der Staat durch die Eintheilung der Staatsangehörigen nach dem Gebiet, und namentlich durch die Einrichtung einer öffentlichen Gewalt, die nicht mehr unmittelbar mit der ſich ſelbſt als bewaffnete Macht organiſirenden Bevölkerung zuſammenfällt, weil ſolch eine Organiſation unmöglich geworden iſt ſeit der Spaltung in Claſſen; aus dieſer geſonderten Stellung des Staatsorganismus ergibt ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit der Steuern und Staatsſchulden. Der Staat iſt alſo keineswegs — und dieſes Ergebniß Morgan's und Engels iſt beſtimmt, viel Licht in dieſen Theil der Theorie zu bringen —, keineswegs eine der Geſellſchaft von außen aufgezwungene Macht; ebenſowenig iſt er aber „die Wirklichkeit der ſittlichen Idee", „das Bild und die Wirklichkeit der Vernunft", wie Hegel behauptet. Er iſt lediglich ein Product der Geſellſchaft auf beſtimmter Entwickelungsſtufe. Er iſt das Eingeſtändniß, daß dieſe Geſellſchaft ſich in Gegenſätze geſpalten hat, die zu bannen ſie ohnmächtig iſt. Damit aber dieſe Gegenſätze, Claſſen mit widerſtreitenden öconomiſchen Intereſſen, nicht ſich und die Geſellſchaft in fruchtloſem Kampfe verzehren, iſt eine ſcheinbar über der Geſellſchaft ſtehende Macht nöthig geworden, die den Conflict dämpfen, innerhalb der Schranken „Ordnung" halten ſoll. Und dieſe aus der Geſellſchaft hervorgegangene, aber ſich über ſie ſtellende, der Gefahr, ſich ihr mehr und mehr zu entfremden, ſehr ausgeſetzte Macht iſt der Staat.

Schließen wir mit dem umfaſſenden Blicke, den Morgan vom heutigen Staate, ſeiner Civiliſation und ſeinen ſocialen Verhältniſſen aus in die Zukunft wirft: „Seit dem Eintritt der Civiliſation iſt das Wachsthum des Reichthums ſo ungeheuer geworden, ſeine Formen ſo verſchiedenartig, ſeine Anwendung ſo umfaſſend und ſeine Verwaltung ſo geſchickt im Intereſſe der Eigenthümer, daß dieſer Reichthum . . . eine nicht zu bewältigende Macht geworden iſt. Der Menſchengeiſt ſteht rathlos und gebannt da vor ſeiner eigenen Schöpfung. Aber dennoch wird die Zeit kommen, wo die menſchliche Vernunft erſtarken wird zur Herrſchaft über den Reichthum, wo ſie feſtſtellen wird ſowohl das Verhältniß des Staates zu dem Eigenthum, das er ſchützt, wie die Grenzen der Rechte des Eigenthümers. Die Intereſſen der Geſellſchaft gehen den Einzelintereſſen abſolut vor, und beide müſſen in ein gerechtes und harmoniſches Verhältniß gebracht werden. Die bloße Jagd nach Reichthum iſt nicht die Endbeſtimmung der Menſchheit, wenn anders der Fortſchritt das Geſetz der Zukunft bleibt, wie er es war für die Vergangenheit." —

Digitized by Google

Feuilleton.

Escorial.

Von Franz Reber.

(Fortsetzung.)

Auch das Kloster war bereits provisorisch organisirt, ehe noch Juan de Toledo den Plan vollendet hatte und der Grundstein gelegt ward. Da, wo ich eben im leidlichen Comfort einer spanischen Fonda den Schlaf suchte, waren vielleicht die schlicht gezimmerten Zellen der Hieronymiten, wie das nicht minder dürftige Haus, in welchem Philipp während des Baues wohnte, arbeitete und betete.

Es waren damals für ihn trübe Zeiten. Ich mußte an den Knaben Carlos denken, dessen Erkrankung dem König schwere Sorgen verursachte. Der Urenkel der trübsinnigen Johanna scheint etwas mehr von dem düsteren Familienerbe überkommen zu haben, als Großvater und Vater, so daß es sogar räthlich erschien, die Verlobung mit Anna von Oesterreich rückgängig zu machen. Ein Paroxismus hatte den König so erschreckt, daß er nach Alcala schickte, um die Reliquien des hl. Diego von Alcala zur Krankenberührung zu erholen. Aeußerlich genas auch Don Carlos damals wieder, innerlich wohl nicht mehr. Seine krankhafte Aufregung war sicher die Ursache von allen jenen unüberlegten Aeußerungen und Schritten, welche zu dem geheimnißvollen Proceß und unvollstreckt gebliebenen Todesurtheil führten, woran Isabel von Valois kaum betheiligt war. Allerdings starben beide in einem Jahre, Carlos 23 Jahre alt am 24. Juli, Isabel, schon seit 1564 sehr leidend, 22jährig am 3. October 1568. —

Damals hatte der Bau schon riesige Fortschritte gemacht, denn 1571, acht Jahre nach der Grundsteinlegung, konnten die Hieronymiten bereits den Tract beziehen, der das eigentliche Kloster bildete. Der bleiche Schatten eines Carlos war auch in meiner Phantasie völlig verblaßt vor den kräftigen Zügen der Architekten Juan de Toledo und Juan Herrera, wie des energischen bauleitenden Hieronymiten Villacastin, der schon Karl V. Zelle in S. Yuste ausgestattet hatte. Die lärmende Bauführung aber spann sich mir in jener Heiterkeit und Raschheit fort, wie sie dem Bauen eben nur im Traume oder im Märchen eigen sind.

Als ich des andern Morgens ins Freie trat, lag der Escorial weit ruhiger, als er mir in jener Nacht vorgeschwebt, vor mir. Wir betraten unter kundiger Führung das Innere.

Der Leser besorge nicht, daß ich ihn und mich soweit vergesse, um eine architektonische Beschreibung des Ganzen zu versuchen. Das würde nur vor einem Heft von Plänen und Querschnitten und nur unter Architecten möglich und auch dann nicht besonders erfreulich sein. Das abfällige Urtheil, welches Rubens in seiner barocken Befangenheit über den Bau ausgesprochen haben soll, ist, was das Kloster betrifft, gewiß nicht ohne Grund, obgleich ich für meinen Theil den Manen des Architekten Herrera's nicht minder Recht geben würde, wenn sie sich ebenso ungünstig über Rubens' Bauthätigkeit äußerten.

Der rechtwinklige und absolut symmetrische Bau mißt in seinen längeren Seiten 224, an den beiden anderen 174 Meter. Vier schwerfällige Thürme bilden die vier Ecken; die Außenwände zeigen nur jenen grobkörnigen, nicht allzu wetterbeständigen Granit, der die meisten Gebirge Spaniens bildet. Vor die Nord- und Westseite legt sich ein breiter, äußerlich von Nebenbauten umzogener Hof (Lonja), an die Süd- und Ostseite schließen sich terrassirte Gärten. Die Hauptfaçade ist nach Westen gerichtet: dem Mitteleingang entspricht ein fünfstöckiger Portalbau nach palladianischem System mit Halbsäulen geschmückt und ähnliche etwas kleinere Vorsatzstücke bezeichnen die beiderseitigen Nebeneingänge. Die zahlreichen Fenster sind von ganz schmucklosen Granitrahmen umschlossen. Der Eindruck, jetzt ein unaussprechlich öder, war wohl immer ein ernster. Der König hatte Herrera's ersten Façadenentwurf zu reich befunden und an ihn geschrieben: „Vergeßt nicht, was ich Euch sagte. Ich verlange Einfachheit der Form, ernste Würde, Vornehmheit ohne Prätension, Majestät ohne Prunk. Das Werk, welches ich zur größeren Verherrlichung Gottes und zur Ehre der Kirche errichten will, ist zugleich Kloster, Tempel und Grab."

Der Eingangsbau, über welchem wir später die Bibliothek finden werden, führt in den großen Centralhof, welchem rechts und links je vier kleinere Höfe zur Seite stehen, während in der Richtung der Hauptaxe um einige Stufen erhöht, sich die wenig bedeutsame Kirchenfaçade erhebt. An die beiden Langseiten der Kirche schließen sich dann noch zwei größere Höfe, so daß der ganze Complex aus nicht weniger als 11 Höfen, meist mit mehrstöckigen Pfeilerkreuzgängen besteht.

Unsere baukünstlerische Verstimmung über die ersten Eindrücke war aber mit einem Schlage behoben, als wir die Kirche selbst betraten. Der Effect dieses Innern ist von so überwältigender Großartigkeit, daß ich, nicht ungewöhnt an die Wirkung mächtiger Renaissance-Interieurs, wie ich sie von S. Peter in Rom bis S. Paul in London wiederholt genossen, doch einige Zeit brauchte, um mich von meiner Ueberraschung zu erholen. Vor Allem übertrifft die kreuzförmige Anlage mit ihren massigen Pfeilern und Gewölben in ihrem Größeneindruck die wirklichen Maße bei weitem. Dazu wird das Ganze architektonisch von so ungestörter Einheitlichkeit und so gediegenen Verhältnissen beherrscht, daß man sofort zu der Ueberzeugung gelangt, die von den Spaniern sorgfältig unterdrückte Notiz von der Betheiligung italienischer Baukünstler bei den Entwürfen der Kirche müsse auf Wahrheit beruhen, da weder Juan de Toledo noch Herrera einer solchen Conception fähig gewesen sein dürften. Doch auch die Ausführung ist über allen Tadel erhaben und der consequent durch das Ganze durchgeführte Pilasterschmuck römisch-dorischer Ordnung erscheint in Verhältnissen wie Details von stupender Vollendung. Man vergißt die glücklicherweise durch die Höhe der Einzelbetrachtung entrückten Gewölbemalereien Giordano's, welche Karl II. an die Stelle der Sternornamente Philipp II. gesetzt hat, und deren einziges Verdienst wohl darin besteht, daß der faustfertige Neapolitaner Maler, damit seinen Namen Fa Presto vollauf verdienend, sie insgesammt in sieben Monaten fertig gebracht haben soll.

Der Betrachter wendet sich indeß bald nach dem prächtigen in zwölf Jaspisstufen über das Niveau des Schiffes erhöhten Presbyterium, an dessen Schlußwand ein mächtiger Altarbau aus Jaspis und Porphyr mit vergoldeten Broncedetails aufsteigt, eines der stattlichsten Werke der Art in der Welt. Die tüchtigen Gemälde und vergoldeten Broncestatuen der Italiener Fed. Zuccaro und Pompeo Leoni sind daran noch das Geringste. Auch das kostbare, großentheils aus weißgeädertem Blutjaspis mit vergoldeten Capitälen hergestellte Tabernakel, welches der Mailänder Jac. Trezzi in siebenjähriger Arbeit hergestellt, vermag die Aufmerksamkeit nicht lange zu fesseln, denn das Retabulum selbst in vier Etagen, toscanischer, ionischer, korinthischer und compositer Ordnung aufgeführt, läßt in seiner dunklen Feierlichkeit die Einzelbetrachtung kaum zu. Bezeichnend aber ist, daß dem Aufwand für den Kirchenbau mit nicht mehr als 5 500 000 Realen (etwa 1 Mill. Mark) die Kosten dieses Altars mit 3 800 000 Realen (nahezu 1 Mill. Frcs.) gegenüberstehen.

Gleichwohl erscheinen mir die beiden Epitaphien an den beiderseitigen Wänden des Presbyteriums gegenständlich wie durch die Art ihrer Ausführung noch weit eindrucksvoller, das Grabdenkmal Kaiser Karl V. zur Linken, jenes Philipp II. zur Rechten. Es sind überlebensgroße Familiengruppen von knienden Figuren in vergoldeter Bronce von Pompeo Leoni dem Jüngeren, tadellos in die Wandausschnitte über den Oratorien componirt, maßvoll und würdig in der Anordnung, fein und charakteristisch in der Ausführung, prächtig in der Behandlung, wie denn z. B. die in bunten Steinen eingesetzten großen Wappen auf den Kronmänteln geradezu wunderbar wirken. Freilich interessiren auch die Persönlichkeiten den Beschauer, neben Karl V. Isabella von Portugal, Philipp's II. Mutter, des Kaisers Schwestern Eleonore und Maria,

Digitized by Google

Königinnen von Frankreich und Ungarn, und seine Tochter, die Kaiserin Maria, neben Philipp drei von seinen vier Frauen und der unglückliche Don Carlos. Die Züge des Kaisers und Königs sind ungemein energisch und kraftvoll, so wie sie den Erzbildern in Tizian's und Santoja's Bildern vorlagen, jene von Don Carlos weich und ausdruckslos, so weiblich, daß man ihn schwer von den Frauenköpfen unterscheidet, es mögen aber dem Künstler nur ungenügende Kinderporträts zur Verfügung gestanden haben.

Vom rechten Querschiff aus gelangt man in die Gruft. Der ehrfürchtige Schauer, mit welchem wir eingetreten, hielt angesichts der eigenthümlichen Ausstattung nicht Stand. Nichts ist belehrender darüber, wie der Eindruck der Architektur auf unser Gefühl bestimmend und umstimmend wirken kann, als dieses denkwürdige Gewölbe, dessen kleinlich prächtige Architektur erst von Philipp IV. 1654 vollendet wurde. In völlig symmetrischer Anordnung stehen hier die ganz gleichen Barocksärge in ganz gleichen Nischen, nur durch die Inschriften bis auf die neueste Zeit unterscheidbar, übereinander, der Sarg eines Karl V. wie jener eines Ferdinand VII. oder die noch unbenutzt bereit gehaltenen kommender Geschlechter. Nachdem wir noch auf den Sarg Isabellen's von Bourbon, Gemahlin Philipp IV., aufmerksam gemacht worden waren, auf welchem sie selbst neben der Cartouche den Namen Luisa mit einer Scheere eingeritzt, verließen wir enttäuscht den Raum, neben welchem der ärmliche der Infanten und kinderlosen Königinnen immer noch stimmungsvoller erschien. Nicht viel erfreulicher war der Besuch der Chorempore über dem Eingang, wo ein riesiger drehbarer Pult für ungeheure Chorbücher gezeigt wird, welche, in 214 handschriftlichen Exemplaren in einem Nebenraum verwahrt, sich auf 17 000 Foliopergamentblätter beziffern sollen. In einem Durchgang in der Nähe an ärgerlich ungünstigem Platze ist dann Benvenuto Cellini's Crucifix von 1562 untergebracht, das kostbare Geschenk des Großherzogs von Toscana, einst in Procession von Barcelona bis Madrid und von da nach dem Escorial auf den Schultern der Abgesandten getragen. In der Sakristei kann man erfahren, daß die von Philipp II. zusammengebrachten Reliquien sich nach den Inventaren auf 7422 Stücke beliefen, der größte derartige Schatz, der jemals erworben wurde, und darunter außer Ueberresten von Märtyrern auch ein Stück des Kreuzes, der Geißelungssäule, der Dornenkrone, des Strickes, des Schweißtuches, des Schwammes, der Tunika und der Krippe Christi. Diese Collection hat freilich in der Revolutionszeit sehr gelitten, welche sie großentheils der kostbaren Fassungen beraubte. In ähnlicher Weise erfährt man vor den Gemälden des anstoßenden Capitelsaals, daß das Werthvollste zum Theil geraubt, zm Theil nach Madrid versetzt worden sei.

Nun begann die Irrfahrt in den Räumen des Klosters, welche mit dem Seminar zwei Dritttheile des Ganzen einnehmen. An 500 Thüren verbinden und an 2000 Fensterausschnitte erhellen alle die Gänge und Gemächer, deren denkbar höchste architektonische Einfachheit erkennen läßt, daß der Architekt principiell jeder entbehrlichen Gliederung aus dem Wege gegangen sei. Freilich, ein so rauhes und zugleich so hartes Material, wie dieser Granit, von welchem nicht bloß die Wände, sondern auch die Treppen, Wölbungen und selbst horizontale Corridordecken starren, fordert nicht zu künstlerischem Spiel auf. Ein solches wollte auch weder der Gründer noch der Orden. Wo das graue Licht spärlicher, ist aber der Eindruck nicht bloß ein mönchischer, sondern ein kerkerhafter, unheimlich durch die nur vom Widerhall der Schritte oder vom Klirren der Schlüssel unterbrochene Oede und Stille. Das mag ja anders gewesen sein, als die Räume noch mit zum Theil kostbarem Hausrath besetzt waren, als wandelnde Mönche, die Häupter auf die gekreuzten Hände gesenkt, ihre Schatten auf die langen Wände warfen, und die Sandalen der Hieronymiten noch vor den Zellenthüren standen, aber doch erfahren wir, daß einmal das Erscheinen eines herrenlosen Hundes genügte, die gespensterscheue Brüderschaft auf's Aeußerste zu alarmiren. Kahl und entblößt war das Kloster, seit die Franzosen in napoleonischer Zeit mit der ausdrücklichen Ordre, alle Schätze desselben zu nehmen oder zu zerstören, 300 Wagenladungen voll Beute abführten und unter Vertreibung der Mönche die Räume für Armeezwecke benutzten. Noch zweimal wiederhergestellt, wurde endlich das Kloster 1830 definitiv aufgehoben und seitdem schreit die großartige Räumlichkeit förmlich nach Benutzung. Viele Stimmen sind für Institution des Ordens, andere für Einrichtung einer Armenanstalt. Besser mit dem Palasttheil zu vereinbaren wäre freilich die Versetzung des jetzt in Simancas bewahrten Staatsarchivs hierher oder die Einrichtung eines umfänglichen Unterrichtscollegiums.

Wir hatten Zeit, während wir durch die endlosen Räume schritten, diesem Gedanken nachzuhängen. Denn auch die Notiz, daß in diesen Zimmern Velasquez gemalt, klang wie eine Ironie auf die höchst geringwerthigen Bilder, welche gelegentlich einen schwarzen Flecken auf die weiße Wand setzten. Da standen wir endlich vor einer reichen Thür mit einer Inschrift darüber, welche die päpstliche Excommunication gegen Jeden enhält, der etwas von dem Inhalt entfremden würde. Im nächsten Augenblicke befanden wir uns überrascht in einem riesigen Prachtsaale, der Bibliothek.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Entwürfe für das Reichsgericht zu Leipzig.

Das oft geschmähte Ausstellungslocal am Cantianplatz hatte im April seine Pforten einer Sonderausstellung geöffnet, die eine größere Zahl der für das Reichsgericht zu Leipzig eingegangenen architektonischen Concurrenz-Entwürfe umfaßte. Nachdem von der Reichsregierung die ursprüngliche Absicht, die im Februar aus allen deutschen Ländern, aus Oesterreich und der Schweiz eingesandten Arbeiten zuerst in Leipzig, dann aber womöglich eine Zeit lang auch in Berlin dem Publicum zugänglich zu machen, betreffs der letztgenannten Stadt aus bisher unbekannt gebliebenen Gründen aufgegeben worden, trat die in Berlin bestehende „Vereinigung" von Privatarchitekten zusammen, um einen Bruchtheil wenigstens der besseren Projecte hier doch noch zur Ausstellung bringen zu können. Mit Einschluß der von den Behörden bereitwillig zur Verfügung gestellten preisgekrönten Entwürfe beläuft sich die Zahl der vorhandenen Arbeiten auf siebenunddreißig, also rund ein Drittel desjenigen Materials, das in Leipzig von der Jury zu sichten war.

Es ist bekannt, daß nur selten bei einer großen Concurrenz die Entscheidung des Preisgerichts so stark angefochten worden ist, wie bei dieser. Diejenigen insbesondere, die sich zur Aufgabe stellten, dem obersten Gerichtshofe des deutschen Reiches eine vorwiegend monumentale Erscheinung zu geben, wie sie etwa bei dem Palais de Justice in Brüssel sich Geltung verschaffte, und wie sie für das Reichstagsgebäude am Platze war, diese Alle haben eine bittere Enttäuschung erfahren müssen. Keineswegs ohne eigene Schuld. Die zu erfüllenden Bedingungen waren in dem von der Jury ausgegebenen Programm so scharf und genau in allen Punkten festgestellt, daß eines der gelesensten Fachblätter sehr warm die Theilnahme an dieser Concurrenz empfahl, bei der es in der Hauptsache um eine gute Disposition der verlangten Räume sich handeln werde. Gegenüber diesem durchaus zutreffenden, vorher gegebenen Hinweis und bei der durchweg bekannten Stellungnahme der Preisrichter zu der Behandlung derartiger Aufgaben dürfte selbst das Fehlen einer Angabe über die Bausumme nicht verleiten, auf die äußere Gestaltung des Gebäudes den Hauptwerth zu legen und ihr zu Liebe wesentliche Punkte der Innen-

Digitized by Google

theilung zu vernachlässigen. Für das Justizwesen haben sich mit der Zeit technische Grundsätze herausgebildet, die bei der Einrichtung der Sitzungssäle, der Berathungszimmer und aller Nebenräume auf das Peinlichste beobachtet sein wollen. Daß aber alle die dahingehenden Erfahrungen und Verbesserungen der Neuzeit gerade bei einem Gerichtshofe von dieser Bedeutung ihre Anwendung finden sollten, liegt auf der Hand. Daß vielfach dagegen gefehlt werden mußte, ist bei der Eigenart der Aufgabe ebenso naheliegend und erklärt uns den Mißerfolg vieler sonst tüchtigen Künstler. Was des Weiteren die Lösung in manchen Punkten erschwerte, war neben der Anlage eines Hauptsitzungssaales und der sechs Senatssäle die Forderung einer Dienstwohnung (mit Festsaal) für den Reichsgerichtspräsidenten und die bestimmte Vorschrift einer im Mittelpunkt anzuordnenden großen Halle, die dem Publicum als Warteraum dienen sollte. — Als Bauplatz diente ein Terrain von dreizehntausend Quadratmetern in der südlichen Neustadt Leipzigs, nahe dem Concerthause und an der Pleiße gelegen.

Die fünf prämiirten Entwürfe von Hoffmann & Dybwad (Berlin), Eisenlohr & Weigle (Stuttgart), Hermann Lender (Straßburg), Fischer & Fueter (Basel) und Giese & Weidner (Dresden) zeigen im Wesentlichen sämmtlich einen klaren, im Rechteck geschlossenen Grundriß, wie er zweifelsohne für die zweckmäßige Bebauung und für eine gute Verbindung der verschiedenen Flügel untereinander als der einzig richtige erkannt werden muß. Innerhalb dieses Schemas finden sich nur Varianten, die vorwiegend die Anlage der Haupttreppe, die Richtung der Centralhalle, den Umfang der Höfe, die Anordnung des großen Sitzungssaales, die Verbindung der Flügel untereinander und die Wohnung des Präsidenten betreffen. Gleicherweise weichen die Verfasser sehr von einander ab in der künstlerischen Gestaltung des Baukörpers nach außen, da der Organismus des Innern ebensowohl, wie die Wahl der Formensprache naturgemäß große Verschiedenheiten mit sich bringt.

Der an erster Stelle prämiirte Entwurf von Hoffmann & Dybwad zeichnet sich durch eine klare, einfache und symmetrische Anordnung des Grundrisses aus, der aus zwei Langflügeln an der Vorderseite wie an der Rückseite des Bauplatzes besteht, die durch einen Mittelflügel und zwei Seitenflügel (südlich und nördlich) verbunden sind. Durch diese Eintheilung entstehen zwei ziemlich große Höfe, die den in allen Flügeln einheitlich durchgehenden Corridor und alle anliegenden Amtslocalitäten ausreichend erhellen. Die seitlich der Halle gedachte Haupttreppe und die Halle selbst liegen in natürlicher und einfacher Weise im Mittelpunkte des Verkehrs nahe allen Sitzungssälen, von denen die für die Senate vorgeschriebenen an der Westseite vereint sind. Auch sonst ist es den Verfassern geglückt, alle wichtigen Räume an bedeutsamen Stellen anzulegen und den Geschäftsbetrieb durch Nebentreppen und besondere Zugänge sehr zu vereinfachen und zu erleichtern. Es steckt in dieser Disposition ein gesunder Kern, der dem Entwurfe trotz seiner einfachen Formensprache zum Siege hat verhelfen können. In architektonischer Hinsicht ist die Arbeit ziemlich bescheiden, die Flachbögen des Erdgeschosses wirken recht flau, und alles Uebrige, was noch an Tempelgiebeln und Säulenstellungen geleistet wurde, geht nicht über das Conventionelle der Berliner Schule hinaus. In dem Aufbau der Halle ist mit wirklich anerkennenswerther Beschränkung auf einen großen Kuppelbau verzichtet und ein quadratischer Tambour nur von solcher Höhe gewählt, als dies die Lichtzuführung bedingen kann. Die Perspective des Entwurfes hat einen sehr ruhigen, fast geschäftsmäßigen Charakter, der nirgends über das Nothwendige und das Zweckmäßige hinausgeht. Man vermißt darin etwas von jenem feinen Geiste, den einer der Autoren, Regierungsbaumeister Hoffmann, in seinem Concurrenzentwurfe für die Bebauung der Museumsinsel so treffend zu bethätigen wußte.

Die drei nächstfolgenden preisgekrönten Entwürfe sind ebenfalls architektonisch nicht gerade bedeutend, doch zeigen sie bemerkenswerthe Versuche einer neuen und selbstständigen Anordnung. So hat Hermann Lender das Princip des durchgehenden Corridors aufgegeben und im Nordflügel die Bibliothek, im Südflügel die Präsidentenwohnung geschlossen für sich gruppirt, sonst aber den Verkehr in der Nähe der Mittelhalle in zweckmäßiger Weise concentrirt. Der Richtung der Haupttreppe folgend, liegt der große Sitzungssaal hier an der Rückfront des Gebäudes, was in Anbetracht der Bestimmung desselben als ein Fehler nicht wohl gelten kann. Die Wartehalle ist rundum von Dienstlocalitäten umgeben. Einzelne Theile der Architektur zeugen von tüchtiger Schulung, und die stolze Kuppel, die lustig über dem Mittelbau aufragt, ist ein nicht ungeschickter Anlauf zu einer monumentaleren Lösung.

Eisenlohr & Weigle haben es verstanden, den Verkehr im Innern durch Zurückziehen des Westflügels und des Ostflügels von der Straße und durch die damit erfolgte Verminderung der Corridorlängen erheblich zu vereinfachen. Die Treppe liegt, ebenso wie bei dem Justizpalaste zu Wien, an der dem Vestibül entgegengesetzten Seite der Halle und bedingt bei dem Aufgang zum Hauptsitzungssaal einen ziemlichen Umweg. Die Architektur ist in einer ausreichend vornehmen Renaissance gehalten, verräth aber überall ein weises Maß der künstlerischen Behandlung. — Die Architekten Vischer & Fueter legen ihrem Entwurf einen großen Zug zu Grunde, indem sie in der Mitte aller vier Fronten Eingänge annehmen und in consequenter Weise die Mittelbauten nach der langen wie nach der kurzen Axe für die Halle und die anschließenden Treppenanlagen und Vestibüle in Anspruch nehmen. Eine solche Lösung ist mehr akademisch schön, als praktisch empfehlenswerth: dennoch kehrt dieser Gedanke in weniger vollkommener Form in mehreren Projecten wieder. Die Halle, die im Aeußern durch eine ziemlich anspruchslose achtseitige Kuppel hervorgehoben wird, verspricht im Innern eine große anmuthende Raumgestaltung. — Architektonisch bei Weitem interessanter als die bisher angeführten Projecte ist die letzte der fünf siegreich hervorgegangenen Arbeiten, diejenige von Giese & Weidner in Dresden. Die sämmtlichen Sitzungssäle sind, dem Straßengeräusch entfernter, in unmittelbarer Umgebung der Centralhalle angelegt worden, doch ist dieser Versuch nicht genügend organisch durchgeführt. An und für sich widerspricht es ja nicht dem Wesen eines solchen, nicht zur Repräsentation bestimmten Sitzungssaales, wenn man ihm eine ruhigere Lage anweisen kann; doch scheint das Preisgericht eine solche Lösung nicht haben bevorzugen zu wollen. Bei einer Anlage von vier Höfen haben die Verfasser eine rings durchgehende Corridoranordnung beliebt, die nicht ganz gelungen genannt werden kann. Durch die Säulen- und Pilasterstellungen der Hauptgeschosse gewinnt die langgedehnte Baumasse etwas außerordentlich Schönes und Würdevolles, demgegenüber der achtseitige Kuppelbau im Maßstab zu wenig absticht. —

Hier ist nicht der Ort, des Näheren zu untersuchen, aus welchen Gründen das eine oder andere der sonst noch hervorragenden Projecte gegen die bereits genannten zurückstehen mußte; nur sei mit Rücksicht auf die von verschiedenen Seiten erhobenen Klagen gegen den Ausfall der Concurrenz bemerkt, daß der erste Preis an Hoffmann & Dybwad mit Einstimmigkeit ertheilt worden ist.

Sehr nahe den preisgekrönten stehen die Arbeiten des Geheimen Regierungsraths A. Busse und der Architekten Schmieden, Weltzien und Speer in Berlin, die an Monumentalität der Gesammtauffassung wahrhaft Erfreuliches leisten. An vorwiegend künstlerischer Behandlung werden sie von Schmitz & Hartel in Leipzig übertroffen, die in erster Linie auf ein äußerlich architektonisches Bravourstück hinarbeiteten und dabei in der seltenen Eleganz des Vortrages eine mächtige Unterstützung gefunden haben. Professor Thiersch in München tritt mit einem durchaus eigenartigen schönen Entwurfe auf, gegen dessen ideale und doch gewaltige Erfindung sich einige praktische und maßstäbliche Bedenken nicht unterdrücken lassen. Auch Ende & Böckmann haben eine recht interessante Arbeit ausgestellt, die, wiewohl architektonisch bedeutsam, bei der Neuheit ihrer Gedanken dem gegebenen Programm gegenüber einen Erfolg leider nicht erhoffen durfte. In dem genialen Plan des Professor Hubert Stier in Hannover ist der Versuch, die Sitzungssäle nahe der Centralhalle anzulegen, nicht weit genug ausgearbeitet worden; auch in den sonst noch erwähnenswerthen tüchtigen Concurrenzarbeiten von Arwed Roßbach, Leipzig, und den von den Berlinern Fr. Schwechten, E. Giesenberg und Zaar & von Holst,

Digitized by Google

die sämmtlich eine bedeutende selbstständige Begabung verrathen, sind kleinere Mängel in der organischen Entwickelung nicht ganz zu übersehen. —

Die Concurrenz, an welcher alle Architekturschulen Deutschlands regen Antheil genommen, hat, wie auch in anderen Fällen, einen großen Aufwand von Arbeit verursacht, welchem das Preisgericht oder vielmehr die Reichsregierung bei Weitem eher gerecht geworden wäre, wenn sie sich, was bisher nicht geschehen, zum Ankauf einiger Projecte hätte entschließen mögen. Das wäre gewiß billig, vorausgesetzt, daß überhaupt dafür Mittel zu Gebote stehen. —

Die Aufgabe, die zur Lösung gestellt wurde, mag insofern dankbar gewesen sein, als es sich dabei zum zweiten Male um einen bedeutenden Bau für das deutsche Reich handelte; andererseits war sie schwierig, weil irgendwie ausreichende Erfahrungen oder anerkannte Vorbilder dafür nicht vorhanden sind. Um so freudiger ist es anzuerkennen, daß die Concurrenz im Ganzen eine so lebhafte war, und daß fernerhin ein Project als das beste hervorgegangen ist, das in seinem Grundzuge ähnlich wie der Wallot'sche Reichstagsgebäudeentwurf, eine lebensfähige Idee enthält, die sich für die praktische Ausführung sicher mit Vortheil verwerthen läßt. Möge doch die Reichsregierung recht bald an das Werk nun herangehen, vor Allem aber die Mittel alsdann so reichlich bemessen lassen, daß dem Architekten eine größere Freiheit in der künstlerischen und ästhetischen Ausgestaltung des obersten Gerichtshofes Deutschlands gewährt werden kann.

P. W.

Dramatische Aufführungen.

„Marguerite". Schauspiel in fünf Aufzügen von Franz Koppel-Ellfeld.

Es macht einen ominösen Eindruck, wenn in einem Schauspiele gleich in der ersten Scene Jemand einschläft, mag auch der Schläfer auf der Bühne, nicht etwa auf den Zuschauerbänken sitzen. Das neue Koppel'sche Drama hebt mit einer solchen Morpheus-Scene an. Kaum ist der Vorhang in die Höhe gegangen, so setzt sich die „Frau Bas" in ihrem „bequemen" Lehnsessel behaglich zurecht, läßt sich von dem Uhland'schen Gedichte „Am Münsterthurm, dem grauen," zwanzig Zeilen vorlesen und sinkt, nachdem sie gähnend einen achtzeiligen Commentar zu demselben geliefert, sanft und selig in des Traumgottes Arme. Die Vorleserin, ihre Enkelin, gewinnt dadurch allerdings die passende Gelegenheit, uns schleunigst zu erzählen, daß sie in einen schmucken Reiterofficier verliebt sei, muß aber, ebenso wie die alte Dienerin, die zur üblichen Fortführung der Exposition darauf eintritt, ganz leise sprechen — und das ist für die ersten Scenen eines neuen Stückes schon aus äußeren Gründen sehr unpraktisch: ein guter Theil des Verständnisses geht in diesem Geflüster und unter dem Klappen der Zuschauersitze verloren.

Nachdem die Großmama ausgeschlafen, tritt Marguerite im Reitanzug und mit einem „Bon jour" herein. Wir wissen damit sofort, daß die junge Dame aus Paris kommt; sie bestätigt dies außerdem durch ein „Merci bien", welches in der nächsten Zeile ihrem Munde entschlüpft. Auch ihr Bruder kann nur eben aus der Seinestadt und nirgends anderswoher angelangt sein, denn auch er führt sich mit „A la bonne heure" ein und fährt mit ähnlichen eleganten französischen Wendungen fort. Wie prägnant ist doch diese Charakterisirung der Personen! In zwei Worten ist Alles gesagt, und wir wissen sogleich woran wir sind: auf der einen Seite Deutschthum mit Uhland'schen Gedichten und einem sanften Nachmittagsschläfchen, auf der anderen französischer Chauvinismus mit flotten Reitstiefeln und höflichem Bon jour. Natürlicherweise läßt uns der Dichter nicht lange im Ungewissen, welche von diesen Seiten die vorzüglichere ist. Der junge Pariser überrascht uns sofort mit einer solchen gediegenen Schurkenhaftigkeit, daß wir gerne in die nächste Scene zu den braven deutschen Jünglingen, dem Reiterofficier und seinem Freund Erich, uns flüchten. Die arme Marguerite freilich muß, ehe sie sich auch, dem Zuge ihres ehrlichen, tapferen und dabei in Liebe zu jenem Erich entflammten Herzens folgend, auf die deutsche Seite schlagen kann, erst einen harten Kampf bestehen; sie gehört einem Capuletti-Geschlechte an, welches für Frankreich zu optiren im Begriffe steht, während ihr Erich den deutsch-gesinnten Montecchi entstammt und sie wegen ihrer Pariser Reminiscenzen verachten muß. Aber der Kampf wird siegreich ausgefochten: unter der französischen Hülle erwacht das tapfere deutsche Mädchen, welches die Ränke und Listen ihres französirenden Bruders durch ehrliches Vorgehen zu nichte macht und, nachdem sie von ihrem Erich aus einem brennenden Hause gerettet worden ist, gerne als deutsche Frau im Elsaß zurückbleibt.

Die patriotische Tendenz, welche, wie wir sehen, dieses Stück durchzieht, würde an und für sich dasselbe auf einen höheren Standpunkt rücken, wenn sie von dem Dichter nicht allzuviel Beigaben anderer Natur erhalten hätte. Denn Marguerite ist nicht nur verwirrt in ihren patriotischen Anschauungen und muß sich zur Klarheit in denselben durchringen, sondern sie ist auch eifersüchtig. Blos um diese letztere Seite ihres Wesens zu entwickeln, hat der Dichter das deutsche, harmlos liebende Mädchen und ihren Reiterofficier eingeführt und hierdurch seine Handlung bedeutend in die Breite gezogen und ihren Schwerpunkt verrückt. Diese Vermengung dramatischer Motive, welche nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen, rächt sich gewöhnlich durch die Langweiligkeit in dem Schlusse des Stückes. Dies ist bei dem Koppel'schen Drama auf's deutlichste der Fall. Nachdem in dem vierten Acte die Entwicklung der patriotischen Idee in glänzender Weise ihren Abschluß gefunden hat, schleppt sich im fünften die Handlung noch zur Lösung des Eifersuchts-Conflictes weiter und stirbt, nachdem auch diese stattgefunden, an innerer Ermattung. Der Dichter der „Marguerite" hat seinem Schauspiele durch das Einfügen dieser Nebenhandlung auf's empfindlichste geschadet; wir wollen heutzutage eine energisch zusammengefaßte, auf einen Punkt sich zuspitzende Handlung sehen, nicht eine nach allen Seiten hin wohl gründlich aber auch ermüdend sich erstreckende Verschmelzung von allen möglichen Motiven, die das Menschenherz bewegen können. Und diese Vermischung der Handlungen mit der Breite der Ausführung, welche sie im Gefolge hat, dürfte der Hauptgrund sein, welcher eine wirklich durchschlagende Wirkung der „Marguerite" verhindert hat und für immer unmöglich machen wird. Die Technik des Stückes, die Lebhaftigkeit und Natürlichkeit der Sprache und im Ganzen auch die Zeichnung der Figuren sind als durchaus gelungen zu bezeichnen und würden an und für sich demselben einen höheren Platz anweisen, als es sich in seiner jetzigen Gestaltung erobern konnte.

Herr Koppel-Ellfeld hat übrigens auch mit der ersten Aufführung desselben in Berlin (im Belle-Alliance-Theater) entschiedenes Unglück gehabt. Die Besetzung der Rollen war durchweg nur durch Kräfte zweiten Ranges erfolgt, welche trotz der anerkennenswerthen Mühe, welche sie sich gaben, doch nicht im Stande waren, der Gattung, welcher die „Marguerite" angehört, gerecht zu werden.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Liederbuch des Deutschen Volkes. Herausgegeben von Carl Hase, Felix Dahn u. Carl Reinecke. **Neue Auflage.** 1000 Lieder.

Reichscommersbuch. Allgem. für deutsche Studenten. Herausgeg. v. Müller v. d. Werra. Unter Mitwirkung v. Stud. M. R. neu bearbeitet v. Felix Dahn u. Carl Reinecke. **7. Auflage.** 716 Lieder.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus 5 Jahrhh. Herausgeg. v. Hans Ziegler. 364 Lieder. — Graf Moltke gewidmet. Empfohlen von den Königl. hohen Kriegsministerien von Preußen, Bayern u. Sachsen, sowie dem Kgl. Generalkommando des Württemb. Armeecorps u. a. milit. Behörden.

Preis geh. à ℳ 3.—. Eleg. geb. à ℳ 4.—.

Aufruf.

Die Aufführungen von Otto Devrient's historischem Charakterbild „Luther", durch welche Jena im Jahre 1883 das vierhundertjährige Geburtsjahr des Reformators gefeiert hat, haben die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise innerhalb Deutschlands, ja über dasselbe hinaus, auf sich gezogen. Bei jeder Wiederkehr der Spiele wurde der Zudrang zu denselben ein größerer und auch ihre Wiederholung im Jahre 1884 zeigte ein wachsendes Interesse für dieselben. Dabei ist wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, die Aufführungen des Lutherfestspiels in bestimmten Perioden in Jena zu wiederholen. Dieser Wunsch hat in Jena die ihm gebührende Würdigung gefunden. Es ist dort im Januar dieses Jahres ein Lutherfestspielverein in's Leben gerufen worden, der sich die Aufgabe gestellt hat, die periodische Wiederaufführung des Devrient'schen Lutherfestspieles, welches der Dichter der Stadt Jena geschenkt hat, in der Stadt zu sichern.

Die wesentliche Bedingung für diese Sicherung aber ist die Erbauung eines besonderen „Festspielhauses". Die beschränkten Verhältnisse des bisher benutzten Theaters lassen die Dichtung nicht zu ihrer vollen Geltung kommen, verursachen für Spieler wie für Zuschauer große Unbequemlichkeiten, und durch sie wird bei dem großen Andrange zu den Spielen eine so häufige Wiederholung derselben nöthig, daß Zeit wie Kräfte der Darsteller über alles Maß hinaus in Anspruch genommen werden. Ein solches Lutherfestspielhaus wird nur zu schaffen sein, wenn die protestantische Welt in weiten Kreisen die Sache des Lutherfestspielvereins als die ihrige erkennt und thatkräftig für dieselbe eintritt.

So wenden wir uns denn an alle Diejenigen, denen es am Herzen liegt, daß die durch das Lutherjahr herbeigeführte Kräftigung und Erweiterung des protestantischen Bewußtseins erhalten bleibe und zunehme, und welche in der Wiederholung des Devrient'schen Lutherfestspiels mit uns ein Mittel erkennen, dies zu bewirken, mit der Bitte, durch Beitritt zu dem Lutherfestspielverein die Verwirklichung des Zieles zu ermöglichen.

Die Mitgliedschaft wird durch die Zahlung von mindestens 3 Mk. Jahresbeitrag an die Kasse des Vereins erworben. Anmeldungen nimmt der Kassirer des Vereins, Herr Hoflieferant H. Schulze in Jena, entgegen, von dem auch die Statuten des Vereins zu beziehen sind. Wir bemerken hierbei, daß denjenigen Mitgliedern des Vereins, welche sich rechtzeitig vor der einzelnen Aufführung dazu melden, an erster Stelle Plätze gesichert werden.

Für die diesjährigen Aufführungen des Lutherfestspieles ist die Zeit vom 10. bis 23. Mai in Aussicht genommen.

Jena im April 1885.

Der Vorstand des Lutherfestspielvereins.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ludwig Feuerbach.

Von C. N. Starcke,

Dr. phil.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79

von **Dr. J. H. Jaworskij.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400′ Seehöhe; gegen Norden und Osten durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

⅓ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Sechs Jahre Taaffe'scher Regierung. Von Karl Pröll. — Colonisation und Industrie in Franken. Von Wilh Stieda. — **Literatur und Kunst:** Antike und moderne Tragik. Von Julius Duboc. — Eine Geschichte der deutschen Einheit. Von Georg Winter. — Eine Biographie Emerson's. Von H. Zimmern. — **Feuilleton:** Escorial. Von Franz Reber. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Künstlerische Experimente. Von A. L. — Gastspiel von Friedrich Mitterwurzer. Von O. B. — Inserate.

Sechs Jahre Taaffe'scher Regierung.

Von Karl Pröll.

Es geschah in der Frankfurter Paulskirche, im ersten deutschen Nationalparlamente, daß F. C. Dahlmann, dessen Centenarium wir eben (13. Mai) feiern, auf die Kunde von dem Schleswig-Holstein preisgebenden Malmöer Waffenstillstand sich erhob und sagte: „Unsere eigenen Landsleute dem Untergang zu überliefern, das ist es, wozu ich den Muth nicht habe; darum eben sehen Sie mich so muthig." Die markigen Worte des sich und seiner Nation stets getreuen Mannes schienen damals zu verwehen vor der Macht unabänderlicher Thatsachen. Eine andere Zeit jedoch hat seinen Glauben erfüllt, seinen sieghaften Gedanken verwirklicht. Warum soll heute beim Hinblick auf die stets schwerer und schwerer bedrängten Deutschen Oesterreichs das muthige Wort unausgesprochen bleiben: „Wir dürfen unsere Stammesgenossen nicht dem Untergang anheimgeben." In solchen politischen Nothjahren werden wir helfen, wo und wie wir helfen können, mitfühlen und Trost bringen, wenn wir zu helfen außer Stande sind. Gut und rühmlich bleibt es für Gegenwart und Zukunft, nationale Treue zu üben, deutsches Land und Volk im Gedächtniß zu behalten, wenn sie auch außer den Grenzen unseres Staatswesens sich befinden. Zum mindesten müssen wir die Herberge eines verlassenen Volksthums und dessen unverdientes Mißgeschick kennen lernen. Wir stören nicht die Cirkel unseres großen weitschauenden Staatsmannes, wenn wir die Saat neuer Sympathien streuen, welche unter günstigen Umständen einst zur Frucht heranreifen wird.

Am 22. April ist durch eine kaiserliche Thronrede die Legislaturperiode des österreichischen Reichsrathes geschlossen worden, in welcher das „System Taaffe" zur Entfaltung gelangte. Am Morgen desselben Tages hat die im Nachbarreiche mit seltener Virtuosität gehandhabte Confiscationsmaschine alle Blätter unterdrückt, welche den Rechenschaftsbericht der „Vereinigten Linken", d. i. der deutschen Parlamentsopposition, veröffentlichten. Dasselbe geschah kurz darauf mit dem Wahlaufruf der deutschen verfassungstreuen Partei in Mähren. Die Gerichte haben diese Beschlagnahmen nicht bestätigt, aber die Deutschen sind hierdurch in Kenntniß gesetzt, welchen Hochdruck sie bei den bevorstehenden Wahlen erdulden müssen. Denn nicht der maßvolle, mehr historisch-pragmatische als kritische Charakter des von Plener verfaßten Rechenschaftsberichts konnte beanstandet werden; es genügte, daß 145 deutsche Volksvertreter sich erkühnten, Das zu sagen, was die Thronrede klüglich verschwiegen hat, um ihnen das Wort an ihre Wähler abzuschneiden. Wir wollen hier in Kürze diese Thronrede, welche zwar keine Ideen, keine festen Programmpunkte, dafür aber einen unbegrenzten Freibrief für das Cabinet Taaffe enthält, und zugleich den Rechenschaftsbericht der Linken skizziren, damit die österreichische Geschichte der letzten sechs Jahre einigermaßen kenntlich vor unserem Geiste stehe.

Die bosnische Occupation hatte das Verhältniß des Cabinets Adolf Auersperg zu den Gruppen der deutschliberalen Verfassungspartei getrübt. Nachdem Ersteres noch die Genehmigung des Berliner Vertrages in beiden Häusern des Reichsraths erwirkt, traten der Ministerpräsident und der Sprechminister Unger zurück. Der farblose Dr. von Stremayr übernahm den Vorsitz im Conseil, Minister des Innern wurde Graf Taaffe, welcher bei der Spaltung im ersten Bürgerministerium zur Minorität gehörte und damals ausgeschieden war. Im Mai 1879 begannen die Wahlen für die neue, jetzt abgelaufene Legislaturperiode, bei welchen, dank den Intriguen Taaffe's, im Großgrundbesitze die deutschliberale Mehrheit zur einer Minderheit von etwa 160 Stimmen zusammenschmolz, die clericalen und slavischen Gegner der Deutschen 190 Stimmen erreichten. Das Rumpfministerium nahm seine Entlassung und Graf Taaffe trat am 12. August mit einem Coalitions-Cabinet hervor, worin der Pole Ziemialkowski und der Czeche Prazak als Landsmann-Minister, d. i. als specieller Vertreter slavischer Interessen, fungirten, der feudalclericale Graf Falkenhagen das conservative Gepräge gab, Stremayr, Horst und Korb-Wiedenheim Statistenrollen bekamen. Die Deutschen vereinigten sich in der Linzer Erklärung zu einer einmüthigen Opposition gegen die deutlich sichtbaren Tendenzen der slavisirenden Regierung, welcher Wehrbund in Provinzial-Parteitagen und im allgemeinen deutsch-österreichischen Parteitag 1880 die Weihe erhielt. Graf Hohenwart sammelte Widersacher zu einem föderalistischen Parteiverband. Die czechischen Abgeordneten hatten sich zum Eintritt in den Reichsrath entschlossen. Der Ausgleich war mit „ihnen hinter den Coulissen" abgekartet, ihre Forderungen genehmigt worden. Die Thronrede vom 8. October des Jahres, welche die Legislaturperiode vor einer völlig verwandelten Reichsvertretung eröffnete, betonte mit besonderer Genugthuung, daß die „Abgeordneten Böhmens, unbeschadet ihrer Rechtsüberzeugung, den Boden gemeinsamer Verhandlungen betreten." Wie unter Belcredi und Hohenwart war damit für das föderalistische Princip die Bresche eröffnet; nur daß diesmal ein parlamentarischer Staatsstreich unter Augen der Regierung sich vollzog, während die Vorgänger zum directen Verfassungsbruch Zuflucht genommen hatten. Die Adressen der neuen

Digitized by Google

Mehrheit und der verfassungstreuen Minderheit brachten den Kampf der föderalistischen und der reichserhaltenden Richtung zum klaren Ausdruck. Taaffe orakelte von „Versöhnung der Völker", aber er faßte von Anbeginn die Zurückdrängung der Deutschen aus ihrer politischen Führerstellung, ja aus ihren nationalen Positionen als seine Hauptaufgabe auf. Bei den schwierigen und langwierigen Verhandlungen über das abgeänderte Wehrgesetz, in welchem die Zähigkeit der Opposition schließlich in Nachgiebigkeit umschlug, gebrauchte er die täuschenden Schlagworte von der „Vereinigung auf dem Boden der gemeinsamen Verfassung", von dem Erstreben „nicht einer nationalen, sondern einer österreichischen Mehrheit". In den folgenden Jahren hat das Cabinet Taaffe auch den Schein eines Coalitions-Ministeriums oder einer über den Parteien stehenden Regierung abgestreift; es machte Prazak zum Justizminister, Dunajewski zum Finanzminister. Es war bemüht, das deutsche Volksthum durch widerrechtliche Sprachenverordnungen, durch Zurückdrängung in Amt und Schule, durch Intriguen und Uebergriffe bei den Wahlen zu schädigen. Es stützte sich stets mehr auf die Slaven und Clericalen und wurde immer abhängiger von dem nur zeitweise gelockerten „eisernen Ring" der Rechten. Es wurde im vollsten Sinne des Wortes eine Kampfregierung gegen die Deutschen, denen es jedoch indirect, ja sehr gegen seinen Willen durch Anstachelung des Nationalgefühls nützlich geworden ist. Zweifellos hat dieses Cabinet in der Kunst der „Auseinandersöhnung" und der Austreibung des Staatsbewußtseins sich als Meister bewährt.

Diese unseligen Verhältnisse muß man sich gegenwärtig halten, um zu begreifen, welchen Eindruck die am 22. April, zum Schluß der durch Taaffe's „Werke" und „Entwickelungen" gekennzeichneten Legislaturperiode gehaltene Thronrede auf die Deutschen Oesterreichs machen muß. In dieser von dem polnischen Specialminister Ziemialkowski entworfenen gouvernementalen Schülerarbeit, welche eine gleichgiltige Aufzählung wichtiger und unwichtiger Gesetzgebungsarbeiten bringt, durch eine bis zur Selbstironie neigende Schönfärberei sich auszeichnet, sind nur die mit schlecht gespieltem rhetorischen Affecte vorgetragenen Schlußsätze bemerkenswerth. Sie lauten: „Unter den Segnungen des (äußeren) Friedens wird meine Regierung mit Beharrlichkeit und pflichttreuer Hingebung für das Staatswohl auf den eingeschlagenen Bahnen fortfahren, ihre Aufgaben zu erfüllen, damit das mit Ihnen (der Parlamentsmehrheit) Begonnene der Vollendung zugeführt, die weitere verfassungsmäßige Thätigkeit zu gedeihlicher Entwickelung gebracht und so das Ziel erreicht werde, welches meinen Absichten, Wünschen und Hoffnungen entspricht." In diesem Wust von nichts klar hervorhebenden Redensarten fehlt die früher so beliebte „Völkerversöhnungs"-Phrase, welche als überflüssiger Ballast bereits über Bord geworfen ist. Deutlich hebt sich aus dem Wortnebel nur die Tendenz hervor, auf „den eingeschlagenen Wegen" auch ferner das Deutschthum zu bekriegen und den „begonnenen" föderalistischen Zersetzungs-Proceß, wenn auch nicht zweckbewußt, zu Ende zu führen. Das kann ja eben so gut „gedeihliche Entwickelung" genannt werden, als die Lienbacher'schen Demolirungs-Novellen gegen das Volksschulgesetz „den geistigen Interessen der Völker entsprechende Beschlüsse" nach der neuösterreichischen Staats-Terminologie heißen.

Der Rechenschaftsbericht der „Vereinigten Linken" sucht in einer für eine Parteischrift fast zu objectiven historischen Weise die Vorgänge der abgelaufenen Legislaturperiode, die politischen und sachlichen Motive einer unter dem Druck der Volksmeinung zu einer Partei verschmolzenen deutschen Opposition und ihre Haltung in den einzelnen Fragen, endlich die Tendenzen und Mittel der Regierung zu beleuchten. Sie entwickelt dann das Wahl- und Actionsprogramm der Partei, schließt mit einem Appell an das deutsche Bewußtsein und an die Einmüthigkeit der Wähler, welche allein Kraft verleihen. Das Programm stellt an die Spitze die „grundsätzliche Forderung" der deutschen Staatssprache, erkennt als erste Aufgabe den Schutz der Deutschen in gemischtsprachlichen Kronländern, wo man sie durch Amt und Schule wie durch slavischen Terrorismus zu entnationalisiren sucht. Das Bündniß mit dem deutschen Reiche wird nach wie vor freudig begrüßt, aber vorsichtigerweise kein Anspruch auf nationalen Schutz davon abgeleitet. In socialpolitischen Fragen haben die österreichischen Liberalen stets ein größeres Entgegenkommen gezeigt, als dies bei unseren Linksliberalen bisher der Fall war; aber gleich diesen ist auch die deutsche Opposition in Oesterreich gegen die staatliche Vertheuerung der unentbehrlichen Nahrungsmittel. Bei der Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn, welches bevorsteht, wird die Wahrung der Rechte und zum mindesten Behauptung der bisherigen finanziellen Position verlangt. Nur das Wehrgesetz, welches erst in Mitte der Legislaturperiode wieder zur parlamentarischen Behandlung gelangte, ist nicht erwähnt.

Man sieht aus dieser flüchtigen Andeutung, daß dieses „Oppositions"-Programm eine überaus zarte Rücksicht auf die Existenzbedingungen des Staates nimmt, in welchem man die Deutschen für immer zu einer dienenden Rolle herabdrücken will, soweit man sie nicht entnationalisiren kann. Das ist nicht eine Kundgebung von „Unversöhnlichen", nicht eine Demonstration im czechischen Declarantenstile. Es wird darin der staatsmännischen Erwägung im Augenblicke einer beginnenden heftigen Wahlschlacht eher zu viel als zu wenig Raum gegeben. Auch sind mit ängstlicher Keuschheit die wohlberechtigten Schmerzensrufe unterdrückt; ja, es schimmert selbst der altösterreichische Optimismus durch, der in den schlimmsten Verhältnissen einen plötzlichen Umschlag erhofft. Auf dem Parteitag in Graz, in den Kundgebungen aus den deutschen Wahlkreisen Böhmens, im oberösterreichischen Wahlaufruf ist ein viel schärferer und pessimistischerer Ton angeschlagen worden, hat sich namentlich die Forderung geltend gemacht, das bedrohte deutsche Volksthum in Oesterreich durch einen innigeren Anschluß des gelockerten Staates an das deutsche Reich zu schützen, sei es mittelst eines pragmatischen Bündnisses oder mittelst einer Zoll-Union. Das sind gute Zeichen, freilich nicht für das jetzt vollständig vom slavischen Geiste erfüllte Cabinet Taaffe welches schon in der zahmen Manifestation der „vereinigten Linken" etwas Staatsgefährliches erblickte.

Letzteres klingt unglaublich und beleuchtet die traurige Lage unserer Stammesbrüder wie ein greller Blitzstrahl, bei dem wir die Worte zu lesen glauben: „Es gibt kein Recht mehr für die Deutschen in Oesterreich! Laßt jede Hoffnung auf Wiedererlangung desselben fahren!" So leitet sich der zweite Theil des Regimes Taaffe ein, welches bei den Wahlen jetzt offen und rücksichtslos gegen die Deutschen zu Felde ziehen, den administrativen Druck auf dieselben noch steigern will. Dieses System wird aber nicht nur dem Deutschthum in Oesterreich schädlich; dasselbe erweist sich bereits als die incarnirte Staatsgefährlichkeit, indem es das Reich in den Wogen des slavischen Föderalismus rettungslos versinken läßt. Dieses System muß auch schließlich das Bündniß mit Deutschland erschüttern. Darum sollen wir mit wachem Auge dessen weitere Schritte verfolgen, mit warmen Sympathien unsere bedrängten Volksgenossen begleiten und sie vorläufig mit jener unversieglichen Stärke des nationalen Ideals ausrüsten, wie es Dahlmann in den Tagen gethan, wo Schleswig-Holstein unwiederbringlich verloren schien.

Digitized by Google

Colonisation und Industrie in Franken.

Von Wilh. Stieda.

An dem Aufschwunge, welchen in neuerer Zeit die Studien zur Ermittelung der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands in der Vergangenheit genommen haben, war Bayern insofern bis jetzt weniger betheiligt, als die Forschung sich seinen Gebieten seltener zuwandte. Stockbaur's verdienstliche Mittheilungen zur Gewerbegeschichte Nürnbergs, Kaizl's Darstellung des Kampfes um Gewerbereform und Gewerbefreiheit in Bayern von 1799 bis 1868, sowie Hoffmann's Geschichte der direkten Steuern in Bayern sind so ziemlich die einzigen erfreulichen Versuche, das bisherige Dunkel aufzuhellen. Gegenwärtig vollzieht sich nun eine merkliche Wendung zum Bessern. Professor Georg Schanz in Würzburg hat die Herausgabe einer Sammlung: „Bayerische Wirthschafts- und Verwaltungsstudien" in die Hand genommen und mit einer Schilderung der Colonisation und Industrie in Franken*) begonnen. Der Verfasser, dem die Wirthschaftsgeschichte schon manche gediegene Beiträge verdankt, insbesondere eine umfassende Darstellung der englischen Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters, zeigt sich auch seiner neuen Unternehmung durchaus gewachsen. Sorgfältige archivalische Forschung und ausgedehnte Literatur-Kenntniß verbinden sich, um durch persönliche Wahrnehmungen und Beobachtungen in den Werkstätten der industriellen Thätigkeit selbst verstärkt, ein klares zutreffendes Bild der Verhältnisse zu entwerfen. Seiner unermüdlichen Arbeitskraft dürfte gelingen, was, wenn ich nicht irre, ein Plan des verewigten Pözl's war — nämlich eine Verwaltungsgeschichte Bayerns der umfassendsten Art zu schreiben. Trägt sich vielleicht Professor Schanz noch nicht mit diesen Gedanken — die Fortsetzung seiner Wirthschafts- und Verwaltungsstudien wird sie ihm nahe genug führen. Daher kann der vorliegende, einem verdienten Veteranen der Würzburger Universität, Professor Carl von Edel, zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum dargebrachte erste Band der Bayerischen Wirthschafts- und Verwaltungsstudien nur nach allen Seiten willkommen geheißen werden.

Geschildert werden uns das Bayreuther und das Ansbacher Fürstenthum von den Colonien der Franzosen an am Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Stellenweise wirkt die Ausführlichkeit sowohl des Textes wie der urkundlichen Beilagen etwas ermüdend. Doch hat es freilich seine Berechtigung, im Hinblick auf den Nutzen, welchen die Bevölkerung der zu beschreibenden Gegenden selbst daraus ziehen kann, auch manche Notizen mehr lokalen Interesses, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, einzuflechten. Und es mag außerordentlich schwierig sein, auf einem so wenig bebauten Felde die richtige Wahl zu treffen, in dem, was Alle, die Fernerstehenden nicht minder als die nächst Betheiligten, gleichmäßig fesseln kann. Wir wollen daher keineswegs mit dem Verfasser rechten, daß er mehr geboten hat, als wir glaubten verlangen zu können. Der Gabe freuen wir uns in jedem Falle, und um so willkommener ist sie uns, als in diesem Jahre das zweite Säculum seit Aufhebung des Edictes von Nantes abschließt, somit in Erlangen und Schwabach zum zweiten Male die Feier zum Andenken an die Colonisation bevorsteht.

Es ist ein eigenes Ding um diese Colonisationen der Franzosen in deutschen Landen. Wenn man uns Deutschen gelegentlich vorgehalten hat, daß wir den „Völkerdünger" bildeten, so können wir uns damit trösten, daß es den Welschen bei uns nicht besser gegangen ist. Nach zwei oder drei Generationen verliert sich jede Spur der Ankömmlinge aus fremden Ländern.

Es war im Jahre 1686, als Joseph August du Cros, ein diplomatischer Abenteurer aus vornehmem Hause*), dessen sich Markgraf Christian Ernst von Bayreuth bei der Ausführung seiner Colonisationspläne bediente, mit etwa 600 Franzosen in Bayreuth eintraf. 83 derselben treffen wir im October 1686 in Erlangen im Begriffe, sich dort häuslich einzurichten. Bis zum 23. Juli 1678 hat ihre Zahl sich auf 1000 vergrößert, die, dicht zusammengedrängt — je 25 wohnen in einem Hause und selbst die Keller werden nicht als Wohngemächer verschmäht —, sich mit 39 Häusern behelfen müssen. Ihre Niederlassung führt den besonderen Namen „Neuerlang" im Gegensatz zur Altstadt, aber ihre Anwesenheit trägt zum Ruhm der ganzen Stadt bei. Vorzugsweise Gewerbetreibende — Strumpfwirker, Weber, Spinner, Färber, Posamentirer, Handschuhmacher, Hutmacher u. dgl. m.— wirken sie dahin, daß die gewerbliche Production Erlangens bald einen gewissen Ruf bekommt. In Nürnberg regt sich die Eifersucht auf die Erlanger Colonie und man versucht unter allerlei Vorwänden die Einfuhr Erlanger Fabrikate zu hindern. Bis in die Schweiz dringt die Kunde von der industriellen Geschicklichkeit, das Aeußere der Stadt selbst gewinnt eine freundlichere Gestalt, Trottoirs werden geschaffen, die Straßen, die ehemals einem Bache gleich sahen, werden gepflastert u. dgl. m.

Und was ist 200 Jahr später aus dieser Colonie geworden? Sie ist aufgelöst und aufgesogen. „Nur wenige Dinge, wie die französische Kirche, die Fontäne im Schloßgarten, einige französische Namen sind noch die Zeugen, daß einst über 1000 Franzosen hier gelebt und an dem Werden der Neustadt mithalfen. Am Pfingstfeste 1822 wurde der Gottesdienst, im October 1826 das Protokoll des Presbyteriums zum letzten Male in französischer Sprache geführt. Nur 14 französische Familiennamen haben sich bis in unsere Tage hinübergerettet. Keine Sitten, keine Gebräuche erinnern mehr an die ehemalige französische Heimath; vor 50 Jahren konnte man wohl noch hören, daß man nicht müde, sondern fatiguirt, nicht erregt, sondern animirt war, auch war Mancher curios (curieux), was es etwa des andern Tages für Wetter gebe u. dgl., Taufnamen wie Jeannet, Paulet, Etienne und ähnliche konnte man noch treffen, aber alle Laute sind verklungen . . ."

Wenn man erwägt, daß es unseren Landsleuten in Südbrasilien, die freilich dort nach vielen Tausenden zählen, in zweihundert Jahren ähnlich ergehen könnte?

Die Wahrheit zu gestehen, sind es aber nicht die Franzosen allein gewesen, welche Erlangen in Flor gebracht haben. Seit im Jahre 1692 die oberste Leitung der französischen Colonie dem früheren Landeshauptmann, dem Oberhofmeister der Markgräfin, Groß von Trockau, anvertraut wurde, verschaffte sich das deutsche Element Geltung. Der neue Oberdirector veranlaßte mehrere Nürnberger, sich in Erlangen niederzulassen, und wußte den Deutsch-Reformirten, die aus der Rheinpfalz seit 1689 sich nach Erlangen gewandt hatten, dieselben Privilegien auszuwirken, welche die Franzosen genossen. Auch Schweizer wanderten ein und namentlich seit 1703 ließen sie sich zahlreicher nieder. Ebenso wurden aus dem Elsaß einige Familien herangezogen, die sich unter dem französischen Regiment daselbst nicht behaglich fühlten. Kurz, neben der französischen Colonie entstand allmählich eine deutsche, wobei es leider ohne Reibereien und Zwistigkeiten zwischen denselben nicht abging. Durch eine zur gemeinsamen Benutzung angewiesene Kirche wurden Zänkereien veranlaßt und arteten in persönliche Gehässigkeiten aus, so daß es großen Tactes zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedurfte, ohne eine der streitenden Parteien zu verletzen. Dem Markgrafen gelang es, ohne sich auf die eine oder die andere Seite zu stellen, die obwaltenden Differenzen auf gütlichem Wege zu schlichten.

Für die Entwickelung Erlangens war diese Mischung beider Nationalitäten äußerst günstig. Obwohl die Franzosen viel zahlreicher vorhanden waren — sie zählten im Jahre 1698 1000 Seelen, während die Deutschen nur 317 Köpfe

*) Erlangen, Verl. von Andr. Deichert. 1884. 428 S. Text und 356 Seiten Urkunden.

*) In Maurenbrecher's Historischem Taschenbuche hat neuerdings — Jahrg. 1885 — Professor Harry Breßlau eine anziehende Studie über diesen Mann veröffentlicht.

Digitized by Google

aufwiesen — ergänzten sich beide Colonien vortrefflich. Was in der einen fehlte, war hauptsächlich in der anderen vertreten. Von den französischen Gewerbetreibenden gehörten 63 pCt. der Textilindustrie, 17 pCt. der Schneiderei, Posamentirerei, Handschuh-, Schuh-, Hut- und Perrückenmacherei, 5½ pCt. der Gerberei, 4 pCt. dem Handel, 6 pCt. dem Bauhandwerk an; bei den deutschen Einwanderern dagegen zählten 42 pCt. zum Baugewerbe, 16 pCt. zur Müllerei, Bäckerei und Brauerei, 20 pCt. zum Bekleidungsgewerbe. Die Textilindustrie beschäftigte nur 6 pCt.. Mithin arbeiteten die letzteren mehr für die Befriedigung der localen Bedürfnisse, bereiteten die Nahrungsmittel und betrieben die gröberen Industriezweige, während die Franzosen die feineren Branchen cultivirten und für den Absatz nach außen thätig waren. Eine zweckmäßigere Vermittelung zwischen einander entgegenstehenden Interessen, die sich auf diese Weise gegenseitig förderten, kann kaum gedacht werden.

Weniger vortheilhaft ist die Ansiedelung der Franzosen im Ansbacher Fürstenthum gewesen, das Markgraf Albrecht V. zwar nicht in dem trostlosen Zustande, in welchem er es bei seinem Regierungsantritt gefunden hatte, aber immerhin in einem der Verbesserung bedürftigen, seinem Sohne Johann Friedrich im Jahre 1667 zurückließ. Hatte der Verstorbene so viel wie möglich Ordnung zu schaffen und Handel und Gewerbe in Gang zu bringen gesucht, so fuhr der junge Fürst im Geiste des Vaters fort. Ihm, der die hohen Schulen Straßburg und Genf besucht, Frankreich, die Niederlande und Italien bereist hatte, erschien die französische Colonisation als ein passendes Mittel, sein Ländchen zur Blüthe zu bringen. Ursprünglich war Ansbach zur Ansiedelung ausersehen, als jedoch in Regierungskreisen Bedenken erhoben wurden, bestimmte man Schwabach zum Mittelpunkte, obgleich die lutherische Geistlichkeit sich sehr gegen dieses Vorhaben wehrte. Johann Friedrich erlebte leider die Entfaltung des Colonisationswerks nicht mehr, da er schon 1686 in der Blüthe seiner Jahre starb. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der die Obervormundschaft übernahm, mußte es fortsetzen. Aber obwohl er die Privilegien, welche der verstorbene Markgraf den einwandernden Franzosen bewilligt hatte, aufrecht erhielt und es auch nicht an neuen Aufmunterungen fehlen ließ, hatte die französische Colonie in Schwabach keinen rechten Erfolg. Was die Ansbacher Räthe unter dem 13. Juni 1689 dem Kurfürsten im Hinblick auf verschiedene französischerseits geäußerte Wünsche mittheilten, scheint in der That später eingetroffen zu sein. Sie beschwerten sich nämlich darüber, daß auf die Franzosen so beträchtliche Summen verwandt seien — „viel tausend Thaler vor Raißgelter, zum Häusserkauf, uff Walckmühl und Häussergebäue" daß man sich aber eines rechten Nutzens davon nicht versehen könne „und kan man bey ieziger Beschaffenheit kein Besseres hoffen und nicht absehen, wie man nur einmahl das Aufgewandte wieder völlig habhafft werden möge."

Wirklich erfuhr die Stadt Schwabach ihren Hauptaufschwung erst nach 1787, d. h. zu einer Zeit, als die französischen Elemente vom Deutschthum längst aufgesogen waren. Anfangs — 1716 — waren über 500 Colonisten, doch schon zwanzig Jahr später zählte man nur 79 Familien mit etwas über 300 Seelen, und die Bevölkerungsliste des Jahres 1773 führte nur noch 13 Familienhäupter, 8 Wittwen und 3 Steuerfreie auf. Die Franzosen wurden in Schwabach namentlich hart bedrängt durch das geringe Entgegenkommen der deutschen Handwerker. Die Bortenwirker, die Chirurgen, die Strumpfwirker — namentlich dem letzteren Industriezweige widmeten sich die Deutschen massenhaft — hatten fortwährend Streit mit den Franzosen und ließen dieselben nicht aufkommen. Doch verlangt es die Gerechtigkeit, zuzugestehen, daß die letzteren es waren, welche gewisse Industrien erst überhaupt begründeten. Die Strumpfwirkerei z. B. wurde in Schwabach aufgebracht durch Jacques Tronchin, die Tapetenwirkerei durch Michel de Claravaux aus Paris. Aber während jener Tronchin im Auftrage des Markgrafen noch 1698 viele seiner Gewerbsgenossen nach Schwabach kommen ließ, hatte die Zahl der deutschen Strumpfwirker sich so rasch vergrößert, daß im Jahre 1734 sie über 100 betrug und die Deutschen in der beide Nationalitäten gemeinsam umfassenden Zunft die Oberhand hatten.

Hat somit die Schwabacher Colonisation nicht den gleichen Erfolg aufzuweisen, wie die Erlanger, so verdient sie immerhin manches Lob, und so viel ist jedenfalls sicher, daß die markgräflichen Colonisations-Bestrebungen dem Fürstenthume überhaupt zum Vortheil gereicht haben. Mit ihrer Hülfe konnte Schwabach die traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges überwinden und sich nächst Ansbach und Fürth zu den bedeutendsten Orten des Fürstenthums zählen.

Sehr lehrreich sind Prof. Schanz' Auseinandersetzungen über den Gang der Industrie in beiden Fürstenthümern. Es ist der so oft aussichtslose Kampf der Hausindustrie gegen die Fabrikindustrie, den er uns vorführt und in seinen einzelnen Phasen charakterisirt. So gut sich die erstere gewerbliche Unternehmungsform im vorigen Jahrhundert hielt, so wenig hat sie auf die Dauer in beiden Gegenden ihre Existenzberechtigung nachzuweisen vermocht. Es wäre freilich falsch, aus den Mittheilungen über die Erlanger und Schwabacher Industrie den Schluß ziehen zu wollen, daß der hausindustrielle Betrieb überhaupt eine veraltete Form sei. Nicht einmal von beiden hauptsächlich geschilderten Gewerbszweigen — der Strumpfwirkerei und der Nadelindustrie — läßt sich das behaupten. Denn während die Erlanger Strumpfindustrie gegenwärtig völlig darniederliegt und an eine Auffrischung derselben schwerlich gedacht werden kann, blüht der hausindustrielle Betrieb derselben in Apolda, Zeulenroda, in Württemberg und in Sachsen. Andere Industriezweige, wie die Handschuhnäherei und die Bürstenmacherei gedeihen in der hausindustriellen Form in Erlangen zur Zufriedenheit. Es liegt mithin die schwache Lebensfähigkeit mancher hausindustriellen Betriebe nicht gerade an den Eigenthümlichkeiten dieser Unternehmungsform im Allgemeinen, als vielmehr an einer Gesammtheit von Bedingungen, technischer wie ökonomischer Art. Die Wirkungen dieser Factoren im Einzelnen klargestellt zu haben, ist ein entschiedenes Verdienst des Verfassers.

Nicht minder wichtig wäre einmal eine Darstellung über die Entstehung der Hausindustrie wie Prof. Schanz sie z. B. bei der Schwabacher Nadelindustrie in Kürze giebt. Meist existirte in der Epoche, mit deren Schilderung der Verfasser anhebt, der handwerksmäßige Betrieb nicht mehr ausschließlich, sondern war neben ihm der hausindustrielle entstanden, eine offenbar damals noch nicht alte Form, bei der einige Unternehmer eine Reihe von Handwerkern — die sogenannten Heimarbeiter — in deren eigenen Behausungen beschäftigten. Sie stellten den Webstuhl oder Wirkstuhl — zur Ausübung des Gewerbes und sorgten für den Absatz der angefertigten Producte in der Ferne. Wann mag wohl diese Form, die jedenfalls schon den Charakter der Großindustrie zur Schau trägt, zuerst in Deutschland aufgekommen sein und in welchen Gewerben? Vermuthlich ist dieser Uebergang von der handwerksmäßigen Form zur hausindustriellen an den einzelnen Orten nicht in gleicher Weise vor sich gegangen und dürfte je nach dem Fortschritt auf gewerblichem Gebiete hier früher dort später eingetreten sein. Daß sie eine Vorstufe zu der heute innerhalb der Fabriken ausgeübten Großindustrie gewesen ist, wird nicht in Abrede gestellt werden können. Um so weniger, als auch in England dieses Aufkeimen der Hausindustrie kurz vor der großartigen Entfaltung des Fabrikwesens beobachtet worden ist. Eine ebenso genaue und zuverlässige Untersuchung, wie Prof. Schanz sie uns für die Zeit von 1680 bis 1880 über den Kampf zwischen Fabrik- und Hausindustrie bietet, über den vor diesem Zeitraum sich abspielenden Proceß, über den Kampf zwischen Handwerk und Hausindustrie wäre eine ebenso dankenswerthe Forschung.

Ging in Erlangen die hausindustrielle Strumpfwirkerei zu Grunde, so hat die ebenso betriebene Nadelindustrie in Schwabach sich in eine glänzend rentirende Fabrikindustrie verwandelt. Dieses Gewerbe, echt deutschen Ursprungs — es wurde in der Gegend von Nürnberg, Pappenheim u. s. w. seit alter Zeit betrieben — kam im Jahre 1633 zuerst nach Schwabach, wo es in handwerksmäßiger Form geübt wurden. Um 1725 waren 27 Meister und ebenso viele Gesellen vorhanden. Diese Zunahme aber ergab einen der Gründe,

Digitized by Google

die auf die Hausindustrie führen — die massenhafte Production nämlich, die ihren Absatz nicht mehr am Erzeugungsorte findet, sondern ihn in der Weite suchen muß, wozu die „Verleger" nöthig sind. So wird bereits seit 1759 die handwerksmäßige Ordnung des Gewerbes eine hausindustrielle — für etwa 100 Jahre. Dann verschaffte sich seit 1851 die Anwendung der Maschine so große Bedeutung, daß die Hausarbeit mehr und mehr zurückgedrängt wird. Man versucht es mit Vereinswerkstätten und gemeinschaftlich gekauften Maschinengarnituren. Aber die Fabriken kommen auf und ihnen ist es zu danken, daß das Nadelgewerbe in Schwabach eine Weltindustrie geworden ist, deren Absatz bis nach Egypten, Indien und China reicht. Vor dem jetzigen Fabrikarbeiter hatte der alte Heimarbeiter — fügt Professor Schanz hinzu — kaum viel voraus. Der herbeigeführte Umschwung muß also auf Rechnung des Unternehmers gesetzt werden. Sehr mit Recht verweilt der Verfasser daher nachdrücklich auf der eminenten Bedeutung desselben für die Entwickelung der Industrie. Allen Denen, welche heut zu Tage immer nur an die Lage der Arbeiter denken und den Unternehmer, der sie beschäftigt, darüber ganz vergessen, kann das Studium der Erlanger und Schwabacher Industrie nicht genug empfohlen werden. In der Geschichte derselben erscheint der Unternehmer „so recht als das Haupt, als die Seele der Industrie", ohne dessen Führerschaft Alles dahin welkt. „Von seiner Tüchtigkeit hängt in erster Linie der Wohlstand und das Gedeihen des Gewerbes und des Gemeinwesens ab. Die Masse, mag sie noch so fleißige, emsige Hände haben, zeigt sich unfähig, entscheidende Wendungen mitzumachen, an der Spitze des Fortschritts zu bleiben, die Absatzquellen zu erschließen; sie geräth in Noth und Elend, wenn der Unternehmer versagt."

Literatur und Kunst.

Antike und moderne Tragik.

Von Julius Duboc.

In den kürzlich erschienenen, sehr ausführlich behandelten „Grundzügen der Tragischen Kunst" von G. Günther*), dessen werthvoller und interessanter philologischer Theil hier außer Betracht bleiben soll, vertritt der Verfasser die Ansicht, daß Aeschylos und nicht Sophokles die antike Tragödie in ihrer vollen Reinheit darstelle, der jüngere Meister habe sie technisch vervollkommnet, nach dem Kunstgesetz der Tragik hin aber geschädigt. Man werde sich daran gewöhnen müssen, als die höchsten und vollkommensten Muster altgriechischer Tragik nicht einen Oedipus und eine Antigone, sondern einen Orestes und einen Prometheus anzusehen. Und weiter: „durch Aeschylos ist der Begriff des Tragischen gewonnen und für alle Zeiten festgestellt". Dieser Begriff ist wohl noch der Ausgestaltung, nicht aber der Alterirung mehr fähig; Aeschylos kommt in seinen Tragödien überall „der Forderung einer gerechten Verhältnißmäßigkeit von Schuld und Sühne nach", er stellt jene Tragik der poetischen Gerechtigkeit dar, „welche in allem Wesentlichen mit unserem Kunststandpunkt zusammentrifft."

„Von den Helden des Aeschylos" — sagt der Verfasser an einer anderen Stelle seiner Schrift — „gilt, daß in ihrer Brust ihres Schicksals Sterne sind, von seinen Göttern, daß sie mit ihrem eigenmächtigen, Zorn, Rache, Neid bekundenden Eingreifen in den tragischen Conflict ganz fern bleiben und nur Zeus mit Moira vereint, den Begriff des ewigen Rechts verkörpert, zur Vollstreckung desselben sich der untergeordneten Götter bedient. Der Mensch kennt jenes ewige Recht und Gesetz, aber Leidenschaftlichkeit, Sinnlichkeit, Herrschbegier, Ehrgeiz, Rachsucht verblenden ihn, — aus eigenem Fehltritt verstrickt er sich in das ungeheure Verhängniß.

So steht der Aeschylische Held an sich frei da, nur gebunden an das Sittengesetz der Weltordnung, und es steht in seiner Wahl, ob er sich diesem willig unterordnen, oder die Bande sprengen will, die ihn an dasselbe ketten. Und so muß es sein, wir erkennen hierin einen Grundsatz, der für die Tragik aller Zeiten Geltung fordert."

„Wir erkennen" — worauf gründet sich diese Erkenntniß, insoweit sie nicht eine einfache Ableitung aus dem, dem Verfasser besonders zusagenden Theil der griechischen Tragik ist? Wir finden, daß hinsichtlich dieses schwierigen Punktes die Ueberzeugungen des Autors sehr viel stärker sind als seine Argumente. Dem echten Künstler vindicirt er ein für allemal den Standpunkt „der naiven Gottinnigkeit". Die Philosophie halte er sich möglichst weit vom Leibe. Ihre Speculation kann ihn nicht fördern. Der Künstler will erfreuen, trösten, erheben. Deshalb ist sein Beruf, das Gleichgewicht und die Harmonie darzustellen. Das Werk der Kunst ist: „Sittlichkeit geschaut im Spiegel der Sinnlichkeit. Da haben wir den Ursprung, da das Ziel aller Kunst, aller Künste."

Dem Verfasser ist es aber, indem er so ein gesondertes Gebiet für die Kunst beansprucht, unabhängig und in gewissem Sinn höher denn alle Vernunft, indem er ihr eine „tiefinnerste Verwandtschaft des Göttlichen" beilegt, für die sie keines Beweises bedarf, indem er sie so auf die Höhe eines religiös-ethischen Princips hinaufhebt, tiefer Ernst mit der Wahrhaftigkeit derselben. Das will sagen: als „Verkünderin göttlicher Harmonie" darf sie sich nicht etwa hinstellen, weil sie aus einer selbstgeschaffenen schönen Traum- und Idealwelt herab den armen Sterblichen, kraft ihres Berufes zu trösten und zu erfreuen, den Labetrunk des schönen Scheins bieten soll, sondern weil Harmonie in Wahrheit die Schöpfung im Innersten ausspricht. Des Dichters Prophetengeist läßt uns einen Blick thun „in den tiefinnersten Zusammenhang der Weltordnung", er wird zum „Propheten der unvergänglichen Idee im Werdeproceß des Staubes" und diese Idee besitzt er „in einem höheren Bewußtsein des ewigen und gerechten Gleichgewichts zwischen sinnlich Endlichem und übersinnlich Unendlichem". Diese „Harmonie", dies „ewige und gerechte Gleichgewicht" — eine sehr allgemeine Formel! — enthält nach des Verfassers Grundmeinung jedenfalls den Gegensatz zu unverschuldetem Leiden, es birgt in sich als ethischen Kern die tröstliche Gewißheit, daß in der Weltordnung — wenn auch in der unsichtbaren — Alles nach Verdienst geregelt und Allen nach Gebühr zugemessen wird. „Allwaltende Gerechtigkeit, ein ewiger gerechter Wille" — und deshalb vor der und durch die echte Tragödie, die uns, nach dem Vorbild des Aeschylos, dies in Schuld und Sühne zeigt: „durch Rührung und Erschütterung zu der fröhlichen Gewißheit: so und nicht anders muß es sein, wenn eine Gerechtigkeit lebt."

Nun fragen wir den Verfasser billig nach der letzten Quelle seiner Gewißheit, daß grade in diesem Sinn ein „allgerechter", d. h. Allen gerecht werdender „Zusammenhang der Weltordnung" besteht.

Die äußere Erscheinungswelt lehrt es ihn sicher nicht, das gibt er selbst zu, deshalb erklärt er ihre Wahrheit für „bloßen Schein" gegen die „ideale Wahrheit, welche dem Wesen der sittlichen Weltordnung entspricht." Indem er diese einfach an die Stelle der ersteren setzt, meint er, daß er „den Zwiespalt zwischen sinnlichem und sittlichem Princip versöhnt" und er nennt „Idealisirung der sinnlichen Welt", wenn er die reale Wahrheit auf den Kopf stellt.

Ich stehe trotz meines Widerspruchs in diesem Punkt dem Verfasser in mancher Hinsicht näher, als es wohl den Anschein haben dürfte. Ich begegne mich nicht allein mit ihm in der Abneigung gegen die Tragik von heute, ich halte nicht allein, wie er auch, wenig von dem Schlagwort „jeder wahre Dichter vernehme deutlich den Pulsschlag seiner Zeit" (der doch ein sehr krankhafter und anormaler sein kann), und verwerfe mit ihm den Ausspruch O. Klaar's in der „Geschichte des modernen Dramas": „Die Tragödie der Gegen-

*) Grundzüge der Tragischen Kunst, aus dem Drama der Griechen entwickelt von G. Günther. Leipzig. W. Friedrich. 1885.

Digitized by Google

wart schließt mit einem trostlosen Fragezeichen", sondern ich erblicke auch wie er in der Welt eine mit sittlichem Gehalt erfüllte Wesenheit „eine Welt nicht des Zufalls und der Willkür, sondern der sittlichen Idee", und im Gegensatz zu der ideenarmen, materialistisch gefärbten Tagesmeinung zweifle ich nicht daran, daß es sich bei dem Seinsproceß des Universums, bei der Weltbewegung noch um etwas Anderes und Wesentlicheres handelt als darum, hier auf Erden ein wohleingerichtetes Staatswesen mit behaglichen und rationellen Lebensbedingungen und allen „neuesten Verbesserungen" herzustellen. Aber ich entnehme aus Allem dem keine Berechtigung, eine so offenkundig daliegende, so tausendfältig auf jedem Blatt der Geschichte wie des täglichen Lebens bezeugte Thatsache wie die, daß es mit dem Individuum nach keinem ihm gerecht werdenden Maßverhältniß in der Weltordnung zugeht, für „bloßen Schein" zu erklären und das gerade Umgekehrte als „ideale Wahrheit" zu behaupten. Die Thatsache der „Preisgebung des Individuums" im Weltprozeß, die Abwesenheit eines dem Individuum gerecht werdenden „Gleichgewichts", der Mangel einer in diesem Sinn anzuschauenden „Harmonie" ist vielmehr die am meisten charakteristische, schmerzliche Frucht aller sich nicht verblendenden Einsicht in Das, was uns umgiebt, mögen wir es hoch oder niedrig angreifen. Wenn wir diese Thatsache als solche anerkennen, so folgt daraus aber noch nicht ihre Untröstlichkeit für unser Bewußtsein, noch nicht, daß wir mit einem „trostlosen Fragezeichen" abschließen — wir müßten ja dann das Sein, wie es nur sein kann, d. h. die Weltvernunft, für etwas Untröstliches erklären — sondern es folgt daraus nur, daß Trost und Erhebung auf diesem Standpunkt abhängig sind von der Stärke unseres Idealismus, d. h. von unserer Hingebung an die sich im Weltproceß im Opfertod des Individuellen durchsetzende Idee, an die Entbindung des Geistes aus der Materie resp. Vergeistigung, der die Seinsbewegung zustrebt. Auf diese „ideale Wahrheit" läßt sich auch, und zwar im stärksten Gegensatz zum Materialismus, aber ohne andererseits der realen Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, eine Tragik aufbauen.

Ich kehre, ohne diese Andeutungen weiter zu verfolgen, wozu an dieser Stelle der Raum fehlt, zu der Anschauung des Verfassers zurück und will da nur noch constatiren, daß ich auch nicht einzusehen vermag, wie es sich mit seiner Annahme einer allwaltenden Gerechtigkeit als Weltordnung, mit seiner Betonung von: „so muß es kommen, wenn anders Recht und Gerechtigkeit in der Welt bestehen sollen," reimt, daß er eine Ausnahme gestattet, nämlich das unschuldige Leiden von Personen, die mit dem Schicksal hervorragender Personen verbunden sind. An diesen „vom Unglück Mitergriffenen" darf „Niemand Anstoß nehmen", denn sie sind „secundäre Gestalten". Ja, da kämen wir ja zu einer „allwaltenden" Gerechtigkeit für eine Aristokratie — ein Standpunkt, der das Princip durchbricht und damit sich selbst aufhebt. Was für die naive Anschauung der griechischen Tragik möglich und natürlich war, ist es eben nicht für uns und wenn Jo und Kassandra als secundäre Gestalten unverdient leiden, so werden wir nicht, ohne Anstoß zu nehmen, sie als „Enterbte" außerhalb des Gesetzes der „Gerechtigkeit und Harmonie" anschauen können.

Die Tragödie hat es, ihrem Ursprung gemäß, zunächst mit hohen und göttlichen Dingen zu thun, und besonders gilt dies von dem ältesten Muster der Gattung, der griechischen Tragödie. Immer trägt sie das Walten der Götter, der Hüter des Rechts, im eigenen Busen und rückt es also auch vor das Bewußtsein der Zuschauer. Darin besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen der Tragik des Aeschylos und der späteren, namentlich des Sophokles. In diesem, als dem Vater der „Schicksals-Tragödie", tritt nur der eigenthümliche Zug auf, daß er in dem Oedipus die enge und unzulängliche Formel, die Alles auf persönliche Verschuldung reducirt, durchbricht, daß er in dem schuldlosen Leiden ein Etwas aufstellt, das wie ein Keil in die naive Harmonie der allwaltenden Gerechtigkeit hineinragt, das gewissermaßen schon eine Ahnung von der Preisgebung des Individuums im Weltproceß in sich trägt. Die Bezeichnung Schicksals-Tragödie ist im Grunde irreführend, man vergißt darüber zu leicht, daß die Weltordnung, repräsentirt durch der Götter Rathschluß, und fromme Ergebung in dieselbe, daß überhaupt der Sühnegedanke der durchaus gemeinsame Boden der classischen antiken Tragödie ist, daß sie mit einem Wort eine Weltordnungs-Tragödie ist, d. h. eine solche, bei der der Blick auf der Götter Walten dem Zuschauer nie entschwindet. Wenn es in der Folgezeit damit anders wurde, so ist das zunächst nur als eine ganz natürliche Entwickelung der Kunst anzusehen. Je ferner die Tragödie ihrem ursprünglichen gottesdienstlichen Ursprung rückte, desto mehr entschwand ihr das Bedürfniß, fortwährend den Blick in diese Richtung gebannt zu halten, desto mehr machte sich daneben die Tendenz geltend, sich als ein Gebild zu gestalten, das zunächst keinen anderen Zweck verfolgte als den, der dem unmittelbaren Kunstbedürfniß Genüge thut, ein Rührendes und Erschütterndes und ein Erhebendes und Versöhnendes in Eins verschmolzen zu geben.

Das also unterscheidet zunächst die moderne Tragödie von der altclassischen, daß jene nicht unbedingt Weltordnungs-Tragödie ist und zu sein braucht. Sie kann den ungeheuren Rahmen ausfüllen, der sich in dem Blick auf das Weltganze, seine Geschichte und Gesetze, dem modernen Bewußtsein aufthut und der dann wahrlich, wie oben schon angedeutet, etwas ganz Anderes umfaßt, wie die naive Tragik des Aeschylos, sie kann sich dadurch eine weltgeschichtliche Schicksals-Tragödie erschaffen, aber sie ist nicht unbedingt daran gebunden. Wer denkt bei Kabale und Liebe, bei Romeo und Julia an der Götter Rathschluß und Walten? Dazu kommt ein Anderes. Die Unterscheidung im Drama ging zunächst auf den einfachsten, größten aber auch gröbsten Gegensatz von Ernst und Heiter, Trauer und Lust, Tragödie und Komödie.

Aber eine feinere Unterscheidung und danach bemessene feinere Begriffsschattirung konnte nicht ausbleiben. Ob der Held in einer ernsten Verwickelung siegt oder untergeht und stirbt, ob es in dem vorgeführten Ereigniß bei einem grollenden Donner und Wetterleuchten verbleibt oder ein vernichtender Ausbruch folgt, ist in seiner ethischen Tragweite so himmelweit von einander verschieden, in dem letzten Fall ist die Erschütterung so sehr gesteigert, die Erhebung nothwendig — nothwendig, weil ein Aufschwung, der über die Individual-Existenz hinaus reicht, zu erfolgen hat — so transscendenter Natur, daß Beides nicht mehr zusammengehalten werden konnte. So schied sich in der Entwickelung der modernen Kunst das ernste Drama von der Tragödie, die bei den Griechen noch vereint sind, letzterer fiel die in dem Tod und Untergang des Helden höchst gesteigerte, ganz eigenartige Wirkung zu und das ist also der zweite wesentliche Unterschied der modernen von der altclassischen Tragödie. Jene hat als charakteristischen Stempel Das, daß sie den Sieg der als Ideal dargestellten Idee der Vollendung im Untergang des Helden vorführt. Die Idee, das Princip der Vollendung, repräsentirt im Gegensatz zum nackten Sein das Sittlichkeits-Ideal (Pflicht, Recht) einerseits und das Schönheits-Ideal (Liebe) andererseits oder als höchste Stufe die Vereinigung von beiden im Gegensatz zu deren Vereinzelung. Auf diesen ethischen Grundlagen ruht die moderne Tragödie.

Da der Verfasser Alles nach dem Paradigma des Aeschylos bemißt resp. nach ihm zurichten bemüht ist, so kommen bei seiner Betrachtung der modernen Tragödie theilweise sehr gewaltsame Gliederverrenkungen vor. Shakespeare und Schiller gelten doch auch ihm weit überwiegend als Muster, gleichzeitig muß aber Alles auf Schuld und Sühne klappen. So sehen wir denn in Romeo und Julia „die Opfer einer Liebe, die sich vermißt, alle Schranken zu durchbrechen, in denen sie doch festgebannt sind" (also Vermessenheit), in Ferdinand „die unbesonnene That der Eifersucht gegen eine Geliebte, die er doch seinem Stande und seiner Familie zum Trotz sich erhalten wollte". Die Schuld wird vornehmlich darin gesetzt, daß auch hier zu leidenschaftlich vorgegangen wird. Die socialen Verhältnisse, welche trennen, sind zwar „engherzig", durften aber doch „von Denen, die mit ihnen zu rechnen haben, nicht ohne Weiteres ignorirt werden". Welche Vorstellung von der Liebe! Und was heißt „ohne Weiteres"? Sollte Ferdinand etwa, ehe er seinem Herzens-

Digitized by Google

zug für Luisen folgte, sich erst lange überlegen, ob er nicht eine „standesgemäße" Heirath in seiner adligen Sippe schließen könne und stünde er dann vor dem Sittengesetz gerechtfertigter da? Bei Max soll die Schuld darin bestehen, daß er sich „in jugendlicher Unbedachtsamkeit in eine verhängnißvolle Lage gesetzt hat. Er hat als Mann von Ehre nur eine Wahl, aber sie kostet ihm sein Leben", was, wie der Verfasser vielleicht zugeben wird, keine sehr „adäquate Sühne" für eine „jugendliche Unbedachtsamkeit" ist. Trotzdem aber — wir müssen es ja des Verfassers eigenen Worten glauben — geht er nach einer Tragödie hinaus, „heiter und vergnügt, angeregt und zu Scherz geneigt. Wie geht das zu? Die Wahrheit zu sagen, wir fühlen uns so recht einträchtig mit der Welt, wir befinden uns gar wohl in diesem Dasein; Muth und Lebenskraft sind gestärkt und erhoben. Dies ist die Wirkung der tragischen Kunst. Welch' großes Verdienst derselben!" Und das Alles durch die „fröhliche Gewißheit: So und nicht anders muß es sein, wenn eine Gerechtigkeit lebt". Wie wir unsererseits die Sache ansehen, fühlen wir uns in „Romeo und Julia" dadurch erhoben, daß das Princip der Vollendung (d. h. eines vollendeten Seins in der Liebe) sich in den beiden Liebenden so todeskühn und verklärt über das arme bloße Sein stellt, ähnlich ist es mit „Kabale und Liebe", wozu in diesem Fall noch der Sieg des Sittlichkeits-Ideals (indem Luise, um ihren Vater zu retten, ihrem Ferdinand zu entsagen unternimmt) tritt, und das Gleiche gilt, nur in einer anderen Wendung, von Max, insofern dieser, in einen unversöhnlichen Conflict zwischen Liebe und Pflicht gestellt, dadurch, daß er den Tod sucht, beweist, daß ihm die Vollendung (in der Verbindung von Schönheits- und Sittlichkeits-Ideal, von Liebe und Pflicht) als das Höchste gilt. Ohne sie — kein Leben. Wir leben Das mit durch, und tiefererschüttert und erhoben fühlen wir das Princip der Vollendung, d. h. eine Idee, in uns über alles Andere das Uebergewicht erlangen. Das ist Vergeistigung und weil Vergeistigung gleichzeitig das Grundwesen Dessen, was überhaupt vorgeht, ausmacht, deshalb ist Der, der ihrer durch die tragische Kunst theilhaftig wird, in den tiefsten Sinn der Weltbewegung eingetreten, auch ohne daß er über das Geheimniß derselben irgendwie reflectirte oder dasselbe wie in der Schicksals-Tragödie direct zum Object machte. Die Weltbewegung in Gemüthsbewegung umsetzen: das ist das Geheimniß der tragischen Kunst.

Eine Geschichte der deutschen Einheit.*)

Von Georg Winter.

Wie oft ist nicht seit der Begründung des neuen deutschen Reiches die Frage aufgeworfen worden, wem wir im letzten Grunde diese Verwirklichung des Strebens und Träumens unserer Vorfahren zu verdanken haben! Während die Einen die wirkende Ursache in dem allmählichen Erwachen und Heranreifen des mit der liberalen Idee auf's Innigste verbundenen nationalen Bewußtseins sahen, meinten die Anderen, der energischen That des großen Staatsmannes, der noch gegenwärtig die Geschicke unseres Vaterlandes mit starker Hand leitet, das alleinige Verdienst des Vollbringens dieser großen politischen Schöpfung zuschreiben zu müssen.

Und wie so oft, so scheint auch hier die Wahrheit in der Mitte zwischen den beiden einander extrem entgegengesetzen Anschauungen zu liegen. Man kann, wenn es erlaubt ist, an die Stelle des politischen Meinungskampfes die wissenschaftliche Betrachtungsweise historischer Erkenntniß zu setzen, sagen, daß in diesem Meinungskampfe beide Parteien Recht und Unrecht haben. Denn nirgends in der Weltgeschichte ist eine große, dauernde politische Schöpfung aus den Mitteln realer Macht oder aus der Fortentwickelung der Ideen allein hervorgegangen: die Geschicke der Welt werden ebenso wenig von einzelnen gewaltigen Persönlichkeiten, wie von der Wirkung rein idealer Kräfte bestimmt. Erst die Durchdringung und Vereinigung beider vermag wahrhaft Bedeutendes und auf die Zukunft Wirkendes hervorzubringen. Und darum ist vom rein historischen Standpunkte aus die Ansicht derer, welche dem Fürsten Bismarck das alleinige Verdienst der Begründung der deutschen Einheit vindiciren wollen, ebenso irrig, wie die derer, welche die liberale Idee als das einzig Maßgebende der historischen Entwickelung unserer Tage ansehen. Die politische Kraft und Macht des preußischen Staates, welche Bismarck in die Wagschale zu werfen vermochte, hätte sich doch als machtlos erwiesen, hätte die liberale Idee nicht der Einigung in Jahrzehnte langer Erziehung der Nation vorgearbeitet, die liberale Idee allein hätte trotz alles begeisterten Schwärmens für die deutsche Einheit diese doch nie zur Durchführung gebracht, hätte sie nicht an dem preußischen Staate und seinem genialen Lenker den Rückhalt der Macht und politischer Kraft gefunden, dessen sie bedurfte. Dieses Ineinanderwirken realer und idealer Kräfte, auf denen der stolze Bau unseres deutschen Reiches beruht, zu klarer und bewußter Anschauung zu bringen, muß die vornehmste Aufgabe jedes Historikers sein, der die Genesis unseres nationalen Staatswesens darzustellen unternimmt.

Dieser Versuch ist in ebenso umfassender als scharfsinniger Weise in einem Werke unternommen worden, welches vor wenigen Wochen als gekrönte Preisschrift des allgemeinen Vereins für deutsche Literatur an die Oeffentlichkeit getreten ist. Der Verfasser, Dr. J. Jastrow, hat es unternommen, durch eine rein historische, auf exacter Forschung beruhende Untersuchung das eigenthümliche Gebilde unseres nationalen Staates den Zeitgenossen zu klarem und auf wissenschaftlicher Erkenntniß begründetem Verständniß zu bringen. „Denn", so sagt er in der Einleitung seines Werkes, „wenn es wahr ist, daß Staaten mit den Mitteln erhalten werden, mit denen sie gegründet sind, so ist die Erkenntniß dieser Mittel dieser Gründung nicht nur der Beginn politischer Weisheit, sondern auch die Vorbedingung echt patriotischen Pflichtgefühls." Und diese Aufgabe einer historischen Erklärung des Bestehenden wird zu doppelt unabweisbarer Pflicht, wenn das bestehende Gebilde ein so verwickeltes und doch zugleich so naturgemäßes, ein so sehr von anderen Gebilden abweichendes und doch den Bedürfnissen der Gegenwart so genau entsprechendes ist, wie das deutsche Reich, ein Staat über Staaten, eine souveräne Macht, welche doch zugleich auch in ihren Theilen souverän ist. Wenn die staatsrechtliche Theorie vergangener Jahrhunderte sich vergeblich abmühte, dieses eigenartige Gebilde, welches von einem centralisirten Einheitsstaat ebenso weit entfernt ist als von einem rein völkerrechtlichen Staatenbund, in eine ihrer juristischen Kategorieen einzuordnen, wenn der hervorragendste Staatsrechtslehrer des 17. Jahrhunderts, Samuel Pufendorf, diese politische Bildung gradehin für ein Monstrum erklärte, und wenn dieses selbe Gebilde dann in verjüngter und gekräftigter, in dauerhafter und solid organisirter Gestalt, aber doch im Wesentlichen auf denselben Grundlagen beruhend, von Neuem erstehen konnte, dann ist es unabweisliche Pflicht der historischen wie der Staatswissenschaft, die Gründe darzulegen, welche diese staatliche Schöpfung und nur gerade diese als die einzig naturgemäße Form des nationalen Seins des deutschen Volkes erstehen ließ.

Daß die Wiedererweckung des deutschen Reiches als politische That einzig und allein das Werk des preußischen Staates und seiner genialen Lenker gewesen ist, wird jetzt selbst von dem verbissensten Gegner des Reichsgedankens nicht mehr geleugnet. Aber wir deuteten schon darauf hin, daß diese That nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die ideale Grundlage dafür schon im Volke vorhanden gewesen wäre. Eine nationale Bewegung, wie die der Jahre 1870/71, läßt sich von keinem noch so genialen Staatsmanne künstlich ins Leben rufen, sie muß aus dem Volke hervorwachsen: die nationale Einigung war nur dadurch möglich, daß der innige Wunsch und das lebhafte Streben nach derselben im Volke schon vorhanden war.

*) J. Jastrow, Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur (E. Pactel).

Digitized by Google

Ohne eine Erkenntniß der Genesis dieses sehnlichen Verlangens des Volkes, welches der Verfasser richtig als den deutschen Einheitstraum bezeichnet, ist darum auch ein Verständniß der Erfüllung dieses Traumes und der Grundlagen, auf denen das neue Reich beruht, nicht möglich. So rückwärts vorschreitend mußte also Jastrow, bevor er die Gründung des neuen Reiches schilderte, die Grundelemente dieses rein idealen Einheitsstrebens klar legen; und da dieser Einheitstraum eben nur dadurch entstehen konnte, daß die frühere staatliche Zersplitterung den Bedürfnissen des nationalen Geistes nicht entsprach, so mußte wiederum, um den Traum zu erklären, die vergangene Zersplitterung zur Darstellung gebracht werden. So entwickelt sich in der Lösung dieses einen großen Problems eine Zusammenfassung aller der idealen und realen Momente unserer nationalen Geschichte, welche für die Entstehung des Einheitstraumes und des nationalen Bewußtseins von entscheidender Bedeutung gewesen sind, eine Zusammenfassung, welche als der erste gelungene Versuch betrachtet werden darf, aus der Fülle einzelner Resultate, welche die moderne Geschichtsforschung auf dem Gebiete der nationalen Geschichte überhaupt gewonnen hat, ein einheitliches, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Bild dieser nationalen Geschichte von einem ganz bestimmt begrenzten und genau fixirten Gesichtspuncte aus zu entwerfen. Denn so umfassende und großartige Früchte die Forscherthätigkeit unseres Jahrhunderts auf diesem Gebiete auch gezeitigt hat, so besitzen wir doch noch immer kein einheitliches Werk, welches die deutsche Geschichte in ihrem ganzen Umfange umfaßte. Wenn nun von Jastrow, freilich eben nur für eine, wenn auch die hervorragendste, Seite des nationalen Lebens dieser schwierige Versuch unternommen wird, so darf man natürlich in dem Rahmen eines mäßig starken Bandes auch nicht annähernd eine erschöpfende Behandlung der vorhandenen Probleme erwarten; es ist ein großer und kühner Entwurf oder, wie es der Verfasser selbst ausdrückt, der Rahmen, in welchen eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes eingezeichnet werden könnte; er begnügt sich damit, die Grundlinien zu zeichnen in der sicheren Erwartung, daß der Leser im Stande sein werde, die eigenen Kenntnisse dem gegebenen Rahmen einzufügen. Er mußte deshalb von allem Detail an Personen und Thatsachen, welches man von einem erschöpfenden Geschichtswerke verlangt, absehen, um die Grundlinien in möglichster Klarheit hervortreten zu lassen.

Das Werk ist seiner ganzen Anlage nach in drei große Haupttheile getheilt, welche der Verfasser „Vielheit", „Einheitstraum", „Einheit" betitelt hat. Diese Theile bezeichnen nicht bestimmte Perioden, so daß etwa in diesen drei Abschnitten eine streng chronologische Entwickelung repräsentirt wäre, im Gegentheil bemüht sich der Verfasser, nachzuweisen, wie diese drei Entwickelungsreihen neben einander herlaufen, wie die Keime der einen in der andern enthalten sind, wie sich eben in den Zeiten der „Vielheit", der Zersplitterung, der nationale Gedanke erst in verschwommener, fast unbewußter Form regt, wie er dann in der weiteren Entwickelung des „Einheitstraums" immer bestimmtere Gestalt annimmt, bis er zu einem wirklichen nationalen Erwachen führt. Deshalb eben wird jede dieser Gedankenreihen durch alle Phasen der deutschen Entwickelung hindurch verfolgt, dasselbe Ereigniß im Laufe der Darstellung oft von diesen drei verschiedenen Gesichtspuncten aus beleuchtet, bis dann die Fäden aller drei Entwickelungsreihen in der wirklichen Schöpfung der deutschen Einheit, wie wir sie in unseren Tagen sich vollziehen sahen, zusammenlaufen. Und wie in der prächtigen Untersuchung über die Entstehung und allmähliche Weiterbildung der Kaisersage (Kyffhäusersage) die Keime des Einheitstraumes eben in der Zeit ärgster Zersplitterung und Schwäche nachgewiesen werden, wie mit Recht betont wird, wie gerade diese Zersplitterung die Vorbedingung für den Einheitstraum gewesen ist, so wird auf der andern Seite mit voller Klarheit nachgewiesen, wie der Grund zu jener Zersplitterung selbst in letzter Linie schon in der Zeit zu suchen sei, welche nach außen hin als die der glänzendsten Machtentfaltung des deutschen Kaiserthums zu betrachten ist. Ohne in der Frage nach der Berechtigung oder Nichtberechtigung der universalen Tendenzen des früheren Kaiserthums sich auf die Seite der einen (von Sybel) oder der andern Partei (Ficker) zu stellen, weist Jastrow nur die rein thatsächlichen Folgen nach, welche diese Universalität der obersten Reichsgewalt für die Entwickelung des rein deutschen Gedankens gehabt hat; er betont mit Nachdruck, daß eben dieser universale Charakter des Kaiserthums der Ausbildung eines specifisch deutschen Nationalcharakters die schwersten Hindernisse bereitet hat. Indem die gemeinsamen Aufgaben, welche die Nation zu lösen unternahm (Kaiserzüge, Kreuzzüge, Reformation ꝛc.), immer im Wesentlichen universale waren, lernte sie zwar sich als Ganzes, Zusammengehöriges, aber nicht als etwas von anderen Staaten Verschiedenes, specifisch Deutsches fühlen. Im Karolinger Weltreiche waren die deutschen Stämme eben ein Theil eines größeren Ganzen, und indem das spätere Kaiserthum den Charakter des Karolingischen Weltreiches aufrecht zu erhalten oder stets zu erneuen versuchte, vermochte es die in engerem Sinne national-deutschen Aufgaben nicht zu lösen. Neben dem Weltreiche, welches eine Reihe von Völkern umfaßte, gab es nicht eigentlich eine deutsche Nation, sondern nur deutsche Stämme: nach außen hin erschien der „römische" Kaiser nach wie vor als der Herr der Welt; daß er daneben König von Deutschland war, trat für die Außenstehenden in den Hintergrund; ein eigentlich national-deutsches Königthum hat es nach Jastrow's Auffassung während der ganzen Dauer der Kaiserherrschaft nicht gegeben. Der Begriff einer deutschen Nation scheint den Zeitgenossen bis tief ins 13. Jahrhundert hinein gefehlt zu haben. Als Symptom hierfür führt Jastrow die eigenthümliche Thatsache an, daß noch im zwölften Jahrhundert eine unserer historischen Quellen, welche erklären will, wieso Heinrich VI. als Kaiser der Fünfte dieses Namens sei, gar nicht auf den Gedanken kommt zu sagen, daß Heinrich I. nur deutscher König gewesen sei, sondern dies unwillkürlich so ausdrückt, daß er sagt, der erste Heinrich wäre nicht Kaiser, sondern nur „Herzog der Sachsen" gewesen.

Gerade an dieser Stelle hätte es dann allerdings Jastrow's Aufgabe sein müssen, diesen vereinzelten Ansatz eines wirklichen, rein deutschen Königthums, wie er sich in Heinrich I. darstellt, einer eingehenderen Würdigung zu unterziehen, als dies geschehen ist. Je mehr man seiner Auffassung über den universalen oder sagen wir internationalen Charakter des Kaiserthums zustimmt, um so mehr muß man verlangen, daß dieser erste klare Ansatz einer rein nationalen Politik in der umfassendsten Weise berücksichtigt worden wäre. Hier scheint uns in der That eine empfindliche Lücke der Darstellung des Verfassers zu liegen, die auch dadurch nicht ausgefüllt wird, daß in den Anmerkungen auf die große Controverse in der Auffassung über diesen König kurz hingedeutet wird. Das Königthum Heinrich's I. steht dem modernen nationalen Staate zweifellos näher als das gesammte Kaiserthum, wiewohl dieses die Macht und das Ansehen des deutschen Namens nach außen hin in weit höherem Grade gefördert hat. Daß Jastrow hierüber so flüchtig weggegangen ist, erscheint um so auffallender, als er diese Sachlage dem späteren deutschen Königthum gegenüber mit voller Klarheit erkannt hat. Er weist mit Recht darauf hin, daß die Fortentwickelung des nationalen Bewußtseins dadurch, daß die späteren Könige seit Rudolph von Habsburg nicht mehr in demselben Maße wie die Ottonen, Salier und Hohenstaufen auf die Erhaltung der universalen Weltherrschaft Gewicht legten, eher gefördert als gehemmt worden ist. Und mit unbefangener Objectivität weist er trotz der von ihm beklagten Zersplitterung, die durch die Entstehung des Territorialfürstenthums hervorgerufen wurde, doch auch wieder darauf hin, welche Bedeutung eben dieses Stammesleben in den Territorialstaaten für das Aufkommen eines national-deutschen Bewußtseins gehabt hat, so sehr dieselben auch zur Schwächung der Reichsgewalt beigetragen haben.

Gerade diese Entwickelung der Territorien aus den Volksherzogthümern und doch wieder im Gegensatz zu denselben hat Jastrow mit bewundernswerther Klarheit geschildert: eben in ihr lag Vorbedingung und Nothwendigkeit der Form des nationalen Staates, welche seitdem die herrschende in Deutschland geblieben ist, der Form des Reichs, des Staates über Staaten. Und mit vollem Nachdruck weist er darauf hin, daß

Digitized by Google

nicht in dieser staatlichen Form die Schwäche oder gar „Monstrosität" des alten Reiches lag, wie Pufendorf annahm, sondern darin, daß diese Form des zusammengesetzten Staates, des Bundesstaates, im alten Reich nicht zu voller Durchführung kam, weil sie von dem Particularismus der Gliedstaaten überwuchert wurde. Der Widerlegung der Pufendorf'schen staatsrechtlichen Auffassung von der Monstrosität der Reichsverfassung hat Jastrow früher schon ein besonderes Buch gewidmet,*) dessen Hauptresultate jetzt in den großen historischen Entwickelungsgang eingereiht werden. Die Hauptwiderlegung der Pufendorf'schen Auffassung hat vor Allem die moderne thatsächliche Entwickelung unseres staatlichen Lebens erbracht, indem das neue deutsche Reich, wenngleich auf ungleich festerer Basis, so doch im Wesentlichen in derselben Grundform wieder erstand, welche Pufendorf als ein Monstrum bezeichnet hatte.

Nachdem so in der Entstehung und immer weiteren Durchbildung der Territorialstaaten zugleich ein Bild der immer zunehmenden staatlichen Zersplitterung gezeichnet war, auf dessen Durchführung im Einzelnen wir verzichten müssen, konnte Jastrow dazu übergehen, die allmähliche Entstehung jenes erst fast unbewußten Strebens nach einer strafferen und nach außen mächtigeren Einheit, das er als den „Einheitstraum" bezeichnet, zu schildern. Je tiefer die Zersplitterung, je augenfälliger die Ohnmacht der deutschen Nation nach außen hin wurde, um so mehr machte sich jenes Streben nach einer neuen Form des nationalen Seins geltend. Dieses Streben aber äußerte sich zunächst in einer Sehnsucht nach der Wiederkehr jenes glänzenden und mächtigen alten Kaiserthums, welches zwar seinem innersten Wesen nach universal war, dem Volke aber als eine Zeit nationalen Glanzes erschien, weil es eben über Machtmittel verfügt hatte, welche das Reich als solches nicht mehr besaß. So ist schon bald nach dem Tode des Hohenstaufen Friedrich's II. jene Sage enstanden, daß der Kaiser gar nicht wirklich gestorben sei, sondern wiederkehren werde, um sein Volk aus dem nationalen Elende, unter dem es schmachtete, zu befreien. Wie diese Sage, ursprünglich auf Friedrich II. bezogen, sich allmählich umgestaltete, bis sie die Gestalt der heutigen Kyffhäusersage annahm, hat Jastrow mit liebevoller Sorgfalt zur Darstellung gebracht, um dann vor dem Leser sich allmählich den immer klarer werdenden nationalen Gedanken, wie er sich namentlich seit den Freiheitskriegen gestaltet hat und wie er dann in der Bewegung des Jahres 1848 zu einem wirklich greifbaren, wenn auch vorübergehenden Resultate geführt hat, entwickeln zu lassen.

An dieser Stelle wird dann eben an dem erfolglosen Versuche von 1848 der Nachweis erbracht, wie es diesem nationalen Gedanken, auch nachdem er nach ursprünglich vollständiger Verschwommenheit politisch geworden war, doch an den Mitteln realer Macht zu seiner Durchführung gebrach, und wie er diese Mittel nur durch eine Anlehnung an den Staat zu erreichen vermochte, der bisher allein unter allen deutschen den Weg zu einer centralisirten staatlichen Existenz gefunden hatte, an Preußen.

Der allmählichen Ausbildung dieses kraftvollen Staatswesens, welches sich, anfangs von den Zeitgenossen kaum beachtet, an der Nordostmark unseres Vaterlandes allmählich gestaltet hatte, wird dann ein besonderer, umfassender Abschnitt des Werkes gewidmet. Auch hier ist in großen und markigen Zügen nur der Grundriß der Entwickelung gezeichnet, aber dieser Grundriß verdient um so größere Anerkennung, als die Geschichte der preußischen Verfassung und Verwaltung, mit der es der Verfasser ausschließlich zu thun hat, bisher nicht geschrieben worden ist. Er mußte deshalb hier und da sich erst die Wege bahnen, um zu einem Ueberblick über das Ganze, dessen Grundriß er zeichnen wollte, zu gelangen. Es kam ihm dabei vor Allem auf die allmähliche Durchbildung der centralisirten Staatseinheit, d. h. darauf an, zu zeigen, wie sich aus den räumlich weit getrennten und sehr verschiedenartigen Territorien, die zunächst nur durch die Person ihres Herrschers geeinigt waren, ein wirklich einheitlicher Staat gestaltete, der dann fähig war, unabhängig vom Reichsverbande und doch in inniger Gemeinschaft mit demselben, zu einer Großmacht auszuwachsen und zum ersten Male einen großen Theil der Deutschen zu einem wirklich kraftvollen Staate zu vereinen. Die Bedeutung, welche für die Lösung dieser Aufgabe die einzelnen Herrscher der Hohenzollerndynastie gehabt haben, wie sie, zum Theil ohne volles Bewußtsein von den Consequenzen ihres Handelns, doch jeder in seiner Weise dem einen großen Ziele zustrebten, hat Jastrow mit vortrefflicher Klarheit zu schildern verstanden: in besonders hohem Maße zeigt sich das da, wo er auf die öconomischen und handelspolitischen Verhältnisse zu sprechen kommt, die in so übersichtlicher und präciser Weise und in so knappen Zügen und doch erschöpfend kaum je vor ihm behandelt worden sind: und wenn er auch in seinen einzelnen Resultaten im Grunde sich auf die Schmoller'schen Forschungen fast ausschließlich stützt, so zeigt er doch in der Auffassung des Zusammenhangs dieser einzelnen wirthschaftspolitischen Thatsachen und in deren Verwerthung für seinen besonderen Zweck eine so originale Auffassung, daß man es überall empfindet, daß er die Resultate seines Vorgängers nicht schlechthin acceptirt, sondern sie „erwirbt, um sie zu besitzen". Er führt dann die preußische Geschichte zunächst bis zum Jahre 1848 resp. bis zu dem Moment fort, in welchem die deutsche Kaiserkrone dem Könige von Preußen angeboten und damit zum ersten Male, wenn auch zunächst ohne Erfolg, eine Vereinigung der nationalen Idee mit der politischen Macht des preußischen Staates versucht wird. Und damit ist er dann bei dem Ausgangspunkte, bei der Erklärung der deutschen Einheit aus der Durchdringung und Verschmelzung von Idee und realer Macht, angelangt, und entwirft, natürlich sich rein auf die staatsrechtliche Seite beschränkend, ein Bild der Ereignisse, die sich unter unseren Augen vollzogen haben. Er weist dabei darauf hin, daß die Gründung des neuen Reichs nicht eine urplötzliche, von der Vergangenheit losgelöste und nur aus eigenen Impulsen der Gründer entsprungene Schöpfung war, daß vielmehr auch der neue feste Organismus doch vieles aus dem Vorhandenen übernommen und nur die Fehler zu vermeiden gesucht habe, an denen der frühere Organismus zu Grunde gegangen war.

Und wenn Jastrow dann im scharfen Contrast gegen die früher geschilderte Ohnmacht und Zersplitterung des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation in warm empfundener Begeisterung ein Bild des neuen Reiches in seinen Hauptzügen, die er bis zu den neuesten Wendungen der deutschen Colonialpolitik verfolgt, entwirft, so dürfen wir uns der Freude über die patriotische Wärme, mit der das geschieht, um so ungetheilter hingeben, als wir überzeugt sein dürfen, daß wir es hier nicht mit den Tiraden eines patriotischen Schwärmers oder Phantasten, sondern mit der wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung eines ruhig abwägenden und objectiv denkenden Gelehrten zu thun haben, der sine ira et studio die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sucht. Es liegt in dem Werke etwas von jenem echten Idealismus, der jeder wissenschaftlichen Leistung eigen ist oder eigen sein müßte. Und so sehr der Verfasser mit Recht davon überzeugt ist, daß die Zukunft unwandelbar der liberalen Idee gehört, wie sie es gewesen ist, welche die stolze Gegenwart wenn nicht geschaffen, so doch vorbereitet hat, so sehr wird er doch auch deren Gegnern gerecht, indem er mit voller Unbefangenheit nachzuweisen sucht, daß nicht auf der steten Fortentwickelung *eines*, wenn auch noch so berechtigten Gedankens, sondern auf dem ehrlichen Kampfe wie auf der ehrlichen Versöhnung der Gegensätze die Zukunft des Vaterlandes beruht.

*) Jastrow, Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheit. Berlin. 1882.

Digitized by Google

Eine Biographie Emerson's.

Von H. Zimmern.

Es ist keine übertriebene Behauptung, daß seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung Niemand einen so mächtigen Einfluß auf die intellectuelle Entwickelung seiner Nation ausgeübt hat als Ralph Waldo Emerson. Er war der poetische Seher der Neuen Welt, der Mann, welcher sein Volk zuerst aus dem rein materiellen Sinnen auf Gelderwerb aufgerüttelt und für ideale Interessen empfänglich gemacht hat. Trat er auch nicht selbst organisirend auf, so stand er doch als treibende Kraft hinter vielen organisirenden Persönlichkeiten, ihnen erhabene Ideen einflößend, ihre Ansichten erweiternd und so ein Verengen ihres Gesichtskreises verhindernd, wozu solche Leute in Folge des Concentrirens ihrer Gedanken auf einen speciellen Gegenstand stets neigen. Es ist schwer, Emerson in eine bestimmte Classe zu verweisen, und gleich schwer, sich, nachdem man ihn gelesen hat, seinem Einflusse zu entziehen. Drei Jahre sind nunmehr verflossen, seit der vornehmste Denker Amerikas abgerufen ward zur großen Mehrheit, und jetzt ist ein Buch über ihn erschienen, dessen Autor in seiner Art ebenfalls groß dasteht. Es ist dies der als Verfasser vieler witziger, satyrischer Essays, als Dichter und Romancier bekannte Oliver Wendell Holmes, ein persönlicher Freund Emerson's, und, obwohl derselbe sein Werk nicht als eine Biographie betrachtet wissen will, gibt er uns in dem knappen Umfang eines bescheidenen Büchleins ein vollständiges Bild von dem amerikanischen Apostel des Transscendentalismus, wie er lebte, schrieb und lehrte.

„Meines Erachtens wird die Biographie eines Menschen stets auf dessen eigene Kosten geschrieben. Er liefert nicht allein die Thatsachen, sondern auch den Bericht darüber. Ich meine, daß alle Biographien Autobiographien sind. Nur Das, was der Mann selbst von sich sagt, wird bekannt und geglaubt." So schrieb der Mann, dessen Leben Holmes uns vorzuführen sucht, und der Ausspruch ist hier so zutreffend, wie bei irgend einem Autor, den man nennen kann. Emerson zeichnet sich so vollkommen in seinen Schriften, daß ein aufmerksamer Leser daraus das Wesen des Verfassers Zug für Zug ersieht und sich nur noch über die Zufälligkeiten, welche denselben in Raum und Zeit individualisiren, zu informiren braucht. Aber die Welt besitzt eine natürliche und verzeihliche Neugier hinsichtlich dieser Zufälligkeiten, und vielleicht umsomehr, wo es sich um einen Mann handelt, der so fest an die erbliche Uebertragung gewisser Eigenthümlichkeiten glaubte.

Andererseits läßt sich auch hier wieder ein Ausspruch Emerson's anführen. Er sagt sehr richtig: „Große Geister haben die kürzesten Biographien. Ihre Vettern wissen nichts von ihnen zu erzählen; sie lebten in ihren Schriften, und so führten sie im Hause und auf der Straße eine ganz alltägliche, unbedeutende Existenz." Emerson hielt sein zeitliches Leben seiner Philosophie gemäß für einen so geringfügigen Umstand in der Laufbahn seines Wesens, daß seine Beziehungen zu den Zufälligkeiten des Raumes und der Zeit als ganz untergeordnete Dinge erscheinen. Indessen mußte er geboren werden und die uns Alle umfangende Atmosphäre theilen, um sich mit der Welt der Phänomene zu beschäftigen. Seine Bildung war ihm schon, so zu sagen, vor der Geburt verheißen; und sicher ist, daß sich in der geistigen Existenz seiner Vorfahren schon viel von Dem bekundet hat, was durch sein Leben erfüllt ward. Er gehörte einer jener Familien Neu-Englands an, welche Holmes als „die akademischen Geschlechter" bezeichnet und deren Mitglieder sich schon seit der alten Zeit der Colonien dem Gelehrtenstand gewidmet haben. Emerson's Stammbaum hatte vornehmlich eine lange Reihe von Geistlichen aufzuweisen. Sein Vater war unitarischer Prediger in Boston, wo Ralph Waldo Emerson am 25. Mai 1803 geboren wurde. Aus seinen Knabenjahren ist wenig bekannt. Man weiß nur, daß sein Charakter in hohem Grade durch seine Mutter und seine Tante beeinflußt worden ist — Frauen von außerordentlichem Geist und Wissen, die den Plato studirt hatten und eine unabhängige Denkweise besaßen. Einer seiner Schulkameraden spricht von ihm als einem „Knaben von seelenvollem Aussehen". Er scheint sich in der Schule und auf der Universität nicht besonders hervorgethan zu haben. Als er Letztere verlassen hatte, bereitete er sich zum Geistlichen vor und erhielt alsbald eine Anstellung an einer der besuchtesten Kirchen Bostons. Hier gewann er sofort eine große Schaar andächtiger Hörer durch den Zauber seiner Rede, und obwohl er sein Amt nur drei Jahre lang inne hatte, ist sein Wirken in der Religionsgeschichte von Boston als bedeutungsvoll verzeichnet. Er war auch der Erste, der von der Kanzel herab gegen die Sklaverei gepredigt hat. Bald gab er indessen seine Stelle auf, weil seine Ansichten in Bezug auf das heil. Abendmahl von denen seiner Amtsbrüder abwichen. Hiermit emancipirte er sich von den Fesseln des kirchlichen Dogmas. Von nun an wurde er der „privilegirte Freigeist", wie er sich humoristisch nannte; und als solcher hat er sich jedenfalls von höherem Werth für die Welt erwiesen, als wäre er im Banne abgenutzter Dogmen und Institutionen geblieben.

Er hatte damals seine geliebte Gattin verloren, und um die Wolke dieses tiefen Kummers etwas zu verscheuchen, unternahm er 1833 seine erste Reise nach Europa. Zu jener Zeit machte er seine Wallfahrten zu Coleridge, Wordsworth und Carlyle, welche er mit großer Lebendigkeit in seinen „English Traits" geschildert hat — ein Buch, das ohne Zweifel zu den besten und unterhaltendsten Schriften über England zu zählen ist. Mit Carlyle schloß er ein enges Freundschaftsbündniß, so verschieden auch Charakter und Lebensanschauungen dieser Beiden waren. War doch, wie Holmes sagt, bei Carlyle der Haß gegen das Unreale vorherrschend, bei Emerson indessen die Liebe für alles Reale und Echte." Sie repräsentiren den weinenden und den lachenden Philosophen; Carlyle weinte zwar nicht — er schalt; und Emerson lachte nicht, doch selbst in seinen ernstesten Momenten lugte ein Lächeln hinter der Wolke. Das Duett, welches sie anstimmten, war ein Wechselgesang, der aus einem Miserere und einem Te Deum bestand; „De Profundis" sang der Eine, ein „Sursum Corda" der Andere. Aber Carlyle war es, der Emerson unter den Einfluß Goethe's und der deutschen Denker brachte, die auf seine Anschauungsweise so tief eingewirkt haben. Und dies war genügend, um Emerson zu größtem Danke gegen Carlyle zu verpflichten.

Als Emerson nach Amerika heimgekehrt war, ließ er sich in der neuenglischen Stadt Concord nieder, dem Wohnort eines anderen großen Amerikaners, Nathaniel Hawthorne's; auch Longfellow hat längere Zeit in dem Orte gelebt, an welchen sich überhaupt von je an Beziehungen zum geistigen Leben Amerikas geknüpft haben. Hier begann Emerson seine Thätigkeit als öffentlicher Vorleser, in welcher Eigenschaft er sich fortan zumeist seinen Lebensunterhalt verdiente. Seine Vorträge, welche die verschiedensten Gegenstände der Geschichte, Philosophie und Belletristik behandelten, waren von einem ganz neuen Geist durchdrungen, und das Publicum merkte auch bald, daß es in Emerson einen Lehrer neuer Ideen vor sich hatte. Einer seiner Zuhörer spricht von den Abenden, an denen Emerson Vortrag hielt, als „so bezaubernd, daß sie gleich „Tausend und einer Nacht" waren." Eines seiner ersten Themata war Milton, und Holmes findet eine Analogie zwischen dem Vortragenden und seinem Gegenstande. Er sagt:

„Emerson hatte gleich Milton das hohe Ziel, die Ideen der Menschen zu erheben; er besaß „die Kraft zu inspiriren" in hervorragender Weise .... In Bezug auf Erhabenheit, Lauterkeit und Adel des Charakters ist er würdig, dem großen Dichter und Patrioten an die Seite gestellt zu werden, der gleich ihm als Schulmeister begann und schließlich zu einem Lehrer wurde, dessen Schulhaus den Raum aller Gegenden umspannte, wo immer Englisch geredet wird. Wer die Charakterähnlichkeit Beider aufmerksam verfolgt, dürfte dieselbe auch in ihren Schicksalen bestätigt finden. Beide wurden durch Auflehnung ihres Gewissens gegen die von ihnen geforderten Bekentnisse dem geistlichen Amt abwendig gemacht; Beide haben im ersten Mannesalter den Verlust von Personen erlitten, die ihrem Herzen theuer waren, und diese be-

Digitized by Google

trauert in zarten melodischen Klageliedern. Leicht würden sich auch in ihrer Poesie und Prosa viele Vergleiche nachweisen lassen; aber irgend einen Menschen, den wir im gewöhnlichen Leben gekannt haben, mit dem seraphischen Sänger des „Paradieses" zusammen zu nennen, dürfte ein Tribut sein, der vermessen scheinen würde."

Ein Essay über „Die Natur" war die erste im Druck erschienene Arbeit Emerson's, die er ein Jahr nach seiner zweiten Verheirathung veröffentlicht hat. Dieser Aufsatz erwies sich Vielen als „Eselsbrücke" für die Emerson'sche Philosophie. Die Arbeit war anders als irgend eine seiner früheren; es wurde darin eine seltsam unbekannte Philosophie verkündet, gekleidet in die Sprache der Poesie. Manches war mystisch und unbestimmt, verschiedene Ausdrücke boten sogar zur Parodie und zum Bespötteln Anhalt, und man weiß, wie scharf der Sinn für Humor bei den Amerikanern ausgebildet ist, und daß keine Sache oder Person von ihrer Spottlust respectirt wird. Doch, so rhapsodisch er gehalten ist, liegt in dem Aufsatz ein bedeutender Fond von gesundem, praktischem Sinn, und hier berühre ich einen Punkt, der Emerson von den meisten Transscendentalisten der europäischen und vornehmlich der deutschen Schulen so sehr unterscheidet, daß der Name in seinem Fall fast zu einer falschen Bezeichnung wird. Denn Emerson war, obwohl ein Idealist, immerhin Amerikaner, das heißt, ein Mann, der mit den Füßen sehr fest auf der Erde stand, wenn er auch zu den Sternen emporschaute. Er war ein Idealist, der den Materialismus nicht scheute, er war mehr ein intellectueller denn ein Gefühlsmystiker, und er war stets vorsichtig. Nie gab er die Schnur seines Ballons frei, nie ließ er denselben über die Regionen hinaussteigen, in welchen ein rationelles Wesen athmen kann. Uebrigens ist es Emerson niemals Wunsch gewesen, ein Transscendentalist zu heißen, wie er sich überhaupt an keine Specialbenennung oder Classificirung gebunden haben würde. Der Name wurde ihm beigelegt, nachdem er einen Vortrag über den Transscendentalismus gehalten hatte, doch wenn man ihn gefragt hätte, würde er denselben sicher abgelehnt haben.

Trotz seiner Annahme einer Philosophie, welche sich nicht mit der methodischen und kühlen Beweisführung begnügt, ist er selbst außerordentlich kritisch und streng in seinem Urtheil, und daher ist er nie in die Uebertreibungen verfallen, welche manche seiner Anhänger charakterisiren. Sein Bestreben war, die beständige Entwickelung der Wahrheit zu fördern, nicht die Meinungen zu versteinern. Eine von ihm gegründete Zeitschrift „The Dial" (Die Sonnenuhr), an welcher mehrere Jahre hindurch die vorgeschrittensten Denker Amerikas arbeiteten, hat keinen geringen Einfluß auf die Nation ausgeübt. Dem Einfluß des „Dial" ist zum Beispiel die communistische Gründung der „Brook Farm" zuzuschreiben, welcher verfehlte Versuch, ein Gemeinwesen nach Fourier zu schaffen, in Hawthorne's „Blithedale Romance" so trefflich geschildert ist. Doch auch in Bezug auf jenes Experiment wurde Emerson von seinem gesunden Urtheil nicht im Stich gelassen. Er beobachtete das Unternehmen aus der Ferne mit Sympathie und Interesse, war aber keineswegs blind für die schwachen Punkte des Planes, welche das Mißlingen herbeiführen mußten.

Inzwischen fuhr Emerson fort, zu lehren und jeden Fortschritt seiner Zeit zu vertheidigen. Machte seine kühne Vertretung der intellectuellen Freiheit einen bedeutenden Eindruck auf die älteren Zuhörer, so kamen die jungen Männer, wie Holmes sagt, von seinen Vorträgen, als habe ein Prophet zu ihnen geredet: „So spricht der Herr!" Sein Optimismus, seine die Welt umspannenden Hoffnungen, sein unerschütterlicher Glaube an die sittlichen Zwecke der Menschheit und Natur machten ihn besonders zum Führer der Jugend geeignet. In sämmtlichen neun Bänden, die er geschrieben hat, ist nicht ein einziger pessimistischer Gedanke enthalten. Junge Leute bedürfen des Optimismus, und Emerson konnte sich der hoffnungsvollen Anschauung des Weltalls so wenig erwehren, wie Claude Lorrain umhin konnte, seine Landschaften in Sonnenlicht zu tauchen.

Ohne Kirche und Kanzel besaß Emerson eine Gemeinde: eine Gemeinde, die sich mit den Jahren vergrößerte, die zuerst nur aus Hörern, dann aber aus Lesern bestand. Diese Gemeinde setzte sich großentheils aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts zusammen, und wenn auch nicht alle jung an Jahren, so waren sie doch jung im Geiste. Menschen, welche des routinemäßigen Treibens und des Formenwesens überdrüssig geworden und von unklarem Forschungstrieb erfüllt waren, fanden in ihm das Orakel, nach welchem sie sich gesehnt hatten. Ohne Uebertreibung darf er als der Luther und der Lessing Amerikas betrachtet werden. Gleich Luther hat er seine Nation zu geistigem Leben erweckt; gleich Luther gegen den hohlen kirchlichen Schein rebellirt. Und wie Lessing seine Stimme gegen das Nachahmen des Franzosenthums erhoben hat und eine echte deutsche, auf nationales Gefühl basirte Literatur forderte, so protestirte Emerson gegen ausländische Vorbilder zu Gunsten einer amerikanischen Literatur. Sein Einfluß ist in dieser Hinsicht ebenso mächtig und heilsam gewesen, wie der Lessing's, und wenn die von ihm ins Leben gerufene Literatur nicht so groß ist wie diejenige, welche Lessing nachgefolgt ist, so darf hier vielleicht angeführt werden, daß eine weit geringere Anzahl Jahre verflossen ist, seit Emerson's Einfluß sich fühlbar zu machen begann. Hat sich die erzielte Wirkung aber auch noch nicht als eine gleich große erwiesen, so ist sie doch von einem gleichen Geist hervorgebracht — dem Erkennen der Wichtigkeit einer originalen, unabhängigen Literatur.

Der Ereignisse gibt es, wie schon erwähnt, nicht viele aus Emerson's Leben zu berichten. Aeußerlich war seine Existenz so ruhig und einförmig wie die der meisten Denker. Im Jahre 1847 ist er abermals nach Europa gereist und hat dort den Ausbruch der allgemeinen Revolution von 1848 miterlebt, die einen großen Eindruck auf ihn machte. Die nächstfolgende Begebenheit seines Lebens war für ihn von schweren Folgen. Als er fünfundsechzig Jahre zählte, brannte sein Haus nieder, und fast alle seine Bücher und Papiere wurden ein Raub der Flammen. Von der Aufregung hierüber hat er sich nie ganz erholt, und von diesem Ereigniß datirt eine Gedächtnißschwäche und das Abnehmen seiner Geisteskräfte, wodurch seine letzten Jahre in eine so trübe Wolke gehüllt waren.

Während eines ihm nach dem Schlage zur Erholung angerathenen Aufenthaltes in Europa bauten ihm seine Mitbürger sein Haus auf ihre Kosten wieder auf. Bei seiner Heimkehr wurde ihm ein begeisterter Empfang; die Menge zog seinen Wagen im Triumph vom Bahnhofe nach dem neuen Hause, welches man tactvoller Weise genau so wie das alte hergestellt hatte. Er bezeigte eine innige Freude und schien auch eine Zeit lang heiterer gestimmt, aber seine geistige Energie war verschwunden, seine Arbeiten bestanden nur aus Wiederholungen früherer Leistungen, und bald unterließ er auch diese. Wegen seines sanften, liebenswürdigen Wesens liebten ihn, der allmählich in Kindheit verfiel, Alle, die mit ihm in Berührung kamen. Als er starb, wurde er in ganz Amerika betrauert, und England stimmte in die Trauer ein.

Emerson's Stellung als Schriftsteller und Denker ist nicht leicht zu bestimmen. Man kann ihn nicht eigentlich einen Psychologen nennen. Er hat wohl über das Wesen des Intellects Manches geschrieben und auch Vorträge darüber gehalten, aber dies waren laut seiner eigenen Angaben mehr Bruchstücke und Andeutungen als Ergebnisse eines systematischen Studiums. Er war ein erleuchteter Geist, ein Seher, ein Poet, dem ein Hang zum Mysticismus innewohnte. Diese Neigung macht ihn zuweilen dunkel, ja stellenweise fast unverständlich. Seine Schreibweise ist eine abgerissene und unsystematische; ihm fehlt die Anmuth des Stils. Er behandelte die Grammatik und die Gesetze der Rhetorik mit gleicher Nichtachtung, und bei alledem ist ihm ein unleugbarer Reiz des Ausdrucks eigen. Seine Aufsätze zeichnen sich durch ihre gedrungene Sprache aus. Bei wenigen Autoren ist ein solches Vorherrschen der reinen Darlegung, eine solche Fülle der Gedanken zu finden. Jede Seite, jeder Satz ist bedeutend und anregend; einen seiner Essays durchzulesen, ohne eine Pause zum Nachdenken zu machen, dürfte schwer sein. Um der vollen Wirkung seiner Schriften theilhaftig zu werden, sollte man sie stets bei der Hand haben, als reiches Saatkorn für

Digitized by Google

des Tages Treiben, wie für die der geistigen Sammlung geweihten Abendstunden. Seine Bücher enthalten einen Schatz von Denksprüchen und prägnant gefaßten, kurzen Bemerkungen. Er gehört nicht zu den Schriftstellern, bei denen es genügt, über sie zu lesen; man muß ihn selbst lesen und beherzigen, was er geschrieben hat. Emerson's Leben und seine Werke sprechen dafür, daß er unserem Ideal von Humanität sehr nahe kommt, und das in seinen Schriften durchblickende Wesen des Menschen gibt denselben ihren echten Werth.

Feuilleton.

Escorial.

Von Franz Reber.

(Schluß.)

Nach dem düstern Schweigen der durchwandelten Räume klang es hier plötzlich entgegen wie ein rauschender Hymmus auf die Wissenschaft. Die Pracht der Kirche des h. Laurentius kehrte wieder und wir konnten uns der Huldigung nur freuen, die Philipp hier der Forschung dargebracht. Schöne bezügliche Fresken von Peregrino und Carducci, wie einige Fürstenbildnisse von Pantoja und Careño beleben die Tonnengewölbe, Stichkappen und einen Theil der Wände, prächtige Schränke mit römisch-dorischer Säulenordnung ziehen sich an den Wänden hin, noch immer gefüllt mit stattlichen Werken, die statt der Rücken ihre Goldschnittseite mit aufgeschriebenen Titeln nach außen wenden. Kostbare Schautische bergen noch kostbarere Schatzstücke: den Codex aureus Kaiser Heinrich III. aus Speier, den spanischen Concilcodex von 976, reizende Breviarien, einen Prachtkoran, persische, chinesische Manuscripte, schöne Incunabeln u. s. w. Philipp hatte 1575 durch Schenkung seiner 4000 Bände umfassenden Privat-Bibliothek den Grund gelegt, und schon zwei Jahre darauf war diese durch die wetteifernde Nachfolge seiner Granden auf 19000 Bände gestiegen. Weiteren Zuwachs ergaben die Abtretungen kirchlicher Genossenschaften, wie der Capilla Real zu Granada, und des Collegiums der Inquisition, Confiscationen, wie die über Alonso Ramirez verhängte, das Privilegium auf Pflichtexemplare aus allen spanischen Dependenzen, oder endlich Kriegsbeute. 1640 war auf offener See die 3000 orientalische Handschriften umfassende Bibliothek des Kaisers Muley Zidan von Marokko aufgebracht worden, für welche der maurische Bibliophile vergeblich ein ungeheures Lösegeld anbot. Allein schon fünfzig Jahre später ging der größte Theil dieses Schatzes wie des Uebrigen bei dem fünfzehntägigen Brande zu Grunde, welcher fast alle Dachungen zerstörte und ohne die solide Granitconstruction wohl das ganze Kloster in einen Schutthaufen verhandelt haben würde. Nicht weniger aber als dieser Brand verschlangen räuberische und namentlich diebische Eingriffe, welche seit den napoleonischen Zeiten nur zu oft Gelegenheit fanden, die über den Eingang geschriebene Excommunication zu verhöhnen. Jetzt ist die Bibliothek, natürlich auch seit Langem nicht mehr auf dem Laufenden gehalten, nur noch ein Schatten ihres früheren Bestandes. Einst namentlich die reichste orientalische Sammlung der Welt, ist sie jetzt eine der ärmsten, und wie Gayangos klagt, in dieser Beziehung von mancher deutschen Universitätsbibliothek übertroffen. Es verdient überhaupt bemerkt zu werden, daß Spanien, welches 7 Jahrhunderte lang die Blüthestätte arabischer Cultur gewesen, unter allen größeren Ländern Europas die wenigsten Ueberreste maurischer Literatur besitzt.

Mit gespannter Erwartung betraten wir endlich jenen Theil, welcher, äußerlich nicht unterscheidbar, die Palasträume umschließt. Zunächst die Gemächer des Gründers. Philipp hatte den Aufenthalt in Escorial während seines ganzen Lebens jedem anderen vorgezogen. Der Bau selbst, den er am liebsten im Schatten einer reizenden, noch jetzt bestehenden Lindengruppe beobachtet, war die Hauptfreude seines Lebens, ja man kann sagen, seine einzige Passion. Sogar in der Zeit, in welcher er behufs Uebernahme der portugiesischen Krone in Badajoz weilte und dort die Dämpfung des Aufstandes durch Alba erwartete, empfing und beantwortete er Bauraporte und corrigirte die Entwürfe für die Chorstühle. Man möchte daher billig einige Rücksicht auf sein eigenes Heim erwarten, das eine dankenswerthe Pietät auch im ursprünglichen Zustande zu erhalten gesucht hat. Als wir eintraten, überlief mich etwas wie fröstelnde Bewunderung vor dem Manne, der mir sonst immer mehr hassenswerthe Seiten gezeigt hatte. Welche großartige Selbstverleugnung! Ein mäßiges Gemach, einfach weiß getüncht, mit Backsteinboden, von niedrigen Mezzaninfenstern beleuchtet, das war der Hauptschauplatz dieses ereignißreichen Lebens. Ein schlichter Schreibtisch, noch schlichterer Bücherschrank, einige lederbezogene Lehnstühle und zwei Taburets bilden die ganze Ausstattung. Hier sann und arbeitete der von seinem Jahrhundert gefürchtete Mann, von hier aus lenkte er, wie er selbst sagte, mit einem Stück Papier das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging. Man versteht vielleicht die ganze düstere Erscheinung des Fürsten besser, wenn man diesen Raum gesehen, gewiß ist, daß man den Raum vollkommen versteht, wenn man sich das Bild des Mannes, der ihn schuf und bewohnte, vergegenwärtigt.

Als er hier einzog, war er noch nicht von der bei ihm ungewöhnlich peinvoll auftretenden Gicht gebeugt, welche ihn später in einen dieser Lehnstühle und seine Beine auf eines jener Tabourets fesselte. Aber wie man von ihm sagte, daß er die Züge seiner Jugend nie verlor, so konnte man auch sagen, daß er nie jugendliche Züge gehabt, sowie seine Gesichtsfarbe immer ähnlich zwischen grau und gelb spielte, wie die seines Vaters. Schon in seiner Jugend war sein düsterer Ernst, die Schärfe seines Verstandes, das Schneidende und Knappe seiner Sprache und seiner Antworten aufgefallen; man vermerkte, daß man ihn nie singen gehört, selten lächeln gesehen. Lag auch darin viel Aehnliches mit Karl V., so erscheint doch Karl mehr als ein Bläming mit spanischem Charakter, Philipp mehr als ein Spanier mit vlämischer Gravität. Karl lebte daher auch mit Vorliebe in den Niederlanden, Philipp den Niederländern abstoßend, den Spaniern dagegen sympathisch, verließ Spanien selten, in seinen letzten Jahrzehnten nie mehr. Merkwürdig ist, daß die Granden sich in seine Nähe drängten, da man sich ihm nicht nähern konnte ohne ein Gefühl von Furcht. Gleichwohl war es den Höflingen kein leichtes Bemühen, in seinen Zügen das leiseste Anzeichen von Mißvergnügen zu entdecken, denn eine eherne Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit schien auf dieses Antlitz geschmiedet. Anscheinend ohne jedes Aufleuchten von Freude und Triumph empfing er während der Vesper im Escorial die Nachricht von dem Sieg von Lepanto, welche ihn nur zu dem Befehl veranlaßte, den Ritus nicht zu unterbrechen, und in gleicher Kälte ertrug er die vernichtende Botschaft von der Niederlage der unüberwindlichen Flotte. Dagegen confusionirte sein durchdringender, den Sprecher von oben bis unten messender Blick die best redigirte und einstudirte Ansprache. Don Alonso d'Ercilla, ein Mann von ebenso hoher Begabung als Geburt, gerieth bei den Audienzen in solche Verwirrung, daß der König ihm einmal wohlwollend sagte: „Alonso, sprecht künftig mit mir schriftlich.“ Mehr als einmal trug seine wortkarge aber um so beißendere Kritik Verzweiflung, ja den Tod in die Herzen. Als Philipp einem Höfling bemerkte, er scheine gewisse Clauseln seines Testaments der Königin Anna mitgetheilt zu haben, entleibt sich der Beargwohnte. Ebenso der Vicekönig von Peru, als ihn Philipp bedeutete, er habe ihn nach den Colonien geschickt, nicht um die eingeborenen Könige zu tödten, sondern sich ihrer zu bedienen. Schrecklich war den Betheiligten, daß Philipp alles zu wissen, zu ahnen oder zu errathen schien, was man von ihm sagte. Ohne aber auch nur eine Spur von Aufregung zu zeigen, konnte er mit einem Vertrauten Staatsgeschäfte erledigen, nachdem er bereits dessen Verhaftungsbefehl unterzeichnet hatte.

Und doch glühte hinter dieser ehernen Maske aufrichtige Frömmigkeit wie menschliches Empfinden, flammte aber auch

Digitized by Google

Fanatismus und dämonische Leidenschaft. Den Besuch der h. Theresa im Escorial empfing er mit wahrhaft kindlicher Verehrung und wünschte nach deren Tod nichts sehnlicher, als ihre Canonisation, die er auf's Eifrigste betrieb, noch zu erleben. Ein Franziskaner Guardian, der einen verurtheilten Flüchtling verborgen hatte, war durch des Königs Frage, was ihn dazu gebracht habe, seinem Herrn ungehorsam zu sein, so aus der Fassung gekommen, um nur noch stammeln zu können: „Das Mitleid, Herr!" „Das Mitleid also", wiederholte nachdenklich der König, „dann führe man ihn in sein Kloster zurück." Auch war er wirklichen Wohlwollens fähig, wenn er auf einsamen Streifzügen in der Umgebung des Escorial incognito mit Leuten in Berührung kam. So hatte ihm einst ein fahrender Student geklagt, daß er die Hoffnung verwirkt habe, beim Erzbischof von Toledo noch Aufnahme zu finden. Als nun bald darauf der Student die Aufnahme mit dem Bemerken empfing, welcher Vermittelung er sie zu danken habe, meldete er sich zur Danksagung. Dabei aber erinnerte sich der König der naiven Beichte des Jünglings im Walde und mahnte ihn, sich die schönen Augen seiner Wirthin aus dem Kopfe zu schlagen, wenn er ein guter Priester werden wolle. — Ein schreckliches Beispiel seines leidenschaftlichen Despotismus dagegen liefert der Proceß Ant. Perez. Dieser Secretär des Königs hatte den Wink seines Souveräns verstanden, des Don Juan d'Austria Vertrauten J. Escobedo, der dem König verdächtig war, insgeheim zu beseitigen. Als aber Perez des Meuchelmordes beklagt ward, opferte der König sein Werkzeug mit solcher Gehässigkeit und solchem Eifer, daß er z. B. insgeheim vom Escorial herbeieilte, um sich verkleidet des Verhaftungsvollzugs der mitbetheiligten Prinzessin Eboli zu versichern, und schließlich sogar die Inquisition aufbot, um Perez zu vernichten. Perez, dem seine edelmüthige Frau die Flucht nach Aragonien ermöglicht, pochte nun, wie früher Egmont und Horn, auf die Privilegien des Landes und seines Standes, und zwar mit dem Erfolge, daß ein Aufstand in Saragossa zu seiner Befreiung selbst die Fesseln der Inquisition brach. Da beantwortete der König gereizt von Perez' Entkommen den Protest des aragonischen Oberrichters Juan de la Nuza wegen Privilegienverletzung mit folgender Ordre: „Ich erwarte gleichzeitig mit der Nachricht von La Nuza's Verhaftung die von dessen Hinrichtung. Der Ausrufer soll dabei erklären: Dies die Strafe für Verrath und Rebellion. Die Häuser und Schlösser La Nuza's sollen dem Erdboden gleich gemacht werden." Und die Häupter vieler edlen Aragonier fielen auf dem Schaffot, welches auf dem Hauptplatz Saragossas errichtet und von castilischen Truppenmassen umringt war.

Es mag dem Könige nach solchen Vorgängen wohl gethan haben, in der Stille, Einfachheit und Selbstverleugnung der Klosterumgebung von dem Lärm, der Ambition, den Schmeicheleien, den Intriguen und Verbrechen der Madrider Hofumgebung sich zu erholen. Freilich war seit Jahren an das einsame Herumstreifen und Jagdvergnügen in den Parks und Wäldern nicht mehr zu denken. Schon als der letzte Stein am Kloster gesetzt ward, den 13. September 1584, ging Philipp am Krückstock und in den letzten sieben Jahren seines Lebens quälte die Gicht seinen durch häufiges Fieber und eine ungemein strenge Diät zum Skelett abgemagerten Körper entsetzlich. Als die Reliquiencommission mit ihren Schätzen zurückkam (1597), verlangte er bei deren feierlicher Einführung im Escorial anwesend zu sein. Die Aerzte riethen von der Reise ab, der König aber erklärte: „Ich will lebend dahin gebracht werden, wo mein Grab ist." Für die Reise von Madrid bis Escorial, selbst für den Fußgänger in 8 Stunden zurückzulegen, brauchte er nun in der Sänfte 6 Tage, da ihn jeder leiseste Stoß so schrecklich schmerzte, daß sein Leidensbett in verschiedenen Hütten des Weges abgesetzt werden mußte, bis wieder einige Linderung eingetreten war. Auf einem Stuhl getragen, machte er dann den Klosterräumen seinen letzten Besuch, verrichtete in der Kirche ein langes Gebet, verweilte voll Antheil in der Bibliothek, voll Andacht bei den Reliquien. Dann aber verließ er fast ein Jahr lang sein Sterbebett nicht mehr.

Wir betraten schweigend diese Todesstätte. Es ist ein kleines alkovenartiges Schlafgemach, ebenso schmucklos wie der Wohnraum und im Wesentlichen nur durch die Thür beleuchtet, welche es mit dem letzteren verbindet. Denn die gegenüberliegende Thür, welche nach dem anstoßenden Oratorium führt, vermittelt nur einen schwachen, von dem selbst fensterlosen Presbyterium der Kirche kommenden Lichtstrahl. Seit der König nicht mehr dem Gottesdienste von jenem in auffälligen Contrast prachtvoll ausgestatteten Oratorium aus anwohnen konnte, sah er wenigstens von seinem entsprechend gestellten Bette aus durch das Oratorium auf den Altar. Unverwandt blickte er nach demselben, als er sich einer Operation am linken Bein unterzog, nachdem er sich durch eine dreitägige Generalbeichte auf die lebensgefährliche und doch unter keinen Umständen rettende Vornahme bereitet hatte, und ertrug sie, während er der vom Beichtvater vorgelesenen Passion lauschte, ohne eine Klage auszustoßen. Die 53 Tage, welche noch folgten, waren nicht viel mehr als eine überlange Agonie. Täglich verlangte er andere Reliquien, die Vorhänge des Bettes waren mit Kreuzen bedeckt, das lignum crucis drückte er unaufhörlich an seine Wunden. Der Nuntius C. Caetano wurde zur Generalabsolution berufen und ein Courier nach Rom gesandt um die päpstliche Bestätigung derselben zu erholen. Ein Lichtblick war es dem Leidenden, von seinem Bette aus noch die Consecration des neuernannten Bischofs von Toledo zu sehen, die er an dem Hauptaltare der Kirche vornehmen ließ. Dann verlangte er jene Geißel, mit welcher sich Karl V. im Kloster kasteit und das Kreuz, welches der Kaiser sterbend in der Hand gehalten. Auch ließ er den längst vorbereiteten, in Sammet und Seide garnirten Sarg kommen und befahl in Rücksicht auf die Fortschritte, welche die Zersetzung seines Körpers bereits gemacht, ihn nicht zu balsamiren, sondern sogleich nach dem Tode in einen Bleisarg zu verschließen. Da seine Stimme kaum mehr vernehmlich war, erwartete, ja man darf sagen, ersehnte seine Umgebung stündlich seinen Tod. Aber er stammelte wiederholt: „Der Augenblick ist noch nicht da." Erst am 11. September nahm er Abschied von seiner Familie und verlangte am 12. nochmals die Communion. Die Aerzte mußten den Wunsch mit der Erklärung verweigern, daß er zu schwach sei, die h. Hostie schlucken zu können. Aber erst am 13. September (1597) mit Tagesanbruch verließ die Seele einen Körper, der gleichsam vor dem Tode zum Leichnam geworden war.

In tiefem Ernste verließen wir die mir erstickend scheinende dumpfe Luft des engen Raumes, der selbst deutlicher sprach, als das Wort der Geschichte, indem er das, was längst vergangen und vergessen, wie etwas gestern Geschehenes nicht bloß ins Gedächtniß, sondern ins Gefühl zurückrief und neu belebte. Schaal und eindruckslos erschienen mir dagegen die nächstbetretenen Räume jenes Theiles, den die Königsfamilie noch jetzt zu gewissen Zeiten bewohnt. Es wiederholte sich ja auch hier ein ähnlicher Fall wie zwischen Philipp und Don Carlos: Ein Decret des Königs Karl IV. d. d. Escorial, 30. October 1807, erklärte den Erbprinzen Ferdinand als schuldig des Attentats gegen seinen Souverän. Allein dem Ereignisse fehlt jene Tragik, wie sie die handelnden Charaktere und die Umstände bedingen, und es läßt uns kalt. Selbst im Schlachtensaal bedauern wir höchstens den Verlust des Originals eines der Bilder, jenes Temperabildes auf einer fast 40 Meter langen Leinwand, das in Philipp II. Zeiten aus einem vergessenen Schranke zu Segovia hervorgezogen ward und in seiner Darstellung der Schlacht bei Higuerela von 1431 an die berühmte normannische Stickerei der Schlacht bei Hastings im Museum zu Bayeux gemahnt. Dafür einschädigt der ungewöhnliche Reichthum von Gobelins, mit welchem sonst fast alle Wände der höchst eleganten Räume bedeckt sind. Unter den 338 Stück stammt die Mehrzahl aus der alten Madrider Fabrik bei Puerta de Bilbao nach Entwürfen von Goya, Maella u. s. w. oder von flandrischen Webstühlen nach Zeichnungen von Teniers; von französischem Fabrikat sind nur 20, von italienischem nur 5. Inhaltlich finden wir Episoden aus Don Quixote, Ansichten von Madrid, spanische Trachten und Gebräuche, niederländische Scenen, Kinderspiele u. s. w.

Einen bemerkenswerthen Abschluß bilden endlich die vier

Digitized by Google

kleinen Gemächer der Königin im nordwestlichen Eckthurme, Appartements en bois des Iles genannt, von der Fußboden-Marquetterie bis zum Deckengetäfel wunderbar in Holz-incrustation der edelsten Holzarten aus den Colonien hergestellt, während alle Metalltheile aus goldtauschirtem Eisen bestehen. Eine präcisere und bei aller Nüchternheit der Zeit — die Ausstattung wurde erst 1831 vollendet — brillantere Arbeit kann man nicht sehen, ja kaum denken. Ich suchte mir das Entzücken irgend eines Kenners und Technikers zu vergegenwärtigen, mir selbst wurde dabei nicht warm. Wenn es wahr ist, daß die Kosten dieser Appartements sich auf 28 Millonen Realen beliefen, während die Baukosten des ganzen Escorial unter Villacastin's strammer Verwaltung nachweisbar auf 38 Millionen, sammt der Ausstattung der Zeit Philipp II. auf 66 Millionen Realen, mithin wenig über 10 Millionen Mark sich berechnen, so gewinnt dieses Verhältniß sogar etwas Aergerliches, zumal der stillose und anachronistische Widerspruch dieser modernen Schatzkästchen gegen den ernsten und feierlichen Gesammtton des Ganzen etwas verstimmt.

Ich konnte die Eindrücke des Escorials Tage lang nicht los werden, und selbst jetzt noch schrieb ich diese Zeilen hauptsächlich, um den in mir fortgährenden Stoff zu Form und Ruhe zu bringen. Waren mir auch die in der Alhambra verlebten Tage viel herzerfreuender und auch in ihrer Nachwirkung ungleich wonniger, so verstärkt mir doch auch der im Escorial zugebrachte Tag nicht minder das Bewußtsein, daß Nichts belehrender, deutlicher und eindringlicher von den Zeiten, Völkern und Menschen spricht, als die Riesenschrift ihrer Architektur. Schon der naive Eindruck ohne alle geschichtliche Vorbereitung wirkt auf jeden Beschauer unglaublich, es greift allen in der Alhambra an die Nerven wie Lautenklang und rauschende Seide, im Escorial dagegen wie Orgelton, Choral und schlürfende Sandalen. Man kann auch dreist behaupten, daß wer nur einmal in einem Patio Sevillas seine Cigarette geraucht und träumend über die Mauer weg nach der Thurmfigur der Giralda geblickt, Andalusiens schöne Hauptstadt besser begreift als Jener, der Spanien nur aus einem Buche kennt.

Wem es aber beschieden ist, mit den entsprechenden Vorkenntnissen das Thor der Burg von Granada zu durchschreiten oder die öden Hallen des Escorial zu betreten, der wird ebenso dort das ganze maurische Leben und Wesen Spaniens mit einem Zauberschlage erfassen, wie sich ihm hier eine tiefe Ahnung von Dem erschließt, was das christliche Spanien Karl V. und Philipp II. war. Der Escorial ist der starre mönchische Ernst, die strenge Würde, der düstere Fanatismus, die über das Mittelalter hinausgeschleppte Ascese Philipp's. Es ist die granitene Schanze gegen die neue Zeit, welche zwar ungesprengt noch dasteht, deren Besatzung aber ausgestorben ist. Er ist der Zeuge des Beugens eines sonst unbeugsamens Willens unter der Macht der Religion, der Kirche. Er ist das düstere Testament eines Königs, dessen Wollen wie Granit, und dessen Erfolge waren wie das Schicksal dieses Baues, welcher von seinen einstigen Zwecken nur noch einen unverkürzt bewahrt hat, den der Königsgruft.

Aus der Hauptstadt.

Künstlerische Experimente.

Bildhauer und Maler der jüngeren Generation, ich rechne dazu auch eine Reihe von Männern im rüstigen Mannesalter wie Otto Lessing, Carl Gussow, Arnold Böcklin, mühen sich gegenwärtig auf alle erdenkliche Weise um die Herrschaft über die technischen Mittel ihrer Kunst oder um deren Bereicherung.

Bei den Bildhauern richtet sich die Energie einerseits auf die persönlichere Ausbildung der Technik, andererseits auf die Polychromie. Daß die Behandlung des Marmors, die bei der überwiegenden Mehrzahl der Künstler Sitte geworden, eigentlich ein Abweg ist, fängt erst Wenigen an aufzudämmern. Bei der großen Kostbarkeit des Materials behandelt man es allgemein mit einer Aengstlichkeit und Schüchternheit, deren Resultate tief unter der sorgloseren Arbeit früherer Perioden stehen. Nach einem sorgfältigen Thonmodell wird die Form durch Arbeiterhände mechanisch auf den Marmor übertragen. Schüler pflegen die Massen aus dem Gröbsten zu schlagen und der Meister behält sich nur die letzte feilende Putzarbeit, eine Art Ciselirung mit feinen Instrumenten, vor, wobei er sich vor jeder Kühnheit sorgfältig verwahrt, jeder Inspiration aus dem Wege geht. Es gibt Marmorbildhauer, die niemals eine Büste, geschweige eine Figur ausgehauen haben. Das Resultat ist correct, aber zahm, und es pflegt ihm etwas von dem mechanischen Charakter der Maschinenarbeit, oder im besten Falle der Copie innezuwohnen.

Demgegenüber versuchen es jüngere Künstler — sie sind freilich noch zu zählen — durch resoluten Angriff des ganzen Blocks ihrer Künstlerarbeit vom ersten Schlage an das Gepräge des Persönlichen zu geben und die letzte Feinheit der Durchbildung nicht auf raffinirte moderne Instrumente, sondern auf die Ausbildung der eigenen Hand zu setzen.

Auf der andern Seite schreiten die Experimente mit der Färbung des Marmors rüstig fort. Immer mehr verläßt man die bloße Tönung, die ja als Uebergangsstadium eine historische Berechtigung haben mag, und geht auf eine energische Verwendung der vollen satten Farbe. Unter den neuen Werken der Plastik, die Fritz Gurlitt's Kunsthandlung zur Ausstellung bringt, sind beide Standpunkte vertreten. B. Roemer, der sich durch seine Büsten und Statuetten in farbiger Terracotta einen Namen gemacht hat, wagt in einer Marmorbüste über eine Andeutung von Farbe nicht hinauszugehen. Wollte man bei dem Haar oder den breiten Blättern, die sich über Kopf und Schultern der feinciselirten Büste legen, den Namen einer Farbe nennen, so würde die Vorstellung zu kräftig reagiren. Es ist auffallend, wie zaghaft derselbe Künstler, der in Terracotta zwar keine ungebrochene Farbe, aber doch tiefe Töne zur Anwendung gebracht, dem Marmor gegenübertritt.

Ganz anders verfahren Arthur Volkmann und Herman Prell, von deren gemeinsamer Arbeit Gurlitt ein lehrreiche Beispiele ausstellt. Volkmann gehört zu den „Selbstbildhauern". Den bärtigen Mannskopf, dem Prell das farbige Leben gab, hat er ohne Modell direct aus dem Marmorbruchstück in Relief ausgehauen. Die schlichte Behandlung der Oberfläche arbeitet der ergänzenden Farbe vor, die nur auf den wirksamen Contrast der Massen und Stoffe ausgeht, ohne sich um das Detail viel zu kümmern.

Von dem tiefblauen Grunde hebt sich das von dichtem schwarzen Haar und Bart umrahmte, wenig getönte Fleisch des Gesichtes ab und das Haupt umgiebt ein grüner Kranz mit rothen Beeren. An die Wirkung des Wachspräparats, die der farbigen Sculptur beständig prophezeit wird, erinnert das Werk nicht von fern. Allerdings kommt hier das brünette Wesen des Kopfes, das im Fleisch kein sichtbares Roth verlangt, den Künstlern zu Hilfe. Aber mit dem Gespenst der wächsernen Anatomie soll sich Niemand mehr schrecken lassen. Man muß sich nur auf die Portraitmedaillons in Wachs besinnen, die vom fünfzehnten bis zum vergangenen Jahrhundert beliebt waren. Sie

Digitized by Google

wirken rein künstlerisch, weil sie consequenter Weise Haar und Gewand aus demselben Stoffe darstellen, der die Fleischtheile bildet.

Der Eindruck des Fragments ist ein ungemein überraschender und höchst erfreuender. Es ist ja das erste Mal, daß bei uns in Marmor entschiedene Farbe gewagt wird. Am Gips haben wir sie versuchsweise schon mehrfach erlebt, aber nie einen erquicklichen Eindruck gehabt; das Material ist eben zu elend. Mit großer Spannung sehen wir den Ergebnissen der polychromen Ausstellung entgegen, die für nächsten Herbst von der Nationalgalerie geplant wird. Bekanntlich sollte sie schon vor einem halben Jahre stattfinden, wurde aber auf den Wunsch der Künstler verschoben. Sie wird zum ersten Mal eine Anzahl alter und neuer Werke vereinigen und voraussichtlich eine bahnbrechende Wirkung ausüben. Der Boden ist seit langen Jahren vorbereitet, der Weg ist bereits gefunden. Möchte nun auch der Liebhaber moderner Kunst, welcher der Plastik bisher nur geringen Raum in seinem Hause gegönnt hat, das Seine dazu beitragen, daß eine so seltene Anregung nicht in den Sand verläuft. Es kommt nicht oft vor, daß sich eine derartige Gelegenheit zur unmittelbaren Theilnahme an einer großen Bewegung bietet. Welch ein Verdienst könnte sich mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ein Mäcen erwerben!

Zu diesem ersten Versuch sind noch zwei fernere getreten. In der Anlage hat Volkmann sie wieder als Bruchstücke eines Reliefs behandelt. So wirken sie wie die Ueberreste eines von Barbarenhand zertrümmerten antiken Opferzuges, dem ein wunderbarer Zufall die Farbe erhalten hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß die phantasiebefruchtende Kraft eines solchen Bruchstückes weit größer ist als die eines ganzen Kopfes in Relief mit regelmäßigem Umriß und abschließendem Rahmen. Das Bruchstück wird ohne Weiteres von der Phantasie ergänzt, der abgeschlossene Kopf führt nicht über sich selbst hinaus, dennoch kann das Fragment nicht als eine eigene Kunstgattung hingestellt werden, wie es in der Begeisterung über die Wirkung wohl geschehen ist.

Der weibliche Kopf hebt sich scharf im Profil gesehen, mit rothem Haar von grünblauem Grunde ab. Lippen und Wangen sind leicht geröthet und im Haar steckt ein grüner Zweig mit schwarzer Beere. Die Tönung des Fleisches läßt nichts vermissen, sie erinnert dabei nicht von fern an das Wachsmodell. — Noch lebendiger durch den Contrast wirkt das dritte Fragment, auf dem ein schöner Jünglingskopf in braunen Locken den Kopf eines weißen Pferdes mit grünem Zaumzeug überschneidet. Auf dem lichtblauen Grunde, der an den Rändern einsetzt, kommt jede Farbe zur kräftigsten Geltung. Wenn uns noch ein Wunsch bleibt, so betrifft er die Augen, die noch etwas opak wirken.

Ebenfalls bei Gurlitt hat Herman Prell zwei Gemälde ausgestellt, die von dem Experimentiren der Maler Kunde geben. Auch hier handelt es sich um die Bewältigung der Technik, deren Tradition in den Stürmen der Wende des letzten Jahrhunderts abgebrochen ist. Eins der beiden Bilder, eine Abendstimmung, eine köstliche Composition, ist in der üblichen Maltechnik hergestellt. Es ist ein intensives Stimmungsbild. Ein junges, schönes Weib schreitet mit ihrem Säugling auf dem Arm einen Wiesenhügel herab, dessen dunkler Waldsaum den Hintergrund bildet. Vor dem Weibe schwebt ein Engel mit Schmetterlingsflügeln und schwingt an langem Bande eine Glocke. Das Kind allein sieht ihn und greift verlangend nach dem Spielzeug. Es ist eins jener Stimmungsbilder aus dem Naturleben, wie wir sie sonst von Böcklin und Klinger gewohnt sind. Wie bei Böcklin die schrecklichen Töne der hohen Bergeseinsamkeit durch den schreienden Pan, so werden hier die summenden, geheimnißvollen Töne, welche die Abendstille durchziehen, in dem läutenden Engel zur Erinnerung gebracht.

Das Seitenstück soll bereits mit dem neugefundenen firnißartigen Bindemittel gemalt sein, das bei dünnem, flüssigem Auftrag eine weit intensivere Farbenwirkung gewährt. Man sieht bei genauer Betrachtung den Holzton des Grundes und die Bleistiftstriche der Vorzeichnung durchschimmern, und an keiner Stelle erscheint ein dicker Auftrag. Aber wie unendlich kräftiger, durchsichtiger, immaterieller wirkt die Fläche als jedes Oelbild. Die Composition ist wieder charmant. Unter dichtstehenden, hellstämmigen Buchen sitzt im Vordergrund ein Liebespaar. Sein rothes Landsknechtsgewand wird durch die Kraft der grünen Frühlingswiese, die durch die Stämme herüberscheint, gebändigt. Ein durchsichtiger brauner Waldsaum, ein fernes schwerblaues Waldgebirge, dessen Kamm noch von weißen Schneestreifen durchzogen wird, lassen die Harmonie unter dem lichten Frühlingshimmel ausklingen.

Wenn wir uns heute nicht auf die Experimente beschränkt hätten, würden wir auf einige Neuigkeiten von P. Hoecker und L. von Kalckreuth einzugehen haben, die übrigens von dem bekannten Wesen der Künstler nicht abweichen.

A. L.

Gastspiel von Friedrich Mitterwurzer.

Das bedeutendste schauspielerische Ereigniß der vorigen Woche war der Beginn des Gastspiels von Friedrich Mitterwurzer im Residenz-Theater. Dieser liebenswürdige Künstler hatte Berlin, wo er früher stets ein so wohlempfangener Gast war, einige Jahre gemieden; vermuthlich behagte das hiesige Residenz-Theater in den früheren Wintern auch ihm nicht. Nachdem aber im vergangenen Semester ein frischer Zug in die Aufführungen jener Bühne gekommen und dieselbe sich durch eine ganze Reihe wirksamster Neueinstudirungen als die lebensfähigste aller ihrer Genossinnen in der Spreestadt erwiesen, kehrt mit dem Frühling auch Mitterwurzer wieder ein. Worin besteht eigentlich das Geheimniß seiner Erfolge? Vor Allem in der Natürlichkeit seines Spieles, in der Offenheit, mit welcher er uns sein Wesen darbietet. Er wird vertraut mit dem Zuhörer, sobald er nur die ersten Worte gesprochen hat, und dieser hängt nun so gespannt an seinen Lippen, als lauschte er den Reden eines längst befreundeten, geistreichen Genossen. Mitterwurzer ist sicher ein Künstler, der seine Kunst nicht leicht nimmt, aber beim Vortrage seiner Rollen scheint es uns, als schüttele er dieselben nur so aus dem Aermel; das Ungekünstelte, Leichte und Sichere in seiner Darstellung, daneben der wahre feine Humor, welcher stets nur die nothwendigen, nie die überflüssigen Mittel der Komik zu Hülfe nimmt, erzeugen im Zuschauer dasselbe Behagen, mit welchem man etwa eine stilistisch fein ausgearbeitete Plauderei eines geistreichen Schriftstellers liest. — Leider hatte der Künstler zur Eröffnung des Gastspieles zwei höchst unbedeutende Stücke gewählt. Ein Einakter „Mein neuer Hut", von M. Bernstein verfaßt, wurde nur durch die große Rolle, die Mitterwurzer in ihm hatte, erträglich, während das andere Stück „Die Reise nach dem Kaukasus", welches aus dem Französischen von Emile Blavet und Fabrice Carré genommen ist, uns mit einer Situationskomik heimsucht, die wir auch trotz des genannten Künstlers Spiel nicht harmlos aufnehmen können. In diesem letzteren Stücke tritt Mitterwurzer als verkleideter Tscherkesse Schamyl auf und richtet in dem Hause und Garten eines Pariser Spießbürgers, welcher sich fälschlicherweise für den Autor eines Buches über den Kaukasus ausgegeben hat, die tollsten Verwirrungen an, bis er schließlich die gewünschte Hand der Tochter erhält. Glücklicherweise hat Mitterwurzer diese „Reise nach dem Kaukasus" bald wieder aufgegeben und die Rolle des Maurice in dem neulich hier besprochenen „Kernpunkt" von Labiche einstudirt, welche er jetzt mit großem Beifalle gibt.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag v. Hermann Costenoble, Jena.
In allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken zu haben.

Die Sünden der Väter.
Roman aus der russischen Gesellschaft
von
Leon Sloët.
2 Bände. gr. 8°. 9 Mark.

Die Allgemeine Zeitung in München (ehemals Augsburger Allgem.) bezeichnet bei Gelegenheit des Erscheinens eines früheren Werkes den Autor als ein „großes vielverheißendes Talent, das mit wenig feinen Strichen Alles in meisterhafter Weise zu schildern versteht, ein köstliches Talent, wie es in Deutschland so selten zu finden ist."

Soeben erschien bei Julius Bohne in Berlin SW., Wilhelmstraße 35:

„Urkunde der Wissenschaft."
Grundriß zur systematischen Encyclopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion.
Mit einem besondern Abschnitt:
Gesetz des Kreises
und einem Anhange:
Tabellarische Uebersicht der Kunstgesetze.
Preis 5 Mark.

Wer nach Frankreich oder England gehen, dabei Lehrgeld sparen, Aerger, Missverständnisse, Verstösse gegen Landesgebräuche etc. vermeiden u. v. Aufenthalte dort den richtigen Nutzen ziehen will, der kaufe sich vor der Abreise die in d. Langenscheidtschen Verl.-B. in Berlin SW. 11 neu erschienenen: **Langenscheidtschen Notwörterbücher.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Kiette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Die Erziehung
Friedrichs des Großen.
Aus dem Nachlaß
von
Ernst Bratuscheck.
Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Ed. Mätzner.**
Preis: 3 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Aesthetik.
Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.
Von
Moriz Carriere.
Dritte Auflage. Zwei Theile. 8°. Geh. 18 Mark. Geb. 21 Mark.
Carriere's „Aesthetik" ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu gearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.
Soeben erschien:
Mommsen, Th., Römische Geschichte.
— Fünfter Band. —
Mit 10 Karten von H. Kiepert.
(VIII u. 659 S.) gr. 8. geh. 9 M.

Zu Dahlmann's 100jähriger Geburtstagsfeier.
Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:
Friedr. Chr. Dahlmann
von
Anton Springer.
(Mit Dahlmann's Bildniß.)
Zwei Bände.
gr. 8. Preis Mark 16.—. Eleg. geb. Mark 18.—.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.
Soeben erschien:
Scherer, Wilhelm, Geschichte der Deutschen Litteratur.
Dritte Auflage.
Erstes Heft. gr. 8. geh. 1 Mark.
Der Umfang des Buches beträgt 52 Bogen, die in neun in kurzen Zwischenräumen erscheinenden Lieferungen à 1 Mark zur Ausgabe gelangen.
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und sind in der Lage, die erste Lieferung zur Ansicht vorzulegen.
— Prospect darüber gratis. —

Bad Reinerz
bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 756 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.
Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Borglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** 1/2 Stunde von Frankfurt a. M.
Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1885 Band XXVII.

JUN 10 1885

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Wahlbewegung in Oesterreich. Von Austriacus. — Die Criminalstatistik Deutschlands. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Ein ungedrucktes Gedicht von Heinrich v. Kleist. Mitgetheilt von Theophil Zolling. — Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte. Von Bruno Gebhardt. — Der Pariser „Salon". Von H. Dirks. — **Feuilleton:** Die Armenhäusler. Von E. von Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Oper und Ballet. Von H. Ehrlich. — Zwei Wiener Maler. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Ueber die Wahlbewegnng in Oesterreich.

Die Wahlbewegung ist in Oesterreich im Zuge; die Regsamkeit, welche wir gewahren, ist recht erfreulich. Möge der Eifer nicht erkalten, ehe die Pflicht zur Wahlurne ruft! Von allen Seiten kommen die Wahlaufrufe; bereits beginnen die Landes-Comités in den Provinzial-Hauptstädten ihre Thätigkeit und wir erhoffen von ihrem Eifer, ihrer Kenntniß der Personen und Verhältnisse, von ihrer Vertrautheit mit den Bedürfnissen der Bezirke das Zustandekommen von Wahlresultaten, die der deutschen und freiheitlichen Gesinnung der deutsch-österreichischen Bevölkerung Ehre machen werden. Die Mehrheit im zukünftigen Reichsrathe zu erlangen, ist unmöglich geworden durch die speciellen „Wahlreformen" im Großgrundbesitze und in den Handelskammern, durch die Machtmittel, welche der Regierung und den verbündeten slavischen und clerical-feudalen Parteien zu Gebote stehen. Aber eine sehr ansehnliche und angesehene Minorität, an Zahl wie an Talenten, durch Kraft, Geist und Disciplin hervorragend, zu stellen, das ist die Aufgabe. Neue vieldeutige Losungsworte auszugeben, dazu ist kein Grund vorhanden. Was zu vertheidigen ist, das haben wir deutlich gesehen und empfunden: Deutschthum und Freiheit. In diesen zwei Worten liegt das Programm aller liberalen Deutschen, wie die Bedingung der Existenz des Staates, dessen Reichseinheit von den freisinnigen Deutschen Oesterreichs vertheidigt werden muß gegen nationale, clericale und feudale Gegner, die heute wie einst Föderalisten, d. h. Feinde der Reichseinheit, sind. Das deutsch-österreichische Volk ist nicht undankbar für geleistete Dienste; es hängt mit deutscher Treue an den Männern seines Vertrauens und es wird ihnen, den erprobten Parteikämpfern, gern wiederum seine Sache anvertrauen. Von dem gesunden Sinne der Bevölkerung ist zu hoffen, daß sie die tüchtigen, ungebrochenen „alten" Kämpfer allenthalben wieder wählen werde, die, mit Ehren im Dienste des Volkes alt geworden, parlamentarische Erfahrung, Disciplin und Schule mitbringen. Die localen und provinzialen Führer und Comités mögen es nun auch nicht an Eifer fehlen lassen und das Terrain nicht etwa selbstgefälligen Vereinsschwätzern, renommistischen Phraseuren, burschikosen Polterern und gewissenlosen Hetzern überlassen. Denn was so zwischendurch sich vernehmen läßt, in Wählerkreisen, gleicht mehr dem Renommirton der Studentenkneipe, zeugt von oberflächlichstem Urtheil, geringer Sachkenntniß, dafür von maßloser Zweifelsucht und argem Pessimismus, Geringschätzung aller bisherigen Resultate, Kämpfe und deren erprobter Streiter. Wir nehmen sie nicht allzu ernst, diese hypernationalen Phantasien, diese willkürlichen Staatsconstructionen, diese lieblosen Beurtheilungen unserer alten Streiter für Deutschthum und Freiheit, diese Ableugnungen der alten vielbewährten, durch Recht und Gewohnheit geheiligten Formeln — aber sie wären geeignet, auf die Dauer Urtheil und Sinn der Wähler zu verwirren, sie von ihren erprobten Führern und Vertretern zu trennen, den Letzteren den Dienst für die Volkssache zu verleiden, sie zu veranlassen, die Ruhe des Privatlebens dem Kampfe vorzuziehen, dem nicht einmal der Lohn des Vertrauens und des Dankes gegönnt ist, das Volk der besten Streitkräfte zu berauben und damit zu entwaffnen.

Es stimmt gar traurig, zu sehen, wie da und dort parlamentarische Veteranen Mandate ablehnen, wie Rückschritt und Föderalismus manch' trefflichen Mann zum Scheiden oder Schweigen zwingen, wie der Druck von oben gar viele Kräfte entzieht, und wie endlich ein arger Druck von unten, aus den Kreisen der verbitterten Wähler, die da meinen, die Kraft der Argumente durch die schärfere Tonart zu verstärken und damit vielleicht zum Siege zu gelangen, die besseren und selbstständigen Geister aus der politischen Arena drängt. Den Druck von oben können wir nicht in Discussion ziehen; die Wähler aber zur Klärung ihrer Begriffe und Forderungen zu veranlassen, ist Pflicht. Was wäre natürlicher gewesen, als eine demonstrative Wiederwahl aller treuen, tüchtigen Kämpfer für Deutschthum und Freiheit, die der vereinigten Linken angehörten? Dazu hätte wie von selbst aus der Mitte des Volkes der Ruf ergehen müssen. „Wir werden alle 363 wiederkehren" — rief Gambetta in ähnlicher Lage und er hielt Wort, wie das Volk. Unter der Wucht dieser Thatsache brach das Regiment Mac Mahon's zusammen. Nicht anders lauteten die Losungen in der Zeit der Belcredischen Sistirung, der Hohenwart'schen Defundamentirung, und der Erfolg fehlte nicht. Die Form der Wahl hätte wie ein großartiges Echo der Reden und Proteste der Vereinigten Linken erklingen sollen. Wir zweifeln nicht einen Augenblick an dem Siege, und zwar an dem Siege aller der verdienten Männer der Linken in ihren Wahlbezirken; aber in einzelnen, glücklicher Weise vereinzelten Orten übt man unverzeihlichen Druck, unverdiente Kritik an den Männern, die mit wahrer Aufopferung das Deutschthum vertheidigt haben, was denn nicht anders als verstimmend, verletzend wirken, den Gedanken an die Horaz'sche Aura popularis wecken muß. Wenig fehlte und manch' ein Wähler würde ein imperatives Mandat beantragen oder nur mehr cahier gelten lassen. Daß verdiente Volksvertreter, erschöpft und enttäuscht im langen Kampfe, sich auch noch solcher Servilität unterziehen sollten, ist nicht zu verlangen. Wie so ohne Wahl und Qual die Wähler vorgehen, zeigt das Neben-

Digitized by Google

einander der Dankesadresse an Herbst und des Wahlmandats an Pickert; den Einen der Zweimännerpartei, den der Teplitzer Parteitag geächtet hat, zeigte das Vorgehen der Mariahilfer Wähler in Wien gegen Kopp, der sein Mandat niederlegte. Wie unklar in vielen Köpfen sich die politische Welt malt, zeigt auch die hier und da erhobene Forderung, der Candidat möge sich verpflichten, einem deutsch-nationalen Club beizutreten. Eine Frage der inneren Organisation der Parlamentarier soll unlogisch vor den Wahlen in den Comitéen entschieden; bevor noch die Truppen geboren sind, soll ihre Einreihung besprochen, bevor noch Zahl und Art der Gewählten festgestellt, eine Musterung möglich, ein Plan oder eine Taktik der Opposition gedacht werden kann, soll diese rein taktische Frage gelöst werden. Oder soll ein deutsch-nationaler Club um jeden Preis entstehen, auch wenn die Kraft der Opposition darüber in die Brüche geht? Wir hoffen, daß es nicht an Einsichtigen fehlen werde, welche den Wählern es klar machen werden, daß nur in der Einigkeit die Stärke liegt, daß alle Erfolge der Opposition lediglich der Zusammenfassung der Kräfte entstammten, daß vor den grimmen Feinden vor Allem Concentration noth thue, daß die Zersplitterung im Club zur Schwächung, zur Rivalität, zu Secessionen, zu kleinlichen Kämpfen und Eifersüchteleien führen müsse, daß diese Clubmiseren seiner Zeit der Sache sehr geschadet haben und daß die Erfahrungen mit den Walterskirchen und Coronini, denen Viele der Besten zu wenig deutsch waren, die heute Candidaten der Regierung sind, denn doch nicht ganz verloren sein sollten.

Wir verweilen bei dem Schlagworte vom „Nationalen" und erinnern uns sofort an die lächerliche Empfehlung einer Verbrüderung der Deutschnationalen mit den Deutschclericalen. So viel wissen selbst die politischen Wirthshausstrategen, daß ein deutscher Nationalclub, wie der czechische und polnische, der alle Deutschen vereinigte, ein Ding der Unmöglichkeit sei, so lange Tiroler, Salzburger, Oberösterreicher und Steirer schwarzer Farbe auf der anderen Seite sitzen. Was liegt weiter an der Freiheit? Wir verbrüdern uns mit ihnen, rufen einige Nordböhmen und vergessen ganz und gar, daß Czechen, Polen, Slovenen, Feudale seit jeher die Bundesgenossen der Deuschclericalen waren; daß diese Letzteren ihre liberalen deutschen Landesbrüder in allen Landtagen daheim auf Tod und Leben bekämpfen, also sicher nicht im Reichsrathe ihre Freunde sein können; daß sie die „schwarzen Czechen" sind und sein wollen, daß sie bewußte Föderalisten sind; daß, wenn schon deutsche Liberale bereit wären, den Liberalismus zu verleugnen, die Clericalen nicht gleich charakterlos wären, die Forderungen der Kirche zu verleugnen, sich nicht mit dem „Stillstand" der confessionellen Gesetzgebung begnügen, sondern die Rückkehr zum Concordat wollen; daß sie auf diesem Wege eher die Wälschen aufsuchen, als Deutsche, von denen sie mit Recht eine Verleugnung der Freiheit bisher nicht erwartet haben. Wer hätte es auch denken mögen, daß es Nationaldeutsche geben könne, die da Altkatholiken, zur Noth auch Protestanten werden wollen, um der Czechisirung zu entgehen und in einem Athem die Allianz mit den Clericalen fordern, die sich auf die moralischen Sympathien des protestantischen Deutschlands stützen und gleichzeitig sich mit den Kämpfern des Concordats verbrüdern wollen.

Wie arg ist das Deutschthum gefährdet, und da tauchen Deutsche als Antisemiten auf, um die deutschen Reihen durch Classenhaß und confessionelle Feindseligkeiten zu decimiren Wie undeutsch ist solch ein Hep! Hep!, das sonst als Ruf aus den Reihen der Czechen tönte. Wie unklug, daß die so arg geschwächten Deutschen der deutschslavischen Länder sich selbst so vieler deutscher geistiger und materieller Kräfte berauben sollten, wie sie von Deutschen jüdischer Confession dem Kampfe gestellt werden. Schon haben sich die Czechen die Schwäche ersehen und überfluthen die Juden mit Schmeicheleien, feiern die wenigen Ueberläufer, stellen einen Juden als Präsidenten an die Spitze der Prager Handelskammer. Und solche antisemitische Regungen kommen gerade dort vor, wo man Kaiser Joseph feiert, ihm Statuen errichtet!

Fahnenwechsel! ruft es aus manchem steirischen, böhmischen, schlesischen Wahlkreise uns entgegen! Nicht die Reichseinheit, das Deutschthum muß im Vordergrunde stehen. Als ob nicht Deutschthum und Reichsgedanke bisher identisch waren und noch sind und als ob wir nicht beflissen sein müßten, es jetzt erst recht zu beweisen, daß wir nicht österreichisch auf Kündigung sind, daß wir Deutsche nicht darauf ausgehen, eine föderalistische Gruppe zu sein, daß die Deutschen nach wie vor Stützen des Reiches sind, also auch unseren Anspruch aufrechthalten dürfen, die Führer im Reiche zu sein. Was war denn das Auszeichnende, Mächtige dieser Partei, daß eben Deutschthum und Reichseinheit identisch sind, was kein Czeche, Slovene, Pole, Italiener seiner Nationalität sagen kann. Darin liegt aber die Garantie für die Zukunft, die wir nicht preisgeben dürfen, so wenig uns die Vergangenheit verloren gehen kann, die das deutsche Element als die politische Stütze und als die Culturmacht dieses Reiches seit 600 Jahren zeigt. Oder haben die Czechen, die auf ein separatistisches Wenzelreich, die Polen, die auf ein Jagiellonenreich sinnen und hinarbeiten, uns depossediren können? Nein! Unsere Mission ist in diesem Reiche, hängt mit diesem Reiche innig zusammen und endigt erst mit Oesterreich. Haben wir heute weniger Gemeinsames mit Ungarn, das sich der slavischen Fluth gleich uns erwehren muß? Keineswegs. Alle Tage haben wir die Beweise dafür, daß die Armee, der modern gesinnte Adel, die Bureaukratie, der Richterstand, Alles, was für Oesterreich fühlt, auch gegen den Slavisirungs-Proceß sich auflehnt. Sollten wir solche Bundesgenossen preisgeben, die in unserer Hand die schwarzgelbe Fahne, nicht irgend eine nationale sehen wollen? Deutschfreisinnig-centralistisch sind drei nicht zu trennende Begriffe, sie sind eine kräftige Allianz dreier mächtiger in einander verwachsener Factoren, denen alle guten Geister dieses Reiches gewogen sind, die unterstützt sind von Tradition, Geschichte, Freiheit, Wissenschaft und dem Beispiel aller modernen Staatsentwicklung. Wir hoffen, daß man das Volk allenthalben darüber aufklären, seine Verzagtheit bannen, es zu neuem Kampfe ermuntern werde und daß Begriffe verwirrende Schagworte nicht vorfangen werden. — Franz Déak, der die Einheit und Einigkeit seiner Partei über Alles hoch hielt, hatte für himmelstürmende Anträge disciplinloser Parteigenossen und separatistische Verhandlungen ein treffendes Bild, das uns zum Troste dient: „Der Löwe hat seinen Rachen furchtbar aufgerissen — aber nur gegähnt."

Wien. Austriacus.

Die Criminalstatistik Deutschlands.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Unter dem 5. December 1881 beschloß der Bundesrath die Herstellung einer Criminalstatistik für das deutsche Reich rücksichtlich aller Verbrechen und Vergehen, welche sowohl das Strafgesetzbuch als auch andere Reichsgesetze strafrechtlichen Inhalts verletzen. Die einheitliche Gerichtsorganisation und das einheitliche Strafverfahren, welche seit dem 1. October 1879 bestehen, ermöglichten auch die einheitliche Registrirung des Verbrechensbudgets der deutschen Nation, welche unsere particuläre Verzweigung und Verästelung bislang zum großen Schaden der Wissenschaft verhindert hatte, während in andern Staaten unserer Culturstufe, beispielsweise in Frankreich, dieselbe bereits seit langer Zeit in mustergültiger Weise erfolgte. Die Erhebungen fanden zum ersten Male im Jahre 1881 unvollständig, vollständig im Jahre 1882 statt; die Ergebnisse wurden im Reichsjustizamt und im statistischen Büreau des deutschen Reiches gemeinsam bearbeitet und in zwei getrennten Heften veröffentlicht (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1883 und 1884), von denen das erste die Darstellung der Verbrechen und Vergehen in den einzelnen 28 Oberlandesgerichtsbezirken enthält, während das zweite die persönlichen Verhältnisse der Angeklagten mit umfassender Gründlichkeit schildert. Alle in genannten Jahren bei den deutschen Amts- und Landgerichten anhängigen Strafsachen beliefen sich auf

Digitized by Google

die ganz erhebliche Summe von 2 011 997; hiermit ist jedoch das Verbrechensbudget der deutschen Nation durchaus noch nicht erschöpft, zur Ergänzung desselben müßte noch die Hinzurechnung der Urtheile der Militärgerichte erfolgen, die auch keine unerhebliche Summe betragen, ferner die der Strafbescheide, welche von den Polizeibehörden und den Finanz- und Administrativbehörden in endgültiger Weise erlassen wurden. Unter jenen 2 011 997 betragen die geringfügigen Sachen den Haupttheil; so entfallen auf die Forst- und Feldrügesachen 675 823, auf die Strafbefehle der Amtsgerichte 609 187, auf die auf andere Weise erledigten Uebertretungen 305 205, auf die Privatklagesachen 80 619 und die kleinen Vergehen, über welche die Amtsgerichte aburtheilten, 266 685. Zieht man diese einzelnen Gruppen, abgesehen von den Privatklagesachen, von jener Gesammtsumme ab, so verbleiben 1 590 215 Strafsachen als Rest, auf welche sich auch die Statistik allein bezieht. Auf je 100 000 über 12 Jahre alte Personen kommen im Durchschnitte der Reichsgebiete 856 Personen, welche wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurtheilt wurden, während nach einer andern Bearbeitung des Reichsjustizamts unter 67 Personen der strafmündigen Bevölkerung schon eine unter Anklage gestellt wurde. Von diesem Durchschnitte weichen die Verhältnisse in den einzelnen Theilen des Reichs(gebietes) erheblich ab. Im Westen und am Rhein sind die Zustände offenbar günstiger, als dem Durchschnitt entspricht. So beträgt jene Quote im Reg.-Bez. Aachen 380, Münster 370, Minden 382, Trier 423, während sie für den Bezirk Bromberg auf 1374, Berlin auf 1400, Hamburg auf 1456 und Bremen sogar auf 1866 steigt. Als Gesammtstaat steht Preußen mit seiner Frequenz von 822 hinter den kleineren Staaten wie Reuß, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Hessen und den beiden Mecklenburg zurück, überragt dagegen die Königreiche Sachsen und Württemberg. Mit am günstigsten sind die Ziffern in Elsaß-Lothringen. Der Löwenantheil an dem Gesammtbetrage der Verbrechen und Vergehen gebührt den strafbaren Handlungen, welche sich gegen das Vermögen richten. 169 187 beträgt ihre Summe; auf 100 000 Einwohner kommen 527,60 Personen, welche sich in dieser oder jener Weise gegen das fremde Eigenthum verfehlten. Natürlich ist es unter dieser Gruppe besonders der Diebstahl, welcher die höchsten Ziffern für sich beansprucht; von 329 668 Bestraften waren 102 952 oder 31,2 pCt. Diebe, während auf die wegen Körperverletzung Bestraften nur 16,8 pCt. entfielen, die Beleidiger 11,8, den Hausfriedensbruch 4,2, Betrug 3,6, Sachbeschädigung 3,5, Hehlerei 2,6, Gewalt gegen Beamte 3,6. Bei der Frequenz des Diebstahls treten in den einzelnen Gegenden die größten Unterschiede auf. So entfallen in Posen auf 100 000 Einwohner 662 bestrafte Diebe, in Gumbinnen 678, in Schwarzburg-Sondershausen 709, in Bromberg 830, dagegen in Trier 127, in Minden 135, in Lothringen 137, in Schaumburg-Lippe 138, in Coblenz 143 und in Aachen 147. Der Einfluß der ökonomischen Differenzen in den einzelnen Landestheilen ist hier offenbar. Nächst den Verbrechen gegen das Vermögen bilden die gegen die Person mit 107 366 oder 334,8 auf 100 000 Einwohner die größte Gruppe, es folgen die gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung mit 51 328 oder 160,7 auf 100 000 und endlich die im Amte begangenen mit 1613 oder 5,0 auf 100 000. Unter der zweiten und dritten Gruppe ragt der Widerstand gegen die Staatsgewalt mit 12 907 und die Verletzungen der öffentlichen Ordnung mit 35 544 oder 40,25 bez. 110,84 auf 100 000 recht bedeutsam hervor. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit betragen im Durchschnitt 20,2 per 100 000, während die Maxima in Berlin, Constanz und Waldshut 53,5, 39,8 und 39,5, die Minima in Birkenfeld, Stralsund und Lippe 7,4, 6,6 und 5,9 aufweisen. Unter den Verurtheilten befanden sich 30 719 Personen, welche noch nicht das 18. Lebensjahr überschritten hatten, mit andern Worten 9,31 pCt. Es harmonirt diese an sich nicht sehr erfreuliche Erscheinung mit der auch in andern Ländern erfolgten Constatirung, daß der zehnte Theil unseres modernen Verbrecherthums zu den Unerwachsenen gehört. Das jugendliche Verbrecherthum ist am höchsten in Altenburg, Reuß ältere Linie und in Schwarzburg-Sondershausen, am wenigsten in Württemberg, Elsaß-Lothringen, Schaumburg-Lippe und Sigmaringen entwickelt. Dem Strafrichter verfällt die deutsche Jugend am meisten wegen Brandstiftung und — horribile dictu — wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit, demnächst wegen Diebstahl, Raub, Betrug und Hehlerei. Drei Viertel aller Verbrecher bestehen aus den Vertretern des starken Geschlechts, und nur in der Stärke von einem Viertel ist die deutsche Frauenwelt in den Annalen der Strafrechtspflege schwarz eingeschrieben. 100 männlichen Verurtheilten stehen nur 23,4 weibliche gegenüber, allerdings ist dieses im Ganzen nicht ungünstige Verhältniß nicht im ganzen Gebiete der schwarz-weiß-rothen Flagge dasselbe. Im Herzogthum Anhalt, in Dresden, in Leipzig, den Fürstenthümern Reuß und Schwarzburg, im Herzogthum Altenburg und im Reg.-Bez. Bromberg verfällt das Weib am häufigsten dem Verbrechen anheim, in Elsaß, im Kreise Offenburg, den Reg.-Bez. Osnabrück und Münster, Minden und im Kreise Waldshut am seltensten. Die meisten Verurtheilungen ergehen auch bei der Aburtheilung eines weiblichen Verbrechers wegen Diebstahl, sodann folgen in der Scala weiblicher Schuld und Sünde Beleidigungen, Mord und Meineid. Die Configuration des weiblichen Verbrecherthums ist also wesentlich von der des männlichen verschieden, und wir wollen an dieser Stelle nur flüchtig darauf hinweisen, daß die hohe Position, welche dem Verbrechen des Mordes zukommt, durch die zahlreichen Strafthaten erklärt wird, deren Gegenstand die Vernichtung des kindlichen Lebens ist. Was die Zugehörigkeit zu einer der großen Glaubensgemeinschaften anlangt, so betheiligten sich von 100 000 Personen der Evangelischen 674, von den Katholiken 772, von den Juden 617 am Verbrechen; bei den einzelnen Kategorien der strafbaren Handlungen verändern sich diese Quoten ganz beträchlich, so betragen sie bei den Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, die Religion und die öffentliche Ordnung 100, 103, 128, bei den Verbrechen und Vergehen gegen die Person 210, 274, 212, bei denjenigen gegen das Vermögen 362, 392, 274. Noch einschneidender sind die Unterschiede bei den einzelnen Unterarten der Delictsgruppen, wovon wir nur des einfachen Diebstahls und des einfachen Bankerotts erwähnen, dort betragen sie 176, 184, 63, hier 1,0, 0,5, 18. Einen letzten Punkt der persönlichen Verhältnisse, welcher wenigstens mit einem Worte berührt werden soll, bildet der Beruf. In allen Kategorien betheiligen sich die wirthschaftlich Unselbstständigen stärker am Verbrechen als die Selbstständigen. Im Allgemeinen entfällt der größte Procentsatz auf die Angehörigen der Industrie, sie figuriren mit 34 pCt., die der Land- und Forstwirthschaft mit 23,9, die des Handels und Verkehrs mit 10,0, die Lohnarbeiter mit 20,4, die häuslichen Diener mit 3,3 und die sogenannten freien Berufe mit 1,7. Auch bei den einzelnen Verbrechensgruppen alterirt sich dieses Verhältniß im Ganzen nicht erheblich. Der Gruppe der Landwirthschaft, welche nach den Ergebnissen der Berufsstatistik pro 1882 mehr als 40 pCt. der Gesammtbevölkerung ausmacht, wird hierdurch ein nichts weniger als ungünstiges Zeugniß ausgestellt, während die Gruppe Handel und Verkehr, welche um etwas über 9 pCt. in der Bevölkerung zählt, ein gleiches nicht für sich behaupten kann.

Die hervorgehobenen Thatsachen werden genügen, um eine richtige Vorstellung von der Gebietserweiterung hervorzubringen, welche die Socialstatistik des deutschen Reichs durch die Bearbeitung der Strafstatistik erlangt hat. Dieselbe wird nicht verfehlen, von grundlegender Bedeutung für alle zukünftigen gesetzgeberischen Maßregeln strafrechtlichen Inhalts zu sein.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ein ungedrucktes Gedicht von Heinrich v. Kleist.

Als Diätar der Domänenkammer war Heinrich von Kleist im Winter 1804/5 nach Königsberg versetzt worden und hatte sich, dem seiner Familie gegebenen Versprechen getreu, ehrlich bestrebt, ein eifriger Beamter zu sein. Aber die Liebe zur Poesie war gewaltiger, und schon gegen Ende des Jahres 1805 ging er mit dem Plane um, wieder ganz der Muse zu leben. Freilich war für die Kunst der Zeitpunkt sehr ungünstig. Der Kriegssturm verschlug den Hof und die Regierung nach Königsberg, und so trat ihm der furchtbare Umsturz unmittelbar vor Augen. Und mit diesem zugleich sah er auch den guten Engel seines Landes in nächster Nähe: die Königin Luise. Er bewunderte aufrichtig ihr segenreiches Walten. „An unsere Königin", schreibt er am 6. December 1806 an seine Schwester Ulrike, „kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Es ist eine tiefe Verehrung, die aus diesen Zeilen spricht, nicht etwa das bloße dankbare Gefühl, ihrer Huld persönlich verpflichtet zu sein. In der That bezog Kleist schon seit einem Jahre oder länger eine ihm von seiner treuen Base Frau Marie von Kleist, geb. Gualtieri, erwirkte Pension von 60 Louisd'or aus der Privatschatulle der Königin, „zur Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in seinen literarischen Arbeiten", wie er kurz vor seinem Tode in einer Immediateingabe an den König sich ausdrückt.

Als nun drei Jahre später der unglückliche Krieg vorüber war, die Franzosen aus Berlin abzogen und der König und die Königin — am 23. December 1809 — von Königsberg wieder in ihre Hauptstadt zurückkehrten, die sie seit den Niederlagen von Jena und Auerstädt nicht gesehen hatten, da begrüßte Kleist in pathetischen Octaven den besiegten Landesherrn:

Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest Dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und Deine schöne Brust, sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt:
Ihm ist die Schaar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen.

Es mochte ihn drängen, auch seiner „unvergeßlichen Wohlthäterin", wie er sie später einmal nennt, eine poetische Huldigung darzubringen. Ihr nächster Geburtstag, der 10. März 1810, bot sich von selbst als passende Gelegenheit dar. Kleist nahm an, daß dieser Tag im Dom durch einen Gottesdienst gefeiert würde. Schon sah er im Geiste die liebliche Herrscherin demüthig zum Altar schreiten, die einzige Siegerin, wie er ihren königlichen Gemahl als den wirklichen Sieger besungen hatte. So entstand das folgende Gedicht, das zu dem Einzugslied für Friedrich Wilhelm auch formell das Seitenstück bildet, indem es ebenfalls aus drei ottave rime besteht. Es war bisher völlig unbekannt und noch nirgends veröffentlicht. Die Handschrift — aus Varnhagen's Nachlaß — ist von Kleist's Hand und befindet sich auf der Kgl. Bibliothek in Berlin; derselbe Bogen enthält auch Kleist's Reinschrift der schon von Tieck 1821 mit den üblichen Schlimmbesserungen publicirten Ode an den König, von der im Kgl. Geh. Staatsarchiv ein seltener Separatdruck liegt.

An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages den 10. März 1810.

In der Voraussetzung, daß an diesem Tage Gottesdienst sein würde.

Die Glocke ruft, hoch, von geweihter Stelle
Zum Dom das Volk, das durch die Straßen irrt,
Das Thor steht offen schon, und Kerzenhelle
Wogt von dem Leuchter, der den Altar ziert.
Bestreut nach Festes Art ist Trepp' und Schwelle,
Die in das Innere der Kirche führt,
Und, unter Thor' und Pfeilern, im Gedränge,
Harrt, lautlos, die erwartungsvolle Menge.

Und die das Unglück, mit der Grazien Tritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug,
Als einzige Siegerin vom Platz geschritten,
Da jüngst des Himmels Zorn uns niederschlug,
Sie, die, aus giftiger Gewürme Mitten,
Zum Aether aufstieg mit des Adlers Flug;
Sie schreitet hin, in Demuth und in Milde,
Und sinkt auf Knien hin, am Altarbilde.

O einen Cherub, aus den Sternen, nieder,
Die Palmenkron', in der erhobenen Hand,
Der sie umschweb', auf glänzendem Gefieder,
Gelagert still auf goldener Wolken Rand,
Und unterm Flötenton seraph'scher Lieder,
Den Kranz erhöh', von Gott ihr zuerkannt.
Und, vor des Volkes fromm erstauntem Blicke
Auf ihre heilige Schwesterstirne drücke.

Wahrscheinlich vernahm Kleist nach Vollendung dieser poetischen Huldigung, daß der denkwürdige Tag, der noch heute das Grabmal in Charlottenburg und das Denkmal im Berliner Thiergarten alljährlich in frischem Blumenschmuck sieht, ohne öffentliche Feier, ganz still im Familienkreise begangen werde. Kleist mußte jetzt darauf bedacht sein, die Schilderung der Kirchenfeier zu unterdrücken. Die Zeit mochte drängen, und so schrieb denn der schwer und langsam arbeitende Poet das neue Geburtstagsgedicht in einem bequemeren Versmaß, in reimlosen Jamben, die ja dem Dramatiker geläufig waren. Auf solche Weise entstand eine zweite Fassung, ein ganz neues Gedicht, das bald nach Kleist's Tode durch seinen Freund, den Dichter de la Motte Fouqué 1812 in dessen Zeitschrift „Die Musen" veröffentlicht wurde. Prof. Michael Bernays in München ist es, der dieses Gedicht in der verschollenen Zeitung entdeckt und einen Neudruck 1864 im Cotta'schen Morgenblatt veranlaßt hat. Drei Jahre später publicirte es Yorck von Wartenburg nochmals in den „Grenzboten" und zwar nach der Handschrift des Dichters aus dem Nachlasse der Cousine Marie v. Kleist:

An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages, den 10. März 1810.

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug:
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt,
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um Dich zu segnen, vor Dir niedersinke.
Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn!
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit,
Die einz'ge Siegerin, hervorgegangen:
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?
So zieht ein Cherub, mit gespreizten Flügeln,
Zur Nachtzeit durch die Luft, und, auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,

Digitized by Google

Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch Du, Erhabene, Du darfst es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt,
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen, in dem Schooß der Deinen,
Noch Deinen Gurt zum Strauß, und Du bist's werth:
Doch eine schön're Palm' erringst Du nicht!
Und würde Dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die Dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon Dir aufgedrückt.
Sei lange, Theure, noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie, durch frohe Jahre,
Du seine Luft und sein Entzücken warst!

Eine Vergleichung der ersten Fassung mit der zweiten ergibt, daß Kleist aus den drei Octaven nur die allgemeineren Gedanken der Huldigung herübergenommen hat. Die Schilderung des Gottesdienstes und der krönende Cherub am Ende fielen weg. Wir finden nur noch Anklänge an die Verse:

Und die das Unglück, mit der Grazie Tritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug,
Als einzige Siegerin vom Platz geschritten,
Da jüngst des Himmels Zorn uns niederschlug.

Aus dem adlergleichen Flug zum Aether „aus giftiger Gewürme Mitten" und dem angerufenen Cherub „aus den Sternen" entstand der geschmackvollere Vergleich mit einem Cherub, der mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft fliegt, — und die „Palmenkron'" klingt noch in anderem Sinne in der „schön'ren Palme" und der „Krone der Welt" nach, gleichwie die „erwartungsvolle Menge" und „des Volkes fromm erstaunter Blick" sich in „der Welt betroffene Geschlechter" verallgemeinert, welche „auf den Rücken geworfen, von Glanz geblendet", die Königin anstaunen. Hier begegnete es Kleist, daß er eine Shakespeare-Reminiscenz einfließen ließ, denn ähnlich schildert Romeo im nächtlichen Zwiegespräche die Erscheinung Julia's (2. Act, 2. Scene, nach Schlegel's Uebersetzung):

Denn über meinem Haupt erscheinest Du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschaun,
Wenn er dahin fährt auf den trägen Wolken
Und auf der Luft gewölbtem Busen schwebt.

Was Kleist vor drei Jahren in dem Königsberger Brief ausgesprochen, führt er hier in Versen nochmals aus:

Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt,
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!

Das Ganze gipfelt nicht mehr in der Vorstellung einer Bekränzung mit der Palmenkrone durch einen Cherub, sondern in dem Gedanken, daß die Regentin eine schönere Palme nicht erringe und daß die goldenste Krone, die sie zur Königin der Erde macht, ihr schon die Tugend still aufgedrückt habe. Diese neu entwickelten und poetisch gefaßten Gedanken leiten und schließen Verse ein, welche die Gefühle des Gratulanten und dessen Glückwunsch enthalten, — Alles in prächtig schwungvollen Blankversen, die eine tiefe wahre Empfindung durchglüht. Unsere Prologfabrikanten und Gelegenheitsdichter können von Kleist lernen.

Aber wir besitzen noch eine dritte Fassung des Geburtstagsgedichtes, von dem sich ebenfalls eine Handschrift auf der Berliner Königl. Bibliothek (Nachlaß Köpke) findet, die Tieck schon 1821 veröffentlicht hat. Es ist das Sonett, das sich mit einer Auslassung Tieck's, die Julian Schmidt unrichtig ergänzte — in der 4. Strophe „edel" statt „herrlich" — in allen Kleist-Ausgaben findet. Wir geben es genau nach der Handschrift wieder.

An die Königin von Preußen.

Sonnett.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrissnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Von der ersten Fassung in Octaven ist hier wenig gerettet. Wir finden nur zum drittenmal die Verse:

Und die das Unglück, mit der Grazie Tritten,
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug.

Kleist kam also auf das in der zweiten Version, wo er nicht durch den Reim gehindert war, bereits mit dem natürlicheren „Schritt" vertauschte ursprüngliche „Tritt" zurück. Enger hielt er sich diesmal an die zweite Fassung, die ihm offenbar als Vorlage diente. Es ist eine zusammenfassende Umdichtung, eine Verdichtung. Die schönen Verse:

Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd ...

sind fast wörtlich herübergenommen, und aus den Strophen des Anfangs:

Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn:
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht ...

wurde die Schlußpointe des Sonetts. Doch lassen wir Michael Bernays das Wort, der die Vergleichung der zwei letzteren Fassungen bereits im Morgenblatt unübertrefflich besorgt hat. „Wir wissen, mit welcher ächt künstlerischen Sorgfalt, die sich nur selten zu peinlicher Aengstlichkeit verirrte, Kleist die Feile gebrauchte; selten aber mag er sie mit glücklicherem Erfolge angewendet haben, als in diesem Falle. Ihm war es meist um den knappsten, schlagendsten Ausdruck zu thun, in den zusammengedrängt Gedanke und Empfindung nur um so mächtiger wirken sollten; so lange dieser nicht erreicht war, hatte sich der Künstler noch nicht Genüge geleistet. So nimmt er auch hier aus den fünfunddreißig Zeilen, die in prächtiger Beredsamkeit dahinströmen, aus denen aber doch ein innerlich gegliedertes Ganze sich nicht ergeben will — aus diesen Zeilen nimmt er mit sicherem Griff den eigentlichen Inhalt heraus und sucht ihn kürzer, voller und eindringlicher auszusprechen in einer neuen Form, die den Dichter zur strengsten Beschränkung zwingt und ihm nur eine abgemessene Zahl von Versen vergönnt. Vor allem wird nun das Bild von dem Cherub beseitigt, der „mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft zieht"; — denn allerdings, die vier Verse mahnen allzu vernehmlich an Shakespeare ... Und nun rückt Alles eng und geschlossen zusammen. Gleich der erste Vers enthält eine deutlichere Hinweisung auf die Zeit, die dem Unglückstag von Jena folgte, in welcher die königliche Dulderin ihren heldenhaften Sinn zur Bewunderung der Nation bewährte; in den beiden ersten Strophen wird dann mit unnachahmlich festen und zarten Strichen die Gestalt der Herrscherin gezeichnet, deren Züge früher einzeln durch das Ganze zerstreut waren; im Anschauen derselben erhoben,

Digitized by Google

darf der Dichter die jammervolle Zeit segnen wollen, in der solche Größe sich offenbaren konnte; und auf diese Art vorbereitet, gewinnt das jetzt an den Schluß gestellte Bild, das durch Eigenthümlichkeit und Neuheit sich nicht hervorthut, doch einen treffenderen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Der Künstler hat erreicht, was er wollte; alles Beiwerk ist verschwunden, in diesem fest ineinander gefügten, künstlerisch geschlossenen Ganzen ist der Ausdruck der Empfindung streng auf das Nothwendige zurückgeführt; was vorher nur eine begeisterte, dichterisch gehobene Rede gewesen, ist jetzt zum wahren Gedicht geworden, und der Kenner der poetischen Technik wird mit Wohlgefallen bemerken, daß in dem Verhältniß, welches zwischen den ersten acht und den letzten sechs Zeilen stattfindet, das geheimnißvolle Gesetz, das den Bau des Sonettes regelt, genau und zwanglos beobachtet ist."

Neun Tage nach dem Geburtsfeste der Königin schreibt Kleist, am 19. März 1810, an seine Schwester: „Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein."

Es fehlt uns jedes Zeugniß dafür, welches der drei Gedichte Kleist der Königin überreicht hat.*) Aus äußeren Gründen möchte ich die erste Fassung in Octaven als bloßen Entwurf betrachten, der in Kleist's Mappe verblieb. Aus inneren Gründen aber stimme ich dafür, daß die Blankverse es sind, welche die königliche Frau vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt haben. Das Sonett ist formschöner, sachlicher, akademisch gemessener; es hat nicht das Ueberschwängliche, das Unmittelbare und dramatisch Packende jener reimlosen Jamben. Kleist mag das Sonett nachträglich verfaßt haben, etwa im Hinblick auf eine „größere Sammlung" von Gedichten, mit deren Herausgabe er sich trug. Hier streifte er alles Zufällige der äußeren Veranlassung, alles Persönliche ab, und aus den Gelegenheits- und Huldigungscarmina wurde ein objectives Stimmungsbild, ein historisches Denkmal aere perennius der schönen Frau und großen Herrscherin.

Theophil Zolling.

Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Am 14. December 1856 schrieb Dahlmann an Mommsen: „Uebrigens haben dieser Tage Jahn und ich auf einem Spaziergange eventuell schon auf Sie gescholten für den Fall nämlich, daß Ihnen irgend eine neue Arbeit wichtiger erschiene als die Fortführung Ihrer römischen Geschichte durch die Kaiserzeit." In den beiden, diesem Briefe vorhergehenden Jahren waren die drei Bände der „Römischen Geschichte" bis zur Schlacht von Thapsus erschienen — dreißig Jahre sind seitdem vergangen, Dahlmann's Forderung, in der die Wünsche der ganzen gebildeten Welt vereint sind, schien unerfüllt bleiben zu sollen, bis endlich jetzt als Fortsetzung des Werkes der fünfte Band**) erschien. Wie viel Arbeit und Mühe, Schaffensfreude und Ruhm haben diese ereignißreichen dreißig Jahre dem nun greisen Manne gebracht! Die Freunde, denen die ersten Bände gewidmet sind, gingen dahin, ein neues Geschlecht ist in der Verehrung Mommsen's herangewachsen, festgegründet ist seine Stellung in der Wissenschaft für alle Zeiten, seine Gegner sind längst verstummt, und seine Anhänger preisen es mit Dank, daß gütige Götter ihm verliehen haben, was dem Menschen die segensreichste Gabe ist: die Kraft und Frische des Geistes und Körpers, die in der rastlosen Arbeit ihre Freude findet und mit jugendlicher Energie das Gewaltigste schafft.

Das Werk, das in stattlicher Fülle vor uns liegt, gehört zu den eigenartigsten Erscheinungen der Literatur. Gewiß ist, daß es kein Anderer als Mommsen hat schreiben können, gewiß auch, daß er es so nicht hat früher schreiben können. Wenn man daran dachte, daß Mommsen seine Geschichte fortsetzen würde, so freute man sich im Voraus auf die glänzenden Charakteristiken der Kaiser, ihrer Feldherren und Staatsmänner, auf die hellen Schlaglichter, die auf das Hoftreiben fallen mußten, auf die entwirrenden Auseinandersetzungen der inneren und äußeren Politik, auf die so einzig dastehende Gestaltungsgabe und Darstellungskunst, die dem genialen Historiker eigen. Man freute sich, an des kundigsten Führers Hand verfolgen zu können, wie die Monarchie sich festigte und auflöste, wie unter dieser Staatsform die Cultur des Lebens in Haus und Gesellschaft bis zur Höhe des Raffinements stieg, wie die glänzendste Epoche der römischen Literatur erstand und sank. Es gibt ja der Schilderungen viele, die diese Zeit und ihre Verhältnisse behandeln, aber wer würde glauben wollen, daß irgend ein anderes Werk Ersatz bieten könne für ein solches aus Mommsen's Feder! Deshalb ersehnen wir inmitten der Freude über diesen fünften Band den versprochenen vierten, der die eigentliche Kaisergeschichte behandeln wird.

Am Ende der Einleitung sagt unser Autor, daß sein Buch „mit Entsagung" geschrieben sei und „mit Entsagung" gelesen sein möchte, denn es bietet kein „fesselndes Detail", keine „Stimmungsschilderungen und Charakterköpfe". Ganz können wir dem nicht beistimmen. Man lese die Schilderung Antiochias und des Lebens und Treibens daselbst, man sehe die hinreißende Darstellung der Geschichte Arminius' des Cheruskers, man beachte die geistreiche Charakteristik Plutarch's! Wer anders als Mommsen verstände es, in wenigen Zeilen eine Persönlichkeit wie Apion zu zeichnen: „auch ein alexandrinischer Gelehrter und Schriftsteller, die „Weltschelle", wie Kaiser Tiberius ihn nannte, voll großer Worte und noch größerer Lügen, von dreistester Allwissenheit und unbedingtem Glauben an sich selbst, wenn nicht der Menschen, doch ihrer Nichtswürdigkeiten kundig, ein gefeierter Meister der Rede wie der Volksverführung, schlagfertig, witzig, unverschämt und unbedingt loyal."

Im Ganzen bietet das Werk eine Uebersicht über den Zustand der Provinzen des römischen Reiches, wie sie bis dahin noch niemals versucht worden war und auch kaum hätte gegeben werden können. Es bedurfte erst der Sammlung, Sichtung und Bearbeitung der zahlreichen Inschriften aus fernen und nahen Orten, wie sie in dem corpus inscriptionum vorliegen, es bedurfte einer großen Anzahl Specialforschungen und Detailuntersuchungen, — und alsdann konnte eben nur ein Mommsen das Werk schreiben, der das längst und freudig anerkannte Haupt aller Bestrebungen für Aufhellung der alten Geschichte ist, der das Gebiet wie kein zweiter beherrscht und die Gabe besitzt, das in ihm lebendig gewordene classische Alterthum lebendig aus sich auferstehen zu lassen. Drei Erdtheile in drei Jahrhunderten durchwandern wir, „Länder und Leute von Caesar bis Diocletian" lernen wir kennen, aus Trümmern und Fragmenten baut sich eine Welt auf, die bis dahin verborgen lag.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine Inhaltsangabe des Buches zu liefern; nur in der Fülle der Thatsachen das einheitliche Moment zu finden, den Faden, der das Ganze durchzieht, die Tendenz, die wirksam ist, dem gilt der Versuch.

---

*) Ebenso dafür, daß die drei Fassungen in der von mir angegebenen Reihenfolge entstanden sind. Ich glaube aber, daß meine Hypothese die einzig logische und ohne Gewaltsamkeit historisch und kritisch zu begründen sei.

**) Fünfter Band. Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1885.

Digitized by Google

Bei der Abschätzung und Beurtheilung einer historischen Epoche fragen wir vor Allem, was hat sie den Nachlebenden als Erbe hinterlassen, was ist das Bleibende in dem Vergänglichen der Ereignisse, was hat sie für die Gesammtentwickelung der Menschheit an ihrem Theile beigetragen? Die drei Jahrhunderte, an deren Eingange Caesar, an deren Ausgange Diocletian steht, gehören weit mehr der Universalgeschichte als der römischen Geschichte insbesondere an. Caesar lenkte die Staatsgewalt in diejenige Herrschaftsform hinein, unter der einzig und allein das Reich einheitlich erhalten werden konnte; als Diocletian den Thron bestieg, war auch die Monarchie nicht mehr fähig und kräftig genug, die Zügel des Regimentes über so viele Reiche und Nationen zu halten. Eine Theilung der Regierungsgewalt trat ein, die hundert Jahre später zur gänzlichen Trennung führte. Orient und Occident, Hellenismus und Romanismus — das waren die schroffen Gegensätze, die sich gegenüberstanden, die, solange sie gering an Macht waren, neben und mit einander bestehen konnten, sobald sie aber immer größere Territorien eroberten, dem Welttag ihrer Lösung von einander immer näher entgegengingen. Aber in dieser Eroberung weiter Ländergebiete für den Hellenismus oder Romanismus liegt gerade die ungeheure Wichtigkeit dieser Zeiten für die Menschheit. Beide Tendenzen waren eminent civilisatorisch, beide erwarben Länder und Völker für das geschichtliche Leben, und nach Osten und Westen, nach Süden und Norden erweiterte sich das Gebiet der Cultur und Civilisation.

Der Hellenismus war der ältere Factor, seine Epoche beginnt mit Alexander, dessen ruhmvolle Siege zugleich Triumphe des hellenischen Geistes waren und ihm in Asien und Afrika neue Heimstätten bereiteten. Der Hellenismus ist die Verschmelzung des Griechenthums mit dem Orientalismus, der Romanismus ist ein Griechenthum, durchsetzt mit Elementen, die dem römischen Nationalcharakter eigen waren und im Gebiete des politischen Lebens am wirksamsten zu Tage traten. Beide großen Strömungen nehmen also die Cultur des hellenischen Volkes zum Ausgang, aber in ihrer Fortentwickelung entfernen sie sich mehr und mehr von der gemeinschaftlichen Quelle. Der Hellenismus hatte in der Diadochenzeit seine höchste Ausdehnung gefunden; als die Reiche der Nachfolger Alexander's ihre Selbstständigkeit verloren und früher oder später der römischen Universalmonarchie einverleibt wurden, blieben ihre culturellen Zustände unberührt. Politisch unterwarf Rom jene Staaten, geistig behielten sie ihre Autonomie, sie waren kein Eroberungsgebiet für den Romanismus. Aber ein Volk erstarkt nicht politisch und bildet sich zu einer eigenen Culturmacht aus, ohne das Streben zu empfinden, seine nationalen Tendenzen expansiv zu verwerthen, territorial auszubreiten. Und diese Ausbreitung des Romanismus über Strecken, die bis dahin von der Cultur wenig berührt waren, ist der werthvollste Inhalt der Geschichte Roms von Caesar bis Diocletian. Wir dürfen heute sagen, die Zukunft der Menschheit beruhte darauf, aber wir müssen auch gestehen, in dieser fortschreitenden Hineinziehung neuer Territorien ist der Anfang vom Ende Roms zu erkennen. Als der Universalstaat auf seiner Höhe stand, als Rom den Mittelpunkt dreier Erdtheile bildete, umschloß das eine Reich zwei Reiche, war in dem Einheitsstaate jene tiefe Spaltung vorhanden, die endlich zur unausfüllbaren Kluft wurde, standen sich Hellenismus und Romanismus auf's Schroffste gegenüber.

Diese Entwickelung läßt sich trefflich in dem Mommsen'schen Werke verfolgen, kein Capitel schließt, ohne auf den Fortschritt der einen oder der anderen Richtung hingewiesen zu haben.

Von Spanien heißt es: „Daß die römische Civilisation Spanien früher und stärker durchdrungen hat als irgend eine andere Provinz, bestätigt sich nach verschiedenen Seiten, insbesondere in dem Religionswesen und in der Literatur." In Afrika „fiel die Erbschaft der phönikischen Sprache nicht dem Griechischen zu, sondern dem Lateinischen". „Derjenige Wille, der die Grenzen zwischen dem lateinischen Occident und dem griechischen Orient zog, wies Afrika zu jenem". In Gallien war „schon am Schluß der augustinischen Zeit die Landschaft an beiden Ufern der unteren Rhone in Sprache und Sitte vollständig romanisirt, die Gauverfassung wahrscheinlich in der gesammten Provinz bis auf geringe Ueberreste beseitigt", und auch in den übrigen Theilen des Landes schritt die Romanisirung, wenn auch langsamer, vor. Soweit die Römer in Germanien festen Fuß gefaßt hatten, trat die vollständige Romanisirung ein, und auch die freien Germanen konnten sich den Einwirkungen der Civilisation nicht ganz entziehen. Die Sachlage in Britannien bezeichnen die Worte: „Wenn im heutigen England, abgesehen von Wales und Cumberland, die alte Landessprache verschwunden ist, so ist sie nicht den Angeln oder den Sachsen, sondern dem römischen Idiom gewichen; und wie es in Grenzländern zu geschehen pflegt, in der späteren Kaiserzeit stand keiner treuer zu Rom, als der britannische Mann. Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, sondern Rom Britannien."

Von Dalmatien kann Mommsen sagen: „Ueberhaupt ist die Civilisirung und die Romanisirung Dalmatiens eine der eigensten und eine der bedeutendsten Erscheinungen der Kaiserzeit." Aber hier ist die Scheide zwischen Romanismus und Hellenismus. „Die Grenze Dalmatiens und Makedoniens ist zugleich die politische und die sprachliche Scheide des Occidents und des Orients." Doch schiebt sich hier noch ein Gebiet ein, das von höchstem Interesse für diese Betrachtung ist. In Thrakien und Moesien treffen Hellenismus und Romanismus zusammen. „Die Civilisation kam den thrakischen Völkerschaften, wie den illyrischen, von zwei Seiten: von der Küste her und von der makedonischen Grenze die der Hellenen, von der dalmatischen und pannonischen die lateinische." Thrakien wurde schließlich in die hellenische, Moesien in die lateinische Civilisation hineingezogen.

Mit dem Moment, wo wir den Boden Griechenlands auf unserer Wanderung betreten, sind wir ganz im Banne des Hellenismus. „Die innerliche Selbstständigkeit", lautet des Historikers Urtheil, „das wohl berechtigte Selbstgefühl der immer noch an der Spitze der Civilisation stehenden Nation ist bei aller Schmiegsamkeit des Unterthanen- und aller Demuth des Parasitenthums den Hellenen auch dieser Zeit nicht abhanden gekommen. Die Römer entlehnen die Götter von den alten Hellenen und die Verwaltungsform von den Alexandrinern; sie suchen sich der griechischen Sprache zu bemächtigen und die eigene in Maß und Stil zu hellenisiren. Die Hellenen auch der Kaiserzeit thun nicht das Gleiche; die nationalen Gottheiten Italiens, wie Silvanus und die Laren, werden in Griechenland nicht verehrt, und keiner griechischen Stadtgemeinde ist es je in den Sinn gekommen, die von ihrem Polybios als die beste gefeierte politische Ordnung bei sich einzuführen." Ja, der Hellenismus besaß eine so propagative Kraft, „daß in die entlegenen und der Civilisation schwer zugänglichen Gegenden der Provinz Asia die hellenische Gesittung, so weit überhaupt, überwiegend erst unter den Kaisern den Weg fand", also zu einer Zeit, wo der Hellenismus keine politische Selbstständigkeit mehr besaß, und im Einzelnen heißt es von Bithynien, daß der Hellenismus gerade unter der Kaiserzeit einen mächtigen Aufschwung genommen habe. Syrien und Phönikien waren schon hellenisirt, ehe sie unter römische Herrschaft gelangten; die Juden trotz ihres starren Nationalitätssinnes konnten sich in der Zerstreuung der Einwirkung des Hellenismus nicht entziehen. „Wie mächtig die inmitten der Griechen lebenden Judenschaften von den Wellen des griechischen Geisteslebens erfaßt wurden, davon trägt die Literatur des letzten Jahrhunderts vor und des ersten nach Christi Geburt die Spuren. Sie ist getränkt von jüdischen Elementen, und es sind mit die hellsten Köpfe und die geistreichsten Denker, welche entweder als Hellenen in das jüdische oder als Juden in das hellenische Wesen den Eingang suchten." In Egypten hatten unter den Ptolomäern die hellenistischen Tendenzen ihren Hauptsitz, der Wechsel der Herrscher brachte da keine Aenderung hervor, die griechische Sprache blieb die herrschende und sogar „der Hellenismus bemüht, sein Reich zu erweitern".

In reichster detaillirter Ausführung spendet der gelehrte Forscher die Beweise für diese Reihe von Behauptungen. Alle seine Angaben und Schilderungen spitzen sich immer zu der Pointe zu: wie weit war die römisch-hellenische Civilisation

Digitized by Google

hier und dort vorgeschritten, und so wird „sein Gang durch die Welt" zu einer Geschichte der Civilisation des römischen Reiches in einer Zeit, in der es die ganze Welt umfaßte. Mommsen sagt: „Das eben ist das Großartige dieser Jahrhunderte, daß das einmal angelegte Werk, die Durchführung der lateinisch-griechischen Civilisirung in der Form der Ausbildung der städtischen Gemeindeverfassung, die allmähliche Einziehung der barbarischen oder doch fremdartigen Elemente in diesen Kreis, eine Arbeit, welche ihrem Wesen nach Jahrhunderte stetiger Thätigkeit und ruhiger Selbstentwickelung erforderte, diese lange Frist und diesen Frieden zu Lande und zur See gefunden hat." Ranke sagt (Weltgeschichte 3, 4): „Ein langes stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräco-römische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte."

Beide sehen die Aufgabe dieser Jahrhunderte in der Durchführung der griechisch-römischen Civilisation; die Geschichte derselben enthält Mommsen's einziges Werk.

Der Pariser „Salon".

Von H. Dierks.

Die romantische Dichterschule in Frankreich hat bereits seit einer Reihe von Jahren den Realisten den Platz eingeräumt, aber noch immer lebt das mächtige Oberhaupt derselben — Victor Hugo. Der Mann, welcher einst, begabt mit einem seltenen Talente, im Verein mit der von dem jungen, stürmischen Dichter hervorgerufenen Bewegung der romantischen Richtung, auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst Bahn brach, Eugène Delacroix, ist dagegen schon vor langer Zeit gestorben. Doch in diesen Tagen ist sein Gedächtniß wieder lebendig wachgerufen durch die Ausstellung seiner Werke in der Ecole des Beaux-Arts, die dem einst Zurückgewiesenen jetzt bereitwilligst die Pforten öffnete. Dem coloristischen Talente des Künstlers und der genialen Wucht der Auffassung kann die Nachwelt ihre Bewunderung nicht versagen, mag sie sich auch noch so sehr durch die ungenaue Zeichnung abgestoßen fühlen.

Dicht daneben war die Ausstellung der Werke Bastien-Lepage's, des leider zu früh verstorbenen Künstlers. Neben dem Romantiker der Realist! Denn nach dem Tode Manet's hatte dieser junge begabte Künstler die Führung der Realisten übernommen, die, anfangs verspottet, allmählich an Bedeutung gewonnen haben und jetzt die moderne französische Kunst beherrschen. Wie weit wir von der romantischen Richtung entfernt sind, lehrt uns der flüchtigste Vergleich dieser beiden Ausstellungen. Dort ist Alles in einen zauberhaften Glanz gehüllt, der kühn die Gesetze der Wirklichkeit mit Füßen tritt, hier die genaue Wiedergabe des uns umgebenden Lebens. Es ist keine Frage, daß die viel geschmähte neue Richtung gegenüber den früheren ihre volle Berechtigung hat. Man kann sie nicht für alle den Schlamm und Schmutz, den sie mit sich führte, verantwortlich machen. Ein Jahrhundert hindurch haben wir uns bemüht, frühere Kunstepochen nachzuahmen. Man hat mit der Antike begonnen, es folgte die Zeit der Gothik, der Renaissance, des Barock- und selbst des Rococostils, und in der letzten Zeit, als Alles erschöpft, herrschte ein wüstes Conglomerat von allen möglichen Stilen, die in der Baukunst wie in der Plastik und Malerei in gleicher Weise ihren entsprechenden Ausdruck gefunden haben und noch heute finden. Denn es ist unmöglich, daß eine Richtung einer anderen neuen mit einem Schlage Platz macht. Doch herrscht der Realismus jetzt unbedingt vor, der alles Historische verbannt und sich an die Darstellung des wirklichen Lebens hält.

Leider fehlt es demselben nach dem Tode Bastien-Lepage's auf dem Gebiete der Malerei an dem schöpferischen Genie, der ihn auch künstlerisch consacrirte. Mit Spannung harrte man deshalb auf die Eröffnung des diesjährigen Salons, weil man hoffte, unter der jungen Künstlergeneration einen würdigen Vertreter der neuen Richtung zu finden.

Der Salon ist eröffnet, aber unsere Erwartungen sind betrogen. Im Durchschnitt sind die Realisten tüchtige Künstler, aber von einem eigentlichen Genie ist noch keine Spur zu finden. Gleich beim Eintritt in den Salon finden wir die Darstellung eines Zimmerplatzes von Roll. Hier sind zwei Arbeiter beschäftigt, einen Stein zu behauen, andere schleppen dieselben fort, wieder andere sind im Begriff, ein Holzgerüst zu errichten. Technisches Verdienst läßt sich dem Bilde nicht absprechen. Die Figuren der Arbeiter sind gut aufgefaßt und nicht ohne Wirkung, weil sie aus dem Leben selbst herausgegriffen sind. Doch es fehlt an den künstlerischen Qualitäten. Sowohl die Composition und die Farbe wie der Inhalt lassen uns kalt, die gute Zeichnung allein genügt gewiß nicht, um ein Bild zu einem hervorragenden Kunstwerk zu machen.

Weit glücklicher in der Wahl seines Sujets ist Humbert gewesen, der uns in seinem für eine Pariser Mairie bestimmten Werke die Rückkehr der Arbeiter vom Felde vorführt. Die Zurückkehrenden befinden sich auf einem Boote, das nur noch wenige Schritte vom Ufer entfernt ist. Dort erwarten sie zwei Frauen, von denen die eine aufrecht stehend mit ausgestreckten Armen ihr Kind dem Vater entgegenhält, der es vom Boote aus freudig begrüßt. Am anderen Ufer breiten sich Wiesen aus, die am fernen Horizonte durch die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienenen Berge begrenzt werden. Auch die Ausführung ist tüchtig, wenngleich nicht hervorragend. Man empfindet, daß der junge Künstler noch in der Entwicklung begriffen ist.

Schon seit langen Jahren schildert Jules Breton in meisterhafter Weise das Volksleben, dem er stets seine poetischen Seiten abzugewinnen weiß. Seine an Umfang nur kleinen Bilder, die er diesmal in den Salon gesandt hat, reihen sich dem Schönsten an, was er geschaffen. Unter all' den Meistern, die uns Genrescenen vorführen, ist er augenblicklich ohne Frage allein der Künstler von „Gottes Gnaden". In der einen Scene versetzt er uns vor die Thür eines Bauernhauses, wo sich die Großeltern nach des Tages Last und Mühe niedergelassen haben. Ueber den Rasen kommen der Sohn und seine Frau von der Arbeit auf dem Felde zurück, denen ihr kleines Kind mit ausgebreiteten Armen entgegeneilt. Die ganze Scene wird von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen. — Künstlerisch noch bedeutender ist das andere Bild. Ein Mädchen schreitet in der ersten Morgendämmerung mit der Sichel in der Rechten über das Feld, um sich zur Arbeit zu begeben. In der Ferne erblickt man das Dorf, hinter dem die Sonne aufgeht. Hoch oben in den Lüften singt die Lerche ihr Morgenlied, in welches das junge Mädchen mit einstimmt.

Recht poetisch im Inhalt und sauber in der Ausführung ist „Die Träumerei" von Saintin. Ein junges, einfach in Schwarz gekleidetes Mädchen sitzt auf dem Hügel eines Berges, von dem aus man das im Thale liegende Dorf überschaut, und blickt sinnend dem Fluge der Vögel nach. Die Sonne ist im Begriff vom Horizonte zu verschwinden und die Abenddämmerung beginnt.

Zum Schluß will ich aus der endlosen Zahl der Genrescenen noch ein humoristisches Bild erwähnen, das mit lebendigem Sinn aufgefaßt und wiedergegeben ist: das Gewitter von Mosler. Das Gewitter erscheint jedoch diesmal nicht in der Gestalt eines Platzregens, sondern in der Figur einer Alten, die mit dem Knüppel in der Hand dem Liebesgekose ihrer Tochter mit einem jungen Bauern hinter der Ecke des Hauses zuhört.

Weder Meissonier noch seine berühmten Schüler Détaille und Neuville sind auf der Ausstellung vertreten. Die militärischen Scenen sind diesmal überhaupt nicht zahlreich. Einzelne Bilder, deren Sujets dem chinesischen Kriege entnommen sind, bieten kein künstlerisches Interesse. Dagegen ist der „vorgeschobene Posten" von Alexander Protais zu erwähnen. Eingehüllt in dichten Morgennebel stehen zwei französische Soldaten inmitten einer weiten ebenen Fläche auf Wache. Da der Nebel sie an der Fernsicht verhindert, so horchen sie gespannt auf das Geräusch in der Ferne. Berne-Bellecour stellt

Digitized by Google

mit Vorliebe Marinesoldaten dar. Diesmal hat er als Sujet die Landung derselben gewählt. Sie werden von Seeleuten aus den Booten ans Land getragen.

Am zahlreichsten sind natürlich die Portraits auf der Ausstellung vorhanden. Am interessantesten wegen der dargestellten Persönlichkeit ist ohne Frage das Bild der Mme. Pelouze, der Schwester des bekannten Herrn Wilson, von Carolus Duran. Die Besitzerin des Schlosses von Chenonceaux, gekleidet in ein weißes Atlasgewand und einen Mantel, dessen einer Theil über die Schulter geworfen ist, während der andere malerisch auf das Kleid herabfällt, ist im Begriff, eine Stufe der Terrasse herabzusteigen. Der Hintergrund wird durch eine mächtige rothe Draperie verhüllt, die jedoch an der einen Seite zurückgeschlagen ist und den Blick auf einen Theil des Schlosses freiläßt. Das Antlitz ist von meisterhafter Ausführung. Aber dennoch macht das Bild einen ungünstigen Eindruck, weil Alles, die Stellung, die Kleidung zu gesucht und unnatürlich erscheint. Weit wirkungsvoller ist das Portrait einer jungen Frau, die in einfach schwarzer Kleidung in möglichst ungezwungener Haltung auf einem Lehnstuhl sitzt und mit einem glücklichen Lächeln den Beschauer anblickt. Frisch hebt sich das rosige Gesicht von den blonden Locken ab, die dasselbe umrahmen. Auf ihrem Schooße hält sie eine Rose, von der jedoch schon einige Blätter auf den Boden gefallen sind.

Neben Carolus Duran ist einer der beliebtesten Portraitmaler Cabanel. Auch diesmal hat er das reizende Bild eines in Weiß gekleideten jungen Mädchens ausgestellt, dessen Brust durch eine Rose geziert ist.

Eine Perle der Ausstellung ist auch das Portrait einer Dame von Paul Dubois, dem berühmten Bildhauer, der wie Mercié und Falguière zu gleicher Zeit auf dem Gebiete der Malerei mit Erfolg thätig ist.

Unter den Landschaften sind besonders die von Meissonier, dem Schüler seines berühmten Vaters, und der Lac de Némi von Français hervorzuheben, welcher unter den französischen Landschaftsmalern augenblicklich einer der Ersten ist.

Der Meister der decorativen Malerei, Puvis de Chavannes, hat diesmal nur ein kleines Tafelbild ausgestellt, welches noch dazu ein bereits früher im Großen ausgeführtes Motiv wiederholt: der Herbst. Ein Mädchen pflückt Früchte von einem Baume und legt sie in den ihr von einem Zweiten hingehaltenen Korb; daneben sitzt eine ihnen zuschauende ältere Frau. Die Linienführung ist, wie wir es bei diesem Künstler gewohnt sind, voll Reiz und Anmuth; leider ist die Farbe in seinen Gemälden immer etwas matt und bleiern.

Von zarter rosiger Farbe dagegen ist die „Kindheit" von Emile Lévy. Eine Mutter sitzt in einer Nische und nährt ihr Kind an der Brust. Vor ihr spielen noch mehrere andere nackte Kinder. Leider stehen diese nicht in rechter Beziehung zu der Hauptgruppe. Dennoch macht das Bild durch seine feine Modellirung einen bedeutenden Eindruck. Auch tüchtig in der Zeichnung, aber weniger glücklich in der Erfindung, ist ein allegorisches Bild von Landelle: „Das moderne Recht". Auf einem Sockel thront eine weibliche Gestalt, das Gesetz, an denselben lehnt sich eine andere, die Gerechtigkeit. Vor den Stufen, die zum Sockel hinanführen, steht, dem Gesetz den Rücken zurückkehrend, ein trotziger Bürger, der in der Rechten eine Rolle mit den Rechten des Menschen hält. Hinter ihm befindet sich ein Richter, der die Hand auf des Bürgers Schulter legt und mit der Linken auf eine Rolle zeigt, die von zwei Engeln gehalten wird. Auf derselben lesen wir die Worte: „Pas de droits sans devoirs" (Keine Rechte ohne Pflichten!). Die Allegorie ist klar, aber dennoch allzu frostig. Die mit Sprüchen versehenen Bänder läßt man sich in einer Zeit gefallen, wo die Kunst des Ausdrucks der Gedanken noch nicht mächtig ist, aber heutzutage nicht mehr.

Die Zahl der historischen Bilder ist gegenüber früheren Zeiten ganz außerordentlich zusammengeschmolzen. Unter den Scenen aus dem Alterthume ist besonders Boulanger's Bild „Die Mutter der Gracchen" bemerkenswerth. Cornelia verläßt mit ihren Kindern das Haus und ist im Begriff die Treppe hinunterzusteigen. Das Haupt stolz und freudestrahlend emporgehoben, sie stützt sich mit dem linken Arme auf die Schulter des Tiberius, der mit liebevollem Blicke zu ihr aufschaut, während sie den kleinen Cajus noch an der rechten Hand festhält. Dieser krause Lockenkopf kümmert sich weniger um seine Mutter, er hat vorläufig noch mehr Sinn für seinen Kreisel und seine Peitsche, die er in der Hand hält. Die Zeichnung ist von der größten Feinheit, das kleinste Detail ist mit der peinlichsten Sorgfältigkeit ausgeführt, auch der Ausdruck in den verschiedenen Gesichtern ist vortrefflich. Doch es fehlt dem Bilde an Leben, die Figuren sind zu kalt, zu akademisch.

Eins der bedeutendsten Talente der jüngeren Künstlergeneration ist Rochegrosse. Schon im vorigen Salon erregte sein Bild Aufsehen, diesmal wird er unbedingt einen durchschlagenden Erfolg erringen. Das von ihm gewählte Sujet ist eine Scene aus dem Bauernkriege. Die aufständische Rotte hat den Widerstand der männlichen Vertheidiger des Schlosses überwunden und dringt jetzt durch die zerschmetterten Fenster, deren Glassplitter den glänzenden Parquetfußboden bedecken, in den Saal, wohin sich die weiblichen Glieder des Hauses geflüchtet haben. Die Kinder und Frauen haben sich mit dem Ausdruck der Angst und Verzweiflung auf den Boden geworfen, die Gattin des Burgherrn starrt entsetzt nach dem Kopfe des Gatten, der von einem der Wütheriche auf der Stange getragen wird. Vor dieser Gruppe steht aufrecht die greise Mutter, festen Blickes der Horde ins Auge schauend. Es scheint, als wolle sie mit ihrem Körper ihre Lieben decken. Bei diesem Anblick starrt die Bande einen Augenblick zurück, das blutige Gesicht zu grinsendem Lächeln verzerrt. Durch die Hinterwand züngelt bereits die rothe Flamme, das Zimmer ist von leichtem Rauche durchzogen. Der Augenblick vor der Katastrophe ist von dem Künstler mit dramatischer Gewalt gepackt; die Wahl des Momentes ist außerordentlich geschickt, er läßt der Phantasie des Beschauers volle Freiheit, sich das furchtbare Schicksal der armen Opfer selbst auszumalen. Dazu ist das Ganze mit einem geradezu bedeutenden coloristischen Talente ausgeführt. Die Figuren sind voll Leben und Kraft. Vielleicht ist der Ausdruck bisweilen übertrieben. Der Künstler befindet sich noch in der Sturm- und Drangperiode, wo ihn sein noch ungezügeltes Talent ungestüm mit sich fortreißt, aber es ist eine Kraft, die zu ernsten Hoffnungen berechtigt.

Unter den historischen Malern befindet sich auch A. Mercié, der berühmteste der jetzt lebenden französischen Bildhauer. Er versetzt uns in den dunklen Keller des Klosters San Spirito, wo Michelangelo vor einem auf dem Tische liegenden Leichnam sitzt und Anatomie studirt. Von dem einen Arm des Cadavers ist die Haut heruntergezogen, um die Muskeln bloszulegen. Die Fackel, welche der Künstler auf dem Bauche des Leichnams aufgepflanzt hat, wirft ihr grelles Licht auf das ernste Antlitz Michelangelo's, auf sein Zeichenbrett und auf die Brust des Todten, die geradezu meisterhaft modellirt ist. Trotz der Originalität in der Ausführung, der vorzüglichen Modellirung des Körpers, stößt das Bild durch den häßlichen Inhalt ab, der ohne Zweifel die Grenzen des Darstellbaren überschreitet und nicht mehr durch malerische Qualitäten ins Gleichgewicht gebracht werden kann.

Von diesen blutigen Scenen führt uns Jean-Paul Laurens, der bekannte Meister, in das stille Studirzimmer des Gelehrten. Faust sitzt an seinem Pulte und arbeitet. Scharf hebt sich sein bleiches Denkerprofil von dem dunklen Hintergrunde ab, der in sattem dunklen Braun gehalten ist.

Ein Meisterwerk auf dem Gebiete der mythologischen Malerei ist Bougereau's: „Byblis". Vor einem Walde, dessen dunkles Grün scharf von dem weißen Körper absticht, liegt die Nymphe am Boden, unter ihrer Brust fließt bereits das Wasser dahin. Die Modellirung des Körpers ist geradezu von einer erstaunenswerthen Feinheit. Wenn die Figur auch etwas kalt und akademisch ist, so kann man doch nicht umhin, die meisterhafte, fast unübertreffliche Zeichnung zu bewundern.

Ebenfalls Akademiker, aber einer der besten mit, ist Tony Robert Fleury. Man mag noch so sehr Realist sein, vor der feinen Modellirung des Körpers seiner Leda wird man stets die größte Achtung empfinden. Die Linien des Körpers sind von unbeschreiblicher Schönheit und Anmuth.

Digitized by Google

Falguière endlich, der berühmte Bildhauer, stellt in seiner Acis und Galathea zwei fast kindliche Gestalten dar. Beide sind von ihrem Liebesgekose aufgeschreckt durch den Lärm, welcher durch den eine Nymphe verfolgenden Polyphem verursacht wird. Während Acis mehr erstaunt aufhorcht, hat Galathea mit dem Ausdruck der Angst ihren Arm um den Nacken des Geliebten gelegt, als suche sie Schutz bei ihm. Der Ausdruck der Köpfe ist vorzüglich, die Zeichnung der zarten Kindergestalten entschieden wahrer und lebendiger als bei Bougereau und Fleury, aber nicht von derselben Sorgfalt der Ausführung. Im Vergleich zu diesen ist es eine gelungene Skizze, deren Vollendung die anderen gewiß noch übertreffen würde.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die Armenhäusler.

Von E. von Dincklage.

Seit Corporal Krengel Gendarm wurde wuchs ihm der Amtsverstand, keine Spur mehr von der früheren gutmüthigen Biederkeit, er ließ seinen Schnauzbart in nie geahnter Länge hinauswuchern und mißtraute Allem und Jedem. Es war ihm in Schlesien nicht an der Wiege gesungen, daß er einst im Emslande, der Nordseeküste nahe, leben und auf Gauner fahnden sollte, aber jetzt wußte er selbst von dieser schwerfälligen, plattredenden Bevölkerung ein Lied zu singen, ein melancholisch Lied, das ihm nur ein tröstliches Motiv bot, nämlich das Bewußtsein: Gott sei Dank — ich bin Schlesier!

Mai war's und früher Morgen. Krengel hatte sich bei der zweiten Hahnenkraht aufgemacht zu suchen — er wußte nicht was, aber ihm ahnte nichts Gutes. Er ging auf einem Feldwege, der sich zwischen einem Kornesch und einem Tannenkamp dahin dehnte im mühsam bemeisterten Flugsande, um neben den Dünen sich durch eine blaugrün durchwachsene Pfütze den Wiesen zuzuwenden. Die Krähen verließen mit Gekrächz ihren Horst, in den Erlen an der Wiese schlug eine Nachtigall und auf der Haide erhob sich eine jubelnde Lerche. Krengel dachte, die Lerche dürfte man doch wenigstens essen, wenn man sie hätte, für das Singen hatte er seinen Canarienvogel. Plötzlich sang noch etwas Anderes hinter der Düne, eine helle, hohe Menschenstimme, Krengel verstand auch, als die Stimme heran kam, die Worte des Liedes: „Gegrüßt seist du, Maria!" Oho — durch Scheinheiligkeit läßt sich Krengel nicht täuschen! Er trat vorsichtig hinter den mit Ginster bewachsenen Erdwall, wie hinter eine goldene Wand, denn der Ginster blühte. Jetzt hörte der Gesang auf, aber ein großer starker, schlotteriger Bursche kam mit einer Schiebkarre daher, auf welcher zwei kleine Krücken und ein ausgespannter Regenschirm lagen. Krengel witterte durch den Ginster, der verdeckende Regenschirm an einem sonnigen Frühmorgen bestätigte ihm, daß hier etwas Verdächtiges vorgehe. Aber natürlich mußte er dem vermuthlichen Einbrecher oder Felddieb fein beikommen, deshalb ließ er ihm einen Steinwurf weit Vorsprung und rief dann hinterdrein: „Heda — wo geht der Weg nach Steenkerk?"

Der Karrenschieber ließ die Hanteln bedächtig los und wandte sich, um ihn anzuglotzen. Nach einer Weile sagte er, als wäre ihm die Antwort soufflirt, in gedankenloser Weise: „Wir fahren gerade zur Maiandacht, Ihr könnt ja mitgehen, so kommt Ihr hin!" Krengel merkte, der Tölpel stelle sich nur so dumm, und trat mit der Frage heran: „Wie heißt Du denn, wo wohnst Du?"

„Wie daß ich heiße?" staunte der Andere, als sei ihm eine ganze neue Idee in den dicken Schädel gefahren, und seine schlaffen Züge nahmen den Ausdruck des Nachdenkens an. Da plötzlich bewegte sich der Regenschirm, nach welchem bereits die Hand des Gesetzes ausgestreckt ward, selbstständig und lebhaft zur Seite, ein hübscher Mädchenkopf mit einer roth bebänderten Haube kam zum Vorschein, zwei große, heitere braune Augen blickten auf die irdische Gerechtigkeit und eine helle Stimme sagte: „Er heißt Jan, Herr, von wegen seiner verstorbenen Mutter Jan Stork und wir wohnen beide im Brooker Armenhause. Weil er Niemand hatte, so bin ich für Mutter zu ihm und zog ihn auf, denn er ist von Natur dumm und kann nicht mit fremden Leuten fertig werden, aber arbeiten kann er für zwei und steht vor nichts still, und das ist die Hauptsache!" Dabei legte sie ihre kleinen runden Hände auf ihre saubere Schürze, wie im Bewußtsein ihrer Würde, zusammen.

„Wie heißt Du denn, seid Ihr verwandt?" erkundigte sich der Gendarm, mit verwunderten Blicken das kleine, ohne Zweifel gelähmte Geschöpf mit dem glatten blonden Haar und dem lieben, frischen Gesichte, betrachtend.

„Fahr zu, Jan, es leutet schon!" ermahnte die Adoptivmutter ihren riesigen Zögling. „Ich heiße Grethe Wessel, mein Vater war Schiffs-Capitän und blieb auf der See — wo sein Geld blieb, das wußte Mutter nicht und da sie krank und verlassen war, mußte sie nach Brooke, von wo sie gebürtig ist, zurück und starb im Armenhause. Ich bin Nätherin und Steifster, Jan geht in Tagelohn beim Holschen-Bauer und wir werden sehr gut fertig; verwandt sind wir nicht anders, aber zu allem Glücke kann einer von uns immer was der Andere nicht kann! Ja!" sagte sie noch befriedigt hinterdrein.

„So — so — so! — Wieviel älter ist denn die Grete als der Jan?"

„Fünf Jahre, Herr, er hat dies Jahr schon beim Militär gelooft!"

„Und muß zum Militär?"

„Nein, Herr, das wäre ein Unglück für mich, Gott sei gelobt, er kam auf seine Dummheit frei!"

Jan sah seine kleine Bürde mit dem ernsten, zärtlichen Blicke einer Dogge an und machte in seinen Holzschuhen so lange Schritte, daß Herr Krengel sich in einen kurzen Trab versetzen mußte.

„Und weiter habt Ihr Niemand?" fragte er.

„Wen sollten wir haben, Herr? Wir können uns prächtig helfen, ich gehe in die Häuser auf Arbeit und Jan sorgt währenddem für die Ziege und Hühner, wir haben eine Ziege und Hühner — ja!"

„Wir fallen keinem Menschen nicht zur Last!" sagte Jan langsam und stolz, und seine Pflegemutter lachte durch ihre weißen Zähnchen und sagte: „Das habe ich ihm gelehrt, Herr, man muß Jedermann frei ins Gesicht sehen können und nichts verlangen, das man nicht wieder gut macht!"

„So — und Ihr seid Armenhäusler?" spottete Herr Krengel.

„Wir sind es aus gutem Willen und brauchten es nicht zu sein!" rief die Nätherin, „es will sonst Niemand hinein von wegen der Einsamkeit und des schlechten Bodens, so ist es die Gemeinde zufrieden, daß wir das Haus in Ordnung halten!"

„Wir haben einen Birnbaum, und er blüht!" äußerte Jan prahlerisch.

„Ja!" bestätigte Grethe mit einer Miene, als wäre ihr wenigstens eine Grafschaft unterthänig.

Krengel war ein denkender Kopf, die Begegnung mit den Armenhäuslern eröffnete ihm das Verständniß für den Volksgeist, er freute sich mehr denn je, daß er ein Schlesier war, denn: „Dieses Volk hier hat keinen Charakter und kann es nie zu etwas bringen. Mit dem Schlechtesten zufrieden sein, heißt soviel, als sich mit dem Thiere gleichstellen. Der gebildete Mensch aber lebt, um möglichst gut zu essen und um etwas Rechtes in der Welt vorzustellen — etwa Corporal, Gendarm und schließlich Wachtmeister zu Pferde zu sein — was weiß das Bettlerpack hier von Bildung?"

Herr Krengel beglückwünschte sich von Woche zu Woche lebhafter über seinen Scharfblick, die Emsländer hatten insgesammt keine Ahnung von „Schneidigkeit", wenn sie diese gehabt hätten,

Digitized by Google

müßte nicht, während der Heuernte etwa, irgend eine Rauferei oder ein Mord vorgefallen sein? Keine Spur, selbst die Vagabonden und Schmuggler mußten sich der Ernte angenommen haben, denn Herrn Krengel's Dienstreisen, welche er im Schweiß und Staub seines — hm! recht hübschen Angesichts unternahm, waren die harmlosesten Spaziergänge. In der Brust eines Krengel und Schlesiers wohnt, neben anderen Tugenden, aber auch die männlichste, des Ehrgeizes! Der Gendarm brauchte ein großes Ereigniß, eine That, so imponirend als sein Schnauzbart, denn der Vorgesetzte behandelte ihn noch immer mit unheimlicher Lauheit, aber der „olle Vorjesetzte" wird eines Tages schon einsehen, wen er vor sich hat. Endlich passirte etwas. Ein Jagerjunge (der Reiter des Pferdes, welches die Emsschiffe, Pünten, zieht) hatte sich den Arm zwischen der Pünte und einer Schleusenthür zerquetscht, war einige Tage mit dem unverbundenen Arme durch Wind und Wetter geritten, als man ihn dann schließlich ins Krankenhaus brachte, war es zu spät, der Arm mußte sofort abgenommen werden. Obendrein der rechte Arm. Jetzt mußte die Gemeinde für den erwerbsunfähigen siebenzehnjährigen Herm Gruwe aus Brooke, Kirchspiel Steenkerk, sorgen und die Väter sothaner Gemeinde beschlossen, ihn Sonntags nach dem Hochamt vor der Kirchthür mindestfordernd in Kost und Unterstand zu verdingen. Das Angebot war sehr schwach, denn Herm Gruwe war ein langer hagerer Gesell mit einem trotzigen, von kohlschwarzen Haaren, wie mit einer Haube umgebenen gelben Gesichte. Er stampfte dann und wann mit dem Fuß auf die Kirchhofserde, unter welcher die Gebeine vieler Generationen verfielen, Sommers im trockenen Wellsande, Winters nicht selten in dem Sickerwasser des ausgetretenen Flusses, der sich bis an die umfassende Friedhofsmauer ergoß. Hunderte von Menschen umstanden den Einarmigen, man wechselte hier und da laut und gemächlich Bemerkungen über seinen muthmaßlichen Appetit und wahrscheinlichen Tollkopf, die ersten Forderungen für seine Aufnahme waren zu hoch gewesen, jetzt bot Niemand mehr und die Leute, des Schauspiels überdrüssig, wandten sich zum Gehen. Da schwang sich ein kleines Figürchen auf Krücken neben den, mit zornblitzenden Augen dastehenden Herm Gruwe und eine heitere, klingende Stimme sagte: „Wir nehmen ihn, Jan und ich, und zwar um Gottslohn, Niemand soll für ihn bezahlen, wenn er nur in Zeug gehalten wird und zwei Auen (Mutterschafe) mit Lämmern mitbringt!" Nun, zwei Haidschnucken-Mütter sind keine große Forderung. Die Leute drängten wieder heran und eine stramme, wuchtige Bäuerin sagte: „Was willst Du Krüppel Dir denn noch einen Krüppel anholen, der dazu auch noch ein Dollbregen ist, Nähergreth?"

„Mit dem Krüppel das paßt best, so werden wir uns eben deshalb vertragen, denn ich bin wohl auch ganz cumpabel auf die Welt gekommen, als aber Mutter selig gewahr ward, mein Vater sei in der See geblieben und ein Gaudieb habe ihm sein Vermögen gestohlen, da wurde sie ganz verbistert im Kopfe und steckte meine Wiege in Brand, am Fußende. Zum guten Glück rochen andere Leute die Brennerei und löschten meine verkohlten Füße und banden meine Mutter, die alles im Hause zerschlug, mit Stricken, bis sie wieder zur Besinnung kam. Es trifft sich gut, Herm, daß meine Hände für Dich mit sorgen können und Du flinke Füße hast. Wegen Deines schnellen Kopfes, denke ich, das gleicht sich aus mit Jan, als welcher etwas langsam von Gedanken ist, Du kannst mit in seinem guten Bette schlafen und gleich zu uns gehen!"

„Na", sagte die dicke Bäuerin mit ihrer groben, dröhnenden Stimme, „ich will mich auch nicht von Dir lumpen lassen, steure mir die Tage den Bengel her, daß er ein Brod und ein Stück Speck holt, damit Du Dein Mannsvolk satt kriegst!"

„Auf etwas Schmier und einen Acker (Blechkessel) voll Mehl soll mir's auch nicht ankommen!" ließ sich eine zweite Frau vernehmen, indeß eine dritte lachte: „Das Steiffster (Plätterin, die Hauben und Kragen stärkt) hat sich niemals nicht keine Sorge gemacht, das kommt von vielem Beten, paß auf, Greth, ich gebe Dir eine Legehenne, wenn Du auf die Woche bei uns zum Nähen kommst!"

„Guten Tag mit einander und Gott zahl's Euch!" rief die Nätherin fröhlich und trückte von dannen, der trotzige Herm folgte ihr, er hatte den Kopf gesenkt und die Thränen tropften hernieder auf seine blaue Friesjacke.

Krengel wandte sich an den Dorfschulzen und meinte bedenklich: „Aber solche Dinge müßten doch aufgeschrieben werden, und all' die Rederei gilt vor dem Gerichte so gut wie gar nichts, wenn nicht in aller Form — —"

„Ja, Herr Landdragoner", entgegnete der Schulze, „das ist so unsere Form und vor Gericht werde ich schon für die Armenhäusler einstehen. Jetzt muß ich aber in meinen Kramladen und der Grethe ein Pfund Caffee verehren. Wenn sie auch auf Krücken springt und wunders klein ist, können doch die größten Kerle von ihr lernen, denn man hat nimmer noch keine Klage von ihren Lippen fallen hören und eine Erbin könnte nicht vergnügter sein!"

Krengel hörte und erwog das, sein angeborener Edelmuth erwachte und er faßte den großen Beschluß, das kleine Nähmädchen auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben. Zu dem Ende steckte er zwei Bücher zu sich, die beide von Schlesiern geschrieben waren, eins derselben Holtei's „Christian Lammfell" und durchschritt die Haide, um die Bauerschaft Brooke und noch eine Pfeife lang weiter das Armenhaus zu erreichen. Es war gar nicht zu verfehlen, denn Jan tünchte es zweimal des Jahres mit Kalk und Lackmus vergißmeinnichtblau von Innen und Außen. Zwei kleine Fensterchen neben den zwei Eingangsthüren bezeichneten die beiden einzigen Räume des blauen Hüttchens; vor dem einen Fenster standen zwei blühende Geranien und hinter den Blumentöpfen spannte sich ein kleines weißes Halbgardinchen — das war Grethe's Nußschale, ein winziges, mit Schlehdorn umfaßtes Blumengärtchen mit einer Esche war gleichfalls ihr Revier, indeß der Kohl- und Kartoffelacker mit dem Birnbaum Jan's Domäne ausmachte. Krengel fand Grethe's Stübchen oder Mauseloch sehr einfach. Ein Tannentisch, zwei Binsenstühle, ein kleiner Kochofen, ein Muttergottesbild mit geweihtem Palmenzweig, ein handgroßer Spiegel und eine riesige alte Holzkiste. Die übliche Wandbettstelle war mit zwei rothen Gardinchen verhängt. Die spärlichen Kochgeräthschaften blinkten in peinlicher Sauberkeit wie der ganze Raum.

Greth war erfreut über den Besuch. Sie versicherte, daß sie es mit Herm tüchtig gut getroffen hätte, er hütete seine Schafe, ihre Ziege und die Schafe vom Holschenhof, ginge auch dann und wann Botweise und sorgte für die Hühner, als ob sie es selbst thäte. Jan bekäme jetzt nun Mittag sein warmes Essen, wenn Grethe auch auswärts arbeite und der Junge könnte auch so prächtig flöten, daß es ein Vergnügen sei. Krengel überreichte seine Bücher und die Kleine meinte: „Im Sommer liest man wohl nicht, da sieht man Sonntags über die Haide hinaus, aber im Winter werde ich die Bücher lesen!"

Krengel erzählte seinem Vorgesetzten dies Ereigniß mit der Folgerung: „Die Rasse hier ist auch nicht einmal bildungsfähig!" worauf der Vorgesetzte in ein kränkendes Gelächter ausbrach.

Der brave Gendarm gab seine civilisatorischen Versuche auf und labte sein Gefühl durch stille Verachtung „aller Nordländer", als eines Tages Herm Gruwe zu ihm mit einer Botschaft von dem lahmen Nähmädchen eintrat. Der Jagerjunge sah herausgefuttert und listig vergnügt aus. „Herr, sie sagt, ich soll Euch sagen, daß dem Holschenbauer sein Kuhvieh die schlimme Krankheit hat und daß er die kranken Beester abstücht und das Fleisch in der Nacht von einem Schlachter aus der Stadt geholt und an die Eisenbahn gefahren wird. Sie sagt, das ist eine Sünde und von dem schlechten Fleische werden die Leute, die es essen, krank und wir, sie, Jan und ich, wollen keinen Betrug leiden, wenn der Holschenbauer uns auch aus der Arbeit jagt, oder das Armenhaus ansteckt. Sie fürchtet sich nicht und Jan und ich fürchten uns auch nicht. Sie denkt, diese Nacht kommt der Schlachter wieder, weil wieder ein Kuhthier hin ist, und angezeigt ist die böse Krankheit auch nicht. So, das hat sie mir aufgegeben. Adje!"

O großer Tag! Krengel fühlte sich bereits Wachtmeister. Er telegraphirte an den Vorgesetzten, nachdem allerdings zwei

Digitized by Google

Fleischtransporte constatirt wurden, mit dem Abendzuge trafen zwei andere Gendarmen und auch der ahnungslose Schlachter ein. Bis zum rückkehrenden Zuge blieben sechs Stunden Zeit. Die drei Gendarmen gingen zum Armenhause in der Erwartung, der Einarmige würde sie auf einem Schleichwege zum Holschenbauer führen, wenn man ihm eine Belohnung zusicherte. Die Nähergrethe lud die bewaffnete Macht ein, sich auf die Kiste zu setzen, aber daß sich einer von den Armenhäuslern an dem Austrag der Sache betheilige, gab sie nicht zu; „wir haben das Unrecht gesehen und angezeigt, aber den Mann, dessen Brod wir gegessen haben, verkaufen und verrathen wir nicht, da seht Ihr zu!" Die kleine Krüppelige lachte den drei Männern ins Gesicht, bei dem Gedanken, sie wollten nicht offen drauf losgehen. Die Gendarmen richteten sich auf, zogen ihre Uniformen glatt herunter und betraten den Kriegspfad gegen den Holschenbauern. Die Razzia gelang über Erwarten gut, der Bauer rief, als Krengel ihn am Kragen faßte: „O, o die Hinkegrethe! — als sie mir sagte, sie würd's anzeigen, da drohte ich ihr — nun hat sie's doch gethan!"

Nachdem die Verbrecher hinter Schloß und Riegel saßen, erhielt Krengel ein Belobigungsschreiben von dem Vorgesetzten, in Folge dessen er den Beschluß faßte und ausführte, der kleinen Armenhäuslerin seine Photographie in einem Rahmen zu schenken, welcher mittelst Glas und Oelfarbe Schildpat imitirte. —

Die Viehseuche, die aus Holland eingeschleppt war, blieb zum Glück auf dem Holschenhofe localisirt, aber Jan hatte seine Arbeit daselbst verloren, weshalb er sich auf das Korbflechten und die Verfertigung von Bienenkörben verlegte. Seine Adoptivmutter wurde nicht müde, ihm die Handgriffe zu lehren und als Herm dabei ungeduldig wurde, sagte sie: „Laß ihn nur, mit der Zeit lernt er's und dann vergißt er's nie wieder — das ist sein Gutes!" —

Nachdem Herr Krengel seiner Dankbarkeit einen so entsprechenden Ausdruck gegeben, kam ihm eine Inspiration, die, eine reiche Frau zu heirathen. Der Polizeidiener, den er ins Vertrauen zog, wies ihm eine reiche Wittwe an, aber der Gendarm konnte sich nicht zu ihr entschließen, sie war so ungebildet und, eben als reiche Frau, glich sie diesen Erziehungsmangel nicht einmal durch Zufriedenheit aus, es ging und ging nicht.

Aber eine Bierbrauertochter, welche Clavier spielte, das wäre sehr gut gegangen, wenn sie ihm nicht einen Korb gegeben hätte. Er wurde vor Aerger und Entrüstung krank, wenigstens schmeichelte er sich selbst damit, man bekäme die Kopfrose vom Herzen aus, obwohl andere auch denken konnten Herbstnebel und nasse Füße trügen die Schuld. Als die Rose endlich abgeblüht und Herr Krengel wieder am Platze war, sagte der Polizeidiener: „Na, jetzt haben wir ja eine Erbin im Kirchspiel, war denn nicht eine dicke Freundschaft zwischen Dir und der kleinen Nätherin Wesselgrethe? Denk nur, der Bösewicht, der ihren verstorbenen Vater, den Schiffscapitän, um sein Geld bestahl, kam jetzt selbst zum Sterben und zur Reue, deshalb schickte er aus Amerika der Wittwe Wessels, die auch schon längst im Sande liegt, so ein anderthalbtausend Dollars und die bekommt nun die Grethe. Die Sache ging an den Rheder nach Papenburg und von da zu uns, wir trauten unsern Augen nicht, soviel Geld im Armenhause!"

Krengel wußte, was er zu thun hatte. Er blickte alsbald in seinen Spiegel und wanderte darauf fürbaß nach Brooke, erst morgen begann sein Dienst wieder. Grethe Wessel saß mit ihrer Bänderhaube neben dem Geranium am Fenster, sie befahl Herm Caffee zu kochen, hieß Jan sich auf die Kiste setzen damit der Stuhl frei werde und seufzte dann: „Ja, Herr Landdragoner, das ist ein Kreuz mit dem Gelde, es ist gerade als ob die ganze Gemeinde aufgeboten wäre um Fußwege nach dem Armenhause hin zu treten, erst eine Schererei und Schreiberei vor Gericht, daß sich Jan beinah lahm mit mir schob, dann eine Freierei und Bettelei ohne Ende. Nicht einmal ruhig arbeiten lassen sie uns, denn sie sagen, das gehörte sich nicht für reiche Leute, grade wie wenn wir von Neuem auf die Welt gekommen wären, als Vollerben-Kinder. Ich halte es auch nicht aus und bin so traurig und bedrückt —!" wirklich füllten sich die schönen Augen mit Thränen, so daß selbst dem Gendarmen weich un's Herz wurde, wennschon ihn der bodenlose Unsinn empörte. „Wir haben nun mein elterliches Haus in Papenburg gekauft, Herm war hin, und ich muß dies Alles, Alles hier verlassen und meine glückliche Jugend ist vorüber!" fuhr Grethe fort.

Sie weinte jetzt schmerzlich. Der Jagerjunge rief durch die aufzischenden Wasserdämpfe des Theekessels: „Aber ein Garten ist bei dem Hause, ein verdonnerter Garten, gar nicht zu glauben, rothe, weiße und gelbe Rosen!"

Grethe's Augen leuchteten durch die Thränen: „Was sagt Ihr, Herr? gelbe Rosen — habt Ihr schon von gelben Rosen gewußt — und die gehören uns!"

Jan war auch sehr niedergeschlagen über Grethe's Kummer, da er aber nicht so schnell Trostworte fand, baumelte er einstweilen mit den Hacken dröhnend gegen die Holzkiste, auf welcher er saß.

„Es ist am Besten" rieth Krengel in seiner feinen, weltkundigen Gewandtheit „am Besten, Jungfer Grethe, Sie verheirathen sich, dann ist's aus mit den Freiern und Erbschleichern, und Sie wissen ja, daß Sie alte Freunde haben, denen Sie auch ohne das Geld gefielen!" — Dabei blinzelte er nach seiner Photographie im imitirten Schildpat-Rahmen, welche ohne vis-a-vis neben der Mutter Gottes hing. Aber das kleine Nähmädchen mißverstand diesen Blick: „Ja, sie sagen mir das Alle und ich soll wohl dazu übergehen müssen, wenn Ihr auch der Meinung seid!"

„Gewiß bin ich's", er ergriff ihre kleine, warme Hand „ganz gewiß! Suchen Sie nicht zu weit — nahe bei ist das Beste — einen Mann den Sie kennen!" — „Freilich, der an meine Krüppelei gewöhnt ist!" „Sehr recht, sehr recht, liebste Margarethe — nein, wie mich das freut, daß Sie eben so denken wie ich!" —

Sie nickte ernsthaft. „Daß er etwas fremd und dumm ist muß man ihm nicht anrechnen, ich habe gedacht, er könnte sich gut auf die Immkerei legen!" überlegte Grethe nachdenkend.

„Die Immkerei — Bienenzucht?" staunte Herr Krengel. „Ja, man sagt allgemein, dazu eignete sich ein schwacher Kopf besonders gut!" erwiderte sie.

„Aber — von wem sprichst Du denn?" — schrie der Gendarm empört.

„Von wem?" sie lachte wieder wie früher bei der Frage. „Ihr saht Euch ja selbst nach Jan um, natürlich von Jan!"

„Natürlich, o ganz natürlich!" wieherte Herr Krengel.

„Wenn ich ihn verließe so verbaselte er ganz und gar!" fügte Grethe mit Ueberzeugung hinzu.

„Na Jan — Du kannst von Glück sagen, Du Elephantenküken, daß Dich eine Erbin heirathen will!" — rief Krengel gelb vor Zorn und Galle.

„Er weiß noch von nichts!" — antwortete sie für ihn.

Jan stand auf: „Grethe Möke" (Tante), sagte er langsam, „ich bin das Heirathen nicht werth, gut genug, wenn ich Knecht bei Dir bin und Dich auf der Karre schiebe!"

Die Näherin streckte ihr Händchen nach ihm aus und sagte gerührt: „Jan, für mich bist Du der Beste der noch jemalen in Holzschuh trat, aber mag sein, daß ich zu alt und zu verkrüppelt bin für einen Kerl wie Du als Frau zu sein!"

Jan betrachtete sie eine ganze Weile, dann sagte er dumpf: „Wenn Du jetzt lügst, dann ist's ein Todtschlag! —"

„Ich lüge nie!" sprach sie einfach.

Jan stieß einen halb unterdrückten Schrei aus, erfaßte das kleine Mädchen mit seinen Tatzen, hob sie auf seine Arme, an seine Brust und schluchzte zitternd wie im Fieber: „Ich durfte es nimmer nicht denken, das wäre eine Sünde gewesen, und nun kommt es doch — Grethe, Grethe, Grethe, wirf die Krücken in's Feuer, ich trage Dich, immer, immer, und Gott lohne es Dir, daß Du mich nicht verachtest!"

Grethe schlang ihre kurzen Arme um seinen Hals und sagte: „Du wirst mich schon immer festhalten!"

Krengel wollte doch lieber keinen Caffee trinken und griff nach seiner Pickelhaube, die Menschen in diesem Haide- und Moorlande waren wahrhaftig gar zu einfältig, er dachte sich selbst die Wilden in Kamerun viel gewitzter.

Digitized by Google

Zum Winter stand das Armenhaus leer und im Frühling war schon eine Wand zwischen dem Fachwerk eingefallen, durch die Lücke drang der Frühlingssturm und deckte auch das Dach ab, nur hier und da sah man noch die vergißmeinnichtblaue Tünche.

Neben dem Hause des jungen Ehepaares in Papenburg blühten richtig gelbe, rothe und weiße Rosen. Jan begoß sie in der Morgenfrühe und trug seine Grethe in die Laube, wenn die Sonne schien. Herm putzte sich mit einem Lackhute und lernte das Schönschreiben mit der linken Hand. Nebenbei war er Alles in Allem, Koch und Kellermeister, und die Hausgenossen waren überzeugt, sie lebten wie die Prinzen, Jeder that für Jeden, was er nur konnte und wußte, nur vor fremden Leuten fürchteten sie sich etwas.

Als es wieder Herbst wurde, da weckte Jan eines Morgens den jungen Herm und sagte: „Herm, ich kann sie nicht beide zugleich tragen, nimm Du das Kind, es ist ein Mädchen!“ Herm stürmte in Hemdsärmeln, den Lackhut auf den schwarzen, wirren Haaren, die Treppe hinunter und sah eine alte Frau in der Küche vor der eine Wiege stand, in der Wiege, auf dem rothgewürfelten Kissen, lag etwas von der Größe eines Apfels, ein kleines, kleines Menschenköpfchen und Herm schwenkte den Lackhut und wollte gerade schreien: „Unser Kind, unsere Prinzessin!“ als ihm Jan von rechts und die dicke Frau von links den Mund zuhielten, worauf er erschrocken sagte: „Richtig, das da kann aufwachen!“

Herm vergötterte „Süs“ (Schwesterchen), beschäftigte sich in jeder freien Minute hingebend mit ihrer Pflege und verschenkte seine Kaninchen und die zahme Elster, weil er jetzt besseres zu besorgen hatte. Jan mochte es nicht anfassen, es war wirklich zu klein, das neugeborene Würmchen.

Grethe plauderte die ersten Tage viel und beseligt, dann aber wurde sie stiller und die Leute sagten, sie könne wohl drauf gehen. Sie fühlte es selbst und bereitete mit ihrer matten, fieberbeklemmten Stimme Jan auf seinen Verlust vor: „Wenn ich todt bin, legst Du mich selbst in die Kiste, Jan, Niemand soll mich anrühren als Du allein, und das Kind lasse ich Dir, Du mußt es tragen und hüten, aber laß Herm die Milch kochen und den Buddel halten, damit es sich nicht verschluckt. Und wenn es sprechen lernt, so lehre es beten, wie ich es Dich gelehrt habe, weißt Du, und Herm kann auch neue Gebete und Lieder lesen. Rechtschaffen bist Du von selbst, das brauche ich Dir nicht zu sagen. Eine Magd thut nicht nöthig, die alte Aleid kann scheuern und waschen im Tagelohn. Seht nur zu, daß das Geld nicht abhanden kommt, wegen des Kindes, und mit Almosen sei nicht sparsam. Weine nicht, mein Junge, und vergiß nicht, wie viel Glück wir mit einander verlebten. Eine Kuh mußt Du auf Cathrinen-Markt kaufen, Du kannst ja melken, der Doctor meinte, Ziegenmilch möchte für Töchterchen zu fett sein. Wenn sie groß wird, erzähle ihr Alles vom Armenhause und daß wir so vergnügt waren durch all die Jahre. Herm habe ich von der Haushaltung Bescheid gegeben, denn er versteht sich besser auf das Geld und die Welt als wir. Ich weiß Du hast niemalen etwas vergessen was ich Dir sage. So denk auch an das: Alle Liebe die ich auf Erden kannte, kam von Dir, und ein Engel vom Himmel hätte mich nicht treuer beschützen können, und ich werde vor Gottes Thron Dank sagen dafür, daß der Herr Dich für mich geboren werden ließ, Jan! Ja!“

Grethe that immer was sie versprach, so lange sie lebte, sie wird auch vor Gottes Thron geredet haben! Als sie ihre schönen braunen Augen zum ewigen Schlaf geschlossen hatte, legte Jan sie in den kurzen Sarg. Er saß Tag und Nacht neben der Leiche und als das Todtengefolge kam, trug er den Sarg in seinen Armen zum Kirchhof. Die Leute von Papenburg wollten so eine dumme Beerdigung nicht zugeben und schämten sich zu folgen, aber der Geistliche beruhigte sie, indem er sie erinnerte, Adam würde Eva auch so ins Grab getragen haben. Das sahen sie denn ein, am Ende, was konnte man denn auch von einem schwachköpfigen Armenhäusler Vernünftiges erwarten?

Aus der Hauptstadt.

Oper und Ballet.

Saison-Betrachtungen. Oper bei Kroll, Fräulein Horson. „Mascotte“ in der Walhalla. Emil Götze in der Königlichen Oper. Ein neues Ballet und eine alte einactige Oper von Weber.

Dem Berliner Musik-Berichterstatter bringt auch der Sommer keine Ruhe, nur eine neue Saison-Wandlung. Kaum sind die Concertsäle geschlossen, so beginnen die Opern im Kroll- und im Luisenstädtischen Theater, die Gastspiele in der Königlichen Oper. Der tüchtige Director Engel hat in seinem Kroll-Etablissement wieder eine so gute Künstlergesellschaft versammelt, daß man von den meisten Vorstellungen mit Vergnügen berichten kann. Er hat insbesondere in der Großherzoglich Sächsischen Kammersängerin Fräulein Horson eine bedeutende Künstlerin gewonnen, deren Leistungen umsomehr Aufsehen erregten, als sie bisher hier noch gar nicht bekannt war. Sie besitzt eine ungemein umfangreiche Stimme, ganz reinen Tonansatz, ganz vortreffliche Schule und ausgezeichneten Vortrag. In „Die lustigen Weiber von Windsor“, „Rigoletto“, „Glöckchen des Eremiten“, „Hugenotten“ (Königin), also in den verschiedenartigsten Rollen, hat sie immer den gleichen stürmischen Beifall des Publikums errungen, dem die Kritik vollkommen beistimmen kann. Auch das Zusammenspiel im Kroll-Theater ist sehr lobenswerth, und wenn man bedenkt, daß die Mitglieder aus den verschiedensten Gegenden für eine kurze Zeit angeworben sind, also bisher noch nie vereint gewirkt haben, so muß man dem Organisationstalente des Directors Anerkennung zollen. — Im Walhalla-Theater ist „Mascotte“ von Audran, die vor einigen Jahren im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mißfallen hat, mit großem Erfolge gegeben worden. Die Ursache dieses auffallenden Gegensatzes liegt in der ausgezeichneten Darstellung durch Frau Zimaier, sowie auch in der richtigen Auffassung mancher Charaktere und Nummern. In der Rolle der Prinzessin, welche im erstgenannten Theater von der genialen Schmidt als alte Kokette dargestellt wurde, erschien Fräulein Meinhardt in der Walhalla als elegante, launenhafte Dame, mit all ihrer feinen und liebenswürdigen Manier und erzielte eine ganz andere Wirkung. Ein Liebesduett, das dort absichtlich karrikirt wiedergegeben wurde und sehr mißfiel, sangen Frau Zimaier und Herr Korschén naiv idyllisch und mußten es drei Mal wiederholen. Also ist „höhere Auffassung“ selbst in der Operette von entscheidender Wichtigkeit! — In der Königlichen Oper entzückt Emil Götze das Publikum durch seine herrliche Stimme und den frischen, gesunden Vortrag, der freilich nicht immer auf poetischer Höhe steht, aber immer den Eindruck der Natürlichkeit erzeugt und den Hörer ganz behaglich stimmt. In Rollen wie Walther in den „Meistersingern“ oder Lyonel in „Martha“ ist er unvergleichlich.

Die Königliche Oper hat ein neues Ballet gegeben, d. h. ein schon 1876 in Paris vorgeführtes und auch in Wien seit Jahren bekanntes: „Sylvia“ durch den Königlichen Balletmeister Herrn Guillemin den hiesigen Verhältnissen anpassen lassen. Da uns versichert worden war, daß es sehr wenig Solotänze, aber viele schöne Gruppen aufzeige, also choreographische Massenwirkungen böte, haben wir es besucht und waren sehr angenehm überrascht. Es wird wohl nur sehr wenige Leser der „Gegenwart“ mehr geben, die sich noch erinnern, daß der erste Artikel, den wir für die erste Nummer dieses Blattes geschrieben, mit den Worten begann: „Wir lieben die Tanzkunst, daher gehen wir nicht mehr ins Ballet.“ Wir führen das hier an, um die folgenden Auslassungen über diesen Gegenstand zu rechtfertigen. Es ist in den letzten Jahren in manchen Kreisen Mode geworden, gegen das Ballet zu eifern, und auf dessen gänzliche Verbannung zu dringen. Wir können diesem Puritanismus nicht beistimmen. Ein großes Theater kann das Ballet schon deshalb nicht entbehren, weil alle Massenentwicklungen, Aufzüge und dgl. in das Fach der Schautanzkunst schlagen und eben nur von den dazu gehörigen Mitgliedern gut und sicher ausgeführt werden.

Digitized by Google

Und wenn selbst R. Wagner zu seinem „Tannhäuser“ nach Jahren eine Art Balletmusik für den Venusberg hinzucomponirt hat, so liegt hierin der beste Beweis, daß selbst dieser Meister, der gewiß nicht Zugeständnissen an die Menge geneigt war, doch auch die Verwendbarkeit des Ballets eingesehen hat, wie er denn in seinem Oper-Drama öfters von der Tanzkunst sprach. Gänzliche Beseitigung des Ballets wäre also ein vollständiges Verkennen selbst der höheren Theaterzwecke, ein Unsinn. Eine andere Frage jedoch ist die einer Umgestaltung im künstlerischen Sinne. Die Tanzkunst ist in den letzten dreißig Jahren zur Akrobatik herabgesunken, selbst die besten Tänzerinnen sind Fuß-Virtuosinnen, die der Plastik, der Schönheit der Stellungen, den Bewegungen der Arme wenig oder keine Aufmerksamkeit widmen; und die Mimik, das Mienen- und Geberdenspiel ist fast als eine verlorne Kunst zu betrachten. Wer die Elßler und die ältere, die „große“ Taglioni, selbst noch die Cerrito gesehen hat, wird uns beistimmen, daß damals der Schautanz nicht blos von diesen großen Künstlerinnen, sondern auch im Allgemeinen von der ganzen Balletschule anders behandelt wurde als jetzt, daß Plastik und Grazie auch bei den Tänzerinnen zweiten Grades zu finden waren. Die Granzow war die letzte Tänzerin aus jener Kunstschule. Fräulein dell' Era, die jetzige erste Tänzerin an der Königlichen Bühne, ist eine außerordentliche Tanz-Virtuosin, deren Fußgeläufigkeit kaum von einer anderen erreicht, gewiß von keiner übertroffen wird. Aber ihre Stellungen und besonders ihre Armbewegungen gehören eben der „neuen“ Schule an. Zum Alten zurückzukehren ist nicht möglich, danach seufzen nutzlos, also muß der richtige Balletmeister trachten, die vorhandenen Mittel der Neuzeit in künstlerischer Weise zu benutzen. Bei der großartigen Entwickelung des Maschinenwesens, der Decorationsmalerei, der Beleuchtungsapparate sind jetzt im Ballete die schönsten malerischen Effecte zu erzeugen, an welche die frühere Schautanzkunst nicht denken, ja sie kaum ahnen konnte.*) Geniale Balletmeister haben das auch schon erkannt; „Flick und Flock“ von Taglioni und „Excelsior“**) haben die Runde durch die Welt gemacht, ohne irgend welche brillante Solotänze zu bieten, und „Sylvia“ reiht sich diesen an. Es bietet nur ein paar Solotänze der Hauptperson, im Uebrigen mimische Handlung und herrliche Gruppirungen; und Herr Guillemin hat es mit großem Geschick den Verhältnissen der Königlichen Oper angepaßt. Hervorzuheben ist auch, daß die Musik von Délibes weit über dem gewöhnlichen Balletmusik-Maße steht. Sie ist meistens sehr fein melodiös und ganz gut instrumentirt. Man kann also „Sylvia“ auch vom künstlerischen Standpunkte loben. Die Darstellung war ausgezeichnet. Frl. dell' Era glänzte durch ihre außerordentliche Virtuosität, Frl. Wisotzky, die Herren Müller und Glasemann, denen nur mimische Rollen zuertheilt waren, lösten ihre Aufgabe in lobenswerthester Weise. Die Massentänze und Gruppen waren vortrefflich arrangirt und gelangen vorzüglich, ebenso die Decorationen und Maschinerien. Das Ganze hinterließ einen poetischen Eindruck und zeigt, daß ein geschickt gemachtes Ballet einen Rang in der Gesammt-Kunst wohl behaupten kann.

Dem Ballet ging eine alte einactige Oper von Weber „Abu Hassan“ voran. Des unsterblichen Componisten Sohn nennt sie in der Biographie seines Vaters eine „Operette“. Sie enthält ein paar hübsche Sächelchen; die endlosen Gespräche müssen gekürzt werden. Nach der ersten Aufführung dieses Werkchens in München schrieb Weber an seinen Freund Gänsbacher: „Ich sehne mich schmerzlich nach einem guten Operntexte.“ Und er hat „Freischütz“, „Eurvanthe“ und gar „Oberon“ componiren müssen und dennoch Unsterbliches geschaffen.

H. Ehrlich.

*) Wie armselig war die einstige „Bengalische Beleuchtung“ gegen die jetzige elektrische, farbenwechselnde!

**) Leider ist mir der Name des genialen Mailändischen Balletmeisters, der „Excelsior“ gedichtet hat, entfallen. Er war der Sohn einer Hökerin, der den Kunden seiner Mutter für ein paar Centinaji das Gemüse nach Hause trug. Die Liebe zu einer kleinen Ballerina hat ihn zum Tanzpoeten gemacht.

Zwei Wiener Maler.

Seit Makart todt ist, gibt es keinen Wiener Maler mehr, dessen Name im Deutschen Reich jedem Gebildeten ohne weiteres geläufig wäre, und trotz der vermittelnden Münchener Kunstausstellungen dringen wenige Wiener Künstler bei uns durch. Es wird sich darin auch nicht viel ändern, ehe unsere akademische Kunstausstellung, auch wohl lucus a non lucendo der Berliner Salon genannt, die bis jetzt fast ausschließlich locale Bedeutung hat, sich einen dominirenden Rang unter den verwandten Veranstaltungen anderer deutscher Kunststädte erworben hat. Vielleicht wird die für nächstes Jahr angesagte internationale Jubiläumsausstellung einigen Wandel schaffen. Allein man hüte sich wohl vor großen Erwartungen.

Solange Berlin keine umfassende Kaufkraft entwickelt, und damit hat es gute Weile, wird auch sein Salon keine größere Anziehungskraft ausüben. Sind doch die modernen Kunstausstellungen nicht zuletzt als Kunstmärkte anzusehen.

Gegenwärtig hat uns die Kaiserstadt an der Donau die Werke zweier Künstler herübergesandt, die jedes in seiner Art ein großes Publikum gefunden haben. Eins ist eine große Ansicht Wiens von dem bekannten Landschafter Anton Hlavacek, das andere eine Serie Illustrationen zur Orientreise des Kronprinzen Rudolf von Franz von Paufinger.

Hlavacek's Riesenbild ist für einen der Säle des neuen Wiener Rathhauses bestimmt. Ein Act schwesterstädtischer Höflichkeit hat ihm in einem Saale des Berliner Rathhauses Aufnahme gewährt, wo es seit einigen Wochen von Tausenden in Augenschein genommen wurde.

Mit Gesammtansichten von modernen Großstädten ist es eine eigene Sache. Nur ausnahmsweise präsentiren sie sich, wie Constantinopel, als eine geschlossene Masse, und wo sie sich mit Villen und Landhäusern über ein weites flaches Terrain ohne Grenze verbreiten, pflegt nur von einigen Punkten aus eine ferne undeutliche Silhouette übrig zu bleiben. Man müßte sie eigentlich, wie es die japanische Landschaft liebt, aus einer Art Vogelperspective sehen, um einen großen klaren Eindruck zu erhalten. Wie ganz anders nehmen sich die Ansichten mittelalterlicher Städte aus mit ihren eng von dem Mauergürtel zusammengeschnürten, in die Höhe getriebenen Häusermassen von hohen Thürmen überragt.

Mit großem Geschick hat Hlavacek diese Hauptschwierigkeit besiegt, soweit es menschenmöglich scheint. Den Standpunkt nahm er vom Kahlenberg aus, der wohl unstreitig die vortheilhafteste Gesammtansicht bietet. Aber er nahm mit Recht davon Abstand, die Ansicht vom höchsten Gipfel aus zu geben, weil von dort die Entfernungen zu groß sind und Massen wie Linien zu sehr ineinanderfließen. Der tiefere Nußberg bot dieselben Vortheile der Gesammtansicht ohne die unmalerischen Nachtheile. Zugleich erlaubte er bei dem allmählichen Abfall die Betonung des Mittelgrundes, der den gemalten Aussichten von ganz hohen Punkten aus zu fehlen pflegt. Freilich, der Gegensatz eines detaillirten Vordergrundes, der doch keine besondere Aufmerksamkeit erregen darf, und des interessanten, aber mehr oder weniger verschwimmenden Hintergrundes läßt sich nicht absolut beseitigen.

Große Schwierigkeit bot auch die Beherrschung der Linien auf dem weiten eben erscheinenden Stadtplan. Hlavacek hat sich sehr geschickt damit geholfen, daß er durch einen Sprühregen, der über die Stadt zieht, den weniger wichtigen Ausblick in der Mitte über die Stadt hinaus verhüllte und dafür jederseits um so kräftiger wirkende Ausblicke auf die fernen Berge erzielte. Wolkenschatten wirken unmerklich, aber sicher der scharf einschneidenden Linie des Flußlaufes entgegen.

Der farbenreiche Frühherbst, den der Künstler als Zeit der Aufnahme gewählt hat, leiht ihm namentlich für den Vordergrund mit seinen sonnigen Rebenhügeln und dunklen Hohlwegen die köstlichsten Töne. In der Ansicht des gerade zu Füßen des Beschauers ausgebreiteten Nußdorf sind die freundlichsten Einzelbilder an lieblich gelegenen Häusern mit ihren Gärten und Aeckern verarbeitet, aber so consequent

Digitized by Google

der Gesammtwirkung untergeordnet, daß sie erst gesucht werden müssen. Hier offenbart sich Hlavacek's frische Naturempfindung vielleicht am sinnfälligsten, und es ist höchst erfreulich zu verfolgen, wie nahe er in Auffassung und Behandlung den besten unserer einheimischen Meister steht. Namentlich kommen Züge vor, die an die besten Partien in Werner-Bracht's Panorama erinnern. An eine gegenseitige Beeinflussung ist natürlich nicht zu denken.

Hlavacek ist als Landschafter vielseitiger als in seinem Fach die Regel und hat eine mannigfache Entwicklung durchgemacht, obgleich er, 1842 geboren, noch zu der jüngeren Generation gehört. Während bei uns in der Ebene die älteren Künstler, die in ihrer Jugend als Romantiker mit der Gebirgsmalerei begannen, allmählich in die Ebene hinabgestiegen sind, kam Hlavacek aus ähnlichen Anfängen zu der Ideallandschaft. Hoffentlich werden wir ihm im nächsten Jahre auf diesem freien Schaffensgebiet begegnen.

Auch Franz von Pausinger war dem weiteren Publicum unserer Hauptstadt kaum vom Hörensagen bekannt. Die Ueberraschung, welche seine Kohlenzeichnungen von der Orientreise des österreichischen Kronprinzen erregten, machte sich immer wieder in dem Ausruf Luft: Warum haben wir von einem solchen Künstler noch nicht mehr zu sehen bekommen? — Es ist eben ein ganz besonderer Glücksfall, daß Pausinger als reifer Mann vor eine große Aufgabe gestellt wurde, in der er alle seine mannigfachen Anlagen nacheinander und nebeneinander zur Geltung bringen konnte. Diese Vielseitigkeit bringt nicht zuletzt den starken Eindruck hervor, unter dessen Bann wir stehen. Einzeln auf einer akademischen Ausstellung erscheinend, würden diese Kohlenzeichnungen über die Künstlerkreise hinaus wenig beachtet werden und bald vergessen sein.

Kronprinz Rudolf hat in der Wahl seines künstlerischen Reisebegleiters einen scharfen Blick bewiesen. Vielleicht zog eine persönliche Sympathie den großen Jagdliebhaber an, denn Pausinger war von jeher in erster Linie Thiermaler. Als solcher that er sich schon während seiner Schülerzeit in Wien hervor, und nur kurze Zeit, während er unter Schirmer in Karlsruhe arbeitete, scheint der Landschafter in den Vordergrund getreten zu sein. Die Reisebilder zeigen ihn jetzt gleich sicher in allen Sätteln. Er ist Genremaler vom beweglichsten Naturell, versteht sich auf Meer und Himmel wie ein Seemaler, und wenn der Schwerpunkt immer noch im Thierstück und in der Landschaft liegt, so erhebt er sich doch stellenweise zu Darstellungen großen Stils aus dem Menschenleben. Ich denke dabei vor Allem an den Einzug des Kronprinzen in Jerusalem.

Die Skizzen begleiten die Reise von der winterlichen Fahrt über den verschneiten Semmering an der albanesischen und griechischen Küste vorbei den Nil hinauf und herab nach Palästina und schließlich in die Heimath zurück. Es sind hundertzweiundzwanzig große Cartons, jeder mit der Präcision und Frische einer Momentphotographie hingeworfen, und doch dabei ein rundes Bild Der Inhalt ist der denkbar mannigfaltigste, denn das Volksleben in allen seinen Phasen steht keineswegs gegen das Thier- und Jagdbild zurück, wenn auch letztere, wie ja bei der Liebhaberei des Kronprinzen und des Künstlers ganz natürlich, einen breiten Raum einnehmen. Es ist ein glänzendes Zeugniß für die Originalität Pausingers, daß er das tausendmal in Wort und Bild Geschilderte so naiv erfaßt, als wäre er der Erste, der es gesehen. Sein technisches Können bildet die Bewunderung und das Studium unserer Künstler. Es ist in der That erstaunlich, was er an Lichterscheinungen und Farbenwirkung mit der Kohle zu geben weiß. Auf einzelne der Cartons einzugehen, ist hier nicht möglich. — Pausinger hat sich bei uns ein Publikum erworben, das künftigen Arbeiten mit Spannung entgegensieht.

A. L.

Notizen.

Homer's Odysseus-Lied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Joh. Jak. Engel. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Die Herren Philologen kommen doch zuweilen auf wunderbare Gedanken. So ist es plötzlich dem oben genannten Verfasser so vorgekommen, als sei die Voß'sche Homer-Uebersetzung ganz unbrauchbar für den Zweck, unser Volk mit den Homerdichtungen bekannt zu machen, und er hat sich beeilt, das „Odysseus-Lied" in Nibelungenstrophen nachzudichten. Der Versuch ist ihm nicht übel gelungen; das Lied liest sich glatt und leicht und bekundet die ungewöhnliche Formgewandtheit und den feinen Schönheitssinn des Verfassers. Aber glaubt derselbe, daß in dieser Gestalt die Odyssee leichter in weitere Kreise des Volkes eindringen werde? hat Uhland die Nibelungenstrophe dem Volke wirklich so vertraut gemacht, daß auch fremde Stoffe demselben durch sie leichter zugeführt werden könnten? Nein, im Gegentheil! die Hexameter-Dichtung des trefflichen Voß ist unserem Volke schon so geläufig geworden, daß ein Nibelungenstrophenlied sie nicht wieder verdrängen wird, und wäre sie auch tausendmal correcter und textlich richtiger. Aber das Letztere ist nicht einmal der Fall; die Anlehnung an den griechischen Text mußte bei dieser Nachdichtung ganz von selbst eine lockere werden und sie ist so locker geworden, daß oft selbst die Schönheiten des Urtextes die auch in der Uebersetzung wiedergegeben werden könnten, verschwunden sind. Das ist zu bedauern. Aber es wird dies am Ende nur der Kenner des griechischen Textes beklagen; der Nichtkenner könnte sich vielleicht aus der vorliegenden Nachdichtung wirklich einen reinen Genuß verschaffen? Selbst Das bezweifeln wir, und zwar aus dem folgenden Grunde: In der Nachdichtung hat eine seltsame Mischung des griechischen und des deutschen Localtones stattgefunden, die jeden feinsinnigen Leser anfangs überraschen, schließlich abstoßen muß. Wir wollen gar nicht davon reden, daß Worte, wie „Recke, Mär', Fei (statt Meernixe), Dingstatt, Rothes Gold, Schloß, des Angers Plan, Burgfels" u. A. m., die häufig genug gebraucht werden, auf die Griechen und ihre Einrichtungen angewandt, anachronistisch erscheinen; noch viel schlimmer berührt der Anachronismus, der in der Einzel- wie Gesammtdarstellung liegt. Verse wie:

Von seiner schönen Buhle erwarb er Minnesold

oder: Das Festmahl uns zu würzen mit Liebe (!) und mit Leich

oder: Der Herold aber hängte die Laute tönereich
An ihre früh're Stelle an buntgesticktem Band

oder: — er zeigte, der Huld sich völlig bar (nämlich Polyphem!)

berühren fast unangenehm lächerlich. Wir müßten doch in der Literatur den Standpunkt des „Alexanderlieds" und ähnlicher anachronistischen „Nachdichtungen" überwunden haben. Dieser Standpunkt hatte einstmals seine Berechtigung, aber heute ist dieselbe verschwunden, und der Verfasser der vorliegenden Nachdichtung beging einen gewaltigen Irrthum, als er ihn wieder betrat. Die Nibelungenstrophe müßte uns als Original-Metrum der deutschen Literatur zu lieb sein, als daß wir sie auch auf fremde Stoffe anwendeten; es ist, als ob man ein und dasselbe Prachtgewand allen Körpern anpassen wollte; es paßt doch nur auf den, für den es gefertigt ist. So erscheint uns das „Odysseus-Lied" Engel's lediglich als eine gut ausgeführte literarische Curiosität.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in Berlin C. 2, Klosterstrasse 38, bietet gut gehalten an:

Meyer's Convers.-Lex., 3. A., Hfz. (150 M.) 55 M. — Spamer's Convers.-Lex., 10 Bände (180 M.) 60 M. — Meyer's Handlex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Brockhaus kl. Convers.-Lex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Cooper's Romane, 6 Lwdbde., 5,50 M. — Journal amusant 1868, 1876 Juli — 77 April, Hfz. (30 M.) 9 M. — Schiller's sämmtl. W., N. illustr. A. (27 M.) 9 M. — Shakespeare, ill. v. Gilbert, I/II. Origbd. (20 M.) 8 M. — Napoléon, hist. d. J. César, 2 Bde., m. 2 Atltn., 1. Subscr.-A. 9 M. — Löbe's Encycl. d. ges. Landw., Hlblwbde. 4 M. — Hervey, illustr. of mod. sculpt., Fol. Hfz. 9 M. — Murr-Kilian, Abbildgn. d. Alterth. a. Hercul. u. Pompeji, 8 Prbde., Fol. 22 M. — Encyclop. ou dictionn. d. connoiss. hum. Mis en ordre p. M. d. Félice, m. 10 Bdn. Tafln., 58 Frzbde., 4°, 60 M. — Deutschlds. Kunstsch. m. Text v. Görling, Woltmann, Abth. 2/9 (27 M.) 9 M. — Lieder z. Schutz u. Trutz, hersg. v. Lipperheide Prbd. 2.50 M.

Ferner in **neuen Ex., meist Prachtbdn.:** Wessely, Kunstübde. Frauen Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. dtsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 16 M. auch einz. ohne Bandzahl je 6 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 8 M. — Polko, A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. f. d. Kfmsstd. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlex. d. ges. Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. Danzel-G. Lessings Leben. 2. A., (10 M.) 5 M. — Börne's W. 12 Bde. (30 M.) 12 M. — Zeitschrift f. Ethnol., Anthropol. etc., herausg. v. Bastian, Virchow u. A. 1884 (20 M.) 9 M. — Hogarth, Zeichngn., 93 Stahlst. m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12 M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30 M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A., D. Hohenzoll. u. d. dtsch. Vaterl. (16 M.) 10 M. — Cuendios, Spanien u. d. Spanier, mit viel. Holzschn. u. 50 Tafeln, 1847 (30 M.) 7,50 M. — Correggio's und Il Parmesano's Werke in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., 133 Bl., gr. 4°, in Mappe (20 M.) 12 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr., n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Michel Angelo's sämmtl. W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 100 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M. — Tizian Vercelli's W. n. e. Ausw. d. bedeutdst. W. v. L. d. Vinci, G. Reni u. P. Veronese in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., Paris o. J. (20 M.) 12 M. — Stern u. Oppermann, D. Leben d. Maler f. Künstler u. Kunstfr., 2 Bde. Lex. 8°. M. 58 Portr. (15.60 M.) 6 M.

Lenchen im Zuchthause.

Ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts.

2. umgearbeitete Auflage. 1884. M. 6.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direct von **S. Hogan & Co.,** Leipzig.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchengeschichte

von der

ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach

weil. ord. Professor der Theologie in Basel.

Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.

Erster Band:

Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte.

Vierte Auflage.

Herausgegeben und mit einem literarisch-kritischen Anhang versehen

von

Dr. F. Nippold

ord. Professor der Theologie in Jena.

gr. 8. Preis: Mk. 7.

Mit der vorliegenden neuen Auflage des 1. Bandes von Hagenbach's Kirchengeschichte ist das 7 Bände umfassende Werk wieder vollständig geworden.

Der Preis für alle 7 Bände beträgt: Mk. 39. — Die Bände sind auch einzeln verkäuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8°. Geh. 18 Mark. Geb. 21 Mark.

Carriere's „Aesthetik" ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu gearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hierzu eine Beilage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1885. Band XXVII.

COLUMBIA UNIVERSITY JUN 19 1885 LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der englisch-russische Conflict und der internationale Socialismus. Von Max Quarck. — Ueber Staatsexamina. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Des Königs Vermächtniß. Von Ernst Ziel. — Die Geschichte der Handschriftendeutung. Von Eugen Schwiedland. — Das literarische Berlin 1840—1860. Von Oskar Bulle. — Der Pariser „Salon". Von H. Dierks. (Schluß.) — Das Luther-Festspiel in Jena. Von B. L. — **Feuilleton:** Die Losung. Von E. Orzeszko. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstgewerbliches. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der englisch-russische Conflict und der internationale Socialismus.

Von Max Quarck.

Es wird in diesen Tagen viel gesprochen und geschrieben über den noch keineswegs beigelegten Conflict der Engländer und Russen in Asien und über seine wahrscheinlich sehr weitreichenden politischen und financiellen Folgen. Die europäischen Börsen sind durch die Ereignisse, die sich im Osten vorbereiten, in eine fieberhafte Unruhe versetzt. An die Rückwirkungen, welche die eine oder die andere Lösung jenes Conflictes auf die socialen Reformbestrebungen haben könnte, die sich ja glücklicherweise in fast jedem Culturstaate mehr Bahn brechen, ist dagegen noch nicht gedacht worden. Uns hat in recht lebhafter Weise daran erinnert ein diesen Gegenstand betreffender und noch wenig bemerkter Artikel von Jules Guesde, dem gefeiertsten der französischen Arbeiterführer, in einer der neuesten Nummern des größten französischen Arbeiterorgans, des Pariser „Cri du Peuple", der recht wohl als Manifest des, wie es sich zeigt, keineswegs todten internationalen Socialismus den kommenden Ereignissen gegenüber aufgefaßt werden kann und als solcher Beachtung verdient. Wir geben den bezeichnenden Artikel rein objectiv wieder. Er lautet unter der Ueberschrift „Es lebe der Krieg!" folgendermaßen:

„Die letzten Friedensversuche sind gescheitert. Einerseits hat Rußland auf die Forderung einer gemeinsamen Untersuchung des Vorfalles bei Aktepe einfach mit einer neuen und noch handgreiflicheren Verletzung des „feierlichen Abkommens" vom 17. März geantwortet; es hat sich Meruschaks bemächtigt, das noch 24 Kilometer weiter liegt als Pendscheh. Andererseits läßt Herr von Bismarck durch die ihm am nächsten stehenden Blätter die Stelle des Vermittlers ablehnen, die ihm zwar nicht angeboten, aber vorbehalten war.

„Hoffentlich werden sich die Geschicke erfüllen. In einigen Tagen, oder spätestens in einigen Wochen werden der moskowitische Militarismus und der englische Commercialismus handgemein geworden sein. Und während, nach dem „Temps" „das — capitalistische — Europa mit Schrecken das Gespenst eines solchen Krieges sich erheben sieht", klatschen wir mit beiden Händen Beifall zu diesem Zweikampf zwischen den beiden conservativsten Großmächten des Jahrhunderts, und wir sagen mit den Socialisten über dem Canal drüben und ihrem Parteiorgan, dem „Commonweal": „Möge dieser Zweikampf als Ausgang die endgiltige Vernichtung nicht blos des einen, sondern der beiden Gegner haben!" In der That, anders wie bei den Kriegen, die, indem sie ein Volk auf das andere hetzen, für die Reaction arbeiten, weil sie durch den Rassenhaß den Classenhaß verdrängen, wird der bevorstehende Krieg, dessen Wogen über den Köpfen der beiden, dem Namen nach engagirten, aber die eine so wenig als die andere bedrohten Nationalitäten zusammenschlagen, der Revolution in die Hände arbeiten, er möge endigen wie er wolle. Welches der zwei Systeme oder Regimes, die beide, wenn auch nach verschiedener Richtung, Unterdrücker sind, auch unterliegen möge; ob die russische Kaserne über das englische Comptoir siegt oder englisches Gold russisches Eisen bezwingt — eine der Schichten der gegenwärtigen Gesellschaft löst sich los, und durch diese Bresche wird die neue Ordnung der Dinge einziehen. Wir können in Folge dessen den Gott der Schlachten frei walten und schalten lassen: er ist gezwungen, er mag es anfangen wie er will, für uns zu arbeiten. Unterliegen die Russen, so stürzt der Zarismus zusammen und kommt die politische Emancipation Rußlands, die beinahe schon vor 30 Jahren nach der Einnahme Sebastopols eingetreten wäre. Und wenn Rußland, ich will nicht sagen socialisirt — denn es gibt historische Entwicklungsstufen, die man nicht überspringen, nur abkürzen kann — aber einfach „liberalisirt" ist, dann ist das Deutsche Reich mitten ins Herz getroffen, vereinzelt und unfähig, den wiederholten Vorstößen der Socialdemokratie zu widerstehen. Zu der Zeit, wo das arbeitende Deutschland zur Regierung kommt, wird auch die blutige elsaß-lothringer Frage gelöst — und zwar auf die einzig mögliche Art und Weise: durch die Aufhebung der Grenzen.

„Die Niederlage der Engländer dagegen bedeutet die sociale Emancipation Englands, Irland inbegriffen, die vor der echt communistischen Revolution nur durch das großartigste Colonial- und Handelsreich bewahrt werden, das es je gegeben hat. Wenn England trotz seinem Großgrundbesitze, trotz seiner entwickelten Industrie und der mächtigen corporativen Organisation seines Proletariates bisher das „loyale" — und conservative — Großbritannien, das der Graf von Paris bewundert, hat bleiben können, so kam dies daher, daß seine Arbeiter bei der Versorgung seines Weltmarktes immer oder fast immer Brot und Arbeit gefunden haben. Andererseits ist es ihm mit Indien und seinen „lucrativen Aemtern" möglich gewesen, sich durch die Befriedigung mit jenen der Söhne seiner Bourgeoisie, die keinen Wirkungskreis mehr in der Metropole finden konnten, zu entledigen und so „der Gefahr der Declassirten" zu entgehen, diesem Sauerteig der revolutionären Masse.

„Wenn aber der englische Handel durch feindliche Kreuzer oder Korsaren und durch die noch gefährlichere Concurrenz der Neutralen getroffen wird, wenn die Colonien sich loslösen und England mit dem indischen Reich den großen politischen und

Digitized by Google

administrativen Abflußcanal verliert — dann wird man sehen, wie lange noch die britische Plutokratie dauert, in die Mitte genommen von einer ausgehungerten Arbeiterclasse und den Beschäftigungslosen des Mittelstandes.

„Niederlage der Engländer oder der Russen — jede bedeutet den baldigen Triumph des internationalen Socialismus, dem die bevorstehende Katastrophe, sie komme von Nordost oder Nordwest, alle Trümpfe in die Hand spielen wird."

Soweit Jules Guesde. Wir haben seine Worte lediglich als Ausdruck der Hoffnungen wiedergegeben, die von dieser Seite auf den Ausgang des Kampfes in Asien, gesetzt werden, und möchten um keinen Preis, daß dieses neue Manifest des internationalen Socialismus für die nächste Zukunft von der gesammten europäischen Presse, die es noch nicht beachtet und gewürdigt zu haben scheint, übersehen würde.

Daß England nur noch mit Sorge auf seine Colonien blickt und blicken kann, wird ja täglich offenbarer. Namentlich der verhängnißvolle Verlust, der ihm in seinen indischen Besitzungen droht, ist wirklich nur noch eine Frage der Zeit. Mit großer Besorgniß hat die englische Presse schon öfters auf die unverhältnißmäßig starken Armeen der vielen einzelnen indischen Vasallen hingewiesen, die zusammen ein Heer von 350,000 Mann und somit eine wahre Gefahr für England bilden, der Letzteres nur 100 000 eingeborene Soldaten entgegenstellen kann. Aber der Anspruch auf äußere Macht gründet sich stets erst auf eine ebenfalls überlegene wirthschaftliche Stellung. Und solch eine selbstständige materielle Machtstellung haben sich die englischen Colonien in Indien eben mit der Zeit auch erworben. Denn die britischen Cottonkönige haben sich mit Schrecken eingestehen müssen, daß, um nur den Haupttartikel zu erwähnen, allein von 1880—1882 der Werth der Baumwolleinfuhr in Indien um fast 20 Millionen ab-, der der Ausfuhr solcher Waaren aber um 10 Millionen zugenommen hat. Und ebenso geht es in China, Japan, Egypten und sonstigen Hauptexportländern Großbritanniens, die alle im Begriffe sind, eigene lebensfähige Industrien jeglichen Gewerbes zu entwickeln. Die Ungunst dieser naturgemäßen Verhältnisse hat der vorletzte indische Vicekönig in Indien, der Marquis of Ripon, erfahren müssen. Er wurde allerseits einer zu weit getriebenen Nachsicht gegen jene von Englands Cultur beleckten Indier beschuldigt, welche die Seele der antienglischen Bewegung in Indien darstellen, und deshalb seiner Zeit durch Lord Dufferin, den befähigtsten und kräftigsten, aber auch rücksichtslosesten und eigensinnigsten der gegenwärtigen englischen Diplomaten, ersetzt. Aber auch der Letztere hat selbstverständlich den Gang der Dinge nicht aufhalten können. —

Nun, wir haben lediglich die Aufmerksamkeit auf ein international-socialistisches Document lenken wollen, das im Zusammenhange mit Ereignissen, auf denen die Augen der ganzen Welt haften, steht. Man wird gut thun, diese unverhüllten Kraftäußerungen der „rothen Internationale" nicht gering zu schätzen. Im Augenblicke, wo wir auf dieses drohende Pronunciamento stoßen und dasselbe höher hängen, scheint es ja, als sollten die in ihm ausgesprochenen Hoffnungen gründlich getäuscht werden durch einen gütlichen Ausgleich des russisch-englischen Conflictes in Asien. Niemand ist aber im Zweifel darüber, daß damit nur eine Vertagung der endgültigen Lösung dieser Weltfrage erreicht wird. Das Manifest des internationalen Socialismus wird also über kurz oder lang wieder actuell werden. Eine sorglose Geringschätzung desselben ist demnach keineswegs am Platze — wenn man nicht Vogelstraußpolitik treiben will, die doch wohl mit Recht als veraltet gelten darf.

Ueber Staatsexamina.

Zu den allerschwierigsten Fragen, welche beim Studium und der Beamtencarriere aufgeworfen zu werden pflegen, gehört die Frage der Staatsprüfungen. Der Hauptzweifel nämlich besteht hier darüber, ob Professoren oder Nichtakademiker geeignet seien, die Staatsexamina abzuhalten. Für das Erstere wird gewöhnlich angeführt die größere Vertrautheit mit dem zu prüfenden Fache, für das zweite die größere Unbefangenheit und Objectivität des Prüfenden. Das System wird also sicherlich die größte Vollkommenheit besitzen, welches beide Arten von Examinatoren vereinigt, wie dies ja öfters, sowohl beim juristischen, wie beim philologischen Staatsexamen, der Fall ist. Indessen, so sehr man auch vielleicht überall bestrebt ist, diese Mischung durchzuführen, so wenig geschieht gewöhnlich, um den allerbedenklichsten Umstand zu vermeiden, welcher Studium und Examina schwer zu schädigen vermag — die Continuität der Commissionen.

Indem wir vorweg erwähnen, daß im Allgemeinen die Constanz der Prüfungscommission in Süddeutschland gewöhnlicher ist (wo meistens nur der Regierungscommissarius gewechselt wird) als in Norddeutschland, wo wenigstens ein jährlicher Wechsel stattfinden soll, wird es zweckdienlich sein, diejenigen Inconvenienzen aufzuzählen, die, eine Folge dieser unverrückbaren akademischen Examinatoren, entstanden sind. Zunächst nämlich ist einleuchtend, daß die Studenten im Allgemeinen, um solche Vorlesungen zu hören, sich für verpflichtet halten, oder wenigstens diesen ein größeres Interesse und größeren Fleiß widmen, welche von den Examinatoren gelesen werden. Davon ist aber wieder eine Folge, daß sehr wichtige Vorlesungen, die von den Examinatoren nicht gelesen werden, fortwährend an Werth verlieren, und im Gegensatz dazu andere sehr unwichtige, weil sie von den Examinatoren gelesen werden, allmählich an Werth gewinnen und gewöhnlich sich dadurch einen Weg in die Examinationsfächer bahnen, obwohl sie ursprünglich dazu gar nicht bestimmt gewesen sind. Um ein Beispiel aus der classischen Philologie zu wählen, so werden die wichtigsten exegetischen Vorlesungen nicht gehört, wenn sie nicht von den Examinatoren gehalten werden, verlieren dadurch bedeutend an Werth und allmählich auch ihre Bedeutung für das Examen, weil die Examinatoren kein besonderes Interesse dafür haben. Andererseits werden, wenn ein Archäologe in der Prüfungscommission sitzt, die archäologischen Vorlesungen nicht nur über Gebühr und über jeden wissenschaftlichen und pädagogischen Werth hinaus gehört, sondern sie gewinnen sich allmählich ein bedeutendes Feld beim Staatsexamen, wiewohl dies den ursprünglichen Intentionen des Examens vollständig fern lag.

Als ganz besonders bedenklich darf das Prüfen ganzer Facultäten angesehen werden, wie dies vereinzelt bei juristischen Examina vorkommt. Wenn schon die verwirrende Menge der Examinatoren von unheilvollem Einfluß ist, der sachlich gar nicht begründet erscheint, da mit Leichtigkeit mehrere Fächer in eine Hand gelegt werden könnten (vorausgesetzt, daß überhaupt eine Prüfung in allen nothwendig erscheint), so ist wohl als ungünstigste Wirkung aufzufassen die auf den Geldbeutel der Studirenden. Denn wo alle Ordinarien der Facultät examiniren, ergibt sich von selbst ein Studienzwang, der die größten Dimensionen anzunehmen pflegt. Nun kann ja eine Vertheuerung des juristischen Studiums in Zeiten der Ueberfüllung aus praktischen Gründen wünschenswerth oder geboten erscheinen, man wird aber nicht umhin können, diesen Modus als eine sonderbare Entfernung von einer idealeren Richtung des Universitätsstudiums aufzufassen, auf welche einsichtigere Facultäten doch unter allen Umständen zu bringen berufen sind.

Doch dies sind alles Kleinigkeiten im Vergleich mit zwei anderen Nachtseiten, die allerdings einen so zersetzenden Einfluß ausüben, daß hierbei die Staatshilfe unter allen Umständen geboten erscheint. Es können nämlich sehr schlecht situirte oder gewissenlose Professoren sich eine vollständige Synekure durch die Prüfungen erwerben und einen sehr bedenklichen

Digitized by Google

Terrorismus ausüben, indem sie für das Durchkommen beim Examen die Testirung über sämmtliche von ihnen abgehaltene Vorlesungen verlangen. Einige treiben den Cynismus hierbei so weit, daß sie unverholen beim Examen und in den Vorlesungen diese ausdrückliche Forderung stellen.

Der zweite Nachtheil ist noch viel bedenklicherer Natur. An den meisten Hochschulen, welche jene Einrichtung mit den constanten Prüfungscommissionen haben, ist das Studium in den letzten Jahren immer mehr so eingerichtet worden, daß nur die Prüfungsfächer und die Examinatoren, die jeder vom ersten Semester an kennt, gehört zu werden pflegen. Dadurch ist ein banausischer Zug in das Studium hineingekommen, der in steter Steigerung begriffen ist und früher ganz unbekannt war. Man studirt heute nicht mehr eine Wissenschaft, sondern man studirt das Examen. Da naturgemäß bei diesem Verfahren auch schlechte Lehrer, die ohne Mitwirkung in der Prüfungscommission gar keine Anziehungskraft ausüben würden, zu hoher Anerkennung bei den Studenten gelangen, so ist ja kein Zweifel, daß das Studium selbst tiefer und tiefer sinken und auf diese Weise eine allmähliche Depretiation des Beamtenstandes eintreten muß. Ganz besonders aber wird dadurch die Entwickelung einer individuellen Beanlagung, die bei dem früheren System nicht ausgeschlossen war, mehr und mehr zur Unmöglichkeit.

Es wird aber bei dieser Gelegenheit zweckmäßig sein, die Frage überhaupt zu streifen, welche Nachtheile das Examiniren durch Professoren mit sich bringt. In erster Linie steht fest, daß die meisten Professoren eine Vorlesung nur in der Weise beim Examen verlangen, wie sie dieselbe vorgetragen haben. Es ist daher bekannt, daß an manchen Universitäten es von gar keinem Nutzen ist, daß der Candidat die betreffende Vorlesung irgendwo anders gehört hat, weil von dem Examinator nur nach seinem eigenen Vortrag examinirt wird. Davon ist denn die nothwendige Folge, daß der Professor weit eher seinen persönlichen Standpunkt in einer wissenschaftlichen Frage herauskehren und verlangen wird. Eine weitere Folge aber ist, daß ein Professor Diejenigen chicanirt und womöglich durchfallen läßt, jedenfalls ihnen eine geringere Note gibt, welche nach seiner Ueberzeugung zu wenig bei ihm gehört haben. Dies pflegt besonders bei medicinischen Examina einzutreffen. Es ist Thatsache, daß durch solche Uebelstände oftmals Differenzen in der Commission vorgekommen sind. Dadurch pflegt aber das Examen selbst viel einseitiger zu werden, und es sind zahlreiche Beispiele bekannt und durch Candidaten verbreitet worden, in welcher Weise diese Einseitigkeit sich in jeglichem Examen kundgegeben hat. Ein berühmter Historiker pflegte stets nach den kleinasiatischen Provinzen zu fragen, durch welche Alexander d. Gr. marschirt ist, ein berühmter Philologe stets nach den Odysseehandschriften, ein Geograph nach der Umgegend Neapels. Ebenso zahlreich sind die Steckenpferde der juristischen Professoren. Eine nicht minder bedauerliche Folge aber entspringt dem unpraktischen Wesen, durch welches manche Professoren sich auszeichnen. Vorzugsweise bei ihnen wird daher nicht ungewöhnlich sein, daß in dem einen Fall viel zu schwer und nach Sachen gefragt wird, die ein Candidat gar nicht wissen kann, in einem anderen Fall viel zu leicht. Besonders beim Oberlehrerexamen sind zahlreiche Beispiele bekannt geworden, daß ein Professor dieselben Fragen für die höchste Facultas, für die mittleren Classen und für die allgemeine Bildung gestellt hat, und ein berühmter Philosoph pflegte für die allgemeine Bildung der Philologen stets nach sehr subtilen Systemen neuerer Philosophen zu fragen.

Man wird nicht leugnen können, daß in alle diese Fehler die Praktiker viel seltener verfallen werden, so daß deshalb die Prüfungen durch Praktiker den Vorzug zu verdienen scheinen. Indessen zeigen sich auch bei ihnen Schattenseiten, die nicht zu unterschätzen sind. Als ein Hauptnachtheil pflegt angeführt zu werden, daß der Praktiker in der Regel die Persönlichkeit des Candidaten gar nicht kennt und deshalb gar nicht im Stande ist, auf eine individuelle Richtung und Beschäftigung einzugehen, die dem Professor bei seinem Candidaten bekannt zu sein pflegt. Wenn dies auch zugegeben und als Nachtheil zugestanden werden muß, weil dadurch gerade sehr fleißige und befähigte Candidaten, wenn sie Unglück beim Examen haben, in eine ungünstigere Lage kommen können, als dies bei dem ihnen persönlich bekannten Professor der Fall wäre, so spricht doch andererseits wieder Manches gegen ein solches Vertrautsein mit der Person des Candidaten.

Wenn nun nach dieser Auseinandersetzung Keinem zweifelhaft sein dürfte, daß nur eine gemischte Commission vor großer Einseitigkeit zu schützen im Stande ist, so wird doch die Nothwendigkeit noch anderer Vorsichtsmaßregeln einleuchtend sein, durch welche alle erwähnten Unzuträglichkeiten vermieden werden. Es müssen nämlich noch zwei Momente mit Consequenz durchgeführt werden. Erstens muß die Commission alljährlich wechseln, wenigstens in einem Theil seiner Mitglieder, und zweitens darf die neue Zusammensetzung erst unmittelbar vor der Staatsprüfung öffentlich bekannt gemacht werden, so daß die Candidaten sich nicht darauf einrichten können. Ferner aber sollen nicht die Ordinarien allein zu Prüfungen zugelassen werden, sondern auch die Extraordinarien und die älteren Docenten, schon deshalb, um auch ihnen die Wohlthat größeren Vorlesungen zuzuweisen und zu prüfen, ob sie in Zukunft für diese Thätigkeit geeignet oder ungeeignet erscheinen, wobei wir gar nicht einmal betonen wollen, daß die Humanität verlangt, daß sie auch an den in Folge des Examens entstehenden pecuniären Annehmlichkeiten theilnehmen sollen.

Ganz besonders soll aber auch von Staatswegen darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Universitätsstudium nicht allein den Zweck hat, daß man sich zum Staatsexamen vorbereite und nur die Fächer des Staatsexamens höre und mit ihnen sich näher beschäftige, sondern daß das mehr oder minder selbstständige Eindringen in die Wissenschaft die Hauptsache sei, woraus sich nachher mit der üblichen Vorbereitung das Examen von selbst ergeben müsse. Wir fürchten, daß durch die Festhaltung des bisherigen Systems ein banausisches, unkritisches und unselbstständiges Beamtenthum groß gezogen werde, welches einmal die Regierungen mit großer Sorge erfüllen könnte. Ganz besonders aber liegt der Fall im Bereich der Möglichkeit, daß das Beamtenthum diejenige Sicherheit und Selbstständigkeit in der Auffassung und in der Kritik verliert, welche es früher in den Augen der Menge emporgehoben und von der kritiklosen Masse mit scharfer Grenze gesondert hat. Das aber dürfte für jeden Culturstaat als ein bedenklicher Rückschritt zu betrachten sein, ganz besonders für die größeren Staaten, deren Entwickelung, Gesetzgebung, Unterricht und Rechtsprechung im Wesentlichen von einem gediegenen und kritisch entwickelten Beamtenthum abhängig sind.

Philosophus.

Literatur und Kunst.

Des Königs Vermächtniß.

(Ballade.)

Es herrschte ein König im Norden
— Sein Reich war Klippe und Eis —
Vom Schloß an des Meeres Borden
Erließ er dies Geheiß:

„Vernehmt, nun will ich sterben —
Mein Schwert, am Steine zerschell's!
Doch setz' ich ein zu Erben
Den Nordwind, den Donner, den Fels.

Du Nordwind, fahre mit Brausen
Unerbittlich über dies Land,
Wie einst über Knechte mit Sausen
Gefahren ist meine Hand!

Digitized by Google

Du Donner, mit rastlosem Grimme
Durchschreck' all was hier lebt!
Es soll eines Königs Stimme
Nicht sterben, wenn man ihn begräbt.

Du Fels, steh' schroff auf der Düne
In ragender Schönheit am Belt
Und blicke gleich mir, ein Hüne,
Verachtend auf Menschen und Welt!

Und kommt einst die heilige Stunde,
Da erloschen der Menschheit Geschlecht,
Dann erwach' ich im Grabesgrunde
Und erneu're mein königlich Recht.

Dann umbrause mich, Nordwind, mit Toben,
Dann umdröhne mich, Donner, mit Macht!
Auf Deinem Scheitel hoch oben
Will ich thronen, o Fels, in der Nacht.

Dann freut mich die schreckliche Leere,
Weil die Erde von Schwächlingen rein —
Da droben der Himmel, der hehre,
Hier unten ein König — allein!

Ernst Ziel.

Die Geschichte der Handschriftendeutung.

Von Eugen Schwiedland.

Die Graphologie oder Lehre von der Handschriftendeutung, welche aus der äußeren Form der natürlich fließenden Schrift nach festen Regeln die geistige und sittliche Persönlichkeit des Schreibers zu erfassen strebt, hat in neuester Zeit wieder das Interesse des großen Publicums erregt. Vor ungefähr dreißig Jahren war sie in Folge der bekannten Handschriftendeutungen Henze's in der „Illustrirten Zeitung" J. J. Weber's sehr populär geworden, doch Henze's Mittheilsamkeit über seine Kunst war stets gleich Null, und so erlosch dieses Interesse bald.

In neuerer Zeit hat man versucht, die Graphologie objectiv, das ist nicht nach subjectivem Gefühl und Eindruck urtheilend, auf fester Basis aufzubauen, und trotz der discreditirenden Thätigkeit falscher Propheten, die dem ernsten Bestreben auf diesem Gebiete mitunter die Existenz erschweren, trotz der ewigen Spötter, welche ihren Realismus durch frivole Witze bekunden wollen, trotz der theilweisen Unsicherheit, welche die neue Kunst in ihrem ersten Auftreten naturgemäß begleiten mußte, während man gleich in allen Punkten Fertiges verlangte, hat sie wieder die Blicke auf sich gezogen. Es wird der Leser vielleicht schon deshalb nicht ungern einen kurzen Blick auf all' jene Bestrebungen werfen, aus denen die Handschriftendeutungskunde allmählich hervorgetreten ist.

Man liebt es, seine Meinung — wenn auch am meisten nur so lange, bis sie nicht allgemein anerkannt wird — durch Zeugnisse hervorragender Männer zu stärken, und da ist der Engländer wie der Deutsche gemeiniglich geneigt, in allen Dingen, betreffe es Philosophie, Seelenkunde, Kunst, Politik oder Lebensweisheit, einen großen Dichter als Autorität anzuführen, gegen welchen es keinen Widerspruch gibt und welchem nichts vom Getriebe der Epigonen unbekannt oder ungeahnt geblieben, nämlich Shakespeare und Goethe, — während der deutsche Gelehrte es mit Aristoteles fast ebenso hält.

Auch auf unserem Gebiete ist man, jedoch zuerst von französischer Seite, geschichtlich forschend bis Aristoteles oder zumindest bis Shakespeare oder Goethe zurückgegangen. Man hat Griechen und Römer um ihre graphologischen Erfahrungen befragt, wobei sich Suetonius am gefälligsten erwies, und man hat dann, auf die Späteren übergehend, wie berichtet wurde, in dieser Hinsicht auch Shakespeare zur Aeußerung bewogen. Wie berichtet wurde, denn wenn man näher zusieht, und anstatt dem Hörensagen zu folgen, selbst jene Großen hört, so zeigt sich, daß die Alten bloß einzelne wenige Bemerkungen über die Schrift machen, wie sich etwa Livius bei thierischen Mißgeburten und sonstigen Zeichen und Wundern aufhält oder wie Suetonius, wenn Augustus oder Nero einen Schnurrbart getragen hätten, dies aufgezeichnet hätte. Shakespeare vollends mag von Dem, was man ihm nacherzählt, in Wahrheit gar nichts wissen. Nur der emeritirte Professor der Philosophie und Medicus zu Bologna, Camillo Baldus aus dem siebzehnten Jahrhundert — mit dem Rechtslehrer Baldus (de Ubaldis) aus dem vierzehnten nicht zu verwechseln! — läßt sich, da er mit Vorliebe über ähnliche Gegenstände forschte, gern de ratione cognoscendi mores et qualitates scribentis ex ipsius epistola missiva, sive de divinatione epistolaria, das ist: über die Art, Jemandes Sitten und Wesen aus seinem Schreiben zu erfassen, vernehmen. (Italienische Originalausgabe des Büchleins zu Carpi, 1622, die lateinische Uebersetzung zu Bologna, 1664.) Doch es sind nur wenige graphologische Ahnungen, welche wir bei Baldo finden.

Von einem ähnlichen Werke aus derselben Zeit haben wir nur eine schwache Spur. Crasso erzählt in seinen, ihrem Titel ganz entsprechenden „Elogii" (I. p. 377)*), daß der hochberühmte Markus Aurelius Severinus, welcher 1656 als Professor der Anatomie an der Pest zu Neapel starb, ein ungedruckt gebliebenes Manuscript hinterließ, dessen Titel (Vaticinator s. tractatus de divinatione literali) auf einen ähnlichen Inhalt schließen läßt.

Die Kunst, die Handschrift zu „errathen" soll ein unbekannt Gebliebener unter Ludwig XIV. geübt haben. D'Odoucet erzählt, eine Dame habe demselben die Schrift des Königs gezeigt und er habe sehr Schlechtes davon gedacht. Als ihm die Dame wissen machen wollte, daß diese Schrift vom Roi Soleil herrühre, habe er gesagt, seine Kunst lehre ihn nicht, die Könige, sondern die Menschen erkennen.

Johann Caspar Lavater, der Züricher Pfarrer, theilt der Mitwelt seine über die Handschrift erworbenen einschlägigen Kenntnisse bereitwillig mit. Er entwirft Charakterbilder nach der Schrift und schreibt in seine Physiognomik**) ein Capitel „über den Charakter der Handschrift". Lavater scheint nach dem Eindruck der Schrift geurtheilt zu haben und nicht nach objectiv-faßbaren Regeln, obwohl ihn seine ganze positive Geistesrichtung und sein Beobachtungssinn zur Auffindung präcis formulirbarer Gesetzmäßigkeiten, zu concreten graphognomischen Abstractionen drängte.

Ein Zeitgenosse Lavater's, Joh. Chr. A. Grohmann, der den Eindruck eines durchaus ernsten Menschen macht, veröffentlichte 1792 in Berlin eine „Untersuchung der Möglichkeit einer Charakterzeichnung aus der Schrift", die sich heute natürlich sehr naiv anhört. Er macht dabei einige interessante Bemerkungen, die wir — mit aller Reserve — registriren wollen:

„Kritiker, Geschichtswisser, Mathematiker, will ich wohl unter tausend Handschriften mit Gewißheit herausfinden und habe sie auch jederzeit, ohne mich zu trügen, herausgefunden." — „Körperbau, Stimme, Farbe, Haar, Alles ist für den Beobachter des Menschen auch leicht in seiner Handschrift zu finden — ich sage für den Beobachter des Menschen, der ihn zugleich als Anthropolog kennt. Blonde Haare — blaue Augen, weiße rosige Wangen des Mädchens — niemals habe ich sie in der Handschrift verkannt oder gefunden, wo sie nicht waren."

---

*) „Crasso (Laurentius), ein Baron und Jurisconsultus von Neapolis", — sagt Jöcher (nach Toppi's Bibliotheca Napoletana) in seinem ehrwürdigen Lexikon der Gelehrten aller Stände, die seit Erschaffung der Welt gelebt — „lebte in der Mitten des XVII. Seculi, und schrieb Elogii d'uomini letterati, darinne er aber mehr einen Panegyristen als Historicum abgegeben."

**) S. 70 fg. des IV. Bandes der Wiener Ausgabe derselben (1829).

Digitized by Google

Die gelinde Fluth mehr oder minder unverläßlicher Anleitungen, welche zu Beginn dieses Jahrhunderts in Almanachs und Jahrbüchern erschienen, unbeachtet lassend, wenden wir uns zum Privatsecretär des gefeierten Dichters, Gelehrten und Staatsmannes Goethe, dem Doctor und Hofrath Johann Peter Eckermann, der uns in seinen „Gesprächen" bereitwillig über Goethe's graphognomische Neigungen belehrt. Wir erfahren von Eckermann, daß Goethe eine Sammlung von Autographen angelegt hatte,*) welche er zu vermehren bestrebt war,**) und daß er auch aus der Form der Handschrift auf den Charakter des Schreibers schloß.***)

Seine Meinung über die Handschriftendeutung gibt uns der Meister in einem längeren Brief, den er im Jahre 1820 an den Autographensammler und Rentmeister Karl Preusker gerichtet hat, selbst zu erkennen. „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne", schreibt Goethe, „ist wohl kein Zweifel . . . . Jedoch möchte wohl auch hiebei mehr das Gefühl als ein klares Bewußtsein Statt finden; man dürfte sich wohl darüber im Einzelnen aussprechen, dieses aber in einem gewissen methodischen Zusammenhange zu thun, möchte kaum Jemand gelingen. Indessen da ich selbst eine ansehnliche Sammlung Handschriften besitze, auch hierüber nachzudenken und mir selbst Rechenschaft zu geben oftmals Gelegenheit genommen, so scheint mir, daß ein Jeder, der seine Gedanken auf diese Seite wendet, wo nicht zu fremder, doch zu eigener Belehrung und Befriedigung, einige Schritte thun könne, die ihm eine Aussicht auf einen einzuschlagenden Weg eröffnen."

Dieses Urtheil ist ganz bezeichnend für den damaligen Zustand der Handschriftendeutung, als Goethe darüber auch mit Lavater correspondirte, und es charakterisirt die subjective, jedoch nach objectiven Regeln strebende Seite der damaligen graphognomischen Forschung.

Nur noch den Aufsatz des Professors der Medicin zu Paris, Moreau (de la Sarthe), citirend, welchen dieser im Jahre 1806 über die Handschriftendeutung zu Lavater's großer französischer Ausgabe schrieb, eilen wir zu Adolf Henze, dem ersten allgemein bekannten Handschriftendeuter, dessen Deutungen gegen das Ende der fünfziger Jahre das größte Aufsehen und Interesse erregten.

Henze urtheilte scheinbar in Folge unmittelbarer Erkenntniß, sozusagen instinctiv nach dem Eindruck, besser gesagt, nach dem Gefühl, das der Duktus der Schrift in ihm erweckte. Es hieße zu weit abschweifen, dem Leser die sehr natürliche Erklärung dieser Art Intuition hier zu geben. Henze hat sich gleich Lavater, und noch viel mehr als dieser, im Gegensatze zur heutigen Art der Charakterzeichnung aus der Handschrift, mehr auf die Bezeichnung des Hauptzuges und Umrisses des einzelnen Charakters beschränkt, gab jedoch vor, auch das Alter des Schreibers genau zu wissen und zeichnete hier und da sogar das Aeußere der Person nach der Handschrift nieder — ob auch richtig, wage ich nicht zu sagen. Ein „Chirogrammatomantie" betiteltes Buch, das er schrieb, enthält zwar eine Selbstbiographie des Verfassers, jedoch keine einzige objective und stichhaltige Begründung seiner ganz auf subjectivem Gefühle beruhenden Urtheile über die eingestreuten Facsimiles. — Henze starb in gänzlicher Zurückgezogenheit Ende 1883.

War auch in Frankreich kein selbstständiges Werk über die Handschriftendeutung erschienen, — das 1812 zu Paris erschienene Büchlein „L'art de juger de l'esprit et du caractère des hommes et des femmes sur leur écriture" etc. scheint zwar seinem Titel nach graphologischen Inhaltes zu sein, ist es jedoch kaum, — so war man auf unserem Gebiete doch nicht stehen geblieben. Ein vor etwa dreizehn Jahren verstorbener französischer Jesuitenpater Namens Martin soll ein graphologisches System gehabt haben, durch welches er die physische und moralische Person des Schreibers erkennen wollte. Seine Grundprincipien, oder Regeln, soll er einem seither verloren gegangenen, in schlechtem Latein abgefaßten Büchlein („Prosperi Aldorisci ideographia"?) entnommen haben, das vor 1700 gedruckt worden sein soll. Es ist nur mehr ein directer Schüler des Pater Martin bekannt, der jedoch, gleich Henze und — George Sand, kaum eine feste Regel anzugeben vermag.

George Sand, welche gleich Lavater und Goethe einen entschieden positiv veranlagten Geist besaß, hat ebenfalls Handschriftendeutung getrieben. Sie entwarf (1871) ein kurzes, jedoch sehr interessantes Charakterbild vom Abbé Michon, von dem noch die Rede sein wird, und schrieb ihm gleichzeitig: „ich kann mich ganz irren, ich habe kein System, aber ich erhalte viele Briefe; natürlich führt mich der Instinct des Beobachtens dazu, daß ich mir eine Idee von den Personen nach dem Ganzen ihrer Handschrift mache; ich behaupte nicht, mich nie geirrt zu haben, aber ich habe oft richtig gerathen."

In den Schriften zahlreicher hervorragender Männer finden sich Stellen, welche beweisen, daß ihre Autoren alle aus der Handschrift auf die Schreiber zu schließen pflegten. Ich nenne nur Hawthorne, — den bekannten amerikanischen Novellisten —, Walter Scott, welcher in seinen „Chronicles of the Canongate" (I, Ch. II. p. 28—29) eine interessante Charakterskizze nach einer fictiven Schrift entwirft, Disraeli Vater,*) W. v. Humboldt, Knigge, den Historiker von Woltmann, Fourier und von den Jüngeren die Dichterin E. Browning und Alphonse Daudet.**) Demnach beziehen sich auch die folgenden interessanten Geschehnisse, welche wir im ersten Bande der Memoiren des Grafen Horace von Viel Castel***) (auf Seite 38) finden, auf Wilhelm von Humboldt:

---

*) Unter anderen ähnlichen Stellen schreibt Eckermann am 9. Februar 1823: „Abends bei Goethe . . . . Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften."

**) Unter dem 1. Januar 1831, wo Eckermann über die künftige Redaction und Herausgabe von Briefen Goethe's spricht, heißt es: § 10. „In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merkwürdiger Menschen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müssen nicht unterdrückt werden, indem sie alle durchaus charakterisirend und liebenswürdig erscheinen." Eckermann las diese Punkte Goethe vor, der ihnen „seine beifällige Zustimmung gab".

***) Eckermann schreibt am 2. April 1829 u. A.:

„Sehen Sie sich einmal um" — fuhr Goethe fort — „hinter Ihnen liegt auf dem Pult ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte." — „Dieses blaue Briefcouvert?" sagte ich. — „Ja", sagte Goethe, „nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er diese Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?" — Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Merck könnte so geschrieben haben", sagte ich. — „Nein", sagte Goethe, „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder haben ihn bei diesem Couvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen."

*) Herr J. H. Ingram in London theilt mir aus den Litterary Curiosities des älteren Disraeli die folgenden Excerpte mit: „The handwriting bears an analogy to the character of the writer as all voluntary actions are caracteristic." — „To every individual Nature has given a distinct sort of writing, as she has given them a peculiar countenance, voice and manner."

**) „Cela tenait . . . à cette mobilité d'esprit visible jusque dans son écriture qui ne se ressemblait jamais." (Numa Roumestan, S. 26.) — „Quelque temps après, une lettre arriva, qui avait dans sa grosse écriture de plume d'oie, la brusquerie d'accent, les cocasseries d'expression de la tante et trahissait son esprit brouillon par l'absence absolue de ponctuation, les sauts prompts d'une idée à une autre." (Ibidem, S. 30.) — Eine ähnliche Bemerkung findet sich auch bei Schopenhauer.

***) Mémoires du Comte Horace de Viel Castel sur le règne de Napoléon III. (1851—1864), publiés d'après le manuscrit original. 2e édition. Paris, 1883.

Digitized by Google

„Frl. v. Duras erhörte den Marquis von Custine gern und die Heirath Beider sollte bald kundgegeben werden. Eines Morgens waren im Salon der Herzogin von Duras außer dem sich liebenden nicht-officiellen Brautpaar der Graf Nieuwerkerke, der Freiherr von Humboldt und einige Habitués anwesend. Der Baron von Humboldt gab vor, den Charakter aus dem bloßen Anblick der Handschrift zu erkennen und diese Behauptung, deren Richtigkeit er durch zahlreiche Proben bewiesen hatte, bildete an diesem Morgen den Gegenstand des Gespächs. „Lassen Sie sehen" — sagte auf einmal Frau von Duras, indem sie einen Brief aus ihrem Gürtel zog — „lassen Sie einmal sehen, Herr von Humboldt, ob Sie uns aus der Schrift, die ich Ihnen überreiche, den Charakter des Urhebers dieses Briefes beschreiben können." Der Baron von Humboldt sammelt sich, als großer deutscher Gelehrter, der er ist, betrachtet die Schrift und beginnt eine Dissertation über die Form der Buchstaben, ihre Physiognomie, ihre Absonderlichkeiten; dann fängt er an zu beweisen, daß der Schreiber, von dem sie herrühren, ein außergewöhnliches Wesen sei, mit bizarren Neigungen, einer korrumpirten, regellosen Imagination, ohne Moralität .... kurz, er zeichnet ein abscheuliches Bild, trotz der Anstrengungen der Herzogin von Duras ihn zu unterbrechen, denn der also beurtheilte Schreiber war Niemand anders, als der Marquis von Custine. Die Heirath ging in die Brüche. Custine heirathete Frl. v. Courtomer, dann wurde aus ihm jenes Wesen ohne aussprechbaren Namen, das wir kennen. Herr v. Humboldt hatte sich nicht geirrt." — —

Die französische Schriftstellerin Emilie de Vars gibt in einer graphologischen Broschüre mit Quellenangabe ein sehr interessantes Charakterbild, das ein Abbé, Namens Flandrin, nach einem Manuscriptstücke Silvio Pellico's entworfen hatte. Ein graphologischer Schüler dieses Abbé Flandrin, — welch' letzterer in den dreißiger Jahren einem kleinen Kreise von Männern angehörte, die sich mit graphismatoskopischen Studien in unserem Sinne befaßten und schon, gleich ihm, versuchten, einzelne Schriftproben als graphologische Typen aufzustellen —, war ein junger Cleriker voll edlem Ehrgeiz, feurigem Idealismus und lebhaftem Geiste, Namens Jean-Hippolyte Michon, der später als der eigentliche Begründer der Graphologie (welcher er auch diesen Namen gab) Schule machen sollte. Mit Michon vollzieht sich der Uebergang aus dem subjectiven, gleichsam instinctiven Gefühl, womit bis dahin geurtheilt oder zu urtheilen versucht wurde, zur objectiv-sicheren, auf festen Regeln beruhenden, die entscheidenden Schrifteigenthümlichkeiten abmessenden Graphologie. Michon's offenes, spontanes und mittheilsames Wesen schloß jede mystische Geheimnißthuerei aus, sein wissenschaftlich gebildeter Geist zeigte ihm die Methode, welche er auf die Handschriftendeutung anwenden mußte, um durch sie in dreißig Jahre langen Mühen zahlreiche Regeln der Graphologie auf inductivem, empirischem Wege präcis zu bestimmen, und seine Genialität, sowie sein alle materiellen Interessen vernachlässigender Feuereifer lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf seinen Lieblingsgegenstand.

Er hielt öffentliche graphologische Vorträge und Consultationen, schrieb Charakterbilder, sogenannte Porträts, nach der Handschrift, gab mit Desbarolles — der umsonst eigens nach Leipzig gereist war, um von Henze Aufschluß über die Art zu gewinnen, wie er arbeite — im Jahre 1870 „Les mystères de l'écriture" unter dem Namen Jean-Hippolyte heraus, begründete 1872 das unter seiner Leitung die Graphologie ebenso fördernde als interessante Fachblatt „La Graphologie", gründete die „Gesellschaft für Graphologie" zu Paris, deren erster Präsident er war, und schrieb dann innerhalb acht Jahren successiv sechs grundlegende graphologische Werke, wobei er stets für seine Ideen Propaganda machte, in Fälschungsprocessen als ausschlaggebender Experte fungirte, Reisen machte und anderweitige — theologische und historische — Studien unternahm.

Michon, dessen 1881 in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre erfolgter Tod einen empfindlichen Schlag für die Graphologie bedeutet, hat diesen neuen Zweig einer praktischen Psychologie zu einer relativ staunenswerthen Vollkommenheit erhoben. Sein Streben geht vor Allem nach Klarheit und Anschaulichkeit. Der Graphologe im Sinne Michon's urtheilt nicht mit subjectivem Gefühl bloß nach dem allgemeinen Eindruck einer Handschrift, sondern — wir wiederholen es — er mißt und wägt die einzelnen graphologisch relevanten Einzelheiten derselben objectiv, mit klar bewußter Würdigung. Und hierin liegt der Umstand, dem die Graphologie die bisherige Höhe, welche sie durch Michon und dessen wenige berufene Nachfolger und Nachstreber in der Empirie erreicht hat, in erster Linie verdankt. Dabei wird der Graphologe in unserem Sinne — abgesehen davon, daß er auch berufen ist, die ernste und schwierige Handschriftendeutungskunde fortzubilden — keineswegs ein lebendiges Compendium oder wandelndes Regelbuch sein; vielmehr kommt es sehr auf sein klares Urtheil, seine Erfahrung und seine scharfsinnige Menschenkenntniß an.

Es stellt sich nun der theoretischen Forschung die Aufgabe, zu untersuchen, ob die Graphologie vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft Berechtigung, einen theoretischen Hintergrund, ob sie eine wissenschaftliche Begründung hat, und wenn ja, ob die exacte Forschung die einzelnen bisher inductiv gewonnenen, durch die Erfahrung auch bestätigten Sätze bekräftigt und umgekehrt. Dabei aber gibt es auch auf dem praktischen Gebiete noch vieles zu leisten.

Das literarische Berlin 1840—1860.

Von Oskar Bulle.

Vor wenigen Jahren hörte ich im fernen Osten an dem traulichen Kamine eines deutschen Hauses zum ersten Male den Namen Scherenberg's. Der Hausherr las uns „Waterloo" und später „Ligny" vor, und ich erinnere mich, welchen mächtigen Eindruck diese wuchtig einherschreitenden Schlachtgesänge auf den Zuhörerkreis machten, und wie eifrig wir nachher in der Bibliothek nach weiterer Kunde über den Sänger forschten. Wir mußten lange suchen und schließlich fanden wir doch nichts Anderes, als magere biographische und bibliographische Angaben, als die kurzen Notizen, daß der Dichter 1798 geboren und ein Pommer sei und daß er außer jenen genannten Gedichten noch „Leuthen", „Abukir" und „Hohenfriedberg" gesungen und einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben habe. Trotz aller Kürze dieser Angaben fehlte aber niemals die kategorische Randbemerkung, daß Scherenberg ein Dichter der „Reaction", des „specifischen Borussenthums" des „preußischen Militarismus" u. s. w. sei und daß er wohl ungeheuer viel „Originalität", aber wenig Geschmack und „eigentliches poetisches Talent" besitze. Kurzum, wir mußten bald, da eine reactionäre oder gar borussische Literaturgeschichte nicht aufzutreiben war, unsere literarhistorischen Forschungen nach diesem Dichter aufgeben, und schämten uns innerlich nicht wenig, daß wir wieder einmal so wenig Geschmack bewiesen hatten, die Werke eines von allen Literaturgeschichten längst bei Seite gelegten Dichters für erhebend und großartig zu halten.

Seitdem hatte ich von diesem Waterloo-Scherenberg nie wieder etwas gehört, bis mir die Kunde ward, daß Theodor Fontane ein Buch über ihn herauszugeben vorhabe. Denn der Name Scherenberg's ist in der That uns, der jüngeren Generation, deren persönliche Erinnerungen nicht über die siebziger Jahre zurückreichen, sehr fremd geblieben. Nur der Zufall oder der Verkehr in den immer mehr sich verengernden Kreisen, in welchen noch ein gewisser Freundschafts- oder auch ein patriotischer Cultus mit diesem Dichter getrieben wird, wird Manchen aus den jüngeren Jahrgängen die Bekanntschaft mit seinen Dichtungen verschafft haben. Gelesen, im weiten Sinne dieses Wortes, werden heutzutage weder „Waterloo" noch „Ligny", noch das herrliche „Leuthen". Und auch von den kleineren, sogenannten „lyrischen" Gedichten Scherenberg's ist keines in's Volk gedrungen, nicht einmal in die Anthologien und anderen Blüthenlesen aus dem deutschen Dich-

Digitized by Google

tungs-Hage sind sie hindurchgesickert; ich glaube wenigstens, daß man vergeblich im „Echtermeier" nach einer seiner balladenartigen Dichtungen suchen wird.

Um so mehr Dank verdient Theodor Fontane, daß er dem dahingeschiedenen Freunde mit liebevoller Hand ein Denkmal errichtet hat, welches wenigstens den einen Zweck erfüllen wird, die literarische Geschichtsschreibung mehr auf den schon bei seinen Lebzeiten verschollenen Dichter aufmerksam zu machen, als sie es bisher war. Denn eine größere Wirkung darf man von dieser posthumen Würdigung wohl kaum erhoffen. In die Reihe der Lebenden, d. h. der im Volksherzen Lebenden, wird es den Dichter nicht wieder rücken können, und wenn auch Mancher, angeregt durch Fontane's Darstellung jenes Dichterlebens, die Scherenberg'schen Werke hervorsuchen mag, so wird es wohl nur im literarhistorischen Interesse geschehen.

Das erwähnte Buch Fontane's betitelt sich: Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860*) und ist, nicht nur in biographischer Hinsicht, vom größten Interesse. Denn es zeigt den Dichter in einer Umgebung, welche nur noch in Trümmern und in der Erinnerung fortlebt, und für welche uns, dem jüngeren literarischen Berlin, schon vielfach das Verständniß abgeht; es schildert uns in charakteristischen Zügen ein schriftstellerisches Treiben, welches mehr als das heutige zugleich ein gesellschaftliches Element in sich schloß und sich von Person zu Person erstreckte, während heute nur noch die Bücher oder die Zeitschriften mit einander sprechen und die Lettern des Druckes sich als das einzige Bindemittel einer literarischen Gemeinde darstellen. Das gedruckte Wort ist seit jener Zeit, die doch kaum dreißig Jahre hinter uns liegt, übermächtig geworden, und der anregende Zauber des persönlichen Verkehrs hat vor ihm, gerade hier in Berlin, allzuweit zurückweichen müssen. Alle die liebenswürdigen Kleinigkeiten, in denen sich gerade die Seele geistreicher Menschen so anmuthig entfaltet, sind in das Privatleben zurückgedrängt worden, während sie in der Zeit, die Fontane schildert, ein bedeutendes Moment des schriftstellerischen Verkehrs bildeten. Wir können nur mit einer gewissen Wehmuth heute noch davon lesen, daß damals fast alle literarischen Capacitäten, sowohl die aufstrebenden, als auch die schon auf der Höhe angekommenen, unter sich einen Verein bildeten, der nicht etwa nur den Charakter einer hoch über den Köpfen und auch den Herzen schwebenden idealen geistigen Gemeinde trug, sondern so viel Realität aufzeigte, als nur eine allwöchentlich pünktlich und zahlreich besuchte Versammlung zu gewähren vermag, ein Verein, in dem wirklich geredet, nicht nur getagt wurde, in dem die Geister aufeinanderplatzten und zwar durch Vermittlung des Mundes und des lebhaft blitzenden Auges, nicht wie heute lediglich durch die des Zeitungspapieres. Das Bewußtsein von der Decentralisation des geistigen Verkehrs, welche durch das Wachsen Berlins zur Weltstadt bedingt ist, drängt sich uns nirgends schneidender und peinigender auf, als bei der Lectüre der Fontane'schen Schilderung von dem literarischen Berlin vor 1860.

Scherenberg stellt den Typus jener Dichter und Schriftsteller dar, welche nur, wenn sie getragen werden von dem starken Untergrund einer auch ihr äußeres Leben beeinflussenden literarischen Gesellschaftlichkeit, sich in die Höhe zu schwingen und dort zu behaupten vermögen. Sein Lebenslauf wenigstens erscheint bis zu dem Zeitpunkte verworren und aussichtslos, in welchem sich zum ersten Male eine starke und edle Freundeshand seiner annimmt, um ihn von da an schützend und fördernd durch die schwere Zeit des Emporringens hindurch zu geleiten, und ihn, was wohl für die dichterische Entwickelung Scherenberg's von größtem Einflusse war, in dem Kreise einzubürgern, aus welchem er fortan Anregung und Anspornung im hohen Maße erfahren sollte. Die Jugend und die ersten Mannesjahre Scherenberg's ließen eigentlich wohl kaum erwarten, daß er noch in dem fünften Jahrzehnte seines Lebens die Energie finden würde, seine Schlachtengemälde zu schaffen. Er war als Knabe der Schule, als Jüngling der Lehre entlaufen und hatte sich einige Jahre auf einer Bühne als Liebhaber versucht, entschloß sich aber, nachdem er den Leichtsinn begangen hatte, sich als 23jähriger Mensch zu verheirathen, ein „ordentlicher Mensch", d. h. ein Kaufmann zu werden und ging für ein Jahrzehnt lang in die Dienste der „Donataires", der Ausländer, welche in der Napoleonischen Zeit preußische Domänen überwiesen bekommen hatten, und die gezwungen wurden, ihre Anrechte auf dieselben nachher in einem Processe zu vertheidigen. Als er aus diesen Diensten nach Beendigung des Processes entlassen wurde — damals war er schon 34 Jahre alt — wurde er „Lieferant" für die Magdeburger Garnisonverwaltung und würde sich vielleicht in dieser ihren Mann ernährenden Stellung ruhig und ohne weitere Gedanken an eine dichterische Laufbahn bis an das Ende seiner Tage hinbewegt haben, wenn ihm nicht eheliche Zerwürfnisse das Leben in Magdeburg verleidet und ihn schließlich ganz von dort vertrieben hätte. Er war 40 Jahre alt, als er mit seinen Kindern nach Berlin übersiedelte und hier das noch vorhandene kleine Haus an der Ecke der Bendler- und Thiergartenstraße bezog. Was wollte er in Berlin? fragt man sich unwillkürlich. Er wollte dichten. Er war Schriftsteller geworden. Die Art und Weise, wie er mit der Feder sich und seine Kinder zu ernähren hoffte, ist beinahe tragikomisch, besonders wenn wir sie im Lichte unserer heutigen Schriftstellerei betrachten. „In jener Wohnung", so schreibt Fontane, „saß unser Dichter tagein tagaus und schrieb Dramen über Dramen, Trauer- und Lustspiele, die bis diesen Tag unangerührt, also selbstverständlich auch unaufgeführt, in Schrank und Koffer liegen." Derweilen suchten die Kinder draußen im Thiergarten Champignons und Steinpilze, um nur Einiges für die Mahlzeiten zu gewinnen, und sammelten das dürre Reisig, um im Winter ihre dürftigen Zimmer zu erheizen. Das einzige reelle Verdienst des „Dichters" entsprang aus Nachhilfestunden, die er den Kindern in der Nachbarschaft ertheilte; es bestand in — Kartoffeln; aber selbst diese Cerealien-Zahlung blieb zuweilen ganz aus, und als an einem Ostersonnabend die Familie hungernd dem Feste entgegenschaute, brachte einer der Schüler, um dem Lehrer eine Osterfreude zu machen, nur eine eben eingefangene Lerche in einem Bauer herein. Freilich begeisterte gerade diese thränenreiche Stunde den Dichter zu einem schönen Liede.

So lebte, oder wir können wohl sagen, vegetirte der Dichter zwei Jahre lang hin, ohne je einen Erfolg seines Schaffens oder auch nur das geringste Bekanntwerden seiner Schöpfungen zu erleben. Es muß eine traurige und bittere Zeit für ihn gewesen sein. Endlich, im Jahre 1840, trat das Ereigniß ein, welches für sein Leben nothwendig war, wenn es nicht gleichsam im Sande verlaufen sollte: er gewann Freunde und geistigen Verkehr, er wurde Mitglied der Dichtergesellschaft „Tunnel".

Diese literarische Gesellschaft, welche sich officiell „Berliner Sonntagsverein" nannte, leitete ihr Dasein aus Saphir's Berliner Thätigkeit her. Jener schriftstellerische Klopffechter hatte eine Leibwache nöthig gehabt, welche ihn moralisch und wenn nöthig auch physisch vor der Rache seiner Gegner deckte, und welche sich fast gänzlich aus „Werdenden" und aus dilettirenden Dichtern recrutirte. Nach Saphir's Weggang hatte allerdings diese Schaar ihren Prätorianer-Charakter ganz aufgegeben und sich zu einem wirklichen Dichter-Verein herausgebildet, welcher die besten Köpfe der Stadt, und zwar aus allen Ständen, umfaßte. Fontane giebt ein Namensverzeichniß der Mitglieder des Tunnels in den 40er Jahren und rubricirt — bezeichnend genug für die damalige Zeit! — in drei große Classen: in die „Assessoren und Officiere", in die „Berufs-Schriftsteller, Dichter und Künstler" und in die Leute „aus verschiedenen Berufsarten". Heute würden wir die erste und die letzte Classe wohl ganz wegfallen lassen müssen und in die zweite höchstens noch die dramatischen Künstler aufnehmen dürfen, um die Stände zu bezeichnen, aus denen sich eventuell ein „Dichterbund" recrutiren könnte. — Eines der beweglichsten Mitglieder des Tunnels, wenn auch gerade nicht in geistiger Hinsicht beweglich, war der spätere Hofrath Louis Schneider, welcher auch Scherenberg dort einführte. Er hatte den Dichter eigentlich als Supplicanten

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1885.

Digitized by Google

kennen gelernt — Scherenberg hatte sich mit Ueberreichung einiger Dramen und lyrischen Gedichte hülfesuchend bei ihm eingeführt — aber war sofort so enthusiasmirt für ihn geworden, daß er ihn gleichsam triumphirend dem Tunnel vorstellte. Und Scherenberg machte seinem Doyen alle Ehre: er las als Debüt einige seiner besten Gedichte, darunter „Der Feind" und „Der gestrandete Sklavenhändler", welche ungeheuren Beifall fanden und ihn sofort als ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft einverleibten. Man war, wie es scheint, auf's höchste gespannt, die Weiterentwicklung dieses „Genies" zu beobachten, und glücklicherweise fanden sich auch Einige, welche diese Weiterentwicklung thatkräftig zu fördern und alle Hemmnisse, die sie bisher so sehr im Keime zurückgehalten hatten, zu beseitigen bereit und begeistert genug waren. Unter ihnen steht der edelste, der uneigennützigste Freund des Dichters, der damalige Assessor, jetzige Justizminister Friedberg, obenan.

Die Capitel, in welchen Fontane die Beziehungen Scherenberg's zu dem Friedberg'schen Hause schildert, gehören zu den interessantesten und ergreifendsten seines Buches. Jenes Haus war damals der Sammelpunkt der „Tunnel-Aristokratie", und die Namen der Männer, welche sich dort trafen, haben jetzt in der literarischen Welt noch bekannten Klang. Strachwitz, Budberg, Mühler, W. v. Merkel, der eben verstorbene v. Lepel, v. Loos, Rudolf Löwenstein u. A. m. bildeten den geistigen und geistreichen Mittelpunkt. Es scheint, daß Scherenberg sich anfangs nur ungern auch mit seiner ganzen Persönlichkeit jenem Kreise hingab, daß er als Mensch sich scheu zurückhielt. Um so rührender ist das Liebeswerben Friedberg's um ihn, welches sich in einer Stelle eines Berichtes, den der jetzige Minister später über den Dichter an den König erstattete, deutlich ausdrückt. Friedberg schreibt: „Unter Denen, die sich vergebens um ihn bemühten, war auch ich, bis er allmählich anfing, in meinen all seiner Sprödigkeit unerachtet immer erneuten Bemühungen mehr zu sehen, als zudringliche Neugier. Er gab sich also schließlich gefangen und kam in mein Haus, wo das Eis nunmehr rasch hinschmolz." Freilich, es mußte schmelzen vor der Wärme der aufopfernden Freundschaft, die dem Dichter entgegengebracht wurde. Man hatte sich in jenem Kreise sogleich und mit Erfolg bemüht, für Scherenbergs materielle Lage Besserung zu schaffen. Man wußte eine Correctorstelle an einem militärischen Journal für ihn ausfindig zu machen und übertrug ihm Uebersetzungen französischer Stücke für Both's Bühnen-Repertoire. Aber der Dichter corrigirte weder noch übersetzte er. Da übernahmen die Freunde selbst diese Arbeit für ihn. Eine „gute Fee" im Friedberg'schen Hause „ließ sich statt seiner die Correcturen und französischen Stücke schicken und im selben Augenblicke, wo man auf zwei Redactionen anfing, über den säumigen Dichter, der als Poet natürlich zu nichts Praktischem zu brauchen sei, höchst ungehalten zu werden, sah man sich plötzlich durch eine nie dagewesene ganz unscherenberg'sche Promptheit überrascht." Scherenberg hatte weiter nichts zu thun, als die Honorar-Quittung zu unterzeichnen und das Honorar einzustreichen. Er vergalt diese Freundschaftsdienste mit einem sehr schönen Gedichte an die „la Belle Fée". Und dabei war er damals noch nicht einmal ein „berühmter Dichter", sondern nur ein ganz im Verborgenen sich entfaltendes „Genie". Welch' ein echter und erhebender Cultus des Talentes im Gegensatze zu dem heutigen Cultus des Erfolges!

Friedberg war es auch, der den Dichter veranlaßte, endlich etwas von seinen Schöpfungen zu veröffentlichen und welcher sogar, wie es scheint, den Druck der Scherenberg'schen „Gedichte", die 1845 erschienen, auf eigene Kosten hat besorgen lassen. Diese Gedichte schlugen noch durchaus nicht durch, sie entsprachen nicht dem „Allerweltsgeschmack" und „es ging sehr mäßig mit dem Verkaufe". Aber sie verschafften dem Dichter die Bekanntschaft mit dem General v. Nostitz, dem Retter Blücher's in der Schlacht bei Ligny, und hierdurch die erste Idee für seine wirklich großen Werke, die Schlachtengesänge. „Ligny" war das erste dieser kriegerischen Epen (vollendet im September 1845); drei Jahre später, im Sommer 1849, folgte „Waterloo", welches den Dichter berühmt machte; daran reihten sich noch (1852) „Leuthen" und später die minderwerthigen „Abukir" (1854) und „Hohenfriedberg" (1869). Das sind „Scherenberg's Schriften", aber sie stellen nicht des Dichters volle Arbeit dar. Er schrieb unermüdlich weiter und füllte ganze Stöße von Papier an; freilich, es war nur Maculatur. In den letzten fünfzehn Jahren beschäftigte ihn ein die Nordpolexpedition Franklin's zum Mittelpunkt habender Vorwurf; er hat ihn nie ganz ausgeführt. Nur wenige Gesänge wurden von ihm einst in einer Gesellschaft bei Lassalle vorgelesen und zwar zum Entzücken des Gastgebers und aller Zuhörer; zur Vollendung und Abschließung dieser Polarmeerdichtung fand der Greis nicht mehr die Energie; „er thürmte ganze Berge von Manuscript um sich her auf, so daß, als einmal aufgeräumt wurde, mit seiner ausdrücklichen Bewilligung „elf Körbe voll Eismeer" auf den Boden getragen wurden", aber die alte Kraft war erloschen. Am 9. September 1881 erlosch auch das Leben des damals schon für weitere Kreise verschollenen Dichters.

Es sollte in diesem kurzen Berichte über ihn nicht versucht werden, die jetzt durch Fontane's Buch wieder vielfach rege gewordene Frage nach Scherenberg's poetischer Bedeutung zu entscheiden. Dazu bedürfte es doch einer jetzt allzu spät kommenden Analyse seiner Werke. Aber diese Zeilen bezwecken, wenigstens von dem grandiosen Eindrucke Kunde zu geben, den die Hauptdichtungen Scherenberg's auf den unbefangenen Leser und Hörer machten, und die politischen Vorurtheile zu beklagen, welche eine allgemeinere Würdigung von „Waterloo" und „Ligny" verhinderten. Des Dichters Namen hat fälschlicherweise einen politischen Beigeschmack erhalten, und die Epitheta: „borussisch" oder gar „reactionär" sind im Stande, viele Leser von vorneherein gegen ihn einzunehmen. Wie halt- und grundlos diese Epitheta sind, zeigt uns die Fontane'sche Darstellung, welche hinsichtlich der Charakterisirung des Menschen Scherenberg ganz meisterhaft ist, auf das Deutlichste. Scherenberg war eine Dichternatur, wie sie nur in der literarischen Gesellschaftlichkeit, die Fontane ausführlich und mit Vorführung der bedeutendsten Gestalten in ihr schildert, gedeihen konnte, aber er war durchaus kein Mann, der nach bestimmten politischen Grundsätzen handelte, noch viel weniger für sie seine Feder führte. Daß sich die Reaction in gewissem Sinne seiner Schriften bemächtigte, ist nicht abzuleugnen, aber es geschah ohne sein Zuthun, ohne seinen Willen, vielleicht gar ohne sein Wissen; denn er hatte kein Verständniß für solche Dinge oder wollte es nicht haben. Friedberg's schon erwähnter Bericht über ihn enthält eine Stelle, welche ihn nach dieser Seite hin vollkommen entschuldigt. Es heißt dort: „Scherenberg bedurfte von jeher in allen äußeren, oft mit einer bis in's Barocke gehenden Genialität von ihm behandelten Dingen einer gewissen hausbackenen Vormundschaft, damit er nicht anstoße, wie er überhaupt nicht nach den für die Meisten geltenden Regeln, sondern als ein ganz absonderliches Menschenkind beurtheilt werden muß. Wer sich dazu nicht entschließen kann, wird ihm leicht Unrecht und noch eher wehe thun. Und doch verdient er die zarteste Liebe, eine Liebe, wie man sie einem Kinde schenkt. Denn Scherenberg ist wirklich ein Kind geblieben! Zwar ein Kind mit grauen Haaren, aber doch mit all' der Unschuld, Güte und Herzenseinfalt eines wirklichen Kindes." Und ein solches Kind, von dem ein Anderer sagt: „er war in einer Art Gegensatz zu dem Pathos, mit dem er seine Schlachten zu schildern wußte, so voller Milde, Freundlichkeit und Herzensgüte, daß man im persönlichen Verkehr mit ihm etwas wie Licht und Wärme, die von ihm ausgingen, zu fühlen glaubte," ein solches Kind sollte in vollbewußtem politischen Sinne gedichtet haben? — Mögen die Literaturgeschichten nach dem trefflichen Buche Fontane's, welches sich als eine „Rettung" im edelsten Sinne des Wortes darstellt, ihr übliches Urtheil modificiren, damit der Dichter des „Borussenthums" wieder zu den ihm gebührenden Ehren kommt.

Digitized by Google

Der Pariser „Salon".

Von H. Dierks.

(Schluß.)

Zum Schluß haben wir noch die hervorragendsten Werke der religiösen Malerei zu besprechen. In erster Linie ist wiederum Bougereau zu nennen. Auf einem mächtigen Diptychon, welches für den Altar einer Pariser Kirche bestimmt ist, stellt er die Anbetung der Könige und die Anbetung der Hirten dar. Man wird vergebens nach einem Fehler in der Zeichnung suchen, aber auch vergebens nach Leben. Die Figuren mit ihren großen Heiligenscheinen um die Köpfe, mit ihrem mittelalterlichen Ausdruck erscheinen wie Copien von einem Bilde aus dem 15. Jahrhundert. In seiner Anbetung der Hirten hat er versucht, in Anlehnung an Correggio ein coloristisches Element in das Bild hineinzubringen, aber es ist auch bei dem Versuche geblieben.

Ein geborener Colorist dagegen ist Henry Levy. Er stellt ein jüdisches Opferfest dar. Bei dem Scheine einer Hängelampe ist die ganze jüdische Familie rings um den Tisch zu dem feierlichen Augenblicke versammelt, wo der Aelteste der Familie im Andenken an den Auszug aus Egypten das Brot bricht. Der Alte ist eine ernste, würdige Gestalt und ganz durchdrungen von der Feierlichkeit des Augenblicks. Sein faltenreiches Antlitz bildet einen trefflichen Gegensatz zu dem jugendfrischen Gesicht des jungen Mädchens, das neben ihm steht. Während der Tisch und die Gesichter der Anwesenden hell von der Lampe beschienen werden, ist das Uebrige in tiefes Dunkel gehüllt. Das Ganze ist mit einem goldenen Ton überzogen, der an Rembrandt erinnert, aber doch durchaus selbstständig ist.

Auch Bonnat, der sonst als Porträtmaler rühmlich bekannte Künstler, hat sich diesmal in der religiösen Malerei versucht; man darf sagen „leider". Sein Bild: „Das Martyrium des h. Dionysius" ist für das Pantheon bestimmt. Der Heilige bückt sich, um seinen von dem Henker abgeschlagenen Kopf wieder aufzunehmen. Um das Wunder glaublich zu machen, erscheint über dem Rumpfe ein goldener Stern und in der Luft schwebt ein Engel mit einem Palmenzweig. Der Henker prallt entsetzt bei diesem Anblick zurück, während ein anderer Zuschauer ängstlich die Flucht ergreift. In der Zeichnung wie im Colorit lehnt sich der Künstler an Lesueur an. Man kann dem Bilde eine dramatische Kraft des Ausdrucks und tüchtige künstlerische Durchführung nicht absprechen, aber die Darstellung eines solchen Wunders ist in unseren Tagen immer ein verfehltes Unternehmen, weil den Meisten der Glaube daran fehlt. Ein Meisterwerk ersten Ranges ist Cabanel's: „Die Tochter Jeptha's". Diese betrauert im Kreise ihrer Genossinnen ihr frühes Ende. Wehmüthig lehnt sie ihr Haupt an die Schulter einer Feundin, die mit schmerzlichem Ausdruck zu ihr niederschaut. Zu ihren Füßen und im Hintergrunde sieht man noch andere klagende Frauen, die Einen mit verzweiflungsvollen Geberden, die Anderen in dumpfes Brüten versunken. Jeder Unparteiische muß die Schönheit der Composition, der Linienführung und des Ausdrucks anerkennen.

Zuletzt — aber nicht als der letzte, sondern vielmehr als der erste unter allen Malern, die im diesjährigen Salon ausgestellt haben, ist Henner zu nennen. Seine „Büßende Magdalena" ist das Juwel der ganzen Ausstellung. Schon seit einer Reihe von Jahren wiederholt er dieselbe nackte knieende Figur, aber stets in anderer Stellung und anderer Beleuchtung. Diesmal ist sie im Profil nach links gewandt. Ihr Unterkörper ist bedeckt mit einem schwarzen Tuche, ihr Oberkörper ist ein wenig vorgebeugt, das Gesicht verbirgt sie in den Händen, die braungoldenen Haare fallen nach vorn herüber auf den Boden herab. Der unbeschreiblich zart modellirte Körper hebt sich von dem dunklen Hintergrunde, der durch Bäume gebildet wird, scharf ab. Colorit, Zeichnung, Schönheit der Formen und lebendige Modellirung wirken hier zu einem harmonischen Ganzen zusammen, das einen tiefen Eindruck in dem Beschauer zurückläßt. —

Unter den Werken der Sculptur ragt durch seine mächtige Composition das Modell einer Gruppe von Dalou hervor: „Der Triumph Silen's." Der weinselige Alte wird von Satyrn und Bacchantinnen auf den Esel gehoben, der, unwillig über die schwere Last, nach hinten ausschlägt. Am Boden, vor seinen Vorderfüßen, liegt eine Bacchantin, deren kleiner Knabe daneben steht und halb lachend, halb weinend drein schaut. Zwischen den Vorderfüßen des Esels sitzt ein kleiner Affe, der all' das Getöse mit philosophischer Ruhe über sich ergehen läßt. Das Werk ist mehr ein erster Entwurf im Großen, als ein fertiges Modell. Die Formen der Frauen sind allzu ausladend, fast in Jordaens'scher Manier. Dennoch wird man von der Lebendigkeit der Handlung und der Figuren ergriffen.

Ein anderer bedeutender Entwurf sind die Figuren kämpfender Soldaten von Croisy für den Sockel des Monumentes, auf dem die Statue des Generals Chanzy von Crauk gestellt werden soll. In allen möglichen Stellungen kämpfen sie gegen einen unsichtbaren Feind. Hier schießt der eine, zwei andere laden ihr Gewehr, ein Officier gibt seine Befehle, ein Soldat ist mit seinem Pferde gestürzt, ein anderer an der verstummten Kanone niedergesunken. So tüchtig auch die Ausführung im Einzelnen ist, der ganzen Composition mangelt die Ruhe und die Einheit. Ein solches Sujet läßt sich im Relief sehr gut behandeln, weil dieses an und für sich einen malerischen Charakter hat, aber als Rundfiguren wirken sie entschieden ungünstig, weil man von diesen einen statuarischen Charakter verlangt.

Glücklicher ist in seinem Vorwurfe Daillion, ein noch junger Künstler, der es unternommen, das Familienglück zu verkörpern. Mann und Frau sitzen neben einander und schauen mit dem Ausdruck inniger Liebe auf ihr kleines Kind. Leider übertreibt der Künstler die Formen des Körpers. Er will sie gewaltig machen, aber in Wirklichkeit werden sie klotzig. Neben dieser Gruppe stellt der Künstler die Marmorstatue eines Adam aus, der, eben zum Leben erweckt, sich ein wenig vom Boden aufrichtet und mit verwunderter Miene um sich schaut. Der Ausdruck der Verwunderung ist recht gut wiedergegeben, die Modellirung des Körpers ist geradezu vortrefflich, aber leider macht sich auch hier das Streben nach grandiosen Formen bemerkbar, die bei dieser Figur ohne rechten Sinn sind.

Eine Gruppe voll energischer Kraft und Leben ist der Kampf eines Mannes aus der Steinzeit mit einem Bären, von Fremiet. Die Bestie hat ihren Gegner, der ihr getödtetes Junge an dem Lendenstricke hängen hat, in rasender Wuth mit seinen Vordertatzen umfaßt, deren Klauen tief in das Fleisch des Mannes eindringen. Ohnmächtig vor Schmerz lehnt sich dieser zurück und greift unwillkürlich mit der einen Hand nach dem Rücken, um die Tatze des Bären zu entfernen. Dieser starrt mit weit aufgerissenem Rachen seinen Gegner an, der ihm kurz vorher noch den Dolch zwischen die Rippen gestoßen hat.

Bereits in Marmor ausgeführt ist das Grabdenkmal der Herzogin von Orleans von Chapu. Die Todte liegt in voller Kleidung auf dem Sarkophage, bedeckt mit einem Tuche. Neben ihrem Kopfe sitzt ein kleiner Engel, dem die Rosen aus den Händen entfallen sind; sie hat sich nach links gewandt und nach dieser Seite streckt sie auch ihren rechten Arm aus — dem Herzog entgegen, neben dessen Grabmal das ihrige einst aufgestellt wird. Das Gesicht ist wenig ausdrucksvoll, aber der Fluß der Linien in der Gewandung ist vorzüglich.

Die Perle unter den Werken der Sculptur ist ohne Frage A. Mercié's Grabmonument, das als Aufsatz für das Grab der Mme. Charles Ferry bestimmt ist. Vor einer abgestumpften Pyramide sitzt eine schlafende Frau, deren Antlitz mit einem leichten Schleier verhüllt ist. Der Linienfluß des Gewandes, die Composition, der Ausdruck wirken hier zu einem schönen harmonischen Ganzen zusammen.

An Statuen nackter Frauen, die auf die mannigfachste Weise getauft sind, mangelt es wie gewöhnlich nicht. Die Ausführung ist meistens tüchtig; hervorragend ist eine Figur von Schoenewerk und besonders eine Marmorstatue, bezeichnet

Digitized by Google

„Träumerei", von Antonin-Carlès. Ein junges Mädchen blickt sinnend auf eine Blume, die sie in der Hand hält.

Am zahlreichsten sind jedoch die Porträts vertreten. Die vorzüglichsten sind die von Guillaume, Millet, Barrias, Etcheto, Franceschi und zwei Büsten, Ophelia und Beatrix, von einem einfachen Praktiker, A. Léonard, der mit diesen Werken jedoch in die Reihe der Künstler getreten ist.

Zum Schluß erwähne ich noch die jagende Nymphe von Falguière, deren Modell wir bereits im vorigen Salon gesehen haben. Diesmal ist sie in Bronce ausgeführt. Im Laufe hat sie eben den Pfeil vom Bogen entsandt, ihr rechter Fuß berührt leicht den Boden, während der linke hoch in die Luft geschwungen ist. Unter allen Bildwerken des Salons hat dieses ohne Frage das meiste pulsirende Leben. Weder das Gesicht noch der Körper sind schön im Sinne der Griechen, aber man möchte fast glauben, daß das Metall ein lebendiger Hauch durchzittere.

Der Realismus hat viele Schattenseiten, aber er hat auch das unschätzbar Gute, daß er die Künstler immer und immer wieder auf die Natur als erste und wichtigste Quelle der Kunst weist. Gerade diesem Umstande hat die französische Sculptur ihre hohe Ausbildung zu verdanken, die sie erlangt hat, und die sie wahren wird, so lange sie diesem Principe treu bleibt. So trefflich auch einzelne Werke der Malerei sind, so ist es doch keine Frage, daß die Sculptur originalere und tüchtige Kräfte aufzuweisen hat. Jene befindet sich noch immer in einem Durchgangsstadium, während diese mit Energie den Realismus durchgeführt hat, ohne jedoch mit Absicht das Häßliche und Unschöne zu suchen. —

Die Lutherfestspiele in Jena.

In Jena scheint die gehobene Stimmung des Lutherjahres in diesen Wochen wieder lebendig geworden zu sein. Zum dritten Mal seit jenen Novembertagen von 1883 findet eine Reihe von Aufführungen des Devrient'schen Lutherfestspiels statt, und allen Befürchtungen des Gegentheils zum Trotz ist das Interesse an diesem eigenthümlichen Schauspiel noch in stetem Wachsen begriffen. Zu jeder Vorstellung strömen Fremde von nah und fern herbei, und der Zudrang ist so stark, daß schon vor Beginn der drei ursprünglich nur in Aussicht genommenen Vorstellungen zwei Wiederholungen für den 20. und 22. Mai angesetzt werden mußten, um nur den dringensten Wünschen gerecht zu werden. Der Gedanke, welcher im Januar d. J. zur Begründung des Lutherfestspielvereins führte — der Gedanke, eine periodische Wiederaufführung des Devrient'schen Festspiels in Jena zu sichern — kann daher nach dem Ergebniß der diesjährigen Vorstellungen als ein glücklicher bezeichnet werden.

Der Eindruck, den das Lutherspiel auf den Zuschauer macht, ist schwer in Worten zu beschreiben. Am ehesten vielleicht läßt sich seine Wirkung der der Oberammergauerspiele vergleichen. Hier wie dort sind — mit zwei gleich zu erwähnenden Ausnahmen — alle Darsteller Dilettanten. Aus allen Kreisen der Bürgerschaft und den Studenten Jenas setzt sich das Schauspielpersonal zusammen, das mit hinreißender Frische und tiefem Ernst zugleich sich an die Lösung der ihm gestellten Aufgabe gemacht hat, die bewegenden Ideen der Reformation in typischen Gestalten zu verkörpern. Mit großem Geschick hat ihnen der Dichter nur diese Aufgabe gestellt, nur Rollen geschaffen, welche die Künste schauspielerischer Routine nicht nur nicht verlangen, sondern geradezu nicht vertragen. Der naiven Frische, mit der diese Dilettanten jeder seine Individualität ausspielen, ist zum großen Theil die mächtige Wirkung besonders der Ensemblescenen, beim Thesenanschlag und im Wormser Reichstag zuzuschreiben. Wer Das nicht mit angesehen und angehört hat, ist nicht im Stande sich eine Darstellung davon zu machen, wie von der Bühne dann die sprudelnde Lebendigkeit dem Zuschauer sich mittheilt und Scene und Auditorium auf Augenblicke eins geworden zu sein scheinen. Aber auch in den Scenen, wo der Einzelne mehr hervortritt, übt die urwüchsige Energie, mit der ein Jeder für seinen Part eintritt, eine höchst erfreuliche Wirkung aus. Nur selten bringt lauter Uebereifer einen Mißklang hervor.

Anders stellt sich die Aufgabe bei der Darstellung Luther's und Katharina von Bora's. Für die Bewältigung dieser Rollen reicht die dilettantische Begeisterung nicht aus, hier ist ernste künstlerische Verarbeitung nothwendig, und daher sind hier die Berufsschauspieler durchaus am Platz. Den Luther spielt Otto Devrient selbst, die Katharina Frl. Wilhelmine Kuhlmann vom Großherzoglichen Theater in Oldenburg. Wie diese Beiden ihre Aufgabe fassen und durchführen, wie sie namentlich in der „Verspruch"scene und in der letzten, welche unter dem brennenden Weihnachtsbaum spielt, jene Mischung von tiefem Ernst und schalkhaftem Humor, welche die Atmosphäre des Lutherhauses ist, wiederzugeben und den Zuschauern mitzutheilen wissen, das muß man auch gesehen haben. Sie machen völlig vergessen, daß wir Schauspieler vor uns haben, und das ist vielleicht das höchste Lob, das in diesem Falle gespendet werden kann. Auf Einzelheiten hier näher einzugehen, verbietet leider der Raum. Zum Schluß sei aber noch einem Wunsche Ausdruck gegeben. Die Räumlichkeiten des jetzigen Spielhauses sind durchaus unzulänglich, namentlich macht die Beschränktheit des Zuschauerraums so häufige Wiederholungen der Vorstellungen nothwendig, daß an die Ausdauer und Hingabe der Spieler übergroße Anforderungen gestellt werden müssen. Möge es dem Lutherverein gelingen, für die Wiederholungen im Jahre 1888 eine würdigere Stätte, vor Allem aber einen Zuschauerraum zu schaffen, der mindestens doppelt so viel Menschen bequem faßt, wie es dem jetzigen mit Mühe gelingt.

Jena. B. L.

Feuilleton.

Die Losung.

Von E. Orzeszko.

Nie hat man vordem im kaiserlichen Palaste ein so einfaches, stilles Gemach gesehen. Zwar die hohe Wölbung der Decke mit einem Netz meisterhaft geschnitzter Medaillons und zahlreichen Götterbildern konnte beweisen, daß diese Stätte von reichen und in den Reizen der Kunst schwelgenden Händen erbaut worden. Davon legte auch eine Reihe von Alabastersäulen und babylonischen Teppichen Zeugniß ab; auch die gefärbten Scheiben der Fenster aus Krystall, der die Farben und den Glanz der Edelsteine wiederspiegelte. Es war ja doch dasselbe kaiserliche Gemach, in welchem die größten Wollüstlinge der Welt: Tiberius, Nero, Domitian, Hadrian einen Theil ihres Lebens zugebracht haben. Trotzdem aber war es jetzt schlicht im strengen Stil gehalten und still, von jenem Hauch erfüllt, den gewöhnlich die auf den Höhen sinnenden und in die Tiefen blickenden Geister rings um sich auszubreiten vermögen.

An Stelle der mit weichen Flaumfedern gepolsterten und in theuren Metallen glänzenden Möbel steht ein einfaches hartes Bettlager, ein paar Thierfelle sind die einzige Verzierung und das einzige Polster; anstatt eines prächtigen Gastmahls in Gefäßen von unberechenbarem Werthe ein wenig Früchte und Wein in Krystallschalen; anstatt einer Schaar von geputzten und geräuschvollen Höflingen — ein großer Tisch, mit ganzen Stößen von Pergament aufgethürmt; die ihn umgebenden Stühle sind aus harter, aber kostbarer Elfenbeinmasse und nach dem Muster der Sessel der Senatoren angefertigt. Man merkt, daß die Würdenträger des Landes hier sitzen, wenn sie über dessen Interessen berathen; und nur die Statue der Fortuna wirft in die halbe Abenddämmerung dieses

Digitized by Google

Gemaches flimmernde Blitze. Auf den blumenreichen Boden des Teppichs hat die Gestalt der Göttin des Glückes, die das Geschlecht des Antonius beschützt, eine Linie von unaussprechlicher Reinheit und Grazie gezeichnet. Ganz leicht, mit einem Fuße auf das mit Diamanten besetzte Rad sich stützend, hat sie mit einer wunderbaren Anmuth den Arm ausgestreckt und gießt aus einem Füllhorn Ströme von Blumen, Obst und Aehren.

Marc Aurel suchte für sich in dem Antlitz der Glücksgöttin keine Prophezeiung; er sättigte seine Augen nicht an der zauberischen Harmonie ihrer Formen und erfreute sich nicht an dem Thau der Diamanten, mit welchen der Reif und die Axe ihres Rades besäet war. Die sanft murmelnde Wasseruhr hinter der schweren Portière hatte noch nicht einmal ihren Kreislauf vollendet, seit die Minister, Senatoren, und die sich des größten Vertrauens des Herrschers erfreuenden Philosophen sich von den Stühlen erhoben, die rings um den Tisch aufgestellt waren, und ihn verlassen hatten, indeß noch die feierliche Ruhe ihrer Mahnungen und Warnungen ringsumher waltete.

Heute haben den Imperator einer halben Welt seine Freunde und Berather mit strenger Offenheit gemahnt; und durch diese Ermahnungen klang stets der ihm so theure Name des Bruders hindurch.

— Hemme das Treiben des Verus mit Deiner kaiserlichen Hand!

— Zähme die Flatterhaftigkeit des Verus, o Cäsar!

— Entziehe den Händen Deines Bruders die Macht, die Du ihm verliehen hast!

— Möge Dein Bruder Verus aufhören, die Augen unserer Söhne zu blenden, die Du selbst an den Anblick der Tugend gewöhnt hast!

Und der gelehrte Anwalt Scävola, welcher zusammen mit dem Kaiser an der Aufhebung der alten und dem Entwurf einer neuen Staatsverfassung gearbeitet hatte, sagte sich erhebend: „Wenn Du, o Cäsar, Dich in der Curie inmitten des versammelten Senats befinden wirst, so lege ein Gesetz zur Berathung vor, welches gebietet, aus den Augen der Menschen solche gefährliche und leichtsinnige Jünglinge wie Lucius Verus zu entfernen."

So sprachen sie über seinen Bruder, und er hörte sie mit gesenkten Augenlidern an und wartete . . . Er wartete noch angstvoll auf den Klang eines Namens, der ihm der theuerste war in der Welt, und er fühlte, daß, wenn dieser genannt werden würde, sein Antlitz vor Scham und Schmerz erröthen oder erblassen würde. Aber sie nannten ihn nicht. Sie wollten vielleicht nicht zwei Wunden seines Lebens zugleich berühren. Uebrigens war die Kaiserin nur ein Weib, fern der Herrschaft über das Land; aber mit diesem leichtsinnigen und gefährlichen Jüngling, wie Scävola den kaiserlichen Bruder nannte, hatte sich Marc Aurel's unendliche Güte in Titel, Reichthümer und Macht getheilt.

Hinter der teppichbehangenen Thür ließen sich eilige Schritte vernehmen. Eine lilienweiße Hand, so schön geformt, als hätte sie ein griechischer Meister geschaffen, von kostbaren Ringen schimmernd, schob den schweren Vorhang fort; in das kaiserliche Gemach trat Lucius Verus ein.

Wenn Ganymed, dieser göttliche Knabe, so herrlich, daß ihn Jupiter als seinen geliebten Genossen von der Erde in den Olymp aufnahm, vom Himmel zur Erde zurückgekehrt wäre, hätte er nicht anders aussehen können, als dieser Gefährte der Macht und der Würde Marc Aurel's. Er war nicht nur hochgewachsen, sondern auch schon reif, jugendlich, aber jungfräulich fast war die Geschmeidigkeit und Feinheit seiner schlanken Gestalt. Das schneeweiße und mit farbenreichen Stickereien bedeckte Gewand verhüllte nicht seine in blendender Weiße schillernden Arme und die mit Frauensandalen bekleideten Füße, die durch die ihre Zehen verzierenden Ringe hervorglänzten. Rings um das lilienweiße und glatte Gesicht, dessen Linien ein reines Oval zeichneten, wallten die blonden Haare wie Ströme geschmolzenen Goldes. Die Haarlocken schlangen sich kokett um die Arme und waren mit Goldpulver bestreut und mit duftenden Essenzen durchtränkt. Der eben von dem Kopfe herunter genommene Kranz ließ in den dichten Haaren hier und da Rosenknospen und welkende Veilchen zurück. Den Veilchen waren durch ihre Farbe seine Augen ähnlich, deren fast kindliche Heiterkeit ein thränender Nebel von langen ergötzlichen Berauschungen leichthin umschleierte. Den Schwanenhals des Lucius umschlang eine Türkisenschnur und auf seiner Brust hing ein meisterhaft aus Gold geschmiedetes Bildniß seines geliebten Pferdes, des schnellfüßigen Vogels der Circuskampfplätze, Avis. —

Mit dem Schritte einer koketten Jungfrau ging er durch das Gemach und mit seinen rosigen Lippen drückte er heiße Küsse auf des Bruders Wangen; dann ließ er sich mit der Miene eines Kindes, dem man ein angenehmes Kinderspiel unterbrochen hat, und mit einer weichen Grazie der Bewegungen auf das mit Fellen gebettete Lager nieder. Die Rubin-, Smaragd- und Saphirstrahlen, die von den Scheiben des Fensters hineinfielen, blinzelten in seinen Haaren auf und flochten um seine Stirn einen beweglichen Regenbogen. Halb liegend stützte er seinen Kopf auf die Hand und heftete seine Veilchenaugen auf das Gesicht Marc Aurel's. Seine Stimme war voll von singenden, silbernen, liebkosenden Tönen.

— Durch Deine Berufung, Aurel, hast Du mir ein sehr heiteres Spiel unterbrochen. In dem Augenblick, wo Dein Bote in meiner Villa ankam, spielte ich mit Agaklit, Eklektus und mit anderen meiner Freunde Würfel, und Fortuna war mir so günstig, als ob sie auch für das am allerwenigsten ihrer Gunst würdige Glied des Antonius-Stammes Sorge tragen wollte. Während zwei Stunden hatte ich kein einziges Mal eine Niete geworfen und fünfmal fielen mir Sechstel aus dem Horn heraus. Den göttlichen Wurf der Venus, ich hatte ihn heute fünfmal und ich hätte ihn auch gewiß zum sechsten Mal gehabt, wenn man mir nicht gemeldet hätte, daß Du mich zu Dir rufst. Ich bin folgsam, wie ein liebender Sohn in derselben Minute gekommen, aber ich habe Eile zurückzugehen. Was verlangst Du von mir, o Göttlicher?

Vater und Sohn — mit diesen Namen hätte Jeder diese Brüder benannt, die nur ein geringer Unterschied der Jahre trennte. Die große Gestalt Aurel's, in eine bräunliche Toga gehüllt, zeichnete im Halbschatten volle Linien ruhiger Kraft. Ihren Untergrund bildeten die geschnitzten Geländer eines hohen Sessels, auf welchem er saß, während er seine Füße auf den sinnenden Kopf einer broncenen Sphinx stützte. Aber nichts war weniger dem geheimnißvollen Ausdruck der Sphinx ähnlich wie sein Antlitz mit der hohen Stirn, von frühzeitigen Runzeln durchfurcht, das offen und klar in die Welt blickte. Seine Augen, die nichts zu verhehlen hatten, besaßen eine spiegelklare Durchsichtigkeit, aber gleichzeitig auch eine solche Tiefe, daß man in ihnen wie in den bodenlosen Abgrund eines Oceans, die Höhen der Gipfel und die Dämmerungen der Abgründe erblicken konnte. Alle Strahlen und Schatten der Erde, des Lebens und der menschlichen Seele spiegelten sich in diesen klugen, reinen und in einem fernen Feuer glühenden Augen. Seine frühzeitig erblaßten Lippen mußten ein Meer des Leids ausgetrunken haben, aber die bitteren und verrätherischen irdischen Küsse, die ihnen die jugendliche Schönheit ausgesogen hatten, vermochten nicht das über sie ausgegossene Meer voll Güte zu erschöpfen. In den kurz geschorenen Haaren und dem langem Bart des noch jungen Cäsar schimmerten schon einzelne silbergraue Fäden. Er reichte die Hand dem schönen Knaben, welcher seine geschmeidigen Glieder auf dem Tigerfell ausstreckte, und mit traurigem Vorwurf rief er aus:

— Cäsar! Cäsar! Cäsar!

— Zu wem sprichst Du, Aurel, zu Dir selbst oder zu mir? Wenn Du zu mir sprichst, weshalb erinnerst Du mich an die hohe Würde, die ich weniger meinen Wünschen als Deiner Gnade verdanke?

— Ich habe es deshalb gethan, Lucius, damit Du daran denken mögest, daß nur jene Gipfel gesegnet werden, von denen reine und erquickende Springquellen herabfließen. Der Fluch ist das Echo Derer, die über die anderen erhoben, wie die Vulcane auf die Menschheit Feuer und Asche aushauchen, den Koth der Laster und den Schaum des Wahnsinns.

Ueber die rosigen Lippen des Lucius zuckte ein Lächeln.

Digitized by Google

— Bei Adonis, dem Gott des zauberischen Frühlings! Schon mußte Dir der mit Reif bedeckte Winter viel schwarze Dinge von mir eingeflüstert haben! Ich spreche von Deinen geliebten Gelehrten und Philosophen. Diese Menschen sind nicht weibgeborene Erdensöhne, sondern Morpheus hat sie aus den Mohnköpfen herausgeschüttelt, als er einmal die Lust bekam, die Welt zu Tode einzuschläfern! Um welcher Vergehen willen klagen mich jetzt die Priester der Langeweile an?

— Lucius, Du ahmst Jene nach, welche der Aussatz der Welt waren. Wie Caligula verbringst Du die Tage und Nächte beim Trinken und Spielen. Wie den Nero sehen Dich die schändlichsten Gasthäuser Roms. Wie Domitian ziehst Du die Frauen von den häuslichen Herden ab. Wie Vitellius stellst Du Deine Tische mit solch' ausgesuchten Gerichten voll, daß in der Sprache Roms Namen für sie fehlen und daß sie in den Magen der Schmausenden keinen Platz haben.

Mit einem dreisten Blick schaute der Angeklagte in das Gesicht des Klägers und nur eine ironische Lustigkeit funkelte in diesen Aufblick.

— Alles, was Du gesagt hast, Aurel, habe ich gethan!

— Ach, wenn Du nur dieses gethan hättest! Aber während des Krieges, in welchen ich Dich geschickt, wo hast Du verweilt und womit hast Du Dich beschäftigt? Avidius, Statius, Martius besiegten die Parther, eroberten die Armenier, drangen in Babylon und Medien mit dem römischen Schwert ein. Du verbrachtest den Winter in dem warmen Laodicea und den Sommer in der Marmorstadt Antiochia, fern von den Strapazen, die ein Heerführer ertragen muß. Sogar die wollüstigen Völker des Orients, die uns durch ihre Kunst, aus dem Leben alle seine Lüste der niedrigsten Art zu saugen, in Staunen versetzen, wunderten sich darüber. Dann hast Du aus Antiochia mitgenommen und mit Dir hierhergebracht Schaaren von Harfenspielern, Buhlerinnen, Gauklern und Seiltänzern. Mit diesen hast Du Dein Haus angefüllt, und der Mund von hundert Posaunen verkündet, daß Du auf Kosten des Volkes nicht die Parther und Armenier, sondern — die Histrionen besiegt hast.

— Alles, was Du gesagt hast, Cäsar, habe ich gethan.

— Während Du das goldene Bildniß Deines Pferdes Avis auf der Brust trägst, nährst Du das Thier mit einem Futter, gemischt aus Datteln und Weintrauben. In den albernen Kämpfen der Circusparteien schmähen Dich die „Blauen" öffentlich wegen der Unterstützung der „Grünen". Die abscheulichen Kämpfe der Gladiatoren verbreitest und förderst Du. Deine Verschwendung kennt keine Grenzen. Und was hast Du vor ein paar Tagen gethan? Du hast einen Schmaus gegeben, bei dem jeder Theilnehmer, als er von Deinem Tische aufstand, als Geschenk schöne Pagen, seltene Thiere, mit Diamanten besetzte Trinkschalen, aus goldenen Bändern geflochtene Kränze, mit Maulesseln bespannte Wagen und silberne Halfter für die Maulesel bekam — da sich das Volk zum Kriege rüstet und das Elend das Volk verschlingt, hast Du auf ein Mal sechs Millionen Sesterzien in den Schlund und die Hände Deiner Höflinge geworfen.

— Alles, was Du gesagt hast, Cäsar, habe ich gethan.

Mit gesenkten Augenlidern und mit leiser Stimme, als ob er fürchtete, von den Göttern oder von den Menschen Einer möchte ihn hören, gezwungen zu strafen und wünschend zu schonen, sagte Marc Aurel:

— Alles, was Du gethan hast, war ein Laster!

Die glatte Stirn des Lucius zeigte aber keine Spur von Scham oder von Betrübniß; im Gegentheil, er erhob sie kühn und frei und eine noch schärfere Ironie spielte um seine Lippen. Mit heiterem Trotz in das Gesicht des Bruders schauend, erwiderte er:

— Mit verschiedenen Eigenschaften werden die Sterblichen von der Natur begabt. Wie Glaskorallen an einer Schnur hast Du Diejenigen aufgezogen, die mein Eigenthum bilden; erlaube Du nun, Allerwürdigster, daß ich im Gegensatz dazu die Deinigen an den Faden meines Gedächtnisses aufreihe. Wir werden dadurch auch der Schöpferkraft, die aus ihrem Schooß solche vollkommene Gegensätze hervorgehen läßt, unsere Huldigung darzubringen. Und weil Du meinen Thaten den Namen von Lastern gegeben hast, werde ich Dir der Reihe nach sagen, wie ich die Deinigen nenne.

— Sprich, Lucius! Die Natur hat Dir Verstand und Scharfsicht nicht versagt. Die Offenheit ist das Herz der Freundschaft, und wenn dieses zu schlagen aufhört, so stirbt die Freundschaft.

— Aurel, Du bist ein seit Deinen Kinderjahren in das Antlitz Minerva's blickender Weiser. Die Philosophie und die Arbeit hast Du Dir als unzertrennliche Geliebte genommen. Dein eigentlicher Name sollte sein: homo frugi, die zwei Worte, mit welchen unsere Ahnen einen vollkommen enthaltsamen, bescheidenen Mann benannten. Nur das Flehen Deiner Mutter hat es bewirkt, daß Du auf diesen Thierfellen schläfst, aber auf Schwanenflaum und auf einer Matratze von thyrischem Purpur hast Du Deinen Körper nie ruhen lassen. Dein Essen würde gewiß der erste beste Freigelassene verachten. Aphrodite würde rasch vor Gram alt werden, wenn sie sich nur an Deinen Opfern erfreuen sollte. So bist Du. Und ich muß noch zugeben, wie der Donner des Zeus die Semele, so hat die Liebe zu den Menschen Deine Seele in ein hellbrennendes Gebüsch umgewandelt. Du bist, o Göttlicher, von inniger Liebe für die Menschheit entbrannt. Und was hast Du nicht schon um dieser Liebe willen gethan? Tag und Nacht denkst Du über die öffentlichen Fragen nach, und um Berathungen über sie abzuhalten, wie oft bist Du aus Campanien, aus Albanien nach Rom geeilt und gleich von der Reise wie irgend ein Söldner des Volkes in die Curie gerannt. Keiner der Cäsaren hat so die Freiheit des Senates geehrt und eine so sorgsame Obhut über das Volk ausgeübt. Du hast im ganzen Lande die Zahl der Tribunale vermehrt, damit die Gerechtigkeit rascher das Unrecht belohne. Du hast ein Argusauge auf das Hab und Gut und die Sicherheit der Waisen. Du hast den Straßensteuereinnehmern die Prellerei des Zolls verboten und das Vertheilen von Getreide an die Armen hast Du einer strengen Controle unterworfen. In den Zeiten der Hungersnoth haben Deine Bemühungen Niemandem erlaubt, aus Hunger zu sterben, und als die Seuche Rom verwüstete, hast Du auf Kosten Deiner eigenen Schatulle den Armen die Beerdigung besorgt. Dich schmerzen sogar die Wunden der Gladiatoren; gezwungen, im Amphitheater zu erscheinen, zeigst Du Deine Verachtung für die blutigen Schauspiele, indem Du ihnen den Rücken und das Gesicht Deinen Beamten und Eilboten zuwendest, die Dir dort verschiedene wichtige Angelegenheiten vortragen.

Du hast sogar Mitleid mit den elenden Seiltänzern und hast befohlen, ihnen Matratzen unterzulegen, damit sich keiner von den drolligen Kerlen, wenn er von der Leine herunterfällt, auf dem harten Boden den Kopf zerschmettere. Du hast zehntausend Gladiatoren und eben so viel Sklaven für die Reihen der Armee geworben; durch die erstere That wolltest Du dem Volke etwas von seinen grausamen Spielen rauben, und durch die zweite wolltest Du zeigen, daß der Sklave ein Sohn des Vaterlandes ist und die Pflicht wie das Recht hat, es zu vertheidigen. Aber Alles, was ich bis jetzt erzählt habe, hast Du durch Deine letzte That verdunkelt. Vor dem nahenden Frühling hast Du, anstatt das Volk mit einer neuen Steuer zu belasten — o unsterbliche Götter! die Kleinodien aus der privaten Schatzkammer der Cäsaren zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Gestern, als ich durch das Forum Trajan's ging, habe ich die Rufe der Gerichtsboten gehört: „So viel für das Silber Cäsar's!" „Für ein Bild aus dem Schlafgemach Cäsar's so viel!" „Wer will mehr für die goldene Schüssel Cäsar's geben?" „Für das goldverbrämte Gewand Cäsar's, wer gibt mehr?" Cäsar wird ein im bittersten Elend lebender Mann werden, die Reichen werden seine Reichthümer in Besitz nehmen, die Armen werden die Last des Krieges nicht einmal fühlen .... Bei allen Göttern des Himmels und der Hölle, um diesen Einfall möchte Dich auch selbst der gute Numa beneiden, der den erzürnten Jupiter angefleht hat, er möge geruhen, an Stelle der von ihm gewünschten menschlichen Köpfe als Bußopfer die enthaupteten Zwiebelköpfe anzunehmen. Aber Du — Sonne der Güte! — würdest vielleicht auch mit den Zwiebeln Mitleid haben!

Ein boshaftes Lächeln flog um seine Lippen, Wangen

Digitized by Google

und die Stirn. Die Sonne der Freude beleuchtete das Gesicht Marc Aurel's.

— Alles, was Du gesagt hast, Lucius, habe ich gethan.

Die schneeweiße Hand dem Bruder entgegenstreckend, rief Lucius mit einem anmuthigen Lächeln aus:

— Alles, was Du gethan hast, o Philosoph, war eine Thorheit!

Er hörte zu lachen auf und sah mit einem durchdringenden Blick das Gesicht des Bruders an, ob er durch seine Kühnheit die Grenzen seiner Nachsicht nicht überschritten habe. Aber die klaren, heiteren Augen Marc Aurel's drückten nur ein wenig scherzhafte Neugierde aus.

— Wenn Du im Stande sein wirst, Das zu beweisen, was Du gesagt hast, werde ich Dir den Namen des bedeutendsten Rhetors des Jahrhunderts geben. Ich begehre es zu sehen, wie Dein Geist, der von ernsten Uebungen abgelenkt ist, mit solch' einer schweren Aufgabe kämpfen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Kunstgewerbliches.

Die historische Auffassung der Dinge ist uns heutzutage so ganz in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir auch die Ereignisse unserer Mitzeit methodisch zu objectiviren trachten, wie etwa ein Psychologe beständig und ohne dazu eines Willensactes zu bedürfen, die Vorgänge in seiner Seele vom Standpunkt seiner Wissenschaft beobachtet. Und wie er an sich selber das Maß für die Aeußerungen anderer Individuen gewinnt, gibt uns das Studium der Entwickelung unserer eigenen Zeit die Mittel zu einer schärfer eindringenden Analysis vergangener Epochen.

So gewährt es uns eine besondere Freude, den Aufschwung unserer Kunst und der ihr nahestehenden Industrie mitzuerleben, und es ist selbst für Den, der nicht gerade durch seine Fachinteressen der Bewegung nahe steht, von großem Interesse, ihren Aeußerungen zu folgen. Soweit es die hohe Kunst angeht, gibt sich ja die Gelegenheit von selbst. Im Kunstgewerbe geht der Fortschritt auf weitem Gebiet so stetig und darum so unmerklich, daß man die wenigen großen Gelegenheiten zur Uebersicht, die sich bieten, nicht versäumen darf.

In Berlin haben wir augenblicklich zwei Ausstellungen zu studiren, die uns das Getriebe der Maschine vorführen. Die eine, umfangreichere in den Räumen des Glaspalastes heißt kurzweg Ausstellung der Lehrlingsarbeiten, die andere im Lichthof des Kunstgewerbemuseums bietet zum ersten Mal die Arbeiten früherer Schüler der Anstalt, welche sich auf Studienreisen als Stipendiaten des Museums weitergebildet haben.

Die erstere Ausstellung ist wesentlich den Leitungen der verschiedenen Schulen gewidmet, die gegenwärtig in Berlin zur Hebung des Gewerbestandes bestehen.

Vor wenigen Jahren noch herrschte auf diesem Gebiet das vollkommenste Chaos, dessen letzte Spuren noch jetzt nicht ganz beseitigt sind. Energische Reformen seitens der Stadt und des Staates haben die auseinandergehenden Kräfte, die zu Zeiten in offenem Kampf lagen, nach einer Richtung gedrängt. Die früher ganz isolirten Privatinstitute haben sich den Principien angeschlossen oder sind auf dem Wege dazu. Was hier in Berlin geschieht, wird in Bälde auf die Provinzen wirken.

Als ersten großen Erfolg dieser gemeinsamen Anstrengungen der Innungen, der Stadt und des Staates haben wir die vereinte Ausstellung aufzufassen. Es ist noch nicht lange her, daß der Vorschlag eines derartigen Zusammengehens von mehreren Seiten mit Protest zurückgewiesen wurde.

Die eine Hälfte des großen Umganges fällt im Wesentlichen den Anstalten zu, die der Staat erhält, die andere den städtischen Schulen; im verbindenden Corridor sind die Fachschulen der Gewerke untergebracht; auch letztere werden von der Stadt durch Zuschüsse gefördert.

Doch scheint es, als ob die Privat-Institute sich der straffen Organisation der städtischen Anstalten gegenüber auf die Dauer nicht halten können.

In die große Gesammtaufgabe haben sich Staat und Stadt derart getheilt, daß ersterer in der Kunstschule und den Anstalten des Kunstgewerbemuseums die höhere Ausbildung pflegt, die Stadt dagegen für die elementare Anleitung sorgt.

Die Ausstellung der staatlichen Anstalten, denen sich die Schule des Lettevereins anschließt, trägt denn auch künstlerischen Charakter und unterscheidet sich von einer solchen der Kunstakademie nur dadurch, daß sie die freie Composition ausschließt, dagegen sich über die Gebiete der Decoration einschließlich der Monumentalmalerei und des Kunstgewerbes erstreckt. Auf Einzelheiten der vor einem Jahrzehnt noch jenseits des Erreichbaren scheinenden Leistungen einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur eine allgemeine Bemerkung sei gestattet; sie bezieht sich auf die Farbe.

Unter den Studien wird mit großem Nachdruck das Stillleben nach Allem, was Natur und Kunst Farbiges bieten, betont. Es gibt ja auch kein besseres Mittel, die Empfindung für die Farbe zu steigern. Viele von den Arbeiten vorgerückter Schüler dürfen durchaus als Kunstwerke gelten. Aber daneben herrscht in den selbstständigen farbigen Compositionen mit Ausnahme einzelner decorativer Arbeiten das elende moderne Gemisch, das den Erzeugnissen unserer deutschen Industrie einen so widerwärtigen Charakter gibt und ihnen auf dem ausländischen Markt so sehr im Weg steht. Die Harmonie wird nicht durch den Contrast reiner, mit richtigem Gefühl contrastirter Farben erreicht, sondern durch eine trübe gelbgrüne Jauche, die über alle Töne gleichmäßig ausgegossen wird; da kommt es dann gar nicht darauf an, wie im Einzelnen die Farben gegen einander stehen, sie kommen ja doch nicht zur Wirkung. Was läge wohl näher, als daß mit den der Natur abgelauschten Tönen nachher componirt würde? Aber nein, sowie die freie Arbeit beginnt, tritt die ekelhafte Trübung ihre Herrschaft an. Namentlich fällt dies bei den Entwürfen für weibliche Handarbeit auf, wo doch mit Farben so kräftig zu Werke gegangen werden darf, weil das Material selbst Träger derselben ist, nicht ein aufgesetztes, in sich gleichartiges Malmittel. Eine rühmliche Ausnahme macht die Classe für weibliche Handarbeiten (Applicationen) im Lette-Verein und eine von demselben Lehrer geleitete Abtheilung in den Anstalten des Gewerbe-Museums. Auch hier könnte unserm Gefühl nach noch energischer mit dem modernen Unfug gebrochen werden, dessen Macht leider in der Bequemlichkeit so feste Stützen hat. Aber es ist doch ein vielversprechender Anfang da. Glück auf!

Unter den gewerblichen Elementarschulen hat die Führung die Berliner Handwerkerschule, die es in den wenigen Jahren ihrer heutigen Organisation verstanden hat, alle Hindernisse zu überwinden und den verwandten Instituten ihre Prinzipien annehmbar zu machen. Nur steht nicht das künstlerische, sondern das technische Moment im Vordergrund; was die Werkstatt dem Lehrling heute nicht bieten kann, das soll ihm die Schule gewähren. Als Lehrer wirken an diesen Anstalten nach den Grundsätzen ihrer Einrichtung nicht Architecten — mit Ausnahme der Baugewerkschulen — noch Künstler, sondern Handwerker, die neben ihrem Lehrberuf ihre praktische Thätigkeit weiterführen. Was das für die gediegene Fachschulung bedeutet, liegt auf der Hand: für die Lehrlinge, um die es sich handelt, ist der Meister der beste Lehrer. Mit großem Geschick hat die Anstalt aus den Kreisen der Berliner Handwerker tüchtige Kräfte zu gewinnen und in ihrem Sinne für die große Aufgabe zu schulen gewußt. Der Erfolg spricht für die Richtigkeit der Prinzipien.

Es kommt hinzu, daß die Anstalt in der Zeichenmethode mit dem veralteten Copiren von Vorlagen völlig gebrochen hat und nach dem neuen System von vornherein nur nach Körpern zeichnen läßt. In diesem Sinne soll sich allmählich der Zeichenunterricht in den Gemeindeschulen umgestalten. Wenn dieser Plan durchgeführt sein wird, haben wir eine Organisation, deren fruchtbringende Wirksamkeit gar nicht abzusehen ist.

Digitized by Google

Es wird dann von der ersten Zeichenstunde in der Kinderschule an der Schüler aufrücken von Stufe zu Stufe. Die Handwerkerschule empfängt den ins Leben tretenden Lehrling, dem die mühseligen Anfangsgründe unmerklich in der Elementarschule beigebracht sind, der zeichnet, wie er lesen und rechnen kann. Begabtere Individuen entläßt die Handwerkerschule nach Abschluß des Lehrganges an die Kunstschule oder die Anstalten des Kunstgewerbe-Museums. Wer auch hier das Durchschnittsmaß überragt, wird als Stipendiat des Staates als in allem Technischen fertiger Künstler entlassen und auf Reisen geschickt. Wer auf irgend einer Stufe abspringen muß, ist kein unfähiger Halbfertiger, sondern hat für sein Fach, was er braucht. So haben wir die Perspective einer Kunstthätigkeit, die endlich einmal wieder von unten aufgebaut ist.

Die ersten Früchte aus dem Lande der Verheißung bietet uns das Kunstgewerbe-Museum in der Ausstellung von Reiseaufnahmen früherer Schüler. Es ist selbst unter Künstlern nur eine Stimme der Bewunderung über die glänzenden Leistungen. Alles Technische wird mit größerer Sicherheit beherrscht, als der freiere Unterricht der Kunstakademien erzwingen kann, und der Schritt zum schaffenden Künstler ist von den begabten Individualitäten gleichsam unbewußt gethan. Wir werden auf die Ergebnisse dieser Ausstellung, die großes Aufsehen erregt, noch einmal zurückzukommen haben. A. L.

Dramatische Aufführungen.

„Nelly", Lustspiel in 3 Acten von Dora Duncker. — „Ein Pensionskind", Lustspiel in 4 Acten von Julius Keller und Fritz Brentano.

Die jungen Damen aus Amerika bilden in den neueren Lustspielen eine ganz besondere Kategorie von Menschenkindern: sie sind so ursprünglich, als wären sie da drüben in der Wildniß aufgewachsen, und betragen sich zunächst immer so ungezogen, als hätten sie Indianerhäuptlinge zu Tanz- und Anstandslehrern gehabt. Das deutsche Haus, welches das Unglück hat, sie zu beherbergen, wird durch sie vollständig auf den Kopf gestellt, bis endlich die Zeit der Wandlung kommt, bis die allmächtige Liebe aus der amerikanischen wilden Hummel ein zärtlich fühlendes deutsches Mädchen macht. Miß Nelly, welche uns Fräulein Duncker als direct von „drüben" eintreffend vorführte, verleugnet keinen jener schon stereotyp gewordenen Züge. Sie ist völlig unangemeldet über den Ocean herübergekommen und stürmt in Gesellschaft eines Pflegebruders, sowie zweier Seidenpinscher und eines Papageis, in die behagliche Wohnung ihrer unverheiratheten Onkel, deren ganze Biederkeit durch die Sammlung von langen Pfeifen, die sich in einer Ecke ihres Zimmers vorfindet, aufs deutlichste bezeichnet ist. Die ungestüme Art der Liebkosungen, mit denen sie durch ihre exotische Nichte überhäuft werden, muß natürlich den beiden Herren, die schon etwas Hagestolze geworden sind, sehr überraschend kommen, und der „Onkel Fritz" kann sich nicht enthalten, dieser Ueberraschung Ausdruck zu geben. Darüber ist die junge Dame sehr betrübt, und von Stund an beginnt sie, deutsch zu werden, d. h. sie wird sentimental, verliebt sich in jenen Onkel Fritz und sträubt sich in sehr wenig amerikanischer Weise gegen den Verlobungskuß, den er ihr schließlich auf den Mund drückt. Das ist der Entwicklungsgang der „Nelly". Er ist sehr einfach, wie wir sehen, und die Umgebung, in der er sich abspielt, bewegt sich in nicht minder simplen Lebensformen: das Element, in dem sie alle schwimmen, ist die Liebe, die unter den elf Personen des Stückes in fünferlei Gestalt auftritt, so daß am Ende aus dem dreiactigen Verliebtsein fünf Paare resultiren, denen der übrig bleibende Großpapa in würdiger Weise seine Glückwünsche abstattet. Für den anderen Hagestolzen, den Bruder des „Onkel Fritz", findet sich nämlich zu rechter Zeit eine junge Malerin, von der er früher schon einmal man weiß nicht warum, abgewiesen worden ist, und die ihm jetzt plötzlich, man weiß auch nicht warum, ihre Liebe gesteht; der ein ergötzliches Englisch-Deutsch sprechende Pflegebruder Nelly's hat ebenso plötzlich an einem deutschen Backfisch Gefallen gefunden, ein junger Fabrikarbeiter, an dem „Onkel Fritz" einen ganz großartigen Act von Edelmuth begeht, hat ebenfalls schon seinen „Schatz", und schließlich finden sich sogar der alte Diener und die Wirthschafterin des Hauses, die vorher in stetem Kriege lebten, in der edlen Harmonie des Verlobtseins zusammen. So angenehm dieser Inhalt des Stückes für die jungen Damen unter den Zuschauern sich abspielen mag und so praktisch er eingerichtet ist für etwaige Liebhaberaufführungen, wo jeder Darsteller gerne ein glücklich Liebender sein möchte, so wenig eignet er sich für ein Lustspiel, welches auf dem Repertoire größerer Bühnen sich zu halten Anspruch macht. Auch die lustigen und erheiternden Schnörkel, welche die Verfasserin um dieses fünfmal sich wiederholende Liebesthema herumgedichtet hat, können das Stück nicht auf das Niveau des wahren Lustspiels erheben. Ein Diener, der in dem Anzuge, in welchem er vielleicht eben den Hof gekehrt hat, in die Wohnzimmer der Herrschaft tritt, der dort seine Fehden mit der Haushälterin auskämpft und dabei aus allen Schüsseln und Gläsern nascht, wirkt allerdings im ersten Augenblicke komisch, aber schließlich fragt man sich doch: warum wirft man solchen groben Menschen nicht endlich einmal hinaus? Auch das umstürzlerische Verfahren der jungen Dame in der Wohnung ihrer Onkel wirkt mehr befremdend als erheiternd; man findet nicht heraus, warum die Sophas und alle Sessel plötzlich ihren Platz verändern müssen und bedauert lediglich die Dienerschaft, die sie nachher doch wieder zurecht rücken muß. Solche harmlose kleine Streiche, die zugleich für die eigentliche Handlung des Stückes ganz zwecklos sind, sind beliebte Erheiterungsmittel bei Polterabendscherzen, auf der wirklichen Bühne muß man sie aber wohl lediglich als dramatische Zeitvergeudung bezeichnen. Das ganze Lustspiel so zu nennen, verbietet uns nur die Höflichkeit. Die erste Aufführung desselben im Residenz-Theater fand übrigens Beifall, der aber zunächst nur der Autorin, nicht ihrem Werke zu gelten schien.

Im Belle-Alliance-Theater war einige Abende vorher das Lustspiel: „Ein Pensionskind" zur ersten Aufführung gekommen, welches indessen eigentlich die Bezeichnung „Posse" tragen sollte. Es ist ein militärisches Stück, d. h. die männlichen Personen, die in ihm auftreten, sind Officiere. Die Herren Verfasser scheinen aus „Krieg im Frieden" gelernt zu haben, wie frisch und belebend das bunte Tuch auch auf die Physiognomie eines Bühnenwerkes einwirkt, und haben in der That einen flotten, fröhlichen Geist in den Dialog zu bringen gewußt. Freilich vermag derselbe den gänzlichen Mangel einer Handlung nicht zu verhüllen. Die Titelheldin ist ein eben der Pension entflogener Backfisch, welche im Laufe der vier Acte von der Ueberzeugung, daß die „eigentlichen Menschen" nur die activen Lieutenants sind, zu der etwas gediegeneren Ansicht geführt wird, daß auch andere Männer ganz brav und liebenswerth sein können, auch wenn dieselben nur — Landwehrlieutenants sind. Ohne militärische Charge geht es nun einmal nicht ab. Der alte Herr, der der jungen Dame in einer sehr erbaulichen Rede vorstellt, daß das Lebensglück ja nicht allein in Epaulettes und Degen bestehe, ist ein „Doctor Klaus" in Uniform und wirkt gerade so sentimental-rührsam wie sein Urbild. Eine andere, komisch sein sollende Figur des Stückes, ein Herr Pfiff, der immer nur von seinem Gelde und seiner unglücklichen Liebe redet, verursacht trotz der possenhaften Allüren doch nur ein Gähnen, da er ganz zwecklos in der Welt und im Stücke steht. Die Darstellung der Novität war sehr schlecht.

O. B.

Digitized by Google

Notizen.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Bd. 6—9. (München, R. Oldenbourg.) Wiederum sind vier neue Bände der vortrefflichen Anthologie erschienen, auf die wir die Leser unserer Wochenschrift vor einigen Monaten aufmerksam gemacht. Wie die vorhergehenden fünf Bände, bringen auch die vorliegenden Leistungen und Namen von Erzählern, worunter manche auch wohlbewanderten Kennern der neuern deutschen Belletristik nahezu neu sein werden. Und noch größer wird ihre Ueberraschung, wenn ihnen zugleich die Mittheilung wird, daß von den betreffenden Autoren schon manche vor etlichen Jahrzehnten aus dem Leben geschieden. Neben so wohlbekannten und geläufigen Namen wie P. K. Rosegger, Theodor Fontane, Franz Dingelstedt, Sealsfield, Robert Schweichel, Gust. zu Putlitz und Wilhelm Jensen, die alle durch vorzügliche Novellen vertreten sind, stößt man auf Namen wie L. Starklof, A. Schöne, Otto Ludwig aus Reichenbach, Heinrich Schmidt und Franz Trautmann, über die man weniger allgemein orientirt ist, obschon man es nach der Vortrefflichkeit des in die Sammlung Aufgenommenen wohl sein sollte. Daher sind die beigegebenen biographischen Charakteristiken desto willkommener. Von solchen ist die über Sealsfield, den man als Erzähler freilich lange genug zu schätzen verstanden, von besonderem Werth, da über sein Leben langehin ein undurchdringlicher Schleier gebreitet gewesen und er also vielfach noch ein bloßer Name verblieben. Mit Befriedigung findet man unter den nun aufgenommenen Autoren, wie dies auch schon bei der ersten Serie der Fall gewesen, manche Erzählerin, deren Deutschland viele von besserem Gehalt aufzuweisen hat, als die rastlosen Damen, so für Leihbibliotheken und beliebte Unterhaltungsblätter getagelöhnert haben. Von älteren Autoren wurde mit Recht Franz von Gaudy bedacht, dessen frischer und graziöser Humor nicht zu den gewöhnlichen gehört, und der deshalb unter deutschen Erzählern sogar wenige Ebenbürtige hat. Mit den noch ausstehenden drei Bänden wird diese Serie ihren Abschluß gefunden haben, wozu wir ihr all' die Theilnahme des Publicums wünschen, deren das Unternehmen in jeglicher Weise verdient.

W. B.

Zum Guten. Eine Geschichte aus Südtirol von Hans Hopfen. (Dresden, Heinrich Minden.) Wenn man dem neuesten Buche Hopfen's auch gerade keine originelle Erfindung nachrühmen kann — denn dasselbe behandelt nur das alte Thema, wie einem reichen Tiroler Bauern durch Seine Hochwürden ein Testament „zum Guten", d. h. für den „guten Magen" der Kirche, abgezwackt wird —, so darf man doch den übrigen Eigenschaften des Verfassers, die hier wieder in ein günstiges Licht gerückt sind, alle Anerkennung widerfahren lassen. Auch in dieser Erzählung waltet der gesunde Hopfen'sche Realismus vor, den wir schon oft zu bewundern Gelegenheit hatten, die vortreffliche Detailmalerei fesselt uns, und die scharfe Charakteristik einiger Bauernphysiognomien fordert unser Lob heraus. Bedenklich erscheint es uns nur, daß die ganze Lösung, der Erfolg, doch eigentlich erst durch einen Zufall herbeigeführt wird und sich keineswegs als Consequenz aller vorausgegangenen Bemühungen darstellt, worin uns ein logischer Fehler zu beruhen scheint. Wäre der Bauer Nicolaus Gantioler nicht, bevor er das beabsichtigte Testament zu Gunsten seines Neffen aufgesetzt, krank geworden und durch die Morphiumspritze des Pfarrers in dessen Gewalt gerathen, — wohin wären dann alle Vorbereitungen, Quälereien und Aufhetzungen dieses Letzteren ausgeschlagen? Sie und die Bearbeitung des störrigen Bauers, einer Kern- und Meisterfigur, durch die aufgestachelte Häuserin Magdalene Zelper wären bei alledem vergebens gewesen, und der Erfolg hing an einem Haar und kam schließlich durchaus anders, als er vorbereitet war. Hiervon und von etlichen Längen, die von der Vorliebe des Verfassers für das Kleinste und Nebensächlichste herrühren, abgesehen, haben wir es in „Zum Guten" aber mit einer tüchtigen Leistung zu thun. Die uns vorgeführten Scenen athmen wirkliches Leben, da ist alles ächt und treu nach der Natur, diese Bauernfiguren sind keine Salontiroler, sondern wirkliche Bergbewohner von Fleisch und Blut mit derben Nägelschuhen und derben Empfindungen. Sehr rührend und recht mit dem Herzen geschaffen ist die Gestalt der Kathrin Gantioler, dieser braven Wittib, die um ihrer sechs Kinder willen ihrem eigenen Liebesglück entsagte und dann doch durch Pfaffenlist so schwer enttäuscht wird. Hopfen ist ein trefflicher Kenner von Land und Leuten, das verräth sich in hundert kleinen Zügen; da ist Alles selbst geschaut und in großer Anschaulichkeit, oft greifbar deutlich wiedergegeben. Die Scenen von Nicolaus Gantiolers nächtlicher Heimkehr, von seiner Flucht in die Schneenacht hinaus, von seinem Bitten und Betteln um die Morphiuminjektion, die der falsche Priester nur gegen das Versprechen des Testaments „zum Guten" gewähren will, — das Alles sind Meisterleistungen. Bei manchen Schwächen ein lesenswerthes bedeutendes Buch! T—n.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmann's Geflügelten Worten.

Geehrte Redaction,

Gestatten Sie mir die Mittheilung folgender Notizen:

Schiller's „Raum ist in der kleinsten Hütte" lehnt sich vielleicht an die Worte Blanca's an in Leisewitz': Julius von Tarent 2, 3:

> „Diese Hütte ist klein; — Raum genug für eine Umarmung. — Dies Feldchen ist enge — Raum genug für Küchenkräuter und zwei Gräber."

Schon in den Satiren des Horaz (2, 8, 84) kommt die Wendung vor: arte emendaturus fortunam, zwar nicht im Sinne von „falsch spielen", es kann aber doch Lessing's corriger la fortune zu Grunde liegen.

Büchmann erwähnt S. 110 (10. Aufl.) A. Beyer's „Architectus Jenensis" v. J. 1681 zur Erklärung des Ausdrucks Salbaderei. Dieselbe Erklärung ist bereits in dem 1651 erschienenen Buche Harsdörffer's: Lust- und lehrreiche Geschichte, Frankf., 2. Hundert, S. 90 zu finden; es heißt dort: „Was Saalbader sey, ist fast jedermann bekannt, und soll herkommen von einem Bader an dem Saalfluß, bey Jena, der allen seinen Badgästen nur eine Geschichte erzehlet, und solche gegen einem jeden, so offt er kommen, widerholet; deßwegen man eine schlechte Sache, die vielmals mit der Zuhörenden Verdruß fürgebracht wird, einen Saalbader nennet."

Das Wort wird übrigens auch noch in dem Sinne von „Quacksalberei" gebraucht, schon in früherer Zeit, so steht in der 1729 zu Altona erschienenen Uebersetzung von Swift's tale of the tub „nach der 9. Abth. im Manuscript": „wie er auch die Pflaster, Pulver, Salben und Salpatereyen, welche Peter verkaufte, heruntermachte."

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dresden. Dr. Carl Müller.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Soeben erschien: **Bd. 15** der

Aerztlichen Sprechstunden.

Gesundheitslehre für Jedermann.

Von

Dr. **Paul Niemeyer,**

Sanitätsrath u. Arzt d. hygienischen Vereins zu Berlin.

Die ärztlichen Sprechstunden erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von 50 Pf. für jedes Heft u. in Bänden (5 Hefte bilden einen Band) broch. zu 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Prospecte u. Probehefte in jed. Buchhandlg.

„.... Jedermann muß wissen, von welchen regelmäßigen Bedingungen Leben und Gesundheit abhängt und wie denselben entsprechend die tägliche Lebensweise eingerichtet, was bezüglich der Pflege des Körpers und Uebung seiner Kräfte, bezüglich Speise und Trank, Wohnung, Kleidung u. s. w. beachtet werden muß, um die Gesundheit vor den allseitig und beständig drohenden Gefahren zu schützen."

(Magdeburger Zeitung.)

Soeben erschien in **zweiter** Auflage:

Der Verklärte

von **Oscar Kresse.**

Motto: Geist des Menschen, was du zu fassen vermagst, zu vollenden
Gab die Natur dir Macht, suche und finde den Weg!

Sehr gut recensirt! Preis eleg. geb. 2,75 M.

Verlag von Theod. Kalb in Leipzig.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Soeben erschien:

Richard Lepsius.

Ein Lebensbild

von

Georg Ebers.

Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt.

8. geh. M. 5.— geb. M. 6.50.

Mit Liebe und Pietät schildert Ebers Leben, Charakter und Verdienste seines großen Lehrers u. Freundes, des Altmeisters und Begründers der Aegyptologie in Deutschland, und zeichnet zugleich im Umriß Entwickelung und heutigen Zustand dieser Wissenschaft.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchengeschichte

von der

ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach

weil. ord. Professor der Theologie in Basel.

Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.

Erster Band:

Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte.

Vierte Auflage.

Herausgegeben und mit einem literarisch-kritischen Anhang versehen

von

Dr. F. Nippold

ord. Professor der Theologie in Jena.

gr. 8. Preis: Mk. 7.

Mit der vorliegenden neuen Auflage des 1. Bandes von Hagenbach's Kirchengeschichte ist das 7 Bände umfassende Werk wieder vollständig geworden.

Der Preis für alle 7 Bände beträgt: Mk. 39. — Die Bände sind auch einzeln verkäuflich.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.

Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in Berlin.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 6. Juni 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes. Von Karl Blind. — Zur Tiefseemessung. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Victor Hugo. Von Theophil Zolling. — Zu Ludwig Feuerbach's Philosophie. Von Wilhelm Bolin. — Ausländische Operntexte im deutschen Gewande. Von Carl Winkler. — **Feuilleton:** Die Losung. Von E. Orzeszko. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes.

Von Karl Blind.

Ein Waffenstillstand ist zwischen Rußland und England eingetreten. Auf wie lange: wer vermöchte das zu sagen?

Wenn dem Heerführer, welcher vertragsbrüchiger Weise — mitten in den Verhandlungen über die Grenzfrage — die Bundesgenossen Englands niederstieß, ein diamantenbesetztes, goldenes Ehrenschwert vom Zaren übersandt wird; wenn der russische Bevollmächtigte, dessen Zusammentreffen mit Sir Peter Lumsden seit bald acht Monaten vergeblich erwartet worden war, seine freiwillige Muße dazu benutzt, in Tiflis Vorlesungen über die beste Art der Eroberung Herats zu halten: so muß man mit einer ganz ausnahmsweisen Kindsköpfigkeit gesegnet sein, um das wahre Ziel der Petersburger Politik zu verkennen.

Die Skobeleff'sche Schule ist heute mit der listigen alten Diplomatenschule der Nesselrode und Gortschakoff sonderbar verquickt. Skobeleff aber, dessen verrückt erscheinende Offenherzigkeiten nur die russische Art waren, den Gegner entweder einzuschrecken und zu verblüffen, oder durch so freies Bekenntniß der Absichten, daß man demselben keinen Glauben schenkte, irre zu führen, gestand einst einem englischen Parlamentsmitgliede rund heraus: Indien werde demnächst an die Reihe kommen. Neu war diese Bemerkung übrigens nicht. Es ist ein beliebtes Verfahren der Russen von der genannten Richtung, bald über die Befürchtungen eines von ihrem Angriff Bedrohten eine sarkastische Lauge zu ergießen, bald ihm auf den Kopf zu sagen: daß er binnen Kurzem ans Messer geliefert werde.

General Kireïeff, der Bruder der Frau von Novikoff, gab unlängst in der „Pall Mall Gazette" ein Pröbchen der sarkastischen Behandlung. Er wollte Indien nicht einmal geschenkt haben, da es für Rußland ein „weißer Elephant" wäre. Vor vierzehn Jahren schrieb andererseits Iwan Golowin in einem zu Leipzig deutsch erschienenen Werke („Rußland unter Alexander II."):

„Ungerechtigkeit gegen einen Herrscher, der eine so große Aufgabe hat, eine so schwere Bürde trägt, wie der Kaiser aller Reußen, wäre unverzeihlich. Auch ein Verbannter darf nicht aus den Augen lassen, daß er durch Umstände und nicht durch die Willkür eines Einzigen exilirt wurde .... Wenn ich übrigens auch sagen wollte, Kaiser Alexander II. habe das Pulver erfunden, würde es meine Stellung doch nicht bessern. Ich darf also immerhin schreiben, daß er nur bis Samarkand in die Fußtapfen Alexanders des Großen getreten ist, und daß es Alexander IV. vorbehalten bleibt, Indien zu erobern."

Iwan Golowin's erinnern wir uns aus den Tagen vor dem Krim-Krieg, von 1849 her, wo wir unter der damals noch bestehenden zweiten französischen Republik mit ihm, Alexander Herzen und anderen Russen in Paris zusammenkamen. Als Golowin 1870 obige Worte schrieb, stand Rußland noch weit von Merw entfernt. In gewaltigen Sätzen ist es seitdem vorgerückt, bis nahe ans Thor von Indien herangesprungen. Auf Alexander II. ist schon der Dritte dieses Namens gefolgt; und die Zaren nützen sich neuerdings etwas rasch ab. Vielleicht geschieht es in der Absicht, die Thronbesteigung seines Nachfolgers nicht allzu sehr zu beschleunigen, daß der jetzige Selbstherrscher — nach alter Tyrannen-Vorschrift, wie sie schon den Griechen bekannt war — der sich mehrenden inneren Schwierigkeiten durch neue Unternehmungen nach außen hin, durch abermalige Aderlässe an der Nation, Herr zu werden sucht.

Doch wozu den Beweis antreten, daß, trotz der augenblicklichen Absprache zwischen London und Petersburg, Indien zum Gegenstande kommenden Angriffs erkoren ist; daß Rußland jedenfalls an die Grenze des englisch-asiatischen Reiches zu gelangen trachtet?

Es trachtet mit den Waffen darnach. Es wäre auch geneigt, mit England vorläufig eine Theilung Afghanistans zu vollziehen. Männer, die im russischen Ministerium des Auswärtigen oder im dortigen kaiserlichen Senate eine Amtsstellung einnehmen, haben den Engländern schon längst diesen Gedanken nahe gelegt. Und Londoner Friedensfreunde, deren grundgütige Unschuld unendlich größer ist als ihr politischer Verstand, haben Neigung gezeigt, auf den groben Köder anzubeißen. In ihrer Herzenseinfalt lassen sie sich sogar „im kleinen Ausschuß" manchmal dahin vernehmen: man thäte besser daran, Rußland sogleich ganz Afghanistan zuzugestehen.

Der Zweck des Petersburger Planes, eine Zusammenlegung der russischen und englischen Grenzen in Asien herbeizuführen, liegt für jeden Denkenden klar zu Tage. Sobald die beiden Reiche so nahe an einander gekommen sind, vermag Rußland stets Indien derart zu beunruhigen, daß England gezwungen ist, den größeren Theil seiner an und für sich wenig zahlreichen Heeresmacht in Süd-Asien zur Vertheidigung bereit zu halten. Damit gewänne die russische Regierung freie Hand im europäischen Osten — am Bosporus und den Dardanellen. Sagen wir es gleich: bis nach Oesterreich-Ungarn hinein. Zu Oesterreich aber gehört das Böhmer-Land, der eigentliche Herd der slavischen Propaganda in Mittel-Europa. Und Böhmen liegt, so zu sagen, mitten in Deutschland: man ziehe nur eine Linie von Berlin über Prag nach Wien.

Digitized by Google

Ist es nun im Interesse der Sicherheit unseres Welttheils, insbesondere Dessen, was wir seit 1866 „Deutschland" nennen, daß Rußland so freie Hand gewinnt, indem England für die Vertheidigung des europäischen Orients förmlich lahmgelegt wird?

Hier kommen wir wahrlich auf die Bedeutung der mittelasiatischen Frage für unser eigenes Vaterland und auf die Stellung Englands zu den Mächten des Festlandes.

Eine große geschichtliche Gelegenheit ist im letzten russisch-türkischen Kriege verpaßt worden. Damals konnte dem bei Plewna festsitzenden Zarenthum mit Erfolg Schach geboten, eine immer wuchtiger herandrängende Despotenmacht zurückgedrängt, den russischen Bewegungsmännern ein Anlaß zur Erringung einer Verfassung gegeben werden, durch welche Europa selbst Luft bekommen hätte. Sah man das in Ungarn, sah man das in den ehemals deutschen Bundesländern Oesterreichs, die seit 1866 so schwer vom Slaventhum bedrängt sind, nicht ein? War man es dort zufrieden, daß sich Rußland seinen Weg nach Ost-Europa ebenso hereinhieb, wie es dies in Mittel-Asien gegen Indien hin gethan hat?

Oesterreich-Ungarn war und ist durch die Beziehungen zum Deutschen Reiche gebunden. Im Beaconsfield'schen Cabinete saßen überdies Männer — Lord Derby voran —, welche die Thatkraft Englands lähmten. Derby besorgte Rußlands Geschäfte, während er diejenigen des Auswärtigen Amtes Englands zu besorgen vorgab. Er trieb dies so lange, bis der Zeitpunkt zum Handeln ganz vorüber war. Dann trat er aus. Er hatte seinen Zweck erreicht, die öffentliche Meinung mit der scheinbaren Aussicht auf einen kommenden wirklichen Widerstand gegen Rußland hinzuhalten — zu narren.

Bei solchem doppelt schwierigen Verhältnisse zu den Regierungen in Berlin und London konnte von Wien aus kein entscheidender Schritt geschehen. Wurde indessen gar nichts versucht? Uns ist aus bester Quelle damals berichtet worden, daß allerdings ein Versuch gemacht wurde. Wegen des erklärlichen Mangels an Vertrauen in den Grafen Derby erfolgte die Anknüpfung von Wien über Konstantinopel nach London. Nicht auf regelmäßigem Gesandtschaftswege, sondern durch einen Mittelsmann. Es war dies der conservative Abgeordnete einer nord-englischen Handelsstadt. Er überbrachte die Anfragen oder Anerbietungen persönlich aus Konstantinopel nach London, mit der Versicherung, daß dieselben ihre Grundlage in Wien hatten.

Dies ist ein Abschnitt aus der inneren oder geheimen Geschichte jener Zeit. Als Lord Derby — so lautet der Bericht weiter — von dem Vorgange hörte, ließ er sich heftig gegen Oesterreich aus; und die ganze Sache wurde zu nichte. Weit überboten wurde freilich Derby durch Gladstone in der rücksichtslosen Stellung gegen Oesterreich. Gladstone hat es fertig gebracht, durch den gewaltthätigen Angriff auf Egypten zugleich Frankreich mit Grimm zu erfüllen und Rußland die gute Gelegenheit zum Uebergriff in Asien zu bieten. Während er einst das Zarenthum zum Ziehen des Schwertes gegen die Türkei, znm Ansturm gegen Konstantinopel aufrief, hatte er für Oesterreich nur einen haßerfüllten Hinweis auf dessen Vergangenheit und ein: „Hände weg!" Den Türken hatte er als die „eine unsagbare Abart der Menschheit" verflucht. Von seiner Frendschaft für Deutschland war nichts Anderes zu melden, als daß er sich kurz vor Amtsantritt gerühmt hatte, 1863 unter Denen gewesen zu sein, welche im Verein mit Napoleon III. Deutschland wegen Schleswig-Holsteins bekriegen wollten.

Wie sollte man da in Petersburg Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes nicht ganz hübsch geeignet für weitere russische Eroberungen in Mittel-Asien, endlich sogar für einen Einmarsch nach Afghanistan finden?

In der Politik immer nur nachzutragen, auf keine Veränderung der Lage, auf keine in dem Wesen oder Thun einer bedeutenden Persönlichkeit eingetretene Wandlung Rücksicht zu nehmen, ist eine Thorheit der verderblichsten Art. Als daher Gladstone am 27. April seine berühmte erste Montagsrede hielt, mochte man zwar mit Recht erst abwarten, ob auf das Wort die That folge. Hat er doch nachträglich die Flinte wieder ins Korn geworfen! Aber eine etwaige That zu mißbilligen, nur weil sie von ihm ausging, wäre höchst unsinnig gewesen. Denn über die Persönlichkeiten hinaus, gleichviel wie widrig ihr ehemaliges Gebahren sein mochte, sind immer die feststehenden Nothwendigkeiten im Staatsleben ins Auge zu fassen; und darnach ist zu handeln. Wissen die Ungarn, die Deutsch-Oesterreicher nicht, daß die slavische Propaganda, deren Moskau-Pilger mit den Orden des nordischen Selbstherrscherthums behängt sind, aus ihren Ländern gern ein Vorder-Rußland machte? Jeder Tag bringt den Deutschen im jetzigen, geschmälerten „Reich" die tiefe Schmach, die große Gefahr in Erinnerung, die ihnen von dorther droht.

Wahrlich, da gedenken wir eines Fürsten, wider dessen reactionäre Gottesgnaden-Politik wir einst zur Vertheidigung des Volksrechtes in Waffen standen, und dessen Siege wir es zu verdanken haben, in die Fremde getrieben worden zu sein. Wir gedenken seiner und sagen: — In Einem hatte er Recht. Ja, Recht hatte er, als er das ganze Deutschland wollte zusammengehalten wissen. Recht hatte er, als er ausrief: „man möge eine Karte von Deutschland vornehmen, unsere österreichischen Bundesländer darauf schwarz malen und sich dann das Bild genau ansehen. Das sei der Rumpf unseres Vaterlandes!"

Nicht um über Geschehenes vergeblich zu klagen, sei dieser Aeußerung gedacht, sondern um ein Mahnwort an Diejenigen zu richten, welche über den Siegen unseres heldenhaften Heeres von 1870—71 allzu sehr vergessen, daß sich die Gefahr für Deutschland im Südosten immer größer gestaltet, während im Nordosten eine ehrgeizige Despotenmacht stets bedrohlicher anschwillt und im Westen die Unversöhnlichkeit lauert. Haben wir da nicht allen Grund, der „Tyrannenwehre" England wohlzuwollen, falls es einmal zum Kampfe käme?

Wissen die Skandinavier nicht, daß, nachdem Finnland ihnen verloren gegangen, die Pläne der russischen Regierung auf Gewinnung Hammerfests, eines meist eisfreien Hafens an der norwegischen Küste, gerichtet waren, und daß man in Petersburg die Anwartschaft auf den dereinstigen Besitz von Dänemark gepflogen hat? Sehen sich die Finnen nicht neuerdings, gleich den Polen und den Deutschen der Ostsee-Länder Rußlands, in ihrem Volksthume bedroht? Ist es nicht klar, daß das Zarenreich nach allen Seiten hin vordrängt: in Europa ebenso wie in Asien? Und was ist da die natürliche Stellung der festländischen Völker — vom Bothnischen Meerbusen bis zu den Dardanellen — in der Frage der stets anwachsenden Herrschaftsgelüste eines außerhalb der wahren europäischen Cultur stehenden Reiches, dessen staatliche Einrichtungen auf denen seines Vorgängers, des Khanates der Goldenen Horde, ruhen?

Man ist sich im Kreise der russischen Kriegspartei sehr wohl der eigenen verwundbaren Punkte bewußt. Das Schwarze Meer und auch die Ostsee gehören vor Allem dazu. Kaum hat Rußland je einen Angriffskrieg geführt, in welchem es den Sieg nicht mit der knappsten Noth errungen hätte; oft nur nach den furchtbarsten Verlusten und in Folge schwerer Fehler des Gegners — nicht selten blos durch Verrath im feindlichen Lager. Dank den im Krim-Kriege begangenen Fehlern der Westmächte wurde in der Ostsee nichts ausgerichtet. Darauf sich stützend, suchten die Sendlinge und Preßsklaven der Petersburger Regierung jüngsthin den Gedanken an die Möglichkeit eines englischen Vorstoßes in der Ostsee zu verspotten. Nichtsdestoweniger warben sie eifrig umher, um die öffentliche Meinung sowohl für die Verschließung der Dardanellen gegen einen englischen Angriff, als auch für die „Neutralisirung der Ostsee" zu bearbeiten!

So verwickelten sie sich in einen Widerspruch, hinter welchem die Befürchtung klar hervorsah.

Um Englands Stellung bei dem etwaigen Versuche, ein Bündniß auf dem Festlande zu erlangen, noch weiter zu erschweren, schwadronirte man von der Feindseligkeit der Finnländer gegen England. Eine finnische Kaperflotte sollte ausgerüstet, der englische Handel durch sie zu Grunde gerichtet werden. Was geschah aber in Wirklichkeit?

Kaum hatte Gladstone seine kriegerische Rede gehalten, so wurde ihm in der unabhängigen Presse Finnlands merkwürdig hohes Lob zu Theil. Es zeigte sich unter diesem nicht-russischen Volke ein Geist, der am Hofe zu Gatschina

Digitized by Google

seitdem übel vermerkt worden ist. Die Handelsvorrechte des einst mit Schweden verbundenen Großfürstenthums sollen jetzt abgeschafft werden. Eine scharfe Verwarnung ist der finnischen Presse ertheilt. Wie? Deutet das nicht auf eine Möglichkeit, in der Ostsee etwas Erfolgreiches zu unternehmen, wenn eine mit Rußland kämpfende Macht sich nicht auf einen bloßen Cabinetskrieg wie in den Jahren 1854—1856, beschränken wollte? Wer, der die wahren Verhältnisse kennt, wollte zweifeln, daß England im Schwarzen Meere — der Achillesferse des Zarenreiches, so lange die polnische Frage aus naheliegenden Gründen nicht berührt werden kann — einen schweren Schlag zu versetzen im Stande ist? Träte ein Staatsmann an Englands Spitze, der zum Aeußersten entschlossen ist, so ließe sich dort eine Zurückrollung der Zarenmacht bewerkstelligen, welche unter den Bewegungsparteien Rußlands ihre unmittelbare Wirkung üben müßte.

An solcher Wendung hätte nicht bloß die Türkei, deren Bundesgenossenschaft ein zielbewußter englischer Staatsmann sicher erlangen könnte, ein großes Interesse. Auch für Oesterreich-Ungarn, für Griechenland, selbst für Italien wäre ein derartiges Ereigniß von hoher Zukunftsbedeutung. Sah doch schon Mazzini vor dreiundfünfzig Jahren die vom Anwachsen der Zarenmacht und ihrem Streben nach dem Adriatischen und Mittelländischen Meere für Italien entstehende Gefahr voraus. Warnende Worte schrieb er darüber 1832 in einer Abhandlung über Ungarn.

In der Ostsee nnd im Schwarzen Meere wäre Rußland von England zu treffen. Denn nicht bloß am Murgh-ab und Heri-Rud müßte der Kampf zwischen Cultur und staatlichem Fortschritt einer- und halbbarbarischer Willkürherrschaft andererseits ausgefochten werden. Die Ostsee und das Schwarze Meer in solchem Falle für England verschließen zu wollen, wäre von Seiten der europäischen Mächte eine wahre Ephialtes-That.

Man kennt Gortschakoff's ermunternden Zuruf an die Franzosen. Die Partei der Generäle aber, welche seitdem in Rußland in den Vordergrund getreten ist, mag augenblicklich sich wohl eher mit Mittel-Asien als mit Europa beschäftigen. Deutschlands Freund ist sie darum nicht mehr, als Gortschakoff es gewesen. Nein; sie ist es unendlich weniger. Das beständige Abwechseln der Petersburger Regierungspolitik — an welcher das russische Volk wahrlich höchst unschuldig, deren Opfer es sogar ist — zwischen Uebergriffen bald nach Asien, bald nach Europa hin, läßt die nicht allzu ferne Erneuerung eines russischen Ansturmes in unserem eigenen Welttheile als eine Gewißheit erscheinen.

Man denke sich einen solchen Ansturm nach erfolgter Ueberwindung und Lahmlegung Englands! Um wie viel bedrängter wäre dann die Lage Ost-Europas!

Möge die heutige Lage endlich als neue Warnung beherzigt werden! Nochmals sei es gesagt: nur ein Waffenstillstand ist eingetreten. Eine entscheidende Aenderung aber mag sich in Englands Regierung in nicht allzu ferner Frist vollziehen. Unerwartet kann sich Europa wieder einmal, wie vor acht oder neun Jahren, plötzlich vor eine große Aufgabe gestellt sehen. Da frage sich Jeder, was die ständigen Interessen der europäischen Culturstaaten gegenüber den autokratischen Nachfolgern der Goldenen Horde sind. Und wer sich dann noch von kleinlicher Eifersucht gegen England bewegen läßt, der wird nur zeigen, daß ihm an einem bedeutsamen Wendepunkt der Geschichte alles tiefere Verständniß abgeht, daß sein Blick nicht über den Sand der Mark Brandenburg hinausreicht.

Zur Tiefseemessung.

Von Otto Zacharias.

Die Wissenschaft kehrt sich bei ihrem siegreichen Fortschreiten nicht an das Dichterwort, welches dem Menschen räth, daß er Das nicht zu schauen begehren solle, was die Götter mit Nacht und Grauen bedecken. Es hat im Gegentheil für den forschenden Geist einen ganz besonderen Reiz, Verborgenes ans Licht zu ziehen, Unbekanntes zu enthüllen und Schwierigkeiten aller Art zu überwinden. Die Freude des Forschers, Erfinders und Entdeckers ist eins der schönsten und reinsten Gefühle, die ein Menschenherz bewegen können. Den Fuß zuerst in ein bisher unbekanntes Land gesetzt zu haben, oder der Erste gewesen zu sein, der seinen Mitmenschen eine neue Seite des Naturdaseins zugänglich machte — das sind Ziele erhabener Art, die des höchsten Ehrgeizes würdig sind.

Mit brennender Wißbegier hatte man schon in frühester Zeit die Frage nach der Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes aufgeworfen; aber erst die jüngste Epoche der wissenschaftlichen Forschung hat uns Mittel und Wege an die Hand gegeben, jene Frage zu lösen, resp. sie ein gutes Stück ihrer Lösung entgegenzuführen.

Unsere gegenwärtige Kenntniß von den Tiefseeverhältnissen datirt aus den letztverflossenen fünfundzwanzig Jahren. Den praktischen Anstoß zu wissenschaftlichen Arbeiten dieser Art gab die Legung des Telegraphenkabels, welches die alte Welt mit der neuen verbinden sollte. Das war im Jahre 1853. Seitdem sind alle seefahrenden Nationen bestrebt gewesen, ihren Antheil zur Klarstellung der Frage nach der Bewohnerschaft und den Gestaltungsverhältnissen des Meeresbodens beizutragen. Den Löwenantheil auf diesem Gebiet ist aber der berühmten Challenger-Expedition beizumessen, welche durch die Bemühungen englischer Forscher (Carpenter und Thomson) ins Leben gerufen und in den Jahren 1872—1876 zu glänzender Ausführung gebracht wurde. Die Dienste des „Challenger", eines prachtvoll und äußerst zweckmäßig ausgestatteten Schiffes, waren hauptsächlich zoologischen Forschungen geweiht — aber wir verdanken derselben Expedition auch eine reiche Belehrung über die physikalischen und topographischen Eigenschaften des Tiefseegrundes, insbesondere auch werthvolle Angaben über die größten Depressionen dieses letzteren. Nächst dem „Challenger" waren es die Fahrten der amerikanischen „Tuscarora", der deutschen „Gazelle" und des französischen „Talisman", wodurch wir unser jetziges Wissen von der Beschaffenheit der Tiefsee erlangt haben.

Auf Grund zahlreicher Lothungen, welche mit sogenannten Dredge-Apparaten ausgeführt wurden, läßt sich jetzt als erwiesen annehmen, daß die Oceane zwar im Ganzen tief, aber doch nicht so tief sind, wie es Capitän Denham und Lieutenant Parker nach ihren im Atlantischen Ocean angestellten Forschungen (welche jetzt vollständig antiquirt sind) behaupten zu dürfen meinten. Da sollte sich im südlichen Theile der Atlantis eine Stelle vorfinden, wo man bei 50 000 Fuß noch keinen Grund mit dem Senkblei constatiren könnte. Man fabelte von Abgründen, in welchen man Gebirge von der 3- bis $3\frac{1}{2}$fachen Höhe des Montblanc versenken könnte, ohne daß ihre Spitzen als Inseln über dem Wasser emportauchten. Derartige Messungsresultate müssen nach den neueren exacten Forschungen als auf irgend einer Fehlerquelle beruhend angesehen werden. Höchstwahrscheinlich hat die in Anwendung gebrachte Lothleine durch Wasserströmungen große Ablenkungen erfahren, so daß sie nicht mehr die directe Entfernung vom Niveau zum Grunde angab.

Die durchschnittliche Tiefe der Meere beträgt 4000 bis 5000 Meter. Durch die Mitte der ganzen Längenausdehnung des Atlantischen Oceans zieht sich von Norden nach Süden eine ganze Kette von untermeerischen Bergrücken, deren Tiefe unter der Oberfläche sich auf 1800—3600 Meter angeben läßt. Von ihnen aus erhebt sich eine Anzahl vulcanischer Inseln über den Meeresspiegel: Tristan, St. Helena, Ascension und die Azoren. In etwa 10° nördl. Br.

Digitized by Google

zweigt sich von jener submarinen Gebirgskette ein Höhenzug in westlicher Richtung ab, welcher nach der Küste von Südamerika hinläuft. So entstehen drei Atlantische Becken: ein Längenthal mit 4575 Meter durchschnittlicher Tiefe, ein nordwestliches und ein südwestliches Becken mit je 5490 Meter Tiefe.

Wir können diese Beschreibung noch dadurch vervollständigen, daß wir auf die große untermeerische Ebene (die sich zwischen Irland und Neufundland ausbreitet) hinweisen; dieselbe führt den Namen „Telegraphenplatte". Sie beginnt etwa 300 Kilometer westlich von der irischen Küste und hört 500 Kilometer von der neufundländischen wieder auf. Sie liegt in etwa 2000 Meter Tiefe unter der Oberfläche des Meeres.

Das Becken des Stillen Oceans stellt eine weit beträchtlichere Einsenkung dar. Es erstreckt sich von der nordamerikanischen Küste in nordöstlicher Richtung von den Sandwichs-Inseln bis zu einer Tiefe von 5000 Metern, um endlich in der Nähe der japanischen Küste 8000 Meter zu erreichen.

Gehen wir weiter nach Süden hin, so sehen wir, daß an der asiatischen Seite eine Anzahl Bodenerhebungen und Vertiefungen mit einander abwechseln. Von diesem nördlichen Theil des Stillen Oceans wird der südliche durch eine unterseeische Hochebene getrennt, welche sich von den Freundschaftsinseln bis nach Patagonien erstreckt. In diesem Bereich soll eine Anzahl von ringförmigen Wasserbecken vorkommen, welche durch submarine Höhenzüge abgesperrt sind.

Das Becken des Indischen Oceans hat im nördlichen Theile eine Tiefe von durchschnittlich 7000 Meter, wird aber weiter südlich flacher (2750 Meter).

Schließlich haben wir noch das ziemlich seichte Becken des südlichen Polarmeeres zu erwähnen, welches nirgends mehr als 1000 Meter sich einsenkt. Im Polarmeere der nördlichen Halbkugel dagegen ist in einem zwischen Grönland, Island, Norwegen und Spitzbergen gelegenen Bezirke eine Tiefe von 4850 Meter gelothet worden. An der amerikanischen und asiatischen Seite ist hinwieder der Boden flach, entsprechend den ausgedehnten Ebenen dieser beiden Continente, als deren untergetauchte Fortsetzung er betrachtet werden muß.

Die größten bis jetzt constatirten Meerestiefen beliefen sich auf 7086 Meter im nördlichen Atlantischen Ocean und auf 8513 Meter im nördlichen Stillen Ocean. Die mittlere Tiefe sämmtlicher Oceane wird (nach O. Krümel) auf 3438 Meter geschätzt. Das ist eine bedeutungsvolle Zahl, wenn wir sie mit der mittleren Höhe der Continente (440 Meter) in Beziehung bringen. Unter letzterer ist diejenige Höhe zu verstehen, welche man erhalten würde, wenn man die sämmtliche Masse des Festlandes gleichmäßig auf der Grundfläche des letzteren ausbreiten würde. Unter dieser Voraussetzung hat die Schweiz eine mittlere Höhe von 1300, ganz Europa dagegen nur eine solche von 297 Metern.

Nach alledem können wir noch die Frage aufwerfen, welche Erhebungsgröße den Continenten über den Meeresspiegel zukomme. Darauf ist Folgendes zu antworten. Die größte absolute Höhe der Erdoberfläche beträgt bekanntermaßen + 8839 Meter; der tiefste Punkt des Continents, am Todten Meere, hat — 392 Meter. Der größte Höhenunterschied auf dem Festland ist daher 9231 Meter. Dagegen haben wir vom tiefsten Punkte des Meeresgrundes bis zum höchsten des Landes 8,5 + 8,8 Kilometer = 17,3 Kilometer.

Nachzutragen wäre noch, daß die Umrisse der eigentlichen oceanischen Becken nur selten annähernd mit den Küstensäumen der Continente zusammenfallen. Um die meisten Festländer ziehen sich vielmehr flache Küstenzonen, welche als unter Meer gesetzte Continentalränder aufgefaßt werden können. Die Breite dieser Zone beträgt oft mehrere Meilen.

Außerdem wäre noch ein Wort über die geologischen Formationen zu sagen, welche den Meeresboden zusammensetzen. Dieselben können selbstverständlich nicht direct beobachtet, sondern nur aus den Formationen des Festlandes und der Inseln erschlossen werden, indem letztere sich submarin weiter fortsetzen. Auf dieser Grundlage finden aber fortdauernd neue Ablagerungen statt, welche theils aus den zugeführten Sinkstoffen der Flüsse, theils aus thierischen und pflanzlichen Bestandtheilen zusammengesetzt sind — wie die entnommenen Grundproben beweisen. Hauptsächlich sind es kleine, mit einem festen Panzer umgebene, mikroskopisch kleine Wesen (Globigerinen, Foraminiferen und Diatomeen), deren Reste die Ablagerungen auf der Meerestiefe bilden helfen. Die Foraminiferen sind so klein, daß man ihre Anzahl auf eine Unze Meeressand (vom Molo di Gaëta) auf 2½ Millionen bestimmt hat. Natürlich werden auch noch die festen Körpertheile von größeren Seethieren (Seesternen, Seeigeln und Muscheln) zur Schichtenbildung auf dem Meeresgrunde beitragen. —

Auf Grund der vorstehend mitgetheilten Thatsachen und Meßresultate können wir uns mit Hülfe der Einbildungskraft sehr leicht ein Bild von den mit ungeheuren Wassermassen bedeckten Theilen der Erdkugel machen; indessen wird ein solches Bild immer an Klarheit zu wünschen übrig lassen, und eine gute Bekanntschaft mit den geographischen Verhältnissen, welche zwischen den einzelnen Continenten obwalten, zur unabweislichen Voraussetzung haben müssen.

Da kommt uns nun ein neues Anschauungsmittel in Gestalt des von Prof. A. Rauber in Leipzig construirten anoceanischen Globus zu Hülfe, und durch dieses vortreffliche Modell einer Erdkugel mit ausgeschöpften Meeresbecken sind wir im Stande, uns ganz genau und schnell über den unterseeischen Theil der Oberfläche unseres Planeten zu orientiren. Der Rauber'sche Globus, welcher sich großen Beifalls bei hervorragenden Fachmännern auf geographischem Gebiet erfreut, stellt eine Kugel von ½ Meter Durchmesser dar, auf welcher die Elevationen und Depressionen des Meeresbodens (auf Grund der bisherigen Tiefseemessungen) thunlichst gewissenhaft wiedergegeben sind. Die Modellirung des Reliefs ist von der geübten Hand des Wachsplastikers Dr. Rud. Weisker in Leipzig ausgeführt worden. Um die Höhen und Tiefen, die Berge und Thäler des Meresbodens deutlicher hervortreten zu lassen, bedurfte es natürlich einer beträchtlichen Vergrößerung der bezüglichen topographischen Verhältnisse. Unser Erdball ist ja so groß, daß die höchsten Gebirge und tiefsten Oceane verschwindend klein werden, wenn wir die thatsächlichen Proportionen auf einen Globus von ½ Meter Durchmesser übertragen wollten. Es ist darum von Prof. Rauber eine hundertmalige Ueberschreitung der wirklichen Größenverhältnisse zu Grunde gelegt worden. Die Berge sind also ein hundert Mal zu hoch, die Thäler resp. die verschiedenen Einsenkungen der Erdoberfläche hundert Mal zu tief im Relief ausgeführt. Es war nur durch diesen Ausweg möglich, die an und für sich sehr gute Idee — welche auch den Beifall der Direction der deutschen Seewarte gefunden hat — zu realisiren.

Der anoceanische Globus zeigt die Erdtheile mit grüner Farbe markirt, die wasserlosen Meeresbecken hingegen mit gelblicher, so daß man das Verhältniß des Landes zur Wasserbedeckung recht deutlich abschätzen kann.

Mit einer Karte der Meeresströmungen in der Hand, werden wir uns an diesem Globus auch ein Urtheil darüber bilden können, in welchem Verhältniß (möglicher Weise!) diese Strömungen zu der Gestaltung des unter ihnen befindlichen Seegrundes stehen, oder werden umgekehrt in Erfahrung bringen können, ob der Einfluß des Meeresbodens in der Richtung jener Strömungen sich ausspricht. Dem neuen Anschauungsmittel wird also auch in heuristischer Beziehung ein großer Werth beigemessen werden müssen; wir werden durch dasselbe zu Fragen angeregt werden, welche bei einer bloß ziffernmäßigen Kenntnißnahme der Tiefseemeßresultate nicht in uns aufsteigen.

Es ist bloß zu wünschen, daß die Herstellung von Globen dieser Art künftighin eine recht billige sein möchte. Zur Zeit sind dieselben noch ziemlich kostspielig; aber — wie mir von den Herstellern versichert wird — sinnen dieselben auf Mittel, welche eine wohlfeile Herstellung ermöglichen. Wird letztere zur Thatsache, so ist die Anschaffung eines anoceanischen Globus für jede mittlere und höhere Schule eine einfache Nothwendigkeit. Der geographische Unterricht ohne dieses Hülfsmittel ist in unserer Zeit dann nicht mehr denkbar.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Victor Hugo.

I.

Während ich diese Zeilen schreibe, bestattet Frankreich mit festlichem Schaugepränge einen seiner größten Söhne. Victor Hugo, der schon bei lebendigem Leibe in die Unsterblichkeit eingegangen war, liegt jetzt gebrochenen Auges unter dem zu Ehren Napoleons errichteten Triumphbogen, auf dem auch der Name seines Vaters eingemeißelt steht, und wird in der Krypta des Pariser Ruhmestempels neben den geschändeten Särgen von Rousseau und Voltaire beigesetzt. Die Socialdemokraten, die in dem Dichter einen der Ihrigen verehren, werden es gewiß nicht wagen, einer Schilderung ihres Dichters in den „Armen und Elenden" zu folgen und die Todtenfeier in einen Straßenkampf zu verwandeln. Aber auch den Charakter einer frostigen officiellen Feierlichkeit von Staatswegen zum Ruhm und zur Ehre der bestehenden Regierungsform wird der entfesselte Vergötterungssturm hinwegfegen, der die Herzen der Franzosen aller Parteien ergriffen hat. Gilt es doch den Mann zu ehren, der die Gesammtheit der geistigen Eigenschaften seines Volkes als Mensch und Dichter zum vollkommensten Ausdrucke brachte; der fünfzig Jahre lang das Evangelium der Freiheit und Brüderlichkeit in ergreifenden Worten verkündigte; der, wie seine Landsleute glauben, dem neunzehnten Jahrhundert den Namen geben wird. Und weil sich die nationale Eitelkeit selbstgefällig in ihm spiegelt, so werden auch bei dieser Apotheose die Hetzer und Schreier nicht fehlen, denen er als die lebendige Revanche des französischen Geistes über die deutsche Barbarei galt. Sie vergessen immer, daß Victor Hugo halb germanischer Abstammung ist, wie schon sein Name beweist; daß er für das „edle und heilige Vaterland aller Denker" einstens „fast die Gefühle eines Sohnes" hatte; daß seine Wiege in der ehemaligen freien Reichsstadt Bisanz in der Freigrafschaft Burgund stand. Allerdings hatte in den letzten Jahren ja der Dichter selbst es auch vergessen und war bestrebt, jede Spur davon zu verwischen.

Ce siècle avait deux ans! Rome remplaçait Sparte ...
Alors dans Besançon, vieille ville espagnole (!),
Jeté comme la graine au gré de l'air qui vole,
Naquit d'un sang breton et lorrain à la fois
Un enfant sans couleur, sans regard et sans voix;
Si débile qu'il fut, ainsi qu'une chimère,
Abandonné de tous, excepté de sa mère,
Et que son cou ployé comme un frêle roseau
Fit faire en même temps sa bière et son berceau.
Cet enfant que la vie effaçait de son livre,
Et qui n'avait pas même un lendemain à vivre,
C'était moi ...

Seine Kindheit, die mitten in die Zeit der napoleonischen Kriege fiel, war bewegt, abenteuerlich, so recht gemacht zu unverlöschbaren Eindrücken auf das jugendliche Gemüth. Mutter und Kind folgten dem kriegerischen Vater, Oberst Sigisbert Hugo, der bald zum General und Grafen von Cifuentes avancirte, und so wurden sie aus dem heimathlichen Besançon nach Marseille, Elba, Paris, Italien und Spanien verschlagen. Es war ein wechselreiches, oft gefahrvolles Wandern hinter dem Donner der Schlacht her. Namentlich der Aufenthalt in Spanien wirkte auf des Knaben Phantasie. Oberst Hugo machte einst auch Jagd auf den berüchtigten Räuber Fra Diavolo, der später in dem hochherzigen Banditen Hernani nachklingen sollte. In Madrid wurde Victor in ein Kloster gesteckt und von Mönchen erzogen. Er hatte da viel zu leiden von den jungen Spaniern, welche die Franzosen verabscheuten. Noch später rächte er sich an einem seiner Mitschüler, indem er dessen Namen Belverana dem finstern Mordgesellen der Lucrezia Borgia gab. Hernani, der Name eines Dorfes, wo die Familie sich auf der Rückreise aufhielt, wurde der Name eines seiner Helden.

Nach Frankreich im Jahre 1812 zurückgekehrt, machte er sich schon in der Pariser Pension als Dichter bemerkbar. Mit dreizehn Jahren schrieb er Essays, Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Fabeln, Oden, Satiren, Charaden, Madrigale, Fragmente eines Dramas: Ines de Castro und eine Tragödie. Im Jahre 1817 betheiligte er sich an einem Preisausschreiben der Akademie mit einer Epistel über die Vortheile des Studiums, die man des Preises würdig fand, aber er wurde nicht gekrönt, weil man es für eine Mystification hielt und erst an die Wahrheit seiner Erklärung:

De trois lustre à peine ai vu finir le cours ...

glaubte, als er seinen Taufschein vorwies. Seine ersten Oden erhielten Preise, und so wurde er berühmt zu einer Zeit, wo die Meisten noch auf der Schulbank sitzen. Als Chateaubriand eine seiner Oden las, nannte er ihn un enfant sublime. Victor gehört aber zu den wenigen Wunderkindern, welche halten, was sie versprechen. In einem Literaturblatte, das er damals mit seinen zwei Brüdern herausgab, veröffentlichte er kritische und philosophische Aufsätze, und hier erschien auch die erste Redaction seines Erstlingsromans „Bug Jargal". Er war damals sehr katholisch und königlich gesinnt, besang die Geburt des Herzogs von Bordeaux, die Krönung Karls X., den Tod Ludwigs XVIII., die Ermordung des Herzogs von Berry, hatte Lamennais zum Beichtvater und unterzeichnete sich Victor Marie Hugo.

Bald darauf (1821) verlor er seine Mutter. Sein Vater wollte ihn auf die Polytechnische Schule schicken und bot ihm für diesen Fall ein Jahrgeld an. Victor lehnte es ab, denn die Literatur ernährte bereits ihren Mann. Zwei Bände Oden, „Bug Jargal", ein Band Balladen fanden starke Verbreitung. König Ludwig XVIII. setzte dem jugendlichen Hofpoeten der Bourbons eine Pension aus, sein Nachfolger Karl X. verdoppelte sie. Schon in seinen ersten Werken zeigte sich Hugo's Neigung, die classischen Formen zu brechen. 1827 veröffentlichte er das Buchdrama „Cromwell", dem er ein Vorwort als das Manifest der Schule beigab, welche man — die Stael hatte in ihrem Buche „De l'Allemagne" das Wort aus Deutschland mitgebracht — die romantische Schule nannte und deren Haupt Victor Hugo sein sollte.

Es ist schwer verständlich zu machen, was Victor Hugo und seine Freunde eigentlich unter Romantismus verstanden, und am allerwenigsten kann man eine präcise Definition aus der schillernden Vorrede zu „Cromwell" schöpfen. „Die Poesie," heißt es hier, „hat drei Zeitalter, deren jedes einer socialen Epoche entspricht: die Ode, das Epos, das Drama. Die primitiven Zeiten sind lyrisch, die antiken episch, die modernen dramatisch. Die Ode besingt die Ewigkeit, das Epos feiert die Geschichte, das Drama malt das Leben ... Eine spiritualistische Religion trat an die Stelle des materiellen und äußerlichen Heidenthums und schlich sich ein in das Herz der alten Gesellschaft, tödtete sie und legte in die Leiche der gebrechlichen Cultur den Keim der modernen Civilisation. Diese Religion ist stark, weil sie wahr ist. Als erste Wahrheit lehrt sie dem Menschen, daß wir ein doppeltes Leben haben: das eine vergänglich, das andere unsterblich, das eine auf Erden, das andere im Himmel. Sie zeigt ihm, daß er zwiefach ist, wie sein Geschick, daß in ihm ein Thier und eine Intelligenz ist, eine Seele und ein Leib ... Das Christenthum führt die Poesie zur Wahrheit. Wie das Christenthum, wird auch die moderne Muse die Dinge mächtiger und von einem höheren Standpunkt sehen. Sie wird fühlen, daß nicht Alles in der Schöpfung menschlich schön ist; daß das Häßliche neben dem Schönen, das Unförmliche neben dem Anmuthigen, das Groteske neben dem Erhabenen existirt ... Dies ist ein den Alten unbekanntes Princip, ein neuer Typus in der Poesie, eine neue Form in der Kunst. Dieser Typus ist das Groteske, diese Form ist die Komödie ... Während das Erhabene die Seele vorstellt, wie sie ist, gereinigt durch die christliche Moral, wird das Groteske die Rolle des menschlichen Thieres spielen. Im Gedanken der Modernen hat das Groteske eine unendliche Rolle. Es ist überall. Einerseits erschafft es das Unförmliche,

Digitized by Google

Schreckliche; anderseits das Komische und das Possenhafte (bouffon). Es verleiht der Religion einen vielgestaltigen originellen Aberglauben, der Poesie tausend malerische Einbildungen. Es sät mit vollen Händen in die Luft, ins Wasser, in die Erde, ins Feuer jene Myriaden Mittelwesen, die wir lebendig in den volksthümlichen Traditionen des Mittelalters wiederfinden."

„Wie wir sehen, liegen hier Wahres und Falsches, Sinn und Unsinn hart neben einander, denn das Komische war den Alten so gut bekannt, wie das vermeintlich von Victor Hugo erfundene Groteske. Deutlicher und verständlicher wird er schon, wo er von philosophisch-ästhetischen Erörterungen absieht und von den positiven Mitteln seiner Kunst spricht. „Es gibt", orakelt er, „weder Regeln noch Modelle, oder vielmehr es gibt keine anderen Regeln, als die allgemeinen Gesetze der Natur, von denen die ganze Kunst abhängt, und die speciellen Gesetze, welche für jedes Werk aus den seinem Stoffe eigenen Existenzbedingungen hervorgehen ... Eine Sprache kann nicht fixirt werden. Der menschliche Geist ist immer in Bewegung und die Sprachen mit ihm ... Sobald die Sprachen sich fixiren, sterben sie. Deshalb ist das Französische gewisser Schulen eine todte Sprache." Diese abgenutzte Sprache will Victor Hugo farbig, poetisch, fruchtbar machen durch sein aus der Volksseele geschöpftes Wörterbuch, das klingende, malende, zeichnende Eigenschaftswort. Der übermäßige Gebrauch von Adjectiven ist, neben der Jagd auf Antithesen, der „Harmonie der Gegensätze," worin Hugo ein Hauptmittel der neuen Kunst sieht, ein wichtiges Charakteristikum der Schule, eines der wenigen Merkmale, das den Romantismus von dem verpönten Classicismus unterscheidet. Die Sehnsucht nach der Natur, womit die Romantiker kokettiren, die Behandlung moderner, nationaler Stoffe, das Vermeiden von Umschreibungen, das läßt sich alles auch bei den Classikern nachweisen. Diderot hat schon das meiste gefordert, was Hugo in seinem wortreichen Manifest als poetische Heilswahrheit verkündet, und er und Rousseau und sogar Voltaire sind der Natur entschieden weit näher gekommen, als die Romantiker von 1830. Ueberhaupt ist es sehr possirlich, wenn Hugo sich geberdet, als finge mit ihm eine ganz neue Literatur an. Wie viel fremde Einflüsse hat der Romantismus nicht auf sich einwirken lassen! Shakespeare wird von Hugo gepriesen, aber mehr als dem Britten verdankt der Romantismus Calderon, und E. T. A. Hoffmann wurde durch Victor Hugo und die Seinen in Frankreich populärer als bei uns. Werther und Faust, sogar Herder (durch Edgar Quinet) und Jean Paul (übersetzt von Philarète Chasles) wirkten ein. Am meisten aber Walter Scott, ohne den Hugo weder seine Romane noch seine Dramen geschrieben hätte. Daß er selbst nur immer Shakespeare, Dante und Calderon anruft, aber Scott vergißt, ist gerade verdächtig und ein Beweis, wie sehr er die Spuren, denen er folgte, zu verwischen bestrebt ist. In der That finden sich schon bei dem englischen Romancier die Verbindung des Grotesken mit dem Tragischen, die Virtuosität der Localfarbe und die derbrealistische Charakterzeichnung, die Victor Hugo und sein Troß in der Verzerrung zeigen.

Dieses Manifest fand einen begeisterten Widerhall. Die Anhänger der Classiker schäumten vor Wuth. Bald war der 25jährige Poet die Seele einer Vereinigung von jungen Talenten. Wenn übrigens die neue Schule sich über die Tyrannei der Classiker beschwerte, so trieb sie selbst es nicht viel besser. Mit dem Ungestüm der Jugend wurde ein Terrorismus ausgeübt, der nichts Anderes gelten lassen wollte. Der Romantismus war intolerant, ohne Respect. Racine wurde ein Polisson genannt. Vor allem galt es jetzt, die Bühne zu erobern. Nachdem er mit einer Dramatisirung von Scotts „Kenilworth" durchgefallen, schrieb Hugo in drei Wochen „Marion Delorme". Er las sein Drama zuerst in seinem Salon vor. Selten hatte wohl ein Poet ein besseres Auditorium, denn es waren u. A. anwesend Balzac, der Maler Delacroix, Alfred de Musset, Alexandre Dumas, Alfred de Vigny, Sainte-Beuve, Merimée, Soulié. Die Censur gestattete die Aufführung nicht. In sechs Wochen wurde hierauf „Hernani" gedichtet. Die erste Aufführung fand am 25. Februar 1830 statt, und der denkwürdige Abend lebt in der französischen Literatur unter dem Namen der großen romantischen Schlacht. Alle Parteigänger der neuen Schule hatten sich im Théâtre français eingefunden. Man trat mit einer Karte ein, auf die Hugo das spanische Wort: Hierro (Eisen) geschrieben hatte. „Von ein Uhr an sahen die Bewohner der Rue Richelieu eine Ansammlung von wilden und seltsamen Gesellen, bärtig, langhaarig, nach allen möglichen Schnitten, nur nicht nach der Mode gekleidet, in Joppe, in spanischem Mantel, in Robespierre-Westen, in Barretten à la Heinrich III., mit allen Jahrhunderten und allen Ländern auf den Schultern und auf den Schädeln. Die Spießbürger blieben verwundert und entrüstet stehen. Théophile Gautier vor Allen beleidigte die Blicke mit einer Weste von scharlachrothem Satin und durch den dichten Lockenwald, der ihm bis auf die Hüften reichte". Der Erfolg des ersten Abends war sehr groß, aber die Classiker kamen in die folgenden Aufführungen, und da gab es tumultuarische Auftritte. Man kann sagen, daß die Schlacht alle 45 Abende dauerte, an denen das Stück zur Darstellung gelangte. „Le Roi s'amuse", welches Drama am 22. Novbr. 1832 aufgeführt wurde, brachte den Dichter abermals in Conflict mit der Censur. Das Stück wurde verboten unter dem Vorwand der Geschichtsfälschung und der Herabsetzung des Königs Franz I. In Wirklichkeit hatte man aber Anspielungen auf Louis Philipp zu entdecken geglaubt. Dann schrieb Hugo für die Bühne nacheinander „Lucrezia Borgia", „Marie Tudor", „Angelo", „Ruy Blas" und die „Burggrafen". Die ersteren Stücke gefielen, aber nicht ohne starken Widerspruch der noch keineswegs entwaffneten Gegner. „Les Burgraves" fielen durch und verleideten dem Dichter die Bühne, die er von jetzt mit keinem neuen Stücke mehr betrat.

In fünf Monaten schrieb Hugo seinen besten Roman: „Notre-Dame de Paris". Der Erfolg war colossal. Nur Goethe, der seit 1825 mit großen Hoffnungen die Versuche der jungen französischen Literatur, sich aus dem engen Kreis ihrer akademischen Ueberlieferungen loszumachen, begrüßt hatte, war enttäuscht und nannte die neufranzösische Poesie eine Literatur der Verzweiflung.

In der Vorrede zu den „Oden und Balladen" hatte Victor Hugo den politischen Zweck seiner Dichtung über den literarischen gestellt, „denn die Geschichte der Menschheit ist nur dann poetisch, wenn man sie von der Höhe monarchischer Gesinnung und religiösen Glaubens betrachtet." Während er bis zu seinem Tode Deist blieb, der von keinem Dogma etwas wissen wollte, büßte er seine monarchische Gesinnung schon 1827 ein, als er sich wegen seiner „Ode an die Vendôme-Säule" mit der royalistischen Partei überwarf. Mit äußeren Ehren hatten sich freilich die Könige ihm sehr freigebig gezeigt. Karl X. ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, Louis Philipp zum Pair von Frankreich. Mit vierzig Jahren kam er in die Akademie. 1848 wurde er zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt und nahm seinen Sitz zwischen Leroux und Louis Bonaparte ein, und man schlug ihn gar zum Präsidenten der Republik vor. Daneben erschienen jedes Jahr ein oder mehrere Bände, die sein dichterisches Genie bestätigten. Sein Salon an der Place Royale wurde der geistige Mittelpunkt von Paris. Schon in verhältnißmäßig jungen Jahren war er der Abgott seiner Nation. Die Bewunderung und allgemeine Verehrung konnte unmöglich mehr wachsen. Sie mußte stationär bleiben, mit der Zeit sich vermindern ... Aber ein Ereigniß trat ein, das seinem Ruhm einen noch höheren Aufschwung gab.

Louis Napoleon machte den Staatsstreich. Auf der Liste der Proscribirten stand auch der Dichter, der durch seine Verherrlichung Napoleons die bonapartische Legende mitgeschaffen und dadurch dem Staatsstreiche vorgearbeitet hatte. Victor Hugo entfloh nach Belgien, lebte erst einige Zeit auf der Insel Jersey, dann auf Guernesey. Es mußte ein vom Ocean umbrandetes Eiland sein, das ihm als Postament diente und wo er Alleinherrscher sein konnte, wie Napoleon auf Elba und St. Helena. Auf seinem Felsen begann er nunmehr den Zweikampf mit seinem kaiserlichen Gegner. Er donnerte ihm das Pathos seiner Oden in's Ohr, er kitzelte ihn mit den Stacheln seiner mörderischen Satire, er rief das vernichtende

Digitized by Google

Gericht der Nemesis auf ihn herab. Die Amnestie von 1859 stolz verschmähend, denn er wollte keine Gnade dem Usurpator verdanken, kündigte er ihm unversöhnlichen Haß und einen Krieg bis zum Tod an.

J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer
Si quelqu'un a plié, qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devraient demeurer.

Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis. Si même
Ils ne sont plus cent, je brave encore Sylla;
S'il en demeure dix, je serai le dixième;
Et, s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!

„Les Chatiments", „Napoléon le Petit" heißen seine ersten Angriffe wider den Decembermann, eine wilde Poesie des Hasses von hinreißender Beredtsamkeit und beißendem Hohne, welche den großen Napoleon auf Kosten seines nachtretenden kleinen Neffen emporhebt:

Sa grandeur éblouit l'histoire,
Quinze ans il fut
Le Dieu qui traînait la victoire
Sur un affût:
L'Europe sous sa loi guerrière
Se debattit.
Toi, son singe, marche derrière
Petit, petit.

Die achtzehn Jahre des Exils im Hauteville-House auf Guernesey waren die fruchtbarsten. Er veröffentlichte 1856 „Les Contemplations", 1859 zwei Bände der „Légende des Siècles", die eine allgemeine Bewunderung erregten. 1862 folgte sein größtes Werk, der zehnbändige Roman „Les Misérables", der am selbigen Tage in neun Sprachen erschien. Eine illustrirte Volksausgabe wurde in 150,000 Exemplaren abgesetzt. Dann kam ein Buch über Shakespeare heraus, die „Chansons des Rues et des Bois" (1865), „Les Travailleurs de la Mer" (1866), „L'Homme qui rit" (1869). In diesem Jahre betheiligte er sich an der Gründung der radicalen Pariser Zeitung „Le Rappel", dem seine Söhne als Redacteure beitraten. Damit war der Kampf gegen das Kaiserthum nach Paris verlegt. Der Dichter selbst wartete auf seinem Meereiland ruhig den Sturz seines gekrönten Gegners ab. Hauteville-House wurde ein Wallfahrtsort der französischen Republikaner, wie Garibaldi's Caprera. Zu dem Lorbeer des Dichters kam das politische Märtyrerthum. Victor Hugo war im Exil fast ein französischer Nationalheiliger geworden.

Mit dem Sturze Napoleons III. beginnt die dritte Epoche in Victor Hugo's Leben: die Apotheose. Er hält im September 1870 seinen Einzug in Paris. Er will die Leiden seines Volkes in der belagerten Stadt theilen. Er bekämpft die feindliche Armee mit Manifesten. Der siegreiche Deutsche soll umkehren, die Deutsche Republik proclamiren und Paris, „die Lichtstadt", in Ruhe lassen, denn aller Grund zum Krieg habe aufgehört, sintemalen die Republik eingerichtet sei. „Das Kaiserthum war der Haß, wir sind die Liebe. Es war der Verrath, wir sind die Ehrlichkeit. Es ist war, die Preußen haben geschickte Generäle, die das Nützliche dem Großen vorziehen (!). Preußen hat in dem schrecklichen Kriege den Sieg, aber Frankreich den Ruhm. Wißt ihr, was der endliche Sieg für euch sein würde? Er würde die Schande sein." Und in Versen drückt er sich ähnlich aus:

Spectacle inoui! l'astre assiégé par l'Erèbe.
La nuit donne lassaut à la lumière...
La cécité combat le jour; la morne envie
Attaque le cratère auguste de la vie...
Et ce chaos s'acharne à tuer cette Sphère,
Lui frappe avec la flamme, elle avec la lumière.
Et l'abime a l'éclair et l'astre à le rayon.

Der patriotische Schmerz ist ihm ohne Zweifel zu Kopf gestiegen, und dieses Wuthgeschrei klingt ganz anders, als die deutschenfreundlichen Hymnen in seinen Reisebriefen: „Le Rhin", wo er u. A. schreibt: „Deutschland ist eines der Länder, die ich liebe, und eines der Völker, die ich bewundere; wenn ich nicht ein Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein." Von jetzt ab schämt er sich beinahe seines „nom saxon" und streicht das Wort „deutsch" aus seinem Wörterbnch.

Beim Ausbruch des Commune-Aufstandes war er den Insurgenten anfangs wohlgeneigt. Er wandte sich erst gegen sie, als sie die Vendôme-Säule stürzten. Bald mußte er vor dem Zorn der „Versailler" abermals aus der „heiligen" Stadt fliehen, und wiederum wurde er aus Belgien ausgewiesen. Als ein zweiter Staatsstreich drohte, veröffentlichte er seine „Histoire d'un crime", die schon 1852 verfaßt ward und jetzt mächtig zum Sturze der clerical-orleanistischen Coalition mithalf. Fortan lebte er ruhig in Paris mit der Familie seiner zum zweitenmale vermählten Schwiegertochter. Seine Brüder, seine Frau, die er in seinem zwanzigsten Jahre geheirathet, und seine zwei Söhne sind lange vor ihm gestorben; eine Tochter ertrank, eine zweite lebt noch in einer Irrenanstalt. Sein gastfreundliches Haus stand Jedermann offen. Leider war er von einem Ring unduldsamer Freunde und Streber umgeben. In jenen Kreisen sprach man nur in Hyperbeln von ihm, litt nur ekstatische Bewunderung; auch nicht die schüchternste Kritik wurde geduldet; immerfort Weihrauch, „nichts als Blumen", wie es in der Schönen Helena heißt. Ich wurde im Winter 1879 im Hause des greisen Dichters eingeführt und schrieb damals unter dem frischen Eindruck Folgendes nieder:

„Salon bei Victor Hugo . . . Die Welt der Politik und Kunst ist gleich stark vertreten. Neben dem Frack taucht der bürgerliche Gehrock auf. Echte Figuren aus vorstädtischen Wahlversammlungen tragen unter schlichter Joppe eine bunte, offenbar sonntägliche Weste. Dazwischen sieht man den gravitätischen Gambetta, den blassen kleinen Louis Blanc, den Schauspieler Coquelin. Die weißlockige Madame Drouet, die getreue Begleiterin des Dichters, und Madame Lockroy, die Mutter von Georges und Jeanne, die vielbesungenen einzigen Erben seines Namens, machen als Hausfrauen die Honneurs. Die Hände in den Hosentaschen, lehnt der Dichter mit dem Rücken am Kaminbord. Ob seinem herrlichen Kopf vergißt man seine vierschrötige, kleine Statur und den philiströsen Spitzbauch. Dichtes, blendend weißes Kopf- und Barthaar umrahmt das Gesicht. Die prächtige gewölbte Stirn ist wie aus Erz gegossen und von tiefen Falten durchfurcht. Sie hat am besten des Lebens Stürme überdauert. Die kräftige Nase senkt sich altersschwach zum Mund herab, und die Augen sind klein geworden. Ein feuchter Schleier verdeckt die schwimmenden Sterne, die von unbestimmter Farbe sind. Früher sprühten sie Feuer, jetzt verrathen sie die stille Beschaulichkeit des Alters. Sie versinken fast in den faltigen Höhlen, und im Affect, wenn der Dichter sie mühsam aufreißen will und die unendliche Stirne sich in tausend Runzeln und Linien bricht, zuckt es darin von Leben und Gluth, doch bloß auf einen Augenblick. Eine milde Hoheit ist über das ehrwürdige Greisenantlitz ausgegossen, und wer darin zu lesen versteht, dem erzählt es von einem reichen und guten Herzen, von heißen Kämpfen für Ehre und Recht, von tiefer Menschenliebe und hohem Gedankenflug und einer gewaltigen Poetenseele, deren Gluth noch nicht in Asche versunken ist . . . Er begrüßt einfach und herzlich die Freunde. Den Damen gegenüber ist er von ausgesuchter, fast altväterischer Galanterie: er liebt es, ihnen zu Willkomm und Abschied die Hand zu küssen. Ein ausgezeichneter Erzähler, kramt er gern in seinen Erinnerungen, wobei er vom jugendfrischen Gedächtnisse nie im Stiche gelassen wird. Er weiß die überraschendsten Anekdoten höchst anschaulich zu erzählen, und wenn er mit knappen Worten das Porträt irgend einer historischen Persönlichkeit aus den Zeiten Karl's X. oder des Bürgerkönigs entwirft, so glaubt der Hörer den Geschilderten leibhaftig vor sich zu sehen... Meist läßt er den anwesenden jungen Lyrikern das Wort; bitten ihn aber die Damen darum, so holt er wohl aus seinem Studirzimmer einige große Bogen holländischen Büttenpapiers, welche er in inspirirten Stunden mit seiner riesenhaften Kielfederschrift bedeckt. Hugo ist ein trefflicher Leser und bringt den herrlichen Wohlklang seiner Dichtung zur vollen Geltung. Und kommt eine jener zahlreicher Stellen, wo seine Poesie in

Digitized by Google

grellen Antithesen und leerem Wortgepränge unterzugehen scheint, dann glaubt man im Zauberbanne seiner gewaltig erhobenen Stimme einem mystischen Poeten zu lauschen, dessen Erhabenheiten kühlem Verstande, der nichts Uebersinnliches faßt, verschlossen bleiben, während sie gläubiger Hingabe eine Welt von Schönheit ahnen lassen . . . Was einem aber den Besuch des Salons verleiden kann, ist der überschwängliche Götzendienst, den seine Jünger mit ihm treiben. Jedes Wort wird wie ein Evangelium aufgenommen und — heimlich aufgeschrieben, denn viele der Gäste führen ein Hugo-Tagebuch, womit sie nach des Dichters Tode ein hübsches Stück Geld zu verdienen hoffen. Die unduldsamen Trabanten verbieten auch bei allerhöchster Ungnade, den Namen Goethe's auszusprechen. Hugo selbst vermeidet seit vielen Jahrzehnten in Wort und Schrift die Nennung des Weimaraner Jupiters. Schmerzt ihn noch immer das scharfe Urtheil in Eckermann's Gesprächen? Ist es Eifersucht auf den gefährlichsten Nebenbuhler um die Palme des Jahrhunderts?"

Die letzten Jahre Victor Hugo's waren eitel Vergötterung. Die Franzosen, die ihr Siegesprestige verloren, erwählten den Dichter zu ihrer neuesten gloire und ehrten und verhimmelten ihn zur eigenen größeren Ehre. Der Born seiner Phantasie schien unerschöpflich, und die Muse war ihm bis zuletzt hold. Fast jedes Jahr veröffentlichte er einen Band Verse, die zum Theil in früheren Jahren entstanden sind und die Löwenklaue zeigen, während seine letzten Erzeugnisse meistens von einer begreiflichen Erschlaffung Zeugniß geben. Die Prachtausgabe seiner Werke „ne varietur" ist vor einigen Monaten vollständig geworden, und die mit großem Lärm angekündigte Nationalausgabe soll zur Weltausstellung 1889 erschienen sein. Nebenbei war er seit 1876 lebenslänglicher Senator, Ehrenpäsident von zahllosen literarischen und politischen Gesellschaften und Friedenscongressen. Ab und zu forderte er in Episteln an die Souveräne Gnade für politische Verbrecher, wobei sein kurzer, antithetischer Briefstil den Spott herausforderte. Schon vor längerer Zeit taufte man die Avenue d'Eylau, wo sein Haus steht, auf seinen Namen um. Sein 80. Geburtstag gestaltete sich zu einem wahren Triumph: Hunderttausende defilirten an jenem Tage vor seinem Haus und brachten dem zu Thränen gerührten Greise die Huldigung seines Vaterlandes. Das Volk bewundert ihn, aber liest seine Werke wenig, denn sein Flug ist zu „hochwolkig", seine Sprache zu geschraubt, seine Visionen zu apokalyptisch. Aber es versteht, daß er ein Hoherpriester der Menschlichkeit war, und diesem wollen auch wir den Kranz nicht versagen. Ob er die literarische Weltstellung, welche er, in diesem Punkte nur mit Voltaire und Goethe vergleichbar, von Jugend auf und bis ins höchste Alter eingenommen hat, auch vor der Nachwelt behaupten oder das Schicksal Chateaubriand's theilen und bald vergessen sein wird, das soll ein Schlußartikel zu erörtern versuchen.

Theophil Zolling.

Zu Ludwig Feuerbach's Philosophie.

Von Wilhelm Bolin.

Es scheint ein wesentliches Merkzeichen der Geistesheroen verbleiben zu sollen, daß man erst spät dahin gelangt, ihre Bedeutung nach Gebühr abzuschätzen. Zur vollen Würdigung Kant's hat es eines ganzen Jahrhunderts bedurft. Erst beim Säculargedächtniß der Vernunftkritik war die philosophische Entwickelung so weit gediehen, dieses Werk mit der erforderlichen Unbefangenheit zu beurtheilen. Ueber 40 Jahre hat Schopenhauer, als Denker der hervorragendste unter den nächsten Nachfolgern Kant's, auf die ihm zukömmliche Anerkennung warten müssen, während eine Unzahl von Systemspinnern, welche alle mit Kant längst „fertig" zu sein wähnten, emporgetaucht und mehr oder weniger bald der Geschichte der Philosophie anheimgefallen sind. Als Denker diesen beiden durchaus ebenbürtig und in seinem Streben mit ihnen geistesverwandt — ganz unzweifelhaft wenigstens in Allem, was sie ihrerseits bekämpft — steht Ludwig Feuerbach da. Sein Name war allerdings von seinem ersten Auftreten an weit und breit bekannt geworden; über sein Wirken jedoch, wiewohl es schon seit 20 Jahren abgeschlossen gewesen, hat bisher eine nur mangelhafte und unvollständige, stellenweise auch eine ganz unrichtige Kenntniß geherrscht. Erst kürzlich ist es zum Gegenstande einer umfassenden, auf genauester Sachkenntniß ruhenden Würdigung gemacht worden: Ludwig Feuerbach, von C. N. Starcke ist selbige betitelt*) und in hohem Grade geeignet, die Aufmerksamkeit der gebildeten Leser diesem großen Denker aufs Neue zuzuwenden.

Ueberaus beachtenswerth ist das vorliegende Buch schon deshalb, weil es die Philosophie Feuerbach's zum ersten Male in ihrer Gesammtheit und mit Hinblick auf eine wesentliche Seite derselben darstellt, wodurch sie in einer bisher gar nicht beachteten Bedeutung dasteht. Ueber zwei Drittel seiner Monographie widmet der Verfasser einer Entwickelung der Metaphysik Feuerbach's und weist deren genauen Zusammenhang mit Kant und dessen Erkenntnißlehre auf. In dieser Beziehung haben es bisherige Gegner wie Anhänger Feuerbach's überaus leicht genommen, indem sie jedes Verhältniß zwischen diesen Denkern einfach geleugnet, die einen, um den Spätling aus der Reihe der Philosophen zu streichen, die andern, um mit ihm die rechte und wahrhafte Philosophie erst beginnen zu lassen. Für Starcke, dem es vor Allem um das wissenschaftliche Ansehen Ludwig Feuerbach's zu thun ist, besteht eine strenge Continuität innerhalb der philosophischen Forschung, und das Problem, welches durch Kant bezüglich der Möglichkeit einer giltigen Erkenntniß gestellt worden, erhält ihm erst durch Feuerbach seine schließliche Lösung. „Erst Feuerbach", heißt es in der vortrefflich über die neuere Philosophie orientirenden Einleitung, „thut der Forderung Genüge, indem er den nächsten Schritt über die Vernunftkritik hinaus macht."

Feuerbach solcherart mit Kant in Beziehung gebracht zu sehen, wird vielerseits nicht weniger befremden, als der Nachweis einer Metaphysik bei ihm, der von jeher als Materialist verschrieen worden. Mit seinem angeblichen Materialismus hat es freilich die eigenthümliche Bewandtniß, daß solcher ihm nicht nur von gegnerischer Seite her aufgebürdet, sondern von gewissen Anhängern auch als besonderes Verdienst angerechnet worden.**) Dem oberflächlichen Leser wird Feuerbach's Materialismus allerdings für ganz ausgemacht gelten, weil er stellenweise seine Lehre selbst so bezeichnet hat und in vielen Punkten, namentlich was die Bekämpfung des mit einer hohlen Begriffsphantastik spielenden Spiritualismus anbelangt, durchaus auf Seiten der Materialisten steht. Aber seine Lehre ist im Grunde durchaus nicht Materialismus, da er von einer an sich bestehenden und so irgendwie faßbaren Materie durchaus nichts wissen will; seine Lehre kennt keine andere Voraussetzung als die lebendige Natur, wie sie den Menschen hervorgebracht hat und diesem ein Gegenstand des Denkens und Erkennens ist. Mit Recht betont es daher der Verfasser, Feuerbach's Lehre wäre weit eher als Idealismus zu bezeichnen, weil sie keineswegs demjenigen Materialismus huldigt, wie er vom „Système de la nature" repräsentirt wird. Denn dort, wie überhaupt in allem materialistischen Denken, wird mit bloßen Abstractionen operirt, die nur scheinbar gehaltvoller sind als diejenigen, deren sich die Spiritualisten bei ihren begrifflichen Weltconstructionen bedienen. Wie er aber gegen diese die Unmöglichkeit eines außer dem Menschen und dessen Organen wirkenden Denkens und Wissens aufrecht hält, weil ihm ein solches nur als an materielle Substrate gebunden bekannt ist, ebenso widersetzt er sich der Annahme einer gleichsam vor aller Wirklichkeit bestehenden Materie; denn hier wie dort wird nach einem Wesen geforscht, welches

*) Stuttgart 1885, Verlag von Ferdinand Enke.

**) Einer darunter geht in seinem naiven Entzücken so weit, Feuerbach gar zum „Vater" des Materialismus zu machen, wiewohl die thatsächliche Herkunft desselben in die Anfänge der Philosophie zurückreicht!

Digitized by Google

„die wahre Wirklichkeit" im Gegensatz zu der durch den Menschen aufgefaßten und erkannten sein soll. Eben deshalb heißt es auch in Feuerbach's nachgelassenen Aphorismen: „Materialismus ist eine durchaus unpassende, falsche Vorstellungen mit sich führende Bezeichnung, nur insofern zu entschuldigen, als der (angeblichen) Immaterialität des Denkens, der Seele, die Materialität des Denkens entgegensteht. Aber es gibt für uns nur ein organisches Leben, organisches Wirken, organisches Denken. Also Organismus ist der rechte Ausdruck; denn der consequente Spiritualist leugnet, daß das Denken eines Organs bedürfe, während auf dem Standpunkt der Naturanschauung es keine Thätigkeit ohne Organ gibt. — Der Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens; aber er ist für mich nicht, was er für den Physiologen, den Naturforscher im engeren Sinne, z. B. Moleschott ist, und zwar nothwendig von ihrem Standpunkte und Berufe aus ist, das Gebäude selbst. Rückwärts stimme ich den Materialisten vollkommen bei, aber nicht vorwärts." Und gerade da, wo Feuerbach von den Materialisten sich lossagt, knüpft seine Lehre bei Kant an. „Die Kantische Philosophie", schreibt er nämlich, „führt mit unvermeidlicher Nothwendigkeit auf den Fichte'schen Idealismus oder — so sonderbar es auf den ersten Blick scheint, aber die Kantische Philosophie ist ein Widerspruch — auf den Sensualismus." Mit dem soeben gebrauchten Ausdruck meint er aber seine eigene Lehre, welche darauf ausgeht, zu zeigen, daß wahrhaftes Wissen und Erkennen einzig darin besteht, „das Evangelium der Sinne im Zusammenhang zu lesen."

Im Herbste des Jahres 1857 hat sich Feuerbach selbst mit dem Gedanken einer Schrift über Kant beschäftigt, die leider nicht zur Ausführung kam. Sein Verhältniß zu diesem Vorgänger ist aber, namentlich was die Metaphysik betrifft, ein durchaus wahlverwandtes. Für Beide gibt es kein Wissen von übersinnlichen, alle Erfahrung übersteigenden Dingen, und bei der Metaphysik fragt es sich bei ihnen nur, wie der Mensch in ein widerspruchsfreies Verhältniß zur Welt gelangen kann. Genau wie bei Kant handelt es sich auch bei Feuerbach's Metaphysik um die Grundbedingungen des Erkennens. Kant hatte die Verstandeserkenntniß auf die Sinnlichkeit beschränkt, diese jedoch als die Grenze der Wesenserkenntniß bestimmt, dadurch aber den unerträglichsten Dualismus auf den Thron gesetzt, indem die dem menschlichen Erkennen unzugänglichen „Dinge an sich" als die wahre Wirklichkeit bestehen blieben, zu deren Ermittelung das Aufstellen einer Metaphysik des Uebersinnlichen als unablässige Verlockung vorhanden blieb. Feuerbach's Philosophie geht aber darauf aus, in der Sinnlichkeit nicht die Grenze, sondern die Bedingung der Wesenserkenntniß zu finden, und dadurch eben stürzt er die Grenzen um, welche Kant's Vernunftkritik für die Erkenntniß gezogen. Und die Metaphysik, d. h. die Erkenntniß des Wesenhaften, die er solcherart wiederherstellt, baut er nicht im dogmatischen, sondern im kritischen Sinne. „Seine Philosophie", heißt es in dem vorliegenden Werk, „lehrt uns nicht, daß das Wesen der Natur Materie ist, auch nicht, daß es Vernunft ist. Sie ist nicht Materialismus, und auch nicht Spiritualismus; sie stellt nur außer Zweifel, daß das Wesen der Natur dasselbe ist, wie das Wesen des Bewußtseins", mit anderen Worten: sie gibt die Bedingungen eines widerspruchsfreien Erkennens. Aber dies hat man bisher übersehen oder mißverstanden, weil alles hierauf Bezügliche in Feuerbach's Philosophie von ihm nicht gesondert zusammengefaßt und in systematischer Ordnung dargelegt worden. Gerade diesen Mangel hat er selbst gefühlt und deshalb, wie gesagt, an eine Abhülfe gedacht, welche aber zu bringen ihm nicht vergönnt war.

Einsicht in Feuerbach's Metaphysik läßt sich nunmehr lediglich durch mühsames Zusammenlesen und Construiren gewinnen, und eben dies hat Dr. Starcke im ersten Abschnitt seines Buches sich zur Aufgabe gemacht. Es ist mit großem Fleiß und einem stets richtigen Verständniß Feuerbach's geschehen, was bei der in mancher Beziehung aphoristischen und unsystematischen Form seiner Philosophie keine leichte Sache ist. Namentlich was seine Metaphysik betrifft, die er eigentlich immer nur beiläufig gegeben, so sehr sie selbstverständlich die Voraussetzung seines Lehrgebäudes bildet, waltet für den Darsteller noch die besondere Schwierigkeit ob, daß alle hierher gehörenden Schriften ein Ringen nach Klarheit aufweisen, das Feuerbach während der ganzen Entwickelung seines Denkens begleitet hat, ohne daß er es zu einem äußerlich feststehenden Abschluß gebracht hätte. Es blieb dem Verfasser kein anderer Ausweg, als der Entwickelung Feuerbach's von der einen Schrift zu anderen zu folgen, wodurch der Umfang dieses Abschnittes auch erheblich wachsen mußte. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der Verfasser hierbei sich vorwiegend auf eine Darlegung und Entfaltung des Feuerbach'schen Denkens beschränkt und für alle hierauf bezüglichen Berührungspunkte mit Kant und den Theoremen früherer und späterer Denker auf dem Gebiete der Metaphysik im Kantischen Sinne sich mit Andeutungen begnügt.

Der zweite Abschnitt von Starcke's Buch behandelt Feuerbach's Religionsphilosophie, die mit Recht eine kürzere Fassung erhalten, weil dieser Theil von Feuerbach's wissenschaftlicher Thätigkeit verhältnißmäßig besser gekannt ist, wiewohl auch solchenfalls noch reichliche Mißverständnisse und falsche Deutungen vorhanden sind. Auch betreffs der Religionsforschung besteht zwischen den Ergebnissen Feuerbach's und denen der Vernunftkritik eine wesentliche Beziehung, wie sie dem mehrfach hier angegebenen Verhältnisse Feuerbach's zu Kant entspricht. Wenn es bleibender Hauptgewinn der Vernunftkritik ist, die Unmöglichkeit eines Wissens von jenen übersinnlichen Dingen nachgewiesen zu haben, mit denen die dogmatische Metaphysik sich befaßt, so ist der nächste Schritt in der von Kant solchenfalls eingeschlagenen Richtung erst durch Feuerbach geschehen. Der Bruch mit der dogmatischen Philosophie, wie ihn Kant anstrebte, betraf bekanntlich jenen Scholasticismus der ihm voraufgegangenen Denker, die sich in einer Speculation über Gott, Welt und Seele ergangen; die völlige Nichtigkeit des hier befolgten Beweisverfahrens hatte Kant allerdings aufgedeckt, doch mit keinem besseren Erfolg, als daß die ganze ihm unmittelbar folgende Philosophie wiederum einem Speculiren über eben die Dinge verfiel, welche die vorkantischen Philosophen von der mittelalterlichen Scholastik als Denkprobleme übernommen gehabt. Erst Feuerbach hat den Bann scholastischer Vorstellungen, wie sie das Denken des Abendlandes noch drei Jahrhunderte nach dem Mittelalter beherrscht, wahrhaft gebrochen, indem er nach dem Was eben dieser Dinge fragte, welche den übrigen Philosophen in ihrer für ausgemacht geltenden Thatsächlichkeit eine stete Voraussetzung der Denkthätigkeit gebildet hatten. Er fragte einfach nach der Bedeutung Dessen, was man sich bei den Vorstellungen einer Gottheit, einer Seele, zu denken habe und zeigte die Widersprüche darin auf, aber auch den einzig vernünftigen Sinn, den man damit verbinden könne. In diesem einfachen Verfahren, das allem dogmatistischen Unfug der Philosophie für immer ein Ende macht, liegt die eigentliche Bedeutung von Feuerbach's Philosophie. Sie duldet keine leeren Worterklärungen, welche nur angeben, was man bei ihnen zu denken glaubt; sie führt die von ihr untersuchten Begriffe auf ihre durch die Erkenntnißthätigkeit des Menschen bedingte Wurzel zurück und entwickelt sie von da aus mit Hinblick auf ihre sachliche Bedeutung allein bis zur vollen Anschaulichkeit. Denn Aufgabe der Philosophie kann nur sein, darüber nachzudenken, was ist, wie es ist, aber nicht über allerlei Anderes, von dem man wünschen könnte, daß es wäre. Und Das, was ist, umfaßt lediglich das Bereich der den Sinnen zugänglichen Erfahrung, welche nach Kant allein Gegenstand des Erkennens sein kann.

Auch der dritte und letzte Abschnitt der Starcke'schen Monographie, welche sich mit Feuerbach's Ethik befaßt, zeigt Feuerbach als Denjenigen, der den nächsten Schritt über Kant in den hierher gehörenden Denkbestimmungen gemacht hat. Um Feuerbach's Ethik, die freilich nur in ihren allgemeinsten Umrissen vorhanden und demnach auch hier nur eine geringe Seitenzahl umfaßt, hat man sich bisher kaum gekümmert. Das Wenige, was man etwa darum weiß, dürfte jedoch deren eben angedeutete genaue Beziehung zu Kant geradezu paradoxal erscheinen lassen. Feuerbach gründet nämlich seine Ethik auf den Glückseligkeitstrieb, welchen Kant bei seinem kategorischen Imperativ durchaus nicht hat zulassen wollen.

Digitized by Google

Und dennoch wird Kant's Sittlichkeitsprincip erst in der Ethik Feuerbach's lebendig, wobei noch eine ganz neue Darlegung des innersten Grundsatzes alles sittlichen Handelns hinzukommt und die Berechtigung aller darauf gegründeten Forderungen durch Feuerbach zur endgültigen Evidenz gebracht wird. Wie dies geschieht und worin Feuerbach's Ethik ihrem Wesen nach besteht, können wir hier nicht entwickeln; den hierfür sich interessirenden Leser müssen wir auf das Starcke'sche Werk selbst verweisen, wo er reichliche Belehrung und Anregung auch im Uebrigen finden wird, nicht zum Wenigsten in der Fülle herangezogener Literatur, welche ihrer Zeit polemisch gegen die Bestrebungen Feuerbach's gewirkt hat.

Zum Schluß, der Vollständigkeit und Verständigung wegen, nur eine Bemerkung. Die uns vorliegende Schrift ist ursprünglich dänisch verfaßt und wurde als akademische Dissertation am 21. December 1883 an der Universität zu Kopenhagen öffentlich vertheidigt. Der Leser wird bald gewahren, daß er es mit einer Uebersetzung zu thun hat, deren Urheber nicht hinlängliche Herrschaft über das Deutsche besitzt. Aber das Verständniß wird durch diesen unwesentlichen Mißstand keineswegs beeinträchtigt. Von der klaren, besonnenen und kenntnißreichen Darstellung selbst wird man bald ganz ergriffen, wenn anders man dem Verfasser die nöthige Unbefangenheit des Denkens entgegen zu bringen weiß, um seinen trefflichen Auseinandersetzungen zu folgen. Und wer ihn so gelesen, wird zudem seine besondere Freude haben an der einheitlichen, warmen Ueberzeugung des Autors, die ihn nicht behindert, die Schriften Feuerbach's, bei aller Verehrung für den großen Denker, mit einem stets kritischen Blick zu lesen und zu beurtheilen. Unter solcher Voraussetzung mußte sein Buch ihm glücken, und so wird es das richtige Verständniß der Philosophie Ludwig Feuerbach's in den weitesten Kreisen ganz unzweifelhaft fördern.

Ausländische Operntexte im deutschen Gewande.

Von Carl Winkler.

Die Klagen über sinnlose und unverständige Uebertragungen fremder Operntexte sind nicht neu; dieselben existiren, seit der Import geistiger Erzeugnisse ausländischer Componisten stattfindet, respective seit wir uns bemühen, Werke der deutschen Tondichter, die fremde Texte behandelt haben, in unserer heimischen Sprache aufzuführen.

Versuche, in den vorhandenen Uebelständen Abhülfe zu schaffen, scheinen leider ohne Erfolg geblieben zu sein, denn es wird in alter Weise fortgesündigt. Zum Theil mag das in den Schwierigkeiten der Abänderungen, dem neu Einstudiren der Partien, überhaupt in dem zähen Festhalten des Bestehenden seinen Grund haben; hauptsächlich liegt es aber daran, daß sich nicht die maßgebenden Persönlichkeiten der Sache annahmen und ihren Einfluß dahin geltend machten. Sollte nicht auch der Mangel an wirklich praktischen Vorschlägen Ursache dafür sein?

Eine gründliche Remedur der bisherigen Verhältnisse wird nur von Seiten der Bühnen-Vorstände erfolgen können, schon weil sie in erster Linie dabei betheiligt sind und ausreichendes Material zur Verfügung haben. Die Sache läßt sich leicht regeln, wenn die Leiter unserer angesehensten Opernbühnen unter sich die Herausgabe revidirter Texte veranlassen und an ihren Berufsstätten constant einführen wollten.

Mit der Bearbeitung müßte ein in der fremden Sprache und Literatur vollständig bewanderter Schriftsteller beauftragt werden; zur weiteren praktischen Beihülfe wäre ein Capellmeister und ein erfahrener Gesanglehrer zu wählen. Die Nothwendigkeit eines sprach- und formgewandten Uebersetzers ist Sache für sich; ein theoretisch gebildeter Capellmeister oder Componist wird in allen den Fällen zu Rathe zu ziehen sein, wo sich Abänderungen in der Composition als durch den Text bedingt, herausstellen; der Gesangmeister endlich wird nie fehlen dürfen, denn er allein kann beurtheilen, ob die Declamation richtig und sangbar ist und dem Charakter der betreffenden Stimmgattung entspricht. Daß die letzte Forderung bei den meisten Uebersetzungen nicht eingehalten zu sein scheint, ist die Ursache, weshalb viele Gesangspartien so unsinnige Anforderungen an die Ausübenden stellen. Der Sänger, als Interpret der Gedanken des Dichters und Componisten, ist selbst bei dem gewissenhaftesten Studium vom Augenblick abhängig; bei der Wichtigkeit, die seine Person für das Kunstwerk beansprucht, sollte man seine Thätigkeit nicht noch durch unpraktische Declamationen erschweren.

Die kostbaren Stilblüthen der verschiedenen Don Juan-Uebersetzungen, worunter die bekannten Buchbinder- und Thränenarien besonders hervorragen, sowie die wunderbaren Verdeutschungen aus „Joseph in Egypten" sind beinahe weltberühmt geworden. Mehr oder weniger weisen sämmtliche Uebertragungen fremder Operntexte eine leichtsinnige Behandlung auf, nicht zum Lobe der Verfertiger, die dem Gaste durch ihr Fabrikat hindernd in den Weg getreten sind. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß viele Originaltexte, besonders die der Italiener, in Bezug auf Seichtheit der Gedanken ihres Gleichen suchen; in diesem Falle wäre es aber Pflicht gewesen, der fremden Oper durch eine verständigere deutsche Sprache nach Möglichkeit entgegen zu kommen. Andererseits bezeugen doch einige Uebersetzungen, beispielsweise die mir bekannte zu Gounod's Faust, recht viel Geschicklichkeit und Verständniß für die Sache. Stellen freilich, wie: „stilles Asyl der frommen Einfalt" sind ja auch nicht gerade geistreich.*)

Wenn sich doch jeder Theater-Director einmal der Mühe unterziehen möchte und die anrüchigen Stellen, wie es kürzlich H. Ehrlich in diesen Blättern empfohlen, Wort für Wort mit der dazu gehörigen Mimik von seinen Sängern vordeclamiren ließe; der Eindruck müßte überwältigend sein. Sehr sind auch die armen Sänger zu bedauern, die nicht Geschicklichkeit genug besitzen, selbst nachhelfen zu können; sie gerathen dadurch in die schiefe Lage, daß denkende Menschen an ihrer Einsicht zweifeln.

Doch wieder zur Sache! Es wäre durchaus kein Fehler, wenn der Uebersetzer die Reime, wo nicht anders möglich, fallen ließe. Das Publikum nimmt die Flachheiten der Dichtung nur ruhig hin, weil die Musik durch ihre Zeitausdehnung die Eigenschaft hat, dieselben flüchtig zu verdecken. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß es auch oft ohne Reim gehen wird, wenigstens dürfte die Entscheidung, wenn man die Wahl hat zwischen einer an den Haaren herbeigezogenen Reimerei

---

*) Wir entnehmen dem Libretto zu Rossini's Wilhelm Tell, das sich dem des Don Juan würdig anreiht, folgende kleine Proben:

Mathilde betheuert: Dir erglühn, Dir glühn sie die Triebe
Der Dir allein geweihten Brust,
Dir erglühn, Dir glühn sie die Triebe,
Der ewig Dir geweihten Brust.
Wie erfüllt Zauber treuer Liebe
Mit wonnesel'ger Götterlust.

Nach nochmaliger Wiederholung dieser Stelle glaubt Arnold seine zärtliche Zustimmung geben zu können, indem er ihr zujubelt:

Dein Herz erwiedert meine Liebe,
O was gleicht dieser Stunde Lust!
Zum Himmel zaubern süße Triebe,
Was gleichet dieser Stunde Lust;
Mein Herz weiht ewig Dir die Liebe,
Der Wonne, der Wonne erliegt meine Brust . . .

Arnold: Ihr sprecht vom Vaterlande, ihm glüht nicht mehr die Brust!
Hinweg aus unsern Matten, wo Zwietracht, Hasseswüthen
nur noch walten, uns zum Hohn mit Ketten Ränke sich
gatten (!) . . .

Obendrein werden die einzelnen Strophen nach Rossini'scher Manier mit denselben Worten wiederholt, wodurch die sinnigen Dichtungen natürlich noch angenehmer wirken.

Digitized by Google

oder gar keiner, nicht schwer fallen. Daß die äußere Form des Versbaues gewahrt bleibt, dafür sorgt die schon vorhandene Musik, welche eine unpassende Declamation nicht zuläßt.

Der praktischen Anwendung des neuen Textes würden, wenn ernstlich beabsichtigt, nur geringe Schwierigkeiten entgegenstehen. Der einsichtsvolle Solosänger wird sich den neuen Wortlaut bald aneignen. Nicht so leicht wäre die Einführung im Theaterchor. Der Letztere besteht, wenigstens bei den größeren Bühnen, aus einem Stamm tüchtiger Mitglieder, die oft 20 Jahre und länger thätig sind und sich durch Abresp. Zugang rekrutiren. An die alten Traditionen gewöhnt, werden diese wenig geneigt sein, einen anderen als den üblichen Text zu singen, und man müßte sich deshalb schon begnügen, nur die krassesten Stellen auszumerzen und die Theile, welche eine Repetition der Solostimme vorstellen oder in welcher der Solist mit dem Chor den gleichen Text singt, umzuändern. Bei Arien und Chören von Händels Oratorien, die vorläufig nur im Concertsaal zur Aufführung gelangen, würde, wenn diese gleichzeitig einer Revision unterzogen werden könnten, diese Rücksicht wegfallen. Sollten sie, wie ursprünglich von Händel beabsichtigt und ausgeführt, wieder auf der Bühne erscheinen, was nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, so wäre die Bearbeitung von selbst geboten.

Am schwersten wird die Aenderung der Clavier-Auszüge zu ermöglichen sein. Indem dieselben nächst der Partitur die beste Einsicht in das Musikwerk geben und durch praktische Einrichtung und Billigkeit Jedermann zu Gebote stehen, machen sie im Verein mit den Bühnen-Aufführungen die Intentionen des Componisten der Allgemeinheit zugänglich und verständlich; zugleich dienen sie dem Kunstjünger als Studienwerk. Von dem Verleger nun neue Auszüge zu verlangen, hieße gleichzeitig an dessen Geldsäckel im ausgedehntesten Maße appelliren, denn die Herstellung neuer Druckplatten ist sehr kostspielig. Es giebt da vorläufig nur einen Ausweg, der einfach und zugleich billig ist. Der Verleger müßte veranlaßt werden, ein Textbuch aus dünnem Druckpapier in gleichem Formate des Clavier-Auszugs herstellen und dem Letzteren einheften zu lassen. In zwei Rubriken getheilt, wäre der neue Text Zeile für Zeile neben den alten zu stellen, und würde dadurch Jedem Gelegenheit geboten, den neuen Text nach Wunsch zu verwenden und sich von den Vorzügen desselben dem alten gegenüber zu überzeugen. Bei dem Druck neuer Auflagen könnten dann die Aenderungen berücksichtigt werden. Wir erhielten dadurch die Gewißheit, daß nach 15—20 Jahren der allgemeinen Anwendung einer verständigen und vortheilhaften Uebersetzung nichts mehr im Wege steht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß durchaus keine zwingenden Gründe vorhanden sind, die Verbesserungen von Jahr zu Jahr aufzuschieben und in dem alten Schlendrian fortzufahren. Sorgen wir doch wenigstens dafür, daß die Meisterwerke eines Mozart, Gluck und Händel uns in vollkommen sprachlicher Form geboten werden. Auch viele Compositionen von Bellini, Rossini, Méhul, Boieldieu, Auber u. A. sind es doch gewiß werth, daß man ihre Dichtungen nicht so geringschätzend wie bisher behandelt. Summirt man die hier in Betracht kommenden Repertoirwerke unserer Bühne zusammen, so ist deren Zahl wirklich nicht so groß, und die Mühe und Arbeit würden reichlich entschädigt durch die Beruhigung, daß man die deutsche Ehre gerettet und den fremden Gast nicht herabgewürdigt hat.

Feuilleton.

Die Losung.

Von E. Orzeszko.

(Fortsetzung.)

Lucius richtete seine geschmeidige Gestalt auf und erhob die schöne Hand mit der Bewegung eines Orators.

— Glaube nicht, daß ich lange Beweise für Das, was ich behauptet, suchen müßte, oder daß ich mich mit den Regeln, die wir bei unseren Lehrern der Rhetorik, bei Appolonius, Attikus, Fronto gelernt haben, langweilen werde, um sie zu erörtern. Ich habe schon lange vergessen, was mir die alten Herren damals in die Ohren geblökt haben. Aber ein viel stärkeres Argument als die ausgesuchteste Dialektik ist meine vollkommene Glückseligkeit. Ich besitze die Gesundheit, die Schönheit und die Fröhlichkeit. Die Eselmilch, in welcher ich jeden Tag meine Glieder bade, gibt ihnen die Weiße und die Glätte des Marmors, das kalte Wasser der Thermen, in welchem ich, mit der Gedankenlosigkeit eines Fisches plätschernd, herumschwimme, macht ihre Geschmeidigkeit und Kernhaftigkeit aus. Mein Auge funkelt, lacht, und meine Brust athmet weit und leicht, das Herz schlägt in ihr rhythmisch und melodisch. Ich fühle mich so leicht, daß ich manchmal hinblicke, ob aus meinen Armen keine Flügel herausgewachsen sind. Und wenn ich mich als Mensch so leicht wie ein Vogel fühle, rufe ich die Lautenspieler zusammen und lasse sie von ewiger Jugend, von einem Frühling ohne Ende, von einem mit unzählbaren Sonnen der Lust besäeten Himmel singen. Wenn mich mein schnellfüßiger Avis wie ein Wind durch die breite Via Appia zu dem buntbewegten Meeresstrande trägt, und die Seewinde mir auf das Gesicht und in die Arme belebende Küsse wehen, wenn ich in den prachtvollen Thermen den von meinen Gefährten geworfenen Ball mit meisterhafter Geschicklichkeit zurückwerfe, oder mit einem Wurfspieß die von ihnen in die Erde gesteckten Wurfspieße herunterschlage, wenn in meinen Adern feuriger Saft aus den auf den griechischen Inseln gepflückten Trauben rollt und aus meinem Horn die goldenen Würfel mit verführerischem Klang herausfallen, wenn ich mit meinen langen Haaren die Nacken der wundervollen Spanierinnen, Syrierinnen und Römerinnen streife, und ihre wollüstigen Lippen flüstern mir ins Ohr: „Du bist eine Blume, Lucius! Du bist ein Adonis, der Gott des unsterblichen Frühlings!“ dann danke ich meinen guten Genien, daß sie mich von Mühen und Sorgen abgelenkt und meinen Körper der Schwäche, dem Verwelken und der Betrübniß entrissen haben, diesen garstigen Plagen, aus welchen die höllischen Parzen den Faden des Lebens für solche Menschen, wie Du bist, spinnen!

Mit triumphirender Miene sprach er weiter: Ist etwa im Palatium noch ein Spiegel, welcher nicht von Cäsar für die Kriegskosten verkauft ist? So spiegeln wir uns Beide in ihm, Einer neben dem Andern stehend! Ich begrüße Dich, mein Ahn, der um nicht volle zweimal fünf Jahre vor mir auf die Erde gekommen bist. Der Gott der Zeit allein würde in uns Altersgenossen erkennen. Jeder Andere müßte mich für den Sohn Deines Sohnes halten, wenn er Deinen Ernst und meine Jugendfrische sieht. Womit haben Dich Deine liebenswürdigen Geliebten beschenkt? Die göttliche Philosophie! Die ehrwürdige Arbeit! Die rührende Humanität! Danke ihnen dafür, daß sie mit frühzeitigen Runzeln Deine Stirne durchfurcht und auf Deine Haare die graue Grabesrose gepflanzt haben. Danke ihnen für lange Reihen von schlaflosen Nächten, die von Deinen Wangen und Deinen Lippen die Schönheit vertrieben haben. Was hast Du denn mit der angeborenen Schönheit Deiner Formen gethan? Du hast sie unter die faltenreiche Toga gehüllt, und mit dem ewigen Nachgrübeln über den Pergamenten hast Du sie verkrümmt. Was hast Du mit dem Glanz Deiner Augen gethan? Du hast ihn mit den Sorgen verdunkelt und durch die

Digitized by Google

Thräne des Mitleids gefeuchtet. Du hast Deinen Blick in die Tiefe Deiner Seele zurückgezogen, und in dieser Tiefe, ganz wie Narcissus in dem Wasserspiegel, betrachtest Du Dich — aber nicht, um nach dem Beispiel der Anderen Deine Schönheit zu bewundern — sondern vielmehr um Deine eigenen Fehler und Mängel zu zählen und zu strafen. Du vervollkommnest Dich, Du, der Allerweiseste, und durch diese Vervollkommnung wirst Du schrecklich frühzeitig alt! Mögen Dich die guten Götter für das Glück der Welt erhalten! Denn Galenus redet halblaut etwas Bedenkliches vom Schlagen Deines Herzens. Das ist der gelehrteste Arzt der Zeit, und er runzelt seine Stirn, wenn er nur seine Hand an Deine Brust lehnt! Dein Herz ist groß, Du Unvergleichlicher! aber es ist menschlich, deshalb auch gebrechlich!

Lucius lachte nicht mehr. Der Glaube an Das, was er verkündet, leuchtete enthusiastisch aus seinen Augen, die Stirn war vom Triumph entflammt. Aurel aber lächelte sanft und sein Antlitz leuchtete in ungetrübter Heiterkeit, als er begann:

— In kindlicher Rede beweiseſt Du die Wahrheiten des Lebens. Du rühmst hoch den Körper und die Sinne. Kehre rasch zurück, kehre eilig zur Erinnerung an das zweite Element zurück, und dann wirst Du verstehen, worin ich mein Glück setze. Ich will, daß der Verstand und die Güte aus mir ein starkes und gerechtes Wesen machen, freundlich gegen die Menschheit, Herr über sich selbst und kühn wie ein Held, der beim Klang einer Kriegstrompete eilend sein Leben zum Opfer bringt für Das, was er für gut und wahr hält. Ich will ein Athlet der allererhabensten Kämpfe sein, der Sieger über die in der Seele brausenden Orkane — ich will immer gerade stehen, und wenn ich einmal schwanke, will ich mich gleich wieder aufrichten.

Mit einer lebhaften Bewegung erhob sich Lucius vom Lager.

— Ich habe Deine Worte begriffen, Du Allerweiseſter! Du hast von den Lebenskämpfen und von den in der Seele brausenden Orkanen gesprochen! Also Du begehrst, kämpfst, leidest. Du vergeudest das einzige Leben, nach welchem keines mehr kommt, und wirst früh sterben! —

— Auf den Strecken des Raumes und der Zeit ist der Mensch ein winzig kleiner Punkt. Seine Lüste sind ein dahinfließende Welle; Träume sind seine Leiden der Liebe und des Neides; die ruhmvollen Ehren sind forteilende Schatten. Kann ich im höchsten Preise Das erheben, was die Kleinheit des Atoms, die Zerbrechlichkeit des Krystalls, die Vergänglichkeit der Minute besitzt?

— Was schätzeſt Du denn also am höchsten?

— Das, was groß und dauerhaft ist! Die Tugend, die Gerechtigkeit und das Wohl der Menschheit!

Zornig und ungläubig lachte Lucius auf.

— Epikur und Lucrez haben uns den Glauben an die Götter abgewöhnt. Wird sich denn Keiner finden, der den Sterblichen die Last des Glaubens an die Menschheit abnehmen wollte?

— Die Natur selbst würde sich Dem widersetzen. Blicke Dich nur recht in ihr um. Ein Sandkorn vermischt sich mit dem Sand, ein Wassertropfen fließt mit dem Strom zusammen, ein Atom der Luft kreiselt in der Luft, ein Feuerfunke flammt und leuchtet mit dem Feuer zugleich. Und der Mensch allein sollte frei vom Rechte der Anziehung bleiben, welches über der Harmonie der Sphären waltet und dem kleinen Vögelchen befiehlt, mit gemeinsamen Kräften das Familiennest gegen den Rachen der Schlange zu vertheidigen? In meiner Jugend habe ich einmal einen Ameisenhügel, von einer zahllosen Menge dieser kleinen Wesen aufgebaut, gesehen, von denen jedes einzelne kaum einen kleinen Grashalm oder Strohhalm in die Höhe hätte heben können. Der Wirbelwind bewegte den schwachen Bau hin und her, die Wasser bespülten ihn von unten, Insecten anderen Geschlechts griffen ihn an. Dann rannten die kleinen Thiere, eins zu dem anderen, um sich bei der Verbesserung des Hauses gegenseitig beizustehen; die Kräftigen nahmen die Schwachen auf ihre Rücken, die Satten gaben sich den Hungrigen zum Saugen preis, und Alles war einig in der großen Gemeinschaft der Kleinen. Dieses Schauspiel sah ich mit meinem Freund Rusticus gemeinsam an und Beide riefen wir aus: „Dein Recht ist süß, o Natur!“ Rusticus frug mich: „Wie denkst Du? Was kann auf den Strecken des Raumes und der Zeit ein winziger Mensch thun für die menschliche Gemeinschaft, möge er ein Weiser, ein Held, ein Monarch sein?“ — „Das, Rusticus“, erwiderte ich, „was eine Ameise für die Ameisengemeinschaft wirkt: zum gemeinsamen Bau seine Seele mitbringen, welche in der Masse des Ganzen ein kleiner Halm bleiben, doch aber ihre Früchte dem Ganzen tragen wird.“

Lucius klatschte wie ein durch einen possirlichen Scherz erheitertes Kind in die weißen Hände.

— Du Weiser! rief er. Seht, ein römischer Imperator und ein bewunderter Philosoph schreibt sich eine Macht zu, die der Kraft einer Ameise gleich ist. Ich glaube, daß so eine Rolle auch nicht einmal einer von meinen Antiochischen Histrionen spielen möchte! Aber mag es auch so sein! Ich kümmere mich nicht darum! Ich möchte nur wissen, durch welche Tugenden die Ameisengesellschaft hervor leuchtet? Ob wohl der große Plinius die Redlichkeit, Offenherzigkeit und Dankbarkeit der Ameisen nicht erforscht hat? Du weißt es wahrscheinlich. Ich weiß es natürlich nicht, weil ich gegen jene Scharteken einen eben solchen Widerwillen fühle, wie der, welchen ich gegen häßliche Weiber und die Gesellschaft von Pedanten empfinde. Ich werde Dir dafür über den menschlichen Ameisenhügel eine lustige Geschichte erzählen, welche mich sehr viel lachen gemacht hat und welche Dir wiederum so nützlich sein kann, wie die von Galenus zusammengedrehten Pillen für einen an irrigen Luftbildern leidenden Kranken.

Mit leichter Anmuth an die weiße Säule gelehnt, und mit einem Gesicht, in dem Muthwille und ironisches Lächeln abwechselten, fing er zu erzählen an:

— Das war nämlich so. Vor kurzer Zeit wollte ein gewisser Gaukler, man sagte, es war ein Egypter, dem Volke eine Handvoll Obolen und Assen herauslocken und versprach, ihm den Anblick des allermerkwürdigsten Wunders zu gewähren. „Ihr werdet mich sehen“, sagte er, „sitzend auf dem Marsfelde auf einem Feigenbaum, und wenn ich vom Gipfel jenes Baumes auf die Erde heruntersteigen werde, dann öffnet weit die Augen, weil ich mich in einen Storch umwandeln, in den Himmel auffliegen und vom Himmel wieder als eine feurige Kugel herunterfallen werde, die euch die Schnäbel ein wenig beräuchern wird.“ Eine Schaar von neugierigen Thoren sammelte sich auf dem Marsfelde, der Gaukler unterhielt sie eine Zeit lang von der Spitze eines wilden Feigenbaumes mit seinen Späßen, dann hörte man ein Geräusch in den Zweigen, aus welchen in der That ein Storch herausflog und sich in die Höhe emporzuschwingen begann. Das Volk öffnete die Mäuler und blickte rasch in die Höhe. Die Einen klatschten und lärmten: Sophos! die Anderen erwarteten die feurige Kugel, sie waren schon bereit, durch die Flucht ihre Nasen vor ihr zu retten; sie begehrten aber doch sie zu sehen. Und indem sie so in Bewunderung und Neugier gafften, kroch der Gaukler, nachdem er aus seinem Gewande den Storch herausgelassen hatte, rücklings von dem Feigenbaum in ein gleich daneben wucherndes Gebüsch von Burbaum und Myrthen. Er hätte sich darin ganz gut verstecken und mit dem empfangenen Gelde dann sicher aus der Stadt herauskommen können, wenn ihn nicht gerade Einer, der mehr Geistesgegenwart als die Anderen besaß, erblickt hätte. Der ergriff ihn bei dem Gewand und schrie: „Betrüger, er hat die feurige Kugel nicht herunterfallen lassen und kriecht jetzt hinter den Burbaum! Er hat uns schmählich getäuscht!“ Plötzlich ergreift ein anderer von den Menschen den Nacken Dessen, der den Betrüger erwischt hat und schreit: „Hier bist Du, Du Dieb, endlich habe ich doch Den gefunden, der mir gestern aus dem Laden eine silberne Schöpfkelle gestohlen hat.“ Aber da springt wieder Einer aus der Versammlung heraus und fängt den Bestohlenen bei den Haaren: „Hier bist Du, Du Verführer! Wehe, Ihr Quiriten! Dieser Mann hat mir meine Frau entführt, o Bürger.“ Und da läuft ein Vierter hinzu, fängt den feierlich anklagenden Hörnerträger am Kleide und ruft: „Habe ich Dich erwischt, Du Säufer, Du bist es, der mich im betrunkenen Zustande vergangene Nacht in einer dunklen Quergasse blau geschlagen hat!“ — Es waren übrigens noch

Digitized by Google

Mehrere dort, die sich gegenseitig erkannten, und zwar erkannte Jeder in dem Anderen seinen Feind. So bildeten sie eine lange Kette, in welcher Einer den Anderen beim Gewand, bei den Haaren, am Hals oder an der Wade hielt und hin und her zerrte. Die Versammlung von Zuschauern wurde zuerst verdutzt, später brach sie in ein lautes Gelächter aus. Sogar die Aedilen lachten, und nur das Lachen verhinderte sie, Das zu thun, was ihres Amtes war, nämlich die Gefangennahme der entlarvten Rechtsübertreter. Ich weiß aber, daß ohne die beiden Masken, ohne die geschickte Heuchelei und höfliche Wohlanständigkeit alle Sterblichen, eine solche Kette bilden würden, in welcher Jeder, der seine Gegner bei den Haaren ergreift, seine Wade oder seinen Hals in der Hand des von ihm Beeinträchtigten fühlen würde. Siehst Du, Aurel, das ist eine sehr ähnliche Geschichte zu der Harmonie der Sphären und der kleinen Schaar von unschuldigen Ameisen, die mit gemeinsamen Kräften ihr Nest vertheidigen! Das ist der Moloch, in dessen Armen Du — vom Feuer verzehrt wirst.

Einen Augenblick lang schwiegen sie Beide. Ein Schatten der Betrübniß überzog das Gesicht Marc Aurel's. —

— Mein Lucius! Von den Schlechten zu forden, sie mögen nichts Schlechtes thun, das heißt, von einem wilden Apfelbaum zu verlangen, er müsse süße Früchte tragen, vom Pferd der Wüste, es dürfe nicht mit den Hinterfüßen ausschlagen, vom Säugling, er solle mit seinem Geschrei nicht die Ohren reizen, von gemeinem Thon, er solle die Weiße und Härte des Marmors besitzen. Ein in die Höhe geworfener Stein hat gerade so viel Verdienst, wenn er in die Höhe emporsteigt, als viel Schuld, wenn er auf die Erde fällt. Aber die Gärtner impfen auf wilde Bäume ausgezeichnete Pflänzlinge ein; eine sorgsame Pflege langer Geschlechter hat Deinen Avis ganz verschieden von seinen unbändigen Ahnen geartet; ein verständig erzogener Säugling wird ein Muster der Wohlanständigkeit; unter der Schicht des garstigen Thons entdeckt ein kenntnißreiches Auge eine Marmorlage, und die Hand eines Praxiteles meißelt daraus Meisterstücke des Schönen. Das wird Dir erklären, warum ich, obwohl ich das Schlechte kenne, doch an das Gute glaube, und obwohl ich ein im Lehm herumwühlender Schuljunge bleibe, es doch vorziehen würde, ein Praxiteles zu sein, der aus der Menschheit ihren schönen Marmor herausschlägt.

Lucius zuckte mit den geschmeidigen Achseln in Verwunderung und Ungeduld. Er stellte seinen leichten Fuß auf die broncene Fußbank Cäsar's und legte liebkosend seinen Kopf an Cäsar's Brust.

— Phantasos, der Bote täuschender Träume, hat Deinen edlen Geist irregeführt. Ich liebe Dich, Aurel, und nur um Dich, den Einzigen inmitten der Sterblichen, ergreift mich manchmal eine tiefe Unruhe. Alles, was ich habe, hast Du mir gegeben und nie hast Du mich gequält. Dagegen habe ich seit der Zeit, da Du mich dem Volke und den Soldaten als zweiter Cäsar gezeigt hast, nie darnach getrachtet, Dich in der Herrschaft oder im Ruhm zu überflügeln; im Gegentheil, ich sitze bescheiden und verborgen in meinem Rosenkorb wie Cupido, dem man erlaubt hat, den Helm Minerva's anzulegen. Ich habe Dich als meinen Vater, Führer und Wohlthäter anerkannt, und wie könnte ich es unterlassen, Deine Augen den allersichtbarsten Wahrheiten zu öffnen? Ich werde Alles sagen, was ich nur weiß. Gestern, als ich in der Stadt spazieren ging, erblickte ich rings um das Colosseum einen Auflauf von Menschen. Ich blieb bei Seite stehen, um unbemerkt anzuhören, worüber sie plauderten. Vor den Thoren des Amphitheaters sich sammelnd, sprachen sie und schrieen, daß Du ein Tyrann seiest, weil Du ihnen für den Krieg an zehntausend Gladiatoren entrissen hast. Andere jammerten, daß Du sie ins Elend bringst durch das Gesetz, welches die Grausamkeit gegen die Sklaven verbietet und diese unter den Schutz der Gerichte stellt. Und wieder Andere, es waren die Besten! warfen Deiner Güte vor, daß sie die Schatzkammer Cäsar's verkaufte, um die Lasten des Krieges zu verringern: „Nero war besser, weil er für das Volk Unterhaltungen erfann, anstatt sie ihm zu schmälern!" „Der ist ein Philosoph und will uns mit Gewalt auch zu Philosophen machen." „Er verschwendet unseren Ruhm und unsere Augenweide! Wir werden nun an den Feiertagen die im Forum ausgestellten wunderbaren Schätze nicht mehr sehen, mit welchen seine göttlichen Vorgänger ihre Schatzkammer füllten." „Der eine Verus soll unser Herr sein, weil er Meister ist in der Art, wie er die Menschen unterhält und die kostbaren Weltwunder sammelt." So murmelten und drohten Dir diese niederträchtigen Mäuler, die Du so oft genährt und gegen Angriffe geschützt hast. Ich habe den Präfecten gerufen, er möge diese Bande augenblicklich auseinander jagen lassen, und von Zorn hingerissen, habe ich sie selbst mit schmähenden Worten überhäuft. Aber bei Tisiphona und dem ganzen Gefolge der Rachegöttinnen, Du hörst Dir das Alles so an, als ob ich Dir eine theokritische Idylle vordeclamiren würde!

Das funkelnde und scharfe Auge des Lucius blickte fest in das Antlitz seines Bruders. Die traurige Botschaft klang in dessen Ohren nicht gerade mit der Süßigkeit einer Idylle wieder. Die Runzeln seiner Stirn hatten sich ein wenig vertieft und ein Zucken flog zuweilen über seine blassen Lippen. Er wollte geliebt sein von Denen, die er liebte. Doch war seine Stimme ruhig, als er erwiderte:

— Das Volk irrt aus Unwissenheit, und Du hast Dich liebevoll und redlich gezeigt. Die Schmähungen der Blinden ärgern mich nicht, aber Deine Liebe und Rechtschaffenheit freut mich.

— Der Pöbel ist also der in der Dunkelheit faulende Thon, und die Aufgeklärten sind der Marmor in den schönen Meisterwerken eines solchen Praxiteles, wie Du bist! Gut. Aber ich sage Dir, daß, wenn jeder von den heuchlerischen Küssen, mit denen Dich die Aufgeklärten beschenken, nur ein Atom Deines Körpers aussaugen würde, müßtest Du schon lange als bloßes Skelett umherwandeln. Ist Avidius Cassius blind und unwissend?

— Er ist der Stolz Roms, Lucius, und ich nenne ihn meinen Bruder. Ihm habe ich die Front der Armee anvertraut und die Bewachung der Grenzen des Vaterlandes von der Seite Asiens.

In dem stillen Gemach erklang ein lautes, schrilles Lachen. Die zarten Züge des Lucius verzerrten sich; wie ein ungeduldiges Kind schüttelte er die langen Locken, aus welchen Veilchen herunterfielen, und trat mit dem in Gold und Perlen bekleideten Fuß auf das zierliche Fußbänkchen. Unter dem buntgestickten Kleide zog er ein kleines Stück Pergament hervor. Das Siegel war verletzt und die Spuren eines zerrissenen Schnürchens waren sichtbar. Es war ein Brief, der die Zeichen einer langen Reise an sich trug.

— Ich bin flatterhaft, ein Kind, welches nie reif wird, ein leichtsinniger Schwelger, nur den Tändeleien hingegeben. Gut. Doch weiß ich mehr als Du, o Kluger und Fleißiger, von den Fuchsfallen! Denn meinen Ohren nähern sich dreister die Lippen der Delatoren, welche Du von den Deinigen durch die Drohungen der strengsten Strafen fortgejagt hast. Ich liebe die Klatschereien. Sie erheitern mich und manchmal bringen sie mir auch Nutzen. Die sechs Millionen Sesterzien, die Du mir eben vorgeworfen, haben Früchte getragen. Einer von meinen Schmarotzern erfreute mich, nachdem er sich satt gegessen und getrunken hatte, durch ein kostbares Geschenk, er gab mir diesen Brief. Der gute arme Mensch! Er hat ihn gestohlen und mir gebracht! Das ist ein Brief von Cassius ... ein kostbarer Brief! Er ist mehr als sechs Millionen werth, Cäsar!

Und er fing an, den Brief vorzulesen.

— Avidius Cassius begrüßt Druentian, seinen Schwiegersohn.

„Was hört man in Rom? Ist Fortuna noch immer der schlottrigen Philosophie und dem ausgelassenen Jungen aus Antonius' Geschlechte günstig? Ich habe Mitleid mit dem Vaterlande, welches die Beute dieser Menschen wird. Marc Aurel ist ein braver Mann, aber er regiert nach den Büchern, und seine Milde ist ekelhaft geworden; sie untersucht jede Wunde, die durch die Herren den Schultern eines Sklaven beigebracht ist. Schon in kurzer Zeit werden wir uns in alte Weiber umwandeln, die die Säuglinge wiegen und die Rache, den Haß und die Wollust nicht kennen, mit welchen das vergossene Blut des Feindes uns erfüllt. Die strengen Tugenden

Digitized by Google

unserer Ahnen: die Unerbittlichkeit und die Disciplin, werden schwinden. Fluch der jetzigen Regierung! Diejenigen, welche sich mit dem Handwerk der Philosophen beschäftigen, dürfen in durchlöcherten Mänteln unter den Bogen der Säulenhallen spazieren gehen, aber nicht die Welt regieren. Die Welt braucht eine Soldatenhand und ein Soldatenschwert. Aber es wird vielleicht bald anders werden. Das Militär vergöttert mich, viele Senatoren sind für mich gewonnen. Mögen nur die Götter meiner Sache günstig sein und ihr werdet mich in kurzer Zeit in Rom sehen, und zwar nicht so, wie ich wegzog, als ein Untergebener des den Rock der Minerva tragenden Imperators." . . . .

Lucius zerknitterte unmuthig das Papier.

— Ist das nicht klar? Siehst Du nicht, was dieser Mensch zu thun beabsichtigt? Was geht es mich an? ich herrsche nicht. Ich bin nur dem Namen nach Cäsar. Mich wird Cassius schonen, weil ein ausgelassener Schuljunge ihm nicht gefährlich sein kann. Aus dem Leben seine süßen Säfte saugen, werde ich so gut mit Cassius wie ohne ihn können. Aber Du, hüte Dich! Ich sage Dir, hüte Dich! Vertheidige Deine erhabenen Pläne, Deine theuren Kinder, schütze Dein Leben! Laß den Cassius tödten.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Am Herzogshof. Trauerspiel in 2 Abtheilungen von Carl Caro. — Funken unter der Asche. Plauderei in 1 Aufzuge von H. Stobitzer. — Papageno. Posse in 4 Akten von Rud. Kneisel.

Ein unverdient hartes Schicksal hat des jung verstorbenen Dichters C. Caro Trauerspiel „Am Herzogshof" in unserer Hauptstadt erlitten: es wurde von der Kritik der Tagespresse sehr unglimpflich behandelt, und mußte in Folge dessen frühzeitig wieder von dem Repertoire des Deutschen Theaters weichen, ohne daß seine Wirkungsfähigkeit erschöpft gewesen wäre. Nicht die Mißgunst der Menge hat es zu Fall gebracht; im Gegentheil: es schlug erschütternd wie ein Gewitter in die Herzen der unbefangenen Hörer ein und wirkte wie der Blitzstrahl, der zugleich zündet und betäubt. Aber wie so oft, haben auch diesmal lediglich Aeußerlichkeiten über das Loos dieses interessanten und packenden Dramas entschieden. Denn worin das Ueberraschende der Wirkung eigentlich begründet sei, welche es hervorbrachte, haben sich die Wenigsten klar zu machen versucht, und das dumpfe, unbehagliche Gefühl, welches sich jedes Zuhörers während der Vorführung unwillkürlich bemächtigen mußte, hat sich nur in dem Tadel von Kleinigkeiten Luft gemacht, welche den eigentlichen Kern jener Dichtung durchaus nicht berühren. Man hat gesagt: das Ganze sei ja lediglich eine Gerichtsscene; als ob eine solche nicht echt dramatisch verwerthet werden könnte! sei nur ein Hin- und Herwerfen des Verdachtes, ein Verbrechen begangen zu haben, zwischen mehreren Personen, ähnlich einem Fangballspiele; als ob nicht hierdurch die größte Spannung erzeugt werden könnte! sei in der Sprache nur ein Sammelsurium von Anklängen an Shakespeare; als ob hierdurch schon eine Dichtung unmöglich gemacht würde. Den Grundirrthum des Trauerspiels aber hat keiner jener Tadler mit diesen äußerlichen Einwänden berührt; er liegt zu tief, als daß man so obenhin über diese Dichtung, die mehr künstlerischen Gehalt hat, als Alles, was wir in diesem Winter von Neuschöpfungen sahen, absprechen dürfte.

Wie H. v. Kleist's „Zerbrochener Krug", gehört auch Caro's „Am Herzogshof" zu der Gattung von Dramen, deren eigentliche Handlung schon geschehen ist, wenn die Dichtung anhebt. Es kommt in ihnen nicht mehr darauf an, das Geschehene selbst oder auch nur seine Folgen dramatisch weiter zu entwickeln, sondern es wird lediglich eine Analyse jener Handlung gegeben mit dem bestimmten Zwecke, ihre Motive klar auseinanderzubreiten. Diese analytische Form der Dichtung birgt ihre besonderen, unermeßlichen Vortheile für den Dichter, freilich auch ihre großen Gefahren in sich. Die ersteren bestehen darin, daß man, wie Schiller einmal sagt, „die zusammengesetzteste Handlung, welche der Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann", und ferner darin, „daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas *geschehen sein möchte*, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte." Dies letztere ist aber doch nur deshalb der Fall, weil bei dieser dramatischen Analyse unsere Theilnahme an den Hauptfiguren des Stückes von vorneherein eine regere geworden ist, als bei der gebräuchlichen dramatischen Entwicklung: die Figuren treten schon mit einem Stück Lebensgeschichte vor uns hin, während sie sonst es noch vor sich haben, und je zusammengesetzter, je erschütternder dasselbe uns anfänglich erscheint, desto lauter regt sich in uns die Frage, *wie* sie es wohl erlebt und ertragen haben möchten. Es ist also dasselbe psychologische Interesse, welches uns im gewöhnlichen Leben die Menschen „mit einer bewegten Vergangenheit" am bemerkenswerthesten macht, das hier lebendig wird, und in Folge dessen ist diese dramatische Form der Analyse künstlerisch durchaus wirksam, ja sogar von höherem Werthe, als das erst sich vollziehende Geschehen vor unseren Augen. Es muß, wie leicht erklärlich, im Grunde bei ihrer Anwendung das Persönliche mehr in den Vordergrund treten, als das Thatsächliche, und wie im „Zerbrochenen Kruge" die Spannung nur durch unsere gleich im Anfange rege gemachte Vermuthung, daß Adam der Thäter gewesen sei, erzeugt und wachgehalten wird, hätte auch Caro eine Figur hervorheben müssen, auf deren Schultern er gleichsam die ganze Verantwortlichkeit des Geschehenen hätte häufen können. Daß er dies versäumte, daß er auf halbem Wege stehen blieb, ist der Grundfehler, aber auch der einzige Fehler seines Dramas. Mehrere Ansätze in demselben lassen noch nachträglich erkennen, daß er von vornherein nicht in diesen Fehler verfallen war. Carlotta, die jetzt noch im gewissen Sinne die Mittelfigur des Stückes ist, sollte die Trägerin der gesammten Tragik des Geschehens werden. Sie ist die Tochter des Leonato, eines der ersten Würdenträger am Herzogshofe und ist heimlich vermählt mit dem jugendlich-schönen Orsino. Ein dunkles Etwas in dem Leben dieses jungen Edelmannes verhindert ihn, Carlotta offen zu seinem Weibe zu erklären und giebt den Anlaß zu seiner Ermordung, von welcher wir in einem kurzen Vorspiele unterrichtet werden. Die Hauptscene wird eröffnet mit der Kunde von dem heimlichen Morde; die Verwandten des Orsino treten als Kläger auf, der Herzog besteigt seinen Thron und eröffnet das Gericht; die Gattin thront zu seiner Seite. Es beginnt nun eine förmliche Untersuchung des Thatbestandes, die allerdings mit wenigen Worten und doch demselben Resultate hätte abgethan werden können, denn das Interesse an der Handlung hebt für uns erst in dem Augenblicke an, als Carlotta's Person in die Verhandlung hereingezogen wird. Ein Dolch ist in der Leiche gefunden worden, der dem Leonato gehört; der Verdacht erhebt sich wider ihn, daß er der Mörder sei, zumal ein verrätherischer Dienstmann offenbart, daß Orsino mit Carlotta in heimlichem Verkehr gestanden. Carlotta wird gerufen, um über diesen Umstand, den ihr Vater nicht glauben kann und will, Zeugniß abzulegen. Sie erscheint, erkennt die Leiche des Geliebten und gesteht, daß sie sein Weib gewesen. Damit beginnt das eigentliche Persönliche der Handlung und von diesem Augenblicke an entfaltet sie sich in erhabener Tragik vor unseren Augen, sobald wir es nur verstehen, Carlotta als ihren Mittelpunkt im Auge zu behalten. „Wer *hat mir das gethan*", so lautet ihre erste Frage, nachdem sie die Leiche gesehen, und in der That, nur die Beziehung auf sie, das Juwel des herzoglichen Hofes, verleiht den weiteren Nachforschungen nach dem Mörder ein tieferes Interesse. Was kümmert es uns sonst, wer der Mörder war? Nur weil wir ahnen, daß Orsino um Carlotta's willen sterben mußte, daß jenes dunkle Etwas in seinem Leben mit der Liebe zu ihr im Conflict stand, verfolgen wir noch die

Digitized by Google

Spuren. Sie weisen schließlich, nachdem sie freilich sich allzu oft hin- und hergewunden, auf die eifersüchtige Nebenbuhlerin Carlotta's, auf die Herzogin hin, welche denn auch am Schlusse als Mörderin entlarvt wird und der Bühnengerechtigkeit verfällt. Es ist, wie schon oben bemerkt, der Fehler des Dichters, daß er über dem allzu breiten Ausspinnen der inquisitorischen Handlung das Hervorheben der Figur Carlotta's vernachlässigt; immerhin aber bleibt dieselbe auch so noch der Mittelpunkt des Trauerspiels, und wir müssen von demselben die echtesten dramatischen Wirkungen, Mitleid und Erschütterung, empfangen, wenn wir auf sie allein unsere Aufmerksamkeit richten. Ich bin fest überzeugt, daß schon manche Kürzungen in dem übrigens an Schönheiten reichen Texte jenen Grundfehler beträchtlich abschwächen würden, und kann um so weniger begreifen, wie man über diese Dichtung so leichthin den Stab brechen konnte, als die Vertreterin der Carlotta im Deutschen Theater, Fräulein Teresina Geßner, durch ihr hinreißendes Spiel diese Figur noch mehr, als es die Dichtung leider verlangte, in den Vordergrund zu stellen verstand.

Noch über zwei dramatische Kleinigkeiten, die für Berlin neu sind, bleibt mir einige Worte zu sagen übrig. Am selben Abend mit dem vorerwähnten Trauerspiele wurde im Deutschen Theater eine anmuthige und flott sich abwickelnde Plauderei von H. Stobitzer: „Funken unter der Asche", vorgeführt, deren Idee originell und frisch genug ist, um immer packend zu wirken. Zwei Liebende, auf deren Jugendleidenschaft das Leben seine Asche streute, finden durch die gemeinsame Lectüre ihrer früheren Liebesbriefe den Funken des Idealismus wieder, der beinahe in ihnen erloschen war, und beschließen, ihn fortan selbander zu neuer Flamme zu entfachen. — Die andere Neuigkeit ist eine Posse „Papageno", welche im Wallner-Theater ihre Herrschaft antrat. Der Lustspieldichter Kneisel, von dem wir schon wirklich gute Arbeiten kennen, hat in derselben das gesammte Possenpersonal unserer heutigen Bühne, tyrannische Väter, eifersüchtige Frauen, übermüthige Schwiegersöhne, vorlaute Dienstmädchen und verkappte Don Juans zu einem lustigen Carneval zusammengerufen, der wenigstens für einige Stunden erheitert, wenn es auch sinnlos genug auf ihm hergeht.

O. B.

Notizen.

In der „Collection Spemann" ist vor Kurzem ein Bändchen: „Novellen aus dem Musikanten-Leben" erschienen, welches schon um seines Autors willen allgemeinere Beachtung verdient. Es entstammt der Feder unseres Mitarbeiters, des Musik-Aesthetikers H. Ehrlich, der auch früher schon neben fachwissenschaftlichen Werken einige werthvolle Gaben seiner Muse veröffentlicht hat, und in den vier Novellen, welche jenes Bändchen enthält, uns abermals mit fein empfundenen, künstlerisch gut ausgeführten Dichtungen überrascht. Der Novellist Ehrlich zeigt uns in ihnen dieselben Grundzüge des Wesens, welche den Kritiker Ehrlich auszeichnen: genaue Uebersicht über die Gebiete, welche er behandelt, geistreiches Erfassen der charakteristischen Erscheinungen innerhalb derselben und vor Allem jenen unbesieglichen Idealismus in der Auffassung des Künstlers, wie des Kunstwerkes, welcher allein befähigt, über das „Gemeine" hinauszuheben, das uns alle bändigt. Diese letzterwähnte Eigenthümlichkeit der publicistischen Thätigkeit Ehrlich's zeigt sich in diesen vier Novellen gleichsam in dichterischer Potenzirung. In allen tritt ein Künstler in den Vordergrund der Handlung, welcher Gefahr läuft, durch irgend eine Aeußerlichkeit des Lebens von seinem eigentlichen idealen Streben abgezogen zu werden und hierdurch zu Grunde zu gehen, welchen aber schließlich das reine Erfassen der „heiligen, göttlichen" Kunst vom Untergang errettet. In der ersten Novelle: „Kunst und Gunst", ist es die Hofgunst, die Ambition um den Beifall der „höchsten Kreise", welche den Künstler eine Zeit lang an sich selbst irre macht, bis er mit einem energischen Entschlusse alle jene Zauberfäden zerreist und arm, aber frei sich der Kunst wiedergibt; in der dritten: „Leontine", ist es ein Weib, welches nach höchst abenteuerlichen Schicksalen nun in einer gewissen Exaltation ihrer Phantasie einen armen Künstler glücklich zu machen wünscht; auch ihn rettet das Ideal seiner Kunst vor diesem vermeintlichen Glücke. Die beiden anderen Novellen sind humoristischer Art, ohne jedoch jenes Grundzuges ganz zu entbehren. Die zweite „Auf der Concertreise" schildert uns einen fahrenden Capellmeister, der durch einen Eisenbahnunfall der ritterliche Beschützer einer jungen Dame wird, und um ihretwillen alsdann ein Concert in einem kleinen, mit köstlichem Humor gezeichneten Städtchen gibt. Auch er wird eine Zeitlang in den Conflict gestellt, entweder die Kunst oder das geliebte Mädchen aufzugeben, doch überwindet schließlich die Liebe alle scheinbaren äußerlichen Schwierigkeiten, und er darf beiden, der Kunst und der Geliebten, treu bleiben. Die letzte der Erzählungen endlich: „Der Gründer wider Willen", behandelt jene „traurige, schreckliche" Zeit, in welcher jeder Mensch „gründete". Auch ein Künstler scheint die Hand einer verehrten Dame nur erreichen zu können, wenn er ebenfalls Häuser und Grundstücke kauft. Er verschmäht natürlich dieses materielle Ansinnen, wird aber ohne sein Zuthun der Urheber der großartigsten Gründungen und dadurch schließlich der glückliche Besitzer seiner Laura. Auch in dieser Novelle sind, wie in den drei schon erwähnten, die gesellschaftlichen Verhältnisse mit einer Treue gezeichnet, welche des Verfassers große Beobachtungsgabe erkennen und auch die Breite der Darstellung, die zuweilen die Composition zu schädigen droht, im Großen und Ganzen vergessen läßt. Alle Novellen sind in einem lebhaften Tone geschrieben, den die Begeisterung des Künstlers durchglüht.

Der Pathe des Todes. Dichtung von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Es ist erfreulich, von Baumbach wieder einmal eine größere, ernste Dichtung zu erhalten an Stelle der ewigen Kneip- und Wander-Lieder, Grillen und Schwänke, die uns nun allmählich, besonders durch die unberufene Nachahmung, höchlichst verleidet sind. Ein schwermüthiger, ja düsterer Zug, den wir bisher an dem weinfrohen „Spielmann" nicht kannten, geht durch dieses neueste Buch und zeigt uns den Dichter von einer uns fremden Seite, an die wir uns erst gewöhnen müssen. Baumbach debütirt aber mit großem Glück auf diesem fremden Gebiete. Einzelne Partien des Buches sind von hoher, dichterischer Schönheit und zeugen von des Verfassers echter und tiefer Begabung. Das Ganze aber will uns weit weniger einheitlich, weit weniger aus einem Guße erscheinen, wie die älteren Dichtungen, besonders der prächtige „Zlatarog". Es gibt sich gleich eine gewisse Zerfahrenheit in der Erzählung kund, und die einzelnen Episoden erscheinen sehr ungleich behandelt, bald ungebührlich gedehnt, bald kurz skizzirt, worunter das Ganze leidet. Mit den lyrischen Intermezzi ist Baumbach diesmal sparsamer als sonst. Was er aber gibt, ist äußerst ansprechend und, wie immer, sangbar und melodiös. Etwas verblüffend wirken die Landsknechtslieder. Baumbach hat sehr Vieles in all' seinen Dichtungen von jeher „alten Meistern nacherzählt", auch wo dieser Zusatz auf dem Titelblatt seiner Bücher fehlt; die ganze Idee der neuen Dichtung ist gleichfalls nicht originelle Erfindung, aber die bekannten Landsknechtsfänge des Hans Sachs hier einzuflechten wirkt auf den ersten Blick frappirend. Nun, er hat „das Gute genommen, wo er es fand", und seinem Buche gereicht es nicht zum Schaden.

C—n.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Carl Konegen in Wien.

Die Musik als Ausdruck.

Von
Dr. Friedrich von Hausegger,
Docent an der Universität Graz.
13 Bogen. 8. Gebunden M. 3.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Gesammelte
Essays und Charakterköpfe
zur neueren Philosophie und Literatur
von **Dr. Moritz Brasch.**
Bd. I. Essays. Preis M. 4,50.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.
IV.

Soeben erschien in zweiter Auflage:
Der Verklärte
von **Oscar Kresse.**
Motto: Geist des Menschen, was du zu fassen vermagst, zu vollenden
Gab die Natur dir Macht, suche und finde den Weg!
Sehr gut recensirt! Preis eleg. geb. 2,75 M.
Verlag von Theod. Kalb in Leipzig.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Das jüdische Verbrecherthum
von **Dr. Ludw. Fuld.**
Preis: 1 Mark.
Auf amtl. statist. Material basirende, gegen E. v. Hartmann gerichtete Schrift.

Soeben erschien:
Friedrich Schiller.
Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.
Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.
Von
Richard Weltrich.
Erste Lieferung. (24 Bogen im Großoktav mit Vorrede.)
Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.
M. 4.—
Vollständig in 2 Bänden zu je 2 Lieferungen: Die zweite Lieferung erscheint noch 1885, der Schluß bis spätestens 1887.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.
Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für Hals- und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Aesthetik.
Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.
Von
Moriz Carriere.
Dritte Auflage. Zwei Theile. 8°. Geh. 18 Mark. Geb. 21 Mark.
Carriere's „Aesthetik" ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu gearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Bad Reinerz
bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.
Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

In der **Stollbergschen Verlagsbuchhandlung** zu **Gotha** erschien und ist durch jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung des Betrags direct zu beziehen:
Die innere Kolonisation.
Eine Programm-Forderung des „Allgem. Deutschen Bauern-Vereins".
Von **Friedrich Wisser.**
(Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Bauern-Zeitung".)
Preis:
1 Exemplar 40 Pf., 10 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 20 M.
bei portofreier Zusendung.
Die fortschreitende Polonisirung unserer östlichen Provinzen hat auf's Neue die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der inneren Kolonisation gelenkt, so daß obige Schrift allen Gebildeten willkommen sein dürfte.

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.
Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über 6000. Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1885. Band XXVII.

...LL U...VERSITY
JUL 2 1885
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Gewerbe-Inspection. Von Max Schippel. — Von der Ungarischen Landesausstellung. Von Conrad Alberti. — **Literatur und Kunst:** Literarische Phrasen. Eine Plauderei von Fritz Lemmermayer. — Japanische Märchen, Sagen und Lieder. Von Paul Schütze. — Victor Hugo. II. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Die Losung. Von E. Orzeszko. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Zur Gewerbe-Inspection.

Von Max Schippel.

Ueber die Industriezustände in verschiedenen Theilen Oesterreichs haben wir neuerdings eine ganze Reihe werthvoller Darstellungen erhalten. In erster Linie sind hier zu nennen die Werke von Bräf und Singer über böhmische Arbeiterverhältnisse, beide ganz ausgezeichnet und sich vielfach ergänzend. Eine große Bedeutung wird ferner auch den privaten Untersuchungen zuerkannt werden müssen, welche der bekannte katholische Socialpolitiker, Freiherr v. Vogelsang, über „die materielle Lage des Arbeiterstandes in Oesterreich" vornehmen ließ, mögen diese Untersuchungen auch durch Parteirücksichten angeregt worden sein, wie sie ja in der That schließlich zu einer heftigen Anklageschrift gegen das liberale Fabrikantenthum geführt haben. Das größte Beobachtungsgebiet umschließt endlich der vor Kurzem ausgegebene „Bericht der k. k. Gewerbeinspectoren über ihre Amtsthätigkeit im Jahre 1884", welcher seinem ganzen Ursprung und Zweck nach natürlich nur auf gewisse Seiten des Arbeiterdaseins eingeht, in dieser Richtung jedoch eine Fülle wichtigen Materials bietet.

Die Einrichtung der Fabrikinspection besteht in Oesterreich seit Beginn des vorigen Jahres; neben dem bereits früher ernannten Central-Gewerbeinspector Dr. Migerka wurden damals neun Inspectoren eingesetzt, welche in Wien, Linz, Budweis, Prag, Reichenberg, Brünn, Lemberg, Bozen und Graz wohnen. Ihre Thätigkeit umfaßt nach dem Gesetz vom 17. Juni 1883 „in der Regel alle gewerblichen Unternehmungen eines oder mehrerer Bezirke eines Landes", dem Handelsminister bleibt es jedoch vorbehalten, einelne Industriezweige unter die Aufsicht von Special-Gewerbeinspectoren zu stellen, deren Wirken sich alsdann auf mehrere Länder erstrecken kann. Letzteres besteht den Unternehmern und Arbeitern gegenüber „in der Durchführung der gesetzlichen Vorschriften, betreffend: 1. die Vorkehrungen und Einrichtungen, welche die Gewerbeinhaber zum Schutze des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter, sowohl in den Arbeitsräumen, als in den Wohnräumen, falls sie solche beistellen, zu treffen verpflichtet sind; — 2. die Verwendung von Arbeitern, die tägliche Arbeitszeit und die periodischen Arbeitsunterbrechungen; — 3. die Führung von Arbeiterverzeichnissen und das Vorhandensein von Dienstordnungen, die Lohnzahlungen und Arbeiterausweise; — 4. die gewerbliche Ausbildung der jugendlichen Hilfsarbeiter." Endlich hat der Gewerbeinspector den Gewerbebehörden bei der Handhabung der einschlägigen Bestimmungen der Gewerbeordnung als beaufsichtigendes, berichtendes und berathendes Fachorgan behilflich zu sein, er kann auch mit der Begutachtung der Gesuche um Genehmigung von Betriebsanlagen oder von Aenderungen an bereits genehmigten beauftragt werden, „insoweit hierbei Rücksichten auf das Leben und die Gesundheit der Arbeiter in Frage kommen".

Natürlich begegneten die neuen Beamten im Anfang ihrer Thätigkeit öfter falscher Auffassung und geringem Entgegenkommen seitens der Unternehmer, welche mehrfach sogar fiscalische Absichten hinter den Besuchen witterten und ausweichende, wenn nicht gar unrichtige Antworten für das Rathsamste hielten. Mit der Zeit hat sich das gebessert und man kann heute bereits sagen, daß sich die Unternehmer an die Beaufsichtigung gewöhnt haben. Hingegen sind die Arbeiter, für welche die Gewerbeinspection lediglich geschaffen wurde, noch immer äußerst zurückhaltend; meistens fühlen sie sich durch ihre abhängige Lage dazu gezwungen, sie befürchten, den Unwillen ihrer Arbeitgeber zu erregen, wenn sie regeren Verkehr mit den staatlichen Beamten pflegen, — aber in vielen Fällen ist ihnen auch der Werth des neuen Instituts durchaus unbekannt und es werden wohl Jahre vergehen, ehe hier eine wesentliche Aenderung eintritt.

Bei einem Ueberblicke über die vorliegenden Berichte wird sich Jedem die Ueberzeugung aufdrängen müssen, daß die Inspectoren mit äußerster Mäßigung aufgetreten sind, in der Mehrzahl sogar eine übertriebene Neigung besitzen, vorhandene Mißstände — nicht zu beschönigen, aber doch zu entschuldigen und begreiflich zu machen. Trotzdem ist das von der Arbeiterlage entworfene Bild vielfach ein recht unerfreuliches. „Es kann und soll nicht geleugnet werden" — heißt es in dem allgemeinen, einleitenden Bericht — „daß die Gewerbeinspectoren einzelne Fabriken vorfanden, deren Besitzer mit der menschlichen Arbeitskraft Raubbau treiben, die, jedes sittlichen Gefühles bar, dieselbe minderwerthig als ihre Maschinen ansehen und demgemäß behandeln, Conjunkturen unter äußerster Anspannung von Menschen und Maschinen ausnützen und die Sorge für die verbrauchten oder in ihrem Kern getroffenen Arbeiter, deren niedrige Löhne den Gedanken an Amortisirung der Arbeitskraft wie Hohn erscheinen lassen, gleichmüthig der Gesellschaft oder dem Staate anheimstellen. Schon die Beschaffenheit derartiger Fabriken charakterisirt in der Regel ihren Besitzer. Abgenützte Maschinen, überarbeitete Menschen, eine bis zum Aeußersten getriebene, der Sicherheit des Lebens Hohn sprechende Ausnützung des Raumes, ein Durcheinander der Transmissionen, Schmutz in Gängen, an Wänden, am Boden, elende Luft . . . . barscher Ton, unfreundliche, sich bis zur Rohheit steigernde Behandlung der Arbeiter, Schelt-

Digitized by Google

und Drohworte .... geben ein getreues Bild des auf rücksichtsloses Verdienen ausgehenden Besitzers."

Je länger die Arbeitsräume bereits benutzt sind, desto schlimmer ist im Durchschnitt ihre Ueberfüllung mit Menschen und Maschinen. Während in den neueren Fabriken gewöhnlich der Raum genügt und praktisch verwendet ist, haben die älteren Fabriken oft großen Mangel an Raum, an Luft und Licht und — was das Schlimmste ist — es haben viele derselben nicht einmal die Möglichkeit vor sich, dem Uebel abzuhelfen. In den Städten sind vielfach die Fabriksanlagen so zwischen die Wohnhäuser eingezwängt, daß ihr Umbau einem vollständigen Neubau gleichkäme. „Betrachtet man die Entstehung mancher Fabrik, so erkennt man bald die Ursachen der bemerkten Uebelstände. In einer ursprünglich im Wohnzimmer untergebrachten Werkstätte werden vorerst Maschinchen, dann Maschinen untergebracht, bis der Raum nicht mehr ausreicht, dann werden Mauern demolirt, andere aufgeführt, das Inventar an Maschinen steigt, endlich kommt noch eine Dampfmaschine dazu und das ehemalige Wohnhaus ist in eine Fabrik umgewandelt, in welcher die Maschinen in bunter Unordnung durcheinander stehen." Der Inspector Czerweny-Brünn fand in einer Knopffabrik, in der viele jugendliche Arbeiter und Kinder beschäftigt wurden, in einigen Räumen etwa 4 m³ Luftkubus per Kopf*) bei einer höchst mangelhaften Ventilation und bei einer Beleuchtung mit sehr vielen Petroleumlampen. Aehnliche Mißstände beobachtete Kulka in Wien. „Es mußten allmählich die etwa vorhandenen freien Plätze im Hof verbaut werden, und als die seitliche Ausdehnung, die Erweiterung der Fläche nach, nicht mehr möglich war, mußte man zur Vergrößerung der Fabrik nach Höhe und Tiefe seine Zuflucht nehmen, mußten häufig die Boden- und Kellerräume zur Benutzung als Werkstätten herangezogen werden. In den alten Fabriken Wiens kommt es demnach vielfach vor, daß sich der Betrieb nach dem Gebäude richten muß, und daß die Ausnützung der Betriebsmittel, die rationelle Aufeinanderfolge und Abwicklung der einzelnen Manipulationen erschwert und beeinträchtigt wird." Wegen Ueberfüllung der Arbeitslocale sinkt deshalb in Wien der auf die Person entfallende Luftraum mitunter bis auf 3 m³ herab. In einer Wäschefabrik waren in einem Zimmer von circa 150 m³ Inhalt 32 Mädchen, in einer anderen saßen in einem Saale von 192 m³ Inhalt 44 Mädchen. Im ersten Falle beträgt demnach der per Kopf entfallende Luftraum 5 m³, im zweiten Falle 4,4 m³. Die Schleiferei einer Meerschaumwaarenfabrik mit 56 m³ Inhalt war von 14 Mädchen besetzt; es kam demnach auf die Person nur 4 m³ Luftraum. In sehr mangelhafter Weise ist in den kleineren, aber auch in vielen großen Wiener Fabriken dafür gesorgt, daß sich die Arbeiter vor dem Verlassen der Fabrik reinigen können. In den Zündhölzchenfabriken war nirgends eine Waschvorrichtung vorhanden, auch nicht in den meisten Eisen- und Metallgießereien, Schleifereien und Schlossereien, mithin gerade in solchen Betrieben, wo derartige Einrichtungen besonders nothwendig wären. In einer größeren Schlosserei waren 65 meist jugendliche Arbeiter beschäftigt, von denen 45 im Hause ihre ganze Verpflegung hatten; weder in den Wohnzimmern, noch in den Werkstätten war ein Waschgefäß aufgestellt; „die Leute waschen sich angeblich beim Brunnen". „In einer Metallwaarenfabrik konnten sich circa 60 in der Schleiferei beschäftigte Frauenzimmer zu Mittag nicht waschen, weil angeblich der zufällig abwesende Hausknecht die Waschgeschirre eingesperrt hatte. Ein Theil der Arbeiterinnen ging beschmutzt fort, ein anderer Theil hockte im Hofe und verzehrte das Mittagessen. Da einige der letzteren sich scheuten, die Speisen mit den unreinen Händen anzufassen, so halfen sie sich nothdürftig mit Fetzen von Zeitungspapier. Die sogenannten Waschgeschirre, die mir später gezeigt wurden, waren einige mit Schmutz belegte Bütten (Schaffeln), die wohl zum Reinigen wenig geeignet erschienen." Für die Aufbewahrung der Oberkleider ist im Allgemeinen gleichfalls nur sehr nothdürftig gesorgt; auch wo durch eine Staub-, Gas- oder Dunstentwicklung die Kleider sehr leiden müssen, hängen sie doch unmittelbar bei den Arbeitsplätzen. Der Inspector Malek fand die gleichen Zustände im Reichenberger Bezirk. „Nicht bewilligte gewerbliche Anlagen, oft nur mit zwei Meter hohen Räumen von Holz aufgeführt, mit Petroleum oder Gas beleuchtet, voll von Maschinen, Riemen, Transmissionen, überfüllt mit Rohstoffen oft gefährlicher Art, dazu große Staubentwicklung und hohe Temperatur, das Gebäude stetig erschüttert, ohne einen zweiten Ausgang, oft nur mit einer steilen Treppe versehen, präsentiren sich hier und da als Fabriken." Ein Spinnsaal unter dem Dach war 1,9 Meter hoch, der Spinner mußte beim Zurückgehen der Maschine immer unter einen durch den Fußboden gehenden, in Betrieb befindlichen Riemen schlüpfen. In einem anderen Etablissement arbeiteten die Leute oberhalb einer Trockendarre bei mehr als 30° R.! In Galizien, wo eine Industrie überhaupt erst entsteht, scheinen die Verhältnisse am traurigsten zu liegen. „Schwarze Wände und Decken und seit Jahren nicht gereinigte Fenster verfinstern die Arbeitsräume; nie oder zum mindesten seit Jahren nicht getünchte Wände, höchst wahrscheinlich nie gewaschene Fußböden, endlich der übelriechende Tabaksqualm in den nicht ventilirten, oft auch schlecht erhellten Arbeitsräumen der Buchdruckereien machen einen geradezu ekelerregenden Eindruck. Selbst die primitivsten Ventilatoren in den Fenstern sind nur in wenigen Etablissements zu finden. Trinkwasser traf ich selten in den Arbeitsräumen oder nur in ekelhaft schmutzigen hölzernen Kannen, ohne Trinkbecher. . . Auch Waschvorrichtungen fand ich nur sehr selten und auch die wenigen stets ungenügend eingerichtet. . . Garderoben fand ich keine, nur in einer Fabrik Garderobekästen."

Wie lange sind die Arbeiter unter derartig ungünstigen Verhältnissen thätig? Auch hier sind die Verhältnisse in den verschiedenen Bezirken und in den verschiedenen Industrien und Betrieben desselben Bezirkes sehr verschieden, aber die Einführung des elfstündigen Normalarbeitstages wird sicher für einen großen Theil der österreichischen Arbeiterschaft eine wesentliche Erleichterung bewirken, eine viel längere Arbeitszeit ist heute in unserem Nachbarstaate nichts Seltenes. Im Budweiser Bezirk dauert in manchen Ziegeleien die Arbeit 14—16 Stunden, in einer Spinnerei wurde 14 Stunden täglich gearbeitet; Stückarbeiter in der Textil- und Bekleidungsindustrie arbeiten 15—18 Stunden täglich. Im Prager Bezirk sind die Arbeiter in der Textilbranche 12—13 Stunden angespannt. Bei ununterbrochenem Betrieb arbeitet beim Schichtwechsel, wenn die Tagpartie zur Nachtpartie wird, jede Partie 18 Stunden mit einer Stunde Ruhepause. In den Gemischtwaarenhandlungen stehen die Gehülfen und Lehrlinge von sechs Uhr früh bis zehn Uhr Abends in Dienst; Arbeitspausen werden zum Frühstück, Mittag und Abend nur so lange eingehalten, als zum Speisen unbedingt erforderlich ist; an Sonntagen sind in der Regel die Läden am Nachmittage gesperrt und wird so den Gehülfen und Lehrlingen ein halber Ruhetag freigegeben, „aber selbst diese schon kärglich genug bemessene Zeit gilt durchaus nicht von allen Geschäften". Der Brünner Inspector theilt mit: „Die Arbeitszeit in den Glasfabriken dauert von 12—18 Stunden; im letzteren Falle werden aber in der Woche nur vier, höchstens fünf Schichten gemacht. Hier könnte die Arbeit ohne besonderen Schaden auf sechs ziemlich regelmäßige Schichten der Woche vertheilt werden. Die nicht an den Oefen Beschäftigten, als: Schleifer, Mischer u. s. w. haben 12—13 stündige Arbeit mit unregelmäßigen Ueberstunden nach Bedarf. Die gewöhnliche Arbeitszeit der Webereien jeder Art beträgt 12 Stunden, wenn jedoch die Nothwendigkeit eintritt, wird die Arbeit auf 14—16 Stunden verlängert. Die Appreturanstalten arbeiten 12—16 Stunden." Die Spinner haben oft gar keine regelmäßige Arbeitszeit. „Am Montag früh sechs Uhr tritt der Spinner mit einem Bindejungen an die Maschine, später, etwa Abends, tritt der zweite Bindejunge an, während sich der erste hinter die Maschine auf einigen Wollsäcken schlafen legt; nach 6 bis 8 Stunden wird er geweckt und es begibt sich der Spinner auf dieselbe Lagerstätte zur Ruhe und so wechseln sie die ganze Woche mit einander ab bis Sonntag früh um vier Uhr, wo die Arbeit unterbrochen wird. Diese Leute kommen die ganze Woche nicht aus der Fabrik und die Zeit der effectiven Arbeit

*) Nowak verlangt in seinem Handbuch der Hygiene mindestens 15 kbm Luftraum pro Arbeiter.

Digitized by Google

betrug von Montag früh bis zum Schlusse, Sonntag früh, 96 Stunden, für den Spinner wohl noch mehr."*) In Galizien bedienten sich die Spinner der Kinder zur Nachtarbeit als Anknüpfer; diese Kinder waren 14 Stunden ohne Unterbrechung beschäftigt, während des Tages schliefen sie unter einer Mulejennymaschine, so daß sie fast fortwährend in der Fabrik blieben. In einigen Dampfsägen war die 24 stündige Arbeitszeit in drei Schichten getheilt, welche aber nur von zwei Partien Arbeiter besetzt waren, so daß die eine Partie nach achtstündiger Arbeispause 16 Stunden ohne Unterbrechung arbeitete. In allen Etablissements mit ununterbrochenem Betrieb, wie in den Getreidemühlen, Holzschleifereien, Papier- und chemischen Produktenfabriken wechseln die Tagesschichtenarbeiter mit den Nachtschichtenarbeitern jeden Sonntag früh, so daß jede Partie jede zwei Wochen 24 Stunden ununterbrochen arbeitet, respective ganze 24 Stunden frei hat. „Diese Arbeitseintheilung ist namentlich in Galizien für die Arbeiter geradezu schädlich, weil die Leute sich hierlands schlecht nähren, und daher ihre Kräfte in erhöhtem Maße aufreiben." Im Bozener Bezirk besteht in den Kunstmühlen die Gepflogenheit, daß die die Operation des Mahlens besorgende Hälfte des Personales durch volle 24 Stunden bei den Maschinen beschäftigt ist, hierauf durch 6 Stunden schläft, sodann das Einbringen des Getreides in die Mühle, sowie das Verladen des Mehles und Schärfen der Steine besorgt, (welche Arbeiten zusammen 3—6 Stunden in Anspruch nehmen), und endlich während der zur Vollendung des regelmäßigen 48 stündigen Turnus noch fehlenden 15—18 Stunden der Ruhe pflegt, worauf neuerdings die ununterbrochene 24 stündige Schicht beginnt. „Jeder Müller arbeitet somit während eines 48 stündigen Turnus durch 27—30 Stunden.

Kommen wir nun zum Schlusse auf die Vorrichtungen zum Schutz gegen Unfallsgefahr, so bleibt hier in Oesterreich noch unendlich viel zu thun. Im Wiener Bezirk war „bezüglich der Arbeitsmaschine, deren Bedienung nahezu alltäglich mehr oder minder schwere Opfer fordert, gar nichts oder nur wenig vorgekehrt". Von 48 Kreissägen, den anerkannt gefährlichsten Holzbearbeitungsmaschinen, besaßen nur zwei Schutzvorrichtungen.„ Man kann häufig" — schreibt der Inspector Feyerfeil aus Budweis — „durch einfache und billige Maßnahmen Verletzungen ernstlicher Art vorbeugen; es fehlen jedoch nicht selten die nothwendigsten Schutzvorkehrungen, und deren Mangel wird zumeist mit der Aeußerung, „es sei hier noch nichts geschehen" zu begründen versucht. Dies gilt namentlich von den Geländern, deren mit einem geringen Geldaufwande verbundene Anbringung an Treppen, Passagen, Galerien, Bühnen, Laufbrücken, Treppen-, Fußboden-, Fahrstuhlöffnungen, Bassins, Bottichen u. s. f. so manchen schweren Unglücksfällen vorgebeugt hätte ... Schutzvorrichtungen an Kreissägen bemerkte ich nur in zwei Etablissements ... Schutzbrillen kommen selten, Respiratoren nirgends zur Verwendung." Bei den Petroleumgruben in Galizien werden „die durch die Sicherheit des Lebens gebotenen Vorkehrungen nicht beachtet."

Der Bericht der österreichischen Fabrikinspectoren bringt noch viel Werthvolles über die häusliche Lebensweise der Arbeiter, über die Unterstützungscassen, die Wohlfahrtseinrichtungen und Bildungsanstalten, die zu ihrer Verfügung stehen. Wir haben uns auf die Zustände, die sich innerhalb der Productionsstätten selbst entwickelt haben, beschränkt, um zu zeigen, wie nothwendig eine gründliche Ueberwachung der Arbeit und eine energische Arbeiterschutzgesetzgebung ist. Und zwar ist letztere nicht nur auf die Angehörigen der Großbetriebe auszudehnen; nein, gerade im Kleingewerbe liegen fast alle Verhältnisse ungünstiger für die Arbeiter: die Arbeitszeit ist länger und ungeregelter, die Arbeitsräume sind ungesunder und überfüllter, für den Schutz gegen Unfälle ist viel weniger gethan, das Cassenwesen ist viel unentwickelter. Der österreichische Bericht ist gerade deshalb von größter Bedeutung, weil er immer und immer wieder diese oft ganz falsch beurtheilte und dargestellte Seite unseres gewerblichen Lebens vor die Augen führt.

*) In England dürfen junge Personen und Frauen wöchentlich nicht mehr als 56 Stunden in den Textilfabriken arbeiten, die Arbeitszeit der Männer ist infolgedessen auch nicht höher.

Von der Ungarischen Landesausstellung.

Von Conrad Alberti.

Das Jahr 1866 hat Oesterreich und Ungarn mindestens ebenso reichen Segen gebracht, als den übrigen deutschen Staaten, denn es zwang beide Länder zur Einkehr in sich selbst, zur Erkenntniß ihrer Schwächen, ihrer Pflichten und Rechte gegen einander. Der „Ausgleich", welcher der Doppelmonarchie so reichen Segen gebracht hat, wäre ohne Königgrätz vielleicht noch jetzt nicht, vielleicht nie zu Stande gekommen. Freilich muß zugestanden werden, daß die östliche Hälfte des Doppelreiches die Vortheile desselben besser zu benutzen verstanden hat, als die westliche. Während Oesterreich in politischer und nationalöconomischer Hinsicht nicht eben bedeutend fortgeschritten ist, hat Ungarn seit dieser Zeit sich einen Landesfrühling herangezaubert, der geeignet ist, das Staunen der Welt zu erwecken. Auf allen Gebieten, industriellen, commerciellen, agronomischen, künstlerischen hat es sich mächtig emporgearbeitet, und man kann sagen, daß auch hier die Blüthe auf eine schöne Frucht deutet. Freilich wer offene Augen hat, sieht noch an vielen Stellen Cultur und Barbarei im Kampfe liegen, sieht gar manche geschickt übertünchte Gräber und für den Augenblick errichtete Potemkin'sche Dörfer. Im Allgemeinen gleicht der heutige Zustand der Ungarischen Cultur dem der Hauptstraße der Landeshauptstadt, der Andrassy-, früher Radialstraße. Eine halbe Stunde lang reiht sich ein Prachtbau an den anderen, einzelne derselben sind noch nicht fertig, werden noch ausgebaut und geputzt, aber zwischen den Hölzern der Gerüste schimmert auch da schon der künftige Glanz hervor. Alles ist schön, in sich abgeschlossen — nur in die Neben- und Seitenstraßen darf man keinen Blick werfen, denn da sieht es zum Theil noch recht böse aus. Allein man muß sich einsichtsvollerweise damit begnügen, in Ungarn innerhalb weniger Jahrzehnte den Culturstandpunkt der übrigen Länder in der Hauptsache, in den meisten Punkten erreicht zu sehen und muß den guten Willen und die lebhaften Anstrengungen anerkennen, in jeder Hinsicht die Höhe der Zeit zu erklimmen. Man kann darum doch alle Ausschreitungen wie sie auch erst in jüngster Zeit wieder zu Tage getreten, verurtheilen und verlangen, daß das zahlreiche deutsche Element im Lande, welches vor sechshundert Jahren die Anfänge der Cultur erst in dasselbe hineingetragen, in seinen Rechten „respectirt und maintenirt" werde.

Aber dies ist eine Angelegenheit für sich, welche nicht in Betracht kommen kann, wenn es sich einfach um die Frage handelt, ob die ungarische Cultur auf der Höhe unserer Zeit steht. Um sie zu beantworten und zugleich in der geheimen Hoffnung, sie von allen Seiten mit „Ja" beantwortet zu sehen, hat die ungarische Regierung auf Grund eines Landesgesetzes im Stadtwäldchen von Budapest die „magyar országos kiállitás", die erste „ungarische Landesausstellung", veranstaltet, welche am 2. Mai d. J. eröffnet wurde, aber seit kurzer Zeit eigentlich erst als „fertiggestellt" zu bezeichnen ist.

Aeußerlich präsentirt sich die Ausstellung vortrefflich. Es wird wenige Orte geben, welche für ein derartiges Unternehmen so geeignet sind, als dieses Stadtwäldchen, das Bois de Boulogne von Pest, mit seinen lachenden grünen Baumgruppen, seinen breiten Wiesenmatten, seinen gondelbefahrenen Wasserflächen. Ueberall machen sich feiner Geschmack und geschicktes Arrangement bemerkbar. Die großen Ausstellungshallen, von denen namentlich das im edlen Renaissancestil gehaltene Industriegebäude, sowie die reich mit Majolikaornamenten — einem bisher noch wenig zur Anwendung gelangten

Digitized by Google

Decorationsmaterial — geschmückte Kunsthalle zu erwähnen sind, zeichnen sich eben so sehr durch edle Formen und vornehme Conception aus, als einzelne der kleineren Gebäude, welche für Separatausstellungen bestimmt sind, durch originelle Durchführung gewisser Ideen, so z. B. der in Eichenholzarchitektur ausgeführte Pavillon des Unterrichtsministeriums, der Forstpavillon in Gestalt eines ländlichen Jagdschlosses, die orientalische und kroatische Ausstellung. Ja selbst die kleinen Privatbauwerke zeigen theils das Bestreben, die nationalen Eigenthümlichkeiten in künstlerischer Durchführung harmonisch auszubilden, wie das „Széklerhaus", die verschiedenen Cšárden, der bosnische Bazar, oder das Bemühen, Zweckmäßigkeit und weise Raumausnutzung mit vollendeter äußerer Eleganz zu vereinigen. Rechnet man hierzu das bewegte Leben und Treiben in der Ausstellung, das Durcheinander der verschiedenen Bevölkerungsklassen, der modisch gekleideten Großstädter und der einfachen Bauern vom Lande, welche in ihren bunten Nationaltrachten schaarenweise herbeiströmen, den Wirrwarr der verschiedensten durcheinander gesprochenen Idiome, des deutschen, magyarischen, slovakischen, serbischen, türkischen ꝛc. ꝛc., und einen Kranz der schönsten und üppigsten Frauen, wie sie kaum eine zweite Stadt der Welt in sich vereinigt, so wird man begreifen, daß die Ausstellung an schönen Tagen, einen reizvollen äußeren Anblick gewährt.

Ungarn gehört zu den an Naturproducten reichsten Ländern, unermeßliche Schätze liegen in den Adern seiner Berge, im Boden seiner Felder, in seinem Waldbestand, seinen Weinbergen, seinen Viehherden verborgen und es kann einen großen Theil seiner Vorräthe nach dieser Richtung hin an das Ausland abgeben, dagegen kann es die Rohproducte nicht genügend verarbeiten, es fehlt ihm in dieser Hinsicht an Intelligenz, Geschicklichkeit, theilweise auch an dem nothwendigen flüssigen Capital. Dieses Verhältniß war in früheren Jahren noch weit schreiender, es hat sich in den letzteren jedoch, dank der commerciellen und industriellen Anstrengungen der Kaufleute und producirenden Magnaten, welche miteinander Schulter an Schulter für die gemeinsame Sache stritten, außerordentlich gehoben. Ungarns vorzügliche Stärke beruht in der Landwirthschaft und theilweise in der Montanindustrie. Diese Partien der Ausstellung gehören denn auch zu den am vorzüglichsten gelungenen. Die landwirthschaftliche Halle gewährt einen erfreuenden Anblick. Insonderheit spielen hier Mais (Kukuruz) und Weizen eine hervorragende Rolle. Kolben von solcher Größe und Stärke, Halme von solcher Länge und Aehren mit so reichem Körnerinhalt dürften anderwärts nur selten gefunden werden. Prächtig gedeihen auch Erdäpfel und Futterrüben und gut der Roggen. In einzelnen Theilen des Landes wird Hopfen gebaut, und ausgestellte Modelle veranschaulichen die Art der Cultur desselben. Hier finden wir auch einen Theil der landwirthschaftlichen Gewerbe und Industrien ausgestellt, welche durch mannichfache neue Fortschritte in der letzten Zeit eine zwar etwas complicirte Fabricationsmethode erheischen als früher, aber dafür um so größere Erfolge erzielt haben: in erster Linie die Mühlenindustrie, die künstliche Fisch- und die Bienenzucht, die wir beide hier bis in ihre kleinsten Details dargestellt finden, sodann manch' andere, etwas minder wichtige Dinge, z. B. die Methode, Samen schneller zum Keimen zu bringen u. s. w. Sehr interessant ist auch die Ausstellung des Finanzministeriums, die ebenfalls in dieses Gebiet fällt: sie umfaßt Tabak- und Salzbetrieb, die staatlichen Gewerbe. Es ist bekanntlich in Ungarn noch immer brennende Streitfrage, ob die Monopolisirung des Tabaks dem Lande genützt oder geschadet habe. Hier beschäftigt uns diese Frage nicht, wir constatiren nur, daß die in der Ausstellung von schönen Händen angefertigten Cigarren und Cigaretten reißenden Absatz finden. Für die Bedürfnisse an Kochsalz sorgen hauptsächlich die Marmaroser Bergwerke, zumal das Szlatinaer, dessen aus Salz gehauenes Modell die Aufmerksamkeit aller Ausstellungsbesucher erregt. Was dem Fremden, wenn er den Namen Ungarn hört, sofort ein freudiges Lächeln auf's Antlitz zaubert, das ist neben der Erinnerung seiner landschaftlichen Schönheiten, seiner Frauen und seiner Freiheit der edle Wein, der an den Abhängen der Hegyalja, ja selbst in unmittelbarer Nähe der schönen Hauptstadt gedeiht, und der kräftige Slivovitz, den man aus den Kernen der trefflichen Pflaumen des Landes bereitet. Im landwirthschaftlichen Pavillon findet man die Cultur der Rebe in Ungarn bis auf's Kleinste erläutert, freilich sieht man zu seinem Bedauern auch zahlreiche Feinde derselben ausgestellt: die Phylloxera und ihre widerlichen Verbündeten. Für die Ausstellung der gewonnenen Producte ist ein eigener Pavillon gebaut, in dem tausende von Flaschen geschmackvoll arrangirt sind. Der echte Tokayer, welcher im Lande selbst sehr theuer bezahlt wird, gilt bekanntlich auch in neuester Zeit als sanitäres Mittel, und so ist der Schritt von ihm zur Ausstellung der Mineralwasser des Landes nur ein geringer. Wer kennt nicht das berühmte ungarische Bitterwasser, die Namen Sarlehner, Mattoni u. s. w.? Sie sind hier zahlreich vertreten. In einem eigenen schönen Gebäude, dem „Landespanorama", sind die von Brioschi, Burghart und Kautsky gemalten Ansichten aller Bäder und Heilstätten des Landes aufgestellt; der Preis landschaftlicher Schönheit gebührt wohl dem wildromantischen Schmecks und dem idyllischen Margarethenbad bei Ofen. Aber die Eingeweide des Landes bergen nicht nur Salze und heilendes Wasser, sondern auch andere mineralische Schätze: edle Metalle, edle und halbedle Steine, Erze und vor allen Dingen Kohlen. Das Salgó-Tárjaner Becken ist weitberühmt, sowohl wegen seiner Eisen- als wegen seiner Kohlengruben. Die Darstellung der Gewinnung der Rohproducte und ihrer Verarbeitung in geschickt angefertigten Modellen ist sehr anziehend. In Kremnitz wird Gold gewonnen, und auch diese Production findet sich hier erläutert, von dem goldhaltigen Felsentheile bis zum ausgeprägten 20 Francsstücke in allen Theilen dargestellt. An verschiedenen Stellen des Landes gräbt man Kupfer, Quecksilber u. s. w. Die mineralogischen Sammlungen auf der Ausstellung sind von seltener Vollständigkeit und geben, durch zahlreiche Karten, Modelle, Profile und Reliefs erläutert, ein anschauliches Bild von den Verhältnissen des Erdinnern dieses Landes. Groß und reich sind auch die Waldungen und Forste Ungarns. Das in denselben geschlagene Holz muß, wie zahlreiche plastische Darstellungen zeigen, oft mit den größten Schwierigkeiten bis hinab zu den Flüssen geschafft werden, und auch da stellen sich der Flößerei in den zahlreichen Stromschnellen, Untiefen ꝛc. Schwierigkeiten entgegen, deren Ueberwindung große Mühe kostet. Auch was der Wald sonst hegt und beherbergt, findet sich hier ausgestellt: Wild, Raubthiere und Gevögel aller Art laden muthige Jäger ein, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Allen voran steht Oesterreich-Ungarns waidkundiger Kronprinz, der ja seine Waidmannsfahrten auch selbst beschrieben; seine Jagdausstellung übt eine große Anziehungskraft auf die Besucher. Auch die Feinde des Waldes, Insecten, Vögel u. s. w., finden sich in einer schönen Sammlung vertreten. Das Köhlergewerbe ist in Ungarns Wäldern vielverbreitet: hier sehen wir den Aufbau der Meiler bis in die kleinsten Details im Modell wiedergegeben. Aber auch noch manch andere sonderbare, anderwärts wenig bekannte Industriezweige lehrt uns die Forstausstellung kennen, z. B. die Verarbeitung eines gewissen braunen, in Riesengröße vorkommenden Baumschwammes zu Taschen, Polstern, Hüten und hundert anderen Niaiserien. Daß man die Forstwirthschaft in Ungarn jetzt nicht mehr so unsinnig und räuberisch wie früher betreibt, sondern rationell wie bei uns, zeigen die ausgestellten Pläne und Modelle der Aufforstungen.

In der Viehzucht sucht Ungarn seines Gleichen. Wer die langen Ställe der Mastviehausstellung durchschreitet und diese schönen, silbergrauen, breitstirnigen, glatten Kühe mit ihren weitauseinanderstehenden Hörnern, diese kräftigen Zuchtbullen, die feinwolligen schweren Merinos, die schwarzen, wilden, gewaltigen Büffel anschaut, kann sich die Freude über diese wohlgenährten, rassereinen Thiere nicht versagen und begreift, daß die Söhne eines Volkes, welches so gesunde und gehaltvolle Nahrungsstoffe zu sich nimmt, wie sie ihnen sein Vaterland in überreichem Maaße bietet, auch gesunde und kräftige Menschen werden müssen. Ja, gesunde und ihrer selbst bewußte Kraft, das ist es, was die Signatur dieser ganzen Ausstellung bildet und mit welcher so eigenthümlich das weichliche, wollüstige Innere des orientalischen Pavillons con-

Digitized by Google

trastirt, der das Leben und die Lebensformen der Bewohner der occupirten Provinzen darstellt.

Freilich wird Ungarn wollen müssen, wenn es seinen schnell errungenen Platz in der Reihe der modernen Culturvölker nicht ebenso schnell wieder verlieren, sondern gleichen Schritt mit ihnen halten will. Es wird namentlich auf dem Gebiet der schwierigeren und complicirten Industrien noch viel und ernst arbeiten müssen, wenn es da nicht bloß seinen eigenen Bedarf decken, sondern womöglich noch ins Ausland ausführen will. In einigen Industriezweigen hat es allerdings in der letzten Zeit gewaltige Fortschritte gemacht, z. B. in der Majolikaindustrie. Hier kann es dreist mit den ersten Fabriken der Welt wetteifern. In anderen Beziehungen bedarf es dagegen nothwendig neuen Aufschwunges. Was es im Maschinenwesen, im Instrumentenbau, in aller Art Luxuswaaren (mit Ausnahme etwa der Fabrikation künstlicher Blumen) leistet, geht — nach den ausgestellten Proben zu urtheilen — über das Maaß des in anderen Ländern Gewöhnlichen nur selten hinaus. Man darf sich durch das geschickte Arrangement einzelner ausgestellter Gruppen dieser Gebiete nicht täuschen lassen, z. B. der mit vielem Geschmack und Humor arrangirten Leder-, Conserven-, Seifenausstellungen ꝛc. ꝛc., wo theilweise noch reizende Verkäuferinnen bemüht sind, das Auge des Beschauers zu blenden und abzulenken. Das Kunstgewerbe ist nach einzelnen Richtungen hin, z. B. in der Möbelfabrication, freilich sehr entwickelt, man braucht hier nur den weltberühmten Namen Thonet zu nennen, oder, wenn es sich um Parketeinlagen handelt, Adolf Engel in Fünfkirchen. Sehr zu loben ist es, daß einzelne Fabrikanten sich bei der Anfertigung von Tischen, Sesseln, Truhen, Schränken ꝛc. an nationale Motive, an vorliegende, ganz eigenartig stilisirte Formen und Muster der bäuerlichen Verzierungs- und Schnitzkunst anlehnen und dieselben künstlerisch zu verwerthen und auszubilden suchen, ohne sie doch ihres einfachen und wirkungsvollen Urcharakters zu berauben. Dergleichen Abweichen von der Schablone ist immer verdienstvoll und ersprießlich.

Daß in Ungarn die ländliche Hausindustrie überhaupt hoch entwickelt ist und sich in Malereien, Schnitzereien, Flecht-, Stick- und Webearbeiten von oft hochoriginelle Art und Charakter äußert, hat uns zu unserer großen Freude die Ausstellung gelehrt. Man betrachte nur jene hundert und aber hundert kleinen Arbeiten im Hausindustriepavillon, die ebendaselbst befindlichen Einrichtungen der Bauernstuben der verschiedenen ungarischen Comitate, die zahlreichen bunten und oft geschmackvollen Nationaltrachten, die hier wirklich auf dem Lande noch getragen werden — zum Unterschied von so manchen anderen europäischen Ländern — das aufgebaute Székklerhaus mit seinem köstlichen geschnitzten und bemalten Thor, die reiche Separatausstellung des mit Ungarn vereinigten Kroatien, und man wird überzeugt sein, daß hier noch unberechenbare Schätze für das ungarische Kunstgewerbe ruhen, daß es hier zahlreiche Anregungen empfangen, viele neue Motive aufnehmen und das Vorhandene, aber in seiner ursprünglichen Originalität oft bereits selbst zur Schablone Erstarrte zu neuem Leben erwecken und zum werthvollen Kunstproduct fortbilden kann. Einen ähnlichen Gang einzuschlagen, haben auf eigene Faust einzelne Gewerbe versucht, z. B. das der Anstreicher und Lackirer, welche einen kleinen Pavillon so reizend ausgeschmückt haben, daß man schier glauben möchte, hier seien nicht Handwerker-, sondern Künstlerhände thätig gewesen.

Doch hier haben wir die Hände der ungarischen Künstler nicht zu suchen, sondern etwas weiter drüben, in dem reizenden, mit Majolikaornamentik geschmückten Gebäude. Da freuen wir uns, die schon lange bestehende Bekanntschaft mit manchem hochberühmten Meister der Jetztzeit fortzusetzen, so mit den Bildhauern Tilgner, Jos. Engel, den Malern Munkacsy, Zichy, H. v. Angeli, Benczur u. a. m., die sämmtlich durch treffliche Werke vertreten sind, unter denen Munkacsy's „Kreuzigungsbild" das schönste, Zichy's „Sternschnuppe" unzweifelhaft aber das originellste ist. Wir lernen hier manches große und starke Talent genauer kennen, von dem wir in Deutschland schon viel gehört, aber noch wenig zu sehen erhalten haben: so die Bildhauer Kiß und Strobl, die Porträtmalerin Vilma Parlaghy und ihren begabten Collegen Horowitz, und sind endlich entzückt, ein paar neue, uns bisher so gut wie unbekannte Kunstjünger zu entdecken, von denen sich nach den hier ausgestellten Proben trotz mancher stark hervortretenden Schwächen und Mängel Schönes und Gutes erhoffen läßt, so in der Plastik Georg Zala, der eine edel gehaltene Gruppe „Maria und Magdalena", und in der Malerei Arpäd Feßty, der ein echt modernes, packendes und doch ganz und gar nicht „naturalistisches" Bild „Grubenunglück" ausgestellt hat.

Literatur und Kunst.

Literarische Phrasen.

Eine Plauderei von Fritz Lemmermayer.

Auf keinem Gebiete menschlicher Thätigkeit nimmt die Phrase einen so breiten Platz ein, als auf dem literarischen. Wie eine böse Krankheit schleppen sich von Geschlecht zu Geschlecht gewisse Redensarten fort, welche wohl den Schein der Wahrheit besitzen, aber näher betrachtet sich als eitle Phrasen erweisen. Sie wandern von Zeitungsartikel zu Zeitungsartikel, von Buch zu Buch, und in den Salons, in denen Schöngeisterei getrieben wird, hüpfen sie, täuschend und bestechend, über manche schöne Lippe. Eine der schwunghaftest gebrauchten lautet: „heiter ist die Kunst". Die Pfleger und Förderer dieser Phrase wappnen sich mit dem unzerbrechlichen Schilde Schiller's und wissen gar nicht, wie geringe Berechtigung sie dazu haben. Hat der Nationaldichter nicht ausdrücklich gesagt, so vertheidigen sie ihre unwahre These: „heiter die Kunst"? — Nein, er hat so nicht gesagt, sein Vers lautet: „ernst ist das Leben, heiter die Kunst". Es ist wahrhaftig nicht ein und dasselbe, ob man den ganzen Satz oder bloß dessen zweite Hälfte citirt. Diese ist, aus dem Zusammenhange gerissen und für sich betrachtet, unsinnig, denn die Kunst ist nicht heiter. Unter allen Beschäftigungen ist die Beschäftigung mit der Kunst die ernsteste. Nicht allein die Grundlage, auf welcher sie beruht, Natur und Leben, ist tief ernst, auch ihre sinnenfälligen Aeußerungen, ihre Formen und Bilder, haben in den bedeutendsten Fällen einen ernsten, ja düsteren Anstrich. Und nicht minder die Menschen, welche sich ihr widmen, sei es nun productiv oder receptiv, sie sind in dem Kern ihres Wesens um so ernster, je befähigter sie sind, die Kunst zu schaffen oder zu genießen. Auch wer die Kunst, die große, echte, unsterbliche, voll genießen will, muß ein vom Ernst des Lebens erfülltes Individuum und tief in die unerbittlich strengen Gesetze des Daseins eingedrungen sein, sonst bleibt ihm das Wesentliche aller Kunst fremd und verschlossen, wie ein Buch mit sieben Siegeln. Nun erst der Künstler selbst, ob er Bildhauer oder Maler, Ton- oder Wortdichter sei, will er nicht Stückwerk schaffen, sondern was in den Jahrhunderten lebt, ja will er nur von den Besten seiner Zeitgenossen ernst genommen und geachtet werden, muß den Zwiespalt, der durch die Welt geht, geschaut und gefühlt haben und ihn wieder schauen lassen; die Unfreiheit des menschlichen Willens dort, die Grausamkeit des Schicksals hier, muß durchschauert worden sein von der peinvollen Vergänglichkeit alles Endlichen und erfaßt von namenloser Sehnsucht nach dem Unendlichen. Der Dichter insbesondere gleicht dem Finken. Der Fink soll am schönsten singen, wenn er geblendet im Käfig sitzt; der Poet dichtet am schönsten, wenn er herbstes Leid erfahren. Und wie sich Scheusale finden, welche die Aeuglein des Finkes ausbrennen, so findet auch der Dichter in den häufigsten Fällen Zeitgenossen, die ihm das nothwendigste Licht zu verhängen streben, und auch das Verhängniß thut das Seinige, damit ihm die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Zumal von den deutschen Dichtern sagt man, daß ihnen das Maal

Digitized by Google

des Unglücks, der „Kainsstempel", auf die Stirne gedrückt worden, und erinnert an die ergreifenden Schicksale eines Günther, Lenz, Bürger, Hölderlin, Kleist, Lenau, Heine oder an die theilweise allzu herben Lebensjahre eines Schiller und Hebbel — aber erging es den Dichtergenien anderer Völker besser? sind nicht auch sie Kinder des Erebus? Dante verfolgt und flüchtig, Milton blind und verlassen, Shakespeare verbittert und pessimistisch, Cervantes bettelhaft und gefangen, Tasso unglücklich in der Liebe und wahnsinnig, Swift so elend, daß er an seinem Geburtstage Hiob's Fluch „Die Verwesung heiße ich meinen Vater und die Würmer meine Mutter und meine Schwester" ablas, Byron im Innern zerrissen und die Welt verachtend, Leopardi trauernd und trostlos? Und die Dichter Rußlands, die verhungerten, in den Gefängnissen starben und erhenkt wurden? Ueberblickt man diese fürchterlich lange Reihe gepeinigter Dichterfürsten, so muß man, gleichgiltig ob ihr Unglück ihrem Temperament, ihrem Charakter oder einer verhängnißvollen Verkettung besonderer Umstände entsprang, sich sagen: der Dichter ist Prometheus. Es scheint ein Gesetz zu sein, daß der Weg in den Himmel durch die Hölle führt. Dante hat dies Gesetz dichterisch verklärt. Es heißt, sich ihm fügen, aber man sage nur nicht, die Kunst sei heiter.

Also hat Schiller Unrecht?

Nein; aber wer nur den halben Vers citirt, hat Unrecht und sagt eine Phrase. Der ganze Vers drückt allerdings eine Wahrheit aus. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst" — der Sinn ist, daß die Kunst, obzwar an sich tief ernst, heiter ist im Vergleiche zum Leben; denn das Leben ist Wirklichkeit, die Kunst nur Schein der Wirklichkeit. Im Leben ist Alles real, in der Kunst Alles ideal; Alles ist Bild, Alles ist Gleichniß, Alles beruht auf Illusion und Fiction. Aber Bild und Gleichniß, Illusion und Fiction, wären sie an sich noch so ernst, erscheinen wahrhaft heiter im Zusammenhalt mit dem fühlbaren, körperlich und geistig schmerzhaften Ernst des Lebens. Als das Haupt der Maria Stuart unter dem Schwerte des Büttels fiel, war das bitterer, realer Ernst, und dagegen erscheint es wie ein Scherz, wie traurig auch der Vorgang für sich betrachtet ist, wenn Schiller's Maria auf der Bühne ihr tragisches Schicksal würdevoll erfüllt. Wenn die Königin die Scene verläßt, um hinter den Coulissen enthauptet zu werden, so weiß Jedermann, daß kein Blut fließen werde. Am Ende athmet der Zuschauer, den der ernste Vorgang mächtig erschüttert hat, erleichtert auf, denn er erinnert sich, daß Alles nur Spiel war, daß sich die Königin in der Garderobe des Theaterflitters gemächlich entledigen werde. — Nur so däucht mich Schiller's Vergleich verständlich und schön, und „die Kunst ist heiter" bleibt eine Phrase nach wie vor.

Eine literarische Phrase hat nicht wenig zur Verbitterung Grillparzer's beigetragen. Wer sie zuerst ausgesprochen, war kein Geringerer als Gervinus, der Verfasser der Geschichte der deutschen Dichtung. Die Phrase bestand darin, daß er Grillparzer im Hinblick auf dessen „Ahnfrau" kurzweg als Schicksalstragöden verwarf. Diese Bezeichnung blieb an dem Dichter Jahrzehnte hindurch haften, denn sie wurde von Kritikern und Literarhistorikern acceptirt und an jedem Orte gedankenlos ausgesprochen. Grillparzer, hypochondrisch und zur Verbitterung neigend, hat unter dieser ungeschickten Classificirung auf das Heftigste gelitten, sie machte ihn ungerecht gegen Gervinus und die Kritik und vergällte sein gesammtes Schaffen. Schicksalstragödie — ein schlimmes Wort. Mag man es hingehen lassen, daß es Gervinus auf Grillparzer's Dichtung angewendet hat, denn obwohl er die dichterischen Werke seiner Zeitgenossen entweder ignorirte oder hochmüthig von oben herab behandelte, was mancher zünftige deutsche Professor noch heute thun zu müssen glaubt, er war doch ein großer Gelehrter und seine Literaturgeschichte wird, namentlich in den älteren Partien, nicht übertroffen werden; wenn aber all' die kleinen Abschreiber des Gervinus die Phrase weiter verbreiteten, so war das ein Vergehen, welches ernste Ahndung erheischte. Wie schwierig es sowohl für Publicum als Schriftsteller ist, sich von einer solchen zu emancipiren, davon kann sich Jedermann überzeugen, denn bis auf den heutigen Tag pflegt Grillparzer neben Müllner und Houwald, den mißachteten Schicksalstragöden, genannt und abgehandelt zu werden. Daß diese Bezeichnung auf den Dichter des „Ottokar", des „Traum ein Leben", der „Medea" nicht paßt, bedarf keiner Erörterung, aber daß sie auch auf den Verfasser der „Ahnfrau" im verwerflichen Sinne nicht anwendbar, ist keine allgemein giltige Ansicht.

Zwischen Schicksalstragödie und Schicksalstragödie besteht nämlich ein gewichtiger Unterschied, es gibt eine echte und eine falsche. Es gibt eine Art der Tragödie — sie gehört zum Erhabensten und Erschütterndsten —, wo der Held in dem dunklen und dumpfen Gefühl, er habe einen freien Willen und darum die moralische Verantwortlichkeit für sein Thun zu tragen, handelnd und kämpfend in die Scene tritt. Aber sein Wille ist unfrei, ihm gegenüber steht das Schicksal, gewaltig und feindselig, welches ihn zu Verbrechen zwingt, von denen er keine Ahnung hat, die seiner Natur nicht entsprechen, ihn, wie König Oedipus, den Vater modern, die Mutter freien läßt und ihn ohne sein Bewußtsein und seinen Willen einer Schuld theilhaftig macht, woran er, mindestens körperlich, zu Grunde gehen muß. Eine solche Tragödie, wo der Held keineswegs als that- und willenlose Puppe erscheint, sondern heroisch und groß neben der Macht und Größe des Schicksals, aber nicht völlig an seinem Charakter zu Grunde geht, sondern an tragischen Umständen, die außerhalb desselben liegen, ist eine Schicksalstragödie. Ihr gehört Schiller's „Braut von Messina" an, wo die Handlung auf fatalistischen Bahnen rollt, jedoch die Willensentschließungen der Menschen wenigstens, was sein muß, den Schein der Freiheit haben — sie glauben zu schieben und sie werden geschoben —; ihr gehört theilweise „Macbeth" an, denn der Held dieser Tragödie, eine ursprünglich nicht unedle Natur, wird durch den Willen der bösgesinnten Schicksalsschwestern in den Sumpf des Verbrechens getrieben; ferner Schiller's „Wallenstein", denn Wallenstein's Schicksal ist, obwohl ihm der Dichter die freie, sagen wir scheinbar freie Selbstbestimmung nicht geraubt hat, vorherbestimmt, an dieser Trilogie hängen, sogar schon im „Lager", die Bleigewichte ahnungsvoller Schwermuth; Hebbel's „Herodes und Mariamne", diese Tragödie der Willensunfreiheit, in welcher das Problem zur Gestaltung gelangt ist, daß ein Mensch, zweimal in die nämliche Lage gebracht, immer auf dieselbe Art handeln muß, von einer dunklen Macht geleitet; endlich auch Grillparzer's „Ahnfrau", ein Drama, das sich zwar an dichterischem Werthe mit den genannten nicht messen kann, aber mit der unechten Schicksalstragödie nichts gemein hat, denn der keimende Kern besteht im verstärkten Antrieb zum Bösen, der im ererbten sündigen Blute liegt, im Atavismus des Bösen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, welcher im Grunde mit Willensunfreiheit identisch ist: wer das Böse thut, weil er es von den Vätern ererbt hat, thut es nicht aus eigenem Willen, ohne deshalb in dieser Welt, wo Jeder nach seiner That gerichtet und verurtheilt werden muß, die sittliche Verantwortlichkeit nicht zu tragen. In der unechten Schicksalstragödie eines Müllner und Houwald ist Alles anders. In ihr handeln die Menschen nicht, wie in den genannten, wie in allen echten Tragödien, aus sich heraus, ihrer Natur gemäß, sie handeln überhaupt nicht, dem Willen dieser Menschen fehlt auch der Schein der Freiheit, sie gehen nicht einmal insofern an ihrem Charakter zu Grunde, als sie wenigstens nach einer Seite hin, entweder der guten oder der schlechten, ihr Instinct gewaltig treibt und drängt. Diese Menschen sind nicht so sehr willensunfrei, als willenlos, sie sind ohne Würde und Kraft; dem großen Schicksal stehen sie nicht, wenn auch macht- und hilflos, so doch auch groß und heldenhaft gegenüber; sie kämpfen nicht trotz des Schicksals, sie lassen es feige herankommen, denn sie kennen es voraus, sie sündigen nicht aus innerem Trieb, sondern aus Vorherbestimmung, sie freveln nicht, weil sie die Neigung zum Frevel besitzen, weil der Frevel in ihrer Natur liegt, sondern weil der 24. oder 29. Februar ist; Held und Schicksal spielen eine gleich kleinliche Rolle, erscheinen würdelos und läppisch. Nein, zu dieser verwerflichen Art der Schicksalstragödie gehört die „Ahnfrau" nicht, und es ist an der Zeit, diese Phrase ein- für allemal abzuthun.

Digitized by Google

Eine geschäftig colportirte, in Büchern, Zeitungen und Gesprächen wiederholte Phrase hat sich einer Gruppe neuerer Dichter angeheftet: einem Kleist, Grabbe, Hebbel und Ludwig. Sie lautet: Die Schöpfungen dieser Dichter sind „krankhaft". Es sollte Jedermann, der diese Phrase im Munde führt, dazu verpflichtet werden, sie zu erklären. Die Thätigkeit dieser Dichter, deren jeder in seiner Art groß ist, hat der Hauptsache nach der Tragödie gegolten — eine krankhafte Tragödie, was ist das? In gewisser Beziehung ist jede Tragödie krank, denn sie stellt eine Krankheitserscheinung dar, bald eine psychisch individuelle, indem sie uns mit dem Sonderschicksal eines kämpfenden, irrenden und leidenden Geschöpfes vertraut macht, bald eine typisch allgemeine, indem sie uns den irrationalen Bestandtheil zeigt, der in der Menschenwelt zwischen Schuld und Sühne besteht. Und dann: in jeder großen Tragödie, diesem Abbild des Lebens, handelt es sich um die dichterische Darstellung großer Leidenschaften, abnormer Laster und Verbrechen; unsere Psychologen und Psychiater haben uns aber längst gelehrt, daß große Leidenschaften, Laster und Verbrechen Krankheitserscheinungen an dem Körper der Menschheit seien und der Pathologie oder, richtiger gesagt, der pathologischen Psychologie angehören. Verbrecher werden heutzutage nicht selten von der Kerkerzelle auf's Beobachtungszimmer eines Irrenhauses gebracht, und die Irrenärzte beschäftigen sich mit Vorliebe mit Verbrechergehirnen. Die bedeutendsten tragischen Helden sind bekanntlich Wahnsinnige und Verbrecher, oder mindestens Verirrte, also Kranke, und in diesem Sinne ist jede Tragödie krank. Jedoch ist Kleist's „Käthchen" nicht kränker als Goethe's „Clavigo" und Hebbel's „Judith" nicht kränker als Shakespeare's „Hamlet". — Möchte auch diese literarische Phrase bald zu den Todten geworfen werden.

Eine vierte lautet: „Die Ruhe Goethe's!" Was soll man dabei denken? — Viele Leute können von Goethe nicht sprechen, ohne ihm die Eigenschaft der Ruhe lobend beizulegen; ob sie den Jüngling, Mann oder Greis Goethe meinen, sagen sie nicht. Daß der Dichter des „Werther" und „Götz" nicht ruhig gewesen, braucht wohl keines Beweises. Weiß doch jeder literarische Anfänger, daß der Fehler etwa des „Götz" in einer allzu großen Unruhe besteht. Der häufige, über Shakespeare hinausgehende Wechsel der Scene, das Hin- und Herspringen der Handlung, die raschen und schroffen Uebergänge — kaum haben wir Adelheid als junge Wittwe kennen gelernt, sehen wir sie als Gemahlin Weislingen's, um gleich darauf in ihr eine Ehebrecherin zu entdecken —, all' diese Umstände, welche Schuld daran tragen, daß „Götz", wenngleich eine an unvergänglichen Schönheiten überreiche Dichtung, doch ein schlechtes „Stück" ist, das die nächstbeste neue Mediocrität besser zu „machen" vermöchte, sind auf den unruhigen Charakter des begeisternden Werkes zurückzuführen. Und Goethe, der Mann. Man weiß, daß, als er von Italien in Weimar wieder angelangt war, sein Wesen eine Bitterkeit erfüllte, die ihn den Verkehr mit der Außenwelt als nicht wünschenswerth erscheinen ließ und ihn bewog, sich in sein Innerstes zurückzuziehen. Daß ein solcher Zustand nicht auf allzu großer Gemüthsruhe und -heiterkeit basirt, weiß Jeder, der ihm selbst einmal unterthan gewesen. Und Goethe, der Greis. Die Hauptthat des Greises war der zweite Theil des „Faust". Diese Dichtung mit ihrer bunten Fülle von Gestalten, den sich hastig drängenden und manchmal verwirrenden Bildern, den oft wechselnden Versmaßen, dem durch unnöthige Intermezzi häufig gestörten Flusse der Handlung, dem bewegten, hier und da unterbrochenen Gange der Gedanken, sie mag Alles sein, nur ruhig ist sie nicht. Fehlt ihr etwas, so ist es wie bei „Götz" die innere Einheit der Handlung, die ruhige Geschlossenheit der Form. Die „Ruhe Goethe's" ist eine Phrase; sie wird ausgesprochen, doch wird dabei nichts gedacht. Richtig wäre es zu sagen, Goethe hat danach ehrlich gerungen, das Gleichgewicht der Seele in guten wie in bösen Tagen zu bewahren. In „Dichtung und Wahrheit" erzählt der Altmeister selbst, wie er schon in jungen Jahren bestrebt war, häßlichen Eindrücken dadurch zu begegnen, daß er sich ihrer geflissentlich aussetzte. Die Anatomie war ihm schon deshalb werth, weil sie ihn den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte und ihn von aller Apprehension gegen widerliche Dinge befreite. Und wie gegen sinnliche Eindrücke, so suchte er sich gegen peinliche Anfechtungen der Einbildungskraft zu stählen, indem er sich ihnen so lange überließ, bis sie ihm gleichgiltig wurden. Der Erfolg dieser energischen Bestrebungen blieb auch nicht aus, er bestand in dem seelischen Gleichgewichte, das ihm, wenn auch manchmal gestört, im Ganzen und Großen zeitlebens treu blieb. Aber das ist denn doch etwas Anderes, als die oft rühmend erwähnte „Ruhe Goethe's", des Menschen wie des Dichters.

Unschwer wäre es, solcher literarischen Phrasen noch eine erkleckliche Anzahl anzuführen. Doch mögen die in dieser Betrachtung erwähnten genügen, deren Moral sich für Jedermann von selbst ergibt: der Originalschriftsteller werfe nicht leichtsinnig eine Phrase hin, der copirende Schriftsteller schreibe sie und der Leser sage sie nicht leichtsinnig nach. Alle sollten daran festhalten: erst denk's, dann sprich's.

Japanische Märchen, Sagen und Lieder.

Von Paul Schütze.

Nur fein organisirte, geistig schmiegsame, auch dem Kleinen liebevolle Betrachtung schenkende Naturen vermögen den Märchen- und Sagenschatz eines Volkes in seiner Lauterkeit zu heben. Unter der Hand kritisch angelegter Menschen geht der zarte Schmelz und die keusche Frische verloren. Der Märchensammler muß sich ein Kindesherz und Kindesaugen bewahrt haben, wie sie die Brüder Grimm besaßen, sie, die der Freude des Zusammentragens in der Vorrede zu ihren „Deutschen Sagen" in folgenden Worten schönen Ausdruck verliehen haben: „Das Geschäft des Sammelns, sobald es Einer ernstlich thun will, verlohnt sich bald der Mühe, und das Finden reicht doch noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kindheit, wann sie in Moos und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf seinem Nest überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstohlen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frisch gefallenem Regen riechende Natur blicken zu können."

Dem Vorbilde der Grimm bemüht sich ein jüngst erschienenes, ihrem Andenken gewidmetes Werk nachzueifern: „Japanische Märchen und Sagen gesammelt und herausgegeben von David Brauns".*) Es ist eine uns fremdartig anmuthende Welt, in die es blicken läßt, aber eine Welt, in der wir uns bald gerne näher umschauen, voll originellen Reizes in ihrer Mischung kindlicher Einfachheit und seltsamer Phantastik. Ein Volk, welches durch seine Intelligenz und Wißbegier unter den Nationen mongolischer Rasse eine hervorragende Stellung einnimmt und auch durch diese Eigenschaften schon längst in unseren Gesichtskreis gerückt ist, tritt uns in dieser Sammlung seiner Märchen und Sagen menschlich nahe. Ist dieselbe somit für die Erkenntniß des Charakters und der Denk- und Anschauungsweise der Japaner von höchstem Werth, so erschließt sie ferner der vergleichenden Sagenforschung und Mythologie ein neues reiches Material. Eine Reihe von Märchenmotiven begegnet uns hier, für die wir unschwer zahlreiche Analogien aus dem Sagenschatze anderer Nationen, namentlich auch unserer eigenen, beizubringen vermöchten und die uns entweder bestätigen, daß bei der im Wesentlichen überall gleichen geistigen Anlage des Menschen an mehreren Orten Gleiches unabhängig von einander entstehen kann, oder die einen Ausblick gewähren auf die sonst kaum merklichen Zusammenhänge der Völker. Im Einzelnen verleihen aber wieder Abweichungen und ein specifisch japanisches Gepräge diesen Märchen einen individuellen Charakter. Da finden wir das kinderlose Ehepaar, dem sein heißer Wunsch erfüllt und

*) Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1885.

Digitized by Google

ein Sohn beſcheert wird: als die Frau gerade Kleider wäſcht, kommt er in einem ſchönen Pfirſich angeſchwommen. Der Knabe wird groß und ſtark, und nun zieht er, ein echter Märchenheld, aus, um für ſeine armen, alten Eltern Schätze zu erwerben. Auf ſeinem Wege ſchließen ſich ihm Hund, Affe und Faſan an, deren Freundſchaft er gewinnt, indem er ſeine Hirſeklöße mit ihnen theilt. Unter ihrem Beiſtande beſiegt er den Geiſterkönig in ſeinem Palaſte, gewinnt eine ſchöne Prinzeſſin zur Frau und kehrt ſo zu ſeinen Eltern zurück. Am Schluß der Ausblick in eine glückliche Zukunft. Dankbaren Thieren begegnen wir mehrfach. Ueberhaupt iſt das Thiermärchen reich vertreten: die Liebesgeſchichte eines Katzenpärchens, die Hochzeit des Leuchtkäfers und der Prinzeſſin Glühwurm, die Fehde zwiſchen dem Affen und der Krabbe werden anmuthig, oft humorvoll erzählt. Eigenthümlichkeiten der Thiere werden durch ein Märchen erklärt, z. B. weshalb die Qualle keine Schale hat. Auch Froſch, Ratte, Schlange, Fuchs erhalten ihre eigenen Geſchichten. Letzterer ſpielt nicht die Rolle des Reineke. Nur vor dem Tanuki, einer Fuchsart, muß man ſich hüten, da er ſich verwandeln kann und zauberkundig iſt. Die Menſchen ſondert auch das japaniſche Märchen in zwei große Kategorien, in Böſe und Gute. Falſchheit und Ueberhebung werden beſtraft, Beſcheidenheit und Herzensgüte belohnt. Dem Braven, Einfältigen wirft ein glücklicher Zufall in den Schooß, was der Schlaue, Habgierige bei allem Bemühen nimmer erringt. Dieſen Gegenſatz illuſtrirt beſonders hübſch das Märchen „Die Warze und die Kobolde“: Zwei Männer wohnen in einem Dorfe neben einander, der eine, trotz ſeiner Armuth immer fröhlich, der andere zänkiſch und darum Niemandes Freund. Beiden gemeinſam iſt eine große häßliche Warze, die Jener auf der rechten, Dieſer auf der linken Wange hat; der Fröhliche macht ſich nichts daraus, wohl aber der Zänkiſche. Der Fröhliche wandert eines Tages in den Wald, um Holz zu fällen, wird von einem Unwetter überraſcht und ſucht in einem hohlen Baume Zuflucht. Kobolde, die dort in der Nacht ihr Unweſen treiben, entdecken ihn. Der ſpaßhafte Alte beluſtigt ſie; er muß verſprechen, wiederzukommen; als Pfand wird ihm trotz ſeines Sträubens die Warze abgenommen. Nun wird der Zänkiſche neidiſch. Er begibt ſich ebenfalls in den Wald und zu den Kobolden. Dieſen aber gefällt er wenig, und zu der einen Warze, die er ſchon gehabt, erhält er noch die von dem Fröhlichen als Pfand zurückgelaſſene dazu. In den Kreis zahlreicher verwandter Sagen ſtellt ſich das ſchöne Märchen von dem jungen Fiſcher, der in den Palaſt der Meeresprinzeſſin gelangt, mit ihr in Wonne und Glück dahinlebt, plötzlich aber, von unbeſchreiblichem Heimweh getrieben, auf die Erde zurückkehrt: fröhlich naht er ſeinem Dorfe; er ſieht den Rauch von den Herden aufſteigen, er ſieht die alten Strohdächer aus den Gebüſchen hervorragen, er hört das Rufen der Kinder und die Klänge des Koto*) aus einer Hütte am Wege und voll Entzücken jubelt er laut. Aber je weiter er wandert, deſto banger wird ihm ums Herz. Alles iſt verändert, kein Menſch ihm bekannt. Er kommt zum Hauſe ſeiner Eltern: Niemand weiß von ihnen. Er eilt auf den Friedhof und findet ihre Gräber. Er verfolgt die Jahreszahlen auf den benachbarten Leichenſteinen und findet, daß dreihundert Jahre verfloſſen ſind, ſeit er ſeine Heimath verlaſſen. Entſetzt, matt ſchleppt er ſich fort; aus einem Bache, zu dem er kommt, blickt ihm ein Greiſenantlitz entgegen. Bald erlöſt ihn der Tod.

Nicht ungeſtraft ſchaut ein Sterblicher einer Göttin Angeſicht. Aehnlich ergeht es dem Holzhacker in einem aus China importirten Märchen. Anderswo iſt es ein Vöglein, das immer tiefer in den Wald lockt. Hier folgt der Holzhacker einem Fuchſe durch das Bambusdickicht, bis er auf eine grüne Wieſe gelangt, wo er zwei wunderſchöne Frauen Schach ſpielen ſieht. Indem er ihnen zuſchaut, verfliegt ihm mit Windeseile die Zeit. Endlich will er heimkehren; aber ſeine Kniee ſind ſteif. Er ſtützt ſich auf ſeine Axt; aber ſie zerfällt in Staub. Und als er niederblickt, ſieht er einen weißen Bart, der lang auf ſeine Bruſt herabfällt. Sieben Menſchenalter ſind verfloſſen, ſeit er in den Wald gegangen.

Den Märchen ſchließen ſich die Fabeln an, im Tone von jenen kaum verſchieden; nur die Moral tritt deutlicher zu Tage. Beſondere Hervorhebung verdienen „Die Ratten und ihr Töchterlein“ und „Der Steinhauer“, Variationen desſelben Themas: Strebe Niemand über ſeinen Stand hinaus! In der eigenen Haut iſt Jedem am wohlſten.

Die niederen Schichten des japaniſchen Volkes ſind es, in die uns dieſe Märchen und Fabeln führen. Im Dorfe, in Feld und Wald und auf der Landſtraße ſpielen ſie. Bambusdickicht und Cedernhain, der Kakibaum mit ſeinen ſaftigen Früchten, die Lotosblume auf ſtillem Teiche ſind echt orientaliſch anmuthende Beſtandtheile der Scenerie.

In andere, höhere Sphären führen die Götter- und Heldenſagen. Die Hütte des Dörflers weicht hier dem Tempel und dem Palaſte. In den Götterſagen hat ſich der religiöſe Trieb des Volkes, das Streben, die Bedingungen für die beſtehende Welt zu finden, Ausdruck geſchaffen und indem die Phantaſie die Kräfte der Natur perſonificirte und zu Gottheiten erhob, ein höchſt eigenartiges Sagengeſpinnſt ſich zurechtgewoben. Die japaniſche Schöpfungsgeſchichte läßt die erſte Gottheit aus einer rieſigen Schilfknoſpe entſtehen, die über dem allgemeinen Chaos aufgeſproßt war. Mehrere Göttergenerationen folgen dann aufeinander, ehe die Sonnengöttin Amaterasu (oder Tenjodaijin), die Hauptgottheit der Japaner und Stammmutter des Herrſchergeſchlechtes, geboren wird. Während ſie von erhabener Höhe aus die Geſchicke der Welt lenkt, wandeln nach der Anſchauung der Japaner die ſieben Glücksgötter unter den Menſchen auf der Erde, theilen ihre täglichen Leiden und Freuden und wachen als gute Geiſter über dem gläubigen Menſchenkinde und dem Hauſe, das ſie ehrt. Es ſind ſechs Götter und eine Göttin, die alle ihre beſonderen Attribute und ihren beſonderen Wirkungskreis haben. Die Göttin Benten verleiht Schönheit und Liebesglück; zahlreiche Tempel ſind ihr geweiht, oft inmitten maleriſcher Teiche gelegen, auf denen im Sommer die Lotosblume ſich wiegt.

Im Märchen, in der Sage hebt das Volk ſich gern über die Sorgen des Lebens hinaus. Hier entwirft es Bilder ungetrübten, ewigen Glückes, mag es dieſelben nun materialiſtiſch, wie in dem Märchen vom Schlaraffenlande, oder idealiſtiſch, wie in den Erzählungen von den glücklichen Inſeln ausmalen. Die Tendenz iſt die gleiche. Auch das japaniſche Volk hat die Sage von einem Lande ausgebildet, wo allzeit die Blumen blühen, das Leben mit Tanz und Muſik, im Geſpräch mit weiſen Männern, im Umgang mit ſchönen Frauen verfließt, ohne daß der Tod es endet. Aber nur Wenige finden den Weg nach „Horaiſan“.

Mit der Gründung des japaniſchen Reiches durch Jimmu Tenno, den erſten Kaiſer von Japan, im Jahre 660 vor unſerer Zeitrechnung, beginnt der Mythus in die Heldenſage überzugehen, in der ein hiſtoriſcher Kern durch ſagenhafte Umhüllung hindurchſchimmert. Die Helden übernehmen die Functionen der alten Götter und wachſen ſo ins Uebermenſchliche, Rieſenmäßige. Uebernatürliche Ereigniſſe, Träume beſtimmen oft ihre Handlungsweiſe. Dämonen und Unholde in mannigfacher Geſtalt ſind zu überwinden: ungeheure Erdſpinnen, die der Held mit Reiswein betäubt und dann tödtet, oder ein Unthier mit dem Kopf eines Affen, dem Leib eines Tigers und einem Schlangenſchweif, das er durch einen Pfeilſchuß ins Auge erlegt; auch in Geſtalt ſchöner Frauen ſuchen böſe Geiſter die Helden zu verderben. In der Reihe der Recken ragt der Lieblingsheld der Japaner, Yamatoke, hervor, ausgeſtattet mit allen Tugenden, die das Volk am höchſten ſchätzt, beſonders mit heldenhafter Kühnheit, die beſinnungslos in die Gefahr ſtürzt, aber auch die Liſt nicht immer verſchmäht.

Allmählich wie der Uebergang des Mythus in die Heldenſage vollzieht ſich die Wandlung der Letzteren zur geſchichtlichen Sage, in der das hiſtoriſche Moment deutlich erkennbar bleibt und nur mit Sagenzügen leiſe übermalt wird.

Der ſechſte Abſchnitt der Sammlung vereinigt die nicht ſehr zahlreichen Legenden. Es ſind Erzählungen von Prieſtern

*) Nationales Saiteninſtrument.

Digitized by Google

und Nonnen, deren Gebet die Gottheit wunderbar erhört, von der Ausbreitung des mit der urheimischen Religion allmählich verwachsenen Buddhismus, von den heiligen Thieren der Japaner. Eine interessante Analogie zu ähnlichen deutschen Sagen bildet die Geschichte von der Glocke, die ihre spiegelblanke Oberfläche in Falten zusammenzieht, als eine eitle Frau sich darin beschaut.

Unter den Localsagen, die lieber den Märchen hätten angereiht werden sollen, ist wohl das merkwürdigste Stück die Erzählung von der badenden Göttin, der ein junger Fischer das Federgewand raubt und die, um dasselbe zurückzuerhalten, verspricht, ihm den schönsten Tanz, den er je geschaut, vor zu tanzen.

Der letzte Abschnitt der Sammlung enthält Gespenstersagen, deren sich in Japan ein reicher Schatz aufgehäuft hat. Todte rächen sich an ihren Mördern oder treiben Schulden ein, die ihnen bei Lebzeiten nicht gezahlt sind. Junge Leute erzählen sich am Abend Spukgeschichten: ein Uebermüthiger macht sich anheischig, ein verrufenes Moor unbehindert zu durchschreiten; die Gespenster aber strafen den Verwegenen, indem sie ihn kahl scheeren.

Den eigenartigen Gebilden des japanischen Volksgeistes sei ein Stück japanischer Kunstpoesie gegenübergestellt, wie es uns das Buch von R. Lange bietet: „Altjapanische Frühlingslieder aus der Sammlung Kokinwakashu übersetzt und erläutert".*) Die Einleitung belehrt uns über Entstehung, Inhalt und Charakter dieser Sammlung. Im 10. Jahrhundert nach Christi Geburt auf kaiserlichen Befehl veranstaltet, vereinigt sie in sich eine Reihe der besten Erzeugnisse aus der Blüthezeit der japanischen Lyrik. Ihr ist eine Vorrede von dem Dichter Tsurayuki vorausgeschickt, in welcher dieser seine Ansichten über Wesen und Ursprung der Poesie ausspricht und eine Kritik der alten Dichter und seiner Zeitgenossen gibt. Es sei gestattet, aus diesem merkwürdigen Denkmal japanischer Poetik und Kritik einige Sätze herauszuheben:

„Was man Poesie nennt, das hat seinen Ursprung im Gefühl des Menschen, das er in Worten ausdrückt. Mannigfach sind nun die Verhältnisse auf der Welt, die den Menschen berühren, und wenn er seine Gedanken dabei, z. B. bei sinnlichen Wahrnehmungen, in Worte bringt, so entsteht ein Gedicht. Die auf den Zweigen singende Uguisu,**) der quakende Frosch im Wasser, sie drücken ihr Gefühl auch aus, und auch das kann man ein Gedicht nennen. So gibt es kein lebendes Wesen, das nicht Gedichte machte."

Ueber die zeitgenössische Lyrik läßt sich der Verfasser also aus:

„Die Menschen jetzt sind leichtsinnig und vergnügungssüchtig, und die Gedichte, die entstehen, erregen nur Wollust und sind ohne tiefen Inhalt. Die so bedeutungsvolle Poesie ist dabei so herabgekommen, daß sie nur lüsternen Leuten für ihre Heimlichkeiten dient und daß man die Gedichte an einem anständigen Orte nicht zeigen kann. So sollte es eigentlich nicht sein."

Dann werden eine Reihe lyrischer Motive aufgeführt und die in der Sammlung vertretenen Dichter mit wenigen Strichen charakterisirt. So heißt es von einem: „Seine Sprache reicht nicht aus, um sein überfließendes Gefühl auszudrücken; es ist wie eine verwelkte Blume, die den Duft bewahrt, aber die Farbe verloren hat"; von einem anderen: „Seine Gedichte sind nicht uninteressant, aber seine Art und Weise ist nicht fein; es ist gerade, wie wenn ein Greis vom Lande, der Brennholz auf dem Rücken trägt, sich unter einem blühenden Baume ausruht"; von einer Dichterin: „Sie erscheint melancholisch und weich, was bei einer Frau nicht wunderbar; ihre Poesie ist wie eine schöne Frau in Trauer."

Von den etwa tausend in bestimmter Weise geordneten Gedichten der Kokinwakashu hat Lange nur einen kleinen Bruchtheil, die Frühlingslieder, herausgegeben und übersetzt. Es sind kurze Gedichtchen, die in nur zwei Versen Bedingung und Schluß, Ursache und Wirkung, Bild und Gegenbild vereinigen. Zartheit der Empfindung und Anmuth der Form zeichnet sie aus. Was in den Märchen beobachtet wurde, begegnet uns auch hier: ein offener Sinn für die Natur. All' ihren Stimmen und Regungen, wenn sie aus dem Winterschlaf erwacht, lauscht der Japaner entzückt, athmet voll Wonne die Frühlingsluft ein und erfreut sich an den sprießenden Bäumen und den knospenden Blumen. Die Motive der Lieder werden schon durch die Ueberschriften angedeutet: „Gedichtet am Tage des Frühlingsanfangs; auf den Schnee, der die Bäume bedeckt; auf die Pflaumenblüthen in einer Frühlingsnacht; von . . ., als er bei dem Schreien der Wildgänse des fernen Freundes gedachte; von . . ., als sie krank und mißgestimmt zu Hause hinter einem Vorhang saß, um vor Zug geschützt zu sein, und von abgepflückten Kirschzweigen Blüthen abfallen sah", ꝛc. Der Frühling wird durch alle seine Phasen, vom ersten leisen Aufathmen der Natur bis zum Welken der Lenzesblumen verfolgt. Der japanische Frühlingssänger ist die Uguisu. Sie singt mit Vorliebe in den Zweigen des Pflaumenbaumes mit seinen süßduftenden Blüthen. Die Uguisu im blühenden Baum ist ein Bild, das in den Frühlingsliedern häufig wiederkehrt. Wenn der Lenz zu Ende geht, klagt sie; dann wendet sich der Dichter an sie:

„Grolle mit Klagen nicht mir, der Sturm hat die Blüthen verwehet,
Uguisu! selbst mit der Hand rührt ich die Blumen nicht an."

oder:

„Wen wohl klaget die Uguisu an? Die Blüthen zerstreut sie,
Hüpfend von Zweig zu Zweig, selbst durch der Fittiche Schlag."

Die aufsteigenden Frühlingsdünste, die die Berge verschleiern und unter dem Hauche des Windes zerflattern, der Regen, der das junge Grün hervortreibt, der Duft der Lenznacht, Bäume im Mondesglanz, am Wasserfall — das sind andere Motive dieser Frühlingslieder. Anschaulicher werden die Bilder, wenn der Mensch aus dem Rahmen der Natur selbstständiger hervortritt: die Leute ziehen hinaus, um junge Kräuter zu pflücken; der Dichter wandert auf die Berge, vergißt der Heimkehr unter dem blühenden Kirschbaum und singt:

„Leg' ich zur Frühlingszeit auf Bergeshöhe mich nieder,
Seh' ich im Traume sogar fallende Blüthen allein."

Aber auch trübe Betrachtungen werden wach:

„Alles verjüngt sich im Lenz, wenn tausendfacher Gesang tönt;
Doch ich werde allein älter mit jeglichem Jahr.

Mit Wehmuth sieht der Japaner den Frühling scheiden, die Blüthen, die er gebracht, welken und fallen und vom Bach fortgetrieben. Er möchte ihnen zurufen: Verweilet noch! Ihr seid so schön! Er meint:

„Lieber solltet ihr, Blüthen, nicht blüh'n, als fallen so zeitig!
Denn so wäre selbst ich ruhig im Herzen und still."

Aber da einmal auch der Blumen Loos Vergänglichkeit ist, so gilt es, sie zu pflücken, so lange sie blühen:

„Sind erst die Blüthen dahin, die Sehnsucht bringt sie nicht wieder,
Willst Du sie brechen, so brich heute, sonst ist es zu spät."

Der Blume schneller Tod erinnert den Dichter an die Kürze des Menschenlebens. Bang wirft er die Frage auf:

„Jährlich kehret zurück die Pracht der blühenden Kirschen;
Ob Du wieder sie siehst, hängt vom Geschicke nur ab."

*) Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.

**) Sie nimmt in der japanischen Lyrik die Stelle unserer Nachtigall ein.

Digitized by Google

Victor Hugo.

II.

Paris, Napoleon, das Volk heißen die drei Helden, die Victor Hugo's Muse verherrlicht hat. Frankreich, Spanien, Deutschland sind die gelobten Länder seiner Poesie, die ihn am meisten angeregt, aus denen er am liebsten seine Stoffe geholt hat. Seine Weltanschauung ist erst katholisch befangen, bewegt sich dann im Ideenkreise der Saint-Simonisten, wird von einen großartigen pantheistischen Hauch erfüllt und klingt in einem dogmenfeindlichen Deismus aus. Noch stärkere Wandlungen hat seine politische Ueberzeugung durchgemacht. Erst royalistisch, aus ästhetischen und patriotischen Gründen Imperialist und Bewunderer Napoleons I. und dann plötzlich liberaler Anhänger der Republik, der Socialdemokratie. Viel einheitlicher ist seine poetische Entwicklung. Aus einem Nachahmer Chateaubriands geht schon in jungen Jahren der originelle, schöpferische Gründer des Romantismus hervor, anfangs von einem Troß jugendlicher Anhänger umgeben, am Ende der einzige und letzte Romantiker. Es ist sicher, daß die neue Schule in ihrer Reaction gegen die pseudoclassische Literatur ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, ein Verdienst für Frankreich war. Die Literatur erstickte in dem Redezwange Boileaus, der Alles ganz genau vorgeschrieben hatte: die Syntax, den Versbau, die Bildersprache. Bis dahin war es verboten, den Alexandriner zu zerhacken, den Satz zu unterbrechen, den Vers auszudehnen. Jetzt lehrte Hugo die Kühnheit des Reims, die Freiheit der Cäsur, die coupirten Sätze, den Wechsel im Tonfall. Sein Theater- und Odenvers ist kein im langweilig cadenzirten Schritt einhertrabendes Schulpferd, sondern ein wildes Schlachtroß mit flammendem Blick, fliegender Mähne und stolzem Gewieher, ein edles „Wüstenroß aus Alexandria". „Durch Hugo", versichert Renan, „fand die französische Sprache, die nur noch gut schien, um geistreiche oder liebenswürdige Verschen zu reimen, mit einem Male Klang und Glanz. Der Dichter, welcher der Einbildungskraft und dem Gefühle neue Wege eröffnet hatte, offenbarte der französischen Poesie ihre Harmonie. Was nur eine bleierne Schelle war, wurde unter seinen Händen eine Glocke von Stahl." Hier auf sprachlicher Seite liegt für Frankreich Hugo's größte Bedeutung. Seine Rede ist wunderbar reich, markig und glänzend, sie klingt und malt mit ihren Beiwörtern, ist voll Leben und Bewegung, Relief und Farbe. Hugo wendet sich gegen die rhetorischen Umschreibungen der Classiker und weist auf die Natur, das mot propre zurück. „Ich habe", rühmt er sich in einem Gedicht, „statt „Nüstern" schlechtweg Nase gesagt, die „längliche, goldene" Frucht Birne und Vaugelas einen alten Esel genannt." Diesen wirklichen Verdiensten steht aber der ästhetische Grundirrthum Hugo's gegenüber, daß er den höchsten und eigentlichen Reiz der Poesie in der Wirkung des Contrastes sucht, in Folge dessen er seine ganze Dichtung von dem rhetorischen Spiel der Antithese abhängig macht. Er faßt das Schöne nur als Gegensatz zum Häßlichen, die Liebe nur als Gegentheil des Hasses auf. Daher seine Lust an grellen Wechseln der Stimmung, seine Uebertreibungen, seine Exaltation. Er geht fast immer dem Einfachen aus dem Wege. Die natürliche Größe genügt ihm nicht; er braucht stets das doppelte und dreifache Maß. Dem höchsten Ideal ist die tiefste Monstrosität, die physische oder moralische Verbildung, die Mißgestalt, das Ungeheuer gegenübergestellt. Seine Sucht, verblüffen zu wollen, bringt es mit sich, daß er oft um eines Effects willen die Wahrheit verschmäht und daß seine Poesie selten einen harmonischen Eindruck hinterläßt. Haben wir ihn eben bewundert, so müssen wir ihn nicht selten gleich wieder belächeln.

Die Reformen der Romantiker hatten die meiste Berechtigung im Drama. Die französische Tragödie wurde bis dahin von den Fesseln der drei „aristotelischen" Einheiten erdrückt, durch periphrastische Ausdrucksweise gelähmt; die Charaktere mußten einfach, gradlinig sein, die Leidenschaft sprach nur gedämpft. Hugo brach die Monotonie dieses pseudoclassischen Dramas, gab ihm Leidenschaft und Localfarbe, stellte das Komische neben das Tragische und die Antithese nicht nur in den Dialog, sondern auch in die Charaktere und die Handlung. Hernani ist Bandit und Fürst und sein Nebenbuhler ist der deutsche Kaiser; Ruy Blas, der „Lakai", erhebt sich zum Minister und Geliebten einer Königin; Lucretia, die fürstliche Courtisane, wird durch ihre Mutterliebe entsündigt; Triboulet, der krüppelhafte Helfershelfer eines gekrönten Wüstlings, ist ein zärtlicher Vater; Torquemada will die Menschen erlösen, indem er sie verbrennt . . .

Hugo kommt in seinen Dramen nicht über den einzigen Heldentypus hinaus, den uns Chateaubriand in René, Byron im Giaur gezeichnet hat. Es ist der weltschmerzliche, schicksalsverfolgte Kraftmensch, l'homme fatal. Hernani, Triboulet, Ruy Blas, Didier, Othbert — lauter Balladenhelden, unsicher in den Umrissen, ohne individuelle Züge. Was für ein lächerlicher Geselle ist nicht dieser sogenannte Bandit Hernani, der immer von Mord und Schaffot declamirt und Don Carlos tödten will, aber es niemals thut. Oder der sentimentale, gebildete, sogar dichtende Ruy Blas, der ganz gelähmt wird von der Idee, daß er einmal zufällig Secretair — keineswegs Lakai! — war und der sich seinen Verderber mit einem Degenstich leicht aus dem Wege räumen könnte. Ist es nicht bezeichnend, daß der italienische Librettist des „Rigoletto" Franz I. ganz so, wie ihn Hugo gezeichnet, in seinen Operntext hinübernehmen und Herzog von Mantua taufen konnte? Die Romantiker spotteten über den confident, den Vertrauensmann der Tragödie, aber was setzten sie an dessen Stelle? Noch viel unnatürlichere Monologe voll pathetisch donnernder Verse, glitzernder Antithesen und geschmackloser Auskramungen von Namen aus der Geschichte und Geographie. Die geistvolle Parodie hat vollkommen Recht, wenn sie einem Victor Hugo'schen Helden die Worte in den Mund legt:

. . . J'ai bien envie
De vous parler d'histoire et de géographie.
. . . D'abord, mes chers enfants,
J'éprouve le besoin de parler très-longtemps.

Victor Hugo ist nur theatralisch, nicht dramatisch. Die Maschinerie, das Costüm spielen bei ihm die erste Rolle. Prüft man den gordischen Knoten näher, so sieht man, daß es nicht der funkelnden Damascenerklinge bedurfte, womit Hugo in großartiger Pose ihn durchhaut, sondern daß er im Grunde von kindlicher Einfachheit und Lösbarkeit ist. Die Handlung entwickelt sich nicht, sondern geht sprungweise auf den Effect, die packende Situation, den Theatercoup, das farbige Tableau. Kein Wunder, daß die Componisten gierig nach diesen Dramen griffen, die in der That prästabilirte Opern sind. Schon jetzt lebt sein Drama fast nur noch mit der Musik von Verdi und Donizetti. Ich habe den Reprisen von „Hernani" und „Le Roi s'amuse" im Theatre française beigewohnt. Die Darstellung war ausgezeichnet, aber Hernani brachte es nicht über einen Achtungserfolg, während das poetisch schwächere, aber theatralisch geschickter gemachte zweite Stück entschieden mißfiel. Das Publicum spendete nicht dem Dramatiker seinen Beifall, sondern nur dem Dichter der lyrisch-rhetorischen Glanzreden mit ihrer packenden Begeisterung für Freiheit und Ehre.

Stärker als der dramatische Puls ist der epische Zug bei Victor Hugo. Hier ist seine Frescomalerei besser am Platz, wenn er auch zu subjectiv ist, um historischen Sinn zu haben. Ihn reizt eigentlich nur die Anecdote, die Curiosität, das Fremdartige und Seltsame. Er hat wohl die richtige Anschauung einer bestimmten historischen Zeit, wie denn auch z. B. das Spanien des XVI. und XVII. Jahrhunderts in „Hernani" und „Ruy Blas", das Zeitalter Ludwigs XIII. in „Marion Delorme", das mittelalterliche Italien in „Lucretia Borgia", das feudale Deutschland des XII. Jahrhunderts in den „Burggrafen" im Allgemeinen getroffen ist. Aber im Einzelnen wie viele Verstöße gegen die Localfarbe, die geschichtliche Wahrheit! Wie unhistorisch ist der declamirende Karl V. mit seiner großartigen Geschichtsphilosophie oder der als ein Ludwig XV. dargestellte ritterliche Franz I.! In den „Burggrafen" werden wir mit der Nachricht überrascht, daß Anno 1200 Berlin von den Vandalen, Danzig von den Heiden er-

Digitized by Google

obert wurde. Hugo hat leider seine epische Kraft in Fragmenten verzettelt. In den Geschichtsbildern der „Légende du Siècle“ und der „Quatre vents de l'Esprit“ findet sich mancher colossale Torso. Die „Vier Tage Elzio's“ behandeln das juvenalische Thema, wie man einem Tyrannen die Wahrheiten ins Gesicht schleudert. Der Historiker muß sich dabei entsetzen, wie der große Otto III. hier gehudelt wird, aber man muß nicht vergessen, daß damit nur Napoleon III. gemeint ist. Die Geschichte des fünzigjährigen Herzogs Gallus, der das psychologische Problem durchführen will, wie in zwei Weiberseelen der angeborene Hang zum Bösen sich entwickelt, bis er schließlich von Margerite wie von Esca um seinen Triumph betrogen wird, klingt abstract in einen brausenden Hymnus auf die Frauentugend aus. Der Zweikampf zwischen den beiden Paladinen Karls des Großen, die fünf Tage und fünf Nächte lang eine Paukerei erst mit Schwertern dann mit Bäumen ausfechten und sich endlich versöhnen, indem Roland Oliviers Schwester heirathet, ist eine liebenswürdige mittelalterliche Aufschneiderei, die Hugo trefflich zu Gesichte steht. Großartig ist die gespenstige Vision, wie der eherne Heinrich IV. von seinem Roß am Pont-Neuf absteigt und das nächtliche Paris durchwandert; er kommt an den Standbildern seiner Nachfolger vorbei und hört vor jedem eine furchtbare Stimme, die ihm den Ruhm und die Schande seines königlichen Geschlechtes verkündet. Ein jeder seiner Thronfolger hat sich schwer an seinem Volke versündigt. Wie der ewig lachende leichtsinnige Heinrich das Volk durch Steuergesetze ausgesaugt hat, so ließ der Henkersknecht Ludwig XIII. eine barbarische Strafrechtspflege walten; Ludwig XIV. verspritzte in unnützen Kriegen das Blut seines Volkes, und Ludwig XV., der Mann der Hungersnoth, führte Krieg gegen die Mütter. Ein gräßliches Urtheil spricht der Dichter über Ludwig XV., den Vielgeliebten, aus.

Adieu le pur, le grand, le saint, le beau, le vrai!
Corruption, débauche, impudeur, arbitraire,
Un sinistre appétit de faire le contraire
De ce que veut l'honneur, un satyre à l'affût,
Boue et néant, voilà ce que que cet homme fut.

In der Schilderung des Leichenbegängnisses dieses gekrönten Wüstlings erhebt sich Hugo zu dantesker Höhe, wobei er zugleich das äußerste Ende des ästhetisch Gestatteten streift.

On vit tandis qu'autour du funèbre carosse
Les prêtres répandaient leur encens, vain brouillard,
Ruisseler de dessous le royal corbillard
On ne sait quelle pluie éclaboussant la roue,
Qui suintait du char sombre et qui tachait la boue;
C'était ce roi, ce maître et cet homme d'orgueil
Qui tombait goutte à goutte à travers son cercueil.

Auf dem Eintrachtsplatz aber findet Heinrich statt des zu Ehren des „Vielgeliebten“ errichteten Standbilds die Guillotine; eben fällt das Beil und rollt ein Kopf in den Korb. „Wer bist du, dessen Haupt da liegt, blaß, bleich und blutig, wie des Täufers Haupt auf der Schüssel?“ — Der Enkel deines Urenkelkindes. — „Woher kommst Du?“ — Vom Thron. — „Was bedeutet dies Werkzeug?“ — Das Ende. — „Wer trägt die Schuld?“ — Ihr, meine Väter. —

Wenn Victor Hugo seiner Nation nicht das Epos geschenkt hat, das sie noch immer entbehren muß, so hat er doch Romane geschrieben, welche man füglich Epopöen nennen kann. Der „Halbbruder des Dichters“ ist hier überall ein vollblütiger und ebenbürtiger Poet. Die Sprache ist hochpathetisch, breite Hymnen unterbrechen den epischen Fluß. Der Dichter ergreift jeden Augenblick das Wort. Die Phantasie gebietet unumschränkt, namentlich in seinen zwei ersten Romanen.

In seinem „Notre Dame de Paris“ hat er sich mehr zu beherrschen gewußt. Hier wird ein fünfzehntes Jahrhundert gezeigt, das der historischen Prüfung nicht stichhält, aber es ist ein farbenreiches Bild mit meisterhafter Schilderung des architektonischen Paris der Gothik. Mit Recht wundert sich Zola, daß Hugo von Notre-Dame nur die Thürme, die Glockenstube, die Fassade schildert, aber nie das Innere der Kirche, Schiff und Altar zeigt, die Priester, das Volk der Beter, die heilige Handlung. Viel weniger einheitlich ist des Dichters umfangreichster Roman: „Les Misérables“, worin er sein sociales Programm dichterisch zu gestalten versucht. Er erklärt den Krieg der „Entwürdigung des Mannes durch das Proletariat, des Weibes durch den Hunger, des Kindes durch die Unwissenheit“, protestirt gegen die Grausamkeit der Gesellschaft, wie sie sich namentlich in den Strafgesetzen ausspricht, und preist den Segen der Volksbildung. Das Recht auf Arbeit und andere Utopien werden als „Ziele, aufs innigste zu wünschen“, als sociale Allheilmittel empfohlen. Wir sehen die Entwicklung eines Galeerensträflings zum Wohlthäter der Menschheit. Mit grausamem Raffinement sind alle Härten der Gesellschaft aufgehäuft, die dem tugendhaften Verbrecher den Rückweg verwehren wollen, und erst auf dem Todbette wird die Seelengüte des Märtyrers anerkannt. Der Roman enthält viel Ergreifendes, aber auch endlose Wüsten und gefährliche Sophismen. Ein rhetorisches Prunkstück ist die Schilderung der Schlacht von Waterloo. Besser als der sich reinigende Valjean und die Grisette Fantine, die wie Lucretia Borgia durch ihre Mutterliebe gereinigt wird, sind zwei Nebenpersonen individualisirt: der Pariser Gamin, der auf den Barrikaden stirbt und der Polizeispitzel, der Fanatiker der Autorität. Die späteren Romane, die hymnischen „Meeresarbeiter“, der barocke „Lachende Mann“, das zum Theil großartige „1783“ reichen nicht an die beiden früheren Schöpfungen.

Am bedeutendsten ist Victor Hugo als Lyriker. Aechte Liederklänge, die das Herz treffen, finden wir zumal in den frühesten Gedichtsammlungen und in den „Contemplations“. Der glückliche Dichter besingt seine Jugend, seine erste Liebe, seine literarischen Erfolge und schwelgt im Naturgenuß. Aus den prachtvollen Liebesliedern — z. B. dem auch bei uns wohlbekannten „Si vous n'avez rien à me dire“ — und in den von sprudelnder Lebenslust eingegebenen „Elle était déchaussée“, „La fête chez Thérèse“ spricht eine gesunde Sinnlichkeit, die nie lüstern ist, aber auch nie wie bei Chateaubriand und Lamartine sich in mystische Verzückung verliert. Wie hübsch ist der Spaziergang mit der Geliebten geschildert:

Moi seize ans et l'air morose,
Elle vingt, ses yeux brillaient.
Les rossignols chantaient Rose,
Et les merles me sifflaient.
. . . Je ne vis qu'elle était belle
Qu'en sortant des grands bois sourds.
Soit, n'y pensons plus, dit-elle.
Depuis j'y pense toujours!

Auch das Innige und Herzliche gelingt ihm, zumal in den seine Häuslichkeit feiernden Liedern, z. B. dem berühmten Gedichte von der Mutterliebe. Die junge Frau hat ihren Erstgeborenen durch den Tod verloren und ist untröstlich. Als sie nun einem zweiten Kinde das Leben gibt, wagt sie es nicht, ihm zuzulächeln, um den Todten nicht eifersüchtig zu machen.

Non! non! je ne veux pas! non tu serais jaloux!
O mon doux endormi, toi que la terre glace,
Tu dirais: „On m'oublie, un autre a pris ma place;
Ma mère l'aime et rit; elle le trouve beau!
Elle l'embrasse, et moi je suis dans mon tombeau.

Da hört sie — o süßes Wunder! — aus den Vorhängen eine leise Stimme.

Elle entendit, avec une voix bien connue,
Le nouveau-né parler dans l'ombre entre ses bras,
Et tout bas murmurer: c'est moi. Ne le dis pas.

Kann der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele einen rührenderen Ausdruck finden? Auch in seinen Greisenjahren hat Victor Hugo, der mittlerweile Großvater geworden, gern das intime Familienglück besungen und ihm sogar ein eignes Buch „L'Art d'être grand-père“ gewidmet. Aber da hat er etwas Gezwungenes, Aufgeblasenes und wird im Bestreben, den kindlichen Ton zu treffen, oft kindisch und geradezu läppisch.

Digitized by Google

Doch Hugo ist nicht nur der Sänger stillen Glücks. In seinen „Orientales“ entfaltet er eine wahrhaft morgenländische Farbenpracht; eine athemraubende Phantasie schwelgt in prachtvollen Accorden; das cyklopische Gepräge seiner Verse erscheint mit einem Male weich und zart. Da ist Alles frisch und keck, von erstaunlichem Schmelz der Sprache; es geht auch ohne Seufzer und Thränen und fast ganz ohne theatralische Pose ab. „Les Djinns“ ist ein hochpoetisches metrisches Kunststück, das in der Weltliteratur seines Gleichen sucht. Die „Dämmerungslieder“ bezeichnen eine zweite Manier des Dichters, die pessimistische. Der Poet tritt hier fester, männlicher auf als in seinen ersten Gedichten. Er sagt der Jugend und der Liebe Lebewohl und klammert sich angstvoll an den Glauben seiner Kindheit. Er ist nicht mehr Christ und noch nicht Pantheist. Alle Hoffnungen sind ihm entschwunden; er fühlt den Niedergang des Lebens; wilde Zweifel und unendliche Traurigkeit erfassen ihn. Sein Liebling ist jetzt „die Nacht, die von der Traurigkeit wie eine Schwester geliebt wird“, und eine tiefe Melancholie spricht aus seiner Klage über die Vergänglichkeit.

Oublions, oublions! Quand la jeunesse est morte,
L'aissons-nous emporter par le vent qui l'emporte
A l'horizon obscur.
Rien ne reste de nous: notre oeuvre est un problème;
L'homme, fantôme errant, passe sans laisser même
Son ombre sur le mur.

Der Dichter hat einen durch nichts zu erschütternden Glauben an seine Mission; er weiß, daß er auf den Fittichen des Liedes immer höher steigt, aber er bedauert doch den Verlust seiner jugendlichen Sangeslust.

C'en est fait! son génie est plus mûr désormais;
Son aile atteint peut-être à de plus fiers sommets;
La fumée est plus rare au foyer qu'il allume;
Son astre haut monté soulève moins de brume;
Son coursier applaudi parcourt mieux le champs clos;
Mais il n'a plus en lui, pour l'épandre à grands flots,
Sur des oeuvres, de grace et d'amour couronnées,
Le frais échantement de ses jeunes années.

Wundervoll ist namentlich das Lied „La Cloche“, wo der Dichter zur Glocke im Thurm emporsteigt, die einst blank und rein war und jetzt auf ihrem Silberkleid alberne oder unfläthige Worte trägt, welche die Vorübergehenden mit dem Messer oder einem rostigen Nagel eingekratzt haben. Und dieser geschändeten, aber noch immer erhabenen Glocke vergleicht der Poet seine Seele, die ebenso rein aus der Taufe hervorgegangen, jedoch von fremden und eigenen Leidenschaften befleckt wurde. Aber gleichviel! ruft er aus —

Mais qu'importe à la cloche et qu'importe à mon âme!
Qu'à son heure, à son jour, l'esprit saint les réclame,
Les touche l'une et l'autre, et leur dise: Chantez!
Soudain par toute voie et de tous les côtés
De leur sein ébranlé rempli d'ombres obscures,
A travers leur surface, à travers leurs souillures,
Et la cendre et la rouille, amas injurieux,
Quelque chose de grand s'épandra dans les cieux.

Neu ist der pantheistische Hauch seiner Lieder aus dem Exil, in denen das Meer wogt und donnert. „Nichts geht verloren in dieser Welt“, heißt es in einer Vorrede, „nichts geht verloren am blauen Himmel, am grünen Baum, in der dunklen Nacht, im Windesrauschen, im Vogelgesang. Kein Wesen kann sich der Schöpfung entziehen. Alles bleibt erhalten, ist ein Ganzes, paart sich, ist fruchtbar“. Er bewundert den mitleidigen Esel, der eine Kröte nicht zertreten will, und ruft pathetisch aus:

Respecte la fourmi autant que le lion,
Rêveur! Rien n'est petit dans la création.
De l'être universel l'atome se compose;
Dieu vit un peu dans tout, et rien n'est peu de chose.

Bald ist es aber nicht mehr nur persönliches Leid, das ihn drückt, sondern Kummer über die politische Verfinsterung, das sociale Elend. Die engere Familie, die er früher besang, erweitert sich zur Menschenfamilie. Victor Hugo wird Tendenzdichter oder, wie er sich ausdrückt: „kein unnützer Poet“. Er singt für Freiheit und Gleichheit, Toleranz und Aufklärung. Er entsagt dem Cultus Napoleons und der Bourbons, und sein Tyrannenhaß wird bald zur Manie. Die gegen den Staatsstreichkaiser geschleuderten „Châtiments“ und „Napoléon le petit“ sind Muster-Pamphlete. Hugo ist wirklich im Jambenschleudern ein Archilochus, ein Zeus in seinem Silbenfall, ein Donnerer und kann von seinen Angriffen auf Napoleon III. mit Platen sagen:

„Indem sie blenden, treffen meine Pfeile dich,
Von mir getödtet, gaffst du noch Bewunderung.“

Allerdings ist seine Polemik maßlos, schießt übers Ziel hinaus und sinkt mehrmals zu wüstem Schimpfen hinab. Hugo hat überdies keine Spur von Humor, wie wir schon an der frostigen Munterkeit Triboulets erkennen oder aus den Scenen der „Burggrafen“, wo nicht weniger als drei Narren sich und uns langweilen. Zur Satire fehlt ihm die Leichtigkeit, der Sarcasmus, die Ironie. Er poltert und donnert nur, doch erhebt sich sein Pathos allerdings oft zu imposanter Höhe. Herrlich sind die markigen Schilderungen des Gemetzels auf den Boulevards und der Orgien der betrunkenen Soldateska. In seinen späteren Gedichten wird seine Satire oft kleinlich. Broglie, Fourtou, Buffet, der obscure spanische Bischof, der die „Misérables“ auf offenem Platze verbrannte, der Sohn des belgischen Ministers, der ihm an der Spitze des Brüsseler Pöbels die Fenster einwarf — diese kläglichen Gesellen sind wahrlich nicht werth, auf die Nachwelt zu kommen! Auch in seiner „Année terrible“, worin er uns manches Unverbindliche sagt, findet sich neben gewaltigen Tatzenschlägen des greisen Löwen viel Hohles und Unsinniges. Von unvergänglicherem Werthe sind die besseren seiner socialistischen Gedichte, worin er gegen die Todesstrafe — „weg mit dem Pfunde des Shylock!“ —, gegen die pomphaften Gräber des Père-Lachaise, gegen die Priester, die Päpste, die Tyrannen wettert und das „edle, unglückliche“ Proletariat verherrlicht. Stolz nennt er seinen besten Ruhmestitel, ein Diener der Humanität zu sein.

Je n'ai
Qu'une idée en esprit: servir la cause humaine.
J'ai dans le livre, avec le drame, en prose, en vers
Plaidé pour les petits et pour les misérables . . .
J'ai réclamé des droits pour la femme et l'enfant
J'ai tâché d'éclairer l'homme en le rechauffant.
J'allais criant: Science! écriture! parole!
Je voulais résorber le bagne dans l'école.

Von den greisenhaften Producten seiner unerschöpflich fruchtbaren letzten Jahre müssen wir absehen, wenn wir Victor Hugo richtig würdigen wollen. Er, der in seiner früheren, guten Zeit stets nur aus einem Guß geschaffen, leimt später seine Gedichte mühevoll zusammen. Er schwebt nicht mehr, er taumelt. Alle seine Schwächen erscheinen markirter; die synonymen Redensarten häufen sich, und leerer Pomp, complicirte Perioden, gewaltsame Antithesen, schiefe Vergleiche, geschmacklose Bilderverschwendung werden chronisch. Aber das Eine kann man ihm zugestehen, daß er sich überall das höchste Ziel gesteckt und stets edel und patriotisch gezeigt hat. Seine Landsleute werden wohl bald von dem Wahne geheilt sein, daß er ihr größter Dichter sei und sich bald einen anderen Dalai Lama — etwa Lesseps, Pasteur, Augier, Dumas fils oder Renan — erwählen. Sie haben auch bereits angefangen, ihn objectiver zu würdigen, wenn es auch meist mit Rücksicht geschah. Renan, Taine machen in ihrer Anerkennung Vorbehalte. Doudan nennt ihn gar einen Charlatan. Zola will höchstens den Lyriker gelten lassen und sieht seine Hauptwirkung in der Rhetorik. Brunetière und Weiß sagen in klaren Worten, daß Dante und Corneille, Goethe und Racine größer sind; und erst kürzlich hat der „Figaro“ die Hugolatrie eine Geschmacklosigkeit genannt; Victor Hugo sein ein Virtuose, kein Schöpfer, Paganini sei nicht Mozart.

Digitized by Google

Seine romantische Aesthetik ist freilich längst todt und begraben, und seine Philosophie, die sich von der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung grollend abwendet, wird dazu beitragen, seine Schöpfungen schnell veralten zu machen. Der Dramatiker ist schon vor fünfzig Jahren durch Ponsard und die Rachel entthront worden und vegetirt nur noch auf der Pariser Bühne. Den Romandichter hat der Realismus von Balzac, Flaubert, Zola und Daudet verdrängt. Auf die Weltliteratur hat Victor Hugo fast gar keinen Einfluß ausgeübt; außerhalb Frankreichs haben seine Stücke nie Fuß gefaßt und sind seine Romane ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen; nur in den Gedichten von Herwegh und Freiligrath erkennen wir einen Nachklang seines revolutionären Pathos, seiner exotischen Bilderpracht. Aber der Lyriker, wenn ihm auch Lamartine und Musset durchaus ebenbürtig sind, wird ewig leben. Wenigstens in seinen Jugendgedichten. Victor Hugo zeigt sich hier nicht als bloßer Sprachmeister, Verskünstler und Paradoxenjäger, sondern als großer, genialer Dichter, ein Priester des Ideals, der das heilige Feuer der Menschenliebe treu gehegt hat und noch Millionen Menschen trösten begeistern, erheben wird.

Theophil Zolling.

Feuilleton.

Die Losung.

Von E. Orzeszko.

(Schluß.)

Im Gemach herrschte ein tiefes Schweigen. Die Stirn des Aurel senkte sich auf die Hand nieder. Er dachte nach. Dann sprach er mit trauriger aber fester Stimme:

— Ich ziehe es vor, auf die Gräber meiner Kinder zu blicken, als auf das ohne Gericht vergossene menschliche Blut.

— Dann befiehl dem Cassius, er möge sich vor das Gericht des Senats stellen.

— Gieb mir die Beweise seiner Schuld. Diese Worte, von einer leichtfertigen Hand hingeworfen, können wohl nie zur That werden. Der menschliche Gedanke ist frei und es schickt sich nur, die Thaten zu richten und zu strafen — nicht aber die Gedanken.

— So warte denn auf die That so lange, bis das Schwert der empörten Soldaten über Deinem Haupte droht!

— Ich ziehe es vor, den Kopf zu verlieren, als die Reinheit der Hände und der Seele.

— So rufe wenigstens den Cassius hierher, unter Deine Augen und nimm den gegen Dich sich erhebenden Händen das Commando über die Armee ab.

— Wenn die Barbaren die Grenzen des Vaterlandes bedrohen, so ist mir nicht gestattet, es des besten seiner Führer zu berauben!

Lucius zitterte vor Erregung. Mit dem geschmeidigen und trotz seiner Zierlichkeit starken Fuße warf er die kleine Sphinx um und stieß sie weit fort, als ob er seinen Zorn an dieser Figur auslassen wollte.

— Erhebe Dich, rief er, ich weiß nun, womit ich Dich besiegen werde! Folge mir!

Das einzige Fenster des Gemaches war hoch und eng, verdunkelt und zugleich funkelnd von der schillernden Färbung der Scheiben. Lucius öffnete es angelweit. Eine starke Welle duftiger Luft wehte die Gesichter der beiden Brüder an, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten voll ihre Gestalten und Gesichter, die einander so unähnlich waren, als wenn sie auf ganz verschiedenen Erdtheilen geboren wären und lebten.

Hinter dem Fenster zeigte sich eine lange und weite Säulenhalle mit blauem Gebälk anstatt des Daches, mit einer Reihe von Säulen, Statuen und großen Vasen, die weit sich hinstreckende Bäume und blühende Gewächse trugen. Aber der Arm des Lucius deutete nicht auf diese Meisterwerke der Kunst und der Natur hin. Er streckte ihn nach dem kleinen Speisesaal der Kaiserin aus, welches sich gegenüber dem Arbeitsgemach Cäsar's befand. Von dort aus sah man in die zahlreichen Gemächer der schönen Faustina: Triclinia von verschiedenen Größen und in verschiedenen Verzierungen; Spielzimmer, Ankleidezimmer, die Schlafzimmer ihrer Dienerinnen und Favoritinnen. Es webte in dieser langen Reihe von Fenstern und Eingängen hinter dem Geflecht von schlanken Säulen und unter den anmuthigen Bogen der Arkaden ein träumerisches Schweigen. Es war dort menschenleer und still. In den Tagen, auf welche kein Feiertag fiel, pflegte die Kaiserin ihre letzte Mahlzeit eben in diesem kleinen Triclinium zu nehmen, auf welches der ausgestreckte Arm des Lucius hindeutete. Jetzt war das Speisezimmer durch einen Vorhang von Teppichen geschlossen; wird aber die auserlesene Gesellschaft, die eben drin schmaust, nicht wünschen, noch ein wenig die würzige Abendluft zu genießen?

Lucius blickte ungeduldig auf die persischen Stickereien und Blumen des Vorhangs hin. Es schien, als ob er wünschte, ihn mit der Kraft seines Blickes fortziehen zu können. Da öffnete sich plötzlich der Vorhang — Lucius klatschte in die Hände wie ein erfreutes Kind.

Hinter dem fortgeschobenen Vorhang zeigte sich ein Bild, in der Breite der Säulenhalle, aber nicht so sehr entfernt, daß man nicht die Zeichnungen, Farben und Gestalten, aus welchen es bestand, hätte erkennen können. Das kleine Gemach war mit zweifachem Licht erfüllt, das eine fiel von den am Gebälk brennenden Lampen herab und das andere drang noch von der sonnigen Säulenhalle herein. In dieser Beleuchtung schien es, als ob die gemalten Schmetterlinge und Vögel sich in einem geflügelten Schwarm von dem Diamantgrund der Wände losreißen wollten, von der Decke fielen Blumen und kunstvoll geschnitzte Früchte herab. Drei Tische waren in diesem Gemach und an jedem von ihnen ruhten auf kostbaren hohen Bettlagern drei Personen. Von den Männern spielte einer auf der Harfe, der zweite flocht weiße Lilien in das Haar seiner Nachbarin, der dritte schlang um einen entblößten Hals Perlen. Die Frauen führten an ihre halb geöffneten Lippen Kelche in Form und Farbe der Tulpen, die Anderen träumten in wollüstigem Schweigen. Das Violett und die gelben Farben der Anzüge mischten sich mit der Weiße der Arme und mit dem Blinken der Diamanten und des Goldes. Die weichen und sanften Linien der Körper wanden sich mit halb träumerischer Grazie auf den Purpurlagern und verflochten sich in eine wunderbare Harmonie mit dem bläulichen dünnen Nebel des aus der Räucherpfanne emporsteigenden Rauchwerks und mit den jeden Augenblick einfallenden Klängen der Cither.

In dieser Gesellschaft hätte Jeder leicht die Faustina von den Anderen unterscheiden können. Sie allein umhüllte ein weißes Kleid, mit einem dichten Thau von Perlen übersäet. In ihrem rabenschwarzen Haar funkelte ein kostbares Diadem, das ein kaiserlicher Adler verzierte. Sie stützte den träumerisch auf die Seite geneigten Kopf auf eine Hand, die andere spielte mit einem Rosenkranz und schien darüber nachzusinnen, ob sie mit demselben den Kopf des Mannes kränzen solle, welcher, ihr sein verliebtes Gesicht zuwendend, mit dem auf den Tisch vergossenen Wein vor ihr irgend welche geheimnißvolle Zeichen malte. Die Frau, welche auf der anderen Seite ruhte, wendete dienstfertig ihre Augen ab und lockte mit ihnen Den, der auf der Cither spielte.

— Bei Bacchus und bei Venus! rief Lucius aus, ich würde es vorziehen, der Gast Faustina's als des berühmten Lüstlings Verus zu sein! Sieh' nur zu, Du Göttlicher, wie treu diese Frau Deine Sitten und Deinen Geschmack theilt! Ihr Triclinium und Dein Arbeitszimmer scheinen in der That ganz ähnlich zu sein! Erblickst Du in diesem Kreise einen Deiner Freunde? Ist das vielleicht der Bebius, der da auf der Cither klimpert, nach mir der berühmteste römische Schwelger? Und ist vielleicht der Andere Tertellius, der reich gewordene Sklavenhändler, die Du unter Deinen besonderen Schutz genommen hast? Oder liebst Du vielleicht den Uttilia, diesen schönen Knaben, der so viel Verstand besitzt, als

Digitized by Google

Wein in einer leeren Amphora ist, und es doch versteht, auf den Würfeln die Augen geschickt zu fälschen, was ihm ein bedeutendes Einkommen bringt! Eine wundervolle Gesellschaft für die Gattin eines der ersten Philosophen! Und erkennst Du in dieser Gesellschaft Deine Schwester Annia? Du hast ihr vor Jahren großmüthig Dein ganzes mütterliches Hab und Gut geschenkt. Wie dankbar sie Dir dafür ist! Nach dem Grade ihrer Würde, die sie durch Dich besitzt, ruht sie neben der Kaiserin und oh! wie artig sie ihre Augen und Ohren von den vertraulichen Blicken und Flüstern Faustina's und Orphid's abwendet. Orphid ist ja unser berühmter Citherspieler; ist Der, zu welchem Deine Gattin ihre Stirne herabneigt, indem sie die Zeichen liest, welche er mit dem Finger auf den Tisch zeichnet. Was zeichnet er da wohl auf? Ich glaube, es sind keine philosophischen Maximen. Das sind ganz andere Silben wie die, in welche Du Dich als Philosoph einstudirst, die Deinigen sind ganz verschieden von denen, die von dem weißen Finger herrühren, welcher es versteht, so zauberhaft die Saiten der Cither und des weiblichen Herzens zu bewegen.

O Götter! Sieh! Nun hat sie das Diadem von ihrem Kopfe genommen . . . wie ein schwarzer Strom fließen die Haare über den Busen . . .

Plötzlich schlossen sich rasch, obwohl ohne Geräusch, die Scheiben des Fensters: die schimmernden Bilder des Porticus verschwanden, die Klänge der Cither verhallten, das kaiserliche Gemach erfüllte wieder eine tiefe Stille und ein noch tieferes Halbdunkel.

Lucius war verstummt und wollte mit seinem durchdringenden Blick in dem Gesicht seines Bruders und in seiner Seele lesen, aber er sah das Antlitz nicht. Nachdem Aurel das Fenster geschlossen hatte, stellte er sich in den Schatten der Säule und lehnte seine Stirn an ihren kühlen Alabaster.

— Siehe, da habe ich Dich endlich getroffen, wie ein Arzt, der die Ader des Kranken, den er gesund machen will, mit der Lanzette durchschneidet. Kein Sterblicher hat je ein Weib so geliebt, wie Du diese Frau geliebt hast. Weiß ich es denn nicht! Habe ich etwa nicht gesehen, wie Du einmal mit ihr in die Albanischen Gebirge geflohen bist, und in dem bezaubernden Lavinium spannst Du, Herkules, Deine Gedanken, zu den Füßen dieser Omphale die Fäden himmlischer Träume und Entzückungen! Und sie verzehrte sich auch damals in Liebe zu Dir. Selbst Pytagoras könnte wahrscheinlich die zärtlichsten Liebkosungen und Schwüre, mit denen sie Dich beschenkte, nicht zusammenrechnen. Ich werfe ihr keine Lüge vor. Damals war sie offenherzig. Aber Du bist so bescheiden, schlicht, stets mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt, so ist in Dir nichts von der geschickten Schlauheit eines Gauklers und auch nichts von der Fröhlichkeit eines flatterhaften, leichtsinnigen, übermüthigen Menschen. In kurzer Zeit hast Du die Arme gelangweilt! Die Narren sind amüsanter, und angenehmer die Mannigfaltigkeit der Aufregungen, mit welcher ein Lüstling die Schale der Lust zu credenzen weiß. Diese nichtigen Gesellen wollen mit Dir, — Du Muster des Verstandes und der Güte — Das, was Dir das Theuerste ist, theilen! Es gibt in Rom keinen so dummen Schuljungen, der nicht auf ihre Liebhaber mit Fingern hinweisen könnte und Jedem sagen, daß Du von ihr vernachlässigt und verachtet wirst, daß sie über Dich . . . den Uttilia ohne Gehirn, den Orphid ohne Ehre stellt . . . Und was sagst Du dazu? Du entfernst sie nicht einmal von Deiner Seite, und mit schweigenden Mienen befiehlst Du Diesen zu schweigen, welche Dich warnen und sie schelten möchten? Die Menschen denken sogar, daß Du nicht weißt, was ein Schmerz ist. Man hat Dich als einen Stoiker erkannt und die Nachwelt wird aussprechen, daß die Stoiker, die den Göttern ähnlich sind, keine Leiden kannten. Thorheit! Ihr seid keine Zauberer, sondern nur Menschen. Was die Menschen beschämt, beleidigt, verletzt, berührt auch euch in derselben Weise: Man sieht es euch nur nicht an! Wenn Andere in Klagen ausbrechen, schließt ihr den Mund. Wenn Andere sich in die Kothlache oder ins Grab legen, so steht ihr gerade und blickt in die Höhe. Und das ist Alles! Aber Du selbst, Du Stoiker, hast doch die Seele mit dem Orkan und das Leben mit einem Kampf verglichen . . .

Lucius berührte mit der Hand den Arm seines Bruders.

— Aurel! Ich lade Dich in meine Villa zum nächtlichen Schmaus, den ich heute gebe! In ganz Rom kann nur die Fabia der Faustina an Armuth gleichkommen. Seit langer Zeit seufzt das bezaubernde Wesen nach Dir, und bei Deinem Anblick fällt sie in Ohnmacht vor Freude und Lust. Aber Du wolltest sie nicht sehen, Du, der treue Gatte der Geliebten Orphid's. Heute wird Fabia beim Abendmahl an Deiner Seite sitzen, und meine Pagen werden euch die Kelche mit einem Wein, der zur Zeit August's geboren ist, füllen. Wenn der Bacchussaft in Deinen Adern siedet, wirst Du die Schönheit Fabia's erblicken und wirst vergessen, daß Du noch mehr als ein Mensch sein wolltest! Ich habe jetzt auch eine griechische Gauklerin, deren Körper ein Wunder der Natur ist, weil er in sich die Kraft des Herkules mit der Weiße und Glätte einer Lilie vereinigt. Du wirst sehen, wie sie, auf dem Rücken liegend, aus einer Hand in die andere eiserne Kugeln wirft, und die Glieder mit der Geschmeidigkeit einer Schlange zusammen und auseinander rollt. Wir werden eine wundervolle Pantomime sehen, welche Elektus geschaffen hat und welche von meinen Schauspielern gespielt werden wird. Wir werden uns gewiß vor Lachen wälzen, so witzig, drollig und dabei so klug ahmt sie alle menschlichen Laster und Fehler nach. Aber nichts kann der Musik meiner Harfenspieler gleichkommen. Wenn sie mit ihren Fingern die goldenen Saiten harmonisch rühren, würdest Du sagen, daß die Genien der Liebe vom Himmel heruntergeschwebt sind, so sehnsüchtig, träumerisch, leise die Seele ergreifend sind sie. Ich werde Dir auch zeigen, wie meine schwarzhaarigen Andalusierinnen beim rhythmischen Klang der Castagnetten tanzen, und wie aus der kunstvoll eingerichteten Decke auf die Schmausenden ein Regenguß von Veilchen und Rosen herabströmt. Alles, was mein ist, wird sich zu Deinen Füßen beugen und die Räucherpfannen vor Dir schwingen. Und der Gesang, den wir Dir zu Ehren anstimmen werden, wird mit einem harmonischen Chor die Hallen des Lucius erfüllen, jenes flatterhaften Lucius, welcher vielleicht der Einzige auf der Welt ist, der Dich herzlich liebt! Wirst Du hinkommen? Mögen mir die Götter eingeben, was ich für ein Zeichen von Dir verlangen soll! Nun denn! In der ersten Stunde der Nacht wirst Du dem ganzen in Rom sich befindlichen Militär, nach Sitte der Cäsaren, die kaiserliche Losung geben! Ich werde aufmerksam mein Ohr hinhalten und aus ihrem Sinne werde ich erfahren, was für einen Entschluß Du gefaßt hast.

* * *

Nie hat noch Violus, der junge Grieche, so rasch Alle vor den kaiserlichen Thüren abgefertigt. Der dienstbare Knabe, aus der Sklaverei befreit und im Hause Marc Aurel's liebevoll erzogen, saß auf dem Fell eines Panthers und spielte mit einer metallenen Turteltaube, welche fortwährend mit dumpfem Klirren seinen Fingern auf den wie Glas glatten Fußboden entschlüpfte. Die geliebten Meister der Jugend Cäsar's, der Stoiker Rusticus und der Philantrop Fronto wollten schon den schweren Vorhang wegheben, aber Violus gab ihnen mit dem nn die Lippen gedrückten Finger ein Zeichen, fortzugehen. Der gelehrte Anwalt Scaevola kam jeden Tag zu Cäsar, um mit ihm über die Verbesserung einer bedürftigen Staatsverfassung zu sprechen. Violus versperrte ihm mit seinem schlanken Arm den Weg. Der Kammerherr eilte mit der Meldung, daß die Heerführer und ältesten Senatoren sich im Saale des Palatin zur Berathung über den nahenden Krieg versammelt hätten. Aber auch er kehrte rasch zurück, um den Würdenträgern ehrenvolle Plätze anzuweisen und sie zu bitten, sie möchten noch ein wenig verweilen. Violus fing inzwischen, nachdem er schon lange genug mit der Turteltaube gespielt hatte, mit den weißen Zähnen Mandeln zu knuspern an; wie ein treuer und wachsamer Hund lag er an der Schwelle des Gemachs, in dem Grabesstille herrschte, ausgestreckt.

Im Palatium lief ein Flüstern umher.

Er ist eingeschlafen und schläft so lange . . .

Digitized by Google

Er denkt in der Stille über wichtige Staatsangelegenheiten nach ...

Er sinnt einsam über die großen Probleme der Natur, über das Wissen der Menschheit ...

Endlich hatten die Wasseruhren der Stadt die letzte Stunde des Tages zu künden. Durch die trübe erleuchteten stillen Portiken und Säulen des Palatiums ging ein Mann, gleichmäßigen und festen Schrittes, vom Scheitel bis zur Sohle in eine glänzende Rüstung gehüllt. Das war der Heerführer der prätorianischen Leibwache. Er konnte nicht warten. Er mußte in dem ersten Augenblick der ersten Morgenstunde dem ganzen in Rom sich befindenden Heere das aus dem Munde des Imperators vernommene militärische Losungswort geben. Ihn um diese Zeit aus dem kaiserlichen Gemach zu entfernen, hatte kein Mensch das Recht. Darum auch sprang Violus bei dem Anblick der Kommenden von der Erde auf und verschwand hinter dem Vorhang. Flink wie ein Eichhörnchen von einer Leiter zur anderen hüpfend, zündete er an der Decke des kaiserlichen Arbeitsgemaches das Lampenlicht an. In diesem Licht stand einen Augenblick der Prätorianer in seiner Erzrüstung, der Statue eines Ritters ähnlich, da. Aber wie in diesem Augenblick hatte er den Imperator noch nie zuvor gesehen. Mit einem Arm auf die Lehne des Stuhles sich stützend, hat Aurel seinen Blick in das Antlitz der Fortuna vertieft, und über sein mit Marmorblässe bedecktes Gesicht zuckten verächtliche Blitze des Hohns. Er glaubte nicht an die Macht der Göttin, die ihm goldene Blumen und Aehren vor die Füße streute. Er glaubte nicht an das aus dem Glanz des Metalls, aus dem menschlichen Herzen, aus den Schmeicheleien der stolzesten und schönsten Lippen empfangene Glück. Er glaubte nicht an die Dauer des Frühlings und an die Treue irgend eines Menschen. Er glaubte nicht, daß irgend Jemand die Tiefe seiner Seele ausmessen und einen stillen besänftigenden Balsam auf ihre Wunden legen konnte. Sein Herz fühlte er wie von einem Dolch durchbohrt und in der Brust eine unendliche Sehnsucht nach der vollkommen reinen Schönheit, von welcher die Träume seine Seele erfüllten und die er nirgends auf Erden gefunden hatte. So blickte er in die verführerischen Augen der Glücksgöttin.

Aber wenn auch ihre Gaben ihn nicht berauscht hatten — so hatten ihre Schläge ihn auch nicht gebrochen. Was er fühlte, was er dachte, wie er kämpfte und wie er litt in diesen langen einsamen Stunden, welche seit der Entfernung des Lucius bis zu der Ankunft des Prätorianers verflossen waren, sollte Niemand wissen. Jetzt stand er wieder ganz gerade mit der männlichen Ruhe der Gestalt und mit der resignirten Klugheit, die Jeder an dem Cäsar kannte! Wenn er seine Augenlider erhob, so leuchtete in seinen Augen die Heiterkeit des Glaubens, eines unerschütterlichen Glaubens an Das, womit Fortuna die Sterblichen nicht beschenken kann ... O Fortuna, eile Du auf Deinem schwindelnden Rade, Anderen die Blumen und Trauben auszutheilen .... Er wird glücklich sein ohne Dich!

Eine ernste männliche Stimme ließ sich an der Thür vernehmen.

— Lange lebe der Kaiser! Ich flehe Dich um die Losung an, Imperator!

Nach einer langen Pause des Schweigens antwortete Marc Aurel mit befehlender Haltung und in ruhigem Ton:

Parce et labora! (Verzeih' und arbeite.)

Der Prätorianer wiederholte mit ehrerbietiger Verbeugung die Losung und nahm Abschied von seinem Herrscher. Durch die Thür, aus welcher er fortging, kamen die Heerführer und ältesten Senatoren herein. Sie setzten sich alle auf die curulischen Stühle, und bis in die späte Nacht berieth Marc Aurel mit ihnen die Mittel der Zurückweisung des drohenden Feindes. Durch die Säle, die Portiken, die Vorhallen klang inzwischen von Munde zu Munde die heutige Losung des Imperators. Sie wälzte sich vom palatinischen Hügel herab immer weiter durch die schlafende Stadt und näherte sich der prächtigen Via Claudia, in welcher im Glanze zahlloser Lichter die Villa des Lucius Verus strahlte. Aus der Ferne hörte man auf den Basaltfließen der Straßen zahlreiche Tritte. Das war eine Abtheilung der Nachtwache, welche die Tageswache vor der Villa des kaiserlichen Bruders ablösen sollte. Auf der hohen, blumengeschmückten Terrasse erschien Jemand eilig und sich über die Umzäunung beugend, warf er den Ankommenden die ungeduldige Frage zu: Die Losung des Imperators?

Ein Chor männlicher Stimmen antwortete von unten: Parce et labora!

Von der Terasse herab ließ sich ein Seufzer hören und alsbald zerfloß er in ein langes silberhelles Lachen. Mit diesem flüchtigen und bitteren Lachen verschwand Lucius Verus in dem Gebüsch von Marmor und Blumen. Und wie einer Zauberbeschwörung gehorchend, begleitete ihn in diesem Lachen seine ganze Villa. Da ergießen die Harfen einen Regen sanfter Töne, menschliche Stimmen erschallen in fröhlicher Lust, mit einem neckischen Geflüster stoßen die Metallkugeln der Gaukler aneinander, die Castagnetten schlagen, die goldenen Würfel rollen auf den steinernen und gläsernen Mosaiktischen — draußen blinken die Lampen mit hundert Diamantaugen, die Kränze duften und in den breiten Vorhallen bricht auch die sich belustigende Dienerschaft in bacchantisches Lachen aus.

Durch die schlafenden Gassen und Plätze der Weltstadt klingt immer weiter und weiter die heutige Losung Marc Aurel's!

Parce!

Labora! antwortet das Echo aus anderen Windrichtungen.

Durch die schlafende oder schwelgende Welt strömen diese beiden Worte mit Süßigkeit und Kraft. Die erstere schien ihn zu segnen, die andere zu versöhnen. Das war wie ein Kriegsruf guter Genien, die in den Kampf mit den Bösen zogen, wie der Hauch einer großen Seele, der einer verblutenden Brust entströmt, die sich über das Elend der Welt emporschwingt, und die wie ein ewiger Stern an dem Himmel der Humanität aufgegangen ist.

Notizen.

Paul Marsop, Neudeutsche Capellmeistermusik. — Der Einheitsgedanke in der deutschen Musik. Berlin, Th. Bartsch. — Der Verfasser der beiden Schriftchen ist ein junger Doctor juris, der, seiner Liebe zur Tonkunst folgend, sich ganz deren Forschung und Beurtheilung widmete. Und als ein Vollberechtigter zeigt er sich gleich in den ersten selbstständigen Arbeiten, die er in kurzer Zeit nacheinander veröffentlichte. Die erstgenannte ist die denkbar witzigste Satire gegen die unglückseligen Nachahmer Wagner's; mit größter Zierlichkeit des Stiles und sprudelndem Humor werden sie geradezu vernichtet. Die zweite, ebenso geistreich geschrieben, aber auf ernsthaftester Grundlage unternommen, beweist den Ausfluß aller echt deutschen Musik aus Bach's Werken und tritt der „kosmopolitischen Musik", als deren Hauptvertreter der Verfasser Liszt bezeichnet, mit großer Schärfe entgegen. Die beiden Schriftchen bieten neben ihrem schriftstellerischen und musikästhetischen Werthe noch ein ganz besonderes Interesse: Marsop ist nämlich ein glühender Verehrer Wagner's; aber von der „Schule" und von all' Denen, die sich an den Meister anhängen wollen, als wäre ihr Schaffen von diesem eingegeben, will er nichts wissen. Wir empfehlen die beiden im Umfange sehr kleinen (29 und 52 Seiten), im Inhalt bedeutenden Schriftchen allen Freunden der Tonkunst und geistvoll-anregenden Lesens.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Briefe
einer
jungen Frau aus Indien.
Von
Antonie Herf.

Geh. Mark 3. 60., eleg. geb. M. 5.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Gesammelte
Essays und Charakterköpfe
zur neueren Philosophie und Literatur
von **Dr. Moritz Brasch.**
Bd. I. Essays. Preis M. 4,50.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Das jüdische Verbrecherthum
von **Dr. Ludw. Fuld.**
Preis: 1 Mark.
Auf amtl. statist. Material basirende, gegen E. v. Hartmann gerichtete Schrift.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben erschien:
Gustav Meyer, Dr. phil., Professor a. d. Univ. Graz,
Essays und Studien
zur
Sprachgeschichte und Volkskunde.
I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden Märchenkunde. III. Zur Kenntniß des Volksliedes. — 8°. VIII und 412 Seiten. Preis geh. Mk. 7,00, geb. Mk. 8,00.
Berlin W. — Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.
Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79
von **Dr. J. H. Jaworskij.**
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri**, Privatdocent in Bern.
Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.
Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers**, gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **½ Stunde von Frankfurt a. M.**
Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende.** **Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Soeben erschien:
Friedrich Schiller.
Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.
Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.
Von
Richard Weltrich.
Erste Lieferung. (24 Bogen im Großoktav mit Vorrede.)
Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.
M. 4. —
Vollständig in 2 Bänden zu je 2 Lieferungen: Die zweite Lieferung erscheint noch 1885, der Schluß bis spätestens 1887.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.
Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten.** **Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

In der **Stollbergschen Verlagsbuchhandlung** zu **Gotha** erschien und ist durch jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung des Betrags direct zu beziehen:
Die innere Kolonisation.
Eine Programm-Forderung des „Allgem. Deutschen Bauern-Vereins".
Von **Friedrich Wisser.**
(Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Bauern-Zeitung".)
Preis:
1 Exemplar 40 Pf., 10 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 20 M.
bei portofreier Zusendung.
Die fortschreitende Polonisirung unserer östlichen Provinzen hat auf's Neue die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der inneren Kolonisation gelenkt, so daß obige Schrift allen Gebildeten willkommen sein dürfte.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1885. Band XXVII.

CORNELL UNIVERSITY, JUL 9 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage der Parteien. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Zu Alfred Meißner's Tod. Von Ernst Ziel. — Jean Jacques Rousseau als Musiker. Von H. Ehrlich. — Ein realistischer Roman. Von Theophil Zolling. — Karl V. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Wie Daniel ein Philister wurde. Von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstgewerbliches. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Lage der Parteien.

Von Eduard von Hartmann.

Um die gegenwärtige Lage der Parteien recht zu verstehen, muß man auf die geschichtliche Entstehung derselben, mindestens bis zur Conflictszeit, zurückgehen. Damals gab es in der Hauptsache nur zwei Parteien in Preußen, die conservative und die (liberale) Fortschrittspartei. Durch das Jahr 1866 trat in jeder von beiden eine Spaltung ein in einen solchen Theil, welcher der Bismarck'schen Politik zustimmte, und in einen, der ihr die Zustimmung versagte. Der rechte Flügel der Conservativen grollte über die Verletzung des Legitimitätsprincips durch die erfolgten Annexionen und über das Unbenutztlassen der günstigen Gelegenheit zur Beseitigung der Verfassung und zur Wiederherstellung des absoluten Regiments; der linke Flügel der Liberalen verweigerte die nachgesuchte Indemnität und die Verfassung des Norddeutschen Bundes, weil sein constitutionelles Gewissen ihm nicht gestattete, sich durch den Erfolg belehren zu lassen und mit einem Ministerium Compromisse zu schließen, das eigentlich nach seiner Meinung hätte unter Anklage wegen Verfassungsbruch gestellt werden müssen. Die Altconservativen oder Reactionäre traten schmollend bei Seite, um den Neuconservativen und Nationalliberalen den Ausbau des Norddeutschen Bundes und die Nachholung der so lange Zeit versäumten Gesetzgebung in Preußen zu überlassen.

Die Neuconservativen traten zum Theil nur unter dem Druck der Regierung auf den Boden der neuen Verhältnisse über, sie bildeten somit wesentlich eine gouvernementale Partei. Die Nationalliberalen blieben vorläufig der liberalen Doctrin der parlamentarischen Regierungsform getreu, begnügten sich aber mit der vorläufig erreichbaren Abschlagszahlung, arbeiteten auf ehrliche Probe mit und vertagten ihre Herzenswünsche auf die Zukunft. Zwischen beiden Standpunkten gähnte eine Kluft, welche der Ausfüllung bedurfte. Ein Häuflein Conservative, welche der Verfassung aufrichtig den Vorzug vor dem absoluten Regiment zuerkannten und einen Ausbau der Gesetze in einem freieren, der Gegenwart Rechnung tragenden Sinne als unumgänglich einsahen, constituirte sich als freiconservative Fraction (Deutsche Reichspartei), während die vereinzelten Nationalliberalen des rechten Flügels, welche den Glauben an die alleinseligmachende Kraft der parlamentarischen Regierungsform aufgegeben hatten, zu schwach waren, um eine eigene Fraction zu bilden. Die nationalliberale Partei dominirte ein Jahrzehnt derart, daß die Gesetzgebung dieser Zeit sich in der Hauptsache als eine Reihe von Compromissen zwischen ihr und der Regierung darstellt.

Da traten drei Aufgaben an die Regierung heran, welche dem liberalen Programm der nationalliberalen Partei schnurstracks zuwider liefen: der Erlaß von Ausnahmemaßregeln gegen die überwuchernde Socialdemokratie, die Nothwendigkeit, den Nachbarländern in der Erhöhung des Zolltarifs nachzufolgen, und die Aufgaben einer staatlichen Socialreform. Das erste widersprach der abstracten Gleichheit vor dem Gesetz, das zweite dem Princip der bedingungslosen Handelsfreiheit, das dritte dem vormundschaftsfreien Individualismus. Die Besinnung über den ersten Punkt kam zu spät; die Partei zerschellte an den beiden andern. Diejenigen Wähler, welche die freihändlerisch-individualistische Opposition gegen die Regierung billigten, wollten dieselbe auch in einer schärferen Tonart ausgedrückt wissen; diejenigen hingegen, welche sie mißbilligten, mußten nunmehr entweder einem Candidaten der conservativen Parteien ihre Stimme geben oder sich der politischen Bethätigung enthalten. Die Partei war dem Untergange geweiht, wenn sie nicht mit den genannten Punkten des ursprünglichen liberalen Programms brach und das Hand-in-Hand-Gehen mit dem Fortschritt aufgab, der dieses doch nur dazu benutzte, sie schneller zu zerreiben. Diese Forderung war für die alten Führer der Partei zu stark; dieselben traten vom Schauplatz ab. Die Umwandlung des Parteiprogramms drang sich den Resten der Partei als offenbare Lebensfrage auf, nachdem der unbedingt freihändlerische Theil derselben zunächst die Secession und dann die Fusion mit dem Fortschritt zur liberalen Oppositionspartei vollzogen hatte. Der Anstoß ging von den süddeutschen Nationalliberalen aus, welche die freihändlerischen Neigungen ihrer norddeutschen Parteigenossen niemals getheilt hatten und dem staatlichen Gewerbebetrieb, den einträglichen Staatsmonopolen und der staatlichen Socialreform weit geneigter waren als diese. Der allgemeine Wiederhall, den das Heidelberger Programm in ganz Deutschland fand, und die Erfolge, welche die dem Verenden nahegerückte Partei auf Grund dieses Programms bei den letzten Reichstagswahlen erreichte, bewiesen, daß damit der richtige Weg eingeschlagen war, und sie braucht nur auf demselben zu verharren, um weiterer und größerer Erfolge sicher zu sein.

Erst jetzt ist die nationalliberale Partei Das geworden, was die neuen Verhältnisse von Anfang an von ihr erfordert hätten: eine religiös-liberale, wirthschaftlich-opportunistische,

Digitized by Google

staatserhaltende und staatsfördernde Partei.*) Sie ist thatsächlich jetzt eine conservative Partei, aber conservativ nicht im Sinne der Conservativen, die auf eine vergangene Zeit als auf die „gute, alte" zurückblicken, auch nicht conservativ im Sinne des unthätigen Stillstandes, sondern conservativ in Bezug auf die Erhaltung der wesentlich liberalen Reichsverfassung, welche bei ihrer offenbaren Unfertigkeit zu ihrer Erhaltung der stetigen Fortentwickelung bedarf. Die Einsicht, daß ein parteifreies königliches Beamtenministerium an der Spitze der Regierung in jeder Hinsicht bei weitem einem parlamentarischen Parteiministerium vorzuziehen ist, und daß unsre Zustände in dieser Hinsicht nicht eine tiefere, sondern eine höhere Stufe der politischen Entwickelung als die der westlichen Nachbarländer darstellen, diese Einsicht, wie sie z. B. von Bluntschli in überzeugender Weise in diesem Blatte (Sommer 1881) begründet worden ist, dürfte die gegenwärtige nationalliberale Partei so ziemlich durchdrungen haben. Was der Fraction augenblicklich noch fehlt, ist die Bewährung in der standhaften Durchführung des neuen Programms und in dem politischen Geschick parlamentarischer Taktik; erst durch diese kann ihr das volle Vertrauen des reichstreuen gebildeten Bürgerthums gewonnen und gesichert werden. Wie die Ausscheidung der Nationalliberalen aus dem Fortschritt im Jahre 1866 den Grund gelegt hat zu einer staatserhaltenden bürgerlichen Reichspartei, so hat die jetzige Selbstbestimmung und Regeneration dieselbe vollendet. Möge sie diesen Lehren treu bleiben, dann wird es ihr auch an zuströmenden jüngeren Talenten nicht fehlen, und der gebildetste und feinfühligste Theil unseres deutschen Bürgerthums wird seine Kraft von Neuem der Politik widmen.

Wenn man die Erziehung des ehemaligen rechten Flügels der großen liberalen Partei durch die Geschichte der letzten 20 Jahre als wesentlich vollendet betrachten darf, so hat leider die im Jahre 1866 begonnene Erziehung des linken Flügels der conservativen Partei keine Fortschritte, sondern bedauerliche Rückschritte gemacht, und die mit dem Ausnahmegesetz begonnene Erziehung der Socialdemokratie von einer anarchistisch-revolutionären zu einer positiv mitarbeitenden socialpolitischen Reformpartei steckt sogar noch in den ersten Anfängen. Nur in einem Punkte ist ein Fortschritt sichtbar: die Conservativen haben an der parlamentarischen Wirksamkeit Geschmack gefunden und würden jetzt weit weniger als vor 20 Jahren daran denken, diese Stätte der Einwirkung auf das Staatsleben und speciell auf die Regierung wieder aufzugeben. Was den Rückschritt herbeigeführt hat, ist wesentlich die Wiedervereinigung der Alt- und Neuconservativen zur Deutschconservativen Fraction, der dominirende Einfluß der ehemaligen Altconservativen in dieser Vereinigung und in Folge dessen die Gravitation der Partei nach der Seite der katholisch-clericalen Partei. So klärend und segensreich die Fusion der Secession mit dem Fortschritt zur Deutsch-freisinnigen Partei für unsere Parteiverhältnisse und unser ganzes politisches Leben durch die Bewahrung der Nationalliberalen vor jedem Gelüst des Rückfalls in principiellen wirthschaftlichen Liberalismus gewirkt hat, ebenso verwirrend und unheilvoll ist die Fusion der Alt- und Neuconservativen gewesen, durch welche die klärende Wirkung des Jahres 1866 auf die conservative Partei in der Hauptsache wieder aufgehoben wurde.

Der Grund für diese Wiedervereinigung lag wesentlich auf dem Gebiete der parlamentarischen Taktik. Die Conservativen hatten so lange Zeit der Zahl und dem Einfluß nach hinter den Nationalliberalen zurückstehen müssen, daß sie es vor Ungeduld nicht abwarten konnten, endlich einmal auch ihrerseits die erste Geige in den Parlamenten zu spielen, und als nun der schwindende Einfluß und die abnehmende Zahl der Nationalliberalen ihnen eine beträchtliche Verstärkung zuführten, da wurde der kleinliche Ehrgeiz zur Besetzung des Präsidentenstuhls zu dem äußeren Anstoß, welcher die Fusion zu Stande brachte. Die Folgen waren höchst bedauerlicher Art. Die freisinnige Opposition gewann hier, durch eine gewisse Berechtigung zur Aufregung des Volkes, durch ein Zetergeschrei über die hereinbrechende Reaction, wozu das Verhalten der Regierung keinen Vorwand geboten hatte. Das ganze Mißtrauen des Volkes, sein tiefer Widerwille gegen den reactionären Conservatismus, erwachte von Neuem und verbitterte und verschärfte die schon halb ausgeglichenen veralteten politischen Gegensätze von conservativ und liberal. Während der politische Liberalismus der Nationalliberalen sich anschickte, die Verquickung mit dem ihn corrumpirenden wirthschaftlichen Liberalismus abzustoßen, erneuerte der politische Conservatismus die schon halb aufgegebene Verquickung mit dem religiös-kirchlichen Conservatismus, durch welche allein er dem gebildeten Bürgerthum Furcht und Grauen einflößt. Hätte nicht die starke Hand und der besonnene Kopf des Fürsten Bismarck die conservativen Velleitäten zur Ohnmacht verurtheilt, so würde in der That die conservativ-clericale Mehrheit eine Reaction in Kirche und Schule über Deutschland und Preußen heraufgeführt haben, an deren Möglichkeit man als Deutscher nur mit der tiefsten Beschämung denken kann. Denn die evangelisch Orthodoxen, welche in der Deutschconservativen Partei, wenn auch nicht der Zahl nach, so doch dem Geiste nach, dominiren, waren ganz bereit, sich an die Rockschöße der katholisch Clericalen zu hängen, um nur für ihre widerstaatlich-kirchlichen Interessen so viel als möglich aus der Situation herauszuschlagen. Die Gewährung des Zusammengehens mit dem im Centrum vertretenen Erbfeind des deutschen Kaiserreichs hat das politische Bewußtsein der conservativen Kreise bis tief in die freiconservative Fraction hinein auch so schon schwer genug geschädigt und der Gesetzgebung dieser Periode einen nicht genug zu beklagenden Stempel aufgeprägt.

Es ist die nächste und dringendste Aufgabe unseres politischen Lebens, daß die deutschconservative Partei die Fusion der Alt- und Neuconservativen wieder rückgängig macht, daß sie die Altconservativen, gleich den Polen und Welfen, zu einem Anhängsel des Centrums werden läßt, was sie innerlich schon längst sind, und daß sie der regenerirten und von der freisinnigen Opposition nunmehr scharf geschiedenen nationalliberalen Partei die Hand reicht. Die Grenze zwischen neuconservativ und altconservativ liegt genau da, wo die Neigung zur Verbrüderung mit dem reichsfeindlichen Clericalismus und das Hindrängen der Regierung zu reactionären Maßregeln beginnt. Denn auch von den Neuconservativen erwartet Niemand entschlossenen Widerstand gegen etwaige reactionäre Gesetzesvorschläge der Regierung, aber man befürchtet wenigstens nicht, daß sie die Regierung zu solchen drängen werden. Ebenso traut man den Neuconservativen nicht zu, daß sie die Regierung von einem Zusammengehen mit den Clericalen abhalten würden, aber man glaubt auch nicht, daß sie das Bündniß des Centrums aus eigenem Antriebe aufsuchen würden. Die Staaten werden, nach Machiavelli, nur durch dieselben Mittel erhalten, durch welche sie gegründet wurden; nach diesem Grundsatz bedarf das deutsche Reich einer starken monarchischen Regierung, welche sich auf die reichstreuen und staatserhaltenden Bestandtheile sowohl der conservativen ländlichen Volksschichten, wie des gebildeten und frei denkenden Bürgerthums stützt. Ohne ein Zusammengehen von Neuconservativen und Nationalliberalen läßt sich auf die Dauer keine gesunde Reichspolitik und preußische Politik treiben. Die Nationalliberalen haben sich der nothwendigen Umwandlung unterzogen und mit der liberalen Opposition gebrochen; die dringende und nächstliegende nationale Pflicht der Conservativen ist es jetzt, an politischer Einsicht und Opferwilligkeit nicht zurückzubleiben, d. h. auch ihrerseits die entsprechende Umwandlung mit sich vorzunehmen und die dargebotene Hand der Conservativ-Liberalen zu ergreifen. Sache der Regierung aber ist es, diesen nothwendigen Umwandlungsproceß und speciell die Wiederauflösung der unheilvollen Verschmelzung ebenso zu unterstützen, wie sie dies seiner Zeit bei den Nationalliberalen gethan hat, damit Preußen und das neue Reich endlich eine

*) Hiermit sind diejenigen Forderungen im Princip erfüllt, welche ich vor vier Jahren an derselben Stelle als die unerläßlichen Bedingungen für den Charakter einer den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden Partei aufgestellt hatte, deren baldige Erfüllung aber damals wenig aussichtsvoll schien. („Unsere Parteien" im Jahrgang 1881 Nr. 27—28, wiederabgedruckt in der Broschüre „Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs", Berlin 1881.)

Digitized by Google

conservative Partei erhält, zu welcher das städtische Volk ohne beständige Furcht vor Reaction und Gewissenszwang aufblicken und Zutrauen fassen kann.

Gelingt es auf diesem Wege nicht, eine dauernde und feste Mehrheit in den Parlamenten zu schaffen, dann sind unsere Zustände derart, daß die Fortdauer der Verfassung unverträglich mit dem Staatsinteresse ist, und die Parlamente müssen entweder dem letzteren weichen, oder das Reich an ihnen zu Grunde gehen. Was jetzt unter der Regierung eines siegreichen Fürsten und eines Staatsmanns von unvergleichlicher Autorität noch eben möglich war, das Staatsschiff durch die Klippen widerspruchsvoller Parteipolitik unbeschädigt hindurchzusteuern, das wird in Zukunft schwachen Händen unmöglich sein. Bei der erdrückenden Menge reichsfeindlicher und preußenfeindlicher Elemente kann der enge Zusammenschluß aller rein politischen, staatserhaltenden Parteien nur gerade ausreichen, um eine Regierung mit den Parlamenten zu ermöglichen. Andererseits würde aber auch eine solche Vereinigung stark genug sein, um alle centrifugalen und widerstaatlich-individualistischen Tendenzen im Parlament zu überwinden, wofern nur erst die Vorbedingung derselben, eine Regeneration der conservativen Partei nach Analogie der nationalliberalen, und die völlige Ablösung derselben von den mit dem Centrum liebäugelnden Elementen, als unumgänglich erkannt und proclamirt ist. Das einmal theoretisch als nothwendig Erkannte würde unter dem nachhelfenden Druck der Regierung zweifellos auch praktisch durchgeführt werden, und die neuconservativ-nationalliberale Coalition würde unter den Auspicien gouvernementaler Begünstigung bei den Wahlen sicherlich eine stattliche Majorität erringen. Mit den heutigen Deutschconservativen können die Nationalliberalen noch kein allgemeines Wahlcartell abschließen, mit den regenerirten Neuconservativen würden sie es ohne Bedenken thun. Die Conservativen müssen vor allen Dingen aufhören, die Nationalliberalen zu bekämpfen, wozu sie jetzt in der That gar keinen politischen Grund mehr, sondern nur noch kirchliche Gründe haben.

Man hat eine Zeit lang es für das Natürlichste angesehen, daß der Fusion der Alt- und Neuconservativen und derjenigen der Secession und des Fortschritts als dritte die Fusion der Nationalliberalen und Freiconservativen folgen sollte, so daß unser politisches Leben sich triadisch aus einer conservativen, einer liberalen und einer Mittelpartei erbaute. Gegen diesen Gedanken wäre anscheinend nichts einzuwenden, wenn die deutschfreisinnige Partei eine staatserhaltende, positiv mitarbeitende Partei wäre. Da sie aber jedes Compromiß principiell von sich abweist und jeder nicht aus ihrer Mitte hervorgegangenen Regierung gegenüber in unfruchtbarer Negation verharrt, so ist jedes Zusammenwirken derselben mit den beiden anderen Gruppen als ausgeschlossen zu betrachten. Die Mehrheit könnte also doch immer nur aus der conservativen Partei und aus der freiconservativ-nationalliberalen Mittelpartei bestehen. Auf dieser Basis würde ich aber die Fusion der Freiconservativen und Nationalliberalen für das größte Unglück halten, und zwar deshalb, weil sie die Fusion der Alt- und Neuconservativen verewigen würde. Bleibt das geistige Uebergewicht der Altconservativen in der deutschconservativen Partei bestehen, so bleibt auch das Mißtrauen des Bürgerthums gegen die letztere und die Furcht vor ihren reactionären Gelüsten bestehen; löst sich dagen die fehlerhafte Verbindung wieder auf, so werden die Altconservativen zu einem einflußlosen kleinen Häuflein und verschwinden ganz von der Bildfläche, sobald ihnen keine Sonne von oben mehr scheint. Damit erst wäre der Alp der Reactionsfurcht vom deutschen Volke genommen, damit aber auch der deutschfreisinnigen Partei ihr wirksamstes Agitationsmittel und die ideale Grundlage ihrer Existenz in der Gegenwart unter den Füßen weggezogen.

Die Gruppe der Freiconservativen würde einerseits schwerlich entstanden sein, wenn damals schon die nationalliberale Partei anstatt einer „Fraction Lasker" Das gewesen wäre, was sie heute ist; der eine Theil ihrer Mitglieder würde alsdann vermuthlich den Nationalliberalen, der andere Theil den Neuconservativen beigetreten sein. Die Gruppe der Freiconservativen würde andererseits heute kaum noch eine Existenzberechtigung haben, wenn nicht die Fusion der Alt- und Neuconservativen auf conservativer Seite Das verdorben hätte, was die Umwandlung der nationalliberalen Partei auf liberaler Seite gut gemacht hat. Wie vorher zwischen den Neuconservativen und der Fraction Lasker, so klafft heute zwischen den Nationalliberalen und den Deutschconservativen eine Lücke, welche der Ausfüllung bedarf. Wenn mit der Regeneration der conservativen Partei diese Lücke aufhört, wird auch die Existenzberechtigung der Freiconservativen aufhören; diejenigen Mitglieder, welche allen etwaigen Reactionsgelüsten einer künftigen Regierung unbeugsamen Widerstand zu leisten entschlossen sind, werden zu den Nationalliberalen diejenigen, welche dies nicht sind, zu den Neuconservativen übertreten können. Die Scheidelinie zwischen conservativ und liberal liegt eben nicht zwischen den Freiconservativen und Nationalliberalen, sondern sie geht mitten durch die Freiconservativen hindurch und scheidet diese Gruppe in zwei Flügel, deren Incohärenz sich schon bei verschiedenen Gelegenheiten offenbart hat.

Die deutschfreisinnige Partei könnte sehr wohl eine nützliche Stelle in unserm Staatsleben ausfüllen. Nicht nur würde in ihrer Oppositionslust das Volk die sicherste Grundlage des Widerstandes gegen alle etwaigen künftigen Reactionsgelüste von oben finden, sie würde auch gegenüber den Interessen des conservativen Großgrundbesitzes und der Handwerksmeister, der nationalliberalen Großindustrie und des socialdemokratischen Arbeiterstandes die ebenfalls berechtigten Interessen des Handelsstandes, speciell des am Freihandel interessirten Exporthandels und den berechtigten Widerstand der ärmeren Volksclassen gegen unnöthige Vertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse wahrnehmen können. Aber sie müßte zu dem Zweck vor Allem Abstand nehmen von ihrem unpolitischen Doctrinarismus, der immer nur das zeitweilig Unerfüllbare fordert und, weil er dies nicht erreichen kann, wie ein schmollendes Kind das Mitspielen verweigert; sie müßte sich zu politischen Compromissen herbeilassen, ohne welche in der ganzen Welt und zu allen Zeiten nichts zu erreichen ist, und sich auf den Boden der realen Machtverhältnisse stellen, anstatt jeden historisch gegebenen Boden als unannehmbar abzulehnen, der nicht vollkommen ihrem abstracten Ideal des Staates entspricht. Sie müßte vor allen Dingen lernen, das Wohl des Ganzen höher zu stellen als die Verwirklichung ihrer Partei-Ideale, speciell der parlamentarischen Regierungsform mit Ministerverantwortlichkeit und Absetzbarkeit, und aufhören, die Schwächung der Regierung durch alle Mittel als das nächste und wichtigste Ziel ihrer gesammten Thätigkeit anzusehen, weil sie das alleinige Mittel zur Erzwingung der parlamentarischen Regierungsform ist.

Daß die Regierung nach dem Zusammenbruch der conservativ-nationalliberalen Mehrheit im Reichstag genöthigt war, mit dem Erbfeind des Reiches zu pactiren und sich von diesem seine Gesetze amendiren zu lassen, das war letzten Endes doch nur die Schuld des doctrinären Liberalismus, welcher das Zusammenarbeiten mit den Conservativen dadurch unmöglich machte, daß er Alles forderte, ohne die geringste Gegenconcession bewilligen zu wollen. Daß die Regierung auf die agrarischen Sonderinteressen des conservativen Großgrundbesitzes mehr Rücksichten nimmt, als aus dem Standpunkt des Gesammtinteresses zu rechtfertigen ist, das ist ebenfalls zuletzt die Schuld der Freisinnigen, weil schließlich doch eine Regierung, so lange sie keine Majorität und nur eine einzige Partei hat, auf die sie sich unbedingt verlassen kann, Bedenken tragen muß, die Lebensinteressen dieser einen Partei zu verletzen.

Wenn die freisinnige Partei bisher allen Steuerprojecten der Regierung zur Aufbesserung der Reichs-, Staats- und Gemeindefinanzen ein unweigerliches Nein entgegengesetzt und ihren Hintergedanken, durch die Finanzkalamität der Regierung die jährliche Bewilligung und Kürzung des Militäretats erzwingen zu wollen, hinter den Hinweis auf die Erhöhung der Maischraumsteuer versteckt hat, so war bei der Berathung der Kornzollerhöhung der geeignete Augenblick gekommen, um durch die Bewilligung dieser Erhöhung von den Conservativen

Digitized by Google

die Erhöhung der Maischraumsteuer als Gegenconcession zu verlangen, welche sie in diesem Falle vielleicht bewilligt hätten. Aber dieser Weg, welcher uns das unpraktische und bedenkliche Huene'sche Gesetz erspart hätte, würde der Regierung gerade die Mittel zugeführt haben, durch deren Verweigerung sie ausgehungert und für Zugeständnisse in Bezug auf die Parlamentsmacht mürbe gemacht werden soll; deshalb würden die Freisinnigen, selbst wenn die Conservativen ihnen ein solches Compromiß vorgeschlagen hätten, dasselbe unbedingt von der Hand gewiesen haben unter dem Vorwande, daß sie eine Mehrbelastung der ärmeren Classen durch Brodvertheurung keinenfalls bewilligen könnten. Und doch hätte es so nahe gelegen, diesen Einwand hinfällig zu machen durch Ueberweisung der Kornzollerträge, statt an die Kreise, an diejenigen Volksclassen, welche sie nach Ansicht der Freisinnigen aufzubringen haben, nämlich für die Zwecke der Socialreform; diese Auskunft hätte aber wiederum gegen die individualistische Doctrin der Freisinnigen verstoßen. So ist es letzten Endes immer der Doctrinarismus und die Principienreiterei, welche die Partei mit einem unzerreißbaren Netze umgarnen und ihr jeden Ausweg zur praktischen Mitarbeiterschaft versperren.

Dasselbe wiederholt sich bei der freisinnigen Interessenvertretung derjenigen Handelskreise, welche vorzugsweise auf Freihandel angewiesen sind, d. h. der Exporteure; denn es ist klar, daß gerade die Exporteure auch auf das Dringendste an der Aufschließung colonialer Absatzgebiete und der Aufpäppelung nationaler Dampferlinien interessirt sind, welche nur durch actives Eingreifen, beziehungsweise financielle Unterstützung des Staats möglich sind. Da nun aber die freisinnige Doctrin diese active Colonialpolitik und Subvention des Staates zn Gunsten der ausschließlich individualistischen Privatinitiative verwirft, so fängt dieselbe nachgerade selbst bei den Seestädten an, sich zu discreditiren, während der Handwerkerstand längst begonnen hat, zu den Conservativen, der Arbeiterstand zu den Socialdemokraten überzugehen. Wäre nicht das Mißtrauen im Volke gegen die fusionirten Conservativen allzu lebendig und gerechtfertigt, und wäre nicht einer unbedingten Oppositionspartei die Wahlunterstützung des Centrums allezeit gesichert, so würde schon jetzt die rührigste und rücksichtsloseste Agitation der Freisinnigen nicht mehr im Stande sein, ein breiteres Terrain gegen die doppelte Gegnerschaft von rechts und links zu behaupten. Mit der oben verlangten Regeneration der conservativen Partei und deren einmüthigem Zusammengehen mit den Nationalliberalen würde Hand in Hand mit der Reactionsfurcht auch der Boden der Deutschfreisinnigen im Volke mehr und mehr schwinden, und mit der Beendigung der Erziehung der Socialdemokratie zu einer auf gesetzlichem Boden stehenden Arbeiterpartei würde das Ende der freisinnigen Partei besiegelt sein.

Diese Aussicht ist höchst bedauerlich; denn nicht nur geht mit ihr eine Menge Capacitäten dem Staatsleben verloren, welche bei Abschüttelung der einschnürenden Doctrin von höchstem Werthe für dasselbe hätten werden können, sondern es geschieht auch den liberalen Ideen ein Abbruch im Volksbewußtsein, der leicht zu einem Rückschlag in banausisch-realistischen Utilitarismus führen kann, während eine Reform des unpraktischen abstracten Liberalismus unter Anpassung an die realen Verhältnisse die ideale Grundanschauung durch Ueberführung in einen practischen concreten Idealismus hätte bewahren können. Wie gern wollte ich deshalb, daß der Gang der Dinge mich überführte, in diesem Punkte zu schwarz gesehen zu haben! Die Möglichkeit einer Selbstbesinnung innerhalb der deutschfreisinnigen Partei ist ja nicht abzuleugnen; denn bis zu den Wahlen dieses Jahres, und in ihnen vielleicht zum letzten Male, steht der Liberalismus am Scheidewege. Möge seine Entscheidung nicht so ausfallen, wie ich fürchte!

Was endlich die socialdemokratische Partei betrifft, so bedarf es für deren Erziehung durch die Zuchtruthe des Ausnahmegesetzes nichts als Zeit und abermals Zeit und zum dritten Male Zeit. Wird das Gesetz aufgehoben, bevor mindestens ein Menschenalter unter demselben gelebt hat und die ältere Generation internationaler Agitatoren völlig ausgestorben ist, so muß seine Gesammtwirkung eine mindestens unvollständige und durch die Nachwirkung überwiegend schädliche sein, weil die so lange unterdrückten, aber noch nicht ausgestorbenen revolutionären Tendenzen dann mit verdoppelter Energie hervorbrechen würden. Die unmittelbaren Folgen würde vor allen die Deutschfreisinnige Partei zu spüren haben, die ihre bis dahin etwa behaupteten Sitze an Socialdemokraten verlieren würde, demnächst alle Arbeitgeber, welche mit socialdemokratischen Arbeitern zu thun hätten; dagegen würde das Staatsleben unmittelbar darunter kaum leiden, weil es für dessen Gang ziemlich gleichgültig ist, aus welchen Motiven die Opposition Nein sagt, ob aus liberalem Doctrinarismus oder aus socialdemokratischem Fanatismus. Ich halte es für den Grundfehler des Ausnahmegesetzes und für den Hauptgrund seiner verhältnißmäßig geringen Wirkung, daß es nicht gleich für 30 Jahre gegeben worden ist, und statt dessen seine Fortdauer alle Paar Jahre von Neuem zur Discussion gestellt werden muß. Hätte nicht die revolutionäre Richtung der Socialdemokratie die Hoffnung, den Ausnahmezustand von Jahr zu Jahr erlöschen zu sehen, so würde die gemäßigte Richtung ihr längst den Rang abgelaufen haben, während jetzt noch beide in unentschiedenem Kampfe liegen. Deshalb halte ich es für die Aufgabe aller Parteien, bei der nächsten Gelegenheit das Gesetz nicht auf 2, sondern auf 22 Jahre zu verlängern, da es ja doch jederzeit aufgehoben werden kann, falls es vorher seinen Zweck vollständig erfüllt haben sollte.

Ueber die katholisch-clericale Partei, welche sich das Centrum nennt, kann man nur sagen, daß sie dem neuen deutschen Reich als ein Geschenk der Vorsehung in seine Wiege gelegt wurde. Wenn noch irgend eine Hoffnung bleibt, daß das deutsche Volk von seinem unseligen inneren Hader, von seinem Fractionstreiben, Particularismus, Individualismus, Doctrinarismus und abstracten Idealismus kurirt werden kann, so haben wir dies lediglich der Existenz des Centrums zu danken, und nur dies ist es, was uns geschichtlich aussöhnen kann mit der Rekatholisirung so vieler zuerst zum Protestantismus übergegangenen Deutschen Provinzen. Das kleine Häuflein von Polen, Elsässern, Dänen und Welfen würde viel zu ohnmächtig erscheinen, um die nationalgesinnten Parteien zur Einigkeit zu zwingen; aber die offenbare Unmöglichkeit, ohne diese Einigkeit gegen die Macht des Centrums mit seinen Anhängseln auf die Dauer das Reich verfassungsmäßig zu regieren, muß und wird schließlich die politische Erziehung des deutschen Michel vollenden.

Literatur und Kunst.

Zu Alfred Meißner's Tod.

I.

Der Du, verloren uns, doch unvergessen,
Nun schlummernd ruhst, den Todtenkranz im Haare,
Im Geiste bin ich heut' an Deiner Bahre,
Dies denkend, mit gesenktem Haupt gesessen:

Im Glanz der Ehren stehn, die Du durchmessen,
Der deutschen Größe stahlbehelmte Jahre —
Doch flog mit des Jahrhunderts stolzem Aare
Nicht gleichen Flug die Dichtung unterdessen.

Ach, düstrer ward die Landschaft, öder, enger,
In der Du einst entfaltet Deine Fahne —
Des Abends Schatten werden tiefer, länger.

Im Zwielicht standest auf der Dichtung Plane
Gleich uns auch Du, o mein geliebter Sänger,
Titanenenkel und — Pygmäenahne.

Digitized by Google

II.

Pygmäen sind wir allgemach geworden
Im zaubervollen Reiche des Gesanges;
Nicht wogt die Fluth kernhaften Ueberschwanges
Urkräftig mehr und gährt in ihren Borden.

An Dichtern fehlt es nicht — in ganzen Horden
Bevölkern den Olymp sie lauten Klanges,
Doch schlägt kein Puls beseelten Herzensdranges
In ihren fein erklügelten Accorden.

Vom Tageslorbeer nur ein Blatt zu rauben,
Ein Pfand des Ruhms, ein flüchtiges, banales,
Verkaufen sie ihr Denken und ihr Glauben.

Im Dunstkreis schreiten sie des engen Thales
Und lassen in des Molochs Dienst verstauben
Panier und Wappenschild des Ideales.

III.

Du aber warst, o Freund, der Wen'gen Einer,
Die, großgesinnt im Singen und im Sagen,
Des Ideales Banner hochgetragen
In armer Zeit und in gedankenkleiner.

Gluthvoller war Dein Sang, erhab'ner, reiner
Als sonst uns Sang erschallt in diesen Tagen,
Und wenn wir ach! um edle Todte klagen,
Erklingt mit stolzer Namen Klang auch Deiner;

Denn von des Menschthums Würde tief durchdrungen,
Ein starker Rufer in der Zeit Sahara,
Hast Schönheit Du und Freiheit uns gesungen.

Du hast, mißachtend Scepter und Tiara,
Mit Freimuth Deines Geistes Schwert geschwungen,
Der Du den „Ziska" sangst und die „Sanfara".

Ernst Ziel.

Jean Jacques Rousseau als Musiker.

Von H. Ehrlich.

Die Kunstgeschichte bietet kein Lebensbild, in welchem die stärksten Gegensätze im Charakter wie in den äußerlichen Verhältnissen so übermächtig und so jäh wechselnd hervortreten, wie das von Jean Jaques Rousseau. Keiner ward so gelobt, geehrt, gepriesen, erhoben, Keiner getadelt, geschmäht, verfolgt, niedergetreten wie er. In alten und neuen Büchern ward bewiesen, daß all' sein Unglück aus seiner Schuld hervorgegangen ist. Und in nur sehr wenigen Schriften findet sich der schüchterne Versuch des Beweises, daß Rousseau's Mißgeschicke doch noch weit schwerer waren, als seine Schuld. Diese letztere beschönigen zu wollen, liegt unseren Absichten ferne; wir werden nur darzulegen versuchen, wie das Schicksal sich gefiel, fast gleichzeitig zwei Naturen zu schaffen, die vor dem Richterstuhl der Moral gleich schlecht bestehen: Rousseau und Voltaire, wie dieser in Glanz, Reichthum und Ruhm starb, und Jener fast vergessen in Armuth und Elend enden mußte.

In seinem lehrreichen, wenn auch oft weitschweifenden Buche, dem wir unsere Betrachtungen widmen,*) hat Professor Jansen sich die Aufgabe gestellt, Rousseau's Verdienste um die Musik darzuthun, sein Talent als Componist, als Textdichter und als musikalischer Schriftsteller; seinen Einfluß auf die richtige Auffassung der Tonkunst überhaupt, sein energisches Auftreten für Gluck; endlich seine merkwürdige Begabung für Notenabschreiben, das er in seinen letzten Lebensjahren als alleinige Erwerbsquelle pflegte. Die eigentliche Lebensgeschichte Rousseau's sowie seine Thätigkeit als Dichter, seine Hauptwerke, werden nur nebensächlich behandelt. Das Hauptgewicht der Darstellung liegt in der Waagschale des Musiklebens.

Durch die geschichtlichen Angaben und Aufschlüsse welche das Buch bringt, lernt man erst Rousseau ganz begreifen. Sein Hang zur Abenteuerlichkeit, seine Ueberspanntheit, seine Menschenscheu und krankhafte Stimmung in den letzten Lebensjahren wird erst ganz verständlich, wenn man erfährt, daß er bis zum 38. Jahre fast nur als Musiker gelebt hat, daß er von jedem anderen Berufe immer wieder zur Tonkunst zurückgekehrt war, und erst im vollen Mannesalter mit jener merkwürdigen Abhandlung über den Verderb der Moral durch die Künste hervortrat, die seinen Ruf als philosophischer Schriftsteller zuerst begründete und ihm so viele, und darunter manche nicht ungerechten Vorwürfe zugezogen hat.

Im Juni 1712 geboren, ward er im reformirten Glauben erzogen und erbte von der Mutter, die zehn Tage nach seiner Geburt starb, die Liebe zur Musik. Siebzehn Jahre alt, ging er ganz planlos auf die Wanderung, um als Musiker, als Troubadour, sein Glück zu versuchen. In Annecy findet er in der dreißig Jahre alten, aber noch schönen Frau von Warens eine Beschützerin, wie sie seine Troubadour-Phantasie nicht poetischer erdenken konnte. Sie sendete ihn nach Turin, wo er zum Katholicismus übertrat, und als er zu ihr zurückkehrte, ward sie ihm mehr als Beschützerin. Plötzlich verschwand sie aus Annecy und Rousseau tröstete sich mit ihrem Kammermädchen. Nach mancherlei Abenteuer — er wanderte bis nach Paris — verschaffte ihm Frau von Warens in Chambéry, wohin sie sich begeben hatte, eine Anstellung beim Kataster. Doch bald überkam ihn die Musik- und Wanderlust von Neuem, er ging mit großen Plänen nach Besançon; nach kurzer Zeit kam er wieder nach Chambéry und mußte nunmehr mit Unterrichtgeben seinen Lebensunterhalt gewinnen. Im Anfange gestalteten sich die Verhältnisse ganz leidlich; aber wenn man die Calvinistische Lehre von der Prädestination anwenden will, so kann man wohl sagen, es war Rousseau beschieden, niemals in guten Verhältnissen verweilen zu dürfen. Er wurde krank und mußte nach langen Leiden eine Anstellung als Erzieher in Lyon annehmen. Nun verliebte er sich wieder und ging nach Paris. Hier trug er sich lange mit dem Gedanken, eine neue Notenschrift zu verbreiten; die Denkschrift, welche er hierüber der Akademie unterbreitete, fand eine sehr kühle Aufnahme. Aber er fand Entschädigung auf anderer Seite; kam in Beziehungen zu einflußreichen Salons; die Damen nahmen lebhaften Antheil an ihm und Frau von Bosenval verschaffte ihm eine Stelle als Secretair des französischen Gesandten in Venedig. Nun ging es ihm wieder sehr gut bis (wir müssen hier dem Buche Jansen's unbedingt Glauben beimessen) der Neid und die Eifersucht gegen ihn rege wurden und selbst der Gesandte sich gemein und schlecht gegen ihn benahm. So verließ er die diplomatische Laufbahn. Wieder mußte er für das tägliche Brod sorgen — und wieder schien ihm das Glück zu lächeln. — Trotz aller Intriguen, trotz der wahrhaft teuflischen Bosheit, mit der ihn Rameau*) verfolgte, fand er als Musiker und als Schriftsteller Gönner und Beschützer. Und als seine Preisschrift über die von der Akademie in Dijon aufgestellte Frage erschien: Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste die Läuterung der Moral befördert habe? war er mit einem Schlage ein berühmter Mann. Die Entstehungsgeschichte dieser Schrift wird verschiedenartig erzählt. Rousseau behauptet, der Gedanke wäre ihm wie durch Eingebung auf einem Spaziergange nach Vincennes gekommen, wo er den „gefangenen Freund" Diderot besuchen wollte; der Letztgenannte dagegen hat erzählt, von ihm sei Rousseau

*) Jean Jacques Rousseau. Von Albert Jansen. Berlin, Georg Reimer.

*) Hier möge nun gleich ein Voltaire'sches Stücklein erwähnt werden. An einen Freund schrieb er: Rameau's Musik ist pedantisch und langweilig. Aber in der Oeffentlichkeit nannte er ihn den größten Musiker Frankreichs. Rousseau war höchst unzuverlässig in seinem Benehmen, launisch und reizbar — aber nie sprach er von Jemandem hinterrücks anders, als im directen Umgange.

Digitized by Google

der Rath gegeben worden, die Preisaufgabe im verneinenden Sinne zu lösen.

Eine Beleuchtung der Schrift widerspräche der Aufgabe dieses Artikels; nur im Vorübergehen sei der einen Bemerkung Diderot's gedacht, welche unter den vielen Entgegnungen das Richtigste getroffen hat. Er gesteht zu, daß die Cultur, die Künste und Wissenschaften der Moral manche Nachtheile gebracht haben mögen; aber wollte man sie deshalb zerstören, so wäre die Folge: „Die Laster würden uns verbleiben, und wir hätten die Unwissenheit obendrein".*)

Wenden wir uns wieder zu dem „Musiker" Rousseau. Nach Herausgabe der eben erwähnten Schrift fühlte er sich verpflichtet, nur mehr seinen moralischen Ueberzeugungen zu leben und verzichtete auf eine sehr einträgliche Stellung, die ihm ein Gönner verschafft hatte; er schrieb ihm: „Ich werde mein täglich Brod mir erarbeiten, und ich werde Mensch sein; ein höheres Loos gibt es nicht." Er kleidete sich auf das allereinfachste; und um „nie für Ruhm und Geld zu schreiben, sondern nur unter dem Drange seines Genius und im Dienste seiner idealen Aufgabe", wie sein Biograph sagt, wurde er Notencopist und schrieb täglich etwa 7 Seiten, um die zu seiner Existenz nothwendigen 40 Sous zu verdienen. „Bei dem Klange, den sein Name jetzt hatte, erwartete er gute Kundschaft", sagt das Buch weiter. Nun möchten wir wissen, was der abstracteste Idealist auf unsere folgende Behauptung entgegnen kann: Wenn ein allgemein anerkannter Schriftsteller und Musiker nur seiner idealen Aufgabe leben will, so mag er für seine geistigen Arbeiten die geringsten Ehrensolde verlangen, die seine Existenz sichern (und ihm allenfalls auch die Mittel an die Hand geben, seinen Kindern eine bescheidene Erziehung zu geben, anstatt sie ins Findelhaus zu schicken und nie mehr etwas von ihnen zu wissen). Aber die Arbeit des Notencopisten sich aufzuladen, bei welcher der Geist abgestumpft werden muß, sich zum Handlanger solcher Leute herzugeben, die ihm Aufträge ertheilten, um bei der Gelegenheit das Wunderthier zu sehen, — das ist nicht Idealismus sondern eitle Sucht nach dem Ungewöhnlichen. Weit besser, eines Mannes wie Rousseau würdig, war es, mit einem kleinen Einkommen sich irgendwo niederzulassen und fern vom Tagesgetriebe der „idealen Aufgabe" zu leben. Aber statt dessen blieb Rousseau in Paris und fing jeden Tag einen neuen Streit an, der mit der idealen Aufgabe in geringstem Zusammenhange stand; bald mit Voltaire (den er erst in den Himmel gehoben hatte) über die Pseudodelicatesse, dann mit Serre über musikalische, unwichtige Fragen, dann mit Rameau u. s. w.; daß es ihm überhaupt gar nicht möglich war, dieser „idealen Aufgabe" allein zu leben, beweisen am besten die zwei Werke, die am meisten Aufsehen erregten und ihm das meiste Geld eintrugen: sein Singspiel „le devin du village" und sein „dictionnaire de musique"; für das erste erhielt er neben einem Honorar der Académie de musique ein Geschenk von 50 Louisd'or von — — — der Marquise von Pompadour, welche in Fontainebleau die Rolle der Colette selbst gespielt hatte. Der Verfasser der Dijoner Preisschrift, der nur seinen Idealen leben wollte, nahm ein Geldgeschenk der Maitresse des nichtsnutzigsten Trägers einer Krone an, der je das monarchische Princip auf's tiefste erschüttert hat. Er schickt nun seiner ehemaligen Freundin Frau v. Warens ein Geldgeschenk, beschreibt ihr all' seine glänzenden Erfolge**) und rühmt sich zu gleicher Zeit, daß er „Notencopist geblieben sei, um unabhängig zu leben". — Nach seinen Kindern zu fragen, fiel ihm nicht ein.

Noch einer Bizarrerie müssen wir hier erwähnen, weil sie zeigt, wie vollständig haltlos Rousseau auch in seinen künstlerischen Angelegenheiten handelte. Er, der als Mitarbeiter der Encyklopädie seine Gegner mit den Waffen des Witzes und Wissens angriff, der da erklärte „la colere suffit et vaut un Apollon",*) der vom „Feuer des Hasses" sprach, wird von dem elenden Fréron und dessen Cumpanen Bonneval in hämischster Weise angegriffen, weil er, der Tugendheld, Opern und Lustspiele verfaßte und sich von dem Modemaler La Tour porträtiren ließ. Er schreibt „einen Brief, der ein Meisterstück ist" (wir citiren Jansen), „der die besten derartigen Leistungen von Voltaire an Witz erreicht und durch Bedeutsamkeit des Inhaltes übertrifft" — und — — er veröffentlicht ihn nicht — erst nach seinem Tode erschien das Schriftstück! Die „Selbstüberwindung", die Jansen als „bewunderungswürdig" preist, erscheint uns nur als eine muthlose Bizarrerie bei einem Manne, der die oben von ihm selbst bezeichnete Streitsucht nährte; wir würden die „Selbstüberwindung" bewunderungswürdig finden, wenn er früher niemals auf Angriffe geantwortet hätte. Aber im vorliegenden Falle war es fast Ehrenpflicht, solche „Insecten", wie er Fréron in seinen confessions nennt, abzuwehren.

Rousseau stand auf der Höhe seiner Berühmtheit durch das von ihm gedichtete und componirte Singspiel; da fiel ihm mit einem Male ein, sich in den Streit zwischen den Anhängern der italienischen Buffo-Oper (Pergolese, Leo, Rinaldo) und jenen der französischen Operettisten zu mischen. Im Anfange veröffentlichte er einen satyrischen Brief „eines Symphonisten der Königlichen Akademie an seine Collegen im Orchester", ein Meisterstück von treffendem Witze, das überall Anklang fand. Das genügte ihm jedoch nicht. Er schrieb seinen berühmten Brief über die französische Musik, worin er bewies, daß die französische Musik „weder Rhythmus noch Tactmaß noch Melodie" besitze, „weil die Sprache dem widerstrebt"; „daß der französische Gesang nur ein beständiges Gekläffe, daß die Harmonie dumm und ohne Ausdruck ist; daß die Franzosen keine Musik haben" u. s. w. u. s. w.

Mit diesen Worten (und wir geben nur einen oberflächlichen Auszug!) schließt seinen Brief der Mann, der kurz vorher „le devin du village" gedichtet und componirt hatte, und der später als der begeistertste Verehrer der französischen Oper Gluck's erschien. Er entschuldigte seine Heftigkeit, seine „erschreckende Rücksichtslosigkeit", wie sie Jansen nennt, freilich mit dem Paradoxon, daß nur einfältige Menschen behaupten könnten, daß die Liebe zum Guten bestimmen müßte, das Schlechte zu lieben." Aber diese Erklärung ist durchaus nicht stichhaltig. Denn erstens kann nicht gesagt werden, daß, wer die französische Sprache und Musik nicht so schlecht fand wie Rousseau, deswegen schon das Schlechte liebte; zweitens mußte es auch den besten, wärmsten Freunden des Verfassers sonderbar vorkommen, wenn er mit einer Schrift vortrat, die man in folgender Weise umschreiben könnte: Ich habe eben eine Oper gedichtet und componirt, die den größten Beifall gefunden und auch mir gefällt.**) Ich erkläre nunmehr, daß die Sprache, in welcher ich gedichtet habe, ganz und gar nicht für die Musik taugt, und daß die Musik der Componisten, welche Texte dieser Sprache erwählten, ein unharmonisches Gekläffe ist.

Eine Fluth von Entgegnungen erschien gegen den Brief; daß es auch an niedrigen Schmähungen nicht fehlte, war selbstverständlich. Darauf mußte Rousseau vorbereitet sein. Daß er wieder schwieg, daß er selbst die Angriffe Rameau's gegen die Herausgeber der „Encyclopädie" nicht abwehrte, mißbilligt selbst der sonst sehr nachsichtige Biograph; er sagt, Rousseau hätte es „als Pflicht empfinden" müssen, die Ehre der Männer zu vertheidigen, „welche ihn zum Mitarbeiter erkoren hatten, seine Freunde waren und so hochherzig für ihn einstanden". Aber statt diese Pflicht zu erfüllen, ging er nach

*) Viel schwächer hat der so witzige Voltaire in einer späteren Schrift das Theater gegen Rousseau vertheidigt, indem er auf Tamerlan und andere derartige Erscheinungen hinwies, die keine Bildung besaßen, daher auch das Theater nicht kannten und doch Wüthriche waren. Hätte Rousseau die Geschichte der italienischen Renaissance gekannt, so konnte er Voltaire beweisen, wie die allerschlimmsten Regenten jener Zeit die besten Freunde der Künstler waren, wie ein Cesare Borgia die tugendhafteste Frau der Zeit, Isabelle d'Este, am besten zu ehren gedachte, indem er ihr eine Statuette von Michel Angelo schenkte.

**) Wenn man Seite 171 die Beschreibung der Ehren liest, die Rousseau damals zu Theil wurden, wie er überall hoch gefeiert ward, so muß man an ein Fatum glauben, das diesen Mann zuerst in die glänzendste Höhe hob, um ihn dann — und theilweise unverschuldet — ganz tief zu erniedrigen!

*) Frei, aber dem Sinne nach am richtigsten übersetzt: Mein Dichtergott ist der Zorn.

**) Daß ihn der Erfolg sehr erfreute, gesteht er überall.

Digitized by Google

Genf und trat von der katholischen Kirche wieder zur reformirten zurück, um das durch seinen ersten Uebertritt verlorene Genfer Bürgerrecht wieder zu gewinnen. Gleichzeitig veröffentlichte er seine Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen, die sofort großes Aufsehen erregte, ihm von neuem Ehren und Ruhm brachte und die üble Wirkung des Briefes über die französische Musik fast vollständig beseitigte. Ueber die sieben Jahre, welche von dem Erscheinen der Abhandlung über die Ungleichheit bis zu dem des „Emile" verflossen, enthält die Biographie mehr Andeutungen als genaue Angaben. Nur in kurzen Sätzen berichtet sie, wie er in diesem Zwischenraume den Dictionnaire de musique schrieb, daß er immer mehr und mehr den unglückseligen Verfolgungswahn nährte, der seine letzten Lebensjahre so sehr verbitterte. Das fast wichtigste Ereigniß seines Lebens jener Zeit wird in zwei Zeilen abgethan: der vollständige Bruch mit den Encyclopädisten, seinen bisherigen besten Freunden und Beschützern. Wenn auch das Buch nur die Thätigkeit und das Wirken Rousseau's als Musiker behandeln will, so durfte dennoch unserer Ueberzeugung nach ein Ereigniß, welches eine gänzliche Umwandlung in der seiner literarischen und gesellschaftlichen Stellung herbeiführte, also den größten Einfluß auf seine seelischen Zustände ausüben mußte, nicht — ohne eingehende Prüfung — bloß angedeutet werden. Denn hier liegt ein psychologisches, mit den künstlerischen Anschauungen zusammenhängendes Problem vor, das dem Biographen Stoff genug gab zu eingehender Prüfung. Und wir bedauern, daß der sonst so gründliche Verfasser diese Prüfung unterlassen hat. Der Bruch Rousseau's mit den Encyclopädisten bedeutete nicht bloß eine Aenderung persönlicher Beziehungen. Er bedeutete das Verlassen der Grundsätze jener Männer, die mit den Waffen des Geistes für den möglichen Fortschritt, für die Entwickelung der Vernunft, für die Verbreitung der Bildung kämpften und wirkten und den Uebergang zu jenem aristokratischen Theile der Gesellschaft, die jeden Fortschritt, der dem Mittelstande zu Gute käme, mit ungünstigen Augen betrachtet, dagegen für jede poetische, unmöglich zu verwirklichende Utopie schwärmt, weil dieselbe nicht gefährlich ist. Daß der contrat social und solche Schriften zehnmal mehr zu den Gräueln der Revolution beitragen würden, als Alles, was die Encyclopädisten geschrieben, das ahnten freilich die neuen Freunde Rousseau's nicht. Auch änderte dieser Wechsel der Beziehungen nichts in seiner Lebensweise, noch in seiner Hypochondrie; sein Verfolgungswahn nahm zu, mußte ja zunehmen, da er nunmehr auch seine ältesten Freunde sich abwendig gemacht hatte. Das hinderte jedoch nicht, daß er als Componist mit einer Motette den größten Erfolg errang, daß sein Name wieder gepriesen ward, und Gelegenheit zu wahrer Befriedigung nicht fehlte.

Wir müssen die vielen Abhandlungen des fünften Buches der Biographie übergehen, von denen die „Rousseau und Gluck" und „Von Rousseau bis Richard Wagner"*) als die interessantesten hervorzuheben, während die vorhergehenden uns etwas lang erschienen sind. Wir wollen nur mehr den letzten Lebensjahren Rousseau's und seiner Thätigkeit während derselben einige Betrachtungen widmen.

Was immer gegen ihn und seine Sonderbarkeiten einzuwenden wäre — ein tiefes Mitleiden darf einem Manne nicht verweigert werden, der mit solchen Gaben, mit solchem Rufe nur im Noten-Copiren wahre Befriedigung fand. Mancher Leser wird dieses Wort vielleicht befremdlich finden; wir entgegnen: Wenn ein Mann wie Rousseau in sieben Jahren 11—12000 Seiten abschrieb, so muß er hierin eine Befriedigung gefunden, in diese Art der Beschäftigung mehr Eitelkeit gesetzt haben als in seinen Ruhm als Schriftsteller. Daß ehemalige Freunde wie Diderot und Grimm härter urtheilten, darf Niemanden Wunder nehmen. Denn auch die Besten unserer Zeit würden — und mit Recht — einen mit den höchsten Geistesgaben so reich Beschenkten hart tadeln, der, fähig, ja berufen, sich in ehrenhaftester Weise ein behagliches Dasein zu gestalten,*) das elendeste erwählt und zu gleicher Zeit an die Oeffentlichkeit appellirt, um für sich und seine Geliebte, Therese Levasseur, ein Asyl zu erbitten (Jansen citirt es S. 446); hier mußte eine vollkommen krankhafte Ueberreizung des Nervensystems vorherrschen. Und es war eine größere Befreiung von geistigen als von körperlichen Leiden, die ihm der Tod in der Einsiedelei von Ermenonville am 2. Julius 1778 brachte.

32 Tage vorher, am 30. Mai, war Voltaire in Paris gestorben, „von Rosen erstickt", wie er nach der „Apotheose"**) sagte, die ihm das Publikum am 30. März in der Akademie, auf den Straßen und zuletzt im Theater bereitete, als seine Büste auf der Bühne unter brausenden Vivats gekrönt wurde. Und hier sind wir auf den Punkt gelangt, wo eine Vergleichung der beiden merkwürdigen Männer angezeigt erscheint.

Rousseau und Voltaire haben beide viele Thaten gethan, die vor dem Richterstuhle der abstracten Moral unbedingt verwerflich, als Charakterlosigkeit höherer Potenz zu verurtheilen sind. Nur war Rousseau's Charakterlosigkeit meistens***) die Folge eines überreizten Idealismus, eines ungeregelten Gefühles; und „Ein leicht beweglich Herz ist ein elend Gut auf dieser Erde" hat schon der junge Goethe gesagt (Ode an Behrisch). Man kann mit vollem Recht behaupten, daß bei den meisten Charakterlosigkeiten Rousseau's seine Interessen gewiß nicht die Veranlassung waren; wenn er diese berücksichtigte, hätte er gewiß mit seinen Freunden, den Encyclopädisten, nicht so entschieden gebrochen und sie schmählich beleidigt, um in der aristokratischen Gesellschaft einen sehr zweifelhaften Ersatz zu suchen. Und er würde wenigstens seine Verbindungen mit dieser anders benutzt haben. Seine Haltung und seine Verkehrtheiten sind nur dann ganz erklärlich, sobald seine Gemüthsrichtung und die Zeit, in der er lebte, richtig ins Auge gefaßt werden. Jene Periode war die der Aufklärung, des Strebens nach Herrschaft des Geistes über die Vorurtheile, von denen Manches im Gemüthe wurzelte. Rousseau wollte in solcher Zeit der Mann der reinen Empfindungen, des Gemüthes sein, und so zu sagen aus diesem heraus die Welt umgestalten. Kein Wunder, daß er in Frankreich so oft anstieß, Andre oder sich selbst verletzte, und daß er zuletzt in Deutschland, wo damals die „Schöne Seelen"-Theorie im Schwange war, mehr Bewunderer fand, als im eigenen Lande.†) Bei Voltaire dagegen läßt sich nachweisen, daß die meisten seiner Charakterlosigkeiten aus Habsucht oder Neid entstanden

*) Unwillkürlich kam uns beim Anblicke der obenerwähnten Ueberschrift ein Satz aus unseren Tagebuch vom Jahre 1876 ins Gedächtniß: „Wie thöricht, aus den Schriften eines Mannes auf dessen Sinnesart, besonders aber auf seine Handlungsweise schließen zu wollen! Der Verfasser des „Emile", des Buches, das Erziehungsreform predigt, sandte seine Kinder ins Findelhaus; Richard Wagner predigt gegen den Luxus, preist das Volk als den einzigen Künstler der Zukunft, läßt die theueren seidenen Wandtapeten seines Wahnfried-Arbeitszimmers abreißen, durch andere ersetzen, um deren Farbe mit seiner Textstimmung in Einklang zu bringen. Und wer die sehr unhofmäßigen Ausdrücke liest, die Goethe in manchen seiner spätesten Gedichte niederschrieb, der mag sich den ernsthafteste Etiquette beobachtenden Geheimrath schwer vorstellen können."

*) Man lese auf S. 442—44 der Biographie die Darlegung der Besuche, welche Rousseau empfing, man urtheile, ob er im Stande war, sich eine ganz unabhängige Stellung zu schaffen, in welcher er nicht mehr gezwungen war, von der lästigen Neugier begafft zu werden.

**) Das Wort ist in Dav. Strauß' „Voltaire" auf dies Ereigniß angewendet. Wir folgen überhaupt in den weiteren Darlegungen dieser Biographie, weil sie die loberfüllteste ist.

***) Nicht immer — das Verhalten gegen seine Kinder erscheint uns durchaus verwerflich, trotz der platonischen Erklärung Jansens, die auf das 18. Jahrhundert nicht paßt.

†) Doch darf nicht vergessen werden, daß auch die edelsten deutschen Männer zu den größten Bewunderern Rousseau's gehörten. Höchst interessant war es uns, ein Urtheil Goethes über den Botaniker Rousseau zu lesen, das er zu einer Zeit schrieb, wo er alles Empfindsame schon lange abgestreift hatte (1824): „Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlechte verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet, und in echter geradsinniger Geisteskraft sich mit den stillwiegenden Naturkindern vertraut macht u. s. w." (Bildung und Umbildung organischer Naturen.)

Digitized by Google

sind; und wenn er sich einmal durch verletzte Eitelkeit, also durch ein Motiv, bei dem wenigstens eine gewisse sittliche Unterlage vermuthet werden kann, zu einer unbesonnenen That hinreißen ließ, so verstand er dabei immer, für seine Interessen eine kleine Hinterthür offen zu lassen. Es wäre jedoch ebenso ungerecht, Voltaire als einen schlechten Menschen hinzustellen, als es falsch wäre, Rousseau als einen unbedingt guten zu preisen. Es soll hier nur festgestellt werden, daß nicht die unmoralischen Thaten Rousseau's ihm so viel Feindschaft zugetragen haben, sondern die Schwächen, die Widersprüche, zu denen er sich manchmal durch Wandlung seiner moralischer Ueberzeugungen hinreißen ließ. Voltaire kam es gar nicht darauf an, eine von ihm verfaßte anonyme Schrift, die Anstoß erregte, gleich öffentlich mit allen möglichen Betheuerungen zu verleugnen, während er zu gleicher Zeit im Geheimen für deren stärkste Verbreitung sorgte und vielleicht eine neue, noch ärgere entwarf. Rousseau hat einige Male öffentlich seine früheren Ueberzeugungen widerrufen, aber niemals seine Meinung, geschweige denn seine Verfasserschaft versteckt. Und wenn ihn der gerechte Vorwurf trifft, daß er aus seinen geistigen Arbeiten nicht jenen Vortheil zog, den jeder Künstler schon um der Selbstbefriedigung willen anstreben soll; daß er aus Bizarrerie den Notencopisten abgab, um seine Existenz zu fristen, und sich tief erniedrigte, so kann man dagegen von Voltaire sagen, daß er kein Mittelchen zum Gelderwerbe verabsäumte, und sich immer als ein sehr, als ein zu gewandter Geschäftsmann bewährte. Daß er aber seinen Reichthum später benutzte, um einen kleinen, armen elenden Weiler, Ferney, zu einem behaglichen Wohnorte für zahlreiche arbeitsame Familien umzugestalten; und daß er mit dem ganzen Ansehen seines Namens, mit der ganzen Macht seiner Feder gegen die an den Familien Calas, Sirven und de la Barre verübten Grausamkeiten siegreich auftrat: das sichert ihm dankbare Unsterblichkeit; das beweist auch, wie ein Mann von scharfem Geiste und wenigem Gemüthe doch der Menschheit bessere Dienste zu leisten vermag als der idealistische reine Gemüthsmensch; jener sucht mit kluger Berechnung erst den richtigen Weg, dann aber schreitet er mit festem Schritte muthig auf das Ziel los; dieser folgt dem Drange des Herzens, stürzt in das Dickicht und muß verzweifelnd, von Dornen und Nesseln verwundet, umkehren, ohne ein Ziel gefunden zu haben. Er hat Anrecht auf unsere Bewunderung, auf unser tiefstes Mitgefühl, Jenem aber müssen wir Dank und Lob zollen, wenn wir ihm auch nicht Sympathie widmen.

Voltaire war bei all' seinen Perfidien immer liebenswürdig und beliebt, Rousseau war oft griesgrämig und unliebenswürdig, selbst wo er Treue und Verläßlichkeit bewies. Der Spötter Voltaire errichtete eine Kirche mit der übermüthigen Aufschrift „Deo erexit Voltaire". (Ueber den „reinen Religionseifer" lese man Strauß' Buch S. 282—83.) Er machte sich den Spaß, in seiner Kirche als Prediger aufzutreten; er schlug der Geistlichkeit überall ein Schnippchen, aber im Ganzen stand er auf leidlich gutem Fuße mit ihr. Und hätte er nicht die letzte Oelung verweigert, um „nicht wie ein Wagenrad geschmiert", in die andre Welt zu kommen, so hätte ihm irgend ein Würdenträger der Kirche eine schöne Leichenrede gehalten. Des wahrhaft frommen Rousseau bestes Werk wurde von Henkershand verbrannt, er selbst fand Jahre lang kaum ein Asyl vor den Verfolgungen der frommen Leute in Genf und Bern. — Doch genug!

Das Buch des Prof. Jansen ist ein sehr dankenswerther Beitrag sowohl zur Culturgeschichte als zur näheren Kenntniß von Rousseau's Streben und Wirken. Es ist die Frucht sorgsamsten Studiums aller Quellen. Wenn wir auch den Wunsch nicht unterdrücken können, daß der Verfasser die verschiedenen Quellen besser in ein einziges übersichtliches Becken leitete, daß er nicht so oft bald vor-, bald zurückgriff in seiner Darstellung und dem Ganzen mehr organische Entwickelung gab, so dürfen wir andererseits mit gutem Gewissen das Werk allen Freunden gewissenhaftester und gründlicher Forschung und ernsten Lesens empfehlen: und nur für solche ist es ja geschrieben worden.

Ein realistischer Roman.

Unter den neu aufgetauchten Talenten hat sich Hermann Heiberg in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine geachtete Stellung erworben. Schon sein erstes Auftreten war glücklich. In den feuilletonistischen „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" pflegte er mit Geschick das Gebiet der novellistischen Skizze, wobei er sich namentlich die skandinavischen Erzähler, vor Allen Kielland, zum Muster nahm. Die späteren Werke bestätigten sein eigenartiges Talent für die sentimental-sarkastische Schilderung des Kleinlebens, welche sich einerseits in scharfer Wiedergabe der Wirklichkeit gefällt, aber doch wieder einer gewissen romantischen Phantastik huldigt. Eine Geschichte, wie die „Goldene Schlange", ist in unserer Welt ebenso unmöglich, wie die märchenhafte Abenteuer-Stimmung in „Ausgetobt". Das Beste bot Heiberg jedenfalls in seinen sonst recht unerquicklichen „Ernsthaften Geschichten", zumal in der Erzählung von dem an eine alte Frau geketteten Ehemann, der sich in ein Verhältniß mit seiner Gouvernante einläßt. Was mich bisher abhielt, in den Chorus von Heiberg's Bewunderern, zu denen sogar auch sein engerer Landsmann und Freund Theodor Storm gehört, einzustimmen, war die rohe, geradezu schülerhafte Form, das wenig entwickelte Stilgefühl dieses Autors. Bei der Lesung seiner letzten Erzeugnisse ist kaum eine Seite von meinem auf stilistische und logische Schnitzer fahndenden Bleistift frei geblieben, und mehr als einmal war ich versucht, die sogar von einem Karl Frenzel gelobten Bücher ungeduldig wegzulegen.

In seinem neuesten Roman: „Apotheker Heinrich"[*]) hat sich das wesentlich gebessert. Die vorherige Veröffentlichung in einem Familienjournal scheint sehr wohlthätig auf das Werk eingewirkt zu haben, denn ich finde nur mehr wenige der sonst für Heiberg typischen Stilblüthen und anspruchsvoll aufgebauschten Gemeinplätze. Dafür zeigen sich alle seine Vorzüge in vollstem Lichte. „Apotheker Heinrich" ist ohne Zweifel Heiberg's bestes Buch.

Es ist eine Alltagsgeschichte, die sich mit wenigen Worten erzählen läßt. Der Apotheker Heinrich hilft dem Physikus von Kappeln in Schleswig aus einer financiellen Bedrängniß und knüpft daran die Bedingung, dafür die Hand seiner Tochter, der um zwanzig Jahre jüngeren Dora, zu erhalten. Das hübsche Mädchen, dessen Backfischjahre nicht ohne die üblichen Liebeleien abgelaufen sind, das aber brav und edel geblieben ist, weiß, daß sie ihr Herzensglück dem Wohl ihres Elternhauses zum Opfer bringen soll und reicht dem egoistischen alten Junggesellen, der „so groß, ja selten" gehandelt hat, nach kurzer Weigerung wirklich die Hand. Ihr ehelicher Jammer fängt schon auf der Hochzeitsreise an. Die Verbindung bleibt kinderlos, und auch dieser Umstand mag zu ihrem Unglück beitragen, woran Heiberg sonderbarerweise mit keinem Wort erinnert. Dora wird von Heinrich geistig unterdrückt, körperlich mißhandelt, zu Tode gequält. Einmal erkrankt Heinrich lebensgefährlich; seine Frau pflegt ihn voller Aufopferung, aber das ändert gar nichts; kaum gesund geworden, plagt er sie von Neuem. Sie bäumt sich auf, trotzt ihm, vernichtet ihn moralisch, aber sie muß den Schmerz erleben, daß ihre eigenen Eltern ihr Unrecht geben und zum Frieden mahnen. Zuletzt tritt die physische Folge ihrer seelischen Qualen ein. Beim Vogelschießen erblindet sie plötzlich. Der jähe Uebergang aus der Hitze in den feuchtkalten Bierkeller ist daran schuld, meinen die Leute, in Wirklichkeit aber ist es eine Folge des jahrelangen Weinens. Doch ihr Elend ist noch nicht zu Ende. Die unheilbar Erblindete kommt mit dem Geliebten ihrer Jugend noch einmal zusammen, aber er befindet sich auf der Hochzeitsreise. Als ihr fürchterliches Schicksal ihren unmenschlichen Gatten nicht rührt und weicher stimmt und die Mißhandlungen ihren Fortgang nehmen, da verliert die Dulderin endlich den letzten Rest Lebensmuth. Sie tastet sich in ein Schiff, stößt vom Lande und treibt in die See hinaus. Dann kniet sie nieder, erhebt betend die

*) Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

Arme zum Himmel und gleitet sanft in die Tiefe hinab. „Für eine Secunde durchdrang ein heiliger Schauer die Brust ihrer Freunde'" heißt es in Heiberg's überschwänglichster Manier, „denn wie ein überirdisches Wesen, das unwiderstehlich angezogen wird, zurückzutauchen in den goldenen Feuerquell des Lichtes, das einst seinen Lebensfunken weckte, tauchte die Gestalt ins Meer." Die Strafe, die den „herzlosen Schurken in der Apotheke" trifft, ist sehr gelinde. Heftige Stimmen, laute und versteckte Drohungen erheben sich, und diese werden so allgemein, daß von seiner Wahl zum Bürgermeister nicht mehr die Rede ist. Er verkauft sein Haus und Geschäft, verschwindet aus Kappeln, ohne Abschied zu nehmen

„Und büßet dort im fernen Land
Die Schuld als Tabaksfabrikant",

wie man bei diesem glaubwürdigen Pröbchen echt irdischer Gerechtigkeit mit pessimistischem Behagen schließen möchte.

In der Wahl seines Stoffes und zum Theil in dessen Behandlung zeigt sich Heiberg als echter Realist. Die exacte Schilderung der Wirklichkeit, so wie wir sie namentlich bei den Franzosen dieser Richtung, aus Balzac's Meisterwerken „Eugénie Grandet", „Les Parents pauvres" und „Père Goriot", aus Flaubert's „Madame Bovary" und namentlich aus Zola kennen, ist auch Heiberg's Ideal. Da wird jede überraschende Erfindung, jede außerordentliche Intrigue, jedes romantische und romanhafte Element aus der Dichtung verbannt. Was sich immer und überall hat begeben, das allein veraltet nie, könnte das Credo der Realisten und Naturalisten heißen. Sie gehen auch jeder Vergrößerung und Idealisirung aus dem Wege, zerfasern ihr Object in kleine Details und gießen die Lauge der pessimistischen Philosophie darüber aus. Das Alles trifft auch bei Heiberg's neuem Romane zu, besonders bei dem weitaus besseren ersten Theil. Die Schilderung der Backfischjahre ist vortrefflich. Hier möchte ich auch nicht einen Zug, keine Scene missen. Wie hübsch ist nicht die Schilderung des harmlosen Verhältnisses zu dem heimlich dichtenden August Semmler, dann das weniger harmlose zum Vetter Bernhard und dem alten Junggesellen Heinrich! Die Eintragungen des jungen Mädchens in ihr Tagebuch treffen in Ausdruck und Anschauung den Backfisch-Accent. Das Kirschenpflücken, die Nußernte, die Besteigung des Thurmes sind gute impressionistische Bilder, en plein air gemalt. Trefflich sind ferner die komischen Nebenhandlungen, wie der Krieg in der Apotheke zwischen den beiden Angestellten Schubye und Semmler, die Charakterköpfe des Provisors Tibertius und des vierfingrigen Gehülfen Kordes und die Musterkarte der Kappeler Honoratioren, wie denn auch die von Melisse, Majoran und Pfeffermünz durchduftete Atmosphäre des Apothekerhauses, der ganze trostlose Dunstkreis des kleinstädtischen Spießbürgerthums das Buch durchdringt. Hier stellt sich Heiberg fast ebenbürtig neben Flaubert's Schilderung des Apothekers Homais, welcher, die griechische Mütze auf dem Kopfe, seine Droguen mischt und stolz darauf ist, ihre lateinische und griechische Benamsung zu kennen, und der ganzen provinzialen Dummheit, an der Madame Bovary zu Grunde geht.

Heinrich und Dora sind anfangs psychologisch gut durchgeführt. Da fügt sich logisch Zug an Zug, und Heinrich's schlauer Egoismus z. B. wird schon von seinen ersten Begegnungen mit Dora und seiner Abfertigung Semmler's und Schubye's abgeleitet. Die Charakterzeichnung verschlimmert sich erst später, wobei es besonders störend wirkt, daß der Verfasser zu sehr gegen Heinrich Partei ergreift. Dieser ist entschieden ein Lump, aber nicht der Schuft, den Heiberg aus ihm macht. Nicht alle Züge, um derentwillen Heiberg ihn verdammt, sprechen gegen ihn. Daß Dora z. B. drei, sage drei Dutzend Billets dem Schmierenkomödianten abnimmt, ist ebenso geschmacklos als leichtsinnig und verdient Heinrich's Rüge vollauf. Auch ist Dora's Sentimentalität und ihre Sehnsucht nach dem Geliebten ihrer Jugend für einen praktischen Ehemann mit Recht unausstehlich. Schuld gegen Schuld gemessen, ist Dora nicht minder belastet als ihr unwürdiger Ehetyrann. Ueberhaupt hat Heiberg seine Heldin stark idealisirt. Der wahre Realist hätte sie viel logischer sich entwickeln lassen. Empfindsam und empfindlich, der Liebelei nicht abgeneigt, wie sie sich in ihren Backfischjahren zeigt, kann sie im Elend einer unglücklichen Ehe unmöglich zu einem solchen Dulderideal heranwachsen. Der Ehebruch ist die logische Consequenz derartiger Anlagen und Verhältnisse. Dazu ist aber Heiberg, der für deutsche Familienblätter schreibt, viel zu ängstlich, obgleich auch ihm der logische Schluß ganz klar ist. Einen Augenblick hat es fast den Anschein, als ob Dora sich für Tibertius etwas lebhafter interessirte, aber nein, bewahre der Himmel! sie fühlt nur höchst platonisch für ihn und unterstützt sogar seine Heirathscandidatur bei Christine Lassen. Ebenso erweckt die Begegnung mit August Semmler auf dem Trockenboden manche verwandte Erwartung, die sich nicht erfüllt, und nach der überschwänglichen Schilderung des Widersehens mit Bernhard wird man durch die Notiz überrascht und — beruhigt, daß der Vetter sich auf der Hochzeitsreise befinde und also an eine gute Lösung gar nicht mehr zu denken sei. Ein richtiger Realist wäre wohl schwerlich auf Heiberg's plumpen Effect mit Dora's Erblindung verfallen und hätte eher ihr häusliches Elend noch mehr ins Schwarze gezeichnet. Er hätte das intime Zusammenleben mit einem verabscheuten Gemahl gewiß mit reicherem physiologischen und psychologischen Detail ausgestattet. Vielleicht hätte Dora ein Kind geboren, und zu den Ehestandsqualen wäre auch noch der Kinderjammer gefügt worden. Heiberg erspart uns diese Martern, und wir danken ihm dafür. Dagegen ist eine Emma Bovary bei ihrem Selbstmord entschieden viel logischer, als Dora Heinrich. Jene nimmt aus dem Giftschranke des Apothekers Homais eine Dosis Arsenik, welche Dora, die in der That einmal daran denkt, viel bequemer haben könnte. Statt dessen tastet sich die Blinde melodramatisch in ein Schiff und ertrinkt. Dieser Unterschied bezeichnet ganz genau den Punkt, bis wohin der sentimentale Heiberg dem Realismus huldigt.

Mit der Haupthandlung sind einige mehr oder minder anmuthige Episoden verknüpft, wie die Liebe des vielleicht ursprünglich für Dora bestimmten Provisors Tibertius mit der Capitänstochter Christine und seine Kämpfe um ihren Besitz gegen die nur fürs Wasser schwärmende Capitänswittwe. Gegen den Schluß drängen sich auch zwei andere Nebenfiguren mit der Liebes-, Verlobungs- und Ehegeschichte des Barbiers Glitsch und der Schneiderin Mile Kuhlmann vor, die in dem Schützenkönigthum Glitsch's ihre Apotheose findet. Andere Nebenhandlungen sind weniger anmuthig und doch ebenso breit entwickelt. Heiberg trifft der Vorwurf, daß er die Bedeutung der einzelnen Scenen nicht abwägt. Ihm ist Alles gleichwerthig und gleich wichtig, und dadurch lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers ab und wirkt ermüdend. Auch die Einzelzüge, womit er zumal den Dialog ausstattet und die er gerne in Parenthese einfügt, mögen nur das Entzücken Derjenigen bilden, die nicht wissen, wie billig solche Anhäufung von Detail ist und daß dies keine besondere Beobachtungsgabe verlangt. Dabei führt Heiberg oft ganz gleichgültige Züge an, die nichts Charakteristisches haben. Dies gilt namentlich von einer unappetitlichen Gewohnheit Heinrichs, auf welche Heiberg immerfort zurückkommt. Einmal bleibt der Apotheker „noch eine Zeit lang nachdenklich gegen den Schreibtisch gelehnt, und während er nach einer schlechten Gewohnheit, die er neuerdings angenommen hatte, mit einem Schildpattfabricat (!) in den Zähnen stocherte, kamen ihm allerlei Gedanken." Ein andermal steht er, „die eine Hand mit Zahnstochern (?) beschäftigend, die andere in der Hosentasche bergend, mit seinem unbeweglichen Gesicht vor dem Ofen" und ein drittes Mal putzt er sich „während des Sprechens die Nägel und knipst ein Fingerwürzelchen (?) ab." Offenbar carikirt ist es aber, wenn von einem „einzigen spitzen, weißen, impertinenten Schneidezahn" gesagt wird, daß er zu lächeln schien. Dahin gehören auch gewisse immer wiederkehrende Bilder, die statt der angestrebten Anschaulichkeit nur den Eindruck der Dürftigkeit erwecken. So fliegt einmal „der zauberische Schatten des Liebesgottes" über die Gesichter; bald darauf fliegen „lustig schelmische (?) Geister" über Dora's Gesicht,

Digitized by Google

während „heimlich die Geister des Hauses in den Ecken sitzen und vergnügt kichern," und später umspielen abermals den Mund „reizende Geister der Schalkhaftigkeit." Auch sind Heiberg's Beiwörter selten von jener farbigen und plastischen Kraft, die der Realismus fordert. Nichtssagende Ausdrücke, wie „reizend" und „reizvoll" kehren immer wieder. Oder der Verfasser verfällt in seine alte Ueberschwänglichkeit, die so schlecht zu der realistischen Frische und Schärfe seiner Kleinmalerei paßt. Dann unterbricht er seine sonst anschaulichen und fesselnden Naturschilderungen, z. B. die schwungvolle des Schneesturms, mit den Ausrufen „Ah!" und „O!" und „Ha!" oder er geht ganz in Rührung unter und leistet die folgenden überspannten Stellen, die wie aus einem Blaustrumpfroman gezogen scheinen.

„Ah! Das litteſt Du, frommer lachender Himmel, mit Deinem goldenen Sonnenschein und Deinem Sommergepränge? So warfst Du in die heitere Luft Dein häßliches Grau und trafst Die, um die Deine Engel schon in sanfter Wehmuth sich härmten — — ?"

„O sündhafte Unnatur, die diese unschuldigen Augensterne vernichtet hatte, die den Spiegel einer solchen Seele zerstörte, die grausam und unerbittlich eines Kunstgebildes Zierde vernichtete. „O Du, Du" — stöhnte es dann so herzzerreißend, seelenzerrissen durch den Raum, daß selbst ein Teufel in allen seinen Fibern hätte erzittern müssen, wie hier ein Menschenleben zerfaserte — in Jammer zerfloß, sich auflöste, — hinstarb im letzten Aufzucken — —"

Derlei Stellen, die stimmungsvoll sein sollten, haben auch noch den Nachtheil, daß sie mit ihrer subjectiven Heftigkeit ein unkünstlerisches Sichvordrängen des Verfassers bedeuten. Im realistischen Roman soll sich aber der Schriftsteller nie zeigen, niemals in seinem Namen sprechen. „Die Moral von der Geschicht'" hat nur der Leser zu sprechen.

Theophil Zolling.

Karl V.

Von Bruno Gebhardt.

„Got hat uns ein iungs edliß blut zum haubt geben, damit viel hertzen zu groser guter hoffnung erweckt." Diese Worte Luther's sprechen die Stimmung des deutschen Volkes im Jahre 1520 aus; das „iungs edliß blut" war Karl V.

Die große Entscheidungsstunde hatte geschlagen, unter stürmischer Zustimmung seines Volkes hatte sich der Reformator von Rom losgesagt, der Kampf begann, dessen schicksalsschwere Gewalt auf Jahrhunderte hinaus die Geschicke Deutschlands, Europas bestimmte. In demselben Augenblick trat ein neuer Herrscher an die Spitze des Reiches, ein junger Mann von zwanzig Jahren, der in seiner Hand schon die Regierung über Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, die neuentdeckten Länder Amerikas und die Inseln Westindiens vereinigte. Als er jetzt nach langwierigen Intriguen zum Kaiser gewählt wurde, geschah es nicht zum wenigsten unter dem Druck der öffentlichen Meinung in Deutschland, unter dem Jubel der nationalbegeisterten Humanisten und der reformbegierigen Ritter, die in dem jungen Fürsten den Verwirklicher ihrer Wünsche und Pläne zu erhalten hofften. Mit seinem Regierungsantritt beginnt in der allgemein europäischen und in der deutschen Geschichte eine neue Epoche, mit deren Schilderung sich das Werk des Professors Hermann Baumgarten*) beschäftigt.

Es ist ein schwer Stück Arbeit, das der Straßburger Gelehrte begonnen hat, zu dem er aber, der treffliche Kenner deutscher und spanischer Geschichte, wie wenige Andere berufen ist. Die Literatur über diese Zeit ist außerordentlich reich, und doch wieder nicht reich genug, um wirkliche Vollständigkeit zu bieten; Quellen und Specialarbeiten existiren in Hülle und Fülle, und doch bleiben viele und wichtige Fragen ungelöst, weil das Material zu ihrer Beantwortung noch in den Archiven ruht. Sollte aber deswegen eine zusammenfassende Bearbeitung des Vorhandenen unterbleiben, weil noch keine Vollkommenheit zu erreichen ist? Sollte deswegen eine der wichtigsten und folgenschwersten Perioden in ihrem Zusammenhange für den Nichtfachmann unzugänglich bleiben, dem es nicht möglich ist, sich aus Monographien und Quellenpublicationen ein Bild zu componiren, während das einzige zusammenfassende Werk, Robertson's History of the reign of the emperor Charles V, im Jahre 1769 erschienen, längst veraltet ist? Gewiß nicht! Denn da wäre ja wirklich das Bessere der Feind des Guten. Wir unterschreiben mit Freude die Worte Baumgarten!s, die der nachhaltigsten Beherzigung werth sind: „Wenn die umfassendsten Publicationen, die scharfsinnigsten Forschungen Decennien hindurch so gut wie unbenutzt daliegen, wenn sie schließlich durch ihre Massenhaftigkeit sogar für den Historiker unerreichbar werden, der sich nicht in die Enge einiger Decennien einsperren mag, so ist das für das wirkliche historische Wissen wenig förderlich. Sie ins Grenzenlose zu vermehren, ohne den Versuch, die historische Summe aus diesen kostbaren Materialien zu ziehen, ist ein Unterfangen, das mit dem wahren Sinne wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche steht."

Eine unzweifelhafte Wahrheit! Wenn Ranke hätte warten wollen, bis das ganze Material für die Geschichte der Päpste lückenlos vorliege, sein bedeutendstes, in seinen Wirkungen so weit reichendes Werk wäre heute noch ungeschrieben. Die Geschichte ist eine Wissenschaft fürs Leben, nicht für die Gelehrtenstube. Bändereiche Publicationen von Chroniken und Actenstücken, die außer dem Gelehrten kein Mensch in die Hand nimmt, sind todter Stoff, der nicht aufs Leben wirken kann. Erst die auf diesem Material aufgebaute künstlerische Darstellung vermag über den gelehrten Kreis hinaus ihren Einfluß zu üben. Man sehe doch, worauf unsere großen Historiker ihre Ruhmestitel gründen: am wenigsten auf die Herbeischaffung des Materials, am meisten auf die zusammenfassende Darstellung. Sie ist die wahre Königsarbeit, während jene doch nur, wenn auch nothwendige, Kärrnerarbeit ist.

Die Zeit, in die Baumgarten's fesselnde Schilderung uns einführt, wird stets das höchste Interesse des Geschichtsfreundes erregen: sie ist die Geburtsstunde einer neuen Welt, die wir in ihrem Werden belauschen; wir betreten den Boden, in dem unsere politischen und kirchlichen Bildungen wurzeln, auf dem die moderne Cultur erwuchs.

Es war am 18. April des Jahres 1521, als Martin Luther vor Karl V. und dem versammelten Reichstage die von ihm verlangte Erklärung des Widerrufes verweigerte. Am folgenden Tage legte der Kaiser den Kurfürsten und Fürsten ein Schriftstück vor, in dem er auf das Energischste seinen Willen aussprach, die Ketzerei auszurotten. Es ist „das erste Schriftstück, von dem wir wissen, daß es das Erzeugniß seines eigenen Geistes war", es ist die erste selbstständige Regierungshandlung des jungen Fürsten. Wie war der einundzwanzigjährige Mann beschaffen, der diese Last von Kronen auf sich trug? Wir können nur wenig auf diese Frage antworten; wir wissen von seiner Jugend und seiner Erziehung so gut wie nichts — der einzige Charakterzug, der erkennbar hervortritt, ist eine streng kirchliche Gesinnung. Sie bewog ihn, der bis dahin in allen Angelegenheiten als ein bloßes Werkzeug in der Hand seiner Räthe erscheint, zu dieser Stellungnahme Luther und dem deutschen Volk gegenüber. Dahin waren in diesem Augenblick alle Hoffnungen, die ein in seinen Tiefen erregtes Volk auf ihn gesetzt hatte, dahin alle Erwartungen, die bei seiner Wahl in so lautem Jubel sich kundgethan. Aber wie hätte es anders sein können? Karl und Luther — „hier begegneten sich zwei Welten, die kein Verständniß für einander haben konnten. Der mächtigste Fürst der Erde, dessen Thun und Lassen die politische Berechnung vorschrieb, und der arme Mönch, der nur der Stimme seines Gewissens folgte; der Weltmonarch, der die Interessen von Nationen und Reichen gegen einander abzuwägen und zu wahren hat, und der schlichte deutsche Mann, der nur für sein

*) Geschichte Karl V. Erster Band. Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

deutsches Volk lebte und strebte; der Herrscher Spaniens, der in diesem Augenblicke sein Land von den furchtbarsten Revolutionsstürmen durchtobt sah und nun erkannte, was ein Volk, das seiner Banden sich gelöst, vermochte, und der kühne Stürmer, dessen Unterfangen alle feststehenden Gewalten zu erschüttern schien; der Enkel der katholischen Könige und deutschen Kaiser, der auf den Höhen der Menschheit geboren, und der Eislebener Bauernsohn, der aus den Tiefen des Volkes emporgestiegen war; der gläubige Schüler Adrian's von Utrecht und der gebannte Verfasser des Büchleins „Von der Freiheit eines Christenmenschen", — welch' stärkere, sich ausschließende Gegensätze sind denkbar? Und dennoch gibt es einen Berührungspunkt zwischen beiden Männern, die ihrer Zeit den Stempel aufdrückten! Auch bei Karl war es der innerste Trieb seines Herzens, der ihn gegen Luther aufstachelte, auch ihm war es Gewissenssache, so und nicht anders zu handeln, auch er folgte der Ueberzeugung, die in ihm lebte, und nicht der politischen Berechnung und kühlen Ueberlegung. Diese hätte ihn nach der ganzen Sachlage von der raschen That zurückhalten müssen, hätte ihn hemmen müssen, sich in einen feindlichen Gegensatz gegen den größten Theil des deutschen Volkes zu stellen. Denn in demselben Augenblicke, in dem er aussprach, an die Ausrottung der lutherischen Ketzerei seine „Reiche und Lande" zu setzen, wankten diese auf die gefährlichste Weise: in Spanien wüthete der furchtbarste Aufstand, der Krieg mit Frankreich stand vor der Thür, die italienischen Besitzungen waren bedroht, weder England noch der Papst schienen Hilfe bieten zu wollen, der Geldmangel stieg aufs Aeußerste, die deutschen Stände zeigten sich, wie immer, schwierig in ihren Bewilligungen, im Volke gährte es Verderben kündend — ein Moment der höchsten Gefährdung. Er ging vorüber, aber was während der ganzen Regierung des Kaisers sich zeigte, was alle seine großen Entwürfe lähmte, was ihn vor der Zeit in seinem Muthe und seiner Kraft brach, das trat schon damals zu Tage: „Seine Macht war zugleich seine Schwäche." Ein großer Eroberer, wie Alexander oder Napoleon, der Länder und Meere unterworfen hat und in eherne Fesseln schnürt, kann daran denken, eine Universalmonarchie zu errichten. Der Usurpator fragt nichts nach Volksrechten oder verbrieften Privilegien und braucht nichts danach zu fragen, seine eiserne Hand hält Alle gleichmäßig nieder, gleiche Knechtschaft für Alle, die sein Schwert traf, ist die Signatur seiner Herrschaft. Gewiß trägt ein solches Staatswesen den Keim des Todes in sich, gewiß zerfällt es mit dem Moment, in dem der Herrscher von der Weltbühne abtritt oder durch die erste Niederlage seine Schwäche verräth, aber immerhin vermag eine mächtige Persönlichkeit mit Gewalt zu wahren, was mit Gewalt errungen ist, vermag das Widerspiel entgegenstehender Interessen niederzuhalten, weil sie überhaupt keine Interessen aufkommen läßt.

Anders der Herrscher, der auf dem gesetzlichen Wege der Erbschaft oder Wahl auf den Thron gelangt. Er muß den Völkern ihr Recht lassen, damit sie sein Recht anerkennen, er muß das Gesetz erhalten, weil auf ihm seine Macht beruht. Man könnte fast das bekannte Wort modificiren und sagen: Ein Herrscher bewahrt sich seinen Staat nur durch die Mittel, durch die er ihn erlangt hat.

Karl V. war Herrscher über viele Staaten, aber er war kein Universalherrscher im eigentlichen Sinne. Wie ganz anders war seine Stellung in den Niederlanden, in Spanien, in Deutschland! Und waren denn die Interessen aller seinem Scepter untergebenen Länder so gleiche, daß eine einheitliche Politik für alle gelten, für alle segensreich sein konnte? Widerspricht sich nicht aufs Aeußerste, was für Deutschland nothwendig war, und was Spanien bedurfte? Welchen Nutzen konnte das deutsche Reich von einem Kriege mit Frankreich erwarten, zu dem doch die Erhaltung der spanischen Monarchie in ihrer Integrität gebieterisch drängte? Wie mußten die Niederlande den Frieden fordern, der um Neapels willen unmöglich war? Im Grunde genommen kümmerte sich allerdings die damalige Politik nicht darum, was die Interessen der Völker wünschenswerth machten, sondern was aus dynastischem Interesse rathsam war, und dieses heischte scheinbar Erweiterung der Macht. Doch der Begriff der Macht war in jener Zeit ein anderer als heute. Man hat oft Karl V. und seinen Gegner Franz I., ja schon Ferdinand den Katholischen, Maximilian und Ludwig XII. als Staatsmänner im modernen Sinne bezeichnet. Ihrem Wesen nach waren sie es, den Zielen ihrer Bestrebungen nach gewiß nicht, ihr Intriguiren und Diplomatisiren mag modern genannt werden können, ihre Zwecke waren mittelalterlich-romantisch. Die Politik jener Zeit war in erster Reihe Eroberungspolitik, die der modernen Zeit verfolgt eine einigende und befestigende Tendenz. Damals galt es ausschließlich, möglichst viele Länder und Völker unter einem Scepter zu vereinigen, ob auch die Länder territorial noch so weit getrennt waren, ob auch die Völker national noch so verschieden waren und ihre Lebensinteressen sich widersprachen; heute sieht man die Kraft eines Staates in seiner territorialen Geschlossenheit und nationalen Einheit. Welchen Werth konnte Frankreich, das damals unzweifelhaft der im Innern am meisten konsolidirte Staat war, auf den Besitz Neapels legen, der doch nur mit Aufwand der Mittel, die der französische Staat bot, zu erlangen und zu erhalten war, für ihn aber von wenig reellem Nutzen sein konnte? Dieses Machtstreben über die den Nationen gezogenen Grenzen hinaus ist der eigentliche Kern aller politischen Tendenzen jener Epoche, und es ist merkwürdig, selbst politische Köpfe wie Machiavelli und Comines waren in diesen Idealen befangen, wie Baumgarten trefflich in dem Capitel „Machiavelli und Luther" und in einem Excurs nachweist. Allerdings halten wir das berühmte sechsundzwanzigste Capitel im „Fürsten" nicht für so bedeutungslos in der ganzen Schrift wie unser Autor, aber wir stimmen seiner Auseinandersetzung bei, daß auch Machiavelli „für den Fürsten überhaupt Macht und zwar möglichst ausgedehnte, auch über fremde Völker sich erstreckende Macht als höchstes Ziel betrachtete und diesem Machtstreben alle übrigen politischen Interessen, Aufgaben und Pflichten unbedingt unterordnete". Aus diesem Streben gingen die Kämpfe um Italien hervor, dieses Streben leitete Karls V. europäische Politik, dieses Streben bedingte auch in der Folgezeit seine Stellung dem deutschen Protestantismus gegenüber.

Baumgarten's Buch führt die Erzählung bis zum Ausbruch des ersten französischen Krieges. Es ist auf Grund des gesammten gedruckten und theilweise auch ungedruckten Materials aufgebaut, ist fesselnd geschrieben und ein wahrer Gewinn unserer historischen Literatur. Wenn auch die rüstig fortschreitende Forschung manche Lücke noch ausfüllen wird, für manches Detail Nachträge bringen möge, das Werk wird, wenn es so fortgeht, wie es begonnen hat, für diese Zeit ein standard work bleiben, wie es von anderem Standpunkt aus Ranke's Reformationszeitalter ist. Angelo de Gubernatis glaubt in seiner storia della storia in der allerdings höchst oberflächlichen Uebersicht über die moderne deutsche Historiographie sagen zu dürfen: Talvolta a quegli eruditi manca il sentimento artistico necessario per colorire la vasta mole di documenti spesso inediti da essi scavati e raccolti. Zu der großen Reihe historischer Werke, die dieses Urtheil antiquirt erscheinen lassen, tritt nun auch Baumgartens Karl V., dessen Lectüre auch um seiner äußeren Form willen ein wahrer Genuß ist.

Feuilleton.

Wie Daniel ein Philister wurde.

Von Wilhelm Berger.

Dieser Tage fiel mir ein altes Bild in die Hände: die Photographie der Mitglieder eines Vereins, zu welchen auch ich gehörte, eines Vereins, der aus jugendlichem Enthusiasmus für das „Wahre, Gute und Schöne" geboren wurde und nach kurzer Blüthe langsam dahinsiechte, bis er gestorben war, Niemand wußte, wann. Gegenüber der, nach unserer Meinung, in rohen Materialismus versinkenden Gesellschaft hatten wir uns zusammengeschlossen; wir wollten unsere Seelen rein er-

Digitized by Google

halten von dem Staube der Werkeltagswelt, worin die Geschöpfe Gottes mit gebeugtem Rücken für des Lebens Nothdurft schaffen; wir wollten das Gemeine mit heiligem Eifer bekriegen, wo wir es antrafen; wir wollten —

Ich habe vergessen, was wir alles wollten. Du lieber Himmel: wir waren eben alle jung, recht jung. Die Jahre des Studiums lagen eben hinter uns; Keiner aus unserem Kreise hatte Ursache, es schon mit seinem Berufe ernst zu nehmen. In den Häusern unserer Eltern gab es dreimal täglich volle Schüsseln, und wo der eigene Verdienst nicht zu Bier und Cigarren reichte, half Vater oder Mutter dem hoffnungsvollen Sohne aus. Warum sollten wir da nicht an unserer Bildung arbeiten und uns zur Belehrung und Besserung unserer dumpf dahinlebenden Mitmenschen in einer späteren Zeit tauglich machen? Denn wir schmeichelten uns, daß wir, wenn wir nur erst in allen Stücken auf der Höhe unfehlbaren Wissens ständen, nebenbei auch auf unseren verschiedenen Arbeitsfeldern mit geringer Anstrengung Bedeutendes hervorbringen würden. Daß uns von den Lebenden Keiner imponirte, verstand sich von selbst; dafür aber pflegten wir den Cultus der großen Todten, denen wir uns innerlich verwandt fühlten.

Wir, sage ich. In Wirklichkeit aber gehörte ich meiner Sinnesart nach nicht zu jenen Schwärmern. Meinem Jugendfreunde Daniel Bollenius zuliebe, den ich aus der Tiefe der Schulclassen immer bewundert hatte, während er in der Höhe weiterrückte, war ich unter die Idealisten gegangen. Aus meiner Verehrung für ihn erlaubte er sich, zu schließen, daß ich zu einem höheren Streben inclinire, und meinte wahrscheinlich, mich, trotz meines langsamen Kopfes und meiner im Grunde realistischen Natur, für einen untergeordneten Posten in jener Phalanx großer Geister allmählich dressiren zu können, in welcher er für sich eine Führerstelle ausersehen hatte. Ich fühlte mich durch das Vertrauen des talentvollen Freundes geehrt; geduldig zog ich in die Versammlungen des Vereins zur „gegenseitigen Förderung geistiger Interessen" und ließ mir schöne Worte ohne Zahl in die Ohren schwirren, mit der Empfindung eines Hungrigen, der den Versuch macht, sich durch Gerüche zu sättigen.

Daniel Bollenius! — Unter seinen Vorfahren befand sich eine Anzahl von Männern, die sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet hatten. So erzählte mir Daniel häufig, und da er mir gleichzeitig alte Kupfer und Holzschnitte von ihren Gesichtern vorwies, die sich vor den Titelblättern vergilbter Bücher, meist theologischen Inhalts, befanden, so hatte ich keinen Grund, an der Wahrheit seiner Aussage zu zweifeln, obgleich von dem Inhalt jener Bücher niemals weiter die Rede war. Da nun die männlichen Mitglieder der Familie Bollenius, wie ersichtlich, auf irgend einem Felde der Forschung sich hervorzuthun pflegten — in früheren Generationen wenigstens — so war es nur natürlich, daß auch Daniel, als er seine lateinischen Aufgaben mit ungewöhnlicher Leichtigkeit bewältigte, von seinem Vater für den Gelehrtenstand bestimmt wurde, damit er Gelegenheit habe, die traditionelle Größe der Familie einmal wieder vor den Augen der Zeitgenossen aufzufrischen. Denn er selbst, Daniel's Vater, war, da ihm die lateinische Sprache nicht in den Kopf wollte, als ein unechter Bollenius unter die Handelsleute verwiesen worden und hatte später, fortgesetzt aus der Art schlagend, eine reiche Frau geheirathet, was bei keinem seiner gelehrten Ahnen vorgekommen war.

Daniel, welcher, einmal auf den richtigen Weg gebracht, frei seiner Neigung folgen durfte, hatte sich den Naturwissenschaften gewidmet. Er folgte darin nur dem allgemeinen Zuge, der in der Zeit lag, und der am leichtesten die jungen Köpfe mit sich fortriß. Daß er, nach vollendetem Studium, die Erforschung lebender Organismen zu seiner Specialität erwählte, geschah unter dem nachwirkenden Einflusse eines Lehres, dem er auf der Universität näher getreten war. In der Wissenschaft herrschte damals eine radicale Richtung; dem Naturforscher schien die Aufgabe gesetzt zu sein, nachzuweisen, daß alles Leben nichts weiter sei als ein chemischer Proceß und das Vorhandensein einer Seele nur eine haltlose Annahme. Alle Bemühungen strebten nach diesem Ziele; Entdeckungen, aus welchen keine Stütze für die Theorie der mechanischen Weltanschauung zu schmieden war, wurden für werthlos gehalten. Diese Strömung hatte nicht nur eine Menge von Denkern ergriffen, sondern sie hatte sich auch auf einen großen Theil der gebildeten Laien ausgedehnt. Die neue Lehre empfahl sich dadurch dem „gesunden Menschenverstande", daß sie aus der Welt alles Unbegreifliche allmählich zu beseitigen versprach, während allerdings aus eben diesem Grunde sämmtliche religiösen Gemüther sich dagegen empörten.

Als Daniel, ein Streiter für die Schrankenlosigkeit des menschlichen Erkenntnißvermögens so zelotisch wie nur Einer, eine Zeitlang im Hause seines Vaters in voller Muße mikroskopischen Forschungen obgelegen hatte, erschien das erste Buch Darwin's. Von dem Inhalte desselben erhielten wir in unserem Verein bald genug durch Daniel Kenntniß. Erwiesen schien ihm Alles, was nur als Hypothese gemeint war; aus den vorsichtigen Andeutungen des britischen Gelehrten zog er die kühnsten Schlüsse. Durch die Kraft seines Wortes, durch den Ton innerster Ueberzeugung in seinen Ausführungen machte er bald seine näheren Freunde, mit wenigen Ausnahmen, zu begeisterten Darwinianern, die keinen Anstand nahmen, sich ihrer Abstammung von einem unbekannten Uraffen öffentlich zu rühmen. Daniel wurde gedrängt, die Grundzüge der Entwicklungstheorie vor einem größeren Kreise darzulegen und ließ sich dazu, obgleich von verschiedenen Seiten gewarnt, bereit finden. Schon während seines Vortrags, zu welchem sich ein zahlreiches Publicum eingefunden hatte, erhob sich bei seinen weitgehendsten Behauptungen Murren und Widerspruch; nach demselben aber, als erst vereinzelte seiner Aeußerungen entstellt und verschärft von Mund zu Mund gegangen waren, brach ein Sturm der Entrüstung gegen den „Atheisten" aus. Die Localblätter, nachdem sie Berichte über Daniel's Rede gebracht hatten, worin die anstößigsten Stellen geschickt zu einem organischen Ganzen verbunden waren, öffneten ihre Spalten den giftigsten Einsendungen anonymer Wütheriche und zwangen unserem empörten Freunde eine Polemik auf, die er mit schärfster Feder führte, sehr zum Schaden seiner Sache und, leider, auch seines guten Rufs bei unsern lieben Mitbürgern. Denn diese, unbekannt mit der richtigen Behandlungsweise wissenschaftlicher Fragen, vermochten den Menschen Bollenius nicht von dem Forscher Bollenius zu trennen, und weil der Letztere zu der Meinung gekommen war, Pflanzen und Thiere hätten sich, ohne Zuthun einer höheren Macht, allmählich aus einem Klümpchen Schleim entwickelt, hielten sie den Ersteren für ein verabscheuungswürdiges Subject.

Daniel kam sich in diesem Kampfe vor wie Luther in Worms. „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir!" war ein Citat, dessen er sich häufig bediente. „Ich verfechte die Sache der Wahrheit gegen Wahn und Aberglauben", erklärte er uns. „Die Dunkelmänner haben mich in die Acht gethan; das Licht, das ich verbreiten möchte, stört sie in ihrem Eulenleben. Meinetwegen. Ich werde deshalb kein Jota ablassen von meiner Ueberzeugung. Träger neuer Ideen werden immer zuerst verketzert; ich theile nur das Loos früherer Reformatoren. Man zwang Galilei, gegen die Wahrheit seiner Lehre zu schwören. Er that es, der alte Mann, wenn er auch der Formel ein leises ‚Und sie bewegt sich doch' anhängte. Mich wird man nicht zwingen, zu widerrufen, niemals!"

In dem trotzigen Muthe unseres Freundes war etwas Heroisches, das uns entzückte. Indessen machte ich die befremdliche Wahrnehmung, daß gerade Diejenigen, welche Daniel gegenüber sein Vorgehen am lautesten billigten, sich zuerst langsam von ihm zurückzogen. Es ist wahr: der Druck von außen auf uns, seine Freunde, war ein starker. Dem Einen wurde ernstlich zu bedenken gegeben, daß er durch seine notorische Intimität mit einem Gottesläugner das Vertrauen verscherze, dessen er in seinem bürgerlichen Berufe nicht entbehren könne; den Andern bestürmten, zitternd für sein Seelenheil, weibliche Anverwandte, er möge den Umgang mit einem Sendling Beelzebub's einstellen. Widerstand führte zu Unfrieden, zu Entzweiungen mit wohlwollenden Erbtanten. Die Erwägung lag nahe, daß man immer noch denken könne, was man wolle, wenn man auch die Verbindung mit Daniel aufgebe und

Digitized by Google

mit dem Bekenntniß seiner innersten Ansichten vorsichtig zurückhalte.

Daniel bemerkte recht wohl, daß es um ihn her immer einsamer wurde. Grimmig schalt er auf die „Halben", die nicht den Muth ihrer Meinung hätten, die um weltlicher Vortheile willen auf das höchste Gut des Menschen, die geistige Freiheit, Verzicht leisteten. Wie sich seine Eltern seinen Anschauungen gegenüber verhielten, ist mir nicht genau bekannt geworden. Daraus indessen, daß er allmählich aufhörte, für die Tagespresse unserer frommen Stadt Artikel über die natürliche Zuchtwahl und den Kampf um das Dasein zu liefern und sich dafür in Specialforschungen über die Schwimmhäute der Wasservögel vertiefte, darf wohl geschlossen werden, daß auch in seinem Hause der kleine Krieg zwischen alten, bequemen Vorurtheilen und einer neuen, lästigen Idee entbrannt war und mit einem Waffenstillstand geendigt hatte.

Ueber meine Mitbürger, die damals Daniel mit allen erlaubten Mitteln das Leben sauer machten, wird man in den gegenwärtigen toleranten Zeiten natürlich mit Entrüstung den Kopf schütteln, als über bornirte Finsterlinge und Geistesverwandte spanischer Inquisitoren. Sehr mit Unrecht, wie mir scheint. Denn meine Mitbürger waren keineswegs unempfänglich für jenen Heroismus, der für eine Idee gegen die ganze Welt Front macht; sie bewunderten die Glaubenstreue der Christen vor sechszehnhundert Jahren; sie hatten Luther ein Standbild gesetzt und erboßten sich weidlich im Theater über Philipp's des Zweiten blutiges Vorgehen gegen den wackern Marquis Posa. Alle, ohne Ausnahme, waren fest davon überzeugt, daß Kopernikus, wenn sie nur seine Zeitgenossen gewesen wären, leichtes Spiel gehabt haben würde. Was er lehrte, war ja so leicht zu begreifen, so selbstverständlich; wie dumm mußten die Menschen im Mittelalter gewesen sein, um darüber ein solch gewaltiges Gezeter zu machen! Ueberhaupt bestand in der Meinung meiner Mitbürger zwischen den großen Revolutionären der Vergangenheit und dem lebenden Daniel Bollenius der Unterschied, daß Jene, wie auch dem blödesten Auge ersichtlich, Recht hatten, Dieser aber, wie ebenso klar zu bemerken, sich im Irrthum befand. Und deshalb war es gewiß nur zu billigen, wenn sie sich bemühten, mit allen gesetzlich gestatteten Zwangsmitteln den Irrenden auf ihren eigenen, und folglich richtigen Weg zu führen.

Mein Freund Daniel indessen, starrköpfig wie alle Fanatiker, bestand darauf, den seinigen zu gehen, und wenn derselbe zum Holzstoß führen sollte. Er gefiel sich darin, die Rolle eines Märtyrers für seine Ueberzeugung zu spielen, auch dann noch, als der Darwinismus bereits von der Tagesordnung verschwunden war und die Gemüther seiner Stadtgenossen sich mit einer andern, inzwischen „brennend" gewordenen Frage beschäftigten. Um jene Zeit veröffentlichte er in rascher Aufeinanderfolge einige Abhandlungen, worin er die aus seinen Specialforschungen gewonnenen Resultate seinen Fachgenossen mittheilte. Es drang daraufhin aus der Welt der Gelehrten in die Welt der Laien auf allerlei Umwegen die Kunde, daß Daniel Bollenius sich durch irgendwelche strengwissenschaftliche Arbeiten, über die Genaueres nicht bekannt wurde, einen Namen gemacht habe. Man fing wieder an, ihn mit einem gewissen Wohlwollen zu betrachten, als einen Menschen, der wohl etwas zu leisten im Stande sei, wenn er nur von seinen Schrullen lassen wollte. Sogar die Erbtanten von Daniel's ehemaligen Freunden hörten davon munkeln, daß er auf dem Gebiete der Ornithologie oder Entymologie — eins von beiden war es — sehr gediegene Kenntnisse besitze, und ließen sich zu dem Zugeständniß herbei, der junge Mann könne es vielleicht noch zu etwas bringen, nur müsse er bei seinem Leisten bleiben und nicht mit seinem Kopfe durch die Wand rennen wollen.

Daniel lachte spöttisch, als ihm hinterbracht wurde, daß man in den maßgebenden Kreisen anfange, einige Hoffnungen für seine Zukunft zu hegen. „Die selbzufriedenen, eingebildeten Narren!" rief er aus. „Als ob ich ein Anderer geworden wäre, jemals ein Anderer werden könnte! Sie werden zu mir herübertreten müssen, wenn sie Gemeinsamkeit mit mir haben wollen. Das erste Buch Mose trennt uns; sie müssen glauben lernen, daß Gottes Hauch im Protoplasma die erste lebendige Urzelle schuf, aus welcher seitdem durch Evolution geworden ist, was daraus werden mußte — dann erst können wir miteinander geistig verkehren. Warum sollten sie nicht? Ein Glaube ist so gut wie der andere, wenn vom Unbegreiflichen nur eine Dosis darin ist."

Noch befand sich Daniel auf dieser Höhe stolzen Selbstgefühls, als sein Vater plötzlich starb. In der Stadt hieß es gleich, er habe sich selbst das Leben genommen; nur suchte man vergebens nach dem Grunde für eine solche That. Bald genug wurde derselbe offenbar; Bollenius Senior, der nach seiner eigenen Aussage nur einen sicheren Handel von mäßigem Umfange trieb, um sich zu beschäftigen, hatte in Wirklichkeit durch diesen Handel, verbunden mit den Kosten eines liberalen Haushalts und den Ausgaben für seinen Sohn, das ihm von seiner Frau zugebrachte Vermögen bis auf einen geringfügigen Rest vergeudet. Sobald Daniel zur klaren Erkenntniß dieser Thatsache gelangte, begriff er, daß er darauf bedacht sein müsse, seine Kenntnisse zu verwerthen, um den Lebensunterhalt für sich und seine Mutter zu gewinnen. Am liebsten hätte er in einem anderen Orte eine Lehrerstelle angenommen; aber Frau Bollenius, ohnehin tief erschüttert, wollte davon nichts wissen. Sie bestand darauf, in ihrer Geburtsstadt, unter Freunden und Bekannten zu bleiben; an neue Menschen könne sie sich nicht mehr gewöhnen, erklärte sie. Und Daniel dürfe sie nicht verlassen; nachdem er so lange nach seinem Belieben gelebt habe, sei es jetzt seine Pflicht, sein Leben für eine Weile nach ihren Wünschen einzurichten. Um so leichter könne er dies, als sie ihm nicht lange zur Last fallen werde. Die gutmüthige, leichtlebige Frau, welche im Wohlstande von Niemandem Unbilliges verlangte und den realen Verhältnissen willig Rechnung trug, war plötzlich verdrießlich und eigensinnig geworden und verharrte, allen Argumenten gegenüber, in weinerlichem Tone bei ihrem Verlangen, mit Daniel zu bleiben, wo sie war.

Nun traf es sich, daß gerade die Stelle eines Conservators der städtischen naturwissenschaftlichen Sammlungen frei wurde. Dieselbe war nicht eben reichlich dotirt; die Communalbehörde rechnete darauf, daß der Conservator genügende Muße haben werde, um sich durch literarische Arbeiten das Salz zu seinem Brot zu verschaffen und war auch wohl überhaupt der Ansicht, daß ein Gelehrter nicht das Bedürfniß habe, so gut zu leben wie andere Menschen. Daniel würde, unter anderen Umständen, nicht daran gedacht haben, sich zu dieser Stelle zu melden; jetzt indessen, da seine Mutter nicht müde wurde, ihm zu versichern, daß diese Vacanz eine spezielle Veranstaltung der Vorsehung zu seinen Gunsten sei, und da er in der That in unserer Stadt keinen anderen Weg offen sah, um zu einer sichern Einnahme zu gelangen, — jetzt sah er sich genöthigt, als Bewerber aufzutreten. Leicht wurde ihm der Entschluß nicht. „Die Väter der Stadt sind gegen mich eingenommen", sagte er mir um jene Zeit, als ich ihn einmal zufällig traf. „Ich muß betteln; ich muß mich katechesiren lassen; Gevatter Schneider und Handschuhmacher werden sich nicht enthalten können, dem Supplikanten einige Belehrung über die correcte Stellung der Wissenschaft zum Leben zu geben. Ich will es leiden, ohne aufzumucken; die Noth ist mächtiger als wir Menschen, und es ist keine Schande, der Noth zu gehorchen."

Ich sah, wie es war: Daniel hatte sich bereits innerlich mit dem Joche abgefunden, das er sich auf den Nacken legen lassen wollte. Er hatte sich überredet, mit der Zwanglage, worin er sich befand, vor seinem Gewissen sich rechtfertigen zu können, wenn er schweigend die Demüthigung ertrug, sein Verhalten als Forscher und Denker der Beurtheilung des Krämerverstandes zu unterstellen. Mein alter Freund mißfiel mir. Wir Andern, von Jugend an mit dem Gedanken vertraut, daß wir als Erwachsene dem Gelderwerb nachzugehen hätten, sind zu entschuldigen, wenn wir uns den bestehenden Vorurtheilen fügen, als realen Mächten, mit denen wir zu rechnen haben. Während wir aber dazu erzogen werden, uns in den Organismus der bestehenden Gesellschaft einzugewöhnen, wird uns doch gleichzeitig eingeprägt, daß im Reiche des Gedankens Freiheit herrscht und daß Diejenigen, welche in diesem Reiche sich mit Aufsuchung der Wahrheit beschäftigen, dies ohne Rücksichtnahme auf ihr persönliches Wohlergehen thun

Digitized by Google

müssen. Für einen solchen Diener der Wahrheit hatte ich Daniel Bollenius gehalten; es that mir weh, als ich sah, daß er Miene machte, zu uns Anhängern des Nützlichkeitsprincips abzuschwenken.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Kunstgewerbliches.

Der Erfolg, den die früheren Schüler des Kunstgewerbemuseums mit der Ausstellung ihrer Aufnahmen im großen Lichthof davongetragen, spricht sich am Klarsten in der Thatsache aus, daß den beiden hervorragendsten, A. Kips und M. Koch, die Herstellung des großen Panoramas übertragen ist, das eine Zugabe zu der nächstjährigen internationalen Kunstausstellung in Berlin bilden soll. Als höchst zeitgemäßer Vorwurf ist eine Ansicht von Pergamon gewählt, und schon sind die Vorbereitungen im Gange. Studien an Ort und Stelle werden noch im Laufe dieses Sommers in Angriff genommen.

Wir haben schon in unserer neulichen Besprechung auf die Wichtigkeit der Reorganisation des kunstgewerblichen Unterrichts in Berlin hingewiesen, die ihre Gesammtresultate zum ersten Mal in übersichtlichem Bilde durch die Lehrlingsausstellung vorgeführt hat. Die Ausstellung im Gewerbemuseum, die eine wesentliche Ergänzung zu der Veranstaltung im Glaspalast bildet, spricht in ihrem officiellen Titel nur von Aufnahmen früherer Schüler. In der That geht der Umfang der ausgestellten Studien nicht über diese Grenze hinaus, obgleich der erste Eindruck ein andrer, namentlich auf dem Gebiete des Landschaftlichen, doch handelt es sich auch hier, so bildmäßig auch oft die Wirkung, nur um Studien. Eigene Compositionen blieben ausgeschlossen, doch wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man dies auf eine absichtliche Beschränkung im Programm schreibt, wie die Umstände sie erheischten.

Es ist ein Vergnügen, die gründliche Veränderung des Standpunktes gegenüber den kunstgewerblichen und architektonischen Erzeugnissen der Vergangenheit zu beobachten, den das umfangreiche Material von Aufnahmen aus allen Perioden bezeugt. Noch ist es nicht so lange her, da stellte man sich bei uns in Berlin allen Epochen mit dem Maßstab des Classicismus gegenüber. Was mit diesem gemessen werden konnte, war zulässig, was nicht aufging, wurde verworfen. Von einem berühmten Lehrer wird erzählt, er sei mit seinen Schülern in die Schlösser zu Charlottenburg und Potsdam gegangen, um den jungen Leuten zu demonstriren, wie verabscheuenswerth die Decorationsprincipien des vergangenen Jahrhunderts seien. Noch ist der Sturm von Entrüstung, noch sind die boshaften Witzworte nicht vergessen, die einer der jetzigen Führer unter den Architekten hervorrief, als er es zuerst wagte, dem strengen Hellenismus ganz schüchtern einige Elemente der italienischen Frührenaissance beizumischen. Schmiedeeisen und Holzconstruction standen unter dem Interdict. War es da ein Wunder, daß dieser Richtung auch das unbefangene Studium kunstgewerblicher und decorativer Leistungen, die aus selbstständigen, von der Antike unabhängigen Epochen stammten, unmöglich fiel?

Jetzt haben wir einen völligen Umschwung erlebt. Man naht sich dem Barock und Rococo, um die verpöntesten Stilarten zu nennen, nicht mehr als Richter, sondern sucht an ihren Erzeugnissen so unbefangen wie möglich zu erfahren, welche Wirkung beabsichtigt war, welcher practische Zweck erreicht werden sollte. Ebenso hingebend verhält man sich allen übrigen Epochen gegenüber, und so sehen wir im Lichthof des Gewerbemuseums friedlich nebeneinander Decorationen aus Pompeji und aus gothischer Zeit, Palast- und Kirchenausstattungen aller Wandlungen der Renaissance, das Barock und Rococo, Werke des nahen und fernen Orients und Naturstudien aller Art von dem Act bis zur Landschaft. Ueberall wird die Wiedergabe der absoluten Erscheinung in Form und Farbe angestrebt, so weit dies menschenmöglich ist. Hier besitzt ja unsere Zeit in der vervollkommneten Photographie ein ehedem ungeahntes Hülfsmittel zu objectivem Sehen.

Als Technik tritt fast unbeschränkt herrschend die Aquarelle auf. Auch das ist in Deutschland ein Fortschritt der jüngsten Zeit. Welch einen radicalen Umschwung in der Technik wie in der Naturanschauung seit fünfzig Jahren die mächtige Entwickelung der Aquarelle in England und Frankreich hervorgerufen, wird erst aus der Perspective kommender Geschlechter richtig beurtheilt werden können. Wir hinken nach, wie in den meisten künstlerischen Dingen. Aber auch bei uns hat das frische Naturstudium der Aquarelle zu einer intimeren Auffassung der Wirklichkeit geführt, auch bei uns hat die gänzlich heruntergekommene Oeltechnik bereits den Weg gründlicher Regeneration einschlagen müssen, und neben der abstracten Zeichnung, welcher die jüngstvergangene Epoche hnldigte, ist das Malen wieder zur Geltung gekommen.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Ausbildung der Aquarelltechnik eine der bedeutendsten künstlerischen Thaten unseres Jahrhunderts ist. In dem Sinne und Umfang, in welchem wir sie pflegen, existirte sie früher nicht, obgleich ihr Ursprung bis dicht in die Zeit hinabreicht, wo an die Stelle des Pergaments das Papier trat. Schon Dürer verwendet die Aquarelle genau wie wir und in staunenswerther Sicherheit. Seine Landschaften konnten erst wieder richtigt gewürdigt werden, seit wir selbst die Natur von verwandtem Standpunkt anschauen und mit denselben Mitteln zu bezwingen suchen. Später verschwand die Aquarelle zwar nie ganz aus dem Kreise der Darstellungsweisen, aber sie trat doch so sehr in den Hintergrund, daß man sich auf die einzelnen Fälle besinnen muß. Nur die niederländische Kunst des siebzehnten Jahrhunders, die ja auch zuerst die Radirung malerisch ausgebildet, hat uns Beispiele virtuoser Meisterschaft in der Aquarelltechnik hinterlassen, ich erinnere vor Allem an Landschaften des van der Velde. Auch die Künstler des Rococo wußten die Effecte der Wasserfarben sehr wohl auszunutzen, leider können wir nur aus ganz vereinzelten Prachtstücken schließen, was uns durch die Gleichgültigkeit des Classicismus an Werken des achtzehnten Jahrhunderts verloren gegangen.

Die früheren Schüler des Gewerbemuseums beherrschen die schwierige Technik zum Theil mit hoher Virtuosität und wenden sie auf allen Gebieten an. Stoffe, Decorationen, Fresken, Landschaften werden in gleicher Sicherheit fixirt. Von der Zaghaftigkeit der Farbengebung, die früher der Aquarelle in Deutschland anhaftete, ist keine Spur mehr vorhanden.

Unter den vielen Namen mögen nur drei an dieser Stelle hervorgehoben werden. Es sind Paul Klinka, dessen zahlreiche Aufnahmen von Decorationen italienischer Kirchen und Paläste ungemein fleißig durchgeführt sind, und vor Allen A. Kips und M. Koch.

Kips zeichnet sich durch außergewöhnlich feinentwickelte Farbenempfindung aus. Seine Aufnahmen aus Pompeji werden in ihrer unerhörten Treue allgemein bewundert und sind als wichtiges Lehrmaterial vom Kunstgewerbemuseum angekauft worden. Ebenso objectiv gibt er italienische Malereien der Frührenaissance und des Barock wieder und glänzt vor Allem in der Landschaft. Hier hat er, wenigstens in der Aquarelltechnik, unter unseren Künstlern wenig Rivalen. Er scheint während seines Aufenthaltes in Italien die reichentwickelte Technik der dortigen Aquarellisten studirt zu haben, hält sich aber von der etwas süßlichen Manier seiner Vorbilder vollkommen fern. Die große Anzahl seiner Studien beweist, daß es ihm ungewöhnlich flink von der Hand geht.

Max Koch hat schon seit längerer Zeit sich durch seine auszeichneten Aufnahmen kunstgewerblicher Alterthümer und der Decorationen des Barock und Rococo einen Namen gemacht. Auch ihm ist ein überaus lebendiges Formen- und Farbengefühl eigen. Bei den wundervollen sogenannten persisch-rhodisischen Fayencen aus dem Cluny-Museum in Paris glaubt man die Originale vor sich zu haben und mit derselben Sicherheit ist das Colorit der lichten Fresken des Tiepolo in Würzburg und im Palazzo Labbia in Venedig getroffen. Die Aufnahme der Fayencen hat ebenfalls das Kunstgewerbemuseum erworben. Paul Klinka hat vorzugsweise die Decorationen italienischer Kirchen und Paläste aller Perioden studirt.

Für die Benutzer der Sammlungen des Gewerbemuseums sind von

Digitized by Google

besonderem Interesse die zahlreichen im Auftrag des Museums ausgeführten Aufnahmen alter Prachtstoffe, die in ganz derselben Weise montirt wie die Originalstoffe mit diesen aufbewahrt werden. Auf diesem Wege ist das Museum dazu gelangt, für die Geschichte der Weberei und Ornamentik ein Material zusammenzubringen, wie es in der Fülle und Vollständigkeit nirgend wieder beisammen ist.

A. L.

Notizen.

Als nachträgliche Gaben zu der Nationalfeier, welche das deutsche Volk am 1. April beging, müssen wir zwei Broschüren erwähnen, deren Inhalt sie aus der ungeheuren Masse der für jenen Tag erscheinenden Literatur an die Oberfläche hebt. Die eine betitelt sich: Fürst Bismarck und die deutsche Landwirthschaft (Minden, Bruns' Verlag) und enthält die vier großen Reden, welche der Kanzler am 10., 12., 14. und 16. Februar 1885 im Reichstag über die Holz- und Kornzölle hielt, mit einem kurzen, einleitenden und verbindenden Texte. Die andere bringt eine gedankenreiche Festrede: Fürst Bismarck als Reformator des deutschen Geistes (Barmen, Wiemann), welche Karl Theodor Reinhold bei der in Barmen veranstalteten öffentlichen Feier des 70. Geburtstages des Reichskanzlers hielt. Unseren Lesern ist der Name des Festredners aus seinen Beiträgen für die „Gegenwart" allzu gut bekannt, als daß wir sie auf die Gediegenheit eines von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen Vortrages, dessen Erlös noch obendrein zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist, noch ausdrücklich hinzuweisen brauchten.

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Vierte Reihe. (Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.) Wie so manche unserer bedeutenden Feuilletonisten, hat auch der bekannte Münchener Kunstkritiker schon seit einiger Zeit seine einzeln veröffentlichten Aufsätze in Bücher zusammenzufassen begonnen und ihnen so die wohlverdiente Aussicht auf eine längerdauernde Aufmerksamkeit der lesenden Mit- und Nachwelt, als die Zeitungen zu gewähren vermögen, eröffnet. Pecht's Charakteristiken der großen Architekten und Maler unseres Jahrhunderts werden in der That auch in der ferneren Zukunft eine nicht geringe Werthschätzung beanspruchen können, denn sie bieten dem einstigen Kunsthistoriker ein überaus reiches Material für seine Forschungen dar. Der Münchener Feuilletonist schreibt immer mit dem Notizbuche in der Hand: er sucht sich den Stoff nicht aus Büchern zusammen, sondern er erlebt ihn selbst; fast alle die Männer, welche er schildert, hat er persönlich gekannt, ist mit ihnen täglich umgegangen, hat ihre Werke wenn nicht entstehen sehen, so doch immer durch die unmittelbarste Auffassung geprüft und kennt auch die intimsten Seiten ihres Schaffens und ihres Lebens. So kommt es, daß die Pecht'sche Schreibweise ungemein frisch, actuell und voll realer Beziehungen und Hinweise ist, wodurch auch bisher uns gänzlich unbekannte Gestalten für uns etwas Vertrauliches und Anheimelndes gewinnen. — Die vorliegende vierte Folge seiner Künstlerbiographien beansprucht durch ihr Hineingreifen in die unmittelbarste Gegenwart ein ganz besonderes Interesse. Wir begegnen in ihr den jüngeren Malern Anton von Werner, Arthur von Ramberg, Franz Winterhalter, Peter Janssen, Eduard Schleich, deren Werke uns so vertraut sind, ferner den älteren Friedrich Overbeck, Peter von Heß, Bernhard von Neher und Karl Rahl, finden den Schöpfer der classischen Bauten in Berlin, Schinkel, und den des modernen München, Leo v. Klenze, einander gegenüber gestellt und machen auch nähere Bekanntschaft mit den beiden Bildhauern Johannes Schilling und Ernst Hähnel, deren Namen ja heute oft genug genannt werden. Eine reiche Reihe von vertrauten Gestalten! Das Buch wird sich deshalb wohl, wie seine Vorgänger, einer recht günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

Offene Briefe und Antworten.

Victor Hugo und die Kinder.

Verehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen im Anschluß an Ihren Essay über Victor Hugo die Uebersetzung eines Gedichts aus der „Kunst, Großvater zu sein" zu unterbreiten, welches allerdings beweist, daß der greise Poet ab und zu noch den rührenden Kinderton zu treffen wußte.

LES ENFANTS PAUVRES.

Prenez garde à ce petit être;
Il est bien grand; il contient Dieu.
Les enfants sont, avant de naître,
Des lumières dans le ciel bleu.

Dieu nous les offre en sa largesse;
Ils viennent; Dieu nous en fait don;
Dans leur rire il met sa sagesse
Et dans leur baiser son pardon.

Leur douce clarté nous effleure.
Hélas! le bonheur est leur droit.
S'ils ont faim, le paradis pleure,
Et le ciel tremble, s'ils ont froid.

La misère de l'innocence
Accuse l'homme vicieux.
L'homme tient l'ange en sa puissance,
Oh! quel tonnerre au fond des cieux,

Quand Dieu, cherchant ces êtres frêles
Que dans l'ombre où nous sommeillons
Il nous envoie avec des ailes,
Les retrouve avec des haillons!

Die armen Kinder.

Mißachtet nicht dies kleine zarte Wesen:
O es ist groß, schließt in sich Gott den Herrn.
Eh' es die Erde sich zum Heim erlesen,
War es am blauen Himmelszelt ein Stern.

Will Gottes Güte uns ein Kleinod geben,
So kommt als ein Geschenk von ihm das Kind.
Des Kindes Lächeln ist der Allmacht Weben
Und seine Küsse Gottes Gnade sind.

Es hat ein Recht auf Glück, so sollt ihr wähnen,
Streift doch von ihrer Reinheit uns ein Strahl.
Wenn Kinder hungern, weint der Himmel Thränen,
Und, frieren sie, so bebt der Sel'gen Saal.

Daß Unschuld muß in's Elend niedersteigen,
Das klagt vor Gottes Thron die Sünder an;
Ein Engel gab den Menschen sich zu eigen:
Wie wird des Himmels Donner zürnen dann,

Wenn Gott die zarten Wesen sucht hienieden,
Und in dem Dunkel, das die Erd' erfüllt,
Sie, die auf Engelsflügeln von ihm schieden,
Hier wiedersieht, in Lumpen eingehüllt!

Gustav Dannehl.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Das jüdische Verbrecherthum
von **Dr. Ludw. Fuld.**
Preis: 1 Mark.
Auf amtl. statist. Material basirende, gegen E. v. Hartmann gerichtete Schrift.

Litter. Neuigkeit.
Soeben erschien im Verlage
von **Richter & Kappler**, Stuttgart
Alfred Graf Adelmann's
neuestes Werk
Beno Donzini.
Roman in 2 Bänden.
Elegant geheftet M. 7.— fein gebunden M. 8.50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.
Gesammelte
Essays und Charakterköpfe
zur neueren Philosophie und Literatur
von **Dr. Moritz Brasch.**
Bd. I. Essays. Preis M. 4,50.

Soeben erschien:
Methode
des
akademischen Studiums
von
Prof. Dr. Friedr. Harms.
Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Heinr. Wiese.
Preis 1 Mk. 60 Pf.
Leipzig. Th. Grieben's Verlag.

Soeben erschien:
Gustav Meyer, Dr. phil., Professor a. d. Univ. Graz,
Essays und Studien
zur
Sprachgeschichte und Volkskunde.
I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden Märchenkunde. III. Zur Kenntniß des Volksliedes. — 8°. VIII und 412 Seiten. Preis geh. Mk. 7,00, geb. Mk. 8,50.
Berlin W. — Verlag von Robert Oppenheim.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Die Erziehung
Friedrichs des Großen.
Aus dem Nachlaß
von
Ernst Bratuscheck.
Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Ed. Mätzner.**
Preis: 3 Mark.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Verdeutschungs-Wörterbuch
von
Daniel Sanders.
Preis 5 Mk.
Bestens empfohlen von hervorragenden Fachmännern in vielen in- und ausländischen Zeitschriften.
Verlag von **Otto Wigand**
in **Leipzig.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ALLGEMEINES STAATSRECHT.
Von
J. C. BLUNTSCHLI.
Sechste Auflage, durchgesehen von E. Loening.
gr. 8°. VIII u. 690 S. M. 10. —

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland
von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.
Von
Franz Anton Specht.
(Eine von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift.)
gr. 8°. XII und 411 Seiten. M. 8. —

Die Politik der Republik Venedig
während des dreissigjährigen Krieges
von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst.
II. Band: Die Befreiung des Veltlin und der Mantuaner Erbfolgekrieg.
gr. 8°. VIII und 359 Seiten. M. 6. —

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Ludwig Feuerbach.
Von C. N. Starcke,
Dr. phil.
gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals
für
Dr. Gustav Nachtigal.

Am 20. April d. J. starb an Bord Sr. Majestät Schiff „Möve" der deutsche Generalconsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal.

Was er als Mann der Wissenschaft in unermüdlichem Forschungstrieb, in todverachtender Kühnheit für die Erschließung des schwarzen Erdtheils in Gegenden, die noch keines Europäers Fuß betreten hatte, geleistet, ist weit über Deutschlands Grenzen anerkannt und für immer in den Annalen der geographischen Wissenschaft aufgezeichnet; was er als deutscher Mann und Patriot im Dienste seines Vaterlandes für dessen Ehre, Macht und Ausbreitung auf verantwortungsvollem Posten in standhafter Selbstverleugnung mit Tact und Geschick, mit Zähigkeit und Entschlossenheit gewirkt, hat ihm ebenso die ehrende Anerkennung seines Kaiserlichen Herrn — deren letzten Beweis er leider nicht mehr erleben sollte — wie die verehrende Achtung und Liebe seines Volkes erworben und seinen Namen Allen ins Herz geschrieben, die den Anfang deutscher Colonialpolitik mit Freude und Stolz begrüßten.

Wir erfüllen nur eine Dankespflicht, wenn wir das Andenken des hochverdienten Forschers und Patrioten nicht bloß im Herzen tragen, sondern auch äußerlich durch ein bleibendes Denkmal ehren.

In dieser Erwägung sind die Unterzeichneten zusammengetreten, um ihm in **Stendal,** der Hauptstadt seiner altmärkischen Heimat, das er selbst als seine Vaterstadt bezeichnet hat, wo sein Vater und er selbst auf dem Gymnasium die wissenschaftliche Vorbildung erhalten, wohin auch jetzt noch die Beziehungen seiner Angehörigen reichen, ein

Denkmal

zu errichten. Sie wenden sich daher an Alle, welchen Nachtigal's Andenken theuer ist, mit der ergebenen Bitte, durch Sammlung und Einsendung von Beiträgen diese ihre Gesinnung zu bethätigen.

Der Bankier G. Hemptenmacher in Stendal ist zur Annahme derselben bereit.

Im Juni 1885.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1885. Band XXVII.

CORNELL UNIVERSITY
JUL 15 1885
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Sonntagsfeier und Sonntagsarbeit. Von F. Boettcher, M. d. R. — Der gegenwärtige Stand der Cholerafrage. Von Dr. med. Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Alfred Meißner. Von Friedrich Schütz. — Georg Brandes. Von Wilhelm Goldbaum. — Ernesto Rossi als Schriftsteller. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Wie Daniel ein Philister wurde. Von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Gesammt-Gastspiel des Carl Schultze-Theaters. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Sonntagsfeier und Sonntagsarbeit.

Von F. Boettcher, M. d. R.

Solange es eine Geschichte der Menschheit geben wird, wird die mosaische Gesetzgebung ein Gegenstand höchster Bewunderung bleiben. Wie die unvergängliche Offenbarung der göttlichen Weisheit weht es uns aus ihr entgegen, fortwirkend durch die Jahrhunderte bis in die unmittelbare Gegenwart. Bedeutsamer und segensreicher aber ist keine ihrer Institutionen für die Menschheit geworden, als der Sabbath. Alle in der Geschichte aufgetretenen Völker haben religiöse Festtage gehabt, die zugleich eine Unterbrechung der Werktagsarbeit mit sich brachten; nirgend sonst aber findet sich die Wiederkehr des Ruhetages in derartig regelmäßigen, ganz gleich eingetheilten Perioden. Daß je der siebente Tag zur Ruhe und gemeinsamen Gottesverehrung bestimmt wurde — darin liegt die Eigenthümlichkeit und das Geheimniß des jüdischen Sabbaths.

Was hat man nicht Alles philosophirt über die Frage, warum der Gesetzgeber gerade den siebenten Tag gewählt habe! Thatsache ist, daß keine andere Eintheilung sich neben der jüdisch-christlichen Woche hat behaupten können. Sie entspricht offenbar am besten dem wirklichen Bedürfniß. Und welch' einem Bedürfniß! Daß sich die christliche Gesellschaft der antik-heidnischen an Dauerhaftigkeit so bedeutend überlegen zeigt, ist zu einem Theile sicherlich dem Sonntage zu verdanken.

Alles freilich, was dem mosaischen Volke der Sabbath gewesen, vermag uns der Sonntag nicht mehr zu sein. In einer Theokratie von so einfachen Verhältnissen mußten die religiösen und die staatlichen Angelegenheiten fortwährend in einander fließen. So war den alten Juden der Sabbath der Tag nicht nur der Erbauung des Herzens und der Erholung von der gewöhnlichen Arbeit, sondern auch der Berathung des öffentlichen Wohles, der Besorgung der Staatsgeschäfte, der Erziehung der Jugend zum Dienste des Vaterlandes. In dem complicirten Gemeinwesen unserer Tage finden diese letzteren Aufgaben ihre anderweitige Erfüllung. Nichtsdestoweniger ist der Sonntag auch für uns nicht hoch genug zu schätzen.

Wollte man lediglich das Bedürfniß einer regelmäßigen Erholung von der Arbeit ins Auge fassen, so könnte man der Ansicht sein, daß jeder beliebige Wochentag dazu geeignet wäre, daß also jeder Arbeitgeber sich einen solchen ganz nach seiner Bequemlichkeit, bezw. nach seinem individuellen **Vortheil** auswählen könnte. Dann würde der Eine heute seinen Rasttag haben, der Andere morgen, der Dritte übermorgen. An der Sonntagsfeier ist die Hauptsache die *Gemeinsamkeit*.

Daß der sonntägliche Gottesdienst ganz und gar auf diesem Princip beruht, bedarf nicht erst der Erwähnung. Aber auch die „weltliche" Seite der Sonntagsfeier hat ihr wesentliches Merkmal in der Gemeinsamkeit. Je härter der Mensch eine Zeit lang an eine einförmige Arbeit in eintöniger Umgebung gefesselt gewesen ist, um so stärker wird er am Ruhetage das Bedürfniß empfinden, aus der Enge seines gewohnten Daseins hinauszutreten, andere Leute zu sehen, mit ihnen über andere Dinge zu sprechen. Vollauf und durch alle Bevölkerungsschichten hindurch kann diesem Bedürfniß nur dann genügt werden, wenn das Volk an *einem* bestimmten Tage feiert. Das ist eben der Sonntag.

Unter diesem Gesichtspunkte hat derselbe für die Erhaltung und Förderung des socialen Friedens eine unermeßliche Bedeutung. In dem gemeinsamen Gottesdienste, der Reich und Arm, Hoch und Niedrig in demselben Raume und zu demselben Zwecke versammelt, liegt ohne Zweifel etwas tief Versöhnendes. Aber auch durch den übrigen Sonntag geht ein ähnlicher Zug der Gleichheit. Die Angehörigen der unteren Classen treten in ihren besseren Kleidern denen der oberen äußerlich näher, sie genießen mit ihnen dieselben oder doch ähnliche Vergnügungen, freuen sich mit ihnen derselben Naturschönheiten u. s. w. Kurz, auch der Aermste, der Geplagteste fühlt sich, wenn er den Sonntag feiert, im besten Sinne als Mensch, und dies Gefühl kann einen veredelnden, tröstenden Abglanz über die ganze Woche der Arbeit werfen.

Freilich, heutzutage wird solche Wirkung nur zu oft beeinträchtigt, theilweise sogar in ihr Gegentheil verkehrt durch das verhetzende, vergiftende Treiben einer gewissenlosen Demagogie. Aber auch auf der anderen Seite thut man nicht Alles, was man thun sollte. Die Vernachlässigung des Kirchenbesuches seitens der oberen Gesellschaftsschichten, wie sie namentlich in den evangelischen Landestheilen wahrgenommen wird, schmälert den social-versöhnenden Einfluß des Gottesdienstes. Nicht minder unrichtig ist es, wenn die oberen Classen sich von den allgemeinen sonntäglichen Vergnügungen vornehm zurückhalten zu sollen, wenn sie ihre eigene Erholung besser auf einen anderen Tag legen zu können meinen. So würde es z. B. sehr wünschenswerth sein, wenn in Berlin die Wohlhabenderen des Sonntagnachmittags, statt sich mit einem außergewöhnlich guten Diner und einer Spazierfahrt durch den Thiergarten zu begnügen, in erheblich größerer Anzahl, als es bis jetzt der Fall ist, die „Volksgärten" des Gesundbrunnens oder der Hasenhaide besuchen wollten. Und was könnte in kleineren Fabrikstädten nicht zur Milderung der socialen Gegensätze geschehen, wenn die Arbeitgeber sich ent-

Digitized by Google

schlössen, die Freuden des Sonntags mehr gemeinsam mit ihren Arbeitern zu theilen! Es ließe sich durchführen, ohne daß der eine Theil „sich etwas vergäbe" oder der andere sich „genirt" fühlte. Auch würde auf diesem Wege die vielbeklagte Verrohung der Vergnügungen am wirksamsten verhütet werden.

Bei so hoher Bedeutung des Sonntags ist es selbstverständlich das Interesse wie die Pflicht des Staates, diese Institution nicht verkümmern zu lassen. Nur kann er darin nicht so weit gehen, wie die mosaische Gesetzgebung. In ihr erscheint die Theilnahme an der Sabbathfeier, insbesondere an den Cultusverrichtungen, sowie die Enthaltung von der gewöhnlichen Arbeit als staatliche Pflicht. Unser auf ganz anderen Grundlagen beruhendes öffentliches Leben gesteht dem Staate eine so umfassende Zwangsbefugniß nicht zu. Die vollständige Freistellung der religiösen Bekenntnisse, ohne welche sich unsere Zeit nicht denken läßt, gestattet nicht, daß der Staat mit seinen Machtmitteln den Einzelnen zur Vornahme kirchlicher Handlungen zwinge. Ebenso würde ein staatliches Verbot jeglicher Erwerbsthätigkeit an einem bestimmten Tage mit den heutigen Begriffen von persönlicher Freiheit nicht verträglich sein. Dagegen rechtfertigt das Uebergewicht, welches die christlichen Confessionen thatsächlich besitzen, es durchaus, daß der Staat jede öffentliche Handlung verbietet, welche den Cultus derselben zu stören geeignet ist. Und ebenso rechtfertigt es die Rücksicht auf die Volksgesundheit, daß der Staat Alles thut, was er vermag, um dem arbeitenden Volke den Segen der sonntäglichen Erholung zugute kommen zu lassen.

Jenem kirchlichen Bedürfnisse haben die deutschen Einzelstaaten in ihren Gesetzen und Verordnungen über die Sonntagsheiligung stets Rechnung getragen. Dagegen ertönt heute aus allen Ecken und Enden der Vorwurf, daß für die Sicherung des Sonntags als eines Erholungstages für das arbeitende Volk die deutsche Gesetzgebung noch so gut wie nichts gethan habe. Nach jahrelanger Verwerthung dieses Themas für eine mehr oder weniger demagogische Agitation haben Ultramontane, Conservative und Socialdemokraten in der letzten Reichstagssession den Versuch einer praktischen legislatorischen Ausgestaltung desselben übernommen — freilich nur mit dem Erfolge, die entgegenstehenden Schwierigkeiten auf's Neue in recht grelle Beleuchtung gesetzt zu haben.

Unter dem Schwall der hochtönenden Phrasen, mit welchen die Angelegenheit auch im Reichstage behandelt wird, pflegt es zu einer nüchternen Erörterung der Fragen, in wie weit ein Bedürfniß für diesen Zweig des „Arbeiterschutzes" in unseren concreten Verhältnissen überhaupt vorliegt, und inwieweit dem Staate die Befriedigung desselben möglich ist, gar nicht zu kommen. Und doch dreht sich Alles um diesen Punkt. Ein Bedürfniß zu gesetzgeberischem Einschreiten kann nicht vorliegen bezüglich derjenigen Betriebe, denen das Arbeiten ohnehin durch die Vorschriften über die Sonntagsheiligung untersagt ist. Was sodann die Landwirthschaft anlangt, so wird, auch wo ein solches Verbot nicht in vollem Umfange bestehen sollte, der legislatorische Apparat schwerlich von irgend einer Seite in Anspruch genommen werden; denn bekanntermaßen werden in ganz Deutschland landwirthschaftliche Arbeiten, soweit sie nicht für die Viehhaltung und dergl. schlechterdings unvermeidlich sind, nur in Fällen äußerster Dringlichkeit vorgenommen. Auf gewerblichem Gebiete aber ist die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern, d. h. jungen Leuten bis zu sechszehn Jahren, in Fabriken an Sonn- und Festtagen schon jetzt verboten, und den Handwerkslehrlingen ist wenigstens die freie Zeit für den Kirchenbesuch garantirt. Es kommen also im Wesentlichen nur die erwachsenen gewerblichen Arbeiter in Frage. Bezüglich ihrer bestimmt die Gewerbeordnung, daß sie von den Unternehmern zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen nicht verpflichtet werden können. Der Gesetzgeber gibt dadurch dem Anspruche des Arbeiters auf Sonntagsruhe seine Sanction; aber er läßt den Gewerbeunternehmern, welche nicht von den Vorschriften über die Sonntagsheiligung betroffen werden, die Möglichkeit offen, Arbeiter, die freiwillig dazu bereit sind, an Sonn- und Festtagen arbeiten zu lassen.

Gegen diese Möglichkeit richten sich die Angriffe. Anzuerkennen ist, daß bei der wirthschaftlichen Abhängigkeit des Arbeiters vom Arbeitgeber die Bedingung der „Freiwilligkeit" leicht zum bloßen Scheine werden, daß der Arbeiter thatsächlich gegen seinen Willen zum Arbeiten am Sonntage gezwungen sein kann. In diesem Falle würde allerdings auf Grund der Pflicht des Staates, die Schwachen gegen ein selbstsüchtiges Ausbeutungssystem der Starken zu schützen, ein Einschreiten der öffentlichen Gewalt geboten erscheinen. Indeß wird dabei im Auge zu behalten sein, daß nicht gleichzeitig Diejenigen benachtheiligt werden dürfen, welche wirklich aus eigenem Antriebe Erwerb suchen.

Darin liegt der principielle Fehler der Beschlüsse, welche die clerical-conservativ-socialdemokratische Mehrheit in der betreffenden Reichstagscommission gefaßt hat. Nach denselben sollen gewerbliche Arbeiter an Sonn- und Festtagen überhaupt nicht beschäftigt werden. Warum nicht? Weil ihnen, sagte man, die Sonntagsruhe ein physisches und moralisches Bedürfniß ist, zu dessen Befriedigung sie selbst gegen ihren Willen gezwungen werden müssen. Nur begreift man dann nicht, warum der gleiche Zwang nicht auch gegenüber den selbstthätigen kleingewerblichen Unternehmern, ja gegenüber allen Arbeitenden, auch denjenigen der gelehrten Berufe, für welche zweifellos dasselbe Bedürfniß vorliegt, geübt werden soll. In einem Antrage auf ein allgemeines Verbot aller gewerblichen Arbeit an Sonn- und Festtagen ist dieser Gedanke in der Commission in der That einmal zum Ausdruck gekommen, man hat ihn aber alsbald wieder fallen lassen, weil man die Unzulässigkeit eines so tiefen staatlichen Eingriffes in die Privatverhältnisse einsah. Wo bleibt aber dann die Logik? Wenn eine derartige Bevormundung des für eigene Rechnung Arbeitenden unstatthaft ist, wie soll sie bei dem für fremde Rechnung Arbeitenden gerechtfertigt erscheinen? Will man consequent, will man gerecht sein, so darf ein staatliches Verbot der Beschäftigung erwachsener Arbeiter nur insoweit stattfinden, als die Letzteren selbst es verlangen.

Aber auch so umgrenzt, ist die Frage noch nicht erschöpft. Der Staat kann keinen Anspruch der Arbeiter auf das Verbot der sonntäglichen Beschäftigung anerkennen, bei — im Uebrigen erlaubten — Betrieben, welche ihrer Natur nach vorzugsweise auf den Sonntag angewiesen sind, oder überhaupt eine Unterbrechung bezw. einen Aufschub nicht gestatten. Von vornherein würden also Ausnahmen zu statuiren sein, von deren Menge man sich an der Hand der Verordnungen, die soeben in Oesterreich auf diesem Gebiete erlassen worden sind, eine Vorstellung machen kann. Des Weiteren ist zu berücksichtigen, daß die Controle der Durchführung eines Verbots der Sonntagsbeschäftigung in fast dem gesammten Kleingewerbe, einschließlich der Hausindustrie, eine baare Unmöglichkeit sein würde.

Es bleiben also, bei Licht besehen, als Gegenstand für ein neues gesetzliches Verbot der Sonntagsarbeit nur diejenigen Fabrikbetriebe, die nicht ohnehin durch die bestehenden Sonntagsvorschriften untersagt oder umgekehrt ihrer Natur nach unter allen Umständen erlaubt sind, auch diese jedoch nur betreffs derjenigen Arbeiter, welche ein solches Beschäftigungsverbot für sich verlangen. Hat Jemand nur eine annähernd deutliche Vorstellung von der Anzahl dieser Betriebe, dieser Arbeiter? Darüber müßte man doch zunächst im Klaren sein. Aber die von den Nationalliberalen beantragte Enquete hat die clerical-conservativ-socialdemokratische Mehrheit zurückgewiesen!

Von ihrem Standpunkte aus allerdings sehr kluger Weise. Denn eine nähere Untersuchung würde wahrscheinlich eine recht geringfügige Zahl von Arbeitern ergeben, denen durch ein ernstlich durchführbares Verbot der Sonntagsarbeit geholfen werden könnte. Aus den amtlichen Berichten der Fabrikinspectoren ist für die behaupteten „schreienden Mißstände" kein Anhaltspunkt zu entnehmen; sie wissen meistens nur anzugeben, daß Sonntagsarbeit außer in den naturgemäß unvermeidlichen Fällen und Betrieben so gut wie gar nicht vorkommt. In den Arbeiterkreisen werden die Klagen über Sonntagsbeschäftigung wohl ganz überwiegend aus denjenigen Gewerbszweigen stammen, die eben ihrer Natur nach die

Digitized by Google

Sonntagsarbeit nicht entbehren können. Diese wollten freilich auch die clerical-conservativ-socialdemokratischen Gesetzgeber von dem Verbote ausgenommen wissen. Aber die Festsetzung der Ausnahmen überließen sie dem Bundesrathe. Hätte nicht Fürst Bismarck sich mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit ihnen entgegengestellt, sie würden ihr „Sonntagsgesetz" im Plenum des Reichstages zur Annahme gebracht haben. Und dann wäre die Folge gewesen, daß die clerical-conservativ-socialdemokratische Majorität allen Sonntagsarbeitern als Wohlthäterin erschienen wäre, während der Bundesrath das Odium auf sich zu nehmen gehabt hätte, die meisten der erweckten Hoffnungen zu täuschen.

Man kann sich den leichtfertig-agitatorischen Charakter dieses ganzen gesetzgeberischen Vorgehens nicht besser veranschaulichen. Aber auf Seiten der Clericalen und Conservativen hat es doch noch einen anderen Beweggrund. So laut man auch den Arbeiterschutz im Munde führt, der eigentliche Zweck ist doch, die Menschen mit Hülfe des Staates wieder mehr in die Sphäre der Kirche zurückzuziehen. Man wird das Ziel auf diesem Wege nicht erreichen. Gewiß ist die zunehmende Entkirchlichung der Massen in den Städten zu beklagen; allein, wenn nicht die Kirche durch eigene Kraft, durch den Geist entgegenkommender Liebe sie zurückbringt, staatliche Zwangsmaßregeln, directe oder indirecte, werden es wahrhaftig nicht vermögen.

Maßgebender als alles Andere für die Gestaltung der Sonntagsfeier ist die Sitte, die Gewohnheit. Niemand wird behaupten wollen, daß Deutschland unter diesem Gesichtspunkte nichts zu wünschen übrig ließe. Ein gut Theil der Sonntagsarbeit im Handwerk und im Kleinhandel z. B. beruht lediglich auf schlechter Gewohnheit. Hier kann durch Beispiel und Belehrung viel gebessert werden, wie es thatsächlich auch bereits geschieht. Ueberhaupt könnten wir, wenn alle Schichten der Bevölkerung sich immer tiefer mit der Sache durchdrängen, aus dem Sonntag noch reicheren Gewinn ziehen als bisher. Aber die übertriebenen Declamationen von der „Verwüstung des deutschen Sonntags", mit denen besonders unsere protestantischen Fanatiker so freigebig sind, verdienen die derbste Zurückweisung. Man darf kühn behaupten: kein anderes Volk hat einen so das Gemüth ergreifenden Sonntag wie wir Deutschen. Noch heute, in dieser „materialistischen" Zeit, wird bei uns allerorten, in allen Schichten der Bevölkerung Uhland's mystisch-weihevolles Lied vom „Tag des Herrn" gesungen. Anderwärts wird man dergleichen vergebens suchen. Nein, das deutsche Volk im großen Ganzen hat noch ein tiefinneres Verständniß für den wunderbaren Segen des Sonntags, wenn es auch seine Empfindungen nicht gerade in die hochkirchliche Parteischablone hineinpressen lassen mag.

Der gegenwärtige Stand der Cholerafrage.

Von Dr. med. Moritz Alsberg.

Die zur Erörterung der Cholerafrage in der Reichshauptstadt zusammengetretene Conferenz, welche sich aus hervorragenden Vertretern der Deutschen medicinischen Wissenschaften und der Spaltpilzforschung zusammensetzte, hat vor Kurzem ihre Sitzungen geschlossen. Eine Einigung über die Frage: Wie haben wir uns das Zustandekommen der Ansteckung und die Verbreitung der Seuche vorzustellen? — eine Frage, welche naturgemäßerweise die Basis aller gegen die Verschleppung der Cholera zu ergreifenden Maßregeln bilden muß — ist bekanntlich nicht erzielt worden; es machten sich vielmehr bei den Verhandlungen der besagten Commission zwei verschiedene Anschauungen geltend, von denen die eine den contagiösen Charakter der Krankheit und die von Person zu Person stattfindende, resp. durch inficirte Gegenstände (Wäsche, Kleidungsstücke und dergl.) bewirkte Ansteckung als das wesentliche Moment betonte, während die andern den Einfluß des Erdbodens, sowie hiermit in Zusammenhang stehend die örtliche und zeitliche Disposition als den beim epidemischen Auftreten der Cholera besonders in Betracht zu ziehenden Factor hervorhob. Während die zuerst erwähnte Ansicht in Robert Koch ihren hervorragendsten Vertreter findet, wird die letztere Anschauung durch M. von Pettenkofer und einige andere durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der epidemiologischen (Entstehung und Verbreitung von Epidemien betreffenden) Forschung hochverdiente Persönlichkeiten befürwortet. — Bei Erwägung der Thatsachen und Umstände, welche für die eine oder die andere der besagten Ansichten sprechen, muß nun zunächst zugestanden werden, daß durch den Nachweis des im Darminhalt, stellenweise auch in der Darmwand von Choleraleichen, sowie in den Ausleerungen von Cholerakranken regelmäßig sich findenden kommaförmig gekrümmten Bacillus der Schluß, daß der besagte Spaltpilz den Krankheitserreger darstellt (wobei es einstweilen unentschieden bleiben darf, ob der besagte Pilz selbst das eigentliche Krankheitsagens darstellt oder ob derselbe erst ein Gift producirt, welches die Krankheitserscheinungen hervorruft), zwar nicht über allen Zweifel erhaben, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich gemacht ist — letzteres um so mehr, als auch die von Koch neuerdings mit Reinculturen angestellten Thierexperimente (Einspritzen von Kommabacillen enthaltenden Flüssigkeiten in den Magen von Meerschweinchen, die man zuvor durch Natronlösung und Opium für den krankheiterregenden Einfluß des besagten Spaltpilzes empfänglich gemacht hat) zu Gunsten dieser Annahme sprechen. Im Gegensatz zu Koch, welcher der Ansicht ist, daß im Blute und in den Organen von Cholerakranken und Choleraleichen keine Pilze zu finden seien, will zwar neuerdings Emmerich in neun von ihm zu Neapel beobachteten Cholerafällen aus den besagten Körpertheilen kurze stäbchenförmige Bacterien, welche er für die eigentlichen Krankheiterreger hält, gewonnen haben, während von Sehlen bei Untersuchung der Organe (Leber, Niere, Milz, Mesenterialdrüsen und Gehirn) von Choleraleichen vermittelst der Schnittmethode die nämlichen Spaltpilze aufgefunden haben will. Indessen dürfte den zuletzt erwähnten Untersuchungen gegenüber wohl die Frage berechtigt sein, ob Koch, der sich als zuverlässiger Beobachter und als Meister der zu Bacterien-Untersuchungen vor Allem erforderlichen Technik bewährt hat, derartige Organismen, wenn sie bei Cholerakranken oder in den Organen von Choleraleichen constant zu finden wären, übersehen haben würde, ob nicht vielmehr Emmerich's Stäbchen als bei nicht genügender Reinheit der Culturen accidentell auftretende Spaltpilze zu betrachten seien. —

Was ferner die schon oben berührte Frage nach der Entstehung der Choleraepidemien anlangt, so kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß die Verbreitung der Seuche unter gewissen Umständen durch Uebertragung von Person zu Person, resp. durch mit dem Bacillus inficirte Gegenstände zu Stande kommen wird. Wir sagen: unter gewissen Umständen; denn daß der soeben erwähnte Vorgang den gewöhnlichen Verbreitungsmodus darstellt — hiergegen spricht von vornherein Das, was von Koch selbst über die Natur des besagten Krankheitserregers festgestellt wurde. Da nämlich die Beobachtungen dieses Forschers ergeben haben, daß der Kommabacillus beim Austrocknen der Nährmedien innerhalb weniger Stunden völlig abstirbt und da anderseits Dauersporen (die mit großer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse begabten Fortpflanzungszellen, wie solche bei zahlreichen niederen Pilzen angetroffen werden) trotz der speciell auf diese Form des Pilzes gerichteten Untersuchungen nicht nachgewiesen werden konnten, so liegt der Schluß nahe, daß die Cholerabacillen nur in feuchtem Zustand verschleppt und dem menschlichen Körper wirksam einverleibt werden können. Aus letzterem Umstande würde aber, da Spaltpilze nur in trockenem Zustande der Athmungsluft sich beimischen und auf diese Weise Ansteckung hervorrufen können (in Flüssigkeiten oder auf feuchten Substanzen befindliche Bacterien haften, wie C. von Nägeli experimentell nachgewiesen hat, an diesen Substanzen und werden selbst durch starke Luftströmungen von denselben nicht losgerissen), weiter zu folgern sein, daß die Choleraerreger im Wesentlichen nur durch Einführung in Magen und Darmkanal, d. h. mit Trinkwasser oder Nahrung,

Digitized by Google

in den menschlichen Körper gelangen. Vorausgesetzt aber auch, daß eine Infektion von Trinkwasser oder von Speisen durch Cholerakranke, Choleradejectionen oder durch Gegenstände, an denen Cholerapilze haften, häufiger vorkäme als dies wahrscheinlich ist, so stellen sich der Annahme, daß der Verdauungscanal in der Regel die Eingangspforte für den Cholerapilz darstelle, auch insofern Bedenken entgegen, als durch Koch festgestellt wurde, daß das Wachsthum und die Vermehrung dieses Parasiten nur in alkalisch reagirenden Flüssigkeiten regelrecht erfolgt, woraus ferner zu schließen ist, daß der Säuregehalt des Magensaftes bei ungestörter Verdauung den Cholerapilz entweder zum Absterben bringen oder doch wenigstens seine Vermehrung innerhalb des Magens und Darmcanals verhindern müßte. Wenn daher auch, wie oben bemerkt, die Möglichkeit einer Ansteckung durch „Contagium" (Uebertragung des krankheiterregenden Pilzes von Person zu Person oder durch Vermittelung von inficirten Gegenständen) nicht in Abrede gestellt werden kann, so werden wir doch durch die soeben erwähnten Umstände zu dem Schlusse genöthigt, daß diese Art und Weise der Choleraverbreitung im Allgemeinen wohl nicht sehr häufig sich ereignen wird. Auch erhält die soeben erwähnte Folgerung ihre Bestätigung durch die Beobachtung, daß Aerzte, Krankenwärter und andere Personen, welche berufsmäßig mit Cholerakranken und Choleraleichen in Berührung kommen, doch im Ganzen nur sehr selten angesteckt werden.

Während also die im Vorhergehenden erwähnten Umstände zu dem Schlusse führen, daß die Verbreitung der Cholera durch „Contagium" keineswegs als die Regel, sondern vielmehr als ein exceptioneller Vorgang betrachtet werden muß, so ist andererseits zu berücksichtigen, daß die Beobachtungen, welche seit zwei Jahrzehnten von Pettenkofer und seinen Schülern über die dem Auftreten und der Verbreitung von Epidemien zu Grunde liegenden zeitlichen und örtlichen Bedingungen angestellt wurden, den Einfluß, welchen die Beschaffenheit des Erdbodens resp. der größere oder geringere Grad der Bodendurchfeuchtung auf das Auftreten und die Verbreitung der Cholera und anderer Seuchen ausüben, über allen Zweifel erhoben haben. Indem wir bezüglich aller diese Frage betreffenden Einzelheiten auf Das verweisen, was schon früher in diesem Blatte*) über die Beziehungen der Bodenpermeabilität und Bodendurchfeuchtung zu dem Auftreten von Epidemien bemerkt wurde, wollen wir hier nur daran erinnern, daß nach den Untersuchungen Cuningham's in Indien im Delta des Ganges und Brahmaputra die Frequenz der Cholera im umgekehrten Verhältniß steht zur Durchfeuchtung des Erdbodens durch die regenbringenden Monsunwinde und daß beispielsweise in Calcutta dieselbe während der heißen und trockenen Zeit (März und April) fünf Mal größer ist als während der heißen und nassen Zeit. So ist es ferner auch eine allgemein bekannte Thatsache, daß gewisse Städte und Ortschaften in Folge des Umstandes, daß sie auf einer für Spaltpilze undurchgängigen Fels- oder Erdschicht ruhen, auch in Zeiten, wo in benachbarten Städten und Ortschaften die Cholera auf's Heftigste grassirt, von der Seuche verschont bleiben; daß Lyon in Jahren, wo im übrigen Südfrankreich die Krankheit auf's Furchtbarste wüthete, trotz des ungehemmten Verkehrs mit von der Cholera inficirten Städten und ohne durch große Reinheit des Trinkwassers bevorzugt oder durch besondere sanitäre Maßregeln geschützt zu sein, dem unheimlichen asiatischen Gaste gegenüber seine Immunität behauptete; daß beim Auftreten der Seuche in München die epidemische Ausbreitung der Krankheit noch jedesmal vor dem Lehmrücken in Haidhausen Halt gemacht hat, obschon die Häuser auf ihm ebenso gebaut, eingerichtet und bewohnt sind wie die übrigen u. s. w. So weist endlich auch der Umstand, daß die in Kasernen, Gefangenanstalten u. dergl. auftretende Seuche nicht selten ihre Angriffe auf einen bestimmten Theil der betr. Gebäude beschränkt, während die Versorgung mit Trinkwasser, die Anlage der Aborte in allen Theilen des Gebäudes die nämliche ist, daraufhin, daß bei der Seuchenentstehung und Verbreitung gewisse locale Verhältnisse — nämlich die Beschaffenheit des Erdbodens, auf dem die betr. Gebäudetheile ruhen — den Ausschlag geben. — Um hier noch einer wissenschaftlichen Arbeit zu gedenken, welche zur Beantwortung der Frage, ob die Verbreitung der Cholera in contagiöser Form stattfinde oder ob dieselbe von der Beschaffenheit der Localität abhängig sei, Material liefert, so erhalten wir wichtige Information über die der Choleraverbreitung zu Grunde liegenden ursächlichen Momente durch ein soeben erschienenes Werk,*) in welchem der bereits erwähnte, seit 33 Jahren als Arzt und Medicinalbeamter in Indien thätige Dr. James Cuningham seine über die in Rede stehende Frage während dieses langen Zeitraumes gewonnenen Erfahrungen niedergelegt hat. In diesem Buche spricht Cuningham es unumwunden aus, daß Quarantänen, Inspectionen, Cordone, Isolirung der Cholerakranken und ähnliche Maßregeln sich in Indien ebenso wirkungslos erwiesen haben, „als ob man eine Reihe von Schildwachen gegen die Monsunwinde aufgestellt hätte"; derselbe hebt auch hervor, daß die Entwickelung des indischen Eisenbahnnetzes, von der man bei contagionistischer Auffassung der Choleraentstehung die einschneidendsten Folgen hätte erwarten sollen, thatsächlich auf örtliche und zeitliche Verbreitung der Cholera nicht den geringsten Einfluß ausgeübt hat, daß vielmehr in epidemischen Zeiten die Ausbreitung der Seuche in Richtungen erfolgt, welche mit den Verkehrslinien nicht zusammenfallen, ja sogar vielfach denselben entgegengesetzt sind und daß an einer und derselben Eisenbahn cholera-immune Orte — wie es deren in Indien ebensowohl wie in Europa gibt — mit solchen abwechseln, welche öfters von schweren Choleraepidemien heimgesucht werden. Auch sind, wie der besagte Gelehrte hervorhebt, die zeitweisen Choleraausbrüche an den indischen Wallfahrtorten ohne jeden Einfluß auf die Verbreitung der Seuche geblieben. Auf Grund der besagten und anderweitigen Erfahrungen sind denn Quarantänen und Cordone von der indischen Regierung geradezu verboten worden, weil sie eben nichts nützen und viele andere Nachtheile mit sich bringen. Auch hat sich als einzig erfolgreich — sofern ausführbar — beim Ausbruch der Cholera in Gefängnissen und Kasernen die zeitige Evacuation nach einem günstig gelegenen Platze erwiesen, selbst wenn man die ersten Cholerafälle mitnimmt und Proviant einschließlich des Trinkwassers vom Choleraorte her weiter bezieht. Ueberhaupt sollen nach den in Indien gemachten Erfahrungen die Choleraepidemien nie durch Trinkwasser verursacht werden und nur die sanitäre Verbesserung der für Cholera empfänglichen Orte — der „Choleralocalitäten" — wozu nicht nur Canalisation und Wasserversorgung, sondern überhaupt Fürsorge für Reinlichkeit, für gute Luft u. s. w. zu rechnen sind — Schutz gegen die Seuche versprechen.

So weit Cuningham — eine Autorität, deren auf langjährige im Heimathlande der Cholera gemachte Beobachtungen sich stützende Anschauungen wir hier anführen zu müssen glaubten, obwohl wir der Ansicht sind, daß gegen einzelne der von dem britischen Gelehrten aufgestellten Behauptungen — so vor Allem gegen die These, daß die Choleraepidemien niemals durch Trinkwasser hervorgerufen werden — gewichtige Einwände vorgebracht werden können. — Wenden wir uns von der Besprechung des Cuningham'schen Werkes noch einmal zurück zu Dem, was im Vorhergehenden über die der Entstehung und Verbreitung der Seuche zu Grunde liegenden Momente gesagt wurde, so drängen sich angesichts der Thatsache, daß einerseits die Verbreitung der Cholera durch Contagium keinesfalls als der gewöhnliche Vorgang zu betrachten ist, und daß andererseits der Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf die Entstehung und Verbreitung von Choleraepidemien nicht bezweifelt werden kann, obwohl der Kommabacillus bis jetzt im Erdboden noch nicht nachgewiesen wurde — angesichts dieses Sachverhalts drängen sich nunmehr die Fragen auf: Wie sind die soeben erwähnten Thatsachen mit einander in Einklang zu bringen? Gibt es eine Erklärung, welche, während sie den Kommabacillus als den Krankheits-

*) Vergl. den Artikel: „Der Erdboden und die menschliche Gesundheit" Bd. XXI Nr. 14 (8. April 1882.).

*) The Cholera. What can the state do to prevent it? Calcutta 1884.

Digitized by Google

erreger anerkennt, doch zugleich dem Umstande Rechnung trägt, daß der Erdboden auf die Entstehung und Verbreitung der Seuche einen Einfluß ausübt? — Eine solche Erklärung, welche geeignet ist, zwischen den beiden im Vorhergehenden dargelegten Anschauungen eine Uebereinstimmung herzustellen, gibt es nun allerdings — eine Theorie nämlich, welche von der Voraussetzung ausgeht, — daß der Cholerapilz als solcher im Erdboden noch gar nicht enthalten ist, daß vielmehr ein demselben verwandter Spaltpilz vom Erdboden aus dem menschlichen Körper zugeführt wird und sich erst in letzterem unter gewissen begünstigenden Umständen in den Choleraerreger verwandelt oder mit anderen Worten erst innerhalb des menschlichen Organismus krankheiterregende (pathogene) Eigenschaften annimmt. Was diese Erklärung anlangt, so entbehrt dieselbe freilich jeder Begründung, wenn man mit R. Koch und F. Cohn für die Constanz der Spaltpilzformen eintritt, d. h. annimmt, daß die einzelnen Spaltpilzarten morphologisch volle Selbstständigkeit besitzen und auch unter den verschiedensten Ernährungs- und Existenzbedingungen immer nur ihres Gleichen erzeugen. Dagegen gewinnt die Theorie einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man mit C. von Nägeli, W. Zopf, H. Buchner und anderen Pilzforschern der Ansicht ist, daß die verschiedenen Spaltpilzformen in einander übergehen oder wenn man gar mit dem zuerst erwähnten Gelehrten annimmt, daß alle parasitisch im menschlichen und thierischen Körper auftretenden Bacterien — also auch die krankheiterregenden Organismen — aus den gewöhnlichen, unschädlichen, saprophytischen Spaltpilzen (Fäulnißbacterien) hervorgehen. In der That häufen sich denn auch die Thatsachen, welche der Lehre von der Wandelbarkeit der Spaltpilzformen nach dem Substrat, wie sie W. Zopf in seiner binnen Kurzem in zweiter Auflage erschienenen Monographie*) durch nach Präparaten hergestellte Zeichnungen zu beweisen sucht, das Wort reden. Selbst wenn man den von H. Buchner vor einigen Jahren angestellten, zur Zeit noch nicht bestätigten Versuchen keine große Beweiskraft beilegen will — (derselbe behauptet, daß es ihm gelungen sei, die gewöhnlichen Heupilze durch Züchtung in gewissen Nährmedien in Milzbrandpilze umzuwandeln und umgekehrt letztere in Culturen dermaßen abzuschwächen, daß sie sich von den Heupilzen in keiner Weise unterscheiden) —, so gibt es doch noch anderweitige Beobachtungen, auf welche sich die Anhänger der zuletzt bezeichneten Lehre berufen können. So hat z. B. Grawitz gewöhnlichen Schimmelpilzen krankheiterregende Eigenschaften angezüchtet; so sind ferner die von dem hervorragenden Pilzforscher Oskar Brefeld neuerdings angestellten Untersuchungen — aus denen hervorgeht, daß die auf unserem Getreide schmarotzenden Brandpilze (Ustilagineen) durch Cultur in geeigneten Nährflüssigkeiten, wie z. B. in Mistdecocten, in Hefepilze (Saccharomyceten) umgewandelt werden können oder daß, was praktisch dasselbe ist, die Hefepilze nur ein bestimmtes Entwickelungsstadium der Brandpilze darstellen — wohl ebenfalls im Sinne der Nägeli-Zopf'schen Anschauung zu deuten. Wenn nämlich — so müssen wir argumentiren — die genetische Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft zwischen Pilzformen, die durch ihre botanischen Charaktere und ihre Existenzbedingungen so weit von einander abstehen wie Brandpilze und Hefepilze, als erwiesen gelten darf, so sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß die sich unter einander weit weniger unterscheidenden Spaltpilzformen durch Veränderung der Ernährung in ihren Eigenschaften modificirt resp. in einander übergeführt werden können. Auch sprechen, was speciell den Cholerapilz anlangt, die von Babesch neuerdings vorgenommenen Untersuchungen, über deren Ergebnisse R. Virchow in der vierten Sitzung der Choleraconferenz berichtete — (Babesch beobachtete langgestreckte und verhältnißmäßig breite Spirillen, welche in niederen Temperaturen entstehen, sich aber schnell wieder in die kurzen Kommabacillen überführen lassen, und ist zugleich der Ansicht, daß je nach der Verschiedenartigkeit der äußeren Bedingungen der Bacillus verschiedene Formen aufweise) — ebenfalls zu Gunsten der Annahme, daß auch für den Choleraerreger die Lehre von der Wandelbarkeit der Formen und Eigenschaften nach dem Substrat ihre Gültigkeit behaupte.

Muß es aber nach dem Gesagten als wahrscheinlich bezeichnet werden, daß ebenso wie hochorganisirte pflanzliche Organismen, so auch die Spaltpilze bei Veränderung der Existenzbedingungen Veränderungen ihrer Formen und Eigenschaften erleiden, so lassen sich der Vermuthung, die wir im Vorhergehenden aussprachen — nur als Vermuthung möchten wir dieselbe einstweilen betrachtet wissen — daß der Cholerapilz als solcher im Erdboden noch nicht existire, sondern erst aus einem innerhalb des menschlichen Körpers eine Umzüchtung erleidenden Pilze hervorgehe, keinerlei erhebliche Bedenken entgegenstellen. Die Thatsache des asiatischen Imports wäre dann wahrscheinlich so zu deuten, daß nicht der eigentliche Krankheiterreger, sondern vielmehr jene Pilzform, aus welcher der pathogene Pilz hervorgeht, aus dem Orient bei uns eingeführt, im Boden unserer Städte sich einniste und unter begünstigenden Umständen (beim Austrocknen gewisser Bodenschichten, wie es beim Sinken des Grundwasserstandes regelmäßig stattfindet) der Luft unserer Wohnungen sich mittheile und auf diese Weise Choleraausbrüche hervorrufe. Auch darf die Theorie von der Entstehung des Choleraerregers aus einer Spaltpilzform, welcher krankheiterregende Eigenschaften nicht zukommen, sich wohl auch auf die Thatsache berufen, daß Choleraepidemien bisweilen unter Umständen auftreten, wo an eine von inficirten Localitäten ausgehende Verschleppung der Seuche nicht gedacht werden kann.

Um zum Schluß über die Cholera-Schutzimpfung, wie sie neueren Nachrichten zufolge der spanische Arzt Dr. Ferran in Anwendung bringt, noch ein paar Worte zu sagen, so möchten wir davor warnen, sich in dieser Beziehung großen Erwartungen hinzugeben. Denn wenn auch die Herstellung eines abgeschwächten Cholera-virus an und für sich nicht unmöglich erscheint, so dürften doch, wie die von Koch über die Milzbrandimpfung Pasteur's angestellten Versuche beweisen, einer derartigen Procedur, wenn sie gefahrlos ausgeführt werden und doch zugleich ihren Zweck erreichen soll, sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

*) Die Spaltpilze. Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet von Dr. W. Zopf. 2. Auflage. Breslau, Verlag von E. Trewendt, 1884.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Alfred Meißner.

Von Friedrich Schütz.

Zu Füßen der Bregenzer Bergriesen, denen ewiger Schnee die ehrwürdigen Häupter krönt, dort, wo die silbernen Wogen des Bodensees deutsche und österreichische Erde umspülen, ist Alfred Meißner gestorben. Der Tod schloß sein sinnig-träumerisches Auge, beendigte völlig unerwartet die Laufbahn eines fahrenden Dichters, der unstät sich in aller Herren Ländern umhergetrieben hat, bis er in hohen Jahren eine Heimstätte des Glückes und der Ruhe fand. Alfred Meißner war 1822 zu Teplitz, in dem deutschen Theile Böhmens geboren. Mißstimmung der Teplitzer gegen seinen Vater, einen tüchtigen Mediciner, der das Herannahen der Cholera prophezeit hatte und hierdurch „eine Saison bedrohte", trieb die Familie nach Karlsbad. Im Waldgrün dieses Badeortes wuchsen Meißner's Jugendeindrücke. Nicht lange und das finstere Prag umfing ihn; Meißner sollte Medicin studiren. Er schleicht sich mißmuthig aus den Hörsälen der Prager Universität, die Poesie der alten Stadt lockt ihn, die moosbedeckten Steine ihrer Paläste werden lebendig und summen ihm verschollene Melodieen ins Ohr. Der Dichter Meißner wird geboren. Sein erster Sang ist ein Trutzlied, das zornig gegen die herrschende Macht des Tages schmettert, Meißner tritt

Digitized by Google

als politischer Dichter auf die Bühne, um es zeitlebens zu bleiben. In seinem „Zizka" hat er dem Hasse gegen die Tyrannei Roms Ausdruck gegeben, seine Dramen suchten — freilich vergebens — die Bühne für die Lösung socialer Probleme zu erobern, in seinen Romanen hat er seiner Zeit — seinem Vaterlande insbesondere — den Spiegel vorgehalten. „Schwarzgelb" und „Babel", die besten seiner erzählenden Werke, geben ein Bild Oesterreichs, des Staates, der durch Jahrhunderte vergeblich nach einheitlicher Gestaltung ringt, in dem heute noch Pfaffen- und Schranzenwesen mächtig die Entwickelung der Völker beeinflußen, Geist und Intelligenz in ewige Opposition gebannt erscheinen. „Ich werde", schreibt Meißner einem Freunde, „durch die Vorliebe, mit der ich meine Stoffe in Oesterreich suche, an die Maler erinnern, die nicht aus Luft und Licht moderner, städtischer Entwickelung ihre Motive holen, sondern sie nur draußen am finstern Walle finden können, wo der Strom des Lebens stockt, düstere, verfallene Ruinen in die Lüfte starren, Noth und Armuth ihr Viertel gefunden haben und uns hohläugig ansehen." Gewiß, sein Vaterland hat keinen aufrichtigern Tadler gefunden, als er gewesen. Von frühester Jugend auf war sein politisches Auge geschärft worden. Die deutsche Grenze lag seinem Vaterhause so nahe, es war so leicht, Vergleiche zu ziehen zwischen Oesterreich, das unter Metternich der höchste Ausdruck des Absolutismus und Ultramontanismus war, und Deutschland, das selbst im Bannkreise der Reaction ein Eldorado im Vergleiche mit den österreichischen Zuständen schien. „Der baare Absolutismus, die Herrschaft eines mit der Geistlichkeit verbündeten übermüthigen und eingebildeten Adels, der ewige Stillstand, die Verfolgung jeder freien Gedankenäußerung innerhalb der chinesischen Mauer, welche die Regierenden erbaut hatten, das argusäugige, Wort und Thun controlirende Polizeisystem, das war unser Vaterland." So klagte Meißner. Es zog ihn fort aus dieser so eigengearteten Welt, die sich innerhalb der schwarzgelben Pfähle entwickelt hatte. Er floh über die Grenze — aber bald tönte ein Lockruf, der gebieterisch Meißner's Wiederkehr ins Vaterland forderte. In Prag hatte das Volk die Macht der herrschenden Gewalten gebrochen, ein verhaßtes Joch abgeworfen, der Lärm der Revolution tobte in den Straßen. Meißner kehrte in seine Heimath zurück. Er wollte verkörpern helfen, was ihm als politischer Jugendtraum vorschwebte, Oesterreich den Bildungsverhältnissen Deutschlands nähern, Unterricht und Schule vom Drucke geistlicher Macht emancipiren, dem Worte eine Tribüne errichten, die Macht der verhaßten Censur brechen. Vorerst verbanden sich Deutsche und Czechen, aber bald schoß der nationale Gegensatz zwischen beiden Nationen in hellen Flammen auf. Die Frage, ob das Frankfurter Parlament zu beschicken sei, trennte die politisch Denkenden Böhmens in zwei Lager. Meißner war mit Hartmann in den Nationalausschuß, eine Art Regierung, die dem Statthalter an die Seite gesetzt war, gewählt worden. Beide legten ihre Mandate als Ausschußmitglieder nieder, als die Beschickung des frankfurter Parlamentes abgelehnt war. Deutsche und Czechen entsendeten nun eine Deputation nach Wien an die Regierung, ihren Standpunkt vor der Regierung zu vertreten.

Gleichzeitig reisten die Deputationen nach Wien und gleichzeitig wurden sie zum Minister Pillersdorf beordert. In dessen Vorzimmer trafen sich die „feindlichen Brüder." Die Einen hatten schwarzrothgoldene Cocarden aufgesteckt, die Anderen schmückten sich mit slavischen Farben. Wild kochte der Haß beider Parteien auf, vor den erstaunten Thürhütern begann eine erregte Debatte. Vergiftete, scharfgespitzte Pfeile flogen durch die Luft. Da tönt ein Glockenzeichen. Der Minister rief, die Diener liefen geschäftig hin und her, der deutschen Deputation Einlaß gewährend. Der Streit hatte ein Ende. Ein Theil dieser Vertretung wollte bis zum Kaiser gehen, um die deutsche Anschauung hier zur Geltung zu bringen. Kaiser Ferdinand verweigerte den Empfang. Man beschied die böhmische Vertretung zum Vater des nachmaligen Kaisers, zum Erzherzog Franz Karl. In der Verwirrung hatte man die Deutschen als „Böhmen" gemeldet. Der Erzherzog war gestimmt worden, den „slavischen Herren" Erfüllung ihres Wunsches zu verheißen. Nun sah die kaiserliche Hoheit Deutsche vor sich. „Sie san Deutsche!" meinte er verlegen und erstaunt, „ja und was wollen's?" Er hörte ruhig die deutsche Klage an und lächelte, wie von einem Alp befreit, als der Sprecher die deutsche Treue betonte. „Ja, ja", meinte er stockend, „gute, gute Unterthanen sans die Deutschen, i habs immer gsehn und immer glaubt. In Böhmen bin i halt nur in aner deutschen Stadt gwesen, in — Reichenberg." Man schilderte nun dem Erzherzog die deutsche Gesinnung des böhmischen Volkes in den Grenzbezirken, das lieber von Oesterreich sich losreißen, als seine deutsche Stammesart lassen würde. „Jeses", rief der Erzherzog im Tone größten Schreckens, „davor soll uns Gott bewahren, das wer ja entsetzlich, aber die Habsburger san ja auch Deutsche, gehns nur zum Pillersdorf und sagen sie ihms, er wird schon machen, es wird alles gehen und wieder gut werden, gehns nur zum Pillersdorf!" Nur wenige Monate, und eine Bewegung, die zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt hatte, war vernichtet. Meißner irrte, ein Flüchtiger, von Frankfurt, wo er begeistert den Berathungen des deutschen Parlamentes gefolgt war, an den Rhein, nach Brüssel und Paris, wo er in sein enges, oft von ihm geschildertes Verhältniß zu Heinrich Heine trat. In seiner Heimath wurde das Heer zum bewaffneten Arm des absoluten Monarchen. Zu schwach, auf den Schlachtfeldern Ungarns siegreich zu sein, war es doch stark genug im Kampfe gegen Demagogen und Revolutionäre. Das alte System, welches man völlig zusammengebrochen glaubte, suchte und fand neue Formen. Ein Heer von politischen Märtyrern wurde geschaffen. Auch Meißner wurde bedroht. Einer seiner Jugendfreunde, der Schriftsteller und Staatsanwalt W. A. Ambros, der dem neuen Zeitbrauche entsprechend fromm geworden war und täglich die Kirche aufsuchte, hatte einen Proceß gegen Meißner angestrengt, in dessen Dichtungen der reactionäre Staatsanwalt eine Unzahl von Verbrechen fand, aber eine freundliche Hand führte die Wolke der Gefahr an Meißner's Haupt glücklich vorüber. Der Proceß wurde niedergeschlagen. Meißner kehrte in die Heimath zurück. Er ließ sich in Prag nieder. Der Jammer des Absolutismus zwang Deutsche und Czechen zu einem Compromiß.

Die interessanteren Individualitäten beider Nationen suchten sich einander zu nähern. Täglich fand man sich in bunter Gesellschaft: Schriftsteller, Künstler, Advocaten, Schauspieler. Das Gespräch suchte nach hoffnungskündenden Ereignissen, die Abhülfe der drückenden Verhältnisse versprachen. Meißner war einer der Führenden dieses Kreises geworden; neben ihm that sich Palazky, der Historiker, Rieger, der spätere Czechenführer hervor, unter den Schauspielern, die sich regelmäßig eingefunden hatten, fiel die scharfgeschnittene Physiognomie Wolf's auf, der später als Nachfolger Laube's ans Burgtheater berufen wurde. Täglich hatte durch acht Jahre dieser Kreis von Gesinnungsgenossen sich für Stunden zusammengefunden, seinen Rednern, die mit zugespitzten Lippen das Wort leise vor sich hin lispelten, lauschend, ängstlich die Nachbartische beobachtend, an denen regelmäßig zwei oder drei Geheimpolizisten als Vertreter der Regierung Platz genommen hatten.

Die Ereignisse in Italien gegen Ende der fünziger Jahre sprengten diesen Kreis. Oesterreich hatte wieder die Freiheit versprochen, erhalten, und wieder standen sich Deutsche und Czechen in Böhmen feindlich gegenüber. Meißner trat heftig gegen Bestrebungen und Absichten der Czechen in Böhmen auf. In einer Novelle voll beißenden Humors schilderte er die Lage der Deutschen in Böhmen. Er erzählt die Leiden eines deutschen Hausherrn, dem sein czechischer Miethsherr das Leben vergällt und zum Usurpator und Bedrücker wird. Meißner hatte die Genugthuung, sich bald vom Hasse der nationalen Gegner verfolgt zu sehen. Für Augenblicke beschwichtigten sich die Wogen nationalen Kampfes in Böhmen. Meißner nützte sie, um den slavischen Prätensionen Boden abzugewinnen. Er trat in Vers und Prosa wider sie auf. Wie ehedem Dichter, wurde er nun Schriftsteller des Tages und ein so glänzender, daß ihm der Antrag wurde neben Friedländer und Etienne in Wien publicistisch zu wirken. Er sollte im Feuilleton die Richtung vertreten, welche die Deutschen zur herrschenden im Reiche zu machen suchte. Er lehnte ab, unausgesetzt wirkte er jedoch an seinem alten Plane, „an der Brücke zimmern zu

Digitized by Google

helfen, die deutsches und österreichisches Gedankenleben vereinigt". Gutzkow war erkrankt, Geist und Gemüth des berühmten Dichters hatte ein garstiger Dämon berührt. Meißner entflammte die Deutschen in Oesterreich in einem Aufrufe, Gaben für den kranken Poeten zu sammeln, er wurde zum Theaterdirector, lud berühmte Künstler ein zu Gunsten Gutzkow's zu spielen, veranstaltete sogenannte Mustervorstellungen, in denen das Zusammenspiel berühmter Virtuosen auf Neugierde und Theilnahme des Publikums zu wirken bestimmt war. Er scenirte wie oft den „Uriel" und das „Urbild des Tartuffe". In Prag sollten seinem Plane gemäß als Molière Emil Devrient und als Lamoignon Friedrich Haase neben einander spielen. Haase kam und sah erzürnt, daß dem Rivalen lauterer Willkommsruf ward als ihm. „Ich werde nicht spielen", herrschte er erzürnt, „ich reise ab". Meißner, ein verzweifelter Director, entwickelt eine nie von ihm gekannte Beredsamkeit. Vergebliche Mühe! Jedes Wort prallt an dem verletzten Künstlerstolze ab. „Wohlan denn", ruft Meißner verzweifelt, „sie haben die Wahl zwischen Ruhm und seinem Gegenbild. Ueberlegen Sie, während ich einen Festruf für Sie dichte, zu welchem von beiden Sie greifen wollen". Es war späte Nacht geworden, aber Meißner dichtet im Lärmen und Poltern einer Wirthsstube ein Gedicht, das begeistert zu Haase's Ruhmesstern wie zu den Lichtern des Himmels emportönt. Es schlägt Mitternacht, als sich Dichter und Schauspieler wiederfinden. „Hier das Werk meiner Muse" und Meißner liest, wie er zu lesen pflegte, stockend: „Diese Verse jubeln Ihnen zu, wenn Sie spielen". Beglückt horcht Haase auf: „Musik! Musik! lieber Meißner — aber ich bin krank, meine Entscheidung sollen Sie hören, wenn ich genesen bin". Er hat in der That dennoch nicht gespielt, aber die Vorstellung fand statt, und als Gutzkow genesen war, empfing er aus Meißner's Munde die Schilderung der komischen Scene, die sie eingeleitet hatte.

Zwischen Gutzkow und Meißner bestand seither ein enger Verkehr. Meißner, der Gutzkow nahe gestanden war in dessen Auffassung der politischen Entwicklung des Tages, pflegte mit Vorliebe zu erzählen, wie Gutzkow ihn zuerst gemahnt hatte, der Freiheits-Aera in Oesterreich zu mißtrauen. Meißner hat das „Bürgerministerium" freudig begrüßt. „Wien", jubelte er, „ist eine andere Stadt geworden. Ueberall tönt der Werberuf erwachten Schaffensdranges der neugeborenen Freiheit. In der Regierung sitzen zwei mir nahestehende Freunde, Giskra und Berger, Collegen aus Frankfurts Ruhmeszeit. Oesterreich wirft seine Vergangenheit ab."

Gutzkow mahnte, nicht allzu enthusiastisch die Dinge zu beschauen, das Auge zu schärfen, ob wirklich eine neue Zeit an Stelle der alten getreten sei, ob nicht bald hinter der volksthümlichen Richtung der alte Jammer sich wieder aufthun werde, die verhaßten alten Gewalten nicht wieder aufstehen. Solche Einrede erschien alsbald nur zu berechtigt. „Gutzkow! Gutzkow! Er hat es vorhergesagt", rief Meißner bei den Nachrichten, die zeigten, daß es wieder Nacht werde in Oesterreich und daß der deutschen Herrlichkeit wieder slavische Herrschaft folgen solle. „Es ist ein Staat, den man nicht lieben kann. Oesterreicher sein heißt sein Heimathsgefühl verlieren", lautete sein politisches hartes Urtheil. Er ist ein echte Kleindeutscher gewesen. Später dachte er sich die Zukunft der deutsch-österreichischen Erbländer in irgend einem Zusammenhange mit dem neugeeinigten deutschen Reiche. Schon 1870 sang er von dem „österreichischen Elsaß." Als die Wirren im Orient losbrachen, erklärte er, daß in der Türkei der Boden liege, der dem österreichischen Herrschergeschlecht Entschädigung für die Verluste bringen müsse, die ihm in den Erbländern drohen müssen. In der letzten Zeit ist Meißner minder redselig gewesen. Er schwieg wie in Vorahnung des Todes, der jäh an ihn herangetreten war und aus unsern Reihen einen Streiter riß, der als Dichter und Politiker einen hohen Namen führte und in unserer Erinnerung noch lange fortleben wird.

Georg Brandes.

Von Wilhelm Goldbaum.

. . . Es ist in einem der literarischen Cirkel von Wien. Man erwartet den berühmten Dänen, der in die österreichische Hauptstadt gekommen ist, um in einigen Vereinen Vorträge zu halten, über das Junge Deutschland, über die nordische Literatur, über Goethe in Dänemark. Die Pause bis zu seinem Erscheinen wird mit lebhafter Conversation ausgefüllt über die Bedeutung seiner Bücher, seine politische Stellung in seinem Vaterlande, seinen Einfluß auf die zeitgenössische literarische Production. Die Meinungen gehen nicht wesentlich auseinander; er gilt Allen als eine ebenso interessante wie hervorragende schriftstellerische Persönlichkeit, und neckend fragt schließlich ein Kritiker die Frau des Hauses, ob im anstoßenden Bibliothekzimmer auch die Schriften des dänischen Gastes vorhanden seien, damit es ihr mit diesem nicht etwa so ergehe wie einst einer schöngeistigen Schwäbin mit Berthold Auerbach. Man kennt die drollige Anecdote. Berthold Auerbach ist während eines mehrtägigen Aufenthaltes in einer Stadt seines Heimathlandes zu einer Soirée eingeladen, die zu seinen Ehren veranstaltet worden. Um sich erkenntlich zu zeigen, will er der versammelten Gesellschaft eine seiner Dorfgeschichten selbst vorlesen, und er bittet zu diesem Zwecke um den entsprechenden Band seiner Werke. Die Verlegenheit ist ungeheuer; die schwäbische Auerbach-Enthusiastin besitzt seine Werke nicht und erst nach einer langen, bangen Pause wird aus der Leihbibliothek der gewünschte Band herbeigeschafft, aber in so zergriffenem, defectem Zustande, daß der Dichter es vorzieht, sich den sonderbaren heimischen Bewunderern als Vorleser nicht zu präsentiren. Die Wiener Brandes-Verehrerin braucht glücklicherweise eine solche Katastrophe nicht zu besorgen; triumphirend bringt sie einen ganzen Stoß von Büchern herbei, die „Hauptströmungen", die „Modernen Geister", und mit echt weiblicher Koketterie erhebt sie dabei die Klage, daß sie vier von den sechs Bänden der „Hauptströmungen" leider nur in der Strodtmann'schen Uebertragung besitze, da Brandes selbst bisher nur zwei Bände ins Deutsche umgeschrieben.

Endlich tritt der Gast aus Dänemark ein, und er bildet sofort den Mittelpunkt des Kreises. Er spricht viel und — man verkennt es nicht — er sagt auch viel. Dem Einen oder Anderen mag seine persönliche Erscheinung eine kleine Enttäuschung bereitet haben; er ist schmächtig und von einer erstaunlichen Beweglichkeit, seine Hände sind in einer fortwährenden Gesticulation, sein vorgebeugter Kopf mit dem bleichen überwachten Gesicht und dem kohlschwarzen Bart und Haar deutet eher auf südliche als auf nordische Herkunft, an jedem seiner Worte merkt man den Fremden, sein Organ ist dünn, hochliegend und von merkwürdig durchdringendem Klange. Aber eine solche Enttäuschung ist unerheblich, wenn sie sich blos auf das Aeußere erstreckt; man kann sie sogar als eine habituelle hinnehmen, da erfahrungsgemäß in den meisten Fällen die Schriftsteller und Poeten den Vorstellungen nicht entsprechen, die sich phantasievolle Leser von ihrem Exterieur gebildet haben.

Jedoch der dänische Gast spricht auffallend wenig von seinem Metier.

Er erzählt von seiner Frau und seinen beiden Töchterchen daheim in Kopenhagen und producirt mit begreiflicher Selbstgefälligkeit ihre Photographien. Die kleinere von den zweien hat neulich, von den Eltern belauscht, sich bei der größeren über die Sparsamkeit von Vater und Mutter beschwert. „Wie sie arm thun", hat sie dabei gespottet, „und doch sitzt Papa zwölf Stunden des Tages bei der Arbeit und gestern erst habe ich sein Portemonnaie gesehen, das von dem vielen Gelde darin beinahe zersprang." Dann kommt er auf sich selbst zu reden, auf eine Audienz bei dem dänischen Kronprinzen, der ihn wegen seiner Ansichten über die Emancipation der Frauen interpellirte und dabei sich höchlichst über die Zahmheit des verschrienen Demokraten Brandes verwunderte, der sich dagegen verwahrte, als ob er etwa die Frauen im Ministerium und

Digitized by Google

im Parlamente sehen wollte. Auch von seinen persönlichen Beziehungen zu Oesterreich berichtet er, die freilich nicht sehr erbaulicher Natur sind. Als er vor Jahren auf einer italienischen Reise Wien passirte, erschien bei ihm im Hotel ein österreichischer Minister und trug ihm unter den schmeichelhaftesten Complimenten eine Professur für moderne Literaturgeschichte an der Wiener Hochschule an; er sträubte sich ein wenig und verwies auf seine damals noch mangelhafte Kenntniß des Deutschen, aber am Ende, da er entschlossen war, sein Vaterland zu verlassen, willigte er, wenn auch unter sehr kargen Bedingungen, ein und die förmliche Berufung sollte abgemachtermaßen poste restante nach Rom in seine Hände gelangen. Doch der Poste restante-Brief aus Wien kam und kam nicht, und als er endlich doch kam, da enthielt er die knappe Anzeige, daß kein Geld für eine neue Professur der Literaturgeschichte — es handelte sich um ganze 1500 Gulden — dem Ministerium zu Verfügung stehe . . So plaudert der interessante Fremde unermüdlich fort, bis man zur Tafel geht, und dann plaudert er weiter, vom Hundertsten zum Tausendsten gleitend, immer geistvoll, anregend, kenntnißreich, aber auch nicht selten — paradox. Er bringt einen Toast aus auf die anmuthige Liebenswürdigkeit der Wienerinnen und spitzt denselben zu einer leichten politischen Causerie zu über das deutsch-österreichische Bündniß, in dem die norddeutsche Würde mit der süddeutschen Anmuth vereinigt sei. Dabei fällt ihm das sehr gewagte Aperçu von den Lippen, man gönne den Oesterreichern überall das Beste, weil man sie nirgends fürchte. Er kritisirt die „gedankenlosen" Moralisten, welche sich vor dem Satze bekreuzigen, daß der Zweck die Mittel heiligt, und doch in der Praxis oft nicht umhin können, selbst nach jenem Satze zu handeln. Er charakterisirt eine deutsche Verlagsfirma, die eine von ihm verfaßte Schrift über Berlin zur Edition in deutscher Uebersetzung begehrte, ihm aber dieselbe mit einem wenig schmeichelhaften Begleitbriefe zurücksendete, weil er darin beiläufig gesagt hatte, dem jungen Deutschen Reiche falle die Pickelhaube noch zu tief ins Gesicht, und weil ferner in dem Büchlein eine artige Erzählung Windthorst's, wie er zu seiner schönen Hand gekommen sei, wiedergegeben war . . .

An Fülle und Mannichfaltigkeit fehlt es, wie man sieht, der Conversation des Dänen nicht; aber es ist just nicht der berühmte Literarhistoriker, den man hört.

Ist man nun enttäuscht oder nicht? Man weiß es selbst kaum, da man von ihm scheidet, aber man wirft den Anderen fragende Blicke zu, man möchte sich bei ihnen vergewissern, welcher eigenen Meinung man sein soll. Schließlich citirt man, gedankenvoll mit dem Kopfe nickend und wie zustimmend, das Dictum, das er der Frau des Hauses auf ihren Fächer geschrieben: „Es gibt in der Kunst des Worts scheinbare Virtuosen, die eigentlich nur Stimmer sind. Sie stimmen und bestimmen aber bisweilen Geister und Literaturen".

Ein Stimmer? . . Ist diese Selbstcharakteristik, falls sie eine sein soll, erschöpfend? . . . Ja und nein. Es kommt darauf an, was man sich unter einem „Stimmer" denkt. Der Stimmer, der mir die Saiten meines Claviers in Ordnung bringt, ist kein Virtuose, aber er ist mir unentbehrlich, mir und dem Clavier. Auf die Literaturgeschichte und die literarische Kritik angewendet, bedeutet diese Würdigung des „Stimmers" aber noch etwas mehr und Anderes; da regulirt er den Ton, reinigt er die verstaubten und schrill klingenden Saiten einer ganzen geistigen Gesammtheit, und das wäre am Ende eine Aufgabe, mit deren Erfüllung sich auch Georg Brandes zufrieden geben könnte. Fragt sich nur, ob das, was wir unter einem Literarhistoriker verstehen, mit dem Begriffe des „Stimmers" zu vereinbaren ist. Man wird dies nicht unbedingt verneinen können. Gervinus war ein „Stimmer"; er stimmte unsere literarhistorischen Auffassungen auf das Politische, das Nationale; er war es aber in anderem Sinne wie Brandes, insofern er systematischer, methodischer war als der Däne, der sich zu ihm verhält wie der Essayist zum Geschichtsschreiber. Wie der Essayist . . . das wird vielleicht das Richtige sein. Der Historiker wirkt auf das Urtheil, der Essayist auf die Stimmung; der Historiker verknüpft eine Reihe von Thatsachen zu einem inneren Zusammenhange, der Essayist ergründet einzelne Erscheinungen nach den Bedingungen ihres Ursprungs und ihres Effectes.

Brandes selbst, der ziemlich früh zu seinem Ruhme gekommen ist — er zählt erst dreiundvierzig Jahre — bezeichnet sein maßgebendes Werk „Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen" als eine „literaturpsychologische Arbeit". Er hätte ganz das Nämliche von seinen übrigen Büchern, von den „Modernen Geistern", von den Schriften über Ferdinand Lassalle, Sören Kierkegaard, Lord Beaconsfield und Holberg sagen können. Fast immer ist es das Persönliche, das ihn überwiegend interessirt, und der allgemeine Hintergrund der Zeit kommt nur insofern zur Erscheinung, als in ihm die psychologischen Wurzeln der Individualität aufzuzeigen sind. Nicht Bücher, sondern Menschen, nicht Werke, sondern Autoren sind ihm Literatur, grabezu umgekehrt wie bei Gervinus. Es ist der Unterschied zwischen dem Historischen und dem Psychologischen, zwischen der Methode und dem Aperçu, zwischen der Kritik und der Untersuchung. Unwillkürlich erinnert man sich dabei an das merkwürdige Zusammentreffen, daß die beiden bedeutendsten Essayisten der letzten Jahre nach ihrer Bildung, aber nicht nach ihrer Abstammung Deutsche und daß beide, wenn wir nicht irren, von jüdischen Eltern geboren sind: der Däne Georg Brandes und der Pole Julian Klaczko, letzterer von besonderer Feinheit in dem seinerzeit vielbesprochenen Essay über die „beiden Kanzler" und in den von dem verstorbenen Hermann Hettner laut gepriesenen „Florentiner Plaudereien".

Wer einmal einen Vortrag von Georg Brandes angehört hat, weiß, wie es sich mit diesen „Stimmern" verhält, welche „bisweilen Geister und Literaturen bestimmen." Es ist eine fast unheimliche dialektische Geschäftigkeit, die man beobachtet. Ein Ton wird angeschlagen, aber er klingt nicht aus, denn sofort folgt ihm ein anderer, und so geht es weiter, halbe Töne, verblüffende Dissonanzen, Accorde, die einander bekämpfen, bis man schließlich eine ganz eigenthümliche Melodie zu hören glaubt, deren Zauber man sich wollend oder nicht wollend gefangen gibt. Unter einem anderen Bilde schildert Brandes selbst in dem Capitel über Balzac diese Art zu arbeiten: „Er moralisirt und verdammt niemals, er ist niemals Prediger und Rhetor, er vergißt nie, weder aus Ekel noch aus Begeisterung, wahrhaft darzustellen, es gibt für ihn wie für den Naturforscher nichts, was zu klein, und nichts, was zu groß wäre, um analysirt und erklärt zu werden. Durch das Mikroskop gesehen, ist die Spinne größer und reicher organisirt als der größte Elephant, wissenschaftlich betrachtet ist der Löwe nur ein Paar Kiefer, das auf vier Beinen geht. Die Art der Ernährung, die Form des Zahns zieht die des Kiefers, des Schulterblatts, der Muskeln und der Klauen nach sich und erklärt die Majestät." Das natürliche dialektische Mittel dieser Betrachtung ist das Gleichniß. Heinrich Heine wird mit Rembrandt verglichen; bei beiden ist Lichtwirkung die Absicht: bei Heine findet man nur Visionen, bei Rembrandt das Clair-obscur; was bei Rembrandt das Licht, ist bei Heine der Witz. Oder die dänische Auffassung vom Genie wird der deutschen gegenübergestellt. Das Genie nach dänischer Auffassung braucht sich nicht mühsam abzuquälen, es hat, wie Oehlenschlägers Aladin, in der Zauberlampe den Geist, der alle Hindernisse überwindet und dem Alles gelingt, es ist das geborene Glückskind, dem die reichsten Gaben und Güter des Lebens von selbst zufallen; von dem Genie nach deutscher Auffassung begehrt man tiefe Forschung, methodische Arbeit, unermüdliche Thätigkeit. Das dänische Genie hat einen naiven, einfachen, kindlichen Charakter, aber es erweitert und entwickelt sich nicht; der Ernst, die Kaltblütigkeit und Gründlichkeit des deutschen Geistes sind ihm fremd. Man möchte gegen solche Gleichnisse Einspruch erheben, man vermißt den eigentlichen Vergleichungspunkt, aber da steht der Zaubermann mit dem Mikroskop, und er verkündet in so bestrickender Form, was er unter demselben sieht, daß man schließlich ohne Einwand von dannen geht. Man ist „gestimmt", wie er es beabsichtigt hat.

Im Vortrage ist Georg Brandes natürlich nicht anders wie in seinen Schriften. Was er bietet, sind Essays, auf eine gemeinsame Formel zurückgeführt. Er hat eine hervorragende

Digitized by Google

literarische Erscheinung, Victor Hugo, George Sand, Iwan Turgenjew, Paul Heyse, unter dem Glase, er analysirt sie Faser für Faser und unterbricht die Demonstration durch passend gewählte Citate; hier ist die gemeinsame Formel die Reaction gegen das achtzehnte Jahrhundert, dort heißt sie „moderner Geist". Eine Personalbeschreibung, eine historische Reminiscenz, ein philosophischer Excurs vermitteln den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen. Man möchte wiederum sich da und dort aufbäumen, protestiren, aber dieser Prosector macht von seiner Universalität der Beobachtung einen so unbarmherzigen Gebrauch, daß man ihm gegenüber sich in die Alternative Gambetta's versetzt fühlt: „se demettre ou se soumettre". Diese Darstellungs- und Betrachtungsweise ist so concret, so anscheinend sachlich und erschöpfend, daß sie siegt, auch wo man sie entkräften könnte. Doch Literaturgeschichte im deutschen Sinne ist es nicht; ihr Geheimniß ist das Essayistische, das Aphoristische, das mit dem naturwissenschaftlichen Experiment die größte Aehnlichkeit hat und wie dieses dem Geiste unserer Zeit entspricht. Um mit Heinrich Heine zu reden: es ist Norwegs Tanne in die Lava des Aetna getaucht, nordische Kälte mit südlicher Glut vermischt, Licht, das wärmt, und dann wieder Licht, das nur leuchtet. Also auch Etwas von einem Luministen, einem Rembrandt der Literaturgeschichte, wie Brandes selbst sich ausdrücken würde.

In ihrem innersten Wesen ist eine solche Literaturauffassung polemisch, wenn sie auch äußerlich mit den Waffen der Polemik nicht hantiert. Und zwar polemisch in doppeltem Sinne: polemisch in sich selbst und polemisch nach außen hin. Mit sich geräth sie in Zwiespalt, weil sie die Anwendung der Psychologie vom Einzelnen auf ganze Zeitalter überträgt und dabei doch nicht umhin kann, die Zeitalter nur als Summen von Individualitäten zu betrachten. „Es sieht oft aus", sagt Brandes irgendwo, „als würden Die, welche in der Literatur zu früh fortgehen, ein wenig früher oder später ersetzt. In strengerem Sinne ersetzt aber nie eine Individualität die andere." Nach außen hin aber ist diese Literaturauffassung polemisch, weil sie von zwei Voraussetzungen unzertrennlich ist: sie ist skeptisch und kann nicht anders als selbstbewußt sein. Jener „Unglaube an ein gewisses zusammenfassendes Ganzes, das den einzelnen Fall in sich begreift", den Brandes an Prosper Merimée hervorhebt, haftet auch an ihm selbst; er kann sich seiner nicht erwehren als Naturforscher, als Mikroskopiker auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Und dieser Unglaube ist ohne ein starkes Selbstvertrauen nicht denkbar; wer an die Individualität glaubt, glaubt an sich selbst, wem die Individualität der Mittelpunkt der Welt ist, der muß, wie Hesiod, den Theil höher als das Ganze schätzen. Das thut auch der Experimentator im Laboratorium, wie wenig er sich davon auch Rechenschaft geben mag. Wer Neues sucht und findet, hat das Alte zum Feinde, und diesen Feind wird er erst los, wenn das Neue alt geworden.

An Georg Brandes ist diese Erfahrung so wenig vorübergegangen wie an Anderen seinesgleichen. Als Politiker wollte er das stagnirende öffentliche Leben in seinem Vaterlande modernisiren und, von französischen Anregungen erfüllt, gedachte er durch Beispiel und Lehre dem Liberalismus eine neue Stätte zu gründen. Dieser Liberalismus mit seinem weltbürgerlichen Beigeschmack und seinem Stich ins Socialdemokratische war aber nicht Dasjenige, was die Mehrheit des dänischen Volkes sich wünschte, und bis zum heutigen Tage ist die von den Brüdern Brandes, von Georg und Eduard, begründete „europäische Linke" in dem Kopenhagener Folkething die wenigst zahlreiche unter den Parteien. Die Dänen fühlen sich gern als Nation und sträuben sich dagegen, daß an den Schranken gerüttelt werde, welche ihren engen Patriotismus umschließen. Für Brandes kann aber, seiner ganzen geistigen Entwickelung gemäß, der Begriff des Vaterlandes nur etwa in dem Lessingschen Sinne eine Geltung haben; das Vaterland ist ihm nicht mehr und nicht weniger als dem Naturforscher die Zelle. Das nationale Pathos ist ihm eine psychologische, eine dialektische, eine literarische Form, die er kühl und ohne innere Betheiligung untersucht, prüft und kritisirt; aber wirksam in ihm scheint nur das kosmopolitische Element zu sein, das er, in seiner Weise ein nicht minder guter Däne als etwa Lessing ein guter Deutscher war, in seinem Vaterlande zur allgemeinen Herrschaft zu bringen strebt. Man kann sagen, es sei nicht viel Idealismus, nicht viel Pietät in einer solchen Richtung, aber man wird, wenn man den Politiker Brandes mit dem Schriftsteller Brandes zusammenhält, gestehen müssen, daß es der Persönlichkeit, die sich aus den beiden zusammensetzt, nicht an innerer Geschlossenheit, an Consequenz und Festigkeit gebricht. Die Individualität hat ihre eigenen Gesetze, es kommt immer nur darauf an, ob sie dieselben den Gesetzen einer größeren Gemeinschaft entgegenstellt oder unterordnet. Brandes ordnet sich nicht unter, er geht nicht in Reih und Glied, weder als Politiker, noch als Literarhistoriker. Mit seinen „Hauptströmungen" entfesselte er in seinem Vaterlande, wo die Genies nach seinem Ausspruche nur naiv, einfach, kindlich — soll heißen altväterisch — sein dürfen, einen Sturm, der durch sein praktisches, politisches Wirken nicht beschwichtigt werden konnte; man verketzerte ihn als einen politischen und literarischen Neuerer, das hat ihn vielleicht ein wenig hart, bitter und spöttisch gemacht. Glücklicherweise hatte ihn seit dem Jahre 1872 seine Gattin, eine thatkräftige Hannoveranerin, zur Beschäftigung mit der deutschen Sprache hingelenkt, und als nun seine literarischen und politischen Gegner allzulaut und allzumächtig wurden, konnte er nach Berlin übersiedeln, ein nordischer Wundermensch, der schon nach wenigen Jahren so gut deutsch wie dänisch schrieb. Im Exil fand er das Verständniß, dessen er bedurfte. Nach Deutschland verbannt zu sein — man könnte sagen, es sei ein Glück, soweit Exil und Glück sich mit einander vertragen. Brandes hatte lange in Paris gelebt, aber die Franzosen kannten ihn nicht und kennen ihn auch heute noch nicht, obwohl seit Sainte Beuve Niemand über die neuere französische Literatur so wie er geschrieben hat, so kenntnißreich und so — duldsam. Von Deutschland ging sein Ruf aus, der Ruf eines Mannes, der „das Herz der Zeit in seiner Brust pochen fühlt und die Gedanken der Zeit in seine Intelligenz aufnimmt". Mit dem rathlosen Vehikel seiner dänischen Muttersprache wäre er nicht weit über die Königsau hinausgekommen. Jetzt lebt er wieder in Kopenhagen; er hat über die Bornirtheit seiner Landsleute gesiegt — „aber so, wie man geistig zu siegen pflegt". Man bleibt vereinsamt, denn Ueberwundene vergessen nicht. Die Geburtsstätte seines Ruhmes ist Deutschland, das Werkzeug seiner Arbeit die deutsche Sprache. Draußen am Berliner Thiergarten, in der Nachbarschaft des Generalstabsgebäudes, hat Brandes den zweiten Abschnitt seiner Lern- und Lehrzeit verbracht. Moltke war sein Nachbar. Der berühmte Feldherr stammt ebenfalls aus Dänemark und ist mit Deutschland groß geworden.

Ernesto Rossi als Schriftsteller.

Von Oskar Bulle.

Nichts gewährt einen erfreulicheren Anblick als ein denkender Schauspieler. Man genießt denselben freilich nicht allzu häufig, denn mehr als in jeder anderen behaupten in der dramatischen Kunst die Tradition und die unmittelbare Inspiration der Natur ihre Vorherrschaft; die Reflexion über die Gesetze der Kunst wie über das Wesen des gerade vorliegenden Objects der Darstellung tritt vor jenen meistens gänzlich in den Hintergrund, und zwar oft gewiß nicht mit Unrecht: denn die praktische Beobachtung bietet gerade für das mäßige Talent einen Schatz von Regeln dar, welche für die meisten Lagen ausreichen dürfte; und auch große, geniale Darsteller kann man sich recht gut ohne jenes reflectirende Element des Geistes denken; sie erfassen eben ihren Gegenstand durch eine stark ausgebildete Intuition und werden um so weniger fehlgreifen, je mehr auch den Dichter bei seinem Schaffen jene unmittelbare intuitive Auffassung leitete. Aber im Allgemeinen muß man doch annehmen, daß erst das Vertiefen in das Werk des Dichters, welches sie darzustellen haben, und das Nachdenken über die Absichten des Ganzen und die Zwecke

Digitized by Google

des Einzelnen in jenem Werke die dramatischen Künstler fähig machen, die Gestalten der Dichtung entsprechend zu verkörpern, und daß der Künstler um so größer genannt werden muß, je mehr ihm jenes Vertiefen gelungen und das Verständniß des Werkes aufgegangen ist.

Für diese Behauptung bietet sich uns ein bedeutsamer Beleg in der Wirksamkeit des großen italienischen Shakespeare-Darstellers, Ernesto Rossi's, dar. Niemand wird in diesem gottbegnadeten Künstler jene Inspiration der Natur vermissen, die „allein" das große Talent ausmachen soll; man wird im Gegentheil, sobald man seinen „Hamlet", seinen „Lear" gesehen, geneigt sein zu glauben, daß ihm auf dem ersten Wurf, gleichsam durch höhere Eingebung, die Verkörperung dieser Gestalten so gelungen sei, wie wir sie jetzt bewundern, daß auch hier die spontane Macht des Genies jede mühevolle Kleinarbeit überflüssig gemacht habe. Denn wie aus einem Gusse, ohne eine der Lücken und Fugen aufzuzeigen, welche nur allzu oft das durch berechnendes, künstelndes Einstudiren erzeugte schauspielerische Mosaikwerk an sich trägt, tritt uns in seiner Darstellung die Shakespeare'sche Gestalt entgegen und nimmt unsere Empfindung wie unser Urtheil mit überzeugender Gewalt gefangen. Aber wir täuschen uns, wenn wir annehmen, daß diese Gestalt so fertig und so plötzlich wie Minerva aus Jupiter's Haupt sprang, in des Künstlers Seele auftauchte. Gerade Rossi hat mit den mächtigen Gebilden des Shakespeare'schen Muse auf das härteste ringen müssen, ehe er sie in ihrer Darstellungsfähigkeit so vollständig wie jetzt beherrschen konnte, und hat Jahrzehnte des eifrigsten eingehendsten Studiums dazu gebraucht, um sich ganz in die Tiefen der Lebensweisheit des britischen Dichters zu versenken. Es wird diese Mühe uns begreiflich, wenn wir uns klar machen, wie gering die Auffassungsfähigkeit der südlichen Völker, also auch des italienischen Volksgeistes, gegenüber der ernsten Majestät und Größe des nordischen Dichters schon an und für sich ist, und wenn wir bedenken, daß bei dem ersten Auftreten Rossi's Shakespeare auf der italienischen Bühne vollständig unbekannt war, daß also nicht einmal eine schauspielerische Tradition jenes Eindringen in das Verständniß des Dichters erleichterte. Wie fremd dem italienischen Publicum der Ton des englischen Dichters klang, beweist der mißglückte Versuch des Schauspielers Modena (der Rossi's erster Lehrer war), den „Othello" auf die Bühne zu bringen. Schon nach den zwölf ersten Versen des Dialogs brach das Publicum in ein schallendes Gelächter aus, das sogleich in Zischen und Pfeifen überging und verhinderte jede weitere Aeußerung der Schauspieler, so daß das Stück ganz unaufgeführt bleiben mußte. Vor einem auf Shakespeare so unvorbereitet gebliebenen Publicum unternahm es Rossi, den „Hamlet" und den „Othello" zu spielen.

Jahre lang hatte er sich auf die Anregung jenes Modena hin schon mit dem Plane getragen, hatte, da ihm die vorhandenen Uebersetzungen nicht genügten, den Giulio Carcano vermocht, den „Othello" für ihn nochmals in's Italienische zu übertragen, hatte in Paris Shakespeare'sche Stücke studirt und selbst die Reise nach London nicht gescheut, um den jüngeren Kean als „Richard III." zu sehen, und hatte schließlich ein festes Engagement in Turin aufgegeben, nur um mit einem Häuflein junger Leute, das er um sich sammelte, jenen Plan ausführen zu können. Wahrlich, eine dauerhafte Begeisterung! Sie trug Früchte. Nachdem die Italiener zum ersten Male den „Othello" und vierzehn Tage darauf den „Hamlet" ruhig ertragen hatten (es war im Jahre 1856), begann ihr Vorurtheil, daß Shakespeare ein Barbar sei, zu weichen; sie fingen an, in ihm einen Dichter von ächt menschlicher Denkungsweise zu sehen und ihn in seiner Riesengröße zu bewundern. Rossi hat also seinem Volke zuerst das Verständniß für den britischen Dichter eröffnet. Wäre das wohl möglich gewesen, ohne daß er selbst ganz in die Schönheiten und in die Lebensfülle desselben sich versenkt hätte? Gewiß nicht! Durch einen Theatercoup, durch eine rasch aufflackernde nnd bald wieder erlöschende Begeisterung hätte er niemals eine so merkwürdige, literarhistorische That vollbringen können; eine solche erforderte dauerndes Leben in den Werken des Dichters, den er in seinem Volke einbürgerte, und ein tieferes Eindringen in seine Eigenthümlichkeiten, als es für den Schauspieler allein nöthig sein würde. Durch die Darstellung allein würde Rossi niemals den britischen Dichter für sein Volk erobert haben; er mußte zugleich als Kritiker und Essayist auf ihn aufmerksam machen. Das that er schon in zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen fast seit zwei Jahrzehnten und das thut er jetzt auf's Neue in einer Schrift, welche er „Shakespeare-Studien" betitelt und deren erster Theil, Abhandlungen über „Julius Cäsar", „Romeo und Julie" und „Hamlet" enthaltend, seit einigen Wochen vorliegt.*) Dem Bändchen ist eine Vorrede von Angelo de Gubernatis und eine Autographie Rossi's in Form von Briefen, die er an de Gubernatis schrieb, beigegeben.

Wollen wir aus diesem Buche Rossi als Schriftsteller gerecht beurtheilen, so dürfen wir nicht von unserem deutschen Standpunkte aus an dasselbe herantreten. Bei uns ist die literarische Shakespeare-Interpretation bei weitem der schauspielerischen überlegen; die Kritik der Werke des Dichters, die unsere Forscher und Denker geübt haben, ist, wenn auch nicht erschöpfend, so doch so inhaltsreich, daß die Verkörperungen, welche wir auf unseren Bühnen zu sehen gewohnt sind, immer nach schon anerkannten und längst gehegten Grundsätzen sich zu vollziehen pflegen. Dem deutschen Volke ist, begünstigt durch meisterhafte Uebersetzungen, der britische Dichter schon längst zugehörig geworden. Anders ist das bei dem Publikum, für welches Rossi seine literarischen Interpretationen schuf. Er hat das italienische Volk daran gewöhnt, die Shakespeare'schen Gestalten so aufzufassen, wie er sie ihnen verkörperte; er fühlt sich verpflichtet, eine Rechtfertigung dieser Auffassung zu geben und muß hierfür natürlich auf eine Analyse der Dramen Shakespeare's zurückgreifen, welche uns schon als selbstverständlich und überflüssig erscheint. Deshalb wird das Rossi'sche Buch manchem deutschen Leser als weitschweifig, übermäßig breit und vielleicht auch als etwas zu enthusiastisch geschrieben erscheinen, denn eine Bewunderung, die wir schon seit lange hegen, pflegen wir nicht mehr mit so vielen Worten und so feurig auszudrücken. Dazu kommt ein etwas bizarrer Stil, der den Schauspieler verräth, welcher viel in Hyperbeln zu sprechen gewöhnt ist. Auch das Hinneigen der Natur des Schriftstellers zur Reflexion, welche den Schauspieler zu einem so vorzüglichen Hamlet-Darsteller macht, berührt uns in dem Buche zuweilen unangenehm, weil es den Gang der Gedankenentwicklung oft aufhält. Gleichwohl verdient es mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden, denn es ist nicht nur der geistreiche Mensch, der aus ihm zu uns spricht, sondern der erfahrene Praktiker, der einen schauspielerischen Entwickelungsgang voll reicher innerlicher Arbeit hinter sich hat und nun von den geheimnißvollen Zwiegesprächen berichtet, die sein beweglicher, nach plastischem Ausdrucke ringender Geist mit dem unsterblichen Dichter hatte.

Ueber die Autobiographie Rossi's können wir kurz hinweggehen. Sie enthält im Großen und Ganzen lediglich eine oft in überschwänglicher Weise durchgeführte Schilderung der schauspielerischen Aspirationen, die sich schon in seiner Knabenzeit in ihm regten. Aus einer früher wohlhabenden angesehenen Familie Livornos stammend und anfänglich für den Advocatenberuf bestimmt und ausgebildet, verließ der Tragöde mit 19 Jahren heimlich sein elterliches Haus und ging zur Bühne, wo er bald genug große Erfolge davontrug. Der obenerwähnte bedeutende Schauspieler Gustavo Modena war sein fruchtbarster Lehrer und regte in ihm die Begeisterung für Shakespeare an. Mit den ersten thatkräftigen Aeußerungen dieses Enthusiasmus in den Aufführungen des „Hamlet" und „Othello" in Mailand schließt die skizzenhafte, wenig thatsächliche Angaben enthaltende Schilderung von der Jugendzeit des Künstlers.

Der Eindruck, den diese 14 autobiographischen Briefe machen, bleibt deshalb ein wohlthuender und warmer, weil der Schriftsteller es verstanden hat, seine eigene Person ganz im Lichte der sie umgebenden Verhältnisse, also möglichst

*) Studien über Shakespeare und das moderne Theater nebst einer autobiographischen Skizze von Ernesto Rossi. Deutsch von Hans Merian. Leipzig. Verlag von Edwin Schloemp.

Digitized by Google

objectiv, hinzustellen. Eine überall hervortretende Scheu vor etwa ruhmrednerisch klingenden Aeußerungen ist dabei bemerklich und läßt den Autobiographen als den bescheidensten Menschen erkennen. Als sei er es nicht gewesen, der durch die Macht seiner Darstellung den Erfolg an seine Fersen heftete, sondern irgend welcher nebensächlicher Umstand, so stellt er jene Zeiten des Emporstrebens dar, und der Schluß dieser Briefe ist bezeichnend für den ganzen Ton, der in ihnen herrscht: er erzählt, daß er bald nach jenen Mailänder Vorstellungen nach Wien ging, um auch dort „Hamlet" zu spielen und fügt dabei hinzu: „die Schauspieler des Burgtheaters, Anschütz, Rettig, Keller, La Roche, Lewinsky, waren meine Freunde und nannten mich . . . nein, ich will es Dir sagen, obwohl ein Gefühl der Dankbarkeit meine Feder vorwärts treibt . . . Du oder Andre könnten mich hochmüthig nennen."

Die Untersuchungen, welche Rossi in dem zweiten wissenschaftlichen Theile seines Buches über drei Dramen Shakespeare's anstellt, verrathen insofern nicht den schriftstellernden Schauspieler, als er sich in denselben nicht etwa nur auf die Analyse einer Figur, des Helden, beschränkt, sondern dem Gedankengange des Werkes in allen seinen Beziehungen nahe zu treten sucht. Er breitet das Gewebe der Dichtung behaglich und weit vor uns aus, durchforscht alle Falten desselben und sucht die Fäden heraus, welche die einzelnen Ereignisse und Personen unter einander in Zusammenhang halten. Er geht ganz kunstgerecht und kritisch vor. Zunächst untersucht er die Quellen, aus denen Shakespeare geschöpft hat, vergleicht die ursprüngliche Gestalt der Fabel mit der durch den Dichter geänderten und geht dann gründlich auf die dramatischen Nothwendigkeit dieser Aenderungen ein. Auf diese Weise und durch zahlreiche eingeflochtene Bemerkungen über des Dichters Art und Eigenthümlichkeiten gewinnt er einen breiten thatsächlichen Untergrund, in dem seine interessanten psychologischen Folgerungen mit starker Wurzel haften. Diese Art der Untersuchung ist wirklich fein und geistreich; sie ist daneben von einer uns Deutschen zwar nicht ungewohnten, die Italiener aber sicherlich packenden Gründlichkeit und Folgerichtigkeit. Wie treffend ist in „Julius Cäsar" die Vergleichung der römischen Verschwörer mit den französischen Revolutionshelden: Cassius ist der leibhaftige Jakobiner, Brutus der Girondist des alten Rom; Casca vertritt den Skepticismus und den Materialismus, die unbedacht Alles, was hoch steht, niederzureißen streben. Geistreich ist ferner der Hinweis auf das immerwährende Eingreifen des Cäsar, auch des todten, in die Tragödie, um die Titelbezeichnung Shakespeare's zu rechtfertigen; er ist das „böse Gewissen" des Brutus, dessen reflectirende Geistesanlage ihn stets über sich selbst nachzudenken zwingt. Die Entwicklung des Characters des Brutus ist überaus gelungen und richtig. Rossi gewinnt die Conturen seines Bildes fast lediglich aus Vergleichen mit den anderen Figuren, mit dem Antonius und Cassius, und aus der philosophischen Lebensanschauung des Stoikers; dadurch werden dieselben so bestimmt und klar, daß wir hier am besten das Nachdenken des Schauspielers, die grübelnde Arbeit, durch welche er zu der endgültigen Auffassung seiner Rollen gelangte, erkennen und bewundern können.

In „Romeo und Julia" fragt sich Rossi mit Recht zunächst: wie ist das plötzliche Aufflammen des Romeo in der Liebe zu Julia und das rasche Vergessen der vorher angebeteten Rosalinde psychologisch zu motiviren? Er schickt zur Beantwortung dieser Frage einen gediegenen philosophischen Excurs über das Wesen der Liebe voraus und gewinnt ebenso aus diesen allgemeinen Anschauungen, wie aus dem localen Colorit der Tragödie, welches er gründlich erörtert, die einzig mögliche Erklärung für diesen räthselhaften und doch so wahren Liebesgesang. Lehrreich ist in dieser Abhandlung, was der Schauspieler über die Darstellung mancher Scenen aus „Romeo und Julia" bemerkt: „Die erste Begegnung zwischen „Romeo und Julia", so schreibt er, „am Feste der Capuletti ist nicht nur ein sehr gewagter Wurf des Dichters, sondern bietet auch den Darstellern außerordentliche Schwierigkeiten. Sie müssen sich streng innerhalb der Grenzen der Wahrheit halten; ein Schritt mehr nach der oder jener Seite, mehr oder weniger Uebertreibung in den Gesten, größere oder geringere Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks geben der Scene eine völlig veränderte Physiognomie, und dieser Wettstreit gesellschaftlicher Eleganz, zärtlicher Blicke, sanft geflüsterter Worte, welcher dieser Scene einen so unvergleichlichen Reiz verleiht, kann durch ein Nichts ins Lächerliche und Vulgäre verkehrt werden". Ebenso bedeutsam ist das, was er über die Mordscene zwischen Tybalt und Romeo sagt: „Diese Scene muß sich rasch abspielen, damit sie in Romeo auch nicht der kleinsten Ueberlegung Raum gewähre. Es wird blank gezogen, die Schwerter kreuzen sich, und Romeo's Degen dringt sofort in Tybalt's Brust." In solchen feinen Bemerkungen offenbart sich das tiefe und anhaltende Nachdenken, welches Rossi dem Gange der Tragödie bis ins Einzelste hinein gewidmet hat. Die Balkonscene und die Vorgänge im Grabgewölbe sind nach dieser Seite hin von ihm mit bewunderungswürdiger Schärfe durchgegangen worden, und man möchte sagen, daß er wie ein kritischer Regisseur allen Worten des Dichters ihren richtigen Platz anzuweisen bemüht war.

Die Abhandlung über „Hamlet", diese Tragödie, mit der Rossi sich wohl am längsten beschäftigt hat, nimmt in dem zweiten Theil des Buches auch den größten Raum ein und ist am reichsten an feinen psychologischen Andeutungen. Wieder untersucht der Schriftsteller auf's Genaueste die Grundlagen der Fabel und gibt, von den tiefsten Wurzeln dieses Bodens ausgehend, die Analysen der einzelnen Personen. Es ist dabei wunderbar, welche tiefeingreifenden Fragen Rossi dabei stellt und zu beantworten sucht. So kann er sich das Wesen der Königin nur erklären, nachdem er untersucht hat, warum sie wohl Ehebrecherin wurde und sich vom Apoll zum Satyr wandte? Von diesem Punkte aus greift er dann wieder über auf die Art, in welcher Hamlet über seine Mutter urtheilen muß und auf die Folgerungen, die der Prinz aus diesem Urtheile auf das ganze weibliche Geschlecht zieht. Um den Sinn des einen Verses „Schwachheit, dein Name ist Weib!" oder die richtige Auffassung des „Geh' in ein Kloster, Ophelia!" zu ergründen, vertieft er sich nicht allein in philosophische Abwägungen, sondern auch in weite psychologische Erörterungen über alle dabei in Betracht kommenden Personen. Diese Art, die Einzelheiten, jeden Ausspruch, jede Geste aus dem Zusammenhange, aus dem Gefüge des Ganzen zu erklären, gibt der Rossi'schen Darstellung einen inneren Adel, welcher sie weit über viele andere seichte Analysen erhebt. Aus ihr allein können wir schließen, wie ernst es der Schauspieler mit seiner Kunst nahm, wie er, trotz der unerhörtesten Erfolge, nie zu lernen und nachzudenken aufhörte, bis er es wagen durfte, auch als Schriftsteller die Früchte dieser geistigen Arbeit zu sammeln. Uns muß diese Arbeit um so bedeutender erscheinen, als sich in ihr das kritische Nachdenken und Abwägen mit der künstlerischen Inspiration vereinigte, und wir müssen dem „Schriftsteller" Rossi unsern Dank und unsere Bewunderung deshalb zollen, weil er in seinem Buche diese Vereinigung zum vollen Ausdrucke gebracht hat. Ich will mit einer Stelle schließen, welche recht treffend dieses Zusammenwirken des Nachdenkens und der Inspiration bezeichnet. Es ist die Erzählung Rossi's von seiner ersten Darstellung der Kirchhofsscene im „Hamlet": „Als ich den „Hamlet", so schreibt er, „vor meinem Auftreten in dieser Rolle studirte (es war im Frühling 1856 in Mailand) konnte ich mir über den Grund dieser Kirchhofsscene nicht recht klar werden. Sie schien mir etwas gesucht und nicht recht natürlich. Und noch als ich mich in der Garderobe ankleidete, war ich, wie ich mich noch heute erinnere, ganz mit diesem Gedanken beschäftigt. Trotzdem die vier ersten Acte eingeschlagen hatten, wurde ich von großen Zweifeln und heftiger Ungewißheit gepeinigt und schenkte den Freunden, welche mir zu dem schönen Erfolge der, wie sie sagten, fremdartigen Tragödie Glück wünschten, kaum Gehör. Als sich aber der Vorhang hob und die Kirchhofsscenerie des fünften Actes sich zeigte, so hatte ich gleich bei den ersten Schritten nach der Bühne das Gefühl der höchsten geistigen und körperlichen Abspannung. Wie nun erst der Todtengräber sein Lied sang und gedankenlos mit Schädeln und Knochen spielte, die zwar blos aus Pappe waren, mir aber wie wirkliche Menschenknochen vorkamen, da lief ein Schauer durch alle meine Glieder und eine kalte Thräne hing

Digitized by Google

an meiner Wimper. Mein Fuß führte meinen Körper und nicht der Wille meinen Fuß. „Gottlob!“ rief es jubelnd in mir, „da haben wir's! Das Räthsel ist gelöst, die Zweifel aufgelöst. Hier ist alles Natur und keine Künstelei. Hamlet ist müde, wie ich es bin, der Kirchhof ist sein Haus, der verdiente Zufluchtsort — Friede, Stille, Vergessen. Zuerst kommt Ophelia an die Reihe, dann Hamlet. Im Leben sich entzweiend, vereinigen sie sich im Tode . . . . Von jenem Abend an zählte die Kirchhofsscene zu meinen schönsten künstlerischen Triumphen.“

Feuilleton.

Wie Daniel ein Philister wurde.

Von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Bollenius machte seine Besuche bei jenen Personen, welche bei Besetzung der Conservatorstelle das entscheidende Wort zu sprechen hatten. Der Erste, zu dem er kam, war ein älterer Herr, der sich in seiner Jugend nach sechsjährigem Studium der Rechtswissenschaft den Doctortitel erworben, dann aber, durch diese Anstrengung erschöpft, privatisirt hatte, bis das Vertrauen seiner Mitbürger, erklärlich aus dem Umstande, daß er einer alten, reichen Familie angehörte, ihn auf den Posten eines städtischen Senators berief. Dieser Herr Senator genoß des wohlverdienten Rufes, die feinsten Essen in der Stadt zu geben, denen er mit priesterlicher Würde präsidirte, als ob er über die angemessene Vollziehung eines religiösen Actes zu wachen hätte. Im Gefühle seiner Wichtigkeit als einer der höchsten Würdenträger im Gemeinwesen war es sein Bestreben gewesen, sich eine diplomatisch reservirte Haltung anzugewöhnen, welche hinter der banalsten Aeußerung, die er that, eine Fülle der schwerwiegendsten Hintergedanken vermuthen ließ. Er empfing Daniel mit gemessener Freundlichkeit und geruhte, sich huldvollst zu erinnern, daß er einstmals mit dem „leider zu früh abberufenen“ Herrn Bollenius, dem Vater des Bittstellers, auf einer Schulbank gesessen habe. Was die Stelle betreffe, um welche Daniel sich bewerbe, fuhr er fort, so sei er allerdings der unmaßgeblichen Meinung, daß derselbe sich dafür in eminentester Weise qualificire; auch sei ja anzunehmen, daß er extreme Meinungen nicht wieder vor die urtheilslose Menge bringen werde, da doch das Ansehen, welches er sich bei derselben bereits verschafft habe, seinem berechtigten Ehrgeiz genügen könne; indessen sei es immerhin wünschenswerth, daß er ausdrücklich verspreche, im Falle seiner Anstellung sich fernerer öffentlicher Vertheidigung solcher Theorieen zu enthalten, die noch auf keiner Hochschule Deutschlands gelehrt werden dürften. Natürlich werde Niemand etwas dagegen haben, wenn er sich an irgendwelchen Discussionen betheilige, die in strengwissenschaftlichen Zeitschriften geführt würden; nur stehe es einem Manne, der ein öffentliches Amt bekleide und aus dem Stadtsäckel besoldet werde, nicht an, daß er im Gemüthe der Laien das Fundament aller Autorität erschüttere.

Den letzten, niederschmetternden Satz hatte der Senator mit leicht erhobener Stimme gesprochen, als ob er aus einem Katechismus der Regierungsweisheit citirte. Daniel hatte Mühe, seine Ruhe zu bewahren. Er verbeugte sich mit ironischem Lächeln und erwiderte: „Ich versichere Ihnen, Herr Senator, daß ich nicht geredet und geschrieben habe, um mich in den Mund der Leute zu bringen. Es ist lediglich um der Sache willen geschehen. Wer ein neues Licht sieht, das verspricht, uns das Labyrinth aufzuhellen, worin wir uns befinden, hat naturgemäß den Wunsch, Anderen davon mitzutheilen.“

„Sie werden mit der Zeit schon mißtrauischer gegen die Eigenschaften eines neuen Lichtes werden, junger Freund“, sagte der Senator überlegen. „Das alte Licht, in welchem wir wandeln, mag ja manchen Winkel unerhellt lassen; aber man kann ganz behaglich darin leben. Der Fortschritt in der Erleuchtung findet sich ganz von selbst; der Ungeduldige verdirbt sich nur den Genuß der Gegenwart. Aus Ihren Kenntnissen können Sie vieles mittheilen, was allen Menschen Freude macht; es wird Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie sich darauf beschränken.“

Von dieser Säule conservativer Gesinnung begab Daniel sich zu einem ehemaligen Kaufmanne, der jetzt Rentier war und eine Anzahl von städtischen und kirchlichen Ehrenämtern in seiner Person vereinigte. Dieser Herr Stadtrath gefiel sich darin, einen Liberalismus von unbestimmter Farbe zur Schau zu tragen und pflegte häufig zu erklären, daß er in allen Dingen für den „gesunden Fortschritt“ sei, durch welche Redensart er seine Popularität bei der überwiegenden Menge seiner stimmfähigen Mitbürger kostenfrei immer wieder auffrischte. Bei ihm hoffte Daniel Verständniß und Theilnahme für seine Bestrebungen im Dienste der Aufklärung zu finden. Auch machte ihm der Stadtrath einige Complimente über sein muthiges Auftreten; dann aber bemerkte er, nicht ohne Verlegenheit: „Ich bin gewiß für den Fortschritt auf allen Gebieten, wie Jedermann weiß, der meine Thätigkeit im öffentlichen Leben beobachtet hat; zugleich jedoch bin ich ein Feind jeder Ueberstürzung. Was wir Gebildeten wissen, taugt nicht alles für die Masse des Volks. Wenn wir unter uns sind, können wir manches zugeben, was wir als kluge Leute auf öffentlichem Markt nicht über die Lippen bringen. Positive weitgehende Behauptungen werden fast immer mißverstanden und kommen in veränderter Gestalt auf das Haupt des Urhebers zurück. Wir müssen vorsichtig sein, mein lieber Herr Doctor, sehr vorsichtig. Die letzte Folgerung ziehen, das letzte Wort sprechen soll man nur unter erprobten Gesinnungsgenossen. Diese neue Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen mag viel für sich haben; es ist nicht unmöglich, daß ich sie für mich selbst adoptire; niemals aber würde ich billigen können, daß Jemand versucht, sie an die Stelle der Schöpfungsgeschichte zu setzen, wie die Bibel sie gibt, und welche für das Volk vollständig genügt. Ich rechne darauf, daß Sie als Conservator unserer Sammlungen nicht etwa uns compromittiren, die wir durch Ihre Anstellung doch eine gewisse Garantie für Ihre Besonnenheit übernehmen würden. Im Uebrigen glauben Sie mir, daß ich mit der freisinnigen Tendenz Ihrer Bestrebungen von ganzem Herzen sympathisire.“

Als Daniel noch einige weitere Besuche mit ähnlichem Erfolge gemacht hatte, kehrte er mit einer Einsicht in die „realen Verhältnisse des Lebens“ nach Hause zurück, die ihn mit Ekel erfüllte. Dennoch aber bohrten die Argumente des conservativen Senators und des liberalen Stadtraths unablässig in ihm weiter. Die Leute hatten am Ende von ihrem Standpunkte aus gar nicht so Unrecht. Dieser Standpunkt freilich war ein niedriger; doch der behagliche Genuß der Gegenwart, den der Eine predigte, ließ sich vielleicht mit geistigem Streben recht wohl vereinigen, und die Vorsicht, die der Andere empfahl, schloß durchaus keinen Verzicht auf die innerste Ueberzeugung in sich. „Man muß mit den Wölfen heulen“, sagte sich Daniel und hatte damit die Formel gefunden, die ihn absolvirte. Und als Frau Bollenius ihn ängstlich fragte: „Du hast die Herren doch nicht vor den Kopf gestoßen? Du bist in praktischen Dingen so ungeschickt —“ da konnte Daniel erwidern: „Sei ohne Sorge, Mutter, was die Herren verlangen, ist nicht unbillig. Wir werden uns schon verständigen.“

Der neue Conservator gab zu Klagen keine Veranlassung. Er that, was seines Amtes war, hütete seine Zunge und machte nur zuweilen in Fachzeitschriften sich Luft. Als unsere Mitbürger bemerkten, daß er zahm geworden war und von seiner Seite keine Störung des gemüthlichen Einvernehmens zu befürchten stand, welches bei ihren geselligen Vereinigungen zu herrschen pflegte, ließen sie ihm Einladungen zu Schmausereien in Fülle zu Theil werden und demonstrirten ihm durch das Medium seines Gaumens, daß es für einen modernen Gelehrten am vortheilhaftesten sei, mit dem Strom zu schwimmen. Und nachdem Daniel ein paar Winter seinen Geschmack für

Digitized by Google

feste und flüssige Delicatessen ausgebildet hatte, durfte ihm der Senator einmal beim Dessert auf die Schulter klopfen, ihn verständnißinnig anblinzeln und ihm zuflüstern: „Grau, lieber Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum.“ — Daniel aber erwiderte lächelnd: „Und doch schleicht sich jene Theorie, von deren Herrschaft Sie ein Ende jeder Autorität erwarteten, allmählich in alle Köpfe ein, ohne daß die Gefängnisse deshalb voller werden.“ Der Stadtrath, welcher diese Bemerkung gehört hatte, fiel ein: „Das ist eben die Art und Weise, wie jeder gesunde Fortschritt zu Stande kommt. Neue Meinungen zeigen meist ein abschreckendes Gesicht; wir gewöhnen uns erst daran, nachdem wir's ein paar dutzendmal gesehen haben, und inzwischen ist es auch ein anderes geworden.“

Einige Zeit später war an einem unserer Vereinsabende — die allerdings nur noch spärlich, und von Daniel niemals mehr besucht wurden — die Rede davon, daß unser Freund, der Conservator, sich verlobt habe, und zwar mit einem armen Mädchen. Wir jungen Weltweisen schüttelten natürlich mißbilligend die Köpfe; glaubten wir doch zu wissen, daß uns dergleichen nicht passiren würde. Wie ein anspruchsvoller Mensch mit der knappen Jahreseinnahme Daniel's es wagen könne, ohne jede Aussicht auf Mitgift zu heirathen, war uns in allem Ernste unbegreiflich. Dennoch war es so. Daniel, in der besten Gesellschaft der Stadt verkehrend, wo sich ihm die vorzüglichsten Partien darboten, hatte sich in das hübsche Gesicht eines Mädchens aus dem Mittelstande vergafft, dem er einigemale auf der Straße begegnet war. Ich kannte diese Flora Sanders; sie war allerdings ein „Knalleffect der Natur“. Aber ich wußte auch, daß sie keine jener Romanheldinnen war, die, obgleich in den beschränktesten Verhältnissen aufgewachsen und fortwährend nur niedrigen Lebensanschauungen begegnend, dennoch im heirathsfähigen Alter eine innere Nobleſſe zeigen, die sie zur Gattin eines Prinzen von Geblüt tauglich macht. Nein: Flora war kein weißer Rabe; sie hatte die Bildung und Gesinnungen ihrer Umgebung. Von Jugend an sah sie, daß in ihrem Hause ihr Vater nur als Versorger galt, als ein Arbeitsthier, dem es oblag, für seine Familie möglichst viel herbeizuschaffen. Nach dieser Beobachtung bildeten sich ihre Ansichten über den eigentlichen Beruf des männlichen Geschlechts, und mit zwanzig Jahren war sie vollständig zur Ausbeutung desjenigen Mannes vorbereitet, der vor Gott und Menschen die Verpflichtung auf sich nahm, fortan ihren Unterhalt zu bestreiten.

Von den Charaktereigenschaften der schönen Flora besaß Daniel, der lediglich mit den Augen gewählt hatte, nicht die geringste Kunde, als er sich mit ihr verlobte. Daß seine Braut weder von dem Nutzen seiner Wissenschaft überhaupt, noch insbesondere von demjenigen seiner persönlichen Anstrengungen darin sich einen Begriff machen konnte, erklärte er, als er dies ausfand, für entzückende Unwissenheit. Und daß sie, nach nicht gar langer Zeit, ihm mit immer neuen Vorschlägen kam, wie er seine Einnahmen verbessern könne, daraus schloß er nur, daß er an ihr eine umsichtige, sorgsame Hausfrau haben werde. Er seinerseits war bereit zu Allem: ein solcher Engel wie Flora mußte zeitlebens auf Blumen wandeln, und zwar in den feinsten Schühchen und bekleidet mit den schönsten Stoffen. Es war dies eine Ansicht, die Flora durchaus theilte; sie aber wußte besser als er, welche kostspieligen Bedürfnisse Engel haben, und da sie in ihrem Budget vorsichtiger Weise nur mit gewissen Einnahmen rechnete, so drang sie darauf, daß Daniel, mit Beibehaltung seiner Conservatorstelle, sich als Lehrer der Naturwissenschaften an einer der höheren städtischen Lehranstalten anstellen lasse. Nun haben Lippen, die man gern küßt, eine fast unwiderstehliche Beredtsamkeit, und Daniel opferte mit lächelndem Heroismus die Stunden seiner Muße, in denen er bisher seinen privaten Studien obgelegen hatte. Freilich nahm er sich vor, für dieselben künftighin einen Theil der Nacht zu benutzen; als ihm jedoch wirklich, durch des Senators Vermittelung, der Unterricht in Chemie, Physik und Botanik am Realgymnasium übertragen worden war, fand er bald aus, daß der beste Kopf auch in einer Reihe von kleinen Tagesgeschäften ermüdet, wenn diese Reihe nur lang genug ist. Noch glaubte er, nach der Hochzeit, bei durchaus geregeltem Leben, die nöthige Zeit gewinnen zu können, um in seinem Fache auf der Höhe zu bleiben — weiter reichte sein Ehrgeiz schon nicht mehr —; merkwürdiger Weise indessen schienen dem jungen Ehemann die Tage kürzer, als sie je gewesen waren, und die interessantesten Novitäten, die der Buchhändler sandte, häuften sich auf dem Tische und den Stühlen seines Arbeitszimmers an, ohne daß er dazu kam, Kenntniß von ihrem Inhalt zu nehmen.

Es muß Flora zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie als Frau es in der Pflege ihres Mannes an nichts fehlen ließ. Am liebsten hätte sie ihn alle acht Tage wiegen lassen, um über die Beständigkeit in der Zunahme seines Körpergewichts vollständig beruhigt zu sein. Sie wachte über ihn mit der besorgten Aufmerksamkeit, die der Pflanzer seinem werthvollsten Sklaven zu Theil werden läßt. O, er führte ein angenehmes Leben um diese Zeit, mein alter Freund Daniel; er gedieh und bekam volle Wangen. Mit Stolz zeigte Flora ihren Mann vor; alle Welt sollte sehen, was sie aus ihm gemacht hatte. Und Daniel ließ sein gutes Aussehen bewundern und glaubte wirklich zuweilen ein paar Wochen lang, er sei der glücklichste Mensch auf Erden, bis ihn dann plötzlich einmal die Erinnerung an seine früheren Lebenspläne überfiel und melancholisch machte. Seine vortreffliche Frau entdeckte sofort den Schatten in seinen Zügen und ängstigte sich, annehmend, daß er nicht wohl sei. Er konnte ihr nicht sagen, was ihn verstimmte; er litt geduldig, daß sie ihn kosend umschmeichelte, bis unter dem Einfluß ihrer blühenden Schönheit der finstere Geist von ihm gewichen war.

Ich traf ihn einmal auf einem seiner täglichen kurzen Spaziergänge, die ihm seine häusliche Vorsehung verordnet hatte. Er empfand meinen Anblick wie einen Vorwurf und glaubte, sich vor mir rechtfertigen zu müssen. „In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling“, begann er nach einer Weile, indem er zu lächeln versuchte. „Es wäre schlimm, wenn er erst als Greis, still, auf gerettetem Boot, den Hafen erreichte. Ich wenigstens bin glücklicher gewesen; aus dem Sturm und Drang, der Unmögliches will und deshalb sein Pulver nutzlos verschießt, bin ich in einen Wirkungskreis geführt worden, der mir positive Aufgaben stellt und meine Kräfte zu sichtlich ersprießlichen Zwecken in Anspruch nimmt. Wie unreif waren wir doch, als wir noch glaubten, besser zu sein als andere Menschen! Jetzt wissen wir's: alle Wahrheit ist nur relativ, und das Gute und Schöne ist überall. Glück aber ist nur in weiser Beschränkung zu finden. Enge und kurz ist das Leben; wer etwas davon haben will, muß sich bei Zeiten schicken.“

Es war nichts gegen diese Philosophie einzuwenden; sie macht zufriedene Menschen und gute Staatsbürger. Auch ist sie so weit verbreitet wie der Sauerstoff in der Luft. In den Bekenntnissen erscheint sie allerdings niemals rein, sondern nur mit fremden Bestandtheilen vermischt, die ihre Schärfe mildern; in den Handlungen dagegen, in der Lebensführung wird sie überall sichtbar. Daniel war weltklug geworden; er hatte sich denjenigen Menschen zugesellt, die grosweise gezählt werden und war genau so glücklich, wie dieselben sein können — ich hatte keine Berechtigung, ihm daraus ein Verbrechen zu machen.

Daniel's Familie vergrößerte sich; nach dreijähriger Ehe wurde ihm der zweite Knabe geboren. Nun hatte die Mutter auch noch für ihre Jungen zu sorgen. Flora mit ihrem eminent praktischen Sinn faßte die Möglichkeit ins Auge, daß sie Wittwe werden könne. Die kärgliche Pension, auf welche sie in diesem Falle zu rechnen hatte, genügte nicht, um davon sich und ihre beiden Kinder standesgemäß zu erhalten und die Erziehungskosten der letzteren zu bestreiten, wobei außerdem noch ihre Schwiegermutter mit durchzuziehen war. Nachdem die Doctorin Bollenius einmal diesen Gedanken bei sich eingelassen, blieb er ihr Tag und Nacht gegenwärtig und verdarb ihr die Freude am Dasein, auf welche sie doch, nach ihrer natürlichen Empfindung, einen unbestreitbaren Anspruch hatte. Endlich wurde ihr klar, daß ihr Mann sein Leben versichern müsse. „Es ist Deine Pflicht, Daniel, gegen mich und Deine Kinder“, sagte sie ihm; sie hatte bereits gelernt, daß dieser Begriff der Pflicht bei einem Manne Wunder

Digitized by Google

wirkt, obgleich ihr nicht recht klar war, auf welche Weise dies zugeht. Auch hatte Daniel nichts gegen den Vorschlag seiner Frau einzuwenden als das Bedenken, woher denn die jährliche Prämie kommen solle, da doch bisher von ihren Einnahmen nichts übrig geblieben sei. „Du mußt eben mehr verdienen", entschied Flora. „Hast Du nicht früher für Blätter geschrieben? Dies kannst Du ja wieder thun."

In der That, nichts schien Flora einfacher. Sie begriff nicht, weshalb ihr guter, fügsamer Mann ärgerlich auffuhr. „Ich schreiben?" sagte er bitter. „Was hätte ich wohl zu sagen? Meine Weisheit ist veraltet; die Leute, zu denen ich früher geredet habe, sind mir in den letzten Jahren weit vorausgekommen; Niemand würde mir eine Arbeit honoriren." — Flora sann nach; sie hatte einen Platz in einem Lesezirkel und traute sich deshalb in literarischen Dingen ein Urtheil zu. „Du hast zu wenig Selbstvertrauen, Daniel", rügte sie. „In meinen Blättern stehen eine Menge von interessanten Artikeln, z. B. über das Wachsen der Korallen, über Austernzucht, über die Herkunft unserer Gemüse und dergleichen, die Du ganz gut geschrieben haben könntest." — „Tagelöhnerarbeit!" rief Daniel unwillig aus. Flora sah ihn mit ihren schönen Augen verwundert an. „Aber", wandte sie ein, „ist denn Deine sonstige Arbeit vornehmer?" — Daniel schwieg betroffen; er sah sich plötzlich, wie er Andern erschien. Und diese Erkenntniß machte ihn demüthig und nachgiebig; er fügte sich ohne weitere Widerrede. Fortan nahm er Abends nach dem Thee seinen Weg zum Schreibtische und verarbeitete wissenschaftliche Schnitzel und Abfälle zu belletristischen Nippsachen. Flora trieb ihn nicht mehr, wie bisher, um zehn Uhr zu Bett, mit der Erinnerung, daß er sich für sie und die Kinder rüstig und frisch erhalten müsse; vielmehr war sie sichtlich unzufrieden, wenn er es sich einmal auf dem Sopha bequem gemacht hatte und gesonnen schien, die Süßigkeit des Nichtsthuns auszukosten. Sie pflegte dann nach kurzer Zeit aufzustehen, die Lampe anzuzünden und in Daniels Arbeitszimmer hinüberzutragen, und ihr gewissenhafter Sklave folgte, obgleich heimlich seufzend, ihrer stummen Aufforderung zum Fleiß.

Unmerklich, im Laufe der Jahre, kam Daniel sein altes Selbst abhanden; sein Standpunkt für die Beurtheilung abstracter Dinge sank tiefer und tiefer. Seine Ansichten unterschieden sich schließlich nicht mehr von denjenigen der Herren Müller und Schulze, die er täglich beim Frühschoppen traf, zu welchem ihm Flora die Mittel bewilligt hatte. Von seinen alten Freunden war er abgetrieben; nur mit mir fand er sich noch gelegentlich zusammen. Und einstmals — Flora hatte ihm gerade das fünfte Kind geboren — wandelte ihn das Bedürfniß an, sich mir gegenüber auszusprechen. Es war doch etwas wie wehmüthige Resignation in seinem Tone, als er mir die Geschichte seiner allmählichen Wandlung erzählte; aber er bestand mit rechthaberischer Schärfe darauf, daß seine Art und Weise, sich in die Welt zu finden, die einzig richtige sei, und das Glück, das ihm geworden, ein solches, wie es Keinem gezieme, sich besser zu wünschen. „Häuslicher Heerd, geregelte Thätigkeit, genügendes Einkommen", meinte er, „welcher vernünftige Mensch könnte mehr wollen? Ein Bischen Vergnügen, soweit dasselbe zuträglich ist, fällt nebenher auch noch ab. Daß man sich um Dinge quält, die, so oder so entschieden, das persönliche Wohlgefühl gänzlich unberührt lassen, ist Thorheit. Nur bemitleiden kann ich die Idealisten, die niemals sehen, was ist. Ich stehe auf dem Boden des gesunden Menschenverstandes, der sich genügen läßt an Dem, was er begreift, und jede Meinung abweist, die nicht die Majorität für sich hat. Im Uebrigen thue ich meine Schuldigkeit in meinem Beruf als Familienhaupt, als Bürger — wer hätte das Recht, mir einen Vorwurf zu machen?"

Niemand, in der That. Daniel Bollenius ist ein sehr respectabler Mann. Daß aus ihm nicht geworden ist, was er versprach — kann er dafür? Von der Blüthe bis zur Frucht ist ein langer Weg; so viele subtile Einflüsse sind darauf thätig, daß es meist gar keiner Katastrophe bedarf, um das Wachsthum der schwellenden Kerngehäuse an einem Punkte zu hemmen, der weit jenseits der erreichbaren Vollendung liegt. So scheint es die Natur zu wollen, und wir müssen zufrieden sein, daß sie immer neuen Samen züchtet, der wenigstens die Anlage zur vollkommenen Entwickelung seiner Art in sich birgt.

Das alte Bild, welches mir schließlich diese Lehre gegeben hat, habe ich wieder an seinen Ort gelegt, wo es vergilben und verstauben mag. Seitdem sehe ich im Geiste manchen Photographen thätig, Gruppen von jungen Leuten aufzunehmen, die zu höherem Streben sich hoffnungsvoll vereinigt haben. Gott walte, daß sie nicht alle als Philister enden, wie Daniel Bollenius!

Aus der Hauptstadt.

Gesammt-Gastspiel des Hamburger Carl Schultze-Theaters.

Als vor einem Jahrzehnt zum ersten Male das niederdeutsche Drama in Berlin sich zeigte, eroberte es wie im Sturme die Herzen der Reichshauptstädter. Das Woltersdorff'sche Vorstadttheater, auf dem damals Carl Schultze mit seinen Leuten gastirte, wurde für sechs Wochen Mode in Berlin und bildete den Anziehungspunkt für Tausende auch aus jener Welt, die sich die bessere nennt. Alle Zeitungen und Zeitschriften waren gefüllt mit Besprechungen und Erörterungen über die niederdeutsche Bühne; die begeistertsten Lobeshymnen wechselten mit den Prophezeiungen, daß jenem Dialectdrama eine ebenso große Zukunft bevorstehe, wie dem Dialektromane Fritz Reuter's; man dachte sogar schon an ein ständiges plattdeutsches Theater auch für Berlin. Jene Prophezeiungen haben sich leider nicht erfüllt. Selbst in Hamburg, auf dem Boden, dem sie entsprossen und auf dem allein sie sich natürlich und kraftvoll hätte entwickeln können, hat heute die plattdeutsche Komödie keine dauernde und sichere Stätte mehr. „Wieder wandert sie von Thür zu Thür und findet blos dann und wann Einlaß und Aufnahme bei einem der kleineren Theater auf St. Pauli. Na, denn good Nacht!" so klagt ihr Historiograph Karl Theodor Gaedertz am Schlusse seines vortrefflichen Buches. Und wie still ist auch hier in Berlin der Empfang gewesen, jetzt, da sie auf ihrer Wanderung abermals Einzug in die Hauptstadt hielt! Ein Häuflein Getreuer aus der Schriftsteller- und Künstlerwelt hatte sich allerdings versammelt, um die altbekannten und längst liebgewonnenen plattdütschen Darsteller warm zu begrüßen, das berühmte Dreigestirn, Lotte Mende, Heinrich Kinder und Carl Schultze, wurde mit Jubel empfangen, aber die allgemeine und rege Theilnahme des Publicums fehlt; das Central-Theater, auf dem jenes Ensemble gastirt, ist bis jetzt stets kaum bis zur Hälfte gefüllt gewesen. Ist hieran die Hitze allein Schuld, die seit einiger Zeit die Berliner Theater entvölkert? Nein, die Gründe liegen doch etwas tiefer. Vor Allem muß man sie in der nur höchst spärlichen Bereicherung des Repertoires suchen, welche das plattdeutsche Theater seit jenem Triumphzug von 1874 erfahren hat. Es fristet auch in Hamburg nur sein Dasein mit drei bis vier großen Localstücken, die alle schon viele Winter alt sind und mit etwa einem Dutzend kleiner Snake, von denen auch nur wenige eigentlich neu sind. Von einer stetigen, etwa jährlichen Ausbreitung des Repertoires, von einer regelmäßigen Zufuhr dramatischen Stoffes, aus dem das Beste herauszunehmen und für die Zukunft aufzubewahren wäre, ist momentan für die plattdeutsche Bühne nichts zu verspüren. Es ist das bedauerlich, weil es ein Anzeichen von geringer Lebens- und Treibkraft ist, und muß umsomehr beklagt werden, als die jetzigen Haupt- und Zugstücke nicht derartige sind, daß sie verdienten, länger als ein Jahrzehnt auf der Bühne zu weilen. Das Stinde'sche Localstück „Hamburger Leiden", mit dem, wie 1874, auch diesmal das Ensemble sein Gastspiel eröffnete, hat doch nur höchst mäßigen Werth und beginnt allmählich an Wirkungsfähigkeit nachzulassen. Und auch das Burenspill mit Singsang in eenem Uptog „De Leev in Veerlane", welches zu den schon seit 1869 auf dem Repertoire stehenden Stücken gehört, vermag nur noch durch die unvergleichliche Meisterschaft und Ursprünglichkeit, mit welcher Heinrich Kinder die Rolle des Klas durchführt, zu fesseln. Nicht viel besser steht es um die beiden

Digitized by Google

neuen Stücke, welche die Truppe mitbrachte, um das fünfactige Localstück: „Hamburg an der Alster“ von Otto Schneider und H. Hirschel und den einactigen plattdütschen Snak „De lütt Heckenros“ von Auguste Danne. Auch diese beiden Stücke sind nur für Berlin neu; in Hamburg werden sie schon seit Jahren gegeben. Das letztere, der einactige „gemüthliche“ Snak ist eine wahr und warm empfundene Dorfidylle, bei der das nicht geringe Maß von Sentimentalität, das eingemischt ist, durch die frische Natürlichkeit der Darsteller und durch das herzige Plattdeutsch gemildert wird. Eine Bäuerin will ihrem Sohn nicht ein armes Mädchen zum Weib geben, welches in ihrem Hause aufgewachsen ist, wird aber durch die eindringlichen Ermahnungen ihres Großknechtes und durch das unvermuthete Aufblühen einer schon welken Heckenrose erweicht und umgestimmt. Die Plauderei gewinnt ihr eigentliches Leben erst durch die Darstellung: Lotte Mende als Bäuerin und Heinrich Kinder als Großknecht müssen sie uns erst verständlich und schmackhaft machen. Dasselbe gilt auch von dem Localstück: „Hamburg an der Alster“, dessen possenhafter Inhalt an und für sich zu schwächlich angelegt ist, als daß er ohne die Dialektkünste eines Carl Schultze und der Lotte Mende genießbar sein würde. Ein sehr alltägliches Thema, der Conflict zwischen Liebe und Standesvorurtheilen wird fünf Acte lang hindurch ausgesponnen; es ist von vorneherein klar, daß dabei nur die eingestreuten zahlreichen Episoden von Interesse sein können. Die Hauptfigur ist der Buchbinder Kaspar Wehnke (Carl Schultze), Vater zweier Töchter und Besitzer einer resoluten, aber gutherzigen Frau (Lotte Mende); die eine Tochter wird von dem Sohne eines reichen Kaufherrn, die andere von dem Bodenmeister desselben geliebt; der Kaufherr (Heinrich Kinder) ist mit einer adligen Dame verheirathet, die natürlich eine Verwandtschaft mit einem Bodenmeister nicht sehr herbeisehnt und ihres Stiefsohnes Neigung zu bekämpfen sucht. Das ist die ganze dramatische Verwicklung, die sich natürlich, weil der alte Kaufmann ein vernünftiger Mann ist, glücklich löst. Kaspar Wehnke, mit seinen immer gut angebrachten Redensarten „Dat sall woll sin“ und „Na, denn good Nacht“, ist eine behagliche, komische Figur, neben ihm steht der Laufjunge des Kaufmanns, der stets mit classischen Citaten um sich werfende Kunstaspirant Wilhelm (Ottilie Eckermann), im Vordergrund; die Scene, in welcher Beide auf dem Speicherboden mit Beistand des Hauspersonals Julius Cäsar aufführen, und das prächtige Hamburger Messingsch, in welchem sie die Verse Shakespeare's declamiren, werden immer wirkungsvoll bleiben und gehören in der That zu den besseren Leistungen unserer heutigen Possenliteratur. Daß das Werk daneben an manchen Längen und Trivialitäten leidet, war nicht gut zu vermeiden; diese Detailmalerei gehört nun einmal zum Wesen des Localdramas, und gerade die behaglich ausgemalten Ehestandsscenen im Buchbinderhause oder das Kleinleben hinter der Tribüne auf dem Rennplatze sind die bezeichnendsten und ursprünglichsten Partien des neuen Stückes. O. B.

Notizen.

Das Niederrheinische Musikfest in Aachen. Die Niederrheinischen Musikfeste haben den zahlreichen ähnlichen Institutionen gegenüber entschieden schätzenswerthe Charakterzüge voraus. Ihr Höflichkeit forderndes Alter, ihre von einem wirklich idealen Zuge durchwehte Entstehungsgeschichte, die vornehme, exclusive Haltung ihrer Programme und die künstlerische Würdenstufe ihrer Mitwirkenden lassen sie ihren nachgeborenen Namensvettern, deren Erzeugung wir in den meisten Fällen einem Enthusiasmus heuchelnden Cliquenwesen und nacktem Egoismus zu danken haben, als leuchtende, nachahmenswerthe Musterbilder erscheinen. Dennoch weisen auch sie, wie alles Erdentsprossene, ihre Mängel und Fehler auf. Dieselben scheinen mir hauptsächlich in der Abwesenheit einer einheitlichen, wirklich kunstverständigen und vernünftigen Gesammtleitung zu liegen. Jede der drei als Festorte der „Niederrheinischen“ fungirenden Städte — Köln, Düsseldorf, Aachen — besitzt ihr besonderes, aus Dilettanten, notablen Jüngern und dem städtischen Capellmeister zusammengefügtes Musikfestcomité, das über Programme, Solisten und Dirigenten seine willkürlichen, uncontrolirten Bestimmungen trifft. Das ist immer gefährlich, und bei Dilettanten erst recht. Quot capita, tot sensus! Der Dilettantismus in der Kunst ist ein nothwendiges Uebel, und echte Dilettanten sind gewiß weit verehrungswürdiger, als mittelmäßige Künstler — aber wo findet man heutzutage echte Dilettanten? Scheinen doch selbst die echten Künstler sich auf dem Aussterbeetat zu befinden! Kurz und gut: das Programm des diesjährigen Festes machte dem Geschmack und den künstlerischen Kenntnissen des Aachener Comités ein sehr schlechtes Compliment. Wie sie sagten, wollten die guten Leute durch das verflossene Fest die 200jährigen Geburtstage der beiden Musikriesen Bach und Haendel feiern. Auf dem Titelblatt des Festbuches prangten die Namen des großen Dioskurenpaares; bei dem Dirigentenpult standen ihre Büsten — von ihren Werken aber erblickte man wenig und jedenfalls bei Weitem nicht genug, um dem Publicum, wie dies bei einer solchen Erinnerungsfeier doch zu fordern, ein Bild ihrer Totalität, ihres geistigen Vollwesens zu entwerfen. Von Haendel gab man uns den „Judas Maccabäus“, den ersten Theil des ziemlich verzopften „Alexanderfestes“, das „Hallelujah“ aus dem „Messias“ und — die Violinsonate in A-dur, von dem erhabenen Thomascantor einen kleinen Chor aus dem „Weihnachtsoratorium“, die Osterfestcantate, das G-dur-Concert für 9stimmige Streichmusik und eine Arie aus der Pfingstfestcantate. Die übrigen Programmnummern stammten von Beethoven, Schumann, Mendelssohn, Reinecke, dem Festdirigenten, Viotti, Liszt („Prometheus“) und Wagner (drittes Finale aus den „Meistersingern“). Antike Statuen, Rococo-Figuren und indische Götzenbilder, den Tempel von Aegina, den Kölner Dom und moderne Barockbauten wild durcheinander! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig gewesen wäre! Um das Maaß voll zu machen, bebütirte dann ein Comitémitglied in dem Vorworte des Festbuches noch mit der ernsthaften, eine Entschuldigung jener tragikomischen Buntscheckigkeit versuchenden Betheuerung, daß es schwer sei, ein Säcularfest der beiden Musikfürsten zu veranstalten, ohne „eine gewisse Einförmigkeit“ hervorzurufen. (sic!) Und dies Angesichts der brutalen, ärgernißerregenden Thatsache, daß Haendel als Instrumental- und Operncomponist so gut wie gar nicht, und der universelle, colossale Bach, der Dichter der beiden erhabenen Passionsmusiken und der monumentalen H-moll-Messe, der unerreichte Beherrscher der Königin der Instrumente: der Orgel, weder als solcher, noch als Symphoniker und Kammermusikcomponist, vertreten war. Und doch hätte man bloß mit den Werken, die der Meister auf diesen Kunstgebieten schuf, Programme für 3 Säcularfeste ausfüllen können, und zwar hochinteressante, gewiß nicht an Einförmigkeit leidende Programme. Es stimmt traurig, bei solchen Gelegenheiten einer derartigen Unkenntniß zu begegnen.

Auf die Festaufführungen an sich läßt sich ebenfalls nur mit gemischten Empfindungen zurückblicken. Die Chöre der verschiedenen Gesangwerke waren durch den städtischen Musikdirector Julius Kniese, welcher Taktstock und Lorbeern an den Festtagen unbilligerweise fast ausschließlich Karl Reinecke abtreten mußte, ganz ausgezeichnet einstudirt und offenbarten eine Sicherheit, innere Festigkeit und Ausdrucksfähigkeit, welche man bei gleicher Massenbesetzung nur höchst selten findet. Das Orchester leistete ebenfalls Vortreffliches. Die Solisten hingegen befriedigten hohe Ansprüche durchaus nicht.

Statt der ganzen, hohen Vollgestalt der beiden Riesenkünstler zeigte man uns in Aachen, wie in einem Reliquienkasten, nur einzelne Gliedmaßen, ihren Rock, ihren Perrückenzopf! Zu einer wahren, der Bedeutung der beiden unsterblichen Geburtstagskinder wirklich entsprechenden Säcularfeier hat Deutschland sich im Jahre 1885 nicht emporzuschwingen vermocht. Nur das kühle, als unmusikalisch verschrieene Albion trägt der Bedeutung des Jahres Rechnung und weiht wenigstens dem Andenken des großen Haendel demnächst im Londoner Crystal Palace eine 200jährige Geburtstagsfeier, welche die im Jahre 1785 gefeierte 100jährige in jeder Beziehung tief in Schatten stellen dürfte.

Bonn a. Rh. Joseph Schrattenholz.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Nachtrag zu **Othmer's Vademecum** für Literaturfreunde. Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur" aus den Jahren 1878-1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und Leopold Ost.

8° VI. 368 Seiten. Preis 8 Mark.

Hannover. Fr. Cruse's Buchhandlung.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Der Ursprung der

Gewitter-Elektricität

und der gewöhnlichen

Elektricität der Atmosphäre.

Eine meteorologisch-physikalische Untersuchung

von

Dr. Leonhard Sohncke

ord. Professor der Physik a. d. Univers. Jena.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Rigi-Unterstätten.

Eröffnung am 25. Juni.

Schöne Aussicht.

Pensionspreis 5½ Frcs.

Baptist Steiner.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

3000 Abbildungen im Text.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ALLGEMEINES STAATSRECHT.

Von

J. C. BLUNTSCHLI.

Sechste Auflage, durchgesehen von E. Loening.

gr. 8°. VIII u. 690 S. M. 10. —

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland

von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Von

Franz Anton Specht.

(Eine von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift.)

gr. 8°. XII und 411 Seiten. M. 8. —

Die Politik der Republik Venedig

während des dreissigjährigen Krieges

von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

II. Band: Die Befreiung des Veltlin und der Mantuaner Erbfolgekrieg.

gr. 8°. VIII und 359 Seiten. M. 6. —

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von **R. Baumbach.**

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder aufs Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von **Heinr. Seidel.**

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von **Julius Lohmeyer.**

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von **Hans Grasberger.**

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von **Emil Peschkau.**

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Achtundzwanzigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1885.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Digitized by Google

Register.

Achtundzwanzigster Band.

Seite

Achelis, Th., Zur egyptischen Mythologie 72
— Zur Philosophie der Naturwissenschaft 264
Austriacus, Die großbulgarische Bewegung 241
— Das deutsch-österr. Bündniß und das Deutschthum in Oesterreich 321
Balto-Germanus, Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen 273
Batucki, Michael, Ein Weihnachtsabend 396
Berger, Wilhelm, Ein Herz und eine Seele . . . 189. 205. 218
Berner, E., Eine Zietenbiographie 360
Biese, Reinhold, Moderne Bildungsfragen 35
Blind, Karl, Gladstone's Sturz und die neue Regierung . . . 33
— England und die „Neue Republik" in Süd-Afrika 145
— Zur geheimen Geschichte des egyptischen Feldzugs 305
Bodek, A., Socialistische Phantasiestaaten 106
Breitinger, H., Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean Paul's? 21
Buchwald, Otto, Das Unerquickliche. Eine ästhetische Studie . 164
Bulle, Oskar, Neue Gedichte von Hermann Lingg 40
— Von der japanischen Ausstellung 63
— Shakespeare in der höheren Töchterschule 136
— „Theodora", Drama von V. Sardou 157
— Dramatische Aufführungen 95. 174. 191. 237. 302
— Johanna Spyri 228
— „Ein Tropfen Gift", Schauspiel von Oskar Blumenthal . . 254
— „An der Heilquelle", Roman von Friedr. Spielhagen 294
Carriere, Moritz, Herder 341
Cosas de España 195
Daudet, Alphonse, Tartarin auf der Gemsjagd 412
Dehn, Paul, Handelspolitische Fragen 81
— Das Nationalitätenmosaik auf der Balkanhalbinsel 242
Deputatus, Finnland ein constitutioneller Sonderstaat 82
Diercks, Gustav, Der deutsch-spanische Conflict 225
Doempke, G., Wiener Opernabende 263
Duboc, Julius, Zur Psychologie des Rührenden 214
Egh—, Auch eine Chamisso-Biographie 202
Ehrlich, Heinrich, Wien-Pester Erinnerungen 122
— Der Wiener Männergesangverein 142
— Opern und Concerte 47. 238. 271. 349. 381. 414
Falk, Robert, Bäder und Zeiten 27. 43
Fuld-Mainz, Ludwig, Die Erweiterung der Socialreform . . 17
— Reform des Strafverfahrens und der Rechtssprache 129
Gagern, Carlos von, Emilio Castelar und die Gewissensfreiheit 210
Gebhardt, Bruno, Zur Geschichte der Reformation 249
— Die Geschichte der deutschen Historiographie 314
— Zu Leopold v. Ranke's 90. Geburtstage 403
Geiger, Ludwig, Ein Brief Herder's 279
Greif, Martin, Mondnacht am Strande 211
Goldbaum, Wilhelm, Die Balkan-Krise 337
— Karl Hillebrandt's Nachlaß 355
Goverts, H., Deutsche Kampfeslieder aus Oesterreich 37
Halbeck, Ernst, Zur Lage im Elsaß 369
Hartmann, Eduard von, Das Philosophie-Studium 197
— Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik . 389. 408

Seite

Hellwald, Friedrich von, Deutschland in Ostafrika 169
Hevesi, Ludwig, Niederländische Eindrücke 297
Herz, Moriz, Ein ungedruckter Brief Wieland's 373
Herzog, J., Freiherr v. Hofmann 308
Jensen, Wilhelm, Winterliches 388
Jentsch, Carl, Eine Geschichte der römischen Kirche 104
Ihering, Rudolf von, Ausnahmen bestätigen die Regel . . . 4
Jókai, Maurus, Miß Athalie 268. 286. 299. 315. 333. 346
Isaac, Hermann, Ein neuer Morgen der Shakespeare-Forschung 245
Justus, Die Ausweisung der Polen 291
Karpeles, Gustav, Richard Lepsius 85
— Heine und Laube bei George Sand 231
Katscher, Leopold, Die englischen Universitäten 99
Kaufmann, Georg, Akademische Festreden zur Feier Dahlmann's 70
Keil, Robert, Das Goethe-Haus und seine Schätze . . . 311. 330
Kleinpaul, Rudolf, Farbenbezeichnungen 101. 119
Kohut, Adolf, Persönliches von Wilhelm Camphausen 11
Lector, Neue Aufschlüsse über George Eliot 138. 152
Lemmermayer, Fritz, Neues über Grillparzer 212
Lichtwark, Alfred, Das Spatenbräu 206
— Neue Kunstwerke 221
— Eine Ausstellung farbiger Sculptur 234
— Die Ausstellung im Künstlerverein 252. 270
— Die Antwerpener Weltausstellung 266. 282
— Die Concurrenz um das Lutherdenkmal 318
— Moderne Gartenkunst 326
— Die Ausstellung bei Gurlitt 366
— Das Chattanooga-Panorama 396
— Farbige Sculptur 405
Lorm, Hieronymus, Literarische Plaudereien 6. 133
Lortzing, Max, Lord Lytton und Lord Salisbury 52
Lübke, Wilhelm, Kunstgewerbliche Veröffentlichungen 58
— Von den Tauern zum Vierwaldstättersee 378
Marr, E., Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers . . 281
Mennell, Arthur, Deutsche Bücher in Frankreich 54
Meyer, Jürgen Bona, Der Paderborner Studienerlaß und die Vorbildung der Geistlichen 49. 65
— Friedrich der Große und die Jesuiten im Reichstage 385
Meyer, M. Wilhelm, Ein Sonnensystem im andern 18
Nestor, Zum serbisch-bulgarischen Kriege 353, 369
Nordmann, H., Zur Währungsfrage 1
Nuél, M., Mein Weib. Novellette 172
Obst, H., Das letzte Werk Emil Riebeck's 182
Perfall, Karl von, Zum 70. Geburtstag Andreas Achenbach's 217
Philosophus, Zur Beförderungsfrage der Gymnasiallehrer . . 115
— Der Sport auf den Gymnasien 326
Du Prel, Carl, Eduard von Hartmann über den Spiritismus 9
— Philosophische Paradoxa 184
— Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme" 313
— Professor Preyer über das Gedankenlesen 373
Pröll, Carl, Zur Slavisirung in Oesterreich 209
Quarck, Max, Die Landunruhen in Italien 161

Digitized by Google

Seite
Regnet, Carl Albert, Das Ausstellungsfieber 152
Richter, Hermann Michael, Die Zerstückelung Frankreichs . . 338
Rosenstein, Alfred, Wilhelm Wundt als Essayist 375
Sahler, C., Gerettet 140. 155
Sanders, Daniel, Eine neugriechische Schrift über die Lenorensage 170
Söhns, Franz, Schule, Beamten und Handwerk 97
Spier, A., Karl Stieler und sein Nachlaß 87
Spitzer, D., Wiener Brief 339
Schlaeger, E., Zu den Novemberwahlen in den Vereinigten Staaten 324
Schnitzer, Manuel, Aus dem Tagebuche eines Dilettanten . . 363
Schrattenholz, Josef, Musikleben in England 148
Schütze, Paul, Zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels . 74
Schults, Hermann, Vom Commandiren der Poesie 116
Schwarzkopf, Gustav, Philemon und Baucis 236. 250
Staatsanwalt, Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef 276
Thun, Alphons, Studienfreiheit und Studienzwang auf den Universitäten 3
—tt—, Der Cultusminister und die Prüfungscommissionen . . 162
Twain, Mark, Königthum auf dem Mississippi 13. 29. 45. 60. 76. 92. 108. 124
Verax, Parlamentarische Gedankenspähne 257. 274
Vogel, H. W., Ueber die Photographie farbiger Gegenstände . . 292
Voges, Ernst, Pflanze und Thier 131
Waldmüller, Robert, Ludwig Richter von der religiösen Seite 260
Weisbrodt, Gustav, Ultima Thule 243
Wenzelburger, K. Th., Clericalismus und Liberalismus in Holland 113
Wiener, X., Vom Burgtheater 393
Winter, Georg, Zur Jugendgeschichte Friedrich's des Großen . 90
— Die erste socialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland . . 195
Wollmann, Moriz, Die Währungsfrage 401
Zabel, Eugen, Oblomow 25
Zacharias, Otto, Das Problem des Lebens 291
Zeller, D., Das Sinken des Zinsfußes in der Gegenwart . . 147
Ziel, Ernst, Düntzer's Goethe-Abhandlungen 248
— Lyrische Novitäten 358
Zimmern, H., Gordon's Vermächtniß 65
— Eine amerikanische Biographie von Louis Agassiz 390
Zolling, Theophil, Deutscher Humor im Bilde 39
— Ein biographischer Roman 56
— Neues über Heinrich von Kleist 166
Seite
— Zwei Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer 187
— Ein deutscher Zola 200
— Eine Salontyrolergeschichte 215
— Pariser Deutschthum 259
— Briefe von Rachel 343
— „Clara Soleil", Schwank von Gondinet und Sivrac 365

Notizen.

Aesthetisches und Politisches 111. Amyntor, Caritas 127. Biller, Barbara Ittenhausen 111. Bischoff, Gespräche Friedrich's des Großen mit de Catt und Luccheſini 223. Bolte, Bartholomäus Krüger's Spiel 175. Boy-Ed, Seine Schuld 239. Burmester, Harten Leina 127. Duboc, Plaudereien und Mehr 31. Eckstein, Das Vermächtniß 111. Engelmann, Das Nibelungenlied fürs deutsche Haus 79. Fischhof, Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität 79. Fontane, Graf Petöfi 159. Geschichte der deutschen Kunst 15. Glaubens- und Sittenlehre, bäuerliche 223. Grosse, Ein bürgerlicher Demetrius 143. Gsell-Fells, Italien in sechzig Tagen 63. Heldt, Verwehte Spuren 126. Köhler, Novellen-Mappe 79. Lange, Der letzte Wikinger 255. Litzmann, Briefe von A. M. von Hagedorn 159. Lohmeyer, Deutsche Jugend 351. Lotheißen, Zur Sittengeschichte Frankreichs 351. Loy, Berliner Novellen 239. Meyer's Conversations-Lexikon, 4. Aufl. 175. Meysenbug, Phädra, 175. Gesammelte Erzählungen 239. Musik, Schriften über 235. Nicolai, Meine Frau und ich 159. Rittig, Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben 222. Roberts, Kohinor, Mal'Occhio, Trovatella, Die Holzhauer 223. Schäffle, Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie 15. Schilling, Anleitung zum Verkehr mit Spanien 175. Schubin, Bravo rechts! 126. Seidel, Vorstadtgeschichten 207. Stackelberg, Carmen Sylva's Leben 159. Steub, Bilder aus Griechenland 15. Strack, Aus Süd und Ost 31. Ströll, Die staatssocialistische Bewegung in Deutschland 111. Wackernagel, Jugendjahre 126. Warschauer, Die Zahlenlotterie in Preußen 47. Westkirch, Ein Familienzwist 127. Wichert, Von der deutschen Nordostmark 223. Weihnachtsbücher 382, 397. Wissen der Gegenwart 15. Zacharias, Gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung 255. Ziel, Literarische Reliefs 351. Zilcken, Novellen 143.

Offene Briefe und Antworten.

J. Morgenstern, Zu Büchmann's „Geflügelten Worten" 31. v. D., Zur Verunstaltung der deutschen Sprache 79. G. v. Löper, Bemerkung zu Zolling's Kleist-Artikel 207. Th. Zolling, In eigener Sache 287.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY
JUL 23 1885
Library

№ 27. Berlin, den 4. Juli 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Währungsfrage. Von H. Nordmann. — Studienfreiheit und Studienzwang auf den Universitäten. Von Alphons Thun. — **Literatur und Kunst:** Ausnahmen bestätigen die Regel. Von Rudolf von Jhering. — Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Eduard von Hartmann über den Spiritismus. Von Carl du Prel. — Persönliches von Wilhelm Camphausen. Von Adolph Kohut. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. — Notizen. — Inserate.

Zur Währungsfrage.

Von H. Nordmann.

Nachdem die agrarischen Forderungen bezüglich der Zollfrage ihre vorläufige Befriedigung erlangt haben, tritt das Thema des Bimetallismus auf die Tagesordnung und bildet den Gegenstand lebhafter Erörterungen.

Der üblichste Vorwurf gegen die Goldwährung ist der der Entwerthung des Silbers, obgleich diese von dem geringsten Bedeutung wäre. Sie könnte direct nur dem Silberbergbau nachtheilig sein und würde auf die übrigen Gewerbe sehr wenig Einfluß üben. Die Klage hat aber auch, soweit die Entwerthung unserer Münzconversion zur Last gelegt wird, sehr geringen Grund, denn mit der letzteren hatte sich nur das Werthsverhältniß zwischen Gold und Silber geändert, kaum aber dasjenige des letzteren zu anderen Waaren, deren Preise fast sämmtlich in demselben Maße gegenüber der neuen Goldrechnung fielen. Auch auf dem großen, den Silberwerth bestimmenden asiatischen Markte hatte die Kaufkraft des Silbers durch seine Demonetisirung bei uns keinen merklichen Schaden erlitten, und in der That könnte die gegenüber dem Silbervorrath der Welt, welcher vielleicht den Werth von 40—50 Tausend Millionen Mark übersteigt, verschwindend kleine Menge von 640 Millionen Mark außer Cours gesetzten deutschen Silbers, das nur zum Theil und sehr allmälig auf den Markt gebracht wurde, keinen durchgreifenden Einfluß auf den allgemeinen Werth dieses Metalls ausgeübt haben. Dagegen wurden 1725 Millionen Mark neuer deutscher Goldmünzen ausgeprägt und das Gold ziemlich plötzlich zu einer Zeit dem Markte entzogen, als auch die scandinavischen Staaten die Goldwährung einführten, in Nordamerika die Wiederaufnahme der Baarzahlungen in das Werk gesetzt wurde, während daneben die Goldproduction nachließ. Daraus erklärt sich das damalige Auseinanderschnellen des Gold- und Silberwerthes als eine Erhöhung des ersteren, wenn auch später das zunehmende Mißverhältniß in der Production beider Metalle einen weiteren Druck auf den Silberwerth ausgeübt haben mag. In Folge dieser Vertheuerung wurde mit der Goldwährung der bisherige Werthmaßstab ein größerer, während er dem Namen nach derselbe blieb. Es war ähnlich, als ob unter der Hand die Elle länger geworden wäre: wer seine Waare auf den Markt brachte, maß weniger Ellen aus, wer aber eine bestimmte Ellenzahl zu liefern hatte, mußte ein größeres Stück geben. Die producirten Werthe wurden kleiner und die übernommenen Verpflichtungen größer, denn das Gold war schon bei dem Inkrafttreten der Goldwährung schon viel theurer, als der Gesetzgeber bei der Währungsänderung angenommen hatte. Man hätte das voraussehen können, wenn man in jener Zeit überhaupt zur Vorsicht geneigt gewesen wäre, und es lag sehr nahe, den Schaden für den Schuldner dadurch zu mildern, daß man ihm eine längere Frist gewährt hätte, die in Silber verschriebenen Schulden auch in Silber abtragen zu können, was sich durch amtliche Coursfeststellungen oder Ausgabe von Silbercertificaten leicht bewerkstelligen ließ. Es war die höchste Unbilligkeit, zu verlangen, daß er für 15½ Pfund Silber 1 Pfund Gold zahlen sollte, während dieses schon 18 Pfund Silber und mehr werth war. Wenn man die deutschen Hypothekenschulden nur auf 15 000 Millionen anschlägt, so waren sie durch die Münzconversion um mehr als 2000 Millionen gewachsen.

Der Schaden ist geschehen und es sind zehn Jahre darüber hingegangen: ein hinreichender Zeitraum, um sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Für den laufenden Verkehr ist der Münzfuß gleichgültig, falls er nur stabil ist, und wenn man behauptet, daß den Goldwährungsländern der Handel mit Ländern der Silberwährung durch diese Verschiedenheit erschwert werde, so beweist dies eine vollkommene Unkenntniß. Aller Handel ist Tauschhandel und auch das Gold ein Tauschmittel, welches im internationalen Verkehr nach seinem Werthe als Waare gilt. Das afrikanische Elfenbein bezahlt man mit Kattun oder Glasperlen, und sehr gern nimmt der indische Verkäufer für seine Baumwolle oder seinen Weizen Geld, obgleich bei ihm Silberwährung herrscht. Er kann jeden Tag jede beliebige Summe Sterling in Copien umsetzen, und in der That rechnet man in Calcutta bei Verkäufen nach England nach dem Course auf London und umgekehrt. Der allergrößte Theil des Welthandels befindet sich in Händen Englands, welches zugleich der Weltbankier ist, und dieses hat nicht allein bei sich die reine Goldwährung festgehalten, sondern auch in Indien, dessen Verkehr es fast ausschließlich beherrscht, vor fünfzig Jahren die Doppelwährung durch reine Silberwährung ersetzt, was den englisch-indischen Umsatz nicht abgehalten hat, von Jahr zu Jahr außerordentlich zuzunehmen.

Ein anderer Einwand gegen die Goldwährung hat mehr Bedeutung. Er beruht auf der Befürchtung, daß die Goldproduction dauernd hinter dem Bedarf zurückbleiben und deshalb der Goldwerth fortwährend steigen werde. Die Erfahrung der letzten 6—8 Jahre rechtfertigt diese Befürchtung noch nicht, denn während dieser Zeit ist trotz der starken Silberproduction der Goldpreis gegen Silber, abgesehen von kleinen Fluctuationen, nicht mehr in gleichem Maße gesunken, und wie sich dies in der Zukunft gestalten wird, ist schwer vorauszusehen. Es sind noch zu große Theile der Erde unbekannt, um mit

Digitized by Google

Sicherheit ein Urtheil über die mögliche Goldproduction zuzulassen. Jeden Tag können in Australien, Afrika oder Asien neue Goldfelder entdeckt werden. Auf der anderen Seite beschränkt die Entwickelung der Communicationen fortwährend den Bedarf an Münzen, welche durch Wechsel, Checks und Werthpapiere ersetzt werden, so daß es fast müßig ist, sich über den zukünftigen Goldwerth den Kopf zu zerbrechen. Die agrarischen Bimetallisten wollen auch im Wesentlichen nicht sowohl einer zukünftigen Steigerung vorbeugen, als die bereits eingetretene aufheben, indem sie dem Silber für das alte Werthsverhältniß zu Gold einen Zwangscours verleihen. Sie glauben damit der Production den früheren Schaden zu ersetzen und übersehen, daß sie ihr einen viel schlimmeren zufügen würden.

Wenn in Deutschland gesetzlich angeordnet wird, daß man für 1 Pfund Gold nur 15½ Pfund Silber erhalte, so wird naturgemäß das Gold dorthin gehen, wo man 18 oder 19 Pfund Silber dafür kaufen kann. Es wird aber in England einen solchen Goldmarkt finden, und wenn wir auch zugeben, daß sich dort durch den neuen Zufluß der Goldwerth etwas ermäßigen und der Werth des Silbers durch die neue Verwendung sich etwas bessern könne: immer wird das Gold auf dem freien Markt einen höheren Werth als 1 zu 15½ haben, wenn die Befürchtung einer bevorstehenden Goldknappheit gerechtfertigt wäre. Bessere Communicationen und mit ihnen die Einführung der modernen Zahlungserleichterungen in den Verkehr werden außerdem allmählich einen Theil des großen asiatischen Silberbestandes freimachen. Die beabsichtigte Doppelwährung wird also in Wirklichkeit eine Silberwährung werden, so lange es nicht gelingt, sie in der ganzen Welt gleichmäßig einzuführen und so lange ein so großer weltbeherrschender Geldmarkt, wie der englische, offen bleibt. Das Problem der Doppelwährung ist nicht zu lösen. Sie müßte unter den obwaltenden Verhältnissen bestenfalls zu einer wechselnden Währung werden, so daß immer das werthloseste Metall die Münze bildet. Man hätte dann zweierlei Ellen, welche in ihrem Verhältniß zu einander fortwährend schwanken. In dem lateinischen Münzverbande besteht sie nur in der Theorie, und man hat die Ausprägung von Silbermünzen beschränken müssen, um thatsächlich die Goldwährung aufrecht zu erhalten. An dem Tage, wo die Bank von Frankreich sich weigert, ihre Noten in Gold einzulösen, würde der Frank nicht mehr 80 Markpfennige, sondern vielleicht nur 65 werth sein, und deshalb sorgt sie ängstlich für Erhaltung ihres Goldvorrathes, welcher dem Verkehr dient, während die silbernen Fünffrankenstücke in den Koffern liegen bleiben. In Amerika hat man versucht, mittelst der Blandbill die Doppelwährung allmählich einzuschmuggeln, allein die neuen Silberdollars finden nur zum kleinsten Theil in der Form von Silbercarteferalen Verwendung und bilden in dem Schatzkamte einen Bestand von Ladenhütern, welcher anfängt, eine ernstliche Verlegenheit zu werden, weil er binnen Kurzem das Schatzamt außer Stand setzen muß, die Zinsen der Nationalschuld in Gold zu bezahlen. Die Amerikaner betreiben daher in Europa eifrige Propaganda für die Doppelwährung, um Absatz für das überflüssige Silber zu finden, weil sie zur Einstellung der Silberausprägungen gezwungen sein werden, welche bis jetzt einen Theil des überflüssigen Silbers festgehalten haben. Wird dieses frei, so ist eine stärkere Entwerthung zu befürchten. Deshalb würde bei uns aus der Doppelwährung um so sicherer eine Silberwährung werden, wenn das Silber zu den bei Einführung der Goldwährung angenommenen zu hohen Werthe ausgeprägt würde. Legte man aber dem richtigen Handelswerth den Silbermünzen unter, so wäre für die agrarischen Bestrebungen nichts gewonnen. Wohin diese zielen, das ist eine Verschlechterung der Valuta. Wie der Schuldner durch die Goldwährung gezwungen wurde, für 15½ Pfund Silber 1 Pfund Gold zu zahlen, so soll jetzt der Gläubiger gezwungen werden, für 1 Pfund Gold im Werthe von 18 oder 19 Pfund Silber nur 15½ Pfund des letzteren zu nehmen. Man übersieht aber dabei, daß der Schuldner das Unglück über sich ergehen lassen mußte, weil er die Schuld nicht zurückzuzahlen vermochte, während der Gläubiger sein Geld einfordern kann. Sowie die Aussicht auf eine Verschlechterung unserer Valuta näher rückt, wird sich jeder Gläubiger beeilen, seine Forderung einzutreiben, so lange sie noch in der besseren Münze bezahlt werden muß. Unsere Inhaberpapiere, namentlich die im Ausland befindlichen, würden sämmtlich auf den Markt geworfen werden, bevor die schlechte Silbermark als Zahlmittel für die bessere Goldmark dienen kann, und der Cours endlich bis auf den Silberwerth sinken, während des Ueberganges aber durch die Entziehung des Capitals in allen Productions- und Verkehrszweigen Störungen und Nothstände entstehen, welche sich zu wirklichen Katastrophen steigern könnten. Die Verschlechterung der Valuta würde dem Capitalbedürftigen vielleicht größeren Schaden verursachen, als die frühere Verbesserung, weil sie plötzlicher wirkt.

Man hat nun auch vorgeschagen, die Silbermünzen nur für den inländischen Verkehr anzunehmen und für den auswärtigen Handel die Goldmünze beizubehalten. Das würde dann keine freie Doppelwährung mehr sein, sondern eine zwiefache Valuta, deren Zweck nicht recht abzusehen ist. Die Ausgleichungen des großen internationalen Handels erfolgen nur zum kleinsten Theile in Münze, hauptsächlich durch Waaren und Werthpapiere, für welche letzteren der Cours maßgebend ist, der sich für jede Valuta berechnet, ob diese Gold oder Silber heißt. Will man hierfür die Goldvaluta bestehen lassen und nur in der Furcht vor zukünftiger Geldnoth daneben eine andere Münze für den inländischen Verkehr einführen, welche einen Theil ihrer Geltung nicht dem inneren Werth, sondern der Prägung verdankt, dann braucht man doch nicht ein so theures Material wie Silber dazu zu nehmen und den Werth des Stempels zu beschränken.

Der inländische Verkehr kann eine gewisse Menge von Münzen tragen, die keinen anderen Werth haben, als den der gesetzlichen Gültigkeit bei den öffentlichen Cassen und der Bequemlichkeit im Handel. Uebersteigt die Menge nicht die niedrigste Grenze dieses Bedürfnisses, so ist die Substanz der Münze ganz gleichgültig und man macht sie am besten aus Papier. Die Vereinigten Staaten haben trotz ihres Reichthums am Metall und neben den Noten der Banken 346 Millionen Dollar (ca. 1470 Millionen Mark) Staatspapiergeld, welche nicht den geringsten Einfluß auf die Valuta ausüben. Es wird vielmehr ebenso laut über die Unzulänglichkeit dieses Papiers, als über die überflüssigen Silberdollars geklagt. Wir haben ungefähr den zehnten Theil dieses Betrages an Reichskassenscheinen im Umlauf und daher noch viel Raum zum Ersatz etwa fehlenden Goldes. Auch in dem lateinischen Münzverbande würde bei dem Uebergange zur ausschließlichen Goldwährung der Ersatz eines großen Theiles der Silbermünzen durch auf Gold lautendes Staatspapiergeld der neue Goldbedarf sehr beschränken, so daß die von dieser Seite drohende Gefahr einer weiteren Goldvertheuerung nicht so groß ist, als es scheinen möchte.

Ob es nicht zweckmäßig für uns gewesen wäre, bei der bestehenden reinen Silberwährung zu bleiben, ist eine Frage, deren Erörterung müßig erscheint. Was aber eine Verschlechterung unserer jetzigen Valuta bedeutet, das ist nichts Anderes, als ein öffentlicher Bankerott, und er würde im vorliegenden Falle noch dazu ein muthwilliger sein.

Digitized by Google

Studienfreiheit und Studienzwang auf den Universitäten.

Von Alphons Thun.

Die Reform unseres Universitätswesens ist, obschon nicht in gleichem Maße als die unserer Mittelschulen, immerhin zu einer Frage geworden, welche ernsthaft discutirt zu werden verdient. An Schriften darüber fehlt es ja nicht, und in öffentlichen Versammlungen, insbesondere im preußischen Abgeordnetenhause, sind die verschiedenartigsten Mißstände zur Sprache gebracht worden. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, das gesammte weite Gebiet des Universitätswesens im Rahmen dieses Aufsatzes abzuhandeln, — wir fühlen uns dazu auch nicht competent genug, — wir wollen vielmehr nur die Frage erörtern: ob Freiheit oder Zwang in dem Studium herrschen sollen. Hier, wie in allen socialen Fragen stehen sich die Anhänger des Laissez-faire und die des äußersten Zwanges gegenüber; die Meinungen sind total entgegengesetzte, und eine Einigung außer Sichtweite. Erst eine länger andauernde Discussion wird die Gegensätze mildern und praktisch durchführbare Vorschläge zu Tage fördern.

Die Vertreter der absoluten Studienfreiheit, welche übrigens nicht nur auf der Linken, sondern ebensowohl auf der Rechten zu suchen sind, erklären sich gegen jede Reglementirung des Universitätsstudiums; einmal aus wissenschaftlichen Gründen, damit die künftigen Forscher sich ganz frei entwickeln könnten, — dann auch aus pädagogischen Gründen, damit die Jünglinge sich unbehindert ihrer Individualität gemäß zu gebildeten Männern auszuwachsen vermöchten. Die Gegner widersprechen Dem. Die Jünglinge, so sagen sie, die als Gymnasiasten einer strengen Zucht unterlagen, werden auf der Universität völlig jeder Aufsicht enthoben, — und was ist da natürlicher, als daß die faulen und energielosen Persönlichkeiten, deren Anzahl ja stets eine erhebliche ist, wie man sich auszudrücken pflegt, „verbummeln". Die Bilder, die man so oft von solchen Studenten gezeichnet hat, sind leider ganz richtige. Auf dem einen Blatte der alte, herabgekommene Student, der die Collegia versäumt, keinerlei Studien macht und die Examina mit Consequenz vermeidet, — auf dem andern Blatte die treuen Eltern und liebevollen Geschwister, die daheim die größte Mühe aufwenden und die bittersten Entbehrungen ertragen, um den Sohn oder Bruder auf der Universität zu unterhalten, der es schließlich doch zu nichts bringt. Die schwachen Charaktere unterliegen eben den Verlockungen des Studentenlebens, ihre natürliche Faulheit triumphirt, und die freie Entwickelung der Persönlichkeit führt nicht zum Guten, sondern zum Bösen. Desgleichen kann von einer freien Entwickelung des wissenschaftlichen Forschens bei den meisten Studenten gar nicht die Rede sein. Die überwiegende Mehrzahl derselben will ja gar nicht „Forscher" werden, sondern ein gewisses Maß von Kenntnissen erwerben, um dem Staate und dem praktischen Leben ihre oftmals sehr bescheidenen Dienste darzubieten. Unter solchen Umständen vermögen auch wir nur den Bruch mit dem Princip der absoluten Studienfreiheit und die Regelung der Universitätsstudien für empfehlenswerth zu erklären.

Welche Wege stehen dazu offen? Den Clericalen schwebt zweifellos als Ideal eine Art Convict vor, worin die Studenten leben, zu ihren Studien angeleitet und beaufsichtigt werden. Die vom Staate organisirten Seminare würden nun zwar ein ganz anderes Gesicht zeigen als die clericalen, allein die Gefahren würden die gleichen bleiben: eine übermäßige Beeinträchtigung der wissenschaftlichen und individuellen Entwickelung. Auch würden unsere Studenten sich gar nicht in solche Anstalten einsperren lassen; nur Theologen und allenfalls auch Philologen, die aus sehr ärmlichen Verhältnissen stammen, unterwerfen sich dem unleidlichen Zwange, um ihre Studien überhaupt durchführen zu können. Ebenso wie die Convicte wird das System der Jahresprüfungen, deren Bestehen die Voraussetzung der Versetzung aus dem einen Cursus in den höheren bildet, niemals in Deutschland einzuführen sein. Durch solche Examina sind die Studenten völlig an das Studium einzelner Fächer gebunden; ihr individueller Forschungstrieb genießt keinerlei Freiheit.

Es gilt eben, einen Compromiß herbeizuführen zwischen der jetzt bestehenden Studienfreiheit und der Nothwendigkeit einer Regelung des Universitätsstudiums. Ein Compromißvorschlag wird hüben wie drüben mißfallen; doch wagen wir einen solchen der Oeffentlichkeit zu übergeben, weil er in wiederholten Gesprächen mit Collegen und Commilitonen oftmals Anklang gefunden; an schroffem Widerspruch hat es ihm freilich auch nicht gefehlt. Vielleicht daß er den Ausgangspunkt einer fruchtbaren Discussion zu bilden vermag. Der Vorschlag geht nun dahin: daß jeder Student gezwungen werde, am Ende des Semesters in einer vom Professor zu veranstaltenden Prüfung den Nachweis zu führen, daß er eines der an der Universität gelesenen, von ihm frei zu wählenden Hauptfächer gehört und bearbeitet habe; auch muß er ein Seminar (Repetitorium, Uebung, Curs) mit Erfolg besucht haben; Prüfungen in sehr großen Fächern, z. B. Pandecten, entbinden von der Verpflichtung, ein Seminar zu besuchen. Das Prüfungsfach ist also zunächst völlig frei zu wählen; dadurch wird die Freiheit des Studiums nicht beeinträchtigt; der Jurist kann sich mit Liebe den bevorzugten historischen Wissenschaften hingeben und sich in ihnen einer Semestralprüfung unterwerfen. Durch die freie Wahl wird auch der Einwand hinfällig, daß der Student gezwungen wird, bei einem langweiligen Professor, dem vom Staate das Monopol für sein Fach ertheilt ist, ein trockenes Fach zu hören; an jeder deutschen Universität gibt es denn doch schließlich einige Lehrer, welche auch den anspruchsvollsten Studenten genügen.

Die fleißigen und energischen Studenten werden durch den vorgeschlagenen Zwang in keinerlei Weise in ihrem Studium beeinträchtigt; ein jeder von ihnen hört und bearbeitet ja gewiß ein Fach im Semester und wird daher mit Leichtigkeit die verlangte Prüfung bestehen. Den trägen und energielosen Studenten erwachsen aus dem Zwange mehrere erhebliche Vortheile. Sie werden gezwungen, doch wenigstens ein Minimum im Semester zu hören und zu bearbeiten und ihre schöne Jugendzeit nicht ganz ohne wissenschaftliches Studium verstreichen zu lassen. Ferner werden die nicht gerade faulen, aber der Concentration unfähigen Persönlichkeiten, die überall herumlesen, ohne gründlich zu studiren, zu einem gewissen Abschlusse veranlaßt. Endlich lernen die Studenten überhaupt Examen machen, was ihnen bei den Staatsprüfungen nur zu Gute kommen kann. Wer öfters Gelegenheit hat, Studenten zu examiniren, wird erstaunen, wie ungeschickt eine große Anzahl derselben in dem Beantworten der Fragen ist. Findet ein stetiger Zwang zum Studium, wie etwa der vorgeschlagene, nicht statt, so ist die Folge, — die wir ja so oft erleben, — daß mehrere Semester ohne zu studiren verbracht und dann im letzten Augenblicke die zur Staatsprüfung erforderlichen Kenntnisse von Repetitoren „eingepaukt", um eben so rasch wieder vergessen zu werden. Namentlich gilt das von den Juristen, bei denen das wissenschaftliche Streben leider gering entwickelt zu sein scheint; denn sonst wäre es unerklärlich, warum bei notorischer Ueberfüllung der richterlichen Carrière die für Juristen bekanntlich so günstige akademische Laufbahn so augenfällig vernachlässigt wird. Wie günstig ein Zwang zum Studium wirkt, zeigt uns das Analogon aus der medicinischen Facultät. Hier beruht der Unterricht so sehr auf Anschauung und praktischen Uebungen in Präparirsälen und Kliniken, daß ein thatsächlicher, wenn auch kein gesetzlicher Zwang zu ihrem Besuch stattfindet; der Student, welcher den Vorlesungen nicht folgt und die Curse vernachlässigt, verliert das Semester; das wirkt auf einen größeren Fleiß bei den Medicinern hin.

Damit die verlangte Prüfung keine Form bleibe, muß sie ernsthaft genommen werden, selbst Studenten im ersten und zweiten Semester gegenüber; natürlich muß bei ihnen die geringere Fähigkeit und Uebung, gründlich zu studiren, berücksichtigt, jedoch gefordert werden, daß sie das Collegienheft fleißig zu Hause nachgearbeitet haben. Nun werden manche Professoren einwenden, es sei ihnen unmöglich, alle ihre zahlreichen Zuhörer eingehend zu examiniren. Das gilt offenbar

Digitized by Google

blos für einzelne Fächer an einigen Universitäten. Dem ist dann zu erwidern, daß ja nicht alle Zuhörer gerade ihr Fach als Prüfungsgegenstand wählen werden. Ferner dürften solche Professoren, welche viel Zuhörer und demzufolge große Collegiengeldeinnahmen haben, am allerwenigsten sich über die neue Last beschweren; denn ihre Anstrengungen beim Vortrage wachsen ja nicht proportional der Zuhörerzahl und den Einnahmen. Wenn sich aber einige Professoren außer Stande erklären, die zahlreichen Zuhörer zu prüfen, — nun so gibt es gerade in solchen Fächern Privatdocenten neben ihnen, welche gegen geringe Vergütung gern die Examina übernehmen werden in der Hoffnung, dadurch bekannter zu werden, mehr Zuhörer zu erlangen und Repetitoria veranstalten zu können.

In welcher Weise soll nun der Zwang zur Semestralprüfung ausgeübt werden? Ein directes Zwangsmittel wird kaum anwendbar sein, wohl aber ein indirectes. Für die meisten Fächer sind nämlich eine Anzahl Studiensemester auf der Universität vorgeschrieben, ohne welche der Candidat nicht zur Staatsprüfung zugelassen wird. Nun wohl, man gehe auf dieser Bahn weiter und erkläre, daß nur solche Semester bei Staatsprüfungen und Doctorpromotionen angerechnet werden, in welchen der Candidat nachweislich die Semestralprüfungen bestanden hat; wo er es unterlassen, da wird ihm das Semester nicht angerechnet. Das hätte dann gewiß einen größeren Fleiß der Studenten zur Folge; sie würden sich weit mehr als gegenwärtig hüten, ein oder ein paar Semester zu verlieren. Zur Erleichterung für die Ungeschickten könnten am Anfange des folgenden Semesters Nachprüfungen zugestanden werden.

So weit unser Vorschlag. Hoffentlich findet er hier und da Sympathieen. In neuester Zeit sind wenigstens Stimmen in ähnlichem Sinne laut geworden. So hat z. B. der vierzehnte Deutsche Juristentag für die Juristen die Einführung einer Vorprüfung empfohlen, wie eine solche in Oesterreich bereits besteht. Es sollen demnach die Studenten in der Mitte ihrer akademischen Studien ein Examen bestehen, nach welchem sie mindestens noch zwei Semester lang ihre Studien auf der Universität fortzusetzen haben, bevor sie zur ersten juristischen Prüfung zugelassen werden können. Der Appellationsgerichts-Präsident Dr. Kühne rechtfertigte diese Sätze in folgender Weise: obgleich er sich auch früher gegen ein solches Mittelexamen erklärt, so habe er sich doch später davon überzeugt, daß es keinen andern Weg gibt, den bisherigen Uebelständen abzuhelfen, als den, daß man die jungen Leute durch ein Mitteleramen zwingt, auf der Universität nicht lange unthätig zu sein, sondern von vornherein etwas zu thun. Ganz in ähnlichem Sinne spricht sich der Oberlandesgerichts-Rath Dr. von Krähwel in dem neuesten Heft von Schmoller's Jahrbuch aus. Diese juristische „Vorprüfung" ist offenbar das Minimum, das zu fordern ist; weit durchgreifender wäre unser Vorschlag eines obligatorischen Semestralexamens in einem frei zu wählenden Fache.

Literatur und Kunst.

Ausnahmen bestätigen die Regel.

Von Rudolf von Jhering.

Der Jurist braucht aus den akademischen Vorlesungen nicht viel mitgebracht zu haben, um sich der Rechtsregel zu erinnern: exceptio firmat regulam. Hat er mit halbem Ohre zugehört, was bekanntlich bei nicht wenigen der Fall ist, so erinnert er sich der Worte, hat er mit ganzem Ohre zugehört, so weiß er, was die Regel bedeutet. Der Sinn derselben ist ein so außerordentlich einfacher, daß man nicht Jurist zu sein und sie niemals gehört zu haben braucht, um sie gleichwohl unbewußt vollkommen sicher anzuwenden. Wenn Jemand in der Zeitung liest: es habe in der und der Gegend „ausnahmsweise" gehagelt, so weiß er, daß es dort regelmäßig nicht hagelt, wie er umgekehrt aus dem Bericht: in diesem Jahre sei in jener Gegend „ausnahmsweise" kein Hagelschlag eingetreten, die Thatsache entnimmt, daß der Hagelschlag dort die Regel bildet; es ist der ohne Absicht und Bewußtsein beim Denken sich vollziehende Schluß von dem als Ausnahme bezeichneten Fall oder der als Ausnahme bezeichneten Bestimmung auf die dadurch logisch implicirte gegenüberstehende Regel.

Die obige Rechtsregel pflegt in den Vorlesungen über das römische Recht bei Gelegenheit der Lehre von der Interpretation der Rechtsquellen vorgetragen zu werden. Den römischen Juristen ist sie in dieser Fassung nicht bekannt, obschon sie dieselbe selbstverständlich, wo Gelegenheit dazu geboten ist, thatsächlich zur Anwendung bringen.*) Dieselbe enthält nur einen einzelnen Anwendungsfall des sogenannten argumentum a contrario, die Schlußfolgerung von Demjenigen, was ausgesagt wird, auf das Gegentheil, das damit ausgeschlossen ist. Werden gewissen Kategorien von Personen, z. B. den Minderjährigen gewisse Privilegien zugestanden, so ist damit gesagt, daß alle anderen Personen dieselben nicht in Anspruch nehmen können, oder, um mich des Beispiels eines römischen Juristen**) zu bedienen: bestimmt das Gesetz, daß gewisse Acte, die bereits der Vergangenheit angehören, unbeanstandet bleiben sollen, so implicirt dies für alle zukünftigen das Verbot derselben. In derselben Weise implicirt die gesetzliche Bezeichnung einer Bestimmung als einer „ausnahmsweisen" das Gegentheil als Regel.

Es ist nun kaum zu glauben, was der Unverstand aus dieser ebenso einfachen wie selbstverständlichen Regel gemacht hat. Exceptio firmat regulam bedeutet dem obigen nach: die sprachliche Bezeichnung eines Falles, Verhältnisses als Ausnahme implicirt logisch das Gegentheil als Regel. Dem sprachlichen Ausdruck hat man nun die sachliche Vorstellung substituirt, den Singular exceptio in exceptiones verwandelt, — was vom Singular gilt, muß natürlich auch vom Plural gelten! — und aus dem firmat = implicirt, involvirt hat man gemacht: bestätigt, befestigt, bekräftigt, und so hat man die erbauliche Regel gewonnen: Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Jurisprudenz hat in unklaren Köpfen schon viel Unheil angerichtet,, aber ich bezweifle, ob je bei irgend einem der Sätze, die sie aufstellt, das Wort des Dichters: Vernunft wird Unsinn eine so glänzende Bestätigung erhalten hat, wie hier. Denn ich frage: kann es einen widersinnigeren Satz geben als diesen, daß die Ausnahmen die Regel befestigen? Die nothwendige Consequenz davon würde darin bestehen, daß die Regel um so fester würde, je mehr Ausnahmen vorkommen. Würden die Ausnahmefälle sich gar in einer Weise häufen, daß kein einziger Fall der Anwendung der Regel mehr übrig bliebe, so würde letztere damit den Culminationspunkt ihrer Geltung beschritten haben! Denn wenn einmal die Ausnahmen die wunderbare Macht besitzen, die Herrschaft der Regel zu „bekräftigen, befestigen, bestätigen", so müssen sie dies natürlich in eben dem Maße mehr, als sie zahlreicher werden; es würde sich damit ebenso verhalten, als mit der Steigerung der Zahl der Zeugen oder Autoritäten für die Wahrheit einer Thatsache oder Behauptung — je mehr, desto besser! Nach Auffassung des schlichten Menschenverstandes besteht das Verhältniß der Ausnahme zur Regel darin, daß sie dieselbe durchbricht, sie schädigt — jener Regel zufolge darin, daß sie dieselbe stützt, bekräftigt, befestigt. Eine saubere Befestigung! Man könnte eben so gut von Jemandem, der Steine aus einem Gebäude herausbricht, behaupten, daß er damit das Gebäude befestige; die Ausnahme verhält sich zur Regel nicht anders als der herausgenommene Stein zum Gebäude. Lassen wir die Regel einmal in einem einzelnen Fall die Probe bestehn. Es ist Streit darüber, ob Jemand das Prädicat eines nüchternen Menschen verdiene. Der Eine legt ihm zur Last, daß er sich mitunter betrinke,

*) So z. B. in l. 18 de test. (22. 5), wo daraus, daß Frauen, die wegen Ehebruch verurtheilt sind, die Zeugnißfähigkeit gesetzlich abgesprochen wird, gefolgert wird, daß sie dieselbe abgesehen davon besitzen.

**) l. 22 de leg. (1. 3).

Digitized by Google

der Andere gibt dies zu, fügt aber zu seiner Entschuldigung hinzu, das seien eben nur Ausnahmen, Ausnahmen aber befestigten die Regel. Eine saubere Art der Bethätigung der Nüchternheit! Der Mann könnte nichts Besseres thun, als sich unausgesetzt zu betrinken: Mit jedem Fall „bestätigt, bekräftigt" er seine Nüchternheit — eine Art der Beweisführung, die sich Mancher schon gefallen lassen würde, dem vollendeten Trunkenbolde würde die Prämie zufallen. Mittelst derselben könnte man auch beweisen, daß ein Trunkenbold, der sich bessert, immer mehr dem Trunke verfällt. Bisher lautete das Urtheil über ihn: der Mann ist regelmäßig betrunken, nur ausnahmsweise nüchtern. Jetzt bessert er sich, die Tage, an denen er nüchtern ist, werden immer häufiger, es werden Wochen und Monate daraus. Was erreicht er damit, wenn wir jene Regel auf ihn zur Anwendung bringen? Daß er durch die Ausnahmen die ihm zur Last gelegte regelmäßige Betrunkenheit bestätigt — denn Ausnahmen bestätigen die Regel!

Und ein so gänzlich sinnloser Satz hätte von irgend einem denkenden Menschen zur Anwendung gebracht werden können? Allerdings nicht in Fällen so eclatanter Art, wie die obigen, welche mir nur dazu dienen sollten, seine Absurdität handgreiflich zu machen. Der Gebrauch, den man von dem Satz macht, ist ein bescheidenerer, man pflegt ihn nur da anzurufen, wo es sich darum handelt, eine aufgestellte Regel gegen den Einwand, daß sie sich in einzelnen Fällen nicht bewähre, in Schutz zu nehmen. Die richtige Abwehr desselben würde darin bestehen, daß man sagte: Ausnahmen *vertragen* sich mit der *Aufstellung* einer Regel, denn die Regel in dem Sinne, der hier allein in Rede steht: dem *statistischen* (im Gegensatz der *Rechtsregel*, welche begrifflich die *ausnahmslose* Anwendung in sich schließt), beabsichtigt nichts als das *Gewöhnliche* anzugeben, läßt also damit selber dem Ungewöhnlichen, der Ausnahme Raum. Jede Regel in diesem Sinn enthält eine auf Beobachtung gestützte Abstraction über das numerische Verhältniß derjenigen Fälle, in denen sie sich bewährt, zu denjenigen, in denen sie sich verleugnet, sie prädicirt das Uebergewicht der ersteren über die letzteren. Aber wenn auch Ausnahmen sich logisch mit der Regel d. h. der Durchschnittsabstraction *vertragen*, so ist es doch der vollendete Widersinn, zu behaupten, daß sie dieselbe *bestätigen*, *befestigen*. Jede Ausnahme enthält einen Fall, in dem die Regel sich *verleugnet*, mehren sich die Fälle in der Weise, daß sie denen der Regel gleichkommen, so ist es um die Regel gänzlich geschehen, überwiegen sie, so schlägt die Regel sogar in ihr Gegentheil um. Es verhält sich damit ebenso, wie mit zwei mit dem Plus- und Minuszeichen versehenen Zahlenreihen, jede Zahl der Minusreihe schwächt das Plus der anderen ab, kommen beide sich gleich, so ist das Resultat = 0, überwiegen die letzteren, so ist das Resultat Minus.

Es ergibt sich daraus, daß es keinen Unterschied macht, ob man der obigen Regel die Fassung auf den Singular „die Ausnahme" oder auf den Plural: „die Ausnahmen bestätigen die Regel" gibt, in beiderlei Fassung ist sie gleich verkehrt. Der Fehler, den man bei Aufstellung derselben begangen hat, besteht darin, daß man „firmat" mit „bestätigt, befestigt, bekräftigt" wiedergegeben hat, während der Sinn, den das Wort hier hat: „involvirt, implicirt" ist. Einem Schüler, der einen Passus bloß wörtlich übersetzt, ohne sich den Sinn, den die Worte haben, klar zu machen, kann man einen solchen Fehler zu Gute halten, aber daß eine solche schülerhafte, völlig sinnlose Uebersetzung sich in einer Weise hat einbürgern können, daß man ihr in Preßerzeugnissen aller Art, nicht bloß in leichtgeschürzten Zeitungs- und Feuilletonsartikeln, sondern selbst in wissenschaftlichen Werken begegnet, ist eine Erscheinung, die ich nicht für möglich halten würde, wenn ich sie nicht auf's vielfältigste constatirt hätte. Seit vielen Jahren beobachte ich sie und habe mir eine Menge von Fällen gesammelt, ein vollständiges Sündenregister angefertigt.

Schon in meinen Studentenjahren wurde meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt: es geschah durch die Doctordissertation eines Bekannten, der bei einer Gelegenheit, wo es sich darum handelte, aus verschiedenen Entscheidungen und Aussprüchen der römischen Juristen ein Princip zu gewinnen, ein solches aufgestellt hatte, welches dieselben nicht deckte. Er half sich dadurch, daß er in denjenigen, die mit demselben übereinstimmten, die Regel erblickte, die übrigen aber als Ausnahmen bezeichnete, welche, weit entfernt, die Regel zu widerlegen, dieselbe bestätigten, denn „exceptio firmat regulam" — damit waren alle Schwierigkeiten überwunden! Ich hatte von dem Manne nie eine sonderliche Vorstellung gehabt, aber nach diesem Probestück seines Denkvermögens sank dieselbe auf den Nullpunkt.

Ich hätte damals nicht geglaubt, daß ich ihm noch einmal glänzende Abbitte würde thun müssen; wenn ich mein obiges Sündenregister verwerthen wollte, ich könnte ihn in die achtbarste Gesellschaft versetzen. Aus nahe liegenden Gründen unterlasse ich dies, ich hebe nur einen Fall hervor, weil er mir die Gelegenheit bietet, einen literarischen Dienst, der mir vor Jahren erwiesen worden ist, zu erwidern. Im Jahre 1876 veröffentlichte ein preußischer Kreisgerichtsrath Felix Boas eine Gegenschrift gegen meinen Kampf um's Recht*). Hat der Mann mir die Wahrheit gesagt! Seit meinen Schuljahren bin ich nicht so abgekanzelt worden, es war mir zu Muthe, als ob ich noch auf der Schulbank säße. Der Verfasser erhöhte die Illusion dadurch, daß er mich persönlich apostrophirte. So lange ihm die Sache noch nicht gar zu arg wird, redet er allerdings von mir in der dritten Person, aber nicht, wie es sonst in der Schriftstellerwelt üblich ist: „der Verfasser", sondern: „der Herr Professor" — offenbar in seinem, des Praktikers, Munde etwas höchst Herabwürdigendes. Aber wenn ihm die Geduld reißt, geräth er in Affect und vertauscht die unpersönliche Bezeichnung mit der für diesen Seelenzustand ebenso geeigneten wie höchst eindrucksvollen Form der persönlichen Anrede. Da heißt es: Sie, Herr Professor, behaupten, wissen Sie denn nicht, Herr Professor u. s. w.? Im Geist hat er mich vor sich und sagt mir, wie ein erboster Schulmeister einem ungerathenen Schüler, die bittersten Dinge.

Alles das habe ich über mich ergehen lassen müssen, und ich habe wohlweislich nie ein Wörtchen erwidert und thue es auch jetzt nicht. Aber ein Dienst ist des andern werth! Den Dienst der Belehrung, die er mir seiner Zeit zugedacht hat, will ich ihm jetzt erwidern; vielleicht überzeugt er sich, daß er selbst von einem „Professor" noch etwas lernen kann. Ich glaube in seinem Sinne zu handeln, wenn ich den Ton der persönlichen Apostrophirung, den er gegen mich angeschlagen hat, beibehalte; da ich seinen gegenwärtigen Titel nicht kenne, bin ich genöthigt, ihn mit seinem früheren anzureden.

Also: Herr Kreisgerichtsrath! Auf S. 44 Ihrer Schrift sagen Sie: „Da, wo die Rechtsverletzung eine nicht gewollte ist, entstehen meistens die schlimmsten und erbittertsten Processe. Die *Ausnahmen davon bestätigen nur die Regel*". Ich will Ihnen gestehen, daß ich beim Lesen des letzten Satzes eine gewisse Satisfaction empfand, daß hier zuerst mein ganz in die Brüche gegangenes Selbstvertrauen sich wiederum etwas aufrichtete. Bis dahin hatte ich das Gefühl gehabt: wärest Du doch der k. preußische Kreisgerichtsrath Felix Boas und er Du, hätte er doch den Kampf ums Recht geschrieben und Du sein: „Der Kampf ums Recht ein Pflichtgebot?" mit dem anmuthenden Motto, das an die Stelle des widerwärtigen Dramas, das nach meiner Auffassung sich auf dem Gebiete des Rechts abspielt, das liebliche Bild eines idyllischen Friedens setzt: „Nicht der Kampf gebiehrt das Recht, *das Recht ist der Friede*" was ungefähr ebenso gut ist, als: nicht der Vater gebiehrt das Kind, sondern die Kinder sind entweder Knaben oder Mädchen. Aber bei jenem Satz ward ich stutzig. Den Satz, sagte ich mir, hättest Du um keinen Preis aus Deiner Feder kommen lassen mögen, und sollte ein Tausch der beiden Schriften vorgenommen werden, so müßte er jedenfalls wegbleiben; ich möchte dem Verfasser den Rath ertheilen, ihn bei allen neuen Auflagen seiner Schrift wegzulassen. Was haben Sie sich dabei gedacht, Herr Kreisgerichtsrath? Es möchte Ihnen schwer fallen, eine Ant-

*) Der Kampf um's Recht ein Pflichtgebot? Antwort und Entgegnung an Herrn Professor Rudolf von Ihering. Von Felix Boas, Königl. Preuß. Kreisgerichtsrath. Berlin 1876. Carl Heymann's Verlag.

Digitized by Google

wort zu ertheilen, wenn Sie nicht etwa erwidern wollten: Sie erkennten die Verpflichtung, sich bei allen Worten etwas zu denken, überhaupt nicht an. Versuchen Sie es, meine obige Deduction zu widerlegen, es wäre ein dankbarer Stoff für eine neue Schrift von Ihnen mit dem Titel: „Ausnahmen bestätigen die Regel", — das Motto könnte lauten: „Die Regel gebiehrt nicht die Ausnahme, aber sie wird durch sie bestätigt" — und ich habe nichts dagegen, daß Sie sich dabei ganz so wie einst der Form der persönlichen Anrede an mich bedienen. So lange Sie diesen Beweis nicht erbracht haben, müssen Sie mir schon verstatten, mein obiges Urtheil aufrecht zu halten, daß der Satz: Ausnahmen bestätigen die Regel ein völlig unsinniger ist, den ein denkender Mensch nicht über die Lippen bringen sollte.

Aber trösten Sie sich, Herr Kreisgerichtsrath, ich rechne Ihnen den Lapsus nicht zu hoch an, Sie sind nicht der Einzige, Sie haben viele und angesehene Mitschuldige, die ich nur keinen Beruf empfinde Ihnen namhaft zu machen; ich überlasse es Ihnen, dieselben zu suchen. Sollten Sie sich entschließen, das obige Thema zu bearbeiten, so können Ihnen dieselben als Zeugen der Wahrheit die werthvollsten Dienste leisten. Wenn ich Sie allein aus der Zahl derselben herausgegriffen habe, so geschah es nur, um den „Professor" dem k. preußischen Kreisgerichtsrath gegenüber wieder etwas zu Ehren zu bringen.

Der Leser möge es entschuldigen, wenn ich der letzteren Versuchung nicht widerstehen konnte, die neuen Auflagen meines Kampfes um's Recht schienen mir nicht der geeignete Ort zu sein, um derselben nachzugeben, während ich es bei einem Feuilleton-Artikel nicht so streng nehme. Ich habe mir zur Regel gemacht, meine Schriften möglichst von persönlichen Erwiderungen frei zu halten, und obschon ich auch schon hie und da eine Ausnahme davon gemacht habe, bin ich doch, wie der Leser weiß, nicht der Ansicht des genannten Schriftstellers, daß die Ausnahmen die Regel bekräftigen.

Ich nehme den Ton der rein sachlichen Darstellung wiederum auf. Viel bleibt mir allerdings nicht mehr übrig, die Widersinnigkeit der obigen Regel glaube ich schon in einer Weise dargethan zu haben, daß ich kein Wort mehr hinzuzufügen brauche, und damit ist der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes erreicht. Ob derselbe die Wirkung haben wird, jene Regel allmählich im Gebrauch zu verdrängen, ist eine andere Frage; hinsichtlich der Leser des gegenwärtigen Aufsatzes glaube ich dessen sicher zu sein. Aber zwei Bemerkungen möchte ich mir noch verstatten. Die eine hat die Thatsache zum Gegenstande, daß eine so durch und durch sinnlose Regel sich in einer Weise einnisten konnte, daß selbst namhafte Schriftsteller sich ihrer zu bedienen vermochten. Versagt das menschliche Gehirn mitunter seine Dienste? Wenn es durch die Macht der Gewohnheit und die Autorität eingelullt wird, allerdings! Wie gefälschte Werthzeichen, wenn sie täuschend nachgemacht sind, von einer Hand in die andere gehen, ohne daß Jemand sich die Mühe nimmt, sie auf ihre Echtheit zu prüfen, ebenso die Münzen des geistigen Verkehrs. Haben sie es einmal durch die Gedankenlosigkeit der Ersten, die sie einführten, und derer, die sie weiter gaben, dahin gebracht, in Cours zu kommen, so unterdrückt die Autorität, deren sie theilhaftig geworden sind, selbst bei Denjenigen, die klar zu denken gewohnt sind, die eigene Kritik; unbesehen werden sie als echte Münzen auch von ihnen angenommen und verausgabt, der Unsinn erlangt die Geltung der Wahrheit, weil Einer dem Andern nachspricht, und Jeder sich auf den Andern verläßt. Bei der vorliegenden Regel ist der Erfolg, dessen sie sich rühmen kann, durch ihre hohe Brauchbarkeit allerdings nicht wenig unterstützt worden. Welch' bequemeres Mittel kann es für einen Schriftsteller geben, sich mit leidigen Ausnahmen, die er einmal nicht bestreiten kann, abzufinden, als den ihm durch andere Autoritäten zur Verfügung gestellten Satz: Ausnahmen bestätigen die Regel? Damit wird er allen Schwierigkeiten überhoben, die Ausnahme, weit entfernt, der Regel in den Weg zu treten, ist so liebenswürdig, ihr den Weg zu ebnen — es ist der Feind, der selber die Bollwerke der Festung einreißt und dem Angreifer die freundlichen Worte zuruft: spazieren Sie nur gefälligst hinein, der Weg ist gebahnt, ich habe selber alle Hindernisse beseitigt. In der That! die Regel ist so eminent brauchbar, daß sie verdiente wahr zu sein, und ich möchte fast bedauern, daß ich ihre Unrichtigkeit dargethan habe — es ist ein unbequemer Dienst, den ich damit allen denjenigen, welchen diese Zeilen zu Gesicht kommen, und welche bisher an ihre Wahrheit geglaubt haben, geleistet habe.

Ich würde meinen, denselben nur halb erwiesen zu haben, wenn ich nicht noch eine Bemerkung hinzufügte. Sie ist berechnet auf den wissenschaftlichen Forscher. Meine eigenen Erfahrungen haben mich belehrt, daß der Gegensatz von Regel und Ausnahme nicht selten ein scheinbarer ist, der dem tieferen Eindringen weicht. Der oberflächlichen, an der Aeußerlichkeit haftenden Auffassung erscheint Manches als Ausnahme, was sich dem nachhaltigen, dem Innern der Dinge sich zuwendenden Denken als Bethätigung eines und desselben Grundgedankens offenbart. Bei einer Reihe von Rechtsbestimmungen, die historisch bei ihrem ersten Auftreten die Form von Ausnahmen gegen das bisher geltende Recht an sich trugen, habe ich den Nachweis zu liefern vermocht, daß sie nicht sowohl Ausnahmen waren, als vielmehr die Form, in der das bisherige Recht selber sich verjüngte, d. h. einen Gedanken zum Ausdruck brachte, der in der bisherigen Regel nur unvollkommen erfaßt war, und der erst durch die Erweiterung, welche die Ausnahme ihm verlieh, seinen vollkommen zutreffenden, adäquaten Ausdruck erhielt — die Ausnahme ist nicht selten die Form, in der die Regel selber ihre unvollkommene Fassung corrigirt, und diese Thatsache, die ich meinerseits auf dem Gebiet des Rechts constatirt habe, scheint mir wichtig genug, um sie allen Forschern auf andern Gebieten zur Beachtung zu empfehlen. In diesem Sinn will ich mich zu dem Satz bekennen: Ausnahmen bestätigen die Regel, d. h. wer die Ausnahmen richtig erkannt hat, wird nicht selten inne werden, daß sie sich der Regel unterordnen, aber nicht derjenigen, die er bisher fälschlich für dieselbe gehalten hat, sondern der erweiterten, die beide, Regel wie Ausnahmen, gleichmäßig in sich begreift — platt ausgedrückt: Hüte Dich, bevor Du etwas als Ausnahme gelten läßt, die Ausnahme steckt häufig nicht in der Sache selber, sondern in Deinem unvollkommenen Denken!

Literarische Plauderei.

Von Hieronymus Lorm.

Worin besteht die Sommerfreude eines deutschen Schriftstellers? Die Hitze verbietet das Lesen und das Schreiben. Voilà tout!

Ich wiege mich im amerikanischen Schaukelstuhl auf der Veranda meines hoch im Gebirge gelegenen Lustschlosses, welches ich vor einigen Tagen mit glänzender Suite bezogen habe. Zum Lügen ist es aber zu heiß, denn es braucht Erfindung, und die Wahrheit zwingt mich, zu der gemeinen Niederung der Wirklichkeit herabzusteigen. Der Schaukelstuhl ist ein gefällter Baumstamm, welcher, um abgeholt zu werden, indessen quer vor dem Lustschloß liegt. Das Lustschloß seinerseits ist ein elendes Bauernhaus, in welchem nur meine glänzende Suite wegen Ahnung willkommener Jagd sich wohl fühlt. Die Suite ist wieder nur mein alter Hund mit glänlendem Fell und seine Ahnungen waidmännischer Art gehen auf Katzen oder Ratten.

So bleibt denn von der ganzen erlogenen Herrlichkeit in Wahrheit nichts übrig als das Herrlichste: die Gebirgshöhe. Dazu kommt, daß mein elendes Bauernhaus der fürstlichen Paläste spotten kann, weil es von einer Luft umweht, die diesen nicht zugänglich ist. Die Berghöhe ist die wahre, während im Gegentheil die weltliche Ranghöhe in verdorbener Luft schwebt und die einzige Höhe ist, von der aus man keinen Ueberblick hat.

Freilich gewährt das Dach meines Bauernhauses einen sonderbar leichtsinnigen Eindruck. Ein lustiger Windstoß kann das Dach bequem und doch geschwind unter dem Arme

Digitized by Google

mit forttragen. Auch sitzt kein Blitzableiter drauf, und in diesem gewitterschwülen Sommer kann ein einziger Wetterstrahl mein Luftschloß einäschern. Ich dachte heute Nacht daran, als ich eine Stunde schlaflos lag, aber ich beruhigte mich bald. Im äußersten Falle stecke ich meine Manuscripte in zwei Koffer, mein Vermögen in die Westentasche und vermag sodann den Gang der Ereignisse ruhig abzuwarten.

Der Leser raisonnirt in diesem Augenblicke über die aufgewärmte alte Geschichte. Denn offenbar gehen meine Betrachtungen darauf aus, von der Armuth des deutschen Schriftstellers zu sprechen. Das ist ja ein überwundener Standpunkt und Lorenz Kindlein ist todt. „Mause?" fragte mich ein skeptischer College, dem ich diese Todesgewißheit des „armen Poeten" äußerte. Ich zuckte die Achseln, ich konnte nicht geradezu verneinen. Denn es ist ja jetzt an der Tagesordnung, von den großen Honoraren der deutschen Schriftsteller wie von den Schätzen zu sprechen, mit welchen Engländer und Franzosen ihre Autoren überhäufen.

Wer gräbt ihnen diese Schätze aus? Etwa die Großmuth der Verleger? Nein! Es versteht sich vielmehr von selbst, daß es der wahre literarische Sinn und Geschmack der betreffenden Nationen ist, welcher den poetischen Himmel, der über den Boden des Landes gespannt ist, so rentabel macht, wie es der Landbesitz selbst ist. Das große Einkommen der fremdnationalen Schriftsteller beruht einzig und allein auf der großen Anzahl der von ihren Werken wirklich verkauften Exemplare.

In Deutschland, wenn man von der Menge lebender Roman-Schriftsteller zwei, höchstens drei ausnimmt, lassen sich solche Verkaufszahlen nicht nachweisen. Mit dieser ganz einfachen Thatsache sind zwei Umstände bewiesen: 1) daß die gefabelten Autoren-Honorare in Deutschland nicht existiren, woraus sich ergiebt 2) daß wir kein wirklich literarisches Publikum haben, oder daß die Bezeichnung einer „Nation von Denkern und Dichtern", zuerst vom Romanschreiber Bulwer auf uns angewendet, selbst ein Roman ist.

Man könnte auf die große Zahl der Exemplare hinweisen, welche von Familienblättern und Romanzeitungen ausgegeben werden und daraus fälschlich schließen, daß, wenn nicht als Buch, doch als Journal, deutsche Romane dieselben großen Auflagen hätten wie französische und englische Romane und folglich gleich große Honorare erzielen müßten. Dieser Conclusion steht nur die traurige Prämisse entgegen, daß die Zeitungseigenthümer das Honorar, welches sie ihren Roman-Autoren bewilligen, keineswegs, ja nicht im Entferntesten, nach der Zahl der Exemplare bemessen, welche sie von ihren Unternehmungen ausgeben.

Wirklich große Honorare beziehen in Folge der Tantième nur die dramatischen Schriftsteller, welche das Glück bei der Wahl ihrer Stoffe begünstigt, auch wenn sie an sich nur geringfügige dichterische Talente sind. Denn das deutsche Publikum trägt sein Geld tausendmal lieber zur Theater-Casse als zum Buchladen. Deshalb würde auch die in fremden Ländern eingeführte Tantième für den Buchverkauf in Deutschland nichts nützen. Denn in Ermangelung eines Publikums bleibt sie gleich unwirksam, ob sie mit leeren Buchhandlungen oder mit leeren Schauspielhäusern zu rechnen hat.

So lange statistisch durch die Zahl der verkauften Romane nachzuweisen ist, daß wir kein Publikum haben, welches, wie in fremden Ländern, mit dem Besitz von Büchern denselben Ehrgeiz oder mindestens dieselbe Eitelkeit verbindet, wie mit dem Besitz von Silber, Porzellan, Equipagen und Schmuckgegenständen — so lange klingeln die Phrasen von der Verbesserung des Schicksals deutscher Poeten ganz vergeblich. Fragt man aber, wozu überhaupt im hehren Gebiet der „Poesei" von dem so schrecklich gemeinen Gelde gesprochen werde, so ist diese Frage so urdeutsch, daß ihre Beantwortung, wenn auch keinen unmittelbar praktischen, mindestens einen culturgeschichtlichen Zweck hat und zur Kenntniß unseres nationalen Charakters sehr viel beiträgt.

Ich habe mir es einst in einer unseligen Stunde beifallen lassen, die folgenden Worte dem Drucker zu übergeben: „Honorar ist auch Poesie und je mehr Honorar, um so mehr Poesie!" Die Folge war eine gewisse sittliche Entrüstung, womit diese Worte in einzelnen Blättern citirt wurden, natürlich nach dem Brauch unseres so tugendhaften literarischen Deutschthums in oberflächlichster Weise. Ein Blatt schrieb die angeführten Worte mit kopfschüttelnden Glossen dem andern nach, ohne sich um das Buch zu kümmern, in welchem die Worte ursprünglich standen und folglich auch ohne die Begründung derselben im geringsten zu berücksichtigen.

Ich will diese Begründung hier nicht wiederholen, nur das seltsame culturgeschichtlich merkwürdige Verhältniß berühren, in welchem die Deutschen noch immer zu ihren Schriftstellern stehen. Wir sind später als andere Nationen dahinter gekommen, daß die Kunst nicht als ein im Grunde überflüssiger Luxus der Befriedigung der Lebensbedürfnisse nachsteht, sondern daß die Befriedigung durch die Kunst selbst das erste Lebensbedürfniß für eine Nation ist und daher so hoch als möglich gelohnt werden muß.

Ja, sagt man mit weise scheinender Bedachtsamkeit, der höchste Lohn gebührt den Genies der Kunst, und wie wenige derselben hat selbst ein ganzes Jahrhundert aufzuweisen! So ist es aber keineswegs. Die Aloë blüht nur einmal alle hundert Jahre, wären aber dazwischen nicht tausend und tausend unbedeutendere Pflanzen aufgeblüht und verblüht, so wäre die Zahl der Frühlinge nicht möglich gewesen, die dem Erblühen der Aloë vorhergehen mußten. Die Vergänglichen erhalten den Sinn und Geschmack rege für das selten kommende Unvergängliche. Die Nachempfinder und Nachahmer, die Insectenheere der Mittelmäßigkeit verstreuen unausgesetzt die Samenkörner des Schönen, und dieses könnte niemals in voller Herrlichkeit aufgehen, wenn nicht auch den verschiedenen kleinen und unbedeutenden Samenkörnern die volle Empfänglichkeit der Nation entgegengekommen wäre, eine Empfänglichkeit, die oft unbewußt den Keim schon für die Frucht halten muß. An dieser fördernden Empfänglichkeit fehlt es uns noch heute, nachdem wir eigentlich unter den Culturvölkern am spätesten zu einer wahren nationalen Literatur gekommen sind. Welche Art deutscher Poesie liegt hinter und neben Lessing! Die Poesie war noch im vorigen Jahrhundert entweder Verherrlichung der griechischen Mythologie, aus der jene ihre Tropen und ihre Ideale nahm oder — deutsches Vagabundenthum. Daraus stammt auch unser doppeltes Verhältniß zu den Schriftstellern: entweder wir heben sie in die Wolken, wir machen sie zu Göttern, die neben der olympischen Speise kein Brod brauchen; oder wir werfen sie zu den Lumpen und Spaßmachern, die kein Brod *verdienen* und auch keines verdienen können.

Noch heute giebt es Deutsche, die eine heilige Scheu davor empfinden, von Dichterhonoraren zu sprechen und darin eine ernsthafte Angelegenheit zu sehen. Bekannt ist, daß Voltaire, als ein schlechter Schriftsteller sich rühmte, nur für die *Ehre* zu schreiben und dem Verfasser des „Candide" vorwarf, nur für's *Geld* zu schreiben, die Antwort ertheilte: „Jeder schreibt für Das, was er nicht hat." Unbeschadet dieses Witzes blieb den Deutschen die Voraussetzung fest eingepflanzt, die Kunst arbeite nicht für's Geld, der wahre Künstler denke gar nicht daran und würde seine Werke schaffen, auch wenn man ihn nicht dafür bezahlte.

Die Wahrheit ist, daß Niemand für's Geld allein arbeitet, schon aus dem Grunde nicht, weil solche Arbeit nicht bezahlt wird. Das Unwillkürliche, Spontane des Talentes muß als Hauptmotiv durchblicken, um einer Schrift äußern wie innern Werth zu geben. Aus einem Briefe Wieland's an Böttticher ist zu ersehen, daß Goethe „Wilhelm Meister's Lehrjahre" auf einen sehr geringen Umfang beschränkt hätte, wenn die Zahl der „Carolin's", die ihm für den Bogen in Aussicht gestellt waren, ihn nicht zu stets größerer Ausdehnung verlockt hätten. Aus dem Schiller-Goethe-Briefwechsel läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, was Schiller *nicht* geschrieben hätte, wenn er nicht blos des Geldes wegen die „Horen" übernommen und geschichtliche Vorträge gehalten hätte. Ist das Herrliche darum weniger Erzeugniß des freien Genies? Und ebenso ist es mit berühmten Malern, die Bilder nur auf

Digitized by Google

Bestellung fertigen. Und ebenso ist es mit großen Schauspielern, die den Abend viel lieber im Weinhaus versäßen, als daß sie auf die Bühne steigen — sind sie aber oben, dann haben sie nichts mehr als ihre Aufgabe vor Augen. Was mich betrifft, — in dieser Angelegenheit kann ein Schriftsteller als Competenz auch seine geringfügigste Wenigkeit anrufen, denn sie ist die nächste Quelle seiner literarischen Erfahrungen — so schreibe ich nicht die unbedeutendste Notiz ohne ein inneres Interesse daran. Es ist wohl war, daß ich manchen Tag, manchen Abend lieber mit meinen Lieblings-Studien oder mit Weib und Kind oder mit dem Schach verbrächte und es kostet dann schwere Seufzer, mich an den Schreibtisch zu setzen. Bin ich aber bei der Arbeit, dann lebt nichts mehr in mir und vor mir als der Gegenstand, den ich behandle.

Das Talent ist immer willig, aber die Stimmung ist es nicht immer. Es braucht Opfer, schwere Selbstbeherrschung, andere Interessen, Neigungen, Träumereien aus dem Gemüth zu reißen, um eine übernommene Pflicht zu erfüllen.

Diese sittliche Weihe der schriftstellerischen Arbeit entfällt ganz, wenn sie nicht zugleich ein pflichtgemäßes Erwerben ist, und dieses kann sie wieder nur sein, wenn der Ertrag hinreicht, eine Lebenspflicht zur Erfüllung zu bringen. Gleichwohl unterscheidet sich der künstlerische Gelderwerb himmelweit von jeder andern Gewerbsthätigkeit und der Unterschied liegt im — Rohstoff. Dieser ist bei der gewöhnlichen bürgerlichen Thätigkeit ein todtes Material oder bedingt eine blos mechanische Beschäftigung. Beim Schriftsteller ist — alle Doppeldeutigkeiten werden verbeten — er selbst sein Rohstoff, sein Gehirn, sein Gemüth. An diesen Besitzthümern könnte er einen freien Genuß haben, wenn er sie nicht in sklavischer Arbeit verwerthen müßte. Von solcher Qual der Selbstüberwindung haben Diejenigen keinen Begriff, deren Gehirn und Gemüth eben im Erwerben schon ganz aufgeht, die gar nichts Anderes mit diesen edlen Gütern anzufangen wissen, denen das Geld Selbstzweck und einziger Zweck ist.

Worin liegt für einen denkenden und gebildeten Menschen der Werth des Geldes? Einfach nur darin, daß er bei genügendem Besitz des Geldes desselben nicht mehr zu gedenken braucht. Nur wer von dieser Ueberzeugung erfüllt ist, besitzt die Kunst, reich zu sein, eine Kunst, die noch seltener ist, als die, reich zu werden. Wie viele reiche Leute, selbst Millionäre, sind nicht reich, weil sie die Kunst, es zu sein, nicht besitzen, weil sie das Geld zum Selbstzweck machen, also fortwährend desselben gedenken und sich folglich niemals in genügendem Besitze fühlen. Dieser vielverbreitete Charakterzug, diese Erhebung des Geldes zum Selbstzweck, gehört zu den niedrigsten, abscheulichsten Seiten des Menschenthums. Aus der dumpfen Empfindung solcher Erbärmlichkeit heraus sagt zuweilen ein Reicher: „Das Geld macht nicht glücklich.“ Der Schriftsteller erwidert seufzend: „Dieses Unglück möchte ich mit Ihnen theilen.“

Die Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Erdengüter liegt nicht in der äußerlichen Ungleichheit der Besitzverhältnisse, sondern in der Rücksichtslosigkeit des Schicksals gegenüber den Persönlichkeiten der Besitzenden. Die meisten Menschen sind geborene Ackergäule. Sie wären unglücklich, wenn sie nicht arbeiten müßten, weil sie dadurch am Ende gar zu sich selbst kämen. Was sollten sie aber mit einem so armseligen Ziel, mit sich selber anfangen? Der Schriftsteller, der ungenügend honorirt wird und folglich weiter arbeiten muß, repräsentirt die wahre Armuth auf dieser Erde. Er hat satt zu essen, trägt auch ganze Stiefel, seine nächsten Lebensbedürfnisse sind durch seine Arbeit hinlänglich gedeckt, die Dürftigen beneiden ihn und dennoch ist gerade er der Aermste unter ihnen, denn er wird Dessen beraubt, was sie niemals besaßen, der Gratisgenüsse des Lebens, nicht etwa der Luxusgenüsse des Reichen. Er wird der Möglichkeit beraubt — nicht müßig müßig zu gehen, dem Wandel des Sonnenscheins zu folgen, stundenlang auf den Straßen die monumentalen Kunstwerke zu studiren; den Wandel der Jahreszeiten an einem schönen Baume zu beobachten, zum Fenster hinauszusehen, den Wandel der Menschen zu beschauen, kurz, er wird der Möglichkeit beraubt, zu sich selbst zu kommen.

Das haben die Reichen niemals bedacht, deren Großmuth so groß ist, „als wie das Loch der Armenbüchs'“ und es spricht für die Abnahme des literarischen Charakters der Deutschen, daß es keine Mäcene mehr giebt, welche den Dichter beschenkten, ohne etwas Anderes dafür von ihm zu verlangen, als daß er nach seinem Traum und seinem Sinn lebe und welche vor Allem dem Dichter so viele Verehrung und Liebe einflößten, daß er nehmen würde, was sie geben wollten.

Ich aber, eines solchen Mäcens mich nicht erfreuend, gebe im Drang nach der vermißten poetischen Freiheit meinen Baumstamm für einen Schaukelstuhl, mein Strohdach für ein Lustschloß aus; ich sitze im Gebirge und jodle — Artikel.

Zu diesem Zwecke habe ich mir einige der neuesten Erscheinungen der Bücherwelt mit heraufgenommen, während ich, im Besitz jener poetischen Freiheit, an dem alten Buche der Natur vollauf genug hätte. Im Entzücken über die Gebirgshöhe ist es schwer, den Producten der Niederung gerecht zu werden, sie müßten denn selbst einige Höhe haben und zwar nicht ausschließlich den Vorzug, auf der Höhe des modernen Geschmackes zu stehen. Dieser ist bekanntlich der Realismus; ich werde aber in der herrlichen Landschaft unwillkürlich gewahr, daß nichts entfernter ist von der Natur — als der Naturalismus.

Alle wirklichen Ereignisse und Geschehnisse dieser Welt sind die auseinander gestreuten Buchstaben eines unbekannten Wortes. Unser Verstand reicht nicht hin, die Buchstaben richtig zusammenzusetzen und den Sinn des Wortes zu lesen. Dennoch ist all' unser Lesen nur ein heißes Bemühen um jenen verborgenen Sinn. Die Gedankenlosen glauben ihn eher zu haben, wenn ihnen die Buchstaben, die alltäglichen Ereignisse der Wirklichkeit, nur recht anschaulich vor Augen sind. Dies ist das Geheimniß des Wohlgefallens am Realismus.

Daß der Sinn der Welt nicht erreicht wird, kümmert die Gedankenlosen nicht weiter, und eben so wenig haben sie Acht darauf, daß der ganze Spuk des Naturalismus auf einer Täuschung beruht. Er ist nur ein umgekehrter Idealismus; er malt mit schwärmerisch erlogenen Farben das Häßliche und Gemeine aus und meint, weil es mehr verbreitet ist in der Welt als das Schöne und Edle, so hätte es auch mehr Wahrheit, wenn es dargestellt wird. Indessen kann jegliche Darstellung nur aus einem idealen Moment hervorgehen und der nächstbeste Bauer, wenn er heute in der Stadt deutlich erzählen soll, was er gestern in seinem Dorfe geschaut und erlebt hat, bedarf dazu eines Grans von Phantasie und Kunst, eines Körnchens idealer Begabung. Beim sogenannten Naturalismus bethätigt sich diese Begabung in der Schwärmerei für das Abscheuliche, ohne dadurch im Geringsten real zu werden.

Die nächste Veranlassung zu diesen Bemerkungen gibt mir ein in seiner Art ganz vortreffliches Buch: „Die Bilanz der Ehe“ von Gustav Schwarzkopf.*) Bisher liegt nur der erste Band vor mit dem Nebentitel: „Passiva“, und zwischen diesen beiden Titeln schwebt noch ein dritter: „Novellistische Studien“. Diese Bezeichnung ist es allein, an die sich ein Tadel knüpfen kann. Das Buch ist in keinem Sinne novellistisch, und wenn es der Verfasser selbst dafür halten sollte, so hat er sich entweder einer zu großen Bescheidenheit beflissen oder einer Selbstüberhebung schuldig gemacht, jedenfalls aber der Specialität seiner Leistung, seiner merkwürdigen Eigenart unrecht gethan.

Gustav Schwarzkopf ist ein neuer Schriftsteller, und man kann dies mit mehr Recht und in einem ganz anderen Sinne behaupten, als dies eine unfähige Kritik mit kläglichem Erfolge von der armselig medisirenden Ossip Schubin gethan hat. Die „Bilanz der Ehe“ ist der mit künstlerischer Meisterschaft innerhalb der ihm zukommenden Grenzen zur Geltung gebrachte Realismus. Man findet darin mit einer einzigen Ausnahme alle jene Eigenschaften, die den hervorragenden Romanschriftsteller ausmachen: gediegen mit voller Lebenswahrheit ausgeprägte Charaktere, tief eindringende Beobachtung der socialen Verhältnisse, schlichte, überzeugende und durchaus objective Darstellung. Die erwähnte Ausnahme liegt im

*) Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Digitized by Google

Mangel an dichterischer Erfindung, in der völligen Abwesenheit des Fabulirens. Bloß durch die Bezeichnung „novellistisch" hat der Verfasser diesen Mangel bemerkbar gemacht, der ein Vorzug ist, sobald man das Buch nur als einen getreuen, aber deshalb nicht minder mit großer Kunst geschaffenen Spiegel des modernen Ehelebens auffaßt.

Von den sechs Stücken der Sammlung steht keines hinter dem anderen zurück. Ich hebe jedoch nur drei hervor, weil sich an ihnen am kürzesten die Eigenthümlichkeit und der Werth des Buches verdeutlichen lassen.

„Vermittelte Liebe" schildert eine durch eine professionelle Heirathsstifterin herbeigeführte Liebeswerbung und Ehe. In den brennendsten Farben der Wirklichkeit erblicken wir die oberflächliche, geschminkte Scheinbildung des modernen Mädchens in Clotilde Diamant, die sozusagen nur in ihren freien Stunden gebildet ist, sowie den zu einer momentanen Poesie der Liebe gebrachten, aber durch und durch dem gemeinen Gelderwerb verfallenen Geschäftsmann Dagobert Preßburger. Mit einer nicht genug anzuerkennenden Selbstbeherrschung, nämlich ohne jede subjective Zuthat, läßt der Verfasser einzig und allein den Humor der Situation selbst auf uns wirken. Scheinbar mit der Trockenheit und Gelassenheit eines Protokollführers, gänzlich hinter seinem Gegenstande verschwindend, verzeichnet der Verfasser bloß, was sich während der Braut- und was sich während der Ehezeit begibt, und da keine Handlung dabei im Spiele ist, keine Fabel sich entwickelt, so könnte das Protokoll zu unserem Ergötzen ins Unendliche fortgesetzt werden.

Dieselbe eiserne Ruhe objectiver Darstellung wie bei der humoristischen legt der Verfasser auch bei der tragischen Situation an den Tag. „Aus Dankbarkeit" schildert die letzterwähnte Situation. Mit einer Consequenz, die sich bis zur unerbittlichsten Grausamkeit steigert, immer aber als für die Aufgabe durchaus nothwendig sich herausstellt, sind die Thatsachen auseinander gelegt, wie sie sich bei den gegebenen Charakteren aus dem ursprünglichen Motiv der Ehe entwickeln müssen. Es konnte nicht anders kommen, sagt sich der Leser und blickt rathlos auf das complicirte Elend des menschlichen Daseins.

Mit der unbefangenen Objectivität des Chronikenschreibers enthüllt uns auch „Eine glänzende Partie" das wahre Wesen einer der so häufig vorgekommenen Verbindungen zwischen hochbetitelten Cavalieren und beliebten Schauspielerinnen. Hier ist die Resignation des Verfassers auf die Beimischung von Betrachtungen, welche den epischen Gang stören könnten, um so mehr anzuerkennen, als sich auch Demjenigen, der sonst nicht viel nachzusinnen pflegt, wenn er solchen Verhältnissen im wirklichen Leben näher kommt, allerlei Reflexionen von selbst aufdrängen. Die menschliche Vernunft ist nur zu bereit, sich unterdrücken zu lassen; vom Glaubensfanatismus und Rassenhaß bis zu den Kleidermoden herab gibt es keinen Unsinn, dem sie nicht willig sich opferte. Erstaunlicher aber kann dieses Opfer nicht berühren, als in Gestalt der flachköpfigen Aristokraten, die Bühnenkünstlerinnen heirathen, wobei natürlich von seltenen Ausnahmen abzusehen ist. Im Allgemeinen hat eine derartige Person keinen anderen Reiz als den der Oeffentlichkeit. Was die Dame an äußerer Schönheit besitzt, wird von tausend jungen Mädchen übertroffen, die völlig unbeachtet bleiben, wenn man sie auch oft genug sehen kann, bloß weil sie in anständiger Obscurität dahinleben. Die Innerlichkeit der bezüglichen Damen ist völlig in ihrer Kunst aufgegangen und werden sie dieser durch die Heirath entzogen, so haben sie an seelischem Inhalt nichts mehr zu bieten. Derselbe Mann, der sie aus Eitelkeit zur Frau nahm, weil sie viel umworben, viel gesehen worden, fühlt jetzt dieselbe Eitelkeit bitter gekränkt, weil seine Frau zu totaler Unbedeutendheit herabgesunken ist. Ein alter, wenig bekannter Schriftsteller aus der französischen Schweiz bezeichnete einmal die Eitelkeit als die merkwürdigste Erscheinung des menschlichen Lebens, weil sie am leichtesten zu verwunden und doch niemals zu tödten sei.

Zu solchen Betrachtungen regt das Buch Schwarzkopf's vielfach an, während er selbst nur die Thatsachen sprechen läßt. Geschmackswidrigkeiten und stilistische Unebenheiten wird eine spätere Arbeit wohl abgestreift haben. Ich habe mich nicht nach der Landsmannschaft des Verfassers erkundigt, aber er legitimirt sich schon im ersten Stück der Sammlung als Oesterreicher, weil er auf etwas und daran vergißt. Abgeschmackt ist es, mit dem Pseudonym eines lebenden Schriftstellers eigenmächtig umzuspringen und einer imaginären Person den entwendeten Namen beizulegen.

Der rohe unkünstlerische Naturalismus ist langweilig, und wer z. B. „Nana" ohne Gähnen zu Ende bringt, der hat niemals etwas Unterhaltendes gelesen. Der künstlerische Realismus Schwarzkopf's ist anziehend und amüsant, und wenn es für Dichter idealer Richtung, wie oben bemerkt, keinen Mäcen gibt — für die „Bilanz der Ehe" wird das große Publicum selbst der Mäcen werden.

Eduard von Hartmann über den Spiritismus.

Von Carl du Prel.

Wichtige Tagesfragen sollten immer baldmöglichst vor das Forum der Philosophie gezogen werden, um dieselben über den Meinungszwiespalt der Parteien hinwegzuheben, die es von selber nicht zur Erkenntniß bringen, daß sie immer nur halb im Rechte, die Gegner nur halb im Unrechte sind. In dieser Weise hat Hartmann unlängst die Judenfrage einer objectiven Untersuchung unterzogen, und in seiner jüngsten Schrift erörtert er den Spiritismus*). Die historischen Zeugnisse und Berichte der Zeitgenossen lassen für Hartmann keinen Zweifel, daß im Menschen Kräfte liegen, welche die Wissenschaft noch nicht erforscht hat; er selbst hat keine Erfahrungen über spiritistische Phänomene, will auch nur ein bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen, im Fall ihrer Realität, zu ziehenden Schlußfolgerungen abgeben. Die Naturwissenschaft hat eben leider bisher ihre Pflicht versäumt, durch Feststellung des spiritistischen Thatsachenmaterials der Philosophie vorzuarbeiten. Hartmann hat vollkommen Recht, daß er an die officielle Wissenschaft dringend die Aufforderung richtet, diese Untersuchung endlich vorzunehmen; aber er, der Pessimist, ist in einem mir ganz unbegreiflichen Optimismus befangen, wenn er glaubt, daß diese Aufforderung etwas nützen wird. Neue Wahrheiten müssen erst hundert Jahre alt und Gemeinplätze werden, bevor Akademien sich damit beschäftigen. Es läßt sich historisch beweisen, daß es immer so war, und psychologisch begründen, warum es immer so sein wird. So sind es z. B. etwa 100 Jahre her, daß Mesmer den thierischen Magnetismus wieder entdeckte; erst jetzt aber, nachdem Hansen durch öffentliche Vorstellungen in zahlreichen Städten Deutschlands tausendfach den Beweis geliefert hat, daß es einen thierischen Magnetismus gibt, haben einzelne Physiologen und Aerzte die Untersuchung in die Hand genommen; nach kurzer Zeit aber sind diese guten Vorsätze wieder eingeschlafen. Nun ist aber ohne gründliche Kenntniß des Magnetismus und Somnambulismus der Spiritismus unverständlich; es läßt sich also ungefähr berechnen, wie lange unsere Akademien brauchen werden, um sich zu der ihnen von Hartmann zugemutheten Arbeit aufzuraffen. Eher noch werden vielleicht die Regierungen eingreifen, welche Hartmann auffordert, wissenschaftliche Untersuchungs-Commissionen einzusetzen.

Hartmann ist überzeugt, daß die Geistertheorie der Spiritisten unhaltbar ist und alle Phänomene aus dem Medium sich erklären lassen. Er nimmt eine besondere Art von Nervenkraft an, die sich im autosomnambulen Zustand des Mediums äußert. Diese kann sich in Licht- und Wärmeschwingungen umwandeln, im Organismus sich bis zu einem Betrage ansammeln, der Entladungen zur Folge hat, und kann durch den Willen gelenkt werden. So erklären sich verschiedene physikalische Phänomene bei Medien: Klopflaute, Anziehung oder Abstoßung materieller Gegenstände, Lichterscheinungen

*) Eduard v. Hartmann: Der Spiritismus. Leipzig und Berlin, W. Friedrich. 1885.

Digitized by Google

und Wirkungen in die Ferne. Als intelligente Kraft bringt Hartmann diese Nervenkraft in Verbindung mit den mittleren Hirnschichten, die als Träger des somnambulen Bewußtseins anzusehen sind. Auch durch Gedankenlesen kommt das Medium theilweise zu seinen Vorstellungen. Hartmann leugnet aber nicht, daß andere Vorstellungen des Mediums nur aus einer metaphysischen Quelle ihm zufließen können. Es findet oft ein eigentliches Hellsehen, ein Fernsehen in Zeit und Raum statt. Hartmann ist nun aber Pantheist und kennt als solcher nur die phänomenale irdische Erscheinungsform des Menschen und die Weltsubstanz, in der wir unmittelbar wurzeln, aber nicht das Zwischenglied, nämlich das transcendentale Subject des Menschen mit seinem übersinnlichen Bewußtsein und Fähigkeiten. Hartmann ist daher genöthigt, alles Hellsehen als Inspiration zu erklären: Da die Individuen im Absoluten wurzeln, so haben sie an diesem eine Verbindung untereinander; es kann Fernsehen in Zeit und Raum eintreten, weil im absoluten Wissen des absoluten Geistes die Fäden aller Causalreihen zu einer einzigen Gesammtanschauung verschlungen sind. Es ist nun allerdings sehr begreiflich, daß Hartmann diese Phänomene zunächst mit der Philosophie des Unbewußten in Einklang bringen will; ich glaube jedoch, daß Kant in seinen „Träumen eines Geistersehers" richtiger geschlossen hat: daß wenn ein Hellsehen sich constatiren ließe, wir genöthigt wären, zwischen Subject und Person im Menschen zu unterscheiden. Mit einem solchen metaphysischen Individualismus kommt in der That große Klarheit in die Erscheinungen des Somnambulismus und Spiritismus, und diese bewähren sich so als sehr gute Prüfsteine philosophischer Systeme.

Die somnambule Phantasie des Mediums überträgt die aus seinem Unbewußten auftauchenden Vorstellungen durch eine Art von dramatischer Selbstspaltung auf eine fremde Quelle, und die von ihm geschaffenen Gebilde stehen als Hallucinationen vor ihm. Es sind das die Geister, wovon das Medium spricht, und zwar in vollkommen gutem Glauben spricht. Das Medium wirkt aber, wie Hartmann sagt, auf die Theilnehmer der Sitzung wie ein starker Magnetiseur, der — wie das Hansen vielfach gezeigt hat — seinen Subjecten beliebige Vorstellungen einpflanzen kann; es überträgt seine Hallucinationen auf die Theilnehmer, und so kommt es, daß auch diese Geister sehen.

Kommt es beim Medium zu einer bloßen Illusion, so hält es sich selber für den Geist, und seine somnambule Phantasie nimmt nur einige Metamorphosen der Gestalt und Toilette an sich vor; wenn dagegen vollständige Hallucination eintritt, sieht das Medium das Phantom außer sich. Diesen verschiedenen Zuständen auf Seite des Mediums entsprechen, vermöge der Hallucinationsübertragung, auf Seite der Zuschauer ebenfalls zwei Fälle: der Illusion des Mediums entspricht die Transfiguration, wobei dasselbe als somnambuler Kleiderstock aus dem Cabinet tritt, um welchen die Geistertoilette gelegt ist. Packt nun ein aufgeklärter Zweifler das Phantom, so steckt natürlich das Medium darin; er glaubt dann, das Medium entlarvt zu haben, hat aber nur seine eigene Unwissenheit in spiritistischen Dingen entlarvt, und riskirt zudem, dem Medium sehr zu schaden, weil es gefährlich ist, einen Nachtwandler gewaltsam zu erwecken. Da nun aber die Toilette des somnambulen Kleiderstockes nach Hartmann nur auf einer vom Medium auf die Zuschauer übertragenen Hallucination beruht, so wird man bei solchen Entlarvungen immer ganz vergeblich nach der vermutheten Maskengarderobe suchen. Kommt es dagegen beim Medium zur eigentlichen Hallucination, so tritt für die Zuschauer eine Materialisation ein, d. h. sie sehen ein von dem in Trance liegenden Medium abgelöstes Phantom.

Diese Theorie Hartmann's ist im höchsten Grade complicirt; auch bin ich überzeugt, daß er sie von selbst aufgeben wird, sobald er die in Sachen des Spiritismus nicht zu entbehrenden eigenen Erfahrungen nachgeholt haben wird. Ein Magnetiseur kann allerdings seine Phantasievorstellungen auf Andere als Hallucinationen übertragen — worüber Richet „l'homme et l'intelligence" und Du Potet „la magie dévoileé" nachgesehen werden wollen —; aber photographische Platten halluciniren bekanntlich nicht, und Phantome sind schon häufig photographirt worden. Den Fall, daß Crookes Medium und Phantom auf Einer Platte darstellte, kennt Hartmann selbst; er beseitigt ihn aber durch die Behauptung, die eine der beiden Gestalten scheine nur aus den mit Kissen ausgestopften Kleidern des Mediums zu bestehen. Mit solchen Behauptungen wird Hartmann wohl den Beifall der Ungebildeten einheimsen; aber kein ernsthafter Leser wird es ihm glauben, daß einer der ersten Gelehrten und Experimentatoren Englands, der 4 Jahre hindurch seine spiritistischen Experimente in seinem eigenen Atelier mit einem Kinde anstellte, von diesem in so plumper Weise am hellen Tage getäuscht worden sei.

Die photographische Platte beweist also, daß die Phantome objectiv sind. Von bloßen Hallucinationen kann also keine Rede sein. Der Pantheist freilich wird objective Phantome von menschlicher Form so lange als möglich zu leugnen geneigt sein, weil sie den Beweis liefern, daß wir nicht unmittelbar im Ding an sich wurzeln, sondern unsere irdische Erscheinungsform individuell überdauern.

Hartmann beschuldigt diejenigen Philosophen, welche die Geisterhypothese adoptirt haben, ohne vorher zu untersuchen, wie weit die Erklärung durch die Nervenkraft des Mediums reicht, des Mangels an kritischer Vorsicht. Dieser Vorwurf, der sich besonders gegen Ulrici, Perty, Hoffmann, den jüngeren Fichte und Hellenbach richtet, ist aber gewiß nicht gerechtfertigt. Jeder, der in diesem Gebiete untersucht, fängt ganz naturgemäß damit an, diese Erscheinungen aus dem Medium selbst zu erklären. Perty hat fast sein ganzes Leben hindurch an der Erklärung aus den magischen Kräften des Mediums festgehalten; schließlich aber, durch die Thatsachen der Natur und seiner Erfahrung selbst weitergetrieben, mußte er diese Theorie aufgeben. Dasselbe würde Hartmann an sich erleben, wenn er sich entschließen könnte, eigene Erfahrungen zu sammeln.

Um meine Ansichten denen Hartmann's präcise gegenüber zu stellen, müßte ich also sagen: Hartmann hält das Medium für die Ursache — causa — der Erscheinungen; das Medium wirkt psychisch, indem es Hallucinationen bildet und den Zuschauern einpflanzt. Dagegen ist nach meiner Ansicht das Medium nur die Bedingung — conditio sine qua non — der Erscheinungen; es wirkt nicht psychisch, sondern nur organisch durch Stoffabgabe zur Bildung der Phantome. Hartmann's Ansicht wird durch die photographische Platte widerlegt; meine Ansicht wird durch den Umstand erhärtet, daß das Medium entbehrlich ist; es kann ersetzt werden oder seine Leistung kann wenigstens gesteigert werden durch organische Substanzen. Das wußten schon die Nekromanten bei Homer und im Mittelalter und wandten daher entsprechende Räucherungen an. Als Hellenbach bei einem seiner Versuche organische Substanzen in verschiedene Schalen vertheilte, zeigte sich der Inhalt derselben nach der Sitzung theilweise aufgezehrt.

Somit glaube ich, daß Hartmann den Strich zwischen dem Subjectiven und Objectiven innerhalb der spiritistischen Phänomene jedenfalls an einer falschen Stelle gezogen hat. Das könnte aber vielleicht sogar zum Nutzen der Sache ausfallen; denn Diejenigen, die eigentlich zur Untersuchung berufen wären, könnten vielleicht aus ihrer Indolenz durch die Aussicht gerissen werden, auf dem Wege, den Hartmann anzeigt, dem Aberglauben einen tödtlichen Streich beibringen zu können. Andrerseits aber ist es bei dem unkritischen Feuereifer der Spiritisten sehr zuträglich, sie daran zu erinnern, daß der Spiritismus allerdings ein aus Subjectivem und Objectivem gemischtes Gebiet ist, und daß sie durch Ziehen ihres Trennungsstriches am unrechten Orte das subjective Gebiet eben so sehr verkürzen, wie Hartmann das objective.

Unter allen Umständen ist es ein bleibendes Verdienst Hartmann's, daß er den Muth gehabt hat, den Spiritismus wenigstens für höchst untersuchungsbedürftig zu erklären.

Digitized by Google

Persönliches von Wilhelm Camphausen.

Von Adolph Kohut.

Wenn man die größten und berühmtesten Schlachtenmaler in Deutschland nennt, wir auch der Name des am 18. Juni in seinem 67. Lebensjahre in Düsseldorf verstorbenen Schlachtenmalers Professor Wilhelm Camphausen genannt werden. Als begeisterter Herold der Kriegsthaten der deutschen Armee steht er einzig da; denn wenn auch sein Schüler und begabtester Nachahmer Emil Hünten gleichfalls patriotische Schlachtenbilder von unvergänglichem Werthe geschaffen, so war doch Camphausen entschieden der fruchtbarste und glänzendste Verkünder deutscher Waffenehre, und neben den von ihm im Bilde verewigten Feldmarschällen Prinz Friedrich Carl und Freiherr von Manteuffel wird auch er in der Geschichte fortleben. Wenig bekannt ist aber, daß dieser große Künstler auch auf anderen Gebieten geistiger Thätigkeit einen namhaften Platz einnahm, und daß er überhaupt zu den vielseitigsten und reichbegabtesten Geistern gehörte, die je mit Pinsel und Palette hantirt haben.

Von Michel Angelo wissen wir, daß er Maler, Bildhauer und Dichter in einer Person war; Meister Camphausen war neben seiner Malerei ein bedeutender Lithograph, Radirer, Gelegenheitsdichter, Humorist und dramatischer Künstler. In seiner Vaterstadt Düsseldorf, welcher er mit Leib und Seele angehörte und zu deren Ruhm und Verschönerung er nicht wenig beigetragen hat, war der geistvolle Arrangeur lebender Bilder, der zündende Redner, der witzige Humorist und der unnachahmliche Prolog-Verfasser, Fest-, Jubiläums- und Gelegenheitsdichter — in gutem Goethe'schen Sinne — vielleicht noch volksthümlicher wie der gewaltige Schlachtenmaler. Jedoch außerhalb der Grenzpfähle von Rhein-Athen ist seine Thätigkeit nach dieser Richtung hin wenig gewürdigt worden. Und doch verdient dieselbe allgemeine Beachtung, denn sie legt Zeugniß ab von einem arbeitsamen und rastlosen Künstlerleben, welches sich nicht damit begnügte, im stillen Atelier über immer neue Schöpfungen zu grübeln und vom hohen Olymp aus auf die Staubgeborenen hienieden herab zu blicken, sondern das seine universelle, eigenartige Begabung in den Dienst seiner Mitbürger, der Schönheit und der Menschlichkeit gestellt hat.

Es war im Juli 1873, als ich Wilhelm Camphausen, der schon damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, in Düsseldorf, wo ich die „Düsseldorfer Zeitung" redigirte, kennen lernte. Die hohe, stattliche Figur, die großen, blauen, scharf dreinblickenden Augen, der lange weiße Bart, die ganz stramme Erscheinung, welche etwas Soldatisches hatte, die jugendliche Elasticität, die sich in jeder Bewegung kund gab — all' dies mußte mir auffallen. Ich hielt den im Hofgarten spazierenden und in der Jägerhof-Allee — wo der wohnte — täglich verschwindenden Herrn für einen „schneidigen" Reitergeneral in Civil und war nicht wenig erstaunt, als ich gelegentlich einer Feier im „Malkasten" in dem militärisch aussehenden Herrn einen friedlichen Jünger des Apelles entdeckte. Es ist immerhin möglich, daß sein steter Umgang mit Prinzen, Generalen und Feldmarschällen auf seine äußere Haltung einwirkte; Thatsache ist, daß auch sein mächtiges, durchdringendes Organ wie zum Commandiren geschaffen war, und daß selbst sein Piano noch immer so wuchtig klang wie das Fortissimo solcher lyrisch angelegten Maler wie z. B. Gustav Süß u. A. Es war wieder einmal eine Festivität im „Malkasten". Alle Welt lief herein von der Kegelbahn, die Alten und die Jungen verstummten, urplötzlich wurde es stille, als Wilhelm Camphausen dem stürmisch ihm gewordenen Rufe: „Op der Bühn" — auf die Bühne — folgend, das Podium betreten hatte. Welch' gewaltiger Redner kam da zu Tage! Wohl eine Stunde sprach er frei voll Begeisterung und zumeist in gebundener Rede! Und mitten im Pathos unterbrach er sich, als wäre er des trockenen Tones satt, und ließ humoristische Feuerwerke voll entzückender Pracht emporsteigen. Wie das jubelte, jauchzte und lärmte! Die Versammlung — Künstler von europäischer Berühmtheit, hohe Würdenträger des Staates, der Kirche und Gesellschaft — erhob sich wie ein Mann, als er seine Rede beendet hatte, und donnernder, nicht enden wollender Applaus belohnte den Meister der Beredtsamkeit, der durch seine flammende Suada Alles in Entzücken versetzt hatte.

Wilhelm Camphausen hieß daher auch der „Sprecher des Hauses der Gemeinen". Er war das Mundstück des „Malkasten". Wenn Kaiser, Könige und Fürsten den „Malkasten" besuchten, wenn das 25jährige Jubiläum dieses Künstlerheims zu feiern war, wenn Ludwig Knaus nach Berlin oder Carl Hoff nach Karlsruhe übersiedelte und im „Malkasten" ein Abschiedsfest ihnen zu Ehren veranstaltet wurde, — kurz, bei jeder Veranlassung mußte Camphausen „Op der Bühn". Hand in Hand mit seiner Suada ging sein seltenes poetisches Talent. Im Scherz wie im Ernst zeigte er sich als Gelegenheitsdichter von ursprünglichster Begabung, der bald durch seine tief empfundenen Verse, bald durch seine humoristisch-satirischen Spitzen die tiefgehendsten Wirkungen erzielte. Nimmer vergesse ich der tiefen Rührung, welche sich des früheren preußischen Cultusministers Dr. Falk bemächtigte, als er gelegentlich seiner Anwesenheit im „Malkasten" im Juli 1875 von Professor Camphausen mit einem sinnigen Toast begrüßt wurde, von dem ich die nachstehenden Verse an dieser Stelle mittheilen will:

Vom schweren Herrscherwalten
Ruht dort am Heilquell klar
Die Glieder aus, die alten,
Der starke Kaiseraar!

Von seinen Paladinen
Hat er derweil ins Land
Mit Späherblick, dem kühnen,
Den Falken uns gesandt!

Der zieht nun seine Kreise,
Hoch über Rheinlands Gau'n,
Auf seiner Ehrenreise
Auch uns sich anzuschau'n.

Da senkt er heut die Schwingen
In unser fröhlich Reich —
Nun kennst Du das Flammen und Klingen
Um Deinen stillen Teich . . .

Herr Falk trat auf Camphausen zu, drückte ihm warm die Hand und sah ihm mit feuchten Blicken lange ins Antlitz.

Noch imponirender wirkte die Rede des „Sprechers", wenn er im Costüme war und nicht nur als Rhetor, sondern auch als Schauspieler sich Geltung verschaffen konnte. Bei dem Besuche des deutschen Kaisers im „Malkasten" im September 1877 veranstaltete die Künstlergenossenschaft zu Ehren ihres erhabenen Gastes ein Fest, welches durch die künstlerische Pracht, die dabei entfaltet wurde, noch in frischer Erinnerung fortlebt. Auf der kleinen Bühne des „Malkastens" wurde das Festspiel abgehalten. Dort erblickte man das von Grün und Blumen umgebene Wappen von Preußen. Zu beiden Seiten desselben standen „wilde Männer" in festliche Toga gekleidet. Ein solcher „wilder Mann" — mit herabwallendem langem Bart, glänzenden Augen und der Weihe des Genies auf der hohen, wie Marmor geformten Stirne, — trat an das Kaiserpaar heran und hielt eine ergreifende poetische Ansprache, — er war Wilhelm Camphausen. In dieser originellen Ansprache hieß es u. A.:

O Majestäten, Preußens, Deutschlands Zier,
Ich soll das Wappen, keine Rede halten!
Doch heute vergönnt ein Wort in Gnaden mir,
Verzeiht die Kühnheit Eurem wilden Alten.

Denn, Majestäten, da Ihr nun besucht
Den Hain des Völkchens, das mit mir verwandt ist —
Da ist es gut, wenn Ordnung oder Zucht
Von Jemand ausgeht, der damit bekannt ist.

Digitized by Google

Drum, Herrscherpaar, gestatte Deinem Knecht,
Daß er Dir diene heut' als Cicerone,
Die Keule brauch' ich nicht, die macht sich schlecht
In diesem Führeramt, es geht auch ohne.

Desgleichen sei mir die Erlaubniß heut',
Daß ich im Festkleid meine Dienste übe,
Denn ging wie sonst, die Züchtigkeit,
Befürcht' ich — daß ich etwas untergrübe.

Der Kaiser war von der originellen Redeweise des wilden Mannes sehr angenehm berührt und sprach demselben seinen Dank aus. Von Schloß Benrath geschah dies auch schriftlich; in seinem an den Vorstand des „Malkasten" vom 8. September 1877 gerichteten Schreiben sagte nämlich der Kaiser u. A.: „. . . . Ich fand nach des Tages ernsten Geschäften an der von Düsseldorfs Künstlern der Erholung geweihten Stätte eine so traulich berührende Aufnahme; Ich wurde aus den Mühen der Gegenwart so freundlich in die poetisch verklärte Vergangenheit Deutschlands, insbesondere der Rheinlande, geführt, Ich sah Mich nach der rauhen Arbeit der dem Schutze des Vaterlandes gewidmeten Waffenübungen mit Meiner Gemahlin in eine so sinnig und überraschend geschaffene Märchenpracht versetzt, daß Ich Mich nur schwer von diesem Reiche zauberischer Gestaltung zu trennen vermochte. Es bleibt Mir indeß der Genuß schöner Erinnerung, und der Achtung, welche Ich der jetzt vorzugsweise in Düsseldorf vertretenen rheinischen Kunst gern zolle, wird sich, durch das Fest des Künstlervereins vermittelt, nunmehr in Mir das Band neuer, herzlicher Erkenntlichkeit zugesellen." Daß der Kaiser Camphausen auf alle mögliche Weise auszeichnete, ist bekannt. Die Gnadenbeweise, die der Künstler von Sr. Majestät erhielt, hütete er mit großer Wachsamkeit, und der bescheidene Mann wurde stolz, wenn er mit mir über diesen Punkt zu sprechen kam. „Das kommt davon", sagte er in seiner scherzhaften Weise, auf mein jungfräuliches Knopfloch zeigend, „wenn man immmer räsonnirt." Die liberalen Zeitungsschreiber, die Tenoristen, welche Gurgeltöne hatten, und Clavierspieler und Malereleven mit langen Haaren — gegen diese drei Menschen-Gattungen hatte er eine spöttische Bemerkung auf der Zunge.

Die ganze Genialität Camphausen's zeigte sich beim Stellen *lebender Bilder*, die ihre Einführung im Malkasten lediglich ihm zu verdanken hatten. Im Jahre 1871 schuf er dieselben zuerst zum Besten der verwundeten Krieger, und sie haben seitdem eine solche Beliebtheit erlangt, daß die Billets zu denselben recht kostspielig sind, und Alt und Jung, Männlein und Weiblein, aus der ganzen Rheinprovinz herbeiströmt, um diesen Hochgenuß durchzukosten. Der begleitende Text, den der Meister zu diesen lebenden Bildern — welche die schönsten Damen Düsseldorfs repräsentirten — dichtete, schloß sich den poetischen Figuren durchaus würdig an. Ich wohnte einst, vor 10 Jahren, einer Einladung Camphausen's folgend, einem dortigen, drei Tage — vom 14. bis zum 16. Febr. 1875 — dauernden Feste bei und werde die dort verlebten schönen Stunden nie vergessen. Um die Noth der Hinterbliebenen armer Künstler durch ein kleines Scherflein zu mildern, veranstaltete der wohlthätige und hochgesinnte Mann ein reizendes Bilderfest. Alles war erschienen, was zur guten Gesellschaft gehörte: Oswald und Andreas Achenbach, Carl Hoff, Christian Böttcher, Eduard Bendemann, Theodor Hildebrandt, Julius Hübner, Caspar Scheuren, die schönen Rheinländerinnen in den elegantesten Toiletten, sie nahten und kamen, die Himmlischen alle, und Jedermann war von den historischen und allegorischen Bildern ungemein befriedigt. Bei dieser Gelegenheit sprach Camphausen einen Prolog, von dem ich nur eine Stelle mittheilen will, weil dieselbe für seine edle Gesinnung bezeichnend ist. Er sagte:

Nicht jedem Sterblichen spinnt ja die Parze
Den goldnen Faden freundlichen Geschickes,
Und auch die Kunst kehrt nur dem Auserwählten
Ihr Strahlenantlitz voll und lächelnd zu,
Und lohnt so reich nicht jeden ihrer Jünger,
Daß aus dem Kampf des Lebens er gewinne,
Was ihm die Zukunft seiner Lieben sichert,
Wenn seine Hand einst nicht mehr für sie schafft.
Dann tritt der Ueberlebende das Erbe,
Das edle, an getreuer Vormundschaft
Und scheucht der Sorge Geister von den Seinen.
Das ist's, was dieser Tage Anlaß schuf
Und was auf ihnen weihend ruhen möge! . .

Das Talent für Scenerie, Costümirung, Arrangement von Gruppenbildern, sowie die leidenschaftliche Vorliebe für die dramatische Kunst überhaupt, hatte er von seinem Lehrer und späteren Schwager, *Carl Immermann*, bekanntlich einst Director des Düsseldorfer Stadt-Theaters, geerbt. Er schwärmte für Immermann nicht allein in dessen Eigenschaft als Dichter, sondern auch als Bühnenleiter. Seit Jahrzehnten war Camphausen Mitglied des Düsseldorfer Theatercomités und hat als solcher großen Einfluß auf die Entwickelung des Düsseldorfer Bühnenlebens geübt. Die Theaterdirectoren allerdings achteten ihn mehr, als sie ihn liebten. Seine strengen künstlerischen Grundsätze, seine idealen Anschauungen, seine stets stilgerechte Ausstattungen erheischenden Mahnungen waren ihnen, die sie vor Allem für billige Leistungen viel Geld einheimsen wollten — Ausnahmen sind natürlich ausgeschlossen — ein Dorn im Auge. Er las unermüdlich alle Novitäten, die ihm die Regisseure oder Autoren einreichten, zeichnete Skizzen zu Costümen und Decorationen und vernachlässigte darüber zuweilen seine eigne Kunst. Seine Augen erstrahlten in eigenthümlichem Glanz, wenn er von *Carl Immermann* mir erzählte, wie er zu den Füßen desselben gesessen, seinen Vorlesungen beigewohnt und unter dessen Leitung sogar als Schauspieler mitgewirkt habe. Er schenkte mir Carl Immermann's „*Memorabilien*", 2 Theile (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1840) und schrieb darin die folgende Stelle als Widmung: „Leben soll ein Jeder lernen und am Leben sich orientiren. Wie nun nichts schwerer ist, als durch die platte, gegenstandslose Ebene den Weg zu finden, dagegen im Gebirg, Feld, Kuppe und Waldwasser dem geübten Auge bald Richtung und Richtsteg zeigen, so geht es auch im Geistigen und Sittlichen zu. Der Mensch lernt nur von Gegensatz und Schranke, die ihm entgegentreten. Je schroffer und kantiger diese sind, desto früher bildet er sich, nachgebend oder sich widersetzend, ein festes Knochengerüst des Lebens, aus, welches denn doch kein dürres Skelett bleibt, sondern die Umkleidung mit weichem Fleische, die Verhüllung unter schönen Formen wohl verträgt."

Ich habe schon erwähnt, daß Wilhelm Camphausen ein Gelegenheitsdichter comme il faut war. In seinem Nachlasse, der hoffentlich bald das Licht der Welt erblicken wird, befindet sich eine außerordentliche Fülle der reizendsten und witzreichsten Gelegenheits- und Stimmungsgedichte, die davon Zeugniß ablegen, daß die poetische Begabung des Künstlers eine eminente war. Ich hatte vor mehreren Jahren Gelegenheit, diese ziemlich voluminösen Manuscripte zu studiren und habe Einiges davon auch in *meinem* Buche: „Aus meiner rheinischen Studien-Mappe" (Düsseldorf, Breidenbach u. Baumann, 1877) mitgetheilt. Mag hier eine Probe des Camphausenschen Humors veröffentlicht werden. Das Verslein lautet: „Des Chronisten Traum" und wurde im Jahre 1866 gedichtet:

„O lieber Herre, für solchen Tort,
O jag' doch den bösen Ohm Bismarck fort,
Der hat uns, was wir so mühsam erworben,
Wahrhafftig das ganze Gedultspil verdorben!
Das ewige teutsche Länderspalten
Ist ja selbst im Himmel nit auszuhalten,
Drum füg', o Herre, in Deinem Namen
Sie doch endlich zu Einem Reich zusammen."

Da sprach der Herr: „Ihr kleinen Schreyer,
Stimmt auch jetzt in die alte Leyer?
Habt ihr so lang': „Gedult gespielet"
Und doch so wenig Gedult erzielet?
Geht, lernt von einem Teutschen warten,
Uebt noch 'ne Weil' die neuen Karten;
Die werden drunten sich schon selber helfen.
Und wie der Bismarck den Hessen und Welfen,

Digitized by Google

So wird, ist's heut nit, ist es morgen,
Das End' schon — der Franzos besorgen!
Doch vor dem Bismarck habt mir Acht,
Der hat sein Sach' ganz gut gemacht.

Ein herzerquickender Humor tritt auch in seiner Malkasten-Chronik „(Chronica de rebus malcastaniensibus", „als Manuscript gedruckt in diesem Jahr") zu Tage. Diese köstliche Chronik in altdeutschen Stil hat Camphausen zugleich reich illustrirt mit „Bildnissen und Contrafacturen sonderlich meritirter Gesellen und allerhand Kupferstücken".

Nun ist der nie ruhende Mann, der schaffende Künstler, der süße Liedermund verstummt, — aber sein Andenken wird alle Zeit, nicht nur in der Kunstgeschichte, sondern im Herzen des ganzen deutschen Volkes in ungetrübtem Glanze fortleben!

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.*)

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

Als es Nacht wurde, stießen wir vom Ufer; sobald wir weit genug waren, ließen wir das Floß treiben, wie es die Strömung wollte. Dann steckten wir unsere Pfeifen an, ließen unsere Füße ins Wasser hängen und schwatzten über Allerlei. Manchmal hatten wir für längere Zeit den Strom ganz für uns. Drüben waren Ufer und Inseln sichtbar, zuweilen auch, wie ein Fünkchen, ein Licht, das durchs Fenster einer Blockhütte schien — dann und wann auch ein ähnlicher Lichtpunkt auf dem Wasser, von irgend einem Floß oder ähnlichem Fahrzeug herrührend, von dem auch mitunter der Ton einer Geige und ein Liedchen herüberschallte. Es ist lieblich, so auf einem Floß zu leben. Ueber uns hatten wir den Himmel voller Sterne, und wir lagen oft auf dem Rücken, zu ihnen emporschauend. Dann sprachen wir darüber, ob sie gemacht worden wären oder nur durch Zufall da seien. Jim meinte das Erstere, wogegen ich einwendete, daß es zu lange gedauert hätte, so viele zu machen. Er meinte dann, der Mond könnte sie gelegt haben. Das schien mir ziemlich vernünftig, denn ich hatte einmal einen Frosch fast ebenso viele legen sehen. So konnte es denn ganz natürlich geschehen sein, und ich hatte Nichts dagegen.

Nach Mitternacht gingen die Uferbewohner zu Bette und für zwei bis drei Stunden waren die Ufer schwarz — kein Fünkchen mehr in den Blockhausfenstern. Diese Lichtpunkte bildeten unsere Uhr. Die ersten, die sich wieder zeigten, bedeuteten die Ankunft des Morgens, dann suchten wir einen Schlupfwinkel am Ufer und legten an, wo's am besten ging.

Eines Morgens bei Tagesanbruch fand ich ein Canoe und fuhr damit von der Insel zum Ufer, dann etwa eine Meile unter Cypressen einen Bach hinauf, um zu sehen, ob ich nicht einige Beeren pflücken konnte. Als ich an einem Ort vorüberkam, wo ein Kuhpfad den Bach berührte, rannten zwei Männer herbei. Ich dachte schon, daß mir's nun an den Kragen gehen würde, denn ich fürchtete, sie wären hinter mir und Jim her. Ich wollte schon umkehren, sie waren aber ganz nah und baten mich, ihnen das Leben zu retten, sagten, sie hätten Nichts gethan, würden dafür verfolgt und Männer mit Hunden wären hinter ihnen her. Sie wollten gleich zu mir hereinspringen, aber ich sagte:

„Thut es nicht. Ich höre weder Pferde noch Hunde. Ihr habt Zeit, durchs Gebüsch etwas stromauf zu gehen, dann watet durchs Wasser zu mir — das bringt die Hunde von der Fährte."

Sie thaten's, und als ich sie im Canoe hatte, ging's rasch nach unserem Floß. In fünf bis zehn Minuten hörten wir Hunde und Männer in der Ferne lärmen. Sie schienen an den Bach zu kommen — sehen konnten wir sie nicht — und dort eine Zeit lang herumzulungern. Wir machten uns aus dem Wege, bis wir sie zuletzt nicht mehr hörten. Als wir aus dem Bach in den Strom liefen, war Alles still. Wir erreichten das Floß und versteckten uns für den Tag.

Einer der Kerle war siebzig Jahre alt oder mehr, hatte einen kahlen Kopf und grauen Vollbart. Er trug einen zerknitterten alten Filz, ein schmutziges baumwollenes Hemd, zerfetzte blaue Hosen, in seine Stiefel gestopft, und gestrickte Hosenträger — oder vielmehr nur einen. Er trug über dem Arm einen alten blauen Rock mit Messingknöpfen, und beide Kerle hatten große vollgepfropfte Reisesäcke.

Der andere war etwa dreißig Jahre alt und war menschlich gekleidet. Nach dem Frühstück machten wir's uns bequem und schwatzten frisch drauf los. Da kam's heraus, daß die Beiden einander fremd waren.

„Was hat Dich in die Enge getrieben?" fragte der Kahlkopf den anderen Patron.

„Nun, ich verkaufte einen Stoff, der den Weinstein von den Zähnen nimmt, und die Zahn-Glasur wohl auch. Ich blieb eine Nacht länger, als mir zuträglich und war gerade am Entschlüpfen, als ich Dir über den Weg lief diesseits des Städtchens und Du mir sagtest, daß man hinter Dir her sei und mich batest, Dir zu helfen. Da sagte ich Dir, daß mir's ähnlich ginge und wir zusammenhalten könnten — das ist die ganze Geschichte — was ist Deine?"

„Nun ja, ich hielt dort Versammlungen zur Förderung der Mäßigkeit — etwa eine Woche, und war der Liebling des schönen Geschlechts, groß und klein, und verdiente nebenbei fünf bis sechs Dollars den Abend zu zehn Cent die Person — Kinder und Neger frei. Das Geschäft ging täglich besser. Da verbreitete sich gestern Abend irgendwie das Gerücht, daß ich eine Privatflasche bei mir trüge, der ich insgeheim fleißig zuspräche. Ein Neger weckte mich heute früh und sagte mir, daß die Leute in aller Stille sich sammelten und vorhätten, mir eine halbe Stunde Vorsprung gebend, mich mit Hunden und Pferden zu hetzen und, wenn meiner habhaft, mich mit Theer und Federn zu überziehen und auf einem Zaunpfahl reiten zu lassen. Ich wartete nicht aufs Frühstück. — Ich war nicht hungrig."

„Alter", sagte der Jüngere, „wir gäben ein gutes Doppelgespann ab; was meinst Du dazu?"

„Das ginge vielleicht. Was kannst Du — was besonders?"

„Von Fach Buchdrucker; mache etwas in Patentmedicinen; bin Schauspieler — besonders Trauerspiel; thue auch gelegentlich Etwas in Mesmerismus und Phrenologie; zur Abwechslung halte ich Schule — besonders Singen und Geographie; lasse wohl auch einmal einen Vortrag vom Stapel. O, ich kann vielerlei — fast Alles, was bequem ist, so lang' es keine wirkliche Arbeit ist. Wie steht's mit Dir?"

„Am meisten hab' ich in meinem Leben wohl „gedoctort". Das Händeauflegen gelingt mir am besten — bei Krebs, Lähmung und dergleichen; auch versteh' ich mich auf's Wahrsagen, wenn ich Jemand habe, der das Wirkliche erst ausfindig macht. Predigen schlägt auch in mein Fach, besonders bei diesen Bekehrungs-Versammlungen im Freien. Ich kann überhaupt gut herum„missionäriren".

Für eine Weile sprach Keiner, dann seufzte der Jüngere tief auf und schloß mit einem:

„Ach!"

„Na, worüber achst Du?" rief der Kahlkopf.

*) Diese Erzählung enthält einige unabhängig arrangirte Capitel aus Mark Twain's neuestem Werk, betitelt „Huckleberry Finn". Dieser, schlechtweg „Huck" genannt, ist seinem, der Trunkenheit ergebenen Vater entlaufen, findet einen der Sklaverei entlaufenen Neger Namens „Jim", mit dem er von Süd-Missouri aus auf's Gerathewohl auf einem Floß den Mississippi hinabtreibt. Nicht zu vergessen ist des Autors kurzes Vorwort zu dem Buche; es lautet: „Wer versucht, in dieser Erzählung ein Motiv zu finden, wird gerichtlich belangt; wer sich bemüht, eine Moral darin zu suchen, wird verbannt; wer es wagt, einen Plan darin zu argwöhnen, wird erschossen — auf Befehl des Autors erlassen von G. G., Generalfeldzeugmeister."

Digitized by Google

„O daß ich solches Leben führen muß und zu solcher Gesellschaft heruntergekommen bin!“ Und er wischte sich einen seiner Augenwinkel mit einem Fetzen.

„Ist Dir etwa die Gesellschaft nicht gut genug?“ fuhr der Kahlkopf etwas scharf und ärgerlich heraus.

„Ja, sie ist gut genug für mich, so gut wie ich's verdiene. Wer hat mich so heruntergebracht, nachdem ich so hoch stand? Ich selbst. Ich werfe Ihnen nichts vor, meine Herren — weit entfernt — Niemandem werfe ich etwas vor. Ich verdiene Alles. Mag die kalte Welt ihr Schlimmstes thun — Eins weiß ich: irgendwo ist ein Grab für mich. Die Welt mag's mir nur immer weiter anthun; mir Alles entreißen — Geliebte, Eigenthum, Alles — aber nicht Das. Eines Tages werde ich mich darin niederlegen und Alles vergessen, und mein armes gebrochenes Herz wird Ruhe haben.“ Und er wischte sich wieder an den Augen herum.

„Potz armes gebrochenes Herz! Warum läßt Du es vor uns hier überlaufen? Was können wir dafür!“

„Nein, Ihr allerdings nicht. Euch beschuldige ich auch nicht, meine Herren. Ich habe mich selbst heruntergebracht — ja ich selbst. Mir geschieht recht, wenn ich leide, ganz recht — ich grolle niemand.“

„Heruntergebracht von wo? Woher bist Du heruntergebracht worden?“

„Ach, Ihr würdet mir's nicht glauben; die Welt glaubt nie — laßt mich — es macht Euch ja keinen Unterschied. Das Geheimniß meiner Geburt —“

„Das Geheimniß Deiner Geburt? Willst Du behaupten —“

„Meine Herren“, sagte der junge Mann feierlich, „ich will es Euch enthüllen, denn ich fühle, daß ich Euch vertrauen darf. Von rechtswegen bin ich ein Herzog!“

Jim's Augen starrten vor Erstaunen und, ich glaube, meine auch. Der Kahlkopf sagte: „Nein! ist das Ernst?“

„Ja. Mein Urgroßvater, der älteste Sohn des Herzogs von Brückwasser, flüchtete in dieses Land gegen Ende des letzten Jahrhunderts, um die reine Luft der Freiheit zu athmen. Er heirathete hier und starb, einen Sohn hinterlassend; sein eigener Vater starb fast zur selben Zeit. Dessen zweiter Sohn bemächtigte sich des Titels und der Güter — Herzog-Infant wurde ignorirt, und sein Nachkomme in erster Linie bin ich — ich bin der rechtmäßige Herzog von Brückwasser; und hier bin ich, verstoßen, meiner hohen Stellung beraubt, von Menschen gehetzt, von der kalten Welt verachtet, zerfetzt, abgenutzt, gebrochenen Herzens und herabgewürdigt zur Gesellschaft Entlaufener auf einem Floß!“

Jim bedauerte ihn sehr, ich auch. Wir versuchten ihn zu trösten, aber er sagte, das wäre nutzlos, denn er sei untröstlich; doch wenn wir ihn anerkennen wollten, so wäre ihm das in gewissem Grade ein Ersatz. Wir waren's Willens, wenn er uns sagte wie. Er meinte, wir sollten uns verbeugen, wenn wir ihn anredeten und zwar mit den Worten „Ihro Gnaden“ oder „Hoheit“ oder auch „Mylord“ und er hätte auch Nichts dagegen, wenn wir ihn einfach „Brückwasser“ nannten, denn das wäre eigentlich ein Titel und nicht ein Name; und einer von uns solle ihn bei Tische bedienen und ihm überhaupt kleine Handleistungen verrichten.

Nun, das hatte ja nichts auf sich, und wir waren Willens. Während der Mahlzeit bediente Jim ihn mit: „Ihro Gnaden wünschen dies oder das?“ und so weiter, und man konnte sehen, daß es ihm gefiel.

Aber der Alte wurde allmählich schweigsam, hatte wenig zu sagen und sah aus, als ob ihm dieser Herzog-Cultus nicht recht gefiele. Ihn schien innerlich Etwas zu plagen. Am Nachmittag fing er folgendermaßen an:

„Hör' mal, Leckwasser“, sagte er, „Du thust mir verdammt leid, aber Du bist nicht der Einzige, der so etwas durchgemacht hat.“

„Nicht?“

„Nein, Du bist nicht die einzige Person, die ungerechter Weise aus ihrer Höhe herabgerissen worden ist.“

„Ach!“

„Nein, Du bist nicht die einzige Person, die ein Geburtsgeheimniß hat.“

Und der Alte fing zu weinen an.

„Halt, was meinst Du damit?“

„Leckwasser, darf ich Dir trauen?“ sagte der Alte noch schluchzend.

„Bis zum bitteren Tode!“ Er ergriff des Alten Hand, drückte sie und sprach:

„Das Geheimniß Deines Daseins: rede!“

„Leckwasser, ich bin der Dauphin!“

Jim und ich starrten vor Erstaunen. Dann rief der Herzog:

„Du bist was?“

„Ja, mein Freund, es ist nur zu wahr — Deine Augen schauen in diesem Moment auf den armen verschollenen Dauphin, Louis XVII., Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens.“

„Du! in Deinem Alter! Nein! Du meinst, Du bist Charlemagne; Du mußt doch mindestens sechs- bis siebenhundert Jahre alt sein.“

„Kummer hat's gethan, Leckwasser, Kummer hat's gethan. Sorgen haben mir das Haupthaar vor der Zeit geraubt und den Bart gebleicht. Ja, meine Herren, Sie sehen vor sich, in abgetragenem Zeug und versunken im Elend den wandernden, verbannten, niedergebeugten und leidenden rechtmäßigen König von Frankreich!“ — —

Er weinte und geberdete sich so, daß Jim und ich kaum zu helfen wußten, so leid that er uns — und so froh und stolz waren wir, ihn bei uns zu haben. So thaten wir für ihn, wie auch erst für den Herzog, Alles, was wir konnten. Aber er sagte, es wäre nutzlos, nichts als der Tod könnte ihn glücklich machen. Und doch, meinte er, wäre das Leben etwas erträglicher, wenn Menschen ihn nach seinem Rechte behandelten, ein Knie beugten, wenn sie zu ihm sprächen, ihn mit „Majestät“ anredeten, ihm bei der Mahlzeit aufwarteten und sich nicht setzten, bis er es ihnen erlaubte. So schickten Jim und ich uns denn an, ihn zu „bemajestäten“, dies und das und jenes für ihn zu thun und zu stehen, bis er uns zum Sitzen aufforderte. Dies that ihm wohl und er wurde munter und machte sich's bequem. Aber dem Herzog schien das nicht zu gefallen, er schien mit der Sachlage sehr unzufrieden. Doch der König behandelte ihn recht freundlich und sagte, des Herzogs Urgroßvater und alle anderen Herzoge von Leckwasser wären von seinem Vater stets hochgeschätzt und in seinem Palast recht willkommen gewesen; doch der Herzog blieb lange brummig, bis der König sagte:

„Wir werden wahrscheinlich eine verdammt lange Zeit auf diesem Floß zusammen sein müssen, Leckwasser, und was nützt es, so traurig zu sein? Man macht sich's dadurch nur unbequem. Es ist nicht mein Fehler, daß ich nicht als Herzog, und nicht Deiner, daß Du nicht als König geboren bist — also warum darüber grübeln? Machen wir das Beste aus der Lage, in der wir uns befinden, sag' ich — das ist mein Motto. Und genau betrachtet, ist dies hier so schlimm nicht — genug zu essen und ein leichtes Leben. Komm, gib mir Deine Hand, Herzog, und laß uns Freunde sein.“

Der Herzog that's, und Jim und ich waren darüber froh.

Es dauerte nicht lange, und ich war überzeugt, daß diese Lügner weder König noch Herzog, sondern ganz erbärmliche Schufte und Betrüger waren. Aber ich ließ mir Nichts merken; behielt's für mich; das ist am besten; dann hat man keine Zänkereien und Mißhelligkeiten. Wenn sie wünschten, König und Herzog genannt zu werden, warum nicht, solange es Frieden in der Familie gab? und es nützte Nichts, Jim darüber aufzuklären. So sagte ich ihm denn auch Nichts davon.

Sie fragten uns nach vielerlei, und wollten wissen warum wir am Tage das Floß versteckten, anstatt weiter zu fahren.

„Die Meinen“, erklärte ich, „lebten in „Pike County“ in Missouri. Dort bin ich geboren, und sie alle starben außer meinem Papa und meinem Bruder Ike. Papa gab den Haushalt auf, um zu Onkel Ben zu ziehen, der ein kleines Besitzthum am Fluß, vierundzwanzig Meilen unterhalb Orleans, hat. Papa war arm und hatte Schulden. Als er Alles verkauft und sie bezahlt hatte, war Nichts übrig als sechszehn Dollars und unser Neger Jim. Das war nicht genug, uns vierzehnhundert Meilen reisen zu lassen, selbst nicht Zwischendeck. Als der

Digitized by Google

Fluß stieg, hatte Papa eines Tages das gute Glück, ein Stück von einem Floß aufzufischen; so beschlossen wir, darauf nach Orleans zu fahren. Papas Glück hielt nicht vor; eines Nachts stieß ein Dampfboot auf die vordere Ecke des Floßes und wir alle stürzten ins Wasser und tauchten unter das Rad. Jim und ich kamen wieder zum Vorschein; aber Papa war betrunken und Ike nur vier Jahre alt — beide blieben für immer unten. Für einige Tage hatten wir viel Ungemach, denn Leute kamen oft in Kähnen und wollten Jim mir wegnehmen. Sie meinten, er sei ein entlaufener Sklave. So fahren wir jetzt nicht mehr am Tage. Nachts lassen sie uns in Ruhe."

Da sagte der Herzog:

„Ueberlasse es mir, einen Plan auszudenken, so daß wir auch bei Tageslicht fahren können. Ich will mir die Sache überlegen. Ich will schon einen Plan erfinden, der das bewerkstelligt. Heute zwar noch nicht, denn wir wollen das Städtchen dort drüben nicht bei Tage passiren — es dürfte uns nicht gut bekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Geschichte der deutschen Kunst. Unter diesem Titel führt sich soeben ein in Lieferungen erscheinendes Sammelwerk ein, welches „als ein Hausbuch edler Art sich an die Gebildeten des deutschen Volkes" wenden will. Die uns vorliegende erste Lieferung, sowie der Prospect lassen erwarten, daß das Werk diesen seinen Zweck vollständig erreichen wird, denn die bedeutendsten kunsthistorischen Autoren vereinigen sich zu seiner Ausarbeitung. Der Text ist in die folgenden sich von selbst ergebenden Hauptabschnitte geordnet: 1) die Baukunst (von Robert Dohme), 2) die Plastik (von Wilhelm Bode), 3) die Malerei (von Hubert Janitschek), 4) der Kupferstich und Holzschnitt (von Friedrich Lippmann), 5) das Kunstgewerbe (von Julius Lessing). Die Ausstattung dieses Textes mit einer Reihe prächtiger Abbildungen der schönsten und merkwürdigsten Werke aus den vorgenannten Gebieten hat die Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, welche die Herausgabe des Werkes unternommen hat, in der großartigsten Weise begonnen. Der Prospect zeigt u. A. ausgezeichnet gelungene Facsimile-Reproductionen von Miniaturen, farbige Abbildungen und gute photographische Wiedergaben von plastischen Bildwerken und treffliche Stiche nach berühmten Gemälden. Der Text der ersten Lieferung, welche die 4 ersten Bogen der von W. Bode bearbeiteten „Plastik" umfaßt, weist außerdem eine große Anzahl charakteristischer Abbildungen auf, welche dem Leser die Uebersicht über die Anfänge der deutschen Plastik nicht nur rasch und leicht ermöglichen, sondern auch, was hierbei wohl die Hauptsache ist, fest in's Gedächtniß einprägen. — Wir wünschen dem Werke gedeihlichen Fortgang und die weite Verbreitung in deutschen Häusern, welche es nach seinen Anfangsleistungen, die von einer bisher bei uns selten gesehenen Pracht und Gediegenheit sind, zu verdienen scheint.

Von der „Deutschen Universal-Bibliothek für Gebildete: Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freytag; Prag, F. Tempsky) sind soeben zwei neue Bändchen erschienen, welche die Geschichte des Kunstgewerbes behandeln. Das eine derselben bildet die zweite Abtheilung des von Prof. H. Blümner behandelten Kunstgewerbes im Alterthum und beschäftigt sich mit den Erzeugnissen der alten Griechen und Italiener, während das andere, verfaßt von Otto von Schorn, die Textilkunst in ihrem Entwickelungsgange vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart zum Gegenstande hat. In dem erstgenannten Buche ist ein überreicher antiquarischer Stoff in zweckmäßig zusammengefaßter Weise verarbeitet und die Resultate der neuesten Funde und Forschungen auf diesem Gebiete sind so weit berücksichtigt, daß man im Ganzen ein übersichtliches Bild über den Zustand des antiken Kunstgewerbes erhält. Die zahlreichen beigegebenen Illustrationen sowie die zweckmäßigen Register erleichtern das rasche Orientiren bedeutend. Das zweite Bändchen, „die Textilkunst", ist besonders den Laien zu empfehlen, welche auf diesem Gebiete nicht ganz unvorbereitet an die zahlreichen Sammlungen von textilen Kostbarkeiten, die heutzutage veranstaltet werden, herantreten wollen. Ihnen wird diese Darstellung, welche durchaus übersichtlich abgefaßt ist, genug Fingerzeige geben können, um sich mit Zuhülfenahme der beigegebenen Abbildungen und Muster ein gewisses Urtheil zu bilden, welches man bisher fast nur in Fachkreisen voraussetzen durfte. Gerade diese Abtheilung der Bibliothek des Wissens der Gegenwart wird deshalb einen besonderen Werth beanspruchen dürfen.

Bilder aus Griechenland. Altes und Neues von Ludwig Steub (Leipzig, S. Hirzel). Ein altes Buch erscheint in neuem Gewande vor uns. Es wurde einst geschrieben, als ein bayrischer Prinz von hellenischer Königsherrschaft einen schönen, aber kurzen Traum geträumt hatte. Damals war auch der Verfasser mit ihm hinab zum Piräus gezogen und hatte nach seiner Rückkehr seine Fahrten und Erlebnisse in den Skizzen niedergelegt, die „jedoch nicht viel Glück erlebten und bald vergessen wurden". Seitdem ist der Verfasser durch andere Schriften uns bekannt und werth geworden, und wir freuen uns immer, wenn wieder etwas Neues von ihm erscheint. Warum sollten wir auch nicht auf das Alte von ihm gerne zurückgreifen? Zumal da er es neu gemacht hat? Was ihn hierzu veranlaßte, erzählt er selbst im Vorwort: Der österreichische Consul zu Corfu, Freiherr v. Warberg, hatte seine alten Schilderungen ganz zufällig bei einem Wiener Antiquar in die Hände bekommen, hatte sie mit Vergnügen gelesen und sich so an ihnen und ihrer Wahrheit erfreut, daß er den Autor einlud, ihn auf der Insel Scheria zu besuchen. Dieser sträubte sich nicht lange, die alte Wanderlust ist in ihm noch nicht gedämpft, und er zog von Neuem nach dem Süden. Von dorther schrieb er Briefe an die Allgemeine Zeitung, welche so gefielen, daß ihm der glückliche Gedanke kam, sie mit den alten Wanderbildern in einem Buche zu vereinen. So entstand das vorliegende Werk. Wir meinen, diese Art der Entstehung und der Name des Autors bilden eine solche Empfehlung für dasselbe, daß jede weitere überflüssig erscheint.

Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Von A. E. Schäffle. Tübingen, Laupp. Von Niccolo Machiavelli wird berichtet, daß er seine Thätigkeit in dem Satze resumirt habe: Ich habe die Fürsten gelehrt, die Völker zu bedrücken, aber auch die Völker, sich von den Fürsten zu befreien. Aehnlich mag Schäffle von sich sagen, daß er den Herrschenden gezeigt habe, wie sie den Socialismus bekämpfen sollen, aber auch den Socialisten geholfen habe, ihre Lehren zu propagiren. Letzteres ist ihm in seiner vielverbreiteten „Quintessenz des Socialismus" entschieden besser gelungen, als die in der vorliegenden Schrift versuchte Bekriegung der socialdemokratischen Ideen. Schäffle findet hierbei keinen werthvollen neuen Gesichtspunkt, und er beschränkt sich auf die wissenschaftliche Ausschmückung agitatorisch schon oft verwendeter Argumente. O. W—r.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

herausgegeben von Jos. Kürschner 144. Bd. 2. Abth.: **Tieck's** Werke 2. Tl. Novellen (Die Gemälde. Die Verlobung. Die Reisenden. Musikal. Leiden und Freuden. Der Aufruhr in den Cevennen) hrsg. von J. Minor. 8° 476 S.

und

150. Bd. 1. Abth. Heinrich von **Kleist's** sämmtl. Werke. 3 Tl. (Käthchen von Heilbronn. Die Hermannsschlacht. Prinz Friedrich von Homburg) hrsg. von Th. Zolling. 8° XVI. u. 384 S. Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Literarische Reliefs

von

Dr. Ernst Ziel.

8. 1885. 3 M. 60 Pfg. Geb. 5 M.

Inhalt: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. — Willibald Alexis. — Adolf Böttcher. — Moritz Hartmann. — Fritz Reuter. — Hermann Lingg. — Gottfried Kinkel. — Robert Hamerling. — Gottfried Keller. — Emanuel Geibel. — Johann Ludwig Runeberg.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Der Ursprung der

Gewitter-Elektricität

und der gewöhnlichen

Elektricität der Atmosphäre.

Eine meteorologisch-physikalische Untersuchung

von

Dr. Leonhard Sohncke

ord. Professor der Physik a. d. Univers. Jena.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Illustrierte Reiselektüre

von **F. W. Hackländer:**

Tronville. Eine Seebadgeschichte. Illustriert von **H. Schlittgen.** 1 M.
Ein erster und ein letzter Ball. Illustriert von **H. Schlittgen.** 1 M.
Familienkonzert. Illustriert von **H. Albrecht.** 1 M.
Die Montecchi und Capuletti. Illustriert von **E. Horstig.** 1 M.
Der alte Lehnstuhl. Illustriert von **F. Bergen.** 1 M.
Ein Schloß in den Ardennen. Illustriert von **R. Haug.** 1 M.
Ein Tag in dem Manöver. Illustriert von **E. Rumpf.** 1 M.
Eine Viertelstunde Vater. Illustriert von **F. Bergen.** 50 Pf.
Aus der Säbeltasche. Illustriert von **R. Haug.** 50 Pf.
Der abgerissene Knopf. Illustriert von **E. Rumpf.** 50 Pf.
Das Haus der Gespenster. Illustriert von **L. Marold.** 50 Pf.
Im Damencoupé. Illustriert von **F. Bergen.** 50 Pf.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von R. Baumbach.

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von Heinr. Seidel.

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von Julius Lohmeyer.

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von Hans Grasberger.

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von Emil Peschkau.

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Vollständige Jahrgänge von Zeitschriften

wie **Romanzeitung, Romanbibliothek, Gegenwart, Globus, Ueber Land und Meer, Westermann, Gartenlaube, Daheim** ꝛc. ꝛc. verkauft zu billigsten Preisen und versendet franco Preis-Verzeichniß

W. Latte, Buchhandlung, Berlin C., Münzstraße 23a.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 19. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY, JUL 30 1885 Library

№ 28. Berlin, den 11. Juli 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Erweiterung der Socialreform während der letzten Reichstagssession. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Ein Sonnensystem im andern. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean Pauls? Von H. Breitinger. — Oblomow. Von Eugen Zabel. — Bäder und Zeiten. Von Robert Falck. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten — Inserate.

Die Erweiterung der Socialreform während der letzten Reichstagssession.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Kaum war die Session des Reichstags geschlossen, da ertönten in zahlreichen Blättern die Klagen über den Stillstand der Socialreform, man warf der Regierung und dem Parlament vor, das Interesse für die Socialreform sei völlig erloschen und durch die Colonial- und Zolldebatten geradezu absorbirt worden; daß in der beendeten Session ein wichtiger Schritt auf der durch die Reichsregierung eingeschlagenen Bahn vorwärts gethan, daß die Unfall- und Krankenversicherung erheblich erweitert wurde, erwähnte man nur flüchtig, als ob dies ohne besondere Bedeutung sei. Und dennoch ist durch das Gesetz vom 28. Mai 1885 eine sehr beträchtliche Erweiterung der socialreformatorischen Einrichtungen bewirkt worden. Sowohl das Krankenkassen- wie das Unfallversicherungsgesetz zählten die eigentlichen Transportgewerbe nicht zu den Betrieben, für welche die obligatorische Versicherung eingeführt ist; das erstere hatte wenigstens die bei den Eisenbahnen und bei dem Betriebe der Dampfschifffahrt auf Binnengewässern beschäftigten Personen dem Cassenzwang unterworfen, während letzteres auch diese nicht in die Kategorie der mit der Wohlthat der obligatorischen Versicherung ausgestatteten Arbeiter aufgenommen hatte. Versuche, welche während der Berathung des Reichstags gemacht wurden, um den Ausschluß der gesammten Transportgewerbe zu beseitigen, fanden nicht die Genehmigung des Parlaments. Durch das in der hinter uns liegenden Session vereinbarte Gesetz wird den damals zu Tage getretenen Wünschen und Bestrebungen in vollem Umfange Rechnung getragen. Dasselbe dehnt die Kranken- wie auch die Unfallversicherung auf die gesammten Transportgewerbe aus und zählt hierzu auch diejenigen Gewerbe, welche, wie der Speditions-, Speicher- und Kellereibetrieb, das Gewerbe der Güterlader, Güterpacker, Messer, Wäger u. s. w. nur Hülfsgewerbe des Transportbetriebes sind. Außerdem wird nicht nur der Menschen- und Gütertransport, sondern auch der Nachrichten- und Gedankentransport hierher gerechnet und darum der gesammte Umfang der Geschäftsverwaltung der Post ebenso den Wirkungen des Gesetzes unterstellt wie die Telegraphie; sobald die Telephonie sich intensiver und extensiver ausdehnt, wird auch dieser jüngste Zweig der menschlichen Ideencommunication mit den Wohlthaten der socialreformatorischen Gesetze bedacht werden. Aber nicht auf das Transportgewerbe allein erstreckt sich die durch das Gesetz vom 28. Mai sanctionirte Erweiterung der Kranken- und Unfallversicherung, sondern auch auf die sämmtlichen Betriebe der Marine- und Heeresverwaltung, insbesondere auch auf die Bauten, welche von diesen Behörden für eigne Rechnung ausgeführt werden. Einzelne Theile des Geschäftszweiges derselben unterstanden bereits der Versicherung, wie beispielsweise die Werften der Kaiserlichen Admiralität, die Ausdehnung der Socialreform aber auf den uneingeschränkten Umfang ihres gesammten Geschäftsbetriebs ist ein bedeutungsvolles Zeichen dafür, daß stufenweise sämmtliche Arbeiter den beiden großen Gesetzen unterstellt werden sollen, bei welchen ein Bedürfniß dafür vorhanden ist. Die Eigenartigkeit der in der Reichs- oder Staatsverwaltung stehenden Betriebe bedingt eine Modification der Vorschriften des Unfallversicherungsgesetzes. Bei diesen Betrieben wird nicht eine Berufsgenossenschaft als Träger der Versicherung in activer wie passiver Beziehung constituirt, sondern das Reich beziehungsweise der Staat funktionirt als solcher und die obersten Verwaltungsbehörden des betreffenden Ressorts, mag der Betrieb in der unmittelbaren Verwaltung des Reichs oder eines Bundesstaates stehen, üben die Rechte und Pflichten aus, welche den Vorständen der Berufsgenossenschaften zukommen. Der rasche Ortswechsel der im Transportgewerbe beschäftigten Personen mußte eine Modification der gesetzlichen Vorschriften über die Anzeige des Unfalls und die Leistung der Unterstützung bedingen. Das Gesetz hat diesem Bedürfniß in ausreichendster Weise Rechnung getragen. Es ist eine große Unwissenheit oder Ungerechtigkeit, wenn man der Bedeutung der durch das neue Gesetz dargestellten Erweiterung der Socialreform nicht die gebührende Anerkennung zollt; schon allein die Thatsache, daß die Tausende von Haftpflichtprocessen, welche von den beim Eisenbahnbetriebe verletzten Arbeitern gegen die Eisenbahnen erhoben wurden, künftig wegfallen und mit ihnen eine Quelle von Haß und Feindschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer beseitigt wird, müßte zu einer etwas gerechteren Werthschätzung des neuen Gesetzes Veranlassung geben, als sie bisher in zahlreichen Fällen beliebt wurde. Vivat sequens kann man von demselben sagen.

Digitized by Google

Ein Sonnensystem im andern.

Von M. Wilhelm Meyer.

Saturn ist der zweite in der Reihe der äußeren Planeten, welche sich in vielen wesentlichen Punkten von den inneren unterscheiden, deren größesten wir selbst bewohnen. Es sind zwei Spielarten von Weltkörpern, welche wir hier unterscheiden und die mit je vier Exemplaren in unserm Sonnensystem vertreten sind. Für die Spielart der inneren Planeten sind die charakteristischen, unterscheidenden Merkmale ihre geringe Größe, ihre geringere Rotationsgeschwindigkeit oder die größere Länge des Tages auf ihren Oberflächen, ihre bedeutendere Dichtigkeit, alles Anzeichen relativ großen Alters, endlich ihre Armuth an Monden. Die äußeren Planeten sind dagegen größer, rotiren viel schneller, ihre Massen haben sich noch wenig condensirt, da ihre Dichtigkeit beinahe der des Wassers gleichkommt, während sie von vielen Monden umkreist werden.

Ganz besonders sind die beiden größten Repräsentanten der größeren Spielart, Jupiter und Saturn, einander sehr ähnlich. Würde man sich den Ring des Saturn, der dem Planeten eine durchaus eigenartige Erscheinung verleiht, hinwegdenken, so müßte die Aehnlichkeit mit Jupiter sofort in die Augen springen, welche namentlich durch die streng abgegrenzten Zonen hervortritt. Saturn zeigt diese gelegentlich noch schärfer und jedenfalls regelmäßiger begrenzt als Jupiter, besonders auch, weil wolkenartige Details in denselben nur selten und schwer zu beobachten sind, die, wegen der beinahe doppelt so großen Entfernung des bleichen Planeten und seiner viel schwächeren Beleuchtung durch die Sonne, natürlich erst bei viel bedeutenderen Dimensionen wahrgenommen werden können als bei Jupiter. Dadurch erscheinen die Zonen des Saturn als breite concentrische Gürtel von abwechselnd dunklerer und hellerer Nüance und scharf ausgezogenen Conturen, so daß der riesige Planet im Fernrohr zuweilen an einen Kinderspielball erinnert, der auf der schnurrenden Drehbank erzeugt und bemalt wurde. Gleichzeitig aber stellt sich dadurch der Planet auch dem naivsten Auge, beispielsweise dem Auge eines Kindes, welches nichts von der Existenz anderer Welten außerhalb der Erde und deren Form weiß, ganz unzweideutig als eine Kugel, nicht etwa eine flache Scheibe, dar, wie möglicherweise die anderen Planeten bei oberflächlicher Betrachtung. Der Ring mag zu diesem plastisch klaren Eindrucke auch noch Wesentliches beitragen, da er mit jenen Zonen genau parallel läuft. Die Lage und Lichtnüance der Zonen sind fortwährenden Veränderungen unterworfen, und namentlich scheinen jene wolkenartigen Gebilde, welche in seltenen Fällen die Begrenzung der Zonen ausfransen, so unbeständig, daß es sehr schwer gelingt, ein solches Gebilde zur Bestimmung der Rotationsdauer des Planeten zu benutzen. Erfolgreich waren in dieser Beziehung eigentlich nur zwei Astronomen, Herschel und Hall, Beide mit den besten Instrumenten ihrer Zeit bewaffnet. Aus den Beobachtungen des Letzteren im Winter 1876 ergibt sich in naher Uebereinstimmung mit Herschel's Resultaten die Umlaufszeit des Planeten gleich 10 Stunden 14.4 Minuten; er bewegt sich also nur etwa zwanzig Minuten langsamer um seine Achse als der nah verwandte Jupiter. Was die Ausdehnung der Zonen selbst anbetrifft, so entspricht dieselbe keineswegs jener der klimatischen Zonen, und sie können deshalb ganz so wie die ähnlichen Erscheinungen des Jupiter keineswegs ihre Erklärung allein in der Sonnenbestrahlung finden. Da der Aequator des Saturn gegen die Ebene seiner Bahn etwa $26^3/_4$ Grad geneigt ist, so müßte die Grenze der heißen Zone um ebenso viel vom Aequator gegen Norden und Süden abstehen, wie auch die beiden kalten Zonen die gleiche Winkelausdehnung um die Pole herum besitzen müßten. Dem entgegen zeigt es sich, daß der äquatoreale Gürtel viel schmaler, die polare Calotte viel breiter ist, als sie sein sollte. Im Jahre 1881 habe ich die Ausdehnung dieser Zonen, welche damals besonders scharf hervortraten, in Genf mikrometrisch bestimmt. Ich sah beispielsweise am 7. November jenes Jahres, daß der helle äquatoreale Gürtel sich zu jener Zeit bis zu 16 Grad südlicher Breite ausdehnte, während die dunklere Zone, etwa die südliche gemäßigte zu nennen, sich bis 47 Grad erstreckte. Jenseits derselben breitete sich das polare Gebiet in ziemlich gleichtöniger grauweißlicher Nüance, heller als die gemäßigte, aber dunkler als die heiße Zone, aus, welches also rings um den Südpol 43 Breitengrade ausfüllte. Auf der nördlichen Halbkugel des Planeten konnte man damals diese Verhältnisse nicht verfolgen, weil dieselbe durch die uns nähere Hälfte des Ringes verdeckt war. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auf die Lage dieser Zonen, welche, wie oben erwähnt, nicht allein durch den Einfluß der Sonne erklärlich ist, der Ring und die Satelliten einwirken. Ebenso wie die Satelliten in dem Ringe gewisse Abtheilungen bilden konnten, die in helleren und dunkleren Nüancen sich deutlich von einander unterscheiden, ebenso müssen sie mit dem Ringe selbst ohne allen Zweifel in die dichten Dünste der Saturn-Atmosphäre störend eingreifen, die Richtung ihrer Bewegung bestimmen, ihre Geschwindigkeit nach unwandelbaren Gesetzen beeinflussen und dadurch jene Abgrenzungen bedingen. Andererseits scheint ein Einfluß der Sonne auf die Atmosphäre des Saturn selbst aus dieser großen Entfernung, welche uns von dem wunderbaren Planeten trennt und bedingt, daß die Wirkung der Wärme und des Lichtes der strahlenden Herrscherin des Systems dort nur noch gleich dem 91. Theile derjenigen ist, die sie verschwenderisch auf uns herabgießt, doch noch bemerklich zu sein. Wenigstens glaubte Herschel aus seinen zwischen 1793 und 1806 gemachten Wahrnehmungen an diesem Planeten als wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß die polaren Gebiete desselben besonders weiß erscheinen, wenn sie nach einem langen Winter zuerst wieder von der Sonne kräftiger beschienen werden, während sie dann nach und nach bei andauernder Bestrahlung wieder ihren gewöhnlichen grauen Farbenton annehmen. Als sicher constatirt kann zwar diese Wahrnehmung, wie auch Herschel selbst zugestand, nicht gelten, weil dieselbe, um als Regel zu erscheinen, doch nothwendig durch mehrere Saturnjahre verfolgt werden müßte, von denen ein jedes $29^1/_2$ unserer Jahre lang ist. Da nun jene Veränderungen im Farbenton jedenfalls nur sehr gering sind und folglich wohl nur durch denselben Beobachter mit demselben Instrument successive im Laufe mehrerer Jahrzehnte constatirt werden können, um subjective Täuschungen fern zu halten, so begreift man die Schwierigkeiten, mit welchen man hier zu kämpfen hat. Immerhin ist es wohl denkbar, daß solche Einflüsse der Sonnenbestrahlung in der That stattfinden. Dabei dürfen wir aber nicht etwa an eine Schnee und Eis bildende Wirkung der Kälte zur Winterszeit der betreffenden Saturnhalbkugel denken; denn diese weißen Gebiete nehmen nicht an Ausdehnung mit der fortschreitenden Höhe der Sonne ab, wie wir es an den Polarflecken des Mars beobachten, nur die allgemeine Farbe ändert sich. Wir könnten daraus, wenn wir zwischen Saturn und der Erde überhaupt noch Analogien entwickeln dürfen, wohl noch am ehesten schließen, daß die dichte Wolkendecke, welche ohne Zweifel die ganze Saturnkugel überzieht und dessen weißgraues Licht erzeugt, sich unter der jahrelang ununterbrochen fortdauernden Einwirkung der Sonnenstrahlen ein wenig aufheitert. Die geringere Dichtigkeit der Dunstmassen, ihr geringerer Reichthum an Wolken, macht auch das Lichtreflexionsvermögen dieser Regionen nothwendig geringer.

Mag sich indeß diese Sache so verhalten oder anders: Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß Saturn von einer sehr dichten Atmosphäre umgeben ist, die noch bis zu einer bedeutenden Tiefe unter die für uns sichtbare Oberfläche hinabreicht. In Bezug auf sie passen genau alle die Betrachtungen, welche Jupiter-Atmosphäre auch für die gelten, was nämlich die Formation der zuweilen beobachteten Streifen durch verschiedene Rotationsgeschwindigkeit unter verschiedenen Breiten, den großen Druck auf die unterliegenden Schichten, die dadurch erzeugte Wärme und das vermuthlich auch vorhandene eigene Licht betrifft. Saturn erscheint uns ganz besonders lichtstark, wenn wir seine große Entfernung dabei berücksichtigen. Danach findet man, daß eine bestimmte Fläche

Digitized by Google

der Saturnkugel an und für sich im Stande ist, dreimal so viel Sonnenlicht zu uns zurückzuwerfen als ein gleich großes Stück der Mondoberfläche, woraus man wenigstens muthmaßen darf, daß Saturn ebenso wie Jupiter noch etwas eigenes Licht aus sich selbst entwickelt.

Ich müßte ernstlich befürchten, in recht langweilige Wiederholungen zu verfallen, wenn ich Angesichts dieser außerordentlichen Aehnlichkeit der Saturnskugel mit dem Jupiter noch weiter bei der Beschreibung der ersteren verweilen wollte, um so mehr, als wir es uns hier nicht zur Aufgabe gemacht hatten, eine Detailbeschreibung der Planeten zu geben, sondern sie nur der Reihe nach auf ihre Bewohnbarkeit hin prüfen wollten. Aus dem Gesagten geht aber zur Genüge hervor, daß Saturn ebensowenig wie Jupiter geeignet ist, im gegenwärtigen Zustande der lebendigen Entwicklung des Organischen eine solide Grundlage zu bieten.

Aber auch dieselben Argumente, welche uns bei Gelegenheit der Jupitertrabanten zu der Ueberzeugung zwangen, daß dagegen auf ihnen ein üppiges Leben sich sehr wohl entfalten konnte, sind auf die ausgedehnte Welt der Saturnmonde übertragbar, und hier tritt uns ein reiches und überaus wundervolles System entgegen, daß uns seltsam anmuthet als eine getreue Copie des Sonnensystems selbst, nur in verjüngtem Maßstabe nachgebildet. Saturn hat acht Monde, so wie die Sonne von acht großen Planeten umkreist wird. Die kleineren Monde des Saturn sind die dem Planeten nächsten, den Verhältnissen im Sonnensystem entsprechend, und auch die Abstände vom Centrum nehmen ähnlich progressiv zu. Es verdient schließlich wenigstens obenhin erwähnt zu werden, daß sogar die Sonne etwas Aehnliches wie einen Ring zu besitzen scheint, dessen Schein wir bei günstiger Lage als Zodiakallicht wahrnehmen. Viele Forscher neigen sich dieser Deutung des räthselhaften Lichtkegels zu, dessen Beobachtung durch die dauernde Nähe zur blendenden Sonne und seine Stellung zur Bahn der Erde sehr erschwert wird.

Um aus diesem Gesichtspunkte die Vergleichung der reichen Saturnswelt mit dem Sonnensystem für den Leser zu erleichtern und andererseits die eigentümlichen Verhältnisse der Größe und Entfernung der Ringe von der Kugel und von den nächsten Monden besser vor Augen führen zu können, will ich, abweichend von dem bis jetzt innegehaltenen Princip, nur angenäherte numerische Werthe anzuführen, soweit sie zum Verständniß der allgemeinen Ideen beitragen konnten, diesmal möglichst genaue Zahlen geben, einmal um dem Leser von der Sicherheit oder Unsicherheit astronomischer Messungen aus diesen Entfernungen einen Begriff zu geben, andererseits aber auch, weil ungenaue Angaben die Größenverhältnisse in den Ringen merklich verzerrt erscheinen lassen können. Dabei habe ich als Grundlage meine Ausmessung des Saturnsystems vom Jahre 1881 genommen, nicht weil es eigene Messungen, sondern weil sie die zahlreichsten bisher angestellten sind. Von dieser Zahl aber hängt es, — wenigstens bei gewissenhafter Anwendung guter Meßwerkzeuge — allein ab, in wie weit man jene zufälligen, unvermeidlichen Beobachtungsfehler als ausgeschieden und auf das Endresultat für wirkungslos erklären kann, die das unauslöschliche Brandmal unserer menschlichen Unvollkommenheit ewig bleiben werden. Die gleich anzuführenden Beobachtungen beruhen auf circa 4000 einzelnen Messungen. Die Uebertragung der direct vom Himmel erhaltenen Zahlenwerthe, die natürlich zunächst in Theilen des ganzen Kreisumfanges des Himmels, in Bogensecunden gegeben sind, in menschliche Längenmaße, in Meilen, geschah unter der Voraussetzung, daß die Entfernung von einem Punkte des Erdäquators zum Mittelpunkte, wenn man ihn von der Sonne aus beobachten könnte, so groß wie ein Winkel von 8.85 Bogensecunden erscheinen würde. Dieser Werth für die sogenannte Sonnenparallaxe ist der gegenwärtig gebräuchlichste und ich habe seine Unsicherheit in den folgenden Angaben mit 0″.03 in Rechnung gebracht.

Wir erhalten dann für den Durchmesser des Saturn in seinem Aequator 16460 geogr. Meilen, einen Werth, der etwa um 80 Meilen auf oder ab unsicher sein wird. Der Durchmesser des Planeten von einem zum andern Pole ist dagegen um nicht weniger als 1530 Meilen geringer, also beinahe um einen ganzen Durchmesser unserer Erde. Die Abplattung der Saturnkugel ist folglich noch viel beträchtlicher als die des Jupiter und beträgt etwa ein Elftel. Zwischen dem Centrum der Kugel und der innersten Kante des dunklen Ringes, welcher sich verhältnißmäßig sehr scharf nach innen abgrenzt, liegen 9780 Meilen. Daraus folgt, daß der Weg von der Oberfläche des Saturn bis zu diesem nächsten Punkte des Ringes nicht einmal so groß ist wie der bis zu unseren Antipoden quer durch die Erde hindurch; jene Distanz beträgt nämlich nur 1550 Meilen. Von dieser innersten Kante des Ringes bis zu dem Punkte, wo er deutlich beginnt hell zu erscheinen, beträgt die Distanz 2280 Meilen, dagegen die ganze Breite des hellen Ringes 6620, während zwischen der äußersten Kante des Ringes und der Mitte jener am deutlichsten sichtbaren breitesten Trennungslinie 2710 Meilen liegen. Diese Trennung selbst wird immerhin mindestens 380 Meilen breit sein, während die Enke'sche Trennung durchschnittlich als eine Kluft von kaum mehr als 100 Meilen Breite zu betrachten ist. Der Durchmesser des ganzen Ringes beträgt 37360 Meilen, eine Distanz, die nach der mangelnden Uebereinstimmung meiner einzelnen Messungsresultate und der erwähnten Unsicherheit der Sonnenparallaxe auf 200 Meilen der unbekannten absoluten Wahrheit nahe kommen mag.

Einige Beobachter glauben eine excentrische Lage der Kugel in dem Ringe wahrgenommen zu haben, die selbst schon durch Schätzung mit dem Augenmaße im Fernrohr erkennbar sein sollte. Otto Struve in Pulkowa hat die Sache zuerst durch exacte Messungen untersucht und fand, daß die Kugel um etwa 180 Meilen dem Weststrande des Ringes näher stand als dem Ostrande. Diese Quantität wäre auf jeden Fall viel zu klein um auch selbst in den besten Fernrohren durch das bloße Augenmaß erkannt zu werden und liegt beinahe noch innerhalb jener Grenzen, mit welchen die Unvollkommenheit unserer Meßkunst unser Erkenntnißvermögen eng umzieht. Meine Messungen von 1880 ergaben gleichfalls eine excentrische Lage der Kugel im Ringe von ziemlich genau der gleichen Größe wie das Struve'sche Resultat, nur in umgekehrter Richtung: die Kugel schien dem Ringe im Osten näher zu stehen als im Westen. Die viel zahlreicheren und mit noch größerer Vorsicht angestellten Beobachtungen vom Jahre 1881 ließen indeß durchaus keine asymmetrische Stellung mehr erkennen: das Ringsystem schien im vollkommenen Gleichgewichte. Ich meine nun, daß sich alle diese scheinbaren Widersprüche der Beobachtungen mit einander vereinigen lassen. Da nämlich die Ringe aus selbstständigen kleinen Weltkörpern bestehen, so können diese unmöglich in genauer Kreisform um den Saturn laufen, weil diese vollkommenste aller Curven überhaupt unter einer unendlichen Anzahl von Fällen nur einmal vorkommen kann. Die kleinen Satelliten beschreiben Ellipsen wie die übrigen Monde und die Planeten. Eine vorwiegende Anzahl dieser Ellipsen wird nun zusammen ungefähr an derselben Stelle ihre größeste Nähe zum Saturn besitzen. Der Ring, welcher aus dieser Unzahl sich durchkreuzender Ellipsen geformt wird, muß also selbst eine elliptische Form erhalten und an einer Stelle dem Saturn näher stehen als an allen anderen. Diese Stelle würde man sein Perisaturnium nennen. Dieses letztere ist aber nach den Gesetzen der Gravitation einer Bewegung um den Hauptkörper unterworfen. Deshalb wird uns je nach der Stellung desselben zu unserem Standorte die Excentricität des Ringes sichtbar werden und verschwinden.

Die Dicke der Saturnsringe, das heißt ihr Durchmesser in der Richtung senkrecht zu ihrer Längsfläche, ist merkwürdigerweise äußerst gering, so daß man das wunderbare Gebilde mit einem ausgeschnittenen Papierblatte vergleichen könnte. Wenn der Ring sich gelegentlich so zur Erde stellt, daß wir nur seine scharfe Kante erblicken, so verschwindet er für mittlere Fernröhre gewöhnlich ganz und der Saturn wandelt dann, seines seltsamen Schmuckes scheinbar gänzlich beraubt, wie die übrigen Planeten als freie Kugel unter den Sternen seines Weges langsam weiter. Nur in den besten Fernrohren bleibt links und rechts vom Aequator eine äußerst feine und matt leuchtende Linie sichtbar, die an vereinzelten Stellen gelegentlich etwas stärkere Verdichtungen zeigt und dann mit einer Schnur aus

Digitized by Google

glänzenden Perlen verglichen werden mag, welche dem Planeten als letzter Rest seines ehemaligen Reichthums blieb. Er erscheint um diese Zeit in der That wesentlich dunkler, selbst für das freie Auge, denn der Ring leuchtet, wenn er uns seine große Fläche zuwendet, entschieden stärker als der Planet selbst; sein Licht ist glänzend weiß, im Gegensatze zu dem des Planeten, der eine grau-blaue, beinahe bleierne Färbung besitzt, woher auch die alchymistische Bezeichnung des Bleies herrührt. Eben angesichts dieser Leuchtkraft des Ringes ist sein fast gänzliches Verschwinden, wenn er uns seine schmale Seite zuwendet, ein Beweis dafür, daß seine Dicke wirklich äußerst gering sein muß. Meßbar ist sie durchaus nicht mehr. Wir haben nun bei einer anderen Gelegenheit gefunden, daß die kleinste für unser Auge überhaupt noch erkennbare Größe, die einer Stecknadel entspricht, aus fünf Metern Entfernung gesehen, auf dem Saturn 22 Meilen Ausdehnung haben muß. In Ermangelung besserer Erkenntniß können wir also annehmen, daß die mittlere Dicke des Saturnringes etwa gleich dieser Größe sein mag. Unter dieser geringsten Voraussetzung finden wir nun aber immer noch den Cubikinhalt des hellen Ringes allein um mehr als fünfmal größer wie denjenigen der Erde. Aber in diesem großen Raume ist der Stoff nur sehr spärlich vertheilt. Da dieser sich durch die anziehende Kraft, welche er auf die Satelliten ausübt, verrathen muß, so würde sich die Schwere des Ringes, gleichbedeutend mit seiner Masse, aus der Bewegung dieser letzteren finden lassen, wenn diese Bewegungen nur genügend bekannt wären. Bessel hatte diesbezüglich den ersten Versuch gemacht und gefunden, daß die Masse des Ringes etwa gleich $^1/_{118}$ der Saturnsmasse sei. Da nun letztere wieder 92mal größer ist als die der Erde, so wäre zu schließen, daß der Ring des Saturn nicht wesentlich leichter sei als unser irdischer Planet. Dieses Resultat ist in die meisten populären Bücher übergegangen, beruht indeß, wie zuerst Tisserand, ein scharfsinniger französischer Astronom unserer Zeit, nachgewiesen hat, auf gewissen irrthümlichen Voraussetzungen, so daß die Schwere des Ringes jedenfalls bedeutend geringer sein müsse. Ich fand aus der Untersuchung von sechs Saturnsmonden, daß die Masse des Ringes aus den Bewegungen derselben wegen ihrer Kleinheit beim gegenwärtigen Stande der Dinge kaum nachweisbar und höchstwahrscheinlich mindestens 1960 mal kleiner ist als die des Saturn. Daraus würde dann folgen, daß der Saturnring mindestens 20mal leichter ist als die Erde und daß der Stoff in demselben über 100mal lockerer vertheilt ist als in ihr. Würden wir nun annehmen, daß die einzelnen Körper, welche im Ringe als nahezu selbstständige Monde kreisen, etwa so fest seien, wie ein Stück Erde, so folgt, daß die Entfernung eines solchen Mondes vom nächsten etwa 100 mal größer sein wird als sein eigener Durchmesser. Wir sehen also, daß die nothwendige Bedingung der freien Beweglichkeit dieser Schaar von kleinen Monden unter sich genügend erfüllt sein kann.

Uebrigens ist die Dicke des Ringes nicht an allen Punkten gleich. Jene perlenartigen Verdichtungen, welche oft sichtbar bleiben, wenn alle anderen Theile des Ringes verschwunden sind, beweisen dies zunächst, dann aber auch die Form des Schattens, welche die Saturnkugel auf den Ring wirft, wenn dieser im Gegentheile sehr weit offen erscheint. Man erkennt daraus, daß jeder Ring von einer zur nächsten Trennungslinie gewölbt ist und zwar so, daß die Wölbung jedesmal jenseits der Trennung steil ansteigt und sich dann viel langsamer wieder nach außen hin abflacht. Der Querschnitt des Ringes erhält dadurch etwa Birnenform und die meiste Materie befindet sich unmittelbar jenseits der Trennungslinien, vom Saturncentrum aus gesehen. Diese Wahrnehmung wird uns bei späterer Gelegenheit von besonderem Interesse werden.

Wir verlassen nun den Ring und gelangen auf einem Wege von kaum 7000 Meilen zum ersten Monde des Saturn, Mimas genannt, der, ebenso wie der unterste Planet des Sonnensystems, der kleinste unter seinen Monden ist, einen anderen ausgenommen, der etwa die kleinen Planeten im kleineren Weltgebäude des Saturn repräsentiren könnte. Mimas ist auch für unsere heutigen optischen Hülfsmittel immer noch ein äußerst schwieriges Object. In Genf ist es mir nur an acht Abenden im Herbst 1881 gelungen, ihn unzweideutig zu sehen, und die angestellten Messungen stimmen gut mit ungefähr gleichzeitig in Washington ausgeführten. Mit dem Riesenrefractor in Wien aber hatte ich fast ebensoviel Schwierigkeit, des winzigen Lichtpünktchens auf Momente habhaft zu werden, wie in Genf. Vielleicht ist daran hauptsächlich die große Nähe des kleinen Mondes zum glänzenden Ringe schuld, der das Auge blendet und das Gesichtsfeld des Fernrohrs, also den Hintergrund, von welchem sich das feine Lichtpünktchen abheben soll, zu sehr aufhellt. Der Glanz des Ringes, also sein störender Einfluß auf die Sichtbarkeit, vergrößert sich aber mit der Lichtstärke des Fernrohrs, und so mag es kommen, daß Mimas selbst für Riesenrefractoren immerhin ein sehr schwieriges Object geblieben ist, während er gelegentlich, zum Beispiel unter dem reinen Himmel Indiens, in Madras, selbst mit einem Fernrohr von nur sechs Zoll Oeffnung gesehen werden konnte. Vielleicht auch ist das Licht des Mondes Schwankungen unterworfen, wie es bei anderen Monden des Saturnsystems unzweideutig erwiesen ist. Nach dem Gesagten wird man begreifen, daß eine directe Messung der wahren Größe dieses Mondes unmöglich ist. Derselbe erscheint eben als absoluter Punkt. Dennoch kann man unter der Voraussetzung, dieser Mond reflectire das Licht der Sonne in nahezu derselben Weise wie sein Hauptplanet, aus diesem minimalen zurückgeworfenen Lichte wieder rückschließen auf die Größe der Fläche, von welcher es reflectirt wurde. Auf diese Art hat vor einigen Jahren der amerikanische Astronom Pickering die Durchmesser der Saturnsmonde zu bestimmen versucht, welche eben alle, höchstens mit Ausnahme eines einzigen, uns vollkommen durchmesserlos erscheinen. Danach hat Mimas einen Durchmesser von 63 Meilen. Er stellt sich also immerhin noch größer heraus als der größte der kleinen Planeten.

Der Anblick des Himmels von diesem Monde aus muß ein unbeschreiblich wunderbarer sein. Der ungeheure Ring breitet sich vom Horizonte bis über das Zenith hinaus als ein leuchtender Streifen, der die Saturnkugel mitten durchzieht. Diese nimmt im Durchmesser volle 36 Grad am Himmel ein. In dem Streifen mag man die einzelnen Körper, welche den Ring zusammensetzen, wohl getrennt erblicken. Denn, angenommen, jeder derselben sei vom nächsten im Durchschnitt fünf Meilen weit entfernt und besitze folglich nach früher entwickelten Voraussetzungen nur eine Ausdehnung von 370 Meter im Durchmesser, so würde er in seiner geringsten Entfernung von Mimas 1.5 Secunden groß erscheinen und vom nächsten 2.5 Bogenminuten entfernt bleiben. Unter solchen Umständen würde der Ring am nächtlichen Himmel des Trabanten ähnlich wie der matte Schimmer der Milchstraße, aber viel schmäler als diese, wie eine magische Brücke, wie ein mysteriös einfarbiger Regenbogen sich über den Horizont erheben, wenn gelegentlich seine beiden Enden noch unter demselben verborgen sind oder sich wie eine endlose Straße bis hoch über unsern Häuptern in den Tiefen des Himmels verlieren, wenn nur noch das eine Ende unter dem Horizont ruht. Sind aber die Verhältnisse jener Schaar von Monden größer, als wir vorhin willkürlich annahmen, so erscheint der Ring wie eine Wolke aus glänzenden Perlen, die von magischer Kraft in schnellem Fluge durch die Himmelsräume getrieben wird. Neben diesem Wunder aber leuchten noch sieben Monde, alle verschieden groß und in andern Phasen an diesem reichsten aller Himmel und streben in schnellem Wechsel von Horizont zu Horizont. Es ist eine unbeschreibliche Märchenwelt, in ewiges Halbdunkel gehüllt, die vor unsern Blicken steht. Die Sonne selbst erkennen wir nicht wieder. Sie hat kaum noch $3^1/_2$ Minuten im Durchmesser und leuchtet dort nur noch mit 91 mal schwächerem Lichte als bei uns, was übrigens doch noch 6800 mal mehr ausmacht als die gesammte Leuchtkraft unseres Vollmondes. Wir sind hier schon gar zu weit im Geiste von unserer Erdscholle entfernt, an die unser plumper Körper gefesselt ist, als daß wir weitere Angelpunkte finden könnten, die uns ein Recht zusprechen würden, in unserer Ueberzeugung auch diese Märchenwelt mit fühlenden Geschöpfen zu bevölkern. —

Der nächste Saturnsmond heißt Enceladus. Er ist nicht viel heller als Mimas und hat nach Pikering 69 Meilen im

Digitized by Google

Durchmesser. Seine Entfernung vom Centrum des Systems beträgt 31 830 Meilen mit einer Ungewißheit von auf und ab 250 Meilen. Dann folgt in 39 600 Meilen Entfernung Thetys, schon beinahe noch einmal so groß, 123 Meilen, und deshalb in Fernrohren mittlerer Größe bereits erkennbar. Dione, die nun folgt, ist beinahe ebenso groß, 117 Meilen, und ihre Entfernung vom Saturnmittelpunkt ist nur etwas größer als die unseres Mondes von uns, 50 730 Meilen. Dione und Thetys, in ihrer beinahe gleichen Größe, bilden eine merkwürdige Analogie mit Venus und Erde; Merkur wäre mit Enceladus, Mimas mit jenem intramerkuriellen Planeten zu vergleichen, welchen man längst als existirend vermuthet, der sich aber ganz so wie Mimas im Lichte des Saturnringes, in den Strahlen der Sonne zu verbergen weiß. Aber das Analogon für Mars fehlt. Der nun folgende Saturnsmond ist wieder größer als die vorhergehenden; er heißt Rhea, mißt 161 Meilen und läuft um den Saturn in einer Entfernung von 70 870 Meilen. Nun folgt eine breite Lücke, derjenigen der kleinen Planeten vergleichbar, und gleich hinter ihr, in 163 870 Meilen Entfernung, um 800 Meilen unsicher, bewegt sich der größeste Mond des Systems, Titan, der Jupiter dieser kleineren Sonnenwelt, um sein secundäres Kraftcentrum. Titan ist auch in kleineren Instrumenten leicht sichtbar und mißt nach Pickering 304 Meilen. In guten Fernrohren erscheint er als kleine Scheibe, deren Durchmesser man noch oben hin zu schätzen, nicht mehr zu messen vermag. Mädler fand aus solchen Schätzungen die Ausdehnung desselben ungefähr gleich 350—400 Meilen, in guter Uebereinstimmung mit dem oben angegebenen auf ganz anderem Wege erhaltenen Resultat. Titan wird also ungefähr mit unserem Monde zu vergleichen sein. Nun folgt der kleinste Mond des ganzen Systems, Hyperion, nur 42 Meilen groß, in 206 200 Meilen Entfernung, und hinter ihm befindet sich eine ungeheure Lücke, größer als seine Entfernung vom Centrum. In dieser Lücke giebt es jedenfalls noch andere Saturnsatelliten; sie ist ein Feld für künftige Entdeckungen. Aber ebenso zweifellos ist, daß die hier aufzufindenden Monde höchstens ebenso groß wie Hyperion sein, also immerhin zu den schwierigsten astronomischen Objecten gehören werden. Dies ist eine zweite Region von kleinen Planeten des Saturn, an deren Stelle sich im Sonnensystem Saturn und Uranus befinden. Der letzte Satellit heißt Japetus und bewegt sich in einer Entfernung von 476 900 Meilen, um 1900 Meilen unsicher, um das Centrum. Sein Durchmesser hält 105 Meilen. Während alle übrigen Monde nahezu in ein und derselben Ebene um Saturn kreisen, die wieder mit der seiner Ringe und seines Aequators übereinstimmt, ganz so wie es im Sonnensystem mit den Planeten der Fall ist, so weicht hingegen die Bahn des Japetus ziemlich bedeutend von der Hauptebene der übrigen Bewegungen ab. Diese auffällige Anomalie zeugt von kräftig störenden Einwirkungen, welche in der ersten Zeit der Entstehung dieses besonderen Systems auf seinen äußersten erstgeborenen Weltkörper eindrangen. Ebenso sehen wir, wie im großen Sonnensystem die allgemeine Ordnung in den Urzeiten der ersten Planetenbildung gelegentlich an ihren äußersten Gliedern gestört werden konnte, weil eben damals noch nicht alle feindseligen Elemente, welche der symmetrischen Entwicklung des Ganzen trotzig entgegen zu treten wagten, siegreich überwunden waren, wie heute. Jenes zurückgebliebene Anzeichen, jene Narbe, welche noch heute von dem heißen Kampfe zeugt, den das große Sonnensystem einst gegen die Finsterniß und das gesetzlose Chaos geführt hat, sind die Uranusmonde, deren Bahnen nahezu senkrecht auf der Ebene der übrigen Bewegungen stehen.

Der äußerste Saturnsmond zeigt von allen Satelliten des Sonnensystems am deutlichsten jenes charakteristische Merkmal der Monde, daß ihre Umdrehungsperiode um die eigene Achse, ihr Tag, mit ihrer Umlaufszeit um das specielle Centrum übereinstimmt. Im Westen vom Planeten ist Japetus ziemlich hell und kann in mittleren Fernrohren dann ohne Anstrengung gesehen werden; dagegen verschwindet er im östlichen Theile seiner Bahn beinahe vollständig, und dieser sehr bedeutende Lichtwechsel wiederholt sich ganz regelmäßig mit seinem Umlauf. Japetus besitzt also auf seiner Oberfläche hellere und dunklere Flecke und keine dunsterfüllte Atmosphäre, welche uns diese Flecke gelegentlich theilweise verhüllen könnte. Dieser Umstand berechtigt uns zu dem Schlusse, daß das entfernteste Glied des Saturnsystems bereits ausgelebt hat und etwa unserm Monde zu vergleichen ist. Auf seiner Oberfläche herrscht während 39½ unserer Tage die Sonnenbeleuchtung und ebenso lange die Nacht.

Anders mag es sich jedoch in Bezug auf unsere Frage nach der Bewohnbarkeit der Geschwister unserer Erde mit den anderen Monden des Saturn verhalten. Auch sie zeigen Schwankungen ihrer Helligkeit, die aber viel geringer sind und deshalb nicht mit Sicherheit verfolgt werden konnten. Da nun aber die Anziehung des Saturn selbst bis zu dem fernstehenden Japetus hin bestimmend auf die Rotationszeit dieses Mondes einzuwirken vermochte, so ist es ganz zweifellos, daß die gleiche Wirkung in noch viel stärkerem Maße die näheren Monde beeinflussen mußte. Sie rotiren sicher ebenfalls so schnell, wie sie umlaufen. Wenn wir trotzdem keinen wesentlichen periodischen Lichtwechsel an ihnen bemerken, so müssen wir den Grund davon in dichten Atmosphären suchen, welche über die Oberflächen der Monde weiße Schleier gleichmäßig ausbreiten. Besonders wahrscheinlich ist jedenfalls die Existenz einer Atmosphäre um Titan, den größten jener Monde, welcher also dem Leben dort die breiteste Basis zu bieten vermag. Die relativ große Helligkeit desselben spricht für eine dichte Wolkendecke, welche von ihm das Licht zu uns kräftig zurückwirft. Seine Umlaufszeit beträgt 16 Tage; die Verhältnisse von Tag und Nacht auf ihm gleichen also etwa denen des letzten Jupitermondes. Die näheren Monde haben natürlich noch kürzere Umlaufszeiten, der erste, Mimas, durchläuft sogar seine Bahn schneller, als die Erde um sich selbst schwingt, in 22½ Stunden.

Hier haben wir also ein weites Gebiet von Monden, welches unsere Einbildungskraft mit dem schönsten Leben schmücken mag. Die Wissenschaft aber kann ihr in diesen fernen Räumen keine kräftige Stütze verleihen. Sie begnügt sich zu sagen, daß wahrscheinlich keine wesentlichen Hindernisse der organischen Entwicklung auf jenen Himmelskörpern entgegen stehen. Sie geht bis dahin — nicht weiter.

Literatur und Kunst.

Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean-Pauls?

Von H. Breitinger.

Die Frage, welche nachstehenden Bemerkungen als Titel dient, ist von Engländern und Nicht-Engländern so oft bejaht worden, daß die energische Verneinung derselben durch den abschließenden Biographen Carlyle's, den vielgenannten englischen Geschichtsschreiber James Anthony Froude, uns alle stutzig macht; denn wenn irgend etwas in Carlyle's Schriftstellerleben festzustehen schien, so waren es seine Jean-Paulismen, wenigstens die auffallende Aehnlichkeit seiner Stilexperimente mit denjenigen des deutschen Humoristen. Nun lesen wir bei Froude, daß sei alles Irrthum, Carlyle habe geschrieben, wie er gesprochen, seine Diction stamme aus dem schottischen Bauernhofe, woselbst er seine Jugend verlebt, mit andern Worten, bei Carlyle sei der Stil eins mit dem Menschen, ein ureigenes Product seines Wesens, ein integrirendes Stück seiner Individualität.

In einem Artikel ihres Januarheftes hat die „Quarterly Review" diese Anschauung zwar theilweise widerlegt, aber auch sie gibt nicht zu, daß Carlyle in bewußter Weise Jean-Paul's Manier sich angeeignet; er habe, meint sie, nicht „wilfully and deliberately" Richter's Stil adoptirt, „sondern ohne es anfangs selbst zu merken, gerade wie des Färbers Hand mit dem Farbestoff sich überzieht, in dem sie arbeitet".

Eine Erörterung von Carlyle's Verhältniß zu Jean-Paul und eine genetische Erklärung ihrer stilistischen Eigenthümlichkeiten dürfte auch diese Ansicht als unhaltbar erscheinen lassen.

Digitized by Google

Vor allem drängt sich die Frage auf: Wie gelangte Jean-Paul Richter selbst zu seinem absonderlichen Stile! Hat er ihn durch Intuition gefunden oder gemacht oder entlehnt? War derselbe Ergebniß spontaner Originalität oder die Frucht einer reflectirenden Arbeit?

In seiner ersten Studie über Jean-Paul (Edinburger Revue 1827, Nr. 91) tritt Carlyle selbst für die ungekünstelte, reine Ursprünglichkeit seines Autors in Stil und Sprache ein. Man nenne, sagt er, Richter einen Rhapsoden, einen Mystiker, einen deutschen Träumer, weil seine Schreibart eine verdrießliche und dunkle sei. Aber ob denn nicht das Klare und Einfache fast durchweg auch das Landläufige und Ordinäre sei? Ein tiefer Schriftsteller müsse sich suchen lassen, dürfe es dem Leser nicht zu leicht machen. Jeder Autor, um mit Lessing zu reden, habe seinen eigenen Stil so gut wie seine eigene Nase. Jean-Paul bewege sich in Parenthesen und Einschiebseln, erfinde ganze Rudel neuer Wörter, verwende alte Wörter in neuem Sinne, verkopple wunderliche Wortpaare, schwelge in Bildern, Gleichnissen und Anspielungen, suche das Dunkle, Verworrene, Unharmonische im Wort-, im Satz- und im Buchbau, mache die Abschweifung zur Hauptsache; alles das seien seltsame Eigenthümlichkeiten, aber von Unklarheit oder von Affectation, von Gemachtheit und Effecthascherei könne deshalb noch keine Rede sein. Bei Jean-Paul sei der Stil ein Charakterzug, der Charakter selbst aber empfindsamer Humor.

Dem widerstreitet nun das Zeugniß der Thatsachen, welche Gervinus und die Jean-Paul-Monographen beibringen. Nach diesen beschäftigte die Stilfrage den jungen Mann schon, bevor er daran dachte, sich als Satiriker aufzuthun. Die Macht der literarischen Tradition war und ist eben in allen Bücherzeitaltern so groß, daß sie den Leser beherrscht, bevor er zum Schreiber wird, die Originalität zu erdrücken strebt, bevor sie ihrer selbst bewußt ist. Jean-Paul stürmte von einem Autor zum andern, von Rabelais, Montaigne, Boileau und Voltaire zu Swift, Pope, Lessing, Hippel. Lessing's Stil wollte ihn packen, als er zu Swift und andern Satirikern übersprang und schließlich am liebsten „dem scharfsinnigen Unsinn" nachging.

„Die Bücher mit scharfsinnigem Unsinn gefielen ihm besser als schlichter Menschenverstand, weil er blos las, um seine Seele zu üben, nicht zu nähren", schreibt Jean-Paul von sich selbst. So kam er denn auf den Gedanken, als Lehrling in „der satirischen Essigfabrik" zu arbeiten. Von dem Wahne ausgehend, man könne diesen Beruf erlernen wie irgend einen andern, richtete er sein ganzes Studium auf dieses Tirocinium ein, sammelte vierzig Quartbände Witz, legte sich den famosen Zettelkasten an und schrieb nun, erst seine Satiren, dann seine humoristischen Romane. Als „einem Wildling" der Sturm- und Drangzeit war ihm Regellosigkeit und Formlosigkeit erste Bedingung der Genialität; die Alten kannte er schlecht und haßte ihre Disciplin, — war er doch einer der Ersten, welche das Studium der neueren Sprachen als Ersatz der alten für die Gymnasien vorschlugen —; auf diese Weise gelangte er allmälig zu seiner formlosen Manier, die er sogar in seine Briefe übertrug und die nach und nach ihn so beherrschte, daß ihm, wie er selbst gesteht, die Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild, und eine falsche Antithese besser als ein richtiger Ausdruck.

Wo ist nun hier jene ungekünstelte, urwüchsige Originalität, welche Carlyle bei seinem Muster voraussetzt? Gewiß, der Humorist besaß eine ausgeprägte Individualität, es wäre thöricht, dies verneinen zu wollen, aber die Tastungen des Stilsuchers sind so bewußt und berechnet, daß an eine natürliche, jeder Effecthascherei fremde Stilentwicklung nicht zu denken ist.

Prüft man nun die Entstehungsgeschichte der eng verwandten Manier des englischen Schriftstellers, so gelangt man zu der Entdeckung, daß Carlyle auf einem Umwege ganz demselben Ziele entgegenschreitet. Ich sage auf einem Umwege, weil Jean-Paul so zu sagen von Anfang an uns fertig gegenübersteht, während Carlyle's Manier drei ziemlich scharf geschiedene Entwicklungsphasen durchläuft. Die erste reicht etwa bis zum Sartor resartus, die zweite bis gegen Mitte des Jahrhunderts, die dritte umfaßt die Declamationen seiner Prophetenrolle.

Carlyle begann wie Jean-Paul mit receptiver Lesewuth im robusten Titanenstile; daß er, gerade wie Jean-Paul, sich anfangs an classischen Mustern zu bilden suchte, läßt sich aus gewissen Stellen seiner Schiller-Biographie entnehmen, welche 1823 im „London Magazine" herauskam und zu seinen frühesten Versuchen zählt. Hier erinnert der gemessene Rhythmus und der symmetrische Bau gewisser Perioden auffallend und in unverkennbarer Weise an die Prosa von Samuel Johnson, während die Parallele zwischen Alfieri und Schiller als offenbare Nachahmung der bekannten Vergleichung Homer's und Virgil's bei Pope erkannt worden ist. Ein Jahr später kam die Uebersetzung Wilhelm Meister's heraus, und die englische Kritik warf ihr „eine starke Einführung deutscher Phraseologie", d. h. eine Reihe Germanismen, vor. Carlyle's Artikel in der „Edinburger Revue", welche mit seinem ersten Aufsatze über Jean-Paul Richter (1827) beginnen, entfernen sich im Ganzen wenig von der allgemeinen Ausdrucksweise; allein das offenbare Behagen, das Carlyle für Jean-Paul's Manier bezeigt, die Wärme, womit er behauptet, daß jene Manier keine angenommene (assumed), sondern eine ursprüngliche, keine gesuchte, sondern eine natürliche sei; die sophistische Behauptung, daß Klarheit auf seichten Inhalt, Dunkelheit auf tiefen Gehalt schließen lasse, endlich auch seine späteren Bemerkungen über Jean-Paul's barocke Wortbildungen, bei Gelegenheit einer Uebersetzung von dessen Aufsatz über die Allemagne der Frau von Stael, dies und Carlyle's eigene Anfänge auf diesem Gebiete lassen eine bevorstehende Wandlung vermuthen. Edmond Scherer, welcher Carlyle nur wenige Seiten widmet, hat diesen letzteren Umstand hervorheben zu müssen geglaubt (Etudes VII, 66). Jene Wandlung vollzieht sich denn auch wirklich in den folgenden Jahren. Sie beginnt nach 1830 mit der satirischen Schrift Sartor resartus und schließt einige Jahre später mit der Geschichte der französischen Revolution. Von nun an ist Carlyle's Manier ausgebildet und fertig. Der Sartor resartus ist nichts weniger als ein „unbewußter" Versuch in der humoristischen Manier Jean-Paul Richter's. Fichte's Idee, daß hinter der sinnlichen Welt und ihrer äußeren Erscheinung der göttliche Weltgedanke sich berge, wird hier in Form einer schnörkelhaften Abhandlung über die Kleider, verfaßt von einem deutschen Professor Namens Diogenes Teufelsdroeckh (die Engländer sprechen Tiflesdrok), ausgeführt. Carlyle legt sich nur die bescheidene Rolle eines Herausgebers bei. Aber der Gedanke, daß die Oberfläche täusche und nichts als Lug und Trug und Schwindel sei, bleibt für Carlyle das unzähligemal variirte Lieblingsthema seines Lebens. Da kein Verleger den Artikel übernehmen wollte, erschien das Buch 1833 in Frazer's Magazine, einer belletristischen Zeitschrift. Ueber den Stil seines Helden bemerkt die Vorrede des simulirten Herausgebers:

„Von seinen Sätzen steht kaum der zehnte Theil grad auf den Beinen, die andern haben alle eine ganz schiefwinklige Haltung, Strebepfeiler und Stützen (von Parenthesen nämlich und allerlei Einschiebseln) und immer irgend einen Schweif, der drum und dran hängt; und hie und da zappelt so'n Satz einmal ganz hülflos auf gebrochenem Rückgrat liegend und jämmerlich verstümmelt".

Es ist bezeichnend und bisher übersehen worden, daß Carlyle in seinem ersten Aufsatz über Jean-Paul dessen Manier zum Theil mit denselben Worten geschildert hat.

Im Buche selbst äußert sich Professor Teufelsdroeckh gelegentlich über seinen Stil. Er sagt einmal, das plane und directe Wort sei nur der Knochen, die Metapher dagegen Fleisch, Zellgewebe und lebendige Haut, ein andermal: sein eigener Stil sei vollblütig und apoplektisch angelegt; das Meer seiner bildlichen Ausdrücke sei aus allen Naturreichen und aus allen Himmelsgegenden zusammengeflossen. Er gesteht auch, er strebe unwillkürlich nach übertriebenen Ausdrücken.

Selbst die Uebersetzung vermag das Jean-Paul'sche Gepräge gewisser Stellen nicht zu verwischen. Man vergleiche einmal die nachfolgende Betrachtung Carlyle's über die Sitte des Zweikampfs:

Digitized by Google

„Wenige Dinge in dieser absonderlichen Welt kommen mir so närrisch vor. Da stehen zwei winzige Visualspectra von Menschen, welche vermöge einer unsicheren Cohäsion im unermeßlichen Weltraume schweben, um unfehlbar nach kurzer Frist in diesem aufzugehen. Zwölf Schritte von einander machen sie Halt, drehen sich auf dem Absatz, und dank einem sinnreichen Mechanismus jagen sie sich gleichzeitig in die Auflösung (they explode one another into Dissolution); im Handumdrehen wird aus ihnen Luft und Nichts. Der Teufel hole sie (im englischen Texte wird noch das deutsche Wort: „Verdammt!" in Klammer beigefügt). Oh diese kleinen Feuerteufel! Ja, ja. Ich denke wie der alte Hugo von Trimberg: der liebe Gott wird hell auflachen, wenn er sich diese wundervollen Menschlein hier auf Erden einmal nachher ansieht!"

Seltener sind die sentimentalen Tiraden und Anläufe von Selbstironie; ein gutes Beispiel für letztere ist das Capitel über „Herausgeberplagen" (editorial difficulties). Carlyle war zu steif und stolz, um an dieser Figur großen Gefallen zu finden. Eigene Schwächen bekennen ist nicht englisch, sagt ja Thomas de Quincey in seinen Bekenntnissen eines englischen Opiumessers, und es hat lange gedauert, bis der „englische Haschischesser" mit seinen Geständnissen gefolgt ist. Wie wenig selbst die literarisch-ästhetische Werthung in diesem Punkte eine feste Norm zu bieten vermag, wird bis zur komischen Wirkung klar, wenn man Vischer's Abhandlung über das Erhabene und das Komische (1836) mit einem Urtheile Gervinus betreffend die Selbstironie Jean-Paul's vergleicht. Dort sagt nämlich der große Aesthetiker, der Humor feiere seinen höchsten Triumph in der Selbstironie, welche in der That das Kriterium einer freien und große Seele sei, während Gervinus acht Jahre später (V. 231) die Worte schreibt: „Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Satiriker, wenn er (Jean-Paul nämlich) über die Thorheiten scherzt, denen er selbst verfallen ist, wenn er sich (ein unangenehmer jüdischer Zug!) so oft zum Stichblatte des eigenen Witzes machen muß."

Die capriciösen Wortbildungen des Sartor resartus erinnerten die Kritiker Carlyle's an die von diesem selbst gemachte Mittheilung, Jean-Paul's Sprache sei so absonderlich, daß man in Deutschland ein Specialwörterbuch dazu geschrieben habe. „Carlyle strebt selbst nach der Ehre eines Specialwörterbuches!" witzelte nun die englische Kritik. Indessen scheint mir, daß weder Carlyle selbst noch seine Beurtheiler Carl Reinholds 1809 erschienenes Wörterbuch zu Jean-Pauls Levana gesehen und dessen Vorrede gelesen haben. Reinhold sammelt und erklärt ja nur die gelehrten Kunstausdrücke, welche heute theils das Fremdwörterbuch, theils das Conversationslexikon erläutert. Von Jean-Paul's eigenen Wortbildungen ist dort also gar nicht die Rede. — Wohl aber ist die von jenen Kritikern gemachte Ausstellung begreiflich, daß ein des Lateinischen und Griechischen unkundiger Engländer Carlyle's Wortschöpfungen nur zum kleinen Theile verstehen könne.

Den Sartor resartus wird jeder unbefangene Leser mit dem Urtheile entlassen, daß wir es hier mit einem sehr bewußten und mühsam ausgeführten Versuche in der satirisch-humoristischen Manier Jean-Paul's zu thun haben. Der Edinburger Artikel von 1827 hatte diese Manier beschrieben, gelobt und so warm vertheidigt, daß er stellenweise den Anstrich einer zum Voraus geschriebenen Oratio pro domo bietet. Im Sartor unternimmt es der Schüler und Vertheidiger auf dem Jagdpfade des Meisters nun selbst sein Glück zu machen.

In seiner Geschichte der französischen Revolution suchte Carlyle die Manier seines Vorbildes auf die Geschichtschreibung zu übertragen. Hätte Jean Paul Richter sich auf diesem Gebiete versucht, er würde zweifelsohne sich ungefähr in denselben Formen bewegt, dieselben Experimente angestellt haben. Seine satirische und seine sentimentale Ader wäre reich und überreich geflossen, Bilder und Gleichnisse hätten sich ebenso gejagt und überstürzt; wie ein aufgeregter Zuschauer hätte auch er die eigene Erzählung fort und fort mit Jammertönen oder Wuthgeschrei, mit Interjectionen des Entsetzens, des Jubels, des Hohnes unterbrochen: Vorwärts Bürger! — Wohin eilt ihr jetzt? — Halt da! — Wie grausam! — So recht! Drauf und dran! Oh Tod und Teufel, Höllenpfuhl, pfui ihr Bestien! Courage! quick then! — Oh Schicksal! Ihr himmlischen Mächte u. s. w. — Wie Carlyle, so hätte auch Jean-Paul vor allem Charaktere beschrieben und Portraits gemalt, bei den Situationen sich aufgehalten, den pragmatischen Theil, den Causalnexus als langweilige „Motivschleiferei" (motive-grinding; oder denkt Carlyle an die Mühle?) dem Herrn „Dryasdust" (mit „Trocken wie Staub" meint er die nüchternen Archivforscher) überlassen, den Fortschritt der Erzählung möglichst gehemmt und den logischen Faden sorgfältig im Dunkeln verborgen; jeder Hauptfigur hätte er seinen redenden Spitznamen gegeben und diese Erfindung durch ewige Wiederholung todt gehetzt. Aber wohl schwerlich hätte Richter's Kraft ausgereicht für die plastischen Schöpfungen von Carlyle's Künstlerhand und für die gewaltige Leistung jener tief poetischen Phantasie, welche die todte Vergangenheit uns so lebendig vorführt. Trotz großer Fehler und barocker Launen ist Carlyle hier in der That ein großer Künstler, mag er sich auch noch so oft sein eigenes Spiel verderben. Alles weiß er ins Anschauliche, ins Greifbare umzusetzen. Nur ein Beispiel statt vieler:

„Denjenigen Patriotismus, der bedrohlich zu knurren sich erlaubt und seine fletschenden Zähne weist, wird der Patrouillotismus knebeln; oder noch besser, er wird seine Wuth mit Streicheln, und was immer das Wirksamste bleibt, mit reichlicher Kost beschwichtigen."

Carlyle's Phantasie ist das Streben ins Ungeheure eigen. Auch diesen Zug hat Carlyle mit Victor Hugo gemein. Carl Hillebrand hat mehrmals betont, daß jene im Ungeheuren schwelgende Einbildung weder germanisch, noch romanisch, sondern gallisch und keltisch sei. Daher einerseits die Excesse der Revolution, anderseits die erstaunliche Erfindungsgabe der Franzosen in Romanen und Dramen. Hat Carlyle einige Tropfen Keltenbluts in den Adern? Nach den grotesken Ungeheuerlichkeiten seiner Phantasie sollte man das wohl glauben. Georgs I. beleibter Maitresse, der Gräfin von Darlington, schenkt er den ständigen Spitznamen „Unschlitt-Katarakt", er stattet sie aus „mit Augenbrauen wie Wagenräder und mattglänzenden aber kohlschwarzen Augenscheiben."

Seit 1850 läßt sich in Carlyle's Stil eine letzte Phase ausscheiden, welche man die Manier seiner Manier oder die Nachäffung seiner eigenen Ausschweifungen zu nennen versucht ist. Es ist dies die natürliche Strafe für Geschmacksverirrungen, welche solchen Herrn selten erspart bleibt. Ein Commentar zu diesem Paragraphen des ästhetischen Strafrechtes ist die letzte Manier des Declamators Victor Hugo. On est puni par où l'on a péché. Man wird unvermerkt zum Sklaven seiner Neigung. Und dazu tritt noch ein äußerer Antrieb und ein äußerer Vortheil. Man hat Effect gemacht, und um diese Ueberraschung auf's Neue hervorzubringen, muß man sich schließlich selbst überbieten und den Herodes noch überheroden. Und der Vortheil besteht darin, daß man die Sache immer leichter und bequemer findet; denn neue Gedanken spenden ist ungleich schwerer als alte Gedanken in neuen Bildern wiederholen.

Auch Jean-Paul hat diesen leidigen Sachverhalt erkannt und ehrlich eingestanden, „die Wahrheit gefalle ihm weniger als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild, wegen einer falschen Antithese sei er im Stande, sich falsche Ausdrücke zu gestatten, er habe seine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit der Wärme seines Herzens streite; wie der Weinsäufer, kenne er das Gift, aber er könne es nicht mehr lassen" u. s. w. (Zusammenziehung zerstreuter Citate bei Gervinus.)

Carlyle hat ganz denselben Weg verfolgt. In seinen politisch-socialen Flugschriften wird auch er zum Deklamator, und seine an Shakespeare erinnernde Beherrschung eines erstaunlichen Wortschatzes wird ihm Klippe und Sandbank. Scherer drückt dies hübsch aus, wenn er sagt: „Malheureusement le propre du maniérisme est d'aller toujours se fixant et se figeant, et l'on peut dire que la diction de Carlyle a fini par devenir du galimatias."

Digitized by Google

Carlyle's Titanenmanie sucht von nun an das Ungeheure, Unbestimmte, Unbegrenzte, das Riesenhafte, Farbenstrotzende, je mehr der Inhalt seines Denkens zusammenschrumpft. Jetzt fanden ihn auch seine Getreuen „rather bewildering", d. h. sie verstanden ihn nicht mehr, man mußte, wie bei Jean-Paul, oft ganze Seiten überschlagen, und es ließ sich auch auf Carlyle anwenden, was Gervinus von diesem gesagt:

„Wer ein gewisses Alter überschritten hat, den wird diese Schreibart in kürzester Zeit anwidern." — Auch die relative Klarheit seiner früheren Compositionsweise ging in die Brüche. Carlyle hatte einst die sogenannte „Paragraphenmethode" (die Engländer verstehen unter diesem Ausdrucke das logische Abhandeln in wohlgegliederten Absätzen) wenigstens in soweit festgehalten, daß jeder Anfang seiner Alineen den Leser über das Kommende einigermaßen orientirte. Aber in den Aufsätzen der letzten Periode hält kein Absatzanfang mehr sein Wort. Der Leser muß sich jedesmal auf alles gefaßt machen. Alles wird zur Parenthese und der Text verschwindet.

In diesen Traktaten that sich Carlyle als Prophet auf, jedoch trug er Sorge, unter dem Prophetenmantel das Narrenkleid des cynischen Humoristen fortzutragen. Bald mit alttestamentlichem Pompe, bald wieder in Ausfällen, die an Rabelais erinnern, legte er hier das oft verrathene Geheimniß seiner Weltanschauung dem ermüdeten Leser vor. Es ist immer die alte Theorie seines „Heroenbuches". Man kann sie in zwei Worte fassen. An seinen hohen Idealen mißt er die schale Wirklichkeit. Statt der Wahrheit, der thatkräftigen Tüchtigkeit, der sittlichen und intellektuellen Größe findet er nur Lüge, Laster, Selbstsucht, Impotenz, Heuchelei und Schwindel. Eines steht ihm unverbrüchlich fest. Die Gesellschaft ist außer Stande, sich selbst zu helfen, sich selbst zu retten. Sie braucht geniale Männer, überlegene Wesen, große Naturen, die sie regieren und kuriren, sie braucht Heroen wie einen Cromwell, einen Friedrich, einen Napoleon. Bis aber ein neuer Held, uns zu retten kommt — verfluchen, verlästern und verhöhnen, wir, was vorliegt. Nieder mit dem Respect vor allen bestehenden Einrichtungen, vor allen eingesetzten Gewalten der Gesellschaft. Hätte Carlyle diese Ansicht in einfachster Form etwa hundertmal wiederholt, er würde sich gewiß auch den letzten Leser vertrieben haben. Aber durch alle erdenklichen Spielarten der Ironie und des Bombastes ließ sich das Thema Jahre lang hinschleppen; denn sein pessimistisches Fluchlexikon war ja unerschöpflich. Den chaotischen Zustand der von ihm angeschauten Welt hat er mit tausend Bildern umschrieben. Schon der Sartor nennt die Welt ein elendes Hundeloch (a paltry dog's hole), dann ward sie „zum brüllenden Chaos, zur wide weltering confusion, zum general tumble down, zur confusion worse confounded, zum unutterable welter of tumbling ruins", noch nie hat unsere Sonne „such a jumble of human nonsenses" beschienen, die „days of disruption, dislocation, confusion worse confounded (schon 1827 im Artikel über Jean-Paul und seither zu dutzendmalen verwendet), sind angebrochen; die Bureaukratie ist ihm „a world-wide jungle of red tape", das Parlament redet „Eulenmist" (owl droppings), die Wissenschaft nennt er „dismal science", die Philosophie „Pig-philosophy"; alles ist Schwindel „sham, cant, puffary" ꝛc. Man athmet ordentlich auf nach diesen Fluchorgien und man ruft mit Byron im Don Juan aus:

„So, now that all is damned, one fuls at ease!"

Wir wissen heute, daß Carlyle, der für „die Helden" schwärmt, in seinem eigenen Leben nichts weniger als ein Held war, und schon längst wußte man, daß dieser Denunciant alles Schwindels mit seiner eigenen Schreibweise keinen geringen Schwindel trieb. In diesem Punkte hat er Jean-Paul allerdings weit überholt und sich meines Wissens auch nie zur Ehrlichkeit Jean-Paul'scher Selbstgeständnisse verstiegen: man müßte denn als ein solches die Kritik seiner Manier betrachten wollen, welche er seinem Freunde Sterling in den Mund legt: „Ein schöner Theil dieser Sprache ist geradezu barbarisch", bis zu den Worten: „der Eindruck, den diese Dinge machen, erreicht nicht einmal die Würde des Alpdrückens" (Life of Sterling 276). — Ueberhaupt beschäftigen sich Carlyle's kritische Artikel selten mit literarischen Fragen. Was ihn fast ausschließlich interessirt, das ist der Werth und die Kraft seines Autors. Wie groß ist seine Tugend; wo liegt seine Eigenthümlichkeit als Mensch? Welches sind seine Ansichten, seine Ideen? So lauten seine ständigen Fragen. Goethe ist ihm ein „man of power" und Dr. Johnson nicht weniger. — Aesthetische Vorschriften ertheilt er nur selten. Einmal warnt er die Schriftsteller vor Affectation (!) und empfiehlt ihnen einen Stil, der nur mit Mühe und Arbeit des Lesers verständlich werde. Das Gute komme nur langsam und allmälig zum Vorschein und liege niemals obenauf. Drum sei unser Novalis so hoch zu stellen.

Es gibt in allen Literaturen Schriftsteller, die einen Tag des Ruhms genossen, um nachher erst verhöhnt und dann vergessen zu werden. Der französische Dichter Ronsard ist ein warnendes Exempel und Jean-Paul nicht weniger. Die Urenkelinnen jener Damen, welche eine Locke von Jean-Paul's Pudel auf der Brust trugen, kennen den Besitzer jenes Pudels nur noch vom Hörensagen. Und wo ist heute jene Stimmung, welche Mathew Arnold beschreibt, wenn er uns von der Begeisterung redet, womit englische Studenten anno 1840 Carlyle als den Vermittler deutscher Literatur begrüßten? Nach heute, bemerkt Arnold, lese er den Wilhelm Meister lieber in Carlyle's Uebersetzung als in Goethe's Urtext! — Carlyle fiel eine befreiende Mission zu, oder um Scherer's schlagendes Wort zu gebrauchen, „c'était un accoucheur des esprits", aber eben so gewiß ist, das Carlyle in trauriger Weise sich selbst überlebt hat. Und schwerlich werden Carlyle's Werke den Tod ihres Urhebers lange überdauern. Sie besitzen zu wenig ästhetischen Formwerth für eine relative Unsterblichkeit.

Der Schluß dieser Betrachtungen muß zum Anfangspunkte zurückkehren. Nur Froude behauptet, Carlyle habe geschrieben, wie er sprach, sein Stil sei ein Stück seiner Originalität, bei ihm sei Stil und Mensch identisch, von einem Einflusse Jean-Paul's auf Carlyle sei keine Rede. Wenn dem so wäre, weshalb hat Carlyle denn in seinen Aufsätzen, seiner Edinburger Rektoratsrede, in seinem Tagebuch aus den Niederlanden, in vielen seiner Briefe gesprochen und geschrieben, wie alle Welt redet und schreibt? Weshalb sagt er selbst einmal in einem Briefe, er nehme sich hier vor, die einfache Melodie ohne ihre Variationensalve zu spielen? Meine Behauptung lautet: Carlyle hat seine Manier gemacht und zwar auf dem Wege bewußter Nachahmung derjenigen Jean-Paul's. Was Jean-Paul's Zeitgenossen, d. h. die deutschen Kritiker von 1790, diesem vorwarfen, das paßt Wort für Wort auch auf Carlyle:

„Er zeigt die Sucht, immer etwas Unerwartetes an den Tag zu bringen. Seine Sprache überschreitet oft die Grenzen der Prosa und wird zur Poesie. Bilder, mit den glühendsten Farben ausgemalt, häufen sich, ein üppiges Gemälde verdrängt das andere. An manchen Stellen wird der Ausdruck, der kräftig sein soll, plump, platt und unedel, dann wieder ist in dunkle Worte und Pathos ein dünner, kleiner, armseliger Gedanke eingehüllt, Manier ist für Originalität untergeschoben. Alle diese Fehler machen das Lesen des Buches zu einer peinlichen Arbeit".

Digitized by Google

„Oblomow".

Von Eugen Zabel.

Wenn man die rastlose Entwicklung in unseren Verkehrsmitteln bedenkt, durch welche der Raum für uns immer mehr abgekürzt wird, so kann man sich nicht genug darüber wundern, wie langsam in der Literatur die Reise von einem Land in's andere geht. Personen werden gegenwärtig auf Blitzzügen befördert, während für gewisse Ideen die alte Postschnecke noch immer im Gebrauch zu sein scheint. Auch im Vaterlande Goethe's, der doch die Idee einer Weltliteratur zuerst gefaßt hat, läßt man sich unglaublich lange Zeit, wenn es sich darum handelt, das poetische Schaffen des Auslandes, das seinen Gervinus noch nicht gefunden hat, kennen zu lernen. Frankreich hat von jeher ein Vorrecht in der Berücksichtigung durch deutsche Leser gehabt. Englands Schriftsteller haben den Umstand für sich, daß sich ihre Sprache einer großen Verbreitung erfreut und daß der Buchhandel in geschickter Weise für ihre Werke eintritt. Von den anderen Nationen ist der skandinavische Norden seit zehn oder zwölf Jahren in Aufnahme gekommen, aber es scheint, als ob das Interesse daran seinen Höhepunkt bereits überschritten habe. Jetzt ist Rußland an die Reihe gekommen und die Autoren, welche bisher in den Kreis unserer Beobachtung getreten sind, lassen so scharf ausgeprägte Physiognomieen erkennen, daß wir zu ihnen nothwendigerweise Stellung nehmen müssen.

Wie weit es indessen mit unserer Kenntniß des literarischen Rußlands her ist, wollen wir an einem Beispiel zeigen. Es gibt bei unserem östlichen Nachbarvolke einen Dichter, dessen Schriften von jedem Gebildeten gekannt werden und der in seinem Hauptroman einen so populären Typus geschaffen hat, daß der ursprüngliche Eigenname des Helden zu einem Gattungsnamen geworden ist, den man in jedem Lexikon finden kann. Wer Oblomow ist, weiß in Rußland Jedermann, denn was Oblomowerei bedeutet, kann Niemandem entgehen, der auf der Grenzstation das erste Glas Thee zu sich nimmt. Die Eigenschaft, die damit ausgedrückt wird, gehört ebenso zum russischen Wesen wie das Glas Branntwein zum Frühstück oder der Samowar zum Abendbrot. Von dem Dichter des Oblomow ist aber bisher in Deutschland so gut wie nichts bekannt geworden. Das Wort, das unserem Herzen fremd ist, fühlt sich natürlich in unserem Ohre ebenso wenig heimisch. Zu seiner richtigen Aussprache sei erwähnt, daß der Ton auf der zweiten Silbe liegt, daß in Folge dessen das o im Anlaut zum stumpfen a verdunkelt und das l nach slavischer Art, nämlich so ausgesprochen wird, daß die Zunge dabei nicht an den oberen Gaumen, sondern an den Mundhimmel schnellt.

Oblomow ist der Titel des Romans, von dem hier die Rede sein soll, und J. A. Gontscharow der Name seines Verfassers, der, obwohl 1813 geboren, seinen Ruhm bei Weitem noch nicht überlebt hat. Das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung dieses Romans (von Gustav Keuchel. Zwei Theile. Berlin. Verlag von A. Deubner. 1885) wird sicherlich dazu beitragen, den Dichter und sein Hauptwerk dem großen Publikum, dem sie bisher fremd waren, vertraut zu machen und auf diese Weise die Kenntniß eines wichtigen fremden Literaturzweiges sowie der damit zusammenhängenden Cultur zu erweitern. Wir Deutschen haben ein ganz besonderes Interesse daran, uns den Inhalt dieses Werkes nahe gehen zu lassen, denn es macht unseren Charaktereigenschaften ein so ehrerbietiges Compliment, wie wir es in der russischen Literatur sonst nirgends mehr antreffen. Während der Titelheld an seiner Trägheit und Unentschlossenheit untergeht, bringt es sein deutscher Freund, Stolz, zu Rang und Ansehen und wird durch die Hand desselben jungen Mädchens beglückt, das bereits entschlossen war, an der Seite Oblomow's dessen Schicksal zu theilen. Wer die deutschfeindliche Tendenz in den Schriften Dostojewski's und Pisemski's kennt, wer es weiß, wie selbst Turgenjew mit sichtlichem Behagen an einzelnen unserer Lebensgewohnheiten herummäkelt, wird in dem Chorus dieser Feinde Deutschlands die Stimme eines so beredten Freundes unserer Sitten wie Gontscharow mit um so größerer Freude vernehmen.

Die Figur des Oblomow gehört zunächst in die Gattung der „überflüssigen Menschen", die sich in keiner Literatur der Welt so stark vertreten finden wie in der russischen. Fast alle ihre Dichter haben Individualitäten geschildert, für welche in der Gesellschaft kein Platz ist, die von den Wogen des Lebens ein Paar hin- und herwerfen lassen, um dann ermüdet am Strande liegen zu bleiben. Puschkin's Eugen Onägin und Lermontow's Petschorin in dem „Helden unserer Zeit" sind solche Leute, und wenn Turgenjew in seiner Novelle „Der Hamlet aus dem Schtschigrow'schen Kreise" einen Mann schildert, der sich aus lauter Mißerfolgen zusammensetzt und es trotz aller Studien und Anläufe zu nichts bringt, so steht dieses unglückliche Menschenexemplar für tausend Andere, denen es nicht besser geht und die auf ähnliche Weise verkümmern.

An dieser Gattung von Leuten hat die Gesellschaft mit ihren unvollkommenen Einrichtungen ebenso viel gesündigt, wie sie selbst sündigten. Ihre Schuld liegt im Wesentlichen darin, daß sie keine Energie zu entfalten und dieselbe auf ein festes Ziel zu lenken wissen. Ihr Geist ist nicht disciplinirt worden und ihr Instinct läßt sie an Allem herumtasten, ohne Etwas zu erfassen. Das hängt mit der sogenannten „breiten Natur" des Russen zusammen, mit dem Sichgehenlassen, das, ohne viel zu überlegen, nach augenblicklichen Regungen der Lust und Laune handelt. Der Russe findet den Deutschen mit seinem peinlichen Pflichtgefühl komisch, er nennt seinen Fleiß kleinlich, er begreift nicht, wie man sich eine Flasche Champagner versagen kann, wenn man darauf Appetit hat. Er will leben und leben lassen, sein Naturell zur Geltung bringen, wenn er eins besitzt, und wenn es ihm fehlt, ruhig und ohne Anstrengung genießen und träumen. Das Letztere ist Oblomow's Fall. Er fühlt sich nur wohl, wenn er sinnen und Pläne machen kann, ohne jemals die Verpflichtung zu einer That in sich zu spüren. Für ihn sind Phantasie und Wirklichkeit zwei von einander vollständig getrennte Gebiete, und da er die letztere nicht zu erfassen vermag, wirft er sich der ersteren bis zur Verleugnung jeder freien Willensthätigkeit in die Arme. Er phantasirt sich auf diese Weise um Besitz und Stellung, Glück, Liebe und Leben, ohne daß man ihm weiter etwas Böses nachsagen kann, denn er besitzt das reinste Herz von der Welt und ist ein nicht gewöhnlich beanlagter und unterrichteter Kopf.

Als der Roman 1859 erschien, wurde ihm in Rußland begeistertes Lob und scharfer Tadel entgegengebracht. Einer der namhaftesten Kritiker, Dobroljubow, schrieb über ihn eine meisterhafte Abhandlung, analysirte den Charakter des Helden als eigenthümliches Product der heimathlichen Zustände und sah in ihm das getreue Bild der Erziehungsmethode jener Zeit. Ein anderer Kritiker dagegen, Pisarew, nannte den Roman eine Verleumdung des russischen Lebens und bäumte sich mit dem Stolz des verletzten Patrioten gegen den Versuch des Dichters auf, Oblomow's deutschen Freund als Ideal männlicher Tüchtigkeit hinzustellen, vor der die Phantasterei des Russen zu schanden wird. Gontscharow kann indessen diesen Vorwurf nicht besser entkräften als durch den Hinweis auf die Objectivität seiner Muse, die Nichts von Liebe und Haß weiß, sondern das Gesehene einfach darstellt. Er ist im Gegensatz zu den andern russischen Schriftstellern der letzten Jahrzehnte tendenzlos und in seinen Schilderungen rein künstlerisch. Nirgends schreckt das Pathos des Parteimannes die Erzählung aus ihrer Behaglichkeit und Ruhe auf. Wesentlich hat allerdings zu dieser vornehmen Ueberlegenheit des Dichters die Wahl seiner Stoffe beigetragen. Wenn die meisten Schriftsteller des neueren Rußlands das erwachende Freiheitsbewußtsein des Volkes in Figuren darstellen, die sich der moderne Zeitgeist als seine Werkzeuge auserkoren hat, damit sie seinen endlichen Sieg vorbereiten, wenn sie uns gleichsam die Zukunft des Landes zeigen, besteht die Eigenthümlichkeit Gontscharow's gerade darin, daß er die hinter ihrer Zeit zurückgebliebenen Conservativen schildert, Männer, die das Leben nur vom Hörensagen kennen und in dasselbe wie in eine fremde Welt zurückblicken. Unser Dichter hat in seinen drei Romanen „Eine gewöhnliche Ge-

Digitized by Google

schichte", „Oblomow" und „Der Abhang" innerlich verwandte Typen geschildert. Der erste Roman ist eine vergleichende Charakterstudie zwischen einem Onkel und seinem Neffen. Jener ist ein klarer nüchterner Kopf, der genau weiß, was er vom Leben zu erwarten hat und wie er es genießen soll, dieser ist auf dem Lande in völliger Unkenntniß des Lebens erzogen worden und wird, als er nach Petersburg kommt, überall das Opfer seiner verkehrten Weltanschauung. Oblomow ist zwar auf dem besten Wege, sich zu verheirathen und durch die Begründung einer Familie, durch die Ausfüllung eines bestimmten Berufes ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, aber er sinkt schließlich doch wieder in Unthätigkeit zurück und kommt darin jämmerlich um. Raiski endlich, der Held des dritten Romans von Gontscharow, versucht es nach einander als Schriftsteller, Musiker und Maler, trägt sich mit allerlei Erziehungs- und Bildungsgedanken, um gleichfalls Alles, was er beginnt, unvollendet zu lassen. Innerhalb dieser drei Figuren ist allerdings ein gewisser Fortschritt nach der activen Seite nicht zu erkennen, in ihrer Gesammtheit stellen sie aber den ausgesprochenen Gegensatz zu Energie und Thatkraft dar.

Wenn Oblomow in dem gleichbenannten Roman die Trägheit personificirt, so scheint diese Eigenschaft bei oberflächlicher Betrachtung jedes tiefere Interesse an dem damit Behafteten auszuschließen. Das bloße Faulsein ist kaum werth, zum Gegenstand dichterischer Analyse gemacht zu werden, wenn sich damit nicht zugleich Eigenschaften verbinden, die uns den Charakter des Betreffenden sympathisch erscheinen lassen. Das ist aber bei Oblomow im höchsten Maße der Fall. Er ist kein gewöhnlicher Mensch und hat Eigenschaften des Kopfes und Herzens, die ihn über die Masse hoch emporheben. Er hat ein Gemüth wie ein Kind, eine Seele wie Krystall, er ist hochgebildet, wohlwollend und rücksichtsvoll, er ist ein scharfer Beobachter und hat das beste Auge für die Schäden der russischen Gesellschaft, aber Erziehung und Naturanlagen haben seinen Charakter so weich und empfindlich gemacht, daß er dem Leben und seinen Anforderungen nicht zu trotzen vermag und, ihm schließlich vollständig abgewendet, ein frühzeitiges Ende nimmt.

Oblomow ist kein Nichtsthuer aus irgend welcher zufälligen Ursache, sondern aus innerster natürlicher Anlage. In einem weiten, echt orientalischen Chalat liegt er des Morgens sinnend und träumend auf dem Bett, bis Freunde zu ihm kommen und ihn an das Leben erinnern: „Das Liegen" sagt der Dichter von seinen Helden, „war für Ilja Iljitsch keineswegs eine Nothwendigkeit, wie allenfalls für Kranke oder für einen Menschen, der schlafen will, auch keine Zufälligkeit wie unwillkürlich bei dem Ermüdeten, noch auch ein Vergnügen, wie für den Faulen; es war sein normaler Zustand. Wenn er zu Hause war — und Oblomow war stets zu Hause — lag er beständig und unveränderlich in demselben Cabinete, in dem wir ihn heute trafen, und das ihm zu gleicher Zeit als Schlafzimmer, Canzlei und Empfangssalon dient."

Zu Anfang wirkt die Charakteristik Oblomow's, der sich seinen Haushalt von einem alten brummigen, köstlich gezeichneten Diener Zacharias besorgen läßt, einfach komisch. Man möchte hell auflachen, wenn Jener sich vor der Kälte fürchtet, die ihm seine lebenslustigen Freunde beim Aufgehen der Thür ins Zimmer hineintragen, wenn er den Brief, den ihm sein Gutsverwalter geschrieben hat, nicht finden kann, wenn er darüber jammert, daß er ausziehen soll. Der Dialog zwischen ihm und Zacharias ist von einer Natürlichkeit und Wahrheit, daß man die beiden Menschen leibhaftig vor sich zu sehen glaubt. Zacharias ist der Diener seines Herrn gewesen, seitdem dieser noch ein Kind war, er liebt ihn mit der treuesten Anhänglichkeit, was ihn aber nicht hindert, fortwährend über sein Loos zu klagen und zu stöhnen. Natürlich gibt er seinem Herrn auch in der Trägheit Nichts nach, er belügt ihn mit der größten Unbefangenheit, trägt kein Bedenken, kleinere Diebstähle zu begehen und schimpft sogar, wenn er nicht dabei ist, über ihn freilich nur, um ihn, wenn auch Andere ein Wort des Tadels über sein Leben fallen lassen, in den wärmsten Ausdrücken zu vertheidigen.

In einem, „Oblomow's Traum" überschriebenen Capitel wird uns in ausführlicher Weise geschildert, wie sich die Charaktereigenschaften der wunderlichen Hauptperson des Romans so und nicht anders mischen mußten. Wir werden in den behaglichen Schlummer eingeführt, den er als Knabe auf dem Gute seiner Eltern statt des wirklichen Lebens durchmachte, wir betrachten dieses altrussische Familienbild mit seinem ewigen Essen, Trinken, Reden und Schlafen, mit seinen herzlichen Zügen und kleinen Umständlichkeiten, mit seiner Schwerfälligkeit und Langsamkeit und glauben es schließlich zu verstehen, wie es Menschen geben kann, die das Eintreffen eines Briefes oder den Anblick eines fremden Gesichts für Aufsehen erregende Ereignisse halten. In dieser weichen, schwammigen Existenz mußte sich Alles, was Energie und Initiative hätte werden können, auflösen und der Phantasie, dem Gemüth die ausschließliche Herrschaft über den ganzen Menschen einräumen.

Aber nur eine Weile wirkt Oblomow auf uns komisch. Durch den Gegensatz zu seinem deutschen Freunde Stolz wird er zu einer tief humoristischen Figur und durch sein Schicksal nach der Trennung von seiner Braut verwandelt sich dieser Humor in ein fast tragisches Mitgefühl, als ob wir selbst einen lieben Freund verloren hätten. Wenn Oblomow niemals zum Handeln kommt, so kennt sein Freund Stolz, der Sohn eines Deutschen, überhaupt nichts Anderes als Thätigkeit. Besonnen und fleißig, durch Reisen und Umgang mit vielen Menschen geschult, erscheint er als Muster eines pflichttreuen und unternehmenden Menschen, „nur aus Knochen, Muskeln und Nerven wie ein englisches Rennpferd bestehend." Der Arzt hat Oblomow erklärt, daß ihn nach zwei bis drei Jahren, wenn er so fortfahre, in diesem Klima zu leben, beständig zu liegen, Gebackenes und Gebratenes zu essen, nothwendig der Schlag treffen müsse; er hat ihm deshalb empfohlen, ins Ausland zu reisen. Stolz zwingt ihm das Versprechen ab, daß er diesen Rath auch wirklich befolgen wolle, und die Freunde hoffen, sich in Paris zu treffen. Die Reise wird indessen nicht ausgeführt. Besser scheint ein anderes Mittel, die Liebe, anzuschlagen. Oblomow lernt eine liebenswürdige junge Dame, Olga, kennen, die ihn mit allen Reizen holder Weiblichkeit gefangen nimmt und sich zu dem edlen reinen Charakter dieses Mannes gleichfalls hingezogen fühlt. Nun soll ein neues Leben der Arbeitsamkeit beginnen, man schmiedet die schönsten Pläne für die Zukunft, und es scheint, daß der treffliche Mensch ein für alle Mal gerettet sei, daß auch er, wie alle seine Freunde, dahin kommen wird, einen Platz in einem bestimmten Berufe auszufüllen, sich an dem Glück seiner Familie zu erfreuen und endlich sich von seiner Frau oder seinen Kindern die Augen zudrücken zu lassen.

Aber die Umwandlung, die mit Oblomow erfolgen soll, ist nur eine scheinbare. Solange er seine Liebe als süßes Geheimniß in seinem Herzen hegen darf, ist er glücklich, und dies Gefühl scheint ein neues Leben für ihn zu bedeuten. Erst die Nothwendigkeit, die praktischen Consequenzen des Brautstandes zu ziehen, Freunde und Verwandte zu besuchen, Besorgungen aller Art zu machen und die ersten Glieder zu einer unendlichen Kette von Verpflichtungen zu schmieden, zeigt, daß seine Kraft dieser Aufgabe nicht gewachsen ist. Ein Kind, das im Lärm der Straße plötzlich die leitende Hand der Mutter vermißt, kann nicht hilfloser dastehen als Oblomow. Alles bringt ihn in Verlegenheit und setzt ihn in Verzweiflung. Olga dringt auf ihn mit den rührendsten Bitten ein und macht ihn auf die Gefahren aufmerksam, die ihrer Liebe dadurch erwachsen. Es entsteht hieraus ein langes Hin und Her von Erwägungen und Versprechungen. Olga ist eine von den Frauen, die sich nur dann zufrieden geben, wenn sie ein geistiges Ziel vor Augen haben, die nicht nur lieben, sondern schaffen und ringen wollen im harten Kampf des Lebens. Das führt sie denn von selbst, nachdem der Bruch mit Oblomow endlich erfolgt ist, auf einer Reise nach Paris mit Stolz zusammen, dem Manne, der im Stande ist, neben seinem Schicksal auch das einer Frau auf starken Schultern zu tragen und der Liebe durch ernste Pflichterfüllung die rechte Weihe und eine tiefere Bedeutung zu geben. Oblomow wird in Folge dieser Trennung von einem Typhusfieber erfaßt, das ihn dem Tode nahe bringt. Nachdem er die Krankheit glücklich überstanden hat, sinkt er immer tiefer in seine Trägheit hinab, lebt mit einer alten Wirthschafterin zusammen, die ihn auf die

Digitized by Google

lächerlichste Weise verwöhnt und schließt eines Tages auf immer die Augen, ohne die in ihn schlummernden Keime und Anlagen zur Entwicklung gebracht zu haben.

Der Roman zeigt uns das russische Leben mit seinem ganzen Erdgeruch. Die Beschreibungen von Petersburg und dem Leben auf dem Lande sind so plastisch greifbar, daß man aus vollster Ueberzeugung diese Particen unvergleichlich nennen muß. Figuren wie Zacharias und die alte Wirthschafterin sind in ihrer naiven Eigenart und strotzenden Natürlichkeit eben nur in Rußland möglich, sie haben in ihrem Wesen etwas Elementares, das auch dem ganzen Roman seine Grundfarbe gibt. Künstlerisch betrachtet, hat er große Mängel, als Ausdruck eines originellen und tiefen Talentes kann man ihn nicht hoch genug stellen. Auch wenn man über die unendlichen Breiten der Schilderung seufzt, an denen das Buch leidet, trotzdem es bereits stark zusammengezogen ist, muß man doch zugestehen, daß in diesen merkwürdigen Menschen und Dingen, in diesem Gemisch von Leben und Vegetiren, Wachen und Träumen der Genius einer gewaltigen, von uns vielfach unterschätzten Nation seine Augen geheimnißvoll aufschlägt. Die Natürlichkeit, die wir in „Oblomow" kennen lernen, berührt uns wie der Mosesstab, der an den Felsen schlägt. Auch wir glauben das Rieseln frischer Quellen zu hören, wenn wir wieder ein Mal Menschen kennen lernen, die sich die volle Einheit ihres Charakters bewahrt haben und statt Schiller und Goethe zu citiren, nur so denken, empfinden und sprechen, wie es die erhabene Meisterin Natur sie gelehrt hat.

Bäder und Zeiten.

Von Robert Falck.

Unsere Voreltern hatten mehr Badstuben, wir haben mehr Badeorte. Vor Zeiten badete das Volk gern warm, jetzt wendet es sich zum Flußbade. Wer es vermag, der geht aber in ein Heilbad. Die Aerzte weisen ihre chronischen Kranken gern dahin, weil sie wissen, daß sich die meisten zum Theil mit angeborenen Schwächen, durch eine aufgenöthigte oder verkünstelte Lebensweise in hartnäckige Uebel förmlich hineingelebt haben, aus welcher sie sich durch Luftveränderung, Diät, Muße, Erheiterung und leibliche Reinigung wieder, womöglich, herausleben sollen. So schaffen sie sich die ewig Klagenden vom Leibe, hie und da freilich auch einen bei mißlungener Badekur in die andere Welt. — Bei jeder Kur hängt das Meiste von der Selbsterkenntniß des Patienten ab, und ob er mit klarem Auge in seinen ganzen physischen und psychischen Zustand hineinschaut. Die Badelisten füllen sich jährlich mehr, aber wer es nicht vermag, sein Heil in einem Bade zu suchen, der bleibt wohl davon und gönnt Körper und Gemüth eine Auffrischung durch weniger kostspielige Ausflüge; wie man denn jedes Abbrechen des Gewohnten und Durchgelebten, jedes Lostrennen von dem uns umschlingenden Schlangengewinde der täglichen Anliegen, jede Veränderung des Horizontes schon ein Bad der Seele nennen kann, da nichts die Kräfte in dem Maße lähmt, als ein einseitiges Fortwühlen in denselben Interessen, Philistereien, Sorgen und Jämmerlichkeiten. Die meisten Menschen werden durch ihre Gefühle und Stimmungen krank und sterben endlich an ihren Lebensansichten. Aber freilich, so ein rechter Stockphilister läßt sich ungern aus seinem Gange bringen und fühlt sich unbehaglich, wenn er Abends einmal Schlafrock und Pantoffeln nicht an der gewohnten Stelle findet.

Ganz dieselben Grundsätze und Ansichten finden wir merkwürdigerweise schon in einer Beschreibung des Kurortes Carlsbad, die ein dortiger Arzt im dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1638 veröffentlichte. Der alte salernitanische Satz „Qui curat, non curatur" (Sorgen vereiteln die Kur) bildet auch bei ihm den Cardinalpunkt seiner badediätetischen Vorschriften. Aber er räth: „Vor Antritt der Badekur versöhne Dich vor Allem mit Gott, bereite den Leib wohl, bediene Dich des Rathes des Badearztes und laß Dich von keinem Aufschneider und leeren Schwätzer irre machen, sondern fahre in Gottes Namen fort. Nach vollbrachter Kur erzeige Dich gegen das Gotteshaus und gegen die leidende Armuth, sowie gegen Alle, die Dir dienstlich und behilflich gewesen, dankbarlich. Dann ist kein Zweifel, wenn es anderweit zu Deinem Seelenheile nützlich, daß Du gewiß von Deiner ausgestandenen Krankheit wirst befreiet werden und längstgewünschte Gesundheit durch Gottes Segen erhalten, was ich denn Allen und Jeden von Herzen wünschen thue."

Zur Charakteristik der Badegäste wollen wir aus dem genannten Büchlein noch Einiges anführen.

„Man macht Aufwand aller Art, hält Bankette, kauft Sprudelsteine, und wenn es zur Bezahlung des Arztes kommen soll, ist ganz unverhofft das Geld ausgegangen. Auch kommt es vor, daß man gar keinen Arzt nimmt, um das Honorarium zu sparen, man bittet ihn aber einmal zum Mittagessen, um im Gespräche ohne Kosten seinen Rath zu erholen. Die großmüthige Freigebigkeit früherer Zeiten lebt nur noch in der Erinnerung. Damals haben dankbare Genesene das liebe Gotteshaus und die leidende Armuth und Alle, die ihnen zu ihrer Badekur gedient, gern und reichlich bedacht, jetzt sind die Hände verschlossen und nur der Mund offen zu Klagen über die Theuerung. Kommt der Apotheker mit seinem Zettel, so erhebt sich ein großes Lamentiren; da sie vielmehr Gott danken sollten, daß man jetzt Arzneien aller Art haben kann, was früher zu großem Nachtheil des Kranken nicht der Fall war. Was aber die Genesung der Meisten fürnehmlich hindert, das ist ihre Gottlosigkeit und böses Leben, da sie weder beichten noch beten und die Gesundheit Gott abzwingen und abpochen wollen."

Diese letzte Bemerkung findet sich in fast allen Badebeschreibungen in jener Zeit und auch noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bei aller Verwilderung der Sitten im dreißigjährigen Kriege verstand sich die Forderung kirchlicher Religiosität so von selbst, daß auch der Badearzt sie in der Aufzählung der Erfordernisse zu einer gedeihlichen Badekur nicht umgehen wollte noch durfte.

Der alte ehrliche Michel Montaigne läßt in seinen Essays (II. 37) den Gesundbrunnen schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in seiner anspruchslosen Weise vorurtheilsfreier Beachtung Gerechtigkeit widerfahren.

„Das Trinken des Gesundbrunnen ist nicht gefährlich, wenn es auch nichts helfen sollte. Hierfür dient mir zum Beweise der unendlich große Haufe Leute von allerhand Lebensbeschaffenheit, welche sich an Brunnenörtern versammeln, und obgleich ich davon keine außerordentliche und wunderthätige Wirkung wahrgenommen habe, sondern vielmehr nach etwas genauerer als gewöhnlicher Erkundigung alle die Sagen und Gerüchte für ungegründet und falsch befunden, die an solchen Orten ausgesprengt und geglaubt werden, (denn die Welt täuscht sich gern über die Dinge, welche sie wünscht) so habe ich doch auch grade Niemand gefunden, der nach dem Brunnennehmen viel schlechter geworden wäre, und das kann man den mineralischen Wassern ohne Bosheit nicht abläugnen, daß sie den Appetit reizen, die Verdauung befördern und uns zu einer leichten Munterkeit verhelfen, wenn man nicht gar zu entkräftet hinreiset, welches ich Jedermann abrathen möchte. Sie werden keine ganz hinfällige Gesundheit wiederherstellen, aber wohl eine leichte Senkung unterstützen oder einem drohenden Risse vorbeugen. Wer nicht Heiterkeit genug mit hinbringt, um an dem Vergnügen der Gesellschaft Theil zu nehmen, welche sich daselbst versammelt, und an den Leibesübungen und Spaziergängen, wozu uns die Schönheit der Orte, wo gemeiniglich die Gesundbrunnen gelegen sind, einladet, der verliert freilich den besten und sichersten Theil der Wirkung des Wassers. Aus dieser Ursache habe ich bis jetzt am liebsten solche Badeorte besucht, wo die Gegend angenehm, die Wohnung bequem, wo ein guter Tisch und gute Gesellschaft zu haben ist, wie in Frankreich der Badeort Bagnères und auf der Grenze von Deutschland und Lothringen Plombières, in der Schweiz Baden und in Toskana Lucca sind; besonders aber della Villa, welchen Brunnen ich am öftersten und zu verschiedenen Jahreszeiten gebraucht habe. Jede Nation hat ihre besonderen Meinungen in Beziehung ihres Gebrauchs und ganz verschiedene Gesetze und Formen, sich der Gesundbrunnen zu bedienen, und nach meiner Meinung sind die Wirkungen dennoch allenthalben gleich. Das Trinken ist zu meiner Zeit in Deutschland noch nicht gewöhnlich; gegen alle Arten von Krankheiten baden sie und sitzen und fröscheln im Wasser fast von einer Sonne bis zur andern. Wenn man in Italien neun Tage trinkt, so badet man dagegen dreißig und gewöhnlich mischt man dem Wasser noch andere Mittel bei, um seine Wirkung zu befördern. Hier schreibt man uns vor, fleißig spazieren zu gehen um das Wasser zu verdünnen, dort soll man zu Bette liegen und darin so

Digitized by Google

lange bleiben, bis es wieder abgeführt worden, wobei man immer den Magen und die Füße warm halten muß. Wie die Deutschen das Besondere für sich haben, daß sie sich durchgehends im Bette schröpfen lassen, so haben auch die Italiener ihre Douche (Doccie), welches gewisse Röhren voll dieses warmen Wassers sind, die man einige Stunden des Morgens, und eben so viele des Nachmittags, einen Monat lang auf den Kopf oder die Brust, oder andere Gliedmaßen des Kranken leitet, wo er Hilfe nöthig hat. Es giebt noch eine unendliche Menge von verschiedenen Verfahrungsarten in jedwedem Lande, oder um besser zu sagen, sie haben fast alle keine Aehnlichkeit mit einander. So steht es mit diesem Theile der Heilungskunde, auf welche allein ich mich eingelassen habe, welcher, obgleich er der kunstloseste ist, dennoch aber auch seine großen Unbestimmtheiten und Ungewißheiten hat, die man bei allen übrigen Theilen dieser Kunst wahrnimmt."

Fast alle alten Berichte über Heilquellen und Gesundbrunnen stimmen schließlich darin überein: „Wasser thuts freilich nicht", sondern mit ihm die Veränderung der Luft, die Loslösung von Geschäften und täglichen Miseren und die Erheiterung in fröhlicher Gesellschaft. Auf letztere besonders wird überall ein großes Gewicht gelegt, und schon Geiler von Kaisersberg, der geistvolle und witzige Kanzelredner und Satyriker, schickte einer ihm befreundeten Familie einen Freiburger Doctor Billinger als Lustigmacher nach. Dieser Spaßvogel ergötzte die Gesellschaft mit seinen Schnurren und Schwänken so sehr, daß — wie es in einem lateinischen Briefe heißt — Alle vor Lachen vergehen wollten, besonders auch die Dienstmägde, bei denen das erschütternde Gelächter einen leider unübersetzbaren Ausgang nahm.

Ein jedes Jahrhundert hat für die Benutzung der Heilquellen eine andere Weisheit gehabt, von denen eine immer der anderen widersprochen hat und die Kranken sind gesund geworden bei jener und werden gesund bei dieser. Beispielsweise sei nur erwähnt, daß man bis zum Jahre 1520 in Carlsbad (daher der Name) nur gebadet hat und dabei gesund geworden ist. Man betrieb derzeit das Baden auf eine Weise, vor der wir uns heute entsetzen: man blieb bis zu zehn Stunden im Bade, bis die Haut ganz aufgebeizt war von dem Mineralwasser. Diese hartnäckige Kur nannte man den „Hautfresser". Erst 1520 hat Wenzel Payer, der erste Schriftsteller über Carlsbad, das Trinken des Wassers empfohlen. Man trank dann nicht im Freien und herumwandelnd, sondern im Bett, ließ das Zimmer dazu heizen und steuerte mit allen Mitteln auf Schweißthätigkeit. Nur in langsamen Zwischenräumen badete man noch. Allmälig aber gerieth das Baden in Carlsbad ganz in Vergessenheit und Ungunst, dagegen steigerte sich das Trinken, und Anfangs des vorigen Jahrhunderts tranken Kranke täglich fünfzig bis sechszig Becher Mühlbrunnen, welcher 1705 zuerst entdeckt wurde. Heute würde man solche Quantitäten für tödtlich halten, damals aber fand man sie probat und die Leute wurden gesund.

Schon von Alters her hat das Badeleben ein Bild von Stimmung und Stellung des ganzen vaterländischen Lebens gegeben, es wird daher nicht ohne Interesse sein, aus der guten alten Zeit historische Mittheilungen über das Leben und Treiben in einigen Luxusbädern Deutschlands überliefert zu erhalten.

Zu den Kurorten, welche die vornehme Gesellschaft seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zahlreich besuchte, gehört in erster Linie Schwalbach, von dem Winkelmann in seiner „Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld" (Bremen 1711) sagt: „es ist ein von Gott hochbegabter Flecken, welcher durch ganz Deutschland berühmt ist wegen seiner vielfältigen heilsamen Brunnen und Bäder, gesunden Luft und lustigen und vortrefflichen Gegenden." Schon im Jahre 1584 finden wir Kurfürst August von Sachsen dort zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Es hielt sehr schwer für den hohen Patienten, welcher mit bewaffneter Bedeckung und 225 Pferden kommen wollte, im Orte eine passende Unterkunft zu finden. Sein Hoffourier Neumann, welcher von Dresden nach Schwalbach hatte zu Pferde reiten müssen, um eine passende Wohnung für Serenissimus zu ermitteln, berichtet: „es hat hier nur geringe Häuser und arme Leut', sind eitel Tuchweber. Das Rathhaus hat nur eine Stube, ist auch sonst übel verwahrt und allenthalben offen, es soll sich auch allerhand loses Gesindel dorten aufhalten. Wollte der Kurfürst daselbst liegen, so könnte man die Stube mit Brettern abschlagen, so erhielte man eine Stube und eine Kammer, beides 14 Ellen lang und 8 breit. Außerdem ist noch ein klein Stüblein und Küchlein vorhanden und oben darüber ein großer Boden, den man auch in Kammern abschlagen könnte. Die 200 Pferde des Kurfürsten könnte man unterbringen." Der Kurfürst nahm aber weder in Schwalbach noch in dem ihm empfohlenen Schlosse Adolfseck, wo „neulich Personen an der Bestia (Pest) gestorben waren", sein Quartier, sondern in dem kurmainzischen Schlosse Elfeld, wohin das Schwalbacher Wasser täglich geholt wurde, indem man in den dazwischen liegenden Dörfern die Träger wechselte. Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, dem Schwalbach gehörte, befahl, daß während der Anwesenheit des Kurfürsten Tag und Nacht eine Wache am Brunnen aufgestellt sei, damit letzterer nicht verunreinigt würde. Gegen Ende des folgenden Jahrhunderts erhob sich Schwalbach von dem bescheidenen Rufe eines Heilbades zu einem Luxusbade ersten Ranges. Aus Deutschland, Holland, Frankreich, Schweiz gab sich die vornehme Gesellschaft in den Sommermonaten hier Stelldichein. „Man trifft hier unterweilen 600 Cavaliers und Dames von gutem Stande an, ingleichen viel tausend Personen von dem zweiten Range. Der größte Theil findet sich zum Vergnügen ein. Viele auch gehen dahin, um auf Unkosten großer Herren, die offene Tafel halten, zu essen und fremde Weine zu trinken. So gastfrei sind die Fürsten von Nassau-Weilburg und von Thurn und Taxis, welche jährlich mit ihrem ganzen Hofstaat hierherkommen und täglich dann für 60—80 Personen Tafel halten." Ersterer bestritt auch die Kosten der Concerte und Bälle, Letzterer die der Oper, welche dreimal wöchentlich spielte und jedem Kurgast unentgeltlich zugänglich war. Die Hofcapelle zählte 60 Mitglieder. Auf den Bällen zu tanzen, war nur „denen vom Adel" gestattet. Für den Besuch des deuschen Schauspieles und für die Kurmusik, welche am Brunnen und bei der Tafel musicirte, mußte von den Gästen gezahlt werden. Ein Hauptanziehungspunkt für die Letzteren war die Spielbank, wo an 30 Tischen gleichzeitig mit sehr hohen Einsätzen gespielt wurde.

Die „Amusemens des eaux de Schwalbach" (Liège 1738) wissen nicht genug von dem fabelhaften Kleiderluxus zu berichten, der von Herren und Damen der vornehmen Welt in Schwalbach getrieben wurde. Die Ueppigkeit und der Glanz des Badelebens zog aus allen Weltgegenden Verkäufer von Kostbarkeiten und Raritäten herbei, welche ihre Waarenbuden neben dem Brunnen feilboten. Aber auch Gesindel aller möglichen Art, Industrieritter, falsche Spieler, Taschendiebe und deren leichtfertiger weiblicher Anhang fand sich in großer Zahl ein. Die Ankunft eines angesehenen Fremden im Badeorte wurde durch eine Kanonensalve begrüßt, welche ein alter Invalide aus einem kleinen Geschütze abgab.

Früh um 6 Uhr begann der Brunnenbesuch. Man erschien in großer Toilette, die Damen im Reifrocke, die Herren mit der Perrücke, aber ohne Degen. Den Juden war ein besonderer Platz am Brunnen reservirt, sie mußten nach einer Verordnung des Landgrafen Ernst († 1693) vierzehn Schritt vom Brunnen entfernt bleiben und durften das Wasser nicht selbst schöpfen. Bis um 9 Uhr wurde gebadet. Um 11 Uhr fand allgemein das Diner statt. Nach Tische machte man einen Spaziergang in die Allee oder stattete den Spieltischen einen Besuch ab. Der Nachmittag wurde zu Ausflügen in die Umgegend verwendet. Von einigen wurde auch noch um 5 Uhr Brunnen getrunken. Um 7 Uhr Abends vereinigte man sich zum Souper, auf welches der Besuch des Theaters, der Concerte und Bälle folgte. Um 10 Uhr ging man zu Bette.

Die Brunnenkur selbst mußte durch einen kräftigen Aderlaß vorbereitet werden; das Wasser selbst wurde stets mit Kräutersäften, mit eröffnenden und blutverdünnenden Mitteln versetzt und dann täglich in Quantitäten bis zu 70 Unzen genossen. In den Bädern selbst, die von schmutzigen Weibern als „Stahlbäder" hergerichtet wurden, hielt man sich sechs bis acht Stunden auf.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend wurde es früh dunkel und sah nach Regen aus; das Wetterleuchten zuckte ringsum, die Blätter begannen zu zittern — man konnte sehen, daß es eine schlimme Nacht geben würde. Der König und der Herzog durchstöberten unser kleines Zelt, um das Bettzeug zu untersuchen. Meins war ein Strohsack — besser als Jim's, das nur ein mit Maishülsen gefüllter Sack war — und in solchen sind oft Kolben, die Einem in die Rippen drücken; und wenn man sich umdreht, rauscht das Zeug wie dürre Blätter und weckt Einen auf. Nun, der Herzog meinte, er wolle mein Bett nehmen, doch der König meinte anders und sagte:

„Ich sollte denken, daß der Unterschied in unserem Rang genügend wäre, anzudeuten, daß der Maishülsensack nicht geeignet ist, mir als Bett zu dienen. Ihro Gnaden werden ihn für sich selbst nehmen."

Jim und ich fürchteten jetzt Streit zwischen den Beiden, und waren recht froh. als der Herzog sagte:

„Es ist immer mein Schicksal gewesen, von dem eisernen Absatz der Bedrückung in den Grund getreten zu werden. Unglück hat meinen einst stolzen Sinn gebrochen; ich gebe nach, ich gehorche, es ist mein Schicksal. Ich stehe allein in der Welt — laßt mich leiden; ich kann's ertragen."

Wir stießen ab, sobald es dunkel genug war. Der König gebot uns, die Mitte des Stromes zu gewinnen und kein Licht zu zeigen, bis wir das Städtchen weit hinter uns hätten. Bald sahen wir ein kleines Bündel Lichter — das war das Städtchen — und glitten, eine halbe Meile davon, ganz gut vorbei. Als wir etwa eine Meile unterhalb waren, hißten wir unsere Signal-Laterne auf; und um etwa zehn Uhr gings los: Regen, Wind, Donner, Blitz — hastdumirnichtgesehn. Der König gebot uns Beiden, Wacht zu halten, bis das Wetter sich aufgeklärt hätte; er und der Herzog krochen in's Zelt und lagerten sich für die Nacht. Es war meine Wacht bis zwölf, doch ich hätte mich auch sonst nicht zur Ruhe gelegt, selbst wenn ich ein Bett gehabt hätte, denn solch ein Gewitter sieht man nicht jeden Wochentag, wahrhaftig nicht. Meiner Seel! wie der Wind dahinkreischte! Und alle Augenblicke kam solcher Lichtstrahl, daß er den weißen Wellenschaum auf eine halbe Meile ringsum erglänzen ließ. Dann sahen die Inseln wie staubig durch den Regen aus, und die Bäume hieben mit ihren Aesten wild um sich in den Wind; dann kams Sch — Krach! — Bum — bum — bumblerumbumbum — und der Donner grollte und rollte und schwieg — dann dieselbe Geschichte wieder von vorn an und so weiter. Zuweilen spülten mich die Wellen fast vom Floß, aber ich hatte ja fast Nichts an und gab Nichts her.

Endlich ließ der Sturm nach, und sobald ich das erste Licht am Lande erblickte, weckte ich Jim, und wir steuerten nach einem guten Versteckplatz für den Tag.

Nach dem Frühstück holte der König ein altes dreckiges Spiel Karten hervor, und er und der Herzog spielten „Sieben auf" zu fünf Cent das Spiel. Als sie dessen müde waren, steckte der Herzog seinen Arm in seinen Reisesack, holte daraus eine Anzahl kleiner gedruckter Anschlag-Zettel und las laut vor. Auf einem stand: „Der berühmte Dr. Armand de Montalban aus Paris wird einen Vortrag über Phrenologie halten in . . . . . an . . . ." (Ort und Datum freigelassen) „zu zehn Cent Eintritt und Charakter-Karten zu fünfundzwanzig Cent das Stück ausstellen." Der Herzog sagte: „Das bin ich selbst." In einem anderen Zettel war er „der weltberühmte Shakespeare-Tragöde Garrick der Jüngere vom Drury-Lane-Theater, London." In andern Zetteln hatte er eine Menge andrer Namen und that andere Wunderdinge, wie z. B. Wasser und Gold mit der Wünschelruthe finden, Beherungen besprechen und dergleichen mehr. Nach einer Weile sagte er:

„Aber die histrionische Muse ist mein Schatz. Habt Ihr je die Bretter betreten, Majestät?"

„Nein", sprach der König.

„Dann, o gefallene Größe, sollst Du es thun, eh' Du drei Tage älter bist", rief der Herzog. „In dem ersten besten Städtchen, wo wir hinkommen, miethen wir eine Halle und produciren das Schwertgefecht aus „Richard III." und die Balconscene aus „Romeo und Julie". Was sagst Du dazu?"

„Ich bin dabei, bis an den Hals hinein, bei irgend etwas, das sich zahlt, Leckwasser; aber viel verstehe ich nicht vom schauspielern, hab' auch nicht viel davon gesehen. Ich war zu klein als mein Papa dergleichen in seinem Palaste hatte. Meinst Du, daß Du mir's beibringen kannst?"

„Leicht genug!"

„Wohl denn. Ich hungere schon nach was Frischem. Fangen wir nur gleich an!"

So erzählte ihm nun der Herzog ausführlich, wer Romeo war und wer Julie war, und da er selbst immer Romeo gespielt hätte, könnte der König Julie darstellen.

„Aber wenn Julie ein so junges Mädchen war, Herzog, so würde mein abgeschälter Kopf und mein weißer Bart bei ihr doch wohl etwas alterthümlich erscheinen."

„Nein, sorge darum nicht; diesen Landkaffern wird das nicht auffallen. Und dann wirst Du ja auch verkleidet, das macht einen großen Unterschied. Julie auf dem Balcon freut sich vor dem Schlafengehen des Mondscheins, sie hat ihr Nachtgewand und eine faltenreiche Nachthaube auf. Hier sind die Costüme."

Er holte zwei oder drei Calicodinger hervor und sagte, das seien die mittelalterlichen Rüstungen für Richard III. und den anderen Burschen — dann auch ein langes, weißes Nachthemd und eine faltige Nachthaube. Der König war's zufrieden; dann nahm der Herzog sein Buch und las die Rollen in großartigem Styl vor, dabei herumspringend und große Geberden machend, um zu zeigen, wie gespielt werden müsse; ann gab er das Buch dem König zum Auswendiglernen.

Etwa drei Meilen flußab war ein kleines Städtchen, und nach Mittag sagte der Herzog, es sei ihm eine Idee gekommen, wie man auch bei Tage, ohne Gefahr für Jim, fahren könne. Er wollte sich erlauben, nach dem Städtchen zu gehen und Alles besorgen. Der König ertheilte sich selbst dieselbe Erlaubniß, um zu sehen, ob er dort nicht etwas Profitables anrichten könnte. Wir hatten keinen Caffee mehr, und Jim schlug vor, daß ich im Canoe mitginge und welchen besorgte.

Als wir hinkamen, schien Alles ausgestorben, als ob es Sonntag wäre — die Straßen leer. Wir fanden einen kranken Neger, der sich in einem Hofe sonnte. Er sagte uns, daß alle, die nicht zu jung, zu krank oder zu alt seien, bei einer Bekehrungs-Versammlung wären, etwa zwei Meilen entfernt im Walde. Der König ließ sich die Richtung angeben, ging hin, um aus dem Ding zu machen, was sich machen ließ, und erlaubte mir mitzugehen.

Der Herzog suchte die Druckerei auf; das war ein kleiner Raum über einer Schreinerwerkstatt — Schreiner und Drucker waren alle fort, bei der Versammlung, doch war Nichts verschlossen. Der Herzog zog den Rock aus und sagte, er sei jetzt in seinem Element; so schoben denn ich und der König ab und zur Versammlung.

In etwa einer halben Stunde kamen wir schweißtriefend dort an, es war ein schrecklich heißer Tag. Es mochten etwa tausend Menschen aus einem Umkreise von zwanzig Meilen dort sein. Der Wald war voller Wagen und Gespanne; die Pferde überall angebunden, aus den Wagentrögen fressend und stampfend, um die Fliegen abzuwehren. Da waren Verschläge gemacht, aus Stangen mit Zweigen bedeckt, unter denen Limonade und Pfefferkuchen zum Verkauf waren, und Haufen von Wassermelonen, junger Mais und dergleichen.

Unter ähnlichen Verschlägen fand auch das Predigen statt, nur waren sie größer und hielten viele Menschen. Die Bänke waren aus Schwartenbrettern gemacht: Löcher in die runde Seite gebohrt, darin Pflöcke als Füße hineingekeilt

Digitized by Google

waren. Rücklehnen hatten sie nicht. Die Prediger standen auf hohen Brettergerüsten an einem Ende des Verschlags. Die Frauen hatten Sonnenhauben auf; sie waren in selbstgesponnene Zeuge gekleidet, einige in Gingham, die Jugend in Calico. Mehrere der Jünglinge waren barfuß und von den Kindern trugen viele Nichts als ein gewöhnliches Hemde. Einige alte Frauen strickten, und das junge Volk machte einander insgeheim den Hof.

Im ersten Verschlag, den wir besuchten, las der Prediger zeilenweise einen Choral vor, den ihm die Versammlung ebenso nachsang. Er las immer zwei Zeilen in einem Abschluß, und dann stimmte die Versammlung an und sang sie. Jeder sang mit, und es tönte ordentlich ergreifend. Das Volk wurde immer wärmer und wärmer, und sang lauter und lauter — gegen Ende des Liedes stöhnten Einige, Andere heulten. Dann begann der Prediger seine Predigt, und was für eine; erst an einem Ende des Gerüst's, dann am anderen, dann beugte er sich auch vorn weit über — Körper und Arme waren in steter Bewegung — und er brüllte die Worte mit aller Gewalt heraus. Was er sprach, war nicht zu verstehen, schon wegen des Gestöhnes und Geheuls der Zuhörer. Manche von ihnen erhoben und drängten sich mit aller Gewalt durch zu den Bänken, welche für die reuigen bekehrten Sünder bereit standen, gerade vor dem Prediger. Diese Schaar vergoß Thränen, sang, heulte, stöhnte und viele warfen sich auf's Stroh, auf den Boden und geberdeten sich wild und wahnsinnig.

Auf einmal packte es auch den König; seine Stimme übertönte alle anderen; er sprang auf das Gerüst; der Prediger bat ihn, zum Volke zu reden, und er that es. Er sagte ihnen, er sei ein Pirat, wäre seit dreißig Jahren einer gewesen, fern im indischen Ocean. Seine Mannschaft sei im Frühling bei einem Kampfe sehr zusammengeschmolzen und er sei heimgekommen, um Recruten zu sammeln; doch — dem Himmel sei Dank! — letzte Nacht sei er beraubt und ohne einen Cent vom Dampfboot ans Land gesetzt worden; er freue sich darüber, es wäre das Beste, was ihm je hätte zustoßen können; denn es hätte einen anderen Menschen aus ihm gemacht, er sei zum ersten Mal in seinem Leben glücklich. Arm wie er sei, wolle er jetzt seinen Weg zurückarbeiten zum indischen Ocean und den Rest seines Lebens dazu verwenden, die Piraten auf den wahren Weg zu führen; er könne es besser als irgend ein Anderer, da er mit allen Piraten-Mannschaften jenes Oceans bekannt sei. Wohl würde es ihm lange Zeit dauern, ohne Geld dorthin zu kommen, aber hin komme er doch, und jedesmal, wenn er einen Piraten bekehrt hätte, würde er ihm sagen: „Mir danke nicht, mir gebührt die Ehre nicht; nein, wohl aber den guten Menschen der Pokeville Bekehrungs-Versammlung, den wahren Brüdern und Wohlthätern der Menschheit — und dem theuren Prediger dort, dem treuesten Freunde, den ein Pirat je hatte!"

Hier brach der König in Thränen aus, und ebenso alle Anderen. Dann rief Einer: „Sammelt für ihn!" Ein halbes Dutzend sprangen auf, es zu thun, aber Jemand rief: „Laßt ihn selbst den Hut herumreichen!" Alle riefen es nach, der Prediger auch.

So schritt der König durch die Massen, den Hut herumreichend und sich die Augen wischend, das Volk segnend und preisend und ihm dankend, weil es mit den Piraten in der Ferne es so gut meinte; und sie luden ihn ein, eine Woche zu bleiben; und Jeder wollte ihn in seinem Hause beherbergen und sich's zur Ehre anrechnen. Doch er sagte, da dies der letzte Tag der Versammlung sei, könne er hier Nichts mehr thun und habe Eile, zum indischen Ocean zurückzukehren, um schnell an seine Arbeit bei den Piraten zu gehen.

Als er wieder auf dem Floß ankam und das Geld zählte, fand er, daß er siebenundachtzig Dollars und fünfundsiebzig Cents gesammelt hatte. Außerdem hatte er einen Dreigallonenkrug Branntwein erwischt, den er unter einem Wagen sah, als wir durch den Wald zurückgingen. Da sagte der König, daß, Alles in Allem, dieser Tag übertroffen, was er je als Missionär in einem Tage geleistet habe. „Heiden", rief er, „sind doch Nichts im Vergleich mit Piraten, wenn's gilt, aus einer Bekehrungs-Versammlung was zu machen."

Der Herzog meinte, er habe sein Schäfchen ins Trockene gebracht, aber als der König kam, gab er klein bei. In der Druckerei hatte er zwei kleine Druckarbeiten für Landleute besorgt — Pferde-Anzeigen — und dafür vier Dollars erhalten. Dann hatte er um zehn Dollars Zeitungs-Anzeigen angenommen, was er gegen augenblickliche Vorausbezahlung für vier Dollars that. Der Preis der Zeitung war zwei Dollars pro Jahr, doch hatte er drei Subscriptionen zum halben Doller jede genommen, unter der Bedingung augenblicklicher Vorausbezahlung. Sie wollten in Brennholz und Zwiebeln bezahlen, doch er sagte ihnen, er hätte das Geschäft eben erstanden und die Preise so niedrig als möglich herabgesetzt, um auf einer Baargeldbasis zu stehen. Außerdem hatte er ein Gedichtchen in Typen gesetzt; das hatte er aus seinem eigenen Kopfe gemacht — drei Verse — zart und melancholisch — es hieß: „Ja, kalte Welt, erdrück' dies brechend' Herz" — das hatte er fix und fertig dagelassen zum Druck in der nächsten Nummer der Zeitung und Nichts dafür gerechnet. So hatte er denn im Ganzen neun und einen halben Dollar eingenommen und meinte, er hätte eine gute Tages-Arbeit dafür geleistet.

Dann zeigte er uns noch eine kleine Arbeit, die er besorgt, doch nicht berechnet habe, denn sie sei für uns. Es war das Bild eines entlaufenden Negers, der einen Bündel auf einem Stock über der Schulter trug, und darunter stand geschrieben: „Lstr. 200 Belohnung." Das übrige auf dem Zettel beschrieb Jim ganz genau, sagte, er sei von der St. Jacobs-Plantage vierzig Meilen unterhalb New-Orleans letzten Winter wahrscheinlich nordwärts entlaufen, und wer ihn finge und wiederbringe, würde die Belohnung und die Unkosten bezahlt erhalten.

„Nun", sagte der Herzog, „jetzt können wir nach dieser Nacht auch am Tage drauf los fahren. Wenn wir Jemand kommen sehen, binden wir Jim's Hände und Füße, legen ihn in's Zelt, zeigen den Leuten die Anzeige, sagen, wir haben ihn gefangen, seien zu arm, mit Dampfboot zu fahren, haben von Freunden dies Floß auf Credit gekauft und wollen uns jetzt unsere Belohnung holen. Handschellen und Ketten wären zwar besser für Jim, das stimme aber nicht zu unserer Armuthsgeschichte, würde zu sehr an Geschmeide erinnern. Stricke sind das Rechte. Wir müssen die Einheiten einhalten, wie wir auf den Brettern sagen."

Wir stimmten Alle darin überein, daß der Herzog ein kluger Mensch sei und das Reisen bei Tage uns jetzt kein Ungemach mehr bringen würde. Wir hofften diese Nacht noch weit genug zu kommen, um aus dem Bereich des Skandals zu sein, den des Herzogs Arbeit in der Druckerei in dem Städtchen verursachen würde — dann nachher konnten wir unbehelligt reisen.

Wir blieben versteckt und hielten uns still und wagten uns nicht hinaus bis etwa zehn Uhr; dann glitten wir ziemlich entfernt vom Stadtufer dahin und hißten erst unsere Laterne auf, als das Städtchen schon längst außer Sicht war.

Als Jim mich weckte, um die Wacht um vier Uhr Morgens zu übernehmen, sagte er:

„Huck, denkst Du, daß wir noch mehr Könige auf dieser Reise treffen werden?"

„Nein, ich glaube kaum!" entgegnete ich.

„Nun, dann ist's gut", sprach er, „ein oder zwei lassen sich schon ertragen, aber damit ist's auch genug. Dieser hier ist mächtig betrunken — und der Herzog nicht viel besser."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Notizen.

Plaudereien und Mehr. Aus der Studienmappe von Julius Duboc. (Hamburg, L. Günther.) Unter obigem Titel veröffentlicht der rühmlichst bekannte Essayist eine Reihe vermischter Aufsätze, die zugleich als dritte Sammlung seiner kleineren Schriften gelten kann, wie solche mit den Bezeichnungen „Gegen den Strom“ und „Reben und Ranken“ vor einigen Jahren in Buchform gebracht worden. Denn auch die nun veröffentlichten Studienblätter sind vorher in periodischen Publicationen, z. B. in der „Gegenwart“, erschienen, wurden aber für den Wiederdruck revidirt und theilweise überarbeitet und dürften in ihrer handlichen und wohlzugänglichen Form all' den Lesern überaus willkommen sein, die den Autor aus seinen früheren Büchern oder doch aus gelegentlicher Kenntnißnahme seiner Beiträge an verschiedene Blätter in gutem Angedenken haben. Die vorliegende Sammlung wendet sich an „Leser, die Unterhaltung suchen, aber keine gedankenlose, und Gedankenberührung, aber keine zu mühevolle“, und einem guten Theil von ihnen wird unter den vierzehn Aufsätzen, die darin enthalten, mehr als einer zusagen durch die reichhaltige Belehrung und Anregung, welche auf jeder Seite zu finden. Nicht zum mindesten interessant sind die Mittheilungen eigener Erlebnisse und Erinnerungen des Verfassers, die er aus seiner Vaterstadt Hamburg und aus seinem Journalistenleben bringt, welches ihn auch mit einer so bedeutsamen Persönlichkeit wie den seiner Zeit in Dresden und Berlin vielbekannten Deutschamerikaner J. J. Sturz in Berührung gebracht. Eine andere hochinteressante Persönlichkeit führt der Verfasser in dem ehemaligen Schauspieldirector G. J. W. Großmann (geb. 1746, gest. 1786) vor, dem er einen der längsten Aufsätze des Buches gewidmet, um demselben „ein Stückchen Unsterblichkeit zu retten, die er allein schon seines jahrelangen, eifervollen Bemühens wegen, Lessing ein Denkmal zu gründen, wohl verdient hat“. Ein weiteres Bild aus längst entschwundenen Tagen bringt der Aufsatz „Jean Paul's letzte Gedichte“, der zugleich als Ergänzung zu des Autors größerem Essay „Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben“ (Reben und Ranken) gelten kann. Ferneres zur Literaturgeschichte findet man in „Moderne Idyllen“, vorwiegend eine Würdigung François Coppée's enthaltend, und in dem eben so liebenswürdig wie verständnißvoll geschriebenen Aufsatz über Paul Heyse's neuere Lyrik. Außer werthvollen Betrachtungen über Todesstrafe, Selbstmord und den Culturkampf, Aufschlüssen über „geistige Strömungen in England“ und über die sogen. Heilsarmee, bringt das Büchlein in dem „adoptirten Großpapa“ eine Probe von der Erzählungskunst des Autors, den man von dieser Seite bisher nicht gekannt, in ihr jedoch eine Beanlagung wahrnimmt, der man wohl eine häufigere Verwendung wünschen möchte. Alles in Allem sind die „Plaudereien“ ein hübsches Buch, dem wir das wohlwollendste Entgegenkommen bei den Freunden gediegener Lectüre wünschen. W. B.

Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Herausgegeben von Prof. Herm. L. Strack. Karlsruhe, H. Reuter. Diese, meist schon früher als Feuilletons in Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze und Schilderungen werden den zahlreichen ehemaligen Schülern und überlebenden Freunden des verstorbenen Max Strack eine liebe und lebensvolle Erinnerung an einen vollen und ganzen Mann und liebenswürdigen Charakter sein. Obgleich zu einem Theile schon oft Geschildertes berührend, heben sie doch in durchweg originaler Weise besondere, bisher im großen Publikum weniger beachtete Seiten in treffend beurtheilender Fassung, hervor, bringen uns aber auch eine Anzahl noch wenig beschriebener Stätten in lebensfrischer Darstellung vor Augen.

v. S.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

Hochverehrter Herr Redacteur!

Auch in der heiligen Schrift kommen Sprüche vor, welche den heidnischen Schriftstellern entlehnt zu sein scheinen. Die Worte des Apostel Paulus (Ephes. V. V. 4), daß Alles, was unehrbar zu thun ist, auch unehrbar zu sagen sei, finden sich wörtlich bei Isocrates (ad Demonicum) und lauten: „Ἀποιεῖν αἰσχρόν, ταῦτα νόμιζε μήδε λέγειν εἶναι καλόν“. „Alles, was unerlaubt zu thun ist, ist auch unerlaubt zu sagen.“

So ist der Horazische Vers (Ars Poet. v. 139):

„Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus,“

ein wörtlicher Spruch, den Tachus, König von Egypten, auf Agesilaus, König von Lakedämon, angewendet hat. Athenäus (Lib. XIV) erzählt, daß Tachus, als er des berühmten und stark gefürchteten Agesilaus, der jedoch sehr klein und sogar lahm gewesen, ansichtig geworden, zu ihm spöttelnd gesagt habe: „Ὄλυνεν ὄρος, Ζεὺς δ' ἐφοβεῖτο, τὸ δ' ἔτεκεν μῦν“ „Es lag ein Berg in Kindesnöthen, Jupiter fürchtete sich davor, und der Berg gebar eine Maus.“ Agesilaus, ganz entrüstet über die sarkastischen Worte, soll ihm erwidert haben: „Du wirst schon einmal erfahren, daß diese Maus ein Löwe ist,“ das er ihm auch bewiesen, indem er anfänglich zwar sein Bundesgenosse war, später aber als Feind gegen ihn auftrat und ihn aus Egypten verjagte. So weit Athenäus.

Nach einer älteren historischen Quelle jedoch, nach der bei Plutarch (in vita Agesilai), soll es nicht Tachus, sondern vielmehr die Egypter gewesen sein, die an das Gestade liefen, um den berühmten Feldherrn, der ihnen zu Hülfe gegen die Perser herbeigeeilt war, zu sehen, bei dem Anblicke aber die Aesopische Fabel von dem kreißenden Berg, der ein Mäuslein geboren, auf ihn spottweise anwendeten.

Die Erzählung bei Plutarch hat weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die bei Athenäus; denn abgesehen davon, daß Plutarch ein viel älterer Geschichtsschreiber als Athenäus ist, so ist es auch nicht gut anzunehmen, daß Tachus gegen einen König und Bundesgenossen, der ihm freundschaftlich zu Hülfe herbeieilt, solche spöttelnde Worte gebraucht haben sollte, während die Erzählung, daß das Volk, das sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, derartige Glossen über den kleinen, hinkenden Agesilaus gemacht habe, schon etwas wahrscheinlicher klingt.

Einen Beweis für diese Auffassung finde ich bei Rabelais in seinem „Pantagruel“ (Liv. III chap. XXIV), wo er über den Spott folgendes Bild gebraucht und sagt: „La mocquerie est telle que la montaigne, laquelle crioit et lamentoit enormement comme femme en travail d'enfant. A son cry et lamentation accourut tout le voisinage, en expectation de voir quelcque admirable et monstrueux enfantement; mais enfin ne nasquit d'elle qu'une petite souris.“ Das ganze Bild scheint der Erzählung des Plutarch, nach welchem das Volk, ganz enttäuscht, dies gesagt habe, entlehnt zu sein. Wie dem aber auch immer sei, so hat Horaz den ihm sicherlich wohlbekannten Spruch entlehnt und mit einer unwesentlichen Veränderung versehen in seine Ars Poetica aufgenommen.

Wohl gibt Büchmann in der verbesserten neuesten Ausgabe seiner „Geflügelten Worte“ die Quelle bei Athenäus an; allein die weit wichtigere bei Plutarch und beziehungsweise bei Rabelais scheint ihm gänzlich entgangen zu sein. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß die Sache bei einer verbesserten Auflage eine Ergänzung fände.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Berlin. Dr. J. Morgenstern.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gespräche

Friedrich's des Großen

mit

H. de Catt und dem Marchese Lucchesini.

Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung

herausgegeben von

Dr. Fritz Bischoff.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3.—
Elegant in Halbleder gebunden: ℳ 5.25.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

In unserem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Am Afrika

von

Wilhelm Joest.

Mit 14 Lichtdrucken u. zahlr. Illustrationen nach Original-Aufnahmen des Verfassers nebst einer Karte in Farbendruck.

Broschirt **Preis 8 Mark.**

In elegantem Leinenband mit künstlerisch ausgeführter Decke.

Preis 10 Mark.

M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.

Soeben erschien:

Nachtrag zu **Othmer's Vademecum** für Literaturfreunde. Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur" aus den Jahren 1878-1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und **Leopold Ost.**

8° VI. 368 Seiten. Preis 8 Mark.

Hannover. Fr. Cruse's Buchhandlung.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ALLGEMEINES STAATSRECHT.

Von

J. C. BLUNTSCHLI.

Sechste Auflage, durchgesehen von E. Loening.

gr. 8°. VIII u. 690 S. M. 10. —

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland

von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Von

Franz Anton Specht.

(Eine von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift.)

gr. 8°. XII und 411 Seiten. M. 8. —

Die Politik der Republik Venedig

während des dreissigjährigen Krieges

von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

II. Band: Die Befreiung des Veltlin und der Mantuaner Erbfolgekrieg.

gr. 8°. VIII und 359 Seiten. M. 6. —

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

3000 Abbildungen im Text.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

In der **Stollbergschen Verlagsbuchhandlung** zu **Gotha** erschien und ist durch jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung des Betrags direct zu beziehen:

Die innere Kolonisation.

Eine Programm-Forderung des „Allgem. Deutschen Bauern-Vereins".

Von Friedrich Wisser.

(Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Bauern-Zeitung".)

Preis:

1 Exemplar 40 Pf., 10 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 20 M.

bei portofreier Zusendung.

Die fortschreitende Polonisirung unserer östlichen Provinzen hat auf's Neue die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der inneren Kolonisation gelenkt, so daß obige Schrift allen Gebildeten willkommen sein dürfte.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstllg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur** bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 18. Juli 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 5 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Gladstone's Sturz und die neue Regierung. Von Karl Blind. — Moderne Bildungsfragen. Von Reinhold Biese. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Kampfeslieder aus Oesterreich. Von H. Goverts. — Deutscher Humor im Bilde. Von Theophil Zolling. — Neue Gedichte von Hermann Lingg. Besprochen von Oskar Bulle. — Bäder und Zeiten. Von Robert Falck. (Schluß.) — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Sommeroper im Krolltheater. Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Gladstone's Sturz und die neue Regierung.

Von Karl Blind.

„Nochmals sei es gesagt: nur ein Waffenstillstand ist eingetreten. Eine entscheidende Aenderung aber mag sich in Englands Regierung in nicht allzu ferner Frist vollziehen."

So hieß es in unserer, am 23. Mai von hier abgegangenen, am 6. Juni in der „Gegenwart" erschienenen Abhandlung über „Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes". Man soll, wie Lord Granville so eben meinte, in der Politik nicht prophezeien wollen. Vielleicht hat er darin einige schlimme Erfahrungen gemacht, wahrscheinlich auch seinen eigenen Sturz nicht vorausgesehen. Indessen hat sich der zweite Theil der obigen Vorhersagung sehr rasch bewahrheitet. Drei Tage nach dem Erscheinen jenes Aufsatzes war Gladstone im Unterhause geschlagen und trat zurück.

Ich fürchte, auch der erste Theil der obigen Bemerkungen wird durch die Thatsachen bald genug erhärtet werden, gleichviel wie sich die Dinge augenblicklich gestaltet haben. Die großen treibenden Kräfte in der Weltgeschichte lassen sich nicht unter das Siegellack eines kleinen diplomatischen Abkommens zusammenpressen.

Was waren die Ursachen von Gladstone's Sturz?

Sein Cabinet war im Innern zerrissen, und zwar nicht blos, wenn auch wesentlich, durch die irische Frage. In Folge dieser Uneinigkeit gestaltete sich eine schon lange im Stillen keimende Unzufriedenheit unter der eigenen Partei zu einer halben Meuterei. Obwohl das Leben des Ministeriums auf dem Spiele stand, und durch den „Einpeitscher" allen Parteimitgliedern eine vierläufige (d. h. viermal unterstrichene) Mahnung auf die Brust gesetzt worden war, blieben etwa 70 Mann aus. Nahezu Alle mit merkwürdigen nachträglichen Entschuldigungen. Daran fehlt es bei solchen Anlässen nie. Es waren die Entschuldigungen der durchsichtigen Posse. Das Trauerspiel des Sturzes hatte sich mittlerweile durch ein Bündniß der Tories mit den Home-Rulern und den Hinzutritt einiger Liberalen vollzogen.

Gladstone gilt als Englands größter Finanzmann. Und über das Budget kam er zu Falle!

Da schien es, als sei ihm sozusagen durch die conservativ-homerulerische Mehrheit und die fahnenflüchtige liberale Gruppe eine doppelte Nase gedreht. In Wahrheit hat er sich die ganze verzweifelte Lage selbst geschaffen.

Mit einer gewaltigen Mehrheit, wie sie noch kaum je dagewesen, war er an die Regierung gelangt. Einer seiner ersten Schritte in auswärtigen Dingen mußte sein: die feierliche Zusage seines Wahlfeldzuges von 1879—80 in Bezug auf den Transwaal-Freistaat zu erfüllen. Er that es nicht. Allen Warnungen zum Trotz ließ er die Sachen fast ein Jahr lang gehen, führte dann unglücklichen Krieg gegen die Erhebung der Bürger der Südafrikanischen Republik, und mußte schließlich zum Rückzug blasen.

Um den übeln Eindruck zu verwischen, stürzte er sich in das ägyptische Abenteuer. Insgeheim, hinter dem Rücken des Parlamentes und selbst einer Anzahl Cabinetsmitglieder, wurde der Ueberfall geplant. John Bright, der zu den Getäuschten gehört hatte, brandmarkte das Verfahren, indem er aus dem Ministerium trat, als einen „Bruch des Völkerrechtes und des Sittengesetzes". John Bright aber ist — neben Gladstone — der bedeutendste liberale Führer des Landes, und zwar von weit älterer Zeit her. Dem Ministerium versetzte dieser Austritt einen schweren moralischen Schlag.

Die In-Brand-Schießung Alexandriens, die Metzelei bei Tel-el-Kebir, war nach Gladstone's halb spöttischer Bemerkung „kein Krieg" gewesen. Aus diesem Nicht-Krieg entspann sich jene Reihe blutiger Verwickelungen im Sudan, in welchen der bald nervös hastig zufahrende, bald von des Gedankens Blässe angekränkelte Staatsmann Fehler auf Fehler häufte. Endlich saßen die Engländer in der afrikanischen Wüstenei hilflos fest.

Konnte ein politisch Denkender unter solchen Umständen etwas Anderes erwarten, als daß Rußland nun die Gelegenheit benutzen würde?

Nach Erduldung von allerlei Russen-Schmach, die dem englischen Volke an's Herz fraß, kam endlich die kriegerische Rede Gladstone's, kam das, zum Zwecke der Abwehr, auf 100,000,000 Pfd. St. heraufgeschraubte Budget. Allgemeine Begeisterung! Selbst daß die Regierung, um der Eiferer-Secte der Nichts-als-Wasser-Trinker gefällig zu sein, nicht blos auf den Whiskey der Iren und Schotten höhere Steuern legte — was sich aus Rücksichten der Volksgesundheit erklären ließ —, sondern auch den Engländern das Bier vertheuerte, ließ man ruhig hingehen. Stumm beugte sich die Opposition, als der Premier zu Ehren des Reiches an den Schild schlug.

Da kam, zu Jedermanns Betroffenheit, Gladstone's zweite Montagsrede. Welch unglaublicher Rückzug! Das Schwert war wieder eingesteckt; jede Demüthigung, die das Zarenthum England geboten, ruhig hingenommen. Das Budget von 100,000,000 Pfd. St. sollte aber als goldenes Denkmal der „großen Retirade" bestehen bleiben.

Da wurden die gebundenen Geister der Zwietracht plötzlich los — und Gladstone fiel.

Er hatte eine der mächtigsten Parteistellungen verspielt.

Digitized by Google

Er sah das Cabinet durch Uneinigkeit zerrüttet, die Massen — die ihm doch um der Stimmrechts-Bill willen Dank wußten und noch die Reform der Londoner Gemeinde-Verfassung von ihm erhofften — über das nutzlose, drückende Budget tief aufgeregt, sich selbst von einer großen Gruppe bisheriger Anhänger verlassen. Nach seiner Gewohnheit warf er nun plötzlich die Flinte ins Korn.

Wie anders wäre Alles geworden, hätte Gladstone nicht durch den Transwaal- und den ägyptischen Krieg die freisinnigen Grundsätze, die er selbst einst gegen Beaconsfield gepredigt, gefälscht, und hätte er nicht überdies den Ehrgeiz Rußlands förmlich groß gezogen!

Rief nicht einst er dem „edelherzigen, menschenfreundlichen Kaiser Alexander II." zum Voraus „Ruhm und Preis!" dafür zu, wenn er mit gewaffneter Hand die Türkei anfalle? Schrieb er nicht als Oppositionsführer: „Wenn etwa Indien durch irgend eine Erdumwälzung ins Meer versänke, so würde sich die angelsächsische Thatkraft schon auf einem anderen bewohnbaren Theil der Erde neue Bahnen brechen?" War nicht seine Freundschaft für Rußland noch als Premier so thurmhoch, daß er sich der Begegnung mit Alexander III. plötzlich, „ohne Hut", bis nach Kopenhagen entgegenstürzte?

Rußlands Einspringen nach Afghanistan war der schöne Dank dafür. Und nach einem kurzen Anlauf der Entrüstung beugte Gladstone dann wieder vor dem Zarenthum das Knie. Das englische Volk aber sollte die theure Zeche zahlen, die er ihm mit seiner ersten Rede angerichtet.

Man hat berechnet, daß die Zahl derer, welche in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni gegen ihn stimmten, nur etwa 850,000, Diejenigen, welche für ihn stimmten, über 1,100,000 Wähler vertraten. Solche Berechnungen helfen nichts. Auch auf dem Schlachtfelde wird oft die Ueberzahl von der Minderzahl geschlagen. Darum ist aber doch die Schlacht von den Einen verloren, von den Andern gewonnen worden.

Wiederum nach seiner Gewohnheit wollte Gladstone — als er den Grafen Salisbury glaubte zweifeln zu sehen, ob er die Regierung ohne bindende Zusage seitens der liberalen Partei übernehmen solle — mit einem Male die Frage seiner eigenen Rückkehr ins Amt von Neuem erwägen. Eben erst die Regierungslast voll Ekel von sich geworfen. Gleich darauf wieder Lust zum Regieren! Er scheint wahrlich nicht bemerkt zu haben, daß der Tory-Führer mit ihm nur das bekannte Maus- und Katzenspiel spielte, und daß die Königin fest entschlossen war, das Entlassungsgesuch um jeden Preis anzunehmen.

Letzteres ist Thatsache. In den leitenden Kreisen des Auslandes wird man bei der Frage, wie man sich jetzt zu England stellen will, gewiß diesem Vorgang besondere Aufmerksamkeit schenken.

Im Uebrigen wäre wegen der Zerrüttung innerhalb des Cabinetes, der Fahnenflucht einer liberalen Unterhaus-Gruppe und der Unzufriedenheit der Massen über das Budget, jeder Versuch, das Gladstone'sche Ministerium von Neuem einzuführen, binnen Kurzem wiederum gescheitert. Die Zustände waren unhaltbar geworden.

So steht denn nun eine Tory-Regierung, zum Theil von Parnell's Gnaden, vor einer in sich gespaltenen, aber doch nominell vorhandenen liberalen Unterhaus-Mehrheit, die, zur Stützung einer liberalen Regierung nicht fest genug, doch einem conservativen Ministerium den Boden entziehen könnte.

Ein unerfreulicher Zustand! Man hat es eine „provisorische Regierung" genannt. Immer noch besser, als ein sog. parteifreies Beamten-Ministerium, das lediglich den Geboten eines Hofes folgt. Denn sind auch die Parlamente oft von Parteien zerrissen, so herrscht an den Höfen bekanntlich das Sippschaftswesen, der Hintertreppen-Einfluß und oft noch weit Schlimmeres.

Hat die Regierung Gladstone's sich selbst das Grab gegraben, so begann die zur Macht gelangende Minderheits-Partei mit einem Schauspiele der inneren Uneinigkeit, über welches viele ihrer Gegner wohl zu früh frohlockten.

„Churchill oder Northcote?" war die Frage. Churchill siegte: er warf das alte Tory-Haupt die Treppe zu den Peers hinauf, gestattete Sir M. Hicks-Beach die vorläufige Uebernahme der Führerschaft im Unterhause, und ließ sich von dem Grafen Salisbury die Verwaltung des indischen Reiches übertragen. So wurde die „alte Bande" — mit Churchill zu reden — in den Hintergrund gedrängt und Platz gemacht für den Vertreter dessen, was man seit einiger Zeit die „Tory-Demokratie" nennt.

Ganz neu ist das Verfahren nicht. Benjamin Disraeli, der ehemalige Radicale, hat es schon eingeleitet, als er die Krautjunker zu allerhand politischen Pfiffen heranerzog, wobei er sie manchmal an den Ohren nahm, um sie zum Lernen der unangenehmen, theilweise ihnen unverständlichen Aufgabe zu zwingen. Sogar ein „Sociales Bündniß" zwischen aristokratischen Tories und Arbeiterführern hatte er schon geplant. Die Sache wurde freilich mehr geheimnißvoll betrieben; und die Goldstücke sollten dabei eine Rolle spielen. Mit einer Guinee in der Woche wollte Disraeli eine Anzahl Gewerkvereins-Führer an die conservative Partei fesseln. Doch das Plänchen wurde ruchbar und mißlang.

Sir Stafford Northcote, seit vielen Jahren der Führer der Tory-Partei im Unterhause, gegen welchen der Bruder des Herzogs von Marlborough so heftig anging, ist keineswegs etwa ein Alt-Conservativer vom Krautjunker-Schlage. Er steht vielmehr den Liberalen von der Whig-Gruppe viel näher, als den Erz-Tories, ist auch entschieden für den Freihandel. Was ihn von Lord Randolph Churchill unterscheidet, ist: daß er in anständigen Formen innerhalb der parlamentarischen Grenzlinien zu wirken sucht, während der jüngere Mann, der sich mit Disraeli's einstigem Mantel schmückt, catilinarische Handgriffe anwendet, demagogisch zu wirken sucht.

Mancher glaubt wohl: es treffe da die alte und die neue Zeit feindlich aufeinander. Die Geschichte lehrt jedoch seit den Tagen der griechischen Republiken und des Römerstaates, daß das Alles schon dagewesen. Auch die alt-französischen Könige haben sich darauf verstanden. Seit Lassalle dem „auf den Knauf des Schwertes gestützten Königthum" rieth, „das Volk auf die Bühne zu rufen", um das liberale Bürgenthum zu schlagen, ist es wieder Modesache geworden, mit solchen Kunstmitteln zu hantiren.

Der Tory-Demokrat Churchill hat übrigens selbst mancherlei Wandelungen durchgemacht. Er hat die Volksmassen als „Abschaum", „Hefe" u. s. w. beschimpft, ihnen die Erweiterung des Stimmrechts vorenthalten wollen, und sich dann wieder auf Schmeicheleien verlegt. Er ist gegen die reichsfeindliche Iren-Partei scharf losgegangen, dann mit ihren Führern in den vertrautesten Verkehr eingetreten, und hat schließlich das Fallenlassen der Zwangsbill für sie erwirkt. In der egyptischen Frage hat er noch die vernünftigste Stellung eingenommen. Er wollte Arabi geschützt, Egypten parlamentarisch reformirt, mit der Pforte aber, als der oberherrlichen Macht, ein gutes Verhältniß hergestellt wissen. Arabi hat ihm, wie mir bekannt, deshalb aus seinem Verbannungsorte in Ceylon einen warmen Gruß zugehen lassen.

Von Indien vor Kurzem nach London zurückgekehrt, sprach sich Churchill, der den baldigen Sturz Gladstone's nicht ahnen mochte, in abfälligster Weise über die Reichstreue der großen Masse der Inder aus. Nun regiert er, der noch nie irgendwelche Verwaltungserfahrung gehabt, ein Reich von 250,000,000 Menschen.

Andere Ernennungen im Tory-Cabinet haben ebenfalls Erstaunen erregt. Seit langer Zeit zum ersten Male wieder wurde der oberste Posten im Schatzamte einem Peer, dem zum Earl of Iddesleigh umgeschaffenen Sir Stafford Northcote, übertragen. Der Premier-Minister Salisbury ist zugleich Minister des Auswärtigen. Da Herr W. H. Smith ehemals See-Minister war, so mußte er natürlich jetzt zum Kriegs-Minister werden, wo er Alles zu lernen hat. Nach demselben Grundsatze der ewigen Unangemessenheit aller Dinge ernannte man den früheren tüchtigen Kriegsminister, den Obersten Stanley, zum Minister für die Ansiedelungen. Letztere Ernennung enthält eigentlich eine Ironie. Stanley ist der conservative Bruder des zu den Liberalen übergegangenen bisherigen Ministers für die Ansiedelungen, Lord Derby. „Etsch!" ist die Bedeutung dieser Ernennung. In der Politik sollte man sich keine solche Scherze erlauben.

Digitized by Google

Graf Salisbury ist nicht volksbeliebt. Seine Härte als Londoner Grundeigenthümer hat ihm Gegnerschaften zugezogen. Fähigkeit besitzt er unzweifelhaft ebensowohl wie Churchill. Die Beiden sind gewiß die bedeutendsten Männer des neuen Cabinetes. In der orientalischen und in der mittel-asiatischen Frage hat Salisbury freilich nach einander die entgegengesetztesten Standpunkte eingenommen. Früher sah er keine Gefahr für England. Nachträglich warf er sich auf die Seite der entschlossensten Widersacher Rußlands, dessen Regierung er mit „Schwindlern und Bankerotteuren" verglich.

Es scheint eben in neuester Zeit auch wieder, wie vor Jahrhunderten, Mode werden zu sollen, daß man in der Haltung gegenüber anderen Mächten so plötzlich den Standpunkt wechselt. Ob man dadurch geeignet wird, dauernde Bündnisse zu schließen oder geschlossene zu erhalten, mag sich Jeder, den es betrifft, selbst fragen. „Allzu gerieben" taugt, wie im Privatverkehr, so auch in der Staatskunst nicht, denn da spielen immer Einige mit, die sich den Anderen besehen.

Reaction im festländischen Sinne kann eine Tory-Regierung nicht machen, weil sie eben kein höfisches Beamten-Ministerium ist. Ein solcher gewaltsamer Umschlag von einem Tag auf den anderen ist im parlamentarisch regierten England nicht möglich. Der Fortschritt im Innern kann nur aufgehalten, nicht rückgängig gemacht werden. Das begreifen hier selbst die äußersten Conservativen. Es ist schlimm genug, daß der Fortschritt aufgehalten wird. Zu danken hat man es der nicht-freisinnigen auswärtigen Politik Gladstone's, die einem Abfalle von seiner eigenen Losung im Wahlfeldzuge von 1879—80 gleichkam, und deren endliche Folgen seine Regierung über den Haufen warfen.

Da zu den drei Millionen Wählern jetzt zwei weitere Millionen hinzugekommen sind, so thut England, bei den kommenden Neuwahlen, abermals einen „Sprung ins Dunkle". Nicht bloß wird die Wählerschaft jedoch bedeutend vermehrt. Auch die Wahlkreise werden in den Städten vielfach geändert; das heißt, nach dem Grundsatze der Bezirksabstimmung zugeschnitten. Auf dem Lande kommt somit ein neues, politisch noch unerfahrenes Element plötzlich stimmberechtigt an die Oberfläche. In den Städten wird mehr Raum geschaffen für unbekannte Ortsgrößen, gewissermaßen für Bezirksvereins-Männer. Bereits kommt in der That in vielen Städten ein kaum geahnter Ehrgeiz von Leuten bisher nur örtlich bekannten Namens zu Tage.

Während Frankreich, nachdem es den Abdruck des Gambetta'schen Cäsarenthums von sich geworfen, zur Listen-Abstimmung zurückgekehrt ist, wendet sich England somit theilweise zu der entgegengesetzten Einrichtung der Bezirksabstimmung. In einer Hinsicht werden die drüben wie hüben bald stattfindenden Wahlen jedoch wahrscheinlich eine ähnliche Folge haben. Es werden mehr Abgeordnete von scharfer demokratischer oder radicaler und von ebenso scharfer gegnerischer Ausprägung gewählt werden, als bisher. Das ist wohl Alles, was man für England zur Stunde sagen kann.

Seinen Freunden Muth zu machen, ist selbstverständlich Lord Salisbury's Bestreben. Auch Lord Beaconsfield that es hochgemuth im Jahre 1879 beim Bankett des Lord-Mayors, indem er eine weitere Rede von sich, an derselben Stelle, auf das folgende Jahr ankündigte. Allein „1880" sah ihn nicht mehr auf dem Stuhle an der Seite des Bürgermeisters der Londoner Altstadt.

Viel mag von der Haltung abhängen, welche das neue Ministerium in auswärtigen Dingen einnehmen wird. Das Land begehrt darin nach einer festeren, verständigeren Führung. Wird die Regierung Salisbury's mit der Türkei und mit Persien ein Bündniß schließen; in Egypten, unter Anerkennung des ottomanischen Reiches, geordnete Zustände schaffen; mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn gute Freundschaft halten; und sich dadurch freie Hand gegenüber Rußland sichern?

Graf Salisbury ist jetzt zugleich Premier und Minister des Auswärtigen. Der Verkehr mit England ist somit beschleunigt. Ein Premier kann sich nicht mehr hinter die Ausflucht verstecken: er habe mit dem Leiter des Auswärtigen Amtes nicht über jeden Punkt berathen können, während der Minister des Auswärtigen die diplomatischen Schriftstücke unerledigt auf beliebige Zeit hinaus in den Schubfächern liegen läßt. An der Stellung zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn einer- und gegenüber Rußland andererseits wird man erkennen, ob die neue Regierung die in der Opposition verfochtene Politik jetzt durchführen will.

Davon wird unendlich viel abhängen. Darauf aber haben wir zu warten.

Moderne Bildungsfragen.

Von Reinhold Biese.

Die Lebensmächte unserer Zeit machen es unabweislich, daß der Abschluß der wissenschaftlichen Vorbildung mehr und mehr auf dem Boden der unserer *modernen* Cultur eigenthümlichen geistigen Errungenschaften gesucht werde. Die sogenannte *formale* Bildung ist für die Anforderungen der Gegenwart völlig unzureichend geworden. Unsere Zeit erfordert nicht scholastisch in leerer Gelehrsamkeit geschulte Köpfe; es gilt nicht mehr wie einstmals die Welt der Erscheinungen nach vorgefaßten Ideen zu construiren; die dialektischen Kunststücke synthetischer Formelphilosophie verfangen nicht mehr. Die Erfahrungswissenschaften stellen neue Anforderungen an die geistige Vorbildung. Neue Problemstellungen verlangen neue Geisteswaffen. Heute herrscht und entscheidet aber das Bedürfniß nach praktischer Wissenschaft. Diesem Wandel der Zeiten kann sich auch die Schule nicht entziehen. Mag sie wollen oder nicht, sie *muß* den Grundanschauungen des modernen Lebens, vor Allem den eminent praktischen Bedürfnissen desselben Rechnung tragen. Dies soll jedoch nicht heißen, daß sie das Nützlichkeitsprincip zu ihrer Devise machen müsse. Im Gegentheil, wir sind der Ansicht, daß sie dem Geiste materieller Gesinnung schon viel zu sehr entgegengekommen ist, indem sie sich in eine Reihe propädeutischer Fachschulen gespalten hat. Mehr als bisher, meinen wir, müssen vor Allem die höheren Schulen sich dessen bewußt werden, daß sie in erster Linie für das *Leben*, dann erst für die speciellen Berufsarten vorzubereiten haben. Ueber die mehr und mehr um sich greifende Arbeitstheilung darf der Ausblick auf das Ganze der Lebensziele und Culturaufgaben nicht verloren gehen, dürfen die Grundlagen einer der Zeit gemäßen allgemein humanen und staatsbürgerlichen Ausbildung nicht vernachlässigt werden. Darüber gerade hat die Schule zu wachen. Unsere Zeit verlangt Männer, die „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde" stehen und die Welt der Thatsachen empirisch zu würdigen wissen, ohne den Sinn für die durch Kunst und Schönheit verklärten idealen Güter des Lebens verloren zu haben. Den praktischen Grundanschauungen der Zeit gemäß muß die Schule die *concreten* Verhältnisse des Natur- und Menschenlebens dem Schüler zu klarem und lebendigem Verständniß bringen. Weil aber die allgemein menschlichen Zustände und Anschauungen in den socialen Lebensverhältnissen des Alterthums, und diese wiederum in den Literaturwerken der alten Griechen und Römer am einfachsten sich darstellen und in durchsichtiger, wahrhaft classischer Form sich abspiegeln, deswegen, und *nur* aus diesem Grunde, wird das Studium der alten Sprachen auch ferner als allgemeine Basis wissenschaftlicher Bildung festzuhalten sein. Unsere Zeit erfordert indeß, daß diese Sprachen fortan in der Schule eine Behandlung finden, die in erster Linie der Bedeutung der altclassischen Literaturwerke als historischer Quellen resp. als Kunstwerken gerecht wird. Das Einfach-Concrete der realen Verhältnisse, die stille Einfalt und Großheit der idealen Welt macht die Cultur des Alterthums zu einem Erziehungsmittel ersten Ranges. Dem gegenüber haben für die heutigen Bildungsbedürfnisse die formalen Bildungszwecke, um deren willen man vor Allem die alten Sprachen meinte bevorzugen zu müssen, in den Hintergrund zu treten. Heute muß ein *historisches Verständniß* derselben genügen. Gilt es ja doch vor Allem, dem jungen Geiste einen rechten und lebendigen Inhalt zu geben. Die *Denkformen*

Digitized by Google

haben, wie wir jetzt wissen, ihr Regulativ nur in der Sache. Das Denkobject ist das Vehikel des Geistes, die Form ist gleichsam nur das zurückbleibende Geleise. Rem tene, verba sequentur! Die Sache stets vor der Form und die Form nie ohne die Sache! das muß für die heutige Schule Grundsatz werden. Dieser Grundsatz muß besonders die Methode das Sprachunterrichts leiten und umgestalten. Denn wenn auch nächst der Mathematik und Logik ganz besonders der Sprachunterricht formal bildende Kraft hat, insofern er zur Klärung der Begriffe und Entwicklung folgerichtigen Denkens beiträgt, wodurch er in Wahrheit angewandte, praktische Logik ist, so findet die centrale Stellung, welche in unserem Lehrsystem der Unterricht in mehreren fremden Sprachen einnimmt, ihre wahre Berechtigung nicht in deren formalen Bildungselementen, die in allen Culturſprachen wesentlich die gleichen sind, sondern in ihren materialen Bildungsfermenten, d. h. darin, daß sie uns die culturellen Lebensverhältnisse der bedeutendsten Culturvölker wiederspiegeln und als die Schlüssel zu den Geistesschätzen derselben das wirksamste Mittel zur inhaltlichen Bereicherung und Veredlung des Denkens sind. Diese Seite des Sprachunterrichts tritt aber thatsächlich und geradezu mit voller Absicht allzu sehr in den Hintergrund zu Liebe der vorwaltenden grammatisch-formalen Methode, welche die Grammatik nicht als Hülfswissenschaft für das Verständniß der Schriftwerke, sondern formaler Bildungszwecke wegen als selbstständige Wissenschaft betreibt. Der Begriff „formale Bildung" hat sich zu einer fixen Idee verdichtet, von der man nicht wieder loskommen kann und mag, denn seine Werthüberschätzung hat anderseits dahin geführt, daß er zum Deckmantel eines geistlosen, aber bequemen Mechanismus geworden ist, in welchem in der That Grammatik und Mathematik oft allein über das Schicksal des Schülers entscheiden. Die grammatisch-formale Methode hat ja an sich zweifellos ihre Vorzüge, sie gestattet, den Schüler in wahrhaft intensiver, Geist und Willen bildender Weise zu beschäftigen, und unseren Schülern angemessene Beschäftigung und Uebung des Geistes zu geben, ist gewiß nicht die kleinste Aufgabe des erziehenden Unterrichts. Wir haben auch nichts dagegen, daß der Schüler in einer Sprache nach dieser Methode in Zucht und Schule genommen werde. Auf alle in der Schule zu erlernenden Sprachen in gleicher Weise angewandt, erscheint uns aber heute jene Methode entschieden vom Uebel. Dazu fehlt es uns jetzt einerseits an Zeit; den Luxus unfruchtbarer Gelehrsamkeit können wir uns nicht mehr leisten, und dieser Luxus erscheint geradezu unverantwortlich, wo sich jetzt fruchtbarere Aufgaben der Schule stellen lassen, die eben den gebieterischen Forderniſſen der Zeit angepaßt sind. Anderseits stellt jene auf alle Sprachen gleichmäßig angewandte Methode bei der wachsenden Zahl der sonst zu bewältigenden Aufgaben zu große Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler und führt daher vielfach überhaupt nicht mehr oder doch eben nicht auf die naturgemäßeste, d. h. leichteste, Weise zum Ziel.

Neuerdings mehren sich nun in überaus erfreulicher Weise die Stimmen Derer, welche die Methode des Sprachunterrichts nach den Normen wissenschaftlicher Psychologie in naturgemäßer Weise gestalten wollen. Hoffentlich werden diese Bestrebungen endlich auch von Oben mehr Begünstigung erfahren als bisher. Wohin die Unnatur der receptartig verfahrenden grammatistischen Methode uns geführt hat, wie sie die sprachschöpferische Geisteskraft und das Gedächtniß im Schüler systematisch lähmt und im Wuste starrer Regeln ertödtet, das können uns Schulbücher zeigen, wie die Stilistiken von Haacke und Menge. Da hat man „die Theile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Ja, der methodisch-wissenschaftliche Geist unserer Zeit hat es vielfach sogar fertig gebracht, die sonst jedem eingeborene Freude am eigenen Gesange im Schüler möglichst früh zu ersticken, indem man systematischer Behandlung zu Liebe Knaben und Mädchen mit Harmonielehre quält und darüber die Zeit verliert zur Einübung der einfachsten Volkslieder. Sollte von diesem Verfahren nicht ein Schlaglicht auf die Methode des Sprachunterrichts fallen? Ist Sprechen und Singen so gar verschieden? Sollten nicht vielleicht Grammatik und Stilistik Schuld daran sein, daß der Unterricht in den fremden Sprachen es so wenig zum Sprechen bringt und daß thatsächlich dem Schüler die Freude an den Classikern auf der Schule vergällt wird und unwiederbringich verloren geht? Die übliche grammatische Lehrmethode stellt schon das Kind anstatt auf die natürlichen Stützen seiner gesunden Sinne und frischen Gedächtnißkräfte auf überaus hölzerne Krücken und nimmt ihm damit den Muth und den Willen zu freier Geistesbewegung. Wie die Muttersprache, so werde auch die fremde Sprache zunächst durch das Ohr zum Verständniß und zur Aneignung gebracht. Ob die sogenannten todten oder lebenden Sprachen erlernt werden, darf für die Methode keinen Unterschied machen. Im Processe des Erlernens wird auch die todte Sprache zur lebenden, denn Sprache ist stets seelenvoll belebter Klang, Bewegungsform und Lebensäußerung der Psyche.

Schriftliche Uebersetzungen in die fremde Sprache mögen daher fortan nur in einer Sprache geübt werden, am Gymnasium im Lateinischen, an der Realschule im Französischen. In den übrigen Sprachen begnüge man sich mit Memorir- und mündlichen Retrovertier- und Variationsübungen. Fragen über den Inhalt des Gelesenen, deren Beantwortung in der fremden Sprache in ganzen Sätzen zu erfolgen hat, führen, wenn so von der Unterstufe an immer nur lebendiges Sprachmaterial aufgenommen wird, zu immer freierer Ausdrucksfähigkeit in der fremden Sprache und demnach zu immer reicher entwickeltem Verständniß derselben. Will man einwenden, daß so keine Sicherheit in den Formen zu gewinnen sei, so erwidern wir, daß die eigentliche Einübung derselben auch nach der jetzt üblichen Methode nur mündlich erfolgt (man nennt es einpauken) und daß die Extemporalien in dieser Hinsicht auch nur Beweismittel für die Aneignung sind. Diese Beweise lassen sich auch mündlich fordern. Will man aber in einer schriftlichen Arbeit mit einem Schlage ein Bild von dem Wissensstande der Classe haben, so lasse man in entsprechenden Zeiträumen ein noch nicht durchgenommenes fremdsprachliches Lesestück schriftlich ins Deutsche übertragen. In dieser Uebung hat man dann wiederum den jetzt durch den geforderten Anschluß der Extemporalien an die Lectüre schwankend gewordenen Maßstab für extemporirte Leistungen, und zudem entscheidet dann wirklich die eigentliche Frage nach Erreichung des Zieles, während ja das Extemporale nur als ein Mittel zum Zweck einer Vertiefung der Lectüre gelten soll. Wenn sich der Sprachunterricht so auf bloßes Verständniß beschränkte, so würde er nach den oben bezeichneten Richtungen hin weit reichere Frucht bringen als bisher und überdies würde die hier gewonnene Arbeitsersparniß den Ansprüchen auf anderen Wissensgebieten zu Gute kommen. Auch für die Geistesentwicklung ist jede mögliche Arbeitsersparniß ein positiver Gewinn und so sind die vitalen Fragen des Unterrichts vor Allem Fragen nach der besten Lehrmethode.

Schon in dem Vorwort zu unserer Wissenschaftlichen Propädeutik (1882) haben wir darauf hingewiesen, wie die Ueberschätzung des gedächtnißmäßigen Wissens eine bedenkliche Höhe erreicht habe, da sie auf den Unterricht corrumpirend zurückwirke. Als Gegenmittel empfahlen wir die genetische Lehr-Methode, welcher der Lehrstoff nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel ist zur geistigen Schulung, zur Ordnung der Begriffe und Schärfung der Urtheilskraft, zur Erweiterung der ursächlichen Erkenntniß, somit ein Mittel zur Entlastung des Gehirns von der Masse des todten Stoffes. Gebildet sein heißt nicht ein Wissen von Diesem oder Jenem oder Allem; gebildet sein heißt Personen und Dingen gewachsen sein durch eine an reichen Wissensstoffen entwickelte Fähigkeit richtigen Urtheils; gebildet sein heißt erfüllt sein von den Ideen, welche je und je die Welt durchleuchtet und verklärt und die vor Allem noch für die Gegenwart Bedeutung, weil appercipirende Kraft haben; gebildet sein ist die Versöhnung mit der Wirklichkeit, welche die vernünftige Einsicht Denen gewährt, an die einmal die innere Anforderung ergangen ist, zu begreifen, kurz, Bildung ist die Harmonie von wahrem Erkennen, edlem Wollen und freiem Können. Alles Wissen in ein Wollen und Können, alles Lernen in ein Erkennen umzu-

Digitized by Google

wandeln, muß als die Aufgabe der Schule gelten. Will sie der ihr anvertrauten Jugend wahre Bildung geben, so muß sie dieselbe wirklich auf die Höhe der Zeit führen, mit dem Geiste der Gegenwart erfüllen und für Arbeiten reif machen, deren Ziele vor uns liegen. Die in der Vergangenheit wurzelnden Triebkräfte unserer Bildung und Cultur können aber in ihren wesentlichen Elementen zum Verständniß und zur Aneignung gebracht werden, auch ohne daß man die Jugend den mühevollen Weg, den die Menschheit in langsamer Culturentwicklung zurückgelegt hat, ängstlich nachspringen läßt. Abkürzung des Weges muß mit größerem Zielbewußtsein als bisher die Losung werden. Schon bei anderer Gelegenheit haben wir hervorgehoben, daß Resultate, die bereits gewonnen sind, nicht in jedem Kopfe neu gefunden, sondern nur begriffen, festgehalten und als Stufen benutzt werden sollen zur Erreichung höherer Ziele. „Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefund'nes fröhlich erkannt und geschätzt, nennst Du Das weniger Dein?" Wie im organischen Leben, so können auch im geistigen Entwicklungsproceß des Einzelnen, sowie der Menschheit die Mittelglieder verloren gehen, ohne daß die Continuität des Verständnisses und der Bildung darunter leidet. Allgemeine und gelehrte Bildung unterscheiden sich eben dadurch, daß diese möglichst alle Mittelglieder des geschichtlichen Processes zu erforschen und festzuhalten sucht, während sich jene mit der allgemeinen Erkenntniß des constanten Entwicklungsfortschrittes und des für die Gegenwart dauernd Bedeutsamen begnügt. Hier sind es vor Allem die Höhen, welche reizen, dort die Stufen, auf denen sich die Specialforschung festbaut.

Literatur und Kunst.

Deutsche Kampfeslieder aus Oesterreich.

Von H. Goverts.

Die jetzigen Zustände und herrschenden Richtungen in Oesterreich erscheinen, wie bekannt, in mehr als einer Beziehung verhängnißvoll. Die Begünstigung des Slaventhums und das Zurückdrängen des Deutschthums bilden die Achsen, um welche diese ganze politische Bewegung treibt. Eine Regierung, welche vor Alters rein auf deutschem Grunde sich auferbaut hatte, die seit Jahrhunderten ganz auf deutschem Wesen — wenigstens äußerlich betrachtet — ruhte, wechselt plötzlich mit einem Ministerwechsel die Haltung und tritt dem deutschen Volksthum fast durchweg unfreundlich, ja feindlich entgegen. Ich will nicht fragen, inwiefern diese neueste Haltung doch geschichtlich seit langer Zeit schon vorbereitet war, ich will nicht fragen, wo der innerste Quell ihres Ursprungs und ihrer Entwickelung zu suchen ist und will auch nicht fragen, welches ihre letzten Zwecke und noch unausgesprochenen Ziele sind. Denn hierüber könnte man sehr lange Gedankenreihen spinnen und dicke Bücher schreiben, — ohne daß man dadurch vielleicht unmittelbar wesentlich klüger würde. Ich hebe nur die eine große und traurige Thatsache hervor: das Deutschthum in Oesterreich ist in Bedrängniß, im ganzen weiten Reiche diesseits und jenseits der Leitha mit kaum irgend welchen geringen Ausnahmen. Und wo eine solche stattfindet, wie z. B. in Südtyrol, beruht sie nicht auf Liebe zum deutschen Wesen, sondern auf berechnender Politik, hier also auf der Politik der Abwehr gegen die Einwirkung des einheitlichen Italiens. Sollte man da nicht auf den Gedanken kommen, daß, wie dort das Deutschthum gegen die natürliche Anziehungskraft Italiens, so hier das Slaventhum gegen die natürliche Anziehungskraft des deutschen Reiches ausgespielt wird? Möglich; aber das hieße einen gewaltigen Gluthbrand entzünden, um ein wohlthätiges Feuer zu vertilgen. Mit den blinden Leidenschaften des Slavenwahnes sollte man nicht spielen! Das Spiel könnte leicht Haus und Staat und Reich und Thron verschlingen. Doch ich wollte davon ja nicht reden. Ich bleibe bei jener schmerzlichen Thatsache, die aber auch schon manche gute Folge gehabt hat, stehen. Sie hat begonnen, die Deutschen in Oesterreich aufzurütteln und zum Bewußtsein ihrer Nationalität zu bringen. Ganze weite Kreise sind ergriffen und kräftige, begeisterungsvolle Worte sind zu uns herübergedrungen. Versicherungen der treuesten Brüderlichkeit von hüben und drüben sind gewechselt, der Schulverein hat ein unmittelbareres Band angeknüpft und manches Andere, manches recht Erfreuliche ist noch geschehen. Indessen, man möchte kaum glauben, daß von dieser deutschnationalen Strömung wirklich die breiten Volksmassen ergriffen werden könnten, denn diese sind fast ganz ausschließlich in den Händen der clericalen Führer. So ist das deutsche Volk in Oesterreich leider gespalten in die große clericale Hauptmasse und den kleineren nationalen Theil. Letzterer hat natürlich im Wesentlichen eine freiheitliche Richtung. Was aber diese Spaltung bedeutet, sehen wir an unseren eigenen Verhältnissen im Reiche, und aus dieser Erfahrung wird man keine großen Hoffnungen auf die Bewältigung des Clericalismus in Oesterreich schöpfen dürfen. Die römische Geistlichkeit ist überall, „soweit die deutsche Zunge klingt", grundsätzlich römisch, nicht deutsch gesinnt und daher antinational und demgemäß auch freiheitsfeindlich. Sie wird daher Alles daran setzen, um den Aufschwung des deutschen Bewußtseins in den österreichischen Landen zu verhindern und einzuschränken. Der Kampf, in dem hier also das Deutschthum sich befindet, ist ein zweifacher: gegen slavischen Hochmuth und tschechische Herrschsucht und gegen die ganze clericale Macht. Ein gewaltiger, großer und schwerer Kampf!

Diese Lage bringt ein soeben in Leipzig (Otto Wigand) erschienener kleiner Band Gedichte zum vollen Ausdruck, dessen Titel sogleich auch den kriegerischen Zustand ausdrückt: „Wehr und Waffen. Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich von Adolf Hagen und Erich Fels." Beide Dichter treten hier nicht zum ersten Male auf. Gemeinsam haben sie schon die „Rufe aus dem deutschen Osten" (Leipzig, Otto Wigand) herausgegeben und Adolf Hagen für sich allein schon zwei besondere Bändchen „Sagen und Singen nach Volkes Weise" (Ebenda) und „Aus der deutschen Ostmark" (Zürich, C. Schmidt). Dem Bunde beider Männer ganz nahe steht Armin Stark, der vor Kurzem ein Heft „Zu Schutz und Trutz" (Ebenda) erscheinen ließ. In allen diesen Dichtungen weht derselbe frische, kühn und mannhaft sich erhebende Geist, der, wenn irgend Etwas Muth und Hoffnung geben kann, Muth und Hoffnung geben muß. Dem nationalen Bewußtsein, das unter dem Ansturm feindlicher Verhältnisse in so arge Bedrängniß gerathen, ist hier mit wahrhaft dichterischem Feuer in glühender Vaterlandsliebe und begeisterungsvollem Schwunge ein volltönender, herrlicher Ausdruck gegeben.

„Wehr und Waffen gilt's zu schmieden,
Wehr und Waffen uns zu Schutz;
Und dem deutschen Volk zu Nutz
Wollen wir die Schwerter führen:
Lied der Liebe sei gemieden,
Bis dem Volk wird Sieg und Frieden!"

So lautet die Schlußstrophe des einleitenden Gedichtes. Die Sammlung selbst zerfällt dann in drei Haupttheile: „Der Ostmark Schutz — den Feinden Trutz — dem Volk zu Nutz", denen sich noch eine ergänzende Abtheilung „Zeitlieder" anschließt. Der erste Abschnitt „Der Ostmark Schutz" enthält die „wehrhaften Lieder und Sonette", welche das hauptsächlichste Interesse in Anspruch nehmen.

„Das deutsche Lied sei unser Schwert
Und unser Schild zugleich,
Längst hat es seine Macht bewährt
Im alten Oesterreich.
Und drängt der Feind auch noch so wild,
Wir wehren ihm mit diesem Schild
Im deutschen Oesterreich."

Digitized by Google

Dieser drängende Feind sind die nichtdeutschen Stämme und die Clericalen. Zum Kampfe gegen diese wird das deutsche Volk in dem schönen alten Oesterreich aufgerufen:

„Es will sich nimmer knechten lassen
Von Denen, die es ewig hassen.
Trotz Slaven und trotz Finsterlingen
Wird es nach Licht und Freiheit ringen."

Aber der Kampf ist gewaltig, denn

„Oesterreich rollt unaufhaltsam
Auf des Deutschenhasses Bahnen."

Je gewaltiger aber der Ansturm der grimmen Feinde, je ärger und schlimmer Druck und Bedrängniß werden, um so mehr müssen auch die Kräfte wachsen:

„Sie mögen kühn und kühner sich nur brüsten,
Sie mögen recht den deutschen Stamm bedrücken,
Sie mögen ihn mit List und Trug berücken,
Um so gewaltiger wird er zum Kampfe rüsten."

Nach allen Seiten wenden sich die „wehrhaften Lieder". Ueberall suchen sie wachzurufen und zurückzuweisen, anzuregen und zu beleben. Die Stadt Wien gemahnen strafend die Dichter, daß sie den Fremden zu Dienst und Gefallen sei, und rufen sie auf, sich zu ermannen:

„Deutsch waren Deine Ahnen, deutsch auch bleib',
Und laß im Reiche Deine Stimme schallen,
Daß deutsche Sprache, deutsches Recht nicht fallen:
Aus Deinem Haus die frechen Freier treib'.

Hab' doch den Muth, zu sagen kräftig: Nein!
Zum Fremden, der, wenn Du ihn weisest nicht,
In Deinem Hause bald der Herr wird sein."

Dann wieder verwahren sie sich mit Ernst dagegen, daß die tschechische Sprache, wie das leider so oft selbst von Deutschen geschieht, die böhmische genannt wird, als ob in Böhmen, dem alten deutschen Kurfürstenlande, keine Deutschen wohnten:

„Der Böhmerslaven Sprache böhmisch nennen,
Heißt deutsches Volk in Böhmen Dich verhöhnen,
Als wollte man des deutschen Volkes Söhnen
Das eigne Land zu eigen nicht erkennen."

Und so streiten die Dichter mannhaft und tapfer für deutsches Wesen und deutsche Sprache. Aber auch an reinen Ausklängen ihrer treuen nationalen Gesinnung fehlt es nicht. In einem schönen Sonette „an die Steiermark" drückt sich volles Vertrauen und sichere Ruhe aus, die zwischen all' dem Kampfesgebraus besonders wohl thun.

„Ein Sturmwall bist Du in dem deutschen Süden,
Mein deutsches Steier, allezeit gewesen,
Die Feinde abzuwehren auserlesen
Hast Du bewähret Dich in Krieg und Frieden.

„Und auch vom Streit, der jetzt noch unentschieden,
Vom Kampf um deutsche Sitte, deutsches Wesen
Wirst kräftiger und deutscher Du genesen,
Abweisend Fremdes, das Du stets gemieden.

„Auf Deinen Alpen schallen deutsche Lieder,
In Deinen Thälern deutsche Sitte waltet
Bei einem Volke deutsch und treu und bieder.

„Und dieses Volks Begeist'rung nicht erkaltet,
Zu streiten für das deutsche Vaterland,
Dem alle Herzen bleiben zugewandt."

Wie die Dichter dies „deutsche Vaterland" auffassen und verstehen, sprechen sie in einem frisch muthigen „Frühlingsliede" aus:

„Es strahlt die hohe Alpenflur
Und ferne Gletscher glühen,
Ihr sehet ringsum die Natur
In heller Pracht erblühen:
Und Frühlingsfreude, Maienluft
Zieht ein in jede deutsche Brust.

„Hinaus, hinaus in's weite Feld,
Die Freiheit zu genießen,
Sie winkt, wenn unterm Himmelszelt
Den Bruderbund wir schließen,
Sie naht, wenn alles deutsche Land
Umschlingt der deutschen Einheit Band."

Diese Ziele, diese Hoffnungen werden als ein dichterischer Erguß angesehen werden müssen, denn irgend ein Gedanke, der thatsächlich und wirklich den Anschluß der deutschösterreichischen Länder an das deutsche Reich und damit das Ende der österreichischen Monarchie in's Auge faßte, findet sich in den Dichtungen durchaus nicht. Kein Mensch wüßte wohl auch zu sagen, was aus den übrigen verschiedenen Ländern werden sollte, wenn sie alle nicht mehr die Krone der Habsburger zusammen hält. Jener Gedanke ist also lediglich der dichterische Ausdruck der lebendig empfundenen eigenen Nationalität der Dichter. Indessen sind die Letzteren doch keineswegs in Zweifel, daß schon der bloße dichterische Gedanke der herrschenden Richtung höchst anstößig ist; sie sehen also schon eine Unterdrückung ihrer Lieder voraus. Aber auch Das macht sie nicht irre oder bang:

„Ihr meine kleinen muth'gen Lieder,
Bald hallen auch die Berge wieder,
Ihr schwingt euch über's Land hinaus
Durch alles Sturm- und Kampfgebraus.

Es werden euch des Volkssang's Flügel
Hin über Thäler, über Hügel
Forttragen, und — trotz Kampf und Noth —
Euch hemmet keines Feind's Verbot!"

Das wird jeder redliche Deutsche diesen vortrefflichen Dichtungen die ein mächtiges Nationalgefühl in gedankenreicher und formvollendeter Gestalt zum Ausdruck bringen, von ganzem Herzen wünschen. Wie aber sollen und können wir uns im Reiche nicht bloß zu den Dichtungen gleichsam literarisch, sondern zur ganzen großen Frage politisch stellen? Die Dichter wenden sich in einem besonderen Liede „an die Deutschen im Reiche" und rufen aus der Tiefe ihrer Bedrängniß nach Hülfe. Wir sollen ihnen die Bruderhand reichen und sie schützen vor der Uebermacht der Slaven, die sie ohne unsern Beistand zu Boden drücken, sie aus den alten echten „Herren" in Oesterreich zu „Slavenknechten" machen müßte. „Sagt", reden sie uns an:

„Sagt, wollt Ihr wirklich schweigend dulden
Der deutschen Ostmark jähen Tod,
Und daß ein Volk von deutschem Stamme
Gehorcht des Slaven Machtgebot?

„Ihr seid das größte Volk geworden,
Der Erdkreis bebt vor Eurem Wort:
So ruft ein donnernd Halt den Slaven
Und seid der Ostmark Schirm und Hort!

„Ihr müßt sie stark und deutsch erhalten
Und kräftig wehren ihren Fall,
Auf daß sie sei für alle Zeiten
Des deutschen Reiches Wehr und Wall."

Ja, das meinen wir auch. Wir haben die unabweisbare Pflicht, das Deutschthum in Oesterreich zu schützen, nicht bloß in allgemeiner nationaler Hinsicht, sondern auch aus der politischen Nothwendigkeit der Selbsterhaltung heraus. Aber diese Pflicht ist bedingt durch die unerläßliche Nothwendigkeit des Bestandes der österreichischen Gesammtmonarchie. Unser Wunsch und Ziel geht nur und kann nur gehen auf eine

Digitized by Google

Stärkung, Hebung und wahrhaft nationale Entfaltung des Deutschthums in Oesterreich und einen innerlich treuen, brüderlichen und engen Aneinanderschluß der Stämme diesseits und jenseits der politischen Grenzen zu allem Tüchtigen und Edlen, was deutsch heißt. O, welch ein großes Feld ist da geöffnet! Wie sehnen wir uns nach diesem Bunde mit den wackeren Stammesgenossen im Süden und Osten, die so lange durch Absperrung und geistige Bevormundung von uns ferngehalten wurden und die nun von übermüthigen Slavenstämmen, die ihr Bestes doch einzig und allein der deutschen Nation verdanken, arg bedrängt und schwer bedrückt werden. So verstehen wir die Dichter — und die Dichter werden uns auch verstehen.

Wir aber wünschen als das Nächste, daß das kleine inhaltsvolle Liederbuch überall in deutschen Landen eine willkommene herzliche Aufnahme finde und die deutsche Gesinnung in Oesterreich belebe und entflammen helfe.

Deutscher Humor im Bilde.

Der Aesthetiker Vischer hat einmal eine Geschichte der deutschen Caricatur in Vorschlag gebracht und dabei das Ziel recht hoch gesteckt. Von dem Verfasser einer solchen forderte er vor Allem gründliche Vertrautheit mit der Kunstgeschichte und schon nach dieser Seite noch etwas anderes, als bloßes Wissen: Kunstsinn, kunstgebildetes Auge, Formengefühl. Da ferner die Caricatur in specifisch engem Verhältniß zur Culturgeschichte im weitesten Sinn, politische und sociale Geschichte, Geschichte der Sitte, der Wissenschaft, Dichtung, Religion miteinbegriffen, steht, so müßte der Starke, der diese Arbeit wagen wollte, Kunst und Leben so tief verstehen, daß er ebenso fähig wäre, eine Geschichte des Ideals — des ästhetischen wie des sittlich religiösen — zu schreiben, denn das Komische ist das umgekehrte Ideal, und um die Verkehrung zu verstehen, muß man verstehen, was in ihr verkehrt ist. Da endlich einer Geschichte der Caricatur Illustrationen nicht fehlen dürften, so verlangte die Auswahl derselben ebenfalls einen seltenen Grad von unterscheidendem Werthgefühl.

Und nun kommt ein durch seine Rousseau-Studien bereits wohl empfohlener Genfer, Herr J. Grand-Carteret, und läßt in dem Pariser Verlage von Louis Westhausser einen stattlichen Band unter dem Titel: „Les moeurs et la caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse“ erscheinen. Messen wir diesen Autor und sein Werk an Vischer's Vorschriften, so will es uns allerdings scheinen, als ob jener seine Aufgabe ziemlich leicht genommen hätte. Wohl zeigt er Vertrautheit mit der deutschen Kunstgeschichte und echt französisches Formengefühl, allein er streift doch das Verhältniß der Caricatur zur Geschichte und Culturgeschichte nur obenhin, so sehr dies auch der Titel verspricht. Gerade diese Zusammenstellung der deutschen Sitten und Caricaturen, die sehr wohl begründet ist, hat in Berliner Blättern die Meinung erregt, als handelte es sich um eine neue Hetzschrift à la Tissot. Nichts ist unrichtiger. Der junge Genfer, der in Deutschland studirte, sympathisirt im Gegentheil mit deutschem Wesen, und wenn er auch da und dort den Parisern schmeichelt und z. B. die Berliner Caricaturenzeichner mehr als nöthig herabsetzt, bloß weil Wilhelm Scholz kein anmuthiges Dämchen zu zeichnen versteht, so ist es ihm doch völlig Ernst mit der Ansicht, daß die paar hundert Illustrationen seines Werkes wichtige Documente für das deutsche Volksleben seien; er protestirt sogar in seiner Vorrede gegen die oberflächliche Art, womit französische Feuilletonisten nach flüchtigen Eindrücken ihren Landsleuten deutsches Wesen geschildert haben. Noch mehr liest Champfleury, der realistische Romanschreiber und Verfasser einer vierbändigen Geschichte der Caricatur, in der Vorrede zu Grand-Carteret's Buche seinen Landsleuten den Text: er spricht geradezu vom Niedergange der französischen Caricatur, welche Dank der naturalistischen Literatur cynisch und roh, eine Gelegenheitsmacherin zwischen beiden Geschlechtern geworden sei und empfiehlt als Muster den deutschen Zeichnerhumor, wie er hier in seiner Entwickelung dargestellt ist.

Grand-Carteret führt die deutsche Caricatur auf ihre Anfänge zurück: die von echt protestantischer Kampflust erfüllten Satiren der Bildhauer und Holzschnitzer an den Schauseiten und Chorstühlen der Kirchen von Lausanne, Freiburg, Bern, Magdeburg, Zerbst, Salzburg, Heiligenstadt, Basel, Freising. Dann kommt die Caricatur nach Erfindung der Buchdruckerkunst: das Narrenschiff, Holbein's Lob der Narrheit, die Illustrationen zum Till Eulenspiegel und Hans Sachs. Die politisch-religiösen Kämpfe des dreißigjährigen Krieges finden ihren Ausdruck in den fliegenden Blättern jener Zeit. Bei den Rococo-Bildern vermissen wir die culturgeschichtlich werthvollen Bilder zu J. C. Trömel's Jean Chrétien Toucement des Deutsch François Schriften „mit viel schön Kupfer Stick viel lustigk zu les“ (Nürnberg 1736, 1754). In diesen Büchern hätte der Verfasser Bilder gefunden, die charakteristischer sind als das häßliche Porträt der Rococodame vor dem Putztische, und die uns beweisen, daß nicht nur die garstige Tournüre, sondern auch die wieder drohende Crinoline schon dazumal auf der Tagesordnung war. Trefflich wird der oftgeleugnete Einfluß von Hogarth's moralisirendem Stift auf Chodowiecki, den großen Kleinmeister, dargelegt. Dann bringen die Satiren auf die Thorheiten der Zeit, die Mimik, die Silhouettenmanie, Gall, Mesmer, die Physiognomik, einige Blätter von künstlerischem Werthe hervor. Auch die von Friedrich Schiller im Jahre 1788 gelieferten Zeichnungen für eine seither von Wilhelm Künzel herausgegebene Schnurre: „Die Reiseabenteuer des neuen Telemachus“ (Theodor Körner's Vater), sowie die zum Theil sehr hübschen Vignetten zu den Schriften des Xenienkampfes werden berücksichtigt. Die ersten militärischen Caricaturen treten bei Beginn der französischen Revolution auf: die franzosenfeindlichen Illustrationen der Revolutionsalmanachs, die Kupfer von Riepenhausen, Schubert, David Heß, sowie die sansculottenfreundlichen von Mainzer und Schweizer Herkunft. Napoleon wagt man erst nach seinem Sturze zu carikiren. Von Schadow's herrlichen Skizzen aus der Zeit der Franzosenherrschaft zu Berlin gibt das Buch einige charakteristische Proben. Auch E. T. A. Hoffmann und Ramberg finden Würdigung.

Die politische Caricatur, diese mächtige Waffe gegen die Unnatürlichkeiten im Staatsleben, ist in Deutschland lange zurückgeblieben, woran der Mangel an öffentlichen Charakteren und wesenlose Politik die Hauptschuld trugen. Die ersten Caricaturen waren Nachdrücke fremder Blätter. Erst zur Zeit des Wiener Congresses regte es sich auf diesem Gebiete. In den Dreißigerjahren brachten, was Grand-Carteret übersieht, der „Volksfreund“ und der „Hausfreund“ scharfe satirische Bilder, welche die Censur, die Ordenswirthschaft, Deutschlands Politik u. s. w. behandelten und auch die Gegenpartei veranlaßten, die Preßfreiheit ꝛc. mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Die Reihe der Caricaturenzeitungen eröffnete die Mainzer Narhalla von Kalisch; dann folgten die Münchener Fliegenden Blätter (1845), der Leipziger Kasperle im Frack, der Stuttgarter Eulenspiegel, der Grimmaer Sir John Falstaff, die stets künstlerisch gehaltenen Düsseldorfer Monatshefte mit Illustrationen von Camphausen, Hasenclever, Hildebrandt, Hosemann, Hübner, Lessing, Scheuren, Schrödter. Warum die politische Satire anfangs noch selten erscheint, zeigt eines der ersten Bilder der Fliegenden Blätter: „Der deutsche Satirenzeichner und der freie Brite Mr. Punch“, wo Letzterer auf ebenem Boden sich frei und ungenirt bewegt, während auf deutscher Erde der arme Michel von schweren Gewichten niedergezogen wird, vor ihm ein Schlagbaum mit dem Ungethüm Postdebitentziehung, vorn und hinten Censur und Nachcensur drohen. Ein anderes Bild der „Leuchtkugeln“ stellt einen Schriftsteller dar, der unter einem Galgen schreibt, mit dem Strick um den Hals, hinter ihm ein Henker in Uniform. Eine stehende Figur unserer ersten Witzblätter war der Deutsche Michel. Die „Fliegenden Blätter“ zeigen ihn, wie er im Lotoskelche sitzt, denkt und träumt; die Blume öffnet sich, und er erscheint mit Fibel und großer Tabakspfeife, Eisenmanschetten und Klammern. In den „Leuchtkugeln“ muß Michel bei Russen, Franzosen und Engländern Geographie studiren,

Digitized by Google

ermannt sich aber und prügelt seine Lehrer durch. Auf einem anderen Bilde weint er um seine Mutter Germania, die durch allerlei Medicinen, Hoffmannstropfen, Dombaupulver ꝛc. ganz heruntergekommen ist; auf einem zweiten Bilde verschreiben dann die Aerzte stärkere Mittel, Eichelfraß und Blutablaß. Das Beste bietet jedenfalls Disteli's und Fröbel's Büchelchen von den Schicksalen der Germania und des deutschen Michels. Es beginnt mit dem schlafenden Barbarossa, stellt den Befreiungskrieg, die Reactionszeit, die Juliepoche dar. Auf dem letzten Bilde erscheint der riesengroße Michel und brüllt, von seinem Papagenoschlosse befreit: „Sie sollen ihn nicht haben!" Die deutschen Fürsten ermuntern ihn in seinen patriotischen Bestrebungen. Die Franzosen, die bereits den Fuß über den deutschen Strom gesetzt haben, ziehen sich auch wirklich, von dem Gebrüll erschreckt, über den Rhein zurück. Später, während der Nationalversammlung, erscheint der deutsche Michel als Buridans Esel, der zwischen den beiden Heubündeln Republik und Monarchie verhungert, und die deutsche Einheit als ein Pferd, auf welchem Fürsten und Geistliche, Generale und Diplomaten reiten, das aber ein bärtiger Russe führt. Die beiden Figuren Eisele und Beisele zerlegen den Michel in seine zwei Bestandtheile: die unbehülfliche und tausend Unannehmlichkeiten herbeiführende Gelehrsamkeit und den praktischen Verstand, der unter Vormundschaft jener anderen Hälfte seines Selbst steht. Das deutsche Beamten- und Bureaukratie-Unwesen wird durch den unvergleichlichen Staatshämorrhoidarius des Grafen Pocci persiflirt. Die Perle der deutschen Caricatur jener stürmischen Zeiten ist das Büchlein: „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur Constituirenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M.", Text von Detmold, Zeichnungen von Schrödter. Auch Grand-Carteret erwähnt dieses lustige Erzeugniß und vergißt darob auch nicht die Caricaturen der künstlerischen Revolution. Mit Recht nimmt er die monumentalen Caricaturen Kaulbach's an den Mauern der Münchener Neuen Pinakothek gegen Th. Gautier, der sie einen carnaval au soleil nannte, in Schutz. Er stellt auch Kaulbach's Narrenhaus, Todtentanz, Reinecke Fuchs, Rethel's Todtentanz, Schwind's Caricaturen und Ludwig Richter's Märchenbilder sehr hoch. In der That können sich diese echt künstlerischen Hervorbringungen gar wohl mit den verwandten Caricaturen eines Hogarth, eines Gavarny oder des Spaniers Goya messen.

Die moderne deutsche Caricatur theilt der Verfasser in drei Schulen ein, in die Berliner, die Münchener und die Wiener Schule. Die politisch-religiöse Satire wiegt in Norddeutschland vor. Auch hier walten noch stehende Figuren wie Müller und Schulze, Strudelwitz und Prudelwitz im „Kladderadatsch", Hampelmann in der Frankfurter Latern', Max und Sepperl im Münchener Punsch, der anfangs stark particularistisch war. Zu dem unermüdlichen Kladderadatsch treten noch der vielversprechend beginnende „Schalk", der lustige „Ulk"; doch ist es dem Verfasser entgangen, daß das Publikum in jüngster Zeit der rein politischen Satire abgeneigt scheint und unsere Witzblätter zwingt, auch den unpolitischen Humor zu pflegen. In Folge dessen hat der „Ulk" wie der „Schalk" eine Wendung vorgenommen, und sogar der Kladderadatsch gibt neuerdings, wenigstens im Beiblatt, dem naiven Bilderhumor Raum.

Dieser regiert in der Caricatur der Münchener Schule. Auch hier stehen noch immer die unverwüstlichen Fliegenden Blätter obenan. Ihnen schreibt Grand-Carteret erstaunlicher Weise eine philosophische Tragweite zu, woran die heiteren Münchener Illustratoren selbst gewiß am allerwenigsten gedacht haben. Das ihnen gewidmete Capitel führt sogar die Ueberschrift: La caricature humaine. Es ist die Welt der närrischen Vorstellung, der ungemischten Komik, die nur selten polemisch tendenziös wird, des heiteren Blödsinns. Die lustigen Knabenstreiche von Max und Moritz, die Kniffe des bösen Raben, die Geschichte der frommen Helene, wie Busch sie zeichnet, sind in Bild und Text naiv, unmöglich, urkomisch. Grand-Carteret lobt ebenfalls den harmlosen histoires-charge-Zeichner Lothar Meggendorfer und den von bayerischem Bierwitz erfüllten Oberländer. Er scheint freilich des Letzteren beste Bilder nicht zu kennen: den köstlichen Viehmarkt in Timbuctu und den wirklich monumentalen Schnellbildhauer, der aus dem ungeschlachten Marmorblock einen Zeus von Otricoli so wüthend haut, daß die Zuschauer sich vor den herumfliegenden Steinsplittern unter die Bänke verkriechen, wobei sie sich doch nicht abhalten können, aus ihrem Versteck heraus ebenso wüthend zu applaudiren. Dank dieser von echt deutschem, naivem Humor eingegebenen Bilderscherze erfreuen sich die Fliegenden Blätter heute einer beispiellosen Beliebtheit, wenn man auch beklagen muß, daß sie die stehenden Figuren ganz aufgegeben haben und in ihrer Angst, nicht anzustoßen, viel zu weit gehen.

Die österreichische Caricatur ist sehr stiefmütterlich behandelt. Mit Behagen mögen die französischen Leser, für welche das Buch in erster Linie geschrieben ist, die preußenfeindlichen Caricaturen des Kikeriki und Figaro, die groben Chargen auf König Wilhelm und Bismarck betrachten; diese Zerrbilder haben höchstens historischen, nimmermehr künstlerischen Werth. Auch wären weit bessere Proben zu finden gewesen, als die dem Verfasser selbst unverständlich gebliebenen Bilder einiger Localgrößen. Mit Recht sind die sauberen Umrißzeichnungen von Schließmann angezogen. Ein Wort hätten die Zeichnungen von Klič verdient, die politischen aus den Humoristischen Blättern und „Neuen Fliegenden" (!), sowie die an Pariser Muster gemahnenden des „Bilderbuchs für Hagestolze". Hier in der Wiener Caricatur zeigen sich französische Einflüsse, die man bei uns nur etwa bei Löffler oder in den langbeinigen Modedamen Bechstein's oder in Schlittgen's eleganten Illustrationen nachweisen kann; Letzterer bringt ein neues Element, indem er die witzelnden Sprecher mit ihrer ganzen Umgebung zeichnet und so das Bild zur allgemeinen Straßen- oder Salonstudie erweitert.

Viel umständlicher und im Verhältniß zu ihrer Bedeutung allzu eingehend hat Grand-Carteret die Caricatur seiner Heimat, der Schweiz, behandelt. Er reproducirt originelle Vignetten aus alten Züricher Sechseläutenblättern, charakterisirt die Chargen von Usteri und David Heß, führt den „Postheiri" und „Nebelspalter" an und behandelt mit Recht ausführlicher den prächtigen Disteli, in dessen großen Umrißzeichnungen das schwungvolle Pathos von Cornelius sich merkwürdig beimischt. Freilich hätten sich auch hier viel mehr charakteristische Blätter aus den Disteli-Kalendern und dem „Münchhausen" wählen lassen; seltsamerweise benennt Grand das wundervolle Blatt von der Hasen Rache: „Le chasseur fou" . . .

Alle Illustrationen des Buches, zum Theil nach den originalen Clichés, sind vorzüglich ausgeführt. Am wenigsten ist das Mittelalter bedacht, das ganz anders hätte behandelt werden können. Jedenfalls vergißt der Leser Vischer's Besorgung, daß eine so lange Reihe von Zerrbildern ermüdend und entstimmend wirke, denn in diesem Buche, wie überhaupt in jeder Geschichte der Caricatur, herrscht ja der Text vor, und er sorgt mit seinem frischen, anschaulichen, eleganten Stil reichlich für ein Ausruhen und ein Sammeln für die Auffassung der Bilder, welche den deutschen Humor in seiner glücklichsten Entwicklung zeigen.

Theophil Zolling.

Neue Gedichte von Hermann Lingg.

Besprochen von Oskar Bulle.

Wie Einer, der soeben für immer von uns Abschied genommen, wohl auf der Schwelle sich wendet, um uns noch einmal ins Auge zu schauen, noch einmal die Hand zu drücken, so kehrt auch Hermann Lingg, der uns vor Jahren schon als Lyriker seine „Schlußsteine" darbot, heute als solcher mit einer nachträglichen Gabe*) bei uns ein. Wie könnte auch ein Dichter von der Rüstigkeit und zugleich der Tiefe des Geistes, wie Lingg sie besitzt, seine Leier ruhen lassen, bevor nicht der Tod für immer ihre Saiten zerriß? Mußte nicht die gestaltende, nach plastischen Formen hindrängende Kraft seiner Reflexion, sobald sie weiter bei den Gegenständen verweilte, die ihr von

*) Lyrisches. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Wien und Teschen, Prochaska'sche Salonbibliothek.

Digitized by Google

Jugend auf vertraut waren, unwillkürlich ihren Ausdruck in Liedern finden? Und durfte er diese dem weiten Kreise vorenthalten, der seit Decennien verhaltenen Athems seinem kräftigen Singen lauscht? Mit großer Freude müssen wir deshalb dieses neue Lebenszeichen des Dichters begrüßen.

Die „Neuen Gedichte" Lingg's tragen ihren Namen mit gutem Rechte, denn diese Sammlung stellt sich nicht etwa als eine Nachlese aus der Fülle dar, die frühere Jahre zeitigten, und deren kostbarste Perlen schon vor unseren Augen gefunkelt haben, sondern erscheint als durchaus neu erstanden und, um das gleich vorauszuschicken, durchaus gleichwerthig mit den ersten lyrischen Veröffentlichungen des Dichters. Ihr Inhalt ist aus derselben reichsprudelnden Quelle entsprungen, die den früheren Gesängen ihre Frische und Unmittelbarkeit verlieh, und erweist sich nicht als das sickernde Nebenwässerlein, das so viele Schriftsteller, die einst berühmt waren, aber nun abgewirthschaftet haben, ihren Verehrern als „Neuestes" oder, wenn sie bescheiden sind, als „Nachtrag" darbieten.

Die Eigenthümlichkeit Hermann Lingg's als Lyriker ist schon öfter von zeitgenössischen Aesthetikern scharf genug aufgefaßt und ausgedrückt worden, ohne jedoch von der Gesammtheit unseres literarischen Publicums in ihrem ganzen Werthe empfunden und geschätzt zu werden. Der Münchener Dichter steht einsamer innerhalb des Kreises seiner jüngeren Genossen in Apoll da, als es die Art seiner Lyrik eigentlich vermuthen ließe; ist doch Keiner mit demselben Rechte wie er als ein moderner Lyriker, als ein Sänger unserer Zeit, zu bezeichnen. In Lingg's Gedichten drückt sich zum ersten Male der Umschwung, vielleicht kann man auch sagen, der Aufschwung prägnant und in der reinsten, vollendetsten Form aus, der sich in der lyrischen Dichtung schon vor und noch mehr nach dem Sturmjahr 1848 vollziehen mußte und auch in den Schöpfungen einiger kräftiger Talente in der That vollzogen hat. Wir haben heute keine vollkräftige Lyrik mehr in dem Sinne Goethe's, Heine's oder Uhland's, eine Liederkunst, welche in der Welt des Gefühls allein heimisch ist und nach stimmungsvollem, man möchte sagen, lediglich musikalischen Ausdrucke ringt. Wir sind nicht mehr ruhig genug, um in behaglicher Empfänglichkeit nur unseren Stimmungen zu lauschen; der feste Kern der unsere Zeit bewegenden und sie durchdringenden Gedanken zieht uns mächtiger an, als das unfaßbare und deshalb nur durch des Liedes ahnungsschweren Zauber ausdrückbare Wogen und Weben in unserer Brust. Man soll nicht sagen, daß dies einen Mangel in unserem geistigen Leben bedeutet, so sehr es von seufzenden jungen Dichterseelen, die sich noch nicht zu der allgewaltigen Objectivität der modernen Weltauffassung durchgerungen haben, als ein solcher beklagt wird. Es geht doch durch unsere Zeit und ihr Denken ein großer Zug, welcher auch den Dichter mit starker Umschlingung packt und festhält. Nicht das Streben nach dem Greifbaren und nach der Auffassung lediglich der äußeren Erscheinungsformen des Geschehens ist der Grundton unseres modernen Denkens, so charakteristisch es für dasselbe sein mag, sondern das Bemühen um die Auffindung eines Standpunktes, der weit außerhalb unseres Ich fällt und in einer schöneren Allgemeinheit und höheren Einheitlichkeit uns einen Ueberblick über das Ganze des Weltgetriebes gewähren soll. Die Betrachtung der Welt um uns und in uns sub specie aeternitatis ist ein modernes Ideal, so oft es auch gerade in unseren Tagen verleugnet zu werden scheint, und der Geist Goethe's, den das Streben nach diesem Ideale mit sieghafter Gewalt durchdrang, so wenig es der Dichter auch in seiner Lyrik zum Ausdruck brachte, wirkt in dieser Hinsicht mächtig in seinen Epigonen nach. Daß sich die Dichtung, nachdem sie den Inhalt einer politischen Tendenz eingebüßt, in den letzten Decennien vielfach dieses Ideales bemächtigte, ist nicht zu verkennen und nicht genug zu würdigen, so wenig es auch mit den bisher gültigen Regeln einer strengen Poetik in Einklang zu bringen ist. Die Reflexion ist in die Poesie eingedrungen. Sie ist zunächst freilich aller Orten mit Wehruf begrüßt worden. Das Sinnen und Philosophiren hat das Fühlen und unmittelbare Empfinden verdrängt! so lautete der Klageton über den Verfall der Poesie, speciell der Lyrik, und „Gedankendichtung" wurde ein berüchtigtes Schlagwort der Kritik.

Es ist voreilig, diesem Zuge der Zeit, der sich auch in der Lyrik und gerade in der gehaltvollsten unserer Tage geltend macht, jedes Eindringen in die Poesie verwehren zu wollen. Wir sind nicht mehr Stimmungsmenschen, wie unsere Väter es in ihrer Jugend waren. Wir bedürfen eines Sanges, dem das Mark unseres Seins und Denkens innewohnt, wenn wir uns poetisch erheben wollen. Von einer hohen Warte aus blickt der Dichter in die Welt. Er trägt Das, was er mit weitem Blicke geschaut, in den Läuterofen seines Innern, um es, durchglüht von dem Feuer seiner Empfindungen, wieder hervorzuziehen als ein strahlendes Juwel. Sollen wir, weil heute der Blick von jener Warte nicht mehr allein in den Busen unseres Empfindens gelenkt wird, sondern weithin schweift über die Pfade der Völker und über die Bahnen, in denen sich eine Welt entwickelt, sollen wir darum dem Dichter verwehren, auch von dort aus sein Lied erschallen zu lassen? Wird nicht der Gesang um so erhabener werden, je mehr sich der Sänger in Das, was um ihn ist, vertieft hat?

Hermann Lingg gehört zu Denen, welche jenen hohen Standpunkt einer objectiven Betrachtung auch in der Lyrik bewahren. Er nimmt seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Leben der Völker, in das ihn sein epischer Weitblick geführt hat, und wird deshalb von manchen zeitgenössischen Literarhistorikern auch nur als der hervorragendste Repräsentant der historischen Lyrik in Deutschland genannt. Aber es erschöpft diese Rubricirung seine lyrische Bedeutung noch bei Weitem nicht. Denn sie bezeichnet nur eine Seite seiner dichterischen Thätigkeit, die, allerdings stofflich stärker ausgebildet als die übrigen, im Grunde sich nur als eine Aeußerung der Eigenthümlichkeit seiner Poesie darstellt, welche wir am besten mit „Prophetismus" benennen können. Wie er aus den Erscheinungen im Völkerleben die verschleierten Grundzüge herausfühlt und plastisch heraushebt, so ahnt er auch in dem Naturweben um ihn herum das Geheimnißvolle mit empfänglicher Seele und drückt es in Liedern aus, die oft psalmenähnlich dahinrauschen. Ihm wallen die vergangenen Geschlechter in farbenprächtigem und doch gespenstischen Zuge vorbei, wenn er in der Campagna Roms einen Abend verträumt, aber auch die dunklen Gewalten fassen ihn, die zwischen Waldesrauschen und Sternengefunkel hin- und herweben, wenn er in einsamem Kahne am nächtlichen Ufer des Sees sich schaukelt. Durch Berg und Thal streift er gerne, ebenso wie durch die weiten Gefilde der Geschichte, und die wallenden Nebelschleier im Gebirge erfüllen seine Seele ebenso mit übermenschlichen Gebilden an, wie das dunkle Wogen wandernder Völker.

Auch in den „Neuen Gedichten" tritt uns an einzelnen Stellen dieser vielseitige Prophetismus Lingg's mit Urgewalt entgegen. Der Dichter hat als ersten Theil der Sammlung ein „Jahrbuch" gegeben, mit den vier Abschnitten: „Frühlingswehen", „Sommerlieder", „Herbstschauer" und „Winterleuchten" und in ihm manche prächtige Perle einer, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, „naturphilosophischen Lyrik" ausgestreut. Wenn er das Frühlingsgestirn des „Himmels golde Zähre" nennt, „die über uns und unsre Sphäre ein Engel der Erbarmung weint", so hat er damit gleich im ersten Liede den Ton angeschlagen, der diese Abtheilung seiner Gedichte, zuweilen mit wehmüthiger Symbolik, durchklingt. Das Ahnen von einem individuellen Leben in der Natur, die Personification der dunklen Grundmächte, und daneben die eigenartigste Kunst, in kühnen Gleichnissen die Einzelerscheinungen zu unserer Empfindungswelt in Beziehung zu setzen, zeichnen diese Gesänge im „Jahrbuche" aus. Der Dichter schildert eigentlich nie; er läßt die Gegenstände reden oder redet zu ihnen, und doch gewinnen wir dabei die lebendigste Anschauung von ihnen. Wie schön ist nach dieser Seite hin ausgeführt das Lied vom „Maimorgen", das mit den folgenden Strophen anhebt:

Kühne Knospen treibt die Rebe
Trotz dem späten Wintergroll;
Ahnt sie, daß in ihr schon lebe,
Was zur Flamme werden soll?

Digitized by Google

Fror die Thräne junger Triebe
Dir am Aug', o Rebe, Muth!
Dich erwartet Sonnenliebe
Du wirst Traube, Du wirst Blut!

um in einem Hymnus auf den „künftigen Befreier", auf „den Feuersohn" zu schließt. Oder wie knapp und bezeichnend ist die Darstellung, wenn er mit wenigen Worten in den „Sommerliedern" das beredte Schweigen einer lauen Sommernacht schildert:

Hyacinthen in Staub gesunken,
Veilchen, Maiglöckchen dahin, verblüht!
Selbst die Narcisse, so frühlingstrunken,
Ist mit ihren Sternen verglüht.

Klagend durchweht es die wolkenlose
Stille Nacht und schon enthüllt
Hoch ihr Haupt die purpurne Rose
Von unendlichem Schmerz erfüllt.

Der „unendliche Schmerz" hält auch unseres Dichters Herz in fester Umklammerung. Aber er hat sich in ihm abgeklärt zu der leisen Wehmuth, welche ihren Grund in der Vergänglichkeit und Unvollkommenheit alles Irdischen findet. Welches Dichters, welches Menschen Herz wäre frei davon?

Das düst're Weh'n, die tiefen Schatten
Sind Deinem Herzen längst vertraut.

singt Lingg in seinem „Herbstschauer". Birgt es nicht in sich die Sehnsucht nach Befreiung und die Gewißheit endlicher Erlösung? Darum, so sagt der Dichter:

Betraure, wen es rührt, dies Sterben,
Dies Klagelied in Feld und Flur —
Für mich bringt's nach so manchem Herben
Erweckung und Erhebung nur.

Mit einem grandiosen Phantasiestück hebt der Abschnitt „Winterleuchten" an. Die „Nebelgeister" betitelt sich das Gedicht. Die Geister einer untergegangenen Welt sind von ihren Thronen, von „der Felsen seltsam aufgethürmten Lagen" in des Alpsees einsam dunkelgrüne Fluth gestürzt worden.

Oft steigen sie herauf, die sturmgeschürzten
Gewande flattern hell
Wie Nebel wogend auf dem Seegewell,
Sie ringen nach den Felsenthronen
In Thränen sich hinan,
Sie neigen, wenn sie die verlornen sah'n,
Die schönen Locken mit den Perlenkronen
Und sinken todtenbleich
Hinunter wieder ins Wellenreich.

In „Nachklänge", „Epische Lyrik", „Zwischengeschichten" und „Freie Rhythmen" gruppirt Lingg die auf diese Naturklänge folgenden Gedichte seiner umfangreichen neuen Sammlung. Als Anhang gibt er dann einige seiner inhaltlich wie formell meist in dem volltönigsten Pathos gehaltenen Festgedichte und Prologe. Wir betreten erst, wenn wir das „Jahrbuch" ausempfunden haben, die Gebiete der Lingg'schen Lyrik, auf denen sie sich früher besonders heimisch fühlte. Jedoch begegnen wir in der „Epischen Lyrik", in dem die balladenartigen und historischen Stoffe enthaltenden Theile, leider nur wenigen von der Art der grandiosen Gebilde wieder, wie wir sie z. B. in der ersten Sammlung lyrischer Gedichte Lingg's unter der Rubrik „Geschichte" bewundern dürften. Zu der plastischen Kraft, die Lingg in seinem „Salamis" oder in dem Gedichte: „Der schwarze Tod" damals entfaltete, hat er sich in keinem der neuen epischen Lieder emporgeschwungen. Zwar lebt in allen derselbe heroische Zug, der neben der classischen Einfachheit der Linienführung jener die Würde und Erhabenheit verlieh, zwar tritt auch in ihnen das Schicksal mit wuchtigem, stahlklirrendem Schritte in die Schranken und entfesselt vor unserem Blick dämonenhafte Kräfte, unter die sich das Menschenherz mit Wehruf beugt, aber die Stoffe sind nicht mit dem urkräftigen Realismus angepackt, der jene ersten Lieder zu Mustern der „epischen Lyrik" machte. Oft scheint es sogar, als mischte sich in die kühnen Antithesen, die Lingg hier wie dort anwendet, ein leiser Hauch von Sentimentalität, die ja leider allzu nah verwandt dem elegischen Grundton ist, der Lingg's Epik durchklingt.

Wenn in dem Gedichte „Am Nilufer" der Greis aus Juda's Volke, der mit Fluch und „dumpfem Wuthgestöhne" schaut, wie die Leichen seiner Söhne vorübertreiben, in Gegensatz gestellt wird zu der jugendfrohen Tochter des Pharao, die auf buntbewimpelter Barke unter Cymbelschall eine Lustfahrt macht, oder wenn in dem unmittelbar darauf folgenden Gedichte: „Die Rede des Demosthenes" dem ahnungsschwer in die freiheitberaubte Zukunft schauenden Redner bei dem Jubelsturm, den seine Rede im Volke entfacht, die Verzweiflung schwer ihr „Nachtgefieder" um das verhüllte Haupt schlägt und er von Schmerz bewältigt niedersinkt, so fühlen wir uns wohl im ersten Augenblicke gepackt von dem grellen Gegensatze, können uns dann aber des Gefühles, daß derselbe zu künstlich und absichtlich, also in sentimentaler Weise erzeugt sei, nicht erwehren. Gleichwohl enthält auch dieser Theil einige Prachtstücke der wuchtigen Lyrik, um die Lingg unsere Literatur bereicherte. Wieder sind es einige balladenhafte Lieder aus dem germanischen Alterthume, die uns hier am meisten fesseln, so u. A. das Gedicht von „Gunnar", dem mächtigen Sänger, der seine Feinde, die ihn im Thurm gefesselt halten, durch sein Rachelied niederschlägt, oder der Sang von „Theodorich" oder der Sagencyklus, der sich um Karl den Großen webte und den Lingg in volksthümlicher Weise behandelt. Auch der starren Heldengröße, die er früher schon mehremale so treffend besang, widmet Lingg in der neuen Sammlung ein schönes Gedicht. „Manlius", der Senator, Feldherr, Consular, starb an Ehren reich. Hinter seiner Bahre schreitet „im Kleide des Verstorbenen der erste seiner Sklaven, der zum Täuschen in seiner Todtenmaske nun ihm nachahmt, ihm ähnelnd ganz an Haltung und Geberde". Der Todte erwacht auf dem Wege aus seinem Scheinschlummer:

Er blickt um sich, in tiefen Athemzügen
Erhebt sich seine Brust, er ringt nach Sprache,
Da sieht er hinter sich den Sklaven gehen
Der ihn so herrlich darstellt, und entsetzt
Vor solchem Anblick wendet er sich ab.
Und zu den Freunden, die sich nah'n, beginnt er:
„Laßt mich, mir ekelt vor dem Leben, seit ich
Den Schalk geseh'n, der mich so trefflich nachäfft."
— — Und reglos sinkt er hin, nun wirklich todt.

Zu der gedankenschweren Erhabenheit seiner Lyrik erhebt sich Lingg am meisten in den „Freien Rythmen". Unter ihnen finden sich einige der Lieder, welche vielleicht nach der althergebrachten Eintheilung der „Poetik" nicht mehr unter „Lyrisches" zu rubriciren wären, welche aber gleichwohl, und zwar nicht nur der Form nach, ächte Gesänge voll Tiefsinn und zugleich berauschender Anmuth sind. Das erhebende Wort des Propheten tönt zu uns aus diesen in grandiosem rythmischen Schwunge gedichteten Liedern herüber, die Lebensweisheit des Psalmisten klingt heraus, welcher nach des Lebens Stürmen und Drängen das Gleichgewicht der Seele in ruhiger Weltbetrachung sub specie aeternitatis gefunden. Auch in ihnen regt sich das Weh, das den denkenden Menschen gegenüber dem unerbittlichen Schicksal, vor den verschlossenen Thoren der Erkenntniß, von der nur einzelne Strahlen auf uns Staubgeborne fallen, vor dem unergründlichen Geheimnisse des Weltgeschehens und des Geisteswebens in unserer Brust, unwillkürlich ergreift.

Was Bestimmung ist
Und warum wir erfüllen müssen,
Was ein ewig Schicksal voraus ermißt,
Was feststeht über menschlichen Entschlüssen,
Wohin wir geh'n durch „Lebensfluth
Und Thatensturm", das Letzte, Tiefste ruht
Für immer verhüllt —

Digitized by Google

so singt der Dichter in seinem herrlichen Hymnus „Heimathpfade". Wie Goethe's Faust findet er auch in dem „immer strebend sich bemühen" das alleinige Erlösungswort aus dem Widerstreit unserer Leidenschaften. In einem hübschen symbolischen Gedichte spricht er es aus:

Zur Tiefe stürzt in wildem Brausen
Der Waldbach, über ihm erhebt
Die Tanne sich, die Wipfel sausen,
Sie strebt empor, sie kämpft und strebt.

Auch wir, und gegen Himmel thürmen
Wir ungestüm manch frevelnd Wort —
Die Tanne beugt ihr Haupt den Stürmen,
Die Welle stürzt zur Tiefe fort.

An diese Lieder, aus denen der ernste Klang schwermüthiger Weltbetrachtung tönt, reihen sich herrliche Dithyramben von wahrhaft erhebender poetischer Schönheit an. Man lese die „Nachtfahrt im Gebirge", in denen ähnlich wie in Goethe's „Harzreise" die gewaltigen Eindrücke der Natur in die verwandten Regungen des leidenschaftlichen Herzens umgesetzt werden. Die Nebel ballen sich um den Wanderer zu einem wilden Meere, das auf und niederwogt:

Ach, schon erschauert mir tief
Das eigne Herz und ich fühle mich zagen
Wie? wenn zum Kampfe das Unglück mich rief',
Würd' ich's ertragen?

Aber bald heben sich reingezackte Gipfel im Lichte des Mondes hervor

Vom herrlichsten Blau der Nacht umwoben
Und darüber flog im Schleierflor
Sein silbern Antlitz.
— — — —
Aber was wäre, frug ich, das Dasein hienieden,
Wäre dem Herzen nicht Kampf beschieden,
Der Kampf mit Herz und Qual?
Dieser blutrothe Höllenstrahl
Erleuchtet die Tiefen der Menschenbrust
Und Seelengröße wäre nicht
Und nicht des Sieges stolze Lust,
Wär' nicht der Schmerz, der weicht, wenn er zerbricht.

Oder man lese das Siegeslied des Frühlings, welches „Ostern" überschrieben ist und das in dithyrambischen Schwunge folgendermaßen anhebt:

Eiszeitstürme rissen sich los
Von Gletschergraten, schwarz die Nacht,
Schwarz die Erde, Stromgetos
Hagelschauer und Wolkenschlacht
— Das ist der Frühling, wenn er erwacht.
Finster noch ist sein Antlitz, seine Brauen
Sehn drohend umschattet, Kampf ist sein Loos,
Es trotzten ihm Frost und Nebelgrauen,
Es trotzt verschlossen der Erde Schooß.
Grabhügel wirft er und mordet Blüthen,
Wie ein Erobrer nur im Zerstören groß.
Aber bald regt es sich milder, es thauen
Frühere Morgen, Herzen erglühten,
Herzen erglühten, und Veilchen schauen
Lächelnd empor, der Schnee zerrann —
Jetzt führt er, ein Sieger, sein dampfend Gespann
Jauchzend über Bergesspitzen —
Unter Blumen dann, weil er die Schlacht gewann,
Schlummert er ein, gekrönt von Blitzen.

Wir wollen hier das Buch aus der Hand legen gerade bei den Stellen, welche in uns den erhabensten Eindruck hinterließen. Kein Zweifel waltet in uns mehr ob, daß Lingg in dieser neuen Sammlung uns wieder kostbare Perlen seiner Lyrik geboten hat, die diese „Neuen Gedichte" zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem heutigen literarischen Markte machen. Vielleicht überschlägt Mancher, der diese Gedichte zur Hand nimmt, das eine oder das andere mit rascher Hand — was thut es? Mit dem innigsten Behagen wird er bei den anderen verweilen, die durch ihre großartige Schönheit uns über viele Mittelmäßigkeit trösten können, der wir sonst heute begegnen. Man lege getrost auch diese „Neuen Gedichte" Lingg's in das literarische Schatzkästlein unserer Häuser und nehme sie zu guter Stunde vor. Sie verdienen immer und immer wieder gelesen zu werden und werden ihren Zauber bewähren. Dem Dichter aber unseren freudigsten und dankbarsten Gruß für seine neue Gabe.

Bäder und Zeiten.

Von Robert Falck.

(Schluß.)

Mit Schwalbach stritt im vorigen Jahrhundert Spaa um den Rang des ersten Luxusbades und gründete seine Ansprüche auf die Besuche berühmter und vornehmer Badegäste seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Margarethe von Valois, die erste Gemahlin von Henri IV. war im Jahre 1577, König Heinrich III. von Frankreich 1585, Alexander Farnese 1592, Karl II. von England, Peter der Große 1717, Kaiser Joseph II. 1781 in Spaa zur Kur gewesen.

Schon im Jahre 1720 war Spaa zur Beherbergung von elf- bis zwölftausend Kurgästen eingerichtet. Die Trinkkur begann damals um 4 Uhr Morgens. Die Damen trugen an ihrem Gürtel, die Herren im Knopfloch ein kleines in 16 Theile getheiltes Zifferblatt, dessen Zeiger sie nach dem jedesmaligen Genusse eines Bechers Brunnen um eine Stelle vorrückten. Sechszehn Becher (etwa 2 große Flaschen) war das gewöhnliche tägliche Quantum eines Kurgastes. Den schlechten Geschmack des Wassers suchte man mit überzuckerten Aniskörnern oder Orangeschalen zu beseitigen. Bei der Quelle Pouhon befand sich ein großer Saal für die Gäste, über dessen Thür eine Marmortafel mit dem russischen Wappen verkündete, daß Peter der Große hier Heilung fand. Der einzige Spazierweg für die Kurgäste war die schlecht gepflasterte Straße der Stadt, deren Häuser mit den Wappenschildern vornehmer Herrschaften, die dort einmal gewohnt hatten, verziert waren. Das Recht, in dem schönen Klostergarten der Kapuziner luftwandeln zu dürfen, mußte mit einem „Geschenk" von 1—2 Ducaten erkauft werden. Die große Zahl der Prälaten und geistlichen Würdenträger, welche Spaa jährlich besuchten, wirkte energisch auf die Güte und Dauer der Tafel und die Vortrefflichkeit des reichlich genossenen Weines. Gespielt wurde mit „unglaublicher Leidenschaft", besonders Pharao.

Den Morgentrunk um 4 Uhr am Brunnen nahm man im Hauskleide ein, erst um 9 Uhr kleidete man sich an, besuchte um 10 Uhr die Messe, machte dann eine Promenade und ging um 11½ Uhr zum Diner. Um 2 Uhr war die Visitenzeit, um 4 Uhr ging man in das Theater oder in den Kapuzinergarten und nahm um 6 Uhr das frugale Nachtmahl ein. Um 7 Uhr wurde ein Spaziergang auf der „Sieben Uhr-Wiese" unternommen und um 10 Uhr war Jedermann im Bette, wenn er nicht einen Ball besuchte, der aber auch nie bis über Mitternacht hinaus dauerte. Die felsige Umgebung von Spaa bot wenig Gelegenheit zu Ausflügen. Die Géronstèrequelle, die Souvenièrequelle, die Groesbeckquelle, Tonnelet, Schloß Franchimont, Chaudfontaines, der Wasserfall von Coo: das waren die einzigen Punkte der Umgegend, welche in 1—3 Stunden erreicht werden konnten und einige landschaftliche Reize darboten.

Noch wie heute waren schon damals gemalte und lackirte Holzwaaren und Arbeiten aus Glasperlen Industriezweige, welche in Spaa cultivirt wurden, und nur in der Form haben sich die souvenirs de Spaa geändert. Die glänzenden Verkaufsbuden von Schwalbach fehlten in Spaa, wo auch dem Kleiderluxus weniger gefröhnt wurde als in dem rheinischen

Digitized by Google

Bade, aber Industrieritter, Gauner und aller Art lüderliches Gesindel gehörte auch hier mit zur Staffage des vornehmen Bades.

Ein drittes Luxusbad der Vorzeit war Pyrmont, dessen Heilquellen schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts benutzt wurden und schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen europäischen Ruf hatten. Aus allen Ländern Europas kamen die Genesung suchenden Kranken, so daß im Jahre 1557 der kleine Ort in vier Wochen über zehntausend Kurgäste zählte, welche, da sie in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern nicht Raum genug fanden, gezwungen waren, ein improvisirtes Lager zu beziehen, welches ein Vierteljahr hindurch bestand. Das über dem Brunnen errichtete Gebäude war mit deutschen und lateinischen Versen und Inschriften der dankbaren Genesenen dicht bedeckt.

Im Jahre 1668 ließ Graf Georg von Waldeck die großen Bauten und Anlagen in Pyrmont herrichten, welche noch zur Zeit seinen Charakter bestimmen. Von da ab datirt die Blüthe des von vornehmen Personen viel besuchten Bades. Nach dem Mercure galant vom August 1681 waren in diesem Jahre unter den vierzig königlichen und fürstlichen Personen allein „28 Altesses" in Pyrmont zur Kur, darunter der Große Kurfürst von Brandenburg mit Gattin, der Kurfürst von Hannover, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen-Kassel, König Georg I. von England mit seiner Schwester, die Königin von Dänemark mit Tochter, die Kurfürstin von der Pfalz u. s. w. Peter der Große besuchte das Bad mit dem Großfürsten im Jahre 1716, Georg I. von England war sechsmal dort, König Friedrich von Schweden im Jahre 1732 und Friedrich der Große zweimal, in den Jahren 1744 und 1747. Zur Vermeidung von Rangstreitigkeiten an der „Fürstentafel" wurden die Plätze durch das Loos bestimmt.

In keinem Badeorte waren die Spieltische so umlagert von früher Morgenstunde an, wie in Pyrmont. Marcard in seiner „Beschreibung von Pyrmont 1785" sagt: „Gleichnach dem Frühstück fallen sie (die Kurgäste) an den Spieltisch und bleiben wie angeleimt daran sitzen. Man hat die Wahl unter zwei großen privilegirten Pharaobänken, denen Jedermann den Ruhm der größten Regelmäßigkeit giebt, der übrigen nicht zu gedenken. Die Zeit dazu ist Vormittags nach dem Frühstück, gegen Abend und zuweilen auch nach dem Nachtessen." Der Luxus der Damentoiletten dort spottete einer jeden Beschreibung. „Ihr steifer Anzug machte sie zu einer jeden Bewegung, mit Ausnahme eines Spaziergangs in der Allee, unfähig". Wie steif und streng nach Ständen gesondert der gesellige Verkehr in dem „Adelsbade" war, geht aus einer Stelle in einem Briefe von Peter Helfferich Sturz hervor, welcher schreibt: „Selbst in Pyrmont habe ich mit dem Adel gefrühstückt, und jedermann weiß doch, daß meine Großmutter nur eine Predigerstochter war." Die vornehme Gesellschaft am Brunnen wurde durch zahlreiche Landbewohner der Umgegend gemischt, welche schon sehr früh am Morgen in ihrer malerischen Tracht sich einfanden, um reichliche Portionen der Stahl- und der Salzquelle zu sich zu nehmen. Von diesen Landbewohnern erzählt Marcard in seinem genannten Buche, daß aus Mangel an Schlafstellen die Hälfte der Bevölkerung eines Hauses nur bis Mitternacht schlafe, während die andere, welche bis dahin spazieren ging, dann zur Ablösung erschien.

Was Schwalbach für Frankfurt a. M., das war Baden an der Limmat (Kanton Aargau) für Zürich, Basel und Bern. Wie jenes war es ein Frauenluxusbad, dessen Besuch gleich in den Heirathsverträgen vorbedungen war. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts ist die Schilderung des Florentiners Poggio von dem überaus freien und mehr als naiven dortigen Badetreiben der beiden Geschlechter bekannt. „Unzählbar ist die Menge der Vornehmen und Geringen, die nicht sowohl der Kur als des Vergnügens wegen hier zusammenkommen. So sieht man eine große Anzahl sehr schöner Frauen ohne Männer, ohne Verwandte, nur in Begleitung zweier Mägde und eines Dieners oder einer alten Muhme. Alle, soviel es ihre Mittel erlauben, tragen Kleider mit Gold, Silber oder Edelsteinen besetzt, als ob sie nicht in das Bad, sondern zu einem kostbaren Feste gekommen wären. Auch Nonnen, Aebte, Mönche, Ordensbrüder und Priester leben hier in Freiheit und Fröhlichkeit; letztere baden sich wohl gar zugleich mit den Weibern, tragen Kränze und vergessen jeden Zwang ihrer Gelübde." Das Frauenbad war von dem der Männer zwar durch eine Scheidewand getrennt, diese hatte jedoch so viele Fenster, „daß man sich sehen, sprechen und berühren konnte". „Einige Bäder brauchen Männer und Weiber gemeinsam und zugleich, die untereinander durch Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden sind. Man hielt sich stundenlang in den Bädern auf und speist darin auf schwimmenden Tischen." Um die Bäder lief oben eine Galerie, von der aus die Männer mit den Frauen sich unterhielten, sie neckten und ihnen Kränze und Blumen zuwarfen. In den gesonderten Badezellen wurden die Männer von Frauen, die Frauen von „Badergesellen" bedient. David Heß erzählt in seiner „Badenfahrt" (Zürich 1818), daß die Aebtissin des Stiftes zum Frauenmünster in Zürich, Anastasia von Hohenklingen im Jahre 1415 einen großen dem Stifte gehörigen Meierhof verkaufte, um aus dem Erlöse die Kosten einer Badenfahrt bestreiten zu können, und daß die Klosterfrauen zu Töß im Anfange des 16. Jahrhunderts sich mit schwerem Gelde päpstliche Indulgenzen erkauften, um nach Baden zu fahren und daselbst weltliche Kleider tragen zu dürfen.

Es war ein üppiges und übermüthiges Treiben voller Lust und Freude, welches noch bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts in den mannigfachsten Vergnügungen in dem reizend gelegenen Schweizerbade sich abspielte. Zu Salomon Hottinger's Zeit (Anfang des 18. Jahrhunderts) scheint das ausgelassene Leben nachgelassen zu haben und die Ungeniertheit im Verkehr der beiden Geschlechter durch Einrichtung „sonderbarer" Bäder eingeengt worden zu sein. Die Kur bestand damals in 135 Badestunden, welche in 15 Tagen absolvirt sein konnten. Das „Deutsche Museum" von 1779 enthält einen Aufsatz über Baden, in welchem berichtet wird: „Der Pöbel badet sich noch immer auf offener Gasse unter freiem Himmel in zwey Bädern. Die Einrichtung der Privatbäder ist jetzt eine etwas verschiedene, wie zu Poggio's Zeiten. In einzelnen sind alle Scheidungen aufgehoben, aber die Bäder überhaupt hängen nicht mehr zusammen. Auch die Gallerien sieht man nicht mehr, weil es nun Sitte ist, näher zu treten. Jedes Bad ist nun eine sehr luftige gewölbte Halle und für 10—12 Personen eingerichtet. Cavaliere und Damen sitzen in denselben gemeinschaftlich unbedeckt in bunter Reihe. Solche Besuche, wie sie Poggio schildert, sind auch noch durchgehends üblich, nur sieht man die Damen nicht mehr nackt, sondern mit aller möglichen Sittlichkeit in Hemden. Die schwimmenden Tafeln findet man jetzt in allen Bädern, wo man 5—6 Stunden bleibt. Man trinkt auf ihnen Vormittags Chokolade, Nachmittags Wein." Die mittelalterliche Naivität des gemeinsamen Badens der verschiedenen Geschlechter, welches sich zuletzt nur auf die Armenbäder, auf das Verena- und Freibad beschränkte, wurde erst gegen Mitte dieses Jahrhunderts beseitigt.

Als Gegenstück dieser Luxusbäder mag hier die Schilderung eines jetzt verschollenen Bades folgen, das von wirklich Kranken, denen ihre Mittel weite Reisen und kostspieligen Aufenthalt nicht gestatteten, im Anfange des vorigen Jahrhunderts viel besucht war. Das nahe bei Halle gelegene Delitzsch besaß eine Heilquelle von vielgepriesener Wirksamkeit, welche jetzt eingegangen ist. Die im Jahre 1701 erschienene „Wahrhaftige Beschreibung des Gesundbrunnens, so unweit Delitzsch entsprungen" gibt eine ergötzliche Beschreibung der dortigen Verhältnisse. Es heißt in derselben wörtlich:

„Am allerbesten haben es hier die Bettler, denn sie halten am längsten aus, wenn ihnen auch gleich gar nichts fehlt als vivres: denn da setzt es accidentia vor sie. Sonsten ist nicht zu läugnen, daß zwei unanständige Dinge da sein, warum absonderlich Vornehm nicht lange da bleiben und die gebührende Kur abwarten kann: 1. Incommodität oder Unbequemlichkeit; maaßen es wenig gute Bauernstuben gibt, darinnen Dames oder Cavalliers können ad interim zufrieden sein, wiewohl auch hier der Trost sein muß, daß es eben so lange nicht währen kann, man auch in der Zeit mit Spatziergängen ins grüne Feld, mit angenehmer Compagnie oder seiner eigenen Speculationen sich divertiren kann. 2. Theuer Leben, maaßen die Bauern so gut als

Digitized by Google

die Wirthe zu Leipzig, vor einer Stube allein des Tages 8 bis 12 Gr. gefordert und auch bekommen müssen. Hat einer nur ein grob Bette zur Zudecke und ein Haupt-Küssen, muß er ordinär jegliche Nacht 1 Gr. geben, so gut als in dem besten Wirthshause. Was ist aber ein Comparaison den Leipzigischen Logies und den Bauernstuben, da einen die Fliegen dreimal wieder anstechen, wenn man sie zweimal wegjaget, welche so geizig sind als ihre Wirthe. Von den essenden Waaren mag nicht viel erwähnen, als mit welchen es vollends ranfteigt und doch kahl aussieht. Darum gebe einem Jeden die Lehre, daß er bei sich zu Hause Anstalt mache, auf 12 bis 14 oder auch mehr Tage verproviantirt zu seyn, wann er anders nicht mit größeren Kosten die vivres aus Halle will holen lassen. Und bringt er nicht seine eigenen Betten mit, so wird er den Flöhen, absonderlich im Julio oder Augusto zu einer Marterbank. Am besten kömmt das gemeine Volk aus, welches sich auf eine frische Schütte Stroh (wenn es allzeit wahr ist) hinlegt und mit einem Stücke Brot und Butter vorlieb nimmt, sich eine halbe Mandel Eyer macht, welche es doch auch so theuer bezahlen muß, als wenn sie die Bauersfrau in die Stadt träget; will es Fleisch essen, so läuft es das Eckgen nach Landsberg und kauft sich ein Paar Pfund, denn in Dörffern kriegt man leichtlich keines, es müßten denn zum Frühling die Kälber kommen. Dieser Ort ist sonderlich zu Kuren wohl auserkoren, als an welchem der Patient nicht leicht in Diät pecciren kann; denn keinen Wald erblickt man hierinne, daß etwa Wildprät zu bekommen wäre, und ohnedem von dergleichen Waare keine Zufuhr in die Dörffer ist, oder doch zum wenigsten da keine gesehen wird; kein Wasser sieht man groß, daß ihm also die Fische auch nicht den Magen verschleimen können; Wein und andere delikate Bißgen werden ihm auch nicht schaden, denn das ist so ferne von dem Orte, bis ihn die Hällischen Weinhändler, Tracteurs, Confituriers was zeigen. Will er den Bauern die Hühner theuer genug bezahlen und schlecht zugericht, so steht es ihme frey. Wenn die Landsberger Becker nicht Brot rausschafften, müssen die Patienten bei der Wasser-Cur zugleich auch eine Hunger-Cur anstellen; denn die Bauern backen Brot für sich, und würde auch nicht zureichen."

Als Illustration zu diesen Schilderungen des Badelebens in alter Zeit gedenken wir schließlich des Kupferstiches eines unbekannten Meisters vom Jahre 1464. Derselbe stellt einen Brunnen dar, auf dessen Einfriedigung die Worte stehen: Hic est Fons Juventutis (Dieses ist der Jungbrunnen). Oben steht ein Mann, welcher durch das aus seinem Munde hängende Spruchband als Inspector fontis (Bademeister) bezeichnet ist. Von allen Seiten strömen alte Leute verschiedenen Geschlechts herbei, um in der verjüngenden Quelle neue Lebenskraft zu suchen. Im Brunnen selbst erblickt man einige bereits verjüngte Paare, welche die wiedergewonnene jugendliche Rüstigkeit und Frische in recht ungenirter und wenig decenter Weise bethätigen.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Es war schon nach Sonnenaufgang, aber wir fuhren immer zu. Der König und der Herzog krochen auch bald hervor und sahen recht verschlafen aus; aber nachdem sie über Bord gesprungen waren und etwas geschwommen hatten, waren sie bedeutend frischer. Nach dem Frühstück setzte sich der König auf eine Ecke des Floßes, zog die Stiefel aus, rollte die Hosen auf, ließ die Beine bequem ins Wasser hängen, zündete die Pfeife an und begann seinen Theil in Romeo und Julie auswendig zu lernen. Als er es ziemlich gut inne hatte, übten er und der Herzog es zusammen. Der Herzog ließ ihn seufzen und die Hand aufs Herz legen; nach einiger Zeit sagte er, es ginge ziemlich gut; „nur", meinte er, „mußt Du ‚Romeo' nicht so herausbrüllen wie ein Bull — Du mußt's sanft, liebeskrank und vergehend so sagen: —R—o—o—meo! das ist die Idee; denn Julie ist ein liebes süßes Mädchen, fast ein Kind, weißt Du, und hat nicht wie ein Esel."

Nun holten sie ein paar lange Schwerter hervor, die der Herzog aus Eichenstöcken gemacht hatte, und übten ihr Schwertgefecht — der Herzog nannte sich Richard III., und es war wirklich großartig anzusehen, wie sie drauf los hieben und umhersprangen. Nach einiger Zeit glitt der König aus und fiel über Bord, danach rasteten sie.

Bei nächster Gelegenheit ließ der Herzog einige Anschlag-Zettel drucken; und darauf, für einige Tage, während wir stromab trieben, war das Floß ein sehr lebhafter Platz, es gab Nichts als Schwertgefechte und Generalproben — wie der Herzog es nannte. Eines Morgens, als wir schon ziemlich weit hinab im Staate Arkansas waren, sahen wir ein kleines Städtchen in einer großen Bucht. Wir legten etwa dreiviertel Meile oberhalb an, in der Mündung eines Baches, der, von Cypressen überragt, wie ein Tunnel aussah; und wir alle außer Jim nahmen das Canoe und fuhren hinunter, um zu sehen, was für Gelegenheit in dem Städtchen für unsere Vorstellung wäre.

Wir trafen es glücklich; am Nachmittag sollte dort ein Kunstreiter-Circus stattfinden, und das Landvolk fing schon an, in allerlei alten Rappelkasten von Wagen und auch zu Pferde, herbeizuströmen. Die Kunstreiter wollten vor Abend weiterreisen, so war für unsere Vorstellung gute Gelegenheit. Der Herzog miethete die Rathhaushalle und wir gingen umher und klebten unsere Zettel an. Die lauteten so:

Shakespeare's Wiederaufleben!!!

Wunderbare Attraction!!

Nur für einen Abend!

Die weltberühmten Tragöden
David Garrick der Jüngere vom Drury-Gasse-Theater London
und
Edmund Kean der Aeltere vom königlichen Heumarkt-Theater,
Weiß-Kapelle, Puddinggasse, Piccadilly-London
wie auch der königlichen Continental-Theater — in ihrem erhabenen Shakespeare'schen Schau-Stück:

Die Balcon-Scene
aus
Romeo und Julie!!!

Romeo . . . . . Herr Garrick.
Julie . . . . . Herr Kean.

Unterstützt von allen Kräften der Gesellschaft!
Neue Costüme, neue Decorationen, alles neu!

Gleichfalls:

Der erschütternde, meisterhafte, blut-erstarrende Schwertkampf
aus Richard III.!!!

Richard III. . . . . Herr Garrick.
Richmond . . . . . Herr Kean.

Gleichfalls
(auf besonderen Wunsch):

Hamlet's unsterblicher Monolog!!

Gegeben von dem berühmten Kean!
der ihn an 300 auf einander folgenden Abenden in Paris gespielt hat!

nur einen Abend,
wegen unversäumbarer europäischer Engagements!

Eintritt 25 Cents; Kinder und Dienende 10 Cents.

Dann trieben wir uns etwas im Städtchen umher. Die Läden und andere Häuser waren meistens alte hölzerne Rumpelkasten, die nie einen Anstrich gehabt hatten; sie standen drei bis vier Fuß über der Erde wie auf Stelzen, um nicht überschwemmt zu werden, wenn der Strom austrat.

Die Kaufläden waren alle an einer Straße. Sie hatten weiße Segeltuch-Dächer über die Seitenwege gespannt und an die Pfosten, welche diese Dächer stützten, band das Landvolk

Digitized by Google

die Pferde. Unter diesen Zeltdächern standen leere Kisten, auf denen sich den Tag über Faullenzer räkelten und mit ihren großen Messern daran herumschnitzten. Es war ein tabakkauendes, gähnendes, faullenzendes und Maulaffen feilhaltendes Gesindel.

Dicht am Fluß reichten manche Häuser über das Ufer hinaus, zuweilen schon hinübergebeugt und baufällig und fast bereit, hineinzupurzeln. Die Leute waren schon hinausgezogen. Unter dieser oder der anderen Häuserecke hatte der Fluß bereits die Erde weggespült und die Ecken hingen über dem Wasser. Doch wohnten noch Menschen darin, aber es war gefährlich, denn zuweilen stürzt ein Stück Land, so breit wie ein Haus, hinunter. Solch ein Städtchen muß immer rückwärts und weiter zurückziehen, denn der Strom nagt beständig daran.

Je näher Mittag an jenem Tage, desto dichter und dichter drängten sich Wagen und Pferde in den Straßen und immer kamen noch mehr. Familien brachten ihr Mittagsessen mit vom Lande und verzehrten es in ihren Wagen. Es wurde viel Branntwein getrunken und ich sah drei Prügeleien.

Also am Abend hatten wir unsere Vorstellung; es waren aber kaum ein Dutzend Leute dabei — eben genug, um die Unkosten zu decken. Und sie lachten fortwährend, das machte den Herzog ärgerlich; und ehe die Sache zu Ende war, gingen alle fort mit Ausnahme eines Jungen, der eingeschlafen war. Da sagte der Herzog: „Diese Arkansas-Kaffern stehen zu tief für Shakespeare; was sie wollen, ist niedrige Komödie — und vielleicht gar noch Schlimmeres als das. Ich sehe ungefähr, was Die wollen". Am nächsten Morgen nahm er große Bogen Packpapier nebst schwarzer Farbe, malte Anzeigen darauf und klebte sie überall an. Sie lauteten:

„Im Rathhause!
Nur drei Abende!
David Garrick der Jüngere!
und
Edmund Kean der Aeltere!
vom London- und den Continental-Theatern
in dem ergreifenden Trauerspiel:
Des Königs Kamelopard
oder
Das königliche Non plus ultra!!!
Eintritt 50 Cents."

Den ganzen Tag waren König und Herzog damit beschäftigt, die Bühne, den Vorhang und eine Reihe Talglichte für die Rampe zurecht zu machen. Am Abend war in kurzer Zeit die Halle voll Männer, so daß keiner mehr hineinpaßte; dann schlich der Herzog von der Vorderthür hinten herum und durch die Hinterthür vor den Vorhang. Dort hielt er eine kleine Rede, pries dies Trauerspiel an, sagte, es wäre das ergreifendste, das existire, und so fuhr er fort zu prahlen mit dem Trauerspiel und mit Edmund Kean dem Aelteren, der die Hauptrolle spielen würde. Endlich, als Jedermanns Erwartungen aufs höchste gespannt waren, zog er den Vorhang auf und im nächsten Augenblick kam der König auf allen Vieren hereingesprungen und sich wild geberdend. Er war ganz bemalt in Ringen und Streifen aller Farben, prächtig wie ein Regenbogen. Das Volk fiel fast um vor Lachen, und als der König sich müde gesprungen hatte und hinter die Scene kroch, da klatschte, trampelte, wieherte und stürmte die Menge, bis er wiederkam und Alles wiederholte, und er mußte es dann noch einmal machen, denn sie riefen ihn wieder heraus. Es war übrigens genug, eine Kuh zum Lachen zu bringen, was dieser alte Kerl für Unsinn machte.

Dann ließ der Herzog den Vorhang hinunter, verbeugte sich und sagte, das Trauerspiel würde nur noch zwei Abende gegeben werden wegen dringender London-Engagements, wo die Plätze dafür im Drury-Gassen-Theater bereits alle verkauft seien. Dann machte er noch eine Verbeugung und sagte: „Wenn es uns gelungen ist, Sie zu amüsiren und zu belehren, werden wir Ihnen dankbar sein, wenn Sie es Ihren Freunden sagen, damit die auch kommen, uns zu sehen."

Etwa zwanzig Stimmen riefen:

„Was? schon vorüber? ist das Alles?"

Der Herzog sagte „ja". Dann wurde es lebhaft. Alles schrie: „Oho!" sprang wild auf und nach der Bühne zu. Aber ein großer, gut aussehender Mann sprang auf eine Bank und rief:

„Ruhe! ein Wort, meine Herren."

Sie schwiegen wirklich und horchten. „Wir sind zum Besten gehalten worden — ziemlich arg zum Besten. Aber wir wollen uns doch nicht von der ganzen Stadt auslachen lassen. Nein. Wir wollen hübsch stille fortgehen und über die Vorstellung prahlen, damit der Rest der Stadt ebenso genarrt werde; dann wissen wir Alle, wie es ist, und Keiner kann den Anderen auslachen. Ist das nicht vernünftig? („Darauf könnt Ihr wetten! — Der Richter hat recht!" riefen Alle.) Wohl denn, also nicht ein übles Wort. — Geht heim und rathet Jedem, das Trauerspiel zu besuchen."

Am nächsten Tag war von Nichts die Rede, als von dem herrlichen Trauerspiel. Am Abend war das Haus wieder überfüllt und auch diese Versammlung war genarrt. Als ich und der König und der Herzog wieder auf das Floß zurückkamen, nahmen wir erst unser Abendbrod. Nachher, etwa um Mitternacht, ließen sie Jim und mich das Floß in die Mitte des Stromes steuern und etwa zwei Meilen unterhalb der Stadt anlegen.

Am dritten Abend war das Haus wieder gepackt voll — es waren diesmal keine neuen Gesichter, sondern Leute, die schon an den vorigen Abenden dagewesen waren. Ich stand beim Herzog und sah, daß Jeder, der hineinging, etwas in seinen Taschen oder unter seinem Rocke versteckt trug — und ich konnte sehen, daß es keine Parfümflaschen waren — nein, gewiß nicht! Es hatte einen eklichen Geruch, der an schlechte Eier und verfaulte Kohlköpfe erinnerte und dergleichen. Als Niemand mehr hinein konnte, gab der Herzog einem in der Nähe Stehenden einen viertel Dollar und bat ihn, für eine Minute Thürwächter zu sein. Dann ging er hinten herum nach der Bühnenthüre, ich hinter ihm her; doch kaum um die Ecke gebogen und im Dunkeln, sprach er:

„Jetzt geh' rasch, bis Du von den Häusern weg bist, und dann mach', daß Du so schnell zum Floß kommst, als sei der Böse hinter Dir!"

Ich that's, und er gleichfalls. Wir kamen zu gleicher Zeit dort an und im Nu glitten wir stromab — Niemand sprach ein Wort. Ich dachte an den armen König, und wie es ihm mit seiner Audienz gehen würde; aber nichts dergleichen; bald kroch er aus dem Zelt hervor und sagte:

„Nun, Herzog, wie hat sich das alte Ding diesmal gelohnt?"

Er war nämlich gar nicht in die Stadt gegangen.

Wir zeigten kein Licht bis wir zehn Meilen stromab waren. Dann machten wir Licht, und nahmen unser Abendessen. König und Herzog lachten sich fast die Knochen auseinander über die Art, wie sie das Volk überlistet hatten. Da sagte der Herzog:

„Grünschnäbel, Dummköpfe! Ich wußte, das erste Haus voll würde's Maul halten, damit die Uebrigen auch in die Falle gingen; ich wußte, daß sie den dritten Abend denken würden, die Reihe käme nun an sie. Ja, jetzt haben sie ihre Revanche. Ich gäbe was drum zu wissen, was sie für ein Gesicht dabei machen."

Diese Teufelskerls hatten wirklich vierhundertfünfundsechszig Dollars an diesen drei Abenden eingenommen. Ich habe nie früher so viel Geld beisammen gesehen.

Bald schliefen und schnarchten die Beiden; da sagte Jim zu mir:

„Erstaunt Dich's nicht, wie sich diese Könige geben, Huck?"

„Nein", sagte ich, „durchaus nicht!"

„Aber Huck, unsere hier sind ja wahre Teufelskerls, nichts Anderes, rechte echte Teufelskerls."

„Nun, Könige sind nicht anders, so weit ich urtheilen kann."

„So, meinst Du?"

„Lies doch etwas darüber nach, dann wirst Du's sehen.

Digitized by Google

Da ist Henry VIII.; im Vergleich mit dem ist dieser ein Sonntagsschulen-Superintendent. Und dann Charles II. und Louis XIV. und Louis XV. und James II. und Edward II. und Richard III. und vierzig mehr; fast all' die angelsächsischen Heptarchen in den alten Zeiten waren ja rechte Kains-Kinder. O, du solltest Henry VIII. in seiner Blüthe gesehen haben. Er war eine Blüthe. Der heirathete ein neues Weib jeden Tag und am nächsten Morgen hieß es immer: „Kopf ab!" Und er that dabei so gleichgültig, als ob er sich ein paar Eier bestellte. „Nell Groynn her", rief er. Sie brachten sie. — Nächsten Morgen: „Kopf ab!" und ab war er. „Jane Shore her", rief er. Sie kommt. — Nächsten Morgen: „Kopf ab!" ab war er. „Leute, die schöne Rosamund' herbei"; „schön Rosamund'" folgt dem Glockenruf. — Nächsten Morgen: „Kopf ab!"

Was hätte es genützt, Jim zu sagen, daß die Beiden nicht König und Herzog seien?

Am nächsten Tage, gegen Abend, legten wir an einer kleinen Weideninsel mitten im Strome an, wo auf jedem der beiden Ufer ein Städtchen war. König und Herzog planten schon wieder, wie sie wohl die beiden Orte ausbeuten könnten. Da sagte Jim zum Herzog: „Ich hoffe, daß es nur wenige Stunden hier dauern wird, denn es ist sehr unbequem und ermüdend, den ganzen Tag gebunden im Zelt zu liegen." Wir mußten das ja thun, sonst hätte Jemand kommen können, und es hätte ausgesehen, als sei er ein Entlaufender. Der Herzog meinte, es sei allerdings beschwerlich für Jim, und versprach, etwas auszudenken, wodurch es Jim bequemer gemacht würde.

Er war ganz gescheidt, dieser Herzog, und kam bald auf einen Gedanken. Er verkleidete Jim als König Lear. Es war ein langes Gardinen-Calicogewand, weiße Roßhaar-Perrücke und Bart. Dann nahm er seine Schminke und färbte Jim's Gesicht, Hals, Ohren und Hände in fahles Blau, wie eine vor neun Tagen ertrunkene Leiche. Er sah ganz schauderhaft aus. Dann machte der Herzog aus einer großen Dachschindel ein Schild und schrieb darauf:

„Kranker Araber — harmlos wenn bei Bewußtsein."

Dann nagelte er dies Schild an eine Stange und steckte sie vier bis fünf Fuß vor dem Zelte auf. Jim war befriedigt. Er meinte, es wäre viel besser, als ein paar Jahre jeden Tag gebunden da zu liegen und bei jedem Geräusch vor Angst zu zittern. Der Herzog sagte ihm, er dürfte sich's jetzt bequem machen, und wenn irgend Jemand sich unnöthig um ihn bekümmere, sollte er nur aus dem Zelt springen, sich etwas unsinnig geberden und ein- oder zweimal aufheulen wie eine wilde Bestie, dann würden die Leute schnell ausreißen und ihn in Ruhe lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommeroper im Krolltheater. Fräulein Horson, Frau Grossi, Frau Klafsky, Frau Rosa Papier. Herr Bötel, Herr Robinson. Marschner's „Vamphr".

Zur alljährlichen Sommeroper hat der sehr thätige und geschickte Director Engel auch für diese „Saison" eine sehr gute Künstlergesellschaft angeworben und vorzügliche Kräfte für Gastspiele gewonnen. Zuerst erschien die Großherzoglich Weimarische Kammersängerin Frl. Horson, die hier noch unbekannt, sehr rasch die Gunst des Publikums und der Kritik gewann durch ihre brillanten Leistungen, die umfangreiche Stimme, treffliche Schule, lebhaftestes Spiel und einen vornehmen Vortrag vereinigen. Dann kamen Frau Rosa Papier, über die wir schon im verflossenen Sommer berichtet haben, Frau Carlotta Grossi, die ausgezeichnete Coloratursängerin, endlich Frau Klafsky, die noch vor wenigen Jahren im Wagner-Wandertheater des Director Neumann als Stellvertreterin wirkte, seither jedoch sich zu einer bedeutenden Künstlerin entwickelt hat und besonders als „Fidelio" große wohlverdiente Erfolge gewann. Mit ihrer Auffassung der „Jüdin" können wir uns nicht ganz einverstanden erklären; sie war vielleicht ganz eigenthümlich, aber zu sehr fortwährend erregt. Unter den männlichen Gästen fanden Herr Bötel und nach ihm Herr Robinson die günstigste Aufnahme. Die selten schöne Stimme des Herrn Bötel verfehlt niemals ihre Wirkung auf das große Publikum, und diese ward bei dem letzten Gastspiele noch erhöht durch die Fortschritte im Vortrage, die der Sänger in letzterer Zeit erzielt hat. Herr Robinson ist ein ungemein gewandter Bühnensänger und Darsteller, der ganz gut versteht, den Beifall des großen Publikums zu erlangen, ohne die feinfühligere Kritik sehr zu verletzen. Das hat er ganz besonders im Marschner'schen „Vamphr" bewiesen, in einer Rolle, die, aus der romantischen Spukzeit stammend, den Darsteller gar leicht zu Uebertreibungen, höllischem Gelächter, Zahnfletschen und dergleichen schönen Dingen verleitet. Der „Vamphr", 1828 componirt, war die erste der drei Opern, die Marschner's Ruhm begründeten. Er steht weit hinter dem „Templer und die Jüdin" und „Hans Heiling" zurück, aber er enthält doch viele interessante Einzelheiten. Die Oper ist in Berlin niemals aufgeführt worden; wir haben sie in den sechziger Jahren in Frankfurt am Main gehört. Der Stoff ist heute unannehmbar. Wenn dieser blutsaugende Geist, der schon in der ersten Scene eine Braut todtbeißt, dann im zweiten Acte wieder eine abschlachtet, aber bei der dritten in der Schlußscene nicht reüssirt und zur Hölle fährt, nicht ausgelacht wird, so ist das ein Beweis, daß der Darsteller Treffliches geleistet und die sehr gefährlichen Grenzen mit großem Geschick eingehalten hat. Und Herr Robinson fand allgemeine Anerkennung.

Heinr. Ehrlich.

Notizen.

Die Zahlenlotterie in Preußen. Von Otto Warschauer. Berlin 1885. — Diese Schrift schildert ein finanzpolitisches Experiment Friedrichs des Großen. Alljährlich neuern sich bei den Etatsberathungen unserer Kammer die Angriffe gegen die noch bestehende Staatslotterie; und doch ist diese, die Classenlotterie, nur die wesentlich harmlosere Schwester der Zahlenlotterie, welche einst der große König in seinen Staaten einführte und mit seiner Autorität schützte. Die Zahlenlotterie entbehrt aller der Cautelen, welche die Classenlotterie durch die eine gefährliche Betheiligung der niedersten Volksschichten ausschließende Höhe der Einsätze, durch die bestimmte Zahl der Loose und der Gewinne ꝛc. bietet. Der Minimaleinsatz bei der Zahlenlotterie betrug 1 Groschen; daher erregte sie gerade die niederen Classen zu leidenschaftlichster Theilnahme, und der Groschen des „armen Mannes" war ihre Haupteinnahmequelle. Im Einführungspatent vom 8. Februar 1763 wurde eine Menge schöner Dinge angeführt, denen die Zahlenlotterie dienen sollte; aber competente Beurtheiler, wie Mirabeau, verwarfen dies Institut schon bei Lebzeiten Friedrichs II. aufs entschiedenste. Auch der Verfasser erklärt mit Recht die Einführung dieses Lottos für einen der finanzpolitischen Mißgriffe, an denen der letzte Theil der Regierung Friedrichs II. so reich war. Wie bei all jenen Experimenten, so bediente sich auch hier der König der Beihülfe eines Ausländers, des Italieners Giantonio Calzabigi, der das aus seinem Vaterlande kommende Lotto in Preußen einführte. Aber weder als königlicher Beamter noch als selbstständiger Pächter des Spiels bewährte sich Calzabigi. Erst seit 1766, da der geschäftskundige Graf Reuß die Lotterie pachtete, hoben sich die Einnahmen, um im Laufe der folgenden Jahrzehnte glänzende zu werden. Im Jahre 1794, nachdem das Institut durch Privatfleiß in Blüthe gebracht war, wurde es von Friedrich Wilhelm II. verstaatlicht; und erst die Reorganisation des preußischen Staates brachte im Jahre 1810 auch dieser verwerflichen Einrichtung ihr längstverdientes Ende. Der interessante Stoff wird vom Verfasser in klarer, von langweiliger Trockenheit freien Sprache dargestellt, die sich zeitweise sogar zu stilistischem Schwunge erhebt, wie man ihn in einer Biographie der Zahlenlotterie kaum erwartet.

H. P.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

herausgegeben von Jos. Kürschner. Bd. 149. Abth. 2. **Heinrich von Kleists** sämmtl. Werke 2 Tl. (Der zerbrochene Krug. Robert Guiskard. Amphitryon. Penthesilea.) Herausgeg. von Theophil Zolling. 8°. XIV. und 436 S.

und

Bd. 124. **Schillers** Werke 7. Tl. (Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Lustspiele: Turandot, Der Parasit, Der Neffe als Onkel und Bühnenbearbeitungen fremder Stücke.) Herausgeg. von R. Boxberger. 8°. 515 S. brosch. à M. 2.50, geb. à M. 3.50.

Zur Philosophie der Weltgeschichte; — Socialistische Phantasiestaaten; — Die Idee des ewigen Friedens mit Bezug auf Politik und Völkerrecht; — Zur Philosophie des Schönen — sind Arbeiten von **Dr. Moritz Brasch**, eines durch seine Feuilletons, Essays und Kritiken, neuerdings durch seine „Klassiker der Philosophie" vortheilhaftest bekannten und beliebten Autors, aus seinem Werke:

Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Literatur. 2 Bde. (Verlag von **Theodor Huth** in **Leipzig**).

Der I. Band ist bereits erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig, sowie durch die Verlagshandlung zu beziehen. Der Preis dieses empfehlenswerthen Bandes beträgt nur 4,50 Mark.

Ein junger **Lehrer**, der sich gern **nur** der **Schriftstellerei** widmen möchte und dem bez. seiner belletristischen, historischen und literaturgeschichtlichen Leistungen vorzügliche Zeugnisse zur Seite stehen, sucht eine Stelle als Redakteur, Feuilletonist ꝛc. an einem guten belletristischen Blatte. Offerten unter **A. T. 545** an **Haasenstein & Vogler, Leipzig**, erbeten.

Ein junger **Schriftsteller**, im Bureau- und Handelsfache firm, wünscht die Redaction eines belletristischen oder Provinzial-Blattes zu übernehmen. Passende dauernde, wenn auch nicht angegebene Stellung wird ebenfalls acceptirt. Gefl. Off. möglichst mit Angabe des Gehaltes sub Redaction **526** durch **Haasenstein & Vogler, Leipzig**, erbeten.

Gegen Ed. von Hartmann!!

Das jüd. Verbrecherthum

von Dr. Ludw. Fuld. 1 Mark.

Verlag von **Theodor Huth** in **Leipzig.**

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. **Schanz**, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wichnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von R. Baumbach.

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von Heinr. Seidel.

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von Julius Lohmeyer.

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von Hans Grasberger.

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von Emil Peschkau.

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, frisch-römische Bäder, alle fremden Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Soeben erschien:

Friedrich Schiller.

Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.

Von

Richard Weltrich.

Erste Lieferung. (24 Bogen im Großoktav mit Vorrede.)

Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.

M. 4.—

Vollständig in 2 Bänden zu je 2 Lieferungen: Die zweite Lieferung erscheint noch 1885, der Schluß bis spätestens 1887.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 25. Juli 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 14 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen. Von Jürgen Bona Meyer. — Lord Lytton und Lord Salisbury. Von Max Lorenz. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Bücher in Frankreich. Von Arthur Mennell. — Ein biographischer Roman. Von Theophil Zolling. — Kunstgewerbliche Veröffentlichungen. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Von der japanischen Ausstellung. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen.

Von Jürgen Bona Meyer.

Dem an die Pfarrer der Diöcese Paderborn gerichteten, vom 27. Februar d. J. datirten Studien-Erlaß des Paderborner General-Vicariats, welcher nun einige Wochen hindurch die Geister der ultramontanen Presse lebhaft erregt und veranlaßt hat, eifrig darüber zu streiten, in wie weit durch denselben die Anerkennung eines Principes der Maigesetze schon gegeben oder doch wenigstens vorbereitet sei, in wie weit somit durch denselben ein Sieg der Regierung im Culturkampf oder doch ein Fortschritt in der Versumpfung desselben bezeichnet worden, ist rasch genug eine „Declaration des General-Vicariats vom 1. Juli" gefolgt, welche den Versuch macht, jene üble Mißdeutung abzuweisen und die Gemüther darüber zu beruhigen, „daß es den Intentionen des General-Vicariats durchaus widerspreche, mit dem Erlasse staatlicherseits erlassene Vorschriften über die Vorbildung des Clerus im Gegensatze zu den kirchlichen Verordnungen anzuerkennen."

Der Unterzeichnete hat von vornherein nichts Anderes erwartet und müßte daher sowohl die durch den Erlaß hervorgerufenen Klagen wie Hoffnungen für übertrieben und hinfällig halten. Wir stehen also wieder auf dem alten Fleck wie vor dem Erlaß. Trotzdem ist der Fall lehrreich und daher ein historischer Rückblick, aus dem wir eine Lehre für die Zukunft ziehen, wohl am Platze.

I.

Der Sachverhalt zunächst ist folgender: Das „Düsseldorfer Volksblatt" brachte in Nr. 156 die Nachricht, daß die Pfarrer der Diöcese Paderborn angewiesen seien, den Theologie Studirenden ihrer Gemeinde folgende inhaltsschwere Mittheilung zu machen: „Es solle in Zukunft Niemand geweiht werden, der nicht volle drei Jahre auf einer vom preußischen Staate anerkannten Universität oder am Lyceum zu Eichstätt, das den Universitäten gleichstehe, seine Studien absolvirt und das in dem Ultimo Gesetz vorgeschriebene Zeugniß über die mit Fleiß gehörten Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Literaturgeschichte beigebracht habe." Die „Deutsche Reichszeitung" ward durch diese Mittheilung zu einem Leitartikel: „Anerkennung der Maigesetze?" in ihrer Nr. 170 gereizt, in welchem sie unter der Voraussetzung, daß jene Anweisung, falls sie wirklich gegeben sei, nur vom Bischof von Paderborn selbst ausgegangen sein könne, bemerkte, damit hätte der Paderborner Bischof die Zulassung zur Weihe an die Bedingung geknüpft, daß die Candidaten dieselben Erfordernisse vorher erfüllt hätten, welche auch die Maigesetze als Bedingung für die Anstellung der Geistlichen vorschrieben. Wir hätten hier demnach von hoher Stelle, wenn auch nicht gerade eine förmliche Anerkennung der Maigesetze, so doch (nach parlamentarischem Sprachgebrauche) einen Wechsel auf demnächstige Anerkennung eines wesentlichen Punktes derselben, ein thatsächliches Anerkennungsversprechen, womit die preußische Staatsregierung mit Rücksicht auf den Promittenten wahrlich sehr zufrieden sein könne. Der Bischof sei aber nach dem bestehenden Rechte überhaupt nicht und de lege ferenda heute noch nicht berechtigt, Diejenigen von der Weihe zurückzuweisen, welche jene Erfordernisse der Maigesetze nicht erfüllen. Sein Befehl sei ein unberechtigter Eingriff in die Unterthanenrechte der Diöcesangehörigen: Rom würde gewiß für den Candidaten eintreten, welcher, wenn er sonst alle Bedingungen für die Zulassung zur Weihe erfüllt hätte, seine theologischen Studien nicht an einer deutschen Universität, sondern in Innsbruck oder Rom gemacht hätte. Paderborn aber, nachdem es ein den Staatsgesetzen entsprechendes Knabenseminar eingerichtet habe, erfülle nun auch noch den anderen Theil des Justinus Friedemann'schen Programms, indem es die deutschen Universitäten als ausschließliche Bildungsanstalten für seine Theologen erkläre. Irenaeus Themistor sei einmal wieder um eine seiner Hoffnungen ärmer geworden.

Die „Kölnische Volkszeitung" glaubte zunächst diesen Thatbestand durch Mittheilung des Erlasses in ein etwas günstigeres Licht stellen zu dürfen, sah sich aber dann durch eine neue Entdeckung hinsichtlich der Ausführung des Ultimo-Gesetzes von 1882 bewogen, in einem Leitartikel ihrer Nr. 172 ein „Videant consules!" auszurufen.

Der fragliche Paderborner Erlaß hat nach dieser Mittheilung folgenden Wortlaut:

> Paderborn, 27. Februar 1885. Die Herren Pfarrer und Hülfsseelsorger veranlassen wir hierdurch, diejenigen aus ihren resp. Pfarren gebürtigen Jünglinge, welche beabsichtigen, sich dem Priesterstande zu widmen, und in den theologischen Studien schon begriffen sind oder dieselben nach Ablegung des Abiturienten-Examens mit nächstem Semester beginnen werden, daran zu erinnern, daß sie, bis die hiesige bischöfliche philosophisch-theologische Lehranstalt wieder eröffnet werden kann — was, wie wir hoffen, in nicht allzu ferner Zeit der Fall sein möchte — vor ihrem Eintritt in das Priesterseminar während sechs Semestern auf deutschen Universitäten, denen die Akademie zu Münster und das Lyceum zu Eichstätt darin gleichstehen, die erforderlichen philosophi-

Digitized by Google

schen und theologischen Vorlesungen mit Fleiß gehört haben müssen; daß dieselben während der beiden ersten Semester, welche vorzugsweise den philosophischen Studien zu widmen sind, auch die eine oder die andere theologische Vorlesung, sowie Vorlesungen aus dem Gebiete der Geschichte und deutschen Literatur zu hören haben.

Damit der Fleiß im Besuch der Vorlesungen später constatirt werden kann, haben sich die Studiosen am Schlusse jeden Semesters von den betreffenden Docenten außer dem gewöhnlichen Testate noch ein besonderes Zeugniß über den Fleiß im Besuch der Vorlesungen zu erbitten. . . .

Die Herren Pfarrer und Hülfsseelsorger wollen Vorstehendes den Betreffenden nicht bloß für dieses Mal, sondern auch künftig jedes Jahr und sonst, so oft sich Gelegenheit darbietet, bekannt machen, auch sich der jungen Aspiranten des Priesterthums nach Kräften mit Rath und That liebevoll annehmen und möglichst dazu beitragen, daß, zumal in dieser schweren Zeit, durchaus würdige und tüchtige Arbeiter für den Weinberg des Herrn gewonnen werden. . . .

Das General-Vicariat.

Die Redaction der „Kölnischen Volkszeitung" bemerkte dazu in einer Note, sie constatire, daß in dem ganzen Erlasse von der Versagung der Weihe mit keinem Worte die Rede sei.

Zu besonderen Bedenken aber gab dem Leitartikel noch eine Note Anlaß, welche der Verfasser des Artikels in Professor Hinschius' „Preußischem Kirchenrecht im Gebiete des allgemeinen Landrechts" S. 506 zum Gesetz vom 31. Mai 1882 entdeckt hatte, nach welcher dem Docenten nicht verwehrt sein soll, vor Ausstellung des Zeugnisses über den fleißigen Besuch der Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur durch ein mit dem Studenten anzustellendes Examen, das sich aber nur auf den Gegenstand der betreffenden Vorlesung zu beschränken habe, die Ueberzeugung von einem fleißigen Hören des Collegs von Seiten des Letzteren sich zu verschaffen.

Jene erste theilweise Beruhigung der „Kölnischen Volkszeitung" erreichte ihren Zweck nicht.

Unter der Ueberschrift: „Also doch!" stellte das „Düsseldorfer Volksblatt" recht düstere Betrachtungen an über ein ministerielles Verbot des Deharbe'schen katholischen Katechismus und den Paderborner Studien-Erlaß. Aus Beidem folge: 1. Der Minister sei in Preußen die oberste Instanz für die Frage: welcher Katechismus von katholischen Kindern solle gelernt werden; 2. das preußische Staatsgesetz gebe die Norm für die Studien des katholischen Clerus. Wenn diese Nachrichten wahr seien, lohne es nicht mehr der Mühe, noch von einem Kampfe der preußischen Katholiken für die Rechte und Freiheiten ihrer Kirche zu reden. „An dem Tage" — so schließt das Blatt —, „der uns die letzte Spur der Hoffnung, sie könnten sich nicht bestätigen, rauben wird, müssen wir fragen: Also doch geschlagen, unterlegen, besiegt! Moriamus!"

Die „Kölnische Volkszeitung" trat in einem Leitartikel ihrer Nr. 173 mit der Ueberschrift: „Sind wir besiegt?" zunächst auch gegen diese ihrer Meinung nach allzu pessimistischen Anschauungen beschwichtigend auf, indem sie darauf hinwies, daß doch im Grunde mit diesen Verfügungen und Erlassen gar nichts Neues geboten werde, also in demselben auch ebenso wenig eine Anerkennung der Maigesetze enthalten sei, wie in früheren ähnlichen Berücksichtigungen nun einmal vorhandener Gesetzes-Bestimmungen. In der Blüthezeit des Culturkampfes sei häufig jungen Theologen von hochgestellten Geistlichen der Rath ertheilt worden, z. B. ihre Studien nicht in Innsbruck zu machen, weil dadurch ein Hinderniß für ihre spätere Anstellung geschaffen werde. Darin liege aber doch nicht eine Anerkennung der Berechtigung einseitiger staatlicher Vorschriften. Sie wiederhole, in dem Erlasse sei von der Versagung der Weihe mit keinem Worte die Rede. Damit sei aber keineswegs ausgeschlossen, daß die Bischöfe doch allen Grund hätten, das Verhalten der Regierung bezüglich der Vorbildung zum geistlichen Amte mit dem schärfsten Mißtrauen zu beobachten. Es sei von ihr auf den abgeleugneten, aber deshalb doch bestehenden Versuch des Professors Hinschius hingewiesen, „auf Umwegen die Staatsprüfung des Gesetzes vom 11. Mai 1873 wieder einzuführen". Es handle sich da um die Vorbereitung eines neuen Uebergriffes. Da liege allerdings ein sehr ernster Anlaß für die Bischöfe vor, aufzupassen. Die preußischen Katholiken würden eben stets auf Wachsamkeit und Mißtrauen angewiesen sein.

Von dieser Beschwichtigung zeigte sich die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 176 in einem Leitartikel: „Nil novi!" durchaus nicht befriedigt. Das General-Vicariat habe an die Priesteramtsaspiranten einen eigentlichen Befehl gerichtet, nicht aber denselben bloß einen unverbindlichen Rath ertheilt. Denn durch die Worte: „Vorlesungen mit Fleiß gehört haben müssen", „Vorlesungen zu hören haben", „haben sich ein Zeugniß zu erbitten", werde nicht ein Wunsch oder Rath, sondern ein strikter Befehl ausgedrückt. Auch brauche man keine sehr scharfe Brille, um zu sehen, daß der Paderborner Erlaß den dieser Verfügung ungehorsamen Priesteramtsaspiranten wirklich mit der Versagung der Weihe bedrohe. „Denn es heißt darin: Die Priesteramtsaspiranten haben vor ihrem Eintritte ins Priesterseminar Das und Das zu thun. Was heißt das aber anders als: der Priesteramtsaspirant, welcher Das und Das nicht thut, wird nicht ins Priesterseminar aufgenommen? Das Priesterseminar ist nun aber nicht Selbstzweck, sondern eine nothwendige Anstalt zur Vorbereitung für den Empfang der Priesterweihe. — Wer nicht ins Priesterseminar aufgenommen wird, wird auch nicht geweiht. Die ursprüngliche Meldung des „Düsseldorfer Volksblattes" entfernt sich also keineswegs von der Wahrheit." — Durch diesen Paderborner Erlaß werde die preußische Staatsregierung somit allerdings ermuthigt, auf ihrem ablehnenden Standpunkte im kirchenpolitischen Streite zu verharren.

Mittlerweile war der „Kölnischen Volkszeitung", wie sie in Nr. 174 vom 26. Juni mittheilte, geschrieben, daß thatsächlich allerdings die Erfüllung jener staatlich gestellten Forderungen als Bedingung zur Aufnahme in das Paderborner Priesterseminar angesehen werde. Theologie Studirenden, welche den geforderten Nachweis nicht erbringen konnten, sei die Erlaubniß, sich auch nur die Subdiaconatsweihe ertheilen zu lassen, verweigert worden. Es hätten aus diesem Grunde Theologen der Paderborner Diöcese ihre Entlassung aus dem Diöcesan-Verbande nachgesucht und erhalten. Der Paderborner Studien-Erlaß acceptire schlechtweg die staatlichen Vorschriften und mache jede Verhandlung mit dem apostolischen Stuhle über die (wissenschaftliche) Erziehung des Clerus überflüssig. — Auch jetzt noch schien der „Kölnischen Volkszeitung" damit zu viel behauptet zu sein, wenn darunter die Anerkennung eines Rechtes der staatlichen Gesetzgebung, die Erziehung des Clerus zu regeln, verstanden sein sollte. Gegen solchen Anspruch hätten sämmtliche preußischen Bischöfe seiner Zeit Verwahrung eingelegt, und wenn nun das Paderborner General-Vicariat in einem besonderen Erlasse an die Pfarrer diese Verwahrung nicht ausdrücklich erneuere, so sei daraus doch nicht zu folgern, daß es damit von der einheitlichen Auffassung der Bischöfe Preußens zurücktreten wolle. Die Bischöfe befänden sich gegenwärtig in der Nothlage, daß sie keine Priester verwenden könnten, welche nicht von den staatlichen Anforderungen dispensirt seien, oder denselben in der Form des Gesetzes vom 31. Mai 1882 Genüge geleistet hätten, ohne sofort den maigesetzlichen Strafen zu verfallen. „Hätte" — schreibt die „Kölnische Volkszeitung" — „das Paderborner General-Vicariat ausdrücklich diese Nothlage betont, gegen den Anspruch des Staates bezüglich der Erziehung der Geistlichen sich verwahrt und die Studirenden einfach ermahnen lassen, sich nicht in die Unmöglichkeit einer Verwendung in ihrer Diöcese zu versetzen, so würden wohl die gegen den Erlaß erhobenen Bedenken sich nicht geltend gemacht haben. Wir bedauern, daß dies nicht geschehen, besonders da die Verhandlungen des apostolischen Stuhles bezüglich Aenderung der maigesetzlichen Bestimmungen über die Erziehung des Clerus leider noch zu keinem Resultat

Digitized by Google

geführt haben und die Befürchtung nicht ausgeschlossen ist, daß in diesen Verhandlungen jener Erlaß in seiner jetzigen Form zu Folgerungen Anlaß bieten könnte, welche gewiß der Intention des Paderborner General-Vicariates in keiner Weise entsprechen."

Auch die „Germania" besprach eingehend den Paderborner Studien-Erlaß und meinte, davon, daß seit dem Gesetz von 1882 auch kein Geistlicher mehr geweiht werden solle, der nicht entweder das Cultur-Examen gemacht oder jene Vorlesungen gehört oder vom Cultusminister dispensirt sei, könne doch gar keine Rede sein; zunächst schon nicht, weil die Kirche auch für die Anstellungen in Preußen jene drei Forderungen in keiner Weise anerkannt habe, sodann aber auch nicht, weil diese Bestimmungen doch auf alle Fälle nur für die in öffentlicher Seelsorge anzustellenden Geistlichen gelten sollten. Ein Bischof komme aber gar häufig in die Lage, Priester zu weihen, welche in die Heidenmission oder zur Seelsorge in andere Länder gehen wollten, oder als Privatgelehrte weiter studiren, Hauslehrerstellen annehmen, oder als Privatgeistliche fungiren wollten. In allen solchen Fällen brauchten sie sich doch um die betreffenden preußischen Gesetze gar nicht zu kümmern, könnten jedoch die Priesterweihe nicht entbehren. Abgesehen aber davon hätte schon die unmittelbare Abhängigkeit verletzen müssen, in welche der Paderborner Erlaß die Spendung der heiligen Priesterweihe gesetzt habe gegenüber einer einseitig vom Staate und dazu noch von vorherrschend protestantischen Gesetzgebungs-Factoren erlassenen und von der Kirche durchaus nicht anerkannten Bestimmungen. — Doch räth auch sie in einem späteren Artikel, bei der Besprechung des Erlasses Alles zu vermeiden, was mißverständlich, verwirrend und deshalb auf die Dauer entmuthigend wirken könnte, demgemäß lieber das letzte Wort noch zu suspendiren und vor Allem die Tragweite der Sache nicht zu überschätzen.

Auch die lithographirte Correspondenz Falkenberg (Majunke) versicherte, der Erlaß mache in den leitenden kirchlichen Kreisen Preußens einen höchst peinlichen Eindruck, das isolirte Vorgehen des Paderborner General-Vicariates sei jedenfalls ein schwerer taktischer Fehler, dessen schlimme Folgen zunächst die Bischöfe Preußens und dann vor Allem der heilige Stuhl empfinden würde. Die Katholiken seien nur stark, so lange der Episkopat geschlossen und einig sei. Sollte es aber der preußischen Regierung gelingen, die feste Phalanx zu durchbrechen, die Einigkeit zu sprengen und die Bischöfe zu isoliren, dann wäre freilich der hie und da hervorgetretene Pessimismus berechtigt.

In Rom — so ließ sich die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 178 vom 28. Juni schreiben — könne man nicht daran glauben, daß diese Anweisung von kirchlicher Seite ausgegangen sei, da es im Augenblicke, wo Verhandlungen über die Erziehungsfrage schwebten, nicht zur Competenz eines einzelnen Ordinarius gehören könne, einen derartigen Entscheid zu treffen und da ein solcher in Rom niemals gebilligt werden würde. Den verlegenen Wendungen in der Ausdrucksweise des „Moniteur de Rome" merke man an, daß er hoffe, falls die Sache sich wirklich verhalte, wie einige Zeitungen sie darstellen, würden die Bestimmungen des Circulars wieder rückgängig gemacht.

Dieser Hoffnung soll nun das Paderborner General-Vicariat durch seine Erklärung vom 1. Juli entsprochen haben. Dieselbe lautet:

> Der Erlaß vom 27. Februar d. J. ist nach seinem Inhalte wie nach der Form, in welcher derselbe — mit Umgehung der Publication im Amtlichen Kirchenblatte — zur Kenntniß der betreffenden Herren Geistlichen gebracht ist, ein vertrauliches Schreiben. Dasselbe enthält eine lediglich für die Geistlichen bestimmte Anweisung, wie die Theologie-Studirenden über den Gang und die Ausdehnung ihrer Studien mit Rücksicht auf die spätere Verwendung in der Diöcese zu belehren sind. Eine allgemein bindende gesetzliche Diöcesanvorschrift soll in dem Erlasse nicht gegeben sein. Außerdem bezeichnet sich die Verfügung ausdrücklich als eine provisorische, die mit Wiedereröffnung der hiesigen philosophisch-theologischen Lehranstalt von selbst außer Geltung tritt. Einer solchen provisorischen Maßregel glaubten wir nicht entbehren zu können. Mit dem Eintritte in das Priesterseminar erhalten die Theologie-Studirenden der Diöcese Paderborn den stiftungsmäßigen Anspruch, auf Kosten des hiesigen Clericalseminars unterhalten und später unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht zu werden. Die Stellung des Seminartischtitels schließt aber die weitere Verpflichtung ein, dem so geweihten Geistlichen eventuell bis zu seiner Anstellung standesmäßigen Unterhalt zu gewähren. Nach Lage der jetzt geltenden Gesetzgebung können in Preußen Geistliche, welche die in unserm Erlasse aufgestellten Forderungen nicht erfüllt haben, eine Anstellung in einem öffentlichen Amte nicht erhalten. Dieselben fielen also, wenn sie unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht wären, rücksichtlich ihres Unterhaltes eventuell dem Seminarfonds zur Last. Wir glauben demnach nur pflichtmäßig zu handeln, wenn wir die Theologie-Studirenden darauf hinweisen lassen, daß sie in den Genuß der von dem hiesigen Clericalseminar zu gewährenden Wohlthaten nur eintreten können, sofern sie die Aussicht bieten, in der Diöcese in der Seelsorge verwendet zu werden. Darüber hinaus hat unser Erlaß nichts bestimmen wollen. Am allerwenigsten haben wir das Studium der künftigen Priester in den Rahmen der maigesetzlich umschriebenen Forderungen einengen wollen. Soweit der Wortlaut unseres Erlasses zu der Deutung Veranlassung geben könnte, als hätten wir staatlicherseits erlassene Vorschriften über die Vorbildung des Clerus im Gegensatze zu den kirchlichen Verordnungen anerkannt, müssen wir diese Deutung als eine unsern Intentionen durchaus widersprechende bezeichnen. Wir wissen uns in der vollen Unterwerfung unter die kirchlichen Bestimmungen und in der treuen Hingabe an den Apostolischen Stuhl eins mit dem gesammten Episkopate.
>
> Paderborn, den 1. Juli 1885.
>
> Das Bischöfliche General-Vicariat.

Die „Kölnische Volkszeitung" Nr. 181 bemerkte zum Abdruck dieses Erlasses, der Schwerpunkt desselben liege in der bestimmten Erklärung, daß die vielfach angefochtene Verfügung vom 27. Februar eine allgemein verbindliche Diöcesan-Vorschrift nicht darstellen solle, sowie in der Betonung des provisorischen Charakters dieser Verfügung. Außerdem verwahre sich das General-Vicariat nunmehr auch ausdrücklich dagegen, als habe mit seinem früheren Erlasse irgendwie die Verbindlichkeit der maigesetzlichen Vorschriften bezüglich der Vorbildung der Geistlichen anerkannt werden sollen. Die in dem neuen Erlaß gegebene authentische Interpretation des früheren sei sonach geeignet, die der Fassung des letzteren entgegenstehenden Bedenken auszuräumen. Ohne allen Zweifel werde auch die Praxis der obigen Declaration entsprechen. Damit dürfte diese Episode ihren Abschluß gefunden haben.

Der „Trierschen Landeszeitung" ist ferner mitgetheilt, daß die Pfarrer der Diöcese Paderborn einen besonderen Erlaß empfangen hätten, in welchem die bekannte und viel besprochene Verfügung des bischöflichen General-Vicariates vom 27. Februar d. J. pure zurückgezogen werde. Dasselbe ist dem „Moniteur de Rome" von Berlin aus mitgetheilt worden. Die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 184 hat dies gewiß mit Befriedigung zur Kunde ihrer Leser gebracht. Dieselbe ließ sich auch in Nr. 185 vom 5. Juli aus Rom schreiben: „Es wird hier mit allgemeiner Freude die vorgestern telegraphisch eingetroffene Meldung begrüßt, daß der Paderborner Erlaß officiell und definitiv zurückgezogen sei. Die freimüthige Initiative eines katholischen Blattes, das zuerst das vielbesprochene, wie nunmehr versichert wird, schon drei Monate alte Document ans Tageslicht zog, hat Segen gestiftet. Man hat in kirchlichen Kreisen die Angelegenheit sehr ernst aufgefaßt, zumal das hl. Collegium, wie auch Leo XIII. selbst, in der Erziehungsfrage durchaus auf dem Standpunkte der immer größere Bedeutung gewinnenden Schrift von Irenaeus Themistor stehen. Herr von Schlözer, der

Digitized by Google

dieser Tage Rom verläßt, kann in Berlin melden, daß der Papst mit aller Entschiedenheit auf der Erziehung des Clerus nach den kirchlichen Grundsätzen bestehen wird, und daß Se. Heiligkeit in der Erziehung gemäß den maigesetzlichen Bestimmungen nach wie vor die vitalsten Interessen der Kirche und das Heil der Seele bedroht sieht."

Wir standen also nun thatsächlich ganz am Abschluß dieser neuesten Culturkampfs-Episode und müssen uns fragen, was aus ihr für die Zukunft zu lernen ist.

(Schluß folgt.)

Lord Lytton und Lord Salisbury.

Von Max Lortzing.

Lord Salisbury ist an Stelle Gladstone's an die Spitze des britischen Cabinets getreten und somit hat sich Lord Lytton's, seines Freundes, Prophezeiung erfüllt, welche dieser in einem kürzlich veröffentlichten epischen Gedicht aussprach, dessen erstes Buch erschienen ist, während fünf andere ihm noch folgen werden.

Der edle Lord ist unter dem Schriftstellernamen Owen Meredith bekannt und hat sich bereits die Dichtersporen verdient, obwohl man ihm gerade keine besondere Originalität nachrühmen kann. Dies zeigt sich auch in seinem neuen Werk, „Glenaveril, or the Metamorphoses" betitelt: zwei neugeborene Knaben, von denen der eine der Lady Eleanor Glenaveril, der andere ihrer Hauswirthin in Baden-Baden, der verwittweten Frau Pastor Müller angehört, werden mit einander verwechselt, und der deutche Sprößling wird in Folge dessen als Chef eines Clans und als erblicher britischer Peer erzogen, während der rechtmäßige Erbe in die Fußtapfen seines vermeintlichen Vaters tritt und sich zum lutherischen Geistlichen ausbildet. Ueber dem Clan schwebt ein alter Fluch kraft dessen alle männlichen Mitglieder desselben in verhältnißmäßig frühen Lebensjahren eines gewaltsamen Todes sterben. So weit die ihrer Anlage nach weder neue noch originelle Exposition.

Beim Eintritt des jungen Peer in das Parlament nimmt der Dichter Gelegenheit, die Mitglieder des letzten Cabinets und andere politische Größen unter anderen Namen in etwas altväterischer, satirischer Weise auf's Schärfste, Gladstone sogar auf's Unerhörteste anzugreifen und zu geißeln. Die Stanzen sind stark bombastisch gefärbt und ihre Diction leidet mitunter an Härten und Unklarheiten. Lord Lytton ist Hochtory, und als sein Ideal verehrt er den Marquis von Salisbury, den er unter dem Namen Caecilius (er heißt auch wirklich Cecil) als Retter des verrathenen und dem Abgrunde des Verderbens nahen Vaterlandes feiert. Die Uebertragung bitte ich zu entschuldigen, den Fehler des etwas Ungelenken verschuldet zum Theil wenigstens das schwülstige Original.

Zuerst kommt Joseph Chamberlain an die Reihe, den der Verfasser als den zweiten Casca stempelt:

Den Demagogen schau, den Casca, dort,
Den hämischen, doch dürrer noch als der.
Er schimpft in jedem Ueberredungswort
Und Keiner lügt beweisend so wie er.
Den Zwang der Höflichkeit, den wirft er fort,
Gespeichert Gift ist seiner Zunge Wehr,
Und ist die Redekunst Aufreizung bloß,
Spricht schöner Casca's Mund als Cicero's.

•

Er haßt Jedweden, den die Menschheit ehrt,
Der über ihm steht, und wieviel sind das!
Der Erde Größen, die des Neides werth,
Und die im Himmel auch verfolgt sein Haß.
Dies einzige Talent hat ihn gelehrt
Durch Drohen ohne Maß und Unterlaß
Despot in einem Cabinet zu sein,
Das sich verkriecht vor seinem mind'sten Dräu'n.
Und wie im Unterhaus sie zu ihm schrei'n!
Wie dort sich um ihn drängt der Treuen Schaar!
Groß ist ihr Eifer, ihre Zahl nur klein.
Haß treibt und Hoffnung jene Jahr für Jahr,
Sie hoffen Eitles, hassen im Verein,
Was übrig noch von Kirch' und Staat fürwahr.
Und Jeder spielt den Revolutionär,
Ein Aff' von Marat und von Robespierre.

Auf Chamberlain folgt Charles Dilke als Sophronion, doch ergeht es ihm besser:

O, daß Sophronions Philosophie
Wie Glas an so hirnlosem Kopf zerschellt!
Des Platon Geist versteht ein Kleon nie!
Du stolzer Eifrer, träumst Du gar die Welt
Zu bessern ohne Blut und Eisen, sie
Zu ändern ideal, wie Dir's gefällt?
Baut Staatskunst, wie die Schule jetzt sie schafft,
Wohl Republiken nur durch Wissens Kraft?

Sir William Harcourt ist der Historicus, dessen Redestil oft den Geschmack beleidigt, er ist gewandt, aber roh, dann heißt es weiter von ihm:

Was ist's, was diesem Redner fehlt? Nicht Witz,
Sein Witz ist treffend, beißend ist sein Hohn.
Auch Kraft ist's nicht, schlagfertig wie der Blitz
Ist jeder Satz. Er gleicht Thaliens Sohn,
Der, dem Juchheh zu Lieb' auf höchstem Sitz,
Nach Beifall geizt als seines Spieles Lohn,
Der, ungenirt um seiner Rolle Geist,
Sich zum Hanswurst macht und Couliſſen reißt.

Der arme Gladstone, der als schwärzester Landesverräther am Lytton'schen Pranger steht, wird erst wegen seines salbungsvollen Predigertones verspottet:

Doch keine Predigt, such' auch noch so sehr,
Bringt, was dem Denker werth zu wissen wär'.

Nach neuer Wahrheit und nach Denken nicht,
Originell nicht oder treffend klingt
Noch witzig oder weise, was er spricht.
Da ist kein Geist, der kräftig schaffend ringt,
Da leuchtet kein Genie mit klarem Licht,
Und wann zum Schluß die lange Rede dringt,
Ist dunkel Alles, öde, wüst und leer,
Und nichts, was werth nach Haus zu tragen wär'.

Doch wie begabt! Die Masse folgt ihm blind,
Sie jubelt, wann er öffnet nur den Mund.
Sie tanzt nach seiner Pfeife Klang geschwind
Und klatscht vor Beifall sich die Hände wund.
Wie schade, daß mit solcher Macht nicht sind
Weisheit und Wahrheit, Recht und Ehr' im Bund!
Doch sieh, wohin er seine Schafe führt,
Da wird Ruin und Schande nur verspürt.

Verwirrung, Elend, Wuth und Schmach und Noth
Sind in der Schale, die er dar uns reicht,
Und Schmerz und Zweifel und der bitt're Tod.
Den Ruhmesglanz des Volks hat er gebleicht,
Des edlen, das sich seiner Leitung bot,
Deß Name andren jetzt zum Spott gereicht.
Und weil sie ihm Behagen hat gebracht,
Mißbraucht er länger schmachvoll seine Macht.

Auf seinen Wink zog fesſellos durch's Land
Verrath in schmählich blutgetränktem Lauf,
Und edle Opfer fällte seine Hand
Sinnlosen Götzen frevelhaft zu Hauf,
Indeß sich selbst bewundernd frech er stand
Und Selbstvergöttrung blies den Eitlen auf.
In's Blut des Vaterlands getaucht, doch nimmer
Erröthend schreit und schwatzt er jetzt noch immer.

Digitized by Google

Lord Granville ist der geschmeidige Glaucus, der mit blankem Schild in die Schranken tritt, um Pfeile aufzufangen, die geradliniger abgeschossen sind als die seinigen. Er lächelt immer und seine Fechtkunst besteht im Ausweichen, im „Kneifen", er citirt gern aus der alten Whiggeschichte und sucht Argumente durch Anecdoten zu widerlegen:

Typus der schönen Schöpfung vor der Fluth,
Als geist'ges Sublimat der feinen Welt
Galt als des Staatsmanns höchstes Attribut,
Das leicht und stets elastisch sich erhält
Und jeden Athemzug saugt in das Blut, —
Staatsmänner, die es sich als Ziel gestellt
Mit Tact und mit Geschmack das Spiel zu lenken,
Wie Lebemänner sich das Volkswohl denken.

Argylius, natürlich der Herzog von Argyl, baut Perioden, die so mäjestätisch dahingleiten, wie ein griechischer Chor, er ist der „Sir Oracle":

Wie vornehm feierlich hört es sich an,
Wann der beredte Mund Anklagen spricht!
Wie stattlich sind die Gesten, dem Gespann,
Dem königlichen gleich, das eilig nicht,
Nur langsam, Schritt vor Schritt nur fährt voran —
Stolz ist die Kutsche, schwer ist das Gewicht
Der Rosse, die für Alltag nicht gemacht,
Die nur geschaffen für Paradepracht.

Doch nun erscheint der Retter, der Marquis von Salisbury:

Welch' stattliche Gestalt ist's, die dort steigt
Empor, begrüßt von Freunden sonder Zahl?
Wer ist's, der sich vom Rostrum her verneigt,
Gespannt erwartet im histor'schen Saal?
Er, dem an Ernst und Weisheit Niemand gleicht,
Wird siegend zücken seiner Rede Stahl,
Der Meerfluth gleich braust seiner Worte Macht,
Schau den Cäcilius dort und hab' wohl Acht!

Die Zeit laßt reifen, bis die Stunde schlägt,
Wann jäher Sturz den glatten Lug und Trug,
Die gleißnerische Macht in Trümmer legt,
Das Volk, das sicher sich noch däucht genug,
Den leeren Schein nicht länger mehr erträgt,
Zu spät erkennend, wer die Wunden schlug,
Zu Dir, um Rettung flehend, hebt die Hand,
Dann wird erst voll Dein Werth, Cäcil, erkannt.

Er ist feurig wie Fox und national wie Pitt, und man mißtraute ihm deshalb zu einer Zeit, in der national zu sein als ein Verbrechen galt. Philosoph und Paladin zugleich, vereint er den Muth des Soldaten mit der Erfahrung des Weisen, kurzum, „wir werden niemals Seinesgleichen sehn".

Es gab eine Zeit, in der es sehr unwahrscheinlich war, daß Robert Arthur Talbot Gascoigne Cecil jemals der dritte Marquis von Salisbury werden würde. Als jüngerer Sohn einer großen Familie, dem ein verhältnißmäßig nur geringes Vermögen zufiel, widmete er sich zunächst der Journalistik und schrieb namentlich für die „Quarterly Review", der er auch jetzt noch hin und wieder seine Feder leiht. Bedeutende Staatsmänner haben oft so nebenbei ein eigenes Steckenpferd: Disraeli verfaßte Romane, Gladstone fällt Bäume und Salisbury ist Chemiker — er hat ein großes Laboratorium — und Photograph; sein Schloß ist nach seinen eigenen Plänen elektrisch erleuchtet. Er imponirt durch seine Gestalt und macht den Eindruck eines gebieterischen englischen Barons des fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderts.

Hatfield House, der Sitz des jetzigen Premiers, ist eins der berühmtesten und schönsten Herrenhäuser Englands. Als im Jahre 1611 der Bau vollendet war und Sir Robert Cecil, der jüngere Sohn des Lord Burleigh, auf der Schwelle stand und die breite Allee hinabschaute, lag vor ihm „der Weg nach London". Seit der Gründung ihres Schlosses haben die Cecils stets ihr Auge fest auf die Themsestadt gerichtet, als den Brennpunkt des politischen und socialen Lebens. Sie wohnten, wie die hohen Herrschaften Großbritanniens überhaupt, auf dem Lande, allein sie liebten es, „den Weg nach London" dicht vor den Augen und bequem vor den Füßen zu sehen. Wer von dorther kommt, steigt aus dem Eisenbahnwaggon fast unmittelbar in den Park hinein.

Zu einer Wohnstätte wurde Hatfield zuerst durch die Bischöfe von Ely gemacht, die sich dort im zwölften Jahrhundert einen Palast bauten. 1534 tauschte ihn Heinrich VIII. gegen einige Ländereien in Cambridge, Essex und Norfolk ein und erhob ihn zu einem seiner Landhäuser. Auch sein Sohn Edward wohnte häufig daselbst, und als er den Thron bestieg, schenkte er Hatfield House seiner Lieblingsschwester Elisabeth, an welche sich noch viele Erinnerungen des Schlosses knüpfen. Heutzutage ist nur noch ein Flügel des ursprünglichen Palastes vorhanden, in welchem die Wiege der „jungfräulichen Königin" stand. Der große Saal, wo sie ihren ersten Staatsrath hielt, ist jetzt zum Stall geworden, und edle Rosse fressen und wiehern da, wo einst Burleigh sprach und Elisabeth herrschen lernte. Ihr Bild blickt den Beschauer von der Wand mehr als eines Gemaches an, und im Park rauscht noch die Eiche, unter der sie saß, als der athemlose Bote ihr den Tod Maria's meldete und sie knieend als Königin von England begrüßte. In einem Cabinet der Bibliothek hängt der breitrandige Hut, welchen sie bei dieser Gelegenheit trug, und auch ihre Wiege existirt noch.

Man zeigt im Schloß auch einen „Cromwell Room", obgleich es sich nicht nachweisen läßt, daß der Lord Protector jemals dort logirt hat. Im „Wellington Room" hat der Herzog oft gewohnt, der mit dem verstorbenen Marquis von Salisbury eng befreundet war und ihm vier in der Schlacht bei Waterloo eroberte Fahnen schenkte, die noch heut zu den Trophäen des Hauses zählen. Andere Curiositäten sind einige Waffenröcke, die aus den Wracks der stolzen Armada herstammen, ein Geschenk der Königin Elisabeth an Lord Burleigh, und noch ein merkwürdiges Stück aus der nämlichen Zeit. Es mögen wohl viele ehrgeizige und siegestrunkene Gedanken die Phantasie jener spanischen Ritter erfüllt haben, als sie die Anker lichteten, um Albion zu unterwerfen, aber das hat sich wohl Keiner von ihnen träumen lassen, daß sein aufrecht stehender Panzer im neunzehnten Jahrhundert im Landhause des Führers der conservativen Partei mit der rechten Hand eine Gaslampe aus rothem Glase emporhalten würde!

Zu erwähnen sind noch der blaue und goldene, indessen etwas unbequeme Krönungssessel der Königin Anna, von dem Niemand weiß, wie er dorthin hingekommen ist, der aber zweifellos in der Capelle steht, und ein Bild mit einer Figur in Lebensgröße, über deren Schulter noch ein zweiter Kopf sichtbar ist. Dies Bild hat seine Geschichte. Als der junge Herzog von Monmouth bei Hofe in Gunst stand, war der damalige Marquis von Salisbury sehr befreundet mit ihm und ließ sich sein Portrait malen. Nun aber kam der Herzog bei Sedgemoor zu Falle, und da wäre es für Jeden, der in der Gnadensonne des Königs leben wollte, sehr unpolitisch gewesen, das Portrait eines Rebellen in seinem Schlosse zu besitzen. So wurde denn der Unglückliche weggewischt und die Leinwand vorläufig bei Seite gelegt. Eine Generation später ließ sich der derzeitige Marquis malen, und da er sehr geizig war, so gebot er, die alte Leinwand dazu zu benutzen. Das geschah denn auch, und als ein Jahrhundert später das Bild einmal gereinigt ward, da kam plötzlich das Gesicht des längst vergessenen Herzogs von Monmouth zum Vorschein.

Die Bibliothek von Hatfield House ist nicht gerade besonders reichhaltig und bedeutend, in einer Beziehung jedoch einzig in ihrer Art. Die Pfeiler, welche die Regale in verschiedene Abtheilungen scheiden, sind hohl, und was sie enthalten, befindet sich sorgsam gehütet unter Schloß und Riegel. Es sind dies die berühmten „Cecil Papers", mehr als dreizehntausend Briefe, von mehr oder weniger berühmten Persönlichkeiten an die ersten Cecils gerichtet. Geordnet, classificirt und in starkes Kalbsleder gebunden, bilden sie eine Sammlung von unschätzbarem Werth. Darunter sind Briefe von Maria, Königin von Schottland, in großer, ungleicher, aber nicht ungraciöser Handschrift und die Correspondenz der Königin Elisabeth. Nicht lange vor ihrem Tode goß sie ihr

Digitized by Google

Herz in Verse, die nicht weniger als neuen Folianten füllen. Vermuthlich wird die „Historical Manuscript Commission", welche gegenwärtig damit beschäftigt ist, jene Papiere zu ordnen, das Räthsel ihres Verständnisses lösen, was bisher noch Niemandem geglückt ist, und der Welt die unvergleichlichen Gedichte der gealterten, aber noch immer „jungfräulichen Königin" nicht länger vorenthalten.

So ist Hatfield House mit der Geschichte der englischen Herrscher und Herrscherinnen sowie mit der des Volkes und des Landes auf's Engste verknüpft. Jakob I. hat es in seiner jetzigen Gestalt erbaut und die meisten britischen Souveräne haben in ihm logirt, manche es sogar bewohnt. Es hat auch ein Gemach, welches „The Queen's Room" heißt, in dessen schwellendem Bett auch schon Königin Victoria der Ruhe genoß. Nun hat sie den Marquis von Salisbury an die Spitze ihres Cabinets berufen, und es bewährt sich wiederum das alte Wort, daß die Cecils stets „the way to London" vor sich haben.

Literatur und Kunst.

Deutsche Bücher in Frankreich.*)

Von Arthur Mennell.

Wir können keine größere Dummheit begehen, als wenn wir meinen, die Franzosen zögen achtlos an unserer schönen Literatur, an unserer Wissenschaft vorüber, um sich mit nichts Anderem zu beschäftigen, als mit ihrer eigenen selbstherrlichen Persönlichkeit. Und dennoch ist diese Meinung in unserem „gelehrten" Deutschland nicht eben selten. Zumal im Punkte der schönen Literatur hört unsere Gemüthlichkeit auf. Wenn wir nur könnten, wie wir wollten: wir ließen kein französisches Theaterstück, keinen französischen Roman über die Grenze, weil wir die Werke unserer modernen Schriftsteller in Frankreich absichtlich verleugnet oder gar unterdrückt glauben. Und was nun gar die deutsche Wissenschaft und ihre Würdigung seitens der Franzosen anbetrifft, so weiß man zwar in unseren Gelehrtenkreisen darüber ganz genau Bescheid. Im großen Publikum aber, das die leichtsinnigen Boulevardblätter liest, ist man nur allzuleicht geneigt, die in ihnen sich brüstende Unwissenheit für eine französische Erbsünde zu halten. Ja, nicht bloß in Deutschland, auch in England und Amerika kann man, wie ich in ersten wissenschaftlichen Blättern dieser Länder beobachtete, sich nicht enthalten, dann und wann der französischen Wissenschaft eine Gardinenpredigt zu halten und unverblümt zu sagen, daß ihr „Verfall" eine Folge ihrer absichtlichen Verneinung deutschen Wissens und Schaffens sei. Und daß die Heiterkeit sich einstelle, kommt gar der Franzose und sagt: „Wir bilden uns ein, die großen Bahnbrecher der Humanität zu sein und verachten dabei in unserer Eitelkeit Alles, was außer uns geschieht. Unsere Unwissenheit ist einfach großartig, ja schändlich."

Aber all solche Urtheile über deutsche Wissenschaft und französische Leugnung derselben wären ja sehr schön oder sehr häßlich, wenn sie nur den Thatsachen entsprächen. Glücklicherweise sind sie haltlos.

Ich sage also: die französische Wissenschaft beschäftigt sich nicht nur sehr eingehend mit unserem deutschen Geistesleben, sondern sie kennt auch jede bedeutendere, einzelne Erscheinung desselben. Den Beweis dafür bringt jede Nummer der französischen fachwissenschaftlichen Zeitschriften. Man schlage die „Revue Historique" auf, und wenn man mir dann eine deutsche Zeitschrift nennt, die sich in umständlicherer Weise mit französischen Dingen beschäftigt, wie diese mit deutschen, so werde ich für diese Belehrung sehr dankbar sein. Da hab' ich eine Nummer. Wir wollen hineinsehen: Also im Ganzen 17 Buchanalysen. Und wie viele Bücher sind denn deutsche Bücher? Nicht weniger als 10! Darunter die Suphan'sche Herder-Ausgabe, die von Charles Joret sachkundig besprochen wird. Aber was eigentlich noch wesentlicher ist: auf ungefähr 50 Seiten wird ein Ueberblick über die gesammten halbwegs in das Gebiet der deutschen Geschichte und ihre Hilfswissenschaften streifenden Vorgänge der letzten Monate gegeben. Da fehlt es nicht an Gesammtübersichten des Inhaltes von Blättern, wie: „Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg", oder „Zeitschrift für Geschichte und Landeskunde der Provinz Posen". Ja, neben den „Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen" werden gar der „Schau in's Land", die Stimmen aus Maria Laach" und die „Steiermärkischen Geschichtsblätter" erwähnt. Und damit ist es noch keineswegs genug. Das Blatt gibt auch eine Chronik und eine Bibliographie deutscher Erscheinungen, die auch dem in Paris weilenden Deutschen ein hochwillkommener Vermittler deutscher Vorgänge geworden ist. Wie eingehend und sorgfältig dabei verfahren wird, mögen die folgenden Notizen, die ich einer anderen Nummer entnehme, zeigen: „Am 13. Juni starb in Bautzen, Sachsen, J. E. Schmaler, bekannt durch seine zahlreichen Schriften über die slavischen Sprachen und zumal über das Serbische und Wendische. Er wurde 69 Jahre alt." Die andere heißt: „Herr Naumann, Privatdocent in Halle, wurde zum außerordentlichen Professor in Straßburg ernannt." Na, mehr kann man doch nicht verlangen.

Aber ich denke, gerade auch das ist beweisend. Diese vortrefflich geleitete, von Monod herausgegebene Revue hat zudem fünf deutsche Correspondenten, nämlich: Haupt in Würzburg, Schum in Halle, Stern in Bern, Bauer in Graz, Reuß in Straßburg.

Ich nenne ferner die „Revue Critique", an welcher der geistvolle Gaston Paris einen leitenden Antheil nimmt. Jede Nummer dieses Blattes enthält die gesammte Inhaltsangabe der hervorragendsten sprachwissenschaftlichen deutschen Blätter, theilweise mit, theilweise ohne summarisches, öfter dem Kritiker entlehntes Urtheil. Jede Nummer enthält Besprechungen deutscher Bücher. Und wenn wir auch gerade auf sprachlichem Gebiet Zeitschriften haben — ich nenne beispielsweise „Herrig's Archiv" und die „Zeitschrift für neufranzösische Sprache" — die sich unendlich mehr mit dem Französischen beschäftigen als ähnliche französische Publicationen mit dem Deutschen — so beweisen alle anderen hier erscheinenden fachwissenschaftlichen Zeitschriften: militärische wie medicinische, naturwissenschaftliche wie philosophische, namentlich auch pädagogische, daß man den Ergebnissen unserer Forschung, wenn auch nicht immer mit vorurtheilsfreiem Auge, so doch mit steter Aufmerksamkeit folgt.

Kein Blatt aber haben wir in Deutschland — leider Gottes! —, das sich wie die Revue des deux mondes in ähnlicher Weise mit französischen Zuständen beschäftigte, wie dieses mit deutschen. Noch immer die in unerreichtem Aether thronende Königin französischer Zeitschriften, schlägt sie mit jedem ihrer Jahrgänge ihre deutschen Schwestern. Wo denn bringen wir ausführliche Studien beispielsweise über das Verhältniß von Staat und Kirche, Universitätszustände, Justiz und Verwaltung, über die Parlamentsherrschaft, über das allgemeine Stimmrecht, über die relative Bevölkerungsabnahme in Frankreich? Ich weiß es recht wohl, wir haben vortreffliche Bücher über die französischen Finanzen, über französische Volksschulen und andere Grundpfeiler des modernen Staatslebens. Wie aber steht es mit solcher Kenntniß im großen Publikum? O ja, wir lesen jeden Schmutz auf, der sich auf dem pariser Macadam herumtreibt, wir können zehn, zwanzig, hundert französische Namen nennen, wo wir erst einen, zwei, drei deutsche nennen können. Aber gerade weil wir von unseren Tagesblättern täglich mit Pariser Schund gefüttert werden, weil man uns, das große Publikum, mit Theater- und Romankritiken abspeist und uns jeden möglichen Pariser Gerichtsbericht, jede mögliche Pariser Unzucht harmlos auftischt, statt uns Darstellungen wirklicher französischer Culturarbeit zu geben, drängt man uns in dem Verständniß französischer Art und Strebens

*) Aus dem in einigen Wochen erscheinenden Buche: „Pariser Luft", welches Deutsche und Deutschthum in Paris, den französischen Militarismus (Einjährige, Officiere, Frankreichs Volk in Waffen) und politische, journalistische, theatralische, financielle und sittliche Zustände des modernsten Paris schildern wird.

Digitized by Google

auf einen Standpunkt, der zwischen übertriebenem Lobe und noch übertriebenerem Tadel selbstgefällig einherpendelt.

Wie aber die Zeitschriften, so zeigen auch die Bücher der französischen Gelehrten ihre beständige Beschäftigung mit dem Deutschen. Charles Richet, ein Gelehrter von bestem Ruf, schrieb mit Recht vor einiger Zeit: „Niemals haben die französischen Gelehrten die Werke der Deutschen so eifrig studirt als gerade jetzt. Man analysirt, consultirt und citirt ihre Zeitungen, ihre Bücher, die Berichte ihrer gelehrten Gesellschaften. Man nehme ein beliebiges französisches Werk und man wird finden, daß die große Mehrzahl der citirten Autoren Deutsche sind."

Und so ist es in der That. Aber damit nicht genug: mit einem wahren Hölleneifer übersetzt man seit sechs, acht Jahren alle nur möglichen deutschen Bücher. Freilich, nicht immer nach sorgfältiger Wahl. Zumal hinsichtlich naturwissenschaftlicher Werke hätte gar Manches fortbleiben können. Helmholtz und Häckel sind natürlich schon längst übersetzt, Poggendorf fehlt ebensowenig wie Wundt, Büchner und Bernstein. Bolley, Kopp, Fresenius, Wagner, Postel und eine Menge anderer Chemiker haben für ihre deutschen Bücher das französische Gewand gefunden.

Hegel, Feuerbach, Strauß, Schopenhauer — sie alle sind übersetzt und „Schoppanoär" heißt der philosophische Held, vor dem der französische Lehrer den französischen Jüngling warnt. Ja, auch im Roman und in der Zeitung gefällt man sich, mit Schopenhauer'scher Weltbetrachtung zu cokettiren, ohne dabei von Cabanis und Bichat eine Ahnung zu haben, oder, wie Emile Zola, von der poésie noire de Schopenhauer zu sprechen.

Ein besonderes Interesse wendet man auch unsern großen Pädagogen zu; so wurde kürzlich erst eine neue Uebersetzung Diesterweg'scher Schriften veranstaltet. Kinderschriftsteller: Fröbel, Gumpert, Grimm, Musäus: sie alle sind übersetzt, ebenso wie die Historiker Mommsen, Sybel, Teuffel. Ranke freilich schätzt man noch längst nicht nach Gebühr. Kürzlich ist gar die Curtius'sche griechische Schulgrammatik von einem Gymnasialprofessor mit dem Wunsche, sie in französische Schulen eingeführt zu sehen, übersetzt worden. Von militärischen Schriften spreche ich gar nicht: genug, Goltz findet in Frankreich mehr Auflagen als in Deutschland.

Freilich, je größer die Zahl der übersetzten wissenschaftlichen Bücher ist, desto kläglicher nimmt sich aus, was man von unserer schönen Literatur zu vermitteln unternahm. Es ist ja immerhin mehr, als man anzunehmen pflegt. Zunächst einmal das Fräulein Marlitt und das Fräulein Werner! Sie sind flott übersetzt und mindestens auch von Herrn Georges Ohnet gelesen worden. Kommt Ebers! Das ist ja selbstverständlich; denn in Frankreich hat man vergessen, daß man Anfang der dreißiger Jahre einen ganz stattlichen Vorrath von egyptischen und andern vorzeitlichen Romantöchtern hatte. Gustav zu Putlitz, Paul Heyse, Auerbach, ja Freytag und namentlich Sacher-Masoch sind vielfach übersetzt worden oder werden noch übersetzt. Freilich, im Hinblick auf unsern belletristischen Büchermarkt bedeutet all das nicht viel. Aber hier ist einfach zu berücksichtigen, daß Paris durchaus kein Bedürfniß nach fremder — und am allerwenigsten nach der bei uns üblichen dickleibigen — Waare hat, weil ein eigener Ueberfluß ist. Im Hinblick auf die neueste Literatur der Russen und unserer prächtiger Norweger, die man fast gar nicht übersetzt, können wir sogar besonders zufrieden sein mit Dem, was wir erreichten. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist freilich das französische Publikum gerade jetzt, nach der naturalistischen Cur, geneigter als je, in die Fremde zu wandern und da seine Lectüre zu holen. Es will nicht mehr den crassen, nackten Naturalismus und es wird Dem zujauchzen, der ihm die gelungenste Verbindung des Phantastischen mit dem Realen bringt. Und weshalb sollte das nicht ein Deutscher sein? Hoffmann ist noch heute in Frankreich populär! Man meine nur nicht, daß es an dem „raffinirten" Geschmack, an den „entnervten" Nerven französischer Leser läge, wenn unser Deutsches bei ihnen kein Glück macht: Caroline Pichler und August Lafontaine wurden in den Uebersetzungen der Baronin von Montolieu von dem französischen Publikum ebenso begierig verschlungen wie von dem schweizerischen, und das zu einer Zeit, wo man doch auch ganz aparte Nervenemotionen hinter sich hatte. Aber damals fehlte es eben an genügender heimischer Waare, an der man, wie ich schon sagte, jetzt Ueberfluß hat.

Aehnlich ist es mit dem Theater. Georges Ohnet beweist ja zur Genüge, daß ein deutscher Georges Marlitt auch bei den Franzosen seine Erfolge finden würde. Aber davon abgesehen; wir könnten die herrlichsten Komödien von der Welt schreiben, wir würden sie doch nicht auf die französische Bühne bringen. Einmal freilich würde die französische Eitelkeit sich gegen ein solchen Erfolg der deutschen Feder verwahren. Entscheidend aber sind die herrschenden Bühnenzustände. Eine Première, gespielt in der Provinz, ist werthlos. Der Autor muß ein Pariser Theater finden. Die Zahl dieser Theater ist aber verhältnißmäßig sehr klein und die Zahl der dramatischen Schriftsteller sehr groß, so groß, daß das junge französische Talent vergeblich um Eingang verlangt. Um wie viel weniger also kann der Fremde, zumal der Deutsche, daran denken, hier an's Ziel zu kommen. Daß auch hier das bekannte Raffinement der Mache durchaus nicht entscheidend ist, beweist die französische Bühne im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, wo Kotzebue'sche Lustspiele auf ihr möglich waren — noch heute spielt man „Die Kleinstädter" — wo man Iffland, Raupach und andere „verarbeitete" und aus deutschen Novellenstoffen eine Unzahl in Deutschland spielender Komödien schrieb, eben weil man ärmer war als heute an eigenen Stoffen. Daß das französische Publikum durch die großen Baumeister Augier und Sardou verwöhnt ist und daher gerade groben technischen Fehlern die Gefolgschaft versagt, das ist ja selbstverständlich; im Empfindungsleben aber und in der rein menschlichen Anschauung der Dinge sind denn doch nicht so große Verschiedenheiten zwischen dem Franzosen und dem Deutschen vorhanden, daß unsere Komödie jenem ohne Weiteres ungenießbar wäre. Nicht einmal der nationale Gedanke gibt hierbei den Ausschlag. Brandes, dessen „Romantische Schule" merkwürdigerweise noch keinen Uebersetzer fand, obschon die Franzosen kein ähnlich treffliches Buch haben, sagt zwar, der Mißerfolg des Faust in Frankreich beruhe in dem Umstande, daß in ihm nichts Französisches sei und gibt damit dem nationalen Gedanken den entscheidenden Nachdruck. Aber ich meine, daß einmal der „Faust" eine unendlich größere Wirkung in Frankreich ausgeübt hat, als sie der berühmte dänische Forscher mit Sainte-Beuve zu geben will, daß ferner, ebenso wie der nationale deutsche Gedanke, auch der französische fähig ist, das außer ihm Liegende, das ihm Fremde zu ertragen, ja zu bejubeln. Und der neue Beweis davon ist der, daß Wagner's „Parsifal" hier in Paris ein großes, begeistertes Publikum gefunden hat, dem er als Gott der Wunder und der Träume erscheint. Und um noch ein Wort über Faust zu sagen: man spreche mit dem Franzosen über Faust. Vielleicht, sehr vielleicht wird er sagen, daß er ihn ganz und gar nicht verstehe, aber dafür wird er den Namen Gretchen sagen mit einer gebetgewordenen Andacht und allen Liebreiz, alle Schwärmerei, alle keusche Sünde, die er zu ahnen fähig ist, wird er in dieser Andacht widerspiegeln. Und wenn „la blonde Germanie", wenn das deutsche Mädchen ihm noch heute erscheint als Duft und Seele, Reiz und Anmuth, so ist es Margarethe, die ihm diese Meinung gab, wobei es dann ganz gleichgültig ist, ob Gounod den Vermittler spielte.

Wenn aber unser Theater ganz und gar keine Aussicht hat, auf der französischen Bühne sich zeigen zu können, so fehlt es doch nicht an französischen Schriftstellern, die sich gelegentlich theoretisch mit ihm beschäftigen, so beispielsweise Edouard Rod und Jules Claretie.

Freilich, wenn Bismarck und Moltke — sie sind natürlich auch übersetzt — sich entschließen wollten, auf ihre alten Tage noch unter die Theaterdichter zu gehen, so wäre die Eroberung der französischen Bühne fertig. Unsere erlauchten Helden könnten „dichten", was sie wollten, aufführen würde man sie auf alle Fälle, sei es auch nur um wieder einmal nach Herzenslust Scandal machen zu können.

In letzter Zeit ist übrigens Kleist's „Zerbrochener Krug" wieder übersetzt und mit den Menzel'schen Bildern (bei Firmin

Digitized by Google

Didot) herausgegeben worden. Mehr aber als unser Roman findet unsere ältere Lyrik bei den Franzosen Uebersetzer. So hat Schuré, beiläufig ein sehr lebhafter Deutschenhasser, eine ganz vortreffliche Uebersetzung unserer beliebtesten Lieder veranstaltet. Da fehlen nicht die Freiheitssänger, und Schuré übersetzt beispielsweise unser:

Der Gott der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte

mit:

Le dieu qui fit pousser le fer
N'a pas voulu d'esclaves.

Hier freilich, wie bei den meisten Kraftgesängen, bleibt die französische Sprache noch unfähiger, das Original zu erreichen, wie bei den Gedichten rein lyrischer Empfindung. Zum Beispiel unser: „Ein' feste Burg ist unser Gott" übersetzt Schuré:

Le Dieu juste est ma forteresse,
Mon bouclier d'airain,
Je sens son bras dans ma détresse,
Je tiens sa forte main.

Dann, eine Ballade, Goethe's „Sänger":

Qu'entends-je aux portes du castel?
Un luth vibrant qui sonne.
Quel est ce joyeux ménestrel
Dont le doux chant résonne?
Le roi le dit, le page y va,
L'enfant accourt, le roi cria:
Qu'on fasse entrer le barde.

Vor nicht langer Zeit sind auch Heine'sche Gedichte in einer, und zwar meist gelungenen Uebersetzung erschienen. Freilich, auch Heine's Muse sehnt sich in der französischen Umarmung nach deutschem Wald und deutscher Au, wo ihr des Knaben Wunderhorn erklinge:

Au splendide mois de Mai,
Quand tout bourgeon rompt l'écore,
L'amour déployant sa force,
Surgit dans mon coeur enflammé.
Au splendide mois de Mai,
Alors que tout oiseau chante,
Elle écoutait complaisante,
Vieux, désirs, jai tout exprimé . . .

Das soll unser „Im wunderschönen Monat Mai" sein. Exprimé! C'est entendu! Aber nicht gesungen!

Von Schiller's „Glocke" kenne ich mindestens zwölf zum Theil ganz treffliche Uebersetzungen; erst kürzlich wieder ist eine neue erschienen. Auch einige Dramen Schiller's haben vor Jahren schon in Theod. Braun einen trefflichen Uebersetzer gefunden, nach dem Herr Sarcey sich umsehen könnte, wenn er François Coppée, der beiläufig kein Wort deutsch versteht, die Uebersetzung Maria Stuart's empfiehlt.

Brocken aus Bürger's „Lenore" — die man früher als Theaterstück in Paris gab — laufen noch heute pathetisch von Mund zu Mund. Ich könnte sagen reiten: hurrah, les morts vont vite; mon amour crains-tu les morts? Aehnlich vertraut ist man mit Werther; man sagt sehr oft: il y a du Werther dans ce pauvre garçon. „Charlotte, Drame en III Actes" ist übrigens eine viel gespielte Dramatisirung des Werther.

Nun, ich denke, das sind immerhin einige Beispiele, die auch beweisen. Ganz anders noch würde die Waagschale zu Gunsten der Franzosen in die Höhe schnellen, wenn Einer einen Ueberblick über deutsche Literatur, deutsche Wissenschaft, mit einem Wort über deutsches Geistesleben in Frankreich etwa vom Jahre 1763 an geben wollte. Anfang der 80er Jahre schrieb Grimm an Friedrich, er glaube wohl, daß die Musen alle Neigung hätten, Frankreich zu verlassen und nach Deutschland zu gehen; sie kamen in der That zu uns, sie waren schon gekommen. Aber von den Blüthen und Früchten, die sie uns streuten, empfing auch Frankreich seinen gehäuften Theil, wie wir ihn empfangen hatten, da sie thronten unter dem Jubelstrahl der Pariser Sonne. — —

Wenn ich aber hier eine regere Beschäftigung der Franzosen mit deutschen Geisteswerken angedeutet habe, als man sie bei uns daheim für wahrscheinlich hält, so muß ich auch das noch sagen, daß diese Beschäftigung selten eine parteilose, wissenschaftlicher Würde durchaus entsprechende ist. Man kommt zu uns, weil man uns braucht. Rückhaltlos, begeistert anerkennen — nein, das vermag auch der französische Gelehrte selten. Immer wird man den Pferdefuß seines Neides oder seines Hasses finden. Und daher mag es denn kommen, wenn amerikanische und englische Blätter von der Bedeutung der „Science" und der „Nature" aus solchem Neide zu Schlüssen kommen, die über die Wirklichkeit hinausgreifen. Aber gerade weil dieser Neid sich schlecht verbirgt, weil die Kritik an deutscher That gern hochmüthig hofmeistert, schadet nur der Neid den Neider, weist er wider seinen Willen die Gelehrten der anderen Völker auf das beneidete Deutschland. Bekannt ist, wie die Franzosen jede ihrer Erfindungen zu einem Weltwunder auftrommeln, wie die französischen Gelehrten auf den Congressen in Kopenhagen und im Haag sich aufspielten. Gelegentlich des letzteren fehlte gar die gemeine Tactlosigkeit nicht. Das Jubiläum in Dublin beutete man ebenso aus, wie die egyptische Mission Pasteur's. Von dem Choleragezeter des letzten Jahres will ich absehen; es ist Jedermann erinnerlich. In einem anderen Capitel habe ich einen Professor als leuchtendes Beispiel angeführt. Man will eben nicht fühlen, daß die Kraft, die man aus Deutschland und England holt, dem französischen Blute das Eisen bedeutet und kümmert sich deshalb den Teufel um einen freundlichen Dank oder auch nur freundlichen Blick für die germanische Arznei. Kurzum: Wissenschaft um der Wissenschaft willen, neidlose, freudige Anerkennung der fremden That, das ist allerdings ein Ziel, das man sich wünschen möchte für den edlen Wettstreit, ein Ziel, dem gerade Der nacheifern sollte, der uns herunterreißen möchte von dem Throne, auf den uns unsere Arbeit und die Bewunderung der Völker gestellt hat. Sonst wird sich selbst in Frankreich das Wort Victor Hugo's, das er schon 1841 sprach, wie bisher, so auch in alle Zukunft, Lügen strafen, das Wort: La pensée Allemande est morte! Die deutsche Geistesströmung ist vorüber!

Ein biographischer Roman.

Mitten auf meiner Sommerfahrt trifft mich die Sendung eines befreundeten Verlegers, der den Wunsch äußert, ich möge sein neues Verlagswerk meinem Gepäck beifügen, da es, wie er glaube, das Lesen lohne. Ich werfe einen mißtrauischen Blick auf den Titel: „Im Bruch, eine Biographie" . . .*) Ich schüttle bedenklich das Haupt ob des unaussprechlichen Verfassernamens: Heinrich Krzyzanowski. Gewiß kein Pseudonym oder doch der außergewöhnlich barocke eines Autors, der dem Publicum nie geläufig zu sein wünscht. Und nun blättere ich in dem Buch, lese da und dort eine Stelle . . . Die Namen sind kerndeutsch, der Stil vortrefflich, hier und da an den Dialekt anklingend. „Das Haar war unscheinbar und schüttern geworden . . . „der Nachmittag war alle" . . . „ein einschichtiges Wesen" . . . Ab und zu stoße ich auf ein unkünstlerisches: „Was sich daraus ergeben sollte, wird diese Geschichte noch zu bringen haben" oder: „Es ist bereits erzählt worden, daß" . . . oder: „das ist ebenfalls berichtet worden". Aber oftmals frappirt mich eine feine Beobachtung von Welt und Menschen, ein humoristischer Zug, eine hübsche Bemerkung, wie z. B. die folgende:

Das Leben gleicht einem nächtlichen Gartenfeste, bei welchem die Menschen, bunte Papierlaternen tragend, sich ergehen. Der Garten ist groß und weit, er steigt vom Thale die Bergeslehne hinan. Tief unten

*) Stuttgart, W. Spemann.

Digitized by Google

braust und jubelt es, Licht entzündet sich an Licht, aber weiter oben wandeln diejenigen, deren Kerzen bereits ein Stück herabgebrannt sind, und steigen höher und höher dem Tag entgegen, welcher auf der Kuppe des Berges lagert. Sie wandeln stiller, und die Zwischenräume, welche sie von einander trennen, werden immer größer, der Schein der Kerzen immer blässer, schon erlischt diese und jene, und je höher hinauf, desto mehr. Die dünnen Papierballons, früher von innerlichem Lichte durchschienen, schwanken glanzlos im äußeren, und ihre vor kurzem noch elastischen Falten hangen schlaff von der Feuchte des Morgens.

Und schließlich bin ich so gefesselt, daß ich das nur durchblätterte Buch entschlossen zuschlage — um es gründlich und in bedächtigem Tempo von der ersten Seite bis zur letzten zu lesen, anfangs heiter gestimmt, dann kopfschüttelnd über die wunderlichen Leutchen, von denen es erzählt, und mit umflortem Auge und zusammengeschnürter Kehle, dieweil es zu Ende geht.

Gabriel Engel, der Held dieser Biographie, ist ein Sonntagskind. Sein etwas älterer Bruder heißt als echter Engel Michael. Die Brüder sind also himmlische Gevattersleute, doch ihre höchst irdische Rivalität fängt frühzeitig an. Der Verfasser erzählt mit Humor ihre Knabenstreiche. Sie wachsen heran und bilden sich zu ehrsamen Glockengießern und Schlossern aus, gleich ihrem Vater. Aber das Sonntagskind wird früh zum Pechvogel. Ein Funke sprüht aus seiner Esse und blendet ihm ein Auge. Er ist ein Krüppel in jungen Jahren, und dieses Unglück verdüstert auch sein Gemüth. Auf einem Turnfeste lernt er ein hübsches Mädchen, die Crescenz, kennen und lieben, allein sein Bruder führt sie heim und macht sie ihm zur Schwägerin. Schon vor der Hochzeit munkelt der Stadtklatsch, daß der zukünftige Schwager die Braut liebe und daß diese selbst eine Zeitlang unentschieden war u. s. w. Die junge Ehe läßt sich nicht eben erfreulich an. Der Mann liebt Wirthshaus und Kartenspiel, die Frau ist meist allein und besucht endlich die Leseabende der Schwiegermutter, denen auch Gabriel beiwohnt. Unterdessen geht der Klatsch lustig weiter, und Michael beruhigt sich erst, als er sich selbst von der Harmlosigkeit der beiden Beargwohnten überzeugt hat. Auf einer Ausfahrt, die der Verfasser mit plastischer Umständlichkeit schildert, bricht das Unvermeidliche herein. Ein boshafter Metzger sieht, wie sich Crescenz trotzig ins Gras wirft, wie der Schwager ihr zuredet und nach dem verlassenen Gefährt eilt. Wie würde aber die Verleumdung erst lauten, wenn der Klatschsüchtige wüßte, was sich sonst noch in aller Unschuld zwischen den Liebenden zugetragen: daß Michael der Crescenz Blumen pflückt, daß ein Gewitter die Heimreise verzögert, daß Crescenz ihren Schwager Nachts in ihrem Zimmer empfängt, wobei es allerdings nur beim Klagen und bei einem Handkuß bleibt. Allein der täppische Ehemann, dem das Geschwätz hinterbracht worden, stellt den Bruder zur Rede und nennt ihn Ehrenschänder. Der weiche Gabriel bricht darob zusammen, denn er fühlt die Sünde in seinem Herzen. Er beschließt, die Stadt zu verlassen, ohne zu bedenken, daß er die Geliebte auf solche Weise ihrem rachsüchtigen Gatten ausliefert. Der kalte Abschied vom Elternhaus wird mit derbrealistischen Farben geschildert.

Als er die Straße hinab fuhr und sich der Ecke näherte, bei der er aus dem Weichbilde des väterlichen Hauses entschwinden mußte, sagte der alte Engel, welcher am Fenster stehend ihm nachschaute: „Der verlorene Sohn!“ Dabei wischte er mit der linken Hand über seine Nase herab und drückte dann diese in der Flügelgegend mit zwei Fingern zusammen. Sie war heute röther als gewöhnlich. Hierauf wandte er sich in die Stube zurück, um mit der Mutter zu reden. Die war jedoch in die Küche gegangen, um eine Arbeit zu suchen. Eine halbe Stunde später und schon ein gutes Stück von der Stadt entfernt, trocknete sich Gabriel die bestaubte Stirn ab. „Wie schmutzig ich schon wieder bin!“ sagte er, indem er sein Taschentuch ansah. Dann steckte er es langsam ein und dachte nach, wie wenig in dieser Welt das Waschen nütze.

In der Fremde geht es dem unbeholfenen, schüchternen Sonntagskinde herzlich schlecht. Vergeblich kämpft er gegen die Concurrenz an. Darüber sterben seine Eltern. Die kleine Erbschaft ist bald verzehrt. Ebenso der Erlös aus einer Erfindung, einem Kunstschloß. Seine einzigen Freunde sind ein armes Greisenpaar: der Strumpfwirker Schreihahn und dessen Frau, und sein alter Schimmel, den er sich nicht zu verkaufen entschließen kann. Ein Wiedersehen mit seinem Bruder vereinsamt ihn nur noch mehr. Es ist ihm nicht gelungen, seine Schwägerin zu vergessen, trotzdem hat er sich nie nach ihr erkundigt. Zufällig erfährt er, daß Michael sich längst von ihr hat scheiden lassen und eine zweite Frau geheirathet hat, und daß Crescenz nunmehr als Lehrerin in einem benachbarten Städtchen wohnt. Er möchte sie gerne besuchen. Da wird er für eine unvorsichtige Aeußerung auf Majestätsbeleidigung verklagt und zu mehrwöchentlicher Haft verurtheilt. Der originelle Gefängnißdirector meint es gut mit dem wunderlichen Menschen und gibt ihm als Zellengenossen lustige, gesprächige Gesellen, aber seine Kur bleibt ohne Erfolg: Gabriel wird nur schweigsamer. In der Haft macht er die Bekanntschaft der frohsinnigen Gouvernante Rosine, plaudert durch die Eisenstäbe mit ihr und verliebt sich auf seine närrische Weise in sie. Dann erlebt er den Schmerz, daß sie mit seinem neuen Zellengenossen, einem Schwerter- und Feuerfresser, mindestens ebenso freundlich ist. Nach seiner Entlassung sieht er sie nicht wieder und liebt sie noch immerfort. Mittlerweile ist sein treuer Schimmel crepirt, der alte Freund Schreihahn hat ebenfalls sterben müssen und dessen Frau ist im Armenhaus untergebracht worden. Gabriel weist das Anerbieten seines Bruders, in dessen Fabrik Werkführer zu werden, zurück und will lieber in einer fremden Schlosserei Arbeit suchen. Dahin begibt er sich auf die Reise, nachdem er seine Siebensachen zu Gelde gemacht, und besucht auf dem Wege die noch immer nicht vergessene Crescenz. Diesem Wiedersehen ist der überaus rührende letzte Theil der Biographie gewidmet.

Was sucht eigentlich der Kauz bei seiner geschiedenen Schwägerin? „Er wollte sich von einer schweren Schuld lösen, von einer Doppelschuld: daß er die Liebenswerthe, Reine mißachtet, verworfen, vergessen habe, um sich ganz und gar ihrer argen Widersacherin zu übergeben. Crescenz war das Gnadenbild, von welchem er Heilung erhoffte, und schon jetzt glaubte er zu fühlen, wie sich das Wunder in seiner Brust vollziehe, und reine, weiße, stille Flammen hoch über die qualmigen, gelben, wildgierigen Feuerzungen der Liebe zu Rosinen emporstiegen.“ Aber seine Pilgerschaft gestaltet sich immer peinlicher, je näher er seinem Ziele kommt. Seine Schritte werden stets langsamer, denn er fühlt, daß er jene Andere liebt. Bald hängt er indessen an dem Halse seiner ersten Geliebten. „Du hast lange auf Dich warten lassen“, schilt sie mit einem Blicke voller Liebe. „Auch Du“, entgegnet er und neigt das Haupt. — „Aber das soll nun vergessen sein“, meint sie und zieht ihn ins Haus, nimmt ihm sein Bündel ab und schiebt ihn in ihr reinliches Zimmerchen. „Du siehst“, sagt sie lächelnd, indem sie auf den mit zwei Gedecken bestellten Tisch hinweist, „Alles ist bereit.“ — „Wußtest Du denn vorher, daß ich heute kommen würde?“ — Sie erröthet wie ein Kind und sagt mit niedergeschlagenen Augen: „Ich setzte täglich zwei Gedecke auf . . . Kann ich dafür, wenn ich es nicht über mich bringe, so ganz allein meine Mahlzeit zu halten?“ Sie essen zusammen. Gabriel bemüht sich im Stillen, seine Schwermuth zu bemeistern, und Crescenz sitzt da „wie ein kleines Mädchen gegenüber einem großen, verehrten Herrn, von welchem es soeben die prächtigsten Geschenke erhalten hat, die Augen glänzend, die Wangen wie Scharlach und den Mund voll stummer Worte“. Bald fliegen auch über ihr Gesicht die ersten Schatten, die Augen trüben sich, und als sie sich nach einem kurzen Gang in die Küche wiederum an ihrem Platze niederläßt, hält sie die Lippen zusammengepreßt und das Kinn in die Höhe gezogen, was beinahe so aussieht wie verhaltenes Weinen. Dann plaudern sie, still und bewegt. Sie sagt ihm, sie habe die Mutter, die von ihrer Unschuld gewußt, selbst gebeten, ihm niemals etwas über sie zu schreiben, es wäre denn, daß er selber nach ihr sich erkundigte. Und er erzählt ihr in Kürze von dem Niedergange seines Geschäfts, vom Wiedersehen mit Michael, von seinem Processe und seiner Haft — nur von Rosinen schweigt er — und daß er jetzt fort wolle, um in einer Fabrik Arbeit zu suchen. Dann kommt der traurige Abschied denn der sonderbare Mensch besteht darauf, sich von ihr zu trennen.

Digitized by Google

„Gabriel!“ sagte sie mit weicher Stimme. „Wir sind lange genug um Andrer willen einsam und traurig gewesen. Warum willst Du nun wieder fort ins Elend und in die Einsamkeit?“ Sie schaute ihm grade und voll ins Gesicht. Er mußte zu Boden blicken. „Es giebt Menschen“, antwortete er, „welche dazu verdammt sind, jederzeit allein zu sein, und ich bin vielleicht einer von diesen.“ — „Ich weiß eine Zeit, da Du nicht so dachtest.“ — „Es ist jetzt meine ganze Weisheit.“ Sie schüttelte den Kopf, ließ seine Hand los und ging dem Fenster zu. — So verstrich etwa eine Viertelstunde, da näherte sich Gabriel zitternd und mit unsicheren Schritten ebenfalls dem Fenster und berührte Crescenz an der Schulter. „Laß uns Abschied nehmen!“ sagte er. Sie wandte sich langsam um, eine kerzengerade, hoheitsvolle Gestalt, aber ihr Antlitz war bleich und starr, und ihre Augen blickten beinahe gespenstig. „Du gehst?“ sprach sie tonlos. — „Ich gehe!“ — „Auf immer?“ — „Möge es sich fügen, daß ich wiederkommen kann!“ — „Begehrst Du das?“ — „Von ganzem Herzen!“ — „Ich will Dich erwarten“, sagte sie und ging zu der Kommode, welcher sie einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand entnahm. „Gabriel!“ sprach sie, „Du gehst ins Elend. Sei mir nicht böse, wenn ich Dir diesen Zehrpfennig mitgebe. Es ist alles, was ich für den Augenblick vorräthig habe. Und versprich mir, daß Du Dich an mich wenden willst, wenn Du in Noth geräthst!“ — „Ich verspreche es Dir,“ antwortete Gabriel feierlich. Er nahm den gefüllten Beutel in Empfang, ohne zu erröthen, ohne zu danken. Ihm war, als ob er die Gabe durch ein Dankeswort entweihen würde. Dann hängte er sein Bündel über und ging, von Crescenz begleitet, aus der Stube. Unter der Hausthüre bot sie ihm die Hand und sagte noch einmal: „Vergiß nicht, mich zu benachrichtigen, wenn Dir etwas zustoßen sollte!“ — „Keine Sorge!“ antwortete Gabriel. „Ich bin ja ein Sonntagskind!“ Sie schieden ohne Kuß. Er schritt, so rasch er konnte, die Straße hinauf, Crescenz aber schaute ihm nach, so lange er sichtbar blieb.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Nach einem halben Jahre ungefähr schickte man ihr auf telegraphisches Verlangen den vielgeliebten Gabriel in einem luftdicht verlötheten Metallsarge. Hohe und niedere, äußere und innere Leiden hatten ihn aufgerieben. Crescenz aber legte die Trauerkleider nicht mehr ab, und da sie einmal von einem Bekannten gefragt wurde, warum sie noch immer schwarz gehe, so antwortete sie: weil sie ganz allein sei und ihren Sonntag verloren habe. —

Was der Verfasser wohl mit dieser Geschichte eines einsamen Menschen will? Ist es eine Autobiographie, mit dem Herzblut geschrieben? Ist es ein Stück Alltäglichkeit, ohne Absicht, ohne Moral? Eine Photographie, die nur das Leben wiedergeben und keinen Anspruch auf Kunstwerth erheben will? Jedenfalls ist dieses schlichte, wahrhaftige Abbild werthvoller, als manches Geschöpf phantastischer Erfindung, dem die Unwahrheit aus allen Poren dringt. Otto Ludwig hat es verstanden, derlei Sonderlinge mit all ihren Grillen lebenswahr zu zeichnen, aber hier sind noch unverkennbarer neufranzösische Eindrücke, so kerndeutsch empfunden sich auch die ganze Ausführung gibt. Daudet, Zola, Goncourt, Flaubert haben derlei schlichte Helden porträtirt, deren Leben monoton verläuft, deren Geschichte einfach, ohne Arrangement, ohne Absicht erzählt wird.

Schon die Aufschrift erinnert etwas an die symbolischen Titel Zola's: Der Bauch von Paris, Der Kochtopf, Germinal. Was will Zanowski — er verzeihe die bequeme Mundgerechtmachung seines Namens, an den sich der Leser vielleicht doch noch gewöhnen wird — mit diesem seltsamen „Im Bruch“ sagen? Nur einmal und wie zufällig kommt das Wort in dem Buche vor. Gabriel kutschirt sich nämlich eines Tages in einen Sumpf hinein und gewinnt nur mit Mühe den festen Boden wieder, wobei seine Gedanken auf der vermoorten Wiese zurückbleiben. „Zu verwundern war das allerdings nicht. Die wirthschaftlichen Grundlagen seines Lebens ähnelten dem Sumpfe nur allzusehr, denn er hatte sich ganz wörtlich in das haltungslose (haltlose?) Bruchland hineingefuhrwerkt.“ Später ist nie mehr die Rede davon, aber die Versumpfung einer einsamen Sonderlings-Existenz ist deutlich genug exemplifizirt.

Es erscheint mir fraglich, ob unser Publikum, das an die spannenden Phantasiestücke unserer erfindungsreichen Erzähler gewöhnt ist, sich mit dieser nüchternen realistischen Art befreunden wird. Zola und seine Nachahmer sind dem französischen Publikum gegenüber auf das häßliche Mittel verfallen, die herbe Frucht durch eine allzu pikante Sauce annehmbarer zu machen. Zanowski — die Feder sträubt sich entschieden gegen die slavische Ansammlung von Consonanten — verzichtet auf dieses prickelnde Beiwerk. Er streift den Ehebruch nur von fern, er ist grundanständig. Nur der feinere Leser wird seine phrasenlose, knappe Art, seine unerschütterliche Wahrhaftigkeit, die ein milder Humor, eine leise Ironie zu verklären suchen, ganz verstehen und ihm dafür danken.

Theophil Zolling.

Kunstgewerbliche Veröffentlichungen.

Von Wilhelm Lübke.

Wenn wir von Zeit zu Zeit eine Uebersicht über die kunstgewerbliche Literatur veranstalten, so glauben wir damit nicht bloß der Production selbst, sondern auch den Interessen der gebildeten Kreise zu dienen. Denn kein Gebiet künstlerischer Thätigkeit hängt so innig mit unserem gesammten Leben zusammen, wie eben dieses; keines läßt uns den gewaltigen Umschwung der Zeiten und ihrer ästhetischen Anschauungen so deutlich erkennen. Erinnern wir uns noch der Epoche, in der wir Aelteren aufgewachsen sind, mit ihren hochfliegenden idealistischen Stimmungen und ihren armseligen Anschauungen alles Dessen, was auf Behagen und künstlerischen Schmuck des Einzellebens zielte, so darf man die heutige Zeit, die im schärfsten Gegensatze zu jener Richtung die Privatexistenz zum Ausgangspunkt für eine verfeinerte ästhetische Cultur und deren Bethätigung nimmt, wohl eine grundsätzlich verschiedene nennen. Und in der That, in allen Epochen, deren Signatur der Realismus ist, sehen wir eine ähnliche Wandlung sich vollziehen: so sind die Römer der realistische Rückschlag gegen den Idealismus der Griechen, ebenso wie die Epoche der Renaissance einen ähnlichen Gegensatz gegen das spiritualistische Mittelalter bildet.

Daß wir Neuesten wieder im stärksten realistischen Strome treiben, wer möchte das nach den Erscheinungen des ganzen Lebens, nach den tonangebenden Schöpfungen der Literatur, der Musik, der bildenden Künste in Abrede stellen? Nicht minder aber auch nach der Breite und Fülle, mit welcher die kunstgewerbliche Production sich Bahn gebrochen hat. Wie armselig war es noch vor zwanzig Jahren um die Ausstattung der Wohnung mit allem Zubehör bestellt; wie reich, wie malerisch, wie stimmungsvoll und harmonisch hat sich dies ganze Gebiet seitdem gestaltet! Ja, wir stehen nicht an, dies als eine der wohlthuendsten Erscheinungen unserer Zeit zu preisen; denn von hier aus hat die Gegenwart zuerst wieder gelernt, was Stil sei, und von hier aus haben wir am ersten Aussicht, wieder zu einer monumentalen Gesammtkunst empor zu steigen. Es ist daher ohne Zweifel auch für die weiten Kreise kunstsinniger Laien von Interesse, einen Ueberblick über das in der literarischen Production auf diesem Felde Dargebotene zu gewinnen.

Wir beginnen mit derjenigen Unternehmung, die an künstlerischem Vollgehalt wie an vornehmer Pracht der Ausführung unbedingt den ersten Rang einnimmt; es ist der Schatz des Freiherrn Karl v. Rothschild, Meisterwerk alter Goldschmiedekunst aus dem 14. bis 18. Jahrhundert, herausgegeben von F. Luthmer (Frankfurt a. M., H. Keller). Der vorliegende Band bildet die zweite Serie der vor einigen Jahren mit einer ersten Abtheilung begonnenen Publication, in photographischen Aufnahmen von Wehe-Wehl, die durch Römmler und Jonas in mustergültigem Lichtdruck vervielfältigt sind. Diese zweite Sammlung übertrifft an Pracht und Reichthum des Inhalts fast noch die erste; namentlich bringt sie an Meisterstücken allerersten Rangs eine Reihe von Werken, wie sie keine Sammlung der Welt erlesener aufweisen mag. Denn die Reihenfolge beginnt mit dem berühmten Jamitzer'schen

Digitized by Google

Tafelaufsatz (in drei Aufnahmen), welcher erst seit wenigen Jahren der Rothschild'schen Sammlung angehört; daran schließt sich sofort eine prachtvolle große Hubertusschale (in zwei Aufnahmen) vom Ende des 15. Jahrhunderts, eines jener seltenen großartigen Werke, in welchen die ganze Kunstvollendung der Zeit eines Israel von Mekenen uns entgegentritt. Aus derselben spätmittelalterlichen Epoche stammt unter Anderem das prachtvolle Trinkhorn von Elfenbein (Taf. 7), der gothische Buckelbecher mit Perlen (Taf. 11), ein Willkommbecher (Taf. 17), zwei Becher mit Email und Niello (Taf. 10), zwei Pluvialschließen (Taf. 38) u. dergl. mehr.

Die Sammlung ist so reich und mannigfach, daß es bei beschränktem Raum nicht möglich ist, auch nur das Wichtigste hervorzuheben; genügt ja schon diese Abtheilung wieder, um den Entwickelungsgang der Goldschmiedekunst vom 15. bis ins 18. Jahrhundert darzulegen. Gegenüber der Kraft und Strenge mittelalterlicher Formen gewinnen die zahlreichen Prachtwerke aus der besten Zeit unserer Renaissance durch die geschmeidige Feinheit des Umrisses, den edlen Rhythmus des Aufbaues, das anmuthige Spiel einer eleganten Ornamentik den Ausdruck hoher künstlerischer Freiheit. Meisterwerke ersten Ranges sind namentlich der silbervergoldete Pokal mit Deckel (Tafel 28), der große herrliche Becher mit einem Amor auf dem Deckel, von seltener Lebendigkeit und Meisterschaft (Taf. 23), ebenso die prächtigen Pokale Taf. 13 (Rathsbecher der Stadt Hanau), Taf. 21, 22 (Doppelbecher von feinster Art), Taf. 27 u. s. w. Es ist immer wieder beachtenswerth, wie die Zeit, „da das große Saufen aufgekommen" (um mit dem Zimmerischen Chronisten zu reden), diesem Erbfehler der Deutschen durch unzählige herrliche Pokale eine künstlerische Verklärung gegeben hat.

Aber auch Anderes ist hier in Beispielen von seltenster Schönheit vertreten. So die merkwürdige italienische Monstranz (Taf. 17), die ich nach dem Charakter der knieenden Engel als Mailänder Arbeit in Anspruch nehme: in Aufbau, künstlerischem Schmuck und Technik (gegossen anstatt getrieben) den deutschen Werken total entgegengesetzt. Dann aber, um bei den kirchlichen Werken zu bleiben, jener schnell berühmt gewordene Karlsruher Kelch von gediegenem Gold, mit Perlen, Edelsteinen und Schmelzwerk aufs Reichste geschmückt, eines der prachtvollsten Werke der deutschen Goldschmiedekunst aus der Zeit der Spätrenaissance, ganz in jenem üppigen Charakter der von den Jesuiten beeinflußten Kunst, wie er uns in der Mehrzahl der Arbeiten aus der Reichen Capelle zu München entgegentritt. Dieses herrliche Werk wurde durch die Kalsruher Aufstellung von 1881 ans Licht gezogen, um sofort in Rothschild'schen Besitz überzugehen. Wenn man bedenkt, daß selbst (wie in diesem Falle) Gemeinden oft nicht im Stande sind, so werthvolle Kostbarkeiten festzuhalten, so muß man froh sein, sie in Sammlungen wie diese glücklich geborgen und hoffentlich für lange Zeit gesichert zu wissen.

Endlich möge noch erwähnt werden, daß auch die Kleinwerke der Goldschmiedekunst, namentlich die Geschmeide, in dieser kostbaren Collection in kaum wiederzufindendem Reichthum vertreten sind. Dahin gehören die Ketten, Knöpfe und Anhenker (wir ziehen diesen guten süddeutschen Ausdruck dem mehrdeutigen „Anhänger" vor), in welchen die alte Goldschmiedekunst ihren feinsten Reiz und die größte Phantasiefülle ausgegossen hat. Diese durch Perlen, Edelsteine und Schmelzwerk oft aufs Köstlichste geschmückten Werke lassen sich nur in farbiger Darstellung annähernd zur Erscheinung bringen; es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß eine Anzahl der diesen Dingen gewidmeten Tafeln in Farbendruck ausgeführt ist. So möge denn diese auf 50 Tafeln einen ganzen Schatz des Erlesensten vereinende zweite Serie, die wiederum von eingehenden historisch-technischen Notizen des umsichtigen Herausgebers erläutert wurde, zum Genuß und zum Studium überall anregend und befruchtend wirken.

Ganz anderer Art ist eine uns kürzlich zugegangene Publication, welche kunstgewerbliche Objecte der Ausstellung kirchlicher Kleinkunst im Mährischen Gewerbemuseum auf 99 von Römmler und Jonas ausgeführten Lichtdrucktafeln enthält. Der Director des dortigen Museums A. Prokop hat die Auswahl und Anordnung geleitet und die stattliche Publication mit einer eingehenden Beschreibung versehen; um die Ausstellung selbst hat sich Custos Schirek in hervorragender Weise verdient gemacht. Hier haben wir es nun allerdings nicht mit den erlesenen Schätzen eines reichen Sammlers zu thun, sondern mit dem bunten Inhalt einer jener modernen Ausstellungen, die in erster Linie eine locale Bedeutung haben. Beginnt man sogleich mit den anderthalb Dutzend Monstranzen, von denen indeß einige modern sind, so sieht man sofort, daß man es hier nicht mit großartigen Meisterwerken alter Goldschmiedekunst zu thun hat, wie sie jetzt noch als mustergültig hingestellt werden können; wohl aber ist es für den Forscher von Werth, auch hier in localer Begrenzung die große Mannigfaltigkeit der Formenwelt, die Phantasiefülle und das technische Geschick der alten Meister sich in oft anerkennenswerther Weise entfalten zu sehen. Die einzelnen Beispiele umfassen die Zeit vom Anfang des 15. bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts. Anziehend ist dann auch hier zu beobachten, wie die Renaissanceformen sich allmählich einbürgern. Endlich fehlt es auch nicht an dem barocken Beispiel einer hölzernen Monstranz, wie sie auf dem Lande bisweilen gefunden werden.

Unter den Kelchen ist einer der reichsten und schönsten der Filigrankelch von Austerlitz, einer der prächtigsten aus der Barockzeit, der sogenannte Augsburger Kelch, ferner der zierliche Filigrankelch aus derselben Epoche im Stift Baigern. Wir heben sodann noch das Standkreuz von Bergkrystall aus Hradisch mit seiner originellen und reichen Decoration hervor, sodann aus dem Stift Baigern den durch eine frühere Wiener Ausstellung schon bekannten Abtstab, ein edles gothisches Werk aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts, mit Sculpturen des feinsten gothischen Stils. Beachtenswerth sind ferner mehrere Meßkännchen und Schüsseln im eleganten Stil des 18. Jahrhunderts.

Nicht minder hat die Paramentik mehrere treffliche Arbeiten, namentlich gestickte Caseln aus dem 15. Jahrhundert, Einiges auch aus späterer Zeit, aufzuweisen, so daß auch diese Seite der kirchlichen Kleinkunst, namentlich in den Prachtarbeiten des 17. Jahrhunderts, reich vertreten ist. Ebenso gibt es mannigfaltige Beispiele alter Spitzen, namentlich Venezianer und Brüsseler. Weiterhin fehlt es auch nicht an Elfenbeinschnitzereien, die zum Theil noch den Charakter der Frühgothik tragen, ebenso an Holzfiguren, sowie mehreren prächtig durchgeführten Einbänden, theils in mittelalterlicher Fassung, theils im Charakter der Renaissance, sowie manchen anderen Werken kirchlicher Kleinkunst, Proben von Miniaturen u. s. w. So ist aus dieser reichen Sammlung nicht bloß mancherlei Anregung zu schöpfen, sondern sie vertritt auch in bemerkenswerther Weise den Charakter einer bestimmten localen Kunstübung. Man kann sich keine bessere Art von Inventarisation denken, und in dieser Hinsicht schließt sich diese Publication der vor Kurzem erschienenen aus Graz an, welche eine ähnliche Aufgabe für Steiermark gelöst hatte.

Aus Oesterreich ist uns dann wieder manches Neue von dem unermüdlich thätigen H. Herdtle zugekommen, der nun schon eine Reihe von Jahren unter Eitelberger am österreichischen Museum gewirkt hat und mit uns Andern, d. h. mit Allen, welchen die höhere Ausbildung des Kunsthandwerks am Herzen liegt, den frühzeitigen Tod jenes ausgezeichneten Mannes, der diese ganze wichtige Angelegenheit wie kein Anderer zum Gegenstand seiner Lebensarbeit gemacht hat, beklagen wird. Zunächst haben wir von Herdtle die vierte und fünfte Lieferung seiner im größten Maßstab herausgegebenen Vorlageblätter zum Studium des Flachornaments der italienischen Renaissance zu verzeichnen. Es sind Intarsien aus S. Petronio in Bologna und der Capelle des Palazzo Riccardi zu Florenz, welche hier nach Aufnahmen des Verfassers in Originalgröße durch mustergültige Lichtdrucke von J. Schober in Karlsruhe vorgeführt werden. (Verlag von P. Neff in Stuttgart.) Man kann nichts Schöneres für das Studium des Flachornaments finden, und man darf diese durch Schärfe und Genauigkeit ausgezeichneten Arbeiten sowohl als Zeichenvorlagen für Kunstgewerbeschulen wie als Muster für die Kunsttischlerei empfehlen.

Noch anziehender und reizvoller ist eine zweite Publi-

Digitized by Google

cation desselben Verfassers, in welcher er wieder aus der unerschöpflichen Fundgrube italienischer Kunst Vorlagen für das polychrome Flachornament mittheilt. Es ist eine Sammlung italienischer Majolikafliesen, wie sie so schön, reichhaltig und interessant kaum irgendwo bis jetzt geboten worden ist. Diese köstlichen Werke befinden sich an den Wänden der Treppenhäuser in zwei Palästen von Genua, und zwar in Vico S. Matteo und in Via Luccoli. Auf 26 Tafeln sind diese bezaubernden Werke in Farbendrucken, welche den Ton dieser Arbeiten in unübertrefflicher Feinheit wiedergeben, dargestellt. Die Hölzel'sche Kunstanstalt in Wien hat hier etwas Mustergültiges geliefert. Auf 22 Tafeln sind zunächst die einzelnen Fliesen und zwar Friesstücke, Füllungsplatten und Mittelstücke, in Originalgröße mitgetheilt. Alles ist im echten Flächenstil behandelt, theils in jenen geometrischen Mustern, wie sie der maurische Stil anwendet, theils in freieren vegetabilischen Bildungen im Geiste der italienischen Renaissance, die sich dann wieder mit jenen mathematischen Formen vermischen. Auf den letzten vier Tafeln sind sodann die ganzen Compositionen in Uebersichtsblättern vorgeführt, die an Pracht und Herrlichkeit, an milder und doch glänzender Wirkung den ruhigen, tief gesättigten Eindruck orientalischer Teppiche hervorrufen. Die wundervolle Wirkung dieser wahrhaft bezaubernden Werke ist um so erstaunlicher, da sie mit den bescheidenen Mitteln der für die Majolika einmal vorgeschriebenen Töne hervorgebracht ist: Denn bekanntlich sind die dominirenden Farben Blau und Gelb, die secundirenden ein mildes Grün und Violett, so daß die ganze Scala des Roth ausgeschlossen ist. Wir haben also hier nicht bloß mustergültige Vorlagen für die Zeichenschulen, sondern namentlich classische Vorbilder für die moderne Kunsttöpferei, die nichts Vollendeteres an Beispielen finden kann. Die Schönheit der Ausstattung macht der Verlagshandlung (Carl Gräser in Wien) alle Ehre.

Unsere weitere Umschau führt uns sodann einen guten alten Bekannten vor, einen jener Männer, welche zuerst bei uns auf die „Werke unserer Väter" hingewiesen und sie „unserem Volk zu Nutz und Vorbild" in treuen Nachbildungen allgemein verbreitet haben. Es ist v. Hefner-Alteneck, der Veteran dieses Studiengebietes und langjährige Director des Nationalmuseums in München. Seinen zahlreichen trefflichen Publicationen läßt er neuerdings eine zweite Reihe der anerkannt ausgezeichneten Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance folgen (Frankfurt a. M., H. Keller), von welcher die ersten vier Lieferungen bis jetzt erschienen sind. Als der hochverdiente Verfasser die erste Reihenfolge erscheinen ließ, war das Verständniß für diese charaktervollen Arbeiten der charakterlosen Gegenwart völlig abhanden gekommen. Er vor Allem hat dafür gesorgt, daß es damit anders wurde, und daß Sinn und Liebe für jene ausgezeichneten Schöpfungen wieder erwachten. Und so ist ihm und uns denn die Freude beschieden, in einer zweiten Sammlung jene erste Arbeit fortgesetzt und dabei die Grenzen um ein gutes Jahrhundert (bis 1760) weitergerückt zu sehen. Denn nach den strengeren Rundstab-Compositionen, die im 16. und 17. Jahrhundert die Technik der Eisenarbeit beherrschen, entfaltet sich gegen das 18. Jahrhundert hin eine neue, beweglichere Technik, malerisch freier in der Nachahmung der bunten Schnörkel, Ranken und Blattwerke des Rococo. Diese Werke hat der Verfasser jetzt in die neue Sammlung mit aufgenommen und dieselbe dadurch den Bedürfnissen der Gegenwart um so näher gebracht, als die Vorliebe für jene üppige Stilrichtung neuerdings sich immer mehr ausbreitet. „Man muß nur seine Zeit erwarten", sagte das früher lange Zeit so streng von der Aesthetik verpönte und aus dem Tempel herausgeworfene Rococo; und siehe da, nachdem es so lange die Rolle des kaum geduldeten Thürhüters gespielt hat, ist es jetzt mit allem Pomp wieder in die Kunsthallen eingezogen.

Neben solchen Werken, neben größeren Compositionen, wie Portalen, Gittern u. dergl. (Taf. 23 und 24), finden sich auch die herben, scharfen Formen spätgothischer Zeit (Taf. 1, 15, 19, 20), aber auch die elegant durchgebildeten Werke der Renaissance (Taf. 9, 10, 13, 18), daneben aber auch die entzückenden kleinen Arbeiten der besten Renaicance-Epoche, die mit ihren geätzten Ornamenten (Taf. 5, 6, 12) zum Edelsten und Stilvollsten jener Periode gehören: Cassetten, Beschläge, Thürschließer u. dergl. von hohem Reiz der Composition und der Behandlung. Dies Alles ist hier nach des Herausgebers Aufnahmen in sorgfältigem Stich von J. Klipphan so vorzüglich klar wiedergegeben, daß die Publication einen ebenso vornehmen als gediegenen Eindruck macht.

Neben allen diesen aus der Vergangenheit geschöpften Anschauungen thut es wohl, nun auch der modernen Production in ihrem rüstigen Fortschreiten zu begegnen und aus den heutigen Arbeiten den Ertrag kennen zu lernen, welchen das Studium der classischen Epochen in den heutigen Künstlern bewirkt hat. Zu den besten Leistungen dieser Art rechnen wir die Zeichnungen und kunstgewerblichen Entwürfe von Hermann Götz, dem rührigen Director der Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe. Von diesen, im größten Folioformat in trefflichen Lichtdrucken von Schober ausgeführten Arbeiten sind jetzt zwei Drittel der ganzen Reihenfolge in zehn Lieferungen zu je zwei Blatt in der thätigen Verlagshandlung von Paul Neff in Stuttgart erschienen. Nach zwei Seiten bietet diese Publication Ausgezeichnetes und läßt die Geschicklichkeit des Künstlers in hellem Lichte erscheinen; zunächst in den eigentlich kunstgewerblichen Entwürfen, als welche uns namentlich eine Anzahl von Pocalen, Tafelaufsätzen, Schalen u. dergl. entgegentreten. Schwungvolle Schönheit des Umrisses, Adel des Aufbaus, hoher Reiz des Ornamentalen und des Figürlichen, welches Götz mit besonderer Freiheit und Anmuth behandelt, bilden die Vorzüge dieser schönen Arbeiten. Daran reihen sich Entwürfe zu Albumeinbänden, denen man ähnliche Vorzüge nachrühmen kann, und endlich eine Anzahl von Diplomen und künstlerisch ausgestatteten Adressen, in denen sich der größte Reichthum vegetativer Ornamentik mit köstlichen Kindergruppen und anmuthigen weiblichen Gestalten zu schönster Wirkung verbindet. Was allen diesen Werken einen besonderen Werth verleiht, ist, daß sie sich von einer heut zu Tage nur zu oft hervortretenden sklavischen Abhängigkeit von der Formwelt früherer Epochen fernhalten und in der freien Verwerthung des Alten dem heutigen Schönheitssinn und Bedürfniß aufs Glücklichste Rechnung tragen. Man darf mit Interesse dem weiteren Fortgang dieser schönen Publication entgegensehen.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Die beiden Teufelskerle wollten das „non plus ultra" noch einmal versuchen, weil so viel Geld dabei herauszuschlagen sei, nur fürchteten sie, es sei nicht ganz rathsam, weil vielleicht die Nachricht davon bereits sich bis hierher verbreitet haben könnte. Sie konnten über kein Project ganz einig werden; da sagte endlich der Herzog, man solle ihn für ein bis zwei Stunden ganz in Ruhe lassen, er wolle sein Gehirn anstrengen und zusehen, ob sich mit dem Arkansas-Städtchen nicht doch etwas aufstellen ließe; dagegen wollte der König ohne besonderen Plan das andere Städtchen besuchen, und der Vorsehung vertrauen, ihn auf einen profitablen Weg zu führen — damit meinte er den Teufel, glaub' ich. Wo wir vorher angehalten, hatten wir Alle uns neue fertige Anzüge gekauft. Der König zog seinen an und hieß mich, auch den meinigen anziehen, was ich auch that. Der Königs Anzug war ganz schwarz und er sah darin steif und fein aus. Nie hatte ich geahnt, wie Kleider einen Menschen verändern können. Vorher hatte er wie ein ganz gewöhnlicher Kerl ausgesehen; aber nun, wenn er seinen neuen weißen Filzhut lüftete und

Digitized by Google

sich mit einem Lächeln verbeugte, sah er so erhaben und gut und fromm aus, daß man hätte glauben können, er sei eben aus der Arche gestiegen und könnte der alte Leviticus selbst sein. Jim reinigte das Canoe und ich machte mein Ruder zurecht. Etwa drei Meilen oberhalb des Städtchens lag ein großes Dampfboot, das schon zwei Stunden dalag und Fracht einlud. Da sagte der König:

„So wie ich gekleidet bin, ist's, glaub' ich, besser, wenn ich von St. Louis, Cincinnati oder einer anderen großen Stadt hier ankomme. Also zum Dampfboot hin, Huckleberry; wir wollen auf ihm zum Städtchen kommen."

Eine Dampfschifffahrt zu machen, das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich gewann das Ufer eine halbe Meile oberhalb des Städtchens und dann ging's leicht hinauf, dicht am Ufer im strömungslosen Wasser. Bald kamen wir zu einem netten, harmlos und sehr ländlich aussehenden jungen Burschen, der auf einem Sägeblock saß und sich den Schweiß vom Gesichte wischte, denn es war arg warmes Wetter und er hatte ein paar große Reisesäcke bei sich.

„Fahr' an's Land", sagte der König. Ich that's. „Wohin, mein junger Freund?"

„Zu dem Dampfboot; nach Orleans."

„Steig' ein", sagte der König. „Wart' einen Augenblick, mein Diener wird Dir bei den Säcken helfen. Spring 'raus, und hilf dem Herrn, Adolphus" — ich merkte, daß er mich meinte.

Nun, ich thats, und wir drei fuhren weiter. Der junge Bursche war sehr dankbar und meinte es sei harte Arbeit, bei solchem Wetter sein Gepäck zu tragen. Er fragte den König, wohin er ginge; dieser sagte, er sei den Fluß herabgekommen und früh morgens im anderen Städtchen gelandet, und nun ginge er einige Meilen hinauf, um einen Freund auf seiner „Farm" zu besuchen. Der Junge sagte dann:

„Als ich Sie zuerst sah, sagte ich zu mir selbst: „Das ist sicherlich Herr Wilks, und er kommt nicht mehr zur rechten Zeit." Dann dachte ich aber: Nein, er kann's nicht sein, er würde nicht hier den Fluß heraufrudern. Sie sind's doch nicht, was?"

„Nein, mein Name ist Blodgett — Alexander Blodgett — Pastor Alexander Blodgett, ich darf wohl sagen, ich bin einer der armen Diener des „Herrn." Dennoch bin ich ebenso fähig, Herrn Wilks zu bemitleiden, daß er nicht zur rechten Zeit eingetroffen ist, wenn er dadurch etwas versäumt hat, was ich nicht hoffen will."

„Nun, die Erbschaft geht ihm nicht verloren, die bekommt er sicher; aber seinen Bruder Peter wird er nicht sterben sehen — ihm mag auch Nichts daran liegen — wer kann das wissen? Aber sein Bruder hätte sehr viel darum gegeben, bevor er starb ihn zu sehen; sprach von nichts Anderem die letzten drei Wochen; hat ihn nicht gesehn seit sie Knaben waren — und hat seinen Bruder William nie gesehen — das ist der Taubstumme — William ist nicht über dreißig bis fünfunddreißig. Peter und George waren die einzigen, die herkamen; George war der verheirathete Bruder; er und seine Frau starben beide letztes Jahr. Harvey und William sind die einzigen, die noch übrig sind; und, wie ich schon sagte, sie sind nicht zur rechten Zeit hier eingetroffen."

„Hatte Ihnen denn Jemand geschrieben?"

„O ja — vor ein bis zwei Monaten, als Peter erkrankte; denn er sagte schon damals, daß er ein Gefühl hätte, als ob es diesmal mit ihm zu Ende gehen würde. Seh'n Sie, er war ziemlich alt und George's Töchter waren zu jung, um ihm viel Gesellschaft zu leisten, außer der Mary Jane, der rothhaarigen. So fühlte er sich recht einsam, nachdem George und seine Frau gestorben waren, und es lag ihm Nichts mehr am Leben. Er sehnte sich schrecklich danach, Harvey zu sehen — und auch den William, was das anbetrifft — denn er war einer von Denen, die sich scheuen, ein Testament zu machen. So hinterließ er nur einen Brief für Harvey und sagte, daß er darin verzeichnet hätte, wo er sein Geld versteckt hielt, und wie er den Rest seiner Habe so zu vertheilen wünschte, daß George's Mädchen ein Auskommen hätten — denn George hatte Nichts hinterlassen. Und der Brief sei Alles, was er beredet werden konnte, mit der Feder zu berühren."

„Was meinst Du, ist der Grund, daß Harvey nicht kommt? Wo wohnt er?"

„O, er wohnt in England — Steffield — predigt dort — ist nie in diesem Lande gewesen. Er hat keine Zeit übrig — und vielleicht hat er gar nicht einmal den Brief erhalten."

„Traurig, recht traurig, daß er nicht lange genug leben konnte, seinen Bruder zu sehen, arme Seele! — Du sagst, Du gehst nach Orleans?"

„Ja, aber das ist nur ein Theil der Reise, von dort gehe ich in einem Segelschiff nach Rio Janeiro, wo mein Onkel wohnt."

„Das ist eine lange Reise, muß aber recht schön sein; ich wünschte, ich könnte sie auch machen. Ist Mary Jane die älteste? Wie alt sind die Anderen?"

„Mary Jane ist neunzehn, Susan fünfzehn und Joanna etwa vierzehn — das ist die Wohlthätige und hat eine Hasenlippe."

„Die armen Dinger! so allein in der kalten Welt zu bleiben."

„Nun, sie könnten schlimmer daran sein. Der alte Peter hatte Freunde und die werden schon über sie wachen, daß Ihnen nichts Böses geschieht. Da ist Hobsen, der Baptisten-Prediger; und Vorsteher Lot Hovey, und Ben Rucker, und Abner Shackleford, und Levi Bell, der Advokat, und Dr. Robinson und deren Frauen und die Wittwe Bartley, und — nun ja, eine ganze Menge; aber mit den Genannten war Peter am intimsten, und schrieb auch zuweilen von ihnen, wenn er heim schrieb; so, wenn Harvey kommt, wird er wissen, wo er sich nach Freunden umzusehen hat."

Nun, der Alte fragte und fragte, bis er den Jungen förmlich ausgepumpt hatte. Verdammt, wenn er sich nicht über Jeden und Alles in dem ganzen Städtchen erkundigte und über alle Wilkse; und über Peter's Beruf — der ein Gerber gewesen; und über Georges — der ein Schreiner gewesen; und über Harvey's — der ein Prediger (nicht der Staatskirche angehörend) war; und all dergleichen. Dann sagte er:

„Warum wolltest Du den Weg zum Dampfboot marschiren?"

„Weil das ein großes Orleans-Boot ist und hier vielleicht nicht anhält. Wenn schwergeladen, halten sie selbst auf ein Signal hier nicht immer an. Ein Cincinnati-Boot thut es, aber dies ist ein St. Louis-Boot."

„War Peter Wilks wohlhabend?"

„O ja, ziemlich wohlhabend. Er hatte Häuser und Land, und man glaubt, daß er drei- bis viertausend Dollars in Baargeld irgendwo versteckt hielt."

„Wann starb er, sagtest Du?"

„Ich sagte es nicht, aber es war letzte Nacht."

„Begräbniß wohl morgen?"

„Ja, gegen Mittag."

„Ach, das ist recht, recht traurig; aber einmal müssen wir Alle sterben — dieser früher, jener später. Drum sollten wir uns bemühen, stets bereit zu sein. Dann ist Alles gut."

„Ja, Herr, das ist am besten. — Mutter hat's auch immer gesagt."

Als wir das Dampfboot erreichten, war es mit Frachteinladen fertig und stieß bald ab. Der König gebot mir aber, noch eine Meile weiter zu rudern an einen einsamen Ort. Dann stieg er an's Land und sagte:

„Jetzt rasch zurück und hol' mir den Herzog her und die neuen Reisetaschen. Sollte er an's andere Ufer gegangen sein, geh' hin und hol' ihn. Sag' ihm, er soll sich so fein als möglich machen.

Ich merkte, was er im Schilde führte; aber sagte natürlich kein Wort. Als ich mit dem Herzog zurückkehrte, versteckten wir das Canoe, und sie setzten sich auf einen Holzblock, Der König erzählte ihm Alles gerade wie's der Bursche erzählt hatte, Nichts ließ er aus. Und die ganze Zeit bemühte er sich, wie ein Engländer zu sprechen; und that's auch ganz gut für solch' einen Kerl. Dann sagte er:

„Kannst Du die Taubstummenrollen gut spielen, Leckwasser?"

„Das überlasse getrost mir", rief der Herzog, „hab's auf

Digitized by Google

den histrionischen Brettern gethan." So und nun warteten sie auf ein Dampfschiff.

Während des Nachmittags kamen zwei kleine Dampfer, aber sie kamen nicht von fernher; endlich kam ein großes Dampfboot, und wir riefen es an. Ein Kahn wurde uns zugeschickt, und wir gingen an Bord. Das Dampfboot kam von Cincinnati. Als der Capitän hörte, daß wir nur vier bis fünf Meilen mitreisen wollten, wurde er sehr ärgerlich, fluchte und sagte, er würde uns dort nicht an's Land setzen. Der König blieb ruhig und sagte:

„Wenn Herren im Stande sind, einen Dollar per Meile à Person zu bezahlen, um in einem Kahn geholt und abgesetzt zu werden, so ist ein Dampfboot im Stande, sie zu tragen, nicht wahr?"

Das besänftigte den Capitän — er war's zufrieden und wir wurden im Städtchen zu Kahne ans Land gesetzt. Etwa zwei Dutzend Männer kamen herbei, als sie den Kahn kommen sahen; und als der König sagte: „Kann irgend einer der Herren mir sagen, wo Herr Peter Wilks wohnt?" da sahen sie einander an und nickten sich zu, als wollten sie sagen: „Siehst Du, was sagte ich Dir?" Dann sprach Einer weich und zart:

„Es thut mir leid, Herr, aber wir können nicht mehr thun, als Ihnen zu zeigen, wo er gestern Abend noch lebte."

Da, plötzlich, schien unsern Alten alle Kraft zu verlassen, er fiel gegen den Mann mit seinem Kinn auf dessen Schulter und weinte ihm seine Thränen den Rücken hinunter:

„Ach, ach", stöhnte er, „unser armer Bruder — dahin und konnten wir ihn nicht wiedersehn; o, das ist zu, zu hart!"

Dann wandte er sich um — schluchzend — und machte allerlei unsinnige Zeichen und da ließ auch der Herzog die Reisetasche fallen und brach in Thränen aus. Sie waren das geschlagenste Paar, diese zwei Betrüger, das ich je gesehen habe.

Nun, die Männer umgaben und bemitleideten sie und sagten allerlei freundliche Worte, und trugen ihre Reisetaschen für sie den Hügel hinauf und ließen sie sich auf sie lehnen und weinen. Sie erzählten dem König alles über seines Bruders letzte Minuten, und der König wiederholte es alles mit seinen Händen dem Herzog.

In zwei Minuten wußte es die ganze Stadt, und das Volk kam herbeigerannt von allen Ecken und Enden. Bald waren wir mitten in einer großen Menge und das Geräusch des Gehens klang wie ein Soldatenmarsch. Fenster und Thüren standen voll Menschen und alle Augenblicke hörte man Jemand über den Zaun rufen:

„Sind sie's?"

Und Jemand aus der mitlaufenden Menge antwortete:

„Darauf könnt ihr wetten."

Als wir zum Hause kamen, war die Straße gedrängt voll Menschen, und die drei Mädchen standen in der Thüre. Mary Jane war rothhaarig, das machte aber nichts aus, denn sie war schrecklich hübsch, und ihr Gesicht und ihre Augen waren wie verklärt — sie freute sich so, daß ihre Onkel gekommen waren. Der König breitete die Arme aus und Mary Jane sprang hinein, und die Hasenlippe sprang zum Herzog — und so hatten sie sich. Fast alle, wenigstens die Frauen, weinten vor Freude über dies Wiedersehn und die Freude der Betheiligten.

Dann gab der König dem Herzog einen geheimen Wink — ich sah es — und sah sich um und erblickte den Sarg in einer Ecke auf zwei Stühlen; dann legten die Beiden je einen Arm einander auf die Schultern, bedeckten mit der anderen Hand die Augen, gingen langsam und feierlich hinüber — Alle machten ihnen Raum, Gespräch und Geräusch hörten auf, einige sagten „Sch!" — Alle Männer nahmen die Hüte ab und senkten ihre Köpfe — man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Am Sarge angelangt, beugten sich die Beiden darüber, warfen einen Blick hinein und fingen dann an so laut zu jammern, daß man sie fast in Orleans hätte hören können. Dann umarmten sie einander und hingen ihr Kinn einer über des andern Schulter und für drei, vielleicht auch vier Minuten ließen ihre Augen Wasser fließen, wie ich's nie von zwei Männern gesehen habe. Und die Anderen machten es ihnen nach, bis schließlich das Zimmer so naß war, wie man es selten sieht. Dann knieten sie auf entgegengesetzten Seiten des Sarges nieder, legten ihre Köpfe darauf und thaten, als ob sie im Stillen beteten. Dies Alles machte einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung, und Alles brach zusammen und schluchzte laut — die drei armen Mädchen auch, und fast jede Frau ging zu ihnen, ohne ein Wort zu sagen, küßte sie feierlich auf die Stirn, legte ihnen die Hand auf den Kopf, sah gen Himmel mit thränenvollen Augen, brach in lautes Schluchzen aus und trat, sich die Augen wischend, bei Seite, um der Nächsten dieselbe Gelegenheit zu geben.

Dann trat der König etwas vorwärts und fing an, eine Rede hervorzuschluchzen, voller Thränen und Betheuerungen, was für eine schwere Prüfung für ihn und seinen armen Bruder der Verlust des Dahingeschiedenen sei, besonders da sie ihn nach der langen Reise von viertausend Meilen nicht mehr lebend finden konnten. Aber es sei eine Prüfung, versüßt und geheiligt durch dies schöne Mitgefühl, diese heiligen Thränen; und so danke er allen Anwesenden aus seinem und seines Bruders Herzen, denn mit ihrem Munde könnten sie es nicht, da Worte zu schwach und kalt wären. Und so jammervoll ging's weiter, bis es einen anekeln konnte. Dann grölte er ein Amen heraus, und das Heulen ging wieder los.

Kaum hatte er ausgeredet, so intonirte einer der Anwesenden das: „Ehre sei Gott in der Höhe" und Alle fielen kräftig mit ein, und das erwärmte einem ordentlich das Herz. Musik ist doch ein herrliches Ding; und nach all dieser weichen Seelen-Butter, habe ich sie nie alles so auffrischen sehen und so ehrlich und kernig klingen hören, wie gerade diesmal.

Dann setzte der König wieder seine Kinnlade in Bewegung und sagte, wie sehr er und seine Nichten sich freuen würden, wenn einige der besonders näheren Freunde der Familie zum Abendessen bleiben, und nachher mit bei der Asche des Verstorbenen wachen würden. „Ja", sagte er, „wenn unser armer Bruder, der jetzt dort liegt, reden könnte, so weiß ich, wen er nennen würde; die Namen, die ihm so lieb waren und die er oft in seinen Briefen nannte, waren folgende: Pastor Hobson und Vorsteher Lot Hovey und Herr Ben Rucker und Abner Shackleford und Levi Bell und Dr. Robinson und deren Frauen und Wittwe Bartley".

Pfarrer Hobson und Dr. Robinson waren am anderen Ende der Stadt zusammen auf der Jagd; das heißt, ich meine, der Doctor expedirte einen Kranken ins Jenseits und der Pfarrer wies ihm den rechten Weg. Advokat Bell war in Geschäften nach Louisville gereist. Aber der Rest war bei der Hand und so kamen sie denn alle und schüttelten dem König die Hände und dankten ihm und sprachen mit ihm. Dann reichten sie auch dem Herzog die Hände und sagten nichts aber lächelten ihn freundlich kopfnickend an, während er mit den Händen allerlei Zeichen machte und die ganze Zeit: „Gu—gu—gu—gu—gu" schluchzte wie ein Säugling, der noch kein Wort sprechen kann.

So plapperte der König fort und fragte fast nach Jedermann im ganzen Städtchen, nannte viele bei Namen, berührte allerlei Kleinigkeiten, die sich im Städtchen und besonders in George's Familie und bei Peter selbst, ereignet hatten, und dabei that, als ob ihm Peter alles geschrieben hätte; aber das war eine Lüge. Er hatte all das Zeug aus dem jungen Burschen herausgepumpt, den wir im Canoe aufs Dampfboot expedirt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Von der japanischen Ausstellung.

Der wilde Jahrmarkts-Indianer, der lebende Tauben mit den Zähnen zerriß und unter gräßlichem Kriegsgeheul auf dem Podium herumstampfte, fängt an, in immer salonfähigeren Formen aufzutreten. Von dem schaudernden Anstaunen roher Feuerländer und Neger schwingt sich der Großstädter zu der feineren Bewunderung eines singhalesischen Stammes oder gar einer japanischen Colonie empor und hat dabei den Vortheil, seine nackte Neugierde durch das schöne Mäntelchen „Wissenstrieb" angenehm umhüllen zu können. Als ob das Zerstreuungsbedürfniß, welches unsere Väter staunend vor der Jahrmarktsbude mit den „wilden Menschen" stehen ließ, sich wirklich zu einem ernsteren Streben nach Aufklärung über fremde Länder und ihre Bewohner veredelt hätte, wenn wir jetzt schaarenweise zum Zoologischen Garten oder dem Ausstellungsparke pilgern! Neugierde ist Alles; die circenses der Römer wiederholen sich auch in unserer schon überfeinerten Cultur.

Auch in dem japanischen Dorfe, welches in dem Palaste der früheren Hygiene-Ausstellung jetzt wie aus einer Spielwaarenschachtel aufgebaut ist, und das man mit etwa einem Hundert von emsig wirkenden Menschlein bevölkert hat, finden die großen und kleinen Kinder der Reichshauptstadt, welche täglich zu Tausenden hinströmen, mehr Nahrung für ihre Zerstreuung, als für ihre Belehrung. Es wird selbst dem phantasievollsten Zuschauer unmöglich sein, sich aus dem überdies sehr häuslichen und einförmigen Treiben dieser Dörfler ein Bild von dem lebhaften und rastlosen Culturleben in Japan auch nur annähernd richtig herzustellen, und das Ganze macht einen so mechanischen, geistlosen Eindruck, wie etwa eines jener künstlichen Bergwerke, welche man noch in der Hasenhaide an belebten Nachmittagen bewundern kann: da steigen auch die Figürchen auf und nieder und hacken und schaufeln, wenn der alte Invalide nur an der Kurbel dreht.

Die Kurbel, welche das ganze japanische Dorf in seine geräuschlose Thätigkeit versetzt, ist natürlich der Gelderwerb. Man hat einige der Handwerker und Künstler, welche die jetzt auch in Europa so beliebten Sächelchen aus Ostasien herstellen, engagirt, hat sie in ihrem heimischen Costüm in Diminutiv-Häuser mit Papierwänden und Bambusrohrdächern gesetzt und läßt sie nun dort coram publico ihre Erzeugnisse mit ebenso viel Kunstfertigkeit als kleinlicher Grübelei fabriciren; die letzteren werden dann an besonderen Kaufstellen — aber durch Berliner Verkäuferinnen — vertrieben. Das ist Alles; es ähnelt einer chinesischen Theehandlung im Großen — doch halt! Ganz ohne Lärm und die übliche „Vorführung nationaler Sitten und Gebräuche" durfte es doch nicht abgehen. Deshalb hat man daneben noch ein japanisches Theater und in der Mitte des Ganzen einen Tempel aufgebaut. Ueber den letzteren ist nicht viel zu sagen: einige der bizarren buddhistischen Götzenbilder sind in einer leichten Hütte aufgestellt, und einer der Japaner, der übrigens zugleich Priester und Komödiant ist, sitzt dabei, liest in einem Buche und nickt mit dem Kopfe. „Interessant, aber langweilig!" sagte neben mir ein Zuschauer, als er diesem stummen Gottesdienste, wie ich, eine halbe Stunde zugeschaut hatte.

Der größte Theil der Aufführungen im japanischen Theater unterscheidet sich von denen im Reichshallentheater nur dadurch, daß die „Künstler" und „Specialisten" in langen Gewändern und mit der dazugehörigen Würde auftreten, und daß sie schwarze — übrigens sorgfältig frisirt — Haare, geschlitzte Aeuglein haben und einen Fächer in der Hand tragen. Ein Drahtseilläufer, ein Jongleur und der bekannte Klötzchen-Künstler erregen in diesem Theile der Vorstellung unser Interesse, das aber ebenso wie vor dem Tempel gleichbedeutend mit Langeweile ist. Erst ein zweiter, diesmal für uns Europäer wirklich neuer Theil vermag uns etwas mit den theueren besonderen Eintrittspreisen zu dieser Vorstellung auszusöhnen: er besteht in einer Pantomime, welche für uns zwar größtentheils unverständlich, deshalb aber gerade besonders spannungsreich ist. Der Stoff für dieselbe scheint der japanischen Heldensage entnommen zu sein. Es treten zunächst zwei Lautenspielerinnen auf, welche im Hintergrunde sich auf bequeme Polster niederlassen und dort ihre resonnanzlosen Instrumente mit eisernen Hacken emsig zupfen; hübsch klingt die Musik gerade nicht, aber sie paßt in ihrem, ich möchte sagen tonlosen, Charakter zu dem Ballet, welches nun anhebt und, selbst für unseren unverwöhnten Berliner Geschmack, abscheulich ist. Vier junge Mädchen, Geschöpfchen so klein wie große Puppen, treten herein, neigen sich und beugen sich, drehen die Augen und werfen hinreißende Kußhände, um schließlich graziös zu Boden zu sinken; drei ältere Huldinnen lösen sie in diesem harmlosen Liebeständeln ab; sie sind etwas feuriger, aber ebenso ungefällig und ungeschickt in dem monotonen Hin- und Herwiegen der Oberkörper dem Verdrehen des Kopfes und der Augen und den Ausrufen, welche kläglich zuweilen ihre Bewegungen bekleiden. Wenn sie verschwunden, erhebt sich hinter den Coulissen ein schrecklicher Lärm; die Musik der beiden Virtuosinnen auf der Bühne wird feuriger, d. h. noch abscheulicher, und herein stürzen endlich zwei kriegerisch gekleidete Männer, der eine, wie es scheint auf der Flucht, der andere, düster gekleidet, sein Verfolger. Sie rennen auf der Bühne hin und her, nachdem sie in Gurgeltönen ein kurzes Zwiegespräch gehalten, nehmen Fechterstellungen ein und schlagen mit ihren Schwertern wild gegeneinander. Der Kampf tobt in den gräßlichsten Verrenkungen beider Kämpfer eine Weile hin und her, schließlich unterliegt der erste, der düstere stößt ihm das Schwert in die Seite, raubt seinen Beutel und rennt hinaus. Es war also ein Räuber. Der Beraubte „stirbt erschrecklich schön" und ist schon ganz todt, als auf einmal ihn der Lärm hinter den Coulissen, der von Neuem anhebt, zum Leben erweckt. Er horcht auf, springt empor und geht nach der Thüre; aus derselben schwebt eine japanische Schönheit in reichen Gewändern, wie es scheint eine Fee. Sie tändelt mit ihm, ein anderer junger Mann kommt aus der Coulisse und tändelt mit, und schließlich, nachdem eine Zeit so fortgetändelt worden ist, gehen alle drei nach derselben Seite ab. Dies der Verlauf der Pantomime. Dieselbe ist entschieden das Interessanteste in der ganzen Theateraufführung und auch, ich scheue mich nicht, es auszusprechen, in der ganzen Ausstellung. Wir sehen hier doch wenigstens ein für uns neues Leben, während wir vor den Buden der Maler, Seidensticker, Emailleure, Schirmmacher, Töpfer u. dergl., die gebückt über ihrer Arbeit hocken, und aus den Ausstellungen der Gewänder und Stickereien, welche sich in den Gängen befinden, kaum den Eindruck erhalten, als bewegten wir uns inmitten einer fremden Cultur. Hat man dann am Abend, beim Schluß der Ausstellung, noch beobachtet, wie die englisch redenden Damen und Herren der kleinen Colonie in europäische Kleider schlüpfen und von ihren hier ansässigen Landsleuten zu Kroll oder unter die Zelte begleitet werden, so wird man davongehen mit dem Gefühle: Hier ist ein Stück Asien in Europa recht künstlich und unnatürlich — gemacht. O. B.

Notizen.

Italien in sechzig Tagen von Th. Gsell-Fels. 3. Auflage. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. Diesem praktischen Auszug aus dem fünfbändigen großen Italienführer von Gsell-Fels ist bekanntlich ein Rundreisebillet zu Grunde gelegt; es nimmt aber auch auf Nebenrouten Rücksicht. Man muß es bewundern, wie hier der reiche geschichtliche, culturhistorische und geographische Stoff knapp und doch klar und übersichtlich bearbeitet ist und in zuverlässigster Weise auf alles Sehenswerthe und Eigenthümliche Rücksicht genommen wird. Es ist ein wahrhaft idealer Wegweiser, welcher der deutschen Reiseliteratur zur Zierde gereicht. Die Führer des wackeren Gsell-Fells stehen in jeder Beziehung hoch über Bädecker's Reisebüchern.

Digitized by Google

Inserate.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gespräche

Friedrich's des Großen

mit

H. de Catt und dem Marchese Lucchesini.

Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung

herausgegeben von

Dr. Fritz Bischoff.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3.—

Elegant in Halbleder gebunden: ℳ 5.25.

Soeben erschien:

Nachtrag zu **Othmer's Vademecum** für Literaturfreunde. Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur" aus den Jahren 1878-1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und **Leopold Ost.**

8° VI. 368 Seiten. Preis 8 Mark.

Hannover. Fr. Cruse's Buchhandlung.

A. Baron von Roberts.

Von dem neuerdings zum **zweiten** Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig:**

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Wer nach **Frankreich** oder **England** gehen, dabei Lehrgeld sparen, Aerger, Missverständnisse, Verstösse gegen Landesgebräuche etc. vermeiden u. v. Aufenthalte dort den richtigen Nutzen ziehen will, der kaufe sich vor der Abreise die in d. **Langenscheidt**schen Verl.-B. in Berlin SW. 11 neu erschienenen: **Langenscheidt**schen **Notwörterbücher.**

Hervorragende deutsche Schriftsteller,

die vorzugsweise den wirklich guten Sensationsroman pflegen und denen an **ständiger, vortheilhaftester** Verbindung mit einer bestrenommirten Redaction und Verlagsbuchhandlung gelegen ist, wollen ihre Adressen niederlegen bei der Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.,** unter Chiffre R. G. 341.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstllg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Neuer Verlag v. **Hermann Costenoble, Jena.**

In allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken zu haben.

Die Sünden der Väter.

Roman aus der russischen Gesellschaft

von

Leon Sloët.

2 Bände. gr. 8°. 9 Mark.

Die **Allgemeine Zeitung** in München (ehemals Augsburger Allgem.) bezeichnet bei Gelegenheit des Erscheinens eines früheren Werkes den Autor als ein „**großes vielverheißendes Talent,** das mit wenig feinen Strichen Alles in **meisterhafter Weise** zu schildern versteht, ein köstliches Talent, wie es in Deutschland so selten zu finden ist."

Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 1. August 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, AUG 19 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Gordon's Vermächtniß. Von H. Zimmern. — Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen. Von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Akademische Festreden zur Feier Dahlmann's. Von Georg Kaufmann. — Zur egyptischen Mythologie. Von Th. Achelis. — Zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels. Von Paul Schütze. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Gordon's Vermächtniß.

Von H. Zimmern.

Die seit langer Zeit im englischen Publicum mit Spannung erwartete Veröffentlichung der letzten Worte General Gordon's — der letzten wenigstens, welche die Welt aus seiner Verlassenheit in Khartum erreicht haben —, hat jetzt stattgefunden; und vor uns liegt ein ebenso origineller, wie in hohem Grade interessanter Band, dessen Inhalt jene sechs werthvollen handschriftlichen Bücher umfaßt, welche Sir Charles Wilson aus den Händen des Officiers, der General Gordon's Dampfer befehligte, zu Metemmeh am 22. Januar empfangen hat. Die Bücher sind zur Information der Regierung geschrieben worden, und mit ihrer Erlaubniß, wie unter Zustimmung der Verwandten Gordon's, wurden diese Mittheilungen in unbeeinträchtigter Vollständigkeit dem Publicum übergeben. Eine bittere Lectüre müssen sie stellenweise Denen sein, welche Gordon für die verhängnißschwere Mißleitung der egyptischen Angelegenheit verantwortlich machte. Hat er doch den Richterspruch der Geschichte vorher verkündet, wenn er schreibt:

„Niemand kann die Vergeudung von Geld und Menschenleben, welche dieser Feldzug kostet, auch nur ermessen, es ist eine völlige Vergeudung von Beidem; aber die Schuld liegt einfach an der Unentschlossenheit unserer Regierung."

Das ist die Grabschrift der liberalen Regierung, wie von einem unsichtbaren Finger auf ihren Grabstein geschrieben: „Unentschlossenheit!" Dies ist das letzte Wort, und es sagt genug. „Die Politik einer stromabwärts treibenden Planke" — so lautet Gordon's bündiges Urtheil über die sudanesische Politik der letzten Verwaltung.

Die Tagebücher beginnen mit dem 10. September, an welchem Tage Gordon's letzte europäische Kameraden ihn verlassen hatten. Wie er die Zeit, da er vergeblich Tag und Nacht der englischen Hülfe harrte, verlebt hat, wie er über die Aussichten des Gelingens urtheilte, wie er zu handeln gedachte, im Falle die Hülfe endlich kommen würde — das ist die Geschichte, welche in diesen Tagebuchblättern erzählt wird. Dieselben sind so charakteristisch, daß Alle, welche sie mit Aufmerksamkeit lesen, den Verfasser genau daraus kennen lernen müssen.

So viel auch schon über Charles Gordon geschrieben worden ist — völlig bekannt waren wir bisher nicht mit dem Wesen dieses Mannes. Wie war er standhaft, wie loyal und pflichtgetreu, welcher tiefe, aufrichtige Glaube erfüllte seine Seele, mit welch' ruhigem Humor wappnete er sich gegen die Drangsale seiner Lage, gegen die elende Verblendung Derer, die ihn seinem Schicksal überlassen haben. Niemand kann das Buch schließen, ohne ein Gefühl des Stolzes zu empfinden, daß unser Jahrhundert einen solchen Mann hervorgebracht hat. Und der englische Leser bedarf eines Trostes dieser Art, denn hat einerseits Gordon Alles für die Ehre seines Heimathlandes gethan, so hat andererseits dieses Land gar wenig für die eigene Ehre gethan. Das Leben Gordon's und Aller, die zu retten er sich vorgenommen hatte, ging verloren durch Fehler so ungeheuerlich, durch Erwägungen so aller Pflicht vergessen, wie sie nur je einem civilisirten, selbstregierten Volk zur Schmach gedient haben. Die Geschichte der Belagerung von Khartum ist wahrlich eine „untilgbare Schmach" für England.

„Welche Farce wäre Alles", so schreibt Gordon einmal in der Bitterkeit, welche zuweilen selbst in seinem edlen Herzen aufwallt, „welche Farce, wenn es sich nicht um Menschenleben handelte."

Wie wir Alle wissen, harrte Gordon aus freier Wahl in Khartum aus. Er hätte sich auf dem vollen Nil einschiffen und in Nubien in Sicherheit bringen können. Doch erachtete er sich durch Ehre und Pflicht gebunden, bei den Leuten zu bleiben, welche ihm treu zur Seite geblieben waren. „Ich sage", schreibt er, „und sicherlich wird mir jeder Gentleman in Ihrer Majestät Heer beistimmen, daß es gemein sein würde, Menschen zu verlassen, die — mögen sie auch nicht ganz unseren Begriffen von Helden entsprechen — bei mir, der in ihren Augen nur ein Christenhund ist, treu ausgehalten haben trotz großer Beschwerden, und diese Leute zu zwingen, sich Denen zu ergeben, die keinen Sieg über sie erfochten haben; dies auf Befehl einer fremden Macht zu thun, um die eigene Haut zu retten — fürwahr, die schwarzen Burschen würden mich steinigen, wenn sie dächten, daß ich so Etwas im Sinne hätte." So bewahrte er sich bis zuletzt das erhabene Ideal, welches ihn stets erfüllt hat; und weit besser, daß Dem so war und er auf seinem Posten den Tod erlitten hat, als wenn er heimlich das Weite gesucht und die Welt eines großen Beispiels beraubt hätte. Und eben weil er so standhaft und überzeugungstreu war, konnte er jene beredten Aufzeichnungen seines täglichen Handelns und Denkens niederschreiben, aus denen selbst noch der Humor ab und zu hervorblitzt, für welchen er stets so viel Sinn besessen hat. Auf einem der Blätter lesen wir:

„Es ist politisch und moralisch besser, mit den abtrünnigen Europäern im arabischen Lager Nichts gemein zu haben. Verrath bringt nie Erfolg, und wie immer die Dinge ablaufen mögen, so halte ich es für besser, mit reinen Händen zu fallen, als sich mit zweifelhaften Handlungen und zweifelhaften Menschen abzugeben."

Digitized by Google

Gordon mag ein Enthusiast gewesen sein; doch war er ein Enthusiast, der die Gabe besaß, die Thatsachen klar zu erkennen und richtig zu deuten. Welcher Gegensatz zwischen seinem schnellen, entschiedenen Erfassen der Lage im Sudan und dem Zweifeln, dem Zaudern seiner bestürzten Vorgesetzten! Gordon bediente sich nicht oft starker Ausdrücke. Mochte seine Seele auch von heißem Ingrimm erfüllt sein, wozu alle Ursache vorhanden war, stets blieb seine Sprache die der maßvoll gehaltenen Satire. Er bezeigt weniger Verdruß, als vielmehr ein gewisses verächtliches Ergötzen über die armen verwirrten Behörden. An einer Stelle sagt er:

„Wir sind eine ehrliche Nation, aber unsere Diplomaten sind nicht officiell ehrlich." „Wohl Dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen." Ich weiß, daß es nicht recht ist, über seine Vorgesetzten zu spotten, aber ich thue es nicht aus Bosheit und hoffe, daß Diejenigen, welchen meine Bemerkungen gelten, sich nicht gekränkt fühlen werden. Das Leben ist so schwer wie Blei, und je mehr wir es uns erleichtern können, desto besser. Wenn ich B. und E. und das Auswärtige Amt kritisire, so denke ich deshalb keineswegs, daß ich ihnen überlegen bin. Ich möchte nur, daß sie sähen, wie andere, außenstehende Leute die Dinge ansehen. Trotzdem ich anderer Meinung bin als sie, mag die ihre richtig und ihr Thun rechtschaffen sein, während ich völlig im Irrthum bin."

Es sind nicht viele persönliche Angriffe auf die Regierung in dem Buche enthalten. Gordon sagt allerdings:

„Ich könnte Bände voll tiefem Grimm über diesen Gegenstand schreiben, dächte ich nicht, daß alle Dinge vorher bestimmt sind und uns zum Besten dienen .... Ich müßte ein Engel sein (daß ich keiner bin, brauche ich nicht zu sagen), wenn ich nicht über die Regierung Ihro Majestät in Zorn geriethe; doch hoffe ich, noch über diese Sudan- und Kairo-Angelegenheit, diese Unentschlossenheit ruhig denken zu können; aber alle meine schönen schwarzen Soldaten zu verlieren, ist genug, um Denen zu grollen, die unsere Zukunft in Händen haben."

An einer Stelle finden wir eine komische Zeichnung (Gordon verstand trefflich, den Stift zu führen), welche die englischen Diplomaten zu Kairo in ihrer eulenhaften Bestürzung bei der Unglücksnachricht aus Khartum darstellt. Bei dieser Gelegenheit sagt er:

„Ich bin überzeugt, daß mir dieser Bursche E. gefallen würde. Es liegt eine leichtherzige Spaßhaftigkeit in seinen Mittheilungen, und es scheint mir, als ob ihn die Sorgen des Lebens nicht sehr drücken ... Er wünscht genau „„den Tag, die Stunde und die Minute zu wissen, da er (Gordon) erwarte, wegen Proviant und Munition in Verlegenheit zu gerathen."" Nun, ich denke, falls Egerton in den Archiven seines Bureaus nachsehen wollte, so würde er finden, daß wir seit einigen Monaten um Proviant in Verlegenheit sind. Es ist dies, als ob Jemand vom Ufer aus einem Freunde, den er schon zwei- bis dreimal untertauchen sah, zuruft: „„Höre, alter Bursche, Du mußt uns mittheilen, wann wir die Rettungsboje nach Dir auswerfen sollen; ich weiß, daß Du zwei- bis dreimal untergetaucht bist, aber es wäre schade, Dir die Rettungsboje zuzuwerfen, bevor Du wirklich in äußerster Gefahr bist; und genau muß ich es wissen, denn ich bin ein Mann, der in der Schule der Pünktlichkeit erzogen wurde.""

Die Tagebücher sind klug und witzig geschrieben, sie zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und klarem Verstande. Ich finde, daß ich am besten thue, wenn ich möglichst viel daraus citire, um Gordon selbst das Wort zu lassen. Höchst charakteristisch ist folgende Stelle:

„Ich meine, es wäre besser, wenn wir unsere jungen Officiere anstatt Taktik und kriegswissenschaftlicher Werke „Plutarch's Lebensbeschreibungen" studiren ließen. Darin sehen wir Männer (ohne den Halt des wahren Glaubens, reine Heiden) ihr Leben zum Opfer bringen, als müsse es so sein; aber in unserer Zeit besteht das höchste Verdienst darin, nicht davon zu laufen. Ich kann sagen, daß ich schon in arger Besorgniß gewesen bin, nicht meiner eigenen Haut wegen, sondern weil ich es hasse, geschlagen zu werden, meine Pläne vereitelt zu sehen; doch absurd und nicht hiermit zu vergleichen ist es, daß ich durchmachen muß, was irgend eine Wärterin, die an das Lager eines ungeduldigen Kranken gefesselt ist, zu erleiden hat. Wenn ich herauskomme, so höre ich von allen Seiten schmeichelhafte Reden; stirbt der Patient, so heißt es, „wieviel bekommt die Wärterin für ihre Dienste?" Wir wollen Schüler des Herrn sein, dem von Seiner Geburt an, bis Er verfolgt ward und starb, kaum Theilnahme oder Freundlichkeit bezeigt ward, und wir (besonders muß ich dies von mir sagen) schreien auf, wenn wir uns in einer kummervollen Lage befinden, obwohl es, wenn wir Christen sind, unser Handwerk ist, solche Leiden zu ertragen. Ich habe die Officiere und Beamten, während ich hier bin, ein Hundeleben führen lassen; es ist, als ob ich ihnen tagtäglich die Sporen zu fühlen gebe. Nichts ist im Stande, diese schlechte Behandlung von meinem Gedächtniß zu tilgen. Ich kann sagen, daß ich ihnen keinen Augenblick Ruhe gelassen habe ... Es ist mir peinlich, die Leute, wenn sie zu mir kommen, so zittern zu sehen, daß sie nicht das Feuer an ihre Cigaretten legen können. Dennoch habe ich Keinen enthaupten lassen. Ich tödtete nur zwei Paschas, und ich erkläre, wäre es nicht um äußerer Einflüsse willen geschehen, so lebten beide Paschas noch. Es ist ein Justizmord an ihnen begangen worden. Glücklich — so weit wir es einsehen können — sind die Menschen, welche sich im kleinen Kreise drehen; unglücklich diejenigen, welche das Feld des Abenteuers suchen und zwischen den Extremen von Gut und Böse schweben."

Nicht einmal, sondern immer wieder finden wir die Ansicht ausgesprochen, welche Gordon dem Ministerium dargelegt hat, daß der Entsatz Khartums ohne allzu große Schwierigkeiten durch eine Truppenabtheilung im Herbst 1884 bewerkstelligt werden könne; daß aber eine Armee, welche nicht vor Anfang des Jahres 1885 einträfe, zu spät kommen würde. „Khartum", schrieb er prophetischen Geistes im October „wird den abgesandten Truppen vor der Nase genommen werden." Und so geschah es.

Dann kommt ein Satz, in welchem Gordon in seiner charakteristischen Manier alle Schwierigkeiten seiner Lage für den Augenblick außer Acht läßt und nur fürchtet, falls die englischen Truppen Khartum erreichen würden, eine Einladung zum Diner bei dem General zu erhalten:

„Ich überlasse mich der freudigen Hoffnung, Großbrittannien mit seinen entsetzlichen, unerträglichen Diners und seinem Jammer nie wiederzusehen. Wie wir uns mit diesen Dingen zufrieden geben können, übersteigt meine Begriffe! Es ist eine vollständige Knechtschaft. Bei diesen Diners tragen wir Alle Masken, sagen, was wir nicht glauben, essen und trinken, was wir nicht bedürfen und verlästern hernach Einer den Andern. Ich möchte lieber als ein Derwisch bei dem Mahdi leben, als täglich in London Diners mitmachen. Ich hoffe, wenn ein englischer General nach Khartum kommt, daß er mich nicht einladen wird, mit ihm zu speisen. Daß die Menschen nicht Freunde sein können, ohne den elenden Magen hineinzuziehen, ist wunderbar."

So wie die Wolken um ihn her sich verdüstern, gewinnt sein Entschluß, falls er jemals aus Khartum befreit werden sollte, nicht nach England zurückzukehren, immer festere Gestalt. Die dortige Politik versetzt ihn zu sehr in Entrüstung. Statt dessen nahm er sich vor, nach Brüssel zu gehen und sein Leben der Congo-Expedition des Königs der Belgier zu widmen. So meinte er wenigstens im Stande zu sein, Etwas für die armen Schwarzen thun zu können, die er so sehr liebte.

Während er allen seinen militärischen und bürgerlichen Pflichten oblag, fand er immer noch Zeit, sich um das Wohl der Jugend zu bekümmern:

„Die Schule hier ist sehr interessant, und da die Schüler eine gewisse Ration erhalten, ist sie stets vollzählich besucht, nämlich von zweihundert Kindern. Jeder Knabe hat eine Holztafel, auf der seine Lection steht, und wenn er in die Schule kommt, erwartet er, aufgerufen zu werden, um diese Lection abzulesen, was unter Hin- und Herwiegen des Körpers und in einem singenden Ton geschieht, wie es die Juden an den Klageorten in Jerusalem oder in den Synagogen zu machen pflegen, woraus man schließen kann, daß dies die alte Weise der Gottesverehrung war, denn die Lectionen sind alle dem Koran entnommen. Kleine schwarze Täubchen, die kaum Anspruch anf den Besitz einer Nase machen können und nicht über zwei Fuß messen, drängen sich vor, um die ersten zehn Buchstaben des Alphabets herzusagen, das ist Alles, was sie wissen."

Seine wohlwollende Gesinnung gegen das Volk verläßt ihn nie. „Man fühlt sich hingezogen zu den Kindern des Landes, zu den Braunen, wie zu den Schwarzen. Erstere sind von vollendeter Broncefarbe"; er bemerkt, daß die „Braunen

Digitized by Google

und Schwarzen die Schmerzen ihrer Wunden ohne Murren ertragen". Die Sauberkeit der Negersoldaten entzückt ihn; „sie haben einen Glanz, wie blankgewichste, gutgeputzte Stiefel". Aehnliche kleine Züge sind in Fülle vorhanden, und man hat Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß er dies Angesichts des nach seinem Blute lechzenden Feindes niedergeschrieben hat! Einmal sagt er:

„Die schwarzen Soldaten, welche hereinkommen, sind zumeist alte Bekannte von mir, d. h., sie kennen mich, während ihre schwarzen Mopsgesichter mir alle gleich erscheinen. Ich habe die Chinesen am liebsten, dann die Schwarzen mit den Mopsgesichtern, dann die chokoladefarbenen Sudanesen. Mir mißfallen die bleichgesichtigen Fellahs, obwohl sie mir leid thun."

Das beunruhigende Ausbleiben jedweder Kunde von der Welt draußen wird uns durch die eifrigen Bemühungen, Schlüsse aus dem Verhalten des Feindes zu ziehen, recht lebhaft vorgeführt.

„Wir können es uns kaum anders denken", sagt der Verfasser des Tagebuches, „als daß sich etwas ganz besonders Aufregendes in Europa ereignet hat, wovon die Araber unterrichtet sein müssen, denn offenbar betrachten sie das Spiel als gewonnen".

Zwischen Aufzeichnungen kleiner Quälereien aller Art finden wir wieder ernste Betrachtungen, wie die folgenden:

Während unserer Blokade haben wir oft über das Gefühl der Furcht gesprochen, welches ja nach der Meinung der Welt kein Mann je empfinden sollte. Was mich betrifft, so bin ich immer voller Furcht, ich fürchte für die Zukunft aller Unternehmungen. Es ist keine Furcht vor dem Tode, die ist, Gott sei Dank, vorüber, aber ich fürchte die Niederlage und deren Folgen. Ich glaube nun und nimmermehr an den unerschütterlich ruhigen Mann. Ich bin der Ansicht, daß er sich nur äußerlich so zeigt. Hieran knüpfe ich die Meinung, daß kein Befehlshaber in enger Gemeinschaft mit seinen Untergebenen leben sollte, welche ihn mit Luchsaugen beobachten; denn nichts wirkt so ansteckend, wie die Furcht. Es hat mich wüthend gemacht, als ich vor Besorgniß nicht essen konnte, die Leute, welche mit mir am Tische saßen, in dem gleichen Zustand zu sehen."

„Ich gehe mit mir zu Rathe, ob ich, wenn die Stadt eingenommen wird, den Palast mit Allem, was darin ist, in die Luft sprenge, oder ob ich mich gefangen nehmen lassen soll, um unter Gottes Beistand im Glauben zu beharren und nöthigenfalls für denselben zu leiden (was höchst wahrscheinlich ist). Das Sprengen des Palastes wäre das Einfachste, während der andere Weg lange schwere Leiden und Demüthigungen aller Art bedeutet. Ich denke dies Letztere zu wählen, nicht aus Todesfurcht, sondern weil ersterem mehr oder weniger der Makel des Selbstmordes anhaftet."

Daß Gordon mit echt soldatischer Geringschätzung über die Diplomaten dachte, ist eine Thatsache, die er wahrlich nicht zu verbergen suchte. „Ich kann mir ihr Nasenrümpfen vorstellen", sagt er, „daß ich wage, eine Meinung über sie zu haben". Von Gordons stetem Bemühen, den Leuten Zerstreuung und Vergnügen zu bereiten, zeugt Folgendes:

„Wenn die entkommenen Soldaten anlangen, machen sie mir einen Besuch, erhalten einen Dollar und müssen ihre schwarzen Gesichter in den Spiegeln des Palastes betrachten; dann werden sie gefragt, was sie von dem Abbild halten. Einige reißen die Augen weit auf, weil sie sich noch niemals selbst gesehen haben. Den meisten gefällt ihr Spiegelbild, besonders den weiblichen Schwarzhäuten, deren jede sich eine „Venus" dünkt; sie stecken die Hände in den Mund, was bei ihnen als ein Zeichen großer Bescheidenheit gilt, wie bei uns das Senken der Augenlider."

Ein anderes Mal erzählt er:

„Es kommt ein entflohener Soldat von den Arabern zu mir, erblickt sich im Spiegel und fragt, wer das sei, erklärt, es nicht zu wissen, weiß es offenbar wirklich nicht. Hieraus folgt, daß in Ländern, wo es keine Spiegel gibt, ein Jeder völlig unbekannt mit seiner eigenen Person sein würde und sich selber erst vorgestellt werden müßte."

Gordon wurde erzählt, daß der Mahdi Pfeffer unter seinen langen Fingernägeln verberge, um bei Bedarf einen starken Thränenstrom erzeugen zu können:

„Die Griechen haben dem griechischen Consul gesagt, der Mahdi frage verwundert, was in aller Welt ich eigentlich hier oben thue, da ich doch nichts mit dem Sudan zu schaffen habe. Diese Frage scheint mir für Andere (mich selbst nicht ausgeschlossen) schwerer zu beantworten, als für den Mahdi. Ich gestehe, daß mir diese Pfeffergeschichte die Sache verleidet hat. Bisher hoffte ich, es mit einem echten Fanatiker zu thun zu haben, der an seine Mission glaubt. Erfährt man aber, daß Pfeffer unter den Nägeln dahinter steckt, so ist es recht demüthigend, sich zu unterwerfen, und eigentlich glaube ich auch nicht, daß ich es nöthig haben werde. Man kann übrigens nicht umhin, sich über die Pfeffergeschichte zu amüsiren. Die um Gnade Bittenden rutschen auf den Knieen heran und tragen einen Strick um den Hals. Der Mahdi, welcher sich die Augen gerieben und eine Fluth von Thränen erzeugt hat, steht auf und nimmt den Knieenden den Strick vom Halse. Da Thränen gewöhnlich als Beweis der Aufrichtigkeit gelten, so möchte ich das Recept des Mahdi für Minister zur Rechtfertigung mancher Handlungen empfehlen."

Dann, als ob er sich seiner Härte schäme, setzt er hinzu:

„Die Barmherzigkeit denkt nichts Böses. Ach, aber sie war nicht im Sudan, denn ich erkläre, in Anbetracht der Streiche, welche hier von Beamten verübt sind, müßte es der Barmherzigkeit übel ergangen sein."

Er gibt zu, daß das Volk keiner großen Opfer würdig sei und die Engländer nur durch ihr zweifelhaftes Verhalten in Egypten Verpflichtungen gegen dasselbe hätten. In ergötzlicher Weise zählt er die Schwierigkeiten des Verkehrs mit den Arabern auf:

„Wenn sie nicht essen, sagen sie ihre Gebete her, und wenn sie nicht beten, so schlafen sie, und wenn sie nicht schlafen, sind sie krank. Die Zwischenpausen muß man bei ihnen wahrnehmen. Nun stelle man sich die Lage vor. Man kann Nichts von ihnen verlangen, während sie sich hinter dem Essen, Beten, Schlafen oder Krankseln verschanzt halten, und sie wissen dies; thäte man es, würde man ein Unmensch sein (und ich fürchte, daß ich dies oft bin)."

Der Schatten, welcher über diesen Aufzeichnungen liegt, wird merklich düsterer, nachdem die kummerschwere Kunde an Gordon gelangt ist, daß seine europäischen Kameraden gemordet sind. Mehrfache Entdeckungen von Verräthereien, Unterschleif und Proviantraub — Vergehen, welche zu bestrafen beinahe so gefährlich ist, als sie unbestraft zu lassen; Brandstiftungen, Abnehmen der Vorräthe und andere Folgen einer langwierigen Belagerung, dies Alles trägt dazu bei, die Stimmung zu verdüstern.

Jetzt rücken die Truppen des Mahdi vor und die Ondurman-Blokade beginnt. Man hört fast beim Lesen das beständige Tosen des Kampfes mit den Truppen am jenseitigen Ufer. Vom 13. December ist Folgendes eingetragen:

„Die Dampfer sind stromauf gegangen und haben die Araber bei Bourré angegriffen (die Zögerung von einem Tage zum anderen übte sicher auf Jedermann eine entmuthigende Wirkung aus. Heute währt unsere Noth schon 276 Tage.). Uebermorgen wollen wir den Bordeen aussenden, und mit demselben werde ich dieses Tagebuch abschicken Wird nicht vor Ablauf von zehn Tagen irgend eine Anstrengung gemacht, so fällt die Stadt. Diese Zögerung ist unbegreiflich. Sollten die Expeditionstruppen den Fluß erreicht haben und mit meinen Dampfern zusammentreffen, so bedürfen wir nicht mehr als hundert Mann, nur damit sie sich zeigen. Ich sende das Tagebuch fort, denn ich habe wenig Hoffnung, es zu retten, wenn die Stadt fällt."

Die letzten Worte, datirt vom 14. December, lauten: „Dies sage ich noch: wenn die Expeditionstruppen — und ich bitte nur um zweihundert Mann — nicht binnen zehn Tagen kommen, so wird die Stadt fallen müssen, und ich habe mein Bestes für die Ehre meines Landes gethan. Adieu. Ihr sendet mir keine Nachricht, obleich Ihr Geld in Menge habt." Das ist Gordon's letzter Scheidegruß für das Land, dem er so hochherzig gedient hat.

Was sich während der folgenden dreiundvierzig Leidenstage zutrug, wird die Welt nie erfahren, es müßte denn irgend ein Araber zufällig den Bericht aufbewahrt haben, welchen Gordon sicherlich bis zu Ende geführt hat. Ein Wort

Digitized by Google

von ihm ist höchst bemerkenswerth: „Es war niemals die Regierung, welche eine große Nation aus uns gemacht hat; unsere Regierung war stets der Hemmschuh an unserem Wagen. England ist das, was es ist, durch Abenteurer geworden, nicht durch seine Regierung, und ich glaube, es wird seine Stellung nur durch Abenteurer behaupten.“ Das ist ein wahres Wort, würdig im Gedächtniß behalten zu werden. Alle Regierungen sind im besten Fall nur nothwendige Uebel. Durch das Wollen, den Unternehmungsgeist und den Heldenmuth der Individuen allein ist England groß geworden. Und nicht der geringste solcher Abenteurer war Charles George Gordon, dessen verstümmelte Leiche irgendwo unter den blutbefleckten Trümmern von Khartum liegt. Wahrlich, er hat „sein Bestes“ gethan, und sein tiefergreifendes Tagebuch (aus dem ich, falls mir der Raum es gestattete, noch viele bewundernswürdige Stellen anführen könnte) wird das bleibende Denkmal eines jener Märtyrer der Pflicht bleiben, eines jener Abenteurer, welche England groß gemacht haben und groß machen werden trotz aller schwachen oder schwankenden Regierungen.

Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen.

Von Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

II.

Die dargelegte Episode des Paderborner Studien-Erlasses hat jedenfalls gezeigt, was sich die katholische Kirche in Betreff der an die Geistlichen zu stellenden staatlichen Bildungsforderung allenfalls gefallen lassen kann und sicher auch, wenngleich unter Protest um der Nothlage willen gefallen lassen wird, sobald die Staatsregierung sich ernstlich gewillt zeigt, die Forderung dauernd aufrecht zu halten, aber ebenso gewiß auch nicht um der Nothlage willen allgemein verbindlich werden lassen wird, so lange sie noch hoffen kann, durch Verhandlungen mit der Regierung zu einem besseren Ziele zu gelangen.

Der Paderborner Studien-Erlaß war somit, vom kirchlichen Parteistandpunkt aus betrachtet, selbst in der Form eines vertraulichen Schreibens ein taktischer Fehler, und dies um so mehr, als derselbe in Betreff der Befriedigung der Seelsorgernoth ja doch auf halbem Wege stehen bleiben mußte, wenn der Bischof von Paderborn nicht zugleich gewillt war, in seiner Nachgiebigkeit gegen die staatlichen Forderungen noch weiter zu gehen.

Die Erfüllung der Vorbildungsforderung allein konnte gar nicht genügen, den geistlichen Nothstand dauernd zu beseitigen. Dieselbe machte den Geistlichen ja nur anstellungsfähig, zur Anstellung als Pfarrer selbst mußte dann noch die Erfüllung der staatlichen Anmeldungs-Bedingung hinzukommen. Ohne den Willen, auch diese zu erfüllen, mußte dem Bischof und seiner Diöcese auch die Erfüllung der Vorbildungs-Forderung für die dauernde Ordnung der Seelsorge werthlos bleiben. Da nicht anzunehmen ist, daß der Paderborner Bischof für sich allein gewillt war, auch diesen Schritt zur Beseitigung des oft an die Spitze gestellten Streitobjectes zwischen Staat und Kirche zu thun, so mußte der Erlaß halbwegs zwecklos bleiben, indem er nur die Verwendung von Hülfsgeistlichen ohne Dispensgesuche erleichterte.

Der Erlaß ging aber zu diesem Zweck in der Beschränkung der geistlichen Bildungsfreiheit noch über Das hinaus, was das Staatsgesetz forderte, indem thatsächlich die Verleihung der Priesterweihe von der Erfüllung der staatlichen Bildungsforderungen abhängig gemacht wurde. Da die Priesterweihe nur durch den Besuch des Priesterseminars zu erlangen war, so wurde die Möglichkeit, dieselbe in Paderborn zu erwerben, einem jeden Theologie Studirenden entzogen, der auf Grund jener Nicht-Erfüllung von der Aufnahme in das Seminar oder vielmehr von der Zulassung zu der zur Zeit noch dienenden Ersatzleistung im Lyceum zu Eichstätt zurückgewiesen wurde, was ja thatsächlich vorgekommen sein soll. Wir begreifen daher die fast revolutionär drohende Auflehnung der ultramontanen Kreise gegen den bischöflichen Studienerlaß vollständig und müssen auch der „Germania“ darin Recht geben, daß diese Aufnahme-Weigerung von rein kirchlichem Standpunkte aus gewiß nicht zu rechtfertigen war. Es konnte ja mancher Studirende die Priesterweihe zu erlangen wünschen, der gar keinen Anspruch auf Anstellungsfähigkeit und auf Anstellung in Preußen erheben wollte, der nur an Verwendung im Missionsdienste oder im Auslande dachte.

Die vom General-Vicariat trotzdem gezogene Schranke hatte nun, wie wir jetzt aus dem Erlaß vom 1. Juli ersehen, einen rein äußerlichen, unkirchlichen Grund, es war eine Geldfrage mit im Spiele. Mit dem Eintritte in das Priesterseminar erhalten nämlich die Theologie Studirenden der Diöcese Paderborn den stiftungsmäßigen Anspruch, auf Kosten des dortigen Clericalseminars unterhalten und später unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht zu werden. Die Stellung des Seminartischtitels schließt aber die weitere Verpflichtung ein, dem so geweihten Geistlichen eventuell bis zu seiner Anstellung standesmäßigen Unterhalt zu gewähren. Da nun nach Lage der geltenden Gesetzgebung in Preußen Geistliche, welche die Bildungsforderungen nicht erfüllt haben, eine Anstellung in einem öffentlichen Amte nicht oder doch nur nach erbetenem Dispens des Ministers als Hülfsgeistliche erhalten können, so fielen also Geistliche, wenn sie unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht waren, rücksichtlich ihres Unterhaltes eventuell dem Seminarfonds zur Last. — Der Druck dieser lästigen Verpflichtung nun hat dem General-Vicariate im Februar d. J. den ersten Studien-Erlaß abgepreßt, der verwunderlich bleibt, weil eben mit der bloßen Anstellungsfähigkeit ja dieser Nothstand doch nur für die Hülfsgeistlichen beseitigt würde. Um so mehr hat es, wie die „Kölnische Zeitung“ mit Recht bemerkte, „etwas Erheiterndes, wie hier das nüchterne materielle Interesse dem non possumus der frommen Donquixoterie ein Schnippchen schlägt und den ultramontanen Fanatismus an seine irdische Bedürftigkeit erinnert. Die feierlichste Betheuerung, man wolle das theologische Studium nicht in den maigesetzlichen Rahmen einengen, man wolle die Jünglinge nur belehren, nicht eine allgemein bindende gesetzliche Diöcesanvorschrift erlassen, helfen über diese unerbittliche Thatsache nicht hinweg.“ Oder kurzweg mit der „Post“ gesagt: „Dem General-Vicariate wird die Fortführung des Culturkampfes auf die Dauer zu kostspielig“, womit aber natürlich noch gar nicht gesagt sein kann, daß die bewährte Opferwilligkeit der Katholiken nicht durch das Bekanntwerden dieser Nothlage noch eine Weile hätte angespornt werden können, diesem Uebel abzuhelfen.

Ein jeder Kenner der katholischen Kirche und ihrer Partei im Lande konnte wissen, daß diese taktische Unvorsichtigkeit und diese doch unzulängliche Berücksichtigung des geistlichen Nothstandes von der Kirche höheren Ortes gewiß zur Zeit nicht gutgeheißen und deshalb gewiß der Erlaß demnächst wieder so eingeschränkt und berichtigt werden würde, daß dies thatsächlich einer Aufhebung gleich sein möchte. Der Unterzeichnete hatte dies in einem Artikel des „Monatsblattes des liberalen Schulvereins Rheinlands und Westfalens“ als zu erwarten gerade hingestellt, als die Paderborner Erklärung vom 1. Juli dies bestätigte.

Aus diesem ganzen Verlaufe der Angelegenheit könnte unsere Regierung nun wiederum einmal lernen, daß durch Verhandlungen mit Rom in diesen Grundfragen gar nichts zu erreichen ist. Die katholische Kirche wird stets an dem Grundsatze der unbedingten Unabhängigkeit der Priestererziehung von jeder staatlichen Bildungsforderung und von jeder Staatsaufsicht festhalten, wie dies noch neuerdings die stets angerufene Schrift des Irenaeus Themistor (Bischof Korum) dargelegt hat. Dementsprechend erwidert auch die „Deutsche Reichszeitung“ Nr. 186 auf einen Artikel der „Kreuzzeitung“, der die Meinung aussprach, in Paderborn stehe man, nach dem Erlaß zu urtheilen, im Begriff, das dortige Priesterseminar

Digitized by Google

wie auch die dortige philosophisch-theologische Lehranstalt demnächst wieder zu eröffnen, das sei offenbar ein Irrthum. Gerade die Schließung der letzteren Lehranstalt habe die Februarverfügung hervorgerufen, und letztere wäre überhaupt garnicht ergangen, wenn das General-Vicariat begründete Hoffnung auf eine baldige Wiedereröffnung gehabt hätte. Und wenn der Minister v. Goßler geäußert habe, der Wiedereröffnung eines Priesterseminars in Preußen stehe kein Hinderniß entgegen, es sei daher zu verwundern, daß kein einziger Bischof in Preußen zur Wiedereröffnung seines Seminars schreite, so erscheine eben den Bischöfen doch noch das Gesetz vom 11. Mai 1873 als ein Hinderniß. „Unsere Bischöfe" — fährt die „Reichszeitung" fort — „wollen ihre Priester frei nach den Vorschriften der Kirche erziehen und nicht an Anstalten, denen erst eine „Anerkennung" seitens des protestantischen Cultusministers zu Theil werden muß, nachdem er ihren Lehrplan genehmigt hat; so lange noch die Oberpräsidenten mit der Hausordnung und dem Disciplinarreglement der kirchlichen Anstalten sich befassen sollen und jeden Augenblick ihre Commissarien zur Revision schicken können, wird schon die „Kreuzzeitung" vergebens auf die Bewahrheitung ihrer Meldung warten müssen." — Die späteren Ausführungen der „Kreuzzeitung", wie das entgegenkommend zu handhaben sei, haben die gegnerischen Blätter zu nur noch schärferer Bekämpfung dieser heimtückischen Versumpfungspolitik veranlaßt. Das ist der Standpunkt der katholischen Kirche, der grundsätzlich nicht verlassen werden wird.

Ebenso bestimmt aber kann die preußische Staatsregierung diesen Grundsatz einer völligen priesterlichen Unterrichtsfreiheit niemals anerkennen. Es gehört bereits zur feststehenden Tradition der preußischen Unterrichtsverwaltung, daß alle Unterrichtsanstalten ohne Unterschied staatlicher Aufsicht unterstehen; ein Abgehen von dieser Tradition ist undenkbar. Wir hoffen auch, daß die Staatsregierung stets gewisse Bildungsforderungen an die Geistlichen als Bedingung ihres Anspruches auf Staatsunterstützung und auf Verwendbarkeit im Schuldienste aufrecht halten, die bestehende Gesetzesforderung also nur dahin revidiren wird, daß nicht mehr von der Erfüllung derselben zugleich die Ausübung priesterlicher Functionen abhängig gemacht wird. Ein so revidirtes Gesetz würde die Regierung unbedingt jederzeit zur Ausführung bringen können. — Die katholische Kirche würde zwar auch ein solches Gesetz grundsätzlich nicht als zu Recht bestehend anerkennen, aber sie würde sich demselben um der Nothlage willen, soweit ihr Vortheile daraus erwüchsen, thatsächlich fügen. Dies aber wird allgemein in Preußen erst dann geschehen, wenn die katholische Kirche in Preußen ein Ministerium vor sich sieht, von dem sie annehmen muß, daß es gewillt und geneigt ist, ein solches Gesetz mit vollem Nachdruck durchzuführen und also im Widersetzungsfalle die Staatsleistung für die Kirche dauernd zurückzuhalten und im Schulwesen ohne die Geistlichen fertig zu werden. So lange aber dieser feste Wille nicht ersichtlich ist, wird es vereinzelten Anwandelungen von Entgegenkommen oder Rücksichtnahme stets ergehen, wie jetzt dem Paderborner Studienerlaß.

Wenn aber die Regierung den bezeichneten festen und stets durchführbaren Standpunkt annehmen will, so würden auch die Bildungsforderungen ernster genommen werden müssen, als dies nach den jetzigen Gesetzesbestimmungen thatsächlich der Fall sein kann. Diese Forderungen haben doch nur dann einen Sinn, wenn sie bei den Geistlichen, soweit dieselben im Schuldienste des Staates Verwendung finden wollen, neben der priesterlichen Bildung eine von dem besonderen kirchlichen Standpunkte absehende allgemein wissenschaftliche Bildung verbürgt sehen wollen. Sie verlieren diesen Sinn, sobald der Staat statt dessen peinlichst Sorge dafür trägt, daß die zukünftigen Geistlichen an den Staatsanstalten selbst die betreffenden Vorlesungen in kirchlicher Beleuchtung von Staatslehrern im staatlichen Auftrage vorgetragen erhalten, somit auf Staatskosten selbst eingeführt werden in die Vorurtheile der katholischen Philosophie, katholischen Geschichte und katholischen deutschen Literatur, und in gleicher Weise in die Vorurtheile des streng evangelischen Confessionalismus in Behandlung dieser Lehrgebiete. Auf jenem richtig gedachten Standpunkte stand das Maigesetz über die Vorbildung der Geistlichen von 1873, das eine öffentliche Staatsprüfung der Theologen über Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur vor den vom Staate bestimmten Lehrern dieser Disciplinen vorschrieb. Damit war bei richtiger Handhabung eine wirkliche Controle der wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen geboten.

Auf dem bezeichneten verkehrten Standpunkte stehen wir aber nach der Aenderung dieser Vorbildungsforderung im Jahre 1882 thatsächlich zur Zeit, so weit dies nach Besetzung der Lehrstühle geht, besonders auf dem Gebiete die Philosophie, die gerade am wenigsten solche confessionelle Sonderung und Zustutzung verträgt.

Nach diesem Gesetz haben die Theologie Studirenden nur den Nachweis zu liefern, daß sie Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur mit Fleiß besucht haben. Die Studirenden haben freie Wahl, bei welchen Docenten sie diese Vorlesungen hören wollen. Sie können auch Vorlesungen über Philosophie schon jetzt bei theologischen Docenten hören, warum nicht demnächst auch Vorlesungen über Geschichte und deutsche Literatur? Zu Examinatoren in diesen Disziplinen erscheinen ja schon jetzt Theologen geeignet. Die theologischen Docenten könnten denn auch die erforderlichen Fleißzeugnisse ausstellen, nur müßten die Decane der philosophischen Facultäten die Richtigkeit der Unterschrift beglaubigen, was dieselben doch kaum verweigern könnten und gar nicht verweigern dürften, falls die Theologen auch von der philosophischen Facultät die Erlaubniß erhalten hätten, ihre Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Literatur unter der Rubrik der philosophischen Facultät anzuzeigen, was schon jetzt in Betreff der Vorlesungen über Religionsphilosophie mitunter geschieht. Ueberdies haben die Studirenden volle Freiheit, sich mit dem geringsten Maß der geforderten Vorlesungen zu begnügen, einstündige oder zweistündige beliebige Publica können für den geforderten Bildungsnachweis ganz dieselben Dienste thun, wie eine ordentliche mehrstündige Hauptvorlesung. Der Oberpräsident, dem der Nachweis zu liefern ist, daß jener Bildungsforderung genügt ist, wird schwerlich in der Lage sein, ein Urtheil über das Genügen oder Nicht-Genügen der betreffenden Vorlesungen abzugeben. — Sodann ist es auch für einen Docenten, der in seinen Collegien eine große Zuhörerzahl vor sich sieht, zumal bei Kurzsichtigkeit, oft ganz unmöglich, mit sicherem Wissen und demgemäß gutem Gewissen den Zuhörern ein zuverlässiges Zeugniß über den fleißigen Besuch der Vorlesung auszustellen. Gerade wegen dieser Unmöglichkeit wurden nach Umfrage bei allen akademischen Senaten durch Verfügung vom 18. April 1865 die seit 1825 üblichen Fleißatteste der Docenten für abgeschafft erklärt und nur für die sogenannten Stipendienzeugnisse festgehalten, daß, „wenn Studirende ein Zeugniß über den fleißigen Besuch einer einzelnen Vorlesung zu erhalten wünschen, sie sich deshalb an den betreffenden Docenten zu wenden und demselben nöthigenfalls die Ueberzeugung von dem bewiesenen Fleiße zu verschaffen haben, worauf ihnen das Zeugniß ertheilt werden würde." — Gewiß spricht es nun nicht gerade für den guten Zusammenhang unserer Schulverwaltung, daß nun trotz jener durch Jahre lange Erfahrung kaum gewonnenen Erkenntniß der Verkehrtheit der Fleißzeugnisse dieselben durch das Gesetz von 1882 doch einseitig für die Theologen wieder eingeführt wurden. Da nun aber die zur früheren Abschaffung den Anlaß bietenden Schwierigkeiten natürlich noch immer vorhanden sind, so steht doch eigentlich zu erwarten, daß auch die Ausführungsbestimmungen Dem einigermaßen Rechnung getragen und demnach im Zweifelfall dem Docenten verstattet haben werden, sich vor Ausstellung des Zeugnisses durch eine Prüfung von dem fleißigen Vorlesungsbesuch des Studirenden zu überzeugen. Wir wollen einmal annehmen, daß es sich thatsächlich bereits so verhält, daß also die von der „Kölnischen Volkszeitung" mit Sorge angesehene Note des Professers Hinschius mehr ist als ein hingeworfener Fühler für die Zukunft, mehr als ein Versuch, das verpönte Cultureramen durch die Hinterthür wieder einzuführen: so müssen wir doch sagen, Besorgniß erregend für die armen geplagten Theologen könnte das doch in keiner Weise sein. Wir geben zu, daß eine Prüfung unter vier Augen dem parteiischen Mißbrauch leichter ausgesetzt sein würde, als

Digitized by Google

es das öffentliche Cultureramen war, über das ein Protokoll geführt wurde, aber die Studirenden haben ja volle Freiheit, sich den ihnen passenden Docenten zum Testiren auszusuchen. Ein Docent aber, der sich einfallen lassen wollte, das Recht der Privatprüfung parteiisch zu mißbrauchen, würde gewiß bald nicht mehr um ein Fleißzeugniß gebeten werden; die Studenten werden auch schon findig genug sein, diejenigen Docenten um ein solches Zeugniß zu bitten, von dem sie überzeugt sein können, dasselbe ohne Prüfung zu erhalten. Die „Kölnische Volkszeitung" konnte also ihr Videant consules! sparen.

Die Gegner hätten viel eher Grund zu diesem Rufe, denn die gegenwärtigen vom Staate geltend gemachten Bildungsforderungen sind bei dem unbestimmten Ausführungsmodus für den Grundzweck, eine unbefangene wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen zu sichern, allerdings thatsächlich ganz unzulänglich. Die Clericalen beider Confessionen könnten diese Forderungen ruhig erfüllen, ohne Schaden für die Seelen ihrer zukünftigen Kirchendiener zu besorgen, sie würden damit nur ihre eigenen Bildungszwecke auf Staatskosten befördern. Es ist daher in unserm Sinne zur Zeit noch ein Glück, daß die Rücksicht, damit zugleich die Oberhoheit des Staates im Unterrichtsgebiete anzuerkennen, die katholische Kirche von dieser Fügsamkeit bisher zurückhält. Inzwischen wird sich unsere Staatsregierung wohl auch wieder auf den ursprünglichen Zweck der betreffenden neueren Gesetzgebung besinnen und dann in diesem Sinne die oben bezeichnete, allerdings nothwendige Revision vornehmen, nach welcher die Bildungsforderung gymnasialer und akademischer Studien nur als Bedingung zum Anspruch an Staatsunterstützung und an Verwendbarkeit im Schuldienste dauernd festzuhalten ist.

Literatur und Kunst.

Akademische Festreden zur Feier Dahlmann's.

Von Georg Kaufmann.

„Bei allen Völkern, die es zu etwas Großem in der Welt gebracht, hat man nicht die Gelehrten zuerst genannt, sondern Diejenigen, welche ein reiches Wissen in vaterländischen Tugenden ausprägten." Dies Wort Dahlmann's hat sich an ihm selbst erfüllt. Gewiß, er war ein großer Gelehrter, er gehört zu den bahnbrechenden Forschern, zu den Begründern der Wissenschaft der Geschichte — aber der größte Theil seiner Werke, vor allen diejenigen, welche am meisten gelesen worden sind, die Politik und die Geschichte der englischen und französischen Revolution, sind doch wissenschaftlich überholt, und der dänischen Geschichte wird zwar noch heute volles Lob gespendet, aber die entsprechende Wirksamkeit hat sie auf die Wissenschaft nicht gehabt. Und doch — da der hundertjährige Geburtstag den Anlaß bietet, da kommen nicht nur die officiellen Festreden, sondern trotzdem in den 25 Jahren, die seit seinem Tode verflossen sind, in der vortrefflichen Biographie Springer's, in dem glänzenden Essay Treitschke's, in der geistvollen Rede Sybel's u. a. O. das Leben und Wirken des Mannes so eingehend und so vielseitig behandelt worden war, daß man sich fürchten mußte, diese Aufgabe von neuem anzugreifen, trotzdem zeigen diese Festreden, daß unsere Zeit ein förmliches Bedürfniß hat, sich mit diesem Manne zu beschäftigen, sich an ihm zu erheben, sich durch ihn zu stärken. Es ist ein wahrer Gesundbrunnen in dieser einfältigen Wahrheit seines Wesens, in diesem unerschütterlichen Mannesmuth, in dieser bei aller sorgsamen Wahl des Ausdrucks, die nicht selten etwas Künstliches und Gesuchtes hat, doch aufrichtigen Ursprünglichkeit der Rede. Diesen Eindruck erwecken alle die vier akademischen Festreden, welche in Marburg von Varrentrapp*), in Bonn von Nasse*), in Göttingen von Weiland**), in Kiel von Waitz***) gehalten worden sind. Sie sind so verschieden von einander wie möglich, aber sie sind darin gleich, daß sie Zeugniß ablegen von dem tiefen Eindruck, den der große Mensch von neuem auf Jeden macht, der sich ihm naht, und dann darin, daß sie bei aller Unbefangenheit der Untersuchung doch wieder von Bewunderung und Liebe erfüllt wurden. Diese Unbefangenheit der Untersuchung zeigt sich in der ruhigen Prüfung der Meinungen wie der Arbeiten Dahlmann's. Die Irrthümer in der Auffassung des englischen und des preußischen Staatswesens und was sonst wissenschaftlich überholt worden ist, wird nicht zu verhüllen gesucht, auch der Antheil Dahlmann's an der Politik wird nicht überschätzt, die einzelnen Handlungen werden nicht mit verherrlichenden Phrasen umhüllt — sie werden der Wahrheit gemäß geschildert. Man fühlt bei jeder dieser Reden, daß sie wirlich den Eindruck wiedergeben, den der Redner aus seiner persönlichen Kenntniß oder seiner gewissenhaften Forschung empfing. Und da sie nun ferner mit gründlicher Kenntniß und mit großem Geschick geschrieben sind: so tritt das Wesen Dahlmann's aus ihnen lebendig entgegen. Die Wirkung ist zunächst wie ein Mahnruf an unsere in gewisser Weise recht müde Zeit, die sich in die Einzelheiten wissenschaftlicher Untersuchungen vergraben möchte, um die großen Fragen nicht zu beantworten, vor allem an Die, welche Wissenschaft und Kunst mißbrauchen, um sich über die Pflichten des Mannes im öffentlichen Leben hinwegzutrügen, und an Die, welche es für Weisheit und Loyalität ausgeben, über die Maßregeln einer Regierung erst dann zu urtheilen, wenn sie gefallen ist und ihre Gegner am Ruder sind. Das Persönliche des Mannes tritt am lebendigsten in der Rede von Waitz hervor:

„Ein Schüler oder Zuhörer Dahlmann's bin ich freilich nie gewesen. Aber, daß ich es kurz sage, zweimal, hier und in Göttingen, sein, wenn auch nicht unmittelbarer Nachfolger auf dem Katheder, seit 1837 ihm persönlich bekannt, in Frankfurt sein College auch als Schleswig-Holsteinischer Abgeordneter, bis zu seinem Tode in ungestörten freundschaftlichen Beziehungen zu ihm und seinem Hause, nicht immer in völliger Uebereinstimmung, aber voll Achtung und Verehrung vor den seltenen Eigenschaften des Charakters und Herzens, in wahrer Bewunderung des hohen Geistes, des sittlichen Adels, des strengen Pflichtgefühls, des festen Willens, verbunden mit Zartheit der Empfindung, vertrauenerweckender Offenheit, gewinnender Heiterkeit, in dankbarster Hochschätzung dessen, was der Mann unseren Universitäten, unserer Wissenschaft, dem deutschen Volke gewesen ist."

Wie sein ihm in lebendiger Vaterlandsliebe verwandter Zeitgenosse E. M. Arndt, so ward auch Friedrich Christoph Dahlmann in einer unter schwedischer Herrschaft stehenden deutschen Stadt (Wismar) geboren. Unter dieser schwedischen Hoheit wurde er auch groß und verbrachte einen andern Theil seiner Jugend in Dänemark. Besonders starke Anregungen erfuhr er dann jedoch während eines kurzen Aufenthalts in Halle durch Fr. A. Wolf's historische Auffassung der Alterthumswissenschaft und durch Schleiermacher's „Freimüthige Weisheit". Sein Bildungsgang ist ein Protest gegen die heutzutage übliche Zurichtung für ein Specialgebiet. Die Anfänge des griechischen Dramas behandelte seine erste Schrift, und als er 1812 den Auftrag erhielt, in Kiel historische Vorlesungen zu halten, hatte er noch nie ein Wort über Geschichte geschrieben, ja, er hatte sogar niemals auch nur ein historisches Colleg gehört. Und doch bemerkt Waitz mit vollem Recht, daß er trotzdem gewiß in mancher Beziehung für seine Aufgabe besser vorbereitet war „als viele, welche aus unseren historischen Seminaren hervorgehen, in denen wohl Methode, aber nicht Geist und Kunst der Geschichte und Geschicht-

*) Preußische Jahrbücher LV., 486 ff.

*) F. C. Dahlmann von Erwin Nasse. Bonn, Max Cohen & Sohn.

**) L. Weiland. Friedrich Christoph Dahlmann, Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 13. Mai 1885 im Namen der Georg Augusts-Universität gehalten. Göttingen 1885.

***) Georg Waitz. Friedrich Christoph Dahlmann, Gedächtnißrede, gehalten in der Aula der Universität Kiel am 13. Mai 1885. Kiel, Univ.-Buchhandl.

Digitized by Google

schreibung gelernt werden können". Auch Niebuhr und Ranke sind nicht diesen Weg gegangen. Eingehende Beschäftigung mit alter und neuer Literatur hatten seine Sprache, philologische Arbeiten seine Kritik, das Studium des Thucydides und Tacitus seine geschichtliche Auffassung, die Ereignisse, unter denen er lebte, seinen politischen Sinn entwickelt.

Dahlmann war Professor und war es mit ganzer Seele. Er wollte allerdings durch seine Vorlesungen nicht nur wissenschaftliche Bildung vermitteln, sondern auch politisches Verständniß und politische Thatkraft wecken*), aber er drängte sich nicht nach politischen Stellungen, selbst nicht, wo sich ihm die glänzendste bot. Weiland sagt:

„Der Mann, der den Staat für die heiligste Sache erklärte hat nicht von sich aus gestrebt, an der politischen Arbeit Theil zu nehmen. Die Aufforderung dazu kam stets von außen her an ihn heran, aber er hat sich der Pflicht, ihr Folge zu leisten, niemals entzogen und durch die That bewiesen, daß es ihm ernst war mit seinen Lehren. Dahlmann's Auftreten als Politiker hängt mit den drei Fragen auf das engste zusammen, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für Deutschland die bewegenden waren und welche auch, als er die Augen schloß, ihrer Lösung noch immer entgegen sahen: die nationale Frage, ob die deutsche Nordmark, Schleswig-Holstein, uns erhalten bleiben oder an Dänemark verloren gehen solle; die constitutionelle Frage, ob in den deutschen Einzelstaaten lebensfähige Verfassungen bestehen sollten oder nicht; endlich die deutsche Frage, ob das deutsche Volk einen Staat erhalten oder im staatlosen Zustande der sogenannten Bundesverfassung verbleiben sollte ... Er hat das eigenthümliche Geschick gehabt, daß sein Eingreifen jede dieser Fragen erst recht in Fluß brachte, daß es ihm aber versagt blieb, sie zur vollständigen Lösung zu führen ... Aber nicht umsonst hat er gewirkt und gekämpft, wenn er auch die Waffen mitten im Kampfe niederlegen mußte, die Ideen, die er vertrat, haben sich wenig Jahre nach seinem Tode zum Siege durchgerungen."

Auf der Höhe des politischen Einflusses war er in der Zeit des Vorparlaments, und sein Entwurf einer deutschen Verfassung hat bis in die Kreise des königlichen Hauses hinein tiefe Wirkung geübt. Besonders merkwürdig ist das Urtheil, das unser Kaiser, damals Prinz von Preußen, aussprach. Bei scharfer, sachkundiger Kritik die bewundernde Anerkennung der großen Grundgedanken, und diese Grundgedanken haben sich Bahn gebrochen. Dachte Preußens König selbst noch an ein deutsches Reich mit einem österreichischen Kaiser — so sprach Dahlmann scharf die Nothwendigkeit aus, „daß die preußische Dynastie mit erblichem Recht an die Spitze Deutschlands trete".

Dahlmann verdankte diesen großen Einfluß, den er überall übte, wo er politisch auftrat, vor allem seinem klaren Blick für die großen Verhältnisse des Lebens und der tiefen, ich möchte sagen der religiösen Auffassung des Staats und der Pflichten gegen den Staat, die sich doch ganz frei hielt von der götzendienerischen Verehrung der Macht. Er lehrte, daß nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe stehe als der Staat, „aber darum tritt der Staat doch nicht an die Stelle der göttlichen Ordnung. Der seiner höheren Bestimmung getreue Mensch bringt dem Staate jedes Opfer des Eigenthums und der Person, nur nicht das seiner höheren Bestimmung selbst."

Unterstützt wurde diese Wirkung durch die Kraft seiner Sprache. Die Rede floß ihm nicht leicht. Zu reiche Beziehungen weckte ihm jeder Gedanke, und dazu kamen seine ästhetischen Forderungen und Gewöhnungen. Es gilt in gewisser Weise auch von ihm selbst, was er einmal von Tacitus sagt, daß „die Gespanntheit eines ganz freiheitliebenden Gemüths, das sein Zeitalter zur Entfaltung nicht gefunden hat, ihn nicht zur ganz beruhigten Darstellung kommen lasse". Aber wie gelang ihm dann wieder das Wort, das geschriebene wie das mündliche: „Dahlmann muß ihn anhauchen", hieß es unter den Parteigenossen, wenn einer sich nicht wollte überzeugen lassen.

Oft gewann seine Rede epigrammatische Schärfe. So in dem geflügelten Wort: „Mag Einer noch so erfüllt sein von der göttlichen Einsetzung der Fürsten, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat, wenn aber er nicht, wer denn sonst." Dahlmann war überzeugter Monarchist; wie kaum ein zweiter hat er den Segen des Erbkönigthums geschildert; nichts lag ihm ferner, als das Wesen der Dinge mit Begriffen aufzulösen, der geheimnißvolle Proceß des Werdens war ihm die größte politische Macht: aber der heuchlerischen oder gedankenlosen Verquickung von Politik und Religion, die damals den Fürsten in ganz besonderer und ausschließlicher Weise als Träger eines göttlichen Auftrags behandelte, riß er die Maske ab und wo immer seitdem derartige Fragen verhandelt worden sind, wirkt jenes Wort nach.

Von ungemeiner Wirksamkeit war auch der Ausdruck in dem von Dahlmann entworfenen Protest der Göttinger Sieben, namentlich der Satz: „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem Werthe unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenso bald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin." Dieser Satz ist zu lang, als daß er ein geflügeltes Wort werden konnte — aber in lebendiger Erinnerung hat er den Besten vorgeschwebt und schreckt noch heute alle die Klügler zurück, welche der zersetzten und zersetzenden politischen Atmosphäre der Gegenwart erlegen sind und gleich als ob sie sich vor der Scham über eigene politische Schwäche retten möchten, den blanken Ehrenschild verdunkeln, der ihnen zeigt, was sie sind.

Dahlmann war ein Mann der strengsten Zucht, unerbittlich gegen sich wie gegen Andere, voll Ehrfurcht und Ehrerbietung vor der staatlichen Ordnung. Keiner trat so scharf wie er gegen die sogenannte Göttinger Revolution auf. Allein die Vorstellung, daß der Beamte wie der Soldat nur die Vorschrift zu erfüllen haben, theilte er nicht, er hielt sich zu jenem Protest einfach verpflichtet, obwohl er nicht unmittelbar zu den Obliegenheiten seines Amtes gehörte und kein officieller Anlaß ihn zu sprechen nöthigte. Diese Frage ist bei der Stellung des Beamtenstandes für unser Land von einer Wichtigkeit, wie kaum eine zweite, und alle vier Redner haben denn auch diesen Act Dahlmann's besonders hervorgehoben. Varrentrapp (S. 501) erinnert sehr schön daran, daß Dahlmann wenige Jahre zuvor in einer Schilderung Niebuhr's die sittliche Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens gewissermaßen im Voraus begründet hatte. Man werde wohl, hatte er ausgeführt, in Zukunft bei Beurtheilung eines Gelehrten „wissen wollen, ob der Mann sich mit allem Guten und Schönen in der Schreibstube abgefunden hat, damit es ihm nun auch im Leben nicht weiter lästig falle, oder ob er die Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit wie eben so viele Wechsel betrachtet, die er auf sich ausgestellt hat an das Vaterland, ob die Unterweisung, die er verheißt, nicht bloß in Diesem fertig macht und Jenem, sondern auch am Ende dem ganzen Menschen zu Gute kommt. Manchmal besorge ich sogar, man wird wieder lernen müssen, im veralteten Sinn ein ehrlicher Mann zu sein, und es wird dann wie mit den gemalten Kirchenfenstern gehen, die man erst schätzt, seit man sie nicht mehr machen kann." Und Weiland erhebt sich hier zu einer der schönsten Stellen seiner Rede, wie er sie denn auch Wilhelm Weber, dem einzig noch Ueberlebenden von jenen Sieben, gewidmet hat.

„Schwer machen wir uns jetzt eine Vorstellung von der Wirkung, welche die That der Sieben im deutschen Volke hervorbrachte. Wie ein reinigendes Gewitter flog die Kunde in die Schwüle des armseligen politischen Lebens der Deutschen. Die Erklärung von sieben Männern der Wissenschaft, daß sie an einem geschworenen Eide halten wollten, daß auch ein König sie davon nicht lösen könne, war in ihrer sittlichen

*) Waitz sagt dazu Seite 15: „Man wird nicht die Gefahren verkennen, die in solcher Behandlung akademischer Vorträge, geschichtlicher Darstellungen liegen können; reine Charaktere, ernste Selbstbeherrschung sind erforderlich, wenn falsche Tendenzmacherei oder Abirrungen aus dem Gebiet der Wissenschaft in die Tagespolitik vermieden werden sollen. Immer aber wird die Geschichte das Recht, ja die Aufgabe haben, nicht bloß die Dinge, wie sie einmal waren, zu erkennen und darzustellen, auch zu zeigen, wie die Gegenwart auf der Vergangenheit ruht."

Digitized by Google

Bedeutung auch dem einfachsten Sinne verständlich, sie mußte durchschlagen, auch bei einem Volke von der geringsten politischen Bildung. Es war, wie Dahlmann sagte, „eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest. Die Sachlage war so einfach, daß das Urtheil der Geschichte auch nicht einen Augenblick schwanken werde." Und es hat bis jetzt nicht geschwankt und wird, so hoffen wir, auch in Zukunft nicht schwanken. Es macht sich in unseren Tagen eine gewisse Beflissenheit hervor, manche der politischen Erscheinungen der Bundestagszeit anders zu beurtheilen als früher, das für weiß zu erklären, was man ehedem für schwarz hielt, und schon hört man Stimmen, welche behaupten, über diese hannoverschen Dinge des Jahres 1837 habe man jetzt andere Ansichten gewonnen als früher. Meinem Sinne aber ist es unfaßbar, daß man in deutschen Landen im Jahre 1885 andere Ansichten über die Heiligkeit geschworener Eide haben sollte als 1837."

Der gegenwärtige Umschwung der öffentlichen Meinung hat die Redner veranlaßt, auch Dahlmann's Vorliebe für England ausführlicher zu behandeln. Waitz sagt:

„In politischen Dingen war und blieb England ihm Vorbild. In der englischen Verfassung erkannte er eine Fortbildung altgermanischer Grundlagen. Hat er aus nicht voller Kenntniß aller Verhältnisse sie zu einseitig als Muster hingestellt, so dadurch auch mit den Anlaß zu eingehenderer Forschung gegeben und wie ich glaube, doch richtiger geurtheilt als andere, welche dem modernen England und seinen Institutionen nur Abneigung entgegen tragen. Auf einen Bund Deutschlands mit Großbritannien hat er noch zuletzt Hoffnungen gesetzt."

Und Varrentrapp führt auf das Glücklichste aus, wie es seine gute Berechtigung hatte, daß den weit verbreiteten französischen Anschauungen von der Freiheit gegenüber „auf das Muster der stamm- und glaubensverwandten Nation verwiesen wurde, die Freiheit mit Ordnung auszusöhnen strebte." Es bedeutete „das für unsere politische Bildung einen ähnlichen Fortschritt, wie er im vorigen Jahrhundert für unsere Dichtung ebenfalls durch Bekämpfung des französischen und Empfehlung des englischen Vorbilds erzielt war." Gerade heute ist eine solche Erinnerung an der Stelle, wo wir in Gefahr sind, uns durch politische Verstimmungen fortreißen zu lassen, englisches Wesen und Handeln ebenso mißgünstig zu tadeln, wie es einst begeistert bewundert wurde.

So haben denn diese vier Reden nicht bloß einer officiellen Pflicht genügt, sondern dem Vaterlande einen Dienst geleistet. Sie haben in Kreisen, die in ihrer bevorzugten Stellung sich leicht einem wissenschaftlichen Epicuräismus überlassen, das Bild des Mannes erneuert, dem gegenüber kein Pochen auf bloß intellectuelle Leistungen etwas hilft, der als ein getreuer Eckard in den Kreisen der Universität dasteht und daran mahnt, daß von Dem, dem viel gegeben ist, auch viel gefordert wird. Nicht weniger nöthig aber ist Dahlmann's Hülfe zum Kampf gegen den politischen Pessimismus, dem man sich leicht hingibt in einer Zeit, in welcher sich mit der Lösung der alten Aufgaben die alten Parteien aufgelöst haben und die zerstreuten Gruppen derselben nun rathlos dastehen vor den neuen Aufgaben, die in ihrer Unbestimmtheit von erdrückender Größe erscheinen; da beginnt nun statt frischer Arbeit ein endloses Klagen und Verklagen, und dem politischen Leichtsinn wie der politischen Niederträchtigkeit wird die Gelegenheit gegeben, sich aufs hohe Pferd zu setzen und auf die Männer zu schelten, die ihre Pflicht thun möchten und noch nicht recht wissen wie. Man hat nur den Blick zu Dahlmann zu erheben, um zu gesunden. Was für Anstrengungen schienen ihm fruchtlos zu bleiben, was für Hoffnungen wurden ihm getäuscht, aber wie sein Freund Arndt muthig sang:

Wir sind geschlagen, nicht besiegt,
In solcher Schlacht erliegt man nicht,

so sagte Dahlmann: „Vor Allem fahren wir fort, an die Sonne zu glauben, wie dick auch das Gewölke sein möge, das sie unserem schwachen Auge verbirgt."

Und noch eins. Recht nachdrücklich tritt aus diesen Reden entgegen, daß der politische Charakter, daß der Mannesmuth der Bürger trotz alles Ruhmes der Diplomatie und aller Erfolge des Schwertes immer das wichtigste Glied bleibt in dem Organismus des Staates. Es liegt darin eine elementare Gewalt, welche die rettenden Gedanken schafft und ihnen die Stärke leiht, mit der sie dann, kommt die Zeit, die Hindernisse beseitigen und sich in Wirklichkeit umsetzen. Mit vollem Recht durfte Waitz seine Rede mit den Worten schließen: „Wer sich des deutschen Schleswig-Holsteins, deutscher Verfassungen, des deutschen Reichs und seines glorreichen Kaisers erfreut, der muß Dahlmann's in hohen Ehren gedenken. Mit Stolz dürfen ihn die deutschen Universitäten den Ihren nennen; er aber gehört der deutschen Geschichte an."

Zur egyptischen Mythologie.

Von Th. Achelis.

Als vor einigen 20 Jahren der zu früh verstorbene Roeth in seinem umfassenden, auf sorgfältigstem Quellenstudium begründeten und scharfsinnigen Werk „Geschichte unserer speculativen Ideen" den egyptischen und zoroastrischen Glaubenskreis als letzte Wurzel unserer philosophischen und religiösen Vorstellungen nachzuweisen suchte, wurde er als phantastischer und unkritischer Kopf vielfach verspottet. Mittlerweile brach die Aera der großen sprachvergleichenden Studien und Entdeckungen herein, die autochthonen Gebilde der griechischen Philosophie und Götterlehre verloren immer mehr ihren originären Charakter und erwiesen sich dem unbefangenen Blick einer comparativen Religionsforschung als Producte vorderasiatischer und egyptischer Einflüsse; natürlich nicht in dem Sinne einer mechanischen Uebertragung, aber wohl einer Umbildung von ursprünglich nichtgriechischen Elementen. So ist die gesammte ionische Naturphilosophie und besonders die Kosmologie Platon's, wie die des Pythagoras kein einheimisches Erzeugniß, sondern wesentlich egyptischer Herkunft. Immerhin lagerte doch noch über manche specifisch theologischen Probleme ein unbequemes Dunkel, das selbst geschulten Egyptologen zu schaffen machte. Wahrhaft epochemachend ist daher ein Werk unseres berühmten Landsmannes Th. Brugsch, „Religion und Mythologie der alten Egypter" (Leipzig, 1885), dessen zweiter Theil zur Zeit leider nicht hat erscheinen können, weil unser auswärtiges Amt die vielseitigen Fähigkeiten und Kenntnisse des Verfassers nicht am persischen Hof in Teheran entbehren kann.

Bei einem so gewissenhaften, jeder willkürlichen Combination unzugänglichen Forscher, wie der genannte Autor, versteht es sich von selbst, daß wir es hier nur mit gediegenen Resultaten zu thun haben; der Leser kann es seinem Gewährsmanne unbedenklich glauben, wenn er in der Vorrede versichert: „Nur auf Grund langjähriger Studien, zu welchen mich unwillkürlich die Untersuchungen der mit der egyptischen Götterwelt und ihren localen Formen im engsten Zusammenhang stehenden geographischen Inschriften der Denkmäler und Papyri geführt haben, ist mir gleichsam unter den Händen ein Bild des egyptischen Pantheons entstanden, das sich mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit in dem vorliegenden Werke abspiegeln sollte." Die Beweisführung operirt, wie gesagt, nicht mit mehr oder minder zweifelhaften Conjecturen, sondern mit dem unantastbaren Material der Inschriften und Papyrusrollen. Nachdem der Verfasser zunächst die unzulänglichen Versuche der antiken und theilweise auch noch der modernen Mythologie widerlegt und als die einzig sichere Basis weiterer Schlüsse die sprachvergleichende Methode nachgewiesen hat, geht er dann dazu über, die bekannten verschiedenen Entwickelungsstufen der egyptischen Sprache zu schildern, in welchen uns der mythische Stoff überliefert ist. Die Sprache der Egypter ist nach einem historisch nachweisbaren Leben von

Digitized by Google

sechszig Jahrhunderten heut zu Tage ausgestorben und eine sogenannte todte Sprache geworden . . . Je nach der besonderen Schriftart, welche ihre Laute und Wörter durch sichtbare Zeichen wiedergibt, zerfällt sie in drei große Gruppen. Die sogenannte heilige Sprache ist mit Hülfe der hieroglyphischen Schriftzeichen und der daraus hervorgegangenen, zum bequemeren und schnelleren Schreiben auf Papyrus eingerichteten hieratischen Schrift überliefert worden. Sie stellt uns die älteste Form der egyptischen Sprache dar. Ihre jüngere Gestalt, die egyptische Volkssprache, welche in der demotischen Schrift (einer weiteren tachygraphischen Vereinfachung der hieratischen) niedergelegt ist, tritt seit dem achten Jahrhundert vor Christi Geburt auf und endet nach einem etwa tausendjährigen Bestehen mit der Einführung des Christenthums in Egypten. An diese Epoche schließt sich die sogenannte koptische Sprache an, die jüngste Form der egyptischen, welche dem griechischen Alphabete, einige der demotischen Schrift entlehnte Zeichen ausgeschlossen, ihre einfache Schrift entlehnte. Sie ist als die Sprache der christlich gewordenen Egypter anzusehen. Dabei gewährt diese ungetrübte organische Entwickelung im Gegensatz zu manchen indogermanischen Sprachgruppen den unschätzbaren Vortheil, daß die ursprünglichen Züge in der Wortbedeutung sich auch ungeschwächt in der jüngsten Stufe dieses langen Processes wiederfinden. Die ältesten Bezeichnungen, insbesondere des göttlichen Wesens (wie: das Sein, der Seiende, der Verborgene, der Ursächliche, der Bildner, der Baumeister u. s. f.), lassen einen tiefen Ernst und eine heilige Scheu erkennen, der nach Brugsch in einem auffallenden Gegensatz zu dem poetischen Geiste in der mythischen Sprache der indogermanischen Völker steht. „Das Bestreben der Egypter wie der Indogermanen, das unbegreifbare Wesen des namenlosen Göttlichen durch eine lange Reihe sinnreicher und glanzvoller Worte aus der schwachen Sprache wenigstens annähernd zu erschöpfen und durch Gleichnisse und Bilder der menschlichen Fassungskraft näher zu führen, beruhte im letzten Grunde bei Jenen auf der philosophischen Betrachtung des Ursächlichen alles Geschaffenen, bei Diesen auf der dichterischen Anschauung der Wirkungen, wie sie in der Welt der Erscheinungen, hauptsächlich in ihren hervorragendsten Formen und Gestalten, sich dem menschlichen Auge zeigten. Wurzelten auch in Vorstellungen der beiden großen Völkergruppen der Baum der göttlichen Erkenntniß zunächst in der staunenden Bewunderung vor dem himmlischen Lichte, welches der irdischen Welt Leben und Gedeihen schenkt, so legte sich der Egypter mit nüchternem Verstande die Frage nach dem unsichtbaren Ursprunge des Lichtes vor, während der Indogermane in dem Namen des Lichtes den höchsten Ausdruck für seinen Schöpfer und Urheber fand und in dem Werke den Meister selber verehrte, etwa wie wir von einem Bilde von Rafael oder Rubens sprechen." (p. 88.) Diese tiefinnerliche Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach unserem Autor ein unvertilgbares und allgemeines Erbtheil der menschlichen Rasse, dringt über alle mythologischen Gebilde und polytheistischen Fixirungen nach einer untheilbaren substantiellen Einheit eines Urgrundes, dem alle diese späteren Schöpfungen erst entsprungen sind. Andererseits verrathen schon die ältesten Inschriften, daß diese Ideen sich fortsetzten in vollständig pantheistischer Form, daß mithin das höchste Wesen, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, nicht in transcendenter Isolirung gedacht, sondern unmittelbar als kosmische Kraft empfunden wurde. Die schaffende und erhaltende Kraft dieser Weltseele löste sich in eine Reihe von Emanationen höherer und niederer Grade auf, welche als die Götter bezeichnet wurden und den eigentlichen Inhalt der Mythologie in sich faßten. Aus den Wurzeln und dem Stamme einer reineren Gottesidee entsprossen, bildeten sie die Aeste und Zweige eines mythologischen Baumes, dessen Blätterwerk, eine formelreiche, mythische Sprache, sie in üppiger, fast undurchdringlicher Fülle verhüllt.

Das Gemälde von der Entstehung der Welt, ihrer anfänglichen Gestaltung und der wesentlichsten kosmischen Factoren, wie es Brugsch entwirft, erinnert selbst bis in das Detail hinein auffallend an die bekannten Züge, welche griechische Theologie und Philosophie uns aufbewahrt hat. Diese ursprüngliche Basis der späteren systematischen Mythologie ist, wie der Verfasser meint, nicht irgendwie direct nach Europa übermittelt, sondern erklärt sich aus einem ganz allgemeinen, man könnte sagen animistischen Princip, das in allen fühlenden Menschen gleichmäßig sich manifestirt. „Jeder neu anbrechende Tag erschien dem ältesten Menschen als ein neuer Morgen der entstehenden Welt. In dichte Finsterniß gehüllt liegt die Erde da, und die todte wie die lebende Natur ist in tiefen Schlummer gehüllt. Seiner selbst unbewußt ruht der Geist vom Schlafe umfangen, und nur der Traum zeigt die Bilder der wirklichen Außenwelt dem Auge wie in einem Spiegel. Da wird es helle im Osten und am äußersten Rande der großen Wasser des Meeres oder der ausgedehnten Fläche breiter Ströme und ihrer Mündungen taucht plötzlich der feurige Sonnenball empor, um die ruhende Welt zum Leben zu erwecken und die sichtbaren Dinge in ihren körperlichen Gestalten und Farben zur Erscheinung zu bringen. So feiert die Natur den Auferstehungsmorgen eines jeden Tages in gleicher Wiederholung seit undenklichen Zeiten. Auch der erste Morgen der geschaffenen Welt konnte dem einfachen natürlichen Verstande unter keinem anderen Bilde entgegen treten. Das Licht stieg aus den Wassern empor und das Leben ward mit dem Lichte der Welt gegeben." (p. 102.) Aber auch wohl nur dieser Rohstoff gleichsam der späteren Bildung läßt sich in diesem Sinne als Gemeingut der menschlichen Rasse erklären (obwohl selbst dies seine erheblichen Schwierigkeiten hat), die weitere Ausgestaltung der mythologischen Ideen, z. B. die Vorstellung des hesiodeischen und platonischen Eros, ist ohne specielle Anlehnung an ältere Vorbilder undenkbar. Auch gibt der Autor in der weiteren Zergliederung dieser kosmogonischen Processe unbedenklich zu, daß hier eine offenbare Correspondenz der beiderseitigen Anschauungen vorliege; da nun die Priorität dem egyptischen Kreise eo ipso zusteht, so haben wir es hier, wie auch sonst nicht selten, mit einer Verpflanzung eines fremden Productes auf griechischem Boden zu thun. Wie dem hellenischen Eros, dem schöpferischen Princip und der Sehnsucht nach realer Gestaltung des ideal Vorhandenen, der egyptische Heh mit seiner Gemahlin Hehet entspricht, so dem uranfänglichen Chaos der Nun, das Urwasser und der Urstoff, aus dem sich alle besonderen Dinge entwickeln, so der Athene der Neith oder Nit der Egypter, deren bedeutsame kosmische Stellung schon die Griechen erkannten, so dem eisernen Himmelsgewölbe, unter welchem Bilde sich z. B. Homer den Uranos dachte, dieselbe Vorstellung bei den Nilbewohnern. Daher faßt Brugsch seine Betrachtungen über das Verhältniß beider Weltanschauungen mit folgenden Worten zusammen: „Lange bevor Thales das Wasser, Anaximenes die Luft als Grundstoff ansahen, dem Beide eine eigene innere Bewegung und göttliche Kraft zuschrieben und aus welchem sie die anderen Elemente sich später sondern ließen, lange bevor Empedokles von Agrigent die Vierzahl der Elemente in die kosmogenische Weltanschauung eingeführt hatte, . . . haben die physiologischen Speculationen der altegyptischen Priesterweisheit in den vier ersten Göttern der großen Paut Zahl und Reihenfolge der Urstoffe in ihrer getrennten Sonderung von einander festgestellt und zu den ersten und ältesten Gottheiten einer mythologischen Kosmogonie erhoben. Was eine spätere Zeit hinzuzufügen für gut hielt, betraf nur die äußerliche Ausstattung ihrer Darstellungen."

Digitized by Google

Zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels.

Von Paul Schütze.

Die gewaltige, langsam sich ansammelnde Welle, welche die hochdeutsche Literatur vor hundert Jahren auf ihre classische Höhe hob, senkt sich in diesem Jahrhundert allmählich wieder. Und doch ist auch unserem Zeitalter eine classische Poesie beschieden gewesen: ich meine die plattdeutsche Dichtung Fritz Reuter's und Klaus Groth's. Beide haben in ihren beschränkten Grenzen Vollendetes, Classisches geleistet. Sie haben die niederdeutsche Sprache, diese im Grunde gleichberechtigte, ja ältere Schwester des Hochdeutschen, wieder zu Ehren gebracht und ihr Denkmale errichtet, die, wenn sie selbst einst untergehen sollte, doch laut von ihr reden werden.

Gewiß sind ihre Dichtungen und deren Popularität mit die Ursache davon, daß auch die wissenschaftliche Forschung der niederdeutschen Sprache und ihrer Literatur erhöhtere Theilnahme zuzuwenden beginnt. In lexikalischer Beziehung hat das große mittelniederdeutsche Wörterbuch von Schiller und Lübben Grundlegendes geschaffen. Aber eine historische Grammatik des Niederdeutschen fehlt ebensowohl wie eine genügende Darstellung des gegenwärtigen sprachlichen Thatbestandes. Eine fast noch stiefmütterlichere Behandlung hat die Geschichte der plattdeutschen Literatur erfahren. Der Grund dafür lag nicht sowohl in dem Mangel an Interesse, als in der Unzugänglichkeit des Materials. Dieses aus dem Staube der Bibliotheken ans Licht zu ziehen und zugleich aus der lebenden Sprache und den Sagen und Sitten Niederdeutschlands Beleuchtung für vergangene Culturperioden zu gewinnen, ist man jetzt eifrig bemüht. Und vielleicht liegt die Zeit nicht mehr ferne, wo eine Gesammtdarstellung der plattdeutschen Literatur unternommen werden darf.

Zur Zeit kann es sich nur erst um Klarlegung des Materials und um Einzeluntersuchungen handeln, mögen sie nun eine bestimmte Persönlichkeit, einen bestimmten Abschnitt oder ein ganzes Genre der Poesie in seiner Entwickelung zum Gegenstande haben.

Der Aufgabe, wichtige niederdeutsche Dichtungen älterer Zeit in Neudrucken mit literarhistorischen Einleitungen allgemein zugänglich zu machen, hat sich der überaus rührige Verein für niederdeutsche Sprachforschung unterzogen. Das erste Heft: „Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele"*) bietet ein eigenartiges Stück Cultur- und Sittengeschichte, einen interessanten Einblick in die Geschichte des plattdeutschen Dramas.

Will man der Entstehung der Fastnachtspiele auf den Grund sehen, so muß man den Blick in weit zurückliegende Zeiten lenken, deren Dämmerlicht nur die Vermuthung zu durchbrechen vermag, in Zeiten, wo der Germane noch den alten heidnischen Göttern opferte und noch nichts wußte von Christus. Damals bot der Wechsel der Jahreszeiten dem Volke Anlaß zu Feierlichkeiten und Lustbarkeiten mannigfacher Art. Namentlich äußerte sich die Freude über das Wiedererwachen der Natur aus langem Winterschlafe in ungebundener, ausgelassener Lust. Und wie das Volk das Walten der Naturkräfte gern personificirt, so ließ es auch den Winter in Person auftreten, um über die Besiegung des alten eisgrauen Gesellen durch den jugendlichen Repräsentanten des Lenzes zu jubeln. Hier liegen die Keime einer dramatischen Darstellung, die das Christenthum, vor dem doch die alten Götter in Dämmerung versinken mußten, nicht zu vernichten vermochte, die vielmehr weitergebildet wurden. An die Stelle der heidnischen Feier zu Ehren der blüthenbringenden Göttin Ostara trat das christliche Auferstehungsfest. Aber der Jubel, mit dem der alte Germane die Sonne des Lenzes begrüßte, dauerte fort. Allerdings nunmehr in Beziehung zu dem neuen Feste und mit zeitlicher Verschiebung, indem der Beginn der langen, Ostern einleitenden Fasten das Zeichen einer allgemeinen sich noch einmal so recht austollenden Lust wurde. Auch die kleinen dramatischen Scenen behielt man von früher her bei. Neue Motive kamen hinzu und verdrängten die alten. Irgend welche Kunst ward auf diese Scherze nicht verwandt. Es waren ungezogene Kinder des Augenblickes, die man belachte und die damit ihre Schuldigkeit gethan hatten. Erst im 15. Jahrhundert wurde das Fastnachtspiel kunstgemäßer gestaltet und zum Range einer Literaturgattung erhoben. Besonders zeichnete sich Nürnberg in seiner Pflege aus, wo die zuchtlosen, zotigen Stücke eines Hans Rosenblut und Hans Folz den ernsteren, sittlichen Gehalt darbietenden des Hans Sachs weichen mußten.

Daß sich aber auch Niederdeutschland rege an der Fastnachtdichtung betheiligte, zeigt ein Verzeichniß von gegen hundert Fastnachtspielen, die in den Jahren 1430 bis 1537 von der aus den Patrizierfamilien sich recrutirenden „Zirkelgesellschaft" in Lübeck aufgeführt worden sind. Nur eines derselben ist erhalten; sonst kennen wir nur die Titel. Bald hat die biblische, bald die antike Geschichte und Sage den Stoff liefern müssen, bald ist das Thema der deutschen Heldensage, bald der Artus- oder Karlsage entlehnt. Daneben dramatisirte Sprichwörter und Erzählungen, sowie allegorische Darstellungen. Die moralische Nutzanwendung wird nirgends gefehlt haben. Die Inscenirung erforderte keine großen Vorbereitungen. Außer einigen Masken, Mänteln und falschen Bärten brauchte man kaum einen weiteren Apparat. So eilten die Spieler, junge Leute der Stadt, in die Häuser befreundeter Familien, um dort zur Erhöhung des Fastnachtjubels das Ihrige beizutragen und sich dann an dem geselligen Beisammensein zu betheiligen. Auch vor den zu fröhlichem Trunke versammelten Rathsherren und Meistern wurde das eingeübte Spiel agirt. Ein weiterer Werth wurde dieser Gelegenheitspoesie nicht beigelegt. Was von niederdeutscher Fastnachtdichtung erhalten ist, verdankt das dem Zufall. Ihr Charakter und Stil tritt uns aus den kleinen Stücken entgegen, die den Inhalt des ersten Heftes der Neudrucke bilden. Das heitere Element überwiegt. „Ein schöne Spil, wo men böse Fruwens fram maken kan", behandelt ein beliebtes, aus Shakespeare's „bezähmter Widerspenstigen" bekanntes Motiv nicht ohne dramatisches Geschick. Zunächst tritt der Prolocutor auf, eine stehende Figur der Fastnachtspiele: er bittet um Ruhe und weist kurz auf Inhalt und Lehre des Stückes hin. Er ist also der lebendige Theaterzettel. Dann nimmt das Spiel selbst seinen Anfang. Ein junges Ehepaar wird durch die Schwiegermutter in seinem Frieden gestört. Die Frau kehrt plötzlich die unliebenswürdigen Seiten ihres Wesens heraus und wird erst durch eine Parforcekur wieder zur Vernunft gebracht. Auf den Rath und mit Hilfe eines Arztes bläut der Mann sie tüchtig durch, reibt sie dann mit Asche ein und steckt sie in eine frische Pferdehaut, die nun den Krankheitsstoff, der ihre Widersetzlichkeit veranlaßt hat, aufsaugt.

Das beliebteste Thema des plattdeutschen Lustspiels ist stets der Gegensatz zwischen Dorf und Stadt, zwischen dem rohen, tölpelhaften Bauer und dem feinen gebildeten Städter gewesen. Auch die Fastnachtdichtung ließ sich dies Motiv nicht entgehen: zwei Bauern unterhalten sich darüber, wie sie die Bürger übervortheilt haben; zwei durch eine Hecke geschiedene Gesellschaften, die eine aus Bauern, die andere aus Städtern bestehend, halten ihren Fastnachttrunk, Gesang und Lärm auf beiden Seiten, am Schluße eine Schlägerei.

Nicht immer ist die Haltung der Fastnachtspiele eine heitere. Auch der Ernst kommt zu seinem Rechte. Das zeigen die Zwiegespräche zwischen Leben und Tod. Der „grausame" Tod mit der Sense und das mit Gold- und Silberflittern ausgeputzte Leben, zwei allegorische Gestalten, treten auf. Jener mit den Worten:

„Jk bin geheten de bitter Dot,
Jk spare (schone) noch klein efte grot".

Das Leben will sich seiner erwehren: der Tod beweist ihm, daß nichts vor seiner Gewalt schütze. Das Leben bietet Silber und rothes Gold: dem Tode gilt Reich und Arm gleich; nur Gottes Barmherzigkeit vermöge die Frist zu verlängern. Da geht das Leben in sich und betet zu Gott um

*) Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von W. Seelmann. Norden und Leipzig. Diedr. Soltau's Verlag. 1885.

Digitized by Google

Gnade. So ertönt mitten in der ausgelassenen Fröhlichkeit der Fastnacht ein ernstes Memento mori. Derartige Spiele weisen zurück in jene furchtbare Zeit des 14. Jahrhunderts, wo der schwarze Tod durch die Lande zog und gerade in Deutschland seine grauenvollsten Feste feierte. Sein Hauch vergiftete jede Lust; auch in die sonst so sorglos heitere Fastnachtgesellschaft drängte sich der unheimliche Gast mit Stundenglas und Hippe. Damals entstanden ja auch die Todtentänze, „dieses mit Sprung und Pfeifenklang ironisirende Nachbild all der Schrecken, welche die Menschheit jener Tage z hteten".

Dem ernsteren Charakter des Norddeutschen gemäß wollen die niederdeutschen Fastnachtspiele nicht blos der Unterhaltung dienen, sondern zugleich belehren. Daher halten sie sich fern von der Rohheit und dem Schmutze, welche ihre hochdeutschen Brüder aus derselben Zeit entstellen, ohne jedoch einem derben Realismus zu entsagen. Die sprichwörtliche Lebensweisheit des Volkes machen sie sich zu Nutze, und zu dem alten Schatze fügen sie manch neues kerniges Wort. Mit treuherzigem, biederem Antlitz blickt uns die alte Zeit aus ihnen an und schaut hinein in die immer mehr erblassenden Fastnachtbelustigungen unserer Tage.

Ueber das Gebiet einer einzelnen dramatischen Gattung hinaus führt uns das zweibändige Werk von Karl Theodor Gaedertz: Das niederdeutsche Schauspiel in Hamburg.*) Während das plattdeutsche Drama in den Schwesterstädten Lübeck und Bremen schon im 16. Jahrhundert zu Grabe getragen wurde, blühte es in Hamburg, wenn auch durch die Ungunst der Zeitverhältnisse und durch das stete Umsichgreifen der hochdeutschen Sprache oft zurückgedrängt, doch fort und fort.

Weit zurück in die Kämpfe Kaiser Karls des Großen, der als Gründer der alten Hammaburg gelten darf, mit den Sachsen und Dänen führt ein merkwürdiges Weihnachtspiel, das in der erhaltenen Gestalt dem 16. Jahrhundert angehören mag. Karl, umgeben von fünf berühmten Helden des Alterthums, Josua, Hektor, David, Alexander und Judas Makkabäus, kämpft als Vertreter des Christenthums mit dem nordischen Helden Starkader, der noch den Wodan anbetet, und besiegt ihn. Aber die ganze Scene ist possenhaft gehalten. Schon ist der Hanswurst da, in Gestalt des durstigen und gefräßigen Klas Rugebart, der als Narr auch das letzte Wort behält.

Ganz allmählich gewann nach der Reformation das Hochdeutsche das Uebergewicht. Prediger und Richter bedienten sich der heimischen Sprache noch lange. Auch im Drama behauptete sich das plattdeutsche Element. Der holsteinische Pfarrer Johann Rist, bekannt als Dichter unzähliger weltlicher und geistlicher Lieder und als Stifter des vielverspotteten Schwanenordens, schaltete in seine vom Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges sich abhebenden hochdeutschen Schauspiele niederdeutsche Intermezzos ein, in denen das rohe Leben der Soldaten und Bauern geschildert ist.

Seine Dramen gelangten in Hamburg mehrfach zur Aufführung. Hamburg selbst ist der Schauplatz einer fünfaktigen Bauernkomödie „Teweschen Hochtit", die ein beliebtes Motiv, die Erlebnisse eines unerfahrenen Bauernburschen in der Stadt, in ergötzlicher Weise, aber in höchst rohem Tone vorführt.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begannen Oper und Singspiel aufzublühen, die, wo sie locale Sitte und Mode zur Anschauung bringen wollten, der plattdeutschen Sprache gleichfalls nicht entrathen konnten. Eine selbstständigere Stellung erlangte dieselbe in der Hamburgischen Localposse. Das Jahr 1725 darf man als ihr Geburtsjahr ansehen: damals kamen „Der Hamburger Jahrmarkt" und „Die Hamburger Schlachtzeit" von dem Holsteiner Johann Philipp Prätorius zur Aufführung. Eine lebendige, geschickt combinirte Handlung, treffend gezeichnete Charaktere, eine verständige humorvolle Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände, der Sitten und Unsitten zeichnen die beiden Stücke aus.

Schubart, der geniale, unglückliche Dichter und Landsmann Schiller's, mahnt in seiner deutschen Chronik: „Kommt und schaut den Menschen im niederen Stande! Hier, wo die Leidenschaft frey vom Damme des Zwanges ausströmt und fortbraust; hier, wo die Accente der Natur wie Lerchensang in der Heitre ertönen; hier, wo man nicht selten die ersten Laute unsrer starken Sprache hört: hier, Schriftsteller, mußt du lernen, wenn du willst neu und originell seyn." Erst unser Jahrhundert hat in Novelle und Drama die von Schubart vorgezeichnete Bahn betreten. Der Mann oder das Weib aus dem Volke als Held oder Heldin eines von den wildesten Wogen der Leidenschaften durchbrausten Schauspiels, einer Tragödie, war im vorigen Jahrhundert undenkbar. Der Bauer wurde damals fast ausschließlich als komische Figur verwerthet. Das ist auch in den niederdeutschen Schauspielen der Fall, welche in Hamburg, durch Konrad Ekhof's glänzendes Spiel getragen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Aufführung gelangten, in dem aus dem Französischen übersetzten, von Lessing in der Dramaturgie besprochenen „Bauer mit der Erbschaft", im „Herzog Michel", in den von Ekhof selbst nach französischen Originalen gearbeiteten Stücken: „Das Blindekuhspiel" und „Der Wucherer ein Edelmann". Es sind hübsche Genrebilder aus dem bäuerlichen Leben, mit Liebe gezeichnet, voll Naivetät und originellen Witzes.

Bemerkenswerth als Vorläufer des bekannten komischen Romanes des Holsteiners Johann Gottwert Müller: „Siegfried von Lindenberg" ist das Lustspiel „Hans von Zanow oder der Landjunker in Berlin" von Johann Christian Brandes. Hier begegnen wir auch zum ersten Male jenem mit hochdeutschen Worten und Phrasen durchsetzten Platt, das als „Missingsch" bekannt und durch Onkel Bräsig berühmt geworden ist. Müller's Roman selbst wurde dramatisirt. Am 13. März 1813 klebte an den Straßenecken Hamburgs folgendes Plakat: Théatre du Gaensemarkt. Une première représentation de Sigefroi de Lindenberg." Das nächste Jahr brachte die Befreiung von der Franzosenherrschaft, die wir hier bis auf den Theaterzettel sich erstrecken sehen.

Ein festes Heim fand die plattdeutsche Komödie bald darauf in dem sogenannten Steinstraßentheater. Local und Bühneneinrichtungen waren nur primitiv, einfach und auf den Geschmack des Hamburger Bürgerstandes mittlerer Güte berechnet auch die Stücke, die man dem Publikum bot. Die Posse dominirt keineswegs. Das Heitere erscheint mit einer gewissen Mäßigung und das Komische wird mit dem Ernsten, Sinnigen verbunden. Bilder aus dem bewegten Leben der alten Hansestadt, oft nur lose verknüpft, Motive aus dem Bauernleben der Nachbarschaft, schlicht und ohne viel Prätentionen, Alles wahr, der unmittelbaren Wirklichkeit entnommen, Charaktere, die der Zuschauer wie alte, gute Bekannte begrüßt, ja die ihm selbst aufs Haar gleichen — das finden wir in den Stücken, die auf der kleinen Bühne des Steinstraßentheaters zur Aufführung gelangen. Bald sind sie in Versen, bald in Prosa verfaßt. In beiden Fällen aber ist es die Sprache des täglichen Lebens, das Hamburger oder Holsteinische Platt, das Missingsch des von der Cultur beleckten mittleren Bürgerstandes. Der Poet, der die strebsame Bühne längere Zeit mit plattdeutschen Lustspielen versorgte, war der mit Unrecht fast vergessene Magister und Doctor Jürgen Niklaas Bärmann. „Burenspillen" nannte er die von ihm im Dialekt verfaßten kleinen Stücke, in denen der Bauer in seiner kernigen, treuherzigen, aber auch selbstbewußten und, wenn er im Reichthum sitzt, zum Hochmuth neigenden Art abconterfeit ist.

Im Jahre 1831 war Chéri Maurice in die Direction des Steinstraßentheaters eingetreten, und unter seiner umsichtigen und hingebenden Leitung gedieh die kleine Bühne vortrefflich, besonders, seit ihr in Jakob Heinrich David ein Dichter erstanden war, dessen Schwänke, Possen und Parodien das Publikum aller Stände anlockten und bedeutende Cassenerfolge erzielten. Auch er gewährt dem Dialekte einen großen Spielraum. Die Opern Auber's „Gustav oder der Maskenball" und Halévy's „Die Jüdin" wurden von ihm witzig travestirt; Alles ist ins Hamburgische übersetzt; intime locale Verhältnisse bilden die Grundlage für eine Reihe von Gestalten, die gewissermaßen von der Straße aufgegriffen und auf die Bühne gestellt sind. Hohen poetischen Werth können diese Augenblicksschöpfungen und Momentbilder nicht für sich beanspruchen, wohl aber einen nicht unbedeutenden culturgeschichtlichen, da

*) Berlin. A. Hofmann u. Comp.

Digitized by Google

sie das Leben treu und realistisch abschildern. Dagegen sichert David einen Platz unter den bedeutendsten deutschen Possen- und Schwankdichtern, Raimund, Nestroy, Angely und Holtei, das einactige Vaudeville „Eine Nacht auf Wache": Bürgergardisten, Figuren aus dem Hamburger Spießbürgerthum, gruppiren sich hier in ihrer Wachtstube zu einem höchst gelungenen, an drastischen Scenen reichen Bilde.

Im Jahre 1843 hörte die kleine Bühne in der Steinstraße auf zu existiren. Maurice hatte ein neues Theater am Pferdemarkt bauen lassen; dasselbe wurde als „Thaliatheater" am 9. November eröffnet. Maurice strebte hier höhere Ziele an: die Localposse, und damit der plattdeutsche Dialekt, verschwand nach und nach ganz, um dem feineren Lustspiel und dem Sittendrama Platz zu machen. Nur in Fritz Reuter's „Die drei Langhänse" und den dramatischen Bearbeitungen Reuter'scher Dichtungen „Inspector Bräsig" und „Ut de Franzosentid" machte sich die plattdeutsche Sprache noch einmal geltend.

Aber das niederdeutsche Lustspiel hatte inzwischen eine andere Pflegestätte gewonnen, in dem aus geringen Anfängen hervorgegangenen „Carl Schultze's-Theater". Carl Schultze führte, was Maurice aufgegeben, weiter. Auch ihm lieferten einige begabte Dichter wirkungsvolle und zugkräftige Stücke.

Am Schlusse seines mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Buches, dem nur eine objectivere Haltung, eine straffere Composition und ein weniger aufdringliches Hervortreten des populären Tones zu wünschen wäre, wirft Gaedertz die Frage auf: Welche Zukunft wird das Plattdeutsche auf der Bühne haben? Seine Antwort lautet günstig. Nicht bloß ein Fortleben der plattdeutschen Komödie prophezeit er, sondern behauptet auch die Möglichkeit einer plattdeutschen Tragödie höheren Stils: „Jahrzehnte mögen darüber vergehen, aber der Rechte kommt: ein niederdeutscher Shakespeare!" Und in der That ist eine solche Entwickelung nach dem ungeahnten Aufschwung in Lyrik und Epik wohl denkbar. Für ein Drama wie Heinrich Kruse's „Wullenweber", das auf niederdeutschem Boden und zu einer Zeit spielt, wo das Plattdeutsche im Norden noch die allein herrschende Sprache war, ist diese ohne Zweifel das naturgemäßeste Gewand. Hebbel hat sich einmal mit dem Gedanken getragen, ein Drama aus der Geschichte Ditmarschens zu dichten; und zwar sollte dasselbe den großen Kampf darstellen, der durch die Schlacht bei Hemmingstedt (am 17. Februar 1500) die Unabhängigkeit des Landes für längere Zeit sicherte. Der gewaltige Bauernführer Wolf Isebrant, König Johann, der Erzbischof von Bremen und die Jungfrau aus Oldenwöhrden, welche, das Bild des Gekreuzigten tragend an der Spitze der dreihundert Ditmarschen auf die Feinde eindrang, sollten die Hauptpersonen der von Hebbel beabsichtigten Tragödie sein*). Nur eine Scene hat er niedergeschrieben**), die Klaus Groth ausgezeichnet ins Plattdeutsche übersetzt hat***). Das Original, gegen die Uebersetzung gehalten, erscheint fast matt, und in die Augen springt, daß für diese Menschen in dieser Zeit die niederdeutsche Sprache Lebenselement ist, von dem getragen sie erst die rechten an's Herz dringenden Töne finden, und ferner, daß das Plattdeutsche für energische Charakterzeichnung, dramatische Knappheit und Lebendigkeit eminent befähigt ist.

*) Werke, Bd. 6, S. XXXV f. Man vergleiche Klaus Groth's „De Slacht bi Hemmingsteb" (Ut de ol Krönk), wo der Ton des historischen Volksliedes vorzüglich getroffen ist.

**) Werke, Bd. 6, S. 349 ff.

***) Plattdütsche Husfründ, 3. Jahrg. (1878), Nr. 15.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Nun brachte Mary Jane den Brief, den ihr Onkel zurückgelassen hatte, und der König las ihn vor und weinte darüber. Er vermachte das Wohnhaus und dreitausend Dollars Gold den Mädchen, und er schenkte die Gerberei, die ein gutes Geschäft war, nebst anderen Gebäulichkeiten und Land, alles im Werth von etwa siebentausend Dollars und dreitausend Dollars in Gold, Harvey und William; er bezeichnete auch, wo die sechstausend Dollars im Keller versteckt seien. So sagten denn die zwei Betrüger, sie wollten gehen und es herauf bringen, damit es in bester Ordnung besorgt würde, und geboten mir, mit einem Lichte mitzukommen. Wir schlossen die Kellerthür hinter uns; als sie den Sack fanden, schütteten sie ihn auf die Diele aus — es war ein herrlicher Anblick, all' die Goldstücke. O, wie leuchteten da des Königs Augen! Er klopfte dem Herzog auf die Schulter und rief:

„Gelt, diesmal hats aber eingeschlagen! wer hätte so viel erwartet! Kerl, das geht über's non plus ultra!"

Der Herzog stimmte bei. Sie wägten die Goldstücke und ließen sie durch die Finger gleiten und auf der Diele klingen; und der König sprach:

„Das steht fest: Brüder eines reichen Todten zu sein und Vertreter ausländischer Erben, die zurückgeblieben sind, ist jetzt der rechte Beruf für dich und mich, Leckwasser!"

Jeder andere wäre zufrieden gewesen mit dem Haufen Gold wie er war; aber nein, sie mußten ihn zählen. Sie thaten's und es fehlten vierhundertfünfzehn Dollars. Der König sagte:

„Verdammt! was hat er mit den vierhundertfünfzehn Dollars gethan?"

Sie grübelten eine Zeit lang und suchten überall herum. Dann sagte der Herzog:

„Er war ja ein recht kranker Mann und hat wohl einen Irrthum begangen — das wird's wohl sein. Am besten ist's, wir lassen's gehn und sagen Nichts davon. Wir können das schon ablassen."

„Ach, davon ist ja nicht die Rede, da gäbe ich Nichts drum — ich denke nur an das Zählen. Wir müssen sehr vorsichtig und genau in dieser Sache sein. Wir müssen das Geld hier hinauf nehmen und in Gegenwart der Anwesenden zählen, damit ja kein Verdacht geschöpft werden kann. Aber wenn der todte Mann da sagt, es sind sechstausend Dollars, dürfen wir nicht —"

„Halt!" rief der Herzog, „wir wollen das Fehlende dazuthun —" und er langte Goldstücke aus seiner Tasche heraus.

„Das ist eine famose Idee, Herzog — Du hast einen aufgeweckten Kopf auf Deinen Schultern", rief der König, „Da hilft uns die „non plus ultra"-Einnahme gut aus" — und auch er langte nun Goldstücke aus seiner Tasche und stellte sie in gezählten Häufchen auf.

Es erschöpfte fast ihre ganze Baarschaft, aber sie machten die sechstausend Summe voll.

„Hör' 'mal", rief nun der Herzog, „ich hab' noch eine andere Idee. Laß uns hinaufgehen, dies Geld zählen und dann Alles den Mädchen geben."

„Herzog! Herzog! laß Dich umarmen, das ist der brillanteste Gedanke, den ein Mensch haben kann. Du hast das erfinderischste Gehirn, das sich denken läßt. O, das ist grandios, wahrhaftig. Jetzt soll noch Jemand mit Zweifel oder Argwohn kommen, wenn er will — dies überzeugt Alle."

Als wir hinaufkamen, sammelten sich Alle um den Tisch. Der König zählte und stellte die Goldstücke auf, dreihundert in jedem Häufchen — zwanzig elegante kleine Thürmchen.

Digitized by Google

Jedermann sah hungrig und mundwässrig darauf hin. Dann wurde Alles wieder in den Sack gethan und ich sah, wie der König schon wieder zu einer Rede Athem schöpfte. Er sprach:

Lieben Freunde! mein armer Bruder, der dort drüben liegt, hat hochherzig an uns gehandelt, die wir hier im Jammerthal zurückgeblieben sind; hochherzig an diesen armen lieben Lämmern, die er geliebt und überwacht hat und die nun vater- und mutterlos zurückbleiben. Ja und wir, die ihn kannten, wissen, daß er noch mehr für sie gethan hätte, wenn er nicht gefürchtet, dadurch seinen theuren William und mich zu schädigen. Glaubt Ihr nicht? Ich zweifle nicht im Mindesten daran. Nun, schlechte Brüder wären es, die zu solcher Zeit an sich selbst dächten. Und schlechte Onkel, die zu solcher Zeit diese armen süßen Lämmer, die er so liebte, berauben könnten — ja — berauben, sag' ich. Wenn ich William recht kenne — und ich glaube, ich kenne ihn — würde er — nun, ich will ihn gleich fragen." Er wandte sich und begann mit dem Herzog allerlei Zeichen auszutauschen und der Herzog sah ihn erst eine Zeit lang dumm und bämlich an; dann, als ob ihm plötzlich etwas einleuchtete, sprang er auf den König zu, vor Freude laut gu—gu—end, und umarmte ihn wohl fünfzehn Mal, bevor er ihn los ließ. Dann sprach der König: „Wußt' ich's doch; dies wird wohl Alle überzeugen, wie er darüber fühlt. — Hier Mary Jane, Susan, Joanna, nehmt das Geld — nehmt das Ganze. Es ist ein Geschenk von ihm, der dort liegt, kalt aber selig."

Dann sprang Mary Jane zu ihm, Susan und die Hasenlippe zum Herzog, und solch Umarmen, an's Herz drücken und Küssen habe ich niemals gesehen. Und Alle drängten sich herbei mit Thränen in den Augen, und die Meisten schüttelten den zwei Betrügern die Hände mit Redensarten wie:

„Ihr lieben, guten Seelen! — wie lieb! — wie konntet Ihr das!"

Dann sprachen sie Alle über den Verstorbenen, wie gut er gewesen, was für ein großer Verlust und dergleichen mehr. Bald drängte sich ein großer Kerl zur Thüre herein, der hatte Kinnbacken wie aus Eisen. Er stand zuhörend und zusehend und sagte nichts, und auch Niemand sprach zu ihm, denn der König sprach und Alle hörten ihm zu. Der König sagte, in seiner Rede fortfahrend:

— „Das waren die intimsten Freunde des Verstorbenen, darum sind sie für diesen Abend eingeladen; aber morgen hoffen wir, werden alle kommen — wir erwarten jeden, denn er achtete jeden, er hatte jeden gern, und darum gehört sich's, daß seine Begräbniß-Orgien recht öffentlich stattfinden."

Und so ging's fort und fort, denn er hörte sich gern reden, und gelegentlich brachte er immer wieder die Begräbniß-Orgien mit hinein, bis es dem Herzog zuviel wurde; so schrieb er auf ein Stück Papier: „Obsequien, Du alter Esel," faltete es zusammen und reichte es gu-gu-end ihm über die Köpfe der andern hinüber. Der König las es, steckte es in die Tasche und sagte:

„Armer William, geschlagen wie er ist, sein Herz ist stets auf dem rechten Fleck. Er wünschte, daß ich jeden bitte, zum Begräbniß zu kommen — sagt, ich soll alle willkommen heißen. Aber er hätte sich darum nicht zu grämen gebraucht, denn ich war ja gerade dabei."

Dann fuhr er unbeirrt fort, in größter Fassung, und brachte wieder seine Begräbniß-Orgien vor, und wieder und wieder, wie vorher, und nachdem er es dreimal gethan hatte, rief er:

„Ich sage Orgien, nicht weil es das gewöhnliche Wort ist, das ist's nicht — das ist Obsequien — sondern weil Orgien der richtige Ausdruck ist. Obsequien wird in England nicht mehr gebraucht, das ist veraltet. In England sagen wir jetzt Orgien. Orgien ist besser, denn es bezeichnet genauer, was man dabei meint. Das Wort ist zusammengesetzt aus dem griechischen „orgo", draußen, außerhalb im Freien; und dem hebräischen „giene", pflanzen, mit Erde bedecken, also beerdigen. So könnt Ihr also sehen, daß Begräbniß-Orgien eine offene oder öffentliche Beerdigung bedeutet."

Er war der Frechste, der mir je vorgekommen ist, und der Mann mit dem eisen-ähnlichen Kiefer lachte ihm gerade in's Gesicht. Das wunderte Alle und sie riefen: „Aber Doktor!" und Abner Shackleford sagte: „Aber Robinson, hast Du die Neuigkeit nicht gehört? Dies ist Horvey Wilks."

Der König lächelte lauernd, hielt seine Tatze heraus und sprach:

„Ist es meines armen Bruders lieber guter Freund und Arzt? Ich" —

„Halt' Deine Hände von mir!" rief der Doktor. „Du sprichst wie ein Engländer, Du? Es ist die erbärmlichste Nachäffung, die ich je gehört. Du Peter Wilks Bruder! Du bist ein Betrüger, das ist, was Du bist!"

Ach, wie sie Alle entsetzt waren! Sie drängten sich um den Doctor und suchten ihn zu beruhigen, ihm auseinanderzusetzen, wie Horvey in vielfacher Weise gezeigt habe, daß er Horvey sei, wie er jeden Namen kannte und sogar die der Hunde, und baten und beschworen ihn, Horvey nicht zu nahe zu treten und das Zartgefühl der Mädchen zu schonen u. s. w. Aber es war nutzlos, er stürmte drauf los und meinte, Irgend Jemand, der sich für einen Engländer ausgebe und Englands „Lingo" nicht besser nachmachen könnte, als der da, sei ein Betrüger und Lügner. Die armen Mädchen hingen sich an den König und weinten. Plötzlich wandte sich der Doctor zu ihnen und sagte:

„Ich war Eures Vaters Freund und ich bin Euer Freund; und ich beschwöre Euch als Freund, als ein ehrlicher Freund, der Euch zu beschützen und Kummer und Unglück von Euch abzuwenden sucht, diesem Gauner den Rücken zu kehren, Nichts mit ihm zu thun zu haben, diesem unwissenden Landstreicher mit seinem idiotischen Griechisch und Hebräisch, wie er es nennt. Er ist ein fadenscheiniger Betrüger — kommt her mit einer Masse leerer Namen, die er sich irgendwo zusammengesucht hat, und Ihr nehmt sie für Beweise und Eure betrogenen Freunde hier helfen Euch, Euch selbst zu betrügen — die sollten doch gescheidter sein. Mary Jane Wilks, Du kennst mich als Deinen Freund, und als einen uneigennützigen Freund. Laß Dir rathen und diesen erbärmlichen Gauner hinauswerfen. Ich bitte Dich, thu' es. Willst Du?"

Mary Jane erhob sich stolz in ihrer ganzen Größe — o, wie war sie schön! — und sagte:

„Hier ist meine Antwort". Sie hob den Sack Geld auf und legte ihn in des Königs Hände mit den Worten:

„Nimm diese sechstausend Dollars und lege das Geld für mich und meine Schwestern an, wie Du es am Besten hältst, und gib uns keinen Empfangschein darüber".

Dann umschlang sie den König mit ihrem Arm von einer Seite, und Susan und die Hasenlippe thaten dasselbe von der andern Seite. Alles klatschte mit den Händen und trommelte mit den Füßen auf die Diele wie ein Sturm, während der König seinen Kopf hoch hielt und stolz lächelte. Der Doctor rief:

„Wohl denn, ich wasche meine Hände in Unschuld. Aber ich sage Euch Allen, daß die Zeit kommen wird, wo es Euch übel zu Muthe werden wird".

„Gut, gut, Doctor" rief der König höhnisch, „dann werden sie Dich wohl rufen lassen müssen" — das machte Alle lachen und sie sagten, das sei ein guter Witz.

Als sie nun Alle fortgegangen waren, fragte der König Mary Jane, ob sie auch Raum im Hause übrig hätte. Sie antwortete, sie habe ein Fremdenzimmer, das wohl Onkel William benutzen könnte; ihr eigenes Zimmer, das etwas größer sei, würde sie Onkel Horvey überlassen, sie selbst könne ja in der Schwester Zimmer auf einem Feldbett schlafen: und oben auf dem Boden sei ein kleiner Verschlag mit einer Pritsche darin. Der König meinte, der Verschlag sei gerade recht für seinen Bedienten — damit meinte er mich.

Mary Jane führte uns hinauf und zeigte ihnen die Zimmer, die einfach und nett waren. Sie wollte ihre Kleider und andere Sachen aus dem Zimmer nehmen, falls sie Onkel Horvey im Wege wären, aber er sagte, dies sei nicht der Fall. Die Kleider hingen längs der Wand, und davor reichte ein Calico-Vorhang bis zur Diele. Ein alter haariger Koffer stand in einer Ecke, ein Guitarrenkasten in der anderen, und allerlei Kleinigkeiten und Zierrathen, womit junge Mädchen ihre Zimmer schmücken, lagen und hingen umher. Der König sagte,

Digitized by Google

es sei so viel hübscher und heimischer, und sie solle nur nichts verändern.

Am Abend hatten sie ein großes Abendessen, und all' die Männer und Frauen waren dabei. Ich stand hinter den Stühlen des Königs und des Herzogs, den Beiden aufwartend, die Anderen wurden von den Negern bedient. Mary Jane saß oben am Tisch, mit Susan neben sich, und sagte, wie schlecht die Semmeln gerathen wären, und wie die eingemachten Früchte auch nicht ganz nach Wunsche seien, und wie zäh' die gebratenen Hühner — wie Frauen es gewöhnlich thun, um Complimente zu fischen; und die Anwesenden wußten, daß Alles ausgezeichnet gut war und wunderten sich und sagten: „Wie fangen Sie es an, daß Sie die Semmeln so schön gebräunt bekommen?" und „Wo haben Sie diese herrlichen Früchte her?" und ähnliches Gerede, wie es bei dergleichen Gelegenheiten vorkommt.

Und als Alles vorbei war, soupirten ich und die Hasenlippe in der Küche von Dem, was übrig war, während die Anderen den Negern aufräumen halfen.

Als ich allein war, fing ich an, über die Sache nachzudenken. Ich sagte zu mir: Soll ich heimlich zum Doctor gehen und diese Betrüger aufdecken? Nein — das geht nicht. Er könnte verrathen, wer's ihm gesagt, und dann würden König und Herzog mir die Hölle heiß machen. Soll ich insgeheim zu Mary Jane und es ihr sagen? Nein — das wag' ich nicht. Ihr Gesicht, ein Blick könnte es ihnen verrathen; sie haben das Geld und könnten damit entwischen. Wenn sie Hülfe herbeiholte, würde ich doch irgendwie mit hineinverwickelt werden, ehe es vorüber wäre. Nein, es gibt keinen guten Ausweg als den einzigen: Ich muß das Geld irgendwie stehlen, und zwar so, daß sie keinen Verdacht auf mich haben. Ich will es stehlen und verstecken, und nach einiger Zeit, wenn ich weit stromab bin, Mary Jane in einem Brief verrathen, wo es versteckt ist. Aber ich muß das heut Nacht thun, wenn möglich, denn der Doctor hält sich vielleicht nicht so stille, wie's jetzt scheint, und das könnte die Beiden zur schnellen Flucht veranlassen.

So, dachte ich, wär's am besten, die Zimmer gleich zu durchsuchen. Oben war's dunkel, doch fand ich des Herzogs Zimmer und fing an, mit den Händen herumzufühlen. Dann fiel mir aber ein, daß es dem König nicht ähnlich sähe, das Geld irgend Jemandem anzuvertrauen; so ging ich denn in sein Zimmer und begann herumzutasten. Doch bald fand ich, daß ohne Licht Nichts gethan werden konnte; aber eins anzuzünden wagte ich nicht. Da hörte ich ihre Schritte und wollte schnell unter's Bett kriechen. Ich berührte den Vorhang, der Mary Jane's Kleider bedeckte; dahinter sprang ich und versteckte mich zwischen den Gewändern.

Sie kamen herein und schlossen die Thüre; das Erste, was der Herzog that, war, daß er unter's Bett guckte; dann setzten sie sich und der König sprach:

„Nun, was ist's? mach's kurz, denn es ist besser, wenn wir da unten mitheulen und trauern, statt hier oben zu bleiben und Gelegenheit zu geben, daß man über uns rede."

„Wohl denn, Capet, so höre: Mir ist nicht recht; ich habe keine Ruhe. Der Doctor liegt mir im Kopf. Ich möchte Deinen Plan wissen. Ich habe eine Idee, und ich glaube, eine gute."

„Sprich sie aus, Herzog!" —

„Daß wir uns vor drei Uhr Morgens hier aus dem Staube machen und stromab gleiten mit dem, was wir haben. Ich bin dafür, uns zu begnügen und zu verschwinden."

„Was! nicht den Rest der Erbschaft hier zu verkaufen? Abzumarschiren wie ein paar Narren und acht- bis neuntausend Dollars werth Eigenthum zurückzulassen, das mit Schmerzen darauf wartet, eingesackt zu werden? — und noch dazu Alles gut verkäufliches Zeug!"

Der Herzog murrte und meinte, der Sack Geld wäre genug, er wolle nicht noch weiter gehen — wolle nicht die drei Waisen um Alles, was sie hätten, berauben.

„Was Du für Zeug redest!" rief der König. „Denen rauben wir nichts, als bloß dies Geld. Die Leute, die das Eigenthum kaufen, sind die Verlierenden; denn sobald sich's zeigt, daß es uns nicht gehörte — was nicht lange dauern wird, nachdem wir entwischt sind — ist der Verkauf ungültig, und das Eigenthum fällt an die Familie zurück. Diese Waisen hier erhalten das Haus zurück und das genügt ihnen; sie sind jung und tüchtig und können sich leicht ihr Brod verdienen. Denen wird's nicht schlecht gehen. Denk doch nur, es gibt Tausende und Tausende, die es lange nicht so gut haben. Diese haben sich doch wahrhaftig über Nichts zu beschweren."

Der König schwatzte drauf los, bis endlich der Herzog nachgab, doch hielt dieser es für eine große Thorheit, um so mehr, als der Doctor mit der Entlarvung drohe. Der König entgegnete:

„Doctor und Teufel! was kümmern wir uns um den? Haben wir nicht all' Thoren in der Stadt auf unserer Seite? Und ist das nicht genug Majorität überall?"

Sie wollten eben hinuntergehen, als der Herzog sagte:

„Ich glaube nicht, daß wir das Geld an einen guten Ort gethan haben."

Das ermunterte mich. Ich begann schon zu fürchten, daß ich keinen Wink bekommen würde. Da fragte der König:

„Warum?"

„Weil Mary Jane von nun an sich in Trauer kleiden wird, und der erste Befehl, den die Schwarze, die dies Zimmer aufräumt, erhält, wird sein: all' diese Kleider fortzupacken; und denkst Du, solch' schwarzes Gesindel kann Geld finden, ohne was davon für sich beiseite zu legen?"

„Hast wieder einmal Recht, Herzog", rief der König; und er kam und krabbelte unter dem Vorhang herum, nur zwei bis drei Fuß von der Stelle, wo ich stand. Ich drückte mich fest an die Wand und hielt still, obwohl ich zitterte; und dachte, was wohl die Kerls thun würden, wenn sie mich hier fänden, und ich versuchte zu überlegen, was ich thun könnte, wenn sie mich entdeckten. Aber der König hatte schon den Sack, und argwöhnte nicht, daß ich da war. Nun steckten sie ihn durch einen Schlitz in den Strohsack, der unter'm Federbett lag, und schoben ihn tüchtig ins Stroh hinein und sagten, es sei nun in Ordnung, denn die Schwarzen pufften ja nur das Federbett auf und wendeten den Strohsack nicht öfter als höchstens zweimal im Jahr. Bevor die Beiden die Treppe halb hinab waren, hatte ich den Geldsack herausgezogen. Ich tastete mich hinauf zu meinem Verschlag und versteckte ihn einstweilen dort. Ich hatte vor, ihn draußen irgendwo zu verbergen, denn wenn sie ihn vermißten, würden sie ja das ganze Haus durchstöbern. Das wußte ich wohl. Dann legte ich mich auf die Pritsche, in meinen Kleidern; doch ich konnte nicht schlafen, selbst wenn ich's gewollt hätte, denn es ließ mir keine Ruhe, meine Arbeit zu beenden. Bald hörte ich König und Herzog kommen, da kroch ich von meinem Lager weg und forschte auf dem oberen Ende der Leiter, um zu sehen, ob was passiren würde. Aber es ereignete sich Nichts.

So wartete ich, bis alles im Hause ruhig war und schlüpfte dann die Leiter hinab.

Ich kroch an ihre Thüren und lauschte; sie schnarchten; so schlich ich denn auf den Zehen fort und kam glücklich unten an. Nirgends war ein Laut zu hören.

Ich guckte durch eine Spalte der Speisezimmerthür und sah, daß die Männer, die den Leichnam bewachten, alle auf ihren Stühlen eingeschlafen waren. Die Thür ins Gastzimmer, wo der Todte lag, war offen, und eine Kerze brannte in jedem Zimmer. Ich ging die Vorhalle entlang und fand die andere Gastzimmerthür ebenfalls geöffnet. Im Zimmer war Niemand; ich ging vorüber, aber die Hausthür war verschlossen und der Schlüssel nicht da. In diesem Augenblick hörte ich Jemand hinter mir die Treppe herabkommen. Ich sprang ins Gastzimmer, sah mich rasch um, und der einzige Platz, wo ich den Sack verbergen konnte, war der Sarg. Ich schob ihn flink unter den Deckel und schlich dann durch's Zimmer hinter die Thür.

Es war Mary Jane, die kam. Sie ging leise zum Sarg, sah hinein und kniete nieder; dann führte sie ihr Schnupftuch an die Augen und ich sah, daß sie weinte, obwohl ich's nicht hören konnte und ihr Rücken mir zugewendet war. Ich entwischte, und am Speisezimmer vorübergehend, versicherte ich mich erst, daß diese Wächter mich nicht gesehen hatten; so guckte

Digitized by Google

ich wieder durch die Spalte, Alles war in Ordnung, sie hatten sich nicht gerührt.

Ich schlüpfte jetzt hinauf zu Bette und fühlte mich sehr niedergeschlagen, weil die Sache, nachdem ich mir so viele Mühe gegeben und so viel Gefahr gelaufen hatte, so mißlich stand. Ich sagte mir, wenn der Sack nur bliebe, wo er ist, so wär' schon Alles gut; denn nachdem wir ein- bis zweihundert Meilen stromab wären, könnte ich Mary Jane schreiben und sie könnte den Sarg wieder ausgraben lassen; so wird's aber nicht kommen, denn vor dem Zuschrauben des Deckels werden sie das Geld finden. Dann kriegt es der König wieder, und man wird es ihm nicht wieder fortschmuggeln. Gern wär' ich hinuntergegangen, um den Sack herauszunehmen — doch wagte ich's nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Novellen-Mappe. Salonnovellen von Heinrich Köhler (Dresden, F. W. Steffens). Was der Doppeltitel des Buches bezweckt und weshalb diese anspruchslosen, gefälligen Erzählungen gerade „Salonnovellen" sein sollen, wissen wir nicht zu sagen. Bis auf die ziemlich unwahrscheinliche, aber hübsch erzählte Novelle „Ein Irrthum" enden alle Erzählungen des Bandes disharmonisch; eine darunter, „Bis in den Tod", ist übrigens keine Novelle im strengeren Sinne. Bei den Novellen „Wahlverwandt" und „Ein Troubadour" (letztere ist recht hübsch angelegt und flott erzählt) erscheint uns der tragische Ausgang nicht ganz bedingt. Der Autor muß auch noch lernen, seine Subjectivität in den Erzählungen zurückzudrängen. Einschiebsel wie „ich möchte behaupten", „ich habe versucht, ein Lebensbild zu geben" oder Aehnliches, wie in der Novelle „Der neue Ekkehard" verträgt das Kunstwerk, als welches man jede Novelle betrachten soll, nicht. C—n.

Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von A. Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. (Wien, Manz.) Die sonderbare Ueberschrift deckt eine, wenn auch nicht vollständige, so doch umfassende Sammlung derjenigen Vorschriften, welche in „mehrsprachigen" Staatsgebieten die Sprachenrechte im amtlichen Verkehr ordnen. Obschon in erster Linie für Oesterreich berechnet und daher von nothwendig ausgleichendem Geiste beseelt, wäre die Arbeit auch in anderen Gebieten mit Nutzen zu verwerthen. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß es im wirklichen Staatenleben Punkte gibt, an denen es auch sittlich höher gilt, Recht zu behalten als Recht zu haben. F. St.

Das Nibelungenlied für das deutsche Haus, bearbeitet von Emil Engelmann, Stuttgart, Paul Neff. — Gegen „Bearbeitungen" unserer mittelhochdeutschen Klassiker läßt sich schon principiell genug einwenden: man hat ja jetzt für einen großen Theil derselben vorzügliche Uebersetzungen, die das betreffende Werk unverstümmelt wiedergeben, soll man nicht lieber diese in die Hände des Volkes legen? Deshalb haben wir, offen gestanden, schon mit etwas Mißtrauen die vorliegende Bearbeitung des Nibelungenliedes zur Hand genommen. Und der Herausgeber verstärkte dasselbe noch durch seine Uebersetzung, in welcher er die Nibelungenstrophe aufgibt, um den Hildebrandston anzuschlagen, in der er sich manche sofort hervortretenden, eigenen Zusätze (s. im dritten und am Schluß des letzten Abenteuers) gestattete, in der schließlich auch die derben Stellen, „welche ein Hinderniß für jüngere Leser gebildet hätten", modern gemildert erschienen. Aber dieses Mißtrauen schwand, je mehr wir uns in die Lectüre vertieften, und wir gestehen jetzt offen zu, daß des Herausgebers Motive, die ihn zu den angegebenen Aenderungen veranlaßten, und diese Aenderungen selbst uns gerechtfertigt erscheinen. Nur die wissenschaftliche Begründung seiner, übrigens schon von Johannes v. Müller aufgestellten Ansicht, daß Wolfram von Eschenbach der Redacteur unseres jetzigen Nibelungenliedes sei, im Anhange, hätte er weglassen sollen; solche hypothetischen Auseinandersetzungen gehören in wissenschaftliche Journale, aber nicht in ein Buch fürs deutsche Haus. Was der vorliegenden Bearbeitung noch einen besonderen Werth verleiht, ist die vornehme und prächtige Ausstattung. Abgesehen von dem schönen Druck in altdeutschen Lettern enthält das Buch am Eingange und Schlusse jedes Abenteuers Bilder nach Zeichnungen von Schnorr v. Carolsfeld, Baur, Hübner, Bendemann, Rethel, Hoffmann, Neureuther u. A. und außerdem sechs Vollbilder in Lichtdruck nach den Schnorr'schen Fresken im Münchener Residenzschloß. Dadurch wird dem ganzen Werke ein so klassischer, dem Ton des Liedes harmonisch angepaßter Ausdruck verliehen, daß es einer raschen und weiten Verbreitung in deutschen Häusern recht würdig erscheint. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Verunstaltung der deutschen Sprache.

Geehrte Redaction!

Als ich vor langen Jahren anfing, die lateinische Sprache zu erlernen, war einer der ersten Sätze, welche ich zu übersetzen hatte: terra est rotunda et globosa. Dies wurde damals übersetzt: die Erde ist rund und kugelförmig. Nach der jetzigen Mode müßte man übersetzen: die Erde ist eine runde und kugelförmige. Die Anhänger der neumodischen Form geben aber die alte auch nicht auf, sie wenden beide Formen nebeneinander an. So las ich z. B. in einem trefflichen Zeitungs-Aufsatze: „Endlich soll der Nutzungs-Effect ein größerer — und die Anlagekosten geringer sein." Wenn man nun solche Sätze liest wie die folgenden, welche auch aus gediegenen Aufsätzen entnommen sind: „Die Wahlbewegung ist eine weit gedämpftere geworden", (Es) „scheint der geschichtliche Weg (der) vorgezeichnet(e)". Diese Verunstaltung macht immer größere Fortschritte. Früher bezog sie sich nur auf die Eigenschaftswörter, jetzt wird sie schon ausgedehnt auf die Zeitwörter und deren Participien. In den neuesten Parlamentsreden finden sich z. B. folgende Sätze (das Ueberflüssige, Verunstaltende habe ich eingeklammert): „Daß diese Aufregung (eine) künstlich(e) und mühselig in der Wählerschaft hervorgerufen(e) (gewesen) ist", „daß der Wunsch (ein) allgemein getheilt(er) war". Die Behörden sollten mit gutem Beispiel vorangehen; statt dessen liest man in Gesetzen und Verhandlungen: „die Verhandlung ist (eine) öffentlich(e); die Abstimmung ist (eine) namentlich(e)." Warum sagt man nicht wie früher: „Es wird öffentlich verhandelt; es wird namentlich abgestimmt." In einem ganz neuen amtlichen Schreiben eines preußischen Ministers lesen wir z. B.: „der moralische Eindruck würde — (ein) schnell vorübergehen(der sein) und die Nachtheile — nicht aufwiegen". Wenn es damit in der angefangenen Weise fortgeht, so wird man bald Sätze hören wie die folgenden: „Sie war eine zum Ball Eingeladene; sie ist aber eine Krankgewordene und ist deshalb eine zu Hausegebliebene" oder „Bist Du ein in der Vorlesung Gewesener?" — „Nein, ich bin ein Spazierengegangener. Das Wetter war ein so schönes, daß ich mich nicht entschließen konnte, ein in die Vorlesung Gehender zu sein." Diese Consequenzen dürften nicht ausbleiben, wenn dem Unwesen — vor Allem in den Schulen — nicht bald und kräftig entgegengewirkt wird.

v. D.

Digitized by Google

Inserate.

Für jeden Gebildeten
bzw. nach Bildung Strebenden von Interesse!

Abriss der Geschichte der antiken Litteratur.

(Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidtschen Bibliothek sämmtl. griech. und röm. Klassiker in neueren deutschen Muster-Uebersetzungen) von Dr. Erwin Rex. 8°, 136 Seiten. Preis brosch. 35 Pf., gebunden 50 Pf. *Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung* (*Prof. G. Langenscheidt*) *Berlin SW. 11.*

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von Doré. 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Sensationelle Novität.

Memoiren der Königl. Preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Grossen.

2 Bände. Illustrirt. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Zu beziehen vom Verleger

H. Barsdorf in Leipzig

u. d. alle Buchhandlungen.

Rigi-Unterstätten.

Eröffnung am 25. Juni.

Schöne Aussicht.

Pensionspreis 5½ Frcs.

Baptist Steiner.

Zu Dahlmann's 100jähriger Geburtstagsfeier.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:

Friedr. Chr. Dahlmann

von

Anton Springer.

(Mit Dahlmann's Bildniß.)

Zwei Bände.

gr. 8. Preis Mark 16.—. Eleg. geb. Mark 18.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

BAD HOMBURG.

Unterhaltungs-Programm:

Musik	täglich 3 Mal.
Réunions	Montags und Donnerstags regelmässig.
Promenaden-Concerte	Dienstags } nach vorheriger Anzeige.
Bälle, Künstler-Concerte	Mittwochs }
Militair-Concerte u. Illuminationen	Freitags, abwechselnd mit Feuerwerken und grossen Gartenfesten.
Theater	Sonnabends — Oper. —

Ausserdem **Quellen-Illuminationen, Kinder-** und **Waldfeste, Croquet, Lawn-Tennis, Toupic hollandaise, Bagatelle, Privatbälle** und sonstige Unterhaltungen.

Hervorragende deutsche Schriftsteller,

die vorzugsweise den wirklich guten Sensationsroman pflegen und denen an **ständiger, vortheilhaftester** Verbindung mit einer bestrenommirten Redaction und Verlagsbuchhandlung gelegen ist, wollen ihre Adressen niederlegen bei der Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.,** unter Chiffre R. G. 341.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Hierzu eine Beilage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 8. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Handelspolitische Fragen. Von Paul Dehn. — Finnland — ein constitutioneller Sonderstaat. Von Deputatus. — **Literatur und Kunst:** Richard Lepsius. Von Gustav Karpeles. — Karl Stieler und sein Nachlaß. Von A. Spier. — Zur Jugendgeschichte Friedrich's des Großen. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Handelspolitische Fragen.

Von Paul Dehn.

Zu einer bewußten Erkenntniß der weitgehenden Folgen der modernen Verkehrsmittel, welche tief in alles Leben der Einzelnen wie der Staaten eingreifen, hat man es offenbar noch nirgends gebracht, denn sonst würden die wichtigen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart, wesentlich verschärft und verwickelt durch die Wirkungen des modernen Verkehrs, aus ihren tieferliegenden Ursachen unbefangener beurtheilt und ersprießlicher erörtert werden, als dies bisher der Fall gewesen. Ohne Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen würde der Kampf zwischen Arbeit und Capital, zwischen Freihandel und Schutzzoll nicht annähernd so allgemein, so erbittert, so weltbewegend geworden sein, sondern sich, wie ehedem, in örtlich beschränkten Scharmützeln zersplittert haben. Nun, da die Welt durch die modernen Verkehrsmittel enge zusammengerückt worden, wird inmitten der modernen Solidarität der Menschheit jede Zuckung und jede Regung sogleich von Allen empfunden.

Der Gott, in welchem die Alten den Verkehr verpersönlichten, hatte etwas Mephisto-Natur in sich und kehrt sie heute mehr vor als je. Alle wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen sind im höchsten Sinne Verkehrsfragen und sollten als solche behandelt werden. Alles mag zwar schon einmal dagewesen sein, doch immer erzeugen die wechselnden Verhältnisse neue Bildungen und verändern die Sachlage. Einst, als man günstigsten Falles von Berlin nach Potsdam in einem Tage, von Berlin nach London in zwei Wochen und von Berlin nach Amerika in drei Monaten verkehrte, als das Capital noch nicht so allmächtig walten, als die internationale Concurrenz noch nicht hervortreten konnte, waren gewisse Forderungen der Gegenwart nirgend zu hören, da die örtliche Arbeit des kleinen Mannes sich eines natürlichen Schutzes erfreute, wie er ihn noch heute in verkehrsmittelarmen Ländern besitzt. Ehedem wußte man Nichts von amerikanischer Concurrenz, der Gewerbsmann in den Städten konnte sich organisiren, das Capital blieb zersplittert. Das ist nun anders geworden.

Wegen ihrer großen Schattenseiten die modernen Verkehrsmittel mit ihren unermeßlichen Vorzügen zu beseitigen oder in ihrer Entwickelung zu hemmen, daran kann ernstlich nicht gedacht werden. Es handelt sich vielmehr darum, den modernen Verkehr im öffentlichen Interesse zu leiten und zu regeln, etwa wie einen Strom, welcher ohne Aufsicht gemeinschädliche Ueberschwemmungen und Versumpfungen hervorrufen, unter aufmerksamer Regelung aber fruchtbare Bewässerungen und fahrbare Straßen gewähren kann.

Vor wichtigen und schwierigen Verkehrsfragen steht gegenwärtig besonders Deutschland als mitteleuropäischer Staat. Eine Reihe internationaler Verkehrsfragen erheischt gebieterisch ihre Lösung. Während die hohe Politik feiert, wird die Wirthschaftspolitik mit Arbeiten überhäuft. Noch in der Schwebe sind die großen Weltverkehrsfragen der Gegenwart. Noch ist die Neutralisirung des Suezcanales und Rothen Meeres nicht gewährleistet, noch hat sich Europa nicht geeinigt über eine ausreichende gesundheitspolizeiliche Ueberwachung des Verkehrs mit dem ferneren Orient, und inmitten einer schweren Krisis befindet sich der europäische Weg durch Mittelamerika, der Panama-Canal. Vergeblich waren da noch alle Bemühungen, die obersten Forderungen des Verkehrs, Freiheit, Friede und Sicherheit, auf den großen Weltstraßen in hinreichendem Maße zu verwirklichen.

Näher und unmittelbarer als durch diese Weltverkehrsfragen werden die Interessen des deutschen Reiches berührt durch eine Gruppe von mitteleuropäischen Verkehrsfragen, welche sich mit dem Ablaufe wichtiger Handelsverträge in den Vordergrund drängen. Die wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben sich in den letzten Jahren durch gegenseitige Zollerhöhungen bedenklich zugespitzt und werden im Herbst durch eine neue Zollvorlage der Regierung Oesterreich-Ungarns aufs Neue verschärft werden. Große gemeinsame Interessen drängen zu einer wirthschaftspolitischen Annäherung der beiden mitteleuropäischen Großmächte. Allein bevor an die Verwirklichung solcher Bestrebungen gedacht werden kann, muß Oesterreich-Ungarn, diese pathologisch nur allzu interessante Monarchie auf Kündigung, unter sich das Handelsbündniß erneuert haben, was im nächsten Jahre zu geschehen hat. Eine kluge wohlwollende Beeinflussung dieser Verhandlungen durch Deutschland könnte einem mitteleuropäischen Zollbündniß wirksam vorarbeiten. Dürfte Ungarn unter Umständen in Deutschland einen letzten Rückhalt erblicken, und Nichts würde man in Ungarn freudiger begrüßen, als engsten wirthschaftlichen Anschluß an Deutschland, so würden sich möglichenfalls zwischen Ungarn und Deutschland Beziehungen gestalten, wie sie einst zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt mutatis mutandis angebahnt wurden, und ein erster verheißender Anfang zur Schaffung eines großen mitteleuropäischen Wirthschaftsgebietes wäre gemacht worden. Oesterreich könnte sich nicht davon ausschließen, selbst wenn es ernstlich widerstreben sollte. Ungarn hätte für seine Landwirthschaft ein gesichertes Absatzfeld, die österreichische Industrie wäre im öffentlichen Interesse genöthigt, sich zu consolidiren, anstatt in Speculantenhänden sich und das Volk herunterzubringen, mit deutscher

Digitized by Google

Hülfe könnte Triest gehoben, die Cultivirung Bosniens beschleunigt werden. Der leistungsfähigen deutschen Production würden die Wege nach der unteren Donau und dem Orient besser geebnet werden, und indem sie sich im Südosten gegen die französische und englische Concurrenz neue Absatzgebiete schafft, würde sie zugleich dem Zwischenhandel und Verkehr Oesterreich-Ungarns bedeutende Vortheile zuwenden. Die österreichische Industrie hat sich auch im Orient nicht als concurrenzfähig gezeigt und sich von der französischen und englischen Industrie mehr und mehr verdrängen lassen. Im Gefolge der leistungsfähigen, glücklich aufstrebenden deutschen Industrie könnte sie sich noch einigermaßen halten. Nicht mit Neid sollte man von Wien aus auf Deutschlands wirthschaftliches Vordringen in Südosteuropa blicken und wenn man ihm den directen Landweg verschließt, so wird es wie England und Frankreich mit seiner Waare auf dem Seewege verkehren, über Bukarest und Belgrad hinaus, und Oesterreich-Ungarn würde dann selbst die Vortheile des Durchgangsverkehrs nicht mehr genießen.

Durch schlechte und unsolide Waare hat es die österreichische Industrie mit den Völkern, durch anmaßende und unkluge Politik die österreichische Regierung mit den Staaten der Balkanhalbinsel verdorben. Nur im Gefolge Deutschlands könnte Oesterreich sich wieder seine frühere bevorzugte Stellung zurückerwerben, sich wieder Sympathien und Absatz in Südosteuropa verschaffen. Gegenwärtig hat keine Macht auf der ganzen Balkanhalbinsel mehr Einfluß und Ansehen als Deutschland. Denn wie sie es in Bukarest gewesen, so sind auch in Belgrad die Franzosen nur vorübergehend beliebter und in Constantinopel wie in Sofia bringt man wirkliches Vertrauen nur dem deutschen Reiche entgegen. Unter solchem Prestige müssen sich natürlich auch die gegenseitigen Handelsbeziehungen entwickeln, zumal die deutsche Industrie beständig an Leistungsfähigkeit zunimmt. Sollte man in Wien ernstlich glauben, erfolgreich gegen diese Thatsachen, insbesondere gegen Deutschlands wirthschaftliches Vordringen nach Südosteuropa, hindernd einschreiten zu können? In Constantinopel sind die Verhandlungen über die türkische Zollreform und den neuen türkischen Zolltarif dem Abschlusse nahe. Alle Mächte sind einig. Nur Oesterreich glaubt Schwierigkeiten machen zu müssen und versucht, das schwierige und große Werk zu vereiteln. Im Orient sollten von Wien aus der Fehler wahrlich genug gemacht worden sein . . .

Diesen mitteleuropäischen Verkehrsfragen der Zukunft hat die Gegenwart bereits die rumänische Zollfrage vorangehen lassen. Rumänien will sich wirthschaftlich vom Auslande etwas unabhängiger machen und auch aus financiellen Gründen seine Zölle erhöhen, wie es Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Italien gethan haben. Zu diesem Behufe hat es die ablaufenden Handelsverträge gekündigt und, anstatt dieselben zu erneuern, gegen die fraglichen Staaten einen hohen autonomen Tarif in Kraft gesetzt. Seit 1. Juli cr. ist Frankreich davon betroffen worden und am 1. Juli nächsten Jahres wird Oesterreich-Ungarn dasselbe Schicksal erleiden. In Folge dessen ist französische Waare in Rumänien nicht mehr concurrenzfähig, und im nächsten Jahre verliert Oesterreich an Rumänien ein wichtiges Absatzgebiet, welches die deutsche Industrie nunmehr leicht und rasch zum größten Theile für sich auf die Dauer erobern kann, da Rumäniens Handelsvertrag mit Deutschland erst im Jahre 1891 erlischt. Rumänien geht ganz correct vor und mißt nicht, wie in französischen und selbst in den allerdings durchweg unzuverlässigen Wiener Tagesblättern zu lesen, mit zweierlei Maß. Rumänien will die abgelaufenen Verträge nicht mehr erneuern und es ist lediglich ein günstiger, unvorhergesehener Zufall, wenn Frankreich davon schon jetzt, Deutschland aber erst nach sechs Jahren davon betroffen wird. Wenn man in Wien an maßgebender Stelle nicht zur rechten Einsicht kommt, so wird man sich auch das beste Absatzgebiet der österreichischen Industrie, denn das ist Rumänien, verschließen und sich mitten in Europa vollends isoliren. Diesen Zustand könnte Oesterreich-Ungarn indessen bei seiner politischen und wirthschaftlichen Zersetzung auf die Dauer unmöglich ertragen.

In all diesen schwierigen Verkehrsfragen hat das deutsche Reich als mitteleuropäische Macht wie als anerkannter Vorsitzender Europas ein schwerwiegendes, gelegentlich entscheidendes Wort zu sprechen. Große Aufgaben stehen ihm demnach bevor und nicht minder große Ziele. Wenn sich im Innern des deutschen Reichskanzlers auch nach dieser Richtung hin schon gestaltet hat, was im Dunkel der Zukunft noch nicht erkennbar ist, dann wird er mit Hülfe der ausgezeichneten Sachkenntniß des neuen Leiters der handelspolitischen Abtheilung im Auswärtigen Amt auch aus den Wirren der bevorstehenden Interessenstreitigkeiten und Zollkriege Deutschland sicherlich als glücklichen Sieger aufs Neue hervorgehen lassen.

Constantinopel, Mitte Juli.

Finnland — ein constitutioneller Sonderstaat.

Von Deputatus.

In der letzten Zeit ist in der europäischen Presse vielfach von einem integrirenden Theil des Russischen Reiches, von dem Großfürstenthum Finnland, die Rede und ist zugleich dadurch das allgemeine Interesse für dieses „constitutionelle Glied des russischen Staatsverbandes" ziemlich rege geworden. Veranlassung hierzu gab der am 14. Januar d. J. erfolgte Zusammentritt des finnländischen Landtags, in welchem sehr wichtige Berathungen stattfanden und welche bisher die dortige Bevölkerung ebenso in Athem halten, wie in der jüngsten Zeit, — um nur ein Beispiel anzuführen, — die Verhandlungen des Deutschen Reichstags die Gemüther in Deutschland gefangen hielten. Für Finnland ist freilich die Einberufung des Landtages ein um so hervorragenderes politisches Ereigniß, als dieselbe für gewöhnlich nur alle fünf Jahre stattfindet. Nach der Staatsverfassung Finnlands, — auf die ich alsbald näher eingehen werde, — muß der Landtag mindestens alle fünf Jahre einberufen werden, es bleibt aber der russischen Regierung anheimgestellt, den Landtag auch in kürzerer Frist zusammentreten zu lassen. Von diesem Rechte hat denn auch die russische Regierung diesmal Gebrauch gemacht, indem sie den finnländischen Landtag schon jetzt einberief, obwohl seit der letzten Session (Januar 1882) kaum drei Jahre verflossen sind. Es mag dies, nebenbei bemerkt, Zeugniß ablegen, wie sehr auch die gegenwärtige Regierung Alexanders III. fest entschlossen ist, die Staatsverfassung Finnlands zu wahren.

Indessen, bevor ich diese letztere zum Gegenstand eingehender Besprechung mache, dürften vielleicht einige Worte über die Beschaffenheit und über die historische Vergangenheit dieses so wenig gekannten Landes und seiner Leute am Platze sein. Finnland ist seit Anfang dieses Jahrhunderts, und zwar seit dem Frieden von Friedrikshamn, 1809, an Rußland gefallen und trägt seitdem die Bezeichnung eines vom Russischen Reich „unzertrennlichen" Großfürstenthums. In Finnland hat das Zarenreich einen der eigenthümlichsten und wundervollsten Flecken Erde erworben. Das Land ist überaus reich an Binnenseen und sonstigen Gewässern, welche sich von steinhaltigen, wenn auch nicht besonders hohen Bergrücken ablösen. Große Granitblöcke und Felsen aller Art spiegeln sich in den tiefen und klaren Seen, und das Ganze bietet eine durchaus eigenartige Romantik. Allerdings ist die Natur an den meisten Stellen auch sehr wild, und ein großer Theil der Flüsse sind ihrer Wasserfälle und der Stromschnellen wegen nicht schiffbar. Nördlicherseits ergießen sie sich überhaupt in das Eismeer, das bis jetzt dem russischen Reich nur mäßigen Nutzen gebracht hat. Das Innere des Landes besitzt außerdem große Waldungen, welche alljährlich große Massen von Holzproducten liefern. Was die colossalen Granitmassen Finnlands anbetrifft, so kann man deren Producte nicht allein in Rußland, sondern selbst im westlichen Europa öfters zu sehen bekommen. So entstammt z. B. die im Lustgarten zu Berlin aufgestellte colossale Vase, sowie die an der nordwestlichen Ecke des Königlichen Schlosses zu Berlin sich erhebende Säule den finnländischen Granitmassen.

Das Areal des Großfürstenthums Finnland beträgt 373 603 □ Kilometer, mit einer Gesammtbevölkerung von 2 060 782

Digitized by Google

Einwohnern (Zählung 1882). Der bei weitem größere Theil der Bevölkerung, und zwar 1 758 000, sind finnischer Abstammung oder kurzweg Finnen, und bilden meist die ländliche Einwohnerschaft; hierauf kommen die Schweden mit ungefähr 300 000 Seelen; dieselben gehören zu den intelligenteren Classen und bewohnen zumeist die Städte und das Küstenland. Russen gibt es im Ganzen nur etwas über 4000, und leben dieselben insgesammt in der Hauptstadt des Landes, in Helsingfors. Die Deutschen sind in Finnland in einer Anzahl von über 1700 Köpfe vertreten, zu denen sich noch 1000 Zigeuner gesellen. Die ursprüngliche Bevölkerung des Landes, die Lappen, sind nur noch in der geringen Anzahl von 960 Köpfen vorhanden. Sie halten sich meist in den nördlichsten Gegenden auf und sind im raschen Schwinden begriffen. Die Confession ist durchweg lutherisch; nur 2% der gesammten Bevölkerung gehört den verschiedenen, außer-lutherischen Confessionen an.

Obwohl das Großfürstenthum ziemlich reich ist an großen Städten, so beträgt dennoch die gesammte Einwohnerzahl dieser letzteren nicht mehr denn 8% der Gesammtbevölkerung, von welcher mithin 98% auf das sogenannte platte Land kommt. Ein äußerst seltenes Verhältniß! Es beweist dieses Verhältniß zur Genüge, wie sehr dort die landwirthschaftlichen Betriebe über alle anderen Gewerbe die Oberhand zu gewinnen wußten. Die Forstwirthschaft und die Fischerei gehören zu den beliebtesten Gewerben; Ackerbau und Viehzucht werden fleißig betrieben; jedoch deckt der Ertrag des ersteren keineswegs den eigenen Verbrauch, und das herrliche Land würde an Brodmangel leiden, wenn nicht Zufuhren aus Rußland zu Hilfe kämen. Der Bergbau, die Baumwollenspinnerei, Papierfabrication, Brennereien ꝛc. bilden nicht minder wichtige Erwerbsarten. Die Handelsbilanz hat ganz stattliche Zahlen aufzuweisen. Der Export betrug im Jahre 1882 rund 107 Millionen finn. Mark, wovon fast die Hälfte, über 50 Mill. finn. Mark, nach Rußland. Der Import dagegen betrug 155 Mill. Mark, wovon ungefähr 70 Mill. Mark aus Rußland. Sehr bemerkenswerth ist dabei der Handelsverkehr zwischen Finnland und Deutschland. Der deutsche Export nach Finnland betrug über 40 Mill. Mark, der deutsche Import aus Finnland dagegen nur etwas über 5 Mill. Mark. — Der Etat für 1882 balancirt in Einnahme und Ausgabe mit ca. 36 Mill. Mark. Die Staatsschuld beträgt 62 Mill. Mark und ist zum größten Theil für Eisenbahnbauten contrahirt.

Das System, nach welchem Finnland verwaltet wird, ist ein constitutionelles, aber ziemlich complicirtes. Wiewohl der Sitz der Verwaltung in Helsingfors aufgeschlagen ist, befindet sich die eigentliche Spitze derselben in Petersburg. Die Personalverhältnisse gestalten sich demnach, wie folgt. In Petersburg ist ein besonderes Amt creirt unter dem Namen „Staats-Secretariat des Großfürstenthums Finnland" und mit den Befugnissen eines Ministeriums. An der Spitze dieses Amts steht ein „Minister für Finnland", mit ständigem Sitz in Petersburg. Von diesem „Minister für Finnland" ressortirt ein „General-Gouverneur von Finnland" mit ständigem Sitz in Helsingfors. Das ganze Land zerfällt hierauf in acht Gouvernements, mit je einem Gouverneur an der Spitze. Die administrative Eintheilung ist demnach dieselbe, wie im übrigen Rußland, mit dem Unterschiede jedoch, daß, während alle übrigen General-Gouverneure des Reiches vom Minister des Innern ressortiren, der finnländische General-Gouverneur dem Minister für Finnland unterstellt ist. Letzteren Posten bekleidet gegenwärtig Baron von Brunn, während den Posten des General-Gouverneurs der General-Adjutant Graf Heyden inne hat. Der geschäftliche Verkehr zwischen dem Kaiser und dem in Helsingfors fungirenden General-Gouverneur geschieht stets durch Vermittelung des Ministers für Finnland.

Trotz dieser engen und directen Verbindung an Rußland hat Finnland seine selbstständige Verwaltung, welche auf Grund der finnländischen Staatsverfassung vor sich geht.

Diese finnländische Staatsverfassung, zu deren Aufrechterhaltung sich Rußland bei der Einverleibung Finnlands (1809) verpflichtet hat, entstand im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und leidet demnach gar zu sehr an Altersschwäche, welche denn auch im Jahre 1869 eine gründliche „Reparatur" nothwendig machte. Nach den „Ergänzungen vom Jahre 1869" ist die finnländische Verfassung zwar bedeutend modernisirt worden, bietet aber noch immmerhin viel sehr Eigenthümliches. Der Landtag, welchem die gesammte Gesetzgebung und das Besteuerungsrecht zukommt, und welcher, wie schon erwähnt, mindestens alle fünf Jahre vom Kaiser einberufen werden muß, besteht aus vier Häusern: demjenigen der Adeligen, der Geistlichen, der Bürger und der Bauern. Die Eröffnung des Landtags erfolgt durch den General-Gouverneur in dem kaiserlichen Schloß zu Helsingfors. Gleich nach der Eröffnung erfolgt die Ernennung der Präsidenten und der Vice-Präsidenten für alle vier Häuser. Der Präsident und der Vice-Präsident des Hauses der Adeligen heißen: Landmarschall und Vice-Landmarschall; die Präsidenten und Vice-Präsidenten der übrigen drei Häuser heißen: Thalmann und Vice-Thalmann. Alle diese Personen werden vom Kaiser ernannt, aber auf Vorschlag des General-Gouverneurs. Nachdem die Häuser in dieser Weise sich constituirt haben, oder richtiger gesagt, constituirt worden sind, wählt ein jedes Haus aus seiner Mitte eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern, welche alle zusammen eine „gemeinschaftliche Commission des Landtags" bilden. Dieser Commission oder Delegation liegt die Vorberathung aller dem Landtage zu unterbreitenden Arbeiten ob. Sie beräth außerdem über die Petitionen, welche an den Kaiser eingereicht werden sollen, wie auch über die Gutachten, welche der Landtag über die kaiserlichen Gesetzentwürfe und Vorschläge abgeben soll. Es ist eine vierzehntägige Frist festgesetzt, — vom Tage der Constituirung des Landtags an gerechnet, — während welcher die Einreichung der „Petitionen" an den Kaiser stattzufinden hat; Petitionen werden sie wohl nur aus Bescheidenheitsrücksichten genannt, da sonst die Bezeichnung „Anträge" dem Sinne derselben bei weitem mehr entsprechen würde. Die Beschlüsse der gemischten Commission über die Regierungsvorlagen werden alsdann behufs Berathung an die vier Häuser überwiesen. Die Commissions-Beschlüsse müssen dann mindestens von drei Häusern angenommen werden (d. h. mindestens drei Häuser müssen für die Vorlage stimmen), was gewissermaßen dem Institut der Dreiviertel-Majorität gleichkommen soll. Bei vielen Vorlagen aber ist es nothwendig, daß sämmtliche Häuser dieselben annehmen. Hierauf werden die Beschlüsse dem Kaiser zur „Berücksichtigung" überwiesen.

Dies ist der constitutionelle geschäftsmäßige Gang der Verwaltung Finnlands, und es ist kein Zweifel daran, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Landes vom Landtage geregelt werden. Auch dem gegenwärtig einberufenen finnländischen Landtag stehen ganz bedeutende Aufgaben vor, welche mit Recht in Rußland selbst, wie auch im Ausland großes Interesse hervorrufen. Jedoch bevor ich diese Aufgaben des Nähern beleuchte, möchte ich noch der bestehenden militärischen Verhältnisse Finnlands mit einigen Worten Erwähnung thun.

Mehr als auf irgend einem anderen Gebiet sind eben in Angelegenheit des Heerwesens Finnlands in den letzten Jahren umfassende Reorganisationen vor sich gegangen. Verfassungsmäßig besitzt Finnland sein eigenes Heer, das zu stellen es verpflichtet ist. Dieses Heer besteht aus dem „Finnländischen Leibgarde-Schützenbataillon", welches zum Gardecorps gehört, ferner aus acht Bataillonen finnländischer Schützen und aus den zur baltischen Flotte gehörigen Garde-Mannschaften. Das Commando der finnländischen Truppen befindet sich in Helsingfors. Officierstellen dürfen bei diesen Truppen nur von Finnländern bekleidet werden, außerdem müssen die Truppen in Friedenszeiten in Finnland stehen. Die Gesammtstärke dieses eigenen Heeres beträgt nicht ganz 5000 Mann. Außer diesen einheimischen oder nationalen Truppen stehen auch in Finnland noch russische Truppen, und zwar: die 23. Infanterie-Division, zwei Reservecadre-Infanterie-Divisionen, welche bei der Mobilmachung in 8 Reserve-Bataillone ergänzt werden können, und die 23. Feldartillerie-Brigade. Die Hauptfestung des Landes ist Sweaborg, um deren Ausbau und Ausrüstung sich die gegenwärtige russische oberste Militärbehörde sehr verdient gemacht hat.

Was nun speciell die Arbeiten des zu Helsingfors versammelten Landtags anbetrifft, so bestehen dieselben haupt-

Digitized by Google

sächlich in der Berathung folgender, von der Regierung eingebrachten Vorlagen: Einige wichtige Verfassungs-Abänderungen im Sinne einer größeren Ausdehnung der Rechte des Landtages bei Initiativ-Anträgen in der Gesetzgebung; einige Vorlagen betreffend den Bau neuer finnländischer Eisenbahnlinien; Entwurf über Einführung von Postsparkassen; Abänderungen in den Bestimmungen über Maß- und Gewichtsangaben; eine neue Strafproceßordnung für das finnländische Heer und eine Reihe kleinerer Vorlagen betreffend die Ueberweisung außerordentlicher Geldmittel für die Unterhaltung des finnländischen Heeres und der Volksschulen, sowie zur Deckung des Landtags-Etats. Hierzu treten noch die Vorlagen über Einführung einer Einkommensteuer, sowie Erhebung einer besonderen Steuer von Spielkarten, vom Tabak, von geistigen Getränken. Außerdem einige Abänderungen der Stempelgebühren. Die Festsetzung aller dieser Abgaben findet auf die Dauer von drei Jahren statt; mit anderen Worten, wir haben es hier mit einer dreijährigen Budgetperiode zu thun.

Die Reihe der soeben aufgezählten Arbeiten, mit welchem sich der gegenwärtige finnländische Landtag zu beschäftigen hatte, beweist zur Genüge, daß Finnland die Bahnen eines modernen constitutionellen Staates wandelt, genau als hätten wir einen westeuropäischen Staat vor uns. Allein dieses Programm, welches für die gegenwärtige Session des finnländischen Landtags entworfen war, bürgt für die gedeihliche Entwickelung dieses „glücklichen Stückchens" des russischen Reiches. Die Gefühle, welche die hier geschilderten „finnländischen Verhältnisse" im übrigen Rußland hervorrufen, sind sehr getheilt. Die Einen suchen zu beweisen, daß diese Verhältnisse in Finnland nicht zu Recht bestehen, daß eine derartige Sonderstellung Finnlands nicht gut zu heißen und sogar historisch, nicht nur staatsrechtlich, keineswegs begründet seien. Dieselben Leute hören nicht auf, fortwährend auf die Nothwendigkeit einer Russificirung Finnlands zu weisen. So die eine Ansicht. Die Anderen dagegen suchen die „finnländischen Verhältnisse" in Schutz zu nehmen und weisen ihrerseits darauf hin, daß die dortigen geordneten Zustände und die gesunde Entwickelung des kleinen Landes dem großen Rußland als Muster dienen möge. Die politische Stellung des Großfürstenthums hat unter dieser, so schroff getheilten Ansicht nicht zu leiden, denn man muß es der russischen Regierung nachrühmen, daß sie hinsichtlich Finnlands unentwegt diejenigen Bahnen wandelt, welche dem Gedeihen des Landes am besten entsprechen. Es läßt sich sogar seitens der gegenwärtigen russischen Regierung ein bestimmtes Wohlwollen gegen Finnland nicht in Abrede stellen, und in der obenerwähnten Regierungsvorlage über die Erweiterung der Initiative des finnländischen Landtags in legislativen Angelegenheiten darf man sogar ein gewisses Zugeständniß erblicken, welches der Kaiser den finnländischen Ständen macht. Das einzige Recht, welches selbst nach dieser neuesten Regierungsvorlage den finnländischen Ständen nicht eingeräumt wird, ist das Recht auf Einbringung von Gesetzen über die Organisation der Vertheidigungskräfte des Landes und über die Presse. Bedenkt man aber, daß selbst in den westeuropäischen constitutionellen Staaten die Regierungen es der Volksvertretung versagen müssen, in Armeeangelegenheiten nach Gutdünken zu schalten und zu walten und die Landesvertheidigung als ein Internum der höchsten Regierungsgewalt und des Staatsoberhauptes betrachten, — so wird man diese kleine Einschränkung der Gerechtsamen des finnländischen Landtags nicht allzu unbillig finden.

Der Kampf zwischen den verschiedenen Klassen oder Ständen ist zwar in Finnland minder stark, als anders wo, treibt aber auch dort seine Blüthen. Die naturgemäße Folge hiervon sind mitunter heftige Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Häusern des Landtags. So z. B. wurde in der vorigen Session (1882) vom Professor Rein in den Landtag der Antrag eingebracht, nach welchem die finnländische Regierung dem Landtag verantwortlich gemacht werden sollte. Im Oberhaus (Adelskammer) wurde denn auch dieser Antrag angenommen, aber die unteren Kammern zeigten sich diesem, aus der Mitte des Adels kommenden Antrag durchaus abgeneigt. In dem gegenwärtigen Landtag ist derselbe Antrag wiederum vom Baron Born aufgenommen worden, ob er aber diesmal mehr Glück haben wird, ist sehr fraglich. Es mag dies ungefähr die innerhalb der finnländischen Kreise stattfindenden Kämpfe illustriren.

Ist auch bereits zur Genüge dargethan, daß die Existenz des finnländischen Sonderstaates, in seinem gegenwärtigen Zustande, innerhalb des russischen Staatsverbandes, keineswegs „unnatürlich" ist, so läßt es sich doch andererseits nicht leugnen, daß allerdings ein wunder Punkt vorhanden ist, welcher sehr geeignet ist, das Verhältniß zwischen Finnland und dem übrigen russischen Reich zu trüben. Dieser Punkt ist es denn auch, welcher viele russische Kreise veranlaßt, wie schon oben angedeutet, ein gewisses Vorurtheil gegen das Großfürstenthum zu empfinden und es mit scheelem Auge zu betrachten. Es ist dies die Existenz einer förmlichen Landesgrenze zwischen Rußland und Finnland, was wiederum durch den Umstand bedingt wird, daß Finnland seinen eigenen Zolltarif hat. Es genügt, eine kleine halbe Stunde von Petersburg (mit der Finnländischen Bahn) zu reisen, und man befindet sich an der Landesgrenze; Alles muß verzollt, der Paß vorgezeigt werden und man betritt das „Ausland". Daß ein derartiger Zustand den russischen Reisenden äußerst peinlich berühren muß, ist selbstverständlich, und man hört hierüber in Rußland sehr oft Klage führen. Es ist dieser Umstand um so mehr zu bedauern, da die Existenz eines besondern finnländischen Zolltarifs keiner von den beiden Seiten, — weder Rußland, noch Finnland, — irgend welchen Vortheil bringt; im Gegentheil, die russisch-finnländischen Handelsbeziehungen, sowie überhaupt der ganze Verkehr, leidet darunter ungemein. Man hat dies aber bereits auf beiden Seiten eingesehen, und in Petersburg tagt augenblicklich in dieser Angelegenheit eine gemischte Commission, welche aus drei finnländischen Delegirten und eben so vielen Vertretern der russischen Regierung zusammengesetzt ist. Vorläufig ist diese Commission mit den statistischen Vorarbeiten beschäftigt.

Der Intelligenz des Landes entspricht auch die Fürsorge für den Unterricht und das Bildungswesen. Finnland besitzt eine Universität (in Helsingfors), siebzehn „Lyceen", worunter neun mit schwedischer und acht mit finnischer Unterrichtssprache, mehrere Realschulen, zwei höhere landwirthschaftliche Institute und eine Reihe niederer landwirthschaftlicher Schulen, ein Polytechnicum, ein Forstinstitut, ein Cadettencorps, zahlreiche Handelsschulen, verschiedene specielle technische Schulen, Seminarien und circa 600 Volksschulen. Der technische Unterricht hat den Löwenantheil an dem ganzen Unterrichtswesen, was mit der oben geschilderten Beschaffenheit und der Erwerbsthätigkeit des Landes zusammenhängt. An der Helsingforser Universität dürfen auch Frauen studiren und genießen sie, gleich den Studenten, das Recht der Matrikel, sowie überhaupt völlige Gleichberechtigung mit den Studenten. Es bezieht sich dies aber nur auf die medicinische Facultät. Indessen nach Beendigung des Lehrcursus erhalten die Frauen weder den Doctortitel, noch dürfen sie ein staatliches Amt bekleiden, und es bleibt ihnen nur anheimgestellt, Privatpraxis zu treiben. Uebrigens scheinen die finnländischen Frauen auf das medicinische Studium gar nicht so erpicht zu sein, denn sie lassen jenes Recht, welches von den russischen Frauen mit großem Eifer vergeblich angestrebt wird, fast unbenützt. Bisher hat an der Helsingforser Universität nur eine einzige Dame das medicinische Studium beendet, und seit der Zeit war überhaupt kein weibliches Wesen mehr an der medicinischen Facultät zu sehen. Für die Bildung der Frauen im Allgemeinen sorgen sieben Mädchengymnasien und eine Anzahl anderer Unterrichtsanstalten.

Im Großen und Ganzen lebt die Bevölkerung Finnlands sehr glücklich. Das Rechtsgefühl, die unwandelbare Treue, gewissenhafte Pflichterfüllung, Arbeitslust und Fleiß, sowie viele andere bürgerliche Tugenden sind bei der finnländischen Bevölkerung in sehr bedeutendem Maße ausgeprägt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Richard Lepsius.

Von Gustav Karpeles.

„Lepsius était un des derniers survivants de notre âge héroique, et il avait été pendant longtemps notre maitre à tous. Il ne demande qu'un chose pour mon compte: c'est que plus tard au moment où l'on on sera venu à dire pour moi ce que je dis pour lui, on puisse affirmer que j'ai fait pour la science la moitié de ce qu'il a fait pour elle.“ So lautet der Nachruf, den G. Maspero, der große französische Egyptolog, unserm Lepsius gewidmet hat. Bescheiden und pietätvoll sind die Worte, aber auch wahr und treffend. Das ganze Buch, das sein berühmtester Schüler, Georg Ebers, dem Altmeister der Egyptologie geweiht hat, ist ein sprechender Beleg dafür.*) Und ein interessanter zugleich, wie wir von vornherein bemerken wollen.

Kann aber in der That für „Jedermann aus dem Volke“ das Lebensbild eines Gelehrten interessant sein, der mit dem Leben seiner Zeit fast gar nichts Gemeinsames hat, der — die wissenschaftlichen Bedingungen abgerechnet — ebenso gut im Mittelalter und in Salamanca hätte leben können, als im neunzehnten Jahrhundert zu Berlin? Nun denn, Professor Ebers hat diese Frage glänzend beantwortet. Seine Biographie ist ein mustergültiges Lebensbild; er hat es verstanden, einen Gelehrten und eine Wissenschaft, die dem Laien so fern liegen wie der Nil der Spree, anziehend und interessant zu machen. Er hat es aber auch verstanden, mit künstlerischer Meisterhand ein Lebensbild zu zeichnen, an dem alle Diejenigen, die den Helden gekannt, auch nicht einen charakteristischen Zug vermissen werden. Es ist ihm ferner gelungen, für Priester und Laien seiner Wissenschaft gleich interessant zu schreiben. Und was das Schwerste sein mag: der treue Schüler hat ein wahres Bild des innig verehrten Lehrers entworfen, von wohlthuender Objectivität und ohne die geringste Uebertreibung. Auch wem der Stoff mehr oder minder gleichgültig, muß die Form gefallen, in der Ebers aus diesem spröden Stoff ein so schönes Kunstwerk zu schaffen verstanden hat. Man kann sagen, daß Lepsius erst jetzt durch dieses Buch seines Schülers wirklich populär werden wird. Bei Lebzeiten ist er es nicht gewesen, konnte er es wohl auch nicht werden, da er nur seiner Wissenschaft und seiner Familie lebte. Daß er nun nach seinem Tode eine förmliche literarische Auferstehung feiert, ist wohl der letzte Glücksfall dieses Lebens, über das Fortuna das Füllhorn ihrer Gaben in reicher Fülle ausgegossen hat.

Richard Carl Lepsius wurde am 23. December 1810 zu Naumburg an der Saale, dem freundlichen rebenbekränzten Sachsenstädtchen, das uns durch das bekannte Hussitenlied und das fröhliche Kirschenfest vertraut ist, geboren. Unter günstigen Auspicien trat er in das Leben ein, brachte er die Jugendjahre hin. Sein Vater war ein wackerer und angesehener Mann, ein tüchtiger Gelehrter, der neben seinem praktischen Beruf als sächsischer Finanzprocurator und später als preußischer Landrath, hauptsächlich sich der Erforschung der merkwürdigen Baudenkmäler der alten Stadt widmete und auf diesem Gebiete tüchtige wissenschaftliche Leistungen hinterlassen hat. Es ist keine Frage, daß Lepsius seinen Geist erbte, wie denn überhaupt — nach einer sehr zutreffenden Bemerkung von Ebers — da, wo Kraft und Schärfe des Geistes einen Mann groß machen, die väterliche Natur den Ausschlag zu geben pflegt, während bei den Charakteren, die durch bedeutende Eigenschaften des Gemüths oder der Einbildungskraft hohe Ziele erreicht haben, gewöhnlich der mütterliche Einfluß maßgebend gewesen ist. Des Lebens ernste Führung empfing also Lepsius als ein väterliches Erbgut schon in früher Jugend. Die Erziehung, die ihm in dem nahen Schulpforta zu Theil wurde, that das Ihrige, um den sittlichen Ernst, die wissenschaftlichen Kenntnisse des Knaben zu stärken und zu fördern. Als ein Zwölfjähriger kam er in die berühmte Erziehungsanstalt, als ein Siebzehnjähriger verließ er sie mit glänzenden Zeugnissen. Mit einem „durch fröhliche Knabenspiele auf dem Turnplatze, der Schlittschuhbahn und in der Schwimmschule gekräftigten Körper, mit einem für jedes Studium wohl vorbereiteten Geiste und der sicheren Herrschaft über die alten classischen Sprachen“ verließ der junge Lepsius die Pforta, die sicher den Grund gelegt hat zu der harmonischen Ausbildung seiner Geistesgaben, und bezog die Universität Leipzig.

Aus den Briefen, welche ihm der Sohn während der ganzen Universitätszeit regelmäßig geschrieben und die Vater Lepsius, als ein richtiger, ordnungsliebender Beamter, sämmtlich aufbewahrt hat, geht deutlich hervor, wie ernst dieser sein Studium von Anfang an genommen und wie eifrig er es ferner betrieben hat. Sogar die Rechnungen über alle Ausgaben lagen noch bei den Briefen; sie zeigen uns, wie wohlfeil es sich vor fünfzig Jahren in „Klein Paris“ leben ließ, wo ein guter Mittagstisch mit Suppe, Braten und Salat oder Compot 3 Groschen, der Morgenkaffee 1 Groschen, ein Zimmer im Gasthof für eine Nacht 3 Groschen, ein halbes Pfund Butter 2 Groschen und 3 Pfennige kostete.

Natürlich studirte Lepsius Philologie. Aber er war sich noch nicht klar, welche Richtung er eigentlich einschlagen wolle. Auch als er nach einigen Semestern Leipzig verließ und sich nach Göttingen wandte, hatte er noch keinen festen Studienplan. Dennoch hat er an der Georgia Augusta unter Lehrern wie Otfried Müller, G. L. Dissen, Jacob Grimm den Grund für seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit gelegt. Eine Harzreise, die er von dort aus nach alter Studentensitte in den Ferien unternahm, führte ihn natürlich auch nach Braunschweig, wo er Zeuge der großen Revolution — 1830 — wurde, die die guten Braunschweiger gegen den tollen Herzog Carl unternommen hatten. Die Mittheilungen, die Lepsius in seinen Briefen an die Eltern darüber macht, sind von großem Interesse. Es heißt da unter Anderm: „Glücklicherweise (auch ein Zeichen, daß der Schloßbrand nicht von dem Pöbel ausging, was auch hier allgemein bekannt) wurde vor Allem ein Schrank mit geheimen Papieren und Büchern aus dem Feuer gerettet, unter denen sich besonders das schwarze und das blaue Buch auszeichnen. In dem einen sind sämmtliche Beamten aufgezeichnet und daneben eigenhändige Bemerkungen des Herzogs, als „Hund“, „Ochs“, „ist zu Tode zu ärgern“, „man soll den einladen, drei Stunden im Vorzimmer stehen lassen und ihm dann sagen, daß es ein Irrthum sei“, „ist so lange zum Duell zu reizen, bis er fordert und dann abzusetzen“ u. s. w. Neben allen Polizeibeamten standen drei Kreuze, neben Gravenhorst (dem damaligen Polizeidirector) und seinem Schwager Langerfeld vier, auch ist schon Gravenhorst's Nachfolger bestimmt gewesen. In dem andern Buch war das Register der geheimen Polizei und ein eigenhändiger Aufsatz „über die beste Art zu tyranniſiren“, worin die scheußlichsten Dinge vorkommen, die man nicht glauben würde, wenn nicht die meisten Maximen schon ausgeführt worden wären an Einzelnen.“

Nach derartigen Mittheilungen wird es erst begreiflich, wie sich die Milch der Braunschweiger frommen Denkungsart so plötzlich in gährend Drachenblut verwandeln konnte. Aber Lepsius berichtet auch von angenehmen Dingen. Er erzählt von dem festlichen Empfang des neuen Herzogs (des jüngst verstorbenen), von den Volksliedern, die Braunschweiger Barden auf den vertriebenen und neuangekommenen Herrscher dichteten, von seinen Reiseabenteuern u. dgl. m.

Im vierten Semester hörte er bei Heinrich Ewald zum ersten Male Sanskrit. Und das Studium dieser Sprache beschäftigte ihn fortan mehr als alle anderen philologischen Arbeiten. Er wollte „die alterthümliche Menschheit kennen lernen, und zwar nicht nur in ihrem Sein, sondern auch in ihrer Entwickelung“. Es galt ihm: den Ursprung und die Verwandtschaft der alten Sprachstämme zu einander, das Wachsen und die Blüthe der Kunst und des Geisteslebens der alten Culturwelt zu erforschen. Damit aber hatte er den ersten Schritt nach jener Richtung hin gethan, der später sein ganzes wissenschaftliches Leben gewidmet sein sollte. Aber erst in Berlin und unter dem Einfluß von Bopp, Boekh und Lachmann widmete er sich ausschließlich der vergleichenden Sprach-

*) Richard Lepsius. Ein Lebensbild von Georg Ebers. Leipzig. W. Engelmann. 1885.

Digitized by Google

forschung. Franz Bopp war ja recht eigentlich der Vater dieser jungen Wissenschaft, welche vor ihm ein ziemlich „ungezähmtes Dasein" geführt hatte. Er lehrte zuerst, dem gemeinsamen Ursprung verwandter Idiome durch Beobachtung ihres grammatischen Baues auf den Grund zu gehen. Es ist sicher, daß Lepsius durch ihn auf jene linguistische Methode gekommen ist, in der er es später selbst zur Meisterschaft gebracht, von der er jedoch damals auch noch nicht eine Ahnung gehabt hat. Seine Doctordissertation war rein philologischem Gebiet entnommen. Sie behandelte die sieben eugubinischen Tafeln, das einzige und sehr bedeutende Denkmal der umbrischen Sprache, die merkwürdige Aufschlüsse über den Götterdienst und die Opfergebräuche der heidnischen Umbrier gegeben haben. Der Entzifferung dieser Inschriften widmete sich Lepsius mit Eifer und Erfolg. Seine Arbeit trug die erste Censur davon und erregte die Aufmerksamkeit aller philologischen Kreise. Als der junge Doctor 1833 von der Universität abging, war er ein tüchtiger classischer Philolog und Archäolog, ein gediegener Sanskritist, aber mit den semitischen Sprachen hatte er sich noch wenig, mit den hamitischen — also mit den altegyptischen, koptischen u. a. — noch gar nicht beschäftigt. Und doch liegen auf diesem Gebiete gerade seine großen Erfolge und wissenschaftlichen Thaten!

Auf die Lehrjahre folgen die Wanderjahre, dreizehn an der Zahl, inhalts- und arbeits- aber auch erfolgreich, in denen der junge Gelehrte seinen Lebensberuf fand und ausbildete. Sie führen ihn zunächst nach Paris, und der Aufenthalt im „Mittelpunkt des geistigen Lebens der Welt" wird von bestimmendem Einfluß auf die Richtung, die Lepsius einschlägt. Freilich, der erste Entzifferer der alten Hieroglyphen, der geniale Champollion, war schon über ein Jahr todt, als Lepsius nach Paris kam. Aber dieser erfreut sich auch an den Vorlesungen seines Nachfolgers, Letronne, und an dem Umgang mit den gelehrtesten Philologen von Paris. Nicht minder an den künstlerischen Genüssen, die das damalige Pariser Leben zu bieten hatte. Lepsius war nie ein Weltverächter. Wie sein Streben stets und vor Allem auf harmonische Ausbildung ging, so verschmähte er auch nicht die Freuden und Genüsse des geselligen Lebens, die Musik, die Poesie, das Theater, die Gesellschaft. Er componirt selbstgedichtete Lieder, erlernt das Kupferstechen und die Lithographie — was ihm später noch sehr zu Gute kommt — besucht häufig die Theater und den Cirque olympique und ist ein gerngesehener Gast in Gesellschaften und Salons. Daneben aber liegt er mit dem Eifer, der Klarheit und Besonnenheit, die ihn stets auszeichnen, den philologischen Studien ob, als deren reife Frucht seine Abhandlung: „die Paläographie als Mittel der Sprachforschung" erscheint, für welche er, der Dreiundzwanzigjährige, den großen Volney'schen Preis erhält.

Mitten in diese Arbeiten, die selbst die Julirevolution nicht aufhält, fällt die Aufforderung zweier edler Gönner, die Lepsius die Bahn gebahnt, nach Rom zu kommen, um dort verschiedene etruskische Inschriften zu entziffern und dann sich der Egyptologie zu widmen. Bunsen und Gerhardt weisen ihm diesen Pfad. Aber er entschließt sich nicht sofort, ihn zu betreten. Er will erst das Erscheinen der egyptischen Grammatik von Champollion abwarten, um sich über den wirklichen Stand und die Aussichten dieser jungen Wissenschaft zu unterrichten, von der eben derselbe Champollion einmal gesagt hatte, daß sie ein schönes Mädchen ohne Mitgift sei. Und dabei kannte Lepsius eigentlich damals die wundervollen Reize seiner Braut noch nicht. Offen gestanden: es schien ihm mehr um die Mitgift zu gehen, denn er entschließt sich erst für das Studium der Schrift und Sprache der alten Egypter, da ihm die frohe Aussicht auf ein „äußerlich gesichertes Leben" winkt. Dann aber wirbt er allerdings mit heißer Liebesmüh' um die schöne Braut. „Nicht als ob ich früher schon einmal auf den Gedanken gekommen wäre, mich an der Entzifferung der Hieroglyphen zu versuchen" — so schreibt Lepsius an Bunsen nach Rom am 12. December 1833 — „vielmehr hatte mich bisher auf dem weiteren Felde der Wissenschaft, der ich in jedem Falle mich zu widmen entschlossen hatte, hauptsächlich Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft im Allgemeinen angezogen. . . . Da wurde ich durch Zufall in der letzten Zeit auf einen Gegenstand geführt, der mich, je weiter ich ihn verfolgte, um so mehr anzog, und mich endlich veranlaßte, die Resultate in einer kleinen Schrift zusammenzustellen, die ich jetzt im Begriff bin, in Berlin publiciren zu lassen. Sie betrifft zunächst paläographische Untersuchungen über die Sanskritschrift; doch wurde ich bald von den Specialitäten dieser in vielen Punkten wunderbar naturgemäßen Schrift auf allgemeinere paläographische Gesetze geführt, und ich fand mich endlich durch den Gegenstand selbst aufgefordert, meine Ansichten auszusprechen über den organischen und innerlich nothwendigen Zusammenhang von Schrift und Sprache in allgemeinster Beziehung, und welchen Werth eine wissenschaftliche Paläographie für Erforschung der Sprache habe, ja ich konnte mich nicht enthalten, am Schlusse auf Egypten selbst hinzuweisen, wo sich für diese neue Wissenschaft ein so glänzendes und reiches Feld zu eröffnen schien, wie in Europa und selbst in Asien nimmermehr. . . ."

So, auf diesem Wege gelangte Lepsius nach dem Wunderlande der Pharaonen, dessen seltsame Hieroglyphenschrift anderthalb Jahrtausende verloren gegangen war, bis Napoleon Bonaparte jenen abenteuerlichen Feldzug nach Egypten unternahm, welchem die Wissenschaft so große Geistesthaten zu danken hat. Französische Ingenieure gruben die berühmte Tafel von Rosette 1799 aus; der Engländer Young und der Franzose Champollion entzifferten auf ihr die ersten Hieroglyphengruppen und gewährten so einen tiefern Einblick in das Altegyptische. Und in diesen Kreis trat nun als der erste Deutsche Richard Lepsius ein. So Vieles auch schon geleistet, das Meiste war für diese junge Wissenschaft noch zu thun übrig. Kaum wußte man ja noch, wie die Zeichen jener Hieroglyphenschrift zu deuten oder zu lesen seien, kaum kannte man ja noch die Sprache, die jenen Inschriften zu Grunde lag, die man entdeckt und zum Theil schon übersetzt hatte! Am wenigsten aber wußte man von dem Demotischen, der sog. Volksschrift und Sprache der Egypter, die das Mittelglied zwischen dem Altegyptischen und Koptischen bildete. Dieses Koptisch, welches die jüngste Sprachstufe in der Entwickelung des Egyptischen darstellt, war schon eher behandelt und untersucht worden. Aber auch hier fehlten noch genügende wissenschaftliche Nachweise. Noch hatte diese Sprache nicht ihre linguistische Stellung inne, noch kannte man ihre Provenienz und ihr Verhältniß zu den andern Sprachen nicht, als Lepsius an die alten Denkmäler des Nillandes herantrat, um seine philologischen Kenntnisse, seinen ungewöhnlichen Scharfsinn und seine glückliche Combinationsgabe an ihnen zu erproben.

Es würde natürlich zu weit führen, wollten wir nun Lepsius oder vielmehr seinem Biographen auf dem beschwerlichen Wege folgen, den sie Beide jetzt einzuschlagen haben, der Eine, um Egyptologie zu studiren, der Andere, um diese Studien seinen voraussetzungslosen Lesern zu schildern. Es gereicht Ebers zur besonderen Ehre, daß er es wie kein Anderer verstanden hat, dieser „gebildeten Welt" die Verdienste seines Helden und die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen klar zu machen. Die ersten Resultate dieser Arbeit waren zwei Schriften über Alphabet und Zahlwort im Koptischen, die Lepsius der Berliner Akademie der Wissenschaften vorlegte und in denen er „den unleugbaren Zusammenhang des semitischen mit dem egyptisch-demotischen Alphabet" nachzuweisen suchte. Darauf bewilligte ihm die Akademie ein Stipendium von 500 Thalern behufs seiner Ausbildung in der weiteren Egyptologie, das Lepsius den ersehnten Weg nach Italien bahnte.

Dort übernahm er die Arbeiten des archäologischen Instituts und widmete sich besonders eifrig dem Altegyptischen und der Hieroglyphik. Zu Bunsen, seinem edlen Gönner, trat er in immer freundschaftlichere Beziehungen — und so hoch schätzte der ältere Freund bereits damals die Kraft des jungen Gelehrten, daß er ihn zur Mitarbeit an seinem großen Werk „Egyptens Stellung in der Weltgeschichte" aufforderte. Unter Bunsen's Leitung wandte sich Lepsius nun mit wahrem Feuereifer dem Studium der Geschichte und Chronologie sowie der Götterlehre der alten Egypter zu. Auf allen drei Gebieten leistete er bald Epochemachendes, Schöpfungen von dauerndem Werth. „Aus vagen und zügellosen Phantasien über egyptische Geschichte und Mythologie hat er eine egyptische Geschichte

Digitized by Google

und Götterlehre geschaffen. Sein „Königsbuch" enthält sämmtliche Pharaonen-Namen, welche sich auf Monumenten und Papyrus erhalten haben und ist ein Hülfsbuch, dessen Niemand entrathen kann, der sich mit dem Studium der egyptischen Geschichte beschäftigt. Dem „Königsbuch" folgte das berühmte „Todtenbuch", später bahnbrechende Arbeiten über die Kunst der alten Egypter. Im Jahre 1838 verließ Lepsius Rom und folgte seinem Gönner Bunsen nach London. Von dort aus unternahm er die ersten Schritte, um eine Reise nach Egypten, die ihm das Nächste und Nothwendigste schien, zu ermöglichen.

Den Bemühungen Bunsen's und Alexander v. Humboldt's gelang es schließlich auch, die Berliner Akademie und durch diese den König Friedrich Wilhelm IV. für das Project einer egyptischen Expedition, unter Lepsiu's Führung, zu gewinnen. Am 1. September 1842 zog Lepsius, reich mit Regierungsbriefen und Mitteln ausgestattet, nach Egypten — und im Januar 1846 kehrte er nach der Heimath wieder. In diesen drei Jahren hatte er wahrhaft Großartiges geleistet und seinen Namen zur „Weltberühmtheit" erhoben. Es verlohnt sich der Mühe, in den Briefen, die Lepsius nachträglich selbst über seine Reise veröffentlicht, dem kühnen Forscher auf seinen Zügen und Wanderungen von Station zu Station, durch Egypten, Aethiopien und die Halbinsel des Sinai zu folgen. Vielleicht das bedeutendste Resultat dieser ertragreichen Expedition war die Kenntniß des nubischen Idioms, die Lepsius mit nach Hause brachte und später so vervollkommnete, daß er die erste „nubische Grammatik" herausgeben konnte.

Ein geradezu begeisterter Empfang wurde der Expedition und ihrem Führer zu Theil, als sie nach Berlin zurückkehrten. Lepsius wurde zum ordentlichen Professor der Egyptologie ernannt und vom König mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Die Lehrjahre waren zu Ende und die Meisterjahre nahmen nun ihren Anfang. Lepsius gründete seinen eigenen Heerd und führte die liebenswürdige Tochter des bekannten rheinischen Componisten Bernhard Klein als Gattin in sein Haus. Dann widmete er sich mit allem Eifer den großen und vielseitigen Arbeiten, die die wissenschaftlichen Resultate der Expedition verwerthen sollten. Er unternahm mit Hülfe der Regierung die Herausgabe eines großen Denkmälerwerks, das bis zum Jahre 1856 in zwölf gewaltig großen Bänden und nahezu 900 Tafeln vorlag und von dem ein französischer Egyptolog einmal scherzweise zu Ebers sagte: „Man braucht, um Ihres Lepsius „Monuments" zu benutzen, einen Corporal und vier Soldaten." Dazwischen edirte er große und gelehrte Werke über die Chronologie der Egypter, leitete er als Mitdirector die egyptische Abtheilung des Berliner Museums und lehrte er seine Wissenschaft vor einem aufmerksamen Zuhörerkreise. In diesem Kreise befand sich auch unser Georg Ebers — und was er von Lepsius als akademischem Lehrer berichtet, ist so charakteristisch auch für den Menschen, daß wir es hier nothwendig reproduciren müssen, um dieses Bild wenigstens einigermaßen abzurunden: „Als junger, eifriger Student mußte ich krankheitshalber während eines ganzen Wintersemesters das Haus hüten und Lepsius hatte damals die große und seltene Güte, für die ich ihm über das Grab hinaus dankbar geblieben bin, mich allwöchentlich an einem bestimmten Tage zu besuchen und mit mir den Stoff des Collegs, dem mein Leiden mich fernhielt, aufs gründlichste durchzugehen. Diese Privatissima, oder besser diese Stunden der durch den Meister geleiteten Arbeit des Lehrlings, für welche es natürlich kein äußeres Aequivalent geben konnte, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen und ein größeres Geschenk als sie hab' ich nie wieder empfangen." Die von Ebers selbst später in Leipzig herangebildeten Jünger der Egyptologie pflegte Lepsius seine Enkelschüler zu nennen.

Anfangs 1866 trat Lepsius seine zweite egyptische Reise an. Auch diesmal entdeckte er wieder bedeutende Inschriften und Alterthümer einer versunkenen Königspracht. Auch diesmal war seine Reise von großen, wissenschaftlichen Erfolgen gekrönt. Diese Erfolge blieben ihm auch sein Leben lang treu. Mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, gestalteten sich seine Meisterjahre zu einem glücklichen Lebensabend. In dem schönen, nach eigenen Angaben erbauten Hause auf der Bendlerstraße, später auf der Kleiststraße, an der Seite eines treuen, verständnißvollen Weibes, umgeben von einer liebevollen Kinderschaar, von Freunden, die zu den Zierden der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens gehörten, von seinem König geehrt und von den Mitbürgern als weltberühmter Gelehrter gefeiert, so lebte Lepsius in glücklicher Ruhe seiner Wissenschaft, der er noch große und unvergängliche Schöpfungen spendete, bis ihn vor zwei Jahren — es war am 10. Juli 1883 — plötzlich der Tod ereilte.

Was die Biographie von seiner Persönlichkeit und von seinem bis auf die letzten Jahre glücklichen Familienleben erzählt, ist nicht minder interessant und charakteristisch wie die von uns in flüchtigen Umrissen geschilderte Geschichte seines geistigen Ringens und seiner wissenschaftlichen Entwickelung. Wir müssen uns jedoch begnügen, den Leser auf diesen Theil der Biographie als den psychologisch feinsten und besten selbst hinzuweisen.

Ein streng wahrhafter, harmonisch ausgebildeter, echt deutscher Mann, der edle Typus des deutschen Gelehrten, wie er auch in der äußern, überaus charakteristischen Erscheinung hervortrat, so erscheint Lepsius nach der Lectüre des interessanten und werthvollen Buches von Ebers. Und nicht anders ist er wohl auch Allen erschienen, die mit ihm als Lehrer, als Gelehrter, als Oberbibliothekar — in einer sehr einflußreichen und schwierigen Stellung — wie als Mensch unter Menschen zu thun gehabt haben mögen. „Mit Lepsius" — so schließt Ebers sein vortreffliches Buch — „ist ein ganzer Mann, ein edler, vornehmer und — sehen wir von seinen letzten Lebensjahren ab — glücklicher Mensch, ist einer der größesten, ernstesten und an Erfolgen reichsten Gelehrten seiner Zeit, dessen Namen und Werke die Jahrhunderte überdauern werden, zu Grabe gegangen."

Karl Stieler und sein Nachlaß.*)

Von A. Spier.

Vor uns liegen zwei in diesen Tagen neu erschienene Bücher Karl Stieler's. Das eine trägt den Titel: Ein Winter-Idyll und enthält in harmonischer lyrischer Form das unfreiwillige Testament des zu früh Verstorbenen. Der ganze Inhalt des tiefpoetischen Werkes führt uns in die geheimste Schatzkammer des Dichtergemüths. Es war im vergangenen Spätherbst, kurze fünf Monate vor Stieler's jähem Tod. Wir saßen über Mitternacht hinaus in anregendem Gespräch beisammen. Es herrschte die wonnevolle Stimmung, in der ein gnädiger Geist echtes Verständniß von Herz zu Herzen trägt. Gedanken und Gefühle fanden Worte, und die ganze Eigenart Stieler's sprach sich aus. Er zog ein Päckchen schmaler Blätter aus der Brieftasche und las uns mit bewegter Stimme das Manuscript vor, was jetzt als Winter-Idyll die ganze Welt erfährt. Alle Freunde von Herzenstiefe und Herzensreichthum wird es entzücken und rühren und wehmüthigste Trauer um den Schöpfer hervorrufen, der in ewiger Stille ruhen muß, während sein Liebligswerk seinen Weg macht.

Es ist eigenthümlich, daß dieses Lieblingswerk Stieler's intimste, charakteristischste Neigungen zeigt. Es war die Vorliebe seines ganzen Lebens, aus seinem schönen München zur Sommer- und Winterzeit in sein liebes Nest Tegernsee zu flüchten. Als Eingang bringt das Winter-Idyll einen launisch gereimten Absagebrief an eine Münchner Salondame. Unter höflichstem Bedauern schreibt er:

„Ein kleiner Kreis nur, wie Sie freundlichst schrieben,
Von lauter Menschen, die sich wirklich lieben,
Wird sich versammeln. — Daß ich fehlen muß!
Denn kleine Kreise sind mein Hochgenuß.
Ich kann mir's denken, wie Ihr blauer Saal
Sich reizend macht im sanften Kerzenstrahl,

*) Adolf Bonz & Cie., Stuttgart.

Digitized by Google

Und mit den Damen all' den schönen, jungen —
Und neue Lieder werden auch gesungen!
Und beinah glaub ich — Ihr Pariser Kleid
Mit schwarzem Schmelz wird auch dort eingeweiht.
Ach, wie entzückend muß es Ihnen stehen
Mit rothen Nelken — und ich soll's nicht sehen.
Ich merk' es wohl, ich bin ein Unglückskind,
Wie es nun einmal die Poeten sind.
Wo Andern Freude winkt, winkt ihnen Qual.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl,
Und glauben Sie, ich weiß, was ich verliere!
Doch kann's nicht sein! Mit tausend Dank

Der Ihre."

Nächtliche Fahrt.

„Sein könnt' es wohl! — Mich aber kränkt die Fülle
Der bunten Welt mit ihrem Lärm und Wahn;
Da wandelt's manchmal mich verlockend an,
Daß ich mich spät noch in den Mantel hülle
Und einsam flüchte in mein bergig Land —
Es liegt im Walde, Friede auf den Hütten
Und über's Feld hin fliegt mein offner Schlitten."

So tritt er in das Tegernseeer Haus; vom Vater vererbt, ist es ihm eine heilige Heimathsecke geblieben. Alle poetische Stimmung, seine ganze Gedankenfülle trug er dort hinaus. Die alte Hüterin des Tusculums öffnet ihm die Thür:

„Die Alte ging. Ich sah mich schweigend um,
Es war so winterselig hier und stumm.
Am Hirschgeweih hängt noch der Hut verwahrt,
Mit welken Blumen von der letzten Fahrt.
So spür ich rings die holden Lebenszeichen,
Doch Alles schläft den tiefen Schlaf, den weichen,
Und auch die eigne Seele wird mir weich.
Die Treppen steig' ich leis empor beim Schimmer
Des kleinen Lichts . . . in meine alten Zimmer.
Mir ist's, als stieg' ich in ein Himmelreich!"

Er sitzt am Schreibtisch, Stunde um Stunde:

„Und nun im Sternglanz dieser Winternacht,
In dieser Waldruh' hat es doppelt Macht,
Daß alte Bilder aus der Tiefe steigen
Und mich umdrängen wie ein Liederreigen.

Wie viel, was selig schien, war doch vergebens,
Nur eines gibt es, das bleibt ewig jung,
Und Keiner nimmt's — du bist's, Erinnerung!"

Die Kindheit steigt herauf, dann die Jugend und mit ihr die Liebe. Zuerst das Jünglingsgefühl, das nur die Zustimmung der Phantasie verlangt. Lied um Lied erweckt die Liebe zur blonden Sennerin, zur Lisei; die Schwärmerei äußert sich hochdeutsch, aber die hochdeutschen Verse packen das Naturkind nicht; der ergriffne, so innig betheiligte Vorleser wird ausgelacht. Die Kritik wirkt:

„Mit einem Juhschrei hab' ich's angetrieben
Und's erste Lied im Dialekt geschrieben.

Am Herde lehnend horcht' auf mein Gedicht
Die blonde Sennin — mir erschien es schlecht,
Sie aber jauchzte: „„Jetzt, so jetzt ist's recht!""
Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt,
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm,
Das war ein Kuß, so herzig und so warm,
Wie Walderdbeeren hat der Kuß geschmeckt;
Ich spür' ihn noch. — So lernt man Dialekt."

Von dieser Erinnerung an den lachend sonnigen Unterricht in der einsamen Sennhütte fällt sein Auge auf das Bild seines Vaters. Ernste Wehmuth überkommt ihn und in packender, einzig schöner Herzenssprache feiert der gefühlvolle Sohn das Andenken des Mannes, der ein bedeutender Maler seiner Zeit, ein geistvoller, edler Mensch war, von dem Stieler auch die unendliche Freude an der Natur geerbt hatte.

„Als Kind nur kannt' ich Dich — und das ist lang', —
Da weiß ich Dich vor Deinen Bildern stehend,
Die Menschen immer mit der Seele sehend,
Dieweil ich selbst noch durch die Wiesen sprang.
Wie war's auch Dir so wohl auf dieser Flur,
Hier, wo die Bergluft Dir die Farben mischte,
Wo Deine Kunst sich an dem Born erfrischte,
Der alle Kunst umschließt, an der Natur!

Du hast wohl viel von großer Welt geseh'n,
Gewalt'ge Männer und der Schönheit Fee'n
Und nachgebildet ihre Prachtgestalten.
Dem großen Goethe trat Dein Schaffen nah;
Der Löwenkopf, der die Eroica
Kraftvoll erschuf, hat vor Dir still gehalten.
Es haben Czaar und Kaiser Dich gerufen,
Du sahst so manchen Thron mit goldnen Stufen —
Doch Deine Sehnsucht blieb dies stille Grün.

O Vater, Vater, warum bist Du fort,
Eh' Du's erlebt? Wie hätt' mein feurig Wort
Von Mann zu Mann Dich noch gegrüßt so gerne!
Nun grüß ich Dich durch grenzenlose Ferne
Aus jenem Heim in stiller Winternacht,
Das Deine Liebe mir so lieb gemacht.
Herangewachsen ist Dein jung Geschlecht;
O, dürft' ich einmal nur noch Zwiesprach pflegen
Mit Dir, ein Buch in Deine Hände legen
Und leise fragen: Vater, ist Dir's recht?

Was dank ich Dir! — Das kommt erst spät zu Tage,
Doch dünkt mir Undank jedes Wort der Klage.
Hast Du genug nicht mir von Dir gelassen?
Dies warme Herz, dies lauschende Erfassen —
Dein Erbe ist's, Du nahmst mit Dir hinüber
Nur Deiner Augen, nicht der Seele Blick.
So ging ein Keim von tausendfachem Glück
Aus Deinem Herbst in meinen Frühling über.
Was dank ich Dir! Du hast zum geist'gen Schaffen
An mich vererbt den Willen und die Waffen,
Und was an Kampf das Leben auch bescheere,
Ich will sie führen — Vater, Dir zur Ehre!"

Die nächste Huldigung gilt seiner Mutter, einer verständnißinnigen, hingebenden Frauenseele, die ihm Helferin, Freundin und in geistiger Antheilnahme Mitkämpferin war. Die Sorgen des Schuljungen, die des Jünglings und die des Mannes trug sie mit ihm:

„Den Kummer, den ein junges Herz bedrängt,
Wenn es zuerst am jungen Herzen hängt,
Wem wär's erspart, dies Alles zu erleben?
Doch so es theilen — wem ist das gegeben?"

Sie liest unter heißen Thränen als 76jährige Greisin die rührenden Liebes- und Dankesgeständnisse des geschiedenen Sohnes. —

Keinen Trost, aber eine lindernde Beruhigung legt die Erinnerung in dem Gedicht „An mein Weib" der jungen Wittwe an das Herz.

„Mein holdes Weib, mit Deinen sonn'gen Augen
Und Deiner klaren, warmen Herzensruh' —
Viel mag zu flücht'gem Glück dem Manne taugen,
Wer aber taugt zu ew'gem Glück, wie Du?
Du, der die Güte von der Stirne leuchtet,
Du, der das Mitleid still die Blicke feuchtet!
Weltfroh, und doch der Weltlust ganz entrückt;
Die nur ein Glück kennt, daß sie mich beglückt."

In entzückender Schilderung leben wir das Entstehen und das Geständniß einer großen Liebe „für's Leben" mit!

Digitized by Google

Auf seinem Schreibtisch steht, ein Gruß seiner sinnigen Frau, ein Kleestrauß. —

„Es spielen meine Hände mit dem Klee . . .
Wenn alle Blumen längst zur Ruh gegangen,
Steht er mit seinen honigweichen, langen
Feldblüthen auf den Wiesen noch am See,
Daß selbst dem Herbst sein stiller Schmuck nicht fehle.
Da fällt mir, ach, mein eignes Kleeblatt ein,
Drei goldgelockte, frohe Kinderlein,
Und wie ein Frühling zieht's durch meine Seele.
Was trägt ein Mensch an Wonne durch die Welt,
Wenn solche Augen in die seinen blicken,
Wenn solche Köpflein ihm entgegennicken,
Lichtfroh, wie Blumen auf dem grünen Feld."

Mit begeisterter Vaterfreude und mit der Liebesfülle seines ganzen Herzens betrachtet er im Geiste seine Drei, die Aelteste, die blonde Else, dann die zweite Schwester, Dorothea, von der er sagt:

„Doch hier in winterstiller Einsamkeit,
Regt aller Zauber sich von Glück und Leid,
Da spür' ich's erst, was in Dir lebt und sinnt;
Du bist mein Ebenbild, nicht nur mein Kind."

und seine Dritte, Irmingard, der holden Nonne von Frauenwörth, der Gestalt aus seinem Liedercyclus, nach benannt.

„Denn wie die Lieder stattlich vor mir liegen,
Lag auch ein Töchterlein in unsrer Wiegen,
Das offne Buch legt ich mit leiser Hand
Hinein und hab' sie Irmingard genannt.
Sie hat wohl wenig von der holden Nonne
Auf Frauenwörth — das sind auch tausend Jahr,
Nichts als die Schönheit und die gold'nen Haar,
Und — (fürcht' ich fast) die Sehnsucht nach der Sonne . . ."

Er mußte sein goldenes Kleeblatt in dessen zarter Jugend verlassen, ohne die Freude an seinem Aufblühen zu genießen. In seinem Winter-Idyll hinterläßt er ihm ein Segenslied.

„Denn ach, mir ward, wenn ich Euch so gesehen,
Ihr müßtet hell durch's ganze Leben gehen,
Als breitete dies Heim, das Euch beschieden,
Das Eure Eltern so voll Glückes sah,
Auch nun Euch selber ew'gen Schutz und Frieden.

Was träum' ich denn am alten Tische da?
Was doch nicht alles aus dem Schnee erwacht!
Mein gold'nes Kleeblatt — gute, gute Nacht!"

Das letzte Gutenacht auf immer sagte er ahnungslos. Das unsagbar jammervolle Bewußtsein eines solchen Abschieds von Leben, Liebe und Arbeit in bester Manneszeit hätte ihn vor dem Tod in die Verzweiflung getrieben.

Die Umschau in seinem Herzensreich endet mit dem Gedicht an seine Kinder. Der Epilog beschließt die verträumte Nacht, deren unvergänglich festgehaltene Traumbilder lauter Perlen sind.

„Jetzt fahren sie wohl heim aus der Soirée
Im schlanken Seidenkleid, im crêmeweißen,
Und spüren Nichts von Sternen und von Schnee.
Dann aber löst die gnäd'ge Frau ihr Haar
Und denkt: Wie reizend es heut' Abend war.

Wer hat das beff're Theil davon getragen?
Ich wüßt' es wohl, doch dürft ich es nicht sagen.
Stumm war mein Zimmer und mein Weg verschneit,
Doch einsam nicht war meine Einsamkeit,
Da ich mein Herz belauscht als stiller Späher
Und eingefügt in den Zusammenhang
Uralten Lebens diesen Lebensgang,
So schlicht er ist. Wer stand den Menschen näher?
Wer hat das beff're Theil davon getragen?
Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
Was ich erlebte? — Doch dann schweig' ich still.
Was ich erlebte? . . . Nichts. — Nur ein Idyll."

Der zweite eben erschienene Band Stieler's bildet einen Gegensatz zu dem lyrischen Schwanengesang. Er enthält: Culturbilder aus Baiern, bevorwortet von seinem Freunde Karl Theodor Heigel.

Er umschließt sechs Vorträge, die Stieler in einer Reihe von Jahren in den verschiedensten Städten Deutschlands hielt, immer ein willkommener Gast, der Eindrücke brachte und Eindrücke mitnahm, ein siegreicher Werber um die Sympathie der Städter für seine Oberbaiern.

Die Vorträge haben insofern eine einheitliche Richtung, indem sie, einen ausgenommen, lauter Schilderungen aus dem oberbaierischen Volksleben enthalten, über den Volkscharakter im bairischen Hochland, über die oberbairische Mundart, über Sitte und Brauch im bairischen Hochland, über den Zeitgeist auf dem Lande und über den alten und neuen Verkehr in den Bergen. Als sechste Nummer folgt ein biographischer Essay über Franz Defregger und seine Bilder.

Die gesammten Arbeiten sind in lichter Prosa geschrieben und man merkt an jedem Satze den verfeinerten, tiefgehenden Sprachsinn, der auch dem Prosaisten Stieler eigen war.

Der Inhalt ist reich an charakteristischen Thatsachen und anregenden Gedanken. Stieler ist ganz Specialist auf diesem Felde, er vereinigt den „Gstudirten" und den Miterleber in sich.

Mit scharfsichtiger Kennzeichnung der jeweiligen Verhältnisse, zu der ihm sein reiches, geschichtliches Wissen bedeutenden Beistand leistete, nennt er die Schattenseiten des oberbairischen Volkscharakters und fügt das Material für die richterliche Milde hinzu, indem er das Woher erklärt. Er zeigt die kirchlichen, die adligen und die büreaukratischen Schädiger jener Culturzustände und preist die Natur als Retterin und Erhalterin der besseren Eigenschaften des Bergvolks.

„Der Fels, über den der Bergbewohner hinschritt, ließ etwas von seiner eignen Unbeugsamkeit zurück, der Bergquell, von dem er trank, etwas von seiner Frische, die Tanne, unter der er schlief, etwas von ihrem Grün. Darin besaß er das stille, geheime Gegengewicht für die lauten zerstörenden Einflüsse, die seinen Charakter bedrängten: die Natur war gleichsam die milde Mutter, die das wieder heimlich gut machte, was der Geist der Zeit, der eiserne Vater, an seiner Erziehung sündigte."

Selbst auf die Gemüthsart des Bauern gewinnt sie einen wesentlichen Einfluß. Den gesetzmäßigen Kreislauf zwischen Entstehen und Vergehen überträgt er unbewußt als Gesetz auf das Menschenleben und steht stoisch dem Muß gegenüber. Er spricht das Wort „Gefühl" nicht aus, er objectivirt nicht und der Mangel an Reflexion macht seinen Schmerz wie seine Freude vergänglicher. Stieler's Schilderungen sind lebensvoll, reich an humoristischen Belegen zu der allgemeinen Behauptung und Alles, das Kleine wie das Große, betrachtet er unter einem idealen Gesichtspunkt. Ein herzlich anhänglicher Sohn der Heimath, ist er dennoch ein großdenkender einheitsfroher Patriot, und mit fühlbarer Freude constatirt er das Erwachen der Liebe zu dem deutschen Reiche in seinem Bergvolk. Entzückt erzählt er:

„Es war in der schwarzen Tenne, wo ich vor acht Jahren einen alten Köhler traf, tief in den Siebzigen stehend und herkulisch gebaut, wie eine knorrige Tanne. Der sprach, indeß er seinen Meiler schürte: ‚Herrgott, dös is halt doch a Freud, daß jetzt dös Deutschland zu Baiern g'hört'. Und als ich ihm lachend berichtigte, daß es wohl umgekehrt richtiger wäre, da fuhr er mir ungeduldig dazwischen: ‚Ach mei, dös bleibt sich allweil gleich und dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß ma beinander san'. Wir Baiern, glaub ich, dürfen mit Stolz darauf blicken, welch gesundes Element, welche Fülle originaler Kraft wir dem geeinigten, dem deutschen Vaterlande zur Mitgift brachten in dem Kernvolk unsrer Berge. — Diesmal will ich gern dem Köhlerglauben folgen: ‚Mei, dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß ma beinander san!'"

Digitized by Google

In dem Aufsatz über die Mundart erschließt uns Stieler die Klangfärbung des oberbairischen Dialekts und den Sprachgeist des Volksstammes. Er war Kenner und Entdecker auf diesem Gebiete, und ein treffendes Wort, das ein Bild klar heraushob oder einen Gedanken prägnant zum Ausdruck brachte, war ihm ein heiliger Fund, „das kühne, treffende Element der Schnaderhüpfeln" war seine Freude.

Das Exclusive der oberbairischen Mundart dünkt ihm ausschlaggebend für ihr literarisches Anwendungsfeld. Er verlangt für die Werke aus dem Volke dieselbe vertiefte Geschlossenheit, welche das Volk selbst charakterisirt. Sie brauchen kein Drama, kein Epos, keinen Roman. Pointirte epigrammatische oder lyrische Verse, die Schnaderhüpfeln, für das Epische und Dramatische in knapper Zusammendrängung das erzählende Gedicht — Stieler selbst hat auch in der letzteren Form Großartiges geleistet — genügen als Formen. Er will den Volksgedanken à jour gefaßt sehen, und für diese Fassung war er Meister.

Ueber Sitte und Gebräuche in den Bergen gibt er hochinteressante, culturgeschichtliche Mittheilungen, die schlagend beweisen, wie fest sich jahrhundertelang in so eingefriedeter Sphäre ein Gebrauch vererbt, und in wie viel heidnische Sitten die christliche Bedeutung langsam hineingewachsen ist. Die Familienfeste und die Feste, die sich an Vorgänge in der Natur anschließen, haben ihren überlieferungsgemäßen Hergang und gewährten bis in die letzten Jahrzehnte den Kindern und den Kindeskindern die gleichen Eindrücke.

Diese Gleichmäßigkeit unterbricht der „Zeitgeist". Stieler sagt, „schon aus dem Worte spricht das zerstörende Element, das minenartig darin lagert, die aggressive Spitze des Werdenden gegen das Bestehende."

Auf dem Lande vollzieht er die Freimachung der Persönlichkeit, er beseitigt die willenlose Dienstbarkeit, emancipirt gesellschaftlich und politisch, bringt mit den Zeitungen, den Eisenbahnen, der allgemeinen Wehrpflicht, der Vervollkommnung der Schulen neue Begriffe, neue Bilder, neue Ansprüche, neue Pflichten. Er bricht die isolirende Mauer und spricht zu dem Weltfremden der Berge: Ihr gehört zum großen Ganzen; findet Euch im großen Ganzen zurecht. Einer so überraschenden, mächtigen Lebenswendung muß der Einzelne, unter Rückfällen und Auswüchsen, entgegenreifen. Die Durchgangsphase ist eine Uebergangszeit, in der die Extreme auftreten. Für einen harmonischen Ausgleich der streitenden Gegensätze verläßt sich Stieler auf das unerschöpfliche Capital der gesunden Volkskraft.

Der „alte und neue Verkehr in den Bergen" malt in lustiger, farbiger Weise das Sonst und Jetzt, die Umwandlung, die der Zeitgeist durch die neuen Verkehrsmittel in die Bergesstille bringt. Die Einflüsse der zugereisten Außenwelt sind stark, und Keiner kann sich ihnen entziehen. Denn mit den Fremden kommen die städtischen Ansprüche, das Hotel, die Table d'hôte, die Hotelrechnungen, das Theater, die „Portographie". Der Stellwag'n bekommt Concurrenz in den Phaëtons und Victorias, der Velocipedist fährt ein, die ganzen modernen Fortschritte gewinnen ihre Herrschaft und erzeugen eine allseitige Neugestaltung von außen nach innen.

Aber die zaubervolle Natur, der Berg, der See, das Tannengrün, der Vogelschlag, die Alle bleiben sich selber treu, trotz des Zeitgeistcommandos „Egalité", das der Dichter aus dem Werden dieser Wandlungen heraushört:

„Wie auch die Welt sich wandeln mag
Rastlos im Weben und Streben,
Bergvolk und grüne Bergeswelt,
Die behalten ewiges Leben."

Die letzte Arbeit des vorliegenden Bandes bringt uns das Lebensbild Franz Defregger's. Für sein geistiges Portrait hätte der geniale Mann keinen befähigteren Maler finden können. Stieler war Defregger's Freund, ehe der heutige Defregger'sche Ruhm erreicht war. Für das erste Bild, das Defregger im Kunstverein ausstellte, bat er Stieler um einen Titel. Als derselbe gefunden war, meinte der bescheidene Anfänger: „Jetzt hätt ich noch eine Bitt, wenn S' mir ihn halt auch aufschreiben thäten!"

Stieler blieb lebenslang sein Vertrauter, und als bester Mitwisser schildert er ausführlich den langsamen, kampfvollen Aufstieg des Bauernsohnes Defregger, das merkwürdige Auswachsen des Künstlerthums in der im guten Sinne bäuerlichen Individualität, „über der noch ganz der Zauber der Einsamkeit und die Schwüle innerer Entwicklung ruhte".

Stieler hat viel Adäquates mit Defregger. Was er von den Defregger'schen Werken sagt: „neben der Leidenschaft blüht unverkümmert die zarteste Innigkeit und der sonnigste Humor; wie weit ist die Seele, die sich hier vor uns erschließt" bezeichnet auch Stieler'sche Vorzüge.

Durch die Gemeinsamkeit der Empfindungsart und der Empfindungstiefe gelang Stieler die poetische Commentirung der Defregger'schen Bilder vorzüglich. Diese Poesie ist kein Anhängsel; Bild und Gedicht sind gleichhaltig und gleichwerthig, eines erhöht den Reiz des andern. Von Defregger wie von Stieler gilt der von Stieler gern citirte Wahlspruch Wilhelms IV.: „Ich hab's im Herzen."

Die hier besprochene Nachlassenschaft Stieler's beweist nachdrucksvoll und überzeugend: er hats im Herzen! Ob er als Lyriker auftritt und nur das Herz reden läßt, oder ob er als Schilderer gewesener und gegenwärtiger Culturen in Prosa spricht, überall schließt er durch die Kraft seines Herzenstons das Herz auf. Gerade dieser Vorzug der Herzenswärme war die Goldader seiner Geistestiefe. Sie war die Macht, die ihn dem Oberbaiern als Seinesgleichen, als den „Stielerkarl", so herzlich nah rückte, die ihn die leisesten Töne in dem verdeckten Seelenleben des Volkes erlauschen und verstehen ließ. Sie war die Zauberin, unter deren Bann aus den verstaubten Urkunden des Münchner Archivs der Herr Wernher von Tegernsee (Herr Wernher, Euer Herz ist wach und Euer Herz muß schlafen!), unter dem die holde Nonne von Frauenwörth zum lieblichsten Leben im hochdeutschen Liede auferstand!

Dieselbe Herzenswärme bestimmte ihn zum interpretirenden Volkspoeten; dieselbe Herzenswärme erhöht sogar den Inhaltswerth seiner Reisebeschreibungen durch tiefe Gedanken über das Wohl und Wehe der Bewohner; dieselbe Herzenswärme gab ihm, dem wahren begeisterten Menschenfreund, ein unendliches Mitgefühl mit den Kämpfen und den Schmerzen unserer Zeit. Ueberall packte ihn das Leben.

„Und auf der fernsten Felsenhöhe
Im Bergwald war ich nie allein;
Ich trug der Menschen Glück und Wehe,
Als wären tausend Leben mein!"

Jetzt liegt er in seinem geliebten Bergasyl am See begraben, in der Ruhe, ehe er müde war, ein stummer Mann — seine Werke sprechen für ihn.

Zur Jugendgeschichte Friedrich's des Großen.

Von Georg Winter.

Wiederholt ist von den Forschern, welche sich speciell mit der Geschichte des preußischen Staatswesens beschäftigt haben, darauf hingewiesen worden, eine wie außerordentlich günstige Fügung es für dessen historische Entwickelung gewesen ist, daß die verschiedenen Mitglieder der Dynastie, auf der die Größe dieses Staates in erster Linie beruht, in eigenthümlichem Wechsel auf einander folgten: die Einen immer reale Organisationen schaffend, welche die Andern dann mit idealen Principien durchdringen und zur Durchführung derselben verwerthen. Wie auf den großen Kurfürsten, der beide Richtungen in sich vereinigte, Friedrich I., welcher der von Jenem gewonnenen Macht nun den königlichen Namen hinzufügte, so folgte auf Diesen wieder Friedrich Wilhelm I., dessen Streben ausschließlich auf die Schöpfung einer festgeordneten Verwaltung in nüchterner, aber um so fruchtbarerer Arbeit gerichtet war. Diese aber war recht eigentlich die Vorbedingung für die großen Erfolge seines Nachfolgers, der dann diese Schöpfungen

Digitized by Google

rein praktischer Staatskunst mit dem Schwunge seines Genius durchdrang, ohne darum doch an den Grundlagen selbst, die der gewissenhafte und haushälterische Vater geschaffen, zu rütteln. Von ganz verschiedenen Gesichtspunkten und Anschauungen ausgehend, mit sehr verschiedenen, oft sogar schroff entgegengesetzten Anlagen ausgestattet, haben sie doch alle, bewußt wie unbewußt, an der Einen großen Aufgabe mitgearbeitet, die ihnen gesteckt war, und deren Lösung ihnen eben dadurch möglich wurde, daß sie sich nicht in einander ausschließenden, sondern in sich gegenseitig ergänzenden Gegensätzen bewegten: der Eine durch sorgliche Sparsamkeit die Mittel und die Organisation schaffend, mit denen der Andere seine genialen und kühnen Pläne zur Durchführung zu bringen vermochte.

So sehr wir aber heute von einem die Jahrhunderte überschauenden Standpunkte aus den Segen dieser eigenthümlichen Aufeinanderfolge entgegengesetzter Begabungen zu erkennen und zu würdigen verstehen, so dürfte man doch nicht annehmen, daß er im Bewußtsein der Träger dieser entgegengesetzten Ideen selbst vorhanden gewesen wäre: im Gegentheil, es würde das der menschlichen Natur widerstrebt haben, die stets darauf gerichtet sein wird, Das, was man selbst erreicht und erstrebt, in gleichem Sinne und in gleicher Weise von dem Nachfolger fortgesetzt zu sehen: denn eben darauf beruht der Zusammenhang der Leistungen des Individuums mit dem universalen Fortgange der Menschheitsgeschichte.

Und selten ist dieses Streben, das eigene Werk in gleichem Sinne von dem Nachkommen fortgesetzt zu sehen, bei einem Menschen energischer und lebendiger vorhanden gewesen, als bei Friedrich Wilhelm I. Eben darauf war sein ganzes Wünschen und Sehnen gerichtet, daß sein Nachfolger in derselben Weise weiter wirke als er selber: mit despotischer Strenge und eiserner Consequenz, welche bis zu vollkommener Verkennung der Individualität seines begabten Sohnes führte, hat er denselben durch seine ganze Erziehung in dieselbe Bahn eines streng gottesfürchtigen, nüchtern-praktischen, haushälterischen, neben dem Realen das Ideale hintansetzenden Lebens zu drängen gesucht, die er selbst verfolgt hatte. Aber eben weil sein Sohn in ganz anderem Sinne als er selbst eine ausgesprochene und energische Individualität war, konnte dieses Streben nicht von Erfolg begleitet sein, mußte vielmehr zu einem Conflicte führen, wie er denn auch in voller Schärfe zum Ausbruch gekommen ist und die persönliche Entwickelung des Nachfolgers in hervorragendem Maße, wenn auch in anderem Sinne, als es der Vater gehofft hatte, bedingt hat. Niemals wohl ist der Satz, daß nur in energischem Kampfe mit sich selbst und mit der Außenwelt ein großer Charakter erstarke, klarer in die Erscheinung getreten, als bei Friedrich dem Großen: seine ganze philosophische Weltanschauung, seine religiösen und politischen Ueberzeugungen, wie seine ganze Regententhätigkeit würden ein unverständliches Räthsel bleiben, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, wie er eben in jenem Conflicte mit der entgegengesetzten Weltanschauung des Vaters zu Dem, was er war, geworden ist.

So lange man noch, in völliger Unkenntniß der großartigen Leistungen Friedrich Wilhelm's I. für die Verwaltungsorganisation des preußischen Staates, in diesem trotz seiner Einseitigkeit doch bedeutenden Fürsten weiter nichts sah, als den rücksichtslosen Familientyrann und Despoten, den rohen Verächter der Wissenschaft und aller edlen menschlichen Bestrebungen, hat man allgemein angenommen, daß in diesem Conflicte zwischen Vater und Sohn, der von jeher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, alles Recht auf Seiten des Sohnes, alles Unrecht und alle grausame Willkür auf der des Vaters gewesen sei. Es ist eine der größten Errungenschaften der modernen Geschichtschreibung, vor Allem ihres Begründers Ranke, an der Hand der aus den Archiven zuströmenden Materialien ein unbefangeneres und darum wahreres Bild von jenem schlichten und gewissenhaften Könige entworfen zu haben, auf den im Grunde der ganze stolze Bau der preußischen Armee und der preußischen Finanzen zurückgeht: und seitdem man erst zu einer klareren Erkenntniß dieser eigenartigen und durchaus echten Menschennatur gekommen war, fiel auch ein durchaus anderes Licht auf jenen Conflict mit seinem Sohne. Auch hier hat Ranke und nach ihm Droysen das Meiste geleistet, um die früheren Vorurtheile zu zerstreuen: nicht als ob sich nun die Anschauung in ihr Gegentheil verkehrt und nunmehr in dem jungen Friedrich den allein Schuldigen erkannt hätte: vielmehr ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß, wie bei jedem Conflict echter und wahrer Gegensätze, Recht und Unrecht auf beiden Seiten vertheilt erscheint. Denn wenn auf der einen Seite die actenmäßige Untersuchung der Vorgänge die Ueberzeugung befestigt hat, daß der König, auch hierin seiner ganzen Naturanlage folgend, sich falscher Mittel bediente, um den Sohn auf die rechte Bahn zu lenken, so hat man doch auf der anderen Seite klar erkannt, daß die Verirrungen des Sohnes, welchen der Vater entgegentreten wollte, keineswegs so harmloser und unschuldiger Art waren, als man früher wohl angenommen hat, und daß der harte Conflict in der That für den Prinzen eine heilsame, fast möchte man sagen nothwendige Krisis darstellte, die erforderlich war, um ihn zu dem harmonischen und sittlichen Charakter durchzubilden, als welcher er später in der Weltgeschichte erscheint. Denn erst in diesem Conflicte hat er sich zu den reichen geistigen Anlagen, welche ihm die Natur verliehen hatte, auch jene Selbstbeherrschung, jene Charakterstärke, welche die Leidenschaften im Zaume zu halten weiß, erworben, ohne welche er vielleicht immer noch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete Manches geleistet hätte, nimmermehr aber der gewaltige Mann der That geworden wäre, der nicht nur eine Welt in Waffen zu bestehen, sondern auch seinem ganzen Staatswesen eine neue Form und einen neuen Inhalt zu geben vermochte.

Naturgemäß müssen daher, wie bei jedem bedeutenden Menschen, so auch bei Friedrich, die einzelnen Momente seiner Erziehung, des Werdens seines Geistes und Charakters, Gegenstand eingehendster Betrachtung werden, wenn man den fertigen Mann, wie er uns nach seiner Thronbesteigung als ein in allem Wesentlichen abgeschlossener Charakter entgegentritt, verstehen will. Die Hauptgrundzüge dieser Erziehungsgeschichte sind aus diesem Grunde mit gewohnter Meisterschaft schon von Ranke klargestellt worden, der in seinen zwölf Büchern preußischer Geschichte den Jugendjahren Friedrich's mehrere eingehende und auf sorgfältigsten Studien beruhende Capitel widmete, in denen er in seiner classisch-objectiven Weise der neuen Auffassung, die ich in ihren Grundzügen flüchtig skizzirt habe, Bahn brach.

Neuerdings ist dann dieses ebenso interessante als bedeutende Problem von dem verstorbenen Gießener Professor Ernst Bratuschek zum Gegenstande einer eigenen Monographie*) gemacht worden, welche die Einleitung zu einem größeren Werke über die Philosophie Friedrich's des Großen, über welche der Verfasser wiederholt Vorlesungen an der Universität gehalten hat, werden sollte. Leider wurde der Verfasser seinen Studien dann durch einen frühzeitigen Tod entrissen, so daß von dem größeren Werke nur einige Fragmente vollendet vorlagen. Auch das Werk, welches den Gegenstand dieser Betrachtungen bildet, hat er nicht mehr selbst veröffentlicht, es ist aus seinem Nachlasse von Professor Mätzner herausgegeben: es war das einzige, was von den Studien des Verstorbenen über Friedrich den Großen in abgeschlossener Form sich vorfand. Und ich glaube, man wird es dem Herausgeber Dank wissen, daß er es der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat.

Denn wenn das in eleganter Form geschriebene und durchdachte kleine Werk auch an den Hauptzügen des von Ranke entworfenen Bildes etwas Wesentliches nicht zu ändern vermochte, so hat es demselben doch manchen neuen, nicht unwesentlichen Zug hinzugefügt und manche noch offene oder nicht behandelte Frage zu einer abschließenden Lösung gebracht. Namentlich ist da von hoher Bedeutung die Entdeckung, welche der Verfasser in Bezug auf die Instruction, nach welcher Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn erziehen ließ, gemacht hat.

---

*) Die Erziehung Friedrich's des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuschek. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Ed. Mätzner. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Digitized by Google

Daß diese Instruction im Wesentlichen auf derjenigen beruhte, nach welcher Friedrich Wilhelm I. selbst erzogen worden war und die sein Vater Friedrich I. im Jahre 1695 hatte entwerfen lassen, war schon von Ranke nachgewiesen worden: auch auf die für den König sehr charakteristischen Aenderungen, die derselbe an jener Instruction von 1695 vornahm, als er sie der Erziehung seines Sohnes zu Grunde legte, so namentlich auf die Streichung des Unterrichts in der lateinischen Sprache, den Friedrich Wilhelm, als bloß zu gelehrter Bildung gehörig, für überflüssig erachtete, hat Ranke schon hingewiesen. Dagegen war es bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, daß jene Instruction, nach der zwei bedeutende preußische Könige, im Wesentlichen übereinstimmend, erzogen worden sind, in allen Hauptsachen auf Gedanken von Leibniz, der bekanntlich mit Friedrich Wilhelm's Mutter nahe befreundet war, beruht. Bratuschek ist der Erste, der auf Grund genauer Vergleichung festgestellt hat, daß jene Instruction in ihren Hauptzügen mit der französischen Denkschrift Leibnizens: „Plan zur Erziehung eines Prinzen" übereinstimmt: ein in der That sehr merkwürdiges Resultat, welches dann der Verfasser sehr geschickt weiter verwerthet, um, hierin im Wesentlichen Ranke folgend, nachzuweisen, inwiefern die pädagogischen Grundsätze des Philosophen von dem nüchtern-praktischen Könige umgeändert wurden.

Mit großer Sorgfalt hat dann der Verfasser namentlich auch den religiösen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn verfolgt und nachgewiesen, daß derselbe bis zum Fluchtversuche des Kronprinzen keineswegs auf den Gegensatz von Frömmigkeit und Unglauben hinauslief, daß der Kronprinz vielmehr, weit entfernt atheistischen Anschauungen zu huldigen, der strengeren Form der reformirten Kirche, der Prädestinationslehre sich zugewandt hatte, während der König hierin mehr sich zu den Lutheranern neigte und ihrer Lehre von der freien und allgemeinen Gnade Gottes huldigte. Eben dadurch, daß der König dann mit schroffster Strenge vorschrieb, der Kronprinz habe seine Ansicht fallen zu lassen, er „müsse" Das glauben, was man ihm vorschreibe, ist dann der Kronprinz, indem er allmählich an seiner eigenen Ansicht irre wurde, doch auch nicht zu der anderen übergegangen, sondern ein religiöser Skeptiker geworden, der die religiösen Zweifel dann später in einer wirklich philosophischen Anschauung zu lösen bestrebt war. In jener frühesten Epoche aber war hiervon noch nicht die Rede. Für die damaligen religiösen Ansichten des Kronprinzen sind namentlich seine Unterhaltungen mit dem Feldprediger Müller, die er mit diesem während der Tage der Cüstriner Gefangenschaft hielt, und über die Dieser dann in eingehenden Briefen dem Könige referirte, von Bedeutung. Bratuschek hat bei denselben mit besonderer Vorliebe verweilt und denselben eine wohl etwas übertriebene Wichtigkeit beigelegt: denn die Zuverlässigkeit dieser von dem Sohne des Predigers herausgegebenen Briefe scheint mir doch keine so unbedingte zu sein, als der Verfasser angenommen hat: man darf doch nicht vergessen, daß der Schreiber jener Briefe in erster Linie auf eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn hinarbeitete und daher zweifellos in den Berichten an den Ersteren, wenn auch gewiß nirgends eine Unwahrheit sagte, so doch ebenso gewiß manche schroff abweichende Aeußerung des Kronprinzen mit Stillschweigen überging. Außerdem muß man sich, wenn man den Werth dieser Berichte für die Beurtheilung der religiösen Weltanschauung des Prinzen objectiv prüfen will, doch stets vor Augen halten, in wie großer nervöser Erregung sich der Prinz damals befand: die Unterhaltungen fanden unmittelbar nach der vor seinen Fenstern erfolgten Hinrichtung seines Freundes Katte statt; mitten in einer dieser Unterredungen ist der Prinz plötzlich ohnmächtig geworden. Ganz dieselbe Bedeutung, wie wohlüberlegten, in ruhigen Augenblicken gesprochenen Aeußerungen kommt also diesen Unterredungen doch nicht zu. Immerhin mag die Hauptsache richtig sein: daß der Prinz damals noch ziemlich fest auf dem Boden einer positiven religiösen Ueberzeugung stand, kann auch nach anderen vom Verfasser beigebrachten Nachrichten nicht zweifelhaft sein, und man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er die betreffenden Beweisstellen in möglichster Vollständigkeit zusammengebracht hat: denn wie sehr ist doch trotz Ranke's Darstellung noch heute die Annahme verbreitet, der Prinz habe in jener Epoche völlig atheistischen Grundsätzen gehuldigt, und eben dadurch sei der Conflict mit dem Vater nicht hervorgerufen, aber verschärft worden.

Von den übrigen Ausführungen des Verfassers erscheinen mir von Bedeutung namentlich seine genauen Angaben über den Bestand der geheimen, später von Friedrich Wilhelm I. verkauften Bibliothek des Kronprinzen: dieselben verschaffen dem Leser ein anschauliches Bild von der Richtung und dem Umfange der wissenschaftlichen Studien, denen der Prinz, im Gegensatz zu dem Willen seines Vaters, oblag. Auch über die Beziehungen des Kronprinzen zu Frau von Wreech und über die Dresdener Reise ist es dem Verfasser gelungen, einige Notizen beizubringen, welche Ranke's Darstellung theils berichtigen, theils ergänzen: freilich nur in Einzelheiten. Im Großen und Ganzen wird gerade durch diese gewissenhafte Einzelforschung noch klarer als früher, daß in allem Wesentlichen doch schon Ranke das Richtige gesehen hatte.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Als ich des Morgens hinunter kam, war das Gastzimmer verschlossen und die Wächter waren fortgegangen. Niemand war im Hause als die Familie, Wittwe Bartley und unsere Bande. Ich beobachtete ihre Gesichter, um zu sehen, ob sie Etwas gemerkt hätten, konnte aber Nichts bemerken.

Gegen Mittag kam der Leichenbestatter mit seinen Leuten. Sie setzten den Sarg in die Mitte des Zimmers auf zwei Stühle, stellten die anderen Stühle in zwei Reihen auf, wobei sie von den Nachbarn welche borgten, so daß Vorhalle, Gast- und Speisezimmer voll waren. Ich sah, daß der Sargdeckel wie zuvor lag, doch wagte ich nicht, so lange Menschen da waren, ihn aufzuheben.

Allmählich versammelte sich das Volk. Die falschen Onkel und die Mädchen nahmen die Sitze zu Häupten des Sarges, und während einer halben Stunde kamen die Geladenen und nahmen Platz. Alles war still und feierlich, nur daß die Mädchen und die zwei Betrüger gebeugten Hauptes ihre Taschentücher vor die Augen hielten und dann und wann schluchzten.

Sie hatten eine Zimmer-Orgel geborgt, die ziemlich schadhaft war. Als Alles bereit war, setzte sich ein junges Frauenzimmer davor und fing daran zu arbeiten. Es klang wohl etwas kreischend und stöhnend. Dann fiel die Gemeinde mit Gesang ein. Hierauf erhob sich Pastor Hobson langsam und feierlich, und begann zu reden. Plötzlich brach der furchtbarste Lärm im Keller los, den man sich denken konnte; es war nur ein Hund, aber er machte einen Heidenlärm und wollte gar nicht aufhören. Der Pfarrer mußte zu predigen aufhören. Es war sehr störend, und Niemand wußte sich zu helfen. Bald jedoch machte der langbeinige Leichenbestatter dem Pfarrer ein Zeichen, als wollte er sagen „Da werde i ch Hülfe schaffen." Dann ging er hinaus, während das Gebell und der Lärm immer ärger wurden. Bald darauf hörten wir einen tüchtigen Krach, der Hund stieß ein schauerliches Geheul aus, dann ward Alles todtenstill und der Pfarrer fuhr in seiner Predigt fort, wo er aufgehört hatte. Dann erschien der Leichenbestatter wieder und rief dem Pfarrer zu: „Er hatte eine Ratte!" Man konnte sehen, daß diese Auskunft den Anwesenden willkommen war, denn es war doch natürlich, daß sie den Grund wissen wollten.

Die Predigt war zweifellos sehr gut, aber infam lang und ermüdend; und zum Ueberfluß mußte der König noch

Digitized by Google

Etwas von seinem Gewäsch dazuthun. Endlich war auch dies gethan, und der Leichenbestatter näherte sich mit einem Schraubenzieher dem Sarge. Mir wurde ganz heiß dabei zu Muthe. Aber er hob den Deckel nicht, schob ihn nur zurecht und schraubte ihn fest. Nun wußte ich nicht, ob das Geld drin war oder nicht. Wie, wenn Jemand den Sack insgeheim herausgenommen hat? Wie sollte ich jetzt wissen, ob ich Mary Jane schreiben mußte oder nicht? Angenommen, sie gräbt ihn aus und findet Nichts — was würde sie von mir denken? Sie könnten mich vielleicht verfolgen und einsperren; lieber schreibe ich nicht.

Sie begruben ihn, wir kamen heim, und ich beobachtete wieder die Gesichter — ich konnte nicht anders, ich hatte keine Ruhe. Es kam aber Nichts dabei heraus; die Gesichter sagten mir Nichts.

Der König machte am Abend Besuche, war gegen Jedermann sehr liebenswürdig und wurde äußerst beliebt. Er deutete an, daß seine Gemeinde in England ihn nicht lange entbehren könne, daß er sich darum mit der Ordnung der Hinterlassenschaft beeilen müsse, um bald heimreisen zu können. Er bedauerte, daß er solche Eile habe, und den Anderen that es auch leid; sie wünschten, er hätte länger bleiben können; doch sahen sie wohl ein, daß Das nicht ginge. Auch sagte er, daß natürlich er und William die Mädchen mit sich heimnehmen würden; das freute Alle, denn die Mädchen würden bei ihren eigenen Verwandten gut aufgehoben sein; das gefiel den Mädchen auch und freute sie so sehr, daß sie ihren Kummer ganz vergaßen. Sie baten den König, so schnell als möglich Alles zu verkaufen. Die armen Dinger waren so froh und glücklich; mir that das Herz weh, sie so bethört und belogen zu sehen, aber ich konnte nicht helfen.

In der That ließ der König sofort das Haus, die Neger und alles Eigenthum zur Versteigerung anzeigen; doch konnte auch vorher Jedermann aus freier Hand kaufen, was er wünschte.

Schon am Tage nach dem Begräbniß bekam die Freude der Mädchen den ersten Stoß; gegen Mittag erschienen zwei Sklavenhändler, und der König verkaufte die Neger zu passablen Preisen gegen in drei Tagen fällige Wechsel, wie sie es nannten. Ich dachte den armen Mädchen und den Negern würde vor Jammer das Herz brechen. Ich glaube, ich wäre mit der Wahrheit herausgeplatzt und hätte die Kerls entlarvt, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Verkauf ungültig sei und die Neger in ein bis zwei Wochen wieder zurück sein würden.

Dieser Verkauf machte viel Gerede in der Stadt. Es schadete den Betrügern etwas; aber der König blieb hartnäckig dabei, trotz aller Einwendungen des Herzogs, der sich ernstlich unbehaglich fühlte.

Der nächste Tag war Auctionstag. Es war schon hell am Morgen, als König und Herzog zu mir auf den Boden kamen und mich weckten. Ich konnte in ihren Gesichtern lesen, daß was los sei. Der König redete mich an:

„Warst Du vorgestern Abend in meinem Zimmer?"

„Nein, Majestät" — so nannte ich ihn immer, wenn Niemand außer unserer Bande dabei war.

„Warst Du gestern oder letzte Nacht drin?"

„Nein, Majestät."

„Auf Ehre? — keine Lügen jetzt!"

„Auf Ehre, Majestät; ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich bin nicht in Ihrem Zimmer gewesen seit Fräulein Mary Jane Sie und den Herzog hinnahm, um es Ihnen zu zeigen."

Der Herzog fragte:

„Hast Du sonst Jemand hineingehen sehen?"

„Nein, Ihro Gnaden, nicht daß ich mich zu erinnern wüßte."

„Denk' etwas nach."

„Doch, ja, ich habe die Neger mehrere Mal hineingehen sehen."

„Wann war das?"

„Es war am Begräbnißtage, am Morgen. Ich war nicht früh auf, denn ich hatte mich verschlafen. Ich kam gerade die Leiter herab, als ich sie sah."

„Ja, ja, nur weiter, nur weiter. Was thaten sie? Wie benahmen sie sich?"

„Sie thaten Nichts, und sie benahmen sich auch nicht besonders, soviel ich sehen konnte. Sie schlichen auf den Zehen davon. Ich dachte mir, daß sie dahineingegangen waren, wohl um Ihro Majestät Zimmer aufzuräumen oder sonst was, in der Meinung, daß Sie schon auf seien; daß sie Sie wohl noch im Bette fanden und in Folge dessen sich leise fortschlichen, um Sie nicht zu wecken."

„Alle Wetter, das ist 'ne Bescheerung!" rief der König; — sie sahen einander verdutzt und ziemlich dumm an. Eine Minute lang standen sie da, grübelnd und sich hinter den Ohren kratzend, dann brach der Herzog in ein eigenthümliches Gekicher aus und sagte:

„Es übersteigt Alles, wie gut diese Neger ihre Rolle gespielt haben. Sie klagten so jämmerlich darüber, daß sie aus dieser Gegend fort müßten! Und ich glaubte, sie fühlten sich wirklich elend. Und Du glaubtest es auch, und alle Anderen. Mir soll kein Mensch je wieder behaupten, daß Neger kein histrionisches Talent besitzen. In Denen steckt ein Vermögen. Hätte ich die Mittel und ein Theater, das wäre meine erste Auslage: die müßt' ich mir kaufen. Und hier haben wir sie verschleudert, hergegeben für einen Wisch, einen Wechsel! Sag' mal, wo ist er eigentlich, der Wisch?"

„Zum Eincassiren auf der Bank. Wo soll er sonst sein?"

„Nun, dann ist es, Gott sei Dank, in Ordnung."

Jetzt sagte ich in etwas ängstlichem Tone:

„Ist irgend etwas schief gegangen?"

Der König wandte sich scharf gegen mich und fuhr mich an:

„Geht Dich nichts an! Du halt Deinen Mund und kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten — wenn Du welche hast. Vergiß das nicht, solange Du in dieser Stadt bist — verstanden?"

Als sie die Leiter hinabstiegen, kicherte der Herzog wieder und sagte:

„Schnelle Verkäufe mit kleinem Gewinn! — ist ja das wahre Geschäftsprincip — was?"

Der König schnarrte zurück: „Ich versuchte mein Bestes zu thun, als ich sie rasch verkaufte. Wenn der Gewinn klein oder gar „minus" ist, so ist's mein Fehler nicht mehr als Deiner?"

„Nun, *sie* wären noch in diesem Hause, und *wir* nicht, wenn mein Rath befolgt worden wäre."

Es gab noch einige derartige Worte mehr, dann fuhr der König *mich* wieder an und machte mich arg herunter, weil ich ihm nicht auf der Stelle gesagt hätte, daß die Neger aus seinem Zimmer gekommen und sich so eigen benommen hätten; jeder Narr hätte wissen können, daß dahinter was stecke. Dann zur Abwechslung fluchte er auf sich selbst, sagte, das käme davon, wenn man früh aufstehe, anstatt sich seine Ruhe zu gönnen, verdammt, wenn er's je wieder thun würde. So gingen sie grollend und zankend ab.

Bald war's Zeit zum Aufstehen; so stieg ich die Leiter hinab und wollte dann die Treppe hinuntergehen. Als ich am Zimmer der Mädchen vorbeikam, war die Thür offen und ich sah Mary Jane neben ihrem alten haarigen Koffer sitzen, der offen war und in den sie eben Sachen gepackt hatte, um sich zur Reise nach England vorzubereiten. Doch jetzt hielt sie inne — mit einem gefalteten Kleid auf dem Schooß —, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte. Ich trat ins Zimmer und sagte:

„Fräulein Mary Jane, es thut Ihnen weh, Menschen unglücklich zu sehen, mir geht es auch oft so — und doch gesteht man nicht immer gern, was einen schmerzt. Was ist's?"

So sagte sie mir's denn. Es war wegen der Neger; ihr Verkauf hätte ihr alle Freude an der Reise nach England verdorben.

„Ach, ach! schon der Gedanke, daß sie einander nie wiedersehen werden —"

„Aber sie werden's doch — und eh' zwei Wochen um sind — und ich weiß es!" sagte ich.

Da war's heraus, bevor ich mir's versah! — und im nächsten Augenblick schlang sie ihre Arme um meinen Hals und rief: „Sag's wieder, sag's wieder — noch einmal!"

Ich hatte zuviel gesagt und fühlte mich etwas verlegen.

Digitized by Google

Ich bat sie, mich eine Minute die Sache überlegen zu lassen; und sie saß da, sehr aufgeregt und schön; und doch sah sie glücklich und beruhigt aus, wie Jemand, der sich eben hatte einen Zahn ausziehen lassen. Ich überlegte mir's und sagte zu mir selbst: Ein Mensch, der sich aufrafft und die Wahrheit sagt, wenn er in die Enge getrieben wird, läuft manche Gefahr — zwar hab' ich darin nicht viel Erfahrung und weiß es nicht gewiß, aber es will mir doch so scheinen. Und doch, hier ist ein Fall, wo es mir wahrhaftig vorkommt, als ob die Wahrheit besser, und in der That sicherer wäre, als eine Lüge. Ich will's wagen und diesmal die Wahrheit sagen, obwohl es fast aussieht, als ob sich Jemand auf ein Faß Schießpulver setzt und ein brennendes Zündholz hineinwirft, bloß um zu sehen, wo er hingelangt. — Dann sagte ich:

„Fräulein Mary Jane, wissen Sie irgend einen Platz etwas außerhalb der Stadt, wo Sie hingehen und drei bis vier Tage zubringen könnten?"

„Ja — bei Lothrop's. Warum?"

„Lassen wir das Warum. Wenn ich Ihnen sage, woher ich weiß, daß die Neger einander wiedersehen werden — innerhalb zwei Wochen — hier in diesem Hause — und beweise, woher ich's weiß — wollen Sie dann zu Lothrop's gehen und vier Tage dort bleiben?"

„Vier Tage!" rief sie, „ein Jahr, wenn es sein muß!"

„Gut", sagte ich, „von Ihnen will ich nichts mehr als Ihr Wort — mir ist das sicherer, als wenn ein Anderer darauf die Bibel küßt." Sie lächelte und erröthete lieblich — ich fuhr fort: „wenn Sie nichts dagegen haben, will ich die Thür schließen — und verriegeln."

Dann kam ich zurück, setzte mich nieder und begann:

„Nun bitte ich, nicht aufzuschreien. Sitzen Sie hübsch still, und hören Sie mich an wie ein Mann. Ich muß die Wahrheit reden, und Sie müssen sich fassen, Fräulein Mary, denn sie ist schlimmer Art und schwer zu ertragen, aber es geht einmal nicht anders. Diese Onkel da sind gar nicht Ihre Onkel; sie sind ein paar Betrüger, erbärmliche Landstreicher. — So über's Schlimmste sind wir nun weg — den Rest werden Sie ziemlich leicht ertragen."

Natürlich griff sie dieser Anfang tüchtig an; doch ich war jetzt über die Untiefe hinweg und segelte nun frisch drauf los — ihre Augen leuchteten dabei immer mehr und mehr — ich erzählte ihr Alles, vom Augenblick an, wo wir den jungen Burschen trafen, der zum Dampfboot wollte — Alles haarklein — bis zu dem Moment, wo sie sich bei der Hausthür dem König an die Brust warf und ihn sechzehn- oder siebzehnmal küßte. Da sprang sie auf, ihr Gesicht glühend wie die untergehende Sonne, und rief:

„Der Schändliche! Komm — verlier' keine Minute — keine Secunde — die sollen getheert und befedert und in den Fluß geworfen werden!"

Ich entgegnete:

„Versteht sich. Aber doch nicht, bevor Sie zu Lothrop's gehen, oder —"

„O!" rief sie, „was fällt mir ein!" — sie setzte sich wieder — „beachte nicht, was ich sage — bitte — bitte — sei mir nicht böse" — sie legte ihre Sammethand auf meine in einer Weise, daß ich meinte, ich würde eher sterben. „Ich wußte nicht, wie aufgeregt ich war", sagte sie. „Nun fahre fort, und ich will's auch nicht wieder thun. Du sag' mir, was ich thun soll, und das will ich thun!"

„Wohl denn", sprach ich, „es ist eine schlimme Bande, diese zwei Gauner, und ich bin leider so gestellt, daß ich mit ihnen noch eine Weile reisen muß, ob ich will oder nicht — den Grund sage ich Ihnen lieber nicht. Allerdings, wenn Sie die Kerls anzeigten, würde diese Stadt mich schon aus ihren Klauen reißen, und ich wäre sicher; es ist aber noch ein anderer Mensch, von dem Sie nichts wissen, dem es dann schlecht gehen könnte. Den müssen wir doch retten, nicht wahr? Natürlich, so wollen wir denn das Pärchen noch nicht anzeigen."

Was ich da sagte, gab mir einen guten Gedanken ein. Ich sah, wie ich vielleicht mich und Jim von den Gaunern losmachen und sie hier ins Gefängniß bringen konnte. Doch wollt' ich das Floß nicht bei Tage treiben lassen; so durfte also mein Plan nicht in Ausführung kommen vor heute Abend spät. Ich sagte:

„Fräulein Mary Jane, ich will Ihnen sagen, was wir thun — dann werden Sie auch bei Lothrop's nicht so lange zu bleiben brauchen. Wie weit ist's?"

„Nicht ganz vier Meilen — landeinwärts."

„Das genügt. Gehen Sie jetzt dahin, halten Sie sich still bis neun oder halb zehn Uhr Abends, und dann lassen Sie sich wieder heimbringen — Sie können ja sagen, Sie hatten etwas vergessen. Wenn Sie vor elf hier sind, stellen Sie ein Licht in dies Fenster; wenn ich nicht da bin, warten Sie bis elf, und wenn ich bis dahin nicht komme, so denken Sie, daß ich fort bin und in Sicherheit. Dann kommen Sie heraus, enthüllen Alles und lassen die Gauner ins Gefängniß stecken."

„Gut", sprach sie, „das will ich thun."

„Und sollte es sich nun ereignen, daß ich nicht fortkomme, sondern mit den Beiden ergriffen werde, dann müssen Sie den Leuten sagen, daß Sie Alles durch mich erfahren haben, und müssen mir beistehen, soviel Sie können."

„Dir beistehen? gewiß will ich das. Sie sollen kein Haar auf Deinem Haupte krümmen."

„Wenn ich entwische, so werde ich nicht hier sein, um zu beweisen, daß diese Schurken nicht Ihre Onkel sind; doch könnt' ich das auch nicht, selbst wenn ich hier wäre. Ich könnte nur beschwören, daß sie Landstreicher und Gauner sind, doch wär' das auch schon von Bedeutung. Aber es gibt noch Andere, die das besser können als ich, und denen man leichter Glauben schenken wird, als mir. Ich will Ihnen sagen, wo sie zu finden sind. Geben Sie mir einen Bleistift und ein Stück Papier. So — „Königliches non plus ultra zu Bricksville". Stecken Sie das weg und verlieren Sie's nicht. Wenn das Gericht sich Auskunft verschaffen will über die zwei, so soll man nur nach Bricksville schicken und sagen lassen, sie hätten die Leute, die das „Königliche non plus ultra" gespielt haben, und suchten nach Zeugen. Dann wird das ganze Städtchen im Nu hier sein, Fräulein Mary — Alle werden kommen — und siedend heiß dazu!"

Ich dachte, es wäre nun Alles wohlgeordnet und sagte noch:

„Lassen Sie die Versteigerung ruhig vor sich gehen. Niemand hat für die gekauften Sachen zu bezahlen bis am nächsten Tage, wegen der kurzen Notiz; und die Beiden werden hier nicht fortgehen wollen, bis sie das Geld haben. Und wie wir's jetzt besorgt haben, wird der Verkauf ungültig sein, und die Beiden werden das Geld nicht bekommen. Es ist gerade wie es mit den Negern war — es war kein gültiger Verkauf, und die Neger werden bald wieder heimkehren. Die Gauner können nicht einmal das Geld für die Neger erhalten. Kurz, das Pärchen ist äußerst übel dran, Fräulein Mary."

„Ich will eben zum Frühstück hinunter", rief sie, „und dann gehe ich direct zu Lothrop's."

„Nein, nein, Fräulein Mary Jane", entgegnete ich, „das geht nicht — geht unmöglich; Sie müssen vor dem Frühstück gehen. Stellen Sie sich vor, sie könnten Ihren Onkeln begegnen, wenn sie kommen, um Ihnen guten Morgen zu wünschen und Sie zu küssen —"

„Genug, genug davon! Ja, ich will vor dem Frühstück gehen — und gern gehen. Und die Schwestern bleiben hier?"

„Ja, härmen Sie sich nicht um die. Die müssen's noch etwas aushalten. Es würde Verdacht erregen, wenn Sie alle gingen. Sie dürfen jetzt weder die Gauner, noch die Schwestern, noch irgend Jemand in der Stadt zu sehen bekommen. Wenn ein Nachbar Sie heute früh nach dem Befinden Ihrer Onkel fragte, würde Ihr Gesicht Sie verrathen. Nein, geh'n Sie nur gleich fort, Fräulein Mary Jane, und lassen Sie mich Alles besorgen. Ich werde Fräulein Susan bestellen, daß Sie den Onkeln einen freundlichen Gruß senden, und Sie seien auf einige Stunden fortgegangen, um eine Freundin zu besuchen und daß Sie am Abend oder früh Morgens heimkehren."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die sommerliche Stille, die jetzt über dem theatralischen Berlin lagert, wurde am Ende der vorigen Woche durch zwei Kraterausbrüche der Vorstadt-Dramatik unterbrochen, welche, so unbedeutend sie auch waren, doch als Anzeichen für das Winter-Erdbeben auf unseren hauptstädtischen Bühnen beachtungswerth sein dürften. Ein Schwank von Rosen im Belle-Alliance-Theater und eine Posse von Mannstädt im Central-Theater bilden die Vorläufer des Novitäten-Sturmes, der nun bald über uns hereinbrausen wird. Mögen Apoll und die neun Musen verhüten, daß ihr Corybantenheer dieselben Bahnen wandelt, welche diese winzigen Vorboten einschlugen.

„Die Gespenster", jener dreiactige Schwank von Julius Rosen, erfuhr im Belle-Alliance-Theater keine freundliche Aufnahme, weil die Zuschauer in Verlegenheit waren, ob sie wirklich lachen dürften oder nicht. Jeder lauschte fast ängstlich, ob er nicht unter dem gewaltigen Haufen von höherem Blödsinn doch ein Körnlein von Sinn auffinden könnte, welches seiner sommerlichen Genügsamkeit die Gewißheit geben würde, daß er wirklich in einem Theater sei. Aber man lauschte vergebens, bis der Vorhang zum letzten Mal fiel und all' das dramatische Elend milde hinter seinen Falten verschloß.

Man würde einem solchen Stücke zu viel Ehre anthun, wollte man es, etwa bloß weil sich ein Theaterdirector fand, der es aufführen ließ, einer Analyse unterziehen. Was uns veranlaßt, unsere Leser überhaupt von seiner Existenz zu benachrichtigen, ist nicht das Interesse, welches wir für dieses Stück speciell wachhalten möchten, sondern die literarische Beachtung, welche man dieser Art von Stücken zu schenken leider allmählich genöthigt wird. Der Schwank „Die Gespenster" kann als ein lehrreiches Beispiel dafür dienen, wie weit unsere Bühnenschriftstellerei, wenn sie lediglich die Mache als Erzeugerin und die Tantième als Endzweck ihrer Werke betrachtet, herabsinkt, und es dürfte interessant sein, an einem der wildesten Auswüchse das Wesen jener dramatischen Schwammbildung überhaupt zu studiren.

Die Grundlage aller Komik in diesen Schwänken, soweit dieselbe nicht auf einer Figur ruht, sondern in den Situationen liegt, bildet bekanntlich nur das Mißverständniß; der Eine weiß etwas, was der Andere nicht weiß, spricht von einer Sache, die dem Anderen gerade nicht im Sinne liegt und begeht irgend eine Handlung in einer ganz anderen Absicht, als der Andere annehmen muß; hieraus entstehen Verwickelungen, die eigentlich ohne Inhalt sind, da sie durch eine vernünftig gestellte Frage, durch ein kleines Wort gelöst werden könnten, wenn nur die Frage gestellt, das Wort gesprochen werden würde. Die ganze Spannung beruht also lediglich auf einer vergessenen Aufklärung und ist nicht mehr vorhanden, wenn diese Aufklärung gegeben wird oder auch, wenn sie nicht mehr nöthig ist. Wie machen es nun die Herren Schwankdichter, um jenes Mißverständniß hervorzurufen, jene Aufklärung zu verhindern und dadurch die Spannung zu erzeugen? Nun, sie stellen einfach die ganze natürliche Welt mitsammt ihren Menschen auf den Kopf. Da ist keine Figur mehr, die nur einigermaßen vernünftig denkt und redet, keine gesellschaftliche Form mehr, die respectirt, keine Wahrscheinlichkeit mehr, die erfüllt wird. Aus welchem Lande stammen eigentlich diese Leute, die hier vor uns herumschreiten? fragen wir uns oft verwundert. In „Die Gespenster" kommt ein junger Criminalcommissarius in eine Familie und verkehrt dort tagelang, ohne vorgestellt zu sein und ohne die Angehörigen des Hauses, mit denen er ganz intim und zärtlich redet, zu kennen: die Verwicklung beruht darauf, daß er eine Tochter des Hauses, welche unverheirathet ist, für verheirathet ansieht. Er redet sie drei Acte hindurch mit „gnädige Frau" an; sobald er es nur einmal in Gegenwart eines anderen Familiengliedes thun würde, wäre das Mißverständniß gelöst, die Aufklärung würde gegeben werden und der Inhalt des Stückes fiele zu Boden. Er wird außerdem von Allen für ein Abgesandter der Polizei gehalten, der nach dem Theilnehmer an einem Zweikampfe forscht; das Duell hat gar nicht stattgefunden, aber durch Mißverständniß hält die Mutter den Sohn, die Frau den Mann, die Schwester den Bruder für den Duellanten, und Alle suchen ihre Schützlinge vor dem Fremden in Sicherheit zu bringen. Dieser wieder glaubt, der Vater rede von seiner Tochter, wenn derselbe den Sohn meint, die Tochter spreche von ihrem Manne, wenn sie ihren Schwager nennt und der Schwager sei eifersüchtig wegen der Dame, die gar nicht seine Frau ist. Auf diese Weise kommt eine Geschraubtheit in den Dialog, die auf die Dauer unerträglich wird; drei Acte voll Mißverständnisse, die alle auf den Mangel an gesellschaftlicher Form beruhen, daß ist arg, das ist unnatürlich, das ist sogar peinigend! Die Menschen, die sich mit diesen Verwechselungen drei Stunden vor uns herumquälen, sind gar keine Menschen mehr, sondern Marionetten, die von einem dünnen Faden gelenkt werden und platt zu Boden fallen, sobald jener Faden durchschnitten, das einzige, kleine nicht gesprochene Wort endlich gesprochen wird. Die Mechanik ist sehr künstlich, denn die Figuren müssen immer umeinander herumtanzen, ohne sich zu berühren, aber was hilft uns alle Künstlichkeit, wenn wir Kunst suchen? Wir wollen einen Blick ins Leben thun und werden vor eine Puppenstube geführt, wir wollen Menschen sehen, wie sie lieben und hassen und erblicken sie nur, wie sie tanzen und immer wieder tanzen um dieses dumme Phantom des Mißverständnisses. In dem Schwank von Rosen trat das Klägliche und Dürftige dieser dramatischen Fabrikarbeit wieder recht deutlich hervor; möge uns der kommende Winter mit ähnlichen Bühnenwerken, mit solchen Gerippen, denen das Fleisch fehlt, möglichst verschonen.

Ueber die Mannstädt'sche Posse: „Die wilde Katze", welche im Central-Theater unbestrittenen Erfolg errang, darf die Kritik, obgleich auch hier die dramatischen Grundbedingungen nur noch lose festgehalten sind, ungleich günstiger urtheilen, weil sie von vornherein mit geringeren Prätensionen an den guten Geschmack auftritt. In diesen Possen, wie sie seit einiger Zeit die mit Glück cultivirte Specialität des Theaters in der Alten Jacobstraße bilden, ist eine Vereinigung von Volksstück, Ausstattungsoperette, Schwank und — last not least Tingeltangel geschaffen, welche schon durch ihre meist sehr kühn und gegenstandslos gewählten Titel eine bedeutende Anziehungskraft auf den Theil unseres Publikums ausübt, der im Theater nicht Anregung, sondern lediglich Unterhaltung für zwei Stunden sucht. Ein buntes Durcheinander von Quodlibets, Couplets, Balletaufzügen, Costümwechseln und Decorationskunststücken ist zu einer lediglich für das Auge und für ein allerdings nur ungebildetes Ohr berechneten Wirkung arrangirt worden; der Inhalt macht keine Ansprüche darauf, ernst genommen zu werden und besteht, wie auch in der „wilden Katze", in welcher eine reich gewordene aus Brasilien heimgekehrte Berlinerin ihre wiedergefundener Angehörigen mit allen Segnungen ihrer exotischen Launen beglückt, aus einer so leichten und mit einem romantischen Anstriche verzierten Fabel, daß alle kritischen Bedenken davor aufgegeben werden müssen. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß auch in dieser neuen Gattung von Volksstücken, die nur auf dem Boden der Weltstadt emporkommen und gedeihen können, das Bemühen, Effectvolles und Ueberraschendes zu bieten, jede etwa in der Grundanlage noch vorhandene poetische Idee unterdrückt, aber was will man in der Posse noch von Poesie? Die joviale Lustigkeit, die mit hohen Sprüngen über Mögliches und Unmögliches hinwegsetzt, die reizende Naivetät, welche uns zumuthet über Scherze zu lachen, die eigentlich in die Region der Küchen und Gesindestuben gehören, und der heitere Zwang, der uns alles Nachdenkens und aller Ueberlegung von vorneherein beraubt — das ist die Poesie der Posse. Die „wilde Katze" gehört in der That zu den besseren Possen, und da die Hauptrollen so reizende Vertreterinnen fanden, wie die beiden feschen Oesterreicherinnen, Frl. Grünfeld und Frl. Feldau, war der Beifall, den sie fand, gerecht.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Sensationelle Novität.

Memoiren der Königl. Preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Grossen.

2 Bände. Illustrirt. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Zu beziehen vom Verleger

H. Barsdorf in Leipzig

u. d. alle Buchhandlungen.

Ein Student der Lyoner Universität, der ein Semester auf einer deutschen Hochschule geweilt und das Baccalaureat sowie die licence-ès-lettres erworben hat, sucht in einer deutschen Universitätsstadt, wo er nebenbei seine Studien vollenden könnte, eine passende Stellung in einer Pension oder Familie. Er erbietet sich namentlich zum Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und macht nur bescheidene Ansprüche. Offerten unter M. 32 an die Expedition der Gegenwart.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

In meinem Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Voltaire's

Leben und Werke

von

Richard Mahrenholtz.

Erster Theil:

Voltaire in seinem Vaterlande.

(1697—1750.)

Band II wird in Kurzem erscheinen.

VIII, 255 S. — Preis 5 Mk.

Oppeln, August. **Eugen Franck's Buchhdl.** (Georg Maske.)

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Einbänden 20 Mark.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Mommsen, Th., Römische Geschichte.

— *Fünfter Band.* —

Mit 10 Karten von H. Kiepert.

(VIII u. 659 S.) gr. 8. geh. 9 M.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

3000 Abbildungen im Text.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. **I. wohlfeile Ausgabe.**

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 15. August 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY
SEP 2 1885
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Schule, Beamten und Handwerk. Von Franz Söhns. — Die englischen Universitäten. Von Leopold Katscher. — **Literatur und Kunst:** Farbenbezeichnungen. Von Rudolf Kleinpaul. I. — Eine Geschichte der Römischen Kirche. Von Carl Jentsch. — Socialistische Phantasiestaaten. Von A. Bodek. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — Notizen. — Inserate.

Schule, Beamten und Handwerk.

Von Franz Söhns.

Wenn bei unsern heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen der Lehrer einer höheren Schule die bekannte Frage: was willst Du werden, beziehungsweise: was wollen Sie werden, an einen der Schüler richten und die Antwort Schuster oder Schneider oder Drechsler oder Beutler oder Stellmacher oder Sattler erhalten würde, welch ein homerisches Gelächter würde eine solche Antwort in der ganzen Klasse hervorrufen! Wie kann man als Schüler der Tertia oder gar der Sie angeredeten Secunda eines jener Geschöpfe zu werden verlangen, die da unten im Schmutze der Handarbeit ihr tristes, von den Höhergebildeten nur mitleidig belächeltes Dasein hinfristen. Ist nicht der Kleinhandwerker eine Art Sklave des Reichen und besonders des ganzen Beamtenstandes, in dessen Reihen einzutreten das Ziel der Sehnsucht jedes Besuchers höherer Schulen ist. Wie kann und muß der Beamte im Vollbewußtsein seiner überlegenen Bildung, seiner höheren Stellung in der menschlichen Gesellschaft verächtlich auf den kleinen Mann herabsehen, der ja nur und immer nur seinetwegen lebt, ihm seine ganze Nahrung und Existenz verdankt, also lediglich von ihm und seiner wohl- oder übelwollenden Laune abhängig ist. Ergo, wie kann ein Mensch „mit Bildung" ohne entschiedene Selbsterniedrigung daran denken, die Reihen jener armseligen Menschenklasse vermehren zu wollen! Man muß doch zum mindesten, wenn man nicht ganz tief herabfallen will, Kaufmann werden, wohlverstanden Banquier, Comtoir-Kaufmann, Engroist, beileibe nicht etwa „Tütchenkrämer", als welcher man sich ja aller Bildung hohnsprechenden Handlungen, wie dem Härings-, dem Gurkenverkaufe und ähnlichen zu unterziehen haben würde. Kurzum: nur kein Tütchenkrämer oder Handwerker werden, heißt es in der angeführten Klasse, ebenso heißt es natürlich in der folgenden bis zur höchsten, und die daraus sich entwickelnde Geringachtung des Kleinhandwerkes sitzt leider auch bei dem gewordenen Beamten oft noch so tief, daß er es kaum über sich gewinnen mag, selbstthätig die nöthigen Schritte zur Bekämpfung dieser unsere ganze Volkswohlfahrt auf's empfindlichste schädigenden Ansicht mitzuthun. Wie oft gar thut er, ohne sich der bösen Folgen seiner Handlung recht bewußt werden zu wollen, das Gegentheil und beweist, daß er immer noch denkt wie einst als Tertianer, Secundaner und Primaner, wenn auch dieser Beweis weniger aus seinen Worten als aus seinen Thaten hervorgeht. Er, der sein Gehalt pünktlich erhält und eine sehr grimmige Außenseite zur Schau bieten würde, wenn dem einmal nicht so wäre, der vielleicht manchmal schon proleptisch seine Gelder einzieht, will nicht verstehen, daß der Handwerker, dem er schon seit so langer, langer Zeit schuldet, der Bezahlung für geleistete Arbeiten eben so nöthig bedarf als er selbst, ja oft viel nöthiger. Der „Mensch" hat eine Menge von Kunden, eine Fluth von Arbeitsbestellungen und Arbeitsabfertigungen, — er muß ja horrendes Geld einnehmen und wird in Folge dessen sich nicht sehr kümmern, ob gerade die eine oder andere Summe etwas früher oder später einläuft. Recht so, aber wenn nun die Kunden des Kleinhandwerkers zum größten Theile aus Beamtenfamilien bestehen? Und wenn nun recht viele derselben die gleichen Gedanken im Busen bergen? Wehe dem Handwerker, wenn er dann nicht durch irgend einen Fond so situirt ist, daß er allenfalls warten kann, ohne seine eigenen Zahlungen allmählich einstellen zu müssen! Da aber in unserer Zeit sich zumeist nur Leute aus den alleruntersten Ständen — und auch diese nur, um zu „steigen" — zum Handwerk bereit finden, ohne Anfangs- und Betriebskapital, nur angewiesen auf sofortige oder mindestens vierteljährliche Zahlungen ihrer Kunden, muß es sich selbstverständlich immer und immer wieder ereignen, daß der junge Handwerker nach kurzer Zeit der Arbeit und des Geschäftes in Zahlungsunfähigkeit geräth, dem Bankerott anheimfällt. Und wenn der Unglückliche nun an seinem Geschick völlig schuldlos war, wenn er rüstig gearbeitet und geschafft Tag und Nacht, um jeden Wunsch seiner undankbaren und rücksichtslosen Kunden zu befriedigen, wenn er alle Kräfte des Körpers und Geistes angestrengt und dennoch scheiternd an der Geringachtung seiner Kunden dem Geschäftsuntergange nicht vorbeugen konnte, wozu wird ihn sein Unglück treiben? Zur gänzlichen Verachtung des Beamtenstandes, der bei all seinem Gehalt sich nicht gemüßigt gefunden, dem Handwerker zur gehörigen Zeit zu geben, was er ihm schuldig, was ihn und sein Geschäft vor dem Untergange hätte retten können, zur Verachtung seines Vaterlandes, das nicht Tugend und Kraft genug besitzt, den fleißigen Arbeiter zu ernähren und vor dem Verderben zu schützen, das ihn vielmehr zwingt, entweder verzweifelnd zu einer andern, vielleicht nicht immer makellosen, jedenfalls wenigstens ungewohnten und daher auch meist unfruchtbaren Beschäftigung zu greifen, oder seine Arbeitskraft hinüberzutragen in die sogenannte neue Welt, die das Handwerk achtet und schätzt und wohl weiß, daß ein blühendes Handwerk stets das untrüglichste Zeichen einer gesunden Blüthe der Nation war und ist. Was klagen wir über die immer mehr und mehr zunehmenden Auswanderungen, besonders der Handwerker, was über das immer mehr und mehr um sich fressende Gift der Socialdemokratie, jagen wir nicht zum Theil

Digitized by Google

selbst deutschen Fleiß aus Deutschland hinaus, geben wir nicht zum Theil selbst dem socialistischen Giftbaum neue Nahrung? So rächt sich die Mißachtung des Handwerks am Staate. Man werfe mir immer ein: es giebt doch auch eine große Anzahl geschätzter und wohlhabender Handwerker, — wie gering ist deren „große Zahl" gegen die ganze Summe jener klein beginnenden, nur auf die Unterstützung ihrer Mitmenschen angewiesenen Leute der Arbeit! Und wodurch haben diese geschätzten und wohlhabenden Handwerker sich solcherlei ehrende Attribute ihres Standes erworben? Entweder weil sie selbst das heutzutage seltene Glück hatten, von verständigen wohlhabenden Eltern abzustammen, welche keinerlei Erniedrigung darin fanden, daß der Sohn ein Handwerk erlerne, obschon er nach seinen Vermögensverhältnissen auch sehr wohl ein Beamter hätte werden können, oder weil sie bei einem mittellosen Anfange glücklich genug waren, fast nur zur gehörigen Zeit zahlende Kunden zu besitzen. Das größte Unglück ist nun aber, daß in Folge der vom Beamtenstande ihm zumeist entgegengetragenen Geringachtung in der Neuzeit dem Handwerker selbst sein Stand allmählich verächtlich geworden ist, daß er sich sehnt, aus demselben herauszukommen, oder, wenn ihm selbst das nicht mehr gelingen will, doch wenigstens um jeden Preis seinen Sohn dieser entwürdigenden Sphäre zu entrücken. Er muß Beamter werden, oder, wie er zumeist mit noch bezeichnenderer Begriffsverengung sich ausdrückt, er muß studiren! Ob Anlage da ist, ob nicht, ob das mühsam erworbene Capitälchen zu Grunde geht, ob es wohl gar nutzlos verschwendet ist an den Sohn, der schließlich, ausgestattet mit zu wenig Geist, als daß er das ihm von den Eltern vorgesteckte Ziel erreichen könnte, mit zu viel anerzogener Verachtung des Handwerkerstandes, als daß er zu dem Berufe der Eltern zurückzukehren vermöchte, als ein verbummelter und verkommener Mensch der Welt und sich überflüssig wird, ist dabei zunächst durchaus gleichgültig. Und wer trägt die Schuld an dem Verkommenen? Die Eltern, denen ihre eigene Thätigkeit verächtlich wurde. Und wer hat sie ihnen verächtlich gemacht? Und wo fände sich wohl heute der Sohn, der so einfältigem Beginnen der Eltern gegenüber Selbsterkenntniß, Lust und Muth genug hätte zu sagen: Ich will sein, was mein Vater mit Ehren ist, lieber ein geachteter tüchtiger Handwerker als ein unbrauchbarer Beamter! Wo soll er die Achtung vor dem Stande des Vaters hernehmen, wer hat sie ihn gelehrt, da die Eltern selbst in unverzeihlicher Weise ihren Stand gründlich verachten? Wer soll sie ihn lehren?

Es kann nur immer dieselbe Antwort sein, welche auf diese Frage gegeben werden muß: Diejenige Erziehungsanstalt, welche an die Stelle der Eltern tritt, die zwar möglichst Hand in Hand mit den Eltern wirken soll, die doch aber auch die Pflicht hat, unverständiger Einwirkung derselben auf das Kind mit Energie zu begegnen: die Schule. Wie redet der Lehrer, oft der einzige Beamte, mit welchem der junge Mensch in Berührung kommt, jedenfalls seine Autorität, sein Muster und bisweilen der Einzige, den er bewundern kann, vom Handwerk? Und zweitens, wie darf der Schüler in Gegenwart des Lehrers vom Handwerk reden? Fehlen wir nicht manchmal, wenn wir meinen etwas ironisch und in spöttisch humoristischem Tone über die Schuster, Schneider, Sattler und Stellmacher reden zu dürfen? Eine solche Ironie, ein solcher Humor dringt tief in des Schülers Herz, sie bereiten der Verachtung des Handwerkes den ersten Platz im Innern desselben, und diese Verachtung frißt krebsartig und schnell um sich, sodaß bald im Schüler jeder Anflug von Zuneigung zum Handwerk verflogen ist, daß schließlich die ganze Klasse im Stande ist, in lautes Lachen auszubrechen, wenn nur das Wort „Schuster" in ominösem Klange das Zimmer durchtönt. Dulden wir es ferner hie und da, wenn einer oder der andere Schüler in spöttischer Weise mit verächtlich lächelndem Munde dieses oder jenes Handwerkes Erwähnung thut, so dürfen wir gewiß sein, daß diese Duldung in den Augen des Schülers durchaus dasselbe ist als die Zustimmung unsererseits, und diese Zustimmung von Seiten des Lehrers, des Musters für die Schüler, wird die Veranlassung der bergab gehenden Volkswohlfahrt, weil sie der jugendlichen Mißachtung des Handwerkerstandes das Wort redet. Mit welchen Blicken betrachtet der aus der Stunde heimkehrende Handwerkersohn seinen Vater und dessen Gewerbe, und wenn der Vater selbst sich nun noch geringschätzig über seinen Stand äußert, welch' tiefen Eckel muß der gebildete Sohn vor dem Handwerk bekommen! Und wenn dieser Sohn später wirklich in der menschlichen Gesellschaft eine höhere Stellung als Staatsbeamter eingenommen? Sein Hochmuth, sein Widerwille gegen den Stand seiner Eltern wird ihn gewiß nicht selten dazu treiben, sich des elterlichen Handwerkes, ja vielleicht der Eltern selbst — zu schämen. Wir halten das Sprüchwort: Schuster bleib' bei deinem Leisten! durchaus nicht für das beste, allein wenn das Hinausgehen über den Leisten immer nur auf Kosten desselben geschehen kann, wenn die Ueberschreitung desselben immer nur seine Zertrümmerung nach sich ziehen soll, so wäre es gut, wenn der Staat dieses Sprüchwort in der kategorischen Gestalt einer lex in sein Gesetzbuch aufnähme. —

Allein die Schule, die so viel Unglück anrichten kann durch unbedachte, flüchtige Worte, verächtliche Geberden, kann sie nicht auch, soll sie nicht das Gegentheil bewirken? Gestehen wir es nur ein, die Liebe zum Handwerk, die Achtung vor dem soliden Handwerk ist in unserm Jahrhundert so gut wie nicht vorhanden, daher müssen wir sie der Jugend wieder anerziehen. Pflanze die Liebe zum Handwerk wieder in die Seele des Kindes und du hast Großes gethan, viel mehr, als sich durch Socialistengesetze und andere Staatsactionen der Nothwehr heutzutage erreichen läßt. Achtung erhalte das Kind vor der Arbeit, vor dem Handwerkerstande des Vaters; ist es doch der Stand, auf welchem die Wohlfahrt des ganzen lieben Vaterlandes beruht, das stets reich und blühend war, so lange sein Handwerk blühte. Kein Land hat je ungestraft sein Handwerk verachtet. Was war die Folge davon, daß Frankreichs Phöbus, Ludwig XIV., die gewerbsthätigen calvinistischen Handwerker aus seinem Staate verjagte? Zunächst ein ungeheurer Mangel an Capital, dann ein verhängnißvolles Uebergewicht der mauvais sujets der Bevölkerung und endlich die Revolution. Ungleich weiser dünkt uns jener gleichzeitige große brandenburgische Zoller, der den fleißigen Arbeitern in seinem Lande Schutz und Arbeit zugleich bot. Er war sich sehr wohl bewußt, daß er durch seine Handlungsweise die Grundlage des eigenen Staates festigte und stärkte. Warum denn muthet uns das 16. Jahrhundert mit seiner Gefühlstiefe, seinem allgemeinen Wohlstande der Städte so sehr an, warum mußte gerade in ihm der Sang der ehrsamen Meister des Gewerkes seine Blüthezeit entwickeln, warum mußte gerade dies Jahrhundert der Schöpfer so vieler tief und innig empfundener Volks- und Handwerkslieder werden? Weil gerade damals das Handwerk hoch geachtet und geliebt war in unserm deutschen Vaterlande, weil damals der Sohn des wohlhabenden Handwerkers nicht wie heute seinen einzigen Stolz darin suchte, in höhere Kreise der menschlichen Gesellschaft emporzudringen, um auf deren ungewohntem Boden nicht selten zu stolpern und zu stürzen, weil es seinen Stolz ausmachte, das geachtete Gewerbe seines Vaters fortzuführen, den vom Vater überkommenen Wohlstand dadurch zu mehren, den guten Namen des Vaters auch in fernere Zeiten fortklingen zu lassen. Stolz zogen die Meister des deutschen Gewerkes bei festlichen Aufzügen in fahnengeschmücktem Zuge daher, die mittelalterlichen Schützenzüge, von denen sich in unsern Tagen nur ein matter Abklatsch erhalten, zeugen von ihrer Wohlhabenheit und ihrem Selbstbewußtsein, ihr Eingreifen in die Literatur von ihrer geistigen, bisweilen sogar vielseitigen Ausbildung. Und wenn wir nun den größten aller Schuster der Erde hier anführen, unsern Hans Sachs, — mit welchem Selbstbewußtsein schreibt er an den Schluß seiner Gedichte sein

Hans Sachs Schuh=
Macher und Poet dazu!

Wohlverstanden: zunächst will er Schuhmacher sein und dazu erst Dichter. Und wenn wir ferner nicht die genaueste Nachricht darüber hätten, so würde ein flüchtiger Einblick in seine Werke genügen, um uns zu überzeugen, daß Hans Sachs ein für seine Zeit fast gelehrt zu nennender Mann gewesen ist. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt wurde er „wie ein angehender Gelehrter" bis zum 15. Jahre unterrichtet, um

Digitized by Google

dann bei einem Nürnberger Schuhmacher das Handwerk desselben zu erlernen. Und noch ein Beispiel desselben Jahrhunderts. Johannes Keßler, ein der Gelehrtenwelt wohlbekannter Mann, der eine sehr werthvolle, von E. Götzinger herausgegebene Chronik der Jahre 1523—39 geschrieben hat, aus welcher wir unter anderem auch das mit wunderbarer Naivetät geschilderte, in Jena stattgefundene Begebniß des von der Wartburg nach Wittenberg ziehenden Ritters Martinus Luther und der etwas abgebrannten Studenten, deren einer Keßler selbst war, kennen lernen, Johannes Keßler hat die Klosterschule zu St. Gallen besucht, hat in Basel Theologie studirt, hat in Wittenberg zu den Füßen Luther's gesessen, für dessen neue Lehre er Begeisterung einsog, und ist dann, als er 1523 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, und er, der ziemlich mittellose Mann, daselbst für das Evangelium keinen Boden fand, zunächst — Sattler geworden und erst von dieser Handwerkerstellung aus allmählich aufwärts gestiegen bis zum Schulrath. Wo lesen wir, daß er es als eine Erniedrigung empfunden habe, trotz seiner Gelehrsamkeit Sattler zu werden? wo, daß Hans Sachs sich etwa seines Gewerbes geschämt, daß endlich einer dieser Männer die erworbenen Kenntnisse für überflüssig und unnütz für sein Gewerbe gehalten? — Heutzutage freilich ist das ganz anders. Von der Quarta aus kann der Knabe allenfalls noch einem Gewerbe sich zuwenden, von der Tertia aus schon nicht mehr, da hat er bereits eine Fülle von Kenntnissen gesammelt, die ihn eo ipso weit über den Handwerkerstand erhebt, die ein Herabsteigen in denselben durchaus nicht zu giebt. Und wenn man vollends hören würde, daß Jemand nach vollbrachtem Einjährigen ein — Handwerker geworden sei? Gerade diese irrige Meinung, daß der Handwerker durchaus keine besondere Vorbildung für seine späteren Leistungen nöthig habe, ist nun aber ein wesentlicher Grund des allmählichen Sinkens des Handwerkes. Wohl ist man in neuester Zeit hier und da zur Erkenntniß des Fehlerhaften, Gefährlichen dieser Ansicht gekommen und hat für den Handwerker sogenannte Fortbildungsschulen eingerichtet, leider aber immer nur noch sehr wenige und diese oft unter unzulänglicher Kontrole. Es sollte eine Ehre sein für jede Stadt, recht gute Fortbildungsschulen zu besitzen, eine Ehre, die gewiß auch in kurzer Zeit ungeahnte Vortheile für die Stadt nicht sowohl als für den ganzen Staat nach sich ziehen würde. Unter der geistigen Beschränktheit des Handwerkers leiden Stadt und Staat. Denn abgesehen davon, daß der Handwerker, der in seiner Schulzeit nichts Ordentliches gelernt hat, zumeist auch in seinem Berufe nichts Ordentliches leisten wird, da zu vielen seiner geforderten Leistungen höhere Begriffe und Anschauungen gehören, als er hat, wird er auch eines richtigen Einblickes in seine Pflichten als Staatsbürger durchaus nicht fähig sein, am allerwenigsten immer an der Stelle sich befinden, welche das staatliche Getriebe ihm anweist, nämlich Grund und Stütze des Ganzen zu sein. Seine Unzufriedenheit führt ihn schnell einzelnen Begabteren und Gebildeteren seines Standes in die Arme, welche ihre meist durch verkehrtes Selbststudium erweiterten Kenntnisse dazu mißbrauchen, der öffentlichen Ordnung entgegenzuarbeiten, anstatt sie zu gebrauchen, um derselben in ihrem Stande eine unantastbare Heimat zu schaffen und zu sichern. Sein Gesichtskreis ist viel zu beengt, als daß er den Abgrund richtig erkenne, an welchen der Demagog ihn, seine Genossen, das ganze Handwerk und endlich den gesammten Staat bringen will, er folgt blindlings und wird zum Umstürzler sans phrase. Man öffne ihm daher die Augen, man sperre sich nicht völlig vom Handwerke ab, man suche die gefährliche Kluft, die jetzt den Beamten vom Handwerker, aus dessen Stande er doch ursprünglich zumeist hervorgegangen, trennt, allmählich auszufüllen oder wenigstens zu überbrücken, und was der Beamte jedes Zweiges am Handwerksmanne thun soll, das wirke am Kinde der Beamte der Schule, der Lehrer. Er flöße ihm Achtung vor dem Handwerkerstande ein, dulde durchaus nicht, daß es verächtlich sich über ihn äußere, weise es stets in Beispielen, namentlich in der Geschichte, darauf hin, wie geachtet in früheren Jahrhunderten dieser Stand war und wie er stets um so Tüchtigeres geleistet, je mehr man ihn achtete; er belehre das Kind, wie große und edle Eigenschaften der Seele nicht nur ein ausschließliches Privilegium höherer Sphären der menschlichen Gesellschaft sind, wie sie ihren Sitz auch im ehrsamen Handwerksstande haben, wie aus seinen Reihen die Hauptzahl der Krieger hervorgegangen, die in so vielen Schlachten ihr Blut willig und stolz für das Vaterland vergossen, er treibe vorzüglich mit allen Kräften den verhängnißvollen Irrthum aus, nach welchem zur Ergreifung eines Handwerkes keinerlei besondere Bildung und Kenntnisse nöthig seien, er zeige namentlich an den kunstreichen Arbeiten der Meister unserer alten Reichsstädte, wie kenntnißreich jene still und bescheiden dahinlebenden Meister waren, wie der Name Meister selbst ein Ehrenname war, den zu führen der Träger mit Fug stolz sein durfte. Meister ist magister, und das ist Lehrer. Auch der Meister soll Lehrer sein und zwar Derjenigen, welche von ihm die „Kunst" seines Gewerbes erlernen wollen; wie kann aber der magister sein, der selbst kaum das Dürftigste seines Berufes weiß und jeder höheren Auffassung desselben, des Idealismus seines Standes, vollkommen bar ist? Darum zum letzten Male: Nehmt euch herzlicher des Handwerkes an, erzieht der Jugend die Liebe und Achtung desselben wieder an, da sie einmal in unserm Vaterlande unseliger Weise fast verschwunden ist, und ihr werdet des Dankes der Nation sicher sein dürfen, ihr werdet das wirksamste Mittel gefunden haben zur Hemmung jener von Tage zu Tage steigenden, gefährlichen Ueberproduction an Beamten, gegen die immer mehr und mehr um sich greifenden Auswanderungen, die so viel nationale Kraft dem Heimathstaate entziehen, ihr werdet die allmählich niedergehende Volkswohlfahrt wieder heben, dem Staate selbst seine sichere Grundlage wiedergeben, denn nur wo das Handwerk, da hat auch der Staat einen goldenen Boden.

Die englischen Universitäten.

Von Leopold Katscher.

Der Ursprung der englischen Universitäten ist in Dunkel gehüllt. Man weiß jedoch, daß die Studenten in den frühesten Zeiten in beliebigen Privatwohnungen wohnten. Später wurden sie der Disciplin wegen genöthigt, sich in großen gemeinschaftlichen Häusern, „Halls" genannt, einzuquartieren; dort erhielten sie auch Verpflegung und Unterricht, standen unter der Leitung eines Universitätslehrers und waren der Universitätsdisciplin unterworfen. Schon damals gab es „colleges" (Collegien), aber sie nahmen nur „members of the foundation" auf, d. h. solche Studenten, Lehrer, Vorstände u. s. w., die die eigentliche Universität bildeten und auf Kosten der Colleges in diesen leben mußten. Im Laufe der Zeit öffneten die Colleges sich auch für nicht zum Universitätskörper gehörige Studenten; sie kauften eine „hall" nach der anderen an und vergrößerten sich dadurch. Auch wurden neue Colleges gegründet, zuletzt vor etwa 17 Jahren das Keble-Collegium in Oxford. Heute gibt es in Oxford nur noch drei, in Cambridge gar keine „halls" mehr. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Bestimmung getroffen, daß kein Student anderswo wohnen dürfe, als in einem College oder einer Hall, d. h. Niemand konnte akademischer Bürger (Mitglied der Universität) sein, ohne einer solchen geschlossenen Körperschaft anzugehören. Seit 1868 jedoch dürfen Studenten, wenn sie wollen, bei einem „concessionirten Besitzer einer Privathalle", oder auch in einem beliebigen Privathause wohnen, wie die continentalen Universitätshörer; nur müssen sie sich gewissen Disciplinar-Vorschriften unterwerfen, und die betreffenden Häuser stehen unter der Ueberwachung der Universität, von der sie eine Licenz haben müssen. Die Colleges sind so überfüllt, daß die Vorstände jetzt die meisten Studenten sogar dazu verhalten, nach 1—2 Jahren das College zu verlassen und Privatwohnung zu nehmen, um für Neulinge Raum zu schaffen. Während das Leben innerhalb der Colleges ziemlich theuer und daher in der Regel nur recht Wohlhabenden oder den Besitzern von Stipendien — diese sind allerdings außerordentlich zahlreich — zugänglich ist, hat das Leben in Privatwohnungen den Vortheil, daß man es ganz nach Belieben

Digitized by Google

regeln und sich vollständig nach seinen Mitteln richten kann. Die Folge ist, daß die Zahl der ärmeren, stipendienlosen Studenten stark anwächst, was natürlich nur willkommen geheißen werden kann.

Da weder in Oxford, noch in Cambridge die Errichtung eines Theaters gestattet ist, sehen sich die Studenten hinsichtlich des Zeitvertreibs auf den Sport angewiesen. Sie leisten denn auch Großes auf dem Gebiete des Ruderns, des Cricket, des Fangballs, der Athletik u. s. w.; namentlich dem Bootwesen wird sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet, und es ist bekannt, daß die Ruderwettfahrten eine erhebliche Rolle spielen. Natürlich muß auch dem Studium einige Zeit geopfert werden. In dieser Beziehung ist das englische Universitätswesen eigenartig beschaffen. Wer an einer englischen Hochschule studirt, kann nur Theolog oder Doctor der Philosophie sein, wenn er seine Studien absolvirt hat; will er Doctor der Medizin oder der Rechte werden, so nützt ihm seine Lehrzeit auf der Alma Mater gar nichts, er muß nachher noch mehrere Jahre lang eine der vielen medicinischen Kliniken oder eine der von den verschiedenen Juristengilden gehaltenen Rechtsschulen besuchen und sich dann an einer Universität prüfen lassen. Die Universitäten sind eben vornehmlich für das Studium der Humaniora vorhanden.

Der Unterricht ist von dreierlei Arten, deren eine die andere oft ergänzt: a) der durch Professoren und andere öffentliche Vortragende, die der ganzen Universität angehören; b) der durch „Tutors“ und Vortragende, die nur Einem Colleg angehören; c) der durch Privatlehrer, die aber Mitglieder der Universität („fellows“) sein müssen. Die eigentlichen öffentlichen Vorlesungen im Sinne der continentalen Universitäten spielten früher eine ganz untergeordnete und spielen noch jetzt keine hervorragende Rolle. Die Functionen der Hochschulen beschränkten sich einst meisthin auf das Prüfungswesen, während der Unterricht selbst größtentheils den Colleges überlassen wurde. Es gab nur wenige der ganzen Studentenschaft gemeinsame Professoren; aber während des letzten Vierteljahrhunderts wurde eine beträchtliche Anzahl neuer Lehrstühle gestiftet und das ganze System des Professorialunterrichts geändert und stark erweitert. Auch der Unterricht innerhalb der Colleges und Halls ist ausgedehnt worden, namentlich dadurch, daß sich mehrere Gruppen von Colleges zu Unterrichtszwecken zusammengethan haben, damit jeder einzelne „lecturer“, Vortragende, in die Lage komme, sich einem besonderen Fache zu widmen, statt gleich den Elementarschulmeistern eine Menge heterogener Gegenstände zu lehren. Auch der Privatunterricht hat zugenommen.

Was die Prüfungen betrifft, so sind deren drei abzulegen, ehe der niedrigste akademische Grad, der eines B. A. (Licentiat oder Baccalaureus der freien Künste) erlangt werden kann: die „responsions“ (auch „smalls“, d. h. „kleine“, genannt) nach dem fünften Termin — die Universitätslaufbahn besteht aus zwölf Terminen oder drei Schuljahren —; das „erste öffentliche Examen“ nach dem achten Termine; das „zweite öffentliche Examen“ nach Beendigung der Studien.

Unmittelbar nach Schluß der Prüfungen beginnt in Oxford die „Commemorations-Woche“, eine dieser Universitätsstadt eigenthümliche Einrichtung, welche man sonst nirgends findet. Wenn das akademische Jahr zu Ende geht, legt Oxford sein buntestes und heiterstes Kleid an: die College-Gärtner entfalten eine lebhafte Thätigkeit und die riesigen Rasenstücke und Blumenbeete, die zu all' diesen ehrwürdig grauen, mit Giebeln versehenen Gebäuden eine schöne Einfassung bilden, sehen äußerst zierlich aus. Die „Bursars“, die auf den Ruf ihrer Colleges oder Halls eifersüchtig sind, commandiren ihre Köche und Kellermeister, welche geschäftig sind, die umfangreiche Speisekarte, mit der Oxford seine Besucher zu empfangen gewohnt ist, in solide Wirklichkeit zu übertragen. Die mit der „Commemoration“ verbundenen Gastereien und Festlichkeiten locken jedes Jahr große Schwärme von Ausflüglern, zumeist Verwandte der Studenten, nach Oxford, und Alle pflegen befriedigt abzureisen, obwohl die Preise der Hotelwohnungen um diese Zeit eine enorme Höhe erreichen.

Die Gedächtnißfeierwoche, bei der wir ihrer Originalität halber länger verweilen wollen, beginnt gewöhnlich gegen Mitte Juni mit dem „Show Sunday“, d. h. dem althergebrachten Paradesonntag, so genannt, weil an ihm die Beamten, Professoren, Lehrer und Collegiaten der Universität und ihrer Colleges in vollem Ornat in der „Breiten Allee“ des prächtigen Christchurch-Gartens quasi officiell spazieren gehen, wahrscheinlich, um ihre ganze ernste Würde von dem zahlreich anwesenden auswärtigen Publikum bewundern zu lassen. An den folgenden Tagen gibt es Concerte der Philharmonischen Gesellschaft und eines anderen Musikvereins, verschiedene Bälle und die bei den Gästen stets besonders beliebte „Procession der Boote“. Die Boote sämmtlicher Colleges sind voller Damen, und die am Flusse liegenden Christchurch-Wiesen wimmeln von lichten Roben und Studentenuniformen (die englischen Studenten müssen nämlich eine eigene Gewandung tragen). Das entgegengesetzte Ufer ist ebenfalls von einer Menge in Feiertagskleidern besetzt, und menschenbeladene Boote kreuzen den Fluß unaufhörlich. Der Reihe nach begeben sich alle Boote — festlich bemalt und neu polirt, die Flaggen ihres Colleges am Steuer tragend — zu ihren Stationen. Musikbanden spielen und die Sonne verschwendet ihren schönsten Glanz. Die Boote kommen dann im Gänsemarsch an der gemeinsamen Universitätsbarke vorbei; da sollte man einmal das gegenseitige Emporwerfen der Ruder sehen und das Vivatrufen hören! Am nächsten Tage lockt eine schöne Blumenausstellung in einem der Colleges helle Haufen schöner Damen in Studentenbegleitung an; der Abends gegebene Freimaurerball wird immer reichlich besucht. Auch fehlt es nicht an Wasserpartien nach dem nahe gelegenen reizenden Dorfe Nuneham.

Das wichtigste und interessanteste Ereigniß der Woche ist jedoch die eigentliche „Commemoration“, die am letzten Tage im Sheldon'schen Amphitheater stattfindet. Diese seltsame Ceremonie wird immer hauptsächlich von Damen gern gesehen, die nicht wenig zu staunen pflegen über das merkwürdige Gemisch von Feierlichkeit und Zügellosigkeit, das Rennen und Drängen auf den Gallerien und die leichtfertige Art, wie die Studenten die ernstesten Dinge behandeln. Lange vor der Ankunft des Vicekanzlers — diesen Titel führt der oberste Leiter der Universität — ist der große Saal überfüllt. Die Studenten amüsiren sich und ihre Gäste damit, daß sie die anwesenden bekannteren Persönlichkeiten theils auszischen, theils durch Beifallsrufe auszeichnen, oder daß sie Jeden, der eine blaue oder eine gelbe Cravatte, eine weiße Weste oder einen braunen oder grauen Rock trägt, anbrüllen; sie setzen diesen harmlosen Leuten so arg zu, daß manche sich zurückziehen, was den muthwilligen Jünglingen wieder Gelegenheit gibt, ein ohrzerreißendes Triumphgeschrei auszustoßen. Punkt 12 Uhr erscheint der Vicekanzler in Begleitung von 10—12 Universitätsbeamten, welche goldene und silberne Scepter tragen. Nachdem er auf einem erhöhten, carminsammtenen Thron Platz genommen, eröffnet er die Ceremonie mit einer lateinischen Rede, die aber vom größten Theil des Publikums nicht gehört werden kann, weil die Studenten sie fortwährend auf's geräuschvollste kritisiren; man kann da vielfach schreien hören, der lateinische Stil des alten Herrn sei abscheulich und kaum eines erstjährigen Universitätshörers würdig u. s. w. Der nächste Programmpunkt ist die Ertheilung von Ehrendoctorgraden an eine Reihe bedeutender Politiker, Forscher, Schriftsteller und Dichter. Die Uebertragung der Titel wird studentischerseits mit allerlei Narretheien unterbrochen. Bald heißt es: „Drei Hochs für die Damen in Rosahauben!“ bald: „Es lebe die Dame mit dem Fächer!“ Wenn der Kanzler bei der Verleihung der Ehrengrade seinen Collegen — den officiellen Mitgliedern der Universitätsbehörden — die formelle Frage stellt: „Placetne vobis, domini doctores? Placetne vobis, magistri?“ erschallt es von den Gallerien her: „Non placet“ oder: „Placet“, oder: „Wer ist er?“ oder gar: „Warum trägt er einen Regenschirm?“ Diese närrische Scene ist dem echten Briten so lieb, daß er gar nicht daran denkt, den Unfug abzustellen.

Nachdem die neuen Ehrendoctoren zur Rechten des Vicekanzlers Platz genommen, besteigen die preisgekrönten Studenten des Jahres der Reihe nach eigens errichtete Kanzeln und beginnen — nicht zu predigen, sondern die Gedichte,

Digitized by Google

Essays ꝛc., für die sie Preise erhalten haben, vorzulesen. Während der englischen Sachen herrscht Ruhe, die griechischen und lateinischen Verse und Prosastücke jedoch verschwinden größtentheils unter den ebenso humoristischen wie energischen und lärmenden Commentaren der ungeduldigen Studentenschaft. Hiermit ist das Programm erschöpft und der Vicekanzler kann die „Convocation" für aufgelöst erklären. Allerlei Lustbarkeiten, ein Concert und ein Ball schließen den Tag und gleichzeitig die Festlichkeiten der Woche ab. Am nächsten Morgen beginnen die viermonatlichen Ferien und Oxford ist in voller Reiserüstung begriffen. Die zeitweiligen Gäste nehmen die ansässigen Studenten und — viele angenehme Erinnerungen mit. An den Thoren der Hotels, Colleges und Halls erwarten Gruppen ihre Kutschen und Omnibusse. Collegebedienstete umschwirren die Wartenden, um die letzten Anordnungen und die letzten Trinkgelder entgegenzunehmen. Außerdem sieht man Hundezüchter mit Windspielen, Hausknechte mit Crickethölzern, Bootbedienstete u. s. w., alle von der Absicht erfüllt, ihren Herren oder Kunden den letzten Shilling zu erpressen. Es ist eine schwänzelnde, unterwürfige Menge, mit der die kraftvollen Jünglinge, die nur um ihrer selbst willen da herumstehen, auf's vortheilhafteste contrastiren.

Aehnlich wie mit Oxford und Cambridge ist es mit den Universitäten zu Dublin, Durham, Belfast, Edinburgh und St. Andrews bestellt. Anders verhält es sich dagegen mit der sogenannten „London University", an welcher gar nicht unterrichtet, sondern ausschließlich geprüft wird. Durch diese seit 1825 bestehende Anstalt können sich Studirende aller anderen Universitäten examiniren lassen; ja, wenn Jemand gar keine Hochschule besucht, sondern sich die vorgeschriebenen Kenntnisse anderweitig angeeignet hat und die Prüfung an der London University glücklich besteht, so ertheilt diese ihm dennoch den entsprechenden Grad. Mit dieser Corporation steht in mittelbarer Verbindung das London University College, eine Hochschule, die sich den festländischen Universitäten nähert; es besteht aus einer medicinischen und einer philosophischen Facultät — die übrigen englischen Hochschulen haben nur theologische und philosophische Facultäten — und ist ausschließlich Unterrichtsanstalt, nicht aber auch Pensionat wie die Collegien von Oxford oder Cambridge.

Ueberhaupt pocht der gebieterische Zeitgeist immer stärker an die Thore der alten englischen Universitäten. Selbst Oxford, diese alte Hochburg des starren Conservativismus, muß den Anforderungen des modernen Lebens ein Zugeständniß nach dem andern machen. Seit einigen Jahren dürfen Damen an den zwei größten und ältesten Hochschulen studiren und im December 1884 ist endlich sogar der Plan gefaßt worden, in der Viermillionenstadt eine vollständig nach continentalem Muster zu organisirende Universität zu begründen.

Literatur und Kunst.

Farbenbezeichnungen.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Den Journalisten, die vor kurzem dem Ministerium Gladstone die Leichenrede hielten, hätte ich zur Abwechslung einmal die Phrase empfehlen mögen, mit welcher ein würdiger Pfarrer den Uebergang zum zweiten Theile des Lebenslaufs bewerkstelligte: „Betrachten wir jetzt den geliebten Leichnam von der anderen Seite." Betrachten wir einmal, hätten sie sagen können, den Philologen und den Homerforscher Gladstone. Studien über Homer und das Homerische Zeitalter waren die Lieblingsstudien des englischen Staatsmannes, zu denen er immer zurückkehrte, so oft ihm die Weltgeschäfte Ruhe ließen; er hat mehrere Bücher über den Vater Homer geschrieben und Schliemann's Mycenae beim englischen Publicum mit einer Vorrede eingeführt. Und aus diesen Studien dürften unsere Berichterstatter etwas hervorgehoben haben, was von allgemeinem Interesse ist. Die befremdliche Behauptung, die nachmals auch von Geiger und Magnus unterschrieben worden ist, die ältesten Culturvölker, Inder, Juden und Griechen seien farbenblind gewesen; man hätte zuerst nur Roth und Gelb, allmählich auch Grün, ganz zuletzt Blau und Violett unterschieden. Auch die meisten heutigen Naturvölker seien blaublind, der Farbensinn entwickele sich langsam von Generation zu Generation. Zu diesem Resultate wurde Gladstone durch die Armuth der Homerischen Sprache an Farbenbezeichnungen geführt: im Homer und in den ältesten Schriftwerken überhaupt fehlen Ausdrücke für Grün und Blau, womit zusammenhängt, daß grüne Gegenstände als gelb, blaue als roth respective schwarz behandelt werden. Jedermann kennt Homer's „purpurne Salzfluth" (ἅλα πορφυρέην). Was eigentlich der Purpur für eine Farbe gewesen sei, darüber sind die Gelehrten bis heute wenig einig, es existirt eine ganze Literatur darüber, man hat neun Haupt- und fünf Nebenfarben für Purpurfarben erklärt. Wir verstehen ein prachtvolles Roth darunter, wir sprechen von Purpurlippen und von Purpurwangen, in Purpurströmen schießt das Blut durch unsere Adern; die bepurpurten Cardinäle gehen roth. Dagegen nimmt man an, daß die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, wesentlich violett, also roth mit einem Stich ins Blaue gewesen sei, und dazu stimmt, daß die Purpurmaterie, die von den sogenannten Purpurschnecken noch heute abgesondert wird, unter dem Einflusse des Sonnenlichts in Violett übergeht. Immerhin pflegen die Fischer, die an abgelegenen Küsten ihre Kleidungsstücke und ihre Wäsche mit dieser Purpursubstanz zu zeichnen pflegen, die entstehende Farbe nicht als violett, sondern als roth zu betrachten, und jedenfalls ist auch der Purpur der Alten eher roth als blau gewesen, daher auch Homer (Ilias XVII, 361) das Blut purpurn nennt und die Erde αἵματι πορφυρέῳ beträuft werden läßt, genau so wie wir bald vom rosenfarbenen, bald vom purpurnen Blute Christi reden und das heilige Kreuz als mit königlichem Purpur geschmückt vorstellen. Vermuthlich spricht Homer in diesem Sinne auch vom „purpurnen Tod", was poetischen Herzen Veranlassung gibt, an das purpurne Farbenspiel bei Sonnenuntergang zu denken. Nun, wer jemals das Mittelländische Meer befahren hat, der weiß, daß dasselbe für gewöhnlich rein und höchst intensiv azurblau, nur ganz ausnahmsweise einmal violett, roth aber niemals aussieht. Beiläufig ist auch das Rothe Meer nichts weniger als roth. Ist also Homer im Stande, das Meer wie das Blut als purpurfarben zu bezeichnen, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß er Blau wie Roth gesehen hat und mithin blaublind gewesen ist. Wenn er das Wort κυάνεος hat, so bedeutet das bei ihm wahrscheinlich noch nicht was es später bedeutet, nämlich stahlblau, dunkelblau, sondern was es ursprünglich bedeutet, nämlich dunkel oder schwarz; es ist eigentlich die Farbe des Rauchs, der im Sanskrit çjânas heiß und den wir allerdings gelegentlich in blauen Wolken aufsteigen sehen, der aber den Menschen von damals nur schwarz erschienen ist. Die alten Griechen waren auch grünblind, denn sie konnten Grün und Gelb nicht unterscheiden, für das letztere hatten sie das Wort χλωρός, wie man deutlich daraus sieht, daß sie Honig Wein, Sand als χλωρά bezeichnen: wenn sie nun auch die junge Saat und die Pflanzenwelt so nannten, so müssen sie (da doch nicht alles Raps ist) die grüne Farbe nicht haben sehen können, denn wem würde es einfallen, dem Honig und dem Wald dieselbe Farbe zu ertheilen? — Erst spät erscheint das noch heute im Neugriechischen geltende πράσινος, lauchgrün. Also die Menschen sind einmal alle farbenblind gewesen, und der Daltonismus und die Acyanoblepsie der gegenwärtigen Generation ist ein Ueberrest jener Zeit, nur daß jetzt die Wahrnehmung nicht der blauen, sondern der rothen Farbe zu fehlen pflegt — bekannt ist die Geschichte jenes Schneiders, der einen schwarzen Rock mit rothem Tuche flickte, und eben der englische Chemiker, von dem der Daltonismus den Namen hat, erzählt von sich selbst: „Carmoisin gleicht mir dem Blau, welchem man ein wenig Dunkelbraun beigemischt hat, Violett dem Blau. Die Rose wie das Veilchen

Digitized by Google

sehe ich blau; die frische Gesichtsfarbe eines jungen Mädchens erscheint mir wie ein Tintenfleck; das Blut gleicht dem Dunkelgrün der Flaschen. Roth und Scharlach erscheinen mir bei Tage aschgrau. Grün halte ich für Braun und Braun für Grün u. s. w." Daltonismus ist bekanntlich häufig, auf 1000 Männer kommen ungefähr 30 Farbenblinde (auf 1000 Frauen zehnmal so wenig, was man dadurch erklärt, daß die Frauen mehr mit farbigen Objecten zu thun haben als die Männer) — seitdem sich bei Eisenbahnunfällen die Zugführer damit entschuldigt haben, daß sie die Farben der Signale nicht genauer zu unterscheiden vermöchten, wird Wächter- und Zugpersonal, desgleichen die Mannschaft der Marine nicht nur beim Eintritt in den Dienst, sondern auch während desselben auf ihr Farbenunterscheidungsvermögen untersucht. Darauf ungefähr würden die geistreichen Journalisten zu sprechen gekommen sein, nicht ohne den geneigten Leser daran zu erinnern, daß Gladstone auch hierin auf deutscher Seite Widerspruch erfahren und daß Carus Sterne in der darwinistischen Monatsschrift „Kosmos" statt einer allmählichen Entwickelung des Farbensinns eine allmähliche Entwickelung der Farbenbezeichnungen in der Sprache angenommen hat. Gewiß ist, daß die Farbennamen ihre Bedeutung nicht selten gegeneinander ändern, z. B. ist unser „blau" etymologisch mit dem lateinischen flavus, blond, identisch, und die schwarzpurpurne Farbe der Pfirsich, die im Italienischen (nach dem perseum malum) Perso lautet, ist im Französischen in der Form Pers zum Blau geworden, daher Aigueperse in Südfrankreich, ein Ortsname, Blauwasser bedeutet.

Wäre aber dem Vorredner nachgerade bei der langen Auseinandersetzung der Athem ausgegangen, so hätten wir um die Erlaubniß gebeten, an seiner Stelle fortfahren zu dürfen. Folgendermaßen etwa. Es gibt Menschen, die gewisse Farben nicht sehen können; es gibt andere, die gewisse Farben nicht ersehen können. Ihnen fehlt nicht der Sinn, aber der Geschmack für eine bestimmte Farbe. Zum Beispiel für die gelbe, die manchen Personen namentlich in der Kleidung zuwider ist und die im allgemeinen für keine gute Farbe gilt, daher das italienische Sprichwort daran erinnert, daß doch nicht alles Gelbe von Uebel sei: tutto il rosso non è buono e tutto il giallo non è cattivo. Den Chinesen ist die gelbe Farbe nicht zuwider, im Gegentheil, sie halten gelbe Kleider für ein Prärogativ der höchsten Würde, der Gründer der chinesischen Civilisation heißt Hoang-ti, der Gelbe Herrscher. Aber die Chinesen sind eben in Allem sonderbar, sie trauern auch nicht in Schwarz, sondern in Blau, ihre Halbtrauer ist Aschgrau oder Weiß — etwa wie der römische Candidat keinen schwarzen Frack, sondern eine weiße Toga anthat. Daß die rothe Farbe nicht allen Naturen sympathisch ist, sieht man schon an den Thieren: Jedermann weiß, wie aufregend ein rothes Tuch auf Truthähne und Stiere wirkt; besucht ein Fremder die Alp, so kann etwa schon der rothe Bädeker den Herdenstier reizen, daß er mit tiefgehaltenen Kopfe, den Schwanz in die Höhe geworfen, mit den Hörnern die Erde aufwühlend und dumpf brüllend, auf den vermeintlichen Feind losrennt. Dagegen wird in Irrenhäusern Roth oder Violett gerade für beruhigend gehalten und zu Fensterscheiben gewählt. Rothes Haar gilt allgemein für kein gutes Haar, die Maler geben es Judas Ischariot. Den gebildeten Mann bringt wohl gelegentlich ein blauer Strumpf in Harnisch, übrigens ist uns Blau nicht gerade unangenehm, aber es versetzt uns in eine wehmüthige Stimmung, blaue Zimmer erscheinen uns zugleich weiter und kälter als sie sind. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren, und hierbei haben wir nur auf die reinen, sozusagen auf die Farben selbst Rücksicht genommen, die doch im allgemeinen das Auge zu ergötzen pflegen und die den Edelsteinen und anderen kostbaren Stoffen ihren Werth verleihen, während gewisse unreine, unklare, unausgesprochene Mischungen Jedermann mißfallen und eine Hauptursache des Ekels sind.

Unsicher und schwankend ist der Boden, auf welchem der Farbensymböliker einhergeht, sei es, daß es sich um Sympathien oder Antipathien handelt; individuellen Launen, persönlichen Idiosynkrasien scheint dabei Thor und Thür geöffnet. Ich kannte eine Dame, die sich bei jedem Wochentage eine bestimmte Farbe dachte, z. B. beim Sonntage Gelb; als ich ihr sagte, das sei mir noch niemals eingefallen, wunderte sie sich, denn sie glaubte, das thäten alle Menschen. Léon Gozlan, der geistreiche Sonderling, erfand ein förmliches Farbenwörterbuch, danach war die Frömmigkeit hellblau, die Resignation perlgrau, die Freude apfelgrün, der Ueberdruß isabellfarben, das Vergnügen rosenroth, der Schlaf tabakbraun, das Nachdenken orangegelb, der Schmerz schwarz, die Langeweile chocoladebraun, eine unbezahlte Rechnung bleigrau, eine gute Einnahme purpurroth, ein Zinstag ockergelb, ein erstes Rendez-vous erinnerte ihn an die Farbe des Pekkotheeaufgusses, ein zwanzigstes an die des Souchong — nur wie das Glück aussehe, konnte er nicht sagen, weil er es nie kennen gelernt hatte. Ein blindgeborener Engländer, gebildet und unterrichtet wie es die Verhältnisse zuließen, wurde gefragt, ob er sich eine Vorstellung von der rothen Farbe machen könnte. Er antwortete, er vergliche sie mit einem starken Trompetentone. So ließe sich wohl Himmelblau mit Flötenton, Purpur mit Posaunenschall vergleichen. Grün war Mohammed's Lieblingsfarbe, was bei einem Wüstensohne nicht zu verwundern ist, daher seine angeblichen Nachkommen, die sogenannten Emire oder Eschraf, das ausschließliche Recht haben, Turbane von grüner Farbe zu tragen.

La couleur verte, tant recommandée par notre divin prophète, sagte ein Weiser Stambuls, frappe ma vue à l'aspect d'une vaste prairie, et, dans ce moment, je sens mon esprit nager dans un calme si délicieux, qu'il me semble approcher de l'auteur de la nature. Je ressens la même paix, un calme égal, quand je me tiens assis sur le bord d'une rivière et que je contemple cette onde tranquille et toujours mouvante, qui fuit sans cesse sans jamais se dérober à mes regards, sans que son mouvement continuel lui ôte rien de sa limpidité. Elle me représente l'image de ma vie et la placidité que je lui désire pour parvenir, comme l'eau que je contemple, au terme que je ne vois pas et qui ne peut être qu'au bout de sa course.

Fragt man aber, worauf diese mehr oder minder allgemeinen Sympathien und Antipathien beruhen, so wird man den Grund derselben immer in der Ideenassociation entdecken. Die Farben schweben nicht wie abstracte Begriffe in der Luft, sondern sie haften an bestimmten Gegenständen. Je nachdem diese Gegenstände gut oder böse, schön oder häßlich, gesund oder ungesund sind, erscheint uns auch die Farbe. Es kann Niemand entgehen, daß eine und dieselbe Farbe an verschiedenen Dingen, ja, an verschiedenen Theilen eines und desselben Wesens einen verschiedenen Effect hervorbringt, weil sie hier einen normalen, erfreulichen Zustand, dort das Entgegengesetzte anzeigt. Die gelbe Frucht am Baume sieht gut aus, das gelbe Blatt durchaus nicht. Jeder will rothe Backen, Niemand eine rothe Nase haben. In Leipzig lebt eine Dame, die ein goldenes Gebiß hat und wie die Morgenstunde Gold im Munde trägt. Gold und Goldschmuck ist eine schöne Sache, aber goldene Zähne haben etwas Widerwärtiges. Ich liebe die Schwärze am Haar, aber nicht an den Nägeln, am Hut, aber nicht an den Strümpfen, an den Augen, aber nicht an den Zähnen des Betelkauers. Die gelbliche Hautfarbe der mongolischen Rasse ist nicht gerade entzückend, aber doch nicht so verletzend wie die des Gelbsüchtigen; die mit Alhenna gefärbten Fingernägel des orientalischen Mädchens gefallen mir nicht besser, als die goldenen Zähne. Alles kommt eben darauf an, ob eine Farbe am Platze ist oder nicht, was auf dasselbe hinausläuft, ob sie gut oder von Uebel ist. Wenn es sich um verschiedene Wesen handelt, so ist die metaphorische Farbe, welche die Farbe von ihrem jeweiligen Träger abbekommt, noch viel augenfälliger. Dasselbe grünliche Gelb, welches wir an Pflanzenkeimen mit Interesse beobachten, erfüllt uns bei dem egyptischen Skorpion mit Abscheu, dasselbe Braunroth, das unsere Möbel haben, ekelt uns an einem häßlichen Insect, dasselbe Weiß erscheint uns anders an geschlagenem Zucker als an Cyankali. Solange sich nun die Gegenstände gleichsam um den Besitz einer Farbe streiten, und die letztere buhlerisch von einem zum andern geht, entsteht keine feste Verbindung; die Welt schillert und spielt wie

Digitized by Google

ein Chamäleon. Wenn aber gewisse mächtige Wesen eine bestimmte Farbe an sich reißen und sozusagen ein Monopol darauf erhalten, so erscheint uns diese Farbe als ihnen inhärent, sie verschmilzt mit ihrem Begriffe wie das Roth mit den Cardinälen oder wie die weiße Feder mit den Welfen, und wenn ja einmal ein ander Ding dieselbe Farbe trägt, so trägt es sie wie ein Diener die Livree. Auf diese Weise wird die Farbe zum Kennzeichen und zum Symbol eines Trägers, der typisch für sie ist. Und je nach dessen Natur gewinnt sie unvermerkt eine specifische Bedeutung.

Weiß gilt für die Farbe der Unschuld, Blau für die der Treue, Roth für die der Liebe, Grün für die der Hoffnung, Gelb für die des Neides, Schwarz für die der Trauer. Es ist leicht, alle diese Beziehungen aus der eigenthümlichen Natur des ersten typischen Trägers herzuleiten. Was ist weiß in der Welt? Das Licht, die Lilie, der Schnee — vor allem die Wäsche, ja, die Wäsche, respective die Kleidung überhaupt, und von ihr wird das Bild entlehnt sein, sintemal wir auch den Schnee wie eine Decke und wie ein glänzendes, weißes Leichentuch zu betrachten lieben. „Die Wäsche", sagt ein liebenswürdiger Schriftsteller, der offenbar viel darauf gegeben hat, „ist nach dem Silber das erste Gut in einem Hause. Sie ist auch feines, weißes Silber, und kann, wenn sie unrein ist, immer wieder zu feinem weißen Silber gereinigt werden. Sie gibt unser vornehmstes und nächstes Kleid." Sie gibt, hätte er dazu setzen können, auch das vornehmste und nächste Bild für das Kleid der Seele und für unsere moralische Reinheit ab, die sich gleichsam in ihrer blendenden Weiße spiegelt und die in einem thatsächlichen Zusammenhange mit ihr steht — der eigenthümliche Umstand, daß sich die Begriffe der Weiße, des Lichts und der Reinheit decken, verhilft gerade ihr zu einer Art von sittlicher Bedeutung. Selbst die Schwarzen Afrikas, welche sich den Teufel weiß denken, kleiden doch ihren Fetisch und dessen Priester in Weiß. Und wundern wir uns nicht, wenn so viel Symbolik in ein leinenes Hemd gelegt, denn auch die Farbe der Treue scheint im letzten Grunde von einem Stück Zeug, einem Stück blauen Kattun entlehnt zu sein. Der Indigo gibt bekanntlich ein sehr echtes Blau, es ist ein außerordentlich dauerhafter Farbstoff. Daher heißt schon im Sanskrit nili raga, indigofarben, soviel wie unwandelbar und treu. Blau ist demnach zur Farbe der Treue und der Beständigkeit geworden, weil es waschecht ist und nicht ausgeht, wenigstens nach der alten Art zu waschen, man hat das blaugefärte Garn zum Typus für alles Blaue in der Welt erhoben, und man kann damit den Umstand vergleichen, daß unser Adjectivum „blau" zunächst von „bläuen" abgeleitet ist, also eigentlich einen bezeichnet, der braun und blau geschlagen ist. Endlich gibt es noch eine dritte Farbe, deren symbolische Bedeutung sich tagtäglich an unseren Kleidern studiren läßt, nur daß hier nicht etwa das Symbol von dem Gewande abgenommen, sondern das Gewand erst um des Symboles willen, der Symbolik entsprechend gefärbt worden ist: diese Farbe ist das Schwarz. Wenn wir in Schwarz trauern, wenn wir einen schwarzen Flor um unsere Hüte winden, wenn wir sogar unsere Briefbogen und Couverte mit einem schwarzen Rand versehen, so geschieht das, weil die düstere Farbe bereits allgemein für eine Trauerfarbe gilt. Warum gilt sie dafür? Weil sich Schwarz zur Nacht und Finsterniß verhält, wie Weiß zum Licht des Tages. Schwarz ist die Farbe der Unterwelt und der Todesschatten, es verbildlicht die Nacht der Grabes; in Trauerzeit getragen, gleicht es einer continuirlichen Annonce, der Anzeige, daß ein theures Haupt im dunkeln Schooße der heiligen Erde ruht, daß es dem schwarzen Fürsten der Schatten verfallen ist, daß es die Pracht der Sonne, das fröhliche Gefühl des hohen Tages entbehren muß. Und wie könnte wiederum der Christ der Hoffnung, daß der köstliche Same aus den Särgen zu einem schöneren Loose erblühen solle, einen sinnigeren Ausdruck geben, als indem er ihn eben mit einem Samenkorn vergleicht, das gleichfalls begraben worden ist, aber tief unten lebenskräftig keimt und sproßt und neue grüne Schößlinge emportreibt? — Das Grün der wiedererwachenden Vegetation, das schon den alten Griechen den Mythus von der Persephone eingegeben hat, ist ein schönes, natürliches Sinnbild der Auferstehung, der Unsterblichkeit und, indem sie die große Hoffnung des Menschengeschechtes ist, der Hoffnung.

Neben seiner offenkundigen und erklärten Verbindung mit Frau von Montespan unterhielt Ludwig XIV. noch ein geheimes Liebesverhältniß mit Frau von Soubise. Das Signal der Rendez-vous bildete ein Paar smaragdener Ohrgehänge. Frau von Soubise trug sie an den Tagen, wo ihr Gemahl abwesend, sie fehlten, wenn er in Paris war. Sie ließen hoffen.

Bereits oben deuteten wir an, daß recht viele gute Dinge gelb sind — Gelb ist eine Lichtfarbe, es ist die Farbe des Goldes, des Safrans, des Eidotters und der reifen Frucht; wenn gleichwohl manche Menschen eine bestimmte Abneigung dagegen haben, so wird das auf die ausgesprochene Schlechtigkeit anderer Typen zurückzuführen sein. Physikalisch auf die des Feuers und des Schwefels, Begriffe, die mit vulcanischen Gegenden und danach mit der Hölle unzertrennlich verbunden sind; physiologisch auf die des Eiters und der Galle, welche letztere den Neid charakterisirt. Aber ich denke mir, man mag Gelb in der Toilette noch aus einem anderen Grunde nicht, es knüpft sich daran eine Reminiscenz aus der Zeit der Judenverfolgungen. Gelb ist eine jüdische Farbe, das ganze Mittelalter hindurch mußte der Jude im deutschen Reiche an seinem Rocke einen gelben Tuchring und einen hohen gelben Hut auf seinem Kopfe tragen. So mußten einst die Prostituirten in Neapel eine rothe Nestel auf der linken Schulter, die Cagots in den Pyrenäen ein Stück rothes Tuch auf ihrem Rocke haben, auch die Aussätzigen hatten im Mittelalter besondere Abzeichen, gewöhnlich ein schwarzes Gewand und einen Hut mit breitem, weißem Bande. Als Gegenstück darf man anführen, daß im vorigen Jahrhundert die Edelleute auf Maskeraden rosenroth erschienen: den rosafarbenen Domino hatte Friedrich II. 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt. Aber die gelbe Farbe hat sicher solchen Abzeichen ihren gehässigen Beigeschmack zu danken; es fragt sich allerdings, wie man dazu kam, gerade sie den Juden zu octroyiren.

Die Symbolik der Farben liegt den Menschen tief im Blute; in einzelnen Gesellschaften erscheint sie noch viel weiter ausgebildet. Zum Beispiel bei den Freimaurern, wo die blaue Farbe üblich ist, daher die gewöhnlichen Logen blaue Logen heißen; die höheren Grade haben Roth und Grün. In der Brüdergemeine wird der Sarg hell angestrichen; die Schwestern haben je nach dem Chor, zu welchem sie gehören, verschiedenfarbige Haubenbänder. Feuerrothe die jungen Mädchen bis zum 18. Jahre, blaßrothe die ledigen Schwestern, blaue die Ehefrauen und weiße die Wittwen. Analog unterscheiden sich bei der Brautschau auf den Florentiner Fastenmärkten die Jungfern, die noch keinen Freier haben, die, welche schon vergeben sind und die, welche wechseln wollen. Am Minnehof zu Avellenz werden nicht minder je nach dem Glück der Liebe verschiedene Farben getragen. In der katholischen Kirche sind die fünf Farben, welche die Meßgewänder, die Edelsteine der bischöflichen Ringe und die Bekleidungen der Kirchen bei den verschiedenen Functionen und Riten haben müssen, Weiß, Roth, Grün, Violett und Schwarz, auf das Genaueste vorgeschrieben, wenngleich nach Ländern und Bekenntnissen verschieden, z. B. ist in der griechischen Kirche Roth Trauerfarbe, bei den Festen der heiligen Päpste wird in Rom mit weißen, in Paris mit grünen, in Autun mit gelben Gewändern und zwar seit Menschengedenken celebrirt; in der ambrosianischen Kirche in Mailand gilt beim Feste der Beschneidung Christi nicht die weiße, sondern die rothe und in der Charwoche nicht die violette, sondern abermals die rothe Farbe. Ueberall aber liegt dieser Wahl ein mystischer Sinn zu Grunde, welcher regelmäßig seine Quelle in der Natur des typischen Trägers hat — wie wichtig für die Farbenlehre die Farbentypen sind, sieht man am besten daraus, daß die Namen der Farben selbst von ihnen stammen; damit kommen wir auf ein noch klareres und sichereres Gebiet von Farbenbezeichnungen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Geschichte der Römischen Kirche.

Von Carl Jentsch.

Auch wenn das Papstthum nicht mehr zu den in der Gegenwart wirkenden Kräften gehörte, müßte der Bildungsproceß dieser so eigenartigen Institution das Auge des Historikers mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf sich lenken. Ist es nicht wunderbar, daß uns Deutschen eine Geschichte desselben noch fehlt? Denn Wattenbach's Büchlein ist nur ein Essay. Das Wichtigste findet man ja in den besseren Kirchengeschichten; Gregorovius und Alfred von Reumont malen, ein Jeder in seiner „Geschichte der Stadt Rom", die Portraits der hervorragendsten Päpste, Dieser mit, Jener ohne Goldgrund; aber das jüngst erschienene Werk von Professor Joseph Langen*) ist das erste, welches die Geschichte der Römischen Kirche ex professo in Angriff nimmt, fortschreitend von Bischof zu Bischof. Unter der Bezeichnung „Römische Kirche" wurde ursprünglich die Christengemeinde der Stadt Rom verstanden, wie man denn auch von einer Korinthischen, Alexandrinischen, Antiochenischen Kirche sprach. Bis zum 9. Jahrhundert ist der Verfasser gekommen; erreichte er das 16., so würden wir dann eine vollständige Geschichte der Päpste besitzen, wenn auch in zwei sehr ungleichen Theilen, denn Ranke's Meisterwerk gehört der höchsten Gattung historischer Leistungen an, während Langen's Buch sich an dem Prädicate einer gewissenhaften, brauch- und lesbaren Gelehrtenarbeit genügen läßt.

Ueber Verfassung und Leben der judenchristlichen Gemeinden Palästinas ist uns nichts Zuverlässiges bekannt; denn die Apostelgeschichte gilt uns Heutigen nur noch als eine Tendenzschrift der nachapostolischen Zeit. Die eigentliche Grundlage der christlichen Kirche sehen wir in den von Paulus gestifteten heidenchristlichen Gemeinden, welche anfänglich jeder Organisation entbehrten, da man meinte, der h. Geist bedürfe keiner menschlichen Organe zur Herstellung löblicher Ordnung. Diese Meinung erwies sich als irrig; weder intellectuelle und sittliche Ausschweifungen verhütete der Geist, noch Spaltung und Streit; die elementare Regel gesitteter Lebensart, daß nicht mehrere zugleich in einer Versammlung sprechen dürfen, mußte Paulus den Korinthern als Gesetz verkünden, und man bequemte sich dazu, dem waltenden Geiste Gefäße darzubieten: Collegien, deren Mitglieder Presbyter (Aelteste) oder Bischöfe (Episkopoi, Aufseher) hießen; beide Titel wurden promiscue gebraucht. Ein solches Collegium konnte nicht wohl ohne Vorsitzenden fungiren, und da der öftere Präsidentenwechsel die Bildung erwünschter fester Ordnung erschwerte, so gestaltete sich das Präsidium unter dem Namen Episkopat zu einem auf Lebenszeit verliehenen Amte, während den Beisitzern der Name Presbyter verblieb. Auch der gottesdienstlichen Feier präsidirte der Bischof, er allein durfte taufen und beim eucharistischen Mahle als Hausvater das Brot brechen.

Nicht anders verlief die Sache in Rom. Da später diese Stadt der Centralpunkt hierarchischer Ordnungen geworden ist, so sind wir geneigt, anzunehmen, die Römische Kirche sei den übrigen Gemeinden mit Ausbildung einer monarchischen Verfassung vorangegangen. Aus Langen's quellenmäßiger Darstellung aber geht hervor, daß gerade dort der Begriff und die wirkliche Gewalt des Bischofs noch schwankten zu einer Zeit, wo im Orient Beides bereits fest ausgeprägt, wenn auch, mit Hase zu reden, noch sehr der Empfehlung bedürftig war. „Pius wird bereits von einem jüngeren Zeitgenossen bestimmt als Bischof bezeichnet, und so dürfte denn die Entwicklung der römischen Gemeindeverfassung zu einem Presbyterium mit bischöflicher Spitze um das Jahr 150 auch in Rom als eine unerläßliche und berechtigte allgemein anerkannt gewesen sein."

*) Geschichte der Römischen Kirche bis zum Pontificate Leo's I. Quellenmäßig dargestellt. Bonn. Max Cohen und Sohn. 1881. — Zweiter Band: Von Leo I. bis Nikolaus I. 1885.

Mit einem erstaunlichen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit sucht Lipsius zu zeigen, wie die Geschichten von des Petrus römischen Thaten und Leiden, die in den „Clementinen" und anderen „Romanen" des 2. Jahrhunderts erzählt werden, das Product planmäßiger Fälschung seien. Die Judenchristen, welche den Heidenapostel tödtlich haßten, gingen darauf aus, dessen Andenken zu vernichten. Zu diesem Zweck übertrugen sie alles Ruhmvolle, was von Paulus bekannt war, namentlich auch seine römische Wirksamkeit, auf Petrus und steckten den Paulus in die häßliche Maske des Zauberers Simon; diesen „Pseudoapostel" und „Gesetzesverächter" verfolgt Petrus durch alle Provinzen des römischen Reiches, um ihn zuletzt in der Hauptstadt vor einer großen Zuschauermenge zu entlarven, und bald darauf seinen Sieg über diesen Feind der Kirche mit dem Tode zu bezahlen. Da es aber den Judenchristen nicht gelang, die freiere heidenchristliche Richtung zu unterdrücken und das Andenken des Paulus zu vernichten, so bequemten sie sich zu einem Vergleiche; sie brachten in Vergessenheit, daß mit dem Simon Magus ihrer Legenden eigentlich Paulus gemeint sei, und ließen in weiteren „Romanen" jenen Erzketzer durch die gemeinsame Thätigkeit beider Apostel besiegt werden; in brüderlicher Liebe vereint wirken und sterben Petrus und Paulus. In der Apostelgeschichte, den Pastoralbriefen, den Petrusbriefen, welche paulinische Züge dem Petrus, petrinische dem Paulus verleihen, liegt uns ein literarischer Niederschlag jener „katholischen Kirche" vor, die im 2. Jahrhundert auf dem Compromißwege aus dem Kampfe zwischen Juden- und Heidenchristen hervorging. So ungefähr legt Lipsius die Sache zurecht. Indeß, so unwiderstehlich auch die Plastik seiner Darstellung zur Beistimmung lockt, nach reiflicher Ueberlegung sagt man sich: Hypothese bleibt Hypothese, und wer mit Langen die alte Sage, nach welcher Petrus in Rom gestorben ist, unangefochten läßt, der verstößt gegen kein Gebot der Wissenschaft.

Unter den Kräften, welche den römischen Bischof über seine Collegen hinaushoben, steht die Bedeutung der ewigen Stadt obenan. „Wie Rom die damalige Welt im Kleinen war, alle Nationen, Culte, Schulen, Richtungen in seinem Schooße trug, so strömten auch in der römischen Kirche Gläubige von allen Orten zusammen, wurden die Traditionen aller Kirchen dort mitgetheilt und fortgepflanzt" (I, 172). Deshalb rieth Irenäus Solchen, die das Gewirr und Geschwirr dogmatischer Meinungen rathlos gemacht hatte, nach Rom zu gehen, wo sie die echte apostolische Ueberlieferung finden und zuverlässig erfahren würden, was eigentlich christliche Lehre sei.

So waren es denn zuerst die Lehrstreitigkeiten, welche den Principat, den aus Roms Weltstellung entspringenden Vorrang der Römischen Kirche, durch ein religiöses Element verstärkten. Da Christus nicht in eigener Person erschien, um den authentischen Sinn streitiger Bibelworte zu erklären, und da sich der h. Geist nicht anders vernehmen ließ als durch Menschenmund, drei versammelte Bischöfe aber gewöhnlich vier verschiedene Meinungen äußerten, so blieb wirklich nichts übrig als eine entscheidende Instanz zu errichten. Jener Proceß, welcher gleich anfangs den Bischof zum Gemeindevorsteher erhoben hatte, wiederholte sich nun im Großen und ordnete allmählich die Bischöfe der kleineren Städte denen der Metropolen (Provinzialhauptstädte), und die Metropoliten den Patriarchen unter. Patriarchen hießen die Bischöfe der drei Reichshauptstädte Rom, Antiochia und Alexandria. Als Byzanz unter dem Namen Konstantinopel Kaiserresidenz wurde, da stieg sein Bischof zum Patriarchenrange empor, während mit der Bedeutung von Antiochia und Alexandria zugleich auch die Bedeutung ihrer Patriarchen dahinsank. Und gerade zu der Zeit, wo der römische Bischof schon mächtig genug war, um der Folie und der Hülfsmittel entrathen zu können, welche der Sitz einer weltlichen Centralgewalt ihm bis dahin geliehen hatte, hörte Rom auf, Kaiserresidenz zu sein, sehr zum Vortheile des Bischofs; denn einem orthodoxen Kaiser gegenüber hätte derselbe, wie das Beispiel des byzantinischen Collegen beweist, jene innere Unabhängigkeit nicht zu behaupten vermocht, welche sich einem Heiden oder Ketzer gegenüber von selbst versteht. Daß der Proceß ins Stocken gerieth,

Digitized by Google

als das Gebäude seiner Krönung nahe war, daß die zeitweilige Oberhoheit des römischen Patriarchen über die drei Orientalen nicht auf die Dauer durchgesetzt werden konnte, daran war lediglich die immer schroffer werdende ethnische, sprachliche und politische Spaltung zwischen Occident und Orient schuld. Synoden hatten bei Lehrstreitigkeiten keinen anderen Erfolg, als den Hader zu mehren. Kaum kann man sich des Mitleids erwehren, wenn man liest, mit welch' rührendem Vertrauen auf den h. Geist die Bischöfe, durch keinen Mißerfolg entmuthigt, immer wieder zu diesen Versammlungen pilgern. So hat seinerzeit Luther voll des kindlichsten Glaubens erwartet, wenn man nur „das Wort" allein „treibe" und gewähren lasse, so werde das schon die Wahrheit klar an den Tag bringen und daneben alle Früchte der Heiligung zeitigen. Und doch ist jene Zuversicht der alten Kirche wie der Reformatoren nicht reine Illusion zu nennen; um bei jener stehen zu bleiben, so hat sie, von dem in der Weltgeschichte waltenden Geiste getrieben, eine große Sendung erfüllt, ohne deren Inhalt zu kennen, hat sie die christlichen Ideen und die Elemente der griechisch-römischen Cultur durch ein Chaos von Völkerwanderungen, nationalen und politischen Um- und Neubildungen hindurch getragen.

Nach Ueberwindung des Gnosticismus, welcher den klaren und einfachen Gedankenkreis hellenisch gebildeter Christen durch die Zügellosigkeit morgenländischer Phantasien zu verwirren drohte, waren es die Lehren von der Trinität und von der Person Christi, welche die Christenheit vom 4. bis ins 7. Jahrhundert hinein aufregten.

Nicht völlig entbehrten jene theologischen Düfteleien des tieferen philosophischen Gehalts; so findet man mit einiger Ueberraschung den Substanzbegriff Spinoza's in einem Briefe des Hieronymus, der sich in dogmatischer Seelenangst, Entscheidung flehend, an den römischen Bischof Damasus wendet. Nicht wenige Fälle erzählt Langen, wo Bischöfe bald in wirklicher Gewissensangst, bald nur von Rechthaberei gestachelt, die Rolle des Glaubensrichters dem römischen Collegen förmlich aufdrängten.

Da die Bischöfe schon vom zweiten Jahrhundert ab einflußreiche Männer waren, so zog eine streitige Bischofwahl die ganze Stadt in Mitleidenschaft. Jene Periode dogmatischer Kämpfe hindurch aber waren Doppelwahlen, Usurpationen, Vertreibung rechtmäßiger Bischöfe an der Tagesordnung. Weltliche Motive wirkten mit ein; frühzeitig schon ward namentlich der römische Stuhl ein Ziel des Ehrgeizes und der Habgier. In Rom floß nicht selten Blut beim Wahlkampf; das Jahr 309 sah die erste förmliche Wahlschlacht. Zur Vermeidung des Blutvergießens verordnete König Athalarich, daß bei Streitigkeiten die Entscheidung des Hofes nachgesucht werden solle, und normirte die für die Mühewaltung der Beamten zu zahlende Gebühr auf 3000 Solidi. Ist es denkbar, daß die weltliche Obrigkeit sich der Einmischung in diese Angelegenheiten hätte entziehen können? Wurde doch schon der Heide Aurelian hinein verwickelt. Als er im Jahre 271 oder 272 Zenobia, die Königin von Palmyra, bekriegte, da fand er, daß Paul von Samosata, Bischof von Antiochia und Haupt der monarchianischen Secte, zu den Stützen der Wüstenkönigin gehörte. Darum wandte er sich an die Orthodoxen der Stadt und verfügte: „das bischöfliche Haus in Antiochia sei Dem einzuräumen, den die Bischöfe Italiens und der Stadt Rom als den rechtmäßigen Bischof anerkennten." Langen freilich läßt die Anregung zur Einmischung von den Christen ausgehen, aber ich folge hier Ranke, welcher seine Darstellung der Begebenheit (Weltgeschichte III, 452) mit den Worten schließt: „Sehr merkwürdig doch, daß ein Imperator von römischem Schrot und Korn mit Hülfe der lateinischen Kirche in die Irrungen der griechisch-christlichen Kirche eingegriffen hat. Eine römische und zugleich christlich-orthodoxe Partei bildete sich, vor der Paul aus Antiochia weichen mußte. Dann kam es vor der Sadt zu einem Kampfe, bei welchem die Monarchianer und der Bischof unterlagen."

Dürfen wir uns wundern, daß Constantin, der doch, ohne ein Christ zu sein, dem Christenthume innerlich sehr viel näher stand als Aurelian, die Beilegung des arianischen Zwistes auf dem von ihm veranstalteten Nicänischen Concile als eine hochwichtige Staatsangelegenheit betrieb, daß ein Edict des Kaisers Valentinian III. verfügt: ohne die Autorität des „apostolischen Stuhles" dürfe Nichts unternommen werden, daß die byzantinischen Kaiser sich immer tiefer in's Theologisiren verstrickten?

Die weltliche Herrschaft der Päpste erwuchs auf der soliden Basis jenes ansehnlichen Grundbesitzes, mit welchem die Frömmigkeit der Gläubigen „den heiligen Petrus" bedacht hatte, und zwar in der Zeit, da die Bevölkerung Mittelitaliens, eingekeilt zwischen raubgierige Longobarden und die abscheuliche Paschawirthschaft byzantinischer Exarchen, nirgends sonst mehr Schutz fand als beim Bischofe von Rom. Wie Gregor dem Großen (590—604) sehr gegen seine Neigung vom hülfeflehenden Volke die Rolle des Gouverneurs und Stadtcommandanten aufgedrängt wurde, wie dann der wahnwitzige Bildersturm den Italienern einen willkommenen Anlaß zum Abfalle darbot, so daß den Päpsten die Alleinherrschaft zufiel — thatsächlich wenigstens, dieselbe formell zu proclamiren, hielt eine tiefgewurzelte Empfindung der Unterthänigkeit gegen die kaiserliche Majestät sie zurück — das ist ja wohl bekannt.

Auch weiß alle Welt, daß in der römischen Curie das echte alte Römerthum fortlebt, welches sich von der hellenischen Art unterscheidet wie die Praxis von der Theorie. Nicht ohne eine gewisse verwunderte Genugthuung constatirt Langen, daß die großen Kirchenlichter des dritten Jahrhunderts, Origenes, Tertullian und Hippolyt, alle drei von Rom als Ketzer excommunicirt worden sind, und daß Papst Agatho (678—682) in einem Briefe an den Kaiser Konstantin IV. gesteht, es gebe in Italien keine bibelkundigen Männer, keine Theologen, weil in dem entvölkerten und verarmten Lande die Geistlichen sich mit ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt verdienen müßten (II, 551). Für spätere Zeiten hat Gregorovius bemerklich gemacht, daß bis in die Periode der Renaissance-Päpste hinein Rom den negativen Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens im Abendlande darstellt. Sollte nicht grade mit diesen Erscheinungen eines der Elemente angedeutet sein, aus denen Rom's Herrscherberuf sich zusammensetzt? Wer herrschen will, der muß zwar die Wissenschaft schützen und sie zu benützen verstehen, aber er darf nicht selbst gelehrt sein. Plato brauchte nur auf sein raisonnirendes, zerfahrenes Athen zu schauen, und er sah sein politisches Ideal, die Herrschaft der Philosophen, verwirklicht. Die römischen Bischöfe ließen sich nicht gern in gelehrte Untersuchungen ein, aber sie verstanden es, die gelehrten Streitigkeiten der Orientalen auf dem Wege praktischer Vermittelung ohne logische Skrupel für sich auszunützen. Die Kirchenzucht handhabten sie kräftig und consequent, ohne überspannte Strenge; tüchtige Juristen, vortreffliche Oeconomen, ließen sie sich doch bei Verwaltung des wachsenden Kirchenvermögens nicht selten durch väterliches Wohlwollen gegen die Armen leiten; nach Art des alten Senats behielten sie die Welt im Auge, umherspähend, wo es etwas zu richten und zu schlichten gebe; keine Gelegenheit zur Einmischung ließen sie ungenützt vorübergehen, stempelten jeden Gelegenheitsentscheid sofort zu einem Ausflusse uralten Rechts und begründeten dieses vorgebliche Recht durch fleißige Auslegung der biblischen Stellen über den Vorrang des Petrus. Sie rannten nicht mit dem Kopfe gegen die Wand, sondern fügten und schmiegten sich. Ist ein Bischof noch sehr mächtig, dann läßt man sich herab, mit ihm als einem Gleichberechtigten zu verkehren; kommt ein hülfesuchender College, so macht man ihm seine Unterordnung fühlbar; ist der Kaiser oder König jung und schwach, so titulirt man ihn „Herr Sohn!", steht er da in der Fülle männlicher Kraft und politischer Macht, so drückt man sich respectvoll aus und beugt sich vor der Majestät. Den Germanen gegenüber kam die kindliche Ehrfurcht und Lernbegier zu statten, mit der diese edlen Halbbarbaren das imposante Gebäude griechisch-römischer Cultur anstaunten, welches noch dazu seit seiner Bekehrung zu Christus im Glanze der Heiligkeit strahlte, und dessen Hüter und Gebieter in Byzanz der Kaiser, in Rom der Bischof war. Grenzenlos war das Vertrauen, namentlich der weichmüthigeren Stämme wie der Angelsachsen, zu Rom; unglaublich schien es ihnen und strafwürdige Verleumdung,

Digitized by Google

wenn sie vernehmen mußten, daß zu Rom mitunter auch Ruchloses verübt werde.

Freilich blieben ihnen die schmerzlichsten Enttäuschungen in dieser Hinsicht nicht erspart. Sollte die Kirche alle Stürme wilder Zeiten überdauern, so war das feste juristisch-bureaukratische Gefüge unentbehrlich, welches praktischer Römersinn ihr verliehen hat; aber dessen Bau und Erhaltung forderte jene Weltklugheit, jenen Weltsinn und jenen rücksichtslosen Corporationsegoismus, die das Gegentheil von der evangelischen Einfalt, von der Himmelssehnsucht und vom Streben nach persönlicher Heiligung sind. Nicht ohne Entsetzen können aufrichtig fromme Seelen die Briefe der Päpste Stephan III. und Paul I. an Pipin lesen, aus denen gemeine Habgier und Falschheit spricht, oder vernehmen, wie Hadrian I. das Wort eines „Heiligen" billigt: es sei besser, alle schlechten Häuser der Stadt zu besuchen, als die Bilderverehrung zu unterlassen.

Concentrisch fortschreitend, erweiterte sich das Präsidium im römischen Kirchengemeinderathe zur Jurisdiction über die ganze Kirche, wie sich vordem die respublica zum orbis terrarum erweitert hatte, und verlieh dem Namen „Römische Kirche" eine von der ursprünglichen himmelweit verschiedene Bedeutung. Langen hat die einzelnen Fortschreitungen genau markirt, und es ist ebenso unterhaltend als lehrreich, dieselben in seinem Buche zu verfolgen. Gedenken wir hier nur der wichtigsten. Den 11. Februar 385 könnte man den Geburtstag des Papstthums nennen. An diesem Tage nämlich unterzeichnete Siricius die erste päpstliche Decretale, ein Rescript an den Bischof Himerius von Tarragona, welches unter den noch vorhandenen echten Erlassen des nunmehrigen Oberbischofs an die untergebenen Bischöfe der älteste ist. Einen besonderen Titel nimmt Siricius noch nicht für sich in Anspruch. Leo I. (440—461) war der erste unter den römischen Bischöfen, der seinen Ansprüchen eine wohldurchdachte biblische Begründung unterlegte und mit Hülfe der kaiserlichen Autorität — dem jungen Valentinian wird er selbst das Concept zu dem oben erwähnten Edicte geliefert haben — seine Jurisdiction über die ganze Kirche ausdehnte; rector ecclesiae, Lenker der Christenheit, läßt er sich in dem Schriftstücke nennen. Nikolaus I. endlich (858—867), auf welchen die Schlußworte des 2. Bandes hinweisen, ist „der erste mittelalterliche Papst gewesen, vom Orient verworfen, aber im Abendlande emporsteigend zur Herrschaft über Fürsten und Völker".

Wo zur Begründung neuer Ansprüche die alten Decrete nicht hinreichten, da erwies sich das Pergament stets geduldig. Gewissensbedenken standen der Fälschung nicht im Wege. Je mehr man sich in dem Chaos der Barbarei von der klaren Denkweise des ersten hellenistisch geschulten Jahrhunderts entfernte, desto unangenehmer machte das orientalische Element der Bibel, das Wunder- und Visionenwesen, sich geltend. Gregor der Große, sonst ein nüchterner Mann von praktischer Tüchtigkeit, lieferte in den abgeschmackten Wundergeschichten, die unter dem Titel „Dialogen" bekannt sind, das Vorbild für die mittelalterliche Unterhaltungsliteratur. Die wundersüchtig gewordene Phantasie, der kein geschulter Verstand, kein gründliches Wissen das Gleichgewicht hielt, erzeugte Nebel, welche den klaren Horizont der Hellenenzeit verhüllten. In diesem Nebel schwand mit der Möglichkeit auch die Lust und Gewohnheit, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und ging, wie Hartpole Lecky so schön darlegt, der Wahrheitssinn um so eher verloren, als dessen Schutzwehr, der correcte Styl, vom Schwalle byzantinischer Höflichkeiten und frommer Predigtphrasen weggeschwemmt wurde. Brauchte man eine Urkunde, flugs war sie fertig. — Die berüchtigtste aller Fälschungen vor Nikolaus ist die „Konstantinische Schenkung", laut welcher Kaiser Konstantin nicht bloß die Ueberordnung des Papstes über alle Bischöfe erklärt, sondern demselben auch den Lateranpalast und ganz Italien schenkt, seine eigene Residenz aber, um dem neuen Herrscher Platz zu machen, nach Byzanz verlegt. Langen glaubt die Zeit dieser kühnen Fälschung ziemlich genau angeben zu können. Als die Herrschaft der Byzantiner in Italien erloschen, die der Longobarden gebrochen war, da hoffte die Curie mit Hülfe des gewaltigen Franken Karl, der für Ostern 778 seinen Besuch in Rom zugesagt hatte, die weltliche Herrschaft über ganz Italien gewinnen zu können, und gedachte durch jene Fälschung den König und die öffentliche Meinung zu bestimmen. Aber Karl war nicht der Mann, sich durch Pergamente imponiren zu lassen, er nahm Italien für sich. Nachdem der Curie klar geworden war, daß es mit dem Papstkönigthume nichts sei, wollte Leo III. sich wenigstens einen idealen Antheil an dem zu erneuernden abendländischen Kaiserthume sichern, und bereitete dem Könige jene „Ueberraschung" in der Christnacht des Jahres 800. Ueberrascht, meint Langen, war Karl wirklich, aber nicht etwa, weil seine Bescheidenheit sich gegen den Kaisertitel gesträubt hätte, sondern weil er sich selbst die Kaiserkrone aufzusetzen gedacht hatte, die er nun zu seinem Verdrusse als ein Geschenk des Papstes empfangen mußte.

„Der Zweck dieses Werkes ist ein rein wissenschaftlicher", sagt Langen im Vorwort zum ersten Bande. Darin liegt das Versprechen der Objectivität, und dieses Versprechen ist im Großen und Ganzen gehalten worden. Aber auf Polemik gänzlich zu verzichten, das hat Langen als guter Altkatholik doch nicht übers Herz gebracht. Z. B. verfehlt er niemals, solche Thatsachen besonders hervorzuheben, welche gegen die päpstliche Unfehlbarkeit sprechen, und die sind zahlreich und stark. Es ist ja richtig, kaum Luther kann sich rühmen, so gründlich von Rom verflucht worden zu sein, wie der „ketzerische" Papst Honorius von seinen unvorsichtigen Nachfolgern. Aber was ist damit gewonnen? Leute, die das Bedürfniß nach einer dogmatischen Autorität empfinden, die fragen nicht nach der historischen Berechtigung des Befriedigungsmittels; stehen historische Gründe entgegen, dann „überwindet das Dogma die Geschichte", wie Langen selbst resignirt bemerkt. Auch sollte er nicht übersehen, daß die Dogmen ihrerseits von der Geschichte überwunden werden: die Geschichte, nicht jene welche geschrieben wird, sondern jene, welche geschieht, die Geschichte und nichts Anderes ist es, was im Wandel der Zeiten die kirchlichen, wie die politischen und wissenschaftlichen Dogmen bildet und auflöst.

Socialistische Phantasiestaaten.

Von A. Bodek.

Wenn wir ganz phantastische und überschwängliche Ideen von politischen, socialen, religiösen Zuständen, die nie und nirgends waren, sind oder sein werden, mit einem kurzen Schlagworte bezeichnen und abthun wollen, so nennen wir sie Utopien. Irgend eine bestimmte Vorstellung verbinden wir mit dem Worte nicht, eben weil wir uns gewöhnt haben, grade das Unbestimmte, Verschwommene, Unwirkliche damit zu bezeichnen. Und doch hat ein solches „Nirgendheim" oder „Nirgendland" — dies ist der Sinn des dem Griechischen entlehnten Wortes — einmal existirt, ja es existirt noch — wenn auch nur als Buch. „Utopia" nannte nämlich der englische Kanzler Thomas Morus einen von ihm ersonnenen Idealstaat auf communistischer Grundlage, dessen Bild er in einem 1516 erschienenen Buche entwarf.

Solche Staatsromane hatte es schon früher gegeben, und schon Plato's „Republik" war im Grunde nichts Anderes gewesen, als die Schilderung eines idealen Staatswesens, wie es nach der Meinung des großen griechischen Philosophen beschaffen sein sollte. Während aber Dieser bei aller Höhe und Idealität des Gedankenfluges sich doch noch durchaus im Vorstellungskreise des Alterthums bewegte und sein Staatsideal auf aristokratischer Grundlage, ja auf dem ihm als selbstverständlich geltenden Fortbestande der Sklaverei aufbaute, athmet das Werk von Thomas Morus den modernen Geist der Demokratie, in der nicht nur die Gütergemeinschaft, sondern auch die Freiheit und Gleichheit Aller verwirklicht werden soll. Daher ist die „Utopia" nicht nur zum Vorbild für alle Staatsromane der Neuzeit geworden, sondern auch zum Typus und zur Gattungsbezeichnung für alle social-communistisch-

Digitized by Google

demokratischen Bestrebungen überhaupt, bis herauf zur Socialdemokratie unserer Tage.

Schon darum, und ganz abgesehen von dem allgemeineren culturgeschichtlichen Interesse, verlohnt es sich für Jeden, der die socialen Bewegungen der Gegenwart mit verständnißvoller Theilnahme verfolgen will, sich näher mit jenem Vorbild und mit den Nachbildern, die es gezeitigt hat, bekannt zu machen. Eine sehr willkommene, lichtvolle und fesselnde Anleitung hierzu gibt Dr. Moritz Brasch in einem höchst zeitgemäßen Schriftchen „Socialistische Phantasiestaaten", das als Sonderabdruck aus dem größeren Werke des Verfassers „Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neueren Philosophie und Literatur" erscheint.*)

Das Werk von Thomas Morus hätte kaum so schnell und tief eingeschlagen, wenn es nicht eben das Werk dieses Mannes gewesen wäre. Er war es, der als Kanzler Heinrichs VIII. von England sich weigerte, dem von der Schönheit Anna Boleyn's bezauberten, die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Arragonien betreibenden König zu Willen zu sein; er war es, der dem von einem liebedienerischen Parlament angenommenen neuen Erbfolgegesetze, wonach nur die Kinder aus der zweiten Ehe des Königs regierungsfähig sein sollten, die Anerkennung versagte und seinen Widerstand mit dem Tode durch Henkershand büßen mußte (1535). So tragisch dieses Ende war, so hat es doch das Glück des Buches von Morus gemacht, das vielleicht klanglos verschollen wäre, wenn das merkwürdige Leben, Wirken und Sterben des Verfassers ihm nicht die allgemeinste Beachtung gesichert und es noch interessanter gemacht hätten, als es an sich schon war. Derselbe hohe und freie Sinn, der dem Verfasser das Leben kostete, spricht auch aus seinem Werke, das wegen seiner communistischen Tendenz wohl manche Verwirrung angerichtet haben mag, das aber auch der heilsamen Wirkungen nicht entbehrt wegen seiner entschiedenen Frontstellung gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Mißstände, denen in der „Utopia" ein scharfes und beschämendes Gegenbild vorgehalten werden sollte.

Auf dem weltfernen Schauplatze von Morus' Idealstaat, der Insel „Utopia", herrscht nicht nur allgemeine Glaubensfreiheit, sondern vollkommene Gleichheit, Gleichheit in den äußeren Lebensbedingungen, im Bau der Straßen und Häuser, in der Kleidung, aber auch in der Beschäftigung, deren Haupttheil der Ackerbau ist, während ein anderer dem Handwerk, ein anderer geistiger Thätigkeit gewidmet ist. Der Normalarbeitstag, diese Hauptforderung der heutigen Socialdemokratie, ist auf Utopia verwirklicht. Nur sechs Stunden gehören der Arbeit, die übrige Zeit den Künsten und Wissenschaften, dem edlen und maßvollen Genuß, der Erholung und dem Schlaf. Gemeinsam ist die Arbeit, gemeinsam das Eigenthum. Aus gemeinsamen Magazinen bezieht jede Familie die zu ihrem Unterhalt nöthigen Mittel. Gemeinsam werden in öffentlichen Anstalten die Mahlzeiten abgehalten. Nur die Weibergemeinschaft, die sonst fast immer ein Anhängsel communistischer Systeme bildet, ist auf Utopia unbekannt. Dort herrscht die untrennbare Ein-Ehe, die, wie das Familienleben überhaupt, streng geregelt und geheiligt ist; denn auf den Familien und ihren unter besonderer, erwählter Führung stehenden Verbänden baut sich das Gemeinde- und Staatsleben auf. An der Spitze des Ganzen, eines republicanisch organisirten Freistaates, steht ein Präsident, der von den Vorstehern der Familienverbände aus den vier vom Volke gewählten Bürgern geheim gewählt wird. Ihm steht, als eigentliche Regierungsbehörde, ein gewählter Senat zur Seite, der aber in wichtigen Staatsfragen an die Mitentscheidung der allgemeinen Volksversammlung gebunden ist. Der Krieg ist verpönt und nur zu Vertheidigungszwecken gestattet. Der Rechtspflege bleibt, da die meisten Streitigkeiten und Verbrechen infolge der communistischen Verfassung gegenstandslos werden, nur ein bescheidenes Gebiet, das sie mit humaner Milde verwaltet. Der Religion liegt Jeder nach freier Wahl im Hause oder in besonderen Gottesdiensten ob; doch giebt es gemeinsame Tempel, in denen ohne Gottesbilder, ohne Dogmen und ohne irgend welchen Gegensatz zu den verschiedenen Glaubensformen ein neutraler Cultus des Göttlichen und der Humanität, etwa nach Art unserer Freimaurerlogen, gepflegt wird. Nur der Glaube an Gott und Unsterblichkeit liegt diesem allgemeinen Dienste zu Grunde, womit nicht im Widerspruch steht, daß die Leichen nicht beerdigt, sondern mit ergreifender Feierlichkeit verbrannt werden.

Thomas Morus, der die Schilderung dieses Idealstaates einem Andern in den Mund legt, sagt davon zum Schlusse mit sehr erklärlicher Vorsicht, daß „nicht Alles darin zu billigen, daß es aber bei den Utopiern eine Menge von Dingen gibt, von welchen zu wünschen, daß auch unsere Gemeinwesen sie sich aneignen möchten." Wir können dieses Urtheil ebenso sehr unterschreiben wie das des deutschen Staatsrechtslehrers Robert von Mohl, der trotz der communistischen Grundtendenz „nicht von dem Werke wegtreten kann ohne Gefühl der Achtung vor dem Talent und dem tiefen Blicke des Staatsmannes."

Unter den zahlreichen Nachbildungen der „Utopia", zu denen neben dem von Brasch skizzirten „Sonnenstaate" Campanella's, der „Neuen Atlantis" Bacon's, der „Oceana" Harrington's u. A. wohl auch der von ihm nicht angeführte „Leviathan" von Hobbes gehört, ragt durch eigenartige Bedeutung das Werk Etienne Cabet's heraus, der, aus der Schule des französischen Socialismus hervorgegangen, nicht nur die Dichtung eines Staatsideals des neunzehnten Jahrhunderts, sondern auch dessen Verwirklichung unternahm, womit er freilich kläglich scheiterte. Nichts liest sich, wenn man einmal über die social-communistischen Voraussetzungen hinweggegangen, schöner und erbaulicher, als die phantastischen, bunt belebten Schilderungen, die Cabet in der „Reise in Ikarien" von seinem Idealstaate entwirft. Aber nichts ist auch ergreifender und lehrreicher als die Geschichte der Colonialgründungen, die Cabet wiederholt zur Ausführung seiner Träume auf amerikanischem Boden versuchte und die damit endeten, daß der Urheber dieser schnell zerstobenen Staatsgebilde verfolgt und verlassen an gebrochenem Herzen (1856 in Missouri) starb. Die treffendste Kritik hat Cabet selbst im Voraus an seinem Werke geübt, indem er dafür den ahnungsvollen und ominösen Namen „Ikarien" wählte. Ikaros hieß ja in der hellenischen Sage jener unternehmungslustige Luftschiffer, der sich mit den von seinem kunstreichen Vater Dädalos gefertigten Wachsflügeln in die Wolken erhob, dabei aber der Sonne zu nahe kam und mit den zerschmolzenen Schwingen in's Meer hinabstürzte.

Ikaros ist auch der Typus all der sonderbaren Schwärmer, die, den Boden der Wirklichkeit mit ihren unvermeidlichen Unzulänglichkeiten und Härten verlassend, ein Reich absoluter Vollkommenheit, Gleichheit und Gerechtigkeit in die Lüfte bauen und dabei an den Schranken der menschlichen Natur zerschellen müssen. Ganz zweck- und werthlos sind diese utopischen Luftreisen darum aber doch nicht. Sie schärfen den Blick der Völker für die bestehenden Mängel und Gebrechen, drängen auf eine bessere und reinere Gestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände hin und bereiten so die Heilung der socialen Uebel und den Fortschritt der Cultur auf anderen Wegen vor.

*) Leipzig, Th. Huth.

Digitized by Google

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Fräulein Mary Jane stutzte einen Augenblick, dann bemerkte sie mir ein wenig spitz: „Sage meinetwegen, ich sei Freundinnen besuchen gegangen, doch dem sauberen Paare darf man keinen Gruß von mir ausrichten."

„Gut, also keinen Gruß." — Warum sollt' ich ihr gegenüber darauf bestehen?! „Aber noch eins, Fräulein, der Geldsack."

„Nun, den haben die leider; und ich fühle mich beschämt, wenn ich daran denke, wie sie ihn bekamen."

„Nein, da irren Sie sich. Die haben ihn nicht."

„Die nicht? wer sonst?"

„Ich wünsche, ich wüßt' es; doch weiß ich es nicht. Ich hatte ihn, denn ich stahl ihn von den Kerls; stahl ihn für Sie: weiß auch, wo ich ihn versteckte, fürchte aber, er ist nicht mehr da. Es thut mir sehr leid, Fräulein Mary Jane, nie hat mir etwas mehr leid gethan; aber ich that Alles, was ich thun konnte, so wahr ich lebe, ich meinte es ehrlich. Ich wurde beinah' erwischt und ich mußte ihn am ersten besten Platz verstecken und mich aus dem Staube machen — und es war kein guter Platz."

„O, hör' doch auf, Dich anzuklagen — es ist nicht recht von Dir, und ich laß es nicht zu; Du konntest nicht anders — es war nicht Dein Fehler. Wo versteckteſt Du ihn?"

Ich wollte sie nicht wieder an all' ihren Kummer erinnern, so schwieg ich eine Minute und sagte dann:

„Ich sag' es Ihnen jetzt lieber nicht, wo ich ihn hinthat, Fräulein Mary Jane, wenn Sie's mir nicht übelnehmen; doch will ich es für Sie auf ein Stück Papier schreiben, und Sie können es auf dem Wege zu Lothrop's lesen, wenn Sie wünschen. Sind Sie damit zufrieden?"

„O ja."

So schrieb ich denn: „Ich verbarg ihn im Sarg. Er steckte drin, als Sie dort weinten — damals in der Nacht. Ich stand hinter der Thür und hatte viel Mitleid mit Ihnen, Fräulein Mary Jane."

Mir wurden die Augen feucht, bei dem Gedanken, wie sie dort einsam in der Nacht weinte, während diese Teufel, unter ihrem eigenen Dach beherbergt, sie betrogen und beraubten, und als ich das Papier zusammenfaltete und ihr gab, sah ich auch in ihren Augen Thränen; und sie schüttelte mir kräftig die Hand und sagte:

„Leb' wohl. Ich will Alles thun, wie Du mir's gesagt hast; und sollte ich Dich auch nie wiedersehen, werde ich Dich doch nie vergessen, und ich werde oft, sehr oft an Dich denken und für Dich auch beten!" — und sie war fort.

Für mich beten! dacht' ich bei mir, na, wenn die Dich kennte, würde sie eine Arbeit wählen, die ihrer Kraft angemessener und Erfolg versprechender wäre. Einerlei, ich wette sie hat's doch gethan — brav genug war sie. Darüber war kein Zweifel, sie hatte mehr Festigkeit, als ich je in einem Mädchen gesehen habe, und mehr wirklichen Charakter. Das mag wie Schmeichelei klingen, ist aber keine. Und was Schönheit anbetrifft, und auch Güte — ach, da übertraf sie Alle. Seit dem Augenblicke, da sie aus der Thür ging, hab' ich sie nie wiedergesehen; nein — nie; aber an sie gedacht hab' ich viele, viele millionen Male und an ihre Worte, daß sie für mich beten würde; und wenn ich je gedacht hätte, daß es ihr wohl thun könnte, wenn ich für sie betete, so will ich verdammt sein, wenn ich's nicht wenigstens versucht hätte.

Also Mary Jane war fort, und Niemand hatte sie fortgehen sehen. Als ich der Susan und der Hasenlippe begegnete, sagte ich:

„Wie heißen die Leute jenseits des Flusses, die Sie Alle zuweilen besuchen?"

Sie antworteten:

„Da sind mehrere, aber besonders die Proctors."

„Das ist der Name", rief ich, „bald hätt' ich's vergessen: Fräulein Mary Jane befahl mir, Ihnen zu sagen, daß sie in großer Eile dahinüber mußte — Jemand ist dort krank."

„Wer denn?"

„Ich weiß nicht; hab's wenigstens vergessen; aber ich glaube, es war —"

„Um Gottes willen, ich hoffe doch nicht Hannah?"

„Leider doch", rief ich, „Hannah war der Name."

„Alle Güte — und noch vorige Woche war sie so munter! Ist es schlimm?"

„Ach, wenn's nur schlimm wäre. Sie wachten bei ihr die ganze Nacht, sagte Fräulein Mary Jane, und fürchten, daß sie nicht mehr viele Stunden leben wird."

„Wer hätte das gedacht! Was fehlt ihr denn?"

Mir fiel im Augenblick nichts Vernünftiges ein, so sagte ich denn:

„Bräune."

„Bräune, Du Schlafmütze! Man wacht nicht die Nacht bei Leuten, die die Bräune haben."

„So, meinen Sie? — na, Sie können darauf wetten, daß man bei dieser Bräune aufsitzt und wacht. Dies ist eine ganz andere Bräune. Es ist ein interessanter Fall, sagte Fräulein Mary Jane."

„Wieso?"

„Weil er mit anderen Uebeln verbunden ist."

„Was für anderen?"

„Ach, mit Masern und Keuchhusten und Rose und Schwindsucht und Gelbsucht und Gehirnfieber, und ich weiß nicht, was noch mehr."

„Herrje! Und das nennen sie die Bräune?"

„Das ist, was Fräulein Mary Jane sagte."

„Aber um Alles in der Welt, warum nennen sie das Bräune?"

„Warum? weil's Bräune ist, und damit anfängt."

„Da ist ja gar kein Verstand drin. Jemand kann stolpern und dann Gift nehmen, oder in den Brunnen fallen, oder das Genick brechen, oder sich 'ne Kugel vor'n Kopf schießen. Dann kommt Jemand anders des Weges her und fragt, woran der gestorben ist; und irgend ein Hanswurst antwortet: Woran? nun am Stolpern. — Kann's anstecken?"

„Ob's ansteckt? wie Sie doch fragen können. Steckt 'ne Kohle an, wenn man sie ins Schießpulver wirft?"

„Das ist ja schrecklich", rief die Hasenlippe. „Das muß ich gleich Onkel Horvey sagen und —"

„O ja", rief ich, „nicht wahr, he? je schneller, je besser — keine Zeit zu verlieren?"

„Nun, und warum denn nicht?"

„So hören Sie mir eine Minute zu, dann wird es Ihnen vielleicht einleuchten. Sind ihre Onkel nicht verpflichtet, so bald als möglich nach England heimzukehren? Und halten Sie sie für schlecht genug, fortzugehen und Sie zurückzulassen, um nachher die lange Reise ohne Schutz zu unternehmen? Sie wissen, daß sie auf Sie warten werden. So weit ist es gut. Ihr Onkel Horvey ist ein Prediger, nicht wahr? Wohl denn; wird ein Prediger einen Dampfbootbeamten täuschen — wird er den Seeschiffsbeamten täuschen — damit sie Fräulein Mary Jane an Bord kommen lassen? Sie wissen recht gut, daß er das nicht thäte. Also was wird er thun? Nun, er wird sagen: „Das ist recht fatal, aber meine Kirche muß zusehen, wie sie fertig wird, denn meine Nichte war dieser gräßlichen Special-Bräune ausgesetzt, und es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, hier zu sitzen und die drei Monate zu warten, die es braucht, um zu zeigen, ob sie angesteckt ist." — Aber Sie brauchen ja mir nicht zu gehorchen, wenn Sie denken, es sei besser, dem Onkel Horvey zu sagen —"

„Was, drei Monate hier herumliegen, wenn wir uns in England so gut amüsiren könnten, und hier zu warten, bis wir wissen, ob Mary Jane angesteckt ist oder nicht? Du bist wohl nicht gescheidt".

Digitized by Google

„Aber wär's nicht gut, es einigen Nachbarn zu sagen?"

„Nun hör' doch Einer — Deine Dummheit geht über Alles. Weißt Du denn nicht, daß sie es gleich ausposaunen würden? Das Beste ist, es Niemand zu sagen."

„Mag sein, daß Sie Recht haben — ja, ich glaube, Sie haben Recht."

„Aber ich dächte, wir sollten Onkel Horvey wenigstens sagen, daß sie auf eine Weile ausgegangen ist, so daß er sich nicht um sie beunruhigt?

„Ja, Fräulein Mary Jane wünschte, daß Sie das thäten. Sie sagte, bringe den Onkeln Horvey und William von mir Gruß und Kuß und sage ihnen, ich sei über'n Fluß gegangen auf Besuch zu Herrn — Herrn — was ist der Name der reichen Familie, auf die Ihr Onkel Peter so viel hielt? — Ich meine die, welche —"

„Ach, wohl die Apthorp's, nicht wahr?"

„J, natürlich. Der Kuckuck soll diese Namen holen, die man gar nicht behalten kann. Ja, sie sagte, ich solle melden, sie sei hinüber, um die Apthorp's zu bitten, sicher zur Auction zu kommen und dies Haus zu kaufen, denn sie glaubte, Onkel Peter hätte es lieber gesehen, daß sie es bekämen, als irgend Jemand anderes. Und sie will ihnen so lang zusetzen, bis sie versprechen zu kommen, und dann, wenn nicht zu müde, will sie heimkommen; doch ist sie zu müde, so kommt sie morgen früh sicher. Sie wünschte, daß man nichts von den Proctor's sagen solle, sondern nur von den Apthorp's — was auch ganz wahr ist, denn sie wird wegen des Hauses sprechen; ich weiß es, denn sie hat es mir selbst gesagt."

„Schon gut", riefen sie und gingen fort, um den Onkeln Gruß, Küsse und die Nachricht zu bringen.

Soweit war Alles gut. Die Mädchen, dachte ich, werden reinen Mund halten, denn sie wollen nach England gehen; und König und Herzog ist es lieber, daß Mary Jane fort sei, für die Auction arbeitend, als noch bei im Bereiche des Dr. Robinson. Ich fühlte mich sehr zufrieden und meinte, ich hätte es ziemlich nett gemacht.

Die Auction fand spät am Nachmittag statt und zog sich lange hin. Der Alte stand neben dem Auctionator, machte ein Armsündergesicht, warf hier und da einen Bibelvers mit ein oder auch dann und wann ein Schmeichelwort; und der Herzog gu—gu—te herum, um Theilnahme zu erregen.

Endlich war's zu Ende und Alles verkauft — Alles außer einem kleinen Begräbnißplatz auf dem Kirchhof, der auch noch verkauft werden mußte. Während sie noch damit beschäftigt waren, landete ein Dampfboot, und in etwa zwei Minuten kam eine Menschenmenge mit „Hallo" und „Hurrah", lachend und mit hochgeschwenkten Hüten herbei.

Sie brachte einen sehr gut aussehenden alten Herrn und einen hübschen jungen, der den rechten Arm in einer Schlinge trug, und, meiner Seel, wie das Volk jubelte und lachte und sich wie toll geberdete!

Nun, dachte ich, würde das schlimme Paar erblassen. Doch nichts der Art. Der Herzog that, als hätte er nicht den geringsten Argwohn Dessen, was vorging, sondern „gu-gu-te" drauf los, wie ein Krug mit engem Halse, aus dem man Buttermilch gießt. Der König sah so kummervoll auf die Neuankömmlinge herab, als mache es ihm Magenbeschwerden bis ans Herz hinan, zu denken, daß es solche Schurken und Betrüger auf der Welt geben könne. O, er machte das bewundernswerth. Eine Menge Leute umringten den König, um ihm zu zeigen, daß sie auf seiner Seite seien. Der eben angekommene alte Herr schaute drein, als wäre er ganz verdutzt. Bald jedoch fing er zu reden an, und ich konnte gleich hören, daß er wie ein Engländer sprach, nicht wie der König, obwohl dieser es ganz gut nachmachte. Des alten Herrn Worte kann ich nicht geben, wie er sie gab, aber er sagte etwa Folgendes:

„Dies ist eine Ueberraschung, der ich nicht entgegen sah; und ich muß es leider frei gestehen: ich bin schlecht vorbereitet, ihr zu begegnen, denn mein Bruder und ich haben Unglück gehabt; er hat den Arm gebrochen, und unser Gepäck wurde durch einen Irrthum letzte Nacht in einem Städtchen oberhalb hier ans Land gesetzt. Ich bin Peter Wilk's Bruder Harvey, und dies ist sein Bruder William, der weder hören noch reden — und jetzt auch nicht einmal ordentlich Zeichen machen kann, da er nur eine Hand dazu frei hat. Wir sind, was wir zu sein vorgeben; und in ein bis zwei Tagen, wenn ich mein Gepäck erhalte, kann ich's beweisen. Bis dahin will ich nichts weiter sagen, sondern ins Gasthaus gehen und warten."

So gingen er und der neue Stumme ab; und der König platzte folgendermaßen los:

„Arm gebrochen — sehr wahrscheinlich, he? — und sehr rechtzeitig, auch für einen, der Zeichen machen soll und es nicht gelernt hat. Gepäck verloren! Auch sehr gut! — und recht erfindungsreich — unter den Verhältnissen!"

Dann lachte er und die andern auch, außer dreien oder vieren oder vielleicht einem halben Dutzend. Einer dieser war der Arzt, ein anderer ein scharf dreinblickender Herr mit einer alten Reisetasche, der eben mit dem Dampfboot gekommen war und mit dem ersteren leise sprach — sie sahen zum König hinüber und winkten einander zu — es war Levi Bell, der Advocat, der in Louisville gewesen war. Noch ein anderer war ein großer, rauher, unbeholfener Kerl, der erst dem alten Herrn zugehört hatte und nun dem König aufhorchte. Als dieser geendet, fuhr ihn ersterer an:

„Hör' mal, wenn Du Harvey Wilks bist, wann kamst Du hierher?"

„Den Tag vor der Beerdigung, Freund", sprach der König.

„Zu welcher Tageszeit?"

„Am Abend, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang."

„Wie kamst Du?"

„Von Cincinnati mit Dampfer Susan Pawell."

„Wohl denn, wie geschah's, daß Du am Morgen in einem Canoe zur Landzunge kamst?"

„Ich war am Morgen nicht bei der Landzunge."

„Das ist gelogen!"

Mehrere sprangen zu ihm hin und baten ihn, doch nicht so zu einem alten Manne und Prediger zu reden.

„Potz Prediger, ein Betrüger und Lügner ist er. Er war den Morgen auf der Landzunge. Ich wohne da — ich war da und er war da. Ich sah ihn dort. Er kam in einem Canoe mit Tim Collins und einem Knaben."

Da rief der Arzt:

„Würdest Du den Knaben erkennen, wenn Du ihn siehst, Heins?" —

„Ich weiß nicht, aber ich glaube. Da ist er ja, ich kenne ihn ganz gut."

Er wies auf mich. Der Arzt sprach:

„Nachbarn, ich weiß nicht, ob das neue Paar Betrüger sind oder nicht; aber wenn sie es nicht sind, so bin ich nicht bei Sinnen. Ich halte es für unsere Pflicht, sie nicht fortzulassen, bis wir mehr darüber wissen. Komm, Heins, kommt alle, wir nehmen dies Paar ins Gasthaus und confrontiren sie mit dem andern. Wir werden wohl etwas ausfindig machen, bevor wir damit zu Ende sind."

Das war Spaß für die Menge, wenn auch nicht für des Königs Freunde; so gings denn los. Es war um Sonnenuntergang. Der Arzt führte mich bei der Hand; er war ganz freundlich, ließ aber nie meine Hand los.

Wir gingen ins große Zimmer des Gasthofs, zündeten Licht an und holten das neue Paar. Erst sprach der Arzt.

„Ich wünsche, mit diesen beiden Männern nicht zu hart zu verfahren, aber ich halte sie für Betrüger und sie können Helfershelfer haben, von denen wir nichts wissen. Ist es also, so könnten die nicht den Sack Geld bei Seite bringen, den Peter Wilks hinterlassen? Unwahrscheinlich ists nicht. Wenn diese Männer keine Betrüger sind, so werden sie sich nicht weigern, nach dem Gelde zu schicken und uns es aufbewahren lassen bis sie sich richtig ausweisen. — Hab ich Recht?"

Alle stimmten bei. So schien mir's, daß unser Pärchen, sich gleich schon in einer bösen Klemme befand. Doch der König sah kummervoll aus und sprach:

„Meine Herren, ich wünschte das Geld wäre da, denn ich habe nichts gegen eine redliche, offene Untersuchung dieser erbärmlichen Affaire; aber ach, das Geld ist nicht da.

„Wo ist es denn?"

Digitized by Google

„Nun, als meine Nichte es mir zum Aufheben gab, verbarg ich es im Bettstroh, mit der Absicht, während der wenigen Tage unseres Hierseins es auf die Bank zu senden. Wir hielten das Bett für einen sicheren Platz, — nicht an Neger gewöhnt, hielten wir sie für ehrlich wie Domestiken in England. Die Neger stahlen es den nächsten Morgen, nachdem ich das Zimmer verlassen; als ich sie verkaufte, vermißte ich das Geld noch nicht, und so sind sie damit fort. Mein Diener hier kann Ihnen darüber berichten, meine Herren."

Der Arzt und mehrere Andere riefen „Unsinn!" und ich sah, daß Niemand ihm wirklich glaubte. Einer fragte mich, ob ich's die Neger hätte stehlen sehen. Ich entgegnete: nein, aber ich hätte die Neger fortschleichen sehen und hätte mir nichts Besonderes dabei gedacht, nur daß sie meinen Herrn aufgeweckt und sich aus dem Staube gemacht hätten, ehe er sie anranzen konnte. Das war Alles, was ich darüber gefragt wurde. Doch plötzlich wandte sich der Arzt zu mir und sagte:

„Bist Du etwa auch ein Engländer?"

Ich antwortete: ja, und er und einige Anderen lachten und machten ihre Witze darüber.

Dann gings wieder an die allgemeine Untersuchung, auf und nieder, hin und her, Stunde über Stunde, und Niemand dachte ans Abendessen, und die Sache wurde immer verwirrter. Sie ließen den König erst sein Theil erzählen, dann den alten Herrn seinen, und Jeder, der nicht ein vorurtheilsvoller Starrkopf war, hätte sehen können, daß der alte Herr Wahrheit, der Andere Lügen auftischte. Und bald mußte ich erzählen, was ich wußte. Der König gab mir einen Seitenblick aus seinem linken Augenwinkel, und so wußte ich genug, um auf seiner Seite zu bleiben. Doch war ich nicht weit gediehen, als der Arzt zu lachen begann und Levi Bell, der Advocat, sagte:

„Setz' Dich, mein Junge, ich würde mich an Deiner Stelle nicht anstrengen. Ich glaube, Du bist das Lügen noch nicht gewöhnt, wenigstens gehts Dir nicht leicht von der Hand; Dir fehlt noch Uebung; Du machst's noch zu plump."

Das Compliment war mir gleichgültig, doch war ich froh, auf so billige Art abzukommen.

Der Arzt wollte eben wieder anfangen, doch unterbrach er sich und sagte:

„Wärst Du gleich zu Anfang in der Stadt gewesen, Levi Bell —"

Da rief der König, die Hand ausstreckend:

„O, ist dies meines armen verstorbenen Bruders alter Freund, von dem er mir so oft schrieb?" Dabei schüttelten sie einander die Hände und der Advokat lächelte und schien erfreut. Sie sprachen eine Weile mit einander, gingen dann etwas bei Seite und flüsterten; endlich sagte der Advocat laut:

„Das wird's ja in Ordnung bringen. Ich kann die Anweisung mit der Ihres Bruders hinschicken, und dann werden die Leute ja gleich sehen, daß Alles im Reinen ist."

Feder und Papier wurden gebracht; der König setzte sich, hielt den Kopf nach einer Seite hinüber, kaute sich die Zunge und schmierte was hin. Dann ging die Feder an den Herzog, der jetzt zum erstenmal recht unbehaglich erschien. Doch ergriff er die Feder und schrieb. Dann wandte sich der Advocat an den neuen alten Herrn und sagte:

„Bitte jetzt Sie und Ihren Bruder einige Zeilen zu schreiben und Ihre Namen zu zeichnen."

Der alte Herr schrieb, doch konnte es Niemand lesen. Der Advocat sah erstaunt aus und sprach:

„Na, das geht in die Brüche" — und er zog eine Anzahl Briefe aus der Tasche und verglich die Handschriften; dann sagte er: „Diese alten Briefe sind von Harvey Wilks — hier sind diese zwei Handschriften, und Jeder kann sehen, daß sie die Briefe nicht geschrieben haben (König und Herzog sahen verblüfft aus, als sie merkten, welche Falle ihnen der Anwalt gestellt hatte), und hier ist des alten Herrn Handschrift, und es ist leicht zu sehen, daß er sie nicht geschrieben hat — sein Gekritzel ist überhaupt keine Handschrift zu nennen. Hier hab' ich noch einige Briefe von —"

Da rief der alte Herr:

„Erlauben Sie mir gefälligst eine kleine Erklärung. Niemand außer meinem Bruder hier kann meine Handschrift lesen — darum schreibt er für mich. Sie haben in den Briefen seine Handschrift, nicht meine."

„Na", rief der Anwalt, „wo soll das hinaus! Ich habe einige von William's Briefen; wenn sie ihn ein paar Zeilen schreiben lassen, können wir ja vergl—"

„Er kann nicht mit der linken Hand schreiben", entgegnete der alte Herr. „Könnte er die rechte Hand gebrauchen, so würden Sie gleich sehen, daß er seine eigenen und meine Briefe geschrieben hat. Vergleichen Sie die gefälligst, sie sind von derselben Hand."

Der Anwalt that es und sagte:

„Ich glaube, das ist so — wenn nicht, so sehe ich viel größere Aehnlichkeit, als ich vorher bemerkt habe. Ich hatte schon gedacht, daß wir einer Entscheidung nahe seien, aber das hat sich zerschlagen. Eins jedoch ist bewiesen, daß diese zwei" — auf König und Herzog deutend — „keine Wilkse sind".

Und selbst jetzt gab der eselsköpfige alte Narr nicht klein bei. Wahrhaftig nicht. Sagte, es sei kein reeller Beweis. Sein Bruder William sei ein arger Spaßmacher und hätte einen seiner Späße eben losgelassen und seine Handschrift verstellt. Er hätt' es ihm gleich angesehen. So plapperte der Kerl fort, bis er anfing selbst an das zu glauben, was er sagte — doch bald unterbrach ihn der alte Herr mit den Worten:

„Mir ist was eingefallen. Ist irgend Jemand unter den Anwesenden, der beim Auslegen der Leiche meines Bru— des verstorbenen Peter Wilks zugegen war?"

„Ja", rief Jemand, ich und Abel Turner besorgten das. Wir sind Beide hier."

Dann wandte sich der alte Herr zum König und sagte: „Vielleicht weiß der Herr dann, was auf seiner Brust tätowirt war?"

Da mußte der König sich rasch zusammennehmen, sonst wäre er zusammengestürzt wie ein Stück Flußufer, das die Strömung untergraben hat; es kam so plötzlich und war so recht eine Frage, um einen ganz aus der Fassung zu bringen — so ganz unvorbereitet. Wie konnte er wissen, was auf der Leiche tätowirt war?! Er erblaßte ein wenig, das konnte er nicht vermeiden. Es wurde sehr still, und Alle beugten sich vor und starrten ihn an. Nun, dachte ich, würde er den ungleichen Kampf aufgeben — was konnte er auch noch sagen! That er's? Man sollte es kaum glauben, aber er blieb fest. Ich glaube, er wollte versuchen, die Leute müde zu machen, bis sich die Menge verkleinerte und er und der Herzog vielleicht Gelegenheit fänden, zu entschlüpfen. Doch er fing allmählich an ein wenig zu lächen und sagte:

„Hm! Eine große Frage, nicht wahr? Ja, mein Herr, allerdings weiß ich, was auf seiner Brust tätowirt ist. Es ist ein kleiner dünner blauer Pfeil, den man kaum bemerkt, wenn man nicht scharf hinsieht."

Solch ein altes Zugpflaster in Bezug auf grenzenlose Frechheit war mir doch noch nie vorgekommen.

Der neue alte Herr wandte sich rasch zu Abel Turner und dessen Cameraden und seine Augen glänzten so, als ob er den König jetzt fest hätte; er sagte: „Da haben sie es gehört! War solch ein Zeichen auf Peter Wilks' Brust?"

„Wir haben kein solches Zeichen bemerkt."

„Gut!" sagte der alte Herr. „Aber was ihr auf seiner Brust fandet, war ein kleines mattes P und ein B (die Anfangsbuchstaben des Namens, den er schon jung aufgab) und ein W mit Strichen dazwischen, so: „P-B-W" er zeichnete sie auf ein Stück Papier. „Ist das nicht, was Sie sahen?"

Beide antworteten:

„Nein, wir sahen überhaupt gar keine Zeichen."

Nun ging der Skandal los, und Alles rief:

„Die ganze Sippe sind Betrüger" — „Spießruthen laufen" — „In den Fluß tauchen" — „Ersäuft die Bande". — Da sprang der Anwalt auf den Tisch und schrie:

„Meine Herren — meine Her—r—ren! Ein Wort, nur ein Wort — ich bitte. Lassen sie uns den Sarg ausgraben und selbst zusehen.

Das wirkte.

Digitized by Google

„Hurrah" rief das Volk und wollte eben fort; da riefen Arzt und Anwalt:

„Halt, halt, ergreift die vier Männer und den Jungen und schleppt sie mit."

„Jawohl, jawohl", riefen Alle „und finden wir die Zeichen nicht, so hängen wir die ganze Sippschaft."

Jetzt wurde mir bange, doch was half's? Sie griffen uns und marschirten mit uns direct zum Kirchhof, der anderthalb Meilen stromab lag. Die ganze Stadt hinter uns her unter furchtbarem Lärmen — und es war erst neun Uhr Abends.

Als wir an unserem Hause vorbeigingen, wünschte ich, ich hätte Mary Jane nicht fortgeschickt. Hätte ich ihr jetzt zuwinken können, so wäre sie gekommen um mich zu retten und die Schurken zu überführen.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Barbara Ittenhausen. Augsburger Familienleben aus dem XVI. Jahrhundert von E. Biller. (Leipzig, Carl Reißner.) Die Verfasserin dieses eigenartigen Buches ist die Wittwe des Leipziger Geschichtsprofessors Wuttke und hat schon früher Mancherlei unter ihrem obigen Mädchennamen veröffentlicht, verdient aber mit dem hier vorliegenden Werke in weitere Kreise zu dringen, besonders in die Frauenwelt. Letzteres soll aber keine Einschränkung des dem Buche zu zollenden Lobes sein, sondern nur darauf aufmerksam machen, wie die Verfasserin auf Grund umfangreicher und liebevoller Studien bis ins kleinste und feinste Detail altdeutschen Familienlebens zu dringen vermochte, und daß Frauen manch' besonderes Interesse an diesen von einer Frau entworfenen, anschaulichen und anheimelnden Schilderungen nehmen werden. Aus kleinen Mosaiksteinen baut sich uns ein überaus ansprechendes Bild innigsten und trauten Familienlebens in schicksalsschwerer Zeit auf, deren Einflüsse überall merkbar werden und oft mit grausamer Hand in das Heiligste eingreifen. Es herrscht eine große Innerlichkeit und liebevoll-feine Detailausmalung in einzelnen Scenen vor. Wir rechnen dahin besonders die von köstlichem Humor durchtränkten Scenen der ersten Zeit im jungen Ehestande der Erzählerin wo Schwiegermutter und junge Frau sich schroff gegenüberstehen, und die erschütternde Schilderung vom Verlust des Kindes. Das Buch ist aber auch sonst an reizvollen Episoden reich. Den Vorwurf etlicher Längen, besonders im Anfange, können wir ihm freilich nicht ersparen. Aber es wäre schade, wenn poesielose archäologische Romane und Costüm-Novellen in die Mode kämen, während das Werk einer Dichterin unbeachtet bliebe. Vielleicht hilft ihm die moderne Richtung nach dem „Stilvollen" zu einem Erfolge. T—n.

Aesthetisches und Politisches. Bruchstücke aus dem Briefwechsel eines verstorbenen Staatsmanns mit einer Freundin. (Leipzig, Carl Reißner.) Ein etwas absonderlicher Titel, aber ein lesenswerthes Büchlein. Wie der Verleger versichert, ist ihm die „Freundin", die diese Bruchstücke veröffentlicht, bekannt, ohne daß er ihren Namen verrathen darf, und beruhen die Briefe des „Staatsmannes" keineswegs auf Fiction. Diesen Eindruck erregen sie auch nicht. Der Briefwechsel beschäftigt sich mit den mancherlei brennenden Fragen der Gegenwart, streift die Socialpolitik Bismarck's, den Militarismus, die Verflachung des modernen Charakters und manches Andere, bringt auch beherzigenswerthe Vorschläge zur Reformation bestehender Mißstände und zur wechselseitigen Verständigung entgegengesetzter Lebensanschauungen. Eine erschöpfende Behandlung war in dem engen Rahmen einer Correspondenz nicht beabsichtigt und nicht möglich. Eine etwas straffere Concentration des reichen Schaffens in seinen einzelnen Bestandtheilen wäre wünschenswerth gewesen, lag aber außerhalb der Befähigung der Herausgeberin, die ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit Bestimmtes geben mußte, wie es vorlag. Daß wir gerade eine Verwirklichung unseres politischen Ideals in dem schließlichen Programm sähen, dürfen wir nicht behaupten, aber wir haben das Bewußtsein, eine Stunde dem geistvollen und anregenden Geplauder hervorragender Menschen über Dinge zugehört zu haben, die uns Allen gleicher Art am Herzen liegen. T—n.

Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart von Ernst Eckstein. (3 Bde., Leipzig, Carl Reißner.) Nachdem Ernst Eckstein sein Talent längere Zeit hindurch in tausend Kleinigkeiten zersplittert hatte und als Schöpfer der in die Mode gekommenen Gymnasialhumoresken gefeiert wurde, wandte er sich mit einem kühnen Salto mortale dem eben durch Ebers in Flor kommenden kulturhistorischen Roman zu und betritt nun heute zum ersten Mal das Gebiet des modernen Romans. Es gehört kein besonders scharfes Auge dazu, um zu sehen, daß wir es in ihm mit einem Romancier zu thun haben, der alle technischen Kunstgriffe aus dem Vollen kennt und die Schwierigkeiten in dieser Hinsicht spielend überwindet. Die Architektonik des vorliegenden Romans ist denn auch von vornherein glänzend zu nennen. Was das Sujet selber nun angeht, so ließe sich allerdings Manches dagegen sagen. Wir athmen auf jeder Seite großstädtisch-modernes Leben, sehen Gestalten vor uns, denen wir jeden Tag auf der Straße begegnen könnten, und sind mitten im Getriebe, im Ideenkreise, in der Anschauungsweise der Gegenwart. Aber die Fabel will uns nicht sonderlich gefallen. Dieser an Gutzkow'sche Helden erinnernde Baron von Arlesberg, der durch die übliche Kindervertauschung zum Volksschullehrer erzogen wird und nach sehr vielen und sehr jähen Wandlungen sich als der entpuppt, der er wirklich ist, ist nicht so recht glaubhaft. Seine Irrfahrt soll bezwecken, daß er die harte Schule des Lebens kennen lernt und sich selbst zum Manne macht. Aber geschieht das? Als Volksschullehrer hatte er gar keine Gelegenheit dazu; was er dann wird, wird er Alles ausschließlich durch Protection (und nicht ganz motivirte, noch weniger verdiente Protection), erst Redactionssecretär, dann plötzlich Chefredacteur, schließlich Künstler. Dieser Held interessirt von all den vielen Personen des Romans am allerwenigsten; es bleibt uns unbegreiflich, wie sich der Rechtsanwalt Lehrbach immer wieder für ihn verwenden kann, denn er leistet absolut garnichts, als unreife Jugendtollheiten, und daß sich Alle in ihn verlieben und ihm anhangen. Er ist ein Gesell, von dem wir uns wenig versprechen Besser sind die anderen Figuren der Erzählung, vor Allem Dr. Lehrbach, der Volksschullehrer Heinzius, Fritz Pröhle, der Staatsphilosoph Salomon (eine Prachtgestalt ersten Ranges), Doctor Wolf, Roderich Lund, selbst der übliche Roman-Bösewicht, Baron Sunthelm. Der Rechtsanwalt ist eine der gelungensten Romanfiguren, der wir in der modernen Belletristik begegnet sind. Die Frauen, außer der trefflich skizzirten Adele, sind weniger fesselnd. Der Autor erzählt fließend, natürlich, mit großer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit. Der Roman ist spannend von der ersten Seite bis zur letzten. T—n.

Die staatssocialistische Bewegung in Deutschland. Von Moriz Ströll. Leipzig, Duncker u. Humblot. Der Verfasser gibt zuerst eine Darstellung der Entwickelung des Staatssocialismus, wobei der vom Großen Kurfürsten über Friedrich den Großen, Stei und Hardenberg, Lassalle zu Bismarck gelangt, gewiß eine wunderliche Reihe! Unter Staatssocialismus scheint der Verfasser alle nicht streng zur Gendarmenthätigkeit gehörige staatliche Action zu verstehen, und er zählt daher beispielsweise die merkantilistisch angehauchten Exportprämien und die liberale Coalitionsfreiheit zu den staatssocialistischen Maßnahmen. Nachdem er so alle Erscheinungen des staatlichen Lebens in Deutschland glücklich in das Prokrustesbett seines staatssocialistischen Systems gezwängt und das übliche Gebet um Erlösung von der Socialdemokratie verrichtet hat, scheidet er beruhigt vom Leser. O. W—r.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Student der Lyoner Universität, der ein Semester auf einer deutschen Hochschule geweilt und das Baccalaureat sowie die licence-ès-lettres erworben hat, sucht in einer deutschen Universitätsstadt, wo er nebenbei seine Studien vollenden könnte, eine passende Stellung in einer Pension oder Familie. Er erbietet sich namentlich zum Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und macht nur bescheidene Ansprüche. Offerten unter **M. 32** an die Expedition der Gegenwart.

Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in **Berlin C. 2, Klosterstrasse 38,** bietet gut gehalten an:

Meyer's gr. Conv.-Lex., 51 Hfzbd. (1200 M.) 150 M. — Spamer's Convers.-Lex., 10 Bände (180 M.) 60 M. — Meyer's Handlex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Brockhaus kl. Convers.-Lex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Cooper's Romane, 6 Lwdbde., 5,50 M. — Journal amusant 1868, 1876 Juli — 77 April, Hfz. (30 M.) 9 M. — Schiller's sämmtl. W., N. illustr. A. (27 M.) 9 M. — Shakespeare, ill. v. Gilbert, I/II Origbd. (20 M.) 8 M. — Napoléon, hist. d. J. César, 2 Bde., m. 2 Atln., 1. Subscr.-A. 9 M. — Löbe's Encycl. d. ges. Landw., 6 Hlblwbde. 4 M. — Hervey, illustr. of mod. sculpt., Fol. Hfz. 9 M. — Murr-Kilian, Abbildgn. d. Alterth. a. Hercul. u. Pompeji, 8 Prbde., Fol. 22 M. — Encyclop. on dictionn. d. connoiss. hum. Mis en ordre p. M. d. Félice, m. 10 Bdn. Tafln., 58 Frzbde., 4°, 60 M. — Deutschlds. Kunstsch. m. Text v. Görling, Woltmann, Abth. 2-9 (27 M.) 9 M. — Lieder z. Schutz u. Trutz, hersg. v. Lipperheide Prbd. 2,50 M.

Ferner in **neuen** Ex., meist **Prachtbdn.:** Wessely, Kunstübdc. Frauen, Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. deutsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 16 M. auch einz. ohne Bandzahl je 6 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 8 M. — Polko A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. f. d. Kfmsstd. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlex. d. ges. Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. Danzel-G. Lessings Leben. 2. A., (10 M.) 5 M. — Börne's W. 12 Bde. (30 M.) 12 M. — Zeitschrift f. Ethnol., Anthropol. etc., herausg. v. Bastian, Virchow u. A. 1884 (20 M.) 9 M. — Hogarth, Zeichngn., 93 Stahlst. m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12 M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30 M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A. D. Hohenzoll. u. d. dtsch. Vaterl. (16 M.) 10 M. — Cuendios, Spanien u. d. Spanier, mit viel. Holzschn. u. 50 Tafeln, 1847 (30 M.) 7,50 M. — Correggio's und Il Parmesano's Werke in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., 133 Bl., gr. 4°, in Mappe (20 M.) 12 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr.. n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Michel Angelo's sämmtl. W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 100 Bl. gr. 4° (16 M.) 7,50 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M. —

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639.

Von

Hans Blum.

8. Geh. Ladenpreis 5 Mark.

Eine culturgeschichtliche Erzählung im Style G. Freytag's und Scheffel's, welche bereits bei ihrem ersten Erscheinen im Feuilleton der Magdeburger Zeitung ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Zum ersten Male wird hier die nationale Politik und der durch diese bedingte, tragische Ausgang des deutschen Helden und Fürsten Herzogs Bernhard von Weimar in erzählender Form streng nach den Quellen dargestellt. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse sind mit größter Treue geschildert und eine Fülle humorvoller Gestalten und Scenen ist in den ernsten Zug der Haupthandlung ungezwungen eingestreut, so daß auch das Bedürfniß nach leichterer Unterhaltung seine Rechnung dabei findet.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

3000 Abbildungen im Text.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79

von **Dr. J. H. Jaworskij.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 22. August 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, SEP 10 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Clericalismus und Liberalismus in Holland. Von K. Theodor Wenzelburger. — Zur Beförderungsfrage der Gymnasiallehrer. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Vom Commandiren der Poesie. Von Hermann Schults. — Farbenbezeichnungen. Von Rudolf Kleinpaul. II. (Schluß.) — Wien-Pester Erinnerungen. Von Heinr. Ehrlich. I. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Clericalismus und Liberalismus in Holland.

Von K. Theodor Wenzelburger.

Am 13. November 1884 ist das Endresultat der Wahlen zur zweiten Kammer bekannt geworden, und man kann nicht eben sagen, daß die Ueberraschung eine allzu große gewesen ist, als man vernahm, daß die liberale Partei aufs Haupt geschlagen und der vereinigten Coalition der Conservativen, Antirevolutionären und Clericalen erlegen sei. Die Kammer war aufgelöst worden, nicht in Folge einer Ministerkrise, sondern nach einer Bestimmung der Verfassung, weil die Volksvertretung sich mit einigen Veränderungen der niederländischen Constitution zu befassen hatte, zu welchem Zwecke ein neuer Appell ans Volk gesetzlich erforderlich ist. Vor einigen Jahren war eine Commission zu einer Verfassungsrevision ernannt worden, es waren in derselben alle Parteien vertreten, aber gerade deshalb waren die Erwartungen hinsichtlich einer ersprießlichen Thätigkeit derselben nicht allzu hoch gespannt gewesen. Vielleicht hat zu diesem Pessimismus auch der Umstand beigetragen, daß einige Professoren in der Commission Sitz und Stimme hatten, und mit Grausen sah man deshalb nicht nur dem Erscheinen dickleibiger Broschüren entgegen, in denen jeder der gelehrten Herren seine besondere Meinung der Nachwelt überliefern zu müssen glaubte, sondern man befürchtete außerdem einen endlosen Bandwurm von Kritiken und Antikritiken über die einzelnen Elaborate. Schneller aber, als man gedacht, ging alles von Statten, glücklich kam die Schlußredaction zu Stande, die dann der Genehmigung des Königs und der Begutachtung des Staatsrathes vorgelegt werden konnte, und in nicht allzu langer Zeit wird vielleicht die Volksvertretung ihr Urtheil darüber auszusprechen haben.

Seit nahezu ein paar Jahren bietet Holland das wunderliche Schauspiel dar, daß ein Ministerium, dessen Chef der conservativen Partei angehört, einer liberalen Kammermehrheit gegenübersteht, und, was noch mehr besagen will, es auch fertig gebracht hat, mit oder trotz derselben zu regieren. Van Heemskerk hat sich im Laufe der Zeit zwar einige Male genöthigt gesehen, verschiedene seiner Collegen, deren conservative Tendenzen in zu offenem Widerspruch mit der liberalen Richtung der Kammer standen, über Bord zu werfen, er selbst aber hat bis jetzt glücklich zwischen den Klippen durchlavirt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist vor der Hand auch keine Veränderung in der Regierung zu erwarten.

Die Thatsache, daß die liberale Partei, die seit nahezu zwanzig Jahren die Mehrheit in der zweiten Kammer hatte, zur Minderheit degradirt werden konnte, ist ebenso die Folge der Taktik ihrer Gegner, wie die Schuld verschiedener Unterlassungs- und Begehungssünden.

Eine eigentlich conservative Partei besteht hier zu Lande nicht; sie gehört heute der Geschichte an, und die drei Vertreter derselben, welche dieselbe bis vor Kurzem in der Kammer zählt, sind die Ueberbleibsel aus einer Periode, in der man noch unter heftigen Verfassungskämpfen den Schwerpunkt der Regierung in die Krone und nicht in die Volksvertretung verlegen zu können glaubte. Sie recrutirt sich hauptsächlich aus den aristokratischen Elementen der Residenz, welche mit den Confessionellen nicht gerade durch Dick und Dünn gehen wollen, und da in den letzten Jahren die Existenzfrage an sie herantrat, so hat sie sich mit Verleugnung ihrer früheren Principien den Confessionellen zu nähern gesucht und durch Zugeständnisse in der Schulfrage ab und zu ihre Unterstützung gekauft. Der Schwerpunkt ihrer parlamentarischen Thätigkeit lag seit dieser Zeit auf colonialem Gebiete, wo sie in ihrem Organ, dem „Tagblatt vom Haag und Südholland", die vom Liberalismus eingeführten Reformen leidenschaftlich bekämpfte. Bei dem Gleichgewichte, das jetzt zwischen Liberalen und Confessionellen nahezu in der Kammer besteht, sind übrigens die wenigen conservativen Stimmen immerhin von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Dagegen stehen den 42 Liberalen 44 Confessionelle — orthodoxe Protestanten oder, wie diese Partei hier getauft ist, Antirevolutionäre und Ultramante — gegenüber. Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor dreißig Jahren stand die antirevolutionäre Partei an der Spitze der nationalen Bewegung gegen die Einführung der bischöflichen Hierarchie. In der sog. Aprilbewegung des Jahres 1853 bäumte sich das mit seinen tiefsten Wurzeln im Calvinismus haftende Volk gegen ultramontane Herrschaftsgelüste auf, und damals war es, wo am Grabmal Oraniens in Delft Adressen an den König unterschrieben wurden, in welchen derselbe aufgefordert wurde, die vom Papst ernannten katholischen Bischöfe nicht zuzulassen. Damals hatte man die Helden der Reformation und des Unabhängigkeitskampfes, sowie die Opfer der spanischen Inquisition aus dem Grabe steigen lassen, um die Masse aus ihrer Gleichgiltigkeit wachzurütteln. Heute muß dasselbe Delft die Schmach erleben, von einem Vollblutultramontanen in der zweiten Kammer vertreten zu sein, einem Anhänger der Richtung, die in Wilhelm von Oranien einen ehrvergessenen Schurken nicht nur sieht, sondern in Wort und Schrift öffentlich brandmarkt und den Aufstand gegen Spanien eine fluchwürdige Auflehnung gegen den legitimen Landesherrn nennt. Und der Standaard, das calvinistische Hauptorgan, hat sich dergestalt

Digitized by Google

erniedrigt, daß es offen die geschmacklose Meinung aussprach, der große Schweiger sei eigentlich ein Opfer des Liberalismus des sechszehnten Jahrhunderts geworden! Wenn der Uilenspiegel, ein humoristisch-politisches Wochenblatt, den Hauptwortführer der Orthodoxen, Dr. Kuiper, in der Situation abzubilden pflegt, wie er einem Jesuiten die Schuhe putzt, so ist damit nur der thatsächliche Zustand dargestellt. Niemand wird im Ernste an die Möglichkeit denken können, daß irgend welcher positive Berührungspunkt zwischen dem Syllabus und den Beschlüssen der Synode von Dordrecht oder dem Heidelberger Katechismus, der die Messe eine verfluchte Abgötterei nennt, bestehen kann, und dennoch wandern die Anhänger beider Richtungen Arm in Arm an die Stimmurne, und da der wahre Christ nicht nur ohne Falsch wie eine Taube, sondern auch klug wie eine Schlange sein muß, so hat man durch ein gemeinschaftliches Schachergeschäft die Wahlbezirke, in denen beide Confessionen nahezu gleich stark sind, zu beiderseitiger Zufriedenheit vertheilt.

Die Bundesgenossenschaft dieser zwei heterogenen Elemente erklärt sich aber sehr leicht, wenn man weiß, daß Beide ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen haben. Ein positives kann dasselbe unmöglich sein, es hat einen wesentlich destructiven Charakter, denn man geht auf die Beseitigung der in Holland gesetzlich bestehenden confessionslosen Schule los. Seit mehr als zwanzig Jahren ist die Schulfrage der Alles beherrschende Gesichtspunkt, sie war die Losung bei den Wahlen, und vor ihr traten selbst materielle Interessen, wie finanzielle und coloniale Fragen, in den Hintergrund. Ueber die Haltung der katholischen Kirche in dieser Frage braucht kein weiteres Wort verloren zu werden, man darf die Augen nur über die Grenze nach Belgien richten, um alsbald zu sehen, welcherlei Ansprüche man hier dem Staat und Volke gegenüber macht; die belgischen Bischöfe haben es im Jahre 1879 für zweckdienlich erachtet, dem Vaterunser eine neue Bitte zu substituiren, und in Belgien wird eine Zeitlang nicht mehr gebetet: „Erlöse uns von dem Uebel", sondern: „Erlöse uns von der öffentlichen Staatsschule!" Auf protestantisch-orthodoxer Seite verlangt man gleichfalls seit einer Reihe von Jahren die „Schule mit der Bibel", und es versteht sich also von selbst, daß die bisherigen gemischten Schulen in streng confessionelle abgeschieden werden sollen. Da bis jetzt in das bestehende Gesetz bei der permanenten liberalen Kammermajorität keine Bresche gelegt werden konnte, so blieb nichts übrig, als im Namen der Gewissensbeschwerden an den eigenen Beutel zu appelliren, und man kann der Opferfreudigkeit, die hier an den Tag gelegt wurde, die Anerkennung gewiß nicht versagen, wenn jene auch einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Namentlich die orthodoxe Partei hat in dieser Hinsicht besonders in den größeren Städten enorme Resultate aufzuweisen, und die Leistungsfähigkeit dieser Partei kann unter Anderem auch daraus abgenommen werden, daß sie vor einigen Jahren in Amsterdam eine eigene Universität gestiftet hat, der es vielleicht an Studenten, aber nie an den nothwendigen materiellen Mitteln fehlen wird. Protestanten und Katholiken gehen also Hand in Hand, um Artikel 194 der Verfassung: „Es wird überall von Staatswegen genügender Unterricht gegeben", auszumerzen, und zu diesem Zwecke haben sie den Hebel an der Stelle eingesetzt, wo er die nachdrücklichste Kraft entfalten kann: sie variiren in allen möglichen Tonarten das Lied von den unerschwinglichen Kosten der Staatsschule, ein Lied, das in den Ohren der Steuerzahler, namentlich, wenn dieselben dem weniger entwickelten Publicum oder dem Bauernstande angehören, seinen Zauber nicht verfehlen konnte, und wenn dann in einer Gemeinde neben der öffentlichen Schule noch eine confessionelle errichtet worden ist, wenn letztere durch die bekannten Mittel gefüllt ist und erstere leer steht, dann wird von solchen handgreiflichen Argumenten mit unermüdetem Feuereifer Gebrauch gemacht. Doch ist zwischen Protestanten und Katholiken hinsichtlich ihrer Forderungen dem Staate gegenüber immerhin noch ein bedeutender Unterschied wahrzunehmen. Seiner innersten Natur nach wird und muß der Protestantismus dafür sorgen, daß das intellectuelle Niveau des Unterrichts nicht allzu sehr herabgedrückt wird, und die Orthodoxen haben deshalb auch noch keinerlei Einwendung dagegen erhoben, daß die an ihren Schulen anzustellenden Lehrer sich einem Staatsexamen unterwerfen. Wenn es aber nach dem Wunsche der katholischen Kirche geht, muß bei der Ernennung des Lehrers nicht intellectuelle Befähigung oder pädagogische Erfahrung, sondern dogmatische Unverdächtigkeit den Ausschlag geben. Daher ist es auch ganz consequent, wenn einer der Wortführer derselben in der zweiten Kammer, Schaepman, in seinem Programm zur Verfassungsrevision vor Allem die Abschaffung jedweden Examens und unbedingte Freiheit des Unterrichts in jeder Hinsicht fordert; sein Ideal ist offenbar Belgien mit seinen Petits frères!

Daß beide Confessionen zu solcher politischen Machtentfaltung gelangen konnten, muß zu einem guten Theil auf Rechnung des hier eingebürgerten Liberalismus geschrieben werden. Er hat das Wort: Toleranz und Vertragsamkeit gegen Andersdenkende auf sein Programm geschrieben und dasselbe auch trotz der gründlichsten Enttäuschungen und der gröbsten Undankbarkeit festgehalten. Daß die katholische Kirche vom Staat so gut wie unabhängig ist — der letztere hat nur das Recht, die Geistlichen zu bezahlen —, daß in den südlichen Provinzen Nordbrabant und Limburg nicht der Bürgermeister, sondern der Pfarrer das Haupt der Gemeinde ist, daß hier der Besitz zur todten Hand ins Unendliche anwachsen kann, daß Klöster und ähnliche Anstalten wie Pilze aus dem Boden schießen können, daß der Geistliche ungestraft die Verfassung, die ihn schützt, und das Land, das ihm das Heimathsrecht gegeben, beschimpfen und verfluchen kann — ist das Verdienst des Liberalismus. Die Regierung läßt sich von fanatischen Pfarrern und Caplänen, die gesetzlich nicht gestattete Processionen in Scene setzen, geduldig verhöhnen, und diesem Standpunkt entsprach auch vollständig der geringschätzige Ton, mit dem die liberale Presse fast durchweg über den deutschen Culturkampf sprach. In Winterswyk hatte der Vorsteher einer confessionslosen Schule beim Geschichtsunterricht die Reformation als die nothwendige Folge der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche dargestellt, die Eltern der katholischen Kinder klagten und der Lehrer wurde von dem liberalen Minister Pynakker Hordyk suspendirt! In Amsterdam war an den Mittelschulen ein Lehrbuch der Geschichte eingeführt, in welchem gesagt wird, daß Karl der Große seine Gemahlin, die Tochter des Desiderius, verstoßen habe, um dem Papst gefällig zu sein. Alberdingk Thym schlug die katholische Alarmtrommel, klagte laut, in dem Lehrbuch werde der Satz verkündet, daß die Ehe nach der Lehre der katholischen Kirche nicht als heilig betrachtet werde und — es ist unglaublich, aber wahr — die Gemeindebehörde gab nach und schaffte das Lehrbuch ab! Derselbe Alberdingk Thym hatte die Anmaßung, in einer „liberalen" Zeitung dagegen zu protestiren, als der Gemeinderath einer der neuangelegten Straßen in Amsterdam den Namen „Marnixstraße" gegeben hatte, denn Marnix war einer der Koryphäen des Calvinismus und einer der Haupthelden des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien. Auf dem Gebiete der Kunst hat der Katholicismus heute hier die unbestrittene Herrschaft; man besehe sich einmal das neugebaute Nationalmuseum in Amsterdam oder das Justizministerium im Haag, wie überhaupt die größeren neueren Staatsbauten, für welche man im katholischen Lager einen sogen. mittelniederländischen Baustil erfunden hat, und man wird zu der Ueberzeugung kommen, daß der Geist Roms hier allenthalben weht. Das „Handelsblad" in Amsterdam leistete früher in wegwerfender, würdeloser Unterwürfigkeit in dieser Hinsicht das Aeußerste und arbeitete für ultramontane Zwecke besser und ersprießlicher als ein unter katholischer Flagge segelndes Blatt. Diese Selbsterniedrigung der Liberalen ist bis in die gelehrten und literarischen Kreise gedrungen. Als vor einigen Jahren in Amsterdam ein Vondelfest gefeiert wurde, das Fest jenes Dichters, der katholisch wurde und später den Protestantismus in widerlicher Weise beschimpft hat, wurde die Gelegenheit von ultramontaner Seite alsbald zur Hand genommen, um eine katholische Demonstration in großartigem Sinne zu veranstalten. Natürlich verschwieg man den wesentlich katholischen Charakter, und eine Anzahl liberaler Journalisten und Autoren — freilich alle den düs

Digitized by Google

minorum gentium angehörig — toasteten mit den Ultramontanen um die Wette auf den vaterländischen Dichter. „Wie Büffel liefen sie in die Falle", sagte früher Granvella über die vom niederländischen Adel gewonnenen Aebte, und das Wort paßt auf die liberalen Theilnehmer am Feste. Ein Jahr später hätte der 100jährige Geburtstag von Tollens gefeiert werden sollen, ebenfalls eines niederländischen Dichters, dessen Standbild im Parke von Rotterdam steht; aber dieser war insofern ein umgekehrter Vondel, als er vom Katholicismus zum Protestantismus übertrat; natürlich, daß kein Katholik sich rührte, aber auch kein Protestant oder Liberaler wollte von der Sache etwas wissen. Wie überall, werden auch hier zu Lande von verschiedenen Gesellschaften und Vereinen Vorlesungen veranstaltet und auch hier hat der Confessionalismus eine Zweitheilung zu Wege gebracht; der Unterschied zwischen liberalen und katholischen Circeln besteht freilich nur darin, daß in ersteren Redner von jeder Richtung und jedem Glaubensbekenntniß, selbst wenn sie der tonsurirten Klasse der Bevölkerung angehören, auftreten, während die katholischen ihren streng ultramontanen Charakter schon deshalb handhaben müssen, weil an komischen Vorstellungen hier zu Lande kein Mangel ist. Vor etwa zehn Jahren trat der genannte Schaepman vor einer liberalen Gesellschaft in Utrecht auf, und mit stählerner Stirne wies er den Vorwurf, als begebe sich der Papst und die Geistlichkeit auf das Gebiet der Politik, mit der Bemerkung zurück: „ihm sei davon nichts bekannt, im Gegentheil, als einmal ein französischer Bastard sich an den Papst gewandt, um als legitimer Erbe betrachtet zu werden, habe ihn dieser an seinen Landesherrn gewiesen, und überdies habe der Papst die englischen Bischöfe, welche die magna charta unterschrieben hatten, getadelt, weil sie sich in weltliche Angelegenheiten gemischt hätten". Gewiß, man muß sein Publicum und die Partei, zu welcher dasselbe gehört, tief verachten, wenn man ihm Derartiges zu bieten wagt. Vor einiger Zeit hielt der Geistliche Brouwers, der unfreiwillige Clown seiner Partei, in Amsterdam eine Vorlesung, worin er zwischen Milton's „Simson Agonistes" und Vondel's „Saemson of heilige wraak" einen Vergleich anstellte, der natürlich zu Gunsten Vondel's ausfallen mußte, den ein echter niederländischer Ultramontaner sogar noch höher stellt als Shakespeare. „Hereditatem patrem revindicamus" ist das Motto eines clericalen Journals, und in der That, der jetzige Liberalismus mit seiner Indolenz, mit seinem falsch verstandenen Toleranzbegriff und seiner unverzeihlichen Connivenz gegen alle Uebergriffe ist der beste Bundesgenosse des streitbaren Ultramontanismus.

Daher wäre es im Interesse des Staates nur zu wünschen, wenn einmal der Versuch gemacht würde, den kirchlichen Parteien das Staatsruder in die Hand zu geben. Glaubt man in der That, daß Calvinisten und Ultramontane auf die Dauer denselben Weg gehen können? Es ist ja eine alte Regel, daß zwei Parteien, welche nicht durch gemeinschaftliche Principien, sondern nur durch den Haß gegen die dritte am Ruder befindliche Partei verbunden sind, sich nach erreichtem Zweck feindlicher als je gegenüberstehen. Daß die Schulfrage in einem Sinne gelöst werden wird, der den confessionellen Parteien weitgehende Zugeständnisse macht, ist sicher und im Grunde genommen auch nicht zu bedauern; haben sich doch schon hervorragende Mitglieder der liberalen Partei für eine Revision des Schulgesetzes in diesem Sinne ausgesprochen, und mehr und mehr scheint die Ueberzeugung der praktischen Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes auch an Boden zu gewinnen. Wenn man berücksichtigt, daß in Nordbrabant und Limburg die Schulen dem Namen nach zwar confessionslos, in der That aber doch katholisch sind, daß also hier, wenn man sich entschließt, dem Kind den wahren Namen zu geben, im Grunde doch nichts verdorben wird, so könnte man sich nicht unschwer zu einem Zugeständnisse entschließen; vielleicht gibt die Thatsache auch Stoff zum Nachdenken, daß Deutschland mit seinem Princip der confessionellen Schulen unter seiner katholischen Bevölkerung ein sehr starkes liberales Element zählt, während hier zu Lande der Begriff eines liberalen oder eines Staatskatholiken so gut wie nicht existirt, wenigstens in der Praxis nicht gefunden wird. Ist die Schulfrage gelöst, dann kann eine durchgreifende Parteiverschiebung nicht ausbleiben: die ultramontane Partei hat dann als politische Partei keine Existenzberechtigung mehr, einige Mitglieder derselben mögen sich den Liberalen anschließen, freilich nur so lange, als diese kein Attentat auf die Freiheit der Kirche machen oder solange keine neuen päpstlichen Verfluchungen und bischöfliche Mandate auch die niederländische Verfassung proscribiren, in keinem Falle aber hat sie die materiellen und intellectuellen Mittel, um den Kern einer conservativen Partei zu bilden. Und die Orthodoxen? ich stehe nicht an, sie in gewissem Sinne die specifisch nationale Partei zu nennen, denn ihr Programm wurzelt zu einem großen Theil in der historischen glorreichen Vergangenheit, die dem Staate das Dasein gegeben; es ist auch nicht zu leugnen, daß sie, sowohl unter der protestantischen Landbevölkerung, wie unter den vornehmeren Classen der Städte, zusehends an Boden gewinnt und wenn sie ihren „christlich-historischen" Charakter dahin modificirt, daß sie die Errungenschaften des modernen Staates anerkennt, so würde sie ein unentbehrliches Glied im niederländischen Parteileben bilden können. Vor der Hand aber gehorcht sie noch dem Papste, der sich aus eigener Machtvollkommenheit an ihre Spitze gestellt hat, dem Professor an der freien Universität. Dr. Kuiper und erst, wenn sie das caudinische Joch, das derselbe durch seine ultramontane Allianz auf sie gelegt hat, abgeschüttelt haben wird, kann sie die ihr von Rechts wegen gebührende Stellung einnehmen und behaupten.

Das die andern Parteien beherrschende und gegenseitig im Zaume haltende Element wird aber doch der Liberalismus bleiben. Bei den letzten Wahlen hat er viele ihm bisher entfremdete Sympathieen wieder gewonnen, denn die Zwistigkeiten im eigenen Hause waren vor der drohenden Gefahr einer Herrschaft kirchlicher Parteien noch bei Zeiten beigelegt worden; man hatte sich keinen Augenblick besonnen, selbst verdiente Männer und Zierden der liberalen Partei fallen zu lassen, weil ihre bisherige politische Vergangenheit nicht die genügenden Bürgschaften dafür gab, daß sie sich entschließen konnten, persönliche Rücksichten dem Parteiinteresse unterzuordnen. Eine gewisse Zeit unfreiwilliger Entfernung aus der Regierung kann für die liberale Partei nur heilsam sein, und ein orthodox-ultramontanes Interregnum würde der Mehrheit des Volkes nur um so eindringlicher die Ueberzeugung beibringen, daß es sich nicht zum zweiten Male dazu hergeben darf, an sich selbst den Versuch einer deductio ad absurdum machen zu lassen.

Amsterdam, August 1885.

Zur Beförderungsfrage der Gymnasiallehrer.

In den zahlreichen Artikeln, welche die Beförderungsfrage der Lehrer während der letzten Monate in norddeutschen Blättern, hervorgerufen hat, ist auch die Frage erörtert worden, ob das Versetzen eines Lehrers von einer Anstalt zu einer andern zum Zwecke des Avancements opportun sei oder nicht, und es dürfte noch in Aller Erinnerung sein, daß der städtische Schulrath von Berlin, Fürstenau, eine Autorität in diesen Dingen, sich mit Beziehung auf die Berliner Verhältnisse gegen die Opportunität ausgesprochen hat, wogegen das Cultusministerium principiell dagegen keine Einwendungen erhob.

Prüfen wir nun zunächst, in welcher Weise das Avancement eines Lehrers an derselben Lehranstalt vor sich zu gehen pflegt. In Preußen sind in der Regel die Ordinariate der unteren Classen mit den unteren ordentlichen Lehrstellen verbunden, und der Lehrer, der zum Ordinarius qualificirt ist, erhält beim Vorrücken in die nächste Stelle auch das nächst höhere Ordinariat. Der Proceß des Vorrückens vollzieht sich bald schneller, bald langsamer, je nachdem mehr oder weniger ältere Lehrer oben pensionirt werden, oder hervorragende Lehrer fortgerufen oder Parallelclassen eingerichtet werden u. s. w.

Digitized by Google

In Süddeutschland, wo die Lehrer ziemlich streng in Professoren und Präceptoren geschieden werden (indem die Professoren fast ausschließlich am Obergymnasium unterrichten), ist theilweise der Modus so, daß der unterste Lehrer seine Classe bei der jedesmaligen Versetzung wieder mit sich nimmt, also gleichsam mit ihr avancirt, und so bis zur letzten Classe des Untergymnasiums (Tertia) mit ihnen aufrückt, um dann wieder von unten anzufangen, oder daß er seine ersten Schüler wenigstens zur nächsten Classe mitnimmt, und dann wieder zur früheren zurückkehrt, so daß derselbe Lehrer dieselben Schüler wenigstens in zwei aufeinanderfolgenden Classen unterrichtet. Beide Einrichtungen sind vollkommener als die preußische, bei welcher ein Lehrer mehrere Jahre hindurch für gewöhnlich jedes Jahr dieselbe Classe von andern Schülern unter sich hat und die früheren — mit Ausnahme der sitzengebliebenen — aus dem Gesicht verliert, was für den Lehrer selbst interessanter sein mag, für die Schüler zweifellos ungünstiger ist, als wenn sie den Unterricht eines ihnen schon bekannten Lehrers mehrere Jahre hintereinander genießen können.

Nun aber liegt die Sache für viele Gymnasien, an denen keine alten Lehrer mehr vorhanden sind, so, daß wenn nicht ein oder zwei Oberlehrer zufällig nach auswärts berufen werden oder sterben, das Avancement in solches Stocken geräth, daß ein einzelner Lehrer zehn Jahre auf derselben Stelle sitzen kann, ohne weiter zu rücken. Daß dies im Vergleich mit dem steten Vorrücken der juristischen Beamten und besonders mit dem streng nach Anciennität gehenden der Officiere eine sehr ungünstige und ungerechte Situation ist, wird Niemand bezweifeln, der im Auge behält, wie der junge Lehrer zu heirathen, sich eine Familie zu gründen pflegt, die immer größer wird, wobei er den Anspruch erheben darf, vom Staat nach der Dauer der Dienstzeit und der Größe der Familie immer besser gestellt zu werden.

Aber auch aus andern Gründen ist das Stagniren an einer Anstalt durchaus unvortheilhaft. Wie jeder Stillstand im Leben und in der Natur verfaulend wirkt und Miasmen erzeugt, so stellen sich beim Lehrer leicht Unlust und Trägheit ein, wenn erst die Unzufriedenheit in seinem Beruf Platz gegriffen hat, die auf die Art des Unterrichtens und auf die Erhaltung der Disciplin von bedenklichen Folgen zu sein pflegen. Es ist demgemäß klar, daß das Avancement eines Lehrers nicht in einem so kleinen Ressort vor sich gehen darf, wie es der Schauplatz einer einzigen Lehranstalt gewährt, selbst wenn dies eine besonders große sein sollte, weil dadurch für den einzelnen Lehrer zu ungünstige Verhältnisse entstehen können.

Indem wir damit für die Beförderungsverhältnisse zu einem größeren Ressort hingedrängt werden, wie es etwa eine ganze Provinz oder wenigstens ein Regierungsbezirk darbietet, erhebt sich gleich eine zweite Schwierigkeit, daß dann ein Lehrer, der an der Reihe zum Avanciren ist, mitten aus seiner bisherigen segensreichen Thätigkeit herausgerissen und an eine fremde Anstalt versetzt werden muß, was weder in seinem Interesse, noch im Interesse der eben verlassenen oder der neu erhaltenen Classe liegen kann. Es entsteht dadurch zu leicht an den einzelnen Anstalten ein ununterbrochener, aus pädagogischen Gründen durchaus nicht wünschenswerther Wechsel der Lehrkräfte. Außerdem aber wird durch diesen Wechsel auch naturgemäß jede Vorliebe erstickt, die ein Lehrer aus diesen oder jenen Gründen für eine bestimmte Anstalt haben mag, und gegen die nichts einzuwenden sein wird, wobei wir das Moment noch ganz unberücksichtigt lassen dürfen, daß manche Anstalten durch Vermächtnisse und Stiftungen von Privatleuten besser dotirt sind, als die übrigen. Also auch der consequenten Durchführung dieses Modus stellen sich erhebliche Schwierigkeiten in den Weg.

Wir können daher nur zu dem Schluß gelangen, daß das Avancement der Lehrer selbst auch nach den Bedürfnissen der einzelnen Anstalten und den Qualitäten der Lehrer (Zeugniß, pädagogische Tüchtigkeit u. s. w.) geregelt bleiben sollte (womit ja keineswegs gesagt ist, daß nun nicht im Fall einer Vacanz an einer Anstalt, wenn es zweckmäßig erscheint und keine Gründe dagegen sprechen sollten, alle Lehrer avanciren dürfen), daß aber die materielle Lage der Lehrer durch einen bestimmt vorgeschriebenen Modus des Fortschreitens unter allen Umständen einer zunehmenden Verbesserung theilhaftig gemacht werde. Dies kann aber nur in der Weise geschehen, wie es schon heute an vielen Lehranstalten Nord- und Süddeutschlands gebräuchlich ist, daß die Lehrer — immer nach einer bestimmten Anzahl von Jahren — gewöhnlich fünf — in eine höhere (z. B. um 3—500 Mark erhöhte) Gehaltsstufe einrücken, bis sie den ihrer Stellung (als ordentlicher oder als Oberlehrer) zustehenden Maximalgehalt erreicht haben. Selbstverständlich darf dann Derjenige an dieser Steigerung keinen Antheil haben, der in diesem Zeitraum zu einer höheren, besser dotirten Lehrstelle befördert oder sonst nach auswärts in eine materiell günstigere Stellung berufen worden ist, d. h. die Nothwendigkeit der Gehaltserhöhung soll nur für diejenigen Bezug haben, denen in der angedeuteten Zeit kein Avancement zu Theil geworden ist, was zweifellos bei der größeren Hälfte aller Lehrer der Fall sein wird.

Wir sind der Ueberzeugung, daß durch diesen Ausweg die Hauptklagen der Gymnasiallehrer am ehesten ihre Erledigung finden werden.

Philosophus.

Literatur und Kunst.

Vom Commandiren der Poesie.

Von Hermann Schults.

Bekanntlich gibt es Leute, die es durch die energische Uebung und Ausbildung eines angeborenen Improvisationstalents dahin gebracht haben, daß sie im Stande sind, in jedem Augenblick jedes beliebige ihnen gestellte Thema in Versen zu behandeln, womöglich gar in vorgeschriebenem Metrum und selbst mit Benutzung bestimmter Reime, und manche lösen ihre wunderliche Aufgabe gar nicht so übel. Man muß zugeben: diese Augenblicksdichter, die nicht erst lange auf „Stimmung" warten können und ohne „Zaudern" ans Werk gehen, „commandiren die Poesie" — nur schade, daß die Verse solcher Virtuosen als wahre Poesie ebensowenig gelten können, wie sie selbst als wirkliche Dichter! Im Allgemeinen wird man vielmehr sagen dürfen, daß, von einzelnen Ausnahmen auf beiden Seiten abgesehen, improvisatorisch begabte Naturen nicht die wahren Poeten sind, und daß umgekehrt diese letzteren, wenn ihnen auch die Gabe der Augenblicksdichtung vielleicht nicht ganz abgeht, ihre besten Sachen doch sicher nicht in dem gewöhnlichen Sinne improvisiren. Der wirkliche Dichter würde einer im Ernst an ihn gestellten derartigen Anforderung gegenüber, soweit es sich nicht etwa bloß um einen Toast oder ein sonstiges Gelegenheitsgedicht ähnlicher leichter Art handelt, gewiß in den meisten Fällen ebenso überrascht und bestürzt sein, wie es der „Sänger des Rheinliedes", Nikolaus Becker, gewesen sein soll, als er eines Tages, in seinem Kölner Stammlokal arglos beim Schoppen sitzend, plötzlich von einigen fidelen Bonner Studenten angeredet wurde: „Was? Sie sind Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes? — Na, dann dichten Sie uns doch 'mal Eins!"

Daß ein „Commandiren der Poesie", wie es ohne Rücksicht auf die „Stimmung" im Vorspiel zum „Faust" der Theaterdirector will, ein Dichten, wie und wann es eben beliebt, nicht ernstlich gefordert werden kann, daß vielmehr auch bei dem begabtesten Dichter keineswegs das bloße Wollen zum poetischen Schaffen genügt: diese Wahrheit wird von keinem Vernünftigen bestritten und bezweifelt werden. Muß gelegentlich doch selbst ein Goethe in das ihm vorgelegte Stammbuch das offene Bekenntniß schreiben:

„Der Dichtung Faden läßt sich heut' nicht fassen,
„Ich bitte mir die Blätter weiß zu lassen"

und in den Gesprächen mit Eckermann äußert er einmal: „In der Poesie lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man

Digitized by Google

muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist." Aehnlichen Bemerkungen begegnen wir wiederholt in seinen Schriften. In jenen „guten Stunden", wo „die Muse ihren Liebling besucht", kommt diesem „frei wie des Himmels Geschenk" der poetische Gedanke und zugleich mit diesem, wenn auch noch nicht nothwendig sogleich bis in alle Einzelheiten fertig, die demselben entsprechende äußere Form. Dabei ist der schaffende Poet im Augenblick des Schaffens gar oft sich selbst kaum bewußt, warum er gerade diese Form wählt, warum er gerade so schreibt und nicht anders: sein Genius, sein sicheres Gefühl ließ ihn gleichsam instinctiv das Schönere, Wirksamere treffen, und oft genug werden ihm selbst erst nachträglich bei ruhiger Durchsicht des in jenem erhöhten Zustande dichterischer Thätigkeit Geschaffenen einzelne Schönheiten auffallen und zum Bewußtsein kommen. Es ist also im Grunde vielmehr die „Muse", welche „commandirt" und der Dichter ist der „Commandirte", der — cum grano salis natürlich! — als bloßes Medium willen- und bewußtlos folgt, der sich weniger im Zustande voller Activität, als vielmehr einer gewissen — man gestatte den paradoxen Ausdruck! — activen Passivität befindet. Damit soll indeß keineswegs verkannt werden, daß die Poesie, so gut wie jede andere Kunst, bei der Ausarbeitung und Ausführung ihrer Producte auch eine verstandesmäßige, bewußte künstlerische Thätigkeit, ein wirkliches Arbeiten nicht bloß zuläßt, sondern vielfach geradezu verlangt. In dem Folgenden wollen wir zu zeigen versuchen, daß und inwiefern, unbeschadet dem oben Gesagten, selbst von einem wirklichen „Commandiren" der Poesie von seiten des Poeten die Rede sein kann, ja, ein solches gefordert werden muß!

Wenn von Rückert behauptet worden ist — ob der Wahrheit gemäß, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen — daß er in seinen späteren Jahren bestimmte Stunden des Tages förmlich planmäßig für das „Dichten" angesetzt habe, so darf man wohl annehmen, daß doch seine poetisch werthvollsten Schöpfungen, die überdies meist der früheren Lebenszeit des Dichters angehören, nicht gerade in solchen Stunden entstanden sind, es sei denn, daß „die Muse" sich zufällig gerade da einstellte. Uebrigens wäre bei Rückert die Sache weit weniger befremdlich, als wohl bei irgend einem andern unserer großen Dichter, da seine Poesie, in der wesentlich der Gedanke vorherrscht, nicht so sehr in jener augenblicklichen dichterischen Begeisterung ihre Hauptquelle hat, die in einzelnen Stunden, ja Momenten schnell wie der Blitz über den Dichter kommt, als in der ruhigen Betrachtung des lebenserfahrenen, menschenkundigen, mit klarem Blicke die Welt beschauenden Weisen, welche einen mehr gleichmäßig beständig vorhandenen Zustand des einmal darauf Angelegten voraussetzt und wohl am ersten ein dichterisches Schaffen zu beliebiger Zeit erlaubt. Häufig mag auch Rückert's „Dichten" in jenen Stunden ein bloßes Nachdichten oder Uebersetzen fremder Stoffe gewesen sein, eine Thätigkeit, welche eine solche Abgrenzung nach bestimmten Stunden, ein „Commandiren" an beliebigem Orte und zu beliebiger Zeit noch eher verträgt, da sie, die einen schon künstlerisch gestalteten Stoff nur bezüglich der Sprache umformt, ohne ihn wesentlich zu verändern, neben dem Verstande weniger eigentliche poetische Schöpferkraft als einen gewissen Grad von Technik und durchgebildetem poetischen Gefühl erfordert, und diese Dinge einem Dichter im Laufe der Zeit so zu eigen werden, daß sie ihm kaum je in einem Augenblick völlig versagen.

Wir deuteten soeben schon an, daß es bei der Frage nach dem „Commandiren der Poesie" wesentlich auch auf die Art dieser letzteren selbst ankommt. Es leuchtet ein, daß z. B. an den Schöpfungen des Dramatikers und des Epikers weit mehr als an denen des reinen Lyrikers die klar bewußte Ueberlegung, der Verstand mitarbeitet, während jener, wenn auch nicht bei jedem Gedichte in gleichem Grade, im Ganzen mehr instinctiv schafft, und von ihm unseres Erachtens, wenn anders sein Dichten rechter Art ist, vor Allem gilt, was oben von des Poeten „activer Passivität" gesagt wurde. Auch innerhalb der Lyrik, deren Gebiet ja ein vielumfassendes ist, sind natürlich in dieser Hinsicht Unterschiede zu bemerken, auch bei ein und demselben Dichter. Man denke beispielsweise einmal an Goethe's „Ueber allen Gipfeln" und irgend einen seiner Sprüche, von welchen letzteren bis zu einem gewissen Grade das oben von Rückert's Poesie Gesagte gilt. Ohne Frage ist jenes erstere, wunderbare Gedicht ungleich mehr als die Sprüche unmittelbar aus des Dichters tiefstem Innern geflossen, gleichsam unwillkürlich und unbewußt, ich möchte sagen „über ihn kommend": dies ist, will uns bedünken, so recht eines jener Lieder, an die der Dichter denkt, wenn er in der „Campagne in Frankreich" gelegentlich von seinen Gedichten sagt: „Ich machte sie nicht, sondern sie machten mich". Das wird in dieser Weise von den Sprüchen schwerlich gelten können, wie sehr sie auch, wie Alles, was Goethe schuf, ein Stück von ihm und seinem Wesen sind. Auch bei ihnen aber bleibt es unumstößliche Wahrheit, wie in aller Poesie, sie mag heißen, wie sie will, in der ganzen Lyrik nicht bloß, sondern auch im Epos und im Drama, daß jenes Unbewußte, Instinctive, das eben den Dichter, wie überhaupt den Künstler macht, das ihm als Geschenk des Himmels kommt, zunächst ohne sein Zuthun und von seinem Wollen ebenso unabhängig wie Regen und Sonnenschein, daß dieses das Beste bei allen Schöpfungen wirken muß und vor allem auch schon bei dem in der Regel blitzschnell und nicht selten, scheinbar wenigstens, ganz unmotivirt und unvermittelt eintretenden Fassen der poetischen Idee im Spiele ist. Die schöpferische Begabung, deren Geheimniß noch Keiner enträthselt hat, bleibt das A und O in jeder Kunst; ohne sie wird auch der klarste Verstand, das tiefste Gefühl, der gebildetste Geschmack, die größte Gewandtheit sich vergeblich bemühen, ein wahres Kunstwerk zu schaffen.*) Das alles ist nichts weniger als neu, wird aber täglich nur zu oft vergessen oder übersehen.

Nicht minder als das soeben Ausgesprochene gilt aber auch andrerseits die Wahrheit: keine Poesie kann jener Eigenschaften als Beihülfen bei der Hervorbringung ihrer Werke entrathen. Der Dichter ist Künstler, und sein volles künstlerisches Bewußtsein, seine kühle kritische Ueberlegung muß, aller Begabung und Begeisterung unbeschadet, auch bei seinem Schaffen mitwirken. Und dies gilt keineswegs nur bei größeren Werken, es gilt auch von dem kleinsten, dem unmittelbarsten, innigsten Herzensergusse der subjectivsten Lyrik, wenn es auch hier am wenigsten deutlich hervortritt und oft gar nicht der Fall zu sein scheint. Unvermerkt, in dem Augenblick dessen sich selbst oft nicht klar bewußt, arbeitet beim Niederschreiben auch des kleinsten, tiefst empfundenen Liedes im Dichter der Künstler. Freilich, noch weniger als sonst ist es hier möglich, die Grenze zu ziehen, wo das Bewußte und das Unbewußte, wo das angeborene Talent und die durch Uebung und Ausbildung erlangte Sicherheit sich scheiden, die schließlich ja fast zur „zweiten Natur" wird. In gewissem Sinne, zumal nach der formellen Seite hin, commandirt also auch hier der Dichter die Poesie, mag ihm auch vermöge der auf Grund seiner Begabung allmählich erlangten Gewandtheit dieses „Commandiren" gar nicht mehr zum Bewußtsein kommen, mag er es ganz mechanisch thun!

Der Dichter, wenn anders und wo er diesen Namen voll verdient, bethätigt das „Commandiren der Poesie" auch in der vollen Beherrschung seines Stoffes, indem er diesem die denkbar beste, wirksamste Gestalt gibt, eben die Gestalt, welche derselbe seiner Natur nach verlangt. Es sei gestattet, hier die treffende Bemerkung anzuführen, welche bei Besprechung der

*) Vielleicht könnte man versucht sein, zum Gegenbeweise Lessing anzuführen, der sich bekanntlich selbst ausdrücklich die unmittelbare poetische Schöpferkraft abspricht, trotzdem aber Dichtungen der verschiedensten Art geschaffen hat, die mit vollem Rechte als Meisterwerke gelten und natürlich auch von uns voll dafür gehalten werden. Allein abgesehen davon, daß der große und bei allem berechtigten Selbstbewußtsein so bescheidene Mann in jener Behauptung doch wohl etwas zu weit geht, und mancher seiner damaligen und unserer heutigen „dichtenden" Zeitgenossen wahrlich keinen schlechten Tausch machte, wenn er gegen sein poetisches Productionstalent das Lessing's übernehmen könnte: das bleibt doch richtig, daß die Hauptvorzüge der Lessing'schen Dichtungen, wie aller seiner Werke, ganz anderswo liegen, als nach der rein poetisch-ästhetischen Seite hin, daß das hier Vorhandene verschwindet gegen jene andern gewaltigen Eigenschaften!

Digitized by Google

Stelle „Gebt ihr euch einmal für Poeten u. s. w." der leider in jungen Jahren als Gymnasial-Lehrer zu Hanau verstorbene Otto Vilmar, der Sohn des bekannten Literarhistorikers, in seinem eine Fülle feinster Beobachtung und geistvoller Bemerkungen enthaltenden Schrift „Zum Verständnisse Goethe's" macht. Er nennt jene Stelle „ein Wort, das man tausend der schwächlichen Dichterlinge zurufen möchte, welche sich für Dichter ausgeben. Laßt euch nicht vom Stoff beherrschen, sondern beherrscht ihn: wer sich vom Stoff beherrschen läßt, wird es immer nur zu unklaren Versuchen, nie zu etwas Ganzem, zu etwas Abgerundetem bringen. Wer aber seiner Dichterkraft bewußt ist, der wird über den Stoff klar und sicher herrschen, Unzuträgliches und Ungeeignetes ausscheiden, das Zusammengehörende zusammenfassen, das Herrliche in den Vordergrund, das Geringe in den Schatten stellen. Nie ist dies Commandiren der Poesie gewaltiger hervorgetreten, als in unserer Tragödie." Wenn wir diese Bemerkung, zumal auch den letzten Satz, aus vollster Ueberzeugung unterschreiben, so betonen wir aber zugleich, daß auch dieses in der vollen Beherrschung des Stoffes bestehende „Commandiren der Poesie" keineswegs, wie mancher glauben möchte, bloß in solchen großartigen Dichtungswerken sich zeigen kann und geübt werden muß: nicht minder spielt es bei der Abfassung des einfachsten, kleinsten Liedes eine große Rolle und ist ohne Zweifel auch hier zur Hervorbringung des wahrhaft Guten unerläßliche Bedingung. In solch' einem einfachen Liedchen steckt oft mehr Kunst (NB. echte, wahre Kunst, die nichts gemein hat mit gesuchter, gequälter Künstelei!), als mancher Leser sich träumen läßt. Auch hier gilt m. m., was der bei uns immer noch zu wenig gekannte Berner Dichter Sutermeister so treffend von der Spruchpoesie sagt:

„Eh' einer so wenig sagen konnt',
Mußt' er gar vieles denken."

Ohne seine Meisterschaft in der Stoffbeherrschung konnte Goethe ebenso wenig wie seinen „Faust" auch seinen „Erlkönig" schreiben, oder seinen „König in Thule", sein „Nachtlied" oder sein Lied „An den Mond" und wie sie sonst alle heißen, die in ihrer Einfachheit so wunderbar vollendeten und so zauberhaft wirkenden Gedichte; ohne jene Voraussetzung ist überhaupt nicht eines von all' den Gedichten entstanden, die wir mit Recht als in ihrer Art vollendet bewundern und lieben, gleichviel, welches Inhalts es ist und wem es gelungen! Keinem zweiten unserer Dichter ist jene Macht übrigens auch nur entfernt in dem Maße eigen, wie eben Goethe; manchem gelingt es nur in diesem oder jenem, ja, wohl nur in einem einzigen Gedichte so ganz, ein Meisterwerk zu schaffen, von dem man den Eindruck hat: einzig so und nicht anders war dieser Stoff zu gestalten!

Und nun das rein Formelle! Hier ist in sämmtlichen Dichtungsarten und -formen das „Commandiren der Poesie", zuweilen in geradezu corporalmäßiger Weise, nicht nur möglich, sondern oft genug unerläßliche Nothwendigkeit, die der Poet, auch die besten nicht ausgeschlossen, im einzelnen Falle als saure Pflicht empfindet; der Dichterling erliegt dieser Aufgabe, der wahre Dichter dagegen überwindet die Schwierigkeit, wenn auch keineswegs immer „spielend." Einerlei, wenn nur der Leser schließlich dem fertigen Gedichte nichts davon anmerkt, daß es seinem Verfasser durchaus nicht so leicht in die Feder geflossen ist, wie es scheinen möchte, daß er vielmehr daran gearbeitet hat, so gut wie dies der Maler gethan, dem es erst nach manchem Versuche gelang, den rechten, natürlichen Farbenton, die beste Beleuchtung zu treffen, oder der Bildhauer, der gar manches Mal die Feile über den harten Marmor führte, bis endlich der Stein so weich erscheint, wie das lebenswarme Antlitz, dessen Abbild er gibt! Auch der Dichter muß die Feile führen, je nach seiner eigenthümlichen Begabung der eine mehr, der andere weniger, bald mehr, bald weniger auch ein und derselbe Dichter im einzelnen Falle je nach augenblicklicher Disposition und der Natur des besonderen Stoffes — wie viel, wie wenig es ein Gedicht erfordert, darauf kommt es nicht an, wenn nur hinterher die Feilstriche als solche nicht mehr sichtbar sind, sondern nur in ihrer Wirkung am vollendeten Kunstwerk! Heine's scheinbar so leicht hingeworfene Lieder mögen als Beispiel gelten: es ist bekannt, welcher peinlich sorgfältigen Durcharbeitung, oft zu wiederholten Malen, sie ihre endliche glatte Form verdanken.

Es sei gestattet, auf einige Punkte noch besonders hinzuweisen. Auch dem bedeutendsten Dichter wird es gelegentlich vorkommen, daß bei der ersten Niederschrift eines Gedichtes etwa ein Reim nicht sogleich zur Stelle, eine metrische Unebenheit nicht sofort zu beseitigen ist. Solche Aeußerlichkeiten sind es, woran der Dichter, nachdem ihm die Hauptsache aus der rechten Stimmung heraus gleichsam unbewußt gekommen, zeigen muß, daß er nicht bloß Begabung für die Poesie besitzt, sondern daß er sich auch das Handwerksmäßige seiner Kunst, das hier so wenig fehlt, wie bei irgend einer anderen, völlig zu eigen gemacht hat, was wesentlich Sache seiner ernsten Arbeit und Uebung ist. So gewiß es in der Hauptsache richtig ist, daß der Reim, um bei diesem stehen zu bleiben, sich dem Gedanken unterzuordnen hat und dem wirklichen Dichter in der Regel sich zugleich mit diesem ungezwungen einstellen wird, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß in einzelnen Fällen, ja, bei gewissen Dichtungsarten gar nicht selten, der Reim, wenn auch nicht auf den Gedanken selbst, der als Wichtigstes und Erstes auch hier natürlich in der Hauptsache stets vor jenem vorhanden sein muß, so doch auf die Modification des Gedankens, seine Fassung und Wendung, seine Einkleidung und Ausschmückung im Einzelnen bestimmend einwirkt. Man denke beispielsweise an die künstlichen Formen wie das Sonett, die Terzine, die Ghasele u. a. Auch ein hochbegabter, formgewandter Dichter wird sich in diesen uns ursprünglich fremden und ihren fremden Ursprung auch niemals ganz verleugnenden Dichtungsformen mit ihrer fest vorgeschriebenen außergewöhnlichen Anordnung der Reime, bez. auch der Beschränkung auf eine bestimmte Verszahl, nicht durchweg ohne alle Schwierigkeit, nicht ganz frei und ungezwungen bewegen. Man sehe nur einmal solche Dichtungen darauf hin an, selbst die unserer Besten: es bedarf unseres Bedünkens keines übermäßig scharfen Blickes, um gelegentlich Spuren zu entdecken, welche die Richtigkeit des Gesagten bestätigen. Daß dieses nicht oder doch so wenig wie irgend möglich der Fall sei, darin wird sich's zeigen, ob und inwieweit der Dichter es verstanden hat, in dieser Beziehung seine Poesie zu „commandiren." — Nicht anders als mit jenen ursprünglich fremden Formen steht es auch mit der unserm Volke zwar von Alters her eigenthümlichen, im Laufe der Jahrhunderte aber fremd gewordenen Allitterations-Poesie, in der sich neuerdings Mancher mit weniger Glück als Eifer und Behagen versucht hat.

Aber auch in den unserer Sprache mehr angemessenen und ganz geläufigen Formen können den oben erwähnten ähnliche Schwierigkeiten eintreten. Wo der Dichter nicht bloß mit abgedroschenen Reimen hantirt, wo, wie das die Kraft und Schönheit des Gedichtes nicht wenig hebt, die Reimwörter zugleich für den ausgesprochenen Gedanken wichtige Begriffe, ja, die kräftigen Hauptträger desselben enthalten, oder wo sich's um eine pointirte Wendung, einen wirksamen Kehrreim u. dgl. handelt, da kann es sehr wohl vorkommen, daß auch der gute Dichter einem Reime zu Liebe „die Poesie commandiren" muß. Ein kräftiges Wort steht nachdrücklich am Schlusse des Verses, so ist es ohne bewußte Arbeit dem Dichter gekommen, so und nicht anders muß dieser Gedanke ausgedrückt sein, jede Aenderung würde Schwächung bedeuten, eine solche würde also bloß im alleräußersten Falle vorgenommen werden dürfen: hier wird der Dichter sich sogar nicht scheuen dürfen, zu jenem Worte den Reim, falls er sich nicht von selbst einstellt, förmlich zu suchen, er muß sich zwingen, ihn zu finden! Und zwar einen solchen zu finden und die Sache so zu wenden, daß in dem fertigen Gedichte womöglich auch nicht die leiseste Spur dem Leser verräth, wie die Stelle entstanden ist: da muß dieselbe vielmehr den Eindruck machen, als müsse es so, als könne es schlechterdings nach Inhalt und Form gar nicht anders lauten, als würde jeder Andere auch ebenso und nicht anders haben schreiben müssen! In unserer reichen deutschen Sprache, der vielgewandten, vielgestaltigen, ist, wenn auch nicht Alles, doch Vieles möglich: nur muß sie der Dichter

Digitized by Google

einigermaßen kennen und beherrschen, welche Grundbedingung für seine Kunst freilich bei manchem der heutigen „Poeten" und „Schriftsteller" überhaupt auch nicht entfernt vorhanden ist!

Ein eigenthümliches Interesse bietet der besondere Fall, wo der Dichter ein nicht von ihm geschaffenes, sondern bereits vorhandenes und zwar in ganz bestimmter Form feststehendes Wort in sein Gedicht aufnimmt. Um volle Wirkung zu üben, die dann allerdings auch eine recht bedeutende zu sein pflegt, ist es unserer Ansicht nach entschieden nothwendig, daß solch ein Wort (was bei denen in poetischer Form ohnehin selbstverständlich erscheint) genau in der einmal feststehenden Fassung gebracht wird, welche in den meisten Fällen doch allgemeiner bekannt und geläufig und in der Regel auch formell in ihrer Weise gut sein wird. Man vergleiche z. B. die Wirkung des in seiner kurzen, kräftigen Form so vortrefflich zu den wüthenden Hammerschlägen des grollenden Waldschmiedes passenden „Landgraf, werde hart!" in der bekannten Thüringer Sage mit der fast sentimental klingenden Fassung in der mattherzigen Strophe aus Ludwig Storch's „Ludwig der Eiserne":

Der ruft dazwischen: „Werde hart!
„O Ludwig, werde hart wie Eisen!"
Und nutzt des Jägers Gegenwart,
Des Volkes Elend aufzuweisen.

Dort dröhnen uns förmlich die Hammerschläge ins Ohr, ja, wir sehen den markigen Alten, vom lodernden Schmiedefeuer beleuchtet, finster blickend vor seinem Amboß stehen; hier tritt uns, will uns scheinen, statt eines wirklichen kräftigen Schmiedes höchstens etwa ein als Schmied säuberlich costümirter Opernheld entgegen, der sich vergeblich abmüht, sein mehr elegisches als zorniges „O Ludwig" mit ein paar nur einigermaßen natürlich aussehenden Theater-Hammerschlägen zu begleiten. Zugleich wieder ein Beispiel für die natürliche scharfe Beobachtung und die plastische Ausdrucksweise des Volkes in seinen Liedern und Sagen gegenüber der matten Künstlichkeit eines Poeten, der, sonst nicht gerade unbegabt, an dieser Stelle die Poesie zu „commandiren" nicht stark genug war!

Selbst da, wo durch eine Aenderung eine formell glattere, schönere, ansprechendere Form geschaffen werden sollte, ist bei solchen Worten die ursprüngliche Fassung festzuhalten, die eben als solche die bessere ist; höchstens ganz unbedeutende Abweichungen, etwa die Weglassung oder Einschiebung einer Partikel u. dgl. aus rhythmischen Rücksichten dürfte man sich gestatten, aber auch dieses nie ohne Noth. Nach der feststehenden Fassung, als dem schon Abgeschlossenen, das keine Aenderung mehr zuläßt, muß das Andere sich richten, nicht umgekehrt! Auch hier wieder wird, wie überall beim Dichten, „die Muse" das Beste thun: dem wahren Dichter wird zu guter Stunde nur ein solches Citat ungesucht sich einstellen, welches, und nur da, wo es nach Inhalt und Form (bezüglich des Rhythmus und des Reimes) zu gebrauchen ist, wo es mindestens ungezwungen, wenn nicht gar natürlich und nothwendig erscheint; das formell unbrauchbare wird ihm vermöge seines dichterischen Gefühls und Tactes überhaupt nicht in den Sinn kommen, oder er wird es doch sofort zurückweisen. Das ist als die Regel anzusehen. Als Beispiel sei das Gedicht „Vom Harze" aus Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" angeführt, dessen Schluß die vier ersten Zeilen des Jägerliedes bilden „Es lebe, was auf Erden — Stolzirt in grüner Tracht", ebenso ungesucht, wie in höchstem Grade wirkungsvoll, da ihr Inhalt in schneidendstem Gegensatze zu dem Inhalt des Gedichtes steht. — Jene Regel schließt aber keineswegs aus, daß sich gelegentlich auch Schwierigkeiten einstellen können bei einem Citate, das durchaus nicht gesucht, und dessen Anbringung, wenn nicht unumgänglich nothwendig, so doch mit Rücksicht auf die Wirkung höchst wünschenswerth ist. Hier tritt dann wieder jene Forderung vom „Commandiren der Poesie" in ihr Recht. Abgesehen von den Fällen, wo das betreffende Citat (etwa als Kehrreim) das ganze Gedicht nach Inhalt und Form bestimmt, dessen Grundgedanken oder Höhepunkt es möglicherweise enthält, wo also die ganze Anlage des Gedichtes geradezu mit Rücksicht auf dasselbe und von ihm aus erfolgt, wird auch sonst, wo das Citat nicht aus mehreren Zeilen besteht, die den Reim in sich selbst tragen (wie in dem oben angeführten Beispiel aus Freiligrath), wenigstens die betreffende Stelle in der Nähe des Citates im Reime nach diesem sich richten müssen. Auch hier kann es zu jenem Suchen nach einem passenden Reime und einer möglichst ungezwungenen Wendung kommen, von dem schon oben die Rede war: wenn nur die Sache schließlich natürlich klingt oder doch wenigstens nicht stört! Ein Beispiel dafür bietet der Schluß des bekannten Geibel'schen Gedichtes „An Herwegh", in dessen letzten Zeilen der Dichter höchst wirksam Luther's gewaltiges Wort vom Wormser Reichstag anbringt (allerdings mit leichter, vielleicht absichtlicher, Umstellung der übrigens in der Form ganz unveränderten einzelnen Sätzchen). Wenn es da heißt:

Die (die Wahrheit) werf' ich keck Dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen Deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — ich kann nicht anders!

so glauben wir, Jeder wird hier mit uns fühlen, daß der Gedanke, mit jenem kräftigen Luther'schen Worte kräftig zu schließen, dem Dichter ohne allen Zweifel schon mindestens mehr oder weniger klar vorschwebte, als er „die Flammen des Branders" schrieb: der letztere Reim ist, obwohl im Gedichte vor jenem stehend, doch offenbar erst durch das „anders" der Schlußzeile veranlaßt worden. Man fühlt, meinen wir, der ganzen Wendung, so schön die stolzen Worte klingen, doch einigermaßen an, daß sie nicht ganz frei geflossen ist, nicht völlig ohne Rücksicht und Bezug sich eingestellt hat. Weit entfernt aber sind wir, damit einen Tadel aussprechen zu wollen: die Verse sind schön, wenn auch, wie das ganze Gedicht, mehr rhetorisch als rein poetisch, und man wird dem Dichter das Zeugniß gewiß nicht versagen dürfen, daß er hier die Poesie mit Geschmack und Geschick zu „commandiren" verstanden hat!

Wo ein Citat in prosaischer oder poetischer Fassung aus metrischen oder Reimrücksichten trotz aller Mühe des Dichters sich schlechterdings nicht anbringen läßt ohne wesentliche Aenderung seiner Form, da thut man unserer Ansicht nach besser, es ganz fallen zu lassen und lieber auf den Schmuck zu verzichten, als ihn, statt in seiner ganzen Schöne, nur gleichsam gestutzt und gestümmelt oder verzerrt zu bringen. Unter Umständen übrigens kann auch ein solches Wort, unbekümmert um Reim und Metrum dem Gedichte eingefügt, eben durch den Gegensatz, in den es die abweichende Form mit seiner Umgebung setzt, eine ganz besondere Wirkung üben, wie auch sonst gelegentlich eine zu besonderem Zwecke von dem Dichter eingefügte im Metrum von den andern abweichende oder reimlose Zeile. Wie der Dichter sich mit der Schwierigkeit abfindet, ist seine Sache — wenn er's nur gut macht und sein „Commando" über die Poesie sicher und geschickt zu führen weiß!

Farbenbezeichnungen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

II.

Gesetzt, wir säßen anjetzt, wie die Kinder Psammetich's, in der Klausur und es wäre uns aufgegeben, aus dem Stegreif Namen für die Hauptfarben zu erfinden, wie würden wir es machen? — Notabene, der gesammte Sprachschatz sollte uns zur Verfügung stehen, nur jedwede Farbenbezeichnung fehlen.

Nun, wir würden uns vielleicht zunächst einmal nach anderen Sinnesempfindungen umsehen, wie z. B. die verschiedenen Eindrücke des Geschmackssinns und des Geruchssinns bezeichnet werden. Sehr subjectiv, sehr undeutlich, sehr indirect. Wir sagen, etwas schmecke süß, etwas schmecke sauer, etwas schmecke bitter; etwas schmecke gut oder schlecht. Was

Digitized by Google

steckt in diesen Ausdrücken für wirkliche Qualität? Süß, ein indogermanisches Wort, welches mit dem lateinischen suavis und dem griechischen ἡδύς zusammenhängt, heißt eigentlich „angenehm", daher wir auch von einem „süßen Geruche" reden — man erkennt das sofort, wenn man das griechische ἡδονή, Lust, das griechische ἀνδάνω, gefalle, das lateinische suadere, rathen, eigentlich: „angenehm machen" und ähnliche Verwandte vergleicht. Sauer dagegen ist wahrscheinlich soviel wie „kratzend" und mit den Ausdrücken verwandt, welche im Griechischen das „Bartkratzen" bezeichnen, wie man auch saure Weine „Krätzer" nennt. Bitter ist soviel wie „beißend", der Name Biterolf soviel wie „beißender Wolf". Alle drei Adjectiva würden mithin für anders organisirte Wesen völlig unverständlich sein, da sie keine objective Eigenschaft, sondern nur die subjective Empfindung anzeigen, die wir beim Genuß des süßen Weines, der sauren Gurke, der bitteren Mandel haben; streng genommen nicht einmal diese, sondern nur die mehr oder minder wohlthätige Wirkung auf unsern Gaumen. Wir werden gefragt, welche Gestalt eine specifische Empfindung habe, und wir antworten wie die Kinder: „es schmeckt gut." Auf das Gebiet der Farben übertragen, wäre das etwa so, wie wenn wir nicht von einer blauen und rothen, sondern nur von einer lieblichen, einer blendenden, einer häßlichen Farbe reden wollten. Und nicht anders, wenn eine Speise kräftig, brennend, scharf, gleichgültig, fade schmeckt — die Qualität der Empfindung selbst bleibt immer im Hintergrund, wie ein ungelöstes Räthsel oder wie ein unsichtbarer Geist. Erst da, wo wir an einen anderen Geschmack erinnern und ein Nahrungsmittel oder eine Frucht zum Typus machen, um unsere Geschmacksempfindungen darauf zurückzuführen, kommt einige Objectivität in die Bezeichnung. Etwas schmeckt mehlig, etwas schmeckt salzig, etwas schmeckt wie Essig; die japanische Mispel hat einen weinartigen, die Ananas einen erdbeerähnlichen, die Moltebeere einen Himbeergeschmack. Hier wird zwar auch nur eine unbekannte Größe auf eine andere unbekannte Größe gebracht, denn wie nun jene Typen schmecken, bleibt eine offene Frage. Immerhin erblicken wir in dieser Zurückführung auf Typen ein Streben nach Sachlichkeit, zum mindesten eine Vereinfachung des Problemes, den ersten Schritt zu dem unzugänglichen Ansich.

Das System der Geruchsempfindungen ist fast noch weniger ausgearbeitet, als das der Geschmacksempfindungen; hier kommen wir vollends über das Gute, Liebliche, Schlechte, Widerliche, Durchdringende, Betäubende, Köstliche, Stärkende nicht hinaus, und es darf uns das auch nicht wundern, da der Geruchssinn bei dem Menschen verhältnißmäßig wenig entwickelt ist und er schlechter riecht als die meisten Säugethiere. Zudem ist die Verwandtschaft zwischen Geruch und und Geschmack so eng, daß sich bei vielen Empfindungen keine Grenze zwischen beiden feststellen läßt. Uebrigens behelfen wir uns auch hier in ausgedehnter Weise mit der Anführung hervorragender Typen. Etwas riecht gewürzig, etwas balsamisch, etwas brandig, etwas sengerig, etwas nach Moschus, etwas nach Vanille — der Honig vom Hymettos hat das Aroma des Thymians, der Honig von Astros das der Orangenblüthen — ja, der Baron Vaerst, der bekannte Gastrosoph, fand einmal in der Schweiz, daß ein Hammelbraten nach lauter Veilchen rieche. Diese Prototypen selber werden nicht weiter erklärt, sondern als bekannt vorausgesetzt. Also auch bei den Gerüchen ist uns eine objective Würdigung versagt, wie die Veilchen eigentlich riechen, vermögen wir nicht zu sagen; aber indem gewisse Hauptempfindungen als Maßstab zu Grunde gelegt werden, gewinnt die Terminologie einen relativ realen Boden.

Nach diesem Princip könnten wir also auch versuchen, Farbennamen zu erfinden. Wirklich sind die meisten, gleich den Namen der Geschmäcke und Gerüche, von einzelnen, maßgebenden, eine bestimmte Farbe in ausgezeichneter Weise vertretenden Typen hergenommen, nur durch diese verständlich, aber in ihrem eigensten Wesen unbekannt wie sie.

Nicht bloß die Bedeutungen, auch die Namen der Farben gehen von den vornehmsten Inhabern, von den typischen Trägern aus.

Man kann primäre und secundäre Farbennamen unterscheiden. Die primären nenne ich die, welche eine Grundfarbe mit einem einfachen Wort bezeichnen; die secundären nenne ich die, welche eine bestimme Nüance dieser Grundfarbe vermittelst einer näheren Bestimmung angeben. Roth ist z. B. ein primärer, purpurroth ein secundärer Farbename. Gelb ist ein primärer, goldgelb ein secundärer Farbename. Blau ist ein primärer, himmelblau ein secundärer Farbename. Weiß ist ein primärer, schneeweiß ein secundärer Farbename. Bleiben wir zunächst einmal bei diesen secundären Farbennamen stehen: ihre allgemeinverständliche Natur führt uns vielleicht auf die Entstehung der primären.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß die nähere Bestimmung durch einen Stoff oder ein Ding gebildet wird, an dem die charakteristische Farbe vorzugsweise haftet. Der purpurrothe Ritz am Granatapfel, mit welchem der Sänger des Hohenliedes die Wangen Sulamith's vergleicht, ist so roth, wie der Saft der Purpurschnecke — die goldgelbe Apfelsine hat das glühende Gelb des Goldes — Laura's himmelblaue Augen spiegeln den Himmel wieder — das schneeweiße Sneewittchen ist weiß wie der Schnee. Das liegt so sehr auf der Hand, daß wir es gar nicht erst bemerken würden, wenn die ganze Art der Bezeichnung nicht von der höchsten Wichtigkeit für unsere Untersuchungen wäre. Ins Unzählige ließen sich diese Beispiele vermehren; es ist nicht gesagt, daß nicht auch einmal ein anderes Merkmal zur näheren Bestimmung verwendet werden kann, so namentlich die Herkunft und der Ort, wo eine Farbe fabricirt wird — wie wir von Berliner Blau und von Schweinfurter Grün reden, so sprachen schon die Alten von Indigoblau, d. h. von Indischem Blau und von Φοίνιξ, das heißt von Phönikischem Roth, einem anderen Namen für den Purpur; die Italiener nennen Blau: Turchino, d. h. Türkisch, doch scheint dieses Wort zunächst auf den blauen Türkis (italienisch Turchina) zurückzugehen, welcher allerdings selbst soviel wie der türkische Stein, d. h. der in der alten Türkei gefundene ist. Die gewöhnlichste Methode, Nebenfarben zu bezeichnen, ist und bleibt eben einen Gegenstand voranzusetzen, der sie vertritt.

Nun aber wolle man auf eine Modification dieses Verfahrens achten, welche sich die Sprachen gern erlauben — nicht die Grundfarbe näher zu bestimmen, sondern von dem Gegenstand unmittelbar ein Adjectivum abzuleiten, welches die bestimmte Nüance ausdrückt. Wir sagen: purpurroth; wir können aber ebensogut sagen: purpurn, und so sagten schon die Alten: purpureus. Wir sagen, indem wir den Lapis lazuli oder den Lasurstein, mittellateinisch Azurrum zum Typus nehmen: azurblau; wir können aber ebensogut sagen: azurn, wie die Italiener von der Grotta Azzurra, der Franzose von der Grotte d'Azur spricht. Wir sagen goldgelb; wir können aber ebensogut sagen: golden und z. B. von goldenen Locken, goldenen Früchten reden, so brauchte schon der Lateiner das Beiwort aureus. Oft hat die eine Sprache die nähere Bestimmung, die andere die einfache Ableitung. Wir sagen: citronengelb; der Neugrieche sagt: κιτρινος, gleichsam „citronen". Wir sagen: himmelblau; der Römer sagte caeruleus = caeluleus, gleichsam „himmlisch". Dergleichen Adjectiva laufen denen auf -farben und -farbig parallel, da sie nicht sowohl eine Nüance der Grundfarbe, als vielmehr, von der letzteren gleichsam emancipirt, eine neue Farbe bezeichnen, selber Farbe machen: wenn die Katholiken von dem rosenfarbenen Märtyrerblute reden, so entspricht das dem roseo martyrum sanguini der lateinischen Hymnen. Ob die Umschreibung mit -farben gewählt oder frischweg ein Adjectivum oder Adjectivumswerth gebildet wird, hängt von dem Geist und sozusagen von dem Muth der Sprache ab. Statt purpurfarben sagen auch wir: purpurn, statt rosenfarben auch wir: rosig und statt des mittelhochdeutschen lazûrvar, lasurfarben, sagen wir: azurn. Aber wenn wir den französischen Ausdruck une livrée omelette übersetzen sollten, so müßten wir sagen: eine Livree von der Farbe des Eierkuchens. Die Erzherzogin Isabelle, Tochter Philipp's II., Regentin der Niederlande, gelobte bei der Belagerung von Ostende ihr Hemd nicht zu wechseln, bis ihr Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, die Stadt genommen haben würde. Da nun aber die Belagerung drei Jahre lang (bis

Digitized by Google

1604) dauerte, so wurde das Hemd der Prinzessin ganz gelb und braun, wie Milchkaffee, seitdem nennt man ein bräunliches oder gelbliches Weiß Isabellfarbe. Der Franzose nun spricht von einem Ruban isabelle, wie von einem Cheval isabelle, wofür wir noch kühner: „eine Isabelle" sagen. Aber von einem „isabellen Bande" können wir nicht reden, wir müssen sagen: „ein isabellfarbenes Band". Alles in Allem können wir, wenn wir die Umschreibungen mit -farben als logische Zwischenglieder in die Mitte nehmen, auf dem Gebiete der secundären Farbennamen drei Stufen unterscheiden, die bei der Farbe der Rose sämmtlich in unserer eigenen Sprache vorliegen:

rosenroth — rosenfarben — rosig.

Ich bitte den geneigten Leser um Verzeihung, wenn ich ihn etwa mit Unterscheidungen langweile, die nichts auf sich zu haben scheinen und wenn ich nach seiner Meinung an Worten klaube und Silben steche. Er geruhe, mir nur noch einen Augenblick zu folgen, so wird ihn, hoffe ich, ein überraschendes Resultat belohnen. Das rosenfarbene Blut Christi bringt uns auf das Blut — es ist sozusagen röther als die Rosen, es ist selber roth; kein Typus vertritt die rothe Farbe besser als das Blut, und wie Niemand gut ist denn der einige Gott, so ist nichts roth, denn das einige Blut. Nur das Feuer hat etwas Aehnliches, aber das heiße Blut gleicht selbst einem Feuer, das durch unsere Adern rieselt. Als Blutfarbe ist das Roth die Farbe der Sünde, der Sinnlichkeit und der Wollust: die Buhlerin kleidet sich (nach Jeremias IV, 30) in röthliche Gewänder, roth waren die Schnitzbilder Priap's, roth leuchtet der Planet des blutigen Mars, der auch ein Gott der Sonnengluth war. Das Blut eignet sich deshalb in hervorragender Weise zur Verwendung in secundären Farbennamen, namentlich in solchen, die sich nicht an Roth anlehnen, sondern auf eigenen Füßen stehen. Zwar sagen wir gern „blutroth", aber „blutfarben", „blutend", „blutig" genügt: „der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein", heißt es in „des Sängers Fluch" — wahrscheinlich will auch die Redensart: „keinen blutigen Heller mehr haben" nur besagen: „keinen rothen Heller mehr haben". Wie nun, wenn es sich herausstellte, daß „roth", diese Farbe aller Farben, selbst nichts anderes als „blutig" und „blutroth" ein Pleonasmus, weil die Grundfarbe an sich die Farbe des Blutes sei? Welch eine Perspective eröffnet uns ein derartiger Gedanke! — Wir merken plötzlich, daß es mit dem Unterschiede zwischen primären und secundären Farbennamen nichts ist, weil die primären nicht primärer sind als die secundären.

Allerdings hat dieser Gedanke die höchste Wahrscheinlichkeit: zu der Vorstellung der rothen Farbe sind die Indogermanen nur durch das Blut gekommen. Unter deutsches rôt entspricht etymologisch dem lateinischen ruber (für rufrus), dem griechischen ἐρυθρός (mit vorgeschlagenem ἐ), dem rudhira des Sanskrit (für rudhra). Aber rudhirám heißt im Sanskrit auch das Blut. Der Zusammenhang beider Begriffe ist zweifellos, doch ließe sich freilich auch denken, daß die alten Inder das Blut (für welches die indogermanischen Sprachen ein gemeinsames Wort nicht besitzen) das „Rothe" genannt hätten, etwa wie wir von dem „Weißen" im Auge oder von dem „Eigelb" (italienisch il Rosso d'uovo) reden. Indessen wenn man auch die Möglichkeit offen lassen will, daß der (vielleicht anderswoher entlehnte) Begriff der Farbe vorausgegangen und der Begriff des Blutes nachgefolgt sei, so wird sich doch eine unbefangene Erwägung für die umgekehrte Entwickelung entscheiden, welche durch tausendfache Analogien unterstützt wird. Nicht bloß wir sagen „blutig" für „roth", auch die alten Römer haben in diesem Sinne sanguineus gebraucht, die alten Griechen Ableitungen des Wortes αἷμα. Und nicht bloß die alten Griechen haben in der Urzeit den Begriff der rothen Farbe schlechthin von einem rothen Ding entlehnt, sondern auch die modernen Griechen. Im Neugriechischen heißt „roth" nicht mehr ἐρυθρός, sondern κόκκινος. Dieses Wort ist lehrreich, die Basis der Kochenille, die an die Stelle des antiken Purpurs trat und der die orientalischen Fesse ihr herrliches Roth verdanken.

Κόκκος, lateinisch Coccum, hieß im Alterthum ein Kern oder eine Beere, z. B. der Kern eines Granatapfels oder die Brennwurzbeere, das von den alten Aerzten vielfach eingegebene Purgirkorn (Daphne Gnidium L.); das Wort steckt in unserem „Kokosnuß", italienisch Cocco, in der verkleinerten Form Coccola ist es noch heute in Italien gäng und gäbe (Coccola di ginepro, Wachholderbeere, Coccola di cipresso, Cypressenzapfen u. s. w.). Als Kerne oder Beeren wurden nun auch die sogenannten Kokkelskörner, die Weibchen der Schildläuse angesehen, deren thierische Natur man verkannte, wie bei der Bernakelgans und beim Agnus Scythicus. Die Schildläuse leben an Sträuchern, die Kermesschildläuse an der Kermeseiche, die Kochenillen an der Fackeldistel; nach der Begattung schwellen die Weibchen an, zeigen auf der Oberfläche keine Gliederung mehr und auch Verwachsungen an der Unterseite, wo die Fühler und Beine undeutlich werden, hierauf legen sie die Eier unter sich in einen zähen Filz ab und bleiben nach dem Tode als schützendes Schild über ihnen sitzen. Daher kommt es, daß man diese rothbraunen kugeligen weiblichen Kerfe, welche den kostbaren Farbstoff enthalten, jahrhundertelang für Körner angesehen hat, noch im Jahre 1725 wettete der Holländer Melchior von Ruyscher um sein ganzes Vermögen, daß es vegetabilische Gebilde wären, zur Entscheidung des Streites wurden die Gerichte herangezogen und Züchter in Mejiko vernommen. Zunächst nannte man die Kermesschildläuse, welche schon den alten Griechen und Römern bekannt waren und im griechischen Archipel, besonders aber auf Kandia gesammelt wurden, κόκκοι, lateinisch Cocca, und daher das Adjectivum κόκκινος, scharlachroth, welches schon beim Aristophanes vorkommt, sich aber im Neugriechischen zur Hauptbezeichnung der rothen Farbe emporgeschwungen hat, lateinisch coccinus; später, als man (um 1526) die noch berühmtere mejikanische Schildlaus kennen gelernt hatte, bildete man hier den Namen Coccinella (spanisch Cochinilla, italienisch Cocciniglia, französisch Cochenille), gleichsam „Rothe Waare". In Indien scheint man dagegen die thierische Natur der Schildläuse längst erkannt zu haben, denn sie heißen im Sanskrit Würmer: Krimi = persisch Kirm, ihr Roth wurde danach Krimidscha, wurmerzeugt, genannt, was als Kermes, mit dem Artikel Al-Kermes, in das Arabische überging. Das arabische Wort fällt den Reisenden in Italien auf, denn Alchermes heißt hier ein sehr geschätzter und wohlschmeckender Likör, welcher mit Kermes oder Kochenille roth gefärbt und im Kloster Santa Maria Novella zu Florenz fabricirt wird; man trinkt ihn in der anstoßenden Apotheke. Neben den echten Kermeskörnern werden auch die Kermesbeeren, die Früchte von Phytolacca decandra zum Färben von Getränken und Zuckerwerk benutzt, obwohl der Saft abführend und brechenerregend wirkt; sie sind wirklich ein vegetabilisches Product. Von Kermes wurde im Arabischen das Adjectivum Kirmasi oder Karmesi, hochroth, abgeleitet, woraus unser „Karmesin" oder (halbfranzösisch) „Karmoisin" entstand, während gleichzeitig das persische Kirm von den Romanen in Carmin, unser „Karmin" verwandelt ward. „Karmesin" und „Karmin" entsprechen demnach sachlich genau dem neugriechischen κόκκινος.

Der Florentiner Alchermes bringt mich noch auf ein anderes Roth, das gleichfalls mit dieser Stadt verknüpft ist und wie die Kochenille anstatt des Purpurs verwendet werden kann: das Roth der Orseille, einer teigartigen Masse von veilchenartigem Geruch, welche aus gemahlenen Flechten besteht. Diese Flechten waren schon den alten Römern bekannt, man glaubte, daß die Purpurschnecken, denen sie zur Nahrung dienen, aus ihnen die Purpursubstanz zögen; nach Europa aber kamen sie erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Geht man in Florenz von der Piazza Santa Maria Novella die lange Straße hinunter, welche nach den Cascinen führt, so kommt man an einem Gitterthor vorüber, das die Aufschrift trägt: Orti Oricellari. Das sind die Gärten Cosimo Rucellai's, berühmt durch die geistreichen Cirkel des Cardinal Medici, eines Verwandten der Rucellai, und durch Machiavelli, der hier zwei Bücher geschrieben hat, uns aber durch die Orseille interessant, die ihnen und den Besitzern selber zum Namen verholfen hat. Um 1200 brachte ein Florentiner Namens Bernardo oder Nardo bei seiner Rückkehr aus dem

Digitized by Google

Orient unter anderen Kostbarbeiten auch die Orseilleflechte und das Geheimniß der Orseillefärberei mit nach Hause, zum großen Vortheil der Woll- und Seidenmanufactur. Diese Flechte, die er eben auf dem gedachten Grundstück zog, hieß Roccella und, da sie ihm große Reichthümer einbrachte, bekam er von ihr den Beinamen Roccellaio oder Rucellaio, seine Söhne wurden danach Rucellai und deren Nachkommen de' Rucellai genannt. So entstand die vornehme, mit den Medici verschwägerte Familie. Wie sich aber im Italienischen Rolando in Orlando, Reliquia in Orliqua, so verwandelte sich Rocella in Orcella und weiter in Oricella und Oricello, daher der Familienname auch Oricellai lautet. Aus Orcella entstand das französische Orseille.

III.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Farbenbezeichnungen nach derselben Methode behandeln wollten; wir müssen uns damit begnügen, nur noch einige Fälle anzudeuten, in welchen sie aufs schönste anwendbar ist. Alle zuletzt genannten Farben, der Purpur, die Cochenille und die Orseille haben seit Einführung der Anilinfarben an Bedeutung sehr verloren; des Schneckenpurpurs bedient man sich längst nicht mehr. Die Anilinfarben kennt Jedermann, aber nicht Jedermann weiß, was eigentlich Anilin bedeutet. Der Name rührt daher, daß Anilin, eine organische Base, bei der Destillation des Indigos entsteht; Indigo aber heißt im Portugiesischen Anil, das Wort gebrauchten ursprünglich arabische Schriftsteller (an-nîl = al-nîl), welche es aus dem Hindostanischen entnahmen: im Sanskrit heißt nîla: blau, und vermutlich danach der Nil. Indigo, lateinisch Indicum verhält sich daher zu Anilin, wie Phönix zu Purpur oder wie Turchino zu Azzurro, das heißt wie Nationalität zum Fremdwort. Wir nun nennen die seltsame Staude, welche diesen blauen Farbstoff liefert und die man während des Sommers in Egypten häufig sieht, gewöhnlich nach demselben „Indigopflanze", „Indigofera", ebenso die Araber Nebât en-nîl, das heißt: Pflanze des Indigo, aber auch kurzweg Nîl. Im Sanskrit heißt sie Nîlî, wie nîla ein Adjectivum, also gleichsam die Blaustaude. Werden nun die Farbennamen nicht aus der Luft gegriffen, sondern von Dingen entlehnt, welche sie in ausgezeichneter Weise vertreten, so darf man vermuthen, daß auch im Sanskrit der Farbename erst aus dem Pflanzennamen hervorgegangen sei und daß sich wiederum Blau zu Indigo wie Fuchsin zur Fuchsiablüthe oder wie Roth zu Blut verhalte. Will man dagegen für das Blau eine noch frappantere Parallele, so denke man wieder an die neugriechische Sprache, die recht ergiebig an lehrreichen Farbennamen ist. Blau heißt hier γαλάζιος oder γαλανός und dies ist so viel wie milchblau, wie κυάνεος rauchblau war (γάλα, Milch). Abgerahmte Milch ist bekanntlich blau. Den Namen für Roth haben die Griechen von den Kokkelskörnern, den Namen für Grün vom Lauch, den Namen für Gelb von der Citrone und den Namen für Blau von der Milch entnommen.

Und wir können behaupten, daß unsere Methode in allen Fällen anwendbar ist. Wie der Taubstumme bei „roth" auf die Lippen, bei „blau" auf den Luftkreis, bei „gelb" auf ein Goldstück deutet, so hat sich der Mensch überall an Gegenstände gehalten, an denen Farben gefunden werden, um Farben zu bezeichnen. Nicht daß die Sprache nicht auch umgekehrt Gegenstände nach ihren Farben nennte — jeder „Braune", den wir reiten, ist uns ein lebendiger Zeuge dieses Vorgangs; so oft wir den Namen Brasilien aussprechen, mögen wir daran denken, daß dieses Land nach dem Fernambukholz (Palo de brasil) und das Fernambukholz nach der glühenden Kohle (brasa) heißt. Morulus, dunkel, wird als „brombeerfarb" erklärt, aber das lateinische Morum, Brombeere, später Maulbeere, wird selber die „schwarze Beere" sein. Nun ja, später fliegen die Farbenbezeichnungen wohl auch wieder zu den Gegenständen, aber im Allgemeinen sind die letzteren älter, sie geben die sichere Basis der Farbennamen ab, und so oft es uns gelingt, diese Namen auf typische Träger zurückzuführen, fassen wir gleichsam Grund, es ist uns als ob wir aus dem schwankenden Schiffe ausgestiegen wären und wieder festen Boden unter den Füßen fühlten.

Das ist es ungefähr, was wir zu sagen hätten, wenn wir den geliebten Todten von der andern Seite betrachteten. Er hatte uns die alten Griechen als farbenblind geschildert: wir haben die modernen Griechen als scharfsichtig hingestellt. Die Homerischen Helden unterschieden nur Roth und Gelb; die modernen Hellenen haben die Dinge ausfindig gemacht, aus denen auch Namen für Grün und Blau zu schmieden sind, nämlich Lauch und Milch; ja, nach derselbe Methode haben sie alle Farbenbezeichnungen corrigirt. Sie sind nicht mehr farbenblind zu nennen. Höchstens insofern, wie alle Menschen farbenblind sind — daß sie verhältnißmäßig nur wenig Dinge sehen. In Griechenland hieß wohl der Scharlach gelegentlich Ἀληθινόν, die echte Farbe, und so hat man das französische Garance, den Krapp von Avignon, der zur Färbung der rothen Hosen verwendet wird, als Verantia, die wahre Farbe erklärt. Aber viel Farben schlummern im Spectrum, wer weiß tausendmal echter als der Scharlach und wahrer als der Krapp, dem menschlichen Auge unerkennbar. Von Braun bis Lavendelgrau, von Roth bis zu Violett ist eine kurze Reihe von Farbenempfindungen. Ungenossene Paradiese, Legionen unfaßbarer Engel umschweben uns. Man könnte damit einen Schlüssel zum Spiritismus finden. Was wir nicht sehen, wissen wir nicht; daß wir vieles nicht sehen, wissen wir. Dämmerung, sagt Feuchtersleben, ist Menschenloos; die Todten werdens erfahren.

Wien-Pester Erinnerungen.

Von Heinr. Ehrlich.

I.

Die Siebenschläfer brauchten heute nicht, wie in der alten Legende, hundertfünfundneunzig Jahre in einer Höhle zu verbringen, um beim Erwachen eine ganz neue Welt zu finden. In unserer Zeit genügt ein natürlicher Schlaf im bequemen Eisenbahnwagen während der zweiundzwanzigstündigen Fahrt von Berlin nach Budapest, um solch ein Wunder zu bewirken. Heiliggesprochen wird freilich Niemand dabei; aber Verwunderliches wird der Reisende genug erfahren, auf Schritt und Tritt, wenn er, aus dem Norden kommend, noch halb schlaftrunken eine Wanderung beginnt durch Ungarns Hauptstadt, und öfters wird er glauben, eine neue Welt vor sich zu sehen. —

Ich muß nun dem geneigten Leser von vornherein erklären, daß meine Reise nach Pest eine ganz tendenzlose, fast „ins Blaue" unternommene war. Ich hatte im Juni zwanzig Tage in dem lieben Wien verbracht und wollte nach Berlin zurückkehren, da fiel mir ein, daß ich als ehemaliger ungarischer Unterthan*) der Hauptstadt meines „Mutterlandes" einen Besuch schuldig sei, und so fuhr ich denn in glühender Hitze Anfangs Juli nach Budapest. Tendenzlos wie meine Reise, sollen meine Skizzen sein. Ich werde nur lustige und belustigende Thatsachen erzählen; Betrachtungen mag der freundliche Leser selbst daran knüpfen, wenn es ihm Spaß bereitet.

Ich hatte im „Hotel Hungaria", das als das eleganteste gilt, ein „ganz ruhiges" Zimmer voraus bestellt und wurde bei meiner Ankunft um 10½ Uhr Abends hundert Stufen hoch in ein solches geführt. Um ½4 Uhr Morgens weckte mich betäubender Lärm auf der Straße. Gewohnt, im Sommer fast nie später als um ½5 Uhr Morgens aufzustehen**) —

*) Meine Familie stammt aus Ungarn, alle meine Geschwister sind dort geboren; ich allein bin ein „Wiener", war aber bis zu meiner Naturalisation ungarischer Unterthan.

**) Hier eine kleine amusante Wiener Episode. Ich hatte im trefflichen Hotel Tegethoff Wohnung genommen, weil es ganz in der Nähe des Stadtparks und Rings liegt und ich meinen täglichen Morgenspaziergang im Garten nicht missen wollte. Als ich am ersten Morgen an die Hausthür kam, starrte mich der Nachtportier finster an und

Digitized by Google

ich habe einen herrlichen Garten bei meiner Berliner Wohnung — ließ ich das Geschrei als Weckuhr gelten und trat an das Fenster. Unten in der Donau wurden Kornschiffe theils auftheils ausgeladen. Eine Menge Wagen standen da, Kutscher und Sackträger waren in immerwährender Thätigkeit und munterten sich gegenseitig auf in Fortissimo-Redensarten. Die Sackträger, herkulische Gestalten, befanden sich im Costüm des „natürlichen Menschen", um mit Richard Wagner zu sprechen, ein Schurz um die Hüften war das einzige Zeichen, daß sie sich nicht ganz im Paradiese fühlten. Es war Anfangs Juli, ich dachte, daß die Träger blos ihre Morgentoilette trugen. Als ich aber um ½10 Uhr an dem Kaffeehause des Hotels vorüberging, das auf dem Quai mit der Aussicht auf die Donau liegt, und vor welchem die elegantesten Damen und Herren ihren Kaffee schlürfen, da hatten jene Träger ihre Toilette durchaus nicht gewechselt, und ich erkannte, daß ich ein „Siebenschläfer" gewesen. Für diese Erkenntniß hatte mich übrigens der Morgenspaziergang bereits vorbereitet. Ich war den „Franz-Joseph"-Quai entlang neben den prachtvollen Neubauten, dann am Obstmarkte vorbei bis an die Grenze des eigentlichen Pester Weichbildes gegangen. Kaum zehn Minuten vom Hotel entfernt, befand ich mich in einer neuen Welt. Das Leben und Treiben unten am Ufer unter dem Damme bot eine Menge Erscheinungen, die eigentlich nur der Pinsel des Malers dem Auge, nicht die Feder des Beschreibers der Einbildungskraft richtig darstellen kann. Und ich wundere mich noch heute, daß unter den vielen ungarischen bildenden Künstlern, welche die „Kunsthalle" beschickt haben — ich werde von dieser noch später sprechen —, keiner auf den Gedanken gekommen war, derartige Scenen aus dem Volksleben des Vaterlandes zur Anschauung zu bringen. Herrliche Früchte, Erdbeeren, Himbeeren, Melonen erfüllten die Luft mit ihrem Dufte, zwischen welchen nur hie und da Zwiebel und Paprika sich bemerkbar machten. Daneben die — nicht immer duftenden — Gruppen der Verkäufer und Käufer in den fantastischsten Trachten; Ungarn in knappen blauen Wämsern und Hosen und mit kleinen runden Hüten; bei manchen war das zweite Kleidungsstück durch eine leinene „Gatje" ersetzt; Slaven in weiten Jacken, im Uebrigen sehr oft in einem Mischmasch von Flicken, die eine Charakteristik durch die Feder verunmöglichen; Deutsche, meistens im oben beschriebenen ungarischen Anzuge, hie und da mit großen Knöpfen am Wamse anstatt der Schnüre. Bei den Frauen waren ausgesprochen nationale Anzüge wenig oder gar nicht zu bemerken. Sie trugen meistens buntfarbige Tücher um den Kopf; Stoff und Farbenmengung schienen besondere Bedeutung zu bergen, auf Vermögen oder Stand schließen zu lassen; ich bemerkte, wie manche „Damen" gegenseitig die Tücher strenge musterten (am Reste des Anzuges gab's meistens sehr wenig zu mustern), und wie ein Seidentuch mit den allergrellsten Farben — in der Erinnerung thun mir noch die Augen weh — die meiste Beachtung der jüngeren Männerwelt erregte. Und welch ein Geschrei in allen Mundarten, ein Gesticuliren und fröhliches Lachen! Und mitunter Gruppen, wie man sie nur auf altniederländischen Kirmeßgemälden sieht! Fast mitten im Getümmel, auf der Treppe nahe dem Zollhäuschen lag ein anständig gekleideter Mann und schlief ganz ruhig, neben ihm saß sein Hündchen, ein zierlicher Rattenfänger, Jeden anknurrend, der sich dem Herrn zu sehr näherte! Hierzu noch der wahrhaft wundervolle Ausblick auf Ofen (Buda) mit seinen herrlichen Berghügeln, seinem Königschlosse, der zauberisch gelegenen Terrasse. Dazwischen die Donau mit unzähligen kleinen und großen Dampfern, die den Verkehr nach allen Richtungen rege halten! Alles das trägt jenes Gepräge behaglicher Zufriedenheit, das ich in meinem lieben einst so lustigen Wien nicht mehr gefunden hatte. — Oben auf dem eigentlichen „Stadtmarkt", der vom Quai gegen den Platz zu liegt, bewegten sich die ersten Frühkunden, unter ihnen manche elegante Dame. Eine besonders herrliche ist mir noch in Erinnerung! eine hohe Gestalt, mit schönen ausdrucksvollen ernsten Zügen; sie schritt mit ihrer fast ebenso schönen Dienstmagd durch die Reihen „wie eine griechische Jungfrau mit den Gaben der Ceres";*) sie wandte keinen Blick nach rechts oder links, schaute gerade vor sich hin; hätte ich sie nicht um Gurken („Ummorken") feilschen hören, ich hielt sie für eine „Vision". Aber als ich solches Deutsch aus diesem Munde vernahm, da lief ich davon, durch die innere Stadt, um zu sehen, wie sich's da gestaltete. Die Läden wurden eben überall geöffnet und für die Besucher vorbereitet; die Kaufleute standen an den Thüren und gaben den Dienstboten und Angestellten Anordnungen. Ich horchte auf, um vielleicht verschiedenartige ungarische Mundarten zu vernehmen. Aber ich hörte ausnahmslos nur deutsch reden. Noch siebenschläfrig verwunderlicher kam es mir vor, daß so viele Leute aus dem Volke in ungarischer Tracht deutsch, während daß die meisten eleganten Herren, deren Aeußeres den deutschen Ursprung nicht verkennen ließ, nur ungarisch — und nicht immer geläufig — sprachen.

Ich habe die Pester Ausstellung öfters besucht, und Vieles darin sehr interessant gefunden, obwohl ich zu der gottlos skeptischen kleinen Partei gehöre, die da meint, daß Ausstellungen mit Ausnahme der einem Fache ausschließlich gewidmeten, und von dem gleich die Rede sein wird, heutzutage vor Allem den Gastwirthen wirklichen Nutzen bringen. Mir ist vollkommen einleuchtend, daß eine große Ausstellung, die ausschließlich einem wissenschaftlichen, oder einem kunstgewerblichen oder volkswirthschaftlichen Zwecke gewidmet ist, ein höchstes, wenn auch nicht allgemeines Interesse erregt. Eine hygienische Ausstellung, welche Alles in sich vereinigt, was Pflege und Erhaltung der Gesundheit, die Abwehrung der ihr drohenden Gefahren befördert; eine für elektrische Beleuchtung, welche die Grundlagen der Entfaltung einer Einrichtung erweitert, die bestimmt ist, nach und nach eine totale Umwälzung der Beleuchtungs- und Heizungsverhältnisse**) herbeizuführen; auch eine von Erzeugnissen einer Gattung des Gewerbefleißes, oder dann eine von Obst- und Gartenbau, von Vieh, selbst von Hunden und Pferden hat einen zu Tage liegenden nützlichen Zweck; sie bewirkt auch die Vereinigung aller Fachgenossen, deren Verständigung über wichtige Punkte; sie eröffnet selbst dem Laien neue Gesichtspunkte. Was aber die jetzt wie Pilze emporschießenden nationalen und internationalen allgemeinen Ausstellungen der Wissenschaft, der Bildungsgeschichte, der Kunst oder der Kenntniß gesellschaftlicher Entfaltungen (Sociologie) nützen, ist mir nicht recht erkennbar. Ich meine immer, daß die allermeisten Besucher dieser Ausstellungen zu der Gattung Spaziergänger gehören, die gerne neue Dinge, Menschen und Toiletten sehen, ohne weitere Forschungszwecke dabei zu verfolgen. Und viele, den verschiedensten Richtungen angehörige Fachmänner haben mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß wer heute seines Berufes gründlich walten will, bei der großen Leichtigkeit und Billigkeit der Verkehrsmittel die wichtigsten Erzeugnisse seines Faches und besonders die Einrichtungen der Fabriken an Ort und Stelle prüft und in dieser Weise in kurzer Zeit mehr Belehrung und Anregung für das Leben sammelt, als wenn er ein Dutzend „großer" Ausstellungen besucht, und daß selbst die Preis-Ertheilungen (außer bei speciellen Ausstellungen) nicht mehr den geschäftlichen Vortheil bringen, den manche darin erblicken möchten. Nichtsdestoweniger hat mich die Pester Ausstellung doch in hohem Grade interessirt. Daß sie auch eine „Bosnische", eine „Serbische" und eine „Rumänische" Abtheilung enthielt, durfte auch einem Nicht-Siebenschläfer baß verwunderlich erscheinen. Denn daß diese jetzt selbstständigen Königreiche jemals der ungarischen Krone einverleibt würden, wünscht auch der ehrgeizigste magyarische Patriot nicht, da er die Gefahr

fragte: „Wo wolln's denn hien?" „„In den Stadtpark, frisches Wasser trinken!"" „Dös könnens bei uns a (auch) haben". Er wollte mich offenbar nicht hinauslassen und dachte wahrscheinlich, ich hätte im Hause Diebstahl oder Aergeres begangen und wollte entfliehen. Erst als ich ihm mein Reiseglas zeigte, schien er einigermaßen beruhigt. Die ersten Tage betrachtete er mich als Einen, „dem's im Oberstübchen nicht richtig". Nach einer Woche, als er bemerkte, daß ich sehr fleißig arbeitete und früh zu Bette ging, wurden wir ganz gute Freunde.

*) Ut Attica virgo cum sacris Cereris. Horaz.

**) In 50 Jahren wird das Gas ein viel verbreitetes Heizungsmittel sein!

Digitized by Google

wohl kennt, noch mehr slavische und romanische Elemente beherrschen zu müssen — — — Doch halt! ich streife an Politik, und das „leidige Lied" soll vermieden bleiben! Sprechen wir weiter von der Ausstellung. Alle Bezeichnungen, Ueberschriften, Benennungen von Waaren sind ausschließlich in ungarischer Sprache abgefaßt; der Deutsche, der nicht ungarisch sprach, und wissen wollte, was die vielen deutsche Namen führenden Industriellen ausgestellt hatten, der konnte an der Casse einen in deutscher Sprache abgefaßten Katalog kaufen.

Eine Einzelbeschreibung der Ausstellung wird der geneigte Leser von mir nicht erwarten. Ich gestehe, daß mich Vieles ungemein überrascht und die Ueberzeugung gefestigt hat von der großartigen Entfaltung Ungarns in den letzten 18 Jahren, da es aus grausamem Drucke plötzlich in das entgegengesetzte Extrem fast unbeschränkter Selbstständigkeit gelangte. Ich will daher, um jeden Verdacht einer Magyaromanie zu vermeiden, nur einige Verwunderlichkeiten humoristisch darstellen: So z. B. habe ich in meinem Leben keinen schlechteren und theuereren Ungarwein getrunken, als in einer „Weinprobir"-Halle der Ausstellung. (Selbst mein liebenswürdiger Führer Dr. —i, ein sehr patriotisch gesinnter Redacteur, mußte mir dies zugestehen.) Der Wein war warm, obwohl er in einem Eiskasten gestanden haben sollte, und das Glas (beiläufig 1/16 Liter) kostete 30 Kreuzer (50 Pfennige). Und die Erinnerung an diese Weinprobe erweckt einige Betrachtungen über den ungarischen Wein, welche vielleicht auch die Freunde des Rhein- und Bordeauxweins interessiren dürften. Ungarn ist den statistisch festgestellten Nachweisen zufolge nach Frankreich und Spanien das Land Europas, welches den meisten Wein erzeugt und im Stande wäre, den allerbilligsten herzustellen. Denn die Kosten des Lebens und der Arbeitslohn sind in manchen Gegenden noch so geringe, daß der daselbst wachsende leichte Wein*) in das Ausland für einen Preis geliefert werden könnte, der den Bordeaux- und Pfälzer Weinen gefährlichste Mitwerberschaft bereitete. Nichtsdestoweniger ist der gute leichte Wein selbst in den ungarischen Städten durchaus nicht billig;**) und anstatt daß der Ungarwein dem Bordeaux die Spitze böte, wird er vielfach nach Frankreich gebracht und von dort als französisches Product nach Deutschland, wohl auch in die eigene Heimath, gesendet. Alljährlich, und lange vor der eigentlichen Lesezeit, kommen in jede Gegend Ungarns, welche leichte und billige Weine hervorbringt, oft zwanzig bis dreißig verschiedene Agenten französischer Weinhandlungen, kaufen die Lese und führen sie in ungarischen Fässern nach Frankreich. Dort wird nun dieser ungarische Wein (oft mit spanischen getrockneten Trauben und anderen Zuthaten) zum Bordeaux „umgewandelt" und geht in die weite Welt hinaus. Für diese auch einem Nicht-Siebenschläfer verwunderlich dünkende Erscheinung gibt es keine andere triftige Erklärung als die Sorglosigkeit und Unthätigkeit vieler Weinproducenten auf dem Lande. Sie könnten den dreifachen Preis für ihr Erzeugniß erzielen, wenn sie ihm zu Hause sorgsame Pflege und Aufmerksamkeit widmen wollten. Aber sie ziehen vor, möglichst wenige Mühe zu verwenden und den Wein um einen ganz niedrigen Preis an Ausländer zu verkaufen.***) In solcher Weise geht dem Lande ein beträchtlicher Theil nationalen Einkommens verloren — aus Bequemlichkeit mancher Weinproducenten.

Einen großartigen Aufschwung haben die Bodencultur, der Landbau und die Milchwirthschaft genommen; in der Ausstellung sind die meisten Vertreter dieser Volkswirthschaft deutsche und jüdische Staatsbürger Ungarns; die beiden stehen ja noch immer — man sage was man wolle — im Vordergrunde aller volkswirthschaftlichen, gewerblichen, dem Handel und der Kunst gewidmeten Thätigkeit. Bei der Rückfahrt nach dem ersten Besuche der Ausstellung von dieser bis zum Gasthofe habe ich in den zwei „Handelsstraßen"*) die Schilder der Verkaufsläden und sonstigen Geschäfte geprüft. Erst kamen 51 deutsche Namen — unter diesen etwa 35 Rosenbaum, Veilchenstein, Löwenstein, Hirsch, Löw, Beer u. s. w., dann las ich zwei ungarische Namen, unter denen einer offenbar ein aus dem Deutschen übersetzter war, dann kamen wieder 17 deutsche.

*) Selbstverständlich nur die leichten Weine; die schweren können mit dem Bordeaux nicht verglichen werden.

**) Daß ich in einem Restaurant der Ausstellung die Flasche Ofener Tischwein mit 1 fl. 50 Kr. bezahlt habe, möge hier unten als Curiosum erwähnt sein.

***) Auch in Spanien wird sehr viel Wein in dieser Weise nach dem Auslande verkauft. Aber die spanischen Weine sind fast durchwegs schwer, und um sie umzuwandeln, müßte leichter aus dem Auslande bezogen werden. Es waltet also das dem oben beschriebenen entgegengesetzte Verhältniß vor. Auch aus Italien geht viel Wein nach dem Auslande, besonders nach Frankreich. Ich hatte in Mailand beim literarischen und artistischen Congreß 1881 zur Zeit der Ausstellung bei den vielen Gastmahlen und „Dejeuners", die zu Ehren der Gäste stattfanden, alle italienischen Weine zu kosten Gelegenheit. Es gibt ganz herrliche darunter. Aber an den leichten italienischen Tischwein muß der Bordeaux-Trinker sich erst gewöhnen. Je reiner er gehalten ist, um desto eigenthümlicher ist sein Geschmack.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Schluß.)

Wir stürmten den Flußweg hinab wie Wildkatzen, und um es noch schlimmer zu machen, stieg ein Gewitter auf, Blitze zuckten und der Wind durchrauschte die Blätter. Dies war die größte Gefahr, in der ich je gewesen, und ich war ganz verdutzt; alles war anders gegangen, als ich erwartete: anstatt daß ich's leiten konnte, wie ich vorhatte, mit der Aussicht meinen Spaß daran zu haben und zur rechten Zeit mich von Mary Jane retten zu lassen, wenn der Spaß zu weit ging, bewahrte mich jetzt nichts in der Welt vor einem schmachvollen Tode, als nur diese Tätowirungen. Wenn sie die nicht finden! . . .

Ich konnte es nicht ertragen, daran zu denken, und doch durfte ich an nichts Anderes denken. Es wurde dunkler und dunkler, und es wäre herrlich zum Entwischen gewesen; aber der ungeschlachte Kerl, der Heins, hatte mich am Handgelenk fest, und ich hätte eher vom Riesen Goliath mich losmachen können, als von ihm. Er riß mich mit sich fort, und ich mußte immer laufen, um nicht zu stürzen.

Als sie hinkamen, überflutheten sie den Kirchhof wie eine Ueberschwemmung. Als wir an's Grab kamen, fanden sie, daß sie hundert mal so viele Schaufeln hatten, als sie brauchten, aber Niemand hatte an eine Laterne gedacht. Doch gruben sie drauf los beim unstäten Leuchten des Blitzes und schickten einen Mann zum nächsten Hause (eine halbe Meile entfernt) nach einer Laterne.

So gruben sie denn unaufhaltsam; es wurde schrecklich finster und regnete, und der Wind sauste dahin, und die Blitze zuckten rascher, und der Donner rollte. Die Leute kümmerten sich nicht drum, sie waren so gespannt. Einen Augenblick konnte man Alles, jedes Gesicht der großen Menge sehen, und die Erde, wie sie schaufelweise aus dem Grabe emporzuspringen schien; dann im nächsten Augenblick löschte die Finsterniß Alles wieder aus, und es war rein nichts zu sehen.

Endlich holten sie den Sarg herauf und schraubten den Deckel los. Solch ein Drücken, Quetschen, Stoßen, Halsrecken gibt's nicht oft — Jeder wollte sehen, und im Dunkeln war das ganz schrecklich. Heins drängte sich auch vor und that mir recht weh. Er hielt auch fest, doch hatte er wohl ganz vergessen, was, so erhitzt und aufgeregt war er.

*) Die große „Radial"- jetzt Andrassi- (sprich Ondraschi) Straße, durch welche man nach der Ausstellung fährt, ist keine „Handelsgasse".

Digitized by Google

Plötzlich kam eine wahre Sündfluth von Blitzen und Jemand rief:

„Alle Teufel, da liegt der Sack Gold auf seiner Brust!“

Heins brüllte vor Erstaunen, wie die Anderen ebenfalls. Er ließ mich los und sprang vorwärts, um auch zu sehen — und wie hastig ich nach der anderen Richtung querfeldein sprang, kann sich kaum Jemand vorstellen, der's nicht selbst erlebt hat.

Im Städtchen angelangt, sah ich, daß Niemand draußen im Wetter war, darum segelte ich auch geradenwegs durch die Hauptstraße. Als ich unserem Hause nahte, zielte ich mit meinem Auge darauf hin. Kein Licht da — alles dunkel — das betrübte mich sehr, und ich weiß selbst nicht warum.

Aber zuletzt, gerade als ich vorbeieilte, erglänzte plötzlich ein Licht in Mary Jane's Fenster, und mir schwoll das Herz, als wollte es zerspringen; und im nächsten Moment war das Haus hinter mir im Dunkel und verschwand mir für immer. Sie war das beste Mädchen, das ich je gesehen hatte.

Sobald ich weit genug vom Städtchen war, um mich sicher zu fühlen, sah ich mich um, wo ein Kahn zu finden sei. Bald zeigte mir der Blitz einen, der nicht angekettet war, und ich war drin und fort. Es war ein Canoe, das nur mit einem Strick angebunden war. Mein Floß war weit fort in der Mitte des Stromes an der kleinen Insel, und ich verlor keine Zeit. Als ich endlich hinkam, wäre ich fast vor Ermattung hingestürzt. Doch durft' ich's noch nicht und that's auch nicht. Ich sprang an Bord und rief:

„Heraus, Jim, und schnell fort! Gott sei Dank, wir sind sie los!“

Jim sprang heraus und kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Als ich ihn beim Blitz erblickte, stand mir fast das Herz still, und ich fiel rücklings ins Wasser. Ich hatte ganz vergessen, daß er König Lear und ein ertrunkener Araber und Alles in einem war, und er hatte mir fast mein ganzes Inneres aus dem Leibe geschreckt, Leber, Herz und Alles. Jim fischte mich wieder aus dem Wasser und wollte mich umarmen und herzen und so weiter — er war so froh, mich wiederzusehen, ohne König und Herzog, aber ich rief:

„Nicht jetzt — später, später, laß es bis Frühstück, jetzt nur rasch fort!“ Im Augenblick waren wir auch los und trieben den Fluß hinab. Ach, es schien so gut, wieder frei zusammen zu sein auf dem großen Strome, und Niemand anders da, uns zu ärgern. Vor Freude sprang ich einige Male empor und schlug meine Hacken zusammen; ich konnte nicht anders; aber da hörte ich einen Laut, den ich wohl kannte, hielt den Athem, horchte und wartete — und wahrhaftig, als der nächste Blitzstrahl über's Wasser zuckte, da kamen sie! — ruderten drauf los wie toll, daß der Kahn nur so dahinsauste! Es waren König und Herzog. Ich hätte versinken mögen und konnte kaum das Weinen zurückhalten.

Sie kamen auf's Floß zu. Der König sprang auf mich zu, packte mich am Kragen und rief:

„Wolltest uns entwischen, Du Racker! Bist unser müde, he?“

Ich sagte:

„Nein, Majestät, sicher nicht, lassen Sie mich los!“

„Schnell 'raus damit, was hattest Du vor, sprich, oder ich zermalme Dich!“

„Ich will Ihnen ja Alles ehrlich erzählen, Majestät, grad' wie es kam. Der Mann, der mich hielt, war recht freundlich und sagte, er hätte einen Sohn in meinem Alter letztes Jahr verloren; es thäte ihm leid, einen Knaben in solcher Gefahr zu sehen: und als sie Alle erstaunt waren, das Gold zu finden, und zum Sarge hin sprangen, ließ er mich los und flüsterte: „Jetzt lauf' was Du kannst oder Du wirst sicher gehängt!“ und ich lief. Warum hätte ich bleiben sollen, konnt' ich doch nichts nützen; und ich wollte mich nicht hängen lassen, wenn ich entwischen konnte. So lief ich, bis ich das Canoe fand, und als ich hier ankam, mahnte ich Jim zur Eile oder sie würden mich fangen und doch hängen. Ich sagte ihm auch, ich fürchte, daß Sie Beide nicht mehr am Leben wären und daß es mir sehr leid thäte; Jim that's auch leid, und wir freuten uns so, als wir Sie ankommen sahen. Fragen Sie nur Jim selbst, ob's nicht so ist.“

Jim bestätigte Alles; doch der König gebot ihm zu schweigen und sagte: „Nun, das klingt auch wohl sehr wahrscheinlich.“ Dann schüttelte er mich wieder und sagte, er würde mich ins Wasser werfen und ersäufen lassen. Da rief der Herzog:

„Laß den Jungen los, Du alter Esel! Hättest Du es anders gemacht? Fragtest Du nach ihm, als Du losbrachst? Nicht meines Wissens.“

Da ließ mich der König los und begann auf die Stadt und alle Bewohner zu fluchen, aber der Herzog rief:

„Du thätest gescheidter, auf Dich selbst zu fluchen, Du hast das beste Anrecht darauf. Du hast von Anfang an nichts Gescheidtes gethan, außer daß Du kühn und frech mit dem erdichteten blauen Pfeil herauskamst. Das war ein glanzvoller Gedanke und das Einzige, was uns rettete. Sonst hätten sie uns eingesperrt, bis das Gepäck der Engländer kam, und dann: Zuchthaus. Aber der Streich hetzte das Volk zum Kirchhof, und dann half uns das Gold erst recht. Denn wenn die aufgeregten Narren uns da nicht losgelassen hätten, um das Gold zu sehen, hätten wir die Nacht in Halsbändern geschlafen, die uns länger gehalten hätten, als es von Nutzen gewesen wäre.“

Sie schwiegen eine Minute, dann sprach der König, wie in Gedanken:

„Hm! und wir dachten, die Neger hätten es gestohlen.“

Da wurde mir ängstlich zu Muthe.

„Ja“, sagte der Herzog langsam und sarkastisch. „Wir dachten's.“ Eine halbe Minute später grölte der König:

„Wenigstens — ich dachte es.“

Da entgegnete der Herzog im selben Tone:

„Im Gegentheil — ich dachte es.“

Da rief der König ärgerlich:

„Hör' 'mal, Leckwasser, was willst Du damit sagen?“

Der Herzog entgegnete rasch:

„Wenn's erlaubt ist, so möchte ich mir die Frage erlauben, was Du damit meinst.“

„Hm“, rief der König sehr boshaft, „doch wer weiß — Du thatst es vielleicht im Schlafe und wußtest es selbst nicht.“

Da sagte der Herzog auffahrend:

„Kerl, laß den Unsinn, hältst Du mich für einen Narren? Bildest Du Dir ein, ich wüßte nicht, wer das Geld in den Sarg gelegt hat?“

„Wohl weiß ich, daß Du es weißt, denn Du selber thatest es.“

„Du lügst“, schrie der Herzog und packte ihn. Da rief der König:

„Laß mich los! laß meine Kehle los! — Ich nehme Alles zurück.“

Der Herzog schrie:

„Erst gestehe, daß Du das Geld dort versteckest in der Absicht, mich los zu werden, es später auszugraben und alles selbst zu behalten.“

„Warte einen Augenblick, Herzog, und beantworte diese eine Frage ehrlich, ob Du das Geld nicht hinthatest, und ich will Dir's glauben und zurücknehmen, was ich gesagt.“

„Du alter Schurke, ich that's nicht, und Du weißt es wohl!“

„Nun denn, ich glaube Dir. Aber beantworte mir noch dies Eine — werd' nicht böse: hattest Du nicht im Sinne, das Geld zu entwenden und zu verstecken?“

„Der Herzog schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Was ich im Sinne hatte, gilt hier gleich. Ich hab's nicht gethan. Aber Du hattest es nicht nur im Sinn, sondern thatst es auch.“

„So wahr ich lebe, Herzog, ich that es nicht — wahrhaftig. Ich will nicht leugnen, daß ich es beabsichtigte, aber gethan hab' ich's nicht, denn Du — ich meine irgend Jemand kam mir damit zuvor.“

„Du lügst, Du thatest es und mußt es gestehen, oder —“

Der König begann zu gurgeln und rief dann halb erstickt:

„Genug, ich gestehe!“

Ich war froh, es ihn sagen zu hören; ich fühlte mich weit leichter als zuvor. Der Herzog ließ ihn los und rief:

Digitized by Google

„Wenn Du es je wieder leugnest, ersäuf' ich Dich. Es schickt sich für Dich, da zu sitzen und wie ein Säugling zu plärren, das muß ich sagen, wenn ich bedenke, wie Du gehandelt hast. Nie habe ich solch einen alten Gauner gesehen, wenn's darauf ankommt, Alles zu verschlingen, während ich mich auf Dich verließ, als seist Du mein eigener Vater. Du solltest Dich schämen, dabei zu stehen und es auf die armen Neger kommen zu lassen, ohne ein Wort zu ihren Gunsten zu sagen. Es ärgert mich noch, daß ich so dumm war, es zu glauben. Verdammt, jetzt verstehe ich, warum Du das Deficit gut machen wolltest — Du wolltest das Geld, das beim „Non plus ultra" verdient war, und alles Andere auch mit einstecktest."

Der König sagte ängstlich und halb röchelnd:

„Nein, Herzog, Du wolltest ja das Deficit decken, nicht ich."

„Ruhe! Ich will davon nichts mehr hören", rief der Herzog. „Und nun siehst Du die Folgen. Sie haben all ihr eigen Geld zurück und all unseres dazu bis auf einige Silberstücke. Mach', daß Du zu Bette kommst, und schaffe mir keine Deficits mehr, so lange Du lebst."

Der König kroch unter's Zelt und suchte Trost bei seiner Flasche; bald that der Herzog ein Gleiches; und in einer halben Stunde waren sie wieder die dicksten Freunde, und je trunkener sie wurden, desto mehr liebkosten sie sich, und bald schnarchten sie in gegenseitiger Umarmung. Sie waren schrecklich müde geworden, doch merkte ich, daß der König das Verstecken des Geldsacks nicht mehr leugnete. Das machte mich leicht und zufrieden. Natürlich, als die Beiden schnarchten, erzählte ich Jim Alles.

Wir trieben mehrere Tage stromab, ohne irgendwo anzuhalten, bis wir so weit südlich waren, wo das lange spanische Moos von den Bäumen hängt, als ob sie lange graue Bärte hätten. Dann hielten wir wieder hier und da an. Die Beiden versuchten ihr Glück mit Predigen, Wahrsagen, Mesmerismus, mit allerlei, aber nichts wollte recht gehen. Sie wurden sehr mürrisch und wir konnten ihnen nichts rechtmachen. Sie steckten viel bei einander und hatten Manches zu flüstern, so daß Jim und ich anfingen zu fürchten, daß irgend eine Teufelei ausgebrütet würde. Bald legten wir nicht weit von einem Städtchen an. Der König sagte, er wollte hingehn und sehn, ob Gelegenheit für's „Non plus ultra" wäre, und wenn er bis Mittag nicht zurück wäre, sollten der Herzog und ich ihm nachkommen und Jim, wie gewöhnlich, das Floß hüten lassen. Zu Mittag kam er nicht zurück. Der Herzog und ich gingen zum Städtchen und fanden den König betrunken in einer Kneipe. Er und der Herzog fingen an sich zu streiten, da dachte ich, meine Gelegenheit sei gekommen und rannte nach dem Floß zurück, rief Jim, aber keine Antwort. Ich rief und rief, aber keine Antwort. Da ging ich ein Stück Weges ins Land und begegnete einem Jungen, den ich fragte, ob er einen Neger gesehen, und beschrieb ihm Jim. „Ja, den haben die Leute vor einer halben Stunde nach einer nicht ferne liegenden Farm geschleppt", sagte der Junge. Und nun erfuhr ich auch von ihm, daß ein alter grauhaariger Mann auf eine Belohnung von 200 Dollars hin ihn gefangen und sein Anrecht einem Farmer für 40 Dollars abgetreten habe. Der Anschlagzettel habe den Neger genau beschrieben, alles stimmte und er sei auf dem Floß gefangen worden. So hatten die beiden Schurken Jim für 40 Dollars verschachert. Armer Jim, ihm war nicht mehr zu helfen. Ich hatte die Reise auf dem Fluß satt und ging landeinwärts, um Arbeit zu suchen. Wenige Tage später kam ich in ein Städtchen weiter stromab gerade zur Zeit, um zu sehen, wie der König und Herzog getheert und gefedert unter furchtbarem Lärm durch die Straßen gehetzt wurden. Sie hatten hier das „Non plus ultra" einmal zu oft aufgeführt. Das Pärchen habe ich seitdem nie wieder gesehen.

Notizen.

Wilhelm Wackernagel. Jugendjahre 1806—1833. Dargestellt von Rudolf Wackernagel. (Basel, C. Detloff.) — Wir müssen gestehen, selten eine Lebensskizze mit soviel Antheil und immer sich mehrendem Vergnügen gelesen zu haben, wie die vorliegende Darstellung der Jugendjahre des trefflichen Wilhelm Wackernagel. Die pietätvolle Hand des Sohnes hat das Bild des Jünglings gezeichnet, der wie kaum ein anderer mit den Bitterkeiten der materiellen Noth und der politischen Verdächtigung zugleich zu ringen hatte, ehe er endlich eine sichere, wenn auch äußerst bescheidene Heimstätte in der Schweiz fand. Die Nachrichten über jene peinvollen und doch an wissenschaftlichen Erfolgen und wahrer Freundschaft so reichen Jahre entstammen Acten von Behörden, literarischen Journalen und Zeitschriften und vor Allem dem wohlerhaltenen umfangreichen Briefwechsel, den Wackernagel in wissenschaftlichen wie poetischen Angelegenheiten mit seinem Bruder, Philipp Wackernagel, und seinen Freunden, zu denen Hoffmann von Fallersleben, Runge, Laube, die Brüder Grimm, Lachmann u. A. gehörten, geführt hatte. Die Abfassung der Skizze ist durchaus objectiv, ruhig und klar gehalten, die zahlreichen, meistens sehr interessante Züge aus des Gelehrten Bildungsgang enthaltenden Episoden sind mit künstlerischer Hand eingewebt, und neben der ausgiebigen Berücksichtigung der wissenschaftlichen Lehr- und Wanderjahre sind seine poetischen Bestrebungen besonders betont. Deshalb wird dieses Buch sich zur anregenden Lektüre auch für weitere Kreise sehr empfehlen. O. B.

Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte von Ossip Schubin. (Jena, Hermann Costenoble.) Wie immer bei Ossip Schubin, liegt auch über diesem Buche ein Reiz des Fremdartigen, der das Interesse für norddeutsche Leser insbesondere erhöht. Diese Mitglieder des böhmischen Landadels mit ihren halb unmöglichen Namen und Spitznamen, daneben Personen serbischen und ungarischen Ursprungs, dies ganze wunderliche Gemisch von fremdartigen Leuten mit fremdartigen Sitten und fremdartigem Idiom ist überaus anziehend und pikant. Und die Verfasserin schildert das Alles mit der denkbar größten Anschaulichkeit so lebenswahr und so natürlich, daß uns das Unerhörteste nur noch selbstverständlich vorkommt. Die Geschichte selbst ist an sich weder neu noch eigenartig, wie denn die Erfindung keineswegs die stärkste Seite der Verfasserin ist, aber in Ossip Schubin's Darstellung gewinnt sie Reiz, Leben und Farbe. Es handelt sich eigentlich nur um zwei Menschen, die sich lieben und die sich unbedingt kriegen müssen, aber nicht eher, als bis er ein seiner unwürdiges Verhältniß abgebrochen hat und sie ihre Verlobung mit einem Manne aufgelöst hat, dem sie nur die Hand reichte, weil der Andere sie nicht begehrte. Eine Anzahl kleiner Episoden spielt noch dazwischen, jede von besonderem Reiz und ebenso originell als fein und scharf gezeichnet. Die Charaktere sind von einer Plastik der Anschaulichkeit und zeugen von einer Unerbittlichkeit der Beobachtung bis ins kleinste und unscheinbarste Detail. Schade, daß Ossip Schubin etwas von den neufranzösischen Impressionisten angenommen hat und in ihrem gefährlichen Bestreben, immer originell zu sein, alle Farben anders sehen will, als andere Menschenkinder. Sie nennt Haare „aprikosenblond" und Augen „stachelbeergrün"; eine wilde Weinranke erscheint ihr sogar „schwarz". Schade auch, daß sie nicht nur ihre Personen in einem wunderlichen Rothwälsch voller Austriacismen und Fremdwörter reden läßt (das darf sie ja), sondern sich angewöhnt hat, selber so zu schreiben, und das darf sie nicht. Selbst an Verstößen gegen Grammatik und Orthographie fehlt es keineswegs. Die Interpunction ist fehlerhaft und der Flüchtigkeiten sind viele.

Verwehte Spuren. Drei epische Dichtungen von E. Heldt. (Frankfurt a. M., Heinrich Grobel.) Dies anmuthige, hübsch ausgestattete Buch bringt eine Rheinsage „Guntram" in gereimten Jamben, die Novelle „Ein Epheublatt" im Blankvers und das erzählende Ge-

Digitized by Google

dicht „Nornegast“ in Nibelungenstrophen. Der Verfasser verräth ein nicht unbedeutendes dichterisches Talent, das alle Beachtung und Aufmunterung verdient. Abgesehen von einem sehr tüchtigen Können in der Beherrschung des Formalen und Technischen reden diese drei erzählenden Dichtungen von einer ursprünglichen, frischen und anmuthigen Begabung, die es noch einmal zu etwas bringen kann. Wir glauben auch nicht fehlzugehen, wenn wir in dem Verfasser eine lyrische Beanlagung erkennen, die sich in ein paar eingestreuten Liedern deutlich genug kundgibt und die ihn vielleicht sogar zur Lyrik, als zu seiner eigentlichen Domäne, hinüberführt. Seine vorliegenden Dichtungen enthalten manches Kraftvolle und Wirksame; hin und wieder bricht freilich auch eine etwas sentimentale Stimmung durch. T—n.

Harten Leina. En Speigel vör Land und Lüd. Von Heinrich Burmester. Mit einer Einleitung von K. Th. Gaedertz. Berlin, Kogge u. Fritze. 2 Bde. — Unter den Schriftstellern, welche sich in Reuter's Erbe getheilt haben, räumt Gaedertz in seiner Einleitung zu vorliegendem Werke dem Verfasser von Harten Leina mit vollem Recht einen hervorragenden Platz ein, von dem man nur wünschen kann, daß derselbe ihn auch fernerhin behaupten, im Einzelnen wohl auch noch fester ausbauen möge. Harten Leina erinnert uns freilich fast auf jeder Seite an den verstorbenen Liebling. Wer das Buch aber mit der Erwartung, eine unselbstständige Nachahmung zu finden, in die Hand nehmen würde, fände sich in sehr angenehmer Art enttäuscht. Harten Leina ist eine Dichtung, welche mit dem eigenen Herzblut geschrieben ist und den Stempel der Wahrheit an der Stirn trägt, die nicht nacherfindet, sondern ihr eigenes Leben hat, in All' und Jedem, sowohl den Charakteren, wie dem ganzen Gewebe der Erzählung und in jeder einzelnen Scene. Allerdings mit einer Einschränkung. Die bedeutendste Gestalt des Romans ist jedenfalls der Schullehrer Schulz. Der Dichter läßt diesen Mann den ganzen Kelch der Bitterkeiten leeren, den Bosheit, Beschränktheit, Egoismus mischen können, und wie ihn wohl keiner gründlicher als der Verfasser kennen gelernt haben mag. Ueberall aber, selbst wo er endlich den äußeren Widerwärtigkeiten weichen muß, läßt er den Trefflichen als moralischen Sieger aus den Kämpfen hervorgehen. Er läßt ihn schließlich einer Lage theilhaftig werden, in welcher er, wenn auch in einem andern Berufe, unabhängig und sorgenfrei sein Brod verdient. Ein solcher Mann nun, meinen wir, welcher so hart gestählt worden ist, kann nicht wohl endlich am gebrochenen Herzen vor Liebesgram um eine, wie sich herausstellt, längst verstorbene Jugendliebe untergehen. Der Leser faßt das, wie gesagt, bei einem solchen Charakter nicht. Hier zeigt sich eine Klippe, vor welcher Burmester sich fortan hüten muß, die Sentimentalität. Diese Klippe liegt freilich schon bei Reuter unter der Oberfläche, nicht ohne durchzuscheinen. Sentimentalität mag sich bei ihm, wie bei der plattdeutschen Dichtung (und der Dialectdichtung überhaupt, man denke nur an den Allemannen Hebel) aus dem Gegensatz zwischen der derben Dialectsprache und dem feineren Empfinden der Seele ganz von selbst leicht ergeben. Diese Dichter stehen also da immer vor einer Gefahr, die zu vermeiden sie beständig achtsam sein müssen. Reuter gelingt es, indem er die Disharmonie in die Harmonie des Humors auflöst. Im vorliegenden Fall liegt aber die Sentimentalität in einer ganz zuletzt den Leser überraschenden und, wie wir glauben, unrichtigen Umbeugung des Charakters. Auch ist dem Dichter noch eins entgangen, daß nämlich diese Hauptgestalt des Romans in absolut gar keiner Beziehung zu den eigentlichen Trägern der Fabel des erzählten Romans steht. Hierin liegt aber ein Fehler der Composition. Denn weil die Gestalt des Lehrers Schulz so gewaltig hervortritt, zudem auch einen bedeutenden Theil des Raumes beansprucht, so wird das Interesse des Lesers gespalten und werden dadurch zwei wirklich ganz von einander unabhängige Erzählungen hin und her gezogen, von denen jede so viel werth ist, daß sie nicht hinter die andere zurücktritt. Also nicht nur ein Dualismus des Hauptgedankens der Dichtung, sondern ein Dualismus der Fabel selbst. Dieser stellt sich auch in der Bedeutung des Titels nachträglich, ganz zuletzt heraus. Zunächst ist Harten Leina (Lina oder Lenchen Harz) die liebliche Heldin des Romans selbst, am Schluß aber bezieht sich der Name als „Herzensdame“ auf die längstverstorbene Jugendliebe des Lehrers. Uebrigens ist es ursprünglich die dort zu Lande übliche Bezeichnung für die Herzendame, Coeurdame im Kartenspiel. Diese Ausstellungen aber sollen Niemanden abhalten, mit Burmester durch diese Dichtung Bekanntschaft zu schließen. Tief rührend, bis auf den angeführten Punkt fern von ungesunder Sentimentalität, voll echten Humors, greift sie tief in das Gemüth des Lesers, spannt bis zum Ende durch das liebevolle Interesse, das wir an jeder der geschilderten Personen rasch gewinnen, führt eine Fülle von Gestalten, und in dem äußerlich so einförmigen Leben des Bauernstandes so viel Handlung vor unserem Auge vorüber, und das alles in fester, aus sich selbst herauswachsender Gestaltung und in zweifelloser dichterischer Wahrheit. v. S.

Caritas. Erzählungen von Gerhard von Amyntor. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Unter diesen gesammelten Erzählungen „für die christliche Familie“ des bekannten Verfassers findet sich manches Ansprechende und Gefällige, vor Allem Vieles, was ernste Leser zum Nachdenken reizen kann. Im Uebrigen sind sie im Sinne des Verfassers durchaus anspruchslos, d. h. sie bieten wenig buntes Allerlei, keine aufregenden Scenen, keine nervenerschütternden, ausgeklügelten Probleme, in denen heute so vielfach excellirt wird. Die Novelle „Gesegnete Weihnacht“, die übrigens sehr hübsch erzählt und in ihrem Kerngehalt ganz aus dem wirklichen Leben gegriffen ist, gibt sich nach unserer Anschauung sogar etwas zu anspruchslos; denn die Geschichte von dem geheimen Schreibtischfach, in dem sich schließlich die vermißten Schätze auffinden, ist denn doch ein bischen zu abgebraucht, als daß man sie sich noch einmal widerspruchslos sollte gefallen lassen. Fesselnd ist die novellistische Skizze „Ein Lump“, ein Lebensbild von einfacher Wahrheit, wenn auch nicht ganz originell erfunden. Sehr ansprechend ist die wohl getreu nach der Wirklichkeit gezeichnete Geschichte aus der Cholerazeit „Eine Schreckensnacht“, und auch die Skizze „Der Tod als Tröster“ ist nicht ohne Reiz. Gern lassen wir uns desgleichen die Parabel „Wer war's?“ erzählen, aber die Beschreibung des Begräbnisses des Prinzen Waldemar, Sohnes des deutschen Kronprinzen unter dem Titel „Dein Wille geschehe!“ hätte nach unserem Gefühl wegbleiben sollen. Ist schon nicht einzusehen, weshalb der Elternschmerz eines fürstlichen Paares um einen verlorenen Sohn größer oder geringer sein sollte als der irgend eines anderen (und wenn das nicht, wozu denn seine Beschreibung?), so verstimmt ein gewisser, eher an Byzantinismus als an Patriotismus streifender Ton in dem Bericht, wie in den Bezeichnungen „Seine kaiserliche und königliche Hoheit“ bei solcher Gelegenheit vollends. — Sehr eigenthümlich ist die Skizze „Ein Opfer der Ueberschätzung“, nur daß der Verfasser unseres Erachtens bedenklich auf die schiefe Ebene der Uebertreibung geräth und keineswegs die richtigen Consequenzen aus den Thatsachen zieht, die er mit großem Realismus erzählt. T—n.

Ein Familienzwist. Roman von L. Westkirch. Freiburg i. B. Kiepert u. v. Bolschwing. Dieser salonfähige Criminalroman macht insofern den Eindruck eines Anfängerwerkes, als sich zwar in der Wahl des Grundgedankens und in einigen treffenden Charakterstrichen ein poetischer Blick und Talent zeigen, dagegen wieder alle angeknüpften Fäden der Intriguen immer schnell der anscheinend ungeübten Hand entschlüpfen, so wie manche Personen in ganz verschwimmender Art charakterisirt sind. Einige Unwahrscheinlichkeiten kommen wohl auf dasselbe Conto. Besonderen Dank würde sich z. B. der Verfasser bei unsern „bedrängten Landwirthen“ erwerben, wenn er ihnen greifbar das famose Mittel angeben könnte, wodurch ein persönlich arg verschuldeter Gutsbesitzer ein völlig ertragloses, devastirtes Gut mit schlechtem Boden binnen wenigen Jahren dahin bringt, daß es durch reichen Ertrag ihn nicht nur wohlhabend macht, sondern auch in den Stand setzt, weitere ähnliche Güter anzukaufen, ohne doch die Goldrollen und Kassenscheinpäckchen aus dem Schubladen seines Schreibtisches herauszulocken. Diese pecuniäre Moral wäre jedenfalls werthvoller, als das zum Schluß angepriesene Mittel, Familienzwiste zu beseitigen, welches den Verwickelungen in der realen Welt gegenüber gar kein Mittel ist. v. S.

Digitized by Google

Inserate.

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule**, zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule**, zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von Henne-Doré Kreuzzüge. Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von Doré. 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Sensationelle Novität.

Memoiren der Königl. Preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine
Markgräfin von Bayreuth
Schwester Friedrichs des Grossen.
2 Bände. Illustrirt. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.
Zu beziehen vom Verleger
H. Barsdorf in Leipzig
u. d. alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten:

Spencer wider Kant.

Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus
mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip
von
A. Naumann.
Gr. 8°, geheftet, Preis 1 Mark.
Nur direct gegen Einsendung des Betrages zu beziehen von
Gräfius & Möller, Hamburg.
Verlag und Buchdruckerei.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639.

Von

Hans Blum.

8. Geh. Ladenpreis 5 Mark.

Eine culturgeschichtliche Erzählung im Style G. Freytag's und Scheffel's, welche bereits bei ihrem ersten Erscheinen im Feuilleton der Magdeburger Zeitung ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Zum ersten Male wird hier die nationale Politik und der durch diese bedingte, tragische Ausgang des deutschen Helden und Fürsten Herzogs Bernhard von Weimar in erzählender Form streng nach den Quellen dargestellt. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse sind mit größter Treue geschildert und eine Fülle humorvoller Gestalten und Scenen ist in den ernsten Zug der Haupthandlung ungezwungen eingestreut, so daß auch das Bedürfniß nach leichterer Unterhaltung seine Rechnung dabei findet.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 13 in Vorbereitung!

Ein Student der Lyoner Universität, der ein Semester auf einer deutschen Hochschule geweilt und das Baccalaureat sowie die licence-ès-lettres erworben hat, sucht in einer deutschen Universitätsstadt, wo er nebenbei seine Studien vollenden könnte, eine passende Stellung in einer Pension oder Familie. Er erbietet sich namentlich zum Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und macht nur bescheidene Ansprüche. Offerten unter **M. 32** an die Expedition der Gegenwart.

Soeben erschien bei **Julius Bohne** in **Berlin SW., Wilhelmstraße 35:**

„Urkunde der Wissenschaft."

Grundriß zur systematischen Encyclopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion.
Mit einem besondern Abschnitt:
Gesetz des Kreises
und einem Anhange:
Tabellarische Uebersicht der Kunstgesetze.
Preis 5 Mark.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

SEP 16 1885
Library

№ 35. Berlin, den 29. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Reform des Strafverfahrens und der Rechtssprache. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Pflanze und Thier. Von Ernst Voges. — **Literatur und Kunst:** Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Shakespeare in der höheren Töchterschule. Von Oskar Bulle. — Neue Aufschlüsse über George Eliot. Von Lector. — **Feuilleton:** Gerettet. Von C. Sahler. — **Aus der Hauptstadt:** Der Wiener Männergesangverein. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. —Inserate.

Reform des Strafverfahrens und der Rechtssprache.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Die Anträge der Abgeordneten Munckel und Reichensperger, welche sich auf die Wiedereinführung der Berufung beschränken, haben zu einem umfassenderen Projecte geführt, welches die Strafprozeßordnung in durchgreifender Weise zu reformiren gedenkt. Ob dasselbe im Augenblicke Aussichten hat, zu einer Realisirung zu kommen — es scheint nach den neuesten Beschlüssen des Bundesraths mehr als zweifelhaft —, bleibe dahingestellt, jedenfalls werden über kurz oder lang die gegenwärtig in der öffentlichen Discussion befindlichen Reformideen in der einen oder anderen Form Gestaltung erlangen.

Die Form, in welcher die Berufung eingeführt werden soll, ist Alles eher wie eine glückliche. Anstatt die Entscheidung über die Berufung besonderen Appellgerichten zu übertragen, sollen an den Landgerichten besondere Abtheilungen ins Leben gerufen werden, welche diesen Theil der Strafrechtspflege ausschließlich zu verwalten hätten, die sogenannten Berufungskammern. Dieselben werden am Sitze jedes Landgerichts aus fünf Mitgliedern desselben gebildet, während das Collegium der fünf Richter, welches bis jetzt die Strafkammer bildet, in Zukunft auf das bekannte preußische Dreimännercollegium reducirt wird. Das maßgebende Motiv, welches die Berücksichtigung dieses Systems veranlaßte, bildete der Kostenpunkt. Es ist erwogen worden, daß der Stand der deutschen Finanzen in der Gegenwart eine so erhebliche Mehrbelastung, wie sie mit der Einführung besonderer Gerichte verbunden wäre, nicht verträgt, und so hat man sich entschlossen, zu dem Systeme der Berufungskammern zu schreiten, welches ehedem in Frankreich eingeführt war, aber nach kurzer Zeit wegen der erheblichen Uebelstände abgeschafft wurde, die diese Institution zur Folge hatte. Dasselbe begegnet in Deutschland heftigem Widerstande, namentlich ist es der um die Entwickelung des Reichsrechts so hochverdiente sächsische General-Staatsanwalt von Schwarze, das langjährige Mitglied des Reichstags, an einer Fortsetzung seiner parlamentarischen Wirksamkeit leider durch Krankheit gehindert, welcher in energischster Weise die Einführung desselben und die Rückkehr zu dem überwundenen Dreimännergericht berüchtigten Andenkens bekämpft; ob der Erfolg freilich auch auf seiner Seite sein wird, muß mindestens als fraglich bezeichnet werden.

Einen zweiten Punkt der Reform stellt das System der Zeugenbeeidigungen dar. Nach geltendem Rechte bildet die Eidesleistung vor der Zeugenaussage die Regel, und nur aus besonderen Gründen soll dieselbe bis nach der Abgabe der Deposition verschoben werden. In der Praxis ist man mit diesem System mit Recht sehr unzufrieden. Man hat ihm das Wachsthum der Meineide zur Last gelegt und mit großer Energie verlangt, daß die Beeidigung regelmäßig nicht mehr vor, sondern nach der Abgabe des Zeugnisses stattfinden solle. Die vorgeschlagene Reform beschränkt sich auf ein Auskunftsmittel, welches eine treffende Illustration für das System der Halbheiten ist, das heute zu Tage eine so große Rolle spielt und weder bei den Anhängern des Voreides, noch den Freunden des Nacheides Beifall findet. Sie läßt den Voreid in denjenigen Ländern bestehen, in welchen er auch schon vor Einführung der Strafproceßordnung bestanden hat, während sie ihn in denjenigen Gebietstheilen durch den Nacheid ersetzt, welche letzteren schon vor dem 1. October 1879 kannten; abgesehen von allen sonstigen Mängeln und Fehlern unterliegt dieser Vorschlag dem Vorwurfe, die Rechtszersplitterung zu begünstigen und an Stelle des einheitlichen Rechts der Gegenwart die Rechtsverschiedenheit des bundestaglichen Elends herbeizuführen. Schon dieser Umstand genügt, um über ihn den Stab zu brechen und ihn absolut unannehmbar zu machen.

Die Einführung des Contumacialverfahrens bildet ein weiteres Glied in der Kette der Reformvorschläge. Unsere Strafproceßordnung, welche auf dem strikten Standpunkte des Mündlichkeitsverfahrens steht, hat nur bei den kleinsten Strafthaten eine Verhandlung in Abwesenheit des Angeklagten zugelassen, nämlich in Ansehung solcher Delicte, welche mit Einziehung, Geldstrafe oder Haft bedroht sind, bei Untersuchungen, welche voraussichtlich zu keiner härteren Strafe als sechswöchentlicher Freiheitsentziehung führen, kann das Gericht den Angeklagten auf seinen Antrag und aus besonderen Gründen, beispielsweise großer Entfernung, von dem Erscheinen in der Hauptverhandlung entbinden, eine Befugniß, von welcher ein nur geringer Gebrauch gemacht wird. Die Reformvorschläge in dieser Richtung führen für alle Verhandlungen, welche nicht zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören, die Statthaftigkeit des Versäumnißverfahrens ein und erweitern gleichzeitig die Befugniß des Gerichts dahin, daß es ihm fortan gestattet ist, in allen Strafsachen, mit Ausnahme der vor die eben genannten Gerichte gehörigen, den Angeklagten von dem Erscheinen in der Hauptverhandlung zu entbinden. Von hoher Wichtigkeit ist die Erweiterung des Personenkreises der eidesunfähigen Zeugen. Das geltende Recht ist in dieser Hinsicht sehr mangelhaft und läßt auch die Beeidigung solcher Zeugen zu, welche über Gegenstände Aussagen machen sollen, die ihnen zur Schande gereichen. Die Zwangslage, in die man hierdurch die Zeugen

Digitized by Google

versetzt, und die Begünstigung einer Eidesverletzung, welche durch dieses System indicirt ist, wie auch die ungünstigen Folgen der Geltung dieser Bestimmung, können eigentlich nicht bestritten werden. Die Abänderung der Strafproceßordnung bestimmt daher die Nichtbeeidigung aller Personen, welche über Gegenstände, die ihnen zur Schande und Unehre gereichen, als Zeugen vernommen werden. Eine Vermehrung der Machtbefugnisse der Staatsanwaltschaft bezweckt, unseres Erachtens mit vollem Rechte, die Bestimmung, welche die vorläufige Verhaftung eines Verdächtigen auf die Dauer von sechs Wochen gestattet, während bislang vier Wochen das Maximum in dieser Hinsicht ausmachten, eine größere Wirksamkeit der Freisprechung, welche in Folge der Wiederaufnahme des Verfahrens nach einem verurtheilenden Erkenntniß ergangen ist, die Norm, welche die Publication des Urtheils vorschreibt. Bisher war dies nur in viel beschränkterem Maße geltendes Recht. Weitere Punkte, auf die sich die Reform erstreckt, bilden die Bestimmungen über die Vermehrungen des Inhalts der Protokolle und über den Zeitpunkt, in welchem die Zeugen regelmäßig zu beeidigen sind, was fortan im Gegensatze zu dem bestehenden Rechte in dem Vorverfahren zu geschehen hat. Andere Projecte, welche aber noch mehr im embryonalen Zustand sich befinden als die eben erwähnten, beschäftigen sich mit der Reform der Schwurgerichte und des Zustellungswesens; bekanntlich genießen beide die Sympathie des Reichskanzlers in hohem Grade, welcher neben den verwickelten Fragen der auswärtigen Politik und den Problemen der Socialreform noch Zeit und Lust hat, seine Aufmerksamkeit dem Detail der juristischen Technik zuzuwenden. Dagegen scheinen die Mitglieder des Bundesrathes denselben weniger hold gesinnt zu sein, so daß für jetzt wenigstens ihre Realisirung sehr problematisch sein dürfte.*) Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Reformbedürftigkeit des Strafproceßgesetzes in vielen Punkten vorhanden ist, ob dieselbe aber gerade einen actuellen Charakter besitzt, dürfte wenigstens theilweise billig bezweifelt werden. Es wäre vielleicht besser gewesen, eine längere Zeit verstreichen zu lassen, während welcher alle Mängel des Gesetzes hervorgetreten wären, und sodann eine durchgreifende und umfassende Reform vorzunehmen, anstatt mit einer Flickarbeit zu beginnen, welche nur dazu führen kann und wird, nach einiger Zeit eine neue Flickarbeit nöthig zu machen. Es ist ein wahres Verhängniß des deutschen Rechtslebens, daß die Rechtscontinuität und Rechtsstabilität noch immer, und vielleicht heute mehr als je, zu den frommen Wünschen gehört.

Eine andere nicht minder wichtige Reform betrifft die deutsche Rechtssprache. Als vor nunmehr sechs Jahren die umfassenden Codificationen des deutschen Proceßrechts eine neue Aera der deutschen Rechtswissenschaft inaugurirten, wurde von vielen Seiten die feste Erwartung gehegt, daß nunmehr auch das deutsche Element in der Sprache des Rechtslebens etwas mehr als bislang zur Geltung kommen werde. Die gesetzgebenden Factoren hatten sich sorgfältig und eifrigst bemüht, an Stelle der dem Lateinischen oder Französischen entlehnten und eingebürgerten Ausdrücke die entsprechenden des deutschen Idioms zu setzen, soweit dies eben möglich war, ohne die Klarheit und Verständlichkeit des Begriffs zu ändern. Freilich stieß man dabei auf große Hindernisse und mußte mit den gegebenen Verhältnissen wohl oder übel rechnen. Im Jahre 1873 nahm man noch an dem Ausdruck Concursordnung Anstand und wählte statt dessen den Ausdruck: Gemeinschuldordnung für das deutsche Reich. Die späteren Entwürfe wollten aber von einer Gemeinschuldordnung so wenig etwas wissen wie von einem Gantgesetze, sondern blieben bei dem hergebrachten und allgemein verständlichen Ausdrucke Concursordnung. In anderen Punkten war man aber weniger ängstlich: man wollte nichts mehr hören von einem Parket, einem Staatsprocurator, einem Advocaten und einem Actuar, sondern begnügte sich mit der Staatsanwaltschaft, dem Gerichtsschreiber, dem Rechtsanwalt, man wußte nichts mehr von einem Criminalverfahren, von Assisen und von einer Jury, sondern kannte nur ein Strafverfahren, Geschworene und Schwurgericht u. s. w. Die sprachlichen Reformen dieser Kategorie sind außerordentlich zahlreich, am zahlreichsten im Gebiete der Civilproceßordnung, und ihre lückenlose Aufzählung würde engbeschriebene Seiten füllen, eine ebenso langweilige wie ermüdende Arbeit. Es läßt sich nicht behaupten, daß das löbliche Beispiel der Gesetzgebung seitens der mit der praktischen Handhabung der Gesetze betrauten Personen in dem wünschenswerthen Umfange Nachahmung gefunden hat. Wenn auch vereinzelt der Versuch gemacht wird, die deutsche Rechtssprache von den häßlichen Fremdwörtern zu reinigen, so haben sich doch im Großen und Ganzen die Zustände kaum gebessert, ja wir sind sogar der Ansicht, daß die Frequenz der Fremdwörter nicht ab- sondern eher zugenommen hat. Wir können den Vorwurf gegen unsere engeren Fachgenossen nicht zurückhalten, daß sie trotz der deutschen Ausdrücke der Proceßgesetze immer noch nach wie vor von denjenigen der früheren Gesetzgebung mit Vorliebe Gebrauch machen, es gilt dies insbesondere von den Juristen, welche in den Ländern leben, in welchen ehedem das französische Verfahren galt und das französische Civilgesetzbuch noch Gesetzeskraft besitzt. Es ist ja natürlich, daß die Macht der Amme Gewohnheit auch für die hier berührten Verhältnisse ein nicht zu unterschätzender Factor ist. Der Anwalt und der Richter, welche dreißig Jahre und noch länger genöthigt waren, sich der undeutschen Ausdrücke eines Gesetzes zu bedienen, welches nicht aus dem deutschen Volke hervorgegangen war, werden unwillkürlich auch dann zu den bisher gebräuchlichen Worten greifen, wenn dieselben durch schönere und bessere Ausdrücke des nationalen Idioms ersetzt werden. Dieser Umstand mag ja die häßliche Erscheinung zum Theil entschuldigen, allein er ist darum doch nicht im Stande, uns auch über die Bedenken hinwegzuhelfen, welche diese Sprachverfälschung hervorrufen muß. Das nationale Recht muß auch in der nationalen Sprache gesprochen und angewendet werden, und es ist ein schwerer Verstoß, es ist geradezu eine schwere Versündigung gegen den Geist der Nationalität, wenn man die guten deutschen Worte, in welchen das Gesetz seinen Willen einkleidet, durch unschöne Wortcombinationen der deutschen und fremden Sprache ersetzt. Tagtäglich können wir es hören, daß der Erlaß eines Desautheils beantragt wird, wenn man ein Versäumnißurtheil meint, daß man von dem Barreau spricht, wenn es sich um die Gesammtheit der Rechtsanwälte handelt, man redet von einem Falliment, einem Syndik, Concordat, Arrangement, einer Fallitmasse anstatt dem Concurs, Concursverwalter, Zwangsvergleich und der Concursmasse, man erhebt immer noch Opposition anstatt Einspruch und Widerspruch, man will eine Appellation anstatt einer Berufung, man spricht von einer Cassation, während man die Nachprüfung durch das oberste Gericht meint, ja man geht in sinnentstellender Weise so weit, das in letzter Instanz functionirende Gericht einen Cassationshof zu nennen. Der Gerichtsvollzieher muß es sich immer noch gefallen lassen, als Hussier titulirt zu werden, der Rechtsanwalt als Advocat, der Staatsanwalt als Staatsprocurator, nicht selten wird sogar der Amtsrichter zu einem Friedensrichter degradirt, in Elsaß-Lothringen macht man aus dem Gerichtsschreiber sogar einen Greffier u. s. w. in infinitum. Wimmeln die Vorträge und Schriften der rheinischen Juristen von französischen Ausdrücken, so dominirt in anderen Gebietstheilen die lateinische Bezeichnung in wirklich barbarischer Weise. Hier nimmt das Beweisinterlocut die Stelle des Beweisbeschlusses ein, der Referendar erhält nicht einen Auftrag, einen Thatbestand des Urtheils anzufertigen, sondern ein status rei wird ihm aufgegeben, der Rechtsanwalt bringt nicht die Einrede der Rechtshängigkeit vor, sondern die Exception der Litispendenz, er beantragt die Abweisung der Klage nicht wegen der Unzuständigkeit des Gerichts, sondern wegen der Incompetenz, nicht angebrachtermaßen, sondern die absolutio ab instantia, er will keine vorläufige Vollstreckbarkeit des Erkenntnisses, sondern die provisorische Executionsklausel, er vertritt auch keine bevorrechtigten oder absonderungsberechtigten Gläubiger, sondern privilegirte Creditoren und Separatisten, keine Aussonderungsberechtigten, sondern Vindicanten, er erwidert dem Staatsanwalt nicht, sondern er duplicirt, er macht

*) Die Reduction der Geschworenen ist vom Bundesrathe inzwischen angenommen worden.

Digitized by Google

keine Berichte und Mittheilungen, sondern Relationen und Communicationen. Der Gerichtshof erwägt und beschließt nicht, er considerirt und concludirt, er verweist nicht auf ein schon von ihm gefälltes Urtheil, sondern auf ein Präjudiz, und sehr gern übersetzt er die einfache und prunklose Bezeichnung das Gericht in ein volltönendes Collegium.

Man möchte sich mitunter bei solcher Sprache versucht fühlen, das zu thun, was Faust mit dem Texte des Neuen Testaments thut, nämlich diese Rechtssprache in unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Denn Deutsch kann man diesen Mischmasch von lateinischen, deutschen und französischen Worten, der sich in seiner Gesammtheit wie eine große Verballhornung ausnimmt, doch unmöglich nennen. Manchem wird es ziemlich gleichgültig erscheinen, ob die Behörde in diesen oder jenen Worten Recht spricht, er wird denken, die Hauptsache sei, daß überhaupt Recht gesprochen wird, das Andere sei Form und Name und deshalb „Schall und Rauch", und er wird den Verfasser vielleicht für einen Schrullenliebhaber halten, der in ausgesprochener Weise an „Teutomanie" oder einer ähnlichen Krankheit mit gleich schöner Bezeichnung leidet. Die Sache ist aber doch nicht so bedeutungslos, wie es für hochweise Herren wohl scheinen kann. Es ist nichts weniger als gleichgültig, in welcher Form der Rechtsgedanke zur Aeußerung kommt. Recht und Sprache sind gleichmäßig Schöpfungen des nationalen Geistes, sie bedingen einander, und der innerste Grund des Rechtsgedankens kann darum in zahlreichen Fällen nur aus der Analyse des sprachlichen Idioms gefunden werden, wie umgekehrt die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes nicht selten von der ersten Aeußerung der Rechtsidee bedingt ist. Aber auch ganz abgesehen von diesem Punkte, welcher dem Nichtjuristen vielleicht weniger einleuchtet und auch ohne Anführung detaillirter Beispiele nicht erwiesen werden kann, auch abgesehen davon ist die Ausbildung der Rechtssprache in der Richtung der allgemeinen Sprache von höchstem Werthe. Wir müssen immer einen Mangel an nationalem Selbstgefühle darin erblicken, wenn wir den juristischen mit französischen Ausdrücken angefüllten Jargon hören, mit Neid haben wir stets davon Notiz genommen, daß der französische Rechtsgelehrte sich mit größter Sorgfalt befleißigt, rein französisch zu sprechen und es so viel wie nur irgend möglich vermeidet, die Ornamentik lateinischer Ausdrücke anzuwenden. Es ist ja leider eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache, daß der deutschen Gesellschaft eine ganz lächerliche und oftmals geradezu alberne Sucht innewohnt, sich der französischen und englischen Sprache an Stelle des nationalen Idioms zu bedienen, allein wenn wir auch gegen diese Schwäche ziemlich machtlos sind, so dürfen wir doch verlangen, daß an der Stätte, wo das Recht unseres Volkes gehandhabt und gesprochen wird, auch die deutsche Sprache zu ihrem Rechte kommt. Zu welchem Zwecke haben denn die gesetzgebenden Factoren des deutschen Reichs eine so unendliche Mühe und Arbeit darauf verwendet, die großen Justizgesetze auch in eine ihres Inhalts würdige Form zu kleiden, wenn nach wie vor die Ausdrücke einer überstandenen Periode gebraucht werden sollen, welche nicht unserer Sprache angehören? Es ist hohe Zeit, daß in den Kreisen unserer Juristen eine Reaction, aber eine energische, gegen die Kokketterie mit der Ausdrucksweise der früheren Gesetzgebung eintritt, wenn nicht die deutsche Rechtssprache einem Zustande entgegengeführt werden soll, welcher es kaum mehr als gerechtfertigt erscheinen läßt, sie als deutsch zu bezeichnen.

Es wäre lebhaft zu wünschen, wenn dieser Mahnruf nicht ungehört verhallte, wenn er den Juristen Veranlassung gäbe, mit Peinlichkeit darauf zu achten, daß die Ausdrücke der deutschen Gesetze und nur sie gebraucht werden. Selbst wenn es den älteren Herren auch schwer fällt, gegen die Macht der Gewohnheit anzukämpfen, so muß es doch versucht und durchgeführt werden, denn die Pflicht gegen unsere Sprache erfordert es, die Pflicht der Erhaltung ihrer Reinheit und Unverfälschtheit, und wir zweifeln nicht, daß jeder unserer Fachgenossen bereit sein wird, im Interesse dieses hohen und heiligen Zwecks auch vertraute und liebgewordene Ausdrücke und Bezeichnungen fahren zu lassen.

Pflanze und Thier.

Von Ernst Voges.

Gesprengt sind die Fesseln, welche die Natur als zierliche Kelchblätter um die schwellende Knospe legte. Und daraus hervor quillt es in üppiger, duftiger Farbengluth: freudig begrüßt uns das schmucke Blüthenkind, die Rose. An ihrem schwankenden Zweiglein klettert eilfertig ein glänzender Käfer empor, um einzutauchen in die duftige Blüthenfülle. Da erfreut sich das Auge an zwei herrlichen Naturgebilden, die Jedermann als einen Vertreter des Pflanzenkreises und als einen Repräsentanten des Thierkreises kennt. Aber treten wir durch die Pforte ein in das Reich, zu welchem beide gehören, dann ist streckenweit der Weg ein gemeinsamer. Erst später gabelt sich die Straße in zwei Wege. Der eine führt zur Höhe des Pflanzenreichs, der andere, weit verschlungener und länger, ersteigt den Gipfel des Thierreichs. Ueberschauen wir von diesen ungleichen Höhen, die weit auseinander liegen, die vielgestaltigen Glieder der beiden Reiche, so scheint es, als seien sie leicht auseinander zu halten. Aber dorten in weiter Ferne, vor dem gemeinsamen Thor convergiren die Wege und laufen schließlich in einen zusammen. Und die Lebensformen auf jener Straße sind einander so ähnlich, daß eben die Grenze zwischen den beiden Reichen sich verwischte. Die Pforte aber, die ihnen gemeinsam ist, baut sich aus den Stoffen der unorganischen Natur auf. Pflanzen und Thiere sind aus Elementen des unorganischen Reiches gebildet. Unrichtig ist es jedoch, wenn man sagt, es seien Pflanzen und Thiere aus derselben Grundsubstanz hervorgegangen, was häufig noch, zumal in Lehrbüchern, zu lesen ist. Einen solchen Lebensstoff, aus welchem alle Organismen entstanden, kennen wir nicht. Ein gemeinsamer Ausgangspunkt für Pflanzen und Thiere in diesem Sinne existirt nicht. Vielmehr ist jene Grundsubstanz, welche man Protoplasma nennt, je verschieden. Verschieden für die einzelnen Pflanzen, verschieden für die einzelnen Thiere. Und sie muß es sein. Woher sonst die Mannigfaltigkeit der organischen Formen? Auf der Ungleichheit des Protoplasma beruht die Verschiedenheit der Lebensformen. Es ist nicht einzusehen, wie aus ein und derselben Grundsubstanz unter den gleichen Bedingungen verschiedene Lebewesen entstehen sollen. Uebrigens haben die Analysen des vermeintlich gleichartigen Grundstoffes gerade dessen Verschiedenartigkeit in der Zusammensetzung nachgewiesen.

Der Baustoff für die einzelnen Lebewesen ist also ungleich und dem entsprechend letztere ebenfalls. Eine andere Entscheidung ist nun die, welche der Organismen zu den Pflanzen und welche zu den Thieren zu stellen sind. Je mehr sich die convergirenden Bahnen aus den beiden Reichen näherten, desto schwieriger ward von jeher diese Entscheidung und schließlich ist es Sache der Uebereinkunft, was als Pflanze und was als Thier gelten soll. Daher wanderten denn auch die streitigen Formen von den botanischen Lehrbüchern in die zoologischen und umgekehrt, bis sie nach kürzerer oder längerer Wanderung endlich Unterkunft finden. Die Zeitdauer derselben hängt in der Regel ab von der zunehmenden Kenntniß des vagirenden Gastes, wenn man ihn auf Grund seines genauer ermittelten Verwandschaftsgrades zu dem einen oder dem andern Gliede der beiden organischen Formenreihen stellt. Der systembedürftige Mensch, der selbst seine lieben Mitmenschen nach Rang und Stand in vielerlei Klassen mit scharf umzogenen Grenzen bringt, bemüht sich vergeblich, solche respectirten Grenzen in die Natur zu tragen. Einmal hier, das andere Mal dort überspringt eine entdeckte Zwischen- und Uebergangsform keck die gewissenhaft umschriebenen Grenzen.

Um nun die strittigen Formen unterzubringen, errichteten Schleiden und hernach in umfassender Weise Häckel eine besondere Organismengruppe, die ersterer Protorganismen, letzterer Protisten nannte. Gleich wie der Kreis der Würmer, so gab die Gruppe der Protisten die Rumpelkammer ab, in

Digitized by Google

welcher Alles untergebracht wurde, was nicht deutliche Pflanzen- oder Thiernatur zeigte. Allein, oft gewährte diese Abtheilung den Organismen nur ein provisorisches Unterkommen, so lange, bis sie auf Grund ihrer erkannten Entwickelungsgeschichte von Neuem im botanischen oder zoologischen System auftauchten. So praktisch auch jene Vorschläge Schleiden's und Häckel's erschienen, so verdoppelten sich doch nur die Schwierigkeiten der Bestimmung, da nun die Entscheidung zu treffen war, ob Protist, ob Pflanze, ob Thier. Aus diesem Grunde ist die Dreitheilung des organischen Reiches aufgegeben.

Allerdings hat es nicht an der Aufstellung unterscheidender Merkmale zwischen Pflanze und Thier gefehlt. Allein, es gibt keine Stoffe und keine Eigenschaften, welche specifisch für die Pflanzen und für die Thiere sind. Und je geringer die Summe der Eigenschaften ist, welche der Organismus aufweist, desto schwerer fällt die Entscheidung. Die gewichtigsten Unterschiede liegen in der Art des Stoffwechsels. Die Pflanze wird zum chemisch-physikalischen Laboratorium, in welchem Stoffe und Kräfte gesammelt werden, deren sich das Thier als fertigen Materials bemächtigt, um ganz neue und höhere Lebenserscheinungen, frei von der Nothwendigkeit der elementaren Arbeiten, ins Dasein zu rufen. Die Pflanze ergreift die rohen, unorganischen Verbindungsformen im Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, um sie zu zersetzen und daraus neue organische Verbindungen, namentlich Kohlenhydrate, wie Zellstoff, Stärkemehl, Zucker und andere, sowie stickstoffhaltige Verbindungen, als Eiweiß, Käsestoff, Faserstoff und ähnliche zu gestalten. Mit diesem Proceß, der wesentlich ein Reductionsproceß ist, das heißt, in welchem jene unorganischen Verbindungen so zersetzt werden, daß Sauerstoff frei wird, verbindet sich zugleich die Anhäufung physikalischer Kräfte, insbesondere der Wärme, die vorzugsweise an die neu entstehenden kohlenstoffreicheren Körper gebunden wird. — Unsere Kohlenlager sind die aufbewahrte Sonnenwärme der Urwelt und nur deshalb können wir damit heizen. Der Lebensproceß des Thieres ist ein geradezu entgegengesetzter. Es ist ein Oxydationsproceß. Das Thier nimmt außer Wasser und Salzen organische Nahrung auf, jene Stoffverbindungen, welche die Pflanzen bereiten und die bei seinen verschiedenen Lebensthätigkeiten zur Oxydation, zur Verbrennung kommen. Die Pflanze häuft Wärme in sich an, kühlt ihre Umgebung ab — das Thier zerstreut die Wärme wieder, indem es dieselbe frei macht; es wärmt seine Umgebung und wird selbst ärmer an Wärme. Die Pflanze athmet Sauerstoff aus, das Thier nimmt ihn als nöthige Lebensluft auf. Im Thierkörper werden zusammengesetzte Stoffverbindungen zerlegt, wobei die bis dahin gebundenen Kräfte, entfesselt, sich in Wärme, Licht und Bewegung umsetzen. Allein prüfen wir daraufhin Pflanze und Thier im Einzelnen, so lassen uns die aufgeführten Unterscheidungsmerkmale im Stich. Von einer großen Pflanzengruppe, von den Pilzen ist bekannt, daß sie, wie jeder Schmarotzer, auf Kosten anderer leben. Sie überlassen die Arbeit ihrem Nährwirth und zehren von dessen organischer Masse. Sie nehmen wie die Thiere Sauerstoff auf, und geben Kohlensäure ab. Den Assimilationsproceß, in welchem die Pflanzen den Sauerstoff herstellen, kennen sie nicht. Uebrigens sind es die Pilze nicht allein, welche Sauerstoff aufnehmen. Auch ihre Genossen, die nicht schmarotzen, athmen ihn ein, und zwar in gewissen Lebensstadien, wenn ihre Lebensthätigkeiten den Höhepunkt erreichen, ganz besonders. Wenn im keimenden Samen das schlummernde Leben erwacht, wenn die Knospe sich zur Blüthe entfaltet, also in den Zeiten der Lebenserweckungen, dann ist es der Sauerstoff, der die Energie der arbeitenden Kräfte unterhält und als Folge des starken Sauerstoffverbrauchs, des lebhaften Verbrennungsprocesses beobachten wir an keimenden Samen und aufblühenden Knospen eine steigende Temperatur und beim Blätterpilz sogar Lichterscheinungen. Also genau dieselben Lebensäußerungen wie im thierischen Organismus. Und von den insectenfressenden Pflanzen wissen wir, daß sie sogar Fleisch als Nahrung aufnehmen. — Ein anderer Unterschied allgemeiner Natur liegt im Aufbau des Pflanzen- und des Thierleibes. Die Pflanzen sind aus fertigen Zellen aufgebaut. Diese Zellen sind vollständig individualisirt, so sehr, daß sich das ganze Leben an das Leben der einzelnen Zellen knüpft, und die Individualität der Zelle wird dadurch gewahrt, daß sie sich einkapselt, eine dickere oder dünnere Hülle von Zellstoff um sich herum absondert. Daher kann jede Zelle Nahrung aufnehmen, chemisch umsetzen, das Ueberflüssige ausscheiden, jede kann in sich Zellen bilden, die sich als Keime zu neuen Pflanzenindividuen zu entwickeln vermögen, das heißt, jede Zelle ist auch Fortpflanzungsorgan. Bei den Thieren ist die vollkommen entwickelte Zelle ohne Einhüllung, dafür treten viele Zellen mit Aufgabe ihrer Individualität zu besonderen Geweben zusammen, als Nerven, Muskeln, Epithel, Bindegewebe. Die Functionen der Nahrungsaufnahme, Umwandlung und Ausscheidung sowie der Fortpflanzung sind besonderen Organen zugewiesen, und es kommen noch zwei den Pflanzen fehlende Thätigkeiten: Nervenleben und Muskelbewegung hinzu. Indeß wir kennen sowohl einzellige Pflanzen als auch einzellige Thiere. Wie viel Algen und Pilze bestehen nicht aus einer einzigen Zelle und wie viel Urthiere übersteigen nicht den Formwerth der Zelle! Das sind Pflanzen und Thiere als Zellindividualitäten. Vergeblich suchen wir im Körper der Urthiere nach gesonderten Zellgruppen, nach besonderen Geweben, welche als Träger der Empfindung und Bewegung, der Ernährung und Fortpflanzung erschienen. Wie bei den Pflanzen jede einzelne Zelle, so verrichtet hier dasselbe der einzellige Organismus. Auch die ungeschlechtliche Fortpflanzung, tritt sie nun als einfache Theilung oder als Knospung auf, ist neben der geschlechtlichen Vermehrung sowohl im Pflanzen- wie im Thierreich verbreitet. Und die animalen Lebensthätigkeiten, die willkürliche Empfindung und Bewegung, deshalb animal genannt, weil sie charakteristisch für das Thierreich sind, bieten ebenso wenig ein unterscheidendes Kennzeichen zwischen Thier und Pflanze. Nicht bloß zeigen Thiere ohne Nerven und Muskeln willkürliche Bewegung und Empfindung, genau so wie ihre Gefährten mit Muskel- und Nervengewebe, nein, wir kennen auch zahlreiche Pflanzen, ausgerüstet mit demselben Vermögen. Die Algenspore bewegt sich frei im Wasser und das Polypenthier sitzt fest am Meeresboden! Aus diesem Grunde hielt man auch früher die Algenspore, weil sie sich willkürlich bewegte, für einen thierischen Organismus und die Polypenstöcke, weil ihnen die freie Bewegung abging, für Pflanzen, bis später die Entwickelungsgeschichte dieser absonderlichen Lebewesen ihre wahre Natur aufklärte. Der Schleimpilz, die einzellige Pflanze, und die Amöbe, dies einzellige Thier, vollziehen beide in der gleichen Weise den Ortswechsel durch Contractionen ihres Protoplasmaleibes, indem sie, gleichsam wegfließend, von der Stelle gleiten. Beide reagiren auf äußere Einflüsse, auf Licht- und Elektricitätseinwirkungen in derselben Art durch bestimmte Bewegungsäußerungen, indem sie sich zusammenziehen wie die Schnecke, wenn sie gereizt wird. Der pflanzliche sowie der thierische Organismus ist also empfindlich gegen Licht, trotzdem er keine Augen hat; er reagirt auf die leichten Blitzschläge, die in seiner Nähe das Lebensmedium durchzucken, obwohl ihm empfindsame Nerven fehlen. Berührt unser Finger die gelenkigen Blätter der Mimose, so schlägt sie, wie das verschämte Mädchen ihre Augenlider, ihre zarten Fiederblättchen nieder, um nach einiger Zeit sie wieder schüchtern zu entfalten. Aehnliche Reizbewegungen zeigen die Staubfäden und Narben mancher Pflanzen. Als erwiesen sie Höflichkeitsbezeugungen der farbenprächtigen Blumenkrone oder einander, so neigen sie sich auf Berührung und Erschütterung. Freilich ist es nicht die Etiquette, die gilt nicht in der Natur, sondern ein löblicheres Bewegungsmotiv: es sind Liebesannäherungen, welche jenen Bewegungen zu Grunde liegen und die dahin führen, daß der Blüthenstaub auf die Narbe gelangt, behufs nachheriger Fruchtbildung. Setzt sich zur Rast oder angelockt durch Duft oder Farbe ein Insect auf die Blätter der so unschuldig dreinschauenden insectenfressenden Pflanzen, dann schließen sich plötzlich die Blätter über den ahnungslosen Gast, der eingeschlossen bleibt, bis sein Innerstes aufgelöst, und nur das zerstückelte Körperskelett bleibt als häßlicher Leichnam auf der wieder geöffneten Blattbahre zurück.

Reizbewegungen nennt man diese und ähnliche im Pflanzenreich auftretende Erscheinungen. Es sind Bewegun-

Digitized by Google

gen, die ausgehen von den wechselnden, ihrem Wesen nach noch unerkannten Contractionszuständen des pflanzlichen Protoplasma und die nur dem Grade nach, nicht der Art, verschieden sind von jenen Bewegungsäußerungen auf äußere Reize, die wir bei dem Schleimpilze und im höheren Maße bei der Amöbe beobachten. Nennt man dies Vermögen, das bei den Pflanzen und den niederen Thieren nicht an das Nervengewebe gebunden ist, sondern an die Grundsubstanz, die ihre Körper alleinig ausmacht, Irritabilität, so ist das eigentlich nur ein anderer Ausdruck für Das, was wir sonst im Leben mit Empfindung bezeichnen. Gewöhnt, dieselbe in die nächste Beziehung zum Nervensystem als dem Träger derselben zu bringen, scheute man zurück, da von Empfindung zu sprechen, wo der Nerv fehlt. Allein, bei zahlreichen Lebewesen sehen wir Bewegung ohne Muskeln, Ernährung ohne verdauenden Leibesraum, Fortpflanzung ohne besondere Organe hierfür, weshalb sollten wir nicht auch da von einer Empfindung sprechen, wo ein eigenes Organ zu dem Zwecke fehlt? Erst auf höherer organischer Entwickelungsstufe tritt eine derartige Theilung der Arbeit ein, daß wir für jede Leistung ein besonderes Werkzeug erkennen. Die Empfindung übernimmt dann das Nervensystem mit seinen verschiedenen Endapparaten in der Form der Sinnesorgane.

Wie der Keim entwickelungsfähig im Samen schlummert, so liegt weit verbreitet das Empfindungsvermögen im organischen Reiche. Alle Sinnesarten sind vielleicht auf dasselbe zurückzuführen. Das Seh-, Gehör-, Geruchs- und Geschmacksvermögen wären dann nur vervollkommnete Stufen, wären die weitgehenden Differenzirungen des ursprünglichen, allgemeinen Empfindungs- oder Gefühlsvermögens. Wenn unvermittelt den Schleimpilz der Gerberlohe und den augenlosen, aber Gehirn besitzenden Regenwurm helle Lichtstrahlen treffen, so reagiren beide in derselben Weise darauf. Anscheinend unangenehm berührt, kriecht der Schleimpilz in seinen Lohhaufen, der Regenwurm in seine Röhre zurück, und sie führen insofern, menschlicher Meinung nach, zweckmäßige Reactionshandlungen aus, als sie, im Dunkeln Schutz suchend, der unangenehmen Einwirkung zu entgehen trachten. Wenn ferner das Zellprotoplasma der rankenden Pflanzen, der Staubgefäße und Narben gewisser Blüthen, der Blätter der fleischfressenden Pflanzen, das Plasma des Schleimpilzes und die lebendige Substanz der gewebslosen Urthiere bestimmte Reizbewegungen gegen Druck, gegen Elektricität und gegen Temperaturschwankungen zeigt, so dürfen wir sagen, jene Organismen empfinden diese Einwirkungen und drücken das durch ihre Bewegungen aus. Ob alle in annähernd gleichem Grade, ist eine andere Frage, die uns zunächst hier nichts angeht. Ausdrucksvoller kommen die Empfindungsäußerungen zur Erscheinung, sobald das allgemeine Empfinden sich in besondere Empfindungsarten auflöst. Mit dieser Theilung geht eine Localisation und eine höhere Leistungsfähigkeit Hand in Hand. Nicht mehr der ganze Organismus, sondern die einzelnen Sinnesorgane sind Träger der verschiedenen Empfindungen. Auf gewisse periphere Körperstellen, die je nach der Art der Sinnesempfindung als Nervenendigungen entsprechende Umbildungen erfahren, sind jene vertheilt. Tast- oder Gefühlsnerven übermitteln den Druck durch Berührung, Erschütterung, Temperatur oder Elektricität; Geruchs- und Geschmacksstellen nehmen die Einwirkungen riechender und schmeckender Stoffe entgegen; Gehör- und Sehregionen des Körpers empfangen die Schall- und Lichtwellen und lösen diese in Reactionsbewegungen aus.

Wir müssen es uns versagen, diesen Gedanken im Einzelnen auszuführen. Aber so viel ist klar, auch das Empfindungsvermögen bietet nicht, wie man lange geglaubt, die Scheidewand zwischen Pflanze und Thier. Und so mögen wir uns denn umsehen nach Unterscheidungsmerkmalen wie und wo wir wollen, so lange wir es mit höheren Organisationsformen des Pflanzen- und Thierkreises zu thun haben, sind dieselben leicht erbracht, sobald wir jedoch auf der Stufenleiter der organischen Entwickelung hinabsteigen, ermangeln sie. Das große Reich der Lebensformen gleicht einem Baume, der im unorganischen Reiche wurzelt, das ihm die Stoffe zum Aufbau und Leben gibt, der sich gabelt und dessen niedriger Ast in zahlreichen Verzweigungen die Pflanzenwelt, dessen höherer Ast im gewaltigen Zweiggewirr die Thierwelt vorstellt, während in den trockenen Zweigen zwischen dem grünenden Holze die ausgestorbenen Pflanzen- und Thierformen zu erblicken sind.

Literatur und Kunst.

Literarische Plaudereien.

Von Hieronymus Lorm.

Emile Zola hat schon vor längerer Zeit den Ausspruch gethan, das Kunstwerk wäre ein Winkel der Natur, durch ein Temperament angeschaut. („L'oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.") Wenn aber das Temperament gleichbedeutend mit Kunstbegabung ist und doch nichts weiter sieht als einen Winkel der Natur, so sieht es bloß einen — Winkel, den man anständiger Weise nicht näher bezeichnen kann.

Der Ausspruch Zola's kann nur mit einer uralten Anecdote verglichen werden. Eine Köchin hat zwei Pfunde Fleisch veruntreut und gebraucht ihrer Gebieterin gegenüber die Ausrede, die Katze hätte das Fleisch gefressen. Man bringt die Katze auf die Waage und es ergibt sich ein Gewicht von gerade nur zwei Pfunden. „Gut", sagt die Hausfrau, „diese zwei Pfund sind das gefressene Fleisch; wo aber bleibt nun die Katze?" Das Temperament oder die Kunstbegabung hat ein Stück Natur in sich aufgenommen und fällt gerade nur so schwer ins Gewicht wie dieses Stück Natur; wo bleibt nun das Kunstwerk?

Auch dieser halb lächerliche halb sinnlose Ausspruch Zola's hat in Deutschland Bewunderung gefunden, wenigstens hat man ihn erst jüngst wieder in einer Monatsschrift als Novität ausgegraben und in vielen Zeitungen wiedergegeben. Dennoch könnte seine Richtigstellung oder Charakterisirung in Deutschland überflüssig erscheinen, da wir ja keinen Producenten naturalistischer Romane haben. Allein wir sind bekanntlich die Nation, die, wie Heine sagte, heimlich Wein trinkt und öffentlich Wasser predigt. Wir ergötzen den deutschen Alltagsmenschen in Literaturgeschichten und Literaturkritiken mit den Ausbrüchen unserer sittlichen Entrüstung, und während wir dadurch eines wirklichen Romans, eines Romans für das männliche Geschlecht, eines nationalen Romans von künstlerischer Vollkraft gänzlich verlustig gehen, bezahlen wir vor lauter sittlicher Entrüstung, wie in Leipzig statistisch nachgewiesen wurde, so ziemlich die Hälfte des colossalen Honorars für „Nana".

Wir leiden in Deutschland an einer die Dichtkunst schwer beeinträchtigenden conventionellen Sittlichkeit, deren Hauptgebrechen darin besteht, daß sie für den geschlechtlichen Verkehr, statt ihn einfach der allgemein menschlichen Moral zu unterwerfen, einen specifischen Moral-Codex aufgestellt hat. Der geschlechtliche Verkehr kann ebenso wie der Handels- und Industrie-Verkehr von Verbrechen begleitet sein, die aber dann als solche zu behandeln sind, die das bürgerliche Gesetzbuch verdammt. Was dieses unbestraft läßt, das hat die Gesellschaft kein Recht, nach einem bloß conventionellen Sittengesetz zu verurtheilen. Ein ehebrecherisches Weib verdient die Galeere so gut wie der Einbrecher, keineswegs aber, weil es die gesellschaftlichen Conventionen verletzte, noch weniger weil es der Sinnlichkeit unterlag, sondern einfach deshalb, weil es wie der Einbrecher Raub und Zerstörung an dem heilig zu haltenden Eigenthum eines Andern begangen hat. Rechnet man dazu, daß noch eine Fülle anderer Verbrechen vorhergehen muß, Betrug, Lüge, Falschheit, Fälschung und Wortbruch, so hat man Anhaltspunkte genug zur Verurtheilung, ohne über die allgemein menschliche Moral hinaus eine specifische Sittlichkeit für den Geschlechtsverkehr decretiren zu

Digitized by Google

müssen. Pastoren aber und alte Weiber, theils in Unterröcken, theils in Salonröcken, construiren ein solches Extraordinarium der Moral auf der schiefen Basis, daß die Sinnlichkeit an und für sich schon die Unsittlichkeit wäre, obgleich die Sinnlichkeit jeglichen Natur- und Kunstgenuß in sich schließt und die hauptsächlichste Grundlage aller menschlichen Erkenntniß ist. Sie führt darum auch zu Combinationen socialer Verhältnisse, in welchen sich an ihr die ganze Scala der Poesie abspielt, einer reinen, unendlichen Poesie, die einzig und allein an der Sinnlichkeit Halt und Bestand hat. Uns Deutschen aber geht diese Poesie, deren naturgemäße Form der Roman wäre, spurlos verloren.

Allerdings bedarf die heranreifende Jugend des Schutzes vor solcher Poesie, weil ein zu früh entfachter Brand der Phantasie und der Leidenschaft geistiges und leibliches Verderben mit sich führt. Allein keine andere Nation als die deutsche gibt sich deshalb ganz und gar zur Kinderwärterin her und opfert diesem beschränkten Beruf die Entfaltung einer herrlichen Seite der Literatur. In Frankreich hat man pädagogischen Schutz für die Jungen und führt die Mädchen gebildeter Stände niemals ins Theater. Der jüngere Dumas hat bei seiner Antrittsrede als Mitglied der Akademie auf den ungeheueren Vortheil hingewiesen, der durch diesen Ausschluß der weiblichen Jugend vom Theater dem französischen Drama erwächst. In Deutschland gehen wir sämmtlich bewußt oder unbewußt als Pensionatsvorsteher ins Theater, und was wir als solche im Roman nicht billigen könnten, wird ohnehin nicht geschrieben, weil wir keine Bücher kaufen, sondern bloß die Blätter für höhere Töchterschulen abonniren. Weil wir aber gleichwohl ein Bedürfniß nach jener herrlichen von uns unterdrückten Seite der Literatur haben, zahlen wir dem Surrogat Zola seine ungeheuern Honorare. Wir haben Frankreich besiegt, das sich rühmte, à la tête de la civilisation zu marschiren. Wir haben ihm manchen festen Platz abgerungen, den Platz aber an der Spitze der Civilisation haben wir nicht erobert.

In Anbetracht nun, daß die Deutschen das Publicum des französischen Naturalismus sind, wäre die Richtigstellung und Charakterisirung des hier erwähnten Ausspruches für Deutschland keineswegs überflüssig. Ich unterlasse die bezügliche Erklärung, nicht wegen des zum journalistischen Gemeinplatz gewordenen Mangels an Raum, wo eigentlich der Mangel an Verstand abzubrechen nöthigt; ich unterlasse sie wegen der tiefen mich ganz erfüllenden Ueberzeugung, daß man mit dem Licht der Vernunft keine wohlthätige Feuersbrunst anstiften, die verrotteten Burgen bestehender Anschauungen und Vorurtheile nicht anzünden kann. Das Licht der Vernunft versteht es nicht wie das Kerzenlicht, die Mücken und sonstigen flatternden Insecten des Menschengeschlechtes an sich zu ziehen.

Es ist gerade die Zeit, in der man diese Mücken und Insecten in großen Massen schwärmen sehen kann, wenn man sich den richtigen Ort der Betrachtung wählt: den Badeort. Dabei muß man von den großen berühmten Modebädern mit der geräuschvollen Mannigfaltigkeit ihrer Gesellschaftskreise so ziemlich absehen. Denn dort singt Alles nach dem Tacte, den einzelne hervorragende Celebritäten angeben; ganz anders in kleinen unberühmten Badeorten, die erst nach einer Bedeutung streben und deshalb vorläufig die Anziehungskraft billiger Preise auf eine eigenthümliche kleine Menschenwelt ausüben. Ich denke dabei eines lieben Freundes, der erst das großweltliche Marienbad, später mit mir einen kleinen westdeutschen Badeort besuchte. Marienbad ist bekanntlich in zweifacher Beziehung bemüht, wohlthätig auf die Menschheit zu wirken: es soll schwache Augen stärken — und es soll starkes Embonpoint abschwächen. Dieser Doppelruf Marienbads bewog meinen lieben Freund, einen etwas zu lebenslustigen Professor, der an den Augen litt, das genannte Bad in Gesellschaft seiner etwas zu eifersüchtigen Frau zu besuchen, die sehr beleibt war. Nach einiger Zeit schrieb mir der Professor: „Die Wirkung Marienbads in beiden Richtungen ist merkwürdig! Meine Augen bleiben schwach, aber ich werde leider immer magerer; — meine Frau bleibt dick, aber sie gewinnt leider immer schärfere Augen."

Mit dem immer heiteren Manne traf ich in jenem westdeutschen Bade zusammen. Eine solche Seitengasse des großen Weltverkehrs, ein Bad, das noch keinen Ruf hat, bleibt von der pompösen Culturgeschichte unbeachtet, welche die Backen voll nimmt mit weltbewegenden Entdeckungen und ihren Consequenzen für das Massenleben in großen Städten. Die Romanschreiber ergänzen aber nicht, sondern schreiben bloß ab; sie fürchten, nicht realistisch genug zu sein, wenn sie schildern, was der Allgemeinheit noch nicht bekannt ist. Die Romane des „Krachs", die Romane des Badelebens, sie bringen nur, höchstens mit phantastischen Unwahrheiten ausgeschmückt, die Situationen und die Gestalten, die man genugsam aus den Correspondenzen und Anecdoten der Zeitungen kennt. Ach, wenn die Deutschen alle die Bücher, die sie nicht kaufen, auch nicht lesen würden, so wären sie die gescheidteste Nation der Welt!

In einem Badeort der erwähnten Art sammeln sich kleine wenig bemittelte Leute, welche, das ganze Jahr unter dem Druck ihrer Verhältnisse schmachtend, sich — für einige Zeit — den Anschein geben wollen, dem Kampf ums Dasein entronnen zu sein. Sie sind darum für einige Zeit sorglos, für einige Zeit vornehm, für einige Zeit gebildet. Was in der großen Welt Sitte und Unsitte ist, haben sie zwar nur aus dunkeln Gerüchten erfahren, ahmen es aber mit zweifelhafter Deutlichkeit nach. Das hauptsächlichste Gewicht legen sie auf die Kenntniß, nicht so sehr der Literatur, als des literarischen Zeitgeschmackes. Eine Dame, welche Charaden für eine Frauenzeitung verfaßte und eine goldene Brille trug, die ihr selbst ein charadenhaftes Ansehen gab, weil man nicht recht wußte, ob sie jung oder alt, ja ob sie wirklich ein Frauenzimmer, galt für sehr gelehrt und hielt dort völlig „Cercle". Sie flocht gern lateinische Floskeln in ihre Reden, und als ich eines Abends im Cursaal vor ihr stand und über das letzte Werk eines vor Kurzem verstorbenen Schriftstellers nicht allzu günstig urtheilte, sagte sie, ihre Brille mit zwei Fingern fester an die Augen drückend: „De mortuis non est disputandum." Ich bemerkte lächelnd, daß ich nicht ganz dieser Meinung sei, worauf sie mit einer herablassenden Verbeugung hinzufügte: „De gustibus nil nisi bene".

Der Professor hinter mir hielt sich die Seiten und ich deckte ihn mit meinem Leibe, damit man seine Bewegung nicht merke. Zum Glück konnte er sie in den Anschein eines freudigen Willkommengrußes verwandeln. Denn wir sahen plötzlich den guten Baron Sperber eintreten, der uns Beiden aus einer norddeutschen Klein-Residenz bekannt war und nun auch schon todt ist. Ich kann ihn gleichwohl nicht bei seinem wahren Namen nennen, und um so weniger, je wahrer das Charakterbild ist, das ich von ihm entwerfen kann. Er gehörte ebenfalls in die Literaturgeschichte, und zwar in eine noch nicht vorhandene und schwer zu schreibende, in die Geschichte des literarischen Kitzels und seiner Ohnmacht, in die Geschichte der vergeblichen literarischen Bestrebungen und eines bis zur Carricatur ausartenden unbefriedigten Ehrgeizes.

Reiche Leute, die Alles in der Welt besitzen und glücklich sein könnten, wenn sie nicht von jenem Ehrgeiz besessen wären, helfen sich dadurch, daß sie ihre schlechten Verse, Reisebeschreibungen und sonstiges Zeug auf eigene Kosten drucken lassen mit Hülfe eines verschwiegenen Verlegers, der großen Lärm von diesen Sachen macht. Bereitwillige Posaunenbläser in gefälligen Zeitungen finden sich auch dafür. Allein nach all' diesen Kunststücken bleibt die Seele des unglücklichen Dilettanten noch immer unbefriedigt; ihn selbst kann der Schein nicht täuschen, den er selbst hervorgerufen hat, und er fühlt nur zu tief, daß er nicht erreicht hat, was er wollte. Der Dilettantismus schließt Werther's Leiden in sich, denn er ist ja nichts als die hoffnungslose unerwiderte Liebe zu einer Lotte, die man Muse nennt.

Mein armer Baron Sperber hatte nicht einmal die scheinbare Genugthuung, Bücher drucken zu lassen, denn sein Ehrgeiz war auf das Theater gerichtet. Als Sportsman hatte er wirkliche Lorbeern errungen in der Gestalt, in der sie auf diesem Gebiete vertheilt werden; seine Pferde hatten ihm große Summen gewonnen. Sie konnten nicht dazu verwendet werden,

Digitized by Google

Hoftheater-Directoren zu bestechen. Eine hippologisch-mythologische Tragikomödie war es besonders, die er gerne mit fabelhaft glänzender und origineller Ausstattung auf die Bühne gebracht hätte, und er konnte nicht begreifen, warum zuletzt sogar die Vorstadttheater ein ohne Zweifel so gewinnbringendes Spectakelstück ablehnten.

Es führte den Titel: „Phöbus Apollo oder das Trabrennen mit dem Sonnenwagen", und ich erinnere mich, daß neben den Göttern auch sterbliche Menschen in dem unsterblichen Werke auftraten, unter Andern ein Jüngling, der sich dem unvermeidlichen Tode geweiht glaubt und eine überaus pathetische Abschiedsrede an die Geliebte, die ihn nicht überdauern will, mit den Worten schließt: „So stirb und — lebe wohl!" Wenn man auf einem verborgenen Plätzchen, wo rings kein Vogel, nicht einmal ein Spatz zu sehen ist, Futter ausstreut, so gewahrt man bald mit Erstaunen, in wie weite Ferne die Lockung auf den Instinct gewirkt haben muß. Denn unvermuthet und fabelhaft bald schwirren die gefiederten Bewohner der Lüfte herbei und werfen sich auf die beglückende Nahrung. Ein solcher Instinct mußte es gewesen sein, der den Baron Sperber gebieterisch nach dem kleinen Badeorte getrieben hatte. Nur unter den Menschen, die sich hier versammelten, konnte seine immer hungrige Eitelkeit einige Befriedigung erwarten. In diesem Kreise wurde nicht von den Skandalen in der vornehmen Welt, nicht von Moden, nicht von Reisen und von keinem kostspieligen Luxus irgend einer Art gesprochen. Zu stark machte sich das Bewußtsein geltend, daß man hierin nicht competent war und Jeder sich leicht vor einem Andern hätte blamiren können. Man sprach deshalb ausschließlich von Literatur und fühlte sich dadurch zugleich weit erhaben über die weltlichen Gegenstände, von denen man nicht zu sprechen vermochte. Wenn ich die Namen ändere, so brauche ich weiter aus den Typen eines bisher wenig beachteten Gesellschaftskreises, der nur in kleinen, erst auftauchenden Badeorten vorkömmt, kein Geheimniß zu machen. Ich beschränke mich aber, um kein Buch zu schreiben, auf wenige Gestalten.

Ein im Manufactur-Geschäft thätiger Jüngling hatte vor Kurzem eine reiche Erbschaft gemacht und suchte in diesem Bade, nachdem er bisher die Füße ausschließlich unter den Comptoirtisch gesetzt hatte, seine ersten Sporen als Lebemann zu verdienen. Er schrieb sich als Banquier ins Fremdenbuch, als Banquier Schimmelburg, und es bedurfte einiger Zeit, bevor er sich in den Gesprächen mit dieser literarischen Badewelt von einer wortkargen Verlegenheit befreite. Als er endlich Muth gewonnen, erzählte er von der großen Bibliothek, die er von seinem Vater geerbt hatte und rühmte sich, daß er sie nicht nur nicht verkaufte, sondern auch einen Mann aufgenommen hätte, um sie zu lesen. Diese Aeußerung ging besonders der Frau Steinwag zu Herzen, einer wohlconservirten Dame, die noch hübsch zu nennen war, sich aber dadurch fast unerträglich machte, daß sie eine ältliche Tochter mit sich führte. Diese war mindestens fünfunddreißig Jahre alt und ledig gebliebene Frauenzimmer in diesem für sie bereits respectablen Alter neigen immer zur Bosheit, vorausgesetzt, daß sie noch Anspruch darauf machen, zu heirathen und nicht durch hohe Bildung oder durch Herzensschicksale längst schon zu einer freiwilligen Entsagung in dieser Beziehung gekommen sind. Fräulein Steinwag war Aquarell-Malerin, und man weiß, daß in neuerer Zeit die Kunst in den Händen heirathsfähiger Mädchen — eine ganz besondere Kunst ist. Sie ist die Kunst — versäumte Erziehung, vernachlässigte Bildung des Charakters und des Geistes durch den Pinsel oder die Claviertaste zu ersetzen. Dazu kommt noch einige Kenntniß fremder Sprachen, während man in der eigenen gar nichts zu sagen weiß. Mir fällt dabei immer ein alter Berliner Spaßmacher ein, welcher in Beziehung auf die „Töchter gebildeter Stände" einmal sagte: ihre Musik klinge nicht gerade englisch und ihr Englisch nicht wie Musik.

Von der modernen Literatur hatte Fräulein Steinwag eine sehr geringschätzige Meinung. Sie äußerte dem Baron Sperber gegenüber: die Feder wäre die Clavierseuche der Herren, und sagte von jedem modernen Schriftsteller, den der Baron erwähnte, dieser Autor gehöre zu den „neuen Classikern". Man wußte nicht, ob dies aus Unwissenheit oder aus Ironie geschah. Jedenfalls war das Fräulein sehr verbittert und warf giftige Blicke auf einen zierlichen Backfisch, der eifrig mit dem jungen Schimmelburg plauderte. Diese Blicke gaben dem Baron die Richtung, wohin er sich zu wenden hätte. Die Kleine sprach ebenfalls von Literatur, und wir erhaschten die Aeußerung: „Ich liebe Schiller sehr, er schreibt mit so schönen Citaten".

Eine nähere Forschung nach dem Sinn dieses merkwürdigen Satzes brachte uns von den holden Lippen die Aufklärung, daß ja zum Beispiel: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Schiller schon bekannt gewesen wäre, und daß er sogar den Lieblingsspruch des Fräuleins „O daß sie ewig grünen bliebe" ꝛc. freundlich in seine Werke aufgenommen hätte.

In dieser Gesellschaft fühlte sich Baron Sperber sehr wohl, weil er sie leicht zu der Bereitwilligkeit stimmen konnte, seine große Tragikomödie mit vertheilten Rollen vorzutragen. Ich müßte aus dem Rahmen einer Plauderei heraustreten, um das Schicksal dieser Vorlesung und die ferneren literarischen Abenteuer des Barons Sperber mitzutheilen. Nur aufmerksam wollte ich machen, daß es für den Roman- und Culturgeschichtsschreiber noch unbeachtete Stätten gibt, die für Beide fruchtbar genug wären. Man hat ein Recht, unter dem Wust neuer Erscheinungen nach solchen zu greifen.

Auf großes Lob für künstlerische Begabung wollte Fanny Lewald gewiß nicht Anspruch erheben, als sie sich entschloß, ihre „kaleidoskopische Erzählung in sechzehn Briefen", eine Bezeichnung, die von Selbstkritik zeugt, unter dem elegischen Titel: „Im Abendroth" zu veröffentlichen.*) Fanny Lewald war von jeher eine durchaus verständige Schriftstellerin, und man könnte es für Prädestination halten, daß sie in der Stadt Kant's geboren und erzogen wurde, Kant's, der dem Verstande gegenüber den Ideen der reinen Vernunft die entscheidende Stimme innerhalb der gesammten Welt der Erfahrung verliehen hat. Die Welt der Erfahrung wird aber vom modernen Geschmack als alleiniger Schauplatz für den Roman auserkoren, was freilich voraussetzt, daß sich der Roman vom Kunstwerk in der intimsten Bedeutung des Begriffes immer mehr loszulösen hätte.

Großer Verstand kann im praktischen Leben, in der Welt der Erfahrung Demjenigen, der ihn besitzt, sogar den Anschein von Eigenschaften geben, die ihm fehlen. In der Kunst jedoch ist bloßer Verstand, er mag noch so uneingeschränkt sein, an und für sich eine Beschränktheit; immer kommt ein Moment, in welchem unerläßlich die Flügel der Poesie angesetzt werden müßten, um den Gegenstand weiter zu bringen bis in die Sphäre, in die man bewußt oder unbewußt durch das Fabuliren versetzt werden will.

Fehlen der Erfindung jene Flügel, so fehlt ihr auch meistens schon die Spannung, und weil in Deutschland so viele Romane ohne poetische Erfindung und folglich ohne Spannung geschrieben werden, so hat man das deutsche Publicum, das fast so geduldig ist wie sein Papier, zu gewöhnen gewußt, an der Stelle des spannenden den bedeutenden Roman in Empfang zu nehmen, ja sogar auf die Spannung als auf ein untergeordnetes und selbst gemeines Motiv künstlerischen Schaffens herabzusehen. Spannung kann jedoch im Roman nur dort entbehrt werden, wo er nicht das Epos der Begebenheiten, sondern die Darstellung von Zuständen ist, die an und für sich wohlig anmuthen und keine darüber hinausreißende Handlung, vielmehr ein ruhiges Verweilen wünschenswerth machen. So hat Walter Scott durch die bezaubernde Verlebendigung historischer, die Dorfgeschichte durch den reizenden Aufbau ländlicher Zustände die Spannung entbehrlich gemacht. Wo ein solcher Ersatz nicht waltet, da hat man das Recht, zu fragen, was in aller Welt einen Leser zwingen soll, Blatt nach Blatt eines Romans umzuschlagen, wenn es nicht die ganz gemeine Neugier ist, wie die Geschichte weitergehen wird. Langweilige Romane ohne

*) Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Digitized by Google

Spannung sind bloß in Deutschland, wenn sie von namhaften Autoren herrührten, mit dem Ehrendiplom der „Bedeutung" ausgezeichnet worden.

Auch Fanny Lewald hat nicht spannende Romane geschrieben, aber sie hat gleichwohl wie kaum eine andere deutsche Romanschriftstellerin gefesselt, interessirt, unterhalten und bis zu der Grenze, wo das Kunstwerk anfangen sollte, vollauf befriedigt. Dies war die Wirkung ihres großen Verstandes, welcher sie bei der Wahl des Zuständlichen in ihren Romanen leitete. Immer wußte sie Verhältnisse und Gestalten aus der modernen Gesellschaft vorzuführen, bei denen sich mit Vergnügen verweilen ließ, auch wenn eine fortschreitende Handlung von sich steigerndem Interesse nicht vorhanden war. Ganz denselben Vorzug, mit Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit bis an die Grenze zu geleiten, wo das Kunstwerk anfangen soll, besitzt die genannte „kaleidoskopische Erzählung", und sie läßt das Künstlerische um so weniger vermissen, als ihr hauptsächlichster Inhalt gerade nur zu einem unterhaltenden Feuilleton Stoff bieten würde.

Dieser Inhalt ist die Lebensgeschichte eines russischen Generals, der Brinkhof genannt wird. Im Mittelpunkte steht der Czar Nicolaus, dessen gewaltthätige Willkür und rücksichtslose Despotie, womit er selbst in das Privatleben eingriff, in der That eine Fundgrube origineller Begebenheiten bilden können. Brinkhof wird gezwungen, ein vermögensloses und verblühtes Mädchen zu heirathen und zuletzt dadurch belohnt, daß er im Alter die inzwischen natürlich auch gealterte Jugendgeliebte bekommt.

Das Büchlein ist der ganzen gebildeten Gesellschaft zu empfehlen, und wenn eine Dame Vormittags auf dem Sopha sitzt, um Besuch nach Besuch zu empfangen, so liest sie das angenehme Geplauder in den Zwischenpausen ohne das geringste Bedauern, immer wieder in der Lecture unterbrochen zu werden. Denn es ist eben keine Spannung vorhanden, die man ungern fahren ließe, sondern ein Gemisch von Betrachtungen, die man gleichgültig abbrechen und wieder aufnehmen kann. Allein diese mannigfachen Reflexionen über Badeleben, Musik, Frauen-Emancipation, französische Romane sind überaus unterhaltend, obgleich und weil sie größtentheils zum Widerspruch anregen. Daß sich der Mangel an künstlerischer Hoheit auch als Mangel an Geschmack in kleinen Einzelheiten fühlbar machen kann, darf nicht verschwiegen bleiben. Die Verfasserin erzählt in erster Person, sie geht von ihrem „Ich" aus. Dies ist im Roman nur dann erlaubt, wenn das Ich ebenso imaginär gestaltet wird als die Personen, mit denen es in Berührung kommt. Wenn sich aber das Ich von den erfundenen Figuren Complimente und Schmeicheleien sagen läßt, die sich wie hier auf das reale Ich der Frau Fanny Lewald-Stahr beziehen, so hat sich diese auch die Complimente und Schmeicheleien selbst erfunden, ein Zug von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, der nicht angenehm stimmt.

Indessen der pikante feuilletonistische Inhalt wird das Buch gewiß in Mode bringen. Es schließt nach der zweiten Heirath Brinkhof's mit den schönen Worten: „Die frühe sich verloren hatten, begegnen sich im Abendschatten und gehen Hand in Hand zur Ruh' —". Freilich hilft dies melodische Wort nicht ganz. Denn der Leser, z. B. der Schreiber dieser Zeilen, ist so schrecklich frivol, daß er das Buch mit der Bemerkung zuschlägt: „Der arme General Brinkhof! Er hat lauter alte Weiber zu heirathen!"

Shakespeare in der höheren Töchterschule.

Von Oskar Bulle.

Die nachstehende Abhandlung dürfte nicht so rein pädagogischen Inhaltes sein, als ihre Ueberschrift vermuthen läßt. Auf keinem anderen Gebiete wird die Einmischung der „Laien" von den „Fachmännern" so energisch zurückgewiesen, wie auf dem der Erziehungskunst, und ich möchte mich als pädagogischer Laie doch von vorneherein nicht einer etwaigen, „vom wissenschaftlichen Standpunkte aus" apodiktisch gegebenen Abfertigung aussetzen. Deshalb ziehe ich es vor, die Frage, die mich heute beschäftigt, mehr im literarischen Sinne zu lösen und, allgemeine Erörterungen bei Seite lassend, nur an ein mir vorliegendes Beispiel einige Betrachtungen über das obengenannte Thema zu knüpfen.

Jene Frage ist allerdings auch für die Nicht-Pädagogen von tiefer Bedeutung. Sie lautet: In welcher Weise wird unsere Jugend am sichersten zu einem unbefangenen Genießen der literarischen Kunstwerke aller Zeiten und Völker und zu einem gesunden Urtheilen über dieselben herangebildet? Es leuchtet Jedem ein, daß die Beantwortung stets mehr eine Sache der Praxis als der Theorie sein muß und daß es hauptsächlich von der Individualität des Lehrenden, von seiner eigenen Befähigung zum Genießen und Urtheilen und von dem Grade seiner Mittheilsamkeit den Schülern gegenüber abhängt, ob die Letzteren stumpfsinnig oder empfänglich an die großen Literaturwerke herantreten. Aber auch die ausgeprägteste Individualität des Lehrenden kann sich doch nie von der geistigen Richtung gänzlich emancipiren, welcher die gesammte Pädagogik seiner Zeit unterliegt, und kann sich nie von Grundsätzen und Regulativen ganz frei halten, die ihm von seinen eigenen Lehrern oder auch von seinen Vorgesetzten und Collegen als die einzig praktischen und wahren hingestellt werden. Ueber diese Grundsätze nun, die heute in unseren höheren Schulen hinsichtlich der literarischen Ausbildung unserer Jugend maßgebend sind, hört man vielfache und, wie mir scheint, nicht ungerechte Klagen. Es herrscht in der That in unseren Gymnasien und höheren Töchterschulen ein Formalismus, der das Studium der griechischen und römischen Meisterwerke zu einem rein philologischen, und das der großen Erzeugnisse aus den neueren Literaturen zu einem lediglich historischen gestaltet. Die Männer, welche unserer Jugend auf diesen Gebieten Führer sein sollen, fassen, begünstigt durch die Art unseres Universitätsstudiums und durch Vorschriften, welche doch auch nur von Ihresgleichen aufgestellt wurden, ihren Beruf so auf, daß sie in erster Linie als Gelehrte, in zweiter erst als Lehrende wirken. Als ob Deutschland ein neues Alexandria wäre, als ob unsere Knaben alle zu Bibliotheksassistenten erzogen werden müßten!

Es gibt wenige Pädagogen, welche begeistert genug sind, ästhetische Ziele bei der Anleitung zum Studium der Literatur im Auge zu behalten und hierdurch der rein formalen Ausbildung ein wirksames Gegengewicht zu gewähren. Da sie für die ins Auge fallenden Schaustellungen der Dressur, die Examina, meistens nicht viel reelle Resultate aufzuweisen haben werden, leidet ihre Stellung und ihre Carrière unter ihrer Begeisterung für die Sache; und warum sollte man heutzutage noch für seinen Idealismus büßen! Andererseits entspringt aber auch aus der Begeisterung selbst eine nicht gering zu achtende pädagogische Gefahr. Denn jede Begeisterung, die danach strebt, sich auch auf Andere zu übertragen und sich aus einem stillen, auf dem individuellen Empfinden beruhenden Eindruck in eine laute Lehre umzuwandeln, fängt an, doctrinär zu werden und also ebenfalls in einen gewissen Schematismus zu verfallen. Der Schüler soll sich nun ganz auf dieselbe Art und Weise, wie der Lehrer es that, für das Kunstwerk erwärmen, soll genau in allen seinen Empfindungen und Gefühlen mit dem Lehrer Schritt halten und soll schließlich Wort für Wort das ästhetische Urtheil bekennen, zu dem der Lehrer gelangte. Dieser Despotismus in den Empfindungen und Anschauungen ist in der That eine Kehrseite der ästheti-

Digitized by Google

schen Erziehung und rächt sich, sobald des Schülers Geist zu selbstständigem Leben erwacht, durch die Lächerlichkeit, welcher des Lehrers einseitige und dabei doch herrschsüchtige Begeisterung verfällt.

Einen solchen Despoten des Geschmackes habe ich kürzlich kennen gelernt in dem Verfasser eines bei Julius Klinkhardt (Wien und Leipzig) erschienenen zweibändigen pädagogischen Werkes: „Einführung in das Studium der Dichtkunst". Derselbe, Herr A. Goerth, Director der höheren und mittleren Töchterschule in Insterburg (Ostpreußen), zählt sich auf das ausdrücklichste zu den Pädagogen, welche in ihrem Unterrichte das Princip festhalten, daß der Schüler „aus dem stofflichen Genusse dichterischer Kunstwerke zu rechter Erkenntniß des Schönen, zu einem feinen ästhetischen Urtheile" sich zu erheben vor Allem lernen müsse. Er versäumt nicht, uns dies in mehreren Vorworten und Einleitungen sowie in zwei furchtbar weitschweifig geschriebenen ästhetischen Abhandlungen, die er dem ersten Bande beifügt, immer wieder zu versichern, und legt seinem Werke sogar eine reformatorische Bedeutung für die künftige Literaturgeschichtsschreibung bei. „Nach seines Schiller's erhabener Anleitung wirft er seine Ideen schweigend in die unendliche Welt und hofft, daß der ruhige Rhythmus der Zeiten die Entwicklung bringen werde."

Wenn ein Buch von vorneherein mit solchem Selbstbewußtsein in einer Frage auftritt, an deren Lösung bisher Generationen sich vergebens abgemüht haben, verlohnt es sich wohl schon aus Interesse für die Sache, es einer näheren Prüfung zu unterziehen. Ich habe mich deshalb mit vielem Eifer an die Lectüre gemacht und dieselbe mit gewaltiger Ausdauer bis zum letzten Worte durchgeführt. Nicht gering war diese Mühe, denn schon die Anlage des Werkes, noch viel mehr aber die Ausführung sind von einer Breite und Weitschweifigkeit, die alle Grenzen übersteigen. Als ein Musterbild schulmeisterlicher Geschwätzigkeit und Pedanterie, wie man sie in unserer raschlebigen Zeit kaum noch für möglich hält, würden die zwei Bände schon hinsichtlich ihrer Sprache eine Beachtung als Curiosität verdienen; als ein deutliches Beispiel aber für die Einseitigkeit und den Formalismus, zu welchem unsere Pädagogen gelangen können, selbst wenn sie in „ästhetischer Begeisterung" ihren literarischen Stoff umfassen, möge ihr Inhalt uns gelten.

Ich muß mich natürlich begnügen, nur einige besonders frappirende Partien aus dem stoffreichen Werke herauszugreifen und zu besprechen, und habe dazu das Urtheil des Verfassers über einige Shakespeare'sche Stücke ausersehen. Vorher will ich jedoch, um meine Leser zu orientiren, eine Uebersicht über das Ganze geben.

Dem ersten Bande („Das Studium der Lyrik") sind zwei Aufsätze: „Künstler und Dilettant" und „Ueber die Ausbildung des ästhetischen Urtheils" vorausgeschickt, in welchen der Verfasser seinen ästhetischen Standpunkt in wissenschaftlicher Weise rechtfertigt und das Verfahren, welches er bei der Betrachtung von literarischen Kunstwerken eingeschlagen wissen will, ausführlich begründet. Diese Aufsätze würden, obschon sie eigentlich keine neuen Ideen entwickeln, sondern im Ganzen nur Schiller's Bemerkungen über die ästhetische Erziehung verarbeiten, doch immerhin lesenswerth sein und fruchtbar wirken können, wenn sie nicht allzu breit geschrieben wären. Auf etwa 60 Seiten wird entwickelt, daß das Künstlerthum in der Idealisirung des Stoffes besteht und daß eine wahre Auffassung und Begreifung des Kunstwerkes ohne den Enthusiasmus, der dem Künstler nachzufühlen sucht, nicht möglich seien. Alsdann schreitet der Verfasser zur Lösung der Aufgabe, jenen Enthusiasmus übertragbar zu machen, d. h. durch die Analyse einzelner hervorragender Kunstwerke das Wesen ihrer Schönheit darzulegen. Ich muß gestehen, daß er bei der Betrachtung der Lyrik sehr geschickt und zweckmäßig vorgegangen ist, und daß in Folge dessen der erste Band ein abgerundetes Bild von den lyrischen Schöpfungen enthält. Durchaus mißlungen scheint mir aber an vielen Punkten die Entwickelung der Kriterien für ein echtes lyrisches Kunstwerk zu sein. Der Subjectivismus des Autors bricht sich hier in Begründungen Bahn, die nothwendigerweise das Urtheil des Lesenden, und noch viel mehr das eines Schülers, bloß zu übertäuben im Stande sind, anstatt es heranzubilden. In geradezu apodiktischer Weise fällt der Pädagoge hier oft seine Entscheidungen: das ist elende Reimerei, jenes ist ein Kunstwerk! ohne daß wir aus den vielen Worten, die er dann zur Motivirung beifügt, den eigentlichen Grund herausfinden. Er liebt es auch hier schon, den Inhalt der Gedichte in Prosa wiederzugeben, um alsdann an seiner Paraphrase den Werth oder Unwerth des Werkes zu prüfen. Dieses letztere Verfahren wirkt zuweilen geradezu empörend, denn aus dem Brei, zu welchem das Kunstwerk zerstampft wird, nimmt sich nun der Erläuterer gerade das heraus, was ihm zur Begründung des Eindrucks, den er erhielt, für nothwendig erscheint. Obgleich sich der Verfasser einmal selbst sehr heftig dagegen ausspricht, daß man die Schüler ein Kunstwerk derartig zerpflücken und in ihren Ideenkreis herabziehen lasse, ertappen wir ihn doch auf jeder Seite über demselben Vergehen. Wo bleibt da eine wirkliche Analyse, ein Gegenüberstellen und Hervorheben der wesentlichen Eigenthümlichkeiten des gerade vorliegenden Werkes?

Dieses Verfahren des Paraphrasirens der Dichtungen zeigt seine völlig unpädagogische, das Urtheil des Hörers wohl gefangennehmende aber nicht bildende Wirkung noch mehr als in dem „Studium der Lyrik" in dem zweiten Theile des Werkes, in dem „Studium der Dramatik".

Wieder ist hier zunächst ein langes Vorwort, in welchem uns der Verfasser versichert, daß er es gründlich verstehe, auf der Basis seiner „eingehenden philosophischen und ästhetischen Studien" die „Jünglinge und Jungfrauen" (denn für solche schreibt er) in die Tiefen eines dramatischen Werkes zu führen, und wieder findet sich alsdann eine lange Einleitung, in welcher das Wesen und der Bau des Dramas im Allgemeinen erörtert wird. Der hieran sich schließende Inhalt des Werkes zerfällt in zwei Theile: „Das Studium der Tragödie" und „Das Studium der Komödie" und besteht aus Paraphrasen einzelner hervorragender Werke und Bemerkungen über diese Paraphrasen, nicht etwa über die Werke. Ich gehe an dem „Studium der Tragödie" ebenso rasch vorbei, wie oben an dem „Studium der Lyrik", ohne hierdurch jedoch meine Zustimmung zu dem Inhalte ausdrücken zu wollen, und eile zu dem Theile des Werkes, welcher mich am meisten — entsetzt hat.

Dieser Theil hat folgende bezeichnende Einleitung: „Um die überschwenglichen und ganz unbegründeten Urtheile über den Kunstwerth der Shakespeare'schen Komödien zu prüfen, wollen wir ein paar seiner Lustspiele in unserer Weise ganz vorurtheilsfrei besprechen. Wir stellen uns dabei nicht auf den historischen Standpunkt, sondern beurtheilen das Stück zunächst nach unserem Geschmack, den wir durch die Ideen unserer Zeit und jene oben bezeichneten Studien sorgfältig gebildet haben. Darnach mögen literarhistorische Betrachtungen ihren Weg finden." — Der Verfasser betrachtet zunächst „Der Widerspenstigen Zähmung". Er erzählt den Inhalt des ersten Actes, dann sagt er: „Der erste Act ist interessant. Wir hoffen, daß die Brautwerbung dieser verschiedenen Freier einen hübschen komischen Kampf abgeben werde. Der Beweggrund des Veronesers Petruchio ist zwar kein erfreulicher, und der Leichtsinn, mit dem er ohne Ueberlegung die rohe, zänkische Katharina zu freien gedenkt, kann uns ebensowenig für ihn einnehmen; aber wir hoffen, das Mädchen werde ihn brav „abführen" und erwarten davon viel Vergnügen . . . . ." Nach der Paraphrase des zweiten Actes schreibt er u. A.: „Der zweite Act hat uns bitter enttäuscht. Die Kuppelei mit den Töchtern ist abscheulich; der Wortkampf zwischen dem rohen Petruchio und dem noch roheren Mädchen ist so widerlich, daß unser Gemüth sich mit Abscheu davon wegwendet. Wenn wir zwei Menschen aus der Hefe des Volkes vor uns hätten, so ließe sich die Sache ertragen, aber ein Edelmann und eines Edelmanns Tochter — das geht über den Spaß, das kann uns Gebildete des 19. Jahrhunderts nicht mehr erbauen." Nach der Inhaltsangabe des dritten Actes heißt es: „Gottlob ist der dritte Act nicht lang gewesen. Die Zumuthungen, welche darin an unser Gefühl gestellt werden, sind denn doch zu arg. Der Kerl ist ja ein ganz viehischer Geselle! Wie kann, fragen wir, der Vater, der Edelmann, solch ein Be-

Digitized by Google

tragen dulden? Hat er denn für sein Kind keinen Funken von Liebe? Will er sie mit Gewalt los werden? .... Geh', alter Kuppler, mit dir sind wir fertig. Uns faßt ein Gefühl von Mitleid für das arme Weib. Sie kann freilich nicht viel werth sein, da sie solch eine Beschimpfung erträgt und trotzdem dem Kerl das Jawort gibt ...." Ueber den vierten Act: „Gottlob, der Act ist zu Ende. Wer kann heutzutage anders als mit Unmuth und Widerwillen ansehen, wie ein Weib durch rohe, launenhaft tyrannische Behandlung ihres Mannes zur willenlosen Sklavin erniedrigt wird? ...." Ueber den fünften Act: „Der letzte Act zeigt die Abrichtung in ihrer Vollendung. Wenn wir vorher für das arme Weib ein gewisses Mitleid fühlten, so verschwindet das hier ganz und macht dem entschiedensten Widerwillen Platz. Ein Weib, das wie Katharina in Gegenwart von Andern ihre Dressur zeigen und damit sich noch breit machen kann, verdient nichts als — Verachtung." — Ich habe diese Einzelurtheile so ausführlich angeführt einmal, um die Behandlungsweise dieses Pädagogen, der die Literaturgeschichtsschreibung in neue Bahnen führen will, überhaupt meinen Lesern klar zu machen, dann, um das Gesammturtheil zu motiviren, zu welchem der Verfasser gelangt. Dasselbe lautet: „Shakespeare ist ja ohne Zweifel und Widerrede einer der gewaltigsten Dichter, die je gelebt haben. Als Dichter von Tragödien hat er, wie ich's durch meine Beleuchtung seines „Julius Cäsar" nachgewiesen, echt Kunstgemäßes und Großes geleistet ... Um Lustspiele im wahren Sinne des Wortes zu componiren, fehlte es ihm an dem rechten Talente. Er konnte nur grob komische Gestalten zeichnen und sie in Scenen derb komischen Inhalts vorführen." Zu diesem Urtheile gelangt Herr Goerth, nachdem er ebenso wie „Der Widerspenstigen Zähmung" noch „Die lustigen Weiber von Windsor", „Verlorene Liebesmüh" und „Was Ihr wollt" paraphrasirt und besprochen hat. Selbst das letztgenannte Lustspiel kann seinen Beifall nicht erringen: „es ist grob komisch angelegt und ausgeführt, ist berechnet, das große Publicum, „die Gründlinge" zum Lachen zu reizen ... Die Witzeleien und die Gespräche der rüpelhaften Junker sind so roh und so gewöhnlich, daß von einer herzerfrischenden Komik da nicht die Rede sein kann ... Das Auftreten des Narren wirkt überall so störend, daß wir sein langweiliges Geschwätz von Herzen wegwünschen ... Der Schelm Malvolio wird entsetzlich behandelt. Wir fragen unwillkürlich: weshalb? ... Seine kindische Eitelkeit hat solch eine entsetzliche Strafe wahrlich nicht verdient; um so weniger, als Diejenigen, welche sie über ihn verhängen, abscheuliche Taugenichtse und grobe Rüpel sind. Daß die Zofe Maria so mit ihnen harmonirt, kann uns wahrlich nicht für sie einnehmen." Klingt das nicht genau wie ein Auszug aus dem Tagebuch eines empfindsamen Backfisches? Und doch ist es ein Director einer höheren Schule, der es schreibt, ein Mann, der, nach den eigenen Mittheilungen im Vorworte, 51 Jahre alt ist und die „tiefsten philosophischen und ästhetischen Studien" gemacht hat.

So harmlos diese Urtheile auf den ersten Blick erscheinen mögen, so schwer wiegen sie, wenn sie von einem Manne ausgesprochen werden, der auf seine Schüler und auf die, wie es scheint, zahlreichen Leser seines Buches innerhalb des Lehrerkreises an den „höheren und mittleren Töchterschulen" einen wirklichen Despotismus des Geschmackes ausüben kann; umsomehr als dieser Autor mit scheinbarer Wissenschaftlichkeit zu Werke geht. Er entwickelt ferner im Anschluß an diese haarsträubende Behandlung der Shakespeare'schen Komödien Ansichten, welche geradezu beleidigend für die Shakespeare-Verehrer sind. Er spricht von einer Shakespearemanie und stellt den Beifall, welchen diese von ihm geschmähten Werke des großen Dichters finden, als auf bloßer Nachbeterei beruhend, hin. Weil ihm die Fähigkeit abgeht, das heitere, urkräftige Behagen zu empfinden, welches die Lectüre gerade der Shakespeare'schen Komödien erzeugt, sollen Alle, die diese Fähigkeit besitzen, Heuchler sein. Ist das nicht Despotismus?

Ueberhaupt ist dieser letzte Theil des Werkes: „Das Studium der Komödie", sowohl vom pädagogischen als vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, als durchaus confus zu bezeichnen. In seinen theoretischen Auseinandersetzungen zeigt der Verfasser, daß er überhaupt das Wesen des Komischen nicht erfaßt hat. Die Komödien, welche er als mustergiltige bezeichnet — darunter „Der Störenfried" von Benedix und „Das Fest der Handwerker" von Angely — beweisen uns dies ebenso wie die merkwürdigen Urtheile, die er u. A. auch über Kleist's „Der zerbrochene Krug" fällt. Ein Lehrer, der von der Figur des Falstaff nichts Anderes zu sagen weiß, als „daß Shakespeare in ihr das Laster der Völlerei und arbeitsscheuen Verlumptheit komisch zu verwerthen suchte und daß in ihr ein „verbummeltes Kneipgenie" dargestellt sei, ein literarisch gebildeter Mann, der „nie begreifen konnte, wie man den „Ritter von der traurigen Gestalt" von Cervantes mit Heiterkeit betrachten und seine Thaten belachen kann", sollte sich doch nicht in so dünkelhaften und absprechenden Urtheilen über „Shakespearomanen", wie er Gervinus und Kreyssig nennt, ergehen. Ich bin ja durchaus nicht der Meinung, daß Shakespeare's Komödien eine passende Lectüre für eine Töchterschule seien — auch ein echtes Kunstwerk hat nur seinen begrenzten Kreis von Genießenden — aber wenn es zur „ästhetischen Ausbildung" ja einmal für erforderlich geachtet werden sollte und es geschähe nach der Manier des Herrn Goerth — dann wehe Euch, ihr höheren Töchter!

Neue Aufschlüsse über George Eliot.

„George Eliot's Leben" von Mr. Croß*) ist nicht, was man gewöhnlich eine Biographie zu nennen pflegt, es ist eine Autobiographie, hergestellt aus den Briefen und Tagebüchern der Dichterin. Aber es ist auch wiederum nicht eine Briefsammlung, ein Tagebuch-Abdruck von der bei uns üblichen Vollständigkeit, die einen erschöpfenden Blick in die großen und kleinen Interessen, in die anziehenden und abstoßenden Charakter-Seiten des Schreibers gestattet. Mr. Croß theilt uns aus den Briefen und Tagebüchern der Dichterin mit, was er für die außerhalb ihres Familienkreises stehende Mit- und Nachwelt für passend erachtet, und es kann nicht zweifelhaft sein, es ist gewiß, daß die Discretion des liebevollen Gatten viel weiter gegangen sein wird, als es im Interesse gründlicher literarhistorischer Forschung wünschenswerth ist. Er spricht es selbst aus — und niemand wird ihm aus diesem Verfahren einen Vorwurf machen — er habe alles ausgelassen, „wovon seiner Ueberzeugung nach seine Frau selbst gewünscht haben würde, daß es fortbliebe", d. h. offenbar alles, was einen weniger günstigen Eindruck auf den Leser hätte hervorbringen können. Das eben muß der Literarhistoriker bedauern, so sehr er im übrigen von den sittlichen und geistigen Vorzügen George Eliot's überzeugt sein mag; denn er steht auf dem Standpunkte jenes berühmtesten Famulus:

so viel er weiß —
Doch möcht er alles wissen.

Das Eigenthum des Mr. Croß an diesem Werke besteht in einer Schilderung der Jugendzeit der Dichterin bis zu dem Punkte ihres Lebens, wo der Briefwechsel beginnt (18. August 1838), und einem in den bescheidensten Grenzen gehaltenen erläuternden und verbindenden Text. Der erstere Theil verdient unsere volle Anerkennung: er ist interessant geschrieben und enthält bei aller sachlichen Kürze und Präcision doch alles, was über diese Zeit in Erfahrung zu bringen war; weitere Enthüllungen werden wir schwerlich jemals auf diesem Gebiete zu erwarten haben. In dem letzteren Theile wäre uns gerade von dem Gatten eine größere persönliche Betheiligung wünschenswerther gewesen; die intimen Beziehungen, in denen er zu der Dichterin stand, ermöglichten es ihm und nur ihm allein, die interessantesten Aufschlüsse über ihr privates Leben zu geben, befähigten ihn zu einem Urtheil über ihr Handeln und Dichten, das, wenn es auch cum grano salis hätte verstanden werden müssen, doch äußerst werthvoll gewesen

*) London 1885.

Digitized by Google

wäre; die Selbstbeherrschung, die er bewiesen hat, indem er sich zu der Rolle eines theilnahmlosen Chronisten verurtheilte, aus der er nur selten, vorzugsweise am Schlusse des Werkes in einer Charakterschilderung heraustritt, hätte von ihm niemand verlangt. Der Eindruck der Glaubwürdigkeit, den diese Methode und dieser Stil unbedingt erwecken, hätte sehr wohl gewahrt werden und das Ganze doch an Interesse und Nutzen gewinnen können, wenn er den richtigen Mittelweg zwischen seinem Verfahren und dem Froude's in seiner Carlyle-Biographie eingeschlagen hätte.

Indessen sind wir dem Verfasser für das, was er uns gegeben hat, zu großem Danke verpflichtet; die drei starken Bände seines Werkes enthalten viel neues, interessantes Material: das ganze großartige Geistes- und Gemüthsleben dieser bedeutendsten Frau der Neuzeit liegt offen vor uns; über den Werde- und Entwickelungs-Proceß ihrer literarischen Production erhalten wir, soweit er sich in ihrem Geiste spiegelt, den vollkommensten Aufschluß; die biographischen Daten sind authentisch festgestellt, und derjenige Theil ihres privaten Lebens, in den die Discretion des Herausgebers einen Einblick gestatten wollte, ist zu klarer Anschauung gebracht. Sein Werk hat die Aufgabe, welche Miß Blind ohne Kenntniß dieses Materials nur unvollkommen lösen konnte, eine eingehende und umfassende Würdigung des Lebens und Wirkens der Dichterin, in die Reihe der Möglichkeiten gerückt.

* * *

Um den Werth des Buches zu veranschaulichen, wollen wir in dem Lichte desselben einige bedeutungsvolle Phasen des Lebens der Dichterin, welche die Arbeit der Miß Blind nur schwach erhellen konnte, betrachten.

Von höchstem Interesse sind die jugendlichen Briefe, welche Miß Evans an ihre frühere Lehrerin, Miß Lewis, von August 1838 bis December 1841, also im Alter von 19 bis 22 Jahren, gerichtet hat. Auch die zahlreichen, ausführlichen Briefe Kleist's an Schwester und Braut können uns kein klareres Bild von dem Verlaufe der Jugend-Krankheit des Genius geben, als diese, in welchen ebenfalls die rückhaltloseste Aufrichtigkeit ohne jede Spur von Selbstbeschönigung herrscht. Der Conflict der Innerlichkeit mit der Außenwelt tritt zwar nicht in so acuter Gestalt auf bei der Frau, die in behäbigem Leben von den Sorgen, der Angst des Existenzkampfes nicht gestreift wird; aber vorhanden ist er mit seinen ewig wechselnden Erregungen: seinem gewaltigen Wollen und unbefriedigenden Können, seinem Hochgefühl und seiner Niedergeschlagenheit, seinem allumfassenden Liebesdrange und dem Gefühle seelischer Vereinsamung, seinem bis zu gänzlicher Verzagtheit gehenden Weltschmerze, seiner falsch gerichteten Begeisterung. Bei dem Weibe tritt als tragisches Element dieses Kampfes die Sehnsucht nach Bethätigung ihres überreichen Gefühlslebens naturgemäß stärker hervor als das Streben nach großen, unsterblichen Thaten. Ihr Herz wartet nur auf einen Gegenstand, der ihm entgegengebracht werde, um ohne Besinnen die ganze Kraft seiner Liebe und Hingebung über ihn auszuströmen. Ihre tief religiöse Lehrerin, Miß Lewis, zeigt ihr als das Höchste die Liebe Gottes und des Nächsten, wie sie Christus vorschreibt, und das Streben nach Ebenbildlichkeit mit dem Erlöser. Der heilige Funke, in ihr heißes Herz gelegt, wird zum Brande; sie kennt nicht das ruhige, beglückende Gefühl innigen Gottvertrauens und herzlicher Menschenliebe, das der normalen weiblichen Natur so congenial ist, sie kennt nur das leidenschaftlich verzehrende Streben nach Heiligkeit in ihrem weitesten Begriffe. Der von ihrer angeborenen Geistesgröße bedingte Ehrgeiz, mehr und besser sein zu wollen als andere Menschen, mit dem sie auf allen anderen Lebensgebieten in hartnäckigem Kampfe liegt, beherrscht sie auf diesem so vollkommen, wie den Feuergeist Savonarola, welchen sie ein Vierteljahrhundert später so meisterhaft gezeichnet hat. Die geistige Selbstkasteiung, der Verzicht auf Freude und Glanz des Lebens, mit denen Maggie, das beste Kind ihres Blutes, die immer wieder emporsteigenden Regungen ihrer lebhaften, weltlichen Phantasie erdrücken zu müssen meint, sind ihr selbst um diese Zeit als eine harte, aber unabweisliche Pflicht erschienen. Ihrem natürlichen Hange zu distinguirtem Auftreten zum Trotze, geht sie, ihrer eigenen Schilderung nach, „einher wie eine Nachteule." Ihre weiche Frauenseele, die dauernd der Anlehnung, der männlichen Stütze bedurft hat, erringt über sich selbst einen Sieg, wenn sie Diejenigen bedauert, welche sich durch die „irdische Fessel" der Liebe, der Ehe, abhalten lassen, „ganz der Ewigkeit zu leben." Bei einem Aufenthalt in London wird sie aufs höchste abgestoßen von dem „Treiben des großen Babel", sie verschmäht den Besuch der Theater und Concerte und findet Abends ihre beste Unterhaltung in der Lectüre theologischer Schriften; was sie von den Sehenswürdigkeiten am meisten interessirt, ist das Greenwich-Hospital, was ihr die größte Erhebung gewährt, der Klang der großen Glocken von St. Paul's, was ihr von allen Schätzen der Weltstadt am begehrenswertheften erscheint, die „Geschichte der Juden" von Josephus. Zu Besserem bestimmt, als in der Verrichtung ihrer häuslichen Obliegenheiten aufzugehen, „bekümmert es sie, daß sie die Freudigkeit, mit der der Christ nach dem Willen des Herrn jede Pflicht erfüllen soll, nicht bewährt hat" — beim Einkochen des Johannisbeer-Gelées. Die in ihren späteren Leben so begeisterte Verehrerin Beethoven's und Schubert's, der die Musik ein tiefinnerstes Herzensbedürfniß ist, glaubt es ertragen zu können, wenn „die einzige Musik, die in ihrem Lande gehört würde, die gottesdienstliche" wäre. Und dieselbe Miß Evans, in welcher die große Romandichterin George Eliot im Keime verborgen liegt, hält die Lectüre von Dichtwerken und besonders Romanen für schädlich oder mindestens für unnütz und will nur eine gewisse gesellschaftliche Verpflichtung anerkennen zu dem Studium derjenigen Classiker, auf welche im Gespräch und in Büchern immerfort angespielt wird. — Diese pietistische Selbstvergewaltigung zeigt nur eine gesunde Seite, das praktische Christenthum, dem sich George Eliot, wie in ihrem ganzen Leben, so auch schon in ihren Mädchenjahren mit solcher Aufopferung hingab, daß ihr beim Verlassen ihres Heimathdorfes der Ruf der Armen folgte: „Eine Mary Ann Evans bekommen wir nicht wieder."

Es war selbstverständlich, daß eine so reich angelegte Natur in dieser beschränkten Lebensauffassung, die ja für sie auch nur unter dem engen Horizont dörflicher Verhältnisse denkbar und möglich war, nicht verharren konnte; und gerade der extreme Eifer, mit dem sie sich dem Pietismus in die Arme warf, enthält die Bürgschaft einer ebenso energischen Reaction in sich. Ihre geistigen Kräfte hatte G. Eliot auch ohne persönliche und gesellschaftliche Anregung und trotz dieser Lebensauffassung in ungewöhnlichem Maße erweitert und gestärkt; und unrichtig ist die Ansicht der Miß Blind, daß sie erst in Coventry zu jenem umfassenden Wissen, das ihren späteren Schriften Glanz und Werth verleiht, den Grund gelegt habe: ihre Briefe zeigen, daß sie schon in Griff das Studium der Weltliteratur in Angriff genommen hat und mit gleichem Eifer die classischen wie die modernen Sprachen, Deutsch, Französisch, Italienisch treibt.*) So bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um das gebrechliche Gebäude einer solchen Weltauffassung über den Haufen zu werfen. Er wurde gegeben, wie bekannt ist, bald nach der Uebersiedelung nach Coventry durch den allseitig und besonders philosophisch gebildeten und literarisch bewährten Mr. Bray, einen Bandfabrikanten jener Stadt. Weniger bekannt aber ist, wie schnell sich der Wechsel ihrer Ansichten vollzog. Am 2. November 1841, im Begriff, ihren ersten Besuch bei den Bray's zu machen, schreibt sie an Miß Lewis, „sie wolle eine Bresche in die starke Mauer der Indifferenz schlagen, hinter welcher die Bürger von Coventry sich verschanzen möchten; aber sie fürchte, damit kein Glück zu haben." Das klingt nach einem beabsichtigten Bekehrungsversuch, der, wenn er unternommen wurde, jedenfalls in einer hoffnungslosen Niederlage endete. Denn schon am 13. November finden wir ihren Geist in vollem Aufruhr; „sie wisse nicht", schreibt sie an Miß Lewis, „zu welchem Resultat sie ihr Denken führen werde — möglicherweise zu einem, das ihre Freundin erschrecken werde", aber sie hoffe, daß sie „wegen Ansichtsverschiedenheiten nicht

*) In Coventry lernte sie nur noch Hebräisch hinzu und begann mit philosophischen Studien.

Digitized by Google

von ihr excommunicirt" werden würde. Der Umschwung war demnach in 11 Tagen bewirkt worden, und zwar durch die Lectüre eines von dem Schwager des Mr. Bray verfaßten Buches über den „Ursprung des Christenthums",*) das auf dem Wege selbstständiger Forschung zu ähnlichen Resultaten gelangte, wie das einige Jahre früher erschienene „Leben Jesu" von Strauß.

Nun tritt an die Stelle des harten Entsagens, des schweren Kampfes gegen die lockenden Bilder ihrer doch nicht zu ertödtenden Phantasie ein beglückendes Gefühl des Erlöstseins, wie es einen überkommt, der, aus langer Kerkerhaft entflohen, die erfrischende Luft und den sonnigen Tag begrüßt und im Vollgenuß seiner neubelebten Kraft sich freudig in den Strom des Lebens stürzt. „Wenn die Seele eben befreit ist von dem elenden Prokrustesbett des Dogmas, auf dem sie gestreckt und gemartert worden ist, seitdem sie zu denken begann, dann erfaßt sie eine Empfindung des Jubels und fester Hoffnung". Nun will sie auch äußerlich nicht mehr die Schranken und Formen anerkennen, in welche das kirchliche Dogma ihr religiöses Denken bisher gebannt hat. Sie weigert sich, ferner die Kirche zu besuchen und geräth in einen Conflict mit ihrem strenggläubigen Vater. Sie ist drauf und dran, den alten Mann zu verlassen und ein Leben auf eigene Hand als Lehrerin zu beginnen — aber die Liebe zu ihm siegt und lehrt sie die richtige mittlere Anschauung. „Sollen wir unseren Mitmenschen fernbleiben bei Gelegenheiten, wo wir mit ihren Empfindungen aufs tiefste sympathisiren, weil unsere eigenen Empfindungen in eine andere Form gegossen sind?" So ehrt sie die fremde Ueberzeugung durch die Beobachtung einer Form, die doch immer nur der von ihr nicht gebilligte Ausdruck der gleichen, der eigenen sittlichen Empfindung ist. — Ihr Geist war zu vielseitig und zu stark, um auch auf diesem Gebiete in den Extremen befangen zu bleiben. „Nur ein paar Jahre Nachdenken", so schreibt sie zwei Jahre später in einem Briefe, der eine Art von Glaubensbekenntniß enthält, „gehören zu der Erkenntniß, daß diejenige Ungläubigkeit ein Charlatan ist, welche für die gesammte Menschheit ein Geheimmittel zu besitzen vermeint und zu Allen und Jedem spricht: „Trinke meine Ansichten und du sollst gesunden."

Die Basis ihrer Lebensanschauung bildete der Comte'sche Positivismus, der auf sie wie eine Erleuchtung wirkte; immer, wenn sie von Comte spricht, geschieht es mit der größten Bewunderung und Dankbarkeit. Nichtsdestoweniger erkannte sie die Einseitigkeit seiner Philosophie an und war immer nur eine eklektische Anhängerin der positivistischen Religion.

Nach dem 1849 erfolgenden Tode ihres Vaters war Marian Evans von Sorgen und Zweifeln erfüllt in betreff der Form, welche sie jetzt ihrem Leben geben sollte, da sie offenbar abgeneigt war, bei einem ihrer Geschwister dauernden Aufenthalt zu nehmen. Es folgte zunächst die Reise nach Italien mit den Bray's, dann ein längerer Aufenthalt in Genf, während dessen sie sich eifrig mit mathematischen und physikalischen Studien beschäftigte. Nach ihrer Rückkehr im Frühjahr des folgenden Jahres folgte sie einer Einladung der Bray's; aber schon damals scheint sie den Entschluß gefaßt zu haben, dauernd nach London überzusiedeln. Es war ihr daher eine sehr erwünschte Fügung, daß sie durch ihre Freunde Mr. Chapman kennen lernte, der sie zur Mitredaction der von Stuart Mill übernommenen „Westminster Review" engagirte.

Mit ihrer Uebersiedelung in das Haus des Mr. Chapman in Strand (November 1851) ist sie in denjenigen Lebenskreis eingetreten, der für ihre Anlagen und ihre Bildung der einzig angemessene war. Mit großen Erwartungen treten wir an die Briefe dieser Epoche; wir hoffen, durch sie ein lebhaftes, gestaltenreiches Bild von dem literarischen Leben der Weltstadt zu erhalten, einem Leben, in welchem Spencer, Lewes, Carlyle, Dickens die erste Rolle spielen. Wir werden schmählich enttäuscht. In keiner Zeit ihres Daseins hat G. Eliot kürzere, nichtssagendere Briefe geschrieben, als in den ersten Jahren ihrer schriftstellerischen Laufbahn. Wir hören von Besuchen, die sie macht und empfängt, von Concerten und Theateraufführungen, von Bücher, die sie gern gelesen, und immer und immer wieder von den sie belästigenden Kopfschmerzen und der redactionellen Arbeitslast, von der sie erdrückt wird — nirgendwo ein voller Erguß, eine ausgeführte Schilderung, Alles fragmentarisch und offenbar in höchster Eile hingeworfen.

Ueber ihre eigene schriftstellerische Thätigkeit finden sich ein par abgerissene, zum Theil nicht direct verständliche Bemerkungen. Und hätten sich nicht Andere die Mühe genommen, ihre nicht mit ihrem Namen unterzeichneten Artikel herauszusuchen, hätten wir nicht das interessante Capitel „The Westminster Review" in dem Buche der Miß Blind und die wenigen von ihrem Stiefsohne Charles Lewes herausgegebenen Essays, so würden wir uns keine rechte Vorstellung von ihrer vielseitigen und bedeutungsvollen Thätigkeit in dieser Zeit machen können. Nach ihren Briefen allein wäre G. Eliot für uns einige Jahre lang so gut wie verschollen gewesen.

Lector.

(Schluß folgt.)

*) Charles Hennell: An Inquiry concerning the Origin of Christianity. 1838.

Feuilleton.

Gerettet.

Von C. Sahler.

Ich war seit kurzer Zeit als Kreisphysicus in ein kleines Städtchen der östlichen Provinzen des deutschen Reiches gezogen und benutzte die ersten Sommertage meines dortigen Aufenthalts, um die meiner ärztlichen Obhut anvertrauten Dörfer kennen zu lernen. Durch einen eigenthümlichen Zufall war ich in diese Gegend gekommen und erwartete sie so monoton und trostlos zu finden, wie sie der Süddeutsche sich ausmalt. Wie angenehm war ich daher überrascht, als mein Weg erst zwischen weitausgedehnten Forsten, die sich die Hügel hinauf- und hinunterzogen, entlang führte; dann trat plötzlich der Wald zu beiden Seiten zurück und vor mir, sich sanft zur Tiefe neigend, streckte sich eine weite lachende Landschaft: wogende Kornfelder, anmuthig hinter hohen Bäumen hervorblickende Gehöfte und am Horizonte jenseits wieder die Wellenlinien waldgekrönter Hügelreihen erfreuten das Auge.

Ich ließ meinen Kutscher langsamer fahren und genoß mit entzücktem Wohlgefühl den Zauber dieses Anblicks. Plötzlich blieb mein Auge an einem Heiligenbilde haften, wie sie in hiesiger Gegend häufig verstreut am Wege stehen. Es war eine Art Häuschen, nach vorn offen. In der Oeffnung stand die noch roh geschnitzte Gestalt eines Heiligen, der mit seinem grell gemalten Gesichte ziemlich stumpf und dumm nach mir hinüberstarrte. Der kleine Bau erhob sich auf einer leisen Wölbung des Bodens, um die ein Wässerchen rieselte, aus welchem die üppigste Vegetation emporwuchs, den kleinen Bau liebevoll mit grünen Ranken umschlang und so dem Ganzen eine malerische Stimmung gab. Ein Mädchen in der farbigen originellen Landestracht kniete inmitten dieser blumigen Wildniß und die Sonnenstrahlen, die durch die dunklen dahinterstehenden Tannen brachen, warfen helle Streifen über das Grün. — Wo hatte ich diese Scenerie schon gesehen? Ganz so, und noch verklärt durch den Zauber, den ein künstlerischer Geist darum zu weben verstand? Während ich umsonst in meinem Gedächtniß aus der großen Fülle der gesehenen Bilder nach diesem einen suchte, glitt mein Blick unwillkürlich über den Wegweiser, der nach dem vor uns liegenden Dorfe wies. Gollina! Wie ein Blitzstrahl fuhr der Name in meine Seele und erleuchtete grell eine Reihe von halbvergessenen Eindrücken. — Erich Treuberg, mein armer, lieber Freund, wie konnte ich auch das Bild vergessen, das die Perle der Landschaftsbilder der letzten Ausstellung war, das Entzücken der Maler noch jetzt in der Galerie ist! Gollina, das war der Ort, aus dem die schreckliche Nachricht in der

Digitized by Google

Zeitung stand, die ich nie vergessen werde: „Hier starben eines plötzlichen Todes der vielbewunderte Maler Erich Treuberg und seine Gemahlin, als sie auf dem Wege nach der Heimath der letzteren waren, durch die scheu gewordenen Pferde aus dem Wagen geschleudert. Beide wurden auf dem hiesigen Friedhof beigesetzt.“ — Wie ein jäher Schlag traf mich diese Nachricht, und nun bin ich nach einem Jahre an diesen Ort traurigsten Andenkens verschlagen. Aber sie sind hier begraben! — Das war der einzige klare Gedanke, der aus der Fluth von Gedanken und Empfindungen auftauchte. „Wo liegt der Kirchhof, Pawel“, fragte ich hastig meinen Kutscher. „Der Kirchhof, Herr!“ stotterte der Junge, indem er mich anstarrte. Daß Jemand außer zum Begräbniß oder am Allerseelentage auf den Kirchhof gehen wollte, erschien ihm als ein Beweis von Verstandesstörung.

„Ist er weit vom Wege?“ fragte ich ungeduldig.

„Um die nächste Ecke, den Berg hinauf, wir müssen vorbei“, brummte er, mich noch immer mißtrauisch betrachtend. „Wen sucht denn der Herr da oben?“

Er war ein Kind dieser Gegend und konnte mir vielleicht durch eine Auskunft langes Suchen ersparen.

„Besinnst Du Dich, daß vor etwa einem Jahre ein Herr und eine Dame hier verunglückten und hier begraben wurden?“

„O, die Tochter von der alten reichen Mühlen-Herrmann da unten, mit ihrem Manne, — die liegen ganz oben, von wo man auf die Mühle herabsehen kann.“

„Lebt die Mutter noch?“

„Freilich! und alt ist sie eigentlich auch nicht, noch nicht fünfzig. Aber stolz ist sie und eine Vornehme! Und wenn sie vor der Heirath Tochter schon wenig geredet hat, so thut sie es nun nach ihrem Tode fast gar nicht. Ueberhaupt hat sie von dem Schwiegersohn und auch von ihrer eigenen leiblichen Tochter nichts mehr wissen wollen.“

„Die Tochter wollte sie ja aber besuchen?“

„Na ja, das sollte wohl eine Aussöhnung werden.“ — —

Das wußte ich nun schon, daß die Mutter ihr einziges Kind nicht gern einem Maler gegeben hatte, und wohl begreiflich war mir erschienen, daß sie einen Grundbesitzer aus hiesiger Gegend meinem Erich trotz seines schon bedeutenden Rufes vorgezogen hätte, — aber diesen Zorn durch sechs Jahre der Ehe auszudehnen! — Schrecklicher Gedanke! — Klopfenden Herzens betrat ich den einsamen Kirchhof, der sich förmlich in Terrassen den Bergeshang hinauf zieht. Endlich stand ich oben, und da lagen vor mir die zwei gesuchten stillen Hügel. „Erich Treuberg, Margarethe Treuberg“ las ich umflorten Auges auf zwei einfachen Steinen. Ein heißer Strom allgewaltigen Gefühls stieg in meinem Herzen auf. Mein armer Freund, also hier hat all' dein Träumen und Sehnen ein Ende gefunden! Was für ein weltverlorener Ort das war: Hinter mir, die Berglehne entlang, zog sich der dunkle Wald, zu wahrer Urwaldfinsterniß sich verdichtend, unter mir und weit hinaus breiteten sich Feld und Flur im Sonnenlichte. Rings um mich blühte eine farbige Blumenwildniß, süßer Duft strömte aus all' den Blüthenkelchen, und im geheimnißvollen Leben tönten die Laute der schwirrenden Insecten und Käfer durch die Stille. Es lag so viel traumverlorenes Sinnen über der ganzen Natur, daß desto lebhafter des Träumers Bild, der hier ruhte, mir vor der Seele stand. Ja, das war er gewesen, mein guter Erich, das heiße Herz voller Ideale, die Phantasie voller Lichtbilder, die er in die Wirklichkeit hineintrug, auch wo sie ihm Rauhes bot, und dieses erträumte und als solches doch genossene Glück greifbar in der Wirklichkeit zu besitzen und zu genießen ward erst dem reifen Mann zu Theil, um ihm nach so kurzer Zeit wieder zu enden. Ich denke noch des Tages, an dem er, von seiner langen Reise zurückgekehrt, in unsern Freundeskreis trat mit seinem jungen Weibe am Arm. Er, der Vierziger, und dieses kaum zwanzigjährige Geschöpf, eine Lichtgestalt mit großen, ernsten, innigen Augen. „Sie ist meine Muse“, sagte er, „wenn ich in ihre Augen sehe, erscheinen mir die herrlichsten Bilder.“ Sie hatte es uns Allen angethan mit ihrem klaren Blick, ihrem hellen Verstande und dem weichen Herzen. Später, als wir uns getrennt, schrieb er mir von seinem Kinde, einem Knaben, „diesem heiligen Geschenk Gottes, . . . mit fünf Jahren führt er den Griffel und zeichnet schon und Alles so richtig; er hat Margarethe's goldenes Haar, aber meine Augen, „die Künstleraugen“, sagt sie. Er ist ein so kluges Geschöpf, ein Gottbegnadeter.“ — — — Bald nach diesem Briefe kam die Schlußkatastrophe.

Aber das Kind! wo war das Kind? — Dieser Gedanke packte mich mit gewaltiger Aufregung. Wo ist das kluge Geschöpf, dieser Gottbegnadete? — —

Ich hatte in meiner Erregung diese Worte wohl laut gerufen, plötzlich schlug ein Lachen an mein Ohr, so hart und schneidend, daß es mich wie Gespensterfurcht überlief. Ich wandte mich um. Gibt es wirklich Gespenster? war Frau Margarethe dem Grabe entstiegen und stand vor mir, aber wie! — — älter, viel älter und die holde sinnende Anmuth zu Stein erstarrt, die klugen Augen mit eisigem Hohn erfüllt und eine tiefe Falte finstersten Geistes auf der Stirn, aber dasselbe feine Oval des Gesichts, dieselbe hohe Gestalt.

„Das kluge Geschöpf, der Gottbegnadete, sagten Sie so?“ wiederholte die Unbekannte mit schneidendem Ton, — „habt Ihr die da unten gekannt? Ihr scheint mir ein ebenso großer Narr und Träumer zu sein“, fuhr sie erbittert fort, als ich sie noch wie geistesabwesend anstarrte.

„Ich habe sie lieb gehabt, Beide, aber wer sind Sie?“

„Wer ich bin“, lachte sie auf, „wollt Ihr nicht lieber fragen, wer ich war? Ihre Mutter war ich, und er“ — — — wieder folgte dieses Lachen voller Hohn, das doch mehr einem Stöhnen glich. „Kommt jetzt fort von hier! Wer seid Ihr auch, daß Ihr Euch anmaßt, hier zu stehen und mich auszufragen?“

Ich nannte ihr meinen Namen und Beruf. „Der neue Doctor, — so, — kommen Sie mit in mein Haus!“ fuhr sie ganz apodiktisch fort, — „heute fahren Sie nicht weiter, Sie sollen etwas sehen. Der alte vorige Doctor durfte nicht mehr über meine Schwelle, seit er diesen da“ — sie deutete auf die Gräber, — „das Leben nicht erhalten konnte!“

Sie schritt vor mir den Abhang herab, — ich brach einen blühenden Rothdornzweig, der über den Gräbern hing, und folgte der hohen Gestalt. Mein Wagen fuhr langsam nach, Pawel starrte in scheuer Ehrfurcht die Frau an, die für ihn offenbar halb Heilige, halb Unholdin war. Wir gingen die Dorfstraße entlang, drüben lag über einem rauschenden Wasser, das die Mühlräder brausend umtrieb, von hohen Erlen und Buchen beschattet, das weite Gehöft mit dem stattlichen Wohnhaus. Die Nachmittagssonne ließ die länger werdenden Schatten auf den Weg fallen, — wie konnte mir nur vor einer Stunde dieses Stück Erde so herrlich, so sonnenglänzend erschienen sein, — aber da blickte ich auf die schweigende Gestalt an meiner Seite; es gibt Augen, deren Blick auch die lebenswarme Schönheit erstarren macht.

Eine breite, weinumrankte Veranda führte in den offenen Flur des Hauses, zu dessen rechter und linker Seite die Wohnräume lagen. Die Herrin des Hauses öffnete eine Thür zur Linken und rief: „Josepha!“ Eine ältliche, ziemlich lüderlich gekleidete Frauensperson erschien. „Der Herr soll das Kind sehen, zeige es ihm!“ Wenn auf diesem gleichmäßig verdrießlichen Gesicht noch ein anderer Ausdruck möglich war, so war es der eines dumpfen Staunens, mit dem sie erst ihre Gebieterin und dann mich maß. Sie sagte aber kein Wort, sondern schritt mir voran durch ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, das aber nicht bewohnt war, denn es herrschte eine eingeschlossene dumpfe Luft darin. Ueber dem Sopha hingen zwei große Bilder, beide nach der Wand zugekehrt, — um sie vor dem Sonnenlichte zu hüten? — das drang doch nur gedämpft durch die Vorhänge hinein. Ich folgte Josepha und sah mich nach ihrer Herrin um, die aber auf der Schwelle stehen geblieben war und eigenthümlich gespannten Blickes auf die gegenüberliegende Thür blickte. War es Furcht, Haß, Erwartung, Hohn, was sich in diesem Blicke aussprach? Die Thür öffnete sich und nun stockte auch mir der Athem, auch mein Blick concentrirte sich mit aller Inbrunst des Gefühls auf das Bild, das sich mir darbot.

Aus einem Wust von Kissen und Tüchern, die unordentlich in ein Bett geworfen waren, schaute mir ein bleiches Gesichtchen entgegen, — ein Gesicht, an dem man eigentlich nur

Digitized by Google

die Augen sah, die großen, grauen Augen, die so seltsam starr blickten mit so todestraurigem Ausdruck, wie ihn Kinder nie haben sollten und, Gott sei es gedankt, auch selten haben. Ein bleicher Strahl des Tageslichts fiel durch die halbblinden Scheiben auf das Lager des Kindes, das sich zitternd und fröstelnd zusammenkauerte. Und es war auch eine eisige, fast modrige Luft in diesem Raum, trotz der weichen Sonnenwärme draußen. Ein heißes Weh durchzuckte mich bei dem Anblick dieser gebrechlichen Gestalt, die hier vor mir lag, aber die Empörung und der gerechte Zorn des Arztes übermannte sie. Ich stieß die Fensterflügel auf und ließ die balsamische laue Lebensluft in diesen Kerker strömen.

„Das Kind muß hier fort, in die Sonne! bringt mir Sachen, daß ich es anziehe!" herrschte ich Josepha an, die erst zu trotzen schien, dann aber ging. Nun war ich allein mit meines Erich heißgeliebtem Kleinod, dem vater- und mutterlosen Kinde, das wie ein weißes Blüthenblatt hier unter den rauhen, rohen Fingern der Menschen verwelkte. Das Kind blickte mich unterdessen unverwandt und prüfend an, dann streckte es die feinen mageren Händchen aus und zog mich nieder zu sich, — es ahnte die mächtige Liebe, die ich im Herzen barg.

„Warum liegst Du hier im Bettchen, mein Liebling, möchtest Du nicht draußen in der Sonne spielen?"

„Mich friert", sagte das Kind in einem leisen klagenden Ton, der ganz jenes sorglosen, fröhlichen Tonfalls entbehrte, der sonst die Stimmen der Kinder wie Glöckchen erklingen läßt. „Ich habe mir schon Alles, was mir Josepha gegeben hat, angezogen, aber ich friere doch", und dabei streckte er mir ein abgemagertes Füßchen aus der Decke hervor, nur nothdürftig mit einem zerrissenen Strumpf bekleidet, — „und draußen ist die große Frau, die mich schlägt und meinen Papa und meine Mama fortgeschickt hat, vor der fürchte ich mich", schluchzte das unglückliche Geschöpf und verbarg sein blasses Gesichtchen.

Meine Fassung war jetzt auch zu Ende, ich begrub mein Gesicht in seine Kissen und weinte mit ihm. Da fühlte ich seine bebenden Fingerchen in meinen Haaren und blickte auf. „Warum weinst Du, frierst Du auch und bist auch so müde wie ich immer? Ich will Dich lieb haben, komm, so wie meinen Papa und meine Mama." Und er vergaß sein eigenes Leid und schlang seine Aermchen um meinen Hals. Was für eine Fülle von Liebe mußte in dem Kinde walten, das hier buchstäblich erfror aus Mangel an Sonne und Gegenliebe — denn daß es nicht krank war, erkannte ich bald, nur verkümmert in dumpfer Luft, vernachlässigt, einer gewissenlosen Dienerin preisgegeben und zurückgescheucht vom warmen Leben. Josepha trat wieder ein, den Arm voll Sachen.

„Wie lange liegt das Kind schon im Bett?" fragte ich.

„O meist, er will nicht aufstehen, er ist faul und eigensinnig, er steht wohl 'mal auf, aber hinaus will er nicht. Er ist nicht wie andere Kinder, Herr, er hat keinen Verstand, als er aus dem Wagen fiel, hat er ihn wohl verloren, nur kritzeln thut er, wenn man ihn läßt, den ganzen Tag; da sehen Sie!"

Sie zog eine Schiefertafel unter dem Kopfkissen hervor, nach der das Kind weinend griff, die sie ihm aber barsch wegriß. Von seinem Bettchen aus konnte er durch das Fenster die malerisch auf einem Hügel liegende Kirche sehen, — mit zarten Strichen war das ganze liebliche Bild von dem Kinde auf die Tafel gezeichnet worden.

„Das hat er heut gemacht, wenn ich ihn still haben will, daß er nicht weint, wische ich ihm das aus, dann malt er wieder etwas Neues darauf."

Als der Kleine das Wort auswischen hörte, weinte er leise, auch nicht ungestüm wie sonst Kinder, die es dann bald überwinden, nein, still, wie nach innen gekehrt, wie gewöhnt, es zu verbergen. Großer Gott im Himmel! Hast Du nie Erbarmen gehabt mit dieser gemarterten Kindesseele, die die Eltern selbst als ein heiligstes Geschenk ansehen! „Sei still, mein geliebtes Kind, nie sollen sie Dir etwas auslöschen, ich gebe Dir ein Buch zum Zeichnen, da bleibt Alles darin stehen!" Wie die holden Augen in Befriedigung leuchten konnten!

„Ja, dann kann ich Alles meinem Papa zeigen, wenn er wieder kommt, er freut sich so, wenn ich thue, wie er es macht."

Mittlerweile hatte Josepha sich mit den Sachen zu schaffen gemacht, die in entsetzlich desolatem Zustand zu sein schienen. Ich sah bald, daß daraus nichts werden würde, stand also auf, um nach der Großmutter des Kindes zu sehen. „Die Frau ist seit lange nicht hier gewesen", brummte Josepha höhnisch. „Geh' nicht fort! o, nicht fortgehen!" rief der Kleine in den kläglichsten Jammertönen und streckte die mageren Aermchen nach mir aus. „Ich bin gleich wieder hier, Liebling, gewiß gleich", sagte ich und legte den blühenden Zweig vom Grabe seiner Eltern vor ihn auf das Bett.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Wiener Männergesangverein.

Der Besuch des Wiener Männergesangvereins in Berlin zählt mit vollem Rechte zu den musikalisch wichtigen Ereignissen der letzten Jahre, denn es war nicht bloß ein in seiner Art einziger Kunstgenuß, den die lieben Gäste aus Oesterreich der deutschen Reichshauptstadt gebracht haben, sondern auch eine ernste, liebenswürdige Mahnung, ein Hinweis auf das richtige Streben und Handeln in Kunstangelegenheiten.

Sprechen wir zuerst vom Kunstgenusse. Der Wiener Männergesangverein leistet im Chorgesange das denkbar Vollendetste und Schönste. Man kommt gar nicht heraus aus dem Staunen über die Glockenreinheit des Tonansatzes, die Schönheit des Klanges, das vollendete Zusammenwirken, besonders aber über die ganz wundervolle Phrasirung und über die Abstufung der Tonfärbungen. Solches Anschwellen und Verklingenlassen der Töne hat man bisher nur von Instrumenten vernommen, in denen der Bogen die Saite beherrschen kann, oder wo der Athem das Metall des Horns oder das Holz der Clarinette belebt, wo also das Instrument leblos bleibt und dem Willen des Ausführenden gehorchen muß. Daß aber Männerstimmen derartige Schattirungen hervorbringen, davon hatte man vorher keine Ahnung, obwohl vom Cölner Männergesangverein, der Anfangs des verflossenen Winters in Berlin gewesen, doch bereits viele ganz Vortreffliche geboten worden war. Um einer ganz persönlichen Ansicht Ausdruck zu verleihen, sagen wir, daß manche dieser Nüancen uns zu sehr berechnet, zu sehr künstlich erschien, daß hierbei das viele nothwendige Anwenden des Falsetts uns auf die Länge ein wenig abspannte, und daß wir überhaupt öfter und mehr Kraftanwendung gewünscht hätten, mehr Schwung als Zartheit. Auch glauben wir, daß so viele charakteristische Einzelheiten den Charakter des Ganzen, den Gesammteindruck eher beeinträchtigen als fördern. Aber nachdem wir so unser eigenthümliches Empfinden dargelegt haben, betonen wir auch der Wahrheit gemäß, daß Alles, was die Wiener in dieser Richtung ausführen, gegenständlich oder wie man sagt „objectiv" als einzig und unübertrefflich anerkannt werden muß; ebenso daß, wenn sie einmal „loslegen", wenn sie die Kraft ihrer schönen Stimmen entfalten, das Herrlichste an Schönheit und Stärke des Männergesangs vernommen wird, wie denn auch die Zuhörerschaft nach solchen Momenten in endlosen Jubel ausbrach und nicht ruhte, bis das Stück wiederholt ward.

Im ersten Concerte mußten Kremser's (des Chormeisters) geistreiches und charakteristisches „Im Winter" und Herbeck's „Gleich und gleich" wiederholt werden. Im zweiten, das im Circus stattfand und durch die Wahl des Raumes wie auch billigere Preise sich als ein volksthümliches darstellte, riefen vorzüglich die ganz heiteren Gesänge das Verlangen der Wiederholung hervor; nur bei einem ernsten, „Maiennacht" von Abt, gab sich dieses Verlangen stürmisch kund; in diesem hatte der Solotenorist des Vereins, Dr. Stigler, einen kleinen Satz ausgeführt und die Hörerschaft durch Schönheit, Kraft und Sicherheit der Stimme

Digitized by Google

entzückt. Die Klavierbegleitung war in beiden Concerten von den Herren von Henriquez, Dr. Hunger und Professor Udel in ausgezeichnetster Weise durchgeführt.

Wir haben im Anfange dieses Berichtes von einer Mahnung, von einem Hinweise auf richtiges Streben gesprochen, welche die Concerte der lieben Gäste neben den Genüssen brachte. Ja, sie haben die Erinnerung an all' die Kämpfe erweckt, welche ihr Verein lange Jahre zu bestehen hatte, welche Kraft und Ausdauer er bedurfte, um sich endlich zu festigen und so glänzend zu entfalten. Im Jahre 1843 zur Zeit der lästigen Polizeiherrschaft gestiftet, hatte er alle möglichen Hinderungen und Plackereien zu ertragen. Als bestbezeichnendes Beispiel wollen wir anführen, daß, als er einmal dem sehr musikfreundlichen Kaiser Ferdinand mit dessen Erlaubniß ein Ständchen gebracht, sein Vorstand in den nächsten Tagen zum Polizeimeister Graf Sedlnitzki beschieden und von ihm sehr hart angefahren ward, daß er es wagte, derartiges ohne Erlaubniß der Behörde vorzunehmen; allerdings wurde dem mächtigen Herrn geantwortet, daß die Production im Schlosse des Monarchen, Schönbrunn, stattgefunden hatte, daß also nicht die Polizeibehörde, sondern das Oberhofmeisteramt dem Monarchen die Bitte vortragen mußte, die dieser auch so huldvoll gewährt hatte. Nichtsdestoweniger beharrte der Graf auf dem entschiedenen Verlangen, daß künftighin nichts ohne vorherige pflichtschuldigste Meldung mehr unternommen werde, und gab auch dem Vereine nicht die Concession zu seiner Feststellung, nur die Duldung. Und das Alles trotz der ausgesprochenen Vorliebe des kaiserlichen Hofes für den Verein, bei dessen Sängerfahrten die kaiserlichen Prinzen oftmals erschienen. Erst als Fürst Metternich ihm seine Gunst zuwandte, endeten die Plackereien einigermaßen. Die Erzählung der höchst sonderbaren Veranlassung wird vielleicht unsere Leser interessiren: Dem Fürsten war Alles verhaßt, was an deutsche Liedertafeln erinnerte; aber der Erzieher seiner Söhne hielt es für nothwendig, daß die jungen Herren einmal schönen Männergesang hörten, und führte sie mit Erlaubniß des allmächtigen Staatskanzlers in eine Uebung des Vereins. Sie waren derart entzückt, daß der Fürst sich bewogen fühlte, den Verein zur Mitwirkung bei einem Feste einzuladen, das er zu Ehren der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin Victoria, veranstaltete.

Die Geschichte des Vereins lehrt also, wie energisches, thatkräftiges, künstlerisches Streben selbst bei geringen Kräften viel sicherer zum glänzendsten Ziele gelangt, als das schönste idealistische Reden bedeutender Künstler; daß dort, wo der wahre Kunstsinn im Gemüthe und nicht im Verstande liegt, alle Schwierigkeiten überwunden werden. Gar lange schon werden bei uns in Berlin manche künstlerischen Angelegenheiten mit dem größten Ernste und Eifer — besprochen, aber gethan wird wenig oder nichts. So auch sind seit Jahren Berathungen im Gange über die Bildung einer echten großen künstlerisch organisirten Liedertafel. Aber zur richtigen That ist's noch nicht gekommen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Wiener Männergesangverein durch seine Concerte den wohlthätigen Stiftungen große Summen zugewendet hat. Seine Rechnungsausweise bezeugen, daß er seit seiner Stiftung fast 50 000 Gulden solchen Zwecken ersungen hat. Auch seine hiesigen Concerte sind der Wohlthätigkeit gewidmet. Die ganzen Reisekosten bestreitet er aus seiner Casse.

Unsere lieben Gäste haben hier die verdiente glänzendste Aufnahme und Anerkennung gefunden, und wir hoffen mit Bestimmtheit, sie werden der deutschen Reichshauptstadt ein freundliches Andenken bewahren.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in vier Büchern von Julius Grosse. (Dresden, F. W. Steffens.) Grosse behandelt in seinem neuesten Roman ein überaus interessantes Thema, und daß dasselbe aus der Wirklichkeit gegriffen ist oder doch gegriffen sein könnte, daran mahnt uns zur Zeit gerade die eben erfolgte Freilassung des famosen Tichburne-Prätendenten aus dem Gefängnisse in London. Der Millionär Wenzel Turnhill ist ohne Hinterlassung directer Erben verstorben und hat seinen Neffen und Adoptivsohn Carstens zum Universalerben eingesetzt. Gegen den Letzteren tritt Detlev Buchner als rechtmäßiger Erbe der Millionen auf, und weist nach, daß er der Sohn Frau Melanie Turnhill ist. Pater est, quem nuptiae demonstrant. Er siegt im Prozesse ob, nimmt seinem Vetter Alles, gewinnt sogar dessen Braut zur Frau, richtet aber mit Hülfe seiner leichtlebigen, adligen Schwiegereltern das colossale Vermögen zu Grunde; wendet sich dann in seiner Bedrängniß an seinen Vetter, erfährt, daß er ein unehelicher Sohn und deshalb eigentlich nicht der rechte Erbe ist und stirbt schließlich durch seinen eigenen Vater, den dämonisch-wilden Valentini, der aus Rachsucht ihn einst zu dem ganzen Processe aufstachelte und der statt seiner Carstens Turnhill tödten wollte. Carstens wird nun wieder der rechtmäßige Inhaber und heirathet seine einstmalige Braut, die Wittwe Detlev's, der er Liebe bewahrt hat. Es ist Schade, daß Grosse diesen eigenartigen und fesselnden Inhalt in einer etwas skizzenhaften, aphoristischen Weise behandelt und uns den größeren Theil des Geschehenden nur in Dialogform vorführt. Der Dichter hat sich eine Selbstbeschränkung auferlegt, die wir nicht recht begreifen, und die ihn einmal sogar zu dem Einschiebsel verführt: „Es würde zu weit führen, hier das ganze Gespräch wiederzugeben . . . ." Warum, wenn es zum Besten des Romans wäre? Ueberhaupt mischt sich der Erzähler hin und wieder zu offenkundig in seinen Bericht ein, den wir lieber völlig losgelöst von ihm vernehmen würden. Sieht man aber von diesen zwei Cardinalfehlern des interessanten Romans ab, so wird man nicht umhin können, dem Grosse'schen Erzählertalent, seiner Erfindungsgabe und seinem Charakterisirungsvermögen alle Ehre angedeihen zu lassen. Besonders dieser Carstens Turnhill ist eine Figur, wie aus einem Gusse, streng, ehern, unbeugsam, makellos, ein ganzer Mann. Prächtig aufgefaßt ist auch der Rittmeister a. D. von Ottensee, der mit jedem Schwiegersohn zufrieden ist, wenn er nur Geld hat, und Valentini ist weit mehr als der traditionelle Roman-Bösewicht und Intriguant; seine Gestalt erhebt sich durch die ihn bei seinen Handlungen leitenden Motive oft zu tragischer Größe. Alles in Allem hat Julius Grosse hier wieder einmal eine Probe seines eigenartigen und bedeutenden Talents auf dem Gebiete der erzählenden Prosa gegeben. T—n.

Novellen von Fritz Zilcken. (Leipzig, Carl Reißner.) Ein neuer Name, der sich durch ein ansprechendes Erzählertalent vortheilhaft in die Belletristik einführt. Besonders Neues hat uns Fritz Zilcken, nach diesen Proben zu schließen, zwar nicht zu sagen, aber wie er es sagt, das ist gefällig und interessant und verräth ein tüchtiges, technisches Können. Besonders gelungen ist die letzte der vier Novellen, „Zwischen Gräbern", welche eine aus dem Leben entnommene Geschichte kurz und anschaulich, nicht ohne einen Anflug von Poesie, erzählt. Auch die Erzählung „Mit der Schwalbe" ist bis auf einige Unklarheiten in der Fabel recht ansprechend geschrieben. Am wenigsten befriedigt die Hauptnovelle „Donna Juana", welche ein sehr abgebrauchtes Thema in neuer Behandlung gibt, Dialoge bringt, die zwar an sich interessant und selbst geistvoll sind, aber viel zu breit im Verhältniß zum Kern der Geschichte und nicht einmal in organischem Zusammenhang mit demselben erscheinen und das Ganze, besonders bezüglich der Heldin, in eine zu märchenhafte, exotische Region heraufrückt.

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

In meinem Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Voltaire's
Leben und Werke
von
Richard Mahrenholtz.
Erster Theil:
Voltaire in seinem Vaterlande.
(1697—1750.)
Band II wird in Kurzem erscheinen.
VIII, 255 S. — Preis 5 Mk.

Oppeln, August. **Eugen Franck's Buchhdl.** (Georg Maske.)

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.
Soeben erschien:
Literarische Reliefs
von
Dr. Ernst Ziel.
8. 1885. 3 M. 60 Pfg. Geb. 5 M.
Inhalt: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. — Willibald Alexis. — Adolf Böttcher. — Moritz Hartmann. — Fritz Reuter. — Hermann Lingg. — Gottfried Kinkel. — Robert Hamerling. — Gottfried Keller. — Emanuel Geibel. — Johann Ludwig Runeberg.

Technikum Mittweida
in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule**, zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule**, zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Der Ursprung der
Gewitter-Elektricität
und der gewöhnlichen
Elektricität der Atmosphäre.
Eine meteorologisch-physikalische Untersuchung
von
Dr. Leonhard Sohncke
ord. Professor der Physik a. d. Univers. Jena.
Preis 1 Mark 50 Pf.

Ein pens. Oberlehrer in mittl. Jahren, Verf. vieler literarhistor. und philos. Schriften von anerkanntem Werth, in s. Jug. l. Jahre mit Erfolg Zeitungsredakteur, sucht bei bescheid. Ansprüchen Stell. als Redakteur od. ständ. Mitarbeiter an einem Blatte gemässigter Richtung. Offert. sub **J. T. 789 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.
Französische Rechts- und Culturbilder
aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.
Ausgewählt und erläutert
von
Hans Blum.
Erster Band.
8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk ist das Ergebniß vieljähriger Forschungen und Vorarbeiten. Es vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der kulturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der Sammlung des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advocat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes wird im September d. J. ausgegeben.

Neuigkeit von R. Baumbach.
Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:
Erzählungen und Märchen
von R. Baumbach.
Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:
Vorstadtgeschichten
von Heinr. Seidel.
Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. bröschirt.
Gedichte eines Optimisten
von Julius Lohmeyer.
M. 3.— broschirt.
Plodersam.
Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält
von Hans Grasberger.
M. 2.— broschirt.
und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene
Aus Herz und Welt.
Allerlei Humore
von Emil Peschkau.
M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.
Soeben erschien:
Mommsen, Th., Römische Geschichte.
— *Fünfter Band.* —
Mit 10 Karten von H. Kiepert.
(VIII u. 659 S.) gr. 8. geh. 9 M.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.
In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. im Subscriptionspreis. Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln 1883 in Wissenschftl. Ausstllg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.
Der jetzt so abnorm billige Subscr.-Preis erlischt vor Vollendung des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Cornell University
SEP 22 1885
Library

№ 36. Berlin, den 5. September 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England und die „Neue Republik" in Süd-Afrika. Von Karl Blind. — Das Sinken des Zinsfußes in der Gegenwart. Von D. Zeller. — **Literatur und Kunst:** Musikleben in England. Von Josef Schrattenholz. — Das Ausstellungsfieber. Von Carl Albert Regnet. — Neue Aufschlüsse über George Eliot. (Schluß.) Von Lector. — **Feuilleton:** Gerettet. Von C. Sahler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

England und die „Neue Republik" in Süd-Afrika.

Von Karl Blind.

Noch steht die dunkle Wolke der drohenden Verwickelung mit Rußland vor Englands Gesichtskreis: und schon sind die Förderer jener groß-afrikanischen Pläne wieder mit aller Heftigkeit thätig, welche die Tory-Regierung in das gewaltige Abenteuer der Errichtung eines sog. „Schwarzen Indiens" bis zum Sambesi-Flusse hinauf stürzen möchten.

Nicht genug ist ihnen die widerrechtliche, mit Waffengewalt hergestellte Einführung einer englischen Schutzherrschaft in Betschuana-Land. Auch Zulu-Land soll mit Beschlag belegt und dann über das Gebiet der Südafrikanischen Republik nach Norden hinaus gegriffen werden, um sowohl den Transwaal-, als den Oranien-Freistaat in die Mitte zu nehmen und allgemach zu erdrücken. Um diese Ziele zu erreichen, wird die Sorge für die Eingeborenen vorgeschoben und das Christenthum ins Feld geführt. Zwischendrin hört man freilich ganz unbefangen das Geständniß: im Grunde sei es der Handelsweg nach dem Innern von Afrika, der für England gesichert werden müsse; und nichts dürfe ungethan bleiben, was zur Fernhaltung einer Fremdmacht aus jenen Gegenden dienen könne.

An der Spitze dieser Bewegung steht Hr. W. E. Forster, der ehemalige Minister für Irland, seinem Stande nach Fabrikant. Es ist ein Mann von großer Entschlossenheit, der den Sonderbündlern gegenüber nicht geringe Thatkraft bewiesen und sein Leben dabei furchtlos aufs Spiel gesetzt hat. Im russisch-türkischen Kriege wirkte er mit Gladstone zusammen; ein Verfahren, das sich bei ihm schwer versteht, da er nicht blos auf Erhaltung, sondern auf noch weitere Ausdehnung des Reiches ausgeht. Aus seinem eigenen Munde habe ich in jenen Zeiten die Andeutung vernommen: „Wenn die Zurückdrängung des Zarenreiches ein europäisches Interesse ist, so kann das ja durch Deutschland und Oesterreich geschehen!" — —

In inneren Fragen hat Hr. Forster sich mit einem Theile seiner Wähler überworfen. Von mancher Seite betrachtet man ihn als den Tories näher, denn den Liberalen stehend. Mit Tories wirkt er für jene groß-afrikanischen Zwecke zusammen. Dabei unterläßt er selten die Bemerkung: Deutschland ziele auf die Erwerbung von Süd-Afrika ab und wolle England ganz ausstechen! „Keine Fremdmacht" — ruft er daher aus — „ist in Zulu-Land zu dulden. Die dort gegründete neue Buren-Republik muß fallen. Zulu-Land muß unter britische Herrschaft gebracht werden".

Die angebliche Sorge für die Eingeborenen, die von der „Neuen Republik" vergewaltigt seien, richtet sich damit von selbst. Man bestreitet das Recht der „Nieuwe Republiek", wie sie sich nennt, obwohl dasselbe auf einem förmlichen Vertrage mit dem jungen König Dinizulu beruht. Sich selbst aber maßt man die Befugniß an, kurzer Hand das ganze Zulu-Land einzustecken!

Wer durchschaut da nicht die vorgehaltene Maske der Menschenfreundlichkeit?

Die Errichtung einer englischen Schutzherrschaft in Betschuana-Land ist unbedingt ein Bruch des mit der Südafrikanischen Republik am 27. Februar v. J. hier abgeschlossenen Vertrages. Zufolge diesem Abkommen steht weder England, noch jener Republik ein anderes Recht zu, als in den westlich und östlich von Transwaal gelegenen Gebieten — also in Betschuana-Land und Zulu-Land — Geschäftsträger (Commissäre) zur Aufrechthaltung der Ordnung zu ernennen. Abschnitt 2 des Vertrages spricht sich darüber klar aus.*)

Wenn in Betschuana-Land und Zulu-Land sich neuerdings Buren-Freistaaten bildeten, so hatte die Südafrikanische Republik, die Regierung zu Pretoria als solche, damit nichts zu thun. Bauern aus verschiedenen Theilen Süd-Afrikas — aus Transwaal, aus dem Oranien-Freistaat, aus den englischen Ansiedelungen — waren nach Betschuana-Land, wie nach Zulu-Land, als herbeigerufene Bundesgenossen gegangen, hatten Landschenkungen erhalten und auf dem betreffenden Grund und Boden ihr Gemeinwesen errichtet.

So entstand im Batlapin-Bezirke von Betschuana-Land der Freistaat Stella-Land, im Baralong-Bezirke der Freistaat Goschen. Dies geschah vor Abschluß des Vertrags vom 27. Februar 1884 mit der Südafrikanischen Republik; und in diesem Vertrage ist die Aufhebung der genannten Freistaaten nicht angeordnet. Die englische Krone hat nachträglich, im Widerspruche mit dem Vertrage, gleichwohl dort gewaltthätig eingegriffen und ihre Schutzherrschaft aufgerichtet.

In Zulu-Land ist die „Neue Republik" seit dem Vertrage vom 27. Februar 1884 gegründet worden, allein ohne amtliches Zuthun der Regierung zu Pretoria, und mit Zustimmung des Königs Dinizulu. Auch diesmal wieder

*) De regeering van de Zuid Afrikaansche Republiek zal commissarissen aanstellen op de oostelijke en westelijke grenzen, wier plicht het zijn zal streng te waken tegen ongeregeldheden en elke overschrijding der grenzen. Harer Majesteit's regeering zal, indien noodig, commissarissen aanstellen in het inboorlingen gebied gelegen buiten de oostelijke en westelijke grenzen van de Zuid Afrikaansche Republiek, om orde te bewaren en overschrijdingen te beletten.

Digitized by Google

kamen bewaffnete Bauern als herbeigerufene Bundesgenossen aus verschiedenen Theilen Süd-Afrikas, um den Sohn Ketschwäyo's gegen seine Feinde zu unterstützen und seine Einsetzung zu ermöglichen.

Den Text des Vertrages habe ich gesehen. Er ist am 16. August 1884 von König Dinizulu und seinem Rathe William Grant unter Zustimmung der anwesenden Häuptlinge ausgefertigt worden, trägt Dinizulu's Handzeichen und die Unterschriften von William Grant einer- und den Herren Krogh und J. D. Esselen andererseits. Letzterer, der Staatssecretär der Neuen Republik, befindet sich jetzt, mit der Urkunde versehen, in London, um in Unterhandlungen mit der englischen Regierung einzutreten.

Der Vertrag Dinizulu's mit den Buren-Bevollmächtigten lautet dahin: daß den Bundesgenossen, welche dem jungen Könige zum Thron verhalfen, 1,355,000 Morgen Landes abgetreten werden, welche von der Ostgrenze der Südafrikanischen Republik bis an die unter englischer Schutzherrschaft befindliche „Reserve" reichen. Ueberdies ist im Vertrage bestimmt: ganz Zulu-Land solle der Oberhoheit der Neuen Republik fortan unterstehen.

Zieht man die Verhältnisse in Betracht, unter welchen der Jüngling Dinizulu sich den Weg zur Königswürde oder Häuptlingsschaft zu erfechten hatte, nachdem sein Vater Ketschwäyo vorher im Kampfe gefallen war: so begreift man schon, daß er und die zu ihm stehenden Häuptlinge sich zu genanntem Vertrage bereit finden ließen. Ebenso hart mag es ihnen freilich ankommen, denselben jetzt zu halten.

Da nur Dinizulu's Rathgeber William Grant, nicht aber der junge König selbst des Schreibens kundig ist, so scheinen jetzt unter englischem Einflusse Bemühungen im Gange zu sein, einen Widerruf des Vertrages zu erzielen. Man legt Dinizulu die Aeußerung in den Mund, als habe er zwar dem Vertrage zugestimmt, sei sich aber nicht eigentlich der Tragweite bewußt gewesen u. dgl. m.

Um nichts zu unterlassen, was zur Aufklärung beitragen kann, habe ich sowohl mit dem hiesigen Vertreter der Neuen Republik, als auch mit dem Hauptvertrauensmanne der im Forster'schen Sinne wirkenden Partei eine Unterredung über diese Dinge gepflogen. Ich kann nur wiederholen, daß der erwähnte Vertrag vom 16. August 1884 so deutlich wie möglich spricht, während von der anderen Seite blos unbezeugte Behauptungen vorliegen.

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß Zulu-Land unter Buren-Oberhoheit gestellt wurde. Das kriegerische, auch geistig nicht schlecht veranlagte Volk der Zulu — aus deren Mitte ein kluger Mann den als Glaubensboten zu ihm gekommenen englischen Bischof Colenso zu einer freisinnigeren Auffassung auf biblischem Gebiet bekehrte — hat schon viele innere Kämpfe wegen des Ehrgeizes seiner Fürsten durchgemacht. Einer dieser Fürsten, Dingaan, der Bruder Panda's, auf welch Letzteren Ketschwäyo folgte, hatte Buren am oberen Tugela-Flusse eine Landschenkung als Vergütung für die Zurückholung von Vieh gemacht, das ihm von einem Häuptling geraubt worden. Nachträglich überfiel er diese Buren und metzelte sie bis auf den letzten Mann nieder. In einer späteren Schlacht wurde er indessen geschlagen und mußte das Land südwestlich vom Tugela abtreten.

Als sich bald darauf sein Bruder Panda gegen ihn erhob, machten Buren gemeinsame Sache mit Panda und riefen ihn in einer am Folosi-Ufer gehaltenen Versammlung zum König aus. Bei dieser Gelegenheit wurde durch den Buren-Befehlshaber Pretorius alles Land vom Tugela bis zum schwarzen Folosi-Flusse, in einer im Namen des Volksrathes erlassenen Kundmachung, als der Oberhoheit der Buren unterstehend bezeichnet.

Im Jahre 1860 — so wird in Farrer's Geschichte des Zulu-Landes gesagt, — sandte die Südafrikanische Republik einen Ausschuß von Bevollmächtigten zu Panda und seinem Sohne Ketschwäyo, um gewisse Landangelegenheiten, wie auch die spätere Thronfolge zu regeln. Es wurde Ketschwäyo dabei erklärt, „seine Einsetzung werde nicht allein davon abhängen, daß er sich als Feind alles nutzlosen Blutvergießens zeige, sondern auch der Transwaal-Regierung gehorsam zu sein versprechе, keinen Krieg außerhalb der Zulu-Grenzen ohne ihre Zustimmung führe und weder die englische Regierung in Natal, noch den Oranien-Freistaat belästige. Ferner wurde ihm mitgetheilt: ‚er werde im Namen des Volkes und der Südafrikanischen Republik eingesetzt.'" „Mit andern Worten" — fügt der Verfasser hinzu — „Ketschwäyo sollte ein vollkommener Vasall der Buren sein, wie es Panda vor Einmischung der Engländer gewesen."

Gleichviel wie man nun über diese Vorgänge urtheilen mag, geschichtlich sind sie vorhanden. Auch eine besondere Abtretung der St. Lucia-Bucht an die Südafrikanische Republik durch König Panda ist bekanntlich von der Regierung zu Pretoria behauptet worden. „Bald", soll Panda einmal gesagt haben, „werden die Buren mir nicht Raum genug lassen, um meine Beine auszustrecken."

Dieser Ausdruck war bei ihm ganz besonders geeignet, Mitleid hervorzurufen; denn, gleich vielen Zulu im höheren Alter, litt der König ungeheuer an Fettsucht, vermochte sich gar nicht mehr selbst zu bewegen und mußte stets im Rollwagen umhergefahren werden, auch wenn er die Heerschau hielt, wo ihm die Krieger ihr: „Guten Morgen, Vater!" entgegenriefen.

Wenn Zulu-Fürsten sich von Nebenbuhlern bedrängt fühlen, so nehmen sie und die Häuptlinge ihrer Partei es offenbar sehr leicht mit den Landschenkungen. Das ist indessen ihre Schuld; und am wenigsten können Diejenigen einen Einwand dagegen erheben, welche sogar ohne Landschenkung und ohne irgendwelchen Vertrag sich, nach Hrn. Forster's Weise, des ganzen Zulu-Landes bemächtigen und gleich auch die Südafrikanische Republik mit in die Pfanne hauen möchten.

Es ist vor einiger Zeit viel von der Abtretung der St. Lucia-Bucht durch Dinizulu an Hrn. Einwald und von der Möglichkeit gesprochen worden, seine Erwerbung für Deutschland nutzbar zu machen. Alle betreffenden Verhandlungen sind mir genau bekannt geworden: die in Zulu-Land, wie die in Berlin gepflogenen. Ich habe, was die ersteren betrifft, den Eindruck empfangen, als sei jene Abtretung an Hrn. Einwald kaum als rechtskräftig zu betrachten.

Wenn ferner von Hrn. Einwald die Bedingung gestellt wurde: es solle die deutsche Regierung sich zur Zerstörung der „Neuen Republik" verpflichten und nur dadurch ein Recht auf den Besitz der Bucht erlangen, so hat der Reichskanzler sicherlich wohl daran gethan, das ganze Anerbieten schon deshalb abzulehnen. Eine Verfeindung mit dem, den Bürgern der Neuen Republik stammverwandten Volke von Transwaal, dessen Regierungshäupter in Berlin so ehrend empfangen worden waren, hätte ja unfehlbar die nächste Folge sein müssen.

Die Zulu sind, wie schon bemerkt, ein begabtes Volk. Das sagen Alle, die im Lande gewesen. Das war auch die Schilderung, die mir vor vielen Jahren ein früh verstorbener schottischer Bekannter, David Leslie, von ihnen machte. Er war lange in Süd-Afrika gewesen, gelegentlich von König Panda zu Rathe gezogen worden und hat in einer Reihe, nach seinem Tode zu einem Werke vereinigter Aufsätze und Briefe äußerst anziehende Schilderungen über Volk, Sprache, Gebräuche, Erzeugnisse u. s. w. des Landes der Zulu und Tonga*) gegeben. Im Uebrigen war auch Leslie, nach Art von Sir Bartle Frere, der in Glasgow eine Unterredung mit ihm suchte, schon für eine groß-afrikanische Politik gewesen, wobei Zulu-Land und der Transwaal- und Oranien-Freistaat eingeschlachtet werden sollten. Aus Leslie's Darstellungen war mir stets ersichtlich, daß die Zulu nicht etwa, wie andere wilde oder barbarische Völker, diplomatisch leicht übers Ohr zu hauen sind. An den vor ein paar Jahren hierhergekommenen Zulu, die ich theils durch einen Dolmetscher, theils auf Englisch persönlich über ihren Glauben, ihre Sitten u. dgl. befragte, fiel mir der bedeutende Schädelumfang auf. Die Messungen, die ich an ihnen anstellen ließ, ergaben eine beträchtliche, den besten europäischen Durchschnitt ergebende Zollzahl.

*) Gewöhnlich „Amatonga" genannt; so auch von Leslie. „Um" und „Ama" sind indessen, in der Sprache der Eingeborenen, nur die Geschlechtswörter der Einzahl und Mehrzahl; und man könnte ebensowohl „Amazulu" sagen.

Digitized by Google

Dies nur beiläufig, damit nicht etwa die Meinung platzgreife, als seien Weiße, bei Unterhandlungen mit diesem eingeborenen Stamme, leicht fähig, den „Wilden" zu täuschen.

Die Sache stellt sich, dünkt mir, vielmehr so. Im Falle der Noth lassen Zulu-Fürsten, um vorläufig ihren Zweck gegen Nebenbuhler zu erreichen, sich gern zu einem Vertrage mit weißen Bundesgenossen herbei. Diese brauchen sich keineswegs anzubieten; sie werden vielmehr gerufen. Weiße Bundesgenossen fochten in Betschuana-Land auf der einen Seite für die Häuptlinge Mankoroane und Montosia; auf der entgegengesetzten für Moschette und Massouw. Glaubt ein Zulu-Fürst sich nachträglich in seiner Stellung befestigt, und nähern sich ihm andere Weiße — also z. B. Vertreter Englands —, um ihn zum Bruch eines mit Buren abgeschlossenen Vertrages zu bewegen, so leiht der Zulu-Fürst wohl auch solchem Rathe nicht ungern sein Ohr. Man braucht ja kein eingeborener Afrikaner, sondern nur in der Weltgeschichte bewandert zu sein, um das zu verstehen.

Auf Hrn. Forster's wiederholte Aufforderungen an die jetzige Tory-Regierung, groß-afrikanische Politik gewaltthätig zu betreiben, hat Oberst Stanley (Bruder des früheren Ministers für die Ansiedlungen, Lord Derby's), der jetzt dasselbe Amt verwaltet, höchst vorsichtig geantwortet. Mit Rußland hat man noch zu thun. Sollte man da die Gefahr einer Empörung am Kap, wo zwei Drittel der Bevölkerung in den englischen Gebieten holländischer Abkunft und Sprache sind, freventlich heraufbeschwören?

Hrn. Forster's Gebahren ist wahrlich räthselhaft, denn er kennt doch die Beschränktheit der kriegerischen Machtmittel seines Landes und kann unmöglich glauben, daß dieselben gleichzeitig ausreichen würden, eine große südafrikanische Empörung zu bemeistern, Rußland die Spitze zu bieten und Irland ruhig zu halten. Sollte er wirkich meinen, Rußland werde sich in Afghanistan um so eher zufrieden geben, wenn der Kriegsbrand am Vorgebirge der guten Hoffnung los ist? Und sollte er, der die Schreckensjahre in Irland durchmachte, sich in dem Glauben wiegen, die Sonderbündelei würde, im Falle einer gleichzeitigen Verwickelung mit Rußland und in Süd-Afrika, sich ruhig aufs Ohr legen und einnicken?

Ich kann aus sehr genauer Kenntniß versichern, daß England klug daran that, trotz der Niederlage am Madschuba-Hügel den Krieg mit den Buren im Jahre 1881 einzustellen. Andernfalls wäre die Gefahr in Irland, wo das „ungeschriebene Gesetz" der sog. „zweiten Regierung" (d. h. der Land-Liga) von den Vehm-Gesellen so lange keck ausgeführt wurde, in furchtbarster Weise vermehrt worden.

Wer damals in der Transwaal-Sache zu Gunsten der Südafrikanischen Republik thätig war, der hatte Gelegenheit, Mancherlei zu erfahren und englischen Staatsmännern warnend zuzureden. Unsererseits ist dies in Schrift und Wort geschehen. Sowohl um des Rechtes eines schnöde vergewaltigten Freistaates, als auch um Englands selbst willen, das wir nicht aus dem Buche der Mächte gestrichen zu sehen wünschten, war es uns hoch erfreulich, als John Bright, auf die von uns angeregte und ihm übermittelte „Internationale Zuschrift", aus dem Kabinet heraus eine beistimmende Antwort gab.

Das war der erste und der entscheidende Schritt zum Sieg der guten Sache und eine Rettung auch für England.

Mögen Herrn Forster's jetzige Rathschläge nicht befolgt werden! Sie würden England in eine neue Gefahr stürzen, in welcher es unfähig wäre, den auf Indien abzielenden Unternehmungen des Zarenthums Halt zu gebieten, dagegen bald wieder zu Hause eine Schlange am Busen gegen sich aufzischeln sähe — die römische Schlange in der Homeruler-Haut.

Das Sinken des Zinsfußes in der Gegenwart.

Von D. Zeller.

Auf den gewaltigen wirthschaftlichen Aufschwung und die Unternehmungsluft, wie sie Anfangs der 1870er Jahre alle Kreise durchdrangen, ist eine Periode der Ruhe gefolgt. Mit dem gewaltigen Anwachsen neuer Capitalien hat die Gelegenheit zu ihrer Beschäftigung nicht gleichen Schritt gehalten, und das Fallen des Zinsfußes in ganz Europa beweist, daß das Capital nicht mehr in gleich lohnender Weise wie vor einem Jahrzehnt verwerthet werden kann. Das Sinken des Zinsfußes, wie es sich fortwährend im Herabsetzen der Zinsen von Staatsanleihen, Eisenbahn- und Industriepapieren äußert, ist ein hervorragendes Symptom der wirthschaftlichen Lage und Entwickelung eines Volkes. Im Allgemeinen das Zeichen steigender Cultur und Wohlstandes, hat jene Erscheinung die Erhaltung des Friedens zur Voraussetzung, unter dessen Schutz Handel und Industrie gedeihen. In den Friedensperioden erfährt erfahrungsmäßig der Zinsfuß eine allmähliche Erniedrigung und pflegt, trotz vorübergehender Unterbrechungen, schließlich die sinkende Tendenz die Oberhand zu gewinnen. Die feste Aussicht auf Erhaltung friedlicher Zustände wird stets die Capitalbildung fördern, mit dem verstärkten Angebote von Capital sinkt natürlich der Nutzungspreis des Geldes. Gegenwärtig deuten alle Anzeichen auf eine länger dauernde Periode billigerer Geldverleihung, wie sie die lange Friedenszeit nach den napoleonischen Kriegen von 1815 an bis 1848 enthielt. Nach schwerem Ringen und Kämpfen entfalteten damals Handel und Industrie, unter den wohlthätigen Einwirkungen der Gründung des deutschen Zollvereins, eine segensreiche Thätigkeit, die Course der Staatsanlehen erreichten eine solche Höhe, daß eine Reihe von Staaten die Zinsen ihrer Schuldtitel erheblich reducirten, wodurch zum Vortheil der Landwirthschaft und Landescultur dem Grundbesitze bedeutende Summen zugewendet werden konnten. Vom Jahre 1848 bis 1871 trat dann wieder eine Periode des Steigens des Zinsfußes ein, vornehmlich veranlaßt durch die wirthschaftlichen Umwälzungen.

Die Verwendung der Dampfkraft im Dienste des Verkehrs und der Industrie, die massenhaften Eisenbahnbauten und die Umgestaltung des ganzen Transportwesens war die Ursache einer großen Nachfrage nach Capital. Außerdem trug das Entstehen einer Reihe von Actiengesellschaften, der Reiz der hochverzinslichen ausländischen Werthpapiere auf den deutschen Capitalisten und das Abströmen deutschen Capitals nach benachbarten Ländern zur Erhöhung des Zinsfußes bei. Das Auffinden neuer productiven Capitalverwendungen steigerte naturgemäß die Nachfrage und führte zu einer Preiserhöhung für die Capitalnutzung. Dazu kamen die den Staatscredit erschütternden politischen Ereignisse und Kriege der Jahre 1848, 1854, 1859, 1864, 1866 und 1870, welche große Anlehen zu militärischen Zwecken nöthig machten. Allmählich trat wieder an Stelle des raschen wirthschaftlichen Aufschwunges und der hastigen Speculation eine langsamere und stetigere Entwickelung. Die großen Verluste aus der Gründerzeit mahnten zur Sparsamkeit und Vorsicht, von erheblichem Einfluß war der allmähliche Ausbau der größeren Eisenbahnnetze, die Einziehung und Conversion hochzinstragender ausländischer Werthpapiere, wodurch große Summen für das deutsche Capital disponibel wurden.

Neue gewaltige Anforderungen, wie sie die frühere Entwickelungsperiode für den Capitalmarkt mit sich brachte, sind in nächster Zukunft kaum zu erwarten, offensichtig gewinnt die sinkende Tendenz auf den Wirthschaftsgebieten die Oberhand. Im verflossenen Jahre waren es zwei bedeutungsvolle Vorfälle, welche das Sinken des Zinsfußes zur Erscheinung brachten: die vorgeschlagene Conversion der 3 procentigen englischen Consols und die Umwandlung der 6 procentigen ungarischen Rente. In den letzten Wochen hatte die Emission 3½ procentiger preußischer Consols einen Erfolg, der voraussichtlich zur allmählichen Herabsetzung des Zinsfußes bei einer

Digitized by Google

Reihe von Staatsanlehen führen wird. Durchschnittlich ist der Zinsfuß bei sicheren Capitalanlagen, z. B. einer größeren Zahl solider Staats- und Eisenbahnanleihen, auf einen verhältnißmäßig niederen Stand gelangt; die allgemeine Geldabundanz hat auch das Sinken des Hypothekzinsfußes herbeigeführt und nöthigt die Sparinstitute, Geld und Hypotheken zu billigeren Bedingungen zu gewähren und den Zinsfuß bei Einlagen entsprechend herabzusetzen. Die schlimmen Erfahrungen der Krachjahre schreckten das Capital von der Betheiligung an industriellen Unternehmungen zurück, mehr und mehr wendet es sich der mühelosen Anlage in den erhebliche Courssteigerung aufweisenden Staatspapieren zu. Die Lage des Geldmarktes und wirthschaftlichen Lebens deutet darauf hin, daß, falls nicht außerordentliche Ereignisse, wie Kriege und Handelskrisen, eintreten, der Zinsfuß seine sinkende Bewegung fortsetzen wird. Dieses Sinken hat eine weitgehende Bedeutung und entbehrt neben vielseitigen wohlthätigen Wirkungen keineswegs auch nachtheiliger Folgen. Mancher durch die Unkündbarkeit des Capitals gebundene Schuldner wird von dem niederen Zinsfuß keinen Gebrauch machen können, mancher kleine Rentner die Schmälerung seines Einkommens hart empfinden. Trotzdem überwiegen die Vortheile die Nachtheile um ein Erhebliches. Die geringere Ertragsfähigkeit des Capitals verlängert den Zeitraum, in welchem sich der Einzelne so viel erübrigt, daß er von seinen Ersparnissen leben kann. Eine nothwendige Folge ist die größere Sparsamkeit und vermehrte Arbeitskraft der Capitalisten, die Hebung der Unternehmungslust und die Belebung der Handelsthätigkeit. Für den Capitalbedürftigen, insbesondere für Grundbesitzer und Gewerbsleute, ist der niedere Zinsfuß ein Vortheil, durch Schmälerung des Gewinnes des müßigen Capitals erhöht er den Werth der schaffenden Arbeit. Dem Kleincapitalisten wird es leichter, in späteren Jahren die Früchte seines Fleißes zu genießen. Durch die veränderte Vertheilung und die Ausgleichung des Besitzes müssen die socialen Gegensätze ihre Schärfe verlieren.

Literatur und Kunst.

Musikleben in England.

Von Josef Schrattenholz.

Es war das dritte Mal in meinem Leben, daß ein günstiger Schicksalswind in den letzten schönen Juniwochen mein Schiff nach England trug. Der Hauptzweck meines diesmaligen Besuches war ein musikalischer. Ich wollte das Musikleben unseres großen Nachbarvolkes durch eigene Erfahrung gründlich kennen lernen, die früher empfangenen Ansichten darüber läutern und ein festes Urtheil zu gewinnen suchen.

Mein erster Gang in London galt August Manns, dem Anführer des diesjährigen zweihundertsten Geburtstagsfestes unseres erhabenen Altmeisters Händel. Man kennt Herrn Manns auf dem Continent wenigstens par renommée. Er ist ein kleiner, etwas queckſilberner Mann, mit glattsträhnigen, melirten Locken, grauem Knebelbart und feinem, weltmännischem Benehmen. Unter der gewölbten, hohen Stirne lagert ein dichtumbuschtes Augenpaar, das meist etwas träumerisch, indifferent dreinschaut, doch bei lebhafterem Gedankenaustausch unter den waldigen, schattigen Augenbrauen, wie unter einer Wetterwolke, leuchtende Blitze hervorschießt. Dieser kleine Mann leitet nun seit über 30 Jahren die berühmten Orchester-Concerte des Crystal-Palace und mit ihnen, wenigstens soweit sie für England in Frage kommen, die Geschicke aller europäischen Berühmtheiten der Tonkunst. Außer St. James Hall mit seinen bekannten Monday popular concerts existirt nämlich in London keine Arena, vor welcher der Künstler sein „Salve Caesar!“ vor einem zahl- und einflußreicheren Publicum und mit Aussicht auf größeren Erfolg erschallen lassen könnte, als der Crystal-Palace. Man kann also ermessen, wie einflußreich, verantwortlich und vielumworben die Stellung des Regenten dieser Arena ist. Die Ehre, im Crystal-Palace gespielt oder ein Werk in ihm zur Aufführung gebracht zu haben, wird thatsächlich so hoch geschätzt, daß selbst namhafte auswärtige Künstler zu ihrer Erreichung gerne bedeutende persönliche Opfer bringen. Herr Manns hat diesen weitgehenden Einfluß seines Concertinstituts nie mißbraucht. Als Mensch wie als Künstler genießt er überall die allgemeinste Hochachtung und er verdient sie. Meinem gewöhnlichen Brauch gemäß suchte ich den Löwen direct in seiner Höhle, in seinen Arbeitszimmern im Crystal-Palace, auf. Mit beweglichen Geberden und Mienen schilderte er mir die Nothwendigkeit, heute die ganze Nacht durcharbeiten zu müssen, weil ihm die Instrumentation eines auf dem Festprogramm stehenden Händel'schen Werkes durch seinen Vorgänger M. Costa nicht gefalle. In regem Feuereifer zeigte er mir die Partitur. „Hier, sehen Sie selbst, ob Costa da nicht zu dick aufgetragen hat. Die Instrumente decken die Singstimmen ja vollständig. Und das Schönste ist, daß Händel selbst im Original bei den Bläsern hier ausdrücklich nur einfache Besetzung vorschreibt! Aber dem guten Sir Michael klang alles nie stark genug. Wenn eine Posaune in der Partitur stand, so nahm er sicherlich zwei.“ Ich wendete das Gespräch auf einen hochbegabten, deutschen Künstler, der sich seit einiger Zeit in London niedergelassen und für welchen ich des Redners Protection erbitten wollte. Herr Manns versprach mir, zu thun, was in seinen Kräften stehe, schilderte mir aber gleichzeitig mit Offenheit die Schwierigkeiten der Erfüllung meines Anliegens. „Das Institut, dem ich vorstehe“, so sagte er, „ist ein specifisch englisches, wie Sie wissen, und England ist meine zweite Heimath geworden. Ich kam hierher, nachdem ich meine Stellung als preußischer Militärcapellmeister in Köln niedergelegt hatte. Als einfacher Geiger trat ich in das Crystal-Palace-Orchester. Nachdem ich eine Probe meines Directionstalentes abgelegt, engagirte man mich sofort als zweiten Dirigenten, und seit dieser Zeit bin ich, eine kurze Concertreise in Schottland abgerechnet, permanent im Dienste der Crystal-Palace-Company gewesen. Ich bin meinem neuen Vaterlande zu aufrichtigstem, dauerndem Danke verbunden und betrachte es sowohl als Pflicht persönlicher Erkenntlichkeit, wie durch sachliche Gründe geboten, bei meiner Wirksamkeit in erster Linie die eingeborenen Künstler und die Werke englischer Componisten zu berücksichtigen. So lange ein Künstler sich im Auslande keinen Namen gemacht hat, hält es sehr schwer, ihm für den Crystal-Palace ein Engagement zu verschaffen.“ Die rücksichtslose Offenheit und menschlich edle Gesinnung, welche aus diesen Worten sprach, berührte mich äußerst wohlthuend. Findet man doch gerade in Musikkreisen, sobald man das jus protectionis zur Sprache bringt, eine derartige Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit äußerst selten.

Man würde nun übrigens entschieden fehl gehen, wenn man aus der obigen Aeußerung folgern wollte, daß die Crystal-Palace-Concerte in der Hauptsache nur Versuchsstationen für englische Musiker und englische Musik seien. Herr Manns zeigte mir einen Katalog der hervorragendsten in seinen Saturday-Concerts aufgeführten Instrumental- und Vocal-Werke, von 1855 bis 1879 reichend. Ich fand darin die Benedict, Sterndale-Bennet, Gadsby, Barnett, Holmes, E. Prout, Wingham, Barnby, Cowen, Costa, Parry, Smith, Stanford, Stephens, Street, Waley und andere große und kleine englische Componisten allerdings vertreten, aber nur in verschwindendem Procentsatz. Der Löwenantheil bei der Programm-Besetzung fiel den Deutschen, unsern alten und neuen Classikern zu. So wurden, um einen annähernden statistischen Begriff zu geben, in den Concerten sämmtliche Beethoven'schen Symphonien wiederholt aufgeführt; die Pastoral- und C-moll-Symphonie je 21 mal, die achte und neunte je 15 mal, die herrliche A-dur sogar 25 mal, so daß im Ganzen in dem genannten Zeitraum die unverwüstlichen symphonischen Tondichtungen des Schöpfers unserer Instrumentalmusik 163 mal auf dem Programme erschienen. Aehnlich verhält es sich mit unseren übrigen deutschen Classikern, den Romantikern und Modernen, von Bach bis zu Berlioz, Brahms und Bruch. Und wie die Werke unserer

Digitized by Google

Meister in der Mehrzahl, so auch die Nachschöpfer derselben, unsere Künstler und Künstlerinnen. Joachim, Vieuxtemps, Ole Bull, Sarasate, Wieniawski, Auer, Straus, Wilhelmj, Lauterbach, Grün, Petri, Remenyi, Lotto, Hausmann, v. Bülow, Rummel, Hallé, Scharwenka, Rubinstein, Heller, Pauer, F. v. Hiller, Reinecke, die Schumann, Essipoff, Brandes, Zimmermann, Goddard, Montigny-Rémaury, Krebs, Mehlig — weder in Deutschland noch in den anderen Ländern des Continents existirt eine wirkliche Kunstgröße, die nicht unter dem hochgewölbten, krystallenen Zeltdach dieses Riesenbauwerks wiederholt die Schwingen ihres Talentes entfaltet hätte. Meister Joachim, in England allerdings der bevorzugteste Vertreter seines Instrumentes, ist in den 23 Jahren die der Katalog der Concerte umspannt, allein im Crystal-Palace 32 Mal aufgetreten. Manns selbst, ein ganz bedeutender Geiger und ausgezeichneter Componist — sein Concertino in E empfehle ich jedem leistungsfähigen Guarnerius aufs wärmste! — hat seinem Namen in der langen Zeit bloß zweimal Aufnahme zu verschaffen gewußt und zwar mit dem eben genannten Concertino und einer „Festouverture", eine künstlerische Selbstüberwindung, welche man nicht manchem in ähnlicher Stellung sich bewegenden Musiker nachrühmen kann.

Deutsche Tonkünstler und Kunstfreunde hatten mir bei meiner Abreise über Arrangement und Ausführung, Programm und Verlauf der Londoner Händelfeste allerlei ungünstige Mittheilungen gemacht. Namentlich die Akustik des Concertraumes wurde mir mit den schwärzesten Farben geschildert, so daß ich schließlich die Vorstellung empfing, eine Musikaufführung im Crystal-Palace sei dem Ohre ungefähr dasselbe, was dem Auge der Anblick eines die Piccoloflöte blasenden oder eine Cigarette rauchenden h. Christoforus. Bei meiner Ocular-Inspection des colossalen musikalischen Schlachtfeldes theilte ich Herrn Manns diese Befürchtungen offen mit. Er fand sie theilweise gerechtfertigt. Im Allgemeinen aber tadelte er die in Deutschland über die englischen Händelfeste in Umlauf gesetzten Vorstellungen als falsch: „Da hat, par exemple, noch vor Kurzem ein College von Ihnen in einer biographischen Skizze Händel's die kühne Behauptung aufgestellt, in den Programmen der Londoner Händel-Festivals herrsche die ‚armseligste Beschränktheit'. Das ist leicht gesagt, fast ebenso leicht als: Händel ist ein großer Mann, oder: Händel ist verzopft. Aber man sollte dergleichen nicht aussprechen und noch weniger es drucken lassen, wenn man nicht den Beweis dafür antreten könnte. Es ist ja wahr: seit 1862, wo wir unsere großen Triennial-Händel-Festivals hier begannen, haben wir auf jedem Feste den ‚Messias' und ‚Israel in Egypten' aufgeführt. Für den Draußenstehenden liegt darin eine gewisse Beschränktheit. Wer mit den hiesigen Verhältnissen vertraut ist, wird dieselbe jedoch gerechtfertigt finden. Jene beiden Oratorien sind die bedeutendsten und hier zu Lande populärsten des Meisters. Es vergeht kein Winter, wo Hauptstadt oder Provinz nicht das eine oder andere von ihnen aufführen. Wir müssen darauf Rücksicht nehmen. Die verschiedenen Tausende von Choristen, die auf unseren Festen mitwirken, rekrutiren sich aus den entlegensten Landestheilen. Vorproben nach deutschem Muster mit ihnen abzuhalten, ist dem Festdirigenten erklärlicherweise unmöglich. Ich habe diesmal allerdings in den größeren, über 200 Sänger stellenden Städten die Leute mit meiner Lesart der Werke vertraut gemacht. Das ist indeß, weil die vielseitigen Pflichten meiner Stellung und die Beschäftigung der Mitwirkenden es verbieten, nur im gegenwärtigen Ausnahmefalle zu ermöglichen gewesen. Hier am Orte kann ich nie mehr als eine Generalprobe abhalten. Was die Akustik des Crystal-Palace betrifft, so sind die Deutschen nicht die Ersten, welche darüber klagten. Bei dem vorletzten Händelfeste kamen nach dem Hagelchor aus ‚Israel' Sir Julius Benedict und Hallé auf mich zu. Der arme Sir Julius, er ist auch schon todt jetzt! ‚Ich begreife gar nicht, lieber Manns', sagte Benedict, ‚wie es kommt, aber wir hören den zweiten Chor des Doppelchors immer eine Viertelminute später, als den ersten!' Die Sache war sehr einfach und Sie können sie sich, flüchtig umschauend, selbst erklären. Wenn man da oben im Orchester eine Pistole abfeuerte, so ist es klar, daß man den Schuß hier unten in den Seitengängen, so und so viel hundert Schritte entfernt, weit später hört, als er gelöst wird. In diesem Raume, in dem Sie die Bewohner einer deutschen Mittelstadt mit Kind und Kegel bequem unterbringen können, existiren natürlich andere akustische Verhältnisse, wie in einem abgeschlossenen, fest begrenzten Concertsaale. Zudem nahm Sir Costa, der die früheren Feste leitete, die Tempi stets zu schnell. Alle Vorstellungen nutzten nichts. ‚Mendelssohn hat es auch so gemacht!' erwiderte er, und das war allerdings richtig, aber das Tragikomische dabei war, daß Mendelssohn die Tempi bekanntlich ebenfalls meist überhastete. Thatsächlich existirt nur eine Partie im Palace, wo man gut hört und eine harmonische Totalwirkung erhält, und das ist das Mittelschiff hier, welches seine Fläche dem Orchesterraum zukehrt. Die Plätze desselben sind allerdings die theuersten. Ein Pfund 5 Shilling pro Concert zahlt nicht ein Jeder gern, aber wenn man die Klangwirkung unseres Fest-Chors und -Orchesters wirklich genießen und beurtheilen will, bleibt nichts Anderes übrig!" —

Ich hatte das Glück, den Händel-Concerten von einem jener weniger pecuniär als akustisch vortheilhaften Plätze aus beiwohnen zu können. Der Gesammteindruck, den ich empfing, war ein wahrhaft erhabener, erhebender. In einem Raum von weniger gigantischen Verhältnissen würden diese Tausende von Sängern und Instrumentalisten entschieden erdrückend, betäubend wirken. Hier steht die Größe der aufmarschirten Armee — sie zählte im Ganzen etwa 3500 Köpfe — durchaus im Verhältniß zur Größe des Schlachtfeldes und der Größe der aufgeführten Werke. Man spricht so viel von der elementaren Kraft und packenden Volksthümlichkeit der Händel'schen Chöre, von seiner hier vielfach stützenden und tragenden, dort verstärkenden, gelegentlich auch sinnig malenden und gewaltig schlagenden Orchester- und Orgelbehandlung. Einen rechten Begriff davon habe ich erst im Crystal-Palace erhalten. Die Oratorien dieses Meisters sind auf Massenwirkung und Massendarstellung ordentlich angelegt und die ihnen immanente, außergewöhnliche Macht und Pracht kann nur durch außergewöhnliche Mittel zur vollkommenen Geltung gelangen. Hätten wir in Deutschland einen ähnlichen Concertraum, es würde von größtem Interesse und gewiß auch von Erfolg sein, die Wahrheit dieser Behauptung durch ähnliche Massen-Aufführungen zu erproben. Leider ist unser Volk dafür nicht unternehmend und — pietistisch genug. Der puritanische Geist Englands hat Händel gleichsam von selbst auf das Gebiet des Kirchlichen geführt; er ließ ihn das Oratorium, seine eigenartigste Kunstform, und in ihr das geeignetste Mittel für den Ausdruck seines besten, tiefsten Geisteskernes schaffen, und dem pietistischen Zuge des gegenwärtigen englischen Nationalcharakters haben wir's zu danken, daß jenen unverweslichen, wunderbaren musikalischen Bauwerken jenseits des Canals eine solch zärtliche, durch ihre Allgemeinheit überraschende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Unsere überseeischen Stammesbrüder besitzen nicht allein in Westminster-Abtey die Gebeine des gewaltigen Tonheros und in der Buckingham-Palace-Bibliothek seine Manuscripte; sie besitzen auch, was weit mehr, Liebe und Neigung zu dem Meister und Mittel und Fähigkeiten, seine geistige Hinterlassenschaft fruchtbar zu machen. Das ist genug. Ob jene Liebe im Grunde einem nationalen Vorzug oder Fehler entstammt, ist eigentlich indifferent.

Die Ausführung der aufgeführten Werke kann ich nur loben. Eine ähnliche, technisch präcise und künstlerisch vollendete Wiedergabe der beiden Oratorien habe ich, wenigstens was die Chorleistungen betrifft, in Deutschland selten genossen. Diese aus den entlegensten Landesstrecken bunt zusammengewürfelten Choristen und Choristinnen sangen ihre Stimmen mit einer so einheitlichen rhythmischen und sprachlichen Genauigkeit und einer solch wirkungsvollen, verständigen dynamischen Schattirung, als ob sie die herrlichen, kraft- und gesundheitsprühenden Chöre selbst componirt hätten. Man empfing ganz den Eindruck, daß hier ein Dirigent vollkommen überflüssig, und die Mehrzahl des Publicums hat bestimmt nicht daran gedacht, welch einem vortrefflichen musikalischen Moltke die glänzenden Kunstsiege der Sängertruppen eigentlich zu danken waren.

Unter den Solisten, die in den beiden Oratorien sowie

Digitized by Google

an dem sogenannten, dem „Künstlerconcerte" unserer Musikfeste entsprechenden, selection day mitwirkten, befanden sich außer den beiden famosen Organisten Eyre und Best, letzterer als omnipotenter Beherrscher und geistvoller Bereicherer der Litteratur seines königlichen Instruments auch in Deutschland wohl bekannt, die hervorragendsten, glänzendsten Sterne der Londoner italienischen Oper. Ganz besonders interessirten mich von ihnen die Albani, die beiden ausgezeichneten Tenoristen Maas und Lloyd, sowie der famose Bassist Santley, die ich noch nicht gehört hatte. Die Albani, — welche übrigens, ein Beispiel englischer Honorarverhältnisse! selbst in der Generalprobe nicht unter einem Ehrensold von 200 Pfund sang, — ist wirklich das, wozu die vox populi sie macht: eine würdige Rivalin der Adelina Patti, dieser idealsten aller Sopranistinnen. Anmuthig, schön, im Vollbesitz der Jugendfrische ihres Talentes und ihrer persönlichen Reize, muß diese lieblich entfaltete Menschenblume sofort für sich einnehmen. Die Bekanntschaft mit Madame Albani hat mir aufrichtige, große Freude gemacht und mich fast ebenso lebhaft interessirt, als das neue Doppelconcert für Orchester, das man auf dem Feste nach einem 150jährigen Bibliotheksschlaf zum ersten Male zur Darstellung brachte. Das Werk wurde unlängst in einem versteckten Winkel der Buckingham-Palace-Bibliothek aufgefunden. Es stammt aus Händel's reifster, frischester Periode und seine Existenz war bisher gänzlich unbekannt, auch ist es zu Händel's Lebzeiten nie aufgeführt worden. Wenn die Engländer nicht so egoistisch sind, das Manuscript Manuscript bleiben zu lassen, wird man es auch bei uns gewiß bald zu Gesicht und Gehör bekommen. Jeder musikalische Mensch muß seine Herzensfreude an dem Werke haben und der Musiker erst recht.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß während meiner Anwesenheit in London auch das letzte „Richter-Concert" der diesjährigen Saison stattfand. Selbstverständlich pilgerte ich an dem betreffenden Abende nach St. James Hall. Hermann Franke, der intellectuelle Urheber und geschäftliche Leiter dieser Musterconcerte, hat sich durch ihre Entrirung und Durchführung entschieden ein großes Verdienst erworben. Sie sind gegenwärtig die besten Orchesterconcerte der Hauptstadt, und da sie als solche auch vom Publikum anerkannt werden und St. James Hall einen sehr geräumigen Concertsaal besitzt, tragen sie endlich auch den verdienten materiellen Erfolg davon. Franke sieht noch immer so — „englisch" — aus, wie vor Jahren, wo er in dem berühmten gräflich Hochberg'schen Streichquartett neben Schiever, Wolff und Hausmann an der zweiten Geige saß. Persönlichkeit und Naturell haben ihn zum Landsmann der Engländer gleichsam prädestinirt, und es war mir eine wohlthuende Empfindung, die Erfahrung zu machen, daß sein von tiefer musikalischer Einsicht und echt künstlerischem Idealismus getragenes organisatorisches Genie in seinem neuen Vaterlande nun neben dem geistigen Lohn auch den nicht minder wichtigen pecuniären empfängt. Seine aufopfernde, oft bis über die Grenze des Möglichen gehende Thätigkeit als Leiter der Londoner deutschen Oper hat ihn eines solchen Erfolges doppelt würdig und werth gemacht. Ernst Schiever, sein College, der frühere erste Geiger des genannten Streichquartetts, zählt gegenwärtig ebenfalls zu den hervorragendsten englischen Musikcelebritäten.

Der treuherzige, immer noch echt deutsche Künstler wirkt in den Richter-Concerten als erster Vorgeiger mit. Er hat sich in Liverpool, seinem Wohnorte, eine äußerst brillante Stellung errungen und gilt neben Straus, Ludwig, Paul David in Uppingham und Gompertz in Cambridge als einer der bedeutendsten Vertreter seines Instrumentes und der Joachim'schen Schule. Und mit Recht. Joachim hat den Engländern in seinem Schülerquartett Ludwig, Schiever, Gompertz und Franke ein Doppelpaar von Kunstanführern gegeben, für welches ihm allgemeinster Dank gebührt. Jugendfrische, tief gebildete und rastlos weiter strebende Musiker, sind diese Männer wahre Apostel der echten Kunst und wirken in ihren einflußreichen Stellungen als Lehrer, Concertarrangeure, Virtuosen und Tonsetzer das Beste. Was Josef Ludwig z. B. durch seine langjährigen Kammermusik-Concerte in Prinzeß Hall für die Popularisirung classischer Kammermusik und in specie für die Einführung der letzten Beethoven'schen Quartette gethan hat, ist entschieden ebenso verdienstvoll, wie die Einführung der Tondramen Richard Wagner's durch Franke oder die Pflege deutscher Claviermusik durch Charles Hallé, den alten, geist- und geschmackvollen westfälischen Pianisten. In gleich ersprießlicher und weitgehender Weise wirkt seit vollen 20 Jahren auch Paul David, der hochbegabte Sohn des berühmten Leipziger Geigenvirtuosen und Freundes von Mendelssohn.

Die Art und Weise, in welcher er, unterstützt von dem genialen headmaster der Schule, Mr. Thring, einem der bedeutendsten englischen Pädagogen, an der altberühmten Schule von Uppingham unsere schöne Kunst pflegt, ist ganz unübertrefflich und von weitgehendstem Einfluß auf die musikalische Gesinnung und den Kunstgeschmack der gegenwärtigen und kommenden Generationen. Ich stelle die in Uppingham getroffenen Einrichtungen in ihrer Art weit höher, als diejenigen der meisten englischen Fachschulen, das reich fundirte, unter dem Protectorate des Prinzen von Wales stehende „Royal college of music", sowie die „Royal academy" in London und einzelne andere Anstalten allerdings ausgenommen. Die meisten übrigen englischen Musikschulen, deren Zahl allein in London eine ganz ungeheure ist, befinden sich in den Händen regelrechter Actiengesellschaften oder industrieller musikalischer Handwerker, und die Brosamen, die von solcher Herren Tische für die Kunst abfallen, kennt man. Nicht minder unerfreulich sieht's in England mit der Pflege des Volksschulgesanges aus, ein Unterrichtszweig, der auch bei uns leider viel zu sehr vernachlässigt und viel zu unvernünftig und unkünstlerisch gehandhabt wird. Einzelne deutsche Staaten, wie z. B. Sachsen, wo der einsichtige und kenntnißreiche Professor Alb. Tottmann eine von der Regierung unterstützte lebhafte Agitation zum Besseren unterhält, sind zwar bestrebt, diesen Mangel zu heben; ihre Thätigkeit hat jedoch für das Allgemeine kaum größeren Werth, als die Bestrebungen, die nach dieser Richtung in England ins Leben getreten sind. Der verstorbene John Hullah und die verschiedenen „Tonic Sol-Fa-Corporationes" haben sich ernsthaft bemüht, dem englischen Volksschulgesang eine gesunde Basis und kunstgemäße Bahnen zu schaffen, und sie haben in den großen Städten auch gute, zum Theil glänzende Resultate erreicht. Im Allgemeinen ist der Gesang in den Volksschulen, wie auch die englische Haus- und Familienmusik, auf niedrigster Stufe geblieben. Es erscheint dies um so wunderlicher, als man in England in Bezug auf die materielle Pflege und Sicherung der Kunst und der Künstler über Mittel verfügt, wovon wir in unserem armen Deutschland kaum eine Ahnung besitzen. Da existirt in London z. B. die „Royal Society of musicians of Great Britain", die sich mit der Unterstützung alter oder erwerbsunfähiger Musiker, ihrer Wittwen und Nachkommen befaßt. Die Entstehungsgeschichte dieses segensreichen Instituts ist zu interessant und für den trotz aller Schwächen im Grunde hochherzigen englischen Nationalcharakter zu bezeichnend, als daß ich sie verschweigen könnte. Man erzählt sie wie folgt. Ein berühmter Oboenspieler Namens Kytsch — die mir zur Hand liegenden deutschen Conversationslexika kennen den Mann nicht einmal dem Namen nach! — kam zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Deutschland nach England. Sein Spiel war so hoch geschätzt, daß er oft an einem Abende für zwei oder drei Privatgesellschaften engagirt wurde, um in seiner wunderbaren Weise Lieder aus Favoritopern und andere Virtuosenstücke vorzutragen. Eines schönen Morgens fand man diesen Künstler todt in St. James Market. Kurze Zeit nachher standen einige namhafte Musiker an der Thür eines Kaffeehauses in Haymarket und bemerkten auf der Straße zwei interessante Knaben, welche Eselinnen trieben, deren Milch sie verkauften. Die Musiker ließen sich mit den Knaben in ein Gespräch ein und erfuhren, daß dieselben die Kinder des verstorbenen Kytsch waren. Die mitleidigen Professoren hielten eine Subscription ab, um die armen Kinder dem Londoner Straßenleben zu entreißen, und diese Handlung veranlaßte die sofortige Gründung der „society of musicians", welche später durch königlichen Act die „Royal society of musicians" wurde. Der große Händel, gleich groß als Künstler wie als

Digitized by Google

Wunsch, bedachte die Gesellschaft in seinem Testamente mit einem Capitale von 1000 Pfund; die hundertjährige Geburtstagsfeier des „beloved Saxon" in Westminster-Abtey — irrthümlicherweise statt 1785 ein Jahr früher abgehalten! — brachte ihr die Summe von 6000 Pfund, und seitdem wurde das Vermögen dieser Corporation durch Privatzuwendungen, Beiträge der Mitglieder und öffentliche Veranstaltungen binnen kurzer Zeit in einer Weise gehoben, daß dieselbe im Stande war, ihrem Titel einer „Versorgungsanstalt für Musiker" schon vor Jahrzehnten alle Ehre zu machen. Die Gesellschaft zahlt den verheiratheten Mitgliedern im Nothfalle Unterstützungen bis zu 88 Pfund 4 Shilling und für jedes Kind unter 14 Jahren 12 Pfund 12 Shilling pro Kopf. Unverheirathete Mitglieder oder Wittwer erhalten bis zu 75 Pfund 12 Shilling, Wittwen der Vereinsmitglieder 50 Pfund per annum und jedes ihrer Kinder 12 Pfund 12 Shilling, weibliche Mitglieder nicht über 50 Pfund 8 Shilling. Im Jahre 1866 wurde die „Royal society of female musicians", mit der Gesellschaft vereint, und gegenwärtig bildet dieselbe eine Lebensversicherungsanstalt für Musiker, wie sie in ähnlicher Vollkommenheit in keinem zweiten Lande existirt. Eine noch größere, reichere Freigebigkeit hat sich in England bei der Gründung des Londoner „Royal college of music" offenbart. Leider — und das ist die Kehrseite der Medaille! — trat bei dieser Gründung gleichzeitig eine nationale Schwäche zu Tage, die bei einem so reichbegabten, geistig bedeutenden Volke, wie die Engländer, doppelt unangenehm berührt. Auf einem Bankett, das eine zum Besten jener Anstalt inscenirte Musikaufführung abschloß, hat ein namhaftes Mitglied der „tonangebenden" englischen Gesellschaft einen speech gehalten, worin dem an sich ja durchaus nicht verwerflichen Entschlusse Ausdruck gegeben wurde, daß England sich in Zukunft bei Bestreitung seiner musikalischen Bedürfnisse nicht mehr an das Ausland wenden, sondern sich seine Mozarte und „Biethovens" selbst erziehen wolle. Wenn die Mozarte und „Biethovens" sich züchten und erziehen ließen, wie Rennpferde, Vorstehhunde und Betschwestern, so würde gegen ein solches Vorhaben absolut nichts einzuwenden sein. Da dies aber nicht der Fall, muß man jene Aeußerung als eine wunderliche Ausgeburt dummer Nationaleitelkeit und die Bestimmungen, laut denen das „Royal college", hauptsächlich zur Ausbildung englischer Musiktalente dient, und, mit verschwindenden Ausnahmen, nur von englischen Lehrern geleitet wird, als eine lächerliche Sach- und Zweckbeschränkung bezeichnen. Es würde gegen derartige Verordnungen durchaus nichts einzuwenden sein, wenn die interessanten Söhne Albions wirklich musikalisch solvent wären und in dem erdentrückten Reiche der Musik gleiche oder ähnliche Erfolge aufzuweisen hätten, wie auf den meisten übrigen, unserem schönen Planeten näher liegenden Gebieten. Daß dem nicht so, schreien die Spatzen von den Dächern. Die Engländer sind eine musikliebende Nation, musikliebender vielleicht als jede andere; künstlerisch productiv und musikalisch, in dem Sinne wenigstens, wie wir gewöhnlich dieses letztere Wort nehmen, sind sie nicht und werden es auch, wenn man aus den Lehren der historischen Vergangenheit eines Volkes einen Schluß auf seine Zukunft ziehen darf, niemals werden. Ihre Concertsäle und Theater bleiben, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, mit ihren Programmen stets auf das Ausland und in erster Linie, auf unser gutes Deutschland angewiesen. Und ebenso geht es ihren einheimischen musikalischen Talenten. Die wirklich hervorragenden englischen Musiker haben ihre Bildung fast ausschließlich in Deutschland oder von deutschen Meistern empfangen. Es ist also eine Albernheit, wenn England, wie dies gegenwärtig factisch offen und versteckt geschieht, eine Agitation gegen seine deutschen Musiker einleitet und in bornirtem Nationalitätsdünkel musikalische Stammesangehörige auf den Schild hebt und als Messiasse der englischen Musik ausschreit, die in anderen Landen einen solchen Versuch entschieden am Kreuze bereuen würden. Da ist z. B. der junge Goring Thomas mit seiner Oper „Nadeshda". Herr Thomas klopfte noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit in Liverpool an der Thüre von Max Bruch an, um von diesem Meister Unterricht in der Instrumentation zu nehmen. Die Partituren, die er geschrieben, bekundeten inhaltlich und formell genommen, den reinsten musikalischen Eklektiker und auch die „Nadeshda" macht hiervon keine Ausnahme. Trotz alledem ist er durch jenes Werk heute der Mann des Tages. Seine Landsleute vergöttern ihn und stempeln ihn zum Reformator der englischen Oper, eines Kunstgebietes, auf welchem Reformen allerdings sehr leicht sind, da dasselbe ist bisher so gut wie gar nicht bebaut wurde. Wirklich, die Völker erscheinen mir manchmal wie die Kinder, so blind für das Nächstliegende, so voreingenommen von einem Lieblingsgedanken, so eigenwillig und — ungezogen. England sollte denn doch uns Deutschen gegenüber etwas weniger — unklug vorgehen. Mag es auf dem Gebiete der Politik sich geberden wie es will und die Existenz- und Gleichberechtigung unseres Stammes noch so sehr bekämpfen, — unsere Würde und Präponderanz als Musikvolk lassen wir nicht von ihm antasten. Auf die Dankespflicht, welche es uns in dieser Eigenschaft für alle Zeiten schuldet, können wir verzichten, nicht aber darauf, daß wir wenigstens in der Musik nach dem Standpunkt der „meistbegünstigsten Nation" behandelt werden.

Das Facit meiner Beobachtungen ist schnell gezogen. Reichthum, Macht, Ansehen, eine bedeutende Vergangenheit, Nationalgefühl, Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit — fast alles, was eine Nation zu einer großen macht, ist dem englischen Volke eigen. Seine Errungenschaften auf den Gebieten der Philosophie, der Geschichte, Naturwissenschaft und Poesie sichern ihm für alle Zeit einen hervorragenden Platz unter den ersten Culturvölkern der Welt. Hat eine feindlich gesinnte Fee ihm die Fähigkeit, auch in den Künsten und namentlich in der Musik bahnbrechend zu wirken, versagt, so möge es sich deshalb nicht betrüben oder erzürnen, sondern sich damit zu trösten suchen, daß ihm die Mittel zu Gebote stehen, durch Begründung einer gesunden öffentlichen Musikpflege die Schätze dieser kosmopolitischen Kunst mitzugenießen. Die facies Hippocratica, welche das Antlitz des englischen Genius der Musik gegenwärtig manchmal trägt, dürfte dann bald für immer einem freundlichen Ausdruck weichen. Was die deutschen Künstler betrifft, deren Streben dahin geht, ihr Können möglichst vortheilhaft zu verwerthen, so mögen dieselben die Fahrt über den Canal nur ruhig antreten. Sie werden bei diesem Volke, dessen Souverän der Sovereign, bei entsprechenden Leistungen und klugem Benehmen trotz der gegenwärtig dort herrschenden Deutschenhaß-Epidemie eine schnellere und reichere Erfüllung ihrer Wünsche finden, als anderswo. Ich persönlich, wenn ich genöthigt wäre, mein Brod als Musiker zu verdienen, würde England nicht belästigen. Es ist ja wahr, Deutschland hat sich seinen Künstlern gegenüber meist etwas stiefmütterlich betragen. Für die materiellen Lebensbedingungen der Musiker ist bis heute betrübend wenig geschehen in unserem schönen Vaterlande. Die Vertreter anderer Künste und Wissenschaften haben sich zu festgeschlossenen Ständen und Corporationen consolidirt und genießen den Schutz, die Pflege und Förderung des Staates und die aus jener Consolidation von selbst entspringenden Vortheile. Die Musiker allein sind in ihrem Kampfe ums Dasein so ziemlich recht- und schutzlos und erfreuen sich einer Vogelfreiheit, welche zwar dem bekannten Goethe'schen Gedichte zufolge das Singen sehr erleichtern soll, dem Magen indeß nicht besonders sympathisch ist. Doch derartige Mängel können gehoben werden. Das etwas rohe aber durchaus richtige: „Help yourself!" gilt auch hier. Zudem scheint es mir besser und leichter in der Heimath sich mit trockenem Brode zu begnügen, als in der Fremde, im „Elend", Kuchen zu essen. Der heilige Boden, der die Kunst eines Volkes genährt und großgezogen, nährt auch den Künstler. In der Fremde wird er immer nur ein in der Luft schwebender Antäus sein, stets in Gefahr, von den herculischen Armen der fremden Sitte und Sprache erdrosselt zu werden. Diese Ueberzeugung und das unauslöschliche, kräftige Gefühl des inneren, geistigen Zusammenhangs mit dem Mutterlande fand ich in England selbst bei den glänzendst situirten deutschen Künstlern in seltener Festigkeit wach und lebendig und diese Erfahrung ist mir die liebste, die ich auf dem musikalischen Streifzuge überhaupt gewonnen habe.

Digitized by Google

Das Ausstellungs-Fieber.

Von Carl Albert Regnet.

Neue Zeiten bringen neue Krankheiten im physischen, wie auch im socialen und wirthschaftlichen Leben der Völker. So ist z. B. das dermalen fast in allen Culturstaaten der Welt auftretende Ausstellungs-Fieber noch wenig älter als drei Jahrzehnte und seinem Ursprunge nach auf die Londoner Weltausstellung des Jahres 1851, die erste ihrer Art, zurückzuführen. Seitdem hat es seine Reise um die ganze Welt gemacht und tritt heute selbst in unbedeutenden Provinzialstädten auf, die gerne von sich reden machen möchten und eine Verbesserung ihrer Finanzlage wünschen. Freilich pflegen große Ausstellungen wie große Gesangs- und Turnfeste mit einem mehr oder minder erheblichen Deficit abzuschließen, aber wozu wäre denn der „Racker" Staat da, wenn er ein solches nicht decken wollte, und Ausstellungen bringen Fremde und Fremde bringen Geld, in das sich Gasthofbesitzer, Metzger, Wirthe, Bäcker und andere Gewerbetreibende theilen.

Neben den internationalen oder Weltausstellungen, welche regelmäßig Werke der Industrie und Kunst bringen, werden Landes- oder nationale Industrie-, Kunst-, Landwirthschafts-, Culturpflanzen-, Rindvieh-, Pferde- und Hundeausstellungen veranstaltet, ja, da der Mensch, das Meisterstück der Schöpfung, billiger Weise doch nicht hinter dem lieben Vieh zurückgestellt bleiben darf, selbst Ausstellungen von Kindern und — schönen Frauen und Mädchen. An die Landesausstellungen endlich schließen sich hinwiederum Kreis- und Bezirksausstellungen an, die freilich nur auf ein kleineres Publicum berechnet sind, aber auch weniger Kosten verursachen.

Und so vergeht kein Sommer, der nicht gleichzeitig mindestens ein Dutzend großer und kleiner Ausstellungen brächte. Dabei haben wir der Concurrenz der nationalen Fachausstellungen eine neue Sorte von Ausstellungen überhaupt zu verdanken: die internationalen Fachausstellungen. Eine solche findet z. B. dermal in Nürnberg statt, nämlich eine Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen, die ebenfalls den stolzen Titel „international" trägt, die aber, abgesehen von der japanischen Abtheilung, an modernen Industrie-Erzeugnissen nichts enthält, was man nicht bei einem Gang durch die Straßen und Gassen einer größeren Stadt an den Schaufenstern der Verkaufslocale zu sehen bekäme, und in der Amerika, Afrika und Australien, Dänemark, die Niederlande, Rumänien, Bosnien, Serbien, die Türkei und Portugal gar nicht, England, Schweden und Norwegen und Persien durch je einen Aussteller vertreten sind.

Daß in derartigen Miniaturausstellungen blutwenig zu lernen ist, versteht sich von selbst, ebenso daß Producenten kaum Gelegenheit finden, sich darüber zu orientiren, welche Länder ihnen als Absatzgebiete dienen können. Aber trotz dieses ihres geringen praktischen Werthes finden wir die Tagespresse mit wenigen Ausnahmen voll von ihrem Lob, das uns lebhaft überraschen müßte, wäre uns nicht bekannt, daß die betreffenden Notizen in den Ausstellungsbureaux redigirt und in gleichlautenden Exemplaren an die Zeitungs-Redactionen verschickt werden, denen sie als Material zur unentgeltlichen Füllung ihrer Spalten willkommen sind.

In größeren Zwischenräumen wiederkehrende Ausstellungen — in England nahm man für die Weltausstellungen solche von je zehn Jahren an — würden unleugbar große Vortheile gewähren. Ausstellungen aber, die alljährlich oder fast alljährlich wiederkehren, können den Besucher unmöglich darüber aufklären, ob Kunst und Industrie sich im Aufschwunge oder Niedergange befinden, und damit ist der Sache die Spitze abgebrochen.

Selbstverständlich ist es den Beschickern von Ausstellungen nicht allein um das Bekanntwerden ihres Namens und ihrer Erzeugnisse zu thun: sie suchen durch ihre Betheiligung auch ihr Absatzgebiet zu erweitern und scheuen deshalb die Kosten nicht, welche ihnen aus der Beschickung der Ausstellungen erwachsen und welche weit höher sind, als das in diese Verhältnisse nicht eingeweihte Publicum zu glauben geneigt sein dürfte. Ein paar Beispiele aus Münchener Industriekreisen mögen das klarstellen. Ein Decorationsmaler hatte aus Anlaß der Beschickung der Nürnberger Landesausstellung vom Jahre 1882 nicht weniger als 8000 Mark, der Vorstand einer Glasmalanstalt anläßlich der letzten Weltausstellung in Melbourne 8000 Gulden Baarauslage, und die Kosten, welche einem durch seine getriebenen Arbeiten berühmten Kupferschmied durch Beschickung der gegenwärtigen internationalen Ausstellungen in Antwerpen und Nürnberg erwuchsen, beziffern sich auf 15 000 Mark.

Und welches sind nun die materiellen Vortheile, welche den Genannten durch ihre Betheiligung an den Ausstellungen zu Theil wurden? Den beiden ersten trugen sie gar keine Bestellung ein und dem dritten bis heute solche im Gesammtbetrage von 250 Mark.

Und doch machen es die Verhältnisse ihnen und anderen Industriellen, die gleiche unerfreuliche Erfahrungen gemacht, fast unmöglich, künftigen Ausstellungen ferne zu bleiben; ja man darf mit Sicherheit annehmen, daß auf der beabsichtigten Berliner Weltausstellung keiner von ihnen fehlen wird, und es wäre auch tief zu beklagen, wenn sie dort fehlten.

Für hervorragende Etablissements besteht unter Umständen geradezu eine moralische Verpflichtung, auf dem Schauplatze zu erscheinen und in entsprechender Weise auszustellen, wenn sie auch von vorneherein wissen, daß sie auf materielle Erfolge nicht zu hoffen haben; das von ihnen für diesen Zweck aufgewendete Capital aber ist verloren.

Faßt man endlich die regelmäßigen Besucher der Ausstellungen näher ins Auge, so kann man sich bald überzeugen, daß sich nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil derselben zu ernsten Zwecken eingefunden hat, die weitaus größere Mehrzahl aber in den Ausstellungsräumen nur Unterhaltung sucht, wie in Theatern, Concerten oder im Kunstreiter-Circus oder aber bei Pferde-Rennen und Regatten. Wie der Krieg von 1870—71 Schlachtenbummler hervorgebracht, so hat die Anzahl von Ausstellungen aller Art Leute gebildet, welche den Besuch derselben sportmäßig betreiben.

Halten nun ferner die Unternehmer von Ausstellungen, an ihrer Spitze die Regierungen, an dem gesunden volkswirthschaftlichen Interessen schnurstracks widersprechenden Princip allzuhäufiger Wiederkehr der Ausstellungen fest, so werden selbe bald nur mehr dem Interesse der — Ausstellungsbummler dienen.

Neue Aufschlüsse über George Eliot.

(Schluß.)

Selbst über das sich in dieser Zeit entwickelnde Verhältniß mit Lewes erhalten wir den allergeringsten Aufschluß. Anfangs ist Herbert Spencer offenbar ihr liebster Genoß; dann erst erscheint Lewes auf der Scene, und der Eindruck, den er zuerst auf sie macht, ist kein günstiger; „eine Art Miniatur-Mirabeau seinem Aeußeren nach" nennt sie ihn. Mit der Mirabeau'schen Häßlichkeit scheint Lewes indessen seine schnelle Eroberungskunst dem weiblichen Geschlecht gegenüber nicht besessen zu haben; denn erst im Beginne des Jahres 1853 zeigt sich das erste Anzeichen eines tieferen Interesses bei G. Eliot. In dieser Zeit wehrt sie den Verdacht einer Freundin, daß Lewes der Verfasser eines unbedeutenden Artikels sei, in recht emphatischer Weise ab. Im März finden wir die Worte: „Der immer muntere und amüsante Lewes hat wider meinen Willen ganz mein Herz gewonnen"; im April (an eine ältere Freundin): „Mr. Lewes hat ganz meine Achtung gewonnen, nachdem er manchen Tadel von mir zu hören bekommen hat. Er ist doch viel besser, als er scheint." Gegen Ende des Jahres findet sich der Name Lewes in ihren kurzen Noten immer häufiger erwähnt; sie muß für „einen gewissen, der noch träger ist als sie", die

Digitized by Google

Redactions-Arbeiten*) verrichten; sie nimmt augenscheinlich den lebhaftesten Antheil an seiner Krankheit im Frühjahr 1854. Daß aber das Gefühl, das zwischen ihnen herrscht, mehr als ein gut kameradschaftliches ist, kann niemand aus ihrer Art, von Lewes zu sprechen, entnehmen; und ihre Freunde und Verwandten werden äußerst überrascht gewesen sein, als sie erfuhren, daß die Reise, zu welcher sie sich ganz plötzlich im Juli desselben Jahres zu rüsten beginnt, ihre Hochzeitsreise war — wenn man diesen Ausdruck anwenden darf mit Bezug auf ein weder rechtlich noch kirchlich sanctionirtes Verhältniß.

Lewes hatte in jungen Jahren geheirathet; sein eheliches Glück indessen war zur Zeit, als er George Eliot kennen lernte, „unwiederbringlich zerstört", eine Scheidung hatte er nicht durchsetzen können, aber getrennt von seiner Frau lebte er längst. Das ist ein Milderungsgrund, aber einer, den auch die geistig aufgeklärten Brays, wie es scheint, nicht haben gelten lassen können. Denn der bisher sehr lebhaft geführte Briefwechsel zwischen ihnen und George Eliot bleibt nach der Vereinigung mit Lewes vierzehn Monate unterbrochen. Dann finden wir einen Brief der letzteren an ihre mütterliche Freundin, der offenbar eine Antwort auf eine nicht durchaus freundliche Kritik ihres Schrittes ist und eine Selbstvertheidigung enthält. Dieser Brief ist zweifellos würdig gehalten: „Wenn es irgend eine Handlung, irgend ein Verhältniß in meinem Leben giebt, welches tief ernst gewesen ist und noch ist, so ist es mein Verhältniß mit Mr. Lewes ..... Leichte und leicht zu zerreißende Bande wünsche ich weder in der Theorie, noch könnte ich in der Praxis für sie leben. Frauen, die sich mit solchen Banden begnügen, handeln nicht, wie ich gehandelt habe. Daß irgend ein ernsthafter, vorurtheilsloser Mensch, welcher hinreichend mit den realen Lebensverhältnissen vertraut ist, meine Beziehung zu Mr. Lewes unsittlich nennen kann, kann ich nur begreifen, wenn ich mir klar mache, wie fein und complicirt die Einflüsse sind, welche unsere Ansichten formen. Aber ich mache mir das klar und ... allerdings, von der Mehrzahl der Menschen haben wir niemals etwas anderes als Verurtheilung erwartet. Wir leben nicht leicht hin, außer daß wir, glücklich in einander, alles leicht finden. Wir arbeiten schwer, um für andere**) besser zu sorgen als für uns selbst und jede auf uns lastende Verantwortlichkeit zu erfüllen. Leichtfertigkeit und Vermessenheit würden für ein solches Leben keine genügende Grundlage bilden."

George Sand nahm die ehelichen Bande praktisch und theoretisch leicht. In die Schriften der George Eliot ist niemals auch nur eine Ahnung von einer französischen Auffassung der Ehe eingedrungen; die beiden Heldinnen, in welche die Persönlichkeit der Dichterin am meisten übergegangen ist, Maggie und Romola, ziehen ein Leben von unabänderlicher Trostlosigkeit dem Bruch der fremden oder der eigenen Verpflichtung vor. Leichtfertigkeit gegenüber den herrschenden sittlichen und religiösen Anschauungen lag nicht in dem Charakter George Eliot's, und wir können überzeugt sein, daß sie nur nach schwerem inneren Kampfe zu dem Entschluß gekommen ist, die Meinung der Welt lieber über sich ergehen zu lassen, ehe sie das Glück des geliebten Mannes zerstörte, den „keine sittliche Verpflichtung, sondern nur die Strenge des Gesetzes" an eine andere Frau fesselte. Aber bedauern müssen wir, angesichts ihres sonst makellosen Lebens, daß gerade diese hochsinnige Frau jemals in die Lage kam, die Schranken der Sitte zu durchbrechen. Mag der Dichter geistig noch so weit seiner Zeit vorauseilen, auf sittlichem Gebiete soll er sich mit ihr eins fühlen, schon aus dem Grunde, weil das mächtigste Vehikel für seine nachhaltige Wirkung auf die Mitwelt eben die Gemeinsamkeit der sittlichen Anschauungen ist.

Das Zusammenleben der Beiden, das man wohl am besten als eine Geistes-Ehe bezeichnen kann, war ein musterhaftes. Ihre Temperamente ergänzten sich gegenseitig: das melancholische, tief gemüthvolle, zur Meditation geneigte Wesen George Eliot's bedurfte der fortgesetzten Anregung und Aufheiterung durch ein leichteres Naturell wie das ihres beweglichen, mittheilsamen, witzigen und geistvollen Gatten. Ihre geistigen Interessen trafen zusammen auf dem Gebiete der Philosophie; jeder aber sucht sich auf der speciellen Domäne des anderen heimisch zu machen. Die Dichterin nimmt, ihrer natürlichen Neigung entgegen, den innigsten Antheil an den naturwissenschaftlichen Studien des Freundes, sie liest mit ihm die Hauptwerke seiner Disciplin, prägt sich — seufzend — die in ihrem Hirn so schwer haftenden Namen ein und erwirbt sich eine stattliche Summe von Kenntnissen — fast zu ihrem Schaden; denn sie beschwert mit ihrer Gelehrsamkeit die Werke der Fiktion in einer Weise, die ein wenig an Jean Paul erinnert und ihr in der That zum Vorwurf gemacht werden kann. Der Physiologe Lewes ist der begeistertste Bewunderer nicht bloß, sondern Förderer der poetischen Bestrebungen seiner Frau; man darf ihn sogar als den Entdecker ihres Genius bezeichnen. In den Kreisen der Geistes-Aristokratie giebt es kaum ein zweites Beispiel von dieser gegenseitigen Hingabe und Durchdringung zweier, wenn auch unendlich vielseitigen, doch ganz verschiedenen Naturen; nur das Verhältniß von Schiller und Goethe hat Aehnlichkeit damit. Durch die ganze Masse der Briefe und Tagebuch-Notizen zieht sich eine ängstliche Besorgniß des einen um das Wohl des anderen, eine zarte Liebe, welche die Zeit nicht abstumpfen zu können scheint. Das rührendste Zeugniß dafür ist die Widmung, welche George Eliot nach 22jähriger Ehe im Alter von 57 Jahren auf das Manuscript von „Daniel Deronda" geschrieben hat; sie lautet: „Meinem theuren Gatten, George Henry Lewes." Darauf folgen die schönen Verse Shakespeare's:

Ich wünscht' an Hoffnungen so reich zu sein
Wie andre, ...
In Kunst, in Freiheit manchen gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk' ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnrung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

Lassen wir uns nun von ihr selbst erzählen, wie George Eliot „zum Dichten kam". — Sie hatte schon immer den unbestimmten Gedanken mit sich herumgetragen, daß sie vielleicht einmal auch einen Roman schreiben könnte; aber der Plan zu diesem Zukunftswerke hatte mit den Jahren immerfort gewechselt. Als sie schließlich ans Werk ging, war sie über das einleitende Kapitel, das das Leben eines Staffordshire-Dorfes schilderte, nicht hinausgekommen. Im Laufe der Jahre war sie an ihrer Befähigung zum poetischen Schaffen irre geworden. Der Gabe zur Beschreibung von Zuständen fühlte sie sich sicher; was ihr aber abzugehen schien, nennt sie mit einem jener unklaren Ausdrücke, denen wir in den ästhetischen Erörterungen unserer sächsischen Stammesgenossen so häufig begegnen, „dramatische Kraft", und versteht darunter sowohl die Fähigkeit, eine complicirte Handlung aufzubauen, als auch die Kunst, im Dialoge die Charaktere der handelnden Personen mit scenischer Greifbarkeit uns vor Augen zu stellen. Merkwürdige Selbsterkenntniß und Selbsttäuschung zugleich! Die Construction der Handlung hat ihr immer die größten Schwierigkeiten bereitet; in keinem ihrer Romane hat sie die richtige Mitte zwischen der episch nothwendigen stofflichen Ausbreitung und der künstlerisch nicht minder unerläßlichen Concentration des Interesses, die unsere besten deutschen Romandichter, vorzugsweise Spielhagen, oft genug erreichen, finden können; selbst in ihrer einfachsten Composition, „Silas Marner", läßt sich eine gewisse Zerflossenheit nachweisen; dies ist der Grund, weshalb sie regelmäßig mitten in der Arbeit — so sagen uns ihre Tagebücher — an der Lösung ihrer Aufgabe verzweifelt. Ebenso kranken ihre Dichtungen alle an einem Uebermaß des descriptiven Elements; sie liebt es, ihre Charaktere, anstatt sie, wie Dickens, reden und handeln zu

*) Lewes gab in diesen Jahren ein Wochenblatt „The Leader" heraus.

**) Lewes' Frau und Kinder.

Digitized by Google

lassen, in die feinsten psychologischen Fäserchen zu zerlegen und damit der Phantasie des Lesers den frischen, selbstthätigen Genuß zu nehmen; sie hält es für eine besondere Forderung ihrer Kunst, in äußerst fein charakterisirenden und trostlos ermüdenden Gesprächen die Handlung zu vertagen; hat sie es doch fertig gebracht, einen fast ausschließlich descriptiven Roman zu schaffen — so wenigstens möchte ich „Felix Holt" bezeichnen. Dies ist aber weniger ein natürlicher Defect als jene falsche anglicanische Kunstrichtung, bei ihm um so mehr zu bedauern, da sie eine von keinem männlichen Dichter übertroffene dramatische Gestaltungskraft besitzt; Handlungen wie der Aufruhr in „Felix Holt", Hetty's Wanderung nach dem Vater ihres Kindes, ihr Todesgang, Scenen wie Romola's Bekehrung und der Abschied zwischen Maggie und Stephen Guest, kann nur eine wahre Dichterin geschaffen haben.

Jenes einleitende Kapitel ihres Zukunftsromanes hatte sie zufällig mit nach Deutschland genommen und las es eines Abends in Berlin Lewes vor, der durch die Anschaulichkeit der Schilderung aufs höchste überrascht wurde. Als er sich im Verlaufe der weiteren literarischen Production seiner Gattin von dem Vorhandensein einer poetischen Anlage fest überzeugt hatte, erklärte er ihr eines Tages ganz bestimmt: „Du mußt versuchen, eine Erzählung zu schreiben." Sie sollte sofort beginnen; sie zögerte. „Da", „eines Morgens", so erzählt sie, „wie ich nachdachte, was der Gegenstand meiner ersten Geschichte sein sollte, und meine Gedanken in einer Art von Halbschlaf verschwammen, bildete ich mir ein, ich schriebe eine Geschichte, deren Titel lautete: „Das traurige Schicksal des hochwürdigen Amos Barton". Sofort war ich wieder ganz munter und erzählte es George. Er sagte: „Oh, was für ein prächtiger Titel!" und von dieser Zeit an stand es in mir fest, daß dieses meine erste Geschichte sein sollte."

So wurde die erste der „Scenes from Clerical Life" am 22. September 1856 begonnen und am 5. November vollendet. Lewes ermunterte sie während der Arbeit auf jede Art, konnte indessen ebenfalls die Befürchtung nicht verbergen, daß es ihr an „dramatic power" gebrechen möchte. Als er aber die Scene an Milly's Todtenbette gelesen hatte, war auch dieser letzte Zweifel besiegt; er wußte, daß G. Eliot bestimmt war, eine bedeutende Romandichterin zu werden.

Lewes sandte das Manuscript an Blackwood, dem er den Verfasser als seinen jungen Freund und einen schüchternen Anfänger auf der dichterischen Laufbahn vorstellte. Blackwood erkannte sogleich, daß hier ein neues Talent entdeckt war, und schrieb zurück, daß er „Amos Barton" für seine „Maga" annehmen würde, sobald eine zweite der „Scenes" von gleichem Werthe ihm vorläge. Diese bedingte Aufnahme und seine bei aller Anerkennung freimüthige Kritik — in der es u. A. hieß: „der Verfasser verfällt vielleicht in den Irrthum, die Charaktere der Handelnden zu sehr durch Schilderung zu erklären, anstatt sie in der Handlung sich entwickeln zu lassen" — waren hinreichend, um G. Eliot, die ihr ganzes Leben hindurch gegen jede nicht vollkommen zustimmende Kritik äußerst empfindlich blieb, in den Zustand tiefster Niedergeschlagenheit zu versetzen. Lewes nahm in dem folgenden Briefwechsel Veranlassung, den Charakter „seines jungen Freundes" Blackwood auseinanderzusetzen: „er ist ungewöhnlich sensibel und im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern begieriger, etwas Vorzügliches zu leisten, als sich gedruckt zu sehen. Einem Mißerfolge würde er gänzliche Obscurität vorziehen; und unter einem Mißerfolge versteht er etwas, das die meisten Schriftsteller geneigt sein würden, als einen Erfolg zu betrachten — so groß ist sein Ehrgeiz. Ich sage Ihnen das, damit Sie die ängstliche, leicht verletzte, ehrgeizige Natur verstehen mögen, mit der Sie zu thun haben. „Blackwood hatte nichts weniger als eine solche Wirkung beabsichtigt und erklärte sich nun ohne Weiteres zur sofortigen Aufnahme des „Amos Barton" bereit. Diese erste Dichtung erschien im Januar 1857, als G. Eliot im 38. Lebensjahre stand. Damit hatte Lewes für sie eine Verbindung angeknüpft, die für ihr ganzes späteres Leben von den glücklichsten Folgen war, wie ihr sehr umfangreicher Briefwechsel mit jenem Manne zeigt. Blackwood war nicht bloß ein umsichtiger Praktiker, der genau wußte, wie man literarische Siege erringt und ausbeutet; er war zugleich ein verständnißvoller Kritiker, dessen sicherer Geschmack und gesundes Urtheil der Dichterin manchen werthvollen Dienst erwiesen hat, und eine generöse Natur dazu, d. h. das Ideal eines Herausgebers und Verlegers; sie verdankt ihm einen gewissen Theil ihres künstlerischen Gelingens, ihres Ruhmes, und den bei Weitem größeren Theil des stattlichen Vermögens, das sie sich erworben hat. Hierbei mag bemerkt sein, daß sie als eine echte Tochter Albions in ihren Tagebüchern mit Vorliebe und höchst eingehend uns von ihrem pecuniären Emporkommen unterrichtet.

Die „Scenes from Clerical Life" waren zum ersten Male unterzeichnet mit „George Eliot"; sie hatte dieses Pseudonym gewählt, ähnlich wie G. Sand, in Anlehnung an den Namen ihres Freundes George Lewes und weil „Eliot ein gutes klangvolles, bequemes Wort" ist. Charakteristisch für die Art ihres Dichtens ist es, daß alle Welt den Verfasser der „Scenes", für einen jungen Geistlichen und Niemand — außer Dickens — seine Frau dahinter vermuthete. Die Macht ihres Wissens, die Männlichkeit ihres Denkens und die Fähigkeit, wirkliche Männer zu zeichnen — die selbst einer G. Sand abgeht! — machen es nur dem feinsten Kenner möglich, an gewissen Zügen ihrer Dichtungen die Hand und das Herz einer Frau zu erkennen.

Spencer, welcher G. Eliot ihrem ersten Gatten vorgestellt hatte, vermittelte auch ihre Bekanntschaft mit dem Verfasser ihres „Lebens". Im October 1867 machten Spencer und Lewes eine Fußtour durch Surrey; auf dieser kamen sie auch durch Weybridge, wo Mrs. Croß, eine alte Bekannte des ersteren, damals wohnte. Mr. Lewes wurde ihr vorgestellt und wußte die Anwesenden durch seine glänzenden geselligen Talente so für sich einzunehmen, daß aus diesem einzelnen Besuch sich eine dauernde Freundschaft zwischen dem Lewes'schen Paar und der Croß'schen Familie entwickelte. Lewes lud eine Tochter der Mrs. Croß, welche soeben ein Bändchen lyrischer Gedichte veröffentlicht hatte, ein, seine Frau zu besuchen; dieser Einladung folgte sie und kehrte heim, bezaubert von der herablassenden Freundlichkeit ihrer ruhmgekrönten Rivalin. Eine größere Intimität entwickelte sich jedoch erst nach der Bekanntschaft mit Mr. Croß, dem Sohne jener Dame, welcher zur Zeit des Lewes'schen Besuches in Amerika einem Bankgeschäft vorstand.

Er lernte G. Eliot zwei Jahre später kennen, als die Familien sich auf einer beiderseitigen italienischen Reise zufällig in Rom trafen. Ein inniger Verehrer und tiefer Kenner der Eliot'schen Dichtungen, war er wunderbar berührt von dem Zusammentreffen mit einer Persönlichkeit, die so lange Zeit sein Denken beschäftigt hatte; der erste Eindruck, den er damals empfing, steht ihm noch heute lebhaft vor Augen: „Durch das Dunkel dieser 15 Jahre und all ihre Ereignißfülle hindurch glaube ich immer noch den tiefen, ernsten, musikalischen Klang ihrer Stimme zu hören, wie ich ihn damals hörte; glaube ich noch die schöne Stirn zu sehen, umrahmt von dem üppigen röthlich-braunen Haar, dem länglichen Haupte, das nach hinten zu breiter wurde; die grau-blauen, ihren Ausdruck beständig wechselnden Augen immer mit einem liebevollen, gleichsam um Verzeihung bittenden Blick auf meine Mutter gerichtet, die feingeformten, schlanken, durchsichtigen Hände, und ein ganzes Wesen, das in vollkommenster Harmonie mit allen Erwartungen zu stehen schien, die man von der Verfasserin der „Romola" zu hegen berechtigt war." — Diese letztere Wendung, die wir durchaus nicht als eine rein schwärmerische auffassen dürfen, ist bezeichnender als alles Andere für die Höhe und Harmonie, zu der G. Eliot ihren inneren Menschen entwickelt hatte.

Der Verkehr der beiden Familien wurde ein verhältnißmäßig häufiger, auch ein Briefwechsel wurde geführt, speciell zwischen G. Eliot und Mr. Croß vom Jahre 1872 ab. Als im November 1878 Lewes, der schon seit August gekränkelt hatte, gestorben war, konnte es G. Eliot in ihrem Schmerze Monate hindurch nicht über sich gewinnen, auch nur einen ihrer alten Freunde bei sich zu sehen: was konnte Trost ihr helfen, was konnten ihr alle anderen Menschen sein neben diesem ihr in tiefster Seele verbundenen Gefährten, in Wahr-

Digitized by Google

heit ihrem zweiten Selbst? Sie lebte nur für sich, in selbstüberwindender Arbeit an den unvollendeten Manuscripten ihres Gatten: „Ich möchte noch ein wenig leben", schreibt sie an Mr. Croß, „damit ich gewisse Dinge um seinetwillen thun kann. So suche ich meine Kräfte aufrechtzuerhalten, und ich arbeite soviel ich kann, um meinen Geist vor Schwachsinn zu retten." Erst Ende Februar des folgenden Jahres wurde Mr. Croß vorgelassen, und nun entwickelte sich zwischen Beiden ein lebhafter Verkehr, der besonders durch die gemeinsame Lectüre Dante's unter G. Eliot's philologischer Leitung angeregt wurde. Der bedeutend jüngere Mann empfand in sich die noble Verpflichtung, der einsamen alten Frau eine Stütze zu sein; er scheint in diesem Jahre ihr ständiger Begleiter auf ihren Ausgängen gewesen zu sein. Was ihn veranlaßt hat, das Band zwischen ihnen noch enger zu schließen, ist schwer zu sagen. Ein Gefühl, ähnlich demjenigen, das sonst zum ehelichen Leben führt, kann es nicht gewesen sein; materielle Rücksichten sind — auch ohne die sogleich folgende Bekräftigung G. Eliot's selbst — bei einem Gentleman wie Mr. Croß absolut ausgeschlossen. War es eine Art von Ehrgeiz, was ihn reizte, der berühmten Frau so nahe treten zu dürfen? besitzt Mr. Croß ein Herz, das einer schwärmerischen Verehrung und Dienstbarkeit bis zu diesem Grade fähig ist? — um diese Fragen beantworten zu können, müßte man ihn persönlich kennen. Die elastische Natur der Dichterin richtet sich auch unter dem härtesten Schlage, der sie bisher getroffen, schnell wieder auf; ihr „epheu"artiges Wesen sucht und findet überall einen Halt. Schon im Juni 1879 — vielleicht in Folge der immerhin günstigen Aufnahme ihres „Theophrastus Such" — findet eine Freundin sie geistig frisch und äußerst aufgeräumt; das Leben ist ihr wieder „intensely interesting". Nachdem Mr. Croß uns von ihren wiederholten Besuchen in Weybridge berichtet hat, theilt er uns ohne jeden vermittelnden Uebergang mit, daß er sich am 9. April 1880 mit G. Eliot verlobte. Die letztere spricht in einem Briefe an Miß Eleanor Croß ihre tiefe Dankbarkeit aus für „das große Geschenk, das ihr Bruder ihr mit seiner Liebe gemacht hat", ihre Freude über „diese wunderbare Erneuerung des Lebens", wenn sie auch zu alt ist, um nicht mit einer gewissen „Verzagtheit dem entgegenzugehen, was ihr jetzt bevorsteht — bei vielen Anstoß zu erregen, die ihr werth sind." An eine Freundin schreibt sie am 5. Mai über ihren staunenswerthen Schritt: „Ich bin im Begriff, etwas zu thun, was ich noch vor Kurzem selbst für eine Unmöglichkeit erklärt haben würde; und deshalb würde ich mich über keinen Anderen wundern, der meine Handlungsweise unbegreiflich fände. Wenn Sie diesen Brief empfangen, werde ich (soweit man in betreff der Zukunft eine Versicherung abgeben kann) verheirathet sein mit Mr. J. W. Croß, der, wie sie wissen, ein jahrelanger, ein sehr geliebter und vertrauter Freund des Mr. Lewes war, und der nun, da ich allein bin, sein Glück darin findet, sein Leben mir zu weihen. Diese Veränderung meiner Lage wird keine Veränderung eintreten lassen in meiner Sorge für die Familie des Mr. Lewes und in meiner letzten Verfügung über mein Vermögen. Mr. Croß hat ein hinreichendes eigenes Vermögen."

Daß der Freund ihres Gatten bei ihrem beiderseitigen Altersverhältniß einer kirchlichen Sanction bedurfte, um für sie Sorge tragen zu können, konnte nur G. Eliot allein sich vorstellen in Augenblicken, wo ihr starker Geist entschlummert war in den Armen ihres noch im Alter lebenswarmen, liebesbedürftigen Herzens. Ohne Mrs. Croß zu sein, hätte sie die Begleitung des Mr. Croß auf Reisen annehmen können, und kein verständiger, nicht frivoler Mensch würde einem solchen Verhältniß eine andere als eine würdige Auslegung gegeben haben. Gerade durch ihre Verheirathung mußte sie die Frivolität herausfordern. Die Rechtfertigung dieses Schrittes ist schwer, die Erklärung leicht: nur ihre Erkenntniß- und Denkkraft war eine männliche, ihr Herz war das Herz eines schwachen Weibes. Nicht zu jenen Geistesgrößen gehört sie, die der Menschheit zugleich ein Beispiel sittlicher Energie sein können; sondern zu jenen, denen die Welt nach dem Princip gerechter Compensation, weil sie viel von ihnen empfangen hat, auch vieles vergeben und vergessen muß.

G. Eliot erfreute sich ihres neuen Glückes nur kurze Zeit, Ende Juli von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, hatte sie im September einen Anfall eines schon früher eingetretenen Nierenleidens; von da ab kränkelnd, starb sie in Folge einer Erkältung nach leichtem und kurzem Leiden an einer Herzbeutel-Entzündung am 22. December 1880.

Lector.

Feuilleton.

Gerettet.

Von C. Sahler.

(Schluß.)

In dem vorderen Zimmer auf der Schwelle, ganz auf demselben Flecke, wie ich sie verlassen, stand die Mühlen-Herrmann. Sie mußte jedes Wort gehört haben. Ihre Augen hingen starr an den umgekehrten Bildern, aber das Gesicht trug einen veränderten Ausdruck, als ob sie einen Geist dort erblickte, vor dem sie in Schrecken erzitterte. Wie sie mich sah, gewann sie zwar ihre alte stolze Herbheit wieder, wartete aber, wie in Furcht, was ich sagen würde.

„Das Kind ist nicht krank, aber Sie werden es tödten, und die verlorene Zeit wird schon wie ein Mord auf Ihrem Gewissen lasten und von Ihnen gefordert werden!" rief ich ihr voller Empörung zu.

„Was soll das heißen?" fragte sie tonlos.

„Daß ich das Kind mit mir nehme und es an Licht und Liebe bringe und Gott inbrünstig danke, daß er mir gestattet, jetzt an dem Sohne meines Freundes durch Fürsorge Das wieder gut zu machen, was ich durch Vernachlässigung verschuldet habe. In dieser Kerkerhaft darf er nicht eine Stunde länger bleiben!" Damit ließ ich das Steinbild stehen und wandte mich zu dem Kleinen zurück.

„Er saß aufrecht im Bettchen und hielt den Rothdornzweig in einer Hand, vorsichtig und still. Zwei gelbe Schmetterlinge waren durch das geöffnete Fenster hineingeflattert und umgaukelten in anmuthsvollem Spiele die Blüthen. Ein Strahl der tiefer sinkenden Sonne glitt in das Gemach und fing sich in des Kindes blondem Lockenhaar, so ein Bild von wahrhaft Rembrandt'scher Farbenfülle und Verklärung schaffend, das ich nie vergessen werde. Entzückten Auges, voll fast andächtiger Bewunderung blickte der Kleine auf das Spiel der Schmetterlinge; mit einem Händchen winkte er mir, nicht näher zu kommen.

„‚Störe sie nicht!" flüsterte er mit einer Stimme, in der noch der gewöhnliche klagende Ton erklang und doch schon ein Laut zitterte, wie der Nachklang eines früher genossenen Glückes oder die Verheißung zukünftigen fröhlichen Lebens.

„Mamachen hat mir erzählt, es sind Engelchen, die der liebe Gott zu den Blumen schickt, und der Papa sagt, wenn man eins rauh anfaßt, so muß es sterben und der liebe Gott ruft sie wieder alle von der Erde weg."

Mit welcher verhaltenen Inbrunst dies Kind sprechen konnte — und das sollte keinen Verstand und kein Herz haben! — es hatte nur Keiner daran gedacht, daß Kindesseelen dem Himmel noch näher sind und darum Himmelsluft athmen wollen, und wenn ihnen dieselbe nicht geboten wird, sie verkümmern.

„Erich! — wie ähnlich sieht dies Kind seinem Vater!" sagte ich und wendete mich nach dem Vorderzimmer zurück; — da rauschte es dicht hinter mir: die große stolze Frau hatte sich an die Wand gelehnt und weinte bitterlich. — — —

Ich nahm das Kind an dem Abend nicht mit mir, fuhr auch selbst nicht fort. — Als der Kleine die hohe Gestalt der Frau gewahrte, schwand das Leuchten aus seinen Augen, er ließ den Blüthenzweig sinken und streckte beide Hände flehend nach mir aus. Der alte starre, fast entsetzte Blick war wieder

Digitized by Google

in sein Antlitz zurückgekehrt. Ich streichelte sein Lockenköpfchen, „sieh doch, sie weint, weil Du krank bist", sagte ich.

„Nein, nein", kam es in hastigem Flüsterton, „sie ist böse, sie kann nicht weinen, sie hat mich geschlagen, als ich weinte und zu Papa und Mama wollte, sie hat meine Mama fortgeschickt und will mir meinen Papa nehmen" — hier stöhnte die Frau wie zum Tode verwundet, und das Kind zog neben der Schiefertafel ein kleines abgegriffenes Bild seines Vaters hervor und küßte es heftig. „Du bist gut, Du führst mich zu ihnen und bleibst bei mir, immer, immer!" Und so blieb ich.

Ich brachte ihn zuerst in ein anderes Zimmer auf der andern Seite des Hauses, nach der Sonnenseite gelegen, an dessen Fenster fröhlich die Weinranken klopften. Dort legte ich ihn in ein reines frisches Bett von all dem Stoß Tüchern und Hüllen befreit und setzte mich neben ihn. Die stolze Frau ließ mich schalten und walten, sie war mir lautlos gefolgt und stand an der Thür zusammengekauert in des Kindes Rücken, doch so, daß sie dasselbe sehen konnte. Ich plauderte mit meinem kleinen Schützling, der die niedlichsten Bemerkungen machte über zwei Vögelchen, die sich auf den Ranken des Weins draußen wiegten, erzählte von seinen Eltern mit der seligen Hoffnung, sie nun bald wiederzusehen. „Wenn Papa verreist war, so sagte Mama, er kommt schneller wieder, wenn ich recht artig bin und auf ihn warte, aber nun warte ich schon so lange, so sehr, sehr lange und Keiner kommt zu mir. —" Die großen Augen füllten sich mit Thränen und wieder fing er dies lautlose Weinen an, das mir so herzbrechend traurig erschien. Ich beruhigte ihn und getröstet schlief er ein, das blasse Gesichtchen an meine Hand geschmiegt. Was für ein gebrechliches Geschöpfchen es war! Lange saß ich an seinem Bett und beobachtete die langen purpurnen Abendschatten, die sich wie ein Friedenshauch auf die Natur draußen legten, die Mißtöne ausgleichend, alles zu sanfter Harmonie abtönten. Ein solcher Friedenshauch stahl sich auch über das so schmerzliche Antlitz des Kindes und berührte auch die andere Gestalt, die immer noch starr dort an der Thür lehnte. Ich trat zu ihr, da faßte sie meine Hand und sagte mit seltsam gebrochner Stimme: „Wollen Sie mich hören, Doctor? meine Beichte und — wenn es eine gibt — meine Entschuldigung?" —

Wir setzten uns auf die weinumrankte Veranda, und Angesichts des sich zu immer tieferem Blau färbenden Sommerabendhimmels erzählte sie mir:

„Es sind jetzt etwa acht Jahre her, da kam Erich Treuberg zuerst in mein Haus. Er wollte Studien in unserer Gegend machen, seine und meine Eltern hatten einander gekannt, er war zehn und ich acht Jahre gewesen, da hatten wir zusammen gespielt, dann war er weit fortgegangen, und war es natürlich, daß er jetzt bei mir wohnte. Ich war ein Kind noch gewesen, als ich den reichen Mühlen-Herrmann heirathete und war fast ein Kind noch, als ich mit neunzehn Jahren Wittwe wurde und allein auf der Welt blieb mit meiner kleinen Margareth. Doctor, ich glaube, in jener Zeit bin ich hart geworden, denn da lernte ich die Welt kennen, als ich sah, wie begehrenswerth ich erschien um des reichen Mühlengutes willen; und als ich Keinen erhörte, wie sie danach trachteten, mir zu schaden und mich zu hindern, nur weil ich ein Weib war, das sich nicht wehren konnte, denn die Menschen sind eine feige Art! Aber ich lernte zu leben, und das hieß für mich zu kämpfen und zu ringen; ich lebte für mein Kind, für meine holde Margareth, die ich mit heißester Liebe umfaßte, sie war mir das Höchste, das Schönste auf Erden. Und sie vergalt mir diese Liebe so reichlich! Als ich sie später fortschicken mußte, Sie wissen, sie liebte die Musik so und wollte sich darin weiter ausbilden, da brach mir das Herz fast vor Sehnsucht und Leid, sie war meine einzige Freundin geworden. — In dieser Zeit kam Er. Er wohnte dort drüben, am Tage malte er draußen oder in seinem Zimmer, Abends kam er zu mir hier heraus.

‚Kommen Sie, Frau Margarethe', sagte er dann, ‚wir wollen von Vergangenheit und Gegenwart plaudern, ich feiere hier eine wahrhafte Idylle und erlebe jetzt erst meine Jugend, die mir verloren gegangen ist.'

Und ich! — auch meine Jugend hatte ich verpaßt, auch mir ging sie jetzt auf, leuchtend, blendend in ihrem Glanz." — Die Frau hielt inne und legte die Hand über die Augen. —

„Was soll ich weiter sagen, Doctor, ich liebte ihn, liebte ihn mit solcher verzehrenden Inbrunst, als ob all die seit Jahren aufgehäufte Gluth nun erst zur Flamme emporloderte. Ich hatte die Liebe nie gekannt, jetzt kam sie wie ein reißender Bergstrom über mich reife Frau. Was half mir all meine Erfahrung, meine Lebensklugheit, — wehrlos lag ich unter dieser Macht. Er hat es nie geahnt, Gott sei es gedankt, — er kam und ging, der weltvergessende Träumer; fröhlich und fast kindlich klang sein: ‚Guten Tag, Frau Margarethe!'

Und da kam der Tag, an dem meine Tochter wiederkehrte; — wie hatte ich ihn herbeigesehnt, und nun? — eine namenlose Angst befiel mich, wenn ich daran dachte. Ich fürchtete, sie würde sehen, wie es mit mir stand, mit dem uns angeborenen Instinct, mit welchem Frauen so untrüglich einander erkennen; ich fürchtete — — aber das war ein verhüllter Gedanke, dem ich zu feige war in das Antlitz zu schauen. Endlich kam sie.

‚Wo ist Onkel Treuberg?' rief sie fröhlich, als sie eintrat, ‚so lange höre ich von ihm, nun will ich ihn endlich sehen!'

Seine Thür öffnete sich, eine Fluth goldenen Sonnenlichts übergoß ihre schlanke Gestalt.

‚Gretchen!' sagte er, nein flüsterte er und starrte sie wie betroffen an; die großen Träumeraugen erweiterten sich seltsam in strahlendem Glanze, und meine Tochter? — o, sie blickte ihn nur an, lange, lange, wie im Zauber, aber sie hat nie wieder Onkel Treuberg gesagt.

Was nun folgte, Doctor, können Sie sich denken, Sie können sich aber nicht denken, was die Beiden damals auch nicht verstanden, daß, als sie in der seligen Zuversicht ihrer beglückten Liebe vor mich traten, ich mich grollend abwandte. Ich war wie ein Baum mit harter, rauher Rinde, der nur zwei herrliche Blüthen getragen, die Liebe zu meiner Tochter und die Liebe zu ihm, Beide wurden mir nun genommen, und durch ihn genommen. Da starb mein Lebensmark; und ich erstarrte zu Stein. Die Beiden konnten nicht von einander lassen, und so blieb ich einsam zurück, mit meinem todten Herzen, das auch nicht erwachte, als ich sie Beide leblos vor mir liegen sah, noch im Tode vereint. Etwas war in meiner Brust, das rang und schrie nach Erlösung, aber es fand keinen Ausweg; — ich hätte mein Leben dafür gegeben, jetzt weinen zu können, mich aus dieser Erstarrung zu retten. Da stand das Kind vor mir — sein und ihr Kind!

‚Wie heißt Du?' fragte ich gedankenlos.

‚Erich Treuberg, ach bring' mich zu meinem Papa, ich will zu ihm', weinte es. ‚Du hast sie fortgenommen, Du siehst so böse aus', schluchzte es in Thränen, als ich es nur starr ansah.

Ein qualvoller Schmerz rang sich in mir los, aber nicht Mitleid mit dem Kinde, nein, mit mir selbst, die ich so elend war — so böse — hatte das Kind gesagt — und da schlug ich den Knaben, weil er weinen konnte, was mir versagt war. Seht, Doctor, das war nicht gut, das war der Anfang, denn das Kind haßte mich nun und, was schlimmer war, zitterte vor mir. Ich nahm es in mein Haus, Niemand durfte ihm zu nahe kommen, ich wollte es hüten und pflegen, ich wollte den einen Schlag wieder gut machen, ich wollte es lieben, wollte es zwingen, mich wieder zu lieben. Es weinte nicht mehr, es war still geworden, ganz still, aber es zitterte, sowie ich ihm nahte. Wenn ich mit ihm sprach, antwortete es leise, und bald wußte ich nicht mehr, was ich mit ihm sprechen sollte; ich war so einsam gewesen, daß ich verlernt hatte, mit Kindern zu reden, und war eine alte Frau geworden. Anfangs spielte er im Garten, aber die andern Kinder betrachteten ihn so staunend, das that ihm weh, und wenn ich zu ihm trat, saß er still zusammengekauert, und wenn er wußte, daß ich im Garten war, ging er in das Haus. Dort saß er still und träumte und sprach nicht. Da stieg der alte Groll in mir auf, — nichts als Haß empfängst du, wo du noch einmal lieben wolltest! — Von der Zeit überließ ich ihn der Josepha, mit der sprach er, wenn ich nicht dabei war, aber vieles, was sie nicht verstand, vieles, was ich erst heute wieder zu verstehen gelernt habe, wo es vielleicht zu spät ist." — —

Digitized by Google

Die alte Frau stützte den Kopf in die Hände und weinte leise. „Es ist nicht zu spät, er wird Sie lehren und Sie werden sehen, daß Kinderseelen zarte Pflanzen sind, die den erquickenden Thau der Güte und die Sonne der Liebe brauchen, — werben Sie um die Seele des Kindes, das wird nicht vergeblich sein!“ — — — — — —

Ich blieb einige Tage in der Mühle; mein kleiner Schützling ließ mich nicht fort und noch eine andere wünschte mein Bleiben — die Großmutter. Jetzt lernte das Kind leben, und sie lernte es lieben, oder vielmehr flehte um des Kindes Liebe. Es war rührend zu sehen, mit welcher Freude all die kleinen Herrlichkeiten in Garten und Feld von dem Kinde genossen und bewundert wurden, rührend zu sehen, mit welchem scheuen, fast demüthigen Blick die alte Frau ihm eine Blume, irgend ein Spielzeug oder einen Leckerbissen brachte, es zaghaft vor ihn hinlegte und schnell wieder fortging, wenn des Kindes Augen schüchtern und ernsthaft prüfend sie anblickten. Er fürchtete sich nicht mehr, er ahnte, daß es anders mit ihr war, aber er ging nie zu ihr und redete sie niemals an, und selbst wenn er mit mir plauderte, sank in ihrer Gegenwart seine Stimme zum Flüstern herab. Die umgewandten Bilder im Wohnzimmer drüben, mein Freund und seine Margarethe, kehrten uns wieder ihr Antlitz zu, und stundenlang konnte die alte Frau davor stehen mit gefalteten Händen. Unermüdlich war sie, neue Ueberraschungen und Freuden für das Kind zu ersinnen, das, als ich fortfuhr, schon still mit dem großen zottigen Hunde vor dem Hause spielte.

Als ich wiederkam, brachte ich meinen jüngsten Knaben, der in Erich's Alter war, mit. Ein liebliches Bild bot sich mir dar, als wir auf die Veranda traten. Frau Herrmann streute einer Schaar Tauben Erbsenkörner hin, und Erich, selber ein scheues Täubchen, stand dicht an die Großmutter geschmiegt und langte die Futterkörner aus ihrer Schürze. Sie winkte mir mit der Hand stehen zu bleiben, — fürchtete sie, die Tauben zu verscheuchen? — o nein, mit seligem Ausdruck hing ihr Auge an dem Antlitz des Kindes, das wollte sie nicht von ihrem Arm scheuchen. Als mich Erich sah, flog er auf mich zu und flüsterte: „Sie ist nicht böse, sie hat mir auch meinen Papa und meine Mama gezeigt!“ und die alte Frau sagte leise, mit gebrochener Stimme: „Er ist selbst zu mir gekommen, er wird mich vielleicht doch noch lieb haben.“ —

Ja, so wurde es, leise und allmählich wuchs aus dem wiederkehrenden Vertrauen eine scheue, warme Liebe hervor und durch meinen lustigen Fritz, der sich in der Beschützerrolle außerordentlich wichtig vorkam und diese auch häufig zu den dümmsten Streichen mißbrauchte, kehrte allmählich die natürliche Munterkeit ihm wieder.

Einmal hörte ich ihn hell und fröhlich lachen, Fritz hatte dem großen Hunde der Großmutter Hut und Mantel umgehängt und ließ ihn an einem Regenschirm aufrecht stehen. Die alte Frau achtete nicht darauf, daß der Hund in der vergeblichen Anstrengung, sich von dem unbequemen Schmuck zu befreien, ihren Putz verdarb, das helle Lachen ihres Lieblings war unendlich mehr werth. Mit den schnellen Uebergängen, die sich im Kindesgeiste bewerkstelligen, lief er auf mich zu, als ich unerwartet eintrat, zog mich mit sich vor die Bilder der Eltern und sagte mit ernstem Gesicht und dem ganzen rührenden Pathos, das in dem halbverstandenen Gedanken für ihn lag: „Ich weiß, daß sie todt sind“. —

„Kind!“ rief ich, „was heißt das? wer sagte Dir das?“

„Fritz sagt es, wir waren auch dort, wo sie schlafen; todt, das heißt, der liebe Gott wollte nicht, daß sie so traurig wären, wie ich manchmal — nun sind sie da oben bei Fritzens Schwesterchen; gestern Abend haben wir sie gesehen, da sahen sie zu uns ins Fenster hinein. Ich will schnell wachsen und groß werden und lernen, dann komme ich zu ihnen.“

O kindliche Einfalt! Du lösest das Räthsel des Lebens schneller, harmonischer als wir mit all unserm Grübeln! —

Ja, lernen wollte er. Auf der geliebten Tafel entstanden mit Fritzens Anleitung neben seinen kleinen Zeichnungen, die ein bedeutendes Talent bekundeten, Versuche von Buchstaben, und sehnsüchtig wartete er auf das Ende der Ferien, wo er mit zu mir nach der Stadt kommen sollte. So war es ausgemacht. Die alte Frau erbebte bei dem Gedanken, denn noch hatte sie sein Herz nicht gewonnen, mit keinem Wort, mit keiner Liebkosung hatte er ihr je ein warmes Gefühl verrathen. Da kam der letzte Tag heran, ich holte die Kinder in meinem Wagen ab. Fritz kam mir entgegen, Erich sei eben weggerannt. Ich sah mich nach ihm um, da entdeckte ich die kleine Gestalt, den Kirchhofsweg hinauflaufend. Schnell ging ich nach und erreichte unbemerkt vor ihm die Anhöhe. Vor den Hügeln saß noch eine Gestalt, die rothglühende Herbstsonne goß einen warmen Schimmer über das thränenvolle Antlitz der Frau. Da trat Erich heran, leise, unbemerkt von ihr, er legte seine Händchen auf ihren Arm.

„Großmutterchen;“ — es war das erste Mal, daß er so sagte, — „liebes Großmutterchen, weine nicht, sie sind ja im Himmel, und ich gehe auch nicht lange fort, ich lerne viel, dann komme ich wieder zu Dir und bleibe dann immer, immer bei Dir, ich habe Dich so sehr lieb!“ Da schluchzte die einsame Frau vor Schmerz und Freude und küßte mit demuthsvoller Dankbarkeit die Hände des Kindes.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Theodora. Drama in 8 Bildern von V. Sardou.

Nach Allem, was die Pariser Berichte über die ersten Aufführungen der Sardou'schen „Theodora“ im vorigen Winter und über ihren wesentlich auf äußeren Effecten beruhenden Erfolg mittheilten, konnte es zweifelhaft erscheinen, ob das Residenztheater im Stande sein würde, dieses seltsame dramatische Machwerk mit einiger Aussicht auf Beifall auch auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Dort in Paris Sarah Bernhardt als Darstellerin der für sie allein geschriebenen, allen ihren künstlerischen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten angepaßten Titelrolle, hier in Berlin eine Tragödin, die bisher durchaus nicht in dem Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit stand, dort eines der größten Theater der Weltstadt, hier eine räumlich sehr beschränkte, enge Bühne, dort ein bisher noch nie gesehener Aufwand für Scenerien und Costüme, hier eine kleineren Verhältnissen entsprechende und immerhin noch einfache Ausstattung des Stückes! — fürwahr, es könnte beinahe als eine gelungene Stichprobe auf den inneren, poetischen Gehalt des Stückes erscheinen, daß trotz dieser Gegensätze ein Erfolg erzielt wurde.

Mag der von dem kritischen Publicum des Eröffnungsabends lebhaft und herzlich gespendete Beifall zum großen Theil den Darstellern und den Regiekünsten des Herrn Anno, die mit bescheidenen Mitteln wirklich Ueberraschendes zu leisten wissen, gegolten haben, so darf man doch nicht verkennen, daß auch von dem Stücke selbst eine tiefpackende, wenn auch nicht lange nachhaltende Wirkung ausging. Das behagliche Gefühl, welches aus der Auflösung einer Reihe von Spannungen der gröbsten Art hervorgeht, hat wie immer, so auch dieses Mal, sich in der Bereitwilligkeit der Hände zum Klatschen Luft gemacht, und aus dem Sturme der Begeisterung glaubte man jedes Mal das freudige Aufathmen der Zuschauer heraushören zu können: Gott sei Dank, daß wir diesmal wieder von der Angst erlöst sind!

Denn aus einer Zusammenstellung der peinvollsten, grausamsten Scenen, der überraschendsten, mit fast diabolischer Künstlichkeit zugespitzten Contraste, der blutigsten, unser Gefühl minutenlang auf die Folter spannenden Situationen besteht im Großen und Ganzen diese Sardou'sche „Theodora“. Es ist ein Machwerk, dessen Anblick uns überrascht vor dem Erfindungsreichthum des Verfassers stehen läßt, uns aber auch zugleich in nicht gerade anmuthender Weise das überspannte Seelenleben der Künstlerin enthüllt, zu deren Triumph eine Vereinigung derartiger Effecte nöthig erschien.

Die große Bewegung, in welche die ersten Aufführungen dieses Stückes in Paris ihrerzeit auch die deutsche Presse warfen, läßt die

Digitized by Google

Voraussetzung begründet erscheinen, daß die Handlung in ihren Grundzügen den meisten unserer Leser schon bekannt ist. Es ist auch am wenigsten die Fabel, die in der Einfachheit, in welcher sie uns entgegentritt, unsere Aufmerksamkeit während der Aufführung in Anspruch nimmt, sondern es sind die barbarischen Reize der Ausschmückung, welche unsere Sinne und den gröberen Theil unseres ästhetischen Empfindens gefangen halten. Die durch das byzantinische Ceremoniell übertünchte Rohheit der Gefühle und Bestialität der Leidenschaften, die sich in jedem Worte, in jeder Einzelhandlung dieser acht dramatischen Gemälde zeigen, begegnen durchaus verwandten Anschauungen in unserer Zeit und erscheinen fast als Spiegelbilder der Lebensformen, die auch in unserer Cultur sich herangebildet haben. Denn das Maskenkostüm, welches der Verfasser seinen Figuren übergeworfen hat, kann uns nicht darüber täuschen, daß dieselben vollständig aus dem Stoffe unserer Zeit gebildet und im Grunde nur Pariser sind mit einer Sarah Bernhardt als Mittelpunkt.

Die Handlung enthält eine Ehebruchsgeschichte und eine Verschwörung als Hauptbestandtheile, und Sardou hätte sie nicht an den Hof von Byzanz zu verlegen gebraucht, um sie wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Er ist in ihrer Composition durchaus nicht über die Linie hinausgeschritten, mit welcher er den Kreis seiner früheren Stoffe umgrenzte; der einzige Punkt, in dem er uns neu erscheint, ist der Mangel an Grazie, die er durch einen in seinen älteren Stücken nie sichtbaren Barbarismus der Ausführung ersetzte.

Der Mangel des graziösen Elementes ist es auch allein, welcher dieser neuesten Ehebrecherin Sardou's, der Kaiserin Theodora, noch einigermaßen historische Natürlichkeit verleiht. Denn zu einer tragischen historischen Figur hat er sie im Uebrigen nicht auszuarbeiten verstanden. Es fehlt der liebenden Kaiserin jede tragische Größe, besonders jener Seelenadel, welcher den Schleier der Versöhnung zum Schlusse über ihr unglückliches Bild auszubreiten im Stande wäre. Was thut im Grunde diese Theodora? Sie liebt mit der vollen sinnlichen Gluth, die ihr ganzes Leben durchdrang, den athenischen Jüngling, sie will ihn um jeden Preis, durch jedes Hülfsmittel, für sich bewahren, aber sie schwingt sich niemals zu dem Gedanken auf, für ihn und für ihre Liebe sich selbst, ihre Stellung als Kaiserin, ja nicht einmal ihren gehaßten Gemahl aufzuopfern. Sie will ihn haben und dabei doch nichts auf das Spiel setzen. Selbst das so nahe liegende Motiv, mit Hülfe des Andreas und seines patriotischen Ehrgeizes den Justinian zu stürzen und den byzantinischen Thron für den Geliebten zu erringen, hat Sardou nicht verwerthet, nicht einmal angedeutet. Wie leicht hätte er hierdurch der Handlung einen wirklich historischen Hintergrund und der Theodora einen heroischen Zug verleihen können! Es würde für ein Drama, das sich auf dem Parquet der Pariser Gesellschaft bewegte, gewiß hingereicht haben, der Heldin die Liebeswuth allein als bewegende Leidenschaft ins Herz zu legen, für eine Theodora, eine Kaiserin, die einst die Welt im Zügel hielt, will es uns etwas kläglich dünken, wenn sie lediglich in einer Liebesaffäre zu Grunde geht.

Was ist überhaupt für ein Unterschied zwischen der nur liebenden „Theodora" und einer „Dora" oder einer „Cyprienne"? Daß die erstere mit den weiten, unschönen byzantinischen Gewändern behängt ist, daß sie anstatt eines Grafen oder eines Marquis einen argwöhnischen Kaiser betrügt und verspottet, daß sie nach endlos langem Besinnen mit ihrer Haarnadel einen Mord zu begehen im Stande ist? Das sind in der That nur Aeußerlichkeiten, die der Erfindungskunst Sardou's alle Ehre machen, aber seine Heldin nicht zur Heroin stempeln. Eine etwas bunter angelegte Maskerade, das ist Alles!

Die übrigen Masken des neuesten Sardou'schen Familiendramas im Kaiserpalaste sind im Grunde ebenso wie Theodora nur Typen aus der Pariser Gesellschaft. Da ist der Kaiser, der, weil er Theodora's Gemahl ist, ein Schwächling sein mußte, natürlich, denn sonst würde er nicht der Betrogene sein. Es steht in den Geschichtsbüchern, daß Justinian bigott war und sich viel in Ketzerverfolgungen erging — er wurde es darum auch im Drama, obgleich ohne jeden Grund; es wird berichtet, daß er feige und wollüstig war, ein grausames Thier, wenn es sich zu rächen galt — das Alles ist er im Drama, ohne daß Theodora weitere Vortheile oder Nachtheile aus diesen Eigenschaften zieht; er war das Geschöpf seiner willenskräftigen Frau — flugs wurde eine Scene eingeschoben, in der sie ihn verspottet. Da ist ferner ein Mann, der immer mit dem Helme auf dem Haupte erscheint und ein Feldherrnschwert in der Faust hat — wir erfahren hierdurch, daß es Belisar ist, da ist ein Männchen, das ganz unmotivirt Gesetzesstellen citirt — es muß Tribonianus sein; da ist schließlich ein Naturbursche, welcher der Antonina wegen seiner starken Glieder in die Augen sticht — es ist der Franke, der als Gast an den Hof kam und daselbst ohne jeden Zweck lebt, nur damit dem schwatzhaften Eunuchenoberst Gelegenheit wird, mit ihm ein wenig über die Geheimnisse der „Gesellschaft" zu klatschen. Und so bewegt sich der Maskenzug in all seiner Buntheit, seiner Farbenpracht vor uns vorüber, Hofleute, Patricier, Gesandte fremder Völker, Wagenlenker und byzantinische Dirnen, Thierbändiger und Sklaven, Henker und Henkersknechte, selbst die Egypterin fehlt nicht, die Liebestränke braut.

Aber in diesem Gemälde von sinnenberauschender Ueppigkeit ist eine wunderbar klug erfundene und geschickt angelegte äußere Harmonie; es müßte nicht ein Sardou sein Schöpfer sein, wenn es nicht so wäre. Die Figuren sammeln sich immer wieder zu einzelnen Gruppen von überraschender, spannungsvoller Wirkung. Aus dem Empfangssaale der Kaiserin, wo die Würdenträger ihre Proskynese vor der früheren Circusdame machen, werden wir in das Gewölbe der Arena geführt und sehen das wollüstige Weib mit wilden Tigern spielen. In dem Hause ihres Geliebten belauschen wir sie bei einer Liebesscene von hinreißender Anmuth, in welche die Spottlieder der empörten Menge schon aus der Ferne hereinklingen; in der wildbewegten Aufruhrscene im Palaste stößt sie den Freund ihres Geliebten heroisch nieder und in dem Circusbilde tritt sie uns als die geschmähte Kaiserin in leidenschaftlicher Wuth entgegen. In dem letzten Bilde endlich finden wir sie wieder in dem düsteren Gewölbe, in dem sie geboren wurde, mit dem Geliebten allein, den sie vergiftet hat, im Hintergrunde den Henker, der ihr die Todesschnur reicht. Fürwahr, die Bilder sind von überwältigender Plastik, und wir bedauern am Ende, daß sie eben nichts weiter sind — als Bilder, die wir so rasch wieder vergessen, als sie vor uns sich abrollen.

Der Erfolg der „Theodora", der wohl auch in Berlin ein nachhaltender sein wird, ist nicht ein Triumph, den die dramatische Muse allein errang; die Regiekunst mußte den größten Theil zum Siege beitragen. Das bedeutet meines Erachtens einen Schritt nach rückwärts, den Sardou's schöpferische Kraft that, es würde, wenn dieser Dichter Nachfolger finden sollte, überhaupt einen weiteren Schritt zum Verfalle der dramatischen Kunst bedeuten. Das Drama würde auf diesem Wege schließlich in den Circus gelangen und die Pantomime die Herrschaft über den geistigen Inhalt erwerben. Wie nahe die Gefahr dieses Verfalls liegt, möge ein Beispiel aus Sardou's „Theodora" beweisen: Unter den vielen Figuren des Stückes ist ein Thierbändiger, ein schöner starker Mann. Seine ganze Rolle besteht darin — daß er die Muskulatur seiner Arme vorzeigt; nur die zwei Worte: Nein, Mutter! hat er zu sprechen. Und das Alles um eines eitlen Bühneneffectes willen, ohne Beziehung auf den Inhalt des Stückes! — Wenn schon die „starken Männer" mitspielen, wie nahe sind wir dann dem Circus!

O. B.

Digitized by Google

Notizen.

Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane (Dresden, F. W. Steffens). Es ist kein Buch für die stoffgierige Lesewelt, bringt eigentlich keinerlei neue Probleme oder spannende Verwickelungen, sondern erzählt ein altes, oft behandeltes Thema, aber dies in einer so feinen, eigenartigen, ächt dichterischen Weise, daß man an hundert Einzelzügen, die der scharfspürige Kenner herausfinden wird, seine helle Freude haben kann. Die discrete, künstlerische Manier, in der Fontane seiner Aufgabe gerecht wird, verdient Bewunderung. Erleben wir doch die Scenen, auf die es dem Dutzendschreiber vor Allem angekommen wäre, garnicht selber, sondern erfahren nur andeutungsweise von ihnen, während scheinbar Nebensächliches anschaulich und greifbar lebensvoll vor uns abgehandelt wird. Graf Petöfy ist ein alternder, ungarischer Cavalier, so einer aus der alten ritterlichen Schule, der im Gefühl seiner Einsamkeit eine junge Wiener Schauspielerin heirathet — er wohnt im Gegensatz zu seiner Schwester, die nur die Kirche protegirt, als enragirter Theaterliebhaber — und herrliche Tage an der Seite seiner „Scheheresade" verlebt, bis er inne wird, daß sie sich nachträglich in seinen Neffen verliebt, und nun, da er ihr keinerlei Schuld beimessen kann, selbst aus dem Leben zu scheiden beschließt, um die beiden Liebenden zu vereinen. Die Scenen auf Schloß Arva in Ungarn sind von hohem Reiz, und Fontane erweist sich in ihnen als der echte Poet, den wir in ihm kennen, diesmal an ihm ganz fremdem Ort und unter ganz fremden Verhältnissen. Aber auch hier ist er als Sitten- und Charakterschilderer heimisch. Voll Poesie sind die Erzählungen der Heldin, die uns in des Dichters eigentliche Domäne, nach Norden und ins protestantische Pfarrhaus zurückführen. Ob es richtig ist, daß die Heldin zuletzt, nach dem Tode des Gatten katholisch wird, um dem Volke, unter dem sie leben muß, geistig näher zu sein, bleibe dahingestellt; ein feiner Zug edler Objectivität war es jedenfalls bei unserem Dichter, so zu enden. Seine neue Erzählung wird alle literarischen Feinschmecker in hohem Grade befriedigen, das große Publikum aber möchte der Roman leicht kalt lassen.

Aus Carmen Sylva's Leben von Natalie Freiin von Stackelberg. (Heidelberg, Carl Winker.) Die Lieder der königlichen Dichterin oder wir wollen lieber sagen der dichtenden Königin, welche unter dem Pseudonym Carmen Sylva sich in die literarische Oeffentlichkeit begeben hat, sind trotz der Widersprüche mancher Kritiker in so weiten Kreisen bekannt geworden, daß ein Buch, welches zeigt, wie diese Königin eine Dichterin wurde, wohl auch auf allgemeinere Beachtung rechnen darf. Der Entwickelungsgang der hohen Frau ist in dieser, wie es scheint, von einer sehr warmen Verehrerin derselben geschriebenen Biographie mit vielem Verständniß gerade für die idealen Seiten ihrer Natur dargelegt. Nur in einem so stillen und zurückgezogenen Leben, wie es die Königin in ihrer Jugendzeit in dem waldumrauschten Schlößchen „Monrepos" bei Neuwied und in dem Studirzimmer ihres kränklichen, mit spiritistischen Untersuchungen beschäftigten Vaters, des Fürsten Hermann von Wied, führte, konnte sich die tiefe Innerlichkeit entwickeln, welche aus allen Liedern Carmen Sylva's hervorleuchtet, dieser echt poetische Hauch, der alle ihre trefflichen Aeußerungen durchzieht, der auch durch die Zerstreuungen, welche ihr während eines späteren Reiselebens und durch die Sorgen, welche ihr auf dem östlichen Throne erwuchsen, von ihrem Wesen nicht abgestreift wurde. Der Königin von Rumänien ist gerade kein leichtes äußerliches Loos erblüht: ihre Ehe blieb nach dem Tode ihres einzigen Töchterchens eine kinderlose, ein Krieg zerrüttete die kaum sich regenden Kräfte ihres Landes und heiße unausgesetzte Colonisationsarbeit nahm alle Kräfte in Anspruch. Sie hat diese widrigen Verhältnisse kräftig überwunden, stets wieder emporgetragen durch ihre ideale Auffassung des Lebens.

Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig, 1721—32. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg, L. Voß. — Ein doppelter Reiz haftet diesen Blättern an. Einmal bieten sie das anziehende „Spiegelbild einer klugen, in seltener Weise resoluten und tüchtigen Frau"; und zugleich lassen sie uns in das intimste Leben einer norddeutschen Familie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts blicken. So verbindet sich das psychologische Interesse mit dem culturgeschichtlichen. Die Wittwe Anna Marie von Hagedorn ist die in beschränkten Verhältnissen lebende Mutter zweier in ihrem Charakter ungleichen Söhne. Der ältere, Friedrich, bekannt als Fabeldichter und anakreotischer Sänger der Liebe und des Weines, ist leichtsinnig und setzt sich über die Vorurtheile seines Standes hinweg. Er ist der Mutter entfremdet, die ihr ganzes sorgenbelastetes, aber doch immer muthvolles Herz ihrem Liebling, dem jüngeren Sohne, öffnet. Derselbe studirt mit einem sehr bescheidenen Wechsel auf der Universität Altdorf; weiß durch sparsames Leben den pecuniären Mangel zu verdecken und dabei doch stets die Würde seines Standes zu wahren. Die Mutter schreibt ihm zärtliche Briefe voll treuer Ermahnungen und bis ins Kleinste gehender ökonomischer Rathschläge. Alles in seiner Naivetät höchst charakteristisch. Eines Lächelns wird man sich nicht erwehren können, wenn man liest: Bemühe Dich umb ein gut meusch das die strümpfe allezeit bande heben, lasse ja kein groß loch inkommen, den dadurch verlierett sie bis offt beym accomodiren und drücken hen fus"; oder wenn sie ihn Gottes Schutze empfiehlt „gegen alle Academische Zufälle und gemeine Menschen, welche die festtage um gefehrlichkeit seyn". — Es ist eine längst verschollene Zeit, die zu uns spricht. Haarbeutel und Perrückenmacher spielen eine wichtige Rolle im täglichen Leben. Die Sprache sehen wir noch durchsetzt mit französischen Wörtern und die Ausdrucksweise hat etwas Geschnörkeltes. Mit Recht hat der Herausgeber die Briefe „unverkürzt, mit allen Wiederholungen und zum Theil unverständlichen Anspielungen, mit allen drolligen Spielarten weiblicher Orthographie" mitgetheilt. P. S.

— Meine Frau und ich. Erzählung von Nicolai Henrik Schurling). Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der vierten Auflage des dänischen Originals. (Bremen, J. Kühtmann.) Bei einiger nicht zu verkennenden Charakterisirungskraft eine so unglaublich kindlich naive Erfindung, sowohl was diese Charaktere als die Erzählung der Handlung betrifft, daß der Leser sich fragen muß, ob die zweifellos gerechte Naivetät, welche aus dem gelegentlichen Reden des Verfassers an sein Publicum spricht, nicht beweise, daß der Verfasser absichtlich einen Versuch machen wollte, wie weit man in kindlicher Naivetät wohl beim dänischen Publicum gehen dürfe. Das dänische Publicum hat vier Auflagen verdaut. Vom deutschen Publicum aber hoffen wir in diesem Falle, daß es dem dänischen Verfasser sagen werde, sein Experiment gehe denn doch allzuweit; daß man für Menschen, welche von Anfang bis zu Ende nicht nur so kindlich naiv, sondern vielmehr so absolut unüberlegt, so zweckwidrig, so innerlich gegen ihre eigenen Grundsätze handeln, kein Interesse gewinnen könne, ebensowenig wie für solche sogen. philosophisch-ästhetische und Kunstbetrachtungen, welche allenfalls in dem deutschen Aufsatze eines Tertianers ein ganz achtungswerthes Bestreben bekunden würden. Als Beispiel für die „naive" Erfindung sei angeführt, daß sogar die traurige Verwechselung zwischen der Tintenflasche und der mit Kölnischen Wasser in aller Einfachheit und Nacktheit wieder einmal zur Herbeiquälung einer „komischen" Situation verwendet wird. Als Beispiel für die unüberlegte Zweckwidrigkeit: daß der Hansnarr der Erzählung (es soll der Held derselben sein), als er seine angebetete, bis dahin von ihm selbst als untadelhafter Engel geschilderte Frau beim plötzlichen Oeffnen der Stubenthür im Halbdunkel an der Brust seines Freundes zu sehen glaubt (in Wirklichkeit ist es ihr aus Amerika heimgekehrter Bruder), ganz leise diese Thür wieder schließt und dann in vollständigem Wahnsinn der Verzweiflung davonläuft. Man sollte doch, wenn man aus fremden Literaturen etwas in den deutschen Buchhandel überträgt, uns nur wirklich Gutes, Werthvolles bieten, anstatt solcher Werke, wie sie auf dem heimischen Manuscriptenmarkte zu Dutzenden unverkäuflich lagern. P. S.

Digitized by Google

Inserate.

Ein pens. Oberlehrer in mittl. Jahren, Verf. vieler literarhistor. und philos. Schriften von anerkanntem Werth, in s. Jug. l. Jahre mit Erfolg Zeitungsredakteur, sucht bei bescheid. Ansprüchen Stell. als Redakteur od. ständ. Mitarbeiter an einem Blatte gemässigter Richtung. Offert. sub **J. T. 789 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Aufruf
zur
Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins aufzufordern. Der Zweck und die Einrichtung desselben im Großen und Ganzen sind in der Schrift „Der allgemeine deutsche Sprachverein u. s. w." von Herman Riegel dargelegt.

Die Unterzeichneten beehren sich, an Sie die Bitte zu richten, in Ihrer Stadt für die Verwirklichung der aus dieser Schrift ersichtlichen Ziele recht kräftig zu wirken, — mit geeigneten Personen in Verbindung zu treten und dort einen Zweigverein ins Leben zu rufen — diesem Zweigvereine möglichst viele Mitglieder verschiedenen Standes und Lebensberufes zu gewinnen — und Mittel zur Förderung der Sache zu beschaffen. Zum Betriebe der Bewegung stehen nach Umständen noch Exemplare der genannten Schrift zu Ihrer Verfügung und wollen Sie sich dieserhalb einstweilen an den mitunterzeichneten Dr. Riegel wenden. Geldsendungen ist bis auf Weiteres das Bankhaus von Lehmann Oppenheimer & Sohn in Braunschweig anzunehmen bereit.

Sobald die Bildung einer genügenden Anzahl von Zweigvereinen gesichert sein wird, werden die Unterzeichneten denselben die Vereinssatzungen zur Berathung und Beschlußfassung vorlegen und danach zur Verkündigung der Stiftung des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins" selbst schreiten.

Hermann Allmers in Rechtenfleth bei Bremen. Friedrich von Bodenstedt in Wiesbaden. H. Doberenz, Realschul-Oberlehrer in Löbau. Dr. Herm. Dunger, Professor in Dresden. Herm. Gebhard, Stadtdirektor in Bremerhaven. Robert Hamerling, Professor in Graz. H. Häpe, Geheimrath in Dresden. Dr. Hans Herrig in Friedenau bei Berlin. Dr. Rud. Hildebrand, Professor in Leipzig. Keller, Oberlandesgerichtsrath in Kolmar i. Elsaß. Jos. Kürschner in Stuttgart. Dr. Ed. Lohmeyer, Bibliothekar in Wehlheiden bei Kassel. Aur. Polzer, Professor in Horn in Nieder-Oesterreich. L. Rutenberg, Baumeister in Bremen. Dr. Daniel Sanders, Professor in Alt-Strelitz in Mecklenburg. Ernst Scherenberg in Elberfeld. Schieffer, Regierungs- und Schulrath in Aachen. Dr. Th. Schlemm, Sanitätsrath in Berlin. Dr. Schmid, Präsident des Oberlandesgerichtes in Braunschweig. Freiherr E. von Ungern-Sternberg in Berlin (W. Genthinerstraße 13). Dr. Herm. Riegel, Professor in Braunschweig.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg**
ist soeben erschienen:

Die Englische Dorfgemeinde in ihren Beziehungen zur Gutsherrlichkeit, zu der ursprünglichen Stammesverfassung, zur Flureintheilung und Feldgemeinschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkswirthschaft von **Frederic Seebohm.** Nach der dritten Auflage aus dem Englischen übertragen von **Dr. Theodor von Bunsen.** Mit 14 Tafeln. gr. 8°. brosch. 10 M.

☞ Das wichtige und anziehende Werk Seebohm's über die englische Dorfverfassung — deren Aehnlichkeit mit der unsrigen zuerst hervorgehoben zu haben das große Verdienst Erwin Nasse's ist — wendet sich an jeden Leser, welcher für Geschichte überhaupt, und insbesondere für wirthschaftliche Vorgänge, Sinn hat, und welcher für die großen staatlichen und gesellschaftlichen Fragen der Zeit die Lösung nicht auf Grund verbreiteter Ansichten und herkömmlicher Vorurtheile zu suchen gesonnen ist, sondern erst nach sorgfältiger Vergleichung des Bestehenden mit dem zu anderen Zeiten und an anderen Orten Gewesenen, damit die Gegenwart oder Nachwelt nicht etwa in Fehler verfalle, für welche unsere Vorfahren bereits gebüßt haben. Die Uebersetzung aus der Feder Theodor von Bunsen's bringt auch uns das in England bereits in drei Auflagen erschienene Werk näher.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.
Achtzig Aquarelltafeln.
MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
VIERTE AUFLAGE.
3000 Abbildungen im Text.
Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.
Band I soeben gebunden erschienen.
256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Einbänden 20 Mark.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. ☞ I. wohlfeile Ausgabe.
In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. ☞ Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 113 Familien befinden sich die letzten 13 in Vorbereitung!

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Engelhorn in Stuttgart und der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Pätzenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 12. September 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, SEP 30 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Landunruhen in Italien. Von Max Quarck. — Der Cultusminister und die Prüfungs-Commissionen. Von —tt— — **Literatur und Kunst:** Das Unerquickliche. Eine ästhetische Skizze von Otto Buchwald. — Neues über Heinrich von Kleist. Von Theophil Zolling. — Eine neugriechische Schrift über die Lenorensage. Von Daniel Sanders. — **Feuilleton:** Mein Weib. Novellette von M. Nuél. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Landunruhen in Italien.

Von Max Quarck.

Italien ist ein wesentlich ackerbautreibendes Land; nur 15 Procent seiner Bodenfläche sind unproductiv, und die Landwirthschaft stellt die Haupterwerbsquelle seiner Bevölkerung dar. Daher bekommen die wirthschaftlichen Wehen, von denen in der Gegenwart kein Land verschont bleibt, in Italien ihre eigenthümliche Signatur: im Wesentlichen dreht es sich dort um die sociale Frage auf dem Lande, und wir hören fast allwöchentlich von neuen Landunruhen in Italien, namentin der Erntezeit.

Die eben verflossene hat in Bezug auf die Menge alarmirender Nachrichten ihre Vorgängerinnen sogar noch übertroffen und damit angezeigt, daß die Krisis immer fürchterlicher wüthet. Es vergeht fast kein Tag, an welchem nicht über eine Arbeitseinstellung an diesem oder jenem Orte berichtet würde. Namentlich in der Lombardei ist durch diesen Zustand geradezu eine gewisse öffentliche Unsicherheit herbeigeführt. Zuletzt haben Unruhen in Paderno, Brianza, Rogoredo, Maresso, Perego, Olginate, Gerlate, Affori, Brusuglio, Viguenda und Montovan stattgefunden; die strikenden Contadini (Landarbeiter) haben an vielen Stellen die Früchte zerstört, statt eingeheimst. Socialistische Manifeste wurden überall angeklebt und vertheilt. Dieselben enthielten Drohungen, an die Besitzer und Pächter gerichtet, und endigten fast stets mit den Worten, die den arbeitenden Genossen galten: „Wehe Denen, die nicht mit uns gehen! Wir sind Alle Brüder." Die Eisenbahnen haben fast nur noch mit Militärtransporten zu thun, und die Gerichte müssen, statt ihre Ferien zu genießen, die Aufständischen aburtheilen. Aber die arretirten Contadini haben sich singend in das Gefängniß führen lassen, weil ihnen die Haft, in der sie zu essen bekommen, willkommener ist, als die Freiheit, in der sie hungern müssen. Das ist das Bild, das sich aus den letzten, auffällig übereinstimmenden Zeitungsnachrichten zusammenstellen läßt. Ein Wunder, daß es noch nicht zu Agrarverbrechen gekommen ist, wie sie zu Beginn dieses Jahres gemeldet wurden und auf irische Zustände schließen ließen.

In der That ähneln die agrarischen Verhältnisse Italiens denen von Irland sehr. Der Besitz von Grund und Boden befindet sich hier wie dort in den Händen verhältnißmäßig Weniger, und diese betreiben die Landwirthschaft noch nicht einmal selbst. Der praktische Ackerbau liegt in der Hand von Pächtern und Hörigen, während die Eigenthümer, Adlige und Rentner, auf ihren Schlössern oder in den Städten wohnen. Nun sind die italienischen Grundsteuern von enormer Höhe. Von einem Nutzungswerthe in Höhe von 1000 Millionen werden 300 Millionen Grundsteuern aufgebracht. In einigen Provinzen der Lombardei steigen die Steuern auf 40—45 Procent, in Cremona auf 60 Procent, in einigen Districten sogar auf die unglaubliche Höhe von 70 Procent des Reinertrages. Die ländliche Hypothekenschuld beträgt etwa 14 000 Millionen, und da kein Wuchergesetz vorhanden ist, kann man für 5 Procent nirgends Capitalien haben.

Die eine Folge dieser Umstände ist, daß der kleine Besitz theils durch den Wucherer, theils durch Subhastationen wegen Steuerrückständen immer mehr zurückgeht. In Sizilien wurden von 1873 — 1878 allein 6392 Anwesen wegen rückständiger Steuern durch den Fiscus verkauft, in Sardinien, wo die Armuth noch viel größer ist, 20 077 und in einer einzigen Gemeinde dieser Provinz, in San Sperato, während eines der letzten Monate allein 137 Parzellen, die 74 Eigenthümern gehörten.

Die andere Folge jener enormen Höhe der Grundlasten ist, daß durch sie die Lage der Contadini immer erbärmlicher wird. Denn die Großgrundbesitzer und Großpächter wälzen diese Steuern natürlich auf die kleinen, selbst noch arbeitenden Pächter und die eigentlichen Landarbeiter ab, die sie aber nun ihrerseits nicht mehr abwälzen können, auf deren Schultern sie also ruhen bleiben.

Die Besitzungen oder Pachtungen umfassen vielfach ausgedehnte Flächen, die im großen Styl bewirthschaftet werden; der Grundherr oder Pächter bedarf daher zu gewissen Jahreszeiten, besonders bei der Ernte, einer großen Anzahl Arbeiter. Sie wird ihm geliefert durch eigene Commissionäre und Unternehmer. In den Bergdörfern werden die Leute durch verlockende Versprechungen contractlich dingfest gemacht, und dann zieht der ganze Schwarm, Mann, Weib und halbwegs erwachsenes Kind, in die weiten Ebenen. Sehr bald geht das Elend an. Die Unternehmer, die einen bedeutenden Gewinn einstreichen, halten nicht Wort oder decken sich mit geschickt formulirten Clauseln; die Nahrung ist schlecht und unzureichend, die Unterkunft erbärmlich und, man darf es wohl gerade heraussagen (so meint nämlich ein conservatives Organ, dem wir diese Schilderung entnehmen!), unmoralisch.

Reichliches Material über die Lage der ländlichen Arbeiterbevölkerung enthalten die Atti della Giunta per la Inchiesta Agraria (Acten der Commission zur Untersuchung der ländlichen Verhältnisse), herausgegeben vom italienischen Senate, von denen 25 dicke Folianten erschienen sind. Aus diesen amtlichen Erhebungen geht unwiderleglich hervor, daß die Lage der Landarbeiter in Italien sich immer mehr verschlechtert.

Digitized by Google

„Der Contadino ist schlechter daran, als er je gewesen", heißt es da. „Wein" (der in romanischen Ländern für ein unentbehrliches Getränk gilt) „ist bei der ärmsten Classe gänzlich unbekannt, nur die dünnste Sorte wird von solchen starken Burschen getrunken, welche schwere Arbeiten in Sommerszeit bei der Tageshitze verrichten. Im Hügellande ist Wein nirgends zu finden. — Weizen- oder Gerstenmehl genießt die niedrige Classe der Contadini niemals, ausgenommen in der Erntezeit Mehl, das von der Nachlese stammt, welche die Frauen und Kinder halten." Unter einer Bevölkerung von 97 724 Personen fand man 74 198, die niemals Fleisch haben, und 36 434, die niemals Wein trinken. „Ihre Hauptnahrung ist Mais." Die Häuser der Bevölkerung werden „ben tristi" (sehr traurig) genannt. In der Provinz Mantua gibt es Hütten aus Lehm, mit Binsen gedeckt, die nicht besser, als Hottentotten- oder Buschmännerwohnungen aussehen. Regelmäßig sind sie zu klein, um die ganze Familie aufnehmen zu können. Ein Theil der Familienmitglieder schläft deshalb im Vorhause, ein anderer im Stalle, in dem sich im Winter auch tagsüber die Frauen aufhalten, um sich zu wärmen. Kein Wunder unter solchen Verhältnissen, daß der Bauer krank wird. Die Pellagra, jene Hautkrankheit, die in Oberitalien und einigen Gegenden Frankreichs und Spaniens vorkommt, nimmt immer mehr überhand. Sie entsteht unter der Einwirkung von Sonnenhitze auf einen geschwächten Körper, wird begleitet von Störungen in der Verdauung und solchen des centralen Nervensystems, verschwindet anfangs mit dem Winter wieder, wird nach mehreren Jahren dauernd und endet unter Hinzutritt von Wahnsinn oder Blödsinn und allgemeiner Schwäche meist noch vor Ablauf von 7 Jahren mit dem Tode. An dieser schrecklichen Krankheit litten im District von Lodi 4030 Personen unter 173 000 Bewohnern, in Cremona 4190 unter 175 000, in Verulanova sogar 3400 von 57 000, also 6 Procent. Heute stimmt Jeder darin überein, daß die Pellagra la malattia propia della più squallida miseria, die Krankheit des crassesten Elendes ist. Ihre Hauptursache ist die ungenügende Nahrung, namentlich die von Mais. — Hand in Hand mit der Zunahme der physischen Verderbniß geht die der moralischen. Die Verbrechen, besonders der Diebstahl, nehmen überhand. Der anonyme Verfasser der Broschüre: „La Voce d'un Contadino" („Die Stimme eines Landarbeiters") sagt selbst, seine Classe bestehe aus Dieben. „Wir müssen stehlen", fügt er hinzu, „um uns, um Weib und Kind am Leben zu erhalten"(!). Wir sind daran gewöhnt, daß das Verbrecherthum sich aus den Städten recrutirt, während die Landbevölkerung conservativ, ruhig und pflichtgetreu dahinlebt. In Italien ist es gerade umgekehrt: dort recrutirt sich der brigantaggio vornehmlich aus den heruntergekommenen, vor das Sklaventhum der Contadini gestellten Ackerbauern.

Wie stellt man sich nun in Italien zu solch schreienden Mißständen? Zwei neuerliche Zeitungsstimmen mögen die öffentliche italienische Meinung nach dieser Richtung charakterisiren. Der bekannte (freisinnige) „Diritto" vermag das Bedrohliche der Lage nicht zu verkennen: „wir wollen nicht verheimlichen", so schreibt er, „daß wir wenig Sympathie für ein Ackerbausystem haben, das vom Massengetreidebau in den großen Ebenen lebt und das die Cultivirung und Aberntung des Bodens fast ausschließlich in die Hände von umherziehenden Arbeitern legt. Der verehrliche Jacini hat ganz richtig beobachtet, daß in dieser Arbeiterclasse das größte Elend herrscht; auch dürfen wir nicht verschweigen, daß diese Arbeiter an Moralität, Bildung und Leistungsfähigkeit weit hinter den Bauern zurückbleiben, die auf eigenem Grund und Boden sitzen und ihn mit Liebe bearbeiten" (aber immer mehr vernichtet und ebenfalls zu Landarbeitern degradirt werden, wie wir oben gesehen haben. A. d. V.) „Hier liegen öconomische Verhältnisse vor, die uns an das Loos der Sklaven auf den Baumwollenplantagen erinnern." Des Weiteren kann das liberale Blatt nicht umhin, auf die englische Gesetzgebung hinzuweisen, welche die Unternehmer von agricultur gangs unter die strengste polizeiliche Controle stellt, während sich in Italien Niemand um die gleiche Erscheinung bekümmere. Statt auf diese wirksame Staatsintervention, kommt aber der „Diritto" schließlich auf die alte manchesterliche Selbsthülfe. — Dagegen proclamirt „Il popolo romano", dem sich nun auch bald das gesammte „römische Volk" anschließen möchte, das Recht auf Arbeit, das die moderne socialpolitische Gesetzgebung zu verwirklichen suchen muß. „Mildthätigkeit kann viel zur augenblicklichen Linderung des bittersten Elends beitragen", sagt dieses Blatt; „aber das wirksamste Heilmittel gegen die Armuth ist einzig und allein die Arbeit: einmal, weil sie dem Gefühl menschlicher Würde entspricht, und dann, weil sie dem Arbeiter und seiner Familie eine sichere Existenzgewähr gibt." So müssen die einsichtigen Socialpolitiker allerwärts in der Arbeiterschutzgesetzgebung das wirksamste gesetzgeberische Mittel zur Bekämpfung modernen Proletarierelendes erkennen.

Leider hält in Italien das gesetzgeberische Wollen mit der socialpolitischen Einsicht noch nicht gleichen Schritt. Zu Beginn dieses Jahres brachte zwar der ministerielle Deputirte Lucca einen von 130 Collegen unterzeichneten Antrag ein, durch welchen die Regierung aufgefordert werden sollte, rasche und wirksame Maßregeln vorzuschlagen, um den „traurigen" und „gefährlichen" Zuständen der landwirthschaftlichen Production und der ackerbauenden Bevölkerung abzuhelfen. Aber die hochbedeutsame Frage verwandelte sich unter den Händen Lucca's während einer Februarsitzung des Parlaments in einen Carnevalscherz: er wußte nichts Anderes zu fordern, als die Abschaffung des dreißigprocentigen Kriegszuschlages zur Grundsteuer und eine sparsame Finanzpolitik. Depretis that, als ob er den Scherz ernst nehme und schlug vor, wöchentlich zwei Vormittagssitzungen für die Berathung der Agrarfrage abzuhalten. Der Abgeordnete Cairoli aber nahm die Sache vollkommen ernst und erklärte, daß diese wichtige Frage über allen Parteiverhältnissen stehe und vor allen anderen den Vorrang haben müsse; er beantrage daher, daß die Berathung der Eisenbahnconventionen bis zur Erledigung des Antrages Lucca und Genossen ausgesetzt werde. Dieser Antrag Cairoli's wurde mit 164 gegen 117 Stimmen abgelehnt; Lucca und mehrere seiner Genossen verließen während des Namensaufrufes den Sitzungssaal.

Seitdem haben wir nichts wieder aus den Wänden des italienischen Parlamentes über die Lebensfrage des befreundeten Volkes gehört. Möchten die neuerlichen Landunruhen, die den Anstoß zu dieser Betrachtung gegeben haben, auch Veranlassung sein, daß die Vertretung des italienischen Volkes mit rechtem gesetzgeberischen Ernste im Sinne Cairoli's an die Erledigung der Agrarfrage in Italien gehe.

Der Cultusminister und die Prüfungs-Commissionen.

Zu Beginn der großen Universitätsferien und damit zu einem Zeitpunkte, wo die meisten Mitglieder derselben den Ort ihrer Wirksamkeit verlassen hatten, ging den „Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen" in Preußen seitens des Cultusministeriums ein höchst bedeutsamer, vom 15. Juli d. J. datirter Erlaß zu. Der Herr Minister theilt in diesem den Commissionen mit, er habe sich „dahin entschieden, daß von der regelmäßigen Vorlage der gesammten oder eines bestimmten Theiles der Verhandlungen von den Reifeprüfungen der höheren Schulen (den sogenannten Abiturienten-Examina) an die Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen bis auf Weiteres Abstand genommen wird." — Diese Maßregel, welche von größester Tragweite ist und vielleicht eine neue Phase in der Geschichte des gelehrten Unterrichts einzuleiten mit bestimmt sein mag, wird nicht verfehlen, zu den verschiedensten Auslegungen Anlaß zu geben. — Schon die bei dem Erlaß unmittelbar betheiligten Kreise werden sehr verschieden darüber denken. Die Gymnasien, Realgymnasien und anderen zu Abgangsprüfungen berechtigten höheren Lehranstalten werden zumeist die Maßregel mit Freuden begrüßen und in ihr die Befreiung von einer lästigen, oftmals ärgerlichen Controle, die noch dazu angeblich oft unpraktisch sei und nur die graue Theorie zur Richtschnur nehme, erblicken. Die Prüfungs-

Digitized by Google

Commissionen selber werden seitens der einzelnen bei den Revisionen unmittelbar in Anspruch genommenen Mitglieder mit Dank eine große Entlastung von äußerst zeitraubenden und für sie ebenfalls vielfach ärgerlichen Geschäften empfinden, freilich aber auch den Einfluß ihrer fachmännischen Erfahrung und Bildung verringert sehen. Mancher in jenen beiden Kreisen wird die Sache noch anders auffassen. Gibt es doch eine ganze Reihe von wissenschaftlich besonders strebsamen Lehrern, welche in den Gutachten der revidirenden Prüfungs-Commissionen einen Schutz gefunden haben gegen veraltete und eigensinnig festgehaltene Anschauungen einer ihnen gegenübertretenden praktischen Autorität. Und andererseits haben in der auch gelegentlich dieses Erlasses vom Herrn Minister anerkannten gewissenhaften Weise viele Commissionsmitglieder gerade deshalb die Arbeit der Revision auf sich genommen, weil sie über Alles hoch ein Band schätzten, das den Schulbetrieb und die freie Forschung der Wissenschaft in lebendigste Beziehung setzte. Von politischen Heißspornen steht daher zu erwarten, daß sie wegen Zerschneidung dieses Bandes in der noch dazu aus absolut einseitiger Initiative des Ministeriums ergriffenen Maßregel ein neues Symptom der angeblich hereinbrechenden Reaction sehen werden.

Es ist der Zweck dieser Zeilen, zunächst jene Befürchtung als nicht begründet darzuthun. Der Geist, in welchem auch unter dem gegenwärtigen Regiment die Leitung des höheren Schulwesens stattfindet, gibt — abgesehen von gewissen durch diplomatische und kirchenpolitische Rücksichten beeinflußten Bestimmungen in Betreff des Religionsunterrichts — zu solcher Besorgniß keinen Anlaß. Die Bonitz'sche Revision des Lehrplanes vom Jahre 1882, die nach realistischer Seite hin nicht länger abzuweisende Concessionen machte, muß Jedem zugleich als ein Fortschritt in liberaler Richtung erscheinen. In der Vivisectionsfrage, in der Fürsorge für die leibliche Ausbildung der Jugend hat der Herr Minister selber wissenschaftlichen Stimmen ein so williges Ohr geliehen, zufolge seiner Reden im Abgeordnetenhause sich auch mit der Sache selbst und der einschlägigen Literatur so eingehend beschäftigt, daß bei ihm ein reges persönliches Interesse an der großen Angelegenheit der Wissenschaft constatirt werden muß. Auch der erst jüngst ergangene Erlaß vom 9. Juli an die Regierung zu Aurich, betreffend den Unterricht an den höheren Töchterschulen, gibt Zeugniß davon, daß dieses Interesse sich fortdauernd in erfreulichster Weise erhält. Vollends ist die Art der Motivirung des in Rede stehenden Erlasses an die Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen ganz dazu angethan, die letzten Spuren einer Furcht vor reactionären Vorgängen auf diesem Gebiete zu verwischen. Erkennt doch der Erlaß von vornherein die Function der Revision der Abiturientenarbeiten als eine in der Stellung der Commissionen selbst seit ihrem Bestehen begründete Einrichtung an. Denn derselbe beginnt mit den Worten: „Den Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen ist sogleich nach ihrer durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 19. December 1816 erfolgten Einsetzung außer der Prüfung der Candidaten für das höhere Schulamt die Revision der Verhandlungen der Reifeprüfungen aufgetragen worden, welche ihnen von den Gymnasien halbjährlich durch Vermittelung der provinziellen Verwaltungsbehörde für die höheren Schulen vorzulegen sind."*) Ueberdies fährt der Herr Minister unmittelbar nach seiner Eingangs erwähnten Entscheidung fort: „Unverändert bleibt hierdurch die den Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen für die Revision der Verhandlungen der Reifeprüfungen an den höheren Schulen bisher zugewiesene Stellung."

*) Dem Verfasser dieses Artikels sind von juristischer Seite Bedenken darüber geäußert worden, ob diese halbjährliche Vorlage, da sie auf Grund der zu Recht bestehenden Cabinetsordre selber gefordert wird, durch Ministerialentscheidung allein aufgehoben werden durfte. Nur die Art und Ausführung der Revision, nicht ihre auf Grund der Ordre geforderte Regelmäßigkeit sei etwas, worauf das Ministerium verzichten könne, und jedenfalls müsse den Commissionen irgendwie eine dem Sinne der Cabinetsordre entsprechende regelmäßige Kenntnißnahme von dem Ausfalle der Prüfungen verbleiben. Dies die Ansicht eines Juristen, die Schreiber dieser Zeilen eben nur referirt.

Ja, der Erlaß betont bei dieser Gelegenheit es sogar ausdrücklich: es sei „Werth darauf zu legen, daß in den Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen ein von der eigentlichen Schulverwaltung unabhängiges Organ zu fachmännischer Beurtheilung des in den Reifeprüfungen an den höheren Schulen thatsächlich eingeschlagenen Verfahrens und der in denselben nachgewiesenen Zielleistungen besteht." Das sieht doch wahrhaftig nicht nach büreaukratischer Willkür, geschweige denn nach Reaction aus!

Mit welchen Gründen motivirt denn aber positiv der Herr Minister seine Entscheidung? Mit den in folgenden Sätzen des Erlasses enthaltenen Erwägungen: „Nachdem (aber) durch die fast 70jährige Thätigkeit der Wissenschaftlichen Commissionen in Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts erreicht ist, daß die Lehrer dieser Anstalten, diejenigen wenigstens, welche mit dem Unterrichte in der obersten Classe betraut und Mitglieder der Reifeprüfungs-Commissionen sind, eine wissenschaftliche Ausrüstung von annähernd gleichem Maße besitzen; nachdem ferner durch die vereinte Wirksamkeit der Provinzial-Schulräthe als Königlicher Commissare bei den Reifeprüfungen und der revidirenden Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen das Verfahren in den Reifeprüfungen eine feste Tradition zu annähernder Gleichmäßigkeit gewonnen hat: läßt sich die Frage nicht abweisen, ob die regelmäßige Revision der Prüfungs-Verhandlungen von den gesammten höheren Lehranstalten oder einem bestimmten Theile derselben durch die Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen noch jetzt als ein Erforderniß im Interesse unserer höheren Schulen zu betrachten ist. Ohne die Bedeutung zu unterschätzen, welche Revisions-Bemerkungen fachmännischer Autoritäten bezüglich der Wahl der gestellten Aufgaben, der Strenge und Genauigkeit der Correcturen auch jetzt noch für den Unterrichtsbetrieb zu gewinnen vermögen, muß ich es doch für mehr als zweifelhaft erachten, ob dieser Ertrag in richtigem Verhältniß zu der Arbeit stehe, welche hierdurch den ohnehin stark in Anspruch genommenen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen zugewiesen wird."

Der Erfolg der Revisionsthätigkeit der letzteren steht also für den Herrn Minister in keinem Verhältniß zur Last ihrer Arbeit, zumal bei der traditionell gewordenen Gleichmäßigkeit in den Prüfungsleistungen. Falls diese „Gleichmäßigkeit" überdies wirklich im guten Sinne zu verstehen ist, so daß sie einen stetigen Fortschritt im Contacte mit dem Leben der Wissenschaft bedeutet, falls ferner dieser Fortschritt zugleich ohne die in der Revision liegende Controle gesichert erscheinen müßte und dies vielleicht darin sich offenbart hätte, daß die Revisionsbemerkungen — soweit sie sachlich begründet sind — seit Jahren immer seltener und bedeutungsloser geworden sind: falls alle diese Bedingungen zutreffen, die das Wort „Gleichmäßigkeit" unter seinem weiten Mantel birgt, hat der Erlaß gewiß die ministerielle Entscheidung gut begründet.

Noch andere Gründe dürften hinter dem Mißverhältniß zwischen dem Erfolge und der großen Last der Arbeit sich verhüllen, z. B. die notorisch gewordenen Unzuträglichkeiten und Collisionen in der Stellung der Commissionen gegenüber den Lehranstalten, welche in Folge der Revisionen sich häufig geltend machten.

Ob durch all' dieses der Entschluß des Herrn Ministers gerechtfertigt war, darüber stand eben nur ihm, soweit nicht rechtlich die oben angemerkten Bedenken in Frage kommen, die Entscheidung zu.

Wir enthalten uns hierüber somit jedes weiteren Urtheils. Nur eine Thatsache möchten wir in ihrer ganzen Bedeutung noch einmal constatiren und daran zum Schluß noch einen Wunsch knüpfen, letzteren mit Rücksicht auf Kundgebungen des Herrn Ministers im Erlasse selber. —

Durch den regelmäßigen Fortfall der Revision ist das Band zwischen Prüfungs-Commissionen und den höheren Lehranstalten in der Hauptsache gelöst. Da nun die bei Weitem überwiegende Anzahl dieser Commissionen Universitätsprofessoren sind und unter letzteren wieder die einschneidendste und umfassendste Revision den Philologen zufiel, so bedeutet der Erlaß vom 15. Juli zweifellos eine Verringerung des Ein-

Digitized by Google

flusses und wohl auch des Ansehens der Universitäten, speciell der Mitglieder der philologischen Section.

Es wird viele geben, die, wenn auch nicht eine Beseitigung, so doch eine Einschränkung des Einflusses dieser Section für zeitgemäß erachten, die aber gleichwohl das Ansehen der Universitäten unvermindert erhalten wünschen. Wir gehören zu diesen letzteren, und wir glauben, daß unserem Wunsche sich auch bei Aufrechterhaltung des Erlasses — falls er rechtlich aufrecht zu halten ist — wohl gerecht werden läßt. Es bedarf nur der Einführung einer Einrichtung, welche ähnlich einer in Bayern schon bestehenden ist, indem man den Prüfungs-Commissionen das Recht und die Mittel gewährt, Mitglieder als Beisitzer zu den Abiturienten-Examina abzuordnen, die freilich in keiner Weise stimmberechtigt bei diesen selber sind. Solche hätten alsdann der Gesammtheit der Commission ihre Eindrücke mitzutheilen und diese je nach Beschluß dem Ministerium Bericht zu erstatten. Auf diese Weise würde nicht nur den Philologen und Mathematikern sowie Physikern, sondern den Vertretern aller Fächer, in denen geprüft wird, Gelegenheit zur Revision gegeben. Wie wichtig dies ist, deutet eben der Herr Minister selber an, wenn er im Erlaß als zweiten Grund für den unveränderten Fortbestand in der bisherigen Stellung der Prüfungs-Commissionen Folgendes bezeichnet: „Andererseits können diejenigen Mitglieder der Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen, welche als Professoren an der Universität die wissenschaftliche Ausbildung der zukünftigen Lehrer der höheren Schulen als einen wesentlichen Theil ihres Berufes zu betrachten haben, in der Kenntnißnahme von den thatsächlichen Schulleistungen der Schulen auf den von ihnen vertretenen wissenschaftlichen Gebieten einen Anlaß finden zu erneuter Erwägung der Gesichtspunkte, welche für die wissenschaftliche Bildung von Lehrern entscheidende Bedeutung haben."

Bonn, August 1885. —tt—

Literatur und Kunst.

Das Unerquickliche.

Eine ästhetische Skizze von Otto Buchwald.

„Die Gesetze der Kunst sind schwerer zu erkennen, als die Gesetze der Wissenschaft; aber sie sind doch vorhanden, und wer sie nicht sieht, ist blind, ob freiwillig oder unfreiwillig, gilt gleich!" läßt Turgeniew seinen Paklin in dem Roman „Neuland" sagen. Er hätte als Grund dieser Erscheinung gleich hinzufügen können, daß wir selbst da, wo wir ein vollkommen zutreffendes Urtheil über ein Kunstwerk fällen, oft mehr unbewußt einem richtigen Gefühl folgen, als uns die Gesetze klar machen, auf die wir unsere Ansicht stützen könnten. Und diesem häufiger auf einem lebhaft empfundenen Eindruck, den ich Kunstinstinct nennen möchte, als auf sicherer Erkenntniß beruhenden Urtheil entspricht auch nicht selten die Unbestimmtheit des Ausdrucks, über dessen Bedeutung wir, plötzlich befragt, nicht immer eine bündige und erschöpfende Erklärung zu geben im Stande wären. Ja selbst die schriftliche Kritik bedient sich vielfach einer Terminologie, die man vergebens in Aesthetiken sucht, und wenn auch dieser Verzicht auf die oft etwas dunklen, so zu sagen officiellen Kunstausdrücke der Allgemeinverständlichkeit eher förderlich als nachtheilig gewesen ist, so liegt doch andererseits die Gefahr nahe, daß ohne klare Begriffsbestimmung namentlich vielgebrauchte Ausdrücke zu einer bequemen Phrase mit schwankender Bedeutung werden.

Ein solches Schicksal droht dem Wort „unerquicklich". Wir hören von einem unerquicklichen Drama, wir lesen von einem unerquicklichen Bilde, wir sprechen von einer unerquicklichen Erörterung — kurz, was wird nicht alles als unerquicklich bezeichnet? Was bedeutet nun dieses „unerquicklich"?

Einen Trunk lauen Wassers, das unseren Durst nicht löscht, ein Bad, das unseren Leib nicht erfrischt, nennen wir im eigentlichen Sinne unerquicklich; im übertragenen Sinne würde also Das unerquicklich heißen, was die erwartete herzerfrischende, geistbelebende Wirkung nicht ausübt. Eine Unterhaltung, die keine Anregung bietet, ein Theaterstück, das mit seinen veralteten Motiven und verbrauchten Situationen keinerlei Spannung erzeugt, ein Bild, das einen oft gewählten Stoff nach hergebrachter Schablone behandelt, kurz, alle Kunstwerke, die ihren ureigensten Zweck verfehlen, d. h. nicht erfreuen, nicht anregen, nicht erwärmen, nicht erheben, sind im eigentlichen Verstande unerquicklich. Es würde demnach das Unerquickliche gleichbedeutend sein mit dem Alltäglichen, Einförmigen, Langweiligen und streng genommen gerade die Eigenschaft bezeichnen, welche verhindert, einer Arbeit den Charakter eines Kunstwerks zuzusprechen.

Aber Werke solcher Art sind es nicht, die wir als unerquicklich bezeichnen; oft sind es Leistungen von eigenartigem Gepräge, nicht selten Erzeugnisse eines bedeutenden künstlerischen Vermögens. Der Sprachgebrauch ist also von der etymologischen Bedeutung des Worts abgewichen und hat demselben einen andern Sinn untergelegt, der sich mit dem ursprünglichen nur insoweit deckt, als auch er das Verfehlen des künstlerischen Zwecks — freilich aus einem anderen Grunde besagt. Denn während wir von jenen Werken unbefriedigt sind, weil sie keinen Eindruck auf uns machen, sind wir es von diesen, weil sie einen anderen Eindruck auf uns machen, als wir erwarten zu dürfen glaubten. Aber es kommt noch ein Moment hinzu: es handelt sich nicht blos um einen Widerspruch des Urtheils, das sich gegen das Mißlungene und Verkehrte wendet, sondern gleichzeitig um ein Gefühl der Unlust, das sich zu diesem Widerspruch des Urtheils hinzugesellt. Der Schluß in Gutzkow's Drama „Herz und Welt" läßt uns unbefriedigt, weil er nicht tragisch und doch nach unserer Ansicht eine solche Lösung allein künstlerisch ist; unerquicklich wird er erst durch den seltsamen Compromiß, der unsere Empfindung verletzt. Denn unerquicklich nennen wir Das, was uns beim Hören, Lesen und Schauen peinlich berührt, verletzt und in seiner stärksten Wirkung anwidert.

Welche Eigenschaften sind es nun, die ein ganzes Kunstwerk oder einzelne Theile desselben unerquicklich machen?

An dem Bilde eines sehr bekannten Malers, welches Landleute darstellt, hat die Kritik — und wie ich meine mit vollem Recht — getadelt, daß die Naturwahrheit sich selbst bis auf die unsauberen Fingernägel erstrecke. Nun würde Niemandem einfallen, den gleichen Tadel auszusprechen, wenn ein Maler einen Fischer mit Schlamm beschmutzt oder einen Feuerarbeiter rußgeschwärzt darstellte. Woher die verschiedene Stellungnahme? Im letzteren Falle handelt es sich um wesentliche Merkmale, deren Fehlen uns die Richtigkeit der Darstellung vermissen ließe, dort um eine Aeußerlichkeit, die für die dargestellten Personen nicht so charakteristisch ist, daß ihr Wegbleiben den Vorwurf mangelnder Naturtreue veranlassen würde. Jeder weiß, daß Landleute und alle mit groben Arbeiten beschäftigten Menschen nicht wohlgepflegte Hände, wie man sie in Salons sieht, besitzen; aber wenn wir uns Landleute vorstellen, denken wir gewiß zu allerletzt an die Thatsache, daß eine Nägelbürste ihnen ein unbekannter Gegenstand ist. In diesem Bestreben aber, bis an die Grenze der Naturwahrheit heranzugehen, ist der erste Grund des Unerquicklichen zu sehen. Verdient der an dem erwähnten Bilde getadelte Zug dieses Prädicat noch nicht, so ist der Schritt bis dahin doch kein zu großer. Man denke sich die anderen Extremitäten so gemalt, wie man sie auf der Dorfstraße häufig zu sehen bekommt, und wir sind mitten im Unerquicklichen drin.

In der Poesie ist die Gefahr des zu weit gehenden Realismus noch größer, weil von der malerischen Darstellung, soweit sie wenigstens für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, vieles ausgeschlossen bleibt, was die Poesie, insbesondere die erzählende, zu schildern sich erlaubt. Ist es nöthig, in einer Zeit, wo Zola seine literarischen Triumphe feiert, ausführliche Belege zu bringen? „Der Todtschläger" — beiläufig bemerkt mit Ausnahme weniger Partien ein äußerst langweiliges Buch

Digitized by Google

— ist eine wahre Fundgrube für die verschiedenartigsten Erscheinungen des Unerquicklichen bis zum Ekelhaftesten, was je ein Dichter gewagt hat. Was hat allein die arme Nase des Lesers durchzumachen! Kein Gestank, mag es der schwüle Dunst der Waschküche, der Schweißgeruch der schmutzigen Wäsche oder der Pesthauch der Kloake sein, bleibt dem unglückseligen Organ erspart. Von Aergerem will ich schweigen. Und dieses geschmacklose Registriren auch der unbedeutendsten Kleinigkeit, wenn sie nur etwas unsauber ist, dieses protocollartige Buchen der widerlichsten Vorgänge wird für Poesie ausgegeben, gierig gelesen und womöglich als ein neues Kunstevangelium ausposaunt!

Es ist kein Zweifel, daß der Realismus in der Kunst der Gegenwart mehr als je eine herrschende Stellung einimmt, und namentlich im Roman wird er nach dem erfolgreichen Vorgang so bedeutender Meister wie Dickens', Freytag's, Reuter's und anderer für die Nachstrebenden stets ein Factor bleiben, von dem Beifall und Erfolg nicht zum geringsten Theile abhängig sind. Die Grenze aber festzustellen, bis zu welcher der Realismus gehen darf, ist Sache des ästhetischen Tacts. Muster sind auch in dieser Hinsicht die eben angeführten Dichter, besonders Dickens, der als Realist noch keinen ebenbürtigen Rivalen gefunden hat. Mag er in seiner Kleinmalerei bisweilen auch etwas breit, und wo es sich um ganz alltägliche Vorgänge wie Essen und Trinken handelt, in seiner behaglichen Breite etwas langweilig werden, mag er auch mitunter, wo ihn ein tendenziöser Eifer, der schlimmste Feind aller Poesie, beherrscht, sich in trockene und nüchterne Gebiete verlieren; nirgends verirrt er sich zu Schilderungen von Zuständen und Vorkommnissen, welche die Gerichtshöfe hinter verschlossenen Thüren verhandeln. Ja, unter seinen so zahlreichen Personen erinnere ich mich im Augenblick nur auf eine im ästhetischen Sinne unerquickliche: Quilp im „Raritätenladen". Das Unappetitliche, Anstößige, Obscöne, kurz alles Das, was im Verkehr der Gebildeten mit Stillschweigen übergangen wird, vermeidet er mit sicherem Tact. Es darf auch nicht Gegenstand künstlerischer Darstellung sein. Das fordert nicht die Zimperlichkeit im Interesse der höheren Töchterschulen, sondern einfach der gute Geschmack. Was wir in einer Broschüre, die sich mit socialen Krebsschäden und der sittlichen Verkommenheit der dem Elend preisgegebenen Volksschichten beschäftigt, an nackten und ungeschminkten Thatsachen erfahren, das ertragen wir geduldig; denn da verlangen wir nichts von schönem Schein, sondern Wahrheit, so hart und abstoßend sie auch sein mag. Aber die Muse steht nicht im Dienste der Sittenpolizei, und ein Kunstwerk darf wohl menschliche Leidenschaften schildern, es soll aber nicht menschliche Lasterhaftigkeit seciren..

Gilt dies schon vom Roman, den man still für sich liest, so gilt dies noch mehr vom Drama, dessen Aufführung hunderte mit uns zugleich ansehen. Wie peinlich und unerquicklich sind jene gewagten Situationen, in denen das Sinnenreizende, Zweideutige, Lüsterne vorherrscht! Dichter, welche mit starken Mitteln um den Beifall der großen Menge buhlen, werden mit solchen bedenklichen Scenen selten ihren Zweck verfehlen; denn unter den Zuhörern finden sich immer nicht wenige, die jede Art von Kitzel ihrer erschlafften Nerven mit Freuden begrüßen, und leider auch solche, welche mit lebhafter Neugier nach jeder Hindeutung auf gewisse Mysterien haschen; aber wer gereiften Geschmack und ein gesundes Herz besitzt, wird sich durch derartige Scenen nur unangenehm berührt und abgestoßen fühlen.

Victor Hugo, den seine Landsleute gern als zweiten Goethe proclamiren möchten, ist in seinen Dramen reich an unerquicklichen Scenen. Eins besonders, „Der König amüsirt sich", ist, wie schon Rosenkranz in seiner Aesthetik des Häßlichen erklärt, von Anfang bis zu Ende nur eine Reihe von frivolen und geradezu gemeinen Scenen. Freilich ist es schwer, das Stück ernst zu nehmen, und wer am Schluß desselben herzhaft auflachen kann, empfindet gewiß gesünder, als Der, welcher sich von all dem Gräuel erschüttert fühlt. Aber die Zahl Derer, bei welchen die groben Attentate auf die Thränendrüsen glücken, deren Blut beim Anschauen pikanter Scenen rascher pulsirt, ist doch bei weitem größer, als die der Geschmackvollen; und da von zehn Menschen sich neun immer dafür entscheiden werden, die Stimmen zu zählen, statt zu wägen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß auch talentvolle Künstler in jene Irrwege einlenkten, auf denen schallender und klingender Beifall leicht zu gewinnen schien. So ist das ganze unerquickliche Genre der Ehebruchsdramen erklärlich, in welchen das armselige Einerlei des Motivs nur durch den lebhaften und spannenden Gang der Handlung, das scharfe Gepräge der Charaktere und den Glanz des Dialogs verdeckt wird, so nur erklärlich, daß die Vorliebe, delicate Verhältnisse zum Stoff eines Dramas zu wählen und dasselbe mit möglichst pikanten Scenen auszustatten, nicht auf die französischen Dramatiker der letzten Jahrzehnte beschränkt geblieben ist.

Das Bestreben, pikant zu sein und durch das Gewagte zu überraschen, zeitigt meist unerquickliche Früchte. Ein großer Theil der Bilder des Russen Wereschagin, die vor einiger Zeit viel Aufsehen erregten, sind ein Beweis für meine Behauptung. Was sind die im Schnee begrabene Schildwache, das Feld mit den hingereihten Todten, die Schädelpyramide für malerische Stoffe! Der vorwiegend unerquickliche Eindruck, den die Mehrzahl der Bilder macht, wird durch den Gedanken, daß eine Art philanthropischer Ironie dem Künstler den Pinsel geführt hat, nicht abgeschwächt. Die Tendenz mag löblich sein, aber ihr Ausdruck ist theils geschmacklos, theils widerwärtig. Die Bilder erregen Staunen, aber keine künstlerische Befriedigung.

Aehnlich steht es, um auch aus der Literatur ein Beispiel zu bringen, mit Ibsen's „Nora", einem sicherlich bedeutenden, aber durch und durch unerquicklichen Drama. Was soll man zu jenem Auftritt des zweiten Acts sagen, in welchem der widerwärtige Doctor Rank in so cynischer Weise von seinem Tode schwatzt und hinterher mit einer Liebeserklärung an die Frau des Freundes, die sich recht wenig ehrbar benimmt, schließt? Was zu jener geradezu empörenden Scene, in welcher die angstgequälte, bereits zum Selbstmord entschlossene Nora von dem Balle, auf dem sie noch die Tarantella getanzt hat, heimgekehrt ist und durch ihre Schönheit die Begehrlichkeit ihres Gatten erregt? Wozu noch mehr Scenen von gleicher Unerquicklichkeit anführen? Alles, was peinigt, quält und verletzt, hat der Dichter in diesem Drama zu vereinigen gewußt; von einer Seelenfolter reißt er uns zur andern, und zum Schluß entläßt er uns mit der quetschenden Empfindung, daß das Leben doch recht jämmerlich und die Menschen recht erbärmlich sind. Gewiß verräth das Stück ein großes Talent und steht viel höher als das obenerwähnte Drama Hugo's; aber es ist doch eine Mißgeburt ebenso unerquicklicher Art, wie Gerstenberg's Ugolino, Hebbel's Judith u. a.

Die Kunst der Gegenwart thut sich viel auf ihren Realismus zu gute und geberdet sich manchmal so, als ob sie ihn erst entdeckt hätte. Und doch ist bereits der alte Homer ein Realist von so hoher Vollendung, daß man aus seinen Gedichten alle Regeln naturgetreuer Darstellung lernen kann, vor Allem jene feine Grenze, über die Geschmacklosigkeit, Plumpheit und Cynismus so leicht hinausirren. Seine Penelope, die schöne Frau von vierzig Jahren, erregt bei ihren Verehrern noch immer leidenschaftliche Wünsche, aber wie naiv und unanstößig drückt der Dichter dieselben aus! Er bereits hat an seinem Cyclopen die Folgen der Unmäßigkeit geschildert, auch etwas drastisch, aber immerhin wie maßvoll, wenn man damit die ekelhafte Scene im „Todtschläger" vergleicht! Es gibt eben einen Realismus, der Kunst bleibt und bei allen großen Dichtern zu finden ist, und einen anderen, dem die treue Copie der Wirklichkeit, gleichviel welcher, als höchstes Ziel gilt.

Liegt in dem zu weit gehenden Realismus mit seinen vielfachen Verirrungen der eine Grund des Unerquicklichen, so ist der andere in der Uebertreibung zu suchen, welche die Naturwahrheit verletzt. Ich denke hier freilich nicht an jene jetzt wohl nur belächelten Darstellungen des Lebens, denen zufolge, wie im Märchen, nur Sonnenschein, Freude und Genuß herrscht, die Menschen von Güte und Tugend überströmen und das goldene Zeitalter nahezu verwirklicht erscheint; ich denke an die Uebertreibung nach der entgegengesetzten Seite, an jene düstern Schilderungen, welche Alles,

Digitized by Google

was das Dasein widerwärtig und unerträglich macht, zusammenhäufen und die Menschen erfüllt von Heuchelei, Eigennutz und Bosheit darstellen.

Der pessimistische Zug der Zeit, der auch in der schönsten Frucht mit der Lupe nach schädlichen Parasiten sucht, charakterisirt einen großen Theil der künstlerischen Producte unserer Zeit, namentlich in der Poesie. Wie groß ist die Zahl poetischer Arbeiten, die weder erfreuen noch erheben, weil von dem Leben, das sie schildern, jeder freundliche und erquickende Zug ausgeschlossen ist!

Der vorher erwähnte Ibsen, sicher ein bedeutender Dichter, besitzt einen so ausschließlichen Scharfblick für das Faule und Ungesunde, schildert mit einer so ausgesprochenen Vorliebe Eitelkeit, Selbstsucht und Verlogenheit, daß seine Dramen „Ein Volksfeind", „Die Stützen der Gesellschaft" und wie sie heißen mögen, im Wesentlichen einen unerquicklichen Eindruck machen. Und sein jüngerer Landsmann Alexander Kielland, dessen Werke, ich weiß nicht aus welchem Grunde, sofort nach ihrem Erscheinen der Ehre einer Uebersetzung gewürdigt werden, geht im Roman ganz dieselben Wege. Welch eine klägliche Gesellschaft schildert uns, um von der compositionslosen Erzählung „Garman und Worse" nicht zu reden, sein Roman „Gift" und dessen in jeder Hinsicht schwächere Fortsetzung „Fortuna"! Sieht es wirklich in dem Vaterlande der beiden Dichter, ja irgendwo in der civilisirten Welt so traurig aus? Steht wirklich der Ehrenhafte, Wahrheitsliebende, Selbstlose im Kampfe gegen alle Untugenden des menschlichen Herzens so vereinzelt da, oder hat nur eine krankhafte Verstimmung jene beiden Schriftsteller die Schattenseiten des Lebens so ausschließlich herausfinden und so stark auftragen lassen? Ausschließlich, das ist's! Und dadurch unterscheiden sie sich so sehr von Dickens. Auch er hat sociale Schäden mit Vorliebe behandelt; kaum ein menschliches Laster gibt es, das er nicht in einer Person schilderte; die Schlupfwinkel der Armuth und des Elends, das Leben der Gedrückten und Verkommenen kennt und beschreibt er wie kein zweiter — und doch machen seine Romane keinen unerquicklichen Eindruck. Woher kommt das? Der Humor allein thut's nicht; er tritt oft gerade bei den dunkelsten Partien zurück. Es ist vielmehr die poetische Gerechtigkeit, die nicht bloß zum Schluß, damit der Leser das Buch befriedigt aus der Hand legt, die Tugend über das Laster triumphiren läßt, sondern, wie es im Leben wirklich der Fall ist, Licht und Schatten recht vertheilt, neben das Schlechte das Gute, das Edle neben das Gemeine stellt; jene gesunde, echt humane Weltanschauung, die auch im dunkelsten Dasein einige Lichtstrahlen aufzufinden weiß und die Erde mit den Menschen nicht wie die Jammerthalsapostel als einen verpesteten Sumpf mit nichtsnutzigem Gewürm ansieht. Geringschätzung des Lebens und Verachtung der Menschen machen sich recht philosophisch, sind aber in vielen Fällen nichts weiter als frivole Koketterie eines matten Herzens und schwachen Gehirns; aber selbst da, wo sie das Resultat schweren Enttäuschungen und harter Schicksalsschläge sind, sollen sie sich nicht als drückender Nebel um die schaffende Phantasie lagern. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst! heißt es mit Recht. Nun, mag die Kunst ebenfalls manchmal ernst und streng sein — verbittert und griesgrämlich soll sie nicht werden. Sie mag uns Sorgen und Schmerzen, Kampf und Wunden schildern, aber sie soll nicht beanspruchen, daß dies die einzig wahre Physiognomie des Lebens sei. Während bei uns der Schnee liegt, blühen anderswo die Rosen. So ist es auch im Leben: hier Unglück, dort Glück; der rechte Künstler findet auch die rechte Mischung. Aber die Phantasie vieler schaffender Geister gleicht dem Paradiesvogel der Sage, der sich, weil ihm die Natur die Füße versagt hat, nicht auf dem blühenden Gebüsch niederlassen kann.

Jene unwahren Schilderungen eines ungetrübten Lebens und vollkommener Menschen hat der gesunde Realismus bedeutender Dichter wohl für immer unmöglich gemacht. Aber an die Stelle jener erloschenen Vorliebe für das Süßliche, Schwülstige und Ueberspannte ist die für eine gedeihliche Weiterentwickelung der Kunst nicht minder bedenkliche Neigung, das Herbe, Ungesunde und Häßliche zu schildern, getreten. Die Zukunft dieser Richtung wird weniger von der Haltung der Kritik, als von der Stellung des Publicums abhängen. Entscheidet sich sein Geschmack wie der unserer Nachbarn jenseits der Vogesen für dieselbe, so werden auch bei uns die Meister des Unerquicklichen nicht ausbleiben und die Kunst ihrer höchsten Aufgabe, das Herz zu erfreuen und den Geist zu erheben, auf lange Zeit hinaus überhoben sein.

Neues über Heinrich von Kleist.

Von Theophil Zolling.

Durch die Uebernahme einer historisch-kritischen Ausgabe von Kleist's Sämmtlichen Werken, deren vier Bände demnächst vollständig vorliegen,*) fiel uns die schwere Aufgabe zu, die Schriften des großen Dichters zum überhaupt ersten Male kritisch durchzuarbeiten. Dabei war es uns vergönnt, die Werke Kleist's durch einige bisher unbekannte Gedichte und Aufsätze zu vermehren, die uns von den Nachkommen des Dichters und Autographensammlern zur Verfügung gestellt wurden, sowie aus verschollenen Zeitschriften ans Tageslicht traten. Auch die biographische Einleitung enthält manche neue Anhaltspunkte, die aus noch unveröffentlichten Briefen von, an und über Kleist geschöpft werden konnten. Leider verbot der beschränkte Raum eine gleichmäßige Durchführung der Lebensbeschreibung; wir mußten uns damit begnügen, blos das neue Material eingehender zu verarbeiten und diejenigen Partien, über welche sich schon Wilbrandt verbreitet, in Kürze zu behandeln. Hätte Otto Brahm in seiner Monographie über Kleist (Berlin, E. Paetel) nach denselben Principien gearbeitet, so wäre von seiner Schrift herzlich wenig übrig geblieben. Der Hauptwerth derselben liegt in den ästhetischen Analysen, worin Brahm in mehrfacher Beziehung über Wilbrandt hinaus gelangt. Der biographische Werth ist gleich Null. Brahm begnügt sich, Kleist's Leben frei nach Wilbrandt nachzuerzählen. Im eilfertigen Bestreben, sich an der von seinem Lehrer Prof. Wilhelm Scherer präsidirten Preisausschreibung des Allgemeinen Vereins für Literatur zu betheiligen, hat er auf jede eigene Forschung verzichtet und von neueren Quellen nur nothdürftig Kenntniß genommen. Eine eingehende Kritik in den Preußischen Jahrbüchern hat dem Verfasser besonders vorgeworfen, unsere Forschungen über Kleist nicht gehörig verwerthet zu haben. Aber Brahm sind auch noch andere Materialien unbekannt geblieben. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, so copirt er Bülow's längst hinfällige Notiz, daß Kleist Iffland schwer beleidigt haben müsse, während man seit anderthalb Jahrzehnten weiß, was eigentlich der jähzornige Dichter dem das „Käthchen von Heilbronn" abweisenden Director des Berliner Nationaltheaters vorgeworfen hat, denn der betreffende Briefwechsel ist schon 1863 durch Dingelstedt in Teichmann's Nachlaß veröffentlicht worden. Und unselbstständig ist Brahm auch in der Charakteristik Kleist's. Er folgt einfach der Wilbrandt'schen Auffassung. Als aber Wilbrandt sein Buch schrieb, da lag es noch in der Atmosphäre, daß man Alles, was mit der Romantik in irgend welchem Zusammenhang stand, für möglichst ungesund halten mußte, schon um zu zeigen, daß man selbst von jener Krankheit gänzlich frei war. Heutzutage sind wir von den Nachwehen von Weltschmerz und vom Jungdeutschenthum so vollkommen curirt, daß wir jene Zeit und ihre Menschen mit objectiver Ruhe und Gerechtigkeit, ohne selbstlobende Entrüstung betrachten können. Brahm aber behandelt Kleist noch vom Anfang bis zum tragischen Ende wie einen Geisteskranken. Nimmt man die zwei Epochen der Kämpfe um „Robert Guiskard" und der letzten Lebenstage aus, so erscheint uns jedoch der Dichter unglücklich, nicht krank. Es stehen einer Anzahl unverbürgter Anekdoten die gesunden Werke des Dichters gegenüber. Seine Productionskraft ist fast immer er-

*) Stuttgart, W. Spemann. (Kürschner's Deutsche National-Literatur.)

Digitized by Google

staunlich frisch. Die „Familie Schroffenstein" ist ein nicht minder kerngesundes Product, als „Penthesilea" und der größere Theil seiner Erzählungen und alle seine Gedichte. Die phantastischen Marotten im „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Homburg", „Michael Kohlhaas" lagen in der Zeit, waren Ausflüsse der Schule, deren Mitglieder zu Kleist's Freunden gehörten; sie sind erst in den Dichter hineingetragen worden. Immerhin ist die oft aufgeworfene Frage, ob Kleist jemals im Irrenhause gesessen, dadurch noch nicht aus der Welt geschafft, indem Brahm sie völlig unberührt läßt. In der Wiener „Presse" 1863 veröffentlichte Emil Kuh folgende Notiz:

„Als der Schreiber dieser Zeilen im verflossenen Jahre bei Friedrich von Raumer in Berlin vorsprach und in einer Unterhaltung über Kleist dessen geheimnißvolle Reise erwähnte, da sagte Raumer: „Der Fürst Hardenberg, der damals Gesandter von Anspach und Bayreuth gewesen, rieth mir in einem streitigen Handel mit Kleist nachgiebig zu sein. „Lassen Sie sich mit dem armen Menschen nicht weiter ein! — fügte der Fürst hinzu — Kleist hat ja einige Monate in der Kreis-Irrenanstalt zu Bayreuth gesessen." Eine nach Bayreuth gerichtete Anfrage, ob diese Angabe richtig sei, hatte die Antwort zur Folge, daß in den Grundlisten über die Kranken, welche von 1790 bis 1811 in der dortigen Anstalt aufgenommen worden, Heinrich von Kleist nicht vorkomme, was aber die Möglichkeit, daß er einige Zeit dort verweilt, nicht ausschließe, weil die frühesten Krankenregister von 1790 an keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen könnten."

Auch unsere Nachforschungen in der Irrenanstalt zu St. Georgen bei Bayreuth, die seit 1790 besteht und nur für das markgräfliche Land bestimmt war, ergaben ein negatives Ergebniß, da die Krankenregister erst mit 1821 beginnen und alle älteren Papiere 1871 vernichtet wurden. Kleist hätte auch in jener nur für kranke Landeskinder bestimmten Anstalt schwerlich Aufnahme finden können. Ueberhaupt ist die ganze Notiz Kuh's ziemlich confus. Hardenberg war nur bis 1800 Gesandter von Anspach-Bayreuth und Kleist war auf seiner Würzburger Reise ganz gesund, wie sein Briefwechsel mit Wilhelmine und hier z. B. seine Schilderung des Würzburger Irrenhauses beweist. Eher ließe sich ein mehrmonatlicher Aufenthalt im Irrenhaus in die erste Hälfte des Jahres 1804 oder in den Winter 1809/10 verlegen, wo der Dichter beide Male ganz verschollen war. Wenn man aber erwägt, daß der „Prinz von Homburg", der im Frühling 1810 entstand, unmöglich das Werk eines eben aus dem Irrenhause Kommenden sein kann, so bleibt nur die Möglichkeit eines solchen Aufenthalts in Bayreuth auf der Rückreise von Paris und aus der Rheingegend. Uebrigens spukt diese Legende schon in Treitschke's Monographie und ist dort ebenfalls auf die Quelle Kuh's zurückzuführen. H. v. Treitschke theilt uns mit, daß er längst zu der Meinung gelangt, jene Notiz sei falsch, und daß er sie in einer neuen Ausgabe seiner Aufsätze weglassen werde.

Der Nachlaß des Dichters aus dem nunmehrigen Besitze der Berliner Königl. Bibliothek enthält, wie wir schon in den „Nachträgen zum Leben Heinrich von Kleist's (Gegenwart 1883, II 183 ff.) berichteten, die erste Fassung der „Familie Schroffenstein", deren Ort der Handlung noch Spanien ist. Brahm beeilte sich auf die Nachricht des Berliner Tageblatts, daß wir diese „Familie Ghonorez" publiciren werden, uns mit einem Auszug in der Vossischen Zeitung zuvorzukommen, indem er darin mit verdächtiger Hast betheuerte, daß ihm unsere Handschrift nicht bekannt geworden sei. Die Freunde des Dichters werden die ganze „Familie Ghonorez" als Nachtrag zur „Familie Schroffenstein" in unserer Ausgabe finden.

Der Tieck'sche Nachlaß der Berliner Königl. Bibliothek enthält zuerst einige Aufsätze, Gedichte und Bruchstücke, welche längst Aufnahme in Kleist's Werke gefunden haben, sodann eine leider unvollständige Handschrift des „Zerbrochnen Krugs" mit vielen merkwürdigen Varianten, nebst einem Vorwort, das wir zuerst in unseren „Nachträgen" abgedruckt haben. Nicht minder wichtig für die Textkritik ist eine Abschrift der „Penthesilea", welche bedeutende Veränderungen einzelner Verse und Worte von Kleist's Hand enthält. Die Theatergeschichte dieses Stückes, das erst 1876 in der Bearbeitung Mosenthal's auf die Bühne gelangte, kann nunmehr erweitert werden. Kleist's Freund Kriegsrath Peguilhen erzählt in Gubitz' Berühmten Schriftstellern der Deutschen (1854) eine lustige Anekdote, wonach die Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz den schüchternen, gesellschaftlich schwerfälligen Kleist bei einem schöngeistigen Diner in Berlin durch ihre Zudringlichkeit in die Flucht gejagt habe. Kleist scheint sich mit der „antikplastischen Madame Eunike-Mayer-Hendel-Schütz geb. Schüler" wieder versöhnt und enger befreundet zu haben. In einer vergessenen Brochüre „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Frauen Henriette Hendel geb. Schütz" (1815) findet sich eine Eintragung Kleist's: die 3. Strophe von Schlegel's „Arion" ins Persönliche gewendet und die Stellen, in denen von dem Ruhme des Dichters die Rede ist, dahin abgeändert, daß der Ruhm der Künstlerin gepriesen wird. Bisher unbekannt ist die Thatsache, daß die Hendel Kleist's „Penthesilea" als Vorwurf zu ihren Lebenden Bildern behandelte. Am 23. April 1811 gab die gefeierte Künstlerin im Concertsaale des Berliner Nationaltheaters eine Vorstellung, über welche die Vossische Zeitung folgendes Referat brachte: „Die neue Darstellung, Penthesilea, wurde vom Herrn Prof. Schütz vorläufig erklärt und durch Vorlesung einer Stelle aus einem neuen Trauerspiele dieses Namens erläutert. Beides war für die Ungeduld der Zuschauer etwas langweilig, zumal da die Stelle mit ihrem Hez! Hez! Hez! unpoetisch, flach und gehaltlos ist." Aehnlich meldet die Spener'sche Zeitung: „Neu war die Scene aus der Penthesilea, nach dem Schauspiel des Herrn Heinrich von Kleist, welcher eine Erklärung und Declamation des Herrn Schütz voranging. Dennoch wird eine so lang fortgehende Pantomime, wie diese, immer etwas undeutlich bleiben, auch wegen der vielen Voraussetzungen, die sie fodert; und die Darstellung war wenig befriedigend, sie geht zu sehr ins Dramatische." Der hämische Correspondent des Stuttgarter Morgenblatts endlich constatirte, daß „die neue Darstellung, die Penthesilea nach einem Gedichte des Herrn von Kleist sich nicht eignete und gestaltete, weil die Aufgabe zu verwickelt war. Auch das von Herrn Prof. Schütz zur Erklärung gelesene Bruchstück des Gedichts langweilte und ward zuwider durch verrenkte Sprache und gemeine Malerei im Ausdruck". So mußte also der Dichter zufrieden sein, daß sein unsterbliches Trauerspiel als unwillkommener Vorwand zu Lebenden Bildern benutzt wurde! Der Berliner Klatsch bezeichnete übrigens auch die Hendel-Schütz als zu den Frauen gehörend, die Kleist geliebt haben soll.*)

Wieviel Neues und Interessantes könnte überhaupt ein gewissenhafter Kleist-Biograph noch aus zeitgenössischen Taschenbüchern und Journalen entnehmen. Ein Blick in den Berliner Adreßkalender von 1790 sagt uns z. B., bei welchem Prediger Catel der Knabe Heinrich seine Erziehung in Berlin genossen hat. Es war der Katechismus-Prediger der Französischen Hospital-Kirche und Professor des Hebräischen am Französischen Gymnasium Samuel Heinrich Catel, und somit erklären sich Kleist's treffliche Kenntnisse der französischen Sprache, die er nach dem Zeugniß seiner Freunde fast flie-

*) Ein anderes Begebniß aus des Dichters letzten Lebenstagen findet sich in Varnhagen's „Rahel" und ward bisher von Kleist's Biographen übersehen. Am 30. Nov. 1819 schreibt Rahel an G. von Brinckmann: „Vor vielen Jahren war ich einmal mit der Generalin Helwig [Amalie von Imhoff] und ihren beiden Schwestern bei Mad. Sander, wo sie mich wollte kennen lernen; ich hatte aber damals schon den Namen Robert, und so meinte sie, ich sei's nicht; ich, die dies nicht wußte, trat nicht vor und mußte den ganzen Abend nur! mit Heinrich Kleist und Adam Müller sprechen; weil Achim Arnim und Clemens Brentano in schwarzen Theekleidern und Bestrumpfung aus Respect vor der interessanten vornehmen Dame rempart spielten, und niemand in der Hitze heranließen. Kleist, mit straßenbeschädigten Stiefeln, und ich lachten heimlich in einem Winkel und amüsirten uns mit uns selbst. Ich erfuhr erst nachher die bévue und die verfehlte Bekanntschaft: Frau von Helwig konnte es gar nicht vergessen mit den Namen! Sie wußte nur von hoch-, ich aber von falschgeboren."

Digitized by Google

ßender als das Deutsche gesprochen haben soll. Im Körner-Museum in Dresden liegt ein bisher ungedruckter Brief, der Kleist's Gewandtheit in dieser Sprache bestätigt. Er ist aus der französischen Kriegsgefangenschaft an den Festungscommandanten des Fort de Joux gerichtet und lautet:

Monsieur,

Mon camerade, Msr. de Ehrenberg, me chargé de vous rendre grace, de ce que Vous avés eu la bonté, de lui envoyer le voyage en Italie, d'Archénholz. C'est un compatriote, qu'il retrouve en étranger. Je vous remercie de méme, Monsieur, moi et Msr. de Gauvain, du Dictionaire et de la Grammaire française, que Vous avés bien voulu nous prêter; nous en ferons le meilleur usage que possible.

J'ai l'honneur de Vous saluer

Kleist.

Au fort de Joux,
31. Mars, 1807.

A Monsieur
Monsieur de Bureau
Commandant du fort de Joux
à
Pontarlier.

Ein zufällig wieder aufgefundenes Zeitungsblatt gibt uns die neue Nachricht, daß der Junker von Kleist im Feuer gestanden hat. Sein Waffengefährte und Bruder in Apoll Fouqué schreibt in einem vergessenen Aufsatz: „Die drei Kleiste" in der Zeitung für die elegante Welt vom 24. Dec. 1821 von unserem Dichter: „Gott bescherte ihm das Glück, sich gleich in den ersten frischen Jugendjahren dem Feinde gegenüber als Soldat zu versuchen. Bei Trippstadt in der bayerischen Pfalz hatte sein Corps im Juli 1794 einen recht ernsten und unvorhergesehenen Angriff der Franzosen zu bestehen, den es in echt preußischer Entschlossenheit zurückwies. Zu großen Hauptschlachten blühte der Kampf dieses Jahres nicht auf; doch immer fanden die Kriegsleute Gelegenheit, vor sich und Anderen ihre freudige Todesverachtung darzuthun, und geehrt und geliebt von seinen Waffenbrüdern zog nach geschlossenem Frieden der Jüngling Heinrich in seine Garnison ein." Fouqué hat die Kämpfe jener Tage in seiner Biographie des Generals Rüchel, Kleist's Vorgesetzten, beschrieben. Die Scharmützel um Trippstadt, Zweibrücken, Kaiserslautern begannen am 10. Juni; am 2. Juli warf die Cavallerie, an deren Spitze Rüchel mit seinem Stock in der Hand, die Franzosen zurück, am 11. wurde das Corps des Generals v. Kleist geschlagen, und diese Plänkeleien dauerten mit wechselndem Glück monatelang fort, bis Ende November die Winterquartiere bezogen wurden.

Auch Kleist's Verhältniß zu Julie Kunze, Körner's Mündel (Dresden 1808), kann auf Grund neuen Materials viel eingehender behandelt werden, als es durch Brahm geschah. Die in der Deutschen Rundschau publicirten Briefe der Familie Körner 1804—1815, worin öfter von Kleist und Julie Kunze die Rede ist, scheinen Brahm entgangen zu sein. Im Körner-Museum fand sich der Alimentationscontract, auf Grund dessen der alte Körner die Tochter seines Leipziger Freundes Kunze, der auch zu Schiller's nahen Bekannten gehörte, in sein Haus aufnahm. Wie viel und was an den Körner'schen Familien-Ueberlieferungen wahr ist, daß das „Käthchen von Heilbronn" gedichtet worden sei, um der ungetreuen Julie ein Vorbild zu geben, wie man lieben müsse, und daß Theodor Körner's Tante Dora in dem Scheusal Kunigunde persiflirt werden sollte, läßt sich allerdings kaum mehr ermitteln. Daß Julie Kunze und ihr Verhältniß zu dem Dichter des „Käthchens" sich in diesem mehrfach wiederspiegelt, liegt auf der Hand. Das Stück scheint im ersten Theil ganz in glücklichster Bräutigamsstimmung geschrieben; nur die spätere Bearbeitung, vor welche der Bruch mit Julie fallen mag, zeugt von Kleist's Verbitterung. Auch daß ihm Tante Dora zur Rache als Modell diente, ist nicht unglaubwürdig. Jedenfalls ließen Körners es den Dichter keineswegs merken, daß sie das Urbild der Kunigunde kannten. Sie bewahrten Kleist ihre freundliche Gesinnung, und noch am 28. November 1809 schrieb Emma Körner an Professor Weber: „Heinrich Kleist wird Ihnen gewiß immer mehr gefallen, je länger Sie ihn kennen; er hat kleine Eigenheiten in seinem Charakter, die anfänglich auffallen, die aber so unumgänglich zu dem ganzen Menschen gehören, daß man sich sehr bald daran gewöhnt, wenn man das große dichterische Genie, welches er besitzt, zu schätzen weiß. Wenn Sie ihn sehen, so haben Sie die Güte ihm für sein Andenken zu danken und ihn vielmals von uns allen zu grüßen." Erst nach Kleist's Tode verräth sich eine starke Mißstimmung. Der alte Körner zeigte in einer bisher unterdrückten Briefstelle dem Sohne Theodor nach Wien Kleist's Ende mit folgenden Worten an: „Von Kleist's Tode schreibt die Chodowiecka an die Piatoli, Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andere Frau (auch nicht die Hendel) geliebt. Dieser habe er die Erschießensparthie proponirt, aber kein Gehör gefunden. Die Vogel sei erst nachher zu diesem Tanz aufgefordert worden und da sie ohnedem wegen eines Krebsschadens habe sterben wollen, so sei sie geneigt dazu gewesen." Hierauf antwortete Theodor, daß Kleist's Ende ihn nicht sehr gewundert habe, wohl aber „wie sich eine Frau aus Liebe zu ihm habe erschießen können." Julie Kunze vermählte sich wenige Monate nach dem Bruch im Herbst 1808 mit Alexander von Einsiedel, und das Paar siedelte am 16. März 1809 nach Schloß Gnandstein über. Kurz vor ihrer Hochzeit, am 20. October 1808, hat sie sich in Theodor Körner's Stammbuch (jetzt in unserem Besitze) mit folgenden wehmüthigen Versen eingetragen:

„Wecke den Amor nicht auf! noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedient sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen noch schläft, denn es erwacht nur zu bald."

Auf ein anderes Blatt schrieb Alexander von Einsiedel: „Man muß sich vom Gewöhnlichen zu dem Idealen erhoben haben, ehe man zur goldenen Mittelstraße zurückkehren und sich überzeugen kann, daß nur in der Mitte von beyden Extremen das Glück wohnt, deßen wir fähig sind." Wir entnehmen einem ungedruckten Briefe von Frau Körner (13. Juli 1836) noch folgende Nachricht: „Ich hatte in diesem Frühjahr die Freude, meine Pflegetochter, die ich in 17 Jahren nicht gesehen habe, vier Tage zu sehen. Sie war mir von einem sterbenden Freunde vertraut. Gut, liebenswürdig, talentvoll, reich, von vielen würdigen Männern gesucht, nächst Emma die Zierde unsres Hauses — hat sie sich ein Schicksal geschaffen, das bedauernswerth ist. Ganz gegen unsern Willen schloß sie ihre Verbindung — dies hatte sie in allem von uns getrennt." Die Gatten liebten und achteten sich, aber die Ehe war unglücklich wegen v. Einsiedel's Epilepsie, besonders da die Anfälle sich immer mehr steigerten und geistige Störungen eintraten, die bis zur Gehirnerweichung ausarteten, woran er denn auch starb. Wir geben in unserer Ausgabe eine Reproduction von Julien's Jugendporträt aus dem Besitze des Körner-Museums, von Emma Körner gemalt. Ein späteres Oelbild des schönen Mädchens befindet sich noch heute auf Gnandstein.

Kleist's Verhältniß zur zeitgenössischen Kritik hätte in einer Biographie nothwendig berührt werden müssen, denn gerade die ablehnende Haltung von Publicum und Kritik trägt einen großen Theil der Schuld an des Dichters Selbstmord. August Klingemann und Johannes Falk gehören zu den Wenigen, die Kleist's Bedeutung erkannt und laut gepriesen haben. Klingemann kündigte fast alle Werke des Dichters in der Zeitung für die elegante Welt an und kargte mit seinem oft enthusiastischen Lobe niemals. Falk schwärmte namentlich für das „Käthchen von Heilbronn", suchte Goethe*) und Schiller's Wittwe dafür zu begeistern und machte überhaupt fleißig

*) Leider ist unsere Hoffnung, über Goethe's Verhältniß oder Mißverhältniß zu Kleist im Goethe-Archiv Aufklärung zu finden, durch G. v. Loeper's Erklärung zerstört worden, daß man in Weimar selbst die Ausbeutung des Archivs unternimmt und daher „eine Concurrenz" nicht wünscht, „denn", schreibt uns Herr v. Loeper, „sollte man sich gutmüthig die Butter vom Brode nehmen lassen?" ...

Digitized by Google

Propaganda für den Dichter. Wenige Monate vor Kleist's Tod schrieb er in der Urania d. J. 1812:

„Hätte dieser kühne, junge, feurige Genius Heinrich von Kleist, dieser reichbegabte, herrliche Kopf weiter nichts geschrieben, als seinen Zerbrochnen Krug oder sein Käthchen von Heilbronn: so verdienten, besonders bei der Armuth der Deutschen im dramatischen Fach, seine Versuche Aufmerksamkeit, seine Talente Hochachtung. Wäre dem warmen, edeln, biederherzigen, geistvollen Gleim ein Genie wie Kleist in den Weg gelaufen: was meint man wohl, wie er es würde in seinen Arm heraufgejauchzt, hereingejubelt haben! Dagegen, wie verkehrt, wie kalt, wie wenig fördernd, wie lieblos ist fast Alles, was dieser junge Dichter bis jetzt über seine Producte öffentlich erfahren hat! Und doch wie viele Köpfe sind dermalen in Deutschland noch übrig, die auch nur eine Seite — was Seite? — die auch nur eine Periode mit dieser Anmuth, mit dieser Originalität, mit dieser Neuheit, mit diesem Feuer im Ausdruck, mit dieser zugleich zarten und ungestümen Gluth eines echten shakespeareschen Pinsels, wie Kleist im Käthchen von Heilbronn zu schreiben im Stande sind? Mag es sein, daß er in diesem Product, wie in allen seinen übrigen, die Grenzen der Motive überschreitend, zuweilen an das Barocke streift: soll uns denn ein einziger Fehler des trefflichen Mannes gegen alle übrigen Vorzüge, die er besitzt, blind und der Mittelmäßigkeit, an der heutzutage fast aller öffentliche Weihrauch wie in Pfennigsgaben verräuchert wird, hold und geneigt machen? Wahrlich es ist wohl eigen, daß eine Nation wie die Deutsche, die jetzt so gern politische Ohnmacht und Blöße mit dem literarischen Ruhm ihrer Klopstocke, Herder, Schiller u. s. w. zudecken möchte, demungeachtet jeden Augenblick vergißt, daß man große Männer am würdigsten in ihren Nachkommen ehrt; und wer sind diese denn sonst, als junge Männer von Genie, die sich mit Muth und Geschick auf die von ihren Vorfahren betretene Bahn wagen?"

Kleist's Epigramme beweisen, daß der Dichter auf die Kritik sehr schlecht zu sprechen war. Einmal nahm er sogar einen Recensenten scharf aufs Korn. In der Berliner Zeitschrift „Der Freimüthige" hatte am 11. Juni 1808 ein Kritikaster über Kleist's Epigramme geschrieben: „Sie sind nicht ohne Witz und meistens gegen seine eigenen Werke gerichtet, wo denn die Persiflage freilich ziemlich leicht ward." Hierauf ließ Kleist im nächsten Hefte seines „Phöbus" die drei in seine Werke aufgenommenen Epigramme: „Die gefährliche Aufmunterung" erscheinen, worin der Anonymus arg mitgenommen wurde.

Wie er heißt? Ihr fragt mich zuviel. Einen Namen zwar, glaub' ich,
Gab ihm der Vater; der Ruhm? Davon verlautete nichts.

Auf diesen Angriff erwiederte der Kritiker am 5. December: „Die Epigramme sind zum Theil nicht übel gerathen. . . . Auf uns selbst müssen wir wohl die drei letzten Epigramme ziehen, indeß erfrechen wir uns immer noch zu behaupten, daß Herr von Kleist uns bis jetzt in seinen Epigrammen — vielleicht weil sie das kürzeste sind, was er schrieb — noch am besten gefiel; und zum Dank, daß er uns besang, geben wir ihm auch ein Xenion zum Abschiede:

Das gezwungene Lachen.
Sieh! wir zeigen so sanft Dir Fehler und Schwächen und Mängel;
Aber Du lachst! — Wir sehen's, wie Du dich kitzelst, dazu."

Das holprige Epigramm verräth uns übrigens den Verfasser. Ohne Zweifel steckt dahinter F. C. Weißer, der Mitredacteur des Stuttgarter Morgenblatts und College des bekannteren Epigrammatikers Haug. Er gehörte zu Kleist's intimsten Feinden. Er besprach im Freimüthigen 1808 fast sämmtliche „Phöbus"hefte, indem er bald: —cho, bald: —z—, bald —p— unterzeichnete. Dort nannte er auch „Penthesilea" ein tolles Spectakelstück, die „Marquise von O . . . ." undeutsch, steif, verschroben und gemein, den „Michael Kohlhaas" ein Machwerk, das „Käthchen von Heilbronn" ein aberwitziges Product, und vom „Zerbrochnen Krug" meinte er, auch die Leser bekämen „Lust mitzupfeifen, wie es die Zuschauer in Weimar thaten" u. s. w. Am ungezogensten geberdete sich Weißer bei der Nachricht von Kleist's Selbstmord, indem er an dem Katafalk des Dichters sein Armesünderlicht anzündete. Im Morgenblatt behauptete er u. A., daß Kleist und die Vögel in der Nacht vor dem gewaltsamen Hinscheiden viele geistige Getränke zu sich genommen, um ihre Feigheit zu bekämpfen; daß Kleist „als Schriftsteller einen den Deutschen ewig heiligen Namen mit großer Unehre führte" und nannte Kleist's Todesgefährtin seine „geistige Buhlschwester", denn „daß der beste Seelenarzt durch ihre Cur sich ebenso wenig Ehre versprechen durfte, folgt schon aus ihrem Verhältniß zu einem — Heinrich von Kleist." Der brave C. A. G. Eberhard, der Verfasser von „Hannchen und die Küchlein", nahm den todten Dichter in Schutz, indem er sich in seiner Halle'schen Monatsschrift „Salina" mit dem Morgenblatt in eine Polemik einließ. Er zog auch über den ihm persönlich unbekannten Dichter Erkundigungen bei Fouqué ein, und es war uns vergönnt, den Briefwechsel dieser beiden Freunde Kleist's aufzustöbern. Fouqué schreibt u. A. an Eberhard:

Vielleicht hat Ihnen, lieber Eberhard, das Gerücht oder ein öffentliches Blatt bereits die traurige Ursache verkündet, um derentwillen ich genöthigt bin, Ihnen Ihren einliegenden Brief wieder zurück zu senden. Auf den Fall aber, daß Sie noch nicht davon unterrichtet sind, lassen Sie es mich Ihnen mit kurzen Worten sagen — denn mein ganzes verwundetes Herz zuckt dabei zusammen — daß sich Heinrich Kleist und eine Frau, die er liebte, erschossen haben, mit der größten Ueberlegung, Besonnenheit und Stille. Sie liegen nun mitsammen am Ufer eines Gewässers begraben, auf der Stelle, wo sie fielen. Eben dorten ward im Herbst des vorigen Jahres meine und Kleist's Dichterverbündung durch sein liebevoll kräftiges Entgegenkommen auf das innigste zusammengezogen! Nun schläft der herrliche Mensch da seinen tiefen Schlaf. Friede mit seiner Asche! — Ich sah seinem Besuch und der Freude über ein neu von ihm begonnenes Werk entgegen, — nun kommt solch ein Abschied und die Botschaft solch eines Werkes! — —

Der herbe Abschied, welchen ein so edler Dichter, als Heinrich v. Kleist in einem blühenden, vollkräftigen Alter aus der Welt genommen hat, mußte natürlich wie alle Freunde des Guten und Schönen in unserm Deutschen Vaterlande, so auch Sie mit tiefer Wehmuth ergreifen, und mit dem lebhaften Verlangen, mehr von seinen letzten Lebenstagen und der Veranlassung seines Todes zu erfahren. Die freundschaftlichen Bande kennend, welche Kleist und mich als Dichter und als Menschen umschlangen, fordern Sie mich auf, Ihnen nähere Nachrichten hierüber zuzusenden, womöglich solche, die sich zur Mittheilung an das Publikum Ihrer Zeitschrift eigneten, und dazu beitragen könnten, dessen Urtheil über den edlen Todten in einen richtigen Gesichtspunkt zu stellen. Dazu jedoch fühle ich mich unfähig. Von der Begebenheit selbst weiß ich nicht mehr, oder doch nicht viel mehr, als bereits öffentlich bekannt geworden ist, und so auch von jeder möglichen Veranlassung dazu. Dennoch ergreife ich diese Gelegenheit, um Allen, die Heinrich v. Kleist geliebt und geachtet haben, die Bitte recht innig an's Herz zu legen, sich jegliches Urtheils über ihn und andre in sein schmerzliches Schicksal Verflochtne zu enthalten, bis näher unterrichtete Freunde es für möglich und rathsam halten, den Schleier wegzuheben, welcher das Ende seines irdischen Lebens birgt. Soviel hat ja wohl der Dichter von seinen Lesern gewonnen, daß sie dem, welcher sie in mancher begeisterten Stunde entzückte und über das Unwürdige des äußern Lebens erhob, nur das Edle zutrauen und auch da, wo ihn das Himmelsfeuer in seiner Brust über die Bahn des Gesetzlichen in eine dunkle Welt hinaus riß, ihm — wie er selbst in einer seiner Dichtungen sagt — „in seiner That vertrauen", ohne weder entschuldigend noch tadelnd früher an ihr meistern und rütteln zu wollen, bis jene oben erwähnte Enthüllung sie vor den Augen der Nation, welche auf Kleist, als einen ihrer edelsten Dichter allerdings die Augen zu richten befugt ist, aus der Dunkelheit zieht.

Bis hierher, mein geliebter Freund, habe ich für Ihre Zeitschrift mitgeschrieben, und vergönne es gern, daß alles Obige mit meiner Namens-Unterschrift abgedruckt werde. Ihnen in's Besondere füge ich hinzu, daß ich die Unglücksgefährtin meines Freundes nicht gekannt habe, von Andern aber einstimmig höre, sie sei eine höchst geistreiche und anmuthige Frau gewesen. Ein fast allgemeines Gerücht schreibt ihr eine heilungslose, mit schmerzhaftem Ende drohende Krankheit zu; desfalls, will man, habe sie den Tod gewählt, und Heinrich, unfähig, sie zu überleben, sei ihr nachgezogen worden. Doch macht mich wieder darin der Bericht eines anderen Freundes irre. Kurz, im Ganzen muß ich wiederholen, was ich zu Anfange dieses Blattes auch dem größeren Publikum sage: der Schleier liegt noch fest über der That, und kann nur von wenigen, ihm zu allernächst gestandenen Freunden gelöst werden. Soviel ist gewiß, daß nicht leicht irgend ein Selbstmord mit

Digitized by Google

so klarer Besonnenheit, mit so, ich möchte sagen, starrer Tapferkeit, als dieser, vollführt worden ist. — Er ist hin, mein armer, oft in seinem Leben gestörter und von falschen Hoffnungen getäuschter Freund, er ist viel zu frühe aus seinem thatenblühenden Leben abgegangen, und ich stehe noch immer wie schwindelnd an dem Abgrunde, der ihn in so jäher Ueberraschung verschlungen hat. Es mag dem Begleiter Eschens etwa so zu Muthe gewesen sein, als dieser in den überschneiten Eisspalt hinunter gesunken war. — — Lassen Sie mich bald wieder von sich hören. Wo ein edler Krieger gefallen ist, müssen sich die Rotten desto enger zusammenschließen.

Die gemeinen Angriffe des Morgenblatts veranlaßten auch einen anderen Freund Kleist's, den Dichter Achim von Arnim, sich brieflich mit einem Protest an Cotta zu wenden. In Arnim's handschriftlichem Nachlaß findet sich folgendes interessante Schreiben, das freilich weder vollendet noch abgeschickt worden zu sein scheint.*)

Ich wende mich in der Angelegenheit eines unglücklichen Verstorbenen an Ew. Wohlgeboren als Herausgeber des Morgenblattes mit dem Zutrauen, daß eins der natürlichsten menschlichen Gefühle, Achtung und Wahrheit in dem Gerichte über die Todten, auch in Ihrem Herzen lebe und daß der unsägliche Schimpf, der in Ihrem Blatte über den armen Heinrich von Kleist ausgesprochen, nicht von Ihnen komme, sondern wahrscheinlich — aus einer jüdischen Feder, die schon oft Ihr Blatt gemißbraucht hat. — Zuerst erkläre ich Ihnen feierlich, um meine Glaubwürdigkeit zu bewähren, daß ich die Anzeige des H. Geheimerath Peguilhen nur aus seiner Freundschaft für die beyden Verstorbenen entschuldigen kann und daß ich daher eine Rüge derselben, in so fern er vor der Bekanntmachung der Geschichte das Urtheil der Welt bestimmen wollte, gebilligt hätte, doch würde ich, ungeachtet ich mit ihm verfeindet bin, unendlich glimpflicher verfahren seyn. — Zweytens muß ich in Hinsicht meiner Gesinnung über den Selbstmord auf meine Geschichte der Gräfin Dolores mich berufen, um den möglichen Verdacht von mir zu wälzen, als ob ich mit Kleist gleiche Ueberzeugung hege, vielmehr ist es mein Bestreben gewesen, diese Art Verzweiflung in dem Menschen zu bekämpfen und in ihrer Leerheit zu vernichten, die in unsrer Zeit so manche schöne Kraft in sich selbst entzweyte und so manches edle Leben zerstörte. — Nach diesen beyden Erklärungen fordre ich Sie als braven Mann, wie Sie mir von vielen meiner Bekannten gerühmt sind, auf, die folgenden Zeugnisse für meinen verstorbenen Kleist nicht als Aeußerungen von Parteigeist, Schule oder freundschaftlicher Verblendung von sich zu weisen.

Kleist hat in seinen früheren Jahren die Achtung und Liebe seiner Regiments-Cammeraden genossen, ebenso hat er in späterer Zeit, wo er einige Zeit unter dem nachmaligen Minister von Altenstein in Civilgeschäften diente, das Lob und den Beyfall desselben erworben, aus beyden Verhältnissen hat ihn nur der eigne Wunsch, seinen Dichtungen leben zu können, entfernt. Wenige Dichter mögen sich eines gleichen Ernstes, einer ähnlichen Strenge in ihren Arbeiten rühmen dürfen wie der Verstorbene, statt ihm vorzuwerfen, daß er der neueren Schule angehangen, wozu wohl kein Mensch so wenig Veranlassung gegeben wie Kleist, hätte man eher bedauern müssen, daß er keine Schule anerkannt, das heißt, nur in seltnen Fällen dem Hergebrachten und dem Urtheile seiner Kunstfreunde nachgab, vielmehr seinem Eigensinne sich in dem Zufälligen ergab, was oft das Schöne und Tiefe seiner Erfindungen entstellt, die Festigkeit, mit der er das Schicksal seines Lebens lenkte, erklärt diesen Eigensinn sehr leicht, der sich in den Widerwärtigkeiten seines Lebens durch das Gefühl der innern Kraft, mit der er sie ertrug, noch vermehrte.

Nach solchen Zeugnissen können wir als sicher annehmen, daß Heinrich von Kleist, allen Lästerern und Verleumdern zum Trotz, ein tief unglücklicher, aber edler und vortrefflicher Mensch gewesen ist. Erfreulich bleibt es immerhin, daß wir uns von einem Manne, den wir als Dichter so hoch stellen müssen, nicht mehr ein so trauriges Menschenbild machen dürfen, wie gewisse Biographen es uns vorgezeichnet haben.

*) Wilhelm Vollmer könnte am besten diesen Punkt klarstellen und vielleicht gar Arnims Brief vervollständigen. Leider pflegt der Archivar des Cotta'schen Hauses auf literarische Anfragen keine Antwort zu geben.

Eine neugriechische Schrift über die Lenorensage.

Von Daniel Sanders.

Die Schrift, auf die ich die Aufmerksamkeit der Leser hinzulenken wünsche, führt im Griechischen den Titel: „Das Volkslied vom todten Bruder".*) Der Verfasser ist der auch außerhalb seines Vaterlandes durch die gründliche und umfassende Kenntniß der Sagwissenschaft rühmlich bekannte N. G. Politis, von dessen preisgekröntem Werke: „Forschung über das Leben der neueren Griechen" (*Μελέτη περὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων*) soeben eine, neue durch eine Fortsetzung vermehrte Auflage angekündigt wird. Er ist auch der Schriftführer des „Vereins für Geschichte und Volkskunde Griechenlands", an dessen — in dem ausgezeichneten Jahrbuch des Vereins niedergelegten — Arbeiten er einen hervorragenden Antheil hat.

Das griechische Volkslied, das Politis zum Gegenstande seiner ebenso anregenden wie gründlichen Untersuchung gemacht, ist durch die ausgezeichnete Fauriel'sche Sammlung seit 60 Jahren allgemein bekannt. Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder", dessen deutsche Bearbeitung der Fauriel'schen Sammlung 1825 erschien, bemerkt zu dem Gedicht, das in der mitgetheilten Singweise den Titel führt: „*Ἡ νυκτερινὴ περπατησιά*" (die nächtliche Reise):

„Ueber die Verwandtschaft, in welcher der diesem Liede zu Grunde liegende Aberglaube mit deutschen, englischen, schottischen Sagen und Gesängen und namentlich mit Bürger's „Lenore" steht, siehe einen Aufsatz des deutschen Uebersetzers im Morgenblatt 1825. Viel auffallender ist jedoch die Aehnlichkeit des neugriechischen Liedes mit einem serbischen. Serb. Volkslieder (übersetzt von Talvj, Bd. I.) S. 160: Jelitza und ihre Brüder."

Da aber das neugriechische und das serbische Lied vielleicht den Lesern im Augenblick nicht gegenwärtig oder gleich zur Hand sein dürften, so wird es vergönnt sein, von beiden wenigstens den Anfang herzusetzen und ihm den weiteren Verlauf in einer Inhaltsangabe anzureihen, und der freundliche Leser sieht es mir hoffentlich nach, wenn ich für das griechische Volkslied unverändert die Uebersetzung beibehalte, in der ich es vor 43 Jahren (eheu, fugaces labuntur anni!) in den gemeinschaftlich mit meinen Freunden Moritz Carriere und dem leider zu früh dahingeschiedenen Heinr. Bernh. Oppenheim „zum Besten der unglücklichen Kandioten" veröffentlichten „Neugriechischen Volks- und Freiheitsliedern" (Grünberg und Leipzig, 1842) erscheinen ließ und auch in meiner 1878 erschienenen Gedichtsammlung: „Aus den besten Lebensstunden (Eigenes und Angeeignetes)" wiederholt habe:

Die nächtliche Reise.

„Mutter mit den neun Söhnen Dein und mit der einen Tochter, —
Im Finstern badetest Du sie und kämmtest sie bei Lichte
Und hast sie eng und fest geschnürt draußen im Mondenscheine, —
Da man zu Dir die Werbung her von Babylon geschickt hat,
Gib sie, o Mutter, gib sie doch hin in die Fremd' Areten,
Damit auch ich hab' einen Trost die Straße, die ich ziehe."

„Bist ja verständig, Konstantin, doch jetzt sprichst Du mir thöricht.**)
Ob Leid, ob Freude kommen würd', wer sollte sie mir holen?"
Gott ruft er ihr als Bürgen an, die Heiligen als Zeugen,
Ob Leid, ob Freude kommen würd', er ginge sie zu holen.
Und es erschien ein Unglücksjahr und die neun Söhne starben u. s. w.

Der Anfang des serbischen Volksliedes aber lautet in der Uebersetzung von Talvj (d. h. Therese Auguste Luise von Jacob):

Jelitza und ihre Brüder.

Neun der lieben Brüder blühten einstmals
Einer Mutter, doch das zehnt' und letzte
War Jelitza, eine liebe Tochter.

*) *Τὸ δημοτικὸν ᾆσμα περὶ τοῦ Νεκροῦ Ἀδελφοῦ ὑπὸ Ν. Γ. Πολίτου. Ἀπόσπασμα ἐκ τοῦ Δελτίου τῆς Ἱστορικῆς καὶ Ἐθνολογικῆς ἑταιρίας τῆς Ἑλλάδος. Ἐν Ἀθήναις.* 1885. 70 S.

**) Vgl. hierzu etwa Homer, Odyss., IV, V. 31 und 32.

Digitized by Google

Alle hat genährt sie und erzogen,
Bis die Söhn' in Bräutigamesalter
Und das Mädchen zur Vermählung reif war.
Viele Freier warben um Jelitza,
Eins ein Ban, ein Feldherr war der Andre
Und der Dritt' ein Nachbar aus dem Dorfe.
Gern dem Nachbar gäbe sie die Mutter,
Doch dem übermeer'schen Ban die Brüder,
Sprachen also zu der lieben Schwester:
Gehe nur, Du unsre liebe Schwester,
Geh nur mit dem Bane überm Meere!
Geh nur! oft besuchen Dich die Brüder,
Kommen zu Dir jeden Mond im Jahre,
Kommen zu Dir jede Woch' im Monde!"

Als die Schwester dieses Wort vernommen,
Ging sie mit dem Bane überm Meere.
Siehe, da geschah ein großes Wunder!
Es begab sich, daß die Pest des Herren
Hin die Söhne alle neune raffte,
Und allein blieb die verwaiste Mutter.

Und dann berichtet das serbische Lied weiter, wie drei Jahre vergangen und Jelitza, wegen des ausbleibenden Besuchs der Brüder von den Schwägerinnen verhöhnt, so schmerzlich gejammert, daß es den Herrn im Himmel erbarmte und er zwei Engel berief, zum Grab des jüngsten Bruders Johannes hinabzugehen und ihn mit ihrem Geiste belebend anzuhauchen, aus dem Grabstein ihm ein Roß, aus der Erde ein Brot, aus dem Leichentuch Geschenke zu bereiten und ihn zum Besuche der Schwester auszurüsten, wie dann Johannes zur Schwester gegangen, die ihm schon von fern entgegengelaufen, ihn umhalst, geküßt und unter Schluchzen Vorwürfe über das bisherige Ausbleiben der Brüder gemacht und dann hinzugefügt:

„Sag', wovon bist Du so grau geworden,
Grad', als wärst im Grabe Du gewesen?"

Da habe ihr der Bruder geboten, zu schweigen, wenn sie Gott erkenne; er habe die acht Brüder vermählt, dann hätten sie neun weiße Häuser gebaut, wovon er so schwarz geworden. Drei weiße Tage bleibt der Bruder, während welcher Zeit Jelitza herrliche Geschenke für die Brüder und die Schwägerinnen bereitet, und als dann Johannes sich zur Heimkehr anschickt, begleitet sie ihn trotz des dringenden Abmahnens. Nahe dem Hause der Mutter heißt er sie ein wenig warten, weil er in der weißen Kirche den bei der Vermählung des mittleren Bruders verlorenen goldenen Ring suchen wolle . .

Und es ging ins Grab der Knab' Johannes.

Vergebens wartete und harrte Jelitza lange auf ihn, dann fand sie beim Suchen viele frische Gräber und fühlte schneidendes Weh dort, wo Johannes verschieden. Darauf zum Hause der Mutter schreitend, hörte sie einen Kuckuck (im Serbischen den Vogel des Jammers) schreien und rief der Mutter zu, ihr die Thür zu öffnen. Doch die Mutter glaubte, in der Rufenden die Pest des Herrn zu vernehmen, welche ihre Söhne dahingerafft und nun auch sie holen wolle.

Aber ihr entgegnete Jelitza:
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!
Nicht die Pest des Herren ist hier draußen,
's ist Dein liebes Töchterchen, Jelitza!"

Drauf die Pforte öffnete die Mutter
Und sie schrie und ächzte, wie ein Kuckuck.
Fest umschlingend sich mit weißen Armen,
Sanken Beide todt zur Erde nieder.

Der Schluß des kürzeren griechischen Liedes aber erzählt, wie die Mutter auf Konstantin's Leiche sich das Haar zerrauft und ihn an sein unter Gottes und der Heiligen gegebenes Versprechen gemahnt habe. Drauf sei er um Mitternacht gegangen, die Schwester zu holen und habe die draußen im Mondenscheine sich Kämmende gefunden, die er aufgefordert, ihm zu der nach ihr verlangenden Mutter zu folgen. Arete aber fragt, ob es Leid oder Freude zu Hause gebe, daß er zu dieser Stunde sie zu holen käme. Wenn es Freude gebe, wolle sie sich in Gold kleiden, wenn aber Leid, so wolle sie kommen, wie sie stehe. — Weder Leid noch Freude gebe es, lautet die Antwort; aber sie solle kommen, so wie sie stehe. Auf ihrem Wege hören sie Vögel singen von dem schönen Mädchen, das einen Todten führe, und als die Schwester sagt, daß ihr graue, weil der Bruder so nach Weihrauch dufte: lautet die Antwort:

„Nach Sankt Johannes' Kirche bin ich gestern spät gegangen,
Da hat mit vielem Weihrauchsduft der Priester mich empfangen. —
Oeffne mir, Mutter, öffne mir, hier bring' ich dir Arete."

Die Mutter heißt ihn, wenn er ein guter Geist sei, vorübergehen, ihre jammervolle Tochter weile weit in der fernen Fremde. Er aber heißt wiederholt sie öffnen, er sei ihr Konstantinos, der sein ihr unter Gottes und der Heiligen Bürgschaft gegebenes Versprechen eingelöst habe.

Und wie sie öffnete die Thür, entfloh ihr ihre Seele.

Bei aller Aehnlichkeit dieser beiden Gedichte unter einander und mit der Bürger'schen „Lenore" tritt doch ein bedeutsamer Unterschied hervor: In dem griechischen Volkslied ist es der Vorwurf der Mutter —, in dem serbischen der Jammer der Schwester —, in der deutschen Ballade die Sehnsucht der Geliebten, — was den Todten aus dem Grabe heraustreibt und zu der geister- oder gespensterhaften Reise zwingt.

In meiner oben erwähnten Sammlung: „Aus den besten Lebensstunden" habe ich auf das neugriechische Volkslied zwei andere folgen lassen, in denen ebenso wie in der Bürger'schen Ballade die Sehnsucht der Braut den Geliebten aus dem Grabe heraufbeschwört, ein englisches: „Wilhelm's Geist" und ein schwedisches: „Die Macht des Kummers", von welchem letzteren ich mir nicht versagen kann, wenigstens den in seiner versöhnenden Milde wundervoll erhebenden Schluß auch hier folgen zu lassen:

Da setzte sie nieder sich hin auf sein Grab,
Es rannen die Zähren die Wange herab.
„Hier will ich sitzen, bis endlich der Tod
Sich wird erbarmen meiner Noth."
Des Jünglings Ruf klang durch die Luft:
„Geh', weinende Braut, von meiner Gruft.
Denn weinst Du und klagst Du so tief in Schmerz,
Mit Blut erfüllt sich darob mir das Herz.
Doch jegliches Glück, das froh Dich erregt,
Den Sang voll duftender Rosen mir legt."

Erwähnen möchte ich hier noch die (z. B. in Ellisen's „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" 1846, S. 60 ff. mit beigefügter Uebersetzung mitgetheilte) bretagnische Ballade, die einigermaßen in der Mitte steht, insofern hier der wiederkehrende Todte zugleich der Milchbruder und der Bräutigam ist (s. Politis, S. 5).

Die Schrift von Politis lehnt sich zunächst an folgende zwei Abhandlungen:

W. Wollner, Der Lenorenstoff in der slavischen Volkspoesie im „Archiv für slavische Philologie", Berlin 1882, tom. VI, S. 239—269, und: Jean Psichari, La Ballade de Lénore en Grèce. Extrait de le Revue de l'histoire des religions. Paris, 1884. E. Leroux. S. 40.

Politis behandelt den ganzen hierher gehörigen Sagenstoff in sehr eingehender und umsichtiger Weise, und ganz besonderen Werth verleihen seiner Schrift die hier am Schluß zusammengestellten 17 verschiedenen Fassungen aus den verschiedensten Theilen Griechenlands, 7 von diesen Singweisen sind hier zum ersten Mal gedruckt und, wenn die übrigen auch schon in verschiedenen Sammlungen zerstreut sich finden, so ist es doch jedenfalls höchst erwünscht, alles Hergehörige in so übersichtlicher Zusammenstellung sofort zusammen zur Hand zu haben.*)

*) Vielleicht hätte Politis auch noch aus Tommaseo's Sammlung S. 345 folgendes offenbar hergehörige Bruchstück aufnehmen können oder sollen:

Ἤτανε ὁ δρόμος μου πολὺς κὴ στράτα μου μεγάλη.
Ὁ κορνιαχτὸς τοῦ δρόμου μου στὰ μύτρα μου ἐπῆρε.
Ἀπ' ἐκκλησιὰν ἐπέρασα καὶ λιβανιαῖς μυρίσω.

Digitized by Google

Es kann natürlich hier, wo ich nur im Allgemeinen auf die Schrift von Politis aufmerksam machen will, nicht meine Absicht sein, auf alles Einzelne näher einzugehen; aber auf einen Punkt, bei dem ich nicht ganz unbetheiligt bin, glaube ich doch noch besonders hinweisen zu dürfen oder zu müssen.

W. Wollner (s. bei Politis S. 6 und S. 18) kommt in seiner Untersuchung zu dem Schluß, von den verglichenen Liedern sei das albanische aus dem griechischen entlehnt, die ursprüngliche Gestalt des Liedes aber sei slavisch und zwar serbisch. Die letzte Vermuthung jedoch spricht Wollner mit vieler Vorsicht aus, indem er nur soviel als sicher erachtet, daß das serbische Lied keine Nachahmung des griechischen sei, jedoch zugleich zugesteht, daß nicht entschieden werden könne, ob das griechische aus dem serbischen entlehnt sei oder ob beide sich eigenartig entwickelt. Viel entschiedener stellt Psicharis die Behauptung hin, daß das serbische Lied das ursprüngliche sei, aus diesem sei das bulgarische entlehnt, von denen es die Albanesen übernommen und schließlich die Griechen. Und wenn dabei ein Hauptgewicht mit auf die Neunzahl der Brüder neben der einen Schwester gelegt wird, so muß ich bekennen, daß ich an dieser heute von mir nicht mehr als bündig anerkannten Beweisführung nicht ohne Mitschuld bin, wie es bei Politis auf S. 18 heißt:

Vor mehr als 40 Jahren stützte Sanders seine Vermuthung, daß das in Rede stehende Lied aus dem Slavischen entlehnt sei, darauf, daß sonst in den griechischen Liedern nirgend die Zahl neun besonders bedeutungsvoll auftrete, wie auffällig oft in den serbischen, — siehe mein „Volksleben der Neugriechen" (Mannheim 1844) S. 314.

Ich habe freilich an der angeführten Stelle nur gesagt: das Lied scheint (nicht: „ist") ursprünglich slavisch, wie ich denn auch auf der vorhergehenden Seite ausdrücklich ausgesprochen:

„Deuten aber diese Aehnlichkeiten auf eine Berührung griechischer und slavischer Völker, so wird es doch in den meisten Fällen nicht leicht zu entscheiden sein, wer gerade jedes Mal von andern entlehnt. Soviel freilich bleibt gewiß, daß althellenische Anschauungen, die sich bei den heutigen Griechen und bei Slaven finden, von den Griechen zu den Slaven übergegangen sind."

Und hiermit ist gerade der Punkt berührt, weshalb ich heute nicht mehr dem Zahlenverhältniß Neun und Eins eine besondere Beweiskraft für den slavischen Ursprung zuerkennen kann. Ich habe später die Zahl neun als bedeutungsvoll nicht nur häufig in neugriechischen Liedern gefunden (wofür die Schrift von Politis genügende Belege bietet), sondern mich auch überzeugt, daß die fragliche Zahlenverbindung auch schon bei den homerischen Gesängen eine häufig vorkommende ist. Ich darf mich hierfür auf einen Aufsatz berufen, den ich in dieser Zeitschrift im vorigen Jahre (Bd. 26, S. 45 ff.) unter der Aufschrift: „Die Zahlen der Odyssee" veröffentlicht und worin ich ausdrücklich hervorgehoben, „daß sich sehr häufig die Zusammenstellung zweier in der natürlichen Zahlenreihe unmittelbar auf einander folgenden Zahlen findet", und so im Besonderen z. B.: Neun Jahre, im zehnten (Odyssee V, 107; XIV, 204). — Neun Tage, aber am zehnten (VII, 253; IX, 82; IX, 28; XII, 447; XIV, 314). — Neun Ziegen, mir aber zehn (IX, 160), vgl. auch Ilias VI, 174 u. s. w., abgesehen von der häufig allein vorkommenden Neunzahl. Nur im Vorübergehen mag hier noch die Bemerkung Platz finden, daß in griechischen Liedern nicht selten die Zahl neun, zerlegt in fünf und vier vorkommt, wie z. B. wenn die Schöne neun Schnüre flicht, von denen sie fünf um den Hals und vier um die Hände schlingt, oder z. B. vier und fünf waren sie, neun Brüder, vgl. auch:

Neuntausend Schafe waren es, neun Brüder, die sie hüten,
Die fünfe gehn dem Küssen nach, die dreie nach dem Lieben,
Nur Jannis blieb allein zurück inmitten seiner Schafe. —

Doch nun nichts weiter von Einzelheiten. Zum Schluß aber empfehle ich wiederholt allen Denen, welche den Kundgebungen des Volksthums ihren Antheil zuwenden, nicht nur die besprochene kleine Schrift von Politis, sondern nicht minder sein großes Werk über das Leben der neueren Griechen.

Feuilleton.

Mein Weib.

Novellette von M. Nuél.

Jahre lang hab' ich in Gedanken zu Boden gestarrt und mein Hirn gemartert; ich konnte mich nicht entsinnen, wer ich war, wer ich bin. Kein Laut ist über meine Lippen gekommen, und die Worte meiner Gefährten haben mein Ohr nicht berührt. Ich hatte die Empfindung, als wäre ein dichter, dunkler Schleier über meine Sinne gebreitet, ein Todtentuch, unter dem sie noch zuckten, noch lebten. Manchmal war es mir, als höbe etwas den Schleier in die Höhe, als legte sich eine weiche Hand auf mein rauhes, ungepflegtes Haar; dann blickte ich wohl auf und gewahrte ein bleiches, abgehärmtes Weib mit gerötheten, verweinten Augen, die mich mit unsäglichem Mitleid anschauten. Merkwürdig, in solchen Augenblicken glaubte ich mich an mein vergangenes Leben, an meinen gegenwärtigen Zustand erinnern zu können. Dieses Weib, diese eingefallenen, fleischlosen Wangen, der wimmernde Ton ihrer Stimme schienen mir so bekannt, so furchtbar bekannt, daß ich im tiefsten Innern zusammenschauerte. Eine unheimliche Unruhe bemächtigte sich meiner; es war vielleicht die Freude, endlich von der peinigenden Ungewißheit erlöst zu werden und zugleich die tödtliche Angst, das Entsetzlichste zu erkennen. — Aber immer wieder sank ich in meine dumpfe Gefühllosigkeit zurück, ohne die Bilder, welche mit blitzartiger Schnelle durch meine Seele flogen, erhaschen, ohne mir nur Rechenschaft geben zu können, warum dieses Weib mich so seltsam bewegte.

Wer war sie? Was wollte sie? Ich begann sie zu hassen, denn ich fürchtete mich vor ihr; sie störte, sie quälte mich, aber meine Gedanken hafteten an ihrer Erscheinung fest, klammerten sich an sie und ließen nicht mehr ab von ihr.

Monate vergingen so.

Es war eine Veränderung mit mir vorgegangen, ich vergaß mich, ich existirte nicht, ich fühlte mich nicht mehr in meinem Grübeln. Nur sie, sie! Wenn sie nicht bei mir war, lebte ich nicht, denn ich hatte Niemand zu hassen; wenn sie kam, frohlockte ich, denn ich konnte die Hand erheben, sie zerschmettern, tödten, vernichten. O, es wäre eine Wohlthat für sie gewesen! Aber ich that es nicht, es bemächtigte sich meiner eine teuflische Freude, sie leiden zu sehen, sie, von der ich nicht wußte, warum sie in mein Dasein getreten, warum sie den schlummernden Dämon in mir geweckt.

Einmal sprach sie zu mir freundlich — eindringliche, milde Worte, — aber die Stimme, die Stimme! Das Wimmern eines gezüchtigten Kindes, das nicht mehr heulen kann, klingt so. Ein thränenloses Weinen! Ich las in ihren Augen, die sie ängstlich auf meine Lippen gerichtet hielt, als wollte sie die Worte sehen, den gespannten, lauernden Ausdruck ihrer Seele, ich sah, wie sie den Athem zurückhielt, um keine Bewegung, keinen Laut meines Mundes zu verlieren. Aber ich antwortete nicht, ich wollte nicht; ich stieß sie mit den Füßen und lächelte. Sie aber warf sich vor mich hin, umpreßte meine Kniee mit ihren Armen, küßte meine Hände und rief in unendlich traurigem Tone: Alfred, Alfred!

Wie war mir denn? Warum ging ein zuckender Schmerz durch meinen Kopf, warum zitterten meine Nerven? Wer hatte ihr diesen Namen verrathen, wer ihr das Geheimniß zugeraunt, über dem ich so schmerzlich lange Zeit gebrütet?

Die Augen mußten mir aus den Höhlen getreten sein, meine Gesichtszüge sich furchtbar verzerrt haben, mein Leib, meine Seele waren in Bewegung. Ich sprang auf, und indem ich das Weib mit wilder, fast übermenschlicher Kraft aufrüttelte, schrie ich:

„Den Namen, den Namen."

„Alfred", klang es ächzend zurück.

In diesem Augenblicke war es mir, als würde der dunkle Schleier gewaltsam zerrissen, als höbe sich meine Schädeldecke

Digitized by Google

empor und ließe Einlaß dem Lichte, das mich mit überwältigender Klarheit umfloß.

O, ich befand mich im Irrenhause, elend und wahnsinnig, und das Weib, das vor mir lag, war mein Weib.

Mein Weib!

Ja, sie hatte mich dahin gebracht, sie! O, ich erinnerte mich dessen genau! Jede Minute meines unglückseligen Lebens stand deutlich vor mir und jede barg in sich die Ewigkeit des Jammers . . .

Weib und Kinder nannte ich einst mein und war glücklich. Gott, Gott, sie war es nicht! Es zehrte an ihrem Herzen ein geheimes Leid, das ich nicht begriff und das sie gut zu verbergen wußte. Des Nachts aber hörte ich sie beten und schluchzen. Ich begann sie zu beobachten, mißtrauisch und aufmerksam, und bald wurde mir klar, daß sie sich zu beherrschen wußte, daß sie alle ihre Kraft einsetzte, um das Zucken ihres Gesichtes unter einem Lächeln zu verbergen. Aber ihr Auge verrieth es mir; es lag etwas darin, das sie nicht in ihrer Gewalt hatte, ein unheimliches Flimmern, ein thränenschimmernder Blick, der mich traurig machte. Und die Kinder, die Kinder! Mein ältester Knabe war schön wie ein Liebesgott. Mit welcher Zärtlichkeit hing sie an ihm! Wenn er zur Schule ging, erfaßte sie eine Unruhe, als drohe dem Kleinen eine Gefahr, als wäre jeder Augenblick, den er nicht in ihrer Nähe weilte, für sie ein verlorener, unersetzlicher.

Nur ungern sah sie es, wenn ihn die Leute küßten oder liebkosten, sie ertrug es nicht, daß er Jemand mit seinen großen braunen, träumerischen Augen so ansah, wie er sie anschaute. Ganz wollte sie ihn besitzen, jede Regung seiner kleinen, unschuldigen Seele sollte ihr gehören, jeder Athemzug ihr. Ein eigenthümliches Verhältniß herrschte zwischen ihnen; sie war seine Tyrannin und Sklavin zugleich. O, ich weiß es, sie war eifersüchtig auf ihr Kind, sie haßte mich, weil es mir zugethan war, ein Lächeln für mich hatte, weil es mir jubelnd entgegensprang, wenn ich des Abends aus dem Geschäfte heimkam, sich mir auf den Schooß setzte und mir schmeichelte. Mir konnte dabei nicht wohl werden; ich mußte sie ansehen, sie war todtenbleich. Ich stieß ihn von mir und beschäftigte mich mit meinem zweiten Kinde, einem zweijährigen Knaben, dem der Frohsinn aus den Augen leuchtete; er lachte mich an und zeigte dabei seine kleinen Zähnchen. Wie lieb das war!

O, ich konnte ein glückliches Heim haben, wenn sie mir die unschuldigsten Freuden nicht verkümmert hätte, wenn sie mich nicht verbannen wollte aus dem Herzen meines Erstgeborenen. Und ich trotzte mit ihr, ja ich trotzte und würdigte sie keines Wortes. Ich wurde eben so hart gegen ihren Liebling als milde und nachsichtig gegen den meinen, es wurde mir weh dabei, aber ich that es doch. Ich war glücklich, wenn sie die Lippen aufeinanderpreßte, um nicht aufzuschreien vor Qual, wenn sie sich entfärbte und ihre Augen vor Wuth funkelten; ich freute mich dessen, denn ich wußte, daß sie sonst nur einen Blick der Verachtung für mich hatte. Mein Gott, was war ich ihr auch? Ein Mensch, der arbeiten und seine Familie ehrlich ernähren konnte, weiter nichts. War ich deshalb schon berechtigt, mich meiner Kinder zu freuen, gab mir das die Fähigkeit, ihre empfindsame Zärtlichkeit zu verstehen, welche den kleinen Seelen eine träumerische Traurigkeit anerzog, die ihren frischen Gesichtern nur zu früh einen zarten, leidenden, durchgeistigten Ausdruck verlieh?

Von Tag zu Tag wurde es schlimmer. Sie versteckte den Knaben vor mir und bestach die Dienerschaft, damit sie mir seinen Aufenthalt nicht verrathe. O, ich schäumte vor Wuth, stellte mich aber gleichgiltig und lauerte auf den Augenblick, in dem ich ihr eine neue Kränkung zufügen konnte. Und doch liebte ich sie und lechzte nach einem gütigen Wort von ihr, nach einem Blick, der mir sagte: „Sieh', wir haben Beide Unrecht, laß uns wieder gut sein."

Aber er ward mir nicht zu Theil, dieser Blick. Verdrossen wandte sie sich von mir, wenn ich's versuchte, versöhnliche Worte zu sprechen; ich demüthigte mich vor ihr, doch sie wies mich kalt zurück. Nie, nie werde ich das vergessen! Ich flehte sie an, uns nicht Beide unglücklich zu machen, ich wollte ja ihren Liebling nimmer berühren, sie sollte ihn ganz für sich haben. Sie lächelte bitter und schrie in leidenschaftlicher Erregung:

„Reiß ihm die Liebe zu Dir aus dem Herzen."

Ich schwieg erschüttert, denn ich sah in die Tiefe eines Herzens, das seine Liebe aufgespart, das sich jedes Gefühl förmlich abgegeizt hatte, um es in übergroßem Maße an ein Wesen zu verschwenden, welches es annahm ohne Dankbarkeit, ohne die elende Entlohnung eines Gegengefühls.

O, sie war elender als ich!

Eines Tages erkrankte das Kind und starb. Ich will mich der wahnsinnigen Ausbrüche ihres Schmerzes nicht erinnern, will nicht wiedergedenken des Jammers. Gebrochen irrte sie durch die Zimmer, rang die Hände, winselte und heulte. Seinen Namen rief sie hunderte, tausende Male und schrie in herzzerreißenden Tönen, indem sie sich mit geballten Fäusten auf Brust und Stirne schlug: „Gott, Gott, warum diesen!"

Mir wich sie jetzt aus, als fürchtete sie, ein Wort des Trostes aus meinem Munde zu vernehmen; sie konnte mir nicht verzeihen, daß sein letztes Wort ein sehnsüchtiger Ruf nach mir, seinem Vater, gewesen. Den Tag über saß sie stumm auf dem leeren Bettchen und wimmerte vor sich hin; zuweilen nahm sie meinen zweiten Knaben auf ihren Schooß und erzählte ihm so lange traurige Geschichten, bis der arme Schelm zu weinen anfing.

Ich litt furchtbar. Dieses Wimmern wollte mich nicht verlassen, ich hörte es immer und überall, es trieb mich des Abends vom Hause ins Geschäft zurück; dort fühlte ich mich so einsam, so unglücklich, daß ich mich selbst zu fürchten begann. Ich versuchte zu arbeiten, doch zwischen den Zeilen sah ich das Bild meines Weibes, vernahm ich ihr stilles Weinen . . .

Mein Leben begann sich immer trüber zu gestalten. Ich hatte nicht mehr den Muth, mein Haus aufzusuchen und den Jammer mit anzusehen. Ich wollte ihm um jeden Preis entfliehen. Ach, ich glaubte es gethan haben, wenn ich lustige Gesellschaft aufsuchte, die Nächte wachend durchzechte und im trunkenen Zustand tolle Streiche verübte . . . umsonst, umsonst! Den Dämon, dem ich entfliehen wollte, trug ich in der eigenen Brust, ich nahm ihn mit mir ins Wirthshaus, ließ mich von ihm überwältigen, wenn die Geister des Weines in meinem Hirne ihren Spuk trieben. Ja, wer die Kunst verstünde, sich selbst zu entfliehen, er wäre glücklich, beneidenswerth, ein Gott! Es gab Augenblicke in meinem Leben, in denen ich verzweiflungsvoll nach einer Mordwaffe griff, um mich zu tödten, aber immer zog es mich zurück, es erfaßte mich ein grenzenloses Mitleid mit mir selbst, meinem Weibe, meinem Kinde. Ich wollte sie noch einmal sehen, einmal noch versuchen, sie durch Bitten zu einer andern zu machen. Und wenn ich dann heimkam und mein Weib wiederum wimmern hörte, übermannte es mich, und ich vergaß alle meine Vorsätze. Ich stürzte mich auf sie, um sie zu mißhandeln. O, ich schlug sie, und sie weinte nicht; es war eine Wollust für sie, mich rasen zu sehen; es zuckte vielleicht der Gedanke durch ihre Seele, daß ich sie tödten werde. Gott, Gott, sie wollte mich schuldiger sehen, als sie selbst sich fühlte.

Dazu kamen die Erzählungen der Dienstboten, denen sie Alles anzuvertrauen gewohnt war. Ich bezahlte sie dafür, daß sie mich marterten. Auf diese Weise brachte ich Vieles in Erfahrung, was mich erbitterte. Sie ließ meinem Knaben, der durch ihre Zärtlichkeit kränklich geworden war, eine fast wahnwitzige Sorgfalt angedeihen, aber sein Aeußeres vernachlässigte sie. Sie wollte ihm kein neues Mützchen kaufen, weil ein Mützchen das letzte Geschenk gewesen, das sie dem todten Liebling gemacht. Die Leute lachten darüber, ich aber wußte, daß sie von dem Gefühl beherrscht war, ihre Hand bringe Unglück, ihr Geschenk den Tod.

Damals schon faßte ich Vieles nicht, es war mir oft, als säße in meinem Kopfe eine Riesenspinne, die mit emsiger Geschäftigkeit hin und her laufe, ich glaubte zu spüren, wie sich die langen, feinen Fäden zu einem Netze verdichteten, dann fühlte ich nichts mehr . . . ich hatte vergessen . . .

Zehn Jahre lang war ich im Irrenhause, die Zeit war an mir vorübergerauscht, wie das Meer an dem Felsen . . .

Aber sie, sie? Hatte ihr die Sorge nicht das Haar ge-

Digitized by Google

bleicht und die Stirn gefurcht? Wie viel Nächte hat sie sich schlaflos auf ihrem Lager gewälzt und die brennenden Vorwürfe ihres Herzens, die Anklagen ihres Gewissens anhören müssen? Armes, unglückliches Weib! Und doch, doch konnte ich mich eines Haßgefühls nicht erwehren:

„Wo ist unser Kind?" schrie ich.

Da fühlte ich mich umarmt und auf die Lippen geküßt. Ein hübscher Knabe lachte mich an und führte mich meinem Weibe zu, das mir zitternd die Hand entgegenstreckte.

„Sei wieder gut, Alfred", sagte sie; mehr konnte sie nicht reden.

Wenige Tage darauf verließ ich gesund die Heilanstalt und war erstaunt, mein Geschäft in der größten Ordnung zu finden; sie hatte sich desselben angenommen und es mit fast männlicher Energie geleitet. Ich fand ein Heim, das entzückte und eine zarte, liebevolle Behandlung, die mir meine Ruhe bald wiedergab.

Heute bin ich ein alter Mann, und mein Weib ist eine Greisin. Die Vergangenheit liegt hinter uns, fast vergessen, denn sie ward von uns mit keinem Worte erwähnt. Unser Sohn besucht uns oft und bringt zuweilen seine Kinder mit. Sein ältestes sieht ihrem Lieblinge, unserem Erstgeborenen, ungemein ähnlich; mir tritt eine Thräne ins Auge, wenn es mich küßt, mein gutes Weib aber lächelt und streicht mir das wirre weiße Haar aus der Stirne.

Gott erhalte sie.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Hexenmeister. Lustspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Gustav Triesch.

Der Goethe'sche „Zauberlehrling" in Form eines Lustspiels aus der modernen Gesellschaft — das war die erste Novität des „Deutschen Theaters" in der soeben eröffneten Saison. An und für sich ist es eine hübsche Idee, einen Lustspielhelden zu erfinden, der im Gefühle seiner Zaubergewalt über die ihn umgebenden Geister durch eine etwas frivole Beschwörung ein lustiges Kunterbunt erweckt, um schließlich die Fäden selbst aus der Hand zu verlieren — aber der Lustspieldichter hat leider nur zu oft die Formel vergessen, welche allein die entfesselten dramatischen Kräfte in ein harmonisches Gefüge bannt, und so kam es, daß sich auch schließlich des Publicums das hülf- und rathlose Gefühl bemächtigte, welches den Hexenmeister wie sein Goethe'sches Vorbild im letzten Acte erfaßt.

Das Gut, auf welchem die Handlung sich abspielt, beherbergt eine seltsam zusammengewürfelte Gesellschaft: der Besitzer des Hauses und Vater der weiblichen Bevölkerung, ein Ministerialrath a. D., duldet den Sohn seines Todfeindes, einen ungarischen Husarenlieutenant, der in seiner Sprache sehr an den legendarischen Grafen Mikosch erinnert, ohne Weiteres als seinen Gast, nur weil jener „so eine Art von Neffe von ihm" ist, und läßt außerdem seinen Schwiegersohn, einen verbummelten Architekten, bei sich schmarotzen. Soeben, bei Beginn des Stückes, hat er noch einen dritten Gast, diesmal den Sohn seines Busenfreundes, eingeladen, und als schließlich der Hexenmeister, ein junger, lebensgewandter Graf, ganz unmotivirt in diese merkwürdige Gesellschaft hereinplatzt, wird auch dieser noch zum permanenten Gaste erklärt. So, nun kann's losgehen, denkt der Zuschauer bei diesen Proben weitgehendster Gastfreundschaft, und die Zauberei geht nun auch wirklich sofort im größten Maßstabe an.

Der Hexenmeister hat viele Aufgaben auf einmal zu bewältigen: im Auftrage des Vaters, der sich und sein Haus ganz in seine Hände gibt, soll er erstens den Bruder Mikosch, der sich um die älteste Tochter bemüht, „hinwegwimmeln", zweitens den bummelnden Schwiegersohn, der zugleich seine schläfrige Frau stark vernachlässigt, zum braven Ehemann und zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft umwandeln, drittens jenen „dritten Gast", der, obgleich er Ingenieur ist, in der Maske eines frömmelnden Candidaten der Theologie auftritt, zum Weltkind und zugleich zum Anbeter der jüngsten Tochter des Hauses verzaubern. In Folge eines geheimen Separat-Auftrages seines Freundes, des Husarenlieutenants, soll er außerdem jene erste Absicht des Vaters nicht nur nicht vereiteln, sondern gänzlich das Gegentheil, eine Heirath zwischen seinem Freunde und der ältesten Tochter des Hauses, erwirken.

Mit schlauem Lächeln den Finger an die Nasenlegend, geht er an sein Werk und braut die Zaubertränke. Sie sind im Grunde sehr einfacher Natur: wo Liebe erweckt oder genährt werden soll, macht er die Eifersucht rege, indem er die Paare auf Commando die Plätze wechseln läßt. Aber hierdurch entfesselt er Geister, die er nachher nicht wieder bannen kann. Der Lieutenant verliebt sich in den Backfisch, dem er nur zum Scheine den Hof macht, und fällt gerade in seine Arme, als der brave Freund und Hexenmeister das Jawort für ihn bei der Aeltesten erwirkt hat, und der „dritte Gast", der für seine Schein-Dame, die vernachlässigte Ehefrau, Interesse gewinnt, geht leer aus. Natürlich ist die Essenz der Geschichte, daß der Hexenmeister selbst sich in die Aelteste bei seiner Werbung für den Freund verliebt und sich nach einiger Angst und Noth Alles in die passendsten Verlobungen auflöst.

Es würde zuviel behauptet sein, wollte man sagen, daß der Verfasser diese verschiedenen Ver- und Entzauberungen mit viel Geist vorführte. Von diesem letzteren Agens ist leider zu wenig in der Anlage des Ganzen zu verspüren, dagegen tritt ein liebenswürdiger, schalkhafter Humor oft recht günstig hervor. Der Husarenlieutenant ist selbst ohne seine „Unkarische Sprak" und die rothen Paradehosen, in welchen er das ganze Stück hindurch auf der Bühne figurirt, ein liebenswürdiger Bursche, dem wir seine letzte und endgültige Geliebte, das frisch und munter schwätzende und schwärmende Backfischchen gerne gönnen dürfen. Das andere resultirende Paar ist freilich nicht so harmloser Art. Die Dame, die älteste Tochter des Hauses, ist, wie ihr Vater sagt, „tief und ernst angelegt", aber sie legt dies meistens nur durch große Unliebenswürdigkeit und barsche Antworten an den Tag. Ihr Partner wird „frivol und leichtsinnig" genannt, ist aber eigentlich nur selbstbewußt und auf seine Menschenkenntniß eitel. Einigemale sucht er seinen Leichtsinn allerdings dadurch leuchten zu lassen, daß er coram publico das Hausmädchen küßt und dem „dritten Gaste", den er ja zum Weltkind heranbilden soll, zeigt, wie man sich von hübschen Dienerinnen die Cigarre anstecken läßt — das thun ja aber auch nicht leichtsinnige Menschen zuweilen. Das dritte Paar endlich, der bummelnde Schwiegersohn mit seiner faulen Gattin, ist so stark carikirt, daß es schließlich selbst ein Auszischen — nebenbei gesagt nicht das einzige des Abends — zu seinen übrigen Sünden auf sich lud.

Sehen wir von einigen guten und neuen Witzen im Dialog und einigen wenigen, derbkomischen Situationen ab, so können wir nicht begreifen, warum das „Deutsche Theater" gerade dieses Stück den Reigen der Novitäten eröffnen ließ. Die vorzügliche Besetzung und Durchführung der Rollen im Vereine mit der guten Inscenirung haben allein verhindert, daß dieser Beginn ein Mißerfolg wurde.

O. B.

Digitized by Google

Notizen.

Meyer's Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erster Band: A—Atlantiden. Leipzig, Bibliographisches Institut 1885. — Von dem großen literarischen Unternehmen liegt der erste Band in einem geschmackvollen Halbfranz-Einband complet vor, womit erst recht die Gediegenheit des Inhalts wie der Ausstattung zu Tage tritt. Es zeigt sich klar, daß diese neue Auflage wirklich ein völlig neues Werk ist, angelegt nach einem streng einheitlichen Plan; denn nicht nur die große Zahl der Stichworte, die wohldurchdachten Raumverhältnisse der einzelnen Artikel untereinander, auch die übersichtliche Anordnung des Stoffes innerhalb der durchweg gut geschriebenen und objectiv gehaltenen Artikel und die Berücksichtigung der neuesten Daten beweisen dies unwiderleglich. Mit dem Text auf gleicher Höhe steht der illustrative Theil. Die Abbildungen im Text wie die Tafeln, Karten und Pläne sind reich vermehrt worden und durchweg vorzüglich ausgeführt. Diese Bibliothek des Wissens kann Jedem, der sie noch nicht besitzt, auch in dieser neuen Auflage zur Anschaffung empfohlen werden.

Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von Meysenbug). 3 Bde., Leipzig, Carl Reißner. — Der vorliegende Roman ist einer von den wenigen, die nicht nur unterhalten wollen, sondern Stoff zum Nachdenken bieten und mit der deutlich ausgesprochenen Absicht auftreten, uns zu solchem Nachdenken zu reizen. Die Romanform soll nur dazu dienen, die philosophischen Erörterungen anmuthig einzukleiden und für dieselben ein breiteres Publicum zu gewinnen, als es denselben sonst gegenüberstehen würde; sie soll dieselben zugleich auch verständlicher machen und an Beispielen veranschaulichen. Die bis dahin anonym aufgetretene, hochbegabte Verfasserin ist aus früheren Werken, in denen sie ihre Ideen in essayistischer Form zu propagiren versuchte, bekannt und in weiteren Kreisen beliebt geworden. Sie besitzt ebensoviel Geist wie Phantasie, ist auf den verschiedensten Wissensgebieten in einer für Frauen erstaunlichen Weise zu Hause und weiß für ihre Anschauungen ebenso energisch als begeistert einzutreten, um sie bis in ihre letzten Consequenzen hinein zu verfolgen und zu vertheidigen. Auch in der Erfindung der Romanfabel zeigt sie sich hier zum ersten Male gleich geschickt und originell. Wie schade nur, daß sie sich verleiten ließ, gar zu „romanhaft" zu componiren und daß sie mehr als einmal, besonders im dritten Bande, durch offenbare Uebertreibungen uns ermüdet und abschreckt! Ist dieser dritte Theil schon an sich schwächer, weniger spannend, unnatürlicher in seinem Inhalt und nicht ohne weitschweifige Wiederholungen von früher Gesagtem aller Art, so wird er durch die Ueberschwänglichkeit der Schilderung, durch das „Aufdiespitzetreiben" der verfochtenen Ideen nun doppelt unerquicklich, so daß der Gesammteindruck des groß angelegten und hochbedeutenden Werkes leider dadurch gefährdet erscheint. Warum muß denn der Held Philipp ein solches Muster aller Vollkommenheiten, solch' Halbgott werden, um siegreich die Ideen, die er verkörpert, zu bewahrheiten? Warum vor Allem körperlich so idealisch schön, daß die Verfasserin nicht Worte genug im Sprachschatz auftreiben zu können scheint, um seine göttliche Schönheit zu schildern? Was hat sie überhaupt mit dem Adel der Seele zu thun und wozu war sie — in diesem Maße — nothwendig? Die Verfasserin bringt sich durch ihren Mangel an Maßhalten hier, wo das Bewußtsein, ihre Ideen bisher glänzend vertheidigt zu haben und nun mit ihnen triumphiren zu können, sie gleichsam unwiderstehlich fortreißt, um ihre schönsten Wirkungen. Ja, wir fürchten sogar, daß Mancher gerade diesem Ueberschwang gegenüber doppelt skeptisch sich verhalten wird und weil das Geschilderte so unmöglich ist, dahin gelangen wird, das ganze Gebäude umzustoßen und die verfochtene Weltanschauung völlig in das Nebelland des Unmöglichen zu verweisen. Und das eben bedauern wir von Herzen. Denn wir tadeln ungern da, wo wir so Vieles zu loben haben und am liebsten Alles loben möchten. Der Uebereifer der Verfasserin, die zu Vieles beweisen wollte, bringt es nun am Ende dahin, daß man glaubt, sie habe garnichts bewiesen. Denn das Endresultat schießt über's Ziel hinaus. Dieser Held ist kein Ideal mehr, er ist ein Uebermensch; — unsere Zeit aber glaubt nur noch an Menschen. Sie wird an den Philipp des dritten Bandes und die zweite Bianca schwerlich glauben. — Wie reich an poetischen Feinheiten, an geistvollen Erörterungen, an lebensvollen Schilderungen sind dagegen die ersten beiden Bände! Sie enthalten einzelne Skizzen von hervorragendem, dichterischen Werth, Scenen voll gewaltiger Leidenschaft, Naturbeschreibungen von intimem Reiz. Ueberall hört man eine kluge, welterfahrene und weltgewandte Dame reden, die sich nicht scheut, Alles beim rechten Namen zu nennen, überallhin, auch in die dunkelsten Ecken und Winkel unserer modernen Gesellschaftsordnung hineinzuleuchten und uns die Schäden und Gebrechen aufzuzeigen, an denen dieselbe krankt. Wir folgen ihr gern, lassen uns von ihr belehren, freuen uns an ihren geistvollen Aperçus, an ihrem frohen, begeisterten Idealismus, an ihrer scharfen Skizzirung wirklicher Zustände und Verhältnisse, schütteln zu Manchem bedenklich den Kopf, sind aber immer angeregt, interessirt und gefesselt. Die Verschlingung der Fabel ist kunstvoll, die Katastrophe erschütternd. Nach ihr aber kommen ermüdende Längen, die wir gern fortgewünscht hätten. Spricht uns doch die Verfasserin oft so recht aus dem Herzen und weiß sie sich doch zu einer alle Bedenken mit fortreißenden Verfechterin von Ideen zu machen, deren Verbreitung nicht sehnlich genug gewünscht werden kann. So hinterläßt das Buch zwar einen zwiespaltigen Eindruck, aber um der reinen und hohen Weltanschauung willen, die es predigt, sowie wegen seiner dichterischen Vorzüge verdient es vor vielen Erzeugnissen der modernen Romanliteratur Beachtung und Anerkennung.

T—n.

Julius Schilling's Anleitung zum mündlichen und schriftlichen Verkehr im Spanischen. Leipzig, Glöckner. Die vorliegende hübsch ausgestattete und sehr correct gedruckte Schrift bietet insofern mit Crump's Englischen Gesprächen einige Aehnlichkeit, als dort wie hier die Gespräche zugleich ein dramatisch entwickeltes Sittenbild umrahmen und durch einen epischen Faden verknüpft sind. Don Baschio, ein spanischer Sprachlehrer im Ausland, trifft seine Vorkehrungen zu einer Ferienreise in seine Heimath, stößt dabei auf Hindernisse, findet einen Reisebegleiter, entwickelt seine Ansichten und Pläne in eingeschobenen Selbstgesprächen und besteigt endlich nach gemachten und empfangenen Besuchen die Eisenbahn. Der Anhang bietet eine Anzahl von Geschäftsbriefen und kurzen Privatmittheilungen in spanischer Sprache. Beide Theile sind fließend und leicht geschrieben und können als gute Muster der modernsten spanischen Umgangssprache empfohlen werden.

Br.

Bartholomäus Krüger's Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Herausgegeben von Johannes Bolte. (Leipzig, Carl Reißner.) Eine sehr dankenswerthe Publication, die bei dem wieder neu erwachten Interesse für die Literatur des Mittelalters sicherlich viele Freunde finden wird. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß die treue Beobachtung des Lebens, die volksthümliche Sprache und das Geschick der Darstellung, wie sie sich in dieser Dichtung Bartholomäus Krüger's kundgeben, eine Neubelebung derselben rechtfertigen. Sie wird sicherlich auch heute noch „allen Richtern, Scheppen und sonsten jedermenniglichen ein Exempel" sein und in ihrer naiven Vorführung überall, wo man Sinn und Verständniß für die Dichtungsart jener Zeit besitzt, interessiren. Erwünscht ist die Einleitung des Herausgebers, der nicht nur über den Verfasser alles in Erfahrung Gebrachte publicirt und für den uneingeweihten Leser zahlreiche Anmerkungen und Erklärungen zum näheren Verständniß der Dichtung gibt, sondern auch über die Quelle, aus welcher der „Stadtschreiber und Organist zu Trebyn" seinen Stoff entnommen, sich des Näheren sachgemäß ausläßt. Und so mag man denn selber nachlesen, wie die „pewrischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen und wie es ihnen so schrecklich hernach ergangen."

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

hrsg. von Prof. Jos. Kürschner. Bd. 28. **Paul Fleming, Fr. v. Logau** u. **Ad. Olearius**, hrsg. von Prof. Dr. Oesterley. 8°. II u. 292 S. und Bd. 1. **Die älteste deutsche Litteratur** bis um das Jahr 1050. Bearb. von Prof. Dr. Paul Piper. 8°. VI u. 521 S. Brosch. à M. 3,50, geb. à M. 3,50.

Ein Fachmann wünscht d. regelmässige **militairische Correspondenz** etc. für eine grössere politische Zeitung zu übernehmen. Offert. unt. X. 1. beförd. d. Exped. d. Bl.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Briefe
von
Anna Maria von Hagedorn
an ihren jüngeren Sohn
Christian Ludwig
1731—32.
Herausgegeben von
Dr. Berthold Litzmann,
Dozent an der Universität Jena.
gr. 8. 1885. *M.* 2.50.

Im unterzeichneten Verlage erschien:

DAS WEIB

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien
von **Dr. med. H. Ploss.**

2 starke Bände. Preis brochirt 16 M., geb. 19 M.

Auch direct gegen vorherige Franco-Zahlung vom Verleger.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule**, zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule**, zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Ein pens. Oberlehrer in mittl. Jahren, Verf. vieler literarhistor. und philos. Schriften von anerkanntem Werth, in s. Jug. l. Jahre mit Erfolg Zeitungsredakteur, sucht bei bescheid. Ansprüchen Stell. als Redakteur od. ständ. Mitarbeiter an einem Blatte gemässigter Richtung. Offert. sub **J. T. 789 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder
aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.

Ausgewählt und erläutert
von
Hans Blum.

Erster Band.

8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk ist das Ergebniß vieljähriger Forschungen und Vorarbeiten. Es vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der kulturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der Sammlung des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advocat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes wird im September d. J. ausgegeben.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Preil, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 19. September 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, OCT 8 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland in Ostafrika. Von Friedrich von Hellwald. — Das letzte Werk Emil Riebeck's. Von H. Obst. — **Literatur und Kunst:** Philosophische Paradoxa. Von Carl du Prel. — Zwei Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Ein Herz und eine Seele. Von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Deutschland in Ostafrika.

Unter den mannigfachen Gebieten, welche seit dem Sommer des verflossenen Jahres das Deutsche Reich in dem schwarzen Erdtheil theils in Besitz nahm, theils seiner Schutzherrschaft unterstellte, sind die Erwerbungen in Ostafrika in mancher Hinsicht die bedeutendsten. Während die neuen Colonien an der Westküste vorwiegend reine Handelsstationen sind und voraussichtlich wohl noch lange bleiben dürften, stellt sich in den ostafrikanischen Besitzungen die Ausbeutung und Cultur des Bodens als die Hauptaufgabe dar. Die Blicke der Deutschen waren längst schon auf jene Gegenden gerichtet. Zwanzig Jahre sind es her, daß der hannöversche Baron Carl Claus von der Decken auf seinem eigenen Dampfschiffe „Welf" und einem kleineren Dampfer in die nahe am Aequator befindliche Mündung des Stromes Dschub einfuhr, welcher als eine geeignete Wasserstraße in das Innere der damals fast unbekannten und auch heute noch nicht genügend erforschten Somali-Halbinsel angesehen wird. Der „Welf" kam glücklich hinein, aber das kleine Dampfboot rechtfertigte seinen Namen „Passepartout" nicht, denn es ging verloren. Mit dem „Welf" gelangte von der Decken nach der von fanatischen Moslemin bewohnten Stadt Berdera, in deren Nähe eine Stromschnelle weiteres Vordringen verwehrte, der „Welf" aber scheiterte und Baron von der Decken sammt seinem Begleiter Dr. Linck im September 1865 von den Berberanern erstochen wurde. Seither ward wiederholt, besonders in den siebziger Jahren, darauf hingewiesen, daß Deutschland das Recht und die Pflicht habe, die Somal am Dschubflusse wegen dieses Mordes zur Rechenschaft zu ziehen und dort festen Fuß zu fassen. Zugleich aber hatte auf dieses Gebiet sowie auf andere Ländereien des Innern auch der Sultan von Sansibar sein Auge geworfen.

Sansibar bildet bekanntlich das beste und vielbenützte Thor für das äquatoriale Ostafrika. Die Wichtigkeit dieses Punktes ist nicht erst neuerdings erkannt. Schon vor vier Jahrhunderten haben Araber in dieser Küstengegend sich Handel treibend niedergelassen, bis die Portugiesen 1498 diesen zur Sicherung ihres indischen Handels brachen. Sie nahmen die Insel Unguja oder Sansibar 1503 in Besitz. Als aber im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die Macht der Portugiesen sank, erhob sich in diesen Gegenden aufs Neue die der Araber. Es waren die Sultane des an der Ostküste Arabiens, sowohl am Indischen Ocean als auch am Persischen Meerbusen liegenden Reiches Oman oder Maskat, welche vor zweihundert Jahren ihre Herrschaft auf diese ostafrikanische Küste und die davor, unter 6—6½° s. Br., gelegene Insel ausdehnten, nachdem Sultan Seif 1648 auch das Reich Maskat von der seit Albuquerque drückenden Herrschaft der Portugiesen befreit hatte. Im Jahre 1784 schlug Sultan Sajjid von Maskat auch Sansibar zu seinem Reiche, dessen Handel und Verkehr von ihm in Verbindung mit den den Portugiesen feindlichen Engländern bedeutend vergrößert wurde. Diese Sultane von Oman waren zugleich Imame, d. h. sie vereinigten in sich die geistliche mit der weltlichen Gewalt; sie sind wahre Priesterkönige und stehen bei dem Volke in sehr hohem Ansehen. Der Imam Said-Said, welcher 1856 starb, hatte seine Residenz in Sansibar genommen, in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit dieses Küstenplatzes. Er ließ viele Araber von Oman dorthin übersiedeln, belebte Handel und Ackerbau, schloß Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich ab und empfing einen britischen Consul in seiner Residenz. Bei seinem Tode theilte er das Doppelreich, indem er seinem ältesten Sohne Thaueni das eigentliche Oman oder Maskat hinterließ, während das westlich gelegene arabische Küstenland von Karka bis Katar Amdschid erhielt. Die afrikanischen Besitzungen dagegen erhielt Said-Medschid, welcher ein Jahrgeld von 40 000 Mariatheresiathalern an Oman entrichten sollte. Zunächst brach ein Krieg zwischen Amdschid und Thaueni aus; 1867 wurde letzterer von seinem eigenen Sohne Said-Selim ermordet. In Sansibar herrscht seit 1870 Sultan Bargasch ben Saïd, dem von den europäischen Mächten das Prädicat „Hoheit" zugestanden wird. Er gilt für einen sehr intelligenten Araber, dessen Gesichtsfarbe zwischen der des Deutschen und des Portugiesen steht, und verfügt aus der Verpachtung der Zölle über ein Einkommen von 1½—2 Millionen Mark sowie über eine ganz ansehnliche Flotille, welche einige Kriegsdampfer und Kaper zählt. Die Armee besteht aus einem Elitecorps von zwei Compagnien, jede zu 60 Mann, zwei Bataillonen zu sechs Compagnien, und der irregulären Truppe der Sipoys in der Stärke von 360 Mann und zählt im Ganzen 1400 Mann.

Jene Theilung des Reiches ist weniger nachtheilig für das Imamat von Oman als für das Sultanat Sansibar geworden. Jenes bildet eine festbegründete Macht in einer abgerundeten Masse; dieses ist dagegen auf die Inseln Sansibar, Pemba und Mafia oder Monfia beschränkt, sowie über ein Küstengebiet des gegenüberliegenden afrikanischen Festlandes, welches von Makdischu (Mogadoxa, Magadoscha) in 2°20′ n. Br. bis Cap Delgado in 10° 42′ s. Br. reicht, also von den Somal- und Gallstämmen bis zu dem portugiesischen Küstengebiete vom Mosambik — eine Strecke von 1600 km! Freilich gebietet der Sultan auch blos über die Küste; landeinwärts hat es mit seiner Macht so ziemlich ein Ende. Und selbst an der Küste ist in den Städten seine Autorität von eigener Art;

Digitized by Google

er ist weder Besitzer noch Herrscher, sondern ein Protector, der für seinen Schutz eine Auflage erhebt. Viele seiner Städte haben daher mehrere Herren. Die wichtigsten Plätze sind, von Norden nach Süden fortschreitend: Makdischu, Maska, Brawa oder Barawa, die nördlich von der Mündung des Dschubflusses liegen, ferner Mombas oder Mwita mit 13—15 000 Einwohnern, Bagamoyo, Dar-es-Salau und Quiloa (Kiloa, Kilwa) mit 10—15 000 Einwohnern. Von dem arabischen Worte „Sahil", d. i. Seeküste, Plural „Sawahil", Adjectiv „Sawáhili" (gesprochen Saweili) nennt man diese Küste el Sawahil oder Suahiliküste. Das Mischvolk aus ursprünglichen Negern, eingedrungenen Galla und dazugekommenen Arabern, welches sie bewohnt, heißt Wasawahili, das Land Usawahili, der Einzelne ist ein Mʼsawahili und die Sprache das Kisawahili. Sansibar gegenüber und nördlich bis Mombas heißt die Küste Mrima, d. h. Gebirge; von Brawa bis Makdischu: el Benadir oder die Häfen, und südlich von Sansibar bis Quiloa Mungao. Was nun die Insel Sansibar selbst anbelangt, so ist dieselbe 1591 qkm groß und nach Gerhard Rohlfs ein einziger, prächtiger Garten, aber das Klima ist trotzdem für Europäer ungesund und an der Küste selbst sogar lebensgefährlich. Die Hauptstadt Sansibar, an der Westküste der gleichnamigen Insel gelegen, zählt heute 100 000 Einwohner (Neger und Araber), während die Europäer, meist aus den diplomatischen Agenten der fremden Mächte und dem Personal der europäischen Handelshäuser bestehend, ungefähr hundert Personen stark sind. Unter den deutschen sind die Hamburger Häuser Hansing & Co. und Oswald die bedeutendsten. Letztere Firma besitzt auf der Insel die größte Factorei, und ein Commis dieses Hauses war es auch, der 1863 unter dem Vorgänger Said Bargasch's dessen jüngere Schwester entführte und sich mit ihr in Aden trauen ließ, nachdem die Prinzessin zum Christenthum übergetreten war. Diese jetzt verwittwete Schwester, eine Madame Ruete, lebte lange Zeit in Dresden in sehr bescheidenen Verhältnissen. Uebrigens liegt der hauptsächlich Elfenbein, Gewürznelken, Gummi und Sesam umfassende Handel Sansibars keineswegs in den Händen der Europäer, weder der deutschen Häuser, deren Umsatz 1881 allerdings 4⅝ Millionen Mark betrug, noch der englischen, sondern fast ganz in jenen reicher Araber und namentlich Hindu, dort Banianen genannt, welche auch den Handel mit den Eingeborenen der Küste und des Innern Ostafrikas beherrschen. Ist Sansibar heute das Handelscentrum von ganz Ostafrika und als solches von großer Bedeutung, so war und ist es doch eben deshalb stark den Gelüsten seefahrender Völker, in erster Linie natürlich der Engländer, ausgesetzt, welche um so leichter dort Fuß zu fassen vermochten, als die von ihnen systematisch bewirkte Unterdrückung des Sklavenhandels ihnen dazu eine bequeme Handhabe bot. Sansibar war nämlich zugleich der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des ostafrikanischen Sklavenhandels, der auch des Sultans größte Einnahmequelle war. Zunächst drängte ihn England, auf dieselbe zu verzichten und den Sklavenhandel aufzuheben, welchem Ansinnen Said Bargasch 1871 endlich entsprach, nicht ohne dadurch seine Finanzen erheblich zu zerrütten. Damit nicht zufrieden, entsandte die britische Regierung 1872 einen ihrer bedeutendsten indischen Diplomaten, Sir Bartle Frere, mit einem Geschwader nach Sansibar, wo dieser am 12. Januar 1873 eintraf, um den Abschluß eines neuen Vertrages vom Sultan zu erwirken, welcher eine wirksamere Thätigkeit der europäischen Schiffe gegen den Sklavenhandel gestatten sollte. Said Bargasch zeigte sich anfänglich den Vorschlägen Sir Bartle Frere's, der nur vom deutschen Consul, Herrn Schultze, nennenswerthe moralische Unterstützung und Sympathie erfuhr, nicht abgeneigt, sah sich jedoch jedenfalls auf Andrängen der einflußreichen und hochgestellten Persönlichkeiten seines Reiches — die Engländer behaupten, auch hauptsächlich infolge der Rathschläge des französischen Consuls de Vienne — schließlich zu dem Bescheide genöthigt, daß er sowohl mit Rücksicht auf seine finanziellen Einkünfte, wie auch besonders aus dem Grunde, daß die Sklaverei eine hergebrachte, durch den Islam sanctionirte Einrichtung sei, deren Abschaffung seine Unterthanen vollständig zu Grunde richten würde, die Eingehung eines neuen Vertrages ablehnen müsse. Selbst einen diesbezüglich an ihn gerichteten Brief der Königin von England machte er nicht im geringsten Miene, zu erwidern. Das Erscheinen britischer Kriegsschiffe auf der Höhe von Sansibar gab indeß endlich den Forderungen Sir Bartle Frere's, der vorher auch mit Maskat einen den Import afrikanischer Sklaven verbietenden Vertrag abgeschlossen hatte, den nothwendigen Nachdruck.

Natürlich machten diese Vorgänge die Engländer keineswegs beliebt beim Sultan, und als er gar auf seinen Wunsch, behufs persönlicher Verständigung nach England kommen zu dürfen, die wenig höfliche Botschaft erhielt, daß man dort in jenem Augenblicke nicht empfangen könne, suchte er Anlehnung an das mächtig erstandene deutsche Reich und knüpfte 1874 in Berlin Verhandlungen an, um den Schutz Deutschlands zu erlangen. Seine Vorschläge wurden jedoch damals nicht in der Weise aufgenommen, wie er es wünschte, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich in die Arme Englands zu werfen, welches Ostafrika als seine ausschließliche Domäne beanspruchte. Daß er übrigens Ansprüche auf Englands Sympathien habe, war unter den Ausländern in Sansibar die herrschende Ueberzeugung, da man an Ort und Stelle am besten beurtheilen konnte, wie schwer es ihm ward, seine Macht über die unruhigen arabischen Häuptlinge und Sklavenhändler aufrecht zu erhalten. Die Engländer befolgten daher die kluge Politik, für seine Ergebenheit anderweitige politische Vortheile in Aussicht zu stellen. Zunächst gaben sie ihm das von einem aufrührerischen Häuptling entrissene Fort von Mombas zurück, indem die Schiffe „Riflemar", „Nassac" und „London" dasselbe am 20. Januar 1875 fünf Stunden lang bombardirten. Dann gewährten sie ihm Schutz gegen den Chediv, welcher 1875 den nördlichen Hafenplatz Brawa wegzunehmen drohte. Die Londoner Regierung beauftragte ihren Generalconsul in Sansibar, Dr. John Kirk (geb. 1833 in Forfarshire), einen schottischen Arzt, der als Naturforscher Livingstone auf seinen Reisen im Gebiete des Sambesi, des Schire und des Nyassasees begleitet hatte, sich an Bord der Schraubencorvette „Thetis" nach Brawa zu begeben, welches er von Egyptern besetzt fand, die sich seinem Landen widersetzten. Doch gelang es Dr. Kirk und dem Schiffscapitän Le Hunte Ward, bis zum egyptischen Commandanten zu dringen und ihn wegen seines Verfahrens zur Rede zu stellen. Auf dessen hochnäsige Antwort und das Benehmen der Egypter, welche Feuer zu geben drohten, begaben sich Kirk und Ward an Bord und verlangten gebieterisch eine Abbitte, die ihnen aber erst zu Theil ward, als die „Thetis" schlachtbereit auf 300 m der Küste nahe gekommen war. Das wichtigste Zugeständniß an Sultan Said Bargasch, welcher mittlerweile seine Absicht, Europa zu besuchen, doch 1875 zur Ausführung gebracht hatte, war aber die stillschweigende Zulassung der Ausdehnung seiner Herrschaft nach dem Innern des Festlandes.

Dort trugen sich indessen merkwürdige Dinge zu. Nördlich vom Aequator wühlten in Ostafrika fanatische Christen gegen den Islâm, während im Süden die muhammedanischen Somal die Galla zerstreuten und vernichteten, welche noch vor kurzer Zeit zwischen den Flüssen Dschub und Tana wohnten oder nomadisirten. Die dem Blutbade entronnenen Galla zogen nach dem südlichen Ufer des Tana, blieben aber auch dort nicht sicher vor den Somal, welche den Fluß überschreiten, die Viehheerden der Galla wegnehmen und die Leute tödten, welchen sie begegnen. Diese Wandlung der Dinge erfuhr man in Europa hauptsächlich durch die Gebrüder Clemens und A. Denhardt, zwei deutschen Forschern, welche seit 1878 im Gebiete des unteren und mittleren Tana thätig waren und wohl nicht wenig beitrugen, die Blicke der Deutschen auf jene Gegenden zu lenken. Noch ehe der colonialpolitische Gedanke in Deutschland zum siegreichen Durchbruche gelangte, schon 1880 ward eine deutsche Expedition unter Führung des Dr. Kayser und aus den Herren Dr. Paul Reichardt, Dr. Richard Böhm und Hauptmann von Schöler bestehend, nach Ostafrika ausgesandt. Sie brach im August 1880 von Bagamoyo auf, wandte sich aber nach dem Innern zur Erforschung des großen Tanganyikasees. Als Sir Bartle Frere sich 1882 wieder nach Sansibar begab, war er erstaunt, zu sehen, wie erfolgreich die

Digitized by Google

Deutschen in der Eröffnung des Handels längs der ganzen östlichen Küste gewesen, und es war daher nicht zu verwundern, daß ein deutscher Admiral empfahl, Sansibar sollte unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt werden. In der That war die Lage nicht mehr dieselbe wie 1874, die maritimen Kräfte des Reiches bedeutend gewachsen und wohl geeignet, eine active Politik zu unterstützen. Der Sultan Said Bargasch, obwohl er den englischen Generalconsul Dr. Kirk seinen „Freund" nannte und den Engländern den größten Einfluß einräumte, war im Allgemeinen seiner Neigung für die Deutschen treu geblieben, und als er nunmehr 1884 seine früheren Anerbietungen in Berlin wiederholte, beeilte sich diesmal die deutsche Regierung, dieselben durch Vermittlung des Herrn Oswald anzunehmen. Sie entsandte auch den berühmten Afrikareisenden Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs als ihren Generalconsul Ende 1884 nach Sansibar, was dem Gerüchte Glauben verlieh, Deutschland habe in der That das Protectorat über Sansibar und das dem Sultanate zinspflichtige Gebiet des ostafrikanischen Festlandes übernommen. Als Said Bargasch von den in Europa umlaufenden Gerüchten in Betreff seines Landes Kenntniß erhielt, versicherte er zwar Dr. Kirk, er denke nicht daran, das Protectorat irgend einer europäischen Macht nachzusuchen, da er überzeugt sei, daß England wie bisher ihn auch ferner beschützen werde, ohne daß er darum bitte; sollte er aber besonderen Schutzes bedürfen, dann würde er ihn in London nachsuchen — wie weit er dabei seine wirklichen Absichten aussprach, ist wohl nicht zu ermitteln. Jedenfalls ging aber die englische Anschauung dahin: wenn Sansibar unter europäischen Schutz kommen solle, so sollte es der Englands und keiner andern Macht sein. Sansibar ist schon lange der Sitz eines großartigen Handelsverkehrs zwischen den ostafrikanischen Ländern einerseits, Europa und Indien andererseits. Abgesehen von den paar großen Hamburger Firmen, ruht, wie schon bemerkt, der Handel in den Händen ostindischer Kaufleute, die der arabischen Bevölkerung durch ihre Sitten weit näher stehen als Europäer, seien es Engländer oder Deutsche. Da diese indische Colonie, darunter die Pächter der Zolleinnahmen, als britische Unterthanen nur unter der Jurisdiction des englischen Generalconsuls steht, so ist es selbstverständlich, daß dieser, obgleich gehaßt und gefürchtet, die beim Sultan einflußreichste Persönlichkeit ist. Zudem besteht nach Sansibar eine englisch-indische subventionirte Dampferverbindung, die Telegraphenverbindung ist in englischen Händen, und so ist es nur natürlich, daß unter diesen Verhältnissen der englische Einfluß in Sansibar der vorwiegende ist. Sansibar ist also keineswegs, wie man es vor einiger Zeit lesen konnte, „germanisirt"; immerhin wäre es bei Rohlfs' Eintreffen in Sansibar zu Anfang dieses Jahres vielleicht noch möglich gewesen, den Sultan zu bewegen, sich unter deutsches Protectorat zu stellen. Der deutsche Vertreter hatte indeß blos die Aufgabe, die Beziehungen mit dem Sultan durch Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrages zu erweitern. Zu ähnlichem Zwecke befand sich auch Namens der italienischen Regierung der Reisende Cecchi zur nämlichen Zeit in Sansibar. Für Dr. Rohlfs kam noch die aus den Beschlüssen der Berliner Conferenz sich ergebende Aufgabe hinzu, gemeinsam mit den Vertretern der anderen Conferenzmächte auf Erleichterung des Transithandels mit dem ostafrikanischen Festlande durch die unter der Herrschaft des Sultans stehenden Küstenstriche hinzuwirken. Said Bargasch hatte nämlich seine Herrschaft allmählich immer tiefer in das Festland hineingetragen, so daß das heute zu Sansibar gehörende festländische Gebiet eine Breite von 12—27 Meilen (welche?) hat. Das betreffende Blatt in Stieler's Handatlas (neueste Ausgabe) verzeichnet in der That den festländischen Besitz des Sultans als einen vom Cap Delgado bis zum Dschub fortlaufenden Küstenstreifen von wechselnder Breite. Da kam im Februar d. J. ebenso plötzlich als unerwartet die Nachricht, die Deutschen hätten ein Gebiet erworben im Rücken von Sansibar, so daß sich dieses Sultanat nicht mehr weiter dürfte ausdehnen können.

Die Nachricht beruhte auf vollster Wahrheit. Die seit einiger Zeit bestehende „Gesellschaft für deutsche Colonisation" hatte eine aus Dr. Peters, Graf Joachim Pfeil, Referendar Jühlke und Kaufmann August Otto bestehende Expedition nach Ostafrika ausgesandt, welche nach Sansibar und dem gegenüberliegenden Küstenplatz Saadani sich begab, von wo sie, dem Wamiflusse folgend, ins Innere sich wandte. Dort, in den Landen Nguru, Usagua Makata, Ukami, hauptsächlich aber in Usagara, auf dem Hochplateau zwischen der Sawahiliküste und dem Tanganyikasee wurden von den Deutschen umfangreiche Gebiete von 138 000 qkm Areal erworben und die deutsche Flagge aufgehißt. Den Mitgliedern der Expedition ging es zwar ziemlich schlecht; Dr. Peters reiste am 7. December 1884 krank nach Deutschland zurück, Referendar Jühlke erkrankte in Sansibar, während Herr Otto in Usagara dem Klima erlegen war, so daß Graf Pfeil zu Muiaji, am Sitze der Centralverwaltung für die neu erworbenen Factoreien und Colonien, allein zurückblieb. Doch constituirte sich im April d. J. zu Berlin auf Grund der gemachten Erwerbungen, welche einen kaiserlichen Schutzbrief erlangten, die „deutsch-ostafrikanische Gesellschaft", welche sofort die Organisation einer förmlichen Auswanderung nach Usagara in die Hand nahm. Sultan Said Bargasch, der selbst Ansprüche auf Usagara erhob, war durch diese Vorgänge auf das Unangenehmste überrascht, und Deutschland ward bei ihm mit einem Schlage ebenso verhaßt, als es früher beliebt gewesen. Nicht blos legte er gegen die neuen Erwerbungen heftigen, wenn auch erfolglosen, Protest ein, sondern er ließ auch etwa 300 Soldaten unter dem Befehle seines Generals Mathews in die deutsche Colonie — von der freilich noch keine Spur zu sehen war — einrücken und den Ort Mkondgwa, in dessen Nähe sich Graf Pfeil befand, besetzen. Usagara war indessen, wenn überhaupt, nur dem Namen nach eine Besitzung des Sultans Said Bargasch, und da auf der Conferenz in Berlin Deutschland den Beschluß durchgesetzt hatte, daß nur die Landstriche als zu einem Staatswesen zugehörig betrachtet werden sollen, über welche letzteres eine wirkliche Herrschaft ausübt, so konnte sich Deutschland kraft des neuen Rechts diese Landstriche aneignen. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft behauptet überdies, ihre Rechte durch unanfechtbare Verträge mit Häuptlingen erlangt zu haben, deren Souveränetät von dem Sultan bisher noch nicht bestritten war. Im Gegentheil habe er dadurch, daß er von den aus dem Innern kommenden Waaren an der Küste Zölle erhob, völkerrechtlich anerkannt, daß jenes Gebiet dem seinigen gegenüber Ausland sei. (?!) Endlich habe ein im Innern lebender Agent des Sultans dem Herrn Dr. Peters gegenüber schriftlich bestätigt, daß sein Herr, Said Bargasch, auf jene Landestheile keinen Anspruch irgend welcher Art erhebe, wie denn den Häuptlingen des Binnenlandes der Sansibarfürst nicht einmal dem Namen nach bekannt sei, was wir allerdings nur mit zweifelndem Kopfschütteln vernahmen. Immerhin war es nicht nöthig, das feindliche Auftreten des Sultans gegen Deutschland fremden Intriguen zuzuschreiben, wegen derer die italienische Regierung und ihr mit dem Kriegsschiffe „Agostino Barberigo" in besonderer Mission zu Sansibar weilender Vertreter, Capitän Cecchi, verdächtigt wurden. Wie schwach auch des Sultans Rechte auf das Innere begründet gewesen sein mögen, zweifellos lag in der Festsetzung der Deutschen im Rücken seines Gebietes eine schwere Verletzung seiner politischen Interessen, eine empfindliche Beeinträchtigung wenigstens seiner zukünftigen Machtsphäre. Von seinem Standpunkte war daher eine Verwahrung gegen eine solche Wendung der Dinge durchaus natürlich, wie denn sehr wahrscheinlich auch Deutschland nicht ruhig bleiben würde, falls z. B. eine fremde Macht im Rücken vom Kamerunland Gebiet ankaufen sollte. Ebenso natürlich war es, daß Sultan Said Bargasch, nachdem er mit Deutschland so üble Erfahrungen gemacht, sich zum zweiten Male, und nunmehr ganz, den Engländern in die Arme warf, welche ihrerseits an dem Eindringen der Deutschen in einen Kreis, welchen für einen ausschließlich britischen anzusehen sie sich gewöhnt hatten, auch keine Freude haben konnten. Das ohnehin mit Deutschland nicht auf bestem Fuße lebende Cabinet Gladstone kam dem Sultan bereitwillig entgegen; die englische Marinestation zur Ueberwachung des Sklavenhandels ward aufgehoben; es werden in Folge dessen wieder mehr Sklaven eingeführt, obwohl es des Sultans Pflicht ist, es zu verhüten.

Digitized by Google

Die Preise der Sklaven sind in weiterer Folge sehr gesunken. Generalconsul Kirk galt noch mehr als früher, galt Alles.

Die deutschen Erwerbungen sollten indeß nicht auf Usagara beschränkt bleiben. Schon seit Jahren waren, wie erwähnt, die Gebrüder Denhardt im Tanalande thätig, und einer von ihnen drang 1878 bis zum Platze Maßa vor. Diese Forscher, sehr gescheute und gewandte Leute, schufen sich mit Unterstützung der Hamburgischen Factoreien in Sansibar feste Beziehungen im Innern und traten zunächst unter sorgfältiger Vermeidung jedes Anscheines, als ob sie auf Gebietserwerbungen ausgingen, lediglich als Entdeckungsreisende auf, mit dem Zwecke, für den deutschen Handel neue Absatzgebiete zu suchen. Dann kehrten sie nach Deutschland zurück, wo sie Geldmittel zu einer neuen Expedition aufbrachten. Bei dieser, welche im Herbst vorigen Jahres abging, handelten sie zugleich im Auftrage einer stillen Colonisationsgesellschaft, an der unter anderen Rudolf Mosse, Jakob Landau, Geh. Regierungsrath Kayser, Löwe, der verstorbene Commerzienrath Kaufmann, F. Duncker, Dr. O. Kersten betheiligt sind. Diese Gesellschaft hatte ihr Augenmerk ebenfalls auf Usagara gerichtet, hier kam ihr aber Dr. Peters von der ostafrikanischen Gesellschaft durch schnelles Zugreifen zuvor. Durch Vermittlung der Gebrüder Denhardt wurde demnach ein im Mai d. J. bekannt gewordener Kaufvertrag mit dem Sultan von Witu, nördlich von der Tanamündung, abgeschlossen, welcher den Deutschen in dem kleinen äquatorialen Küstengebiete Freiheit des Handels und Freiheit der Niederlassung sichert, endlich die Gebrüder Denhardt zu Bevollmächtigten des Sultans bestellt. Das in dem Delta der Flüsse Tana und Osi gelegene Witureich ward nach wechselvollen Kämpfen mit den arabischen Fürsten von Oman und Sansibar durch den „Sultan" Simba, d. h. der Löwe, begründet, dessen Familie eine der ältesten und mächtigsten an der Somalküste ist, was freilich nicht viel besagen will. Dieser „Sultan der Sawahili", wie er genannt wird, der im Vergleiche zu Said Bargasch nur ein armseliger Häuptling ist, wurde schon im Jahre 1867 von dem zur Aufhellung von Baron von der Decken's Geschick ausgezogenen Richard Brenner besucht und äußerte angeblich schon damals den Wunsch, mit der preußischen Regierung einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschließen, worin er sich verpflichtete, preußischen Unterthanen beliebiges Terrain zur Ansiedlung zu überlassen und volle Freiheit des Handels, insbesondere auch die Befreiung von jedem Durchgangszoll nach den angrenzenden Pokomo- und Gallaländern, zu gewähren. Das Anerbieten wurde damals natürlich dankend abgelehnt. Im Jahre 1877 besuchte diesen Löwensultan der deutsche Afrikaforscher Dr. G. A. Fischer, welcher, nebenbei bemerkt, die volle Glaubwürdigkeit der Brenner'schen Berichte über die Gallaländer in Zweifel zieht, und gewann sich des Mächtigen Freundschaft dadurch, daß er ihm unter andern Geschenken seinen einzigen, ihm noch übrig gebliebenen — Hosenträger verehrte. Witu ist eine im Urwalde liegende Stadt, deren Zugänge infolge der häufigen Streitigkeiten Simba's mit den arabischen Soldaten des Sultans von Sansibar, welcher durch den Besitz des Küstenstreifens das Witureich von der See abschneidet, absichtlich so versteckt angelegt sind, daß ein mit dem Terrain Unbekannter sie nur schwer finden kann. Die Bewohner von Witu gehören zu den südlichen Galla, dem von den Somal so arg bedrängten Volke. Mit den Negern haben sie nur die dunkle Hautfarbe gemein, während sie in Körperbau und Gesichtsbildung als Glieder der semitischen Rasse dem Europäer näher stehen. Die südlichen Galla sind vorwiegend Nomaden, doch leben die Einwohner von Witu zumeist vom Ackerbau. An der Küste, die aber sansibarisch ist, wird von Arabern und Hindu ein ziemlich lebhafter Handel getrieben, in Witu aber verlangt der edle Simba von den indischen Kaufleuten für die Erlaubniß, dort einen Laden zu eröffnen, eine Abgabe von 2—300 Dollars, auch pflegt er sich überdies noch Mehreres von ihren Waaren anzueignen, so daß die Hindu meist gezwungen sind, der Stadt den Rücken zu kehren. Zu Dr. Fischer's Zeit war nur ein einziger kleiner Hindukaufmann in dem Orte. Haupteinnahmen dieses kleinen Häuptlings, des neuen Freundes und Verbündeten des deutschen Reiches, ist der Wiedereinfang, beziehentlich die Auslieferung der ihren arabischen Herren an den Küstenplätzen entlaufenen Sklaven, wofür er ein Lösegeld von 20—30 Dollars zu erheben pflegt. In Witu herrscht natürlich ebenfalls Sklaverei. Auch über dieses Reich beansprucht Said Bargasch die Oberhoheit und beantwortete daher die Mittheilung von dem Abschluß des neuen Vertrages mit Simba wie in Usagara mit militärischen Maßregeln gegen diesen Häuptling, indem er von Pangani nordwestlich, dann von Lamo aus — zwei unzweifelhaft Sansibar angehörenden Küstenorten — durch das Gebiet der sich für unabhängig erklärenden Simba ebenfalls 300 Mann gegen Westen entsandte, um daselbst seine Oberhoheit zu begründen. Dies scheint ihm auch in den westlich von Witu gelegenen Landschaften gelungen zu sein, wenn anders seines Generals Mathews Bericht vom 8. Juni d. J. auf Wahrheit beruht, wonach ihm „ein herzlicher Willkomm von den Häuptlingen von Kilima-Udschara, Dschagga, Taveta, Teita und Arnsha zu Teil wurde und daß, als sein Bote abging, 25 Häuptlinge einen die Oberhoheit des Sultans anerkennenden förmlichen Act unterzeichnet hätten, worauf die Sansibarer Flagge aufgehißt und begrüßt ward."

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, welche von den Schritten der am Tana operirenden Konkurrenzgesellschaft keine Kenntniß hatte, sandte mittlerweile eine zweite, dritte und vierte Expedition nach Ostafrika, welche im Mai d. J. in Sansibar eintrafen. Die Expeditionen des Dr. Karl Jühlke, dessen erster Officier Premierlieutenant Weiß ist, in einer Stärke von 160 Mann, und jene des Regierungsbaumeisters Hörnecke mit den Herren von Anderten, von Carnap und Küntzell, ebenfalls in der Stärke von 160 Mann, wurden gegen Norden ausgesendet, und letztere war es, welche im Lamu von den Gebrüdern Denhardt erst den Abschluß des Wituvertrages erfuhr. Sie unternahm es sodann, auf fünf Boten den Tana hinaufzusegeln, hatte aber dabei viel von der feindlichen Haltung der sansibarischen Truppen zu leiden, welche sie angriffen und ihr auf Schritt und Tritt folgten, so daß es ihnen gelang, allmählich zwei Drittel der schwarzen Träger zur Desertion zu veranlassen. Mit dem Rest seiner Mannschaften trat Hörnecke mit seinen Berliner Begleitern den Rückmarsch an und erreichte unter den größten Schwierigkeiten Lamu. Erfolgreicher war Dr. Jühlke, welcher zehn neue Verträge mit Häuptlingen in dem Pangani-Gebiete abschloß, also eben dort, wo General Mathews für den Sultan gewirkt hatte, der nach einem Briefe Dr. Fischer's aus Sansibar vom 6. Juli in allen Gebieten zwischen Pangani, Mombas und Kilima-Udschara seine Flagge gehißt hat. Von den neuen Verträgen werden acht als unbestritten bezeichnet, zwei aber als controvers, darunter jener mit dem Sultan von Dschaggaland zu Mochi am 19. Juni d. J. abgeschlossene. In der dem Vertragsabschlusse vorangehenden Unterredung mit Dr. Jühlke erklärte der Sultan Mandara, ein unabhängiger Fürst zu sein. General Mathews habe ihn bestimmen wollen, den Deutschen nur mit einem Erlaubnißbrief Said Bargasch's den Zutritt in sein Land zu gestatten; doch habe er sich dessen geweigert. In dem Vertrage räumt Mandara der ostafrikanischen Gesellschaft das Recht auf die Justiz, Zölle, Steuern und die Ausnutzung der Seen und Forsten, sowie das alleinige Recht der Einführung weißer Kolonisten ein, ohne daß ersichtlich wäre, was den Häuptling zu solch' weitgehenden Zugeständnissen bewogen haben könnte. Denn daß ihm dafür sein Titel und sein Privatbesitz garantirt werde, ist doch wahrlich keine zureichende Entschädigung. Die ostafrikanische Gesellschaft legt aber auf die Behauptung des Dschaggalandes um so mehr Werth, als sich nach ihrer Meinung in das Kilima-Udscharagebiet am ersten die Auswanderung sofort würde leiten lassen. Eine vierte Expedition unter Major von Devivère mit Premierlieutenant von Kleist als erstem, Lieutenant von Bülow als zweitem Officier, ging am 4. Juni von Sansibar, nachdem sie dort die Bekanntschaft des Dr. Fischer gemacht, nach Usagara ab, um die seiner Expedition beigegebenen Landwirthe und den Gärtner Liebtke dort zu installiren. Schon früher, am 11. Mai, war dahin die Expedition des Gartentechnikers Schmidt, dessen Assistent Gärtner Morris ist, mit einer großen, hauptsächlich mit Gartengeräthen und Sämereien ausgerüsteten Karawane zu landwirthschaftlichen Versuchen abgegangen, und dem gleichen

Digitized by Google

Ziele strebte die fünfte Expedition der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu, welche unter der Führung des Lieutenants Schlüter und des Ingenieurs Rohde am 16. Juni in Sansibar eintraf. Eine sechste, wieder mit einigen Officieren, ging Mitte Juli von Berlin ab. Man kann sagen, jeder Dampfer bringt neue Expeditionen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft nach Sansibar. Karawanen werden in aller Eile ausgerüstet, um alsbald auf das Festland nach verschiedenen Richtungen hin überzusetzen. Alle diese Expeditionen sind bewaffnet mit guten Büchsen und Flinten, die angeworbenen Schwarzen zum großen Theil mit Zündnadelgewehren. Einen recht friedfertigen Eindruck machen diese zahlreichen, in die Hunderte von Köpfen starken und von Officieren befehligten Expeditionen aber nicht, und es ist anzunehmen, daß ihre Erscheinung nicht unwesentlich zum raschen und glatten Abschluß der Verträge beiträgt, womit die Häuptlinge sich beeilen, ihres Gebietes sich zu entäußern. So gelang es dem in Usagara weilenden Grafen Pfeil, durch zwei vom 10. Juni datirte und in Kisaki mit dem Oberhäuptling Golongo und einer Reihe von Unterhäuptlingen abgeschlossenen Verträge auch die Landschaft Chutu für die ostafrikanische Gesellschaft zu erwerben. Gegen die Art, wie solche bündigen Kaufverträge abgeschlossen werden, sind freilich von sachverständiger Seite mancherlei nicht unbegründete Bedenken vorgebracht worden, im Allgemeinen aber war das Vorgehen der ostafrikanischen Gesellschaft doch ein so erfolgreiches, daß die Belgier ihre in Ostafrika schon bestehenden Stationen freiwillig zurückzogen.

Die im ersten Unmuthe gegen die Deutschen unternommenen Schritte des Sultans von Sansibar mußten selbstverständlich bloße Schläge ins Wasser bleiben. Einem Conflicte mit dem mächtigen deutschen Reiche war der kleine Inselstaat ja nimmer gewachsen. Gegen die Besetzung Mkondgwas durch die Truppen des Sultans erhob Graf Pfeil natürlich energischen Protest und führte darüber Beschwerde beim Generalconsul Rohlfs. Für das Directorium der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ergaben sich aus den eingetretenen Verhältnissen keine weiteren Hemmnisse, als daß sie bis zur Beilegung des Streites weitere Auswanderung zur Uebersiedelung nach Ostafrika nicht ermuthigte. Zudem nahm sich die deutsche Reichsregierung der verletzten Interessen der Gesellschaft mit Wärme an und trat auf diplomatischem Wege sehr fest beim Sultan auf. Wie bei allen anderen deutschen Colonialunternehmungen, machte das Berliner Cabinet auch in der Sansibar-Angelegenheit von Anfang an England Mittheilung von seinen Absichten und Maßregeln. Sicher ist aber auch, daß England aus den früher angedeuteten Motiven das deutsche Vorgehen scheel angesehen und ihm, soweit es anging, Schwierigkeiten bereitet hat, indem englischerseits die Feindseligkeiten Said Bargasch's gegen die deutschen Unternehmungen durch Dr. Kirk genährt wurden. Mittlerweile erfolgte in England der Sturz des liberalen Ministeriums Gladstone, und der conservative Cabinetschef Lord Salisbury beeilte sich, das erkaltete Verhältniß zu Deutschland durch ein wärmeres zu ersetzen, indem er in der Sansibarfrage die erste Gelegenheit ergriff, seine deutschfreundliche Gesinnung durch die That zu beweisen. So konnte Europa alsbald durch die unvermuthete Nachricht überrascht werden, die beiden Regierungen befänden sich, was Sansibar angehe, im vollsten Einverständniß. Obwohl nun Generalconsul Rohlfs zurückberufen und durch einen im Orient erprobten Consulatsbeamten ersetzt ward, entschloß man sich doch in Berlin, dem arabischen Beherrscher des ostafrikanischen Sultanats eine handgreifliche Vorstellung von Deutschlands Macht beizubringen und ihn durch den Anblick eines deutschen Kriegsgeschwaders gefügigeren Sinnes zu machen. Said Bargasch, dem deutschfeindliche Rathgeber versichert hatten, daß die seit einiger Zeit an der ostafrikanischen Küste kreuzende Fregatte „Gneisenau" so ziemlich das einzige Kriegsschiff sei, welches das zur See mächtlose deutsche Reich ihm gegenüber verwenden könne, soll anfangs ernstlich gewillt gewesen sein, einen deutschen Einschüchterungsversuch mit Gewalt zurückzuweisen und habe bereits alle Anstalten getroffen, um seine gesammten Streitkräfte auf Kriegsfuß zu setzen. Als jedoch im August das deutsche Geschwader, welches zuerst aus 5 stattlichen Schiffen mit einigen 60 Geschützen bestand und nach einigen Tagen durch weitere zwei Schiffe verstärkt wurde, auf der Rhede von Sansibar erschien und nach einigem Warten auf eine entgegenkommende Erklärung des Sultans sich dessen Palaste gegenüber vor Anker legte, mußte Said Bargasch sich von der absoluten Nutzlosigkeit jedes Widerstandes überzeugen. Er ließ, ohne daß ihm ein eigentliches Ultimatum gestellt worden, dem Commodore Paschen mittheilen, daß er die Oberhoheit des deutschen Reiches sowohl über die ursprünglichen Erwerbungen der ostafrikanischen Gesellschaft (Usagara), wie über Witu, das Küstengebiet am Tana bedingungslos anerkenne. Zugleich eröffnete Commodore Paschen Verhandlungen wegen der Entschädigungsansprüche, die in Folge der verübten Feindseligkeiten zwischen beiden Parteien gegenseitig anhängig gemacht worden sind. Im Momente, als wir dieses schreiben, ist eine Erledigung dieses Punktes noch nicht zu unserer Kenntniß gelangt, doch hofft man, die Sache werde in orientalischer Weise durch „Geschenke" ausgeglichen und damit zugleich ein besseres Einvernehmen angebahnt werden. Dazu bedürfte es freilich vor allem der Abberufung des Dr. John Kirk, an welchem Said Bargasch seit vielen Jahren einen Berather zur Seite hatte, der auf Schritt und Tritt die Autorität Englands gegenüber jeder anderen Concurrenz eifersüchtig zu wahren trachtete. Vorerst wäre indeß die Angelegenheit durch das Nachgeben des Sultans erledigt. Zu beklagen ist der ganze Zwischenfall aber immerhin, einmal weil er unnöthiger Weise eine Gegenstellung zwischen beiden Theilen schuf, dann aber weil es kein sehr günstiger Anfang der ostafrikanischen Unternehmungen Deutschlands war, in Streit zu gerathen mit dem einzigen afrikanischen Potentaten, welcher den Willen und die Fähigkeit besitzt, den europäischen Handel zu fördern.

Neuere Nachrichten aus Sansibar vom 25. August d. J. bringen die bedeutsame Mittheilung, daß die Schwester des Sultans und deren Familie, die viele Jahre hindurch in Deutschland lebten, in Sansibar angekommen sei. Gegenadmiral Knorr, der Commandant des deutschen Geschwaders, hat in deren Namen Anspruch auf einiges confiscirtes persönliches Eigenthum erhoben und verlangt vom Sultan den Abschluß eines neuen Handelsvertrages, der vortheilhafter für Deutschland ist als der bestehende. Was die ostafrikanische Gesellschaft anbetrifft, so sucht sie die völlig freie Verbindung mit der Küste zu erreichen, worauf sie hinreichend „Luft und Licht" hätte, um sich ausschließlich auf die Colonisationsarbeit zu werfen. Ueber die Giltigkeit ihrer neuen Erwerbungen in Chutu und am Kilima-Ndschara hat indeß das Auswärtige Amt in Berlin bisher noch keine Entscheidung getroffen, und ebensowenig vermochte die Witu-Gesellschaft, d. h. Gebrüder Denhardt und Genossen, für das in Afrika erworbene, übrigens räumlich sehr eng begrenzte Gebiet einen kaiserlichen Schutzbrief zu erlangen. Die Reichsregierung mochte mit Recht das Nebeneinanderwirken verschiedener deutschen Interessentengruppen an der Ostküste Afrikas nicht begünstigen, was endlich die Tanagruppe bewog, sich mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu verständigen, um künftig Hand in Hand mit ihr zu gehen. Als passendste Grenzlinie zwischen den beiderseitigen Interessengebieten wurde die Wasserscheide zwischen den Schneebergen Kilima-Ndschara und Kenia bezeichnet und eine Linie, die, westwärts hiervon in gleicher Breite bleibend, bis zum Ukerewesee verläuft, nach Osten hin aber sich südwärts senkt und bei etwa 3° Br. die Küste erreicht, so daß also die nördlich hiervon gelegenen Länder, einschließlich der Formosabai, in das Wirkungsgebiet des demnächst zu einer größeren Gesellschaft zu erweiternden Tana-Comités fallen würden, während südwärts davon die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft nach Belieben sich ausdehnen könnte, „soweit nicht etwa begründete Rechte Dritter sich dem entgegenstellen."

Friedrich von Hellwald.

Digitized by Google

Das letzte Werk Emil Riebeck's.

Von H. Obst.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Selten ist wohl das Goethe'sche Wort so gewissenhaft, so ganz im Geiste seines Urhebers befolgt worden, als durch den jüngst, leider viel zu früh, verstorbenen Emil Riebeck. Auch der Reichthum hat Pflichten, doppelte Pflichten, wenn man ihn nicht selber erworben, sondern von seinen Vätern überkommen erhalten hat. Wie ganz anders würde es um unsere socialen Zustände stehen, wenn die Tausende und aber Tausende, die ohne gesäet zu haben ernten, die dem lieben Gott die Tage wegstehlen und im Wohlleben dahinbringen, das Ererbte vergeuden und verprassen, die Wahrheit jenes Goethe'schen Wortes erkennen und beherzigen wollten. Vollkommen recht hat Professor Beeslay in einer auf der Londoner „Industrial Remuneration Conference" gehaltenen Rede, wenn er den Reichthum des Capitalisten als ein ihm von der Gesellschaft anvertrautes Gut betrachtet, das er zum Nutzen der Gesellschaft zu verwalten habe. Nicht minder recht hat auch Professor Dr. Neurath in Wien, wenn er sagt: „Nach moralischem Recht ist jedes Eigenthum nur in dem Sinne ein absolutes, wie die Macht eines absoluten Monarchen, und nur nach bestem Wissen und Gewissen anzuwenden." Der Besitz ist erst dann ein wirklich sittlich reiner, ein geheiligter, wenn er sich seiner Pflichten bewußt ist und dieselben erfüllt. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last", so geht es auch mit dem Vermögen.

Wenn je Einer in dieser Beziehung sich seiner Pflichten, der Pflichten des Reichthums, bewußt gewesen ist, so ist es Emil Riebeck gewesen, der durch sein Wirken, durch sein Verwenden des väterlichen Erbes im Dienste der Wissenschaft sich im vollsten Maße das Recht auf dessen Besitz erworben hat, der weitgehenden Pläne, der fruchtbringenden Ideen nicht zu gedenken, deren Verwirklichung leider nur ein allzu früher Tod verhindert hat. Aber nicht nur mit seinen Millionen ist Riebeck zu Nutz und Frommen der Wissenschaft rastlos thätig gewesen, sich selber hat er in ihren Dienst gestellt und ist schließlich diesem Dienste zum Opfer gefallen, nachdem er noch kurz zuvor durch sein Prachtwerk: „Die Hügelstämme von Chittagong. Ergebnisse einer Reise im Jahre 1882 von Dr. Emil Riebeck." (Berlin. A. Asher & Co.) die Resultate seiner Forschungen und seines Sammeleifers zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt gemacht hat, während die von der Reise mitgebrachten reichen und seltenen Schätze zur Völkerkunde jenes entlegenen und noch wenig gekannten Gebietes in dem Königlichen Ethnographischen Museum in Berlin eine ihrer würdige Stelle und bleibende Stätte gefunden haben.

Tschittagong, welcher Schreibweise wir vor der von Riebeck angewandten, welcher sich der englischen bedient, den Vorzug geben, liegt am nördlichsten Theile des Meerbusens von Bengalen, wo es gemeinschaftlich mit dem südlich daranstoßenden Arakan den außerordentlich fruchtbaren nördlichen Theil des westlichen Küstensaumes von Hinterindien bildet. Die betreffende Region war bisher nur sehr wenig erforscht, um so verdienstlicher ist es von Riebeck, sich dieselbe als Specialfeld seiner Untersuchungen ausersehen zu haben, wozu ihm namentlich der, wenn es gilt, Licht in ein noch dunkles Gebiet der Völkerkunde zu bringen, unermüdliche Bastian Anregung und treffliche Winke gegeben hatte.

Im Anfang Februar des Jahres 1882 während seines Aufenthaltes in Calcutta entschloß sich Riebeck erst mit seinen Begleitern zu dem nicht ungefährlichen Unternehmen, denn Tschittagong gilt als der Hauptherd der Cholera, so daß es den Reisenden unmöglich war, einen passenden Dolmetscher für die Expedition zu finden. Trotzdem wurde am 13. Februar die Fahrt von Calcutta aus auf dem British-India-Dampfer „Comilla", die ziemlich stürmisch war, angetreten, und nach 36 Stunden an der Barre des Karnaphuliflusses gelandet, worauf es stromaufwärts ging, so daß die Reisenden am 20. Februar in Tschittagong anlangten.

Der Mangel eines Dolmetschers, der sich gleich anfangs sehr fühlbar machte, war aber nicht das einzige Mißgeschick, das die Reisenden traf. So zog sich die Abreise nach Rangamati fast eine Woche hin, ausgefüllt mit endlosen Plackereien und Hinhaltungen, woran, wie Riebeck bemerkt, einzig und allein die Machtlosigkeit der englischen Behörde die Schuld trug, die bei den Eingeborenen jeglichen Ansehens zu entbehren schien. Bei jeder Gelegenheit sahen sich die Reisenden übervortheilt, und dazu begegnete man ihnen stets mit Mißtrauen, beschwerten sich dieselben aber, so fiel der Entscheid der Behörde meist zu deren Ungunsten aus; es war jedoch, wie schon gesagt, weniger böser Wille, als Impotenz der Regierung daran Schuld, ein Zeichen, das ja für das englische Regiment jetzt aller Orten charakteristisch geworden ist und nicht mehr Wunder nehmen darf.

Erst am 26. Februar schlug die Stunde der Erlösung, indem mit eintretender Fluth die Fahrt nach Rangamati angetreten wurde, aber wiederum ohne den so unentbehrlichen Dolmetscher, da zu der Furcht vor Fieber und Cholera noch ein neues Schreckmittel hinzugetreten war: die Nachricht von dem Aufstande des unabhängigen Stammes der Lushai, die von Hunger getrieben bereits die englische Grenze überschritten haben sollten. Die Fahrt bot nichts besonders Bemerkenswerthes; anfangs war die Landschaft ganz flach, später traten die Ausläufer des Gebirges heran, an dessen Fuße Tschandraguna liegt; um vier Uhr Nachmittags wurde Rangamati erreicht, welches romantisch auf der Höhe zahlreicher Hügel zerstreut liegt, wo die Reisenden, von dem Bezirkscommissar Forbes empfangen, bei diesem freundliche Aufnahme fanden.

Außerordentlich günstig für die Expedition war ein Vorschlag des Bezirkscommissars Forbes, der darauf hinausging, daß die Reisenden sich einem Recognoscirungszuge englischer Soldaten entlang der Grenze von Damargiri bis Ruma anschließen sollten, worauf Dr. Riebeck mit Freuden einging, rechnete er doch darauf, daß die hungrigen Magen der Lushais ihm für Reis manches hergeben würden, was denselben sonst nicht feil gewesen wäre, worin er sich auch nicht getäuscht hatte.

Nachdem er nochmals nach Tschittagong zurückgekehrt war, um für den angeführten Zweck seine Reisvorräthe zu vermehren, wurde am 8. März bei einbrechender Dunkelheit in drei Booten die Reise von Rangamati nach Damargiri angetreten. Bereits am ersten Halteplatze, dem Tschakmädorfe Kasalong, hatte Riebeck Gelegenheit, von den Lushais, welche der Hunger aus ihren Gemarkungen, die wohl fünfundzwanzig Tagmärsche entfernt lagen, hierher auf englisches Gebiet getrieben hatte, eine große Anzahl interessanter und werthvoller ethnographischer Gegenstände für wenig Hände voll Reis einzutauschen. „Ich vermochte somit hier", schreibt er, „auf dem verhältnißmäßig großen Gebiete von neun in Sprache, Sitten und Gebräuchen abweichenden, im Aussterben begriffenen Völkerschaften eine ethnologische Sammlung zu erwerben, wie sie nicht einmal das sonst in dieser Beziehung tonangebende England besitzt, trotzdem sich eine Anzahl hervorragender Regierungsbeamten und Schriftsteller, wie Lewin, hier längere Zeit aufgehalten haben. Es war eben die besondere Gunst der Verhältnisse, die mir zu statten kam."

Von Kasalong ging es dann weiter flußaufwärts bis zu den Katarakten von Peskiserra, wo Halt gemacht wurde. Dieselben mußten auf langen und schwierigen Wegen umgangen werden, während das Gepäck durch Kulis über die Berge jenseits der Katarakte geschafft werden mußte. Erst am 10. März langte die Karawane in der Militärstation Barkhal an, deren landschaftliche Reize ganz entzückend sein sollen. Von Barkhal aus wurde dann mit Ueberwindung mehrerer Stromschnellen Utan-Tschattra erreicht, wo neue Katarakte den Fluß unfahrbar machten. Dieselben mußten wieder umgangen werden, worauf dann Damargiri erreicht wurde, von wo aus der Recognoscirungszug nach Ruma angetreten werden sollte. Hier waren aber weder für Reis noch für Geld die unentbehrlichen Kulis zu beschaffen, trotzdem die hungernden Bergstämme in Haufen herumlungerten; nicht einmal zur Aufbesserung der Wege, die

Digitized by Google

zu ihren Dörfern und zu den Militärstationen führen, waren sie zu bewegen, obwohl sie Reis gern geschenkt annahmen, aber keine Gegenleistung dafür thun wollten. „Nirgendwo", bemerkt Riebeck hierzu, „trat mir die Schwäche der englischen Regierung, gegenüber diesem Gesindel, greller vor Augen. Es scheint, als wenn hier von oben herab das Losungswort ausgegeben sei, den Status quo selbst unter gelegentlichen Selbstdemüthigungen um jeden Preis zu erhalten."

Der Reis hatte hier seine Tauschkraft völlig eingebüßt, da die nothdürftigen Lebensmittel hier den Bergstämmen von der Regierung unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Riebeck's Rettung war hier die Autorität eines jungen Officiers, die Sprachkenntnisse eines englischen Sergeanten sowie dessen Fähigkeit, mit den Leuten umzugehen, ganz besonders aber die Schnapsflasche; wären diese drei nicht gewesen, so wäre der Ausflug nach Damargiri erfolglos geblieben. Den Branntwein fabricirte Riebeck in eigener Person, indem er Spiritus mit Wasser verdünnte und mit gebranntem Zucker versetzte, dafür erhielt er einen großen Theil der Geräthe der dortigen Lushais, auch ließen dieselben Körpermessungen an sich vornehmen und sich photographiren.

Die in Damargiri übrigbleibende Zeit wurde zu Ausflügen nach der vier englische Meilen entfernten Militärstation Sirtay, sowie nach den Dörfern Tangola und Pakhoma benutzt, wo wiederum werthvolle ethnologische Gegenstände eingehandelt wurden, die zu den kostbarsten Stücken der Tschittagang-Sammlung des Dr. Riebeck gehören. Hierauf wurde wieder von Damargiri aus die Thalfahrt nach Rangamati zurück angetreten, die nichts weniger als angenehm verlief, namentlich war das Passiren der Stromschnellen von Utan-Tschattra bei Nacht kein ungefährliches Wagstück.

In Rangamati wieder angekommen, fanden die Reisenden aufs Neue gastliche Aufnahme in dem Bungalow des Herrn Parish. Die nächsten Tage wurden verschiedene Streifzüge nach umliegenden Dörfern der Magh und Tchakmâ unternommen, die eine gute Ausbeute lieferten. Nach einer Fahrt von Rangamati nach Verschaserra wurde dann nach Tschittagong zurückgekehrt, womit der erste Theil der Reise, die zwar an Annehmlichkeiten nicht überreich gewesen war, aber eine desto reichere Ausbeute an ethnologischen Gegenständen geliefert hatte, sein Ende erreichte.

Sofort wurden nun in Tschittagong die nöthigen Vorbereitungen zu einem zweiten Hauptausfluge getroffen, der den Fluß Sangu hinauf über Diwanhât, Bandraban und Ruma nach Meduserra und von dort nach Uebersteigung des hohen Gebirgszuges Kantratong in Dalakmey am Koladanflusse die Tschittagongreise zum Abschluß bringen sollte.

In der Nacht vom 4. auf den 5. April wurde zur neuen Expedition aufgebrochen, um den Sangu hinauf zu fahren, der während der Ebbe so wenig Wasser besaß, daß die Kähne über die zahlreichen Untiefen weggeschoben werden mußten. Der Fluß ist vom Karnaphuli im Charakter seiner Uferlandschaften vollständig verschieden. Ist der letztere allenthalben mit Urwald und Dschungeln bewachsen, so besitzen die Gelände des Sangu überall eine reiche Cultur von Reis, Tabak, Korn, Rothpfeffer, süßen Kartoffeln und Gemüsen jeglicher Art, besonders Gurken und Melonen. Die Fauna ist nicht weniger gut vertreten. Unzählige Vögel, große und kleine, verschiedenfarbige Tauben, drei Schnepfenarten, Kibitze und sonstige Mitglieder der gefiederten Welt verleihen dem Ganzen einen besonderen Reiz. Auf dem Flusse selbst herrschte lebhafter Verkehr; viele Bambusflöße mit dem „Suna" genannten Dschungelgras werden von Bengâlis stromabwärts gesteuert. Wie die Ufer von Vögeln, so wimmelt der Fluß von Fischen, welche den eingeborenen Uferbewohnern leckere Beikost zu ihrem Currie gewähren; diese bestehen aus Magh, Bengâlî, Mro, Mrung und Kumi.

Der Fluß wurde immer seichter und die Bambusflöße häufiger. Am Nachmittage wurde Bandraban erreicht, welches von den aus Arakan eingewanderten Stämmen der Magh bewohnt wird. Mit dem Sohn eines Häuptlings schloß Riebeck durch Austausch mehrerer Cigarren Freundschaft. Der alte Häuptling aber selbst wurde im Opiumrausche angetroffen. Mit stierem Gesichtsausdrucke versprach dieser Alles, was von ihm gefordert wurde, hielt aber nichts davon. Dagegen war aber Riebeck so glücklich, von dessen krankem Bruder für ihm zu gewährende Arzenei einige alte buddhistische Palmblatthandschriften in barmanischer Schrift und zwei sehr werthvolle Schilde zu erwerben.

In Bandraban wurde zwei Tage verweilt, dann ging's mit Booten von geringerem Tiefgange unter einem furchtbaren Gewitter weiter nach Ruma, von wo aus verschiedene Ausflüge unternommen wurden. Am Tage nach der Ankunft in Ruma erschienen drei Mro mit zwei Frauen, die sich erst dann dazu bequemten, an sich Messungen und photographische Aufnahmen vornehmen und Gipsabgüsse nehmen zu lassen, nachdem die Reisenden sich selbst dazu hergegeben hatten.

Todmüde von ihrer anstrengenden Wanderung, kehrten die Reisenden noch in derselben Nacht zu ihren Booten zurück; nachdem sie lange durch das Wasser des Baches, der von den tropischen Regengüssen sehr angeschwollen war, hatten waten müssen, fuhren sie dann aufs Neue thalaufwärts weiter zur Einmündung des Monguflusses in den Sangu und weiter zu dem Mrodorfe Rengyung, von wo nach Ueberstehung eines fnrchtbaren Gewitters, das Alle bis auf die Haut durchnäßt hatte, und nach vielen Anstrengungen nach Ruma zurückgekehrt wnrde.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte wurde in den kleinsten Einbäumen, die aufzutreiben waren, die Reise auf dem Sangu stromaufwärts fortgesetzt. Auf der Fahrt wurde Riebeck von einem heftigen Dschungelfieber befallen. Nichtsdestoweniger unternahm er es aber, von Meduserra, wo gelandet wurde, quer über eine dreifache Hügelkette nach Dalakmey am Koladanflusse in Arakan zu gehen. Der körperliche Zustand des Reisenden verschlimmerte sich aber zusehends, wobei es das Unglück gewollt hatte, daß der Medicinkasten durch einen sehr bedauerlichen Irrthum mit einem der nach Tschittagong zurückkehrenden Begleiter Riebeck's dahin mitgenommen worden war, so daß der Kranke ganz hilflos ohne das so unentbehrliche Chinin, seinem Zustande überlassen war. Zu den Kopf- und Magenbeschwerden gesellten sich Gelenkschmerzen, dann ließ aber das Fieber nach, nur um nach einer Unvorsichtigkeit desto heftiger zurückzukehren. Der Kranke war dadurch so entkräftet worden, daß er beim Aufstehen zusammenbrach und in einem tagelangen Fieberkrampf verfiel, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Zwei Kuli wurden nach Dalakmey geschickt, um Arznei von dort zu holen, unterdessen Riebeck im Urwalde hilflos und jedes Bewußtseins bar lag. Als endlich die Kulis mit der Arznei zurückkehrten, hatten sie noch acht Gefährten mitgebracht, um den Kranken über die steilen Gebirgswände auf abschüssigen Wegen hinüber zu transportiren. Man legte denselben in einen für ihn hergestellten Bambuskasten und trug ihn über den hohen Kantratong, alle zwei Minuten wegen der großen Schwierigkeiten absetzend. Nach langen Anstrengungen gelangten die Reisenden endlich an den Koladanfluß, auf welchem dann Dalakmey erreicht wurde, wo Riebeck im gastlichen Bungalow des Herrn Campbell freundliche Aufnahme fand und sich wieder erholen konnte. Doch die Folgen dieses bösartigen Fieberanfalles hat er nie wieder ganz überwinden können, noch lange nach Rückkehr in die Heimath sah man ihm dieselben an, seine Gesundheit war dadurch zerrüttet, der Körper gegen schädliche Einflüsse weniger widerstandsfähig geworden, infolge dessen die letze Krankheit, die ihn befallen, ein leichtes Spiel hatte, seinem Leben ein Ende zu machen, so daß man das Wort des Sophokles: *„σμικρὰ παλαιὰ σώματ' εὐνάζει δοπή"* wohl dahin ändern kann: „schon eine kleine Kraft legt schwache Körper schlafen".

Nachdem sich Riebeck wieder besser fühlte, ließ er durch seinen arakanischen Dolmetscher ethnologische Gegenstände in den umliegenden Dörfern der Kumi sammeln, sich selbst machte er aber, trotz seiner Schwäche, ans Messen und Photographiren von Eingeborenen; auch Gipsabdrücke wurden genommen.

Zu Ehren des Gastes, der dafür auch einen Ochsen und den nöthigen Schnaps spendete, führten die Kumi bei Mondschein unter Gesang und Flötenspiel mit Pauken- und Tamtamschlagen sowie mit Händeklatschen einen Nationaltanz auf. Dabei hatte sich aber Riebeck zu viel zugemuthet, so daß er einen Rückfall seines Fiebers bekam. Krank wurde er von einem Boote den Koladanfluß hinab nach Balakuar befördert und ging dann

Digitized by Google

mit zwei Bären, die er in Dalakmey für den zoologischen Garten in Berlin angekauft hatte, über Akyab nach Rangun, wo er noch vierzehn Tage mit dem Fieber zu kämpfen hatte. Damit endete zugleich die beschwerliche und mühevolle Reise zu den Gebirgsstämmen von Tschittagong.

Das Hauptergebniß dieser beiden Expeditionen bilden die reichen Sammlungen, welche Dr. Riebeck in die Heimath mit zurückgebracht hat und die gegenwärtig eine werthvolle Abtheilung des Königlichen Ethnographischen Museums in Berlin bilden. Zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt sind sie aber erst durch die vorliegende glänzende Publication geworden, in welcher der größte Theil ihnen gewidmet ist. Auf sechszehn meisterhaft, theils in Farben-, theils in Lichtdruck ausgeführten und mit erläuterndem Text versehenen Tafeln werden uns die Stoffe, Kleidungsstücke und Schmucksachen, die Waffen, Werkzeuge und Instrumente, die Gefäße, Geschirre und sonstigen Gegenstände zum häuslichen Gebrauch, endlich Musikinstrumente und zur Cultur gehörende Gegenstände der Hügelstämme von Tschittagong vorgeführt. Einzel- und Gruppenbilder zeigen uns Typen der verschiedenen Stämme der Eingeborenen. Der Ethnolog findet hier ein reiches Material, wie es anderwärts nicht wieder zu finden, und das gleich werthvoll für die beschreibende, wie für die vergleichende Völkerkunde ist. Der „Völkergedanke", dem nachzugehen der Endzweck aller ethnologischen Forschung ist, tritt uns auch hier in jedem Stück entgegen und läßt uns sowohl die verwandtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen, wie die Eigenart seiner Aeußerungen deutlich erkennen, was dem Menschengeschlecht gemeinsam und was hier local eigenthümlich ist.

Nicht so reich wie das ethnologische ist das anthropologische Material, welches uns Riebeck mitgebracht hat, immerhin ist es sehr anerkennenswerth und hat genügt, einiges Licht in die dunkelsten Verhältnisse der Naturgeschichte jener Völkerstämme zu bringen. Wenn man dabei bedenkt, welche Schwierigkeiten der Reisende gerade bei Beschaffung anthropologischen Materiales zu überwinden, welchen Vorurtheilen er zu begegnen hat, so wird man das Verdienst Riebeck's auch in dieser Beziehung zu würdigen wissen und nicht gering anschlagen. Niedergelegt ist dasselbe auf vier Tafeln des Werkes, sowie in zwei stattlichen Tabellen, welche die Messungen Riebeck's enthalten. Der photographischen Aufnahmen würden noch mehr geboten worden sein, wenn nicht in Folge der Unachtsamkeit des Trägers, der aus Neugier den Plattenkasten geöffnet hatte, ein großer Theil derselben durch den zerstörenden Einfluß des Lichtes vernichtet worden wäre. Nur der übrig gebliebene Rest der Aufnahmen hat theils durch Holzschnitt, theils durch Lichtdruck in dem Werke wiedergegeben werden können.

Die Bearbeitung des anthropologischen Materials rührt von Grünwedel und von Virchow her. Zunächst gibt der Erstere eine kurze Charakteristik der Hügelstämme, welche sowohl nach ihren äußeren Merkmalen, wie nach ihrer Abstammung in zwei Hauptclassen zerfallen, in die Khyoung-thâ „die Kinder des Flusses" oder die Stämme, welche an den Flußläufen sich ansiedeln und in die Toung-thâ „die Hügelkinder", deren Dörfer auf den Höhen liegen. Leider müssen wir uns versagen, auf die Charakterisirung der zahlreichen einzelnen Stämme, die uns hier vorgeführt werden, näher einzugehen, nur hervorheben wollen wir, wie Virchow bemerkt, daß keiner derselben, weder genetisch noch thatsächlich, eine homogene Volksmasse bildet, sondern daß durch stete Einwanderung sich überall viel fremde Elemente vorfinden.

Wenn auch die Ergebnisse der Expedition nicht allenthalben den Hoffnungen und erstrebten Zielen entsprochen haben, namentlich durch die schwere Erkrankung des Dr. Riebeck und durch die leidige Regenzeit beinträchtigt worden sind, indem das Unternehmen dadurch ein vorzeitiges Ende erreichte, so kann doch die Wissenschaft, ganz besonders aber die Völkerkunde, welcher der Löwenantheil zugefallen ist, mit den Erfolgen durchaus zufrieden sein; die von der Reise mitgebrachten Sammlungen sind einzig in ihrer Art und haben die uneingeschränkteste Anerkennung und Würdigung von Seiten der Fachmänner gefunden, und unbedingt können wir uns dem Ausspruche Virchow's anschließen, wenn er sagt: „Manche Arbeit wird noch gethan werden müssen, um zum Ziele zu gelangen. Je mehr man sich aber dem Ziele nähern wird, um so dankbarer wird man der Männer gedenken, welche die ersten wahren Bausteine zum Aufbau des Wissens herangebracht haben, und Herr Riebeck kann sicher sein, daß seine Arbeit nicht umsonst gethan ist."

Literatur und Kunst.

Philosophische Paradoxa.

Von Carl du Prel.

Von dem Fortschritt der Menschheit in der Zukunft kann man nicht groß genug denken. Nur soll man nicht glauben, daß derselbe immer die Richtung einer geraden Linie einhalten wird. Wäre das richtig, so müßten wir uns von den Ansichten unserer Vorfahren immer weiter entfernen und es müßte dem Radicalismus in jeder Hinsicht das Wort geredet werden. Da jedoch der Fortschritt immer in Spirallinien sich bewegt, ist er ohne es zu wissen reactionär: er bringt alte Anschauungen zu neuer Geltung, aber auf einer höheren Stufe.

Das Princip der Arbeitstheilung gilt auch historisch. Jedes Jahrhundert hat seine besondere Aufgabe und kommt ihr gerade vermöge der Einseitigkeit nach, womit es ihr obliegt. Unsere Zeit hat die naturwissenschaftliche Erkenntniß der Welt gerade darum so weit gefördert, weil wir den Blick verloren haben für die anderen Seiten der Dinge. Wir glauben, Religion und Philosophie seien durch die Naturwissenschaft abgelöst; es wird sich aber später herausstellen, daß nur eine historische Arbeitstheilung stattgefunden hat.

Wer die ungefähre Richtung erkennen will, nach welcher die Meinungen künftiger Generationen weisen werden, braucht nur aus den Parteimeinungen des Tages den Mittelweg zu construiren. Das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte gilt auch im geistigen Gebiete. Aus dem Entweder — Oder der jetzigen Anschauungen ergibt sich das Sowohl — Als auch der künftigen. Den Parteien gibt also die Geschichte niemals Recht, mögen sie nun auf Universitäten, in Facultäten gespalten, geistiger Arbeit obliegen, oder in Parlamenten sich gegenseitig falscher Richtung beschuldigen. Wenn unsere Professoren und Parlamentarier das einsähen, würden sie nicht nur bescheidener werden, sondern auch mehr Nutzen stiften. Sie würden ihr Gezänke einstellen, und statt daß jede Partei behauptet, die Wahrheit zu vertreten, würden sie gemeinsam dahin trachten, den Vereinigungspunkt zu suchen, der vorwärts vor allen Parteien liegt.

Ein Volk ist kräftig, wenn es von Heimathsliebe beseelt ist; es wird zu seinen höchsten Leistungen befähigt, wenn es zur Vaterlandsliebe gesteigert ist, aber es ist schon im Niedergang begriffen, wenn es bis zur Nationaleitelkeit fortgeschritten ist.

Wir sind immer sehr geneigt, von Erscheinungen, die wir uns nicht erklären können, zu behaupten, daß sie, weil den Naturgesetzen widersprechend, unmöglich seien. Mit der Zeit aber stellt sich immer heraus, daß solche Erscheinungen nur den uns bekannten Gesetzen widersprechen, aber einem vorher unbekannten Gesetze entsprechen, das jene aufhebt, wie die Anziehungskraft des Magneten das Gesetz der Schwere aufhebt.

Wenn man die Behauptung, daß irgend eine Erscheinung, die sich unserem Verständniß ganz und gar entzieht, unmöglich sei, in ihre Bestandtheile zerlegt, so ergeben sich deren zwei, welche in ihrer Vereinzelung zu behaupten Niemand die Kühnheit besitzt. Wer Unbegreifliches für unmöglich erklärt, behauptet damit, daß ihm alle Naturgesetze bekannt seien; er

Digitized by Google

behauptet ferner, daß ihm das Unbestrittene, Alltägliche auch verständlich sei. Wir verstehen aber nicht, warum der Stein zur Erde fällt; wir sind es nur gewohnt. Newton, der das Gesetz der Schwere entdeckte, gestand zu, nicht zu wissen, was die Schwere sei. Wer also die Grenze des Seins eben dort sucht, wo ihm die Gedanken ausgehen, verwechselt seinen subjectiven Horizont mit dem objectiven Horizont der Dinge.

Der Unglaube neuen Erscheinungen gegenüber ist meistens nur blinder Glaube an das alte System, worin für Neues kein Platz mehr ist. Es ist aber noch nicht ausgemacht, was in der Wissenschaft mehr Schaden gestiftet hat: der Köhlerglaube oder der Köhlerunglaube.

Gegen neue Erscheinungen verhalten wir uns in dem Maße ablehnend, als wir ihnen gegenüber intellectuell hülflos sind. Das wäre aber weit eher ein Grund, sie um so gründlicher zu untersuchen. Bei allen neuen Erscheinungen handelt es sich nicht im Mindesten darum, ob sie in unsere Systeme passen, sondern einzig und allein darum, ob sie wahr sind. Passen sie in unsere Systeme nicht, desto schlimmer für uns; wir müssen dann eben die Systeme umarbeiten. Denn darüber wird man wohl im Klaren sein, daß die Dinge sich nicht nach unserem Verstande zu richten brauchen, sondern dieser nach ihnen.

Wer seinen geistigen Genuß darin findet, Thatsachen zu entdecken, die sich seinem Verstande anbequemen, ist ein Gelehrter. Wer einen höheren Genuß darin findet, Thatsachen kennen zu lernen, denen sich sein Verstand anbequemen muß, ist ein Philosoph. Enthielte die Natur nur Thatsachen für Gelehrte, aber nicht für Philosophen, so wäre kein weiterer Fortschritt möglich. Aber glücklicher Weise wartet die Natur in ihren Erscheinungen nicht ab, bis die Gelehrten eine Meinung darüber haben; sie zwingt uns den Fortschritt ab durch ihre Ueberraschungen. Jeder Forscher sollte daher einsehen, daß das Neue, Unbegreifliche sein allerbester Freund ist. Es gibt aber Gelehrte, die das Unbegreifliche vornehm ablehnen, auch wenn es mit Fingern gezeigt werden kann; sie gleichen jenen Menschen, von welchen Goethe sagt, daß sie auf der Straße ihre besten Freunde umrennen.

Der Zweifel ist eben so oft nützlich als schädlich, löblich oder tadelnswerth. Es gibt ein gutes Mittel, sich klar darüber zu werden, von welcher Art unser Zweifel im einzelnen Falle ist. Wenn uns Zeugen von Gewicht die Thatsächlichkeit unbegreiflicher Erscheinungen verbürgen, an die wir durchaus nicht glauben können, so müssen wir uns fragen, ob wir den gleichen Zeugen glauben würden, wenn sie uns eine uns verständliche Erscheinung verbürgen würden, z. B. einen Meteoritenfall. Bejahen wir uns nun diese Frage, so haben wir uns damit selbst den Beweis geliefert, daß unser Zweifel nicht der Erkenntniß entspringt, sondern dem Willen, daß also unser Verstand durch den Willen verdunkelt ist. Wir sind aber nicht in der richtigen Geistesverfassung, wenn wir unsere Aufklärungsbedürftigkeit zwar erkennen, aber dabei immer wollen, daß diese Aufklärung unsere Vorurtheile schonen, d. h. nach einer bestimmten Seite ausfallen solle. Kant sagt, das sei „ungereimt".

Leverrier berechnete den Standort und die Masse eines Planeten, den noch kein Menschenauge gesehen hatte. Wie kam er dazu? Er beobachtete in der Bewegung des Uranus Unregelmäßigkeiten, die nach den Kepler'schen Gesetzen über Planetenbewegung nicht hätten sein sollen. Statt nun diese Unbegreiflichkeit zu ignoriren, machte er sie erst recht zu seinem Studium, und fand so mit dem Verstande, nicht mit den Augen, den Planeten Neptun, der diese Unregelmäßigkeiten hervorrief. Aus diesem Beispiele sollten wir lernen, daß gerade das Unbegreifliche vorzugsweise untersucht werden muß. Solche Erscheinungen, die nach unseren derzeitigen Kenntnissen nicht sein sollten, muß es aber geben, so lange der Fortschritt nicht vollendet ist; je unmöglicher sie uns erscheinen, desto geeigneter sind sie, uns in der Erkenntniß des Welträthsels wieder ein Stück vorwärts zu bringen. Gleichwohl finden gerade die Unbegreiflichkeiten der Natur immer den längsten und heftigsten Widerstand. Dies ist die Hauptursache für den schleppenden Gang des Fortschrittes von jeher gewesen. Die größten Entdeckungen wurden immer vorbereitet durch Anerkennung solcher Thatsachen, die den bestehenden Meinungen ganz zuwider liefen. Hätte Copernikus nicht die Bewegung der Erde und den relativen Stillstand der Sonne gelehrt — wovon die ganze Welt das Gegentheil glaubte — so wäre kein Kepler gekommen und kein Newton.

Die Einen leiden an Hallucinationen, die Anderen an Dem, was Platon Aorasie nennt; die Einen sehen, was nicht ist, die Anderen sehen nicht, was ist.

Wenn die Naturforschung in ihrer nicht ganz unberechtigten Selbstbefriedigung sich berufen fühlt, die übrigen Wissenschaften als überflüssige abzulösen, so wird sie zum Materialismus. Dieser verkennt das Princip der Arbeitstheilung. Er ist ein Theil und hält sich für das Ganze; er ist ein Wissenszweig und will eine Weltanschauung liefern. Wahr ist der Materialismus allerdings, aber nur so, wie es wahr ist, daß Goethe's Faust aus Tintenstrichen auf weißem Papier besteht, daß eine Sonate von Mozart aus Tonschwingungen zusammengesetzt ist, oder daß Thränen aus Salzwasser und phosphorsauren Alkalien zusammengesetzte Absonderungsproducte gewisser Drüsen sind. Das Alles ist richtig, erklärt aber nicht die Dichtkunst, nicht die Musik und nicht den Schmerz. Und ebenso ist auch die Welt noch mehr, als Kraft und Materie.

Die Materialisten vermeinen, durch den Nachweis der mechanischen Gesetze den Geist aus der Natur zu vertreiben. Aber wenn unsere Uhren mechanisch ablaufen, so ist das doch kein Beweis, daß keine Uhrmacher sind. Und wenn ein Stein im Fluge seine Curve nach den mechanischen Gesetzen des Falles beschreibt, so hindert das nicht, daß er mit der Absicht, ein bestimmtes Ziel zu treffen, aus einer Hand geschleudert wurde. Der Jahrhunderte lange Streit zwischen der mechanischen Weltanschauung und der teleologischen, welche ein Ziel der Entwickelung anerkennt, ist also ganz überflüssig; das Streitobject liegt gar nicht vor. Mechanismus und Teleologie stehen nicht im alternativen Verhältniß; denn ein Naturvorgang kann mechanisch sein, oder teleologisch, oder beides. Der Mechanismus ist also ein Specialfall der Teleologie, nicht sein Gegentheil.

Die Materialisten kennen nur den subjectiven Geist des Gehirns. Wenn aber ein gesetzmäßiger Parallelismus besteht zwischen Gehirnzuständen und der Qualität der Denkthätigkeit, so folgt daraus nicht nothwendig, daß der Geist sich aus dem Gehirn entwickelt; es könnte auch sein, daß er sich durch das Gehirn vermittelt, daß also das Gehirn nur die Bedingung ist, ohne welche sich der Geist irdisch nicht zeigt, aber nicht die Ursache, aus welcher er sich zeigt. Das Gehirn verhält sich zum Geist, wie das Instrument zum Spieler; wird jenes schlecht, so kann dieser allerdings keine Virtuosität mehr zeigen, aber doch noch besitzen. Nach der Logik der Materialisten könnte man aber aus dem Anlaufen der Brille auf eine Augenkrankheit schließen; man müßte sagen, Rafael, wenn ihm die Hand amputirt würde, wäre kein Maler mehr, Franz Liszt aber, weil im Besitze seiner Hände, sei ein Clavier. Der Geist ist nicht Function des Gehirns, sondern dieses, ja der ganze Körper, ist Organ des Geistes. Auf die Materialisten kann man also das Wort des Rousseau in der nouvelle Héloise anwenden: Sie leugnen, was ist, und erklären, was nicht ist.

Den Materialisten sollte man die Pistole auf die Brust setzen mit der Frage, ob sie die Moralgebote für verbindlich halten. Sie untersuchen immer nur die Frage, wie die Moral in der Culturgeschichte entstanden ist; das ist aber viel weniger interessant und nothwendig, als Aufklärung darüber, ob wir moralisch sein müssen. Diese Frage muß jeder ehrliche Materialist verneinen; denn wie sollte der Mensch moralisch

Digitized by Google

sein müssen, wenn er nur eine Mischung von chemischen Stoffen ist? Nur wenn es eine Metaphysik gibt, kann die Moral Pflicht sein. Gibt es aber in aller Welt nur Kraft und Stoff, nur eine Physik, dann kann ich höchstens dem Staatsanwalt verantwortlich sein.

In neuerer Zeit lieben es die Materialisten, sich zu einem „bloß theoretischen Materialismus" zu bekennen. Damit erklären sie es für möglich, daß man auch im Widerspruch mit seinen theoretischen Anschauungen sein Leben edel und moralisch gestalten kann. Das kann nun aber wohl der Einzelne, aber nicht ein ganzes Volk in fortlaufenden Generationen. Keine Macht der Welt kann es verhindern, daß der theoretische Materialismus mit der Zeit praktisches Lebensprincip wird. Unsere Generation zehrt noch von dem moralischen Capital, das wir von nichtmaterialistischen Vorfahren ererbt haben. In dem Maße, als dieses Capital aufgezehrt wird und unsere moralischen Anlagen durch den Verlust theoretischer Motive verkümmert werden, wird der Materialismus immer mehr praktisch werden; und wenn er so bei einem Volke in Fleisch und Blut überginge, wäre der gesellschaftliche Bestialismus seine Frucht. Wer erst sagen zu müssen glaubt, daß der Materialismus theoretisch bleiben sollte, gesteht damit selber zu, daß dieser in sich keinen Abhaltungsgrund hat, praktisch zu werden. Er muß sich also in dieser Richtung ausleben, mag man es wollen, oder nicht. Die Geschichte beweist es, daß noch immer und überall in den gesellschaftlichen Zuständen die Weltanschauung der Generationen sich realisirt hat, selbst wenn dabei dem menschlichen Egoismus noch so große Opfer abverlangt wurden. Davon wird der Materialismus um so weniger eine Ausnahme machen, als er den schlechten Instincten der Menschheit schmeichelt und den Egoismus theoretisch begründet, statt ihm einen Damm entgegen zu stellen.

Der Widerspruch der modernen Weltanschauung mit der Moral kommt nur zu Stande, wenn die Naturwissenschaft, die nur ein Zweig des Wissens ist, die Alleinherrschaft anstrebt und dadurch zum Materialismus wird, welcher das Welträthsel lösen zu können behauptet. Gibt sie diesen Anspruch auf, gesteht sie zu, daß sie nur die Außenseite der Dinge erforscht, deren Inneres aufzustellen Sache der Philosophie, Religion und Aesthetik ist, daß sie also nicht die einzig berechtigte Facultät ist und unsere Weltanschauung noch durch andere Factoren bestimmt werden muß, so ist auch wieder Platz gemacht für die Moral, und jener Widerspruch verschwindet.

Der Streit der Facultäten wird kein ewiger sein:

Wenn einmal die Theologen sich herbeilassen werden, einen Gott zu lehren, der die Naturgesetze in Gang hält, statt sie zu stören, dann werden sie auch von der Versöhnung mit der Naturwissenschaft nicht mehr weit entfernt sein.

Wenn die Naturforscher einsehen werden, daß die Naturgesetze, weit entfernt, eine letzte Erklärung zu sein, selbst ein Problem sind, daß der „Stoff", von dem sie reden, gar nicht existirt und die „Kraft" nur als Wille Sinn und Bedeutung hat, dann werden sie ihrerseits den Theologen näher rücken.

Wenn die Aerzte einmal ihre falsche Prämisse aufgeben werden, daß der Mensch nur eine Mischung von Chemikalien und weiter nichts sei, dann werden sie auch nicht mehr glauben, daß man durch Erweckung chemischer Processe in einem Organismus, d. h. durch Medicamente, Krankheiten heilen kann; wenn sie aus ihrer bereits vorhandenen Einsicht, daß nur die Natur heilt, und der Arzt nur ihr Hülfsarbeiter ist, die logische Folgerung ziehen, dann werden sie auch einsehen, daß es statt der vielen medicinischen Systeme, die wir haben, nur Ein wahres geben kann: das System, die Naturheilkraft zu stärken. Die Anerkennung dieser Heilkraft drängt aber zu einer anderen Definition des Menschen, als zur bloß chemischen, und zwar zu einer solchen, die mit der philosophischen und religiösen Definition in größerer Uebereinstimmung steht.

Wenn einmal die Juristen mehr die moralische Seite ihres Berufes erkennen werden, statt nur die wissenschaftliche; wenn sie auf den Ehrgeiz verzichten werden, durch rhetorische Künste und juridische Kniffe den gerechten Gang einer Sache aufzuhalten oder zu verhindern; wenn sie weniger darauf bedacht sein werden, als Juristen zu siegen, statt als Moralisten dem Rechte zur Geltung zu verhelfen: dann werden sie auch nicht mehr glauben, eine von den übrigen isolirte Facultät zu sein. So lange aber die intellectuelle Seite der Juristerei überwiegt, wird sie auch mehr als Plage, denn als Wohlthat angesehen werden, und mancher Processirende wird es bedauern, nicht unter einem Häuptling von klarem Verstande und entschiedenem Gerechtigkeitsgefühle zu stehen, der Streitsachen seiner Untergebenen auf mündlichem Wege schlichtet.

Wenn die Philosophen einmal so schreiben werden, daß das Volk erkennt und tief empfindet, es seien die Probleme der Philosophie die allerwichtigsten für den Menschen, werden sie auch Wurzeln fassen im Volke, von dem sie heute noch isolirt sind; sie werden dann als gleichberechtigte Facultät mit den übrigen anerkannt sein, und man wird sie nicht mehr als sonderbare Grübler anstaunen, sondern als Wohlthäter der Menschheit schätzen. Denn gerade das Volk, wenn es nicht durch den Fortschritt in einseitige Bildungsrichtungen gedrängt ist, bringt der Philosophie große Empfänglichkeit entgegen und hat ein ausgesprochenes metaphysisches Bedürfniß. Ohne das wäre es nicht möglich gewesen, daß die Völker immer und überall als die Träger religiöser Systeme sich zeigen. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß die Philosophieprofessoren sich darauf verlegen sollten, religiöse Systeme zu schmieden; denn damit bringt man es höchstens zu einem Altkatholicismus.

Der Philosoph ist von Natur aus zur Eitelkeit viel weniger geneigt, als der bloße Gelehrte; denn wäre er selbst ein Genie, so könnte er doch nur momentan, beim Vergleiche seiner Fähigkeiten mit denen Anderer, sich überheben. Legt er aber diese Fähigkeiten als Maßstab an das von ihm zu lösende Welträthsel, so wird ihn das schnell zur Besinnung bringen und zur höchsten Bescheidenheit stimmen, Die Größe seiner Aufgabe verkleinert ihn in seinem Selbstbewußtsein. Nie kann auch nur ein Karrenschieber sich so unwissend fühlen, als ein Philosoph.

Es ist sehr gut, daß die Philosophie financiell zu den schlechtesten Geschäften gehört. Wäre sie einmal so einträglich, als die Börse, dann würde es auch in der Reihe der Philosophen nicht mehr reinlich aussehen. Die einzigen Philosophen, die etwas „verdient" haben, waren — die Sophisten.

Geniale Gedanken sind die größten Despoten. Eine sogenannte Republik der Geister gibt es nur dort, wo Keiner etwas lernen will.

Der wissenschaftliche Streit der Meinungen könnte sich nicht so endlos fortschleppen, wenn er bloß durch die Schwierigkeit der Probleme unterhalten wäre. Aus der Geschichte der Wissenschaften wie im persönlichen Leben ersieht man, daß den Worten als solchen noch kein Werth als Verständigungsmittel zukommt. Wie die Sprache das Verständigungsmittel überhaupt ist, so ist die logische Sprache das wissenschaftliche Verständigungsmittel. Und wie man sich einem Tauben überhaupt nicht verständlich machen kann, so einem unlogischen Menschen nicht in wissenschaftlichen Dingen. Wo man aber diese Schwierigkeit vorliegen sieht, da soll man auch sofort den Streit abbrechen; denn alle weitere Mühe ist so vergeblich, wie wenn man in einer Taubstummenanstalt auf der Flöte vortragen wollte.

Digitized by Google

Wenn der Darwinismus uns beweist, daß die Steigerung der Sinne und des Bewußtseins den Geschöpfen immer neue Seiten des Weltalls aufgedeckt hat, daß also im biologischen Proceß das Unsinnliche sinnlich wird, dann ist es ja gerade der Darwinismus, der uns zur Mystik führt. Daß wir also jenem huldigen und diese ablehnen, könnte nicht sein, wenn nicht in den Köpfen der Menschen oft das Widersprechendste friedlich beisammen wohnte.

Wir sind sehr civilisirt mit unseren Eisenbahnen, Telegraphen, Conditoreien und Theatern; aber von einer das Volk gleichmäßig durchtränkenden Cultur fehlt uns noch sehr viel. Wer nur intellectuell fortschreitet, ohne moralisch gleichen Schritt zu halten, der wird eben seine Intelligenz schließlich nur im Dienste seines Egoismus anwenden. Daher zeigt sich in unseren Tagen neben den merkwürdigsten Erfindungen ein rapides Anwachsen der Vergehen und Verbrechen; und zwar wird das Verbrechen immer raffinirter, und der Prügel des Kain hat sich bis zur Dynamitpatrone entwickelt.

Mehr als irgend ein Jahrhundert muß das Zeitalter Darwin's anerkennen, daß die Natur aristokratisch ist. Mehr als je wird aber in unseren socialen Zuständen der Aristokratismus negirt. Dies ist der größte Widerspruch unserer Zeit. Wenn der Kampf nur gegen die historischen Formen der Aristokratie geführt würde, so hätte das wenig zu bedeuten; denn ohne Mißbrauch der Gewalt geht es bei menschlichen Einrichtungen niemals ab, unberechtigte Uebergriffe werden daher immer vorhanden sein und bekämpft werden müssen. Unsere Zeit bekämpft aber den Begriff der Aristokratie als solchen, und wenn diese Richtung sich ausleben würde, wäre es gleichbedeutend mit dem Untergang der Cultur. Was von den Rassen der Pferde und Tauben ꝛc. gilt, daß sie nur nach aristokratischen Principien veredelt werden können, das gilt wohl noch mehr vom Menschengeschlechte. Aristokratie sichert den gelindesten Mißbrauch der Herrschaft. Je mehr Theilnehmer an der Herrschaft, desto wahrscheinlicher und größer der Mißbrauch. Herrschaft Aller, das ist Anarchie, und diese hat noch jedes Mal so sicher zum Bestialismus geführt, daß die Menschheit niemals diesen Zustand auch nur Monate lang ertrug, ohne in ihrem reactionären Bedürfniß wieder bis zum Absolutismus zurückgeworfen zu werden. Es bleibt uns somit nur die Hoffnung, daß jenes Volk, in welchem die sociale Gleichheit zur vollständigsten Ausbildung gelangen wird, den übrigen Völkern das warnende Beispiel zeigen wird, und daß wir so den Uebergang finden werden zu der einzigen Aristokratie, auf die sich das Wohl der Gesellschaft dauernd gründen läßt: die Aristokratie der Geister und der Charaktere.

Wer einem Volke nur zu sagen weiß, wie herrlich weit dasselbe es schon gebracht hat, der erzieht es zur Nationaleitelkeit und erweist ihm den verderblichsten Dienst. Darum: Nichts für ungut!

Zwei Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer.

Der Schweizer Dichter hat schon vor Jahren in seinem Roman-Debüt „Jürg Jenatsch" sein Meisterwerk gegeben. Eine Steigerung seines reichen Talents läßt sich in seinen späteren Novellen nicht beobachten, trat er doch als ein Gereifter, geradezu als fertiger Meister in die literarische Arena. Auch seine zwei jüngsten Veröffentlichungen: „Das Leiden eines Knaben" und „Die Hochzeit des Mönchs"*) zeigen keine größere Kunst, keine neue Seite; sie sind aber beide so typisch für seine Art und auch für seine Manier, daß sie zur Charakterisirung dieses genialen Novellisten, des ganzen Dichters vollständig hinreichen.

Der Held der ersten Novelle, der Knabe, ist der unbegabte Sohn des Marschalls Boufflers, welcher bei den Jesuiten erzogen und von ihnen gepeinigt wird, weil sein Vater einst eine Schurkerei des Ordens entlarvt hat. Wegen eines Schülerstreichs, dessen unwissentliches Werkzeug der kleine Julian ist — er zeichnet an die Wandtafel eine Biene mit der Unterschrift: bête-à-miel, was der langnasige Pater Amiel mit Recht auf sich bezieht — wird er von dem rachedurstigen Rector des Collegiums so unmenschlich durchgeprügelt, daß auch seine Seele Schaden nimmt. Von seinem Vater kurz darauf zur Tafel gezogen, muß der unglückliche Knabe ein Tischgespräch über Disciplinarstrafen anhören, das seine Geliebte mit dem altklugen Axiom schließt: „Körperliche Gewaltthat erträgt kein Unterthan des stolzesten der Könige; ein so Gebrandmarkter lebt nicht länger." Ein hitziges Fieber rafft den Knaben dahin. —

Verwickelter ist die Handlung der zweiten Novelle. Sie geht am Hofe Ezzelin's zu Padua vor. Der Mönch Astorre ist Zeuge, wie sein Bruder, da dieser just seine Braut Diana aus dem Kloster holt, sammt den drei Knaben seines ersten Bettes in der Brenta untergeht. Der alte und sieche Vater, dem der Mönch und die gerettete Braut die Jammerbotschaft überbringen, flucht und wettert sich in den Tod; doch gelingt es ihm noch, gestützt auf ein Breve des Papstes, wonach für den Fall, daß sein Stamm bis auf den letzten Sohn, den Mönch, erlöschen sollte, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, Astorre dem Kloster zu entreißen und weltlich zu machen. Das heilige Sacrament, das dem sterbenden Vater die letzte Wegzehrung bringt, macht auch den Schwur des ungern gehorchenden Sohnes und seine Verlobung mit seines Bruders Wittwe gültig, und das gestorbene Antlitz des Alten trägt den deutlichen Ausdruck triumphirender List. Nur um die Seele des Vaters nicht umkommen zu lassen, aus Gründen der Pietät also, keineswegs aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, bricht Astorre das mehr sich selbst als der Kirche gegebene Gelübde und wirft seine Kutte ab, die ihn nicht drückte. Aber beim Ankauf des Brautrings will das Verhängniß, daß der Reif dem entmönchten Mönch aus der Hand fällt, davon rollt und am Finger der hübschen Antiope wiedergefunden und von Astorre großmüthig dort belassen wird. Die wahnsinnige Mutter des Mädchens schließt daraus und aus dem Umstande, daß man sie und ihre Tochter zur Vermählung lädt, auf Astorre's Entschluß, ihr Schwiegersohn zu werden. Wie groß ist daher ihr Erstaunen, als dieser am Hochzeitstage nicht mit ihrer Tochter, sondern mit Diana den Ring wechselt! Sie erhebt sich zu wilder Schmähung; es entsteht ein allgemeiner Streit, und die beleidigte Braut schlägt Antiope ins Antlitz. Germano, der Bruder Diana's, will deren Jähzorn wieder gutmachen, indem er selbst Antiope um Verzeihung und um ihre Hand bittet. Er nimmt Astorre als seinen Freiwerber mit, wird jedoch von Antiope abgewiesen, denn sie liebt den Mönch wieder. Die beiden Liebenden vermählen sich auf der Stelle mit Hülfe eines bestochenen Franciscaners. Der Frevel wird sofort ruchbar. Die Vermählten werden verhaftet und gefangen vor Ezzelin's Richterstuhl geführt. Der Tyrann ist gnädig gesinnt. Diana's Vater läßt sich die Schmach seiner Tochter von Astorre, der ihm seine ganze Habe opfert, bezahlen, und auch Germano muß auf Ezzelin's Befehl seine Herausforderung zurücknehmen. Die Hochzeit des Mönchs wird mit Masken gefeiert. Allein Diana, als Diana verkleidet, stößt Antiope, die ihr Astorre's Ring entreißen will, einen ihrer Pfeile ins Genick, worauf der Entkuttete ihren Bruder ersticht und von diesem selbst tödtlich getroffen wird. —

Der Verfasser betont sein relata refero. Er hat „Das Leiden eines Knaben" dem Leibarzte Fagon in den Mund gelegt, der die Geschichte in Gegenwart Ludwig's XIV. und der Maintenon erzählt: „Die Hochzeit des Mönchs" wird vor dem üppigen Veroneser Hofstaate Cangrande's della Scala berichtet. In dieser Erzählungsform, die schon in früheren Novellen Meyer's angewendet wird, verräth sich eine gewisse Manier, vor welcher der Verfasser sich zu hüten hat. Freilich ist in beiden Fällen die Umrahmung nicht weniger kunstvoll, als das Gemälde, der Erzähler, sein Vortrag und seine Umgebung nicht minder fesselnd, als seine Erzählung. Indem Fagon den Sonnenkönig mit seiner Geschichte unterhält, verfolgt er zugleich einen höheren Zweck: er bittet sich nach dem

*) Leipzig, H. Haessel.

Digitized by Google

Muster Lafontaine's drei Freiheiten aus, und diese sind keck genug, um den Feind der Protestanten aufs Empfindlichste zu treffen. Noch beziehungsreicher und dramatischer entwickelt sich die Geschichte des Erzählerkreises in der italienischen Novelle. Kein Geringerer als Dante trägt die Novelle vor. Es ist ein geistreiches, fast allzu geistreiches Spiel, daß er dabei die meisten Gestalten seines Märchens aus seiner Umgebung nimmt und ihnen nach dieser die Namen gibt. Das schwarzhaarige Haupt Ezzelin's, das wir schon aus dem „Inferno" kennen, entlehnt der Erzähler dem gastfreundlichen Scaliger, der diesen Kreis präsidirt; die edle Diana ist nach der Fürstin porträtirt, und die bewegliche Nebenbuhlerin Antiope borgt ihre Züge von der Freundin des Fürsten, womit Dante die Zweiweiberei Cangrande's strafen will, die vielleicht nur das Spiel eines Abends ist. Auch der Hofnarr, der elsäßische Ceremonienmeister, der deutsche Kriegsmann Germano, der klug blickende Jüngling Ascanio und der vornehme junge Cleriker sind aus dem Kreis am Herdfeuer in die Erzählung versetzt. Und Rahmen und Bild verwirren sich oft ein Bischen, und es amüsirt den unsterblichen Erzähler, daß er die Zuhörer manchmal „heftig auf der Schaukel seines Märchens sich wiegen" sieht. Vollendet ist die Kunst, wie der Verfasser den großen Florentiner gestaltet. Nur mit einem Strich wird sein Auftreten in der sinnlichen und muthwilligen Gesellschaft gezeichnet: ein ernster gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer anderen Welt zu sein schienen. Es ist ein hübscher Einfall, Dante nach seinem Schatten zu porträtiren: der Narr, welcher in dem Florentiner seinen Nebenbuhler um die nicht eben wählerische Gunst des Herren sieht, macht die Gesellschaft spottend auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches sich abschattende Profil des Dichters aufmerksam. „Das Schattenbild Dante's glich einem Riesenweibe mit langgebogener Nase und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen." Sonst wird kaum noch ein anderer Zug beschrieben, als daß etwa ein malendes Beiwort wie „ernst", „schwermüthig" sich beimischt, aber aus seiner Rede entwickelt sich der Erzähler plastisch vor uns, und wir sehen ihn etwa so, wie er den Virgil schildert: „vor dem Tode sich neigend, der schon zur Erde ihn beugt, allein er machte die Augen stets zu Pforten des Himmels" . . .

E lui vedea chinarsi per la morte
Che l'aggravava già, inver la terra,
Ma degli occhi facea sempre al ciel porte.

Meyer übertreibt allerdings den Ernst und die Strenge dieses Dichterprofils. Sein Dante beobachtet, dichtet, leidet, haßt, aber liebt nicht. Diese Weltscheu stimmt nicht ganz. Alleghieri war kein vergrämter Hypochonder, sondern ein vielliebendes echtes Poetengemüth. Boccaccio spricht von seinem zügellosen Hang zur Ueppigkeit; er selbst bekennt stolz und zornig die Verirrungen seines Fleisches. Hier spricht er nie von seiner Gattin Gemma Donati, nicht einmal von Beatrice Portinari, und auf der Etschbrücke betrachtet er lieber die Wellen, als ein schönes Mädchen. Allein wir wissen, daß Dante noch mit fünfzig Jahren den Reizen der Gentucca von Lucca erlag und nur im Studium den Talisman gegen den Stachel der Sinne fand. Um so besser charakterisirt Meyer den Scholastiker und Gelehrten „in seines Lebenslaufes Mitte", den grollenden Verbannten der Republik Florenz, den Vorläufer Luther's, welcher trotzdem ein treuer Sohn der kämpfenden Kirche, den Aristokrat und Reactionär, welcher die Weltmonarchie des heiligen römischen Reiches wiederherstellen will, den von der Großartigkeit des göttlichen Kosmos durchdrungenen Denker, den strengen Sänger der Göttlichen Komödie. Ergreifend ist zumal das Zwischenspiel, wo Cangrande den Erzähler zur Rede stellt und tadelt, weil er selbst in seiner harmlosen Geschichte nicht unterlassen konnte, dem Hasse wider seine Vaterstadt Ausdruck zu geben!

Viele junge und scharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieser verhüllte sich schweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß niemand. Als er es wieder erhob, war seine Stirne vergrämter, sein Mund bitterer, seine Nase länger. Dante lauschte. Der Wind pfiff um die Ecken der Burg und stieß einen schlecht verwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte seine ersten Schauer gesendet. Man sah die Flocken stäuben und wirbeln, von der Flamme des Herdes beleuchtet. Der Dichter betrachtete den Schneesturm, und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Nöthe. Er bebte vor Frost. Und seine feinfühligen Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Winter beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne, und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimatloser. — Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, nahe dem Feuer. „Er gebührt dir", sagte er, und Dante widersprach nicht.

Wüßten wir es nicht, daß Conrad Ferdinand Meyer von Hause aus französische Bildung genoß, daß er die französische Sprache und Literatur vor der deutschen studirte und sich erst später langsam und mühevoll wieder in den Geist seiner Muttersprache einleben mußte, an der antithetischen Form seines Denkens und Dichtens, welche specifisch romanisch ist und der mehr absichtslosen deutschen Art widerspricht, könnten wir es unschwer erkennen. Die Kenner seiner Balladen haben gewiß bemerkt, daß die Poesie des Gegensatzes dort die schönsten Wirkungen erzielt. Auch in seinen Erzählungen waltet die Antithese vor. Ein Pfarrer, der auf der Kanzel einen Schuß abfeuert, ein heirathender Mönch, der gequälte Sohn eines Marschalls von Frankreich, schon diese Stoffwahl markirt die Gegensätze des Lebens. Besonders in der Hochzeit des Mönchs bewegt sich die ganze Handlung in Widerspielen. Der geschichtenerzählende Verfasser der Göttlichen Komödie ist ein wirksamer Contrast, und nicht anders verhält es sich mit den Peripetien seiner Geschichte: der festliche Brautzug, der in den Wogen der Brenta versinkt; der im Tode noch den Sohn überlistende Vater; der Mädchenhals neben dem väterlichen Nacken auf dem Henkerblock; die vermeintliche tolle Brautmutter; die Werbung des liebenden Mönchs für Germano; die erzwungene Vermählung; die Begegnung von Hochzeits- und Leichenzug; die Tragödie auf dem Maskenball und die Parodie des Straßenpöbels . . . Selbst die schärfsten, schreiendsten Contraste werden nicht verschmäht. So tritt die närrische Olympia wie eine Kupplerin Zucht und Scham vor dem Kinde, das sie geboren, unter die Füße, indem sie in zügelloser Rede ihre Tochter der schützenden Hüllen beraubt und frech ihre Reize schildert. Aber Meyer zeigt sich überall als ein feinfühlender und im Grunde kerndeutscher Poet, welcher stets der Antithesenjagd zu entgehen und der Effecthascherei zu widerstehen und gerade die feinsten und ergreifendsten Wirkungen aus dem Gegensatz abzuleiten versteht. Man lese nur den hochpoetischen Schluß im „Leiden eines Knaben".

Der Vater setzte sich neben seinen Knaben, der jetzt unter dem Druck entsetzlicher Träume lag. „Ich will ihm wenigstens", murmelte der Marschall, „das Sterben erleichtern, was an mir liegt." — „Julian!" sprach er in seiner bestimmten Art. Das Kind erkannte ihn. — „Julian, Du mußt mir schon das Opfer bringen, Deine Studien zu unterbrechen. Wir gehen miteinander zum Heere ab. Der König hat an der Grenze Verluste erlitten, und auch der Jüngste muß jetzt seine Pflicht thun." Diese Rede verdoppelte die Reiselust eines Sterbenden . . . Einkauf von Rossen . . . Aufbruch . . . Ankunft im Lager . . . Eintritt in die Schlachtlinie . . . Das Auge leuchtete, aber die Brust begann zu röcheln. Die Agonie! flüsterte ich dem Marschall zu. — „Dort die englische Fahne! Nimm sie!" befahl der Vater. Der sterbende Knabe griff in die Luft. „Vive le roi!" schrie er und sank zurück, wie von einer Kugel durchbohrt. — — Armes Kind! — — Warum arm, da er hingegangen ist als ein Held?

Die Antithese spitzt, wie wir hier sehen, auch den Stil epigrammatisch zu. Die Sätze sind kurz. Nirgends ein Semicolon. Manchmal wird diese Gedrungenheit sogar dunkel und incorrect. „Sie erfuhren die weggeschleuderte Kutte des Mönchs so ziemlich mit allen Umständen ohne die vereinigten Hände Dianas und Astorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden war." Im Uebrigen ist die Sprache glatt und rein. Gottfried Keller's Schweizer Erdgeruch vermissen wir hier. Nur selten stoßen wir auf einen alemanischen Anklang, z. B. wenn Meyer von den „minderen" Glocken spricht oder statt:

Digitized by Google

Elend machen den Ausdruck: „beelenden" braucht. Gallicismen sind selten. „Gefolgt von" (suivi de) ist ja durch Goethe entschuldigt. Die Bilder sind frappant und immer originell. „Sie trug den breiten Nacken um einen schweren Gedanken tiefer . . ." „Seine Worte stürzten durcheinander, wie Krieger zu den Waffen . . ." „Der Mönch tritt nach verschleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe, und der Cantus firmus vertönt in einen gellenden Gassenhauer." Ueberall die Antithese! Freilich fehlt dem Dichter die behagliche Fabulirlust. Er zielt vor Allem auf das Farbige, das Charakteristische, Philosophische; die Handlung ist ihm Nebensache.

Es ergeht ihm nicht immer so, wie er von seinem erzählenden Dante meldet: „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte". Im Gegentheil bewegt sich seine Handlung im Zickzack, in gewaltsamen Sprüngen. Am geradesten geht noch Fagon's Erzählung auf ihr Ziel los. Dante erlaubt sich mehrfache Abschweifungen. Es ließe sich darüber streiten, ob das lange Gespräch über Kaiser und Papst den Rahmen der Novelle nicht sprengt; jedenfalls wird diese Abschweifung fein damit motivirt, daß der entkuttete Mönch hier zum erstenmal den Argwohn oder den Verrath der Welt gleichsam mit Händen greift. Ueber manchen Bildern schwebt eine balladenhafte Stimmung. Ein Beispiel: die junge Antiope sitzt am Fenster, dessen „in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen voller Abendglorie war, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust zu Nacken umfing. Ihre zerzauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die schmachtenden Lippen schlürften den Himmel". Die beiden um sie werbenden Männer stehen im Dämmerlichte vor dem zarten Haupte auf dem blassen Goldgrunde. Germano holt sich einen Korb und geht. Der Mönch, der für ihn geworben, verharrt in seiner flehenden Stellung. „Dann ergriff er Antiope's zitternde Hand und löste sie von ihrem Antlitz. Welcher Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden". Dazu der prächtige Humor, womit z. B. im „Leiden" die zwei Moutons, nämlich der Maler und sein Pudel, oder in der „Hochzeit" der joviale Ascanio oder der Hofnarr individualisirt sind. Die Scene, da der von Liebe berauschte Mönch von dem cyperweintrunkenen Narren geäfft wird und jedes Wort des Liebenden im gemeinen Spotte des Narren ausklingt, hätte ein Shakespeare nicht besser gemacht. Seine Figuren sind oft complicirt und schwer zu begreifen, aber es sind wirkliche, lebensprühende Menschen, an die wir glauben müssen. Hier schafft Meyer Unvergängliches, weitaus das Beste, was unsere Literatur seit Jahrzehnten hervorgebracht, und mit Dante, den er so fesselnd geschildert hat und schildern läßt, können wir dem Züricher Dichter zurufen: O Meister, mein Gesicht belebt sich so in Deinem Lichte, daß klar ich schaue, was mir Dein Gespräch beweist oder schildert . . ."

Maestro, il mio veder s'avviva
Si nel tuo lume, ch' io discerno chiaro
Quanto la tua ragion porti o descriva.

Theophil Zolling.

Feuilleton.

Ein Herz und eine Seele.

Von Wilhelm Berger.

Wie ein paar Kinder sahen sie aus, als sie vor dem Prediger standen, um ihren Ehebund einsegnen zu lassen. Die Hochzeitsgäste betrachteten sie mit Mitleid und hörten verwundert der Traurede zu, in welcher die große Aufgabe erörtert wurde, die in der Ehe beiden Gatten gesetzt sei. Du lieber Himmel! Wie konnte der Mann im Talar nur das Herz dazu haben, diese harmlosen Kleinen mit Dingen bange zu machen, von denen sie nichts verstanden!

Sie waren miteinander aufgewachsen. Er, Paul Ortlieb, war der einzige Sohn eines reichen Papierfabrikanten, sie ein früh verwaistes Bäschen, das sein Vater zu sich genommen hatte. Daß sie sich einmal heirathen würden, darüber waren sie schon im Alter von zehn Jahren einverstanden. Nur einmal seitdem hatte Hedwig ihr Jawort zurückgenommen, und das war geschehen, als Paul in einem jener Anfälle von Zerstörungslust, wie sie auch den bestgearteten Knaben zuweilen heimsuchen, ihre Lieblingspuppe am ganzen Leibe geschwärzt hatte. Aber am nächsten Tage verzieh sie dem Reuigen wieder, der tief in seine Sparbüchse gegriffen, um die Anschaffung einer neuen Puppe mit natürlichen gelben Haaren und blauseidenen Stiefeletten zu ermöglichen. Und von der Versöhnungsscene an, die sich bei der Ueberreichung dieses fürstlichen Geschenkes abspielte, bis zum Tage der Hochzeit war ihr Einvernehmen niemals wieder getrübt worden.

Als die Hochzeitsgesellschaft bei Tisch saß, wurde es schon nach der Suppe für die Anwesenden schwierig, den Gedanken festzuhalten, daß die beiden jungen Leutchen, die in der Mitte der Tafel, hinter einem lächerlich colossalen Brautbouquet versteckt, miteinander flüsterten, die Hauptpersonen bei der Festivität waren. Und ihnen selbst ging es ebenso. Im Grunde schämten sie sich etwas, so heimlich glücklich sie auch sein mochten. Um sie herum saßen die älteren Anverwandten, und Papa Ortlieb führte das große Wort. Der rüstige, joviale Mann fühlte sich als der Veranstalter dieser Lustbarkeit, in jedem Sinne. Er war es gewesen, der schließlich, der Liebelei unter seinen Augen überdrüssig werdend, das Machtwort gesprochen hatte: „Die Kinder sollen heirathen. Wachsen können sie in der Ehe mit einander. Und im Hause ist Raum genug für eine junge Wirthschaft neben der alten." — Mutter Ortlieb war nicht ganz einverstanden. Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, so hätte ihr Sohn Paul einige Jahre in das Ausland gehen müssen; inzwischen wurde Hedwig selbstständiger, und später konnte man dann sehen, ob die Liebe zwischen den Beiden vorgehalten hatte und also von der richtigen Art war. Aber Mutter Ortlieb hatte längst darauf verzichtet, ihren Willen gegenüber demjenigen ihres Mannes geltend zu machen. Denn Herr Ortlieb senior war einer jener wohlmeinenden Autokraten, die da glauben, über alles, was den von ihnen irgendwie Abhängigen dienlich und ersprießlich sei, am allerbesten Bescheid zu wissen. Und daß sein Sohn etwas Weiteres von der Welt kennen lerne, als den Gang des Geschäftes innerhalb der Papierfabrik, hielt er für vollständig überflüssig. Was ferner Hedwig betraf, so war er der Ansicht, daß ein Frauenzimmer überhaupt nicht selbstständig zu werden brauche und die Tauglichkeit zu ihrem Beruf als Gattin und Mutter erst dann erwerbe, wenn sie unter dem Zwange der Pflicht stehe. So hatte denn Frau Ortlieb den Anordnungen ihres Mannes keinen Widerstand geleistet, vielmehr nach einigen heimlichen Seufzern ein Vergnügen darin gefunden, den künftigen Haushalt allen jenen Anforderungen gemäß auszustatten, welche die anspruchsvolle jüngere Generation stellte. Und in den letzten vierzehn Tagen war sie mit den Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier so eifrig beschäftigt gewesen, daß sie, endlich glücklich bei Tische sitzend, es als eine Wohlthat empfand, einmal ausruhen zu dürfen.

Zwischen dem vierten und fünften Gange wurde die Gesellschaft nochmals (und zum letzten Male) daran erinnert, weshalb sie eigentlich zusammen geladen worden war. Das junge Paar nämlich brach auf. Mutter Ortlieb hatte zwar der Köchin den Befehl gegeben, die Speisen so rasch nacheinander auf die Tafel zu schicken, daß die Kinder noch etwas von dem Dessert mitgenießen könnten; aber Mutter Ortlieb hatte die Länge der Reden nicht gekannt, welche verschiedene der Herren im Kopfe mit sich führten und deshalb der Köchin Unmögliches zugemuthet. Am schmerzlichsten war es für die junge Frau, daß sie von Tisch aufstehen mußte, ohne Eis bekommen zu haben. Auf dieses Eis hatte sie sich so gefreut! Natürlich sah sie gar nicht glücklich aus, als sie, am Arme Paul's davoneilend, den Nahesitzenden zunickte. Eine Tante, Schwester von Mutter Ortlieb, bemerkte: „Wie wird das Kind sich freuen, wenn es erst das schwere Kleid los ist! Es saß darin, wie ein Zwerg im Panzer." Und die Damen rings umher pflichteten ihr bei und erörterten dann untereinander

Digitized by Google

Stoff und Schnitt der eigenen Brautkleider und die wunderbaren Schicksale derselben im späteren Leben.

Vater Ortlieb war seinem Sohne in die Kammer gefolgt, worin derselbe Toilette für die Reise machte. „Du nimmst also erste Classe, Paul", sagte er. „Der Schaffner bekommt eine Mark, damit er Euch allein läßt. Billet und Gepäckschein verwahrst Du in der Geldtasche. In den Hotels tritt Wirth und Kellnern gegenüber höflich, aber entschieden, auf. Laßt Euch nichts abgehen; aber macht Euch nicht auffällig durch Bestellung ungewöhnlicher Speisen oder Getränke. Bezahle keine Rechnung, ehe Du sie genau durchgesehen hast. Mußt Du ein Trinkgeld geben, so miß es der Leistung entsprechend ab. Laß Dich nie verleiten, ein Uebriges zu thun, weil Dir vielleicht ein Portier oder ein anderer Angestellter in Livrée imponirt. Welche Gesichter diese Leute hinter Dir her machen, kann Dir gleichgültig sein, falls Du sicher bist, daß Du sie nicht wieder brauchen wirst. Macht keine kostspieligen Einkäufe unterwegs. Ihr werdet vieles sehen, was Euch neu ist und Euch gefällt. Frauen wollen immer alles gleich kaufen. Sei fest, Paul. Anschaffungen, auf Reisen gemacht, sind hernach zu Hause meist eine Quelle des Aergers. Schließt Euch nicht an fremde Personen an, sie seien denn Militärs, hohe Beamte oder Geistliche. Glaubt nicht, alles sehen zu müssen, was Euch als sehenswerth empfohlen wird. Wenn Ihr alte Gebäude oder alte Bilder häßlich findet, so sagt es Niemandem. Und schreibt uns häufig, aber immer nur, wo Ihr Euch befindet und ob Ihr wohl seid. Dagegen mache Dir kurze Notizen über Gesehenes und Erlebtes, damit Du uns an der Hand derselben später eine ausführliche Erzählung liefern kannst. Und nun reise mit Gott!"

Der würdige Polonius-Ortlieb ging festen Schrittes zu seinen Gästen zurück, und mit dem Bewußtsein, das Menschenmögliche gethan zu haben, um seinen Sohn bei dessen erstem Ausfluge vor Schaden und Enttäuschung zu bewahren. Das junge Paar aber zog ängstlich seines Weges. Erst als der Zug in Bewegung war und sie sich wirklich allein im Coupé befanden, athmeten sie wieder auf. Nur summten dem armen Paul noch die letzten Verhaltungsregeln seines Vaters in den Ohren. „Wenn wir doch erst wieder zu Hause wären!" seufzte er. Muthiger erwies sich seine kleine Frau. Als ihr Paul versprochen hatte, sie solle morgen in Berlin eine große Portion Eis haben, sah sie der nächsten Zukunft ohne Bangen entgegen. Sie nahm den Reisehut vom Kopfe und gab ihn an Paul, damit er ihn in das Netz lege; dann lehnte sie sich zurück und legte das blonde Köpfchen in die Ecke. „Du, Paul!" sagte sie ernsthaft. „Möchtest Du die Hochzeit noch einmal wieder durchmachen? — Ich nicht." — „Ich auch nicht, wenigstens nicht in meinen neuen Stiefeln. Ich wollte, der Pastor hätte sie angehabt, dann würde er nicht so lange geredet haben." — „Pfui, wie gottlos!" rügte Hedwig. Aber sie lachte, und wenn sie lachte, bekam ihr sonst unbedeutendes Gesichtchen einen liebreizenden Ausdruck. Paul blickte sie entzückt an. „Nein, daß Du jetzt meine Frau bist!" rief er verwundert aus; es war ihm eben wieder eingefallen. Nun beugte er sich über sie und wollte sie küssen. Auch hielt sie geduldig still; nur warnte sie: „Nimm meine Frisur in Acht, Paul! Wenn sie einmal verdorben ist, kann ich sie nicht wieder herstellen. Du weißt ja, Mama frisirt mich sonst immer." — Paul machte große Augen; aber er setzte sich bescheiden nieder und behielt nur ihre winzigen Hände in den seinigen. Sie erinnerten sich gegenseitig an gemeinsame Erlebnisse aus ihrer Kinderzeit und lachten miteinander über die kleinen Sorgen, die sie zusammen getragen hatten. Bald indessen wurde Paul wieder zärtlich. Da dachte Hedwig plötzlich an ihre Kofferschlüssel und fühlte darnach in der Kleidertasche. „Sie sind verloren!" rief sie aus. „Und Mama hat mich so viel gewarnt!" — „Was ist verloren?" — „Meine Schlüssel. Was fangen wir nur an?" — Und Beide suchten mit wachsender Unruhe, bis die Vermißten sich endlich in Paul's Westentasche fanden.

Immer weiter rollten die jugendlichen Vermählten von der Heimath hinweg, die sie noch nie verlassen hatten. Sie fanden jedoch sehr bald aus, daß sie sich in der Fremde nicht zu fürchten brauchten. Ueberall kamen ihnen die Leute mit einer lächelnden Aufmerksamkeit entgegen. Schon der erste Berliner Droschkenkutscher konnte sich nicht entschließen, auf seinen Bock zu klettern, bis er sich überzeugt hatte, daß neben dem „kleinen Madamken" das Fenster ordentlich schloß. Und im Hotel wurde das Paar sofort von dem ganzen Personal unter specielle Aufsicht genommen. Kaum daß sie zu fragen brauchten: jegliche Belehrung, deren sie bedurften, strömte von allen Seiten auf sie ein. Nahmen sie mit einer größeren Anzahl von Personen ein Schloß, eine Galerie in Augenschein, so richtete der führende Beamte, meist ein älterer, würdig aussehender Herr, immer das Wort an sie, und die Genossen ließen sie überall vortreten. Es war wie ein stillschweigendes Einverständniß Aller, daß die Kinder von ihrer Hochzeitsreise Genuß und Nutzen haben sollten. Und die Kinder ließen sich die allgemeine freundliche Theilnahme ohne Arg gefallen und fanden den Aufenthalt in der Fremde über alles Erwarten angenehm. Am liebsten gingen sie, Arm in Arm, von einem Ladenfenster zum andern. Was sie vornehmlich interessirte, waren nicht Gegenstände zum Putz und Schmuck, nicht Luxussachen und Producte des Kunstgewerbes, vielmehr praktische Dinge für den Haushalt. Es war ihnen unendlich schwer, daß sie draußen stehen bleiben mußten und nicht drinnen in den Läden nach Herzenslust ausfuchen durften. Aber des Vaters ausdrückliches Verbot war bei Paul haften geblieben. „Paul, bleibe fest!" hatte Vater Ortlieb gesagt. Und Paul blieb fest; zwei, drei Tage lang. Endlich stellte ihm Hedwig vor: „Müssen wir denn zu Hause gleich Alles vorzeigen, was sich in unseren Koffern unterwegs eingefangen hat? Können wir es nicht für uns hüten? Allmählich mag ein Stück nach dem andern hervorkommen; Niemand wird Arg daraus haben." — Dies leuchtete Paul ein; seine kleine Hausschlange hatte mit arger List gesprochen, und er erlag der Versuchung. Fortan kehrten die Beiden stets bepackt in ihr Hotel zurück, und es dauerte nicht lange, da mußte sich neben Paul auch noch Hedwig auf den Deckel des Koffers setzen, damit er geschlossen werden konnte. Es waren lauter Kleinigkeiten von geringem Werth, die sie als Contrebande ansammelten: ein Eierkocher, eine Patent-Kaffeemühle, ein Pfefferstreuer, ein Gewürzkasten und dergleichen; aber Alles so unwiderstehlich hübsch und originell!

Zuweilen blieben sie Abends zu Hause, um die tagsüber gemachten Einkäufe herauszusparen, und ließen sich auf ihrem Zimmer Thee serviren. Dann bauten sie sämmtliche gekauften Gegenstände auf und freuten sich darüber, als wenn es eine Weihnachtsbescheerung wäre. Ehe aber der Kellner zum Abräumen heraufgeklingelt wurde, steckten sie die schönen Sachen wieder weg und setzten sich steif nebeneinander, Hedwig mit einem breiten Striche von einem Meter Länge, zum Besatz eines künftigen Unterrocks bestimmt, wovon indessen auf der ganzen Hochzeitsreise nur eine halbe Zacke fertig wurde.

Mittlerweile studirten Herr und Frau Ortlieb **senior** Morgens beim Kaffee die von den Kindern einlaufenden Briefchen. „Schreibt häufig, aber immer nur, wo Ihr Euch befindet, und ob Ihr wohl seid." So hatte Vater Ortlieb's Befehl gelautet. Und sehr gehorsam waren die Kinder, — zu gehorsam, meinte die Mama. Jetzt hatten sie Berlin verlassen und befanden sich in Dresden; einige Tage später, und eine Karte war aus der sächsischen Schweiz datirt. Paul schrieb: „Es geht uns vortrefflich"; Hedwig: „Wir amüsiren uns königlich." Weiter war mit aller Mühe von dem gelben Rücken des Cartonstücks nichts abzulesen. Herr Ortlieb indessen war zufrieden, und so mußte es Frau Ortlieb auch wohl sein. Lange dauerte es ja nicht mehr, bis die Reisenden wieder zu Hause eintrafen und nach den gemachten Aufzeichnungen ihre Erlebnisse haarklein berichteten. O diese Aufzeichnungen, diese unglücklichen täglichen Notizen, die Vater Ortlieb vorgeschrieben hatte! — Schon hatten Paul und Hedwig auf der Heimreise Dresden passirt, und der Schnellzug beförderte sie auf dem directesten Wege, ohne Aufenthalt, nach der Stadt, in der die Ortlieb'sche Papierfabrik florirte, als Paul plötzlich an diese Notizen dachte. Eine einzige hatte er in sein Taschenbuch geschrieben: „Ankunft in Berlin ein Uhr Morgens." Wie war es nur gekommen, daß zur Fortsetzung niemals Zeit übrig blieb? Paul fragte Hedwig; aber Hedwig

Digitized by Google

wußte es auch nicht. Nun mußten sie die Köpfe zusammenstecken und versuchen, sich über jeden langen Tag von vierzehn Tagen Rechenschaft zu geben. Es war fürwahr eine mühsame Arbeit! Und als sie auf der letzten Station damit fertig waren und ihr Werk nochmals überschauten, erschraken sie, als sie fanden, wie kahl und dürftig sich einige Tage ausnahmen. Das ging nicht an; wie würde Vater Ortlieb ihren Mangel an Unternehmungslust, ihre unverantwortliche Bequemlichkeitsliebe tadeln! Und flugs holte Hedwig den bereits auf die Seite gebrachten Bädeker hervor und dictirte daraus ihrem Manne zur Ausfüllung jener öden Stellen Sehenswürdigkeiten und gepriesene Aussichtspunkte, bis Paul's Gewissen schlug und er besorgt einwandte, daß er darüber ja nichts auszusagen wisse. Hedwig lachte; das Reisen hatte sie merkwürdig gewitzigt. „Heute lassen wir uns auf gründliches Erzählen nicht mehr ein", instruirte sie ihren Mann, „und morgen früh lesen wir aufmerksam die Beschreibung zusammen." —

Mutter Ortlieb war enttäuscht, als sie die Kinder wiedersah. Entweder schwebten sie ihr größer von Gestalt vor, oder sie hatte erwartet, dieselben würden in den vierzehn Reisetagen einen plötzlichen Schuß gethan haben: kurz, sie bekam einen gelinden Schrecken, als sie so wenig Fleisch und Bein an dem jungen Ehepaare fand und weder ihr Paul männlicher, noch ihre Schwiegertochter selbstbewußter geworden war. Indessen tröstete sie sich damit, dies werde im Laufe der Zeit schon kommen, und nahm sich vor, der Zweigansiedelung von Ortlieb junior ihre sämmtlichen Lebenserfahrungen zu gute kommen zu lassen. Dabei hatte sie nun freilich die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn Ortlieb senior decretirte: „Die jungen Leute müssen möglichst allein gelassen werden. Wenn Du ihnen beständig in die Töpfe guckst, Jettchen, so bleiben sie im Zustande der Unmündigkeit." — Wieder einmal war Ortlieb senior nach der Meinung seiner Ehehälfte hart und lieblos; aber sie mußte sich fügen, dem Scheine nach wenigstens, indem sie ihre officiellen Besuche, von Hausthür zu Hausthür gemacht, auf einen an jedem Tage einschränkte. Ortlieb konnte dieselben von der Fabrik aus controliren, was er auch möglichst that; die Hintertreppenbesuche jedoch, die ganz unlimitirt waren, sah er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Sie weiß etwas". Schwank in 4 Acten von Rudolf Kneisel. — „Sein Steckenpferd". Schwank in 4 Acten von Leon Treptow. — „Mädchen-Illusionen". Lustspiel in 4 Acten von Carl Görlitz.

„Zur Feier des 25jährigen Dichter-Jubiläums Rudolf Kneisel's ...." so stand es über der Ankündigung des obengenannten neuen Schwankes des unermüdlichen Lustspiel-Dichters auf den Zetteln des Wallnertheaters am 12. September d. J. zu lesen. Sollte das soviel heißen, daß am 12. September 1860 Rudolf Kneisel plötzlich anhub zu dichten? Oder erschien an jenem Tage etwa zum ersten Male ein Werk von ihm auf den Brettern? Etwas dunkel ist sicherlich der Sinn eines „Dichterjubiläums," aber gleichviel, soviel bleibt deutlich, daß nun schon ein Vierteljahrhundert lang ein Kreis von lachenden Gesichtern um die heitere Muse dieses Mannes sich schaart. Der neue Schwank verräth in seinem übermüthigen, lustigen Tone übrigens durchaus nichts von diesem ehrwürdigen Dichter-Alter seines Autors, ist im Gegentheile von einer so natürlichen Frische und Munterkeit, daß wir nur an der Geschicklichkeit in der Ausführung des Einzelnen den routinirten Bühnendichter zu erkennen vermögen.

Besonders der erste Act ist von hinreißender Lebendigkeit. Frau Räthin Möller, eine sehr erfahrene Dame in ehelichen Streitsachen, entwickelt ihren Nichten, von denen die eine, eine junge Frau, soeben das erste häusliche Gefecht sieglos geliefert hat, ihre famose Theorie, die Männer zu bezwingen. Alle Männer haben fortwährend ein böses Gewissen, sie sind die eigentlichen Träger der Erbsünde; von diesem Grundsatze geht sie aus. Sie werden deshalb, fährt sie fort, durch nichts mehr eingeschüchtert und gefügig gemacht, als durch das Gefühl, daß ihre Schandthaten entdeckt seien. Schon die geheimnißvolle Andeutung: „Du! Ich weiß etwas" ist für das Weib eine unwiderstehliche Waffe in dem permanenten Kampfe gegen die Tücke des Mannes.

Die verschiedenen Kunstgriffe bei der Handhabung dieser Waffe werden nun von der alten, kampfgewöhnten Dame mit überaus gutem Humor entwickelt, und da der Eingang des Stückes uns in eine harmlose Verirrung ihres Mannes lustig eingeweiht hat, ist in der That hierdurch eine Exposition von großer Wirkung geschaffen.

Leider verliert Kneisel in den folgenden Acten diesen so erfolgreich angeknüpften Faden und nimmt ihn nur ganz am Schlusse des Stückes wieder auf. Aber auch die heiteren kleinen Intriguen und Späße, mit welchen er den Zwischentheil ausfüllt, entbehren nicht einer unsere Lachmuskeln stets in Thätigkeit haltenden Spannkraft und machen, daß wir uns während einer Stunde wirklich gut unterhalten, ohne daß wir freilich nachher in der Lage wären, über die Unmasse von Schnurren und Anecdoten, die wir gehört, Rechenschaft zu geben. Die Jovialität in der Zeichnung der einzelnen Figuren macht überhaupt den Eindruck der Kneisel'schen Stücke zu einem behaglichen, und da er mit dieser in dem neuen Schwanke eine weise Beschränkung in den von ihm sonst (z. B. im „Papageno") beliebten derben Knalleffecten verbindet, werden wir nirgends durch allzu groteske Einfälle in diesem lächelnden Behagen gestört. Freilich müssen wir es immerhin noch mit in Kauf nehmen, daß ein wirksamer Actschluß durch einen echten Laubfrosch, der aus einer vorwitzig geöffneten Schachtel in die Mitte eines neugierigen Damenkreises springt, erzielt wird oder daß am Schlusse eines anderen Actes alle jungen Damen des Stückes in Ohnmacht fallen, aber das sind auch die einzigen stärkeren Zumuthungen, die an unsere Lachlust und unsere Nerven gestellt werden. Im Uebrigen verläuft das Ganze in der bescheidenen Harmlosigkeit, welche noch eine der anerkennenswerthen Eigenschaften des kleinbürgerlichen Tones in den Kneisel'schen Schwänken bildet.

Das Wallnertheater führte in der Besetzung dieses Jubiläumsschwankes eine ganze Schaar von Debütanten vor; jedoch scheint es in keinem derselben eine werthvolle Errungenschaft gemacht zu haben. Die an Stelle von Fräulein Odilon getretene jugendliche Liebhaberin, Fräulein Kramm, wird erst noch viel lernen müssen, ehe sie sich der Beliebtheit ihrer Vorgängerin erfreuen darf. Die alten Kräfte der Bühne bewährten sich dagegen aufs Neue als treffliche Darsteller dieser Gattung dramatischer Figuren.

Lediglich um zu registriren, wollen wir hier noch eines Stückes erwähnen, das im Belle-Alliance-Theater seit Mitte des vorigen Monats sich auf der Bühne erhielt. Es ist der Schwank „Sein Steckenpferd" von Leon Treptow, der die alte Idee, daß ein ungebildeter Parvenü in dem Bestreben, berühmte Persönlichkeiten in sein Haus zu ziehen und mit ihnen zu prahlen, sich in komische häusliche Conflicte stürzt, nicht ohne Geschick, jedoch ohne eigentlich durchschlagenden Humor behandelt. Die Figur eines schmarotzenden Schriftstellers ist in ihm mit satirischen Strichen gezeichnet. — Ein anderes Stück, das Lustspiel: „Mädchen-Illusionen" von Carl Görlitz, erlebte auf derselben Bühne einen durch die Darsteller nur mühsam verschleierten Mißerfolg. Es ist deshalb als abschreckendes Beispiel erwähnenswerth, weil in ihm zum ersten Male der barbarische Versuch unternommen wird, auf ein körperliches Leiden die Komik einer Figur zu begründen. Ein Morphiumsüchtiger wird in seinen abwechselnden Stimmungen — bald im Rausch, bald in der Entnüchterung — vorgeführt und bietet ein gräßliches Beispiel für einen auch in die Dramatik eingeführten, verzerrten Naturalismus dar.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Zweite Preisherabsetzung.
H. R. Mecklenburg in Berlin C. 2, Klosterstrasse 38, bietet gut gehalten an:

Meyer's gr. Conv.-Lex., 51 Hfzbd. (1200 M.) 150 M. — Meyer's Convers.-Lex. 3. A. 16 Hfzbde. (160 M.) 55 M. Spamer's Convers.-Lex., 8 Bände (150 M.) 40 M. — Brockhaus kl. Convers.-Lex., 3. A. Hfz. (15 M.) 8 M. — Schiller's sämmtl. W., N. illustr. A. (27 M.) 9 M. — Napoléon, hist. d. J. César, 2 Bde., m. 2 Atln., 1. Subcr.-A. 8 M. — Löbe's Encycl. d. ges. Landw., 6 Hlblwbde. 4 M. — Hervey, illustr. of mod. sculpt., Fol. Hfz. 9 M. — Murr-Kilian, Abbildgn. d. Alterth. a. Hercul. u. Pompeji, 8 Prbde., Fol. 22 M. — Deutschlds. Kunstsch. m. Text v. Görling, Woltmann, Abth. 219 (27 M.) 9 M. — Shakespeare W., hersg. v. Dingelstedt u. A., 10 Lwdbde. (27 M.) 9 M. — Bibl. d. Unthltg. u. d. W. 1881/82 je 13 Lwdbde. (à 9,75 M.) 4 M. — Rotteck, allg. Geschichte 8. ill. A. 7 Hfzbde. (26 M.) 9 M. — Panor. d. Wiss. u. d. Bildg. E. Samml. v. 12 Leitf. z. Selbstunterr. 1885. (25 M.) 9 M. — Peschel, Völkerkde. 1885 (12 M.) 7 M. — Stanley, W. ich Livingst. fand 1885 (20 M.) 10 M. — Höfler, J. Huss u. Abzug dtsch. Stud. a. Prag (5 M.) 2.50 M. — Mag. f. Lit. d. Ausl. verg. Jahrg. à 4 M. — Gartenlaube, versch. Jahrgänge à 2,75 M. — Land und Meer, 84 I. (6,50 M.) 3 M. — D. neu eröfnete Münzcabinet, dar. viele nirgds. mitgeth. Gold- u. Silbermzn. in Kupfer abg., sind beschr. v. J. Joachim, I. 125 Abb. 1761. Pb. 3 M. — Leitzmann, Wegw. a. d. Geb. ostschr. Münzkunde. 1869 (9 M.) 3,50 M. — Lochner's Samlg. merkw. Medaillen. I/II J. 1737/8 b. 5 M. — Noback, getr. Abb. d. vorn. Gold-, Platina- u. Silbermzn. all. Ldr. 119 Tafeln. 2,25 M. — Sammlung 14 selt. Schrift. u. Erlasse betr. Belagerung v. Danzig 1734. Hfz. 5 M.

Tadellos **neue, meist Prachtbände:** Wessely, Kunstübde. Frauen, Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. deutsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 15 M. auch einz. ohne Bandzahl je 5 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 7 M. — Polko A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlexikon der gesammten Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. — Hogarth, Zeichnungen 93 Stahlstiche m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A. Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. 1884. (16 M.) 9 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr., n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M., in eleganter Mappe 12 M. — Tizian Vercelli's W. n. e. Ausw. d. bedeutendst. W. v. L. d. Vinci, G. Reni, u. P. Veronese in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., Paris o. J. (20 M.) 12 M. — Schaermann, Erwrbng. d. Kr. Grossbrit. d. Königr. Hannover 1878 (2,40 M.) 1,30 M. — Ars moriendi, Photogr. Facsim. d. Univ. (60 M.) 16 M. — v. Scherzer, Weltindustrieen 1880 Lwbd. (9 M.) 4 M. — Weber's Demokrit. Ausw. Lwbd. 4 M. — Lehmann, Handbuch dtsch. Lit. 1884 Lwbd. (6 M.) 3 M. — Andree, Geogr. d. Welthandels m. gesch. Erltrg. 1877 Lwbd. (11 M.) 4 M. — Quentel, Ornamente u. Stickmuster N. d. Ausg. v. 1527. Lpz. 1880 (20 M.) 10 M. — Kat. d. Kunstsamml. v. E. Felix. M. Abb. von 36 Tafeln. 1885. (75 M.) 25 M. — Köhler, Entw. d. Tracht. m. 550 Abb. 1877 (16 M.) 7 M. — D. ges. Naturwissensch. v. Dippel, Mädler u. A. 3 Lwbde. mit 1321 Holzschn. 1877 (51 M.) 19 M. — Merling, elektr. Beleucht. 1882. (16 M.) 4 M. — Bässler, griech. Heldensaal 2 Bände. 1879. (8 M.) 5 M. — Doré, Reise wider Willen. 1885. Lwbd. 4,50 M. — Wolff, Tannhäuser 1885, 2 Lwbde. (10 M.) 7,50 M. — Buch der Erfindgn., neueste A. Lf. 1/43 (21 M.) 8 M. — Körner, Leyer und Schwert, Pr.-Ausg. (15 M.) 8 M. — Denkmäler der Kunst bearbeitet von Dr. W. Lübke und Dr. C. v. Lützow. IV. Aufl., neu, statt 30 M. für 20 M.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule,** zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule,** zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Das Erscheinen der neuen Auflage von
Emil Weller's
Lexicon Pseudonymorum
oder Verzeichniss aller Autoren,
die sich falscher Namen bedienten,
ist nun zufolge der zahlreich eingelaufenen Subscriptionen gesichert. Dieses bedeutungsvolle Werk, welchem aus allen Kreisen die grössten Sympathien entgegen gebracht wurden, wird ca. 30 bis 40 Bogen gr. Lex.-Octav umfassen; der Subscriptionspreis beträgt M. 15. — bis M. 20. — bis zum Erscheinen des Werkes. Nach Ausgabe desselben tritt ein weit höherer Ladenpreis ein. Vorausbestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, ebenso auch die Verlagshandlung von **Alfred Coppenrath in Regensburg.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von E. A. SEEMANN in Leipzig.
Das jüngste Gericht
in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters.
Eine kunstgeschichtliche Untersuchung
von
Dr. Georg Voss.
Ladenpr. 3 Mark.
„Die Voss'sche Schrift stellt sich jetzt jedenfalls als die erschöpfendste Behandlung des Gegenstandes dar. Was Umfang des Wissens, Sicherheit des Urtheils und Klarheit der Principien anlangt, so gebührt ihr unbedingtes Lob und man muss den Verfasser als einen vielversprechenden Mitarbeiter auf diesem Gebiete begrüssen."
Prof. F. X. Kraus (Repert. f. Kunstwissensch., VIII, 358.)

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.
In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. im Subscriptionspreis. Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln 1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt. Der jetzt so abnorm billige Subscr.-Preis erlischt vor Vollendung des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 26. September 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Cosas de España. — Die erste socialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Georg Winter. — **Literatur und Kunst:** Das Philosophie-Studium. Von Eduard von Hartmann. — Ein deutscher Zola. Von Theophil Zolling. — Auch eine Chamisso-Biographie. Von Egh—. — **Feuilleton:** Ein Herz und eine Seele. Von Wilhelm Berger. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Das Spatenbräu. Von A. L. — Notizen. — **Offene Briefe und Antworten.** Von G. v. Loeper. — Inserate.

Cosas de España.

Madrid, 15. September.

So heißt ein geflügeltes Wort, das in unserem Büchmann zwar noch fehlt, aber in Frankreich, Italien und selbst in Spanien oft angeführt wird, wenn man Dinge bezeichnen will, die eben nur im schönen Spanien möglich sind. Verlotterte Zustände, unglaubliche Thatsachen, lächerliche Windmühlenkämpfe, Don Quijoterien sind eben „Dinge von Spanien" im ironischen oder verächtlichen Sinne. Jedenfalls eines der unsinnigsten sind die Ausbrüche der spanischen Nationaltollheit bei Anlaß der von Deutschland allerdings etwas plötzlich und energisch aufgeworfenen Carolinen-Frage. Als man in Madrid die Besitzergreifung von Yap durch das deutsche Kanonenboot erfuhr, vor welchem die spanischen Schiffe eine so klägliche Rolle gespielt, da wurde die Bevölkerung von einer allgemeinen Wuth ergriffen. Während der sofort einberufene Ministerrath geheime Beschlüsse faßte, strömte der Pöbel, bevor noch die Polizei interveniren konnte, vor das deutsche Gesandtschaftspalais, eröffnete gegen dessen Fenster einen Steinregen, verbrannte das Schild und riß die Fahne herunter, indem er mit seinem Geschrei: „Krieg Deutschland! Hoch Spanien! Tod den Deutschen!" die Luft erschütterte. Sämmtliche Zeitungen des In- und Auslandes brachten Beschreibungen dieser unerhörten Auftritte, so daß selbst ein Augenzeuge nicht mehr darauf zurückzukommen braucht. Die Provinzen aber folgten dem edlen Beispiele der Capitale. Jede Stadt, jedes Nest hatte seine antideutschen Kundgebungen. Ueberall trugen diese den nämlichen Charakter. Zusammengesetzt aus den Mitgliedern verschiedenster Vereine, Clubs, Studenten, gefolgt von einer Menge Neugieriger, pflegt der Zug zuerst vor das Haus des deutschen Consuls zu ziehen, um dort zu „protestiren", und dann vor die Wohnung des Gouverneurs oder Alcaden, welcher, je nach Temperament oder Laune, für den dargebrachten Patriotismus dankt oder den Manifestanten eine Agitation zu beenden räth, welche die Aufgabe der Regierung nur erschweren müsse. In Valencia vereinigten sich viele Garnisonsofficiere mit den Manifestanten und erwiesen sich nicht als die schlechtesten Schreier. In Vigo und anderswo wurden deutsche Fahnen heruntergerissen und die sie vertheidigenden Polizisten ausgepfiffen. In Sevilla, der Heimat des schlauen Barbiers, stieg der Enthusiasmus ins Ungeheuerliche. In Barcelona mußte die Gendarmerie die Ordnung wiederherstellen. Das Gefährliche bei diesen kindischen Manifestationen besteht darin, daß der Pöbel sich an Straßenaufläufe gewöhnt und damit leicht auf die Entschließungen der Regierung drücken oder diese überhaupt ändern könnte.

Ein bezeichnender Zwischenfall beleuchtet genugsam die Schwierigkeiten, auf die das Cabinet stößt. Der Minister des Innern hatte geglaubt, den Gouverneuren und localen Autoritäten die angekündigten Volksversammlungen verbieten zu müssen. Sei es, daß die diplomatische Lage in diesem Augenblick eine plötzliche Modification erlitt, die den Anhängern einer friedlichen Lösung unwillkommen war, sei es, daß das Ministerium sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, der allgemeinen Strömung zu widerstehen, kurz, Señor de Villaverde mußte plötzlich diese Befehle zurücknehmen und in der letzten Stunde seinen Untergebenen vorschreiben, die Manifestanten gewähren zu lassen. Die Regierung ist eben völlig ohnmächtig gegen das Volk, welches die Armee auf seiner Seite hat. Auch die Verbrüderung von Priestern und Officieren auf improvisirten Estraden habe ich hier mehrmals erlebt. Der Patriotismus feierte wahre Orgien. Cosas de España! . . .

Nicht minder außer Rand und Band gebärdete sich die Presse der Halbinsel. Sie hetzte maßlos gegen Deutschland und eröffnete Geldsammlungen, um dem Vaterlande damit Kriegsschiffe zu beschaffen. Dieses Beispiel fand, wenn auch ebenfalls nur in der Theorie, begeisterte Nachahmung. Die militärischen Casinos beschlossen, ebenfalls ein Schiff auf ihre Kosten bauen zu lassen. Die Städte Sevilla und Santander wollten sogar der Nation zwei Panzerschiffe stiften. Leider bleiben diese großartigen Geschenke bis zur Stunde nur auf dem Papier, und die spärlich eingegangenen Gelder gehen durch so viele Hände, daß für die neue Flotte gar nichts mehr übrig bleiben wird. Cosas de España! . . .

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hiesigen Franzosen das Feuer weiblich schürten. Erst sprachen sie von einem échec de M. de Bismarck, dann machten sie die wichtige Entdeckung, daß Deutschland es im Grunde gar nicht auf Spanien, sondern abermals auf Frankreich abgesehen habe. Das A und O von Bismarck's Weisheit bestehe in der Feindschaft zwischen Frankreich und Spanien. Die Reise des Kronprinzen sei ein erster Versuch gewesen. Deutschland wäre es ganz erwünscht, wenn Spanien eine Republik würde, denn falls in Frankreich wieder ein Bourbon regierte, fände er in dem spanischen Bourbon von selbst einen Verbündeten, während ein republikanisches Spanien für ein monarchisches Frankreich ohne Gefahr für Deutschland sei. „Ist es gleich Tollheit, hat es doch Methode." Frankreich wird sich jedenfalls bei Zeiten erinnern, daß es in seinen schlimmen Tagen nur eine platonische Sympathie in Spanien fand, daß die spanische Candidatur eines Hohenzollern jenen Krieg veranlaßte, daß es,

Digitized by Google

wenn auch nicht dem spanischen Volke, so doch der gegenwärtigen Dynastie fast feindlich gegenübersteht. Uebrigens ist man in Paris, trotz Deroulède, Rochefort und Agence Havas, vorsichtig geworden. Nachdem die Pariser Journale bei Beginn des Conflicts heftig auf das „seeräuberische" Deutschland mitschimpften, ist jetzt Publicum und Presse einig darin, daß man strikteste Neutralität zu bewahren habe und mit keiner von beiden Mächten zu sympathisiren brauche. Frankreich leidet eben noch heute an den Nachwirkungen 1870/1 und ist vorsichtig geworden.

Unleugbar hat Deutschland seit Beginn des Streites Alles gethan, um der Empfindlichkeit des Gegners nicht allzu nahe zu treten — vielleicht ebenso sehr, weil es sich eines gewissen Maßes von Schuld bewußt war, als um den Freund unseres Kaisers, den Träger des monarchischen Princips jenseits der Pyrenäen, zu schonen. Milder und ruhiger hat noch kein Staatsmann jemals Pöbelausschreitungen gegen das Wappen seines Landes hingenommen und beurtheilt, als unser Kanzler. Bestimmt, höflich, ohne jede Spur von Erregung wird in der deutschen Note der spanische Protest und werden die spanischen Ansprüche auf die Carolinen zergliedert und geprüft. In ihrer unheimlich schlagenden und phrasenlosen Auseinandersetzung ist die Note ein stilistisches Meisterwerk (auch in der mir zu Gebote stehenden spanischen Uebersetzung des Correo, des Organs Sagasta's), so daß ihr ein schöner Platz in Bismarck's Werken gebührt. Die Aufnahme dieser besonnenen Note Seitens des spanischen Volkes war keine allzu günstige. Der Pöbel läßt sich nicht so leicht beruhigen, denn seine Unbildung macht ihn mißtrauisch und verständnißlos. Immerhin sind wenigstens die leitenden Kreise ruhiger geworden und wiegeln allerseits nach Kräften ab. Die Zuversicht des Grafen Benomar in eine glückliche Lösung, die nunmehrige Reserve, in die sich die spanische Regierung hüllt, haben glücklicherweise bewirkt, daß die Uebertreibungen der ersten Tage Verurtheilung finden. Die Haltung ist noch immer entschlossen, aber die Begeisterung hat oben merklich abgenommen. Man berechnet kälter, man vergleicht, man überlegt; kurz, es ist die richtige Stimmung für kaltblütige Unterhandlungen, die bisher unmöglich waren. Jetzt tröstet man sich und die Anderen damit, daß Deutschland nicht „effectiv" Besitz genommen hat, wie es selbst eingesteht, und daß der Kanzler die Thür zu Unterhandlungen öffnet und an die Freundschaft, welche beide Länder vereinigt, appellirt. Der erste Entschluß, die Principienfrage gar nicht zur Discussion zuzulassen, wurde wohlweislich aufgehoben. Ausdruck dieser versöhnlicheren Stimmung ist die Entschuldigungsnote aus Madrid vom 9. ds. Betreffend die Pöbelexcesse entspricht sie allen von Deutschland gestellten Forderungen, doch werden auch die Rechtstitel aufgeführt, welche Spanien den Carolinen gegenüber zu besitzen glaubt. Diese hinfälligen Titel werden die Grundlage von diplomatischen und schiedsgerichtlichen Verhandlungen abgeben.

Damit scheint der Conflict in eine diplomatische Phase getreten zu sein, die sich freilich langwierig gestalten dürfte. Leider ist die Stimmung des spanischen Volkes aber immer noch ungünstig. Das öffentliche Gefühl ist so aufgeregt, die Polemik der Presse aller Farben und der Volksversammlungen glaubt mit solcher Heftigkeit ihren Patriotismus constatiren zu müssen, daß das Ministerium Canovas, indem es durch die Annahme eines Schiedsgerichts die Rechte Spaniens angeblich verletzt, dem spanischen Volke gegenüber einen schweren Stand haben wird. Zu Anfang des Conflicts, bevor der öffentliche Geist aufzuflammen Zeit fand, wäre ohne Zweifel ein Schiedsgericht die allgemein willkommene Lösung der internationalen Schwierigkeit gewesen. Heute ist nicht nur die öffentliche Meinung erregt, aber auch die Regierung selbst eine Beute des patriotischen Argwohns. Jetzt schon ist Canovas' Lage gegenüber den Cortès nicht mehr so günstig. Die Liberalen verlangen die sofortige Einberufung der Cortès. Gewiß würde Canovas nicht mehr eine so nachgiebige Majorität finden, als letztes Jahr. Dabei will das Volk mit seinem hitzigen Temperament nimmermehr einsehen, daß Spaniens Rechte gar sehr der Discussion bedürftig sind, und gar nicht daran erinnert sein, daß auch die Londoner Regierung vor zehn Jahren rund heraus erklärte: „sie erkenne das von Spanien über die Carolinen-Inseln beanspruchte Recht nicht an, da Spanien dort nie eine wirkliche Herrschaft ausgeübt habe, noch auch jetzt ausübe". Mag also auch das Madrider Cabinet zum Frieden und zur Vermittelung neigen, das kriegerisch gesinnte Volk ist ein Factor, der in Betracht gezogen werden muß. Die Erregung der Geister verträgt sich heute mit der friedlichen Regelung dieser Frage sehr schlecht, und es steht zu befürchten, daß die gütliche Lösung des internationalen Streitpunkts das Signal zu einer inneren Revolution werde. Die Republikaner schüren zum Kriege. Sie bieten Alles auf, um jeden Vergleich zu hintertreiben, und sie werden, falls ein solcher zu Stande kommt, ihre ganze Wuth gegen die Monarchie richten. Ernste Symptome deuten auf eine gefahrdrohende Unzufriedenheit in der Armee und der Marine. In den Kasernen ist die Aufregung im Wachsen, trotz aller Sicherheitsmaßregeln der Polizei und trotz der beruhigenden Noten Deutschlands. Den Meldungen, daß in Spanien Alles ruhig sei, darf im Auslande nicht viel Glauben geschenkt werden, denn Alles passirt die Censur. Eine Wandlung ist nur insofern eingetreten, als die Aufregung weniger mehr den Carolinen gilt, sondern fast ausschließlich regierungsfeindlich geworden ist. Der Krieg mit Deutschland ist fast nur noch die Losung der Leute, welche der Monarchie das Ende bereiten wollen. Es gibt hier allerdings Republikaner, welche nichts Geringeres träumen, als Arm in Arm mit der französischen Schwesterrepublik den Krieg gegen Deutschland zu unternehmen. Der Mehrzahl, darunter auch die Umsturzpartei Zorilla's, die da und dort schon Schilderhebungen ins Werk gesetzt hat, sind die Carolinen und Deutschland nur ein Vorwand, um Alfonso zu stürzen; ist die Monarchie beseitigt, so werden auch sie es nicht verschmähen, sich dem Urtheil eines Schiedsgerichtes zu unterwerfen. Eine glückliche Minderzahl von Optimisten endlich calculirt, daß es der Regierung gelingen wird, die Kriegspartei niederzuhalten und die definitive Lösung der Frage formell in derselben Weise erfolgen werde, wie die Schwierigkeit im Frühling wegen des Sulu-Archipels zwischen England, Deutschland und Spanien. Deutschland werde Spaniens Souveränetät über die Carolinen- und Pelew-Inseln anerkennen und gleichzeitig dafür die volle Handels- und Schifffahrtsfreiheit in jenem Archipel im Verein mit England zugestanden erhalten. Schon die Erwägung, daß es sich in einem etwaigen Kriege mit Deutschland für die Spanier keineswegs um einen freien, fröhlichen Guerillakrieg oder einen heroischen Kampf in offener Feldschlacht handelt, sondern um einen höchst prosaischen Kampf gegen den Hunger und die Blokade, wird hoffentlich den Hetzern einige Mäßigung auferlegen. Auch die Meldung eines Berliner Blattes, daß das Nordsee-Uebungsgeschwader sich neu formirt und für sechs Monate verproviantirt, hat hier wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt. Endlich dürfte eine theoretische Vergleichung der Kriegsmacht beider Nationen den altkastilischen Kriegseifer dämpfen. Schon die Ansicht sämmtlicher Pariser Blätter, daß der Ausgang eines deutsch-spanischen Krieges in Frankreich keinen Augenblick zweifelhaft sei, wurde hier übel vermerkt. Da es Deutschland nicht einfallen kann, seine erprobten Uhlanen und Husaren nach Spanien zu schicken, so lassen sich die Chancen eines Seekriegs ungefähr berechnen. Der ganz neuen deutschen Kriegsmarine kann Spanien eine keineswegs ernsthaft zu nehmende Flotte gegenüberstellen. Die Panzerschiffe, wie „Numancia" und „Zaragoza", sind vor 24 Jahren gebaut worden und gänzlich unfähig, etwa dem Angriff eines „Kaiser" zu widerstehen. Die spanische Flotte besteht aus 5 Panzerschiffen mit 60 Kanonen, 9 hölzernen Fregatten mit 220 Kanonen, 6 Kreuzern mit 48 Kanonen, 11 Kanonenbooten mit 41 Kanonen und etwa 50 kleinen Schiffen mit einer Kanone, höchstens zur Küstenschifffahrt geeignet und untüchtig zu jeder ernsthafteren Action. Die Blokade könnte ohne große Schwierigkeit über sämmtliche spanische Häfen erstreckt werden. Noch schlimmer wäre die Lage der Colonien. Cuba und Portorico werden von einer großen Bevölkerung und Havanna von guten Festungswerken geschützt, aber sie sind vielleicht noch besser vertheidigt durch die Nähe der Vereinigten Staaten, welche auf Grund der Monroe-Doctrin die Intervention einer europäischen Macht in den amerikanischen Gewässern verbieten will. Manilla, die Perle der Antillen, ist vielleicht genügend be-

Digitized by Google

festigt, um nicht viel fürchten zu müssen. Die Balearen würden das Schicksal der spanischen Häfen theilen; die Canarischen Inseln und vor Allem die Insel Fernando Po würde ohne weiteres einem feindlichen Escadre in die Hände fallen. Wichtiger wären die afrikanischen Besitzungen Ceuta, wo das Debarquement unter feindlichem Feuer schwierig wäre; alle übrigen unbedeutenden Häfen, auch die Chaffarinen, die man jetzt über Kopf und Hals befestigt, wären unschwer zu nehmen. Die Maroccaner aber würden wohl einen starken Widerstand entgegensetzen. Am meisten fürchtet man hier für Ceuta und Marocco, da man Deutschland die Absicht unterschiebt, einen der Schlüssel des Mittelländischen Meeres zu besitzen. Frankreich würde darunter ebenso leiden, als Spanien. Dieser Fall ist wohl im Auge zu behalten, falls eine Einigung in der Carolinenfrage nicht erzielt würde, denn kein Schlag wäre härter für Spanien, als der Verlust von Ceuta. Aber wie gesagt, wir glauben trotz des Kriegsgeschreis an eine friedliche Beilegung des Conflicts.

Hoffentlich sind die deutschen Journalisten, welche den Kronprinzen auf seiner Reise begleiteten und nicht genug von der Verbrüderung des spanischen und deutschen Volkes berichten konnten, mittlerweile aus ihrer Schwärmerei erwacht. Deutsches und spanisches Wesen stehen sich in der That viel zu ferne, um sich jemals zu begreifen, geschweige denn zu lieben. Die Kluft zwischen beiden Nationen, die man damals durch oratorische Blumen überstreuen zu können glaubte, klafft wieder in ganzer Größe. Mag auch der gegenwärtige Conflict zur vollen Befriedigung Spaniens beigelegt werden, so wird doch die „auch-himmelhohe" Freundschaft zu Deutschland jetzt auf Jahrzehnte hinaus gestört und unmöglich werden. Wie der Pendulendieb in der französischen Phantasie, so wird der deutsche „Seeräuber" in der spanischen nicht so bald wieder verschwinden. Wir Deutsche in Spanien bedauern das aufrichtig, und wir fragen uns zweifelnd, ob die Carolinen diesen Bruch werth sind. Gewiß lohnte es nicht der Mühe, König Alfonso als Uhlanen-Oberst in Paris beschimpfen zu lassen, um ihn hinterher bei seinem Volke in Mißcredit zu bringen, und sich eine Nation zum Feinde zu machen, die im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich zum Freunde zu haben von um so größerem Werth ist, als auch Italien sich von Mittel-Europa abgewendet hat. Und ebenso wenig rathsam war es, die für Deutschland errungenen Handelsvortheile aufs Spiel zu setzen und den Schwärmern für die Lateinische Union und den Herren Franzosen Ursache zu geben, den bisherigen Hüter des europäischen Friedens als Störenfried zu verunglimpfen.

Die erste socialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von Georg Winter.

Bei der eminenten Bedeutung und den immer colossaleren und gefahrdrohenderen Dimensionen, welche die socialistisch-communistische Bewegung in unseren Tagen erlangt hat, bei der immer wachsenden Aufmerksamkeit, welche die staatliche Gesetzgebung in neuester Zeit der socialen Reform zugewandt hat, muß es gewiß als eine auffallende Erscheinung betrachtet werden, daß es sich die Wissenschaft bisher verhältnißmäßig wenig angelegen sein ließ, sich über die Genesis der Bewegung klar zu werden und ihren früheren vorbereitenden Stadien eine eingehendere Betrachtung zu widmen: haben sich doch bisher so gut wie alle Darstellungen des Jahres 1848 ausschließlich mit der politischen Bewegung jenes Jahres beschäftigt, welche dieser Revolution ja allerdings ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat. Aber doch verdienen auch die Bestrebungen der Arbeiterpartei, welche sich während der krampfhaften Zuckungen des „tollen" Jahres zum ersten Male in größerem Umfange entwickelten, um so mehr die allgemeine Beachtung, als die heutige Socialdemokratie in allen ihren grundlegenden Principien auf die Ideen und Bestrebungen jener ersten deutschen Arbeiterbewegung zurückgeht und als eine große Anzahl der geistigen Leiter derselben die Keime ihrer socialpolitischen Ueberzeugungen eben damals in sich aufgenommen haben, wie das vor Allem von dem bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter des modernen Socialismus, W. Liebknecht, gilt. Gerade dieser Zusammenhang zwischen der Arbeiterbewegung der 40er und der der 60er bis 80er Jahre ist bisher fast immer übersehen, jedenfalls aber nicht genügend beachtet worden, weil er äußerlich und zeitlich in Folge der Contrerevolution und der Unterdrückung der socialistischen Propaganda in den 50er Jahren unterbrochen erscheint. Daß dieses zeitweise Verschwinden der socialen Bewegung aber nur ein scheinbares war, offenbarte sich mit voller Evidenz, als die gewaltsame Unterdrückung sich minderte und einer freien Entwickelung der socialen Ideen Raum gelassen wurde. Sofort schossen allenthalben wieder Arbeitervereine auf, die unmittelbar und consequent an jene erste Bewegung wieder anknüpften, und zwar war das System, welches alsbald die meisten Anhänger aufwies, das erste communistische System, welches in Deutschland zur Grundlage einer Massenagitation gedient hatte: das Weitling'sche. Man sieht, der innere Zusammenhang hatte niemals zu existiren aufgehört, er war nur latent geworden. Danach kann es kein Zweifel sein, daß eine genaue Kenntniß jener ersten Bewegung die nothwendige Vorbedingung der Erkenntniß der modernen Socialdemokratie und damit auch der Bekämpfung ihrer Ausschreitungen ist. Denn um eine irregeleitete Bewegung in ihre wahren und naturgemäßen Bahnen zu leiten, gilt es vor Allem, ihr Wesen nicht nur in allgemeinen Grundzügen, sondern auch in den einzelnen Phasen der Entwickelung kennen zu lernen. Sollte es denn nicht auf socialem Gebiete ebenso möglich sein, die historischen Erfahrungen für die Gestaltung der Gegenwart zu verwerthen, wie das auf politischem Gebiete längst anerkanntermaßen der Fall ist? Sollte nicht in der Erkenntniß der Wurzel des Uebels zugleich die Möglichkeit seiner Heilung liegen? Sollte das Gesetz der Analogie, welches auf politischem Gebiete schon so oft seine Wirksamkeit erwiesen hat, nicht auch auf socialem Giltigkeit beanspruchen?

Solchen Erwägungen verdankt das socialhistorische Werk, welchem diese Zeilen gewidmet sind, seine Entstehung.*) Es unternimmt es, auf Grund eingehendster und unbefangener Forschung jene erste Phase der Entwickelung bis ins Einzelnste zu zeichnen und zu analysiren, um durch diese historische Analyse zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß der zweiten Phase, die weiter nichts als eine unmittelbare Fortsetzung jener ersten ist, zu gelangen. Der Hauptnachdruck wird dabei auf die die Bewegung bestimmenden Theorien gelegt, auf denen im Grunde auch heute die socialdemokratische Propaganda in allen wesentlichen Momenten beruht.

Der Lösung dieser Aufgabe stellten sich naturgemäß große Schwierigkeiten entgegen, deren Ueberwindung dem Verfasser im Großen und Ganzen recht vortrefflich gelungen ist. Die hauptsächlichste Schwierigkeit lag natürlich in der Zusammenbringung des weithin verstreuten Materials: denn mit Recht glaubte der Verfasser, um zu einer erschöpfenden Darstellung nicht bloß der Theorien, sondern auch der praktischen Bewegung zu gelangen, sich nicht auf die größeren Werke eines Marx, Engels, Moses Heß, Grün, Weitling u. A., in denen diese eine systematische Darlegung ihrer Theorie gegeben hatten, beschränken, sondern auch die mehr ephemeren Producte und Versuche der geistigen Entwickelung in den Bereich seiner Betrachtung ziehen zu müssen. Dazu gehörte dann vornehmlich die Herbeischaffung der socialistischen Tagesliteratur, der Flugschriften und Zeitungen ꝛc. Leider aber ist von diesem zum Theil außerordentlich charakteristischen Material ein großer Theil verloren gegangen: eine Centralstelle für Sammlung derartiger Druckwerke existirte weder damals noch existirt sie heutzutage. Ist es nun schon schwierig, ein vollständiges Exemplar früherer Jahrgänge irgend einer nichtsocialistischen Zeitung zu erreichen, so ist das für socialistische periodische Druckschriften in Folge der häufigen Unterdrückung und Cassation derselben noch ungleich schwieriger. Es wäre gewiß

*) Dr. Georg Adler, Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland. Breslau, Ed. Trewendt.

Digitized by Google

von hoher Bedeutung für die historische Forschung späterer Zeiten, wenn irgend ein Institut zur Centralstelle der Sammlung der periodischen Literatur aller Parteien bestimmt würde: Jeder, der sich mit neuerer Geschichte eingehender beschäftigt, wird mehr oder weniger oft diesen Mangel dringend empfinden. Locale Sammlungen dieser Art gibt es allerdings hier und da, und aus ihnen wie aus den Bibliotheken von Arbeitervereinen u. dgl. ist es dem Verfasser in der That gelungen, eine relativ recht große Menge jener periodischen Literatur zusammenzubringen, zweifellos aber würde er noch mehr erreicht haben, wenn ihm eine nur einigermaßen vollständige Sammlung zu Gebote gestanden hätte. Immerhin ist Das, was er mit mühsamem Sammeleifer zusammengebracht hat, bedeutend und interessant genug. Vor Allem ist es ihm gelungen, fast vollständige Exemplare der bedeutendsten und von den hervorragendsten Socialisten redigirten Arbeiterblätter, so namentlich des Pariser „Vorwärts", des „Gesellschaftsspiegels", der „Rheinischen Jahrbücher", des „Deutschen Bürgerbuchs" u. a. zu erlangen, welche ihm neben den systematischen und grundlegenden Werken der Führer der Bewegung zur vornehmsten Grundlage seiner Untersuchungen, namentlich auch für den äußeren Verlauf der Bewegung, gedient haben. Auch der eigenthümlichen Erscheinung der socialen Poesie, welche in jenen periodischen Schriften eine nicht unbedeutende Rolle spielt, hat er, soweit sie für die Erkenntniß der socialistischen Ideen von erheblicher Bedeutung war, eingehende Aufmerksamkeit gewidmet; seine Resultate auf diesem Gebiete dürfen um so mehr das allgemeine Interesse beanspruchen, als sich unter Denen, welche ihre poetische Muse in den Dienst der communistischen Idee, theils vorübergehend, theils dauernd gestellt haben, sich keine geringeren als Heine, Börne, Freiligrath, Alfred Meißner, Wilhelm Jordan, Karl Beck u. a. befanden. Die hier wie in den periodischen Blättern überhaupt sich findenden einzelnen Aeußerungen und umfassenderen Darlegungen sind sehr geschickt für die Charakteristik der ganzen Bewegung verwerthet. Der Hauptnachdruck der Darstellung aber fällt natürlich auf das Marx-Engels'sche System, welches bis in die neueste Zeit hinein das hauptsächlich maßgebende geblieben ist und namentlich in Wilhelm Liebknecht einen ebenso begeisterten, als energischen und consequenten Vertreter gefunden hat. Gerade diese Thatsache ist für die Erkenntniß des Wesens der Bewegung außerordentlich charakteristisch. Denn zweifellos liegt die eminente geistige Befähigung des größten Denkers des Socialismus, Marx, fast ausschließlich in der Negation, in der zumeist übertrieben pessimistischen Kritik des Bestehenden, während er eine systematische Darlegung Dessen, was er an die Stelle dieses Bestehenden zu setzen gedachte, stets abwies. In dieser Hinsicht, in der positiven Durcharbeitung des zu Erstrebenden, sind ihm die Geister zweiten und dritten Grades, wie Weitling, Moses Heß, Grün u. a., erheblich überlegen gewesen; und gerade das ist das Verhängniß des Socialismus, dem er erliegen wird und erliegen muß. Gleichwohl aber verdienen gerade jene praktischen Versuche, die vereinzelt von den Socialisten für eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse unternommen wurden, um so größere Beachtung, weil in ihnen die einzige praktische Annäherung an das Bestehende, die einzige positive Arbeit und Leistung des Socialismus sich darstellt. Daher hat der Verfasser neben der Betrachtung der Theorien gerade diesen praktischen Versuchen, wie sie namentlich von der großen socialistischen Arbeiterverbrüderung unternommen wurden, eingehende Aufmerksamkeit gewidmet, weil in ihnen in der That eine Reihe positiver Gedanken zu Tage getreten sind, deren Durchführung wir uns jetzt allmählich immer mehr nähern. Namentlich würde das Hülfscassenwesen zweifellos schon in jener ersten Bewegung eine eminente Bedeutung und große Verbreitung dauernd gewonnen haben, wenn die darauf gerichteten und theilweise wirklich schon damals durchgeführten Bestrebungen nicht in den Zeiten der Contrerevolution an der äußeren Ungunst der Verhältnisse ein unüberwindliches Hinderniß gefunden hätten. Aus jenen ersten verunglückten Versuchen ist zweifellos für die allmähliche Realisirung der ihnen zu Grunde liegenden Idee in der Gegenwart viel zu lernen, und man wird dem Verfasser für die eingehenden Studien, welche er der Sache gewidmet hat, gewiß dankbar sein. Freilich hätte er für den äußeren Verlauf dieser ganzen Bewegung noch manche weitere Resultate gewinnen können, wenn er sich nicht im Großen und Ganzen auf das gedruckte Material beschränkt, sondern in größerem Maße, als er es gethan hat, die Untersuchungsacten wider die Hauptführer der Propaganda aus den Archiven der Staaten, die ihm zu diesem Zwecke gewiß Einsicht in ihre reichen Bestände gestattet hätten, zu verwerthen gesucht hätte. An den wenigen Stellen, an denen ihm dies Material zugänglich war — so namentlich die schweizer Untersuchungsacten mit den eingehenden Gutachten des Staatsrechtslehrers Bluntschli —, hat er aus demselben manches schöne und überraschende Resultat gewonnen. Von hohem Interesse sind da namentlich die Angaben über die Elemente, aus denen sich die socialistisch-communistischen Vereine recrutirten, und der überraschende Nachweis der Thatsache, daß dieselben fast ausschließlich nicht den am ungünstigsten gestellten, sondern den besser situirten Arbeiterclassen angehörten, bei denen selbst von den Untersuchungsrichtern ein gewisses ideales, wenn auch irregeleitetes Streben nicht blos zugegeben, sondern mit Nachdruck hervorgehoben wird. Bei der Verwerthung alles diesen, zum Theil sehr spröden Materials ist der Verfasser mit anerkennenswerther Objectivität verfahren. Wenn er auf der einen Seite auf die traurigen Ausschreitungen und principiellen Verirrungen, die wüsten Agitationsmittel und die oft cynische und gemeine Sprache der Leiter der Bewegung hinweist, so hat er doch auf der andern Seite auch nicht versäumt, die berechtigten Gedanken und Bestrebungen der Socialisten, wie die Mißgriffe und Fehler der besitzenden Classen als solche anzuerkennen und mit Nachdruck hervorzuheben. In der That ist es nur auf diesem Wege möglich, bei consequenter und energischer Bekämpfung der Ausschreitungen die wirklich berechtigten Forderungen zur Durchführung zu bringen, wie das in neuester Zeit auf den verschiedensten Wegen versucht worden ist: hierin liegt thatsächlich das einzige Mittel, einer zukünftigen socialen Revolution vorzubeugen und auf der Grundlage des historisch Bestehenden eine allmähliche gesundere Gestaltung der socialen Verhältnisse anzubahnen.

Besondere Aufmerksamkeit hat dann der Verfasser namentlich auch der Begründung, Fortentwickelung und den einzelnen Abzweigungen der Londoner communistischen „Internationale" gewidmet und nachgewiesen, wie und mit welchen Mitteln diese eine Zeit lang die gesammte socialistische Bewegung des Continents in den Händen hielt und leitete. Von hohem Interesse sind da namentlich auch die Ausführungen über die im Schooße dieser Internationale selbst sich allmählich geltend machenden Gegensätze, welche namentlich auf eine Beschränkung der fast despotischen Präponderanz von Karl Marx hinausliefen.

In einem Schlußwort hat dann der Verfasser die politisch-socialen Anwendungen und Consequenzen seiner historischen Darlegung gezogen, auf die Parallelen zwischen jener ersten und der heutigen Arbeiterbewegung aufmerksam gemacht und die einzelnen Verbindungsglieder zwischen beiden zu klarer Anschauung gebracht. Auf seine hier von ihm vorgetragene eigene Auffassung der socialpolitischen Probleme, welche zwischen extremem Individualismus und extremem Socialismus die Mitte hält und das Ziel in einem allmählichen, im Laufe von Jahrhunderten sich vollziehenden Uebergang von der rein individualistischen Productionsweise zu einer mehr socialistisch-organisirten sieht, vermögen wir hier nicht einzugehen: wir müßten uns dann in eine sehr ausführliche Polemik mit dem Herrn Verfasser einlassen, die wir um so weniger für nothwendig erachten, als wir das eigentlich Bedeutende des Werkes ausschließlich in seinen historischen Deductionen sehen, die, vollkommen objectiv gehalten, jedem Socialpolitiker, gleichviel zu welcher Partei er sich bekenne, eine sichere Grundlage der Erkenntniß der herrschenden Bewegung darbieten und zugleich, wie gesagt, für die sociale Reform der Gegenwart und Zukunft manchen trefflichen Anhaltspunkt gewähren.

Wie wir hören und wie sich aus dem letzten Absatz der Vorrede ergibt, haben wir es in dem vorliegenden umfassenden Werke mit einer Erstlingsarbeit des Verfassers zu thun, und

Digitized by Google

wir können im Hinblick darauf, trotz der hier und da hervortretenden mangelnden Durchbildung des eigenen Urtheils des Verfassers über das Wesen der gegenwärtigen Bewegung und ihre weitere Entwickelung in der Zukunft, nicht umhin, anzuerkennen, daß dem Verfasser eine große Befähigung zur Behandlung derartiger Probleme innewohnt, die für die Zukunft noch manche schöne Frucht seiner Studien in Aussicht stellt. Wir sind überzeugt, daß Jeder, der sich intensiver mit dem Wesen der gegenwärtig die Welt bewegenden socialen Probleme beschäftigt, das Werk trotz aller Schwächen im Einzelnen, auf die wir hier nicht einzugehen vermögen, nicht ohne die mannigfaltigste Anregung und Belehrung aus der Hand legen wird.

Literatur und Kunst.

Das Philosophie-Studium.

Von Eduard von Hartmann.

Unsere moderne Wissenschaft läuft Gefahr, am empirischen Material zu ersticken und im Specialismus zu verknöchern. Die Versenkung in die Erfahrung und die Arbeitstheilung sind die beiden Principien, durch welche sowohl die Naturwissenschaften wie die Gesellschaftswissenschaften und geschichtlichen Disciplinen einen so großen und raschen Aufschwung genommen haben. Aber die moderne Wissenschaft steht bereits wie der Zauberlehrling rathlos da und fühlt sich unfähig, die heraufbeschworenen Geister zu bannen. Die Erkenntniß verliert sich mehr und mehr im Einzelnen, anstatt Honig aus demselben heimzubringen für den gemeinsamen Stock der systematischen Wissenschaft, von der alle Specialforschung ausgegangen ist und zu der sie alle zurückkehren muß, wenn sie für die Menschheit Werth behalten soll. Wie Bergleute, die in verschiedenen Schachten und Stollen arbeiten, ohne gemeinsamen Plan des Abbaues sich immer weiter von einander entfernen müssen, bis schließlich keiner mehr das Klopfen des Andern hört, so geht es mit der immer weiter fortschreitenden Specialisirung der Specialfächer und Gebiete. Schon innerhalb des engeren Faches, z. B. der Mathematik, hört die Möglichkeit der Verständigung der Specialisten unter einander und ihrer gegenseitigen Controle mehr und mehr auf; selbst die praktische Heilkunst droht sich in lauter Specialheilkünste aufzulösen, und die Naturwissenschaften arten immer mehr zu einem zusammenhangslosen Sammelsurium kleinkrämerischer Detailnotizen aus.

Dabei schwillt die Literatur zu immer ungeheuerlicherer Ausdehnung an. Rund fünfzehntausend neue Werke jährlich in deutscher Sprache und etwa ebenso viel in französischer und englischer Sprache zusammengenommen, das macht allein schon in einem Menschenalter von einem drittel Jahrhundert eine Million Bücher, welche durch die in demselben Zeitraum erschienenen periodischen Druckschriften an Masse noch weit übertroffen werden. Wie die Thatsachenforscher in der Empirie, so gehen die historischen Forscher in der Literatur unter; jede zu behandelnde Detailfrage erfordert, um gründlich zu sein, schon jetzt das Studium eines so colossalen literarischen Materials, daß die Frage in ganz enger Begrenzung gestellt werden muß, wenn die Bearbeitung nicht gleich ins Ungemessene anschwellen soll. Wenn dieser in den beiden letzten Menschenaltern in Fluß gekommene Proceß noch ein Jahrhundert so fortgeht, so muß die europäische Geistesbildung in einem Grade erstarren, welcher alle Verknöcherung des chinesischen Mandarinenthums, Talmudismus oder Islamismus um ebensoviel hinter sich zurücklassen wird, wie die Bibliotheken unserer Urenkel den Bücherschatz der Chinesen, Juden und Muhamedaner.

Will die moderne Wissenschaft nicht sich selber zum Spott werden und die Welt zu dem Gefühl bringen, daß die Vernichtung einer solchen sich greisenhaft überlebenden Civilisation durch den Vandalismus der Socialdemokratie eine, wenn auch nur negative, culturgeschichtliche Wohlthat sein würde, so muß sie in sich gehen und bedenken, daß Arbeitstheilung und Empirie in der Wissenschaft niemals Selbstzweck, sondern nur dienende Mittel zu einem höheren Zweck, an sich aber bloß nothwendige Uebel sind. Diese Uebel sind nur dann unschädlich zu machen, wenn ein Jeder ihrer Gefahren und ihrer unmittelbaren Werthlosigkeit eingedenk bleibt und nie die Verpflichtung aus den Augen verliert, den Zusammenhang seiner Detailforschungen mit dem größeren Ganzen, dem sie dienen, und dem Zusammenhang des letzteren mit der einheitlichen Totalität der Wissenschaft festzuhalten. Nur weil das Gefühl dieser Verpflichtung entschwunden ist, konnte das Uebel die schon jetzt erreichte Ausdehnung gewinnen; das Gefühl der Verpflichtung ist aber darum den Forschern abhanden gekommen, weil ihnen das Verständniß für die einheitliche Totalität des menschheitlichen Erkenntnißsystems vor lauter Ueberschätzung der particulären und singulären Erfahrung verloren gegangen ist.

Anstatt einzusehen, daß die Empirie für alle Wissenschaften nur in demselben Sinne Mittel zum Zweck sein kann, wie die Technik für alle Künste, hat die Wissenschaft sich auf die „Suche" gelegt, wie die Kunst auf die „Mache"; es ist die höchste Zeit, von dieser verhängnißvollen Verwechselung zwischen Mittel und Zweck zurückzukommen und zu begreifen, daß alle zusammengeschleppten Materialien aus Natur und Geschichte noch ebenso wenig wissenschaftliche Erkenntniß ausmachen, wie die Routine der künstlerischen Technik ein Kunstwerk, sondern daß die Wissenschaft und Kunst erst da beginnen, wo die erweiterte Erfahrung oder gesteigerte Fertigkeit zu einem Unterbau von höherem Niveau werden, auf dem sich Werke des Geistes erheben.

Die einheitliche Totalität des Erkenntnißsystems hat man von jeher Philosophie genannt; die Ueberschätzung der Empirie hatte zur Kehrseite eine Unterschätzung der Philosophie, insbesondere ihres einheitlichen Centrums: der speculativen Metaphysik, ohne welchen die Philosophie in haltlose Trümmer auseinander fällt. Die Mißachtung der Philosophie führt nothwendig zur Ueberschätzung des selbstständigen Werthes der Einzelwissenschaften; sind aber erst einmal die Einzelwissenschaften aus ihrem Dienstbarkeitsverhältniß zur Philosophie herausgenommen, so geräth das ganze System in Auflösung, indem innerhalb jeder Einzelwissenschaft sich derselbe Vorgang wiederholt, d. h. jede Specialrichtung sich für berechtigt hält, ihren selbstständigen Werth gegen die Wissenschaft zu behaupten, deren Theil sie ist. So gelangt schließlich jeder Dreck und Quark dazu, den gleichen Werth wie die höchsten Blüthen des Geisteslebens vor dem Forum der Wissenschaft zu beanspruchen, weil er ebensogut Gegenstand der Erfahrung wie diese ist. Soll diesem Unfug unserer Zeit gesteuert werden, so müssen, damit die Specialforschungen wieder als dienstbare Glieder und Werkzeuge der Einzelwissenschaften begriffen werden, vor allen Dingen erst wieder alle Einzelwissenschaften als dienstbare Glieder und Werkzeuge der Philosophie begriffen werden, so muß der Philosophie im Bewußtsein der Vertreter der modernen Wissenschaft wieder die Stelle als Königin der Wissenschaften, oder als Wissenschaft der Wissenschaften, nämlich als einheitliche Totalität und inneres Band des menschlichen Erkenntnißsystems, eingeräumt werden.

So lange man dagegen wähnt, die Philosophie sei ein überwundener Standpunkt und die einheitliche Totalität der Wissenschaften müsse mit der Zeit von unten herauf sich ganz von selbst erbauen, wenn nur jeder Arbeiter an seinem Steine rüstig weiter klopfe, so lange wird die Zersplitterung, Entgeistigung und Versumpfung der Wissenschaften in atomistischer Specialisirung progressiv zunehmen. Die Empirie als solche bringt immer nur Divergenz ins Unendliche mit sich, die Convergenz der Ergebnisse muß immer erst der die Erfahrung bearbeitende Geist hineinbringen; um dies aber zu können, muß er ein Centrum als Zielpunkt der Convergenz im Sinn haben. Die Empirie wird ewig unfertig bleiben, weil sie ihrer Natur nach endlos ist; wollte der Geist auf die Beendigung der Empirie warten, bevor er die Ergebnisse im Sinne einer systematischen Einheit zieht, so würde er niemals

Digitized by Google

anfangen dürfen. Die Philosophie wird jederzeit unvollkommen sein müssen, weil jederzeit die Empirie unvollendet sein wird; aber auch die unvollkommenste Philosophie ist besser als gar keine und ist im Stande, die convergirende Bearbeitung der Erfahrung zu ermöglichen und das einheitliche System der Erkenntniß zu fördern.

Der Einfluß der Philosophie auf die Einzelwissenschaften und auf die allgemeine Bildung einer Zeit kann unter sonst gleichen Umständen um so größer sein, je vollkommener sie ist, und sie kann um so vollkommener sein, auf eine je vollständigere Empirie sie sich stützt. Da nun gegenwärtig eine vollständigere Empirie zur Verfügung steht als je zuvor, müßte auch eine vollkommenere Philosophie möglich sein, mithin auch deren Einfluß größer sein können als je zuvor. Allerdings ist es gegenwärtig durch den Umfang und die unverarbeitete Zersplitterung der Empirie dem Einzelnen fast unmöglich gemacht, dieselbe in dem Sinne zu umspannen und zu beherrschen, wie es einem Aristoteles, Leibniz oder auf viel niedrigerer Stufe selbst noch einem Alexander von Humboldt möglich war. Auch unter den Philosophen wäre jetzt eine Arbeitstheilung zum Zwecke einträchtigen Zusammenarbeitens nöthiger als je, damit die nächsten Ergebnisse der Materialien zunächst so gesichtet und geordnet würden, daß ein genialer Kopf sie endlich zusammenfassen könnte.

Davon ist aber keine Rede; die officiellen Vertreter der Philosophie in Deutschland sind vielmehr in denselben Fehler der divergenten Arbeitstheilung ohne philosophische Rücksichtnahme auf den Einheitspunkt des Erkenntnißsystems gerathen, wie die Vertreter der Einzelwissenschaften, und dieser Fehler, der bei ihnen doppelt tadelnswerth ist, hat natürlich dazu beigetragen, das Ansehen der Philosophie noch tiefer herunterzudrücken. Wenn die Mehrzahl der Universitätsphilosophen, die sonst über gar nichts einverstanden ist, doch darin einig ist, daß die speculative Metaphysik veraltete phantastische Mythologie ohne irgend welchen wissenschaftlichen Werth ist, und daß es die Hauptaufgabe der Universitätsphilosophie ist, die Metaphysik mit Fanatismus bis zur endlichen Vernichtung zu bekämpfen, so darf man sich nicht wundern, daß auch die Universitätsprofessoren der übrigen Wissenschaften schon aus Höflichkeit gegen ihre Collegen nicht widersprechen, und daß die Philosophie den letzten Rest von Ansehen, den sie vor einigen Jahrzehnten noch genoß, bei dem gegenwärtigen Geschlecht eingebüßt hat.

Die heutigen Katheder-Philosophen sind im Durchschnitt unfähig nicht nur zu eigenen philosophischen Leistungen, denn zu solchen sind sie gar nicht verpflichtet, sondern auch zur geschichtlichen Uebermittelung unserer nationalen geistigen Errungenschaften, weil sie in diesen, ohne sie zu studiren, bloß die speculative Metaphysik hassen und verachten. Ihre Arbeiten bewegen sich meist auf dem Gebiete einer unfruchtbaren Aristotelischen oder Kantischen Philologie, falls sie sich nicht gar mit dem Nachkäuen der englisch-französischen Sensualisten und Positivisten begnügen; d. h. sie plagen sich ausschließlich mit veralteten und geschichtlich längst überwundenen Systemen vergangener Zeiten, welche für uns nothwendig schon darum zu unvollkommen sein müssen, um brauchbar zu sein, weil sie sich auf einen Standpunkt der Empirie stützen, gegen welchen die heutige sehr weit vorgeschritten ist. Günstigsten Falls bestehen die Leistungen unserer Universitätsphilosophen darin, daß sie, anstatt zu philosophiren, ebenfalls empirisches Material zusammenschleppen, indem sie den Physiologen auf dem Felde der Sinneswahrnehmung mit mühsamem geduldigen Experimentiren ins Handwerk pfuschen. Die Ausnahmen unter ihnen, welche die Geschichte der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts verstanden haben und anregend wiederzugeben wissen, sind mit der Laterne zu suchen; aber diese pflegen sich dann auch wieder zu keinem energischen Protest gegen das Treiben ihrer Collegen aufraffen zu können, und wagen sich nicht einmal mehr an den Versuch heran, die philosophischen Systeme, welche vor zwei oder drei Menschenaltern bewunderungswürdig waren, in einer dem heutigen Standpunkte der Empirie entsprechenden Weise umzubilden.

Wie ist es nun möglich, daß die Philosophie, trotz der Bestrebungen der Akademiker, sie zu Grunde zu richten, zu neuem Ansehen komme und dadurch die moderne Wissenschaft überhaupt vor völliger Verknöcherung und Versumpfung rette? Das radicalste Heilmittel wäre vielleicht das, sämmtliche Universitätsphilosophen zu pensioniren und die Philosophie als Gegenstand der Vorlesungen aus der philosophischen Facultät zu streichen. Aber das wäre eine unnöthige Verletzung der Lehrfreiheit unserer Universitäten. Ich glaube, daß man die heutigen Professoren und Docenten der Philosophie ruhig weiter dociren lassen kann, wenn man nur aufhört, ihre Vorlesungen direct oder indirect zu Zwangscollegien zu stempeln. Wahrscheinlich würden in kurzer Zeit die meisten ihre Vorlesungen aus Mangel an Zuhörern einstellen müssen. Es ist entschieden der Philosophie unwürdig, sie zu einem Zwangsstudium herabzusetzen, und der Erfolg davon muß gerade der umgekehrte von demjenigen sein, der damit beabsichtigt ist. Die erste Stufe der Entwürdigung hat die Philosophie damit überwunden, daß sie aufgehört hat, obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Knaben in den Gymnasien zu sein; die zweite wird sie erst dann überwinden, wenn sie aufhört, obligatorischer Unterrichtsgegenstand für Jünglinge zu sein, die gar kein philosophisches Bedürfniß haben, sondern bloß Geistliche oder Lehrer oder Aerzte zu werden wünschen.

Es ist ja ein sehr schöner Gedanke, daß Philosophie das eigentliche und einzige Studium sei, durch welches man eine höhere allgemeine Bildung im akademischen Sinne des Worts erlangen könne, und es sieht verlockend aus, allen akademisch Gebildeten dieses Studium, sei es als Grundlage, sei es als Abschluß ihres Bildungsganges aufzuerlegen. Aber wie gestaltet sich dieser Gedanke in der nüchternen Wirklichkeit? Bei den Juristen hat man es längst aufgegeben, das Hören eines rechtsphilosophischen Collegs zu fordern, denn in der That ist Rechtsphilosophie für sich allein und außer allem Zusammenhang mit dem Ganzen der Philosophie betrieben nichts weniger als philosophisch zu nennen, und das Gemenge von unverdauten juristischen Brocken mit principiell verkehrten Naturrechts- oder Vernunftrechts-Theorien, das man meist unter dem Namen Rechtsphilosophie zu hören bekommt, kann nur dazu beitragen, den Mißcredit der Philosophie bei den angehenden Praktikern zu steigern. In dem Studiengang der Mediciner hatte sich das Studium der Philosophie schon vor längerer Zeit auf ein psychologisches Colleg reducirt, in welchem sie sich in der Regel schon um des Zeitmangels willen mit den dürrsten und dürftigsten Eintheilungen, Definitionen und Notizen begnügen mußten, ohne auch nur einen Hauch philosophischen Geistes durch ihre Seele wehen zu spüren. Glücklicher Weise ist es immer mehr außer Gebrauch gekommen, dieses Colleg zu hören, selbst dann, wenn es ausnahmsweise noch belegt wird, und nur die Zöglinge des Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin seufzen noch unter dem Zwange, den Besuch eines bestimmten psychologischen Collegs dienstlich controlirt zu sehen. In der Staatsprüfung der Theologen ist man so verständig gewesen, mit dem Culturexamen auch die Prüfung in der Philosophie wieder zu beseitigen; der etwa 40 Seiten fange Auszug aus dem ohnehin schon allzu knappen Schwegler'schen „Grundriß der Philosophie", welcher zum Zweck dieser Prüfung mit Vorliebe gepaukt wurde, war geradezu ein Hohn auf die Sache. Es ist deshalb als ein großer Fortschritt anzusehen, daß die Prüfung in der Philosophie durch den Zwang zum Belegen eines philosophischen Collegs ersetzt ist, und es bleibt nur der weitere Schritt zu vollziehen, daß das Honorar dieses Zwangscollegs als Das anerkannt und ausgesprochen wird, was es thatsächlich ausschließlich ist, als eine Erhöhung der Prüfungsgebühren, so daß den Professoren die Unwahrheit des Besuchsattestes erspart wird.

Die Candidaten der Lehrerstaatsprüfung haben heute allein noch das wenig beneidenswerthe Vorrecht, in Philosophie wirklich geprüft zu werden. Was in aller Welt haben aber diese Philologen, Linguisten, Historiker, Literarhistoriker, Mathematiker und Naturforscher von Berufswegen mit Philosophie zu schaffen, seitdem der Unfug der philosophischen Propädeutik auf den Gymnasien in Wegfall gekommen ist? Wenn man aber wirklich nur darauf sich stützen will, daß die Philosophie zur höheren allgemeinen Bildung des Studirten gehört, warum mißt man denn die Juristen, Mediciner und Theologen mit

Digitized by Google

anderem Maße als die Lehrer, warum stellt man denn nicht entweder die Prüfung in der Philosophie für alle Facultäten wieder her, oder wandelt nicht auch bei den Lehrern die Prüfung in diesem Gegenstande in die bloße Verpflichtung um, Testate über gehörte Collegien beizubringen? Das Studium des Juristen und Theologen ist wahrlich nicht ausgedehnter und zeitraubender als dasjenige des Philologen, Linguisten oder Mathematikers, so daß entweder keinem von ihnen oder allen die Zeit bleibt, ihre allgemeine Bildung durch Philosophie zu vervollständigen. Wenn wirklich erst die Ablegung einer Staatsprüfung in der Philosophie den Aichstempel der höheren akademischen Bildung gewährt, so hätten ja die Lehrer gegenwärtig die Ehre, die einzigen wahrhaft gebildeten unter allen Akademikern zu sein!

Nun wird man aber schwerlich widersprechen, wenn ich behaupte, daß Jemand darum, weil er die Staatsprüfung in Philosophie bestanden hat, eben so wenig eine Ahnung von Philosophie zu haben braucht, wie Jemand, der sie nicht gemacht hat, und daß auch der größte Philosoph, wenn er sich nicht speciell auf diese Prüfung vorbereitet hätte, ganz ebenso wie jeder Dummkopf in derselben durchfallen würde. Ein Candidat mit ernsten philosophischen Interessen, der beispielsweise die Werke der drei größten Philosophen unseres Jahrhunderts, Schelling's, Schopenhauer's und Hegel's, mit Fleiß und Verständniß ganz durchstudirt hätte, würde ganz wenige Examinatoren finden, bei denen ihm dieses Studium etwas nützt, aber sehr viele, bei denen es ihn zu Falle bringen würde, wenn er seine „bornirte Liebhaberei für derartige metaphysische Mythologien" auch nur ganz leise durchschimmern ließe. Die wenigen Examinatoren in Deutschland, welche überhaupt fähig wären, ihn über Schelling und Hegel zu examiniren (denn Schopenhauer kommt ja nur als Gegenstand der verächtlichen Widerlegung in Betracht), kann er sich nicht aussuchen, sondern er muß darauf gefaßt sein, von Demjenigen geprüft zu werden, der gerade an der Reihe ist. Im günstigsten Falle ist dies ein Professor, der nichts fragt, als was aus den Dictatheften seiner Vorlesungen zu lernen ist; der Candidat hat dann gewöhnlich noch Zeit, diese Dictathefte sich zu verschaffen und einzupauken, nachdem er den Namen des Examinators erfahren hat. Im ungünstigen Falle bleibt er auf Paukbücher wie Schwegler's Grundriß angewiesen und hat dann alle Mühe darauf zu verwenden, unter der Hand die Richtung und die Liebhaberei des Examinators auszukundschaften, damit er sich ja hütet, eine demselben mißfällige Aeußerung zu thun, was ihm bei den meisten mehr schaden würde als kundgegebene Wissenslücken. Da die Mehrzahl der heutigen Universitätsprofessoren in dem Haß und der Verachtung gegen die Metaphysik einig ist, so hat er sich vor allen Dingen davor zu hüten, irgend ein positives philosophisches Interesse zu zeigen oder gar eine metaphysische Ansicht zu äußern, da dies die Verkehrtheit und Unfähigkeit seines philosophischen Urtheils schon zur Genüge beweisen würde. Weiß er dagegen ein kräftig Wörtlein gegen die Metaphysik an geeigneter Stelle bescheidentlich einfließen zu lassen, so hat er damit schon einen guten Stein im Brett. Fragt man ihn, mit welchem Philosophen er sich genauer befaßt habe, so nenne er ja keinen Metaphysiker, sondern womöglich einen der Engländer, welche gegen die Metaphysik und für den gesunden Menschenverstand geschrieben haben; dies ist schon deshalb empfehlenswerth, weil deren Gedankenkreis so arm ist, daß er leicht zu bewältigen ist. Will er aber einen Deutschen nennen, so gehe er ja nicht über Kant hinaus, und studire von dessen Werken nur die kritischen und negativ-dogmatischen, nicht etwa die positiven und mehr speculativen Partien.

Diese Regeln sind nicht von mir aufgestellt, sondern sie sind unter der studirenden Jugend ziemlich allgemein bekannt und werden von den Klügeren, welche im Leben ihr Fortkommen zu finden wissen, sorgsam beobachtet. Was hiernach der Prüfungszwang einzig und allein bewirken kann und bewirken muß, ist eine Steigerung des ohnehin schon in der Zeitströmung liegenden Mißcredits der Philosophie, insofern die Studirenden genöthigt werden, solche Collegien zu hören und solche Philosophen zu lesen, welche gegen die Möglichkeit und den Werth der eigentlichen Philosophie vom empirischen oder skeptischen Standpunkt aus ankämpfen. Außerdem aber werden die Studirenden, sei es direct durch das unfehlbare Absprechen und die zur Schau getragene Verachtung von Seiten der gehörten Docenten, sei es indirect durch das private Nachsprechen solcher Urtheile von Seiten der Hörer, ausdrücklich davon abgehalten, sich eine philosophische Bildung da anzueignen, wo sie allein zu gewinnen ist, nämlich bei wirklichen Philosophen. Entweder haben die jungen Leute, wie es bei 90—95% der Fall ist, kein philosophisches Bedürfniß, dann wird ihnen durch den Zwang, sich mit einer Vorbereitung für die philosophische Prüfung herumzuplagen, die Philosophie, die ihnen bloß gleichgültig war, erst recht verekelt; oder aber sie haben ein philosophisches Bedürfniß, dann würden sie ohne die Nöthigung, sich zur philosophischen Staatsprüfung vorzubereiten, vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, auf irgend eine Weise der wirklichen Philosophie näher getreten sein, während ihnen jetzt die Beschäftigung mit derselben noch vor der Bekanntschaft verleidet und ihrem philosophischen Bedürfniß statt des Brotes ein Stein geboten wird. Dadurch lassen sich dann die meisten noch rechtzeitig überzeugen, daß die Philosophie, die sie kennen zu lernen künstlich verhindert worden sind, denn doch nicht werth sei, studirt zu werden, und sie können nun aus philosophischer Einsicht den Chor der unphilosophischen Kameraden verstärken und führen, der in allen Tonarten die Philosophie verspottet und verhöhnt. Wenn doch noch ein Einzelner durch alle diese kunstvollen Vorkehrungen und Einrichtungen zur Verekelung der Philosophie sich hindurcharbeitet, so hat er es wahrlich einem guten Stern zu danken.

Wenn man auch von der durchschnittlichen Beschaffenheit der heutigen Universitätsphilosophen ganz absehen wollte, so bliebe der Zwang zum Hören vereinzelter philosophischer Collegien doch immerhin widersinnig. Entweder muß man mindestens vier Semester hindurch ein Colleg mit mindestens vier Wochenstunden über Geschichte der Philosophie (wie z. B. Kuno Fischer es hält) obligatorisch machen, oder man soll die Philosophie vollständig der akademischen Freiheit überlassen, welche sie gerade mehr als irgend ein anderer Gegenstand durch ihr innerstes Wesen verlangt. Ein Semester von drei bis vier Monaten ist viel zu kurz, um in einem Colleg von nicht mehr als vier Wochenstunden einem Anfänger irgend etwas Philosophisches von nachhaltiger Wirkung bieten zu können; entweder beschränkt man sich auf gemeinverständliche Trivialitäten, oder man gibt etwas Positives und schreckt dann durch die an die Aufmerksamkeit und das Verständniß gestellten Anforderungen schon wieder die meisten ab. Am gründlichsten ist diese Abschreckung, wenn mit dem Collegium logicum begonnen wird, dieser traurigen Ruine aristotelisch-mittelalterlicher Scholastik; dagegen pflegt sich die Trivialität am behaglichsten in der „Psychologie" zu ergehen.

Wären nur erst die Staatsprüfungen in der Philosophie abgeschafft, so würden sich auch die Promotionen in diesem Fache sehr vermindern, für deren Vorbereitung ähnliche Rücksichten zu beobachten sind, wie die oben angeführten. Soweit die Promotionen zwecklose Geldausgaben aus bloßer Titelsucht sind, kann es nur im allgemeinen Interesse (wenn auch nicht in demjenigen der Facultäten) liegen, wenn dieselben außer Uebung kommen und der Lehrer sich künftig ebenso mit dem Titel „Oberlehrer" wie der Mediciner mit dem Titel „Arzt" begnügt. Soweit aber die Promotionen eine Vorbereitungsstufe zur akademischen Docentenlaufbahn bilden, werden sie in der Philosophie um so seltener werden müssen, je geringer der Bedarf an philosophischen Docenten wird, und da der jetzige Bedarf wesentlich nur durch die philosophischen Staatsprüfungen der Lehrer bedingt ist, so würde mit dem Wegfall dieser letzteren auch die Zahl der Universitätsphilosophen allmählich sehr zusammenschmelzen. In demselben Maße würde das Ansehen der Philosophie in der studirenden Jugend und beim gebildeten Publikum allmählich wieder steigen.

Sieht man von solchen Philosophen ab, welche erst in Folge hervorragender philosophischer Leistungen eine Universitäts-

Digitized by Google

Professur erhielten (wie Hegel, F. A. Lange), oder welche zwar Universitätsprofessoren, aber nicht eigentlich Philosophieprofessoren waren (wie Kant), oder welche erst nachträglich während ihrer akademischen Laufbahn von der Naturwissenschaft oder Medicin zur Philosophie übergingen (wie Lotze, Wundt), so kann man die Förderung der Philosophie durch Philosophieprofessoren wie Fichte und Schelling als eine seltene Ausnahme betrachten. Zu allen Zeiten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, waren die Gesammtleistungen der unzünftigen philosophischen Literatur einer Generation denen der zünftigen bedeutend überlegen, ungefähr in demselben Maße, wie es bei der Poesie der Fall sein würde, wenn wir bei jeder Universität 2—6 officielle „akademische Dichter" hätten. Indem aber zu jeder Zeit die Universitätsphilosophie sich als die officielle und eigentliche Vertreterin der Philosophie ihrer Zeit gerirt und die Bedeutung der zeitgenössischen unzünftigen Philosophie zu ignoriren oder doch zu verkleinern gesucht hat, hat sie zu jeder Zeit dem Ansehen der gesammten Philosophie mehr geschadet als genützt. Dies war schon damals der Fall, als sie noch wirkliche Philosophie zum Inhalte hatte; um wie viel mehr muß es heute der Fall sein, wo sie zum größeren Theile nicht mehr Philosophie ist, sondern mehr und mehr zur principiellen „Antiphilosophie" heruntergekommen ist. Auch die sorgfältigste Auswahl unter den Docenten wäre außer Stande, alle gegenwärtigen deutschen Lehrstühle der Philosophie mit geeigneten Persönlichkeiten zu besetzen; deshalb ist aus der Besetzung der Mehrzahl derselben mit ungeeigneten nicht einmal Jemandem ein besonderer Vorwurf zu machen. Kein Fach bedarf aber auch weniger als die Philosophie des mündlichen Unterrichts, weil keines weniger dazu da ist, von unreifen Jünglingen ohne inneres Bedürfniß getrieben zu werden, und es in keinem Fach leichter und zugleich unentbehrlicher ist, unmittelbar aus der Quelle (d. h. aus dem überreichen Schatz der philosophischen Classiker) zu schöpfen. Kein Feld bedarf weniger als die Philosophie der staatlichen Pflege und des behördlichen Schutzes, aber keins bedarf auch dringender der vollen ungestörten Freiheit der Entwickelung, zu welcher jedoch auf den Universitäten so lange die Bedingungen fehlen, als collegialische und politische Rücksichten auf die mit der philosophischen zu einem Körper verkoppelte theologische Facultät unumgänglich sind. Wenn die Philosophie in dem „Volke der Denker" so lange trotz aller Verkümmerung durch eine unfreie Universitätsphilosophie und philosophische Staatsprüfungen und Zwangscollegien gediehen ist, so wäre es ein völlig unbegründeter Kleinmuth, zu fürchten, daß sie nicht mehr gedeihen könnte, wenn der Alp dieser Verkümmerung von ihr genommen und sie der vollen Freiheit zurückgegeben wird. Je weniger deutschen Jünglingen durch zwangsweise Quälerei mit einer unfreien und mehr oder minder unphilosophischen Philosophie der Geschmack an der Philosophie verdorben wird, desto mehr werden die abfälligen Urtheile gegen die Philosophie, welche jetzt unter den Gebildeten der Nation das Gewöhnliche sind, schwinden, und desto mehr Jünglinge werden dazu gelangen, ihren philosophischen Wahrheitstrieb da zu befriedigen, wo er allein die ihm angemessene und zugleich nahrhafte Kost findet, bei den Größten unter den deutschen Philosophen.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß auch aus der Lehrerprüfung über kurz oder lang die Philosophie als Prüfungsgegenstand ausscheiden wird, und daß einmal aller staatliche Zwang zum Hören oder Belegen philosophischer Vorlesungen aufhören wird; ob aber dieser Zopf noch früh genug abgeschnitten werden wird, und ob namentlich die Nachwirkungen dieses Fortschritts früh genug eintreten werden, um das bereits angerichtete Unheil vor dem Eintritt einer völligen Verknöcherung unserer Specialwissenschaften wieder gut zu machen, das scheint mir höchst fraglich. Deshalb wende ich mich an die studirende Jugend und fordere sie auf, bis zum Eintritt dieser Reform getrennte Buchführung zu halten, d. h. die Befriedigung ihrer philosophischen Bedürfnisse niemals und auf keine Weise mit der Vorbereitung zu den philosophischen Staatsprüfungen zu vermengen, vielmehr die letzteren als die leeren Formalitäten zu erledigen, zu denen sie längst herabgesunken sind, daneben aber mit ausdauerndem Eifer und stiller Andacht heimlich vor dem Examinatoren dem Studium der edelsten Geistesblüthen der neueren philosophischen Literatur obzuliegen und sich an ihnen mit echt philosophischem, echt modernem und echt deutschem Geiste zu erfüllen.

Ein deutscher Zola.

Die Pariser Moden pflegen in der Regel auf anderen als literarischen Gebieten viel schneller nach Deutschland verpflanzt zu werden. Es hat sogar ziemlich lange gedauert, bis die Manier Zola's und seiner Pariser Schüler bei uns nachgeahmt wurde. Erst in neuerer Zeit zeigen sich schwache Versuche in dieser Richtung. Zwar scheut man noch das Wort „Naturalismus", aber allerorten tauchen mehr oder minder junge Leute auf, welche das vielversprechende Aushängeschild des Realismus vor ihre stillosen, talententblößten Producte aufpflanzen, die sonst unbemerkt bleiben würden. Zola hat bei uns besonders einen Propheten gefunden, der sein ästhetisches Evangelium vertheidigt und neuerdings als Novellist praktisch anwendet. Es ist der aus Lemberg eingewanderte Georg Dolezal, der unter dem schwungvollen und jedenfalls gar nicht naturalistischen Pseudonym Oscar Welten in Berlin sein Zelt aufgeschlagen hat.

Als Kritiker lange Zeit eklektisch und das Schöne in allen Lagern preisend und das Schlechte muthig verdammend, hat er sich erst neuerdings zum Naturalismus bekehrt und den unglücklichen Einfall gehabt, Novellen à la Zola zu schreiben. Im Verlage von Wilhelm Jßleib in Berlin sind in rascher Aufeinanderfolge zwei Novellenbücher unter den Titeln: „Nicht für Kinder!" und „Buch der Unschuld" von ihm erschienen, denen er eine Kriegserklärung wider das Freibeuterthum der Leihbibliotheken angeheftet hat. Wir wollen hier nur den literarischen Werth dieser Bücher prüfen.

Die beiden Bände enthalten acht Novellen. Die erste: „Monsieur En-passant" behandelt den verletzten Stolz eines Weibes, das nur eine vorübergehende Liebschaft des Mannes zu sein glaubt und zuletzt einsieht, daß es ebenso echt wieder geliebt wird. Der Stoff ist nicht uninteressant, aber er müßte mit größerer psychologischer Feinheit ausgeführt werden, um nicht wie die dürre Lösung eines paradoxen Problems zu wirken. Ganz verschroben ist der Held aufgefaßt und entwickelt: ein Maler, der zum Don Juan wurde, weil er seine Frau im Wochenbette verlor. Er wagt nun nicht mehr ein Weib dauernd an sich zu fesseln, aus Furcht, es abermals durch den Tod zu verlieren. Um sich zu trösten, hat er den Jammer, der ihn traf, in zwei Bildern verewigt: auf dem ersten ist er als zärtlicher Storchvater conterfeit, der für die Storchmama Atzung sucht; auf dem zweiten sieht man ihn „auf einer verkohlten Sparre sitzend, mit hängenden Flügeln, mit gesenktem Kopf, ein todtes Schlänglein im Schnabel". Beneidenswerthe Besitzerin dieser beziehungreichen Thierstücke ist eine wunderschöne Gräfin, die entsagungsreiche Wittwe eines alten Mannes, und sie wird schließlich die Gattin des weiberfreundlichen, aber heirathsfeindlichen Malers, der wider Erwarten kein vorübergehender Liebhaber war, sondern nach einigem Kampf als ordentlicher Heirathscandidat auftritt.

„Eine Nacht gefangen" schildert das Abenteuer einer braven, schönen Jungfrau, die ihren Anbeter eine Nacht in ihrer Kammer behalten muß, sich dadurch entehrt sieht und erst durch ihre Verlobung mit ihm beruhigt wird. Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser von den Franzosen so schalkhaft behandelte Vaudeville-Stoff so langweilig und plump ausgeführt werden könnte. Recht unfein ist es auch, daß der junge Ehemann selbst die verfängliche Geschichte seiner Eheschließung einer punschfröhlichen Gesellschaft erzählt.

„Junge Hunde" ist eine rohe Nachahmung Zola's. In „La Joie de vivre" wird das Sterben eines treuen Hundes und das Liebesleben einer alljährlich werfenden Katze geschildert, und so sucht Welten sein Vorbild mit dieser Niederkunft einer Hündin und deren abschreckenden Wirkung auf eine junge Frau zu übertrumpfen. Die unappetitliche Geschichte übt eine ähnliche Wirkung auf jeden Leser aus.

Digitized by Google

„Zerbrochene Gläser" will eine psychologische Ehestandsgeschichte sein. Der saubere Theodor hat seine ehelichen Rechte anticipirt, und dafür nimmt seine dämonische Frau nach der Hochzeit Rache, indem sie seine Ehe zerstört, trotzdem sie ihn liebt. Das Undelicateste dabei ist, daß dieser Ehestandsjammer von der jungen Frau selbst einem zufälligen Reisegefährten auf der Strecke von Wien nach Linz zum Besten gegeben wird.

„Die Stubengenossen" ist eine Studentenhumoreske ohne Humor. Ein Studio liebt eine Theaterdame, die mit einem Nebenbuhler durchgeht. Das Komische sollte darin bestehen, daß der schüchterne Hans sich zu seiner Liebeserklärung Muth in einem Glase Absinth holt, denselben aber in Folge eines Mißverständnisses ohne Wasser trinkt und die verhängnißvollen Wirkungen auf einen nüchternen Magen gerade im entscheidenden Augenblicke zu fühlen bekommt. „Absynthe, absynthe, infernal poison", singt bekanntlich Alfred de Musset aus Erfahrung, dieweil er daran zu Grunde ging. Hans könnte Aehnliches berichten.

Es begann in seinem Magen zu knurren und grollen, so vernehmlich, daß Jolanthe, schreckhaft zusammenfahrend, rief: „Haben Sie nichts gehört? Mir war's als ob etwas knurrte." ... Das Verhängniß in Gestalt des puren Absinths hatte sich nun einmal an seinen Magen geheftet und machte eben Anstalten, ihm wie früher die Liebeserklärung, so jetzt auch diesen glorioſen Moment zu verderben. Und da war's auch schon wieder: gr ... grrru ... grruuu laut, langathmig, nichtswürdig; und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne und er hätte mögen, daß die Erde ihn verschlinge. Doch die Erde war nicht so barmherzig, unbarmherzig aber benutzte der Nebenbuhler die Blöße seines Gegners und rief lachend: „Donnerwetter! In Ihrem Magen gehts ja um, als wären alle bösen Geister los. Das waren also Sie, was schon früher so geknurrt hat."

Während diese abgeschmackte Geschichte ganz gegen den naturalistischen Comment, der stets einem bestimmten Ort der Handlung fordert, in einer beliebigen Universitätsstadt spielt, versetzt uns die Weihnachtsgeschichte im „Buch der Unschuld" nach Wien. Die hübsche Tochter eines ländlichen Stationschefs reist zu Verwandten in die Stadt, um dort ihre Weihnachtseinkäufe zu besorgen, aber ein lockerer Vetter, ein Baron — nie ohne dieses! — stellt ihr nach, und sie vermag nur durch einen Sprung in den schon abfahrenden Eisenbahnzug ihre arg bedrohte Unschuld zu retten. Das Benehmen der Landpomeranze ist dabei nicht minder naiv, als die Verführungskunst des großstädtischen Versuchers.

Nach Berlin führt uns die „Apfelsinenprobe". An einem November-Abend des Jahres 1884 beginnt das denkwürdige Abenteuer. Die hübsche Lisa, die sich für die Oper ausbildet, wird auf offener Straße von einem unternehmenden jungen Herrn angesprochen. Gretchen giebt dem Doctor Faust eine schnippische Antwort. In Berlin pflegt es ein wenig anders zuzugehen, wenn wir dem Naturalisten nicht für Kinder glauben dürfen. Lisa, „eine Feindin aller Vorurtheile", gestattet dem Maler Wolgang, sie in ihre Wohnung zu begleiten, „um ihre Tante zu erwarten". Herr Wolfgang wünscht sogar noch weniger. Er hat vorhin bemerkt, daß Lisa in einen Laden trat und dort eine Apfelsine kaufte. Nun will er — unglaublich, aber wahr! — blos zusehen, wie sie die Orange ißt. Nichts weiter. „Das wird reizend sein", versichert der kleine Schäker, „es soll mir einen Vorwurf zu einem bezaubernden Genrebild geben." Na, na, denkt Lisa, und „sie glaubt sich im vorhinein sicher stellen zu müssen". Der Maler aber schwört, daß er sich mit ihr nicht mehr Freiheiten erlauben werde, als mit der Apfelsine, was Lisa zu der übermüthigen Entgegnung veranlaßt: „Die esse ich ja auf". Und da der hübsche Maler natürlich nicht wie ein Menschenfresser aussieht, so nimmt ihn Lisa mit in ihre Wohnung. Dort verspeist sie wirklich die Orange, und Wolfgang schaut ihr dabei andächtig zu. Jetzt kommt aber die Pointe! „Der Maler sah sie einen Moment forschend und prüfend an, beugte sich dann lächelnd vor, als sähe er etwas Besonderes auf ihrem Busen, griff mit beiden Händen nach der Brosche an ihrem weißen Halse und löste diese geschickt und rasch vom Spitzenkrägelchen ab und machte sodann Miene, die Knöpfe ihrer Jacke zu öffnen." Natürlich protestirt Lisa. „Aber, mein Herr, Sie versprachen mir doch, sich keine Freiheiten zu nehmen." — „Allerdings nicht mehr, als Sie mit der Apfelsine", ist die Antwort. „Sie haben sie sorgfältig geschält, und dasselbe thue ich mit Ihnen", fuhr der Maler fort, „und wirklich rückte er um einen Knopf weiter, so daß der Spitzenbesatz des Hemdchens schon sichtbar wurde." Daher der Name: Apfelsinen-Probe.

„Sonnenaufgang, ein Waldidyll", heißt die letzte Geschichte. Sie behandelt den Ausflug eines Pärchens auf eine bewaldete Anhöhe, um dort den Sonnenaufgang zu sehen. Alle Erlebnisse dieses Spaziergangs werden umständlich, aber nicht entfernt mit jener plastischen Kraft und rührenden Kunst beschrieben, womit eine George Sand und ein Otto Roquette ähnliche peripatetische Wandlungen von Gleichgültigkeit bis zur Verliebung geschildert haben. Am Ende gönnt Alice dem angeblich Abschied nehmenden Oswald einen Kuß. „Die Sinnlichkeit eines in seiner Phantasie nicht erregten, naturfrischen Mädchens war in ihr geweckt worden, und ihr vielleicht kaum bewußter Wunsch nach neuen Küssen war wenig verschieden von dem Wunsche eines Kindes nach dem wiederholten Genuß einer besonders saftigen nnd wohlschmeckenden Frucht, die es bisher noch nicht gekannt hat." Die Heirath bildet auch hier das Ende. —

Nur um dem Leser einen Begriff vom Inhalte dieser naturalistischen Novellen zu geben, habe ich deren Fabel kurz angedeutet. Dem Verfasser wird damit kein Gefallen erwiesen, denn für den richtigen Naturalisten ist die Handlung eine höchst gleichgültige Sache. Der Zolaist geht jedem romanhaften Vorkommniß aus dem Wege und beschreibt nur die einfachste Natur, das Leben wie es ist, öde, inhaltlos, alltäglich, langweilig. Immerhin glaube ich, daß so sentimentale Geschichten wie der Flammentod der Malersfrau, so alberne Anecdoten wie die Apfelsinenprobe und die Stubennachbarn, so unmögliche Ausplaudereien wie „Eine Nacht gefangen" und „Zerbrochene Gläser" das energische Mißfallen des Pariser Meisters erregen würden, der in diesem Falle zu seinem Glücke kein Deutsch versteht. Aber nur auf die Ausführung kommt es ja an! Indessen beweist auch damit Welten, daß er den Naturalismus wohl kritisch zersetzen, doch keineswegs schöpferisch nachfühlen und gestalten kann. Die durchdringende Menschen- und Naturbeobachtung, die er in seinen „Zola-Abenden" mit Recht bei seinem Vorbild bewundert, mangelt ihm gänzlich. Seine Menschen sind ohne Lebensmöglichkeit, ausgeklügelte Probleme ohne Logik. Zwar orakelt er sentenziös: „Philosophische Purzelbäume kommen eben nur in Romanen vor, die Wirklichkeit fordert gebieterisch stätige folgerichtige Entwicklung" ... aber wo findet sich in diesen acht „Novellen" nur einmal die Fähigkeit, auch nur der Versuch, wirkliche Menschen zu zeichnen? Aehnlich verhält es sich mit seinen Naturschilderungen. Sie sind weder exact noch anschaulich. Besonders imponiren will er uns offenbar mit seiner Beschreibung des Sonnenaufgangs, aber auch hier kommt er nicht über die herkömmlichen Phrasen hinaus. Es ist eine verwaschene, allgemein gehaltene Beschreibung, wie man sie sich hinterm Schreibtisch aus sentimentalen, bewundernden Redensarten zusammensetzt, — ein Theatersonnenaufgang mit bengalisch beleuchteten Coulissen. Auch der Winterlandschaft in der Weihnachtsgeschichte fehlt es an Gegenständlichkeit. Nirgend frische, unmittelbare Naturbeobachtung, nirgend das Bestreben nach Schärfe und Richtigkeit, nirgend die Suche nach dem einzig die Wirklichkeit wiedergebenden Eigenschaftswort. Flaubert, Zola, Daudet, die sich stundenlang das Gehirn um das mot propre martern, haben in Welten keinen Nachfolger. Ebenso verhält es sich mit dem Stil. Während seine französischen Vorbilder jeden Satz überlegen, jede Seite mehrmals durcharbeiten, schreibt Welten rasch und flott seine „Novellen" zusammen. Daher die Menge liederlich construirter Sätze, falscher Bilder, unrichtiger Ausdrücke. Von den Austriacismen: „rückwärtig", „begriffsstützig", „im vorhinein", den Berolinismen: „reinlegen", „klein beigeben" und nicht minder geschmackvollen Neubildungen wie „erlustiren" ganz zu schweigen, so finden sich bei dem deutschen Naturalisten dutzendweise Sätze wie folgender: „Er befahl eine Cigarre, welche ihm der Kellner staunend über seinen Heroismus eiligst brachte und ihn dann auch mit

Digitized by Google

Feuer bediente.“ Dabei ein erschreckender Mangel an Erzählungsgabe. Alles ist uninteressant und langweilig bis zur Unerlaubheit.

Um aber dem schlechten Geschmacke seiner Leser zu schmeicheln, befolgt Welten den bekannten Kniff Zola's, die langen Schilderungen und öden Erzählungen durch Pikanterien zu beleben. Allein bei Welten ist es niemals das aufrichtig grobe Wort, niemals die herzhafte Cochonnerie, sondern stets nur die blöde sauce piquante eines Clauren, welche statt der ehrlichen Entrüstung blos ein prickelndes Unbehagen hervorruft. Dann regen sich Welten's Helden auf an „dem unerwarteten Anblick schneeweißer Strümpfe“ oder seine Heldinnen zeigen „das schöngeformte Bein“ oder Beide drehen sich „wirbelnd im Kreise, daß die Röcke fliegen und die hellen Strumpfbandschnallen blinken.“ Besonders gerne spricht der Dichter von „keimenden“ und anderen Busen. „Ihr Busen hob und senkte sich rasch“ — „der sanft gewölbte herbe Busen hob den dünnen Stoff des Kleides“ — „den hochgehenden Wellenschlag ihrer kräftigen Brust konnte man selbst durch die starke Kleidung wahrnehmen“. „Da hob ein leiser, zitternder Seufzer Jolanthe's Brust; sie wölbte sich langsam, das Kleid spannend, und sank dann wieder in sanftem Wellenschlag.“ Sogar „was da kreucht und fleugt“ äußert eine leicht verzeihliche Vorliebe für diese Dinger:

Der Falter setzte sich nach kurzem Zögern unter ihre linke Brust, in halber Höhe unter der Schulter . . . Alice hatte sich nicht geregt, und es mit schalkhaftem Lächeln geduldet, daß der Falter sich solch discretes Plätzchen wählte. Und nun hielt sie den Athem ängstlich an, daß nicht die Bewegung ihres Busens den dünnen Stoff hebe und den Schmetterling verscheuche . . . Alice konnte den Athem nicht länger an sich halten, sie hatte es ohnehin schon zu lange gethan, und heftig hob und senkte sich ihre Brust, den Falter verscheuchend . . . und ein glückliches Lächeln, als empfinde sie es wie eine besondere Huldigung, daß der Falter sich auf ihre Brust gesetzt hatte, lag dabei auf ihrem Antlitz.

Und wenn schon das liebe Vieh derlei Liebhabereien zeigt, so ist es kaum verwunderlich, wenn auch Welten's Heldinnen selbst auf ihre Annehmlichkeiten aufmerksam machen.

„Mir zittert das Herz. Fühlen Sie nur selbst.“ Und an Hans herantretend, griff sie nach seiner Hand und drückte sie völlig unbefangen unter ihren vollen Busen. „Nicht wahr, wie's zittert!“ fuhr sie, nur mit sich selbst beschäftigt, fort und preßte ihr kleines, weiches Patschhändchen mit den Grübchen in jedem Gelenk fest auf seine Hand, die er höchst linkisch drehte, um ja nicht mehr als den Herzschlag zu fühlen.

Ein sonderbares Mädchen, nicht wahr? Eine Collegin von ihr äußert aber ihre freudige Aufregung auf nicht minder eigene Art:

„Hup! Hup!“ rief Alice, welche beim Erblicken des im Frühsonnenglanze ungemein freundlich anmuthenden Hauses freudige Erregung überkam; und „Hup! Hup!“ rief sie nochmals, den Schritt beschleunigend, mit ihrer hellen Stimme.

Na, also meinetwegen, wenn sie darauf besteht: „Hup! Hup!“ Zwei Mädchen beschließen auf der Straße ein fröhliches Geplauder mit folgender witzigen Bemerkung:

„Nun aber, Lisa, muß ich hinauf, denn es friert mich bereits in den Waden.“

„Und das will bei Dir schon etwas bedeuten, Ella.“

Ueberhaupt drücken Welten's Liebende ihre Gefühle auf ziemlich unerwartete Weise aus. Wer würde glauben, daß es sich im folgenden, wie gewöhnlich sehr eigenthümlich interpungirten Auftritt nicht um den Wuthausbruch eines Menschenfressers, sondern um den Liebesausdruck eines Anbeters handelt?

Er schob den schmalen Aermel etwas zurück und preßte auf das schneeweiße nackte Gelenk flammende Küsse, deren feuchte Gluth wie durchsickernd durch die feinen blauen Pulsadern sich verzehrend dem betäubten Mädchen mittheilten. Und jetzt gruben sich seine Zähne wollüstig in das volle Fleisch ihres Armes, daß Martha völlig außer sich, ihm mit einem leisen Schrei denselben entriß.

Jawohl, nur die glühendste Liebe spricht sich in diesem Küssen und Beißen aus! „Se amor non è che dunque è quel ch' io sento?“ Wenn das nicht Liebe ist, heiliger Petrark! Aber ich bitte um Verzeihung. Diese naturalistischen Liebespaare haben auch ihre schwachen romantischen Augenblicke, wo sie recht sentimental sein können, wie folgendes unbezahlbares Stillleben beweist.

„Sie hatte sich gesetzt und Hans hatte neben ihr Platz genommen. Die Sonne war gesunken, die Dämmerung brach rasch herein, eine Grille begann zu zirpen, ein Wagen rollte vorbei und in der Ferne ertönte der Pfiff einer Locomotive. Sonst war alles still, ächte, weihevolle, abendliche Stille.“

Ich danke für solch abendliche Stille mit Gezirp, Wagengerassel und Locomotivengepfiff!

Schließlich muß noch zur Charakterisirung des Berlin-Lemberger Zola bemerkt werden, daß diese Bücher nicht nur mit ihren vielversprechenden Titeln und ihrem „pikanten“ Inhalt, wodurch sie sich selbst zur pornographischen Literatur klassiren, sondern auch noch mit ihren nach Aufsehen zielenden Vorworten imponiren wollen: zwei juristischen Auseinandersetzungen über die für Schriftstellerkreise brennende Leihbibliothekfrage. Welten ist nämlich auf den Ausweg gerathen, seinem Leihbibliothekfutter ein Verbot des gewerbsmäßigen Verleihens voranzudrucken. Dieses ist nur dann gestattet, wenn die Leihbibliothekare einen höheren Preis als das Publicum für den Band bezahlen. Ob wohl diese kostspieligeren und die für das Publicum bestimmten wohlfeileren Exemplare wirklich einen so starken Absatz erzielten, als Welten in der Deutschen Schriftstellerzeitung behaupt? Sachverständige versicherten mir, daß die Leihbibliothekare der gegen sie gerichteten Waffe die Spitze abbrachen, indem sie die beiden Bücher gar nicht kauften, alldieweil Welten doch noch lange nicht zu jenen Autoren gehöre, welche in einer Leihbibliothek durchaus vertreten sein müssen. Der Verfasser aber betheuert, daß er sein Ziel vollkommen erreicht und mehrere Auflagen erzielt habe, denn das Publikum sei gerade durch das Leihbibliothekenverbot zur Kauflust angeregt worden. Ich befürchte sehr und kann mich auf die Autorität der von Welten angerufenen Buchhändler berufen, daß der Naturalist sich einer großen Täuschung hingibt. Blos die verfänglichen Inhalt vorspiegelnden Büchertitel tragen die Schuld, wenn die zwei Bände sich in der That eines größere Absatzes erfreuten. Der deutsche Zola möge einmal seine zukünftigen und hoffentlich besseren Erzeugnisse schlichtweg: „Erzählungen von Oscar Welten“ betiteln, und er dürfte wahrscheinlich das Wunder erleben, daß kein Mensch darnach greifen wird. Wer sich aber von den herausfordernden Titeln einmal täuschen ließ, der wird gewiß kein zweites Mal nach Welten's Hervorbringungen greifen, denn er weiß alsdann, daß der erste Novellenband allerdings „nichts für Kinder“, aber auch nichts für Erwachsene ist, und daß das „Buch der Unschuld“ statt der Unschuld höchstens die Langeweile herauszufordern vermag.

Theophil Zolling.

Auch eine Chamisso-Biographie.

Zur Säcularfeier der Geburt Adelbert von Chamisso's, welche im Januar 1881 eine große Anzahl biographischer und literarhistorischer Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften und Tagesblättern hervorrief, erschien auch eine ausführlichere Monographie unter dem Titel „Chamisso und seine Zeit von Karl Fulda“. (Leipzig, Carl Reißner.) Mag auch das Unternehmen, dieses Buch jetzt noch einer Besprechung unterziehen zu wollen, auf den ersten Blick als ein verspätetes erscheinen: ein Beitrag zur Steuer der Wahrheit kommt nie zu spät. Der Verbreitung falscher Angaben aber entgegenzutreten, wird zur Pflicht, wenn es sich zeigt, daß andere Biographen sich veranlaßt sehen, aus einer so unzuverlässigen Quelle, wie der in Rede stehenden, zu schöpfen; wenn ferner auf diese Schrift als ein „sehr beachtenswerthes

Digitized by Google

Werk", enthaltend „höchst interessante neue Mittheilungen aus dem Leben" des Dichters (cfr. Gartenlaube 1881, Nr. 1) hingewiesen und dem kritiklosen Publicum ein gänzlich ungenügendes Buch als ein gutes empfohlen wurde.

Bei dem reichlich vorhandenen und dem Verfasser noch ganz besonders zugänglich gemachten Material war es für einen dieser Aufgabe gewachsenen Autor eine ebenso schöne als dankenswerthe Aufgabe, uns das Lebensbild Adelbert von Chamisso's in möglichster Treue und Vollständigkeit von Neuem vorzuführen. Die Beobachtung, daß dies Fulda in keiner Weise gelungen ist, macht zugleich den Wunsch rege, daß sich ein Berufenerer finden möge, in dessen Händen die ihm anzuvertrauenden Manuscripte eine bessere Verwerthung gewännen.

Fulda's Schrift, welche ihr Verfasser selbstbewußt „mein Buch" (S. 260) nennt und mit deren Abfassung sein „Lieblingswunsch, die Lebensgeschichte des großen Dichters zu schreiben" (S. 10 u. 11), erfüllt wurde, umfaßt 272 Seiten: von diesen gehören kaum 50 Seiten dem geistigen Eigenthum des Autors an. Um zu diesem Zahlenresultate zu gelangen, welches bei fortgesetztem Suchen sich vielleicht noch ungünstiger gestalten dürfte, war eine eingehende Durchforschung der einschlägigen Literatur nöthig: oft auch führte der Zufall auf die vom Verfasser z. Th. geflissentlich verschwiegenen Fundorte — Umstände, welche die verhältnißmäßig späte Veröffentlichung dieser Zeilen entschuldigen mögen.

Einen ganz besonderen Werth legt Fulda gleich zu Anfang des Buches darauf, den abweichenden Angaben der Literarhistoriker gegenüber, das richtige Geburtsdatum des Dichters festgestellt zu haben. Wir lesen auf Seite 14 und 15: „Ich habe . . . meine Nachforschungen fortgesetzt und bin so glücklich gewesen, am Schlusse eines an seinen Bruder Hippolyt gerichteten Briefes des Dichters folgende Bemerkung von seiner Hand zu finden: „„30. Jan. 1821: j'ai aujourd'hui 40 ans;" " . . ." — Der unbefangene Leser glaubt, es handele sich hier um eine bisher unbekannt gebliebene und erst der „glücklichen Nachforschung" Fulda's zu verdankenden Mittheilung von auf der Hand liegendem biographischen Werthe. Nun aber findet sich in sämmtlichen Auflagen der von Jul. Ed. Hitzig herausgegebenen Biographie („Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso," I. Aufl. 1839)*) als Anmerkung zu einem an de la Foye gerichteten Brief d. d. „Schöneberg, den 30. Januar 1821": „Heute bin ich 40 Jahre alt et Du?" Dies konnte dem Verfasser nicht unbekannt sein, da er ein gewisses Vertrautsein mit der Hitzig-Palm'schen Lebensdarstellung durch bogenweises wörtliches Abschreiben in seinem Buche documentirt.

Zu Fulda's eigensten Entdeckungen gehört aber, daß Chamisso als Second-Lieutenant seine Doctordissertation geschrieben und, als er die Doctorwürde erhalten, gesagt habe: „jetzt endlich bin ich Lieutenant in der Philosophie und Doctor im Regiment Goetz".**) — Max Koch, welcher in der biographischen Einleitung zu den jüngst bei Cotta erschienenen „Gesammelten Werken", 4 Bände, dies Ereigniß gleichfalls — und zwar auf Fulda fußend — berichtet, knüpft an den angeblichen Ausspruch „beim Erwerben des Wittenberger Doctordiploms" noch die Bemerkung, daß derselbe „ganz das Unhaltbare seines (des Dichters) Zustandes bezeichne." — In Wahrheit hat Chamisso weder eine Dissertation geschrieben, noch als Doctor irgend einer Facultät promovirt: er wurde vielmehr im Jahre 1819, nach Rückkehr von der Weltumsegelung seitens der Berliner Universität zum Doctor philosophiae honoris causa ernannt. In einem Briefe an de la Foye, Berlin, 20. September 1804, schreibt Chamisso: „Ich will diesen Winter studiren, Griechisch und Latein, vielleicht auch schreiben, vielleicht, auch eine Abhandlung schreiben, und mich für 14 Thlr. in Wittenberg zum Doctor philosophiae stempeln lassen, ich möchte gar zu gern Doctor im Regiment von Götze und Lieutenant in der Philosophie sein." (W. V, S. 49.) Aus dieser Bemerkung, deren letzte Wendung gewiß nur humoristisch, und nicht in dem von Koch angegebenen Sinne, aufzufassen ist,*) hat Fulda die obige Entstellung zu Wege gebracht.

Um vorläufig noch bei den dem Verfasser allein zugehörigen Aeußerungen und Urtheilen stehen zu bleiben, möge die Stellung hervorgehoben werden, die er dem Dichter in der Literaturgeschichte anweist. Schon zu Chamisso's Lebzeiten hatte man erkannt, daß er — namentlich in seiner späteren Schaffensperiode — den sogenannten Romantikern nicht zuzurechnen sei. So sagt H. Heine in seiner „Romantischen Schule" 1833: „Von Adelbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigenthümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen, als dem alten Deutschland angehört". Anders Fulda: er theilt ihm die sonderbare Rolle eines Bassisten im Romantiker-Terzett Chamisso-Schulze-Eichendorff zu!! Die Stelle ist zu kostbar, um sie nicht wiederzugeben. Wir lesen Seite 121 und 122 wörtlich: „Diese drei Sangeskräfte vereinigen sich auch gleichsam zum Schlußaccorde des Liedes der Romantik, zu einem gar herrlich ertönenden, das Herz ergreifenden Dreiklang, in dem jenes Lied verhallte. Chamisso sang sozusagen den Grundton, den Baßton des Accordes, der mit den Melodietönen so vertraute Eichendorff die oberste und Schulze die Mittelstimme." — —!

Wie weit entfernt Fulda überhaupt vom Verständniß für das dichterische Schaffen Chamisso's ist, zeigt u. A. folgender, in der That auf den Dichter gar keinen Bezug habende Satz: „Chamisso verstand es, vermöge seiner nationalen Doppelnatur und bei der ihm eigenartigen poetischen Veranlagung ganz besonders, alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und der Kunst und ihre unendlichen Reflexe in dem einen Brennpunkte der Poesie zusammenstrahlen zu lassen." (S. 122.) Von dem Sinn dieser gegenstandslosen Wortverbindungen ganz abgesehen, sei nur daran erinnert, daß es er geflissentlich vermieden hat, seine Poesien mit wissenschaftlichem Ballast zu beladen; aber auch „die tausendfarbigen Erscheinungen der Kunst und ihre unendlichen Reflexe" vermögen wir daselbst nicht zu finden — obschon wir wissen, daß er für die bildende Kunst, der er mit Stift und Pinsel selbst oblag, lebhaftestes Interesse hatte; für Musik hingegen soll ihm das künstlerische Empfinden gefehlt haben.

Als Curiosa sind ferner zu bezeichnen, wenn wir lesen, daß der Verfasser den auf Frankreichs Boden geborenen Dichter als „den edelsten ihrer (scil. der deutschen Nation) Söhne" (S. 1); oder als „einen Zeugen der ewigen Wahrheit, einen Tröster der Menschheit, welcher er in silbernen Schalen die goldenen Aepfel (cfr. Spr. Salom. 25, 11) der Kleinodien seiner Poesien darreichte" (S. 4); als „Seher und Prophet" (S. 256) preist; daß Lessing's Verdienste um die Erlösung der deutschen Poesie von der geistlosen französischen Herrschaft von „Chamisso's vorurtheilsvollem Blick anerkannt wurden" (S. 90) — u. a. m.

In Anbetracht der damals bevorstehenden Säcularfeier fühlte sich der Verfasser zu folgender Apostrophe veranlaßt: „Lodert denn fröhlich und festlich auf, zunächst (!) in allen deutschen Herzen und Gauen, ihr Flammen, zur Feier der 100jährigen Geburt Adelbert's von Chamisso, welches Fest zwei (!) Nationen jubelnd zu begehen in erster Linie berufen sind!" (S. 10.) Diesen selbigen Flammen begegneten wir schon drei Jahre zuvor in einem von Fulda „zum 21. August" ver-

*) V. und VI. Band der bei Weidmann-Berlin erschienenen „Werke". Die hier vorkommenden Citate beziehen sich auf die fünfte, von Friedr. Palm besorgte Auflage.

**) Soll heißen „von Götze". — Wir stoßen in diesem Buche auf nicht weniger als elf falsch geschriebene Namen.

*) Gerade so, wie wenn Chamisso an Varnhagen, der kurz nachdem er die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, als Fähndrich in österreichische Dienste eintrat, d. d. Berlin, 5. Juli 1809 schrieb: „Vom Fähndrich wollen wir nicht sprechen, — aber das österreichische Lieutenants- oder so Gott will Capitäns-Diplom und das Doctor-Patent — oder umgekehrt — ist ein Doppel-Skaphander um mit Ehren durchzuschwimmen à la cour et à la ville."

Digitized by Google

faßten Artikel in der Allgem. Litterar. Corresp. 1878 Nr. 23: nur sollten sie damals am Todestage des Dichters „in allen deutschen Herzen und Gauen auflodern".

Wenn der Verfasser seine eigenen Producte abschreibt, wie er es bezüglich des eben erwähnten Aufsatzes ausgiebig gethan hat, so läßt sich — so komisch auch die Wirkung in diesem Falle ist — dagegen nicht viel sagen. Protest aber muß eingelegt werden gegen das plagiatorische Verfahren, wie es Fulda an anderen Chamisso-Biographen verübt. Die Hitzig-Palm'sche Lebensbeschreibung mußte dem Verfasser als die ausgiebigste Fundgrube dienen. Anfänglich bemüht er sich zuweilen die Sätze des Originals in kleinen Einzelheiten zu verändern und so das directe Abschreiben zu bemänteln; im weiteren Verlaufe jedoch, namentlich vom 7. Capitel an, verfährt der Verfasser summarisch und copirt kurzer Hand: so Seite 157 bis 170, 237 bis 242 u. a., welche Wort für Wort den genannten Autoren entnommen sind, ohne jegliche Andeutung, daß es sich um fremdes Eigenthum handelt. Ferner werden, ohne den Autor an den betreffenden Stellen zu nennen, wörtlich abgeschrieben: Chabozy, „Ueber das Jugendleben Chamisso's", Jenaische Dissertation, Seite 5, 16 bis 20, 28 und 29 (bei F.: S. 18, 111 bis 114, 123, 124, 128, 129, 130); Vilmar, „Literaturgeschichte", II. Aufl. Seite 658 (F.: S. 16); Varnhagen, „Denkwürdigkeiten" II, Seite 63 (F.: S. 66). Selbst Büchmann's „Geflügelte Worte", XI. Aufl. Seite 131 und 132, werden in gleicher Weise verwendet. (F.: S. 5 u. 6.) — Friedr. Bodenstedt verdanken wir eine in der „Deutschen Revue", 3. Jahrg. 1878, I, Seite 58 bis 81, enthaltene sehr interessante Arbeit: „Neues von und über Adelbert von Chamisso", in der er eine Reihe bis dahin ungedruckter französischer Briefe, welche der Dichter an seine in Frankreich lebenden Angehörigen gerichtet hatte, in deutscher Uebersetzung mittheilt. Bei Fulda findet sich dieser Aufsatz nirgends erwähnt, wohl aber begegnen wir einer Anzahl von Sätzen (S. 11, 12, 13, 20 u. 21), welche wörtlich mit den entsprechenden von Bodenstedt (a. a. O. S. 58, 60 u. 62) übereinstimmen.

Gewiß auch nicht zu billigen, daneben aber wieder durch seine Komik wirksam, ist das Verfahren des Verfassers, die Worte und Gedanken Anderer sich anzueignen, ihnen aber eine nach seiner Meinung bessere Fassung zu geben. Es mag hierfür nur dies eine Beispiel dienen.

Varnhagen, „Denkwürdigkeiten" II, Seite 25:	Fulda, Seite 51:
„Selten mögen einem Menschen so beglückte Lebensauen sich ausbreiten, als mir der Zeitraum darbot, in welchen ich vom Ende des Maienmonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging."	„In dem Abschnitte „Jugendfreunde" rühmt Varnhagen in den Denkwürdigkeiten seines Lebens von sich, daß selten einem Menschen so beglückte Lebenslaunen (!) sich ausgebreitet hätten, als ihm der Zeitraum sich (!) geboten, in welchem er, vom Ende des Maimonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend einhergegangen (!) sei."

Eine ganz ähnliche Stelle findet sich Seite 3 und 4, wo abermals Varnhagen („Denkwürdigkeiten" VI, S. 190 u. 191) zur Verwendung gelangt.

Schwer verständlich bleibt, was den Verfasser veranlassen konnte, Chamisso's Prosa, da, wo er sie — und zwar nach Hitzig Palm — citirt, willkürlich zu verändern und sie ihrer gerade bei diesem Schriftsteller aus nahe liegenden Gründen so äußerst charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu berauben. Ausdrücke wie „am mehrsten — annoch — wasmaßen — geldisch — herzig — machen" werden verfeinert in „am meisten (S. 72) — noch immer (75) — daß (87) — finanziell (87) — herzlich (198) — veranlassen (271)." Weitere Belege für dieses Verfahren finden sich auf Seite 64, 68, 88, 104, 114, 198 u. s. f. — Welch unglaubliche Sinnlosigkeiten bei diesen „Verbesserungen" zuweilen herauskommen, zeigt besonders ein auf Seite 87 befindlicher Passus. Aber auch andere Schriftsteller müssen sich die Fulda'schen Correcturen gefallen lassen, so Fouqué (S. 69 u. 70), Varnhagen (S. 61, 74), Vilmar (S. 124).

In einem Briefe an Freiligrath vom 28. April 1836 (W. VI, S. 334) spricht sich Chamisso, der bekanntlich die Terzinendichtung in unübertroffener Weise beherrschte („Salas y Gomez" u. a.), über dieselbe folgendermaßen aus: „Dann lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet." — Fulda, der zwei verschiedene an Freiligrath gerichtete Briefe hier satzweise untereinander vermengt, bringt es zu Stande, selbst diese klare und aus solcher Feder bedeutungsvolle Aeußerung in einen Unsinn zu verwandeln, indem er schreibt: „und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Reim (!) abgeschlossen ist."

In der Vorrede zur Uebersetzung von Béranger's Liedern sagt Chamisso u. A.: „Das französische Volkslied ist wesentlich frivol. Les rondes . . . sind ohne Ausnahme der Art, daß sich der Fremde höchlich verwundert, sie auch in gesitteten Kreisen ohne Arg im Schwange zu finden." (W. VI, S. 285.) Fulda, unter dem Scheine, seine eigene Anschauung wiederzugeben, sagt statt dessen: „. . . Les rondes . . . sind ohne Ausnahme der Art, daß sich der Fremde höchstens (!) wundert (!) sie auch in gesitteten Kreisen zu finden." (S. 90.)

Aber selbst an die Dichtungen Chamisso's wagt sein „Biograph" Fulda die verbessernde Hand anzulegen. Nur zwei Beispiele mögen dies charakterisiren. Allbekannt sind die vom Dichter selbst in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommenen an Eugenie Hitzig gerichteten Verse

„Zehn Centner schwer aus lauterem Ducatengold
„Verfertige der Meister Goldschmied einen Stuhl" . . .,

mit der Ueberschrift „Der jungen Freundin ins Stammbuch". Hitzig schreibt darüber: „Er hatte ihr oft, noch da sie ein Kind war, prophezeit, daß sie nicht ledig durchs Leben gehen werde." (W. VI, S. 111.) Darauf sich beziehend, verspricht ihr der Dichter, mit aller Edelsteine Pracht verziert

„sothanen Stuhl,
„Darauf gemächlich Du in Ehren sitzen magst,
„Im Falle man Dich überhaupt nur sitzen läßt."

Fulda ist weder mit der Diction des Schlußverses, noch mit dem sechsfüßigen Jambenbau desselben einverstanden und ändert ihn folgendermaßen um:

„Wofern man überhaupt Dich sitzen läßt." (! S. 178.)

Aus des Dichters „Tragische Geschichte. 's war Einer, dem's zu Herzen ging" macht Fulda: „Eine (!) tragische Geschichte: es (!) war Einer, dem's zu Herzen ging." (S. 5.)

Im „Anhang" (S. 273—274) bringt der Verfasser den schönen Brief König Friedrich Wilhelm's IV., welchen dieser als Kronprinz unterm 16. Mai 1836 an Chamisso schrieb, in verstümmelter Wiedergabe zum Abdruck. Wir können uns hierbei die Bemerkung nicht versagen, daß dieser nämliche Brief, welcher in sämmtlichen fünf Auflagen der Hitzig-Palm'schen Biographie — also seit 1839, dem Jahre der I. Auflage — enthalten ist, im September 1878 in der Allgem. Literar. Corresp. Nr. 24 als besonderer Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ein Brief Friedrich Wilhelm's IV. an Adalbert von Chamisso. Mitgetheilt von Carl Fulda, Mr. und Stiftsrath des Fr. D. H." mit einleitenden, von Hitzig entlehnten Worten, erschien und zwar mit dem Anschein einer bisher unbekannten Publication — jedenfalls ohne Quellenangabe.

Die Behauptung, daß Chamisso, welcher als Page am Hofe Friedrich Wilhelm's II. auf Veranlassung der Königin noch besonderen Privatunterricht erhielt, „seine gesammte Bildung, Alles, was er geworden sei, seine Bedeutung als Dichter, Gelehrter, Naturforscher, das Hervortreten seiner, des geborenen Franzosen, deutschen Sängerweise vorzugsweise der sorgsamen . . . Erziehung zu verdanken habe, welche ihm auf Veranlassung . . . der Großeltern unseres Kaisers Wilhelm I. zu

Digitized by Google

Theil geworden sei" (S. 253) — diese Behauptung, welche für das Genie und die unser Aller Bewunderung herausfordernde geistige Energie des Dichters kaum noch etwas übrig läßt, frappirt ebenso, wie sie, weil sich eine gewisse Absichtlichkeit darin bemerkbar macht, „verstimmend" wirkt.

Als Probe, wie der Verfasser sich bei Schilderung von Chamisso's Charakter widerspricht, diene Folgendes. Nachdem auf Seite 57 der vom Dichter an Cérès Duvernay gestellte Heirathsantrag (nach Hitzig) als „jugendliche Thorheit" bezeichnet wurde, wird drei Seiten später, bei Erwähnung der Enttäuschung, welche dieses Verhältniß nach sich zog, „der alle wichtigen Lebensereignisse ernst und reiflich erwägende Mann" gerühmt. (S. 60.) — Um einen Begriff von der Breite der Erzählung zu geben, sei nur erwähnt, daß uns Fulda sechs Mal die Mittheilung macht, Chamisso habe in Gemeinschaft mit Gaudy die Lieder Béranger's ins Deutsche übertragen (S. 90, 196, 206, 237, resp. 248 u. 265); daß der Dichter, nachdem wir Seite 9 und 242 den Todestag erfahren haben, zwei Mal auf dem Friedhof vor dem Halleschen Thor beerdigt wird. (S. 243 u. 253.)

Wenn der Verfasser sagt: „Es soll die neue Lebensgeschichte des Dichters . . . eine Huldigung sein, dem Andenken des Unvergleichlichen geweiht" (S. 12), und glaubt „die vorhandenen Quellen mit den neuen zu einem Gesammtbild vereinigt" (S. 13) zu haben, so muß die Kritik ein derartiges, das Andenken des uns Allen theuern Dichters entstellendes Zerrbild mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Das einzig Neue, was das Buch enthält, sind — von einigen kleinen Anecdoten und Personalien abgesehen — 30 bisher ungedruckte, aus dem Französischen übersetzte Briefe Chamisso's aus den Jahren 1798 (?) und 1800, resp. 1819 bis 1830. Es bleibt zu bedauern, daß diese werthvollen Mittheilungen keine würdigere Verwendung erfahren haben, als die Aufnahme in ein solches Buch.

Egh—.

Feuilleton.

Ein Herz und eine Seele.

Von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

Paul und Hedwig hatten ihre glücklichsten Stunden am Abend, wenn sie sicher waren, von keinem Menschen gestört zu werden. Dann — es muß gesagt werden — kochten sie miteinander in ihrer sauberen kleinen Küche mit den blitzblanken neuen Geschirren. Ja, sie kochten, brieten und buken, wie sie einst als Kinder über der Spiritusflamme eines Miniaturheerdes gethan hatten. Nur etwas ernsthafter jetzt als damals, da es die Bereitung ihres Abendbrotes galt, und sie immer hungrig waren. In der ersten Zeit verstiegen sie sich nicht zu complicirten Gerichten; Spiegeleier oder Pfannekuchen schienen ihnen die größten Delicatessen. Dann aber kaufte Paul ein Kochbuch und nun wurden sämmtliche Recepte, die sich unter der Rubrik „Mehlspeisen" darin vorfanden, in bunter Reihe aufgeführt. Das eben confirmirte Mädchen für Alles, frisch aus dem Waisenhause, welches von Mutter Ortlieb für den jungen Haushalt gemiethet worden war, hatte mit der Herrschaft vergnügte Abende. Es hieß eigentlich Petronella, wurde aber der Bequemlichkeit halber Peter genannt. Peter also, ein lang aufgeschossenes Ding mit spitzen Ellenbogen und geraden Schultern, durfte zusehen. Gewöhnlich saß sie bei diesen Kochbelustigungen auf einem niedrigen Schemel in ihrer Lieblingsattitüde, nämlich die gefalteten Hände um die heraufgezogenen Kniee gelegt und mit dem spitzen Kinn darauf ruhend. Während der Herr und die Madame, beide in blauen Leinenschürzen, emsig mit Mehl und Eiern, Zucker und Zuthaten hantierten, gingen ihre blöden Augen in stillem Wunder von dem Einen zum Andern. Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß dieses Treiben der Herrschaft doch eigentlich gänzlich ungehörig sei und sie brach in den Vorwurf aus: „Aber wie mögen Sie das nur thun? Sie haben es ja gar nicht nöthig!" — Peter, dies dumme Mädchen, kannte eben die Welt noch nicht; sie wußte nicht, daß die Menschen immer mit dem größten Eifer diejenigen Beschäftigungen treiben, zu denen nichts sie zwingt. Wenn sie überhaupt zu Beobachtungen veranlagt gewesen wäre, so hätte sie ganz in der Nähe ein zweites Beispiel von diesem Hange der Wohlsituirten zur Verrichtung ungehöriger Arbeiten finden können. Herr Ortlieb senior nämlich ließ es sich nicht nehmen, im Schweiße seines Angesichts die Gemüsebeete in seinem großen Garten von Unkraut rein zu halten; er pflückte die Erbsen, die Bohnen und Erdbeeren, und kletterte sogar im Herbste auf hoher Leiter empor, um von dem alten Birnbaume im Hof die vortrefflichen Beurre gris herabzuholen, die er hernach größtentheils verschenkte. Eine wunderliche Welt, diese Welt, wohinein Peter gerathen war! Wer in Kutschen fahren kann, hackt Holz zu seinem Vergnügen, und der Holzhacker, dem sein Metier ganz und gar keinen Spaß macht, kann die Kutsche nicht finden, worin er zu seiner Erholung spazieren fahren möchte.

In den Fabrikhof gegenüber rollte ein Fuder Hadern, Stroh und Holzstoff nach dem anderen, und hinaus gingen Tag für Tag Ballen und Kisten: Papier, nichts als Papier, aus Maschinen kommend und dazu bestimmt, andere heißhungrige Maschinen zu speisen, die es dann wieder eiligst abwarfen, damit es ohne Verzug in die Hände der neuigkeitsbedürftigen Menschenkinder komme. Das Ortlieb'sche Geschäft ging seinen alten Gang und lieferte immer dieselbe gute Waare; auch die Leute darin arbeiteten in den eingefahrenen Geleisen weiter und hatten es nicht übermäßig sauer. Nur älter wurden sie dabei allmählich. Freilich verfährt die Zeit glimpflich; sie läßt es uns nicht eben unsanft merken, daß sie uns beim Schopfe hat und mit sich führt; nur zuweilen verhilft sie uns durch einen kleinen freundschaftlichen Wink zu der Einsicht, daß wir nicht mehr sind, was wir waren. Als die jungen Ortlieb's ein Jahr lang sich Mann und Frau genannt hatten, kam ihnen der Geschmack an ihren bisherigen Freuden langsam abhanden. Es war keine Frage: sie langweilten sich ein wenig, wenn sie allein waren. Die Flitterwochen lagen eben hinter ihnen; ein Abschnitt ihres Lebens war zu Ende und ein neuer wollte nicht beginnen. Was dieser neue Abschnitt ihnen bringen mußte, wußten sie gut genug, und wenn sie es nicht gewußt hätten, würden sie es durch Mutter Ortlieb erfahren haben, die zwar zuerst den lieben Gott inbrünstig gebeten hatte, die Kinder einstweilen vor Familienzuwachs zu bewahren, dann aber, als ihr Gebet erhört worden zu sein schien, anderen Sinnes wurde und schließlich das erste Enkelchen ungeduldig herbeisehnte.

„Wir bekommen keine Kinder, Mama", sagte Hedwig. „Paul und ich haben uns auch bereits darin gefunden." Die junge Frau machte dabei ein ganz gefaßtes Gesicht; aber froh war ihr wahrlich nicht zu Muthe, und gefunden hatten sich die jungen Gatten auch nicht. Im Gegentheil: eben jetzt waren sie nach langen Gesprächen zu dem Entschlusse gekommen, ein fremdes, möglichst kleines Kind zu sich zu nehmen; denn ein Kind wollten und mußten sie unter allen Umständen haben, und zwar so bald als möglich; die Sehnsucht nach einem lebendigen Püppchen, mit dem sie spielen konnten, war gar zu groß. Doch hielten sie noch ihren Plan geheim. Aber sie gingen Abends miteinander aus durch die Straßen, wo Arbeiter wohnten, und versuchten, fleißig um sich schauend, einen Säugling ausfindig zu machen, der ihnen Beiden gleich gut gefiel. Es kam auch vor, daß sie zu einer Frau heran traten, die vor der Thür ihres einstöckigen Häuschens ihr Jüngstes auf dem Schooße hielt, und es angelegentlich betrachteten, nach Geschlecht und Alter des Kleinen fragend und mit der Mutter freundliche Worte wechselnd. „Wie glücklich Sie sein müssen!" konnte dann wohl Hedwig mit schüchternem Entzücken ausrufen. Sie bekam freilich nicht immer diejenige Antwort, die sie in ihrer Unschuld erwartete. „Kinder sind für unsereins nicht immer ein Glück", hieß es zuweilen. „Wartung und Pflege hindern am Verdienen, und die Kosten wachsen. Man nimmt sie hin, weil es einmal nicht anders

Digitized by Google

ist." Solche Aeußerungen waren Hedwig unbegreiflich. „Welche Gefühllosigkeit!" sagte sie zu Paul, wenn die Beiden weitergingen. „Und wenn ich die Frau des ärmsten Tagelöhners wäre; an der Liebe zu meinem Kinde sollte mich nichts irre machen!" — Paul bewunderte seine Frau ob ihrer Energie; wenn er indessen von der Seite ihre zarte Figur betrachtete und sich daran erinnerte, wie sterbensmüde sie nach einer mit Peter vorgenommenen Zimmerputze zu sein pflegte, so kamen ihm doch Bedenken an der Dauerhaftigkeit ihres Heroismus, und er war froh, daß er kein Tagelöhner war, sondern der einzige Erbe der Papierfabrik von Ortlieb senior.

Nachdem diese Spaziergänge in dem Arbeiterviertel einige Wochen gedauert hatten, während deren ein halbes Hundert der verschiedenartigsten Säuglinge besichtigt und bewundert worden war, verbreitete sich in jenen Kreisen das Gerücht, die jungen Ortliebs suchten ein Kind, mit der Absicht, es als das ihrige anzunehmen. Da fand sich nun manches arme, geplagte Weib, das herzlich gern bereit war, von ihrem Ueberfluß eins abzugeben, manche junge, von Nahrungssorgen gequälte Mutter, die ihrem Liebling das Wohlleben bei vermögenden Pflegeeltern gegönnt hätte. Und es dauerte nicht lange, da begann eine Wanderung von Müttern mit sorgfältig eingewickelten Kindern zu der Wohnung von Ortlieb junior. Zu allen Tageszeiten strömten sie herein in ihrem besten Staat, die Verkäuferinnen von tauglichen Adoptivobjecten, und priesen ihre zappelnde Waare der bestürzten Hedwig an. Peter mußte allezeit mit dem Scheuerlappen bereit stehen, um die Fußspuren dieser Invasion aus Flur und Küche zu entfernen. Peter ließ es sich nicht nehmen, auch ihr Urtheil über die angebotenen kleinen Schreier abzugeben; war sie doch als künftige Wärterin des neuen Hausgenossen bei der Sache auf das höchste interessirt. Und Peter war unstreitig eine Sachkundige; sie besaß jüngere Geschwister und hatte über das Naturell derselben im Säuglingsalter nothgedrungene Erfahrungen gemacht. Phlegmatisches Temperament wußte sie von cholerischem recht gut zu unterscheiden, und es war ihr nicht zu verdenken, daß sie nur solche Sprößlinge empfahl, in denen das erstere deutlich ausgeprägt erschien.

Auch Paul blieb nicht verschont von diesem Sturmlauf der jüngsten Proletarier-Generation auf die Kost- und Schlafstelle in seinem Hause. Sobald er sich in der Papierfabrik blicken ließ, wurde er von irgend einem Arbeiter bei Seite genommen, der aus seinem Vorrath ein passendes Kind anzubieten hatte. „Wir in der Fabrik sind doch die Nächsten dazu", hielten ihm die entäußerungslustigen Väter vor. Paul, in seiner Verlegenheit, griff zu dem probaten Auskunftsmittel, sämmtliche Bittsteller an seine Frau zu verweisen, die allein zu entscheiden hätte; aber er hielt sich fortan so viel wie möglich im Contore auf, und wenn er einmal nicht vermeiden konnte, die Fabrikräume zu betreten, so huschte er hindurch wie ein gejagtes Wild, mit emporgehobenen Rockschößen, damit im Falle der Noth ihn nichts an schleunigster Flucht hindere.

Es konnte indessen nicht fehlen, daß dem alten Herrn Ortlieb, der ohnehin die Augen überall hatte, die Karawane von Frauen mit Kinderbündeln auffiel, die sich den ganzen Tag hindurch zu der Thür von seines Sohnes Wohnung hinbewegte. Zuerst dachte er, seine Schwiegertochter sei unter die wohlthätigen Frauen gegangen und bringe im übertriebenen Eifer des ersten Mitleids mit den Armen mehr Geld unter die Leute, als diesen gut sei. Er wollte mit Hedwig sprechen, sobald er sie sähe, nahm er sich vor. Dann aber, als er bei jeder der vermeintlichen Bettlerinnen unfehlbar ein kleines Kind entdeckte, ward er an der Richtigkeit seiner Vermuthung irre, und rasch entschlossen, wie er war, rief er die nächste Frau, die er von Hedwig kommen sah, zu sich herüber. Da erfuhr er denn von dem thörichten Projecte, das die „Kinder" sich ausgeheckt hatten, rief seinen Sohn vom Pulte und ging mit ihm schnurstracks zu Hedwig hinüber.

Es war nicht gut Kirschen essen mit dem alten Herrn, wenn derselbe Jemand auf einer Dummheit ertappt hatte. Er gab sich in dem gegenwärtigen Falle keine Mühe, die Motive zu untersuchen, welche bei dem jungen Ehepaare im Spiel gewesen waren; erbarmungslos wetterte er über „die närrische Idee, fremde Brut ins Nest zu nehmen, noch dazu solche, die man von der Gasse auflese". Er müsse sich solche Kinderstreiche auf das Entschiedenste verbitten; so lange er, Justus Ortlieb, lebe, wolle er nicht durch einen Zwischenläufer geärgert werden, der sich gebärde, als ob er zu seiner Familie gehöre. — Paul und Hedwig hingen die Köpfe; ihr schöner Traum war dahin. Selbst Petronella, genannt Peter, putzte an diesem Morgen nur mit halber Kraft an den messingenen Thürgriffen; die gute Seele bedauerte von Herzen ihre Herrschaft, die sich so sehr auf den Spaß gefreut hatte, den das Kindchen ihnen machen würde. Aber es war ihnen nicht zu helfen. Wenn der alte Herr Ortlieb einmal so gesprochen hatte, wie er gethan, dann konnte keine Macht der Erde seinen Willen beugen. Dies war Peter's Ansicht; sie hatte gehorcht und mußte es deshalb wissen.

Auch Mutter Ortlieb brummte, als sie von der Angelegenheit erfuhr; aber doch um ein Bedeutendes gelinder wie ihr hitziger Gemahl. Sie verstand die Sehnsucht nach Nachkommenschaft, die sich in dem abenteuerlichen Plane der „Kinder" Luft gemacht hatte und war deshalb zur Milde gestimmt. Das junge Paar freilich empfand ihren sanften Tadel ebenso bitter als die rauhen Scheltworte des Papas; sie konnten sich nicht überzeugen, daß sie etwas Unsinniges hatten ins Werk setzen wollen, und es kam ihnen zum erstenmale die kränkende Thatsache zum Bewußtsein, daß sie von ihren lieben Eltern bis auf den heutigen Tag als Unmündige behandelt worden waren und eigentlich nur auf einem sehr beschränkten Gebiet etwas zu sagen hatten. Untereinander gelobten sie sich, daß dies anders werden müsse. Aber wie war das zu machen, ohne offene Empörung, zu der keins von ihnen das Herz hatte?

Was nun übrigens jenen Einfall betraf, mittelst eines Kindes anderer Leute sich Elternfreuden zu verschaffen, so waren Paul und Hedwig bald genug froh, daß die Ausführung desselben auf Schwierigkeiten gestoßen war. Denn es kam die Zeit, da die junge Frau plötzlich von einer süßen Hoffnung fast schreckhaft bewegt wurde und es sie heiß und kalt überlief, wenn sie ihren Sinn auf die Zukunft richtete. Das Wunder war zu groß; sie konnte es nicht gleich fassen. Eine Weile trug sie zitternd ihr Geheimniß mit sich umher und war abwechselnd still und träumerisch und dann wieder fieberhaft erregt, bis sie nicht mehr an sich halten konnte und eines Abends, unter Lachen und Weinen, ihrem Paul die große Neuigkeit verrieth.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Spatenbräu.

Mit einer gewissen Spannung haben wir seit einem Jahre der Vollendung des von einem Münchener Architekten erbauten und von einem Münchener Maler decorirten Spatenbräus in der Friedrichstraße entgegengesehen und dabei eine Reihe angenehmer Enttäuschungen erlebt.

Als zuerst die Nachricht von dem Vorhaben Seidlmayer's die Runde machte, da erhob sich vor unserer Phantasie sofort ein phantastisches Renaissancegebilde mit abenteuerlicher thurmreicher Silhouette und überladener Fassade voll wilder Fratzen und Schnörkel. Als aber durch das Gerüst die Anlage kenntlich wurde, entdeckten wir eine Architektur von so schlichten Mitteln, daß es wie eine Herausforderung gegen den in barbarischer Verschwendung von Material und Ornamenten prassenden Neuberliner Stil erschien. Keine Säulen, keine Pilaster; eine ruhige Wand mit großen Zwischenräumen, in der Mitte ein Erker, der sich in thurmartigem Abschluß über das Dach erhebt; die Fensterumrahmungen in Sandstein noch gothisirend in der Anlage, Bildhauerarbeit nur an den Schlußsteinen der Bogen im Erdgeschoß. Eine solche Zurückhaltung hätte man Seidel gar nicht zugetraut, zum wenigsten in Berlin mit Kaiser und von Großheim's Germania und Griesebach's Faberhaus als Gegenüber.

Digitized by Google

Aber die Erklärung lag nahe genug: die ganze Fassade sollte für die von Seitz und seinem Schüler Hupf auszuführenden Wandmalereien frei bleiben. Das stellten wir uns als eine ungeheure Aufgabe vor, über deren Vollendung nach den Erfahrungen im Zeughaus, an dessen Decorationen seit Jahren ein großer Theil der Künstlerschaft betheiligt ist, wohl einige Sommer ins Land ziehen würden. Als wir die Sommerreise antraten, war das Gerüst noch nicht aufgeschlagen, als wir wiederkamen, war die Decoration der Fassade sammt allen Innenräumen vollendet.

Dazu kam noch eine weitere Ueberraschung. Ohne uns eine klare Vorstellung gemacht zu haben, hatten wir doch eine unbestimmte Erwartung von allen denkbaren Renaissanceschnörkeln, von übersprudelnden Einfällen und Scherzen jeder Art gehegt. Und an dem vollendeten Hause fanden wir ebensoviel leergebliebene weiße Wandflächen wie Malerei, von Schnörkeln kaum genug, um an den Münchener Stil zu erinnern und statt ihrer an Blumen und Gemüsen aller Art eine gewisse Summe von Naturstudium. Im Ganzen wieder eine Mäßigung, die darum nicht unerfreulicher wirkte, daß sie unerwartet kam.

Das Wichtigste ist unten über den drei Bogen im Erdgeschoß — der mittlere unter dem Erker fast doppelt so hoch und breit wie die seitlichen — in bequemer Sichthöhe angebracht. Ein Mann und ein Weib, natürlich in der unvermeidlichen Renaissancetracht, sitzen zu den Seiten des Mittelbogens unter einem Ueberfluß von Früchten, Gemüsen und Blumen aller Art, die in Kränzen um die Bogen gehängt sind, wie eine heitere Festdecoration, in Haufen neben den Figuren liegen oder in Guirlanden über die weiße Mauerfläche herabhängen. Dieser Theil findet bei Berliner Künstlern am meisten Beifall. Ohne Zusammenhang hiermit schweben über den Figuren zu Seiten des Erkers zwei sonderbare geflügelte Grottesken mit wild verschlungenen Wurzelbeinen. Sie sind sehr lustig erfunden, dürften aber etwas zu kräftig und groß sein für das scherzhafte Motiv. Zwischen den Fenstern des ersten und zweiten Stocks baut sich eine wieder ganz unabhängig angelegte Composition auf. Ein breiter Fries trägt das in großen einfachen Buchstaben angelegte Firmenschild, darüber erheben sich zu Seiten des Erkers aus kräftigen Vasen zwei Pyramiden von Früchten und Blumen aller Art. Sie sind sehr dünn und schlank emporgeführt, dem Künstler wohl selber zu dünn gerathen, denn er läßt sie einen starken Schatten auf die Wand werfen. Leider kommt dadurch etwas unruhig Schwankendes in diesen Theil der Anlage. Vom dritten Stock ab, dessen Fenster durch lustige Gitter aus raschem Rollwerk mit grünen Zweigen durchsteckt gekrönt sind, trägt die Wand nicht viel Schmuck, mehr Wappen; ein breit angelegter Adler auf dem Erker und auf den Seitenflächen Agraffen, an die sich einige Malerschnörkel ansetzen, lassen die Composition lose ausklingen. Es ist eben nichts angebracht, das man lieber in größerer Nähe gehabt hätte.

Aufbau und Erfindung erscheinen, wie man sieht, nicht gerade tiefsinnig. Aber wir sind weit entfernt, dem Künstler daraus einen Vorwurf zu machen. Im Gegentheil, wir rechnen es dem Künstler hoch an, daß er außer den ganz allgemeinen Bezügen der Figuren mit Trinkgefäßen und der vielen eßbaren Früchte und Wurzeln keinerlei Anstrengung gemacht hat, etwas Besonderes ausdrücken zu wollen. Wir haben die allegorischen Verherrlichungen der Trink- und Eßpoesie von Herzen satt.

Die Technik der Keim'schen Mineralfarben soll dem Fresco Concurrenz machen. Ob sie in unserm Klima haltbar ist, ist noch nicht ausgemacht. Ihre Farben sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, ziemlich flau, aber von weit angenehmeren Tönen, als wir sie in Berliner Decorationen gewohnt sind. Außer einigen jüngeren Historienmalern wüßte ich Niemanden in Berlin, der an der Wand eine so saubere Platte zur Verfügung hätte.

Das Innere bereitet wohl manchem Berliner eine Enttäuschung. Es ist unendlich viel einfacher gehalten, als wir es von neuen Locales ersten Ranges gewohnt sind. Unten ein großer Saal, zur Hälfte gewölbt, zur Hälfte mit Holzdecke, hat keinen anderen Schmuck als eine mannshohe Wandtäfelung und einige Bilder auf den weiß getünchten Wänden. Aber es ist ein gemüthliches Bierlocal ohne Prätensionen. Im ersten Stock liegt der Hauptraum. Gegen die Pracht der Fassade fällt auch dieser ab. Hier sind die Wandvertäfelungen in einem nicht unangenehmen grünen Ton gestrichen, der durch rothe Abfasungen und weiße Ornamente belebt ist. Die Holzdecke correspondirt in der Farbe, nur daß sie mit weißen Ornamenten in der geschmacklosesten Weise überladen ist. Ein Zehntel thäte mehr. Auch die Wandflächen, flott bemalt mit altdeutschem Rankenwerk voller Thiergestalten, dem Bairischen Wappen, dem Reichsadler, könnten wir uns mit mäßigerem Schmuck hübscher denken. Ueberladung mag bei reichen Mitteln prunkvoll wirken; bei ärmlichen stößt sie ab. Und wozu immer und immer wieder diese abgeleierten Schnörkel? Was dagegen Naturformen leisten, haben doch dieselben Künstler an der Fassade gezeigt. Schade, daß der Effect des in der Conception sehr behaglichen Raumes durch diese Ueberflüssigkeiten gestört wird.

Sehr hübsch ist im ganzen Hause das Schmiedeeisen.

Die anfänglich sehr scharfen Debatten für und wider die Arbeit von Seitz und Seidel haben sich beruhigt. Man ist allmählich in dem mittleren Urtheil zusammengetroffen, daß wir es mit einem höchst interessanten Experimente zu thun haben, welches uns viel zu denken gibt. Ein Berliner hätte die Aufgabe sicherlich nicht so gelöst. Bei uns gibt es zwar keinen so fest eingearbeiteten Stil, wie ihn die Münchener in ihrer Renaissance besitzen, aber wir haben dafür auch nicht die unleidliche Manier. Es ist sicher, daß bei alledem die Fassade von Einfluß auf ähnliche Arbeiten bei uns bleiben wird und daß sich aus der Einrichtung des Innern manche hübsche Anregung holen läßt. Wir können sie brauchen, denn sicherlich sind die überladenen Prachteinrichtungen unserer vorzüglichsten Bierlocale, Restaurants und Cafés noch lange nicht das letzte Wort. Vielleicht findet sich einmal die Gelegenheit zu einer vergleichenden Uebersicht der Gattung.

A. L.

Notizen.

Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. Dritte veränderte Auflage. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. — Wir nehmen mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, welche uns das Erscheinen der dritten Auflage des vorliegenden Büchleins darbietet, um abermals auf das liebenswürdige Talent des Verfassers hinzuweisen, welcher uns seine kleinen, aber prächtig ausgerundeten und tiefempfundenen Geschichten so anmuthig vorzuplaudern weiß. Es sind Unterhaltungen für die Schummerstunde, in der wir gerne von einer so gemüthlichen Welt träumen, die uns der Dichter mit viel Gefühl, zuweilen auch mit prächtigem Humor hier vorzaubert. In die neue Auflage sind die besten Stücke aus den früheren Sammlungen aufgenommen, so besonders das Cabinetstückchen: „Der gute alte Onkel“ und die hübsche kleine Novelle: „Im Atelier“. Wir empfehlen unseren Leserinnen die neue Sammlung aufs angelegentlichste. —e.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Doctor,

Zu Ihrem Kleist-Artikel möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Distichen im Körner-Stammbuch nicht von Julie Kunze verfaßt sind, sondern von Goethe nach einem Vorbild der griechischen Anthologie: Warnung, in der Rubrik des ersten Bandes der Gedichte: „Antiker Form sich nähernd“. Körner war bei dem Verlag der Goethe'schen Werke bei Göschen mitbetheiligt, und so war Julie mit diesen wohlbekannt.

Hochachtungsvoll und ergebenst
G. v. Loeper.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Zweite Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in **Berlin C. 2, Klosterstrasse 38,** bietet gut gehalten an:

Tadellos **neue,** meist **Prachtbände:** Wessely, Kunstübde. Frauen, Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. deutsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 15 M. auch einz. ohne Bandzahl je 5 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 7 M. — Polko A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlexikon der gesammten Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. — Hogarth, Zeichnungen 93 Stahlstiche m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12 M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30 M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A. Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. 1884. (16 M.) 9 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr., n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M., in eleganter Mappe 12 M. — Tizian Vercelli's W. n. e. Ausw. d. bedeutendst. W. v. L. d. Vinci, G. Reni, u. P. Veronese in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., Paris o. J. (20 M.) 12 M. — Schaermann, Erwrbng. d. Kr. Grossbrit. d. Königr. Hannover 1878 (2.40 M.) 1,30 M. — Ars moriendi, Photogr. Facsim. d. Univ. (60 M.) 16 M. — v. Scherzer, Weltindustrieen 1880 Lwbd. (9 M.) 4 M. — Weber's Demokrit. Ausw. Lwbd. 4 M. — Lehmann, Handbuch dtsch. Lit. 1884 Lwbd. (6 M.) 3 M. — Andree, Geogr. d. Welthandels m. gesch. Erltrg. 1877 Lwbd. (11 M.) 4 M. — Quentel, Ornamente u. Stickmuster N. d. Ausg. v. 1527. Lpz. 1880 (20 M.) 10 M. — Kat. d. Kunstsamml. v. E. Felix. M. Abb. von 36 Tafeln. 1885. (75 M.) 25 M. — Köhler, Entw. d. Tracht m. 550 Abb. 1877 (16 M.) 7 M. — D. ges. Naturwissensch. v. Dippel, Mädler u. A. 3 Lwbde. mit 1321 Holzschn. 1877 (51 M.) 19 M. — Merling, elektr. Beleucht. 1882. (16 M.) 4 M. — Bässler, griech. Heldensaal 2 Bände. 1879. (8 M.) 5 M. — Doré, Reise wider Willen. 1885. Lwbd. 4,50 M.

Schriftsteller

ersucht eine neubegr. Verlagsbuchhlg. um gefl. Offerten unter **P. M. 348, Haasenstein & Vogler, Berlin W., Potsdamerstr. 135.**

Ein Fachmann wünscht d. regelmässige **militairische Correspondenz** etc. für eine grössere politische Zeitung zu übernehmen. Offert. unt. X. 1. beförd. d. Exped. d. Bl.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. **I. wohlfeile Ausgabe.**

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko **was** erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 113 Familien befinden sich die letzten 13 in Vorbereitung!

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Katalog No. 15.

enth. **Auswahl besserer Werke aus allen Wissenschaften (1600 Nrn.)** erschien soeben.

Gratis u. franco.

Braunschweigisches Antiquariat von **Richard Sattler,** Braunschweig.

Ankauf v. Büchern jeder Art.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Briefe

von

Anna Maria von Hagedorn

an ihren jüngeren Sohn

Christian Ludwig

1731—32.

Herausgegeben von

Dr. Berthold Litzmann,

Dozent an der Universität Jena.

gr. 8. 1885. *M.* 2.50.

Im unterzeichneten Verlage erschien:

DAS WEIB

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von **Dr. med. H. Ploss.**

2 starke Bände. Preis brochirt 16 M., geb. 19 M.

Auch direct gegen vorherige Franco-Zahlung vom Verleger.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule,** zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule,** zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

OCT 21 1885

№ 40. Berlin, den 3. October 1885. Band XXVIII

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Slavisirung in Oesterreich. Von Carl Pröll. — Emilio Castelar und die Gewissensfreiheit. Von Carlos von Gagern — **Literatur und Kunst:** Mondnacht am Strande. Von Martin Greif. — Neues über Grillparzer. Von Fritz Lemmermayer. — Zur Psychologie des Rührenden. Von Julius Duboc. — Eine Salontyrolergeschichte. Von Theophil Zolling. — Zum 70. Geburtstag Andreas Achenbach's. Von Karl von Perfall. — **Feuilleton:** Ein Herz und eine Seele. Von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Neue Kunstwerke. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Zur Slavisirung in Oesterreich.

Von Karl Pröll.

Für den praktischen Politiker ist es heute nothwendiger, sich mit Rassen-Psychologie als mit staatsrechtlichen Fragen zu befassen. Erstere läßt uns die Charakterzüge des modernen Völkerlebens entdecken, während letztere nur dessen zufällige, raschem Wechsel unterworfene Gewandung bilden. Mit dieser Auffassung stellt man sich auf naturwissenschaftlichen Boden, gelangt man zum politischen Darwinismus. Aber merkwürdig, so sicher die Vererbungstheorie und der Kampf um das Dasein sich in den nationalen Erscheinungen der Gegenwart nachweisen läßt, dem Grundsatze von der Anpassung fehlt eine glaubhafte Bestätigung. Gerade jene Nationalitäten, die erst neuerdings in den Vordergrund getreten und ihr Daseinsrecht beweisen wollen, verschmähen es, sich dem Culturleben unseres Jahrhunderts anzupassen, greifen zu mittelalterlichen Traditionen, Bündnissen und Waffen. Haben wir es vielleicht nur mit bald vorübergehenden Uebergangsarten zu thun, welche ihr baldiges Dahinschwinden vorausempfinden und in dem Drange, sich zu retten, instinctiv Zuflucht bei verschollenen Gewalten nehmen. Oder ist der Völkerkampf um das Dasein überhaupt nicht mit der Erringung einer höheren Culturstufe verknüpft? Wer weiß es.

Solche streitende und zweifelnde Gedanken erfüllen uns den Sinn besonders dann, wenn wir einen Blick auf österreichische Zustände werfen, uns in den Wirrsalen der inneren Politik des Nachbarreiches zurechtfinden, den bis zur Weißglühhitze gediehenen Rassenhaß verstehen wollen. Die nackte Verzweiflung der Hunger-Emeuten, der religiöse Wahnsinn wundergläubiger und geistig verwahrloster Pöbelhaufen haben zu Brutalitäten und Gewaltthätigkeiten geführt, deren Wiedererweckung wir dem nationalen Fanatismus von Zwergvölkern verdanken. Was in Böhmen jetzt alle Tage passirt, was seinen markanten Ausdruck in der jüngsten „Königinhofer Vesper" gegen deutsche Turner gefunden, die allen Beschönigungsversuchen zum Trotz von dem czechischen Volke tief im Innersten gebilligt wird, das sind Auswüchse einer culturfremden Rohheit, Rückfälle in eine durch das Faustrecht gekennzeichnete mittelalterliche Zuchtlosigkeit. Die kanibalische Einfalt, welche glaubt, daß die Stärke des erschlagenen Gegners auf seinen Verspeiser übergehe, ist Tugend gegenüber dem aufgebauschten Größenwahn, welche der nationalen Seligkeit jede Cultursitte opfert. Was in Böhmen geschieht, zeigt nicht, wie Völker emporkommen durch redliche Geistesarbeit, sondern wie es auch sklavisch angelegte Nationalitäten gibt, welche uns erzittern lassen möchten, indem sie die Civilisation wie eine schwerlastende Kette zerreißen.

Wer dieses Urtheil zu hart findet, dem können wir den Nachweis erbringen, daß die Czechen ihre Nationalitätsbestrebungen in den Dienst der Reaction gestellt haben, daß sie den mittelalterlichen Mächten des Feudalismus und Clericalismus unterwürfig geworden, welche sie als Bundesgenossen gegen das Deutschthum angerufen. Nicht um Rassenbefreiung, um Ausgestaltung ihrer nationalen Eigenart ist es den Czechen zu thun, sondern um Rassen-Reaction. Für den Preis der Verdrängung der deutschen Landesgenossen geben sie unbedingt das angeborene, aber entwickelungsbedürftige Recht auf Culturgleichheit mit den übrigen Völkern und auf Erringung freiheitlicher Staatszustände auf. Die etwas überschwängliche, aber seelenreine Bewegung des Jahres 1848 ist in Oesterreich zuerst an der slavischen Reactionslüsternheit gescheitert. Ihr hat man es wesentlich zuzuschreiben, daß der Kremsierer Verfassungsentwurf — dieser relativ beste Lösungsversuch der mit irrationellen Größen behafteten Staatsrechts-Gleichung, welche Oesterreich der Staatskunst aufgibt — gescheitert ist. Sie hat es ermöglicht, daß die österreichische Regierungspolitik wie auf einem Drahtseile bald den centralistischen, bald den föderalistischen Fuß vorsetzt und alle Noth hat, nicht schon im nächsten Augenblicke herabzustürzen, während der Hof-Absolutismus ohne Dienstuniform und die verschleierte Reaction behaglich diesen Experimenten eines staatlichen Specialitätentheaters zusehen. Wir wollen übrigens noch durch Darlegung der Slavisirungs-Methode auf einem bestimmten Gebiete, in einem begrenzten Rahmen zu veranschaulichen suchen, wie Rassenfanatismus und politischer Rückschritt sich zusammenfinden und wie hierdurch auch wirthschaftliche Hebung und sociale Entfaltung vollständig gehemmt werden.

Das von uns gewählte Gebiet ist der Böhmerwald, ein an Naturschönheiten reicher Landesabschnitt im südwestlichen Böhmen zunächst der oberösterreichischen und der bayrischen Grenze bis zum Fichtelgebirge, welcher mit seinen ungeheuren Wäldern eine der Holzkammern Europas bildet. Diese ist freilich noch viel zu wenig ausgenützt, und der Hauptgrund hierfür bleibt, daß dem Massenreichthum eines Einzigen die Massenarmuth des größten Theiles der Bevölkerung gegenübersteht. Dieses Verhältniß bestand vor hundert Jahren, es besteht heute noch. Und die seltsame „sociale Mumifiscirung" ist in erster Linie auf die Institution des Fideicommisses zurückzuführen, welche die Anhäufung von Latifundien ermöglicht, das Erwerbsleben im Banne verflossener Zeiten hält, feudale Abhängigkeit sowie wirthschaftliche Unfreiheit während einer Generationenreihe conservirt hat. Die „gebundene Erde", das

Digitized by Google

„entnationalisirte Land" des fideicommissarischen Großgrundbesitzes beträgt in Böhmen 1/5 bis 1/6 der gesammten Fläche. Im Böhmerwald nennt aber die Primogenitur der Fürsten von Schwarzenberg weit über die Hälfte des Bodens ihr Eigen. Durch ein Pächtersystem, welches nur die Schollenfesselung einer tagelöhnernden Bevölkerung bezweckt, hat sie die gesetzlich beseitigte Hörigkeit thatsächlich zu erhalten gewußt. Im ausschließlichen Besitze der wirthschaftlichen Machtfactoren übt sie eine fast unbeschränkte Herrschaft aus. Um dieses für den Herrn so köstliche und bequeme patriarchalische Regiment nicht zu stören, hat die als zweite Vorsehung des Landes waltende Adelsfamilie bisher Alles zu verhindern gewußt, was zur Erschließung des Landes, zu seiner Angliederung an den großen Culturverkehr dienen könnte. Während die trotzigsten Alpenstöcke schon von Eisenschienen durchbohrt sind, begnügt sich das Böhmerwaldgebiet noch immer mit altväterischen Landstraßen und Postverbindungen, Bergflüssen oder -Bächen, Schwemmcanälen u. dgl. Was für Volksbildung geschehen, ist nur der staatlichen Einwirkung zu verdanken, die aber keine belebende Kraft dem Volkswohlstand mittheilen konnte. Es haust sich gut hier für die Schwarzenberg, aber der intelligente und erwerbslustige „Fremde" wird höchstens Glashütten bauen, wenn er sich mit dem Fürsten gut zu stellen und dessen Holz zu bekommen weiß. Erst im Strich der „kunischen" Freibauern, der von Alters her freier Boden war, und dort, wo rühriger Bürgergeist waltet, z. B. in Krummau, Wallern, Prachatitz, hört der niederdrückende Bann der wirthschaftlichen Allmacht eines souveränen Grundherrn auf, dem seine unfreien Sassen mehr unterthänig sich fühlen als dem Monarchen. Ein zahlloses Beamtenheer regelt und ordnet den Geist dieser Unterthänigkeit, freilich nicht zum Vortheil der diese theure Administration bestreitenden fürstlichen Casse.

Diesem in Mitte Europas weltabgeschnittenen Gebiet, dessen landschaftliche Reize einst noch zahlreiche Touristen heranziehen werden, hat sich in neuester Zeit auch die Aufmerksamkeit der in ihrem Chauvinismus unersättlichen Czechen zugewendet. Nachdem es der „nationalen" Presse gelungen, den Massen den begehrlichen Grundsatz: „Böhmen für die Czechen" einzuhauchen, ein Grundsatz, der zwei Millionen Deutsche als Eindringlinge ächtet, durfte die slavische Propaganda nicht zögern, auch den von Anbeginn deutschen Böhmerwald mit ihrer gewaltsamen Werbung zu beglücken. Die Mittel einer solchen Propaganda sind Rechtspflege, Schule, Verwaltung, zu denen sich noch nationalspeculative Geschäftsleute gesellen mögen. Und in der That, alle diese Anknüpfungspunkte sind benützt worden, wobei die Czechen nach einem schlauen Plane zuerst die Landstädte zu erobern suchen, weil ihnen dann die umgebenden kleinen Orte allmählich von selbst zufallen. So findet man bereits in Prachatitz, Winterberg, Bergreichenstein, ja selbst Krummau czechische Notare oder Advocaten, czechische Apotheker, Gewürzkrämer oder Wirthe, vor Allem aber czechische Capläne, Staatsbeamte und Richter, denen sich Beamte Schwarzenberg's zur Seite stellen. Es werden „Besedas", czechische Geselligkeits-Vereine und -Häuser, gegründet, und Krethi und Plethi herangezogen. Später kommt die czechische Privatschule, vom czechischen Schulverein oder Feudalen gegründet, welche, wenn sie sich drei Jahre hindurch vierzig Schüler zusammenhausirt hat, nach der schlauen Auslegung der ursprünglich ganz anders gedachten Gesetzesbestimmungen von den widerwilligen Gemeinden weitererhalten werden muß. Schließlich errichtet man noch rein czechische Hotels und Sommerfrischen in deutscher Gegend, wie z. B. die „Pension Procop" auf dem Spitzberg bei Eisenstein. Dieser czechischen Propaganda erscheint eben kein Mittel zu verächtlich oder zu klein. Sie denkt: Viele Hunde sind des Hasen Tod. Ist sie endlich nach jahrelangen Bemühungen dahin gelangt, die Macht zu gewinnen, vielleicht in die Gemeindevertretung einzudringen, dann geberden sich ihre Vorkämpfer ebenso rücksichtslos als renitent. Ein Beispiel hierfür ist der Kampf gegen die deutsche Schule in Schüttenhofen, wo die Gemeindeorgane deutsche Eltern durch die gesetzwidrigsten Drohungen dahin zu bringen suchen, ihre Kinder in die czechische Schule zu schicken, und wo unter Connivenz der kaiserlichen Behörden man seit neun Jahren die Wahl eines deutschen Ortsschulrathes verweigert. Daß man in neuester Zeit auch durch czechische Gewaltthätigkeiten im Königinhofer Stile die Deutschen an der Sprachgrenze einzuschüchtern sucht, sei nur nebenbei erwähnt.

Aber alle diese Mittel und Mittelchen, Kniffe und Pfiffe würden gegenüber einer ruhigen, festgewurzelten, zähe an ihren Gewohnheiten hängenden und deshalb schwer umzuwandelnden Bevölkerung wenig verfangen, wenn die Czechen nicht einen Haupttrumpf ausspielen könnten. Dieser ist der Fürst Adolf Josef Schwarzenberg, der Majoratserbe, der Nachkomme eines durch und durch deutschen, vor Jahrhunderten aus Franken eingewanderten Adelsgeschlechtes, welcher sich jetzt stolz als Sohn der großen czechischen Nation bekennt — ein nationaler Renegat im unzweideutigsten Sinne des Wortes. Seinen ganzen Einfluß und sein ganzes zur Hälfte bereits slavisches Beamtenheer hat er der czechischen Sache dienstbar gemacht, sich selbst wiederholt als Gegencandidaten des deutschen Vertrauensmannes aufstellen lassen. Durch den von seinen Organen ausgeübten Druck und durch die verschiedensten Drohungen und Verlockungen ist es ihm endlich gelungen, bei den letzten Reichstagswahlen den vielverdienten und die fürstliche Nullität thurmhoch überragenden Dr. Herbst aus dem Felde zu schlagen. Er wird nun in dem österreichischen Reichsrath als Mitglied des „czechischen Club" an den Berathungen der neuen Feldzugspläne gegen das Deutschthum theilnehmen und für deren Kriegscasse ansehnliche Beiträge zu liefern haben. Ja, Fürst Schwarzenberg verdient es, aller Welt als leuchtendes Beispiel der Untreue gegen sein eigenes Volk hingestellt zu werden. Und wodurch hat sich der durch seinen deutschen Adel nicht für verpflichtet gehaltene Fürst zu diesem Abfall verführen lassen, der von jeder selbstbewußten Nation geächtet werden muß? Dadurch, daß die Czechen stets sich den feudalen Wünschen nachgiebig erwiesen, um den Fuß besser auf die Deutschen setzen zu können, daß sie mit der Reaction durch Dick und Dünn gingen, wenn für sie nur ein nationales Profitchen abfiel. Und noch ein bedauerliches und charakterisches Moment müssen wir erwähnen. Die im Böhmerwald, namentlich bei Eisenstein, begüterte süddeutsche Linie der Hohenzollern wird getäuscht über die Lage der Dinge in Böhmen und über die Gesinnung ihrer Organe; sie weiß es bis zur Stunde nicht einmal, daß verschiedene ihrer Privatbeamten den czechischen Agitationsspuk mitmachen, sich ihre Sporen im Kampfe gegen die Deutschen verdienen.

Druck ruft Abwehr hervor; so auch der vereinte sociale, wirthschaftliche und politische Druck, den die Schwarzenberg im Böhmerwald jetzt zur Entnationalisirung ihrer eigenen Volksgenossen ausüben. Im verflossenen Jahre ist ein deutscher Böhmerwaldbund gegründet worden, der vor Kurzem in Prachatitz seine erste Hauptversammlung hielt und bereits gegen 100 Ortsgruppen mit mehr als 14 000 Mitgliedern zählt. Freilich auch ein czechischer, von Schwarzenberg protegirter Gegenbund ist bereits hervorgetreten. Der deutsche Böhmerwaldbund wird aber unentwegt den Kampf aufnehmen, dessen letztes Ziel, wie ein Redner auf der Hauptversammlung betonte, Beseitigung des Fideicommisses ist. Sind doch die Macht-Nutznießer desselben jetzt die Czechen geworden!

Emilio Castelar und die Gewissensfreiheit.

Von Carlos von Gagern.

Es sind Zweifel ausgesprochen worden, ob die spanischen Liberalen, wenn sie, wie gegenwärtig sie es lebhafter hoffen, wieder ans Ruder kommen sollten, ihre Reden von Religions- und Gewissensfreiheit zur Wahrheit machen und den Muth haben würden, der in der letzten Zeit stetig anwachsenden Macht der Geistlichkeit Schranken zu setzen.

Diese Zweifel sind vollauf berechtigt. Es genügt, um sie zu begründen, auf denjenigen Mann hinzuweisen, der in seinem Vaterlande als Prototyp des Liberalismus gilt, auf Emilio

Digitized by Google

Castelar. Welche Stellung nimmt er der religiösen Frage gegenüber ein? Allerdings hat er sie in sein politisches Programm aufgenommen; in der großen Rede, die er Anfangs Juli gegen die äußere und innere Politik des Cabinets Canovas del Castillo in der Deputirtenkammer hielt, bemühte er sich jedoch, eine künstliche, sophistische Unterscheidung aufzustellen zwischen Katholicismus und Ultramontanismus, indem er nur den letzteren angriff. Zu einer klaren Anschauung darüber ist er Zeit seines Lebens nicht gekommen. Ein Bewunderer seiner Rednergabe machte ihm schon zur Zeit, als die Thronentsagung des Königs Amadeo im Februar 1873 die republikanische Partei und mit ihr Castelar ans Ruder brachte, den gerechten Vorwurf eines ewigen Hinüberspringens von der Philosophie zur religiösen Sentimentalität, von der positiven Wissenschaft zum schöngeisternden Mysticismus, von der Erde in den Himmel. Und seitdem hat er in dieser Hinsicht keinen Fortschritt aufzuweisen. In seiner Jugend verdiente er sich das tägliche Brod, indem er faulen, unwissenden aber reichen Geistlichen die Predigten schrieb, mit welchen sie ihre gläubigen Gemeinden erbauen wollten. Diese halbpfäffische Beschäftigung hat seiner ganzen späteren Laufbahn einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Trotz seiner Befürwortung der Religionsfreiheit erhitzt er durch seine Reden wie durch seine Artikel das überdies schon bis zum Wahnsinn aufgeregte religiöse Gefühl seiner Landsleute, und indem er Alles, was mit dem Katholicismus im Zusammenhang steht, idealisirt und dichterisch verklärt, verdammt er selbst zu vollständiger Unfruchtbarkeit seine sporadisch unternommenen Versuche, mit jenem die moderne Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Folgerichtigkeit gehörte ja nie zu den Eigenschaften, die ihn auszeichnen.

Leicht läßt sich die katholische Religion, namentlich in Spanien, mit einem poetischen Gewande umkleiden. Ein liberaler Politiker wie Castelar einer sein will, sollte sich aber nimmermehr dieser bedenklichen Neigung hingeben, denn die Folge wird und muß sein eine zunehmende Verpfaffung seines Landes. Je mehr diesem Nüchternheit, auch hinsichtlich der religiösen Meinungen, anerzogen wird, desto vortheilhafter für dasselbe! Der Ueberschwang an Phantasie war von jeher sein Unglück.

Wiederholt hatte ich über diesen Punkt briefliche Discussionen mit Castelar.

Einst schickte er mir einen Artikel über Rosalia de Castro, die er als die erhabenste Dichterin Galiziens feierte. „Unter der Voraussetzung", heißt es darin, „daß die Dichtkunst, wie jede andere Kunst, die tiefempfundene und zum schönen Ausdruck gebrachte Idee ist, erkläre ich, daß ich Niemanden kenne, der tiefer empfindet und sich schöner auszudrücken versteht, als Rosalia; Zärtlichkeit paart sich mit Wehmuth, Licht mit geheimnißvollem Dunkel, dichterische Begeisterung mit realistischer (!) Wahrheit." — — „Die Trauer umrahmt ihre Schläfen mit mystischem Heiligenschein; die Trauer wehklagt in allen Accorden ihrer Leier." — — „Ich kenne wenige Gefühle, die meisterhafter geschildert sind, als dasjenige, welches in ihrem Herzen das Innere der Kathedrale von Santiago erweckt. Man hört Greise und Greisinnen ihr Vaterunser beten; man sieht die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die farbigen Fenster dringen und in den glänzenden Glasperlenschnüren der Kronleuchter sich brechen; man fühlt die Angst, die sie erpackt, wenn beim klagenden Geläute der Glocken sie die auf den Altarbildern gemalten Seelen im Fegefeuer erblicken und die Köpfe der Heiligen sich bewegen sehen, als ob sie einander irgend ein Mysterium mitzutheilen hätten; man staunt über die Macht der dichterischen Beschwörung und fragt sich, ob jene Bildsäulen eine Seele haben und die steinernen Lippen Worte, und die auf den Grabmälern ausgestreckten Erzbischöfe und Bischöfe die Kraft, sich von ihren marmorkalten Lagerstätten zu erheben und die von dem unsicheren Lichte der Lampen beleuchteten Crucifixe um Vergebung anzuflehen, und Unsere liebe Frau von der Einsamkeit (Nuestra Señora de la Soledad) Thränen, um die Schmerzen ihres göttlichen Sohnes und die Ewigkeit unsrer Sünden zu beweinen." — — „Eine Kirche, einziges Ideal des armen Volkes, welchem die Kunst unter der Form der Religion erscheint, mystisches Schiff, mit Heiligen bevölkert, welche Fürsprache für uns einlegen, und von Todten umgeben, die ihrer Auferstehung entgegenharren, strahlender Leuchtthurm, auf den Klippen der Welt entzündet, welcher sein einsames Licht weithin ausstrahlt, das gleich einem geheimnißvollen Sterne in der Sturmnacht uns leuchtet, Arche auf der Sintfluth unserer Thränen schwimmend, Gedankenstrich zwischen den Pfaden der Erde und den Pfaden der Ewigkeit, Zusammenfluß aller Sehnsucht, die zum Unendlichen emporstrebt, und aller Begeisterung, die vom Unendlichen herabsteigt — der Anblick einer Kirche ergreift stets wegen der Thränen, die, Trost heischend, in ihnen verdunsten, wegen der Leichen, die auf ihre Fliesen gefallen sind, Vergebung erwartend, wegen der Gebete, die unter ihren Wölbungen umherflattern und wegen der Ex-votos, die an ihren Wänden hängen, wegen der feurigen Zungen, in welchen der göttliche Geist zu allem Zufälligen spricht, und der Weihrauchwolken, die der menschliche Geist zu allem Absoluten emporsendet, wegen der Anstrengungen, von denen ihre Gewölbe, ihre Altäre, ihre Grabmäler Zeugniß ablegen, um das göttliche Geheimniß zu durchbrechen, welches die Unendlichkeit des Raumes in sich schließt, und das uns bewegt und erheben macht von der Tiefe unseres Herzens bis zum Gipfel unserer Vernunft!"

Und so ging es weiter, Seiten lang. Ein verzückter Mönch hätte nicht anders schreiben können.

Bescheiden erwiderte ich ihm, daß derartige Schilderungen und Betrachtungen in Deutschland schwerlich Anklang finden würden, daß eine in dieser Weise eingeführte Dichterin dem deutschen Gefühl fremd bleiben werde: er verharrte bei seiner Ansicht, die große Rosalia de Castro werde wegen ihrer, ob auch mystischen, doch freisinnigen (!) Tendenzen unter dem sich dem Idealismus zuneigenden deutschen Volke sich viele Freunde erwerben.

Bei einer anderen Gelegenheit ertheilte er mir, der ich gerade im Begriff stand, politische Correspondenzen für eine große Madrider Zeitung — El Imparcial — zu beginnen, folgenden Rath: „Vergessen Sie nicht, lieber Freund, daß Ihre materialistischen Ideen in Spanien im höchsten Grade unvolksthümlich sind, denn das spanische ist ein, wenn auch nicht gerade ultramontanes, doch ein wesentlich spiritualistisches Volk!"

So denkt und urtheilt einer seiner freisinnigsten Parteiführer, den man sonst, namentlich wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, nicht hoch genug stellen kann. Mit Leib und Seele wurzelt er in seinem Volke; er ist Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geblieben. Nur eine kleine Spanne hat er sich über dessen Anschauungen und Vorurtheile zu erheben vermocht, ja er ist stolz auf seine religiöse Beschränktheit. Wenn aber derart das Salz dumm ist, womit soll man salzen?

Ich sehe für das Spanien der Gegenwart keine Hoffnung, daß es aus eigener Kraft sich auf die Höhe unseres Jahrhunderts emporschwinge. Nur tiefer und tiefer versinkt es in das Mittelalter. Es stirbt an seiner Religion. Und — Castelar ist nicht der Arzt, es zu retten.

Literatur und Kunst.

Mondnacht am Strande.

Klar vom Strom gespiegelt
Ruht des Mondes Glanz,
Der doch auch beflügelt
Zieht im Wellentanz.

Da ich ihn begleite
Thalentlang im Lauf,
Blinkend mir zur Seite
Taucht er immer auf.

Digitized by Google

Stets wie im Entweichen
Und doch voll und rein
Streut er mir den gleichen
Fabelhaften Schein,

Da ich mit den Wogen
Wandre durch die Nacht,
Wachsend angezogen
Von der feuchten Pracht,

Die im Doppelbilde
Ihren Strahl mir schickt,
Heimisch im Gefilde,
Das von oben blickt.

So die Brust getragen
Von der Fülle Hauch,
Fühl' ich hell mir tagen
Dort die Fernen auch,

Ja herabgekommen
Ihren vollen Schein,
Und mir hingenommen
Mein vergänglich Sein.

Irdischem entfliehst Du
Niemals allzuschwer,
Himmlischem entziehst Du
Nicht die Seele mehr.

Martin Greif.

Neues über Grillparzer.

Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer.

Eine der österreichischen Aristokratie angehörende feinsinnige Dichterin war vom Jahre 1860 an mit Grillparzer in freundschaftlichem Verkehre gestanden, der bis zum Tode des letzteren gewährt hatte. In das Tagebuch, welches die Dame zu führen gewohnt, hatte sie nach jedem Besuche bei dem ausgezeichneten Dramatiker die empfangenen Eindrücke und die Aussprüche verzeichnet, welche er gethan. Diese in verschiedenen Heften zerstreuten Aussprüche sind unlängst in meine Hände gelangt, und da sie Manches enthalten, was der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, seien sie hiermit auszugsweise der Oeffentlichkeit übergeben. Wie gut die betreffende Dame zu hören und das Gehörte festzuhalten verstand, erhellt fast aus jeder der nachfolgenden Mittheilungen, denn diese stehen im vollen Einklange mit Allem, was wir über Grillparzer, den Menschen und Dichter wissen, den Verbitterten und Vereinsamten, welcher seine alten Tage lesend, betrachtend und raisonnirend im vierten Stockwerke eines alten Hauses in der Spiegelgasse zu Wien verbrachte.

Die Persönlichkeit Grillparzer's übte auf die Dame einen außergewöhnlichen Eindruck aus, wiederholt rühmt sie seine Freundlichkeit und Güte, seine einfache, milde und weise Art und gesteht, daß sich aus Allem, was er gesprochen, ein reicher Geist geoffenbart und sein ganzes Gehaben in ihr das Bewußtsein erzeugt habe, einem bedeutenden Manne gegenüberzustehen. — An Ausbrüchen von Hypochondrie, der Lebensgefährtin Grillparzer's, fehlte es nicht. Er klagte häufig über Schwerhörigkeit, die ihm sein geliebtes Klavierspiel unmöglich mache, über Mangel an Gedächtniß und Kopfschwäche, besonders seit dem Sommer 1863, wo er, als er eine lateinische Inschrift lesen wollte, im Römerbad einen Stock hoch hinab fiel und nur durch eine glückliche Wendung davor bewahrt wurde, an einen eisernen Knauf anzuprallen und sich todt zu schlagen. Als darauf Jemand sagte: „Sie haben uns einen Streich gespielt", entgegnete Grillparzer mit feinem Humor: „aber keinen Geniestreich". Er klagte mit Ruhe seine Leiden und wiederholte in den Absätzen mit milder Ergebung sein Lieblingswort: „in Gottes Namen", griff aber das Thema immer wieder aufs neue auf. Grillparzer liebte die Klage und war darin ein Meister, nicht allein, wie er in einem kleinen Gedichte sagte, als er „noch jung war", sondern auch in seinem Alter. An Grund hierzu hatte es ihm allerdings in seinem langen Leben niemals gemangelt, und sowohl die öffentlichen als seine privaten Verhältnisse waren für ihn oft eine drückende Last. Ueber seine Familie äußerte er sich sehr bitter; die Hinterbliebenen seines Bruders nannte er leichtsinniges, herabgekommenes Volk, das durch seine Ansprüche und sein Elend ihm das Alter verbittere. „Güte", meinte er, „ist das Höchste, aber vor der Gutmüthigkeit müßt' man sich in Acht nehmen. Man kann den Ansprüchen, die man einmal anzuerkennen angefangen hat, später nicht mehr gebieten." Hierauf wies er auf die Wahrheit des Wiener Spruches hin: „Besser der erste Verdruß."

Die politischen Verhältnisse verstimmten ihn aufs höchste. Seinem eigenen Geständnisse zufolge hatten dieselben sein Leben vernichtet, aber zu offenem Widerstande, zu männlich-edlem Dichterzorne vermochte er sich niemals aufzuraffen, sei es aus Zaghaftigkeit, sei es aus Liebe zu Oesterreich; er blieb immer der stille Frondeur, der mürrische, greinende, liberal-conservative Mann, der die angesammelte Galle in satirischen Epigrammen und bissigen Reden entlud. Solche finden sich auch in den mir vorliegenden Tagebuchblättern.

Es war im Anfang des Jahres 1864, also zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf soldatische Dinge gerichtet. In Oesterreich war Erzherzog Leopold zum Chef des Genie-Corps ernannt worden und Grillparzer sprach das bon mot: „Das Genie-Corps hat das Leopoldkreuz bekommen." Die Besetzung der meisten militärischen Stellen durch die nachgeborenen Söhne des hohen Adels und gar durch Erzherzoge tadelte er scharf. Wie begründet sein Tadel war, hat 1866 nur zu deutlich bewiesen. — Ueber den Zehnmillionen-Credit, welcher damals in Oesterreich viel Staub aufwirbelte, sagte er, es falle ihm der Witz Nestroy's aus „Einen Jux will er sich machen" ein, wo Jemand nebst Fasan auch noch wälschen Salat mit der Motivirung begehrt, weil er das frühere nicht bezahlen könne, gehe es schon unter einem. Schmerling, den Begründer der österreichischen Februarverfassung, beurtheilte er mit den Worten, er habe gerade so viel Leichtsinn und Ehrgeiz, als es seine Stellung fordere, und sei gerade das, was man brauche; ferner meinte er, daß Rechberg, obwohl er ihm nicht recht traue, doch mehr Einfluß und Kenntniß der Cabinette besitzen müsse, als die Redner der Opposition. Große Zufriedenheit äußerte Grillparzer darüber, daß er infolge seines schlimmen Gesundheitszustandes nicht im Herrenhaus, dessen lebenslängliches Mitglied er war, zu erscheinen brauche. „Ich verstehe nichts", sagte er, „die Andern verstehen zwar auch nichts, aber sie glauben, Alles zu verstehen, ich glaube das nicht."

Das Duell verwarf er. Er bemerkte, da handle man immer schlecht; wenn man das Duell annehme, handle man schlecht, und wenn man es ablehne, handle man auch schlecht; und um die Leute, welche im Duell fielen, sei es fast nie schade.

Als einmal im Jahre 1864 die Rede vom Garibaldi-Jubel in England war und die aristokratische Dichterin, der ich diese Notizen verdanke, den italienischen Patrioten mit Washington vergleichen wollte, that Grillparzer die Aeußerung: es sei ein Unglück, daß die republikanische Sache in England einen Vorkämpfer wie Washington gefunden habe, mindestens seien die Freiheitshelden Narren oder Schurken. Er habe die Freiheit satt und in 60 bis 80 Jahren würden die Völker, wohl wieder mit Unrecht, um absolute Regierungen beten. — Das ist der echte Grillparzer, der vor dem Jahre 48 unter der Polizeiherrschaft ächzte, aber die freiheitliche Bewegung des genannten Jahres mit schelen Augen und verweisenden Bemerkungen verfolgte. Auch er hatte das mächtige Bedürfniß, frei Athem zu holen, und war doch nicht herzhaft auf der Seite Derer, welche bestrebt waren, die Luft zu reinigen. Dieses Dilemma des Willens hängt mit dem Naturell Grill-

Digitized by Google

parzer's zusammen, das ein empfindliches, scheues und schwaches war.

Für Oesterreich, so versicherte er, sei die gute Zeit nicht unter Kaiser Franz gewesen, der war zu wenig gutmüthig, sondern unter Kaiser Ferdinand. Von ihm sprach er mit Anhänglichkeit und erzählte als charakteristisch, wie der Kaiser zu Zedlitz gesagt habe: „Das Amt im Ministerium des Aeußern müßt' schwer sein, und ich danke es meinem Vater noch im Grabe, daß er mir regieren gelernt hat." Weiter bemerkte Grillparzer, daß ihn Gottes Zorn in den Reichsrath gestellt habe, und es ihn ärgere, wie man dort über geringfügige Dinge debattire, während die wichtigsten Hauptfragen unerörtert blieben.

Seine Abneigung gegen Preußen verbarg er niemals. Sie war ungerecht und unmotivirt und kann nur mit Grillparzer's starker Vaterlandsliebe erklärt werden, der er in den Worten: „ich war immer stolz, ein Oesterreicher zu sein," einen ebenso deutlichen als bündigen Ausdruck verlieh. Sein gleichermaßen unschönes als unwahres Epigramm gegen die „Sieger von 1866"

„Ich jage!" — „Du jagst!" — „Er jagt!" —
„Gebt Acht! Ihr werdet gejagt!"

welches er in einer Anwandlnng galliger Laune zu Papier brachte, ist bekannt. Von demselben Geiste und derselben Gesinnung sind die Aussprüche, welche er jener Dame gegenüber bezüglich Preußens, und was damit zusammenhängt, gethan. „Seit zwanzig Jahren", behauptet er, „ist auf der Seite Preußens Alles — (der nun folgende Ausdruck ist zu stark, um gedruckt zu werden) und auf der Seite Oesterreichs Alles Dummheit. Der König von Preußen und Bismarck haben sich in ihren Ideen begegnet und zu demselben Ziele gestrebt, der König aus Ehrgeiz, Bismarck gleichfalls aus Ehrgeiz für sein Land, aber mit vollkommen überlegten und combinirten Mitteln." — Ueberhaupt kein besonderer Freund der Deutschen, zumal der Norddeutschen, vielleicht in Auflehnung gegen die Kälte, welche ihm diese allezeit entgegengebracht, war unserm Grillparzer auch das damals stolz und edel erwachende Selbstgefühl der Deutschen, ihr Drang nach nationaler Festigung und Einigung nach jahrhundertelanger Zerrüttung nicht sympathisch. Es fehlte ihm dafür jedes Verständniß. Daher auch sein Widerwille gegen Bismarck und dessen große Politik, welche diese Ziele verfolgte.

Damit steht es in Verbindung, wenn Grillparzer, wie den Kennern seiner Schriften bekannt sein dürfte, die mittelalterige Literatur der Deutschen und das in unserem Jahrhundert liebevoll betriebene Studium derselben abfällig beurtheilte und die Bearbeitung altgermanischer Stoffe verwarf. Als Hebbel's Nibelungen-Trilogie erschienen war, eine Dichtung, wo in der Gestalt der Chriemhild das Pathos der Liebe mit einer Gewalt und Großheit wie in keiner zweiten Tragödie zum Ausdruck gebracht wird, sagte er, wie ich meiner Quelle entnehme: es sei jetzt der Stoff durch das überhand nehmende Deutschthum Mode, vor zehn Jahren hätte das Drama nicht so großen Beifall gefunden wie jetzt, und verwarf die Wahl dieses Stoffes zur dramatischen Bearbeitung. Hier traf seine Abneigung gegen den Stoff mit seiner Theilnahmlosigkeit Hebbel gegenüber zusammen, der in der nämlichen Stadt wie Grillparzer lebte und dichtete. Sagte ihm, dem Scheuen, Weichlichen, die stark ausgeprägte, unbeugsam stolze Eigenart Hebbel's nicht zu, fürchtete er ihn als gefährlichen Rivalen auf dem Gebiete der Tragödie — wer weiß es! Gewiß ist, daß Hebbel nicht mit gleicher Münze lohnte und allzeit mit aufrichtiger Anerkennung Grillparzer beurtheilte. Als ihn Hebbel einmal auf der Straße sah, blickte er ihm theilnahmvoll nach und sagte zu seinem Begleiter: „Sehen Sie sich den ehrwürdigen Grillparzer nur an, Oesterreich wird schwerlich in Jahrhunderten seines Gleichen hervorbringen! Sie sehen hier einen Unsterblichen wandeln." Und über den von ihm wiederholt gelesenen ersten Act des „Ottokar" bemerkte er, davor würde Shakspeare die Mütze gelüftet haben.

Beschäftigt allerdings hat sich auch Grillparzer häufig mit Hebbel, und oft brachte er das Gespräch auf ihn. Was er meiner Gewährsmännin gegenüber an Hebbel besonders zu kriteln für gut fand, war eine gewisse, ihm unangenehme Excentricität. Wahrscheinlich hat Grillparzer darunter die Eigenthümlichkeit Hebbel's verstanden, nicht auf der Heerstraße Stoffe und Probleme zu suchen, sondern auf verborgenen und geheimnißvollen Wegen. Hebbel's Epos „Mutter und Kind" zog er trotzdem Heyse's „Thekla" vor, über welche er die Bemerkung macht, sie habe wohl Vorzüge, doch seien Stellen darin, z. B. das Horchen Thekla's auf die Predigt Typhon's, wo die Situation nicht lebendig genug hervortrete, und fügte, die epische Dichtungsart mustergiltig charakterisirend, hinzu, man müsse im Epos Alles sehen, miterleben, bei einem Gastmahl mitessen, so habe es Homer in der „Ilias" gethan.

Grillparzer's Ansichten über Literatur, wenn auch manchmal von grämlicher Verbitterung und persönlichen Neigungen eingegeben, sind im Ganzen treffend, tiefdringend und fein. Als von Uhland die Rede war, erwähnte er tadelnd: seine Dramen seien nicht wie ein Strom, sondern wie ein See, doch müsse im Drama die Handlung dem fortreißenden Strome gleichen. Den Lyriker Uhland verehrte er; er sei, sagte er, ebenso wie Byron ein zu guter Lyriker gewesen, als daß er auch ein guter Dramatiker hätte sein können. Lingg bewunderte er wegen seiner Ursprünglichkeit, fand aber das historische Moment in ihm zu überwuchernd. Ein harmonisches Ganze könne aus einem Stoffe wie die „Völkerwanderung" nicht werden. Lingg's gleichnamiges Epos sei wie Bilder, die man, eines nach dem andern, verschiebe. Als einmal Schiller den Gesprächsgegenstand bildete, meinte Grillparzer, Schiller habe den „Demetrius" zur Bearbeitung gewählt, um Rußland zu gewinnen, doch hätte er den niedergeschriebenen Plan ändern müssen, wenn er das Stück hätte vollenden können. Eine Zuendeführung des Schiller'schen „Demetrius", wie sie Laube gewagt hat, wies Grillparzer als unmöglich ebenso von sich als Hebbel. Mißbilligend äußerte er sich über die jetzt (1860) gebräuchliche nationale Tendenz der deutschen Dramen. Große Geister wie Schiller, behauptete er, hätten mehr das Allgemein-Menschliche mit bloßer Berücksichtigung des Nationalen ins Auge gefaßt. Er sprach von der Geschicklichkeit der Frau Birch-Pfeiffer und lobte sie, bemerkte jedoch humoristisch, daß ihre „wohlzubereiteten Stücke aufgingen wie ein Product der Kochkunst."

Anerkennend sprach er sich über Racine und die französischen Classiker aus, die nur durch den Druck des Pariser Hofes gelitten hätten, welcher alles Natürliche ausschloß. „Alles mußte sich", so fuhr er fort, „der Etiquette anpassen; es hieß sozusagen mit Anstand leidenschaftlich sein und mit Anstand sterben." Bitter beklagt er die „neuere sittenverderbende oder vielmehr sittenverdorbene französische Dramatik, die in „Père prodigue" ihren Ausdruck findet". Wie die gesammte moderne Literatur Frankreich's, die er frivol nannte, so verdammte er auch „Les Misérables" von Victor Hugo, dem er im Ganzen „Talent" zuerkannte, besonders in „Marion de Lorme". Lobend äußerte er sich über Eötvös; dessen „Dorfnotär", sagte er, gefiele ihm, aber im Allgemeinen lese er nicht gern Romane — eine begreifliche Eigenschaft bei der Mittelmäßigkeit und Banalität auf diesem Gebiete. Besonders liebte er die Spanier, mit deren Dramen er sich über den Winter helfe; zwar hätten sie große Unwahrscheinlichkeiten, allein das störe ihn nicht.

Bezüglich seiner „Esther" sagte er, er habe sie nicht vollendet, weil vieles nicht auf die Scene hätte kommen können. „Libussa" sei fertig und werde nach seinem Tode wohl gedruckt und aufgeführt werden, er aber sei damit nicht zufrieden — doch ziehe er vor, wenn mit einem seiner Werke das Publicum nicht zufrieden und er es sei, als wenn sich das Umgekehrte ereigne. Ein charakteristisches Wort und ein Dichterwort! Grillparzer hat sich nie, wie der unechte, speculirende Tagespoet es thut, nach dem Begehr des Publicums gerichtet, ist nie zu ihm hinabgestiegen, sondern war stets bemüht, es zu sich emporzuziehen. An Stolz und Selbstgefühl hat es Grillparzer niemals gefehlt. Als ihm jene Dame einmal Byron's anerkennendes Wort über ihn: die Nachwelt werde lernen, seinen schweren Namen auszusprechen, citirte, erwiderte er zwar bescheiden: Byron habe sich manchmal geirrt, faßte aber doch die Anerkennung in ihrem vollen Werthe auf. Sein

Digitized by Google

Ausspruch, daß seine Werke zu dem Besten gehörten, was seit dem Tode unserer großen Dichter erschienen, ist in seinen Werken zu lesen.

Die letzte Aufzeichnung in den inhaltreichen Tagebüchern datirt vom 3. Februar 1871, knapp nach der großen Grillparzer-Feier. Der Dichter zeigte die ihm zugegangenen Geschenke, Adressen, Diplome, Briefe und sprach: „Ich kann nicht ausdrücken, wie dankbar ich bin.“ Ein Jahr später lag er auf der Bahre. Da gab es wieder eine große Grillparzer-Feier.

Ihren Notizen fügte die liebenswürdige Dichterin und Aristokratin die Bemerkung bei: „Er ist ein abgeklärter Geist, der aus einem reichen Schatz des Wissens und in der Unerschöpflichkeit des Genies Worte spricht, die wuchten und leuchten.“ Und nach ihrem letzten Besuche rief sie: „Ich hätte ihm die Hand küssen mögen!“

Zur Psychologie des Rührenden.

Von Julius Duboc.

Nichts gilt in Betreff der Rührung für ausgemachter, als daß sie die Function, um mich so auszudrücken, einer mitleidigen Seele ist und daher ihr natürliches Object an dem schmerzlichen Erlebniß eines Dritten hat, dem sich der Gerührte kraft seiner mitleidigen Natur sympathisch zuneigt. Ich wüßte nicht, daß von berufener Seite gegen dies Grundverhältniß in der Auffassung je Einspruch erhoben oder eine andere Darstellung des Sachverhalts versucht worden wäre. Die Schiller'sche Theorie von der Wirkung des Tragischen, wie sie sich in dem Aufsatz „Ueber die tragische Kunst“ niedergelegt findet, operirt mit dem Rührungsvorgang fortwährend in dem oben gedachten Sinn und dies ist um so natürlicher, als die so aufgefaßte Rührung gerade das „Vergnügen des Mitleids“ zu beweisen scheint, dessen Erregung die tragische Kunst nach Schiller bezweckt. Und in der That, wer hätte nicht schon bei einem gegebenen Anlaß einen Wonneschauer der Rührung in seinem Innern erzittern fühlen, während sich ihm gleichzeitig die Thräne der Theilnahme ins Auge drängte. Meint nicht Jeder, welcher die Darstellung einer traurig ergreifenden Begebenheit als sehr rührend bezeichnet, damit ein Lob auszusprechen, und ist nicht in diesem Lob gleichzeitig das Zugeständniß enthalten, daß ihn die Darstellung nicht abstoßend berührt, sondern seinem Herzen in irgend einer Weise eine wohlthuende Empfindung verschafft habe, was nicht blos der künstlerischen Form, sondern dem materiellen Inhalt des Rührenden zugerechnet wird. Hieran knüpft die Theorie von dem Vergnügen des Mitleids, von der Anziehungskraft, welche bei Gegenständen des Mitleids das eigentliche Leiden auf uns ausübe, von der Ergötzung durch den Schmerz u. s. w. mit scheinbarer Beweiskraft an. Allein eine genaue psychologische Analyse stellt den Thatbestand anders her und es ist nur ein Beweis von unserer Unzulänglichkeit und Unfertigkeit in psychologischen Messungen, daß wir durch den Schein verleitet, uns mit so entscheidenden und schwerwiegenden Irrthümern herumschleppen. Ich möchte daher an dieser Stelle einmal den alten „selbstverständlichen“ und bisher unangefochtenen Satz, daß Rührung die Function einer mitleidigen Seele ist und sich auf einen Trauerfall bezieht, psychologisch beleuchten und — widerlegen.

Wann fühlen wir uns veranlaßt Etwas als rührend zu bezeichnen? — Das ist die erste Frage, auf die es ankommt, um dem auf den Grund zu kommen, warum wir etwas als rührend bezeichnen und, von dieser Erkenntniß geleitet, dann auch die Einsicht zu gewinnen, welche Rolle dem Schmerz, der Trauer dabei zufällt. Ist dieselbe Folge oder Ursache des Rührenden? Ist sie überhaupt ein unbedingt, unter allen Umständen begleitendes Moment und also ein sine qua non desselben? Letzteres ist nun keineswegs der Fall. Schon ein Kind, das mit Unschuldsmiene vor uns hintritt und mit unzulänglichen Kräften einen Wunsch stammelt, kann uns „sehr rührend“ erscheinen, ohwohl hierin nichts unmittelbar Schmerzliches, nichts, womit wir Mitleid fühlen könnten, gelegen ist. Es ergiebt sich aus der Prüfung dieser und ähnlicher Fälle, daß Wehr-, Waffen-, Schutz- und Hülflosigkeit das Gefühl der Rührung mindestens begünstigt, ja sehr wesentlich bedingt, daher das Kindesalter wegen dieser ihm angehörigen Eigenschaften immer einen starken Anspruch darauf hat, uns rührend zu erscheinen. Aber auch dem Alter kommt aus demselben Grunde der gleiche Anspruch zu. Es kann etwas Rührendes haben, wenn eine Greisin sich mit versagenden Kräften müht aus dem Wenigen, das ihr geblieben ist, noch einen Strahl der Freude in ihr verdunkeltes Leben zu leiten.

Welcher Art ist nun dieser Eindruck? Prüfen wir die gegentheilige Wirkung, d. h. untersuchen wir, was die Rührung stört und aufhebt, so finden wir, daß dann eine Rührung in uns am wenigsten oder vielmehr gar nicht zu Stande kommt, wenn wir uns irgendwie provocirt, angestachelt oder herausgefordert fühlen. Liegt in der vorgeführten Situation, in der Eigenart oder dem Gebahren der Person irgend ein derartiges Moment, ein Moment, welches uns Veranlassung geben könnte, unser Selbst zu betonen, so ist von Rührung unter keinen Umständen die Rede. Jede Kraftleistung, durch die Jemand sich selbst geltend macht, kann und wird die verschiedenartigsten Gefühle erregen: Anerkennung, Bewunderung, Liebe oder Neid, Mißgunst, Verdruß, Furcht, nur Rührung nie. Das äußerste Gegentheil alles Herausfordernden ist die erste Bedingung, wenn ein rührender Eindruck zu Stande kommen soll. Dies ist nun sehr genau festzuhalten und daran weiter anzuknüpfen.

Schutz- und Hülflosigkeit sahen wir, begünstigt das Gefühl der Rührung und zwar deshalb, wie aus den der Rührung entgegengesetzten Momenten erhellt, weil ihr jede durch eine stark betonte Herauskehrung des fremden Selbst bewirkte Provocirung unseres Selbst abgeht. Aus demselben Grunde macht auch jeder Act selbstvergessener Liebe einen rührenden Eindruck. Was dort die Schwäche wirkt, wirkt hier das ethische Moment der Selbstlosigkeit. Das bindende Mittelglied für den rührenden Eindruck ist in beiden Fällen, daß wir von keinem sich hervordrängenden, scharf und schneidig auftretenden oder gar sich überhebenden Selbst berührt und beeinflußt werden, daß vielmehr der äußerste Gegensatz hiervon auf uns einwirkt.

Wir wissen nun, wann wir etwas als rührend bezeichnen, d. h. wie dies Etwas beschaffen sein muß, wir haben, um dem Warum näher zu kommen, nun weiter zu fragen: was in dem, der sich als gerührt bekennt, eigentlich vorgeht. Wir werden dabei auch genauer, wie die Frage gemeinhin beantwortet zu werden pflegt, erfahren, wie derjenige beschaffen sein muß, in dem eine Rührung eintreten soll. — Indem wir an der gewonnenen Essenz jedes rührenden Eindrucks — Unberührtheit von jeder Provocation des eigenen Selbst — festhalten, überblicken wir leicht die eigenthümliche Wirkung desselben in uns, welche vor Allem darin besteht, daß wir selbst jeder selbstischen Erregung enthoben werden. Und zwar geschieht dies in einer Form, die ganz besonders gelinde, besänftigend, einschmeichelnd mit uns umgeht, denn sie drängt uns keinen Kampf mit unserer Selbstischkeit, unserem Eigenwillen, unseren in dieser Richtung etwa liegenden Neigungen (der Eifersucht, der Ereiferung, des Neides, der Sucht nach Bewunderung u. s. w.) auf, sondern läßt diese, soweit sie vorhanden, gewissermaßen in Apathie verfallen, indem sie sich jeder unsanften Berührung derselben enthält. Die Folge hiervon muß für eine große Anzahl von Menschen eine wohlthuende, d. h. eine, die wohlthuend empfunden wird, sein. Wer sich innerlich nach Friede und Liebebethätigung sehnt, oft vielleicht vergeblich, wird zu der dieser ädaequaten Stimmung am besten oder wenigstens am leichtesten gegenüber einem Object gelangen können, das ihn in keiner Art und Weise zur Selbstischkeit erregt — und aus dieser Stimmung heraus ist es empfunden, wenn der Mensch dann von dem Object, das ihn so mit weichem Seelenathem anhaucht und schmeidigt, sagt: Wie rührend ist es! Im Zusammenhang mit dieser Ableitung ist es nun auch unschwer verständlich, wie es zugeht, daß ein schmerzlich Bewegendes, was, woran noch einmal zu

Digitized by Google

erinnern, durchaus kein sine qua non der Rührung darstellt, die Rührung und also auch das mit ihr verbundene Wohlgefühl in dem Betrachter nicht aufhebt, sondern eher noch erhöht. Es vertieft die Substanz, um mich so auszudrücken, dessen, wovon alle Rührung überhaupt abhängig erklärt worden ist: die inoffensive und deshalb durch nichts provocirende Natur des Objects. Ein Leidendes ist nicht in der Lage herauszufordern oder anzustacheln. Es thut dies um so weniger — und die Vertiefung reicht daher um so weiter, worauf hier besonderer Nachdruck zu legen ist, — je ruhiger, ergebener, geduldiger das Schmerzliche ertragen wird: denn gerade dies Verhalten belegt überzeugend die Inoffensivität, auf die es ankommt. Wird der Schmerz bitter, scharf, schneidend empfunden und demgemäß mit Kraft gegen ihn reagirt, so hebt dies die Rührung für den Betrachter auf. Umgekehrt: wird ihm geduldig und ergeben Stand gehalten, so steigert dies die Rührung aus dem angegebenen Grunde. Unser ethisch-ästhetisches Wohlgefühl aus Anlaß einer schmerzlichen Rührung, bezieht sich also viel weniger auf das Leiden selbst, als auf die Art, wie das Leiden aufgenommen und ertragen wird, weil dadurch die Quelle der Rührung in noch stärkeren Fluß kommt. Diese entscheidenden Momente werden fast regelmäßig mit einander verwechselt.

Zwei Folgen sind nach dem bisher Gesagten leicht zu übersehen. Zunächst widersteht das Rührende nicht nur absolut demjenigen, dem liebevolles Empfinden überhaupt nicht Bedürfniß ist, der keine Naturanlage dafür hat, — also dem Kaltherzigen, Lieblosen — sondern auch relativ dem, der Anstachelung, Provocation, Herausforderndes seiner Natur nach liebt. Ihm wird die Rührung, weil sie gerade auf dem Gegentheil hiervon beruht und aus ihm hervorwächst, leicht „zu viel". Sie stößt bei ihm auf eine gewisse Antipathie, nicht gerade, weil sich sein Herz ihr verschließt, sondern weil er nicht so passiv genommen werden möchte. Dieser Antipathie steht bei Anderen wieder die Sympathie gegenüber, die sich nicht sowohl auf den ethischen Kern des Rührenden, als gerade auf die Passivität, auf die gelinde, einlullende Einwirkung richtet, welche uns in dem Rührenden, insofern es sich jeder Provocation enthält, zu Theil wird. Danach richtet sich nun wieder zum großen Theil die Beliebtheit, deren sich das Rührende nach Alter, Geschlecht, Nation und Zeitstimmung erfreut, wie die abweisende Ungunst, die sich häufig gegen dasselbe wendet. Unsere Zeit ist aus leicht begreiflichen Gründen dem Rührenden im Allgemeinen nicht günstig gestimmt, namentlich nicht seinem Uebermaß, dem es in der Activität seines unruhigen Strebensdranges gern den Rücken kehrt. Hierin haben wir nun ein vollberechtigtes Moment so weit anzuerkennen, als sich die Abneigung gegen die dem rührenden Eindruck bei längerer Dauer der Einwirkung zuwachsende Energielosigkeit, die zur Erschlaffung ansteigen kann, richtet. Hieraus ergiebt sich wieder für die Kunst der allgemeine Satz, daß das Rührende niemals in die Breite ausgesponnen, sondern nur in kleinem Umfange sich entfalten sollte, daß das Gegentheil davon, wie beifällig es auch in gewissen Zeitperioden aufgenommen werden mag, einem richtigen Kunstprincip widerstreitet und geschmacklos, weil ungesund ist.

Wenn man diese Analyse, die kurz die wesentlichen Momente des Vorgangs der Rührung zusammenfaßt, ins Auge faßt, so sieht man leicht, daß das Wohlgefühl, welches die Rührung begleitet, durchaus kein „Vergnügen des Mitleids" beweist. Und das ist ethisch, wahrlich! von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Schiller gerieth hier soweit auf Abwege, daß er behaupten zu dürfen glaubte, daß „gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden bei Gegenständen des Mitleidens uns am mächtigsten anzieht", was er dann wieder durch eine höchst complicirte Rückbeziehung auf die Vernunft als „absolute Selbstthätigkeit" plausibel zu machen suchte, denn in dem Anblick des Leidens sei ein Angriff auf unsere Sinnlichkeit gelegen. Dieser Angriff rege „eine Kraft des Gemüths" auf — und zwar sei dies die Vernunft — sich ihm zu widersetzen und diese Kraftbethätigung, diese Befriedigung des Triebs der Thätigkeit also und zwar der absoluten Selbstbethätigung verschaffe uns den hohen Genuß, der uns namentlich durch die Tragödie zu Theil werde. Hiernach käme es darauf hinaus, daß der Mensch an dem Leiden eines Dritten einen legitimen Genuß empfände, weil ihm dadurch Gelegenheit verschafft würde, durch die Vernunft die Befriedigung seines Thätigkeitstriebes zu genießen. Glücklicherweise bedarf es all dieser Verkünstelung nicht, denn es gibt überhaupt kein „Vergnügen des Mitleids" außer im schlimmen und daher hier unbrauchbaren und unzulässigen Sinn durch Neugier, Schadenfreude, Phantasiekitzel u. s. w. Nein, die Schmerzempfindung des Menschen über ein ihm oder Anderen und in letzterem Fall durch das Mitleid sich zu Eigen gemachtes Leiden ist ein ethisch vollberechtigter, unwandelbarer Vorgang, der sich auf keine Weise, die das natürliche ethische Verhältniß nicht aufhöbe, in sein Gegentheil, d. h. in Vergnügen umsetzen läßt.

Eine Salontyrolergeschichte.

Wenn die Kritik irgend ein obscures Anfängerwerk auf ein Piedestal hebt, blos um es vor einer lachlustigen Corona herunterzuschlagen, so huldigt sie einem ziemlich wohlfeilen Vergnügen. Dieses Faustrecht hat nur dann seine Berechtigung, wenn es anspruchvollen Geistesblüten, wie etwa Oskar Welten's naturalistischen Novellen oder dem prunkvollen Schund gilt, der vom Verleger und von der für Recensionsexemplare stets dankbaren Provinzialkritik ausgetrommelt wird. Im letzteren Fall ist das mir vorliegende Buch: Umasunst! Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen von Klaus Hornbostel*). Ein feiner Octavband mit geschmackvollem Umschlagdruck; die rechte Seite nimmt eine frische Bleistiftskizze eines alten Försters ein, die freilich zu keiner Figur des Romans stimmen will. Auch von dem Titelbild von Simm weiß man nicht, ob der Maler nach dem Buche oder der Novellist dem Maler nachbilden wollte. Jedenfalls hat Keiner getroffen. An einem Eichentisch mit gedrehten Klumpfüßen, der von einer prächtigen Seidendecke halb verdeckt ist, sitzt auf einer geschnitzten Truhe in altdeutschem Gemache eine dralle Dirne, ein Buch in der Hand, das hübsche Blondköpfchen auf den nicht minder molligen Arm aufgestützt. Ganz übereinstimmend ist das Buch mit den unleserlichen Schwabacher Lettern, an die sich ein modernes Auge nur schwer gewöhnen kann, auf das röthlich abgetönte Papier der Fliegenden Blätter gedruckt; dazu gibt es elegante Randleisten und Fleurons, die nicht allzu bekannt sind, und ein Druckerzeichen à la Dürer, Alles sauber, elegant, altdeutsch, mit einem Worte: stilvoll. Zu alledem kommt, ich weiß nicht, ob als Beigabe, der Roman selbst, eine Geschichte, so minnig und sinnig, so sentimental und verlogen, so voll gemachter Alpenfreude und gesuchter Romantik, ein Abbild altdeutscher Renaissancemode und Salontyrolerei. Klaus Hornbostel nennt sich der Verfasser. Ob nur ein Pseudonym, ob Männlein oder Weiblein? Ich gestehe, daß ich mir darüber nicht ganz klar geworden bin. Einmal schien mir ein unreifer Primaner zu sprechen, manchmal glaubte ich ein hysterisches Frauenzimmer vor mir zu haben; oft stieg auch der Argwohn in mir auf, ob das Ganze nicht eine Mystification, eine gelungene Parodie auf Alpenfererei und Dorfromantik, auf Geierwally'sche Krafthuberei wäre. Aber nein, dem Verfasser sitzt nicht der Schelm im Nacken. Solche Naivetäten macht man nicht, diese jugendlichen Schwärmereien sind ernst gemeint, diese kindische Weltanschauung lautet in ihrer Begeisterung überzeugt. Auch über der Nationalität des geschmackvollen Hornbostel schwebt ein Duster. Mehr oder minder angelernte bayrische und österreichische Naturlaute klingen aus der affectirten Volkssprache dieser Aelpler heraus, aber dann kommen wieder norddeutsche Wendungen, die mich stutzig machen. Einmal heißt es: „Nicht im Herzen, nur in den Augen sitzt bei den Männern die Untreue, sie sticht nur im Blut wie Mücken". Vielleicht sollte es heißen: sie steckt nur im Blut. So pflegt

*) München, Friedr. Ad. Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

der echte Berliner zu fragen: „Soll ick den Jaß (das Gas) anstechen?“ Hornbostel, Hornbostel, wenn man wirklich nur ein Tyroler von der Spree wäre! Schrecklich! . . .

Aber kommen wir zu unserer Geschichte! Umasunst (umsonst) ist eine sonderbare Meierei in den westlichen Voralpen. Sie ist ganz stilvoll eingerichtet. Verwitterte Adelswappen in der Mauer, Hirsch- und Eberköpfe, Jagdtrophäen, ein erkerhafter hoher Thurm, allerlei geschnitzte Wandschränke, mächtige grüne Kachelöfen mit breiten Holzbänken darum, geschwärzte und verräucherte Ahnenbilder. Die Heldin der Geschichte sitzt gleich anfangs in einem „prächtigen, altdeutsch getäfelten Raum“. Und wie stilvoll ist sie selbst, Rothtraut, die Tochter des Meiers, „in ihrer geschmackvollen Kleidertracht, halb Städterin, halb Tochter der Alpenwelt! Auf schlanken Oberschenkeln, geschwellt zur stolzen Hülle, wiegten sich die biegsame, seidenweiche Taille und der Oberbau des Körpers im schönen Ebenmaß der formvollen Figur . . . Sie brachte Aller Sinne in Bewegung, wenn sie kam und wenn sie ging, und ein Labeduft wie von frischen Linnen ging beständig von ihr aus, ein anderes Parfüm kannte sie nicht“.

Zu dieser Heldin paßt der stilvolle Held: ein flotter Jäger, dessen schönes Gesicht, schlanke Gestalt und „feingezogener“ schwarzer Schnurrbart nicht oft genug geschildert werden können. Und erst die elegante Toilette! Er wechselt sie ziemlich oft. Eines Morgens steht er „gerade vor dem Spiegel in kleidsamer Tracht, er zieht seinen Schnurrbart zu einer schön geformten Wellenlinie auseinander, ordnet das buschige Haar mit der weißen Scheitelbahn und legt das Halstuch in tadellose Falten über die breite Brust“. Als er gleich darauf eine Nachricht empfängt, fühlt er sich zu einem Toilettenwechsel veranlaßt. „Er zog sein Sammetjacket wieder aus, schlüpfte in seine Joppe, fuhr mit beiden Händen durchs Haar, daß er wild und verwegen aussah, dann pfiff er seinem Dachshund, nahm den Doppellauf von der Wand und schlich sich planlos, ziellos in den Wald hinaus.“ Dabei ist er das, was man einen verfluchten Kerl zu nennen pflegt: immer hinterm Weibervolk her. Und endlich nicht nur Jäger der Thiere und Weiber, sondern auch ein Meister auf dem Klapphorn. Anfänglich ist nie die Rede davon; um so überraschender stimmt es, wenn er plötzlich aus der Ferne stimmungsvoll und bescheiden seine Künstlerschaft verräth, wobei es Rothtraut sich „wie ein feiner Liebesnerv durch ihre Ohren hinab bestrickend ins Herz hineinwindet“. Bald stellt er sich aber der Geliebten selbst vor; leider wählt er den Augenblick ziemlich ungeschickt: nämlich just als sie mit einem alten, ausgemergelten Regierungsrath Hochzeit hält. Seit „Lucrezia Lammermoor“ war kein so ungebetener Hochzeitsgast mehr gesehen.

Da ging die Thüre auf und herein trat eine hohe Gestalt, das Antlitz erhitzt und versengt, die hohen Stiefel bestaubt, die Jagdjoppe zerrissen, das Halstuch weit gelockert, nur der Schnurrbart war sorgfältig in schöner Wellenlinie auseinandergezogen. Aller Augen richteten sich staunend auf den Ankömmling und Rothtraut erschrak, sie erkannte Reimar, er sah wild und trotzig aus, er stellte seinen mächtigen Bergstock in die Ecke, schaute sich nicht viel um, wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging mit elastischem Schritt auf den Ehrensitz der jungen Frau zu. „Von der Donnersteinspitze“, sagte Reimar mit sonorer Stimme und legte einen mächtigen Busch Edelweiß vor ihr auf den Tisch, „fast glaubte ich schon zu spät zu kommen“, fügte er leise hinzu. „Von der Donnersteinspitze?“ fragte Rothtraut überrascht und mit halber Stimme. „Von da, wo die Welt am schönsten, gnädige Frau.“ — Sein flammendes Auge suchte Rothtraut's Dankbarkeit in ihren Augen. Sie hielt nicht Stand. Unter seinem schwarzen Schnurrbart blitzten die weißen Zähne, ein mitleidig Lächeln zuckte um seine Lippen, und mit einer stummen Verneigung entfernte er sich so, wie er gekommen, bevor man ihn zurückhalten konnte . . . Es war ein wenig geeignetes Hochzeitsgewand, was er trug, aber die Schramme im Gesicht und das feuergeröthete Antlitz mit den lodernden Augen machte sie erbeben. Hier ging ein Liebeszauber vor, hatte ihr Jemand was in den Wein gemischt, das plötzlich ihren Busen schwellte? Sie zuckte mit der Wimper, als er sie ansah und es war ihr, als berühre er, unter den Tisch greifend, ihren Schooß mit seiner Faust, als erschüttere diese Faust mit einem kräftigen Stoß diese Tischplatte, welcher das große Kartenhaus, das da vor ihr im Geiste aufgebaut stand, in Nichts zerfallen machte.

Rothtraut mußte auf ihres Vaters Befehl den Regierungsrath heirathen, und dieser that es wiederum auf Befehl seines Landesfürsten, dem er eben das schöne Alpengewächs als Geliebte zuführen sollte. Der Herzog hatte nämlich Rothtraut auf einem Jagdfest kennen gelernt, woran auch seine Maitressen theilnahmen und wobei „das Defilé nackter Busen und Arme seine Nerven frottirte“. Er verliebte sich sofort in die Aelplerin, zeichnete sie sofort vor allen Damen aus und machte ihr sehr bedenklich den Hof.

In der Stadt kam die junge Frau Regierungsräthin, obwohl „ausgestattet mit dem ganzen Realismus eines kräftigen und gesunden Naturells“, über die Flitterwochen der jungen Ehe „fast unbehelligt von den Zärtlichkeiten ihres Gemahls hinweg“. Aber des Herzogs Favoritinnen bestrebten sich, sie auf ihre zukünftige Stellung vorzubereiten und einzuschulen. Bei einem Besuch in der Heimat hat Rothtraut eine großartige Erscheinung. Es zeigte sich ihr eine „markige, schlanke Gestalt auf der Hausthürschwelle, den Körper malerisch eingehüllt durch ein mächtiges Plaid, die langen, schmiegsamen Jagdstiefel hinaufgezogen bis an die Oberschenkel, den Schlapphut frei aus der Stirn nach hinten gedrückt, den Bart von Frost bereift.“ Wir erkennen diese stolze Erscheinung, und auch der Frau Regierungsräthin mag es ähnlich gehen. „Die kaum im Leben etwas miteinander gesprochen, sich kaum gesehen, sahen sich jetzt dicht und stumm ins Auge.“ Rothtraut umschließt sein markiges Handgelenk mit ihren beiden Händen und seine Hand ruht wie gewöhnlich „in ihrem Schooße.“ Bald darauf macht Rothtraut die Entdeckung, daß ihr Mann seine Spielschulden heimlich mit den Blancochecks ihres Vaters bezahlt, verliert ihn durch einen äußerst zeitigen Tod und weist den Heirathsantrag des Herzogs mit den vielsagenden Worten stolz zurück: „König Salomo in aller seiner Pracht und Herrlichkeit hatte über hundert Kebsweiber.“ Nun ist sie also wieder in der „Umasunst“, aber fest entschlossen, nicht wieder zu heirathen, denn „die Ehe ist das Grab der Liebe!“ Sie führt diese Absicht aus, und abermals ist es der flotte Jäger Reimar, der „ihre jungfräulichen Glieder befreien sollte von dem Zwange holder Mädchensitte.“ Festtäglich geschmückt geht Rothtraut eines Tages in den Wald, „den rothen Sonnenschirm munter im Kreise drehend.“ Und ihre Unschuld wird auf diesem Spaziergang auf eine harte Probe gestellt werden, denn im Walde war just, mit Respect zu sagen, der Teufel los. Alle Pflanzen und Vögel belauschen sie und reden über sie. Alles gemahnte sie ans Heirathen, erst das Minnewerben verliebter Schmetterlinge, dann eine Bauernhochzeit, endlich das Liebesspiel von Rehbock und Ricke, die sich „nichts schuldig bleiben“.

Plötzlich stolperte sie ein wenig, das kreuzweise geschlagene Strumpfband hatte sich gelöst, sie hob das Gewand und stemmte das schöne Bein gegen den Baumstumpf. Da knisterte es im dürren Wegedickicht und die stattliche Gestalt des Breitenbrunner Oberförsters stand vor ihr. „Darf ich meiner Herrin helfen?“ fragte er. „Waidmanns Heil, Herr Oberförster!“ sagte sie keck und hielt ihm den Fuß hin. Er zögerte ein wenig, verwirrt durch die schöne Erscheinung; da griff sie selber zu und schlang kunstgerecht eine feste Schleife. „Ich danke Herr“, sagte sie kurz und gewandt, setzte kräftig den Fuß ab, und die Hand auf die wogende Brust legend, schlug sie die Augen nieder. . . . Der wär' ihr Mann nicht, — und die rothbraunen Flechten schüttelnd, sich mit dem Rücken in ruhender Pose nachlässig gegen die aufgeschichteten Baumstämme lehnend, schlug sie die Kniee kreuzend übereinander und ruhte eine Weile so, das Haupt gestützt in Sinnen verloren. . . . Brünstige Schmetterlinge setzten sich auf ihren schwebenden Fuß, sie schaukelte ihn leise und freute sich des Faltermännchens, das seinem Weibchen unter viberirenden Bücklingen allerlei Liebes zu sagen schien. Plötzlich schwang sie ärgerlich den Fuß höher . . . durch das Muskelspiel ihres Fußes hatte sich ihr Strumpfband gelöst, es fiel lautlos ins Gras; sie erhob sich und eilte der dichten Buchenlichtung zu.

„Verschließe Deine Seele dem Gemeinen, aber gönne Deinem Körper die Sättigung der Sinne“, mit diesem Spruche, den sie aus ihren Büchern hatte, ist sie in der richtigen Stimmung,

Digitized by Google

um mit dem Jäger zusammenzutreffen. Sie „schlangen gewandt den Faden des Gesprächs." Auch die beliebten Bemerkungen über das Wetter finden sich ein. Bevor Reimar sich verabschiedet, thut er einen kostbaren Fund im knisternden Gesträuch. Er findet ihr verlorenes Strumpfband und bringt es ihr mit den freudigen Worten: „Cerisérothe Seide mit Goldbrokat trägt in dieser Gegend nur die Herrin von Obersdorf! Er ist auch in der That viel weniger schüchtern, als der Breitenbrunner Oberförster.

„Lächelnd und verlegen sah sie vor sich nieder und hob unwillkürlich ihr weißes Kleid um die Breite eines Fingers und zeigte den schönen Fuß. Damit hatte sie sich verrathen. „Es ist eine alte Sitte," — begann er, — „Die immer mehr abkommt," unterbrach sie ihn — „Daß der Finder eines Strumpfbandes es der Eigenthümerin selbst wieder umlegen darf." — sagte er schnell. — „So thun Sie es", gab sie kurz zurück und raffte graziös das Gewand ein wenig an der Seite, diesmal um eine Handbreit höher. Er kniete vor der sitzenden jungen Frau, eine leichte Falte lag auf ihrer Stirn, dennoch umzuckte ein Lächeln die Mundwinkel und sie sah auf den anmuthigen Scheitel des galanten Freundes. „Unter oder über dem Knie?" fragte er kurz und schnell — „Wo Sie wollen!" — „Eine alte gute Sitte!" wollte sie noch sagen; aber es kam nicht mehr heraus, sie fühlte sich von seinen Lippen berührt. Da zog's ihr wie leichte Sommerfäden vom Nacken um den Busen in den Schooß. Mit einem Ruck schnellte sie den galanten Waidmann zu sich empor an ihre Lippen. So gährt der junge Most im Faß und sprengt die Reifen.

Dann kommt der hochdramatische Abschied.

Sie drehte sich noch einmal kurz zu ihm um, riß mit schnellem Ruck ein goldenes Armband mit schweren Gliedern von ihrem Handgelenk und warf es ihm zu. Reimar fing's mit beiden Händen auf, es war noch warm vom Pulsschlag der geliebten Frau. — „Umasunst?" fragte er schelmisch. „Bis ich's lösen werde", gab sie bedeutungsvoll zurück und hob den schönen Arm hoch gestreckt fast theatralisch zu.

Reimar aber fühlt nach dieser Scene das Bedürfniß, ein Bad zu nehmen. „Er schritt den kleinen Abhang hinab, dort im Versteck der Bäume ließ er sich an einem silberklaren Weiher nieder, er löste sein Halstuch, frische Kühlung strich ihm vom See entgegen, wie Balsam legte es sich um seine Brust, hurtig streifte er seine Gewänder ab und als sein Herz ruhiger schlug" — wie vorsichtig! — „glitt er in die erfrischende Fluth, tauchte den schlanken geschmeidigen Körper und schwamm eine Weile in dem krystallenen Wasser."

Den kurzen „Rausch an Manneslippe" gönnt sich Rothtraut noch etliche Male. „Mit dem Stolz bekämpfte sie das Gemeine, hinter der Ruhe verbarg sie das lodernde Feuer vor den Leuten, mit der Mäßigung schürte sie die heilige Flamme." Dabei ist sie gar nicht eifersüchtig. Sie erlaubt ihrem Jäger, den Dirnen „die Köpfe einzuheizen" und sieht auf dem Tanzboden herablassend zu, wie der Geliebte zumal mit einer zierlichen „Schwarzwäldnerin" rastlos tanzt, deren „schlanke Lenden sich in wohlberechneten Schwingungen wiegen". „Andere Paare tanzten höchstens dreimal herum, Reimar mit der leichtfüßigen Bärbe vier- bis fünfmal." Und Rothtraut genirt das ganz und gar nicht. Oder fast nicht, denn „als es wieder fünfmal im Kreise herumgeht", da ruft sie fast ärgerlich: „Jetzt ist's genug." Dennoch behauptet der Verfasser, Reimar sei „während des ganzen Tanzabends nur halb bei der Sache". Als aber die klatschenden Bauerstöchter von dem hübschen Jäger behaupten, sein Vater sei der selige Amtmann oder der Prinz von B., da muß Rothtraut freilich lachen: „Was fällt Ihnen ein, Liebe, ich kenne die Familie."

Um das ganze herrliche Leben auf der Alm zu schildern, erzählt der Verfasser auch von einem pflichtschuldigen Fensterln zwischen Rothtraut und Reimar. Rothtraut legt ihre Wange auf seinen unvermeidlichen Scheitel und begegnet dennoch seiner Kühnheit sehr sittsam-streng, indem sie mit ihm endlose Schachpartien spielt. Ein richtiges Schachspielergemüth, versichert der Verfasser, hätte hier seine Freude gehabt. Einmal wird Reimar bei seiner Revanche unterbrochen, denn Rothtraut war aufgestanden und füllte ein natürlich stilvolles venetianisches Spitzglas voll des köstlichsten Weines. „Da hob die junge Frau das Glas, nahm einige Tropfen von dem goldenen Naß auf die Lippen, küßte den Freund mit dem aromatischen Kusse und ein Duft wie von frischem Linnen ging von ihr aus." Dies ist das Signal zu allerlei Scherzen. „Einmal fühlte sie unter dem Tisch sanft den Druck seines Fußes, und wenn er eine Figur rückte, hielt er sie gedankenlos eine Weile am Kopfe, bevor er sie von der Stelle schob, dadurch sah Rothtraut dann wieder unter seiner Manschette das goldene Armband und sie mußte wieder hineingreifen." Dann wünscht er sich zu überzeugen, ob sie ein Herz habe und preßt sein Ohr auf ihre Herzgrube. Erst als Reimar vom Heirathen spricht, entsteht, wie gewöhnlich, eine kurze Störung, und die Liebenden trennen sich „nach einer Kette von Trunkenheit."

Jedenfalls kennt Rothtraut den sauberen Reimar doch nicht genügend. Obwohl er nämlich „beim Aufstreifen seines Hemdärmels und in Betrachtung der mächtigen Goldkette, die bis zum Elbogen hinaufgerutscht war, einsah, daß er jetzt machtlos dem Zauberkreise der liebenswürdigen Frau verfallen", so erlaubt er sich doch, nachdem er sich mit ihr noch einmal als echter Alpenfex im Bergsteigen versucht, eine eklatante Untreue. Eben als die edle Rothtraut im Begriffe steht, ihr Gelübde zu brechen und sich mit ihm zu verheirathen, überrascht sie ihn in einer nicht mehr verfänglich zu nennenden Situation mit der zierlichen „Schwarzwäldnerin". Untreue? I Gott bewahre. Bärbe ist nur Nothbehelf, nur Ersatzstück. „Wer mag", beschönigt Hornbostel, „wer mag einem feurigen Manne Untreue vorwerfen, wenn er so liebt, wie Reimar liebte? In seiner lodernden Phantasie hielt er die feurige Rothtraut in den Armen, während er Bärbe küßte. Seine Untreue saß ja nicht im Herzen, er wußte nichts davon, er wollte die Untreue nicht; der gepriesene Zufall, auf den er immer warten sollte, war ihm nur nicht recht, und wenn der Lechzende sich jetzt an der hier zufällig sprudelnden Waldquelle erfrischte, so that er Rothtraut nicht weh damit, die ihn ja warten ließ." Das kann Jeder sagen! Jedenfalls verstand Rothtraut nichts von dieser bequemen Männerphilosophie. Wüthend greift sie nach einem just vorher gefundenen Gewehr eines Wilderers, schießt auf die „Schwarzwäldnerin" und fehlt natürlich. Statt ihrer spürt aber Reimar eine scharfe Prellung am Arm, an jener Stelle, wo die goldene Armkette saß, glaubt den Wilderer vor sich zu haben und — „welcher Dämon hatte ihm das Verhängniß gestiftet!" — schießt Rothtraut ins Herz, die mit einem schmerzlichen „Umasunst!" stirbt. Reimar verläßt das Land, wird „der Typus des Alpenjägers, wie er sein soll", verliert den Verstand und erreicht ein hohes Alter, indeß die schwere Armkette ihm ins Fleisch wächst. Da hört er eines Tages eine bekannte glockenreine Frauenstimme aus den Wolken, frei nach Goethe, rufen: „Warte nur, warte, bald kommst auch Du!" er schmettert seine alte Doppelflinte in einen Abgrund und bricht todt zusammen.

Seltsamerweise ist sein letztes Wort nicht: „Umasunst!" Dafür wird aber der Leser dieser Liebes- und Waidmannsgeschichte es ausrufen, wenn er den Werth des Buches und die daran verschwendete Zeit überschlägt.

Theophil Zolling.

Zum 70. Geburtstag Andreas Achenbach's.

Von Karl von Perfall.

In der rheinischen Kunststadt Düsseldorf feierte man in glänzender Weise am 29. September das 70. Geburtsfest des Meisters Andreas Achenbach, der für die Düsseldorfer Schule nicht nur, sondern für die deutsche Landschaftsmalerei überhaupt die Bedeutung eines Heros hat und hinsichtlich der Genialität und Ursprünglichkeit seines künstlerischen Wesens nur in Adolf Menzel einen gleichwerthigen Genossen findet.

Andreas Achenbach, der heute noch als Siebzigjähriger eine Vollkraft künstlerischen Vermögens entfaltet, welche vielen ernsten Kunstkennern bedeutsamer erscheint als seine Thätigkeit der vierziger und fünfziger Jahre und in der That in Saft der Farbe, in Sicherheit des technischen Wurfes, abgesehen von den Achenbach speciell eigenen Qualitäten, mit den größten

Digitized by Google

modernen Meistern der Landschaftstechnik in die Schranken tritt, ist im Jahre 1815 zu Cassel geboren, lebt aber seit 1823 in Düsseldorf, wo er auch als Schüler Schirmers von 1827—1835 die Akademie besuchte. Es gibt so viele ausgezeichnete Biographen des großen Landschafters, u. A. Friedrich Pecht, daß ich mir eine Schilderung seines Lebensganges den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber erlassen kann. Jeder, der in einer Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts blättert, erfährt sofort, daß Achenbach der Begründer der realistischen Landschaftsmalerei sei. Was das aber bedeutet, darüber wird er sich beim flüchtigen Blättern und vielleicht auch beim gründlichen Lesen nicht klar. Denken wir uns in jene Zeit zurück, da Andreas Achenbach als selbstständiger Künstler auftrat und, wenn auch nicht in einem Sprunge, so doch verhältnißmäßig sehr rasch die Klaue des realistischen Löwen zeigte. Es hat nichts zu sagen, daß Lessing in seinen Landschaften Töne anschlug, die damals realistisch anmutheten, weil sie eine herbere, energischere Abart der Romantik waren. Romantik und Antike waren zu jener Zeit die Parole der Kunst. In Düsseldorf im besonderen war die Romantik am Ruder. Diese Romantik hatte nun von der Natur keinen andern Begriff, als daß sie nur werth sei, durch das Spektrum der menschlichen subjectiven Stimmung gesehen zu werden; die Natur an sich war werthlos, sie gewann erst Bedeutung durch das, was der menschliche Gedanke, vor Allem das Gefühl in sie hineinlegte. In Folge dessen bildete sich auch in der Kunst ein Begriff des „Malerischen" heraus, der, heutigen Tages noch in manchen Köpfen spukend, die Natur nur da schön fand, wo die Erinnerung an historische Vergangenheit sich anknüpfen konnte oder wo nach bestimmten Gefühlsstimmungen sich die Wirklichkeit reguliren ließ. Neben der Romantik zog damals immer die Antike einher, beide beeinflußten einander. So kam es auch zur heroischen Landschaft, die im Grunde nichts anderes war als eine geläuterte Zopflandschaft. Bis in unsere Tage hinein hat sich aber die Tradition, nicht bei Künstlern, aber bei Laien fortgepflanzt, eine Landschaft sei nur schön, wenn sie die Ritterburgen des Rheines, die sonderbaren Felsgestaltungen des Riesengebirges oder gar die Wucht der Hochalpen bietet. In diesen Landschaftsgebilden tritt eben theils der romantische Zug zu Tage, theils bietet sich die Natur in einer so überwältigenden Großartigkeit, mit einer solchen Macht stellt sie den Schöpfungsgeist dar, daß auch der geistig ärmlichste Philister etwas ahnt von der Größe der Schöpfung. Wir sind aber in unseren Tagen immer mehr dazu gekommen die Schönheit der Natur auch noch anderswo zu suchen, wir entdecken die Reize des burgen- und felsenlosen Hügellandes und noch mehr, auch das Geheimniß der Haide finden wir. Unser Natursinn hat sich geschärft, wir empfinden nicht mehr nur die Knalleffecte der Natur nach, sondern gehen ihren Intimitäten liebevoll entgegen. Wir im prosaischen Zeitalter haben mehr Natursinn, als unsere Väter, die nur die großen, gewaltigwirkenden Masseneindrücke beachteten. Auf die Malerei hat sich dieses Zeitsymptom naturgemäß übertragen und sogar im Uebermaße. Man reißt die kleinen Fetzchen aus einer Landschaft heraus und liefert ein sog. „Stimmungsbild".

Das war aber zur Zeit, da Andreas Achenbach auftrat, noch anders. Er war der Reformator, der da bewies, daß man nicht blos mit Felsen und Ritterburgen, mit Moselstädtchen und ihren schiefwinkeligen Häusern „malerisch" sein kann; er gewann der spröden niederdeutschen Landschaft ihre Reize ab, er zeigte das Fesselnde holländischer Canalscenen mit ihren sonderbaren Architecturen, ihren charakteristischen Menschengestalten, er ging in die — Nordsee, die stürmische, brandende und stellte den zahmen Romantikern die Riesengewalten einer tobend entfesselten Natur gegenüber, einer Natur, die nicht präparirt war für die subjective Empfindung, die Natur an sich, objective Wirklichkeit war und damit riß er sofort den gesunden Instinkt der Laien fort. Sein Künstlerleben war ein Triumphzug. Ein Triumphzug wurde es, weil keiner jene geniale Leidenschaft besaß, der Natur gerade die schwierigsten Momente der vollsten Bewegung nachzubilden. Es giebt und gab treffliche Marinemaler, welche die sanfte Ostsee oder den Canal malten und malen in ihren interessanten Lichtspiegelungen. Es giebt dagegen keinen Maler der Gegenwart, der die wild bewegte, die temperamentvolle Nordsee malt, wie Andreas Achenbach. So hält er es auch in seinen niederdeutschen Binnenlandschaften. Da giebt es nur Gewitter oder Stürme mit reißenden Gießbächen.

Aber unser großer Andreas Achenbach ist namentlich auch in technischer Beziehung ein kühner Bahnbrecher. Seine Lüfte sind heute noch unübertroffen, seine coloristischen Wirkungen in der Verbindung von Wasser und Staffage bei den Marinen, seine Compositionsweise in den Binnenlandschaften mit der virtuosen Abwägung des Werthes in den an Gegenständlichkeit reichsten Motiven sucht ihresgleichen. Er ist nicht alt geworden, sondern er hat vielmehr in staunenswerther Weise Schritt gehalten mit den Fortschritten der Kunst, Fortschritte, deren Urheber er war. Er hat sich heute den breiten Vortrag, den Leuchtglanz der Farbe der Modernsten der Modernen angeeignet, hat aber dabei aus seiner guten alten Schirmer'schen Schule, die pedantische Kleinlichkeit hintanlassend, sich die Klarheit der Form bewahrt, sucht nicht nur in coloristischen Effecten die Landschaft aufzulösen, deren wesentliches Element auch in der Form, der Linie gelegen ist. Bei einer Productionskraft, die in der Kunstgeschichte der neueren Zeit nicht wieder bei einem Meister sich findet, läuft wohl manche Flüchtigkeit dazwischen durch, aber immer wieder richtet sich der Künstler zu alter Höhe auf und fordert die Gegenwart in Schranken, er, der Siebzigjährige, der nicht altert Angesichts der Riesenanstrengungen der modernen Technik. Freilich, er war als junger Maler so weit seiner Zeit vorangeeilt, daß ihn die Gegenwart erst jetzt einzuholen beginnt. Er war derjenige, der zu den alten Niederländern flüchtete, die wir jetzt mit Recht so hoch schätzen, zu einer Zeit, als hochlöbliche Professoren königlicher Akademieen, die es doch wissen mußten, in den alten Niederländern nur rohe Barbaren, Abtrünnige der echten und wahren Kunst sahen. Jetzt allerdings haben sich die Zeiten geändert und daß sie sich änderten, dazu trug Andreas Achenbach als einer der Ersten bei. Doch so viele Reformer hat es in den verschiedenen Zweigen künstlerischen Schaffens gegeben, wenige oder keiner aber, der mit 70 Jahren lächelnd sich der Gegenwart als ein Mitstreitender vorstellte. Das thut Andreas Achenbach, nicht nur in seinem eigenen Schaffen, sondern namentlich auch in der frischen, freudigen, von keinen Vorurtheilen des Alters gehemmten Art, mit welcher er neu auftauchende Talente anerkennt, wenn sie seine allerdings sehr scharfe Kritik glücklich passiren.

Feuilleton.

Ein Herz und eine Seele.

Von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Der gute Paul! Er wurde ordentlich blaß und konnte sich fürs erste gar nicht fassen. Seine kleine Frau gewann in seinen Augen eine ganz andere Würde, eine ganz andere Bedeutung; er liebte sie mit einer neuen Liebe. Am nächsten Morgen aber erfaßte ihn ein ungeheurer Wissensdurst; er ließ sich Bücher kommen und glaubte für ein paar Thaler sämmtliche Mysterien der Natur enthüllt zu erhalten. Es ging ihm nicht anders, wie es auch den Gescheutesten geht, wenn sie hinter das Räthsel des Lebens zu kommen suchen: er lernte wohl, durch welche Mittel Lebendiges sich entwickelt, durch welche Formen seine Bildung geht; darüber hinaus jedoch blieb ihm alles unbegreiflich. Bald genug merkte er, daß es dunkle Regionen gibt, die zu erhellen der menschliche Geist keine Leuchte besitzt. Und er schloß die gekauften Bücher in sein Pult und überließ das Weitere getrost dem lieben Gott, oder vielmehr, wie Paul sich ausgedrückt haben würde, der schöpferischen Kraft der Natur.

Und diese Kraft, die seit Millionen von Jahren unablässig thätig ist, ohne jemals zu ermüden, versagte auch diesmal

Digitized by Google

nicht, als ihr die Aufgabe gesetzt war, dem jungen Ortlieb'schen Ehepaare einen kleinen Justus in die Wiege zu schaffen. Der Justus erschien, als seine Zeit gekommen war, und fand alles zu seiner Aufnahme vorbereitet, weshalb er denn auch keinen Grund hatte, diese Welt für eine schlechte zu halten; vielmehr gab er seine Zufriedenheit mit derselben auf das Deutlichste zu erkennen, indem er sofort still und beharrlich die Flasche nahm, solchermaßen, um mit Schopenhauer zu reden, den Willen zum Leben energisch bejahend.

Der kleine Justus hatte im Anfang seines Lebens — die officielle Wärterin abgerechnet — zwei Kindermägde, nämlich Paul und Petronella, genannt Peter. Später kam dann noch seine eigene Mutter hinzu. Daß auch Großmutter Ortlieb gelegentlich hospitirte, verstand sich von selbst. Die Letztere hätte gerne das Regiment in der Kinderstube an sich gerissen; als indessen Hedwig wieder zu Kräften gekommen war, fand es sich, daß inzwischen in ihrem Köpfchen sich ein neuer Sinn aufgethan hatte, nämlich der Eigensinn, und daß sie über „ihr Kind" die unbedingte Oberherrschaft beanspruchte. Es war hart für die alte Frau, wenn ihr von der jungen gesagt wurde, ihre Ideen über Kinderpflege stammten noch aus der alten Zeit; seitdem sei man viel weiter gekommen und verfahre jetzt nach streng wissenschaftlichen Principien, anstatt, wie früher, nach vermeintlichen praktischen Erfahrungen, die nichts seien, als uralter Schlendrian. Natürlich hatte Hedwig diese Weisheit von ihrem Arzte, der, als jüngerer Mann noch ganz auf der Höhe der Zeit stehend, über den Verlauf des Lebensprocesses die modernsten, und darum richtigsten, Anschauungen haben mußte. Aber einerlei, woher Hedwig ihre Weisheit gekommen war, ihrer Schwiegermutter schmeckte sie bitter. Ortlieb senior, wie zu erwarten, war taub gegen ihre Klagen. „Du hast seinerzeit Deinen Sohn nach Deinem Gutdünken aufgebracht, so viel ich mich erinnere", sagte er, „es ist nicht mehr als billig, daß Du Hedwig gestattest, mit ihrem Sohne ebenso zu verfahren. Paul ist bei Deinem System groß geworden; Justus wird es ohne Zweifel bei dem ihrigen auch werden. Was eine gute Anlage hat, läßt sich so leicht nicht unterkriegen."

Daß sein Enkel Justus eine solche gute Anlage habe, davon war Ortlieb senior felsenfest überzeugt. Er hatte einmal gehört, daß Charaktereigenschaften sich auf die zweite Generation vererben. Nun sah er in dem kleinen Justus seinen eigentlichen Geschäftsnachfolger, mit welchem dereinst sein Geist wieder in die Papierfabrik fahren werde, nachdem Paul's interemistische Verwaltung zu Ende sei. Mit Paul jedoch, von dessen Fähigkeiten er nur eine geringe Meinung hatte, war eine Veränderung vor sich gegangen, seit er Vater geworden. Paul fühlte sich. Und es ärgerte ihn, daß sein Sohn Justus einen Vater hatte, der so wenig bedeutete, der zwar Theilhaber hieß, in Wirklichkeit aber nur Commis war. Wenn nun Justus älter wurde und ausfand, welch untergeordnete Stellung sein Vater einnahm, wo würde der Respect bleiben? Schon schämte sich Paul vor dem Knirps in der Wiege, der doch noch nicht einmal „Papa" sagen konnte. Und er ermannte sich und nöthigte Herrn Ortlieb senior die Einwilligung zu einer längeren Geschäftsreise ab. „Paul nimmt einen Anlauf, Jettchen", sagte der Alte zu seiner Frau. „Aber Du sollst sehen: es wird nichts daraus. Die echte Ortlieb'sche Art hat er nicht. Da wird der kleine Justus noch einmal ein ganz anderer Kerl werden."

Paul ging indessen auf Reisen und sah sich nicht allein in der Kundschaft, sondern auch anderswo tüchtig um. Als er zurückkehrte, war ihm ein Bärtchen gewachsen, was ihn hauptsächlich seines Justus wegen freute, der daran etwas zu zausen fand, wenn er behutsam zugriff. Hedwig fand ihn stattlicher geworden, und er seinerseits wunderte sich, daß er solch eine kleine Frau hatte. Ortlieb senior hatte keine Veranlassung, mit den Erfolgen von Paul's Reise unzufrieden zu sein, konnte jedoch nicht unterlassen, auf eine bezügliche Frage seiner Frau zu bemerken, daß ein erster Erfolg gar nichts sagen wolle, da derselbe durch zufällige Umstände herbeigeführt sein könne. Es sei ja zu wünschen, daß Paul sich bewähre; aber er wolle dies noch keineswegs als sicher annehmen. Die Concurrenz sei groß und werde immer größer, und wer dabei mitkommen wolle, müsse Haare auf den Zähnen haben, was man von Paul eigentlich nicht sagen könne.

Also Paul reiste weiter, eins, zwei, drei Jahre lang, ohne daß dabei das Gewicht seiner Stimme in der Firma wesentlich zunahm, denn als Paul, der ja, in dem Geschäfte sozusagen aufgewachsen, sein Fach von Grund auf kannte, in der That beständig ansehnliche Bestellungen sammelte, kam Ortlieb senior sehr bald dazu, dies als etwas ganz Selbstverständliches zu betrachten. Er behielt nach wie vor die Zügel ausschließlich in den Händen, und wenn der Reisende nach Hause kam, so stand zwar bei Hedwig, dem kleinen Justus und bei Petronella, noch immer Peter genannt, seine Autorität durchaus nicht in Frage, drüben in dem Contor aber hatte er wenig zu sagen. Und indem er an Welt- und Menschenkenntniß wuchs und sich seines Werthes bewußt wurde, kam allmählich eine gereizte Stimmung gegen seinen Vater, den Autokraten, in ihm auf. Er glaubte den Anspruch erheben zu können, daß Jener ihn als gleichberechtigt neben sich treten lasse und geschäftliche Fragen freundschaftlich und collegialisch mit ihm erörtere; anstatt dessen war und blieb er das Kind, obgleich er jetzt, auch dem Aeußern nach, sich unter jungen Männern seines Alters ganz wohl sehen lassen konnte.

Das Leben ist ein beständiger Zweikampf, hat einmal Carlyle gesagt. Und wer einmal die Herrschaft hat, gibt sie so leicht nicht gutwillig ab. Es ist dies menschliche Natur. Soll der Vater zu Gunsten seines Sohnes sich eines Theiles seiner angestammten, lange Jahre unbestritten ausgeübten Autorität entäußern, so müssen starke, innere oder äußere, Gründe vorhanden sein, die ihn dazu zwingen. Gewöhnlich hilft die Natur, indem sie mit dem Alter die Neigung zur Bequemlichkeit sendet und dem Greise vorspiegelt, er könne im ruhigen Lebensgenuß eine Menge Freuden finden, die er sich bis dahin, im Drange der Arbeit, habe entgehen lassen. Aber es gibt auch, selbst unter den Bauern, die sonst alten Brauch zu respektiren pflegen, hartnäckige Charaktere, die sich durchaus nicht auf den Altentheil setzen lassen wollen, sondern den Griff der Pflugschaar in der Hand behalten, bis ihnen mit dem letzten Athemzuge die Pfeife aus dem zahnlosen Munde fällt. Und es war alle Aussicht vorhanden, daß bis an des alten Herrn Ortlieb Lebensende ebensowenig auch nur ein Bogen Papier in der Fabrik ohne seinen Befehl verfertigt, als eine Erdbeere in seinem Garten ohne seine Erlaubniß gepflückt werden durfte.

Und mittlerweile wurde der kleine Justus immer größer! Schon that der aufgeweckte Bursche allerlei vorwitzige Fragen. Wie lange würde es noch dauern und der Knabe, der jetzt schon eine unbestimmte Ahnung von der Allmacht des Großvaters hatte, kündigte seinem Vater den Gehorsam auf, oder appellirte wenigstens in streitigen Fällen an die höhere Instanz! — Und schon drängten weitere Kinder nach, die alle dereinst über ihren armseligen Knecht von Vater die Köpfe schütteln würden! Eine Henriette, zart wie ihre Mutter, hatte Justus' Platz in der Wiege eingenommen, und beschäftigte sich bereits in ihren Mußestunden damit, über den Theil der Außenwelt nachzusinnen, der sich in ihren blauen Augen abzeichnete. Und wie viele, noch ungeborene Augen, spionirende Organe kritscher Intelligenzen, konnten noch nachkommen! — Hedwig sympathisirte vollauf mit ihrem Manne. Ihr war alles einleuchtend, was er sagte, ihr schien alls billig, was er erstrebte. Die Beiden blieben, was sie seit dem Vorfall mit der geschwärzten Puppe gewesen waren: ein Herz und eine Seele. Freilich: Paul's Horizont erweiterte sich allmählich, während der ihrige mit jedem Kinde um ein weiteres Stück zuwuchs. Aber darin lag für Beide nichts Unnatürliches. Der Mann gehört der Welt, die Frau dem Hause; dies hatten sie eingesehen, seit sie durch Justus' Geburt aus den Kinderschuhen herausgeworfen worden waren. Und Paul, der doch jetzt weit umherkam und mit einer Menge von Frauen und Mädchen in Verkehr trat, die weit hübscher, ansehnlicher und geistig bedeutender waren als seine Hedwig wurde ihr dennoch mit keinem Gedanken untreu. Sein Bedürfniß, zu lieben, war früh in eine bestimmte Bahn gelenkt worden und verharrte darin, theils in Folge der natürlichen Trägheit, die aus jeder längeren Bewegung in derselben Richtung resultirt, theils durch den Einfluß

Digitized by Google

der Gewohnheit, welche dem sicheren Besitz, so mäßig derselbe auch relativ sein möge, täglich neue Reize verleiht.

Es ereignete sich einst, daß während Paul's Abwesenheit die Ortlieb'sche Papierfabrik bei einer ansehnlichen Submission eine Offerte eingereicht hatte. Dies war eigentlich gegen die Geschäftspraxis des hochconservativen Hauses; diesmal aber war Ortlieb senior zu einer Abweichung von derselben durch den Aerger veranlaßt worden, den ihm seit einiger Zeit die Concurrenz einer benachbarten Actiengesellschaft bereitet hatte, und über die er bei dieser Gelegenheit einen Sieg davonzutragen hoffte. Auch von dieser Angelegenheit erfuhr Paul nichts, bis er, wieder nach Hause gekommen, in den Büchern stöberte. Nun war zufällig auf seiner Reise zwischen ihm und einigen Fachgenossen von eben dieser Submission die Rede gewesen, und Paul hatte dabei erfahren, daß die Zuwendung des Auftrags an jene Actiengesellschaft beschlossene Sache und die Submission nur der Form halber erlassen sei. Auch war der von seinem Vater geforderte Preis lächerlich hoch, und ließ sich nur verstehen, wenn man wußte, daß der alte Herr die Erzeugnisse seiner Fabrik von vornherein für besser hielt als diejenigen irgend einer andern. Dies war ja nun an sich nicht tadelnswerth; ein Fabrikant, der nicht mit dem liebevollen Auge des Erzeugers auf seine Waare blickt, ist eben kein Mensch mehr, sondern eine gemüthlose Rechenmaschine. Nicht alle Vorurtheile sind absolut verwerflich; wenn mir das Gemüse am besten schmeckt, welches ich auf meinem eigenen Lande ziehe, wer will mir da beweisen, daß ich von meiner Einbildungskraft betrogen werde? — Aber im Geschäftsverkehr darf man wohl Schwächen haben, liebenswürdige, menschliche Schwächen; nur zeigen darf man sie nicht außerhalb der vier Wände. Wo es um Verkauf und Einkauf geht, um Mein und Dein, da weht eine scharfe Luft, und die gutherzigsten Leute lassen sich zu boshaften Bemerkungen hinreißen, wenn sie Andere auf unhaltbaren Chimären ertappen. Paul sah voraus, daß er auf seiner nächsten Reise über die von seinem Hause mit so viel Selbstbewußtsein eingereichte Offerte allerlei spitzige Scherze werde hören müssen, und so ließ er sich denn, zum erstenmal in seinem Leben, hinreißen, seinem Vater und Geschäftstheilhaber Vorwürfe zu machen.

Nun sind die Folgen des ersten ernstlichen Widerspruchs, den ein Autokrat erfährt, gänzlich unberechenbare. Ortlieb senior stutzte, nahm die Brille von der Nase und sah seinem Sohne mit starrer Verwunderung ins Gesicht. Aber er sagte nichts als: „So? Meinst Du?" und „Hm! Bist Du auch Deiner Sache gewiß?" — Und dann, als Paul seine Ansicht über den Fall klar und bündig dargelegt hatte, erhob er sich von seinem Drehstuhl und trat an das Fenster. Eine halbe Minute trommelte er ganz leise mit einer Hand an die Scheiben. Welche Melodie er sich zu dieser kriegerischen Begleitung dachte, hätte schwerlich der gewiegteste Musiker herausgefunden. Es mußte indessen wohl ein Retirirmarsch gewesen sein; denn nach Beendigung des Stückleins verließ er das Contor und begab sich langsam, die Hände auf dem Rücken, in seinen Garten. Es war kein passendes Wetter zu anstrengenden Arbeiten im Freien; die Sommersonne brannte hoch vom Himmel unbarmherzig hernieder und ein schirmloses Hauskäppchen gewährt einem alten Menschenkopfe nur einen sehr ungenügenden Schutz. Dennoch begann Herr Justus Ortlieb senior die welken Erbsenstauden mit einem Eifer auszuraufen, als wenn sie ihm soeben die schlimmsten Beleidigungen ins Gesicht gesagt hätten. Nicht einmal war er damit zufrieden; er trug das nutzlose Kraut auch noch auf einen Haufen zusammen und stampfte es mit den Füßen nieder. Damit hatte er denn endlich seiner inneren Aufregung Luft gemacht; er that einen tiefen Athemzug und blickte um sich, ob etwa Jemand sein wunderliches Treiben beobachtet hätte. Nein; es war keine Seele innerhalb der Gartenmauern zu erblicken, und auch an den Hinterfenstern des Wohnhauses zeigte sich kein neugieriges Gesicht. Da nahm er sein Taschentuch heraus, trocknete sich den Schweiß ab und ging dahin zurück, woher er gekommen war. Unterwegs, einmal an der Gartenpforte und das zweite und letztemal vor dem Eingang in das Fabrikgebäude, brummte er vor sich hin: „Der Junge hat Recht; es war eine Dummheit." — Im Contor aber sagte er nichts, und wenn er hernach, im Laufe dieses denkwürdigen Tages, seinen Untergebenen irgend eine Anweisung zu geben hatte, so geschah dies mit einer ganz ungewöhnlichen Sanftmuth.

Paul hatte einen Sieg errungen; nur wußte er's nicht. Erst am Abend, als er und Hedwig bei den Alten zu Gast waren und der Papa sich eigenthümlich still und nachdenklich zeigte, dämmerte es ihm auf, daß in demselben der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit stark erschüttert sein möchte. Solche Erschütterung verursacht Schmerzen. Wer sich in seinem Kreise immer für den Klügsten gehalten hat und wird dann plötzlich inne, daß die Kleinen darin über ihn zu Gericht sitzen und seine Irrthümer dreist vor ihr Forum ziehen, der kann einen solch heftigen Fall in seiner eigenen Schätzung erleben, daß ihm alle Glieder davon weh thun. Paul's gutes Herz zog sich doch bei diesen Erwägungen etwas zusammen; aber er konnte das Gesagte nicht ungesagt machen und mußte den armen Papa grübeln lassen. Uebrigens kam derselbe mit keiner Silbe auf die Submissions-Angelegenheit zurück, weder jetzt noch später.

Mutter Ortlieb erfuhr nichts von dem Auftritt zwischen Vater und Sohn. Freilich entdeckte sie die Verwüstung auf dem Erbsenbeete; da aber Niemand als Thäter zu ermitteln war und ihr Mann so that, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, so beruhigte sie sich darüber nach einigen Tagen. Daß Abends im gemeinsamen Schlafgemach ihr Justus jetzt zuweilen ohne bemerkbare Veranlassung in den Ausruf ausbrach: „Ja, ja, Jettchen, wir werden alt!" oder: „Die Kinder wachsen uns über den Kopf!" — dies fiel ihr allerdings auf. Aber es war ja die Wahrheit. Und was ließ sich dagegen machen?

Im Geschäfte befolgte Ortlieb senior fortan eine wahrhaft macchiavellistische Politik. Er fragte seinen Sohn nicht um seine Ansicht, wenn in einem zweifelhaften Fall eine Entscheidung zu treffen war. O nein! So tief demüthigte er sich nicht. Aber er legte dann die betreffenden Actenstücke mit der gleichmüthigsten Miene von der Welt auf Paul's Pult und sagte: „Du weißt ja Bescheid hiervon, Paul. Ich habe gerade keine Zeit zur Erledigung". Und auf diese Weise dankte Ortlieb senior allmählich ab, ohne sich die geringste Blöße zu geben. Es dauerte freilich längere Zeit, ehe die Gewalt vollständig auf den jüngeren Ortlieb übergegangen war. Auch dies indessen bewerkstelligte der alte Herr schließlich in raffinirter Weise. Er fing nämlich an, über schlechtes Befinden zu klagen, obgleich er aussah, wie das ewige Leben, und sein Appetit nicht die geringste Einbuße erlitten hatte. Dabei schimpfte er über die Unwissenheit der Aerzte. Er, sagte er häufig, werde keinem derselben seinen Leib zu Experimenten anvertrauen; ein verständiger Mann, behauptete er, welcher sich eine Reihe von Jahren beobachtet habe, müsse selbst am besten wissen, was ihm fromme. Und demgemäß verordnete er sich eine Badekur in Wiesbaden. Während derselben wünsche er kein Wort über Geschäfte zu hören, war sein letztes Wort an Paul, ehe er abreiste. Er wolle ruhige Nächte haben, setzte er heuchlerisch hinzu. Jettchen's Begleitung hatte er sich verbeten, worüber diese im Grunde nicht sehr unglücklich war, da sie nicht gerne in fremden Betten schlief und gegen Speisen aus fremden Küchen einen unbesiegbaren Widerwillen empfand. Wenn sie den spärlichen Briefen ihres Mannes Glauben schenken durfte — und warum sollte sie nicht? — so ging es mit seiner Gesundheit langsam besser. Im Spätsommer fand er eine Nachkur in der Schweiz nöthig und reiste nach Torasp, wo er so lange verblieb, als noch eine Partie Whist oder oder L'Hombre zusammenzubringen war. Und als er dann endlich nach Hause zurückkehrte, geschah es mit dem festen Vorsatz, im nächsten Jahre so um Pfingsten herum wieder krank zu werden. Es war gar zu schön, dies ungenirte Vagabundenleben in fremden Ländern; nur ein bischen theuer, wenn es mit Anstand geführt wurde. Aber er hatte ja die Mittel, und die Papierfabrik war auch noch da, die bisher, wenn alle Leute — er selbst mit — über schlechte Zeiten klagten, immer doch am Ende des Jahres seinem Capital-Conto einen hübschen Posten hinzugefügt hatte.

„Mit dem Alten ist es merkwürdig", sagte Paul im November zu seiner Frau, die gerade die Kinder — auch den

Digitized by Google

zuletzt gekommenen kleinen Heinrich — glücklich in den Schlaf gebracht und deshalb ausnahmsweise Muße hatte, ihm ein aufmerksames Ohr zu gönnen. „Seit er zurück ist, hat er sich nur ein einziges Mal im Contor sehen lassen. Komme ich ihm mit Fragen, so hört er mich zerstreut an und antwortet, er habe noch keine Lust, über diese Dinge wieder nachzudenken. Dabei befindet er sich augenscheinlich vortrefflich; wie die Mutter sagt, ist er alle paar Stunden hungrig und auch dann noch guter Laune."

„Ja, ja", versetzte Hedwig nickend, „Papa hat sich verändert. Stundenlang beschäftigt er sich mit dem kleinen Schlingel, dem Justus, hier und drüben, und läßt sich Alles von ihm bieten. Weißt Du, was ich glaube, Paul? — Papa hat jetzt seinen Rückzug aus dem Geschäfte beendet. Sein Zelt freilich hat er stehen lassen. Es soll so aussehen, als ob er jeden Augenblick wieder einrücken könnte. Aber, glaube mir, er thut es nicht."

„Weshalb tritt er denn nicht einfach aus?"

„Eitelkeit, Paul. Der Menschen wegen. Er will die Uniform weiter tragen; daß er a. D. ist, denkt er, weiß Niemand."

Er hat es auch bis auf diesen Augenblick nicht zugegeben, der alte Herr Justus Ortlieb, obgleich er von seiner Fabrik nur noch weiß, daß Papier darin gemacht wird. In den Sommermonaten ist er nie zu Hause anzutreffen; da hat er immer ein inneres Leiden zu curiren, über dessen eigentlichen Sitz er nicht ins Klare kommen kann und auch nie ins Klare kommen wird. Draußen ist er der alte, selbstbewußte, unfehlbare Autokrat; nur hat sich um seine Augenwinkel ein Zug von Schlauheit ausgebildet, seit er jenen strategisch meisterhaften Rückzug ausgeführt hat, durch welchen die drohende Revolution gegen sein Regiment bereits im ersten Anfange gegenstandlos wurde. Seine gute Frau versteht ihn weniger als je, fügt sich ihm indessen nach wie vor mit lobenswerther Ergebung. „Man kennt die Männer nie aus", klagt sie ihrer Schwiegertochter. „Mit dem meinigen bin ich nun schon dreißig Jahre verheirathet und ich müßte doch eigentlich in ihm lesen können wie in einem deutschen Buch. Aber nein: mit jedem Jahr gibt er mir neue Räthsel auf, und ich glaube, wenn ich einmal sterbe, weiß ich noch immer nicht, woran ich mit ihm gewesen bin."

Neulich war endlich der Zeitpunkt gekommen, da Paul seinen Justus zur Schule abführte. Vorher, als er schon den nagelneuen Tornister von Seehundsfell auf dem kleinen Rücken befestigt hatte, hielt er dem von Stolz aufgeblähten Knirps eine väterliche Standrede. „Du sollst nun etwas lernen, Justus", sagte er, „damit Du dereinst ein tüchtiger Papierfabrikant werdest, wie Dein Großvater und Dein Vater." — Hedwig nickte Beifall, und auch Petronella, jetzt nicht mehr Peter genannt, hatte nichts gegen das Lob einzuwenden, das der Herr sich ertheilte. — „Sei also fleißig, Justus." — („Und rutsche nicht auf der Schulbank hin und her", schaltete Hedwig ein, „sonst setze ich Dir Leder auf die Hosen.") — „Mit Deinen Cameraden sei verträglich; wenn Dir aber einer Unrecht thut, so fackle nicht lange, sondern haue ihn. Merke Dir, mein Sohn: der Friedfertige spielt eine klägliche Rolle in dieser kriegerischen Welt; er wird überall in anderer Leute Karre gespannt, und muß ziehen. Doch das verstehst Du noch nicht. — Gegen die Lehrer sei bescheiden und in allen Stücken gehorsam; sie haben die Gewalt und Du bist immer gegen sie im Unrecht. Auf der Straße betrage Dich wie anständiger Leute Kind. Rufe keinem Betrunkenen, keinem Buckligen oder Hinkenden ein Schimpfwort nach; bedenke, daß diese Leute ohnehin schon übel genug daran sind. Werfe weder nach Hunden noch nach Katzen mit Steinen; diese Thiere führen inmitten der civilisirten Menschheit ein erbärmliches Leben und haben deshalb Anspruch auf Schonung, so unnütz sie auch meistens sind —"

„Bist Du bald fertig?" fiel Hedwig ein. „Du wirst noch zu spät kommen zur Schule über Deinen komischen Ermahnungen!"

„Wahr, Hedwig! — Also, Junge, küsse Deine Mutter, und dann vorwärts!" — Ich finde, Frau Ortlieb junior", setzte er lachend hinzu, „es ist sehr viel genußreicher, zu ermahnen als ermahnt zu werden. Meine letzte Predigt habe ich am Abend unseres Hochzeitstages empfangen — mit ebenso offenem Munde, glaub' ich, als der kleine Schlingel da soeben die meinige. Ja, ja: Alles hat seine Zeit im Leben! Der Stock geht abwärts von einer Hand zur andern und in den Geprügelten wachsen die Zuchtmeister der neuen Generation heran —"

„Paul, die Uhr ist gleich acht!"

„Da siehst Du, wie wir alt werden!" schloß Paul. „Aber immer noch, wie in den Zeiten unserer langen Knechtschaft, ein Herz und eine Seele! Nicht wahr, Hedchen?"

Und sie küßte, statt jeder Antwort, den Zuchtmeister ihrer Kinder herzlich auf den Mund, und drängte ihn zur Thür hinaus.

Aus der Hauptstadt.

Neue Kunstwerke.

Unsere Berliner Künstler werden diesen Winter voraussichtlich keine besonderen Trümpfe ausspielen. Steht doch die große Jubiläumsausstellung vor der Thür, die zwar dem Titel nach keine internationale sein wird, aber doch aller Wahrscheinlichkeit nach vom Auslande dem Vernehmen nach reicher beschickt wird, als wires sonst an unsern akademischen Ausstellungen leider gewohnt sind. Illusionen dürfen wir uns freilich nicht machen. Die eigentliche Ursache der Zurückhaltung des Auslandes lag bisher nur zum kleinsten Theile in politischer Aversion. Bei den Franzosen wäre sie zu verstehen! Was aber konnte vor dem jüngsten Putsch die spanischen Künstler abhalten, ihre Arbeiten nach Berlin zu schicken? Weshalb kamen die Engländer nicht, warum blieben die Italiener und Oesterreicher aus? — Sicherlich nur deshalb, weil Berlin keine Garantie für den Verkauf bietet und obendrein an der Welt Ende liegt. Wir haben oft genug darüber zu klagen gehabt, daß nicht einmal die Künstlerschaft süddeutscher Kunststädte auf eine genügende Vertretung bedacht war. Sie würde zweifellos alle Anstrengung machen im Wettkampf mit unsern einheimischen Kräften, wenn Berlin einen Kunstmarkt besäße. Doch das ist die Blüthe einer Civilisation, welche man von einer Weltstadt halb amerikanischen Charakters mit reicher, aber noch gänzlich traditionsloser Bevölkerung nicht erwarten darf.

Wir bedauern es nicht, wenn in den nächsten Monaten die Production den Athem anhält, denn um so ruhiger kann sich die Wirksamkeit der Ausstellung farbiger Skulptur entfalten, die in der Nationalgalerie Ende October eröffnet werden soll. Wir werden in einer der nächsten Nummern ausführlich den Plan dieses einschneidenden Unternehmens darlegen, dem wir den nachhaltigsten Erfolg wünschen. Sonst ist bis jetzt noch nichts in Sicht außer den Ausstellungen im Künstlerverein, die eine ähnliche Ausdehnung erfahren sollen wie nach dem Ausfall der akademischen Ausstellung vor zwei Jahren, und den Neuigkeiten, welche die Kunsthandlung von Fritz Gurlitt bieten wird.

Was letztere anlangt, haben wir zunächst einige im Lauf des Sommers eingegangene Werke zu erwähnen.

Das Bedeutendste sind vier farbige Marmorbüsten und ein bemaltes Marmorrelief von Prell und Volkmann.

Zum ersten Mal bieten sie uns in dem Relief eine ganze, wenn auch nur ein Drittel lebensgroße Figur. Es ist eine Eva unter dem Baum der Erkenntniß. Sie steht in ruhiger Haltung da, die Rechte in die Seite gestemmt, in der ausgestreckten Linken den mit beblättertem Zweige abgerissenen Apfel: es scheint die Bewegung zweifelnden Zögerns zu sein, obwohl sich Volkmann gehütet hat, dies durch eine Geberde ausdrücken zu wollen. Die Krone des Baumes wird eben über dem Ansatz durch den im Rundbogen das Bild schließenden Rahmen abgeschnitten. Er ist aus dem Marmorblock gearbeitet, ohne weiteren Schmuck als die stumpfe Politur der Fläche. Diese glatte kalte Einfassung hebt durch einen glücklichen Kontrast das warme Leben des eingeschlossenen Bildes, an dem keine Stelle der Farbe entbehrt. Von dem vielleicht etwas scharfblauen Himmel,

Digitized by Google

an dessen unterm Saum sich niedere dunkle Berge hinziehen, hebt sich in blühendem Leben das matte Fleisch des nackten Körpers ab, während der braune Baumstamm und die grünen Zweige mit den goldigen Früchten dem Hintergrunde eine große Mannigfaltigkeit verleihen. Ueber die Behandlung des Fleisches herrscht nur ein Urtheil: Bisher ist noch nirgend etwas Aehnliches geglückt. Bei den immerhin geringen Dimensionen durfte der Ton nicht mit der Kraft des Lebens wetteifern, er zieht sich gleichmäßig, nur hier und da ein Gelenk leicht accentuirend, über den ganzen Körper. Das Gesicht mit den dunklen blickenden Augen wird von gelbem Haar eingerahmt. Wo die Glieder sich berühren, sind leichte braune Schatten angegeben, deren Nothwendigkeit uns nicht zwingend scheint. Eine besonders auffallende reizvolle Partie bilden die bloßen Füße in dem Grase.

Dieses Werk hat durch seine unwiderlegliche Beweiskraft schon manchen Schwankenden überzeugt und manchen in feindlichem Sinne Ueberzeugten schwankend gemacht. Wir begrüßen es als ersten Gipfel des Neulandes, nach dem wir lange vergeblich ausgelugt haben.

Daß so schnell schon ein solches Resultat zu verzeichnen sein würde, hätten wir uns noch vor einem Jahre nicht träumen lassen. Es sind jetzt zwei Jahre her, daß Volkmanns erste Frauenbüste von der Nationalgalerie angekauft wurde. Er hatte sie leicht getönt, um Gewand und Haar vom Fleisch loszuheben, und an Farbe nicht mehr geboten, als wir auch sonst schon erlebt hatten, nur daß mit mehr künstlerischem Bewußtsein auf die Gliederung der Massen und den Kontrast des anzudeutenden Materials hingearbeitet war. Nach diesem ersten Schritt trieb es den Künstler auf dem eingeschlagenen Weg mit unwiderstehlicher Consequenz weiter. Es kamen die Bruchstücke von Reliefs, die wir seiner Zeit besprochen haben, die Eva und die vier Büsten. Jetzt arbeitet Volkmann an einer lebensgroßen Statue.

Der Zeit nach gehen zwei der Büsten der Eva voran. Sie sind sämmtlich jetzt bei Gurlitt ausgestellt, haben jedoch leider ein sehr wenig günstiges Licht, sodaß bei Abendbeleuchtung weit besser herauskommt, was die Urheber beabsichtigten, als bei Tage.

Es versteht sich von selbst, daß eine vollrunde Skulptur farbig ganz anders behandelt sein will, als das Relief. Bei letzterem wird das Verfahren wesentlich erleichtert durch die prinzipielle Annäherung an die Malerei. Viel schwieriger liegt die Sache bei dem Vollbilde, das wie die lebende Gestalt vom Licht umspielt wird. Hier wäre es von großer Wichtigkeit, wenn uns aus früheren Perioden eine ganz erhaltene farbige Marmorstatue oder Büste überliefert wäre, um uns den Weg zu weisen. Wir haben aber nichts, als den Marmor, der höchstens lehrt, in welcher Weise der Grund für den Auftrag der Farbe an Haar und Gewand, für die Lasirung des Fleisches vorbereitet war. Ueber die wichtige Frage, wie weit die Bemalung Schatten angab, erhalten wir nirgend Aufschluß. Wir möchten uns der Ansicht zuneigen, daß man dem natürlichen Schatten nicht vorgegriffen hat, selbst am Rande des Haares und um die Augen nicht.

Diese beiden früheren Frauenbüsten sind für das Vestibül in der Steglitzer Villa bestimmt, an dessen Wänden und Thüren Max Klinger sich zum ersten Mal in monumentalerer Malerei erprobt hat. Für Beleuchtung durch Oberlicht bestimmt, machen sich namentlich diese Büsten in dem Gurlitt'schen Local weit besser bei Abend als bei Tag. Auge und Mund erhalten ihr volles Leben erst durch die richtige Beschattung. Die Farbe geht hier noch nicht auf eine detaillirte Nachahmung jeder Eigenthümlichkeit und Zufälligkeit der Natur aus, sondern gibt die Massen als Ganzes. Das Fleisch hat seinen transparenten Ton, der an den Wangen ein wenig aufgelichtet ist, Haar und Gewand fassen ihn als undurchsichtige Massen ein. Dies ist ein Weg, große kräftige Wirkung zu erreichen. Wohin der entgegengesetzte führt, muß noch erst ausprobirt werden. Wir möchten glauben, daß auch in der farbigen Sculptur viele Wege nach Rom führen. Wie in der Malerei, wird von der künstlerischen Individualität unendlich viel abhängen. Der Eine geht auf die große Gesammtwirkung, verlangt von dem Genießenden, daß er sich in bestimmter Entfernung halte und das Detail außer Acht lasse, der Eigenart des Andern entspricht es, sich in die Wiedergabe alles Dessen zu versenken, was überhaupt sichtbar ist. Warum soll bei der farbigen Sculptur nicht von vornherein diese Mannigfaltigkeit der menschlichen Anlagen so gut berücksichtigt werden wie bei der Malerei, wo das Monumentale die Miniatur nicht ausschließt. Die Mittel der farbigen Sculptur — möge bald die Zeit kommen, wo sie schlechtweg Sculptur heißt! — sind noch unendlich reicher als die der Malerei, das darf man nie vergessen. — Die beiden letzten Büsten sind nicht für einen bestimmten Platz gedacht. In der Angabe der Schatten ist deshalb mit mehr Zurückhaltung verfahren, sonst ist das Prineip des Colorits dasselbe. Besonders gelungen erscheint die Dunkelhaarige mit dem gelben Gewand.

Es ist mit diesen farbigen Marmorsculpturen schon ein großer Schritt vorwärts geschehen. Wie schnell wir jetzt voran kommen, wird nicht zum kleinsten Theile von der Theilnahme der Gebildeten abhängen.

Wir haben immer und immer wieder zu betonen, daß nicht die Künstler allein den Fortschritt tragen können. Aus vielen Gründen nicht. Niemand kann von ihnen verlangen, daß sie allein die schweren Opfer an Zeit und Geld bringen sollen, die das Experimentiren kostet. Was das gemeinsame Vorgehen mit verständigen Nichtkünstlern an Förderung und Anregung gewähren kann, haben wir leider zu selten noch erfahren. Wo es in dem Grade fehlt wie bei uns, kommt schließlich nichts Andres heraus als die Abhängigkeit des Künstlers von dem banalsten Ungeschmack, der ihn wider seinen Willen in die verkehrte Richtung treibt.

Unter den Bildern ragt durch poetische Stimmung und seltene malerische Qualitäten eine Landschaft von Müller-Breslau hervor. Der Einfluß Böcklin's ist für die Erfindung und malerische Behandlung nicht zu verkennen, aber nur der oberflächliche Betrachter wird an eine Nachahmung denken. Am Rande eines Gehölzes, das im Hintergrund wie eine dunkle Wand gegen den Himmel ragt, bewegt sich auf der grünen Wiese eine Gesellschaft in antiker Tracht. Eine helle Herme, aus blüthenbesäten wilden Rosen aufragend, scheint für ihr Treiben den Mittelpunkt abzugeben. In langen Schlangenlinien zieht sich das blühende Rosengebüsch am Waldrand entlang in den Hintergrund, ein liebliches Motiv. Ganz herrlich thürmt sich über dem dunklen Walde ein leuchtendes weißes Wolkengebilde am blauen Himmel auf. Wenn nicht an allen Ecken und Enden im Bilde sich ein Naturstudium von bewußter Kraft bezeugte, dieser leuchtende Himmel würde uns verrathen, woher der Künstler seine Nahrung zieht. Es ist doch sonderbar, daß heutzutage inmitten all' der gewissenhaften Abschriften der Natur gerade die ideale Landschaft allein es zu einer einschlagenden Wirkung bringt.

Ein sonniges Idyll hat Maximilian von Schmaedel aus München hergesandt. Es ist die liebevolle Wiedergabe eines Klostergartens innerhalb unübersteigbar hoher aber freundlich berankter Mauern, zwischen dessen Gemüsebeeten geschäftige Nonnen arbeiten; das Liebenswürdigste, was wir seit längerer Zeit aus München gesehen.

A. L.

Notizen.

Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben von Johann Rittig. (New-York, E. Steiger u. Co.) Unter den vielen Feuilletonsammlungen, mit denen jetzt unsere Literatur bereichert wird, ist die vorliegende sicher eine der interessantesten; denn jedem Europäer, der nicht gewohnheitsmäßiger und eifriger Leser amerikanischer Zeitungen ist, wird sie eine Menge von ihm bisher gänzlich neuen Zügen aus dem amerikanischen speciell New-Yorker Leben übermitteln und ihm zugleich ein treffliches Gesammtbild von den Zuständen „drüben" gewähren. Der Autor hat die kleinen Skizzen und Schilderungen, die er hier gesammelt vorlegt, im Laufe der Jahre für die „New-Yorker Staats-Zeitung" geschrieben, und der Verleger dieser Zeitung gibt sie jetzt als ersten Band eines Serienwerkes heraus, welches unter dem Titel: „Bilder aus dem amerikanischen Leben" eine Ergänzung der in demselben Verlage erscheinenden, von Carl Schurz begründeten „Geschichtsblätter, Mittheilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika," bilden soll. — Mehrere der Skizzen treten im novellistischen

Digitized by Google

Gewande auf. Der Verfasser hat sie „Schlichte Geschichten" genannt. Sie behandeln in einem echt deutschen, warmen, man möchte sagen gemüthlichen Tone kleine Vorfälle, die sich eben so gut in Deutschland als drüben ereignet haben könnten. Um so echter amerikanisch sind die „Charakterfiguren" aus der nächsten Abtheilung des Buches. Leute, wie der „Gentleman-Proletär," der „Dollar-Mann," der „Salon-Sklave", finden sich allerdings auch bei uns zahlreich vor, aber nicht so urwüchsig und scharf ausgeprägt, wie Rittig sie schildert, und gar Figuren, wie der „Unabhängige", der „Mephistoffel" oder wie die „Selbstständigen jungen Damen" können nur auf amerikanischem Boden emporwachsen. Der Schilderung des weiblichen Amerikanerthums widmet überhaupt der geistvolle Plauderer einen verhältnißmäßig bedeutenden Raum; eine ganze Abtheilung des Buches: „Auf den Pfaden der New-Yorkerin" mit 10 Kapiteln behandelt die für uns noch vielfach unverständlichen Erscheinungen nnd Auswüchse in der Existenz der jungen amerikanischen Damen. In der letzten Abtheilung des Buches „Buntes Volk" würfelt dann Rittig noch einige abenteuerliche Figuren ans dem Leben der Amerikanischen Großstadt bunt durcheinander und schließt damit seine sehr unterhaltende und lesenswerthe Sammlung.

Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini. Kritisch festgestellte Auswahl in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Fritz Bischoff. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. — Ueber die im vorigen Jahre von Heinrich Koser veranstaltete Veröffentlichung der Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt aus den K. Preuß. Staatsarchiven ist in der „Gegenwart" bereits eingehend berichtet worden. Dieselbe erfolgte bekanntlich in der Ursprache des französischen Textes. Eine etwas voreilig durch die Grunow'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig herausgegebene deutsche Auswahl aus de Catt's Memoiren hat seiner Zeit eine energische Zurückweisung durch den Director der Staatsarchive, H. v. Sybel, erfahren, wobei zugleich in Aussicht gestellt wurde, daß eine autorisirte, kritische Auswahl aus jenem Werke in deutscher Sprache demnächst erscheinen werde. Wir müssen annehmen, daß das vorliegende Buch dieselbe darstellt. In ihm sind aus de Catt's Memoiren einige wenige, aber sehr interessante Stücke wiedergegeben und so zusammengestellt, daß eine Uebersicht über den Zusammenhang und die Schreibweise jener später erfolgten Bearbeitung des Tagebuchsmaterials ermöglicht und zugleich die Abweichungen von den authentischen Angaben des Tagebuchs, welche sich de Catt in den Memoiren erlaubte, durch kritische Noten deutlich gemacht werden. In dieser Form wird die Lectüre der Memoiren wohl nun auch dem unkritischen, größeren Publicum ohne Schaden für seine Geschichtskunde möglich und fruchtbringend sein. Aus dem Tagebuch selbst ist der Theil, welcher die bösen Jahre von 1760—62 umfaßt, angefügt. — Als Anhang zu diesen Veröffentlichungen ist das Tagebuch des Marchese Lucchesini gegeben. Dieser Mann gehörte, nachdem de Catt 1780 aus nicht völlig aufgeklärten Gründen in Ungnade gefallen, zu der intimen Umgebung des Königs und nahm besonders stets an der Tafelrunde zu Sanssouci Theil. Er hat unverzüglich nach Tische die Gespräche niedergeschrieben, welche daselbst geführt wurden; die Aufzeichnungen in italienischer Sprache befinden sich ebenfalls im Kgl. Geheimen Staatsarchive in Berlin und sollen demnächst im Urtexte veröffentlicht werden. Sie umfassen, unter dem Titel: „Interessantes von der Tafel des Königs", die Zeit von 1780 bis zum September 1783, und sind in der That interessant, weil sie ein gutes Bild von dem geistigen Wesen des schon gealterten Königs gewähren. O. B.

Kohinor, Mal' Occhio, Die Trovatella, Die Holzhauer. Novellen von A. Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Verlag von H. Minden. — Die vier Stücke der vorliegenden Sammlung sind bereits in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden; das letzte, „Die Holzhauer", in dem Feuilleton der „Gegenwart". Unsere Leser konnten an demselben die Eigenart des Barons von Roberts als Erzählers genügend kennen lernen, denn sie tritt gerade in dieser Novelle besonders deutlich hervor. Eine knappe, echt novellistisch concentrirte Handlung, die ohne Breite und Abschweifung entwickelt wird, eine mit zuweilen übermäßigem Aufwande von Leidenschaftlichkeit durchgeführte Charakterisirung der Figuren, die allerdings nicht tief geht, sondern immer nur eine besonders scharf hervortretende und für den vorliegenden Zweck gerade wichtige Seite der Persönlichkeit ins Auge faßt und schließlich eine lebhafte, gewandte Sprache, die oft plastisch ausgerundet ist und die gute Beobachtungsgabe des Verfassers verräth — das sind die Eigenthümlichkeiten der Erzählungen des Barons von Roberts. Die vorzügliche feuilletonistische Beanlagung des Autors weist ihn auf die Behandlung derartiger kleinen novellistischen Cabinetsstücke besonders hin, und wo er sich auf dieses Gebiet beschränkt, wird er Meister bleiben, wie das die vier vorliegenden kurzen Erzählungen beweisen. O. B.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer (Gotha, Schlößmann.). — Das vorliegende Buch darf als ein ausgezeichneter Beitrag zur Volkskunde zunächst der thüringer Lande empfohlen werden. Es schildert vor Allem den Bauersmann, wie er leibt und lebt, nach seinen Licht- wie Schattenseiten und zwar nach den verschiedensten Seiten und Lebensbeziehungen hin. Die gesammte Darstellung und Zeichnung beruht durchaus auf richtiger und genauester Erfassung des Lebens, der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten des Landmannes, so daß gerade hierin, in der haarscharfen, lebensvollen Schilderung die großen Vorzüge und die Verdienstlichkeit des kleinen Werkes beruhen. Den Freund der Culturgeschichte interessiren vor Allem die Charakteristiken der Denk- und Lebensweise des Bauern in seinem eigenen Hause und Gehöfte, bei der Gründung und Führung des Hausstandes, in seinen verschiedenen Lebenslagen, gegenüber den Ansprüchen und Fortschritten der Zeit, in seinem Verhältniß zu seinen Nachbarn und Gemeindegenossen, zu den Beamteten in seiner Mitte u. s. w. In die Darstellung verwoben ist eine ganze Reihe guter Volkssprüchwörter. Dem Freunde der Religionsgeschichte werden andererseits die genauen Angaben über die Stellung des naturwüchsigen Landmannes zur Religion überhaupt, zur religiösen Anschauung seiner Vorfahren, zu Aberglauben, Unglauben und bibelgemäßem kirchlichem Glauben willkommen sein. Danach bemißt sich auch das Verhältniß zur Kirche der Gegenwart und zu deren Dienern, das der Verfasser ins Licht stellt. L.

Von der Deutschen Nordostmark. Vier preußische Historien von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) Das neueste Werk des überaus fruchtbaren und beliebten Schriftstellers versetzt uns in des Dichters Heimathsprovinz und führt Geschichten aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich in markiger Lebendigkeit vor unseren Augen abspielen, auf ihrem historisch altberühmten Boden uns vor. Alles ist festgegliedert, kernig, natürlich und ungezwungen; ein gesunder, strammer, preußischer Geist weht uns aus diesen Geschichten entgegen. Hin und wieder haben wir wohl die Empfindung, als ginge es ein bischen nüchtern und hausbacken her, und etwas mehr poetischer Schwung würde uns erwünscht sein. Während „Der Schulmeister von Labiau" ein in seiner schneidigen Kürze ergreifendes Bild aus der ersten Regierungszeit Herzogs Albrechts von Preußen gibt, bringt „Resi, die Salzburgerin" ein kulturhistorisch werthvolles Gemälde aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. und aus den Zuständen zur Zeit der Ansiedelung der flüchtigen Salzburger Protestanten in preußisch Littauen. Hier ist Alles zu einem umfassenden Bilde sorgfältig zusammengetragen, anschaulich geschildert und voll treffender Einzelzüge. Weniger dichterisch als culturhistorisch interessant ist die Novelle „Das Bannrecht" aus der Zeit der Aufhebung der Mühlengerechtigkeiten unter Friedrich Wilhelm III.; aber ein ebenso erhebendes Bild aus Preußens schwersten Tagen, da die königliche Residenz nach Memel verlegt war und der corsische Eroberer um eines Theaterscandals willen die preußischen Kronrechte bedrohte, entwirft „Famhon", eine Erzählung, die in ihrer schlichten Innigkeit künstlerische Wirkungen hervorbringt. Wichert's Buch ist von einem so patriotischen Geist durchweht und, ohne viel culturhistorischen Kleinkram mitzuschleppen, doch so sehr im Sinne der geschilderten Zeiten geschrieben, daß das Buch sicher Freunde im deutschen Hause sich erwerben wird. T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Berühmte
antike und moderne
Bildhauerwerke
von **Marmor, Elfenbeinmasse** und von **Gyps.**
Illustrirtes Preisverzeichniss gratis, besseres mit Phototypien à 1 Mark.
Ausgrabungen
aus Pergamon, Olympia, Tanagra.
Portrait-Büsten.
Gebrüder Micheli,
BERLIN,
Unter den Linden No. 12.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Preil, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die
Berliner Zeitung
mit drei Beilagen
1. Deutsches Heim.
2. Gerichtslaube.
3. Aus alter und neuer Zeit.
Pro Quartal Abonnement in Berlin M. 4,20
Ausserhalb bei jedem Postamt „ 4,50
Wer zweckmässig annonciren will, der wähle die
Berliner Zeitung.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Soeben erschienen, in allen Buchhandlgn. vorräthig:
Karpeles, Gustav, Geschichte der Jüdischen Literatur. gr. 8°. Lfg. 1. 2.
Umfang einige 60 Bogen. Erscheint in Lfgn. zu je M. 1,00 und wird Anfang 1886 abgeschlossen vorliegen.
Ausführliche Prospecte mit anerkennenden Urtheilen der Herren Prof. Franz Delitzsch und Georg Ebers, M. Lazarus u. H. Steinthal auf Verlangen **unberechnet.**
Brandes, Georg (Kopenhagen), **Ludw. Holberg und seine Zeitgenossen.** Mit dem Bilde Holbergs in Holzstich. 8°. VI u. 254 S. geh. M. 4,50. geb. M. 5,50
Geiger, Ludw., Prof. (Berlin), **Firlifimini und andere Curiosa.** 12°. VI u. 167 S. geh. M. 4,00.
Hillebrand, Karl, Culturgeschichtliches. Aus dem Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. VII.) Mit Bildniß des Verf. 8°. XII u. 335 S. geh. M. 6,00. geb. M. 7,00.
Bildniß Karl Hillebrand's. Holzstich nach der Büste von Adolf Hiltebrand in Florenz. Auf Kupferdruckpapier mit breitem Rande (zum Einrahmen). M. 0,75.
Mayer, Gustav, Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde.** 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00. geb. M. 8,00.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Fürs Haus.
Praktisches Wochenblatt für alle Hausfrauen.
Herausgegeben von Clara v. Studnitz in Dresden.
1 Mark vierteljährlich. Notariell beglaubigte Auflage: **100000.**
Anzeigen 10 Pf. für 10000 Abdrücke einer Zeile. Die Beilage von 1000 Preislisten, Prospekten, Circularen u. s. w kostet 3 Mark.
Probenummer gratis durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle „Fürs Haus" in Dresden, N.

Das im October beginnende neue erste Quartal der
Deutschen
Roman-Zeitung,
redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**
veröffentlicht folgende Romane:
Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Freudenberg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.
Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. — Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Die
„Hamburger Nachrichten"
(gegründet 1792)
bekanntlich die größte, bedeutendste und verbreitetste politische Zeitung namentlich des nordwestlichen Deutschlands, erscheinen täglich in 2 Ausgaben Morgens und Abends um 7 Uhr; am Sonntag erscheint nur die Morgen-, am Montag nur die Abendausgabe. Die Versendung geschieht mit erster Post nach der Ausgabe. Abonnementspreis im deutschen Postgebiet incl. Postaufschlag Mk. 10 per Quartal. Sämmtliche Postanstalten nehmen Abonnements an.
Für Anzeigen beträgt der Insertionspreis die Petitzeile 40 Pfennige Reichsmünze. Die Einsendungen von Inseraten sind franco an die Expedition der „Hamburger Nachrichten" zu adressiren, welche auch auf franco Anfragen betr. Preis 2c. umgehend Auskunft franco ertheilt. Gleichfalls nehmen die am Kopf des Blattes bezeichneten Annoncen-Bureaux auswärtige Anzeigen für die „Hamburger Nachrichten" an.
Die nur für das Ausland bestimmte Wochen-Ausgabe der „Hamburger Nachrichten" erscheint jeden Freitag, Morgens. Preis für die Länder des Weltpostvereins incl. Porto Mk. 5 per Quartal. Für Anzeigen in der Wochen-Ausgabe beträgt der Insertionspreis für die viergespaltene Petitzeile 30 Pfennige.
Hamburg, September 1885.
Hermann's Erben,
Herausgeber und Verleger der „Hamburger Nachrichten".

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Rieger in Stuttgart.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Pünenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 10. October 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY OCT 23 1885

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der deutsch-spanische Conflict. Von Gustav Diercks. — **Literatur und Kunst:** Johanna Spyri. Von Oskar Bulle. — Heine und Laube bei George Sand. Von Gustav Karpeles. — Eine Ausstellung farbiger Sculptur. Von Alfred Lichtwark. — **Feuilleton:** Philemon und Baucis. Von Gustav Schwarzkopf. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der deutsch-spanische Conflict.

Von Gustav Diercks.

Madrid, 20. September 1885.

Man hört jetzt hier zuweilen in diplomatischen Kreisen die Aeußerung: „Hätte Bismarck gewußt, was die Carolinenfrage für eine Wendung, für einen Charakter annehmen würde, so hätte er nicht in das Wespennest gestochen, nicht an den Carolinen gerührt."

Nach Allem, was man über des Kanzlers Ansichten über diesen plötzlich entstandenen ernsten Conflict weiß, hat er allerdings wohl schwerlich geglaubt, daß die Angelegenheit eine solche Wendung nehmen könnte. Er hat mit dem eigenartigen im Ausland und vollends in Deutschland so wenig bekannten spanischen Nationalcharakter nicht gerechnet — haben doch selbst hier in Spanien die augenblicklichen Machthaber und Staatslenker nicht geahnt, daß die öffentliche Meinung sich so energisch äußern würde.

Ehe wir auf die Ursachen dieser ungeheuren Aufregung eingehen, die man weder in Berlin, noch in La Granja, noch in Madrid erwartet und vorausgesehen hatte, müssen wir der Frage nahe treten, mit denen wir diese Zeilen eröffneten.

Ich glaube, Bismarck würde, unter bestimmter Voraussicht der Ereignisse, die sich in den letzten Wochen abgespielt, die Sache zwar anders eingeleitet, anders behandelt, aber sie unter keinen Umständen aufgegeben haben, denn früher oder später mußte die Carolinenfrage zur Behandlung und zum Austrag kommen.

Die Regelung der völlig unhaltbaren Verhältnisse in Oceanien und im Stillen Ocean war nur eine Frage der Zeit. Sobald überhaupt Deutschland daran dachte, Colonialpolitik zu treiben, richtete sich das Auge Bismarck's und der Interessenten naturgemäß nach jenen Gegenden, die verhältnißmäßig wenig erforscht, wo die Besitzverhältnisse noch gar nicht geregelt sind, wo noch viel unzweifelhaft „herrenloses Gut" vorhanden ist, nach jenen zahllosen Inselgruppen, die berufen sind, in nicht zu langer Zeitferne eine sehr bedeutende Rolle im Weltverkehr zu spielen. Daß gerade die Carolinen, Palauinseln und die benachbarten Archipele von jeher das Auge Bismarck's auf sich lenkten, beweist die Geschichte, beweist hauptsächlich jene bekannte Note von 1875, durch die deutscher- wie auch englischerseits Spanien das Besitzrecht auf jene Inseln abgesprochen wurde.

Als dann die Idee der Durchstechung des Isthmus von Panama eifriger ventilirt und ihre Verwirklichung dann vollends angebahnt wurde, war es für einen nur einigermaßen scharfblickenden Geist, wie viel mehr für Bismarck, unzweifelhaft, daß gerade jenen Inselgruppen eine großartige Zukunft bevorstand, und sicher würde man schon vor Jahren der Besitzergreifung der Carolinen nahegetreten sein, wenn sich die deutsche Colonialpolitik früher hätte frei entwickeln können.

Bismarck verlor die Carolinen von jener Zeit an nie mehr aus dem Auge, und es wurde jede Gelegenheit wahrgenommen, um der spanischen Regierung die Absichten Deutschlands auf diese und die nahegelegenen Inselgruppen deutlich zu erkennen zu geben. Spanien that dagegen nichts, sein jetzt zur Geltung gebrachtes Recht auf die Carolinen, die Palau-, die Gilbert- und Marschallinseln geltend zu machen und zu beweisen. Diplomatische Actenstücke, die diese Frage behandelten, sind uns zwar unbekannt, dagegen ist es Thatsache, daß besonders in den letzten zwei Jahren wiederholentlich und bei den verschiedensten Gelegenheiten sowohl in Madrid wie in Berlin diese Frage deutscherseits und zwar so unzweideutig berührt worden ist, daß Spanien noch vollauf Zeit gehabt hätte, jene von ihm als sein Eigenthum betrachteten Inselgruppen factisch und materiell zu besetzen.

Die Interessen der über Oceanien verstreuten deutschen Kaufleute erheischten nun gebieterisch, endlich auf die eine oder die andere Weise den anarchischen Zuständen in jenen Gebieten ein Ende zu machen; daß es dabei zu mehr oder minder ernsten Auseinandersetzungen mit Spanien kommen mußte, war sicher vorauszusehen, denn es konnte Bismarck selbstverständlich nicht unbekannt sein, wie man über diese Angelegenheit in Madrid dachte, und vor einem solchen kleinen Conflict konnte und durfte er im Interesse Deutschlands nicht zurückschrecken. Bekannt mit der spanischen Administration, mit den zahllosen veralteten, des Mittelalters würdigen und ihm entsprechenden Bestimmungen für den Schifffahrtsverkehr in spanischen Gewässern, konnte es nicht im Interesse des deutschen Handels liegen, die Carolinen ꝛc. dieser spanischen Mißwirthschaft anheimzugeben und etwa gar Spanien aufzufordern, doch nur jene Archipele zu besetzen — denn das hätte so viel geheißen, als Spanien zu bitten, sich durch den regen deutschen Handel dort nach Kräften zu bereichern und ihm zahllose Hemmnisse entgegenzusetzen, wie sie überall bestehen, wo die spanische Flagge weht. So war es nur logisch, die Carolinen einfach zu besetzen oder, falls Spanien wirklich in der Lage war, sein Besitzrecht auf sie unzweifelhaft nachzuweisen, derartige Verträge für den Handels- und Schifffahrtsverkehr mit Spanien abzuschließen, daß die Interessen der Deutschen daselbst völlig gesichert, der Entwickelung des Handels keine Schranken gesetzt wurden.

Gegen diese Denk- und Handlungsweise Bismarck's ist

Digitized by Google

vernünftigerweise nichts einzuwenden, wenn sie mit den Grundsätzen des internationalen, des Völkerrechts übereinstimmt — und dies ist der Hauptpunkt, um den sich die ganze Angelegenheit dreht. Bismarck behauptet, auf einer sicheren Rechtsbasis zu stehen, die Spanier bestreiten dies einmüthig und bezeichnen das Verhalten Deutschlands als rechtswidrig.

Endlich scheint es außer Zweifel, daß Bismarck eine Gelegenheit wünschte, um endlich einmal ein allgemein gültiges internationales Colonialrecht feststellen zu lassen, wofür auf der Congoconferenz allerdings die Grundlagen geschaffen wurden, die jedoch zu allgemein gültigen internationalen Gesetzen zu erheben, sich dort noch nicht die Gelegenheit bot. Ein Blick in die Werke, die das Völkerrecht behandeln, beweist, daß hier allerdings noch eine Lücke besteht, die den modernen Verhältnissen und Anschauungen entsprechend ausgefüllt werden muß. Daß hierzu durch einen Conflict wie den gegenwärtigen die beste Gelegenheit geboten wird, liegt auf der Hand. Die große Entfaltung des deutschen Handels, die rege Colonialpolitik machen aber erforderlich, daß ohne weiteren Verzug durch Feststellung eines internationalen neuen Colonialrechts weiteren Conflicten vorgebeugt wird, wie sie jetzt jeden Augenblick eintreten können. Daher eben auch die Beharrlichkeit Bismarck's, die vorliegende deutsch-spanische Streitfrage einem Schiedsspruch oder einer internationalen Conferenz zu unterbreiten. In jedem dieser Fälle wird es darauf hinauskommen, die durch den Wortlaut des Protokolls der Congoconferenz bis jetzt nur für Westafrika festgestellten Bestimmungen und völkerrechtlichen Grundsätze mit mehr oder minder großen Abänderungen zu verallgemeinern.

Aus diesem selben Grunde sträubte sich daher auch Spanien mit allen Kräften gegen den Schiedsspruch und die europäische Conferenz, weil es voraussah, daß ihm daraus große Schäden erwachsen werden.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen nun zunächst auf die Ursache ein, die das Entstehen dieses großen Conflicts zur Folge hatten, der die ganze europäische Welt in Unruhe versetzte, wenngleich man sowohl im spanischen Cabinet wie im auswärtigen Amt zu Berlin keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Krieges dachte. Es handelte sich in diesem Conflict viel weniger um eine Machtfrage als vielmehr um eine theoretische Rechtsfrage, die im diplomatischen Verkehr der beiden Cabinete zu erledigen war und die zunächst zu keinem Kriege Veranlassung gab.

Die conservative Regierung des Augenblicks war eine Frühgeburt und von vornherein kaum lebensfähig, nur mit Mühe konnte sie ihre kümmerliche Existenz fristen, und jeder Schritt, den sie that, machte sie unpopulärer, gefährdete ihre Existenz mehr. Ihre zahllosen Mißgriffe, die Verwicklungen, die sie durch ihre innere wie die äußere Politik herbeiführte, gaben den Oppositionen Veranlassung zu immer heftigerem Kampf gegen sie. Ihre deutschfreundliche Politik, der Dank für die von Deutschland her gewährte Unterstützung, war allen Oppositionsparteien ein Dorn im Auge, und durch sie wollte man sie stürzen, sobald sich eine Gelegenheit bot.

Die Regierung sah sich unter solchen Umständen jeden Augenblick auf das furchtbarste bedroht; sie wußte, daß die Revolutionäre an der Arbeit waren, um den Thron und sie selbst zu stürzen — sie brauchte ein Abzugsmittel für den Volksunwillen, der sich mit jedem Tage drohender gegen sie und den Thron erhob.

Da kam ganz unerwartet die Nachricht von der Absicht der deutschen Regierung, das Protectorat über die Carolinen zu erklären; und unter diesen Voraussetzungen nahm der Conflict den ernsten Charakter an, unter dem er die ganze europäische Welt in Unruhe versetzte.

Es muß nun aber constatirt werden, daß in den Budgetdebatten der diesjährigen Cortes der Carolinen gedacht worden ist, daß man ferner seit Ende vorigen, mindestens seit Ende Februar dieses Jahres an die factische Besetzung der Carolinen gedacht hat, und es scheint mir, als wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" zu weit ging, wenn sie das bezügliche Decret vom März für untergeschoben hielt, es ist kaum anzunehmen, daß die Regierung derartiges wagen durfte. Ob das Decret aber rechtskräftige Form hatte — das ist eine andere Frage.

Ferner erhellt aus den bis jetzt hier aus Manila eingetroffenen Privat-Correspondenzen, die allerdings merkwürdigerweise fast alle conservativen Ursprungs zu sein scheinen, daß schon Anfang Juli die Vorbereitungen für die Carolinenexpedition getroffen wurde, die von den Inseln factischen Besitz ergreifen und eine militärisch-politische Regierung auf Yap einsetzen sollte.

Obenerwähntes königliches Decret, sowie die Absendung dieser Expedition beweisen aber vor allen Dingen, und dies ist von höchster Wichtigkeit, daß die spanische Regierung die durch die Congoconferenz für Westafrika festgestellten Grundsätze eines modernen reformirten Colonialrechts anerkannte, ihnen gemäß die Nothwendigkeit einsah, von den von ihr als spanisches Eigenthum erklärten Inselgruppen Mikronesiens, die bisher keine Spuren thatsächlicher Verwaltung seitens Spaniens aufzuweisen hatten, nunmehr factisch und materiell Besitz zu ergreifen. Damit widerspricht sie den von ihr und von allen übrigen Spaniern gegen Deutschland nachher ins Feld geführten Behauptungen.

Die Unbestimmtheit der den Commandanten der beiden nach Yap entsandten spanischen Kriegsschiffe und dem für Yap bestimmten Gouverneur ertheilten Befehle, führte zu so ernsten Differenzen zwischen letzterem und dem Capitän des „San Quintin", daß es offenbar zwischen ihnen zu Thätlichkeiten kam, in denen Capriles verwundet wurde. Auch dieser Umstand gibt viel zu denken und bildet einen weitern Punkt in dieser im Ganzen so merkwürdigen Angelegenheit. Ein eigenthümlicher Zufall endlich war es, daß der „Velasco", der den beiden genannten Kriegsschiffen mit neuen Instructionen nach Yap nachgesandt wurde, unterwegs Havarie erleiden mußte!

Faßt man alle diese und eine Anzahl nebensächliche Umstände zusammen, so kann man kaum umhin zu glauben, daß in Bezug auf diese Carolinenfrage ein ziemlich verwegenes Spiel getrieben worden ist, das zu enträthseln nur durch die Indiscretion sehr hoher Beamten möglich sein würde und diese werden sich selbstverständlich wohl hüten, irgend etwas verlauten zu lassen, was ihnen verderblich sein kann. Das Schuldbuch der Conservativen ist schon so ungeheuer umfangreich, sie haben den Oppositionsparteien und dem Lande schon so sehr viel Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihrer Verwaltung, zum Kampf gegen sich gegeben, daß sie in dieser heiklen Angelegenheit, die vermuthlich Veranlassung zu einem Regierungswechsel geben wird, nicht noch neues schwereres Anklagematerial liefern möchten, als sie schon geliefert haben.

Zur Auflösung dieser vielen Räthsel dienen vielleicht auch die Grundsätze, von denen die Regierung in diesem Falle ausgehen mußte und die die leitenden waren.

Cánovas, den wir als die Seele der Conservativen, als den Leiter der ganzen Regierungsmaschine betrachten müssen, und der vielleicht der bedeutendste, vor Allem aber der geschickteste und schlaueste Politiker des heutigen Spanien ist und den Traditionen der früheren spanischen Politik in gewissem Sinne folgt, nämlich in Hinsicht auf die geheime Cabinetspolitik, ist sich der Ohnmacht des Landes, das er regiert, völlig bewußt und daher ein entschiedener Gegner einer großartigen äußeren Politik. Er weiß sehr wohl, daß dazu viel Geld gehört — und das ist in den Staatskassen nicht zu finden. Die Colonialpolitik muß sich in den allerengsten Schranken bewegen, denn Spanien hat keine den heutigen Erfordernissen auch nur ganz entfernt entsprechende Marine. Die äußere und die Colonialpolitik müssen sich also darauf beschränken, zu versuchen, die wenigen überseeischen Besitzungen dem Lande möglichst zu erhalten, und ernste, internationale Conflicte zu vermeiden.

Da nun, nach den modernen internationalen Rechtsanschauungen, wie sie auf der Congoconferenz aufgestellt waren, wirklich rechtskräftige Besitztitel nicht beizubringen waren, da die Regierung wußte, was ihr bevorstand, wenn die Opposition und die öffentliche Meinung erfuhren, daß das conservative Ministerium durch seine Lässigkeit in der Ausführung der geplanten factischen materiellen Besetzung der Carolinen, die letzteren möglicherweise aufzugeben gezwungen war; da sie vor-

Digitized by Google

aussah, daß die Revolutionäre diese Gelegenheit zu ihrem Sturz und zu dem des Thrones unfehlbar benutzen würden, da sie nicht hoffen durfte, die ganze Angelegenheit völlig geheim zu halten, so entfesselte sie, ihren oben angeführten leitenden Grundsätzen gemäß, die Volksleidenschaft und ertheilte ihrer Presse die bezügliche Ordre. Die letztere und durch sie die Regierung gaben vor, die auf der Congoconferenz entwickelten internationalen Colonialrechtssatzungen nicht anerkennen zu können, obgleich diesen Aeußerungen das Decret vom März und die Entsendung der Expedition nach Yap direct widersprachen. Man stützte sich auf das historische Recht der Entdeckung und versuchte zu beweisen, daß Spanien stets Hoheitsrechte über die Carolinen-, die Palau-, die Marschall- und Gilbertinseln ausgeübt habe, daß seine Souveränetät von den Eingeborenen dieser Archipele gewünscht worden sei. Gerade dies letzte Argument beweist aber an sich, daß die Eingeborenen, die, wie man behauptet, die spanische Souveränetät wünschten, dieselbe bis dahin nicht anerkannt hatten!

Es ist hinlänglich bekannt, wie die durch die ministerielle Presse gegebene Anregung im ganzen Lande wirkte. Alle Oppositionsparteien, alle revolutionären Elemente ergriffen mit Freuden diese günstige Gelegenheit, um sowohl gegen die ihnen in den Tod verhaßten Deutschen zu demonstriren, hauptsächlich aber unter diesem Deckmantel auch für ihre eigenen Interessen und Ideale zu wirken.

Die Regierung wagte nicht die ihr zu Gebote stehenden Mittel zur Unterdrückung dieser nationalen Erregung anzuwenden, und ihr Verhalten war in dieser Hinsicht Deutschland gegenüber im höchsten Grade zweideutig.

Diese Bewegung ging von den gebildeten Classen der Bevölkerung, von den höchsten Ständen aus, und daher sind ihre Folgen auch so nachhaltig.

Die Lösung des Conflicts dreht sich ganz ausschließlich um die Rechtsfrage.

Es handelt sich darum, was die beiden contrahirenden Parteien für ihre bezügliche Auffassung derselben beizubringen vermögen.

Die Ansichten Bismarck's hierüber sind bereits durch die Note vom 31. August klargestellt. Die der spanischen Regierung werden aus Furcht vor den Oppositionsparteien so geheim wie möglich gehalten, da das Cabinet keine absolut rechtskräftigen Besitztitel beibringen kann, keine, die eben der modernen Interpretation des internationalen und Kolonialrechts entsprechen. Die Regierung wagt vor den Augen der ihr im Allgemeinen feindlich gesonnenen Nation nicht, ihre frühere Politik zu befolgen, die aus den Depeschen Layard's an Derby vom November 1876 und Januar 1877 deutlich erhellt, denn das wäre ihr sofortiger Sturz, so muß sie sich also vor den Augen der ganzen Welt selbst dementiren und die Anschauung adoptiren, die ihr die öffentliche Meinung des Landes aufdrängt, und das Recht der Entdeckung für sich in Anspruch nehmen. Alle übrigen Beweismittel, die sie für ihr Recht bisher hat aufführen können, haben sich als hinfällig erwiesen, sie ist somit völlig dem guten Willen der deutschen Regierung preisgegeben, und dieser ist ja in der That so groß, wie er nur sein kann.

Es würde zu weit führen, alle diese im Allgemeinen bereits bekannten Rechtstitel Spaniens noch einer eingehenden Kritik zu unterziehen und auf ihren wirklichen Werth hin zu prüfen. — Das Resultat bleibt dasselbe und die deutsche und die spanische Rechtsanschauung sind aus dem Grunde nicht zu vereinbaren, weil die hiesige Regierung es nicht wagen kann, sich der allgemeinen spanischen Auffassung der Rechtsfrage zu widersetzen. Die ganze Angelegenheit hat von vorn herein einen ausgeprägt dramatischen Charakter gehabt, und hinter den spanischen Staatscoulissen haben sich höchst merkwürdige Scenen abgespielt, die wir früher oder später kennen lernen werden. Die Komödie wird auch jetzt noch fortgesetzt, obgleich in Wirklichkeit kein Grund mehr dazu vorhanden ist. In Madrid wie in Berlin weiß man bereits ganz genau, wie die Sache enden wird.

Dem Zwang der öffentlichen Meinung folgend, lehnte die spanische Regierung die Unterbreitung des Conflicts unter einen Schiedsspruch entschieden ab. Deutschland konnte davon nicht abstehen, und da es seine Rücksicht gegen das wankende spanische Cabinet nicht so weit treiben konnte, die deutsche Ehre durch das rückhaltlose Aufgeben seiner Ansprüche zu verletzen, so wurde das überaus geschickte Auskunftsmittel der Erwählung des Papstes zum „Vermittler" gefunden.

Dieser Schritt war so überraschend, daß man an die Möglichkeit desselben noch bis vor wenigen Tagen hier nicht glauben konnte, aber, man muß gestehen, er ist sehr fein berechnet und seine Wirkungen machen sich bereits auf das deutlichste bemerkbar. Italien ist durch diese Entscheidung ein kräftiger Wink gegeben worden, seine schwankende Politik Deutschland gegenüber aufzugeben; die Ultramontanen Deutschlands wie Spaniens werden mit der deutschen Politik ausgesöhnt, sie werden belehrt über die friedlichen Absichten des Reichskanzlers und dem Papst wird eine Gelegenheit geboten, den Frieden mit dem deutschen Reiche abzuschließen.

Zwar werden hier auch manche Stimmen laut, die diese Auskunft beklagen, denn man sagt, wenn der Papst die ihm vorgelegte Streitfrage in einem Spanien nicht befriedigenden Sinne löst, so wird sein Ansehn und das der Religion hier sehr stark geschädigt werden, ja es können daraus antireligiöse Bewegungen entstehen wie vorher antideutsche. Im Allgemeinen ist man aber über diesen Entschluß der beiden Regierungen hier jedoch im höchsten Grade befriedigt. Die Ultramontanen erblicken hierin den Beginn einer neuen Aera für das Papstthum und von den Kanzeln herunter wird das großartige Ereigniß in überschwänglicher Weise als ein großer Triumph der Allmacht des päpstlichen Stuhles gefeiert. Ueberdies ist die Presse fast einstimmig der Ansicht, daß eine für Spanien ungünstige Entscheidung des Papstes eine absolute Unmöglichkeit ist, da derselbe bereits durch den „Osservatore Romano" das gute Recht der Spanier in seiner vollen Größe anerkannt hat.

Die ministerielle Presse benutzt überdies den günstigen Augenblick, um der Regierung Loblieder zu singen und dem Lande zum Bewußtsein zu bringen, was dieselbe Großes in diesem Falle geleistet hat: sie hat einen verderblichen Krieg verhütet; sie hat Deutschland veranlaßt, die Besetzung Yaps als null und nichtig zu erklären ꝛc. ꝛc. — kurz — noch nie hat eine Regierung einen größeren diplomatischen Erfolg erzielt, als die gegenwärtige!

Wir werden sehen, ob dies der Fall ist und wie Spanien aus dem Conflict hervorgeht. Soweit wir die Sachlage bis jetzt zu beurtheilen vermögen, ist Deutschland geneigt, Spaniens Souveränetät über die westliche Carolinengruppe mit der Hauptinsel Yap unter der Bedingung des freien Handels- und Schifffahrtsverkehrs anzuerkennen, während Spanien auch die mittlere und die östliche Gruppe, nämlich die Marschall- und Gilbertinseln, als sein Eigenthum reclamirt.

Die Consequenzen dieses Conflicts sind für Spanien außerordentlich große; vor Allem werden sich seine Einflüsse auf die innere Politik binnen Kurzem bemerkbar machen. Die Oppositionsparteien lassen sich durch den Schein, den die diplomatischen Verhandlungen gewähren, nicht täuschen und sie werden die erste Gelegenheit ergreifen, die sich bietet, um gerade auf der Basis dieses Conflicts den Kampf gegen die Regierung mit größter Energie aufzunehmen und dieselbe zu stürzen. Es fehlt hierzu nicht viel, denn dieses gegenwärtige Cabinet ist bereits seit lange erschüttert, und nur die Uneinigkeit der Liberalen hat es noch bis heute am Leben erhalten.

Ein vollständiger Regierungswechsel steht somit binnen kürzester Frist als eine directe Folge dieser internationalen Differenz bevor.

Die durch den Conflict erzeugte nationale Bewegung ferner ist bedeutend nachhaltiger, als man im Auslande annimmt. Wenngleich in Wirklichkeit keine Veranlassung zu einem Kriege vorhanden war, so erstrebte man ihn doch theils, theils glaubte man an die Möglichkeit desselben, und das gab Veranlassung, die nationalen Kräfte, über die Spanien in einem Kriegsfall verfügt, einmal Revue passiren zu lassen. Der Mangel einer Kriegsflotte war es da vor Allem, der auf das empfindlichste gefühlt wurde, und daß demselben ohne Zeitverlust abgeholfen werden muß, steht für alle spanischen

Digitized by Google

Politiker fest. Das Hauptinteresse jeder Regierung wird sonach in erster Linie auf die Beschaffung einer den modernen Anforderungen entsprechenden Kriegsflotte gerichtet sein. Nebenbei aber ist nicht zu verkennen, daß die im ersten Augenblick in das Unsinnige ausartende patriotische Bewegung ihre dauernden Folgen haben wird. Die zum Zwecke des Ankaufs von Torpedobooten und Kanonenbooten eröffneten Sammlungen werden, wenngleich mit wesentlich geringerem Enthusiasmus, doch wirklich fortgesetzt werden und die dadurch gewonnenen Mittel werden für etwa zwei bis drei Kriegsfahrzeuge verwendet werden.

Hauptsächlich aber hat ein Theil der Industrie unter dem Einfluß dieses Conflicts einen Aufschwung genommen, der wohl zu beachten ist und der die fremde Industrie schädigen wird. Mehrere große Eisengießereien und Maschinenbaugesellschaften haben diese Bewegung in ergiebiger Weise benutzt, ihre Thätigkeit beträchtlich zu erweitern, und haben zum Theil bereits, unter Einführung zeitgemäßer neuer Einrichtungen, Arbeiten übernommen, die sonst dem Auslande überwiesen wurden. Besonders strebt man dahin, das erforderliche Kriegsmaterial in ausgedehntestem Maße in den nationalen Werkstätten anfertigen zu lassen.

Die äußere Politik Spaniens wird durch diesen Conflict ebenfalls in wesentlich andere Bahnen eingelenkt werden und zwar gleicherweise durch die Conservativen wie durch die Liberalen. Da die Letzteren berufen sind, binnen kurzer Zeit die Regierung zu übernehmen, die die Conservativen nur noch mühsam in ihren Händen zu bewahren suchen, und da sie niemals deutschfreundlich gesinnt gewesen sind und sein werden, so wird eine Veränderung der Beziehungen beider Länder zu einander sich bald bemerkbar machen. Zunächst wird ein Handelsvertrag mit England angebahnt werden, um dadurch dem deutschen Handel hier ein bedeutendes mächtiges Gegengewicht zu schaffen. Wenn somit vielleicht im Augenblick die Verluste des deutschen Handels nicht so beträchtliche sein werden, als man ursprünglich anzunehmen Veranlassung hatte, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß diese Verluste im Laufe der Zeit wachsen werden. Ein Theil des Großhandels, der jetzt in deutschen Händen liegt und denselben trotz dieses Conflicts zur Zeit noch verbleibt, wird, sobald ein englischer Handelsvertrag abgeschlossen ist, in englische Hände übergehen.

Es sind dies nicht flüchtige Bemerkungen, sondern ernste Wahrheiten, für die bereits die Anzeichen vorliegen, und es wird lange dauern, ehe es dem deutschen Handel und der deutschen Industrie gelingen wird, wieder so ausschließlich, wie es bis zu diesem Jahr der Fall war, in Spanien zu dominiren.

Literatur und Kunst.

Johanna Spyri.

Von Oskar Bulle.

Vor nunmehr fünf Jahren tauchte der Name Johanna Spyri zum ersten Male auf dem Titelblatte eines kleinen Buches auf; seitdem ist er auf zwölf Bändchen zu lesen, von denen die meisten in öfterer, das eine schon in siebenter Auflage in einem berühmten Verlage, dem von Fr. Andr. Perthes in Gotha, erschienen sind. Diese rasche Aufeinanderfolge und ebenso rasche Verbreitung der Werke einer Schriftstellerin ist selbst für unsere rasche Zeit bemerkenswerth und wird nur erklärlich durch einen schon bei der ersten Bekanntschaft uns herzlich anmuthenden Inhalt.

Als ich vor einiger Zeit auf den Hülferuf eines Freundes hin, der eine „Volksbibliothek" auf dem Lande zu gründen unternommen hatte, mich in der Volksschriftenliteratur etwas umschaute, kam zum ersten Male ein Bändchen aus jenem Dutzend in meine Hände. „Zwei Volksschriften von Johanna Spyri", so lautete der bescheidene Titel. Der Name der Autorin wies mich von vorneherein auf die Schweiz hin, in welcher auch die Handlung der beiden einfachen Erzählungen sich abspielt, und nähere Erkundigungen belehrten mich, daß die Schriftstellerin eine Frau Stadtschreiber in Zürich sei, und daß sie — wie groß war mein Erstaunen! — noch elf andere Bücher, „Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche Kinder lieb haben", und Anderes mehr verfaßt habe. Sogleich suchte ich mich in den Besitz des ganzen Dutzend zu setzen, denn jene zwei Erzählungen hatten mir unter dem ganzen Wust von Volksschriften, den ich damals durchstöberte, besonders gefallen; sie erinnerten mich in vielen Stücken an die kleinen Geschichten aus dem Harze der vortrefflichen Marie Nathusius, welche wohl als unerreichte Muster für diese Gattung unserer Literatur dastehen: derselbe einfache und trauliche Ton in der Darstellung, ein warmer Humor, der sich in der Zeichnung der Figuren überall ausdrückt, und daneben große Schärfe in der Charakterisirung der Menschen und in der Wiedergabe des Localcolorits überraschten mich bei der mir bisher fremden Volksschriftstellerin. Auch das religiöse Element fand ich mit derselben Wahrheit und Natürlichkeit, wie bei Marie Nathusius, und ohne jene Aufdringlichkeit eingeflochten, welche mir den großen Haufen der anderen Volksschriften so widerlich machte.

Unter den elf anderen Bändchen, die ich nunmehr zur Lectüre vornahm, fand ich nur zwei, welche die Bezeichnung: „Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben" nicht auf dem Titelblatte tragen. Es sind zwei kurze Novellen: „Im Rhonethale" und „Verschollen, nicht vergessen". Die letztere enthält ein Erlebniß, welches die Verfasserin „ihren guten Freundinnen, den jungen Mädchen" erzählt: aus einem im vollsten Enthusiasmus der Jugend geschlossenen Mädchenbündniß entwickelt sich die hingebende, fast dienende Freundschaft, die ein einfaches, minderbegabtes, aber herzensgutes Wesen einer geistig hoch über ihr stehenden, von künstlerischem Streben erfüllten Frau entgegenbringt und durch alle bitteren Lebensschicksale der Letzteren hindurch bis über den Tod hinaus bewahrt. „Im Rhonethale" schildert den Herzenskampf eines Mädchens, das in der leidenschaftlichen Sehnsucht nach einem freieren, geistig angeregten Leben den Geliebten, einen nach der Einsamkeit einer weltabgelegenen Gebirgspfarre verlangenden Geistlichen von sich gestoßen und zugleich aus Eifersucht ihre Schwester unglücklich gemacht hat. In einem Curorte des Rhonethales gewinnt sie eine Freundin, welche ihrer Verzweiflung das rechte Trostesmittel, das Gebet, darbietet; sie überwindet sich selbst und findet den Weg zu ihrem Geliebten zurück, nachdem auch die Schwester aus ihrem Unglücke erlöst ist. Es sind, wie wir sehen, zwei tiefe, psychologische Aufgaben, welche die Verfasserin in diesen beiden Novellen zu lösen unternommen und, wie mir es scheint, höchst glücklich durchgeführt hat.

Jedoch entfaltet sich in dieser Behandlung von novellistischen Stoffen Frau Spyri's Talent nicht zu der Höhe, welche wir in den Geschichten für Kinder immer wieder bewundern müssen. Das behagliche Ausdehnen in die Breite, das Verweilen bei kleinen, für den Gang der Handlung bedeutungslosen Einzelheiten, welche den Kindergeschichten, wie wir später sehen werden, einen eigenthümlichen Reiz verleihen, schadet der Entwicklung jener psychologischen Probleme und schwächt unsere Aufmerksamkeit für die Hauptfiguren ab; wir sind ein wenig ermüdet, bis wir „Im Rhonethale" zu dem eigentlichen Kernpunkt der Erzählung gelangen, und wünschen am Ende lieber, daß die schönen Kinder-Episoden, welche uns auf dem Wege aufgehalten haben, nicht mit der Liebesgeschichte verkuppelt worden wären. Die eine derselben, welche das flüchtige Bekanntwerden zweier Kinder schildert, die sich nach Jahren als reife Menschen in jenem Rhonethale wieder begegnen, ist allerdings eine prächtige Schilderung einer Scene aus dem Kinderleben, wie ich mich nicht erinnere, sie jemals in derselben Einfachheit und Lieblichkeit gelesen zu haben. Die Kinder wollen einen kranken Vogel durch eine Kaltwassercur, von deren Heilsamkeit sie so viel haben sprechen hören, wieder herstellen; sie halten ihn unter die Röhre des Brunnens und der Vogel stirbt in ihren Händen. Nun gehen sie in tiefem Schmerze an das Begräbniß des Thierchens. Eine schöne Schachtel dient als Sarg, in Moos und Blumen betten

Digitized by Google

sie die Leiche und singen dazu das einzige Lied, welches ihnen rasch einfällt: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod.“ Nachher regen sich in ihnen die schweren Gedanken, ob der Vogel wohl auch in den Himmel kommen werde. „Nur wenn er seine Pflicht gethan hat, sonst nicht“, sagt der Junge. Das wissen Beide aber nicht so bestimmt; da findet denn das Mädchen das Auskunftsmittel, daß sie auf einen Zettel schreibt: „Lieber Gott, sei Du dem Vogel gnädig und nimm ihn in den Himmel“, und diesen Zettel legt sie mit in das Grab. „Ich will auch Blumen darauf pflanzen“, sagt sie dann „und wenn Du wieder kommst, dann ist das Grab wie ein Garten“. „Und ich will ein Monument aus Stein hauen lassen“, sagt der Knabe, „das kommt mitten in die Blumen hinein.“ Damit trennen sich die Kinder nach kurzem Beisammensein. So reizend in ihrer Einfachheit diese erste Begegnung uns aber auch entgegentritt, so sehr vermissen wir bei dem Wiederzusammentreffen der Beiden, das Jahrzehnte später stattfindet, eine tiefere Beziehung jener Kindheitsepisode auf den Gang der Handlung. Wie eine schöne Titelvignette steht sie ohne weitere Nachwirkung auf den eigentlichen Inhalt der Novelle am Eingange.

Dieser Mangel an Concentration der Handlung, der in den beiden Novellen fühlbar wird, ist gänzlich vermieden in den Kindergeschichten der Verfasserin. Wir betreten, sobald wir uns in diese vertiefen, das Gebiet, auf welchem Johanna Spyri als echte Dichterin mit voller Souveränetät über Form und Composition herrscht. Kinder sind hier die alleinigen Träger der Handlung, ihre kleinen Leiden und Freuden, ihre oft harten Schicksale, ihr harmloses und doch schon so bedeutungsvolles Treiben der alleinige Inhalt der Erzählungen, und abgerundet, in sich zusammengefaßt, immer auf einen bestimmten Punkt hinzielend tritt uns deshalb die Composition einer jeden der kleinen Dichtungen entgegen.

Ein fröhliches Gewimmel schallt aus den neun Bänden der Geschichten für Kinder her, denn in den meisten dieser Geschichten ist es nicht das berühmte einsame Kind, das Ottilie Wildermuth so gerne zum Gegenstande ihrer Erzählungen machte, sondern es sind Kinderschaaren, „Kinderschwärme“, welche mit lautem Halloh und in entzückender Mannigfaltigkeit auf den Schauplatz ihrer Thaten herausstürmen. Auch nicht die immer tugendhaften und folgsamen Kinder, die in den verschiedenen Töchteralbums ihr stilles und unnatürliches Wesen treiben, sind es, die in Johanna Spyri's Schriften uns begegnen, sondern es sind oft wilde und unnütze Taugenichtse, kleine sonderbare Gesellen mit all den tollen und überspannten Ideen im Kopfe, welche erst ein rechtes Leben in die Kinderwelt bringen. Weder von den berüchtigten „Tugendbolden“, noch von den ganz schwarzen „Bösewichten“ unserer verbreitetsten Kinderschriften finden wir in den Spyri'schen Kinderschwärmen Exemplare vor. Mit der unbefangenen Natürlichkeit, welche die kostbarste Eigenschaft unserer kleinen Lieblinge ist, begehen die Fani's und Fredi's und Wili's ihre Dummheiten und Streiche und fragen dabei nicht viel danach, ob sie andern Kindern, die davon lesen sollen, ein schlechtes Beispiel geben. Das Moralisiren liegt der Schöpferin dieser lebensvollen Kindergestalten gänzlich ferne. Auch die Väter und Mütter und Tanten in ihren Geschichten sind nicht lediglich dazu da, in erbaulichen pädagogischen Lehren eine sogenannte „Moral“ zu liefern. Sie leben mit den Kleinen und haben ihre Sorgen und Freuden an ihnen, sie greifen helfend und wehrend ein, wenn es nöthig ist, lassen aber sonst der Kinderwelt ihren Reichthum und vor Allem ihre Originalität. Diese Naturwahrheit der Schilderung in den Spyri'schen Kindergeschichten, welche uns weder idealisirte kleine Engel noch verzerrte Teufelsfratzen zeigt, macht jene Dichtungen ebenso für Erwachsene wie für Kinder genußreich. Ein echter Realismus waltet in der Darstellung vor, die so von Humor und Schalkhaftigkeit durchwürzt ist, daß wir uns mit demselben Behagen in sie vertiefen, mit welchem wir uns unter unseren greifbaren Lieblingen herumtummeln.

Es sind hauptsächlich vier aus den Spyri'schen Erzählungen, welche uns jene bunten „Kinderschwärme“ vorführen. Als die humorvollste und anmuthigste unter ihnen wieder möchte ich die bezeichnen, welche sich: „Ein Landaufenthalt von Onkel Titus“ betitelt. Onkel Titus, ein büchervergrabener Gelehrter, muß seiner Gesundheit halber einen Sommeraufenthalt in der Schweiz nehmen. Seine stets jammernde Frau und ihr Pflegekind begleiten ihn. Man hat nach vielen Erkundigungen eine ganz stille Gegend gefunden, in der Onkel Titus ohne Störung weiterarbeiten kann, und zieht höchst beruhigt und befriedigt ein. Aber ein entsetzliches Schauspiel ist den ländliche Stille suchenden Leuten gleich am ersten Abend bereitet. Drüben steht ein großes Haus, das bisher ganz ruhig aussah.

„Jetzt auf einmal ertönte von dem Platz drüben ein ziemlicher Lärm; Dora (das Pflegekind) lief ans andere Fenster und schaute hinaus. Es stand ein großer Wagen mitten auf dem Platz, davor stampften die zwei braunen Rosse voller Ungeduld. Aus dem Hause heraus kam es nun gestürzt — eins — zwei — drei — vier — immer noch — fünf — sechs — Buben und Mägdlein und: „Ich! Ich! Ich auf den Bock!“ schrie es von da und dort, und immer lauter und lauter riefen alle durcheinander, und mitten in dem Kinderknäuel drinnen sprang der Hund hochauf, einmal an den und einmal an jenen und heulte vor Freude; — es war ein Lärm, wie er seit undenklichen Zeiten die Ohren der Tante Ninette nicht getroffen hatte.

„Um's Himmelswillen, was geht denn da vor?“ rief sie entsetzt aus, „wohin sind wir gerathen“.

— — Jetzt war ein Junge auf das Rad gesprungen und kletterte auf den Bock hinauf, dann bückte er sich wieder weit hinab und streckte seinen Arm dem Hunde entgegen, der immerzu mit Freudengeheul hochauf sprang. „Komm, Schnurri! komm, Schnurri!“ rief fortwährend der Junge aus voller Kehle und riß an Pfoten und Ohren und dem Zottelfell des Hundes, bis der Kutscher den Heulenden mit einem Schwung hinaufwarf. Unterdessen hob der hochgewachsene Aelteste ein zappelndes Mädchen empor und beförderte es mit nicht weniger Schwung in den Wagen hinein. „Mich auch, Jul, mich auch! Mich noch höher! Mich noch viel höher!“ schrieen derweilen zwei Buben auf einmal, ein größerer und ein kugelrunder kleiner, und beide sprangen jauchzend vor Erwartung an dem großen Bruder empor. Dann erfolgte zweimal der Schwung und das Jauchzen wurde noch lauter, und nun sprang der Große selbst in den Wagen und zog zuletzt noch die Schwester hinein, und nun fuhr der Schlag mit ungeheurem Knallen ins Schloß, denn der große Jul hatte Kraft in den Muskeln. — —“

Die Kinderschaar, in die wir durch diese lebensvolle Schilderung eingeführt werden, wird nun im Verlaufe der Erzählung aufs Prächtigste charakterisirt. Jul, der Aelteste, ist der auf Ferien daheim weilende Primaner, der sich mit der Gouvernante neckt und seine jüngeren Geschwister mit großer Behaglichkeit tyrannisirt. Sie müssen ihm die Reitstiefel ausziehen, und da sie den Stuhl, auf dem er sitzt, dabei durchs Zimmer schleifen, entsteht begreiflicherweise abermals ein Höllenlärm, der den ruhebedürftigen Gelehrten arg stört. Paula, die dreizehnjährige, ist die jugendliche Schwärmerin, die sich nach einer Busenfreundin sehnt, und der auf sie folgende Rolf „mit breiter Stirn und festem Nacken“ ist der Gelehrte des Hauses, unermüdlich in dem Erfinden gereimter Räthsel, mit deren Auflösung er alle Hausgenossen plagt. An ihn reiht sich ein prächtiges Pärchen: „Wili und Lili, die ins achte Jahr eingetretenen Zwillinge, die immer zusammen genannt wurden und zusammen lebten und strebten und öfter allerlei Dinge ausführten, von denen sie nicht selten eine deutliche Ahnung hatten, daß sie nicht ausgeführt werden sollten.“ Das Jüngste des halben Dutzends ist der fünfjährige Huldreich, genannt Hunne, ein liebenswürdiger Bub, der die dummen Streiche seiner älteren Geschwister getreulich nachahmt. — Das Zusammenleben dieser kleinen Gesellschaft ist mit einer bewunderungswürdigen Naturwahrheit ausgemalt. Wie es so häufig vorkommt, hat eine momentane Manie das junge Volk ergriffen: das Räthselfieber. Nach Anleitung des Rolf ergehen sich Alle in den komischsten Räthseln; „wir könnten einen eigenen Angestellten brauchen“, sagt der Vater, „der nichts thun würde, als Räthsel auflösen.“ Selbst die Schularbeiten leiden unter dieser Räthselwuth, von der auch der kleine Hunne nicht frei ist. Die arme Gouvernante hat ihre große Noth mit ihren Pflegebefohlenen, besonders mit dem Zwillingspaar, das erstaunlich erfindungsreich in Unnützigkeiten ist. Einmal verursachen sie eine Feuersbrunst,

Digitized by Google

dann unternehmen sie im Waschhause in einem Zuber eine große Schifffahrt, die natürlich kläglich endet. Schließlich vergreifen sie sich noch an Rolf's Bogen und Pfeilen und treiben Schießübungen, bei denen sie das einsame Nachbarskind, die Pflegetochter des Gelehrten, verwunden. Dieser letzte Streich gibt natürlich Veranlassung zu einer Annäherung jenes Kindes an die lärmvolle Gesellschaft, auch Onkel Titus, der schon wieder ausziehen wollte, findet in Folge dessen ein ruhiges Plätzchen in einem verborgenen Winkel des Nachbargartens und die immer jammernde Tante Ninette lernt sich an Kinder gewöhnen. So endet der Landaufenthalt, besonders nachdem Dora als das Kind einer Jugendfreundin erkannt und für immer in den fröhlichen Kinderschwarm eingereiht worden ist, in höchster Zufriedenheit.

Wir sehen, daß die ganze Verwicklung und Entwicklung der Handlung in dieser kleinen Erzählung lediglich der Kinderschaar obliegt; die Erwachsenen erscheinen nur als die nothwendigen Requisite, nicht aber als die moralisirenden Leiter bei den Vorgängen. Dieser Umstand ist es, welcher allen Spyri'schen Kindergeschichten gemeinsam ist und sie erst zu treuen Spiegelbildern des Kinderlebens gestaltet. Wir sehen ferner, daß gerade die selbstständigen Handlungen der Kleinen von der Verfasserin mit besonderer Vorliebe erzählt sind, wenn dieselben auch, wie es ja in keiner Kinderschaar ausbleibt, nur in unnützen und komischen Streichen bestehen. Wir finden in keinem dieser Kinder, wie in so vielen anderen der Jugendschriften, schon die Gefühle und Reflexionen der Erwachsenen vor, sondern sehen sie auch in der lieblichen Unbeholfenheit, die für kindliche Gehirne das Natürliche ist, ihre Gedanken entwickeln. Auch hierin hat Johanna Spyri den sehr richtigen Blick bewiesen, der in den Kindern nicht kleine Puppen, sondern originelle, nach eigenen Gesetzen handelnde Lebewesen schaut.

Wie im „Onkel Titus", sind auch in der zweibändigen Erzählung: „Wo Gritli's Kinder hingekommen sind", ferner in den kürzeren Geschichten: „Wie es in Waldhausen zugeht" und: „Der Mutter Lieb" kinderreiche Häuser der Schauplatz der Handlung. Ich muß es mir leider versagen, auch diese anderen Schwärme so ausführlich vorzuführen, wie die Kinderschaar im „Onkel Titus", und kann nur darauf hinweisen, daß man nirgends einer Wiederholung der ersten Typen begegnet. Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Kinderköpfen hat Johanna Spyri's Feder geschaffen. Neben jene freundschaftsbedürftige Paula stellen sich eine phantastische Emmy, eine neugierige Sally und eine praktische Elsa als gleichalterige Genossinnen, neben den Räthselerfinder Rolf ein prächtiger kleiner Naturforscher Fredi, der stets alle Taschen voll Spinnen und Käfer hat, oder ein wilder, fauler und trotziger Lex. Der Aelteste im „Gritli" hat das Festfieber und gründet Sänger- und Turnvereine, während in „Der Mutter Lieb" der geschichtskundige Edi als ein zweiter Fabius Cunctator seine Heldenschaaren, mit denen er die Jugend eines anderen Dorfes befehdet, vorsichtig auf den Bergen herumführt. Der junge Aristokrat fehlt ebensowenig in der Kinderschaar, wie der kleine Geldprotze oder der geniale und leichtsinnige Künstler. Und selbst die Allerjüngsten, der Hunne und das Rieckli mit dem Hanseli und der dicke Ritz, sind mit wenigen Strichen, aber seltener Anmuth auf das Mannigfaltigste gezeichnet. Daneben eine erstaunliche Fülle von kleinen Zügen und Anekdoten aus dem Kinderleben, die mit großem Humor aufgefaßt und vorgetragen sind und den Bildern eine wunderbare Lebendigkeit verleihen.

Den Mittelpunkt einer jeden Handlung in diesen kinderreichen Geschichten bildet eine fremde Kindesgestalt, welche gewöhnlich durch Vermittlung jener Kinderschaar aus trüben Verhältnissen zum Licht emporgezogen wird. In „Gritli" ist es das sanfte Elseli, im „Onkel Titus" die einsame Dora, welche von den Kinderschwärmen gleichsam adoptirt werden; in der Erzählung aus „Waldhausen" tritt das Proletarierkind, die Gatti, als Spielgefährtin der Amtmannskinder in den Vordergrund, und in „Der Mutter Lieb" erscheint unter den Sprößlingen des Pfarrhauses plötzlich der fremde Knabe, welcher sich später als der Abkömmling einer nordischen Adelsfamilie entpuppt. Diese einsamen Geschöpfe stehen als die Hauptfiguren in den Erzählungen da, und auf ihre Charakterisirung hat Johanna Spyri besondere Sorgfalt verwendet. Es sind tief aufgefaßte und originell entwickelte Kindesgestalten, denen aber, auch wenn ihnen frühe harte Schicksale eine größere Reife verliehen haben, als den anderen Kindsköpfen in der Geschichte, doch die Jugendlichkeit nicht abgeht, die ihnen den poetischen Reiz verleiht. Sie werden meistens wider Willen und ohne es zu wissen in Verhältnisse hineingezogen, die der ganzen Geschichte einen ernsteren Hintergrund geben, und verlieren dabei nicht die harmlose Auffassung vom Leben, die auch ihren Gefährten eigenthümlich ist. Sie bleiben Kinder, so sehr auch der Ernst des Lebens an sie herantritt, und bilden sich nicht zu den überklugen, Alles vermögenden Menschlein um, welche die „guten Kinder" in anderen Kindergeschichten so oft sind.

Dieser Zug der fröhlichen und harmlosen Kindlichkeit bleibt den Spyri'schen Gestalten stets eigen, auch wenn sie ohne die vermittelnde Beigabe von Kinderschwärmen für sich allein den Rahmen einer Erzählung ausfüllen. Die größte und bekannteste unter den Kinder-Monographien Johanna Spyri's ist die zweibändige Erzählung: „Heidi". Sie ist wohl überhaupt die bedeutendste unter den Kindergeschichten. Heidi ist ein kleines Mädchen, das bei einem alten, gegen die Welt verbitterten Großvater auf einsamer Alp lebt, nur das Geisen-Peterli und die Geisenheerde sind ihre Genossen. Mit wunderbarer Kunst hat es Johanna Spyri verstanden, das Erwachen dieser Kindesseele unter den Eindrücken einer mächtigen Natur zu schildern. Der Ziegenhirt bildet in seiner ungekünstelten Derbheit den humorvollen Gegensatz gegen das zartere Naturkind, das ohne Unterricht und selbst ohne die in den Kindergeschichten übliche Unterweisung von Gott und der Welt, gut, wie die Natur selbst, aufwächst. Als es acht Jahre geworden, wird es plötzlich in die Cultur verstoßen; es kommt als Spielgefährtin eines kranken Mädchens in ein reiches Frankfurter Haus. Die Scenen, welche aus der unausbleiblichen Reibung zwischen Cultur und Natur nun hervorgehen, sind oft von packendstem Humor gefärbt, oft aber auch mit ergreifender Tragik durchsetzt. Das Kind leidet über seine Kräfte unter dem Zwiespalt, in den es geworfen wurde, und kehrt auf die Alm zurück. Sie bringt dorthin ihre natürliche Kindlichkeit unverletzt wieder, aber sie bringt auch einen Schatz mit, zu dem eine edle Frau in Frankfurt ihr verhalf, den kindlichen Glauben an Gott, und mit diesem Schatz erfüllt sie nun auch den weltfeindlichen Großvater und verbreitet Licht und Leben in alle Verhältnisse, die sie umgeben. — Dies ist im Großen und Ganzen der Gang der Handlung in „Heidi". Die Geschichte bietet den besten Beleg dafür, in welcher Weise Johanna Spyri das religiöse Moment in ihre Erzählungen zu verweben weiß. Es geschieht dies auf eine so natürliche, so keusche Art, daß selbst die Erzählungen Ottilie Wildermuth's davor zurückstehen müssen. Man verspürt nirgends die verstimmende Absicht oder gar die Aufdringlichkeit des religiösen Moments, unter welcher das Künstlerische derartiger Jugendschriften nur allzu oft bitter leiden muß. Die Entwicklung des kindlichen Gemüthes nach allen Seiten hin ist die erste Aufgabe der Erzählerin, und die Anknüpfung dieser Entwicklung an den tief im Volke wurzelnden Gottesglauben geschieht gerade da, wo es nöthig wird. Heidi macht ihre Leseübungen an dem Bette einer alten Großmutter in dem Gesangbuche — wie einfach und natürlich, wie lieblich ist dieses Bild.

Auch in den übrigen, die Leiden und Freuden einzelner Kinder oder Kinderpaare behandelnden Erzählungen tritt diese keusche Behandlung der Religion deutlich hervor. In vielen von ihnen bildet wie in „Heidi" das Anfangs unbewußte und gänzlich unbefangene Auffassen eines Liedes oder eines Spruches durch das Kind den ersten Anlaß zu der mächtigen Einwirkung des Gottvertrauens auf das Kindesherz, einer Einwirkung, die schließlich den Hauptinhalt der Geschichte ausmacht. Johanna Spyri hat eine Vorliebe für die kräftigen, im Volke als ein dauernder Schatz lebendigen Lieder Paul Gerhardt's, und wo wir in den Kindergeschichten einem Kirchenliede begegnen, ist es ein solches von jenem Sänger.

Digitized by Google

Neben „Heidi", dieser schönen Dichtung von der weltüberwindenden Macht eines harmlosen Kindergemüthes, ist es besonders die Erzählung: „Am Silser- und am Gardasee", welche von einer tiefen, poetischen Conception Zeugniß ablegt. Ein nach dem Ober-Engadin verschlagenes Italiener-Büblein wandert aus nur mit einer Geige unter dem Arm und einem Liede im Herzen, um die alte Heimath am Gardasee wiederzufinden, und gelangt in seiner harmlosen kindlichen Unbefangenheit zum Ziele. Die in demselben Bande enthaltene Erzählung: „Wieseli", sowie die „Kurzen Geschichten": „Beim Weiden-Joseph", „Rosen-Resli", der „Toni von Kandergrund", „Und wer nur Gott zum Freunde hat, dem hilft er allerwegen" und „In sicherer Hut" verkünden, jede in ihrer Weise, aber alle in herzgewinnenden Fassung, dasselbe Evangelium von dem unwiderstehlicher Zauber der fröhlichen Kinderunschuld.

Eine einzige Erzählung steht ihrem Inhalte nach außerhalb dieses festgeschlossenen Reigens und wirkt durch einen dämonischen Zug, der durch das Kindesherz geht, das sie schildert, fast erschütternd, es ist die in dem Bändchen: „Aus unserem Lande" enthaltene Geschichte: „Daheim und wieder draußen". Ein Findelkind, das schon viel in der Welt herumgestoßen worden ist, findet endlich eine Heimath auf dem Lindenhof, wo es als „kleines Knechtlein" eine gütige Bauernfrau zur Herrin hat. Die Umstände wollen es, daß der Bub' nach einiger Zeit überflüssig wird und sich anderswo nach Unterkunft umsehen muß. Aber nirgends hat er Ruhe und Ausdauer, überall läuft er aus der Arbeit weg und rennt hin nach dem Lindenhofe, um dort hinter der Scheune zu sitzen und die Hühner zu füttern oder die liebgewordenen Kühe zu streicheln. Er wird hart gezüchtigt, wird trotzig und ganz verwahrlost; er kann seine geheimen Spaziergänge nach der „Heimath" nicht lassen; endlich, als Alle an ihm verzweifeln, nimmt die Lindenhof-Bäuerin ihn wieder auf, und fortan ist er wieder der gute, fleißige Bub'. Man muß die Stelle lesen, in welcher die Freude geschildert wird, die der Junge äußert, als er an der Hand der Bäuerin endlich wieder heimkehrt, um die ganze tiefergreifende poetische Gewalt dieser Erzählung zu empfinden.

Ich bin nun an dem Ende meines Ganges durch die Spyri'schen Schriften angelangt. Oft lag mir die Versuchung nahe, mehr als es schon geschehen ist, die vortreffliche Schriftstellerin selbst reden zu lassen, denn eine Aufgabe bleibt in diesem Berichte ungelöst: nämlich von der überraschenden plastischen Darstellungsgabe derselben einen Begriff zu geben. Man muß diese Bändchen selbst lesen, muß die mit dem tiefsten Humor allerorten durchwürzten Schilderungen auf sich wirken lassen, um sich ein deutliches Bild von dem Zauber der Sprache und der Anmuth der Composition machen zu können. Dazu tritt noch der anheimelnde Klang vieler Provinzialismen, von denen sich ja kein Schweizer Schriftsteller ganz frei machen kann und kein echter Volksschriftsteller frei machen darf, ferner die ungekünstelte Einfachheit der Auffassung von Menschen und Landschaften, um das Gefallen an diesen herzergreifenden Geschichten zu steigern. Es sind in der That nicht nur ethische sondern auch künstlerische Vorzüge, welche Johanna Spyri einen hervorragenden Platz unter den Jugendschriftstellern anweisen und ihre Werke zu einem Schatze machen werden nicht nur für Kinder, sondern auch für Solche, welche die Kinder liebhaben — und das sind wir ja Alle.

Heine und Laube bei George Sand.

Von Gustav Karpeles.

Indem ich daran gehe, einen Besuch bei George Sand zu schildern, den ich selbst nicht abgestattet, muß ich zuvor eines Besuches gedenken, den ich vor etwa drei Jahren bei Heinrich Laube in Wien gemacht habe. Der ursächliche Zusammenhang dieser beiden Besuche wird nicht allzuschwer zu errathen sein, wenn ich sofort hinzufüge, daß damals gerade der zweite Band von Laube's „Erinnerungen" erschienen war und daß unser Gespräch naturgemäß — nach einigen rasch abgewickelten literargeschäftlichen Präliminarien — sich um diese Erinnerungen, um Laube's zweimaligen Aufenthalt in Paris und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich Heine drehte. Ich bat Laube, mir noch mehr zu erzählen, als in den „Erinnerungen" stände. Er lehnte dies ziemlich barsch ab: „Was ich gewußt, habe ich geschrieben, mehr taugt nichts." Auf meine Bitte, wenigstens einige nur kurz berührte Punkte, so namentlich das Verhältniß Heine's zu den französischen Notabilitäten seiner Zeit ausführlicher zu schildern, da diese Verhältnisse ebenso interessant als unbekannt seien, holte er aus einem Schubfach ein altes, deutsches Zeitungsblatt hervor, das seinen Besuch, den er mit Heine zusammen bei George Sand gemacht, schildert, und das er mir mit Randglossen analysirte, die ich mir, ebenso wie die wichtigsten Mittheilungen aus jenem heute vollständig unbekannten Aufsatz, genau aufgezeichnet habe.

Von diesem Besuch, den Laube in seinen „Erinnerungen" mit ein paar Zeilen kurz abgefertigt hat, will ich hier ein Weiteres erzählen, nachdem nun fast alle die Hauptpersonen jener Visite die kühle Erde deckt. Laube war schon dreiviertel Jahr in Frankreich, ehe er sich an diesen Besuch wagte. Und zwar hatte er nach eigenem Geständniß der Sprache wegen so lange gezögert, deren völlige Beherrschung ihm überaus schwer wurde. Als er Heine einmal sein Leid klagte, bemerkte dieser: „Warten Sie, bis Sie von Ihrer Reise in die Provinzen zurückgekehrt sind! Hier in Paris spricht man zu viel Deutsch, um gut Französisch zu lernen; in der Provinz hört man nicht überall das beste Französisch, aber man hört und spricht nur Französisch, und vom besten Französisch kann überhaupt erst nach einigen Jahren die Rede sein — das ist wie Wein. Kaum gelesen und gekeltert ist er nur für den ersten Durst."

Laube ließ sich dies gesagt sein und unternahm in der That zuerst seine Reise in die französischen Provinzen, die er bis Algier ausdehnte. Nach seiner Rückkehr — ich weiß nicht, ob er da das Französisch besser beherrscht hat — wollte er nun endlich George Sand, die damals auf dem Gipfel ihres literarischen Ruhmes stand, kennen lernen. Er fragte Heine: Sind Sie mit Madame Dudevant genauer bekannt?" „O ja!" erwiederte dieser, „aber ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen; vor zwei Jahren war ich oft bei ihr." „Wird die Dame Ihnen diese Vernachlässigung nicht übel genommen haben und Sie jetzt kalt aufnehmen?" fragte wiederum Laube. „Ich denke nicht; sie lebt ja auch in Paris und ihre Bücher lese ich doch alle", lautete die Antwort Heine's. Man weiß, wie hoch er George Sand als „den größten Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen," zu schätzen wußte. Aber auch ihre Schwächen suchte Heine als ein wahrer Freund zu verdecken. Auf die Frage Laube's: „Und wer ist jetzt ihr Cavalier?" gab Heine die folgende charakteristische Antwort: „Chopin, der Claviervirtuos, ein liebenswürdiger Mann, dünn, schmal, vergeistigt wie ein deutscher Poet aus der Trösteinsamkeit." „Virtuosen müssen ihr besonders angenehm sein", bemerkte Laube. „War nicht auch Liszt lange Zeit ihr Liebling?" — Darauf Heine: „Sie sucht Gott und er ist ja nirgends schneller zur Hand als in der Musik. Das ist so allgemein, das fordert keinen Widerspruch heraus, das ist niemals dumm, weil es niemals klug zu sein braucht, das ist Alles, was man eben will und kann — das erlöst vom Geiste, der uns peinigt, ohne doch geistlos zu machen." —

An einem sonnigen Wintertag des Jahres 1839 war's

Digitized by Google

daß die beiden deutschen Dichter die Fahrt zu der französischen Schriftstellerin unternahmen. Natürlich trafen sie sie nicht zu Hause und überlegten nun, wen sie von den nahewohnenden Schriftstellern überfallen sollten, Custine, Balzac oder Jules Janin. Heine war eben bei Allen beliebt; er galt ihnen fast als ein Franzose und sie sprachen von ihm, wie wir etwa von Chamisso sprechen. Mancher weiß gar nicht, daß dieser aus Frankreich, jener aus Deutschland stammt. Allerdings haben wir aber ein größeres Recht, Chamisso für einen Deutschen, als Jene, Heine für einen Franzosen zu erklären.

Am andern Morgen wurde der Versuch wiederholt. Laube wollte nicht nach Deutschland zurückkehren, ohne das „literarische Mannweib" gesehen zu haben, von dem man sich in der Heimat so ungeheuerliche Geschichten erzählte. Diesmal trafen sie die Dichterin glücklich zu Hause. Allerdings lag sie — es war gegen 2 Uhr Mittags — noch zu Bette. Aber sie ließ durch ihre Zofe melden, daß sie sofort aufstehen und die Herren empfangen werde.

Als wenn es gestern gewesen wäre, so erinnerte sich Laube noch nach mehr als vierzig langen Jahren jeder Einzelheit dieses Besuches, so schilderte er mir in seiner kurzen, aber treffenden Weise das Interieur der Wohnung, den Eindruck der Erscheinung von George Sand. Schon nach der ersten Begrüßung und Vorstellung war es ihm klar geworden, daß die Bezeichnung „Mannweib" für diese Frau eine durchaus irreführende sei. Den besten Platz ihres Salons nahm das Bild ihres Sohnes ein, eines Knaben von etwa 12 bis 14 Jahren, „ein echter Van Dyk", wie Laube sagte, „ein liebes Menschenantlitz", wie George Sand freudestrahlend hinzufügte. Sie war ein echtes Weib — im Leben wie in ihren Büchern, deren Hauptgedanken Laube in seiner knappen Art sehr richtig so zusammenfaßte: Sie ist von einem Manne verfolgt, der viel von einem Dämon hat, selten den Geist, sonst aber alle Schrecken und Reize des Dämons. Sie ist ferner von einem Drang nach Religion getrieben, der Alles an ihr durchdringt — sie sehnt sich, sie schmachtet nach einem Gott, dem sie sich hingeben möchte!

Das Gespräch wurde natürlich zwischen den Dreien französisch geführt. Und daß George Sand „das schönste Französisch" sprach, diese Versicherung hätte uns Laube nicht erst zu geben brauchen. In einem eigenthümlich geschnittenen, braunen Morgenmantel, den Kopf unbedeckt, das schwarze, volle Haar griechisch gescheitelt und in einen tief hinabgehenden Knoten geschlungen, also eigentlich ganz modern! — so erschien George Sand vor den beiden deutschen Dichtern. Inzwischen bereitete ihr Chopin die Chocolade am Kamin und sie trank sie, indem sie Heine „mit heiterer Herzlichkeit" begrüßte. Er schien ihr sehr werth zu sein, erzählt Laube. „Sie fuhr ihm mit der Hand über das Haar und schalt ihn äußerst anmuthig, daß er sie so lange nicht aufgesucht habe."

Von Schriftstellerei war zunächst nicht die Rede, wie denn überhaupt in französischen Literaturkreisen derartige Themata nur sehr selten erörtert werden. Höchstens literarische Anecdoten oder Honorarfragen werden in solchen Gesellschaften geduldet, sobald keiner der Anwesenden dadurch verletzt werden kann. Da aber Heine das große Wort führte, dessen humoristisches Steckenpferd doch nun einmal die Literatur war und blieb, so fehlte es nicht an Scherzen, ironischen Bemerkungen und Malicen über bekannte Persönlichkeiten der französischen Gesellschaft. Mit mildem Ernst und mit seltener Klarheit antwortete George Sand auf alle Bemerkungen des deutschen Dichters. Dann nahm sie aus einem Etui Papiercigarretten und bot solche der Reihe nach an. Keiner von den Herren — die Gesellschaft hatte sich inzwischen vergrößert — rauchte. Auch Heine nicht. Endlich wandte sie sich an Laube: „Ach, Sie kommen aus Deutschland, Sie rauchen mit mir eine Cigarre?"

Von den neuhinzugekommenen Personen des Kreises nennt Laube nur den jungen Herzog von Larochefoucauld, — Sosthènes — denselben „Cavalier der Legitimität", der ein eifriges Mitglied der sogenannten Chambre introuvable war und deren politische Grundsätze bis zu seinem Tode (1864) bewahrte. Mit einem kleinen schwarzen Hündchen erschien der junge Herzog, der sich übrigens recht schweigsam verhielt und nur den aufmerksamen Zuhörer spielte. Auch ein bekannter französischer Schauspieler, Bocage, hatte sich eingefunden, von dem aber gleichfalls nicht viel zu hören war. Desto mehr sprach aber sofort nach seinem Eintreten der letzte der Gäste, ein kleines, dürftiges, älteres Männchen, altmodisch in einen dunkelgrünen Rock gekleidet, in starkledernen Schuhen mit grobeu, grauen Strümpfen einherspazierend — der berühmte Abbé Lammenais, der gefeierte Schriftsteller, der kurz vorher in seinen „Paroles d'un croyant" die Revolution im erhabensten Bibelstyl verherrlicht hatte, der nun mit Kirche und Monarchie in heftiger Fehde lebte und der wohl deshalb auch ein guter Freund von George Sand war, die den zunächst etwas schüchtern auftretenden Abbé freundlich und vertraut willkommen hieß.

Wie ein „stubenblasser deutscher Gelehrter" erschien dieser berühmte Lammenais, von dem er sich eine so ganz andere Vorstellung gemacht, unserm Laube. „Er sah aus, als ob er von seiner bretagnischen Meernebel-Einsamkeit eben gekommen wäre". Das Gespräch nahm aber doch nach dem Auftreten des schüchternen Abbé eine höhere Wendung und zog alsbald die wichtigsten Fragen der Religion und der Philosophie in seinen Kreis.

Auf diesen Gebieten war aber Heine erst recht zu Hause. Waren doch kaum fünf Jahre darüber hingegangen, seit er den Franzosen das schwere Schulgeheimniß der deutschen Philosophie ausgeplaudert hatte, die nun sein rechtes Element war, in dem er mit dem größten Behagen sich bewegte! Die Schlagworte „Spiritualismus" und „Sensualismus" waren ihm damals wirklich so geläufig, wie zu anderen Zeiten Austern mit Champagner und schöne Frauen. Nur daß er diese Begriffe allerdings ganz anders faßte, wie die französische Schulphilosophie, die durch dieselben die entgegenstehenden Ansichten über die Natur unserer Erkenntnisse ausdrückte. Er sah vielmehr in diesen zwei Worten zwei sociale Systeme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatz basirt ist, daß man alle Ansprüche der Sinne verachten muß, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrschaft strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletriren sucht, während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann."

Wenn uns also Laube erzählt, daß Heine auch damals das Gespräch auf sein Schlagwort vom Sensualismus lenkte, so können wir uns die Wendung, die dasselbe nahm, schon aus seinem Buche „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" bequem selbst construiren. Mit freiem dithyrambischen Schwung hat er sicherlich den gewaltigen, die ganze Weltgeschichte durchziehenden Kampf zwischen Spiritualismus und Sensualismus geschildert und mit poetischem Feuer den Sieg des letzteren Systems verherrlicht als einen Sieg der Freiheit und der Lust über die Knechtschaft des Dogmas und des Glaubens! Nun war auch Lammenais ohne Frage ein freier Geist, ein unabhängiger Denker. Zu den Consequenzen der Theorie, die Heine aufstellte, konnte er sich aber doch von seinem Standpunkt aus unmöglich fügen, ebensowenig wie wir etwa heute diesen Emancipationstheorien unbedingt zustimmen würden. Heine's Haß gegen das Christenthum war ein ungerechter, einseitiger. Er sah in ihm nur die Quelle aller Uebel und Kämpfe; er verkannte aber in seiner einseitigen Negation die große weltgeschichtliche Culturmission und den tiefen ethischen Lehrgehalt des Christenthums. Auch da konnte ihm Lammenais natürlich nicht folgen, so radical auch sein theologischer Standpunkt war. Es wäre sicher zu einer heftigen Wortfehde gekommen, wenn sich nicht etwas Seltsames, Wunderbares zugetragen hätte, etwas so Seltsames, daß wir es kaum glauben würden, hätte es nicht ein so glaubwürdiger Zeuge ausdrücklich berichtet:

Der feurige Abbé, der glänzende Prediger und Schriftsteller, war nämlich ganz ohnmächtig dem leichtsinnigen, aber geistvollen Poeten gegenüber, dem sonst die Gabe der Rede gänzlich versagt war! So geschickt auch George Sand, als die sorgsame Wirthin, einzulenken, zu vermitteln suchte, so oft sie auch Heine über den Kopf und durch die Haare fuhr, so liebenswürdig sie ihn „Wildfang" titulirte, es half Alles nichts.

Digitized by Google

Je mehr Heine seine Position behauptete, desto mehr zog sich Lammenais zurück. Es war klar: „Er hatte die freche Neigung, Lammenais aufzuziehen". Um Laube's Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er ihm leise ins Ohr: „Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör' zu!"

Und dann rückte er mit immer schärferen Wendungen hervor. Es mochte ihm schmeicheln, einen so hohen Würdenträger der Kirche in die Enge treiben zu können. „Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehr. Oft sprach er sein Französisch — das er übrigens fein cultivirte — zähe und stockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose". Und ein ander Mal ergänzt Laube seinen Bericht: „An jenem Morgen sprach er französisch, wie ich es nie wieder von ihm gehört: ein Beweis, wie sehr er Mensch der Stimmung war und wie viel Vorbereitetes zerstreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung gesammelt werden konnte".

Er, der allen Zeugnissen zufolge sonst selten in geschlossener Form sprach und noch seltener in systematischer Geschlossenheit seine Gedanken zu vertheidigen pflegte, war heute ein ganz Anderer. Er griff den bretagnischen Spiritualismus so schonungslos witzig an, daß die ganze Gesellschaft in Bewegung gerieth.

Das Gespräch war inzwischen zu einem Dialog zwischen Heine und Lammenais geworden, zu einem förmlichen Rededuell, bei dem George Sand hin und wieder zwar zu interveniren, abzulehnen suchte, ohne daß sie jedoch die heiteren Wendungen Heine's ernsthaft hätte anhören können. Auch sie mußte lachen, wie alle Uebrigen. Sie war selbst nicht witzig, hatte aber doch ein feines Verständniß für die graciösen Wendungen des Humors bei Heine, die sie „als eine eigenthümliche Kraft, welche ihr abging", respectirte. Scharf zutreffend charakterisirt Laube die Stellung dieser drei bedeutenden Geister zu einander in folgenden Sätzen: „Zwischen Lammenais und der Sand gab es ein innerliches Bündniß religiösen Sinnes. Er übersah ihre sinnlichen Bedürfnisse, sie übersah seine kirchlichen Anknüpfungen und Wünsche. Das ehrliche, religiöse Herz war ihnen gemeinschaftlich, ihr beiderseitiges Verhältniß zu Heine war der freie Geist, welchen sie ihm Beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lammenais fast mißbrauchte — zu meinem Erstaunen mißbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrschung der französischen Sprache".

Und doch lachte auch die Sand über Heine's Sarkasmen. Selbst Lammenais lächelte, er lachte sogar zuweilen, aber „säuerlich, unerquicklich, wie Einer, der kein freies Lachen besitzt". Er ließ sich von dem unbequemen Weltkind sogar humoristische Anspielungen auf seinen abgelehnten Cardinalpurpur gefallen, die ihn sonst in Verlegenheit gebracht hätten. Vielleicht hatten ihn die Angriffe des Dichters außer Fassung gebracht, weil er gewohnt war, allein und ohne Widerrede zu sprechen. Deshalb zog er diesmal den kürzeren, während Heine in eine immer frischere Kampfesstimmung sich hineinredete, obwohl ihn die Sand immer wieder mit den Augen bat, er möchte doch endlich aufhören.

Alles sah gespannt auf Lammenais und erwartete eine schlagende Antwort auf jene geistreichen, feinen Nadelstiche. Vergebens. Der Mann, der mit der Gluth und dem Feuer eines biblischen Propheten seine freien Ueberzeugungen in Wort und Schrift vertheidigt hatte, war heute machtlos gegen den Dichter, mit dem er ja eigentlich die Grundidee des freien Denkens theilte. Freilich, Lammenais war fromm und ernst, Heine war leicht und frivol — damals wenigstens. Wenn Lammenais Heine's „Geständnisse" noch erlebt hätte, so wäre ihm der Triumph vergönnt gewesen, den Spötter auf seiner Seite und bei seinen Anschauungen zu sehen. Diesen Triumph erlebte er allerdings nicht mehr. Und auch aus jenem Wortgefecht ging er nicht als Sieger hervor. Zwar erwartete die ganze Gesellschaft einen bedeutenden Abschluß des Gesprächs gerade von dem redegewandten leidenschaftlichen Manne. Auch Heine mag dies wohl gefürchtet haben. Es kam aber nicht. Vielmehr suchte Lammenais angelegentlich das Gespräch auf andere, weltlichere Themata abzulenken, wohin ihm schließlich die Gesellschaft schon aus Artigkeit folgen mußte.

Wenn man nun aber nach all' dem Vorhergegangenen etwa wird behaupten wollen, Heine habe sich gegen diese oberste gesellschaftliche Pflicht der Artigkeit eines Gastes gegen den Anderen in jenem Kreise vergangen, so muß man doch vorher zweierlei bedenken: Erstens dürfen die Lebensgewohnheiten und Gesellschaften großer, erlauchter Geister nicht mit dem Maaßstab der Alltäglichkeit gemessen werden, zweitens aber hat Heine schon von jeher eine Antipathie gegen den freisinnigen Priester gehegt, der er einmal Ausdruck geben mußte. So war denn jenes Gespräch ja nicht etwa ein bloßes Wortgefecht — es war der Kampf zweier Weltanschauungen, die seit Jahrhunderten in heißem Ringen sich die Herrschaft streitig machen und die noch heute nicht sich versöhnt haben. Wer da glauben möchte, daß ich zu viel in jenes Gespräch hineininterpretire, der wird gut daran thun, Heine's Buch über Ludwig Börne an jenen Stellen durchzulesen, wo er mit leidenschaftlichem Eifer sich gegen Lammenais wendet, gegen die Verbindung der Demokratie mit dem Katholicismus auftritt und endlich zu Schlüssen gelangt, die nicht nur wahrhaft prophetischen Fernblick, sondern auch jenen echten Patriotismus verrathen, den ihm seine Gegner bis auf diesen Tag noch abzusprechen geneigt sind. Ausgehend von Börne und Lammenais kommt Heine zu der historischen Perspective:

„Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternisiren des Republikanismus und des Katholicismus für baaren Ernst genommen, und dieser Irrthum kann uns einst sehr theuer zu stehen kommen. Arme deutsche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, ihr werdet, wenn euch solcher Exorcismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe gerathen! Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehden, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich so viele Herzeleid bereiteten*), man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimüthig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur Ersterem den Sieg wünsche . . ."

Diese merkwürdigen Worte schrieb Heine im Jahre 1839, also vielleicht wenige Tage oder Wochen nach jenem Gespräch mit Lammenais. In der That, es gilt von Heine noch mehr wie von Börne, was er selbst von diesem behauptete: In der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelndem Murrsinn versteckte, aber in unbewachter Stunde desto gewaltsamer hervorbrach!

Und eine solche „unbewachte Stunde" war wohl auch die, in der er die protestantischen Ideen dem republikanischen Katholicismus gegenüber mit allen Waffen der Satyre und des Geistes vertheidigte. Insofern hat jener Besuch eine über das Persönliche hinausgehende allgemeine Bedeutung, und wir freuen uns, zu hören, was Laube berichtet: „Er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes!"

Lammenais aber, dem vor Allem daran liegen mochte, den Eindruck seiner Niederlage abzuschwächen, suchte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit gegen jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft wieder das verlorene Terrain zu gewinnen. Schließlich wandte er sich auch an Heinrich Laube und fragte ihn nach dem Kölner Wirren, die damals alle Welt beschäftigten, nach dem Posener Erzbischof Dunin und den kirchlichen Streitfragen in Deutschland. Er versicherte ihm, „daß er den Deutschen das Beste in diesen Fragen zutraue, daß er die größte Hochachtung für die deutsche Wissenschaft und Bildung hege, daß er die deutsche Sprache gern verstehen und Deutschland gern kennen lernen möchte". Eine edle Revanche des geistvollen Priesters an Heine, der lächelnd zuhörte und seinem Freunde schließlich zuflüsterte: „Mehr können Sie doch unmöglich verlangen!"

*) Man darf diese Aeußerung wohl mehr als eine Uebertreibung oder Einbildung des Dichters, denn als historische Wahrheit ansehen!

Digitized by Google

Damit endete zur allgemeinen Zufriedenheit jenes Lever bei George Sand, bei dem zum ersten Mal vielleicht ein Deutscher das große Wort geführt und vielleicht auch zum ersten Mal der Sensualismus den Spiritualismus besiegt hat.

Eine Ausstellung farbiger Sculptur.

Von Alfred Lichtwark.

Wir stehen in Berlin vor einem in aller Stille vorbereiteten Ereigniß, das, wenn es durchschlägt, in der Entwickelung der modernen Kunst einen Markstein bilden wird: der Ausstellung farbiger Bildwerke in der Nationalgalerie. Bei der ungewöhnlichen Bedeutung des Unternehmens, das vor andern zeitgemäß genannt werden darf, möchten wir im Voraus den Plan der Direction der Nationalgalerie an dieser Stelle darlegen. Der Ausfall wird, da der Nachdruck auf den farbigen Sculpturen vergangener Epochen liegt, nicht wenig von der Unterstützung deutscher Museen, Kirchen und Sammler abhängen.

Die Discussion über das Thema, welche auch in diesen Blättern angeschlagen, aber noch nicht ausgetragen ist, fängt an, die gebildeten Stände lebhafter zu interessiren. Bei den Künstlern und Historikern sind seit Quatremère de Quincy's grundlegendem Werk über den Jupiter von Olympia (1815) die Erörterungen nicht wieder zur Ruhe gekommen, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gelangt wäre. Weder hat die ästhetisch-historische Analysis für die Praxis Regeln aufstellen können — man muß es von ihr auch gar nicht verlangen —, noch ist bis jetzt trotz vieler Versuche ein durchschlagendes modernes Werk von einem Künstler geschaffen worden. Man darf dieses negative Ergebniß siebzigjähriger Arbeit jedoch nicht als einen Beweis der Fruchtlosigkeit auffassen. Mit einem durch die Tradition von Jahrhunderten eingewurzelten Brauch ist so bald nicht zu brechen, und noch schwieriger entsteht das Neue. Daß aber in diesen siebzig Jahren die Bewegung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter um sich gegriffen hat, daß so viele verfehlte Experimente und absprechende Urtheile vergessen wurden und immer neue Kämpfer mit dem Wort und der That in die Schranken traten, mag als Bürgschaft dienen, daß der farbigen Sculptur die Zukunft gehört. Heute ist die producirende Generation von der Nothwendigkeit überzeugt, daß schon jetzt der Sculptur die Farbe muß zurückgewonnen werden, und sie wird ihren Willen durchsetzen.

Daß es so lange gedauert hat, ehe die Bewegung in das richtige Geleis kam, lag wesentlich an der ständigen Bezugnahme auf die Antike. Viele der Streitschriften kümmern sich um den brennenden Tageskampf überhaupt nicht, sondern ventiliren lediglich die Frage, wie es im Alterthum gewesen sein möge. Und selbst viele Forscher, die auf unsere Zeit unmittelbar Einfluß gewinnen wollten, suchten durch den Hinweis auf das Verfahren der Alten ihr Vorhaben zu kräftigen. Für die Praxis ist es jedoch eine ziemlich gleichgültige Frage, ob die Alten ihre Statuen bemalt haben oder nicht. War es ihre Kunstweise — und wir sind davon überzeugt — so ist uns das ein Rückhalt, dessen Werth wir nicht unterschätzen. Gelänge es auf der andern Seite, den modernen Gegnern der Farbigkeit nachzuweisen, daß die Alten den Marmor weiß gelassen — auch gut. Wir stehen in tausend Dingen jetzt Gott sei Dank endlich auf freien Füßen, warum nicht auch hier? Das Schlimmste ist jedoch, daß von den Philologen und Archäologen, die uns nicht sagen können, wie es war, sich jeder nach seinem Geschmack eine antike Polychromie zurechtgetönt hat, die beileibe keinen Schritt weitergegangen sein darf, als er ihr jetzt nachweisen kann. Jeder, der den Umfang der antiken Polychromie durch positive Behauptungen abmessen will und diese zur Grundlage eines modernen Experiments macht, befindet sich auf einem Abwege. Wie ist es denkbar, daß wir an die Antike anknüpfen sollten, wo wir doch kein einziges in seiner Farbigkeit erhaltenes Bildwerk des Alterthums als Wegweiser benutzen können? Daß experimentirende Künstler sich von vagen Theorien haben beeinflussen lassen, ist wesentlich Schuld an dem bisherigen Scheitern der bestgemeinten Versuche.

Wir haben in diesen Blättern wiederholt darauf hingewiesen, daß wir die Antike bei unsern Experimenten gar nicht brauchen, sondern aus allen Perioden, von allen Culturvölkern der Welt unzählige Meisterwerke polychromer Sculptur als Vorbilder zur Verfügung haben. Daß wir uns erst jetzt auf sie besinnen, liegt an der einseitigen Schätzung der Antike, neben der bisher nichts anderes Geltung hatte. Aber wie vor hundert Jahren unsere literarische Empfindung sich von den Fesseln der Philologie befreit hat, wie wir damals uns bewußt wurden, daß wir in Shakespeare, in Molière, in Cervantes, in der Volkspoesie der classischen Literatur Ebenbürtiges und doch ganz von ihr Unabhängiges an die Seite zu stellen hatten, so haben wir jetzt für die selbstständige Kunst aller Völker und Zeiten Empfindung gewonnen und können mit einem Gefühl freudigen Stolzes in dem neuerworbenen Gebiet Umschau halten. Wir sind auch über die nüchterne Werthschätzung philologischer Perioden hinaus. Als wir auf der Schulbank saßen, wurde uns in der Kunst eine Art Monotheismus gepredigt, dessen Mittelpunkt für die moderne Zeit Raffael, für die alte Phidias war. Neben ihnen wurden alle Anderen nur bedingungsweise geachtet. Auch da vermögen wir jetzt zu genießen, was nur in seiner Art gut ist, ohne uns die Freude durch den Gedanken verkümmern zu lassen, daß Andere anderes noch besser gemacht haben.

Auf diesen Fortschritt in unserer Empfindung gründet die Verwaltung der Nationalgalerie ihr Vorhaben. So sehr sie einerseits bemüht ist, von modernen Künstlern farbige Bildwerke für die Ausstellung zu erlangen, ebenso sehr ist sie sich bewußt, daß für die Einwirkung auf die Künstler und das Publicum der Schwerpunkt in der Vereinigung alter Werke liegen wird.

Für die Künstler muß es von großem Werth sein, sich zu vergewissern, was schon existirt, damit sie jetzt bei der Neugestaltung nicht Kraft, Zeit und Mittel daran setzen, Dinge zu finden, die längst entschieden sind und auf denen sie von vornherein weiter bauen können. Das Publicum wird sich viel leichter mit den wohlerhaltenen, in sich abgeschlossenen Werken vergangener Perioden befreunden, als mit unvollkommenen tastenden Versuchen, die voraussichtlich in weitaus den meisten Fällen nicht das Richtige treffen. Und es kommt bei dieser Gelegenheit unendlich viel darauf an, das werkthätige Interesse zunächst der gebildeten Stände zu gewinnen; denn wir dürfen nicht erwarten, daß sich ohne energische Betheiligung derselben viel erreichen ließe. Es ist nicht genug, daß das Publicum kauft, was gerade fertig ist. Es muß sich für das Entstehende interessiren, muß Wünsche und Ansichten hegen, muß Aufgaben stellen. Der höheren Kunst ist mit den bestehenden Verhältnissen, die den Einfluß des Consumenten auf die Production so gut wie gänzlich ausschließen, ebenso wenig gedient, wie dem Kunstgewerbe mit den großen Magazinen, die eine verwirrende Fülle höherer und niederer Dutzendwaare zur Auswahl bieten und in dem Consumenten gerade Das ersticken, was in früherer Zeit den Träger einer Kunstblüthe abgegeben hat, das Interesse und Urtheil. Sind wir doch allmählich so weit gekommen, daß der Künstlerstand diese unnatürliche Lage der Dinge als Basis seiner Existenz generalisirt hat. Weil jetzt in Deutschland so geringe Kunstbildung herrscht, daß man in der That ein Urtheil nur wenigen zählbaren Ausnahmen zusprechen kann, so soll überhaupt kein Nichtkünstler im Stande sein, eine eigene Ansicht über Kunstproducte zu haben. Der Künstler soll nur seinen eigenen Eingebungen nachgehen und sich von Niemandem dreinreden lassen. Der Künstlerstand macht unter sich aus, was gut und böse ist, das Publicum hat ein Kunstwerk in willenloser Demuth wie aus der Hand des Himmels zu empfangen und urtheilslos zu genießen. Es ist schwer zu sagen, wer mehr dabei verliert, das Publicum, das zum stumpfen Thier erniedrigt wird, oder der Künstler, der gar nicht mehr weiß, was es heißt, verstanden und getragen zu werden. Für die Sculptur in ihrer abstracten Farblosigkeit hat das Volk bisher absolut

Digitized by Google

nichts übrig gehabt. Man müßte ihm denn schon den Verschleiß der Kneipen an patriotischen Gipsbüsten anrechnen. Daß farbige Bildwerke so populär wie die Malerei werden, beweist die bunte Kleinkunst selbst der Perioden, die in der monumentalen Plastik der Farblosigkeit huldigten. Jetzt gilt es also, vom ersten Augenblicke an der in neue Bahnen einlenkenden Kunst die allgemeine Theilnahme zu sichern. Sie könnte dann ein Hebel werden, der auch das Interesse für die Nachbarkünste emporbringen hilft.

Was wir an modernen Leistungen und Versuchen zu erwarten haben, läßt sich durchaus noch nicht überschauen. Große Hoffnungen hegen wir nicht. Das Experimentiren in edlen Materialien, dem Marmor vor Allem, ist den jüngeren Künstlern, von denen allein wir Wesentliches erwarten dürfen, ein viel zu kostspieliger Genuß. Und bei den Versuchen mit angestrichenem Gips haben wir schon mehr als einen verzweifeln sehen. Leider werden wohl Gipse, die im Grunde ganz überflüssig sind, da sie nichts lehren, was man nicht ohnehin wußte, eine Heerschaar bilden, aus der die wenigen Arbeiten in wirklichen Materialien wie Marmor, Holz oder Terracotta sorgfältig auszuscheiden sind.

Auf der andern Seite läßt sich der Umfang Dessen, was an Kunstwerken älterer Zeit zur Verfügung stehen wird, schon ziemlich genau bestimmen. Die wichtigsten Schöpfungen lassen sich sogar einzeln aufzählen. Es wird die ganze Welt in Contribution gesetzt von Japan bis Holstein und keine Periode vergessen von den alten Egyptern bis zum Rococo, denn die farbige Sculptur in ihrem ganzen Gebiet steht auf der Fahne. Neben dem Colossalbilde wird die Porzellanfigur nicht fehlen und an Materialien der ganze Reichthum von Mitteln zur Anschauung gebracht werden, der zur Verfügung steht. Eine Sammlung Photographien wird das Material ergänzen. Die neueren Methoden sichern ja die unverschobene Uebermittelung der Valeurs, so daß selbst blau und gelb nicht aus dem Rahmen fallen. Die Resultate mit Aufnahmen farbiger Bildwerke sind ganz überraschend und reichen vollkommen aus, um eine Vorstellung von der Gesammtwirkung zu geben.

Freilich müssen die Originalwerke doch erst eine allgemeine Idee gegeben haben. In dieser Beziehung sind wir in Berlin so glücklich, aus dem Besitz des Staates eine größere Anzahl ausgezeichneter Arbeiten vorführen zu können. Zum Theil alter Besitz der Museen, wurden sie doch früher nicht recht geachtet und in ihrem vollen Werth erst jetzt erkannt. Zahlreiche glückliche Erwerbungen haben in jüngster Zeit den alten Bestand erweitert. Aber da immer nur einzelne Stücke zur Zeit hinzukamen und da die Abtheilung für die Sculptur der christlichen Epoche in ungünstigen Räumen untergebracht ist, so ist selbst der gebildeten Welt in Berlin der hohe Werth dieser Abtheilung noch nicht ins Bewußtsein getreten. Wenn die Ausstellung farbiger Sculptur die Aufmerksamkeit auf diesen Besitz lenkte und weiter nichts erreichte, so würde dies schon einen Erfolg bedeuten.

An mittelälterlichen bemalten Bildwerken ist das Museum noch nicht reich, doch genügen die Beispiele, einen Begriff von dem Umfange der Bemalung und ihrer Art zu vermitteln. Hier ist ja auch an den Altären ein weitschichtiges Material so wohlbekannt, daß es nur in Erinnerung gebracht zu werden braucht. Unsere deutsche Renaissance, die den alten Vortheil nicht aufgegeben hat und bis in ihre letzten Ausläufer festhielt, wird durch die beiden großartigen Büsten eines Imhof'schen Ehepaares und einen überaus lebenswahren Kopf vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sowie durch einige Reliefs genügend angedeutet sein: Kommt es doch durchaus nicht auf die Masse an! Von vielen schönen Grabsteinen aus Mittel- und Südwestdeutschland mögen Photographien Kunde geben. Hielt sich doch bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein die Sitte lebendig, das Bildniß des Verstorbenen in allen Farben des Lebens auf seiner Grabstätte anzubringen. In einzelnen Kirchen, wie im Dom zu Würzburg, folgt eine ununterbrochene Ueberlieferung vom frühen Mittelalter bis ins Rococo denselben Principien: Man sollte kaum auf den Gedanken kommen, daß eine gewaltige künstlerische Revolution in der freien Kunst nebenhergegangen ist, so gleichmäßig fließt der Strom der Ueberlieferung in diesen halb dem Cultus angehörigen Arbeiten dahin. In der Gruftcapelle der Reventlow im Dom zu Schleswig fand ich sogar eine Broncefigur aus den achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, deren Gesicht sowie nackte Hände und Füße fleischfarben bemalt waren. Man wird sicher bei dieser Gelegenheit noch mehr Beispiele späten Vorkommens dieser naiven mittelalterlichen Behandlungsart entdecken. Im sechzehnten Jahrhundert kommen noch bemalte silberne Porträtbüsten vor. Von der Bemalung getriebener Statuetten im fünfzehnten Jahrhundert wird die schöne silberne Madonna des Lüneburger Silberschatzes im Kunstgewerbemuseum zu Berlin eine vortheilhafte Vorstellung geben.

Weit wichtiger noch, in einzelnen Partien geradezu maßgebend für uns ist die große unabhängige italienische Plastik der Frührenaissance und die geheimnißvolle, noch so wenig gewürdigte Sculptur Spaniens im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Was erstere angeht, so besitzen unsere Museen außer einer Anzahl Thon- und Stuckbüsten auch mehrere Marmorsculpturen, über deren einstige Bemalung kein Zweifel sein kann. Die wichtigste und schönste darunter ist die Büste der Marietta Strozzi, aus deren Haar und Gewand die Farbenspuren im Lauf der Jahrhunderte nicht entfernt sind. Es kommen eine ganze Reihe kleinerer und größerer Sculpturen hinzu, die in ihrer Gesammtheit ein ausreichendes Bild von dem Umfange der farbigen Sculptur im Quattrocento geben.

Aus der großen Zeit der spanischen Kunst besitzen wir leider nur ein Beispiel, die Büste der Mater dolorosa, die W. Bode vor einigen Jahren in Madrid erwarb. Aber in ihrer Zartheit und Energie vermag sie eine völlig ausreichende Anschauung von dem Wesen der spanischen Plastik zu geben. Wir haben sie schon mehrfach als Beispiel angeführt. Aus hiesigen Privatsammlungen werden einige sehr schöne, wenn auch weniger bedeutende Arbeiten hinzu kommen, Photographien nach den Hauptwerken werden in ausreichender Fülle das Bild ergänzen.

Von entlegenen Culturen sind hauptsächlich die egyptische und die japanische zu berücksichtigen. Die egyptische Abtheilung unserer Museen, leider nicht im Besitz eines Hauptwerkes wie der Schreiber des Louvre oder die berühmten Statuen des Museum zu Bulaq, vermag doch eine höchst ansehnliche Ausstellung von werthvollen Kleinsculpturen und Masken beizusteuern. Viel reicher wird voraussichtlich die japanische Abtheilung. Hier bildet den Mittelpunkt die Cultstatue eines Kaisers aus dem Besitz unseres ethnographischen Museums, auf die ich schon früher hinwies. Um sie werden sich die köstlichen Reliefs, die farbigen Broncen und die unerhört mannigfaltigen Werke der Thonplastik gruppiren. Es ist höchst erfreulich, daß der Gesammtbesitz unserer Museen einmal nach diesem Gesichtspunkt geordnet werden kann.

Das wäre in den äußersten Umrissen, was etwa zu erwarten steht. Wir sind überzeugt, daß aus allen Theilen Deutschlands Privatsammlungen sich betheiligen werden, namentlich in Allem, was die Kleinsculptur des Porzellans, des bemalten Silbers, des Email, des Wachses (die Porträts!), des Holzes anlangt. Die bedeutendsten Berliner Sammler haben ihre Zusage bereits ertheilt. Auf alle Fälle haben wir eine ungeahnte Fülle von Beweismaterial zu erwarten.

Es ist in dieser Anzeige nicht meine Absicht gewesen, mich mit den in diesen Blättern ausgesprochenen gegentheiligen Ansichten auseinanderzusetzen, dazu mag die Ausstellung, der ich die weiteste Unterstützung wünsche, Gelegenheit geben. Aber eins möchte ich schon hier zurückweisen, das mir bei den meisten allgemeinen Besprechungen über moderne Kunst unangenehm aufgefallen ist, die ewige Klage über das Virtuosenthum, über die einseitige Pflege der Technik. Damit werden der modernen Kunst Eigenschaften angedichtet, die sie zu besitzen sich glücklich schätzen würde. Was ihr fehlt, und das unterscheidet sie zu ihrem Nachtheil von früheren, in sicherer Ueberlieferung schaffenden Perioden — ist gerade die technische Grundlage. Man wolle nie vergessen, daß Jeder, der heute malt, so gut wie von vorn hat anfangen müssen, denn die vergangene Generation hat mit den letzten Resten der alten Tradition nach einem System aufgeräumt, dem Cornelius in seinem Wahlspruch den kräftigsten Ausdruck verliehen hat: „Die Künste hab' ich verachtet" —

Digitized by Google

das heißt das sichere, keinem Besinnen, keinem Tasten unterworfene Können. — Es hat sich bitter an ihm gerächt.

Von den heutigen Künstlern, die sich, jeder auf anderm Wege, mit der Ergründung der Geheimnisse abmühen, ohne Aussicht, selber die Früchte ihrer Arbeit zu ernten, ist keiner, der die Aufgabe unserer Generation verkennt, keiner, der sein Können ohne Weiteres neben das der Altmeister vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert stellte; sie wissen zu gut, worauf es ankommt. Warum will man denn auch für unsere Zeit nicht anerkennen, was man bei abgeschlossenen Perioden nicht allein gelten läßt, sondern hier und da mit wahrer Verzückung bewundert? Oder hat man aus dem Munde eines Aesthetikers schon einmal eine Klage über die absolute Vollendung eines van Eyck, eines Memling vernommen? Was ist aber daneben die höchste Virtuosität, der sich ein lebender Künstler rühmen darf! Die technische Meisterschaft ist nicht ein Abweg, auf dem die Kunst in den Sumpf geräth, sondern ihre unumgängliche Grundlage. Sie steht in der Luft, wenn sie daneben baut.

Wir haben in der modernen Entwickelung der Aquarelltechnik, die jetzt bereits ein zu Allem gefügiges Instrument geworden, gesehen, wohin die Ausbildung der Technik führt. Eine ganz frische, naive Anschauung der Natur, die uns auf dem Boden der Oeltechnik viel schwerer geworden wäre, hat sich an ihr herausgebildet. Ihrem Vorgang hat sich die Oelmalerei wohl oder übel anschließen müssen. Gelingt es uns jetzt, in ähnlicher Weise die Wiederaufnahme der farbigen Plastik populär zu machen, so werden wir damit unserem gesammten Kunstleben und Kunstschaffen einen Impuls geben, dessen Wirkungen sich noch gar nicht absehen lassen. Darum möge man uns bei dieser Gelegenheit wenigstens mit der Klage verschonen, es sollte dem Virtuosenthum Vorschub geleistet werden.

Feuilleton.

Philemon und Baucis.

Eine Skizze von Gustav Schwarzkopf.

Einer jungen Dame, welche eben aus der Pension kam und die mit anerkennenswerther Geschicklichkeit jede Gelegenheit benützte, vor einem kleineren oder größeren Publicum mit ihrem Reichthum an gründlichen Kenntnissen in allen Fächern zu brilliren, war es vorbehalten geblieben, für die beiden alten Leute die Namen Philemon und Baucis ausfindig zu machen, welche weiteren Kreisen gefielen und schließlich allgemein acceptirt wurden. So allgemein, daß selbst Diejenigen, denen es sehr wohl bekannt war, daß sich Philemon und Baucis eigentlich Signor und Signora Negrini nannten, nicht mehr daran dachten, ihre Freunde mit den ihnen gebührenden Namen zu bezeichnen. „Ich habe heute mit Philemon eine Partie Billard gespielt", sagten die Männer, „Baucis hat schon wieder ein neues Kammermädchen", ließen sich die Frauen vernehmen, und Fremde, welche zum ersten Mal das freundliche Villen-Viertel besuchten, machte man auf ein elegantes kleines Häuschen aufmerksam und setzte erklärend hinzu: „Das ist die Hütte von Philemon und Baucis."

Die äußere Erscheinung von Philemon und Baucis entsprach nicht ganz dem Bild, das wir uns gemeiniglich von dem berühmten Paar machen; wie sich ihre Persönlichkeiten dem ersten Blick zeigten, waren sie sogar sehr geeignet, das Vorstellungsvermögen der jungen Dame, welche ihnen aus eigener Machtvollkommenheit die mythologischen Namen gegeben hatte, bedenklich zu compromittiren. Philemon's Figur war ziemlich stattlich, sein Gang tänzelnd, seine Haltung gekünstelt; sein dichtes, graues, sorgfältig gepflegtes, in der Mitte gescheiteltes Haar war in kunstvollen Locken frisirt, auf welchen ein etwas zu kleiner hoher Seidenhut mit weit ausgebogenen Rändern sehr kokett saß, ein kleines Schnurrbärtchen von bedenklicher Schwärze zierte seine Lippen; seine Kleidung war gewählt, mit der neuesten Mode Schritt haltend, eine allzu große Anzahl kostbarer Ringe glänzte an seinen fleischigen, weißen Fingern, große Diamanten von tadelloser Reinheit zierten seine Hemdbrust, und im Knopfloch seines Gehrocks war ein goldenes Kettchen mit zahlreichen Miniaturorden befestigt.

Baucis hatte die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, in welcher es für sie schicklich gewesen wäre, grau zu werden. Außerdem wäre mit dieser Neuerung eine überflüssige Ausgabe verbunden gewesen, da sie noch eine bedeutende Menge rabenschwarzer Haare vorräthig hatte. In dieser Farbe waren auch ihre Brauen gehalten, welche zwei wunderbar geschwungene Bogen bildeten, ein zartes, jugendfrisches Roth bedeckte ihre Wangen. Ihre Gestalt war klein und graziös, ihre Formen neigten zu bedenklicher Fülle hin, hatten aber die Taille noch nicht zu zerstören vermocht. Ihre mit vollendetem Geschmack arrangirten, mit Chic getragenen Roben waren immer um einen halben Zoll kürzer, als es die Mode gerade vorschrieb und ließen zwei elegant beschuhte Kinderfüßchen erblicken, welche geeignet waren, einen Chinesen in gelinde Raserei zu versetzen. Auch sie war decorirt. Wenn sie in großer Toilette erschien, so trug sie am Ausschnitt ihres Kleides zwei Medaillen für Kunst und Wissenschaft, welche ihr von italienischen Akademien gegen baare Bezahlung verliehen worden waren.

Philemon zählte nach seiner Angabe — und man hatte keinen Grund, dieselbe zu bezweifeln — 64 Jahre. Baucis ließ sich nicht dazu herbei, über diesen delicaten Punkt eine genaue Auskunft zu geben. Eine Nachbarin, welche es als physischen Schmerz empfand, wenn sich irgend etwas von ihr nicht ergründen lassen wollte, verfiel endlich darauf, in dem allwissenden Conversationslexikon Nachforschungen anzustellen, und dieses wußte ihr zu melden, daß auch Signora Negrini bereits ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert habe. Das Conversationslexikon bestätigte übrigens vollinhaltlich auch die übrigen Angaben des populären Paares. Philemon, Signor Negrini, hatte als mehrfacher Kammersänger in der alten und neuen Welt Triumphe gefeiert, war von den verschiedensten Souveränen mit Tabatièren und Busennadeln beglückt worden; Baucis, das heißt Signora Negrini, hatte mit ihren Pirouetten in der alten und neuen Welt zahllose Köpfe verdreht, Lorbeern und die verschiedensten Münzsorten geerntet, und dreimal in ihrem Leben hatten begeisterte Verehrer den Beweis erbracht, daß sie auch in Betreff auf Zugkraft die Concurrenz mit Pferden aushalten konnten.

Baucis gab auf Verlangen mit ihrem im höchsten Discant sich bewegenden Stimmchen diese ruhmreichen Episoden aus ihrem Leben in allen Details zum Besten, Philemon hörte mit wohlwollendem Lächeln zu, erlaubte sich aber niemals eine Unterbrechung, eine Verbesserung, wie sie unwillkürlich Demjenigen entschlüpft, der Zeuge einer Begebenheit war. Genau so verhielt sich Baucis, wenn Philemon der Gesellschaft von seinen Triumphen erzählte; auch hier gewann man den Eindruck, daß sie dieselben nur aus seinen Berichten kannte. Das war ja nur natürlich! Die berühmten Gatten hatten eben ihre Kunstreisen nicht immer gemeinsam unternommen. Aber einigen Gästen, die zu hören und aus dem Gehörten Schlüsse zu ziehen verstanden, fiel es auch noch auf, daß die gemeinschaftlichen Erinnerungen des berühmten Paares sich in merkwürdigen Sprüngen bewegten, eigentlich erst vier Jahre alt zu sein schienen. Und doch waren sie, nach eigenem Geständniß, nahezu 40 Jahre verheirathet. Sie erinnerten sich an kleine Begebenheiten aus dem ersten Jahr ihrer Ehe und sie sprachen mit Vorliebe von Dingen, welche sich in den letzten vier Jahren ereignet hatten, eben in der Zeit, welche sie fast ganz in dem kleinen Häuschen unter ihren neuen Beinamen verlebt hatten. Was in der Zwischenzeit an Freuden und Schmerzen in ihrem ehelichen Leben vorgekommen war, schien in ihrem Gedächtniß keine Spuren zurückgelassen zu haben.

Auch das Conversationslexikon wußte darüber keine Auskunft zu ertheilen. Ueber das Familienleben hatte man ihm keine Daten zukommen lassen. Es beschränkte sich darauf, zu melden, daß Signor und Signora Negrini an demselben

Digitized by Google

großen Hoftheater beinahe gleichzeitig ihre Carrière begonnen und bereits im ersten Jahr ihrer künstlerischen Thätigkeit den Bund fürs Leben geschlossen hatten. Und das entsprach allerdings vollkommen der Wahrheit.

Carlo Negrini, der, als er noch dem nützlichen Beruf oblag, Pelzwaaren durch sorgfältige und energische Behandlung vor den Motten zu bewahren, schlechtweg „Karl Schwarzer" hieß, sang an demselben Hoftheater kleine und kleinste Tenorpartien, bei welchem seine nachmalige Gattin, damals noch Fräulein Kathi Gruber, als Tänzerin in der zweiten Quadrille thätig war. Nach dem Ausspruch einiger ihnen wohlgesinnten Habitués lag in seiner Kehle und in ihren Beinen eine bedeutende Zukunft, an welche zu glauben Direction und Regisseure sich jedoch nicht bestimmen lassen wollten. Die Gewißheit, sympathisches Fühlen bei Demjenigen zu finden, der unter demselben Leid zu leiden hatte, das Bedürfniß, sich auszusprechen über die unverdiente Zurücksetzung, die ihnen zu Theil wurde, führte eine intimere Annäherung der beiden jungen Leute herbei, und sie fanden kein wirksameres Mittel, über die Qualen des unbefriedigten Ehrgeizes hinwegzukommen, als sie durch die „süßen Qualen" der Liebe zu paralysiren.

Alle Arien, welche vor dem Publicum zu singen Carlo durch die Rücksichtslosigkeit der Direction verhindert wurde, sang er nunmehr der Geliebten vor, und das unter den Requisiten der Tänzerin vorräthige süße, bestrickende Lächeln, welches bestimmt war, bei einem eventuellen Solo ganze Parquetreihen zu elektrisiren, es kam nun ungetheilt dem Herzensfreunde zu Gute.

Fräulein Kathi Gruber war selbst ein wenig überrascht, eines Tages als Frau Negrini zu erwachen. Sie hatte nicht einen Augenblick daran gedacht, niemals den Wunsch empfunden, ihre Beziehungen zu Carlo in legitime zu verwandeln, und seinen Antrag, seine Frau zu werden, hatte sie zuerst mit einem erstaunten, naiven: „Wozu? Wir lieben uns ja!" beantwortet.

Aber er wußte so süß zu schmeicheln, so überzeugend darzustellen, wie sie vereint die Welt erobern würden, und ihrem damals noch etwas kleinbürgerlichen Sinn, ihrer noch nicht auf der Höhe ihres Berufes stehenden Art zu denken und zu empfinden, erschien die Aussicht, baldigst „Frau" genannt zu werden, so verlockend, daß sie ohne Bedenken allen stolzen Träumen entsagte, sich freiwillig ihres Anspruchs auf eine neunzackige Krone begab, welche für sich zu erwarten zu den durch eine ehrwürdige Tradition geheiligten, unveräußerlichen Rechten jeder Tänzerin gehört.

Nur zu bald mußte das verliebte Paar einsehen, daß es mit der eiligen Eheschließung eine durch nichts gut zu machende Albernheit begangen hatte. Sie hatten ihre Stellungen aufgegeben, weil sie nicht länger in zweiter und dritter Reihe stehen wollten. Es ward ihnen sehr schwer, ein gemeinsames Engagement zu finden, welches Beider Ansprüche befriedigte, und es gelang schließlich nur dadurch, daß sich Frau Negrini dazu bequemen mußte, auf den ihr mit Recht zukommenden Titel „Frau" zu verzichten und unter ihrem Mädchennamen aufzutreten. Der erfahrene Director erklärte, er dürfe es nicht wagen, seinem Publicum eine verheirathete Tänzerin zuzumuthen. Die zum Fräulein degradirte Künstlerin erregte den Enthusiasmus des neuen Publicums, ihr Gatte, der Tenor, fand eine ziemlich kühle Aufnahme. Man fand ihn zu unfertig, zu linkisch. Herr Negrini, der alle Ursache hatte seine Frau um ihre künstlerischen Erfolge zu beneiden, verbesserte seine Situation durchaus nicht, indem er sich auch noch einfallen ließ, eifersüchtig die mehr oder weniger deutlichen Huldigungen zu controliren, deren Gegenstand seine schöne Gemahlin war. Er erlaubte sich Bouquets abzulehnen, Einladungen zu unterschlagen, wirkliche Diamanten den Spendern zurückzuschicken. Eine liebende Frau, welche aber doch in erster Linie sich als Künstlerin fühlt, erträgt viel, aber man darf ihr nichts Uebermenschliches zumuthen. Signora Negrini, welche wirklich noch nicht daran gedacht hatte, die ihr gezogenen Grenzen um ein Nennenswerthes zu überschreiten, machte ihrem Gatten einige Scenen, welche eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit ihres sonst so sanftmüthigen Temperaments bekundeten. Carlo beantwortete die heftigen Auslassungen seiner schönen Frau mit einem Ultimatum: er wußte es durchzusetzen, daß dem Incognito der Tänzerin ein Ende gemacht, daß sie fortan auch auf dem Theaterzettel als seine Gattin bezeichnet wurde. Die Wirkung dieser Demonstration blieb nicht aus. Es wurde leer um die schöne Frau, der Applaus verlor an Intensität, die duftenden Huldigungen wurden immer spärlicher, um endlich ganz aufzuhören. Das gute Einvernehmen der beiden Gatten wurde durch diese Maßregel allerdings nicht wieder hergestellt. Die in ihren heiligsten Rechten verletzte Frau hatte nur selten ein freundliches Wort oder ein Lächeln für den tyrannischen Mann, und ein unsichtbarer Zeuge der erregten Scenen und der Stürme, welche die kleine Häuslichkeit erschütterten, wäre gewiß nicht zu der Vermuthung berechtigt gewesen, daß er hier zwei Leutchen vor sich habe, welche sich noch in den Honigmonaten der Ehe befanden. Dieser unerträglichen Situation sollte ein Ende gemacht werden. Carlo beschloß, daß seine Frau ihre künstlerische Carrière aufzugeben habe; sie hinderte ihn nur, und er traute sich die Fähigkeit zu, für die Erhaltung Beider reichlich aufkommen zu können. Kathi hatte dieses Ansinnen erst in heftigster Weise zurückgewiesen und sich dann doch, scheinbar willig, gefügt. In ihrem hübschen Gesichtchen hatte sich ein trotziger, unfreundlicher Zug eingenistet, ihre Haltung wurde träge und apathisch und ihre mürrische Laune wurde selbst nicht durch die glänzenden Erfolge verscheucht, welche ihr Gatte in seinem neuen Engagement errang. Endlich hatte er sich, endlich ein Publicum gefunden, das an ihn glaubte, endlich ward er bewundert, gefeiert, umschmeichelt. Die wenigen Stunden, die er noch in Gesellschaft seiner Frau zubrachte, füllte er damit aus, ausschließlich von sich, seinen Triumphen, seinen stolzen Hoffnungen zu sprechen. Mit zur Schau getragener Theilnahmlosigkeit, den leeren Blick auf die Decke gerichtet, ihre Hände damit beschäftigend, irgend einen Gegenstand hin und her zu schieben, hörte sie ihm zu. Diese Gleichgültigkeit empörte ihn, verletzte seine Eitelkeit, und er ließ sich zu heftigen, rohen Worten hinreißen, auf welche sie die passende Entgegnung wahrlich nicht schuldig blieb. Diese Gemüthsbewegungen schadeten seiner Stimme, er fühlte das, und er war es der Mitwelt schuldig, sich davor zu bewahren. Die zärtliche Aufmerksamkeit, die man ihm in seinem eigenen Hause verweigerte, er war nicht verlegen, sie anderswo zu finden. Wenn sie es nicht anders wollte, um so besser! Nicht allzu lange ertrug die junge Frau die Vernachlässigung, die Einsamkeit. Sie empfand nicht die geringste Neigung, sich mit ihrer Häuslichkeit zu beschäftigen, und sie verzehrte sich in Sehnsucht nach dem Lampenlicht, nach den Huldigungen, auf welche sie ein Anrecht hatte; der Anblick von Blumen, welche für Andere bestimmt waren, machte sie krank. Und all' das Glück, das sie noch finden konnte, ihre Jugend und Schönheit, sollte sie einem Manne opfern, der sie nicht mehr liebte und der sich nun erlaubte, sie zu betrügen? Nein, wahrlich nein! Er wollte es ja offenbar nicht anders, um so besser. Eines Tages war sie aus ihrer gemeinschaftlichen Wohnung verschwunden. Ein zurückgelassener Brief, der an energischer, deutlicher Ausdrucksweise Nichts, an Orthographie Einiges zu wünschen übrig ließ, zeigte dem Gatten an, daß sie ihn nicht mehr liebe, und daß sie eher sterben, als jemals zu ihm zurückkehren wolle. Signor Negrini fand sich ziemlich rasch in die neue Situation. Einen Moment dachte er freilich daran, die Entflohene gewaltsam zurückbringen zu lassen, seinen Willen durchzusetzen, „ihr den Herrn zu zeigen". Nach reiflicher Ueberlegung verwarf er den Gedanken. Wozu das? Wenn sie ihn nun doch nicht mehr liebte! Und ganz aufrichtig sagte er sich, daß auch er sie entbehren könne, er hatte Ersatz gefunden. Es taugte nicht für ihn, an ein Weib gefesselt zu sein; was sie gethan, war sehr klug gethan, er wolle es dabei lassen. Sie würde es noch bereuen, er nicht.

Und er hätte es beinahe über sich gebracht, ihrer ohne Groll zu denken, aber seine Eitelkeit kam nicht darüber hinweg, daß es ihr so leicht geworden war, ihn aufzugeben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Eine neue Operette und ein neues Ballet. Italienische Oper im Kroll-Theater. Frl. Schläger. Frl. Renard. Concerte Teresina Tua. Die Geschwister Milanollo.

Die Opernsaison hat mit zwei halbkünstlerischen Neuheiten begonnen. Das Walhalla-Operetten-Theater brachte ein erstes Opus von Dellinger, „Don Cesar"; die Königliche Oper importirte „Wiener Walzer" aus der österreichischen Hauptstadt. Der Text von „Don Cesar" ist dem gleichnamigen Stück „Don Cesar de Bazan" von Dumanoir nachgebildet, der den Namen seines Helden dem Victor Hugo'schen Ruy Blas entlehnte. Das französische Lustspiel gehört zu den angenehmsten, lustigsten, und die Wahl desselben zur Grundlage des Textes war eine glückliche. Das Libretto ist auch geschickt gemacht, die Verse sind im Ganzen ganz hübsch. Es wird allerdings sehr viel gesprochen, aber dieser Fehler gehört einmal zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Operette.

Die Musik des Herrn Dellinger giebt Zeugniß von dem Streben, einen bessern Stil in die Gattung hineinzubringen. Die Instrumentation ist sorgfältiger gearbeitet, und in einigen Melodien tritt eine vornehmere Haltung zu Tage. Allerdings kommt das alte Gelärm der Posaune, der Trommel und der leidige Couplet-Zuschnitt noch oft genug vor; andererseits bringt das Erstlingswerk Interessantes und Melodisches, daß man dem Componisten ein aufmunterndes Lob zugestehen darf. Freilich ist die Frage offen zu halten, ob er sein Ziel erreichen wird und kann? Er will — so lautet seine Verkündigung — die Operette reformiren. Ich für meinen Theil glaube: Wer die Operette reformiren will, der darf gar keine componiren, d. h. er muß Alles vermeiden, was ohne den hergebrachten Operetten-Stil gar nicht durchzuführen ist, wie z. B. die leidigen Couplets mit dem wiederkehrenden Schlagwort, eine Gattung, die eigentlich erst aus der Posse in die Opernmusik hineingebracht worden ist. Eine wahrhaft gedeihliche Umgestaltung der Operette könnte nach meiner Ueberzeugung nur in einer Richtung unternommen werden: mit dem Versuche, den leichten eleganten Stil der Offenbach'schen ersten reizenden einactigen Stücke „Hochzeit bei der Laterne", „Fortunio's Lied" u. A. ins Deutsche, Humoristische zu übertragen, also mehr die Singspiel-Gattung zu pflegen, als die der Operette; diese letztere ist nicht dauernd zu verbessern; es kann hie und da einmal etwas Besseres in ihr geleistet werden, aber die Gattung selbst ist nicht auf eine höhere Stufe zu bringen. Alle diese Betrachtungen dürfen uns jedoch nicht hindern, das Talent des Herrn Dellinger anzuerkennen. Die Darstellung war ganz ausgezeichnet. Die Damen Erdösy, Seebold, die Herren Philipp, Korschén und Link boten das unterhaltendste Zusammenspiel, das man nur wünschen konnte. Das Publicum nahm die Neuheit sehr günstig auf und rief die Darsteller und den Componisten, der sein Opus dirigirte, oft und sehr lebhaft.

Die Königliche Oper brachte das obengenannte Tanzdivertissement „in drei Bildern": 1. Wiener Tänze vor 100 Jahren, 2. Ball im Apollo-Saal im Jahre 1830, 3. Gartenball im „Wurstelprater". Diese drei Bilder können als ein sehr unterhaltendes Intermezzo gelten, als eine Tanzposse; die Bedeutung eines Ballets wird ihnen wohl Niemand beilegen wollen. Die Wiener Bummler mit ihren Liebchen, Nähmädchen, Wäscherinnen und tutte quante in getreuester Nachahmung, Walzer und Redowa tanzend darzustellen, dann ein paar Ungarische Soldaten als Czárdás-Tänzer erscheinen zu lassen: als Intermezzo eines phantastischen Ballets wäre es ganz scharmant. „Wiener Walzer" gefielen über die Maßen und sind in kurzen Zwischenräumen schon öfters wiederholt worden; und wer kann gegen den Erfolg ankämpfen, zumal gegen den eines Tanzes? Wir wollen nichtsdestoweniger die optimistische Hoffnung nicht aufgeben, daß das Ballet nach und nach zu seiner wahren Bestimmung, dem Kunsttanze, zurückgeführt werden wird; daß die großen technischen Fortschritte im Theaterwesen, Beleuchtung, Decoration, Costümen dazu benutzt werden, auch im Ballet neue Wirkungen zu erzielen. In Italien hat man das begriffen; das geniale Ballet „Excelsior" ist der beste Beweis; man wird doch im idealistischen Deutschland nicht dem Grotesken, Plump-Amüsanten den Vorzug geben wollen? Warum sollte nicht bei uns gerade das Malerische als das meist Berechtigte anerkannt werden? Aber der Widerspruch, den Immermann einmal „Herr der Welt" nannte, zeigt sich als solcher nicht blos in den großen politischen Ereignissen, sondern auch in kleineren und kleinsten Dingen; und so erklärt sich's auch, daß bezüglich des Ballets einerseits sehr viel von Eleganz und Tanzvirtuosität geredet wird, andererseits aber das Entgegengesetzte größeren Erfolg findet. Die Musik zu „Wiener Walzer" ist nach dem Theaterzettel aus den älteren Vater Strauß'schen und Lanner'schen Walzern zusammengesetzt. Wir kennen diese Letzteren alle sehr genau, denn wir haben sie gehört und noch danach getanzt, dürfen daher einige Competenz des Urtheiles beanspruchen und mit gutem Gewissen behaupten, daß die schönsten Weisen Strauß' und Lanner's in der Zusammenstellung nicht zu hören waren. Doch wir haben uns schon lange genug mit dieser Kleinigkeit aufgehalten und wollen nunmehr wieder zum eigentlich Musikalischen zurückkehren.

Zwei aus Wien stammende Gesangskünstlerinnen haben in letzter Zeit in Berlin sehr bedeutende Erfolge errungen: Fräulein Toni Schläger im Kroll-Theater, Fräulein Renard in der Königlichen Oper, in der sie angestellt worden ist. Fräulein Schläger ist eine sehr begabte dramatische Sängerin (Valentine in den „Hugenotten", Lucrezia Borgia, Jüdin), die eine schöne und kräftige Stimme mit feurigem Vortrage und lebhaftem wirksamen Spiele vereinigt. Hier und da könnte sie freilich der Schönheitsgrenze mehr Aufmerksamkeit zuwenden und Uebertreibungen vermeiden; aber wo sind heute die Künstler, die ihre Kraft mäßigen, die einen momentanen Effect der Gesammtleistung unterordnen? Fräulein Schläger hat sehr gefallen. Fräulein Renard ist eine junge, sehr bühnengewandte und musikalisch sichere Sängerin. Ihr Vortrag ist lebhaft und anmuthig; ob er aus dem Gemüthe entspringt und nicht aus großer, wenn auch natürlicher Gewandtheit, darüber läßt sich insofern nicht bestimmt urtheilen, als die drei Rollen, in welchen Fräulein Renard aufgetreten ist, mehr die letztere Eigenschaft verlangen als tiefes Gemüth: Carmen, Mignon und die bezähmte Widerspänstige sind eben nur Probsteine für das Amalgama des Bühnentalents, nicht für das reine Gold wahrer Empfindung. Doch immerhin kann Fräulein Renard als ein Gewinn für die Königl. Oper bezeichnet werden, und bei ihrer Jugend und ihrem entschieden bedeutenden Talente kann noch Vieles sich entwickeln. Sie hat ausnehmend gefallen.

Den Concertreigen hat diesen Herbst Teresina Tua im Krolltheater begonnen. Liebenswürdig und graziös wie immer, hat sie dieses Mal auch einen bedeutend künstlerischen Fortschritt gezeigt in dem Vortrage des Beethoven'schen Concerts, der vielfach zu loben war; namentlich das Adagio gelang vorzüglich. Mit ihr zu gleicher Zeit traten zwei ganz junge Geigerinnen im Philharmonischen Saale auf; sie tragen den einst so gefeierten Namen Milanollo — aber der Name thut wenig zur Sache. Sie besitzen eine für ihr sehr jugendliches Alter sehr gute Technik; auch Spuren von Begabung für Vortrag konnten wir wahrnehmen, Aber es wäre besser gewesen, die Kinder noch lernen zu lassen, anstatt sie so unfertig in die Welt zu schicken mit so abgespielten werthlosen Compositionen, wie die, welche sie vortrugen.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Gesammelte Erzählungen von Malvida von Meysenburg. Zürich, Verlags-Magazin. — Die Verfasserin der vorliegenden Novellensammlung hat sich bisher durch ihre „Memoiren einer Idealistin" in weiteren Kreisen bekannt gemacht und fügt nun jener vielversprechenden Probe ihrer schriftstellerischen Beanlagung ein neues schwerwiegendes Zeugniß hinzu. Auch diese vier Novellen tragen das Gepräge einer scharf ausgebildeten und tief angelegten künstlerischen Anschauungsweise von dem Leben und seinen hervortretendsten Erscheinungen und verrathen einen Autor, der viel erlebt und tüchtig über das Erlebte nachgedacht, dabei aber auch den vorgefundenen Stoff mit warmem Gefühle durchdrungen hat. Die Composition der Dichtungen ist zwar zu breit und ein Abschweifen von dem eigentlichen Gange der Handlung wirkt zuweilen störend, so bedeutend auch die Gegenstände sein mögen, auf die wir dabei hingelenkt werden — für diese Mängel entschädigt aber eine reiche und lebhafte, wie es scheint an den besten Vorbildern genährte Sprache und ein gedankenerfüllter Dialog. Die Stoffe der vier Novellen sind vorwiegend düsterer Natur, und nur in einem Falle ist ein versöhnender Abschluß gegeben worden; sie entstammen aber auch etwas tiefer liegenden Regionen des menschlichen Herzens, als sie in Novellen gewöhnlich zur Schilderung gelangen und führen in eigenartiger, ich möchte fast sagen grübelnder Weise uns in die ernstesten Fragen hinein. So beschäftigt sich die erste Erzählung „Zu spät" mit der verfehlten idealistischen Erziehung eines reich und glücklich beanlagten Jünglings und den traurigen Folgen allzu weichherziger Mutterliebe. Der Ausspruch Goethe's: „Alles, was den Geist befreit, ohne ihm die Herrschaft über sich selbst zu geben, ist verderblich" ist dieser Erzählung als Motto vorgesetzt und im Ganzen gut angewandt. Der Jüngling fällt in die Gewalt eines verführerischen Weibes, die mit der Mutter um ihn einen bösen Kampf kämpft und und kehrt, gebrochen an Leib und Seele, zu spät in die Mutterarme zurück. Die Art der weichlichen Erziehung, welche lediglich das immer glücklich sein, nicht das glücklich werden, im Auge hat und welche es versäumt, dem Jüngling die Herrschaft über sich selbst zu geben durch die Erkenntniß, ist, ohne daß dabei zu viel theoretisirt wird, trefflich in dieser Novelle gekennzeichnet. Die zweite Erzählung, „Der heilige Michael", ist ebenso wie die dritte, „Unerfüllt", weniger der Besprechung werth, dagegen erhebt sich die letzte, „Der Pfad der Aebtissin. Eine Sommerskizze aus Italien", zu der vollen Höhe eines Kunstwerkes empor. Die Handlung ist einfach und concentrirt: ein junger katholischer Priester, der auf weltabgeschlossener Gebirgshöhe haust, lernt eine junge Deutsche, die dorthin zum Besuche des Gutsherrn kam, kennen und lieben. Seine Liebe bleibt unerwidert; der Jüngling bändigt seine ihn fast übermannende Leidenschaftlichkeit unter die Pflichten seines erhabenen Berufs. Die Entwickelung dieser einfachen Handlung ist eine überaus reiche und fesselnde. Das Aufleben des jungen Priesters, als er zum ersten Male vom Zauber einer reichen, herrlich ausgebildeten Menschenseele sich berührt fühlt und die ihn berauschende feine geistige Athmosphäre des Schlosses mit vollen Zügen athmen kann, daneben die in ihrer Einfachheit und Wahrheit warm berührenden Lebensformen der frommen italienischen Landbevölkerung auf jenen Höhen, und der tiefe aber segensreiche Einfluß der Kirche und ihres Vertreters auf die Herzen dieser Leute — das Alles ist mit wunderbarer Anmuth und Kunst geschildert, so daß der Ausgang, die Resignation des Priesters mit Hülfe der Stützen, die ihm sein Beruf gewährt, sehr natürlich und folgerichtig entwickelt erscheint. Die Worte, mit welchen die Verfasserin diese Novelle schließt, sind bedeutsam für die Tendenz derselben: „Wir haben uns zu sehr gewöhnt", sagt die Begleiterin der jungen Deutschen, „mit dem scharfen Messer der Kritik nicht nur die verlebten Formen anzugreifen, sondern auch den Inhalt damit wegzuwerfen, und es kommt doch nur überall auf den Geist und die Wahrheit an, um auch die Form neu zu adeln." In der That erscheinen uns in dieser letzten Skizze der Sammlung Geist und Wahrheit in ihrer schönsten Vereinigung. O. B.

Berliner Novellen aus der Gesellschaft. Von Arthur von Loy. Berlin, Kogge u. Fritze. — Warum sich die vorliegenden Novellen gerade für „Berliner Kinder" ausgeben, wird aus ihrem Inhalt nicht ersichtlich. Etwa weil die Linden und der Thiergarten öfters darin genannt werden? Etwas specifisch Unterscheidendes von anderen Novellen, die in beliebigen deutschen Großstädten spielen, tragen sie wirklich nicht an sich. Trefflich sind namentlich die zwei Geschichten „Der interessante Redacteur" und „Die Erklärung" welche von einem frischen Erzählertalent zeugen. O. B.

Seine Schuld. Roman von J. Boy-Ed. (2 Bde. Leipzig, Carl Reißner). — In Frau Ida Boy-Ed haben wir es unzweifelhaft mit einer der begabtesten Vertreterinnen der weiblichen Schriftstellerwelt zu thun, die gar nicht nöthig hätte, irgendwen durch die ominöse Verschweigung ihres Vornamens, in der doch immer ein bischen Coketterie liegt, täuschen zu wollen. Wenn alle modernen Federheldinnen so zu schreiben im Stande wären, wie sie, — man würde sich die bis ins Bedrohliche wachsende Zahl derselben gerne gefallen lassen. Von den schon traditionell gewordenen Fehlern weiblicher Schreibart haften freilich einige auch ihr an, und überschwängliches Lob ihr gegenüber wäre noch nicht am Platze. Aber ihre Schwächen werden von ihren Vorzügen überwogen, und sind wir zudem überzeugt, daß sie ihr Bestes noch nicht gegeben hat, sondern daß wir von diesem kräftigen und eigenartigen Talent bei gehöriger Pflege, Selbstkritik und Freihalten von Ueberproduction Gutes und Vortreffliches erwarten dürfen. „Seine Schuld" ist unzweifelhaft ein interessantes Buch, — auch für Männer. J. Boy-Ed weiß frisch, flott und anschaulich zu erzählen. Ihr Stil hat gar nichts von weiblicher Weitschweifigkeit, Vorliebe für's Detail und langathmiger Ausschmückung an sich; sie geht keck und sicher auf ihr Ziel los, vergißt keinen Augenblick das nothwendige Weiterschreiten der Handlung und vertieft sich nie in Nebensächliches. Und dabei hat sie vortrefflich beobachtet und weiß anschaulich wiederzugeben, was ihr bemerkenswerth erschienen ist. Der Roman entwirft ein Bild großstädtischen modernen Lebens und Treibens von oft frappirender Wahrheit. Die Fabel ist nicht gerade besonders originell oder spannend erfunden, aber hübsch erzählt und reizvoll ausgesponnen. Die Schilderung der kleinstädtischen Häuslichkeit des Schultyrannen, das Maleratelier Meister Stephan's, die Poliklinik unter dem Protectorate der vornehmen Damen, die stille Häuslichkeit des erblindeten Professors, — das Alles sind Bilder von intimem Reiz, die von der hohen, dichterischen Begabung der Verfasserin Zeugniß ablegen. Dazu sind einzelne Gestalten von erfreulicher, individueller Färbung, ohne jeden schablonenhaften Roman-Beigeschmack, keine Figuren aus dem eisernen Bestand unserer modernen Belletristik. Dahin rechnen wir Meister Stephan und seinen Diener, dahin in manchen Scenen auch die anmuthige Soubrette der Handlung, Lili. Am Wenigsten befriedigt, wie meistens in Frauen-Romanen, der Held selber. In manchen Augenblicken unverständlich, mehr schön und interessant, — was für schriftstellernde Frauen immer die Hauptsache zu sein scheint, — als energisch und männlich, hin- und herschwankend, immer über sich selber unklar, erregt er nur geringe Sympathien, und die beiden Frauen, die sich um seinen Besitz streiten, sind uns nicht recht glaubhaft gemacht. Dafür entschädigt die liebevoll ausgeführte Charakteristik der Nebenpersonen und erfreut der dichterische Schwung in einzelnen Capiteln, der sich einmal — in der Schilderung der Sturmnacht am Meere — zu echtem Pathos und wilder Leidenschaftlichkeit steigert. Ein paar überflüssige, recht romanhafte Zuthaten abgerechnet, zeugt das ganze Buch in Erfindung und Ausstattung von ernstem, verständigen Wollen und beachtenswerthem Können, dessen kein Mann sich zu schämen hätte. T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Eine Ausgabe von Immanuel Kant's Briefwechsel wird seit langem von dem Bibliothekar an der Königsberger Königl. und Universitäts-Bibliothek Herrn Dr. R. Reicke in Gemeinschaft mit Herrn Oberlehrer Fr. Sintenis in Dorpat vorbereitet. Um aber eine wirklich möglichst vollständige Sammlung herausgeben zu können, ist eine theilweise Mithilfe weiterer Kreise durchaus erforderlich. Es ergeht daher an alle Besitzer von Briefen von oder an Kant die dringende Bitte, dieselben zur Kenntnissnahme an Herrn Dr. Reicke in Königsberg direct oder durch Vermittlung der Verlagsbuchhandlung Leopold Voss in Hamburg einzusenden. Auch die kleinsten Notizen sind willkommen, ebenso Briefe von Kant's Zeitgenossen, in denen seiner erwähnt wird, da durch dieselben leicht sonst unerklärbare anderweitige Briefstellen aufgeklärt, die Chronologie, Absender oder Empfänger festgestellt werden können. Was in der Hand des Einzelnen zusammenhanglos, unbedeutend erscheint, ist im Vergleich mit anderm, vorhandenem Material häufig von unschätzbarem Werth. Bei der allgemeinen Verehrung, welche noch heute dem bahnbrechenden Geiste des Königsberger Philosophen gezollt wird, darf wohl die vorstehende Bitte eines allseitig bereiten Entgegenkommens gewärtig sein.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit **drei** Beilagen

1. Deutsches Heim.
2. Gerichtslaube.
3. Aus alter und neuer Zeit.

Pro Quartal Abonnement in Berlin M. 4,20
Ausserhalb bei jedem Postamt „ 4,50

Wer zweckmässig annonciren will, der wähle die

Berliner Zeitung.

Im Verlage von **König & Schulz** in **Hamburg** soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Orthodoxismus vor der Wissenschaft.

Offenes Sendschreiben
an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig,
als Erwiderung auf die Besprechung desselben in dem „Theologischen Litteraturblatt" (Leipzig 1885 Nr. 26)
über die
„Urkunde der Wissenschaft" (Berlin 1885)
vom Verfasser der letzteren.
Preis 2 Mk. 50 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Richard Wagner,

Entwürfe, Gedanken, Fragmente.

Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt.
170 S. gr. 8. geh. *M* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.50.

Den Kennern der Wagnerischen Schriften — und doch nicht etwa nur diesen allein — muss das vorliegende Werk von grösstem Werthe sein; denn es belehrt in Aufzeichnungen des Meisters über die Entstehung seiner Hauptschriften, insbesondere der grundlegenden ersten über „Kunst und Revolution", „Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama", wozu noch ein „Künstlerthum der Zukunft" geplant war, für welches die meisten der in den ersten Abschnitten des Werkes enthaltenen Gedanken und Ausführungen bestimmt gewesen sind. Man gewinnt durch diese fragmentarischen und doch auf ein grosses einheitliches Gesammtbild höchst interessant hindeutenden Aufzeichnungen einen bisher kaum noch in dieser Weise gewährten Blick in die schöpferische, geistige Persönlichkeit des Meisters. Den Abschluss des Ganzen bildet jener letzte Aufsatz des Meisters, den er zur Vollendung der grossen Reihe über „Religion und Kunst" zwei Tage vor seinem Tode in Venedig begonnen und nicht mehr zu Ende geführt hatte: „Ueber das Weibliche im Menschlichen".

Neuer Verlag von Wilh. Engelmann in Leipzig.

Bary, A. de, Vorlesungen über Bacterien. Mit 18 Holzschnitten. gr. 8°. 1885. 3 Mk.

Ebers, G., Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Mit 1 Lichtdruck und 1 Holzschnitt. 8°. 1885. geh. 5 Mk., geb. Mk. 6,50.

Noiré, L., Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. gr. 8°. 1885. geh. 8 Mk. geb. 10 Mk.

Wundt, W., Essays, gr. 8°. 1885. geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Inhalt: Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.

Das im October beginnende neue erste Quartal der

Deutschen

Roman-Zeitung,

redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**
Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

veröffentlicht folgende Romane:

Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Freudenberg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.

Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. —

Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Dante Alighieri's Paradies.

Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie.

Genau nach dem Versmasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen

von

Julius Francke.

VIII, 218 S. gr. 8. geh. *M* 5.—. Eleg. geb. *M* 6.50.

Mit dieser dritten Abtheilung der Göttlichen Komödie ist die neue Uebertragung des grossen Gedichtes abgeschlossen. Dieselbe soll die Schönheiten des Werkes nach den verschiedenen Richtungen hin dem deutschen Leser erschliessen und ihm ermöglichen, sich den grossen italienischen Dichter mehr als bisher anzueignen.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 17. October 1885. Band XXVIII.

NOV 6 1885

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die großbulgarische Bewegung. Von Austriacus. — Das Nationalitätenmosaik auf der Balkanhalbinsel. Von Paul Dehn. — Ultima Thule. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Morgen der Shakespeare-Forschung. Von Hermann Isaac. — Düntzer's Goethe-Abhandlungen. Von Ernst Ziel. — Zur Geschichte der Reformation. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Philemon und Baucis. Von Gustav Schwarzkopf. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung im Künstlerverein. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die großbulgarische Bewegung.

Mit einer für den entfernten Beobachter sehr überraschenden Plötzlichkeit ist die ostrumelische Revolution ausgebrochen und ist da eine vollendete Thatsache geschaffen worden, die das ganze friedliebende Europa, wegen ihrer möglichen Consequenzen ebensosehr, als durch die Deutlichkeit, mit welcher sie alle von höchsten und autoritativen Stellen gegebenen Friedensversicherungen in Frage stellt, in Schrecken versetzt. Aber die Dinge sind nicht, sie werden — sagt der Geschichtsphilosoph, und so erscheint die ostrumelische Revolution vielleicht Manchem wie eine Rakete, die zum friedlichen Nachthimmel hinaufschießt; in Wahrheit ist sie doch nur eine Aeußerung eines schon lange auf bulgarischem Boden unterirdisch wühlenden Brandes.

Die „großbulgarische Bewegung" ist gut sieben Jahre alt, die auf nationale „Einheit" gerichteten Bestrebungen datiren eigentlich schon von den Tagen des Berliner Congresses, der die Theilung in ein Fürstenthum Bulgarien und eine autonome türkische Provinz Rumelien vorgenommen und damit auch schon die Agitation für „Vereinigung" der getretenen „Brüder" hervorgerufen hat. Das bulgarische „Up ewig ungedeelt" klang seither unausgesetzt und fand ein Echo in allen russischen politischen Kreisen. Der Vertrag von San Stefano stipulirte ein großes Fürstenthum Bulgarien, der Berliner Congreß vollzog die Theilung. Ob die Unterzeichner des Vertrages von Berlin wirklich glaubten, ein Werk auch nur von einiger Dauer zu schaffen? Ob sie von dem Entwickelungsgang der Dinge heute gar so sehr überrascht sind? Im Fürstenthum wie in Ostrumelien haben die Bestrebungen zur Vereinigung nie mehr geruht, das bulgarische Nationalgefühl ist wachgeblieben und hat sich immer mehr gestärkt, und das Losungswort „Bulgarien für die Bulgaren" ist bis in das letzte Bauernhaus gedrungen. Die Scheidewand, welche der Berliner Diplomaten-Congreß gezogen, galt als nicht vorhanden, der Verkehr zwischen Bulgarien und Rumelien auf allen Gebieten so intim, wurde systematisch politisch durch Mignetten von Politikern, deren Programm die Union war; aus Ostrumelien wanderten zahlreiche hochgebildete, durch ihren Verkehr mit Constantinopel, mit Europa in den Handelsplätzen erfahrene Männer nach dem Fürstenthume aus, sie bildeten, wie einstmals die lombardischen Emigranten in Piemont, den Mittelpunkt für die Unionsbestrebungen, breiteten hüben und drüben den Gedanken der Bulgaria unita aus und erhielten die Einheitsbewegung im Fürstenthum Bulgarien wie in Ostrumelien; Rußlands Einfluß unterstützte in den ersten Jahren diese Bewegung nachhaltig. In Bulgarien selbst, wie sehr sich auch die Parteien bekämpften und Conservative, Liberale und Radicale einander verfolgten, so viele von Regierungs- und Systemwechseln einander folgten, in dem Punkte, die Einigung mit allen Mitteln zu fördern, stimmten alle Bulgaren überein, und Fürst Alexander, der vor manchem kleinen Staatsstreich nicht zurückschreckt, war und ist in diesem Punkte ohnmächtig; er läßt sich von der Welle der nationalen Politik tragen, vielleicht nur deshalb, um die vielfachen, ihn zum Theil ignorirenden Parteien um seine Person zu einigen, sich mit der Erfüllung eines nationalen Programms auf seinem Fürstenstuhle zu befestigen. Der Einheitsgedanke stützt sich natürlich, wie das im Zeitalter der Nationalitäten-Politik und der historischen Individualitäten nicht anders möglich, auch auf nationale Traditionen, auf das Singen und Sagen vom alten herrlichen Bulgarenreiche, und schon sieht man das dritte mächtige Bulgarenreich entstehen, nachdem schon vor Jahren die Abiturienten in den Schulen das Wiedererstehen des Bulgarenreiches als officielle Schulaufgabe behandelt haben.

Man arbeitet eben nach beliebten Mustern, ja völlig nach der Schablone der „Befreiung vom türkischen Joche"! Ob man das Ziel auf einmal erreicht, oder stufenweise, man geht so vor wie Rumänien und Serbien. Auch diese hatten sich „befreit", mußten zunächst mit einem Theil des begehrten Gebietes vorlieb nehmen und unter der Oberlehnsherrschaft des Großherrn bleiben. Diese Phase glauben die Bulgaren überstanden zu haben und jenen zweiten Schritt unternehmen zu sollen. Auch die Mahnungen zur Ruhe und zur Achtung des Sultans und der Verträge wären glücklich überstanden; jetzt ist man dabei, eine vollendete Thatsache zu schaffen, die entweder Geltung behalten oder nur mit dem Schwerte der Türkei rückgängig gemacht werden kann. Das Letztere fürchten die Großmächte, einmal wegen der Bulgarian associties, dann aus Liebe zum Frieden!?!

Wann hätte auch die Türkei gegen irgend eine rebellische Bevölkerung vor dem Forum Europas Recht behalten? Man fällt ihr in den Arm, um den Brand zu localisiren — und an der ausgebrannten Stelle erhebt sich ein slavisches Königreich. Keine Zauberei! Man hält die Türkei von der Selbsthilfe ab, indem man ihr dafür ganz Europas diplomatische Hilfe zusagt, die sich gewöhnlich in einer allgemeinen Auftheilung türkischen Besitzes äußert.

Wer Augen hatte zu sehen, der sah die großbulgarische Bewegung wachsen, die Zollschranken zwischen Bulgarien und Ostrumelien fallen auf Kosten und trotz Einspruchs der Pforte, bulgarische Soldaten und ostrumelische Milizen, die gleichbewaffnet sind, fraternisiren, hörte gelegentlich auch Karawelow den bulgarischen Premier versichern, daß die Einheit nur mehr eine Frage der nächsten Zeit sei.

Digitized by Google

Gewiß, die Türkei hat ihre Rechte, und keine Macht kann ihr sie bestreiten. Sie darf z. B. die Balkanpässe überschreiten, in Ostrumelien Ordnung machen, die Rebellen zu Paaren treiben; sie könnte das eben geknüpfte Band zwischen Rumelien und Bulgarien zerschneiden, die Vereinigung aufheben; aber sofort würde man an einigen anderen Punkten Aufstände anzetteln, der Einmarsch der Türken brächte einen bulgarisch-türkischen Krieg, und der bliebe nicht auf Bulgarien beschränkt, ob Rußland officiell für Bulgarien, „die Vorhut Rußlands", Krieg führt, oder officiös, d. h. nur die Kampfmittel liefert. Die Türkei wird also einen Krieg auf dem Papier vorziehen, und der ist für sie auch weniger kostspielig. Sie wird auf der Conferenz der Mächte eine Anklage gegen Bulgarien richten, den Beweis liefern, daß der Tribut von Philippopel nicht einmal ordnungsmäßig gezahlt wurde, sich darauf berufen, daß die Verfassung Ostrumelien unter die aurorité politique et militaire directe des Sultans stelle und die Vertheidigung seiner Grenzen ihm übertrage, wie er ja auch den christlichen Gouverneur, dessen Generalsecretär und sämmtliche Stabsofficiere zu ernennen, die Directoren der Aemter zu bestätigen und das Recht der Begnadigung hat. Aber welcher Art Herrschaft war es, wenn alle Steuer-, Unterrichts-, Arbeits-, Handels-, Ackerbau-Gesetze, die Organisation der Verwaltung und Justiz der provinzialen Gesetzgebung vorbehalten waren? Die ganze Beamtenschaft war bulgarisch und russophil, das niedere Officiercorps bestand und besteht aus Russen. Die ganze Verwaltung war selbstständig, christlich, in Geist und Wesen antitürkisch. Der Provinz ein türkisches Haupt zu geben, verbot die Verfassung und der Berliner Friede. Die Türkei hatte durch das Sanctionsrecht einen vetoartigen Einfluß, sie hat ihn nicht geübt; wenn sie ihn einmal zu üben versuchte, wie in der Frage der Zurückberufung der geflohenen Mohamedaner, so beharrte sie nicht auf ihrem Rechte. War also der Charakter der Verwaltung ganz national, die Gesetzgebung selbstständig provinzial, das Land vom Einheitsgedanken durchwühlt, so begreift man, daß die Losreißung kein schweres Stück Arbeit, sondern ein Werk des Moments war. Schon 1881 war Alles zur Losreißung vorbereitet. Aber der Moment schien damals nicht günstig, weil Oesterreich und Rußland nicht jene Beziehungen hatten, die heute zwischen beiden Staaten herrschen, von denen die Bevölkerungen der Halbinsel, bald in Hoffnung, bald in Argwohn, sagen, wenn sie sich friedlich einigten, dann würde auch einmal eine friedliche Theilung verschiedener Gebiete der türkischen Herrschaft in Europa folgen und die „Befreiung" der Christen im Osten sich vollenden. Auch im letzten Maimonate d. J. wurde viel Staub aufgewirbelt von einer macedonischen Bewegung, die man gerüchtweise mit einem Vorstoße Oesterreichs in Zusammenhang brachte. Damals dementirte Herr von Kallay recht energisch jeglichen Actionsplan. Das war jedoch lange vor Kremsier und der ostrumelischen Revolution. Jetzt ist auch schon die Frage acut: „Welchen Einfluß hat die bulgarische Bewegung auf Macedonien?"

Austriacus.

Das Nationalitätenmosaik auf der Balkanhalbinsel.

Von Paul Dehn.

Was ist es, daß die Völker der Balkanhalbinsel beständig in Aufregung erhält und nicht zur Ruhe kommen läßt, so daß selbst der kleinste Putsch, ja sogar ein unbegründetes Gerücht Alles in eine gewisse Aufregung versetzt? Ist nicht für die Mehrzahl derselben ihr höchstes Ziel, von der türkischen Herrschaft und Verwaltung befreit zu werden, im Wesentlichen in Erfüllung gegangen? Sind sie nicht in bessere erträgliche Verhältnisse überführt und zum größten Theile in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit zu einer politischen Selbstständigkeit gebracht worden, welche noch die Väter des lebenden Geschlechtes kaum zu erträumen wagten? Sollten sie sich nicht in friedlicher Arbeit, in der Herstellung einer geordneten Verwaltung, in der Hebung ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit, also nach innen, zu consolidiren suchen, anstatt über ihre von der Diplomatie gesteckte Grenzen hinaus nach außen hin zu blicken und zu streben?

Um es kurz zu sagen: das, was die Balkanvölker seit ihrer Befreiung mehr oder minder bewußt anstreben: die nationale Einheit mit staatlicher Selbstständigkeit, wie sie sonst in Europa zu finden, ist ihnen noch nicht geworden und konnte ihnen auch nicht gewährt werden, weil die eigenthümlich verwickelten thatsächlichen Verhältnisse auch ohne das Eingreifen der hohen Politik der Verwirklichung dieses Bestrebens unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten.

Welches sind diese thatsächlichen Verhältnisse?

Es ist nicht leicht, den Mittel- und Westeuropäern in ihren national homogenen Bevölkerungsverhältnissen eine anschauliche Schilderung des Nationalitätengemisches zu geben, wie es in Südosteuropa allerwärts anzutreffen ist, von Prag an bis über Konstantinopel hinaus. Langsam vermannigfaltigt sich das nationale Nebeneinander. In Böhmen stehen nur zwei Nationalitäten gegen einander, in Ungarn bereits deren sechs, nämlich Magyaren, Deutsche, Slowaken, Ruthenen, Wallachen und Serbo-Kroaten, ungerechnet die polnischen, bulgarischen und italienischen Einstreuungen, und dementsprechend stellt sich das Sprachengemisch. In Galatz fand ich eine Apotheke in sechs Sprachen angekündigt: in rumänischer, bulgarischer, hebräischer, griechischer, deutscher und französischer Sprache. In den Küstenstädten erreicht das Gemisch seinen Höhepunkt. Bei einer Wanderung durch die kleine rumänische Hafenstadt Constanza (früher Küstendsche) mit 3000 Einwohnern traf ich Rumänen, Bulgaren, Türken und Tartaren, Russen, Polen, Ungarn, Griechen, Armenier, polnische und spanische Juden, Zigeuner und außerdem Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener. In Konstantinopel traten dazu noch Araber, Kurden, Perser, Albanesen ꝛc. Ein Jeder spricht seine Nationalsprache, entweder ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise, eine jede Nationalität lebt und wohnt für sich abgeschlossen. Es findet keine Vermischung statt, vielmehr empfindet man gegenseitig Abneigung, Argwohn, Haß, selbst Verachtung, die Ergebnisse Jahrhunderte langer, blutiger, unglücklicher Kämpfe um das nationale Dasein, um Haus und Weib und Leben.

So mannigfaltig wie in den Hafenplätzen ist im Innern der Balkanhalbinsel das Nationalitätenmosaik nun allerdings nicht; aber es ist doch noch verschiedenartig genug und, was die Hauptsache ist, staatlich so schwierig zusammenzufassen und dazu so unglücklich zusammengefaßt, daß die Hoffnung auch nur der zahlreicheren Stämme auf nationale Vereinigung mit staatlicher Selbstständigkeit vorerst nicht verwirklicht werden kann.

Auf der Balkanhalbinsel, begrenzt im Norden durch Rumänien und Oesterreich-Ungarn, ausschließlich dieser Staaten, doch einschließlich Bosniens und der Herzegowina, leben in runder Zahl etwa 13 Millionen Menschen, welche sich gruppiren lassen einmal nach ihrem Staatsverbande und sodann nach ihrer nationalen Zusammengehörigkeit und zwar wie folgt:

nach Staatsangehörigkeit		nach der Nationalität	
Bulgarien u. Ostrumelien	mit 2,8 Mill.	Bulgaren	mit 4,5 Mill.
Serbien	„ 1,5 „	Serben	„ 2,4 „
Griechenland	„ 1,9 „	Griechen	„ 2,1 „
Unmittelbare Türkei	„ 5,0 „	Türken	„ 1,6 „
Bosnien, Herzegowina	„ 1,4 „	Albanesen	„ 1,6 „
Montenegro	„ 0,2 „		

Hiezu treten noch bei den Serben und Albanesen bemerkenswerthe Unterschiede des religiösen Bekenntnisses, denn es gibt sowohl Serben als Albanesen römisch-katholischen, griechisch-orthodoxen und mohamedanischen Bekenntnisses.

Es bestehen demnach auf der Balkanhalbinsel sechs Staatengebilde, wie sie von den europäischen Mächten nach Erwägungen der hohen Politik geschaffen worden sind, und fünf an Zahl und Zusammenhang hervorragende Nationalitäten, wobei die verstreuten wallachischen, jüdischen, zigeunerischen, armenischen und europäischen Elemente hier nicht berücksichtigt wurden, weil bei ihnen von politischen Bestrebungen keine Rede ist. Wären jene sechs Staaten nun derart abge-

Digitized by Google

grenzt, daß sie im Großen und Ganzen die zusammengehörigen Nationalitäten umschlössen, so wäre die erste Grundlage friedlicher Zustände und Entwickelung geschaffen. Das ist aber keineswegs der Fall.

Da sind zuerst die Bulgaren, sie fanden sich in drei, ja in vier Staaten zerstreut, in Bulgarien und Ostrumelien als Stock der Bevölkerung, im türkischen Macedonien ebenfalls überwiegend, endlich vorwiegend auch in Neu-Serbien, in den Bezirken von Wranja, Leskowatz, Pivot und Nisch, wo fast gar keine Serben wohnen. Früher oder später werden die Bulgaren sich in einem nationalen Staat zusammenfinden, was ihnen Europa auf die Dauer nicht weigern kann, und dann wird es sich bitter rächen, daß man rein bulgarische Bezirke an Serbien gab.

Erheblich schwieriger wird es für die Serben und Kroaten sein, sich staatlich zu consolidiren. Außerhalb Oesterreich-Ungarns wohnen auf der Balkanhalbinsel etwa $2^1/_2$ Millionen Serben, etwa $1^1/_4$ Mill. in Serbien selbst, $^1/_4$ Mill. in Montenegro, 1 Mill. in Bosnien und der Herzegowina, dazu in Oesterreich-Ungarn noch $3^1/_4$ Mill. Serben und Serbo-Kroaten, namentlich in Slavonien, Kroatien, Küstenland und Dalmatien. Mit $5^3/_4$ Mill. wären die Serben zahlreicher als die Bulgaren; allein sie sind nicht nur staatlich, sondern auch confessionell zersplittert (in Römisch-Katholische, Griechisch-Orthodoxe und Muselmännische), und in unabsehbarer Ferne steht der chauvinistische Traum eines Groß-Serbien oder Groß-Kroatien zwischen Donau, Drau und Adria. Dazu die thörichte Politik des Königreichs Serbien, nach Süden, nach Kossowo-Polje (zu deutsch Amselfeld), nach dem sogenannten Alt-Serbien zu wollen, wo vor Jahrhunderten zwar Serben wohnten, aber nach der blutigen Schlacht auf dem Amselfeld mit den Oesterreichern verdrängt wurden, wo jetzt waffengeübte mohammedanische Albanesen sitzen und in blutigen Kämpfen ihren Besitz vertheidigen werden. Nicht nach dem Osten und Südosten, wo Bulgaren wohnen, und nicht nach dem Süden, wo Albanesen vorwiegen, nach Südosten, wo Albanesen vorherrschen, nicht nach Gebieten ohne serbische Bevölkerung sollte man im Königreich Serbien gewisse nationale Vergrößerungsgelüste lenken, sondern, wenn man denn schon einmal mit dem Feuer spielen will, nach Gegenden mit serbischer Bevölkerung, nach dem Westen. Da steht freilich Oesterreich-Ungarn auf der Wacht, im Interesse seiner serbischen Provinzen, im Interesse der Freiheit des Weges nach Saloniki, und Serbien wird also auch dorthin Frieden halten müssen.

Am weitesten vorgeschritten in der Bildung eines nationalen Staates sind die Griechen, doch sollte dieses Land, um seine wirthschaftliche Consolidirung nicht aufs Neue und bedenklicher als je zu stören, vorerst auf weiteren Gebietszuwachs, insbesondere auf die ihm im Vertrage von San Stephano verheißenen Grenzen, vorerst verzichten. Auf Saloniki, welches weder eine serbische, noch bulgarische, noch griechische, noch türkische, sondern eine spanische Judenstadt ist, wird Griechenland wohl für immer seine Ansprüche fahren lassen müssen, ebenso auf Konstantinopel.

Verhältnißmäßig am erfreulichsten und natürlichsten vollzieht sich die Entwickelung der Dinge bei den Albanesen, welche zwar tapfer und wild, aber nicht räuberisch, vielmehr wirthschaftlich productionsfähig und consumtionsfähig sind. Gegen die türkische Herrschaft, wie gegen ihre Nachbarschaft, haben sie allezeit, trotz der Dreitheilung des Glaubensbekenntnisses, geschlossen und wacker zusammengehalten und sich eine gewisse Selbstständigkeit inmitten ihrer Berge zu erhalten gewußt. Wenn auch für sie einst die Zeit staatlicher Selbstständigkeit gekommen sein wird, werden sie, wie ehedem, eine föderative Republik bilden.

Und die Muselmänner? Es sollen ihrer noch $1^1/_2$ Millionen in Europa sein, hauptsächlich in Konstantinopel selbst, in den Städten Rumeliens und Macedoniens und in Bosnien. Allein ihre Zahl nimmt fortgesetzt ab, sie wandern aus, von dem Innern der Balkanhalbinsel nach Kleinasien, sie vermindern sich durch Mangel an Geburten, sie sterben aus. Was dann aus Süd-Rumelien, was aus Konstantinopel werden soll, aus dieser gefährlichen Stadt, welche mit ihrer Eigenart bisher noch alle ihre Eroberer, auch die wildesten und stärksten, gebändigt und erschlafft hat — darüber mögen kommende Geschlechter streiten und entscheiden. Vom wirthschaftspolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet, läge beiläufig die Umwandelung Konstantinopels zu einer freien Stadt nicht im Interesse Deutschlands, welches wünschen und darauf hinarbeiten muß, daß auf der Balkanhalbinsel ein starker, productionsfähiger und consumtionskräftiger Staat oder Staatenbund als sein wirthschaftliches Ergänzungsgebiet erstehe und daß bis dahin die zusammenhaltende Oberhoheit des türkischen Reiches unterstützt werde.

An der beständigen Unruhe und Aufregung in den Balkanländern trägt das bestehende Nationalitätenmosaik, welches mit seinem Nebeneinander sich noch fortgesetzt verschärft und keineswegs abschwächt, die Hauptschuld, zunächst deshalb, weil es mit den neuen Staatengebilden nicht in Einklang gebracht worden ist, was aus verschiedenen Gründen nicht möglich war. Das letzte Ziel der Balkanvölker, die staatliche Selbstständigkeit auf Grundlage der nationalen Einheit, kann auch in absehbarer Zeit nicht völlig erreicht, von den Mächten vorerst nicht gewährt werden, aus Gründen, welche in den angedeuteten thatsächlichen Verhältnissen und hochpolitischen Rücksichten liegen. Es ist daher Europa genöthigt, die Staaten und Völker der Balkanhalbinsel beständig zu überwachen, bis sie sich politisch und national arrondirt und consolidirt haben, und es ist die nothwendige Ueberwachung mit größter Aufmerksamkeit zu üben, da dieser Prozeß mit überraschender Schnelligkeit und mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich geht.

Ultima Thule.

Von Gustav Weisbrodt.

Die afghanische Frage oder was man die afghanische Frage nennt — ist oder scheint gelöst: definitiv ausgetragen ist sie nicht. Man hat sie einstweilen mit Compromissen nothdürftig überkleistert, aber der Zusammenstoß der beiden Riesenmächte, der jetzt noch abgewendet worden, wird, wir möchten sagen mit Naturnothwendigkeit, erfolgen, und welche von ihnen auch als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen mag, kein großer Schlag wird in Central-Asien geführt werden, der nicht in Europa widerhallt und sich in Europa fühlbar macht. Ein Staat von der Bedeutung Rußlands kann und wird nicht ruhen, bis er sich, wenn Constantinopel ihm versagt bleibt, in anderer Richtung den freien Zutritt zum offenen Meer, der großen Heerstraße des Fortschritts, erkämpft hat. Wann und wie, das gehört der Zukunft an, deren Reich uns verschlossen ist, aber wenn das Werdende keine Spur hat, das Gewordene hat Zeichen und drückt sie weisend unserem Wege auf.

Vorläufig haben wir die zahllosen Phasen der afghanisch-russischen Grenzregulirung vor uns vorüberziehen sehen, wir haben eine Zeit lang hindurch den Augenblick nahe geglaubt, wo die Waffen diese Regulirung vollziehen würden, und wir dürfen jetzt den friedlichen Austrag der noch vorhandenen Differenzen für gesichert halten. Aber, ob auch die brennende afghanische Frage zunächst zur Ruhe gebracht worden, die größere central-asiatische Frage, von welcher sie nur ein Theil, lebt fort, und ihre dereinstige Lösung, die wohl aufgehalten, aber nicht verhindert werden kann, wird die halbe Welt mit Trümmern überdecken.

Es ist deshalb Zeit, von einer Arbeit Notiz zu nehmen, in welcher der österreichische Generalmajor Haymerle, der Bruder des zu früh dahingegangenen Ministers des Auswärtigen, derselbe, der als Militär-Attaché der Botschaft in Rom die „Italicae res“ geschrieben, mit einer Fülle von Kenntnissen und Geist die Natur der central-asiatischen Frage erforscht und in ihre Zukunft hineinleuchtet. Die Arbeit nennt sich: „Ultima Thule“.

Wir wollen weder der geographischen und ethnographischen, noch der streng militärischen Einleitung ins Detail folgen: wir treten sofort in medias res ein.

Welches sind die Ziele Rußlands? Die Existenz des

Digitized by Google

Testaments Peter's des Großen mag noch so fragwürdig sein, aber die Thatsache darf man als zweifellos betrachten, daß Rußland feststehende politische Ziele verfolgt, und diese Ziele sind aus seiner ganzen und namentlich aus seiner neuesten Geschichte deutlich herauszulesen. Bleibe es dahingestellt, ob Rußland nur seinen bisherigen colossalen asiatischen Besitz sichern und entwickeln und an einer im Süden dieses Besitzes abgesteckten ethnographischen Grenze Halt machen will, oder ob es, mittelst einer Eisenbahn durch Persien bis an den Persischen Meerbusen das offene Meer zu erreichen gedenkt, oder ob es zuerst Persien sich vollständig anzugliedern und von da aus durch Klein-Asien sich auf Constantinopel, das ihm, Oesterreich in der Flanke des strategischen Defilés zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer, auf der europäischen Seite nicht erreichbar, zu stürzen beabsichtigt, oder endlich ob es nichts Geringeres im Auge hat, als die englische Macht in Asien ganz zu zertrümmern und die Erbschaft des Monopols des englischen Handels anzutreten — darüber mögen Andere streiten: das Eine ist sicher, daß nach allen Richtungen hin Rußland daran arbeitet, eine „große Kette zu schmieden, welche der englischen Machtstellung in Asien um den Hals geworfen werden und sie vom Leben zum Tode bringen soll." Mit seiner gegenwärtigen Küsten-Entwickelung und mit den gegebenen Auslaufpunkten seines Handels kann es sich nicht begnügen. Die Häfen des Bothnischen, Finnischen und Riga'schen Meerbusens sind regelmäßig vom November bis in den Mai, die arktischen Häfen noch länger zugefroren, selbst der Hafen von Odessa ist nur neun Monate hindurch eisfrei; im Schwarzen Meer erschweren zudem heftigst auftretende Stürme und zahlreiche Klippen und Untiefen die Schifffahrt; die Ostsee endlich wie das Schwarze Meer kann durch eine, hier von den Dardanellen, dort östlich des Kattegats kreuzende feindliche Flotte mit leichtester Mühe gesperrt werden, und es ist also für Rußland eine Lebensfrage, ein offenes Meer zu gewinnen, an dessen Küsten es sich militärisch und handelspolitisch unbehindert etabliren kann. Das Mittelländische Meer ist dieses Meer nicht: besäße Rußland auch den Bosporus und die Dardanellen, so stände es immer erst am Mittelländischen Meere und würde dort den festen Positionen Englands auf Cypern, Malta und Gibraltar begegnen. Das Meer, das es braucht und nach dem es strebt, kann nur der Indische Ocean sein, der, mit mächtigen Einbuchtungen tief in den asiatischen Continent eindringend, Arabien und Persien, Belubschistan, Vorder- und Hinter-Indien, also alle jene reichgesegneten Länder bespült, die mit den Ueberlieferungen uralter Cultur und Religion geheimnißvoll in die Gegenwart hineinreichen und die nahezu unerschöpflichen köstlichsten Schätze bergen.

Die nächste Etappe zum Indischen Ocean ist für Rußland der Persische Meerbusen. Militärisch hätte es dort wenig gewonnen, denn eine englische Flotte, wenn sie sich vor die Straße von Ormus legte, könnte, wie die Ostsee und das Schwarze Meer, auch den Persischen Meerbusen sperren, aber es stände doch schon mit seinem Handel am Weltmeer, und der Handel und die Kaufleute waren — das zeigt die Geschichte von der Gründung Karthagos durch die Phönicier an bis zur Besitzergreifung des Amur-Gebietes durch die Russen — von jeher die Pioniere der militärischen und financiellen Macht des Staats. Damit aber Rußland sich am Persischen Meerbusen dauernd festsetzen kann, muß Persien erst russisch werden: Rußland kann seine maritime Stellung nicht auf die bloße Gastfreundschaft und auf die schwankende Politik einer jedem fremden Einfluß zugänglichen Regierung stützen.

Ist die Gewinnung des offenen Meeres für Rußland eine Lebensfrage, so kann es an seinen dermaligen asiatischen Grenzen nicht stehen bleiben, und wo es auch über sie hinausstrebt, stößt es auf die englische Macht. Der Kampf ist ein Kampf um die Handels-Oberherrlichkeit in Asien: einzelne Eroberungs- und Religionskriege ausgenommen, haben sich alle großen Kriege um Handels-Interessen bewegt. Rußland kann aber den Krieg nicht an den Indus tragen, so lange Afghanistan selbstständig ist oder unter englischem Einfluß steht: Afghanistan, durch welches die zwei Haupt-Einbruchslinien nach Indien führen, muß also unterworfen werden. Was Rußland auf dem politischen Felde thut, thut es ganz. Den günstigen Zeitpunkt abwarten, dann aber ohne Zaudern vorgehen, nicht mit halben Maßregeln sich abgeben — das ist die russische Taktik. Rußland wird England an den Quellen seiner Macht aufsuchen, und diese liegen in Indien.

Im Vortheil ist England nicht, so lange seine Politik, wie bisher, eine lediglich abwehrende ist, so lange es sich bloß darauf beschränkt, Rußland vom Meer und von der unmittelbaren Nachbarschaft Indiens abzuhalten: immer und unter allen Verhältnissen ist Der im Vortheil, der positive Ziele verfolgt. Das Wenigste, was England zu thun hat, ist, daß es seine Defensive offensiv führt, daß es nicht länger in der falschen Sentimentalität verharrt, welche es abhielt, zu einer Zeit, wo Rußland vom orientalischen Kriege erschöpft war, das besiegte Afghanistan ganz und für immer unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Aber der günstige Augenblick wurde versäumt, und wer weiß, ob er wiederkehrt. Rußland muß vorwärts, und es wird vorwärts gehen. Ein Staat, der Alles in sich trägt, was bei menschlichen Gebilden an Kraft zu denken, und der über elementare, wenn auch theilweise noch latente, Gewalten verfügt, wird sich auf die Dauer nicht vom großen Weltverkehr absperren lassen. Die Mittel der russischen Politik sind drastischer als die der englischen. Rußland droht nicht, es handelt, und für Den, auf welchen sein gewaltiger Arm niederfällt, gibt es Nichts als unbedingte Unterwerfung. Hat es aber die Unterwerfung beendet, dann kommt die Organisirung, die, wie primitiv auch nach europäischen Begriffen, doch für asiatische Verhältnisse vollständig ausreicht. Turkmenien, Chiwa, Buchara, Samarkand und Kokan, in die russische Provinz „Turkestan" umgetauft, führen den asiatischen Völkerschaften die unermeßliche Macht Rußlands vor Augen.

Wenn man auf der Karte sieht, daß Rußland mit seinen asiatischen Territorien den ganzen Norden dieses Continents in einer ununterbrochenen Ausdehnung von 130 Längen-Graden einnimmt, wenn man weiß, daß das europäisch-asiatische Rußland ein zusammenhängendes Areal von 400 000 geographischen Quadratmeilen umfaßt, dessen äußerster Süden (am Ararat) vom höchsten Norden (bei Kola) 700 Meilen, dessen äußerster Westen (bei Kalisch) vom asiatischen Ost-Cap 2500 geographische Meilen in der Luftlinie entfernt ist, wenn man sich vor Augen hält, daß es über ein Heer von 2 Millionen Menschen gebietet, wenn man endlich erwägt, daß dieses ungeheure Reich und diese ungeheure Macht von einem einheitlichen Willen nach feststehenden Zielen geleitet wird, dann wird der erste Eindruck der sein, daß keine Macht der Erde ihm zu widerstehen im Stande ist. Aber derselbe colossale Raum, der es so furchtbar erscheinen läßt, ist in gewissem Sinne seine Schwäche. Was an lebendem und todtem Material auf den jeweiligen Kriegsschauplatz zu schaffen, bedarf einer unverhältnißmäßig langen Zeit, und sowohl die topographische Beschaffenheit des Landes als sein Klima, sowohl die wenig civilisirte und dünn gesäete Bevölkerung, als der Mangel jeglicher Industrie für die Bedürfnisse des Heeres, endlich die den Operationsraum durchziehenden ungeheuren Steppen und Wüsten mit dem daraus sich ergebenden Mangel an Wasser und Verpflegungsmitteln, alle diese Verhältnisse sind wesentlich beschränkend für eine rasche und sichere Kriegführung. Die Basis Rußlands in einem Angriff auf Indien liegt in dem Raum zwischen dem Kaspischen Meer, Chiwa-Merw und Buchara mit südlicher Front, aber die Ernährung dieser Basis im Großen ist doch nur vom europäischen Rußland aus zu bewerkstelligen, und dieses große Reservoir liegt am äußersten rechten Flügel der Basis, die Verbindung außerdem ist noch wenig entwickelt und kann eben so oft durch das Klima als durch die noch keineswegs ganz gebändigten umwohnenden Stämme unterbrochen werden; für die Eisenbahnen, wenn sie dereinst gebaut sein sollten, ist, namentlich zur Zeit der Winterfröste und der Sommerdürre, nicht einmal der Wasservorrath, den die Locomotiven bedingen, gesichert, und am Ende ist es auch mit Eisenbahnen überhaupt noch nicht gethan, denn die Truppen können von ihnen doch nur bis zu einem bestimmten Punkt befördert werden und müssen dann zu Fuß weiter. Aber auch die Topographie des Kriegsschauplatzes verhindert die Verwendung überwältigend großer Truppen-

Digitized by Google

massen. Durch die bisherigen militärischen Erfolge Rußlands in Asien darf man sich nicht blenden lassen, denn es kämpfte dort immer nur mit kleinen Aufgeboten (selten über 10 000 Mann), noch dazu von wenig Schulung. Daß Rußlands Flotte, zumal sie sich in die Ostsee- und in die Schwarze Meer-Flotte theilt, der englischen nicht gewachsen, brauchen wir nicht zu betonen, nur den Kaperkrieg könnte Rußland mit Vortheil führen, denn seine Handelsflotte bietet den Engländern zu Repressalien nur 4000 Schiffe, während die englische Handelsflotte 26 000 Schiffe zählt, darunter 5000 Dampfer. Die englische Flotte gibt freilich auf dem central-asiatischen Kriegsschauplatz nicht die Entscheidung: sie kann wohl, die Dardanellen forcirend oder mit Genehmigung der Pforte, in das Schwarze Meer einlaufen und dort Odessa einäschern, Poti und Batum bombardiren, aber einen dieser Plätze den Russen dauernd zu entreißen, das vermag sie Angesichts der beträchtlichen Streitkräfte in der Nähe nicht. England ist in Central-Asien auf den Landkrieg angewiesen, und dieser dreht sich in erster Linie um Afghanistan. Hält Afghanistan treu zu ihm, so wird Rußland seine jetzigen Grenzen in Central-Asien nicht zu überschreiten im Stande sein; stellt sich aber, aus irgend einem Grunde, Afghanistan an die Seite Rußlands, so kann England den Krieg in und um Afghanistan nicht führen, sondern muß seine eigene Position am Indus vertheidigen, und diese Vertheidigung, wenn sie sich auch direct auf den Indus basirt, wird nicht als passive Vertheidigung *hinter* dem Fluß, sondern, mit der Möglichkeit offensiven Vorgehens, *vorwärts* desselben ins Werk zu setzen sein, sonst würde der Indus nicht lange vertheidigt werden können.

Die Befestigung des Indus selbst, der von oberhalb Attok bis zu seiner Mündung (mit den Krümmungen eine Strecke von 230 Meilen) schiffbar ist, eine Breite von 160 bis 530 Fuß und eine Tiefe von 9, 12 und 15 Fuß hat (zwischen Attok und Karabagh 180 Fuß), wird nur durch gruppenweise Anlagen von Offensiv-Brückenköpfen an den den einzelnen Angriffsrichtungen entsprechenden und durch die Gebirgs-Debouchés deutlich vorgezeichneten Punkten des Flusses mit einzelnen befestigten Zwischenpunkten durchzuführen sein, aber der aus der Länge der Linie für die Vertheidigung sich ergebende Nachtheil kann erst als ausgeglichen betrachtet werden, wenn Shikapur und Attok (die Eisenbahn Shikapur-Lahore-Attok macht einen riesigen Umweg) durch eine im Bereich des linken Ufers laufende Bahn auf dem kürzesten Wege verbunden sind.

Die Engländer sind am Indus in derselben Lage, wie die Deutschen am Rhein, wenn auch der Indus viel länger als die deutsche Rheinstrecke und das anliegende Terrain ein anderes ist als das Rheinthal; es würde also der Fluß Festungsgruppen erhalten, es würde eine Kanonenboot- und Torpedo-Flotille organisirt werden und es würden die wichtigen Gebirgspässe durch permanente, weder zu beherrschende noch zu umgehende Forts gesperrt werden müssen; vielleicht wäre es sogar von großer politischer Bedeutung, der indischen Bevölkerung durch eine umfassende Befestigung der Grenze die Sicherheit ihres Landes zu verbürgen. Eine derart befestigte Indus-Linie würden die Russen, auch mit Unterstützung der Afghanen, schwerlich zu forciren im Stande sein. Wohl hat Rußland, wenn das Kriegsglück es auch nur bis *an* den Indus führt, einen bedeutenden Theil seines Programms verwirklicht, es wird dann das Wort jenes russischen Generals erfüllt sein: „Wir müssen vorwärts, immer vorwärts, bis Ordnung auf Ordnung stößt", und die Engländer werden schließlich einen modus vivendi concediren müssen, der die Ausbeutung Asiens zwischen den Baumwoll-Fürsten von Manchester und den Kaufleuten von Nischni-Nowgorod theilt, aber die Macht Englands wird dadurch nicht gebrochen. Ein Volk, welches einen Bacon, einen Locke und einen Reid, einen Newton, einen Ferguson, einen Faraday, einen Humphrey Davy und einen Darwin, einen Smith und einen John Stuart Mill, einen Hume, einen Gibbon, einen Carlyle, einen Macaulay, einen Shakespeare, einen Milton, einen Dryden, einen Pope und einen Byron, einen Walter Scott und einen Bulwer gezeugt, ein Volk, welches großgezogen und beherrscht wurde von Königen wie Elisabeth und Wilhelm von Oranien und von Staatsmännern wie Chatam, Burke, Fox, Pitt, Peel, Palmerston und Disraeli, ein Volk, welches die Fahne der Freiheit und der Aufklärung allen Völkern der Neuzeit vorangetragen und in den fernsten Welttheilen die Macht seiner Civilisation erprobt hat, ein Volk, welches mit seinen Entdeckungen und Erfindungen in erster Reihe steht und dessen Dichter und Philosophen den höchsten menschlichen Empfindungen den edelsten Ausdruck gegeben, ein Volk, welches selbst vor einem Napoleon sich nicht gebeugt, sondern ihm 20 Jahre hindurch die Stirn geboten und ihn endlich an das Felsen-Eiland St. Helena geschmiedet, ein Volk endlich, welches erfüllt ist von diesen glorreichen Traditionen und dessen Jugend aufwächst in der Atmosphäre unsterblichen Ruhmes und in dem Glauben an den Stern des Vaterlandes — ein solches Volk geht nicht so bald zu Grunde. England hat schon schwierigere Krisen als die jetzige siegreich bestanden, es hat auch aus der tiefsten Erniedrigung, die ihm kaum noch die Geltung einer Macht zweiten Ranges gelassen, sich wieder aufgerafft und zählt, weil es Tapferkeit mit Reichthum, Freiheit mit Ordnung glücklich zu vereinigen weiß, noch immer zu den ersten Nationen der Welt.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Morgen der Shakespeare-Forschung.

Von Hermann Isaac.

Unter den mannigfachen Graden geistiger Erkrankung gibt es, wie bekannt, ganz harmlose mentale Affectionen localer Natur, unter denen die betroffene Persönlichkeit für alle ihr obliegende Verrichtungen des Lebens vollkommen dispositionsfähig bleibt und mit Ausnahme einer kleinen verkümmerten Stelle in ihrem geistigen Organismus in der That durchaus gesund ist. Solch ein Mensch gleicht einem stattlichen Gebäude, das irgendwo einen unbedeutenden, nur bei näherer Prüfung sichtbaren Riß hat; einem klangvollen Instrument, an dem eine einzelne Saite verstimmt ist; einem complicirten Maschinenwerk, das mit unveränderter Präcision und Energie seine Bestimmung erfüllt, auch nachdem sich ein winziges, Nebenzwecken dienstbares Rädchen gelöst hat.

Auch in den Reihen der wissenschaftlichen Arbeiter kommen Erscheinungen einer solchen partiellen Erkrankung vor, die mit Dem, was man im gewöhnlichen Leben eine „fixe Idee" nennt, die allergrößte Aehnlichkeit haben. Uns Allen sind Fälle in der wissenschaftlichen Literatur bekannt, wo Jemand den staunenswerthesten Scharfsinn aufgewandt hat, um etwas Unmögliches zu beweisen. Das mag hingehen, wenn dunkle, der Aufklärung bedürftige Gebiete in Frage kommen, die als solche direct zur Hypothesenbildung herausfordern; es wäre natürlich zu weit gegangen, jede unglückliche, unerweisliche Hypothese auf eine geistige Erkrankung des Finders zurückführen zu wollen. Wenn aber Jemand unumstößlich beglaubigte historische Thatsachen als nicht vorhanden betrachtet und an die Stelle ganz klarer, bekannter Verhältnisse eine Hypothese setzt, die jenen Thatsachen gegenüber absolut hoffnungslos ist: dann mag er im Uebrigen ein umsichtiger Hausvater, ein gewandter Advocat, ein tüchtiger Staatsbürger sein — er ist doch Patient; die Krankheit, an der er leidet, ist die *Hypothesensucht*.

Man denke sich eine Zeit, Jahrhunderte später, wo die Lebensumstände Schiller's nicht mehr allgemein bekannt sind wie heute und die Kenntniß der Quellen für seine Biographie nur noch im Besitz weniger Fachleute, wenn auch Allen erreichbar ist. Nun läse Jemand zufällig nach einander die Werke von Schiller und Fichte, entdeckte darin eine Reihe von gedanklichen Parallelismen und käme auf Grund derselben zu der abenteuerlichen Vermuthung, daß die beiderseitigen Werke vielleicht nur *einen* unter zwei Namen auftretenden Urheber hätten; ließe sich auch durch die Untersuchung der das Gegentheil beweisenden Quellen nicht abschrecken, sondern schriebe ein dickes Buch zur Begründung der Hypothese, daß *der*

Digitized by Google

Philosoph Fichte Schiller's Dramen geschrieben habe — so könnte er vielleicht bei der allgemeinen Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse einige Anhänger erwerben, die Kundigen würden aber nicht umhin können, einen solchen Menschen als von einer fixen Idee besessen darzustellen.

Ein weit hergeholtes Beispiel, wird man sagen — aber nur solange man nicht weiß, daß in den letzten Jahrzehnten 255 Schriften und Bücher verfaßt worden sind über die Frage, ob der Philosoph, Physiker und Staatsmann Bacon Shakespeare's Dramen gedichtet habe; daß sich im vorigen Jahre in London eine Gesellschaft, „the Baconian Society", gebildet hat mit dem ganz speciellen Zwecke, den Dichter Shakespeare als mythisch aus der Welt zu schaffen; daß die Frage seitdem auch in Deutschland allen Ernstes discutirt wird, und daß in diesem Jahre eins der Hauptwerke für die Bacon-Theorie ins Deutsche übersetzt worden ist: „The Shakesperean Myth", verfaßt von dem Amerikaner Morgan. Wäre das Letztere nicht geschehen — eine im Auslande grassirende Krankheit hätte uns über die Empfindung eines stillen Beileides hinaus nicht erregen können; wie sie unter den betreffenden klimatischen und biologischen Verhältnissen entsteht, muß sie auch im Lande selbst curirt werden. Da sie aber in diesem Falle einen entschieden contagiösen Charakter gezeigt hat, müssen wir auch bei uns die erforderlichen sanitären Vorkehrungen treffen.

Wir wollen zur Ehre der deutschen Gebildeten annehmen, daß wir der überwiegenden Mehrzahl derselben etwas Neues sagen mit der Mittheilung, daß die Bacon-Theorie schon 30 Jahre alt ist. Die Entdeckerin derselben war eine amerikanische Dame, Miß Delia Bacon. Sie wies zuerst mit Entrüstung die Annahme von sich, daß ein so „unwissender Bursche" wie Shakespeare die unter seinem Namen gehenden Dramen verfaßt haben könnte: die Verfasser seien ein „Conclave von Höflingen und Gelehrten" gewesen, zu denen auch Bacon gehört habe, und diese hätten mit ihrer Schöpfung keineswegs einen einseitig künstlerischen Zweck im Auge gehabt, sondern in ihnen eine tiefe „politische Philosophie" niedergelegt vermittelst einer Art von poetischer Geheimschrift, zu welcher der Schlüssel im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen sei. Miß Delia's divinatorischem Genius war es vorbehalten, diesen Schlüssel wieder aufzufinden; nicht zufrieden damit, wollte sie Das, was die Welt als „wirblichte und irre Worte" verlachte, documentarisch beweisen; denn ihr prophetischer Geist hatte ihr enthüllt, daß der Schlüssel zu der Geheimlehre noch jetzt handschriftlich existire, verborgen — im Grabe Shakespeare's. Feuereifrig, wie Entdecker zu sein pflegen, war sie mittellos nach England, nach Stratford übergesiedelt, hatte sich unter furchtbaren Entbehrungen längere Zeit dort aufgehalten, um Anhänger für ihre Doctrin zu werben und das Grab des vermeintlichen Dichters zu öffnen. Aber das Mißtrauen, der Hohn der gedankenlosen Menschheit hatte sie unverrichteter Sache zurückgetrieben, sie war gestorben an „gebrochenem Herzen". Wir fügen zur Steuer der Wahrheit und zur Charakteristik dieser beklagenswerthen Persönlichkeit hinzu, daß der Ort, an dem sie „gebrochenen Herzens" starb, ein Irrenhaus war; denn es ist wohl unmöglich, eine so schwindlige Theorie mit einem derartigen Ende ihrer Verkünderin nicht in causalen Zusammenhang zu bringen.

Miß Delia Bacon hat ihre Lehre in einem ungeheuren Bande niedergelegt, dessen Titel zu nennen zwecklos wäre, da er zwar nicht vergriffen, sondern unberührt in das ruhmlose Massengrab der Maculatur gesunken ist. Die Bedeutung dieser Leistung kann nicht besser bezeichnet werden, als durch die Worte Hawthorne's: „Es war das Schicksal dieses merkwürdigen Buches, daß es niemals mehr als einen einzigen Leser gehabt hat" — es war ein „genialer" junger Mann seiner Bekanntschaft. Appleton Morgan erzählt uns, daß er „sich an diese schwierigste Lectüre gemacht" habe — hat er sie vollendet, so mag er es der Welt verkünden; denn wer sich durch solchen Urwald von Unsinn mit leidlich heiler Haut hindurchgehauen hat, der hat wenigstens ein Anrecht auf Unsterblichkeit erworben — als Verrichter einer Herkules-Arbeit. Im Uebrigen begnügen sich die Baconianer damit, etwa wie die Gelehrten des Mittelalters Plato gegenüber, mit ehrfurchtsvoller Scheu zu sprechen von der unergründlichen Tiefe, der unfaßbaren Erhabenheit dieses Buches — mit sieben Siegeln, einen kurzen Journal-Artikel aber, den ihre „Sibylle" leider auch verfaßt hat, praktisch zu verwenden.

Der nichtfachmännische Leser wird vermuthen, daß eine Theorie, die sich vor unseren Augen so ostentativ entfaltet, doch wohl einen festeren Standpunkt haben muß als den weichen Boden einer solchen Schrift, der Ausgeburt eines kranken, wahnbesessenen Hirns; die Zeugnisse für die dichterische Thätigkeit Shakespeare's müssen wohl spärlich und zweifelhaft sein, wenn man die letztere überhaupt bestreiten, die Gründe für Bacon's Autorschaft neu und gewichtig, wenn man ihn an Shakespeare's Stelle zu setzen wagen darf. Daß nun aber genau das Gegentheil der Fall ist, daß eine stattliche Zahl authentischer zeitgenössischer Zeugnisse für Shakespeare's Dichtergröße existirt, während kein Satz, kein Wort aus jener Zeit von dem dramatischen Dichter Bacon spricht, darin documentirt sich für jedes ungetrübte Auge die — nervöse Degeneration, der die Verfechter einer solchen Theorie verfallen sein müssen. Ihr Verfahren hat in der That nichts mit wissenschaftlicher Strenge, mit der gesunden Logik gemein. Nur eine inzelnes, schlagendes Beispiel. In einem Gedicht jener Zeit heißt es:

Du Seele unsrer Zeit, kamst sie zu schmücken
Als unsrer Bühne Wunder und Entzücken! . . .
Du bist ein Monument auch ohne Grab,
Du lebst in Deinem Werk, solang die Weisen
Geist haben, Dich zu lesen und zu preisen . . .
Und wußtest Du auch wenig nur Latein,
Noch weniger Griechisch, ist doch Größe Dein,
Davor selbst der gewalt'ge Aeschylus,
Euripides, Sophokles sich beugen muß.
Sie aus der Gruft möcht' ich heraufbeschwören,
Deines Kothurns erhabnen Schritt zu hören.
Voll Stolz war Rom, voll Uebermuth Athen —
Sie haben Deines Gleichen nicht gesehn.
Triumph, Britannia! Du nennst ihn Dein eigen,
Dem sich Europas Bühnen alle neigen.
Nicht bloß für unsre Zeit er lebt: für immer!
Noch standen in der Jugend Morgenschimmer
Die Musen, als er wie Apollo kam
Und unser Ohr und Herz gefangen nahm.
Stolz war auf seinen schaffenden Verstand
Selbst die Natur, trug freudig sein Gewand,
So reich gesponnen und so fein gewoben,
Daß sie seitdem nichts andres mehr mag loben . . .
Strahl' fort, Du Stern der Dichter, strahl' hernieder,
Erhebe die gesunkne Bühne wieder,
Die trauernd und in Nacht bärg' ihr Gesicht,
Blieb Deiner Werke ewiger Tag ihr nicht.

Diese Verse könnten heute geschrieben sein — so vollkommen ist in ihnen die Größe Shakespeare's erfaßt — verriethe nicht jene pedantische Anspielung auf die geringe classische Bildung des Dichters den eitlen, eifersüchtigen Humanisten. Es ist der Nachruf, den Ben Jonson, der intimste Freund Shakespeare's, für die von zwei anderen Freunden und Standesgenossen, Heminge und Condell, veranstaltete erste Gesammt-Ausgabe seiner Werke (1623) dichtete. Wie ist es nun möglich, dieses vereinte Zeugniß von Männern, welche mit Shakespeare Jahre hindurch in der engsten Berührung lebten und als Dichter und Schauspieler an seinen Schöpfungen das größte persönliche Interesse nehmen mußten,*) denen er, wenn sie ihn bei der Arbeit trafen, manche eben fertig gewordene Scene vorgelesen haben wird, zu entkräften? Vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, der historischen Wissenschaft ist es unmöglich; aber Morgan würde nicht Baconianer sein, wenn so kleine logische Unebenheiten ihm

*) Heminge und Condell wissen in ihrer Widmung sogar zu berichten — was auch von Ben Jonson in einem anderen Passus über Shakespeare bestätigt wird, daß er in all seinen Dichtungen nie eine Stelle ausstrich — das heißt, sagt Herr Morgan: Shakespeare war ein sorgfältiger Rollen-Copist!

Digitized by Google

Schwierigkeiten bereiteten. Morgan sagt: Wenn Bacon Gründe hatte, als Verfasser der Dramen seinen Namen hinter dem Shakespeare's zu verstecken, so hatte er auch alle Veranlassung, diese Mystification nicht bekannt werden zu lassen; entweder also wußten diese Leute — und natürlich auch alle andern Zeitgenossen, die Shakespeare als großen und berühmten Dichter preisen — nichts von dem Betruge, oder wenn sie davon wußten, verheimlichten sie ihn aus materiellem Interesse: Ben Jonson war ein armer Teufel, der seine Stücke an den Theaterdirector Shakespeare losschlug und Geld von ihm borgte, und die Schauspieler waren von ihm abhängig — auch noch 7 Jahre nach seinem Tode?! Nun führt er noch eine andere Stelle an, in welcher der als verbittert, launenhaft und neidisch bekannte Freund die Dichtungen Shakespeare's herabsetzt, übersieht aber dabei geflissentlich, daß diese wiederum ein authentisches Zeugniß für die dichterische Thätigkeit desselben enthält.

Aber Shakespeare hat ja doch selbst zwei größere Gedichte seinem Gönner Southampton dedicirt, die wird er doch wahrscheinlich selbst geschrieben haben! Mit nichten, sagt Herr Morgan; es gab im damaligen England nur einen Mann, der schamlos genug war, so schlüpfrige Gedichte auf seinen Namen zu nehmen, nur einen Peer, der solche Poesie zu protegiren wagte. — Also Bacon schämte sich, daß er „Venus and Adonis“ und „The Rape of Lucrece“ geschrieben hatte; er schämte sich aber nicht, sie drucken zu lassen und sie einem hochstehenden Manne — unter einem Pseudonym! — zu dediciren. Und Shakespeare, eine Art von literarischem Packträger, bekam ein kleines Douceur und empfand einen cynischen Stolz, in den Augen der Welt für den Verfasser so schlimmer Gedichte zu gelten. — Par nobile fratrum! — — Ja, Herr Morgan — in der „Gegenwart“ darf man auch Amerikaner apostrophiren — das kommt davon, wenn man über Dinge und Zeiten schreibt, die man nicht kennt. Denn es ist unmöglich, daß Sie diesen Ausspruch hätten thun können, wenn Sie sich nur ein wenig in der Literatur jener Periode umgesehen hätten; schon eine gründliche Lectüre Shakespeare's hätte Ihnen eine ganz andere Meinung von den damaligen sittlichen Anschauungen beibringen müssen. Es ist bezeugt — wo? und von wem? müßte Derjenige, der über Shakespeare schreibt, wissen —, daß „Venus and Adonis“ eine Lieblingslectüre von Alt und Jung war und zwar deshalb, weil das Gedicht trotz seiner Ueppigkeit durch Zartheit und Anmuth weit über das niedrige und widrige Niveau der damaligen Unterhaltungs-Literatur emporragte.

Shakespeare hat auch autobiographische Sonette gedichtet, die er nach dem Zeugniß eines durchaus glaubwürdigen Zeitgenossen im intimen Freundeskreise circuliren ließ; hier spricht er unter Anderem von der Verachtung, die seinem Stande zu Theil wird. Soll nun Bacon nicht bloß den Namen, sondern die ganze Persönlichkeit Shakespeare's übernommen, soll der Jurist sich als dem Schauspielerstande angehörig gedacht haben? Wie stellt sich die Bacon-Theorie zu diesen authentischen Urkunden? — Herr Morgan wird denken: zur rechten Zeit schweigen ist auch eine Kunst.

Wie aber sind denn die Baconianer darauf gekommen, Shakespeare als Betrüger hinzustellen? weshalb soll er denn nicht seine Dramen selbst geschrieben haben? Man mag das Morgan'sche Buch von Anfang bis zu Ende durchlesen, man findet viel haltloses Geschwätz, das immerfort bis zur äußersten Ermüdung wiederholt wird — wie hätte sonst der Band zu Stande kommen können? — etwas, das einem verständigen, der Widerlegung würdigen Grunde ähnliche sähe, nicht. Oder ist das etwa ein Grund, wenn Morgan uns auf ca. 100 Seiten klar zu machen sucht, daß das großartige, allseitige Wissen, das in den Dramen niedergelegt ist, wohl im Besitz Bacon's, aber nicht Shakespeare's sein konnte? Weshalb denn nicht, Herr Morgan? Auch Ihnen ist es nicht an der Wiege gesungen worden, daß Sie einmal philologische und literarhistorische Studien machen sollten; die Natur hatte Sie offenbar zum Advocaten bestimmt. Und Sie haben sich doch auf dem Gebiete der Shakespeare-Forschung Ihre hübschen Kenntnisse erworben, vermöge deren Sie im Stande sind, einen stattlichen Band wenigstens quantitativ zu füllen. Wenn Sie sich nun einen unendlich viel größeren, vielseitigeren Geist als Ihren eigenen denken — ein Genie — weshalb sollte ein solches sich nicht in der kurzen Spanne eines Menschenlebens eine das ganze Menschenleben umfassende Bildung erobern können, die nichts mit Ihrem lückenhaften, zufällig und kritiklos zusammengerafften Wissen gemein hat? Weshalb sollte Bacon ein Genie gewesen sein und Shakespeare nicht? — Er stammte aus einer zu ungebildeten Familie. — Der Genius besiegt die Hindernisse, die anderen Menschen verhängnißvoll werden. — Er war selbst so ungebildet, daß er seinen Namen zu verschiedenen Zeiten verschieden schrieb. — Die Sache ist nicht ganz sicher, Herr Morgan. Aber wenn es so wäre, so kann nur die Ignoranz ein Zeichen von Unbildung darin sehen; wer nur einen einzigen alten Druck aus jener Zeit in Händen gehabt hat, weiß, daß die allergebildetsten Leute ein Wort in dieser Zeile so, in der nächsten anders schrieben; daß das bewußte Streben nach einer einheitlichen Orthographie ein Kennzeichen reiferer Literatur-Epochen ist; diese literarhistorische oder philologische Elementarkenntniß geht Ihnen somit ab. — Es gab damals noch keine größeren Büchersammlungen, und wenn es welche gab, standen sie dem ersten besten Theaterdirector gewiß nicht offen. — Hand aufs Herz, Herr Morgan! Wissen Sie, ob es damals Bibliotheken in London gab oder nicht? — Es gab welche und sie werden dem Freunde hoher Adliger offengestanden haben; aber Sie wissen das nicht. Sie stellen sich unter dem Jahrhundert Shakespeare's ein Zeitalter vor, in welchem „die Gelehrten noch in Klöstern lebten“; in welchem man, wenn man die Alten studiren wollte, sich theure und seltene Handschriften verschaffen mußte. Sie scheinen thatsächlich nicht zu wissen, daß Heinrich VIII. vor Shakespeare gelebt hat und daß die Buchdruckerkunst im 15. und nicht im 17. Jahrhundert erfunden worden ist; daß jene Zeit kein dringenderes Bedürfniß haben konnte, als nach Vervielfältigung der Classiker und nach Latinisirung der Griechen für die des Griechischen Unkundigen. Sie haben überhaupt keine Ahnung von dem großartigen Geistesfrühling des Abendlandes, den man die Renaissance nennt, von dem heißen Wissensstreben, von dem Glanz der künstlerischen Leistungen, von der hochentwickelten Urbanität und der ganzen durchgeistigten Schönheit des Lebens in jener Zeit. Ja, Shakespeare hätte der „Bauernbursche“, der „Schlächterjunge“, der „Saufaus“, der „Stratforder Taugenichts“, den Sie so gern aus ihm machen möchten, wirklich gewesen sein müssen, wenn er in dieser von einem göttlichen Hauche belebten Zeit seine unvergleichlichen Gaben hätte verkümmern lassen und nicht entwickelt hätte zur Freude aller kommenden Geschlechter.

Wie aber ist man auf Bacon verfallen. Wie ist es möglich gewesen, in diesem kaltsinnigen Denker, diesem geschmeidigen, rechnenden Höfling, diesem schurkischen Charakter den Repräsentanten von Shakespeare's warmer, schöner Menschlichkeit zu finden? — Zehn Morgans können diese eine naheliegende Frage eines einzelnen Verständigen nicht beantworten. — Herr Morgan will einige dunkle Stellen aus Briefen an und von Bacon so verstanden wissen, als ob sie auf seine heimliche Beschäftigung mit der Dichtkunst anspielten. Gesetzt den Fall, wir wären so freundlich, ihm das zuzugeben, so können wir doch den Verzicht auf die in uns gelegte Denkfähigkeit nicht so weit treiben, mit ihm als erwiesen zu betrachten, daß diese geheimen Dichtungen Shakespeares Dramen waren. — Ferner hat eine Mrs. Pott in einem für die Baconianer allein epochemachenden Werke einige Hundert fragwürdiger Parallelstellen aus den Schriften Shakespeare's und Bacon's zusammengestellt und damit den unmöglichen Beweis, daß die Sonne der Mond ist, glänzend erbracht zu haben geglaubt. Die Rücksicht, die man mit Damen gern nimmt, kann man Männern nicht erweisen: wenn Herr Morgan ein Buch über literarische Verhältnisse jener Zeit schreibt, verlangen wir von ihm das Wissen, daß es damals keinen Schutz und keine Achtung des geistigen Eigenthums gab. Wollten wir auf dem von Mrs. Pott betretenen Wege fortschreiten, so könnten wir auch beweisen, daß ein Einzelner der Verfasser der zahllosen lyrischen Gedichtsammlungen jener Zeit sei: so ähnlich sind sie

Digitized by Google

sich alle in Gegenständen, Gedanken, Bildern, Wendungen, Worten.

Herr Morgan ist glücklicherweise in die Shakespeare-Literatur so weit eingedrungen, daß er zugestehen muß: die Zeitgenossen Shakespeare's haben ihn für den Dichter der unter seinem Namen bekannten Dramen gehalten. Da er aber von Natur für seine Theorien prädisponirt ist, so ist es ihm nicht gegeben, das Selbstverständliche einzusehen: daß, wenn es möglich war, an den Zeitgenossen einen so colossalen Betrug auszuüben, es nachlebenden Geschlechtern um so unmöglicher sein wird, ihn aufzudecken. Selbst wenn aber die Urkunden, nach denen die Baconianer vergeblich ausschauen, gefunden werden sollten, so würde jeder ernsthafte Mann viel eher geneigt sein, diese Urkunden als Falsificate zu betrachten, als eine so ungeheuerliche Mystification für möglich zu halten.

Daß es in Deutschland Männer gibt, die mit der Wissenschaft in hinlänglich morganatischer Ehe leben, um Morgan's Bücher in unser liebes Deutsch übertragen zu können, müssen wir bedauern. Derartigen Männern wollen wir nicht versäumen, zum Schluß noch so ein kleines Morgan-Nüßchen zum Knacken zu verabreichen. In einem letztjährigen Hefte von „Shakespeariana"*) wendet sich Morgan an die englische Nation und fordert sie auf, eine lang versäumte Pflicht endlich zu erfüllen, die Gebeine ihres größtes Sohnes auszuscharren und ihm eine seiner würdige Ruhestätte zu bereiten. — Die Herren werden natürlich denken, Bacon sei gemeint — nun, sie sind ja an logische Ueberraschungen gewöhnt — Herr Morgan spricht von dem in Stratford begrabenen berüchtigten Wilddieb, Trunkenbold, Libertin, Geizhals und Betrüger, dem Theaterdirector Shakespeare, der gegen Geld und gute Worte seinen Namen für die von Bacon verfaßten Dramen hergab, der aber dennoch gleichzeitig Britannias „größter Sohn", d. h. also der Verfasser der Shakespeare'schen Dramen ist. Herrn Müller-Mylius, der in Journal-Artikeln den Verkünder und gleichsam die Morgenröthe dieses Morgan gespielt, der schließlich diese neue Sonne der Shakespeare-Forschung in einer von stattlicher englischer Sprachkenntniß**) zeugenden Uebersetzung über unser Land heraufbeschworen hat, ihn fordern wir auf, seinen Heros vor dem Hohngelächter des gemeinen gesunden Menschenverstandes zu retten und den Nachweis zu unternehmen, daß die Shakespeare'schen Dramen sowohl ausschließlich von Bacon als auch ausschließlich von Shakespeare geschrieben sind. — Das ist die Aufgabe des Herrn Müller-Mylius; wir Andern aber, die wir „conservativ" den Gesetzen der alten, beschränkten Logik folgen, noch nicht kalifornisch denken gelernt haben, wir dürfen nach den amüsanten Stunden, die er uns bereitet hat, diesem Herrn Morgan — wenigstens für Deutschland! — eine freundliche gute Nacht! wünschen.

*) Da kein Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß diese Gattung von Shakespeare-Forschern liest, was über Shakespeare geschrieben wird, so sei in ihrem Interesse hinzugefügt, daß „Shakespeariana" eine amerikanische Monatsschrift von der allem Irdischen anhaftenden gemischten Güte ist, die neben vielen tüchtigen Mitarbeitern auch Männern wie Morgan Aufnahme gewährt.

**) S. die Kritik von Prof. Zupitza im „Literaturblatt".

Düntzer's Goethe-Abhandlungen.

Besprochen von Ernst Ziel.

Man hat der wissenschaftlichen Thätigkeit des Cölnischen Literaturforschers oft genug — und meistens sehr mit Unrecht — professorliche Kleinlichkeitskrämerei und schulmeisterliche Pedanterie vorgeworfen; man hat behauptet, Düntzer verwechsele vielfach das lebensvolle Eingehen auf Geist und Wesen unserer Dichter mit einer todten Registermacherei, die geistige Beurtheilung von Dichterpersönlichkeiten und Dichtwerken mit einer inhaltsleeren Notizenjägerei, die lediglich auf die Aufbauschung zufälliger Außendinge im Leben unserer Literaturheroen hinauslaufe. Wie wenig Wahres an dieser Insinuation, das erhellt augenfällig aus der neuesten Veröffentlichung unseres gelehrten Literarhistorikers, dem soeben erschienenen ersten Bande seiner „Abhandlung zu Goethe's Leben und Werken" (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag [Ernst Hoppe]). Es ist wahr, das Register- und Notizenartige, das in der Düntzer'schen Darstellungsweise mitunter hervortritt, gibt ihr häufig ein archivarisches und chronikales Gepräge, aber stets dient dieses bei Düntzer als Beleg oder Beweisstück zur Aufhellung oder Richtigstellung eines bisher dunklen oder mißdeuteten Moments im inneren oder äußeren Leben unserer Dichter oder im Organismus dieses oder jenes Dichtwerkes. Wer sich der lichtgebenden Resultate der Düntzer'schen Untersuchungen freuet, aber sich sträubt, die oft umständlichen und reizlosen Wege mitzugehen, die zu diesen Resultaten führen, der ist ein sonderbarer Schwärmer: er will den Zweck, aber er scheuet die Mittel. Es ist klar: wo es gilt, die Linien und Fäden aufzuweisen, die aus den Lebensdaten eines Autors in Gemüth und Geist desselben wie in die Werkstätte seines künstlerischen Schaffens hineinführen, da ist ein methodisches Rechnen mit biographischen Aeußerlichkeiten, ein umständliches Buchen, Wägen und Vergleichen unerläßlich, und da geht es denn freilich nicht ab ohne oft recht nüchternes und farbloses Hantieren mit Kalenderzahlen und Geschlechtsregistern, mit scheinbar geringfügigen Stellen aus Briefen und Büchern u. s. w. Aber gerade in der streng wissenschaftlichen Beweisführung aus der Logik der Thatsachen heraus liegt die Hauptkraft der Düntzer'schen Methode wie ihr eigenthümlicher Reiz, und bei den wichtigen und oft so überraschend interessanten Ergebnissen, zu denen die Untersuchungen unseres Gelehrten führen, darf man ihm wohl die todten Stellen und Lagunen zu Gute halten, welche seine oft genug auf trockene und nüchterne Auseinandersetzungen nothwendig angewiesene Darstellung allerdings hier und da aufzuweisen hat.

Diejenigen, welche in dem wackern Düntzer nichts als einen literarhistorischen Registrator und Notizensammler erblicken, dürften eine Handhabe zur Begründung ihres höchst einseitigen Urtheils wohl nur in einem einzigen Aufsatze des sehr verdienstlichen Buches finden: in der Abhandlung „Charlotte Buff und ihre Familie". Die langathmigen genealogischen Mittheilungen über die Geschwister Charlottens und deren Nachkommen sowie über deren eigene Descendenz athmen in ihrer im Grunde doch ziemlich interesselosen Ausführlichkeit allerdings etwas wie Schwüle der Ermüdung, welche den in Sachen der Form feinfühligen Leser überall da befällt, wo es einem Autor nicht gelungen ist, seine Materie aus ihrer unorganischen Stofflichkeit in lebensvolle Anschaulichkeit und Rundung umzusetzen.

Das in allen seinen Theilen auf eingehenden und umfassen Studien beruhende Buch enthält außer der soeben erwähnten Abhandlung noch die Aufsätze: „Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg", „Gretchen", „Goethe's Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern" und „Minna Herzlieb und Goethe's ‚Wahlverwandtschaften'" — Arbeiten, die zum Theil bereits früher in verschiedenen Zeitschriften zum Abdruck gelangten und hier in mehr oder weniger eingreifender Neubearbeitung vorliegen.

Wie der Essay über Charlotte Buff und ihre Familie dem bereits feststehenden Bilde von Goethe's Lotte neue schätzenswerthe Züge hinzufügt, und zwar besonders soweit es sich um ihre späteren Familienverhältnisse handelt, so eröffnen auch die sich mit Gretchen, Johanna Schopenhauer und Minna Herzlieb beschäftigenden Artikel uns tiefe und interessante Einblicke in Leben und Seele der drei ausgezeichneten Frauengestalten und enthalten somit, namentlich auch in Folge mannigfacher Aufklärungen und Berichtigungen, überaus dankenswerthe Beiträge zu dem Capitel: Goethe und die Frauen.

Als der bedeutsamste und reichhaltigste unter den gesammten Aufsätzen dieses Bandes muß wohl der über Johanna Schopenhauer bezeichnet werden. Düntzer stützt sich in den hier gemachten Mittheilungen über die eigenartige Frau und ihre Beziehungen zu dem Olympier von Weimar in erster Linie auf eine lange Reihe in seinen Besitz gelangter Briefe

Digitized by Google

der Schopenhauer an ihren Sohn, den berühmten Philosophen, und füllt damit eine bisher peinlich klaffende Lücke im Leben Goethe's aus, welche in den Winter 1806 bis 1807 fällt. Die unserm Literarhistoriker vorliegenden Briefe beleuchten das Verhältniß Goethe's zur Frau Schopenhauer und ihren Kindern bis zum Frühling 1808; für die spätere Periode aber, bis zum Tode Johanna's, hat Düntzer sich besonders in den Mittheilungen Gwimmer's, den Briefen Adele Schopenhauer's an ihren Bruder Arthur und an Goethe, sowie in der Correspondenz der Frau Schopenhauer mit Karl von Holtei reich fließende Quellen zu eröffnen gewußt. Der hochinteressante Aufsatz wirft ein helles Licht auf die reinen und schönen Beziehungen, welche unser Dichter in einer für ihn unerfreulichen und drückenden Zeit mit der aus Hamburg nach Weimar verzogenen Frau Schopenhauer unterhielt; seine Heirath mit der Vulpius hatte ihn in der Weimarschen Gesellschaft nahezu vereinsamt, und besonders die Frauen des Hofes und der höheren Kreise waren es, welche bemüht waren, ihm aus den verspäteten Myrthen Christianens einen stachlichen Dornenkranz zu flechten. In dieser Stimmung fand Goethe, nach Verständniß dürstend, in den bescheidenen Abendgesellschaften der seltenen und geistvollen Frau aus dem Norden, die mit ungeheuchelter Begeisterung zu ihm aufblickte, Trost und Erholung. Düntzer hat es verstanden, die markante Eigenart und schlichte Poesie, welche den in den Schopenhauer'schen Abendgesellschaften versammelten Kreis bedeutender Menschen kennzeichnete, und den wohlthuenden Einfluß, den dieser Kreis auf Goethe ausübte, in lichtvoller Plastik hinzustellen; er hat damit einen werthvollen Beitrag zum Leben unseres großen Dichters geliefert.

In den Essays über Charlotte Buff und Johanna Schopenhauer werden der Goethe-Forschung neue und zum Theil hochbedeutsame Quellen erschlossen. Um ganz Anderes handelt es sich in den Aufsätzen über Gretchen — das Gretchen aus „Dichtung und Wahrheit" ist gemeint — und Minna Herzlieb, welche beide vorwiegend kritisch-polemischer Natur sind. Die Untersuchungen über Gretchen wenden sich ihrem Hauptinhalte nach gegen Scherer's Behauptung, Goethe's Frankfurter Jugendgeliebte sei identisch mit jenem Mädchen, welches der junge Leipziger Student in einem Briefe (vom 1. October 1766) an seinen Freund Moors mit dem bloßen Anfangsbuchstaben W. bezeichnet und von der er dort in einem fast verächtlichen Tone spricht. Im Widerspruch mit dieser Behauptung Scherer's erblickt Düntzer in der W. das oft erwähnte „Trauerspielmädchen", dessen Goethe einen Monat nach seiner Abreise von Frankfurt in einem Briefe an Riese gedenkt, und gelangt zu der Ansicht, daß wir zwar Gretchen's Namen nicht kennen, daß aber Goethe's Darstellung seines Verhältnisses zu ihr in den wesentlichen Zügen nicht weniger auf Wahrheit beruhe, wie die von seiner Liebe zu Käthchen, Friederiken, Lotten und Lilli und daß es ein Act der Willkür sei, wenn Scherer diese W. der lieblichen Gestalt von Goethe's Jugendliebe in entstellender Weise unterschiebe. Er führt seine Untersuchung mit Umsicht und Schärfe, leider aber nicht ohne einen gewissen, oft ins Persönliche fallenden Ton der Gereiztheit gegen Scherer. Seine Beweisführung läßt wohl keinen Zweifel zu, daß eine Identificirung der W. mit Gretchen allerdings auf einer Reihe von Trugschlüssen beruht.

Polemisirt der Aufsatz über Gretchen gegen Scherer, so richten die vier Artikel über Minna Herzlieb ihre Spitze gegen die einschlägigen Arbeiten von Adolf Stahr, von einem Anonymus der „Preußischen Jahrbücher", von Hermann Grimm, von August Hesse und von Fr. von Hohenhausen und gipfeln im Wesentlichen in dem Nachweis, daß von einer dauernden leidenschaftlichen und tieftragischen Liebe Goethe's zu Minna Herzlieb, für welche man die Beweisgründe aus den „Sonetten" und dem Ottilien-Charakter der „Wahlverwandtschaften" hernehmen wollte, gar nicht die Rede sein kann. Düntzer kommt in seinen feinsinnigen und geistreichen Darlegungen zu dem Endresultat: Goethe habe zwar vermuthlich eine kurze Zeit hindurch eine feurige Regung für die liebreizende Züllichauerin genährt, sei ihr aber alsdann nur mit ruhiger Herzlichkeit zugethan gewesen; er habe sie in einigen seiner Sonette gefeiert, einzelne ihrer Züge seiner Ottilie verliehen und ihr stets eine innige Zuneigung bewahrt. Die mit dem Aufwand schneidiger Kritik geschriebenen vier Aufsätze dürften für die Beurtheilung Minna Herzlieb's in vieler Beziehung eine abschließende Bedeutung haben.

Von hohem Interesse endlich ist das Bild, welches Düntzer in seiner umfangreichen Abhandlung von dem Freundschaftsbunde Goethe's mit dem Reichsgrafen Friedrich Leopold von Stolberg entwirft. Es kam ihm dabei, wie er ausdrücklich erklärt, nicht auf genaue Darstellung aller Einzelheiten an. Den Kernpunkt des höchst fesselnden Artikels bilden vielmehr lichtvolle Mittheilungen über die bekannten Aufreizungen Klopstock's gegen Goethe und über die daraus resultirende gegenseitige Entfremdung unseres Dichters und Stolberg's, die endlich in den „Xenien" zu völligem Bruche gedieh. Es wird uns hier ein Freundschafts- und Feindschaftscapitel im Lebensbuche Goethe's aufgeschlagen, das, wie der Verfasser sehr richtig andeutet, gerade heute, wo die „halbe Heiligsprechung" Stolberg's und die ganze Verdammung Goethe's von Seiten der katholischen Kirche so eifrig betrieben wird, die Bedeutung einer actuellen Richtigstellung hat, welche an der Hand der Thatsachen ein vielfach verkanntes Verhältniß kritisch beleuchtet und Goethe dabei in das Licht der Sympathie aller gerecht Urtheilenden stellt.

Die Düntzer'schen „Abhandlungen" bereichern die Goethe-Literatur mit überaus werthvollen Beiträgen und erwecken in dem verständnißvollen Leser den Wunsch, dem vorliegenden ersten Bande möge sich die Fortsetzung in nicht allzu ferner Zeit anschließen. Zu erwarten haben wir von dieser Fortsetzung, laut Vorwort, Aufsätze über Goethe's Beziehung zur Stadt Cöln, über seine politischen Dichtungen, über die „Stella", über den „Satyros" und über das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern".

Zur Geschichte der Reformation.

Von Bruno Gebhardt.

Bis zum Erscheinen von Ranke's grundlegendem Werke „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (die erste Ausgabe 1839—47) schien die Behandlung und Darstellung dieser Epoche eine Domäne der Theologen zu sein. Offensiv von katholischer Seite, apologetisch von protestantischer, im siebenzehnten Jahrhundert Maimbourg und Seckendorf, im neunzehnten Döllinger einerseits und die zahlreichen protestantischen Werke, unter denen das von Ph. Marheinecke hervorragt, andererseits wuchs die Literatur über diesen Zeitabschnitt ins Unermeßliche, ohne daß eine wirkliche historische Auffassung, unbeeinflußt von der dogmatischen oder kirchenpolitischen Controverse, erwuchs. Ranke's Buch trat in diese Lücke und füllte sie sofort meisterhaft aus. Es sind Jahre seit seinem ersten Erscheinen verflossen, eine Fülle urkundlichen Materials, kritischer Untersuchungen hat seitdem Erkenntniß und Verständniß dieser Periode deutscher Geschichte gefördert, aber jeder, der an diesen Gegenstand der Forschung herantritt, ist genöthigt und verpflichtet, das Fundament, auf dem er weiterbauen will, aus Ranke zu entnehmen. Nach Auffassung und Urtheil, nach Gruppirung und Darstellung bleibt das Werk des Altmeisters der eiserne Bestand der deutschen und auch ausländischen Historiographie, und was bei einem bewußt durchgeführten Gegensatz gegen Ranke entsteht, das hat Jedem, der sehen kann und sehen will, Janssen gezeigt.

Auf diesen Gedankengang führt uns das hübsche Buch von Gottlob Egelhaaf, dessen Titel*) dem des Ranke'schen gleichlautet, und dessen Verfasser mit freudiger Bewunderung gesteht, wieviel er dem Meister verdankt.

Der Ausgangspunkt der reformatorischen Bewegung war rein dogmatisch: die Ablaßfrage ohne Rücksicht auf ihre praktische Ausbeutung durch die Kirche bildete den Inhalt der

*) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin 1885.

Digitized by Google

95 Thesen, die ersten Kämpfe Luther's und seiner Gegner drehten sich um diesen Gegenstand. Im Fortgange des Streites treten dann auch die kirchenpolitischen Reformfragen hinzu, und es läßt sich genau der Moment bezeichnen, in dem der Reformator mit diesen Dingen bekannt wurde; aus Hutten's Schriften und aus den Verhandlungen, Beschwerden und Flugblättern des Augsburger Reichstags (1518) ersah er, wie die kirchliche Theorie und die kirchliche Praxis eng zusammenhingen, wie letztere auf erstere gestützt zu den unerträglichsten Mißbräuchen führte. Mehr denn 100 Jahre zuvor waren diese Klagen über die Aussaugung des deutschen Volkes durch die Curie erhoben worden, nie hatten sie geruht, nie geschwiegen, aber nie auch waren sie abgestellt worden, jetzt war auch dafür die Zeit gekommen. Die dogmatische Controverse griff fürs erste in die Kreise der Bildung; Humanisten, auch der älteren Richtung, und Geistliche nahmen für und wider die kirchliche Ablaßtheorie Stellung. Als aber Luther seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" in die Massen hineinwarf, als auch der Ungebildetste aus dem Volke nun belehrt wurde, wo Grund und Quelle alles Uebels lag, da war die Bewegung aus einem Pfaffenstreit — Papst Leo selbst sah den Kampf zuerst ja bloß als einen solchen zwischen Augustinern und Dominikanern an — zur Sache des deutschen Volkes geworden, „das kirchliche und nationale Element durchdrangen sich" und zu ihnen trat das sociale. Möge die tendenziöse Geschichtschreibung die Stellung des deutschen Bauernstandes vor der Reformation noch so rosig schildern, eine Reihe von socialen Aufständen, die vor dem Jahre 1517 stattgefunden hatten, beweist hinreichend, daß tiefe Schäden vorhanden waren, die das Volk nur auf gewaltsamem Wege heilen zu können glaubte. Als jetzt von Luther die „Freiheit eines Christenmenschen" verkündet wurde, wo sollte in den auf Erlösung von drückendem Joche harrenden Schaaren die Mäßigung vorhanden sein, um diese Lehre in den Grenzen, die der Reformator selbst gezogen hatte, aufzufassen und festzuhalten? Ein gewaltiger Sturm brauste durch Deutschland, aus den Tiefen empor stieg der Wehruf der geknechteten Menschheit, der vierte Stand erhob sich zum Kampf gegen alle weltliche und geistliche Gewalt, gegen alle natürlichen und historischen Einrichtungen. Maßlos auf der Seite der Bauern, maßlos auf der Seite der Herren ward dieser Kampf geführt und zum Segen für die Zukunft Deutschlands siegte die Cultur über die Uncultur. In diesem Augenblicke wurde aber die reformatorische Sache aus einer Angelegenheit des ganzen Volkes bis zur tiefsten Schicht hinab eine Angelegenheit der besseren, gebildeten Stände und lenkte in das Fahrwasser der Politik ein. Wie der ungestörte Fortgang und die Ausbreitung des Protestantismus von politischen Einflüssen abhing, so war für den Anschluß an die neue Kirche bei Vielen die politische Erwägung maßgebend, und die Sache des Glaubens ward, nicht im Sinne der Reformatoren, je länger, je mehr ein Object des politischen Handels. Die äußeren Verhältnisse erwirkten den der reformatorischen Sache günstigen Reichstagsabschied zu Speier (1526), sie zwangen den Kaiser dem Nürnberger Religionsfrieden beizustimmen (1532), rein politische Erwägungen lenkten Moritz von Sachsen in seinem für den Protestantismus so verhängnißvollen Auftreten und führten den Augsburger Religionsfrieden herbei, in dem die Keime schwerer Kämpfe und namenlosen Unglücks für das deutsche Volk lagen.

Welch' anderen Gang hatte die Bewegung doch genommen, als ihr Urheber je gedacht haben mag! Luther war gewiß eine allezeit kampffrohe Natur und unerschrocken und muthvoll im Bewußtsein seiner guten und gerechten Sache; aber als er von hinnen schied, muß sein Blick trübe in die Zukunft gerichtet gewesen sein, denn er sah die Flamme, die er geschürt, zu hellloderndem Brande werden und sein deutsches Volk davon erfaßt. Luther war weder der „theure Gottesmann" noch der leichtsinnige Mönch, der, um seinen Lüsten zu fröhnen, den Abfall von Rom begonnen hat. Stark in der Liebe und stark im Haß, ein Mensch mit gewaltigen, großen Gaben des Geistes und des Herzens, aber auch mit einer diesen Gaben entsprechenden Leidenschaftlichkeit, ein Mann, dessen Licht hoch und weit hervorleuchtet, der aber auch nicht des Schattens entbehrt, selbstständig, energisch und doch beeinflußt von Strömungen der verschiedensten Art. Der alte Satz, daß jede Zeit das Product der vorhergehenden Zeiten, daß Jeder auch der Größte ein Kind seiner Zeit und somit auch ein Erbe der Vergangenheit sei, wird an hervorragenden Persönlichkeiten der Geschichte immer deutlicher, je klarer ihr Sein, Denken und Handeln sich entwickelt. Und so steht auch Luther nicht isolirt, sondern als Mittelpunkt einer Reihe von Geistern, die ein Band umschlingt, eine Strömung durchläuft, und so steht auch sein Werk nicht isolirt, sondern im Zusammenhang mit Ideen, die lange vorher wirksam waren und bis auf den heutigen Tag fortwirken. Alle Gegensätze, die sich im Laufe der Jahrhunderte gegen die römische Kirche herausgebildet hatten, schienen in ihm vereint und lebendig geworden zu sein, und so gab es auch in der Entwickelung seiner theologischen Anschauungen eine kurze Periode, in der jener sich den uralten Ideen der Waldensergemeinden näherte. Luther schritt bald darüber hinaus, und im Gegensatz zu ihm versuchten andere Männer jenen Ansichten Geltung zu verschaffen. Die Versuche mißglückten an ihrer eigenen Maßlosigkeit, aber die Gedankenkreise, aus denen sie hervorgingen, verschwanden nicht. Die Continuität in der Entwickelung dieser von der Kirche stets als ketzerisch verfolgten, stillen Gemeinden nachzuweisen, hat Keller in seinem Buche „Die Reformation und die älteren Reformparteien"*) versucht. Es ist unleugbar ein genial concipirtes Werk, das mit großer Gelehrsamkeit und scharfsinnigem Forschen die oft unmerklichsten Spuren verfolgt und allerdings vielfach nur hypothetische Zusammenhänge aufweist. Das Resultat, welches das Keller'sche Werk bietet, ist geradezu erstaunlich: in den Waldensern hat sich das apostolische Christenthum rein und lauter erhalten und aus den Gemeinden dieser „Brüder", wie sie sich selbst nannten, geht eine Strömung, die durch sechs Jahrhunderte verfolgt wird. Fast alle ketzerischen Secten, welche unter verschiedenen Namen auftauchen und von der alten Kirche verfolgt werden, gehören zu jenen; von ihnen aus erstreckt sich ein großartiger Zug geistiger Zusammengehörigkeit durch die Männer, die im Kampfe gegen das Papstthum auf Seiten des Kaisers Ludwig standen, durch die deutschen Bauhütten, durch die Mystiker wie Eckart und Tauler bis zu den böhmischen Brüdern, bis zu Männern wie Staupitz und die zum Nürnberger Kreise Gehörigen. Noch einmal steigt die Bewegung unter Denk und Hubmaier empor, in Sebastian Franck und Caspar Schwenkfeld, in den Rosenkreuzern und Freimaurern, in den Mennonitengemeinden und dem Spener'schen Pietismus, in den englischen Revolutionskirchen finden sie ihre Ausläufer, Lessing und Kant stehen unter dem Banne dieses Gedankenkreises, Schleiermacher und Schiller sind davon beeinflußt und seine Wirkung ist noch nicht abgeschlossen. Gewiß, die Entwickelung ist zu großartig, um ganz sicher zu sein, der Zusammenhang mancher Kreise ist zu äußerlich, die Hypothese oft erstaunlich kühn, aber die Wirkung des ganzen Buches ist unzweifelhaft eine fesselnde und bestechende. Die sorgfältige Nachprüfung wird Vieles als unsicher ausscheiden, aber es bleibt noch genug übrig, was neues Licht auf viele dunklen Verhältnisse wirft, was das Buch zu einer hervorragenden Erscheinung macht, und was ihm den eifervollen Zorn der Theologen zuziehen muß.

*) Leipzig, 1885.

Feuilleton.

Philemon und Baucis.

Eine Skizze von Gustav Schwarzkopf.

(Schluß.)

Jeder der beiden Gatten machte von nun ab allein seinen Weg, der auch Beide auf jene Höhe führte, die sie angestrebt hatten, die ihnen erreichbar war.

Aus Beiden waren reisende Virtuosen geworden, welche

Digitized by Google

mit ihren wenigen eingelernten Rollen von Stadt zu Stadt zogen; in diese oder jene Residenz, welche Signor Negrini gerade verließ, hielt vielleicht schon nach wenigen Tagen oder Wochen seine Gattin ihren Einzug, aber niemals während ihrer langjährigen Laufbahn führte sie der Zufall zusammen.

Sie vermieden sich nicht absichtlich, sie dachten gar nicht aneinander, ja, Jeder von ihnen hätte die Existenz des Anderen vergessen, wären sie nicht durch die Zeitungen unablässig daran gemahnt worden. Die Reclame-Notizen der Blätter unterrichten ihn über den wachsenden Ruf seiner Frau, welche seinen wohlklingenden Namen beibehalten hatte, und hielten sie auf dem Laufenden über die glänzenden Erfolge ihres Mannes. Die eigenthümliche Beklemmung, welche sie anfänglich empfanden, wenn sie den gemeinsamen Namen lasen, hatte sich bald verloren, und bald dachte Keiner von ihnen daran, daß Derjenige, der zufällig denselben Namen führte, dem Anderen einst nahegestanden hatte. Sie hatten so viel neue Liebe gefunden, so zahlreiche neue Freunde erworben, Beider Leben war so reich an Triumphen, Genüssen, geräuschvollen Freuden, so ausgefüllt mit Nichtigkeiten aller Art, wie hätten sie Zeit finden sollen, sich an diese armselige kurze Episode in ihrem Leben zu erinnern!

Im letzten Jahrzehnt ihrer künstlerischen Wirksamkeit wurden sie nicht einmal mehr durch Zeitungsnotizen aneinander erinnert. Signora Negrini brachte diese Zeit in Italien zu, ihr Gatte entzückte mit den letzten Resten seiner Stimme die neue Welt; Beider Ruhm war im Erblassen, ihre Namen wurden nicht mehr genannt. Dann kam das Alter, welches sich nicht mehr verbergen ließ, die Unfähigkeit. Die Tänzerin hatte sich an die Jugend geklammert und ihre Kunst ausgeübt, so lange ihr physisches Können ausreichte; der Tenor hatte gesungen, so lange sich noch ein Impresario fand, der sich von dem Wohlklang des bekannten Namens in kleinen Städten einige Einnahmen versprach; als man ihnen in unzweideutigster Weise zu erkennen gab, daß man nichts mehr von ihnen wissen wollte, entschlossen sie sich endlich, sich von der Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Das geschah fast zu gleicher Zeit. Sie hatten Beide große Summen erworben und wieder in unsinniger Weise vergeudet, sie für Putz und Tand, er im Spiel; was Jedem von ihnen blieb, war ein in den letzten Jahren zusammengerafftes bescheidenes Vermögen, dessen Erträgnisse ein zwar sorgenfreies, aber durchaus nicht luxuriöses Leben gestattete. Freunde, Bewunderer, Verehrer und Parasiten hatten sich zurückgezogen, der alte Tenor hatte Niemanden mehr, der ihn umschmeichelte, die alte Tänzerin fand keinen Arm, auf welchen sie sich stützen konnte. Sie standen allein, ohne Ziel, ohne Lebensaufgabe, ohne Interesse, ohne Halt. Er hatte sich in einer kleinen Stadt niedergelassen, die ihn durch ihre Einförmigkeit, durch ihren Mangel an Leben und Bewegung zur Verzweiflung brachte, sie lebte einsam und freudlos in einer großen Straße der Residenz, welche nichts mehr von ihrem früheren Ruhm wissen wollte, deren glänzende Feste und rauschende Vergnügungen nicht mehr für sie vorhanden waren. Er verbrachte seine Tage im Kaffeehaus, auf der Promenade, sie las schlechte Romane und kramte in ihren Liebesbriefen. Den Sommer über schleppte sie ihre Langeweile von einem Badeort zum andern. In einem neuaufblühenden Curort, für welchen eben in eifrigster und wirksamster Weise Reclame gemacht wurde, fanden sie sich zufällig. Als Herr Negrini seinen gefeierten Namen mit allen ihm zukommenden Titeln in die Fremdenliste eintrug, fiel ihm der Name seiner Gattin auf, welche einige Tage vor ihm angekommen war. Wie sonderbar, daß er so gar nicht mehr an sie gedacht hatte! Was sollte er thun? Abreisen? Warum eigentlich? Können sie nicht ruhig an demselben Ort nebeneinander leben? Was ist denn eigentlich so Schlimmes zwischen ihnen vorgefallen? Er erinnert sich gar nicht mehr an die Ursache ihrer Trennung. Er wäre wohl neugierig, sie zu sehen, zu sprechen — wenn er es recht überlegte, so gebot es die Höflichkeit, ihr seine Aufwartung zu machen. Sie würde ja auch seinen Namen lesen, ihn vielleicht erwarten und ihn für feig und unhöflich halten, wenn er nicht —. Er überlegte nicht länger und ließ sich bei seiner Frau melden. Eine Viertelstunde, die ihm sehr lange schien, verging, dann trat die Dame des Hauses ein, und die beiden Gatten standen sich nach fünfunddreißigjähriger Trennung zum ersten Mal gegenüber. Es dauerte einige Minuten, bis sie Worte der Begrüßung fanden, sie brauchten Zeit, sich wiederzuerkennen, aus den alten, abgelebten, durch allerlei Kunstmitteln entstellten Gesichtern, die ihnen engegenschauten, einen Zug herauszufinden, der sie an das blühende, jugendfrische Antlitz von einstgemahnte.

Von dieser Stunde an sah man Signor und Signora Negrini zu jeder Tageszeit beisammen und sie langweilten sich nicht, niemals schien es ihnen an einem Gesprächsthema zu fehlen. Sie waren einander ja so neu und doch so wohl bekannt. Wie auf Verabredung hatten sie Beide den Ton alter Freunde angeschlagen, welche widrige Zufälle lange von einander entfernt gehalten hatten und die sich nun aufrichtig des Wiedersehens freuten. Tactvoll vermieden sie es, über die Ursachen ihrer „Entfremdung" zu sprechen, — es wäre ja thöricht gewesen, die Freude des Wiedersehens durch unangenehme Erinnerungen zu trüben. Uebrigens schien es jetzt Jedem von ihnen unerklärlich, daß es überhaupt jemals dazu hatte kommen können. Gab es einen liebenswürdigeren Mann als Carlo? Wo fand man eine Frau, die reizender zu plaudern, besser zuzuhören, liebenswürdiger zu lächeln verstand? Jeder von ihnen war erstaunt über die wunderbare Verwandlung des Anderen, entzückt, bei dem Anderen die Gewandtheit, die weltmännischen Formen, den Ton, die Manieren, die Nuancen und Minauderien der Gesellschaft zu finden, das ganze Rüstzeug, das, wie sie sich wohl erinnerten, der Andere früher nicht besaß, daß Jeder von ihnen sich im Verkehr mit der Welt, mit zahlreichen Dritten angeeignet hatte.

Und dazu kam, daß sie nach und nach, sich selbst unbewußt, dahin gelangten, die Veränderung in ihrer äußeren Erscheinung, die sie zuerst peinlich berührt hatte, nicht mehr zu bemerken, zum mindesten nicht mehr als Enttäuschung, als Unbehagen zu empfinden. Es war ja nur natürlich, daß man sich im Laufe der Jahre „ein wenig" verändert hatte, trotz alledem war er noch ein stattlicher Mann, sie noch immer eine schöne Frau. Etwas von der Liebe, die sie einst für einander gefühlt hatten, die nicht Zeit gehabt hatte, sich auszuleben, war gleichzeitig wieder in ihnen erwacht; er warb um die alte Frau mit einer Ausdauer und Hingebung, wie er einst um das junge Mädchen geworben hatte, und er umgab sie mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, der ritterlichsten Galanterie, die sich an den besten Mustern gebildet hatte. Sie stützte sich vertrauensvoll auf seinen Arm und sah zu ihm auf mit einem Blick, einem Lächeln, welche, von ihr nur bei besonders großen Anlässen ins Treffen geschickt, noch viel von ihrer Frische, ihrem Zauber bewahrt hatten. Keiner von ihnen hatte es ausdrücklich ausgesprochen, und doch galt es Beiden als selbstverständlich, daß sie fortan zusammenbleiben würden. Und der Umstand, daß Beider Vermögen vereint und gemeinsam verzehrt, ihnen eine viel glänzendere Lebensweise möglich machen würde, war keineswegs in erster Reihe für diesen Entschluß maßgebend. Nein, Jeder von ihnen fühlte es, daß er einzig und allein nur noch auf den Anderen angewiesen sei, nur durch die Hülfe des Anderen sich noch das Leben lebenswerth gestalten könne. Die Welt kümmerte sich nicht mehr um sie, verweigerte ihnen Liebe, Anerkennung, Beachtung, und ihnen war es doch zum Bedürfniß geworden, geliebt, umschmeichelt, bewundert zu werden, und sie hatten schmerzlich darunter gelitten, da sie es entbehren mußten. Sie empfanden den Wunsch, für Jemanden Sorge tragen zu dürfen, und von liebevoller Sorge umgeben zu sein, die Sehnsucht, sich mittheilen, im Gespräch mit einem Gleichgesinnten noch einmal die glänzende Vergangenheit durchleben zu können. Und für die alte Tänzerin, welcher das Leben Alles geboten hatte, die Leidenschaften und Bewunderung erregt, der aber noch Niemand Achtung bezeigt hatte, war noch ein anderer Grund bestimmend; es reizte sie, sich auch einmal mit den äußeren Anzeichen bürgerlicher Ehrbarkeit zu schmücken, sie beneidete die plump aussehenden, geschmacklos überladenen Bürgerfrauen, die sich so zuversichtlich auf den Arm des Gatten stützten; nun konnte auch sie sich diesen Luxus gestatten, und sie wollte es, sie wollte ihr Leben in der Maske einer ehrbaren Frau beschließen. Der nächste Herbst schon fand das neuvereinigte Paar in dem

Digitized by Google

eleganten kleinen Häuschen, das sie gemiethet hatten, und in kürzester Zeit hatten sie sich durch ihre rührende Zärtlichkeit die ehrenden Beinamen erworben, unter welchen sie bald das ganze Villenviertel kannte.

Signora Negrini lächelte huldvoll, als sie davon erfuhr; die Bezeichnung gefiel ihr. Sie hatte einmal in einem Ballet „Baucis" Triumphe gefeiert, und sie erklärte jetzt ihrem Gatten, wen er sich unter Philemon vorzustellen habe. Sie selbst that alles Mögliche, sich des Namens würdig zu erweisen. Sie kochte für Philemon Kraftsuppen, überwachte die Zubereitung seiner Lieblingsspeisen, wickelte ihn in Baumwolle, behütete und pflegte ihn und bewachte seinen Schlummer; sie fand seine kleinen Schwächen und Gewohnheiten heraus, schmeichelte denselben und nahm sie auch wohl selbst an: sie kannte nur einen Willen, den seinigen, nur ein Glück, seine Wünsche zu errathen, zu erfüllen. Philemon blieb nicht zurück in zärtlicher Rücksicht, in liebevoller Aufmerksamkeit; er unterließ es niemals, wenn er kam oder ging, das kleine Händchen seiner Gefährtin respectvoll an die Lippen zu drücken, und er trieb eine wahre Verschwendung in Blumen, mit welchen er ihr Zimmer schmückte. Sie gingen nur selten in Gesellschaft, sie fühlten sich so wohlig in ihrer Häuslichkeit, die sie nie gekannt hatten, und sie waren sich selbst genug. Den einen Abend brachten sie in Philemon's Salon, den folgenden in Baucis' Boudoir zu. Beide Räume hatten ein sonderbares Ansehen; die Wände bedeckt mit welken Lorbeerkränzen, mit langen bunten Bändern, mit Costumbildern, mit Biographien berühmter Künstler, auf Etageren unzählige Nippes, kostbare Angebinde, über welche sich lange, lange Geschichten erzählen ließen, silberne Kränze, Amulette, Theaterrequisiten aller Art, auf den Tischen Albums, Mappen, Adressen; im Zimmer Philemon's als kostbarstes Stück ein mit edlen Steinen besetzter Degen, den ihm begeisterte Verehrer nach der Darstellung des „Raoul" überreicht hatten, im Salon der Tänzerin auf sammtner Unterlage und unter einem Glassturz ein blauer Atlasschuh, aus welchem einige Enthusiasten einst auf das Wohl der Diva getrunken hatten. Und unter all diesem Kram die beiden alten Leute, die nicht müde werden, einander von den vergangenen Herrlichketien zu erzählen, sie, das Bild Maurico's betrachtend, der seit Jahrzehnten mit drohender Geberde nach oben blickte, er, das Portrait der „Sylphide" ansehend, die ihn anstarrt mit ihrem widerwärtig süßen, festgefrorenen Lächeln; zuweilen versucht er es, mit halber Stimme eine Arie zu trällern, über deren hohe Töne er geschickt hinweggleitet; sie lauscht andächtig — sie hat ihn ja nie in seiner Glanzzeit gehört — und klatscht Beifall, er revanchirt sich, wenn sie, um eine Geschichte zu illustriren, mit ihren kokett beschuhten Füßchen einige Pas markirt. Sie haben unzählige, gemeinsame Bekannte, an deren Eigenthümlichkeiten sie sich lachend erinnern. Wenn Baucis besonders guter Laune ist, fordert sie ihren Philemon auf, von seinen Eroberungen, seinen Liebesabenteuern zu sprechen. Er sträubt sich ein wenig, dann erzählt er mit dem breiten Behagen des alt gewordenen Don Juans, das allzu Pikante nur leicht verhüllend, sie hört ihm zu mit einem wohlgefälligen, schlauen, lüsternen Lächeln. Sie selbst schweigt über diesen Punkt, und er ist discret genug, niemals danach zu fragen. Sie kümmern sich um nichts, was in der Welt geschieht, alle großen, weltbewegenden Ereignisse gehen spurlos an ihnen vorüber, sie haben es auch jetzt nicht gelernt, sich dafür zu interessiren; Philemon hat im Kaffeehause einige dunkle Begriffe über die augenblickliche Constellation in Europa aufgeklaubt, ohne sie weiter zu verarbeiten; seit er keinen Orden mehr zu erwarten hat, interessirt es ihn auch nicht, wer augenblicklich in diesem oder jenem Lande regiert. Seine Zufriedenheit wird dadurch nicht im geringsten alterirt. Baucis hat sich nie für derlei Fragen interessirt. Aber ihr Gesichtskreis hat sich doch erweitert. Sie beschäftigt sich jetzt mit Dingen, an die sie früher nie gedacht hatte. Sie ist Mitglied eines Hausfrauenvereins, Ehrendame einer Volksküche, ihr Ziel ist erreicht; wenn sie am Arm ihres Philemon auf der Promenade erscheint, braucht sie vor keiner der ehrbaren Frauen den Blick zu senken.

Beide fühlen sich glücklich. Hie und da werden sie aus ihrer Ruhe, ihrer Behaglichkeit aufgeschreckt. Das leichteste Unwohlsein, unter dem Philemon leidet, macht Baucis erzittern, eine vorübergehende Schwäche, die Baucis befällt, setzt Philemon in Angst. Sie gehen dann einige Tage umher, angstvoll, in gedrückter Stimmung, sich mit scheuen, prüfenden Blicken messend, vor ihren eigenen Gedanken erschreckend; ihr Glück ist ja noch so jung! Aber ist erst der geringfügige Anlaß vorüber, dann hält auch ihre trübe Stimmung nicht länger an, lächelnd, mit heiterer Zuversicht blicken sie wieder um sich, ihren Nachbarn das erfreuliche Schauspiel friedlicher Eintracht, ungetrübter Zufriedenheit bietend. Die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihnen gilt, die Neugierde, welche alle ihre Schritte verfolgt, ficht sie nicht an, belästigt sie nicht im geringsten; im Gegentheil, sie ist nothwendig zu ihrem Glück, sie sind stolz darauf, wieder ein Publicum gefunden zu haben, wieder bewundert, beneidet zu werden. Und das geschieht in reichem Maße. Frauen, welche sich vernachlässigt fühlen, preisen seufzend das Loos der glücklichen Baucis, Männer, welche über Mangel an liebevoller Zärtlichkeit zu klagen haben, beneiden den glücklichen Philemon, junge Leute, welche in den Ehestand treten, ermahnt man immerdar, sich das edle Paar vor Augen zu halten, und unverbesserliche Skeptiker, welche es nicht glauben wollen, daß nach vierzigjähriger Ehe zwei Gatten einander noch zärtlich lieben können, verweist man triumphirend auf das leuchtende Beispiel, welches Philemon und Baucis geben.

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Künstlerverein.

Es ist nicht viel los, pflegt in der Gesellschaft die Antwort auf die Frage zu lauten, was der Künstlerverein zusammengebracht habe. Freilich bietet er nichts Sensationelles, das ein fashionables Salonthema abgeben könnte, und für die zahlreichen Schöpfungen der jungen Generation, über deren Stoff sich nicht viel reden läßt, ist noch kein sonderliches Interesse vorhanden. Vorläufig finden die gemalten Novellen von Max Schmidt ein weit andächtigeres Entgegenkommen als die köstlichste Landschaft von Schuster. Aber es bereitet sich doch der Umschwung vor. Es gibt schon Kreise, die aus dem sentimentalen Dusel heraus sind und kräftige Kost verlangen. Nicht lange, und es wird nur noch das Vorrecht der malenden Frauen sein, rührende Rebusse zu produciren, — gerade wie in der Literatur. Wenn wir an den Inhalt der Ausstellungsräume von der andern Seite herantreten, so kommen wir zu einem wesentlich verschiedenen Resultat. Neben den wenigen Lieblingen des großen Publicums, die vorläufig noch dominiren, erhebt die junge Schaar das Haupt, der die Zukunft gehört.

Einer von Denen, auf die wir in Berlin zu zählen gewohnt waren, ist in der vergangenen Woche einem langen Leiden erlegen, Paul Klette, der scharfe Beobachter und geistreiche Zeichner, in weiteren Kreisen durch seine humoristischen Beiträge zu Schorers Familienblatt bekannt. Der Künstlerverein, unter dessen Mitgliedern er durch schlagfertigen Witz und liebenswürdigen Humor berühmt war, der bei aller Kaustik nie verletzte, weil er immer sachlich war und aus einem harmlosen Gemüth stammte, hat ihn durch eine Ausstellung seiner Handzeichnungen und Skizzen geehrt. Leider nur eine beschränkte Auswahl und durch kein einziges Bild ergänzt. Er ist allerdings nicht viel zum Bildermalen gekommen. Von der künstlerischen Eigenart gibt die Ausstellung eine richtige Vorstellung, nicht aber von dem Umfang seiner Leistungen.

Klette gehörte zu dem Kreis auserlesener Begabungen, die sich um Gussow geschaart hatten, als dieser noch seine seltene Lehrkraft ausübte. Wer erst in den letzten Jahren nach Berlin gekommen ist, kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie kräftig Gussow auf Klinger, Prell, Hans Hermann, Petersen, Koch, Voigtländer, die jetzt selbstständig weiter geschritten sind, eingewirkt hat. Sein Ruhm ist fast zur Fabel geworden, seitdem er nur noch Damen unterrichtet und nichts als Portraits und Studienköpfe ausstellt. Mehr als einmal habe ich

Digitized by Google

den Wunsch äußern hören, daß doch einmal „Das Kätzchen", „Willkommen", „Die beiden Alten" oder „Der Blumenfreund" wieder auftauchen möchten, damit auch der Nachwuchs den originellen Künstler könnte kennen lernen. Er ist auf dem besten Wege, bei lebendigem Leibe eine legendarische Persönlichkeit zu werden, von der man nur noch weiß, daß sie in der jüngsten Bewegung der Berliner Schule den nachhaltigsten Anstoß gegeben hat, — das nebenbei. Klette's Naturell kam Gussow's Anregung entgegen. Schon während seiner Lehrzeit in Dresden als Bildhauer war er unter seinen Kameraden wegen seiner scharfen Skizzen angesehen. Hätte er länger unter Gussow's Einfluß gestanden, so würde er sich wohl nachhaltiger dem Malen zugewendet haben. So aber gab er seiner angeborenen Natur zu viel Spielraum, indem er die Skizze selbstständig machte. Er war darin ganz ein Deutscher; mit Ausnahme von Holbein haben ja fast alle unsere großen Begabungen des eigentlich malerischen Sinnes entbehrt. Schongauer, Wohlgemuth, Dürer waren zuallererst Zeichner, und in unserm Jahrhundert haben wir es erlebt, daß eine Schule aufkam, die überhaupt gar nicht mehr malen wollte. Der Typus ist Dürer. Seine Zeichnungen sind nur ausnahmsweise, wie bei den großen Italienern und Niederländern, Vorbereitungen für das Bild und weiter nichts. Sie sind im Gegensatz dazu schon an sich fertig, das Bild, zu dem sie dienen sollen, kann über sie nicht mehr hinaus und wird deshalb leicht minderwerthig. Dürer hatte auch als Maler große Gedanken, aber „er verdarb seine Bilder, wenn er sie malte". Aehnlich ging es Klette, und wer seine Skizzen ansieht, der begreift wohl, daß es ihn nicht drängte, aus ihnen Bilder zu machen. Was ihn an den Dingen interessirte, ist schon ganz in der Skizze; sie ist viel zu fertig, zu bildmäßig aufgefaßt, um als bloße Vorarbeit gelten zu können.

Es ist sehr zu bedauern, daß nicht noch mehr beschafft werden konnten. Bei Klette wiegen die Handzeichnungen schwerer als bei Andren. Vielleicht ist es möglich, daß aus Privatbesitz eine genügende Anzahl sich vereinigen läßt, um noch eine Serie auszustellen. So wäre es von großem Interesse, seine sämmtlichen Studien nach den Indianern bei Kastan beisammen zu haben. Auch von den köstlichen Fischern und Schiffern, den derben Dorfkindern und den Typen der Hauptstadt, wie der köstliche Droschkenkutscher, der etwas blasirt dreinschauende junge Künstler, existiren noch mehr. Ein Talent von so seltener Frische und Ursprünglichkeit darf nicht so ohne Nachhall vom Schauplatze verschwinden, wenn es auch erlag, ehe es durchgedrungen war. Möchte Klette in dem Handzeichnungscabinet der Nationalgalerie wenigstens mit einigen seiner vorzüglichsten Leistungen vertreten sein. Er darf nicht fehlen, wenn es einst darauf ankommt, ein Bild von der Entwickelung unserer Zeit zu entwerfen.

Unter den Neuheiten der Ausstellung machen Fritz von Uhde's Jünger in Emmaus sicherlich am meisten von sich reden, wenn auch dies Bild so wenig wie das Tischgebet an den großen Wurf des Christus als Kinderfreund hinanragt. Durfte man nach diesem ersten Versuch auf dem Gebiet religiöser Stoffe gespannt sein, wie sich der Künstler weiter entwickeln würde, so haben die folgenden Werke die Erwartung nicht befriedigt. Nicht, daß sie als Malerei abgefallen wären. Im Gegentheil stehen sie, was Raumgefühl und Beobachtung anlangt, nicht zurück und sind in der Erscheinung eher noch trefflicher; namentlich geht ihnen der kreidige Ton ab. Aber zum Stoff steht Uhde noch schiefer als bei dem Kinderfreund.

An diesem Bilde wirkte die packende Charakteristik der Kindergestalten so eindringlich, daß darüber die Absichtlichkeit der Contraste allmählich vergessen wurde. Man hatte wohl zu Anfang die gewaltsame Zusammenstellung des Herrn in idealer Gewandung und der Kinder in modernen Kleidern mit verschossenen Anilinfarben abgelehnt; das Local des bairischen Bauernzimmers statt des Platzes im Freien, den die Bibel angibt, hatte man als eine Consequenz der Uebertragung in unserer Zeit schon nicht mehr zuzugeben brauchen. Konnte der Vorgang nicht auch bei uns viel natürlicher im Freien gedacht werden? Der Innenraum war eine ganz willkürliche und überflüssige Zuthat. — Bei dem Tischgebet wurde dem modernen Beschauer noch mehr zugemuthet; Christus, der symbolisch als Gast gebeten wird, tritt leibhaftig in das niedere Gemach, ohne daß einer der Anwesenden im Geringsten darüber erstaunt ist. Der Hausvater weist ihm demüthig seinen Platz, und im nächsten Augenblick wird er mit ihnen essen. Das klingt phantastisch, verräth aber, wie die Anlage des Kinderfreundes, geradezu Mangel an fruchtbarer Phantasie. Bei den Jüngern in Emmaus stehen wir wieder auf biblischem Boden. Aber nur dem Stoffe nach. Die Formen sind wieder die der niedrigsten Alltäglichkeit, in der wir uns nun einmal sammt und sonders die heiligen Geschichten nicht denken können. Man halte uns nicht die Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts vor. Sie hatten sich das Leben Christi und die Erzählungen des alten Testaments in den heimathlichen Formen gedacht, ehe sie sie malten, und das ganze Volk dachte wie die Künstler. Diese suchten auch nie Etwas darin, derbe, rohe Menschen um den Herrn zu versammeln, sie wollten gar nicht auffallen.

Uhde erinnert denn auch in den Jüngern zu Emmaus nur äußerlich an sie. Von Rembrandt, der den köstlichen Stoff in vielfacher Gestaltung hinterlassen hat, existirt eine Zeichnung (reproducirt in Blanc's liebenswürdigem Werk), die mit Uhde's Bild dieselbe Raumdisposition aufweist. Während in der Regel Christus zwischen den Jüngern hinter dem Tisch gesehen wird, ist hier sein Platz an der rechten Seite, so daß einer der Jünger dem Beschauer den Rücken wendet. Rembrandt hat einen spätern Moment gewählt: der Herr ist bereits verschwunden, und die Jünger blicken erschrocken auf den leeren Sessel, auf den das volle Licht der Kerze fällt, die der vorderste verdeckt, denn die Scene ist, wie es der Wortlaut der Bibel gestattet, bei Abend gedacht.

Uhde wählte den Moment vorher: „Und es geschah, daß er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen." Christus hat das Brot in der Hand und blickt wie im Gebet nach oben. Sein scharfes Profil hebt sich von einer Wand ab, deren helle Erleuchtung wie ein Heiligenschein wirkt. Einer der Jünger hat ihn erkannt, er ist aufgesprungen und beugt sich mit krampfhaft gefalteten Händen vor, wie in brünstigem Gebet. Der andre, im Halbprofil gesehen, weiß noch nicht, wer neben ihm sitzt. Im Hintergrunde macht sich ein Aufwärter zu schaffen und im Nebenraume ist ein Weib bei der Arbeit. Der Christus trägt denselben etwas weiblichen Typus, den Uhde schon auf den andern Bildern gewählt; nur daß seine Nase auffallend stark vorspringt. Die Jünger sind von stupidem Gesichtsausdruck, ungewaschen und ungekämmt, leibhaftige Handwerksburschen, wie sie von der staubigen Landstraße ins Wirthshaus treten. Unendlicher Fleiß ist auf die Aeußerlichkeiten verwandt. Mit welcher Bravour sind nicht die Heringe in der Schüssel gemalt, die Teller, Messer und Gabeln, der Krug. Die Disposition des Raumes und seine coloristische Belebung mit der grünblauen Wand und den rothen Balken würde jedem Genremaler Ehre einbringen. Aber das Ganze zeugt davon, daß Uhde im Tiefsten stumpf ist gegen den Inhalt des Bibelworts. Er würde sich, um nur Eins zu nennen, nicht so vordrängen mit seinem Können bei der Darstellung der Heringe und des ordinären Tischgeräths. Man stelle sich einmal dieselbe Scene bei Rembrandt vor, dem es immer nur auf die Hauptsache ankommt. Auch bei ihm ist die ganze gemeine Wirklichkeit da, aber er, der Alles kann, ordnet sie der schlichten Hoheit seines Stoffes bedingungslos unter. Oder man vergegenwärtige sich, wie Gebhard dergleichen Themata behandelt. — Alle Achtung vor Uhde's Können, aber wir würden mehr Genuß davon haben, wenn er uns den Zwiespalt ersparte. Als wir uns in seinen Kinderfreund hineindachten, hofften wir, er würde die bizarren Aeußerlichkeiten abstreifen und uns immer größere, einfachere Erscheinungen zeigen. Es ist umgekehrt gekommen.

Scheurenberg, der vielgestaltigste unserer Künstler, ist diesmal mit einem größeren Historiengemälde erschienen, das alle Welt auf den ersten Anblick für einen Spangenberg gehalten hat. Der Stoff, Luther's Verlobung, mag zu dieser Anlehung in der Behandlungsart geführt haben. Den Mittelpunkt bildet das junge Brautpaar, Luther, der die Hände des Mädchens ergriffen hat und sie, den Blick nach oben gewandt, wie in heiliger Betheurung emporhebt. Sein Profil ist nicht ganz so lebendig geworden wie das verschämte Antlitz der Katharina, für das dem Künstler, wie uns scheint, der Zufall ein äußerst

Digitized by Google

günstiges Vorbild geboten hat. Hinter ihnen steht der bärtige Lucas Cranach, am Tisch auf der anderen Seite sitzt die Familie des Stadtschreibers Reichenbach, in dessen Hause die Verlobung stattfand. Eine Magd lauscht neugierig an der halboffenen Thür. — Es ist zwar im Allgemeinen gleichgültig, ob auf einem Historienbilde alles Kostümliche bis auf das Jahrzehnt stimmt; ganz sicher wird sich der Künstler nur äußerst selten fühlen können. Aber so wenig wie die Käthe eine geraffte Rococotoilette tragen dürfte, sollte die Großmutter in einem Stuhle sitzen, der in den letzten Lebensjahren des großen Kurfürsten jung war. Heut stört dies nur Wenige, aber wenn in zehn oder zwanzig Jahren das ungeheure Maß von Stilkenntniß, das jetzt gebraut wird, in breitere Schichten gesickert ist, fällt dergleichen gerade so scharf in die Augen, wie uns heute die Unmöglichkeit der romantischen Rittertracht unserer Großväter. — Wenn auf einem großen Historienbilde eine derartige Nebensache, die nicht ganz stimmt, so viel nicht auf sich hat, muß man von einem eigentlichen Kostümstück, das weiter nichts will, als das farbige Drum und Dran einer vergangenen Zeit ins Leben rufen, historische Genauigkeit geradezu verlangen. Es ist absurd, wenn Leute aus den mittleren Jahren des siebzehnten Jahrhunderts Möbel in ihren Zimmern haben, die erst für die Aussteuer ihrer Enkel oder Urenkel gemacht sein können, — wie auf dem übrigens sehr hübschen Interieur: „Nach schweren Tagen" von Probst. A. L.

Dramatische Aufführungen.

„Ein Tropfen Gift." Schauspiel in 4 Aufzügen von Oskar Blumenthal.

Die neueste dramatische Arbeit des Verfassers des „Probepfeil" und der „großen Glocke" hat bei ihrer ersten Aufführung im „Deutschen Theater" einen unbestrittenen und durchschlagenden Erfolg errungen. Das Publikum befand sich in dem Zustande der günstigsten Voreingenommenheit, und keine der vielen Thränen, die auf der Bühne vergossen wurden, fiel auf einen felsigen Boden in den Herzen der Zuschauer, keiner der vielen guten und witzigen Einfälle des Dialogs ward begraben unter den Dornen einer allzu kritischen Stimmung. Man hat im Hause unten nicht weniger geweint und gelacht, als auf der Bühne droben, man hat sich gerne rühren und erheitern lassen, und wenn man auch zuweilen ungläubig und verwundert den Kopf schütteln mußte, hat man doch keinen Augenblick das Gefühl verloren, gut unterhalten zu werden.

Es ist natürlich, daß dieses Gefühl und die empfängliche Theilnahme der Zuhörer allein noch nicht einem Werke den Stempel der Vortrefflichkeit verleihen können, und es muß erlaubt sein, in das laute Beifallrufen, das in einem großen Theile der Tagespresse seinen Nachhall fand, einen leisen Ton des Zweifels hereinklingen zu lassen.

Zuerst möge anerkannt werden, daß der Autor sowohl hinsichtlich der Feinheit und Würde des Dialogs als auch in Betreff der Tiefe der Grundideen der Handlung einen weiten Schritt über seine bisherigen Werke hinaus gethan hat. Die Sprache ist durchaus vornehm und gefällig, durchleuchtet von vielen Blitzen des Witzes, getragen von einer oft ergreifenden Wärme des Gefühls. Und die beiden Gedanken, welche, geschickt und innig ineinander verwebt, den Inhalt des Stückes ausmachen, sind von ernster und zuweilen erschütternder Kraft.

Graf Vahlberg, der Exminister eines im Jahre 1866 durch Preußen depossedirten Fürsten, trägt seit zwanzig Jahren den Fluch des unheimlichen Verdachtes auf sich, Verräther an seinem Herrn und seinem engeren Vaterlande geworden zu sein. Ein Vertrag, welchen jener Fürst heimlich mit Oesterreich abgeschlossen hatte und von dem nur außer ihm sein Minister wußte, ist an Preußen ausgeliefert worden und hat hierdurch den Anlaß zur Entthronung des Fürsten und Annectirung des Landes gegeben. Eine Scandalbroschüre, die wie jene berüchtigte Schrift über die Société de Berlin, heimliche und hämische Angriffe gegen die vornehme Gesellschaft schleudert, deckt jetzt nach zwanzig Jahren die Geschichte jenes Vertrages auf und läßt deutlich den Grafen Vahlberg als den Verräther erkennen. Ein Tropfen Gift ist hierdurch in die Adern der Gesellschaft geflößt worden; die Verleumdung wird geglaubt und greift in verheerender Weise um sich. Bald ist die Familie des Grafen in ihrer Stellung isolirt, selbst von den besten und treuesten Freunden verlassen. Die Tochter des Hauses, deren Gemahl selbst in seiner Stellung unter diesem Verdachte leidet, bietet alle Mittel auf, um das gräßliche Dunkel zu lichten; vergebens! Ein junger Lebemann, Freiherr von Mettenborn, bietet ihr in egoistischer Absicht seine Dienste, anfangs zur Unterdrückung jener Broschüre, später zur Eruirung des wirklichen Schuldigen auf, sie weist ihn stolz ab, sie glaubt noch nicht an die Macht jenes Giftes. Als sie aber diese Macht in ihrer ganzen Herbe empfunden, kommt der Freiherr wieder, als Erlöser, als Besitzer des Schlüssels zu jenem Geheimniß. Er hat in den Papieren seines verstorbenen Vaters eine Darstellung des wahren Sachverhalts gefunden. Er kommt als Befreier aus der peinigenden Noth, aber zugleich auch als der Triumphirende, der nun die Früchte seines Sieges aus den Händen der wahnsinnig geliebten jungen Frau zu empfangen hofft. Aber sein schändlicher Triumph schwindet vor der Herzensreinheit der edlen Gestalt, vor ihrer Arglosigkeit, vor der jubelnden Kindesliebe, die nun den Vater gerettet sieht, schwindet wie die Nebel vor der klaren Sonne. Er wird durch die harmlose, uneigennützige Freude der Tochter, der aufathmenden Gattin in seinen niederträchtigen Absichten verwirrt, wird bekehrt von einer hämischen Welt- und Menschenverachtung zu einer gläubigen Verehrung ihres edlen und reinen Herzens.

Dieser letzte Gedanke und die Scene, in der er in durchaus künstlerischer Weise durch den Autor sowohl wie durch die Darsteller zum Ausdruck gebracht wird, sind der Höhepunkt des Dramas äußerlich wie innerlich. Was vorhergeht, was nachfolgt, ist geschickt ersonnen, aber nicht dichterisch gefühlt; nur diese einzige kurze Stelle des Werkes ist werth, daß sie besteht.

Vieler Künstlichkeit und in Folge derselben vieler Unwahrscheinlichkeiten hat der Verfasser bedurft, um diese Scene zu motiviren und später aus ihr die Consequenzen zu ziehen. Mir macht es den Eindruck, als habe er sie in einem wahrhaft dichterischen Augenblicke concipirt und nachher mühevoll den Anfang und das Ende um sie herumgeschweißt. Denn nicht wie aus einem Gusse — wie etwa der „Probepfeil" — erscheint das ganze Werk. Jener Höhepunkt ist an den Ausgang des dritten Actes verlegt. Was soll nun im vierten Acte noch kommen? fragte man sich ganz richtig in der Zwischenpause. Das unselige Geheimniß ist gelöst, der Graf von dem Verdachte gereinigt, der Angriff des verliebten Bösewichts auf die tugendreine Frau abgeschlagen, was also nun noch? Ob Herr Blumenthal diesen falschen Aufbau seines Stückes nicht selbst herausgefühlt hat? Das Gefühl für solche Unrichtigkeiten geht ihm doch sonst nicht ab. Hat er sich vielleicht nur deshalb noch zu dem vierten Acte entschlossen, weil auch die Schauspiele von Sardou meistens vier Acte haben? Die Geschicklichkeit, mit der er diesen Act, der sich ausnimmt wie die Confitüren und das Obst nach den Hauptgängen des Diners, gefüllt hat, ist übrigens anzuerkennen. Er hat sich ein Liebespaar aus den drei Acten reservirt, das noch nicht ganz fertig mit der Verlobung ist; dieses wird nun in heiterster Weise verlobt, der Himmel ist ja nun wieder rein. Außerdem hat er sich — unbegreiflicher Weise — die Aufklärung jenes geheimnißvollen Verraths für einige der Betheiligten aufgespart; ein prinzlicher deus ex machina muß zu diesem Zwecke auf den Brettern erscheinen. Schließlich läßt er die komische Figur des Stücks, einen vagabondirenden Baron, der aus der Tasche seiner Freunde lebt, weil er es versteht, stets mit ihnen „ein Herz und — eine Casse" zu haben, noch einige Schnurrpfeifereien treiben. So — nun hat auch der vierte Act die erforderliche Länge, und das Ganze endet als ein Lustspiel, das in seiner Jugend einst Schauspiel war.

Die Anläufe zu dieser erheiternden Metamorphose sind übrigens schon in den vorhergehenden Acten häufig genug erkennbar, und man soll hieraus dem Autor keinen Vorwurf machen — auch im Leben mischt sich ja Ernst und Scherz unlöslich ineinander. Aber die Lustspielelemente hätten doch zuweilen etwas weniger episodisch auftreten sollen. Die Idee z. B. ist ganz reizend, daß ein junges Liebespaar, ohne eine Ahnung von den Wolken zu haben, die sich über der Familie auf-

Digitized by Google

thürmen, heiter und nur mit sich beschäftigt arglos in dem Wirrsaal dahinlebt, aber der Verliebte müßte dann nur nicht ein Offizier sein, der von dem „Scandal" Kenntniß zu nehmen oft genug im Stücke Veranlassung hat. Er nimmt sich — man verzeihe den starken Ausdruck — dabei gar zu dumm aus. Und soll vielleicht auch der Ehemann der tapferen jungen Frau, der „biedere Cacaotrinker", wie er einmal mit einer merkwürdigen Anspielung genannt wird, um des komischen Effectes willen sich ebenso ausnehmen, oder ist er nur verzeichnet? Aus dieser Figur wird man nicht klug. Gibt es ferner wohl derartig bornirte Assessoren, wie jener, der so haltungslos zwischen Entrüstung über den Scandal und Devotion gegen den alten Grafen herumbaumelt? In diesen kleinen Nebenfiguren läßt sich eine Nachlässigkeit in der Ausarbeitung nicht verkennen, während wir wieder bei anderen, z. B. dem Geheimrath Fabricius, der zwischen seinem Benehmen „als Mensch und als Beamter" so fein zu unterscheiden weiß, die Accurateſſe der Zeichnung bewundern müssen.

Noch ein Wort über den politischen Hintergrund der Handlung! Jeder Mensch weiß, daß es 1866 keinen deutschen Fürsten gab, der aus Begeisterung für ein Großdeutschland freiwillig sein Land den Preußen in die Hände gespielt hat. Blumenthal läßt seinen Fürsten, den edelmüthigen Patrioten, diesen merkwürdigen Streich begehen. Ist das erlaubt? Nach meiner Meinung darf die Möglichkeit einer Voraussetzung im Drama nie an allerorts bekannten historischen Thatsachen scheitern. Man hat gesagt, daß auch Tellheim wohl nie mit den Sächsischen Ständen verhandelt hat, aber der Möglichkeit dieser Verhandlung stehen keine offenbaren und genau bekannten Facta entgegen; sie muß zugegeben werden. Hier aber ist die Möglichkeit, abgesehen von ihrer geringen logischen Begründung, für jeden der Zuhörer ausgeschlossen, und hierdurch wird der Illusion ein empfindlicher Stoß versetzt. Die erstaunliche Kunde, daß der Fürst selbst jenes Document den Preußen überlieferte, ist nicht nur eine historische, sondern auch eine dramatische Härte.

Es war schon vor der Aufführung des Stückes bekannt geworden, daß die Hauptrolle für Frau Hedwig Niemann geschrieben sei. Diese Künstlerin hat in der That in derselben wieder ein Meisterstück geschaffen, und es ist nur zu bedauern, daß sie in der Hauptscene ihre Kunst, trefflich zu weinen, allzusehr ausübte. Auch Herrn Friedmann's „Freiherr von Mettenborn" war eine trefflich durchgearbeitete und durchgeführte Gestalt. Ueberhaupt hat der Verfasser der trefflichen Besetzung der Rollen einen Theil seines Triumphes zu verdanken. O. B.

Notizen.

Der letzte Wikinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Joh. Lehmann. — Nicht ein historischer Roman, wie wohl der Titel vermuthen lassen könnte, sondern ein Lebensbild aus unserer Zeit, ein seltsames, aber immer kraftvoll gezeichnetes Bild. Es bereitet anfangs Schwierigkeiten, sich in die Sprache des dänischen Dichters, der uns schon durch eine ebenso seltsame Erzählung „Die hellen Nächte" bekannt ist, hineinzulesen, aber hat man sie einmal überwunden, so bleibt ein wirklich dauernder Genuß. Der „letzte Wikinger" ist der Sohn eines Seeräubers und selbst Seeräuber, bis er als noch junger Mann durch einen Sturm, der sein Kaperschiff vernichtet, an den Ort der Handlung; ein jütländisches Kirchspiel, verschlagen wird. Der Pfarrer ist sein Retter und wird sein Freund und Lehrer. Jahrelang lebt er bei ihm, von ihm zum Christenthum, das er vorher noch nicht kannte, geführt und durch die stillschweigende Liebe zu des Pfarrers unglücklicher Schwester und zu ihrem Sohn gefesselt. Dieser, ein kräftiger Knabe, ganz dem „Wikinger" ergeben und mit ihm vertraut, kommt in den Wellen um; des Pfarrers Schwester stirbt aus Gram. An ihrer Leiche steigt mit dem Groll über den grausamen Gott, der dieses ihm geschickt, die ganze ursprüngliche Wikingerwildheit wieder in ihm auf, er verläßt seinen Freund, den Pfarrer, um sich wieder auf das Meer, „den Dämon, der seit seiner Kindheit ihn gelockt und gezogen, seine Seele mit Unruhe erfüllt hat", zu begeben. Er versucht vieles und begibt sich in die größten Gefahren, scheinbar zur Rettung von Schiffbrüchigen, in der That aber, um sein wildes Wesen auszustürmen, um Ruhm als Seeheld zu ernten. Ein Tag des Unglücks läßt diesen Ruhm zerschellen, vernichtet sein Selbstbewußtsein. Da steigt die Sehnsucht in ihm auf nach dem „Märchen seines Lebens", nach jenem Kirchspiel und seinem Freund; er schifft hin, ein Sturm zerschellt die Barke, als er schon dem Ziele nahe ist, und er wird abermals von dem Pfarrer gerettet. Aber der Lebensretter findet selbst seinen Tod in jener Stunde. Einsam verlebt nun der „letzte Wikinger" seinen Lebensabend an der Stätte, wo das „Märchen seines Lebens" gespielt. — Diese Fabel ist so einfach ausgesponnen, dabei aber mit so viel sinnigen, die Tiefe der Menschennatur berührenden Zügen erzählt, daß wir dieser Dichtung kaum ein ähnlich ergreifendes und naturwahres Lebensbild aus unserer neueren Literatur zur Seite stellen können.

Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen von Otto Zacharias (Leipzig, Denicke). — Dieses Buch ist für alle Diejenigen bestimmt, „die sich mit dem Geiste der modernen Naturforschung durchdringen wollen, und nicht blos einzelne Thatsachen und Theorien derselben kennen zu lernen wünschen". Der Verfasser, schon längst unseren Lesern durch seine gemeinverständlichen Vorträge und Aufsätze über naturwissenschaftliche Themata bekannt, beschäftigt sich in den vorliegenden Abhandlungen mit einigen schon das ganze letzte Jahrzehnt hindurch die Köpfe vorzugsweise in Aufregung setzenden Fragen, welche die philosophischen Schlußfolgerungen, die aus den bisherigen Resultaten der Naturforschung gezogen werden können, und die Gültigkeit der Methode der letzteren betreffen. In dem ersten Aufsatze: „Ueber Causalzusammenhang und Gesetzlichkeit in der Natur" stellt sich Zacharias vornehmlich den unter den heutigen Naturforschern so häufig sich vorfindenden „genügsamen Geistern" entgegen, welche der Meinung Ausdruck geben, das ein den Naturerscheinungen als Letztes zu Grunde liegendes metaphysisches Substrat eine unwissenschaftliche Annahme, ein naturphilosophischer Popanz sei, der gar keinen reellen Werth für den Fortschritt der Wissenschaft besitze. Er weist auf sehr folgerichtige überzeugende Art und unterstützt von Aeußerungen Tyndall's, Huxley's, Du Bois-Reymond's u. A. nach, daß stets für unser causales Erkennen die Natur der Bedingungen, unter denen die Kräfte der anorganischen Welt zusammentreten und in einer ganz bestimmten „Richtung", nämlich zur Erzeugung von Leben, thätig sind, unerklärlich bleibt. Also das berühmte: Ignorabimus! In dem zweiten, ebenfalls naturphilosophischen Aufsatze: „Der Zweckbegriff in seiner Anwendung auf Naturdinge" geht er zunächst zu dem anderen ungelösten Probleme, wie aus der Materie Empfindung entstehen könne, über und weist dann nach, daß wir uns von dem Bewußtsein, daß hinter dem für uns allein begreiflichen Mechanismus der Welt noch eine unbegreifliche teleologische Weltursache liege, nie freimachen können und dürfen: „es ist etwas in uns, das nicht zu Grunde gehen kann, auch wenn der Erdball auf die Sonne stürzte und sich dort in eine Wolke von glühendem Gas verwandelte". — Der Ton, in welcher der Naturforscher die Heißsporne unter seinen eigenen Kollegen zurechtweist, macht diese beiden Aufsätze besonders lesens- und beachtenswerth. Die vier anderen, kürzeren Abhandlungen des Buches über speciell naturwissenschaftliche Probleme sind ebenfalls von allgemeinem Interesse und ebenso anziehend als lehrreich geschrieben.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Das Märchen vom Glück.

Erzählung

von **B. W. Zell.** 4 M.

Das Märchen vom Glück ist eine jener fesselnden Geschichten, welche den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung erhalten. Poetisch duftig mit romantischem Hintergrund voll packender Momente.

Hervorragende Novität!

In **Fr. Manke's Verlag** in **Jena** erschien soeben:

Das Inka-Reich.

Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsugu.

Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von

Dr. R. B. Brehm.

Kaiserl. Deutscher Gesandtschaftsarzt in Madrid.

Mit einer Karte in Chromodruck und Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 881/2 Bog. Preis 16 M. Eleg. geb. 18 M.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **König & Schulz** in **Hamburg** soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Orthodoxismus vor der Wissenschaft.

Offenes Sendschreiben

an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig,

als Erwiderung auf die Besprechung desselben in dem „Theologischen Litteraturblatt" (Leipzig 1885 Nr. 26)

über die

„Urkunde der Wissenschaft" (Berlin 1885)

vom Verfasser der letzteren.

Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die in unserem Auftrage auf Grund amtlicher Quellen bearbeitete

Geschichte der Französischen Kolonie

in Brandenburg-Preußen

von

Dr. Ed. Muret

ist in unserem Selbstverlage erschienen; ebenso die auf unsere Veranlassung entworfene und geprägte

Jubel-Medaille

zum Andenken an die bevorstehende Feier des 200 jähr. Bestehens der franz. reform. Gemeinden.

Der festgesetzte Preis beträgt:

für ein Exemplar der „Geschichte der franz. Kolonie" (gut und dauerhaft kartonnirt) **8 Mark,**

für ein Exemplar der „Jubel-Medaille" in Kupferbronze nebst solidem Leder-Etui **12 Mark.**

Zu beziehen durch die Herren:

Hoflieferant Arnous (C.) Schloßplatz Nr. 3,
Kaufmann Berard (N.) Krausnickstr. Nr. 19,
Rektor Bonnell (N.) Zehdenikerstr. Nr. 16/18,
Verlagsbuchhändler Henri Sauvage (W.) Französischestr. Nr. 33d,
Fabrikbesitzer Ed. Sarre (N.) Borsigstr. Nr. 8,
Pelzwaarenhändler Zyrewitz (S.) Kommandantenstr. Nr. 24,
sämmtlich in Berlin wohnhaft.

Berlin, im Oktober 1885.

Das Konsistorium der Französischen Kirche.

Die Kunst für Alle

Neue Kunst-Zeitschrift

Unter besonderer Mitwirkung von **Friedr. Pecht**

herausgegeben von der

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft

vormals Friedrich Bruckmann in München

Groß Quart-Format

Monatlich 2 Hefte. Preis pro Heft 60 Pf.

Durch die Post (Reichspostverz. Nr. 2916 c, bayr. Verz. Nr. 586 a) 3 M. 60 Pf. für das Vierteljahr (6 Hefte).

Jedes Heft enthält ca 1½ Bogen Text und 4 Bilderbeilagen.

Heft 1 wird am 1. Oktober 1885 ausgegeben.

Das erste Heft liefert jede Buch- und Kunsthandlung zur Einsichtnahme.

Vollständige Jahrgänge von Zeitschriften

wie **Romanzeitung, Romanbibliothek, Gegenwart, Globus, Ueber Land und Meer, Westermann, Gartenlaube, Daheim** ꝛc. ꝛc. verkauft zu billigsten Preisen und versendet franco Preis-Verzeichniß

W. Latte, Buchhandlung, Berlin C., Münzstraße 23a.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Freund & Jeckel in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 24. October 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY, NOV 12 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Parlamentarische Gedankenspähne. I. Von Verax. — Pariser Deutschthum. Von Theophil Zolling. — **Literatur und Kunst:** Ludwig Richter von der religiösen Seite. Von Robert Waldmüller. — Wiener Opernabende. Von G. Doempke. — Zur Philosophie der Naturwissenschaft. Von Th. Achelis. — Die Antwerpener Weltausstellung. Von Alfred Lichtwark. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung im Künstlerverein. (Schluß.) Von A. L. — Von den Theatern. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Parlamentarische Gedankenspähne.

I.

Eine Reihe deutscher Staaten steht vor den Wahlen zum Landtage oder hat sie eben vollzogen. Aber welcher Unterschied in der Bewegung der Massen zwischen heute und vor einem Jahr, als die Agitation für die Reichstagswahlen durch das Land ging! Deutlicher als je erkennt man, daß selbst das preußische Abgeordnetenhaus vor dem Reichstage in den Schatten getreten ist. So war es der natürliche Gang der Dinge: die Glanzzeit der süddeutschen Kammern war vorüber, als auch in Preußen eine constitutionelle Verfassung eingeführt ward, und die Bedeutung des preußischen Abgeordnetenhauses mußte schwinden, sobald sich ihm eine Vertretung des gesammten deutschen Volkes zur Seite stellte. Was den Kammerverhandlungen zuerst in Süddeutschland, dann in Preußen einen allgemeinen Reiz verlieh, war die Frage der staatlichen Einigung Deutschlands und der freiheitlichen Gestaltung des gesammten öffentlichen Lebens. Jetzt ist die Hütung und der Ausbau der nationalen Einheit ganz auf den Reichstag übergegangen, und auch die Sorge für die politische Freiheit liegt zum größten Theile in seiner Competenz. Den Einzellandtagen ist zwar mit den Steuer- und Selbstverwaltungs-, mit den Kirchen- und Schulangelegenheiten noch ein weites Gebiet allgemein interessirender Verhandlungsgegenstände verblieben, das ihnen von Reichs wegen so leicht nicht geschmälert werden kann. Aber die großen materiellen Interessenfragen unterliegen schon jetzt zum überwiegenden Theile der Entscheidung des Reichstages, oder sie werden, wie z. B. das Eisenbahnwesen, in Zukunft mit Naturnothwendigkeit immer mehr der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches unterworfen werden. So ist es nur selbstverständlich, daß die öffentliche Meinung von allen Vertretungskörpern dem Reichstage das größte Gewicht beimißt, und dementsprechend ist auch im Reichstage allein der Maßstab für die Entwickelung des parlamentarischen Wesens in Deutschland zu suchen. Ein halbes Menschenalter und darüber ist vergangen, seitdem er ins Leben gerufen worden — Zeit genug, um sich einmal unbefangen Rechenschaft darüber zu geben, wie diese Entwickelung sich praktisch gestaltet hat.

Nirgends in der Welt ist die constitutionelle Doctrin im Sinne des Parlamentarismus schärfer ausgeprägt worden, als in Deutschland. Man kann den „liberalen Professoren" keinen Vorwurf daraus machen. Die Forderung eines bestimmenden Einflusses der Völker auf die staatlichen Dinge war die bewegende Idee der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Je länger und hartnäckiger ihr von den beiden Großmächten im deutschen Bunde Widerstand entgegengesetzt ward, um so kategorischer, zugespitzter wurde die Theorie. Besonders seitdem man in der belgischen Verfassung Englands constitutionelle Erbweisheit in sauberen Paragraphen festgelegt erhalten zu haben meinte, schien kein Zweifel mehr möglich, daß man auch für Deutschland das unfehlbare Recept in der Tasche habe. Die Reichsverfassung von 1849 ist dann ein classisches Monument dafür geworden, wie schön man sich Alles zurechtgelegt hatte.

Erfahrungen hat man mit ihr nicht machen können. Umsomehr mit der wenig jüngeren preußischen Verfassung, in der trotz aller Revision ein gut Stück von dem belgischen Muster erhalten geblieben war. Der Conflict in den sechziger Jahren hat sich im Grunde um die Frage gedreht: ob parlamentarische Regierung oder nicht. Einen schlagenderen Beweis, wie tief die abstracte constitutionelle Doctrin in die Masse eingedrungen war, als die damaligen Erfahrungen, kann man sich nicht denken. In den weiten Schichten des Bürgerthums galt es sozusagen als selbstverständlich, daß das Ministerium Bismarck von Rechts wegen der Majorität des Abgeordnetenhauses das Feld zu räumen habe. Freunde wie Gegner der parlamentarischen Regierungsweise verglichen jene Zeit mit den Kämpfen des englischen Parlaments gegen die Stuarts. Und dann die Wendung von 1866! Wenn jemals die Geschichte eine von den unmittelbaren Zeitgenossen verurtheilte Politik gerechtfertigt hat, so hier. Wie sehr immer das Abgeordnetenhaus formell im Rechte sein mochte, — die Streitfrage, über welche der Verfassungskampf entbrannt war, die neue Heereseinrichtung, war durch den Erfolg aufs Glänzendste zu Gunsten der Regierung entschieden, und, was das Wichtigste war, der Regierung war mit diesem Erfolge in überraschendster Weise gelungen, was die Majorität des Abgeordnetenhauses selbst als ihre höchste Aufgabe betrachtete, die praktische Lösung des nationalen Einigungsproblems. Damit war in dem Kampfe um Errichtung des parlamentarischen Regierungssystems die Partie für die Volksvertretung so gründlich wie möglich verloren.

Und unter dem frischen Eindrucke dieser Thatsache wurde die Verfassung des Norddeutschen Bundes, der Norddeutsche Reichstag geschaffen. Künftigen Geschlechtern wird es unbegreiflich erscheinen, daß damals noch aufrichtige Patrioten der naiven Meinung sein konnten, man brauchte nur die Reichsverfassung von 1849 dem Norddeutschen Bunde anzupassen, und das Gebäude wäre fertig. Wir Mitlebenden, die wir den gänzlich unvermittelten Umschwung am eigenen Leibe erfuhren, konnten uns diese Erscheinung erklären; aber unver-

Digitized by Google

ständlich wird es auch für uns, wie es sogar heute noch eine ihrer ganzen Natur nach fest auf dem Boden des Nationalstaates stehende Partei geben mag, deren rein oppositionelle Haltung im Grunde von der Fiction ausgeht, daß eine Machtstellung des Reichstages, wie sie sich nach der Schablone einer einseitigen parlamentarisch-constitutionellen Doctrin ergibt, zu den unveräußerlichen Rechten des Volkes gehöre.

Das parlamentarische Wesen hat sich seit 1866 bei uns entwickelt, wie es sich auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen entwickeln mußte. Nach einem so vollständigen Siege des Königthumes war das Verlangen einer Staatseinrichtung, derzufolge das Ministerium der jeweiligen Majorität des Parlaments zu entnehmen sein würde, eine lächerliche Phantasterei. Eine Anwandlung zu Zugeständnissen in dieser Richtung hätte dem erfolggekrönten Staatsmanne, welcher die Krone Preußens berieth, wahrlich am letzten kommen können. Eher hätte für ihn wohl die Versuchung eines absolutistischen Regiments nahe gelegen. Es ist eines der merkwürdigsten Zeugnisse für die staatsmännische Weisheit des Fürsten Bismarck, daß er ihr widerstanden und die Theilnahme der Volksvertretung an den Staatsgeschäften in einem Maße eingeräumt hat, welches alle vernünftig, d. h. aus der Gesammterwägung der realen Verhältnisse heraus Urtheilenden im Wesentlichen befriedigen muß.

Reiner Absolutismus, autokratischer Cäsarismus hat deutscher Art nie entsprochen. Vom ersten Augenblicke an, da die Monarchie in der deutschen Geschichte auftritt, ist sie nicht nur von einem Rathe der Großen umgeben gewesen, sondern es finden sich auch Einrichtungen, welche die Gesetzgebung an die Zustimmung des Volkes gebunden erscheinen lassen. Der Absolutismus, welcher die überlebten ständischen Formen zerbrach und den modernen Staat ins Werk richtete, war eine historisch nothwendige Uebergangsstufe; sobald das allgemeine Staatsbürgerthum geschaffen war, mußte das Bedürfniß einer Mitbestimmung des Volkes über seine Geschicke um so stärker empfunden werden. Aber ebensowenig, wie die gänzlich unumschränkte Alleinherrschaft, hat in unserer Geschichte eine Mitregierung des Volkes Boden, welche die Monarchie zu einer wesenlosen Form herabdrückt. Das deutsche Königthum ist immer eine selbstständige Macht gewesen; in ihm, nicht in den Parteien, lag allezeit die treibende Kraft unseres Staatslebens. Ueberall, wo die Parlamentsherrschaft besteht, ist sie durch einen Sieg der Revolution über die monarchische Gewalt vorbereitet. In Deutschland fehlt diese Voraussetzung. Wie ist es möglich, daß Menschen mit offenen Augen diesen Unterschied übersehen?

Manche meinen, daß nur der durch die große nationale Umgestaltung verursachte außerordentliche Zustand — wobei man insbesondere die eigenthümliche Machtstellung des gegenwärtigen Reichskanzlers im Auge hat — überwunden zu sein brauche, um den Sieg des parlamentarischen Systems unaufhaltsam zu machen. Eine arge Täuschung! Nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck mag Vieles in der Organisation der Reichsverwaltung geändert, es mag sogar ein collegialisches Reichsministerium geschaffen werden, aber die Aussichten für das parlamentarische Regime werden dadurch nicht gebessert. Im gewöhnlichen Sinne ist dasselbe schon auf dem Boden unserer bundesstaatlichen Verfassung überhaupt nicht möglich; denn der Reichskanzer als solcher, bezw. ein Reichsministerium als solches trägt nicht jene volle Verantwortung für die gesammte Reichspolitik, wie es seitens der entsprechenden Organe in den Einzelstaaten der Fall ist. Vielmehr fällt diese Verantwortung bezüglich aller Beschlüsse des Bundesrathes auf die particularen Regierungen. Der Kaiser könnte den oder die Führer der Reichstagsmehrheit zum Reichskanzler bezw. zu Reichsministern ernennen, aber für die Durchführung eines bestimmten Programms würden dieselben sich nicht verpflichten können, aus dem einfachen Grunde, weil Preußen im Bundesrathe majorisirt werden kann. Damit würde der Sinn der parlamentarischen Regierung von vornherein wegfallen.

Auch unser Parteiwesen wäre wohl ein unübersteigliches Hinderniß. Die Voraussetzung der parlamentarischen Regierungsweise, die Zusammensetzung des Parlaments aus zwei compacten Parteien, wird bei uns in absehbarer Zeit nicht erfüllt werden. Es ist ein Irrthum, zu meinen, daß das ultramontane Centrum sich nach Wiederherstellung eines leidlichen Verhältnisses zwischen Preußen und dem Papste auflösen werde. Das Centrum hat vor den Maigesetzen bestanden, es hat sich im preußischen Abgeordnetenhause — ganz abgesehen von den Ansätzen zu einer clericalen Partei vor 1870 — mitten während des deutsch-französischen Krieges gebildet und von dort aus sofort in die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstage eingegriffen, nicht zur Beseitigung bestehender Uebelstände, sondern, wie es in dem Wahlaufrufe vom 11. Januar 1871 heißt, zur Abwehr „möglicher Eingriffe der Gesetzgebung" in die kirchliche Freiheit und das Recht der Religionsgesellschaften. „Möglich" werden solche Eingriffe immer bleiben. Die Centrumspartei ist nicht eine uns eigenthümliche Erscheinung, sie ist lediglich die deutsche Spielart jenes Ultramontanismus, der überall in ähnlicher Weise auftritt, auf dessen Entstehen und Vergehen specifisch deutsche Verhältnisse und Vorgänge ohne entscheidenden Einfluß sind. Der particularistische Zug, welcher das Centrum anfangs in einen scharfen Gegensatz zum deutschen Nationalstaate stellte, mag sich mit der Zeit abschleifen, sein ultramontaner Charakter aber und demgemäß seine Unversöhnlichkeit gegenüber sehr wesentlichen Grundlagen des modernen Staates wird bleiben. Möglich, daß das Centrum bei fortschreitender „Versumpfung" des „Culturkampfes" in seinem parlamentarischen Bestande nicht unerheblich geschwächt wird, an ein vollständiges Verschwinden desselben aber ist nicht zu denken.

Indeß, nicht nur die in der Doctrin herkömmliche Zweitheilung des Parlaments ist bei uns nicht möglich, sondern auch eine in dem Maße feste Coalitionsmajorität, daß sich eine wirkliche parlamentarische Regierung auf sie gründen ließe, ist nicht zu erwarten. Zunächst kann jede Parteienverbindung, an welcher das Centrum betheiligt ist, schon in Folge der eigenthümlichen Natur des letzteren auf politische Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen. Aber auch in dem glücklicheren Falle, daß das Centrum außer Acht gelassen werden könnte, stellt sich nach den gemachten Erfahrungen die Sache nicht viel besser. Selbst in jenen Zeiten, da der Reichstag in der über 150 Mitglieder zählenden nationalliberalen Fraction den erfolgreichen Versuch einer Parteibildung in großem Style gesehen hat, ist nicht eine dauernde Coalition zu Stande gekommen, sondern diese Fraction hat sich wiederholt gezwungen gesehen, ihr Zusammenarbeiten mit den Conservativen durch eine Verbindung mit der Fortschrittspartei zu unterbrechen. Und wie tief immer heutzutage das Bedürfniß einer Majorität der gemäßigten Parteien empfunden werden mag, — eine feste Masse, die sich mit einer aus ihr hervorgegangenen Regierung unter allen Umständen solidarisch erweisen würde, wird man sich darunter kaum vorzustellen wagen.

Alles Streben nach Erweiterung der Machtsphäre des Parlamentarismus in Deutschland ist sonach angesichts der auf parlamentarischem Gebiete selbst herrschenden Verhältnisse und der historisch gegebenen Factoren unseres Staatslebens ein zum mindesten unfruchtbares Beginnen. Andererseits aber soll man auch nicht vergessen, daß das einmal zugestandene Maß der Theilnahme des Volkes an den staatlichen Angelegenheiten nicht ohne Gefahr geschmälert werden kann. Ist es Pflicht der Minister, die Prärogative der Krone zu wahren, so steht es nicht minder der Volksvertretung zu, über den Rechten des Volkes und des Parlamentes eifersüchtig zu wachen. Die Möglichkeit ließe sich ja denken, daß ein Parlament, trotz wiederholter Auflösung, unter der Herrschaft einer terroristischen Majorität eine offenbar zum Verderben des Staates führende Richtung einschlüge. In diesem Falle würde wohl keine starke Regierung vor einem Staatsstreiche zurückschrecken, und die Geschichte würde einen solchen Schritt ebenso gut heißen, wie sie oft genug die gewaltsame Entfernung staatsgefährlicher Dynastien gerechtfertigt hat. Aber der deutsche Parlamentarismus mag noch so viel Mängel haben, — gefahrvolle Uebelstände, die zu jenem äußersten Einschreiten gegen ihn berechtigten, hat er sicherlich nicht verursacht.

Dennoch ist Thatsache, daß die Reichsregierung den Versuch einer — allerdings gesetzlichen — Einschränkung der Rechte des Reichstages gemacht, und daß man in Folge dessen

Digitized by Google

in weiten Kreisen eine Zeit lang an den Plan einer Ersetzung der allgemeinen politischen Volksvertretung durch eine Interessenvertretung geglaubt hat. Glücklicherweise scheint man diesen antiparlamentarischen Feldzug nunmehr aufgegeben zu haben. Die Aeußerung des Fürsten Bismarck, daß er nichts Besseres an die Stelle des Reichstags zu setzen wisse, mag den Friedensschluß bezeichnen.

Und so ergibt sich als Wesen des deutschen Constitutionalismus eine kraftvolle, in der Wahl der Minister nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich unbeschränkte, die Politik nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich leitende Krone und eine selbstständige Volksvertretung mit entscheidender Stimme in der Gesetzgebung und vermöge des Budgetrechts auch von erheblichem Einflusse auf die laufende Verwaltung. Das ist — trotz der bundesstaatlichen Verfassung — so im Reiche, und es ist so in den namhafteren Einzelstaaten. Jedes Rütteln an diesem Grundverhältniß ist vom Uebel.

Verax.

Pariser Deutschthum.

Wer vor vier Jahren eine zuvor unternommene Reise um die Pariser Welt beschrieb, der wird, falls er nur einigermaßen gründlich studirt, richtig gesehen und rücksichtslos porträtirt hat, von den seither erschienenen Büchern über Frankreich und dessen Hauptstadt nur selten Lügen gestraft oder eines Besseren belehrt. Das Paris von heute ist die leicht entzündliche Hauptstadt der vierten Republik von damals. Aber das Eine müssen wir doch gestehen, daß es sich allem Anschein nach dazumal an der Seine angenehmer leben ließ, als gegenwärtig, und daß wir unsere Nachfolger nicht zu beneiden brauchen. Sofern man nur einigermaßen mit jener Höflichkeit auftrat, die der Landeseingeborene in der Regel übt und von jedem Fremden wieder verlangen darf, sofern der Deutsche seine glorreiche Reichsangehörigkeit nicht allzu sehr an die große Glocke hing, so lebten wir dazumal bei einigem Fleiß und etwas Geschick wie der oft citirte Herrgott in Frankreich. Das scheint nun anders geworden zu sein, wenn wir den heutigen Pariser Correspondenten glauben dürfen. Die Patriotenliga, die einst noch ziemlich leise auftrat, ist jetzt eine Macht geworden, die den Pariser Spießbürger terrorisirt. Der Deutschenhaß, der vor Jahren nur unter der Asche glomm, überfällt jetzt harmlose Reisende in patentirter Jägerjoppe, erobert gemüthliche Turnerkneipen und reißt bescheiden flatternde schwarzweißrothe Fahnen vom Hotel Continental herunter. Wahrlich, zu unserer Zeit war es offenbar besser, und wenn wir auch, wie gesagt, neuere Pariser Beschreibungen im Ganzen ohne große Belehrung lesen, diejenigen Capitel, welche von dem dortigen Deutschthum handeln, nöthigen uns Aelteren stets ein bedenkliches Schütteln des Kopfes ab. So geht es uns auch mit der eben erschienenen „Pariser Luft" von Arthur Mennell.*) Schon das ist ein schlimmes Zeichen, daß hier die Erörterungen über das Pariser Deutschthum fast die Hälfte des Buches einnehmen. In den Siebzigerjahren genügte ein mäßiges Capitel über die Fremden in Paris, um den großen Einfluß des eingewanderten Elements zu kennzeichnen. Ebenso wäre es uns nicht eingefallen, drei lange Capitel dem Militarismus zu widmen. Wir waren eben fest überzeugt, daß der Frieden lange nicht gestört werde. Das scheint Alles anders geworden in vier Jahren. Mennell schildert weniger und polemisirt mehr in seinem Buche. Paris gefällt ihm zwar auch und nöthigt ihm Bewunderung ab, allein die Furcht, ja der Widerwillen liegen bei ihm stets unter der Oberfläche. Er ist überzeugt, daß der Deutschenhaß die Versöhnung der beiden Culturvölker unmöglich macht, daß der Deutsche auf lange hinaus in Paris angefeindet und nicht mehr zu Hause sein wird, daß der Bruderkrieg in Bälde losbrechen muß. Offen gesagt, ich glaube zwar, der Verfasser übertreibt ein wenig, aber wir müssen doch dem Schwarzseher dankbar sein, der sich in die Schaar der lustigen Genußmenschen mischt und vor allzu großer Sorglosigkeit warnt.

Weil wir Paris-Studenten an die Seine gewallfahrtet waren, um vor allem Paris und die Pariser — nicht zu vergessen die Pariserinnen! — kennen zu lernen, so war es uns Princip, nur mit Franzosen zu verkehren, den Deutschen aus dem Wege zu gehen und höchstens Deutsch — nicht immer das beste! — zu schreiben, wenn wir unsere Landsleute daheim in die Ergebnisse unserer Studien einweihen wollten. Darum irrt Mennell, wenn er bei der Schätzung der deutschen Pariser Bevölkerung vom Grundsatz ausgeht, daß jeder Deutsche als eingefleischter Vereinsmensch auch einem landsmännischen Verein angehören müsse. Es wäre sogar traurig, wenn es so wäre, denn dadurch würde die Absicht manches Muttersöhnchens, in die Geheimnisse der französischen Sprache einzudringen, erschwert oder gar vereitelt. Uns und vielen Anderen war es aber gerade um Fortschritte in dieser Hinsicht zu thun. Daher entdeckt uns Mennell, der Paris nach anderen Principien studirt zu haben scheint, in seinen Capiteln über Pariser Deutschthum eine ganz neue Welt, die übrigens der Entdeckung lohnt.

Es sind im Ganzen drei deutsche Vereine, die sich die Pflege der Geselligkeit in Paris zum Ziele gesetzt haben. Daneben besteht seit drei Jahrzehnten der Deutsche Hülfsverein, dessen Ballfeste reiche Erträgnisse liefern. Wären freilich nicht einige Pariser Freunde vom Schlage der Barone Sarter und Erlanger und erhielte er nicht von den deutschen Fürsten einen Jahresbeitrag, so wäre es übel um ihn bestellt, denn seine dreihundert Mitglieder sind bei weitem nicht ausreichend, um seine Casse genügend zu füllen. Auch ein Verein deutscher Studenten existirt in Paris, dessen im Grunde einzige Aufgabe darin besteht, studirende Landsleute vor Prellerei zu schützen. Vor Enttäuschungen betrübsamerer Art kann er leider nicht bewahren, denn vor Allem ist die Vorstellung, die man sich in Deutschland von dem Wesen der Sorbonne macht, gründlich falsch.

Sind unsere Universitäten dazu bestimmt, den Studirenden mit Rücksicht auf seine allgemeine Ausbildung zur Erlernung seiner Berufswissenschaft zu führen, so wird in Frankreich letztere in Specialschulen für Mediciner, Juristen, Chemiker und Philologen gelehrt, ohne daß die humanistische Ausbildung der Lernenden geleitet wird. Wer von ihnen Neigung hat, sich dieselbe anzueignen, der geht daneben zu den Vorlesungen der Sorbonne. Das aber sind Wenige, so daß man von Studenten der Sorbonne kaum sprechen kann. In Wahrheit besteht hier das Publicum vorwiegend aus älteren Franzosen, Damen und deutschen Studenten. Privatissima werden gar nicht gelesen. Seminarien sind unbekannt. Keiner der Professoren liest mehr als zwei Stunden wöchentlich. Von den 1700 Hörern der Sorbonne, unter denen kaum 400 regelmäßige Besucher, sind über hundert Deutsche und hiervon wieder etwa fünfzig Reichsangehörige. Namentlich die Damen sind sehr lerneifrig, weil ihnen ein Diplom der Sorbonne von großem Nutzen sein kann. Im Uebrigen erhalten unsere Studenten in Paris keine geistige Nahrung, die sie in der Heimath nicht besser und billiger haben können. Der große Werth des Studiums der Manuscripte in der Nationalbibliothek wird dadurch verringert, daß das Arbeiten unvortheilhaft ist, weil man nicht mehr als zwei Bücher gleichzeitig erhält.

Nicht minder unangenehm als die Stellung der deutschen Studenten ist auch die der jungen deutschen Kaufleute in Paris geworden. Mennell schildert an der Hand eines angeblich gefundenen Briefes die Stellung eines deutschen Commis in Paris. Auf das Comtoir ist die Deutschenhetze gedrungen, so daß fast nur noch deutsche Hiebe helfen können. Der deutsche Commis, der in englischen Geschäften thätig war, hält es in den lobdrigen Pariser Comtoirs kaum aus. Hier herrscht der elende Mechanismus, der jedes große Arbeiten verhindert. Bei alledem steht der Jüngste wie der Aelteste hier auf derselben Stufe der Selbstherrlichkeit. Keiner hilft dem Andern, und ein sechssprachiger Correspondent thut gut, seine Briefe hübsch selber zu copiren und zur Post zu tragen.

*) Leipzig, Albert Unstad.

Digitized by Google

Der Ausläufer ist dort nicht selten eine wichtigere Persönlichkeit, als der Procurist. Dabei sind die Gehälter im Allgemeinen die reinen Hungerlöhne. Bei Fould, welcher, obgleich seine Vorfahren aus Deutschland kamen, keine Deutschen annimmt, bekommt ein dreisprachiger Correspondent monatlich 100 Francs, und dieses Haus ist eines der ersten von Paris. Stellenlose Deutsche findet man häufig. Sind sie arm, so geht es ihnen erbärmlich. Trotzdem arbeiten Viele in deutschen Geschäften, da unsere Landsleute an der Seine noch immer einen großen Theil des Commissionsgeschäftes in der Hand haben. Diese fingen fast Alle ohne Ausnahme mit kleinen Mitteln an. Der deutsche Kaufmann blickt weiter hinaus und ist unternehmender als der Franzose, welcher nur überall da, wo der Kleinhandel in Betracht kommt, der Beherrscher der Situation bleibt. Es fehlt diesem an Initiative, was auch die Abnahme des Exports erklärt. Keineswegs aber ist der 11. Artikel des Frankfurter Vertrags an dem Rückgang des Pariser Handels schuld.

Trotzdem und alledem nimmt das Pariser Deutschthum immer mehr über Hand. Nordau ist der Ansicht, daß etwa 60 000 Reichsdeutsche in Paris wohnen. Mennell stimmt nur für 25 000, und er dürfte der Wahrheit näher kommen. Macht man keinen Unterschied zwischen den dort lebenden Elsässern, Schweizern, Deutschösterreichern, Luxemburgern und Reichsdeutschen, so wird man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß unsere Sprache die Muttersprache von hunderttausend jetzt in Paris lebenden Menschen ist und daß sich ungefähr 50—60 000 Seelen derselben als Umgangssprache bedienen. Besonders groß ist auch die Zahl der Deutschen, welche sich nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt naturalisiren lassen. Auf solche Weise dringt das beste Blut in den französischen Körper, wobei unsere ehemaligen Landsleute unsere stärksten Feinde werden. Der Elsaß gab Frankreich seine besten Soldaten von Kellermann angefangen bis zu Uhrich. Lebebur und Meyer nennen sich zwei Admiräle der heutigen französischen Flotte. Schmitz, Wolff, Schneegans sind gegenwärtig Corpscommandeure. Die französische Rang- und Quartierliste wimmelt von deutschen Namen. Ebenso die Verwaltung, das Parlament, der Buchhandel, die Börse und Bank, die Universität, die Journalistik und namentlich auch die jüngste Lyrik. Die halbe Polizei, fast jeder Conciërge ist deutsch, und der Scharfrichter von Paris heißt Deibler . . . Sogar unser Deutsch dringt immer mehr in die französische Umgangssprache. Der Gebrauch deutscher Worte ist zahlreicher, als man dem „nationalen" Franzosen zutrauen möchte. Ohne Zweifel tragen die Elsässer zur Germanisirung des Pariser Argot am meisten bei. Aber auch mit dem Bier bringt der deutsche Geist nach Frankreich. Mennell hat ein großes Pariser Bierfeuilleton verfaßt, denn ohne Zweifel ist der Trank des Gambrinus ein starker Germanisator. Die Deutschenhetzer haben das auch richtig erkannt, und in der liebenswürdigen Verfolgung alles Deutschen, deren sich eine große Anzahl französischer Journalisten befleißigt, spielt unser harmloses Bier eine große Rolle. Von Zeit zu Zeit erinnert man sich nämlich an der Seine des „entnervenden Einflusses, den das deutsche Bier auf die französische Jugend übt". Das deutsche Bier soll bekämpft werden, weil es verfälscht ist, weil eine Unmasse von Kneipen entstanden sind, deren ganzer Zuschnitt verderbliche Einflüsse namentlich auf die Jugend übt, und endlich: weil es deutsch ist. Der erste Grund ist, so allgemein gehalten, hinfällig, denn man trinkt in Paris ebenso gutes und reines Bier, wenn auch beträchtlich theurer, als an der besten deutschen Quelle. Wenn in den Cafés und einigen hundert Kneipen mit purem Rattengift aufgewartet wird, so ist daran unser deutsches Bier, dessen Namen hier gemißbraucht wird, wahrlich ebenso unschuldig, als an den Kneipen mit galanter Bedienung, über welche hier viel Scandalöses erzählt wird. Aber auch die Musik germanisirt Paris. Die Concerte des Conservatoriums spielen fast ausschließlich deutsche Musik, die Opernhäuser bereichern sich mit Mozart und Weber, und die Militärmusik entwickelt sich ganz nach deutschem Muster. Neuerdings wird von den zahlreichen Wagnerianern, zu denen die gesammte musikalische Kritik gehört, dafür plädirt, die arg gefährdete Große Oper durch die Aufführungen von „Lohengrin" und „Tannhäuser" zu retten. Die Association des Dames françaises, die Gründungen von Genossenschaften à la Schultze-Delitzsch, die Turn- und Schützenvereine, sie alle weisen auf deutsche Vorbilder hin. Der Aufbau der Schule und der Armee sind überall im Hinblick auf deutsche Schule und deutsche Armee ausgebaut worden. Der erste Unterricht beginnt schon in der ersten Classe der Vorschule, in welcher der Schüler die gothischen Buchstaben zu schreiben hat, ohne daß er die Worte, die diesen folgen (man benützt die Düsseldorfer Hefte) verstände. Der eigentliche Unterricht fängt in der unserer Sexta entsprechenden Classe an und umfaßt von dieser bis zur Quinta vier, bis zur Tertia drei, in der Obertertia zwei, in den bei den Secundas und den Unterprimas wieder drei und in der Oberprima eine Stunde. Auch die Kaserne ist nach deutschem Muster organisirt worden. Die Militärcasinos haben sich bewährt, nur die Einjährig-Freiwilligen-Institution ist wieder abgeschafft worden. Wie weit man in Frankreich die Beschäftigung mit dem Deutschen treibt, beweisen auch die Instructionsbücher der Soldaten, in denen ein umständliches questionnaire usuel français-allemand zu finden ist, woraus wir folgende bezeichnende Uebersetzungen entnehmen:

Aux armes = inns guévair; aujourd'hui = hoyte; camp = lagueur; capitaine = haouptmann; cidre = apfailvain; coucher = chlaffen; itinéraire = marchriktoung; linge = layneundzoyg; la route traverse-t-elle? = furt de strassé nak; combien y a-t-il d'habitans dans = vi fil ainvonneur zind in; où est l'ennemi? = vo stait dair faynnd? etc.

Es ist zwar bekannt, daß die Mitglieder der Patriotenliga die Ladenbesitzer, wo deutsche Waaren ausliegen, mit Erfolg einschüchtern, denn Niemand ist furchtsamer als der Pariser, der bei jedem Auflauf den Laden schließt? Nichts desto weniger sind die englischen Waaren, auch wo sie als solche bezeichnet werden, meist von deutscher Herkunft, und die Confection der großen Bazars kommt zum größeren Theil aus Berlin. Daß man auch in den Kiosks deutsche Zeitschriften und in den Buchläden deutsche Bücher und massenhafte Uebersetzungen aus dem Deutschen findet, hat Mennell zuerst in unserem Blatte (Nr. 30) nachgewiesen. Die drei Worte: „Man spricht Deutsch", die nach dem Kriege aus den Schaufenstern verschwanden, erscheinen wieder überall, denn es kommen noch immer deutsche Vergnügungs- und Handlungsreisende in so stattlicher Anzahl nach Paris, als daß der Handel nicht gezwungen wäre, mit ihnen zu rechnen. Aber wäre dem auch nicht so, was schadeten solche Aeußerlichkeiten? Das Entscheidende ist, daß kein Fußbreit ernster Culturarbeit bei uns gethan wird, ohne daß man in Paris fragt: „Wie ist es in Deutschland?" Hoffen wir, daß der deutsche Geist, der in das französische Leben eindrang, weiter schreite auf seinem unblutigen Eroberungszuge und uns das große Nachbarvolk immer näher bringe.

Theophil Zolling.

Literatur und Kunst.

Ludwig Richter von der religiösen Seite.

Von Robert Waldmüller.

Die seit Jahren erwartete Selbstbiographie des Schöpfers so vieler volksthümlich gewordenen, über den ganzen Erdball verstreuten Holzschnittzeichnungen, Ludwig Richter's Selbstbiographie ist denn endlich ans Licht der Oeffentlichkeit getreten, gerade zu der nämlichen Zeit, wo in der Hauptstadt des Deutschen Reichs vor Geschwornen über die Quellen verhandelt wird, aus denen der Künstler seine Inspirationen schöpft, und wo in allen Zeitungen dem Bedürfniß der Menge Rechnung getragen wird, einzudringen in die labyrinthischen Wirrgänge dieses geheimnißvollen Gebiets. Wenn dasselbe

Digitized by Google

nur zu oft vor dem scharfen Licht des nüchternen Verstandes nicht bestehen kann und wenn solcher Art der in Rede stehende Prozeß nur den Schadenfrohen und den Neidern Freude bereiten wird, während er vorurtheilsfreie Gemüther mit peinlicher Theilnahme erfüllt, so darf die Richter'sche Selbstbiographie als ein Labetrunk aus reiner Gebirgsquelle bezeichnet werden, und es ist eine glückliche Fügung, daß ihr perlender Sprudel eben jetzt, wo es so Viele nach erhebender Stärkung verlangen muß, für Alle erschlossen worden ist.

Die Aufzeichnungen Ludwig Richter's sind nicht ganz so weit gediehen, wie es beabsichtigt war. „Es war seine Absicht", sagt der Sohn und Herausgeber in dem Vorwort, „dem 25. Capitel . . . noch ein anderes, letztes folgen zu lassen, in welchem er über seine weiteren Erlebnisse und Arbeiten kurz berichten, dann aber in einer längeren Schlußbetrachtung das Resultat seiner gesammten Lebenserfahrungen zu einer Art künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntniß zusammenfassen wollte, um auf Gesinnungsverwandte fördernd und anregend zu wirken." Am 19. Juni 1884 hat der Tod, wie man weiß, den Künstler unvorhergesehen aus diesem Leben abgerufen, und so ist jenes Schlußcapitel denn nicht mehr geschrieben worden.

Dem Leser bleibt somit überlassen, selbst die Summe jener ihm erschlossenen Lebenserfahrungen zu ziehen, und er wird dies während der Lectüre schon, ohne darauf besonders auszugehen, von selbst thun.

Daß Richter weit lebhaftere religiöse Seelenbedürfnisse in sich trug als die Mehrzahl der heutigen modernen Menschen, das ist vor Allem der Grundzug aller künstlerischen Impulse, von denen das Buch Rechenschaft gibt.

Wie wurden diese Bedürfnisse befriedigt?

Es wird allgemein interessiren, über diese wichtige Seite seiner Künstlernatur ins Klare zu kommen.

Als er plötzlich aus dem Leben abgerufen wurde und nun der katholische Friedhof ihn in seinen Schooß aufnahm, kam es zu Tage, daß weit und breit Unklarheit über die Confession, zu der er sich bekannt hatte, herrschend gewesen war. Er sollte, so hieß es jetzt erst, die Messe mit Regelmäßigkeit besucht haben. Manche seiner Aeußerungen milder Art und ebenso seine langjährigen Verbindungen mit andersgläubigen Freunden mußten hervorgesucht werden, um Diejenigen zu widerlegen, welche ihn nun nicht anders als im Lichte des Ultramontanismus auffassen zu können meinten. Richter, hieß es, war ja allem Halben abhold. Ist er Katholik gewesen, so ist er es ganz gewesen.

Daß im Deutschen Reich, so lange die große Glocke des Centrums den Ton angibt, die Anhänger der katholischen Kirche gar Vielen für durchweg streitbar gesinnte Leute gelten, ist nur zu begreiflich.

Hören wir nun, was Richter über confessionelle Dinge in seinen Lebenserinnerungen sagt.

Zunächst: Wie weit reichte die katholische Tradition in seiner Familie zurück?

„Beide Großeltern (väterlicherseits) waren lutherisch gewesen; ja, die Großmutter war die Tochter eines Schulmeisters in Wachau und einer ihrer Brüder (lutherischer) Pastor in Döbrichau bei Wittenberg. Einige Jahre nach seiner Verheirathung hatte Großvater seine Kupferdruckerei in Dresden eingerichtet, und dort war ihm durch einen katholischen Geistlichen die Aussicht geworden, die neuen Cassenbillets zum Druck zu bekommen . . . Er wurde katholisch und drang auch in seine Frau, überzutreten. Die Arme kämpfte mit aller Macht dagegen und weinte Tag und Nacht. Sie wußte sich nicht zu helfen und verzweifelte schier . . . Endlich faßte sie in ihres Herzens Jammer den Entschluß, an ihren Bruder, den Pfarrer, zu schreiben. Dieser rieth ihr, obwohl mit schwerem Herzen, ihren Kindern das Opfer zu bringen. Sie solle sich an ihren Gott und Heiland halten und ihm vertrauen, er sei in dieser wie in jener Kirche der nämliche. Sie that den Schritt, dem ihr Herz widerstrebte, um des Friedens willen und Mann und Kindern zu Liebe und blieb nach wie vor einfältig fromm. Später erblindete sie, und Nacht und Einsamkeit umhüllten sie noch dreißig Jahre."

Ob jene Vorspiegelung mit den Cassenbillets zu etwas Weiterem führte, wird nicht erwähnt.

Dagegen erfahren wir, daß der kleine Adrian Ludwig — unser Autobiograph, also der Enkel jenes katholisch gewordenen Paars, — protestantisch getauft wurde, aber dann in die katholische Schule kam, „welche ganz nahe am Zwinger stand und deren Raum jetzt das Museum mit seinen Schätzen deckt. An der Stelle, wo jetzt die himmlische Sixtina schwebt, schwitzte ich über dem A B C und noch mehr über dem Einmal-Eins".

Es war Gebrauch, daß die Schüler der katholischen Schule nach Beendigung des Morgenunterrichts täglich in geordnetem Zuge in die Messe marschirten, und Richter, obschon protestantisch getauft, mußte mit marschiren. „Da ich aber kein Gebetbuch besaß, so betrachtete ich gewöhnlich während der ganzen Zeit das große Altarbild, die Himmelfahrt Christi von Raphael Mengs." Uebrigens scheint für das fehlende Gebetbuch auch anderer Ersatz gewesen zu sein. „Der Knabe, welcher mir zunächst kniete, hatte einst die Genoveva von Schmid (dem Verfasser der Ostereier) mitgebracht, und wir lasen die schöne Geschichte während der Messe. Als sie aber gar zu rührend wurde und meine Thränen allzureichlich auf das Buch tröpfelten . . . mußten wir die Lectüre in der Kirche schließen." Richter fügt hinzu, es sei ihm kaum zweifelhaft, daß die Erzählung von der armen Genoveva auf ihn erbauender gewirkt habe, „als die mir damals noch wenig verständlichen Gebete seichter Andachtsbücher".

Durchaus mangelhaft wie alles Uebrige sei denn auch der Religionsunterricht gewesen, „die sieben Todsünden, die Gebote der Kirche u. dergl. — Alles wurde dürr abgeleiert".

So kam ihm denn erst „im Kasperletheater einer der tiefsten Eindrücke religiöser Art". Man führte nämlich die Puppenkomödie „Dr. Faust" auf. Darin hatte Dr. Faust eine Frage an das „schlotternde" Teufelchen Vitzli Putzli zu thun, ob es zuweilen Verlangen nach der ewigen Seligkeit spüre, worauf Vitzli Putzli zitternd antwortete:

„Herr Doctor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte und ihre Sprossen wären lauter scharfe Scheermesser, ich würde nicht ablassen, sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinauf gelangen sollte." Dieser drastische Ausdruck, sagt Richter, ließ mich die Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelte, vollkommen nachempfinden.

Katholischer Schüler zu sein, war damals übrigens in den Augen der lutherischen Schlingel etwas nicht Correctes. Unter dem Feldgeschrei „katholische Möpse" gab es Keile, und nach vergeblicher Gegenwehr „wurden die Katholischen auf's Haupt — vulgo auf die Pelzmütze — geschlagen. Dies waren die rohesten und heftigsten confessionellen Streitigkeiten, die ich zu bestehen hatte".

Es kam dann die Kriegszeit und mit ihr die bittere Noth des Lebens heran. Richter wie seine Geschwister mußten dem fleißigen, mit dem Radiren von Kupferplatten seinen Unterhalt mühsam erschwingenden Vater bei seinen Arbeiten helfen. Als der Knabe zum Jüngling herangewachsen war, verschaffte ihm der Landschaftsmaler Graff die Gelegenheit, Frankreich im Gefolge des russischen Fürsten Narischkin als dessen Zeichner zu bereisen, und nachdem Richter mit hundert Ducaten im Beutel von dieser Reise voll großer Eindrücke wieder in Dresden eingerückt war, wurde dem bald wieder drückend über ihn hereingebrochenen blos mechanischen Broderwerb im Jahre 1823 — als er 20 Jahre zählte — durch das großmüthige Anerbieten des Buchhändlers Arnold ein Ende gemacht: er wolle Richter für einen dreijährigen, lediglich seiner Ausbildung gewidmeten Aufenthalt in Italien ohne jede Gegenleistung jährlich mit 400 Thalern ausstatten.

Auf der nun dahin angetretenen Fußwanderung beginnen religiöse Regungen sich öfter und vernehmbarer als bisher zu melden. So als in Salzburg ein schiffbrüchiger, von Triest nach Holland sich mit Fechten durchhelfender Steuermann auch ihn um eine kleine Wegzehrung angeht und nach Empfang derselben mit den Worten dankt: „ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten!" Wer ist es denn? fragt Richter. „Es ist der liebe Herrgott selber", lautet die Antwort, „und hier habe ich seine Worte; wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandere ich getrost, junger Herr!" Dabei zog

Digitized by Google

er ein kleines Buch aus der Tasche, das neue Testament. Richter fügt hinzu:

„Mich hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen ... Ich hatte an Gott nicht gedacht, für mich war er eine ferne, unbestimmte Macht, und dieser Mann sprach und sah darein, als kenne er ihn recht wohl, als stehe er im lebendigsten Verkehr mit ihm, woraus ihm ein so getroster Muth, eine so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte nie eine Bibel gelesen."

Bald darauf wird der junge Künstler durch Regenwetter in einem ärmlichen Wirthshause des Zillerthales festgehalten. Nach mancher Stunde unmuthigen Müßigsitzens verschafft er sich von der Wirthin etwas Lectüre. Darunter reizt ihn, als dankbaren Stipendiaten des Buchhändlers Arnold, ein bei diesem erschienenes Büchlein, betitelt „Beicht- und Communion-Buch von Jaspis". Mit Verwunderung erfüllt, las er und las er sich immer tiefer hinein, denn der Inhalt bot etwas ihm durchaus Neues. „Ich war überrascht, erstaunt, daß man so lange Reden und Aussprüche Christi besitze ... Ich wurde in eine seltsame, unruhige Bewegung versetzt, es war, wie in Uhland's verlorener Kirche, der geheimnißvolle Glockenton im Walde."

Solche Stimmungen, abgelöst durch das sammelnde blos künstlerische Schauen inmitten der großartigen Tyroler Natur, begleiteten den Fußwanderer nach Innsbruck, wo wiederum zwischen dem fleißigen Skizziren die Ruhestunden zum Lesen erreichbarer guter Bücher benutzt wurden. Mit sehr unklaren Vorstellungen über die Ziele der in Rom siegreich aufgetauchten Schule der Präraffaeliten war er ausgezogen, jetzt kamen die Wiener Nachdrücke der Kunstschriften Tieck's und Wackenroder's, sowie Schlegel's Schrift „über christliche Kunst" durch die Gefälligkeit eines Buchhändlers in seine Hände. „Ich lag vier bis fünf Tage über diesen Büchern, so daß mir endlich der Kopf brannte ... Bisher schien mir die neuere Richtung vorzüglich in der Rückkehr aus dem Manierismus zur Natur zu bestehen; ich sah nun, daß noch ein Drittes dazu kam: der Geist der Poesie, welcher aus der blos materiellen Natur dem empfänglichen Sinne des Künstlers entgegentritt und das Gewöhnliche in Form und Gedanken zum Bedeutenden hinaufhebt."

Aber „mit Worten" war hier nichts zu thun, es war Zeit, daß er selbst „Hand anlege" und zwar in Rom, wo ja die Führer für das Betreten dieses neuen Wegs ihm erreichbar sein würden.

Wie wenig die in seinem Gemüth zu leisem Klingen gelangte religiöse Saite bei diesem brennenden Verlangen nach Klärung seiner künstlerischen Strebeziele von dem Manierismus des sogenannten Nazarenerthums berührt worden war, beweist wohl am besten der Ankauf, durch welchen er beim Scheiden von Innsbruck seinen Koffer beschwerte — es war eine Homerübersetzung.

In Verona findet er dann in Girolamo dai Libri's Madonna mit dem Kinde, vor welchem drei Engel musiciren, gewissermaßen den Schlüssel zu dem Tempel, auf dessen Betreten Schlegel's „Christliche Kunst" ihn vorbereitet hatte. Mit Recht sagt der feinsinnige von Quandt: „Libri ist einer von den wenigen Künstlern, die so rein von fremden Einflüssen blieben, daß ihre Werke nicht an eine bestimmte Zeit erinnern, sondern das Gesammtgefühl der Menschen ansprechen". Und Richter bekennt: „dieser alte, liebe Maler und Illustrator ist so eigentlich mein Schutzpatron gewesen und hat mir zuerst die Pforten für das innere Heiligthum der Kunst erschlossen".

Ueber Florenz, wo der Hausmeister im Pallast Pitti ihm barsch das Berühren von Gegenständen untersagt (Richter hatte mit freudiger Beschämung die von ihm radirten Ansichten von „Dresden und Umgebung" auf einem Tische der fürstlichen Gemächer entdeckt), geht die Reise nun endlich nach Rom, wo der Thorschreiber ihn auf dem Passirschein mit dem Namen „il Signor Landschaft" betitelt und wo die Kanonen eben in das Läuten aller Glocken der ewigen Stadt hineindonnern, denn das Conclave hat Leo XII. auf den Stuhl Petri berufen.

Il Signor Landschaft war ein Titel, über welchen damals gewiß nicht wenig gelacht worden ist, und dennoch betonte derselbe, ohne es zu wollen, Dasjenige, was den jungen Künstler behüten konnte, nicht völlig in die Fußstapfen einer, seiner Beanlagung fremden Kunstgenossenschaft zu treten. Richter war Landschafter; daneben hatte er einen lebhaften Sinn für das Volksleben, selbst in der drastischen Weise Callot's und Chodowiecki's; die heilige Geschichte zum ausschließlichen oder auch nur vorwiegenden Gegenstande seiner künstlerischen Thätigkeit zu machen, diese Versuchung trat daher, trotz seiner ausgesprochen religiös gewordenen Gemüthsverfassung, nicht eigentlich an ihn heran.

Solcher Art wurde er vor den Uebertreibungen bewahrt, zu denen viele unselbstständiger beanlagte junge Nachbeter des neuen künstlerischen Dogmas sich hinreißen ließen. Richter sagt über das an sich achtungswerthe Streben selbst:

„Gut deutsch und ehrlich fromm wollten alle diejenigen jungen Künstler sein, in denen ein edlerer Geist lebte. Vaterland und Glaube, irdische und himmlische Heimath waren die beiden Pole, inmitten derer sich das gesunde Leben bewegte; in dem einen wurzelte das Gemüth, nach dem andern strebte der Geist. Unter dieser jungen Schaar gab es nun freilich Manche, die im Aeußerlichen hängen blieben, Andre, welche diese Anschauungen in ein solches Extrem trieben, daß der Thorheit Thür und Thor geöffnet war. So sahen z. B. Manche in Raphael schon den Abfall von der wahren Kunst und ließen nur seine Jugendwerke gelten."

Bekanntlich datiren aus der Periode dieser heftigen Erregung unter den jungen protestantischen Künstlern manche Uebertritte zum Katholicismus. Richter war durch sein wunderliches Verhältniß zu beiden Confessionen nicht in der Lage, sich mit diesen Consequenzen jener Erregung persönlich zu befassen. In einer früheren Phase seiner Lebensgeschichte erzählt er, der Religionsunterricht in der Schule habe ihm nichts geboten, er, der Knabe, sei aber auch nachher in keine Kirche gekommen, und seinem Verlangen nach den höchsten Dingen sei daher keinerlei Befriedigung geworden. Einmal habe aber Jemand in Gegenwart von Richter's Vater sogar einen schmutzigen, lästerlichen Witz über eine der evangelischen Erzählungen gemacht, wogegen der Vater nichts einzuwenden gehabt habe, und diese Verspottung von Dingen, die er in der Schule einfach als wahr und als heilig angenommen habe, sei die Ursache gewesen, daß ihm lange, lange Zeit in Sachen des Uebersinnlichen nichts mehr festgestanden habe.

Nachdem nun jene Devise „gut deutsch und ehrlich fromm" als freudiges Bekenntniß über dem Verkehr derjenigen Künstler schwebte, mit denen Richter sich in Rom vorzugsweise berührte, ergriff er mit Eifer auch die Gelegenheit, zunächst die kirchenhistorischen Vorträge Richard Rothe's, des Predigers an der preußischen Gesandtschaftscapelle, und dann die Predigten desselben zu hören.

Mit Bezug hierauf sagte Richter:

„Von Confession und Kirchenthum war unter uns fast niemals die Rede, nicht Form und Uniform war es, was uns am Herzen lag, sondern die Sache selbst, der Glaube und Beweis des Geistes und der Kraft, und es war selbstverständlich, daß ich mich zu Denen hielt, von welchen mir dies neue Leben, dieser Umschwung aller Anschauungen gekommen war. Hatte mein Besuch der protestantischen Capelle auf dem Capitol einigen katholischen Landsleuten, wie ich später erfahren mußte, großes Aergerniß gegeben, so war ich damals ganz ohne Ahnung davon; ich dachte weder an Protestantismus noch Katholicismus, sondern fühlte in Wirklichkeit das Glück, Christo anzugehören und sein Wort zu haben. Das Wachsen in der Erkenntniß und die Pflege dieses neuen Lebens war fortan nächst der Kunst mein lebendigstes Bestreben."

Solcher Auffassung des Christenthums entspricht denn auch Richter's Vorliebe für Bücher wie Schubert's „Altes und Neues", ein Werk, das in jenem Künstlerkreise fleißig gelesen wurde und tiefe Wirkungen hervorbrachte. „Dergleichen Wirkungen", sagt er, „begreift man nur, wenn man den Rationalismus der verkümmerten Volkskirche bedenkt, welcher auf den protestantischen Kanzeln sein Wesen trieb. Er war so recht das Christenthum des Philisters." Jung-Stilling's Bücher und Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi" und ebenso eine große Anzahl anderer, aus bewegter Seele hervorgegangener Schriften, gleichviel ob katholischen oder protestantischen Stempels, scheinen daher für Richter's religiöses Bedürfniß von

Digitized by Google

gleichwerthiger Anziehungskraft gewesen zu sein, und Walch's Ausgabe der Werke Luther's, aus welcher sein Freund Maydell ihm allabendlich in Civitella vorlas, begeisterte und erbaute den Hörer nicht minder als den Leser. Ebenso hatte er zu dem Protestanten Rehbenitz das engste Verhältniß, wie er daneben die beiden katholischen Brüder Eberhard (Franz und Konrad), welche Hausaltäre, Bildstöckle und Aehnliches in altherkömmlicher Art ausführten, und zwar schon ehe Overbeck, Cornelius und Veit nach Rom kamen, von Herzen gern hatte. „Sie, die beiden Eberhard, wie der protestantische Rehbenitz", sagt Richter, „stehen in meinem Herzen in der Gallerie der Schutzheiligen, d. i. solcher Menschen, welche ich auf meinem Lebenswege angetroffen, die in Einfalt und Lauterkeit nach Dem trachteten, was droben ist, und den Schein nicht achteten, weil sie von den Kräften einer künftigen Welt geschmeckt hatten."

Richter's neunzigjähriger Großvater, der, wie alle Convertiten, in kirchlichen Dingen sich keiner Lauheit verdächtig machen wollte und dem aus Rom heimgekehrten Enkel gern Gelegenheit bot, sich über religiöse Dinge vernehmen zu lassen, merkte denn auch bald, daß man aus der ewigen Stadt heimkehren könne, ohne päpstlicher als der Papst geworden zu sein. Er nannte Das, was der Enkel von dem lebendigen Christus und von der Kraft des Evangeliums redete, eitel „herrnhutische" Weisheit.

Wenig anders freilich sprechen die Herrnhuter, als beispielsweise der schon erwähnte Maydell in dem von Richter mitgetheilten Briefe an Letztern sich ausdrückt, und es ist nicht zu verwundern, daß der Großvater Richter, dem kein Verständniß für die Richtung seines „unkirchlich" gewordenen Enkels zuzumuthen war, in ihm einen Anhänger Zinzendorf's erblickte.

„Für die äußere Kirche", bekennt Richter auch noch beim Abschluß seiner Meißner „sieben magern Jahre", hatte ich wenig Interesse. Zur Osterzeit ging ich nach Dresden in die katholische Kirche zum Empfang des h. Abendmahls, und in Meißen hörte ich zuweilen eine protestantische Predigt im Dom oder in S. Afra, bei welcher ich aber selten die Erbauung fand, die ich suchte."

Wo er diese Erbauung fand, ist bereits angedeutet worden. Er kommt in der spätern Abtheilung seiner Erinnerungen darauf mit den Worten zurück:

„Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist." Und er setzt hinzu: „Dies kann man wohl im Allgemeinen auch auf Bücher und besonders in Beziehung auf Lieblingsschriftsteller anwenden." Das erste dieser Bücher, aus dem Richter auf gut protestantische Weise Erbauung schöpfte, war die Bibel, dann der „Sailer'sche Kempis", demnächst Claudius und, wie schon erwähnt, G. H. v. Schubert. Er fährt fort:

„Ueberhaupt hatten sich die confessionellen Gegensätze noch gar nicht so zugespitzt, wie es bald darauf der Fall wurde; vielmehr lebte man in einer Strömung, wo alle innerlich lebendigen Christen, Katholiken wie Protestanten, sich über den aufgerichteten Zaun hinüber freundschaftlich die Hände reichten, und zwar nicht sowohl aus kühler Toleranz, sondern aus dem Gefühl des innigen Einsseins mit dem Einen, dem Heiland und Erlöser Aller. Man brauchte in dieser Beziehung oft das Bild oder Gleichniß eines Herrn, dessen Truppen, obwohl einer Fahne folgend, doch verschiedene Uniformen tragen. Für mich gab es nur jene eine, unsichtbare Kirche, von der es in dem Liede heißt:

Die Seelen all', die Er erneut,
Sind, was wir heil'ge Kirche nennen."

Damit ist Richter's Verhältniß zu den ewigen Dingen wohl in ausreichender Weise klargestellt. Weder die orthodox Lutherischen noch die Päpstlichen können ihn zu den Ihrigen zählen, ebenso wenig wie Diejenigen, für welche die Worte Glaube und Unsterblichkeit inhaltslos sind, weil sie sich außerhalb des Rahmens des sinnlich Wahrnehmbaren bewegen.

Und daß dem so ist, dessen dürfen wir uns freuen, mögen wir uns nun gleichviel zu welcher religiösen Richtung bekennen. Nur weil Richter's künstlerischer Flug ihn höher hob als die trennenden Grenzpfähle der Bekenntnisse, nur deshalb ist über seine gesammte schöpferische Thätigkeit jene heitre Lebensfreudigkeit ausgegossen, welche es, selbst inmitten unserer confessionell zerklüfteten Zeit, Allen gestattet, beim sinnigen sich Aneignen seiner Werke „über den aufgerichteten Zaun hinüber sich freundschaftlich die Hände zu reichen".

Wiener Opernabende.

Von G. Doempke.

Ein Buch besteht aus Blättern, aber sind es Feuilletons werth, ein Buch zu bilden? That ihr Schöpfer wohl daran, die lose und lustig in eine Zeitung hineingestreuten Blüthenknospen der Laune in einen ernst dareinschauenden Band zu versammeln; die buntschillernden Eintagsfliegen einzufangen und dem Publicum nochmals in conservirendem Spiritus vorzusetzen? Wie oft und mit gutem Grunde hat man nicht diese Frage aufgeworfen! Der Feuilletonist der Journale schreibt in den Flugsand und die rinnende Welle. Und doch ist es längst mit Hochachtung anerkannt worden, wie viel gediegenes Wissen, wie viel Geist und Talent sich bei der Ausbreitung und dem hohen Stande der heutigen Zeitungspublicistik tagtäglich in der viel aber flüchtig gelesenen Rubrik unter dem Strich verzettelt. Ganz besonders auf musikalischem Gebiet ist der Natur der Sache nach die Zahl der wahrhaft guten Bücher, welche dabei für ein größeres gebildetes Publicum geeignet wären, im eigentlichen Sinne beschränkt und vermag mit den gerade hier eigenthümlich complicirten Bedürfnissen und Stimmungen des Tages nicht genug gleichen Schritt zu halten. Da ist eine gewisse Gewähr vorhanden, daß die vollhaltigsten solcher schriftstellerischen Samenkörner, mit einigem Ordnungssinn zusammengetragen, nicht nur dem engeren Kreis der Freunde, sondern auch einem großen fremden Publicum, welches dem Autor und seiner Zeitung nicht nahe steht, schmackhafte Nahrung und vielfältigen Genuß zu bereiten im Stande seien. Der Erfolg, den unsere besten Feuilletonisten mit solchen Blüthen- und Aehrenlesen mehrfach erzielt haben, mag er auch weder der Production noch der Verbreitung anspruchsvollerer in sich geschlossener Bücher besonders förderlich sein, scheint jene Annahme zu bestätigen, und zu den Meistern des deutschen Feuilletons innerhalb der kritischen Zunft darf sich ohne Zweifel Max Kalbeck zählen, der in Engel's „Bibliothek für Ost und West" unter dem Titel „Wiener Opernabende" eine Serie jener erlesenen musikkritischen Feuilletonarbeiten hat erscheinen lassen, die seit einigen Jahren zuerst in der Wiener „Allgemeinen Zeitung" und gegenwärtig in der alten „Presse" die Aufmerksamkeit der österreichischen Musikcapitale erregen.

Macht der ehrliche Unwille den Satiriker und der echte Brustton den Redner, so gesellt sich dazu bei Max Kalbeck, um ihn zu einem der hervorragendsten Tageskritiker seines Fachs zu machen, die Kenntniß des schier unausmeßbaren musikalischen Gebiets nicht nur in seinen Hauptprovinzen, sondern auch in vielen engeren und intimeren Departements; ferner jener natürliche Scharfblick, der sich nicht durch den Schein blenden läßt, sondern auf den Grund des Wesens dringt, und ein gereifter und geläuterter Geschmack, das Ergebniß vielseitiger künstlerischer Beobachtung und Erfahrung — alles Das gehoben und zum rechten Ziel geleitet durch eine moralische Haupteigenschaft, den Muth der Ueberzeugung, der die Milde nicht ausschließt und den Irrthum nicht abwehrt, aber mit Bewußtsein gegen alle selbstsüchtige Liebedienerei den Schild hochhält. Wenn ein einziger Aufsatz der Sammlung in letzterer Beziehung eine Ausnahme bildet, so war uns dies nur ein neuer Beweis, wie schwer es selbst den Besten wird, das Urtheil stets und unbedingt von der oft unbemerkten Macht persönlicher Einflüsse frei zu halten. Es handelt sich da um eine schwache, bald nach ihrer Geburt verschollene Oper eines sonst verdienten Componisten, dessen persönliche Liebenswürdigkeit offenbar einigen Antheil hatte an dem Urtheil, daß sein Talent „eine ihm vorgeschriebene Mission" erfülle und daß seine „Melodien wegen ihrer Durch-

Digitized by Google

sichtigkeit weniger tief erscheinen als sie sind." Man merkt's trotz der großen Gewandtheit des Verfassers, der Ton kommt ihm diesmal nicht recht von Herzen, und es ist charakteristisch für die seltene Ausnahme, daß sie sich dem feineren Ohr fast ohne nähere Einsicht in den Gegenstand bald zu erkennen gibt.

Aber alle jene gerühmten Vorzüge sind glücklicherweise in der deutschen Kunstschriftstellerei nicht so durchaus selten, daß nicht eine würdige Tafelrunde von Genossen sie mit Max Kalbeck theilen sollten. Sein Eigenstes, der Originalstempel seiner kritischen Leistungen, ist die schriftstellerische Form, der stilistische Ausdruck: wie er sagt, was er gediegenes zu sagen hat. Kalbeck ist ein Virtuose des geistreich funkelnden Witzworts, des scharf zugespitzten Aperçus; die elegantesten Formen der Ironie und Satire stehen ihm in reicher Fülle zu Gebote, und in heiterem Vollgefühl der Kraft kann es ihm wohl auch einmal passiren, daß er von seiner geistigen Fechterkunst einen zu rücksichtslosen Gebrauch macht und auf den pikanten Effect hin einen zierlichen Hieb über die Schnur hinaus thut. Jedenfalls gibt es der Leute genug, die sich nicht gefreut haben, von ihm kritisch tätowirt zu werden, während die lachenden Zuschauer auf seiner Seite standen. Aber im Grunde ist Max Kalbeck — wie jeder echte Humorist — eine ernste, ja eine elegische Natur. Daß er von Haus aus lyrischer Dichter ist, würde man, auch wenn man es nicht aus seinen älteren Gedichtsammlungen wüßte, zwischen und in den Zeilen seiner Musikkritiken lesen. Die in eigenen Schöpfungen geübte Phantasie kommt dem Kritiker bei der Auffassung fremder Phantasieproducte aufs wirksamste zu Hülfe, sie befähigt ihn zu einem lebendigen Anschauen des Gesammtwurfs einer Kunstleistung und zu einem feinfühligen Nachempfinden ihrer feinsten und tiefliegenden Absichten, wie es bei kritischen Naturen selten gefunden wird. Kalbeck kann in seinen Kritiken Schwärmer, Enthusiast, Poet sein; glücklicherweise verliert er darüber sehr selten die urtheilende Klarheit des Verstandes, und es ist höchst bezeichnend für die Kraft und Gesundheit seiner musikalischen Natur, daß dieser Lyriker auf dem ästhetischen Richterstuhle sich von den Irrlehren der neudeutschen Schule fast vollständig unbeeinflußt gehalten hat. Gerade einem so beanlagten Kritiker hätte man es am ehesten zu Gute halten mögen, wenn er sich in jugendlich-dichterischer Gefühlsverirrung jenen Korybantenchören angeschlossen hätte, welche, die gemeine Illusion mit künstlerischer Darstellung verwechselnd, eine feste Zusammenschweißung theatralischer Halb- und Bastardkünste als die erhabene Allkunst feiern. Und welch ein unbezahlbarer Gewinn wäre für den inferioren Bayreuthianischen Journalismus eine Feder wie diese gewesen! Allein Kalbeck ist ein zu guter Musiker, ein zu klarer Denker, ein zu fein gebildeter Geist, als daß er in jener Atmosphäre von romantischem Nebel und Weihrauchduft hätte athmen können. Der klare Aether der Classicität ist sein Lebenselement, in ihr athmet er frei und behaglich, ohne sich den Vorzügen der Modernen zu verschließen. Ein entschiedener und zielbewußter Gegner der Wagner'schen Wort- und Tonprincipien war er stets, und wenn ihn in seiner Broschüre über den Nibelungenring die sensationelle Neuheit des in erster, frischer Empfänglichkeit Geschauten und nicht minder das Streben nach recht sichtbarer Unparteilichkeit an einzelnen Stellen doch zu fast schwärmerischen Beifallslauten hingerissen hatten, von welchen er sich heute freihalten würde, so gehört seine kritische Zergliederung des „Tristan" in dieser Sammlung nach Wort und Text zu dem Schneidigsten, was über dieses denkwürdige Tondrama geschrieben worden ist.

Daß der hochentwickelte Sinn des Dichters für stilistische Formschönheit, für das sinnvolle Spiel der Bilder und den Schmuck der Rede ganz besonders dem Musikfeuilletonisten zu Statten kommt, leuchtet ein. Daß er dem Kritiker auch zum Fallstrick werden kann, diese Erfahrung bleibt freilich auch Max Kalbeck nicht ganz erspart, und es gibt Fälle, in denen er des poetischen Ueberschwanges nicht Herr zu werden vermag und das Reizvolle einer stilistischen Wendung, den Glanz einer Pointe auf Kosten der nüchternen Sachlichkeit bevorzugt. Ueberhaupt liebt es Kalbeck, dem Cultus der subjectiven Empfindung in der Kritik das Wort zu reden; aber man muß gestehen, er kann es mit minderer Gefahr als ein Anderer, da seine Subjectivität eine künstlerisch so fein durchgebildete und wissenschaftlich so geläuterte ist. Aber wo er nicht überzeugt — und wie selten wird ein Kritiker Stimmeneinheit für sich haben — regt er seinen Leser doch an und gewinnt ihn durch die Grazie seines Geistes. „Die drei Künstlerinnen, welche den Orpheus, die Eurydike und den Eros sangen", sagt er gelegentlich des Gluck'schen „Orpheus", „verdienen jede ihren Kranz, und zwar Fräulein Papier einen von Lorbeern, Frau Kupfer einen von Rosen und Fräulein Braga einen von Tausendschönchen gewundenen." Kann man die Gestalten der Oper sinniger und lieblicher bekränzen? Aber verdienen es auch die drei Sängerinnen? Wir wenigstens würden der entsetzlich tremolirenden Frau Kupfer im günstigsten Falle einen Kranz aus Espenlaub dedicirt haben. Dennoch, wer wird das reizende kritische Epigramm nicht mit Vergnügen lesen, auch wenn er ihm nicht beizupflichten vermag? Kalbeck zeigt eine gewisse geistige Verwandtschaft mit dem verstorbenen Louis Ehlert, namentlich auch in der vornehmen Scheu vor einer bekannteren und hergebrachteren Wendung, selbst wo sie manchmal die natürlichste und richtigste wäre, steht aber unserer Meinung nach an Tiefe und Klarheit des Urtheils jenem voran.

Auf Einzelheiten der reichgehaltenen und wohlgesichteten Sammlung eingehen, hieße unter Umständen auf die Kritik eine Antikritik setzen, mit der dem Leser dieser Anzeige nicht gedient sein kann. Sie hatte keinen anderen Zweck als den, weitere Kreise auf einen Charakterkopf des kritischen Feuilletons aufmerksam zu machen, welcher außerhalb Oesterreichs, namentlich in Norddeutschland, weniger bekannt sein dürfte, als er es werth ist und den kennen zu lernen, Freunden der Musik und einer erlesenen schriftstellerischen Darstellung gewiß von Genuß sein wird.

Zur Philosophie der Naturwissenschaft.

Von Th. Achelis.

Von den verschiedensten Seiten aus werden in neuerer Zeit mehr oder minder gelungene Anläufe gemacht, um die zeitweilig unversöhnlich scheinende Feindschaft zwischen den beiden großen Gegnern, der Philosophie und Naturwissenschaft, endgültig zu beseitigen; wie gesagt, durchaus nicht immer mit gutem Erfolge. Denn in dem Eifer des guten Wissens übersah man nur zu häufig die wesentlichen Unterschiede, die nur durch eine künstliche Auffassung sich begleichen ließen. Einer der originellsten Versuche dieser Art (und im Laufe der Entwickelung immer folgenreicher), ist von der Ethnologie ausgegangen, die in vielen ihrer Vertreter es nicht mehr mit einer bloßen Materialsammlung bewenden läßt, sondern mit allen Kräften danach strebt, die scheinbar unübersehbare Masse des Stoffs nach philosophischen Principien zu gliedern, also eine umfassende Weltanschauung auf exacter, inductiver Basis zu construiren. Diese junge, noch vielfach in ihrer weitgreifenden Bedeutung verkannte Wissenschaft unternimmt es, an der Hand eines, wie gesagt, möglichst ausgedehnten Materials und auf Grund einer thunlichst objectiven Methode eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf der Erde zu schreiben, wie es sich auf unserem Planeten in den einzelnen wichtigen Differenzirungen entfaltet hat. Religion, Recht, Sitte, Kunst, Sprache, Zahl u. s. f., kurzum, alle Manifestationen des menschlichen Geistes gehören in diese Perspective, die eben zu Folge ihrer unbeschränkten Totalität sich nicht an die landläufigen historischen und topographischen Sonderungen hält, sondern alle Völker des Erdballs in ihren verschiedenen Culturstufen ohne Unterschied begreift. Eine Reihe durch Geist und Wissen hervorragender Männer hat sich dieser fast unendlichen Aufgabe gewidmet, unter denen der bekannte Berliner Gelehrte Ad. Bastian wohl zu den ersten zählen möchte. Auch die jüngste Schrift*)

*) Timor und umliegende Inseln. Reiseergebnisse. Studien, Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1885.

Digitized by Google

dieses ausgezeichneten Forschers bietet in dem (auch als Separatabdruck erschienenen) Vorwort*) eine Fülle von Gedanken, welche namentlich auf eine Reform der Psychologie im ethnologischen Sinne abzielen.

Vor allen Dingen ist die Behutsamkeit anzuerkennen, mit der der berühmte Reisende bei der Aufstellung von etwaigen Hypothesen und der Begründung des eingenommenen Standpunktes überhaupt verfährt; ganz besonders ist ihm die Voreiligkeit und Hast manches Darwinisten (z. B. Haeckel's) unbequem, weil sie in der That nur dazu angethan ist, die Sicherheit der naturwissenschaftlichen Methode dem großen Publicum zu verdächtigen. Alle seine metaphysischen Untersuchungen, die über den gesicherten Boden der exacten Erfahrung hinausgehen, verzögern nur die Lösung der betr. Probleme, schon aus dem Grunde, weil die Fragestellung eine unrichtige und die Beweisführung dem zu Folge ebenso unzureichend ist. „Ursprungsfragen führen in die Metaphysik weg und fort, über den gesicherten Fußauftritt exacter Naturwissenschaft hinaus, zurück in das alchymistische Stadium der Metall-Umwandlungen, während die Chemie sich jetzt mit ihren Elementen, so bunt sie auch in ihrer Vielheit aussehen mögen, vorläufig genügen läßt, und zum Besten praktischer Verschönerungen und Verbesserungen des Lebens ruhig weiter arbeitet, in Aussicht auf fernere Aufklärungen, die kommen mögen und kommen werden. Die Ewigkeit einer Welt überhaupt a parte ante und a parte post berührt nicht direct die sublunare Welt ... Ob sich statt des Creator mundi extra mundi, der ex necessitate naturee oder ex libertate voluntatis geschaffen, eine Entstehung setzt ἐξαμόρφονῦλης oder ἐξοδκόντων aus Plato's μὴδν . . . bleibt leeres Wortgeklimper für die Naturwissenschaft ihrer soweit umschriebenen Grenzen, die deshalb indeß noch keine unüberschreitbare Grenze bilden. Vorwitzige Uebereilung dagegen straft sich selbst und die bisher auf ihrem glänzenden Siegeszuge überall triumphirende Induction hat sich schmähliche Niederlagen gefallen lassen müssen, als sie unbedacht gegen die Festen, in denen sich seit Olim's Zeiten die Philosophie festgesetzt, anstürmen zu können meinte, ohne sich vorher mit dem erforderlichen Rüstzeug vorgesehen zu haben. Diese specifisch naturwissenschaftliche Fassung der Psychologie basirt für Bastian indeß nicht in der landläufigen Begründung auf dem physiologischen Unterbau jener Wissenschaft, vielmehr, um einen bekannten, wenn auch nicht völlig zutreffenden Namen zu gebrauchen, in der völkerpsychologischen Perspective. Nicht der singulare Mensch also, sondern das Genus in seinen verschiedenen Entwickelungsstadien ist fürder das Object dieser psychogenetischen Forschung, die mit vollständiger Sicherheit in diesen einzelnen Organisationsstufen die Geschichte der menschlichen Seele studiren kann. „Immer wird der Ausgangspunkt statt vom Individuum vom Gesellschaftswesen zu nehmen sein, da in ihm erst menschliche Eigenthümlichkeit zu dem ihr charakteristischen Ausdruck kommt, mit dem im Wechselverkehr geklärten Gedanken. . . . Den primären Ausgangspunkt der Studien in inductiver Psychologie bildet der Gesellschaftsgedanke, für den Menschen als Zoon politikon. Nicht die Individuen sind es, welche die Gesellschaft bilden, sondern die Gesellschaft ist es, welche das Individuum bildet, weil die Individuen nur in und für die Gesellschaft existiren, und so innerhalb dieser erst zum Bewußtsein kommen." Nicht nur die speculative Methode der Psychologie, welche dialektisch die verschiedenen Vermögen und Kräfte der Seele untersucht, sondern auch die sehr fragwürdige, dennoch immer wieder auftauchende Figur des sog. Urmenschen ist somit ein für alle Mal gründlich abgethan. Mag diese letzterwähnte Gestalt auch die Phantasie noch so sehr zu idyllischen Schilderungen begeistern, es fehlt ihr eben das erste Ingredienz wissenschaftlicher Sicherheit und Beweisbarkeit, die Objectivität. Ueberall, wohin die exacte Forschung vorgedrungen, existirt der Mensch nur als Gesellschaftswesen, in bestimmten ethnographischen Organisationen, die je nach der Höhe ihrer Entwickelung auch den Fortschritt des menschlichen Geistes bekunden. Die Geschichte also des Völkerlebens, in den mannigfachsten Bildungen von der structurlosen Masse der Geschlechtsgenossenschaft bis zu den complicirten Formen des staatlichen Daseins, ist eo ipso gleich der Geschichte des menschlichen Bewußtseins, und es kommt nur auf den kundigen Blick an, diese Entfaltung in ihren einzelnen Differenzirungen zu erfassen. Alles Apriorische muß (freilich bis zu einer bestimmten Grenze hin) seine concrete Genesis aufweisen können, um überhaupt in der Wissenschaft verwandt werden zu können; den Endpunkt nämlich dieses äonenlangen Processes wird kein noch so scharfes Auge entdecken können, weil er sich in pfadloser Nacht verliert. Aber es ist auch nicht die Aufgabe der ernsten Wissenschaft, die Dinge in ihrer sog. Entstehung zu verfolgen und den Ursprung der Welt und ihrer Elemente zu erweisen — das würde schon nach Kant in transcendente Fernen sich verirren heißen —, sondern uns und die Welt in ihrem Zusammenhang begreifen zu lernen. Denn thatsächlich kommt jede wissenschaftliche Analyse darauf hinaus, das Sein, welches der Mensch sonst nur unbewußt und instinctiv durchlebt, bewußt und mit voller Klarheit zu erfassen. Nur dadurch, durch diese Umleuchtung des Horizontes wird die Philosophie zu dem, womit man sie auch gelegentlich bezeichnet hat, zu einer Orientirung in der Welt.

Außer diesen mehr erkenntniß-theoretischen Betrachtungen (um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen) enthält die angeführte Schrift auch manche ethische Erörterungen, die begreiflicher Weise wiederum den socialen Ursprung der moralischen Verpflichtungen hervorkehren. „Als den Menschen im Charakter das Gesellschaftswesen betreffend kann die Moral nicht aus individueller Psychologie ihre Darlegung erhalten, obwohl nach dem aufgenommenen Verständniß des Volksbewußtseins in das der Individuen dieses sich selbst als integrirend entwickelnder Theil fühlen wird und also mit der Fähigkeit begabt, aus eigener Kraft regulirend einzugreifen. Die pflichtgemäße Bildung der Principien läuft dann in die desellschaftliche oder staatliche Verwirklichung aus, während garüber hinaus Jeder nach seiner Façon selig werden mag . . ." Das naturae convenientes virere der Alten faßt Bastian deshalb als die Beobachtung des social sanctionirten Kanons auf, der selbstverständlich je nach der Structur der bezüglichen Organisation erheblichen Schwankungen unterworfen ist. Je unentwickelter diese Association ist, desto roher und dürftiger das ihr angehörige Individuum, das unterschiedlos in der chaotischen Masse sich bewegt; erst mit höheren Differenzirungen bilden sich bestimmte, scharf charakteristische Persönlichkeiten heraus und mit ihnen gegenüber den früheren communistischen Zerrbildern individuelle Rechte und Verpflichtungen. Die Urzeit hingegen kennt noch Nichts von diesen uns so geläufigen Grundsätzen des sittlichen und öffentlichen Lebens, Nichts von einer individuellen Ehe, von einem individuellen Eigenthum, von individueller Schuld und Strafe. Deshalb aber kann auch kein absolutes Moralgebot, kein kategorischer Imperativ u. dergl. existiren, sondern nur relative Werthschätzungen und Bestimmungen. „Der Wilde, der den Fremden tödtet als Feind, handelt (weil in allgemein stetigem Kriegszustande) nicht unmoralischer als der Soldat, der, wenn sein Staat im Krieg liegt, die Waffen ergreift zur Vertheidigung eines Angriffs." Deshalb ist es Thorheit, einen solchen Sohn der rohen Natur mit Begriffen und Urtheilen richten zu wollen, die nur der verfeinerten europäischen Civilisation entsprechen. Das an sich Gute ist eine bloße Abstraction, ein leerer Schemen, noch nie realisirt und der Verwirklichung fähig; nur innerhalb der bezüglichen ethischen Organisation kann von einem objectiven Kriterium der lobens- oder tadelnswerthen Handlungen des Einzelnen die Rede sein, weil eben diese Beziehung des Individuums zu dem ihr umgebenden Gesellschaftskreise die allererste Voraussetzung des Sittlichen bildet. Der eigentliche Ursprung der Sittlichkeit, sofern er nicht äußerlich durch die Gestalt und Form der betreffenden socialen Association bedingt ist, geht weit über die Grenzen der exacten Wissenschaft hinaus, wenigstens noch zur Zeit, und führt, wie die Frage nach der Entstehung des Individuums überhaupt, in die Tiefen kosmischer Mystik hinein. Nur soviel läßt sich mit Sicherheit sagen, daß für die primitiven Zeiten Sitte und Moral so ziemlich zusammenfallen und

*) Metaphysische Prolegomena für die Psychologie als Naturwissenschaft.

Digitized by Google

erst später bei schärferer Ausbildung individueller Factoren sich Conflicte zwischen beiden Gebieten herausstellen, die nicht selten zu Ungunsten der Sitte, d. h. des traditionellen Fühlens und Meinens enden. Der Entwickelung aber der einzelnen sittlichen Ideen wird man wiederum nur dadurch auf die Spur kommen, daß man die Geschichte jener socialen Organismen studirt, als deren concreter Niederschlag sie eben zu gelten haben.

Die Antwerpener Weltausstellung.

Von Alfred Lichtwark.

In den Berichten der französischen und der deutschen Zeitschriften spiegelt sich klar der Erfolg der einen und die Niederlage, welche die andere Nation auf der internationalen Ausstellung in der belgischen Welthandelsstadt davongetragen. Die Franzosen sehen Alles rosig. Ihnen kommt kein Zweifel, wozu Weltausstellungen eigentlich nütze sind, — sie heben ihre Abtheilung in den Himmel, wissen ein freundlich aufmunterndes Wort für die Belgier zu sagen und können sich außerdem noch das patriotische Vergnügen bereiten, über die deutsche Abtheilung herzufallen. — Deutsche Berichte pflegen mit einem Klageliede über Weltausstellungen im Allgemeinen — wo hätten sie uns auch Segen gebracht? — und die Antwerpener im Besondern anzufangen und schreiten im weitern Verlauf umgekehrt wie die Franzosen vor: über die Veranstaltung des eigenen Volkes haben sie bittere Worte, die Ausstellung des „Erbfeindes" müssen sie mit unverhohlener Hochachtung behandeln; d. h. die wenigen, die es ehrlich meinen. Denn bei dieser Gelegenheit hat es sich wieder einmal gezeigt, wie wenig wir Deutschen gewohnt sind, uns über unsere Leistungen die Wahrheit einzugestehen. Es ist unser Fluch, daß wir uns so bald zufrieden geben. Wenn wir nach deutschen Urtheilen uns ein Bild machen wollten, so besäßen wir jetzt die erste Kunstindustrie der Welt, während wir eigentlich in keinem Zweige das Allerhöchste leisten. Und doch ist es eine Erfahrung, die alle früheren Epochen bestätigen, daß keine noch so massenhafte Herstellung von Mittelgut die Grundlage einer bedeutenden Industrie abgeben kann. Freilich sind wir immer noch besser, als unsere Vertretung in Antwerpen schließen läßt. Aber welcher der Besucher hat ein Interesse daran, es uns zu glauben?

Wir haben uns wieder einmal durch Halbheit eine Niederlage bereitet. Das Deutsche Reich hat die officielle Theilnahme abgelehnt. Man weiß, daß der Reichskanzler sich im Princip bei derartigen Anlässen stets abweisend verhält, gerade so, wie er auch bis jetzt eine Weltausstellung in Berlin nicht gebilligt hat. So bleibt auf den ausländischen Ausstellungen der Privatspeculatian das Feld überlassen. Nun könnte ja immer noch Bedeutendes geleistet werden, wenn alle großen Firmen und Verbände in der That zusammenträten und die Mittel für eine würdige Repräsentation gewährten. Aber das ist in Antwerpen nicht geschehen. Festgegründete Häuser mit sicheren Verbindungen haben heutzutage nur ein ganz geringes Interesse daran, auf Weltausstellungen zu erscheinen, ja, es ist manchen Zweigen geradezu gefährlich. Wozu da die großen Opfer bringen, die eine würdige Vertretung fordert? So kommt es, daß in Antwerpen die deutsche Abtheilung mit wenigen Ausnahmen nur von Häusern zweiten und dritten Ranges beschickt wurde, die in ihrer Gesammtheit von unsern wirklichen Leistungen nur ein schiefes Bild geben und die Mittel zu einer würdigen Ausstattung nicht zusammengebracht haben. Aber sie dürfen unter dem Adler des Reiches ausstellen, und es ist absolut nicht zu errathen, daß sie in ihrer Gesammtheit kein Recht haben, sich als Vertreter der deutschen Industrie hinzustellen. Wir müssen bei solchen Zuständen dringend verlangen, daß das Reich in Zukunft, wenn es die officielle Betheiligung verweigert, auch dafür sorgt, daß die deutsche Abtheilung sich gibt, wie sie ist, als Privatspeculation. Damit wäre dem Hohn und Spott, den wir in Antwerpen über uns mußten ergehen lassen, die Spitze abgebrochen, er träfe nicht, wie jetzt, die ganze Nation, sondern nur Die, welche sich freiwillig bloßgestellt haben.

Wir sind um so schlimmer gefahren, als unsere Ausstellungsnachbarn, die Franzosen, unsägliche Anstrengungen gemacht haben. Die Regierung gab für die Ausstattung der Räume sechsmalhunderttausend Francs, hunderttausend mehr, als Belgien aufgewandt hat. Die weltbekannten französischen Firmen sind fast ohne Ausnahme auf dem Platze gewesen, und Regierungscommissare und Privataussteller haben einander in die Hände gearbeitet, ein Ausstattungsstück zu schaffen, das an Geschmack und Sachlichkeit himmelhoch über der ärmlichen, geschmacklosen Decoration der deutschen Ausstellung steht. Wenn uns die Betheiligung an dem Antwerpener Unternehmen einen Vortheil bringen kann, so ist es der, daß wir in uns gehen und uns zum letzten Mal dazu hergegeben haben, den Franzosen als Folie zu dienen. Bei einem Nachbar wie wir muß dem blödesten Auge aufgehen, was die Franzosen leisten.

Wir werden uns deshalb in diesem Bericht, der sich ja ohnehin auf Aussteller und Ausstellungsstücke im Einzelnen nicht einlassen kann, vor Allem einmal die Bedingungen klar machen, unter denen die Franzosen so Großes erreichen. Sie stehen ja nicht nur uns voran, sondern lassen selbst die Belgier, die so große Anstrengungen gemacht haben, die Oesterreicher, deren geschmackvolle Decoration einen ansehnlichen Erfolg davongetragen hat, und die Italiener, die eine Fülle bunter lustiger Dinge in wirrem Durcheinander vorführen, weit hinter sich zurück.

Als Grundlage der französischen Ausstattungskunst haben wir eine unbedingte Sachlichkeit zu bezeichnen. Die Decoration ist nicht Selbstzweck, sie will nicht für sich gesehen und bewundert werden, sie ordnet sich unter. Ueberall ist sie bemüht, ruhige Hintergründe zu schaffen, das Zerstreute in Gruppen zusammen zu fassen, ein einzelnes Prunkstück aus der Masse des Minderwerthigen loszulösen. Wo wäre dies besser angebracht als auf einer Weltausstellung, in der man sich der verwirrenden Fülle nirgend erwehren kann.

Den besten Begriff von der hohen Kunst der französischen Decorateure, die hinter ihrem Werke ganz verschwinden, gibt die Anlage und Ausstattung des großen Saales, in welchem der Staat die Erzeugnisse seiner Manufacturen ausstellt, — es ist ja bekannt, daß in Frankreich, welche Regierungsform auch herrschen möge, für Kunstzwecke stets in gleicher Ausgiebigkeit Mittel fließen, und zwar nicht sowohl für die Erziehung der Künstler, die bei uns Unsummen ergebnißlos verschlingt, als für ihre Beschäftigung. Gewisse Industriezweige, für deren kostbarste Erzeugnisse der Markt der ganzen Welt keinen Absatz bietet, arbeiten für den Staat als einzigen Abnehmer, so die Porzellanmanufactur zu Sèvres und die Teppichmanufacturen. Für diese war der Saal hergerichtet.

Bei der Anlage schon hatte man Sorge getragen, ihn dem Getriebe der großen Verkehrsadern zu entziehen, ohne ihn zu verstecken. Er liegt zwischen zwei Corridoren, die den Strom der Besucher an ihm vorüberleiten. Nach der Hauptseite öffnet er sich mit einem Portal und zwei großen Fensterbögen. Die andere Seite ist nur durch ein Portal unterbrochen. Sonst hat der große Langsaal bis oben hinauf geschlossene Wände, was eine überaus beruhigende Wirkung ausübt, denn gerade die Ruhe und Concentration ist es, die in einer großen Ausstellung so schwer zu erreichen ist.

Die Ausstattung ist mit eben so sicherem Tact berechnet, wie die Anlage. Einfache, gediegene, aber keineswegs prunkende Sitzmöbel in der Mitte geben dem Besucher die beste Gelegenheit, das raffinirte Ganze auf sich wirken zu lassen. Wie wohlthätig berührt es, daß mit dem Raum nicht gespart ist. Zwischen der Reihe von Möbeln und den Wänden ist die breite, mit Cocosmatten bedeckte Bodenfläche ganz frei. Nirgend steht ein Postament im Wege, die Besucher können bequem umherwandeln, und es wird eigentlich nie voll. Man kann die Füße ausstrecken, ohne die Passage zu hindern. Alle Ausstellungsgegenstände sind an den Wänden aufgestellt, bald in Glasschränken, bald freistehend auf Wandtischen oder credenzartigen Aufbauten. Darüber sind die hohen Wände mit den schönsten Erzeugnissen der Teppichmanufacturen des Staates

Digitized by Google

geschmückt — nicht bedeckt. Das Alles hebt sich ruhig von dem rothen Tuch ab, mit dem die Wände ausgeschlagen sind: farbiger Schmuck beginnt erst hoch über den Teppichen, so hoch, daß kein Schimmer davon ablenkend in die Augen fällt, wenn man die Ausstellungsgegenstände fixirt. Es ist derselbe in kräftigen Farben gemalte Fries mit dem lorbeergeschmückten Wappenschilde der Republik, der, alle Säle der französischen Abtheilung umspannend, verhütet, daß ein Zweifel über die Zugehörigkeit entstehe. Die Thürvorhänge von rothem Tuch fallen nicht aus dem schlichten Charakter der übrigen Motive heraus, die Schränke sind aus schwarzem Holz. Daß Wandtische mit ihren geschnitzten und vergoldeten Füßen die Einfachheit der dunklen Schränke rhythmisch unterbrechen, ist ein Beweis mehr von der Sicherheit der künstlerischen Absicht. Ebenso die weise Sparsamkeit, mit welcher Blattpflanzen zur Belebung des Raumes herangezogen sind. Man weiß, wie leicht hier ein Zuviel die glücklichste Harmonie zerstört.

Dieselbe Zurückhaltung hat bei der Aufstellung der Porzellane gewirkt. Man wollte nicht durch Masse und Häufung blenden, sondern jedes der kostbaren Werke für sich zur Geltung kommen lassen. Wenn das Auge bei der Betrachtung all der zierlichen blanken Einzelheiten des Porzellans ermüdet ist, bieten die herrlichen Landschaften und Blumenstücke der Wandteppiche erquickende Ruhepunkte.

Der Raum als Ganzes ist was er sein soll, der Schwerpunkt einer Ausstellung. Man hat keinen Augenblick die Empfindung, in einer Privatsammlung zu sein oder in einem Museum. Dieser vornehmste Ort war zugleich der behaglichste, nach dem wir immer wieder zurückgekehrt sind, wenn es galt, für eine ruhige Viertelstunde dem Gewirre zu entfliehen. Und mit wie einfachen Mitteln ist das Alles erreicht! Weder Juteplüsch, noch Goldleisten, noch Makartbouquets, noch auf die Wände schablonirte Riesenornamente, nirgend der allergeringste Versuch, die Decoration als solche zur Geltung zu bringen.

Vor Allem Eins berührt bei dieser Kunst den Deutschen angenehm, wenn es ihn auch mit Wehmuth an die Leistungen der eigenen Decorateure erinnert. Weder in diesem Hauptsaal noch irgendwo sonst zeigen die Franzosen eine Neigung, durch Anspielungen auf ihre Sitten und Sagen Effect machen zu wollen. Es gibt in der französischen Decoration kein Seitenstück zum Barbarossa, zum Gambrinus, zu den Rheinsagen und Trinkgebräuchen, mit deren Darstellung wir so verschwenderisch umgehen. Für Ausstellungen in der Heimath, wo all Das verstanden wird, ist es unter Umständen am Platz, muß aber strenge zurückgewiesen werden, wo es sich um ein Publicum handelt, das dafür kein Verständniß mitbringt. Es wird kopfschütteln und spotten.

Wenn auch diese officielle Veranstaltung den Glanzpunkt bildet, behaupten doch die Ausstellungen der französischen Privatindustrie daneben ihren Rang. Die Regierungs-Commissare haben überall vorgearbeitet. Nirgend in der ganzen Ausstellung ist so viel Raum, nirgend hat man es besser verstanden, zu gruppiren und abzuschließen. Mit der größten Sorgfalt sind die Nachbarschaften berechnet, und, das Hauptgeheimniß des wirkungsvollen Arrangements, wo es irgend möglich war, haben sich die verwandten Industrien zu Collectivausstellungen verbunden. Daran fehlt es bei uns noch durchgehend.

Auch die Privatausstellen der französischen Section zeigen, daß sie unter allen die Einzigen sind, die auf früheren Ausstellungen gelernt haben, worauf es ankommt. Sie vermeiden durchweg die Häufung, wissen ihre Erzeugnisse so zu gruppiren, daß der Besucher sich überall einem in sich geschlossenen Ganzen gegenüber befindet, das er bewältigen kann. Dabei schonen sie den Platz nicht, obgleich er ihnen so theuer zu stehen kommt. Besonders hervorragende Stücke stellen sie ganz allein hin, um ja ihre Wirkung nicht zu schädigen, und mit decorativen Zuthaten verfahren sie äußerst vorsichtig. Es ist mir nicht ein einziges Mal begegnet, daß ich einen Moment im Zweifel war, ob ich ein Decorations- oder Ausstellungsstück vor mir hätte, während man in der deutschen Abtheilung oft genug erst die Zierrathe eliminiren muß.

Mit glänzendem Erfolg wissen verwandte Industrien sich zu gemeinsamen Aufbauten zu vereinigen. Auch dazu fehlt bei uns der große Zug, denn hier gilt es gerade für die leistungsfähigen Häuser, sich zum Wohl des Ganzen unterzuordnen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Collectiv-Ausstellung der Lyoner Seidenfabrikanten. Sie haben gemeinsam einen großen Saal geschaffen, ähnlich dem der Staatsmanufacturen, nur eben dem besonderen Zwecke angepaßt. Er ist von polygonalem Grundriß und wird eingeschlossen von hohen schwarzen Schränken eines Schemas, die nur die beiden Eingänge freilassen. In der Mitte ein Glasschrank, daneben jederseits auf dem mit Matten belegten Boden ein Rundsitz von einer schönen Broncefigur überragt. Die Sache hätte nicht einheitlicher ausfallen können, wenn sie nur für eine Firma berechnet wäre. Aber über jeder Doppelthür steht ein anderer Name in großen goldenen Lettern, die einen zusammenhangenden Fries bilden. Auch in der Wahl der Farben haben die Nachbarn auf einander Rücksicht genommen, so daß keiner sich vordrängt und keiner leidet. Also wieder dieselbe vornehme Gleichgültigkeit gegen Prunk und Flitter, dasselbe Streben nach einer ruhigen harmonischen Gesammterscheinung. Neben dem künstlerischen Eindruck fällt dabei auch der moralische einer vertrauenerweckenden Solidität ins Gewicht.

Was eine glückliche Disposition selbst mit einem minderwerthigen Stoffe erreicht, zeigt die tunesische Ausstellung, die unter dem Schirm der Republik aufgebaut ist. Sie öffnet sich nach dem Hauptgange mit zeltartigem Aufbau aus orientalischen Stoffen. Im Innern wird das Arrangement durch ein Repräsentationsbild des Bey beherrscht und die vielen Scharteken der herabgekommenen modernen orientalischen Industrie sind mit allerlei Rohproducten an edlen Gesteinen so munter arrangirt, daß man einen äußerst freundlichen Eindruck mitnimmt.

Welch ein Abstand, wenn man von der französischen Abtheilung nach der deutschen hinübergeht. Aus klaren übersichtlichen Dispositionen großer Massen kommt man in ein Gewirr von kleinlichen Arrangements, aus denen nur zu selten ein würdiges Einzelbild auftaucht. Die Signatur ist Verzettelung.

Geradezu abschreckend ist neben den Leistungen der Franzosen Alles, was auf gemeinsame Kosten an Decorationen geleistet ist. Während die französische Seite des Hauptschiffes sich als eine würdige Architektur repräsentirt, deren Gebälk mit den Wappenschilden der Republik geschmückt, wie ein prächtiger Rahmen den Inhalt isolirt, macht sich gegenüber bei uns die geschmackloseste und ärmlichste Decoration breit, die wir seit langer Zeit gesehen. Draperien aus blauen und weißen Stoffen — letztere natürlich schon vor der Eröffnung schmutzig — hangen in langweiligen Falten herunter und werden überschnitten von großen öden, fischtellerartig ovalen Schilden mit dem Adler des Reiches. Von unten wachsen, die Eisenconstruction der Pfeiler verdeckend, Holzbauten dagegen mit allerlei ausgesägten Fratzen und eingemalten Decorationsbildern. Für den Schmuck der Seitenhallen ist so gut wie nichts geschehen. Nur daß in den Eisenconstructionen der Verdachung dicke rothviolette Stricke lose umherhangen. Man stelle sich nur einmal den Gesammteindruck von der französischen Seite aus vor, das schmutzige Blau und Weiß der Vorhänge, das trübe Holz darunter und dahinter das in der Masse von der Seite doch mitsprechende Rothviolett der losen Stricke.

Es war dann auch die Fabel der Ausstellung geworden. Die fremden Nationen führten ihren Besuch an die Stellen, von denen aus dies Arrangement sich am lächerlichsten präsentirte. Und das mußten wir fast jedesmal mit ansehen. Wirklich, es ist die allerhöchste Zeit, daß das Reich ein Einsehen hat. Es darf nicht gestatten, daß sein Adler einer solchen Unzulänglichkeit die Weihe gibt.

Wir wollen uns auf die Veranstaltungen einzelner Firmen nicht einlassen, die nach Kräften zu retten suchten, was möglich war. Konnte es doch keine so weit bringen, daß sie einer der großen französischen Nachbarinnen das Gleichgewicht gehalten hätte, geschweige denn einen beherrschenden Mittelpunkt hätte bilden können, wie der Saal der französischen Staatsmanufacturen. Derartiges fehlte bei uns ganz und gar.

Da haben sich andere Nationen, die weit weniger Raum

Digitized by Google

beanspruchten, weit geschlossener zu präsentiren gewußt. Vor allen Rußland, das durchweg nur Rohproducte ausstellt, aber in die Eisenhallen einen geschlossenen, lustig bunten Holzpalast eingebaut hat, der keinen Augenblick im Zweifel läßt, wo man sich befindet. Auch mit dem Raum ist man dort weit opulenter verfahren als anderswo, mit Ausnahme Frankreichs.

Dann kommt gleich die geschickt inscenirte Ausstellung des Wiener Gewerbevereins. Oesterreich hat sich zwar officiell nicht betheiligt wegen der Ausstellung in Budapest, aber der Kaiser, der ja über ungemessene Privatmittel verfügt, hat zum Schmuck ein Riesenwerk des vergangenen Jahrhunderts hergeliehen, die prächtigen Eisenwerke aus Schlockhoff. Sie hegen mit ihren colossalen Thoren und Gittern die Abtheilung ein, deren Centrum sehr exponirt in der großen Hauptachse liegt. Ohne diesen Abschluß würde es sehr schwer gehalten haben, sich gegen die Umgebung abzugrenzen.

Merkwürdig ungeschickt haben sich die Italiener benommen. Wenn sie trotzdem einen großen Erfolg davongetragen haben, so liegt dies an der Vollständigkeit, mit der durch die Unterstützung des Staates alle ihre großen Luxusindustrien erschienen sind. Der Staat, dessen Zuschuß ein enormer sein muß — die Höhe war von den Commissaren nicht zu erfahren —, zahlt nicht nur die Platzmiethe und die Decoration, sondern auch beide Frachten für alle eingesandten Waaren. Es ist kein Zweifel, daß sich für die Holzarbeiten und Majoliken, für die Glaswaaren und die Schmuckarbeiten der italienischen Industrie ein weiter Markt eröffnet hat, denn die Sachen waren munter und gar nicht theuer. Sie boten uns allerdings nichts Neues, denn es ist uns aus Berliner Lagern ja hinreichend bekannt, wie sich die italienische Kunstindustrie bei hoher technischer Vollendung zwischen den beiden Extremen der Imitation alter Arbeiten und dem wildesten Naturalismus bewegt. Die Majoliken sind entweder Kopien nach den alten Waaren aus Urbino, Faenza, Caffaggiolo oder es sind moderne Vasen, an denen ein Schwarm von Schulkindern klettert und was dergleichen Motive mehr sind. Aber alles das ist mehr aufgehäuft als geordnet, von einer Centralisation wie bei den Franzosen zeigt sich nirgend eine Spur. Von der Unruhe läßt sich schwer eine Vorstellung geben, und doch wirkt das Ganze weit besser als unsere Abtheilung. Es hat in der Fülle gleichartiger Dinge, die da ausgeschüttet sind, etwas von der strotzenden farbigen Wirkung eines großen Gemüsemarkts.

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

I.

Das lange schwarze Haar verworren zurückgeworfen, den Halbärmel des weißen Kleides absichtslos von der runden Schulter gestreift, die beiden Hände niederhängend und die zwei Zeigefinger gleich den Gliedern einer Kette zusammenhakend, steht vor einem hohen gothischen Fenster eine junge schöne Dame, unbeweglich wie eine Statue, — nicht einmal merkt man, daß sie Athem holt. Ihren feinen Zügen fehlt blos eine Regung, dem edlen Gesicht blos die Farbe, den großen dunkeln Augen blos der Glanz, damit man glaube, daß Leben in dieser Gestalt wohnt.

Was sie durch das Fenster vor sich sieht, ist das Meer, dessen Wogen sich an den Felsen des schottischen Gestades brechen, — wer mag wissen, an welchem? Diese Stelle wird nicht von Schiffen aufgesucht, das Meer ist weithin mit langgedehnten Felsenriffen bedeckt, auf welchen sich Möven sonnen, auf der endlosen Wasserfläche ist nicht einmal das Segel einer Fischerbarke zu erspähen, — Sandbänke sind das hier, ein verfluchter Ort. Eine geeignete Zufluchtsstätte für ein Lustschloß, welches nicht zu dem Zwecke erbaut wurde, um Gäste zu empfangen.

Auf der Uferhöhe ziehen sich dichte Gruppen prächtiger uralter Bäume hin, die das Castell auf zwei Seiten umschließen, welches sich blos von der Meeresseite her frei dem Auge darbietet.

Und auf diesem Meere ist nichts zu erblicken, — trotzdem vermag jene schweigsame Dame mit den glanzlosen Augen dasselbe stundenlang zu betrachten.

Im Hintergrunde des Gemaches flüstern zwei Dienstleute: ein Diener und eine Dienerin, lachend mit einander und stoßen sich gegeenseitig mit den Ellbogen an, wer denn von ihnen zuerst die stumme Dame anreden soll. Der Diener hat mit dem Theetisch zu schaffen, auf welchem ein mächtiger silberner Kessel, chinesische Schalen und Tassen bereit stehen, und die Dienerin macht sich am Toilettetisch zu thun, auf welchem ein aus einem einzigen Jaspisstück geschnittener Mohrenknabe mit beiden Händen einen runden Spiegel hält.

„Mylady", beginnt der Diener endlich mit studirter Unterwürfigkeit: „Das Wasser verdampft in dem Theekessel."

Es erfolgt keine Antwort.

„Wünschen Mylady nicht, daß ich Ihr Haar in Ordnung bringe?"

Die Dame antwortet nicht.

Die beiden Dienstleute flüstern wieder, das Mädchen beginnt abermals:

„Madame!"

Da überwältigt sie der Lachreiz; Beide halten die Hände vor den Mund, um den Ausbruch ihrer Heiterkeit zu unterdrücken und blicken sich dann gegenseitig vorwurfsvoll an, wie wenn eines das andere beschuldigen wollte, Anlaß zu dieser Verletzung des Respects gegeben zu haben.

Und die Dame wendet sich nicht einmal zurück, um sich nach dem Grunde des Lachens zu erkundigen.

Jetzt tritt eine dritte Person ins Zimmer: der „Herr".

Er ist von schmächtiger Gestalt, sein Gesicht ist fein und glatt wie das eines Kindes, — er gleicht eher einem frühreifen Knaben, der seinen Kopf mit männlichem Hochmuth zu tragen versteht, als einem Manne, der sein kindliches Gesicht lange zu erhalten gewußt.

Der Eintretende wirft einen fragenden Blick auf die beiden Dienstleute, die sich mit stummen Gesticulationen bemühen, ihn von dem Resultat ihrer bisherigen Bemühungen in Kenntniß zu setzen, worauf sie sich auf einen Wink ihres Gebieters zurückziehen.

Im Zimmer bleiben jetzt blos zwei Personen zurück: der „Herr" und die Dame, über deren Lippen noch kein Laut getreten.

Langsam tritt der Herr zu der schweigenden Gestalt, ergreift deren Hand, hebt sie empor und küßt dieselbe.

„Guten Morgen."

Die schweigsame Dame hört nicht, fühlt nicht, antwortet nicht.

Da schlingt der Herr mit vertraulicher Zärtlichkeit den Arm um die schlanke Gestalt und dort, wo der Aermel des Gewandes herabgeglitten ist, drückt er einen Kuß auf die glatte Schulter und flüstert ihr zärtlich ins Ohr:

„Guten Morgen!"

Die schweigsame Dame erröthet nicht, lächelt nicht, antwortet nicht.

Jetzt wirft sich der Herr in einen Fauteuil, welchen er neben die Regungslose geschoben hat, um sie im Profil betrachten zu können, läßt den einen Fuß über die Lehne des Stuhles hängen, und indem er sich mit der einen Hand den Knoten seiner Halsbinde zurechtrückt, stützt er das Kinn in die andere Hand und spricht stechenden Tones:

„Guten Morgen, mein Fräulein!"

Bei diesen Worten wendet sich das Gesicht der schweigsamen Gestalt voll Staunen und Betroffenheit dem Sprecher zu. Den Lippen entschlüpfte kein Laut, doch die Augen! ah, die besaßen die wunderbare Fähigkeit, alles auszudrücken, und diese Augen antworteten deutlich genug: „ist dieser Mensch verrückt geworden?"

„Ich bin nicht verrückt, mein Fräulein", spricht der Herr, indem er sich bequem in seinen Fauteuil zurücklehnt. „Ich habe mich ganz richtig ausgedrückt. Sie wollen dies nur

Digitized by Google

schwer begreifen, und wundere ich mich auch gar nicht hierüber. Damen sind in dieser Beziehung sehr empfindlich. Und am Ende ist's doch gleichgiltig, ob man Sie nun „Miß" oder „Mylady" nennt — —."

Die Augen der Schweigsamen erwiderten: „mich kann man nicht verletzen."

„Mein liebes Fräulein, noch damals, da ich Sie gewaltsam zum Altar schleppte und Sie zwang, sich mit mir trauen zu lassen, versprachen Sie mir, daß ich von jenem Momente an kein Wort von Ihren Lippen vernehmen werde; aber auch ich gelobte Ihnen, Sie unbedingt zum Sprechen zu bringen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß ich auf sehr rauhe Weise in Ihren Besitz gelangte. Für dieses Vergehen würde ein Anderer in England vielleicht gar bestraft werden. Ein veritabler „rapt" — Mädchenraub. Indessen ist dies meine Sache, machen Sie sich keine Sorgen hierüber. Drei Tage und drei Nächte in geschlossenem Wagen über Stock und Stein, durch Dick und Dünn. Dann ohne Aufenthalt in die Kirche, in eine enge, dunkle Dorfcapelle, ohne Stühle, ohne Heiligenbilder. Auf dem Altare brannten im Ganzen vier Kerzen, da im Dorfe nicht mehr aufzutreiben waren. Die Kutte des Geistlichen hatte ein Loch, so groß wie ein Galeerenfenster, und das Gebetbuch ermangelte des Titelblattes, sowie des Deckels. Immerhin aber war das ein sehr geeigneter Ort, um ein flüchtiges Liebespärchen ohne jegliche unangenehme Erkundigungen trauen zu lassen. Habe ich Recht?"

Aus den Augen der stummen Dame blitzte die Anklage einer unangenehmen Erinnerung.

„Sie entsinnen sich noch jenes Auftrittes? Gewiß, war es doch erst gestern. Ich ließ Ihnen freie Wahl: entweder — oder. Wollen Sie sich mit mir trauen lassen oder nicht? Und Sie fanden, daß das Erstere vorzuziehen sei, und so wurden Sie meine Gattin. So war es doch, mein Fräulein?"

Die stumme Dame zuckte mit den Schultern; — wer sollte auf sinnlose Worte antworten?

„Das ist einmal geschehen, und vor vollendeten Thatsachen pflegt man überall in der Welt die Thüren zu öffnen. Mir aber ist ein Skrupel bei der Sache aufgestiegen. Ich bin nämlich nicht ganz sicher, ob der Mensch, der uns traute, in Wirklichkeit ein Geistlicher war! Schien es Ihnen nicht auch, daß die Physiognomie dieses ehrwürdigen Herrn eine verdammte Aehnlichkeit mit Sammy, meinem Kammerdiener, hatte?"

Die Augen der Dame drückten namenlosen Schrecken aus.

„Ja, ich bin selbst darüber nicht ganz beruhigt, ob das Buch, aus welchem er die Trauformel verlas, nicht etwa eine Sammlung von Robin's Räuberballaden war, und die Matrikel, in welche wir unsere Namen eintrugen, habe ich stark im Verdachte, die Fremdenliste eines Dorfwirthshauses gewesen zu sein, und endlich duftete die angebliche Kirche so nachdrücklich nach Gin und Porter, wie wenn die Dorfgelage zuweilen dort gefeiert werden würden."

Das Gesicht der Dame glühte nunmehr und ihre flammenden Augen wandten sich voll Haß und Wuth ihrem Peiniger zu.

Der aber sprang lachend von seinem Platze auf und fuhr scherzenden Tones fort:

„Ich glaube in der That, mein schönes Fräulein, daß man uns höllisch angeführt hat. Doch ändert das ja nichts an der Sache. Ich bleibe Ihnen trotzdem ebenso treu ergeben, wie wenn uns der Erzbischof von Oxford seinen Segen ertheilt hätte; Sie sind unumschränkte Gebieterin über mein Haus, meine Dienstleute, meines Herzens und Geldbeutels. Sie können sich von Jedermann „Mylady" nennen lassen, in Gegenwart dritter Personen werde ich Ihnen dieselbe Anrede zu Theil werden lassen, auf den Schlag Ihrer Wagen lassen Sie immerhin mein Wappen und in die Ecken Ihrer Taschentücher meine Krone anbringen. Bestimmen Sie einen Juwelier und eine Modewaarenhändlerin zu Ihren Lieferanten, — Ihre Rechnungen werde ich stets ohne Prüfung bezahlen. Ich werde Sie gerade so ehren und schätzen, wie der Lordkanzler die Myladykanzlerin."

In dem wirren Rollen und dem spähenden wilden Blick in den Augen der Dame lag der Gedanke an Flucht deutlich ausgeprägt. Der Herr verstand dies.

„Hier, mein liebes Fräulein, sind Sie sehr gut aufgehoben; Sie bewohnen ein bequemes, vornehmes, mit Allem reichlich versehenes Schloß auf einer Halbinsel am Meeresstrande im Westen von Schottland, sechsundneunzig Meilen von London entfernt, und bei der Landzunge kamen wir, wie Sie bemerkt haben werden, über eine Brücke, woraus Sie ersehen können, daß dieselbe durchschnitten ist. Die ganze Besitzung ist von meinen Leuten bewohnt und die Meeresseite ist für Schiffe unzugänglich. Und selbst wenn Sie von hier entfliehen könnten — wohin würden Sie gehen? was würden Sie anfangen? Wie wollten Sie sich Genugthuung verschaffen? Das Processiren verschlingt viel Geld. Auf welche Weise würden Sie beweisen, daß Sie mir nicht freiwillig gefolgt sind? Höchstens würden Sie erreichen, daß die Zeitungen Ihr Unglück ausposaunen, alle Welt sich einen Tag lang darüber entsetzen, zwei Tage lang allerlei Glossen schneiden und schließlich das Ganze vergessen würde. London ist weit und das Schwert der Gerechtigkeit hoch."

Noch immer verließ kein Laut die Lippen des gequälten Weibes, doch ihre Augen brannten fieberhaft, ihre Hände ballten sich krampfhaft zusammen und ihr ganzes wildes Aussehen schien eine maßlose Drohung, einen unbezähmbar wilden Rachedurst auszudrücken.

„Ich weiß, ich weiß", sprach der Herr ruhig; „jener gewisse junge Mann. Seien Sie darob ganz unbesorgt, mein schönes Fräulein, er wird uns nicht finden können. Ich habe Sorge getragen dafür, daß er einem Kriegswerber in die Hände falle. Sie wissen ja, auf welche Weise die Schiffsflotte Ihrer Majestät mit Mannschaft versehen zu werden pflegt? Einer dieser Werber bemächtigte sich auch Lyonel's — so hieß er doch, wie? — und seither segelt er bereits gen Gibraltar. Man führt ihn nach Ostindien, von wo er vier Jahre lang nicht zurückkehren wird."

Gebrochen von Schmerz und Wuth neigte die Dame verzagt das Haupt und ihre Augen sprachen nichts mehr; sie schloß die Lider, wie wenn sie liebe Erinnerungen, Schmach, Liebe und Rache mit einem Trauerflor überdecken wollte.

„Sehen Sie, liebe Athalie, ich war ganz aufrichtig und habe Ihnen Alles mitgetheilt, was ich wußte. Und nun überlasse ich es Ihnen, über das Vernommene nachzudenken. Sie sind vollkommen Herrin der Situation, die Sie ganz nach eigenem Gutdünken gestalten können. Sie können dieselbe zu einer rauhen, Sie können sie aber auch zu einer angenehmen machen. Sie können längere und kürzere Zeit zwischen Poesie und Philosophie schwanken. Sie können im Schlosse heftige Auftritte herbeiführen, können Ihren Unmuth, wenn Sie es für gut finden, an Ihren Dienstleuten, an Ihren Möbeln und Ihrer Umgebung ausüben, ich habe Sorge getragen, daß dieselben alles — ohne Widerrede geschehen lassen. Ich weiß, daß das anfänglich nicht anders möglich ist."

Das Gesicht der Dame gewann bei diesen Worten wieder seinen marmornen Ausdruck zurück; sie verließ das Fenster, an welchem sie bisher gestanden, und trat mit gleichgültiger Miene zu dem Theetisch, wo sie frisches Wasser in den Kessel goß, wie wenn sie für nichts weiter auf der Welt Interesse hätte.

„Sie wissen, Athalie, daß ich kein türkischer Seraskier bin; ich weiß sehr gut, daß man die grüne Schale der Nuß nicht mit dem Messer entfernen muß, um zu dem süßen Kern zu gelangen, da wir uns dadurch die Finger beschmutzen würden; — wenn wir sie friedlich stehen lassen, fällt sie von selbst ab. Ich will Ihnen Zeit und Ruhe gönnen. Nicht einmal mit meinen Besuchen werde ich Ihnen zur Last fallen. Die kleine Episode, die sich zwischen uns abgespielt, soll keinen Anlaß zu traurigen Erinnerungen geben. Die Zimmer, die Sie bewohnen werden, sind ausnahmslos von innen zu verschließen und geheime Thüren, durch die Jemand Sie überraschen könnte, sind nicht vorhanden. Wenn Sie aber einmal in eine jener melancholischen Gemüthsstimmungen verfallen sollten, die die gewöhnlichen Cryptogamen der Einsamkeit zu sein pflegen, in denen man sich nach einem Freundesantlitz sehnt, selbst wenn dasselbe durch Gewährung von

Digitized by Google

Verzeihung erkauft werden sollte, — dann mögen Sie sich dieses kleinen Schlüssels bedienen, der die Thür des Corridors erschließt, durch welchen die schöne Athalie zu ihrem allergetreuesten, seiner Befreiung mit Geduld entgegensehenden Sklaven gelangen kann."

Voll stummer Verachtung ergriff die Dame mit der silbernen Zuckerzange den auf den Tisch gelegten Schlüssel — mit der bloßen Hand erfaßte sie ihn nicht — und warf ihn zur Erde.

Der Herr lächelte.

„Wenn es Ihnen aber mehr zusagen sollte, in einer finstern Nacht meiner Aufsicht zum Trotze aus dem Schlosse zu entfliehen, sich nach London durchzubetteln, dort die eigene Schmach zu verkünden, die Welt glauben zu machen, was heutzutage Niemand mehr glaubt, sich von allen Leuten auslachen zu lassen und dort zu enden, wo so viele enden, die Tags über seidene Kleider tragen, — nun so sei auch dies Ihrem Ermessen überlassen."

Mylord küßte der Dame abermals die Hand und verließ sie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Künstlerverein.

(Schluß.)

Es ist sonderbar, wie schwer es uns in diesem Jahrhundert wird, in der Kunst uns selber zu finden, uns Deutschen ganz besonders. Seitdem das große Historienbild vom Schauplatz getreten, sollte man meinen, daß nun auch das Genre sich dem modernen Leben zuwenden würde, wie dies bei den Franzosen und Engländern schon geschehen. Aber es entschließt sich bei uns nur langsam zu dem Schritt und wird, wie es scheint, nur auf vielfachen Umwegen zum Ziel kommen. Unter den sämmtlichen Bildern im Künstlerverein ist keins, das frischweg unser Leben schilderte. Man müßte denn die Scherze von H. Lessing, ein Officier, der plötzlich entdeckt, daß er beim Scharmiren mit einem Bauernmädchen von einer Dame aus der Gesellschaft beobachtet wird, und von W. Amberg ausnehmen, der eine Scene aus der Sommerfrische vorführt. Die wenigen, die sonst doch in unsere Zeit greifen, suchen ihre Stoffe abseits bei den Bauern, den Mönchen, den Bierphilistern. Es mag ein Zufall sein, daß gerade nichts andres da ist, aber die Möglichkeit, daß auf einer Ausstellung von diesem Umfang die künstlerische Gestaltung unserer eigenen Daseinsformen fast ganz fehlen kann, spricht deutlich genug.

Claus Meyer, dessen Physiognomie sich das Ausstellungspublicum merkwürdig rasch gemerkt hat, ist um zwei Jahrhunderte weiter in die Vergangenheit zurückgewichen. Sonst bot er meistens Phantasien über die Themate der holländischen Genremaler des siebzehnten Jahrhunderts; diesmal schildert er in derselben Manier, nur um mehrere Schattirungen grauer und einförmiger, einen Altweiberklatsch vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es sieht aus, als hätte er sich an den Kupferstichen Israel's von Meckenen, die so lustige Schilderungen jener Uebergangszeit enthalten, für die Periode begeistert. Wenigstens rufen einem die spitzen Vogelgesichter der alten Weiber die Typen Israel's ins Gedächtniß. Die weißen Wände des Gemaches werden von Möbeln kaum unterbrochen, nur daß sich eine Banktruhe nach orientalischer Art um das Zimmer zieht; das hocheinfallende Licht des nicht sichtbaren Fensters zeichnet, ähnlich wie bei Dürer's Hieronymus im Gehäus, die Butzen auf die Wand. Spitze Schnabelschuhe, die auf dem Boden liegen, und spielende junge Katzen bringen eine geringe Abwechslung hinzu. Wenn man einen Augenblick vor dem Bilde gestanden hat, vermißt man die gerollten Schriftbänder über den Figuren, die der gute Israel so bunt durcheinander zu schlingen weiß. — Wie viel amüsanter ist aber der alte halb vergessene Westphale, der erste unter den deutschen Künstlern, der das Genre geradezu gepflegt hat. Wir reproduciren so viel unnütze alte Scharteken, weshalb nicht lieber einmal in einem hübschen Bändchen die sämmtlichen Zeitbilder dieses Meisters? So unselbstständig er in seinen höheren Stoffen ist, hier steht er auf lange Zeit als der Einzige da.

Mit seinem „Verlassen" macht Max Schmidt einen etwas gewaltthätigen Angriff auf die Rührseligkeit. Es ist die Katastrophe eines Dorfromans. Der oberbairische oder Tyroler Don Juan kommt mit seiner Geliebten oder jungen Frau auf dem Heimweg an einem Muttergottesbilde vorbei, vor dem an der Erde die Verführte mit ihrem Kinde liegt. In gemischter Empfindung hat sich ihr die Legitime zugewandt, während der Bösewicht das ganze Unbehagen ausdrücken muß, das ihm die Situation bereitet. Eine sonderbare Kunst, die sich alle erdenkliche Mühe gibt, die Aufmerksamkeit von sich selber abzulenken, indem sie Alles darauf anlegt, die fabulirenden Seelenkräfte aufzuregen. — Merkwürdig, wie zählebig die gemalte Dorfgeschichte sich erweist, während man in der Literatur nicht viel mehr von ihr wissen will. Uns ist schließlich eine reine Zustandsmalerei wie bei Claus Meyer fast noch lieber, wenn sie selbst zu entlegenen Stoffen greift. Hans Dahl, der sich mit seiner Specialität lachender Bauernmädchen fast eben so schnell wie Meyer ein Publicum erworben hat, zeigt keinen neuen Charakterzug in seiner „Frühlingsstimmung" mit dem lachenden jungen Mädchen, das unter einem blühenden Apfelbaum im Grase sitzt und thut, als sähe sie den über dem Zaune auftauchenden Burschen nicht. Gustav Hellquist hat uns eins der liebenswürdigsten Bilder der Ausstellung bescheert. Sein „Idyll" malt das weltabgewandte Leben der Mönche in ihrer Beschäftigung im Klostergarten. Vorn steht einer am Beet und pflegt die Blumen, weiter hinten sitzt ein anderer mit umwickeltem Kopf und liest in einer Zeitung von verdächtig kleinem Format. Der Vorwurf ist sehr beliebt in München. Hellquist hat etwas Eigenartiges in der Behandlung des Raumes, was auch hier zu Tage tritt. Es wird von dem hügeligen Garten nur ein kleiner Ausschnitt gezeigt, aber die Bewegung des Terrains ist so energisch, daß man sich sofort vor einem großen Raume fühlt. — Harburger, dessen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" immer bedeutender werden, stellt ein behagliches Wirthshausbild aus mit all den prächtigen Eigenschaften, die wir an ihm lieben.

Damit hätten wir das eigentliche Genre übersehen. Landschaften gibt es reichlich die dreifache Anzahl. Aber auch hier tritt uns keine neue Gestalt entgegen, noch auch zeigt sich einer der alten Freunde von neuer Seite.

Am meisten Aufsehen hat unter den Landschaften der Wintermorgen im Riesengebirge von Rudolf Schuster erregt. Er hat uns aber trotz seiner großen Qualitäten nicht überrascht, denn die köstlichen Bilder, die seit Jahren von ihm auf den Ausstellungen erschienen, ließen uns jeden neuen Katalog zunächst darauf hin durchsehen, ob auch sein Name darin aufgeführt sei. Daß er dem Publicum noch nicht so geläufig ist wie hundert andere, die ihm nicht das Wasser reichen, erklärt sich von selber durch die hohen Anforderungen, die er an sich stellt. Er studirt weit mehr, als er producirt und thut sich in der Durchbildung seiner Gemälde nie genug. So kommt es, daß nur in größeren Abständen Werke von ihm an die Oeffentlichkeit bringen. Es kommt hinzu, daß sie nichts weithin Auffallendes haben. Sie terrorisiren ihre Umgebung weder durch ihr Format noch durch gewaltsame Effecte und wirken weitaus am günstigsten, wenn sie, der Bilderwand entrissen, die, wie der Tod, Alles gleichmacht, nur für sich da sind. — Auch diesmal ist der Umfang des Rahmens nur gering, aber es ist ein ungeheures Gebirgspanorama hineingebannt. Von den kahlen Feldern des Vordergrundes fällt das Terrain langsam ab ins Thal, aus dem sich zerstreute Hütten erheben. Langsam steigt es jenseit wieder an bis zu dem Walde, über dem sich bräunend der dunkle Gebirgsrücken erhebt, der schon das Schneekleid trägt. Man hat das Gefühl eines unendlichen Raumes vor dem kleinen Bilde, noch stärker als bei Hellquist. Dabei ist an dem reichen Detail nichts unterschlagen und Alles steht von Luft umflossen genau an seinem Platze. Gerade, wie wenn man von der verkehrten Seite durch ein Fernrohr sieht. — Es will uns scheinen, als ob der Künstler, der so viel kann, von dessen Studienmaterial man Wunderdinge erzählt, zu ängstlich producirte. Warum greift er nicht einmal zu großem Format? Das

Digitized by Google

Beste wäre freilich, er malte uns einmal ein wirkliches Panorama. Dabei würde er seine Kraft am sichersten entfalten lernen. —

Die übrigen Landschafter bieten nichts wesentlich Neues. A. von Meckel, dem seine Orientbilder auf den letzten Ausstellungen große Erfolge eingetragen haben, vereinigt in einer Oasenansicht die „Lieblinge des Beduinen", Dattelpalmen, schöne Weiber und Kamele. Er wird in der Zeichnung, auf die bei dem harten Licht des Südens so viel ankommt, allgemein bewundert. — Kallmorgen in Karlsruhe stellt zwei hübsche Frühlingslandschaften aus, die, wie seine früheren Arbeiten, den Einfluß Schönleber's verrathen. Von Schirm in Breslau ist eine Oberlandschaft in Frühlingsstimmung zu erwähnen; von Douzette eine Waldlandschaft aus dem herrlichen Forst zu Prerow. A. Hertel ist durch einige farbenkräftige Aquarelle sehr glücklich vertreten. Es kommen hinzu Landschaften von Andorff, Ludwig, Kamecke, Oesterley, Krabbes, Tübbecke.

Im Portrait hat sich C. Fehr eine große Popularität erworben. Er schickt fast regelmäßig eine ganze Reihe auf die Ausstellungen. Nils Gude, der längere Zeit nicht erschienen war, bietet ein tüchtiges Porträt des Landschafters Schirm. Außerdem stellen Graf Harrach, Fechner, Brack und Koner neue Werke aus. Letzterer, dem auf der letzten akademischen Ausstellung die etwas gezierte Fingerbewegung auf einem sonst ausgezeichneten Damenporträt einen schönen Erfolg beeinträchtigt hat, macht die Scharte mit einem ausgezeichneten schlichten Männerbildniß wett. A. L.

Von den Theatern.

Die Italienische Oper im Krolltheater. Offenbach-Cyclus im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater.

Seit zwei Wochen hat der Impresario Herr Strakosch (ein Bruder des berühmten Gesanglehrers, des ersten Unterrichters und Schwagers der Adelina Patti) Italienische Opern-Aufführungen im Krolltheater veranstaltet, ohne einen erfreulichen Erfolg zu erzielen; es steht sogar zu befürchten, daß das Interesse des Publicums, das schon beim Beginn keinen hohen Wärmegrad gezeigt hat, nach und nach auf einen der Null nahen Punkt sinken wird. Ein Rückblick auf die italienischen Opern-Unternehmungen ist lehrreich für jeden „Impresario". Nur der Gerster und nach ihr, in höherem Maße, der Patti war es beschieden, wahrhaft große künstlerische Erfolge zu gewinnen, die selbstverständlich auch den geldlichen Interessen zu Gute kamen. Die Eine, als ganz Unbekannte in Berlin erschienen, hatte gar keine Erwartungen angeregt; daher war, als sie ein außerordentlich liebenswürdiges Talent entfaltete, der Enthusiasmus um so größer. Leider hat sie im Laufe der Jahre ihrem liebenswürdigen Talente eine falsche Richtung gegeben, vielleicht an Kehlengeläufigkeit gewonnen, ganz bestimmt aber vom Schmelze der Stimme, von der Einfachheit und Innigkeit des Vortrages viel eingebüßt. Die Patti war im vollen Glanze ihres Ruhmes vor das Berliner Publicum getreten, hat alle höchstgespannten Erwartungen übertroffen und gezeigt, daß sie alle italienischen ersten Sängerinnen weit überragt. Die beiden genannten Künstlerinnen sind dann später im Königl. Opernhause erschienen, durch sie kamen die unleidlichen Vorstellungen in die Mode, in denen die Hauptperson italienisch und die Umgebung deutsch singt.*) Die späteren Versuche, geschlossene italienische Operngesellschaften vorzuführen, waren nicht vom Glücke begünstigt, obwohl sowohl die beiden in zwei Jahren aufeinander folgenden „Stagionen" im Philharmonischen Saale (damals noch „Skating-Rink") und die eine im Victoria-Theater ausgezeichnete Sänger brachten, jene die Varesi, Aramburo, die Herren Brogi, Aramburo und Gasperini, diese die Turolla u. a. Das Interesse des Publicums war nun einmal nicht mehr hoch zu erregen. Die meisten neuen italienischen Opern sind durch sehr gute deutsche Aufführungen allgemein gekannt, und die noch nicht bekannten erregen eher Mißtrauen als Neugierde. Ich habe bemerkt, daß noch eher ältere komische Opern, welche ein nationales italienisches Gepräge tragen und nur von italienischen Sängern gut wiedergegeben werden können, zahlreichere Hörerschaft anziehen, als die neuen, so z. B. Don Pasquale, Elisir d'amore, matrimonio segreto, die der deutschen Sanges- und Darstellungsart ferne liegen.

Von der jetzt im Krolltheater wirkenden italienischen Operngesellschaft kann man im Ganzen nur Gutes sagen. Die Primadonna, Fräulein Donadio (Dieudonné — sie ist Französin —), ist schon vor einigen Jahren in Berlin aufgetreten mit wahrhaft ausgezeichnetem Erfolge; ihre schöne Stimme, die vortreffliche Coloratur, besonders aber der feine geschmackvoll innige Vortrag haben ihr damals die allgemeine Theilnahme gewonnen. Leider hat die Stimme ein wenig an Kraft und Schmelz verloren, und die Künstlerin ist zuerst in Rollen wie Rosine (Barbier) und gar als „Dinorah" aufgetreten, in denen nur die ganz unfehlbare Kehlgeläufigkeit entschieden Wirkung hervorbringt und der Gemüthsausdruck gar nicht zur Geltung gelangen kann. Das Unternehmen des Impresario, die Dinorah als italienische Oper vorzuführen, war ein ganz verfehltes, von vornherein dem Mißlingen verfallenes. Dieses Meyerbeer'sche Werk wird in Deutschland immer als ein deutsches, mit französischem Aufputze versehenes gelten; es ist trotz mancher sehr geistreichen interessanten Einzelheiten ein in Text und Musik schwaches, unzusammenhängendes, zerfahrenes. Der Schattentanz-Walzer ist ein Coloratur-Paradestück, das die Patti in der Unterrichtsscene des „Barbier" als Einlage vortrug; das war die richtige Verwendung; aber die ganze Oper um dieses einen Stückes willen auf das Repertoire einer italienischen Stagione zu stellen, konnte keinen Gewinn bringen. Es wird mir versichert, sie gefiele in Italien sehr und würde viel gegeben. Dort sind die Verhältnisse ganz anders gestaltet. Die ganze Opernstagione dauert in jeder Stadt 2—3 Monate, eine jede soll irgend etwas Neues bringen; da ist es denn ganz begreiflich, daß neben den neuen italienischen Erzeugnissen „Dinorah" noch immer als Erfolg-Oper erscheinen konnte. Aber in Deutschland, wo während zehn Monaten alle möglichen vaterländischen und fremden Werke vorgeführt werden, kann eine italienische Operngesellschaft mit der Vorführung einer Meyerbeer'schen Oper (und nun gar dieser) nicht auf Erfolg hoffen.

Neben Signorina Donadio hat eine Signora Mantelli sich rasch die Sympathie des Publicums erworben: die jugendlich-kräftige, wohltönende frische Altstimme, gute Schule und lebhafter natürlicher Vortrag gewannen dieser bisher ganz unbekannten Sängerin einen sehr günstigen Erfolg. Als Sänger wirken die Herren Padilla, Frapolli, Monti; ersterer ist seit Jahren als ein ausgezeichneter Gesangskünstler hochgeschätzt, der über nicht mehr ganz frische Stimmmittel mit vollkommener Schule und vortrefflichem Geschmacke verfügt. Signor Frapolli ist ein wirklich liebenswürdiger Tenor, Signor Monti ist ein ganz trefflicher Bassist. Es fehlt also gewiß nicht an guten Kräften, die Anziehung ausüben könnten; aber zwischen ihnen und dem Publicum steht als Isolator die Gleichgiltigkeit gegen die Sache selbst, und dieser gegenüber bleibt auch eine stärkere Elektricität unwirksam.

Da hat der thätige Director des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters es besser verstanden, auf das Publicum zu wirken. Dem Strauß-Cyclus, dem wir fern blieben, weil uns eigentlich nur die Walzer dieses genialen Tanzcomponisten interessiren, ließ der Director einen Offenbach-Cyclus folgen, dessen zwei erste Abende wir besuchten. Der erste brachte drei Einacter, unter ihnen die ganz reizende „Hochzeit bei Laternenschein", der zweite „Orpheus". Wir haben beide Male unsere Ueberzeugung gestärkt: daß Offenbach seine deutschen Nachahmer und Nachäffer weit überragt in Erfindung und Rhythmik, besonders aber in der Feinheit und Charakteristik der Instrumentation. Hierin ist er ihnen gegenüber ein „Classiker"!

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, ihn einmal wieder auf die Tagesordnung zu bringen; das Theater ist immer überfüllt.

In Concerten ist noch nichts Hervorragendes geleistet worden, und nur solches kann eine Wochenschrift besprechen.

Heinrich Ehrlich.

*) Freilich hat man es in Deutschland so weit gebracht, den Hamlet von einem Amerikaner englisch gesprochen in vollkommen deutscher Umgebung zu ertragen.

Digitized by Google

Inserate.

Die im Verlage von Otto Janke in Berlin erscheinende, von Otto v. Leixner redigirte „**Deutsche Roman-Zeitung**" begann ihren 23. Jahrgang. Das für denselben angekündigte Programm ist ein ganz besonders reichhaltiges: Karl Berkow eröffnet das Blatt mit einem historischen Roman „Die Söhne Gustav Wasa's", hieran schließt sich ein Familienroman von Georg Hartwig „Die Archenbach", beide Romane fesseln schon beim Beginn das Interesse des Lesers. Weitere Romane von Ferd. Sonnenburg, N. A. Enders, Richard Freudenberg, O. v. Leixner 2c. sollen folgen. Das Feuilleton der Romanzeitung, das von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt, bringt im ersten Hefte Beiträge von Martin Greif, eine kulturgeschichtliche Skizze von G. Sundelin „Die Pflanzen im Leben des Menschen", einen Aufsatz v. Leixner's „Höflichkeit und Wahrheitsliebe" und neben literarischen Besprechungen viele kleine Artikel aus den mannigfaltigsten Gebieten. Die Roman-Zeitung ist das stoffreichste aller Unterhaltungsblätter und besonders durch die Einheitlichkeit ihrer Redaktion ausgezeichnet, welche trotz des wechselnden Inhaltes hervortritt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Für ein **Damen-Modejournal**, welches in **besseren Kreisen** eingeführt ist, werden für die **belletristische Beilage** Beiträge von bekannten Autoren gesucht; kurze Novellen und Erzählungen, Essays, praktische Winke für das Haus 2c.

Gefl. Offerten sind unter Chiffre **P. S.** an die Expedit. d. Bl. zu adressiren.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.** Soeben erschien:

Schulröschen.

Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

Preis geb. *M.* 5,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise

nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**

ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren **Arthur** und **Aurel Krause**

geschildert von

Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**

Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.

Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**

Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung."

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder

aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.

Ausgewählt und erläutert

von

Hans Blum.

Zweiter Band.

8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Inhalt des zweiten Bandes: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou. Der Banquier und die Tanzfee. Die Heirath des Fräulein von Kerbabü. Saurin und Rousseau. (Nachtrag zum ersten Fall.)

Aus dem

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W.

(Bessersche Buchhandlung) Behrenstraße 17.

1885.

Theodor Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860. Eleg. geh. 5 M. In Leinwand gebunden 6 M. 20 Pf.

Karl Werder, Vorlesungen über Shakespeare's Macbeth, gehalten an der Universität zu Berlin. Eleg. geh. 5 M. In Leinwand gebunden 6 M. 20 Pf.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

System

der

Nationalökonomie.

Ein Lesebuch für Studirende

von

Gustav Cohn,

ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Göttingen.

1. Band. **Grundlegung.**

8. geh. Preis M. 12. —

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Pätzenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY
NOV 20 1885

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen. Von Balto Germanus. — Parlamentarische Gedankenspähne. II. (Schluß.) Von Verax. — Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef. Von einem Staatsanwalt. — **Literatur und Kunst:** Ein Brief Herder's. Von Ludwig Geiger. — Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers. Von E. Marr. — Die Antwerpener Weltausstellung. Von Alfred Lichtwark. (Schluß.) — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — **Offene Briefe und Antworten:** In eigener Sache. Von Theophil Zolling. — Inserate.

Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen.

Als Peter der Große im Jahre 1721 durch den Nystädter Frieden die Herrschaft von Liv- und Estland überkam, gelobte er für sich und alle seine Nachfolger, die jemals den russischen Thron besteigen würden, mit einem feierlichen Eide, den eroberten Provinzen alle bestehenden Rechte unangetastet zu lassen und sie in ihrer Gewissensfreiheit nicht zu beschränken. Kurland trat erst in der letzten Regierungszeit Katharinas II. zu Rußland über. Das wurde durch Verrath bewerkstelligt, und zwar geschah es auf Gnade oder Ungnade, also bedingungslos.

Jener Eid Peters des Großen ist längst vergessen, und seitdem man sich überhaupt mit der Russificirung und Orthodoxirung der Ostseeprovinzen höhern Orts beschäftigt, macht man hierin keinen Unterschied zwischen Liv- und Estland einerseits und Kurland andererseits. In Kurland, wo, wie erwähnt, man von Rechtswegen keine Schonung von den Russen zu erwarten hat, gereicht es den deutschen Bewohnern dieser Provinz zum Trost, Liv- und Estland, die wohl ein kaiserlich gegebenes Wort auf Wahrung ihrer angestammten Rechte erhalten haben, mitleidend zu wissen. Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Das ist aber die Strafe für die Unterlassungssünden der Väter. Wie leicht wäre es ihnen, als den Trägern der Cultur, früher, und selbst in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, gewesen, den einzig richtigen Weg in Bezug auf die Letten und Esten einzuschlagen, indem sie ihnen die Segnungen der Germanisation auch in sprachlicher Beziehung zu theil werden ließen! Statt dessen sträubte man sich, in blinder Verkennung der daraus für uns erwachsenden Vortheile, mit Hand und Fuß immer und überall dagegen. Jetzt ist es so weit gekommen, daß sich die Letten und Esten, hierin nach Kräften unterstützt von der russischen Regierung, bestens dafür bedanken.

Mit der gewaltsamen Conversion der livländischen Landbevölkerung in großartigem Maßstabe während der vierziger Jahre, und mit dem Tagen einer russischen Commission in Riga um dieselbe Zeit, deren Bestrebungen sich jedoch schließlich im Sande verliefen, fing das böse Spiel an. Aber erst der polnische Aufstand von 1863 war es, der großes Leid bringen sollte. Nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Und von jener Zeit an beginnt auch das systematische Russischmachenwollen der Ostseelande. Herrn Katkow nämlich, dem Chefredacteur des damals und jetzt maßgebendsten russischen Blattes, der „Moskowskija Wedomostji" (d. i. der Moskau'schen Zeitung), fiel es plötzlich ein, — warum, darüber haben sich die bedeutendsten baltischen Männer vergeblich den Kopf zerbrochen — die deutschen Ostseeprovinzialen als eben so treulos hinzustellen, wie die polnischen pany, und verlangte daher kategorisch, die Ostseeprovinzen sollten russisch werden. Mit äußerster Consequenz und Hartnäckigkeit behandelte und verfolgte er dieses Thema, während es den Deutschen von der Oberpreß-Verwaltung untersagt wurde, sich in einem russischen Blatte gegen diese schmählichen Angriffe zu vertheidigen, damit das russische Lesepublicum nicht erfahre, was es von den Katkow'schen Ueberfällen zu halten habe. Die deutsche Presse der Ostseeprovinzen stand und steht aber unter Präventivcensur, und so blieb nur ein Blatt übrig, darin man sich Luft machen konnte — freilich vergeblich —, die deutsche St. Petersburger Zeitung, welche, wie alle Organe der Presse in den beiden Residenzstädten, ohne vorhergehende Censur erscheint. — Den Bemühungen Herrn Katkows aber war es gelungen, einen bedeutenden Theil seiner Zukunftspläne innerhalb fünf bis sechs Jahren verwirklicht zu sehen. Die amtliche Sprache der Gouvernements-Regierungen, der Domänenhöfe, der Renteien, der Canzelleien, der Gymnasien und der übrigen Kreisschulen, der Procureure ꝛc. ꝛc. wurde fortan die russische. Nur mit den aus der früheren Zeit stammenden Landesbehörden, die im mündlichen und schriftlichen Verkehr die deutsche Sprache noch jetzt gebrauchen können, durften und dürfen sie in dieser correspondiren. Das war ein vielversprechender Anfang! Und da von der russischen Regierung mit Freuden bemerkt wurde, daß es damit ganz gut gehe, so wurde der Beschluß gefaßt, nächstens den Balten wieder einmal an ihrem deutschen Zeuge zu flicken, bis endlich daraus ein russischer Kittel geworden sei. So plagt man sie von oben her jetzt seit sieben bis acht Jahren mit der Einführung der russischen Landschaftsinstitutionen, indem man haben will, daß hierzu von ihrer Seite die Initiative ergriffen werde. Gewisse Parteien der Landtage haben sich Mühe gegeben, es dahin zu bringen, jedoch erfolglos. Die Sache liegt aber folgendermaßen. Wenn sich die Ostseeprovinzen die Landschaftsinstitutionen auf den Hals laden, was die russische Regierung will, so wird sie, wenn diese sich später über diese oder jene Unzuträglichkeiten derselben bei ihr beschweren, sagen: ihr habt sie selber gewollt, nun tragt sie auch! — Es ist daher nicht einzusehen, warum sich die Balten selber ohne zwingende Noth, freiwillig, von der Gewalt des Gouverneurs abhängig machen sollen — was sie durch die Annahme jener Institutionen eben thun —, wo es doch der russischen Regierung freisteht, jederzeit die Einführung derselben vorzuschreiben. Sie ist sonst

Digitized by Google

so blöde nicht beim Zugreifen nach Dingen, über die sie nichts zu sagen hat.

Der zweite größere Anlauf zur Vernichtung des deutschen Wesens der Ostseeprovinzen wurde zur Zeit gemacht, als Ignatiew Minister des Innern geworden war. Dieser Biedermann, der besagten Posten bald nach der Ermordung Kaiser Alexanders II. erhielt, ist einer der ärgsten Nihilisten im Reich, der sich aber wohl hütet, seine geheimen Pläne jetzt, also zur Unzeit, offenkundig zu machen. Er wartet auf eine gelegenere Zeit dazu. Er wollte nun die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet als den angefressenen Leib Rußlands lenken, um dadurch auch die von den grauenvollen Ereignissen der letzten Zeit eingeschüchterten Gemüther der Hofkreise ein wenig zu beruhigen, und beschloß daher, „die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen zuzuspitzen". Er that dieses reichlich, indem er dafür sorgte, daß die Jungletten und Jungesten nun erst recht wider die Deutschen zu Meuchelmord, Brandstiftungen und Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit aufgehetzt wurden, und konnte sie dann so „gerechtfertigtermaßen" mit einer Senatorenrevision heimsuchen. Zu dieser Revisionscommission unterließ er nicht, einige Beamte zuzucommandiren, die geriebene Nihilisten waren. Liv- und Kurland waren die bedauernswerthen Objecte der Revision, während Estland, auf stricten Befehl des Zaren, von derselben verschont blieb, weil Se. Majestät mehrere Sommer daselbst gebadet und durch seinen dortigen Aufenthalt die Ansicht gewonnen hatte, daß in Estland alles ruhig sei und diese Provinz daher keiner Revision bedürfe.

Kaum ist aber die Senatorenrevision beendet, so beginnen auch schon die verderblichen Folgen derselben sich bemerkbar zu machen. Die Russificirungsbestrebungen werden kühner, frecher, schamloser. Dem Curator Kaguſtin ist es gelungen, in Kurland eine Anzahl Stadtschulen mit russischer Vortragssprache ins Leben zu rufen, zu deren Unterhalt die Städte die Mittel spenden. Unter diesen steht Mitau, die Hauptstadt des Landes, obenan. Nicht zu ihrer Ehre sei es gesagt. Während andere Städte, wie z. B. Libau, das Ansinnen, ihr Budget mit einer derartigen Ausgabe zu belasten, zurückgewiesen haben. In Estland und Nordlivland treten die Bauern in großer Zahl zum Orthodoxismus über, in der Hoffnung, hierdurch ins Eldorado versetzt zu werden, nämlich Land zu erhalten und keine Staats- und Gemeindeabgaben mehr zahlen zu müssen. Von solchen für die evangelisch-lutherische Kirche freilich hat der Senat neulich durch einen Ukas die Uebergetretenen endgültig freigesprochen. Der Bischof von Riga und Mitau hat in diesem Sommer jene Gegenden auch besucht, wo die neu hinzugekommenen Schäflein seiner Herde weilen. Und auch schon in Dondangen, dem nördlichsten Gute Kurlands, zählt die griechisch-katholische Kirche bereits viele Gläubige. Die Landleute aus allen drei Provinzen wanderten, besonders im vergangenen Jahre, massenhaft aus und gingen nach Rußland, in ihr sicheres Verderben. Diejenigen, die so viel Geld noch übrig hatten, um die Kosten der Heimreise decken zu können, sind zurückgekehrt und erzählen, daß die Auswanderer im fremden Lande Hungers sterben. In Estland hält trotzdem der Auswanderungsparoxismus immer noch an. Ich nehme keinen Anstand, auch hierin, in der auf betrügerische Weise hervorgerufenen Auswanderungssucht, ein Werk der Russificirungsmaßregeln zu erblicken, da den Russen jedes Mittel recht ist, um der Deutschen Lage immer trostloser zu machen, indem sie ihnen selbst die ländlichen Arbeitskräfte entziehen. Die Gouverneure von Est- und Livland sind bereits durch neue ersetzt worden, und bald vielleicht wird auch der kurländische ihnen nachfolgen. Der neuernannte Gouverneur von Estland geht radical vor, denn täglich liest man in den Zeitungen, daß wieder ein unter ihm stehender deutscher Beamter seinen Abschied eingereicht hat, um einem Kurnossow, Kupustow oder Njemzojedow Platz zu machen. Wie es der von Livland, ein Generalmajor seines Zeichens, halten wird, steht noch dahin. Er hat sein Amt eben erst angetreten. Und schließlich ist in russischen Blättern davon die Rede, den Großgrundbesitzern die Gutspolizei zu entziehen und uns statt deren, nach russischer Manier, mit Urädniks (Landpolizeispitzeln) zu versehen. Sollte das wirklich geschehen, so sollen auch die Russen den Vorwurf sich gefallen lassen, daß sie selber die vollständigste Zuchtlosigkeit und Anarchie bei der Landbevölkerung dieser Provinzen eingeführt haben.

Nun aber kommt das Aergste, auf das man auch nicht im mindesten gefaßt war und welches mir die specielle Veranlassung zu diesem Aufsatze gegeben hat. Vor nicht langer Zeit, im vergangenen Monate, stand ganz urplötzlich im Regierungsanzeiger zu lesen, der Senateur Manasseïn — derselbe, der die Provinzen neulich revidirte — habe den Auftrag erhalten, eine Durchsicht des liv-est-kurländischen Provinzialrechts, behufs Abänderung desselben, vorzunehmen, desselbigen Provinzialrechts, das auf Befehl des Kaisers Nicolaus gesammelt, codificirt und in der Druckerei Sr. Majestät höchsteigenen Canzlei gedruckt wurde! Das heißt: man will den Deutschen die Grundlage, auf der ihr öffentliches Leben beruht, unter den Füßen wegziehen und an Stelle deren russische Gesetze setzen, die jeden Augenblick nach Willkür geändert werden können! — Nun, es ist nicht anders anzunehmen, als daß Herr Manasseïn sich diesen Auftrag erbeten hat. Wenn aber die russischen Herren sich nicht scheuen, die Hand selbst an deutsches **Recht** zu legen, so mögen sie diesen Gewaltschritt, gegen den man sich nicht wehren kann, mit ihrem Gewissen vereinigen, die Strafe dafür aber wird und kann nicht ausbleiben. Hier treiben sie kein frevelhaftes Spiel mehr, sondern offenen Raub!

Das wird ihnen aber nie und nimmer gelingen! Die Deutschen der Ostseeprovinzen bleiben trotzdem, was sie sind, russische Unterthanen deutscher Nationalität. Denn wenn ihnen auch sonst nichts bleibt, sie haben noch zwei theure Güter, die ihnen kein Russe nehmen kann: die evangelisch-lutherische Kirche, bedient von deutschen Männern, und die deutsche Muttersprache, die es trotz aller Zwangsmaßregeln immer bleiben wird.

Balto Germanus.

Parlamentarische Gedankenspähne.

II.

(Schluß.)

Nicht mit Unrecht wird behauptet, daß der Parlamentarismus in der Werthschätzung des deutschen Volkes gesunken sei. Zum Theil kommt das daher, daß diese Werthschätzung früher eine übertriebene war. Während der bundestäglichen Reaction der fünfziger Jahre blieb die Frankfurter Nationalversammlung als der Träger des nationalen Gedankens in Erinnerung, und auch später, in der durch den Nationalverein hervorgerufenen Bewegung der Geister, erwartete man das Beste von einem deutschen Parlament. Nun hatten ganz andere Factoren die so lange vergeblich ersehnte staatliche Einigung Deutschlands zu Stande gebracht. Mußte dadurch nicht die Schwärmerei für den Parlamentarismus stark abgekühlt werden? Was konnte dem Volksgemüthe eine vierhundertköpfige Körperschaft sein gegenüber den greifbaren Heldengestalten unseres ehrwürdigen Kaisers und seines eisernen Kanzlers?

Aber das erklärt noch nicht den Umstand, daß die Achtung unseres Volkes vor der eigenen Vertretung im Allgemeinen wirklich geringer ist, als man naturgemäß erwarten sollte. Nicht selten wird gegen die Reichsregierung der Vorwurf erhoben, daß sie das Ansehen des Reichstages planmäßig herabzusetzen bestrebt sei. Zum Beweise führt man die Vorlagen wegen Beschränkung der parlamentarischen Redefreiheit und wegen Einführung der zweijährigen Budgetperiode an. Allein, so zweifellos in einer derartigen Aenderung der Verfassung eine Schmälerung der Rechte des Reichstages gelegen haben würde, — ein absichtlicher Angriff auf das Ansehen desselben kann in der Aufforderung, jenen Vorschlägen die verfassungsmäßige Zustimmung zu geben, nicht gefunden werden.

Schlimmer ist eine Zeitlang die gouvernementale Presse zu Werke gegangen. Sie hat die Bekämpfung der Oppositions-

Digitized by Google

parteien verallgemeinert zu einer Bekämpfung des Parlamentarismus überhaupt, und dies in einer Weise, von der es zweifelhaft ist, ob sie in allen Punkten vor dem Strafrichter bestanden haben würde. Aber seit Jahr und Tag hat sich dies zum Besseren gewendet. Man wird sich allseitig überzeugt haben, daß die Anzapfungen und Herausforderungen des Parlamentarismus Niemandem etwas nützen, daß sie das Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung, welches vernünftiger und normaler Weise nur ein gegenseitiges Vertrauensverhältniß sein kann, lediglich vergiften müssen.

Ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge freilich wird der Parlamentarismus für den Fürsten Bismarck niemals sein. Man darf eben nicht vergessen, daß er als Minister nicht nur nicht aus dem Parlamente hervorgegangen ist, sondern daß er die vorbereitenden Grundlagen seiner nationalen Politik im schärfsten Kampfe gegen den Parlamentarismus hat schaffen müssen. Nach diesen Erfahrungen wird ein Mann von den außerordentlichen Erfolgen wie er, ein Mann, der von der Richtigkeit seines Wollens felsenfest überzeugt, der im Besitz des unbedingten Vertrauens seines Kaisers und von einer unbestrittenen Autorität im Bundesrathe ist, ein Mann, der von der Nation geradezu vergöttert wird, in einer selbstständig entscheidenden Volksvertretung immer nur eine lästige Fessel erblicken. Er zerbricht diese Fessel nicht, weil er weiß, daß seine Nachfolger, von denen schwerlich jemals einer die einzige Stellung des ersten Reichskanzlers wird beanspruchen oder behaupten können, des Rückhalts an einer Volksvertretung bedürfen werden. Aber von ihm eine liebevolle Pflege der parlamentarischen Institutionen erwarten, hieße ihm Uebermenschliches zumuthen. Die Sorge für die Befestigung des Ansehens dieser Institutionen wird in erster Linie von den Parlamentariern selbst getragen werden müssen. Kann man behaupten, daß dies immer, daß es in dem erforderlichen Maße geschehen sei? Leider nicht!

Das Grundübel unseres Parlamentarismus ist das Ueberwuchern des Parteigeistes. Schon rein äußerlich genommen, kann gegenüber dem einheitlichen und starken Willen der Regierung eine Körperschaft keinen großen Eindruck machen, in welcher eine klare und feste Richtung des Gesammtwillens niemals vorhanden ist, die, je nach der kaleidoskopisch wechselnden Gruppirung der Fractionen und Fractiönchen, heute hierhin, morgen dorthin steuert. Wer trägt die Schuld an diesem Zustand? Der Reichskanzler, antworten Viele; denn er hat die einzige wirklich große und zugleich aus dem eigensten Geiste der Reichsschöpfung erwachsene Partei absichtlich zertrümmert. Gewiß, Fürst Bismarck hat, von dem Verlangen nach einer ihm unbedingt ergebenen Majorität getrieben, an der Zersetzung der nationalliberalen Partei einen nicht geringen Antheil gehabt, und man wird auch bezweifeln dürfen, ob er heute im stillen Kämmerlein sein damaliges Verfahren für ganz unanfechtbar hält. Aber weitaus der größere Theil trifft doch die Partei selbst. Daß sie in der durch den Zolltarif von 1879 heraufbeschworenen Krise die Einheitlichkeit des politischen Standpunktes nicht zu behaupten vermochte, ist ihre eigene Schuld, bezw. die Schuld Derjenigen, welche verhältnißmäßig minder wichtige Anschauungen und Interessen dem großen Hauptziele nicht unterzuordnen verstanden.

Mit der Abbröckelung der nationalliberalen Partei ist unser Erbübel, der Absonderungsgeist, siegreich in den Reichstag eingezogen. Zugleich hat sich auf der vorgeschritteneren Linken schärfer als je die Vorstellung geltend gemacht, als ob Freisinn und Mannesmuth sich nur im Gegensatz zur Regierung bethätigen könnten. Der Inhalt der parlamentarischen Politik ist auf diesem Wege wesentlich zur Fractionspolitik herabgesunken. Im Grunde sind es Wahlreden, welche den größten Theil der öffentlichen Sitzungen des Reichstages ausfüllen. Die rein sachlichen Gesichtspunkte stehen in zweiter Linie, zunächst und vor Allem gilt es das Interesse der Fraction. Nur selten noch gewahrt man den weiten, auf das Ganze gerichteten Blick; die meisten Redner scheinen ihren Stolz darein zu setzen, bloße Advocaten ihrer Fraction zu sein. Unter diesen Umständen ist eine entsetzlich unfruchtbare, hohle und weitschweifige Polemik an die Stelle der sachlichen Verhandlung getreten. Für die „großen Debatten" ist die Regel eine Klopffechterei zwischen extremer Linken und extremer Rechten mit entsprechender bengalischer Beleuchtung durch das ultramontane Centrum. Die Mittelparteien pflegen sich eines Eingreifens in dieses Schauspiel möglichst zu enthalten. Ihre hervorragendsten Führer haben sich von der parlamentarischen Bühne zurückgezogen; von Denjenigen, die ausharren, thut es ein guter Theil nur mit Selbstüberwindung. Der bleierne Druck einer traurigen Kleinlichkeit und Unbedeutendheit liegt auf den meisten öffentlichen Verhandlungen des Reichstages.

Unter Denen, welche das Ansehen der Volksvertretung unabläßig im Munde führen, gibt es Verblendete genug, denen eine objective Erkenntniß dieses Zustandes vollständig abgeht. Es sind Jene, an denen die gewaltige Wandlung in dem ganzen politischen Wesen unserer Nation spurlos vorübergegangen ist. Im alten Patrimonialstaate war das regelmäßige Verhältniß zwischen Fürst und Ständen, daß jener möglichst viel forderte, diese möglichst wenig bewilligten. In den constitutionellen Volksvertretungen Deutschlands vor 1866 bestand mit wenigen Ausnahmen ein Gegensatz zwischen der liberalen Partei und den Regierungen, weil die letzteren eine Anzahl Forderungen des Liberalismus nicht zugestehen wollten und vor Allem zur Verwirklichung der nationalen Einheit keine Miene machten. Alle diese Dinge sind von Grund aus anders geworden, aber die alte Gewohnheit hat sich so mächtig erwiesen, daß noch heute eine beträchtliche Partei besteht, deren Mitglieder entweder immer die Opposition gegen die Regierung für das Zeichen des freien Mannes gehalten haben, oder doch nach kurzer Abschweifung in diese Anschauungsweise zurückgefallen sind.

Ihnen gilt es als ein Beweis für das verheerende Umsichgreifen einer byzantinischen Gesinnung, daß die Bevölkerung sich mehr und mehr von ihnen abwendet, daß namentlich die Jugend aus ihren Reihen verschwindet. Und doch ist diese Erscheinung nur ganz natürlich, weil eben der großen Mehrheit des deutschen Volkes jene gewaltige Wandlung in Fleisch und Blut übergegangen ist und besonders das jüngere Geschlecht für die Ideenwelt, in welcher die „Deutschfreisinnigen" sich bewegen, gar kein Verständniß mehr hat. Daß unser Volk sich nicht blindlings vor dem Willen des Kanzlers beugt, hat es durch sein Verhalten gegenüber dem Tabaksmonopolvorschlage bewiesen. Die öffentliche Meinung verwarf das Tabaksmonopol, obgleich Fürst Bismarck es als sein letztes Ideal bezeichnet hatte, ihr Urtheil über die Gesammtpolitik des Fürsten aber wurde dadurch nicht beeinflußt. Diese Gesammtpolitik hält die Nation für richtig, nicht aus Servilismus, sondern aus Ueberzeugung, und deswegen ist ihr von vornherein Alles verdächtig, was dem Kanzler entgegenarbeitet. Die alten Mittelchen, sich durch willkürliche Versagung dieser oder jener Budgetforderung die Gunst der Wähler zu erwerben, verfangen nicht mehr. Darüber haben nicht nur die „Freisinnigen", sondern sogar das Centrum im letzten Winter bittere Erfahrungen machen müssen. An die Stelle der früheren Identificirung von Liberalismus und Opposition ist die Anschauung getreten, daß die wahre Freiheit der Gesinnung sich nicht durch eigensinniges Beharren auf der einmal ausgesprochenen Meinung, sondern durch vorurtheilslose Verständigung auch mit abweichenden Standpunkten zum Zwecke positiven Schaffens bewähre. Zu deutlich hat nachgerade alle Welt erkannt, daß der wirklich freie Mann am wenigsten in einem Verbande zu finden ist, in welchem das Verhältniß der oder gar des Führers zu den übrigen Mitgliedern nur als Fractionstyrannei bezeichnet werden kann.

So begreift es sich denn, daß der Reichstag, so lange er in constanter Mehrheit im Großen und Ganzen freudig und fruchtbar mit dem Reichskanzler zusammen arbeitete, in den Augen des Volkes zweifellos höher gestanden hat, als in dieser Zeit der mühsam zusammengebrachten, beständig schwankenden Majoritäten, der oft recht zweifelhaften Erfolge und der häufigen Mißerfolge. Das Publicum will sachlich gearbeitet, nicht leeres Stroh gedroschen sehen. Die endlosen Wortgefechte geschwollener „Führer", die persönlichen Zänkereien sind ihm zum Ekel. Man hat gut sagen, daß man die Institution als solche nicht die Sünden Einzelner entgelten

Digitized by Google

lassen könne. Warum, so fragt das Publicum mit Recht, läßt sich der Reichstag dies Unwesen gefallen?

Zu verkennen ist indeß nicht, daß das abfällige Urtheil die Grenzen der Billigkeit nicht selten überschreitet. Es gibt Leute, die kein gutes Haar an unserem Parlamentarismus lassen möchten. Selbst bloße Aeußerlichkeiten, wie die „Heiterkeit" und das ungezwungene Benehmen der Abgeordneten, werden der Gegenstand pathetischer Entrüstung. Das ist nun Thorheit. Zu all' den sonstigen Unannehmlichkeiten des parlamentarischen Amtes den Abgeordneten auch noch in eine Pose einzuzwängen, etwa wie man sie nach einem alten Aberglauben den römischen Senatoren auf ihren curulischen Sesseln zuschreibt, hätte gar keinen Sinn. Die Pedanten werden sich mit der Thatsache begnügen müssen, daß die parlamentarische Sitte bei uns im Allgemeinen besser ist, als in irgend einem andern Lande.

Aber auch sonst noch verfährt man ungerecht, wenn man den Parlamentarismus für gewisse Uebelstände allein verantwortlich macht. Der Reichstag hat es in seiner letzten Tagung zu einer bisher unerhörten Anzahl von Sitzungen gebracht. Vergleicht man aber damit die Ergebnisse, so muß man sagen, daß das Mißverhältniß zwischen Zeitaufwand und positiv Geleistetem niemals größer gewesen ist. Schuld an dieser seit Jahren ziemlich typischen Erscheinung ist zum großen Theile der Mangel einer festen, zielbewußten Majorität und die Zeitvergeudung durch unnützes Gerede; doch muß man sich hüten, den letzteren Vorwurf zu übertreiben. Parlament kommt von parlare! „Wir haben zu viel Berufsparlamentarier, die das Reden nicht lassen können", hört man wohl klagen. Aber wer sind denn diese Berufsparlamentarier? Sind es die Führer, wie Windthorst, von Maltzahn, von Kleist-Retzow? Doch schwerlich! Dann also wohl Diejenigen, bei denen das parlamentarische Amt in gewissem Sinne mit ihrer Berufsthätigkeit, der politischen Schriftstellerei, zusammenfällt, die deshalb auch an einer raschen Abwickelung der parlamentarischen Geschäfte kaum ein Interesse haben werden? Nun, das amtliche Verzeichniß der Reichstagsmitglieder nennt 18 Schriftsteller bezw. Journalisten. Von diesen entfällt die volle Hälfte auf die Socialdemokraten, welche ja sämmtlich, einerlei ob sie sich „Schriftsteller" oder sonstwie nennen, den Reichstag nur als Agitationswerkzeug betrachten. Unter den übrigen 9 aber sind höchstens 4 oder 5, welche die Aufmerksamkeit des Reichstagsplenums öfter in Anspruch genommen haben. Was will das heißen in einer Versammlung von 397 Mitgliedern?

Nein, ein Hauptgrund des in Rede stehenden Uebelstandes liegt in der mangelhaften Oeconomie der parlamentarischen Arbeiten, die in erster Reihe durch die Collision des Reichstages mit den Landtagen, namentlich dem preußischen, verschuldet wird. Die Beseitigung jedes persönlichen Zusammenhanges zwischen dem Reichstage und den Landtagen ist weder durchzusetzen noch wünschenswerth. Das Auskunftsmittel, daß Reichstag und Landtage das eine Jahr um das andere alterniren sollten, ist unmöglich, weil man auf die einjährige Budgetperiode nicht verzichten wird. Es gibt keinen anderen Weg, als die für die Parlamente verfügbare Zeit des Jahres so einzutheilen, daß wenigstens der Reichstag und der preußische Landtag nicht gleichzeitig tagen müssen. Im letzten Winter hat man zum ersten Male ein dauerndes Nebeneinandertagen fast ohne alle Rücksichtnahme des Reichstages auf die andere Körperschaft versucht. Es hat sich dabei aber eine derartige Zersplitterung der Arbeitskraft herausgestellt, daß der schleppende Gang der Reichstagsgeschäfte zum guten Theile darin seine Ursache gehabt hat.

Uebermäßig lange Reichstagssessionen haben bei der Diätenlosigkeit ihre doppelt bedenkliche Seite, weil alsdann leicht Beschlußunfähigkeit entsteht, wodurch der Fortgang der Geschäfte wieder nur noch mehr verzögert wird. In der letzten Session ist dies Uebel öfter aufgetreten. Als Radicalmittel dagegen wird die Einführung von Diäten vorgeschlagen — glücklicherweise ohne jede Aussicht auf Erfolg. Der betreffende Antrag ist im letzten Reichstage nach langer Pause bekanntlich nur aus Aerger über die Beschneidung der Eisenbahnfahrkarten wieder gestellt worden. Und allerdings, die Beschränkung der seit zehn Jahren bestehenden freien Eisenbahnfahrt der Abgeordneten auf eine Zwangsroute von ihrem Wohnorte nach Berlin war eine wenig freundliche Begrüßung des neuen Reichstages. Aber nicht das allein, sie war auch unzweckmäßig. Ganz abgesehen davon, daß die alte Fahrkarte für die Erweiterung der Kenntniß Norddeutschlands seitens der süddeutschen Reichstagsmitglieder und dadurch für die innere Befestigung der nationalen Einheit von sehr segensreicher Wirksamkeit gewesen ist, auch nicht selten die Abgeordneten sich über Specialfragen an Ort und Stelle zu unterrichten in Stand gesetzt hat, stellte sich nun als Folge der neuen Einrichtung heraus, daß bei einer kurzen Unterbrechung der Plenarsitzungen entfernt wohnende Abgeordnete leicht in Versuchung kamen, statt die freie Zeit, wie früher, zu einem kurzen Ausfluge in die Nähe zu benutzen, in die Heimat zu reisen, von wo sie dann natürlich so bald nicht wiederkehrten.

Um der Beschlußunfähigkeit vorzubeugen, thäte man wohl am besten, die bisher vorgeschriebene hohe Beschlußfähigkeitsziffer (absolute Mehrheit der verfassungsmäßigen Mitgliederzahl) nur für die entscheidenden Lesungen beizubehalten, für die übrigen aber wesentlich herabzusetzen. Alsdann könnte es das Präsidium durch eine planmäßige Anordnung des Berathungsstoffes leicht erreichen, daß für die großen Entscheidungen ein gut besetztes Haus immer gesichert wäre.

Wirkliche Besserung unserer parlamentarischen Uebelstände aber ist nur zu erwarten von einer überwiegenden und festen Majorität, die, wie immer sie zusammengesetzt sei, unter allen Umständen entschlossen ist, das Wohl des Vaterlandes über das der Partei zu stellen. Viel zur Erreichung dieses Zieles kann die Regierung thun. Die Hauptaufgabe aber fällt dem Volke bei den Wahlen zu.

Verax.

Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef.

Von einem Staatsanwalt.

Die Verhandlungen gegen den Professor Graef und die Familie Rother haben nicht allein in der Reichshauptstadt, sondern auch außerhalb derselben ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Allerdings sind es zunächst die Berliner Blätter, welche während und insbesondere gleich nach Beendigung der Verhandlungen sich so eingehend mit dieser Angelegenheit befaßten, daß dem auswärtigen Leser es scheinen mußte, als ob nur dies allein die Gemüther der großen Stadt bewegte. Weitaus die meisten all dieser Auslassungen aber sprachen es klar aus oder ließen es wenigstens durchblicken, daß hier ein Fall vorliege, in welchem die Strafverfolgung das crasseste Unrecht und die Freisprechung die glänzende Rechtfertigung des Hauptangeklagten gewesen sei. Diese Anschauung hat man außerhalb Berlins nicht allenthalben getheilt, und wenn ein Blatt wie die „Frankfurter Zeitung", welchem man Voreingenommenheit und besondere Vorliebe für die Staatsanwaltschaft und die Strafgerichte doch gewiß nicht nachsagen kann, Anlaß nimmt, sich gegen diese Ansichten zu wenden und einen andern dem Vorgehen der Anklagebehörde und des Gerichts entsprechenden Standpunkt als den richtigeren darzustellen, so müßte das — sollte man doch glauben — die Hitzköpfe an der Spree dahin bringen, die Sache etwas ruhiger zu betrachten, was — wenn es sich hier wirklich um zu erstrebende Besserungen im Strafgerichtsverfahren handeln sollte — überdies an sich zweckdienlicher wäre.

Nur von diesem Standpunkte aus — d. h. zur Erläuterung der Frage, ob durch diese Verhandlung bedeutende Schwächen unseres jetzigen Strafprocesses allgemeiner bekannt geworden sind — rechtfertigt es sich, der Sache heute noch näher zu treten. Denn es muß gesagt werden, daß dieser Straffall an sich weder in criminalistischer noch in socialpolitischer Beziehung ein über das Maß anderer größerer Strafproceduren hinausgehendes Interesse hat. Hier ist nicht, wie seiner Zeit in dem Dickhoff'schen Fall, und wahrscheinlich jetzt auch bei der, leider durch die Sache Graef zu sehr in den Hintergrund

Digitized by Google

gedrängten, Verhandlung gegen die Friedrichsberger Diebsbande ein Schlaglicht auf die Verbrecherwelt und deren Treiben in einer Großstadt geworfen worden; hier handelt es sich nicht um die Klarlegung verwickelter thatsächlicher und seelischer Vorgänge, Alles was zum Beweise anstand, obgleich in thatsächlicher Beziehung von großem Umfang, war an sich einfacher Natur. Wenn nun die Verhandlung ein anderes Bild darbot, so muß man doch sagen, das lag nicht an der Sache selbst und kann nicht als eine Folge unseres Strafgerichtsverfahrens bezeichnet werden; es sei denn, daß man in dieser Beziehung gesetzliche Vorschriften dahin haben wollte, daß einerseits jede Befragung des Angeklagten, andererseits das Vorbringen jedes Belastungs- oder Entlastungsbeweises außer denen, welche bereits bei der Eröffnung des Hauptverfahrens bezeichnet waren, ausgeschlossen werden sollen. Ob etwas Derartiges aber bei einem Verfahren, das wohl mit Recht den Schwerpunkt in die Hauptverhandlung gelegt hat, möglich wäre, mag dahingestellt bleiben; verlangt wird solches aber wohl kaum von irgend Jemandem. Allerdings wird von größerem Schutz, den der Angeklagte haben müßte, gesprochen. Das gilt ja selbstverständlich von allen Angeklagten, und liest man dergleichen Ausführungen, so kann man sich kaum der Anschauung verschließen, als ob Diejenigen, welche solches verlangen, die Uebelthäter für eine ganz besondere Art von Menschen hielten, denen von vorneherein durch, sei es in Folge ihres Berufes abgestumpften und voreingenommenen, oder im Streberthum aufgehenden Beamten das bitterste Unrecht zugefügt werde. Gewiß, der Angeklagte ist noch kein Verbrecher, er kann schuldlos befunden werden, hat daher den Anspruch, daß man ihn auch noch nicht wie einen der That Ueberwiesenen behandele, aber das sollte man doch nicht außer Acht lassen, daß Derjenige, welcher als Angeklagter sich zu verantworten hat, nicht nur der Strafverfolgungsbehörde, sondern auch dem Gerichte, welches das Hauptverfahren gegen ihn eröffnet hat, auf Grund des gesammelten Beweismaterials als der That dringend verdächtig erschienen ist. Und im untergebenen Fall war der Verdacht gegen Graef und Genossen allerdings ein sehr gerechtfertigter. Nach Allem, was in der Verhandlung auch von einwandfreien Zeugen vorgebracht wurde, muß jedem Unbefangenen wenigstens die Anklage der Leistung eines falschen eidlichen Zeugnisses gegen Graef als durchaus begründet erscheinen. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Eindruck, welchen der Angeklagte, welchen die Zeugen bei der Verhandlung machten, ein derartiger war, daß die Geschworenen von der Nichtschuld des Angeklagten überzeugt waren oder aber dessen Schuld für nicht genügend nachgewiesen erachteten. Welches von Beiden der Fall war, ist unbekannt; die Geschworenen haben ja keine Gründe für ihren Spruch anzugeben. Die Presse und mit ihr das Publicum der Hauptstadt — wenigstens der Mehrheit nach — scheinen die Unschuld für dargethan anzunehmen. Aber hierbei ist zu berücksichtigen, daß nach den Aeußerungen, welche schon während der Verhandlungen hier und da in der Presse fielen, man von vorneherein für den Angeklagten auf das Günstigste gestimmt war. Es ist ja möglich, daß derselbe sonst als liebenswürdiger, edel denkender Mann bekannt war, dem man Derartiges, wie es gegen ihn vorgebracht wurde, kaum zutrauen konnte; trotzdem hätte man sich doch sagen müssen, daß dennoch Alles möglich sei, und gerade mit Rücksicht hierauf unparteiisch — sofern man wenigstens sich als Träger des öffentlichen Rechtsbewußtseins nicht als guter Freund des Angeklagten darstellen wollte — das vorgebrachte Beweismaterial prüfen müssen. Daß dies aber von der Mehrzahl der Berliner Blätter geschehen sei, wird wohl außerhalb Berlins vielfach bestritten werden. Hiermit soll keineswegs eine Kritik an dem Urtheile der Geschwornen geübt werden. Nimmt man selbst an, sie hätten sämmtlich oder doch in ganz überwiegender Mehrzahl die Nichtschuld des Angeklagten für nachgewiesen erachtet, und nicht etwa auch ein Theil der mit „Nein" Stimmenden hierdurch nur sein „non liquet" aussprechen wollen, so fragt es sich denn doch wiederum, wer nun von ihnen davon überzeugt war, es habe zwischen den betreffenden Angeklagten nicht Dasjenige bestanden, was die in Berlin übliche Redeweise „ein Verhältniß" nennt; wer davon ausging, die Frage sei seiner Zeit nicht so gestellt worden, wie nunmehr die Anklage behauptet, und wer endlich annahm, es habe wirklich ein solches Verhältniß bestanden, der Angeklagte sei sich dessen nicht bewußt gewesen und habe sich auch dessen nicht bewußt sein können, daß er jene Frage, indem er sie mit Nein beantwortete, falsch beantwortete — eine Annahme, die, was zu begründen jedoch hier zu weit führen würde, psychologisch sich wohl erklären läßt. Also der Spruch der Geschworenen darf nicht dazu benutzt werden, um rückwärts sämmtliche Belastungsmomente als nicht vorhanden zu bezeichnen; und der Fall Graef kann, wenn es sich demnächst um die Frage von der Schadensersatzpflicht des Staates an unschuldig zur Untersuchung Gezogene handelt, nicht zur Unterstützung herangezogen werden. Es fragt sich nun, inwieweit bei der Verhandlung sich Mängel des Verfahrens herausgestellt haben, die, sei es Abänderung dieses selbst oder doch, falls solches nicht nothwendig erscheint, eine obrigkeitliche Anleitung zur richtigeren Handhabung desselben, nothwendig erscheinen lassen.

Was zunächst den letzteren Punkt anbetrifft, so erfährt man, daß im Preußischen Justizministerium eine Commission zusammengetreten sei, die in dieser Richtung zu wirken berufen ist. Es soll dort zunächst die Frage über protokollarische Feststellung von Zeugen-Aussagen in Betracht gezogen werden. In dieser Beziehung enthält nun die Strafproceß-Ordnung an sich vollständig ausreichende Bestimmungen. Ob, falls die Berufung gegen Urtheile erster Instanz eingeführt wird, nicht auch die jetzt nur für die Verhandlung vor dem Schöffengerichte geltende Bestimmung, daß die wesentlichen Ergebnisse der Vernehmungen in das Protokoll aufzunehmen sind, auf die Sitzungsprotokolle der Strafkammern auszudehnen ist, interessirt hier nicht; und ebenso kann wohl die Erörterung des auftauchenden Vorschlags, die ganze Verhandlung stenographisch zu Protokoll zu bringen, aus praktischen Rücksichten unterlassen worden. Soweit es sich um die auf Grund einer früheren Verhandlung einzuleitenden Strafverfolgungen handelt, genügt die Bestimmung des Absatzes 3 des § 273 R. St. P. O., welcher lautet: „Kommt es auf die Feststellung eines Vorgangs der Hauptverhandlung, oder des Wortlauts einer Aussage oder einer Aeußerung an, so hat der Vorsitzende die vollständige Niederschreibung und Verlesung anzuordnen. In dem Protokoll ist zu bemerken, daß die Verlesung geschehen und die Genehmigung erfolgt ist, oder welche Einwendungen erhoben sind." Außerdem gibt auch der § 185 des Gerichtsverfassungsgesetzes, demzufolge das Gericht den Thatbestand einer in der Sitzung begangenen strafbaren Handlung festzustellen hat, bei Leistung solcher Zeugnisse eine weitere Handhabe, wenn nöthig, den Grundstein zur späteren Beweissammlung sofort zu legen. Nun komme man nicht damit, daß auch manchesmal falsche Zeugnisse abgelegt werden, ohne daß dies während der Sitzung irgendwie geahnt werde, vielmehr erst später die Beweise zu Tage treten. Mag sein; dann liegt eben ein Fall schwieriger Strafverfolgung vor, wie es deren auch in anderer Richtung viele gibt. Im Allgemeinen aber wird man sagen können: falls nur irgendwie gewandte Richter, Staatsanwälte und Vertheidiger vorhanden sind, werden solche Fälle nur sehr selten vorkommen, das Auffallende der falschen Aussage wird von einem der amtlich Betheiligten beinahe regelmäßig bemerkt und dann die Bestimmung des § 273 St. P. O. zur Anwendung gelangen. Natürlich, eine Unterlassung kann sich immerhin zutragen, aber ebensowenig ist ein Irrthum selbst bei stenographischer Protokollirung ausgeschlossen. Allerdings scheint die Aussage des Professor Graef in der Erpressungsverhandlung nicht niedergeschrieben worden zu sein. Ob dieselbe damals als unwesentlich betrachtet wurde, ob insbesondere man der Ansicht war, auf den Wortlaut derselben komme es nicht an, kann weder der Jurist noch der Laie ohne genaue Einsichtnahme der Acten über jene Sache entscheiden und sich ebenso wenig die Behauptung gestatten, es sei damals irgend eine Unterlassung begangen worden, die später alles andere Uebel hervorgebracht habe. Anzunehmen, bei den Berliner Strafgerichten käme der § 273 nicht zur Anwendung — während dies bei andern Preußischen Gerichten geschieht — dazu berechtigt der Fall Graef gewiß nicht. Es wäre zu unglaublich, und wenn auch nur bei einem Theile der Gerichte

Digitized by Google

eine derartige Unterlassung in Uebung wäre, dann allerdings thäte eine ministerielle Hinweisung auf die Gesetzesbestimmungen Noth, und das wäre ein Erfolg, der dem Auftreten der Presse zu verdanken wäre. Aber wie gesagt, dies dürfte wohl mehr als zweifelhaft sein. Jedenfalls wäre es der einzige Vortheil, den die Veröffentlichung der Verhandlungen durch die Presse gehabt hätte, sonst hat sie nur — und nicht zum wenigsten dem Hauptangeklagten — geschadet.

Wenn auch die anstößigen Einzelnheiten in den Berichten nicht enthalten waren, immerhin wurden dieselben — und das mußte auch, wollte man ein, nur in etwas vollständiges Bild der Verhandlung geben, geschehen — in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet. Die Verhandlung legte das wohl Eingeweihten bekannte, sonst aber das Licht der Oeffentlichkeit scheuende Treiben einzelner Kreise großstädtischer Bevölkerung in einer Weise bloß, daß hierdurch wohl die Besorgniß der Gefährdung der Sittlichkeit berechtigt war, wohlverstanden der allgemeinen Sittlichkeit, die nichts zu schaffen hat mit dem besonderen Standpunkt der Künstler — ob mit Recht oder Unrecht mag unerörtert bleiben — für die Abmessung ihres Echos mit der Presse beanspruchen; denn nur diese allgemeine Sittlichkeit hat der Gesetzgeber bei Abfassung des § 173 des Gerichtsverfassungsgesetzes berücksichtigt. Gerichtsverhandlungen haben nicht die Aufgabe, über das Treiben der Modelle, der kleinen Theatergesellschaft und was damit nach Oben und Unten zusammenhängt, die staunende Mitwelt aufzuklären; am wenigsten jene Verhandlung, bei der es sich um Meineid und schweres Verbrechen gegen die Sittlichkeit handelte, bei der allerdings den zunächst damit Befaßten, den Geschwornen, aber auch nur diesen, ein Bild jenes Treibens entrollt werden mußte. Andere konnten — abgesehen davon, daß es nicht für sie bestimmt war — durch doch immer nicht die volle Verhandlung wiedergebende Berichte nur verwirrt werden, so daß für diese das Beiwerk — wie dies ja auch geschehen ist — die Hauptsache wurde. Und hält man es denn etwa für die Sittlichkeit sehr fördernd, wenn die Namen Derjenigen, die zu den angeklagten Frauen in Beziehung standen, so deutlich und so genau — wohl nur behufs Vermeidung jeder Verwechselung — angegeben worden, daß jeder Dreikäsehoch nun bei passender Gelegenheit mit Fingern auf sie zeigen kann, während man andererseits nicht Tadel genug dafür finden kann, daß der Vorsitzende es für nöthig hielt, grade auch diese Beziehungen oder Verhältnisse, die in der Sache doch einmal eine Rolle spielten, aufzuklären? Wären diese Namen nur vor den an der Verhandlung Betheiligten genannt worden, sie wären, da man annehmen muß, daß Jene ihre Pflicht kannten, mit dem Urtheil verhallt oder doch bald vergessen worden, während sie jetzt in aller Leute Mund sind. Und welchen Vortheil hat der Angeklagte von der Veröffentlichung! Da tadelt man es, daß das ganze innere Leben des Mannes aufgedeckt werde, daß seine geheimsten Gedanken Gegenstand der Erörterung werden; mitleidsvoll hebt man hervor, wie der Angeklagte, als ihm die Deutung, die seinem Verhalten im Verkehre mit dem Modell und dessen Familie gegeben werden konnte, vorgehalten wird, in Verzweifelungsrufe ausbricht. Ja, bedenkt man denn nicht, daß alle diese Qualen vervielfacht werden, wenn der Angeklagte weiß oder auch nur später erfährt, daß alles dies, seine innersten Geheimnisse, nicht nur seinen Richtern, Anklägern und Vertheidigern und der verhältnißmäßig sonst geringen Anzahl von bei der Verhandlung Anwesenden, sondern Hinz und Kunz bekannt geworden ist! Dafür kann den Angeklagten alle gleichzeitige oder spätere Parteinahme nicht entschädigen, und auch dadurch, daß man den Behörden vorwirft, sie seien mehr als nothwendig in das, was aller Welt verschlossen bleiben sollte, eingedrungen, ändert man daran nichts, daß man nun dies angeblich auch im öffentlichen Interesse Unantastbare unnöthigerweise auf die Gasse schleppt. Schließlich die unmittelbar bekannt gewordenen Folgen der Veröffentlichung, daß ein Wirth als Anlockungsmittel die Freigesprochene engagirt, daß ein Buchhändler dem Freigesprochenen mit Veröffentlichung der Verhandlungen droht, sind das etwa sehr sittliche Dinge, und konnte man dergleichen nicht voraussehen? Nein, die Veröffentlichung der Verhandlungen war jedenfalls unangemessen, und den Andersdenkenden dürfte es doch wohl auffallen, daß die größeren nicht hauptstädtischen Blätter sich mit kurzen Andeutungen über den Gang der Verhandlung begnügten. Zudem aber erscheint die Zulassung von Vertretern der Presse, insofern dieselben nicht ausdrücklich dahin sich verpflichten, keine eingehenden Berichte über die Verhandlung zu veröffentlichen, bei Verhandlungen, in denen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, nicht in Uebereinstimmung mit den Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes. Nach § 176, Abs. 2 G. V. G. kann der Vorsitzende zu nicht öffentlichen Verhandlungen einzelnen Personen den Zutritt gestatten. Das ist eine Ausnahme von der Bestimmung des § 173 G. V. G. und bezieht sich auf bei der Verhandlung persönlich oder sachlich Interessirte: Angehörige der Angeklagten, Aerzte, Juristen und Aehnliche. Nicht aber kann eine solche Zulassung Einzelner durch den Vorsitzenden in der Ausdehnung verfügt werden, daß hierdurch der Beschluß des Gerichtes auf Ausschließung der Oeffentlichkeit illusorisch gemacht wird. Dies aber ist der Fall, wenn die Zugelassenen die Verhandlung — wenn auch mit Auslassung einzelner Anstößigkeiten — sofort in die Oeffentlichkeit bringen; und öffentlicher kann eine Verhandlung doch nicht werden, als wenn sie ausführlich durch die Presse wiedergegeben wird. Im Allgemeinen aber wird bei Ausschließung der Oeffentlichkeit das ganze Wesen der Verhandlung, nicht aber die eine oder andere voraussichtlich vorkommende Anstößigkeit maßgebend sein, und sicherlich ist das in der Sache gegen Graef und Genossen der Fall gewesen. Vielleicht wird in Beziehung hierauf auch eine ministerielle Instruction geplant.

Die Protokollirung der Zeugenaussagen, die Zulassung Einzelner zu nichtöffentlichen Verhandlungen, das müßten wohl diejenigen Punkte sein, in denen auf dem Boden der bestehenden Gesetzgebung der Fall Graef zu Erörterungen Anlaß gibt. Nun aber sollen auch Aenderungen im Verfahren als nothwendig durch jene Verhandlung sich herausgestellt haben. Was zunächst das Vorverfahren betrifft, so hat man hier und da es getadelt, daß die Briefschaften und sonstige Papiere des Angeklagten haben beschlagnahmt werden können. Aus welchen Gründen weitergehende Bestimmungen als die im § 110 der St. P. O. enthaltenen nothwendig sein sollten, wird nirgendswo gesagt. Denn die Behauptung, es gehe zu weit, bei der Strafverfolgung die Durchsicht der Papiere des Verdächtigen zuzulassen, ist eben noch kein Grund, und würde wohl auch von den Betreffenden kaum gemacht werden, wenn dieselben die Schwierigkeiten bei der Strafverfolgung kennten, oder gar von dem fraglichen Verbrechen selbst betroffen wären. Nebenbei aber klingt es so, als ob eben der Verdacht selbst unbegründet gewesen wäre, und man der Durchsicht der Papiere bedurft hätte, um durch schiefe Auslegung von deren Inhalt eine an sich durchaus unbegründete Klage aufrecht halten zu können. Wäre das selbst richtig — was durchaus nicht zugegeben werden kann — so wäre doch nur ein einzelner Mißbrauch, keineswegs aber ein Fehler des Verfahrens an das Tageslicht gebracht.

Des Weiteren könnte bezüglich des Vorverfahrens noch die Frage erörtert werden, ob nicht etwa dem Beschuldigten gegen die Verfügung, durch welche die Voruntersuchung eröffnet wird, ein weitergehendes Recht zum Einwand, als ihm § 179 St. P. O. gibt, was gegen den Beschluß, durch welchen das Hauptverfahren eröffnet wird, entgegen den jetzigen Bestimmungen des § 209 St. P. O., ein Anfechtungsrecht überhaupt gewährt werden solle. Beide Bestimmungen, insbesondere die erstere, haben bei der Berathung der Justizgesetze Anlaß zur eingehenden Debatte gegeben, indeß würde das nicht hindern, sobald die Aenderung des Strafprocesses berathen wird, auch dieser Frage auf Grund der seit 1879 gemachten Erfahrungen näher zu treten, wenn es auch fraglich erscheint, ob in dieser Beziehung Neues wird vorgebracht werden.

Was man aber über den Gang der Verhandlung selbst vorbringt, erscheint der Beachtung nicht werth. Gewiß ist es, selbst wenn man den Angeklagten für durchaus schuldig hielt, wie der Staatsanwalt sagte, ein jammervolles Gefühl, nun alle die Belastungsmomente gerade gegen diesen Mann

Digitized by Google

zusammentragen zu müssen, und ebenso erklärlich erscheint es, daß dem Vertheidiger, der seinen Clienten gewiß für ganz unschuldig hielt, die Qualen, welche diesem seiner Meinung nach Unschuldigen die neuntägige Verhandlung, die schonungslose Entblößung von dessen innerem Sein bereiteten, den Ausruf, nie mehr freiwillig als Vertheidiger auftreten zu wollen, entlockten. Aber ergreifend, mitleiderregend ist noch manch andere Verhandlung, und für die Frage nach der Gestaltung des Strafverfahrens ist es ziemlich gleichgiltig, ob es Ankläger und Vertheidiger gibt, die Gemüthserregungen mehr als gerade nothwendig zugänglich sind oder doch, wenigstens ihren Aeußerungen nach, erscheinen; daß der Angeklagte in der Hauptverhandlung eingehend vernommen wird, ist nicht als ungerechtfertigt zu bezeichnen.

Man kann sich allerdings ein Verfahren denken, bei welchem es dem Richter geradezu verboten wird, den Angeklagten zu befragen und umgekehrt dem Angeklagten, sich während der Beweisaufnahme irgendwie auszusprechen, denn selbstverständlich kann nicht die eine dieser Bestimmungen ohne die andere bestehen. Aber das dürfte kaum im Interesse des Angeklagten sein. Auch unsere Strafproceßordnung gibt dem Angeklagten das Recht, jede Auslassung auf die Anklage zu verweigern. Darin liegt selbstverständlich die Bestimmung, daß dies Schweigen nicht zum Nachtheile des Angeklagten ausgelegt werden darf. Ob dies aber auch, wenn ein solcher wohl bis jetzt nur selten vorgekommener Fall vor Geschwornen verhandelt wird, einen für den Angeklagten günstigen Eindruck hervorrufen wird, ist mehr als fraglich; und schließlich ist es für den Unschuldigen noch weit weniger als für den Schuldbewußten möglich, gegenüber den vorgebrachten, sei es an sich oder dessen Ansicht nach unrichtigen Beweisen zu schweigen. Wie weit aber der Vorsitzende in der Befragung des Angeklagten gehen soll, das kann gesetzlich nicht festgestellt werden, das muß für den einzelnen Fall dem jedesmaligen Vorsitzenden überlassen bleiben. Das Gesetz ist nicht da, um Schemata für die thatsächlich so außerordentlich verschiedenartigen zur Aburtheilung gelangenden Fälle vorzuschreiben. Und Dasselbe gilt auch bezüglich der übrigen Beweisaufnahme, der Befragung der Zeugen und so weiter. Der Vorsitzende muß wissen, was zur Aufklärung der Sache, zur Belastung und Entlastung des Angeklagten vorzubringen ist. Schließlich ist auch zu berücksichtigen, daß nicht allein der Vorsitzende den Umfang der Beweisaufnahme bestimmt, daß Staatsanwalt, Vertheidiger und auch die Beisitzer ziemlich weitgehende Rechte in dieser Beziehung haben und von beiden Ersteren gemeiniglich auch ein umfassender Gebrauch derselben stattfindet. Daß aber etwa der Vorsitzende in der Verhandlung gegen Graef rücksichtslos verfahren sei, ist aus den in der Presse enthaltenen Veröffentlichungen nicht zu entnehmen: er sowohl, wie das Gericht haben dem Angeklagten in äußerst liberaler Weise Gelegenheit zur Auslassung und zum Vorbringen von zum Theil sehr fragwürdigen Beweismitteln gegeben. Daß und in welcher Weise Zeugen viel zu indiscret befragt worden wären, geht aus den veröffentlichten Verhandlungen auch nicht hervor.

Nach alledem muß man fragen: Warum der Lärm?

Weil die Person des Angeklagten in vielen Kreisen der Hauptstadt, nicht zum wenigsten in denen der Presse, ungemeines Interesse erregte; weil man den Angeklagten von vornherein für unschuldig hielt und daher in allen Maßregeln der Anklagebehörde und des Gerichts zur Klarlegung des Sachverhalts nur ein vexatorisches Vorgehen erblickte; weil man dann bald das Beiwerk, da es eben der Quantität nach überwog, für die Hauptsache hielt und nun Fragen in die Debatte zu ziehen sich für berechtigt erachtete, die mit dem Meineid und den andern zur Sprache gelangenden Verbrechen nur zwangsweise zusammengebracht werden konnten, ausschließlich eine nicht öffentliche Gerichtsverhandlung zum geeigneten Anlaß nahm, um die verschiedenartigsten Anschauungen über Das, was allgemein und was in der Kunst sittlich sein soll, zur Entwickelung zu bringen. Ob die Voraussetzungen für alle diese Betrachtungen richtige waren, mag dahingestellt bleiben, ebenso, ob diese selbst zweckmäßige und richtige gewesen sind. Das aber muß gesagt werden, wenn auch unser Strafgerichtsverfahren reformbedürftig ist, diese Verhandlungen haben weder Fehler des Verfahrens, noch Mißgriffe der Behörden bloßgelegt. Die Freisprechung des Angeklagten mag vielleicht nicht mit Unrecht erfolgt sein, in ihm aber ein Opfer der Justiz sehen zu wollen, dazu gehört eben ein Grad von Voreingenommenheit, Mangel der ruhigen sachlichen Prüfung, wie solche außerhalb der durch jene Berichte beeinflußten Hauptstadt wohl bei Wenigen, die der Sache näher treten, wird gefunden werden. Vor Allem aber möge man nicht glauben, diese Sache als Schild bei dem wohl demnächst wiederkehrendem Angriffe auf die Schwurgerichte benutzen zu können; will man dem entgegentreten, so muß man die Waffen aus einem andern Arsenale holen und dafür Sorge tragen, daß dem Vorbringen nicht von vornherein der Stempel einseitiger Voreingenommenheit aufgeprägt ist.

Literatur und Kunst.

Ein Brief Herder's.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

R. Haym's mühevolles Werk: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" ist kürzlich vollendet worden. Wir wünschen dem vortrefflichen Buche, das nun mit dem zweiten Bande zum Abschluß gebracht worden ist — der erste Band war 1880 erschienen — viele Leser und Käufer, obwohl wir uns nicht verhehlen dürfen, daß ein ernster Entschluß dazu gehört, 1400 große enggedruckte Seiten zu lesen und 35 Mark für die Biographie eines Schriftstellers auszugeben.

Ein solches Werk kann der Natur der Sache nach nicht abschließend sein. Das Haym'sche um so weniger, als die große Herderausgabe, die Bernhard Suphan mit rastloser Energie, rühmlichem Fleiß und außerordentlicher Geschicklichkeit veröffentlicht, erst etwa zur Hälfte gediehen ist und vieles Wichtige und Neue, das diese Sammlung darbieten wird, der Biographie nicht mehr zu Gute kommen kann. Aber auch andere Quellen außer dem reichen, von Haym und Suphan ausgebeuteten Herder-Archiv bieten Belehrungen dar. Aus solchen Quellen habe ich vor einiger Zeit ein paar nicht unwichtige Briefe Herder's abdrucken können. Heute kann ich aus der reichen Sammlung des Herrn C. Meinert in Dessau, dessen Schätze der „Gegenwart" schon manchen kostbaren Beitrag geliefert haben, mit gütiger Erlaubniß des Besitzers einen ausführlichen Brief mittheilen, der nicht blos seines Schreibers, sondern wesentlich seines Inhaltes wegen von hervorragendem Interesse ist.

Der Brief lautet folgendermaßen:

Ew. Excellenz

verzeihen gnädig, daß ich nach einem so langen unverantwortlichen Stillschweigen, Ihnen mit einem großen Brief aufwarte, mein Andenken wenigstens durch die Masse und Größe des Formats einigermaßen zu erneuern. Mit welcher Liebe und Freude ich Euer Excellenz herzvollen Brief empfing, mag ich nicht sagen: ich wollte immer antworten, insonderheit da Euer Excellenz Deutschland verließen, Ihnen noch ein Glückswort auf die Reise mitgeben; mein Herz hats noch immer gethan, aber nicht die Feder. Desto mehr habe ich Antheil an allen guten Nachrichten von Euer Excellenz genommen, gebe der Himmel, daß Ihnen alles so glücklich gehe und gerathe, als Ihnen meine ganze Seele wünschet.

Mit dieser Preisschrift vor E. E. zu erscheinen, lockt mich theils der Inhalt, theils daß es doch ein gekröntes Wesen der Berliner Akademie ist und also jetzt oder sofern näher einem Königl. Preußischen Gesandten dargebracht werden darf. Aber im Ernst! ich habe in so manchen Punkten meine innere Herzens-Meinung ausgeschüttet, die E. E. zum Theil aus mündlicher Unterredung kennen, daß ich gern von Ihnen gelesen werden möchte und in manchen Dingen mir beinah über den Beifall Euer Excellenz schmeichle. Indeß aber was hilft alles Sagen, wenn nichts gethan wird? In Deutschland wird die Schrift hie und

Digitized by Google

da und zum Theil an Oertern, wo ich es wünsche, sehr gelobt und ich bins beinah gewiß, daß mans überall bei dem Lobe läßt und glaubt, nun sei es gut, wenns nur gesagt sei. Hätte die Schrift die Ehre, Euer Excellenz Beifall zu erhalten, wollten Sie, könnten Sie sie nicht in der Kaiserin Hand bringen? Verständlich, glaube ich, ist sie gnug: der Preis der Akademie empfiehlt sie doch auch schon: in groß 4° gedruckt ist sie doch auch und mich dünkt, hie und da ist doch etwas mit einiger Wärme gesagt, das den Regenten zu sehen nichts schaden könnte. Ich weiß, Euer Excellenz sprechen mich von der Eitelkeit frei, in Ansehung dieses ganzen Sujets, da ich Ihnen persönlich bekannt zu seyn die Ehre habe; bei einiger Wärme für gewisse Ideen und noch mehr bei einiger näherer Kenntniß der Welt in mancherlei Ständen thuts doch gewiß empfindlich weh, auch in Deutschland, unsere Literatur von allem, was Thron und Fürstenstul heißt, so abgesondert zu sehen, wie auch die neuere Schrift Ihres Monarchen beweiset. Da doch nur auf einen Wink der Regenten, auf ein Nicken des Haupts, daß sie so etwas kennen, wissen, billigen, nachher das Urtheil einer so großen Menge ankommt: so dünkt mich, der handele doch schön, der ihnen hie und da die Vorurtheile benimmt, ihnen über gewisse Sachen die Augen öffnet u. s. w. Ich kenne Euer Excellenz Denkart zu sehr, als daß ich dies nicht alles frei schreiben dürfte. Wer kann sich einer guten Sache, vor wem es auch sei, mit mehrerer Wärme annehmen, als der Minister, an den ich schreibe. Verzeihen Euer Excellenz diese ganze Radotage. — —

Mit uns stehts hier noch sehr auf dem Alten. Sittsamer werden wir hie und da; aber lahm sind wir noch alle an Kopf und Händen. Man zischelt sich seit einigen Tagen eine gute Hoffnung der Herzogin in die Ohren; gebe der Himmel, daß es eine wahre gute Hoffnung sei, die endlich unsern Wunsch erfülle. Die treffliche Herzogin, die gegen Euer Excellenz auch noch dieselbe Gesinnungen hegt, verdients wahrhaftig. Der Statthalter und der Prinz August sind auch noch ganz desselben Herzens, wenn sie von Graf Görz reden.

Ungemein hats mich gefreuet, daß Euer Excellenz den alten Hamann in seiner Hütte besucht haben. Er hat mir viel davon geschrieben und ich möchte was drum geben, als Maus dabey gewesen zu seyn und seine Verlegenheit gesehen zu haben. Er ist mein ältester bester Freund und eine verkannte, verborgene Goldgrube von Kenntnissen, Wissenschaft, Tugend und Weisheit, die aber leider nicht für unsere Zeit ist.

Was sagen Euer Excellenz zu der Mosers, der Fürstenberge, la Roche u. s. Schicksalen? Es geht überall stark auf wirksame gute Männer und wie es in Einem Fall geheißen hat, des Gewissens halber.

Wie wünschte ich, von Euer Excellenz nur einige Zeilen zu sehen, wie es in Ihren berühmten Gegenden mit Anstalten für die Literatur, Erziehung, Künste, Menschheit stehet. Da ich einige Zeit, die besten Jahre meines Lebens, im Gipfel Rußlands, zu Riga gelebt habe: so nehme ich noch einigen Antheil, als den der bloßen Neugierde. Damals war alles noch bloße Hoffnung. Ich weiß nicht, ob ich Ursach habe, aber ich beklage Euer Excellenz doch oft in meinem Herzen über die große Entfernung, insonderheit von der Frau Gräfin. Im Grunde giebt es doch eine Einsamkeit, und ein isolirtes Wesen, das Jahre hin wehe thut; indessen, es wird noch gewiß Euer Excellenz, wie alle vorige Lagen, mit guten unvorausssehbaren Folgen lohnen.

Verzeihen E. E. daß mein Brief beinahe eine mündliche zutrauensvolle Unterredung geworden ist. Ich weiß, E. E. sind unverrückt in den Gesinnungen, die Sie mir hier so wahrhaft erwiesen und ich verharre in eben denselben Zeitlebens mit inniger Liebe und Hochachtung

Euer Excellenz

Weimar den 25 Jan. 81 unterthäniger

Herder.

Der Adressat dieses Briefes ist der Graf Jos. Eustach. Görtz (1737—1821) der 1755 in den weimarischen Staatsdienst gerufen, 1762 mit der Erziehung des Erbprinzen Karl August und später mit der des Prinzen Constantin betraut, 1776 zum Oberhofmeister der jungen Herzogin ernannt wurde, aber schon im folgenden Jahre aus weimarischen Diensten schied und in preußische überging. Er war nicht ungern von Weimar weggegangen, nicht blos weil er Goethe's Einfluß widerwillig ertrug, sondern besonders, weil er sich nach einer größern Thätigkeit und einem mächtigern Staate sehnte. Diese Thätigkeit wurde ihm nun in vollem Maße zu Theil. Nachdem er preußischer Bevollmächtigter bei den Verhandlungen über die bairische Erbfolge gewesen war (1778) wurde er zum preußischen Staatsminister ernannt und als Gesandter nach Petersburg geschickt. In dieser Stellung, in der er sechs Jahre verblieb, und in welcher er, nach dem Zeugniß eines seiner Collegen sich „ernst und doch voll Feuer zeigte, durch seine hohe literarische Bildung, seinen Freimuth und seine Lebhaftigkeit sich allgemeine Achtung und Liebe erwarb", empfing er den eben abgedruckten Brief Herder's.

Ueber Herder's Beziehungen zu Görtz handelt Haym ganz kurz, Band II., S. 26. Unsern Brief kennt er nicht, wohl aber erwähnt er zwei ungedruckte Briefe Herder's an Hartknoch, vom 25. Jan. und 1. März 1781, aus denen er entnimmt, welche Schrift Herder an Görtz schickt und zwei gleichfalls ungedruckte des Grafen an Herder vom 10. Mai 1778 und 5. Nov. 1782 von denen der erstere der ist, auf welchen Herder am Anfang unseres Schreibens anspielt, der letztere wohl die Antwort auf unsern Brief ist.

Die von Herder übersandte Schrift führt den Titel: „Von dem Einflusse der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung". Die Frage war von der Berliner Academie am 4. Juni 1778 gestellt worden; die Arbeiten mußten am 1. Jan 1780 eingeliefert werden, — am 1. Juni 1780 wurde Herder der Preis zuerkannt; gegen Ende des Jahres erfolgte die Veröffentlichung der Schrift unter französischem Titel.

Sie war in gewisser Weise die Fortführung einer früher für Kaiserin Katharina geplanten Schrift, einzelne Gedanken kehren in dieser wieder (vgl. Haym I., S 334 ff., II., S. 117, A. 2). Der Verfasser betrachtet darin die verschiedenen Perioden der Weltgeschichte: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit; er constatirt, daß der Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften durch Erlaubniß, Gelegenheit, Erziehung, Vorbilder, Uebung, Belohnungen erfolgt sei. In seinen Betrachtungen und Vorschlägen wird er durch praktischen Geist und Reformeifer geleitet. Er ist zur Abfassung dieser Schrift angetrieben worden, „um nach mancherlei Nachforschungen und Erfahrungen zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unseren Staaten etwas Nützliches zu sagen". Im Einzelnen verlangt er Sittenpolizei, Unterdrückung der zügellosen Frechheit der Gedanken, Aufhelfen der Wirkungen der guten Literatur an und für sich selbst, bessere Einrichtung der Examina, Reform der Universitäten, gegen deren damaligen Zustand er ein stark ausgesprochenes Vorurtheil hat. Mit den Akademieen dagegen ist er im Ganzen zufrieden; er wünscht nur noch eine große patriotische Akademie, die „ein Olympia versammelter Griechen in Deutschland sein solle" und welche, wie er an einer andern Stelle darlegte, „nicht blos Preise aussetzen, sondern überhaupt vorzügliche, der Beförderung des nationalen Bewußtseins und der nationalen Wohlfahrt dienende Werke öffentlich hervorheben und belohnen solle".

Sonst ist zur Erklärung des Herder'schen Briefes nicht viel zu bemerken. Wenn Herder schreibt: „Sittsamer werden wir hie und da", so bezieht sich dies darauf, daß das tolle Treiben, das außerhalb Weimars berüchtigter war als es verdiente und das ja auch im Grafen Görtz einen ernsten Tadler gefunden hatte, im Abnehmen begriffen war. Die Nachricht von der „guten Hoffnung" der Herzogin täuschte; der lang erwartete Erbprinz wurde erst am 3. Febr. 1783 geboren. Der „Statthalter" ist der musenfreundliche Dalberg, „Prinz August" von Gotha der große Gönner Herder's, der sich aufs Lebhafteste für literarische Dinge interessirte und mit den Weimaranern in engster Beziehung stand. Hamannn „der Magus im Norden", Herder's engverbundener Freund, lebte damals in Königsberg und wurde von dem Grafen Görtz auf dessen Reise nach Petersburg besucht. Herder hatte von diesem Besuche durch Briefe Hamann's Kunde, vgl. Hamann's Schriften VI., S. 97. 99. — Franz Friedr. Wilh. Freih. v. Fürstenberg (1728—1810), Minister im Hochstift Münster, kühner, rücksichtsloser Reformer, verlangte und erhielt seine Entlassung (16. Sept. 1780), als der Erzherzog Maximilian Franz zum Coadjutor gewählt wird. Gr. Mich. Frank von La Roche (c. 1725—1788), geh. Staatsrath und Regierungskanzler von Trier wurde 1780 von Wien aus gestürzt, wo er sich durch seine freisinnigen Handlungen und Schriften mißliebig gemacht hatte. F. C. v. Moser (1723—1798), der unerschrockene, politische Schriftsteller, für Aufklärung und Volks-

Digitized by Google

wohl unermüdlich thätig, hessischer Minister und Kanzler, mußte, freilich mehr wegen persönlicher als wegen politisch-religiöser Differenzen mit dem Herrscher, 1780 seinen Posten verlassen. Die Erwähnung dieser drei Männer beweist Herder's lebhafte Antheilnahme an den politischen Ereignissen jener Zeit und bezeugt zugleich die freisinnige Auffassung, welche Graf Görtz denselben schenkte.

Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers.

Von E. Marr.

Es war in Gotha, am 31. August, wo die Leiche Anton Hiltl's in verborgener Stille der Feuerbestattung anheim gegeben wurde. In unserer auf Provocationen fußenden Gegenwart, die keine öffentliche Persönlichkeit von Renommée ohne journalistische Heiligsprechung zu Grabe tragen läßt, ward einem so geistreichen Schauspieler, einem Regisseur von so seltener Intelligenz und feinem Kunstverständniß, einem so förderlamen Lehrer für den jugendlichen Nachwuchs, einer so uneigennützigen Bühnenautorität, die 25 Jahre dem Braunschweiger Hoftheater auf das pflichttreueste ihre Dienste widmete, ein sang- und klangloses Begräbniß. Wer nicht mit dem Strom seiner Zeit schwimmt, muß darauf gefaßt sein, von der Allgemeinheit unverstanden hinweggespült zu werden. Das Loos Anton Hiltl's! Abhold jedem Parteigetriebe, jedem Cliquenwesen stand er, inmitten der selbstsüchtigen, pietätslosen Theaterwelt, vereinsamt da, als ob er seinem Ideal, Heinrich Marr, nacheifern wolle, den er zu seinem einzig maßgebenden Vorbild erhoben hatte. Ein seltenes Verhältniß, von Anfang bis zu Ende. Die Bekanntschaft Beider datirt von Ausgangs der fünfziger Jahre. Anton Hiltl, der bereits in Coburg und Breslau engagirt gewesen war, gastirte am Hamburger Thaliatheater, um sich unter Marr's Leitung noch gründlicher zu schulen. Die kühle Aufnahme, welche ihm vom Publicum zu theil wurde, machten so qualvolle Zweifel an seiner Befähigung in ihm aufsteigen, daß er absolut der Bühne entsagen wollte! Diese Zweifel nun waren es, welche Marr zu einem erhellenden Aufschluß über das künstlerisch-edle und auch bewußtvolle Wesen Hiltl's gelangen ließen, da dessen nervöse Exaltation ein so kritisch-schneidiges Verständniß, einen so hohen Ernst für das Ganze der Sache offenbarte, daß er ungewöhnlich gefesselt, den so geistreich Verzweifelnden sich zu eigen machte. „Ein Bursche, wie Sie", rief er, „der Fahne untreu werden? Die Ueberlieferungen unserer Schauspielkunst fortzupflanzen, dazu sind Sie wie geschaffen. Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich bestimmend in Ihr Leben eingreife." Ungesäumt wurde nun sein Protectionskind nach Stettin geschickt. Damals stand Julius Hein, der spätere Director des Königlichen Schauspiels in Berlin, noch an der Spitze des Theaters. Seine Stettiner Theaterepoche machte eine Bildungsschule für alle strebsamen Talente aus. Dazu hatte Marr ihn gleichsam abgerichtet, mit Hinblick auf den Mangel einer systematischen Dressur des Schauspielerstandes. Es war Thatsache, daß er Hein jedes Jahr mit jungen Leuten von Bildung versorgte. Mit welcher Klarheit der Einsicht Anton Hiltl schon in seiner Jugend darüber zu urtheilen vermochte, das sollen folgende Zeilen bestätigen.

„Sie haben Recht gesagt, verehrter Herr Marr! Hein ist ein Mensch, der der Kunst rein und uneigennützig gegenüber steht. Er müht und plagt sich mit uns ab, ohne einen Pfennig dafür bezahlt zu nehmen. Wir Alle sind ihm zu Dank verpflichtet. Mein Urtheil lautet: Der Schwerpunkt seiner Begabung ist das Arrangement, die Kraft, Massen geschickt zu verwenden, Aufzüge herzustellen, durch Gruppen zu wirken, aber auch den geistigen Theil weiß er zu bewältigen. Unbedingt seiner Leitung zu folgen, ist — gefährlich. Er neigt in seiner Manier zum Sing-Sang, zur Schönsprecherei. Er liebt viel Pathos. Die stylvolle Einfachheit Heinrich Marr's fehlt ihm gänzlich. Trotz seiner Neigung zur Manierirtheit, weiß er aber doch sprechen zu lehren, hält auf eine geistige Durcharbeitung der Rolle und auf Tempo!"

Wie Marr das Herz aufging über dies Erfassen der schauspielerischen Totalität! So lebhaft er auch das Darstellungstalent seines Schützlings überwachte, die Regiebefähigung desselben schlug er höher an, „denn", so schrieb er,

„das, was man in der „alten Schule" unter Regieführung versteht, ist für die moderne Generation eine terra incognita. Nicht jeder gescheidte Schauspieler taugt zum Regisseur. Regieführen ist eben ein specielles Talent, das angeboren sein muß. Erfahrung und Studium kann es läutern und bilden, aber nicht machen. Nicht Alle, die wissen, können lehren. Wie Diogenes nach Menschen suchte, so suche ich nach Regietalenten. Läßt man diese bei der überhandnehmenden Veräußerlichung unseres Theaterwesens unbeachtet im Schlendrian verkommen, dann wird der Costümier, der Theaterschneider, der Obermaschinenmeister in den Vordergrund treten und die Parole lauten: „Anarchie". Die Eitelkeit und Unbildung der Schauspieler ist darnach angethan, daß sie von dieser den ausgedehntesten Gebrauch machen wird; Sie sind dazu berufen, ein Institut im höheren Sinne zu leiten. Daraufhin wollen wir hauptsächlich unser Augenmerk richten."

Als Hiltl Stettin verließ, kam er nach Braunschweig, freilich nicht in der Absicht, 25 Jahre dort zu bleiben. Für den Reichthum seiner Begabung war die geistige Armuth des dortigen Kunstterrains mehr ein Hemmschuh! Wie aber unsere körperliche Organisation oft leider unserem idealen Streben seine Directive gibt, so wollte es der Unstern Hiltl's, daß er von einer Migräne heimgesucht war, die im Verlauf der Jahre eine hochgradige Nervosität zum Durchbruch kommen ließ, welche alle stolzen Pläne, die entworfen wurden, zu Schanden machte. Da half kein Bitten, kein Schelten, kein vernünftiges Zureden. Als Marr mit Laube, dem damaligen Director des Leipziger Theaters, bereits Alles für ein Engagement Hiltl's vorbereitet hatte, schrieb dieser außer sich:

„Schlagen Sie mich todt, ich kann nicht fort aus Braunschweigs geistiger Oede. Mein Verstand will es, meine Nerven schreien: verkriech, verstecke Dich! Ich bin feige, ja, ich sage das ganz ehrlich, ich kann nicht kämpfen. Gehöre ich einem Institut an, habe ich Boden gefunden, Wurzel geschlagen, finde ich in der leitenden Persönlichkeit Verständniß, dann gibt's wieder Keinen, der so unbedingt vorangeht und wagt wie ich; freilich unter Herzkrampf, aber ich gehe auf den Feind los! Die Schmähungen, welche ich hier jahrelang erfahren, die sich stets erneuernden Gemeinheiten gegen mich, die das Werk einer von .... gegen mich organisirten Clique sind, der gegenüber ich machtlos bin, haben mich krank und muthlos gemacht. Sie wissen ja, ich habe keine persönlichen Lanzenbrecher, besuche keine Tabagien und kann den verdammten Rücken nicht krümmen zum Katzbuckeln und Speichellecken vor einer feilen Presse. Ach, liebster Meister, warum ließen Sie mich nicht auf der breiten Heerstraße jämmerlicher Alltäglichkeit mein Stückchen Brod verdienen!"

Wie bangte jetzt Marr um seinen Anton! Kampfesmuthig aber, wie er selbst war, meinte er ihn nach und nach erstarken zu machen. Alljährlich besuchte er ihn in Braunschweig, um sich von seinen Fortschritten persönlich zu überzeugen. Ein prägnantes Charakterisirungstalent, geistreich und doch natürlich und lebenswahr, alles Das Grund genug für Marr, immer wieder aufs Neue Anknüpfungspunkte für einen fruchtbringenderen Wirkungskreis zu suchen. Als er auf den Gedanken kam, ein Engagement in Berlin anzubahnen, der Heimath Hiltl's, dessen Bruder Georg, ein talentirter Schriftsteller, am Hoftheater fixirt war, trafen folgende Zeilen an Marr ein: „Mein lieber, bester Meister! Nachdem ich diese wenigen Zeilen Hülsen's gelesen, wußte ich, daß Sie die Veranlassung dazu waren. Der Gedanke, in Berlin zu gastiren — entsetzlich! Dieser Sturm zweifelvoller Aengste in meinem Innern! Lassen Sie mich in meinem Winkel hier verkommen! Was nutzt so ein Talent, das in der Stunde der Entscheidung versagt, wie ein schlecht gebautes Jagdgewehr; der Schuß bleibt stecken."

Ob Marr trotz aller Niederlagen, die ihm durch seinen Schützling bereitet wurden, aufhörte, für ihn zu planen? Nein, dazu achtete er dessen gediegene Fähigkeiten und ehrliche Kunstweise zu unbedingt! Im Jahre 1871, als er schon anfing, auf den Todescandidaten sich vorzubereiten, nahm er den letzten Protectionsanlauf! Dingelstedt war Director

Digitized by Google

des Burgtheaters geworden. Marr stand zwar schlecht mit ihm, wußte aber, daß dieser gerne die Gelegenheit ergreifen würde, sich mit ihm auszusöhnen. Und so geschah es. Am 12. Mai 1871 konnte Marr an Hiltl schreiben: „Heute Morgen wirst Du von Dingelstedt einen Gastspielantrag auf Engagement erhalten. Meine Uhr ist bald abgelaufen. Habe ich es noch erlebt, daß ich Dich Deiner würdig gestellt sehe, dann will ich leichter mein Bündel schnüren. Junge, Junge, werde Mann. Wüßte ich nicht, daß Du auf diesem größten Kampfplatz ebenso sicher bestehen könntest, wie der Beste unserer Bühnen-„Recken", ich sagte: Anton steck' den Degen ein." Die Antwort hierauf?

„Wie soll, wie kann ich Ihnen für all' Ihre Liebe und Sorge danken! Nicht der beste Vater kann mehr thun für den Sohn als Sie für mich! Niemand, Niemand, meine nächsten Verwandten mit eingeschlossen, stehen meinem Herzen so nahe wie Sie. Ihnen gehöre ich voll und ganz. Aber Wien? — Das Burgtheater, der gefährlichste Boden, den ein Schauspieler betreten kann? Bedenken Sie meine unseligen Nerven, bedenken Sie die so sehr rücksichtslose Kritik Wiens, Laube an der Spitze, der Alles zerfetzt, vernichtet, in den Koth zerrt, das nicht aus seiner Schule hervorgegangen, das nicht von ihm erfunden worden ist. Fort muß ich, will ich, denn wo ist der feine Ton unserer Hofbühne geblieben? Die Garderobe ist in eine Restauration verwandelt, die Vorbereitung zu künstlerischen Gestaltungen besteht in dem reichlichen Genuß von Grog und Bier, dann kommt der Humor, der sich bei solchem Volk nur durch Gebrüll und Zote kundgibt. Pfui, fort will ich — aber — Wien? — hochverehrter Meister, Ihr Schüler ruft, nach Wien, das ist mein Tod!"

Recht krank lag er, der sorgende Alte, indem er diese Jeremiade las! Der grollende Unwille indeß, der ihn jäh erfaßte, machte es ihm möglich, folgende Antwort niederkritzeln zu können: „Das ist mein Tod! und wenn auch, was liegt daran. Es wäre jedenfalls ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfelde. Kämpfen, so lange man athmet, das ist ritterlich. Aber feige dem ehrenvollen Kampf ausweichen, aus Furcht vor dem Tode, das wäre eine Erbärmlichkeit, die alle Berechtigung auf die Künstlerkrone für immer verloren macht. Mehr kann ich heute nicht schreiben, denn ich bin hundeelend. Was hätte ich Dir überhaupt auf das Burgtheater noch zu bieten?"

Was?

Seine eigene weitgesehene Stellung! Mit Riesenschritten griff die Krankheit des Altmeisters um sich. Anton Hiltl mußte an seinem Schmerzenslager erscheinen. Die letzten künstlerischen Mahnrufe in Empfang nehmend, vernahm er zugleich, daß er zum artistischen Nachfolger Marr's am Hamburger Thalia-Theater bestimmt war, zum Erben der kostbaren Garderobe seines Meisters! Welch ein Anblick! Da lagen um den Sterbenden die bunten Costüme, der Flitterkram seiner undankbaren Kunst. Noch einmal blitzte enthusiastische Begeisterung in ihm auf. Sein Liebling mußte einen Rock nach dem andern anprobiren: über jede Rolle, für die die Anzüge gemacht waren, docirte er; wie jede von ihm gespielt worden war und dereinst von seinen Erben gespielt werden könne, das brachte er mit leiser Stimme zu Gehör. Ich weiß, Du wirst in meinem Geist und Sinn für das höhere Wesen unserer Kunst weiter fortarbeiten, schloß er, die Hände unwillkürlich ineinanderfaltend! . . . Das that Anton Hiltl bis zum letzten Lebenshauche! Zwar nicht am Hamburger Thalia-Theater. Wie hätte seine krankhafte Organisation das zu Wege gebracht? Durch eine plötzliche Wendung der Dinge wurde General v. Rudolphi, der gegenwärtige Intendant, zum Chef des Braunschweiger Hoftheaters ernannt. Ein unterrichteter Mann, eine stramme Soldatennatur, dem es zunächst darum zu thun war, das angefaulte Institut gesunden zu machen. Keinen würdigeren Beirath gab es für ihn, als Anton Hiltl. Zum Regisseur erhoben, später dann zum Ober-Regisseur, hat er zu Allem, was der Braunschweiger Bühne ein Relief von künstlerischer Bedeutung verlieh, was planvoll einheitlich in die Erscheinung trat, den Impuls gegeben. Selbstlos und ohne Vorwurf stand er dem Institut gegenüber. Am 16. September, dem Todestage Heinrich Marr's, wäre sein Jubiläum gewesen. Hat er auf eine Feier desselben Anspruch erhoben? Das gerade Gegentheil! Um die geläuterte Selbsterkenntniß seiner edlen schauspielerischen Persönlichkeit vollständig zu charakterisiren, dienen folgende Zeilen, die ich im Monat Mai erhielt:

„Sie schlagen das Thema meines sogenannten Jubiläums an. Ich bitte Sie innig und warm, entwerfen Sie für dasselbe keinen Plan. Ich habe immer in der Ecke im Schatten gestanden, lassen Sie mich auch nicht einen Augenblick in die Mitte, in ein helleres Licht treten. Mein Wirkungskreis war klein und schließt ganz die Berechtigung aus, von der Gesammtheit gefeiert zu werden. Ein Heraustreten aus meiner bescheidenen Zurückgezogenheit wäre eine Inconsequenz meines ganzen Lebens, das mein krankes Hirn mir nun einmal gezimmert hat, wie es ist! Jede Klage wäre ein Unrecht, denn mir war's ja so geboten, wie's nur einem Menschen geboten werden konnte. Der unvergeßliche Meister hatte mir die Wege geebnet, es galt nur, sie mit Anstand und ohne Schwanken zu beschreiten. Ich konnte es nicht; ich habe keine Eigenschaften, die sich für das volle moderne Leben eignen. Nichts soll geschehen! Kein Kranz, kein Geschenk, keine Gratulation! Alles habe ich mir bereits schon hier verbeten. Ist der Tag vorüber, dann mag der Schriftführer, weil er behauptet, es thun zu müssen, die Anzeige des Tages der Genossenschafts-Zeitung übergeben. Mein Gehirn ist nur von einem Gedanken erfüllt: fort aus dem unkünstlerischen, persönlich-gemeinen Theaterleben!"

Sein heißes Wünschen ging bald in Erfüllung! In München, wie alljährlich, bei mir zum Besuch vorsprechend, steigerte sich sein nervöses Kopfleiden bis zur Bewußtlosigkeit. Von seiner treuen Lebensgefährtin mit inniger Hingebung gepflegt, umfing ihn nach wenigen Monaten der Arm des Todes. Laut seiner Bestimmung führte die Gattin seine Leiche nach Gotha über. Er wollte im Nu von der Erde verschwinden!

Welche einsame, erschütternd-triste Bestattung! Nur zwei tief ergriffene Mannsgestalten standen voller Trauer an seiner Bahre. Zwei wahrhaftige, wirklich ehrliche Freunde! Zwei Künstler, die ihm ähnlich waren, an Streben nach den höchsten, idealen Zielen! Welche geisterhafte Stille! Nichts weiter hörbar als der bange Herzschlag der zwei Leidtragenden! Da fällt unser Blick auf eine priesterliche Gestalt. Wir hören eine allgemein gehaltene Leichenrede — die Flamme steigt empor — der irdische Leib verbrennt — wird Asche. — Was aber dessen geistiges Theil ausmachte, das lebt ein ewiges Leben.

Die Antwerpener Weltausstellung.

Von Alfred Lichtwark.

(Schluß.)

Belgien theilt mit Frankreich die Ehren der Ausstellung. Das Areal der beiden Nationen ist fast gleich. Aber in der belgischen Abtheilung mußte die Vertretung der gesammten Industrie des Landes untergebracht werden und obendrein noch für die Ausstellung des Cultusministeriums Platz bleiben. So kam es, daß die Franzosen auch ihre belgischen Nachbarn an Geschlossenheit des Auftretens ausstachen.

An Geschicklichkeit im Arrangement standen die Belgier in manchen Partien ebenfalls zurück. Sie häuften zu sehr und geriethen deshalb leicht in die Unruhe. Besonders unvortheilhaft war die Behandlung der Raumpartien an den Wänden oberhalb der Ausstellungsfläche. Während die Franzosen mit allen Mitteln dahin gearbeitet hatten, hier einen ganz ruhigen Abschluß zu erzielen, während sie, soviel wie irgend anging, geschlossene Wände aufführten, um die störenden Durchblicke zu vermeiden, war bei den Belgiern die Höhe zu bunt und zerstreuend. Namentlich hatte man zu viel Fahnen angebracht, ein Decorationsmotiv, mit dem die Franzosen äußerst sparsam umgegangen sind. Wenn sie anders als verwirrend wirken sollen, dürfen die Fahnen bei solchen Gelegenheiten nur gruppenweise angebracht in Trophäenform auftreten, in großen Massen einzeln umherhangend sind sie dem Blick überall im Wege und hindern überdies die Orientirung. Es

Digitized by Google

kann nicht scharf genug betont werden, daß in großen Ausstellungsräumen die oberen Abschlüsse die Stelle des ruhig einschließenden Rahmens vertreten. Das haben die Franzosen allein völlig begriffen.

Belgische Architekten und Ingenieure haben den Plan der Ausstellung entworfen, deren Terrain die Stadt Antwerpen hergab. Daß dies in einer Festung nicht leicht reichlich bemessen sein konnte, war vorauszusehen. Ein zweites Paris giebt es eben nicht. Aber es ist die Frage, ob das unregelmäßige Dreieck, dessen eine Spitze die große Avenue du Sud schneidet, nicht zu einer glücklicheren Disposition den Raum geliefert hätte.

Für die Anlage einer großen Ausstellung ist die allererste Bedingung, daß dem Publicum die Möglichkeit abgeschnitten wird, sich zu verirren. Der Grundriß muß von so voraussetzungsloser Klarheit sein, daß er sich in seiner Massenvertheilung selbst dem blödesten Auge aufzwingt. Glänzend war diese Aufgabe in der radialen Theilung der Pariser Ausstellung von 1867 gelöst, vorzüglich auch in der Antwerpener internationalen Kunstausstellung, die als Unternehmen für sich von der Industrieausstellung abgesondert untergebracht war. Diese selbst hatte jedoch den unklarsten Grundriß, den man sich vorstellen kann.

Wie man dazu gekommen ist, ihn gut zu heißen, liegt auf der Hand. Man wollte auf der mächtigen Avenue du Sud, die eine lange Perspective erlaubt, eine colossale Fassade orientiren. An diese mußte sich nothwendiger Weise die Hauptachse anschließen. Somit mußte aber der Fassadenbau nahe an die eine Spitze des dreieckigen Grundstückes gerückt werden, das mit seiner Hauptmasse neben der Linie der Avenue liegt. Daraus ergaben sich zwei völlig ungleiche Theile neben der Mittelachse. Das wäre noch zu bewältigen gewesen, wenn nicht Umstände hinzugekommen wären, die auf beiden Seiten eine regelmäßige Gestaltung des Grundrisses verhindert hätten. Links von der großen Fassade wächst die Ausstellung in einen Winkel hinein, rechts war man gezwungen, die Querachse zu knicken, weil von der Rückseite her allerlei nicht verfügbare Grundstücke in den Ausstellungsraum einschnitten.

Das Resultat war ein Labyrinth, dessen Räthsel dem Massenbesucher um so tiefer verborgen lag, als bis in den Juli hinein der Haupteingang verschlossen war, weil noch an der Fassade gebaut wurde. Man trat also zur Seite ein und mußte erst mehrere Ausstellungsräume passiren, ehe man in den großen überhöhten mittleren Gang gerieth. Dabei hatten, wie man deutlich beobachten konnte, neunundneunzig unter hundert der Besucher bereits die Richtung verloren. Selbst wenn man den Grundriß im Kopf hatte, konnte es einem alle Augenblicke passiren, daß man nach Landmarken zur Orientirung ausschauen mußte.

Mir war der Eintritt während der glühenden Sommerhitze stets unbehaglich. Wenn ein Unglück geschehen sollte, was dann? Das Gerüst der Hallen war wohl aus Eisen, aber wie viel Holz steckte in den Zwischenwänden, in den künstlichen Aufbauten; wie viel lose leichte Stoffe waren zur Decoration, zur Abdeckung des Oberlichts aufgewandt, welch ungeheure Massen des entzündbarsten Materials lagen zusammengehäuft! Zweimal war, wie mir die Angestellten erzählten, während meiner kurzen Anwesenheit Feuer ausgebrochen, dessen man nur durch die schärfste Wachsamkeit Herr geworden war. Aber war denn die Gefahr des Blitzschlages ausgeschlossen? Was, wenn die colossalen Thürme der in Stoff und steinfarben gestrichene Bretter gekleideten Fassade getroffen wurden? In der Sommergluth mußte das Alles wie Zunder fangen, und wie schnell es verzehrt ist, wissen wir seit unserm Unglück mit der Hygiene nur zu gut. Es dauert kaum eine Viertelstunde, so sind die vielen lose umschlossenen Hohlräume ausgebrannt.

Bei solcher Construction ist die Möglichkeit momentaner Orientirung die erste Bedingung. In wenigen Minuten müßten bei dem stärksten Besuch die Räume entleert werden können. Aber das gehörte in Antwerpen zu den Dingen der Unmöglichkeit. Einmal war bis über die Hälfte der Ausstellungsdauer hinaus der Haupteingang verschlossen, dann lagen die übrigen Ausgänge so versteckt, daß man sie regelmäßig erst suchen mußte. Keine Perspective leitete von selbst auf sie hin, Querwände, dicht vorgezogen, versperrten den Blick vollkommen; und schließlich fehlten die Noththüren. Wir haben sie lange gesucht und nirgend eine Spur gefunden, bis uns Angestellte die Auskunft gaben, sie seien überhaupt nicht vorgesehen.

Wir wollen das Schreckensbild einer plötzlich an einem Besuchstage ausbrechenden Feuersbrunst nur andeuten. Eine bloße Panik könnte bei der vollkommenen Hülflosigkeit großer verwirrter Menschenmassen in einem Labyrinth ohne Ausgänge zu einem entsetzlichen Unglück führen. Daß es so lange gut gegangen ist mit den leichtsinnig aus den gefährlichsten Materialien aufgeführten Nothbauten, gibt keine Entschuldigung. Es ist ein Wunder, daß die letzten dreißig Jahre neben den Theaterbränden nicht auch von furchtbaren Ausstellungs-Katastrophen zu erzählen haben. Der Brand der Hygiene war das erste Alarmsignal. Aber man sollte es sich nicht allein in Deutschland eine Warnung sein lassen. Constructionen wie die Antwerpener Ausstellung dürfen nicht wieder gewagt werden. Ist es gegebenen Falls unmöglich, solide Bauten aufzuführen, so sollte wenigstens in der Anlage Alles geschehen, um jedem Besucher in jedem Augenblick den kürzesten Ausweg aufzudrängen.

Die Fassade nach der Avenue du Sud steht mit dem Complex von Hallen in keinem nothwendigen Zusammenhang. Sie ist als großes Prunkstück vorgelegt und bei ihrer riesigen Höhen-Entwickelung weither aus dem Innern der Stadt sichtbar. Es ist ein Stück Architektur, wie es heute kaum anderswo als in Belgien so geschaffen werden konnte. Wie in der Sprache und Sitte das französische und vlämische Element, stehen sich dort heutzutage in der Architektur der späte Zopfstil, den wir gewöhnlich Louis XVI. nennen, und die niederländische Renaissance gegenüber. Ersterer mit dem überwiegend französischen Brüssel, letztere mit der plattdeutschen Stadt Antwerpen als Centrum. Daß gerade der Zopfstil in Belgien so mächtig geworden, erklärt sich wohl am besten aus der großartigen Bauthätigkeit in Brüssel nach dem großen Brande in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Mehrzahl der modernen Häuser in den früheren Vorstädten tragen das Gepräge des Zopfes, und der berühmte Justizpalast ist die einzige Verwirklichung der aufgeregten Raumphantasien der Zopfzeit, die sich an den Monumenten aller Zeiten begeisterte. Doch will es fast scheinen, als ob die vlämische Renaissance allmählich die Oberhand gewänne und den Stil der Zukunft abgeben würde.

Uns, die wir an ein Zuviel des äußerlich angebrachten Ornaments gewöhnt sind, imponirt ein Werk wie die Ausstellungsfassade in Antwerpen zunächst durch ihre große Kühnheit und Schlichtheit. Eigentliches Ornament spielt gar keine Rolle. In Brettern und Leinwand ist ein ungeheurer Steinbau von einfachen grandiosen Formen imitirt, das gerade Widerspiel zu dem Vorgehen der süddeutschen Architekten, die in ihren lustigen Ausstellungs-Architekturen darauf ausgehen, das vergängliche Material erscheinen zu lassen als was es ist, aber in den denkbar mannichfachsten Bildungen. Bordiau, der Erbauer der Ausstellungshalle, gehört der älteren Brüsseler Architekten-Generation an. Es liegt in seiner Arbeit Etwas von dem gewaltigen Zuge Polaert's, dessen Justizpalast wohl auch nicht ohne Einfluß auf die Großartigkeit der Idee geblieben ist, wenn auch die Einzelheiten ganz anderen Charakter tragen. Es ist ein riesenhafter Thorbau, gekrönt von einem Aufsatz mit zwölf colossalen Atlanten, welche die Weltkugel tragen. Zur Seite erheben sich zwei schlanke Thürme, die an den seitlichen Abschluß der Trocadero-Anlage erinnern. Die Maße sind übermächtig. Auf dem Podest unter dem Thorbogen, dessen Schlußstein in schwindelnder Höhe eine Colossalfigur der Antwerpia krönt, erscheint der Eintretende klein wie von einem Thurm gesehen. Den Thürmen ist ein Grottenbau aus Tuffstein mit fallenden Wassern vorgelegt, ein mächtiges Bassin leitet die strengen Formen der Architektur in die freien Linien der Gartenanlage über.

Es war schwierig, auf dem beschränkten Raum den unentbehrlichen Ausstellungspark zu schaffen. Man hat jedoch das Mögliche geleistet, denn ein Austritt ins Freie wäre bei der Treibhaustemperatur im Innern nicht zu entbehren gewesen.

Digitized by Google

Die üblichen Wein-, Bier- und Kaffeetempel waren nicht besonders originell. Sie fielen ab neben dem zierlichen Palast, den die Franzosen im Ausstellungspark für die Producte ihrer Colonien errichtet hatten. Mit reichentwickeltem rothen Dachbau, aus dessen Firsten goldene Flammen aufzüngelten, erhob sich die Halle im Stil Hinterindiens, des größten Colonialreichs der Franzosen, auf einer Bodenschwellung. Die Anlage war auch im Innern bei aller Einfachheit äußerst praktisch und durch hocheinfallendes Seitenlicht gut beleuchtet. Zu Zeiten konnte man in dem Andrang kaum athmen. Alles wollte die curiosen Götterbilder, die Ungeheuer, die glänzenden Prachtstoffe in Augenschein nehmen. —

So viel von der Decoration und Anlage der Ausstellung. Im Einzelnen die Leistungen der verschiedenen Kunstindustrien zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es würde überdies nicht gar viel dabei herauskommen, denn seit den letzten großen Ausstellungen hat sich nicht viel verschoben. Nur daß der allgemeine Ausgleich der Producte noch mehr Fortschritte gemacht hat. In jeder Großstadt Westeuropas ist fast Alles zu haben, was in einer Weltausstellung mittleren Ranges wie die Antwerpener in Massen aufgehäuft liegt. Einzig gewisse große Leistungen der französischen Industrie pflegen nicht auf dem Markt zu sein. Aber das, was die französische Abtheilung an derartigen Prunkstücken bietet, ist mit wenigen Ausnahmen nicht neu. Wie denn überhaupt von vornherein nicht zu erwarten stand, daß die Production für Antwerpen besondere Anstrengungen machen würde.

Wie gesagt, wir dürfen die deutsche Abtheilung auf der Ausstellung zu Antwerpen nicht als vollgültige Vertreterin unserer Industrie auffassen. Sie soll in rein technischen Zweigen, der Chemie zum Beispiel, dann im Maschinenwesen große Erfolge zu verzeichnen haben. Doch das entzieht sich unserer Competenz.

Aber wir dürfen nicht glauben, daß, wenn die besten Leistungen unserer Kunstindustrie wirklich in Antwerpen vereinigt worden wären, uns ein Sieg über die Franzosen gewinkt hätte. Noch schafft in Frankreich der Künstler und der Industrielle unter Bedingungen, die wir in Generationen so günstig nicht schaffen können.

Wir vergessen zu oft den Hauptfactor, der die künstlerische Production Frankreichs auf der Höhe hält, in Anrechnung zu bringen und bedenken nicht, daß er uns fast noch gänzlich fehlt. Es ist der gebildete wohlhabende Käufer im eigenen Lande.

Unser Publicum kauft am liebsten, was gerade fertig ist und sucht sich mit Hülfe des Verkäufers aus möglichst großen Massen das Passende aus. Dies gilt nicht nur für den kleinen Mann, der es in Frankreich auch nicht viel anders machen kann, sondern gerade so sehr für die wohlhabenden und reichen Classen. Nur daß nach oben ein „Decorateur" alle Sorge übernimmt, daß „die Herrschaften versichert sein können, stets das Allerneueste zu erhalten". Da brauchen sie sich gar nicht mehr darum zu kümmern. Wie selten kommt es vor, daß einmal einer eigene Ansichten hat und dem Handwerker, dem Künstler eine Aufgabe stellt. Geschieht es ja, so darf man ohne weiteres vermuthen, daß die Kenntniß französischer Zustände im Spiele ist.

Es gibt eben bei uns in Deutschland nur ganz wenige Individuen, die für die Kunst ein wirkliches Verständniß besitzen, trotz der Hunderttausende, die darüber reden und schreiben. Bei uns ist die Kunst nur erst ein Element des Unterrichts, nicht der Erziehung. Wir haben eine Kunstwissenschaft, aber keine Kunstbildung. Wir haben keinen selbstständigen Geschmack.

Bei den Franzosen gehört er zur Erziehung. Von jedem Gebildeten setzt man voraus, daß er gegebenen Falls wisse, worauf es ankommt. Ganz ungeheuer groß ist in Frankreich die Zahl der Kunstsammler, deren Absichten durchaus nicht ausschließlich auf das Alte gerichtet sind. Man weiß in Frankreich, daß ein modernes Product gerade so gut vollendet sein kann, wie das aus vergangenen Perioden. Der Franzose hegt auch eigene Wünsche und Absichten und gibt sich nie mit gebundenen Händen in die Macht des ausstattenden Decorateurs oder Architekten. Um nur eins herauszugreifen, läßt er seine Bücher gut binden und bezahlt sogar, wenn er antiquarisch kauft, einen guten modernen Band ohne Umstand mit. In den Katalogen französischer Antiquare wird der Name des Buchbinders jedesmal angeführt, wo es sich um eine gute Leistung handelt. Selbst der weniger Bemittelte duldet in seiner Bibliothek keine Einbände, wie wir sie bei uns selbst in den reichsten Häusern finden. Im französischen Buchhandel sind die unsoliden Leinwandbände mit schlechter, geschmackloser Vergoldung, wie sie unsere Buchhändler millionenweis auf den Markt werfen, völlig unbekannt. Kein Mensch würde sie kaufen, so wenig wie in England. Man stelle sich nur den rothen oder grünen Lessingband mit den Scenen aus den Dramen auf dem Rücken in einer französischen Einrichtung vor! Die fabrikmäßig hergestellten Halbfranzbände, in denen man in Paris auf jeder Karre die Classiker kaufen kann, würden in Deutschland den höchsten Ansprüchen genügen. Das Niveau des Durchschnitts kann eben in Frankreich ein so hohes sein, weil höchste Anforderungen gestellt werden, die bei uns ganz undenkbar sind. Mir zeigte einmal ein Pariser Kunstfreund, der gar noch nicht einmal zu den vermögendsten gehörte, eine Encyklopädie von zwei Dutzend Bänden, deren jeder zwölfhundert Franken zu binden gekostet hatte. Klingt das nicht fast wie Aufschneiderei? Und es war doch die stricteste Wahrheit. Nur stelle man sich für diese zwölfhundert Franken nicht etwa ein überladenes prunkhaftes Ganzes vor. Im Gegentheil, an Massenvergoldung wurden diese Bände von jedem deutschen Speculationsschund überboten.

Wir haben dies Factum angeführt, um an einem Beispiel zu zeigen, worin der Unterschied der Bedingungen besteht, unter denen die französische Industrie schafft. Wie mit den Bucheinbänden geht es mit den Möbeln — wer zahlt bei uns für einen kleinen modernen Schrank mit fein ciselirten Bronzen sechzigtausend Franken? — mit den Bronzen — ob wohl einmal ein Cuivrepolisfabrikant in Deutschland eine Bestellung auf eine Kamingarnitur zu dreißigtausend, einen Kronleuchter zu fünfzigtausend Mark bekommen hat? — mit allem Geräth. Bei uns gründet sich die Industrie auf die Massenfabrication des Mittelmäßigen.

Wir müssen mit allen Mitteln dahinstreben, daß wir auch bei uns den kunstfreundlichen, kunstverständigen Käufer erziehen, der uns mangelt. Es ist nicht genug, daß wir für die künstlerische Ausbildung unserer Architekten und Kunsthandwerker die größten Aufwendungen machen. Ihre Production steht in der Luft, solange der Untergrund eines Consumenten von selbstständigem Geschmack fehlt. Wenn französische Musterzeichner nach England oder Nordamerika verpflanzt werden, hört in einem Jahre ihre Productionskraft auf. Was sie dann noch fertig bringen, steht nicht viel höher als was die einheimischen selber können. In England hat man deshalb die Versuche mit französischen Arbeitern fast ganz aufgegeben. In Nordamerika schicken die großen Industriellen, die französische Zeichner und Modelleure beschäftigen, diese alljährlich mehrere Wochen nach Paris. Die plötzliche Unfruchtbarkeit liegt nicht an dem Mangel guter Vorbilder, den man gewöhnlich anführt. London ist darin nicht ärmer als Paris. Es fehlt die Atmosphäre des Kunstverständnisses, das anregende befruchtende Verhältniß zum Consumenten, die es nur in Frankreich gibt.

Was sollen wir thun? Wie ist den breiteren Schichten unseres Volkes beizukommen? Leicht ist es nicht, weit eher läßt sich der Producent fassen. Aber eine Möglichkeit scheint uns bisher nicht ins Auge gefaßt zu sein. Wir haben die Schule. Nicht als ob ich meinte, wir könnten durch obligatorischen Unterricht in der Kunstgeschichte etwas ausrichten. Das würde nur auf eine Steigerung der so wie so geleisteten Danaidenarbeit der Schule hinauslaufen. Es muß der Zeichenunterricht, der selbst in der Volksschule von der untersten Classe an nach gesunden Principien und mit nicht zu niedrigen Zielen zu organisiren ist, das Vehikel der Kunstbildung abgeben. In seinem Verlauf bietet sich an allen Ecken und Enden reichliche Gelegenheit, das Gemüth des Kindes anzuregen und zu befruchten. Wie das im Einzelnen zu machen, gehört nicht hierher. Wir wollen nur betonen, daß es mit den Handwerker- und Kunstgewerbeschulen nicht gethan ist. Der Consument darf nicht so ganz und gar zurückbleiben.

Digitized by Google

Auch in der Ausbildung der übrigen Lehrer muß die Erziehung zum Kunstverständniß eine große Rolle spielen. Bis jetzt wird höchstens etwas Kunstgeschichte auswendig gelernt. Zu sehen bekommen hat Keiner etwas Andres als die Seemann'schen Bilderbogen. Wenn auch nicht Jeder für die Kunst zu begeistern ist, es wird schon unendlich viel gewonnen sein, wenn kein Kind die Schule durchmacht, ohne daß an einer Stelle in ihm geweckt wird, was es an Empfängniß in sich trägt.

Erst wenn wir den Markt im eigenen Lande für die höchsten Leistungen aufnahmefähig gemacht haben, werden wir mit Erfolg in die Concurrenz mit Frankreich eintreten. Es ist bisher der Export stets nur auf dem Boden einer großen nationalen Industrie erwachsen. Der Export hat nie als Urheber eine Kunstindustrie hochgebracht und wird auch in Zukunft nicht dazu im Stande sein. Wenn wir einmal den Weltmarkt beherrschen wollen, müssen wir für uns selber die höchsten Anforderungen befriedigen. Das Allerbeste, was die Franzosen leisten, bleibt im Lande. Noch einmal: Nicht der Producent allein soll erzogen werden, wir müssen beim Consumenten anfangen. Wie das zu machen, ergibt sich von selbst, sobald wir uns von der Richtigkeit des Grundsatzes überzeugt haben. —

Die mancherlei Mängel in der Anlage der Industrieausstellung treten um so auffallender zu Tage, als nebenan die Kunstausstellung einen nach mancher Beziehung musterhaften Grundriß aufzuweisen hatte. Daß der glückliche Grundgedanke nicht bis in die letzten Consequenzen durchgebildet werden konnte, lag auch hier an der Ungunst des Terrains, welches zum Theil von bebauten Grundstücken eingeengt war. Aber die Hauptsache kam doch heraus. Freilich bestand das Material der weitläufigen Anlage wieder aus Holz, und die Noththüren suchte man ebenfalls vergebens. Bis auf den Ausgang nach dem Restaurant war das Hauptthor der einzige Ausweg. Es ist ja aber eine Kunstausstellung weit weniger der Feuersgefahr ausgesetzt als die weitläufige allgemeine Ausstellung mit zahllosen zerstreuten Bureaus und der Maschinenhalle.

Ueberaus freundlich berührt es den Besucher, daß er aus dem Vestibul nicht direct in die Bilderräume zu treten hat, sondern vorerst von einem offenen Säulenhof von dem Umfange und der Anlage eines kleinen Kreuzganges empfangen wird. Die Arkaden und der niedliche Garten, den sie einschließen, sind einem Theil der Sculpturen eingeräumt, die sich in dem hellen Licht und der Nachbarschaft des freundlichen Grüns sehr gut ausnehmen.

Die Vertheilung der Innenräume liegt auf den ersten Blick klar. Man braucht sich nur einmal umzusehen, um sie zu erfassen. Den Verkehr vermitteln vier Riesensäle, die sich in Kreuzform um ein mittleres Achteck legen. Alle kleineren Säle sind zwischen den Armen des Kreuzes untergebracht. Wo immer man sich auch in den Nebenräumen des Kreuzes befinden mag, stets ist mit wenigen Schritten einer der Haupträume zu erreichen, in denen man ohne Weiteres orientirt ist.

In der Ausstattung ist man sehr geschickt verfahren. An Einfachheit steht das, was hier die belgischen Decorateure geleistet haben, unmittelbar neben der Ausstattung des Hauptsaals der französischen Abtheilung, den wir oben besprochen haben. Es ist fast Nichts gemacht, einfache dunkelrothe Wände mit kräftigem Abschluß nach den weißen Tüchern, die oben das Licht abfangen, Vorhänge sehr mäßig, nur an den wichtigsten Thüren angebracht, das ist Alles. Einzig die deutsche Abtheilung, die Ende Juni, als ich die Ausstellung besuchte, noch nicht eröffnet war, soll besonderen Aufwand gemacht haben. Spätere Besucher rühmten sie sehr. Die russische Abtheilung war zu der Zeit ebenfalls noch nicht fertig.

Auch in der Kunstausstellung ringen Belgien und Frankreich um die Palme. Der Zahl nach kommen sie einander mit rund 700 Nummern fast gleich. Italien, Holland und Oesterreich bringen es noch nicht einmal auf die Hälfte dieser Summe. Die anderen Völker folgen in noch weiterem Abstand, sie bringen es im höchsten Falle auf etwas über hundert Nummern des Kataloges.

So wenig wie bei der Industrieausstellung können wir uns hier auf die Würdigung einzelner Erscheinungen einlassen. Handelt es sich doch in den meisten Fällen, und gerade bei den hervorragenden Stücken, um längst bekannte Sachen, namentlich bei den Franzosen, die von staatswegen aus den Provinzialmuseen eingeschickt haben, was in den letzten zehn Jahren Bedeutendes erworben wurde. Bei den gleichzeitig in Paris, Budapest u. s. w. stattfindenden Ausstellungen war vorauszusehen, daß die außerbelgischen Künstler ihre Trümpfe nicht in Antwerpen ausspielen würden. Es ist schließlich in der Kunst nicht viel anders als in der Industrie, wenn es sich um eine plötzlich an einem abgelegenen Ort ins Leben gerufene Veranstaltung handelt. Man schickt, was gerade fertig ist, ohne sich in große Kosten zu stürzen. Sonst allerdings verhält sich die künstlerische Production zu den Ausstellungen leider wesentlich anders als die industrielle. Während bei der letzteren eine Tendenz sich geltend macht, die ihrem Einfluß entgegenarbeitet, üben die Ausstellungen über die Gestaltung der Kunstwerke eine schwerwiegende Autorität. Was an Gemälden und Sculpturen nicht auf private Anregung entsteht oder für einen bestimmten Zweck im Rahmen eines architektonischen Zusammenhanges entworfen wird, muß sich wohl oder übel nach der Wirkung in der Massenhäufung einer Ausstellung gestalten. Spätere Zeiten werden klarer als die unsere erkennen, welch' eingreifende Veränderungen auf diesem Wege die Erscheinung des Kunstwerks erlitten hat.

Eine Beobachtung drängt sich jedoch selbst in Antwerpen dem Auge von selber auf: Es herrscht eine in früheren Perioden unerhörte Gleichartigkeit der künstlerischen Absichten durch das ganze Gebiet der westeuropäischen Cultur, ja sogar über dieselbe hinaus. Ueberall will man sich von der Ueberlieferung frei machen, um der Natur mit frischer naiver Auffassung gegenüberzutreten. Ueberall kämpft die jüngere Generation, welche dieser Richtung huldigt, mit den letzten Vertretern der vergangenen Epoche, welche dies innige Verhältniß zur Natur nicht auf ihrem Programme hatte. Auch die Stoffe sind durchweg dieselben von der Landschaft bis zur Schilderung des modernen Lebens. Nur was von der Geschichtsmalerei noch existirt, schließt sich jedesmal an den Boden.

Zu dieser Gleichartigkeit der Absichten tritt eine Behandlung, die sich überall ähnlich sieht. Die internationalen Ausstellungen vermitteln den Ausgleich der nationalen Verschiedenheiten, und in den jüngeren Talenten zeigt sich mehr als früher die Neigung, durch mehrere Schulen zu gehen. Wenn früher ein Künstler einmal Düsseldorfer geworden war, so pflegte er es zu bleiben und sich gegen die Richtung anderer Kunststädte zu verschließen, als handelte es sich um eine Ketzerei, namentlich gegen Alles, was von Paris kam. Heute pflegt im Studiengang auf die Lehrzeit in Berlin ein Studienjahr in München und Paris zu folgen.

Wie weit auf diesen breiten Grundlagen eine Kunstblüthe möglich sein wird, die das Höchste erreicht, können wir aus keinem Vorgang verflossener Perioden abmessen. Wo einmal das Allerhöchste geleistet wurde, da entsprang es in den engsten Grenzen eines abgeschlossenen Volkes und war stets mit der momentanen Entfaltung einer ungeheuren Energie auf allen übrigen Gebieten verbunden. So war es in Athen, so in dem Italien der Renaissance, so in Belgien zur Zeit des Rubens, so in den Niederlanden nach den Befreiungskriegen. Große Staaten haben sich dagegen stets in einem gewissen Durchschnittsmaß gehalten. Es scheint, als ob die höchste Vollendung überall das Resultat eines acuten localen Reizes sei.

Eine Wiederholung ähnlicher Vorgänge, wie sie in Belgien und Holland zu einer großen Kunst fast gleichzeitig führten, liegt ja nicht ausgeschlossen. Wer hätte im sechzehnten Jahrhundert, als sich die Kunst der italienischen Renaissance ganz Europa unterthan machte, voraussehen können, wie sich plötzlich an beiden Punkten die Entwickelung über das alte Maß hinaussteigern würde?

So werden wir wohl auch in Zukunft, wenn der jetzt angebahnte Ausgleich sich vollzogen hat, von der durch einen plötzlichen Stoß entfachten Lebensenergie einzelner Localitäten den Schuß hinaus über das allgemeine Durchschnittsmaß zu erwarten haben.

Digitized by Google

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

Als die Dame allein geblieben war, als es Niemand sehen konnte, hob sie die Augen zum Himmel empor und faltete die Hände über dem Kopfe.

Und wenn man die Sprache dieser Augen verstehen konnte, so sprachen sie Folgendes:

„Allmächtiger Weltenherr! Welch' eine jämmerliche Puppe machtest du aus dem Weibe, als du demselben eine Waffe zu geben vergaßest. Du verliehest ihm ein weißes Gesicht, damit das Erröthen auf demselben schmerze! und eine weiße Stirne, damit jeder Flecken sichtbar werde! Ich bin verloren, versunken und kann nicht rufen, denn zu wem? Wer befreit, wer beschützt, wer rächt mich? Niemand, Niemand! Und dennoch wird es Jemand sein, denn Rache muß sein! muß sein! muß sein! um welchen Preis immer, auf welche Weise immer, denn so viel Hohn, so viel Schmach darf und kann nicht ungerächt bleiben. — Ach, welch' ein elendes Wesen ist ein Weib! — Aber ich weine nicht, — nicht einmal, wenn ich allein bin. Ich bete nicht mehr. Stets würde meine Lippe bei den Worten stocken: „sowie wir unseren Feinden vergeben!" denn ich verzeihe niemals. — Aber wie? wie? das weiß ich nicht, aber rächen werde ich mich. Ich will diesen Menschen so elend sehen, so elend ich jetzt bin, sein Herz will ich mit in Gift getauchten Worten so oft zerschneiden, so oft er meine Seele mit denselben verwundete. — Doch wie? wie? wer weiß es? wer erräth es? wer sagt es mir?"

Mit auf dem Kopfe gefalteten Händen schritt die Dame unabläßig in dem Zimmer auf und nieder: vom Kamin zum Fenster und vom Fenster zum Kamin; sie blieb beim Fenster stehen und blieb beim Kamin stehen; beim Fenster blickte blauer Himmel und blaues Meer auf sie zurück, aus dem Kamine rothe Feuersgluth. Ihr spähendes Auge fragte bei jedem: woher? wohin? auf welche Weise? Himmel und Meer antworteten Nichts, das Feuer sprach Etwas. Die Dame stellte ihre Wanderung ein und ging nicht mehr zum Fenster. Sie setzte sich an den Kamin, legte frische Kohlen auf und schaute lange zu, wie die schwarze, schweigsame Masse allmählich zu einem rothen, flammend weißen, prasselnden, geschwätzigen, revoltirenden Wesen ward; starr blickten ihre Augen in das Feuer, diese Augen sprachen jetzt nicht mehr, — sie lauschten jetzt.

Ueber der Gluth tänzelt ein unstäter Geist in Gestalt einer weißen, durchsichtigen Flamme mit blauer Spitze; sie sprüht rothe Funken: ihre Gedanken, von sich. Zuweilen entflattert sie, wie wenn sie zu Nichts geworden wäre, und plötzlich erscheint sie wieder und tänzelt über der feurigen Gluth.

Die stumme Dame wirft derselben Papierstücke zu: Fetzen kostbarer Albums, die ihre feinen Finger zerpflücken. Wie sich der tanzende Kobold darob freut! er erfaßt, verschlingt die Papierstücke, hat sie im nächsten Moment verzehrt und bläst die flatternde Asche von sich. Die Dame taucht die Papierschnitzel in kostbare Parfums und wirft sie ins Feuer. Ach, wie sich der Kobold daran ergötzt, wie riesengroß er wird und wie er mit seinen Flügeln auseinanderschlägt und den ganzen Kamin dadurch erfüllt!

Findet die Sklavin vielleicht Vergnügen hieran?

II.

Die siebente Nacht ist's bereits, die Lord Timple einsam in seinem Privatzimmer verbringt, und er denkt:

„Dieses trotzköpfige Kind sträubt sich lange, die Theorie von der Macht der Thatsachen anzuerkennen, die doch so zahlreiche Menschen auf den Inseln und auf dem Continente glücklich leben läßt. Heute heißt es: O Roma, o morte, und morgen gibt es kein Rom mehr, und übermorgen bringt sich doch kein Mensch um. Weshalb wollten die Frauen stärker sein, als die Männer? Wie viele hatten bereits gesagt, sie ließen eher ihr Leben, als ihren Schleier, und dann blieben sie denn doch am Leben. Der Dichter hat es ja besungen: de nonne elle devient sultane. — — Der kleine Trotzkopf grollt lange — —"

Und die Nacht war doch ganz dazu angethan, daß der Mensch seinen Feinden verzeihe. Der Wind weht vom Meere her — ein wahrer Sturm das! Die Wellen bedrängen die Felsen der Sandbänke, der Orkan heult eine grimmige Weise durch die Baumäste, in den Kaminen jammert es, die Lampen zucken zuweilen hoch auf unter dem Luftdrucke, durch die Fensterritzen pfeift der Wind und rüttelt mit seinen unsichtbaren Händen an den geschlossenen Fensterläden.

Es ist eine jener Nächte, die es mit sich bringen, daß sich furchtsame, schwache Geschöpfe anderen nähern, vor denen sie sonst zittern: Rehe dem Wolfe, Tauben dem Falken, die Jungfrau dem Manne.

Das Unwetter ist ein arger Kuppler, wie dies bereits aus der Geschichte von Karthago: aus Dido's Sage deutlich hervorgeht.

Und es ist das gar nicht zu verachten: wenn das Unwetter draußen wie mit höllischer Gewalt tobt, mit dem trauten Ehgemahl beim prasselnden Kamin zu sitzen, die dampfenden Punschgläser zu leeren und über einen gemeinsamen Gedanken zu lachen; närrische Scherze einander zu erzählen und durch helles Frauengelächter das schlafraubende Sturmesbrausen zu verscheuchen und dann leise, aus nächster Nähe, Wange an Wange, zu flüstern und in dem leisen, ersterbenden Geflüster Sturm und Gefahr zu vergessen, die vergeblich an den Mauern unserer Zufluchtsstätte rütteln.

Die kleine Halsstarrige, — Schade, daß ihr Groll von solcher Dauer ist!

Wie, wenn es ihr heute, zu dieser bösen Stunde in den Sinn käme, mit den Spitzen der schönen schlanken, weißen Finger den Schlüssel, den sie dieser Tage mit der Zuckerzange zur Erde geworfen hatte und der seither sicherlich noch immer dort liegt, vom Teppich aufzuheben?

Richard Timple's Augen leuchten förmlich auf bei diesem Gedanken.

Es ist ja nichts Unmögliches dabei.

Die Dame ist jung, schön, von Langeweile gequält und allein. Die Situation voll geheimnißvollen und verlockenden Reizes; — der Hausherr freundlich, freigebig und liebenswürdig. Was wäre da also unmöglich?

Und horch!

Von dem geheimen Corridor scheint ein Geräusch näher zu kommen.

Es ist in der That das Knirschen eines ins Schloß gestoßenen Schlüssels, der eine Tapetenthür öffnet.

Sie ist's! Der schöne Trotzkopf.

Der Schlüssel dreht sich, — einmal, — zweimal, — das Geheimschloß öffnet sich — die Thür geht auf. — Es ist also doch so!

Sie war es wirklich.

Sie war in einen weißen Burnus gehüllt, den sie mit der einen Hand über der Brust zusammenhielt, während sie in der anderen eine brennende Kerze trug.

Es war keine Schlafwandlerin, keine Mondsüchtige, — sondern eine in Wahrheit wache Dame, die einen Mann besuchen kommt.

Dies war ja eine Nacht, da sich die Taube mit dem Falken paart.

Das Gesicht des Mädchens war bleich — es hatte Furcht.

Athalie setzte den Leuchter auf den Tisch und sagte:

„Welch' furchtbare Nacht!"

Sprechen kann sie also bereits.

Lord Timple rückte einen Fauteuil an den Kamin, die Dame setzte sich; er schob ihr einen Schemel unter die Füße und drückte dabei sanft den einen der winzigen Füße.

„Sie frieren Athalie; wünschten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Glas Punsch eingieße?

„Ja."

Timple spottete nicht der bekehrten Trotzköpfigen; man

Digitized by Google

muß sie gewähren lassen, bis sie aufthaut. Man muß da Zärtlichkeit und Tactgefühl entwickeln, um noch größere Zärtlichkeit zu erwecken. Ihr in wildem Hohne ins Gesicht zu lachen, sie erröthen zu machen, sie an den Rausch der Schmach zu gewöhnen — gehört für später. Jetzt muß man sie noch wie eine Fürstin behandeln. Staunen oder Ueberraschung darüber, daß sie jetzt hier ist, darf nicht gezeigt werden.

„Das Unwetter beunruhigt Sie, Athalie."

„Ja. — Ich hatte böse Träume."

Armes Kind! selbst der Schlaf läßt ihr keinen Frieden.

„Noch jetzt schaudert es mich."

„Versuchen Sie diesen heißen Punsch und wärmen Sie Ihre Hände; — sie sind ja kalt wie Eis."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Lug und Trug". Lustspiel in 3 Acten nach dem Russischen des Alexandrow von G. von Moser. — „Unser Glückskind". Posse in 3 Acten von H. Wilken und Ed. Jacobson. — „Gastrecht". Dramatisches Gedicht in 1 Act von Rudolph Genée.

Wenn das Stück: „Lug und Trug", welches Herr von Moser nach dem Originale eines älteren russischen Lustspieldichters bearbeitete, nicht schon in Rußland spielte, so müßte man es hinverlegen, in jenes Fabelland des Betrügens und Stehlens. Denn um die Entwickelung der größtmöglichen Fertigkeit in diesen edlen Künsten dreht sich die ganze Handlung des Stückes, und in der Ueberlistung eines Gauners durch den andern liegt die ganze Komik desselben. Es soll ja auch in Deutschland vorkommen, daß Vormünder ihre Mündel bestehlen; wenn es aber in so officieller Weise und gleichsam selbstverständlich geschieht, wie in dem Lustspiele des Herrn Alexandrow, so würden wir, falls die Handlung in deutschen Verhältnissen spielte, empört sein über die Unwahrscheinlichkeit des gesellschaftlichen Hintergrundes; da sie in Rußland sich ereignet, lachen wir darüber und finden ihn sehr richtig geschildert.

Die gemeinsame Leitung des Wallner- und Bellealliance-Theaters schien vorher in die Zugkraft dieses Lustspiels übrigens kein großes Zutrauen zu setzen, wenigstens ließ sie die erste Aufführung im Bellealliance-Theater und mit ziemlich unbedeutender Besetzung stattfinden. Sie hat dabei übersehen, welche frischen und unmittelbar wirksamen Scenen Alexandrow aus seinem im Ganzen etwas unerquicklichen Thema herauszuspinnen wußte. Gleich die Exposition ist von großer Wahrheit und Lebendigkeit: Auf dem Schlosse eines alten Sonderlings, der plötzlich gestorben ist, kommen seine Verwandten zusammen, um die scheinbar bedeutende Erbschaft anzutreten. Es sind zwei Brüder des Erblassers, eine Schwägerin und deren Sohn. Sie haben sich bei Lebzeiten des alten Junggesellen nicht viel um ihn bekümmert; um so drastischer wirkt jetzt die erheuchelte Trauer, mit der sie von ihm reden und die Gier, mit der sie über seine Hinterlassenschaft herstürzen. Es findet sich zum Glück — denn Jeder will von vornherein als der Meistberechtigte gelten — ein Testament vor; wie groß ist aber das Erstaunen, der Schrecken, als sich bei Eröffnung desselben herausstellt, daß der Verstorbene eine natürliche Tochter hinterläßt, der er all sein Gut vermacht. Die beiden Oheime dieser Tochter, die als Näherin im benachbarten Städtchen lebt, werden als Verwalter des Vermögens bis zum Tage der Verheirathung des Mädchens eingesetzt. Dieser Exposition folgt nun ein lebhaftes Gaunerspiel unter den Betheiligten; die beiden Vormünder suchen sich gegenseitig zu übervortheilen und werden schließlich von ihrem Neffen, Boris, aufs Glänzendste düpirt. Dieser selbst, der sich die Hand der reichen Erbin zu erwerben wußte, findet sich in seiner Hoffnung betrogen, denn die große Erbschaft erweist sich schließlich als eitel Dunst; der Verstorbene hat es am besten verstanden, seinen zärtlichen Anverwandten einen bösen Streich zu spielen. Außer dem Liebesverhältniß der Näherin mit einem einfachen Schreiber, das alle Verwickelungen überdauert, stellt sich also am Ende Alles als „Lug und Trug" heraus. Die Gier, mit welcher die vornehme Spitzbubengesellschaft sich um die vermeintliche Beute drängt, würde abstoßen, wenn die Figuren nicht so äußerst harmlos und naiv gezeichnet wären; bezeichnend für das Recht, welches Alle auf ihren Diebstahl zu haben meinen, ist die immer sich wiederholende Betheuerung der Schwägerin des Verstorbenen, daß derselbe ihr im Traume erschienen sei und ihr sein Silberzeug versprochen habe. Sie bringt schließlich mit diesem seltsamen Modus des Testirens auch durch.

Während mit diesem russischen Stücke das Bellealliance-Theater einen guten Erfolg zu verzeichnen hatte, trug seine Schwesterbühne, das Wallner-Theater, mit einer neuen Posse, „Unser Glückskind" von Jacobson und Wilken, eine große Schlappe davon. Dieses Machwerk ist in der That ein so verunglückter Versuch, auf die Art, in der Kalisch seine Possen dichtete, zurückzugreifen, daß es sich nicht verlohnt, hier näher auf dasselbe einzugehen.

Dagegen müssen wir ein kurzes dramatisches Gedicht von Rudolph Genée erwähnen, welches in voriger Woche seine erste Aufführung im Kgl. Schauspielhause erlebte. „Gastrecht", so betitelt sich dasselbe, ist ein Versuch, die mit Vorliebe auf Corsica spielende Romantik der Blutrache und der geheiligten Gastfreundschaft in sehr biederen fünffüßigen Jamben zu besingen. Ein der Blutrache seines Nachbarn Verfallener kommt als Flüchtling in dessen Hütte und wird als Gast aufgenommen und behütet, bis eine Art von Gottesurtheil seine endgültige Rettung bewirkt. Dieses romantische Thema ist ohne eigentliche dramatische Steigerung in sehr eleganten, aber allzu marklosen Versen ausgesponnen und mit einem Liebesmotiv — der Flüchtling verliebt sich in die Tochter seines Gastfreundes — verwebt worden, so daß das Ganze im Grunde einen melodramatischen Anhauch erhält; und ich glaube, daß der Verfasser gut gethan haben würde, diesen letzteren noch mehr zu verstärken und auf diese Weise seiner Dichtung einen einheitlicheren Charakter zu verleihen, den sie jetzt entbehrt. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

In eigener Sache.

Ein gewisser Herr Paul Schlenther, Reporter der „Frankfurter Zeitung", mißbraucht dieses Blatt zu einer Vertheidigung seines Stubengenossen Otto Brahm. Indem er eine von Brahm's Praktiken, welche in hiesigen Gelehrtenkreisen allgemein übel vermerkt worden war und die ich in Nr. 37 der „Gegenwart" (S. 167) festnagelte, mit Stillschweigen übergeht, gönnt er sich das billigere Vergnügen, aus den drei bisher vorliegenden Bänden meiner Kleist-Ausgabe acht Stellen herauszuschreiben, die mit Brahm'schen Ausführungen mehr oder minder übereinstimmen. Dabei begeht er einige Ungeschicklichkeiten, die man einem Neuling freilich nachsehen kann. So ist z. B. der in Inhalt und Fassung gleichlautende Passus zum „Amphitryon" einfach dem „Stuttgarter Morgenblatt" von 1808 entnommen, also nicht Brahm's geistiges Eigenthum. Eine andere Notiz über den „Zerbrochenen Krug", die ich aus Brahm's Buch geschöpft haben soll, hat dieser Herr im Gegentheil, wie vieles Andere, meinem schon 1881 erschienenen „Kleist in der Schweiz" entlehnt. Auch aus einer Abhandlung von Erich Schmidt weist mir Herr Schlenther ganze fünf Parallelstellen nach und verschweigt dabei, daß ich jenen meisterhaften Vortrag mehrmals und Band II, S. 181 ausführlich im Text citire. Welche Misere! Welcher Schlendrian! Uebrigens wundert mich die Hast, womit diese Wortklauber über mein noch nicht einmal vollständiges Werk, das allerdings so manche geplante Büchermacherei vereiteln muß, in Aufregung gerathen. Sie mögen doch anstandshalber das Erscheinen des längst gedruckten letzten Bandes abwarten, das wegen eines neuen Porträts von Kleist sich verzögert. Dort werden sie meine Quellen (auch Brahm's Schrift) hübsch beisammen finden und noch manche Belehrung schöpfen, von der sich Herrn Brahm's Schulweisheit und die Naivetät seines Klopffechters nichts träumen lassen.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlozer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Ulette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Aus dem Verlag von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** wird empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan
von
Gustav von Haugwitz.

Eleg. gebunden Preis 3 Mk., brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) „Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichsanzeiger.) Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache. (Post.) Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinnenlust, sondern starke deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der **Boberschwan** sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert, und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Zeitung.) Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüths geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden. (Schles. Presse.)

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plätzdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wassermann, Prof. Dr. Heinr., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —
Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X und 288 Seiten. M. 4.50.
Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4.
Schack, A. F. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8°. 164 Seiten. M. 3. —
Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8°. XII und 394 Seiten. M. 5. —
Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8°. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Wilh. Engelmann in Leipzig.

Bary, A. de, Vorlesungen über Bacterien. Mit 18 Holzschnitten. gr. 8°. 1885. 3 Mk.

Ebers, G., Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Mit 1 Lichtdruck und 1 Holzschnitt. 8°. 1885. geh. 5 Mk., geb. Mk. 6,50.

Noiré, L., Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. gr. 8°. 1885. geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Wundt, W., Essays, gr. 8°. 1885. geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Inhalt: Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.

Das im October beginnende neue erste Quartal der

Deutschen

Roman-Zeitung,

redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**

veröffentlicht folgende Romane:

Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Freudenberg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.

Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. — Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Epochemachende Neuigkeit!

Das Wetter und die Erde.

Eine Witterungskunde nach **neuen** Grundsätzen und Entdeckungen, **begründet** durch zahlreiche **Einzelbeweise** und durch die **seit 1878 thatsächlich eingetretene Krisenepoche** und **Katastrophen** unseres Erdkörpers.

Von **R. Köttger.**

Ein starker Band. gr. 8°. **Mit Illustr. 13 Mk. 50 Pf.**

Mit größter Kühnheit bricht Autor mit einer ganzen Reihe meteorologischer Traditionen, stellt dagegen ganz neue überraschende Theorien auf, welche aus bereits vorhandenen Thatsachen abgeleitet und durch jahrelange Beobachtungen bewiesen werden. —

Beweisend, überraschend ist die Thatsache, daß Autor eine **Woche** voraus die **Fluthwelle und das Erdbeben in Spanien verkündigte.**

Eine junge Dame von gediegener Bildung, wenig musikalisch, sucht bei mäßigen Ansprüchen Stellung als Gesellschafterin und Vorleserin in feingebildeter Familie. Gefällige Adressen mit Angabe näherer Bedingungen unter T. D. 30 Exped. d. Bl. erbeten.

Schriftsteller

ersucht eine neubegr. Verlagsbuchhlg. um gefl. Offerten unter **P. M. 348, Haasenstein & Vogler, Berlin W., Potsdamerstr. 135.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Leonhard Simion in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 7. November 1885. Band XXVIII.

HARVARD UNIVERSITY
NOV 27 1885

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ausweisung der Polen. Von Justus. — Das Problem des Lebens. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Photographie farbiger Gegenstände. Von H. W. Vogel. — „An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen. Von Oskar Bulle. — Niederländische Eindrücke. Von Ludwig Hevesi. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Ausweisung der Polen.

Wenn unsere Landsleute in Böhmen und anderen österreichischen Kronländern über die gewaltsame Unterdrückung und Mißhandlung des deutschen Elementes sich beklagen, so wird man ihnen die Ausweisung der in unseren Grenzprovinzen sich aufhaltenden Polen entgegenhalten als einen Beweis, daß auch bei uns der Nationalitätenkampf herrsche und mit rücksichtslosen Mitteln geführt werde. Und auf einen solchen Vorhalt wird sich wenig zur Beschönigung einer Maßregel erwidern lassen, welche fast von Freund und Feind mit gleicher Mißbilligung betrachtet wird. Will man den Widerstand der polnischen Bevölkerung gegen die Germanisirung schwächen, so zeigt ein einfaches Regeldetri-Exempel, wie gering die Wirkung sein müsse. Es befinden sich in jenen Gegenden vielleicht 2 — 3 Millionen Polen unter preußischer Herrschaft, und die Zahl der Ausgewiesenen wird schwerlich über 20- bis 30 000 betragen, die noch dazu weit entfernt von irgend welchem Einfluß waren, sondern als einfache Arbeiter ihren Lebensunterhalt in möglichster Stille suchten. Sie waren als rüstige Arbeitskraft ohne den Anhang einer Familie meist sehr willkommen und im Uebrigen nicht schlimmer als Andere, schon weil sie unliebsame Berührungen mit den Behörden wegen der ihnen stets drohenden Gefahr der Auslieferung fürchten mußten. Was man ihnen Schuld geben könnte, um ein so hartes Verfahren zu rechtfertigen, das weder eine durch langes Wohlverhalten erworbene Verjährung gelten läßt, noch auf angeknüpfte Familienverhältnisse Rücksicht nimmt, ist schwer zu errathen. Die Maßregel ist auch nicht ganz ohne Gefahr. Es leben viele Deutsche in Rußland und Polen, welche dort Grundbesitz erworben und Fabriken gegründet haben, große kaufmännische Geschäfte oder Handwerke betreiben, und wenn wir auch ihre gewiß sehr bedeutende Zahl nicht angeben können, so ist es doch keinenfalls zweifelhaft, daß sie unvergleichlich größere Interessen vertreten, als die polnischen Ueberläufer bei uns. Sie sind zwar dem Lande ihrer Thätigkeit als Culturträger von höherem Werthe, und das wird sie vielleicht vor Repressalien schützen, allein es fehlt auch jenseits der Grenze nicht an nationaler Erregung, und diese kann auch dort die bessere Einsicht überstimmen. Der Schaden, welchen sie durch eine gegenseitige Ausweisung erleiden müßten, würde sich auf große Summen belaufen. Verfolgt man etwa mit der Austreibung der Fremden den wirthschaftlichen Zweck, die von den letzteren benutzten Erwerbsquellen für die eigenen Unterthanen frei zu machen, so kann man recht leicht das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges herbeiführen, abgesehen davon, daß, soweit es sich nicht um wenige jüdische Händler handelt, die polnischen Ueberläufer Arbeitskräfte in dünn bevölkerte Gegenden brachten, wo nicht Ueberfluß, sondern Mangel an denselben herrschte.

Man darf deshalb in dem Vorgehen kaum etwas Anderes erblicken, als einen verdrießlichen Versuch, dem polnischen Element einen, wenn auch noch so schwachen Abbruch zu thun. Aber wenn man auch die Zahl der in jenen Provinzen vorhandenen Polen um den winzigen Betrag der Fremden vermindert, die übrigen Landesangehörigen wird man damit dem Deutschthum nicht geneigter machen, und das könnte doch allein die vernünftige Absicht sein. Solche gewaltsamen, direct gegen die Nationalität gerichteten Maßregeln sind es, denen die preußische Regierung es zu verdanken hat, daß trotz hundertjährigem deutschen Besitz in jenen Gegenden die Germanisirung nicht nur keine Fortschritte gemacht hat, sondern in neuerer Zeit sogar ersichtlich zurückgeht. Freilich sind auch andere Fehler wirksam gewesen. Unter der schweigsamen Regierung Friedrich Wilhelm III. fingen die Polen an, sich wohl oder übel in ihr Schicksal zu finden. Sie hielten sich zwar unter einander zusammen, wie dies natürlich war, aber standen doch auch mit den Deutschen in freundlichem Verkehr. Der unglückliche Ausgang des polnisch-russischen Befreiungskrieges hatte keinen besonderen Haß gegen die Deuschen hinterlassen, und wenn die geräuschlose Verwaltung des Oberpräsidenten Flottwell noch zehn Jahre länger gedauert hätte, so würde heute die Provinz Posen — der Hauptherd des Polonismus — ein ziemlich deutsches Ansehen haben. Aber die mit Friedrich Wilhelm IV. zur Herrschaft kommende redende Romantik störte die stille Arbeit und weckte die Nationalitätsfrage aus ihrem Halbschlummer. Man fing wieder an, sich auf die Verheißungen des Besitzergreifungspatentes von 1815 wegen Schonung und Anerkennung der Nationalität zu berufen. Im Laufe der natürlichen Entwickelung fand dann die Verschwörung von 1846, welche in Galizien verunglückte, auch in der Provinz Posen Anhang, und das gab Veranlassung zu dem bekannten Polenprozeß, welcher mit dem Triumphzuge der Angeklagten am 20. März 1848 in Berlin endete, die nun nach ihrer Heimath eilten, um die polnische Fahne anscheinend im Einverständniß mit der Regierung zu entfalten. Diese trat auch selbst mit der sofort sich bildenden polnischen Nationalregierung in Unterhandlungen, die freilich mit den Wreschener Shrapnells und dem Zündnadelgewehr zu Ende geführt wurden. Was übrig blieb, war das Project der Aussonderung eines Theiles der Provinz unter national-polnischer Verwaltung und Ziehung einer Demarcationslinie durch Commissarien der Paulskirche, deren Ausführung dann nach polnischer Redensart auf den Sanct-Nimmermehrstag verschoben wurde.

Digitized by Google

In der damals herrschenden Kopflosigkeit hatte man unerfüllbare Hoffnungen erregt, die nun zum Bürgerkriege führten und mit Gewalt niedergeschlagen werden mußten. Polen und Deutsche traten sich jetzt als persönliche Feinde gegenüber und sind es seitdem geblieben. Die gegenseitige Erbitterung hat sich im Laufe der Zeit kaum vermindert, und polnische und deutsche Gesellschaft schließen sich streng von einander ab. Das Auftreten der Regierung, welche mit Unterdrückung polnischer landwirthschaftlicher und anderer Vereine, Auslöschung der polnischen Inschriften auf Ortstafeln und Wegweisern, Ersatz der polnischen Ortsnamen durch deutsche und ähnlichen Mitteln den Kampf führt, war nicht geeignet, die Stimmung der Gegner freundlich zu gestalten und zwar um so weniger, als alle ihre Maßregeln durch Beamte ausgeführt werden müssen, welche entweder aus der Provinz stammen und zu ihrer Aufgabe gleich die angeborene örtliche Feindseligkeit mitbringen, oder wenn sie aus anderen Gegenden kommen, diese aus dem Beispiel und unter dem Einfluß ihrer Stammesgenossen annehmen. So fehlt den preußischen Beamten die nöthige Unbefangenheit, und man kann im Allgemeinen fast sagen, daß ihr Urtheil über die dortigen Verhältnisse um so unrichtiger wird, je länger sie in der Provinz wirken.

Man kann es den Polen nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihre Nationalität vertheidigen, es ist dies nur natürlich. Aber es herrscht dabei viel Irrthum und Unklarheit. Eines der schlimmsten ihrer Mittel ist die Abwehr deutscher geistiger Cultur, für welche sich doch kein polnischer Ersatz findet. In den wohlhabenden Familien und namentlich auf dem Lande findet man die französische Bonne, aber nicht den wichtigeren deutschen Hauslehrer, von welchem man Einschleppung des Deutschthums befürchtet. Jedes deutsche Wort wird ängstlich fern gehalten und höchstens französische Conversation und Literatur gepflegt, vielleicht weil Französisch einen deutschfeindlichen Beigeschmack hat. Dadurch schwächen die Polen selbst ihre Stellung den gebildeten Deutschen gegenüber, denn die geistige Entwickelung verträgt keine nationale Abschließung. Die Menschheit würde ihre jetzige Cultur schwerlich erreicht haben, wenn sie auf die Arbeit eines einzigen Volksstammes angewiesen wäre, und wie auch nur die Erschwerung äußerer Einflüsse selbst bei einer sehr glücklich veranlagten Menschenart schädigend wirkt, das zeigt sich schlagend bei den Chinesen, obgleich diese eine Welt für sich von 350 Millionen Menschen darstellen. Was würde aus den Germanen geworden sein, wenn diese das Culturerbe der griechischen und römischen Welt als undeutsch von sich gewiesen hätten? Die Polen sind eine sehr begabte Nation, und wir halten das dem ersten Napoleon zugeschriebene Schlagwort in Bezug auf sie: capables de tout, propres à rien" für durchaus ungerecht. Aber die deutsche Wissenschaft würde ihren natürlichen Vorzügen keinen Eintrag thun, und wenn sie sich bei dieser Gelegenheit die gründlichere deutsche Denkweise aneignen könnten, so wäre das ein unbestreitbarer Vortheil. Eine unklare Phantasie aber ist es, wenn sie die Wiederherstellung polnischer Staatseinrichtungen für möglich halten. Das ist schon wegen der vorhandenen Deutschen ausgeschlossen, abgesehen davon, daß die polnische politische Tradition mit der preußischen Besitzergreifung abbricht, und die Polen selbst wohl nicht an den damaligen entsetzlichen Zustand bodenloser Unordnung, als den specifisch nationalen, wieder anknüpfen möchten. Wenn die Polen heute freie Hand hätten, ihr Staatswesen zu organisiren, so würden sie in tödtliche Verlegenheit gerathen. Der Adel, die sogenannte weiße Partei, möchte Träume aus dem ancien régime verwirklichen; die Bauern sind durchaus mit Dem einverstanden, was die preußische Regierung für sie gethan hat, und die große Menge der ländlichen Arbeiter ist mit der deutschen Ordnung nicht unzufrieden. Was diese drei Gruppen noch zusammenhält, das ist allein der nationale und kirchliche Gegensatz gegen die Deutschen, und wenn dieser fiele, würde sich das Band auflösen. In den Städten aber, mit ihrer aus Deutschen, Polen und Juden gemischten Bevölkerung, tritt das Polenthum ohnehin weniger selbstständig hervor und folgt meist nur äußerer Anregung. Als deutsche Soldaten haben sich die Polen sehr gut geschlagen.

Die preußische Regierung dagegen hat offenbar die unabweisliche Aufgabe der Germanisirung, und sie darf sich selbst durch das Versprechen von 1815 nicht abhalten lassen. Dieses bezieht sich überdies nur auf diejenigen Landestheile, welche aus dem Napoleonischen Großherzogthum Warschau an Preußen wieder zurückfielen, und die damals übernommenen Polen, denen Schonung der Nationalität verheißen worden, sind längst nicht mehr am Leben. Den Kindern aber, welche als deutsche Unterthanen geboren wurden und als solche leben sollen, dies Leben nicht durch eine, zum Theil künstlich hervorgerufene und erhaltene Feindseligkeit verbittern zu lassen, ist eine höhere Pflicht, als ein unter ganz anderen Umständen gegebenes einseitiges Versprechen zu halten, welches nicht einmal die Natur eines Vertrages hat. In Mecklenburg, Pommern, der Mark und Schlesien haben die Slaven gelernt, sich als Deutsche wohlzufühlen, und das müssen sie auch in Posen und Westpreußen lernen, wo ihr jetziges Mißbehagen eigentlich nur in der Einbildung besteht. Dieser letztere Umstand müßte der Regierung ihre Aufgabe erleichtern, und um so wunderbarer erscheint es, daß die Resultate so kläglich geblieben und fast negativ sind. In den letzten dreißig Jahren ist gewiß kein Pole deutsch geworden, die Zweifelhaften aber sind zu den Gegnern übergetreten. Was vor fünfzig Jahren Schulz oder Schumann hieß, schreibt sich jetzt polnisch Szulc oder Szuman, Wollschläger heißt Wolszlegier, Krauthofer Krutowski. Ja, noch ganz neuerlich ist einem Sperling sein deutsches Gefieder unbehaglich geworden, so daß er sich in einen polnischen Wroblewski umzumausern wünschte. Der Grund dieses Mißerfolges ist an einer verwandten Erscheinung leicht zu erkennen.

Man hat den sogenannten Culturkampf begonnen, um den Einfluß der katholischen Kirche zu schwächen, und es zeigt sich, daß man kaum ein wirksameres Mittel hätte finden können, ihr zu neuem Leben und größerer Macht zu verhelfen. Das nationale Gefühl wurzelt, wie das religiöse, im Gemüth, und Sachen des Gemüthes lassen sich weder durch äußere Mittel, noch überhaupt direct bekämpfen. Jeder solcher Angriff ruft nur verstärkten Widerstand hervor. Unglücklicher Weise decken sich in der polnischen Frage Nationalität und Kirche, und man spricht in jenen Gegenden nicht von katholischer oder protestantischer, sondern von polnischer oder deutscher Kirche. Von jeher wurde durch dies Zusammenfallen die Aufgabe erschwert, seit man aber der Kirche den Krieg erklärt hat, hat man dieselbe gezwungen, ihren bisherigen stillen Bundesgenossen zur Theilnahme am offenen Kampfe aufzurufen, und so verstärkt die kirchliche Erbitterung die nationale Feindseligkeit. Unter solchen Umständen werden sich auch die Erwartungen nicht erfüllen, welche man an die Einführung der deutschen Sprache als Schulsprache knüpft. Es wird freilich dabei keine specifisch polnische Ueberlieferung verletzt, denn zu diesen gehörte die Volksschule nicht, und ohne die allgemeine Einführung der deutschen Sprache ist an eine Germanisirung nicht zu denken. Wir würden sogar den Religionsunterricht ebenfalls deutsch ertheilen lassen, so lange er noch zu den Lehrobjecten der Schule gehört, denn wenn das polnische Kind erst dahin gelangt ist, den deutschen Unterricht zu verstehen — und dazu gehört bei rücksichtsloser Ausschließung der polnischen als Lehrsprache nur ganz kurze Zeit — versteht es den Religionsunterricht so gut als den übrigen. Wir legen darauf ein besonderes Gewicht. Allein wenn es nun wirklich gelungen ist, das polnische Kind in der Schule deutsch sprechen zu lehren, so wird es später gewiß diese Fertigkeit nicht weiter üben, so lange die deutsche Sprache nicht blos die Sprache des Unterdrückers, sondern auch die des Ketzers ist, durch seine Kirche nur ein polnischer Weg zum Himmel führt und es deutschredend nicht allein von seiner Nation, sondern auch von seinem Gott abzufallen fürchtet. Dieser ketzerische Beigeschmack mischt in den Deutschenhaß des Polen einen Tropfen von Verachtung, und deshalb ist in den niedern Classen das geläufigste Schimpfwort „Niemiec pzakrew!": Deutsches Hundeblut! Die größte Schwierigkeit der Germanisirung würde beseitigt, wenn es gelänge, die katholische Kirche ihrer polnischen Nationalität zu entkleiden, welche sich überdies mit ihrem Wesen als katholische wenig verträgt. Das wird sich aber bei dem niederen,

Digitized by Google

durchaus polnischen Clerus selbst nicht erreichen lassen, und auch wenn es der Regierung möglich würde, den Stuhl des Primas von Polen mit einem deutschen Kirchenfürsten zu besetzen, würde dieser auf seine Untergebenen kaum durchgreifenden Einfluß üben können — und vielleicht auch nicht üben dürfen, um der bedrängten Kirche nicht die nationale Unterstützung zu entziehen. Wohl aber kann die Regierung verlangen, daß in den Kirchen einer deutschen Provinz wenigstens abwechselnd auch deutsch gepredigt werde. Es wird wenig katholische Gemeinden geben, zu denen nicht auch deutsche Katholiken gehören, und diese haben dasselbe Recht auf ihre Sprache, als die Polen. Ein großer Theil der polnischen Kirchgänger würde der deutschen Predigt folgen können, und ein wesentlicher Theil des katholischen Gottesdienstes geht überdies in lateinischer Sprache vor sich, welche weder Polen noch Deutsche verstehen. Die vorhandenen Pfarrer dürften wohl ohne Ausnahme im Stande sein, auch eine deutsche Predigt zu halten, und im Nothfalle ließe sich durch einen Vicar helfen. Die deutsche Sprache würde dann in ihrer Kirche und in dem Munde ihres Priesters bei den Polen zu Ehren kommen, und die katholische Kirche hörte thatsächlich auf, eine polnische zu sein — wenigstens in den Augen der Menge, und wenn man sich zugleich zum Aufgeben des leidigen Culturkampfes entschließen könnte, so fiele ein großes — vielleicht das größte — Hinderniß der allmälichen Verdeutschung fort. Eine Politik aber, welche sich nicht auf Wegräumung von Hindernissen und äußeren Unterschieden beschränkt, wird immer das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges hervorrufen. Der nationale Gegensatz ist gewaltsam nicht auszurotten, sondern kann nur eingeschläfert werden, bis ihn fortschreitende Cultur unmerklich auflöst, und darum muß Alles vermieden werden, was ihn wecken könnte. Selbst unter Beobachtung dieser Regel wird einige Zeit darüber hingehen, bis sich die jetzige Erregung legt, und man darf die Geduld nicht verlieren, bis die Nachwirkung der begangenen Fehler verschwindet. Nur bei vollkommener Ruhe können Dienst im deutschen Heere, deutsche Schule, deutsche Ordnung und deutsche Industrie ihre unfehlbare Wirkung äußern.

Justus.

Das Problem des Lebens.

Von Otto Zacharias.

Die eigenthümliche, allbekannte, aber schwer zu beschreibende Erscheinung, die wir Leben nennen, offenbart sich uns ausschließlich an den organisirten Naturkörpern, zu denen selbstverständlich auch der Mensch gehört. Dieser nimmt jedoch, was die Complicirtheit seines anatomischen Baues und die geistigen Kräfte anbetrifft, mit denen er ausgerüstet ist, die höchste Stelle innerhalb der belebten Schöpfung ein. Trotz alledem theilt er aber das Schicksal aller lebendigen Creaturen: er hat einen Anfang in der Zeit, sein Leben ist von bestimmter Dauer, und endlich schlägt auch für ihn die Stunde, wo er den Schauplatz seiner Thätigkeit nolens volens verlassen muß. Ob der Inhalt seines Lebens bedeutungsvoll war oder nicht, ob der Ruhmeskranz sein Haupt schmückte, oder ob er seine Tage in Kummer und Elend verbrachte, — gleichviel, sein Leib muß wieder zu Erde werden, von der er genommen ist. Er theilt das Todesloos mit den tief unter ihm stehenden Pflanzen und Thieren. Die Natur, die ihn hineingestellt hat ins Leben, die ihn mit geistigen und körperlichen Vorzügen verschwenderisch ausstattete, die ihn an die Spitze seiner organischen Brüder stellte, — dieselbe Natur drückt ihn schließlich auf das Niveau des niedrigsten Wurmes, des unscheinbarsten Infusoriums herab. Sie läßt ihren Günstling und Liebling genau so hinsiechen und sterben wie jedes andere organische Wesen, sie beraubt ihn in letzter Stunde noch jedes Vorzugs, den sie ihm vorher hatte zu Theil werden lassen.

Was bedeutet der Tod, so muß man beim Anblick eines thierischen Cadavers so gut wie angesichts eines menschlichen Leichnams fragen. Oder besser gesagt, man muß die Frage nach der Bedeutung und dem Sinn der Erscheinung aufwerfen, die sich uns in der Form des Lebens darstellt. Was ist das Leben? Nicht blos das unserige, menschliche — sondern auch das, was den Thieren und Pflanzen innewohnt, und was uns in den Augen der Natur zuletzt auf dieselbe Stufe mit jenen stellt. Vermag die Wissenschaft eine Antwort auf diese Frage zu geben? Vermag sie es wirklich? Und welcher Art sind die bisher gegebenen Antworten gewesen? Hören wir zunächst den Monismus.

Die Lehre desselben läßt sich kurz dahin zusammenfassen: daß alle uns bekannten Naturkörper der Erde, belebte und unbelebte, in allen wesentlichen Grundeigenschaften der Materie übereinstimmen, in ihrer Zusammensetzung aus Massen-Atomen und darin, daß ihre Formen und Functionen die unmittelbaren und nothwendigen Wirkungen dieser Materie sind. Nach demselben Monismus sind demnach die Unterschiede, welche zwischen den lebendigen und leblosen Naturkörpern existiren, lediglich eine Folge der materiellen Verschiedenheit, welche durch die abweichende chemische Constitution der beiden Gruppen von Dingen bedingt wird. Die Monisten sind aus diesem Grunde auch der Ansicht, daß die Meinung „Leben sei etwas ganz Besonderes, absolut von der leblosen Natur Verschiedenes und von ihr Unabhängiges" wissenschaftlich unhaltbar und deshalb zu beseitigen sei. Aus dem Nachweis der Chemiker, daß kein besonderer Lebensstoff existire, folge ganz naturgemäß und logisch, daß auch keine specifische Lebenskraft vorhanden sein könne. Vielmehr gehen sämmtliche Lebenserscheinungen der Organismen — so behaupten die Monisten — aus deren „chemischer Mischung" und der dadurch bedingten Form mit Nothwendigkeit hervor.

Gegen diese Auffassung des organischen Lebens würde gar nichts einzuwenden sein, wenn es bisher nur in einem einzigen Falle gelungen wäre, durch Zusammenmischung von chemischen Ingredienzen eine niedere Pflanze oder ein ganz primitives Thier experimentell zu erzeugen. Erst dann, wenn wir im Stande sind, in unseren biologischen Laboratorien eine sich ernährende und durch Theilung sich fortpflanzende Zelle künstlich zu erzeugen, können wir die Behauptung aufstellen, daß das Leben nichts weiter sei als „ein complicirter chemischer Proceß". Und selbst dann würde es noch fraglich sein, ob letztere These ganz sicher begründet wäre. Denn da sich — die künstliche Herstellung einer lebenden Zelle als Factum vorausgesetzt — die dazu erforderlichen chemischen Stoffe nur durch die bewußte und absichtliche Vermittelung einer menschlichen Intelligenz, nämlich derjenigen des experimentirenden Forschers, zusammengefunden hätten: so wäre der Zweifel noch immer sehr berechtigt, ob das unbewußte, blinde Naturwalten, auch wenn unendliche Zeiträume als Spielraum für den Zufall statuirt würden, jemals dazu führen könnte, die richtige „Mischung" zur Erzeugung eines Organismus zu Stande zu bringen.

Ich möchte durch die vorstehende Argumentation nicht den Anschein hervorrufen, als ließe ich mir beikommen, für die Wiedereinführung des Begriffs einer Vis vitalis, einer besonderen Lebenskraft, zu plaidiren. Ich möchte den Teufel nicht durch Beelzebub austreiben. Alles, was ich beabsichtige, ist, zu zeigen, daß die „Nothwendigkeit", welche nach Auffassung des Monismus die lebendigen Naturkörper aus anorganischen Stoffen entstehen lassen soll, auch weiter nichts ist als ein leeres Wort, mit dem man einstweilen in Ermangelung eines wirklichen Begriffs vom Sachverhalt philosophisch operirt.

Eine Nothwendigkeit existirt lediglich in unserem Denken; sie ist nirgends objectiv zwischen den Naturvorgängen nachzuweisen. Wenn daher monistischerseits behauptet wird, die Eigenschaften und Aeußerungen lebender Wesen gingen „mit Nothwendigkeit" aus der chemischen Mischung ihrer Körpersubstanz hervor, so kann diese Behauptung, genauer analysirt, nur den Sinn haben, daß man in den vorhandenen und zur Beobachtung vorliegenden Organismen keine anderen, als die bereits bekannten Naturkräfte thätig werden sieht. Hieraus — so meint man — resultire für das Denken die logische Nothwendigkeit, auch die erste Entstehung lebender Wesen als eine Wirkung chemisch-physikalischer Kräfte zu betrachten.

Das klingt außerordentlich plausibel, und es gibt Leute,

Digitized by Google

welche allen Ernstes der Ueberzeugung sind, daß es gar keine exactere Schlußfolgerung als diese geben könne. Aber näher zugesehen, verhält es sich doch ganz anders mit der Gültigkeit und Berechtigung der obigen Schlußweise.

Man überlege Folgendes. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein durch Maurer und Zimmerleute fertig gestelltes Haus durch die ihm innewohnenden chemisch-physikalischen Kräfte fortbesteht. Die lothrecht aufgeführten Mauern fallen nicht um, weil ihr Schwerpunkt genügend unterstützt ist. Die einzelnen Backsteine werden durch die bindende Kraft des Mörtels zusammengehalten, und vermöge eines dauerhaften Oelanstrichs widersteht die freie Außenseite des betreffenden Gebäudes den zerstörenden Einflüssen der Witterung. Der Fortbestand des Hauses ist also durch die Wirksamkeit der bekannten Naturkräfte (Schwerkraft, Cohäsion ꝛc.) auf viele Jahre hinaus gesichert — aber wie steht es mit dem Ursprung eben dieses Hauses? Würden die nämlichen Naturkräfte, die für den Fortbestand des Hauses thätig sind, hingereicht haben, auch nur einen einzigen Backstein an die Stelle hinzubringen, die er einnehmen mußte, um einen integrirenden Bestandtheil des entstehenden Gebäudes zu bilden? Diese Frage beantwortet sich von selbst. Wenn man nun aber ohne große Schwierigkeit einsieht, daß zum Bau jedweden Hauses nicht blos allbekannte Naturkräfte, sondern auch Maurer und Zimmerleute erforderlich sind, welche jenen Kräften die Richtung anweisen, in der sie wirksam sein sollen — wenn man, sage ich, das auch ohne Weiteres einsieht, so glaubt man trotzdem die Analogie nicht auf die organischen Naturkörper erstrecken zu dürfen. Betreffs derselben nimmt man vielmehr an, daß alle ihre Leistungen, ja die ganze Entwickelung, die sie von der Eizelle bis zum erwachsenen Zustande durchlaufen, nichts weiter sei als eine moleculare Kraftwirkung.

Durch ein förmliches System von aneinanderhängenden Trugschlüssen hat der Monismus den Versuch gemacht, zu beweisen: daß den organischen Naturkörpern jeder innere Gestaltungstrieb abgehe, und daß die Atome und Molecüle ganz von selbst zur Bildung von thierischer Substanz zusammenfahren, wenn die „eherne Nothwendigkeit" dazu vorliegt.

„Nothwendigkeit" ist überhaupt das dritte Wort im Munde der Monisten. Aber man muß fragen, wodurch eine Nothwendigkeit, welche immer Das geschehen läßt, was absolut erforderlich ist, sich von einer Zweckmäßigkeit unterscheidet, die nichts bewirkt, was absolut überflüssig ist? Hinsichtlich der organischen Wesen fällt Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit ihres Baues ganz in Eins zusammen. Daß man Das nicht hat begreifen wollen, ist Ursache so vieler unnützen Controversen zwischen Philosophen einerseits und Naturforschern andererseits gewesen.

Gegenwärtig kommt in den Kreisen hervorragender Fachmänner eine klarere Ueberzeugung davon zum Durchbruch, daß durch atomeigene Kräfte der Materie allein nie und nimmer ein organisches Wesen erzeugt werden würde, wenn nicht ein leitendes und richtendes Etwas vorhanden wäre, welches die der anorganischen Natur entstammenden Agentien in einer ganz bestimmten Weise wirksam zu sein nöthigte. Woher dieses „Etwas" freilich resultirt, und in welcher Weise es seinen richtenden Einfluß auf die in sein Bereich gelangenden Molecüle geltend macht, dies ergründen zu können war freilich bis jetzt noch nicht möglich.

Aber es ist schon sehr bedeutsam, daß einer unserer bedeutendsten Naturforscher, der berühmte Histolog Franz v. Leydig in Bonn, am Schlusse einer soeben publicirten inhaltreichen Abhandlung über die mikroskopische Anatomie des Thierkörpers*) sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Das Hauptmerkmal des Organismus liegt in seinem einheitlichen Wesen. Man kann nicht die Theile dieser lebendigen Maschine auseinanderlegen, ohne sie gänzlich zu zerstören und sie in die Reihe der todten Massen zurückzuversetzen. Sie wirken alle nur in Gemeinschaft mit dem Ganzen. Also können es auch nicht die einzelnen Organe, Gewebstheile und Zellen sein, welche durch ihr Leben das Leben des Gesammtorganismus erst herstellen, sondern wir haben anzunehmen, daß das ganze Räderwerk der Organe aus einem Einheitlichen hervorgegangen ist, das in unserer Vorstellung immer mehr verfeinert, zur Idee des Organismus wird, oder zum letzten Etwas, das als Ausfluß oder Theil des allgemeinen Lebensprincips wirkt. Kein Nachdenken kommt über diese Grenze hinaus; vielmehr zwingt uns die Abwägung aller Thatsachen der thierischen Morphologie und insbesondere auch der Vorgänge bei der Entwickelung, zu der oftmals im Laufe der Zeit ausgesprochenen und wieder bestrittenen Anschauung zurückzukehren, wonach der Mechanismus der Organisation nur das Werkzeug der Vitalität ist."

Und vorher bereits hatte sich einer unserer namhaftesten Anatomen, der unlängst verstorbene Henle in Göttingen, ganz im gleichen Sinne ausgesprochen, indem er sagte: „Wir gelangen durch alle Thatsachen der Wissenschaft zu dem Schlusse, daß Alles, was die Außenwelt den Organismen darbietet, nur Bedingung, aber keineswegs zureichender Grund seines Daseins ist. Der Ursprung der organischen Wesen bleibt uns ebenso unbekannt, aber nicht unbekannter als der Ursprung derjenigen Körper, die ihnen den Stoff zu ihrer Entwickelung liefern."

Solchen Ansichten huldigen Männer, welche dem Studium des thierischen und menschlichen Organismus ihr Leben gewidmet und das Feld der Naturforschung mit zahlreichen wichtigen Entdeckungen bereichert haben.

In Erkenntniß der Wichtigkeit dieser einem banausischen Materialismus schnurstracks zuwiderlaufenden Lehren habe ich es in einer kürzlich erschienenen Schrift*) meinerseits unternommen, etwas zur Verbreitung und Popularisirung derselben beizutragen, damit das gebildete Publicum darüber unterrichtet wird, welchen Standpunkt die heutige Naturwissenschaft den höchsten Fragen gegenüber einnimmt.

Es kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß wir mit Hülfe unserer besten Mikroskope und Präparationsmethoden nur immer eine mittlere Phase der Dinge, niemals ein Erstes oder Letztes wahrnehmen können. Wir sehen und constatiren Verhältnisse, die zwischen den Naturerscheinungen obwalten, aber die Entstehung eines Ersten (Uranfänglichen), sei es auf organischem oder anorganischem Gebiet, bleibt uns ewig verborgen. Unter solchen Umständen kann die ächte Wissenschaft, wenn sie die Grenzen überblickt, welche ihr durch die Natur unseres geistigen Vermögens gezogen sind, nicht anders als ehrlich erklären, daß sie nicht in der Lage ist, zu sagen, woher das organische Leben stammt, und welcher Sinn überhaupt in der ganzen vorübergehenden Erscheinung desselben liegt.

Der Monismus dagegen denkt anders über das Problem des Lebens. Nach seiner Meinung reducirt es sich „einfach" auf eine verwickelte Molecularbewegung, die wir über kurz oder lang genauer feststellen werden. Wer ein Freund von dieser Art, wissenschaftliche Probleme zu lösen, ist, kann sich zu seiner Genügsamkeit in geistigen Dingen beinahe Glück wünschen. Mit wirklicher Wissenschaft hat solcher philosophischer Dilettantismus nichts zu thun.

*) Fr. v. Leydig: Zelle und Gewebe. Mit 6 Tafeln. Bonn 1885.

Literatur und Kunst.

Ueber die Photographie farbiger Gegenstände.

Von H. W. Vogel.

Viel hundert Mal ist bereits von Laien die Frage aufgeworfen worden: Wird man noch dahin kommen, farbige Photographien direct nach der Natur zu machen? Ich habe diese Frage früher achselzuckend beantwortet mit dem Hinweise, daß wir noch nicht einmal in der Lage seien, alle Farben photographisch wirksam zu machen, so daß z. B. viele gelbe

*) Gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Denicke's Verlag, Leipzig, 1885.

Digitized by Google

und rothe Pigmente fast gar keine photographische Wirkung äußern. Rothe Haare und Kleider, gelbe Sommersprossen ꝛc. geben sich z. B. in photographischen Bildern schwarz wieder. Wirksam in dem bisherigen photographischen Verfahren waren wesentlich die blauen Töne. Alle Gegenstände, welche sich photographisch abbilden, wirken vermöge der in ihnen reflectirten blauen Strahlen, und ist deren Wirkung sehr kräftig, so erscheinen die blauen Gegenstände im Bilde sogar weiß, also viel zu hell. So tragen die modernen Photographien in Bezug auf Farbenwirkung eine Unwahrheit an sich: die hellen Farben erscheinen oft im Bilde schwarz, die dunklen oftmals weiß.

Man hat diesen Fehlern dadurch zu begegnen gesucht, daß man die unrichtig „gekommenen" Töne in der Platte selbst corrigirte. Negativretouche wurde zu einer Unentbehrlichkeit; sie wird jetzt in einem Umfange in der Porträtphotographie gepflegt, welche den Wünschen des eitlen Publicums allerdings entgegenkommt, in Bezug auf Correctur aber vielfach zu weit geht. Man verbessert nicht nur die fehlerhafte Farbenwirkung, sondern man schafft auch unliebsame Wärzchen, Falten, Härchen, Leberflecke, ja ganze Contouren hinweg, man verjugendlicht das Subject. Größere Berechtigung hat die Negativretouche bei der Aufnahme von Oelgemälden. Ein Sonnenuntergang von Hildebrandt mit heller Sonne und dunkelblauem Himmel stellt sich in der Photographie als totale Sonnenfinsterniß auf weißem Grunde dar. Auf Grund solcher Abnormitäten hat man früher den Werth der Photographie zur Aufnahme von Oelgemälden gänzlich geleugnet. Milster, der ausgezeichnete Lithograph, war der Erste, der ein Negativ künstlerisch zu behandeln und ihm die richtige Stimmung zu geben wußte. Er wurde der Begründer der jetzt großartig entwickelten Berliner Oelreproductionstechnik, die ihre Erzeugnisse über die ganze Welt versendet.

Aber die Nachhülfe durch Retouche blieb trotzdem ein Nothbehelf, der oft genug im Stiche ließ, wenn man unzureichenden Kräften die Retouche anvertraute und der oft zeitraubende Arbeit und hohe Kosten verursachte. Demnach blieb die Aufgabe, die photographische Platte für alle farbigen Strahlen empfindlich zu machen, ein wichtiges Problem. Es gelang mir, dasselbe zu lösen, und zwar bereits im Jahre 1873.

Ehe diese Entdeckung gemacht werden konnte, mußte die Frage beantwortet werden: Warum ist die Photographie im Wesentlichen nur für blaue Strahlen empfindlich? Diese Beantwortung hat lange Untersuchungen erfordert. Herschel II., ebenso ausgezeichnet als Astronom wie als Photochemiker, Draper I. haben durch ihre Untersuchungen dargethan, daß es Körper gibt, die nicht durch das blaue Licht am stärksten afficirt werden wie die photographischen Platten, sondern durch das rothe und gelbe. So bleicht der grüne Pflanzenfarbstoff am besten im rothen, der blaue Veilchenfarbstoff am besten im gelben Licht. Thatsachen der Art sind von Herschel an die hundert constatirt worden. Nun zeichnet sich der grüne Pflanzenfarbstoff dadurch aus, daß er das chemisch wirksame rothe Licht nicht durchläßt, sondern verschluckt; ebenso verschluckt (absorbirt) der blaue Veilchenfarbstoff das gelbe Licht. Draper stellte daraufhin die Hypothese auf, daß nur diejenigen Strahlen einen Körper chemisch verändern, welche von ihm absorbirt werden. So wurde der Zusammenhang zwischen chemischer Wirkung und Absorption erkannt, und Schultz-Sellack wies daraufhin experimentell nach, daß derselbe auch für die empfindliche Schicht der Photographen gilt. Wenn diese im Wesentlichen für blaues Licht empfänglich ist, so rührt es nur daher, daß sie hauptsächlich blaue Strahlen in merklicher Stärke absorbirt.

Die Aufgabe, die photographischen Jod- und Bromsilberschichten für gelbe und rothe Strahlen empfindlich zu machen, hing somit von der Möglichkeit ab, sie für dieselben absorptionsfähig zu machen. Daß das gelingen würde, schien anfangs nicht wahrscheinlich, denn die Absorptionsfähigkeit eines Körpers ist eine Eigenschaft, die sich nur wenig modificiren läßt ohne Gefahr, denselben zu zerstören. Da kam ich auf den Gedanken, dem Bromsilber einen fremden Stoff zuzusetzen, der gelbe und rothe Strahlen absorbirt. Ich versuchte es zunächst mit Corallin, der grüngelbes Licht verschluckt, und zu meiner nicht geringen Ueberraschung erhielt ich damit das erhoffte Resultat, d. h. eine Wirkung des Grün; ein fernerer Versuch mit Anilingrün, welches die rothen Strahlen verschluckt, bestätigte ebenfalls meine Erwartung: das damit gefärbte Bromsilber zeigte sich rothempfindlich. Sofort machte ich nun den Versuch, farbige Gegenstände in den richtigen Tonverhältnissen aufzunehmen. Mein erstes Object war ein violettes Zickzackornament, bestehend aus einem violetten Seidenbande auf gelbem Seidenripsfond. Eine erste Probe ergab nicht das erwartete Resultat. Ich erkannte den Grund sofort. Meine gefärbten Platten waren zwar durch Corallin gelbempfindlich geworden, sie hatten aber dadurch keineswegs ihre Blauempfindlichkeit verloren. Blau und Gelb bildete sich mit gleicher Intensität ab. Ich versuchte deshalb, das blaue Licht zu dämpfen, indem ich das Original durch ein gelbes Glas aufnahm. Dieses ließ die gelben Strahlen ungeschwächt hindurch, während es die blauen Strahlen zum großen Theil absorbirte und dadurch schwächte. Das Resultat entsprach jetzt meinen Erwartungen, ich erhielt ein dunkles Muster auf hellem Grunde, während eine gewöhnliche photographische Platte das Umgekehrte ergab. So entstand die erste Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen ohne Hülfe der Retouche. Das Verfahren, wie ich es hier schildere, ist nun den Processen, wie sie heute für denselben Zweck angewendet werden, vollständig analog: Man färbt eine photographische Schicht mit Farbstoffen, die gelbes resp. grünes und rothes Licht verschlucken, und nimmt damit die farbigen Körper unter Einschaltung eines gelben Glases auf.

Von Kennern des Gegenstandes ist jetzt vielfach die Frage aufgeworfen worden: Wie kam es, daß das schon 1873 publicirte Verfahren zur Zeit seiner Entdeckung höchstens die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregte, praktisch aber gar keine Beachtung fand, während es jetzt allgemeines Aufsehen erweckt. Professor Bruno Meyer beantwortet diese Frage in einem Artikel über photographische Reproduction, der am 6. April im „Montagsblatt" erschien, dahin, „daß die Entdecker und Erfinder nur bedingungsweise die Thäter ihrer Thaten sind und eben Das entdeckt oder erfunden wird, was gerade als Aufgabe und Lösung in der Luft schwebt, während für eine freie Willensthat in derselben Richtung die Elemente und Bedingungen des Gelingens längst in vollem Umfange gegeben gewesen wären."

Diese Erklärung ist sicher für viele Erfindungen gültig, für die vorliegende nicht, denn das Bedürfniß, Oelgemälde im richtigen Tonwerthe zu reproduciren, lag schon 1873 vor. Aber das Verfahren, wie es zu jener Zeit hingestellt wurde, hatte noch große Mängel, die in der Unvollkommenheit der photographischen Präparate jener Zeit begründet waren. Damals herrschte das „feuchte Collodiumverfahren"; die für dasselbe gebrauchten Präparate wurden durch die zugesetzten absorbirenden Farbstoffe rasch zersetzt und verdorben. Es stellten sich Flecke und andere Störungen ein, die den Erfolg des Processes vereitelten. Was nützte eine photographische Platte mit der schönsten Gelb- und Rothwirkung, wenn diese durch viele Flecke entstellt war, welche eine langwierige Negativretouche nöthig machten?

Allerdings gelang es mir, mit sogenannten Collodiumtrockenplatten zuverlässigere Resultate zu erhalten. Leider machten aber diese wegen ihrer geringen Empfindlichkeit sehr lange Belichtungszeiten nothwendig; dieselben dehnten sich auf Stunden aus, wenn sie für dasselbe Object mit dem alten photographischen Verfahren nur wenige Minuten betrugen. Diese Umstände schreckten den Praktiker zurück, und das Verfahren konnte demnach erst dann auf allgemeine Anerkennung rechnen, wenn es gelang, die Empfindlichkeit noch höher zu steigern und zugleich die Störungen, die oben geschildert sind, zu beseitigen.

Einen wichtigen Schritt vorwärts in dieser Richtung machte Colonel Waterhouse in Calcutta, mit welchem ich 1875 bei Gelegenheit der englischen Sonnenfinsternißexpedition auf den nikobarischen Inseln zusammentraf. Ich zeigte ihm meine gelb- und rothempfindlichen Platten, übergab ihm damit gefertigte Aufnahmen des Sonnenspectrums und animirte ihn, in dieses Forschungsgebiet einzutreten, zumal ihm dazu im

Digitized by Google

Süden die günstige Sonne zur Disposition stand, welche mich leider bei meinen Versuchen in Berlin oft genug im Stich ließ. Waterhouse willigte ein. Ich sandte ihm von Berlin aus die zu den Versuchen nöthigen Apparate und Farbstoffe, darunter auch das kürzlich von Bayer und Caro entdeckte Eosin, und nach wenigen Monaten erhielt ich die Resultate seiner Versuche, aus denen hervorging, daß Eosin alle bisher von mir angewendeten Farbstoffe an optischer Wirkung, d. h. in der Fähigkeit, Bromsilber gelbempfindlich zu machen, übertrifft.

Waterhouse's Resultate beseitigten die Zweifel, mit denen man noch vielfach meinen Angaben entgegentrat, sie machten zugleich den Praktikern Muth, sich in der Sache zu versuchen. Die ersten waren die Gebrüder Ducos du Hauron in Paris; sie suchten den Proceß in Combination mit einem Farbendruckverfahren zur Herstellung bunter Bilder zu verwerthen und benutzten das Eosin, um ihr Collodium gelbempfindlich zu machen. So evident nun auch die günstige Wirkung dieses Farbstoffs für die Gelbempfindlichkeit hervortrat, so waren doch leider die Nebenwirkungen desselben auf die photographischen Präparate ebenso nachtheilig, als die der früher von mir verwendeten Stoffe. Zu einem nachhaltigen praktischen Erfolge konnte demnach das Verfahren erst dann gelangen, als man diese Nachtheile beseitigen lernte. Hier kamen die Fortschritte der Farbenfabrication, welche den Eosinfarbstoff von seinen photographisch höchst nachtheilig wirkenden Verunreinigungen zu trennen verstand, der Sache fördernd entgegen. Geschickte Modificationen des herkömmlichen Processes halfen allmählich über noch bestehende photographische Schwierigkeiten hinweg. Ende des Jahres 1883 wendete die Firma Braun & Co. in Dornach für ihr Kunstgeschäft ein Eosinverfahren praktisch an, die Details desselben als Geschäftsgeheimniß hütend. Inzwischen war es aber auch dem Schreiber Dieses gelungen, das im Princip längst erfundene Verfahren zu einem praktisch mit Sicherheit ausführbaren Processe auszuarbeiten, welcher vom Verein zur Förderung der Photographie in Berlin im Mai 1884 einen Ehrenpreis erhielt und von demselben der Oeffentlichkeit übergeben wurde. So wurde das farbenempfindliche Collodiumverfahren Gemeingut Aller. In kürzester Zeit war dasselbe bei unseren großen Reproductionsanstalten eingebürgert. Antike Bilder, deren Aufnahmen nach den bisherigen Verfahren nicht viel mehr als schwarze Flecke ergab, erscheinen jetzt in der Photographie durchgearbeitet bis in die dunkelsten Ecken. Leistungen, wie die Aufnahmen der neuen Erwerbungen unseres Museums durch die Kaiserliche Reichsdruckerei, der Braunschweiger Galerie durch die hiesige photographische Gesellschaft, die Aufnahmen der alten Pinakothek in München durch Hanfstaengl beweisen die Bedeutung für die Reproductionstechnik auf das Evidenteste; sie veranlaßten einen namhaften Kunstkritiker zu dem Ausspruch, daß eigentlich alle bereits photographirten Gemälde mit Hülfe des farbenempfindlichen Verfahrens noch einmal aufgenommen werden müßten.*)

Die Erfindung ist aber beim Collodiumproceß nicht stehen geblieben. Seit 1878 ist demselben ein mächtiger Rivale in der Gelatine-Bromsilberplatte erwachsen, welche sich durch Empfindlichkeit, Haltbarkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit in der Behandlung in so hohem Grade vor der Collodiumplatte auszeichnet, daß durch ihre Einführung die Photographie fast zu einem Kinderspiel geworden ist. Künstler, Ingenieure, Gelehrte, Militärs, Forschungsreisende ꝛc. ꝛc. benutzen dieselbe für alle Zwecke, wo eine bildliche Darstellung von Nutzen ist; sie hat die Anwendung der Photographie in früher ganz ungeahnter Weise verallgemeinert. Es galt jetzt, auch diese modernen Trockenplatten farbenempfindlich zu machen. Technische Schwierigkeiten lagen hier nicht vor. Man hatte nur nöthig, mit der Gelatineplatte dasselbe zu thun, was ich elf Jahre früher mit Collodium-Trockenplatten gethan hatte d. h. dieselben mit geeigneten bekannten Absorptionsmitteln zu färben. Selbstverständlich war das Eosin der erste Stoff, den man in dieser Hinsicht mit Erfolg versuchte. 1883 kamen die ersten Eosingelatineplatten in Paris auf den Markt. Neuerdings sind noch andere Farbstoffe mit gleichem Erfolg versucht worden. Aber alle sind Derivate des Eosins. Dieselben absorbiren wesentlich das grüne und gelbe Licht, sie machen demnach grün- und gelb-, aber nicht rothempfindlich. Dem Verfasser gelang es, in dem Azalin einen Farbstoff zu finden, der neben grünen und gelben Strahlen auch die rothen absorbirt. Dadurch wurde die Herstellung von Platten ermöglicht, die auch rothempfindlich sind und durch die Leichtigkeit ihrer Handhabung auch dem Amateur Aufnahmen in den richtigen Farbenwerthen gestatten. Die Manipulation ist genau dieselbe, wie bei dem ersten Versuche des Verfassers im Jahre 1873. Die farbigen Objecte werden aufgenommen durch ein gelbes Glas, um die blauen Farben herabzustimmen. So ist die Erfindung nach mancherlei Wandlungen auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückgekehrt. Der einzige Unterschied ist nur, daß man jetzt bessere Farbstoffe und bessere Trockenplatten zur Disposition hat, als im Jahre 1873.

Noch ein Mangel liegt aber vor: die Färbung der Platte drückt ihre Empfindlichkeit herab und macht daher die Platte weniger geschickt zu rapiden Aufnahmen, wie sie u. A. im Portraitfach nöthig sind. Auch dieser Mangel wird, das lehren die Versuche der neuesten Zeit, bald überwunden werden, und dann wird man nicht nur Oelgemälde, sondern alle farbigen Objecte mit farbenempfindlichen Platten aufnehmen.

*) Siehe „Die Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen", Berlin, bei Oppenheim, 1885.

„An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Die neueste Dichtung Spielhagen's, eine Novelle, hat ihre erste Veröffentlichung in dem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" gefunden. Erst nachträglich erschien sie in Buchform.*) Wenn man auch annehmen muß, daß zunächst äußere Vortheile den Verfasser zu jenem zerstückelnden Publicationsverfahren veranlaßt haben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß auch ästhetische, also innere Gründe bestehen müssen, durch welche der feinfühlende Dichter das für jedes Kunstwerk immerhin gefährliche Zerreißen in tausend Fetzen vor sich selbst und vor seinen Verehrern wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen konnte. Die Novelle muß also von vorneherein in ihrer Anlage, wie in ihrer Ausführung zu den literarischen Erzeugnissen gerechnet werden, welchen ihr Urheber, ohne eine Verminderung ihres Eindrucks auf den Leser befürchten zu müssen, mit gutem ästhetischen Gewissen den Platz in einem Feuilleton zumuthen kann.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Feuilleton-Dichtungen minderwerthig seien oder daß ein großer Schriftsteller, der sich zugleich als echter Dichter erwiesen hat, von vorneherein auf die periodische Veröffentlichung seiner Schöpfungen verzichten müsse. Das widerspräche vollständig der Geschichte des modernen Romans. Wohl aber soll betont werden, daß eine ästhetische Grenzlinie zwischen Dichtungen, die sich zu jener Zerstückelung eignen und solchen, deren Werth durch eine solche beeinträchtigt würde, festzuhalten ist, und daß ein feinsinniger Autor, dem man ein gutes Urtheil über die eigenen Werke zutrauen darf, gewiß nicht ohne innere Motivirung eine Dichtung in die Hände eines Feuilletonredacteurs legen wird. Wenn Spielhagen das Letztere mit seiner neuen Novelle that, werden wir, wie gesagt, in dieser selbst wohl auch die ästhetischen Entschuldigungsgründe für dieses Verfahren auffinden können.

Fragt man sich, welches wohl die Eigenschaften sind, die eine Prosadichtung für die Veröffentlichung in einer Zeitung qualificiren, so wird man zunächst hinsichtlich des Inhaltes zugeben müssen, daß ein Roman, welcher sich die in poetisches Gewand gehüllte Entwicklung eines tieferen ethischen, socialen oder philosophischen Gedankens zum Ziel gesetzt hat, sich schwerlich für ein Feuilleton eignen und schwerlich von Zeitungs-

*) Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 8°, 432 S.

Digitized by Google

lesern in seinem Werthe anerkannt werden würde. Spielhagen's große Romane, die sich mit socialen Problemen beschäftigten, würden also wohl kaum zu einer Veröffentlichung in einer Tageszeitung für passend befunden worden sein; sie sind auch, soweit mir bekannt ist, sogleich in Buchform erschienen. Andererseits muß auch hinsichtlich der Ausführung und der äußeren Form für Feuilleton-Erzählungen der Grundsatz festgehalten werden, daß weniger das schwere Geschütz tiefsinniger Entwickelungen und gedankenreicher Erörterungen in ihnen spielen darf, als vielmehr das leichte und rasch hinrollende Musketenfeuer der graziös und abwechselungsreich geführten Erzählung. Eine Hervorhebung des episodischen Beiwerks, eine Beschränkung der eigentlichen Entwicklung der Handlung auf wenige, spannungsvoll und rasch sich abspielende Scenen, eine weniger auf psychologischen Begründungen als auf äußeren, sich leicht einprägenden Vorgängen beruhende Verknüpfung des Knotens und eine entsprechende Lösung desselben werden die charakteristischen Merkmale einer wirkungsvollen Feuilleton-Dichtung ausmachen.

Wenden wir diese Begriffsbestimmungen auf die neue Spielhagen'sche Novelle an, so finden wir, daß sie in der That als das Muster einer Zeitungs-Erzählung gelten kann, unbeschadet ihres günstigen Eindrucks in Buchform. Der Verfasser hat sie in vollkommen correcter Weise als „Novelle" bezeichnet, denn ihren Inhalt bildet nicht die phasenreiche Entwicklung einer Lebens- oder Herzensgeschichte, sondern der auf den knappen Zeitraum eines Badeaufenthaltes beschränkte Abschluß eines in seinen Anfängen weit vorausliegenden Freundschaftsverhältnisses. Mit der Ausführung aber greift der Verfasser in das bunte und ebenso rasch sich entfaltende wie wieder auseinanderströmende Leben eines sich zufällig zusammenfindenden Kreises hinein und schöpft einige Momente aus dem großen Strome des Geschehens heraus, die er wie glitzernde und funkelnde Perlen vor unseren Augen hinrollen läßt.

Die Heilquelle, um die sich die bewegte Gesellschaft der Spielhagen'schen Novelle schaart, sind die Thermen von Baden-Baden. Die Menschen aber, die sich dort nur für wenige Wochen begegnen, stammen zum großen Theil aus dem märkischen Sandboden, und es ist Berliner Leben, das uns dort im Süden, natürlich mit den nöthigen Modificationen, entgegentritt. Eine Frau Generalin mit ihrer Tochter Kora bildet den Mittelpunkt des Kreises; ihr Schwiegersohn, Baron v. Osseck, früherer preußischer Gardeofficier, mit seiner Gemahlin Hilda und ein Freund des Hauses, der medicinische Professor Eschenburg schließen sich um sie zum engeren Familienbunde; zu diesem in Beziehung stehen eine junge kokette Geheimräthin, frühere Jugendfreundin der Tochter der Generalin, ihr abgedankter Verehrer, Oberst Krell, der eine schwer reiche jüdische Banquierstochter geheirathet hat, ihr dermaliger Liebhaber, ein junger Privatdozent, und ihr Bruder, ein lebenslustiger Officier. Alle diese Personen sind in Berlin heimathberechtigt. Zwei englische Familien und einige Junggesellen, die international sind, bilden die Staffage für diesen Berliner Gesellschaftskreis.

Kora ist die Hauptfigur in der Erzählung und die ideale Gestalt, die der Dichter mit all dem ihm zu Gebote stehenden poetischen Reiz umkleidet hat. Sie ist älter und ernster als ihre jung verheirathete Schwester Hilda; sie hat des Lebens schwerstes Loos schon kennen gelernt: eine unerwiederte und für immer unerfüllbare Liebe. Sie mußte zusehen, wie ihr braver Schwager Osseck, den sie leidenschaftlich liebte, ihre jüngere Schwester heimführte. Als ein wahrer Freund in ihrer Herzensnoth hat ihr stets der Jugendgespiele Osseck's, Professor Eschenburg, beigestanden; während der Fieberdelirien einer schweren Krankheit hatte sie ihm ihr Geheimniß verrathen, und er hatte es treulich bewahrt, durch gleichen Kummer empfänglich gestimmt, denn auch er liebte hoffnungslos: die Gattin seines Freundes Osseck.

So sehr diese Vorgeschichte, über die wir gleich im Eingange unterrichtet werden, die Grundanlagen zu einer Dichtung nach Art der Wahlverwandtschaften zu enthalten scheint, so wenig stimmt die weitere Entwicklung jenes Liebesquartetts mit dem Gange des Goethe'schen Romans überein. Kora und Eschenburg sind nicht nur durch das doppelte Geheimniß ihrer beiderseitigen unglücklichen Liebe aneinandergefesselt, sondern schließen sich noch enger zusammen, weil ihnen die Erfüllung einer schweren und heiligen Pflicht obliegt, nämlich die Versöhnung des Osseck'schen Ehepaares. Auf seltsamen Pfaden ist der unheimliche Geist des Mißtrauens und der Zwietracht in die Herzen dieser jungen Eheleute eingeschlichen. Osseck hat heimlich die Vermögensverhältnisse seines väterlichen Freundes, des Generals, der auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden hat, geordnet, und hieraus hat sich das Gerücht entsponnen, das später auch zu den Ohren seiner jungen Frau seinen Weg fand, er habe ein Liebesverhältniß mit seiner damals noch jugendlichen Schwiegermutter gehabt. Hilda glaubt anfangs diesem unsinnigen Gerede. Sie foltert sich selbst mit dem schweren Gedanken, Osseck habe sich durch seine Verheirathung mit ihr gleichsam von ihrer Mutter losgekauft, sie verliert alles Zutrauen, alle Offenheit ihrem Manne gegenüber, sie beginnt, ihn zu hassen. In einer erzwungenen Anwandlung des Leichtsinns läßt sie sich vor den Augen ihres Mannes von jenem jungen Officier, dem Bruder ihrer Jugendfreundin Poly, den Hof machen, sie verliert alles Gleichgewicht und bringt es schließlich dahin, daß ihr Mann, der lange vergeblich nach dem Grunde ihrer Abneigung geforscht hat, sich stolz von ihr abwendet und seinen Kummer am Spieltisch zu betäuben sucht.

Für Kora und Eschenburg entsteht die schwere Aufgabe, alle Gründe für die Mißstimmung zwischen den geliebten Menschen zu beseitigen; sie ist um so schwerer, als Beide das volle Maß der Selbstüberwindung dabei auskosten und die heimliche Liebe, die sie selbst im Herzen tragen, unterdrücken müssen. Es gelingt ihnen zunächst, die äußeren Hindernisse des ehelichen Friedens zu beseitigen; Hilda überzeugt sich, daß sowohl jenes Gerücht, welches von einem Liebesverhältniß ihres Mannes zu ihrer Mutter fabelte, als auch das später auftauchende, daß Osseck die kokette Geheimräthin auszeichne, unwahr seien, ebenso wird ihr Mann inne, wie geringfügig jenes Lieutenants Höflichkeiten gegen seine Frau in ihren Augen erscheinen; aber trotzdem finden beide Eheleute das gegenseitige Vertrauen nicht wieder. Im Gegentheil, es wächst die beiderseitige Eifersucht um so höher, als Hilda zu bemerken meint, daß ihr Mann ihre Schwester liebe und immer geliebt habe und umgekehrt Osseck an einen Herzensbund zwischen Eschenburg und Hilda zu glauben beginnt.

An dieser Stelle hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht. Eine Lösung nach verschiedenen Seiten hin ist möglich. Eine Scheidung des Ehepaares und die darauf folgende Vereinigung der sich liebenden und für einander geschaffenen Menschen, der ernsten Kora mit dem einfachen Osseck, der geistreichen Hilda mit dem gelehrten Eschenburg, erscheint als das Zunächstliegende. Die Spannung ist geschickt und erfolgreich aufs Höchste gesteigert.

Spielhagen hat an diesem Punkte seiner Novelle nicht nur seine Meisterschaft in der Gruppirung der Thatsachen, in der Stellung des Problems bewährt, sondern auch, was noch mehr gilt, seine tiefsinnige und ernste Auffassung vom menschlichen Herzen deutlich offenbart. Kora und Eschenburg, die uns von vorneherein als edle, selbstlose Naturen geschildert werden, dürfen jetzt am wenigsten jene Eigenschaft verleugnen. Sie opfern ihre eigene heiße Sehnsucht nach der Erfüllung ihrer einstigen Liebesträume der Pflicht, die sie jenem Ehepaare gegenüber auf sich nahmen. Hilda flüchtet sich in ihrer Verzweiflung an das Herz Eschenburg's, sie glaubt dort Genesung von ihren Liebes- und Eifersuchtsqualen zu finden:

„Und beide Arme um seinen Nacken schlingend, schmiegte sie das glühende Gesicht an seine Brust, mit den thränenfeuchten Augen schwärmerisch zu ihm aufschauend.

Für einen Moment war er starr vor süßem Entsetzen. Wie ein Blitz lag vor ihm ausgebreitet das Paradiesesland seiner seligsten Träume und klaffte der schwarze verschlingende Abgrund zu seinen Füßen. Als müßte er sie, sich selbst von dem Abgrunde reißen, löste er ihre Arme, drängte sie von sich weg in den Sessel und kniete an ihrer Seite, stammelnd mit bebenden Lippen:

Hilda, geliebtes Kind — einst — einst! jetzt nicht mehr — nimmermehr!

Und nun war sie es, die ihn von sich drängte und, aufspringend, vor ihm, der sich zugleich erhoben hatte, dastand mit blitzenden Augen:

Digitized by Google

Sie lieben Kora!

Und wenn ich es thäte!

Wenn! ich habe die Wenn übersatt. Lieben Sie Kora oder nicht?

Ja.

Er hatte den Muth, ihr fest in die flammenden Augen zu sehen und auch nicht zusammenzuzucken, als sie zu wanken schien, während eine tödtliche Bläße ihr Gesicht überdeckte.

Dann mußte er doch wohl weggeblickt haben. Als er bei dem Rauschen ihres Kleides aufschaute, sah er nur noch die leichte entschwebende Gestalt, hinter der sich alsbald die Portière schloß.

Er nickte ihr tief aufathmend nach: Leb' wohl! Es mußte sein — für mich und Dich!"

Kora hat in derselben Stunde, ohne von jener Scene und dem Geständniß Eschenburg's Etwas zu ahnen, ein Gespräch mit ihrem Schwager Osseck. Sie redet mit all ihrer Schwesterliebe in ihn hinein, daß er sein Mißtrauen Hilda gegenüber aufgebe.

„Das ist abscheulich von Dir, murmelte Kora, während ihr die Thränen aus den starren Augen liefen.

Gar nicht, sagte er; oder es war nur abscheulich dumm von mir, daß ich so spät dahinter gekommen bin . . . Aber freilich, die geistreiche Hilda und der geistreiche Professor — das thut's! Damit kann man Staat machen — und ein Haus! — Was für eins! In das die gelehrtesten Leute kommen! Und die gelehrteste Conversation führen, daß so ein dummer Teufel wie ich nur Mund und Nase aufsperren kann! Nach Berlin, sagst Du? Natürlich nach Berlin, wohin denn sonst? Aber ohne mich, wenn ich bitten darf! Ich werde doch noch so viel Lebensart haben?

Er lachte wieder, nicht so laut als vorhin . . . Kora war in Verzweiflung . . . Und urplötzlich, als hätte es ihr ein Gott gegeben, und nicht sie es sprach, sondern er aus ihr heraus, kam es über ihre bleichen Lippen in klaren, ruhigen Tönen, denen sie wie einer fremden Stimme lauschte:

Du irrst Dich. Nicht Hilda ist es, die Eschenburg liebt; ich bin es

Er fuhr zusammen, als wäre ein Donnerschlag über ihn geschehen, und starrte sie an, als wäre sie eine Erscheinung.

Das — das hat er Dir gesagt? stammelte er.

Ja.

Und Du — Du liebst ihn wieder?

Ja.

Seit wann denn? großer Gott, seit wann?

Immer! von immer her! Geh jetzt! ich will allein sein — ich bitte Dich, geh!

Er hatte sich langsam erhoben . . . An der Thür wandte er sich und blickte, den Kopf schüttelnd, nach der einsamen Gestalt dahinten auf der Bank; dann klirrte die Thür hinter ihm.

. . . Sie strich sich über die Stirn.

Er wird es ja nie erfahren. Und wenn es doch geschehen sollte: er wird mir nicht zürnen. Er wird begreifen, daß ich nicht anders konnte."

Diese beiden Bekenntnisse — wie Nothlügen in edelster Absicht ausgesprochen erscheinen sie den Bekennenden selbst — verfehlen ihre Wirkung nicht. Osseck und Hilda wissen nun, daß es nur Schatten waren, die sich zwischen sie drängten, nicht leibhaftige Gebilde, sie finden kurze Zeit darauf Gelegenheit, ein gemeinsames Liebeswerk zu thun, sie müssen wieder vertraulich mit einander verhandeln und Beschlüsse fassen, ihre lange mühsam zurückgedrängte und verdunkelte Liebe bricht sich dabei stürmisch Bahn, und nach langem Dunkel erstrahlt ihnen wieder das hellste Glück der Versöhnung. Sie waren an der rechten Heilquelle.

Und Kora und Eschenburg? Wie Schuldbewußte gehen sie neben einander her inmitten des Glückes, das sie selbst gestiftet haben. Auf einem Feste, an welchem eine längst erwartete Verlobung unter allgemeinem Jubel proklamirt wird, bringt Osseck in sie, daß sie sich selbst nun endlich auch öffentlich als Liebende bekennen möchten; er nimmt ihre Verlegenheit als ein Zeichen der Bejahung, erhebt sich, klingt an das Glas und verkündet vor der Welt, daß Kora und Eschenburg sich gefunden. Beide glauben die Folgen ihrer Nothlügen wenigstens eine Zeit lang vor der Welt auf sich tragen zu müssen; sie ergeben sich in das allgemeine Glückwünschen. Als sie auf dem Heimweg durch den Wald sich dann zusammenfinden, bespricht Eschenburg stockend, verlegen, schmerzerfüllt, wie sie es in Zukunft halten wollten; daß sie den Schein des Verlobtseins eine Zeit lang aufrecht erhalten müßten, dann wollten sie das Bündniß auch vor der Welt wieder lösen . . . .

„Sie werden einen Mann finden, — keinen, der Ihrer völlig würdig wäre — aber einen würdigen Mann doch, und der auch zu Ihren jungen Jahren besser paßt, und —

Er konnte nicht weiter sprechen. Sie hatte ihm, ihre Hand entziehend, beide Arme um seinen Hals geschlungen und ihre Lippen fest auf seinen Mund gepreßt.

Und nun ruhte ihr Kopf an seiner Brust.

Jetzt schickst Du mich nicht wieder weg! nicht wahr, jetzt nicht mehr? jetzt ist es keine Lüge mehr; jetzt darf ich aller Welt sagen: ich liebe ihn! Dich! Dich! Du Guter! Du bester aller! Und Du liebst mich? Sag' mir's, daß Du mich liebst!

Ich liebe Dich und habe Dich immer geliebt."

Auch sie beide sind also an der rechten Heilquelle gewesen. Aus Selbstverleugnung und redlicher Pflichterfüllung, die sie in wahrer Freundschaft vereint auf sich nahmen, war für sie die Blume der echten und starken Liebe erblüht, die vielleicht nicht so heiß glühte, wie ihre erste Leidenschaft, aber nicht minder kräftig sich erweisen sollte.

So endet dieser kurze Aufenthalt „an der Heilquelle" für Alle segens- und freudenreich.

Es bedarf der Hand eines Dichters, um die feinen Fäden, welche aus dem Freundschaftsverhältniß, das anfangs zwischen Kora und Eschenburg besteht, hinüberführen zu ihrer Liebe, geschickt und scheinbar unbemerkt anzuspinnen. Spielhagen ist ein Meister in solchem künstlerischen Gewebe. Schritt vor Schritt, ohne sich je zu überstürzen oder nur zu übereilen, führt er die immer stärker und deutlicher werdende Hinneigung dieser beiden edlen Seelen zu einander ihrem Endpunkte, der wahren Neigung entgegen, und läßt uns schon lange vor jener inneren Katastrophe, die in den Nothlügen zu ihrem unbewußten Ausbruche gelangt, ahnen, daß sich nicht nur die Seelen, sondern auch die Herzen jener Beiden noch begegnen werden. Deshalb empfinden wir aber auch einen wohlthuenden, beruhigenden Hauch, der uns aus dieser Dichtung trotz aller Bewegung, die in die Handlung gelegt ist, entgegenweht.

Daß auch das schmückende Beiwerk mit vollendeter Accuratesse und großem dichterischen Können ausgeführt ist, braucht man bei einem Spielhagen'schen Werke kaum noch besonders zu erwähnen. Abgesehen von der trefflichen und plastischen Wiedergabe des Hintergrundes der Handlung, des herrlichen Waldthales von Baden-Baden mit der es durchfluthenden internationalen Menschenwelle, sind die Nebenfiguren in der Erzählung überraschend mannigfaltig und treu charakterisirt. Man erhält den Eindruck, daß der Dichter, wie immer, einen frischen Griff ins volle Menschenleben gethan hat und nicht nach Abstractionen uns etwas verschematisirt. Spielhagen schafft nicht Menschentypen, sondern schildert Einzelexemplare der vielbesungenen Species; dieses dichterische Vermögen verleiht seinen Werken den Stempel des echten Realismus. Der alte satirische Lebemann, der aus Verzweiflung die reiche Banquierstochter heimführte, die kokette, sinnliche, ränkevolle Geheimräthin, der dummstolze Privatdozent in seinem Jägercostüm und der leichtsinnige, aber gutmüthige junge Officier sind solche Beispiele der realistischen Schöpfungskraft in dieser neuen Novelle. Die vielen humoristischen Einfälle und Scenen, welche das Ganze schmücken, die zuweilen erschütternden Episoden, welche geschickt eingeflochten sind, sind ein weiterer Beweis für die ungeschwächte Gestaltungskraft des größten Romandichters der Gegenwart, welcher uns hoffentlich noch lange mit ähnlichen Gaben seines Talentes erfreuen wird.

Digitized by Google

Niederländische Eindrücke.

Reiseplauderei von Ludwig Hevesi.

Von Antwerpen nach Amsterdam ist es ja nur ein Sprung, dachte sich diesen Sommer der Ausstellungsbummler und fuhr richtig nach Amsterdam. Ein Sprung, warum nicht gar; schon der alte Lateiner hat das besser gewußt, als er das Naturgesetz aussprach: „In der Natur gibt es keinen Sprung". Auf der Landkarte freilich, da liegen die gesammten Niederlande so dicht bei und durch einander, wie in einer geographischen Umarmung, aber das sogenannte Eisenbahnnetz, welches sich so engmaschig ansieht, daß man glaubt, in diesem Lande gleichzeitig da und dort sein zu können, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als ein Knäuel von Bummelzügen und Privatbahnen, welche gar nie ankommen, irgend einen „Grand Central" u. dgl. allenfalls ausgenommen.

Thatsache ist, daß diesen Sommer Zehntausende hinübergebummelt sind nach dem immergrünen Lande, in dem man das grüne Gras im Vorbeifahren deutlich wachsen hört, in dem die Kieselsteine (die es übrigens gar nicht gibt) lauter Edamer Käse sind und bei einem so entwickelten Eisenbahnwesen kein einziger Tunnel vorkommt. Letzterer Mangel beraubt freilich das liebe Ländchen einer ganzen und zwar sehr zahlreichen Classe von Touristen, der Tunnel-Bummler nämlich, welche jetzt im Sommer ihre Heimath verlassen mit dem ausgesprochenen Vorsatz, geschwind den Mont Cenis, den Gotthard und den Arlberg zu durchfahren und dann hübsch wieder heimzukehren. Ich begegnete erst vor einigen Wochen auf der Arlbergbahn einer also gearteten Gesellschaft, welche mit Entrüstung constatirte, daß ihr Zug durch den Tunnel nur 17 Minuten lang gefahren sei, während man ihnen doch vorgespiegelt habe, die Durchfahrt dauere volle 25 Minuten. Sie erachteten sich daher als schmählich übervortheilt und begehrten durchaus noch ein Supplement von 8 Minuten rollenden Dunkelarrestes mit Kohlenqualm, um ihr baar bezahltes Vergnügen auch bis auf die Neige zu genießen.

Leider wissen die wenigsten Leute, wie sie in Holland praktisch und bequem reisen sollen. Und es ist doch so leicht, es sich dort so einzurichten, daß Einem fast jede öffentliche oder private Dienstleistung mit der größten Beflissenheit entgegengebracht werde. Um dies zu erzielen, bedarf es nur eines Kunstgriffes. Man kaufe sich nämlich vor der Abreise dahin ein Packet „Senorita"-Cigarren der Firma Jaime Perez, die man in jedem Tabakladen bekommt. Ein Nichtraucher braucht sie nicht zu rauchen, wohl aber löse er das blau-gelbe Band, mit dem sie umwickelt sind, und knüpfe es als Schleife in sein Knopfloch. Diese selbstertheilte Auszeichnung ist von geradezu magischer Wirkung. Ein besonderes Coupé auf der Eisenbahn, der einzige Gepäckträger des Bahnhofes, die reinste Victoria (lies „Droschke"), ein freies Zimmer in einem vollen Gasthof, schwefellose Zündhölzchen in seinem Zimmer, kurz Alles steht ihm zur Verfügung, ja er wird selbst gratis in den Amsterdamer Thiergarten eingelassen, als wäre er ein Eingeborener, obgleich sonst die „vreemdelingen" ihren halben Gulden erlegen müssen. Und das Alles wirkt ein Bändlein an der rechten Stelle, wenn es nur auch von der rechten Firma stammt.

Und dann glauben die Meisten, es sei zu ihrem Fortkommen Gott weiß wie förderlich, daß sie deutsch verstehen, ja sprechen können, sintemalen diese Sprache der holländischen so ähnlich sei. Aber weit gefehlt; besser wär's beinahe, sie verstünden kein Wort Deutsch, denn mancher Irrthum bliebe ihnen dann erspart. Wahr ist es, die Wörter sehen sich sehr ähnlich, leider nur haben sie ganz andere Bedeutungen. Sie wollen sich z. B. die Haare kürzen lassen und treten daher bei einem Friseur ein. Um deutlich zu sein, sagen Sie ihm nur ganz kurz: „Scheeren"; auf die holländischen Conjugationen verstehen Sie sich ja ohnehin nicht, und ein Versuch in dieser Richtung könnte den Haarkünstler nur irre machen. Da nimmt der Mann ein Becken hervor, seift Sie ein und setzt auch schon das Messer an, um Sie zu barbieren. Unter „Scheeren" versteht man nämlich in Holland „rasiren". Oder Ihre Frau Gemahlin sitzt auf ihrer Stube im Gasthof und wünscht etwas vom Zimmermädchen. Sie drückt also an jenem internationalen Knopfe, der die entsprechende Elektricität entfesselt. Das „meisje" (worunter auch kein Mäuschen, sondern ein Mädchen zu verstehen) erscheint und fragt halb deutsch, halb holländisch ganz freundlich: „Madame haben gebellt?" Madame ist selbstverständlich entsetzt, sie ruft Sie als legitimen Beschützer und eventuell Rächer zu Hülfe, Sie gehen mit einer Klage ans Büreau des Hotels und hören zu Ihrem Erstaunen, von einer Unhöflichkeit sei da keine Rede, die komme in diesem Gasthof überhaupt nicht vor, „gebellt" bedeute eben auf Holländisch „geschellt, geläutet", von dem Verbum „bellen", d. i. „läuten".

Uebrigens scheinen die Holländer auf derartige Mißverständnisse gefaßt zu sein und für deren Vermeidung bei Zeiten vorzusorgen. In der Wirthsstube des freundlichen Gasthofes zu Zaandam (hoch Peter der Große!) sah ich einen auffallend beleibten Octavband auf dem Claviere liegen, welches soeben vom kugelrunden Haustöchterlein mit einem Walzer aus dem „Bettelstudent" nervös gemacht wurde. Als pflichtbewußter Bücherwurm schlug ich das Buch sofort auf, und siehe da, es war keineswegs ein schlafbefördernder holländischer Familienroman, sondern ein viersprachiges Wörterbuch, zum allgemeinen Gebrauche aufgelegt, um den Angehörigen von vier Völkerschaften das Zungenbändchen zu lösen. Der handliche Verdolmetschungs-Apparat schien mir sehr praktisch, doch bezweifle ich, ob alle Fremden, die so in einem berühmten Lande herumreisen, auch im Stande sind, sich eines Wörterbuches zu bedienen. Manches drastische Beispiel reisender Unbildung ist mir nämlich da oben begegnet. Da stand z. B. im Amsterdamer „Paleis" vor einem der vielen Basreliefs eine Gruppe und buchstabirte mit mehreren Augengläsern an der Inschrift herum, welche nach verschiedenen mißlungenen Anstrengungen ganz richtig folgendermaßen gelesen wurde: „Arion sur le dauphin". Damit war aber den Herrschaften noch lange nicht gedient, denn nun verstanden sie die Scene erst recht nicht. Sie riethen hin und her, was diese Worte und die seltsame Darstellung wohl bedeuten möchten, bis meine Barmherzigkeit ihnen zu Hülfe kam. Ich erläuterte ihnen die Inschrift wie folgt: „Der Sänger Arion, auf dem Kronprinzen von Frankreich reitend". Damit waren sie zufrieden, dankten verbindlich und marschirten um einen Saal weiter.

Noch bezeichnender war folgende Scene im Eisenbahncoupé. Außer mir saßen darin ein in Rotterdam ansässiger Franzose und vier Herren von sehr auffallendem Aussehen. Es war ein Vater mit drei Söhnen, sämmtlich von gelbsüchtiger Gesichtsfarbe, mit rabenschwarzem, buschigem Haar und die starke Raubvogelnase mit einem dicken schwarzen Schnurrbart unterstrichen. Außer einer unverständlichen Muttersprache konnten sie nur noch Französisch, der Vater am wenigsten, die Söhne etwas mehr. Ich hielt sie für Rumänen, bis der Franzose mit ihnen zu plaudern begann und herauskriegte, daß sie aus Buenos-Ayres stammten. Offenbar kamen sie direct über Paris, denn ihre Kleidung war funkelnagelneu und nach dem letzten Modejournal, nur paßte sie nicht gerade für eine Reise. Die vier spiegelblanken Cylinderhüte machten sich ganz sonderbar im Eisenbahnwagen, und dazu die hellgrauen Jäckchen von geradezu lakonischer Kürze, und die unverhältnißmäßig breiten Kragen und Manchetten, die bunten Cravatten und das viele schwergoldene Schmuckwerk. Der Pariser hat für diese Art exotischer Fremdlinge einen eigenen Spitznamen erfunden, er nennt sie „rastaquouères" und macht sich einen eigenen Sport daraus, sie lächerlich anzukleiden und mit einer ironischen Hochachtung auszuplündern. Auch unser vierblättriges Kleeblatt hatte also auf seiner Europa-Tour augenscheinlich in Paris Halt gemacht, um sich vor Allem „europäisch" auszustaffiren, und nachdem dies geschehen, reiste es nun wohlgemuth in die dickste Civilisation hinein. Der Franzose setzte eine gewisse Protectorsmiene auf und erklärte ihnen, wie unerfahrenen Kindern, die Verhältnisse dieses Landes. Dabei stellte sich alsbald heraus, daß die Vier zusammen von Europa wenig mehr wußten, als was aus den bunt colorirten Programmen der überseeischen Dampferlinien

Digitized by Google

zu erfahren war. Sie kannten z. B. Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam, aber nur zwei von ihnen hatten je etwas von Brüssel gehört, und der Haag war allen Vieren ganz fremd. Brüssel und der Haag haben nämlich keinen directen Schiffsverkehr mit Buenos-Ayres und stehen daher auf keinem der illustrirten Courstableaux verzeichnet. Von Amsterdam gedachten sie nach Hamburg und Bremen zu reisen und von dort über London nach Hause; das sei ja doch so ziemlich alles Interessante in Europa, . . . vielleicht würden sie auch noch einen Abstecher nach Bordeaux und Lissabon machen, um sich selbst den Weinbedarf ihres Hauses für ein Jahr zu besorgen. Selbstverständlich sprach der Franzose, da man sich doch in einem specifischen Kunstlande befand, auch von Bildern. „Ah, Sie müssen jedenfalls die berühmten Rembrandt sehen", sagte er. — „Rem ... Rem ..., wie sagten Sie?" entgegnete der Vater. — „Rembrandt", wiederholte der Franzose, „den berühmten holländischen Maler Rembrandt". — „Ach ja, Remblandt, Remblandt", rief der Besitzer von zwei Millionen wilden Rindern und Pferden an den Ufern des Parana, „gewiß, den Remblandt möchte ich sehen." — „Und dann", fuhr der Franzose fort, „sollten Sie hier in Rotterdam, wo wir gleich hingelangen, Ihre Fahrt unterbrechen und ins Museum gehen, wir haben ja hier die beiden schönsten Ary Scheff', die es überhaupt gibt." (Als echter Franzose sagte er Scheff' statt Scheffer.) — „So, die schönsten?" fragte der Vater mit großen Augen, „wie heißt der Mann?" — „Ary Scheff', der berühmte Ary Scheff'! O, man kann doch nicht an Rotterdam vorbeifahren und die beiden Ary Scheff' nicht sehen!" — „Also beide Chefs sind zu sehen? Was für Chefs sind sie denn?" — „Scheff' das ist der Name, wissen Sie; Ary Scheff', der berühmte Maler, der hier in der Nähe geboren ist." — „So, so, so; aber Sie sagten ja, wenn ich recht gehört, daß zwei zu sehen wären." — „Gewiß, nämlich zwei Bilder von ihm, die schönsten Ary Scheff's der Welt!" Nun denke man sich, wie diese halben Patagonier, welche den Namen Rembrandt nie gehört hatten, sich von ihrem zuvorkommenden Reisegefährten überreden ließen, man könne schlechterdings nicht an Rotterdam vorbeifahren, ohne die dortigen „Ary Scheff's" gesehen zu haben. Wenn wir nach Hause kommen, mochten sie sich denken, wird die erste Frage unserer gebildeten Bekannten ohne jeden Zweifel sein: „So, Sie waren in Europa, natürlich haben Sie die beiden Ary Scheff's in Rotterdam gesehen?" Da wollen wir uns denn doch nicht blamiren und sie nicht gesehen haben. Und sie stiegen wahrhaftig in Rotterdam aus, ließen sich auf ihren bis Amsterdam gelösten Billets durch den Stationsvorstand die Unterbrechung bescheinigen und fuhren mit dem Franzosen in die Stadt, um sich geschwind die große Merkwürdigkeit, die beiden „Ary Scheff's", anzusehen. Was sie sich wohl gedacht haben mögen, als sie diesen beiden, für sie unverständlichen Illustrationen zu Schiller's „Eberhard dem Greiner" gegenüberstanden! . . . Arion auf dem Kronprinzen von Frankreich reitend. — — —

Was mich selbst diesmal nach Holland führte, war im Allgemeinen das Bedürfniß, von Belgien auszuruhen. Belgien ist eine Anstrengung, Holland eine Mußestunde. Belgien dampft, pustet, tost, braust, hat den Teufel im Leibe; Holland gähnt vor stillem Behagen und schnarcht wohl ein wenig im Schlafe, aber es schläft doch wenigstens. Und dann war es mir schließlich zu bunt geworden, daß in Belgien jeder Mensch, mit dem ich sprach, mir sofort die Adreßkarte irgend einer Brüsseler Spitzenfabrik aufdrängte, bei der ich meinen (jedenfalls äußerst dringenden) Spitzenbedarf am vortheilhaftesten würde decken können. In Holland, dachte ich mir, werden mich endlich die Brüsseler Spitzen von Böval-Debeck (Brüssel, Rue Royale 74), Charles Berbigette (Antwerpen, marché aux souliers 27), F. Diegerick (Antwerpen, place verte 6) u. s. f. in Ruhe lassen. Ich hatte mich auch nicht getäuscht. Holland ist das Land des ewigen Friedens, wo selbst die Socialisten, wenn sie sich einmal zu einem telegraphirenswerthen Auflauf zusammenthun, anständigerweise erst die Polizei ersuchen, ihre Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit keine Unordnung geschehe. Mit einer wahren Rührung sah ich im Haag die Rehe rudelweise auf der öffentlichen Promenade weiden; gewiß waren auch etliche Pardel unter sie gemischt, wie einstmals im Edengarten, und thaten ihnen nichts zu Leide. Der Haag ist auch gewiß nur zufällig nicht der Geburtsort Elihu Burritt's geworden, gab es doch Tage daselbst, an denen das heftigste Getöse, das mir zu Ohren kam, die Entfesselung einer Flasche spuitwater, d. i. Sodawasser, war. Allerdings sind die meisten Einwohner königlich niederländische „leveranciers", d. i Lieferanten, welche sich bekanntlich immer sehr solide aufführen. Klingt das vielleicht ironisch? Es war jedenfalls meinerseits aufrichtig empfunden, daß ich mir im Stillen vornahm, so bald als möglich wieder in dieses Land zurückzukehren, wo man nicht schreit, noch hastet, noch sich gegenseitig auf die Zehen tritt, noch nervös ist . . . und wo man trotzdem, wenn die Weltgeschichte einmal das Bedürfniß nach etwas Epischem oder Tragischem hat, in die Themse hinaufsegelt bis unter London, oder einen Bogen seines ungeheuern Hauptbuches mit dem Blute irgend eines Oldebarneveldt rubricirt, oder auch etliche De Witt's in ganz kleine Stückchen zerreißt. Es ist eigentlich gar nicht recht begreiflich, wie diese ruhigen, gesetzten Leute das in ihrer Jugend, vor etlichen hundert Jahren, zuwege gebracht haben.

Es gibt Leute, welche Holland langweilig genannt haben. Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß diese Leute nichts von Langeweile verstehen und von Holland noch weniger. Nichts als grüne Wiesen, sagen sie. Um Vergebung, geehrte Tadler, man sieht auch Sanddünen, besonders gegen das Meer hin. Und die vielen Kühe, sagen sie, alle schwarz und weiß gefleckt. Nochmals um Vergebung, ich habe auch mehrere gesehen, die weiß und schwarz gefleckt waren. Und dann diese faden Canäle, räsonniren sie weiter, mit ihrem stillen, grauen oder blauen Wasser. Grau? Blau? Ich versichere die Betreffenden, daß ich Canäle gesehen habe, mit Wasser, das wie die feinste Erbsenpurée aussah, so dick lag der köstlichste, lichtgrüne Pflanzenmoder darauf. Aber die ewigen Windmühlen mit ihrem immer gleichen Gefuchtel! Das ist der letzte Trumpf der Anti-Holländer. So, also auch die Windmühlen wären langweilig? Wer diese Windmühlen nicht aus eigener Anschauung kennt, mag danach wohl glauben, Windmühle sei Windmühle, und wer eine gesehen, habe sie alle gesehen. Welcher Irrthum! Es gibt vielleicht nicht zwei Windmühlen in Holland, die sich gleichen. Das ist die ewige Abwechslung. Bald sieht sie aus wie eine Crinoline, bald wie eine große Glocke, bald wie ein Vogelbauer; hier steht eine, die einem Schilderhause gleicht, dort eine andere, die aus dem Umbau eines Bienenkorbes entstanden sein muß; hier ein weißgetünchter Leuchtthurm, dort eine hellgrüne Riesenheuschrecke mit bretternen Flügeldecken; hier eine Kapelle zum heiligen Aeolus, dort ein Faß des Diogenes. Ich war immer wieder gespannt, welche neuen Formen ich noch erblicken würde, und wenn ich einem holländischen Landschaftsmaler rathen kann, stelle er nur geschwind ein Album von Windmühlen zusammen, er wird selbst erstaunen, wie viele Charakterköpfe er unter ihnen findet.

Es ist schon richtig, daß Holland auch Enttäuschungen bereitet und daß man manchen Reisezweck gar nicht erreicht. Was hatte ich mich z. B. darauf gefreut, im Amsterdamer Thiergarten den Cryptobranchus japonicus, den japanischen Riesensalamander, persönlich kennen zu lernen, über den einst mein verehrter Anatomie-Professor Hyrtl, der geistreichste Mensch, der jemals Menschenfleisch tranchirte, eine so monumentale Monographie schrieb. Ach, ich wäre diesem Cryptodingsda entgegengetreten, wie einem wieder lebendig gewordenen Stück meiner eigenen Jugend; ich hätte ihn vielleicht gerührt umarmt wie einen Wiener Universitätsgenossen, mit dem ich vor zwanzig Jahren in der Alservorstadt, gegenüber dem Allgemeinen Krankenhause, manches Stündlein emsig verkneipt. Er hätte mich vielleicht nicht gleich erkannt, hätte mich möglicherweise auch etwas von oben herab behandelt, denn er ist ein Riese unter den Salamandern, während ich nur ein Menschlein unter den Menschen bin. Aber gewiß, wir hätten uns zuletzt doch verständigt und wohl gar ein exercitium salamandri zusammen gerieben. . . . Und nun komme ich in den „artis" (so heißen sie in Amstelodamum den Thiergarten, mit einer Abbreviatur, wie sie ihn in London „the zoo" nennen) und höre, daß mein Crypto ausgegangen sei, oder richtiger

Digitized by Google

verreist, in ein besseres Jenseits. Er habe es nicht ausgehalten unter den Holländern, sei rheumatisch und melancholisch geworden und schließlich an acutem Heimweh gestorben. Die ersten Thierärzte Hollands hätten ihre Kunst vergebens an die Verlängerung seines Lebens gesetzt, sogar der japanische Gesandte für Westeuropa vergebens seine eigene Hausapotheke zur Verfügung gestellt, dem Manne sei nicht zu helfen gewesen.

Ueberhaupt hält der Amsterdamer Thiergarten schon lange nicht mehr, was man sich von ihm verspricht. Wie der Pariser „Jardin des plantes", ist auch er eine halb überlebte Berühmtheit. Der heutige Mensch verlangt von einem Thiergarten etwas mehr als die Schablone, er sucht einen originellen Zug. Die paar Käfigeauf der Acquasola in Genua, welche eigentlich nur als Staffage für eine stadt- und meerumfassende Aussicht dienen, werden eben wegen dieses Zauberrahmens Manchem sehenswerther erscheinen. In Antwerpen, wo sie in Allem, was Concurrenz mit Amsterdam heißt, schlangenklug sind, haben sie das sehr richtig eingesehen. Der Antwerpener Thiergarten ist dermalen ein Schaustück, an welchem Menschenkenntniß und zoologischer Witz zusammen gearbeitet haben. Ganz Antwerpen läuft täglich hin, um zu sehen, wie die Seehunde gefüttert werden; jeder einzelne Seehund wird von dem Wärter bei seinem Taufnamen aufgerufen, wie ein Schuljunge, und schwänzelt gehorsam das Katheder hinan, welches ein hoher Felsen ist, um seine Portion in Empfang zu nehmen und dann hübsch manierlich wieder abzufahren. Die Anderen, so heißhungrig sie sein mögen, warten unterdeß geduldig, jeder auf seinen Namensaufruf. Oder welch reizenden Anblick bieten die großen Vogelhäuser, in denen die farbigen Vögel zu Hunderten bunt durcheinander schwirren, wie ein confus gewordener Regenbogen, die Ornithologie im lustigsten Sonntagsputz, nur vergleichbar mit einem Sammt-Breughel'schen Paradiesgarten-Gewimmel, in welchem Adam und Eva die schlechteste Figur spielen. Und nun gar die Affenkäfige; Affenstuben müssen sie eigentlich heißen, denn mit altflandrischem Kirmesspaß hat man sie als wirkliche Bauernstuben eingerichtet, mit menschlichem Hausrath, dessen sich die Affen dank ihrer angeborenen Intelligenz gar wohl zu bedienen wissen. Da liegt im hübsch bemalten Bette ein alter Pavian, bis an die Nasenspitze mit dem biederen Federbett zugedeckt, und schläft wie ein niederländischer Familienvater; dort sitzen zwei Aeffchen an einem kreuzbeinigen Eichentisch und machen eine Partie Schafskopf, wenn auch nach etwas willkürlichen Spielregeln; hier sitzt im zweiohrigen Lehnstuhl eine weißbärtige Meerkatze und entvölkert mit großmütterlicher Zärtlichkeit das geliebte Haupt eines Enkelchens. Kein Wunder, daß die Antwerpener diesen Thiergarten lieber besuchen, als selbst die Grabcapelle ihres Rubens. (Entrée 1 Franc.)

Diese Grabcapelle beim heiligen Jacobus, sie ist mir die eigentliche Kathedrale von Antwerpen. Beim heiligen Jacobus hat Rubens auch seine dreiundfünfzig Jahre mit den sechszehn Jahren der Antwerpener Venus, des goldblonden Stadtsecretärstöchterleins Helene Fourment, trauen lassen. Wie schön diese schöne Helene gewesen, welche Leidenschaft sie dem lebensprühenden Meister eingeflößt, beweist dieser Altersunterschied noch deutlicher, als die mythologische Sinnlichkeit der Porträts, in denen er ihren Liebreiz, wie in immer wiederholten Testamenten, der Nachwelt vermacht hat. Das Bildniß im Wiener Belvedere, diese „Venus im Pelz", tauchte vor meinem Geiste auf, als ich die Inschrift unter dem Altarblatt, über der Grabplatte, las: „Domina Helena Formentia vidua ac liberi sacellum hoc aramque ac tabulam etc. etc. poni curarunt". (Frau Wittwe Helena Fourment und ihre Kinder ließen diese Capelle und den Altar nebst Altarbild ꝛc. errichten.) Wie christkatholisch fromm dieses steife Kirchenlatein klingt, als könnte es unmöglich etwas gemein haben mit jener heidnisch schönen Frau. Helene Fourment — eine bürgerliche Wittfrau, mit dem Todtenschein ihres Mannes in der Tasche! Man stelle sie sich vor, auf diesen Stufen knieend und sich bekreuzend, das Goldgespinnst ihrer Locken vom schwarzen Wittwenschleier verhüllt, Thränen in den Augen; Aphrodite plötzlich in Magdalena verzaubert. Ebenso gut mag man sich eine christlich geweihte Kirche vorstellen, mit dem authentischen Grabe des Endymion, errichtet laut lateinischer Inschrift durch Frau Diana, Göttin der Jagd in Hellas, darüber eine Himmelfahrt gemalt, daneben ein Weihbrunnen. . . . Im Haag, in der Gemäldegalerie des Mauritshuis, hängen zwei Bilder unmittelbar über einander, die beiden Frauen Rubens', von Gattenhand gemalt. Oben die schöne Isabella Brant, unten die schönere Helene Fourment. Wie schade, daß man sie nur bei Tage sehen kann und nicht zur Nachtzeit, in der Geisterstunde, wann die beiden Schönen mit dem zwölften Glockenschlage lebendig werden und aus ihren Rahmen steigen und einen Geisterkrieg beginnen um den heißgeliebten Mann. Sie wappnen sich Beide mit der einstigen Schönheit, ihre Reize werden Waffen, die sie wider einander zücken und ein leidenschaftliches vlämisches Wortgeprassel geht zwischen ihnen an. Jede will von ihm am meisten geliebt gewesen sein, jede zeigt die Taufscheine ihrer Kinder vor und citirt die zärtlichen Bilder in den verschieden Galerien, Pinakotheken und Reichsmuseen, welche die von Kunstbehörden beglaubigten Documente seiner Liebe sind. Immer heftiger entbrennt der Streit, so daß schon der Beichtvater Rubens' an der Wand gegenüber erwacht und das bärtige Vollblutgesicht unter seiner Mönchskapuze in strenge Falten zieht, bereit, seine derbe Kriegsmannsfaust ins Mittel zu legen, wenn die Beiden handgemein werden sollten. Da schlägt es glücklicherweise Eins und der Spuk ist aus, Isabella und Helene stehen wieder starr und stumm in ihren Rahmen und blicken ins mitternächtige Dunkel hinaus mit Augen . . . mit Augen . . .

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

Als Lord Timple das weiße Händchen zwischen seine Hände nahm, um dasselbe zu erwärmen, hätte er sich fragen müssen, wie die Hand einer Person, die soeben das warme Lager verlassen hat, kalt sein könne? Diese Hand war die eines Menschen, der bis jetzt in Sturm und Unwetter geweilt.

Athalie nippte von dem Punsch und zitterte nicht mehr so sehr.

„Ich träumte, daß das Schloß bei diesem furchtbaren Sturme gebrannt habe."

„Das Unwetter führte diesen Traum herbei."

„Das kann sein. Ringsum brannte bereits Alles, in den Zimmern die Decken, an den Fenstern die Gardinen, und in dichten Massen quoll der Rauch nach abwärts. Ich floh aus einem Zimmer ins andere, der Rauch drang mir überall nach und senkte sich immer tiefer und tiefer, bis er mich endlich ganz zu Boden drückte. Ich legte mich aufs Gesicht, doch auch so erreichte er mich, — ich preßte den Mund zu, um nicht zu ersticken, auch Dies war vergebens. Er drang mir trotzdem in die Kehle, ich fühlte seinen würgenden, bitteren Dunst und rang nach Athem; ich wollte emporspringen, um in die brennenden Zimmer zurückzustürzen, denn lieber in den Flammen umkommen, als so ersticken, und ich vermochte nicht aufzustehen! Noch jetzt empfinde ich den bitteren, würgenden Geschmack des Rauches!"

„Und wo war denn ich?" fragte Herr Richard mit zärtlicher Prätension, „daß ich Ihnen nicht zu Hülfe eilte?"

Er beanspruchte bereits einen Platz in den Träumen der Dame.

„Sie blickten durch ein Fenster zu mir herein, und trotzdem Sie mich hätten retten können, kamen Sie mir doch nicht zu Hülfe. Ich streckte Ihnen verzweiflungsvoll die Hände entgegen, damit Sie mich retten, und Sie reichten mir nicht die Ihrigen."

„Ach! dies war eine scheußliche Gefühllosigkeit von mir; Ihre Träume verleumden mich. Ich wäre Ihnen nicht zu

Digitized by Google

Hülfe geeilt? Ich? Selbst durch eine ganze brennende Hölle!"

Und zur Bekräftigung seiner Worte schlang Lord Richard beide Arme um die Dame, wie wenn er sich eben anschicken wollte, sie durch eine ganze brennende Hölle zu entführen.

Die Dame blickte in bekümmertem Schamgefühl auf ihn nieder, und der Herr fühlte sich entwaffnet.

„Mein Herr, die Flüchtlinge pflegen in England beschützt zu werden, und ich flüchtete zu Ihnen."

Richard sah ein, daß er es nicht mit einer jener Frauen zu thun hat, die für ein süßes Wort, für einen Schluck heißen Getränkes die Besinnung verlieren, und er sagte sich, daß da stärkere Mittel angewendet werden müßten.

Denn jedes Frauenherz ist aus entzündlichem Material, nur ist es schwierig, ausfindig zu machen, wovon jedes in Brand geräth?

Bei manchen genügt ein Funke, der einem sympathisirenden Herzen entspringt, andere wieder erfordern ein kräftigeres Feuer; es gibt auch welche, die sich blos an den Altarkerzen entzünden lassen, aber auch an solchen ist kein Mangel, die beim Blitzen — der Diamanten in Flammen aufschlagen.

Herr Timple setzte sich Athalien gegenüber und geberdete sich wie Jemand, der über sehr gleichgültige Dinge zu sprechen gedenkt.

„Im Grunde genommen habe ich selbst bereits oft daran gedacht, daß dieses Schloß abbrennen könnte, — die Dienstleute sind so unvorsichtig. Dies wäre indessen noch kein großes Unglück. Aus diesem Zimmer führt eine Schneckenstiege direct ins Erdgeschoß hinab, so daß man hier in keinem Falle umkommen kann. Und was nun meine Werthsachen betrifft, die ich in Papieren, sowie in der weltberühmten Sancy-Diamantensammlung besitze, so sind dieselben in einem jener in neuester Zeit zu höchster Vollkommenheit gebrachten feuerfesten Schränke ganz sicher untergebracht. Sie haben sicherlich schon Etwas von der weltberühmten Sancy-Diamantensammlung gehört, liebe Athalie?"

„Nein."

„Diese Sammlung wurde von meinem Großvater gegründet und von meinem Vater und mir zu der reichsten in ihrer Art vergrößert. Sie enthält lauter historisch merkwürdige Steine und übertrifft sogar die Sammlung des Herzogs von Braunschweig. Möchten Sie dieselbe besichtigen?"

„Ich bitte darum."

„Schon zu dem Zwecke, um Ihnen Ihre bösen Träume vergessen zu machen. Spüren Sie noch immer den geträumten Brandgeruch?"

„Ich spüre ihn noch immer."

„So zünden Sie diese Cigarrette an, die denselben vertreiben wird."

„Ich habe noch niemals geraucht."

„Dies ist ja keine Cigarre, sondern blos Räucherwerk, eine Bayaderencigarrette, ein Unterhaltungsmittel für Damen, lauter Ambra und Safran, gar keinen Tabak enthaltend. Versuchen Sie doch einmal."

Das bildet auch einen Abschnitt in der Geschichte, wenn ein Mann ein Mädchen zu bewegen vermag, die erste Cigarre in den Mund zu nehmen. Athalie ließ sich eine Cigarrette reichen und anstecken.

„Nun sehen wir uns die Sancy-Sammlung an."

Richard trat zu dem im Hintergrunde seines Zimmers stehenden mächtigen Eichenschrank und entnahm demselben ein alterthümliches, schweres, aus Sandelholz geschnitztes Kästchen, dessen Ecken und Kanten mit Gold beschlagen waren. Dieses Kästchen setzte er auf den Tisch vor Miß Athalie nieder.

Er zündete noch zwei Armleuchter an, damit das Gefunkel der Edelsteine noch besser zur Geltung komme.

Dann öffnete er das Kästchen.

Es war Aladin's Wunderlampe!

Tausende und abertausende von Blitzen, die zu Stein erstarrt waren! ein krystallisirter Regenbogen! Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst blicken solle. Selbst der Kunstverständige kam in Verwirrung darüber, wo er mit der Besichtigung beginnen solle!

Man nennt es nicht umsonst Feuer, was die Diamanten ausstrahlen, denn es erwärmt in Wirklichkeit. Wer einen Diamantring an den Finger steckt, betrachtet denselben unablässig, ohne es nur zu wissen. Und selbst wenn er ihn nicht betrachtet, so fühlt er, daß er ihn besitzt. Es ist dies kein erlogener Werth, keine eingebildete Schätzung, sondern wirklicher Zauber, der die Seele verwirrt, den Gedanken eine andere Richtung gibt; — ein dämonisches Auge ist's, voll Zauberkraft und Verführung.

Herr Richard sprach über die Diamanten, wie wenn es sich blos um historische Merkwürdigkeiten handelte.

Denn die berühmten Diamanten haben ihre Geschichte, gleich Fürsten und Königen.

Manche führen ihren Stammbaum bis ins Mittelalter zurück.

„Dieser rosenfarbene Diamant gehörte dem Kalifen Mahadi, dessen Vater Almanzor auf seinem Sterbebette Folgendes zu ihm gesagt hatte: „Ich sage dir, halte deine Verwandten in Ehren, doch wirst du Das nicht thun. Ich sage dir, beginne keinen Palast zu erbauen, denn du wirst ihn nicht beenden, doch auch hierin wirst du mir nicht gehorchen. Ich sage dir, du sollst Weibern Geschenke geben, aber keine von ihnen annehmen, du wirst aber Letzteres doch thun." — Mahadi erging es, wie es ihm sein Vater prophezeite: seine Favoritin, die schöne Hazana, verlangte diesen seltenen Diamanten von ihm, und als Gegengeschenk gab sie ihm eine schöne Birne. Die Birne war vergiftet, und Mahadi starb und sein Palast blieb unvollendet."

Richard befestigte den schönen Diamanten über Athaliens Stirne und beobachtete, ob die Dame im gegenüberliegenden Spiegel dem Gefunkel des Edelsteines Aufmerksamkeit schenken werde.

„Dieser viereckige, in einen Ring gefaßte Diamant ist nicht blos seiner von der gewöhnlichen Achteckform abweichenden Gestalt wegen merkwürdig, sondern noch mehr dadurch, daß ihn Merlin de Thionville, der berüchtigte Volksredner und Deputirte unter der Schreckensherrschaft, seiner Geliebten, dem Fräulein Saint-Romain, kaufte. Der Diamant war theuer und Merlin geizig, und so unterbreitete er eines Tages dem Parlamente einen Gesetzentwurf, laut welchem die Diäten der Abgeordneten erhöht werden sollten. Weinend brachte er vor, daß er daheim eine kranke Gattin und sechs kleine Kinder habe, die Hunger leiden müßten. Die Versammlung votirte die Erhöhung, und für den eingestrichenen Mehrbetrag kaufte Merlin — mit Staatshülfe — seiner Geliebten diesen Ring."

Das Beweisstück der kurzweiligen Geschichte wanderte an den Finger von Miß Athalie.

„Dieses prächtige Diadem allein ist viertausend Pfund werth; — zur Zeit des Ministers Montbarray erhielt Mademoiselle Renard dasselbe einst von einem vornehmen Herrn, nicht etwa als Erkenntlichkeitsbeweis für irgend eine Frauengunstbezeugung, sondern für — Ordenszeichen. Die schöne Dame erhielt die Diamanten und für dieselben erwirkte sie die Auszeichnungen."

Die für die Verdienstmedaillen eingetauschten Diamanten funkelten nunmehr in Athaliens Haarflechten.

„Und welche Geschichte knüpft sich an dieses Schmuckstück?" fragte die Dame, indem sie ein aus einer Reihe schwarzer Diamanten gebildetes Halscollier ergriff.

„Dies war das Halsgeschmeide der unglücklichen Herzogin Tarrakanoff. Kennen Sie die Geschichte derselben?"

„Ich glaube sie einmal gelesen zu haben. Es war eine sehr unglückliche Dame."

„Die natürliche Schwester der Czarin Katharine. Die Czarin war eifersüchtig auf sie; sie fürchtete für ihren Thron. Anna befand sich ständig in Rom, außerhalb des Machtbereiches der Czarin. Ein russischer Fürst ward mit dem Auftrag ausgesandt, das Herz der Herzogin zu gewinnen, — sein Name war Alexis Orloff. Der Höfling erfüllte seine Pflicht: er verführte die Herzogin und heirathete sie. Als sie seine Gattin geworden war, ließ er sie ein Schiff besteigen und ihr, auf offenem Meere angekommen, Fesseln anlegen. So brachte er sie nach Rußland, wo man sie in ein Gefängniß warf, in

Digitized by Google

welchem sie ertrank, als die Newa austrat. Versuchen Sie es doch, dieses Halsband anzulegen, es muß von zauberischer Wirkung sein: diese schwarze, tieffeurige Diamantenreihe auf jenem Alabastergrunde!"

Sinnend fragte Athalie:

„Wie konnte Orloff ein Weib, welchem er Treue gelobte, derart behandeln?"

Timple lächelte:

„Zeugen und Priester waren bezahlte Briganten."

Athalie nahm die Diamanten aus den Haaren, von der Stirne, vom Nacken und vom Finger und legte sie in ihr Etuis zurück.

„Sie haben da eine schöne Sammlung."

„Oh, das schönste Stück derselben haben Sie noch nicht gesehen."

„Das schönste?" versetzte Athalie mit bitterem Lächeln. „Das schönste besitzen nicht Sie!"

„Das heißt, kostbarere gibt es wohl genug in den Schatzkammern der Könige und Fürsten, aber den schönsten Diamanten — —"

„Besitzt vielleicht ein Bettler — —", unterbrach ihn Athalie.

Richard schien betroffen durch diese Worte.

„Der schönste Diamant — das ist das Herz!" sprach die Dame, indem sie dem Lord starr ins Auge blickte.

Ah! bei diesem Worte fühlte sich Richard Timple bereits ganz daheim. Nun kannte er die schöne Athalie. Sie ist keines jener Geschöpfe, die durch Leichtfertigkeit, durch prahlerischen Reichthum zu gewinnen sind; sie will schwärmen, sie sucht die Poesie im Leben. Nun, auch damit können wir aufwarten.

Lord Timple schlug die Thüren des Diamantenkästchens zu, jetzt muß das Herz brilliren. Er ließ sich auf das kleine Tabouret nieder, auf welchem Athaliens Füße ruhten.

„Ach, Athalie, Sie sind die erste Frau, die ich in meinem Leben antraf, die mich fragt, ob ich ein Herz habe! Und man hätte mich doch blos fragen müssen, damit ich geantwortet hätte, wie ich Ihnen antworte, und ich schwöre Ihnen — —"

Schwören Sie nicht! hier sind weder Zeugen noch Priester, die es hören würden."

„Oh, werfen Sie mir doch nicht ewig dieses einzige Vergehen Ihnen gegenüber vor! Die Engel pflegen den Bekehrten Vergebung zu gewähren, und ich liege zu Ihren Füßen und flehe um Ihre Verzeihung."

Und die Dame ließ ihre Hand mit Küssen bedecken, ließ den Mann ganz nahe zu ihren Knieen kommen und blickte furchtlos, unerschrocken in dessen erhitztes Gesicht; sie lächelte ihn an, ermuthigte ihn noch mit freundlichen Blicken, wie wenn sie eine Macht über ihn oder in der Nähe besäße, die sie vor ihm schützt, die sich hindernd zwischen sie drängt; — oder wie wenn sie ihn wirklich liebte und es ertragen könnte, — sich in solchen Momenten im Spiegel zu sehen.

Und Richard Timple sagte sich: „Die Frauen sind sich alle gleich."

„Glaube mir, Athalie, ich liebe Dich; nicht auf die Weise, wie lebende Menschen lieben, sondern wie die Verdammten lieben. Mein gegen Dich begangenes Vergehen ist der Beweis meiner Liebe für Dich. Verzeihe mir. Liebe mich. Sei mein und ich bin Dein."

Athalie schlang ihre Arme um den Nacken des zu ihren Füßen liegenden Mannes und blickte ihn fortwährend freundlich an. Jemand lachte über die Scene. Lächerlich! Der Wind fuhr gellend durch den Kamin.

Der wackere, ehrbare Wind, der die furchtsamen Damen in das sichere Asyl jagt!

Athaliens Blicke ermuthigten Richard, weiter zu sprechen, noch mehr Schönes zu sagen, ihr zu schmeicheln.

Immer näher kam Richard seinem Triumphe; schon hielt er den Leib der Dame umschlungen.

„Sieh, meine Königin, mein Herz glüht nur für Dich——"

Da unterbrach er sich plötzlich und fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, empor und blickte starr vor sich hin.

Athalie blickte ihn noch immer lächelnd an.

Weshalb fährt er nicht fort?

Entsetzt, bleich, athemlos stand der Ritter vor ihr, seine Arme hielt er wie abwehrend vor sich hin —

„Nun?"

„Hier brennt etwas!"

Athalie rührte sich nicht einmal.

„Sie sagten, daß Ihr Herz brenne!"

„Nein, nein, im Schlosse muß Feuer sein! Ich fühle den Brandgeruch."

Damit stürzte er zuerst zur Thür, dann zum Fenster, und als er die geschlossenen eisernen Läden aufriß, taumelte er mit einem Keuchen des Entsetzens zurück. Ein furchtbarer Anblick bot sich seinen Augen dar!

Die ganze nächtliche Gegend schwamm in einem Feuerschein, der dichte, mit Funken untermischte Qualm wälzte sich an den Fenstern vorüber und ward von dem Sturmwind in den Hof hinabgedrückt. Das ganze obere Stockwerk schien bereits in Flammen zu stehen und das das Erdgeschoß bewohnende Gesinde wußte noch nichts davon.

Als Richard an das Fenster stürzte, warf er den ganzen Tisch um, auf welchem die Lampen standen, so daß das Gemach blos von dem Wiederscheine des Außenbrandes in unbestimmter Gluth erleuchtet war.

Athalie saß noch immer in ihrem Fauteuil, in welchem sie die Liebeserklärung ihres Frohnherrn entgegengenommen hatte. Vielleicht war sie vor Schrecken ohnmächtig geworden.

Lord Timple kümmert sich jetzt gar wenig um sie. Sein Haus brennt über seinem Haupte, seine Dienstleute liegen unter seinen Füßen in tiefem Schlaf, der wüthende Sturm verzehnfacht die Gefahr — — wer soll jetzt an ein ohnmächtiges Frauenzimmer denken? Ist sie bei Bewußtsein, so wird auch sie fliehen, wo sie freien Weg findet; ist sie aber ohnmächtig, so mag ihr der Himmel gnädig sein.

Richard mußte trachten, seine Diamanten, diesen auf eine Million bewertheten Schatz, zu retten.

Er ließ seine Dame im Stich, hob das Kästchen in die Höhe und rannte damit zuerst zu dem feuerfesten Schrank; als er aber dessen Thür zuschlug, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf: — der Diamant ist brennbar, er verbrennt im Feuer; wie, wenn der Diamant in der großen Hitze, vor welcher der sichere Schrank Gold, Silber und Papier schützt, die Probe nicht bestünde? Wozu dies aufs Spiel zu setzen, da er doch das Ganze mitnehmen kann? Zwar ist's ein wenig schwer, doch besitzt der Mensch mehr als gewöhnliche Kräfte, wenn Gefahr droht.

Er riß das Diamantschränkchen wieder aus der Eisencasse, und dasselbe an den sich zu beiden Seiten befindlichen Griffen haltend, begann er, damit zur Treppe zu laufen.

Er mußte den Fauteuil passiren, in welchem Athalie saß, — sie saß auch jetzt noch dort. Lord Timple warf einen Blick auf sie; die Dame regte sich nicht. „Gute Nacht!" Der Mann flüchtete mit seinen Diamanten.

Als er, das breite Kästchen mit beiden Armen vor sich hinhaltend, aufs Gerathewohl der Geheimtreppe zustrebte, übersah er den Tisch, welchen er vor wenigen Augenblicken umgeworfen hatte; er strauchelte nun über denselben, fiel hin und brach sich ein Bein.

Als er sich erheben wollte, fühlte er, daß er den Fuß nicht gebrauchen konnte.

Ein namenloser Schrecken bemächtigte sich seiner.

Der Eingang zur Geheimtreppe ward dem Auge durch einen breiten Wandschrank entzogen, den man leicht zur Seite schieben konnte. Ein gebrochener Fuß genügt aber, jegliche Anstrengung zur Unmöglichkeit zu machen.

Noch dachte er nicht daran, nach Hülfe zu rufen; er kroch auf den Händen zu dem Wandschranke und versuchte, denselben wegzurücken. Es ging nicht. Auf der Erde liegend, hatte er keine Kraft dazu. Wie er sich nun hierbei abmühte, stützte er sich zufällig auf seinen gebrochenen Fuß, und dies verursachte ihm für einen Moment eine so furchtbare Qual, daß er, bis der erste rasende Anfall vorüberging, fast die Besinnung verlor und vor Schmerz Augen und Lippen wild zusammendrückte.

Dann schrie er voll Verzweiflung auf: „Hülfe!"

Schon fielen die Fensterscheiben, der nahenden Hitze

Digitized by Google

wegen, klirrend in das Zimmer, welches nunmehr bereits von einem strahlenden Lichte taghell erleuchtet war.

„Hülfe!“

Unten schliefen die Dienstleute noch immer.

Selbst der Verzweiflungsschrei erweckte Athalien nicht.

Jetzt schleppte sich Timple verzweiflungsvoll zu der in dem Fauteuil sitzenden Gestalt, und ihre Hand erfassend, begann er zu flehen:

„Athalie! Athalie! um Gottes willen! erwachen Sie!“

Athalie antwortete in dem ruhigen Tone Jener, die aus dem Schlaf erwachen und dies leugnen wollen:

„Ich schlafe nicht. Setzen Sie doch dort fort, wo Sie abgebrochen haben.“

„Es brennt! Das Haus brennt über unseren Köpfen, alles steht in Flammen.“

„Ja. Ich habe dies geträumt. Und da ich mich fürchtete, flüchtete ich hierher und erzählte es Ihnen; Sie sagten mir, es sei ein Traum gewesen und daß Sie mich liebten.“

„Sehen Sie doch, sehen Sie! die Flammen schlagen bereits zum Fenster herein!“

Jetzt erhob sich die Dame von ihrem Platz und blickte ruhig umher.

„So war denn das Andere ein Traum. Dann habe ich geträumt, daß Sie mich lieben.“

„Ich liebe Dich, Athalie! Doch jetzt komm, rette mich, sonst sind wir Beide verloren. Ich vermag nichts zu thun, denn ich habe mir den Fuß gebrochen. Um des Himmels Barmherzigkeit willen, sei wach, zögere nicht, sonst begräbt uns das Haus unter seinen Trümmern!“

Kalt blickte Athalie auf die sich zu ihren Füßen windende Gestalt, die den Zipfel ihres weißen Gewandes, wie ein letztes Rettungsmittel, ergriffen hatte.

Die Augen der Dame sprachen:

„Ich müßte nur den Saum meines Gewandes Deinen Händen entreißen, und Du würdest elend, unrettbar hier verderben. Du würdest zu Staub und Asche werden, sammt mir und meiner Schmach. Eine Hand würde genügen, Dich in Deiner Ohnmacht jetzt in den Abgrund der Verzweiflung zu stoßen, und ich würde über Dich lachen, bis Du in der Tiefe zerschellst. Doch nicht dies ist das Ende, welches für Dich bestimmt ist, — nicht dieses. Du mußt noch lange leben, um ans Ende zu gelangen — und auch dann mußt Du noch leben.“

„Was soll ich thun?“ fragte sie laut.

„Helfen Sie mir jenen Wandschrank hinwegschieben.“

Athalie trat zu dem Schrank und stieß denselben leicht zur Seite. Der Eingang zur Geheimtreppe war offen.

Dann trat sie zu dem auf der Erde liegenden Mann.

„Reichen Sie mir die Hand!“

Mit kindischer Freude ergriff Richard die ihm entgegengestreckte Hand und klammerte sich an dieselbe.

„Achten Sie darauf, daß Sie sich nicht auf Ihren gebrochenen Fuß stützen. Legen Sie ihren Arm um meinen Hals und lassen Sie sich um den Leib fassen.“

Und sie umfaßte den Mann, wie eine Mutter ihr Kind.

Inmitten so vieler Schreckniſse hatte Richard noch einen jetzt unzeitgemäßen Gedanken.

Schon krachten die Balken über ihren Köpfen. „Eilen wir! eilen wir!“

„Und die Diamanten?“ rief Lord Timple, indem er auf die verlassenen Schätze zurückblickte, indeß Athalie auf der ersten Treppenstufe mit ihm stand.

„Zwei Lasten kann ich nicht mit mir nehmen; nehme ich die Diamanten mit, so muß ich Sie hier lassen. — Ich lasse die Diamanten hier.“

Und damit eilte sie mit dem Manne die Treppenstufen hinab.

Abermals durchzuckte der frühere Gedanke den Lord.

Athalie langte mit dem Lord im Freien an, als die Bewohner der entfernteren Wirthschaftsgebäude bereits dem Schlosse zu Hülfe eilten. Sie ließ den Lord sofort in ein entfernt liegendes Jägerhäuschen transportiren.

Aus dem Fenster des Jägerhäuschens konnte man den Brand in seiner ganzen furchtbaren Pracht mitansehen.

Das ganze zweite Stockwerk des Schlosses stand in hellem Brand, Flammen züngelten zu sämmtlichen Fenstern heraus, vom Dach waren nur mehr die lohenden Sparren zu sehen, — die glühenden Schieferplatten wurden gleich den Funken eines ungeheuren Feuerwerkes von dem rasenden Element umhergeschleudert. Bald schlugen die Flammen auch zu den Fenstern des ersten Stockwerkes heraus, und als dieselben das dichte Epheugeranke erfaßten, das das Schloß von allen Seiten umsponnen hielt, schien es, wie wenn mit einem Male ein Feuerteppich mit blauer Flamme und weißem Rauch das ungeheure Gebäude vom Dachgesimse bis zum tiefstgelegenen Kellerfenster einhüllte! Alles mußte zu Asche verbrennen.

Der mit den Flammenriesen kämpfende Sturm peitschte an vereinzelten Stellen das sich gegen ihn auflehnende Ungeheuer, und je heftiger er mit ihm kämpfte, je höher schlug es empor; er riß ganze Stücke ab und entführte sie auf die Dächer der anstoßenden Gebäude, das verheerende Element auf Wirthschaftsgebäude, Bäume und Sträucher übertragend. Tannen und Fichten, das Gras auf den Wiesen — — alles brannte, und in den Lüften wirbelten die brennenden Lappen glänzender Seiden- und Kaschmirstoffe. Zu einem Fenster schoß eine in blauen, rothen, grünen und weißen Farben schillernde Flammensäule heraus; — dort brannten vielleicht gerade Diamanten im Werthe von einer Million!

Doch wenn die Diamanten, die Lord Timple bei dieser Feuersbrunst verlor, eine Million werth waren, so war das, was er an deren Stelle gefunden, eine zweite Million werth: das Mädchen, welches ihn gerettet hatte.

Das Wesen, welches er entführt, dem er Gewalt angethan, das er dem Geliebten entrissen, das er geschändet und vernichtet, ja noch mehr als vernichtet hatte und das er dann mit Hohn und Spott überhäufte, vor seinen Dienstleuten demüthigte, das er zu erröthen zwang, dessen Schmerz er verhöhnte, das er infam betrogen und dann ausgelacht hatte, das er gefangen hielt, an seine Schmach fesselte und an dessen Scham er sich ergötzte: — — dieses Wesen entschied sich, als es nach Gutdünken zwischen diesem Manne und dessen Schätzen wählen konnte — für den Mann und überließ die Schätze dem Verderben.

Und als dann der Mann mit dem gebrochenen Fuße gleich einem vom Sturme entzweigebrochenen Baume wochenlang ans Bett gefesselt war, voll Ungeduld die heilende Hülfe der Natur erwartend, da war es jenes Wesen, welches dieses Loger hassen und verfluchen mußte, das Tag und Nacht an seiner Seite wachte, ihn pflegte, für ihn Sorge trug, ihm amüsante Romane vorlas, um seine Langeweile zu verscheuchen, und da man Mylord seines gebrochenen Fußes wegen nicht aus dem Jagdhäuschen von Blackhill transportiren konnte, in dieser nunmehr unerträglich gewordenen Einsamkeit seine einzige Gesellschaft bildete.

Und häufig beschlich den Lord jener einzige Gedanke. Und dieser Gedanke war:

„Miß Athalie liebt mich doch!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Gajus Gracchus, der Volkstribun.“ Trauerspiel in 5 Acten von A. Wilbrandt. — „Herr und Frau Hippokrates.“ Lustspiel in 4 Acten von H. Heinemann.

Die erste und kräftigste Römertragödie Wilbrandt's, die socialpolitische Freiheitsdichtung, „Gracchus, der Volkstribun“, erlebt mit ihrer soeben glänzend vollzogenen Aufnahme in das Repertoir des Deutschen Theaters nicht etwa seine erste Aufführung in Berlin überhaupt. Im Frühjahr 1877 schon hatte sich das Nationaltheater an die schwierige Aufgabe gemacht, dieses Stück, in welchem das Volk und die schwer beweglichen Massen fortwährend und auf die lebhafteste Weise sich an der Handlung betheiligen, auf der norddeutschen Bühne einzubürgern, ohne jedoch einen unbestrittenen Erfolg für diesen Ver-

Digitized by Google

such, für den Barnay seine ganze künstlerische Kraft einsetzte, verzeichnen zu können. Auch in der „Gegenwart" hat damals eine eingehende Besprechung und Würdigung der Wilbrandt'schen Dichtung schon stattgefunden; gleichwohl können wir uns heute nicht versagen, nochmals auf sie zurückzukommen, da erst durch die Aufführung im Deutschen Theater ein vollgiltiger Beweis für die eminente Bühnenfähigkeit derselben erbracht worden ist.

In „Gajus Gracchus" sind der Volkstribun und ihm gegenüber der aristokratische Feldherr Scipio Afrikanus, ferner der Senat und ihm gegenüber die Römische Plebs die Haupthandelnden; die Körperschaften treten wie Figuren auf, auf deren Spiel viel ankommt. Das Zusammenspiel größerer Massen mußte also auf der Bühne, welche Wilbrandt's Jugenddichtung wirkungsvoll aufführen wollte, in erster Linie geübt sein, und darum ist auch der Erfolg, den das Deutsche Theater, das mit so viel Nachdruck in den Fußtapfen der Meininger wandelt, mit dieser Römertragödie errang, ein so gewaltiger, gegenüber den bloßen Achtungsbezeugungen, die das Nationaltheater, trotz Barnay, ihm zu verschaffen verstand.

Drei gewaltige, hinreißende Scenen birgt vor allen anderen Schönheiten das Stück in sich: die Rückkehr des jungen verbannten Tribunen nach Rom, seine Begegnung mit Scipio Afrikanus auf dem Forum und seine Rechtfertigung wegen des Todes Scipio's vor seinen Anhängern auf dem Aventin. In allen drei Scenen ist die gewaltige Rednergabe des jüngeren Gracchus, von dem Mommsen sagt, daß er wohl der bedeutendste Redner Roms gewesen sei, von dem Dichter mit unvergleichlicher Kunst zur Anschauung gebracht worden; in allen drei Scenen mußte demnach das Auditorium, gleichsam der Resonnanzboden für die erschütternden Töne, welche der Redner erzeugt, eine sorgfältige Durcharbeitung sowohl durch den Dichter als durch den Regisseur erfahren. Dem Dichter hat nach dieser Seite hin ein Shakespeare als Vorbild vorgeschwebt, dem Regisseur die Meininger Truppe. Beide haben, wenn auch nicht ihre Vorbilder erreicht, so doch Vorzügliches geschaffen: Wilbrandt durch die vortreffliche Individualisirung der Massen, des Senates und des Volkes, die an Stellen aus dem „Julius Cäsar" erinnert, und die Regie durch ein höchst sorgsames Einexerciren des Statistenpersonales. Nur durch dieses Zusammenarbeiten von Dichter und Darstellern konnten aber die großen Scenen gelingen und Eindruck machen.

Der Held des Römischen Aufstandes geht in der Tragödie zu Grunde durch das leidenschaftliche Rachegefühl, welches ihn wegen der Ermordung seines Bruders beseelt; in der Geschichte scheitern seine Pläne, weil die Republik und der Senat noch nicht mürbe und verfault genug sind, um einem Ansturm der Freiheit gegen die alten Satzungen nachzugeben. Die Tragödie Wilbrandt's ist also, obgleich die socialpolitischen Kämpfe der Gracchen den Hintergrund bilden, weit davon entfernt, eine politische oder gar eine freiheitlich-tendenziöse zu sein; die Rolle, welche ihr Titelheld zu spielen hat, ist lediglich eine psychologische, nicht eine agitatorische; er kann die guten Vorsätze, in friedlicher Weise für das Wohl des Staates zu sorgen, die ihm die Mutter und die Gattin einflößten, nicht aufrecht erhalten vor der Leidenschaftlichkeit, die sich seiner bemächtigt, sobald er an die Ermordung seines Bruders denkt. Hierin besteht seine ganze tragische Schuld, durchaus aber nicht darin, daß er sich zum Führer des verachteten Standes gegen die Herrschaft der Aristokratie aufwirft. Man thut also Unrecht, dem Werke Wilbrandt's eine besondere politische Bedeutung für unsere, durch sociale Kämpfe lebhaft bewegte Zeit beizumessen; seine einzige Bedeutung besteht in der herrlichen Kunst, mit welcher der Dichter uns in kurzen, ehernen Zügen die dämonische Figur des leidenschaftlichen genialen Tribunen zu zeichnen und in den bewegten Volksmassen für dieselbe einen großartigen Hintergrund zu schaffen verstand. Nur einem echten Dichter gelingt solche Lapidarschrift. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß Herr Kainz, der jugendliche Held des Deutschen Theaters, in einer dem Dichter congenialen Weise die Titelrolle auffaßte und in ihrer Ausführung eine seiner besten bisherigen Leistungen darbot.

Von den anderen dramatischen Novitäten, die in der verflossenen Woche zur Aufführung kamen, wollen wir allein eines Lustspieles Erwähnung thun, welches im Wallnertheater die jüngst erlittene Schlappe durch einen freundlichen Erfolg wett machte. Es betitelt sich: „Herr und Frau Hippokrates", hat Herrn H. Heinemann zum Verfasser und eine ähnliche Kurpfuscherei, wie sie im „Doktor Klaus" von L'Arronge einst die größte Heiterkeit erregte, zum Thema. Einige alte Späße, darunter das schon zu Zeiten Molière's alte Verstecken unter einer Tischdecke, sind geschickt aufgefrischt und einige Liebesscenen mit viel Humor und Liebenswürdigkeit ausgesponnen worden; sonst enthält das Stück kaum ein erwähnenswerthes, neues Lustspielmoment, und es ist nur der Genügsamkeit des Berliner Publicums und dem vortrefflichen Spiel der Mitglieder des Wallnertheaters zu verdanken, daß nicht abermals ein Mißerfolg für diese Bühne zu verzeichnen ist.

O. B.

Notizen.

Antoine Watteau. Gemälde und Zeichnungen. Nach Stichen von Boucher u. A. in Lichtdruck hergestellt von Albert Frisch. (Berlin, Mitscher und Röstell.) — Dem beobachtenden Blicke zeigt sich ein immer mehr um sich greifender Abfall von der den Kunstgeschmack des letzten Jahrzehntes ausschließlich beherrschenden Renaissance und ein Zurückgreifen auf die Vorbilder, welche die heiteren, graziösen Kunstformen des Rococo gewähren. Die erste Anregung hierzu mag wohl von dem Kunstgewerbe ausgegangen sein; die Architektur vermittelte den weiteren, wirksamen Uebergang, und jetzt greifen auch die Malerei und Plastik schon vielfach in diese Strömung mit ein. Einen guten Beweis für das kräftige Vorhandensein der letzteren liefert die obengenannte Publication des bekannten Verlags, welcher stets seine Fühlung mit den vorherrschenden Kunstströmungen zu behalten verstand. Der „Dichter unter den Malern des Rococo", Antoine Watteau, ist zum ersten Objecte für eine Reproduction aus jenem Zeitalter genommen worden. Albert Frisch hatte diesmal ein besonders vorzügliches Original für seine Vervielfältigung durch sein schon oft bewährtes Lichtdruckverfahren zur Verfügung, nämlich das von Boucher und unter seiner Leitung gestochene Kupferstichwerk in dem vortrefflichen Abzuge, welcher sich in dem Berliner Kupferstichcabinete befindet. Die uns vorliegende erste Lieferung beginnt mit dem berühmten Selbstportrait Watteau's und enthält u. A. als fünftes Blatt den von Desplace gestochenen „Frühling", welchen Watteau mit noch drei anderen Gemälden (Jahreszeiten) für den Speisesaal seines Gönners Crozat malte. Aus den „Scènes de la vie familière" finden wir die von Aveline nach dem Plafondgemälde im Gersain'schen Hause gestochene „L'enseigne" und aus den „Pastorales galantes" mehrere Stiche von Huquier, Audran und Aubert, von dem letzteren die berühmte „Promenade sur les remparts". Wenn man bedenkt, daß gerade die Boucher'sche Sammlung die besten Werke Watteau's und die besten Stiche nach ihm enthält, darf man wohl mit Spannung und Interesse dieser Reproduction jenes Werkes entgegensehen, dessen erste Lieferung uns schon so herrliche Perlen, wie die obenerwähnten, brachte. Wir werden jedenfalls im Verlaufe der Publication auf das allen Kunstfreunden warm zu empfehlende Prachtwerk zurückkommen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

hrsg. von Prof. Jos. Kürschner. Bd. 13. Deutsches Leben im Volkslied um 1530, hrsg. von Rochus Freiherr von Liliencron. VIII u. 436 S. 8°. und Bd. 54 Wieland's Werke, 4. Theil. Aristipp 1. u. 2. Buch, hrsg. von H. Pröhle XXII u. 392 S. 8°. Brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

---

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Soeben erschienen:

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von
H. A. Berlepsch.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Zweite wohlfeile Volksausgabe.

Umgearbeitet, vermehrt und ergänzt vom Sohne des Verfassers.
Mit 18 Illustrationen nach Originalzeichnungen von **Emil Rittmeyer.**
Lex.-8. 1 starker Bd. 37 Bogen, eleg. broch. 6 Mk., hocheleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.

Dieses vorzüglich ausgestattete und allgemein als würdige Ergänzung von Tschudis Thierleben der Alpenwelt bezeichnete klassische Werk wurde in fast alle Sprachen der Civilisation, als in das Dänische, Englische, Französische, Holländische, Russische und Schwedische übersetzt. Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie dem Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wassermann, Prof. Dr. Heinr., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —

Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X und 288 Seiten. M. 4.50.

Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4.

Schack, A. F. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8°. 164 Seiten. M. 3. —

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8°. XII und 394 Seiten. M. 5. —

Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8°. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlag erschienen:

Gesammelte

Essays u. Charakterköpfe

z. neuern Philosophie u. Literatur

von

Dr. Mor. Brasch.

2 Bände: à 4,50 M.

Inhalt: I. Band: Z. Philosophie d. Weltgeschichte. — Socialist. Phantasiestaaten. — Die Idee d. ewig. Friedens. — Z. Philosoph. d. Schönen.

II. Band: Lotze. — Fortlage. — Kantiana. — Hugo Grotius. — Hegel. — Schleiermacher. — Herbart. — Bruno Bauer. — E. Bacon-Frage. — Fr. Alb. Lange. — Fröbel. — J. J. Rousseau als Religionsphilosoph. — D'Alembert. — Emerson.

Theodor Huth,
Verlags-Buchhandlung.

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Bei **Alfred Krüger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig,** ist erschienen:

Gesammelte Schriften

von

Emil Taubert.

Erster Band.
(3 Novellen.)
17 Bogen, 8°. Elegant ausgestattet.
Preis brosch. 3 Mark.

Panzerschiffe od. Torpedoboote?

Sogenannte Tagesfragen.

Erwiderung a. e. Artikel d. Revue des deux mondes **„Torpilleurs et Canonnières"**

● von einem Seeofficier ●

d. Kaiserl. Viceadmiral Batsch.

Preis 80 Pfge.

Von größtem Interesse für Marine-Officiere, Schiffbau-Ingenieure u. Reichstagsabgeordnete.

Braunschweig. Goeritz & zu Putlitz.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für ein **Damen-Modejournal,** welches in **besseren Kreisen** eingeführt ist, werden für die **belletristische Beilage** Beiträge von bekannten Autoren gesucht; kurze Novellen und Erzählungen, Essays, praktische Winke für das Haus 2c.

Gefl. Offerten sind unter Chiffre **P. S.** an die Expedit. d. Bl. zu adressiren.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 14. November 1885. Band XXVIII.

DEC 1 1885 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur geheimen Geschichte des egyptischen Feldzuges. Von Karl Blind. — Freiherr von Hofmann. Von J. Herzog. — **Literatur und Kunst:** Das Goethe-Haus und seine Schätze. Von Robert Keil. — Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme". Von Carl du Prel. — Die Geschichte der deutschen Historiographie. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Concurrenz um das Lutherdenkmal. Von A. L. — Inserate.

Zur geheimen Geschichte des egyptischen Feldzuges.

Von Karl Blind.

So weitgehende verderbliche Folgen haben sich an die Gewaltthat des Ministeriums Gladstone gegen die Arabi'sche Reformbewegung in Egypten geknüpft — es seien hier nur die blutigen Mißerfolge im Sudan, die Ermuthigung Rußlands zum Eindringen nach Afghanistan, und schließlich der Sturz der liberalen Regierung genannt —, daß Alles, was auf die geheimen Zettelungen in dieser Sache Licht zu werfen geeignet ist, Anspruch auf Bedeutung machen darf.

Es gibt in England keinen Mann, der darüber mit größerem Gewicht zu sprechen vermöchte, als Herrn Wilfrid Blunt. Mit beträchtlichen eigenen Opfern hat er bekanntlich den jetzt in Ceylon in der Verbannung lebenden egyptischen Heer- und Volksführer vom schon sicher scheinenden Tode gerettet. Seiner anerkennenswerthen Bemühungen und trefflich belegten Darstellungen habe ich mehr als einmal gedacht. Jetzt liegt von ihm eine weitere Auseinandersetzung vor, welche einen tiefen Einblick in das vergangene Getriebe thun läßt. Die Auseinandersetzung ist von um so größerer Wichtigkeit, da Herr Blunt, trotz politischen Parteiunterschiedes, mit Gladstone seit Jahren persönlich befreundet, von ihm auch brieflich vor der schmachvollen In-Brand-Schießung Alexandriens geradezu als „entscheidender Gewährsmann" (authority) anerkannt worden war.

Zufolge Herrn Blunt ist es wesentlich Sir Charles Dilke gewesen, der mit Gladstone und dem anfänglich etwas widerwillig oder zögernd an die Sache herangehenden Lord Granville den Angriff auf Egypten betrieb. Lord Hartington sei rasch dafür gewonnen worden; nachher auch Herr Chamberlain, als die Verschlimmerung der gewerblichen Zustände in England zur Unterstützung der Unternehmung angeführt wurde. Diese Angaben stimmen mit denen überein, welche ich vor Jahren aus bester Quelle zu machen in der Lage war.

Der Feldzug war in der That das Werk eines „inneren Cirkels" im Cabinete. Ein außerhalb des Cabinetes Stehender, der damalige Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Sir Ch. Dilke, war jedoch zur Mitleitung der Angelegenheit nicht blos herangezogen, sondern spielte eine Hauptrolle — und zwar in Folge seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Gambetta. Die gemeinschaftliche Note Frankreichs und Englands wurde dadurch erzielt: es sollte damit die Wiedererneuerung des zu Ende gehenden Handelsvertrages gefördert werden. Nachträglich schieden sich freilich die Wege Englands und Frankreichs, und so auch Dilke's und Gambetta's.

Es wäre übrigens ein Irrthum, zu glauben, daß der damalige Unterstaatssecretär des Auswärtigen gerade in der egyptischen Frage seinen Grundsätzen ungetreu geworden und lediglich so gehandelt habe, um sich einen Sitz im Cabinete zu erringen, aus welchem ihn die Abneigung der Königin bis dahin ferngehalten hatte. Dilke's Vater war mit dem Prinzen Albert gut befreundet. Der Sohn aber leitete eine Zeit lang, in Gemeinschaft mit dem Arbeiterführer Odger, eine demokratische Propaganda. Im Hause Hepworth Dixon's und des radicalen Unterhausmitgliedes P. A. Taylor machte ich Sir Charles Dilke's Bekanntschaft, noch ehe er die politische Laufbahn betreten; und nur zu gut ist mir aus seinem späteren Wirken erinnerlich, daß er von jeher eine Art Schutzherrschaft Englands über Egypten angestrebt hat. Von der Mitschuld an einem rechtswidrigen, barbarischen Verfahren, welches der nach der Bombardirung von Alexandria aus dem Cabinet ausgetretene John Bright als eine „Verletzung des Sittengesetzes und des Völkerrechtes" gebrandmarkt hat, ist Dilke darum doch nicht freizusprechen.

Nach Herrn Wilfrid Blunt's Ansicht trifft diese Mitschuld freilich den greisen ehemaligen Volkstribunen selbst; denn auch Bright sei bei dem Cabinetsrathe zugegen gewesen, in welchem das Vorgehen gegen Alexandria beschlossen worden. Es ist immer schwer, in derlei Dingen der Sache ganz auf den Grund zu kommen. Eine Aufzeichnung über Verhandlungen und Beschlüsse im Cabinete findet nämlich — wie ich früher in der „Gegenwart" auseinandergesetzt habe — nicht statt, da das Cabinet, streng genommen, eine nicht ganz verfassungsgemäße Zusammenkunft der Hauptminister ist. Das Wort „Cabinet" ist deshalb auch bis in die neuere Zeit herein im Parlament vermieden worden.

Ich meinerseits neige zu der Meinung, daß John Bright hintergangen worden ist, und daß sich daraus die Stärke seiner Entrüstung erklärt, die in seinen obenerwähnten Ausdrücken liegt. Niemand ist geschickter als Gladstone, mit Worten so zu spielen, daß sich daraus leicht eine Täuschung ergibt. „Es ist kein Krieg!" sagte er zur Beruhigung des Unterhauses, als die Dinge in Fluß kamen; „kein Krieg ist beabsichtigt!" Man erinnerte ihn später daran. „Wie?" rief er dann, offenbar innerlich lachend, aus, „Sie haben nicht bemerkt, daß wir Krieg führten?"

Man mag John Bright vorwerfen, daß er nicht vor dem völkerrechtswidrigen Angriff auf Alexandria austrat; daß er sich überhaupt hatte täuschen lassen. Wie sehr ja schon die gemeinschaftliche Note vom 8. Januar 1882 geeignet war, zum Kriege zu führen, darüber wurde der Vertreter Englands zu

Digitized by Google

Kairo, Sir Eduard Malet, keinen Augenblick im Zweifel gelassen. Die Note sicherte bekanntlich den Schutz Tewfik's sowohl gegen innere, als auch gegen äußere Gefahren zu. Bei der Art aber, wie sich die Verhältnisse einmal in der egyptischen Volksbewegung zugespitzt hatten, mußte dies nothwendig zum Ziehen des englischen Schwertes gegen Arabi's Partei führen.

Hier folgen wir nun den äußerst wichtigen Angaben von Herrn Wilfrid Blunt. Er befand sich in Malet's Hause zu Kairo, als die Note eben ankam.

„Was halten Sie davon?" frug der englische Diplomat.

Herrn Blunt's Antwort war: „Ich bin überzeugt, daß dies den Krieg bedeutet, und daß das egyptische Volk es so auffassen wird."

Die einheimischen Führer der Nationalbewegung erklärten ihrerseits, als sie von der Sache vernahmen: „Das ist der erste Schritt zur Einverleibung!" Von diesem Augenblick an hegte die Partei Arabi's, welche im Grunde die des ganzen politisch denkenden Landes war, Verdacht gegen England.

Unter diesen Umständen schrieb Herr Blunt an Gladstone. Zu dem Schritte war er schon darum berechtigt, da die Darlegung der leitenden Grundsätze der egyptischen Nationalpartei von Arabi und den anderen Führern unter Beihülfe von Herrn Blunt aufgesetzt worden war. Zwei egyptische Officiere waren dabei anwesend; alle Uebrigen gehörten dem bürgerlichen Stande an. Das Schriftstück wurde zum Theile von Arabi selbst dem Schreibenden in die Feder gesagt.

Der erste Satz erkannte die Stellung Egyptens zu der Oberherrschaft des Sultans an; denn die neue Verfassung sollte auf vollkommen gesetzlicher Grundlage errichtet werden. Der zweite Satz sprach die Treue der Nationalpartei gegenüber dem regierenden Statthalter aus und sicherte eine Unterstützung seiner Herrschaft zu, so lange er in Uebereinstimmung mit Recht und Gerechtigkeit und gemäß seinen Versprechungen vom September 1881 handle. Der dritte Satz erkannte die von den Regierungen Englands und Frankreichs dem Lande geleisteten Dienste an, desgleichen die Nothwendigkeit der gemeinsamen Oberaufsicht; doch mit dem Hinzufügen einer Hoffnung, Egypten bald ganz in egyptischen Händen zu sehen.

Der Schluß lautete:

„Die Nationalpartei von Egypten ist eine staatliche, keine religiöse Partei. Sie schließt in ihre Reihen Männer der verschiedensten Stämme und Glaubensbekenntnisse ein. Sie ist hauptsächlich mohammedanisch, weil eben neun Zehntel der Egypter Mohammedaner sind; aber sie hat die Unterstützung der Masse der koptischen Christen, der Juden und Anderer, die den Boden Egyptens kennen und seine Sprache reden. Zwischen diesen macht die Nationalpartei keinerlei Unterschied; indem sie alle Menschen als Brüder ansieht, mit gleichen politischen und bürgerlichen Rechten .... Mit den in Egypten wohnenden Europäern hat die Nationalpartei keinen Zwist, weder ob ihres christlichen Bekenntnisses, noch ob ihrer Eigenschaft als Fremder, so lange sie gemäß den Gesetzen leben und ihren Antheil an den Staatslasten tragen."

Hier liegt gewiß ein schlagender Beweis gegen die öfters vorgebrachte Anklage auf christenfeindliche Glaubenswuth vor. Herr Blunt ist im Besitze des von einem koptischen Patriarchen, mehrere Wochen nach der Schlacht von Tel-el-Kebir geschriebenen Briefes, worin offen anerkannt ist, daß er (der Patriarch) „für Arabi's Sache die wärmste Theilnahme empfand und noch empfindet, und daß Alle bereit waren, zu Arabi zu stoßen und auf seiner Seite zu kämpfen". In der That fiel eine größere Anzahl koptischer Christen in jener Schlacht. Der Brief war geschrieben, als Arabi bereits kriegsgefangen im Gewahrsam lag. Die Echtheit der in dem Schreiben enthaltenen Gesinnung ist somit unbezweifelbar. Keine geistliche Schlangenklugheit war da mit im Spiele.

Arabi Pascha wird von Herrn Blunt als ein so freisinnig denkender Mann geschildert, wie man ihn nur im Orient finden könne. Seiner Religion hänge er an; im Uebrigen sei er sehr gut belesen und stehe aller finsteren Glaubensschwärmerei fern. Für sein Land, für sein Volksthum fühle er allerdings in der Weise, wie es sich Jedem gezieme. Angenommen, eine fremde, sage man: eine mohammedanische Flotte segle die Themse herauf, um England anzugreifen — würde da nicht die hiesige Geistlichkeit ebensowohl, wie die gesammte Bevölkerung zum Widerstande aufrufen und ihn leisten? „Sogar Herr Gladstone", meint Herr Wilfrid Blunt, „würde das thun".

Dieser letzteren Ansicht pflichten wir entschieden bei. Sind doch die mohammedanischen Türken für Gladstone die „eine, unmenschliche Abart der Menschheit": eine Behauptung, die man beinahe für fanatisch halten könnte.

In dem Briefe des Herrn Blunt an den Premier Englands war die Darlegung der Grundsätze der egyptischen Nationalpartei eingeschlossen. Es war auch darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich die Freunde des Fortschritts im Westen darüber freuen könnten, ein so unerwartetes Anzeichen des politischen Lebens und der Sittigung in einem Theile des Ostens sich erheben zu sehen, den man bisher für ganz zurückgeblieben erachtet hatte. Sollte eine liberale englische Regierung nun die Absicht haben, diesen vielversprechenden Keim zu erdrücken, zu vernichten?

Herr Blunt erinnerte Gladstone ferner daran, daß er selbst ihm einst den Wunsch ausgesprochen: die Völker des Ostens möchten sich aus eigener Kraft wieder zu neuem Leben erheben. „Siehe da!" bemerkte der Freund Arabi's; „in Egypten ist ein solcher Nationalwille erstanden und ringt jetzt nach dem Ausdrucke, um Europa von seinem Dasein zu überzeugen."

Hier möchten wir unsererseits freilich die Vermuthung aufstellen, daß Gladstone eben nur christliche Völker, nämlich solche, welche der rechtgläubigen Kirche des Ostens angehören, gemeint habe. Gilt er doch dafür, daß er eine Wiedervereinigung der anglikanischen, römisch-katholischen und griechisch-orthodoxen Kirche erstrebt; und erklärt man doch aus solchen theologischen Gründen seine Russen- und Bulgarenfreundlichkeit.

Sei dem, wie ihm wolle, Herr Wilfrid Blunt hatte einen gewissen Grund, bei Gladstone Theilnahme für das egyptische Volksthum vorauszusetzen. Folgendes ist der Wortlaut der Erwiderung des damaligen liberalen Premiers an Herrn Blunt:

„Sie werden, davon bin ich überzeugt, die Gründe anzuerkennen wissen, welche mich hindern, eine vollkommen entsprechende Antwort auf Ihren höchst anziehenden Brief über die egyptischen Angelegenheiten zu ertheilen, die, ich sage es mit Bedauern, keinen unbedeutenden Theil meiner Aufmerksamkeit täglich in Anspruch nehmen. Aber den Vortheil weiß ich wohl zu schätzen, einen solchen Brief von einem so hervorragenden Gewährsmann zu besitzen; und ich hege nicht den mindesten Zweifel, daß, wenn nicht ein ganz trauriger Mangel an Einsicht auf der einen oder der anderen Seite, oder ich könnte sagen, allseitig eintritt, wir gewiß im Stande sein werden, diese Angelegenheit zu einem günstigen Austrage zu bringen. Meine eigenen Ansichten über Egypten sind im „Nineteenth Century" kurz vor unserem Austritt entwickelt worden; und **ich wüßte nicht, daß wir irgend welchen Anlaß hätten, sie zu ändern.**

Ich verbleibe, mein lieber Herr,

Ihr ganz ergebener

W. E. Gladstone."

War das nicht recht erfreulich? Wer sollte da glauben, daß das Ministerium, oder vielmehr das Cabinet, oder vielmehr der „innere Cirkel" des Gladstone'schen Cabinets Schlimmes im Schilde führe?

In der Abhandlung im „Nineteenth Century" schien nämlich der damalige liberale Oppositionsführer wie in zweitem Gesicht Alles vorauszusehen, was gegen Egypten dereinst gethan werden würde. Nur glaubte er nicht — wie Herr Blunt beifügt —, daß er selbst zur Ausführung der schlimmen That ausersehen sei. Egypten war, zufolge dem Aufsatz in der genannten Monatsschrift, in keiner Weise Englands Sache; denn nur zu viel Land, zu weit ausgebreitete Besitzungen, sagte Gladstone, gehören dem Reiche bereits an. Ob man in Egypten durch Dieberei oder durch Kauf Boden fasse: unfehlbar müsse daraus ein weiteres Reich erstehen, das da wachsen

Digitized by Google

und wachsen würde, bis das Nilthal sich, durch den Gleicher hindurch, mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung vereinige. Dies sei für England eine zu große Last. Was den Suezcanal anlange, so habe er für England durchaus keine Lebensbedeutung; der richtige Weg desselben sei ums Vorgebirge. Egyptens bedürfe daher England nicht.

Nun denn, Herr Blunt zeigte Gladstone's Beschwichtigungsbrief Arabi und den anderen Führern. Der durch die englisch-französische Note erregte Verdacht würde dadurch bedeutend gemildert, wenn nicht ganz beseitigt. Man traute von nun an wieder Gladstone, war jedoch nicht des Auswärtigen Amtes in London sicher.

Bald darauf drangen die Notabeln Egyptens auf Gewährung einer regelmäßigen Verfassung. Sir Auckland Colvin ließ die Aeußerung fallen: „er werde Alles thun, um die Nationalpartei zu stürzen, eine Einmischung und wo möglich den Anschluß Egyptens an England herbeizuführen". Sir Auckland Colvin ist, wie Herr Blunt bemerkt, einer jener indischen Beamten, welche auf Austilgung aller noch halb unabhängigen Vasallen-Staaten ausgehen. Aehnlich wollte er in Egypten verfahren. Herr Blunt ist überzeugt, daß alle weiteren Schritte von da an unter Einholung des Rathes von Colvin erfolgten, der auf Sir Eduard Malet großen Einfluß übte.

Aber konnte eine liberale englische Regierung Truppen nach Egypten werfen, um ein Parlament zu stürzen, das sein eigenes Landesbudget feststellen wollte?! Sah das nicht lächerlich oder noch schlimmer aus?

Zufolge Herrn Blunt blies Sir Auckland Colvin dem „Times"-Berichterstatter jede Woche die nöthigen Mittheilungen ein. Colvin selbst war der Berichterstatter der damals noch unter der Leitung des radicalen Herrn John Morley stehenden „Pall Mall Gazette". So und durch ähnliche Mittel sei die öffentliche Meinung gemacht worden. Herr Morley ließ sich durch Colvin täuschen.

In dieser Lage beschloß Herr Blunt, persönliche Unterredungen in England zu suchen. Arabi sagte ihm: er betrachte England als den naturgemäßen Schützer einer erstehenden Freiheitssache; und er bat Herrn Blunt, darauf zu bringen, daß Jemand nach Egypten ausgesandt werde, der unparteiisch die Lage untersuche, damit eine friedliche und gerechte Beilegung erfolge.

Im Auswärtigen Amte zu London war die Unterredung des Freundes Arabi's mit Sir Charles Dilke keine befriedigende. Diesen will Herr Blunt unbedingt nicht von der Schuld an der Bombardirung freisprechen. Die Unterredung mit Lord Granville förderte die ungeheuerliche Behauptung des Letzteren zu Tage: man wisse mit Bestimmtheit, daß Arabi im Solde des abgesetzten Khedives Ismail stehe!"

„Nun weiß ich", erklärt Herr Blunt, „daß, wenn es einen Mann in der Welt gibt, welchen Arabi Pascha und die Egypter hassen, Ismail dieser Mann ist, und daß man mit ihm unter keinem Vorwand, sei es irgend welcher, auch nur den geringsten Verkehr haben wollte". Kein Wunder, daß Herr Blunt dem englischen Minister des Auswärtigen erklärte: „wenn er Solches von Arabi glauben könne, so sei jede weitere Auseinandersetzung unbedingt werthlos".

Darauf sah Herr Blunt den Premier, der die Abhandlung im „Nineteenth Century" verfaßt hatte. Die Geheimschreiber Gladstone's, die Herren Godby, Hamilton und Seymour, sagten Herrn Blunt sofort: „man möge auf dem Auswärtigen Amte denken, was man wolle, für Herrn Gladstone sei es unmöglich, seine Zustimmung zur Einmischung oder zum Krieg und zur Niederwerfung der Freiheit zu ertheilen." Die Geheimschreiber drückten auch noch ihre Hochachtung für die Gesinnungen des Herrn Blunt aus.

Also wieder sehr schön!

Bei Gladstone selbst fand Herr Blunt recht freundlichen, anmuthenden Empfang. Es fiel dem Premier nur auf, daß das egyptische Heer auf Seiten der Freiheit sein solle: eine Meinung, die ihn uns als in der Geschichte des englischen Freistaates unter Cromwell, der neueren spanischen Umwälzungen, auch der deutschen Geschichte von 1849 (Baden-Pfalz) nicht recht bewandert erscheinen läßt. Herr Blunt klärte indessen Gladstone über die egyptischen Heerführer auf, und dieser schien überzeugt.

Dann meinte Gladstone: ob nicht Arabi das Land vielleicht „an den Sultan verrathen" wolle? Herr Blunt erwiderte: „er kenne den gepflogenen Briefwechsel; es handle sich darin lediglich darum, daß Arabi Sorge tragen müsse, eine Einmischung Europas in Egypten zu verhindern." Arabi war damals Kriegsminister und handelte selbstverständlich in diesem Sinne. Im Uebrigen stand er zu der Sache der unabhängigen Selbstverwaltung des Landes.

Herr Gladstone wollte dann Genaues über die Führer aus dem bürgerlichen Stande hören. Sehr eifrig horchte er auf, als er vernahm: einer derselben mache Reden in Versen. Sofort schrieb er sich den Namen des Mannes sorgfältig auf. Im ferneren Verlauf des Gespräches konnte Gladstone sich nicht der eigenthümlichen Bemerkung enthalten: „Die Bulgarei hat nicht gekämpft, und doch hat sie ihre Freiheit erlangt!" Wie das auf Egypten passen soll, ist nicht ersichtlich — es wäre denn, daß Gladstone mittelst Egyptens gegen die Türkei dieselbe Rolle zu spielen gedachte, wie sie Rußland 1877—78 gespielt hatte.

Diese Ansicht habe ich in der That gleich bei Beginn des egyptischen Feldzuges ausgesprochen.

Die Unterredung bei Gladstone schloß damit, daß er versprach, im Unterhause etwas zu Gunsten der Nationalpartei zu sagen. „Wollen Sie mir erlauben, irgend eine Botschaft der Theilnahme nach Egypten zu überbringen?" frug Herr Blunt. Die erste Antwort war ablehnend und ausweichend. Schließlich sagte der vielkundige Redner:

„Ich ermächtige Sie, Folgendes zu thun: Sie können die Eindrücke, die Sie von meinen Gefühlen empfangen haben, in Ihrer Weise dort wiedergeben!"

Delphisch!

Indessen, Herr Blunt traute seinen Eindrücken und schrieb nach Kairo: „Im Auswärtigen Amte herrscht eine gewisse Gedankenrichtung vor; von daher werdet Ihr immer von den Finanz-Interessen des Landes hören. In Herrn Gladstone aber habt Ihr einen Mann von unbedingt anderem Wesen. Dieser Mann hat ein Herz und ist fähig, für Euch zu fühlen."

Ich meinerseits habe von Anfang an eine entgegengesetzte Schätzung des Wesens und Verfahrens von Gladstone in der deutschen Presse aufgestellt. In der Versammlung von Parlamentsmitgliedern und Anderen, welche nach Abgang Gordon's durch den „Schiedsgerichts- und Friedensverein" nach dem Gasthofe „zum Westminster-Palast" berufen wurde, habe ich — wie früher in diesem Blatte geschildert wurde — den unausbleiblichen Mißerfolg und die daraus nothwendig sich ergebende Ermuthigung Rußlands als sicher bevorstehend entwickelt. Noch damals jedoch schloß Herr John Morley, obwohl er einen Theil dieser Ausführungen, was die Vergangenheit betraf, als richtig anerkannte, mit den Worten: „Es liegt nichts vor, worüber wir uns aufzuregen hätten!" (There is nothing to excite ourselves about.)

Der ganze Eindruck, den ich seit Jahren von Gladstone's Gebahren in der egyptischen Sache empfing, war der, daß es von vornherein auf eine großartige Täuschung abgesehen war. Nicht unzufrieden war ich daher, an der versuchten Reise zu ihm nach Schloß Hawarden, zu welcher der Obmann des Schiedsgerichts- und Friedensvereines, ferner Herr Wilfrid Blunt und ich erwählt worden waren, durch einen besonderen Abhaltungsgrund am Vorabende des Weihnachtstages verhindert gewesen zu sein. Ich war übrigens stark der Meinung, daß es eine Reise nach der Burg Malepartus sein werde, und der Ausgang hat es bewiesen.

Die In-Brand-Schießung Alexandriens, und was sich sonst noch daran knüpfte, ist nach meiner Ueberzeugung in Gladstone's Plan gelegen. Er trägt vor der Geschichte die volle Mitschuld. Was auf der Balkan-Halbinsel unlängst vorging, ist wohl noch eine späte Folge dieser seiner That; denn wenn England tief in einer blutigen Verwickelung in Egypten festsaß, so hatte die Petersburger Regierung, so

Digitized by Google

hatten die panslavistischen Ausschüsse ein Interesse daran, gleichzeitig gegen Afghanistan und vor Constantinopel sich zu rühren. Fortzeugend hat die böse That stets von Neuem Böses geboren; und daß es so kommen werde, auch das ist von uns, mit besonderem Bezuge auf das Vorland Indiens und auf die orientalische Frage, längst vorausgesagt worden.

Freiherr von Hofmann.

Von J. Herzog.

Jeder Wiener hat ihn gekannt. Nicht erst aus den letzten Jahren, da man ihn als Generalintendanten der beiden kaiserlichen Hoftheater allabendlich in seiner Amtsloge im Schauspielhause und in der Oper sah, sondern lange früher. Seit mehr als zwanzig Jahren war Baron Hofmann eine Stadtfigur. Ob er in einflußreicher Stellung lebte und eine große Gewalt in seinen Händen concentrirte, oder ob die Ungnade des Mächtigen ihn spazieren gehen hieß, er liebte es, sich möglichst oft öffentlich zu zeigen, ein populärer Mann zu heißen. Wenn man den Schein für die Wirklichkeit nimmt, was Baron Hofmann sehr oft in seinem Leben gethan hat, so konnte man sagen, er sei eine volksthümliche Persönlichkeit gewesen. Wer mehr fordert und die öffentliche Neigung und die Hingebung der Menge als die Bedingung der Popularität aufstellt, wird den Baron Hofmann nur als stadtbekannte Persönlichkeit gelten lassen. Selbst dies mit gewissen Beschränkungen. Obwohl der nun Verblichene viel auf seinen „alten Adel" hielt — sein Großvater hatte sich das „von" erworben — und gern erzählte, daß ihm nach Erhalt des Stefansordens, der den Anspruch auf den österreichischen Freiherrnstand gibt, der Kaiser erst bedeuten mußte, von der Möglichkeit des Avancements Gebrauch zu machen, so haben die Aristokraten ihn nicht recht als ihresgleichen gelten lassen, ja oft über ihn gespöttelt und gewitzelt. Ebenso wenig drang er in die tieferen Volksschichten hinab, vielleicht weil er seine büreaukratische Stellung niemals so vollständig abschütteln konnte, als es vorher nothwendig gewesen wäre. Die Bourgeoisie im weitesten Umfange des Wortes war sein Element, gleichgültig, ob man darunter die reichen nobilisirten und nicht nobilisirten Fabrikanten, die Directoren von Banken und die Verwaltungsräthe von Eisenbahnen, die Zeitungsherausgeber und die Inhaber von Luxusgeschäften, die nichtsthuenden literarischen und Kunstdilettanten, die Rentiers, die Salonfrauen und die verschämten Armen begreift. In ihrer Mitte befand sich Baron Hofmann am wohlsten, nach ihnen verlangte sein Herz auch im Drange der wichtigsten Geschäfte. Denn hier galt er mehr als sonst wo, mochte er selbst das höchste Amt im Staate bekleiden, hier sah man zu ihm hinauf, und das that dem Manne wohl, der noch im Zenith seines Glanzes und seines Einflusses hinter den Coulissen einen widerwärtigen und ermüdenden Kampf um sein Ich, um Alles, was er war oder noch erreichen wollte, kämpfen mußte. Weil er selbst ein Meister der kleinen Intrigue war, legten auch die Anderen ihm überall Netze und Fangeisen. Inmitten des Bürgerthums konnte er auch dem Hange seines Herzens genügen, der ihn in einem seltsamen Gemisch von Güte und Selbstgefälligkeit gern die augenblickliche Noth eines Individuums oder eines Instituts bemeistern hieß. Wieviel Geld der Reichen hat Hofmann — nicht den Armen — aber den Bedrängten und Bedrohten überbracht, Leuten, die in Gefahr waren, ihre Stellung zu verlieren, weil sie sich einmal aus Zwang oder Leichtsinn in Schulden gestürzt hatten. Man kann diese Art, sich seine anderweitige Gunst von den Millionären bezahlen zu lassen, gewiß nicht unedel heißen; die Einschränkung des ihr gebührenden Lobes bezieht sich nur darauf, daß diese Wohlthätigkeit in den verschiedensten Formen zu einem Machtmittel in der Hand des Baron Hofmann geworden war. Er half seinen Anhängern, seinen Günstlingen. Wer ihm nicht zu Gesichte stand, hatte es viel schwerer. Baron Hofmann erhob sich in diesem Punkte nicht über die Gewöhnlichkeit.

Auch aus einem anderen Grunde fühlte sich der Verstorbene am wohlsten in den besseren Schichten des dritten Standes. Er hatte nicht blos den Ehrgeiz, seinen Namen mit den verschiedensten wissenschaftlichen, künstlerischen und humanitären Vereinen zu verbinden, ihn überkam auch oft der Wunsch, Neues zu schaffen, und insbesondere besaß er das Talent, aus dem kleinen Gedanken eines Anderen etwas Größeres, Werthvolles und Gesundes zu machen. Die Mittel hierzu holte er sich von den bürgerlichen Millionären. Denn unsere Aristokratie, so reich sie ist und so wenig sie im Allgemeinen ihre bevorzugte Stellung hervorkehrt, macht doch, mit sehr wenigen Ausnahmen, bei fast gar keiner Gelegenheit gemeinsame Sache mit dem Volke. Der kaiserliche Hof ist über alle Maßen splendid, Fürst Liechtenstein und Graf Wilczek fehlen bei keiner Veranlassung mit ihrem Gelde. Aber sonst wird man die schon im Mittelalter ruhmbedeckten Namen der österreichischen Cavaliere kaum finden, ob es sich nun um eine Sammlung für Ueberschwemmte oder um ein Asyl für Obdachlose, oder um ein wissenschaftliches oder literarisches Unternehmen handelt. Die edlen Herren haben einen eigenen kleinen Staat zu erhalten, und dieser consumirt offenbar ihre ganze Revenue. Man darf sich darüber nicht einmal wundern, denn die Herrschaften wissen eigentlich nicht viel von ihrem Vermögen, das fast unverändert von Geschlecht auf Geschlecht kommt; sie haben nur ihr Einkommen und ihre Bedürfnisse vor Augen, die sich in den meisten Fällen vollkommen decken. Die Bürgerlichen aber erwerben großen Besitz in einer und derselben Generation, sie handtieren leichter oder leichtsinniger mit dem Gelde. Daraus zog Baron Hofmann den Vortheil für alle seine Zwecke; heute für eine verschuldete Schauspielerin, morgen für eine geographische Expedition. Er wußte vornehm zu bitten und erreichte, was er wollte. Dafür erschien aber auch „Seine Excellenz" an dem nämlichen Abende in der Loge oder auf dem Balle oder beim Diner der großmüthigen Spender, und wenn man einer Empfehlung an einen Gesandten bedurfte, war er rasch zur Hand. Daß die Weiber der vornehmen Bürger den Hülferufen eines so großen Herrn am zugänglichsten waren, ist selbstverständlich, und Baron Hofmann verstand es meisterlich, sich von ihnen an die Casse des Herrn Gemahls führen zu lassen. Dabei ist es unbestritten, daß er eine wirkliche Neigung für das Bürgerthum empfand, es zog ihn zur Intelligenz und ungebundenen Strebsamkeit des dritten Standes, zu seinem Talente und seinen Gesinnungen mächtig hin, es that ihm innerlich wohl, unter Menschen zu sein, die ihn nicht anfeindeten.

War er so zu einer markanten Erscheinung der Wiener Gesellschaft geworden, so darf man darüber seine politische Stellung nicht vergessen. Ihn in diesem Punkte überschätzen, wäre schon darum ein arger Fehler, weil er die Zähigkeit nicht besaß, die noch mehr als das Geheimniß die Bürgschaft des Erfolges ist. Er liebte es, seine Ausdauer zu rühmen, in Wahrheit stand es damit recht schlecht. Aber wer heute von dem Reichsfinanzminister Hofmann spricht, sieht ihn nur mehr in einer Zeit, da er politisch abgethan, gebrochen war. War doch seine Berufung in dieses Amt ein Fall eine Treppe höher, nur seine eigentliche Abdankung. Welche klägliche Rolle spielte er als Reichsfinanzminister! Seine Referenten lachten über seine Unbeholfenheit, die Ernsteren waren voll Besorgniß, wieviel er verderben könnte. Der Letzte, der ging, hatte immer Recht, bis ein Anderer kam. Was sollten auch die Ziffercolonnen vor den Augen des Mannes, der von einer Finanzverwaltung nichts verstand. Und wenn er es hätte erlernen wollen, in ihm wüthete der Schmerz über seine Entfernung aus dem Auswärtigen Amte, das er sich ohne seine Person gar nicht denken konnte. Er wollte nichts mehr lernen, so tief fühlte er sich verwundet. Es war auch wirklich eine schlecht angebrachte Ironie des Grafen Andrassy, den Mann, der in den alten Traditionen der österreichischen Orientpolitik lebte und einen Angriff auf türkisches Gebiet wie ein Attentat auf Oesterreich empfand, der also die Andrassy'sche, nach Bismarck'schem Muster gebildete moderne Politik des Mitessens am gedeckten Tische nicht liebte und deshalb fiel, zum obersten Verwalter jenes Bosnien zu machen, das wir auf unseren Teller genommen hatten. Der kaiserliche Befehl, die anvertrauten Provinzen zu verwalten, genügte nicht, Baron Hofmann

Digitized by Google

konnte nicht einmal die Croaten, die sich des Landes bemächtigt hatten, beseitigen. Als er eines Tages etwas feierlich versprach, was er zu halten nicht im Stande war, schlossen sich auch die Thüren des Reichsfinanzministeriums zum letzten Male hinter ihm — er wurde Generalintendant.

Nein, man darf die politische Thätigkeit des Baron Hofmann nicht nach seinen Erfolgen in der Aera Andrassy messen, der Antagonismus Beider und die geistige Ueberlegenheit des letzteren ließen es dazu nicht kommen; so zu sagen von einem Tage zum andern erhielt Hofmann einen anderen Wirkungskreis, damit er eigentlich keinen habe. Graf Andrassy unterschätzte ihn und haßte ihn, obwohl er sich als Preßleiter alle Mühe gab, wenigstens die schlechten Scherze eines Witzblattes über die Gräfin Kathinka zu unterdrücken. Graf Andrassy ist eitler als es selbst einem so bedeutenden Staatsmann erlaubt ist; fast die ganze, jedenfalls die machtvolle Presse von Wien war gegen seine Politik, Hofmann war nicht im Stande, auch nur das kleinste Lob derselben durchzusetzen. Heute wäre das aus tausend Gründen wesentlich leichter, damals aber lag klar am Tage, daß Hofmann keinen guten Willen hatte. Die Memoiren des Verstorbenen, an denen er seit langen Jahren schrieb und in den letzten Monaten wesentliche Correcturen vornahm, werden speciell über das Capitel Hofmann-Andrassy sehr Interessantes enthalten, vielleicht hat Hofmann gerade dieses mit der größten Offenheit und Rücksichtslosigkeit geschrieben, denn er hatte ein gewisses Recht, seinen politischen Niedergang dem Grafen Andrassy in die Schuhe zu schieben. Weder der frühere Sectionschef im Ministerium des Aeußern, noch der spätere Reichsfinanzminister haben zu Zeiten des Grafen Andrassy etwas bedeutet. Vielleicht auch deshalb, weil Graf Andrassy meinte, Baron Hofmann sitze als der Agent des so ungern von seinem Platze geschiedenen Grafen Beust im Hause, den sein Nachfolger längst nicht mehr liebte, sondern den er recht gern auf einem Botschafterposten „nach Wahl" unschädlich machte.

Wer den Baron Hofmann als politischen Mann beurtheilen will, muß dreimal an ihn herantreten: beim Abschlusse des Concordates, während des schleswig-holsteinischen Krieges von 1864, und in der Aera Beust. In der angeführten Reihenfolge bedeuten sie zugleich auch die Steigerung seiner Siege, unter dem Grafen Beust gab es in der That nur noch einen mächtigen Mann neben dem Grafen und das war Baron Hofmann, der, in der äußeren Politik denkend und fühlend wie sein Chef, in der inneren sein Rathgeber, man sagt richtiger, sein Führer gewesen ist. Ueber die Theilnahme Hofmann's an den Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle ist der Natur der Sache nach nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Aber noch vor wenigen Wochen erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, wie man im Vatican nach Abschluß des Uebereinkommens völlig verblüfft über das außerordentliche Maß von Hoheitsrechten gewesen sei, das sich die Regierung und der hohe Clerus in dem Vertrage vorbehalten hatte; wie man von der Begründung eines österreichischen Primats und einer österreichischen Kirche sprach und sofort eine Revision des eben vereinbarten Schriftstückes begehrte. Die päpstlichen Unterhändler mußten den ganzen Zorn des heiligen Vaters erdulden. Für Oesterreich intervenirte bekanntlich der geistvolle, von einem gewissen Selbstständigkeitsgefühl und einem starken Patriotismus getragene Cardinal Rauscher, sein Rathgeber in staatsrechtlichen Fragen war Hofmann und, obwohl der allgemeinen Strömung in den maßgebenden Kreisen gehorchend, suchten doch Beide, und insbesondere der Letztere, zu retten, was zu retten war. Die österreichischen Völker empfanden freilich kein wohlthätiges Gefühl, für sie bedeutete das Concordat eine Fesselung der Geister, und sie wußten nicht, daß man noch schwerere Ketten hätte schmieden können. Hofmann aber hatte Ungnade zu ertragen, er wurde das erste Mal spazieren geschickt. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, sein Verhalten sei unreligiösen Gefühlen entsprungen; er war ein frommer Christ und ging alljährlich zur österlichen Beichte zu den Schotten, deren Prälaten Eder und Helferstorfer seine persönlichen Freunde waren. Im Volke hieß es sogar, er sei ein Clericaler, was wieder eine Uebertreibung war. Wie man sagt, steht speciell über die Theilnahme Hofmann's an den Concordatverhandlungen eine baldige autoritative Darstellung bevor; das Interessanteste werden freilich wieder die Memoiren bringen, die überhaupt einen kostbaren Beitrag zur Geschichte der letzten dreißig Jahre bilden dürften.

Ein deutlicheres Bild hat man von der Thätigkeit Hofmann's in der schleswig-holsteinischen Affaire. Als sich Oesterreich zur Cooperation mit Preußen entschloß, mußte es auch wie dieses an einen Civilcommissär denken; man verfiel auf den müßig gehenden Baron Hofmann. Der that die Augen weit auf und setzte eine gewisse Force darein, dem preußischen Minister von Bismarck soviel Verdruß als möglich zu machen. Die Archive des Ministeriums des Aeußeren müssen zahllose Berichte von seiner Hand enthalten, von denen viele schon seine Beobachtungen im Laufe des Krieges umfassen, die ungehaltensten aber aus der Zeit des Condominiums mit Baron Zedlitz stammen. In der unumwundensten Weise sprach er seine Ansicht dahin aus, daß Oesterreich das Blut seiner Soldaten nur für Preußen vergossen habe und daß es der Gefoppte sei. Mit aller Energie trat er für die Rechte des Augustenburgers ein und nicht selten klagte er, es wäre besser gewesen, Schleswig-Holstein bei Dänemark zu belassen. Er stand ganz und gar auf dem Bundestagsstandpunkte und bejammerte, daß Oesterreich sich habe verführen lassen. Dem Baron Zedlitz machte er in allen Formen das Leben so sauer als möglich. Der Preuße brauchte nur etwas zu wollen, so war er sicher, daß der Oesterreicher das Gegentheil vorzog. Es war ein oft peinliches, persönliches Ringen, bei welchem Hofmann, vielleicht das einzige Mal in seinem Leben, männliche Energie entwickelte. In Berlin wußte man natürlich Alles und zürnte dem österreichischen Commissär in der fürchterlichsten Weise. Als der Conflict ausbrach und unsere Truppen rasch zurückgezogen wurden, blieb Hofmann noch auf seinem Platze. Die preußischen Wachen hatten den Auftrag, sich seiner zu bemächtigen. Er entschlüpfte. „Wenn ich Sie damals erwischt hätte", sagte später einmal Fürst Bismarck zu Baron Hofmann, „ich hätte Sie auf der Stelle erschießen lassen." Ein glänzenderes Zeugniß konnte der Civilcommissär auch von seiner eigenen Regierung nicht erhalten. Man wußte in Wien sein Verhalten zu würdigen. Graf Rechberg war gefallen, Graf Mendsdorff-Pouilly an dessen Stelle getreten. Hofmann erhielt eine hervorragende Stellung im Auswärtigen Amte und stieg in äußeren Würden sowohl wie im Vertrauen seiner Vorgesetzten wie des Kaisers von Stufe zu Stufe empor. Wäre er ein großer Cavalier gewesen — damals konnte er leicht Minister des Aeußern werden.

Nach dem Kriege von 1866 wurde Graf Beust als Retter des Staates berufen. Er war ein geschworener Feind Preußens, an dem er sich rächen wollte; er war aber auch ein Fremder und man hielt ihn für den Unbefangenen, der am besten den nothwendig gewordenen Ausgleich mit den Magyaren vollführen konnte. Daß er von den inneren Verhältnissen des Staates gar nichts verstand, übersah man völlig. Die Geschichte wird einst darzuthun haben, wieviel dieser Mann an Oesterreich verschuldete; wie er in dem Streben nur möglichst rasch einen Erfolg zu erzielen, unendlich mehr hingab als den Ungarn bei aller Anerkennung ihrer Rechte gebührte, und mehr als sie selbst erwarteten. Zwanzig Jahre bemüht man sich, die „Machtstellung der Monarchie" zu gewinnen und Niemand kann sagen, daß die Arbeit schon vollbracht ist. Die glühendsten Patrioten warnten den eingewanderten Minister vor gefährlicher Uebereilung, er aber dachte nur daran, daß in dem Herzen des dritten Napoleon ein Stachel zurückgeblieben sein müsse, weil man die Ankunft von dessen Botschafter Benedetti in Nikolsburg als verspätet bezeichnete und Frankreich das gewonnen geglaubte Kohlenbecken von Saarbrücken vorenthielt. Der Krieg zwischen dem Norddeutschen Bunde und den Franzosen war die Frage einer sehr kurzen Zeit, da sollte Oesterreich seine Revanche haben, dafür mußte es von inneren Sorgen befreit sein und gesammelt dastehen. Es war derselbe Graf Beust, der in der Nacht nach Gravelotte, als hier die Pariser Depesche einlief, die Franzosen hätten die deutschen Truppen in die „Steinbrüche von Jaumont" geworfen, den Kaiser um drei Uhr Morgens wecken und die Mobilisirungs-

Digitized by Google

ordre unterschreiben ließ, welche dreißig Millionen kostete. All' den Vorkommnissen jener Zeit stand Baron Hofmann am nächsten. Kenner der Verhältnisse behaupten, er habe in der äußeren Politik nicht völlig mit seinem Chef übereingestimmt und sei schon früher für jene Versöhnung mit dem Grafen Bismarck gewesen, welche Graf Beust erst nach dem Frankfurter Frieden anbahnte; er hätte mit seiner Meinung zurückgehalten, um seinen ganzen großen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten zu erhalten. In der That war er es, der den Grafen Beust, welcher von allen österreichischen Deputirten nur Herrn Kuranda kannte, mit den populärsten von ihnen in Verbindung brachte, und der auch die Fäden knüpfte, die nach Budapest hinunterführten. In Alles, was in jener Zeit geschah, sprach Hofmann ein gewichtiges Wort; er verhandelte mit den böhmischen Cavalieren bei den Neuwahlen für den Reichsrath und gewann sie für die neue Ordnung der Dinge; er nahm genaue Fühlung mit den Häuptern der damals jäh aufsteigenden Bodencreditanstalt, welche aus begreiflichen Gründen einen starken Einfluß im Großgrundbesitze hatte; er ging von Haus zu Haus werben, schrieb zahllose Briefe und versprach allerlei Gunst im Falle des Gelingens des begonnenen Werkes; er verkehrte mit der Presse und gewöhnte sie — der erste! — an eine vornehmere Behandlung in den Regierungsbureaux; er entwarf die Liste des ersten Ministeriums Auersperg und überredete die Widerstrebenden; er vermittelte, Anfangs nicht ohne Erfolg, zwischen dem geschäftigen Grafen Beust und dem stolzen Fürsten Carl Auersperg, als sich der letztere durch das immerwährende Erscheinen des Ministers des Aeußern auf dem Plan der inneren Politik verletzt zeigte und erst ungehalten und dann ungeberdig wurde; er that damals viel und darunter viel Nützliches. Man darf auch hier nicht etwa einen großen staatsmännischen Drang als Ursache, oder einen tiefen, wohlerwogenen Plan als vorhanden gewesen annehmen; zum überlegenen Führer war Hofmann nicht geboren, er lebte nicht gerade von der Hand zum Mund, aber wenn das politische Hauswesen für eine Woche bestellt war, glaubte er genug gethan zu haben. Nicht die Principien waren seine Sache, sondern die kleinen Mittel der Compromisse, die Verständigung von Fall zu Fall, die Benutzung des Augenblicks. Er hatte seine Ueberzeugung, aber sie gebar ihm keinen großen Gedanken. Seine Amtsstube war eine politische Werkstatt, kein künstlerisches Atelier.

Die Taumelzeit des „Bürgerministeriums", während welcher man die liberalen Staatsgrundgesetze nur nach der Elle schuf, war aber bald vorüber, die Minister hatten keine Idee von der Kunst zu regieren und betrugen sich wie die launischen Kinder, sie balgten sich herum, daß man sie nicht beisammen lassen konnte. Es entstand eine Staatsschrift der Mehrheit und eine Schrift der Minderheit, die eines Tages zur Verblüffung der ganzen Welt in der kaiserlichen Wiener Zeitung zu lesen waren. Naturgemäß wurde auch erst ein Ministerium der Majorität gebildet und als dieses sich in ganz kurzer Zeit abnutzte, ein Ministerium der Minderheit. Bei dem Topfe, in welchem alle diese gräulichen Gährungsprocesse stattfanden, stand Hofmann und hat sich oft Mühe gegeben, eine Beschwörungsformel zu finden; es gelang ihm nicht und eines Tages standen er und der Minister hilflos da und mußten ein Ministerium Hohenwart über sich ergehen lassen. Der Statthalter von Oberösterreich kam mit einer solchen Machtvollkommenheit nach Wien, daß er das Haus auf dem Ballplatze, welches die Kaiserin Maria Theresia für den Staatskanzler erbaut hatte, beiseite liegen ließ. Für ihn existirte der bis gestern noch allgebietende Graf Beust nicht, er conspirirte mit den Czechen und Feudalen und brachte die berüchtigten Fundamentalartikel zu Stande. Es hätte nach den schmerzlichen Erfahrungen der unmittelbar vorausgegangenen Periode nicht Wunder nehmen dürfen, wenn der Kanzler sich mit dem neuen Herrn in irgend einer Weise abfand; aber da ihn dieser gar nicht bemerkte, so war schon darum der Kampf gewiß. Die Politik des Grafen Hohenwart war aber auch nicht nach dem Geschmacke der deutschen und der Wiener Journale, sie war für den Einheitsstaat höchst bedenklich: zahllose Vorträge gingen vom Minister des Aeußern, der sich noch in seinem alten Glanze träumte, in die Cabinetskanzlei und blieben ohne Antwort. An allen Orten wurden Minen gelegt, Graf Hohenwart that, als ob er sie nicht beachtete, obwohl er in wenigen Wochen ein politisches Spürsystem etablirt hatte, wie es dem Grafen Sedlnitzki zur höchsten Ehre gereichen mußte. Man schrieb und rief nach Ungarn um Hülfe, dort war vorerst Zögern bemerklich, obwohl die Magyaren, noch von Dankbarkeit für den guten Ausgleich erfüllt, ziemlich lebhafte Sympathien für die bedrängten Deutschen fühlten. Baron Hofmann stellte sich so prägnant in die Mitte aller dieser Conspirationen, daß das Auge der Hohenwart'schen Polizei nur um so schärfer auf ihn fiel. Das hielt ihn nicht ab, auf weiten Umwegen die seinen Zwecken nützlichen Kampfesnachrichten in die Zeitungen zu bringen, ja, eines Tages nahm er die obersten Beamten des Ministeriums zusammen, besprach und entwarf mit ihnen ein gemeinsames Demissionsgesuch, das auch die Meisten — unter den fehlenden war der jetzige Consul in Barcelona, Ludwig Przibram — unterzeichneten. Vom Kaiser kam das Blatt freilich mit einer scharfen Rüge zurück, Beamte hätten um ihre Pensionirung anzusuchen, aber keine Demission einzureichen. Das hinderte und entmuthigte Hofmann nicht, wir kamen — es war November, das Wetter einen Tag entsetzlicher als am andern — an jedem Abend, gut vermummt, wie die echten Carbonari, unter einer Laterne in einer andern Gasse zusammen, ich empfing mein Bülletin und trug es dem in Aufregung harrenden Max Friedländer in die „Neue Freie Presse". Beust bekam endlich ein leichtes Gefühl für das Verkommen seiner Macht, und wiewohl er nicht müde wurde in den Versuchen, den Grafen Hohenwart zu stürzen, so muß man sagen, daß Hofmann mit viel mehr Frische an dem Webstuhle stand, auf welchem das Geschick des österreichischen Ministerpräsidenten gewoben wurde. Er wartete auf den nothwendigen Fehler desselben; die Fundamentalartikel brachten ihn, ein wohlorganisirter Sturm von allen Seiten, bei dem auch die Magyaren mithelfen mußten, und ein Vorgänger Hofmann's auf dem Stuhle des Reichsfinanzministeriums, Herr von Holzgethan, der den unaufschiebbaren Bankerott weissagte, folgte, das Werk gelang. Hohenwart erhielt den Abschied.

Graf Beust hatte sich bei dieser äußersten Anstrengung das Kreuz gebrochen und nicht mehr lange zu leben, Hofmann aber glaubte sich im Gegentheil wieder richtig in den Sattel gesetzt. Rasch wurde nun in der Reichskanzlei ein neues Ministerium gebildet, erst verhandelte man mit Kellersperg, den aber die Magyaren nicht recht mochten, dann stand einen Augenblick Hofmann in Combination, bis dieser, der Alles konnte, nur nicht zwanzig Worte öffentlich sprechen und daher eine entsetzliche Scheu hatte, sich als Redner zu zeigen, auf seinen Freund „Dolfi" Auersperg verfiel. Hier will ich flott den Thatsachen im Detail folgen, sie bedeuten ja ein schönes Capitel unserer Geschichte. An einem Sonntag, um Mittag, kam ich zu Hofmann. „Mit Kellersperg ist nichts", sagte er.

„Und Eure Excellenz?"

„Geht nicht. Der Dolfi muß daran."

„Nimmt er an?"

„Er wird annehmen. Aber wir müssen ihm ein fertiges Ministerium geben."

Hofmann nahm nun einen Bleistift zur Hand und wir saßen fast zwei Stunden, und als ich fortging, war die Liste fertig, jene Liste, die bis auf einen einzigen Namen, bei dem „Dolfi" eine Verpflichtung hatte, unverändert blieb.

Am Nachmittage begegnete ich einem der Candidaten.

„Gratulire!"

„Wozu?"

„Sie werden ja Minister!"

„Sie scherzen!"

„Nicht doch. Morgen dürften Sie es schon wissen."

Am andern Tage war Alles in bester Ordnung.

An der einen kleinen Geschichte kann man die ganze Art und Weise des Baron Hofmann getreu erkennen, er war der Faiseur comme il faut. Nun hatte er von Neuem die Wahlen zu machen, mit Grafen und Fürsten, Fürstinnen und Gräfinnen zu verhandeln; er verlebte eine Zeit, wie er sich keine bessere wünschen konnte. Immerwährende Aufregung,

Digitized by Google

meist angenehmer Art: stets im Mittelpunkte der Situation; sein Name in aller Munde; überhäuft mit Ehren und Auszeichnungen; Mitglied jenes Herrenhauses, dessen Beamter er einst gewesen — der Mann dachte nicht daran, seinen Weg zu verändern, bis Graf Andrassy und mit ihm die neue Politik im Oriente kam. Da wurde es freilich bald klar, daß Hofmanns Bleiben in diesem Hause nicht mehr war, er ging dort „spazieren", bis er zum Reichsfinanzminister avancirte. Daß dies politisch sein Untergang gewesen, wurde schon angedeutet. Man konnte sich im Conseil und in den kleinen Parlamenten, die wir Delegationen heißen, kaum eine schwächlichere Erscheinung denken, als diesen Minister.

Und dennoch! Als ein arger Irrthum ihn zwang, auch hier auszuwandern, zog er mit Thränen in den Augen fort, er war völlig gebrochen. Die Physiologen und Pathologen haben noch geringe Resultate darüber erhalten, inwiefern psychische Zustände ihre Spur in körperlichen Leiden zurücklassen; wäre halbwegs eine Basis gegeben, ich getraute mich, zu behaupten, der Todeskeim sei mit dem Ausscheiden aus dem Auswärtigen Amte in Hofmann's Leib gelegt worden und nach seinem Sturze als Reichsfinanzminister aufgegangen. Denn seine Stimmung war damals eine furchtbare. Hätte man ihm nicht sofort Arbeit gegeben — er wurde zum Generalintendanten der beiden Hoftheater ernannt — ich würde mich nicht gewundert haben, von einem Selbstmorde zu hören. Ein so lebendiger Quell läßt sich nicht einfach verstopfen.

Hier verlasse ich Baron Hofmann. Es gab weite Kreise, die ihn, mit Unrecht, schon als Politiker nicht ernst nehmen wollten; als er Generalintendant wurde und sich um die Schuhe einer jeden Ballettänzerin kümmerte oder vielleicht zu kümmern hatte, trat er in einen neuen Lebenskreis, seine alten Freunde und Bekannten zogen sich immer mehr zurück. Was er für die Kunst in Wien gethan, mag jener Mitarbeiter der „Gegenwart" beleuchten, der von Zeit zu Zeit seine scharfe Stimme vernehmen läßt. Ich möchte in diesem Punkte nur einen Irrthum constatiren. Hofmann, ein Oesterreicher von altem Schlage, mit der ganzen Gefälligkeit, Bereitwilligkeit, Gutmüthigkeit, Lebenslust und Oberflächlichkeit desselben, meinte, es gäbe auch wie einen österreichischen Staat, eine österreichische Kunst.

Er wird Vielen fehlen, denn er hat Vielen genützt. Ob er auch eine Lücke im Ganzen zurückläßt? Wer dem gutmüthigen Dilettantismus einen Platz einräumt, mag das behaupten. Wem der Wille allein genügt, wird sogar davon überzeugt sein. Wer einen großen Zug für einen Charakter begehrt und einen Menschen nach den Spuren beurtheilt, die er in den Bahnen des öffentlichen Lebens zurückgelassen, wird den Kopf schütteln.

Literatur und Kunst.

Das Goethe-Haus und seine Schätze.

Von Robert Keil.

Am Morgen des 22. März 1832 schloß im Lehnstuhl seines kleinen Schlafcabinets unser großer Dichter die Augen für immer. Die Bestürzung und Trauer waren ebenso groß als allgemein. „Mortalis esse desiit" war in ergreifender Kürze die Einzeichnung von Goethe's Freunde Riemer in sein sonst so inhaltreiches, noch ungedrucktes Tagebuch. Als am Nachmittage des 26. März der feierliche, ernste Zug sich hinaus nach Weimars Friedhof bewegte, um in der Fürstengruft die irdischen Ueberreste Goethe's neben denen seiner Freunde Schiller und Karl August beizusetzen, wurde manch' Auge feucht, — fühlte doch Jeder, wie das innige Wort, das Goethe einst dem genialen Genossen nachgerufen, auch für ihn selbst volle Wahrheit war:

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Tags darauf wurde Goethe's Testament vom 6. Januar 1831, das er am 7. Januar 1831 bei Gericht niedergelegt hatte, nebst dem späteren Codicill eröffnet. Kanzler von Müller, der den Testaments-Entwurf gefertigt hatte, war von Goethe zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt. Seine Kunst- und Naturalien-Sammlungen, seine Brief-Sammlungen, Tagebücher, Collectaneen und seine Bibliothek hatte er unter die besondere Obhut seines frühern, vieljährigen Privat-Secretärs Theodor Kräuter gestellt, dem er die Schlüssel zu den Behältnissen dieser Gegenstände bereits übergeben hatte. Schon am nächsten Tage, 23. März 1832, begann die Verzeichnung des Goethe'schen Nachlasses durch Kanzler v. Müller, Hofrath Riemer, Dr. Eckermann, Kräuter und durch den Director des freien Kunstinstituts Schuchardt. Die Original-Protokolle dieser Verhandlung und der vielen folgenden bis 25. April 1832, welche sich sämmtlich in meinem Besitze befinden, geben von der ganzen damaligen häuslichen Einrichtung des Dichters und namentlich seinem Arbeitszimmer, Sterbezimmer, Deckenzimmer und Büstenzimmer bis in das kleinste Detail ein treues und anschauliches Bild. Man blickt in sein damaliges Heim, man sieht, was ihn und wie es ihn zur Zeit seines Hinscheidens umgab, man schaut in die Werkstätte seines Wirkens, die er soeben erst verlassen hat, und fühlt in der ganzen Anordnung der ihn umgebenden Schriftstücke, Briefe und Tagebücher, Kunstsachen, Bücher, naturwissenschaftlichen Gegenstände und freundschaftlichen Andenken das sinnige Walten Goethe's, in seinem schlichten Arbeitszimmer die Wahrheit seiner Verse:

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Doch es ist hier nicht der Ort, dieses anziehende Bild zu entrollen, es bleibe für andere Stelle vorbehalten. Hier kann es nur meine Aufgabe sein, von dem reichen Bestande der Schätze des Goethehauses auf Grund meiner Materialien, der Kräuter'schen und Riemer'schen Aufzeichnungen und der später zu erwähnenden Schuchardt'schen Publication eine Uebersicht zu geben.

Schon im Gartenhause an der Ilm, das Goethe am 21. April 1776 „in Besitz genommen", und während der sechs Jahre, die er dort in genialem Streben und toller Lust verlebt hatte, war ein Theil seiner Kunstsammlung entstanden. Die von Jugend auf ihm eigene Neigung zur bildenden Kunst reizte ihn zum Erwerb und Sammeln von Kunstwerken; als wesentlich erschien ihm hierbei stets der geistreiche Gedanke sowie die Art und Weise der Auffassung und Darstellung desselben. Wohl waren ihm der Garten und das kleine schmucklose Gartenhaus sehr lieb geworden, und fern von Weimar fühlte er (wie er selbst gesteht) „Heimweh nach dem engen Neste, in das er gern zurückkehrte". Doch mit seiner anwachsenden Sammlung wurde ihm das „enge Nest" allmählich zu eng. Nicht nur die Rücksicht auf seine Stellung und seine Berufsgeschäfte, auch seine Sammlungen waren es, die ihm im Herbst 1781 eine geräumige Wohnung in der Stadt zweckmäßiger erscheinen ließen. Am 14. November schrieb er dem Freunde Merck: „Diesen Winter bleib ich noch hier außen in meinem Neste, künftig habe ich auch ein Quartier in der Stadt, das hübsch liegt und geräumig ist. Ich richte mich ein in dieser Welt, ohne ein Haarbreit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht." Es war das Haus am damaligen Frauenplan (jetzt Goethe-Platz), das später sein eigen wurde. Wie er dem Freunde Knebel mittheilte, war es ihm „eine rechte Wohlthat, daß er sich ausbreiten und seine Sachen beisammen haben könne." Am 2. Juni 1782 übernachtete er zum ersten Male in der neuen Wohnung. Sie bot ihm den gewünschten Raum „sich auszubreiten", und er benutzte ihn weise zu Aufstellung und Ordnung seiner Schätze, die durch die italienische Reise und seitdem während des langen ruhmreichen und glücklichen Lebens des Dichters bedeutend vermehrt wurden. Wenden wir uns zunächst zu der Kunstsammlung Goethe's. Sie hat für uns schon deshalb hohes Interesse, da Goethe die Kunstgegen-

Digitized by Google

stände zu seinen Studien benutzte und hierdurch zu den mannigfaltigsten schriftlichen Betrachtungen veranlaßt wurde. Er sammelte nicht, um zu sammeln, auch nicht auf Vollständigkeit, geschweige denn s. g. Curiosa. Er sammelte aus wahrem regen Interesse für die Kunst. Und das so Erworbene war für ihn kein todter Schatz. Er ersuchte Kunsthändler um Zusendungen von Zeit zu Zeit, und das Ausgewählte ward ihm Gegenstand sinniger Unterhaltung mit Freunden und oft auch geistreicher Behandlung in einem Aufsatze. Einen großen Theil der Sammlung hat er nach den verschiedenen Schulen chronologisch geordnet, auch ein genaues Verzeichniß begonnen. In den letzten Lebensjahren hat er sogar angefangen, das Vorzüglichste der Sammlung mit seinem Namen zu stempeln. Dieselbe enthält zunächst an Radirungen, Kupferstichen, Holzschnitten ꝛc. nach den Originalen nicht weniger als 2086 Nummern, darunter

aus italienischer Schule 990,
aus deutscher 400,
aus niederländischer Schule 489,

ferner zahlreiche Galeriewerke und Kupferhefte antiker, mittelalterlicher und neuerer Sculptur, Architektur und Malerei. — Ebenso werthvoll ist die Abtheilung der Handzeichnungen von nicht weniger als 1056 Nummern, von denen

256 italienischen,
521 deutschen,
177 niederländischen,
73 französischen Künstlern

entstammen und, zumal unter den italienischen und niederländischen Blättern, viel Vorzügliches enthalten. Hier finden wir z. B. 17 verschiedene Skizzen von Rembrandt und seinen Schülern, 7 davon mit Goethe's Stempel bedruckt, ferner Blätter von Carstens, Cornelius, Hackert, Georg Melchior Kraus, Oeser, Heinr. Wilh. Tischbein. Ein für uns und die Nachzeit bedeutsames Porträt-Album des Malers Jos. Schmeller enthält die Brustbilder von 132 Personen, mit denen Goethe in freundschaftlichem oder literarischem Verkehr stand; sie sind von Schmeller in natürlicher Größe mit schwarzer und weißer Kreide auf farbiges Papier gezeichnet und veranschaulichen den Kreis von Männern und Frauen, in welchem Goethe lebte und wirkte. — Bezeichnend sind die Bemerkungen, welche Goethe einzelnen Handzeichnungen beigefügt hat, z. B. die originelle Aufschrift auf dem Umschlage von 16 landschaftlichen Zeichnungen englischer Künstler: „Neuere Engländer. Nebulistisch, aber estimabel."

Von besonderem Interesse sind die eigenhändigen Zeichnungen Goethe's, die er unter die deutsche Abtheilung mit aufgenommen hat. Bekanntlich hat er sich von Jugend auf in diesem Zweige der bildenden Kunst versucht, ja, er war lange im Zweifel, ob er nicht mehr zum Maler, als zum Dichter geschaffen sei. In meinem Besitz befinden sich 13 Handzeichnungen, die er in Italien gefertigt und am 28. August 1825, seinem 76. Geburtstage, meinem Oheim Theodor Kräuter, dem treuergebenen Freunde seines Hauses, als „seinem ersten Gratulanten" geschenkt hat, darunter die treffliche Federzeichnung eines antiken Säulen-Kapitäls und die reizende Aquarelle der „schönen Mailänderin".

In die Goethe'sche Sammlung sind 40 Stück eigene Zeichnungen aufgenommen. Sind sie auch nicht durchgebildete Kunstwerke zu nennen und entbehren sie vollendeter Technik, so sind doch viele derselben in Gedanken und Anordnung geistreich, und alle bekunden die eigenthümliche Natur- und Kunstanschauung Goethe's und seinen hohen künstlerischen Sinn. 22 Zeichnungen, die im Jahre 1810 in Jena und auf seiner Reise nach Karlsbad und Teplitz entstanden sind, hat er mit Angabe des einzelnen Gegenstandes und des besonderen Anlasses und Motivs jeder Zeichnung in einen Band vereinigt und in einem Vorworte den Wunsch ausgesprochen, daß sie als ein Denkmal seiner künstlerischen Leistungen, als „ein Ganzes, woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurtheilt werden könnte", aufbewahrt werden möchten.

Von den werthvollen Bildern, welche die Goethe'schen Zimmer schmückten, sei der 5 Zeichnungen von H. Meyer nach Rafael, der von Meyer in Aquarellzeichnung copirten Aldobrandinischen Hochzeit und einer Federzeichnung von Goethe selbst: Ansicht des Capitols, sowie der interessanten Kraus'schen Aquarelle: der Jahrmarkt zu Plundersweilern, gedacht. Dort befanden sich auch Porträts von Wieland, Schiller und Herzogin Amalie, ein Meyer'sches Aquarellgemälde von Goethe's Gattin, das sie in jugendlich ansprechender Gestalt in einer der Madonna della sedia nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgeborenen im Arm, darstellt, und das Porträt Goethe's selbst von Bury, — jenes Porträt, daß nach Riemer's Zeugniß für die Zeit des Zusammenwirkens von Goethe und Schiller das treueste ist.

Eine andere Abtheilung der Kunstschätze enthält eine reiche Sammlung geschnittener Steine, werthvolle Broncefiguren und Reliefs, zahlreiche antike, mittelalterliche, orientalische und neuere Münzen (in 1991 Nummern) und eine umfängliche Sammlung von Medaillen alter und neuerer Zeit. Diese letztere Sammlung, veranlaßt von der Bearbeitung der Biographie Benvenuto Cellini's, hatte nach Goethe's eigenen Worten den Zweck, „den Gang der Kunst im Plastischen, dessen Wiederschein man immer in den Medaillen sehe, dem Freund und Kenner vor Augen zu bringen". Sie war, wie Goethe bemerkte, „an schönen Medaillen guter Künstler bald reich genug, um über den Weg, den die Bildhauerkunst von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben".

Von Goethe mit besonderer Vorliebe gepflegt und stetig vermehrt, umfaßt sie nicht weniger als 1675 Medaillen (1118 italienische, 318 deutsche, 239 aus anderen Ländern), darunter viel seltene, schöne Stücke, oder, um mit Goethe's eigenem Ausdruck hierüber zu reden, „erstaunenswerthe Dinge".

Eine weitere Abtheilung der Goethe'schen Kunstschätze bilden Arbeiten in Marmor, Elfenbein und Holz, antike Vasen und Terracotten und Abgüsse von antiken, mittelalterlichen und neueren plastischen Arbeiten. Hierzu gehören auch die leider beschädigte Marmorbüste Herder's von Trippel (1790) und die auf der Großherzoglichen Bibliothek befindliche gewaltige Marmorbüste Goethe's von Pierre Jean David, die zwar von Goethe selbst „trefflich gearbeitet, außerordentlich natürlich, wahr und in ihren Theilen übereinstimmend" genannt wird und allerdings in Mund und Wange getroffen, aber leider sonst übertrieben ist und das Streben des Künstlers, geistreich zu erscheinen, nur allzusehr bekundet; ferner gehören aber auch jene schönen Gypsabgüsse hierher, welche das Auge eines Jeden fesseln, der die Goethe'schen Räume betritt: die Figur des knieenden Niobiden, die geflügelte Victoria, der colossale Kopf der Juno (Juno Ludovisi), welche Goethe „seine erste Liebschaft in Rom" nennt und einem Gesange Homer's vergleicht, ferner der Kopf des sogenannten lächelnden Jupiter, die Büste des Belvedere'schen Apollo, der Kopf der Pallas Albani und der colossale Antinous in der Villa Mondragone. Es schließt sich hieran eine große Zahl neuerer Gypsbüsten, darunter eine Büste Schiller's von Weißer, drei Büsten Goethe's von Trippel und Rauch und eine Büste von Goethe's Gattin, ebenfalls von Weißer, welche hier freilich nicht in der anmuthigen Frische der Jugend, sondern mit den üppig-vollen Formen der späteren Zeit erscheint. Zu dieser Abtheilung gehören ferner hochinteressante Arbeiten von der Meisterhand David's: ein Gypsmedaillon Goethe's und zahlreiche große Medaillons mit Porträtköpfen anderer berühmter Personen. — Es gehört endlich hierher eine überaus werthvolle Sammlung von Majolica-Schaalen und -Vasen in geschmackvollen Formen, mit trefflichen malerischen Darstellungen. Goethe selbst nannte sie „eine bedeutende Sammlung Majolica, welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich zeigen dürfe"; er äußerte darüber: „die Gegenwart dieser Schüsseln, Teller und Gefäße gebe einen Eindruck von tüchtig frohem Leben, das eine Erbschaft großer mächtiger Kunst verschwendet, und diese Dinge seien, wenn man sie in Masse vor sich sieht, von der allerlustigsten Bedeutung." In der That befinden sich unter den 102 Nummern die vorzüglichsten Exemplare dieser Kunstproducte aus dem 16. Jahrhundert.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme".

Von Carl du Prel.

Eine neue Schrift von Hartmann erst noch zu loben, kann man sich nachgerade ersparen. Die Vorzüge seiner Feder sind bekannt, und sogar seine Gegner wissen voraus, genug des Interessanten bei ihm zu finden. An Gegnern aber wird es einem Philosophen gewiß nicht fehlen, der moderne Zeitströmungen bekämpft und die Mittel zur Abhülfe vorschlägt. Meinen besonderen Beifall hat gefunden, was Hartmann von den deutschen Universitäten sagt, besser gesagt: von den Universitäten in Deutschland; denn von Oesterreich, das nicht nur dem czechischen Bauerndialect die Concession einer Universität macht, sondern auf dieser das Deutsche auch noch mehr und mehr ausschließen läßt, läßt sich ohnehin nicht mehr reden. Meine besondere Opposition dagegen ist hauptsächlich durch das Capitel über „Somnambulismus" geweckt worden, auf welches mich hier zu beschränken mir der Umstand einiges Recht gibt, daß es das längste Capitel ist und im Sinne einer sehr ausführlichen Kritik sich mit meiner „Philosophie der Mystik" beschäftigt.

In dieser hatte ich jene Bestandtheile unseres transcendentalen Bewußtseins analysirt, die wir, wenigstens vom Standpunkte des Normalzustandes aus, übersinnlich nennen können, und welche zur philosophischen Verwerthung für die Lösung des Menschenräthsels drängen, trotzdem sie in der irdischen Existenz nicht zur vollen Entfaltung kommen und gleichsam nur wetterleuchten. Hartmann leugnet diese Erscheinungen nicht; aber er schreibt sie dem untersinnlichen Bewußtsein untergeordneter Nervencentra zu.

Affectionen, die unter der Empfindungsschwelle liegen, können durch Verschiebung derselben zu Empfindungen werden, d. h. zum Bewußtsein kommen. Dies geschieht im Somnambulismus; aber Hartmann sieht in den psychischen Erscheinungen desselben Rudimente der biologischen Vergangenheit, ich dagegen — ohne principiell die Möglichkeit jener zu leugnen — Ansätze der biologischen Zukunft. Für mich ist zudem der Mensch der gemeinschaftliche Ausgangspunkt von zwei Entwickelungsreihen, der biologischen der Gattung, und (im Sinne einer transcendentalen Fortdauer) seiner eigenen, individuellen. Diese zwei Entwickelungsreihen decken sich inhaltlich, und jene im Somnambulismus auftretenden biologischen Ansätze sind zugleich Anticipationen unseres künftigen Zustandes. Hartmann dagegen, bei welchem die Fortdauer unseres Subjects hinwegfällt, ist genöthigt, zu seinem obigen Erklärungsprincip noch ein zweites hinzuzufügen. Erscheinungen, die keinem untergeordneten Nervencentrum angehören können, wie z. B. das Hellsehen, erklärt er pantheistisch aus der Weltsubstanz, an welcher alle Wesen einen gemeinschaftlichen Hintergrund und gleichsam eine unterirdische Verbindung haben. Was also mir den Individualismus beweist, beweist ihm den Pantheismus.

Den Hauptgrund zu dieser Opposition habe ich wohl selbst verschuldet und war mir dessen bewußt, schon bevor mein Buch erschien. Die „Philosophie der Mystik" war auf drei Bände berechnet, da jedoch dreibändige Werke wissenschaftlichen Inhalts vorweg abgelehnt werden, mußte ich mich für ein successives Erscheinen getrennter Bücher entscheiden. Jenes transcendentale Bewußtsein hat also bei mir noch keinen Träger gefunden, es schwebt gleichsam in der Luft; denn der sinnliche Mensch ist nicht Träger desselben, und andererseits ist es ein unvollziehbarer Begriff, eine künftige Existenz als bloßes Bewußtsein, als bloßen Geist zu denken; das transcendentale Bewußtsein ist also vor der Negation und vor der Verwechslung mit untersinnlichem Bewußtsein erst dann sichergestellt, wenn es erstlich in einer besonderen Schrift behandelt, und wenn ihm zweitens sein Träger geliefert ist. Bis das von mir geschehen sein wird, habe ich kein Recht, mich über gegnerische Ansichten zu beklagen. Das transcendentale Bewußtsein eignet sich zwar, weil unabhängig von den Sinnen, zur individuellen Fortdauer, aber solange sein metaphysischer Träger nicht definirt ist, schwebt es in der Luft und scheint wenigstens in die reine Geisterlehre einzumünden.

Hartmann orientirt sich auch an anderen Quellen, als ich. Meinen Hang, mich am liebsten mit bloßem Thatsachenmaterial bekannt zu machen und das Raisonniren darüber selber zu besorgen, gestehe ich gerne ein; es gehört im Grunde zu den Reservatrechten jedes Menschen, selbst zu denken, so leicht auch den Meisten der Verzicht darauf fällt. So habe ich mich mehr an die ältere Literatur (aus dem Anfang unseres Jahrhunderts) gehalten, worin verschiedene Forscher, noch ohne alle Voreingenommenheit für irgend ein System, die Erfahrungsthatsachen schmucklos erzählen. Hartmann dagegen ist weit besser in der modernen Literatur orientirt. Seitdem nämlich Hansen öffentliche Vorstellungen gab, haben viele Physiologen und Aerzte mit dem Somnambulismus sich beschäftigt, was wohl seine guten Früchte noch tragen wird; vorläufig aber finde ich in diesen Studien nicht nur Voreingenommenheit — indem ja die meisten Aerzte Materialisten sind, die immer geneigt bleiben, Erscheinungen zu leugnen, wenn sie nicht ins System passen, oder so lange zu mißhandeln, bis sie passen — sondern es haben sich auch in diesen neueren Untersuchungen noch lange nicht alle Erscheinungen eingestellt, die der Somnambulismus in sich birgt, und die früher allerdings vielfach beobachtet wurden. Unter diesen Beobachtern finden sich freilich viele Laien; aber sehen kann man auch, ohne Fachmann zu sein, und wer kein Urtheil hat, hat eben darum auch kein Vorurtheil; dagegen könnte man die Klage gegen Fachleute sehr oft in die Worte fassen: Bildung macht aprioristisch!

Ich will übrigens eine Erscheinung herausgreifen, für die auch Aerzte einstehen; der Leser mag dann selbst entscheiden, ob hier ein übersinnliches oder untersinnliches Bewußtsein vorliegt:

Professor Eschenmayer von der Universität Tübingen spricht von einem jungen Mädchen, einer natürlichen Somnambulen, der beständig das Bild einer Maschine vorschwebte, durch deren Anwendung sie geheilt werden zu können erklärte. Hofmedicus Sch . . . bestimmte sie, in ihren Krisen ein Modell in Pappendeckel auszuschneiden; später übertrug sie das Muster nach Schuhen, Zollen und Linien in einen größeren Maßstab mit so genauer Angabe der Proportionen in den vielfach sich kreuzenden Stäben, daß der Mechaniker, der sie verfertigte, über die genaue Rechnung verwundert war. Es war eine im Gebiete der Physik neue Erfindung, ein durch Elektricität und Galvanismus verstärktes und vielfach combinirtes Mesmerisches Baquet. Mechanik und Mathematik waren dem Mädchen fremde Dinge, und doch nahmen die Rechnungen mehrere Bogen ein.*) Von dem Berichte des Hofmedicus Sch . . ., den Eschenmayer in Aussicht stellte, ist mir nichts bekannt; es ist jedoch möglich, daß diese Somnambule identisch ist mit der fünfzehnjährigen Tochter des Dr. Römer, über welche dieser selbst ausführlich berichtet hat.**) Dort finden sich nicht nur genaue Angaben über die entworfene Maschine, sondern auch die betreffenden Kupferstiche. Dieser Fall steht übrigens nicht vereinzelt: in Justinus Kerner's „Seherin von Prevorst" ist eine unter gleichen Umständen entstandene Maschine abgebildet, deren Original ich in Weinsberg selbst sah.

In solchen Fällen ist also der somnambule Heilinstinct im höchsten Grade potenzirt. Man kann zwar von einem Instinct dabei reden, weil das sinnliche Bewußtsein mangelt; aber dann müssen wir auch einen der hohen Naturstellung des Menschen proportionalen Instinct annehmen, der nicht blos aus unbewußt gewordenen Niederschlägen biologischer Ver-

*) Eschenmayer: Versuch, die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus ꝛc. zu erklären. Stuttgart, Cotta. 1816.

**) Römer: Ausführliche Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambule ꝛc. Stuttgart, Metzler. 1821.

Digitized by Google

gangenheit in untergeordneten Nervencentren besteht. Andererseits kann aber auch von keiner somnambul gesteigerten Reflexion die Rede sein; es liegt also eine Intuition vor, und dafür gibt es nur zwei Erklärungen: entweder Inspiration durch ein unsichtbares Wesen oder durch das eigene transcendentale Subject. Ich wähle die letztere um so mehr, als ich für den schon allzu langen Streit über den Instinct keine andere Lösung sehe, als die, ihn für ein transcendentales Bewußtsein zu reclamiren, und überhaupt alles Unbewußte in ein transcendental Bewußtes zu verwandeln. Der darwinistischen Erklärung des Instincts, des Unbewußten in körperlicher und geistiger Hinsicht, wird dadurch kein Abbruch gethan, sondern er wird nur definirt; denn das Wort Instinct enthält keine Definition.

Ein modernes Problem ist der Somnambulismus im eminenten Sinne, und um so mehr, als sein Studium die einzige mögliche Vorbereitung bildet, um dann auch die spiritistischen Phänomene beurtheilen zu können. Es ist ein Anachronismus, daß für unsere Generation der Spiritismus vorauslief und von dem ihn erklärenden Somnambulismus erst eingeholt werden muß. Es ist nicht ganz richtig, wenn Hartmann meint, daß von meiner „Philosophie der Mystik" zwei Richtungen Nutzen ziehen werden, denen ich „grundsätzlich gleich ferne" stehe: die Spiritisten und die orthodoxen Gläubigen. Ueber den Spiritismus habe ich erst jüngst die Ansicht ausgesprochen, daß er von seinen Gegnern nicht verstanden wird, weil sie ihn nicht studiren, von seinen Anhängern aber mißverstanden wird, weil sie ihn isolirt studiren. Der eigenen Prüfung habe ich nur einzelne Phänomene unterwerfen können, für die ich allerdings einstehe. Was dagegen die Orthodoxen betrifft, so muß ihnen freilich jeder Bundesgenosse gegen den Materialismus willkommen sein; aber sie werden sicherlich denjenigen, der eine andere Definition des Jenseits vornimmt, als die ihrige, noch erbitterter bekämpfen, als den Materialisten. Aufhelfen will ich den Orthodoxen nicht; ich bin kein Freund von Weihwasser, wenn es mir auch lieber ist als das Petroleum, zu dem uns die weitere Herrschaft des Materialismus führen müßte.

Die Geschichte der deutschen Historiographie.

Von Bruno Gebhardt.

Lange und mit Spannung von Allen erwartet, die in den historischen Studien ihren Beruf sehen oder für sie Interesse hegen, liegt nun die „Geschichte*) der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" von Franz von Wegele als zwanzigster Band der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland in stattlicher Fülle vor, und der Rückblick auf den Entwickelungsgang dieser Wissenschaft gewährt einen eigenen Reiz.

Das Mittelalter hatte eine große Anzahl historischer Werke producirt, von den dürftigsten Annalen eines verschollenen Klosters bis zu den meisterhaften Leistungen eines Hermann des Lahmen, Sigibert von Gemblour und Ekkehard von Aura, im trockenen Chronikenstil, aber auch von philosophischem Geiste getränkt wie die große Chronik Otto's von Freisingen. Mit dem Ausgange der Hohenstaufenherrschaft schwand gleichsam der historische Sinn und die historische Begabung in Deutschland, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hat kein Werk hervorgebracht, das auch nur annähernd den genialen Leistungen der romanischen Nationen zur Seite stünde. Während in Frankreich ein Froissart und Comines, in Italien ein Dino Compagni und Giovanni Villani, in Spanien ein Muntaner und del Pulgar blühten, hat Deutschland keinen Namen neben Jenen zu nennen, und das Beste, was im fünfzehnten Jahrhundert für die deutsche Geschichte geschah, geht auf einen Ausländer, Enea Silvio, zurück.

Der Humanismus in Deutschland wandte sich allerdings mit Interesse der Geschichtschreibung zu, aber es fehlten ihm die großen Talente, Hervorragendes zu leisten, und der ganze Kreis, der unter lebhafter Theilnahme des Kaisers Maximilian sich der Erforschung und Darstellung der deutschen Geschichte unterzog, darf nur das Verdienst in Anspruch nehmen, die nationale Idee gehegt und gepflegt zu haben. Wenig anders stand es mit der Reformation. Auch diese Geister erregende Bewegung hat trotz Sleidan keinen großen Historiker zur Reife gebracht, und ein Aventin nützte seine wirklich hervorragende Begabung nur für die bayrische Landesgeschichte aus, obgleich einzelne Partien seiner Annalen, welche Epochen der allgemeinen deutschen Geschichte behandeln, diese Begrenzung tief bedauern lassen.

Die Zeit der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, welche dem geistigen Leben der Nation so vernichtende Schläge versetzte, konnten natürlich einen Fortschritt der historiographischen Wissenschaft nicht herbeiführen. Wohl erschienen Sammlungen historischer Quellenschriften und Urkunden, die zum Theil heute noch von Werth und Wichtigkeit sind, wohl entstanden einzelne Schriften, die sich mit den Zeitereignissen oder der Geschichte eines Landes beschäftigten und dem nachlebenden Geschichtschreiber mehr oder weniger sichere Nachrichten überlieferten, aber zu einer wirklichen historischen Auffassung und einer gereiften künstlerischen Darstellung nach dem Muster der Alten oder der Italiener gelangte man nicht und sollte man noch lange nicht kommen. Der neue Aufschwung, den unsere Wissenschaft nahm, knüpft sich an den Namen des großen Leibniz.

Schon hatten die historischen Hülfswissenschaften neue Anregungen empfangen, vor Allem staatsrechtliche und genealogische Forschungen waren in Fluß gerathen, zahlreiche Sammlungen boten neuen Stoff, Pufendorf's treffliche, allerdings von Leibniz viel getadelte Werke waren erschienen und hatten gerechte Bewunderung gefunden, als Leibniz selber sich der Geschichte zuwandte. „Fragen wir", sagt Wegele, „worin im Zusammenhange mit der systematischen Anwendung des kritischen Verfahrens das Wesentliche der historischen Methode Leibnizens liegt, und wodurch er gegenüber der bisher herrschenden Praxis einen fundamentalen Fortschritt in der deutschen Geschichtschreibung bedeutet, so erscheint als die Hauptsache, daß ihm die Geschichte eine voraussetzungslose, eine Erfahrungswissenschaft ist, und daß er nachdrücklich auf exacte Forschung dringt, die sich überall auf echte Zeugnisse zu stützen hat."

Welche wissenschaftliche Disciplin auch immer einen Rückblick auf ihre Entwickelung unternimmt, jede fast wird unter den Förderern und Mitarbeitern Leibniz zu nennen haben, und in erster Reihe darf dies neben der Philosophie und Mathematik die Geschichte. Wie Muratori von der Geschichte des Hauses Este, ging Leibniz von der des Welfenhauses aus und schuf sein Hauptwerk, die Annales imperii occidentis Brunsvicensis, die „ein unvergängliches Muster seiner berühmten Grundsätze über die historische Forschung im großen Stile" bieten. Ein anderes Hauptwerk Leibnizens, die Annalen, hat erst Pertz aus der Handschrift herausgegeben; Pertz ist es auch, der an der Spitze der Monumenta Germaniae stand, der die Führerschaft an dem Unternehmen inne hatte, das wie kein zweites Leibnizens Thätigkeit fortsetzte, an das sich der neue, glänzendste Aufschwung der deutschen Geschichtsforschung knüpfte.

Zwischen jenem und diesem liegt ein bedeutungsvolles Jahrhundert. Das Zeitalter Friedrichs des Großen gab wohl der deutschen Literatur im Allgemeinen nationale Anregungen, ohne auf die Geschichtswissenschaft selber einzuwirken; deutlicher sind da die Einflüsse Voltaire's und Montesquieu's wahrzunehmen. Die Zeit Goethe's nnd Kant's war für Poesie und Philosophie, die der Historie so nahe verwandten Disciplinen, ja die glänzendste, aber gerade unter ihrem Aufschwunge hatte die Geschichtschreibung zu leiden und erscheint im Vergleich mit jenen zurückstehend. Immerhin aber dürfen die Namen Gatterer und Schlözer, Spittler und Heeren, Justus Möser und vor Allem Johannes v. Müller genannt und gekannt sein zum Beweis, daß auch die Historiographie in ihren Leistungen wacker fortschritt.

*) München und Leipzig, 1885.

Digitized by Google

Die eigentliche „Begründung der deutschen Geschichtswissenschaft" geschah aber erst, als die Periode der classischen Nationalliteratur vorbei war und die romantische Schule den Schauplatz betreten hatte. Nach drei Richtungen, den Epochen der Weltgeschichte entsprechend, wandte sich die Forschung neuen Bahnen zu: die alte Geschichte erhielt durch Niebuhr, die mittlere durch Begründung der Monumenta und durch die anschließenden Arbeiten der bei ihr betheiligten Forscher, die neuere durch Ranke eine wahrhaft ungeahnte Gestaltung. Das hervorstechendste Moment aller drei Richtungen ist die meisterhafte Anwendung positiver Kritik. Niebuhr und die Schule der Monumenta bearbeiteten fürs erste nur das Material, seine künstlerische Verwerthung blieb ihren Nachfolgern aufbewahrt, Ranke erreichte das Höchste: er erweiterte mit glücklichem Findergeist das Material für den Aufbau der neueren Geschichte, er schuf die Methode für die kritische Bearbeitung, er gestaltete feinsinnig, im Besitz der höchsten künstlerischen Fähigkeit zu charakterisiren und darzustellen, Werke von fast unerreichbarer Schönheit und Vollendung. In ihm war der deutschen Nation, ja der europäischen Menschheit der Historiker auferstanden, der in seinem Fache den ersten Geistern aller Zeiten zur Seite tritt.

Um ihn schaaren sich seine Schüler, die zum größten Theile selbst schon ihre Wirkungen in die weitesten Kreise erstrecken und Schulen gebildet haben. In die Nähe und in die Weite geht der Einfluß des Altmeisters, und kein deutscher Historiker — seit dem Erscheinen der ersten Bände seiner Weltgeschichte auch Keiner, der sich dem Alterthum zugewandt hat — kann und wird sich heute als von Ranke unbeeinflußt nennen; Jeder wird freudig gestehen, wie unendlich viel er Jenem verdankt.

Aber der Reichthum der modernen Entwickelung unserer Wissenschaft ist mit diesen Richtungen noch nicht erschöpft. Schlosser und Gervinus haben ihre eigene Stellung, auch Droysen geht seine eigenen Wege, an Diesen und Jene schließen sich zahlreiche Jünger, auf allen Gebieten ist das Streben rastlos, es ist eine wahre Lust, in dieses emsige Getriebe hineinzuschauen.

Herrlich auferstanden ist das deutsche Volk in seinem staatlichen Leben und nicht zum wenigsten hat die deutsche Geschichtsforschung mitgewirkt zu diesem Erwachen aus langem Schlafe. Den Dank empfängt sie in der Rückwirkung des politischen Lebens, dem sie nationale Impulse entnehmen darf zu ihrer glänzenden Weiterentfaltung. Geschichte und Politik befruchten sich bei ihrer Berührung gegenseitig; auch die Geschichte der deutschen Historiographie beweist die alte Wahrheit, daß nur ein Volk, das politisch denken und handeln lernt, große Historiker erzeugt, daß aber ein Volk nur politisch denken und handeln lernt, wenn es der Geschichte kundig ist.

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

III.

„Morgen reisen wir nach London", sprach Lord Timple zu der Dame, als er vollkommen genesen war. „Sind Sie einverstanden?"

„Sie entsprechen meinem eigensten Wunsche."

„Das freut mich."

Richard brauchte nicht mehr zu befürchten, daß ihm Athalie in London entfliehen könnte, oder ihn gar des Mädchenraubes anklagen würde. Sie weilte ja bereits seit Monaten freiwillig an seiner Seite und außerdem „liebt mich dieses Mädchen".

Der Aufenthalt auf dem Strande zu Blackhill war nachgerade unangenehm geworden; zwar hatte der Lord den Neubau des niedergebrannten Schlosses angewiesen, doch kostete dies riesige Summen und außerdem hatte er noch zwingendere Gründe, die ihn nach London beriefen.

Mylord war nicht ganz klar mit sich über seine financielle Lage.

Zwar besaß er Schätze von märchenhaftem Werth, die in der That Schätze sein mochten, — wenn sie Käufer fanden, in den Augen des Laien aber nur geringen realen Werth repräsentirten. So nannte er zum Beispiel ein ganzes Museum in Guild-Hall, in einem alterthümlich dreinblickenden, mit eisernen Thüren versehenen Hause sein eigen, in welchem einst sein Großvater wohnte, der dieses Museum gegründet hatte. Man konnte in demselben eine höchst ansehnliche Sammlung von allerlei alten Merkwürdigkeiten finden, bei deren bloßer Nennung ein echter englischer Sammler in Convulsionen verfällt, die aber gewöhnliche Sterbliche, die nichts von der Sache verstehen, „altes Eisen, zerbrochene Scherben" nennen würden.

Dieses Museum, „le musée Timple", wie es auch von den französischen Blättern citirt wurde, bildete den Stolz Lord Timple's, und sämmtliche illustrirten Zeitungen des Continents und der beiden Inseln brachten Abbildungen von den im „musée Timple" in unantastbarer Originalität vorhandenen Ichthyosaurusgerippen, von den aus dem Zeitalter der Celten erhaltenen Steinarbeiten, den Handschriften der Azteken und von der Statue der Gottheit Niniso.

Wenn Herr Timple dieses Museum hätte verkaufen wollen, hätte er genug leidenschaftliche Käufer finden können. Es gibt in England viele Menschen, die von der Geldfrage blos insofern behelligt werden, als sie nicht wissen, was mit ihrem Gelde anfangen.

Ein Lord Crowndale hatte Herrn Timple bereits fünfundneunzigtausend Pfund Sterling für dieses Museum geboten. Seit zehn Jahren treibt er sich selbst immer mehr in die Höhe, alljährlich bietet er um zweitausend Pfund mehr und ebenso oft fordert Lord Timple um dreitausend mehr, so daß sich der Handel immer wieder zerschlägt. Es ist leicht zu ersehen, daß es ihm nicht Ernst mit der Sache ist.

Heuer aber wird er Ernst machen.

Kaum war Lord Timple in London angekommen — seine Wohnung befand sich in demselben Hause, welches auch das Museum beherbergte —, als er bereits den ersten Besucher: den in die Antiquitäten verliebten Lord Crowndale, erhielt. Dieser Herr ward ungemein von der Gicht geplagt und war blos in die zweitausendjährigen egyptischen Damen verliebt.

Richard stellte ihn Athalien vor. Es hatte den Anschein, wie wenn er dem Lord bereits von dieser Bereicherung seiner Raritätensammlung gesprochen hätte. (Es ist in der That eine Rarität: eine Frau, die Diamanten im Werthe von hunderttausend Pfund Sterling verbrennen läßt und statt derselben solch eine jämmerliche Wachspuppe rettet, wie sie für neun Shilling in jedem Spielwaarenlager erhältlich ist.) Wie alle einseitigen Gemüther, war Lord Cowndale sehr zerstreut, und so oft er Athalien: „Mi—Mylady" ansprach, verrieth er jedesmal, daß er „Miß" hatte sagen wollen und sich erst dann verbesserte und „Mylady" sagte. Ja, wiederholt passirte es ihm sogar, daß er, durch die Museumsräume schreitend, bei den Thüren die Dame vorangehen ließ, was von jeder Mylady auf der Welt für eine unverzeihliche Unachtsamkeit angesehen werden würde — von solchen Myladys nämlich, die nicht „Miß" sind.

Im Uebrigen entwickelte Mylord Athalien gegenüber eine ganz besondere Freundlichkeit, denn ein wohl erzogener Mann kann ja selbst einem hübschen Stubenmädchen gegenüber freundlich sein, wenn er auch nicht gleich weiß, ob er sie rechts oder links neben sich passiren lassen soll.

Er erklärte ihr die hervorragendsten Merkwürdigkeiten der besichtigten Seltenheiten; die auf Draht gezogenen uralten Gerippe, Thierüberreste, die älteren Ursprunges sind, als die ältesten Edelleute; die Götzensammlungen der verschiedenen Völker, das Geheimniß des indischen Dreieckes Trimurti, den Sinn des den Lingamo anbetenden Elephanten, das tiefe Mysterium des Om; er erklärte, woher der vierköpfige Mongolengötze stamme, wo man Wiswamitra's Kameel schnitzte, dessen Glieder aus anderen kleinen liebenden Thieren gebildet

Digitized by Google

sind. Im Gemäldesaal glänzte Mylord geradezu. Hier wußte er nunmehr ein jedes Stück bis auf die letzte Guinee zu schätzen, was es werth sei, von wem es herrühre, ob es Original oder die Copie vom Werke des Meisters oder des Schülers sei.

Man gelangte zu einer geschlossenen Thür, vor welcher Mylord stehen blieb und mit erhobenem Zeigefinger, besorgten Tones fragte:

„Sollen wir Mi — Mylady Athalie auch die Katakomben zeigen?"

„Oh, bitte", sprach Athalie; „weshalb nicht?"

Lord Richard billigte es gleichfalls.

„Mylady pflegt sich vor Kleinigkeiten nicht zu fürchten."

„Gibt es denn dort etwas Furchtbares zu sehen?"

„Furchtbares? gewiß!" bestätigte Lord Crowndale. „Sollten wir Mi — Mylady nicht zum voraus sagen, was sie dort zu sehen bekäme?" — Diese Frage war an Richard gerichtet.

„Das ist unnöthig, ich werde es ja ohnehin zu sehen bekommen."

„So wollen Sie die Güte haben, Mylord, die Thür zu öffnen."

Richard öffnete mit einem Schlüssel die eiserne Thür, die lautlos in der Mauer verschwand, worauf Athalie die Oeffnung eines dunkeln engen Raumes erblickte, der einem Kellerhalse gleich über mehrere Stufen in eine tiefer liegende gewölbte Höhle führte.

Dieser Raum hatte keine Fenster und dennoch herrschte Licht in demselben. Auf einem Broncetische brannte eine Krystalllampe mit reinweißer Flamme.

„Ach! hier wohnt wohl Jemand, für den die Lampe brennt?" fragte Athalie überrascht.

„Gewiß, Mylady; hier wohnen zweitausendjährige Todte!" sprach Lord Crowndale feierlichst.

„Und das ist die ewig brennende Lampe?"

„Ja, das ist sie."

Lord Crowndale sprach diese Worte mit solchem Nachdruck, wie wenn er jedes ungläubige Lächeln über die Identität des Gegenstandes von dem Gesichte dieses leichtfertigen Wesens verwischen wollte.

Nach der Gewohnheit der Frauen, die mit ihrem Muthe zu prahlen lieben, den sie schließlich ja doch nicht besitzen, begann Athalie in diesem finsteren Raume geschwätzig zu werden. Sie betastete Alles, nahm die Ibismumien in die Hände, öffnete die Deckel der Aschenurnen, in welchen noch ein letzter Ueberrest vom Staube wirklicher Helden zu erspähen war und drehte den in einem aus goldenen Stäben verfertigten Käfig eingeschlossenen Knochenschädel des Königs Daopon furchtlos nach rechts und links.

Lord Crowndale aber fühlte sich nur noch mehr gereizt, dieser Dame das Gruseln beizubringen und erklärte ihr die Geschichten der tausendjährigen Ueberreste mit den verschiedensten romantischen Details.

„Und was jetzt kommt, wird Sie auch nicht erschrecken?"

Ritter Ludimar zu Pferde.

Ritter Ludimar war ein großer Held. In seinem Testamente verfügte er, daß er nach seinem Tode nebst seinem Pferde von Sach- und Kunstverständigen präparirt, zu kunstvollen Beingerippen präparirt und im Wappensaal der Familie aufgestellt werden solle.

Da sitzt nun der Knochenritter auf seinem Knochengaul; auf dem Kopfe steckt der Erzhelm, um das Kinn legt sich die eiserne Kinnkette, die zehn Knochenfinger umfassen den Schwertgriff, und das Knochenpferd hält das Gebiß zwischen den fleischlosen Zähnen.

„Empfinden Sie keine Furcht bei diesem Anblicke, Mi — Mylady?"

Statt dessen zog Athalie mit ergötzlicher Prüderie ihren Schleier (englische Damen legen den Schleier auch im Zimmer nicht ab) über das Gesicht und bemerkte, daß der Mister sehr mangelhaft bekleidet sei.

„Damned! Ein Skelett!" brummte Lord Crowndale seinem Freunde ins Ohr. Sie schämt sich vor einem Manne, der weder Kleider, noch — Fleisch am Leibe hat!"

Na, wir werden ja gleich sehen, wie lange dieser Muth vorhält!

„Wünscht Mylady die ewige Lampe, diesen kostbarsten Schatz der Sammlung, zu besichtigen?"

„In der That bin ich hierauf am neugierigsten!"

Die ewige Lampe stand auf einem Broncetisch, der blos einen bauchig geformten, unten in drei Löwentatzen auslaufenden Fuß hatte.

Vor diesem Tisch befand sich ein Lehnstuhl aus Bronce, in welchem ein Ritter, mit einem Schuppenpanzer bewehrt, saß. Aufgerichtet mochte er eine das menschliche Maß ein wenig überschreitende Höhe haben. Sein Panzer war dunkelblau angelaufen und glich jenen, die von den Helden der Parther-Cohorten zur Zeit der Cäsaren getragen wurden: vom Scheitel bis zur Zehe mit Schuppen gleich einer Eidechse bedeckt. Die rechte Hand des Ritters hing zur Seite hinab und hielt ein langes zweischneidiges Schwert.

„Darf ich die Lampe in die Hand nehmen?" fragte Athalie, zu Lord Richard gewendet.

„Gewiß. Gestatten Sie mir aber, vorerst Ihre Hand zu fassen."

„Wozu denn?"

„Nun, für den Fall, daß Ihnen etwas zustoßen sollte."

„Ich danke Ihnen; ich werde mich schon in Acht nehmen."

Dessenungeachtet winkte Lord Crowndale seinem Freunde, sich für den Fall, daß Mylady ohnmächtig werden sollte, hinter ihr in Bereitschaft zu halten. Denn dieses Wagniß pflegt gewöhnlich den bezeichneten Ausgang zu nehmen.

Der Broncetisch befand sich auf einer Erhöhung, zu welchem drei Stufen emporführten.

Als Athalie die erste Stufe betrat, erhob sich der schweigsame Ritter still von seinem Sitze.

Andere Frauen fahren voll Entsetzen zurück, wenn das eiserne Gespenst solch' eine drohende Bewegung ausführt, Athalie aber nickte anerkennend mit den Kopfe: „God by! der Ritter ist galant; er steht auf, wenn sich ihm eine Dame nähert."

Auf der zweiten Stufe angekommen, holte die Gestalt mit dem in der Rechten gehaltenen Schwerte weit aus und hob es über den Kopf, wobei sie sich drohend nach rückwärts bog.

Dies pflegt der Moment zu sein, da neugierige Damen ihren Begleitern ohnmächtig in die Arme fallen.

Athalie blickte mit naivem Erstaunen über die Schulter auf das drohende Gespenst und sprach neckend:

„Ah, ein Ritter aus der alten Schule wie Sie wird es doch nicht für ritterlich ansehen, einer Dame einen Hieb zu versetzen?"

Und damit betrat sie die dritte Stufe.

Und der Panzerritter schlug mit dem Schwerte nicht zu. Er blieb in derselben stehenden Positur, die er bei der zweiten Stufe angenommen hatte. Athalie konnte die Lampe ergreifen, aber nicht aufheben, da sie an den Tisch festgeschraubt war.

Die beiden Männer klatschten Beifall.

„Ein bewunderungswürdige Frau! Eine außerordentliche Frau!" triumphirte Lord Crowndale. „Sie müssen wissen, Mylady, daß Sie die erste Dame sind, die den Fuß auf diese dritte Stufe setzte, und auch von den Männern wagte nur ich allein, dasselbe zu thun."

„Aber Sie haben mich ja hintergangen; man kann die Lampe nicht aufheben."

„Es ist an derselben auch nichts zu sehen, Athalie", sprach Lord Richard; „das Ganze ist eine einfache Moderateurlampe mit ungewöhnlich großer Maschinerie, die blos einmal in acht Tagen aufgezogen und zugleich mit Naphta gefüllt werden muß. Und die Maschine selbst ist in dem Fuße des Tisches verborgen."

„Ah! das ist also blos ein Taschenspielerstückchen?" fragte Athalie geringschätzig, ohne die Hülfe der Männer beim Heruntersteigen anzunehmen. Und wie nun Athalie die Stufen einzeln betrat, ließ der Panzerritter seinen Arm sinken und setzte sich auf seinen Platz zurück.

„Verzeihen Sie, Mylady", sprach Lord Crowndale, sich gegen diese Verdächtigung verwahrend. „Dies ist keine Taschenspielerei,

Digitized by Google

kein Humbug, sondern das kostbarste Stück des Museums. Bei den Ausgrabungen zu Carthagon stieß man auf ein Grabgewölbe; es war das des römischen Proprätors Tullius Aemilius. Diese mechanische Gestalt saß am Kopfende des Sarkophages und vor ihr brannte auf einem kleinen Broncetischchen eine Lampe. Das Grabgewölbe mußte wenigstens seit siebzehnhundert Jahren verlassen sein und die Lampe brannte noch immer. Die Magier von Carthagon kannten das Geheimniß der ewigen Lampe, mit ihnen zugleich ging es verloren. Bei der Entdeckung dieses Grabgewölbes meinte der Alterthumsforscher, der die brennende Lampe erblickte, das verloren gegangene Geheimniß wiedergefunden zu haben, und er eilte zu der Lampe hin. Diese Gestalt erhob sich nun gerade so wie vor Ihnen, holte mit dem Schwerte aus, that sich aber, als der Eindringling die dritte Stufe betrat, um die Lampe aufzuheben, keinen Zwang an, wie jetzt, sondern schlug zu und zertrümmerte die ewige Lampe in tausend Stücke, wodurch das neuentdeckte Geheimniß abermals verloren ging. Die Begebenheit war auch ausführlich im „New monthly magazin" beschrieben, Mylady, und Lord Richard besitzt vollständig authentische Documente darüber, daß diese Gestalt mit jener im Grabgewölbe des römischen Propätors identisch sei. Nur hat er die ewige Lampe ganz einfach durch eine Naphtalampe ersetzt."

„Und weshalb schlug der Ritter jetzt nicht zu? Ich schmeichle mir durchaus nicht, daß ihn die Zauberkraft meines Blickes gelähmt hätte."

„Das ist doch leicht zu errathen, Athalie", erwiderte Richard lachend. „Es kann ja nicht meine Absicht sein, den Beweis der Seelenstärke eines jeden meiner Besucher mit einer Lampe zu bezahlen, was obendrein noch mit Feuersgefahr verbunden wäre. Darum ist die Maschine nur so weit aufgezogen, um die dem Drucke der ersten beiden Treppenstufen entsprechenden Bewegungen auszuführen und mit der dritten im Rückstande zu bleiben."

„Und gerade dieses Geheimniß ist es, worauf ich am begierigsten bin", sprach Lord Crowndale dazwischen. „Wie ist diese Maschine aufgezogen? wo steckt die Maschine? Was muß man thun, um auch die dritte Bewegung ausführen zu lassen? Dies vermag Niemand herauszufinden, vermag Niemand zu errathen."

„Ich bitte sehr", sprach Lord Timple; „untersuchen Sie nach Belieben, ich hindere Sie ja nicht."

„Das weiß ich. Oft genug hab' ich's schon versucht, immer vergebens." — Damit trat er hin und betastete alle Glieder des Ritters, ließ ihn aufstehen, dann wieder niedersetzen, horchte inzwischen auf das Knacken der Maschinerie im Innern, — doch war Alles umsonst. „Einmal habe ich bereits einen ganzen Tag hier zugebracht, oder versuchte jede einzelne Panzerschuppe von der Stelle zu rücken in der Hoffnung, das Schlüsselloch der Maschine zu finden. Aber all' meine Bemühungen waren vergeblich, und der Mechanismus steckt ja doch darin. Ich habe Mylord bereits fünftausend Pfund für dieses Geheimniß allein angeboten."

„Ich aber verrieth es nicht. Außer mir kennt es Niemand, und der, von dem ich die Maschine gekauft habe, ist längst gestorben."

„Mir wollten Sie es auch nicht anvertrauen?" fragte Athalie, indem sie Richard begehrlich ins Auge blickte und ihren Arm in den seinigen schob.

„Mylady, für fünftausend Pfund habe ich dem Mylord mein Geheimniß nicht verrathen, — Ihnen will ich es für dieses entzückende Lächeln zuflüstern."

Zu diesem Zwecke mußte Athalie ihr Gesicht Richard's Munde nahebringen, und als die Dame ihre langen englischen Locken bei Seite schob, um das Geflüster zu vernehmen, konnte Richard nicht widerstehen, einen Kuß auf dieses entzückend schöne Gesicht zu drücken.

Eine englische Lady hätte ihren Gatten sofort stehen lassen, wenn er derlei in Gegenwart eines fremden Mannes zu thun wagte; Athalie erröthete. Dies war ein Verrath vor dem Fremden! Trotzdem wandte sie den Kopf nicht zur Seite, sie wollte das Geheimniß vernehmen.

„Im Halse des Ritters steckt der Mechanismus; der Kopf kann zur Seite gedreht werden. Geben wir demselben eine Drehung, so wird die erste, geben wir zwei Drehungen, so werden die ersten zwei, und machen wir drei Drehungen, so werden alle drei Bewegungen ausgeführt."

Athaliens Dank bestand in einem Händedruck.

„Werden wir uns heuer auch nicht über den Kauf des musée Timple einigen, Mylord?" fragte Lord Crowndale, als sich die kleine Gesellschaft auf dem Rückwege befand.

„Wir haben ja noch Zeit dazu."

„Sie haben gewiß noch Zeit, ich aber bin selbst schon eine Antiquität, und heute oder morgen werden Sie mich unter Ihre Mumien aufnehmen können."

„Bah, Mylord, reiche Leute leben lange."

„Ich biete Ihnen auch heuer siebenundneunzigtausend Pfund dafür."

„Und ich würde es für hunderttausend Pfund hingeben."

„Ganz wie gewöhnlich."

Damit reichten sie sich die Hände und schieden von einander. Athalie war einige Schritte hinter den Männern zurückgeblieben, Lord Crowndale beehrte auch sie mit einer steifen Verbeugung, als er an ihr vorüberging und flüsterte ihr zu:

„Mi — Mylady. Wenn Sie fünftausend Pfund benöthigen sollten, so stehen sie Ihnen zur Verfügung für das unschuldige Geheimniß, welches Sie soeben erfuhren."

Athalie hob den Kopf stolz empor und antwortete zürnend: „Mylord! Wie wagen Sie es, der Gattin eines Gentlemans ein solches Anerbieten zu machen?"

„Verzeihen Sie, Mylady. Ich habe Ihnen wirklich eine Dummheit gesagt. Verzeihen Sie mir."

„Schon gut. Sprechen wir nicht weiter davon."

„Geben Sie es mir schriftlich, daß Sie mir verzeihen. Schreiben Sie es auf eine Visitkarte."

Lord Timple kehrte zurück, als er das Gespräch vernahm.

„Nur kein Geheimniß", sprach Lord Crowndale. „Ich wollte Ihre Gattin zu der Untreue verführen, mir das Geheimniß des Panzerritters zu verrathen. Mylady versetzte mir hierfür eine moralische Maulschelle, und ich verlange jetzt eine Quittung darüber."

Ob dieser Bitte lachten nun Mylord und Mylady, worauf Mylady aus einem kleinen Täschchen eine Visitkarte zog, auf welcher ohne Wappen der Name „Lady Athalie T. Saylor" stand, und kritzelte mit einem goldenen Crayon die Worte auf dieselbe: „Allgemeine Indulgenz für Lord Crowndale". Dann überreichte sie ihm das Blättchen. Der Lord küßte ihr die Hand entfernte sich.

Zehn Monate später überraschte man Lord Timple mit der Nachricht, daß sich sein alter Freund Lord Crowndale nun thatsächlich in einem Zustande befinde, der ihn unter seine Mumien aufzunehmen erlaube. Er war gestorben.

Dies war ein schlechter Einfall von dem Alten. Solch' einen freigebigen Käufer wird das musée Timple nicht so bald finden, obwohl dessen idealer Werth immerwährend derselbe bleibt. Der Alte hatte für Lord Timple sichere hunderttausend Pfund bedeutet, nach welchen dieser blos die Hand auszustrecken brauchte, um sie einzustreichen. Das war nun zu Ende. Die Hinterlassenschaft des alten Alterthumsforschers theilten junge Erben unter sich, die das Moderne suchen und für altes Eisen keine fabelhaften Preise bezahlen.

Lord Crowndale vermachte in seinem Testament fünfzehntausend Pfund der Eigenthümerin jener Visitkarte, die seinen Werthpapieren beigelegt war und den Namen trug: „Lady Athalie T. Saylor". Eine Umschreibung konnte er nicht anwenden, da er doch von rechtswegen nicht schreiben konnte: „Für Missis Athalie Timple" und „für Miß Athalie Saylor" nicht schreiben wollte. Er benützte also die Original-Visitkarte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Concurrenz um das Lutherdenkmal.

Wir wissen uns nicht zu besinnen, daß eine Denkmal-Concurrenz in Berlin eine solche Aufregung hervorgerufen hat, wie diese. An dem Helden, den das Monument ehren soll, liegt es nicht. Er gehört zwar zu den populärsten Gestalten unserer Geschichte. Vielleicht könnten wir außer dem alten Fritz keine andre nennen, die so leibhaftig in der Phantasie des ganzen Volkes wandelt. Aber er steht der großen Masse namentlich der Gebildeten doch zu fern, hat zu wenig Action auf unser von ganz andren Mächten bewegtes Geistes- und Gemüthsleben, als daß er uns über seine markante Persönlichkeit hinaus besonders nahe ginge. Seine Wirksamkeit gehört einer abgeschlossenen Epoche an.

Auch den 47 kleinen Modellen, die eingegangen waren, fehlte durchaus der sensationelle Charakter. Bei den meisten konnte sich das große Publicum absolut nichts denken. Die drei, fünf, zuweilen bis zu einem Dutzend skizzenhaften Püppchen auf mehr oder weniger mißlungenen Postamenten waren bis auf den zu oberst aufragenden Luther für den Besucher ebensoviel ungelöste Räthsel — waren sie es doch auch in der Regel dem Künstler gewesen. Künstlerische Anregung aus diesen Versuchen zu schöpfen, waren sicher außerhalb der Fachkreise nur äußerst wenige im Stande.

Was war es, das Tausende in die engen Ausstellungsräume der Akademie zog, in denen es Sonntags so voll war, daß der Besuch fast vergeblich wurde? Alle Stände drängten sich um die Skizzen. Nachdem der Geheimrath mit seinen blassen Töchtern aus dem Westen, der Banquier mit seiner geputzten Familie aus dem Thiergartenviertel an den Wochentagen das Feld allein gehabt, wogte am Sonntag ein ganz andres Publicum aus dem Centrum der Stadt durch die Säle der behäbige Handwerker mit Frau und Kindern, der Kaufmann und kleine Beamte, ein Publicum, das man sonst auf Berliner Kunstausstellungen niemals zu Gesicht bekommt.

Die Ursachen dieses großen Andranges liegen in einer Reihe äußerer Umstände.

Die Bevölkerung aus dem Innern der Stadt würde sicherlich kein so nachhaltiges Interesse gezeigt haben, wenn für das Denkmal ein Standort im Thiergarten oder in der Nähe der Linden projectirt gewesen wäre. Was dort zur Verschönerung geschieht, läßt die Bewohner des Centrums ziemlich kalt. Was haben sie davon? — Das Lutherdenkmal aber soll auf dem Neuen Markt errichtet werden, nicht weit vom Rathhaus, inmitten des alten Berlin, für das unser Jahrhundert noch so wenig gethan hat. Die dort wohnen, sind vielfach in Berlin geboren, was für die erwachsene Generation des Westens nur in Ausnahmefällen gilt. Ein Denkmal, das in der inneren Stadt errichtet werden soll, appellirt an einen Localpatriotismus, der in dem Westen mit seiner zugewanderten Bevölkerung erst von der nächsten Generation erwartet werden kann.

Daß auch die aristokratische Gesellschaft des Thiergartenviertels eine so lebhafte Theilnahme bezeugte, entsprang aus den neuen Bedingungen, unter denen die Concurrenz dem Publicum vorgeführt wurde: die Projecte waren vierzehn Tage vor dem Zusammentreten der Jury öffentlich ausgestellt.

Dies ist eine Neuerung, die bei Künstlern und Laien den einmüthigsten Beifall gefunden hat. Wir Alle haben diese Veränderung des Verfahrens im Interesse der Künstler und des Publicums längst ersehnt. Wir waren stets darüber einig, daß der bisherige Modus für beide Theile gleich schädlich wirkte. Erst wenn der Spruch gefallen war, öffneten sich die bis dahin ängstlich gehüteten Pforten dem Publicum. Es kam herbei ohne große Erregung, eigentlich nur, um sich den ersten Preis anzusehen, vielleicht noch die übrigen ausgezeichneten Projecte, warf noch einen flüchtigen Blick auf die große Masse der Unterlegenen und ging. Wozu nutzte auch deren Betrachtung? Für die große Masse ist eine Jury so gut Autorität wie jeder Beliebige, der in Zeitungen oder in mündlicher Rede ein Urtheil fällt. Sie ist nur zu froh, wenn ihr in künstlerischen Dingen das eigene Urtheil erspart bleibt.

Und selbst Diejenigen, die aus Erfahrung wissen, durch welche Compromisse in den meisten Fällen das Urtheil der Jury zu Stande kommt, haben nachträglich nur selten ein Interesse, sich durch vergleichendes Studium eine eigene Ansicht zu bilden. Es ist eben vergebliche Arbeit.

So haben wir denn beständig erleben müssen, daß von der ungeheuren Summe von Arbeit, die jede Concurrenz kostete, neunzig Procent ein Schlag ins Wasser war. Der Sieger hatte das Loos gezogen, die übrigen hielten blanke Nieten in der Hand. Kaum daß in den nächsten Fachkreisen die tüchtige Leistung dem Abgefallenen Ehre und Ansehen eintrug. Wir sind einmal so organisirt, daß in unseren Augen selbst der zufällig Unterlegene im Unrecht ist. — Das hat fast die Kraft eines Naturgesetzes! — Der Architekt legt die Blätter, die er ungekrönt zurück erhält, in seine Mappen und zeigt sie vielleicht einmal halb verschämt in einer stillen Stunde einem vertrauten Freunde; der Bildhauer und Maler läßt die Skizzen, die ihm keinen Lorbeer eingetragen, in dunklen Ecken seines Ateliers vorkommen. Sie Alle können an die Ursachen ihres Mißerfolges nicht denken, ohne einen Biß der Reue über die verlorene Zeit und Arbeit, über die verschwendete Productionskraft zu empfinden.

Das ändert sich mit einem Schlage, sobald das Publicum vor der Jury zugelassen wird.

Nun hilft ihm nichts, es muß sich jedes Project ansehen. Es muß sich Zeit lassen, in die Gedanken aller Mitstrebenden einzudringen, muß mit Sammlung erwarten, wo und wie eine Erscheinung künstlerische Wirkung übt, kann nicht mehr gleichgültig umherlungern. Es fühlt sich gestärkt und gehoben, daß ihm die Selbstständigkeit des Urtheils zugetraut wird, und obendrein erfährt es den Reiz der Spannung, ob seine Meinung die der Jury sein wird. Einmaliger flüchtiger Besuch genügt nicht mehr. Für die Erziehung des Publicums zur Kunstbetrachtung ist damit ein kräftiger Hebel gewonnen.

Der Künstler kommt viel besser dabei weg, denn die vierzehn Tage vor dem Zusammentritt der Jury fällt der Sonnenschein des allgemeinen Interesses ohne Unterschied auf Gute und Böse. Keine Leistung kann mehr ganz unter den Tisch fallen.

Und schließlich ist die Jury wohl oder übel gezwungen, mit der öffentlichen Meinung zu rechnen, was bisher eigentlich nicht nöthig war, denn eine solche kam in den meisten Fällen gar nicht zu Stande. Es ist ja bekannt, wie schwer es hält, daß sich ein halbes Dutzend Männer verschiedener Berufskreise über die Bezeichnung des Besten unter hundert Projecten einigen, daß es für die zweiten und gar die dritten Preise erst nach unendlichen Debatten zu einem Resultate kommt. Es ist vorgekommen, daß Projecte, die für einen der Preise tagelang in Discussion standen, schließlich nicht einmal unter den angekauften figurirten. Wo aber Tausende vorher schon gesichtet haben, und unter diesen zahlreiche competente, vorurtheilslose Männer, wird auch der Jury das Amt erleichtert. Wir sind überzeugt, daß manches Urtheil anders ausgefallen wäre, wenn dem Spruch der Jury ein Plebiscit vorausgegangen. Auf alle Fälle wird sie genöthigt sein, ihr Urtheil öffentlich zu begründen, wenn es von der allgemeinen Stimme abweicht.

Bei der Ausstellung der Concurrenzprojecte zum Lutherdenkmal haben wir in Berlin den Segen der neuen Einrichtung zum ersten Mal erlebt. Wir glauben nicht, daß man zu der alten Weise zurückkehren kann, ohne daß sich ein heftiger Widerspruch in allen Kreisen erhebt. Selbst für die Architektur, deren Beurtheilung dem großen Publicum noch schwerer fallen muß als die der verwandten Künste, hat sich die Mehrheit zu Gunsten des rationelleren Modus entschieden.

Ueber die Preise des Lutherdenkmals hat die Jury, wie es heißt, erst nach langen Berathungen sich einigen können. Ihr Spruch ist anders ausgefallen, als man im Allgemeinen erwartet hatte.

Digitized by Google

Künstler und Publicum hatten sich fast einstimmig für einen Entwurf erklärt, der von den Preisrichtern wegen eines Verstoßes gegen das Programm außer Concurs gestellt wurde; der erste Preis ist einem Project zugefallen, welches nur Wenige ernstlich in Betracht zogen, weil es über die Maße der möglichen Ausführung weit hinausging. Der zweite Preis findet allgemeine Zustimmung, über den dritten herrscht große Verwunderung.

Das Programm hatte ausdrücklich die Verwendung allegorischer und symbolischer Figuren ausgeschlossen. Man hatte damit offenbar die leeren Allgemeinheiten des Glaubens u. s. w. treffen wollen. Nun will der Zufall, daß sich ein Künstler über diese Bestimmung hinwegsetzt und gerade durch die Schöpfung von vier symbolischen Gestalten der Idee eines Lutherdenkmals den kräftigsten, stimmungsvollsten Ausdruck verleiht. Es ist Otto Lessing mit seinen vier Evangelisten-Symbolen am Sockel.

Ueber die Nothwendigkeit des Verbotes allegorischer Gestalten am Sockel des Lutherdenkmals läßt sich streiten. Mir will scheinen, als ob die Concurrenz nicht viel anders ausgefallen wäre, wenn man es unterlassen hätte. Der Typus des modernen Denkmals für einen Helden der Geschichte ist eine Art ehrner oder steinerner Schule von Athen. Um den zu feiernden Helden gruppirt man seine bedeutendsten Mitstreiter. Für Luther stand überdies das Riesendenkmal Rietschel's als maßgebend fest. Diese Form des Denkmals gehört unserm Jahrhundert an. Frühere Zeiten besaßen ja überhaupt nicht entfernt die Denkmalswuth, die unsere Zeit charakterisirt. Noch im vergangenen Jahrhundert hätte man es kaum begriffen, einem Andern als dem Fürsten ein Monument auf freiem Platz zu errichten. Ein Grabmal, ja; auch wohl für den Gelehrten eine Büste in der Bibliothek, für den Dichter im Schauspielhaus, aber damit hatte es sein Bewenden. Als man nun in unserem Jahrhundert sich in großen und kleinen Städten besann, wem man irgend ein Denkmal errichten sollte, konnte es nicht ausbleiben, daß der Typus des Monuments sich nach den herrschenden Ideen des Historienbildes gestaltete. Statt eines schlichten, auf sich selbst gestellten Kunstwerkes entstand ein mühseliger Abriß aus der Geschichte. Man halte in dieser Beziehung einmal unter den Berliner Denkmälern die Reiterstatuen Friedrichs des Großen und des Großen Kurfürsten zusammen. Allegorischer Figurenschmuck trat ganz zurück und wurde charakteristisch für die Denkmäler der Dichter und Künstler. Ich glaube, es wären nicht viele Projecte für das Lutherdenkmal aufgetaucht, bei denen die Allegorie irgend eine Rolle gespielt hätte. Weit eher hätte man die Anbringung historischer Personen verbieten können. Sie sagen keinem Menschen etwas, der Beschauer muß sich, wenn er nicht gerade Specialist der Geschichte in der betreffenden Periode, mit ebensoviel Mühe hineindenken, wie der Künstler zu den Vorarbeiten der Production brauchte. Und nachher lohnt das Ergebniß weder den einen noch den andern. Diese historischen Denkmäler sind kurzweg langweilig.

Da nun die allegorischen und symbolischen Figuren einmal verboten waren, mußte Otto Lessing's Entwurf von vornherein ausgeschlossen werden. Er ist auch nachher nicht angekauft worden, was überall Aufsehen erregt hat. Das Denkmal erhebt sich als Brunnenanlage auf einer Terrasse. Aus den vier Nischen des Postaments lagern sich die Symbole der Evangelisten. Der Gedanke ist ungemein erfreulich. Vorn der kniende Engel, zu beiden Seiten die gewaltige Silhouette der lagernden geflügelten Vierfüßer, hier der Löwe, dort der Stier; auf der Rückseite der Adler. Das gruppirt sich mit zwingender Nothwendigkeit. Ein solcher Reichthum der Motive, und wohlverstanden rein künstlerischer, unmittelbar verständlicher Motive läßt sich mit vier sitzenden historischen Figuren absolut nicht erreichen. Die Beziehung auf Luther ist im Moment klar, aber die Gestalt des Reformators wird in keiner Weise beeinträchtigt. Kein andres Postament hätte so energisch Stimmung gemacht, keins wäre auch so populär geworden; die Thiere hätten ein Wahrzeichen der Stadt abgegeben. Man hat gefürchtet, der Berliner Volkswitz, der schon so manchem Denkmal die Narrenkappe aufgesetzt, würde sich über die ungewohnten Thiergestalten hermachen. Ich glaube es nicht. Und wenn, der künstlerisch richtige Gedanke lebt länger als ein frivoles Witzwort.

Wir wollen uns an dieser Stelle auf die gekrönten Projecte beschränken.

Der Entwurf von Otto in Rom ist mir trotz seiner vielen hervorragenden Eigenschaften und einer seltenen Geschicklichkeit vom ersten Augenblick an unbehaglich gewesen. Ich spreche nicht von der ungeheuren Anlage, für die der Platz sicher nicht gereicht hätte. Einmal ist der Neue Markt keine feste Größe, denn die Kaiserstraße wird ihn offenlegen und wahrscheinlich fällt noch eine seiner Häuserreihen, die nach dem Marienkirchhof, so daß es an Raum möglicherweise nicht mangeln wird. Auch daß das Denkmal für die ausgeworfene Summe sicherlich nicht hergestellt werden kann, ist für die übrigen Qualitäten gleichgültig. Mich stört die Vermengung der Principien in der Composition. Ich spreche hier absichtlich in der ersten Person, weil ich über einen ganz persönlichen Eindruck Rechenschaft zu geben habe. Es liegt mir fern, ästhetische Gesetze finden zu wollen.

Ein Denkmal ist conventionell wie alle Kunst. Der Sockel hebt die Statue, das Reiterbild über die Umgebung hinaus, gerade wie der Rahmen das Bild sondert. Das hat Otto für den Luther auf dem hohen Postament inmitten der colossalen Terrasse, für die Gestalten des Hutten und Sickingen, die als Hüter des Aufganges auf den Treppenwangen sitzen, genau so gemacht wie alle anderen. Aber nun hat er nach einem anderen, spielerischen Princip auf die Stufen, die oben auf der Terrasse zum Postamente Luther's führen, an der einen Seite Spalatin und Agricola, auf der anderen Jonas und Kreuziger hocken lassen, wie Kinder oder Lungerer, die sich dort zum Spiel niedergelassen; und weiter hinten sind Melanchthon und Bugenhagen herangetreten und lehnen sich lose an das Postament Luther's, wie wenn etwa ein Photograph, der den ungefähren Maßstab der Aufnahme geben wollte, den ersten besten aufgegriffen und dort placirt hätte. Es kann sich jeder Beschauer genau so danebenstellen. Das ist für uns, die wir Derartiges nicht gewohnt sind, überraschend, aber höchst ungemüthlich. Es wäre noch etwas Anderes, wenn die ganze Anlage nach diesem Princip geordnet wäre, wie es bei Grabmälern Canova versucht hat.

Hilgers, der den zweiten Preis davongetragen, hat eine ähnliche Disposition gewählt wie Otto. Freilich will uns sein Entwurf weit reicher und lebendiger erscheinen.

Vorn als Hüter des Aufganges zur Terrasse thronen Moses, als Vertreter des alten Testamentes, und Paulus, als des neuen, in feierlicher Haltung und Gewandung. Auf der Terrasse erhebt sich Luther's Postament aus einer Brunnen-Anlage. Am Postament sitzen Melanchthon in langem Talar und Hutten in Ritterrüstung. Sie sind zur Seite gewandt, so daß man ihre Gestalt von vorn im Profil sieht. Das gibt reiche Abwechselung mit dem stehenden Luther und den beiden nach vorn gewandten Sitzfiguren an der Treppe.

Roemer soll wegen seines Luther den dritten Preis bekommen haben. Das Postament gehört zu den wenigst gelungenen.

Wenn nicht der Raum zu knapp geworden, wäre hier der Ort, über die verschiedenen Versuche mit der Gestaltung der Postamente zu berichten. Wir müssen es uns jedoch, da es hier zu weit führt, für ein andermal aufsparen. Im Ganzen hat es allgemein überrascht, wie wenig Verständniß für die architektonische Behandlung dieser Kunstform vorhanden. A. L.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Ein jüd. **Theologe, Dr. phil.,** 30 Jahre alt und verheirathet, tüchtiger Stenograph, der früher mehrere Jahre in Berlin redactionell thätig war und eine gewandte Feder schreibt, **sucht** (in Folge seiner freisinnigen Anschauungen genöthigt, sein Amt niederzulegen) **sofort Stellung** als Redacteur, Corrector, Lehrer, oder einen anderen Posten, den er mit seinen Kenntnissen und reichen Erfahrungen, verbunden mit großer Arbeitskraft, auszufüllen vermöchte, und der ihm eine bescheidene Existenz bietet. Gefl. Zuschriften unter **K. A. 148** durch **Haasenstein & Vogler, Leipzig,** erbeten.

Neue Kataloge
von antiquarischen Büchern zu billigen Preisen.

Nr. 23. Publikationen des litterar. Vereins in Stuttgart-Tübingen. (Von Historikern u. Linguisten, besonders Germanisten, geschätzte u. theilweise seltene Quellenwerke enthaltend.)
Nr. 24. Litteraturgeschichte, Germanistik, ältere deutsche Litteratur. (Bibliothek Fr. Notter I.)
Nr. 25. Roman. u. slaw. Sprachen. Französ., ital., span. Litteratur. — Orientalia.
Nr. 26. Deutsche Litteratur seit 1750. Musikwissenschaft, Dramaturgie. Nachträge zu Kat. 24. (Biblioth. Notter II.)
Nr. 27. Moderne deutsche Belletristik.
Nr. 28. Englische Sprache, Litteratur u. Geschichte.

Versendung gratis und franco.

Oskar Gerschel,
Buchhändler u. Antiquar,
Stuttgart, 16 Calwerstraße 16.
Reichhaltiges Lager aus allen wissenschaftlichen Disciplinen.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Die Entstehung des modernen Frankreich

von

H. Taine.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.**
Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich.
Dritte (Schluss-) Abtheilung: Die Herrschaft der Revolution.
40 Bogen. Gross Oktav in eleganter Ausstattung.

Preis 12 Mark.

Der **erste Band** („Das vorrevolutionäre Frankreich") ist für **7 Mark 50 Pf.,** die **beiden ersten Abtheilungen des zweiten Bandes** sind für zusammen **16 Mark 50 Pf.** durch jede Buchhandlung nachzubeziehen.

Leipzig, November 1885.

Ambr. Abel.

AU BON MARCHÉ

Das Haus ***Au bon marché*** *besitzt die grössten, best eingerichteten und wohl geordnetsten Waarenlager und zählt deshalb zu den Sehenswürdigkeiten von* ***Paris.***

Firma
Aristide BOUCICAUT
NOUVEAUTÉS
PARIS.

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz des Hauses
Au Bon Marché.

Die Waarenlager des BON MARCHÉ werden beständig durch Neubauten erweitert und doch können dieselben niemals dem stets wachsenden Zuspruch der Kundschaft genügen. Neue, sehr beträchtliche Vergrösserungen sind auch jetzt wieder vorgenommen worden und machen so den BON MARCHÉ zu einem in der Welt einzig dastehenden Geschäftshause. Die bebaute Grundfläche nimmt nunmehr über 10,000 Quadratmeter (einen Hectar) ein.

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt ergebenst zu benachrichtigen, dass unser **Illustrirter Catalog** für die Neuheiten der Wintersaison soeben erschienen ist und **franco Jedermann** auf Verlangen zugeschickt werden wird. Ebenso versenden wir auf Verlangen **franco** die Muster aller unserer neuesten Gewebe aus **Seide, Wolle, Tuche, neue Stoffe, gedruckte Webstoffe etc.,** sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen unserer Modelle in **neuen Toiletten, Roben, Costüme, Mäntel und Ueberwürfe, Mode und Coiffüren, Röcken, Unter- und Morgenröcken, Costüme und Anzüge für Mädchen und Knaben, fertiger Weisswaare und Leibwäsche, Regenschirme, Sonnenschirme, Handschuhe, Cravatten, Blumen und Federn, Damenschuhe etc.**

Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln am Rhein uns gestattet, alle Bestellungen, von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel- und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus ***Au bon marché*** *hat für den Verkauf keine Filialen, Reisenden, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittelung wird ernstlich gewarnt.*

Sprachliche Novität!

Soeben erschien:

Pasilingua!

Eine Gemein- oder Weltsprache.

Elementargrammatik mit Übungsstücken
von **P. STEINER.**
Preis Mark 1,50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Heuser's Verlag (Louis Heuser) in Neuwied a/Rh. und Berlin C., Spittelmarkt 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Johann Jacob Moser.

Ein Lebensbild
von
Dr. Oskar Wächter.
Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck.
8°. X und 288 Seiten. M. 4. 50 Pf.

Die Lebensbeschreibung des vor hundert Jahren verstorbenen württembergischen Patrioten, seinen eigenhändigen Aufzeichnungen entnommen, zeichnet einen unter den schwierigsten Verhältnissen bewährten Charakter und einen Juristen, welcher auch dem Theologen anziehend sein dürfte. Ein kerngesundes, praktisches, tiefgründendes Christenthum prägt sich in seinen vierzig theologischen Schriften und wohl tausend Liedern aus, in seiner Stellung gegen die Herrnhuter Gemeinde und in seinem Antheil an der kirchlichen Entwicklung von Württemberg. Die Verkettung wechselvoller Schicksale und das reichste innere Leben machen das Buch zu einer fesselnden und anregenden Lektüre.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 21. November 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY DEC 10 1885 LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das deutsch-österreichische Bündniß und das Deutschthum in Oesterreich. Von Austriacus. — Zu den Novemberwahlen in den Vereinigten Staaten. Von E. Schlaeger. — Der Sport auf den Gymnasien. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Moderne Gartenkunst. Von Alfred Lichtwark. — Der Werth guter Uebersetzungen für die Volksbildung. Von Daniel Sanders. — Das Goethe-Haus und seine Schätze. Von Robert Keil. (Schluß.) — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — Notizen. — Inserate.

Das deutsch-österreichische Bündniß und das Deutschthum in Oesterreich.

Der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie hat in den Ausschußsitzungen der Delegationen das Bündniß Oesterreich-Ungarns mit dem deutschen Kaiserreiche als „ganz unverändert" und „ungetrübt" bezeichnet, nachdem die Thronrede des Kaisers unmittelbar vorher, auffallender Weise, gegen frühere Aeußerungen, an Stelle des Zwei Kaiser-Bündnisses der innigen Uebereinstimmung innerhalb des Dreibundes erwähnt hatte. Kalnoky setzt aber fort, was Andrassy in Verbindung mit dem deutschen Reichskanzler gegründet, Haymerle aufrecht erhalten und auf Kalnoky vererbt hat, das die Voraussetzung, die Basis, der Ausgangspunkt, das Richtung Gebende für alle auswärtigen Beziehungen der Monarchie geworden ist. Ob dies Bündniß von allen Nationalitäten mit gleicher Genugthuung angesehen wird, ob Czechen, Polen, Slovenen, deutsche Ultramontane mit gleicher Wärme an diesem Bunde hängen, wie die Deutschen Oesterreichs, möchten wir bezweifeln. Wer erinnert sich nicht an die fanatischen Haß-Ausbrüche gegen das Deutsche, an die Demonstration unserer Slaven für die Franzosen, deren erlogene Siege 1870—71 in Prag, Lemberg und Laibach gefeiert wurden, an das Mémoire des Führers der Czechen, Rieger, an Napoleon III., an dessen Demonstration für den Panslavismus in Moskau auf dem Slavencongresse, an seine Ausführungen in der Pontusfrage in seinem Schreiben an Aksakow, die ein österreichischer Minister als „Landespreisgebung" bezeichnete, an das Jammergeheul der Jungczechen bei Gambetta's Tode, an die Verhöhnung der Kornblume als preußisches Abzeichen, an die Hundebesitzer, die ihren Kötern den Namen „Bismarck" gaben? Wer wollte glauben, daß die Polen, welche am Culturkampfe, an dem Widerstande gegen die preußische Staatsgewalt, an der Beihilfe der „Reichsfeinde" in Preußen ihre Nationalität gestärkt haben, die sich der übermächtigen Persönlichkeit des Reichskanzlers seit 1863 fortgesetzt gegenüber sehen; wer möchte glauben, daß die Polen Galiziens, die bei der herrschenden Solidarität aller Polen die Geschäfte der preußischen Polen mitbesorgen, die da alle Tage fühlen, daß lediglich die Staatskunst Bismarck's den von ihnen ersehnten Kampf zwischen Oesterreich und Rußland aufhält, aufrichtige Freunde des Bündnisses von Deutschland und Oesterreich sind? Ihre nationale und ultramontane Gesinnung verhindert sie, in gleicher Weise es zu sein. Dennoch haben in früheren Jahren Rieger und Martinitz, Smolka und Grocholski und auch diesmal wieder Polen und Czechen jene Beschlüsse der Delegationen gutgeheißen, welche die Zustimmung zum Bunde Oesterreichs mit Deutschland ausdrücken. Aber ohne einen leisen Verrath der im Innersten des Herzens verborgenen Gefühle geht es denn doch nicht immer ab. So sehr sich der greise Heißsporn, Palacky's Schwiegersohn, der einstige Tribun Rieger, Mühe geben mag, zu diplomatisiren, den slavischen Haß zurückzudrängen, um seine czechischen Myrmidonen regierungsfähig, sich selbst hoffähig zu erhalten, jene als Stütze der Regierung, sich selbst als Staatsmann zur Geltung zu bringen, so bricht denn doch von Zeit zu Zeit der wahre slavische Adam hervor. Dies geschah eben, als Rieger von dem „verfehlten Machwerk" des Berliner Vertrages sprach, die Forderung stellte, die slavischen Gesichtspunkte in der auswärtigen Politik mehr hervortreten zu lassen, als er seinen Sympathien für die Bulgaren schrankenlos Ausdruck gab, das ethnographische Verhältniß für die Bildung slavischer Staaten als maßgebend und das Nationalitätsprincip auf der Balkan-Halbinsel als das einzig berechtigte erklärte. Da konnte es freilich nicht fehlen, daß Graf Kalnoky den lästigen und zweideutigen Freund abschüttelte.

Die Polen in der Delegation hatten einen bestimmten Grund zu einer antideutschen Demonstration, indem sie sich in der Form einer Interpellation über die Massenausweisungen österreichischer Staatsbürger polnischer Nationalität aus Preußen beschwerten und diese Maßregel als mit dem Völkerrechte, mit dem Handelsvertrage vom Jahre 1881, mit der Congreß-Acte von 1815 im Widerspruche bezeichneten, höhnisch auf die Versicherungen der innigsten Freundschaft beider Reiche verweisend. Sie begnügen sich nicht mit der ihnen bereits im Abgeordnetenhause des Reichsrathes ertheilten Auskunft, daß der Minister in Berlin die Ausweisungen als eine rein interne preußische Maßregel auffasse und also jede österreichische Einmischung ablehne; sie acceptiren ihrerseits diese Auffassung nicht und verlangen, daß auch Graf Kalnoky sie nicht acceptire, daß er vielmehr einen Feldzug für sie gegen den deutschen Reichskanzler führe. Die polnischen Delegirten werden ihre Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt sehen, sie wissen das im Voraus, aber sie haben ihrer nationalpolnischen Pflicht genügt, sie haben ferner gegen Kalnoky, der, weil die Polen in Oesterreich eine Ausnahmsstellung und selbst eine regierende Position inne haben, in ihnen einen Differenzpunkt mit Deutschland und Rußland, also eine Verlegenheit sieht, nicht ihr Freund ist und sein kann, demonstrirt und mit der Demonstration gegen den Minister auch eine solche gegen das Bündniß mit Deutschland gemacht. Nichts ist nun natürlicher, als daß die in der inneren Politik so sehr zurückgedrängten Deutsch-Oesterreicher diesen Umstand der gestörten Intimität zwischen

Digitized by Google

dem Minister des Aeußeren und den slavischen Wortführern der Regierungspartei benützen, daß sie, welche die natürlichen Freunde Deutschlands sind und in der innern wie in der auswärtigen Politik nur von reichseinheitlichen und nicht von nationalen Gesichtspunkten ausgehen, darauf aufmerksam machen, daß die deutsche Opposition auf Seite der Reichsminister steht — denn auch der Kriegsminister sieht sich genöthigt, im Interesse der Armee genöthigt, den Delegirten der slavischen Zungen größere Pflege der deutschen Sprache in den Schulen zu empfehlen und ruft ihren Widerspruch hervor — während die Stützen der Regierung Taaffe in bald heimlichen, bald offen zu Tage tretenden Differenzen mit den Reichsministern leben. Da ist denn freilich auch wieder Gelegenheit gegeben, auf den Widerspruch hinzuweisen, in welchem die innere und äußere Politik, von denen die erste slavisch-, die zweite deutschfreundlich, stehen, zum so und so vielten Male zu beweisen, daß die Deutschen Oesterreichs die einzig aufrichtigen Freunde des deutschen Reiches seien. Allein das ändert an den Zuständen nichts, stürzt das Regiment des Grafen Taaffe eben so wenig, als der Hinweis auf Ungarn, in welchem Königreich liberal und mit Zurückdrängen aller slavischen, feudalen und clericalen Elemente, also ganz gegensätzlich zu Cisleithanien, regiert wird.

Die reifen und verständigen deutschen Politiker in Oesterreich müssen wohl längst zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß das Bündniß Oesterreich-Ungarns und des deutschen Reiches von den Verhältnissen der inneren Politik — glücklicher Weise — nicht berührt wird. Es wurde eingeleitet zur Zeit, als Graf Hohenwart, der schlimmste Bedränger des Deutschthums in Oesterreich, regierte, und Hohenwart war Zeuge der Salzburger Begegnung, die eine endgiltige Versöhnung der beiden Reiche und Herrscher (1871) bedeutete; das deutsch-österreichische Bündniß bestand durch die ganze Zeit des Ministeriums Auersperg, und es wurde hinwiederum verlängert und neugegründet zur Zeit des Grafen Taaffe; es wird diesen anscheinend unerschütterlichen Staatsmann auch noch überdauern. Denn dieser Bund ist eben das Nothwendige, Natürliche; er gibt beiden Reichen die gleichen Vortheile, er befriedigt die Nationalwünsche der Deutschen, macht sie sicher gegen ein russisch-französisches Bündniß und gibt erst Deutschland den freien Rücken und gleichzeitig die herrschende Stellung in Mitteleuropa. Andrerseits ist für Oesterreich die Freundschaft Deutschlands, abgesehen von der geschichtlichen Zusammengehörigkeit durch Jahrhunderte, von der Stammesverwandtschaft des leitenden Volksstammes in Oesterreich, dem auch die Dynastie angehört, mit der großen deutschen Mutternation unschätzbar, eine Garantie seines gesicherten Bestandes, die Bürgschaft seiner friedlichen Beziehungen zu Rußland und Italien, die Voraussetzung seiner Machtentfaltung nach dem Orient. Mit einem Freund im Arme, der ein Reich von 45 Millionen Deutsche repräsentirt, eine Machtfülle sondergleichen erworben und tonangebend in der Welt auftritt, kann Oesterreich auch von seinen Machtmitteln Gebrauch machen, seine geographische Lage ausnützen und sich kräftig behaupten. Man denke sich das Gegentheil, Oesterreich in weniger intimen Beziehungen zu Deutschland, und Italien, Rußland, Rumänien, Serbien stehen sofort als eben so viele Gegner gegen dasselbe auf dem Plane. Kann es einen Staatsmann geben, der seine Verantwortung für die Geschicke der Monarchie fühlt, der einen Augenblick eine andere Politik führen könnte, als die, welche die Allianz mit Deutschland bedeutet? Man erinnere sich an Beust, der, als die ersten Schläge wider Frankreich gefallen waren, in die Neutralität zurücksprang und mit enthusiastischer Bereitwilligkeit in die von seinem großen Gegner Bismarck von Versailles ihm dargebotene Hand einschlug. Die Nothwendigkeit dieses Bündnisses wurde instinctiv von den Ungarn empfunden, Andrassy war es, der die Keime des Bündnisses gepflegt, ihm Formen gegeben, und für die Ungarn ist das Bündniß das Bleibende in der Erscheinungen Flucht. Sie sehen mit einiger Scheu auf die Freundschaft mit Rußland, aber ausnahmslos mit Genugthuung auf den ungetrübten Bestand der Allianz mit Deutschland.

Die Deutsch-Oesterreicher werden neuesten Datums von ihren Gegnern arg verleumdet, und die czechischen Moskaupilger wagen es, ihre deutschen Landsleute, fränkischer, sächsischer, schwäbischer Abkunft, die da an den Grenzen Preußens und Sachsens wohnen, als Anhänger der „Germania irredenta“ auszuschreien. Es hieße die Loyalität der Deutsch-Böhmen verdächtigen, wollte man sie gegen solche perfide, grundlose und doch für gewisse Kreise berechnete, stets mit Nachdruck wiederholte Verdächtigung vertheidigen. Der große Proceß der Slavisirung Oesterreichs ist im vollen Zuge, er ist unterstützt von dem obersten Willen des Herrschers, seiner Regierung, dem Adel, der Geistlichkeit; er erscheint wie eine Consequenz der welthistorischen Ereignisse, der Einigung Deutschlands und Italiens und des auch Oesterreich ganz und gar durchwühlenden und beherrschenden Nationalitätsprincips. Die große Attractionskraft, welche zwei solche blühende Gemeinwesen, zwei so große Culturnationen, wie Deutschland und Italien, Deutsche und Italiener ausüben, der Umstand, daß Oesterreich Millionen zählende Bruchtheile von Völkern beherbergt, die ihren nationalen Schwerpunkt außerhalb haben, mag dazu geführt haben, als die unglückliche und beklagenswerthe Taktik der deutsch-österreichischen Führer sich das Heft der Regierung entwinden ließ, ein System zu etabliren, nach welchem die slavischen Stämme in den Vordergrund, die Deutschen und Italiener in den Hintergrund treten müssen. Die Länder entnationalisirt, d. h. entgermanisirt, entitalisirt, würden dereinst, meint man wohl, im festeren Zusammenhange mit dem übrigen österreichischen Staatskörper bleiben und nicht nach Deutschland, nicht nach Italien gravitiren. Daher die Slavisirung Böhmens, Mährens und Schlesiens, daher das Erwachen des Slovenischen in Untersteiermark, Istrien, Triest, Dalmatien, Krain und Kärnten, die Durchführung der „Gleichberechtigung“ mit dem Deutschen, die Errichtung czechischer, slovenischer, croatischer Volks- und Mittelschulen in all' den Ländern und einer czechischen Universität in Prag, dem Sitze der ältesten deutschen Universität, der Hauptstadt eines Landes, das ein deutsches Kurfürstenthum und bis zum 10. Juni 1866 ein deutsches Bundesland gewesen, in dem man von Wien aus zur Noth hätte mit preußischen, bayrischen oder sächsischen Truppen Ordnung machen dürfen.

Wenn Oesterreich als vorwiegend slavischer Staat auftritt, argumentiren die Vertreter der föderalistisch-slavischen Richtung, dann ist es auch ferner in der Lage, nach außen als slavischer Staat, besonders im Orient, aufzutreten, und erst so werden die innere und die äußere Politik in Harmonie gesetzt. Wie verträgt sich aber die Slavisirung im Innern mit der deutschen Freundschaft? Darauf wird dem denkenden Politiker, der nicht Schützen- und Sängerfest-Verbrüderungen, sondern den Vorgang der unbarmherzigen staatsmännischen Realpolitiker zum Objecte seiner Betrachtung macht, die Antwort fürwahr nicht schwer. Das deutsche Volk in seiner ursprünglichen Art wird in alle Ewigkeit sich in seinen Sympathien für einen Bruderstamm nicht beirren und nicht von Interessen-Berechnungen lenken lassen. Daher die unerschöpflich reiche und warme Sympathie der Deutschen im Reiche mit den sich bedrängt fühlenden Deutsch-Oesterreichern, daher die mit steigender Noth sich stets steigernde nationaldeutsche Tonart der Deutsch-Oesterreicher, die sich ihres Volksthums lebhaft erinnern, es nachdrücklich betonen, einen Widerhall ihrer nationalen Empfindung suchen und finden. Aber es duldet andererseits keinen Zweifel, daß zwischen der Entwickelung Deutschlands zu seiner Einheit unter preußischer Spitze und dem Niedergange des Deutschthums und seiner politischen Macht in Oesterreich ein tiefer inniger Zusammenhang besteht. Das Vorrecht der an Cultur und geschichtlicher Bedeutung, nicht an Zahl in Oesterreich hervorragenden deutschen Nationalität war in einem gewissen historischen und politischen Zusammenhange mit der Hegemonie Oesterreichs in Deutschland, seiner, wenn auch schattenhaften Kaiser-, später Bundes-Präsidial-Gewalt, der Stellung aller seiner cisleithanischen Länder — mit Ausnahme von Galizien und Dalmatien — als deutscher Bundesländer. Mit den Ereignissen von 1866 hatten die Deutschen Oesterreichs ein moralisches Pivot verloren. Jetzt erst traten die Czechen mit ihrer Declaration auf und erklärten, nun, da Böhmen aus dem deutschen Bunde geschieden, müsse die Dynastie mit dem böhmischen Volke einen neuen Pact schließen.

Digitized by Google

Da construirten sie ihr Staatsrecht und begannen die Theorie von der Wenzelskrone zu verwirklichen. Bis 1870 machten sich die Consequenzen noch nicht fühlbar, noch hielt man bei der Dreitheilung des alten Deutschland die Ordnung der Dinge nicht für eine definitive, bis die glanzvollen Ruhmesthaten von 1870—71 und die Constituirung des deutschen Reiches die letzte Hoffnung auf eine Aufnahme Oesterreichs in Deutschland zu nichte machten. Deutschland hatte sein Ziel erreicht, das Ziel, das die Erbkaiser-Partei in Frankfurt, der Erfurter Reichstag, der Nationalverein verfolgten, endlich der schöpferische Geist Bismarck's erreichte. Oesterreich aber sollte, nach dem Rathe desselben Kanzlers, hinfort seinen „Schwerpunkt nach Osten" verlegen, und es that nach diesem Rathschlage. Mit Deutschlands Hülfe verfolgte es seine Occupations-Politik; noch nie hat des Kanzlers Mund oder Presse die Taaffe'sche Regierung je getadelt. Was jetzt in Oesterreich sich vollzieht, ist Consequenz der welthistorischen Entwickelung Deutschlands, ist die Sanction der Politik des Kanzlers durch Oesterreich selbst, dessen deutschen Beruf er so lange hartnäckig bestritt, ist geeignet, die letzten Reste der alten großdeutschen Partei im Süden Deutschlands, im demokratischen und ultramontanen Lager mit der Entwickelung der Dinge durch das preußische Schwert zu versöhnen, die alten Erinnerungen an Oesterreichs Führerschaft und Stellung in Deutschland zu verwischen. Mit Hohn sprach der eiserne Kanzler von der „Herbstzeitlosen" in Oesterreich, von jenen deutschen parlamentarischen Führern in Oesterreich, die sich auf ihre Zeit und die Gefahr, die drohte, nicht verstanden. So kommt man nachgerade dazu, zu sagen, daß die Slaven in Oesterreich bei der Wendung, welche die Geschicke Deutschlands genommen, nur gewonnen haben, daß sie, wenn sie nicht der rohen Empfindung des Hasses gegen das Deutschthum nachgeben, sondern rechnen würden, mit dem deutsch-österreichischen Bunde recht wohl zufrieden sein können.

Von leitender Stelle Deutschlands aus wird dem Kampfe der Deutsch-Oesterreicher keine Unterstützung, und diese beanspruchen auch keine solche. Sie fechten ihre Sache selbst aus, sind auf sich selbst angewiesen —. Man hat in Berlin die internationalen Bedingungen der Lage der Deutsch-Oesterreicher mitgeschaffen, man ist aber andererseits so sehr voll Respect für die Souveränetät eines befreundeten Herrschers, daß an eine Ingerenz zu Gunsten der Deutschen ebensowenig gedacht werden kann, als an eine Wiederherstellung des eben zerrissenen morschen Landes, das einst Oesterreich und Deutschland verbunden. Mit Blut und Eisen und den furchtbarsten Opfern hat Preußen einen Nationalstaat gegründet, der frei sein soll von den nationalen, slavischen, zersetzenden Elementen, an denen eben Oesterreichs Hegemonie gescheitert, und Preußen-Deutschland ist auf seine Homogenität so eifersüchtig, daß es selbst das Odium nicht scheut, welches mit der Ausweisung der überwuchernden polnischen eingewanderten Bevölkerung verbunden ist. Was hat es also mit der Germania irredenta auf sich?

Wer gedenkt nicht dabei der Analogie der Ostseeprovinzen? Wird, kann Preußen-Deutschland sich als der Befreier der in ihrer Nationalität und protestantischen Confession verfolgten Deutschen aufspielen, seine Freundschaft mit Rußland aufopfern? Seit mehr als 300 Jahren sind diese Länder vom deutschen Reichskörper getrennt, und eben so lange, ja, seit viel längerer Zeit, kämpfen die Bewohner dieser äußersten Grenzmark mittelalterlich deutscher Colonisation für das Aufrechtbestehen deutscher Cultur. Sie haben ihre national deutsche Existenz Jahrhunderte lang, oft in Kämpfen auf Leben und Tod, vertheidigt; zu Zeiten ward ihnen deutsche Verwaltung, deutsches Recht, die Autonomie ihrer lutherischen Landeskirche verbrieft; sie haben Rußland die eigentlichen Culturträger geliehen, die größten politischen Talente, die besten Militärs für das Czarenreich geliefert, das steuerkräftigste Element repräsentirt. Die russische Dynastie ist dem deutschen Stamme entsprossen, war den Ostseeprovinzen stets hold, aber auch sie hat in der letzten Zeit der allgemeinen Strömung nicht widerstanden und den Slavisirungsplänen zugestimmt. Auch hier bezeichnet Deutschlands Constituirung den Wendepunkt; mit den großen Erfolgen Deutschlands 1870 steigerte sich in stets rascherer Folge die Russificirung Livlands, je enger und freundschaftlicher die Beziehungen der zwei nordischen Kaiserreiche wurden, desto energischer ging die Slavisirung und die kirchliche Convertirung vor sich. Niemand hoffte dort auf deutsche Hülfe, kein ernster Politiker in Deutschland hätte wiederum zu einer Ingerenz gerathen. Man ließ den Senator Manassein und den heiligen Synod der griechisch-russischen Kirche gewähren. Auch dort wurde und wird durch die Schule entnationalisirt, neue russische Schulen werden errichtet, deutsche in russische umgewandelt, slavische Beamte werden in deutsche Orte gesetzt. Auch dort denunciren Slaven ihre deutschen Landsleute und fabeln von Verschwörungen der Deutschen; gleichwohl ist die Loyalität der Deutschen im Ostseegebiete so unzweifelhaft, wie die der österreichischen Deutschen; denn conspiriren, complottiren ist nicht deutsche Art.

Nun, die Lage der Deutsch-Oesterreicher, beziehungsweise der Deutschen Böhmens ist nicht und wird nicht entfernt so schlimm sein, als die der Livländer, der Letten und Esthen; sie sind auch dem Brennpunkte deutscher Cultur viel näher, durch starke Wurzeln mit der deutschen Muttererde verbunden, das Rechtsleben ist gesicherter als in Rußland, und wir möchten die nach Temperament, Cultur, Geschichte so sehr von den Ostseeländern verschiedenen Oesterreicher auch nicht mit jenen vergleichen. Aber auch sie leben in der Diaspora, auch sie sind ein losgerissenes Stück vom deutschen Reiche, auch sie sehen ihren Herrscher im innigsten Bunde mit dem mächtigen deutschen Kaiser, auch sie sind der steuerkräftigste Volksstamm, haben dem Reiche seine besten Männer gestellt, sind die Stammesgenossen ihrer Kaiser, haben Jahrhunderte lang den ersten Rang im Reiche gehabt, sind die Träger der Cultur — und insoferne ist eine Analogie wohl vorhanden. Auch hier kann es Illusionäre geben, die vom deutschen Reiche dereinst im Stillen Hülfe erhoffen, mindestens sagen ihnen ihre Verleumder solches nach. Dann mag sie das Beispiel der Ostseeprovinzen ernüchtern. Aber, hören wir sagen, auch ernstere national deutsch gesinnte Politiker sprechen von wirthschaftlicher Einigung Oesterreichs und Deutschlands, die sich die Jugend, schnell fertig mit dem Worte, in einer Art Zollparlament verwirklicht denkt, möglicher Weise eine Vorstufe zu einer politischen Einheit. So kommt die Jugend dazu, die abgelegten Kleider der Eltern anzulegen, sich mit großdeutschen Idealen zu erfüllen, die einst das Programm der alten Großdeutschen in Oesterreich und Bayern und im Lager der rheinischen Ultramontanen und der Preußenfeinde, die 1866 so arg erlagen, gebildet haben? Nein, das wollen wir nicht ernst discutiren. Auch der deutsche Kanzler sprach von einer geplanten Einigung, von einer durch die Volksvertretung zu garantirenden, in urkundliche, verfassungsmäßige Form zu bringenden Einigung beider Staaten. Aber er vergaß nicht, hinzuzufügen, daß er mit diesem Plane auf großen Widerstand in den leitenden Kreisen Oesterreichs gestoßen, was eine wichtige Aeußerung Andrassy's in der Delegation bestätigte. Das verräth die Scheu dieser Kreise vor jeglichem staatsrechtlichen Zusammenhange mit dem deutschen Reiche, eine Scheu, die man sorglich schonen muß, die offenbar von den slavischen und feudal-clericalen Wortführern noch ausgebeutet wird, die sich derart geberden, als ob sie es wären, die Oesterreich vor einer Vasallenstellung gegenüber Deutschland bewahren und darüber wachen müßten, daß der jetzige Bund nicht zu einem Joche für Oesterreich werde, in welches die verrätherischen Deutschen Oesterreichs die Monarchie sperren möchten. Ein ganz durchsichtiges, nichtswürdiges Manöver!

Eine solche wirthschaftliche Einigung hat aber auch unverdächtige Anhänger an den Ungarn, die für ihre Rohproducte eben so sicheren Absatz in Deutschland hoffen dürfen und in der Einigung mit Deutschland eine wirksame Schutzwehr gegen die Concurrenz Amerikas erblicken. Aber eben so sehr hat das industrietreibende Oesterreich (Cisleithanien) die deutsche industrielle Concurrenz, die mächtige Capitalskraft, die höhere Intelligenz, die geringeren Steuern, die billigeren Löhne und die vollwerthige Valuta Deutschlands zu fürchten, und so sind die österreichischen Industriellen, die zum großen Theile deutschnational, aber gleichzeitig schutzzöllnerisch sind, im Herzen Gegner der wirthschaftlichen Einigung, die an-

Digitized by Google

geblich die Consequenz und Ergänzung des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche sein soll! So oft man von Wien aus mit Berlin unterhandeln wird, wird sich der Gegensatz des freihändlerischen, Naturalien producirenden Ungarn und des industriellen Oesterreich auf der einen Seite geltend machen und solche Verhandlungen scheitern machen. Die österreichische Industrie steckt vorläufig ganz in der Schutzzoll-Theorie und hat sich gewöhnt, ein hohes Agio als eine Art Schutzzoll gegen Deutschland anzusehen und unter diesem gesichert zu arbeiten. Einstweilen sind beide Reiche von einer wirthschaftlichen Einigung weiter entfernt als jemals. In der letzten Session des deutschen Reichstages wurden eben erst bedeutende Zollerhöhungen, speciell gegen Oesterreich-Ungarn, festgesetzt. Graf Kalnoky sprach es eben ganz offen aus, von Verhandlungen könne eben keine Rede mehr sein, Deutschland stelle sich in materiellen Fragen auf einen sehr unabhängigen Standpunkt, „welcher scharf vom politischen geschieden werde". Der Minister hofft, daß einst sich der Moment ergeben werde, „engere Beziehungen zwischen den beiden Kaiserstaaten anzuknüpfen", aber erst müssen die Wirkungen und Consequenzen des Schutzzollsystems in Deutschland vorliegen! Ja, nahe bei einander wohnen die Gedanken, aber hart im Raume stoßen sich die Sachen. In materiellen Interessen ist der Deutsche im Reiche eben so empfindlich, als der Deutsche in Oesterreich, und auf wirthschaftlichem Boden wird man zuletzt die Illustration der unveränderlichen und ungetrübten Freundschaft der beiden Reiche suchen dürfen. Auf diesem Gebiete ist an eine Befestigung und Ergänzung des Bündnisses im nationalen Sinne nicht zu denken, von daher erwächst dem kämpfenden Deutschthum Oesterreichs keine moralische Unterstützung.

All' diesen Argumentationen zum Trotze muß man nicht zu der pessimistischen Auffassung des Philosophen des Unbewußten kommen, die Deutsch-Oesterreicher müßten zu Grunde gehen, von der slavischen Hochfluth verschlungen werden. In Oesterreich ist bisher kein System von langem Bestande gewesen, aber selbst in dem Falle, daß der Slavisirungs-Proceß fortschreiten sollte — der deutsche Schulverein constatirte eine Abnahme der deutschen Volks-Elemente um 13 pCt. in einem Jahre —, kann das gute Recht und das gute Gewissen der Deutsch-Oesterreicher, eine innige Berührung mit dem deutschen Volksgeiste, die Bethätigung der deutschen Gesinnung in der Familie, Erziehung, Gesellschaft, die geschickte politische Führung und die Subordination und Einigkeit der geführten Elemente, die Benutzung aller erlaubten agitatorischen Mittel, das Studium der Sprache der Gegner, um den äußeren Anforderungen des neuen Staatsdienstreglements gerecht zu werden, die Invasion slavischer Beamten und Richter in deutsche Gegenden zu hindern, die Wiederaufnahme der theologischen Studien seitens der Deutschen, deren geistliche Stellen, aus Mangel an deutschen Priestern, Slaven einnehmen, und eine wohldurchdachte Haltung, welche die Anhänger der Reichseinheit und der Präponderanz des deutschen Sprach-Elements in der Bureaukratie und in der Armee auf der deutschen Seite erhält — viel thun, um den Proceß, der so vielfach, und selbst durch das Bündniß mit Deutschland, begünstigt ist, aufzuhalten. Die Orgien des Nationalitätsschwindels werden sich austoben, das System der „Versöhnung", der „Gleichberechtigung" ganz ungleichwerthiger Sprachen, Volksstämme wird sich ausleben, die Theorie von der kraftvollen Einheit durch die Vielheit wird sich selbst ad absurdum führen. Ist erst einmal der Musterczeche, der Musterslovene — die heutigen slavischen Wortführer sind noch ganz deutsch erzogen — ohne alle Kenntniß des Deutschen ausgebildet, fehlen dann erst die mächtigen Triebkräfte der deutschen und italienischen Culturwelt, werden die Wirkungen der Barbarisirung und Isolirung jedem Einzelnen in seinen Interessen klar, wird die Armee die einheitliche Sprache, die Cadres ihrer deutschen Unteroffiziere vermissen, dann wird der Rückschlag eintreten, die slavische Fluth, die jetzt den alten deutschen Reichsboden überschwemmt, wird einer Ebbe Raum geben, die eintreten muß, einem Naturgesetze zufolge. Wer hätte jemals gedacht, daß Ungarn, das sich staatlich selbstständig ausgebildet, wo jedes deutsche Wort durch mehr als anderthalb Jahrzehnte verpönt war, das alle seine deutschen Beamten und Lehrer mit einem Schlage austrieb, von seinem Unterrichtsminister, einem Freunde Deak's, Trefort, zu noch intensiverem Studium der deutschen Sprache aufgefordert würde, während der Reichskriegsminister in der Delegation dasselbe Ungarn schon wegen seiner bisherigen Pflege der deutschen Sprache laut rühmt und den österreichischen Slaven als Muster hinstellt? — Die Ungarn aber liefern auch sonst den Beweis, daß kein Volk verloren ist, das sich nicht selbst aufgibt. Nur in sich selbst können die Deutschen Oesterreichs die Kraft ihres Lebens suchen und finden.

Austriacus.

Zu den Novemberwahlen in den Vereinigten Staaten.

Von E. Schlaeger.

In der Londoner „Times" vom 22. Sept. d. J. verbreitet sich ein amerikanischer Correspondent über den Charakter des durchschnittlichen Bildungsganges in den Vereinigten Staaten und findet darin die Erklärung des niedrigen Standes der öffentlichen Moral, wie er sich im gegenwärtigen politischen Parteileben kundgibt. Er ist in Bezug auf das Gelingen der Staatsdienstreform unter dem jetzigen demokratischen Präsidenten nicht allzu vertrauensvoll (bei dem Widerstande, dem er dabei in der eigenen Partei begegnet), und er beschuldigt auch die republikanische Partei der Abgeneigtheit dagegen. Sollte Cleveland's Versuch fehlschlagen, so würde dadurch der Beweis geliefert sein, daß die politische Erziehung des Volks schlimmer als nutzlos, und daß es für das jetzige Geschlecht besser gewesen wäre, wenn es gar keine Zeitungen hätte lesen können. Die Ursachen dieser Erscheinung sucht der Correspondent in dem beschränkten, nur auf das unmittelbar in Erwerb umzusetzende Nützliche gerichteten Volksschulunterricht und in der Abwesenheit einer höher und gründlicher, wenn man will staatsmännisch gebildeten Classe, wie sie namentlich in England sich als leitende Führer der Parteimassen bis jetzt geltend gemacht hat. In keinem Lande mit allgemeiner Volksbildung gibt es eine so kleine Zahl von gründlichen Gelehrten und bedeutenden Denkern im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung wie in den Vereinigten Staaten. Wer sich einem wissenschaftlichen Berufe widmet, betrachtet ihn nur als Mittel zum Zweck, d. h. zum raschen Reichwerden, und alle Studien, welche nicht direct dazu beitragen, werden sofort nach dem Verlassen der Universität als lästiges und hemmendes Gepäck über Bord geworfen. Selbst die starke Verbreitung der Schriften Emerson's und Herbert Spencer's kann nicht über die Thatsache untiefen Denkens hinwegtäuschen. Man liest sie zwar, aber man verdaut sie nicht. Nicht sie liefern die Richtschnur des Lebens, sondern der gemeine Nutzensgesichtspunkt. In politischer Hinsicht erhalten die Massen ihre Ansichten und Schlagworte fast ausschließlich von den Tagesblättern, welche meistens nur im Interesse der betreffenden Partei schreiben und sich wohl hüten, durch Darstellung auch der anderen Seite ihre Leser zum kritischen Selbstdenken zu veranlassen. Es gibt nur wenige wirklich unabhängige und gründlich und unparteiisch redigirte Zeitungen. Eine derselben, die „New-York Nation" (Wochenblatt der „New-York Evening Post") hat unter einer Bevölkerung von 50 Millionen nur 9000 Abonnenten, allerdings Eliteleser. Die politischen Parteien sind unter solchen Umständen auch nur Erwerbs- und Stellenerlangungsmaschinerien für die Fachpolitiker, welche ihrerseits von sogenannten „Bosses" oder politischen Obersten und Dictatoren ihre Parole und Candidaturen empfangen. Dazu kommen die verschiedenen Interessen der großen Corporationen, der Eisenbahnen, der Nationalbanken, der Fabrikanten, der Besitzer von Kohlengruben und Silberbergwerken u. s. w. Sie bekämpfen sich in den Hallen der Nationalvertretung wie in denen der Einzelstaaten. Die Interessen des Ganzen finden keine Fürsprecher, es gibt nur Einzelinteressen, keine allgemeinen oder nationalen. Und wie jene bei den Bundes- und Staatswahlen den Ausschlag geben, so auch bei denjenigen der Gemeinde- und Grafschaftsbeamten. Mit einer merk-

Digitized by Google

würdigen Verblendung sehen die in zwei große Lager sich theilen lassenden Wähler ruhig dem bedenklichen Schauspiele alljährlich zu, dessen Kosten sie nicht allein in der Form vermehrter Steuern, amtlicher Unterschlagungen, schlecht ausgeführter öffentlicher Arbeiten und Anlagen selbst zu tragen haben, sondern, was noch schlimmer ist, mit dem Verlust der Feinheit des öffentlichen Sittlichkeitsgefühls überhaupt büßen. Die Wähler finden nichts mehr darin, daß die Candidaten die immer höheren Kosten des Wahlkampfes aus eigener Tasche bestreiten, obgleich sie wissen, daß man dieselben mit Zinsen aus der Tasche der Steuerzahler während der Amtszeit in einer oder der anderen Weise wieder herauszuschlagen verstehen und im Stande sein wird. Die Folge dieser sträflichen Zulassung ist bereits gewesen, daß zu einer Menge wichtiger Aemter nur noch reiche Leute in Vorschlag und zur Annahme in den großentheils käuflichen Parteiconventen gelangen. Es ist bekannt, daß selbst die höchsten und einflußreichsten Stellen, wie die der Bundessenatoren, in einigen Staaten, wie z. B. in Pennsylvanien, thatsächlich erblich in der Cameron-Familie geworden sind; in anderen, wie vor zwei Jahren in Ohio, von der demokratischen Partei in der Gesetzgebung an den Meistbietenden, den Petroleum-Millionär Payne, verkauft wurden. Wie ohnmächtig man den Verkehrsmonopolen der Vanderbilts, Goulds und Garretts gegenüber in Washington ist, beweisen die seit Jahren vergeblich gemachten Versuche der Eindämmung derselben durch ein Reichseisenbahnamt oder durch ein die Eisenbahnen in den Einzelstaaten gleichmäßig beherrschendes System von Bundesgesetzen. Die Eisenbahnen sind eben im Congreß mächtiger als die Interessen des Volks, dessen vorgebliche Vertreter vor Allem nur sich selbst vertreten, und die daher den nahen Einflüssen der reichen Eisenbahnstfüren weit zugänglicher sind als den fernen der nächsten Wahlperiode.

Einer der Hauptgründe dieser traurigen Zustände ist der Mangel einer gebildeten, einer leitenden öffentlichen Meinung, welche durch ihren organisirten Druck die großen politischen Parteien zur Annahme gründlicher Reformen zwänge, wie das z. B. in England durch die Anti-Corn-law-Liga unter Cobden's Leitung in den vierziger Jahren geschah. In den Vereinigten Staaten gibt es außerhalb der politischen Parteien keine feste Autorität, wie es in Deutschland die Regierung und die Beamtenwelt mit ihren Traditionen ist. Es gibt keine unabhängige Stimme von Gewicht, sei es auf Kanzel oder Katheder, welchen die Menge ein williges oder unwilliges Ohr liehe. Die Zerspaltung in unzählige Secten verwandelt das sonst so wichtige religiöse Leben in ebenso viele Conventikel. Das Predigen ist in den meisten Fällen ebenso ein Geschäft wie alle anderen Berufe, und das zeitweilige Durchbrechen der gewohnten ceremoniellen Lethargie durch Männer wie Theodor Parker und Emerson ist eine Ausnahme, die nur die Regel bestätigt. Die Professoren auf den Universitäten bilden ebenso wenig einen festen Kern unabhängigen Einflusses auf weitere Kreise. Sie stehen im Gegentheil größtentheils gleichfalls unter der Herrschaft der politischen Strömungen. Die dem Freihandel sich zuneigende Demokratie hat ihren Doctrinär in Professor Sumner, sowie die republikanischen Schutzzöllner ihre besten Argumente sich Jahrzehnte lang von dem bekannten Nationalöconomen Carey in Philadelphia sich liefern ließen. Ebenso steht es mit der Doppelwährungsrichtung, welche im demokratischen Lager ihre Hauptstütze findet, wie mit der die Goldwährung im Ganzen befürwortenden republikanischen Partei. Die eigenthümliche Abwesenheit leitender Köpfe offenbart sich auch in dem seit einigen Jahren von der Redaction der „Nord-American Review" eingeschlagenen Verfahren, brennende Fragen, wie Christenthum und Atheismus, Temperenz oder Schankconcession, Centralisation und Decentralisation u. s. w., von hervorragenden Fachpolitikern für und gegen in ihren Spalten behandeln zu lassen, also nur einen Sprechsaal einzurichten, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Gegensätze in einer höheren Einheit zu versöhnen, d. h. die Discussion in jenen dialectischen Fluß zu bringen, aus dem allein die jedesmalige Lösung wie die geistige Erziehung der Leser hervorgehen kann.

Es ist klar, daß das Bedürfniß dieser Lösung und Erziehung nicht in genügendem Maße vorhanden ist, oder der Versuch seiner Befriedigung würde nicht noch immer auf sich warten lassen. Nur die verhältnißmäßig kleine Schaar der Unabhängigen, meistens früherer Mitglieder der republikanischen Partei, hat den Sitz und die Ursache des Uebels in Bezug auf die Besetzung der öffentlichen Aemter begriffen, und, durch die Umstände begünstigt, ihr Civilreformprogramm beiden Parteien aufgezwungen. Aber von dem Bekenntniß des neuen Glaubens bis zum Beweise desselben in völliger Umgestaltung des öffentlichen Lebens ist noch ein weiter Weg. Ueberall müssen sich vorher gleichsam Wohlfahrtsausschüsse bilden, um die Durchführung der Reform in Bundes- und Staatsämtern durch fortwährende Wachsamkeit zu erzwingen und ihre Anwendung und Erweiterung auf städtische und Gemeindeverwaltung vorzubereiten. Es bedarf dazu einer vollkommenen Umkehr der in den Parteien seit Jahrzehnten festsitzenden Ueberlieferungen. Als Präsident Jackson in seiner Botschaft vom Jahre 1829 die für seine ämtergierigen Anhänger so willkommene Ansicht äußerte, daß die Bundesämter so einfacher und unschwerer Art seien, daß jeder verständige Mann sich zu ihrer Uebernahme in den Stand setzen könne, und als er ferner den Grundsatz des häufigen (jedenfalls alle vier Jahre zu erfolgenden) Wechsels im Amt als Richtschnur aufstellte, rechtfertigte er im Voraus den später noch schamloser als Parteirecht betonten Satz von der den Siegern gehörenden Beute der öffentlichen Aemter. Nur durch Beseitigung der jetzigen Anarchie der Verwaltung und Ersetzung derselben durch einen dem periodischen wie wirklichen Wechsel entnommenen festen Beamtenstand mit gehörige, durch Prüfungen zu erweisender Vorbildungen und vollständiger Unabhängigkeit von den Parteien ist eine gewisse Autorität, ein gewisser fester ethischer Bestand in der Verwaltung erst zu schaffen, eine systematische Förderung der öffentlichen Dienstleistungen allmälig vorzubereiten und zu sichern. Aber die Einsicht in die Nothwendigkeit einer solchen, den Bundesstaat, Einzelstaat und Gemeinde gleicherweise umfassenden Umwandlung kann der Natur der Sache nach nur langsam in die Massen eindringen, weil dieselben bis jetzt nur mit dem Rücken zu lernen gewohnt sind, d. h. nur durch materielle Nackenschläge erst von der Unmöglichkeit der weiteren Parteimißregierung zu überzeugen stehen. In dieser letzten Beziehung wird man freilich nicht allzulange mehr zu warten haben.

Die in sechsmal stärkerem Verhältniß als die Bevölkerung in vierzehn Hauptstädten des Landes von 1861—76 erfolgte Zunahme der Schulden und Steuern ist ein Alarmruf für den Besitz und die Steuerzahler, der einen noch größeren Krach verkündigt als denjenigen, welcher dem Zusammenbruch des Eisenbahnactienmarktes im Winter von 1872—73 nachfolgte. Die chronische Mißverwaltung in Großstädten wie New-York und Chicago hat bereits zu kritischen Untersuchungen ihrer Ursachen und zu gründlichen Abänderungsvorschlägen ihrer Selbstverwaltung geführt bis zur Beschränkung des städtischen Wahlrechts auf die directen Steuerzahler, deren Menge in den amerikanischen Städten eine weit geringere ist als in Europa.

Das trotz der Mißverwaltung in den Vereinigten Staaten erfolgte Zunehmen des Nationalreichthums hat eine Zeit lang die Gefahr ihrer Fortdauer übersehen lassen. Jetzt, wo bereits mit Hülfe käuflicher Bundes- und Staatsgesetzgebungen die öffentlichen Ländereien die Beute der Eisenbahngesellschaften geworden sind, wo die Gesetze über Zolltarife die Ausbeutung der Massen zu Gunsten der Monopolisten in ein System gebracht haben, wo die Verkehrs- und Productionsmittel in immer bedrohlicherem Grade sich in den Händen Einzelner vereinigen, wo die Erreichung materieller Selbstständigkeit für den Einzelnen eine gegen die fünfziger Jahre ungleich schwierigere geworden ist, werden die Mittel zur Ablenkung vom bisherigen Wege schärfer ins Auge gefaßt werden müssen, und das Studium derselben drängt sich immer unabweisbarer auf. Der rasche Erfolg Henry George's und seiner Bücher über die Grund- und Bodenbesitzfrage beweist die neue Aufmerksamkeit eines über seine Zukunft sich beunruhigt fühlenden Gemeinwesens. Der Kampf zwischen den Vertretern der bisherigen Ausbeutung, als deren Werkzeuge die Fachpolitiker beider Parteien erscheinen, und den Anhängern einer neuen

Digitized by Google

Staatsaufgaben- und Verwaltungsauffassung wird von jetzt an in immer größerem Maße sich entwickeln. Vielleicht daß gerade in ihm und durch ihn jene geistigen Führerschaften emporsteigen, ohne welche seine Vertiefung und glückliche Beendigung nicht wahrscheinlich oder doch ungewiß erscheinen muß.

Der Sport auf den Gymnasien.

Es ist ein Ereigniß von vielleicht folgenschwerer Bedeutung, daß am 12. Juli in Frankfurt a. d. Oder auf der Oder eine Ruder-Regatta zwischen Schülern stattgefunden hat, an welcher sich das Frankfurter Friedrichs-Gymnasium, Real-Gymnasium und das Ohlauer Gymnasium betheiligt haben. Die schon früher bei Behandlung der englischen Erziehungsverhältnisse angeregten Fragen über praktischen Werth und Nutzen dieser systematischen körperlichen Uebungen werden durch dieses Ereigniß in ein neues Fahrwasser gelenkt werden, und zweifellos werden unsere Anstalten sofort praktische Stellung dazu nehmen, wie auch sicherlich mit allen möglichen Gründen für und wider den körperlichen Sport gestritten werden wird.

Betrachten wir gleichsam als Ausgangspunkt der Frage, in welcher Weise der junge, etwa 18jährige Engländer, der eine bessere Erziehung genossen hat, und der etwa ebenso alte deutsche Abiturient sich dem Unbefangenen gegenüber darstellen, so kann wohl bei Keinem ein Zweifel darüber herrschen, daß der junge Engländer in einer größeren Harmonie des Körpers und des Geistes auferzogen ist und deshalb sowohl einen vortheilhafteren, wie einen vollkommeneren Eindruck macht. Die Haltung seines Körpers ist tadellos, sein Auge nicht ermattet vom Schreiben und Lesen, sondern mit scharfem Glanz sich bewegend, wie bei Jedem, der sich im Freien aufzuhalten pflegt, seine körperliche Gewandheit gewöhnlich ebenso groß wie seine Kraft, und die Fähigkeit, sich in guter Gesellschaft zu bewegen (wenn wir von einzelnen englischen, in Deutschland meistens sehr übertrieben dargestellten Eigenheiten absehen) unleugbar. Im Gegensatz dazu ist die körperliche Haltung des jungen Deutschen, bevor er gedient hat, meist schlecht, das Auge matt und durch Gläser geschärft (in manchen Classen deutscher Gymnasien tragen 50 % Augengläser oder Brillen), die Bewegungen ungeschickt, die Körperkraft nicht bedeutend, die gesellschaftliche Bildung oft sehr gering, wie das spätere Gebahren zahlreicher Studenten auf den Hochschulen beweist. In ganz Deutschland kann man daher keinen Anblick genießen, wie ihn junge Engländer und Engländerinnen mit ihren cricket und Lown-Tennys darbieten, was der Fremde gewöhnlich zuerst auf den großen Schweizer Spielplätzen in St. Moritz oder Pontresina zu sehen bekommt, und es ist kein Zufall, daß, wo in einer deutschen Stadt eine englische Colonie ihre Spiele eingeführt hatte, dies sofort in der Weise Nachahmung bewirkte, daß in kurzer Zeit auch zahlreiche Deutsche sich an solchen Spielen betheiligten. Die Wirkung auf die körperliche Gewandheit aber kann man am besten wahrnehmen, wenn man ein schlankes, englisches Mädchen geschickt und kurzgeschürzt dem schweren Ball nachspringen sieht, während bald darauf ein deutsches, in langen, engen Kleidern eingeschlossenes Mädchen fast laubfroschartig zu springen scheint. Es ist wahrlich nicht zu viel gesagt, daß diese Spiele der Engländer durchaus an die Gymnasien des alten Griechenlands erinnern.

Nun ist unleugbar, daß die höheren Schulen Deutschlands für die körperliche Erziehung fast nichts leisten. Die zwei Turnstunden in der Woche reichen für die Entwicklung eines jugendlichen Körpers nicht aus. An manchen Anstalten, besonders in Süddeutschland, fällt außerdem ein großer Theil derselben im Semester aus. Spiele werden so gut wie gar nicht gepflegt, denn das in Norddeutschland gebräuchliche „Barlaufen" erschöpft nur die Lungen, während die einzelnen „Ballspiele" in keiner Weise auf die körperliche Gewandheit einwirken. Auch sind die meisten Lehrer Bücherwürmer oder körperlichen Uebungen abhold, so daß kein günstiger Einfluß in dieser Beziehung auf die meisten Schüler ausgeübt wird. Es ist daher sicher, daß, wenn wir nach dem großen Vorbild, welches uns die Hellenen, das cultivirteste Volk der Weltgeschichte, gegeben haben, auch die Pflege des Körpers zur Jugenderziehung hineinnehmen wollen, wir mit aller Energie etwas einführen sollten, wodurch der jugendliche Körper ein Gegengewicht gegen stundenlanges Sitzen und Arbeiten und angestrengtes Mühen mit dem Kopfe erhalten kann.

Daß nun das Fahren auf dem Velociped z. B. eine solche Wirkung nicht ausübt, ist von allen Aerzten zugestanden, so daß dasselbe in keiner Weise Eltern für ihre Söhne empfohlen werden kann, so wenig wir die praktische Bedeutung des Velocipedfahrens für die Zukunft in Abrede stellen wollen. Aber das Rudern in Booten ist wohl geeignet, den Körper zu stählen, abzuhärten und den Geist ruhen zu lassen und zu zerstreuen. Deshalb sollten alle Anstalten, welche in der Lage sind, das Rudern ausüben zu können, dasselbe einführen und ihren Schülern empfehlen, natürlich so, daß die Schulbehörde immer die Oberaufsicht darüber behält und nicht extravagirt werden kann. In Potsdam z. B. wird schon seit längerer Zeit, freilich ohne Schulaufsicht, Rudern und Segeln von den Schülern betrieben. Diejenigen Anstalten aber, die keinen schiffbaren Fluß in der Nähe haben, sollten wenigstens einen Spielplatz einrichten, auf welchem das überaus ansprechende Lown-Tennys, und zwar täglich und unter Aufsicht oder Theilnahme der Lehrer gepflegt werden müßte.

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß diese systematische Betreibung der Spiele und des Sports nicht nur eine sehr zweckmäßige und harmonische Ausgleichung in der Erziehung zu Wege bringen wird, sondern daß dieselbe auch von bedeutendem Einfluß auf die Charakterbildung des Einzelnen sein und — last not least — ein ganz erhebliches Gegengewicht gegen das Ueberhandnehmen von zweck- und sinnlosen Schülerverbindungen und von schädlichen Kneipereien bilden wird.

Aus diesem Grunde begrüßen wir die Schüler-Regatta zu Frankfurt a. d. Oder mit großer Freude, und zweifeln nicht daran, daß der jetzige preußische Cultsminister, der so außerordentliches Interesse für die körperlichen Uebungen der höheren Lehranstalten beiderlei Geschlechts bekundet hat, binnen Kurzem eine Empfehlung derselben bei den Schulcollegien veranlassen wird.

Philosophus.

Literatur und Kunst.

Moderne Gartenkunst.

Von Alfred Lichtwark.

Auf keinem Gebiet hat unsere Zeit so viel nachzuholen, wie auf dem des Gartenbaues in seiner künstlerischen Ausbildung. Nirgend haben sich Principien, die in ihrer einseitigen Uebertreibung durchaus falsche genannt werden müssen, so festgesetzt. Denn während für das Kunstgewerbe in den ersten fünfzig Jahren unseres Jahrhunderts bei uns nur ganz ausnahmsweise etwas aufgewendet wurde, machten Privatleute und der Staat, die für künstlerische Zwecke absolut nichts thaten, für Gartenanlagen oft erhebliche Ausgaben. Bis in unsere Zeit war zum Beispiel in den reichen Hansestädten, Hamburg voran, der einzige künstlerische Luxus, den sich der Reichthum gestattete, die Unterhaltung eines fürstlichen Gartens. Jene lange Flucht großartiger Parks am Elbufer ist ein redender Zeuge einer Epoche, in welcher der Kaufmann von Durchschnittsreichthum für seinen Garten alljährlich Summen ausgab, die, auf dem Gebiet der bildenden Kunst angelegt, ihn zu einem namhaften Mäcen gemacht hätten.

Zu derselben Zeit fielen in einer ganzen Reihe großer Städte die Befestigungswerke, und es wurden auf ihrem Terrain öffentliche Gartenanlagen hergerichtet. Es kam hinzu die Errichtung botanischer und zoologischer Gärten. Wie es bei so vielen anderen künstlerischen Aufgaben in unserm Jahrhundert ging, sie wurden einem Geschlechte gestellt, das ihnen nicht gewachsen war. Bis in die jüngste Zeit wurde ausnahmslos

Digitized by Google

der sogenannte freie englische oder der landschaftliche Garten als Ideal jeglicher Anlage angesehen, mochte es sich um einen Park oder einen elenden, von Häusern umschlossenen Hof handeln. Doch vielleicht ist es für künftige Verbesserung ganz gut, daß man sich nicht auf den architektonischen Garten geworfen. Was wäre erst daraus geworden!

Wir sind heute noch weiter zurück als England und Frankreich. Hier herrscht eine alte Tradition, die sich bei aller Freiheit der Anlage neuer Parks an der Pflege der großen historischen Gärten — Versailles voran — erhalten hat. In England, dem europäischen Vaterlande des landschaftlichen Gartens, hat man auch das alte architektonische Princip wieder aufgenommen, wie der prächtige Garten zu Sydenham beweist, wo der Garten mit einer großen Architektur zusammengeht. Bei uns ist es bis jetzt in keiner großen Anlage zur Geltung gekommen.

Aengstlich und schüchtern drängen sich die symmetrischen Beete, die ersten Vorläufer strengerer Gliederung, bei uns in die Nähe des Hauses, bei öffentlichen Anlagen in die Nähe des Denkmals.

Diese Principienlosigkeit namentlich bei der Einrichtung öffentlicher Anlagen ist ein schlimmer Zustand, denn diese spielen im Leben des modernen Großstädters eine so hervorragende Rolle, daß alle Mittel aufgeboten werden sollten, um ihnen die künstlerische Weihe zu geben. Uns ist mit einigen mittelmäßigen oder gar ganz schlechten Sandsteinstatuen und einigen kümmerlichen Brunnen nichts gethan. An einem Orte, der so oft von der ganzen Bevölkerung in größter Muße besucht wird, sollte jedes Ausstattungsstück künstlerisches Gepräge tragen. Man darf nicht vergessen, daß bei uns die Ausstattung keines öffentlichen Gebäudes entfernt dieselbe weittragende Wirkung übt. Wie verhalten sich aber die Verwaltungen unserer Großstädte zu der Frage?

Man darf der Stadt Berlin nicht den Vorwurf machen, daß sie die Gartenanlagen vernachlässige. Im Gegentheil. Seit sie die Verwaltung des Thiergartens in die Hand genommen, hat er sich unausgesetzter Pflege zu erfreuen und gehört zu den bestunterhaltenen Parks. Die Anlagen auf dem Pariser und Leipziger Platz sind musterhaft gehalten. Große Parks im Süden, Osten und Norden sollen für das zukünftige Bedürfniß sorgen und sind wie der Humboldt- und Friedrichshain schon jetzt der Bevölkerung der angrenzenden Stadttheile unentbehrlich. Aber das ist eigentlich Alles nur Rohmaterial. Künstlerisch gehalten ist eigentlich nur der Pariser Platz mit seinen beiden langen, schmalen, von Rosenbeeten eingehegten Rasenflächen, in deren Mitte eine schlichte, aber starke Fontaine springt. Wie bescheidene Grenzen sind jedoch der Kunst dabei gesteckt. Auf diesem vornehmsten Platz der Hauptstadt mit dem Hotel der französischen Botschaft, dem Brandenburger Thor und Schinkel's Palais Redern, stehen die langweiligsten gußeisernen Kandelaber, die um so trübseliger wirken, als sie von ungewöhnlichen Dimensionen sind. — Bei allen übrigen Anlagen sucht man so schnell wie möglich die Illusion einer freien Landschaft zu erheucheln. In einer Minute kann man vom Pariser Platz in die tiefe Waldeinsamkeit gelangen. Daß dieser Gegensatz etwas Brutales hat, dafür haben wir alle Empfindung verloren. Ueber die Pflege der Anlagen hinaus geschieht so gut wie nichts. Was an Bänken und sonstigen seltenen Ausstattungsstücken vorhanden, ist durchweg unwürdig.

In Wien steht es eher noch schlimmer. Ein Muster von Geschmacklosigkeit und unverständiger, unpraktischer Disposition sind die Anlagen am Franzenring in architektonisch günstigster Umgebung zwischen der Universität, dem neuen Hofschauspielhaus, dem Parlament und dem Rathhaus. Was hätte sich hier schaffen lassen, wenn man sich nicht auf den landschaftlichen Garten capricirt hätte! Ueberall ist einem schon jetzt die Aussicht gesperrt. Bei der unregelmäßigen Anlage giebt es nirgend einen Ueberblick. Sogar die beiden Brunnen liegen gänzlich im Gebüsch versteckt. Aehnlich ungeschlacht ist der Stadtpark, wo eine großartige architektonische Gliederung sich ebenfalls von selbst geboten hätte, denn der Garten ist abhängig von der dominirenden Erscheinung des Kursalons. Aber auch hier geschlängelte Wege, ein unregelmäßiger Teich, wilde Bosquets und zerstreute Baumgruppen. Dabei schauen von allen Seiten die Straßenhäuser hinein. Die Kunst geht sonst überall dem Kampf mit der Unmöglichkeit aus dem Wege. Was sie nicht kann, das will sie auch nicht und pflegt ihre Absicht in solchem Falle besonders zu betonen. Läßt sich die Illusion einer freien Landschaft auf engem Raum zwischen großartiger Architektur nicht erreichen, so ist das stilistisch Gegebene der streng architektonische Garten, der aus der Noth eine Tugend macht. Man hätte in Wien die Vorbilder nicht weit gehabt. Der musterhafte Garten auf dem Abhang vor dem Belvedere liegt mitten in der Stadt. — Was die Bänke, Beleuchtungskörper und Gitter anlangt, so steht es in Wien nicht wesentlich besser als bei uns.

Unter den übrigen deutschen Städten ist nur eine, die in ihren öffentlichen Anlagen nach einem bestimmten Princip verfährt. Soviel mir bekannt, ist Hamburg auf dem Festlande überhaupt die einzige, die in der künstlerischen Ausstattung ihrer Plätze und Straßen mit geschmackvollen Kandelabern, Bänken, Gittern, Lauben, Wartepavillons u. s. w. rationell vorgeht. Man mag über das auch dort herrschende Princip des landschaftlichen Gartens anderer Meinung sein, man mag hie und da gegen den gothischen Charakter der Ausstattung zu opponiren geneigt sein, der große originelle Zug nöthigt einem alle Hochachtung ab. Aus der Einheitlichkeit des Vorgehens läßt sich von vornherein schließen, daß die Stadt einem Beamten freie Hand gelassen, der seine ganze Kraft für sein Werk einsetzt. Es ist der Ober-Ingenieur Andreas Otto Meyer.

Der Fremde weiß noch nichts von den Leistungen dieses Mannes. Sind sie doch selbst manchen Einheimischen noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Aber es wird nicht lange dauern, so müssen alle Reisehandbücher sie als besondere Sehenswürdigkeit anmerken.

Die Originalität der Hamburger Anlagen liegt weniger in ihrem gärtnerischen Princip als in ihrer Ausstattung. Als Gesetz herrscht auch hier der landschaftliche Stil, nur daß er in der Nähe großer Bauten schon hie und da strengerer Gestaltung gewichen ist. Stellenweise ist die landschaftliche Behandlung auch durchaus in ihrem Recht. So am Ufer der Außenalster, wo keinerlei mächtige Architektur mitredet und das Bild bestimmt wird durch die baumreichen Ufer mit einzelnen Villen im Grün.

So oft ich nach Hamburg komme, suche ich mir einen Tag zu einem Spaziergang durch die Anlagen frei zu machen. Jedesmal ist der Eindruck der altbekannten Werke derselbe und an den neu hinzugekommenen erfreut der sichtbare Fortschritt. Wer sich für dergleichen Dinge interessirt, und man sollte es von jedem Gebildeten verlangen, dem rathe ich zu einem eingehenden Studium und verspreche ihm großen Genuß davon. Die wichtigsten Arbeiten lernt man durch einen Spaziergang um die Ufer der Außenalster kennen, die jetzt schon von der Stadt eingeschlossen ist, und in den neuen Anlagen zwischen dem Dammthor und Holstenthor. Im Uebrigen muß man in der ganzen Stadt die Augen offen halten. An allen Ecken und Enden gibt es auf Brücken und Rettungsinseln zu schauen genug.

Statuen und Brunnenanlagen fehlen noch. Aber dafür bieten Schmiedewerke und Holzarbeiten die reichste Abwechslung. Zwar sind sie sämmtlich gothischen Charakters, aber durchaus nicht so öde und steif, wie die meisten Schöpfungen der modernen Gothik, sondern überaus lustig und originell erfunden, dabei constructiv richtig und deshalb mit verhältnißmäßig geringen Mitteln herzustellen. Wie wohlthuend berührt es, daß nichts nach der Schablone gemacht ist, nirgend Fabrikarbeit sich breit macht. Nicht zwei der unzähligen Gitter sind gleich, und nirgend ist, außer wo ein Seitenstück nöthig war, dasselbe Kandelabermodell wiederholt. Ebenso ist es mit den zierlichen Wartehäusern der Pferdebahnen. Man sieht bei dieser Gelegenheit einmal wieder, wie wohlthätig es auf die Erfindung wirkt, wenn die einfach zu copirenden Vorbilder mangeln. Gothisches Schmiedeeisen gibt es gerade genug, daß wir uns von der schlichten Gesetzmäßigkeit seiner Behandlung einen Begriff machen können. Wollen wir Neues schaffen, sind wir auf uns selbst angewiesen. Von den Holzarbeiten gilt dasselbe. Viel bequemer hat es der Nachahmer

Digitized by Google

der Renaissance oder gar des Barock, aber er arbeitet dafür auch desto unfreier.

Was mir unter den Eisenwerken am meisten gefällt, sind die Kandelaber. Weder in Berlin, noch in Paris oder selbst in den Niederlanden habe ich so schöne und gediegene Entwürfe gefunden, ganz davon abgesehen, daß man sich hier für eine große Stadt mit zwei bis drei stetig wiederholten Modellen zu begnügen pflegt. Gibt es etwas Langweiligeres als so einen modernen classicirenden Kandelaber aus Gußeisen mit den schematischen steifen Ranken? Man sollte meinen, es wäre in diesem Material die Aufgabe überhaupt nicht zu lösen. Das gothische Princip macht es wesentlich leichter. Die Gasrohre geben das Gerüst, das sich über einem steinernen Sockel erhebt, zierliches Rankenwerk aus Schmiedeeisen umspinnt die festen Stäbe und gibt die reiche Silhouette. Die Laternen sitzen dabei mechanisch befestigt auf den Stangen, während sie in ihrer technischen Beschaffenheit mit den Ranken des Gußeisens einen unharmonischen Gegensatz bilden. Die erste Idee dieser schmiedeeisernen Kandelaber mag aus England stammen. In der Art, wie sie in Hamburg behandelt werden, zeigt sich jedoch ein stetiger Fortschritt von den ersten tastenden Versuchen bis zu den Meisterleistungen der letzten Jahre. — Bei den Gittern lehnt sich die Erfindung in allen Schmuckformen an die einheimische Flora. Mit geringen Mitteln ist hier etwas ungemein Anziehendes geleistet. Für das Gefüge des Schmiedeeisens bilden die gothischen weniger schematischen Linien, die man zu Grunde gelegt hat, eine bessere Grundlage als die strengeren Formen der Renaissance. Es fällt uns dabei ein, wie lange sich überhaupt im Schmiedeeisen gothische Gedanken erhalten haben. Bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein hält es im Wesentlichen an der spätgothischen Tradition fest.

Musterleistungen sind auch die Wartepavillons. Je nach der Oertlichkeit ist jeder nach einem andern Grundriß ausgebildet. Zu den mannichfaltig abgefasten Balken mit wechselnden Tönen kommt hier und da an den Zugstangen reiches Schmiedewerk, das sogar an einzelnen Stellen schon in bunten Farben prangt. Wir halten uns eine reiche Quelle an Motiven verschlossen, indem wir das Schmiedeeisen schwarz oder grau anstreichen. Da es doch einmal eines schützenden Ueberzuges bedarf, warum dann auf die belebende Farbe verzichten?

Das ist doch einmal wieder etwas durchaus erquickliches Modernes, aus unsern Bedürfnissen Geschaffenes, keinerlei altem Vorbild Nachgeahmtes. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Verwaltung entschlösse, die besten Arbeiten zu veröffentlichen. Wir sind überzeugt, daß sie in Deutschland weithin zur Nacheiferung anregen, wenn sie nur erst näher bekannt sind. Selbst da, wo man sich nicht entschließen wird, den Stil zu acceptiren, ist von den Principien ungemein viel zu lernen. Vielleicht folgen dann andre Städte auf dem so erfolgreich betretenen Wege, die Dutzendarbeit aus den öffentlichen Anlagen zu entfernen. Für die Erziehung des Publicums ist dadurch ein neues Mittel gewonnen, denn nirgend wirkt ein Kunstwerk irgend welcher Art auf so frische empfängliche Sinne wie Park oder Garten. Namentlich wäre es zu wünschen, daß sich unsere Reichshauptstadt der Tendenz anschlösse. So Großartiges die Verwaltung bisher geleistet hat, auf diesem Gebiete langt es noch nicht.

Bei dem landschaftlichen Charakter der Anlagen in Hamburg ist allerdings die Förderung des architektonischen Gartenstils, auf den wir hinaus müssen, nur gering. Aber es ist doch in Hamburg etwas Einheitliches angestrebt, das obendrein mit den gegebenen Bedingungen nirgend in crassen Widerspruch tritt.

Vorläufig ist auch wohl keine Aussicht auf eine baldige Wendung zum Besseren. Es ist eben noch das künstlerische Bedürfniß nicht vorhanden. Ueber die Kreise der Architekten, Künstler und Kunstforscher hinaus reicht die Erkenntniß noch nicht. Daher haben wir zuallernächst die Mittel ins Auge zu fassen, der gebildeten reisenden Gesellschaft die Augen zu öffnen, daß sie überall die Reste der alten architektonischen Gärten aufsucht und unbefangen auf sich wirken läßt.

Für diese Zwecke leisten zwei im Laufe des letzten Jahres erschienene Werke gute Dienste, deren zahlreiche Illustrationen die eigene Anschauung vorbereiten.

Das eine ist: Der Garten, seine Kunst und Kunstgeschichte von Jacob von Falke (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Der Verfasser, seit Jahren ein beredter Vorkämpfer der künstlerischen Principien auch im Gartenbau, hat in diesem Werk auf knappen Raum eine Lebensarbeit zusammengedrängt. In der ersten theoretischen Abtheilung gibt er eine kritische Uebersicht, in welcher er an allbekannten Beispielen den ganzen gegenwärtigen Stand der Gartenkunst erläutert und die verschiedenen Typen gegeneinanderhält; dann folgt in der zweiten Abtheilung die Geschichte des Gartens. Daß sich dieses Buch flott liest, daß die Darstellungsweise den Leser mitreißt, braucht bei Falke nicht erst betont zu werden. Nach ihrer Gewohnheit hat die Verlagsbuchhandlung auch diesem Werk eine reiche Ausstattung gegeben. Siebzig Tafeln geben außer zahlreichen Illustrationen im Text ein Bild der Entwickelung des Gartens seit der Renaissance.

Die Gartenkunst der italienischen Renaissancezeit von W. P. Tuckermann (Berlin, P. Parey) beschränkt sich auf die ausführliche Darstellung der classischen Gärten Italiens. Der Verfasser tritt vom Standpunkte des Architekten an die Materie. Er hat den reichen Illustrationsschmuck seines Werkes selber gezeichnet und bietet namentlich an Grundrissen ein überaus wichtiges Material. Dem Text merkt man in jedem Satze an, daß der Verfasser aus eigener und nicht blos flüchtiger Anschauung die Dinge kennt, von denen er redet.

Es ist auffallend, daß wir außer diesen beiden Werken, die sich an das weiteste Publicum wenden, im Grunde nur Fachschriften über die Gartenkunst besitzen, und daß die Verfasser dieser einzigen Arbeiten, welche die künstlerische Durchbildung fordern, nicht im engeren Sinne Fachleute sind. Es hat sich eben der moderne Architekt noch nicht wieder so allseitig bethätigen können, daß ihm die künstlerische Leitung der Gartenanlagen zugefallen wäre. Ein anderer ist der Baumeister des Hauses oder Palastes, ein anderer der Landschaftsgärtner, der den Garten anlegt. Das war eben nur da möglich, wo der Garten alle architektonischen Principien verleugnete. Möge auch hier die Specialisirung, die auf dem Gebiet der Kunst schon so viel Unheil angerichtet hat, bald einer umfassenderen Bildung weichen.

Der Werth guter Uebersetzungen für die Volksbildung.

Von Daniel Sanders.

Daß in den mustergültigen Schriftwerken der alten Griechen und Römer ein ungemein reicher Bildungsschatz aufgespeichert liegt, ist eine allgemein anerkannte und, so viel ich weiß, kaum jemals ernstlich in Abrede gestellte Wahrheit. Aber nicht minder unbestreitbar und zweifelhaft ist es, daß dieser reiche Bildungsschatz in seiner vollen Wirksamkeit nur einem höchst geringfügigen Bruchtheil unseres Volkes wirklich zu Gute kommt und in der Ursprache zu Gute kommen kann.

Von der Frauenwelt wird man dies — abgesehen von einzelnen verschwindenden Ausnahmen — unbedingt sofort zugeben und eben so von allen Denen, die ihre erste Bildung nicht auf einem Gymnasium oder, wie unsere biederen Vorfahren es bezeichnend nannten, auf einer Lateinschule erhalten haben; aber auch von den Zöglingen der Latein- oder Gelehrtenschule, die mit dem Reifezeugniß auf die Hochschule gegangen, um sich dort für einen andern Lebensberuf als den des Lehrers, namentlich des Philologen vorzubereiten, — wie wenige auch von diesen nehmen im späteren Leben die alten lateinischen oder gar die griechischen Werke, zumal solche, die sie nicht bereits auf der Schule gelesen, ernstlich zur Hand, um sich daran fort- und weiterzubilden? oder — um es unumwunden auszusprechen — wie wenige von diesen wären im späteren Leben auch beim besten Willen nur im Stande, römische oder gar griechische Schriften in der Ursprache mit vollem Verständniß und zu vollem Genusse zu lesen? — zu

Digitized by Google

lesen, sage ich, nicht: mit Hilfe von Wörterbuch und Sprachlehre sich ein mühevolles und doch nur nothdürftiges Verständniß zu erschließen.

In wie weit diese nicht länger mehr zu verschleiernde oder wegzuleugnende Thatsache eine gründliche Umgestaltung unserer Gelehrtenschulen nahe legt, die den vor Jahrhunderten mit vollstem Recht eingenommenen und seitdem mehr oder minder hartnäckig festgehaltenen Standpunkt den unabweislichen Forderungen der Gegenwart gegenüber nicht mehr voll behaupten können und ihn doch nur meist nothgedrungen und widerwillig sich beschränken lassen wollen, das ist eine Frage, deren nähere Erörterung allzuweit von dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes ablenkt. Und doch kann ich mir nicht versagen, wenigstens im Vorübergehen auf die in der Fußanmerkung genannte Schrift von Fr. Paulsen*) hinzuweisen, die eine eingehende Erörterung der angeregten Frage theils bereits schon hervorgerufen hat, theils noch mehr hervorrufen wird.

Uebrigens ist der freilich nur noch greller zu Tage getretene Uebelstand schon seit langer Zeit, zumal in Bezug auf das Griechische, nicht unbemerkt und unbesprochen geblieben. So hat namentlich Goethe gelegentlich gegen die „besonders in unserer bewegten und voreilenden Zeit" die Rüge herausfordernde Unsitte deutscher Philologen geeifert, griechische Stellen in der Ursprache anzuführen und vorauszusetzen, daß Jeder, der ihre deutsche oder lateinische Abhandlung lese, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

„Bedenke man doch", sagt er, „daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dies von einem Andern erwarten, dessen Thun und Treiben aufs Praktische gerichtet sein muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten und uns die Griechenkenner zu jenen mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eigenen; denn Derjenige, welcher, um seine Meinung zu bestarken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unsäglich, wenn er eine Stelle nach seinem eigenen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Fall mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen."

Und hiermit wären wir wieder auf unsern eigentlichen Gegenstand zurückgelenkt, auf den Werth und die Wichtigkeit guter Uebersetzungen für alle Diejenigen, welche die alten griechischen und römischen Schriftsteller in der Ursprache mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit und mit vollem Verständnisse und zu reinem, ungestörtem Genusse zu lesen nicht im Stande sind.

Ich bin überzeugt, auch der eifrigste und starrste Verfechter unserer heutigen Latein- und Gelehrtenschule wird das Zugeständniß nicht verweigern können, für alle Die, welche nicht das Glück genossen haben, auf einer solchen Anstalt streng philologisch geschult und gebildet zu werden, möge immerhin eine gute Uebertragung gewissermaßen eine Art wünschenswerthen Ersatzes für die ihnen verschlossene Urschrift bilden; aber lebhaft sehe ich ihn im Geiste vor mir, wie er diesem nothgedrungenen Zugeständniß sogleich eine weitere Einschränkung hinzufügt und mit überlegen mitleidigem Lächeln den Trumpf ausspielt, auch die gelungenste Verdeutschung könne nun und nimmer einen vollgültigen Ersatz für die Urschrift mit all' ihren sprachlichen Feinheiten bilden, die den Zöglingen zu erschließen eben die Hauptaufgabe unserer Gymnasien sei und, wie er mit dem vollsten Brustton innerster Ueberzeugung hinzufügt, — für alle Zeit bleiben müsse.

*) Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten.

Auf die letzte Frage gehe ich hier, wie gesagt, nicht ein; aber, sehr gelehrter und gestrenger Herr Schulmeister, glauben Sie in der That, daß ihre Zöglinge im späteren Leben, wenn sie nicht etwa wieder, wie Sie selbst, Philologen geworden, wirklich im Stande sind, aus der ihnen allmählich fremder gewordenen Sprache der Urschrift noch alle jene von Ihnen mit vollstem Recht gerühmten sprachlichen Feinheiten heraus zu lesen oder zu fühlen? oder, davon abgesehen, sich auch nur dasselbe Maß des Genusses und Verständnisses zu verschaffen, das ihnen eine gute, mit den nöthigen sachlichen Erläuterungen versehene Verdeutschung bei weitem leichter und bequemer darbietet? Und haben Sie jemals die Worte eines Alexander von Humboldt gelesen und beherzigt:

„Eine gute Uebersetzung gut verstehen, frommt uns zehnmal mehr als unzureichendes Begreifen des Originals."

Oder glauben Sie die Richtigkeit dieses Satzes — nicht etwa leugnen, sondern mit stichhaltigen, einleuchtenden Gründen bestreiten und widerlegen zu können?

Rücken wir der Sache noch einen Schritt näher! Sie lesen mit Ihren Tertianern den Cäsar. Irre ich nicht, so war es Luden, der einen so bedeutenden Feldherrn und Staatsmann beklagt, von dem Geschick dazu verdammt zu sein, daß seine für reife Männer bestimmten Werke in den Schulriemen von Tertianern zur Classe geschleppt werden, die daran die Formen und Regeln der lateinischen Sprachlehre einüben und brockenweise mit Ach und Krach ein nothdürftiges Wortverständniß des Inhalts gewinnen. Denken wir uns dagegen einen Menschen in gereifterem Alter, der in seiner Jugend in der Schule die Grundlage zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gelegt, von Sprachen dabei freilich weder die griechische noch die lateinische, wohl aber außer der Muttersprache die französische und die englische gründlich erlernt hat, so daß in allen dreien er mündlich und schriftlich sich richtig, fertig und gewandt auszudrücken versteht und z. B. die Schriften eines Shakespeare in der Ursprache verständnißvoll zu lesen nicht nur im Stande ist, sondern auch wirklich immer und immer wieder liest, — denke man sich, daß ein solcher, auch durch die Schule des Lebens vielseitig fortgebildeter Mensch es unternimmt, mit Cäsar's Schriften sich gründlich vertraut zu machen und zu diesem Zwecke, weil mit dem Lateinischen unbekannt, die in der Langenscheidt'schen Bibliothek enthaltene Uebersetzung wählt, zu der sich zwei Männer wie Köchly und Rüstow verbunden haben, der eine eben so in dem Gebiete der Philologie wie der andere in dem der Kriegswissenschaft bewandert und bewährt, — glaubt der streng philologische Gymnasiallehrer wirklich, daß ein solcher Mensch aus dem Lesen von Cäsar's Schriften in der deutschen Uebersetzung nicht einen unvergleichlich reicheren Gewinn ziehen wird als seinen früheren Schülern (ich nehme auch hier wieder die späteren Philologen von Fach aus) aus ihrer Tertianererinnerung haften geblieben sein mag, oder auch als sie sich ihn verschaffen könnten, wenn sie es unternehmen wollten, in der ihnen fremd und ungeläufig gewordenen Ursprache die Schriften Cäsar's — zumal ohne die nöthigen sachlichen Erläuterungen — wieder zu lesen.

Einsichtige Philologen verkennen auch durchaus nicht den Werth, welchen Uebersetzungen, wie die des Cäsar von Rüstow und Köchly sogar für sie selbst haben. So enthält die kleine Schrift von Dr. Erwin Rer,*) welche der „Langenscheidt'schen Bibliothek" als ein höchst wünschenswerther — um nicht zu sagen: als ein unentbehrlicher — Wegweiser beigegeben ist — den Brief eines namhaften Lehrers an die Verlagshandlung, worin er unumwunden bekennt, daß er es nie versäumt habe, sich der genannten Cäsar-Uebersetzung als eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Vorbereitungsmittel für seinen Unterricht zu bedienen.

Mich selbst, der ich die Erforschung der neuhochdeutschen Sprache zu meiner Haupt-Lebensaufgabe gemacht, wird man schwerlich in den Verdacht haben, als sei ich ein Verächter der Philologie oder philologischen Bildung. Nur dagegen habe ich im Obigen gelegentlich meine Stimme mit erhoben, daß die philologische Ausbildung im Lateinischen und Griechischen, in dem Umfange, wie sie früher auf unseren „Lateinschulen"

*) Abriß der Geschichte der antiken Literatur.

Digitized by Google

herrschte oder auch nur in dem beschränkteren, wie sie jetzt auf unseren Gymnasien herrscht, den unabweislichen Forderungen der heutigen Zeit gegenüber in ungeschmälertem Bestand werde beibehalten werden können und daß daher um so weniger das Gymnasium in seiner heutigen Gestalt als der alleinige und ausschließliche, oder auch nur als der vornehmlichste und vornehmste Weg zur allgemeinen höheren Bildung werde betrachtet werden dürfen.

Ich konnte und wollte diese Abschweifungen auf ein allerdings sehr nahe liegendes Gebiet nicht zurückhalten; aber ich muß mich hier mit diesen Andeutungen meines Standpunktes begnügen.

Die Wichtigkeit und der Werth guter Verdeutschungen für die allgemeinen Volksbildungen wird meines Erachtens in weiten Kreisen noch immer nicht zur Genüge erkannt und gewürdigt, so laut und beredt auch ein Rückblick auf die Entwicklung und Bildung unseres Volkes dafür spricht.

Man nehme die Luther'sche Bibelübersetzung. Wer wüßte nicht, welch' unermeßlichen Einfluß auf die Bildung des deutschen Volkes diese Verdeutschung die Jahrhunderte hindurch geübt hat und zu üben fortfährt. Die gelehrte Bibelforschung hat eine große Anzahl sehr berechtigter Ausstellungen gegen Luther's Werk erhoben; aber daß sie einen erheblichen oder auch nur nennenswerthen Einfluß auf die deutsche Volksbildung gehabt, wird Niemand zu behaupten wagen.

Aehnlich verhält es sich mit den Werken Homer's. Daß die Kenntniß derselben in weite und breite und tief hinabreichende Schichten des deutschen Volkes gedrungen, so daß kein Deutscher, der nur irgend auf den Namen eines Gebildeten Anspruch erhebt, damit ganz unbekannt geblieben, Das ist nicht sowohl den gelehrten Philologen zu danken, wie — um mit Goethe zu sprechen — „dem nie genug zu schätzenden Voß", dessen Homerübersetzung auf die Ausbildung und Entwickelung unserer Sprache und unseres Volkes von dem größten Einfluß gewesen.

Und so gebührt das Verdienst dafür, daß die bedeutendsten Bühnenwerke Shakespeare's Gemeingut aller gebildeten Deutschen geworden, nicht den gelehrten Shakespeare-Forschern, sondern vielmehr namentlich der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung.

Und so war es denn auch ein sehr dankenswerthes Unternehmen, das für die allgemeine Bildung großen Nutzen bringen kann, eine „Bibliothek sämmtlicher griechischen und römischen Classiker" in guten Uebersetzungen zu veranstalten. Die nun in den Verlag der Langenscheidt'schen Buchhandlung übergegangene Sammlung umfaßt 110 Bände, von deren Inhalt auch die Zöglinge unserer Gymnasien nur einen sehr geringen Theil auf der Schule kennen lernen.

Allerdings eignen sich begreiflicherweise diese 110 Bände nicht gleichmäßig für Alle; für die Meisten wird es sich um eine nach dem Lebensalter, der geistigen Reife und der Eigenart des Lesers zu treffende Auswahl handeln, und hierfür bietet das erwähnte Schriftchen von Erwin Rex erwünschte Rathschläge und Winke.

Jedenfalls aber ist keiner dieser Bände für ein flüchtiges, oben hinhuschendes Lesen bestimmt; vielmehr wird vorausgesetzt und verlangt, daß man sich gesammelten Geistes in das Buch versenke und vertiefe und den Inhalt nach allen Beziehungen zu erfassen, zu durchdringen und fest zu halten strebe. Und wenn die „Bibliothek" Viele zu solchem ernsten, nachdenklichen und lieb vollen Lesen hinleitet oder darin befestigt, so wird Das keines ihrer geringsten Verdienste sein.

Das Goethe-Haus und seine Schätze.

Von Robert Keil.

(Schluß.)

Müssen wir schon ob der Reichhaltigkeit dieser Goethe'schen Kunstsammlung und des dadurch bekundeten hohen und klaren Kunstverständnisses unseres Dichters erstaunen, so steigert sich diese Bewunderung noch im Hinblick auf seine Naturalien-Sammlung. Um mich Carus' ebenso treffender als schöner Worte zu bedienen, war es bewundernde Liebe und tieferes Vereinleben mit der Natur, was Goethe nöthigte, auch einer wissenschaftlichen Naturbetrachtung sich angelegentlich zu widmen und hinzugeben, er suchte das Wesen der Erscheinungen zu durchdringen, ihr geheimstes Leben zu ergründen, die Idee ihres Daseins zu erfassen. Die durch Darwin neuerdings herbeigeführte Umwälzung auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete hat die hohen, bahnbrechenden Verdienste unseres deutschen Dichters und Gelehrten in klares Licht gestellt. Von diesen Ideen geleitet, suchte Goethe das seiner Anschauung Entsprechende, sie Bewahrheitende zu erlangen, und so wurde die ursprünglich zum Behufe seiner Studien zusammengetragene Zahl von Naturalien allmählich zu einer reichen, sorglich geordneten Sammlung von Mineralien und Petrefacten, von naturhistorischen und physikalischen Gegenständen.

Wenden wir uns nun zu denjenigen Schätzen, denen unser lebhaftes Interesse gilt, zu dem Goethe-Archive.

Was hier zunächst die vorhandenen Manuscripte des Dichters anlangt, so ist zu constatiren, daß von den berühmten lyrischen Dichtungen unseres größten deutschen Lyrikers sein Archiv die Handschriften nicht enthält. Wohl hat man ein Bändchen Jugendgedichte aufgefunden, aber die Handschrift von Goethe's erster Gedichtsammlung von 1788, welche er 1789 mit mehrfachen Aenderungen im achten Bande seiner bei Göschen erscheinenden „Schriften" als „Vermischte Gedichte" herausgab, ist vom Dichter seinem befreundeten Secretär Kräuter zum Geschenk gemacht worden. In zwei starken Heften bilden diese 89 Gedichte Goethe's, — unter ihnen die berühmten Friederiken-, Lili- und Lida-Lieder, Lili's Park, der Wanderer, der Erlkönig und der Fischer, die Harzreise, die Oden, Hans Sachs, Mieding's Tod u. a., — nebst dem Manuscripte der metrischen Bearbeitung von Erwin und Elmire, nebst dem Epilog zu Schiller's Glocke im allerersten Entwurfe und vielen einzelnen Gedichtblättern einen werthvollen Theil meiner Privat-Sammlung. Das Goethehaus dagegen bewahrte zur Zeit des Todes unseres Dichters zahlreiche Handschriften anderer Werke desselben. Ich nenne insofern an erster Stelle das Manuscript von „Gottfried von Berlichingen", das sich in einer buchförmigen Kapsel von gepreßtem Leder befand, ferner das vollständige, neuere Manuscript des „Götz von Berlichingen, für das Theater bearbeitet", und eine Copie des ersteren. Ich nenne ferner das Manuscript der römischen Elegien, das dem Goethehause dadurch erhalten blieb, daß mein Oheim Kräuter dasselbe trotz dem Gebote des Dichters nicht in den Ofen steckte, sondern in ein nahes Actenfach legte; darin auch zwei ihres erotischen Inhalts wegen ungedruckt gebliebene Elegien. Auch die Handschrift des Dramas Lila war vorhanden, und viele andere Werke der früheren und späteren Lebensperioden des Dichters, theils von seiner Hand, theils in Abschrift; namentlich die Schweizerreise, die italienische Reise nebst einem Tageregister derselben, Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea, das Neueste von Plundersweilern, das erotische Gedicht „das Tagebuch", welches Goethe in Karlsbad 1810 dem Reisegenossen Riemer dictirte und selbst nicht zum Druck gelangen ließ, der Westöstliche Divan, Faust II. Theil u. v. a.

Auch Ungedrucktes, zum Theil von höchstem Interesse, war erhalten, namentlich: Biographisches von der Rückkehr von Straßburg an, das Schema des von Goethe nach Erscheinung von Hermann und Dorothea projectirten episch-romantischen Gedichtes „die Jagd", und der Entwurf eines deutschen geschichtlichen Volksbuches von 1808, das neben

Digitized by Google

mancherlei Wissenswürdigem aus der vaterländischen Geschichte auch Lieder und andere Poesien enthalten sollte. — Ferner waren im Nachlaß vorhanden: das Schema der Fortsetzung von Eugenie, der natürlichen Tochter, — der Anfang einer Uebersetzung der Iliade, Nachträge zum Divan, — namentlich ein dazu gehöriges Gedicht, datirt Wiesbaden 1815 —, der Entwurf eines Singstücks Danaiden, mit Hauptrolle des Chors, — noch ungedruckte venetianische Epigramme, „Aphorismen, Freunden und Gegnern zur Beherzigung", und andere kleine Gedichte, Sprüche und Notizen, sowie Materialien und Arbeiten zur Morphologie u. a. m. Manches Unvollendete hatte Goethe freiwillig aufgegeben, von der Fortsetzung anderer Arbeiten hatte ihn aus seinem Atelier der Tod abgerufen, — war doch Goethe's Leben seit dem Verluste des Herzogs und des Sohnes August ein „testamentarisches" geworden, sein Hauptwerk, sein eigenstes Bekenntniß aber, sein Faust, ward noch vor dem Schluß seines vielbewegten Lebens vollendet!

Wie bewegt, wie unendlich thätig dies Leben war, davon sind auch die vorhandenen Briefe ein schlagender Beleg. Neben Briefen Goethe's aus der Leipziger Studentenzeit, Briefen von ihm als Rechtsanwalt und Briefen an den Minister Fritsch befanden sich bei Goethe's Tod im Archiv eine große Zahl Goethe'scher Briefe an Schiller und von Schiller an Goethe, sowie viele Briefe von Goethe an seine Gattin Christiane und von dieser an ihn, welche über Wesen und Charakter der einst vielgeschmähten und doch um Goethe und Goethe's Leben so verdienten Frau endlich helles, freundliches Licht verbreiten werden.

Höchst bedeutend ist ferner die Zahl der Briefe, welche Goethe von Andern empfangen und sorglich aufbewahrt hat. In meinem Buche „Frau Rath" wurde bereits eine Reihe Briefe der Mutter, der wackern Frau Aja, an den geliebten Sohn veröffentlicht; das Goethe-Archiv enthält dergleichen noch gegen 180. — Die zahlreichen Briefe des treuen Zelter umfassen den Zeitraum von 1796—1832. Am 11. März 1832 hatte Goethe dem Berliner Freunde den letzten Brief geschrieben, mit der so bezeichnenden Stelle:

„Sieh mich an, der ich hauptsächlich in der Vergangenheit, weniger in der Zukunft, und für den Augenblick in der Ferne lebe, und denke dabei, daß ich nach meiner Weise ganz wohl zufrieden bin."

Am 22. März, dem Sterbetage Goethe's, schrieb Zelter einen launigen Antwortsbrief. Er ahnte nicht, daß er an einen Todten schrieb. Gerade am Begräbnißtage traf der Brief in Weimar ein. — Neben einigen Briefen von Lotte Buff und Lili Schönemann waren von Frau von Stein, — die bekanntlich ihre Liebesbriefe an Goethe nach erfolgtem Bruche dieses Liebesverhältnisses auf ihr Verlangen von ihm zurückempfangen hat, — kurze Billette aus der späteren Zeit vorhanden, und von Bettine eine Anzahl Briefe, die ihr auf ihren Wunsch vom Testamentsvollstrecker zurückgegeben worden sind. Von anderen Briefen nenne ich die von Karl August, 15 von dessen Gemahlin Louise, 5 Briefe vom König Ludwig von Bayern, 12 Briefe von Wieland, 47 von den Gebrüdern Schlegel, 61 von Wilhelm von Humboldt, 10 von Alexander von Humboldt, und Briefe von Jacobi, Knebel und Herder, von Fichte, Schelling, Hegel, von Cuvier, David u. v. a.

Einen ferneren, besonders hohen Schatz bewahrt das Goethe-Archiv in den Tagebüchern des Dichters. Das erste Tagebuch desselben, die Genie-Periode umfassend, vom 11. März 1776 bis 5. März 1782, habe ich nach zwei übereinstimmenden, in meinen Besitz gelangten Abschriften bereits im ersten Bande meines Buches „Vor hundert Jahren" mit Erläuterungen veröffentlicht. Nichts kann uns das Leben jener denkwürdigen Periode treuer und klarer veranschaulichen, als diese von dem jungen Dichter im Stillen gemachten Aufzeichnungen und Selbstbekenntnisse. Nach einer bis 1796 reichenden Lücke beginnen dann in diesem Jahre die weiteren, noch ungedruckten Tagebücher und sind von Goethe mit gewissenhafter Sorgfalt 36 Jahre hindurch bis zum 16. März 1832, also bis wenige Tage vor seinem Tode, fortgeführt worden. Unzweifelhaft bilden sie die reichste und zuverlässigste Quelle für eine wahre Biographie unseres großen Dichters.

Zu Goethe's Nachlaß gehörten ferner auch seine Acten über die Ausgabe seiner Werke, nebst Correspondenz mit Cotta und Frommann, Briefe und Blätter über die Aufführung seines Faust in Braunschweig, und Privatacten über das Ableben seines Sohnes August in Rom. Es fanden sich endlich im Nachlaß das Schema eines Lustspiels von Schiller, einer Fortsetzung des Goethe'schen Lustspiels „Der Bürgergeneral" von Schiller's Hand, sowie 32 Stück Winckelmann'sche Briefe und werthvolle Autographen vor. Dies reiche Archiv war in 27 Abtheilungen gesondert, deren Rubriken allein schon von der Universalität des Goethe'schen Genies und von der gewaltigen, vielseitigen und unermüdlichen Thätigkeit desselben zeugen.

Wie ich erwähnte, schritt nach dem Tode des Dichters der Testamentsvollstrecker v. Müller mit Riemer, Eckermann, Kräuter und Schuchardt zur Verzeichnung des Nachlasses. Dieselbe erstreckte sich auf die Kunst- und Naturalien-Sammlungen, auf das Archiv und auf die vielen werthvollen Zeichen freundschaftlichen Gedenkens und ehrenvoller Huldigung, welche Goethe von Nah und Fern empfangen hatte. Es zählten dahin nicht nur die mannigfachen Ehrendiplome, die Dedication von Lord Byron's Dichtungen, der silberne Pocal und der goldene, mit Smaragden geschmückte Lorbeerkranz, welche Goethe als Ehrengeschenke seiner Vaterstadt Frankfurt empfangen, und das goldene, reich emaillirte und mit Goethe's Sinnspruch: „Ohne Rast, doch ohne Hast" versehene kostbare Petschaft, das er zu seinem letzten Geburtstage von Freunden und Verehrern aus England übersandt erhalten hatte, sondern auch die sinnigen Liebesgaben der Frommann'schen Familie, der Frau von Willemer und seiner letzten Liebe, des Fräuleins von Levezow. Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die Ordnung des Nachlasses die zur Zeit des Todes bestehende geblieben wäre. Mit Benutzung der alten Repertorien wurde das Ganze in eine neue Ordnung gebracht. Selbst die Einrichtung des Arbeitszimmers blieb nicht durchweg die ehemalige, und da Goethe's Schwiegertochter Frau Ottilie von Goethe auf Grund ihres Nießbrauchsrechts sofort nach der Beisetzung ihres Schwiegervaters die Besuchs- und Gesellschaftszimmer in der Belle-Etage des Vorderhauses rücksichtslos zu ihrer Wohnung machte, wurde hierdurch die Umräumung vieler Nachlaßbestandtheile nöthig. Als sie nach vier Jahren von Weimar wegzog, wurde ihre Wohnung an den Mitvormund ihrer Kinder, Geh. Hofrath Vogel, vermiethet, und die Büsten fanden einstweilige Aufbewahrung in der Großh. Bibliothek. Im Herbst 1837 kehrte aber Ottilie zurück und trat wieder in ihr altes Recht ein; abermalige Aenderung der Aufstellung und Ordnung der Kunstsachen war die Folge.

Nur zwei Räume, in welche ein Theil der Kunstsammlung zusammengedrängt ward, sowie das Arbeits- und das Schlafzimmer waren dem Publicum geöffnet, und in der Zeit von 1832 bis zum Sommer 1840 besuchten nicht nur Fürsten und Gelehrte, sondern Tausende aus allen Ständen das Goethe-Haus. Aber auch das sollte schon nach 8 Jahren enden. Im Jahre 1837 wurde trotz der größten Vorsicht bei Vorzeigung der Pretiosen eine denselben beiliegende Goldstufe von einem unentdeckt gebliebenen fremden Besucher des Hauses gestohlen. Frau Ottilie v. Goethe und ihre Söhne brachten ferner in Erfahrung, daß der Testamentsvollstrecker v. Müller schon im Jahre 1832 die Goethe'sche Handschrift des Dramas Lila (man sagt: an einen deutschen Fürsten) unbefugter Weise verschenkt, zwei interessante Medaillon-Porträts der Eltern Goethe's an Frau von Arnim nach Berlin geschickt und sich auch sonstige Willkür-Handlungen erlaubt habe. Die Conflicte zwischen Ottilien und der durch das Testament des Schwiegervaters angeordneten Vormundschaft und Nachlaßverwaltung wurden durch diese Vorkommnisse noch verschärft. Auf wiederholtes Andringen der Goethe'schen Familienglieder wurde durch Verfügung der Weimarischen Landesregierung, der damaligen Justizbehörde, vom 26. Juni 1840 die bisherige Erlaubniß, die Wohn- und Arbeitszimmer, sowie die Kunstsammlungen Goethe's dem Publicum auf Verlangen zu eröffnen und vorzuzeigen, zurückgenommen. Der Custos Th. Kräuter erhob dagegen ernste und dringende Vorstellungen. Er wies auf die tausende gebildeter Personen, die seit 8 Jahren das Haus besucht hatten, auf den dadurch rege gehaltenen, ja ge-

Digitized by Google

steigerten Enthusiasmus für Goethe und auf den als Folge des Verbotes zu erwartenden Unwillen des Publicums hin. Alles umsonst, umsonst auch die Bitten und Klagen des Publicums und der Presse. Das Haus wurde verschlossen. Einst hatte Goethe über sein Wohnhaus gedichtet:

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Jetzt wurde dies Gedicht zu bitterster Satyre.

Nach eingetretener Volljährigkeit der beiden Enkel Walther und Wolfgang wurden von der Goethe-Familie Verhandlungen mit dem Bundestag über Ankauf der Kunst- und Naturalien-Sammlungen angeknüpft. Verzeichnisse derselben wurden in Frankfurt vorgelegt. Zur Erleichterung der Ausführung schlossen am 1. Mai 1843 die Brüder Walther und Wolfgang mit den Vormündern ihrer Schwester Alma einen Kaufvertrag ab, durch welchen diese ihren Antheil an den großväterlichen Kunst- und Naturalien-Sammlungen den beiden Brüdern abtrat. Aber der beim Bundestag in Anregung gebrachte Ankauf kam nicht zu Stande, er scheiterte, soviel bekannt geworden, an den Forderungen und Bedingungen der Frau Ottilie von Goethe.

Das nächste Jahr brachte neue Katastrophe. Goethe's Enkelin Alma, die er in ihrer Kindheit so gern in seiner Arbeitsstube bei sich spielen ließ und freundlich liebkoste, nun eine schön erblühende Jungfrau von 16 Jahren, schied im Jahre 1844, vom Typhus hingerafft, aus dem Leben. So endete auch die bis dahin fortbestandene Custodie über das literarische Archiv. Die beiden Brüder Walther und Wolfgang hatten von diesem Augenblick an die alleinige Verfügung auch über diesen Theil des großväterlichen Nachlasses. Sofort machten sie von diesem Rechte den durchgreifendsten Gebrauch. Zu gänzlicher Verschließung dieses literarischen Nachlasses und wohl auch aus Rücksicht auf möglichste Erleichterung des Transportes ließen sie sechs kleine Schränke anfertigen, Aus den Actenfächern, dem Schreibtisch und den Schränken wurden die wohlgeordneten Papiere des Großvaters ausgeräumt und in Umschlägen und Bündeln, ohne Ordnung, in diese 6 Schränke gelegt oder sagen wir lieber: hineingestopft und die Schränkchen verschlossen. So wurde im Jahre 1844 das Goethe-Archiv eingesargt, um erst nach 40 Jahren die Auferstehung zu feiern!

Walther und Wolfgang von Goethe, — beide nicht ohne Talent, der eine auf dem Gebiete der Musik, der andere auf dem der Dichtung (doch leider ohne nachhaltigen Erfolg) wirkend, beide unter dem Drucke des großen Namens leidend und daher oft mit unrichtigem Maßstabe gemessen — sie haben unbestreitbar das hohe Verdienst, den großväterlichen Nachlaß, wie er unter vielfachem Wechsel sich gestaltet hatte, mit oft erheblichen Opfern bewahrt und erhalten zu haben; aber sie haben die literarischen Schätze ihres großen Ahnen dem deutschen Volke, welches darauf ein heiliges Anrecht hatte, weder selbst geboten noch durch andere ihm zugänglich gemacht. Als im Jahre 1849 die Nation den hundertjährigen Geburtstag des Dichters feierte, ließen die Enkel, „von dem Wunsche belebt, etwas zur Feier beizutragen", durch Chr. Schuchardt ein Verzeichniß der Kunstsammlungen, die derselbe in den letzten 9 Jahren von Goethe's Leben mit beaufsichtigt hatte, und der naturwissenschaftlichen Sammlung veröffentlichen. Das war Alles! An den literarischen Nachlaß des Dichters wurde nicht gedacht. So blieb es auch während der langen Reihe Jahre, in denen das Interesse für Goethe und seine Dichtungen immer lebhafter und allgemeiner wurde, die stille Goethe-Gemeinde sich allmählich über Deutschland verbreitete und die Goethe-Forschung hohen Aufschwung nahm. Auf das Haus in Weimar und sein Archiv war der Blick aller Verehrer des großen Mannes gerichtet. Die für das Verständniß des Dichters und seiner Werke so wichtigen Urkunden blieben aber im geheimgehaltenen Goethe-Archive verborgen. Das Haus öffneten die Enkel Goethe's nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten; so geschah es z. B. auch bei dem Schriftstellertage in Weimar 1880 und bei der Gedächtnißfeier von Goethe's fünfzigjährigem Todestage 1882. Aus dem Archive ließen sie einen Theil der gelehrten, naturwissenschaftlichen Correspondenz zur Publication kommen, im Uebrigen blieben die Schränkchen verschlossen. Der vor mehreren Jahren aufgetauchte Gedanke, durch Bildung einer Goethe-Gesellschaft die Geldmittel zum käuflichen Erwerb der im Hause zu Weimar befindlichen Goethe-Erinnerungen und vor allem des Goethe-Archivs aufzubringen, konnte nicht zur Ausführung gelangen.

Da starb 1883 der jüngere Enkel Wolfgang von Goethe, und am 16. April 1885 folgte ihm sein Bruder Walther. Das Goethe-Geschlecht war erloschen! Walther von Goethe hatte aber eine letztwillige Verfügung errichtet, die auch die vorhandenen literarischen Schätze betraf. Sicherem Vernehmen nach ist es ein Urenkel Wieland's gewesen, der in Freundschaft und Pietät dem Enkel Goethe's nach dessen Ideen das Testament mit sachkundiger Feder verfaßt hat. Es wurde dadurch das Goethe-Haus mit seinen Erinnerungs-Gegenständen und Kunstschätzen dem weimarischen Staate, das Goethe-Archiv dagegen der Großherzogin von Weimar „als ein Beweis tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens" vermacht.

Während man sich demzufolge entschlossen hat, das Weimarische Goethe-Haus und die Kunst- und Naturalien-Sammlung zu einem Goethe-Museum zu machen, geht, hochherzig und den großen Traditionen des Weimarischen Hauses treu, der Wille der Besitzerin des Goethe-Archivs dahin, den Inhalt desselben durch eine authentische vollständige Ausgabe von Goethe's Werken, durch eine umfassende, den ganzen Entwicklungsgang des Dichters darlegende Goethe-Biographie und im Uebrigen durch besondere einzelne Publicationen der Nation zu Gute kommen zu lassen. Zur Ausführung dieses Gedankens, zur Vermittlung, „zur Pflege der mit dem Namen Goethe verknüpften Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts und Vereinigung der auf diesem Gebiete sich rege bethätigenden lebensvollen Forschung", hat sich nach dem Vorbilde der bestehenden Shakespeare-Gesellschaft am 21. Juni 1885 zu Weimar die Goethe-Gesellschaft constituirt. Von verschiedenen Seiten sind gewichtige Bedenken nachdrücklich erhoben worden, und in der That wäre es tief zu bedauern, wenn die hochwichtige Sache in einseitige Pflege gelehrter Goethe-Philologie auslaufen oder unter solcher leiden sollte. Dem Willen der Besitzerin des Goethe-Archivs würde dies auch keineswegs entsprechen. Sie will, wie sie wiederholt, auch Vertretern der Presse gegenüber kundgegeben hat, nicht etwa einen aristokratisch abgeschlossenen Club, nicht eine steife Gelehrten-Akademie, sondern eine volksthümliche Einrichtung. So waren und sind denn auch nicht allein die Goethe-Gelehrten, sondern überhaupt alle Freunde und Verehrer unseres großen Dichters zur Theilnahme eingeladen. Es gilt ja nicht nur eine That für die nationale Literaturgeschichte; es gilt auch, den Genius Goethe's dem Volke zum Verständniß zu bringen, damit es seinen Geist sich mehr und mehr zu eigen mache und in diesem Geiste zu edler Lebens- und Weltanschauung gehoben werde. Hierzu mitzuwirken, ist Sache jedes Deutschen und Ehrenpflicht aller deutschen Schriftsteller. Ihre Theilnahme wird zugleich das sicherste Mittel sein, ihnen auf die Wirksamkeit der Goethe-Gesellschaft den Einfluß zu sichern, der ihnen in so hohem Grade gebührt, und ihre Bedürfnisse und Wünsche mit Erfolg zur Geltung zu bringen. Diese Wünsche werden dahin gehen müssen:

daß, um das Andenken des Dichters anschaulich und lebendig festzuhalten, das Goethe-Haus, soweit nur irgend möglich, in seiner ganzen Einrichtung treu so hergestellt werde, wie es zur Zeit von Goethe's Tode war, und

daß der Eintritt dem Publicum völlig freigegeben und die Sammlungen zu freier Betrachtung und Studium geöffnet werden;

daß ferner das Goethe-Archiv gesichtet und zweckmäßig geordnet, ein genauer Catalog davon aufgenommen und durch Druck veröffentlicht werde,

daß mit dem Archiv eine möglichst vollständige Goethe-Bibliothek verbunden werde,

Digitized by Google

und daß zu schriftstellerischen Arbeiten auf Ersuchen Copie von kleineren Schriftstücken (z. B. vorhandenen einzelnen Briefen) ausgefertigt, aber auch im Archive selbst Einsicht seiner Schätze gestattet und dem Studium freie Bahn gegeben werde.

So werden die Interessen der deutschen Schriftsteller gewahrt werden können, so auch der erste Schritt zur Verwirklichung jener schönen Idee gethan sein, welche neuerdings angeregt worden ist: der Idee eines deutschen literarischen Nationalmuseums. Möge denn im glorreich geeinten deutschen Reiche die von uns Allen gehoffte und erstrebte neue Blüthe-Periode der deutschen Literatur, getragen und durchdrungen von Goethe'schem Geiste, vom Geiste des Wahren, Guten und Schönen, sich in neuer frischer Kraft freudig gestalten! möge sich der ideale Sinn unseres Volkes in Geist und Gemüth neu beleben! möge so die ganze deutsche Nation, ja die gesammte gebildete Welt zu einer großen Goethe-Gesellschaft werden!

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

IV.

Mylord war gerade sehr übler Laune. Regenwetter war im Anzuge, und zu solchen Zeiten liebte es sein gebrochener Fuß, in seinem Lebensorganismus statum in statu zu bilden und ihm den Witterungswechsel vorauszusagen. Demzufolge hatte er seinem Kammerdiener den Auftrag gegeben, keine menschliche Seele vorzulassen.

„Ein einhändiger Marinesoldat wartet aber im Vorzimmer draußen und behauptet steif und fest, mit Mylord sprechen zu müssen. Er war schon zweimal hier und wurde stets abgewiesen."

„Ein Marinesoldat?"

„Ja, er hat nur eine Hand."

„Officier oder gemeiner Soldat!"

„Ich glaube er ist Sergeant, denn er hat Tressen auf dem Aermel."

„Wo ist seine Karte?"

„In meiner Tasche; — ich hielt es nicht für nöthig, sie auf eine Tasse zu legen."

„Schon recht so. Lesen Sie mir den Namen blos vor."

„Lyonel Broads."

„Broads?" fragte Lord Richard überrascht. „Wäre er bereits zurückgekehrt?" Dann fügte er spötisch hinzu: „Er ließ seine Hand zurück, wie der Krebs seinen Fuß, nur um rascher zurückkehren zu können. Er sucht sicherlich Athalie."

Sammy durfte in Gegenwart seines Gebieters lachen, wenn die Rede auf diesen Gegenstand kam. Wie denn nicht? Er hatte ja bei der Trauung den Priester vorgestellt!

„Dieser Gentleman muß vorgelassen werden. Ich bin neugierig, was er mit mir zu reden haben mag."

Sammy ging hinaus, um den draußen Harrenden hereinzuführen, wobei er die Thür hinter ihm halb offen ließ, um in der Nähe horchen zu können.

Das Gesicht des eintretenden jungen Mannes war von der Sonne gebräunt und trug blos einen braunen Vollbart. Er selbst steckte in der kurzen Jacke der Marinesoldaten, der rechte Aermel derselben hing leer herab, Waffen hatte er keine bei sich.

„Mylord", begann der junge Fremde, „ich heiße Lyonel Broads, bin beurlaubter Marinesoldat, ein Jahr ist's, daß ich diene, und bin blos heimgekehrt, weil ich einen Arm verlor. Als ich gezwungen wurde, Soldat zu werden, war ich mit einer Miß Athalie Saylor verlobt. Ich halte es für meine Pflicht, mich jetzt nach ihr zu erkundigen. Ich habe erfahren, daß sie sich in Mylords Hause aufhält. Verzeihen Sie Mylord, doch bin ich gezwungen, die Frage an Sie zu richten: ist Athalie Saylor ihre Gattin?"

Mylord erhob sich.

„Wünschen Sie mit ihr zu sprechen?"

„Ja!"

„So folgen Sie mir, ich werde Sie zu ihr führen."

Eine Schneckenstiege führte aus Mylords Zimmern unmittelbar in Athalie's Gemächer, die sich im ersten Stockwerke desselben Hauses befanden, dessen Erdgeschoß und Kellerräumlichkeiten das Museum einnahm.

Mylord schritt voran, Lyonel folgte ihm. Hinter Beiden schlich Sammy einher, um seinem Gebieter beizustehen, wenn sich der Einarmige an demselben vergreifen sollte.

Lord Richard führte Lyonel mit größter Sicherheit und Selbstbewußtsein durch Athalie's prächtige Gemächer, die blos durch Portièren von einander getrennt waren, und als sie endlich an eine geschlossene Thür gelangten, hinter welcher sich wahrscheinlich Athalie's Ankleidezimmer befand, klopfte er auch nicht an, sondern öffnete ohne Weiteres, und indem er vor Athalie hintrat, die an ihrem Toilettetisch saß, wies er auf den hinter ihm stehenden Jüngling.

„Miß Athalie! Hier bringe ich Ihnen einen alten Bekannten, der mit Ihnen zu sprechen wünscht. Ich lasse Sie allein."

Damit zog er sich zurück und ließ Lyonel mit Athalie allein im Zimmer.

Traurig stützte sich Lyonel mit seinem einzigen Arme auf eine Stuhllehne. Die hinabrollende Thräne nahm sich wohl nicht gut aus auf dem gebräunten Gesichte des Soldaten, doch vermochte er sich derselben nicht zu erwehren, trotzdem er sich darob zürnte.

„Ei was, ich bin nicht hierhergekommen, um zu weinen, Athalie. Ich bin ein rauher Mensch und muß rückhaltslos sprechen. Sie sind nicht die Gattin des Lords, Ihr Platz ist nicht hier. Sie müssen dieses Haus verlassen."

Bei diesen Worten gewann Athalie ihre Selbstbeherrschung wieder. „Dieses Haus!" Dieses Wort bedeutete für sie dasselbe, wie wenn man einem bösen Dämon sagte, er möge den von ihm gequälten Körper verlassen, von welchem er Besitz ergriffen.

„Ich fühle mich ganz wohl in diesem Hause. Sehen Sie mein lieber Lyonel, im Leben überwiegt die Prosa, und die allerpoetischsten Dinge sind sehr langweilig. Unschuld und Frauentugend sind blos in den Gedichten lilienfarben, im Leben ist unsere Haut geröthet von der Kälte und die Hände sind schwielig von der Arbeit. Ich vermöchte mich nicht mehr mit meiner Hände Arbeit zu ernähren, und die Armuth würde mich zur Verzweiflung bringen."

Lyonel stieß einen tiefen Seufzer aus. Dieser Cynismus kam ihm nicht unerwartet, und doch bereitete ihm derselbe Schmerz.

„Ich will Sie nicht durch dichterische Vorspiegelungen täuschen, Athalie; ich biete Ihnen eine ehrbare Lebensweise. Mein Vater starb und hinterließ mir ein ausreichendes Vermögen, um eine Gattin anständig erhalten zu können. Seien Sie meine Gattin."

Athalie's Herz pochte hoch auf bei diesen Worten.

„Ihre Gattin?"

„Ja, meine Gattin. Bisher waren Sie meine Braut und ich trage unseren Verlobungsring auch jetzt noch am Finger. Kommen Sie mit mir. Wir wollen in ein anderes Land ziehen, wo uns Niemand kennt, wo Niemand weiß, wer wir gewesen und woher wir gekommen. Ich werde Ihnen ein zärtlicher Gatte sein und Gottes Zorn soll mich treffen, wenn Sie jemals aus einem meiner Blicke den Gedanken werden lesen können, daß zwischen unserer Verlobung und Hochzeit ein verfluchtes Jahr dahingeflossen ist, welches ich zu den todten zähle."

Lyonel konnte die rechte Hand nicht zum Schwur erheben, denn sie war ihm abgeschossen worden. Er schwur also mit der linken.

Athalie fühlte ihre Kraft schwinden bei dem Gedanken, daß es auf Erden noch einen Ort gebe, wo sie glücklich sein dürfe,

Digitized by Google

wo sie an der Seite eines liebenden, nachsichtigen, geduldigen Gatten, von Kindern vielleicht auch umgeben, in Ehren ergrauen würde — — Ei! hinweg mit diesem Gedanken! in dem Zimmer über ihrem Haupte tönt helles Lachen; diesen lachenden Menschen darf sie nicht verlassen!

„Sie sind großmüthig, Lyonel, doch auch ich will nicht undankbar sein. Was Sie mir anbieten, darf ich nicht annehmen. Ich kann Ihr Leben nicht vergiften. Ich bleibe hier."

„Bedenken Sie, daß Ihre Mutter unsere Hände einst auf ihrem Sterbelager vereinte. Erinnern Sie sich noch Ihrer Mutter?"

Athalie war nahe daran, bei diesen Worten todt, gebrochenen Herzens zu Boden zu sinken, und sie wandte sich ab, zum Spiegel, und steckte eine verschobene Camelie in ihrem Haare zurecht.

Der Soldat verlor kein Wort mehr.

„Leben Sie wohl, Miß. Mit Ihnen bin ich zu Ende, doch werde ich noch mit einem Anderen in diesem Hause ein Wort zu wechseln haben."

Athalie verstand den Sinn dieser Drohung und erwiderte erschrocken:

„Begehen Sie keine Uebereilung. Ich habe die mir zugefügte Schmach bereits verziehen."

„Doch die mir zugefügte ist noch übrig. Und die wird niemals verziehen sein!"

„Lyonel, woran denken Sie?"

„Daß ich blos einen Arm habe, nicht wahr? Mir genügt aber auch der eine. Leben Sie wohl."

Der junge Mann eilte davon und Athalie blieb allein zurück.

Und jetzt glitt sie der Länge nach auf den Fußteppich nieder und brach in krampfhaftes Schluchzen aus, raufte ihre schon geordneten Locken, zerzauste die kostbaren Spitzen an ihrem Busen und dachte nicht daran, wie entstellt ihr ganzes schönes Antlitz durch das Weinen aussehen wird.

Da wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen heftigen Wortwechsel erregt, der aus dem Zimmer über ihr herniedertönte. Dort befand sich das Zimmer Lord Richard's. Worte unterschied sie nicht, blos bekannte Stimmen, und aus der zunehmenden Heftigkeit derselben entnahm sie, daß dort zwei Männer voll Wuth und Erbitterung mit einander stritten. Es waren die Stimmen Lyonel's und Richard's. Der einarmige Marinesoldat war zu dem Räuber seiner Geliebten zurückgekehrt, und herzzerreißend war es, die Stimme allein zu hören, deren Worte nicht zu vernehmen waren.

Athalie richtete sich auf die Knie empor und lauschte, beide Hände gefaltet über den Kopf erhebend.

Plötzlich verstummten die furchtbaren Laute; statt derselben wurden andere, noch furchtbarere vernehmbar; dumpfes Fußstampfen, das Gepolter kämpfender, ringender Menschen und endlich ein schwerer, dumpfer Fall, worauf tiefe Stille eintrat.

Noch immer kniete und lauschte Athalie, wie wenn die Stille deutlicher spräche, wie der frühere verworrene Lärm.

Und wie sie da kniete und lauschte, die gefalteten Hände über den Kopf erhoben, tropfte plötzlich etwas auf ihre Hände. Sie blickte hin, es war ein Blutstropfen.

Erschrocken blickte sie in die Höhe: — auf dem himmelblauen Grunde der Frescomalerei der Decke kam ein großer rother Flecken zum Vorschein. Das im oberen Zimmer vergossene Blut war durch die Decke gedrungen.

Erschauernd fuhr Athalie zusammen. Das Fieber schüttelte sie an allen Gliedern.

Wessen Blut ist das dort?

Nahende Schritte tönten vor ihrer Thür.

Geistesgegenwart, Verstellung! neuerdings hervor!

Die Dame fuhr empor, wischte mit dem duftenden Spitzentuche den Blutstropfen von der Hand, und als sich die Thür öffnete, saß sie bereits vor ihrem Spiegel und glättete sich die Augenbrauen mit feiner Crêmesalbe.

Lord Richard war es.

„Sie haben ihn also seiner Wege gewiesen, meine Liebe?"

„Gewiß. Der arme Narr. Was hätte ich mit ihm erreichen können? Ging er nachher zu Ihnen zurück?"

„Ja."

„Er war es also, der mit so lauter Stimme sprach?"

„Konnte man das hier vernehmen?"

„Blos den Lärm; Worte konnte ich nicht unterscheiden. Zuletzt entspann sich gar ein Zweikampf zwischen Ihnen?"

„Oh, mit mir nicht! Ich werde mich doch nicht mit einem Menschen schlagen, der für die Shillings Ihrer Majestät Soldat wurde?"

„Wer kämpfte also mit ihm?"

„Das haben Sie auch gehört?"

„Ich konnte es aus dem heftigen Stampfen der Füße entnehmen."

„Sammy rang mit ihm!"

„Das war nicht gerungen, sondern gefochten. Gefochten mit Waffen."

„Woraus schließen Sie das?"

„Blicken Sie zur Decke empor!"

Lord Richard gewahrte erst jetzt, daß der Plafond ganz blutig war.

„Sie haben Recht. Er stürzte sich mit einem Messer auf mich, Sammy warf sich dazwischen, und da er über zwei Hände, der andere aber blos über eine verfügte, gewann er bald einen Vortheil über ihn und verwundete ihn."

„Tödtete er ihn?"

„Das weiß ich nicht. Von hier ließ ich ihn ins Hospital transportiren und werde die Sache noch als Meuchelangriff vor Gericht bringen müssen. Wenn es Sie interessirt, werde ich mich erkundigen lassen, ob seine Wunde gefährlich ist."

„Ich danke Ihnen; ich bin nicht begierig, dies zu erfahren."

„Sie werden dieses Zimmer verlassen, und ich werde sofort Decorateure holen lassen, damit der blutige Flecken dort verschwinde."

„Bemühen Sie sich doch nicht. Möge das so bleiben. Es wird das ein neues interessantes Stück Ihres Museums bilden; eine aus dem Blute eines Menschen entstandene Wolke an dem blauen Himmel. Lassen wir es stehen. — Klingeln Sie lieber um meine Zofe, damit sie mir den Friseur hole, um mein Haar von neuem zu ordnen."

Und dann kam die Zofe und kam der Friseur, und Athalie ließ ihr schönes, schwarzes Haar kämmen, welches ihr sitzend bis zu den Fersen reichte, und sie berieth mit Hilfe von Modeblättern, welche Haartour ihr am besten zu Gesicht stände.

Und Lord Richard saß ihr gegenüber und bewunderte das prächtige Marmorantlitz der Dame und die langen Haarflechten, die eine ganze schwarze Fluth bildeten.

V.

Bei windigem, regnerischem Wetter verbrachte Lord Timple schlechte Nächte; der verharrschte Beinbruch und sein ererbtes Gichtleiden quälten ihn und ließen ihn während der ganzen Nacht kein Auge schließen. Erst nach dem Frühstücke fand er in der im Erdgeschoß gelegenen Bibliothek einige Stunden quälend unruhigen Schlafes.

Eine Thür führte aus der Bibliothek in das Museum.

Sammy machte seinem Gebieter das Lager zurecht, indem er ein prächtiges Tigerfell über ein Sopha breitete.

„Ist Athalie zu Hause?" fragte Richard.

„Ja. Sie spaziert im Garten."

„Ein starkes Frauenzimmer das. Bei solchem Wetter im Freien zu spazieren. Eine echte Lady würde sich erkälten und über Krämpfe klagen. Solchen Frauen aber schadet nichts. Vergessen Sie nicht, Sammy, in den Katakomben die Lampe zu füllen und aufzuziehen. Seit der letzten Füllung ist bereits eine Woche vergangen."

„Ich vergesse das niemals, Mylord."

Mylord streckte sich sodann auf das Sopha aus und fand nach langen Versuchen endlich eine Lage, die ihm einzuschlafen erlaubte. Böse Träume quälten ihn.

Mit der brennenden Cigarre im Munde, schritt Sammy durch das Museum. Er liebte den dumpfen Geruch nicht, welcher den Antiquitäten entströmte.

Digitized by Google

Er trug eine große Flasche in der Hand, dieselbe enthielt sechs Liter Naphta. Er ging jetzt „die Gespenster tränken", wie er sich seinen Berufsgenossen gegenüber witzig auszudrücken pflegte.

Denn Sammy ist ein sehr witziger Kopf, wie wir dies bereits zu wiederholten Malen wahrnehmen konnten.

Die Trauungskomödie mit der zerrissenen Mönchskutte und dem aus den Räuberballaden improvisirten Gebetbuche ward noch von Jedem, dem es Sammy im Vertrauen mitzutheilen geruhte, als ein sehr gelungener Spaß bezeichnet.

Sammy empfand keine Furcht vor den Gespenstern, mit denen er im Gegentheil auf sehr vertrautem Fuße stand.

Als er die Katakombenstufen zurückgelegt hatte, redete er die zu seiner Linken stehende Mumie an:

„Nun, mein Täubchen, da bin ich wieder. Hast Du inzwischen viel an mich gedacht? So gib mir ein Küßchen!"

Damit küßt er die kalten Lippen der Mumie.

Doch nun ans Werk! Die ewige Lampe muß gefüllt werden, denn das ist dummes Geschwätz, daß eine Flamme ohne Nahrung brennen sollte, was immer Poeten und Weisen darüber auch phantasiren mögen.

Wenn man aber mit Naphta zu thun hat, so ist es nicht räthlich, eine brennende Cigarre im Munde zu halten, da hieraus ein Unglück entstehen kann. Sammy wußte das sehr gut, und darum nahm er, ehe er die Naphtaflasche öffnete, die Cigarre aus dem Munde und steckte sie dem Schädel des Königs Dagon zwischen die Zähne.

„Da, Alter, rauche Du inzwischen!"

Der Gedanke behagte ihm ungemein: ein gekrönter Schädel mit der brennenden Cigarre im Munde; er nickte ihm zweimal zu, da er den Anblick sehr ergötzlich fand. „Rauche Du inzwischen!"

Jetzt hob er die mit Naphta gefüllte Flasche empor und schritt dem Tische der ewigen Lampe zu.

Als er die erste Stufe betrat, erhob sich der bepanzerte Krieger von seinem Sitze.

„'n Morgen, Freundchen, guten Tag. Du siehst, ich komme. Sei unbesorgt, ich bring' Dir das Futter. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn Du allein bist, Du diesen Spiritus austrinkst, denn er wird zu rasch alle."

Jetzt trat er auf die zweite Stufe.

Der Ritter schwang sein Schwert.

„Gut, gut, Patrik, Du treibst schon wieder Deine Dummheiten und meinst, die Menschen mit Deinen drohenden Grimassen zu erschrecken? Hahaha! Du wärst ein prächtiger Minister des Aeußeren. Ein Mensch, der stets sein Schwert hebt, aber niemals zuschlägt. Hahaha!"

Um die Lampe indessen füllen zu können, muß sie erst ausgelöscht werden. Zu diesem Behufe mußte Sammy auch die dritte Stufe betreten, wie er es bereits hundert und aberhundert Male gethan hatte, da diese Verrichtung niemals einem Anderen überlassen wurde. Er wußte ja schon ganz gut, daß der eiserne Ritter mit seinem drohenden Schwerte niemals zuschlägt, sondern sich immer wieder ruhig zurückzieht.

Als er nun aber auf die dritte Stufe trat, schmetterte das Eisengerippe sein Schwert mit solcher Vehemenz nieder, daß brennende Lampe, Naphtakrug und Broncetisch in tausend Stücke zertrümmert wurden und im nächsten Augenblicke die ganzen Katakomben in Flammen gehüllt waren. — — — —

Mylords Schreckensträume währten noch immer fort. Plötzlich springt die Thür auf, Richard erwacht und sieht eine höllische Gestalt an sich vorüberstürzen.

Was ist das?

Ein fliehendes Gespenst, das vom Scheitel bis zu den Sohlen in Flammen gehüllt ist und mit den Händen Flammenfetzen von sich reißt; wo es einen Fuß niedersetzt, bleibt jede Fußspur gleich einem Flammenflecken zurück und steckt Fußboden und Teppich in Brand, und so rast es unter verzweiflungsvollem Brüllen, das nichts Menschliches an sich hat, dahin, Brand und Flammen allüberall verbreitend.

Die dem lodernden Gespenste entgegenkommen, ergreifen wie von Sinnen die Flucht; Niemand hält Stand, um ihm zu helfen, beizustehen. Alles, was Leben hat, jagt es vor sich einher.

Es stürmt in den Hof hinaus; alle Gliedmaßen dieses Elenden brennen gleich Fackeln, von seinen Fingerspitzen fallen flammende Tropfen, die beim Niedertropfen nicht verlöschen, sondern weiter brennen und Alles in Brand stecken, was sie Brennbares erhaschen.

Der feurige Mann stürmt nach dem Garten. Dort befindet sich ein Wasserbecken mit einem Springbrunnen, dort will er sich hineinstürzen, um sich seiner Qualen zu entledigen.

Die Thür des Gartens ist verschlossen.

Da sie der brennende Mann öffnen will, gibt der Drücker nicht nach.

Jenseits des Gitters ist die Gestalt einer Frau zu sehen, die kalt und unbarmherzig auf den Gepeinigten blickt.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Madame, öffnen Sie die Thür, lassen Sie mich zum Wasser", schreit der in Flammen gehüllte Mann und streckt ihr die Hände durch das Gitter entgegen.

Die Frau aber tritt hin zu ihm und spricht mit funkelndem Blick:

„So gebührt es Dir, Du Hund! Da hast Du nun den Priestertalar, trage ihn! Es klebt Lyonel's Blut an Dir! nun wasche es ab! Brülle, Du Schurke! Beiße vor mir die Erde, das ist mir eine Wonne. Winde Dich! wirf Dich zur Erde! So! Springe wieder in die Höhe, heule! Brülle nur! Damit büßest Du mir heute. Verspüre die Hölle noch auf Erden, und ich will Deine Qualen mit diesen meinen Augen schauen. Und fahre so auch in der anderen Welt fort, wo Du verflucht sein magst — —!"

Was die Dame hinter dem Eisengitter noch zu dem mit dem qualvollen Tode Ringenden sprach, — das vernahm Niemand, denn es hatte bereits jeder Bewohner des Hauses mit sich selbst zu thun. Der ganze Palast brannte lichterloh. Jeder floh, wo er den Weg offen fand. Der Hausherr selbst sprang im Schlafrock, halb angekleidet, zum Fenster hinaus, denn schon brannten die Teppiche in den Corridoren, und nach wenigen Minuten war das ganze Museum ein einziges Flammenmeer, kein Stück konnte gerettet werden, kein Mensch versuchte es. Alles verbrannte, ging zu Grunde. Da der Brand in den untersten Räumen zum Ausbruch gekommen, ward das ganze Haus unrettbar eine Beute des Feuers; keine Anstrengung vermochte des verheerenden Elementes Herr zu werden. Erst nach Stunden, da das ganze Gebäude bereits eingeäschert war, fiel es den Bekannten ein, sich gegenseitig zu suchen. Sammy, den Kammerdiener, fand man in einem Winkel des Hofes zu Kohle verbrannt, und Lord Richard Timple sah Miß Athalie, wie sie eben in einem Miethwagen davonfuhr.

Mylord nahm den Verlust gleichmüthig hin. Schade für die schöne Sammlung, die dem Feuer zum Opfer fiel, doch ist der Schlag am Ende nicht so deprimirend für ihn, da das Museum bei verschiedenen Gesellschaften bis zu neunzigtausend Pfund versichert war. So hat er wenigstens das Geld.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Schriften über Musik I. Vor uns liegen einige musikalische Schriften verschiedenartigsten Inhaltes: Gumprecht's „Unsere classischen Meister, musikalische Lebens- und Charakterbilder", II. Band, „Helm's Studien über Beethoven's Streichquartett und Richard Wagner's nachgelassene Schriften, Entwürfe, Gedanken, Fragmente". Wir wollen sie in alphabetischer Ordnung vorführen. Gumprecht bespricht das Leben und die Werke Haydn's, Mozart's und Beethoven's. Seine gründlichen Kenntnisse, seine warme Liebe zur Kunst und sein gediegener, gemüthvoller Stil sind in der musikalischen Welt allgemein bekannt, und es bedarf wohl nur des Hinweises auf das Buch, um ihm allgemeine Verbreitung zu sichern. Der Gegenstand, den Gumprecht gewählt, ist ja vielfach behandelt worden, aber der gebildete Laie wird dieses Buch (480 Seiten, Leipzig, bei Haessel) mit Vergnügen lesen und neue Anregung schöpfen.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die Strikes
und
die inneren Interessengegensätze der Handarbeiterclasse.
Von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.
Vermehrter Sonderabdruck aus der Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" 1885 Band III.
Preis 80 Pfennig.

Dr. M. Block in **Paris** sagt im Octoberheft des Journal des Economistes: „L'auteur a le **mérite** d'avoir mis en lumière une question que d'autres avaient vu comme lui . . . mais à laquelle on ne touchait qu'en passant."

Leipzig.
Roßberg'sche Buchhandlung.

Autoren,
welche geneigt sind, mit einer neu zu begründenden **Verlagsbuchhandlung** in Berlin in Verbindung zu treten, belieben ihre Adressen unter **R. & Co.** in der Expedition dieses Blattes niederzulegen.

Hochfeine solide Brüsseler
Teppiche à 12 M.
Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plätzdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.
Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Soeben erschienen:
An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
Vierte Auflage.
brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7. —
Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.
Von
Friedrich Spielhagen.
Wohlfeile Taschenausgabe.
eleg. gebunden Mk. 3. —.
Leipzig, Ende October 1885.
L. Staackmann.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:
Ideale Fragen in Reden und Vorträgen,
behandelt von Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Dritte, durchgesehene Auflage.
gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.
Das vorstehende Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auslese von Reden und Vorträgen, in welchen derselbe eine Reihe höchst interessanter, psychologischer Probleme mit der ihm eigenen Meisterschaft des Stils und in künstlerisch vollendeter Darstellungsweise behandelt. Diese klar und seelenvoll geschriebenen, im edelsten Sinne populären Aufsätze, in welchen jedes Wort aus der Tiefe ernsten, wohlgeschulten Denkens entspringt, bieten eine reiche Fülle des anregendsten Stoffes für alle Gebildeten.

Soeben erschien in meinem Verlage:
Die Entstehung des modernen Frankreich
von
H. Taine.
Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.**
Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich.
Dritte (Schluss-) Abtheilung: Die Herrschaft der Revolution.
40 Bogen. Gross Oktav in eleganter Ausstattung.
Preis 12 Mark.
Der **erste Band** („Das vorrevolutionäre Frankreich") ist für **7 Mark 50 Pf.,** die **beiden ersten Abtheilungen des zweiten Bandes** sind für zusammen **16 Mark 50 Pf.** durch jede Buchhandlung nachzubeziehen.
Leipzig, November 1885.
Ambr. Abel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
In sechs Bänden.
Brochirt 15 Mark. Gebunden 20 Mark.

Soeben ist in unserem Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft.
Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, Soziales Leben und Erziehung
von
J. Frohschammer,
Professor der Philosophie in München.
gr. 8°. XII. 461 S. Preis Mark 8.—
A. Ackermann's Nachfolger,
München, Maximilianstr. 2.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von S. Hirzel und eine Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 28. November 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Balkan-Krise. Von Wilhelm Goldbaum. — Die Zerstückelung Frankreichs. Von Hermann Michael Richter. — **Literatur und Kunst:** Wiener Brief. Von D. Spitzer. — Herder. Von Moritz Carriere. — Briefe von Rachel. Von Z. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Concertsälen. Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Balkan-Krise.

Von Wilhelm Goldbaum.

Der Waffenlärm jenseits des Balkangebirges wird verhallen, ohne eine andere Wirkung zurückzulassen als die moralische und materielle Schwächung der beiden feindlichen Nachbarn, welche stark genug zu sein vermeinten, um der Leine Europas zu entrathen. Man hat wenig von der militärischen Leistungsfähigkeit der Serben und noch weniger von derjenigen der Bulgaren gehalten; die Thatsachen haben an dieser Vermeinung nicht viel geändert, obwohl Blut genug im Verlaufe dieser Batrachomyomachie geflossen ist. Indessen nicht die Kämpfe um Dragoman, Slivnica, Sofia — das officiöse Vocabular nennt sie locale Kämpfe — haben im Grunde die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen; mit viel größerer Spannung, die sich je nach der räumlichen Entfernung von der Balkanhalbinsel und den daselbst engagirten Interessen erkennbar abstufte, wird immer wieder bei solchen Episoden das Verhalten der Großmächte beobachtet. Und dies ist sehr begreiflich. Die orientalische Frage ist nicht abhängig von den Aspirationen der Serben oder der Bulgaren; sie ist die eigentliche Schicksalsfrage Europas, und zunächst betheiligt sind an ihr, von der Türkei abgesehen, Oesterreich-Ungarn, Rußland und England. Wenn es möglich wäre, daß zwischen diesen drei Mächten eine friedliche Einigung über die Zukunft Constantinopels zu Stande käme, so wäre die orientalische Frage im Handumdrehen gelöst; aber dies scheint nun einmal nicht möglich zu sein, und weil es so ist, deshalb ist es ein wahres Glück, daß das mächtige Deutschland vorhanden ist, um zwischen den widerstreitenden Interessen zu vermitteln, so lange wenigstens, als eine Vermittlung angenommen wird.

Freilich hat diese dilatorische Behandlung des orientalischen Problems — man sollte es richtiger das Constantinopeler Problem nennen — den Effect, daß allmälig die europäische Blokirung der Türkei immer enger, der Athem der Mohamedaner in Europa immer kürzer wird. Aber das ist es just, was die deutsche Verwickelungspolitik anzustreben scheint, indem sie gleichzeitig den Wettlauf der interessirten Mächte zügelt, damit keine vor der anderen an dem leidenschaftlich ersehnten Ziele anlange, bevor nicht durch die Logik der Thatsachen bewirkt ist, daß über dasselbe ohne allzuheftige allgemeine Erschütterung entschieden werden kann. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß bisher die deutsche Politik auf diesem Wege nicht geringe Erfolge zu verzeichnen hatte. Europa erbebt nicht mehr bis ins innerste Mark, wenn die „struppigen Slaven" auf der Balkanhalbinsel sich rühren; es bleibt gelassen, wenn der Serbe auf den Kriegspfad geht, wenn der Bulgare Revolution spielt, wenn der „kranke Mann" auf eine Souveränetät pocht, an die er sich mehr aus süßer Gewohnheit des Daseins als in thatsächlichem souveränen Machtbewußtsein klammert.

Wenn man also die Phase, in welche gegenwärtig das orientalische Problem eingetreten ist, richtig beurtheilen will, so darf man sich durch secundäre Zwischenfälle nicht beirren lassen. An und für sich wäre es ja gar nicht schlimm, wenn Ostrumelien mit Bulgarien vereinigt und Serbien um ein paar Quadratmeilen vergrößert würde. Der Padischah müßte es sich gefallen lassen, wenn er der Einzige wäre, dem eine solche Neuparcellirung mißfiele. Aber da stehen nun die sogenannten direct oder meistbetheiligten Mächte, Oesterreich-Ungarn hinter Serbien, Rußland hinter den Bulgaren, England hinter der Türkei, und jede will etwas Anderes, wenn auch äußerlich die Illusion von der Einigkeit Europas mit diplomatischer Vieldeutigkeit aufrecht erhalten wird. Man setzt sich in Top-Hane an den Conferenztisch, man pflanzt die Formel von der Wiederherstellung des Status quo ante auf, man zeigt auf den Berliner Vertrag; aber das ist allzumal nur „Schauspielerei", wie der alte Heinrich Laube gesagt haben würde. In Wahrheit handelt es sich darum, ein neues Capitel des Verhältnisses der Mächte unter einander mit Anstand zu beginnen, nachdem das Schlagwort von der Theilung der Machtsphären auf der Balkanhalbinsel seinen Klang verloren hat. Diese Theilung der Machtsphären — im Westen Oesterreich-Ungarn, im Osten Rußland — war ein ganz plausibles Programm, so lange man auf das Gladstone'sche England in dem Exempel keine Rücksicht zu nehmen brauchte, aber das Salisbury'sche England warf das Programm über den Haufen, indem es seine traditionellen Ansprüche auf den Einfluß am Balkan revindicirte und die Bulgaren zu dem Staatsstreiche von Philippopel stachelte.

Läßt sich nun innerhalb des Rahmens, mit welchem der Berliner Vertrag das orientalische Problem umgab, ein neuer Modus für die friedliche Concurrenz der betheiligten Mächte auf der Balkanhalbinsel herstellen? Und wenn nicht, was ist zu thun, um den alten noch für eine Weile practicabel zu erhalten? Das sind die Fragen, welche sich erhoben haben, seitdem in Ostrumelien der Staatsstreich stattgefunden und König Milan aus der diplomatischen Antiquitätenkammer die Gleichgewichtstheorie hervorgesucht hat, um sich einen Casus belli gegen Bulgarien zu schaffen. Das Gleichgewicht zwischen Serbien und Bulgarien ist, mit Permission zu sagen, eine insolente Phrase — setzt man dafür aber das Gleichgewicht

Digitized by Google

zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, so hat man ungefähr dasjenige, was die Philosophen die causa movens nennen. Bei der Theilung der Machtsphären ist Rußland unzweifelhaft übel fortgekommen. Oesterreich-Ungarn ward maßgebend im Belgrader Concert, und in Bulgarien spuckte England den Russen in die Suppe. Warum nun das russische Beharren auf dem Berliner Vertrage und dem Status quo ante? Weil man erst mit dem englischen Einflusse in Sofia, Philippopel und vielleicht auch am Goldenen Horn aufräumen will, bevor man sich zu einer neuen Politik entschließt. Und warum andererseits die Zustimmung Oesterreich-Ungarns zu den russischen Forderungen? Weil man in Wien äußerlich an der Entrevue der drei Kaisermächte festzuhalten wünscht, weil man sich des serbischen Volkes bei Weitem nicht so sicher fühlt wie des serbischen Hofes, weil man endlich darin mit Petersburg einig ist, daß der unbequeme dritte Gast, der sich wiederum mit an den Tisch zu setzen Miene macht — der Engländer — ein höchst überflüssiger Compagnon ist.

Das hatte man sich in Wien nach dem Berliner Congresse sehr gut ausgedacht, daß die Occupation Serbiens und der Herzegowina gesichert werden müsse durch die Erweiterung des österreichischen Einflusses auf Serbien. Und Baron Haymerle, der damalige Minister des Aeußeren, ging sachte, aber energisch an das Werk, die Verstimmung benützend, welche zwischen Deutschland und Rußland, zwischen Rußland und Serbien bestand. König Milan war nicht schwer zu gewinnen; er kam nach Wien, das ihm sozusagen auf dem Wege liegt, wurde wiederholt mit großen Ehren aufgenommen, setzte sich später in eine sehr verlockende Beziehung zur Länderbank — kurz, er verwandelte sich bald genug in eine österreichische Schachfigur, die man eventuell in dem Spiele mit Rußland vortheilhaft verwenden konnte. Das Bündniß mit Deutschland that dazu überdies das Seinige, um die Autorität Oesterreich-Ungarns zu kräftigen. Dann versöhnte man sich zwischen Berlin und Petersburg, nahm dem Wiener Cabinete, dessen Leitung inzwischen Graf Kálnoky übernommen hatte, jede Möglichkeit einer Separatverständigung mit Rußland, arrangirte Skierniewice und Kremsier, wo die Theilung der Machtsphären mit freundschaftlichen Küssen besiegelt wurde. Aber unterdessen war John Bull conservativ geworden, d. h. er wollte nicht ferner beiseite stehen, während Oesterreich-Ungarn und Rußland die türkische Artischocke blattweise verzehrten, und er zündete das kleine Revolutionsfeuer in Philippopel an, von welchem die Funken bis nach Serbien hinüberstoben.

Nun sind die direct betheiligten Mächte wieder in Bewegung, sie sagen sich noch immer die größten Freundlichkeiten, fühlen sich noch immer als Mitglieder des europäischen Concerts, aber was sie zusammen spielen, das ergibt keine Harmonie. Denn während sie in ihre Instrumente hineinblasen, denken sie an ganz Anderes; Rußland daran, daß es Bulgarien mit dem Fürsten Alexander, auch ohne ihn, um jeden Preis wieder unter seinen Einfluß zurück bekommen muß, Oesterreich-Ungarn, daß ihm die mühsame und kostspielige serbische Acquisition und mit ihr der sichere Besitz der occupirten Provinzen aus den Händen entgleiten könnte, England, daß es, um am Goldenen Horn zu seiner alten Position zu gelangen, sich als richtunggebend in Sofia zu erweisen und der möglichen Verschiebung Oesterreichs nach Salonichi entgegenzuwirken habe.

Wer soll diesen Riß, den das europäische Concert bekommen hat, repariren? Bismarck und immer wieder Bismarck. Er ist ja der Unparteiische, der Nichtinteressirte, der bei all dem Wirrwar nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hat. Und allerdings, wie lästig auch diese diplomatische Flickarbeit an dem orientalischen Problem sein mag, sie zu verrichten ist Niemand berufener als der deutsche Staatslenker. Nur hat auch er sich zu fragen, ob es mehr in Deutschlands Interesse liege, daß Rußland oder daß Oesterreich-Ungarn mit der deutschen Vermittlung zufrieden sei. Das ist aber in Wirklichkeit die Alternative. Oesterreich-Ungarn würde es als eine schwere diplomatische Niederlage empfinden, wenn König Milan unbereichert aus dem bulgarischen Feldzuge heimkehrte, schon deshalb, weil das serbische Volk, das ohnehin mit Oesterreich nicht sympathisirt, seinem Könige gegenüber Recht behalten hätte. Rußland aber muß ganz umgekehrt darauf bedacht sein, daß König Milan, außer Stande, einen bulgarischen Bissen zu verschlucken, enttäuscht und der österreichischen Vormundschaft überdrüssig nach Belgrad zurückkomme. Wem wird es recht gemacht werden? Die Phrasen von dem Status quo ante, von dem Gleichgewichte auf der Balkanhalbinsel, von der Selbstbestimmung der Balkanstaaten sind nichts als Stichworte der allgemeinen Verlegenheit. Denn mit dem Status quo ante ist nicht viel geholfen, das Gleichgewichtsprincip darf den unmündigen Balkanstaaten gegenüber gar nicht zugestanden werden, zur politischen Selbstbestimmung aber ist der Bulgare wie der Serbe grade so reif wie etwa der Türke zum Constitutionalismus. Da wird denn Fürst Bismarck wohl wieder etwas Neues finden müssen, um dem europäischen Frieden abermals eine Galgenfrist zu schaffen. Auf wie lange, das liegt nicht in seiner Hand. Aber es ist schon genug, daß er es überhaupt vermag, und wenn man die Thatsache so recht würdigen will, daß es gottlob ein mächtiges, maßgebendes, friedliebendes deutsches Reich gibt, so braucht man nur nach der Balkanhalbinsel hinabzublicken. Dort zeigt es sich, was es bedeutet, daß nicht Rußland und nicht Oesterreich-Ungarn der Welt ihren Willen dictiren können.

Die Zerstückelung Frankreichs.

Von Hermann Michael Richter.

Herr John Lemoinne ist bekanntlich einer der geistreichsten Mitarbeiter des „Journal des Debats". Er bethätigt dies unter Anderm durch das Bestreben, bei Besprechung deutscher Dinge und Persönlichkeiten den Rest der Bitterkeit, der seit 1870 in seinem wie fast in allen Franzosenherzen zurückgeblieben, so weit als es ihm möglich ist, niederzukämpfen, und man muß gestehen, daß es ihm ziemlich oft gelingt. Es wäre nur zu wünschen, daß man auch auf unserer Seite diesem Beispiele stets und überall zu folgen bestrebt wäre. Trotz dieser löblichen Bemühungen aber bricht natürlich auch bei jenem so verdienstvollen Schriftsteller der Groll noch oft genug hervor, und so hat er denn auch kürzlich, bei Besprechung des Carolinenstreits, sich nicht enthalten können, von dem démembrement de la France, der Zerstückelung Frankreichs, zu reden, und darüber Klage zu führen, daß zur Zeit, als dieses Attentat geschah, keine der andern Mächte sich im mindesten darum bekümmert habe.

Wir erinnern uns, behaupten gehört zu haben, daß gewisse Heißsporne unserer Nation im Jahre 1815 allen Ernstes verlangt hätten, den endlich unterworfenen Revolutionsherd in eine Anzahl Theile zu zerlegen und ihn so für alle Zeiten unschädlich zu machen; und auch unter den Kannegießern unserer Tage kann man diese herrliche Idee zuweilen noch mit Behagen besprochen hören; aber daß von einem Staatsmanne oder von irgend einem Menschen, der auch nur die Hauptzüge der Entwickelung der Völker kennt, je einem solchen Gedanken Raum gegeben worden, ist ein Irrthum, der nicht größer gedacht werden kann. Warum daher in einem Tone von Dingen reden, der nur dazu geeignet ist, die Vorurtheile der Menge zu verewigen?

Wir sagen Vorurtheile. Herr John Lemoinne weiß sehr wohl, daß Frankreich im Jahre 1871 nicht zerstückelt worden ist. Denn die Abtrennung jener beiden ursprünglich deutschen Provinzen eine Zerstückelung Frankreichs zu nennen, ist ein lapsus linguae, der einem Manne, wie der eben genannte, kaum zu verzeihen ist. Von dem Urfranzosen freilich ist selbst auch nur die geringste Geschichtskenntniß nicht zu verlangen; anders aber von einem politischen Schriftsteller. Dieser weiß, oder sollte doch wissen, daß diese zwei Provinzen acht Jahrhunderte lang ununterbrochen zu Deutschland gehört haben, und daß gewisse Theile derselben erst durch die Revolution mit Frankreich vereinigt worden sind. Daß der patriotische Franzose den Verlust tief beklagt, wer dürfte ihm das ver-

Digitized by Google

werfen? Ebensowenig darf man den Elsässern, oder vielmehr dem französisch erzogenen Theile derselben, ihre Anhänglichkeit an „das schöne Frankreich" verübeln. Was war Deutschland, als diese deutschen Gebiete von dem gemeinsamen Vaterlande abgerissen wurden? Eine unorganisirte Masse kleiner, keines öffentlichen Geistes fähiger Territorien, der Spott des Auslands, zertreten von jedem Nachbarn, dem darnach gelüstete. Mit Frankreich vereint dagegen haben auch diese in jenen unglücklichen Zeiten dem gemeinsamen Vaterland entrissenen und nun wieder mit demselben vereinigten Provinzen den Glanz der Regierung Ludwig's XIV., den Ruhm der französischen Literaturperiode, der Revolution und des Kaiserreichs mit durchlebt, haben sich an den Strahlen dieser Ruhmessonne gewärmt und sind unter ihrem Einflusse herangewachsen: und diese Leute sollten innerhalb eines halben Menschenalters alle ihre alten Erinnerungen zu verleugnen gelernt haben? Aber der Kern der Lande ist deutsch, und keine Art der Sophistik wird diese Thatsache ändern können.

Nicht Frankreich ist zerstückelt worden, aber Deutschland ist so lange zerstückelt gewesen, ein Manövrirfeld für die französischen Heere, ein Tauschobject für die französische Diplomatie, daß den französischen Politikern dieser Zustand gleichsam wie der Eckstein des europäischen Gleichgewichts erschien, ja ihnen heute noch wie ein entschwundenes, stets zurückgesehntes Ideal erscheint. Außerordentlich interessant, wie dieser Stand der Dinge, im Anfang seines Werdens, vor nun bald einem halben Jahrtausend, von einem französischen Prinzen angesehen wurde.

Als nämlich König Wenzel von der Mehrzahl der Kurfürsten abgesetzt (20. August 1400) und Ruprecht von der Pfalz an dessen Stelle erhoben worden war, mit jeder neuen Wahlcapitulation aber die Unmacht des Kaisers vermehrt, die Zerstückelung des Reichs weiter getrieben wurde, da fingen die deutschen Fürsten bereits an, sich um mehr oder minder hohe Hilfsgelder den Franzosen zu verkaufen. Eben dies hatte im Jahre 1402 auch Markgraf Bernhard von Baden gethan, der für 2000 jährlicher Goldgulden dem Herzog Ludwig von Orleans, Königs Karl VI. von Frankreich Bruder, seine Gefolgschaft versprochen hatte. Dieser Prinz nun war ein in allen Stücken würdiger Vorgänger der heutigen Pariser Chauvins. Er hatte sich eben von dem Markgrafen Jobst, dem Bruder des abgesetzten Wenzel, das Herzogthum Luxemburg abtreten lassen, und seine weiteren Absichten auf Deutschland sprach er ganz offen in folgenden Worten aus: Daz tüsche Lant gehorte hie vor an die Krone zue Frankenrich. Her umbe wolte er es wider gewinnen an die Krone zu Frankenrich und gap dem Markgrafen von Baden und ettelichen anderen Herren gros Guet, daz sie ime gelobent und swuerent beholfen zu finde. Stälin: Wirtembergische Gesch. III. nach Mone Quellensamml.

Und hatte etwa der Prinz nicht Recht? Gewiß eben so sehr, wie ein Deutscher Recht hätte, wenn er behaupten wollte, daß Frankreich zu Deutschland gehöre, da es einstens dazu gehört habe. Wir sprechen hierbei nicht von Burgund, noch vom Arelat, sondern davon, daß, wie die deutschen Stämme von Frankreich aus zu einem Reich vereinigt worden sind, die Führer dieser großen civilisatorischen Arbeit, die Merowinger und Karolinger, Deutsche waren, welche mit der Kraft deutscher Gefolgschaften bekanntlich das altrömische Gallien erst zu Frankreich gemacht haben. Aber warum von solchen Dingen reden, die kaum in einer Schülerarbeit verzeihlich wären? Wir erlaubten es uns nur deshalb, weil der Ausdruck von dem démembrement ganz in dieselbe Kategorie gehört.

Zum Schlusse dieser vielleicht schon zu langen Auseinandersetzung nur noch einige Worte aus den Souvenirs littéraires von Maxime Du Camp, und zwar aus dem höchst interessanten Briefe desselben an Flaubert, den Schreiber dieses schon in einem früheren Aufsatze in dieser Zeitschrift angeführt hat.

Flaubert war einer jener enthusiastischen Franzosen, die nicht glauben konnten, daß ein französisches Heer vor einem deutschen die Fahnen senken könnte. Als daher Niederlage auf Niederlage seinen Glauben endlich doch wankend machten, wandte er sich an seinen Freund Maxime Du Camp, um dessen Meinung zu hören, womöglich Trost bei ihm zu holen. Dieser war eben aus Deutschland zurückgekehrt, wo er, nicht ohne tiefe Bewegung, das erste Aufflammen des Nationalgeistes gesehen hatte; und diese Bewegung war bei ihm, nach seiner Ankunft in Paris, nachdem er da den Leichtsinn des Volkes und die Unwissenheit einflußreicher Staatsbeamten geschaut hatte, zu einem ahnungsvollen Schreckbild geworden. Am 19. September 1870, somit an dem Tage, an welchem die deutschen Heere Paris einzuschließen begannen, antwortete er seinem Freunde. Der ganze Brief ist höchst interessant, wir geben aber hier nur die Worte wieder, mit denen der Verfasser seine Meinung darüber abgibt, wie etwa das drohende démembrement abzuwenden wäre.

„Wenn die Stadt (Paris) ihr letztes Stück Brod gegessen, wenn der letzte Arbeiter den letzten Bourgeois, oder dieser den letzten Arbeiter getödtet haben wird, so wird man zum Rückzug blasen und wird capituliren. Werden wir das Elsaß und Lothringen verlieren? Ja, wenn wir nicht einen wirklichen (sérieux) Staatsmann haben; nein, wenn ein Mann, welcher Deutschland genau kennt, die Unterhandlung in die Hand nimmt. Die Festungswerke von Metz, Straßburg und jenes Festungsgürtels, den wir an der Grenze haben, niederzureißen und die Provinzen zu retten: dies ist das Ziel, das wir zu erreichen suchen müssen. Oder auch, anstatt dieser Provinzen unsere Colonien anbieten, nach dem Grundsatz, daß es besser ist, sich die Haare abschneiden zu lassen als den Kopf. Trotz seines Reichthums erstickt Deutschland, weil es das Meer, den Ocean nicht hat; es vermag seine eigenen Producte nicht zu verzehren, die es nur schwer an den Mann bringt; es ist zu klein für seine Volksmenge, die nach Amerika auswandern muß. Man kann es daher ernstlich dadurch zu verführen suchen, daß man ihm unsere Colonien in den Antillen und unsere Stationen in Hindostan anbietet. Wenn es darauf eingeht (und ich glaube, daß man es hierzu bringen kann), so wird es eine Seemacht ersten Ranges werden wollen, und dann hat es sich mit England auseinanderzusetzen."

Literatur und Kunst.

Wiener Brief.

Von D. Spitzer.

(Wereschagin. Wie ein Ministerium entsteht und vergeht.)

Unsere an den Tagen, an welchen keine Sitzung des Gemeinderathes stattfindet, so friedfertige Stadt ist in dieser Woche durch den lauten Jammer der geschätzten Clerisei in große Aufregung versetzt worden. Den Anlaß zu diesem beängstigenden Wehgeschrei bot ein bösartiges Bild in der von dem russischen Maler Wereschagin veranstalteten Ausstellung seiner Gemälde im Künstlerhause. Bekanntlich hat ein französischer Untersuchungsrichter den Rath gegeben, bei einer strafbaren Handlung vor Allem zu fragen: Où est la femme? Und da wir schon seit Langem gewohnt sind, diesen Rath auch bei Bildern zu befolgen, die Sensation erregen, riethen wir auch bei dem Gemälde Wereschagin's sofort auf ein weibliches Wesen, das die unziemliche Neugierde durch den Mangel jeder Bekleidung gerade an den anzüglichsten Stellen verschuldet haben werde.

Es ist gar nicht lange her, daß in Berlin, anläßlich des Processes des Malers Graef, der beschuldigt war, das Modell für sein „Märchen" gründlicher studirt zu haben, als es die Wahrheit eines Märchens erfordert, ein erbitterter Streit über die Berechtigung der Sinnlichkeit in der Kunst geführt wurde. Die Berliner Kritik ergriff, obwohl sie in literarischen Dingen eher etwas frauenzimperlich ist, für den Künstler Partei; der Staatsanwalt, der denselben angeklagt hatte, suchte sich gegen die auf ihn gerichteten Angriffe durch eine Broschüre zu wehren, und ein großer Theil der Berliner Künstler, denen der Staatsanwalt noch immer lieber ist, als die Kritik, drückte Jenem in

Digitized by Google

einer Adresse ihre Zustimmung aus und verzichtete großherzig auf jedes Vorrecht des Künstlers, sich durch eine Extra-Sinnlichkeit auszuzeichnen.

Bei dem Bilde Wereschagin's handelt es sich jedoch, obwohl dasselbe so unliebsames Aufsehen erregt, Gott sei Dank nicht um einen indecenten, sondern leider Gottes sogar um einen irreligiösen Gegenstand. Der Künstler hat nicht etwa eine Tochter Eva's im decolletirtesten Sinne dieses Wortes zu malen gewagt, sondern eine heilige Familie, die durch die ungewöhnlich große Zahl ihrer Mitglieder den an ein bescheideneres Ausmaß gewöhnten Gläubigen zu verletzen geeignet ist. Und indem Herr Wereschagin sich für diesen Familienzuwachs in seinem Cataloge auf den Evangelientext berief, hat er selbstverständlich auch die Entschuldigung verwirkt, daß er sich etwa nur in der Hitze des Malens verzählt habe. Das Bild blieb aber trotzdem lange Zeit unbeachtet, denn das Interesse des Publicums, das die Ausstellung besuchte, wurde weit mehr durch die anderen Gemälde erregt. Während die pompösen Massenhinrichtungen die Liebhaber einer ausgiebigen Gänsehaut fesselten, zogen die frembartigen asiatischen Rassen den etwas verwöhnten Menschengourmand an, und erfreuten die dargestellten Bauwerke, wie der Kreml in Moskau und die zahlreichen Moscheen, alle Diejenigen, welche die Zwiebeln nicht nur im Rostbraten lieben, sondern auch in der Architektur.

Erst als die armen Schwarzen anfingen, sich blaß zu ärgern, als es bekannt wurde, daß der wohlwollende Erzbischof von Wien vergeblich die Entfernung des Bildes verlangt hatte, und daß von den Jesuiten in der Universitätskirche eine Sühnmesse abgehalten worden sei, zogen die Neugierigen in förmlichen Processionen nach dem Künstlerhause, und alle die früher erwähnten Freunde von Gänsehäuten, Zwiebeln und einem picanten Physiognomien-Pilaw umdrängten jetzt ausschließlich das gottlose oder vielmehr in Anbetracht der Fülle von göttlichen Personen das gottvolle Bild. Wohl warnte nunmehr der Erzbischof selbst vor dem Gemälde in dem Diöcesanblatte, und dasselbe hatte auch, nach den verschlafenen Blicken der Leser desselben zu schließen, seine Wirkung nicht verfehlt. Leider aber suchten sich diese durch den Anblick des gefährlichen Bildes wieder zu ermuntern, denn die Zahl der Besucher stieg fortwährend. Sehr viel hat freilich die Wiener Zeitung dazu beigetragen, daß die Warnung des Erzbischofs fruchtlos blieb, denn während früher das amtliche Blatt die „Wereschagin-Ausstellung" angezeigt hatte, ließ es gleich vom Tage des Erscheinens der erzbischöflichen Mahnung an den Namen des russischen Malers weg und brachte nur mehr die Anzeige „Ausstellung im Künstlerhause", so daß das Publicum glauben mußte, das Künstlerhaus sei bereits von allen russischen Bildern gesäubert, und verleitet wurde, dasselbe nunmehr, da alle Gefahr vorüber sei, zu besuchen. Wir aber glauben, das officielle Blatt möge, wenn es schon dem Clerus nicht hold ist, diesem offen entgegentreten, aber doch nicht in so kleinlicher, fast möchten wir sagen, perfider Weise, dessen Bestrebungen zu vereiteln suchen.

Wenn wir jedoch diesen Rache-Act der Wiener Zeitung auch nicht entschuldigen können, so begreifen wir ihn doch, denn die clericale Partei war es ja hauptsächlich, die den Sturz eines der ältesten Mitglieder des Ministeriums Taaffe, des Unterrichtsministers Baron Conrad, verschuldet hat. Ach, dieses Ministerium ist schon längst ganz morsch, ein Minister nach dem andern bröckelt langsam ab, und es beschleicht uns die bange Sorge, daß die Tage des Grafen Taaffe selbst gezählt sein könnten. Ich habe auch in dieser Woche, um dieser Regierung schon bei Zeiten das Maß für einen gut gefütterten Nekrolog zu nehmen, den Jahrgang der „Neuen Freien Presse" nachgelesen, in dem erzählt wird, daß der damalige Statthalter von Tirol ein Ministerium zu bilden unternommen habe. Ich weiß nicht, warum ich über diese Vorgeschichte niemals etwas geschrieben habe, aber ich glaube, daß sie heiter genug ist, um noch immer erzählt werden zu können, und um so eher, da die Ansicht des Grafen Taaffe über Minister-Pensionen, die ich im Verlaufe meines Berichtes mittheilen werde, von actuellster Bedeutung ist.

Graf Taaffe also war von Innsbruck mittelst Schnellzuges nach Wien gereist, um ein neues Ministerium zusammenzutrommeln, kehrte aber, nachdem Niemand seiner Einladung gefolgt war, in das Land der Glaubenseinheit und der wegen ihres Aromas weit wohlschmeckenderen Tiroler Aepfel zurück. Er hatte sich die Bildung eines Ministeriums lange nicht so schwierig vorgestellt und deshalb sein Werbebureau im Gasthofe „zur Stadt Frankfurt", drei Treppen hoch, aufgeschlagen. Er hatte sich anfangs ganz wohlgemuth aus seiner Wohnung auf die Straße begeben, auf den belebteren Kreuzungspunkten seine Aufstellung genommen und Vorübergehende, die der feineren Leibwäsche nach den besseren Ständen anzugehören schienen, unter nichtssagenden Vorwänden eingeladen, ihn in seinen Gasthof zu begleiten. Er hatte dabei mit den Augen geblinzelt oder mit der Zunge geschnalzt, dann aber den Irregeführten, die erwartet hatten, ein opulentes Frühstück vorzufinden, nichts als ein Minister-Portefeuille angetragen, so daß es oft zu den lärmendsten Auftritten in dem sonst so ruhigen Gasthofe gekommen war und die anderen Passagiere, durch dieses Treiben beunruhigt, damals ernstliche Beschwerde bei dem Gasthofbesitzer geführt haben sollen. Man braucht gerade kein anspruchsvoller Mensch zu sein, aber wenn man drei Treppen erstiegen, athemlos das Ziel erreicht, auf dem Sofa Platz genommen hat und nun den Gastgeber erwartungsvoll ansieht, ob er Einem Austern mit Chablis oder aber Wildschweinskopf mit Porterbier anbieten werde, muß man wohl fuchsteufelswild werden, wenn dieser dem Besucher die Frage vorlegt, ob er lieber Cultus mit Unterricht oder Handel ohne Alles haben möchte.

Selbstverständlich war es auch für den Grafen Taaffe keine Kleinigkeit, immer wieder Minister suchen und so im Tage vielleicht dreißigmal die drei Treppen steigen zu müssen. Auch versicherten Solche, die in Rasselgeräuschen einige Erfahrung besaßen, daß sich der Herr Graf bereits an dem ernstlichen Vorabend einer Lungenschwindsucht befunden habe. Wenn er nicht bald unverrichteter Sache abgereist wäre, so würde er vielleicht in eine langwierige Correspondenz mit dem Retter der leidenden Menschheit, Herrn Hoff, verwickelt worden sein, um diesen zu ersuchen, ihm neuerdings ein Dutzend Flaschen seines unübertrefflichen Malzextracts zu senden, da schon nach den ersten zwölf Flaschen seine Athemnoth, die ihn bereits gehindert hatte, den Schattentanz aus der „Dinorah" wie früher jeden Morgen beim Anziehen der Stiefel, zu singen, verschwunden sei.

Obwohl die Mathematik in Tirol zu den Hilfswissenschaften der Freimaurerei gerechnet und daher von den Capuzinern nicht gerne gesehen wird, schien es doch, daß sich der damalige Statthalter dieses unverdorbenen Ländchen in seinen Mußestunden mit höheren mathematischen Studien befaßt hatte. Denn einem der Redacteure der „Neuen Freien Presse", der ihn besucht hatte, um ihn in möglichst schonender Weise zu interviewen, und der die Unterredung auch damals in diesem Blatte genau wiedergab, gestand er, daß er kein provisorisches Ministerium bilden wolle, und zwar, so spießbürgerlich dies auch klingen möge, aus Rücksicht für die Finanzen, da viertausend Gulden die kleinste Minister-Pension sei, also capitalisirt eine Belastung des Budgets mit 80,000 Gulden bilde. Diese Rechnung soll nach der Aussage gewiegter Fachmänner, deren Urtheil ich eingeholt habe, ganz richtig sein, und sie haben mir bestätigt, daß 80,000 Gulden, falls man sie nicht in Credit-, Escomptebank-Actien oder sonst einem stärkeren Defraudationen unterliegenden Papiere anlege, in der That bei einem Zinsfuße von fünf Procent eine Minister-Pension von 4000 Gulden jährlich abwerfen. Nun aber sind seit dem Bestande des Ministeriums Taaffe nicht weniger als acht Minister aus demselben ausgeschieden, und zwar die Herren von Stremayr, Horst, Korb, Kremer, Streit, Kriegsau, Chertek und neuestens der Unterrichtsminister Baron Conrad. Es ist daher, da von diesen vier pensionirt wurden, das Budget mit 320,000 Gulden belastet worden.

Ich finde es aber durchaus nicht „spießbürgerlich", wie Graf Taaffe sich damals ausdrückte, zu behaupten, daß sich für 320,000 Gulden eine bessere Verwendung finden ließe, als sie in Minister-Pensionen anzulegen. Ich wenigstens weiß keinen Grund, weshalb man gerade die Unfähigkeit in dieser Branche

Digitized by Google

durch derartige Staatsprämien aufzumuntern versuchen sollte, und weshalb man einen Minister, wenn er auch nur vier Wochen unbrauchbar war, bis an sein Lebensende versorgt. Es wäre denn, man ginge von der Ansicht aus, daß Einer, wenn er schon nicht einmal als Minister etwas tauge, sich in einem andern Berufe noch schwerer fortbringen werde. Die Zeiten sind viel zu schlecht, als daß wir uns den Luxus immer neuer Minister erlauben könnten, da sonst unser Budget bald mit einer Million belastet sein würde. Wenn aber die Spießbürger wirklich so gesunde Ansichten hätten, wie Graf Taaffe besorgte, dann könnten wir nur wünschen, daß nicht mehr länger experimentirt, sondern endlich, da wir uns bereits eines „Bürger-Ministeriums" erfreuten, ein Spießbürger-Ministerium berufen würde.

Herder.*)

Von Moritz Carriere.

Der lange erwartete Abschluß von Haym's Herderbuch ist endlich da, mit großen Erwartungen nehmen wir ihn in die Hand, mit voller Befriedigung und herzlichem Dank für den Verfasser erfreuen wir uns seiner. Herder auf der Höhe seines Wirkens, die ersten zehn Jahre in Weimar, in welchen der Geist der hebräischen Poesie und die Ideen zur Philosophie der Geschichte geschrieben wurden, und die Freundschaft mit Goethe für beide Geisteshelden die schönsten Früchte trug, dann die theologischen Schriften, der Bruch mit Goethe, der vereinsamte Lebensabend, die steigende Verbitterung des edlen Mannes, sein Kampf mit Kant, seine Lobreden für die Vergangenheit gegenüber den neuern Meisterwerken der Poesie und Philosophie ziehen an uns vorüber, und mit Wehmuth erfüllt uns der Contrast dieses Alters mit der sturm- und drangvollen Jugend, die Haym im ersten Band geschildert hat. Ich habe über den beiden Hälften desselben bei ihrem Erscheinen berichtet, die hohen Entwürfe betrachtet, die den Jüngling beseelten, die elektrischen Schläge, die der Mann ertheilte, wenn er überall auf das Eigenartige und Volksthümliche drang, wenn er die Poesie der Bibel wie des Homer oder Ossian feierte, Volkslieder sammelte, von Hamann wie von Lessing angeregt, bald einer seichten, nüchternen Aufklärung den Krieg erklärte und bald mit kühnen, freien Ideen einen neuen Lichtaufgang verkündete, überall den geschichtlichen Sinn weckte und aus den Gährungen seines Gemüths sich selber zur Klarheit emporarbeitete, Empfinden und Denken, Glauben und Wissen in Einklang zu setzen trachtete. Das ist ihm nun auf seine persönliche Weise gelungen.

Haym entwickelt die Bedeutung der Herder'schen Ideen über Natur und Geschichte, die Art und Weise wie er sich in Spinoza vertiefte und ihn nach dem eigenen Wesen umbildete, wie er dem kirchlichen Dogma gegenüber auf den frischen Quell von Jesu eigenen Worten und auf die biblische Geschichte verwies, wie er diese mit kritischem Sinn auffaßte, der Phantasie, dem Mythus ihr Recht wahrte, die religiöse Wahrheit für die Gesinnung und das Gemüth klar machte. Haym zeigt uns dann, wie Herder Kant gegenüber auf einmal seine Stellung änderte, wie er, statt sich in den Umkreis der Stärke seines Lehrers zu stellen und aus so manchen Gedanken desselben die eigene Ueberzeugung zu entwickeln, vielmehr diese in schroffen Gegensatz zur Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft stellte, aus dem Zusammenhang gerissene Sätze mit Heftigkeit angriff, und so weder dem Gegner gerecht wurde, noch die eigene Weltanschauung ruhig und zusammenhängend entwickelte. Bewährt sich in allen diesen Partieen Haym als ein selbstständiger Denker und Kenner der Philosophie, den man vertrauensvoll folgen mag, so ist er andererseits im Besitz des gedruckten und ungedruckten Materials, um uns die persönliche Entwickelung Herder's und seine Beziehung zu den Menschen, mit welchen er lebte, treu und ausführlich darzulegen. Die Weise der neuern Behandlung der Literaturgeschichte wirkt bei ihm zusammen mit dem großen Sinn für den Wahrheitsgehalt und Werth der Schöpfungen Herder's, und so ist es ihm gelungen, ein Buch zu schreiben, wie wir so vielseitig und vollgenügend noch keines über einen anderen unserer großen Denker und Dichter haben. Wir behalten das amtliche Wirken Herder's in der Leitung des Weimarer Kirchen- und Schulwesens, neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit im Auge; wir sehen die Kämpfe, die Hemmungen und Förderungen des seltenen Mannes auf diesem Gebiet, und wir werden an seine häuslichen Verhältnisse, Schulden, die ihn drücken, körperliche Leiden, die ihn plagen, eindringlich gemahnt, um die Stimmungen und Verstimmungen zu verstehen, die aus seinen literarischen Werken uns räthselhaft anblicken. So wächst unser Mitgefühl für den Menschen mit der Einsicht in seine Leistungen. So lernen wir die Fehler Herder's als die Kehrseiten seiner Tugenden, seine Schuld im Zusammenhang mit seiner Größe kennen. Sein sittlicher Adel, sein religiöser Geist, sein geistliches Amt bringt ihn in Widerspruch mit dem sinnenfreudigen Leben und der Theaterlust Goethe's wie des Herzogs in den neunziger Jahren; seine Forderung, daß die Poesie dem nationalen Inhalt, den höchsten Ideen einen Ausdruck gebe und die Erzieherin des Volkes zum Guten und zur Freiheit sein soll, läßt ihn den Werth der Form verkennen, auf deren Vollendung zur Schönheit nur Schiller und Goethe gerichtet waren, läßt ihn die Abwendung vom Leben der eigenen Zeit in eine gräcisirende Idealwelt verwerfen, in welcher doch damals allein jene Meisterwerke reifen konnten; sein Erfassen des ganzen Menschen nach Natur und Geist mit allen Gemüthskräften läßt ihn übersehen, wie nothwendig für die Wissenschaft die begrenzende Betrachtung der Sinnlichkeit und Vernunft, die Unterscheidung von Trieb und Pflicht sei. Seine feinfühlige Reizbarkeit leitete ihn in der Kunst zur eindringenden Erkenntniß, führte im Leben zu Verstimmung und kränkenden Ausbrüchen derselben. Er erhebt sich über Sorgen und Leiden in das Reich der Ideen, in die Anschauung der größten und edelsten Gestalten der Menschheit, aber diese Sorgen, diese Leiden dringen hinein in sein Schaffen und Bilden, die Galle der kranken Leber vergällt ihm die Freude daran, bittere Erfahrungen verbittern ihn gegen die Welt, und so mochte Goethe von dem früh gealterten Jugendfreunde sagen: Man sei nicht zu Herder gekommen, ohne sich seiner Liebenswürdigkeit zu erfreuen, nicht von ihm gegangen, ohne verletzt zu sein. In der Jugend verglich Goethe das bissige Dreinfahren Herder's dem härenen Tuch, dessen Reiben nach dem Bade uns wohlthut, im Alter ward der Widerspruchsgeist, der ursprünglich den Fortschritt des deutschen Lebens angeregt und gefördert, zu einem Kampf gegen Errungenschaften, welche Herders Thaten überflügelten; zwar waren sie etwas anders, als er sie gewollt, darüber verkannte er ihren eigenthümlichen Werth. Darüber ist er vereinsamt. Aber leidend hat er seine Schuld gesühnt, und seine Größe sichert ihm die Unsterblichkeit.

Herder's Einzug in Weimar, seine Beziehungen zu den Männern und Frauen werden nun von Haym ausführlich dargelegt. Goethe hatte die Berufung des Freundes durchgesetzt, er hatte alsbald mehrfach für ihn einzutreten, und Herder schrieb nach auswärts: „All die Geschichten über Weimar sind grunderlogen. Der Herzog ist ein Jüngling, der frei und fest in die Welt sieht, voll Güte und Liebe. Goethe ist hier zu sehr edlen Zwecken." Von ihm selber fabelte man, daß er in Stiefeln und Sporen zur Kirche reite ꝛc. Seine erste Predigt gewann ihm die Herzen und schlug das Gerede nieder, daß er kein Christ sei. Aber er hatte nicht blos zu predigen, sondern auch die Kirche und Schule zu verwalten und sah sich in der Mitte von Amtsgenossen, die am Alten hielten und sich von ihm gedrückt fühlten, ihm widerstrebten, und von Goethe und dem Herzog, die sich um weltliche Dinge mehr, als um theologische kümmerten, und so ward er früh nach beiden Seiten hin verstimmt. Einmal mochte er sagen: „Mich treibt und drückt hier nichts als mein innerer Mensch", — aber hundertmal schmähte er die Andern, und so

*) Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. (Zwei Bände. Berlin, Gärtner.)

Digitized by Google

begann er zu vereinsamen, während die Herausgabe vorbereiteter Werke, wie die „Plastik", zeigte, daß der Schriftsteller zu größerer Ruhe und Klarheit kam. Es war Goethe, der die Verstimmung brach; er forderte den Freund zu einer offenen Mittheilung auf, er billigte die reformatorischen Pläne desselben über die Schule, gewann den Herzog dafür, und Herder sah nun wieder in Beiden die gute Seite ihres Wesens. Er veröffentlichte sein Denkmal auf Lessing und schloß sich diesem wieder enger an, während er sich von Lavaters Schwärmereien entfernte; er gewann wieder Preisaufgaben, er schrieb eines seiner classischen Werke: Vom Geist der Hebräischen Poesie. Er sicherte ihr den eigenthümlichen Werth neben der Griechischen und Römischen, er betrachtete das alte Testament frei und kühn vom ästhetischen Standpunkte und betonte doch stets den edlen Gehalt in den Psalmen und Propheten. Wie Winckelmann verbindet Herder ästhetische und geschichtliche Behandlung und schafft gleich diesem ein bahnbrechendes Werk. Haym bemerkt, wie das ganze Werk aus Uebersetzungsversuchen des Hohen Liedes und anderer Gesänge ähnlich hervorgewachsen, wie das Winckelmann'sche aus der Schilderung der Statuen des Apollo, des Laokoon, des Hercules. Er fährt fort: „Während bei Lessing die eigene dichterische Leistung der vorangegangenen kritischen Betrachtung bestätigend und als praktische Rechenprobe folgt, so ist bei Herder die Theorie das Ergebniß der mit- und nachbildenden Thätigkeit. Jener ermittelt durch scharfsinnige Analyse die Gesetze einer Gattung, um sie sofort in freier Kunstübung selbst zu befolgen; dieser bemächtigt sich durch sympathetische Reproduction der nationalen oder individuellen Eigenart einer poetischen Erscheinung, um sie sofort wie ein Eingeweihter zu schildern, ihren Geist und ihre geschichtliche Bedingtheit darzulegen."

Herder gab nun auch die früher schon gesammelten Volkslieder heraus. Haym sagt treffend von dieser Thätigkeit: „Daß das Erstorbene wieder lebendig werde, dahin richteten sich die Bestrebungen Herder's auf allen Gebieten. Den Abstractionen einer blos rechnenden Philosophie, den hohlen Formeln der Orthodoxie wie den Oberflächlichkeiten der Verstandestheologie, dem Mechanismus des Staatslebens, der nachahmenden und der todten Letternpoesie, der sich selbst zum Zweck habenden Aufklärerei des Jahrhunderts setzt er die Forderung des Concreten, des Innerlichen, des Bedeutenden, des Kraft- und Gehaltvollen entgegen."

Oft klagte Herder, wenn er über Kirchenrechnungen und Consistorialacten saß, daß ihm keine Zeit zu freier schriftstellerischer Thätigkeit bleibe, und dann wieder, wenn es ihm vorkam, daß er für ein undankbares Publicum schrieb, so machte er sich Vorwürfe, daß er die Zeit dazu anderen nothwendigeren Arbeiten stehle; wir bewundern die Elasticität des Geistes, der aus den Geschäften des Tages in Feierstunden der Muße sich zu den höchsten Ideen emporschwang und sie mit aller Wärme des Herzens darstellte. Die Pflichten seines Amts selbst glaubte er zu erfüllen, als er die theologischen Briefe schrieb, die den Studirenden ein Leitfaden wurden die Religionslehre mehr in der Bibel selbst, als in der scholastischen Dogmatik zu suchen, die Schriften des alten und neuen Testaments zugleich historisch, zugleich nach ihrem menschlich wahren Gehalt zu betrachten.

Sprache, Poesie, Seelenlehre, Religion, was immer Herder in seinen Jugendwerken zum Stoffe genommen, überall hatte er gesucht, das Eigenthümliche zu erfassen, das Geistige auf seinem Naturboden zu verstehen, das Natürliche und Menschliche als eine Offenbarung des Göttlichen zu verehren. So waren eigentlich alle seine Schriften „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit." Das Werk, das er unter diesem Titel verfaßte, bezeichnet den Höhepunkt seiner Schriftstellerei, und war die edel gereifte Frucht seiner erneuten Freundschaft mit Goethe, des persönlichen Verkehrs beider Männer. Von früh gewohnt, alles genetisch zu betrachten, verstand er es, die Mannigfaltigkeit der Völker und ihrer Cultur aus einem gemeinsamen Lebensgrunde abzuleiten und Sprache und Sitte, Staat und Religion von da aus in Wechselwirkung und innigem Zusammenhang, das Ganze als einen werdenden Organismus darzustellen.

Die Erde ist ein Stern unter Sternen, die Geburts- und Wohnstätte einer aufsteigenden Reihe von lebendigen Wesen, den Pflanzen und Thieren, als deren Krone der Mensch erscheint. Es sind seelische organisirende Kräfte, die sich auf diese Weise emporarbeiten. Der Mensch richtet sich auf, so soll er aufrichtig sein und zum Himmel blicken. Sprache und Vernunft erheben ihn über die Thierheit; Humanität, die harmonische Ausbildung seiner Natur durch die Cultur, ist das Ziel der Geschichte. In Bergen und Strömen weist die Gestalt der Erde ihr den Weg, in der Eigenart mannigfaltiger Völker entfaltet sich das Ganze der Menschheit in aufwärts strebender Bahn. Der Orient, das classische Alterthum, das Mittelalter hat Herder behandelt, der Schlußband ist ungeschrieben geblieben, einen nicht ganz genügenden Ersatz für denselben mögen die Briefe zur Beförderung der Humanität bieten.

Vergleichende Sprachwissenschaft, unbefangene Darstellung der Religionen, Literatur- und Kunstgeschichte waren damals alles erst werdende Wissenschaften; es war das geniale Wagniß Herder's, mit ihnen einen so umfassenden Bau aufzurichten. Da mußten Lücken bleiben, da mußte die Phantasie aushelfen; aber das beeinträchtigt die zündende Wirkung nicht, welche die Ideen seit hundert Jahren geübt haben und noch üben. Wir haben eine von Ideen durchdrungene Geschichtschreibung gewonnen, Ritter's Geographie, jene oben genannten Wissenschaften sind unter ihrem Einflusse gediehen; Haym erwähnt, wie Hegel und Lotze das Werk Herder's weitergeführt; Rosenkranz hat einmal von meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturgeschichte das Gleiche gesagt; ich schrieb es als eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Aesthetik.

Das Studium Spinoza's, durch Jacobi angeregt, hatte damals Goethe und Herder gemeinsam beschäftigt; Herder, ursprünglich von Leibniz angeregt, dann von dem liebenswürdigen Shaftesbury angesprochen, wollte allen Dreien ein Denkmal setzen und gab ein Schriftchen unter dem Titel „Gott" heraus, Gespräche über Spinoza. Es war keine reine Darstellung von dessen System, er verquickte dasselbe vielmehr mit Ideen der beiden anderen Denker, er las sich selbst in Spinoza hinein und heraus. Er hielt an der Einheit alles Lebens, an Gott als dem einwohnenden Wesen und Grund aller Dinge fest, aber wenn diese bei Spinoza nur auftauchende und verschwindende Modificationen der Gottheit sind, so machte sie Herder zu individuellen dauernden Kräften, zu den Monaden von Leibniz, die aber von der Einheit des Ewigen umfaßt bleiben. So verband sein Spinozismus, wie der Lessing's die Wahrheit der beiden großen Vorgänger, nicht durch wissenschaftliche Fortbildung und Entwicklung, sondern in genialer Anschauung, in der Tiefe des Gemüths. Allerdings mehr wie ein Dichter phantasievoll, als wie ein Denker dialectisch hat Herder seine Gottesidee vorgetragen; ihm, dem Lebendigen, war auch Gott der Lebendige, nicht blos die ruhende, unbewußte, willenlose Substanz, sondern denkende, wollende, fühlende, liebende Subjectivität, die Alles in sich hervorbringt und beseelt. Haym hat richtig gesehen, daß Herder kein Spinozist heißen darf, aber er spricht etwas ironisch von der schwankenden Mitte zwischen Theismus und Pantheismus, von der Vermischung Beider, von dem Kunststück „innerhalb eines mystischen Pantheismus sein theistisches Bedürfniß zu befriedigen". Mir scheint dagegen, daß unsere großen Dichter hier der Philosophie vorangegangen sind. Zwei verschiedene Lebensansichten, zwei Auffassungen der Wirklichkeit von verschiedenen Standpunkten aus haben sie zur Anschauung der ganzen Wahrheit verbunden. Die unendliche Lebensfülle ist zugleich in sich ruhende und bleibende Einheit, die Substanz zugleich Subject; wie wir selbst Eins sind in der Mannigfaltigkeit unseres inneren und äußeren Lebens, nicht aufgelöst in die besonderen Empfindungen und Vorstellungen, aber in ihnen wirksam und über ihnen bei uns selbst, so auch Gott in Bezug auf die Welt. Das All ist ein System von Kräften, sie sind im gemeinsamen Grund und Wesen ursprünglich auf einander bezogen, das Eine entfaltet sich in ihnen, aber es verliert sich nicht in ihnen, sondern es ist wahrhaft das Eine, indem es sich als solches in und über ihnen erfaßt und weiß. Woher in den besonderen Kräften Verstand und Wille, wenn sie nicht

Digitized by Google

auch im Einen und Ewigen sind? Sonst wären ja auch die unendlichen und individuellen Wesen mehr als das unendliche und göttliche, denn nur das subjective, für sich seiende, fühlende, selbstbewußte Sein ist wahres Sein; das blos Objective, Vernunft- und Willenlose wäre ohne Jenes so gut wie gar nicht da.

Wir müssen diese lebendige Gottesidee festhalten, wenn wir Herder's theologische Schriften und seinen Kampf mit Kant verstehen wollen. Ihm ist Gott das Allgegenwärtige, allein wahrhaft Seiende, kein bloßes Postulat praktischer Vernunft, sondern unmittelbar Wirklichkeit; ihm offenbart sich Gott in Natur und Geschichte, das Christenthum ist ihm eins mit der Humanität, ihm sind wir alle Gottes Kinder, Christus ist im reinen Herzen voll Liebe sich dieser Kindschaft bewußt geworden und hat gezeigt, wie wir in der Liebe unsere Wesensgemeinschaft mit Gott bethätigen sollen. So konnte Herder die Evangelien geschichtlich betrachten und zugleich das Humane, das Sittliche als das Wesentliche hervorheben, und von besonderen Wundern absehen, weil er in Allem einen Erweis göttlicher Macht und Güte erblickte, „in ihm weben, leben und sind wir; in Gott, von Gott, zu Gott alle Dinge".

Haym hat auch diese Schriften Herder's ausführlich geschildert; sie gehen der neueren Evangelienkritik voran, Herder ist auch hier nicht Vollender, aber Bahnbrecher, „der Nachfolger Lessing's, der Vorläufer Schleiermacher's". Von dem freisinnigen Literarhistoriker Hettner wie von engherzigen Orthodoxen ist die Ansicht ausgesprochen worden: zwischen Herder's innigster Ueberzeugung und dem alten Kirchenglauben habe ein Bruch bestanden, sein Denken sei im Widerspruch mit seiner amtlichen Thätigkeit gewesen, eine stete Lüge habe das Gewissen des wahrheitsliebenden Mannes bedrückt und sei zur Tragik seines Lebens geworden, das er selber für ein verfehltes erklärt. Haym hat dagegen betont, wie Herder das Christenthum in Christi eigenen Worten und vorbildlichem Leben fand, und damit wußte er sich nicht im Widerspruch; er war fromm und frei zugleich, und glaubte der Christenheit den besten Dienst zu thun, wenn er die Gläubigen zur Humanität, die Ungläubigen zur Religiosität führe, ohne sie an die Formeln früherer Jahrhunderte zu binden. So hat er auch selbst ein Gesangbuch, einen Katechismus für Gottesdienst und Schule verfaßt. Den geschichtlichen Zusammenhang zu wahren und die Welt fortzubilden, war auch hier sein Ziel.

Indeß führte diese der amtlichen Thätigkeit Herder's entsprechende Schriftstellerei ihn allerdings auf ein Gebiet, welches der damaligen Beschäftigung Goethe's und des Herzogs mit dem Theater fern lag, und dies hat zur Entfremdung von ihnen beigetragen. Ja, es kam zu scharfen Conflicten, wenn Gymnasiasten als Choristen auf der Bühne mitwirkten, ein katholischer Gesanglehrer der Oper die protestantische Cantorstelle der Stadtschule erhalten sollte. Als Herder 1787 in Italien war und einen Ruf nach Göttingen zum Professor erhielt, ordnete Goethe die Angelegenheit, daß er in Weimar bliebe und in seiner Stellung verbessert und erleichtert würde. Aber durch einige Mißgriffe ward die Präsidentschaft des Consistoriums nur erschwert. Goethe schloß den Freundschaftsbund mit Schiller. Da hätte Herder der Dritte sein sollen. Aber er, der Geistliche, Sittenstrenge, konnte an den laxen Sitten der damaligen geistreichen Weimarer Gesellschaft, an Goethe's häuslichem Leben keine Freude haben; er begrüßte die französische Revolution mit jubelndem Herzen, und wie er auch nach den Septembermorden sie in den Humanitätsbriefen nicht mehr feierte, sondern Franklin und Friedrich den Großen heranzog, so konnte er nicht billigen, daß der Herzog und Goethe sich am Kriegszug gegen die Republik betheiligten; endlich: er drang in der Poesie vor Allem auf Volksthümlichkeit, auf edlen Gehalt und mißverstand es, wenn nun Goethe und Schiller auf Formvollendung, auf das Vorbild der Griechen das Hauptgewicht legte; er stellte seine versificirten Legenden der Braut von Korinth, den römischen Elegien entgegen. Und so hielt er sich zu den Zurückgebliebenen, Zurückgestoßenen, als Goethe und Schiller die Xenien in die Luft schleuderten, mit Wilhelm Meister und Wallenstein als Dioskuren auf dem Gipfel des Parnasses sich niederließen. Während Schiller als Anhänger Kant's dessen Philosophie ästhetisch fortbildete, ward Herder ihr leidenschaftlicher Gegner. Herder aber pries in seiner Zeitschrift „Adrastra" die Vorgänger, nicht blos Klopstock und Lessing, auch viele untergeordnete Dichter, und setzte unbedeutende musikalische Dramen den Tragödien Schiller's gegenüber.

Haym hat dies Alles im Detail entwickelt, auch das körperliche Leiden Herder's dabei im Auge behalten. Er hat die Poesie Herder's, wie sie in den Paranythien, in lyrischen Gedichten, im Cid ans Licht trat, sowie seine Uebersetzerthätigkeit sinnig gewürdigt. Er hat für die Größe wie die Grenze des Herder'schen Genius das rechte Maß. Jene Grenze hat Kant bezeichnet, als er den ersten Band von Herder's Ideen recensirte; er vermißte die logische Pünktlichkeit in der Bestimmung der Begriffe, die sorgsame Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze; sein vielumfassender Blick verweile nirgends lange, aber er finde überall Analogien auf, und wisse für seinen Gegenstand durch Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalt und als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wahrnimmt; seine durch Metaphysik und Gefühl beflügelte Einbildungskraft ersetze die Beobachtung und die behutsame Vernunft. Aber darin liegt seine Größe, daß er als der gewaltige Anreger und Erwecker der Zeit, den werdenden Wissenschaften vorauseilte und ihnen Ziele setzte; daß er als ganzer Mensch, mit allen Kräften des Gemüths, mit Empfinden und Denken zugleich die Dinge erfaßte und darstellte, Geist und Natur, Gott und Welt nicht treunte, sondern in inniger Wechselwirkung darstellte und die Einheit in der Mannigfaltigkeit betonte, während er das Eigenartige, Persönliche der Dichter und Denker wie der Zeiten und Völker erfühlte und schilderte. Er war ein Genius der Empfänglichkeit, ein Herz der Menschheit; ihre Sache war die seine. In ihm waren Glaube und Wissen versöhnt. Aus Leid und Sorge schwang er sich zum Höchsten empor. Sein Wahlspruch: Licht, Leben, Liebe!

Briefe von Rachel.

Die in Paris erscheinende „Revue politique et littéraire", die französische „Gegenwart", hat jüngst eine große Anzahl Briefe veröffentlicht aus der Autographensammlung des Advocaten und Staatsmanns Adolph Crémieux, welcher bekanntlich 1870 auch Mitglied der Regierungsdelegation zu Tours und Bordeaux und Begründer der Alliance israélite universelle gewesen. Auch mehrere interessante Briefe der großen Tragödin Rachel Félix kamen aus seinem Besitz zum Vorschein. Rachel war jüdischer Herkunft. Es ist also ganz natürlich, daß sie die Protection von Crémieux suchte, an dessen Thür alle ihre Glaubensgenossen in Paris klopften. Ihre Eltern führten sie schon um 1838 in das Haus des berühmten Advocaten. Dieser und seine Gemahlin waren beide rasch gewonnen von dem außerordentlich aufgeweckten Mädchen. Rachel war kaum den Kinderjahren entschlüpft, zart und mager, aber ihre Bewegungen waren graziös, ihre kleinen schwarzen Augen voll tiefer Gluth, ihre schmalen Lippen voller Feinheit und ihr Lächeln bezaubernd. Dabei besaß sie viel Intelligenz, natürlichen Geist, eine absolute Kenntnißlosigkeit, einen bewundernswerthen Theaterinstinct, ein herrliches Organ. Crémieux und seine Frau nahmen das junge Mädchen, das durchaus ehrenhaft war, mit offenen Armen auf; sie wurde das Kind des Hauses. Crémieux übernahm es, sie zu bilden, aber sah bald ein, daß ihr jede ernste Arbeit unmöglich war. Rachel war das Schreiben verhaßt; nach einigen Minuten fing sie an zu gähnen, und es war rein unmöglich, ihre Aufmerksamkeit festzuhalten. Dagegen gelang es, durch Gespräche und Lectüre ihr Interesse zu erregen, und sie vergaß nicht mehr leicht, was sie auf solche Weise gelernt hatte. Sie kam öfters am frühen Morgen in den Salon von Crémieux, und dort begann alsdann der Unterricht. Oft frappirten sie die einfachsten Worte. Als sie die Bibel las, fragte sie, was „Firmament" sei. Crémieux studirte ihre Rollen mit ihr durch. Sie stellte darüber oft

Digitized by Google

die erstaunlichsten Fragen. Einmal erkundigte sie sich, welche Beziehung obwalte zwischen den Personen der „Iphigenie" und der „Andromache" und ob von dem gleichen Achilles, dem nämlichen Menelaus in beiden Tragödien die Rede sei. Ehe Crémieux sie in die Geschichte dieser unbekannten Welt einweihte, kümmerte sich Rachel sehr wenig darum. Sie lernte ihre Rollen und verließ sich auf ihre bewundernswerthen Inspirationen auf der Bühne. Als sie gerade in Corneille's „Horaziern" einen großen Erfolg errungen, war sie bei Crémieux zu Tische geladen. Ein begeisterter Bürger von Bordeaux beschrieb ihr sein Glück, dieser Vorstellung beigewohnt zu haben. „Man weiß nicht", rief er begeistert aus, „in welchem Augenblicke man Sie mehr bewundern muß, ob bei dem Fluch, den man nie mit so viel tragischer Wuth ausgesprochen hat, oder in der Scene, wo Sie den Tod von Curiace vernehmen. Welch herrliche Pantomime, wie das Qu'il mourût! ausgesprochen wird."

Rachel neigte sich zu Crémieux, neben welchem sie saß, und fragte ihn ganz leise: „Was ist das: Qu'il mourût?"

„Still", antwortete Crémieux, „ich will es Ihnen nachher erklären".

Als die Gäste sich empfohlen hatten, näherte sich Crémieux der Heldin des Abends und fragte sie: „Ist es Ihr Ernst? Wissen Sie wirklich nicht, was das berühmte: Qu'il mourût sagen will?"

„Nein, ich versichere Sie."

„Was lesen Sie denn, wenn Sie Ihre Rolle studiren?"

„Meine Rolle und die Stichwörter."

In Folge dieses Abenteuers erzählte Crémieux seiner Schülerin die Geschichte der Heldinnen, die sie darstellte. Rachel hatte auch mehrmals den Wunsch geäußert, die Titelrolle von Racine's „Phädra" zu spielen. Crémieux wollte es ihr aus dem Kopfe schlagen, denn er meinte, sie sei noch zu jung, um diese Rolle zu verstehen.

Eines Tages kam Rachel triumphirend zu ihm.

„Ich kann die Rolle der Phädra. Soll ich sie Ihnen declamiren? Sie werden es mir sagen, wenn ich etwas nicht verstehe."

Sie declamirte in der That auf anerkennenswerthe Art. Crémieux kargte mit seinem Lobe nicht, aber er war überzeugt, daß sie noch Besseres leisten könne.

„Ist Ihnen die Geschichte dieser Phädra bekannt, die so schuldvoll und unglücklich ist, wenn sie declamiren:

Ariadne, ma soeur, de quel amour blessée
Vous mourûtes aux bords où vous fûtes laissée!

Kennen Sie das traurige Loos dieser Ariadne? Wissen Sie, in welche Wuth der Zorn der Venus Ihre Mutter versetzt hat? Mit einem Worte, kennen Sie die traurige Legende dieses beneidenswerthen Geschlechts, von dem Sie als die Letzte und Verdammenswertheste sterben?"

„Nein", antwortete Rachel. „Erzählen Sie mir das Alles, Papa Crémieux, und Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen."

Aber wie sollte Crémieux es anfangen, um eine solche Geschichte vor so keuschen Ohren zu erzählen? Dennoch begann er, und indem er geflissentlich den verhängnißvollen Stier mit dem Stier Apis verwechselte, dem die Alten einen Cultus widmeten, brauchte er nicht einmal allzu große Vertuschungen anzuwenden, um die Liebesgeschichte der Pasiphaé halbwegs verständlich zu machen. Als er dann mit bewundernswerther Feinheit die Geschicke der ganzen Familie Revue passirt hatte, da stieß er einen Seufzer der Befreiung aus: er hatte wirklich in einer Sprache ad usum Delphini die Sache seiner Schülerin begreiflich gemacht.

„Wollen Sie", gab Rachel zurück, „daß ich Ihnen von Neuem meine Rolle auffage?"

Diesmal stellte sie wirklich ganz die erhabene antike Phädra dar, welche von der sträflichen Leidenschaft verzehrt wird, die sie unfähig zu bekämpfen ist; dieses rührenswerthe Opfer des Hasses der Venus, so herrlich in ihrem Liebesmartyrium. Crémieux war starr ob dieser Umwandlung. Er erlaubte ihr, Phädra zu spielen, und es war einer ihrer größten Triumphe.

Die Stellung der Rachel während der ersten Jahre, die ihrem Eintritt ins Théâtre français folgten, war außerordentlich. Sie war von Allen gesucht und in allen Familien empfangen, nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Freundin. Dieser Umgang nöthigte sie, Briefe zu schreiben, die sie in ihrer Unkenntniß der Orthographie stets in große Verlegenheit setzten. Anfänglich machte Crémieux die Brouillons vieler Briefe, die man Rachel zuschrieb. Oft sagte man zu ihm: „Welch außerordentliche Frau, diese Rachel! Nicht zufrieden, die erste Tragödin der Welt zu sein, schreibt sie auch Briefe wie Frau de Sevigné. Da sehen Sie einmal das allerliebste Briefchen, das ich von ihr erhalte." Und Crémieux las ohne zu lächeln einen Brief, den er verfaßt hatte. Eigenste Briefe von Rachel besaß er freilich eine große Menge, worin die große Tragödin, ohne auf Stil und Orthographie zu achten, ihrem Lehrer und — Secretär ihr Herz ausschüttete. Unter dem jüngst Veröffentlichten sind manche gleichgültige Billets, worin Rachel die Personen charakterisirt, an die Crémieux in ihrem Namen schreiben soll, aber auch längere Episteln voll interessanter Beschreibungen ihrer Triumphe, worin das glühende Herz der großen Schauspielerin sich rückhaltlos ausspricht. In diesen Briefen war sie fortwährend gezwungen, alle Ausdrücke der Zärtlichkeit aufzuwenden, um eine stets erneuerte Reihenfolge von Unachtsamkeiten, Vergeßlichkeiten, versäumter Versprechungen wieder gut zu machen. Bei ihr war der erste Impuls immer vortrefflich: in ihrem Bestreben, angenehm zu sein, übernahm sie oft förmliche Verpflichtungen, die sie im letzten Augenblick nicht einhalten konnte und ohne Weiteres vergaß. Abgesehen davon zeigte sie immer und überall eine Liebenswürdigkeit, eine verführerische Güte, der man ungern widerstand. Wir geben im Nachfolgenden einen kurzen Auszug aus dieser seltsamen Correspondenz.

11. Sept. 1839.

Verzeihen Sie mir, mein lieber Herr Crémieux, wenn ich Ihnen mit dem Bleistift schreibe. Ich habe mein Tintenzeug in Montmorency liegen lassen. Ich weiß nicht, was Sie gegen mich haben, denn seit einiger Zeit besuchen Sie mich nicht mehr. Wenn ich Sie etwa beleidigt habe, so theilen Sie mir den Grund mit, und ich bin bereit, meine Fehler gut zu machen; aber wenn im Gegentheil die Schuld auf Ihrer Seite liegt, so ist es mir lieber, denn meine Verzeihung ist sicher, während die Ihrige vielleicht nicht.

... Mein Gott! Mein Gott! was werden Sie schon wieder von mir sagen! Immer versprechen und niemals halten! Und doch ist keine Stunde vergangen, daß ich mich zu Ihnen verfügen sollte und wollte. Meine Mutter führte mich heute zur Herzogin von Berwick. Gegen vier Uhr begleitete mich diese nach Hause. Ich bat sie, mich bis vor Ihre Hausthüre zu geleiten und versprach ihr, daß ich dann einen Fiaker nehmen werde, um nach Hause zu gelangen. Aber sie verweigerte meine Bitte, indem sie sagte: „Ihre Mutter hat Sie mir anvertraut; es wäre nicht schicklich, wenn ich Sie anderswo hinführen würde, als wieder zu ihr". Was konnte ich darauf erwidern? Nichts, denn sie hatte im Grunde Recht, und zum Unglück läutete der Diener selbst an unsere Thüre und sagte: „Madame, hier ist Ihre Tochter, die die Frau Herzogin von Berwick Ihnen zurückbringt". Es war zu spät, um noch zu Ihnen zu eilen. Zürnen Sie mir nicht und bedauern Sie mich.

... Man belagert mich. Es ist mir rein unmöglich, Sie ein wenig zu umarmen. Ich bin sehr unglücklich, nicht wahr? Aber ich bitte um einen kleinen Dienst. Die große Schauspielerin, die Déjazet, schreibt mir eben ein reizendes Briefchen, das ich Ihnen schicke. Ich bitte um eine Antwort darauf, aber sehr liebenswürdig, denn ich kann ihre Einladung nicht annehmen. Sagen Sie ihr, daß ich deshalb untröstlich sei, aber noch sei nicht Alles verloren. Ein andermal also. Aber ich bitte um einen brillanten Brief, denn sie wird ihn gewiß allen ihren Colleginnen zeigen.

Bald darauf unternahm Rachel ihren Triumphzug nach London, dessen Erfolge sie getreulich ihrem „Secretär" Crémieux übermittelte. Sie wurde von der Königin und allen Familien der hohen Aristokratie empfangen, nicht wie eine Schauspielerin, sondern wie eine geniale Frau, die mit ihrem Besuch jenen eine Ehre erwies. Ihre Haltung war übrigens ganz vortrefflich. Sie that ihr Möglichstes, um die in Bezug auf gute Sitten sehr krittlichen Engländer zu befriedigen. In ihren vier Wänden entschädigte sie sich freilich für diesen

Digitized by Google

Zwang. Eines Abends, als sie von der Königin-Mutter kam, fand sie in ihrem Hôtel eine lustige Gesellschaft von Collegen, die sie erwartete. Sie schleuderte einen herrlichen Kaschmirshawl weg, den ihr die Königin aus Furcht, daß sie sich erkälte, gereicht hatte, und warf sich aufs Sopha mit dem lustigen Herzensschrei: „Kinder, ich fühle das Bedürfniß, mich zu encanailliren!" Auch von London erhielt Crémieux viele Briefe mit der Beschreibung ihrer Triumphe und mit den üblichen Aufträgen.

. . . Gewiß würden Sie lachen, wenn Sie die Stellung sehen würden, in welcher ich Ihnen schreibe. Es ist Mitternacht; die Collegen, die in meinen Vorstellungen mitspielen, verlassen mich eben. Es ist keine besonders gute Gesellschaft, deshalb war ich so vorsichtig, sie auf diesen Abend neun Uhr einzuladen, wo niemand aus der großen Welt mich besucht.

Um auf meine Stellung zurückzukommen, so liege ich in meinem Bette; drei Kopfkissen halten meinen Rücken aufrecht, eine Mappe auf meinen Knien, Tinte, Papier ꝛc. und die Kerze festgehalten von meinen Beinen, — der Ausdruck ist nicht sehr elegant, aber natürlich. Uebrigens habe ich einen besseren Ausdruck vergeblich gesucht, wenn Sie zufällig einen solchen finden, so haben Sie die Güte, ihn mir zu senden; meine Laufbahn ist noch lange und vielleicht finde ich eine Gelegenheit, ihn anzuwenden. Welche Schwätzerin, werden Sie denken! Aber bei alledem muß Ihnen das Eine gefallen, nämlich daß ich gesund und fröhlich bin. Meine Gesundheit ist wiederhergestellt und ich fühle mich heute so lustig, wie damals mit Ihnen in meinem rothen Zimmerchen, wo wir über das Theater sprachen und Sie für mich kleine Briefe schrieben. Ich sage kleine Briefe, um sie nicht zu entmuthigen, denn Sie werden mir noch manch andere schreiben . . . Aber vor Allem plaudern wir ein wenig über London, von seinen Bewohnern, vom Wetter, von meinen neuen Erfolgen, denn nachher müssen Sie hübsch artig sein und für mich schreiben.

London ist eine reizende Stadt, aber nicht um lange hier zu leben O französische Freiheit, wo bist du? Die Straßen sind prachtvoll, aber es ist unmöglich, in ihnen zu spazieren. Das schickt sich nicht, sagen die Einen. Thun Sie das nicht, sagen die Anderen. Die Balcons fehlen hier nicht, aber Niemand wagt sich darauf. Will man einen Hut aufsetzen? Wenn er nicht von der übereingekommenen Farbe ist, muß man sich wohl hüten, wenn man nicht ausgelacht sein will. Was das Wetter anbetrifft, so ist es weniger launenhaft. Es regnet bedeutend weniger, und das macht, daß es schöner aussieht.

. . . Zeigen Sie diesen Brief meiner Schwester Sarah nicht. Sie ist neidisch auf die Länge meiner Briefe an Sie und wüthend über die paar Zeilen, die ich an sie schreibe. In dem Briefe, den Sie an die Königin in meinem Namen schreiben, bitte ich nicht ihren Wunsch zu erwähnen, ein Autograph von mir zu haben. Ich habe die kleinen abschlägigen Antworten bereits benutzt, die Sie mir geschrieben haben, denn ich bin mit Einladungen bombardirt. . . . Ich studire schon eifrig meine neuen drei Rollen für nächsten Winter. Ach, der Ruhm, der Ruhm! Das ist das Schönste nach Gott! . . . Ich spare viel und hoffe, bei meiner Majorennität keine Schulden mehr zu haben. Man hat in einem Pariser Blatte geschrieben, ich weiß nicht mehr, in welchem, daß ich eine schöne Summe von einer Lady erhielt, bei der ich Verse declamirt habe. Wenn Sie dies dementiren können, so erweisen Sie mir eine große Freude, denn nichts ist falscher. Ich habe alle Geldgeschenke zurückgewiesen. Nicht um mich zu rühmen, sondern weil es nicht wahr ist und Lügen unnütz sind. Ich habe mir hier wie in Paris in der Gesellschaft Freunde, aber keine Gläubiger gemacht, wie die Sänger es thun, von denen ich es begreiflich finde. Was mich betrifft, so halte ich es für unter meiner Würde als tragische Prinzessin.

15. Juni 1841.

Ich hatte Ihnen versprochen, nach meinem Empfang bei der Königin in Windsor zu schreiben, aber in Wahrheit, die Kraft fehlte mir, um Ihnen meinen neuen Triumph mitzutheilen. Ich spreche zu Ihnen allein von meinen Erfolgen, denn die Anderen würden meine ganz naive Offenheit mit Ihnen für Stolz halten. Ich liebe Sie mehr als alle Welt, nach meiner Kunst, denn ihr verdanke ich ja das Glück, Sie zu kennen (zeigen Sie diesen Brief meinem Vater nicht)!

Nun ja, mein Thriumph! Um neun Uhr hielt ein schöner Wagen Ihrer Majestät, um mich in das alte und herrliche Schloß von Windsor zu führen. Während dieser kleinen Fahrt vom Hotel zum Schlosse, glaubte ich zu träumen; aber nein, das Alles war ja Wahrheit: ich stieg wirklich aus dem Wagen, welcher Victoria gehörte, und sah mich bald in den Sälen von Tausendundneiner-Nacht.

Die Königin hatte an diesem Tag ein Couvert für hundert Personen. Ich durfte mich also eine Zeitlang in diesen Galerien ergehen, welche trotz der Beleuchtung noch immer die tragischen Scenen darstellen, die hier begegnet sind. Um zehn Uhr kündigte man uns J. M. die Königin an. Welche plötzliche Verwandlung zeigte sich auf allen Gesichtern. Man sieht schon, daß der Eine sein Compliment sucht, das er seit acht Tagen gedrechselt hat; der Andere nimmt eine ganz graziöse Physiognomie an. Alle erheben sich. Die Königin kommt langsam herein, wirft einen schönen Blick nach allen Seiten, grüßt die Gesellschaft und nimmt Platz inmitten der stummen Versammlung, welche ihre geringste Bewegung beobachtet. Endlich setzen sie sich, und ich erwarte die Befehle der Königin. Bald sehe ich einen großen hageren Mann sich mir nähern: es ist der Ceremonienmeister, der mir in ziemlich schlechtem Französisch sagt, daß die Königin warte. Meine Furcht verdoppelte sich, aber endlich muß ich siegen oder sterben. Ich fing übrigens mit dem zweiten Act von Bajazet an, und ich sah, daß ich wider Willen mich verstellen mußte, wie Viele in meiner Umgebung.

Ein kleiner Mann der tragischen Truppe hatte sich beeilt, die Ehre anzunehmen, an den Hof zu gehen, um mit mir zu spielen. Roxane, die Ironie-Scene zwischen Pyrrhus und Hermione erlangten allgemeinen Applaus, was wegen der Etiquette noch niemals geschehen war. Ich vollendete diesen glänzenden Abend mit dem 3. Act von „Maria Stuart", welcher der Königin überaus gefiel. Sie selbst hat es mir gesagt. Sie endigte damit, daß sie mir ein schönes Armband überreichte, auf welchem ihr Name und das Datum eingegraben ist. Dann zog sie sich zurück. Es war Mitternacht vorüber. Man begann wieder dieselbe Ceremonie wie Anfangs.

So endigte für mich dieser glänzendste Abend meiner Carrière. Man hatte mir ein herrliches Souper bereitet, aber ich berührte nichts, so müde war ich von den verschiedenen Emotionen und der Hitze.

Im September desselben Jahres kehrte Rachel über Bordeaux nach Paris zurück. Häßliche Gerüchte circulirten über sie. Frau Crémieux interpellirte sie brieflich, indem sie ebenso viele Umschreibungen gebrauchte, als ihr Mann seiner Zeit, um dem jungen Mädchen „Phädra" zu erklären. Rachel protestirte. Es seien unwürdige Verleumdungen, von Neidern erfunden, um ihr zu schaden; sie sei noch immer der Liebe ihrer Freunde würdig. Frau Crémieux glaubte ihr. Nach einigen Tagen verlauteten bestimmtere Thatsachen. Das damals strengere Publicum äußerte seine Unzufriedenheit, indem es seine Lieblingsschauspielerin bei ihrem Wiederauftreten mit der größten Kälte empfing. Frau Crémieux schrieb an Rachel abermals einen Brief, der von der großen Zärtlichkeit für ihre Schutzbefohlene zeugte. „Gewiß wollen Sie in Paris und London nicht nur eine Frau sein, die man bloß wegen ihres Talents auf dem Theater sieht, und daß jetzt die jungen Mädchen, die bisher den Namen einer Schwester von Ihnen verlangten, Ihnen ausweichen." Das Ehepaar schmeichelte sich noch, sofort einen Brief zu erhalten, der ihrem Wunsch entspräche. Aber Rachel schwieg. Crémieux schickte seinen Diener zu ihr, doch er erschien wieder mit der Antwort: „Fräulein Rachel läßt sagen, daß es keine Antwort gibt." Damit war Alles zu Ende. Rachel erschien nicht mehr bei ihren Freunden.

Als die Revolution von 1848 ausbrach und Crémieux Justizminister wurde, erhielt er von Rachel einen Brief, worin sie um eine Audienz bat. Auch seine Frau erhielt ein Schreiben von ihr.

Der vollständige Umsturz aller vergangenen Dinge gibt mir die Kühnheit, Sie um das Interesse und die Freundschaft zu bitten, die Sie ehemals dem jungen Mädchen bezeugt haben. Wenn ich mich heute zu diesem Schritt ermuthigt fühle, so ist es, weil meine Gesinnungen und mein Betragen mich des Appells an Ihr Herz würdig machen. Schon hat der Justizminister mich mit Güte empfangen; Sie, die Sie Frau und zärtliche Mutter sind, werden Sie Ihre Arme der aufrichtig Bereuenden zu öffnen verweigern? Ihr wohlwollendes Lächeln gibt mir die Hoffnung; ich habe es übrigens nöthig, denn ich werde als Phädra auftreten vor dem großen französischen Volke, und um mich seines Beifalls würdig zu erweisen, muß mein Herz voller Hoffnungen und edler Gefühle sein.

Digitized by Google

Wie man sieht, hat Rachel in der Zwischenzeit sowohl im Stil, als in der Orthographie Fortschritte gemacht. Trotzdem blieb ihr die Familie Crémieux verschlossen. Diese hatte eine Tochter, die groß wurde; dieses allein, von anderen Gründen abgesehen, hätte sie verhindert, Rachel wieder in ihren Kreis aufzunehmen. Frau Crémieux schrieb ihr einen aufrichtigen Brief, auf welchen Rachel mit einigen verletzenden Worten antwortete. Gleichwohl bewahrte die Rachel ihre Anhänglichkeit für ihre ehemaligen Freunde, so daß sie im Jahre 1854 Crémieux um Vertretung ihrer Rechte bat, als sie einen Proceß mit dem Theaterdichter Legouvé hatte, in dessen „Medea" sie nicht auftreten wollte. Crémieux sagte zu. Seine Tochter war verheirathet, und er empfand gar keine Skrupel mehr, die Tragödin bei sich zu empfangen. „Sie mag kommen", sagte er zu ihrer Mutter, „das wird mich 16 Jahre verjüngen; ich werde mich ins Jahr 1838 versetzt glauben." Diese Worte erwiderte Rachel mit einem herzlichen Schreiben, worauf sie sich bei Frau Crémieux einfand. Sie weilte von nun an oft im Haus ihrer Freunde und war stets voller Einfachheit und natürlichen Esprits. Ihre Reise nach Amerika war ihr Ende. Brustkrank, mit überreizten Nerven, hatte sie dort nicht den erhofften Erfolg. Zum Tode verurtheilt von den Aerzten, kehrte sie nach Paris zurück und starb am 3. Januar 1858 bei Cannes, achtunddreißig Jahre alt. Ihre Familie übersendete Crémieux eine herrliche Ausgabe französischer Classiker, die ein Theil ihrer Bibliothek gewesen war.

Z.

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Schluß.)

VI.

Zwei Monate sind nach dem Brand des Museums verflossen. Während dieser Zeit verbrachte Richard mehr Zeit als gewöhnlich bei Athalie. Er suchte nur ungern seine gewohnten Zerstreuungen auf und verrieth hierdurch, wie behaglich er sich daheim fühlte.

Einmal sprach er zu ihr:

„Athalie, ich hasse die Welt."

„Das freut mich."

„Weshalb?"

„Das können Sie doch errathen."

Richard glaubte, es errathen zu haben. Gerührt reichte er ihr die Hand.

„Sie allein sind mir treugeblieben. Die ganze Welt hat sich gegen mich gekehrt. Sie sollen wissen, daß ich jetzt zum dritten Male abgebrannt bin."

„Das verstehe ich nicht."

„Rauch ist keiner zu sehen, doch bin ich total abgebrannt. Die Versicherungs-Gesellschaften, bei denen mein Museum assecurirt war, strengten einen Proceß gegen mich an und gewannen denselben, weil mehrere historisch merkwürdige Gegenstände nicht echt gewesen seien. Vergebens wandte ich ein, daß einige Kunstgegenstände freilich nicht echt gewesen seien, alles übrige aber lauter alte, durch authentische Documente als echt bewiesene Reliquien waren; — es nützte mir nichts. Das Gericht entschied zu Gunsten der Gesellschaften und sprach mir statt des idealen Werthes des ganzen Museums blos dessen allgemeinen Werth zu: Gold für Gold, Eisen für Eisen, Möbelstück für Möbelstück, welcher Fürst es auch als Thron benutzt haben mochte. Meine Freunde haben mich verrathen, gegen mich ausgesagt, das Gericht hat mir ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, die Geldmenschen haben mich ausgeraubt, und ich hasse jetzt meine Freunde, unsere Institutionen, England — die ganze Welt."

„Was man haßt, kann man leicht verlassen."

„Ich hätte in der That Lust dazu. Eine Kugel würde mir sehr rasch Ruhe verschaffen."

„Oh, ich habe nicht dies gemeint; nicht die andere Welt, sondern blos die neue Welt. Auch jenseits des Meeres gibt es eine Welt."

„Sie meinen, ich solle England verlassen?"

„Gewiß, da Sie doch dieses Land hassen."

„Hieran habe ich noch nicht gedacht. Ich hatte fortwährend geglaubt, ich könne meine Finanzen noch in Ordnung bringen. Dieser Gedanke hatte mich vollkommen in Anspruch genommen. Es war meine Absicht gewesen, auf dem Schlachtfelde zu sterben oder zu siegen. Meine Schulden betragen ungefähr den Werth meiner Besitzungen. So lange ich noch meine Diamanten und die Schätze meines Museums besaß, konnte ich die Sache leicht nehmen, da ich mit deren Erlös meine sämmtlichen Schulden bezahlen konnte. Das ist nunmehr illusorisch geworden. Statt fünfundneunzigtausend Pfund erhielt ich eine Entschädigung von blos fünfzehntausend Pfund. Dies ist alles, worüber ich verfüge. Bei großer Sparsamkeit könnte ich meine Schulden vielleicht mit den Erträgnissen meiner Besitzungen tilgen, doch ist der Credit kein Handelsartikel. Sobald man gewahren würde, daß ich meine bisherige Lebensweise nicht fortsetze, würde ein Jeder Anstrengungen machen, das Dach über meinem Kopfe in Stücke zu brechen, um sich wenigstens mit einem Ziegel sicherzustellen. Ein Mann, mit dem es bergab geht, darf nicht zurücktreten."

„Umsomehr Grund, das sinkende Schiff zu verlassen."

„So lange ich noch die letzten fünfzehntausend Pfund in Händen habe, wie?"

„Ich verfüge über dieselbe Summe, die mir Lord Crowndale vermachte. Die beiden Summen würden in Amerika hundertfünfzigtausend Dollars ausmachen."

„Nur daß ich daheim auch noch Ehrenschulden habe. Die Wetten, die ich letzthin beim Derby-Rennen verlor — auch da hatte ich Unglück — belaufen sich auf zehntausend Pfund."

„Verloren Sie sie an Ihre Freunde?"

„Ich verstehe Ihre Ironie bei dem Worte ‚Freunde', doch kennt ein Gentleman hierin keinen Unterschied. Ein englischer Lord hat keine Wahl: er muß zahlen oder sich eine Kugel durch den Kopf jagen."

„Ich sage Ihnen aber, daß ein lebender amerikanischer Yankee mehr werth ist, als ein todter englischer Peer, eines so schönen Todes er auch gestorben sein mag."

„Ach, Athalie! das ist eine schwere Wahl. Kann denn der Mensch ohne Ehre leben?"

Ihr gegenüber war diese Frage schlecht angebracht. Sie erhob sich blos mit schmerzbewegtem Antlitz vor dem Manne, breitete in stummer Resignation die Arme aus, ließ dann den Kopf sinken und faltete die Hände im Schooße, wie wenn sie sagen wollte: „Ich bin ein Beweis, daß er leben kann!"

Richard verstand diesen stummen Vorwurf. Er selbst hatte Athalie gelehrt, daß — — daß die Schildkröten auch ohne Gehirn leben können. Und nun stand er selbst auf dem Punkte, am eigenen Körper das Experiment zu machen, ob die Ehre der Luft gleich sei? ob, wenn man sie hermetisch vom Körper abschließt, das Leben zu Grunde gehen muß?

Noch unentschlossen trennte er sich von Athalie, doch entschieden schon die nächsten Tage zu Gunsten der jungen Dame.

Lord Timple's Gläubiger begannen früher, als er erwartet hatte, den Feldzug.

Sie verlangten die Verhängung der gerichtlichen Sperre über ihn, seiner unsinnigen Verschwendungen wegen.

Er erschrak selbst, als er erfuhr, was er schuldig sei. Er hatte die Summe für viel geringer gehalten. Jetzt schlugen die Wogen über ihn zusammen.

„Nun habe ich keine Wahl mehr, Athalie. Schande und Spott trifft mich in jedem Falle. Nicht genug damit, daß ich alles verloren habe, ich werde nicht einmal dem Schuldthurm entgehen. Meine ergebensten Leute werden zu meinen hartnäckigsten Verfolgern. Ich habe keinen Tag zu verlieren: entweder hierher oder dorthin."

Digitized by Google

Bei dem Worte „hierher" deutete er zu seinen Füßen; dort ist Amerika; bei dem Worte „dorthin" wies er gen Himmel.

„‚Dorthin' auf keinen Fall", erwiederte Athalie, „‚hierher' unter allen Umständen."

Nur daß dort unten nicht blos Amerika allein ist.

„Jetzt ist sogar eine Flucht mit Schwierigkeiten verbunden, denn meine Gläubiger bewachen mich."

„Wir werden sie mit Leichtigkeit überlisten können. Ich verschaffe uns einen Reisepaß unter meinem, von Niemandem gekannten Familiennamen, lasse Sie als meinen Diener eintragen, Sie verkleiden sich und folgen mir in der Eigenschaft eines Dieners nach New-York. Wer kann Ihnen denn dort weiter etwas anhaben?"

„Sie sind ein kluges Mädchen, Athalie; — in diesem Falle müssen Sie aber noch eines besorgen. Hier haben Sie meinen letzten Baarvorrath, den ich in Geldeswerth nicht mit mir nehmen kann; begeben Sie sich mit demselben zu dem Banquierhaus Sheriff & Johnson und lassen Sie sich auf New-York lautende Wechsel ausfolgen. Zugleich können Sie auch die Sache mit dem Reisepaß ordnen."

„Sehr wohl, mein Herr, reisen Sie mit dem ersten Zuge sofort nach Southampton, ich folge Ihnen morgen früh. Nehmen Sie Billets für uns, und wenn kein abfahrtbereites Schiff im Hafen liegen sollte, so miethen Sie einen Separatdampfer für uns. Bei derartigen Vorkommnissen ist Schnelligkeit der nothwendigste Factor."

Richard war von den unmittelbar auf einander folgenden Unglücksfällen, sowie von denjenigen, die sich noch in der Ferne thürmten, dermaßen consternirt, daß er als ungeübter Betrüger erst auf der Flucht gewahrte, welch' ungeheuren Fehler er begangen hatte!

Die junge Dame, der er seinen letzten Geldvorrath anvertraut hatte, um Wechsel zu kaufen, war ja, obschon sie bei der Trennung seinen Abschiedskuß geduldet hatte, nicht einmal seine Gattin. Wie, wenn es diesem Weibe jetzt einfallen wird, ganz einfach zu vergessen, daß es einen Menschen auf der Welt gibt, den es befreien müßte? Was gilt er diesem Weibe? Welche Treue kann er von demselben fordern?

Es war das sicherlich eine Uebereilung gewesen, doch konnte er die Sache am Ende niemand Anderem anvertrauen, da seine Flucht dadurch vorzeitig verrathen worden wäre.

In dem zum voraus verabredeten Hotel angekommen, ließ sich Richard ein Zimmer geben und legte sich während der ganzen Nacht nicht einmal zu Bette.

Er vergegenwärtigte sich, daß, wenn ihn Athalie jetzt hintergeht, er sowohl die Schande, als auch den Verlust haben wird. Er wird verurtheilt und ausgelacht.

Wenn Athalie bis morgen Mittag nicht bei ihm ist, bleibt ihm in der That nichts weiter übrig, als sich zu erschießen.

An diesem einen Tage lernte Richard Timple, wie sehr er das Leben liebe und wie sehr er den Tod fürchte.

So lange er reich war, so lange ihm das Leben blos Freude und Genuß bedeutete, hatte er es zahllose Male unbekümmert und leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, und nun, da ihm das Bild der Zukunft blos als eine unbestimmte Kette von Angst und Schrecken vorschwebt, klammert er sich an dasselbe, fürchtet er sich so sehr, es zu verlieren.

Selbst als Dienstmann ist's gut zu leben!

Es war nicht rathsam, sein Zimmer zu verlassen; geduldig mußte er in demselben der kommenden Dinge harren. Wenn er den Ton einer weiblichen Stimme, das Rauschen eines Frauenkleides im Corridor vernahm, eilte er zur Thür, um zu lauschen: ob denn die Erwartete noch immer nicht komme? Und nach jeder neuen Täuschung warf er sich verzagt auf das Sopha nieder.

So war noch keine „Gattin" vom Gatten erwartet worden!

Je näher der Abend des nächsten Tages kam, je höher stieg Richards Unruhe. Er warf sich selbst seine gegenwärtige Situation vor. Wenn dieses Wesen in Wahrheit seine Gattin wäre, brauchte er sich ihretwegen nicht zu ängstigen, könnte er mit Sicherheit erwarten, daß sie ihm treu bleibt. Was ist sie ihm aber unter den obwaltenden Verhältnissen schuldig? Blos einen infamen Betrug. Und den wird sie ihm jetzt ausgiebig zurückerstatten.

Eine Ausnahme, eine Hoffnung hält ihn noch aufrecht: „dieses Mädchen liebt mich".

Er vertraut der Liebe, der verhöhnten, geschändeten Liebe. Er erwartet, daß das Mädchen, welches liebt, das vergessen wird, was es haßt.

Als seine Angst den Höhepunkt erreichte, erfaßte ihn der Gedanke, daß man das Schicksal vielleicht mit einem Gelübde bestechen könnte.

Er gelobte sich, daß, wenn dieses Mädchen auch jetzt noch treu bleibe, wenn es ihm nachkomme, wenn es ihn rette, er es nach erfolgter Ankunft in Amerika sofort in Wirklichkeit zur Frau nehmen werde.

Oh, wie schlecht kannte er dieses Geschöpf!

Oh, wie schlecht kannte er Athalie's Herz, als er glaubte, daß sie ihm bis zu Ende treu bleiben und mit ihm gehen werde, weil sie ihn liebe.

Ja, Athalie — wird ihm treu bleiben, — wird mit ihm gehen, — aber nur, weil sie ihn haßt!

Es klopfte an der Thür.

Richard beeilte sich zu öffnen. Athalie war gekommen.

Richard konnte sich nicht enthalten, die Retterin in die Arme zu schließen. — Sie ist also doch gekommen, sie hat mich also doch nicht betrogen!

„Benehmen Sie sich vorsichtig!" begann Athalie. „Von diesem Moment an müssen Sie die Rolle spielen, die Ihnen in meinem Reisepasse vorgeschrieben ist. Verrathen Sie sich ja nicht, ehe wir amerikanischen Boden unter den Füßen haben."

„Meine Rolle wird eine schwere sein, denn ich bete Sie jetzt mehr denn je an."

„Jetzt ist nicht hiervon die Rede. — Haben Sie Billets für die Seefahrt gelöst?"

„Ja, morgen geht das nächste Schiff ab."

„So lassen Sie unser Gepäck sofort aufgeben. Hier sind Ihre Wechsel, nehmen Sie sie an sich. Für die Escompte habe ich einen halben Procent aus Eigenem bezahlt, worüber wir in New-York verrechnen werden. Für die Reisespesen müssen Sie Sorge tragen."

Richard verwahrte die Wechsel in seinem Portefeuille. Die Papiere lauteten auf das bestaccreditirte Londoner Bankhaus; sie waren gleichwerthig mit dem Golde.

Sie ist denn doch ein wackeres Mädchen. Sie ging nicht durch mit so vielem Gelde.

„Wenn ich sie geheirathet hätte, wäre sie mir vielleicht nicht so treu ergeben."

Er begann bereits zu vergessen, daß er in den Stunden seiner Bedrängniß Jemandem gelobt hatte, dieses Mädchen zu seiner Ehegattin zu nehmen, wenn es ihm auch jetzt treu bleibe.

Auf dem Krankenbette gelobt man gar Vieles, was man nach der Genesung vergißt.

Seine sicheren Wechsel hatte er ja bereits in der Tasche.

Am nächsten Tage traten sie bei günstigem Wetter ihre Reise nach der neuen Welt an.

Richard mußte sich daran gewöhnen, auf dem ganzen Wege im Hinterdeck zu wohnen und auf den Namen Jemmy zu hören, sich Athalie gegenüber respectvoll zu benehmen und ihr den großen Plaid nachzutragen, wenn sie auf dem Verdeck spazierte.

Athalie unterhielt sich zwanglos mit den männlichen Reisegenossen, wie eine Person, die sich um ihren Begleiter blos insofern bekümmert, als sie sich ein Glas Wasser durch ihn bringen läßt, wenn sie Durst hat.

„Sie versteht es vorzüglich, die vornehme Dame zu spielen, — das muß ihr der Neid lassen."

Richard mußte sich dies insgeheim gestehen.

Sie schickte ihn sogar in den Conversationssaal, damit er ihr die letzte Timesnummer hervorsuche, in welcher telegraphisch gemeldet war, daß Lord Timple plötzlich aus London verschwunden sei, und seine Gläubiger alle Hafenbehörden angewiesen haben, ihn im Ergreifungsfall dingfest zu machen.

In seiner Gegenwart besprachen die Leute die Details dieser scandalösen Flucht. Athalie betheiligte sich selbst an

Digitized by Google

dem Gespräch und verstand es prächtig, vollkommen Unwissenheit zu erheucheln. Zuweilen setzte sie Mylord durch einige geflüsterte Worte von den ihn näher interessirenden Meinungen in Kenntniß, besonders davon, daß dieser Dr. Mac-Fellen, der sich so eingehend und freundschaftlich nach Jedermans Befinden erkundigt, nicht so sehr Arzt, als Polizeiagent ist, der in verschiedenen Aufträgen nach New-York reist. Vor diesem Herrn möge er sich also insbesondere in Acht nehmen.

Am sechsten Tage ihrer Reise ereilte sie ein heftiges Unwetter. Schaden richtete es zwar nicht an, doch ward ein großer Theil der Reisenden von der Seekrankheit befallen, so auch Richard.

Zum ersten Mal in seinem Leben ward Mylord von dieser Krankheit ergriffen, auf seinen bisherigen Reisen hatte sie ihn stets verschont. Er war ganz verzweifelt. Er meinte, das jüngste Gericht sei angebrochen. Er verfluchte sich, weil er ein Schiff bestiegen hatte, weil er nach Amerika reisen wolle, da er doch auch nach China oder Rußland hätte reisen können, ohne das Festland zu verlassen. Wenn er sich leichter fühlte, fragte er nach Athalie, und erfuhr, daß dieselbe vollkommen gesund sei, das Unwetter unerschütterlich, wie ein Felsen, über sich ergehen lasse, auf dem Verdeck auf- und niederwandle und über andere Leute lache, die schwindelnd nach einem Winkel suchen.

Jener bewußte Doctor besuchte auch ihn häufig, doch hütete sich Richard, irgend eine Dienstleistung von ihm anzunehmen. Näherte er sich ihm, so zog er seine Schlafmütze noch fester über die Ohren, um seine Perrücke niederzudrücken.

Am siebenten Tage steigerte sich die Heftigkeit des Unwetters noch, Richard konnte seine Hängematte gar nicht mehr verlassen und sein Kopf schmerzte ihn so sehr, daß er die an ihm vorüberrennenden Gestalten nicht einmal zu unterscheiden vermochte. Soviel verstand er noch, daß ihm mehrere zuredeten, aufzustehen, denn seine Lady rufe nach ihm. Seinetwegen mochte Mylady rufen, so viel und so lange sie wolle; heute werde nicht Komödie gespielt.

Jetzt kam aber Athalie selbst.

„Rasch Jemmy, stehen Sie auf, sonst gehen Sie zu Grunde. Das Schiff sinkt."

Dieses Wort wirkte mit Zauberkraft.

Sofort stand Richard auf den Füßen; der Schrecken verlieh ihm Kraft.

„Das Schiff erhielt ein Leck unter der Wasserlinie, seit Mitternacht arbeiten die Pumpen bereits. Der Capitän theilte mir im Vertrauen mit, daß das Schiff nicht gerettet werden könne und schon werden die Rettungsboote ins Wasser gelassen. Stützen Sie sich auf mich, damit wir noch zu rechter Zeit entkommen, nicht erst im Moment der allgemeinen Verwirrung."

Zitternd lehnte sich Richard an Athalie, doch kaum waren sie aufs Verdeck gelangt, als sich Richard beim Anblick des schäumenden Meeres, auf welchem das Schiff gleich einer Nußschaale hin- und hergeschleudert wurde, neuerdings vom Schwindel ergriffen fühlte, und hätte ihn Athalie nicht am Arm erhascht, so wäre er unfehlbar ins Wasser gestürzt.

In seinem regentriefenden Kautschukmantel trat der Capitän zu ihnen hin und sagte, sie möchten das große Boot besteigen, welches bereits auf der Wasserfläche schaukelte.

So viel ist sicher, daß Richard niemals in dieses Boot gelangt wäre, wenn er nicht Athalie an der Seite gehabt hätte. Bei jedem Schritte schwindelte es ihn, glitt er aus, und wenn ihn das Mädchen nicht gewaltsam am Arme gehalten hätte, wäre er längst eine Beute des Meeres geworden.

„Ah, Athalie! ah, Athalie!" stöhnte er, von Furcht erfüllt.

„Nennen Sie mich nicht bei meinem Namen!" raunte sie ihm heftig zu. „Sehen Sie denn nicht, daß der Doctor hinter uns ist."

Jetzt erschrak Richard nur noch mehr, und er wäre sicherlich ohnmächtig geworden, wenn nicht Athalie, die sich mit einer Hand an die Strickleiter klammerte, ihren zitternden Reisegefährten mit der anderen Hand in das unten schaukelnde Boot gestoßen hätte, wo er dann der Länge nach hinfiel.

„Fürchten Sie nichts", flüsterte ihm Athalie ins Ohr. „Wir haben ja noch Glück im Unglück. Der Doctor ist in das zweite Boot gekommen und der Sturm wird uns auseinander werfen. Die beiden Boote können nicht beisammen bleiben."

Richard dankte für ein solches Glück.

Der Schiffbruch war aber thatsächlich ein wahres Glück für ihn. Die Insassen des großen Bootes verloren gegen Abend das Schiff und das zweite Boot aus den Augen, um Mitternacht legte sich der Wind, und am nächsten Morgen nahm ein gen New-York dampfendes Schiff die Schiffbrüchigen auf. Es war ihnen nicht das mindeste Leid geschehen.

Nach wenigen Tagen kamen sie in New-York an. Von den in dem zweiten Boote Entkommenen drang keinerlei Nachricht zu ihnen.

Athalie schlug vor, in New-York zu bleiben. Wer vergessen, unerkannt bleiben will, verbirgt sich am besten in einer großen Stadt. Hier kennt kein Mensch den anderen.

Athalie miethete unter dem Namen Mistreß Saylor ein Privathaus, wie dieselben bereits möblirt und eingerichtet an Fremde vermiethet werden.

„Wünscht die Mistreß zu Hause zu speisen?" fragte der Wirth, als er Athalie in ihre Zimmer führte.

„Jawohl, Sir; ich pflege um sechs Uhr zu speisen, mein Diener, Mister Jemmy, speist zwei Stunden früher."

Mister Jemmy stand hinter ihr.

„Sehr wohl, Mistreß. Wünschen Sie Ale oder Porter zu Tische?"

„Weder das Eine noch das Andere. Ich pflege Sherry zu trinken."

„Der ist bei mir nicht zu haben, doch bekommt man welchen im „blauen Schwan". Wünschen Sie, daß ich ihn von dort holen lasse? Der Hausknecht thut es für einen Halbpenny."

„Unnöthig. Mister Jemmy, mein Diener, wird ihn holen."

Lord Richard war der Mummerei bereits überdrüssig, und als man sich zum zweiten Mal auf ihn berief, wandte er Athalie den Rücken und begann zum Fenster hinauszusehen.

„Weitere Dienstleistungen benöthigen Mistreß nicht?"

„Nein; — mein Diener wird Alles besorgen."

Der Wohnungsvermiether entfernte sich.

Unmuthig wandte sich Richard vom Fenster zurück.

„Mylady!"

Es war das erste Mal, daß er Athalie unter vier Augen Mylady nannte.

„Nun?"

„Ich denke, daß es bereits unnöthig ist, die Komödie fortzusetzen, da wir uns schon in Amerika befinden und nichts zu fürchten haben."

„Welche Komödie?"

„Nun, daß Sie mich da fortwährend für Ihren Bedienten ausgeben."

„Ich verstehe Sie nicht. Was sind Sie denn sonst?"

Richard stutzte bei dieser Frage.

„Was ich bin? — Ihr Bedienter auf keinen Fall."

„Es ist ja wahr, daß Sie kündigen und fortgehen können, doch bin nur ich allein mit einem Reisepaß versehen, in welchem Sie als mein Diener aufgenommen sind; auch kann ich Ihnen Ihr Zeugniß nur in diesem Sinne ausstellen."

Schweigend starrte Richard Athalie an. — Was mag die wollen?

„Uebrigens begreife ich nicht", fuhr Athalie kaltblütig fort, „was Sie gegen Ihre Stellung einzuwenden haben? Sie haben in meinem Hause Ihr eigenes Zimmer, eine Sommer- und Winterlivrée, Frühstück, Mittag- und Abendessen erhalten Sie auch, Sie können kommen und gehen ganz nach Belieben, anständiges Monatssalair zahle ich gleichfalls und Ihre gesammten Obliegenheiten bestehen darin, daß Sie meine Wohnung in Ordnung halten und mir den Tisch zu decken haben."

Lord Richard vermochte sich noch immer nicht darüber klar zu werden, ob er wache oder träume.

„Sie mögen mir glauben, daß Sie schwerlich einen besseren Dienst finden werden; in Amerika muß ein Jeder,

Digitized by Google

der leben will, auch arbeiten, und Sie verstehen ja gar kein Handwerk! Was könnten Sie anfangen mit Ihrem gebrochenen Fuß und Ihren verweichlichten Nerven? Sie können hier nichts weiter sein, als ein Bedienter, ob nun bei mir oder bei Anderen."

Jetzt brach Mylord los.

„Haben Sie den Verstand verloren?"

„Ich bin vollkommen bei Sinnen, Sir, und verstehe Sie. Sie konnten eben noch nicht vergessen, daß Sie ehemals Lord Timple waren. Männer sind in dieser Beziehung sehr empfindlich. Und am Ende ist's doch gleichgültig, ob man Sie nun „Lord Timple" oder „Mister Jemmy" nennt — —"

Jetzt erschrak Richard. Eine schwache Erinnerung durchzuckte seine Nerven gleich einem Blitzschlage.

„Doch selbst wenn Sie dies bekannt machen könnten, was würden Sie dadurch gewinnen? Sie würden nach England zurückkehren? Höchstens würden Sie erreichen, daß man Sie allgemein verspotten und als durchgebrannten Schuldner ins Gefängniß setzen würde."

Rasch griff Lord Richard an seine Brusttasche und athmete erleichert auf. Seine Brieftasche war an Ort und Stelle.

„Mein Fräulein", sprach er achselzuckend, „Sie haben Ihren scharfen Verstand in Europa vergessen. Sie wissen ja ganz gut, daß ich hinreichendes eigenes Vermögen besitze. Sie selbst übergaben mir meine Wechsel, und die habe ich jetzt bei mir."

„Das ist wahr", erwiderte Athalie ohne Verwirrung, „indessen macht mir die Sache so manche Scrupel. Ich bin nicht ganz sicher, ob diese Wechsel nicht aus derselben Fabrik herrühren, aus welcher das Trauungsbuch von Black-Hill hervorging."

„Was sagen Sie?"

„Ich sage, daß Robin's Räuberballaden dieselbe Gültigkeit vor dem Altare hatten, als Ihre Wechsel vor dem Gerichte haben werden."

„Was thaten Sie mit meinem Gelde?" fragte Richard wuthschäumend.

„Ich habe Ihr Geld", sprach Athalie voll unaussprechlicher Verachtung und Geringschätzung, „dem Rettungshause für unglückliche Frauen übergeben, während die Wechsel, die Sie bei sich haben, blos geeignet sind, um an der Stelle, wo Sie dieselben präsentiren, Ihre Verhaftung als Wechselfälscher zu veranlassen."

Voll Wuth stürzte sich der Mann auf Athalie.

Diese streckte den Arm aus, und der Mann blieb vor der Spitze des Zeigefingers dieser ausgestreckten Hand wie verzaubert stehen und brach in Schluchzen aus.

Dann verdeckte er sein Gesicht mit den Händen und stöhnte.

„Was haben sie aus mir gemacht?

„Das, was Sie aus mir machten! Sie machten mich zu Ihrer Magd, — und ich mache Sie zu meinem Diener!"

Und bei diesen Worten umklammerte sie die Hand des Mannes mit eiserner Gewalt.

Erbleichend wich Richard vor dieser teuflisch schönen Erscheinung zurück. Das Gesicht der Dame glühte, ihre Augen blitzten, die geöffneten Lippen ließen die zusammengepreßten glänzenden Zahnreihen sehen, ihre Locken umflatterten schlangengleich das Zorn und Wuth verrathende Antlitz. Sie glich einem Dämon, der zur festgesetzten Zeit den ihm verschriebenen Verdammten holt.

„Entsetzliches Weib!" keuchte Richard und umklammerte die Lehne eines Stuhles. „Ein furchtbarer Gedanke erfaßt mich! Sie waren es, die mich zweimal meiner Schätze beraubten, zweimal meine Häuser in Brand steckten!"

Athalie richtete sich hoch empor, — stolz blickte sie auf ihn nieder, dieser Blick konnte auch für ein Lächeln angesehen werden, — und antwortete:

„Ich war es!"

Aus der Hauptstadt.

Aus den Concertsälen.

Anton Rubinstein. Frau Nilsson. Herrn von Herzogenberg's Symphonie.

Im Kunstleben treten manchmal Erscheinungen hervor, die der Fachkenner gar nicht beurtheilen kann, wenn er nicht bei der Culturgeschichte Aufklärung des Räthsels sucht. Eine solche Erscheinung hat die letzte Anwesenheit Rubinstein's in Berlin geboten. Die Leser der „Gegenwart", welche meine Artikel mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, werden sich gewiß erinnern, wie ich bei jeder Gelegenheit meine Bewunderung für die Genialität, für die außerordentlichen Leistungen dieses Künstlers kundgegeben habe. Sein herrlicher, aller Färbungen fähiger Anschlag, sein feuriger Vortrag, seine ganz großartige Technik, die unvergleichliche Ausdauer und seine immer von lebhaftester Phantasie zeugende Auffassung lassen fast immer die Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten seiner Leistungen vergessen über dem Gesammteindruck einer gewaltigen Natur. Es ist also eine auch dem Fachkenner erklärliche Erscheinung, wenn das Publicum alle Ungleichheiten, das öftere Mißlingen des Technischen, überhetzte Tempi und dergl. ganz übersieht und nur im Enthusiasmus schwelgt. Aber die Erscheinung, daß der Enthusiasmus sich am stärksten zeigt, sich bis zum Mode-Taumel steigert in einer Periode, in welcher der geniale Künstler seine schwächsten, ja manche nicht zu entschuldigenden Leistungen bot, dieser Erscheinung gegenüber muß der Fachkenner als solcher rathlos dastehen, und nur die Culturgeschichte kann ihm helfen. Und diese lehrt ihn, daß im Kunstleben wie im politischen die enthusiastischen Anhänger ihre Begeisterung dadurch am besten darzulegen suchen, indem sie nicht die Größe ihres Abgottes preisen, sondern seine Schwächen als das Höchste bejubeln. Ich kann, ohne im mindesten von meiner Bewunderung der so reichen Begabung Rubinstein's abzugehen, mit gutem Gewissen versichern, daß er bei keinem seiner öfteren künstlerischen Besuche in Berlin so viel Verfehltes, nicht zu Uebergehendes geboten hat, als während dieser letzten Concertreihe. Das lag schon in der Aufstellung der Programme vorbedingt. Er hat in sieben Concerten 120 Stücke (wenn nicht mehr) vorgetragen, an einem Abende acht Beethoven'sche Sonaten nacheinander. Wollte er nun alle diese Compositionen je nach ihrem Charakter, nicht nach seiner Willkür wiedergeben, wollte er wenn auch ein noch so rasches, aber die Gedanken-Klarheit wahrendes Tempo nehmen, so mußte jedes Concert über drei Stunden dauern. Er hat aber nie mehr als zwei und eine Viertelstunde am Clavier gesessen. Der einigermaßen musikalische Leser kann sich also leicht eine Vorstellung bilden von dem Blitzzug-Tempo, in welchem viele Stücke vorübersausten. — So lange noch Chopin, Schubert und Schumann, Liszt 2c. vorgeführt wurden, konnte man über den vielen Glanzmomenten die Mängel der Leistung übersehen. Ja, ich gehe an der pflichtschuldigen Rücksicht für einen genialen Künstler noch vorüber und sage: Wenn er zwischen anderen großartigen Leistungen einmal eine Sonate von Beethoven verfehlt, so darf diese eine schwächere Leistung nicht hervorgehoben werden zum Nachtheile der anderen. Ich erinnere mich ganz genau noch heute, wie Rubinstein vor einigen Jahren die Fantasie von Schumann, die Wanderer-Fantasie von Schubert und die in C-moll von Mozart ganz wunderherrlich spielte und daneben in der C-dur-Sonate von Beethoven (op. 53) sich der zügellosen Phantasie überließ, und wie ich damals wie noch heute gegenüber den ganz großartigen Leistungen diese eine als eine momentan verfehlte betrachtete. Aber in ein ganz anderes Verhältniß zur Kunst und zur wahren Kunstkritik tritt der Concertgeber, wenn er einen ganzen Abend ausschließlich die Compositionen eines großen Meisters spielt. Sein Programm zeigt dann die entschiedene Absicht, sich als den wahren ausübenden Vertreter des großen Meisters zu zeigen; dann muß er mit vollem Pflichtbewußtsein an die hohe Aufgabe herantreten und sie mit dem Zusammenfassen aller Kraft erfüllen. Wenn Rubinstein acht Beethoven'sche Sonaten

Digitized by Google

hintereinander ankündigt, so liegt in diesem Programm die Erklärung: Ich will zeigen, wie diese verschiedenartigen Schöpfungen des großen Beethoven vorgetragen werden sollen. Oder möchte wirklich irgend ein Enthusiast behaupten, daß Rubinstein sagen wollte: „So spiele i ch Beethoven, ohne Rücksicht auf das, was er vorgeschrieben hat"? — —

Leider konnte die Wiedergabe der Beethoven'schen Sonaten von Seiten Rubinstein's fast zu dem Glauben verleiten, daß seine Absicht eine solche wie die letztbezeichnete war. Es ließen sich mehrere Seiten füllen mit den Angaben der Stellen, in welchen Rubinstein das vollständige Gegentheil von dem that, was Beethoven vorgeschrieben hat; pianissimo spielte, wo von Beethoven ausdrücklich scharfe Accent-Zeichen (fz und crescendo molto) angebracht waren, dagegen mit aller Kraft in das Clavier donnerte, wo der Schöpfer „sempre pianissimo" geschrieben hatte. Ja, sogar Veränderungen in den Accorden sind vorgekommen, Septimenaccorde statt des Dreiklanges, übermäßige Intervallen anstatt reiner u. s. w. Ich frage nun, ist es möglich, daß eine wahre Kunstkritik, d. h. eine solche, welche das Kunstwerk und dessen geistige Wiedergabe und nicht die augenblickliche Moderichtung des Publicums in erste Reihe stellt, eine derartige Verletzung aller künstlerischen Pflichten gegen Beethoven stillschweigend vorübergehen lasse? Ich kann nun mit vollem Fug und Recht hier die Frage wiederholen, die ich an anderer Stelle gleich nach jenem Beethoven-Abend aufgeworfen habe: Wenn Rubinstein eine seiner Sonaten von einem Pianisten wiedergeben hörte, der die meisten Vortragszeichen nicht blos unberücksichtigt ließe, sondern nach Willkür in das Gegentheil veränderte, würde er nicht große Entrüstung äußern? und sollte er nicht den Respect, den er für sich verlangen kann, in viel höherem Maße entgegenbringen? Ich füge heute noch bei: Jene Entrüstung über die Entstellung einer Rubinstein'schen Sonate würden zugleich mit dem Componisten ganz gewiß eine Masse Enthusiasten beiderlei Geschlechts äußern, die es ganz absonderlich fanden, daß die Kunstkritik dem genialen Musiker zumuthet, er möge Beethoven's Vorzeichnungen nicht verändern! Aber, wie schon gesagt, die Culturgeschichte belehrt den Kunstkritiker, daß solche Erscheinungen sich von Zeit zu Zeit wiederholen, und daß der erfahrene Beurtheiler von Menschen und Dingen sich nicht beeirren lassen darf. Ich habe schon die Glanzperiode Liszt's miterlebt; und gegen diese ist der Rubinstein-Taumel fast nüchtern zu nennen. Ich war Zeuge, wie Liszt während einer Wiener Opern-Vorstellung zusammen mit Saphir auf einem Sitze im zweiten Range („dritten Stock") des alten Operhauses erschien und die Vorstellung factisch eine oder zwei Minuten unterbrochen ward, weil das ganze Publicum sich mit Ausrufen des Entzückens nach der Seite wandte, wo der Gefeierte saß. Ich kann mich genau erinnern, daß der Dichter Kaufmann Liszt in einem Gedicht „großer Mann und großer Mensch" nannte, und zur Zeit, als dieser nur als Pianist wirkte, nicht als schaffender Künstler, dem gegenüber eine derartige Enthusiasterei wenn auch nicht erklärlich, doch einigermaßen begreiflich war. Solchen Erscheinungen gegenüber, wie sie der Liszt-Modetaumel hervorgebracht hat, kann man die Rubinstein-Huldigungen eine mäßige Erhitzung nennen; und ich würde gar nicht von ihnen sprechen, wären sie nicht gerade in der Periode hervorgetreten, in welcher dieser geniale Künstler nur als großartigster Clavierspieler wirkte, und der in das großartigste Clavierspiel den Hauptschwerpunkt der Leistung legte und Anderes, der Kunst Angehöriges weniger berücksichtigte. Aber die Culturgeschichte gibt die richtige Antwort auf die Frage, ob ich nicht etwa in Voreingenommenheit schreibe, oder weil die Triumphe der Huldigungen als solche die kritische Ader in mir schwellen machten. Nein und tausendmal nein! Niemandem erkenne ich das Recht zu, daß er eine höhere Bewunderung für die überreichen Gaben, für die Genialität Rubinstein's als schaffenden wie als wiedergebenden Künstler hege, als ich — nur die Schwächen will ich nicht mit demselben Enthusiasmus preisen; das ist aber die Hauptbedingung für die echten Mode-Bewunderer! Die Culturgeschichte allein gibt aber auch Antwort auf eine noch viel wichtigere Frage als die solchen Enthusiasmus betreffende, auf die: wie die ganze individuelle Erscheinung des genialen Künstlers in ihren großartigen Eigenschaften, wie in ihren Schwächen aufzufassen ist?

Kein bedeutender Künstler ist zu trennen von den Einflüssen des Landes, in welchem er lebt, und von der Gesellschaft, in welcher er sich bewegt. Liszt's Wirken ist aus den Anschauungen der französischen romantischen Schule der dreißiger Jahre, theilweise auch aus den gleichzeitigen socialistisch-religiösen Bestrebungen hervorgegangen. Er ist der unvergleichbar genialste Vertreter jener Zeit, aber er ist auch ihr geistiger Sohn. Wer die Tendenzen der genannten Schule genau prüft, ihre großartige Erweiterung der technischen Mittel, des Colorits, ihr außerordentliches Geschick in der Gegenüberstellung der Contraste, der wird des Pianisten Liszt Tendenzen und Vortrag begreifen; wer sich an die Schriften Lammenais' und an die „Friedens-Phalanx" der damaligen Socialisten erinnert, der wird finden, daß die Anschauungen der kirchlichen Musik, die Liszt damals in seinen Schriften veröffentlicht hat, sich in seinen Compositionen wiederspiegeln. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: der große Künstler steigt mit den Ideen seiner Zeit in höhere Regionen, er verklärt sie; aber mit einem Luftballon in die Höhe geflogen ist noch Keiner, schon aus dem Grunde, weil er dann bald wieder auf die flache Erde zurückkehren müßte!

Rubinstein ist ein geistiger Sohn der russischen Gesellschaft, der er durch Geburt und durch seinen seit zwanzig Jahren in der russischen Hauptstadt aufgeschlagenen Wohnsitz angehört. Ich bitte den geneigten Leser um Erlaubniß, hier einige Sätze über den genialen Künstler und den Einfluß der russischen Gesellschaft wiederholen zu dürfen, die ich im Jahre 1879, also vor 6 Jahren, in „Nord und Süd" veröffentlicht habe; sie geben den besten Beweis, daß das, was ich heute sage, nicht aus kritischem Bemäkelnwollen des oben besprochenen Enthusiasmus entspringt, sondern aus der festgestellten Erkenntniß der künstlerischen Individualität Rubinstein's.

„Keine Nation der Welt besitzt solche Leichtigkeit, fremde Sprache zu lernen und mit Sicherheit zu handhaben, deren Literatur aufzufassen, die Meisterwerke fremder Kunst zu erkennen, gleich den Russen — keine Nation ist je in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührter geblieben, als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken, mag er philosophische Ansichten aus Hegel oder Schopenhauer schöpfen, die Eindrücke, die er von Kunst und Wissenschaft empfängt, werden an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern, seine Denk- und Empfindungsweise wird dieselbe bleiben. Er betrachtet Welt und Menschen nicht mit dem Auge des gebildeten Mannes, der bei allem Geschehen einer inneren Nothwendigkeit nachforscht, die Geschichte als eine Reihe von Nothwendigkeiten ansieht und aus der Erkenntniß der menschlichen Natur die Ueberzeugung schöpft, daß nur das Streben nach dem Guten einige Befriedigung gewährt, daß die Kunst allein im Stande ist, das Gute mit dem Schönen insofern zu verbinden, als sie momentan den Geist von niedrigen Regungen fern hält und zur Schätzung einer Erscheinung um ihrer selbst willen und nicht um des relativen Nutzens willen anregt; der gebildete Russe betrachtet Welt und Menschen als ein zielloses Werden und Vergehen, dem nachzuforschen eitle Mühe wäre; die Kunst ist ihm die angenehmste Abwechslung höherer geistig sinnlicher Anregung und Aufregung, nach blos sinnlichem Genusse; und was die moralischen Grundsätze betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes, in dessen innerer Entwicklung, wie in den Beziehungen zu andern Staaten, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele führen; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört, und in dieser Ueberzeugung trifft der allerconservativste Russe mit dem überspanntesten Nihilisten zusammen. — Die russische Gesellschaft besitzt die denkbar angenehmsten Formen und bereitet dem Künstler die beste Aufnahme; sie kam Rubinstein mit Enthusiasmus und Verehrung entgegen; gehört er doch zu ihr! — Wenn nun der Künstler so viele Jahre in fast ununterbrochenem Verkehr mit einer Gesellschaft von so entschiedener Richtung lebt, so läßt sich zwar nicht behaupten, daß sie seinem musikalischen Wirken einen besonderen Stempel aufdrückte, dazu sind seine eigenthümlichen Gaben zu mächtig; aber nicht zu leugnen ist es,

Digitized by Google

daß manche dieser Gaben sich nach der Seite entfalteten, auf welcher sie bereitwilligste Bewunderung fanden. — In einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, der imponirenden Kraft mehr Werth beizulegen, als der rein künstlerische Maßstab ihr zuerkennt, und das Ueberschwängliche auch bei den Werken walten zu lassen, in welchen die Einheitlichkeit, die musikalisch folgerichtige Entwicklung des Gedankens als nicht zu beseitigende Bedingung des Kunstwerthes feststeht. Wenn nun zu solchen Umständen noch hinzutritt, daß des Künstlers Naturell in so manchen Dingen den Neigungen des Landes und der Gesellschaft entspricht, daß er die Gefahren gar nicht meiden will, weil sie ihn als solche gar nicht erscheinen: so zeigt sich Manches als leicht erklärlich, fast nothwendig, das, wenn vereinzelt betrachtet, geradezu räthselhaft erscheinen könnte. Rubinstein's Bedeutung und seine Schwächen sind also aus der Wechselwirkung zwischen seinen Uranlagen, seinen Neigungen und dem Einflusse der russischen Gesellschaft auf diese Neigungen herzuleiten."

Wenn der geneigte Leser nun diese vor sechs Jahren geschriebenen Sätze mit meinem heute ausgesprochenen Urtheile über die letzten Concerte, besonders über die Beethoven-Vorträge, vergleicht, so wird er gewiß finden, daß ich meinen Anschauungen vollkommen treu geblieben bin, daß nicht etwa die großen Triumphe mich zu meinem entschiedeneren Urtheile bewogen haben, sondern die diesesmal stärker als früher hervortretende Neigung des Künstlers zur Vergewaltigung, zur rhapsodischen Willkürherrschaft der Phantasie. Großen Schmerz — das darf ich aufs heiligste versichern! — hat mir der Irrthum bereitet, welchem sich Rubinstein, dieser reichbegabte Componist, der genialste aller jetzigen Pianisten, der wackere und wahrhaft bezaubernde Mensch, dem ich persönlich sehr zugethan bin, sich hingegeben hat. Unerhörtes wollte er auf dem Clavier leisten; Unerreichbares, was kein Anderer vermag: das hat er gethan, aber auch Vieles, was er als wahrer Künstler nicht thun sollte, nicht thun durfte.

Heinr. Ehrlich.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Erste Reihe. (Leipzig, Wartig.) — Dieses Buch unseres geschätzten Mitarbeiters enthält eine Sammlung von literarhistorischen Essays, welche in verschiedenen deutschen Revuen und Zeitschriften schon früher veröffentlicht worden sind; sie bildet eine „vorläufige kleine Auswahl" unter mehreren und enthält die Bildnisse von Fürst Pückler, Willibald Alexis, Adolf Böttger, Moritz Hartmann, Fritz Reuter, Hermann Lingg, Gottfried Kinkel, Robert Hamerling, Gottfried Keller, Emanuel Geibel und Johann Ludwig Runeberg. Die Art der biographischen Behandlungsweise soll schon durch den Titel der Sammlung: „Reliefs" angedeutet sein. Der Verfasser äußert sich in der Vorrede selbst folgendermaßen darüber: „Dem farbigen Bildnisse entspricht in gewissem Sinne jene rein belletristisch geartete, oft novellistisch gefärbte Studie über einen Einzelcharakter, wie namentlich die heutige, bessere Journalistik sie nicht selten zeitigt; die in großen Linien modellirte Büste findet annähernd ihr literarisches Pendant in der vornehmgelehrten, biographisch-psychologischen Monographie, der unsere Zeit eine nahezu classische Pflege angedeihen läßt. Zwischen beiden aber, bald dieser, bald jener Grenze näher und der Stellung des Reliefporträts in der bildenden Kunst nicht unähnlich, schiebt sich der moderne literarhistorisch-kritische Essay ein, der einerseits, ohne die künstlerische Form des belletristischen Charakterporträts erreichen zu wollen, doch dessen farbige Frische nicht entbehren möchte und andererseits unter Verzichtleistung auf den vollen akademischen Apparat doch der Strenge und des Ernstes der wissenschaftlichen Monographie sich nicht ganz entschlagen darf." In der That rechtfertigen die Ziel'schen Aufsätze durch das Gleichmaß und den Einklang von Frische und Strenge den gewählten Titel und mögen als gehaltvolle Lectüre bestens empfohlen sein. O. B.

Deutsche Jugend. Zeitschrift für die Jugend, herausgegeben von Julius Lohmeyer. Neue Folge. Berlin, Leonhard Simion. — Diese von einem unserer bedeutendsten Jugendschriftsteller herausgegebene Zeitschrift ist schon früher von Pädagogen ersten Ranges sowie von Seiten des preußischen Unterrichtsministeriums als „Muster der Jugendlectüre" bezeichnet worden und vereinigt in der That in seinen für die Jugend geschriebenen Erzählungen, welche sich die Pflege des Vaterländischen sowie des Belehrenden besonders angelegen sein lassen, in seinen trefflichen zu Spiel und häuslicher Beschäftigung anleitenden Beigaben und ebenso in seinen harmlos humoristischen Theilen eine Fülle von Anregung und nützlichem Lesestoff für die Jugend. Mit dem Oktoberhefte dieses Jahres erfährt nun diese schon ohnehin reiche Sammlung eine wesentliche Bereicherung durch colorirte Illustrationen, welche, von den bekanntesten Künstlern, wie Flinzer, Gehrts, Knaus, Pletsch, Thumann, Zick u. A. entworfen, nach dem bewährten Verfahren des lithographischen Farbendrucks hergestellt sind. Es ist durchaus nicht unwichtig vom pädagogischen Standpunkte aus, daß die „Deutsche Jugend", welche sich vornehmlich an Knaben und Mädchen vom 9. bis 14. Jahre wendet, diese coloristische Erweiterung erfährt, denn gerade in jenem Alter geschieht es, daß in dem Kinde der Sinn für Farbenschönheit geweckt und die Empfänglichkeit für Eindrücke aus dem Gebiete der Kunst genährt und ausgebildet wird. Eine Schrift, welche es sich angelegen sein läßt, durch wirklich künstlerisch ausgeführte Illustrationen das jugendliche Auge zu bilden und den Geschmack zu erziehen, muß daher besonders im Hinblick auf die bildlichen Sudeleien in den meisten unserer Jugendschriften auf's Freudigste begrüßt werden. Das erste Heft der „Neuen Folge" der „Deutschen Jugend" erfüllt selbst verwöhnte Ansprüche in dieser Hinsicht: es bietet Illustrationen von W. Friedrich zu einem Märchen von Ebers, ferner Original-Illustrationen von Thumann, Simm, Zick und Vogel in reichster Fülle und bester Ausführung, so daß man nach dem Eindrucke, den es erzeugt, das Unternehmen nur auf das Wärmste empfehlen kann.

Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien von Ferdinand Lotheißen. (Leipzig, Schlicke.) — Der durch seine culturhistorischen und literarischen Forschungen über das Frankreich des vergangenen Jahrhunderts rühmlichst bekannte Verfasser bietet hier zu einem stattlichen Bande vereinigt zehn Aufsätze dar, welche er im Laufe der letzten zwölf Jahre schon in verschiedenen Zeitschriften und Revuen, auch in der „Gegenwart", veröffentlicht hatte. Dieselben betreffen meistentheils Einzelberichte, Memoiren oder dergl. aus jener Zeit, welche zwar in einem zusammenfassenden Werke berücksichtigt werden müssen, und deren Ergebnisse wichtig genug für die allgemeine Darstellung ihrer Epoche sind, die aber nur in solchen Nebenabhandlungen, den Abfällen und Spänen bei der großen Arbeit, in aller Ausführlichkeit und Breite behandelt werden können. So gibt uns der Verfasser in dem 2. Aufsatze: „Eine Schloßherrin des 17. Jahrhunderts" einen eingehenden Bericht über den Inhalt der Briefe der Marquise von Sévigné an ihre Tochter, die Gräfin Grignan, und fügt im 3. eine Geschichte des Hauses Grignan hinzu. Im 6. Aufsatze behandelt er die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon und im 7.: „Ein Musterunterthan", das Tagebuch eines gewissen Barbier, der unter Ludwig XV. lebte und schrieb. In ähnlicher Weise bietet er vorzügliche Einzeldarstellungen der Geschichte der Familie Mirabeau, des Lebens und der Thätigkeit des Barons Grimm, der Dilettanten-Komödie während des 18. Jahrhunderts und ähnlicher Erscheinungen des großen Lebens dar. Selbst für Solche, die nicht die Absicht haben, specielle historische Studien über jenes merkwürdige Jahrhundert zu machen, ist diese Sammlung von Aufsätzen sehr lesenswerth, denn dieselben sind frisch und anregend geschrieben und gewähren in einer Fülle von Anekdoten, die der gelehrte Verfasser aus den ihm reichlich zu Gebote stehenden Quellen geschöpft hat und interessant vorzutragen versteht, eine gute Unterhaltungslectüre. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschienen:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage.

brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7. —

Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.

Von

Friedrich Spielhagen.

Wohlfeile Taschenausgabe.

eleg. gebunden Mk. 3. —.

Leipzig, Ende October 1885.

L. Staackmann.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 33; Wien I, Operngasse 3.

Text

zu einer komischen Oper gesucht. Offerten u. **A. V. 11652** bef. d. Annonc.-Exped. von **Adolph Voges in Altona.**

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elfriede.

Eine Erzählung

von

George Taylor.

8. Preis geheftet ℳ 6. —

In Halbkalbleder elegant gebunden: ℳ 8.50.

Magazin in Berlin, Potsdamerstr. 30a.

Magazin in Berlin, Potsdamerstr. 30a.

Pianinos und Flügel. — System Steinway. — Export nach allen Welttheilen.

Goldene u. silberne Medaillen: London 1851, Altona 1868, Braunschweig 1877, Melbourne 1881, Porto Alegre 1882, Amsterdam 1883, Calcutta 1884, London 1884.

Neuer Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Griechen u. Römer, bearbeitet von Professor Dr. Th. Schreiber. 100 Tafeln qu. Fol. mit über 1000 Abbild. und Text. — II. Mittelalter, bearb. von Dr. A. Essenwein. 120 Tafeln mit über 1000 Abbild. und Text. Jeder Band br. **10 M.** geb. **M. 12.50.**

Geschichte der Architektur von W. Lübke. 6. Auflage. 2 Bände mit 970 Illustr. br. 26 M., geb. in Kaliko 30 M., in Halbfr. 32 M. Umtausch älterer Auflagen vermittelt unter Anrechnung von 10 M pro Exemplar jede Buchhandlung.

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Von Carl Lachner. I. Teil. Der norddeutsche Holzbau. Mit 4 Farbendr. und 182 Textillustr. Hoch 4. br. 10 M. — Der 2. Teil (Schluss) erscheint im Jahre 1886.

Mythologie der Griechen und Römer von Otto Seemann, 3. Aufl., unter Mitwirkung von Rud. Engelmann bearbeitet. Mit Abbildungen. 1885. — geb. M 3.50 — Prachtausgabe, mit Kupfer fein geb. M 4.50.

Die Kriegswaffen in ihrer histor. Entwickelung. Ein Handbuch der Waffenkunde. Von Aug. Demmin. 2. verbesserte und vermehrte Auflage mit über 1000 Abbildungen. 1885. I. Hälfte br. 5 M. (II Hälfte erscheint im December)

Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts unter Mitwirkung von H. Lücke, A. Schmarsow, Ad. Rosenberg, K. Eggers, V. Valentin etc., herausgegeben von Rob. Dohme. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Hoch 4. broch. 40 M; in reichem Einband 48 M.; in Saffian 62 M.

Zeitschrift für bildende Kunst und **Kunstgewerbeblatt**, nebst Beiblatt: **Kunstchronik**, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von **C. v. Lützow** und **Artur Pabst.** 21. Jahrgang Oktober 1885—1886. — Halbjährlich 14 Mark. Das Kunstgewerbeblatt mit Kunstchronik kann auch gesondert für 6 Mark halbjährlich bezogen werden.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Vor Kurzem erschienen:

Baehr, Dr. O., Reichsgerichtsrath a. D. **Der deutsche Civilproceß in praktischer Bethätigung.** Preis: 1 Mark 80 Pf.

Jenks, Dr. J. W., Henry C. Carey als Nationalökonom. Preis: 3 Mark.

Schäfer, Dr. Dietrich, o. ö. Professor der Geschichte a. d. Universität Breslau, **Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte.** Preis: 75 Pf.

— — —, **Die Hansa und ihre Handelspolitik.** Preis: 75 Pf.

Die Verstaatlichung des Grundkredits. Ideen zu einem nationalen Verwaltungsrecht des Grundbesitzes. Von H. F. Preis: 1 Mark.

Wermert, Dr. Georg, Neuere socialpolitische Anschauungen im Katholicismus innerhalb Deutschlands. Preis: 2 Mark.

Hierzu eine Beilage der Universitätsbuchhandlung von Winter in Heidelberg, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Friedrich in Leipzig und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Pätzenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 5. December 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY
DEC 23 1885
Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum serbisch-bulgarischen Kriege. Von Nestor. — **Literatur und Kunst:** Karl Hillebrand's Nachlaß. Von Wilhelm Goldbaum. — Lyrische Novitäten. Von Ernst Ziel. — Eine Zieten-Biographie. Von E. Berner. — **Feuilleton:** Aus dem Tagebuche eines Dilettanten. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Die Ausstellung bei Gurlitt. Von A. L. — Inserate.

Zum serbisch-bulgarischen Kriege.

Nachdem der Berliner Congreß die Grenzen der Balkanstaaten festgesetzt und eine entscheidende Antwort auf die orientalische Frage gegeben hatte, ist diese letztere durch die Vollziehung der bulgarischen Union und durch das Entbrennen des Kampfes zwischen Serbien und Bulgarien von Neuem aus kaum verschüttetem Grabe erstanden, um wiederum als drohender Unstern am politischen Himmel Europas zu erscheinen. Wenn es dem Berliner Congreß und in erster Linie dem Reichskanzler, Fürsten Bismarck, gelungen war, jene verhängnißvolle Frage vor „Versumpfung" zu bewahren und einen modus vivendi zu schaffen, der 7 Jahre lang für alle Parteien erträglich war, so ist es ihm doch, wie die Geschichte unserer Tage lehrt, nicht möglich gewesen, die Gefahren gänzlich aus der Welt zu schaffen, welche die complicirten Macht-Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel involviren. Freilich wohl ist der Schwerpunkt der Frage heutzutage ein anderer geworden, als er es früher war: ehedem gipfelte derselbe in der Entscheidung über den Besitz Constantinopels — heute ist er auf asiatischen Boden verlegt, heute dreht er sich hauptsächlich darum, ob England oder Rußland in Central-Asien präponderiren soll, heute ist die Orientfrage mit der afghanischen Frage in nahe Verwandtschaft getreten. Deshalb verfolgt auch gegenwärtig das westeuropäische Publicum das Wiederaufleben der Verwirrung auf der Balkan-Halbinsel nicht mehr mit dem gespannten Interesse und mit den ängstlichen Befürchtungen, wie früher, und der napoleonische Ausspruch, daß der Besitz Constantinopels den Besitz der Welt bedeute, ist nahezu in Vergessenheit gerathen. Hat doch auch Fürst Bismarck, als dieser Satz dem deutschen Reichstage vom Abgeordneten Windthorst bei den Vorberathungen über den Congreß im Jahre 1878 von Neuem aufgetischt wurde, dessen Stichhaltigkeit so trefflich widerlegt, indem er daraus die Folgerung zog, der Sultan habe seit vierhundert Jahren die Welt beherrscht, er — Bismarck — habe aber in Preußen nie das Gefühl gehabt, unter türkischer Weltherrschaft zu stehen. Nun ist es indessen nach unserer Ansicht immerhin ein gewaltiger Unterschied, in wessen Händen der „Schlüssel zur Weltherrschaft" liegt, ob ihn der „kranke Mann" sein eigen nennt, oder ob ein mächtiges Reich in seinen Besitz gelangt; im ersteren Falle möchten wir ihn mit einem goldnen Schlüssel vergleichen, der auf kostbarem Kissen ruht, als Reliquie aufbewahrt, der aber keinen Gebrauchswerth mehr hat, da das Schloß, zu dem er paßte, längst verloren ging; im anderen Falle aber ist er ein eiserner Dietrich, der drohend in die Welt ragt, ein gefährliches Werkzeug, eine tödtliche Waffe!

Wir meinen, solange der Sultan Herr des Bosporus und solange Constantinopel für die europäischen Großmächte eine unerreichbare Paradiesesfrucht bleibt, solange wird auch die orientalische Frage keinen Kriegsbrand heraufbeschwören und unser westeuropäisches Interesse nur indirect berühren; wir meinen aber auch, daß durch die gegenwärtigen Ereignisse auf der Balkan-Halbinsel die Türkenherrschaft am Bosporus sehr ernstlich bedroht ist, daß das europäische Gleichgewicht Gefahr läuft, ins Schwanken zu kommen und daß wir, wenn nicht mit bangen Befürchtungen, so doch wenigstens mit gespannterem Interesse die Begebenheiten in Bulgarien verfolgen müssen.

Die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien hat diesem jungen Bunde den Krieg mit dem benachbarten Serbien heraufbeschworen, hat die Botschafter-Conferenz in Constantinopel herbeigeführt und die Großmächte von Neuem vor die Frage der Intervention gestellt. Es ist daher begreiflich, wenn sich die Bulgaren, die, wenn nichts Schlimmeres, doch sicherlich eine Krisis auf der Balkan-Halbinsel geschaffen und den Frieden gestört, und welche, gewissermaßen ganz Europa zum Trotze, die Satzungen des Berliner Vertrages übertreten, zunächst mehr Antipathien als Sympathien erworben haben; allein wenn man die Lage Bulgariens unparteiisch und im Lichte der Wahrheit betrachtet, wird man doch der Bulgarischen Union eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, und sich, auch wenn man den brüsken Ueberfall Serbiens außer Acht läßt, der Theilnahme für ein unglückliches Volk nicht erwehren können, das für seine nationale Zusammengehörigkeit und Freiheit Gut und Blut in die Schanze schlägt. Zu einer richtigen Beurtheilung der Verhältnisse ist es aber nöthig, die genesis der Bulgarischen Vereinigungs-Bestrebungen, d. h. die Geschichte des Volkes seit alter Zeit bis zu unseren Tagen, zu verfolgen und an der Hand der Geschichte ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob die heutige Bewegung gerechtfertigt ist oder nicht, ob der Traum von einem neu zu errichtenden dritten Bulgarenreiche ein Traum bleiben oder verwirklicht werden soll.

Das allen slavischen Völkern innewohnende starke Nationalgefühl hat auch dem bulgarischen Stamme nie gefehlt und hat ihm vor etwa 1000 Jahren ein Reich gründen helfen, vor dem die halbe civilisirte Welt erzitterte. Auf den Trümmern des durch Karl den Großen zerstörten Avarenreiches sehen wir den kaum erst aus fernem Osten eingewanderten Bulgarenstamm schnell und kräftig zu einer staatlichen Vereinigung heranwachsen, die vor ihm eingewanderten Slaven (Skythen) in sich aufnehmen, ihre Ansiedlungen erobern und dem byzantinischen Kaiserreiche ein gefährlicher Nachbar und erbitterter

Digitized by Google

Gegner werden. Wenn man die mitunter weit divergirenden Geschichtsschreibungen über dieses erste Bulgarenreich zusammenhält, so scheint etwa so viel festzustehen, daß der erste mächtige und für Byzanz gefährliche Bulgarenfürst Boris hieß, gegen Ende des 9. Jahrhunderts lebte, daß er — unter dem Namen Michael — mit seinem Volke zur griechisch-christlichen Kirche übertrat, daß aber unter seinen Nachfolgern, von denen Symeon als besonders mächtig bezeichnet wird, die Macht des Reiches allmählich zum Sinken kam, bis Samuel, der den Kaisertitel annahm und dessen Regierungszeit gegen Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts gesetzt wird, dem Reiche die größte Ausdehnung und Bedeutung verschaffte, die freilich schon bei seinen Lebzeiten durch den Kaiser Basilius II. völlig vernichtet wurde.

Die Ausdehnung des Reiches unter Samuel ist jedenfalls eine sehr bedeutende gewesen und hat den ganzen griechischen Westen mit Ausnahme von Constantinopel selbst und von Thessalonich, also Epirus, Achaia, Thessalien, Macedonien und die drei Thrazien, umfaßt; schon damals finden wir die Bezeichnungen Alt- und Neu-Bulgarien: unter Ersterem verstand man das Stromgebiet der Donau, südlich begrenzt durch den Balkan — also etwa das heutige Fürstenthum Bulgarien — unter Letzterem die um das Rhodopegebirge sammt seinen Seitenästen gelegenen Landschaften und Wassergebiete — also Rumelien und die westlich daran grenzenden Länder.

Als Hauptstadt Altbulgariens wird Preslawa — das heutige Schumla —, als diejenige Neubulgariens Ochrida am See Lychnidus bezeichnet.

Ochrida aber war deshalb ein überaus wichtiger Punkt und ein Bollwerk der bulgarischen Macht, weil es an der römischen Heerstraße — der via Egnatia — lag, welche Durazzo, an der Küste der Adria, mit Thessalonich und Constantinopel verband, und weil es somit die Landverbindungen der griechischen Kaiserstadt völlig abschnitt.

Schon in diesem ersten Bulgarenreiche fiel in die Blüthe der geistigen Entwickelung — in jener Zeit von der kirchlichen und religiösen unzertrennlich — der Mehlthau immerwährenden Zwistes, hervorgerufen durch die Rivalität der lateinischen und griechischen Kirche. Der Streit um das kirchliche Regiment und Glaubenskämpfe überhaupt haben als ein verhängnißvolles Unglück von der alten bis zur neuesten Zeit in wechselnden Gestalten mit schwerem Druck auf dem bulgarischen Volke fast unaufhörlich gelastet.

Im Anfange war es bald der heilige Vater in Rom, bald der Patriarch zu Constantinopel, der als geistlicher Oberherr Cultus und Cultur dictirte; in den glücklichsten Zeiten, wie unter Symeon und Samuel, waren es eigene, bulgarische Erzbischöfe, die Religion, Literatur und Wissenschaft pflegen und verbreiten halfen. Mit dem Sturze des Reiches durch Basilius II., der 1002 Widina und Scopi (Widdin und Uskub), dann Preslawa und Silistria und 1018 das ganze Bulgarenreich zurückerobert hatte, gingen alle selbstständigen Errungenschaften verloren, Bulgarien wurde politisch und kirchlich von Constantinopel abhängig und verschwindet für zwei Jahrhunderte fast ganz aus der Geschichte.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Streben nach Selbstständigkeit, das Nationalgefühl ist unterdrückt, aber nicht vernichtet; nach zweihundertjährigem Todesschlaf erwacht es zu kühnen Thaten, zu siegreichem Kampfe. Noch einmal reißen muthige Bulgarenfürsten an der Spitze eines muthigen Volkes die morschen Schranken des byzantinischen Kaiserreiches nieder; ein neues Bulgarenreich ersteht, von der Donau bis zum Balkan und vom Balkan südlich Thrazien und Macedonien umfassend.

Und die neu erblühte Selbstständigkeit trägt rasch die heißersehnten Früchte: von Neuem ersteht eine Nationalkirche mit eigenem Patriarchen, von Neuem erwacht Literatur und Kunst, herrliche Bauten zieren die Städte, der Handel belebt sich, der Wohlstand wächst.

Aber auch diesmal eine schnell verschwundene Herrlichkeit!

Nur zwei mächtige Könige nennt uns die Geschichte — Joannes Asen I. und II. — und mit dem zweiten Asaniden zerfällt das kaum erstandene Reich und vermag, durch innere Zerwürfnisse und äußere Kämpfe — mit Ungarn und Tataren — aufs Aeußerste geschwächt, schließlich nicht, dem gewaltigen Sturme der Osmanen zu trotzen. Auch in dieser zweiten Periode des Verfalles, die bis zu unseren Tagen angedauert hat, sind es nicht zum wenigsten Glaubenskämpfe, die tief deprimirend und alle nationalen und geistigen Bestrebungen im Keime erstickend, dem unglücklichen Volke die niedrige Entwickelungsstufe anweisen, auf der wir es bis vor Kurzem noch finden. Zunächst war es wiederum die Unterdrückung der nationalen Kirche und die Unterstellung derselben unter den Patriarchen von Constantinopel und unter die griechische Geistlichkeit überhaupt, die eine selbstständige, geistige Entwickelung hemmten.

Schon 1394 hatte sich dieser Wechsel vollzogen, der in seinen späteren Folgen — die Herrschaft der Fanarioten — für das Bulgarenvolk so verhängnißvoll werden sollte. Das Streben des verworfenen, sittenlosen griechischen Clerus beschränkte sich nicht nur auf Hellenisirung der unterdrückten Slaven — die slavische Liturgie war durch die griechische ersetzt, die slavischen Schulen in griechische verwandelt worden —, sondern verfolgte vor allen Dingen selbstsüchtige, auf Bereicherung durch Aussaugen des Volkes gerichtete Ziele. Hab' und Gut, Frauen und Töchter — Alles mußte den Bischöfen geopfert werden!

Zu dieser Unterdrückung durch die griechische Kirche kam aber noch die andere, nicht minder schwere, durch den Islam. Zwar ist es nicht die Art des Letzteren, sein Glaubensbekenntniß den Andersgläubigen zu octroyiren und unterjochte Völker zu bekehren; aber der Moslem verachtet jeden Nicht-Moslem, er erkennt ihm keine Gleichberechtigung zu, er stellt ihn unter kein schützendes Gesetz, er gewährt ihm kein Recht. Die von den Osmanen unterworfenen Staaten waren zwar zunächst nur politisch abhängig gemacht und konnten ihr Glaubensbekenntniß scheinbar unangefochten beibehalten, aber sie waren und blieben dem Eroberer gegenüber allezeit die verachtete, unglückliche Rajah, die nur dazu da war, für die bevorzugten Muhamedaner zu arbeiten und von ihnen nach allen Richtungen hin ausgesogen und ausgeplündert zu werden. Wie Schreckliches und Unerhörtes hierin die Paschawirthschaft leistete, die in gleichem Maße zunahm, in welchem sich Macht, Ansehen und Strenge der Sultane verminderte, hat nicht nur das 17. und 18., sondern auch unser Jahrhundert noch bewiesen; wem wären nicht noch die blutigen Thaten Midhat Paschas erinnerlich, der 1867 eines angeblichen Geheimbundes mit den Haiduken wegen eine allgemeine Bulgarenverfolgung anordnete, bei der Männer und Frauen, Greise und Kinder, auf die leichtesten und albernsten Verdachtgründe hin, ohne Voruntersuchung und ohne Erbarmen hingeschlachtet wurden? Oder wem wäre nicht die grauenhaft blutige Unterdrückung des Aufstandes von 1876 durch Schefket Pascha noch frisch im Gedächtniß, bei dem 118 bulgarische Dörfer mit 10 000 Einwohnern vernichtet wurden und der schließlich die Intervention der Großmächte und den letzten russisch-türkischen Krieg zur Folge hatte?

Und doch ging das Volk nicht unter! Wohl hatten die Jahrhunderte währenden Unbilden, Schmach und Erniedrigung den kühnen und kräftigen Kiegerstamm in ein scheues, mißtrauisches und in sich verschlossenes Geschlecht verwandelt, das nach so vielen vergeblichen Befreiungsversuchen — erinnern wir uns der Aufstände von 1841, 1851, 1862, 1864, 1866 und 1876 — in stummer Resignation einer bessern Zukunft harrte, aber nationale Begeisterung, religiöses Streben, moralische Kraft und physische Tüchtigkeit waren sein eigen geblieben. Gibt es doch ein beredtes Zeugniß für den inneren Werth des bulgarischen Volkes, daß es, fünf Jahrhunderte lang dem christlichen Glauben treu bleibend, die materiellen Vortheile, Erhaltung von Hab', Gut und Stellung, verachtete, die mit dem Uebertritt zum Islam verbunden sind, und daß diejenigen Bulgaren, die um jener Errungenschaften willen Moslemen wurden — die Pomaken —, nur einen ganz geringen Procentsatz bilden; ist doch die Bewegung, die sich auf dem Gebiete der Kirche und Schule während der letzten 50 Jahre in Bulgarien vollzogen, ein unwiderlegbarer Beweis für ernstes und energisches Streben, für die Fähigkeit des Volkes, Träger selbstständiger nationaler, religiöser und politischer Ideen zu

Digitized by Google

sein. Mitten aus der geistigen und geistlichen Knechtschaft heraus, nach langen und harten Kämpfen, mit vielen und schweren Opfern hat es die Fessel der griechischen Herrschaft gebrochen, hat ohne fremden Beistand und nur aus eigner Kraft die nationale Kirche wieder aufgerichtet, Volksschulen gegründet und die Literatur neu belebt. Nachdem auf Anregung des Mönches Paysiy und des Bischofs Sofrony im Jahre 1835 in Gabrowo die erste Volks-Schule errichtet worden, machten diese nationalkirchlichen Bestrebungen reißende Fortschritte, im ersten Decennium — bis 1845 — waren bereits 53 Schulen entstanden, in den fünfziger Jahren schon konnte man dem griechischen Clerus mit Erfolg entgegentreten und 1872 wurde die Bewegung durch Ernennung eines ersten bulgarischen Exarchen glänzend gekrönt. Nicht minder ernst und energisch, wenn auch weniger erfolgreich, war das Streben nach politischer Unabhängigkeit; wer wollte aber dem Schwächeren einen Vorwurf daraus machen, daß er dem Stärkeren unterliegt? Je muthiger und je öfter die Versuche gemacht wurden, das türkische Joch abzuschütteln, um so grausamer und blutiger wurden sie unterdrückt, und hätten nicht die russischen Waffen 1878 den Sieg davongetragen, wir würden heute schwerlich von einem Fürstenthum Bulgarien reden können. Welch' eigenes Geschick, daß schließlich die nationalpolitische Selbstständigkeit dem unglücklichen Volke, zwar wohl verdient, aber doch überraschend, als Geschenk in den Schooß fiel! Zunächst aber war es ein Danaergeschenk! — Die Türken waren geschlagen, die russische Armee stand vor den Thoren Constantinopels, der Sieger dictirte zu San Stefano dem Besiegten den Frieden. Die Entscheidung über den casus belli, die Befreiung der Bulgaren, lag in der Hand des Siegers. Und wie sollte entschieden werden? Ein autonomes Fürstenthum Bulgarien sollte geschaffen werden — Bulgarien und Ostrumelien umfassend, ein Fürstenthum mit ungefähr denselben Grenzen, die heute das vereinigte Bulgarien einschließen; das war die Absicht des St. Petersburger Cabinets, so bestimmten es die Friedens-Präliminarien von San Stefano, also auch die Hohe Pforte hatte ihren Consens dazu gegeben. Da trat die Intervention der Signatar-Mächte ein, und dieser wesentlichste Punkt des Friedensvertrages wurde aufgehoben, es wurden das Fürstenthum Bulgarien und die Provinz Ostrumelien geschaffen. Wir sagten oben, es sei ein Danaergeschenk gewesen, das Fürstenthum Bulgarien, und zwar deshalb, weil das Verhältniß dieses autonomen und tributären Fürstenthums zu Rußland, seinem Befreier, ein ganz anderes geworden war, als es heute das bulgarische Volk unter Fürst Alexander anstrebt; es war ein Verhältniß geworden absoluter Abhängigkeit zum Vorkämpfer des Panslavismus, das namentlich in militaribus zu völliger Unselbstständigkeit führen und das Land eher zur russischen Provinz, als zum „autonomen" Fürstenthum machen sollte.

Man muß, wie wir, selbst in Bulgarien gewesen sein, um jenes Verhältniß richtig beurtheilen zu können; man muß das „befreite" Volk gesehen haben, um sich einen Begriff von seiner Freiheit zu machen, man muß die Klagen und Lamentos über Russificirung gehört haben, um die heutigen Einigungsbestrebungen zu verstehen. Man war durch die russischen Befreier zwar nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen — aber man mußte doch froh sein, von zwei Uebeln das kleinere zu haben.

Nicht anders wäre es für Bulgarien abgelaufen, hätte der Berliner Congreß den Vertrag von San Stefano bestätigt — nur hätte die russische Macht südlich des Balkan festen Fuß gefaßt und wäre ihrem heißersehnten, aber nie zugestandenen Operationsziele Constantinopel bedenklich näher gerückt. — Der Berliner Congreß ist jedenfalls die Veranlassung gewesen, daß die bulgarische Bewegung in ihre gegenwärtige Phase gedrängt wurde, aber durch ihr jetziges inopportunes und „wenig zeitgemäßes" Erscheinen hat diese Bewegung Complicationen herbeigeführt, die man 1878 für unmöglich gehalten hätte — sie ist augenblicklich nicht mehr nur eine religiöse und nationale, sondern in erster Linie eine politische geworden.

Die Bulgaren haben erkannt, wohin sie unter dem panslavistischen Schutze kommen, sie sind eingedenk dessen, daß ihre nationale Grenze als nicht mit dem Balkan abschneidend anerkannt wurde, sie fühlen, daß sie, wie Serbien, Rumänien und Griechenland, eine andere Rolle zu spielen berechtigt sind, als die eines halb russischen und halb türkischen Harlekins, sie wollen ein autonomer Staat werden in besserem Sinne, als bisher.

Nestor.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Karl Hillebrand's Nachlaß.

Von Wilhelm Goldbaum.

Es ist nur ein einziges Buch, welches die literarische Hinterlassenschaft Karl Hillebrand's bildet, aber eines von jenen, die man nicht aus der Hand legt, ohne sich gleich sehr belehrt wie angeregt zu fühlen. Und wenn man dann, mit wehmüthigem Stolze des Heimgegangenen gedenkend, sich darüber Rechenschaft zu geben sucht, was denn eigentlich den wunderbaren Reiz dieser schriftstellerischen Individualität ausmacht, so kommt man unabwendbar zu dem Schlusse, daß selten, soweit die Geschichte des Schriftthums zurückreicht, eine gleiche Wahlverwandtschaft zwischen der schaffenden Persönlichkeit und der Form, in welcher sie schaffte, vorhanden gewesen. Karl Hillebrand war Essayist und — wenn man von dem zweibändigen Fragmente seiner französischen Geschichte absieht — nichts als Essayist; aber es besteht ein Unterschied zwischen Essay und Essay, und dieser Unterschied bezieht sich wesentlich auf das Verhältniß, in welchem der Autor nicht sowohl zu den Gegenständen als zu der Form seiner literarischen Betrachtung sich befindet. Essayisten von dauernder Wirkung waren Macaulay und Ste. Beuve, sind Georg Brandes und Julian Klaczko; jedoch das subjective Moment der Anschauung ist bei den meisten von ihnen nicht in solchem Maße vorherrschend, wie bei Karl Hillebrand, und eben die Subjectivität des Essayisten ist das Geheimniß des Essays, wie die Subjectivität des Lyrikers das Geheimniß des Liedes ist. Je nachdem die Bedeutung der Persönlichkeit des Essayisten mehr oder minder zurücktritt, wird man den Begriff des Essays mit dem der Studie, der Untersuchung, des „Versuches" zu vertauschen haben, und was Ste. Beuve, Brandes, Klaczko betrifft, so ist es zweifellos richtiger, bei ihnen von Studien als von Essays zu reden; aber neben Macaulay war Karl Hillebrand der wahre, der typische Essayist, mehr schauend als grübelnd, mehr sinnend als denkend, wie denn auch das Wort „Anschauung" unter all' seinen Lieblingsworten am häufigsten wiederkehrt.

Natürlich sind es außer der specifischen Begabung auch die Lebensentwickelung, die Schicksale und Erfahrungen, die freiwillig gewählten oder aufgedrungenen Interessenkreise, welche maßgebend auf die literarische Bethätigung solcher Persönlichkeiten einwirken. Die Mannigfaltigkeit entscheidender Eindrücke, die Nothwendigkeit, sich in national verschiedene Anschauungs- und Vorstellungsweisen hinüberzudenken, das Bedürfniß, internationale Gegensätze des geistigen Lebens zu ergründen und zwischen ihnen zu vermitteln, zersprengen jeden festen Rahmen, wie ihn die größere Kunstgattung bedarf, und nur die Splitter desselben sind es, welche an der Form des Essays zu Tage treten. Aber darum ist der Essay nicht weniger eine auserlesene Kunstform, wenn literarische Individualitäten von Karl Hillebrand's Art sich ihrer bedienen. Man blättere in den sieben Bänden seiner „Zeiten, Völker und Menschen" — den siebenten hat seine Gattin Jessie Hillebrand soeben aus seinem Nachlasse veröffentlicht*) —, und schon aus den Titeln der einzelnen Aufsätze wird man entnehmen, welch' ungeheurer Umfang es ist, über den sich nicht

*) Berlin, Oppenheim.

Digitized by Google

blos hinsichtlich der Stoffe, sondern auch hinsichtlich der Art der Betrachtung Karl Hillebrand's Arbeitsfeld erstreckte. Bald ist es der Feuilletonist, der mit bequemer Leichtigkeit plaudert, bald der Denker, der hart an einer ernsten speculativen Untersuchung vorbeistreift, dann wieder der Culturhistoriker, der vergleichende Studien anstellt, der Historiograph, der den bewegenden Ideen einer bestimmten Zeitepoche nachgeht, der Geschichtsschreiber der Literatur, der ein Buch auf seine Legitimation prüft, der „ästhetische Ketzer", der sich ohne Rücksicht auf traditionelle Urtheile und Vorurtheile mit einem Kunstwerke auseinandersetzt. Diese fast beklemmende Vielseitigkeit hat aber in den Lebensschicksalen nicht weniger ihre Quelle als in der phänomenalen geistigen Aufnahmsfähigkeit. In vier Ländern war Karl Hillebrand zu Hause, und in drei fremden Sprachen schrieb er wie in seiner Muttersprache; die Zahl hervorragender Zeitgenossen, denen er persönlich nahestand, war fast unübersehbar. Von der Hochschule in Gießen, an der sein Vater, der ausgezeichnete Literarhistoriker Joseph Hillebrand, lehrte, ward er mitten aus den Studien heraus in die Fluth der Revolution des Jahres 1848 geschleudert, und aus den Kasematten von Rastatt flüchtete er nach Paris, wo er zunächst Heinrich Heine's Privatsecretär wurde, als welchen ihn später Michael Étienne, der Begründer der „Neuen Freien Presse", ablöste. Dann nach langen Studien promovirte er an der Sorbonne und wurde Professor, hielt Vorträge in London, um schließlich in Florenz sich niederzulassen und zu sterben. Er sprach und schrieb Französisch wie ein Franzose, Englisch wie ein Engländer, Italienisch wie ein Italiener. Er saß an dem furchtbaren Krankenbette Heine's, war mit Ste. Beuve und Prosper Merimée, mit Gino Capponi befreundet. Es muß doch wohl für den modernen Essayisten — und wir abstrahiren hier von der Generation vor dem Jahre 1870 — ein Erforderniß sein, daß er mehr als eine Sprache rede und mehr als ein Volk kenne, denn auch Georg Brandes, der Däne, und Julian Klaczko, der Pole, haben in Deutschland und Frankreich ihren Horizont und ihr Können erweitert.

Ist aber damit erklärt, warum Karl Hillebrand über die Form des Essays nicht hinauskam, so wird man daraus auch manches Andere begreifen, was auf den ersten Blick an seiner literarischen Individualität auffallend erscheint. Man darf getrost behaupten, daß Hillebrand's Versuch, das literaturgeschichtliche Werk seines Vaters zu erneuern und zu ergänzen, mißglückte und mißglücken mußte, und zwar nicht blos weil er in der Fremde speciell der jüngsten literarischen Production in Deutschland nicht genügend hatte folgen können. Zum Literarhistoriker fehlte ihm der Athem und — um es kurz zu sagen — die erforderliche Einseitigkeit. Man kann auch mit gutem Rechte finden, daß seine zweibändige Geschichte des Bürgerkönigthums — ihre beabsichtigte Fortsetzung bis zum Sturze des zweiten Kaiserreichs hinderte der Tod — weniger eine gleichmäßig fortlaufende pragmatische Darstellung der Thatsachen, als eine Reihe glänzender, aus tiefsten Studien geschöpfter Bilder und Porträts ist. Aber wenn nun der Essayist es war, der es verschuldete, daß Karl Hillebrand nicht eigentlich unter die Geschichtschreiber und Literarhistoriker gezählt werden kann, so ist hinwiederum dasjenige, was ihn zum Essayisten machte, dafür verantwortlich, daß die Grenzen seines Horizontes ungewöhnlich schroff zu Tage traten. Es ist ihm bald und leicht verziehen, daß sich sein Jahrzehnte langer Aufenthalt in der Fremde durch eine gewisse Sprödigkeit der Sprachbehandlung rächte, die zumal in dem übermäßigen Gebrauche von Fremdwörtern und in einer Ueberfülle buntsprachiger Citate sich äußert; dafür entschädigt eine geradezu merkwürdige Deutlichkeit in der Erörterung, die nimmer und nirgends ein Mißverständniß aufkommen läßt. Es ist auch nicht sehr verwunderlich, daß er (in dem Aufsatze „Vom alten und neuen Roman") mit ungerechter Schärfe die zeitgenössische literarische Production verurtheilte, denn er besaß die echte und rechte Willkür des Essayisten, dem sein persönliches Gefallen oberstes Gesetz ist; seine persönlichen Sympathien lagen rückwärts, von Goethe bis Heine, welch' letzterer ihm noch seinen „Romanzero" in die Feder dictirt hatte, und als der beste deutsche Roman unter den neueren galt ihm „Die letzte Reckenburgerin" von Louise von François, obgleich Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen bereits ihre Hauptromane geschrieben hatten. Aber die mancherlei Widersprüche, die unaufgelöst in ihm lebten, sind nur zu begreifen, wenn man es ihm anrechnet, daß er vom Jahre 1848 bis zu seinem Tode der Heimath fern und ihrer socialen wie politischen Entwickelung beinahe fremd geblieben war. Das Interesse an derselben hatte zweifellos auch während dieser Zeit in ihm fortbestanden, aber das Interesse ersetzt nicht die Autopsie und noch weniger die persönliche Betheiligung. Nur so kann man es fassen, daß dieser helle Geist in manchen Stücken merkwürdig befangen blieb. Sein Urtheil über Gervinus — er nennt unter Anderem dessen Geschichte der deutschen Dichtung „eine Art patriotischen Pamphlets in fünf dicken Bänden" —, dasjenige über das junge Deutschland (in dem Aufsatze „Jungdeutsche und Kleindeutsche, 1830—1860") zeigen zur Genüge, wie die Continuität der unmittelbaren Betrachtung der Dinge durch seine Flucht nach Frankreich unterbrochen worden war. In der Fremde war ihm der politische Liberalismus seiner jungen Jahre abhanden gekommen, ein conservativer Zug hatte sich in seine Denkungsart geschlichen, welcher der Kampf um den Constitutionalismus kaum mehr löblich, geschweige denn nothwendig erschien, und nur der ästhetische Liberalismus war ihm geblieben, um sich in einer höchst sympathischen Opposition gegen alles Schablonenthum und in einem unermüdlichen Plaidoyer für das lebendige Schauen, für künstlerische und poetische Unmittelbarkeit zu äußern. Für sich als Genießenden und Beurtheilenden, für den Dichter, den Künstler begehrte er die volle, uneingeschränkte individuelle Freiheit, den „Individualismus", aber als Politiker stritt er gegen den Individualismus in Staat und Gesellschaft, verlangte er den Collectivismus, verdammte er die Partei. Das Recht des Einzelnen war ihm ein sympathischer Begriff im Gebiete der Ideale, ein antipathischer in der rauhen Wirklichkeit des öffentlichen und des Staatslebens. Er liebte die aristokratischen Formen, in denen er sich selbst ungezwungen und frei bewegte, und wehrte das demokratische Princip von sich ab, für das er doch einst als Jüngling sein Leben eingesetzt hatte. Wie viel zu dieser Disposition die Berührung mit fremden Verhältnissen, die Beobachtung englischer und französischer Zustände und Entwickelungen beigetragen, das ist schwer zu ergründen; aber unzweifelhaft beweist sie, daß er ausschließlich literarisch und ästhetisch empfand und urtheilte, daß er weder das Zeug noch die Neigung zu politischem Wirken und Ermessen besaß und also auch zum professionellen Historiker nicht völlig geeignet war. Das schließt nicht aus, daß großartige und echt historische Gedanken, wie Perlen verstreut, in seinen Essays sich vorfinden. Gleich in dem ersten des siebenten Bandes der „Zeiten, Völker und Menschen", welcher von der „Entwickelungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung" handelt, stößt man auf ein solches herrliches Aperçu. „Wir dürfen", so beginnt derselbe, „das mittelalterliche Europa als eine große Familie betrachten, die eine Zeit lang glaubte, sie könne für immer unter einem Dache wohnen und gemeinsam an dem großen Werke der Civilisation arbeiten. Eine Sprache — die lateinische, ein Glaube — der katholische, ein Gesetz — das römische, ein Souverän — der Kaiser — sollten die Oberherrschaft führen und allen Gliedern der Familie Schirm gewähren. In Wirklichkeit wurde dieses Ideal nie völlig erreicht. Aber es beherrschte die Gemüther das ganze Mittelalter hindurch, und noch in späteren Zeiten hielt es gewisse Geister gefangen, die nach Einheit und Ordnung dürsteten und nicht im Stande waren, sie in der Mannigfaltigkeit und der Freiheit zu finden. Das Gesetz der Natur war gleichwohl stärker als die Gesetze der Menschen: Europa entwuchs dem Stammhaus, so geräumig es gebaut schien. Kaum hatte jeder Herd seine eigene Familiensprache, so wünschten auch schon die um ihn Versammelten, den Gedanken und Gefühlen ihres alltäglichen wie ihres höheren Lebens in dieser Sprache Luft zu machen. An dem Tage, an welchem ein philosophischer Gedanke in nationaler Sprache ausgedrückt wurde, hatte jene Theilung Europas begonnen, aus welcher sich während des 15. Jahrhunderts die nationalen Monarchen von England, Frankreich und Spanien,

Digitized by Google

die italienische Renaissance und die Reformation in Deutschland entwickelten, die Theilung, sage ich, nicht die Spaltung. Das Werk, welches bis dahin Europa gesammt und gleichzeitig verrichtet hatte, mußte nun in Theilen, bald von dem, bald von jenem verrichtet werden, so daß, wie Algarotti von seiner eigenen Nation sagte, „wer früh vor dem Anderen aufstand und hart schaffte, unter Tag wohl ein wenig rasten durfte". Gleichwohl ist die von dem modernen Europa geleistete Arbeit in Wahrheit eine einzige, wenn auch die Arbeiter einander verschiedene Male abgelöst und ihren Nachfolgern die Fackel des geistigen Lebens eingehändigt haben. Vitae lampada tradunt." Ist das nicht Stil und Intuition des echten Historikers? Dennoch — und man braucht nicht emsig zu suchen, um bei Hillebrand zahlreiche Stellen von ähnlichem Welt- und Tiefsinne zu finden — ist es die ästhetische Betrachtungsweise, welche sich wollend oder nicht auch auf den historischen Stoff überträgt und diesen mehr im Interesse der Schönheit als der Wahrheit beleuchtet.

Doch wohlgemerkt, die Schönheit ist hier die subjective Wahrheit des Essayisten, der persönliche Glaube, der seine Dogmen aus dem künstlerischen und literarischen Instincte schöpft, ohne sich viel um die Brutalität der Thatsachen zu kümmern. In dem Nachrufe, den Homberger dem Freunde widmete, ist aus intimem Verkehr Manches aufgezählt, was diesen Widerspruch des politischen Denkens und des ästhetischen Empfindens in Karl Hillebrand charakteristisch illustrirt. Der conservative Essayist pries den republicanischen Poeten Carducci, tadelte an dem von ihm besonders hochgestellten Jeremias Gotthelf die conservative Tendenz, las mit gleicher künstlerischer Freude eine Rede Bismarck's und eine Rede Ludwig Bamberger's. Er war zugleich für den Pessimisten Schopenhauer und für den Optimisten Carlyle begeistert; er wehrte sich gegen den Puritaner Guizot und ergötzte sich an Merimée, der gesagt hatte: „Die Liebe entschuldigt Alles, wenn es nur die echte Liebe ist." Braucht man sich an diesen Widersprüchen zu stoßen? Ist es ein Verbrechen des Essayisten, da und dort parador zu sein? Wenn er anregt, anstatt zu docieren, wenn er zum Widerspruche reizt, anstatt sich in Gemeinplätzen zu bewegen, wenn er interessirt, auch wo er nicht überzeugt, so thut er gerade das, was seines Berufes ist; nur zum Professor taugt er dann eben nicht, und ein Professor wollte Karl Hillebrand nicht sein, wie er thatsächlich bewies, als er die Berufung auf einen Lehrstuhl an der Münchener Hochschule ablehnte. „Der Professor ist ein Mensch, Gott ist keiner", sagt Goethe. Um aber diese frei schaltende künstlerische Begabung, die sich in keine Methode und in keine Schultradition zwängen ließ, dabei aber doch in die Tiefe der Dinge eindrang, nach ihrem vollen Werthe kennen zu lernen, dazu ist just der siebente Band der „Zeiten, Völker und Menschen" — Hillebrand's Vermächtniß — der beste Wegweiser. „Culturgeschichtliches" nennt Jessie Hillebrand, seine Gattin und literarische Testamentsvollstreckerin, mit einem Collectivtitel die neun Aufsätze, die in diesem Bande vereinigt sind. Und es ist der richtige Titel, denn nicht Portraits, Gestalten, Figuren, sondern Zustände werden vorgeführt, geschildert, erklärt. Aber die Art, wie hier Culturgeschichte geschrieben ist, unterscheidet sich von der üblichen Lehrhaftigkeit wie das Wort von den Buchstaben, aus denen es zusammengesetzt ist, wie das Gedicht von der Predigt; die Weisheit geht nicht aufdringlich rathend einher, sie schmeichelt sich ein wie eine schöne Melodie, die man nicht mehr los wird, wenn man sie einmal gehört hat. Wo man hinblickt, funkelt es wie lauteres Gold und Edelgestein. „Was ist Größe?" wird in einem meisterhaften, dialogisch gewendeten Aufsatze („Ueber die Convention in der französischen Literatur") gefragt, und die Antwort lautet: „Die Größe eines Menschen sehe ich im gleichzeitigen Besitze dreier Eigenschaften: einer gewissen Macht des Willens, sei's über Andere, sei's über sich selber; einer Schärfe des geistigen Blickes, welche es ihm möglich macht, das Wesen der Dinge mittelst directer und naiver Anschauung zu erfassen; der Fähigkeit endlich, seinem Willen und dieser Anschauung den einfachsten, völlig adäquaten, folglich nothwendigen Ausdruck im Handeln, Sprechen oder Bilden zu geben. Ein Mensch, der diese drei Eigenschaften in sich vereinigt, ist in meinen Augen ein großer Mensch, ob er, der Welt unbekannt, in einem Dörfchen sein Leben verbringt oder auf den weithin sichtbarsten Schauplatz der Weltgeschichte gestellt sei. Ein solcher Mensch nur schafft immer Dauerndes, sei's im Staate, wie Cäsar und Napoleon, sei's in der Religion, wie Mahomet und Luther, sei's in der Kunst und Wissenschaft, wie Michel Angelo und Galilei, sei's endlich im Leben seiner Umgebung, der er auf lange hin eine Richtung gibt, wie das Jeder von uns mehr oder minder zu beobachten die Gelegenheit gehabt hat". Und was sind Gedanken? „Ist nur die raisonnirende Abstraction Gedanke? Sind nur allgemeine Ideen Ideen? Sind concrete Anschauungen etwa keine Ideen mehr? Und habt ihr ganz vergessen, daß ἰδέα von ἰδεῖν, schauen, kommt? Sind überdies Fühlen, Wollen, Thun nicht ebensowohl dazu angethan, in der Sprache ausgedrückt zu werden als das Gedachte? Ist vor Allem die Persönlichkeit, wo sie sich ganz ausspricht, nicht alle Gedanken der Welt werth?" Solche dialektisch gerichtete Erörterungen, bisweilen im innersten Wesen revolutionär, jederzeit aber von einer allen Schulzwang überspringenden geistigen Unabhängigkeit — würde sie ein Anderer als ein Essayist wagen dürfen, der seiner Natur nach nicht Lehrmeinungen aufstellen und begründen will, sondern lediglich seinem Bedürfnisse folgt, sich mit Menschen und Dingen, mit Zuständen und Wandlungen, mit Handlungen und Ereignissen auseinanderzusetzen? Ob sie aber objectiv geläufigen Urtheilen und Vorurtheilen entsprechen, das ist gleichgiltig; subjectiv sind sie das Product der reinsten, rückhaltlosesten Wahrhaftigkeit, und ein bedeutender, ein beredter, ein vielumhergeworfener Mensch hat unstreitig das Recht, seinen eigenen Maßstab, den Maßstab seiner Persönlichkeit an Dinge und Leute anzulegen. Von diesem Rechte, sich sein Selbst nicht verkümmern und einschränken zu lassen, macht Hillebrand unerbittlichen Gebrauch, und das ist, meine ich, der zwingende Reiz, der von seinen Schriften ausgeht. Man kann sich ihm nicht entziehen, gleichviel, welche Erscheinung der Zeit zur Betrachtung kommt, ob das moderne Schulwesen oder die moderne Frau. Widersprechen mag mancher heutige Realist, wenn Hillebrand, von der Erziehung unserer Jugend sprechend, sagt: „Allerdings erzieht die militairische Schule unsere Söhne in erster Linie nur zu Deutschen, will sie nur zu Deutschen erziehen. Sie sollten aber auch zu Menschen erzogen werden: Das thun unsere Gymnasien, unsere Realschulen, unsere Handelsschulen, Cadettenschulen nicht, oder nicht mehr; sie erziehen sie zu Kaufleuten, zu Professoren, zu Ingenieuren und Militairs, was Alles erst die Aufgabe der Fachschulen, der Lehrzeit oder des Lebens ist, dagegen muß gearbeitet werden als gegen die größte Gefahr, welche der deutschen Cultur droht." Und heftig widersprechen werden sicherlich zahlreiche Frauen dem Urtheile, das Hillebrand, seine Ansicht über die heutige Engländerin verallgemeinernd, über die gegenwärtigen Bestrebungen und Ansprüche des weiblichen Geschlechtes abgibt. „Niemand", bemerkt er, „hat eine aufrichtigere Sympathie als Schreiber dieses für die echte Engländerin, die nur in ihrem Mann lebt, seine Erfolge genießt, seine Sorgen theilt, aber dann doch für die Unterhaltung seiner Freunde bereiten Witz, gesunden Verstand und eine reiche Belesenheit übrig behält, in ihrem einfachen aber sauberen Anzug eleganter ist als alle Priesterinnen der „hohen Kunst". (Er hat dabei das Bild der Engländerin vor Augen, die er sich zur Gattin wählte.) Leider verschwindet sie immer mehr aus der Gesellschaft, und statt ihrer strömen herein die Schriftstellerinnen, Aerztinnen, Prophetinnen der „Frauenrechte" u. s. w., die nur allzu oft sich darin gefallen, als Geschlechtslose aufzutreten, was dann gleichbedeutend mit einflußlos ist: denn durch ihr Geschlecht nur wirken die Frauen. Gesellige Kameraderei ohne geschlechtliche Hintergedanken, und geschäftliche Concurrenz bei Wahrung geschlechtlicher Rücksichten sind falsche Verhältnisse, die auf die Dauer unmöglich sind wie alles Unnatürliche. Entweder taugt die weibliche Leistung, die männliche nicht, dann zieht sie eben den Kürzeren, oder sie kommt ihr nahe, dann bricht die Urheberin selber unter der übertriebenen Anstrengung zusammen. Es würde eben so sein, wollten wir Frauenarbeit verrichten, denn „zwanzig Männer zusammen trügen nicht all die Beschwerde" einer Familienmutter oder einer Weltdame." Aber, wie laut auch widersprochen werden mag, die subjective Wahr-

Digitized by Google

haftigkeit des Beobachters steht über allem Streite, und nur sie ist, mehr als der Zweifel, das Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen; sie hat dem Essayisten Hillebrand in Deutschland ein Auditorium erobert, das ihm lieber lauschte als manchem vielbewunderten Dichter, ihn tiefer betrauerte als manchen erbgesessenen Historiker oder Philosophen.

Fünfundfünfzig Jahre war Karl Hillebrand alt, als der Tod ihn hinwegraffte. Wenn man überblickt, was er geschrieben, so kann man nicht anders als in Bewunderung sich vor dieser immensen Vielseitigkeit beugen, der allerwärts die edelste Intention und eine zur schönsten Reife stetig vorwärtsdringende Strebsamkeit an der Seite blieb. Und es waren doch nur zwei Jahrzehnte, welche seine literarische Thätigkeit umfaßten! Als Student der Rechte war er von dem Wirbel der Revolution erfaßt worden, und als er sich nach Paris geflüchtet hatte, da mußte er erst noch einmal die Gymnasialfächer nach französischer Methode durchnehmen, das französische Abiturientenexamen bestehen, die Sorbonne absolviren, um in Douay Professor zu werden. Als solcher gewann er — der Deutsche — mit einer Abhandlung über das Lustspiel als Kunstwerk den Preis der Akademie von Bordeaux. Dieser Preisschrift folgten die Untersuchung über die Chronik des Dino Compagni und die Etudes italiennes, eine Sammlung von Essays über Dante, Machiavelli, die Komödie des Cinquecento, welche vorher einzeln zwischen Aufsätzen von Cousin, Renan, Taine in der Revue des deux mondes und im Journal des Débats erschienen waren. Dann kam das Jahr 1870. Hillebrand verließ Frankreich, zunächst, um als Specialcorrespondent der Times im Hauptquartier des Generals Cadorna dem Zuge nach der Porta Pia zu folgen. Und von da an erst, in Florenz zur Ruhe gelangt, begann er seine Essays in deutscher Sprache zu schreiben, die, durch fast anderthalb Jahrzehnte in der „Gegenwart", in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", in der „Deutschen Rundschau" und der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht, seine Autorität und seinen Ruhm begründeten. Allein in dem siebenbändigen Sammelwerke „Zeiten, Völker und Menschen" zähle ich nicht weniger als zweiundachtzig solcher Essais, verschieden im Werthe, mannigfaltig nach dem Stoffe, aber alle zusammen das Denkmal einer schriftstellerischen Persönlichkeit, die nicht mehr wollte, als sie konnte, aber genug konnte, um sich den Ueberlebenden unvergeßlich zu machen. Auf lange hinaus wird in unseren Literatur- und Culturgeschichten Hillebrand's Spur erkennbar sein.

Lyrische Novitäten.

Von Ernst Ziel.

Unter zehn Lyrikern begegnen wir heute — man kann es mit Sicherheit annehmen — neun, welche die beiden Hauptbereiche des lyrischen Schaffens, das der Empfindung und das der Anschauung, nur nebenbei und ganz gelegentlich cultiviren, um sich mit ihres Herzens bestem Feuer dem dritten, vom eigentlichen Centrum der lyrischen Kunst freilich etwas abgelegenen Gebiete um so ungetheilter zuzuwenden, dem der Reflexion. In einer Zeit, welche auf allen Feldern des Wissens und Könnens die Sonde des zersetzenden Verstandes unerbittlich walten läßt, in einer Zeit rigoristischer Abrechnung mit den Illusionen entwichener Perioden und zweifelschwülen Ausblicks nach neuen Bahnen kann diese Wahrnehmung nicht befremden. Der Kopf überflügelt heute das Herz, der Gedanke das Gefühl; unsere Welt- und Lebensanschauung ist eine vorwiegend negative, vielfach in pessimistische Denkresultate auslaufende — wie kann es da anders sein: wie sollte in einer Zeit der Kritik und Analyse diejenige Dichtgattung, welche den subjectiven Inhalt einer Phase stets am treuesten wiederspiegelt, nicht mit Elementen kritischer und analytischer Zersetzung stark erfüllt sein?

Unter dem jüngsten Nachwuchs der lyrischen Dichtung in Deutschland ist mir wiederholt eine bisher wenig beachtete, hoffnungerregende Kraft in die Augen gesprungen, in deren poetischen Hervorbringungen das Fludium der Epoche einen fast typischen Ausdruck gewinnt. Ich meine C. F. Stuart, der sich kürzlich mit seinen „Nachtschatten-Gedichte. Fragmente. Tagebuchblätter eines Sonderlings" (Minden i. Westf., Bruns) eindrucksvoll in die Literatur eingeführt hat. Stuart ist ein lyrischer Pessimist von eigenartiger Färbung des Temperaments, ein Gedankenlyriker im Stadium der Gährung, eine Dichterpersönlichkeit von scharf ausgeprägter Sondererscheinung. Der Grundton seines dichterischen Pathos klingt hier und da an Giacomo Leopardi an — si parva licet componere magnis. Ich wüßte ihn sonst Niemandem zu vergleichen. Höchstens darf er mit dem viel zu wenig gewürdigten Albert Möser in Parallele gestellt werden, der sich in einem ähnlichen Tone des poetischen Vortrags auf derselben Linie idealistischen Strebens bewegt. Aber Möser ist und war von vornherein eine ungleich abgeklärtere Natur; er gießt den feurigen, aber klaren Wein seiner Dichtung in stets künstlerisch gerundete, oft complicirte Formen — er ist der Dichter der gebändigten Leidenschaft. Für Stuart dagegen ist gerade das Fragmentarische bezeichnend. Der kräftig arbeitende Inhalt seiner Dichtungen durchbricht oft genug Vers und Strophe und lebt sich am liebsten und auch wohl am angemessensten in frei dahinwogenden reimlosen Rhythmen aus. Seine Vortragsweise hat oft etwas Abruptes, Aphoristisches; sie hat geniale Anklänge. Lyrische Goldschnitt-Anmuth darf man bei unserm durchaus auf ernstes Ringen nach Wahrheit und Schönheit gerichteten Dichter nicht erwarten. Das sangbare Lied, die Erotik, die Weinlyrik und die ganze sonstige Singerei für den Nipptisch sind absolut nicht seine Sache, und der liebe Lenz, der vielbesungene, ist unserm Dichter nicht viel mehr als eine gelegentlich ihm in die Hand gerathende Coulisse für das Theater seiner Gedankendichtung. Eine düstere, nicht selten ans Pathologische streifende Färbung in Stimmung und Speculation wiegt bei ihm vor; er hat faustische Anwandlungen, und die Interpretation der Nachtseiten des Lebens scheint zu den dichterischen Missionen Stuart's zu gehören; nirgends zeigt er sich so anziehend, wie in der Lösung dieser Aufgabe — hier liegt die Stärke seines Talents. Man vergleiche die Rubrik „Der Wahnsinnige" und die „Tagebuchblätter eines Sonderlings"! Das ist ächtes Blut der Dichtung, aber es fließt dunkel und schwer. Ist — so fühlt man sich zu fragen gedrängt — ist dieser melancholische Zug in Stuart nur ein Entwicklungs- und Durchgangsmoment, ein begleitendes Symptom seiner vermuthlich noch großen Jugend? Wird dieser Zug sich lichten zu einer zufriedeneren Auffassung von Welt und Menschen? Wer kann es sagen! Jedenfalls gehört der Dichter der „Nachtschatten" zu den hoffnungsvollsten lyrischen Talenten des heutigen Deutschland. Fertig ist er noch nicht. Sehen wir, was sich in ihm entwickelt!

Merkmale des Unfertigen tragen in ihrer geistigen Prägung auch die „Gedichte" von Wilhelm Walloth (Leipzig, Wilhelm Friedrich) an sich. Auch ein moderner Titan, ein ächtes Kind unseres Decenniums! Düster und gedankenvoll, unausgegoren und phantastisch! Ein starkes Talent voll glühender Sinnlichkeit, das namentlich in zwei Sätteln gerecht ist: in der farbigen, von flimmernder Gluth durchleuchteten descriptiven Poesie und in der leidenschaftlich angehauchten Gedankenlyrik. Diese Wahrnehmung drängt dem Leser besonders die erste Abtheilung der Gedichte auf, die Abtheilung der „Lieder". Die Bezeichnung „Lieder" ist hier aber ein lucus a non lucendo; denn vom Liederartigen ist in der Rubrik nicht viel, und wo es doch einmal durchbricht, da ist es meistens nicht viel mehr als Heine'sche Reminiscenz. Es ist eben, wie gesagt, vorwiegend descriptiv. Die „Balladen", die zweite Rubrik, stehen an Werth stark hinter der ersten Abtheilung zurück; sie schießen gar zu romantisch ins Kraut. Wir haben hier lauter schaurige Mondscheinerotik, Ritterpoesie des Mittelalters mit derb sinnlichem Hautgout. Fast nur Knappen und Knechte, die ihren Gebieterinnen gar zu ergeben sind! Und dazu diese unheimliche Kirchhofsbeleuchtung, die über dem Ganzen gebreitet liegt! Das ist ungesund und raffinirt. Hier ein Faun und da ein Todtenkopf und oft beide auf einem Bilde zusammen — das ist die Symbolik, die Herr Walloth liebt. In den sehr gedankengesättigten

Digitized by Google

„Oden", welche die dritte Rubrik bilden, macht sich eine gemäßigtere Temperatur wohlthuend fühlbar. Die antiken Stoffe sind sogar im klassischen Style gehalten und gehören zu dem Besten, was das Buch enthält. Dagegen ist in den „Elegien", die die Sammlung abschließen, der Faun leider wieder in Permanenz. Der reine Dienst der Astarte! Und daneben wird, wie überhaupt in diesen Walloth'schen Gedichten, eine ziemlich oberflächliche Polemik gegen das Christenthum in Scene gesetzt, die wenig Ueberzeugendes hat. Künstlerisch betrachtet, stehen die Elegien vielleicht unter den sämmtlichen uns hier gebotenen Dichtungen Walloth's am höchsten. Wenn aber der Herr Verfasser dieselben und damit zugleich sein Buch mit dem nachfolgenden Distichon schließt:

Nachschluß!

Sucht mich nur zu verschweigen! Es mag eine Zeitlang gelingen —
Werd' ich doch reden, wenn längst ewiges Schweigen euch deckt —

so ist das, wie überhaupt die ganze Sammlung (in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen) recht bezeichnend für unsere Zeit; dieser „Nachschluß" ist ein Symptom des heute allgemein herrschenden Größenwahns. Es ist wahr: Walloth verfügt über ein schönes, starkgeistiges Talent, aber er ist noch lange kein Genie, wie gerne er sich auch als ein solches proclamiren möchte. Anmaßung ist eine etwas wackelige Staffel zum Parnaß.

Gegenüber solchen lächerlichen Selbstüberhebungen thut das maßvolle Empfinden, die milde und freundliche Atmosphäre von Frieden und Zufriedenheit wohl, welche in den „Gedichten eines Optimisten" von Julius Lohmeyer (Leipzig, Liebeskind) weht. Dichterische Empfängniß und dichterische Arbeit, diese beiden Hauptfactoren in der Werkstätte des echten Poeten, kommen bei Lohmeyer zu voller Geltung: Er hat ein warm empfindendes Herz, das allen schönen und edlen Eindrücken offen steht, aber er hat auch eine kunstfertige Hand, die das schön und edel Empfundene durch liebevollen Fleiß herauszugestalten versteht. Seine „Ehelieder" — ein seltenes Thema in unserer Dichtung! — schlagen tiefe Gemüthstöne an; seine „Bilder und Figuren" — allerlei Episches und Balladeskes — excelliren durch anmuthige Schilderungen, und seine „Gedenkblätter" — geistige Niederschläge der Zeitatmosphäre — documentiren ein patriotisches und festliches Gehobensein, das in dem „Großen Jahr" — Verherrlichung von 1870 und 1871 — oft einen monumentalen Ausdruck gewinnt. Die eigentlich höhere Lyrik, Ode, Hymen, Dithyramben, ist freilich weniger die Domaine des Lohmeyer'schen Talentes, obgleich die Sammlung auch auf diesen Gebieten einige gelungene Proben aufweist. Dagegen steckt viel Sinniges in der bunten Reihe gewandt geformter Sprüche, und die Novelette in Versen „Das todte Haus" muß als ein kleines Cabinetstück stimmungsvoller Situationsmalerei bezeichnet werden, das dem Buche zum Schmucke gereicht. Poetisches Neuland wird hier freilich nicht entdeckt; auch haben diese Gedichte in ihrer stofflichen und geistigen Allgemeinheit nicht viel an sich von dem Manifeste eines durchaus eigenartigen Poeten, der die Erscheinungen der Außen- und Innenwelt ausschließlich durch das Prisma seiner eigenen Individualität sieht und dadurch seinen poetischen Kundgebungen eine selbstständige Prägung und somit einen wirklich dauernden Werth verleiht.

Noch mehr als die Lohmeyer'schen Gedichte entbehrt einer solchen selbstständigen Prägung das „Neue Buch der Lieder" von Paul Baehr (Bad Oeynhausen, Iberstoff). Aber gegenüber der Gespreiztheit und Verlogenheit, die sich in einem guten Theile unserer heutigen Lyrik mit kokett herausstaffirten Gefühlen und künstlich aufgebauschten Gedanken breit macht, empfangen wir von diesen schlicht und anspruchslos dargebotenen Liedern den wohlthuenden Eindruck absoluter Ehrlichkeit, und das erwärmt den naiven Leser und läßt ihn das fehlende persönliche Gepräge einigermaßen vergessen. Der kritische Beurtheiler freilich wird in Würdigung dieser Baehr'schen Liebeslieder und patriotischen Apotheosen trotz der Wärme und des Aufschwungs der Empfindung eben jenes Fehlen einer eigenartigen geistigen Signatur des sich selbst bei den viel feiner herausgestalteten Gedichten eines Lohmeyer als ein nicht ganz wegzuleugnender Mangel aufdrängte, zum Ausgangspunkt berechtigter Bedenken machen müssen; heutigentags, angesichts einer so hochentwickelten Cultur und der damit Hand in Hand gehenden, sich immer mehr fühlbar machenden Absorption der charakteristischen, ursprünglichen und elementaren Mischtheile in unserm geistigen Leben, heute muß die Kritik von einem modernen Dichterwerke lyrischer Gattung als erste und wichtigste Legitimation jene gewissermaßen private Besonderheit und specifisch individuelle Physiognomie oder doch wenigstens deren kräftige Andeutung unabweislich fordern. Eine richtige Werthung von Hervorbringungen dieser Gattung hat die Markirung des eigenartig Persönlichen ja auch von jeher als die Grund- und Urbedingung der wahren Lyrik und als den Hauptmaßstab zur Abschätzung lyrischer Producte wie lyrischer Talente betrachtet.

Der Forderung einer individuellen Physiognomie genügen, strenge genommen, auch diejenigen Gedichte nicht in dem wünschenswerthen Maße, zu deren Würdigung ich mich nunmehr wende. Ich spreche von Theodor Souchay's trefflichen Liedern und Dichtungen „Frisch vom Herzen!" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Bei dem höchst talentvollen Stuttgarter Poeten hängt indessen dieser relative Mangel meines Erachtens gar nicht mit den Fundamentaleigenschaften seiner dichterischen Persönlichkeit zusammen, sondern ist vielmehr in einer nicht ganz zulänglichen Selbstkritik, fast möchte ich sagen: in einer kritischen Nonchalance des Autors zu suchen. Souchay hat bereits 1873 eine Sammlung lyrischer Gedichte publicirt und damit auf dem deutschen Parnaß eine Visitenkarte abgegeben, die ihm bei allen Urtheilsfähigen als ein sinniges, warmblütiges Talent aufs glücklichste einführte. Diese gute Meinung, welche seine erste Veröffentlichung erweckte, kann nun zwar durch die soeben erschienene zweite in keiner Weise verwischt werden — im Gegentheil: die zweite Sammlung zeigt uns den geist- und empfindungsvollen Dichter auf einer höheren Stufe künstlerischer Entwickelung — zu wünschen wäre aber doch eben gewesen, das überaus liebenswürdige, markant eigenartige Gesicht, das uns aus den früheren Gedichten Souchay's so sympathisch anblickte, wäre hier nicht durch zufälliges Beiwerk, das mit dem inneren Wesen des Dichters nichts zu thun hat, störend verdeckt und dadurch der charakteristische Eindruck des Ganzen einigermaßen beeinträchtigt worden. Ich will damit keinen den Kern der Souchay'schen Muse treffenden Tadel ausgesprochen haben. Wer diesen Kern aus der Hülle belangloser Gelegenheitsgedichte im hergebrachten conventionellen Jargon, poesieloser Burlesken in derber Holzschnittmanier und leerer Formspielereien im modernen Virtuosenstil herauszuschälen versteht, der wird einen ganzen und echten von feinem Instinct für das Schöne und nicht gewöhnlicher Gewalt über die dichterische Sprache finden, einen Poeten, der für das sangbare Lied den musikalischen Ton trifft, wie Wenige, der der Liebe und der Freundschaft, dem Vaterlande und der Heimath herzbewegende Lieder singt, der aus Stoffen der Sage und Geschichte fein gemeißelte und doch im besten Sinne volksthümliche Bilder und Gestalten zu formen versteht und in formgewandten Uebersetzungen aus fremden Sprachen, in plattdeutschen Originalgedichten — Souchay ist ein geborener Lübecker — und verschiedenartigen Schöpfungen in antiken Maßen eine nicht gewöhnliche Vielseitigkeit bekundet. Melodiös hingehauchte Lieder wie „Salve regina nostra!", „Mein Liebster ist ein Hammerschmied", die meisten „Lieder der Liebe" und zahlreiche Stücke aus „Ein Liedergruß für meine Frau", echt balladeske Gedichte wie „Der größte Schatz" und „Sanct Bonifacius und Radbod", sowie tiefgemüthvolle Widmungen, wie „An Bertha Geibel" und „Deß bin ich sicher" müssen zu dem Besten gezählt werden, was in jüngster Zeit auf diesen Gebieten geschaffen worden, und diese Leistungen allein weisen Theodor Souchay einen achtunggebietenden Platz in der zeitgenössischen Lyrik an.

Stuart, Walloth, Lohmeyer, Baehr, Souchay — lauter Poeten von mehr oder weniger erfreulichem Talent, die uns achtbare Poesien bieten! Aber hoch über allen hier gewürdigten Dichtungen stehen, was geistigen Gehalt und reine Ausprägung der Kunstform betrifft, die „Deutschen Elegien" von Stephan Milow (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), welche

Digitized by Google

eine stark vermehrte und veränderte neue Auflage des Elegiencyklus „Auf der Scholle“ bilden. Milow gehört zu den edelsten und distinguirtesten Vertretern der deutschen Lyrik, und vielleicht kaum einer seiner früheren poetischen Ergüsse bekundet dies in so hohem Grade, wie diese Elegien; sie scheinen sich lediglich im kleinen Kreise des Hauses zu bewegen — aber sie umfassen zugleich Welt und Zeit; sie wollen nur das engumfriedete Heim schildern — aber sie greifen mit dem ethischen Gehalt ihrer Speculation hinaus auf jene Gebiete, wo die heiligsten Fragen der Menschheit wurzeln. „Sagt mir“, hebt der Prolog an:

„Sagt mir, wie kommt es? ich wollte, dem lärmenden Leben entflohen,
Einzig nur singen das Glück, welches die Liebe gewährt,
Wollte nur Weib und Kind im jubelnden Liede umfangen,
Doch der bescheidene Kreis wuchs ins Unendliche mir.
Seht! ihr versucht es umsonst, vom Ganzen das Kleine zu lösen,
Und es erscheint nichts klein, wird's in der Tiefe erfaßt.
Was die Geliebte mir spendet, dadurch erst wird mir's bedeutsam,
Daß er mir jeden Besitz zeigt in verändertem Licht,
Und mit des Knaben Geschick muß sinnend zugleich ich erwägen,
Was er der Welt einst wird, was von der Welt er empfängt.
Also erklärt es sich leicht: mich still in die Theuern versenkend,
Fühl' ich mich Jedem verknüpft, fühl' ich mich Eins mit dem All.“

Häufig genug zerreißt der Dichter den Vorhang, der das Drinnen von dem Draußen, die Welt des Herzens von der des geräuschvollen Handelns trennt; er erweitert sein subjectives Thema zu objectiven Ausblicken in Menschheit und Leben, das Familienbild zum Weltgemälde, die Idylle zur Ode und kosmischen Dichtung. Der Grundton seiner Weltanschauung ist ein pantheistischer, und sein philosophisches Denken ist nicht unmerklich weltschmerzlich imprägnirt. Er weiß aber stets einen Standpunkt zu gewinnen, der ihn weit hinausträgt über die Devise des Pessimismus: „spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni!“, er schreitet durch das Negative des Weltschmerzes hindurch zum Positiven einer auf ethische Wahrheiten begründeten versöhnenden Welt- und Lebensanschauung. Er ist liberal in Religion und Politik, was ihn aber vor Allem kennzeichnet, das ist in Gehalt und Gestalt seiner Dichtungen ein Classicismus vom reinsten Wasser. Nichts Profuses und Confuses in ihm! Alles in ihm ist concis und abgeklärt und vom Glanze edler Vornehmheit überstrahlt. Seine Distichen bekunden ein peinliches Formgewissen und haben akustische Bewegung. Werden die „Deutschen Elegien“ Milow's ihre Leser finden? Schwerlich! Wir sind im Lande der Dichter und Denker glücklich so weit gekommen, daß alles Gedankenhafte, selbst wenn es sich gar nicht in eigentlich abstracten und speculativen Geleisen bewegt und nur schüchtern durch den Schleier der Dichtung hervorleuchtet, die Gemüther verblüfft und befremdet. Heutzutage ist für die Lungen der Durchschnittsleser die Luft schon in recht niedrigen Regionen zu dünn, um noch athembar zu erscheinen. Man wird die Milow'schen Elegien ad acta legen.

Der Gefahr des ad-acta-Gelegtwerdens ist der Autor nicht ausgesetzt, mit dem ich meine heutige Revue schließe — Hermann Hofmeister, der in seiner Dichtung „Der eiserne Siegfried, eine neuzeitliche Nibelungenmär“ (Berlin, Franz Ebhardt) ein recht lesbares, frisches Buch für alle Stände und alle Köpfe, gröbere und feinere, geliefert hat, ein Bismarck-Leben in Versen, und zwar in trochäischen wie in jambischen, in gereimten wie in ungereimten. Humor und Pathos reichen sich in diesem volksthümlichen Epos die Hand; keck gezeichnete Genrebilder aus dem Leben des großen Kanzlers wechseln mit weithin geöffneten Perspectiven in die vaterländische und politische deutsche Vergangenheit und Gegenwart, und das Ganze — von einigen Lagunen allzu breit gewordener Darstellung abgesehen — ist ein recht unterhaltendes, wenn auch natürlich, wie das im Genre liegt, einseitig panegyristisches Buch.

Eine Zieten-Biographie.

Besprochen von E. Berner.

Unter den vielen Schicksalsschlägen, die König Friedrich den Großen trafen, zählen die Todesfälle einer Reihe von vertrauten Genossen zu den schwersten. Aus dem geistreichen und gelehrten Kreise, den der König um sich versammelt, ging einer nach dem andern dahin, von den hervorragenden Generalen, die des Königs treue Mitarbeiter im Felde gewesen, haben nur wenige mit ihm die Früchte der Kriege genießen dürfen, und auch von diesen starb die Mehrzahl nur zu bald. So Fouqué, der besondere Liebling des Königs, schon 1772, Seydlitz, kaum mehr als fünfzigjährig, 1773, und wenige Monate vor seinem eigenen Tode mußte König Friedrich nach einen seiner wackersten und geliebtesten Helden, den General der Cavallerie Hans Joachim von Zieten, dahinscheiden sehen. Rührend ist es, in den Briefen des Königs zu lesen, wie diese Todesfälle dem Könige schmerzliche Wunden schlagen, wie eine wahrhaft königliche Freundschaft, eine wahrhaft königliche Dankbarkeit ihn mit den Genossen seiner Thaten verbindet. Aber auch der Nachwelt gegenüber hat der König seine Dankbarkeit öffentlich documentirt durch die Errichtung jener wundervollen Denkmäler auf dem Wilhelmsplatz in Berlin. Die Wissenschaft dagegen hat ihrer Pflicht der Dankbarkeit gegen jene Helden noch keineswegs genügt, denn während wir von den Helden der Freiheitskriege theilweise mustergültige Biographien besitzen, fehlen solche für die Helden des siebenjährigen Krieges fast gänzlich.

So wird es denn volle Anerkennung beanspruchen dürfen, daß der am 27. Januar des folgenden Jahres bevorstehende hundertjährige Gedenktag des Todes Zieten's dem heutigen Grafen von Zieten-Schwerin Veranlassung gegeben hat, eine Biographie dieses Lieblingshelden des preußischen Volks hervorzurufen, die allen Forderungen wissenschaftlicher Forschung Genüge thun, zugleich aber durch eine ansprechende Form auch weiteren Kreisen als denen der Historiker von Fach eine willkommene Gabe sein sollte. Kein anderer aber als Leopold von Ranke war es, der auf eine bezügliche Anfrage des Grafen Zieten „einen seiner vertrautesten Schüler“, den jetzigen Archivar Georg Winter in Marburg, als zur Lösung der schweren Aufgabe geeignet bezeichnete, und — trotz der Bedenken, die man im Einzelnen wird erheben müssen — wird man doch zugestehen dürfen, daß das Werk, wie es nunmehr vorliegt, die Wahl des Meisters gerechtfertigt hat.*) In dem ersten der beiden starken Bände gibt Winter eine zum größten Theil äußerst gewandt geschriebene Darstellung vom Leben des alten Husarengenerals und im zweiten die wissenschaftlichen Forschungen und archivalischen Materialien, auf denen jene basirt, so daß namentlich der erste, vom sogenannten wissenschaftlichen Apparat ganz frei gehaltene, Band in der That auch für weitere Kreise eine das Interesse erweckende Lectüre bilden wird. Dies gilt insbesondere für solche Leser, die sich an einem festen und reinen, in sich abgeschlossenen und heldenhaften Charakter zu begeistern vermögen und welche die Freude am Vaterland und seinen Helden, wie sie den Verfasser offenbar bei seiner Arbeit beseelt hat, nachzuempfinden vermögen. Nur das müssen wir beklagen, daß derjenige Heerführer der neuesten Zeit, dem eine Zieten-Biographie fast selbstverständlich gewidmet werden mußte, die Vollendung derselben nicht mehr hat erleben sollen. Die Trauer, die der Graf von Zieten-Schwerin in den Eingangsworten über den Tod des Prinzen Friedrich Karl von Preußen ausspricht, empfindet mit ihm das gesammte deutsche Volk.

Es ist gewiß, daß wie der „Marschall Vorwärts“ ein Liebling des Volkes war, so auch „Zieten aus dem Busch“ die Liebe des ganzen Volkes genossen hat. Aber dieser Umstand hat für die wissenschaftliche Forschung den Nachtheil, daß sich um solche Lieblinge des Volkes leicht ein Gewebe von Sagen bildet, deren historisch-kritische Behandlung, auch wenn,

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

wie gerade bei den Zieten-Sagen, die Gesammtauffassung des Helden in denselben eine unzweifelhaft zutreffende und richtige ist, oft die größten Schwierigkeiten macht. Noch schwieriger aber wird im vorliegenden Falle die Forschung durch die ungeheure Menge und große Mannigfaltigkeit des zu verarbeitenden wissenschaftlichen Materials, wie es in den gleichzeitigen Berichten, Briefen, Rapporten u. s. w. niedergelegt ist und jetzt in dem Geheimen Staats- und Generalstabsarchiv zu Berlin, dem Zieten'schen Familienarchiv und dem k. k. Kriegsarchiv zu Wien beruht. Zum allergeringsten Theil nur war dasselbe bisher bekannt, ja, fast neun Zehntel der von Winter mitgetheilten Actenstücke sind von ihm zum ersten Mal benutzt worden, und bis in die Neuzeit beruhte unsere Kenntniß der fridericianischen Kriege, die doch den Hauptgegenstand einer Zieten-Biographie bilden, auf der gleichzeitigen Literatur, d. h. den aus jener Zeit herrührenden militärischen Memoirenwerken. Diese aber sind ganz eigenthümlich geartet, sie sind, so überraschend dies auch klingen mag, obwohl meist von preußischen Officieren herrührend, zum größten Theil von der Tendenz erfüllt, die Verdienste des großen Königs möglichst herabzusetzen und zu verkleinern. Frühzeitig nämlich bildete sich zwischen dem Könige und seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, in Bezug auf strategische und kriegswissenschaftliche Anschauungen ein tiefgreifender Gegensatz aus, der sich später sogar zu einem persönlichen gestaltete und so weit führte, daß der Prinz, obwohl gerade ihm bekanntlich der König die größte Gerechtigkeit widerfahren ließ, eine Schaar von mißvergnügten, sich zurückgesetzt glaubenden Officieren um sich sammelte, die mit ihm des Königs Thaten möglichst zu verkleinern bestrebt, ja durch dieses Streben, möchten wir fast sagen, recht eigentlich verbunden waren. Und dasselbe Streben zeichnete noch einen weiteren Kreis von Militärs aus, welche durch dasselbe die vom König angeblich ebenfalls nicht genügend gewürdigten Verdienste der anhaltinischen Fürsten zur Anerkennung zu bringen hofften. Aus diesen beiden Kreisen aber vornehmlich sind jene Memoiren entstanden, auf Grund deren nicht etwa nur die Werke privater Forscher, sondern auch noch das des Großen Generalstabs über Friedrich's Kriege entstanden sind.

Eigenthümlich ist auch die Stellung, die jene Kreise den Leistungen Zieten's gegenüber genommen haben. Derjenige General nämlich, welcher des Königs strategischen Ansichten am nächsten stand, ihnen am freudigsten und überzeugtesten folgte, war Winterfeld. Mit diesem aber stand Zieten, weil er sich gegen denselben zurückgesetzt fühlte, immer in einem mehr oder weniger gespannten Verhältniß, und dieses brachte es mit sich, daß, so lange Winterfeld lebte, Zieten die Pläne des Königs nicht vollkommen zu billigen schien, während nach Winterfeld's Tode Zieten's volle Hingabe an dieselben mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervortrat. So ist es gekommen, daß Zieten in jenen Kreisen bis zum Tode Winterfeld's hoch gepriesen, nach demselben aber verketzert wird. Nur Frau von Blumenthal, eine Verwandte Zieten's, die eine unglaublich verworrene Biographie des Generals geschrieben, behält die glühende Bewunderung für Zieten's Thaten auch nach dem Tode Winterfeld's bei.

Demnach mußte der Plan, eine Zieten-Biographie zu schreiben, zuvörderst eine eingehende kritische Sichtung dieser Schriften hervorrufen und, wenn auch hierfür einige und zwar mustergültige Vorarbeiten vorliegen, so ist doch leicht ersichtlich, wie groß und umfassend eine solche Aufgabe war.

Versuchen wir es nun, nach diesen einleitenden Worten die von Winter gewonnenen Resultate kurz zu skizziren, so kann dies bei dem Umfang des verarbeiteten Materials, das fast ein Jahrhundert umfaßt, natürlich nur in der magersten Form und in der Absicht, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen, geschehen.

Aufgewachsen in bedrängten Verhältnissen, trat Zieten schon 1716 in die preußische Armee, und zwar in das zu Ruppin garnisonirende Regiment Schwendy, das bald darauf in dem späteren Feldmarschall Schwerin einen Commandeur erhielt, der den lebhaften Diensteifer und das von Charakter, aber auch von leichter Erregbarkeit zeugende Benehmen des jungen Fähnrichs voll anerkannte. Trotzdem aber sah sich derselbe — vielleicht in Folge seiner kleinen Statur und seiner schwachen Stimme — mehrfach bei dem Avancement zum Lieutenant übergangen, ja, als er dem Könige deshalb ein Gesuch zu unterbreiten wagte, einfach entlassen. So leicht entsagte jedoch Zieten dem preußischen Waffendienste nicht, vielmehr erreichte er es, als Lieutenant, und mit vordatirtem Patent bei den Wuthenow-Dragonern, als deren Schwadronen 1726 vermehrt wurden, eingereiht zu werden, ja, der König selbst muß in einem gewissen Maße von den Fähigkeiten seines Lieutenants schon überzeugt gewesen sein. Denn, wenngleich dieser mit seinem Rittmeister 1730 in ein Duell verwickelt und in Folge dessen, obwohl den Rittmeister die größere Schuld traf, sogar cassirt wurde, so stellte er doch Zieten noch in demselben Jahre bei der neu errichteten Leibhusaren-Compagnie in Potsdam an und beförderte ihn im folgenden Jahre zum Rittmeister und Chef der wiederum neu errichteten 2. Compagnie der Leibhusaren in Belitz. Im Jahre 1736 aber sandte König Friedrich Wilhelm Zieten mit 120 Mann an den Rhein, um in dem zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen Kriege unter Baronyai's Leitung den Husarendienst, wie er in der damals so hoch berühmten österreichischen Cavallerie gehandhabt wurde, kennen zu lernen. Zu einer ernstlichen Action kam es indessen in diesem Kriege nicht, doch sprachen sich der Prinz Eugen und Baronyai über die bei Recognoscirungen und ähnlichen Vorfällen bewiesene kecke und schneidige Haltung Zieten's und seiner Husaren so befriedigt aus, daß der König Zieten zum Major beförderte. Trotzdem aber hatte Zieten, und zwar wie in den früheren Fällen wohl nicht ganz ohne eigene Schuld, auch in dieser Stellung Widerwärtigkeiten aller Art zu erdulden, die wiederum zu einem Duell mit seinem Vorgesetzten, dem Oberstlieutenant von Wurmb, führten. Dagegen hatte er das Glück, in seiner 1737 mit Leopoldine Judith von Jürgas geschlossenen Ehe wahre Herzensfreude und reiche innere Befriedigung zu finden, und mit dem Ausbruch des ersten schlesischen Krieges fand sich für Zieten denn auch die gewiß heiß ersehnte Gelegenheit sich auszuzeichnen und damit auch seine Stellung in der Armee fest zu begründen.

Das für Zieten's specielle Waffe wichtigste Ergebniß des Krieges war zwar, daß sich die bisher in dem preußischen Heer verkannte Bedeutung der Cavallerie mit voller Deutlichkeit zeigte, daß der König, sobald er diesen Mangel erkannt, sofort und mit aller Energie auf die Beseitigung desselben bedacht war und daß er unter denjenigen, die seine hierauf bezüglichen Pläne zur Ausführung zu bringen hatten, in vorderster Linie einen so eifrigen und verständnißvollen Officier wie Zieten fand. Doch aber sollte auch der erste Krieg nicht vorübergehen, ohne Zieten's hervorragende Befähigung zum Reiterführer aufs Glänzendste zu zeigen. Ist doch zum mindesten aus dem Relief am Berliner Zieten-Denkmal noch heute das kecke Reiterstück von Rothschloß allgemein bekannt, durch welches Zieten seinen einstigen, ihm numerisch weit überlegenen Lehrer Baronyai zu wirrer Flucht mit Zurücklassung einer verhältnißmäßig bedeutenden Anzahl von Gefangenen und des Fouragetransports nöthigte, ja Baronyai selbst beinahe gefangen nahm! Im Februar 1742 aber ist Zieten sogar bis dicht an die Mauern Wiens vorgedrungen und hat in der Hauptstadt des Feindes Schreck und Verwirrung hervorgerufen. Als Oberst und mit dem Orden pour le mérite geschmückt, kehrte Zieten nach dem Friedensschluß zurück in die Garnison.

Noch ruhmreicher aber sollte für Zieten nach gewissenhafter Ausnutzung des Friedens für die Ausbildung seiner Truppe der zweite schlesische Krieg werden. Der Avantgarde zugetheilt, erfocht Zieten gleich bei Beginn des Feldzuges wiederum über die Baronyai-Husaren einen Erfolg, führte, unter dem Generallieutenant von Nassau bis tief in den Süden Böhmens vordringend, durch ein äußerst keckes Unternehmen die Einnahme von Budweis herbei und wußte darauf, als der König durch den Anschluß Sachsens an Oesterreich sich zum Rückzuge genöthigt sah, diesen so geschickt zu decken, daß er allgemeines Erstaunen hervorrief und sich den größten Dank seines Königs erwarb. Ebenso war Zieten mit seinen Husaren bei der in knapp acht Tagen durch den Fürsten von Dessau bewirkten Säuberung Ober-Schlesiens von den Oesterreichern

Digitized by Google

wesentlich betheiligt, ja, wie der König selbst anerkannte, muß dieser Feldzug recht eigentlich ein Husaren-Feldzug genannt werden. Von geradezu grandioser Kühnheit und Besonnenheit zugleich ist aber der ruhmreiche Zietenritt nach Jägerndorf, durch welchen Zieten das Unglaubliche möglich machte, den vom König so gut wie abgeschnittenen Markgrafen Karl zu erreichen und dessen Vereinigung mit der Armee des Königs herbeizuführen, — ein Unternehmen, dessen Gelingen der König selbst so wenig vorausgesetzt hatte, daß er die Marschordre für den Markgrafen Karl anfänglich einem jeden einzelnen Mann des Zieten'schen Corps übergeben wollte, damit der Markgraf, auch wenn die ganze Truppe aufgerieben werden sollte, sicher die Ordre erhalte. Die Sage aber, Zieten habe bei diesem Unternehmen seinen Plan auf die Aehnlichkeit der Uniform seines Regiments mit der eines österreichischen geplant, ist dahin richtig zu stellen, daß dieser Umstand Zieten's Operationen allerdings einen Augenblick begünstigt, keineswegs aber dieselben beeinflußt oder gar hervorgerufen hat. — Von den großen Schlachten des Feldzuges hat Zieten nur an der von Hohenfriedberg theilgenommen, hier aber, indem er die Niederlage der Cavallerie auf dem linken Flügel verhinderte und dadurch das Vordringen der Infanterie ermöglichte, gewissermaßen den letzten Ausschlag gegeben und durch sein berühmtes Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf, in dem er selbst verwundet worden, hat Zieten auch für den letzten Act des kriegerischen Dramas das Seinige beigetragen.

Während aber der König mit der „klugen Conduite und der so viel erzeigten Bravour" seines Generals im Felde in hohem Maße zufrieden war, hat sich Zieten während der folgenden Friedensjahre bekanntlich keineswegs immer der vollen Gnade seines königlichen Herrn zu erfreuen gehabt. Es wird daher besonderes Interesse beanspruchen dürfen, daß Winter diese, von der Sage ungemein reich umsponnenen Jahre Zietens eingehend untersucht und die Gründe für des Königs Unzufriedenheit — den Mangel an musterhafter Führung und scharfer Disciplin, wie die Sorglosigkeit, mit der das Zieten'sche Regiment die Deserteure einfing, was eine der Hauptaufgaben desselben im Frieden war — wie auch die Entschuldigungsgründe Zieten's — dessen eigene, nicht unerhebliche Kränklichkeit und die, eine scharfe Disciplin sehr erschwerende Zerstreutheit und Entfernung der einzelnen Garnisonen des Regiments von einander — deutlich hervorgehoben hat. Namentlich der brüske Ton, den Zieten dem Könige gegenüber oft angeschlagen haben soll, erweist sich aus den Briefen Zieten's als durchaus der Sage angehörig, und ebenso gehört, was Alles sich der Volksmund von der endlichen Aussöhnung des Königs mit Zieten erzählt, größtentheils in das Gebiet der Fabel.

Thatsächlich jedoch schenkte der König bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges seinem Husarenführer wieder volles Vertrauen, und war dieser mit ganzer Seele bereit, dem königlichen Vertrauen zu entsprechen. Als einer unter sehr wenigen eingeweiht in die Pläne des Königs, eröffnete der Generallieutenant Zieten den Feldzug, in welchem er, namentlich nachdem Friedrichs größte Strategen, Schwerin und Winterfeld den Heldentod gestorben waren, Gelegenheit finden sollte, sich nicht nur als Reiterführer, sondern auch als strategisch bedeutender Feldherr zu bewähren. Aber unmöglich ist es, des Nähern auf Zieten's Thaten im siebenjährigen Kriege hier einzugehen, denn fast müßten wir diesen von Anfang bis zu Ende erzählen, wir begnügen uns daher, nur einige Punkte hervorzuheben, in denen Winter's Auffassung eine von der bisherigen verschiedene ist. Unerwähnt aber möchten wir es an dieser Stelle nicht lassen, daß Winter in den meisten Fällen es vorzüglich verstanden hat, den allgemeinen politischen und militärischen Hintergrund mit wenigen sorgsamen Strichen in klar erkennbarer Weise und doch so, daß sich sein Held wirksam und plastisch von demselben abhebt, zu zeichnen. Unzweifelhaft dürfte es ihm hier gelungen sein, eine der gefährlichsten Klippen des Biographen geschickt zu vermeiden.

Schon bei Pirna ist nach Winter Zieten's Verdienst weit unterschätzt und bei Prag dasselbe durch die Verherrlichung, die Schwerin's Heldentod gefunden, ebenfalls verdunkelt. Bei Collin habe Zieten allein von allen Heerführern des Königs Befehle exact befolgt, ja, sei Zieten so wenig in die allgemeine Niederlage verflochten gewesen, daß seine Soldaten die Nachricht von einer solchen durchaus nicht glauben wollten, und der König selbst für Zieten's Haltung nur Worte der Anerkennung hatte. Der unglückselige Feldzug des Herzogs von Bevern am Ende des Jahres 1758 hätte ein anderer werden können, wenn der Herzog nach dem Rath Zieten's und im Gehorsam gegen die Befehle des Königs wenigstens, als Nadasty zur Belagerung von Schweidnitz vom Hauptcorps der Oesterreicher detaschirt war, dieses angegriffen hätte, ja, als der Herzog endlich die Niederlage von Breslau erlitt, war es wesentlich Zieten, der es verhinderte, daß das ganze Corps aufgerieben wurde. Zieten wußte auch den durch die Mißerfolge niedergedrückten Soldaten neuen Muth einzuflößen und sie ohne weiteren ernstlichen Unfall dem Sieger von Roßbach, seinem Könige, zuzuführen. Durch seinen geschickten Aufmarsch leitete Zieten dann die Schlacht bei Leuthen aufs Glücklichste ein und machte am Schluß derselben durch seine energische Verfolgung die Niederlage der Oesterreicher zu einer vernichtenden. Der einzige Mißerfolg, den Zieten je gehabt hat, ereignete sich, als derselbe während der Belagerung von Olmütz vom König zur Sicherung eines bedeutenden Transports von Lebensmitteln und Kriegsbedarf ausgesandt wurde. Nach Winter hat Zieten den Verlust des Transports nicht verhindern können, und, obwohl dieses Verlustes wegen die Belagerung von Olmütz und damit der ganze mährische Feldzug aufgegeben werden wußte, hat der König doch Zieten keinen Vorwurf gemacht. Die Niederlage von Hochkirch, die bald darauf erfolgte, hat Zieten durch seine treffliche Haltung bei Beginn der Schlacht und durch seine Deckung des Rückzuges wesentlich abgeschwächt; Dann hatte in der That nichts erreicht, der König aber sah trotz der Niederlage seine strategischen Absichten nicht gestört. Im Feldzuge von 1759 waren es vornehmlich die gewandten Recognoscirungen und zuverlässigen Rapporte Zieten's — auf deren Werth Winter auch sonst aufmerksam zu machen sich veranlaßt sieht —, die dem Könige von großem Nutzen wurden, und Zieten's Operationen nach der Schlacht von Kunersdorf gehören zu den geschicktesten und gelungensten. Die negative Aufgabe, die Zieten bei Liegnitz zufiel, nämlich Daun von einem Eingreifen in die Schlacht abzuhalten, hat er in glücklichster Weise gelöst, und am hellsten strahlt Zieten's Stern bekanntlich in der Schlacht von Torgau, die allein durch ihn gewonnen wurde; selbst die Vorwürfe, die man trotz des Sieges Zieten gemacht hat, hält Winter nicht für genügend begründet. Die im Jahre 1761 angestrebte Vereinigung der Russen und Oesterreicher hat hauptsächlich Zieten's Taktik so lange verzögert, und bei Burkersdorf endlich hat Zieten durch Abweisung des Ausfalls der Schweidnitzer Besatzung das Gelingen ermöglicht.

Als daher nach sieben bangen Jahren der König und die Kaiserin, um mit dem Dichter zu reden, ihren harten Sinn erbarmten und endlich Frieden machten und überall, auf Wegen und auf Stegen Alt und Jung mit Jubelschall den Kommenden entgegenzog, da ward naturgemäß in Preußen in vorderster Linie auch dem alten Zieten aus dem Busch Jubel und Dank entgegengebracht. Und wahrlich, einen reichen und gesegneten Lebensabend hatte er sich verdient, der alte Held, ein gnädiges Geschick aber hat ihm solchen auch gewährt. Noch einmal im späten Alter mit einem Fräulein von Platen vermählt, hat Zieten die reinen Freuden eines beglückten Ehestandes zum zweiten Mal genießen dürfen, und als ihm gar ein Sohn aus dieser Ehe geboren wurde, zeigte sich, wir möchten fast sagen Zieten's Talent zum Familienvater in wahrhaft traulich anheimelnder Weise. Als ein liebender und liebenswerther Gatte und Vater, als aufrichtiger, tief frommer Christ, als sparsamer und doch herzlich gastfreier Hauswirth, als unermüdlich bis zum letzten Augenblick im Dienst seines Königs und Herrn thätiger General, voll hingebender Fürsorge für seine Untergebenen und auch deshalb, wenn der Ausdruck gestattet ist, als schwärmerisch geliebter Abgott der Soldaten und des Volkes, so tritt uns der im Felde keck entschlossene und doch vor dem kühnen Wagen stets so sorgsam wägende Held entgegen, ein durchaus liebenswerther, ja begeisternder Charakter — ein Charakter, wie er nur in der preußischen Armee, und auch hier wohl nur in der Zeit der Noth und Gefahr sich bilden

Digitized by Google

konnte, der aber zugleich, mit all seinen Vorzügen und auch seinen Fehlern, als typisch für die preußische Armee gelten kann.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort der Verständigung. Es ist unzweifelhaft, daß an dem Buche Winter's der Stilist trotz der Gewandtheit, mit der es geschrieben, hier und da Anstoß nehmen, daß der Militär hier und da Irrthümer, Auffassungen berichtigen wird, daß der Historiker mehrfach Winter's Ausführungen nicht als definitiv abschließend betrachten, sondern sie rectificiren wird. Wir glauben aber nicht, daß die Kritik, wie heute sehr zum Schaden der Sache vielfach angenommen wird, die Aufgabe hat, nur das zu zeigen, was irrig, was verfehlt an einem Werke, sondern vor Allem das, was dasselbe positiv Gutes und was es Neues bietet. Und das wird ohne Zweifel von Winter's Biographie Zieten's gesagt werden müssen: Wie sie auf exacten, methodisch richtig aufgebauten wissenschaftlichen Forschungen gegründet ist, und wie sie trotzdem sich in einem gerade auch für den Laien angenehmen und gefälligen Gewande bietet, so wird dieselbe auch ein für jeden Forscher auf dem Gebiet der Fridericianischen Kriege unentbehrliches Werk, eine Fundgrube und Grundlage und doch zugleich ein Werk werden, das sich neben der Achtung des Geschichtsforschers auch die Liebe jedes gebildeten Vaterlandsfreundes erringen wird.

Feuilleton.

Aus dem Tagebuche eines Dilettanten.

Von Manuel Schnitzer.

. . . . . Da sitze ich nun und starre ins Feuer; es ist dunkel, nur der flackernde Flammenschein beleuchtet meine armselige Wohnung. Diese Dämmerung ist so recht geeignet für mein melancholisches Treiben. Ich werfe unnütze Papiere in die rascher auflodernde Gluth: Gedichte, Entwürfe zu Romanen, halbvollendete Trauerspiele — meine ganze Mappe . . . .

Wahrlich, die Freude eines Kindes kommt über mich, wenn ich sehe, wie die Flamme die langbewahrten Blätter erfaßt, zusammenrollt und im Nu zu Kohle brennt; wie die schlauen Fünkchen darin ihr lustiges Wesen treiben. Da huschen sie hin, erst schaarenweise wie ausgelassene Knaben, verschwinden, tauchen wieder auf, immer weniger, eines nach dem andern, bis zuletzt ein einsamer Funke langsam emporglimmt und langsam verglüht. Dann ist nur ein Häufchen feiner Asche zurückgeblieben, die hastig in die Höhe flattert . . . und Alles ist ausgesungen . . .

Warum ich's that? — Ich weiß es nicht, denn noch immer umfängt mich eine traumtolle Freude, als müßte ich jetzt glücklich werden, unaussprechlich glücklich. Vielleicht, weil ich der Qual ledig bin, mich Tag für Tag mahnen zu lassen: auf, arbeite, vollende, was Du begonnen, Tag für Tag den Schmerz zu fühlen, es nicht mehr zu können.

Mit der Ruhe und dem klaren Blicke eines Recensenten, der ein fertig gelesenes Buch langsam und nachsinnend zuklappt, gedenke ich meines vergangenen Lebens, und indem ich's als fremdes vor das Tribunal meines Gewissens stelle, entledige ich mich alles Eitlen und reiße den trügenden Schleier weg von dem Bilde, das an Grauenhaftigkeit jenes von Saïs übertrifft, von dem Bilde einer Künstlerseele, meiner eigenen . . . .

Schöner und heiterer als je in eines Menschen Auge spiegelte sich die Welt in dem meinen. Wie dankbar fand mich jedes Lächeln, jeder freundliche Blick! mein Herz glich der Gottheit, die das All umfaßt mit unendlicher Liebe. Und mit solcher Freudigkeit ging ich in diesem Gefühle auf, daß ich nicht merkte, wie sehr ich mich betrog, und mich selbst betrog. — Erst als ich die ganze Fülle meiner Liebe einem einzigen Wesen zuwandte, dämmerte mir die dunkle Ahnung davon auf. Ich wußte gar nicht, was in mir vorging, ich verstand mich plötzlich nicht mehr. Was wollte ich denn? genügten zu meinem Glücke die Sinne nicht mehr, oder gehörte dazu noch etwas Anderes, Tieferes, Edleres? Diese Zweifel lasteten auf mir wie ein Fluch, und tagelang irrte ich wie träumend umher, ohne zu hören, was theilnehmende Freunde zu mir sprachen. O, jetzt ist es mir klar, in der Liebe muß man Alles besitzen, um nicht bettelarm zu sein, vor allen Dingen sich selbst, man muß gelernt haben, sich zu verehren wie einen Gott. Wie konnte ich auch verlangen, daß irgend Jemand mich liebe, wenn ich's selbst nicht that, wenn ich mir ein Nichts schien in der Schöpfung, ein Sandkorn, mit dem der Wind sein Spiel trieb?

O, über diese Bescheidenheit, die mich langsam zu verzehren begann, die in jede meiner Freuden ihr ätzendes Gift träufelte. Jeder Wicht erschien mir bedeutender, liebenswerther! Wer kann es mir verdenken, daß ich mich dagegen zu wehren beschloß und den Anfang hierzu machte, indem ich Vergleiche anstellte zwischen mir und all diesen Menschen, zu denen mich eine unbegreifliche, sehnsüchtige Liebe hinzog? Da fühlte ich denn, daß ich mehr war, weit mehr; denn die Natur hatte Etwas in mich gelegt, was Jenen fehlte, einen klingenden Hauch, der in mir forttönte und nach Gestaltung rang . . . Ja, die Kunst sollte mir ersetzen, was das Leben verweigert, die Kunst, der ich mich hingab mit meinen zuckenden Nerven, meinem heißen, liebebedürftigen Herzen. — Ich schuf Gesänge, deren wilde Gluth mich in Flammen setzte, meine leidenschaftliche Phantasie, die sich an das Höchste und Tiefste wagte, machte mich zittern vor Erregung und Lust. Immerfort tönte es in mir, da ich jeden äußeren Eindruck sofort als Gedicht in meine lechzende Seele aufnahm. Kaum aber ging ich daran, meine Schöpfungen niederzuschreiben, kam er wieder über mich, der böse Geist des Zweifels, der Dämon, der meiner hochfahrenden Träume lachte. Schaal und kleinlich erschien mir dann, was ich hervorgebracht, im Vergleiche mit dem, was ich gewollt, was mich durchzittert hatte, — ja, es war etwas ganz Anderes geworden.

Unmuthig warf ich die Arbeit fort und griff nach den Werken unserer großen Meister, um zu lernen, wie absonderlich man sich ausdrücken müsse, um seine Empfindungen voll und klar wiederzugeben. Aber ich fand durchaus Nichts, was mir neu gewesen wäre. Da standen einfache Worte, die mich seltsam ergriffen. Das quälte mich, und vom Neide erfaßt, las ich zähneknirschend immer mehr, immer schneller, damit mein brennendes Auge das Vortreffliche übersehe, — aber wie gebannt hing es an den Schöpfungen des Genies und ward trunken von Schönheit. O, es raste und tobte in meinem Innern.

Zuweilen ward ich ruhiger und überlegte. Haben denn unsere Meister ohne Qual, ohne Kampf ihre herrlichen Kunstwerke vollendet, oder litten sie wie ich? Gewiß, gewiß, diese schmerzliche Unruhe blieb Keinem erspart. Wunderbar trösteten mich diese Gedanken, und mit erneutem Eifer ging ich an meine Arbeit, welche auch leidlich gelang. Wie liebte ich in solchen Augenblicken die Welt und die Menschen! Ich hatte das Gefühl, als schmelze eine Eisrinde von meinem Herzen und dieses dehne und strecke sich wie ein halberstarrter Vogel, den die Frühlingssonne weckt. Aber es war nur das Glück eines Tages, um so schmerzlicher die Enttäuschung, die der folgende brachte.

Ich kann nicht, — ich kann nicht! — Und wieder sehnte sich mein Auge nach Schönheit und Ebenmaß . . .

Konnte ich das dulden? Mußte ich nicht eifersüchtig werden auf mich selbst, meine verbitterte Seele auf die harmlosen Sinne? Was soll ich's leugnen? Ich haßte die Großen, weil sie mich meine Kleinheit verachten lehrten, ich haßte mich, weil ich dem nicht kräftigen Widerstand zu leisten vermochte. Aber gab es denn Nichts, das mich erheben konnte? Doch, doch, ich verfiel darauf; es muß auch für Leute in meinem Zustande ein ganz natürlicher Gedanke sein. Ich begann mich mit anerkannt schlechten Dichtungswerken zu beschäftigen, ich suchte die Gesellschaft sogenannter unverstandener Genies auf, sog mit Begierde ihre eilten Reden ein, schwatzte ihnen ihre Machwerke ab und vertiefte mich in das Studium derselben. Mit welcher Genugthuung ich das

Digitized by Google

that! — Hier fühlte ich mich, hier bedeutete ich Etwas! — Ich schwelgte, ich berauschte mich förmlich in den bedeutungslos-wahnwitzigen Reimereien, nur um den armseligen Trost zu haben: Das hättest Du besser gemacht. Ich machte auch Vieles besser und ging nicht zu Grunde in diesem intimen Verkehre mit Unkunst und Flachheit, aber was für einen scharfen Blick hatte ich auch für die kleinsten Schwächen!

O, diese meine Mitstrebenden, woran hatten sie ihre geringe Kraft gesetzt! Sechs große Dramen beschäftigten sich mit Nero. Der Stoff packte mich, und mit fiebernder Hast setzte ich mich hin, ihn zu bearbeiten. Mir war er ein Mensch mit der Seele eines Adlers, der kühn zur Sonne emporfliegen wollte, dessen Kraft jedoch von einem Giftpfeile zerstört war. Der Pfeil, der Pfeil! Hätte er ihn nur herauszerren können, aber zu tief steckte er in den Fittichen, und so oft er sie zu neuem Fluge erheben wollte, immer sank er ächzend und stöhnend zurück. Und dieser Adler war verdammt, unter Hühnern zu leben, die seinen Schmerz, sein Sehnen nicht verstehen konnten. Da schlug er denn in grenzenloser Verzweiflung die mächtigen Flügel zusammen, sein Athem wurde zu Feuer, sein Kreischen zu einer Lohe, die das schöne Rom wirbelnd ergriff . . . Und als es emporflammte, als das Millionenheer von Funken knisternd und prasselnd hinstob, als die stolzen Paläste krachend zusammenstürzten und der Menschenjammer unermeßlich und thränenlos geworden, da endlich glaubte er sich erlöst und erhob sich hoch in die Luft . . . jählings aber stürzte er zurück in das Feuermeer, welches er selbst entfesselt und welches seine Wogen immer höher, immer furchtbarer zum Himmel aufwälzte — und verdarb. „Welch' ein Künstler geht in mir verloren!"

Das war mein Nero, unbefriedigend und unhistorisch, aber menschlich wahr, jeder Zug der Seele abgelauscht.

Ha, vermochte ich's doch? Zum ersten Male durchschauerte mich das unsägliche Glück des Schöpfers, zum ersten Male fühlte ich, wie wahr, wie entzückend wahr die Redensart ist: „mich hat der Kuß der Muse berührt". — Ja, sie hatte mich geküßt, die göttliche Muse!

Kein Tag verging nun, an dem ich nicht mein Werk vorgenommen hätte, um darin zu lesen und mich immer wieder zu fragen, ob das, was ich mit staunender Bewunderung in Händen hielt, mein, wirklich mein eigen sei. Woher in aller Welt war mir dies gekommen? War es denn möglich, daß ich ganz ohne zu denken so Gewaltig-Vollendetes geschaffen? Im Rausch der Begeisterung oder vom Dämon besessen? Nein, das war es nicht. Schon während der Arbeit hatte ich ein eigenthümlich banges Gefühl gehabt, wie etwa ein Mensch, dessen Erinnerung das ganze Leben im pfeilschnellen Fluge noch einmal durchlebt, ein buntes Durcheinander in wirrer Folge. Bei diesem Gedanken erfaßte mich wilder Schreck; ich selbst hatte mir mein unglückselig'es Geheimniß enthüllt. Dieser Nero war ich, ich der Künstler, der will und nicht kann, ich der Dilettant, der das Schicksal meistern und zwingen möchte. Deshalb also fühlte ich mich so hingezogen zu meinem Werke, deshalb hatte der Stoff mich so mächtig ergriffen. Was schlummernd in meiner tiefsten Seele gelegen, ich hatte es unbewußt emporgerissen ans Licht des Tages!

War es also das? Mußte ich für mein Werk mich selbst opfern, mich ausnützen, warum nicht auch andere Menschen? dachte ich. Der Gedanke lag nahe genug, und es wäre Thorheit gewesen, ihm nicht nachzugeben. Dazu trug noch ein Umstand bei, aber so leise und heimlich, daß ich mir denselben anfangs gar nicht zu gestehen wagte: es war die Furcht davor, mich in kurzer Zeit selbst aufzubrauchen, die Angst, meine Seele reiche nicht aus für meine zukünftigen Dichtungen. O, ich Thor, ich Thor! Unermeßlicher als das Meer ist die menschliche Seele, unermeßlicher als der Aether; in ihrer Tiefe thront die Gottheit und rast der Dämon, sie ist groß und erhaben wie das Weltall!

Ich begann die langgemiedene Gesellschaft wieder aufzusuchen und zu beobachten. Allabendlich machte ich dann Notizen, arbeitete kleine Charakterporträts aus und skizzirte, — allerdings in rauhen Strichen und unbeholfener Sprache, aber immerhin naturgetreu. Das bot nicht so viel Schwierigkeiten, als ich gedacht hatte. Doch war ich nicht im Stande, alle die artigen Kleinigkeiten zu einem einheitlichen Kunstwerke zusammenzufassen; das Beobachten war mir zur Leidenschaft geworden wie Alles, das ich je angefaßt, und ich erlangte mit der Zeit eine solche Sicherheit darin, daß meinem scharfen Blicke Nichts undurchdringlich genug war. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie ich schaute; es war etwas ganz Merkwürdiges; das leiseste Fältchen in den Gesichtern, jede geringste Veränderung im Leuchten der Augen bemerkte ich; ich vertiefte mich darin und suchte es zu deuten. Wie widerwärtig das sein mußte.

In jener Zeit lernte ich ein Weib kennen, ein schönes Weib mit wilden, begehrlichen Augen, deren Blicke sich in mein Herz hineinbrannten. Sie horchte meiner Rede mit einer Inbrunst, als wäre jedes meiner Worte ein geheimnißvolles, vielsagendes Orakel, sie drängte sich an mich, sie wollte geliebt sein. Wußte sie vielleicht, daß ich lieben könne, glühender als alle die Männer, welche sie umschwärmten? — Ich aber, ich trieb mein Spiel mit ihr, ich heuchelte Liebe, Haß, Eifersucht, Verachtung, um die geheimsten Regungen ihrer Seele ausforschen zu können; ich ersann kleinliche Qualen für ihr großes Herz und sah dieses aufzucken und bluten. Es läßt sich nicht schildern, mit welcher Raffinerie ich diese Komödien in Scene setzte. Wie tief war ich gesunken, wie tief!

Langsam kam ich zur Erkenntniß dessen, was mich mit Grauen erfüllte, daß ich nämlich nicht die Geliebte beobachtete, sondern mich selbst, mich selbst in ihr, daß ich nimmer entfliehen konnte meinem elenden Ich, das sich stets in den Vordergrund meines Fühlens drängte. Je tiefer ich in meiner Achtung sank, desto mehr war ich geneigt, die Menschen für gut und liebenswerth zu halten, vor Allen sie, deren Küsse und Thränen, deren Jubel und Verzweiflung meinem Talente dienen mußten.

Freilich, die Arbeit gedieh während dieser Zeit, aber sie ward mir zum Ekel. Was nützte sie mir auch? Lehrte sie die Kunst, sich selbst hochzuachten? Ich fühlte nicht mehr die Freude, nicht mehr das Leid, nur eine gewisse Befriedigung, wenn ich mir sagen konnte: Das gibt eine prächtige Scene, eine wirksame Figur, eine neue Nuance.

Wieder suchte ich mich zu erheben. Ich verkehrte in den abscheulichsten Localen, wo der Abhub der menschlichen Gesellschaft zu finden war, und wollte mir einreden, daß ich verachte, — aber ich betrog mich. Wen ich verachtete, das war ich.

Unbegreiflich! Bemerkten denn meine Bekannten nicht, was in mir vorging? Sie lachten wie sonst über meine Worte, ohne zu fühlen, daß der beißende Spott ihnen galt. Kannten sie mich nicht, oder trieben sie ihren Spott mit mir? Ich erinnerte mich eines Schulkameraden, dessen beschränkten Geist wir Knaben bald bemerkt hatten und zu unserer Belustigung ausnutzten. Wir schmeichelten ihm, erhoben seine sehr unbedeutenden Talente bis in den Himmel, damit er sich zur Mittheilung seiner höchst lächerlichen Ansichten sicher genug fühlte. Natürlich hörten wir ihm mit den ernstesten Mienen zu, jedoch nur, um uns nachträglich darüber lustig zu machen. Der Mann ist später blödsinnig geworden . . .

O, sie machten es mir ebenso. Durch ihr Lob hörte ich den Hohn heraus, erst leise, dann aber zischte er förmlich wie der Gifthauch einer Schlange. Sie durchschauten mich, wollten aber meine Dummheit genießen bis auf den Grund. Dieser Gedanke machte mich halb wahnsinnig.

Ich zog mich zurück. Die Einsamkeit und die Stille meines bescheidenen Stübchens haben mir die Ruhe wiedergegeben. Staub liegt auf dem lange nicht berührten Schreibtische, und ich bin ein stiller Mann geworden trotz meiner dreißig . . . . Oft noch versuchte ich die begonnenen Arbeiten wieder aufzunehmen, aber immer ohne Erfolg. Ohne Erregung legte ich die Feder zur Seite, wie ich heute Alles — meine ganze Vergangenheit, meine ganze Zukunft — den Flammen preisgegeben habe. Der langjährige Kampf ist beendet und mit stiller, andächtiger Freude setze ich das Herz in seine Rechte ein. Ich will ein Mensch sein, ein guter Mensch.

Heute ist eine schöne, wolkenlose Nacht. Ich habe das

Digitized by Google

Fenster geöffnet und die Mailuft bringt in mein Stübchen hinauf; ich glaube, die Linden blühen . . . .

Die Bauern in meiner Heimath haben ein tiefsinniges Wort. Der Säugling, sagen sie, welcher der Mutterbrust entwöhnt wird, bevor der Lenz zum Mai vorgeschritten, bevor Baum und Strauch in voller Blüthe steht, wird frühzeitig grau . . .

Meine Seele ist solch Unglückskind gewesen.

* * *

(Späterer Zusatz.)

Noch einmal erfaßte der Dämon meine Seele, heißer, flammender, verzehrender.

Unwiderstehlich riß es mich hin, und ich, — o, ich bin elender als je.

O, nun weiß ich's: Das Leben des Künstlers ist Nichts als ein „Sichselbstgenießen". Wehe Dem, der vor der Zeit fertig wurde.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Clara Soleil.

Schwank in drei Acten von Edmond Gondinet und Paul Sivrac.

Sardou's Theodora hat im Residenztheater endlich ihr Scepter niedergelegt und der heiteren Muse Platz gemacht, die dort besser zu regieren berufen ist. Der Anfang war freilich schlimm genug, denn über dem Einacter, der den Abend eröffnete, dem Proverbe von H. Stobitzer: „Der Sterngucker", schwebte ein Unstern. Ein munterer und geistreicher, aber zu weitschweifiger Dialog, ein hübscher Grundgedanke, eine geschmackvolle Sternwarten-Decoration vermochten die grausame Stimmung eines Publicums nicht zu mildern, das die löbliche Gewohnheit hat, auf kühne Situationen im Lustspiel nur dann einzugehen, wenn sie genügend motivirt sind. Erst „Clara Soleil" von Gondinet, die den ganzen letzten Winter das Repertoire des Pariser Vaudeville-Theaters beherrscht hat, heiterte die Mienen auf und entfesselte mit Recht die Ausbrüche jener unbekümmerten Fröhlichkeit, die von der Tollheit keine Methode, vom Humor keine Logik, von einem Schwank keine Wahrscheinlichkeit fordert. Zwar sieht der erste Act noch darnach aus, als ob es sich um eine wahre Lustspielidee handelte. Die zwei seit Kurzem verheiratheten Freundinnen Eveline und Leonie haben einander im Flügelkleide der Mädchenschule geschworen, daß sie nur einen tugendhaften Mann heirathen würden. Sie hielten auch Wort. Sowohl Herr Duplantin, der die hübsche Leonie heimführen durfte, wie auch Herr Bavolet, dem Evelinen's Hand zu Theil wurde, erfreuen sich beide einer so reinlichen Junggesellenvergangenheit, daß sie es in der Tugend sogar mit den berühmten Rosenmädchen von Nanterre aufnehmen konnten. Und dennoch sind sie keine untadeligen Ehemänner. Während bei Herrn Bavolet der paradiesische Apfel, der mit Erlaubniß des Herrn Maire angebissen wurde, nur eine um so heftigere Begier nach der verbotenen Frucht hervorrief, erklärt sich Duplantin selbst für „einen fünfundvierzigjährigen Säugling, den man zu entwöhnen vergessen". Beide Ehemänner warten also nur auf eine passende Gelegenheit, um ihre Frauen zu hintergehen. Das Grundmotiv des Stückes scheint demnach in dem Beweis zu liegen, daß die besten Männer keineswegs aus den unschuldigen Junggesellen geschnitzt werden. Aber die Verfasser vergessen nur zu bald ihr Thema. Vom zweiten Aufzug an wird das fein angeschlagene Motiv nicht mehr variirt, und das Lustspiel geräth unrettbar in die Geleise der Verwechslungsposse.

Clara Soleil, eine Diva der Pariser Cafés-concerts, setzt die zweifelhafte Tugend der jungen Ehemänner auf eine schwere Probe. Namentlich auf den blöden Bavolet hat sie es abgesehen, denn sie bringt in Erfahrung, daß seine Frau öffentlich das große Wort gelassen ausgesprochen hat, daß eine anständige Frau das Concert einer unanständigen nicht besuchen dürfe, in Folge dessen Clara Soleil vor leeren Bänken ihr schönes Lied vom „Mosquito" singen mußte. Der Stern der Café-Chantants rächt sich dafür an der philiströsen Provinzialin, indem sie ihr den Gemahl entführt. Die Reise des verliebten Pärchens geht nach Nizza. Es ist selbstverständlich, daß einer jener Zufälle, die nur in Theaterstücken vorkommen, nicht allein die verlassene Eheliebste in die Blumenstadt an der Engelsbai führt, sondern auch Freund Duplantin und Frau, einen überflüssigen Hausfreund und Raisonneur, einen entfernten Vetter und den herkömmlichen „Onkel aus Amerika", der alle Taschen voll Millionen und eine hübsche Nichte hat, die keine andere ist, als — Clara Soleil. Nun kann der Wirrwar losgehen.

Das Incognito Bavolet's wird gleich beim Betreten des Hotels zerstört. Der entfernte Vetter, der zufällig der Hochzeit seines Cousins nicht beigewohnt hat, hält natürlich Bavolet's Begleiterin für dessen Frau und läßt sie unter diesem Namen ins Fremdenbuch einschreiben. Diese Heirath verdrießt Onkel Roland de Prémaillac sehr. „Schade", sagt er zu seiner Nichte, „daß Du den Esel Bavolet geheirathet hast, denn ich ging mit der Absicht um, Dir eine Million als Mitgift und einen Mann nach meinem Sinne zu geben." Natürlich darf man diesem Edelmann und ehemaligen Officier die Wahrheit nicht sagen, daß seine Nichte eine Tingeltangelöse geworden, sonst würde er sie einfach enterben und ihren Verführer schlankweg tödten. Und so muß Clara Soleil auch ferner Madame Bavolet bleiben, sogar für die echte Madame Bavolet. Der von allen Zuschauern vorausgesehene Hauptcoup, daß die echte und die falsche Frau Bavolet zusammenkommen, fällt ans Ende des zweiten Actes. Im Conversationssaale des Hotels finden sie sich. Sie plaudern miteinander und reden von ihrem Mann. „Der meinige ist unwohl", sagt die falsche Frau Bavolet und braut für ihn eine Limonade, wobei ihr die echte Frau Bavolet hilft. Da bringt das Zimmermädchen einen Brief für Madame Bavolet. Beide Doppelgängerinnen erheben sich. Clara Soleil nimmt ihn in Empfang und erbricht und liest ihn, zum großen Erstaunen von Eveline Bavolet. Und bald durchschaut diese die ganze Situation, und einen Augenblick später, als man sie um ihren Namen bittet, erklärt sie großartig: „Ich bin Clara Soleil".

Die Berliner wissen jetzt zufällig, woher Gondinet diesen Coup genommen hat; geht doch eben im Walhallatheater Dellinger's Operette: „Don Cesar" ihrer hundertsten Aufführung entgegen. Das reizende Libretto — es steht trotz der Verschlimmbesserungen des deutschen Bearbeiters hoch über Dellinger's allzu schwerfälliger Partitur — ist dem Schauspiel von Dumanoir und d'Ennery: „Don César de Bazan" entnommen. In der äußerst effectvollen Schlußscene stoßen der König von Spanien, der sich, um eine Gitana zu betrügen, Cesars Namen beigelegt hat, und der wahre Don Cesar zusammen. „Wer seid Ihr?" fragt Don Cesar, seinen Gegner herausfordernd. — „Don Cesar von Bazan," gibt der König zurück, „und wer seid Ihr?" — „Ich bin der König von Spanien!" Und so erwidert auch in Gondinet's toller Verwechslungsposse die um ihren Namen betrogene Madame Bavolet: „Ich bin Clara Soleil." Aber Gondinet geht über die Verfasser des Spektakeldramas und den Librettisten hinaus, indem er die Situation festhält und die Mystification weiter entwickelt. Clara Soleil soll in einem Wohlthätigkeitsconcerte mitwirken, und Frau Bavolet, da ihr einmal dieser Name durch die Umstände aufgezwungen wurde, erklärt sich, nun ganz Clara Soleil, mit einem heroischen Entschlusse dazu bereit. Jedoch die Strafe folgt auf dem Fuße. Die brave Frau hat alle Unannehmlichkeiten des Coulissenlebens zu erfahren: die Zudringlichkeiten der Liebhaber, die Kuppelkünste einer geriebenen Garderobière, das Lampenfieber... Bavolet macht der echten Clara Soleil noch immer den Hof und flüchtet vor seiner Frau in einen Wandschrank, wird dort herausgeholt und compromittirt auf solche Weise seine eigene Gattin. Und auch Duplantin hat noch nicht genug an einer ersten Blamage — er küßt eine schöne Unbekannte in einem leider nur allzu kurzen Tunnel und erhält eine Ohrfeige und eine Herausforderung als Quittung —, und jetzt flattert er schmachtend durch die Loge der pikanten Clara Soleil. Da steht sie in Concerttoilette, dreht ihm aber just den Rücken zu. Er nähert sich ihr leise und küßt sie auf die Schulter, sie dreht sich wüthend um: es ist Frau Bavolet. „Um Ver-

Digitized by Google

zeihung", stammelt er, „sagen Sie nur meiner Frau nichts davon." — „O meine Kammerfrau wird es ihr sagen", ist die Antwort, und Duplantin beugt sich zu der Zofe hernieder, die mit der Schleppe der vermeintlichen Sängerin beschäftigt ist, und drückt ihr ein Goldstück als Schweiggeld in die Hand. Die Zofe erhebt sich: es ist seine Frau, welche sich als Tugendwächterin ihrer Freundin verkleidet hat. Und was noch mehr der lustigen Quidproquos und Scherze sind, die endlich in die überraschende Lösung endigen. Die wahre Clara Soleil sieht mit neidischem Auge, wie ihre Doppelgängerin die eigentlich ihr zugedachten Huldigungen annimmt und sich nun obendrein rüstet, auf dem Podium Beifall und neue Blumenspenden zu ernten. Und die Rivalin ist hübsch und weiß überdies, wie jede brave Provinzialin, die zweideutigen Pariser Tingeltangel-Chansonnetten und sogar das erhabene Lied vom „Mosquito" mit entzückendem Chic vorzutragen. Nein, sie wird der Verhaßten nicht zu einem neuen Triumphe verhelfen: sie eilt in den Concertsaal, trägt ihre Lieder vor und empfängt als echte Clara Soleil die Huldigungen Aller und sogar ihres Onkels, der ihr verzeiht und die versprochene Million nicht länger vorenthalten will. In allgemeinem Wohlgefallen klingt die Posse aus.

Schade, daß die Berliner Trägerinnen der beiden Hauptrollen über so wenig Humor und pikanten Reiz gebieten. Die echte Clara Soleil war womöglich noch unechter, als ihre Doppelgängerin. Die übrigen Besetzungen waren zum Theil vortrefflich, namentlich der Onkel aus Amerika. Im Vaudeville gibt der „Petersburger" Dupuis die Rolle mit mehr natürlicher Bonhommie, aber auch die ungestüme Charge von Herrn Pansa, welche der Vergröberung des Stückes im Residenztheater den Ton gibt, hat ihre volle Berechtigung, wie der Beifall unseres Publicums bewies. Etwas mehr Sorgfalt sollte die Regie den französischen Brocken zuwenden. „Hôtel du Péyon" ist ohne Zweifel nach dem Paillon, Nizza's Strom, benannt. Daß in diesem Stücke fortwährend schwerfällig „umarmt" wird, statt schelmisch „geküßt" — beides „embrasser" — ist Geschmackſache des Uebersetzers. Aber in Verzweiflung setzt mich die verschiedenartige Aussprache des Namens der Titelheldin. Während die Einen „Solelch" sprachen, fabelten die Anderen von „Soleel", und ich sah schon die Gelegenheit voraus, wo von einem — Soolei die Rede sein würde.

Z.

Die Ausstellung bei Gurlitt.

Diesen Herbst spielt die Gurlitt'sche Kunsthandlung als Haupttrumpf eine Reproduction der berühmten Wachsbüste eines jungen Mädchens in der Sammlung Wicar zu Lille aus. Das Material ist Wachs, wie beim Original, und die Farbe nach einer sorgfältigen Aquarelle reconstruirt. Es ist über diesen räthselhaften Kopf, dessen Ursprung bald — unwahrscheinlicher Weise — in das Alterthum, bald, und mit größerem Recht, in die Zeit Raffael's gesetzt wird, von so vielen berühmten Autoritäten, die alle im Katalog citirt sind, so viel Geistreiches und Blumiges gesagt worden, daß wir danach nicht wagen dürfen, unserer Stimmung Worte zu leihen. Es wird der sanftgeneigte Kopf mit seinen edlen Formen und dem zauberisch gewinnenden, aber ganz ruhigen Ausdruck wohl bald so populär werden, wie die Reproductionen der besten Tanagrafiguren, welche dieselbe Kunsthandlung eingeführt hat.

Unter den Bildern ist viel Anziehendes, wenn auch, mit Ausnahme einiger Bildnisse, das eigentlich Durchschlagende fehlt. Von E. von Gebhardt bietet die Ausstellung ein Genrebild. Dies ist ein Gebiet, welches der Künstler nur selten, aber jedesmal mit Glück betritt. Auch hier pflegt er mit Vorliebe das Costüm unserer Frührenaissance beizubehalten, in dem er die religiösen Vorgänge sieht. Die Stoffe seiner Sittenbilder bewegen sich fast nie auf dem Gebiete der Novellistik. Auch von dem Gegensatz einer ganz inhaltlosen Situation hält er sich fern. Er sucht durch irgend ein nicht mißzuverkennendes geistiges Band die Personen innerlich wie äußerlich zu vereinen. So schildert er die junge Ehefrau, die ihrem Gatten, der sich über den Stuhl beugt, ein Kinderhäubchen hinhält, an dem sie arbeitet; oder zwei Klosterschüler, die an gemeinsamem Tische ihren Studien obliegen: der eine, ein derber Bengel, klammert sich verzweifelt an den Text, den ihm der andere, ein schlanker frühreifer Jüngling, auslegen soll. Diesmal haben wir drei Frauen, Halbfiguren, bei der Handarbeit vor uns. Die Vorderste, eine jugendliche Gestalt, durch die Tracht als Hausmutter gekennzeichnet, singt den Anderen vor, die hingebend lauschen. Sie hat die Arbeit sinken lassen, weil sie bei den tiefen Tönen den Kopf nicht neigen darf, denn sie singt Alt, die ruhige glatte Stirn, die leichte Falte am Kinn verrathen es genugsam, wie bei den berühmten Chorengeln auf dem Eyck'schen Altar. Auch die lauschenden Mädchen sind sehr fein charakterisirt, namentlich die mit dem runden Kopf, über deren Stirn sich das wirre rothe Haar kräuselt. Man spürt es, sowie das Auge den Vorgang erfaßt hat, daß dies Werk bei all seiner Einfachheit ein lang ausgetragenes ist. In der Erscheinung wirkt es etwas glatt. Vielleicht rührt dies von der ungünstigen Beleuchtung her.

Von Böcklin sind drei Bilder ausgestellt, aber keins ist neu. Eins ist der Pan im Schilf, durch dessen Lücken ein fernes bergiges Uferland sichtbar wird, für einen Böcklin noch etwas matt im Colorit, aber voll packender Naturpoesie, namentlich im Spiel der Lichter, die durch die dichten Schilfmassen irren. — Das Winzerfest ist eine Skizze oder Wiederholung des bekannten Bildes in der Schack'schen Galerie. — Ganz curios wirkt der „Kampf vor der Burg". Eine enge, tief beschattete Schlucht, über deren schäumenden Katarakt eine Teufelsbrücke führt, wird von einer hellbeleuchteten Bergeskuppe überragt. Auf der Brücke sprengen zwei Ritter zu heftigem Stoß gegeneinander — der eine dunkel mit rothem Federbusch, der andere licht mit türkisfarbener Pferdedecke. Die Burg, um die sie kämpfen, ist im tiefen Schatten des Hintergrundes kaum zu sehen. Es ist ein Märchenbild, von dem man sich vorstellen kann, es sei gemalt, um ein Kind zu erfreuen. Wer Böcklin nicht mag, spottet über diese krause Romantik, wer ihn liebt, findet ihn in dem magischen Helldunkel, dem kühlen, lebendigen Wasser, der leuchtenden Felskuppe mit dem herbstlichen Baumschlag. Der wahre große Böcklin erhebt diesmal in der Nationalgalerie sein Haupt. Wir werden auf den von ihm bemalten Gorgonenschild bei der Besprechung der Ausstellung farbiger Bildwerke zurückkommen.

Unter den drei Bildern Thoma's, der Böcklin in mancher Beziehung so nahe steht, findet das Bildniß des Doctor Fiedler am meisten Anklang, ein ernster, prächtig gezeichneter Kopf vor landschaftlichem Hintergrund. Sein Christus erinnert lebhaft an den schönen Bellini in unserer Galerie, ragt aber doch durch selbstständige Empfindung und das exacte Studium hervor, das sich bei Thoma übrigens von selber versteht. Die vorjährige Collectivausstellung des im Ausland weit besser als bei uns gewürdigten Künstlers hat ihm eine kleine Gemeinde zugeführt, aber das große Publicum ziemlich kalt gelassen. Vielleicht kann es sich mit Thoma's Farbe nicht befreunden, die sehr häufig den Eindruck macht, als sei sie gar nicht naß aufgetragen; vielleicht ist es die strenge ernste Richtung des Mannes, die noch nicht verstanden wird. Auf alle Fälle ist er keine so starke Individualität wie Böcklin, die zum erbitterten Gegner macht, wen sie nicht zur hingebenden Freundschaft zwingen kann. Bei Thoma steht den warmen Verehrern die große Masse gleichgiltig gegenüber.

Menzel, der nächstens seinen siebzigsten Geburtstag feiern wird — von allen Seiten wird schon zu dem Fest gerüstet —, stellt eine köstliche Aquarelle aus: Beim Schmücken des Altars. Was nicht Alles auf dem handgroßen Raum an Metall und buntem Flitter leuchtet, ohne daß der Eindruck unruhig wird!

Von den beiden weiblichen Bildnissen Karl Stauffer's ragt besonders der jugendliche blonde Kopf mit den weit aufgeschlagenen blauen Augen und dem halboffenen Munde hervor. Das andre, eine bekannte Berliner Schönheit, ist eine kühne Skizze und überaus geschmackvoll im Arrangement. Was Stauffer vermag, hat er uns in den letzten Jahren, wo er wenig ausgestellt hat, nur selten gezeigt. Nach den Naturstudien, die ich zufällig sah — namentlich sind mir einige Blätter nach Kindern in lebendiger Erinnerung —, und einer Reihe großer Radirungen wird die große Frühjahrsausstellung wohl ganz neue Seiten an dem reichbegabten Talent enthüllen.

Digitized by Google

F. Lippisch, in engeren Kreisen als tüchtiger Zeichner und geistreicher Erfinder von gewisser Geistesverwandtschaft mit Max Klinger bekannt, hat sich diesen Sommer zuerst mit einer großartigen Composition hervorgethan, die, obgleich ganz originell, zugleich an die besten Erfindungen Rethel's und Klinger's erinnert, mit denen er sich auch in dem Stoff berührt. Es ist eine überaus sorgfältig durchgeführte Federzeichnung. Einen ungeheuren Strom herab, der durch hohe, öde Felsufer dahinfließt, gleitet eine wirre, dunkle Masse unaufhaltsam auf den Beschauer zu, aus der sich vorn in einem Nachen die hagere Gestalt des Todes als Flößer erhebt. Mit langem Bootshaken zieht er von den Seiten einzelne Leichen an das Riesenfloß heran, das er stromab lenkt. Unabsehbar zieht es sich den Strom hinauf in die Ferne, schwerfällig den Windungen folgend, bis es sich verliert, ohne daß sein Ende sichtbar wurde. Mit erstaunlicher Kunst ist der sorgsam detaillirte Vordergrund allmählich in die verschwommene Masse übergeführt. Der Künstler hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Statt mit Hilfe nächtlicher oder dämmeriger Beleuchtung nur hie und da eine furchtbare Einzelheit herauszuheben und das Uebrige in geheimnißvollem Halbdunkel zu lassen, hat er ein gleichmäßiges silbernes Tageslicht über die Scene gebreitet, das nichts zu vernachlässigen erlaubt. Aber gerade diese gleichmäßige Durchbildung verstärkt auf die Dauer den Eindruck des Furchtbaren. Man fühlt die grausige Masse auf sich zukommen und sich selber mitgerissen. Welch' eine Summe von hingebender Arbeit steckt in den Gestalten, die da treiben, in der sorgsamen Durchführung der mannichfaltigen Felsufer. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses gehaltvolle Werk durch eine gute Reproduction bekannt würde.

Unter den Werken von A. Liebermann hat uns eine Aquarelle „Auf der Bleiche" besonders sehr gefallen, die sehr schnell in Privatbesitz übergegangen ist. Albert Hertels Gebirgsbach zeigt den Künstler von seiner liebenswürdigsten Seite. Auch Scherres, Kröner, Achenbach, Bennewitz von Loefen jun. sind charakteristisch vertreten.

Die Saison ist auf der Höhe. Eine Ausstellung im Künstlerverein, drei in der Nationalgalerie, eine vierte daselbst in Sicht — zur Menzelfeier — und überdies der durchschlagende Erfolg des Chattanooga-Panoramas, das leider nur kurze Zeit noch hier bleibt: Da muß man früh aufstehen, um nicht zurückzubleiben.

A. L.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Als Festgeschenk

wird aus dem Verlage von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. geb. Preis 3 Mk. Brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichs-Anzeiger.) „Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache." (Post.) „Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinneslust, sondern starke, deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der Boberschwan sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Ztg.) „Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonnett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüthes geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) „Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden." (Schles. Presse.)

Der Liller Mädchenkopf.

(Tete de cire des temps de Rafael.)

Erlesenes Meisterwerk d. Renaissance, in Wachs farbig u. getreu d. Original i. Museum z. Lille nachgebildet. Höhe 50 cm.

Preis M. 50. Verpackung M. 3.

Illustr. Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke
des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In sechs Bänden.

Brochirt 15 Mark. Gebunden 20 Mark.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Melusine,

Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Martin Wohlrab.

156 S. 8. geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.

Der Melusinensage hat der Verfasser dadurch ein tieferes dramatisches Interesse gegeben, dass er den der germanischen Nymphensage eigenen Zug in ihr zur Geltung gebracht hat, wonach die an das Naturleben gebundenen Wesen nach der Vereinigung mit Menschen und dadurch nach der durch Christus vermittelten Erlösung trachten. Diese Sehnsucht wird als das wesentliche Motiv von Melusinens Verbindung mit Raimund hingestellt. Dass die Lösung derselben schliesslich durch einen Geistlichen herbeigeführt wird, verschärft die tragische Wirkung des Stückes.

Am 1. Januar 1886 beginnt des 7. Jahrgangs I. Quartal Januar bis März 1886 von

La Settimana.

Italienische Zeitung für Deutsche.

In unterhaltender Form (Polit. Wochenberichte, Novellen, Erzählungen, Theaterstücken, Gesprächen in der Umgangsform, Anekdoten, Privat- und Handelsbriefen) giebt diese Zeitung Stoff zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken. Für Kundige und Lernende der italienischen Sprache eine geistreiche, unterhaltende Lectüre.

Abonnementspreis, vierteljährig 13 Nummern, 1 M. 75 Pf., mit dir. Postsendung 2 M. 15 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Probenummern gratis und franco.

Verlag der M. Rieger'schen Univers.-Buchhandlung in München.

Digitized by Google

Tanagra-Figuren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London u. Petersburg i. bemalter Terracotta auf das Getreueste nachg. bildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne d. Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht." Gg. Ebers.

Illustrirte Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstr.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Ludwig Anzengruber's Dorfromane.
Preis à Band *M* 2.50.
Bd. I/II. **Der Schandfleck.**
Bd. III/IV. **Der Sternsteinhof.**
Ludwig Anzengruber, der echt volksthümliche Dichter, bietet in dieser Sammlung zwei Werke von naturwüchsiger Kraft, reich an humoristischen und ernsten Schilderungen.

Otto Spamer's
Weihnachts-Neuigkeiten
liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Vollständige Verzeichnisse
empfehlenswerter Geschenkbücher
für jung und alt
überallhin **unentgeltlich** und
portofrei.

Soeben erschienen:

An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
Vierte Auflage.
brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7. —
Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.
Von
Friedrich Spielhagen.
Wohlfeile Taschenausgabe.
eleg. gebunden Mk. 3. —.

Leipzig, Ende October 1885.

L. Staackmann.

Belletristische Werke, besonders humoristischen Genres, kleineren Umfanges, werden zum Verlage gesucht. Offerten mit Angabe der Richtung erbeten sub W G. 1811. Postlagernd Jena.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris. 3 M., 4½ M. gebunden. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Auflagen Franco gegen vorherige Einsendung vom Verlag:
A. Unflad in Leipzig.

Neuer Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Briefwechsel
zwischen
Lessing und seiner Frau.
Neu herausgegeben
von
Dr. Alfred Schöne.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Mit dem Portrait von Frau Lessing und einem Facsimile.
8. Preis geheftet 6 *M*.
In Halbfranz gebunden 8 *M*.

Kleine Schriften
von
Hermann Lotze.
Erster Band.
gr. 8. Preis geheftet 6 *M*.
Lotze's kleine Schriften sind auf drei Bände berechnet, Band 2 und 3 sollen im Laufe des Jahres 1886 erscheinen.

Briefwechsel
der
Herzogin Sophie von Hannover
mit ihrem Bruder
dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz,
und des Letzteren mit seiner Schwägerin,
der Pfalzgräfin Anna,
herausgegeben
von
Eduard Bodemann.
(A. u. d. T.: Publicationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven 26. Band.)
Royal 8. Preis geheftet 12 *M*.

---

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Elegant ausgestattete, allseitig von der Kritik warm empfohlene Festgeschenke:

H. Wagner, In die Natur! ⅓ elegant geb. 4 M., carton. Bd. ½ à 1.20, Bd. III 1.50 M. Biographieen aus dem Naturleben für die Jugend und ihre Freunde. Illustriert von G. Süss. —

Ausführliche Prospecte über **H. Wagner's Herbarien** und **naturwissenschaftliche Schriften,** do. **Weihnachtskataloge** auf Verlangen gratis und franco!

Beudel, Lehrer, **Klassisches Vergissmeinnicht.** Leitsterne und Lichtstrahlen aus dem Schatze der deutschen Litteratur. Eleg. geb. 1.20 M., do. mit Goldschnitt 1.50 M. —

Hülsemann, Pastor, **Christliches Vergissmeinnicht.** Ein frommer Gedanke auf jeden Tag des Jahres aus Gotteswort und Dichterwort. Preise wie beim Klassischen Vergissmeinnicht. —

Blumenau, Schillergarten. Eine systematische Blumenlese aus Schiller's sämmtlichen Werken. Eleg. geb. 2.25 M.

Blumenau, Gott und der Mensch. In Aussprüchen der Bibel (altes und neues Testament), des Talmud und des Koran. Broschiert 6 Mark, elegant gebunden 7.25 M. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, nach Einsendung des Betrages auch franco von der Verlagshandlung von **A. Helmich in Bielefeld.** Direct von mir bezogene, eventuell nicht convenierende tausche ich gegen andere meiner Verlagsartikel gern um; alle von anderer Seite angezeigten Bücher, Musikalien etc. etc. liefere ich zu den gleichen Bedingungen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per ⅕ 1/1 ½ ¼ = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Pendant zu Büchmann.
Ausfliegende Worte,
natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen
von
einem alten Jäger.
Zweite vermehrte Auflage.
Preis broch. *M* 1,50, eleg. geb. *M* 2,50.
—.—.— Die travestirten Uebersetzungen klassischer Citate sind eine Fundgrube von Witz und Satire durch alle Nüancen hindurch vom Kalauer bis zum feinsten Bonmot. (Frankft. Zeitg.)
Verlag der Brünslow'schen Hofbuchhdlg. Neubrandenburg.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Georg D. W. Callwey in München, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Ls. Ehlermann in Dresden, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von J. U. Kern (Max Müller) in Breslau, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Hermann Gesenius in Halle a. d. Saale und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 12. December 1885. Band XXVIII.

CORNELL UNIVERSITY
DEC 20 1885
LIBRARY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lage im Elsaß. Von Ernst Halbeck. — Zum serbisch-bulgarischen Kriege. Von Nestor. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein ungedruckter Brief Wieland's. Von Moritz Herz. — Professor Preyer über das Gedankenlesen. Von Carl du Prel. — Wilhelm Wundt als Essayist. Von Alfred Rosenstein. — **Feuilleton:** Von den Tauern zum Vierwaldstättersee. Von Wilhelm Lübke. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Concertsälen. (Fortsetzung.) Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Lage im Elsaß.

Von Ernst Halbeck.

Der Einzug des neuen Statthalters, des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, hat sich zum vollendeten Freudenfeste gestaltet: Altdeutsche und Altelsässer, Bürger und Studenten, — in allen Kreisen hatte die Idee, dem neuen Vertrauensmanne unseres Kaisers die denkbar höchsten Huldigungen darzubringen, mit leichter Mühe festen Fuß gefaßt.

Nun ist der Freudenjubel wieder verhallt, die kalte Vernunft tritt wieder in ihre Rechte. Sie bringt uns wieder zum Bewußtsein, daß es ein ernster, folgenschwerer Augenblick ist, den wir in festlicher Erregung verlebten, daß für die gedeihliche Weiterentwicklung der innerlichen Wiedereroberung des Elsasses auf lange Zeit der Würfel geworfen ist. Sie legt uns vor unserm Schreibtische, da nicht mehr die liebenswürdige, einnehmende Gestalt des neuen Fürsten, sondern nur das Bild seiner reichen, politischen Vergangenheit vor uns steht, manch bitterernste Frage vor: War's denn auch wirklich der neue Fürst, dem voll und ganz die freudigen Zurufe galten? Waren nicht vielleicht viele davon an den stillen Grabeshügel adressirt, der seit Kurzem erst über dem Vorgänger des Fürsten sich wölbt? War's nicht vielleicht eitle Lust nur an freudigem Festgepränge, war's wirklich der Ausdruck eines vollen, bewußten Vertrauens, das unsere Bevölkerung dem Fürsten entgegenbringt?

In kleinen Zügen nur wollen wir das Bild unserer augenblicklichen politischen Lage zu zeichnen versuchen.

Selbsttäuschung oder völlige Unkenntniß der Sachlage wäre es, wenn man das Eine verkennen wollte: Ein Theil dieser lauten Huldigungen ist in der That noch auf das Conto des verstorbenen Feldmarschalls zu setzen, dessen bei den sämmtlichen Empfangsfeierlichkeiten nur Fürst Hohenlohe selbst einmal in rücksichtsvollster Weise gedachte; man muß an Ort und Stelle mit erlebt haben, wie Manteuffel mit seiner von edelster Gesinnung getragenen Politik in weiten Kreisen nur eine unglaubliche Erbitterung hervorgerufen hat, wenn man die Huldigungen der letzten Tage unbefangen beurtheilen will.

Immerhin aber entspringen diese Huldigungen unserer Ueberzeugung nach zum weitaus größeren Theile wirklich einem festen Vertrauen, das hier dem neuen Statthalter entgegengebracht wird: des Fürsten Hohenlohe politische Vergangenheit ist eine gar tüchtige Grundlage dafür. Der Staatsmann, der den deutsch-nationalen Gedanken in Bayern zu einer Zeit hoch gehalten, mit unbeugsamer Entschlossenheit festgehalten hat, da dort die Mehrzahl des Volkes noch lieber willenlos vom Strande der Tiber sich lenken und leiten lassen, als mit der unaufhaltsam vordringenden Entwicklung unserer deutschen Geschichte sich vertraut machen wollte; der politische Arbeiter, den wir als Freund und Vertrauten unseres eisernen Kanzlers wissen, der auf einem der schwierigsten politischen Posten mit Klugheit, aber Entschiedenheit Alldeutschlands Interessen zu wahren wußte: — sollten wir dem Manne nicht mit der freudigen Zuversicht entgegenblicken, daß er auch bei uns hier im Elsaß den deutsch-nationalen Gedanken mit der gleichen Klugheit und mit der gleichen Entschiedenheit zur Richtschnur seiner gesammten Thätigkeit machen werde? Zweifellos ist es hier den gesammten altdeutschen Kreisen, daß es mit dem unglückseligen System, mit kleinen Mitteln große Ziele erreichen zu wollen, ein für alle Mal vorüber ist. Wir alle sind fest überzeugt: mit rücksichtsloser Energie wird Fürst Hohenlohe von jedem Einzelnen, der an der Geschichte des Elsasses irgendwie direct mitzuarbeiten berufen ist, eine volle Anerkennung der neuen Verhältnisse verlangen, und mit der gleichen Entschiedenheit wird er den antideutschen Bestrebungen einzelner Privaten entgegenzutreten wissen, die ihren Einfluß, von unseligem Fanatismus getrieben, in solchem Sinne zur Geltung bringen möchten.

Aber — könnte man fragen —, wie steht es denn mit den Altelsässern? Ist's nicht ein böses Zeichen, daß sie so wenig an den öffentlichen Kundgebungen der letzten Tage theilgenommen haben, wie von manchen Zeitungen gemeldet wurde? Vor Allem wollen wir hier unserer Ueberzeugung Ausdruck geben, daß diese Theilnahme, resp. Nichttheilnahme großentheils falsch beurtheilt worden ist. Die Theilnahme von Eingeborenen an der Beflaggung der Häuser u. s. w. war keineswegs so unbedeutend, und vielfach konnte man von Elsässern hören: Ja, wenn selbst die Militärgebäude nicht flaggen (worauf wir noch zurückkommen werden), dann brauchen doch wir — nicht deutscher als die Deutschen selbst zu sein. Dann aber ein anderer Punkt: wäre denn eine gewisse Zurückhaltung der Elsässer so ganz unerklärlich, nachdem man ihnen vor wenigen Wochen in den ersten Blättern Altdeutschlands eine Politik der äußersten Schärfe und Strenge in Aussicht gestellt, nachdem man sogar von Massen-Ausweisungen und dergleichen gefabelt hat? Wenn man in den elsässischen Kreisen jenen Zeitungs-Phantasien gegenüber völlig ruhig geblieben ist, so lag das nur an der auf besserer Einsicht in die Verhältnisse beruhenden Gewißheit, daß wir Deutschen freilich noch viel, viel zu wünschen, sicherlich aber zu Gewaltmaßregeln keinen Anlaß haben. Die „Germanisation des Elsasses" geht thatsächlich vorwärts; wenn sie unter dem Vorgänger des Fürsten Hohenlohe langsameres

Digitized by Google

Tempo eingeschlagen hat, so wird sie — das ist unsere feste Hoffnung — unter Hohenlohe durch eine energische und zielbewußt-consequente Politik wieder beschleunigt werden. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, daß in der Behandlung der Optantenfrage, sowie gegen etwaige öffentliche antideutsche Demonstrationen nunmehr eine größere Strenge eintreten wird; und wenn außerdem die augenfällige Bevorzugung einzelner einflußreicher Persönlichkeiten, von der aus der großen Masse des Volkes doch nur wenige einen besonderen Nutzen hatten, ein Ende erreicht, so kann dies Alles für die große Bevölkerung völlig gleichgültig sein. Was aber die persönliche Beliebtheit des verblichenen Statthalters betrifft, so scheint uns Fürst Hohenlohe vollständig der Mann zu sein, die gleiche Popularität, aber ohne die Mehrzahl der von seinem Vorgänger angewandten Mittel, sich zu erwerben.

Gerade die Erfahrungen der letzten Zeit zeigen auf's deutlichste, wie glücklich die Wahl Hohenlohe's zum Nachfolger Manteuffel's gewesen ist! Als seiner Zeit unter den in Aussicht Genommenen Männer wie Albedyll und Fabrice genannt wurden, da waren dies — die großen und anerkannten Leistungen dieser Männer voll und ganz zugegeben! — für den Elsässer Namen ohne Klang: als aber vom Prinzen Albrecht die Rede war, da erregte der Gedanke, daß das Elsaß einen Angehörigen des deutschen Kaiserhauses zum Lenker seiner Geschicke erhalten sollte, hier allgemeinste Genugthuung. Nun ist zwar kein kaiserlicher Prinz herübergekommen, wohl aber ist's ein deutscher Fürst, der mit den meisten Dynastien Europas in verwandtschaftlichen Beziehungen steht und der durch die Vergangenheit seines Hauses wie durch seine Besitzungen unter den socialen Kreisen unseres deutschen Vaterlandes mit in vorderster Linie steht. Der Elsässer, der gerade für äußerlichen Glanz besonders entwickelten Sinn zu haben scheint, sieht mit großer Befriedigung, daß man aus der Statthalterschaft in seinen schönen Landen nicht etwa einen angenehmen Ruheposten für verdiente Kriegsleute zu machen gedenkt. Dazu kommt noch, daß man im Elsaß von dem Süddeutschen — ob mit Recht oder Unrecht — ein größeres Verständniß für die Bedürfnisse des Landes voraussetzt. Daß aber dieser süddeutsche Staatsmann auf seinem schwierigen Pariser Posten sich die allseitigsten Sympathien bei unsern westlichen Nachbarn erworben hat, — das ist endlich nicht der kleinste Grund, daß Hohenlohe ohne Zweifel eines allseitigen Vertrauens bei der Bevölkerung der Reichslande sicher sein kann.

Bedauerlicher Weise hat — wie schon angedeutet — das Verhalten der Militärverwaltung einen herben Mißton erklingen lassen, dessen wir lieber gar nicht gedenken würden, wenn wir ihm nicht für die Zukunft größere Bedeutung beilegen müßten. Daß die Militärverwaltung jeglichen Ausdruck der Festlichkeit fern gelassen, sich an den Buchstaben von Reglements gehalten hat, die zu einer Zeit verfaßt sind, da von einem Statthalter der Reichslande überhaupt noch nicht die Rede war, — das ist eine so auffallende Erscheinung, daß man unwillkürlich an einen Fingerzeig von oben oder wenigstens an den festen Glauben der Verwaltung, dadurch in höheren Regionen einen Gefallen zu erweisen, denken muß. Hält man aber damit manche andere Erscheinungen der letzten Monate zusammen, so liegt wahrhaftig der Gedanke nicht mehr ferne, daß System in der ganzen Sache sei, daß man es in gewissen höheren Kreisen, in denen man zweifellos einen anderen Nachfolger des „Feldmarschall" Manteuffel lieber gesehen hätte, dem Fürsten Hohenlohe nicht so ohne Weiteres verzeihen könne, die Wahl des Kaisers auf sich gelenkt zu haben. Mehr als bedauerlich wäre es, wenn dem Fürsten Hohenlohe durch kleinliche Intriguen die große, ohnehin so schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe unnöthig erschwert würde, für die er den ganzen, hoffentlich noch reichen Rest seines staatsmännischen Lebens einzusetzen entschlossen ist.

Bei der großen Zuversicht, die uns die politische Vergangenheit des Fürsten Hohenlohe für seinen neuen Beruf einflößt, halten wir die Erfüllung des Wunsches nicht für unmöglich, den wir ihm von ganzem Herzen entgegenbringen: Möge ihm vergönnt sein, was das Geschick seinem Vorgänger versagte, möge einst in der Geschichte des Elsasses jene Aera seinen Namen tragen, in der diese schönen Provinzen dem alten Mutterlande auch innerlich, auch geistig wieder zurückgewonnen wurden!

Zum serbisch-bulgarischen Kriege.

(Schluß.)

Wenn man heute auf die Verhandlungen des Berliner Congresses zurückblickt und damit die gegenwärtigen Meinungs-Aeußerungen der zumeist betheiligten Cabinete Europas vergleicht, so erscheinen auf den ersten Blick die Contraste unerklärlich: dort tritt Rußland mit vollem Nachdruck, auf seine Kriegsopfer und seinen Sieg pochend, für Großbulgarien ein, keine selbstsüchtigen Zwecke, nur die Verbesserung der Lage der christlichen Unterthanen der europäischen Türkei, nur die Wahrung der nationalbulgarischen Interessen, nur die ungehinderte Möglichkeit civilisatorischer, industrieller und commercieller Entwickelung des unterdrückten Volkes — das sind die edlen Ziele, die Fürst Gortschakoff beim Friedensschlusse im Auge hat; hier das unbedingte Verlangen, den status quo ante herzustellen, die entschiedenste Weigerung, auch nur die geringste Gebietserweiterung oder Vergünstigung zuzulassen, die Abberufung der so großmüthig zur Verfügung gestellten Officiere, die Bemühungen, in Serbien und Griechenland gegen den einstigen Schützling zu intriguiren, und schließlich die Streichung des Fürsten Alexander aus den Listen der Armee; dort der energische Protest Englands gegen eine Begünstigung des slavischen Elementes, gegen eine Vereinigung nicht nur geographisch, sondern auch national — Lord Salisbury meint die Griechen — getrennter Völker, hier die Sympathie der britischen Majestät für den Bruder ihres Schwiegersohnes, die Unmöglichkeit, das einmal vorhandene fait accompli rückgängig zu machen, der Vorschlag, den Fürsten Alexander als Gouverneur von Ostrumelien zu bestätigen ꝛc. Aber nur auf den ersten Blick sind diese Gegensätze unerklärlich: bei genauerer Untersuchung laufen die politischen Absichten immer wieder auf dasselbe Ziel — Sicherung und Vermehrung der eigenen Macht — hinaus; nur, daß Rußland in einem Großbulgarien, welches ihm früher als treuer Vasallenstaat den Weg nach Constantinopel offen gehalten hätte, heute unter dem eigenmächtigen Fürsten Alexander, der den Staatsstreich ohne russische Hülfe und Erlaubniß vollzogen und deshalb den „falschen Moment" gewählt hat, gerade das Gegentheil dessen erblickt, was es früher war, ein unbequemes Bollwerk, welches der russischen Armee an der Donau und im Balkan eventuell großen Aufenthalt bereiten könnte; und ferner, daß England, welches mit Recht die Uebermacht Rußlands im Orient mehr, als jeder Andere zu fürchten hat, heute in der bulgarischen Union einen Damm gegen die russischen Eroberungsgelüste entstehen zu sehen hofft und deshalb die früheren Befürchtungen wegen geographischer und nationaler Grenze, die Zurücksetzung der griechischen Rasse hinter die slavische und die Bedrohung seiner und der Adjacenten Handelsinteressen durch die Grenzausdehnung Bulgariens bis zum ägäischen Meere gern vergißt. Und wo bleiben die Sympathien und Antipathien für das bulgarische Volk? — Daß übrigens Rußland heute noch, wie damals, Nichts lieber will, als ein Großbulgarien unter seiner Oberhoheit und unter einem Fürsten, der sein gehorsamer Vasall, darüber ist kein Zweifel. Auch deuten mancherlei Zeichen darauf hin, daß die große panslavistische Partei in Rußland noch immer am früheren Programm festhält, wie z. B. die Unterstützung der Bulgaren im Geheimen mit Waffen, Munition, Geld, Kleidungs- und Ausrüstungsstücken, und daß sie nur den Moment noch nicht für geeignet erachtet, offen mit ihren Sympathien und Absichten hervorzutreten; in diesem geeigneten Momente würde dann auch die Regierung, scheinbar gedrängt durch den panslavistischen Einfluß, die Farbe wechseln und — die von England und den Westmächten verlangte Sanctionirung der bulgarisch-rumelischen Union wäre erreicht,

Digitized by Google

der Vertrag von San Stefano wäre verwirklicht, der Berliner Congreß in seinen wichtigsten Punkten aufgehoben, und die Westmächte wären an der Nase herumgeführt und hätten zu spät entdeckt, daß sie in die Falle gegangen. Verlassen wir das unfruchtbare Feld wahrscheinlicher und unwahrscheinlicher Combinationen und bleiben wir bei den Thatsachen, die unleugbar feststehen! Es erübrigt noch, die genesis der bulgarischen Union bis in ihr letztes Stadium zu verfolgen. Der durch den Vertrag von San Stefano hervorgerufene, durch den Berliner Congreß aber wieder verdrängte Gedanke an ein unabhängiges Fürstenthum Großbulgarien hat seit jener Zeit, d. i. seit dem Jahre 1878, im Norden und Süden des Balkan nie geschlummert, sondern die Zahl seiner Anhänger ist täglich gewachsen, seine Ausführung ist immer lebhafter zur Lebensfrage geworden. Wohl mögen panslavistische Hetzereien und Wühlereien zu seiner Verbreitung mit beigetragen haben — ausschließlich hat er ihnen keinesfalls seine Entstehung und Kräftigung zu verdanken, hauptsächlich ist er aus dem Volke selbst hervorgegangen, vom Volke selbst gehegt und gepflegt worden; ja, wir glauben, nicht fehlzugreifen, wenn wir behaupten, das Gefühl der Rassengemeinschaft, der Traum der Panslavisten von einem großen Slavenreiche, hat augenblicklich in Bulgarien dem nationalen Selbstbewußtsein und Einigkeitsstreben vollkommen Platz gemacht, und Rußland kann heute mit Goethe sagen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los."

Nachdem schon in den letztverflossenen Jahren wiederholt Funken dieses unterirdisch glimmenden Feuers hervorgesprüht waren, bedurfte es nur eines schwachen Windstoßes, um diese Gluth zur Flamme anzufachen, und dieser Windstoß ließ nicht auf sich warten; im September dieses Jahres war plötzlich und scheinbar unvorbereitet der Staatsstreich ausgeführt, die Bewegung hatte sich mit Blitzesschnelle vollzogen, Ostrumelien und Bulgarien waren vereint. Die der bulgarischen Union feindlich gegenüberstehende Partei hat bekanntlich in ihren Preßorganen wiederholt versucht, dem Fürsten Alexander und seinem Minister Karawelow eine erfolgreiche Mitwirkung oder gar Urheberschaft an dem Staatsstreich zuzuschreiben, um einerseits die nationale Begeisterung und den Patriotismus des bulgarischen Volkes herabzuwürdigen, andererseits aber seinen muthigen Regenten und seine opferfreudige Regierung in den Augen der europäischen Großmächte zu verdächtigen; dieser Versuch kann aber als mißlungen bezeichnet werden, denn die geschichtliche Wahrheit hat ihn widerlegt. Als Fürst Alexander von seiner europäischen Reise zurückkehrte, war die revolutionäre Bewegung in Philippopel bereits in voller Gährung; er entsandte sofort einen Delegirten, um vor unüberlegten Maßnahmen zu warnen, allein die Bewegung war schon zu weit gediehen, um redressirt werden zu können, und zwei Tage später traf in Sofia die Nachricht von der Erhebung der Ostrumelioten ein, die den Fürsten vor die Alternative stellte, entweder abzudanken oder sich an die Spitze zu stellen; nach zweistündiger Ueberlegung entschloß sich dieser zu Letzterem, ohne auch nur seines Ministers Karawelow Meinung gehört zu haben, da der Letztere zu dieser Zeit in Rustschuk weilte und erst telegraphisch von dem Vorgefallenen unterrichtet werden mußte, um nachträglich seine Bereitwilligkeit zu erklären, seinem Gebieter auf dem gefahrvollen Wege zu folgen. Uns erscheint aber bei diesem Sachverhalte die Behauptung eine gewagte, Fürst Alexander habe in ehrgeiziger und herrschsüchtiger Absicht, und um sich seine gefährdete Stellung zu erhalten, den Staatsstreich ins Leben gerufen, wir glauben vielmehr, daß der Fürst, dem Drange der Ereignisse nachgebend, aus durchaus uneigennützigen Motiven, im Bewußtsein strenger Pflichterfüllung und treuer Aufopferung für sein Land und Volk, den gewagten Schritt gethan, der ihn nun isolirt und seines mächtigsten Protectors beraubt hat; wir glauben, daß der Fürst, der nun schon beinahe 7 Jahre an der Spitze des bulgarischen Volkes steht, die Berechtigung der Bewegung anerkannt und es müde geworden ist, auf der einen Seite dem Andrängen nationaler Bestrebungen und Forderungen, auf der anderen der einschränkenden Bevormundung und Ueberwachung ohnmächtig gegenüber zu stehen.

Daß hierbei Fürst Alexander auf dem richtigen Standpunkte steht, und daß die bulgarische Bewegung eine hohe Berechtigung hat, geht aus deren Entstehungsgeschichte zur Genüge hervor. Kirchlich oder religiös, national und politisch ist sie berechtigt. Die Kirche hat nach schwerem Kampfe das griechische Joch abgeschüttelt und ist zur nationalen geworden; soll diese Errungenschaft etwa von Neuem verloren gehen durch türkische Lotterwirthschaft oder unter russischer Zuchtruthe? Sollen die Fanarioten mit ihren Greuelthaten zurückkehren, oder soll das Land ein Ablagerungsplatz für russische Geistliche und Lehrer werden, wie es russische Officiere aufnehmen mußte, um russischem Einfluß Thor und Thür zu öffnen? Das wäre unverdiente Härte! Der bulgarische Volksstamm ist bei Weitem der stärkste auf der Balkan-Halbinsel (Juden, Wallachen, Zigeuner und Armenier nicht gerechnet). Während nun Griechenland, Serbien und Montenegro selbstständig geworden, und während Bosnien und die Herzegowina unter österreichischem Gouvernement einer besseren Zukunft entgegensehen, soll Bulgarien dauernd dazu verurtheilt sein, entweder von der Laune des Padischah oder von der Gnade des Czaren abhängig zu sein. So gut Griechen, Serben und Albanesen ihre nationale Unabhängigkeit erkämpft und behalten haben, so gut, und in noch weit höherem Grade, sind auch die Bulgaren berechtigt, das Doppeljoch abzuschütteln, das auf ihnen lastet. Oder steht die bulgarische Nation als solche soweit hinter ihren Nachbarnationen zurück, daß sie nicht würdig und fähig ist, ihre Selbstständigkeit zu begründen? Man begegnet nach dieser Richtung hin sehr verschiedenen Ansichten; es gibt Ethnologen, die kaum etwas Gutes an den Bulgaren herauszufinden wissen, die sie als halbwildes Räubervolk bezeichnen, es gibt aber auch Reisende und Berichterstatter, die voll des Lobes über sie sind und ihrer Entwickelung ein günstiges Prognostikon stellen. Man darf, will man sich ein richtiges Urtheil über das bulgarische Volk bilden, die traurige Vergangenheit desselben nicht vergessen und muß, will man Vergleiche zwischen ihm und den anderen Balkan-Völkern ziehen, mit gerechter Milde zu Werke gehen. Dem West-Europäer, der in unseren Tagen Bulgarien bereist, tritt allerdings wohl die Frage auf die Lippen: Soll ein so indolentes und ungebildetes Volk, dessen Land so öde, unbebaut und verwüstet daliegt, obwohl es ein fruchtbares Paradies sein könnte, der Träger nationaler Einigkeitsbestrebungen, der Wächter und Erhalter staatlicher Einrichtungen, der Schützling mächtiger Reiche sein, die sich seinetwegen wohl gar in gefährliche Conflicte verwickeln? Wir antworten: der Schein trügt.

Das Bulgaren-Volk ist nicht indolent, wenn es auch noch nicht die fieberhafte Thätigkeit unserer Culturvölker kennt, und seine Bildungsstufe entspricht völlig seinem bisherigen Entwickelungsleben. Wenn man Nordbulgarien bereist, auf elendem Holzwagen, von kleinen, halbverhungerten türkischen Pferden gezogen, so erblickt man mitunter meilenweit keinen Baum und keinen Strauch, und meilenweit sind die Gefilde von keinem Pflug durchfurcht, von keiner Menschenhand bebaut; nur Büffel- und Ziegenheerden suchen auf den Triften ihre Nahrung, auf Triften, die reichlich die Mühe des Landmannes lohnen würden. Die Verantwortung für diesen Zustand trifft aber nicht sowohl den Bulgaren, als den Türken; der Türke hat die Wälder ausgerodet, er hat durch sein Aussaugungssystem den ohnmächtigen Bulgaren apathisch gemacht, zur Auswanderung vermocht, er hat das Land entvölkert und verarmen lassen. Die türkische Wirthschaft trägt die Schuld, daß heute noch alljährlich im Frühjahre die Bulgaren zu vielen Tausenden nach Rumänien, Ungarn und Siebenbürgen ziehen, dort als fleißige Land- und Gartenarbeiter Verdienst suchen, um diesen im Winter in ihrer traurigen Heimath mit den Ihrigen zu verzehren. Der Bulgare ist fleißig, sparsam und intelligent; man gebe ihm Freiheit, Gesetz und Recht, und er wird sich rasch eine geachtete Stellung und einen guten Namen erringen. Er ist kein Räuber, der den Reisenden in den Balkanpässen auflauert und kein Schurke, der den Fremden betrügt; er verdankt sein schlechtes Renommée in dieser Beziehung ausschließlich den Albanesen, Zigeunern und Juden, die von Raub, Diebstahl und Betrug leben.

Man ist gewöhnt, den Bulgaren mit dem Serben zu ver-

Digitized by Google

gleichen, und dieser Vergleich fällt dann immer zu Ungunsten des Ersteren aus; man vergißt aber dabei zwei günstige Momente, die dem Serben zum Vortheile gereichen: die geographische Lage seines Landes und den mächtigen und schützenden Einfluß des benachbarten Oesterreichs. Die Erstere bewahrte Serbien vor einer so umfangreichen Invasion der Türken, wie sie das hierfür bequemer gelegene Bulgarien zu erdulden hatte; in Serbien bewohnte der Türke nur die Städte und begnügte sich mit der politischen Herrschaft, ohne das sociale und culturelle Leben des Volkes wesentlich zu beeinflussen; in Bulgarien beherrschte der Moslem auch in materieller Hinsicht vollkommen Land und Volk; hier war die wehrlose Rajah nichts, als die verachtete Sklavin des genußsüchtigen und arbeitsscheuen Gebieters.

Serbien fand jederzeit in Oesterreich, der „Vormauer der Christenheit", welches die Zertrümmerung des Halbmondes noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts als seine wichtigste politische Aufgabe betrachtete, einen mächtigen Freund; viermal hatte Oesterreich seine siegreichen Fahnen über die Save hinweg auf serbisches Gebiet getragen, die moslemische Herrschaft gebrochen und wenigstens zeitweise den Serben Freiheit und Ruhe verschafft; und wenn auch die Türkenherrschaft wiederkehrte, sie hatte den Nimbus der Unantastbarkeit verloren und die siegreichen Kämpfe hatten den Serben neuen Muth gegeben, das Nationalgefühl gekräftigt, neue Traditionen geschaffen. Wieviel anders in Bulgarien! Eingeschlossen von den ohnmächtigen, selbst unterjochten Rumänen; von den mißgünstigen Griechen und Serben, durchsetzt von Türken und Albanesen, hatten die Bulgaren Jahrhunderte lang keine äußere, befreundete Macht, die sich ihrer angenommen oder auch nur zum Gedanken an Erhebung ermuthigt hätte; das Volk war zu einem siechen, wenig beneidenswerthen Dasein verdammt und wo ja ein Funken nationalen Geistes erglühte oder das Verlangen nach Besserung und Selbstständigkeit zu Tage trat — sogleich wurde es im ersten Entstehen von Türken und Griechen erstickt. Nicht zu verwundern also, wenn der Vergleich zu Ungunsten der Bulgaren ausfällt; allein es ist diesen damit noch kein Urtheil gesprochen, und wir glauben, nicht zu irren, wenn wir den Bulgaren dieselbe Befähigung, dieselbe Elasticität, dieselbe nationale Begeisterung zusprechen, die an den Serben gerühmt wird. Die jüngste Vergangenheit hat es gelehrt und die Zukunft wird es gewiß bestätigen, daß in diesem vielfach falsch beurtheilten Volke ein trefflicher Kern, daß in ihm Ausdauer, Arbeitslust, Muth und Patriotismus zu finden sind, und daß es, kraft dieser Eigenschaften, berechtigt ist, den Kampf um seine Selbstständigkeit zu wagen.

Freilich umfaßt die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien noch lange nicht die gesammte bulgarische Bevölkerung und entspricht insofern auch noch nicht dem nationalen Drange nach Einigung; denn die Einwohnerzahl der beiden Provinzen zusammen beträgt ca. 2,8 Millionen, worunter eine beträchtliche Zahl von Türken, Juden, Zigeuner ꝛc., während, wie wir sahen, 4,5 Millionen Bulgaren auf der Balkan-Halbinsel existiren, wir glauben aber, daß das neue Gesammtbulgarien vorläufig für die nationale, politische und culturelle Bewegung des aus langem und tiefem Schlafe erwachten Volke genügen würde. Wir glauben, daß sich bei einem Fortbestehen der Union die fremden Elemente, wie dies in Nordbulgarien in der That bereits der Fall ist, immer mehr und mehr ausscheiden, daß die bulgarischen Elemente durch Einwanderung sich immer mehr und mehr concentriren und daß auch unter selbstständigem Regimente und bei fortschreitender Besserung aller Zustände und Verhältnisse eine rasche Zunahme der Bevölkerung eintreten wird, wir glauben mit einem Worte, daß auch politisch die Bewegung gerechtfertigt ist. Wollte die gesammte bulgarische Bevölkerung, also auch diejenige, die Macedonien, Epirus und die unmittelbare Umgebung Constantinopels bewohnt, eine nationale Erhebung zur Errichtung des dritten Bulgarenreiches ins Leben rufen, so würde dies eine politische Verwirrung und Verschiebung der Machtverhältnisse auf der Balkan-Halbinsel hervorrufen, deren Consequenzen unberechenbar wären und zu welchen weder die hohe Pforte, noch die anderen europäischen Großmächte, am allerwenigsten aber Griechenland und Serbien ihre Zustimmung geben könnten. Eine derartige Bewegung würde nicht nur die türkische Herrschaft in Europa ganz in Frage stellen, sie würde auch — bei der Zusammensetzung der Bevölkerung aus verschiedenen Nationalitäten — bezüglich der Gebiets- und Grenzenfestsetzung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Anders liegen die Verhältnisse gegenwärtig. Ostrumelien ist eine durch den Berliner Vertrag in seinen Grenzen genau bestimmte Provinz, in der das bulgarische Element bei Weitem präponderirt, eine Provinz, die durch denselben Vertrag ihre besondere Verfassung und Verwaltung erhalten, die zur Hohen Pforte bereits in einem besonderen und anderen Verhältniß steht, als das übrige europäisch-türkische Gebiet. Dieses Verhältniß aber und die durch die Verfassung, das sogenannte organische Statut, herbeigeführten Zustände haben sich als unhaltbar erwiesen und zur Umwälzung geführt. Dieses organische Statut hatte aus Ostrumelien eine Art Republik gemacht, deren Präsident aber nicht aus dem Volke hervorging und bei dessen Wahl nicht seine Verdienste, sondern politische Umtriebe entscheidend waren, der, von auswärts ernannt, nicht nur vom Willen des Sultans, sondern vom Wohlwollen jedes einzelnen Consular-Agenten in Philippopel abhängig war, der ihn durch seine Regierung stürzen lassen konnte. Das organische Statut ist nicht im Interesse der Bulgaren, sondern im Interesse fremder Consuln gemacht, die es je nach ihrem Gutdünken, oder um anderen Regierungen zu schaden, ausnützen können, gleichviel, wie dabei das bulgarische Volk wegkommt. Dem von den Großmächten gewählten und von der Pforte bestätigten Präsidenten oder Generalgouverneur fehlte es außerdem an der nöthigen Executivgewalt; denn die Miliz, die aus Franzosen, Deutschen, Italienern, Levantinern, Türken, Bulgaren, Griechen u. s. w. zusammengesetzt war, und deren Chefs die Weisung hatten, ohne Disciplin und gute Organisation einen verwahrlosten und wehrunfähigen Zustand zu unterhalten, dürfte wenig geeignet gewesen sein, die Autorität der Regierung zu stützen und geordnete Zustände zu schaffen. So war das organische Statut eine unerträgliche Last für Land und Volk und ein drückendes Joch, welches die Ostrumelioten durch die Vereinigung mit Bulgarien abschütteln wollten.

Die Gegner der bulgarischen Union führen die Entstehung derselben vielfach auf eine andere Ursache zurück: sie sagen, mit englischem Gelde sei in Ostrumelien zu jener Zeit, da die afghanische Frage für England einen gefährlichen Ausgang zu nehmen drohte, die Revolution vorbereitet und gegen Rußland operirt worden, um diesem durch den ostrumelischen Aufstand ein unbequemes Accident in den Weg zu legen; nachdem nun aber die afghanische Frage wohl oder übel verkleistert gewesen, habe man englischerseits die einmal ins Rollen gekommene Bewegung nicht wieder rückgängig machen können; hieraus erkläre sich auch Rußlands Zorn gegen den Fürsten Alexander; er habe sich auf die Seite Englands gestellt, als auf die Seite seines — Rußlands — erbittertsten Gegners. Es ist für den Uneingeweihten schwer, derartige mißgünstige Insinuationen durch schlagende Beweise zu widerlegen, aber es ist auch schwer, Beweise für dieselben zu erbringen. Nach unserer Ansicht dürfte aber so viel feststehen, daß die russischen Agitationen in Philippopel den englischen sicherlich die Waage gehalten haben und daß es dazu gewiß auch an russischem Gelde nicht gefehlt hat; daß sich nun trotzdem, nachdem die englische Agitation aufgehört, während die russische fortbestanden, die rumelische Bewegung vollzogen, scheint uns mit Recht darauf schließen zu lassen, daß ihr bessere und tiefere Motive zu Grunde liegen, und daß eher das organische Statut, als englisches Geld den Ausbruch der Revolution beschleunigt hat.

Wenn wir nun für die Bulgaren eine Lanze gebrochen haben und für ihre Vereinigungsbestrebungen in die Schranken getreten sind, so erübrigt nur noch, einige Worte darüber zu sagen, wie wir uns die Möglichkeit denken, daß die bulgarische Union sanctionirt und garantirt werde und bleibe. Leider ist es auch uns nicht gegeben, der Zukunft Schleier zu lüften und vorher zu sagen, wie die ehernen Würfel fallen, die augenblicklich im Rollen sind. Mag nun, wie es den Anschein

Digitized by Google

hat, das bulgarische Heer bis zuletzt siegreich bleiben, dann wird doch für die zunächst betheiligten Großmächte eine energische Intervention unumgänglich sein. Wozu soll aber die Intervention führen? Soll der status quo ante wiederhergestellt, ein Fürstenthum Bulgarien mit beschnittenen Grenzen und eine tributäre Provinz Ostrumelien bestehen bleiben? Das wäre nach unserer Ansicht eine schlechte Lösung, die neue Unzufriedenheit, neue Empörungen und Verwirrungen zur Folge haben müßte und die wohl auch jetzt schon allgemein für unmöglich gehalten wird, denn dann müßte Nordbulgarien noch mehr, wie jetzt, russische Provinz werden, und dagegen wird England protestiren. Uns erscheint vielmehr eine Bestätigung Großbulgariens als der einzig mögliche Ausweg. Und was wären die Consequenzen dieses neu geschaffenen Zustandes? Die Macht und das Ansehen der Türkei in Europa hätte wenig verloren, und diese würde vielleicht einen neutralen bulgarischen Nachbar einem feindlichen russischen vorziehen, Oesterreichs und Englands Interessen wären gewahrt, nur das Ziel Rußlands wäre unerreicht geblieben, unerreicht aber im Interesse des europäischen Gleichgewichts, des europäischen Friedens; Bulgarien aber, der neue Interpolarstaat, hätte erreicht, was es verdient: Freiheit für nationale Entwicklung!

Nestor.

Literatur und Kunst.

Ein ungedruckter Brief Wieland's.

Mitgetheilt von Moritz Herz.

Das nachfolgende, an den bekannten Verlagsbuchhändler Göschen in Leipzig gerichtete, Schreiben Wieland's verdient insbesondere wegen der näheren Auslassungen über Schiller's Tod und Goethe's damaliger, nicht gefahrloser, Erkrankung reproducirt zu werden. Voll Liebe, Verehrung und neidlosester Anerkennung spricht sich der zweiundsiebenzigjährige Dichter des „Oberon" seinem intimen Freunde gegenüber über Schiller's Heimgang aus. Den Verlust Goethe's möchte er nicht erleben.

Das vielseitig interessante Schreiben lautet wortgetreu:

Weimar den 6ten Juny 1805.

Liebster Freund.

Der letztverwichene Montag hat mir ein Packet mit 50 Carol. in 200 Stück Laubthaler überbracht, wofür ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank sage. Ein Paar Wochen zuvor erhielt ich 6 Exempl. der Euthanasia; da sie aber zu der Austheilung an meine hiesigen Freunde und an unsere Altessen nicht hinreichen, so bin ich genöthigt, Sie noch um ein halb Dutzend ditto anzusprechen. Sie erinnern sich noch l. G. daß Sie die Güte hatten, mir bey unserer letztmahl. Zusammenkunft, noch ein Exemplar von der Großoctav Ausgabe meiner Sämmtl. Werke zu versprechen. Vielleicht aber sind Sie in dem Fall, daß ein Exemplar von der guten Taschenausgabe Ihnen entbehrlicher ist, als eines von der Großoctav-Ausgabe. Wäre dieses, so würden Sie mich gar sehr verbinden, wenn Sie mir statt der letztern Zwey Exemplare von der Taschenausgabe zukommen lassen wollten, wovon ich das Eine für mich selbst zu behalten wünsche, (da mir die kleine Format zu eigenem Gebrauch bequem ist) das andere aber zu einem Gebrauch bestimmt habe, wovon ich Ihnen erst in einigen Wochen das Nähere berichten kann. Mir ist daran gelegen, Eines dieser vollständigen Exemplare von der Taschen-Ausgabe auf gutem Papier recht bald zu haben, um es unverzüglich binden zu lassen. Mit dem andern hat es noch gute Zeit — der Pack würde von Zweyen auf einmahl gar zu groß werden, und ich habe wirklich nicht Platz genug in meiner kleinen Wohnung für so viele Bücher auf einmahl.*)

Ich bitte Sie also um baldmöglichste gütige Erfüllung dieses meines Wunsches.

*) Die anno 1802 fertig gestellte Ausgabe der sämmtlichen Werke Wieland's umfaßte 36 Bände und 6 Supplement-Bände.

Ich kann mir vorstellen welche Sensazion die Nachricht von Schiller's Tode in Leipzig gemacht haben mußte. Nach Herdern, und solange uns Göthe noch erhalten wird, konnte Deutschlands Litteratur keinen empfindlichern Verlust erleiden. Wollte Gott, daß wir nur nicht auch über den Einzigen, der uns darüber trösten kann, noch immer in Sorgen schweben müßten! Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie leicht mir um's Herz würde, wenn ich gewiß sein könnte, diesen Fall nicht zu erleben. Indessen nimmt doch die Hoffnung täglich zu, daß seine treffliche Natur das Uebel, das ihn schon zweymal in diesem Jahr dem Tode nahe gebracht, zuletzt doch, wo nicht gänzlich besiegen, wenigstens so modificiren und dämpfen werde, daß seine Freunde und die Welt seines Daseyns in unserer Mitte noch lange genießen, und sich noch manche Früchte seines herrlichen Geistes, gleich denen, womit er uns in dieser Messe beschenkt hat,*) versprechen können.

Sie, mein Bester, haben mir durch das Geschenk von Romanus Neffen**) einen Genuß verschafft, wie mir selten zu Theil wird, und der mir in diesem Geist und Körper abspannenden Frühjahr um so wohlthätiger war. Einen so strengen und fast ununterbrochen bis zu diesem 6ten Juny fortdauernden Winter habe ich in 72 Jahren nicht erlebt und ich wundere mich alle Tage, wie es zugeht, daß eine so zarte Maschine wie diejenige, an die mein Daseyn gebunden ist, eine solche unbarmherzige Witterung mit so wenig Beschwerden, als ich in der That diese Zeit her gefühlt habe, auszudauern vermögend gewesen ist.

Ich sehne mich nach einer baldigen Versicherung, daß auch Sie, mein theurer, liebenswürdiger Freund, die vereinigten Stürme dieser fatalen Jahreszeit und einer vielleicht nicht weniger fatalen Messe glückl. überstanden haben; wir leben in einer Zeit, wo mehr als gemeine Geisteskraft dazu erfordert wird, den Muth nicht sinken zu lassen und den von allen Seiten eindringenden Schwierigkeiten eine proportionirte Thätigkeit und Beharrlichkeit entgegenzustellen.

Ich werde zu einem Mittagsmahl bey unsrem Bertuch abgerufen, wo mich das Vergnügen erwartet, in einer auserlesenen Gesellschaft einen viele Jahre nicht gesehenen alten Freund in der Person des Pr. Geh. Raths und Kammerpräsidenten v. Dohm***) wieder zu finden.

Ich muß mich also von Ihnen losreißen, l. Göschen, und schließe mit der alten Versicherung der Liebe und Anhänglichkeit, womit Ihnen lebenslänglich zugethan bleiben wird Ihr

Wieland.

Professor Preyer über das Gedankenlesen.†)

Von Carl du Prel.

In dieser seiner neuesten Schrift führt Professor Preyer zunächst aus, daß jeder Mensch im Wachen mit dem Kopfe, den Armen und anderen Körpertheilen unwillkürliche und ihrer Unmerklichkeit wegen von ihm selbst ignorirte Bewegungen macht, die sich aus respiratorischen, pulsatorischen und impulsiven Schwankungen zusammensetzen. Diese Bewegungen zum Zwecke physiologischer und pathologischer Diagnose zu controliren und graphisch darzustellen, gibt es verschiedene Apparate, die Prof. Preyer durch einen neuen vermehrt hat, der durch Empfindlichkeit, Zuverlässigkeit und allgemeine Brauchbarkeit die bereits bekannten Registrirapparate in der That zu übertreffen scheint, so daß er für den Arzt sehr wichtig werden kann.

Dieser Theil der Schrift hat also einen von dem Uebrigen ganz unabhängigen Werth. Prof. Preyer führt nun aber weiter aus, daß diese unwillkürlichen Muskelbewegungen das

*) Hier sind wahrscheinlich Voltaire's „Mahomet" und „Tancred" gemeint, deren Herausgabe in diese Zeit fällt.

**) „Der Neffe" ein Lustspiel von Romanus.

***) Derzeitiger Präsident der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domänenkammer in Heiligenstadt (1751—1820), machte sich besonders als Preußischer Gesandter beim Rastatter Friedenscongreß verdient. —

†) W. Preyer: Die Erklärung des Gedankenlesens. Leipzig, Grieben. 1886.

Digitized by Google

Gedankenlesen erklären. Daß es in einzelnen Fällen sich so verhält, beweist er selbst; aber es ist offenbar ganz falsch, ganz im Allgemeinen zu behaupten, daß meine unwillkürlichen Muskelbewegungen, die so schwach sind, daß sie mir selbst unempfindlich sind, auf einen Anderen übertragen, der mich etwa bei der Hand hält, stark genug sein sollen, um Diesem zur bewußten Empfindung zu kommen, besonders wenn er dabei, gleich Cumberland ꝛc., wie rasend mit mir im Zimmer herumläuft. Daß Jemand etwas, das in mir vorgeht, feiner fühlen soll, als ich selbst, kann sicherlich nicht als eine allgemeine Wahrheit ausgesprochen werden. Das käme einem Echo gleich, das den hingerufenen Schall verstärkt zurückgibt.

Besonders begierig war ich, zu sehen, wie Prof. Preyer das ohne körperliche Berührung stattfindende Gedankenlesen erklärt, und meine Neugierde wurde noch gesteigert, als ich (S. 11) die Worte las: „Ich habe mir deshalb noch besondere Mühe gegeben, zu beweisen, daß die Versuche, eine unmittelbare Gedankenübertragung ohne Berührung darzuthun, ihr Ziel gänzlich verfehlen." Meine Erwartung wurde jedoch vollkommen enttäuscht. Von allen Versuchen dieser Art bespricht Prof. Preyer nur die von Dr. Richet in Paris angestellten. Daß diese nicht überzeugend sind, gebe ich gerne zu; aber negative Resultate beweisen nach Gesetzen der Logik nicht das Mindeste gegen anderweitig erzielte positive Resultate. Solche liegen aber in großer Anzahl vor. Ich will mich dabei nicht auf das berufen, was ich selbst in meiner Schrift über „Gedankenlesen", und was seither Hartmann in seiner Schrift über den „Spiritismus" gesagt hat. Diese beiden, von keinem Professortitel getragenen Schriften erwähnt Prof. Preyer nicht einmal. Ich bin nun aber in der Lage, ihm andere, von ihm offenbar ungekannte Gegner seiner Theorie vorzuführen, die durch Experimente der schlagendsten Art die Theorie der unwillkürlichen Muskelbewegungen schon vor 3 Jahren so gründlich beseitigt haben, daß es einen Anachronismus begehen heißt, heute noch darauf zurückzukommen.

Die Society for psychical research in London hat für die Untersuchung des Gedankenlesens ein eigenes Comité ernannt, das die von ihm angestellten Experimente in den Proceedings der Gesellschaft veröffentlicht und durch Abbildungen erläutert hat. Da Prof. Preyer blos Forscher von akademischer Lehrthätigkeit anzuerkennen scheint, nenne ich von den Mitgliedern dieses Comités nur den ihm ohne Zweifel wohl bekannten Professor der Physik W. F. Barret.

Ueber die Art und Weise, wie die Experimente angestellt wurden, heißt es in den Proceedings (1882—1883) in deutscher Uebersetzung wie folgt: „Unser modus operandi ist folgender: der Gedankenleser (percipient), Mr. Smith, sitzt in unserem eigenen Zimmer mit verbundenen Augen an einem Tisch. Papier und Bleistift liegen im Bereich seiner Hände, und ein Mitglied des Comités sitzt an seiner Seite. Ein anderes Comitémitglied verläßt das Zimmer und zeichnet außerhalb der geschlossenen Thür aufs Gerathewohl irgend eine Figur. Mr. Blackburn (der Gedankenübertrager), der bisher in dem Zimmer mit Mr. Smith geblieben ist, wird nun hinausgerufen, und die Thür wird geschlossen; darauf wird ihm die Zeichnung für einige Secunden vorgehalten, bis er sich dieselbe eingeprägt hat. Sodann schließt Mr. Blackburn seine Augen, wird wieder ins Zimmer gelassen und stehend oder sitzend hinter Mr. Smith auf Entfernung von etwa zwei Fuß gestellt. Nach einer kurzen intensiven Gedankenconcentration von Seite des Mr. Blackburn ergreift Mr. Smith sogleich den Bleistift, und unter dem absoluten ununterbrochenen Schweigen der Anwesenden versucht er, auf dem Papier die ihm ertheilte Impression zu reproduciren. Bezüglich der Augenbinde kann er beliebig verfahren; manchmal legt er sie ab, bevor er zu zeichnen beginnt; aber wenn die Figuren nicht deutlich vor seiner Phantasie stehen, zieht er vor, die Binde zu behalten und zeichnet Fragmente der Figur, wie sie ihm vorschweben. Während dieser ganzen Zeit sind Mr. Blackburn's Augen gewöhnlich fest geschlossen; manchmal ersucht er uns, ihm, um die Concentration zu erleichtern, die Augen knapp zu verbinden. Die Fälle ausgenommen, wo es ausdrücklich angegeben ist, berührte er Herrn Smith nicht und stellte sich, vom Betreten des Zimmers angefangen, auch nicht vor ihn oder irgendwie in den Bereich seiner Augen. Wenn Mr. Smith gezeichnet hat, was er vermag, wird das Original, das bisher außerhalb des Zimmers war, hereingebracht und mit der Reproduction verglichen." ꝛc. (S. 162.)

Diese Proceedings enthalten nun auf 21 Blättern die Facsimiles der Zeichnungen und der Reproductionen, die man nur anzusehen braucht, um zu erkennen, daß man vor der unerbittlichen Alternative steht, entweder Alles für Schwindel zu erklären oder die Existenz einer Gedankenübertragung ohne Berührung zuzugeben. Die Berührung wurde nur ausnahmsweise gestattet, und speciell in den Fällen, wovon die Zeichnungen beigefügt sind, ist sie nur einmal zugegeben worden, und gerade in diesem einzigen Falle kam ein Fehlversuch zu Stande, und stimmte die Reproduction nicht mit dem Original. Als dagegen die Berührung fallen gelassen wurde, gelang die Reproduction, nachdem man Herrn Blackburn das Original wieder vor Augen gehalten hatte. Wenn nach eingetretenen Fehlversuchen die beiden Herren, Blackburn und Smith, veranlaßt wurden, gleichzeitig die Figur zu zeichnen, der eine, wie er sie in der Erinnerung hatte, der andere, wie ihm dieses Erinnerungsbild übertragen wurde, so stimmten diese beiden Zeichnungen unter sich überein, so daß also die Differenz vom Original aus mangelhafter Erinnerung, nicht aus mangelhafter Uebertragung erfolgt war. Wie ich vernehme, sollen die späteren Jahrgänge der Proceedings — die ich nicht kenne — noch auffälligere Experimente enthalten. Beiläufig nur erwähne ich, daß mir auch aus Kreisen meiner Bekannten ähnliche, ohne Berührung gelungene Experimente mitgetheilt wurden.

Ohne Zweifel dürfen wir auch die Gedankenübertragung ohne Berührung nicht im strengsten Sinne des Wortes eine unmittelbare nennen; durch einen materiellen Träger wird sie ohne Zweifel vermittelt sein, auch wenn keine der uns bekannten Bewegungsformen der Materie — es wäre denn Od — dazu geeignet erscheint.

Die frappantesten Fälle von Gedankenübertragung kommen bei Somnambulen und Medien vor. Mit solchen hat aber Prof. Preyer überhaupt nicht experimentirt, und doch sind Leute, wie Cumberland, im Vergleich mit diesen nur Stümper, Dr. Georg Barth sagt in seiner Schrift über den „Lebensmagnetismus" (S. 88) mit Bezug auf den zwischen Magnetiseuren und Somnambulen bestehenden Rapport: „Ich führte einst eine regelmäßige Unterhaltung mit einem Patienten, ohne meine Lippen zu öffnen. Ich bildete meine Gedanken, obgleich im Geiste, so bestimmt, als wollte ich ihnen durch Worte oder Schrift einen Ausdruck geben, zu Sätzen, und mein Patient beantwortete sie mündlich und so richtig, als hätte ich sie ausgesprochen und er sie gehört. Zuweilen denkt das Subject mit dem Operator, aber antwortet nicht, weil es den Sinn für seine Individualität verloren hat. In anderen Fällen behält es eine Kenntniß von seiner Persönlichkeit, vernimmt die Gedanken des Operators und antwortet mündlich auf dieselben, oder gehorcht ihnen, wenn sie in die Form von Wünschen oder Befehlen gekleidet sind, oder weigert sich, ihnen nachzukommen . . . Die Sympathie kann den denkenden ohne den empfindenden, oder den empfindenden ohne den denkenden, oder den denkenden und den empfindenden Theil des Gehirns anregen . . . Einige Patienten können sich im schlafwachen Zustand, wenn dieses Vermögen der Gedanken- oder Gefühlsgemeinschaft stark entwickelt ist, mit beliebigen Personen selbst in Communication setzen, und dadurch die Gedanken aller Anwesenden, ja sogar Abwesenden, auf jede Entfernung hin erfahren, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf sie lenken. Diese Fähigkeit macht sich selten geltend, aber ich bin vollkommen gewiß, daß sie besteht, und kenne viele Magnetiseure von unantastbarer Wahrhaftigkeit, welche meine Angaben bestätigen können."

Auch Hofrath Bährens bestätigt das in seiner Schrift „Der animalische Magnetismus" (S. 227—229): Da er einen Kranken nicht besuchen konnte, machte er den Versuch, diesen durch einen Freund magnetisiren zu lassen, indem er diesem auf Entfernung seinen Willen mittheilte. „Das Experiment gelang; mein Freund, ein äußerst gebildeter Kaufmann, hatte

Digitized by Google

den Impuls meines Geistes vernommen, und, gleichsam instinctmäßig geleitet, den Kranken gerade so behandelt, als ich es beschlossen hatte, nämlich demselben beide Hände auf den Unterleib gelegt . . . Ein halbes Jahr zuvor hatte ich einen überzeugenden Beweis, daß unsere geistigen Mittheilungen (zwischen diesem Freunde und mir) keinem Zweifel unterliegen. Mein Freund war krank und unvermögend, abzureisen; er wohnte 3 Stunden von mir. Seiner Töchter eine war bei mir seit einiger Zeit zum Besuche meiner Töchter. Der Vater wollte sie abholen, aber weil wir ihn noch krank glaubten, so konnte sein Besuch noch nicht erwartet werden. Eines Tages, Morgens 10 Uhr, wurde mir klar, daß mein Freund den Vorsatz fasse, Mittags abzureisen und um 3 Uhr bei mir zu sein. Ich sagte seiner Tochter über Tische, daß der Vater um 3 Uhr käme, und 15 Minuten vor 3 Uhr auch seiner bei mir zufällig anwesenden Schwägerin. Es schlug 3 Uhr, und der Freund erschien, und ich ließ ihn von gedachten Personen selbst fragen, wann er seine Reise beschlossen habe. Seine Antwort stimmte auf's Genaueste mit dem, was ich zuvor gesagt hatte. Nachher hat dieser auffallende Rapport bei vielen anderen Gelegenheiten für uns nichts Auffallendes mehr gehabt."

Eine interessante Notiz, die ich Herrn Karl Kiesewetter verdanke, findet sich in „Neapel und seine Umgebungen in den Jahren 1809 und 1810" von Friederike Brun. Am Hofe Murat's lebte Prinz Colubrano als berühmter Gedankenleser. „Colubrano ist vielleicht einer der besten Köpfe in Neapel und arbeitet viel, aber nur für sich. Besonders beschäftigt er sich mit Politik und Medicin. Er ist eine lebendige Sammlung der poetischen Schönheiten aus den besten Dichtern Italiens und Siciliens und recitirt dieselben mit unnachahmlicher Kraft und Anmuth, ohne je zu fehlen. Allein nicht das Aeußere allein hat er von Wieland's riesenhaftem Mohr, sondern er ist auch, wie jener, ein Zauberer. Unfehlbar beantwortet er jede in Gedanken an ihn gerichtete Frage, von deren Inhalt man ihm nur die Initialbuchstaben jedes Wortes gibt. Er geht dann bei Seite, kommt in wenigen Minuten zurück und bringt die geschriebene Antwort, mehrentheils in Versen, mit. Und in welchen Versen! Ich habe von ihm auf diese Weise improvisirte Stanzen und Sonette gesehen, deren sich Ariosto und Filicaja nicht zu schämen hätten. Mir hat er Fragen des innersten Gemüthes auf diese Art beantwortet, die mir einen unwillkürlichen Respect vor ihm eingeflößt hat. Diese seine äußerst auffallende Divinationsgabe ist in ganz Neapel bekannt. Die Königin Karoline sandte ihm in den für sie und ihre Verwandten so furchtbar kritischen Zeiten oft Initialfragen zu, die der Prinz, einer Cassandra gleich, so redlich als warnend vergeblich beantwortet haben soll." Prinz Colubrano starb 1811 als Neapolitanischer Gesandter in München.

So könnte man aus allen Jahrhunderten und aus allen Ländern den Beweis führen, daß es von jeher Gedankenleser ohne Berührung gegeben hat. In neuester Zeit sind nun aber auch spiritistische Erfahrungen hinzugekommen. Schon bei einer meiner ersten Sitzungen machte ich die Erfahrung, daß ich durch materialisirte Hände eben dort berührt wurde, wo ich es in Gedanken wünschte. Ja, einst auf dem Wege nach Hause bedauerte ich es, eine solche Hand nicht greifbar in der meinigen gehalten zu haben, und in der darauffolgenden Sitzung wurde dieser Wunsch, den ich nicht geäußert und selber vergessen hatte, in der Weise erfüllt, daß sich eine Hand vor die meinige auf den Tisch legte und etwa eine Minute lang sich ruhig befühlen ließ.

Complicirter ist, was der Orientalist und Sanskritist Jacolliot über seine Experimente in Benares erzählt. Der Fakir, der zu ihm kam, schüttete auf den Boden feinen Sand, den er mit der Hand nivellirte, und legte einen ihm von Jacolliot gereichten Federhalter darauf. Jacolliot setzte sich mit Papier und Bleistift dem Fakir gegenüber. Nach einigen Minuten erhob sich der Federhalter, und nun zeichnete Jacolliot willkürliche Figuren und Arabesken auf das Papier, die vom Federhalter genau im Sande mitgezeichnet wurden. Wurde die Zeichnung unterbrochen, so blieb auch der Federhalter stille. Worte und Sätze, die Jacolliot in Gedanken dachte, wurden im Sande geschrieben, z. B. eine bestimmte Stelle aus den Gesetzen des Manu. Als Jacolliot ein geschlossenes Buch, den Rig-Veda, nahm und nach dem ersten Worte der 5. Zeile der 21. Seite fragte, schrieb es auf den Sand ganz richtig: Devadotta; und als Jacolliot in Gedanken die Frage stellte: „Welches ist unsere gemeinschaftliche Mutter?" kam die richtige Antwort: Vasundarâ (die Erde). (Jacolliot: Le spiritisme dans le monde 303 ꝛc.) Hier haben wir also Gedankenlesen und als Dareingabe noch entweder magische Fernwirkung oder unsichtbare Phantome. Bei anderen Experimenten sah Jacolliot materialisirte Hände in Fülle.

Die Theorie von Prof. Preyer erreicht also nicht annähernd das vorhandene Thatsachenmaterial. Daß in einigen Fällen Gedanken durch unwillkürliche Muskelbewegungen sich verrathen können, bezweifelt kein Mensch; aber daraus folgt doch wahrlich nicht, daß es eine andere Gedankenübertragung nicht gibt. Aus den Keilschriften folgt nicht, daß es keine telegraphischen Depeschen geben kann.

Prof. Preyer ist in den Fehler der allermeisten Entdecker verfallen, Alles aus ihrem Erklärungsprincip heraus erklären zu wollen. Wenn er einmal das ihm unbekannt gebliebene Thatsachenmaterial untersucht haben wird, wenn er die Experimente der Psychologischen Gesellschaft in London widerlegt haben wird, wenn er mit Somnambulen und Medien experimentirt haben wird, in allen einzelnen Fällen aber den Nachweis erbracht haben wird, daß entweder Täuschung vorliegt oder sein Erklärungsprincip zutrifft, dann — aber erst dann — werde ich ihm zugestehen, daß er sich „besondere Mühe gegeben, zu beweisen, daß die Versuche, eine unmittelbare Gedankenübertragung ohne Berührung darzuthun, ihr Ziel gänzlich verfehlen".

Ein berühmter Forscher hat einmal das Wort ausgesprochen: „Achtung vor den Thatsachen ist der Grundstein jeder guten Theorie". Wenn ich nun dieses Wort als Maßstab an die Theorie von Prof. Preyer lege, so ergibt sich, daß seine Theorie nicht gut ist. Er wird mir aber das Recht, diesen Maßstab anzulegen, um so weniger bestreiten, als das citirte Wort von keinem Geringeren ausgesprochen worden ist, als von — Herrn Professor Preyer in der Schrift „Erforschung des Lebens".

Wilhelm Wundt als Essayist.

Von Alfred Rosenstein.

„Aufhören . . . . . muß, wie ich meine, der Zustand, daß der Philosoph Philosoph sei und nichts weiter. Man wird von ihm die volle Beherrschung mindestens eines seinen philosophischen Arbeiten nächstliegenden Specialgebietes verlangen müssen." (Wundt, Essays. S. 22.) Diese seine eigenen Worte kennzeichnen besser, als detaillirte Ausführung eines Anderen es vermöchte, diejenige Auffassung, mit welcher Wilhelm Wundt, die Physiologie verlassend, an die Philosophie und die specielle Bearbeitung zweier ihrer Disciplinen, der Psychologie und der wissenschaftlichen Logik, herangetreten ist. Und selbst wer diese Auffassung der Philosophie, nach welcher dieselbe als allgemeine Wissenschaft aus der Mitte der Einzelwissenschaften herauswächst und nur, diese controlirend und von ihnen andererseits selbst controlirt, fortschreiten kann, nicht ganz zu theilen vermag, wird wenigstens zugestehen müssen, daß bei Wundt selbst das Postulat sich mit dem persönlichen Verhalten des Philosophen zu demselben in vollster Uebereinstimmung befindet. Wie Lotze, hatte auch er sich zunächst die exacten Naturwissenschaften, insbesondere die Physiologie, zu seinem Forschungsgebiete gewählt. Früchte dieser naturwissenschaftlichen Thätigkeit sind sein Lehrbuch der Physiologie, die „Mechanik der Nerven und Nervencentren" und das „Handbuch der medicinischen Physik". In dieser Weise mit dem ganzen naturwissenschaftlichen Rüstzeug gewappnet, wandte sich Wilhelm Wundt der Psychologie zu. Die Forschungen Ernst Heinrich Weber's und Gustav Fechner's hatten zwischen beide Wissenschaften, die der Physiologie und

Digitized by Google

Psychologie, das Verbindungsglied der Psychophysik geschaffen, welche, zur physiologischen Psychologie erweitert, nunmehr Wundt's eigentliches Arbeitsfeld wurde. Aber auch dieses genügte dem umfassenden Geiste des Mannes nicht. Wie in gewissem Sinne die Psychologie Centralwissenschaft ist, von der zahlreiche Radien sowohl nach den Natur- wie Geisteswissenschaften gehen, so fühlte Wundt sich getrieben, diese radialen Ausströmungen der Psychologie entweder bis in ihr Einmünden in die einzelnen Disciplinen zu verfolgen oder gar diese Gebiete selbst zu betreten. Auf diese Weise ist er tief in die Sprachphilosophie, die ihm höchst werthvolle Anregungen verdankt, eingedrungen, und tiefer noch in die Disciplinen der Logik, der Erkenntnißtheorie und der Methodenlehre, deren eingehendem Studium wir das letzte grundlegende Werk des Philosophen: Logik, eine Untersuchung der Principien der Erkenntnisse und der Methoden wissenschaftlicher Forschung (2 Bde., 1880 und 1883) zu verdanken haben.

Eine Sonderstellung gegenüber diesen streng wissenschaftlich gehaltenen Werken nimmt ein Buch ein, das soeben die Presse verlassen hat. Es sind dies die Essays.*)

Wie Titel und Vorwort derselben andeuten, sind dieselben für ein größeres Publicum und nicht für bloße Fachgelehrte bestimmt, aber freilich für Alle und Jeden sind diese Essays auch nicht. Wer hier meint, nach Art der Populariſirer der Wissenschaft, jener Zwittergeschöpfe, die in der Regel sehr viel Popularität und sehr wenig Wissenschaft besitzen, über die Probleme der Seele und des Erkennens in einer Darstellung unterrichtet zu werden, die mit dem Wasser nicht blos die Durchsichtigkeit theilt, der allerdings wird sich getäuscht finden, der thäte besser, das Buch gar nicht in die Hand zu nehmen. Denn, obgleich nicht in dem strengen Stil geschrieben, der Wundt's wissenschaftlichen Werken eigen ist, und fern von jeder Dunkelheit und Unklarheit, vielmehr abgerundet in der Form und elegant in der Darstellung, setzen diese Essays dennoch einen gebildeten Leser in des Wortes vollgültiger Bedeutung voraus. Darauf deutet schon ihr äußerer und innerer Ursprung hin. Nur wenige von ihnen sind gänzlich neu, die anderen sind vorher entweder in unseren besten Revuen erschienen, oder aus Umarbeitungen rein wissenschaftlicher Aufsätze entstanden. Ihren inneren Ursprung haben sie, wie der Verfasser selbst in dem Vorwort angibt, in dem Bedürfniß, „die allgemeinen Resultate mir selbst in einer kurzen Uebersicht zu vergegenwärtigen und sie zugleich einem weiteren Kreis als dem der Fachgelehrten zugänglich zu machen".

Zunächst also wenden sich diese Essays an diejenigen Männer der Wissenschaft, welche, obgleich selbst nicht Philosophen, doch durch die Disciplin, welcher ihre Arbeit gilt, zur Philosophie hinübergeführt werden, und von welcher wissenschaftlichen Disciplin könnte man behaupten, daß sie, sei es im Gange ihrer Untersuchung, sei es in ihrem Ausgange, nicht zur Philosophie hinüberführe? Wundt selbst hat dieses Verhältniß der Philosophie zu den Wissenschaften sehr anschaulich in seinem ersten Essay, Philosophie und Wissenschaft, dargestellt. Ferner wird aber das Buch allen Denen willkommen sein, die, abgewandt dem Lärm und Treiben des Tages, noch nicht dem Paroxysmus des Mode gewordenen Paradoxismus, wie er unter der Maske der Gelehrsamkeit sein Spiel treibt, verfallen sind, sondern sich die Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit ihres Denkens genügend gewahrt haben, um in dem Haschischrausch, den ein flüssiger, gefälliger, mit allen wichtigen Fragen der Menschheit sein buntes Gaukelspiel treibender Stil erzeugt, irgend welchen Genuß finden zu können. Wer aber die vornehme Devise aller echten Geistesfreude, „res severa verum gaudium", zu der seinen gemacht hat, wem es nicht sowohl darauf ankommt, angenehm zu unterhalten, sondern vielmehr ernstlich unterrichtet zu werden, der wird in diesen Essays eine reiche Quelle der Erhellung und Aufklärung des Denkens finden, in Fragen, die, weil sie nicht special-wissenschaftliche, sondern philosophische sind, jeden wirklich Gebildeten interessiren müßten.

Der erste Essay, Philosophie und Wissenschaft, behandelt, wie schon erwähnt, das Verhältniß der Philosophie zu den Einzelwissenschaften. Der Anschauung, die in ihm des Einzelnen dargelegt wird, haben wir schon Eingangs dieser Zeilen gedacht. Die beiden folgenden, „Die Theorie der Materie" und „Die Unendlichkeit der Welt", haben es mit kosmologischen Problemen zu thun, der letzte, „Lessing und die kritische Methode", erörtert an dem Beispiel des „Laokoon" und der „Hamburger Dramaturgie" das Wesen exacter Kritik; alle übrigen liegen theils ganz auf psychologischem Gebiet, (die Aufgaben der experimentellen Psychologie, die Messung psychischer Vorgänge, die Thierpsychologie, Gefühl und Vorstellung, der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, die Sprache und das Denken, die Entwickelung des Willens), theils hängen sie mehr oder minder eng mit diesen zusammen (Gehirn und Seele, der Aberglaube in der Wissenschaft, der Spiritismus).

Diese trockene Aufzählung der Titel genügt schon, um einen Begriff dessen zu geben, was der Leser in Wundt's Werk zu erwarten hat. Ueber das „wie" ist es schwieriger, Auskunft zu geben. Wer des Verfassers Methode, seine Unbefangenheit einer-, seine Umsicht andererseits schon aus seinen wissenschaftlichen Leistungen kennt, wird sich ohnedies eine Vorstellung von der Behandlung der gestellten Probleme machen können; wem Wilhelm Wundt unbekannt ist, den müssen wir schon auf die Lectüre des in Rede stehenden Buches selbst hinweisen, wenn er eine Bekanntschaft mit der Eigenart dieses scharfsichtigen Denkers machen will. Mit Beschreibung und Schilderung ist da nicht viel gemacht, und wir verzichten von vorneherein auf eine solche, indem wir uns an dieser Stelle begnügen, nur auf gewisse besonders markante Züge dieses Geistes hinzuweisen, die wegen ihrer allgemeinen Bedeutung für das geistige und wissenschaftliche Leben einer- und wegen ihres häufigen Mangels bei sonst bedeutenden Forschern andererseits uns besonders lieb und werth sind. Diese hervorstechenden Züge des Geistes kommen gerade auf dem Gebiet, als dessen hervorragendsten Vertreter man Wilhelm Wundt, ohne Gefahr Widerspruch zu erfahren, hinstellen darf, auf dem psychologischen, zur Geltung, und sie erklären uns darum auch am besten die unbestrittene Meisterschaft Wilhelm Wundt's auf diesem Gebiete.

Die Wissenschaft der Psychologie ist lange Zeit hindurch mehr als eine andere durch den Einfluß, den das vorwissenschaftliche Denken auf sie ausübte, an einem wirklich wissenschaftlichen Erkennen und dem Fortschritt eines solchen Erkennens gehindert worden. Es hat eine Psychologie gegeben, lange bevor an eine Wissenschaft der Seele auch nur zu denken war. Die Sprache, jene treue Bewahrerin und Fortbildnerin der Volksanschauung, ist dafür das redendste Zeugniß. Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft, Gefühl, Gemüth existirten als psychologische Kategorien, als vorausgesetzte Träger seelischer Vorgänge im Volksbewußtsein, lange bevor die Philosophie sich ihrer bemächtigte.

Ebenso gab es schon Volkstheorien über den Sitz der Seele und das körperliche Substrat seelischer Erscheinungen, ehe die Wissenschaft sich der Erörterung dieser Fragen annahm. Wer weiß nicht, welche Rolle das Blut als ein solches Seelensubstrat in der Vorstellung der Alten schon im homerischen Zeitalter spielt? Sind doch die Ausdrücke „sanguinisch", „kaltblütig", „heißblütig" noch heute redende Zeugen einer solchen Anschauungsweise. Kopf, Herz und Galle gelten in der Sprache noch heute, der erstere als Sitz des Verstandes, die beiden anderen als Sitz des Gemüths.

Alle diese vorwissenschaftlichen Begriffe, besonders die Hypostasirungen seelischer Erscheinungen, sind von der philosophischen Speculation mit wechselndem Erfolge einer Umwandlung unterzogen worden, nicht aber, ohne daß sie selbst von der ursprünglichen Volksanschauung, von dem Einfluß der sprachlichen Formulirung unberührt geblieben wäre. Noch die Wolf'sche Philosophie, deren Einfluß auf das populäre Denken in dieser Hinsicht noch heute fortbesteht, unterscheidet fast ebenso viele Seelenkräfte, als es Substantiva für die Bezeichnung der verschiedenen seelischen Aeußerungen gibt. Erst Herbart macht sich in entschiedenerer Weise von diesem Einfluß der Sprache frei, ohne ihn jedoch ganz abzuschütteln, wie die Rolle, welche die „Vorstellung" in seiner Psychologie

*) Wilhelm Wundt, Essays. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1885.

Digitized by Google

spielt, zur Genüge beweist, und daß heute noch Unterschiede der seelischen Erscheinungen, wie sie von der Sprache gemacht werden, auch leicht dazu führen, dem ähnliche Trennungen auch als thatsächlich bestehend anzunehmen, ließe sich an mancher modernen Theorie vom Bewußtsein oder von den Gefühlen nachweisen.

Derartige Verführungen des wissenschaftlichen Denkens als solche zu erkennen, den Ungrund der aus ihnen resultirenden Anschauungen nachzuweisen, das versteht Wundt wie kein zweiter. In dieser Hinsicht sind besonders die Essays „Gehirn und Seele", „Gefühl und Vorstellung" und „Die Entwickelung des Willens" beachtenswerth. Die Widerlegung der Maudsley'schen Hypothese von der Ablagerung der Lautbilder der Worte in den Zellen der Hirnrinde (S. 115) die Ausführungen über das Bewußtsein, dessen ganze Unterscheidung von seinem Inhalt nur ein Erzeugniß psychologischer Reflexion sei (S. 208, 288, 294), die Auffassung von „Vorstellung" und „Gefühl" als coordinirte Theilerscheinungen eines und desselben Vorganges sind Belege für das unausgesetzte Bestreben des Forschers, durch keine voreilige Classification sich hindern zu lassen, mit unbefangenem Blick auf die einzig maßgebende Quelle psychologischer Forschung, die innere Erfahrung, zu schauen. Diese Methodik seines Denkens kommt Wundt auch in der Vernichtung von Anschauungen zu Statten, die auf demjenigen ruhen, was Baco von Verulam als die Idole des Stammes und als die des Verstandes bezeichnet haben würde. Hierher rechnen wir vor Allem den Kampf gegen den die Miene unwiderleglicher Autorität annehmenden sogenannten „gesunden Menschenverstand" und die „schlechte Analogie".

Was den ersteren, den „gesunden Menschenverstand", betrifft, so gehört er, insofern er theorisirend auftritt (denn in praktischer Hinsicht ist der „gesunde Menschenverstand" etwas ganz Anderes, wirklich Werthvolles, von dem der Freund des Volkes nur wünschen kann, daß er das Erbgut von immer mehr Menschen werden möchte) bekanntlich zu den gefürchtetsten Scheueln und Greueln des methodischen Denkers. Wenn Wundt in einem seiner Essays (S. 8) einmal sagt: „Von dem Autor einer philologischen, historischen, naturwissenschaftlichen Arbeit verlangt man gründliche Kenntniß des Gegenstandes nicht nur, sondern auch des Wichtigsten, was bis dahin über ihn geleistet ist. Wer philosophirt, der fühlt sich von dieser Vorschrift entbunden", so gilt dieser Satz besonders von den mit dem „gesunden Menschenverstand" Operirenden. Und was ist denn dieser „gesunde Menschenverstand", dem, wie sich seine glücklichen Besitzer vorzugsweise auszudrücken belieben, Alles so klar ist, wie $2 \times 2 = 4$, und der daher nur „redlich zu wollen" braucht, um über philosophische Fragen, seien sie nun erkenntniß-theoretischer, ästhetischer oder ethischer Art sein Votum abzugeben, womit es freilich schlecht zusammenstimmt, daß gerade die Generalpächter des common sense, wenn sie erst einmal in ihren Discussionen auf den himmlischen Höhen des „Wahren, Guten und Schönen" angelangt sind, untereinander sich am allermeisten zu erhitzen pflegen? Dieser „gesunde Menschenverstand" nun ist nichts Anderes als der bleibende Niederschlag gewisser von der Wissenschaft überholter, aber ursprünglich selbst rein wissenschaftlicher Theorien der früheren Jahrhunderte, die durch das Medium der Sprache, wie wir oben gezeigt haben, in den Allgemeinbesitz übergehen, wobei sie aus discutablen Theorien sich in ebenso undiscutable Glaubenssätze des „gesunden Menschenverstandes" umwandeln. Besser, als wir es vermögen, schildert Wundt gelegentlich der Descart'schen Seelentheorie diese Metamorphose, und wir können es uns, bei der Bedeutung, die der „gesunde Menschenverstand" noch immer beansprucht, nicht versagen, die betreffenden Stellen zu citiren. Er sagt u. A.: „... Die Systeme der Vergangenheit dringen langsam in das populäre Denken ein, und während auf den Höhen der Wissenschaft längst andere Anschauungen maßgebend geworden sind, beginnen jene erst recht in den Vorstellungen der großen Menge zu herrschen. Die philosophischen Epigonen aber werden dann schließlich selbst von dem Strom des populären Denkens mitgerissen, und je mehr eine Zeit über der Pflege der längsterworbenen Schätze die eigene Gedankenarbeit ruhen läßt, um so leichter geschieht es, daß die Ideen der Philosophen mit denjenigen der ungeheuren Majorität ihrer Mitmenschen auf das Glücklichste übereinstimmen" ... und gleich darauf (S. 130): „Das ist daher das Schicksal solcher Lehren, die eine folgenreiche historische Bedeutung zu erringen vermögen: zuerst gelten sie als heterodox und gefährlich, und zuletzt werden sie zu Glaubenssätzen, an denen eben so wenig zu zweifeln erlaubt ist wie an den Grundlagen der Sittlichkeit und der Religion." Wir glauben zwar nicht, daß diese goldenen Worte den gesunden Menschenverstand in seiner philosophirenden Thätigkeit aufhalten werden, (denn dazu ist er selbst zu tief in der menschlichen Natur begründet) aber vielleicht tragen sie dazu bei, die Siegesgewißheit eines oder des anderen seiner Vertreter, die heutigen Tages besonders auf dem öconomisch-politischen Gebiete anzutreffen sind, etwas zu erschüttern.

Das andere Idol der „schlechten Analogie" ist weniger auf dem Gebiet des populären, als dem des wissenschaftlichen Denkens zu suchen. Auch hier ist eine Gelegenheitsursache der trügerischen Erscheinung die Sprache. Indem die Ausdrücke derselben, die, auf einen gewissen Vorstellungskreis bezogen, reale Geltung besitzen, auf einem anderen Vorstellungskreis in bildlicher Anwendung (metaphorisch) gebraucht werden, vergißt man bald Ursprung und Bildlichkeit und nimmt das Bild für die Sache selbst. Wundt weist dieses gelegentlich der Begriffe „Gesellschaft" und „Staat" durchaus schlagend nach. Man hat einerseits den physiologischen Organismus sich durch das Bild eines staatlichen Gemeinwesens und andrerseits das staatliche Gemeinwesen sich durch den physiologischen Organismus (Rodbertus, Schäffle) zu verdeutlichen gesucht. So lange man sich der Bildlichkeit des Vergleiches dabei bewußt ist, kann demselben ein großer Werth als Wegweiser zur Auffindung neuer Thatsachen nicht abgesprochen werden; zu ganz falschen Schlußfolgerungen muß man aber kommen, wenn man bei aller Aehnlichkeit die Verschiedenheit der Objecte übersieht und bei Seite läßt, und die Begriffe als solche, die nicht blos ähnliche, sondern factisch identische Merkmale besitzen, behandelt. Indem man den Begriff der Gesellschaft auf den mehrzelligen Organismus übertrug, hat man, wie Wundt treffend ausführt, total übersehen, daß die Gesellschaft aus Individuen besteht, „deren jedes ein selbstständiges Vorstellen, Wollen und Handeln besitzt", und indem man umgekehrt den Begriff der Zelle und des Organismus auf die Familie und den Staat übertrug, verwechselte man einen psychologischen Begriff (Gesellschaft) mit einem rein biologischen Begriff (Individuum). Zu welchen weiten Consequenzen aber eine solche Auffassungsweise führen kann, ersehen wir am besten aus der Art, wie in weiten Kreisen heutzutage mit den Begriffen „Staat", „Gesellschaft" umgegangen wird, als ob diese Organisationen, den psychischen Einflüssen der Individuen gänzlich entrückt, ein wirklich eigenes Leben hätten.

Die im Vorstehenden aus den einzelnen Essays gegriffenen Beispiele dürften, hoffen wir, zur Genüge zeigen, mit welcher Behutsamkeit, Umsicht und Sorgfalt Wilhelm Wundt an die Behandlung der aufgeworfenen Fragen geht, wie er nicht im Sturme, sondern Schritt für Schritt das Terrain erobert, auf dem er das Gebäude seiner eigenen Anschauungen zu errichten gedenkt. Daß er aber in der Darstellung des Gedachten uns diese Schritte selbst mitthun läßt, daß wir in derselben gleichsam mit dem Strom der Erkenntniß zu seinem Endziel schwimmen, gibt diesen Aufsätzen einen Reiz, dem ähnlich, wie Wundt ihn selbst an Lessing's Schriften constatirt. Nur fehlt, wie das bei einer so vornehmen Natur, wie der Wundt's und bei den heute gegen früher doch ein wenig besseren literarischen Verhältnissen erklärlich ist, der Sprache jenes pectus, das alle Schriften Lessing's mit so warmem Leben erfüllt, fast ganz.

Fast, sagen wir, denn daß Wundt der Ton des Sarkasmus und der Ironie, wenn er seiner bedarf, trefflich zu Gebote steht, zeigt die reizende Einleitung zu dem Essay „Die Aufgaben der experimentellen Psychologie", die ein kleines Cabinetsstück

Digitized by Google

vornehmer Zurückweisung anmaßlicher Schulmeisterei ist,*) und der Essay „Der Spiritismus", der auch in seiner äußeren Form, als Brief an den Professor Ulrici, der seiner Zeit für den Spiritismus in die Schranken getreten war, sich als ein polemischer Aufsatz zu erkennen gibt. Seitdem ist Wilhelm Wundt von den „Anzapfungen" sowohl der auf den unnahbaren, aber auch unwirthlichen Höhen thronenden Metaphysiker als der dilettirenden Gespensterpsychologen verschont geblieben, und das stille, aber rege Schaffen des verehrten Mannes hat seinen ungestörten Fortgang genommen. Beweis dessen sind die reichen Früchte emsiger Thätigkeit, die uns von Seiten Wund's ein kurzer Zeitraum von fünf Jahren gebracht hat, Beweis dessen ist auch das letzte Werk, mit dem wir uns an dieser Stelle hauptsächlich beschäftigt haben und das nach dem Gesagten wohl keiner besonderen Empfehlung bedarf. Wer aus dem Gewirre des Tages, aus dem Streite der mit mehr Heftigkeit als Gründen verfochtenen Tagesmeinungen zu einem Horte reinen, ruhig fließenden, aufklärenden Lichtes sich zu retten wünscht, der wird in diesem Buche finden, was er sucht, und es wird ihm sein, was jedes echte und rechte Werk des Geistes sein sollte, kein *ἀκρόαμα*, kein bloßes gefälliges Gegaukel mit weltbewegenden Vorstellungen, sondern ein *κτῆμα εἰς ἀεί*, ein liebes und werthes, Gedanken lösendes und anregendes Besitzthum.

Feuilleton.

Von den Tauern zum Vierwaldstättersee.

Von Wilhelm Lübke.

Wieder einmal war die Zeit gekommen, wo der von der Hetzjagd des heutigen Lebens erschöpfte Culturmensch — nicht etwa, wie es in dem Liede heißt, „in sich geht und denkt, wo man einen Guten schenkt", sondern vielmehr mit sich zu Rathe geht, wo man etwa in einem schönen Gebirgswinkel Ruhe und Erfrischung für neue Arbeit finde. Niemals vielleicht tritt der Kampf ums Dasein in so eigenthümlicher Form hervor, wie da, wo sich dieser Kampf zu einem Ringen nach frischer Luft, frischem Wasser, freier Muße und behaglicher Stille zuspitzt. Denn mit dem Beginn des Hochsommers, wo die glühenden Strahlen des pestbringenden Phoebus Apollo uns die Existenz in unseren Städten in ihrer ganzen Unnatürlichkeit klar machen, ergießen Tausende und Abertausende wie auf ein gegebenes Zeichen sich in überfüllten Eisenbahnzügen allwärts hinaus ins Gebirge, vorzugsweise in die Alpen, um sich in stärkender Gletscherluft zu erholen. In diesem drangvollen Gedränge sich ein ruhiges Plätzchen zu erkämpfen, ist eine Aufgabe schier zum Verzweifeln. Ja, wenn die Mehrzahl unserer gebildeten Zeitgenossen wirklich jene Bildung besäßen, von der so viel die Rede ist! Aber da blüht die vollste Rücksichtslosigkeit! Jeder geberdet sich in einem von Hunderten vollgepfropften Hotel, als wäre er der einzige Bewohner. Von den unfreiwilligen Störenfrieden, den Wand an Wand mit uns schlafenden Nebenschnarchern, gar nicht zu reden; aber wer kennt sie nicht, die mit brutalen Absätzen über unsern Häuptern polternden Frühaufsteher und Spätaufbleiber, die endlos redseligen Schwätzer in den Corridoren und Treppen, die mit wüthender Unverdrossenheit an den elektrischen Klingeln läutenden Stürmer und Dränger, endlich die Schaar der süßen Kleinen, nicht das geringste unter den Schrecknissen für den Ruhe suchenden Sommerfrischler.

Weil nun dies ganze Wesen oder Unwesen in der hochentwickelten Hotelcultur der Schweiz am höchsten ausgebildet ist, vermeide ich seit einer Reihe von Jahren dies schöne und für mich an werthen Erinnerungen reiche Land und verzichte lieber auf seine herrlichen Naturscenerien, als daß ich sie mir im Hochsommer durch Schaaren zudringlicher Zeitgenossen verderben ließe.

Wie köstlich hat Roquette dieses Treiben verspottet*):

„Aber gelangt man nur erst zum Hotel, wo die Zimmer bestellt sind,
Findet man's in der Pension billig und wirklich bequem.
Auch an Gesellschaft pflegt ja nicht Mangel zu sein und man lebt dort
Bald mit der fremdesten selbst fast wie zu Hause sich ein.
Hatt' ich doch täglich mein Whist, wie daheim! Im Salon war ein muntres
Treiben, Gelegenheit auch immer zu hübscher Musik.
Trefflich geschult sang Frau N. N. Ihr Mann ist Fabrikherr;
Ledergeschäft; steinreich; selber ein Kenner der Kunst.
Auch ein Tenor war da, und die niedlichste junge Pianistin
Spielte. Der Platz am Clavier wurde zu Abend nicht leer."

Seit fast einem Decennium suche ich die Alpenländer Oberbayerns und Oesterreichs auf, wo man freilich auf manchen Comfort, auf manche Finessen des modernen Hotelwesens verzichten muß, aber dafür weit eher ohne gar zu große Störungen ein tête à tête mit der Alpennatur im intimsten und zugleich großartigsten Stile haben kann. Freilich, Oberbayern läßt sehr viel noch immer hinsichtlich der Aufnahme und Verpflegung zu wünschen. Der Kaffee, fast überall im deutschen Reiche in bedenklichster Beschaffenheit, erreicht dort meist eine unübertreffliche Tiefe von Niedertracht; und was die Fleischspeisen betrifft, so muß statt des fröhlichen Rindes stets die betrübte Kuh herhalten und nach allen Strapazen ihres mühevollen Lebens noch im Tode den harmlosen Wanderer durch ihre tugendhafte, aber entsetzliche Zähigkeit erschrecken; daneben steht als nationales Gericht das noch unreif in den Kinderschuhen geschlachtete Kalb — himmelschreiend wie der bethlehemitische Kindermord! — drohend bei jeder Mahlzeit im Vordergrunde.

Entschieden besser ist es in Oesterreich, besonders in manchen Gegenden von Tyrol, Steiermark und vom Salzkammergut, und wenn auch hier noch Manches zu wünschen bleibt, so hat man dafür auch nicht die Qual der in der Schweiz namentlich florirenden table d'hôte, wo man im Getöse von Hunderten in heißen überfüllten Sälen, in Gesellschaft entweder mit jenen in affectirter Vornehmheit feierlich Schweigenden oder mit zudringlichen Schwätzern die nothdürftige Atzung suchen muß. Wie angenehm dagegen die österreichische Sitte, welche dem Einzelnen gestattet, für sich zu bleiben oder sich anzuschließen und zwanglos à la carte sein Heil zu versuchen.

So waren denn auch diesmal die österreichischen Alpen meine Parole, die nördlichen Seitenthäler der hohen Tauern mein Ziel. Es ist keine Frage, daß diese herrliche Alpenwelt ungleich zugänglicher sein würde, wenn sie in der Schweiz läge. Zwar, so weit die Eisenbahn reicht, die überall den Anfang dieser Thäler berührt, ist man aufs beste versorgt. Die Giselabahn, welche das saftig-frische Hauptthal des Pinzgaus durchzieht, ist hinsichtlich der comfortablen Ausstattung der Wagen eine der besten der Welt. Namentlich sind die am Ende jedes Zuges laufenden Salonwagen mit ihrem freien Aussichtsperron mustergültig eingerichtet und stechen vortheilhaft von den Wagen sämmlicher Schweizerbahnen ab, die in Knauserei der Raumverhältnisse und der Ausstattung selbst hinter den württembergischen Bahnen womöglich noch zurückstehen. Auch wird man nirgends in der Welt ein höflicheres Dienstpersonal finden. Kam doch einmal während der Fahrt

*) Sätze wie: „Der Materialismus hat einen üblen Geruch. Will man also möglichst energisch andeuten, daß man irgend eine Meinung nicht theilt, so nennt man sie Materialismus" (S. 132). „Die scholastische Theologie steckt so manchem modernen Philosophen noch immer in den Knochen. Wenn ihm die Argumente ausgehen, so erklärt er, daß die Religion in Gefahr sei" (S. 133) wird der Freund einer wissenschaftlichen Psychologie gegenüber gewissen anderen mit dem „Normalen" und „Abnormen" operirenden Richtungen gut thun, sich von Zeit zu Zeit in das Bewußtsein zurückzurufen, um den Werth derartiger Ausführungen zu bemessen.

*) In seinen viel zu wenig bekannten „Idyllen, Elegien und Monologen". Stuttgart. Cotta, 1882.

Digitized by Google

der Schaffner an mein Fenster, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß man an einer bestimmten Stelle den Dachstein in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen bekomme. Welchem Schweizer Schaffner würde eine solche Urbanität in den Sinn kommen! Ueberhaupt hat die Bahnverwaltung alles Erdenkliche gethan, um mit Zuvorkommenheit die Honneurs der Gegend zu machen. So hat sie bekanntlich an mehreren Punkten Hotels errichtet, welche den modernen Anforderungen an behagliche Unterkunft und gute Verpflegung Genüge leisten. Namentlich das große Elisabethhotel in Zell am See hat diesen schönen Punkt trotz seiner großen sommerlichen Hitze zu einem Centrum belebten Fremdenverkehrs gemacht, und wer die Ueberfüllung und den Trubel städtischen Treibens nicht scheut, der wird dort seine Rechnung finden; wer aber die geliebten Zeitgenossen einige Zeit des Jahres hindurch gern entbehren mag, der wird die stilleren Seitenthäler aufsuchen.

Hier hat nun allerdings Regierung und Bevölkerung bis jetzt kaum die ersten Schritte gethan, um dem Reisenden den Verkehr zu erleichtern. Welch' ungeheuren Umweg muß Der machen, welcher aus dem Pinzgau in das südliche Parallelthal der oberen Drau gelangen will! Lägen diese paradiesischen Gegenden in der Schweiz, so hätte der Unternehmungsgeist der dortigen Bewohner längst zum mindesten eine Fahrstraße über die Tauern angelegt, auf welcher auch außer dem kniestarken Alpenfex Leute mit bescheideneren Bewegungswerkzeugen und minder robusten Constitutionen der Gletscherwelt des Groß-Glockner und seiner Trabanten bis ins Herz bringen könnten. Die österreichische Regierung, die so Großes für den Bau von Alpenbahnen geleistet hat, sollte wenigstens eine solche Fahrstraße durchs Fuscherthal bis nach Heiligenblut herstellen, und sie würde diesen armen Gegenden zu großem Aufschwung verhelfen. Mit der Zeit würde der Fremdenverkehr bedeutend wachsen und dadurch eine Quelle von Wohlstand dem Lande erschlossen. Aber freilich, es würde wohl auch viel von der jetzt noch herrschenden Einfachheit verloren gehen, und angesichts der Perspectiven auf einen internationalen Fremdenstrom, in welchem die bekanntlich durch Bescheidenheit und Feinheit hervorragenden Söhne Albions obenauf schwimmen würden, wollen wir lieber manches Unzureichende der jetzigen Zustände in den Kauf nehmen.

Ich bin nun weit entfernt, den geneigten Leser durch umständliche Naturschilderungen zu belästigen; noch weniger fällt es mir mitten im Winter ein, die stillen Winkel anzupreisen, in welchen ich Ruhe und Erquickung gefunden habe. Die Schönheiten des Kapruner Thals, der Rauris oder des Fuscherthals zu schildern will ich Anderen überlassen. Doch darf ich wohl gestehen, daß besonders Ferleiten im Ausgang letztgenannten Thales durch seine feierlich einsame Großartigkeit mir den tiefsten Eindruck gemacht hat. Vielleicht trug dazu die Erinnerung an ein bei uns in Deutschland zu wenig bekannt gewordenes Buch bei, die „Briefe eines Unbekannten" (Wien, Gerold 1881), die theilweise aus diesem stillen Gebirgswinkel datiren. Alexander von Villers, das ist der Name des „Unbekannten", gehörte zu den vornehmen Naturen, die niemals mit der Menge schwimmen, sondern durchaus in aristokratischer, nicht selten schroffer Eigenart auf sich selber ruhen. So wird man denn manchmal zum Widerspruch herausgefordert, namentlich wo die politischen Antipathien gegen den deutschen Norden und die Führerschaft Preußens hervortreten. Bedenkt man indeß, daß der Verstorbene ein geborener Sachse war und den größten Theil seines Lebens in Oesterreich zubrachte, ferner daß es sich um die Zeiten zwischen 1866 und 1870 und darüber hinaus handelt, so wird man diesen Umständen Rechnung tragen und sich im Genuß des rein menschlichen Inhalts dieses köstlichen Buches nicht stören lassen. Geist, Humor und Witz sprudeln auf jeder Seite, in jedem Satze; feinste Naturbeobachtung wechselt mit tiefsinniger Lebensbetrachtung, inniges Verständniß für alles Echte und Schöne kleidet sich nicht selten in die Form übermüthigen Humors; daneben fehlt es auch nicht an bittrer Ironie und scharfem Sarkasmus. Einige Proben seien mir gestattet. Aus Ferleiten schreibt der Einsame: „Was ich hier von Blumen finde, ist nicht zu beschreiben. Wenn die T. die blaue Schlingpflanze sähe, die hier auf den Bergen in den Büschen herumklettert! Wenn nur der hiesige Huflattich nach Wien käme, er würde Baron werden, und die Schaafgarbe ist schöner als eine Palastdame! — Gestern Morgen bin ich in aller Früh drei Stunden hoch auf eine Alm gestiegen; jeder Park könnte sie um solchen Weg beneiden, und wenn in den Bergen noch so viel herumliegt, es sieht nie unordentlich aus. Die Wasser schleppen Alles herum und lassen es wo liegen; aber gleich kommen die Farrnkräuter und die Moose und klettern auf den Wurzelstöcken herum, tapezieren, polstern, hängen Bilder auf und richten sich ein wie in einem Schloß; sogar die Brennnesseln leisten Außerordentliches und werden in kürzester Zeit mit schönen Wäldern fertig. Man muß so einen Brennnesselwald sehen, um Respect vor dem Wachsen zu kriegen, die verstehen's. — Unser vielgepriesener aufrechter Gang, dies emporgehobene Haupt hat uns der Erde entfremdet, und der gegenstandlose Blick übt sich an Abstractionen. Wie anders mag eine Kuh sehen, kennen und unterscheiden, und wenn ich das Rindvieh bis an die Knie in seiner blühenden, nimmer leeren Schüssel stehen sehe, die ihm zugleich Wissenschaft, Brodstudium, Erholung, Arbeit, Pflicht und Ausschweifung sein darf, so frage ich mich, ob wir nicht auch um den Schlag auf den Kopf den Ochsen beneiden müßten, der ihm Spital und Pension erspart, die im Grunde genommen doch unter mancherlei anderen Namen das letzte Wort des menschlichen Daseins aussprechen. — Das ewige Herumreisen: Die Erde läuft auch immer davon; was sie sucht, weiß ich nicht, aber gefunden hat sie's noch nicht. Wenn es Ruhe ist, die sie sucht, die wollte ich ihr schon schaffen; ich nähm' einen großen Nagel und nagelte sie ans Himmelsthor wie eine alte Eule zum abschreckenden Beispiel für alle Zigeuner. — Hinter dem Peter seinen Riesenwaden muß man einen Berg erstiegen haben, um zu ahnen, welche Kraft, Ruhe, Sicherheit und Güte in einem alten wollenen Strumpfe stecken kann."

So viel ist gewiß: zu den schönsten Blicken, die man auf dieser Welt haben kann, gehört die Aussicht an der Katharinenbank beim Fuscherbad, wo man die Riesengruppe, welche um den Groß-Glockner lagert, sich über dem Ferleitener Thal in schimmerndem Glanze erheben sieht, eingerahmt von den hohen waldbewachsenen Seitenwänden dieses Thales, in dessen Tiefe die Fuscher Ache in schäumenden Cascaden sich herabstürzt. Eine ganze Symphonie herrlicher Naturscenen genießt man aber, wenn man vom Bade den Fußpfad nach Ferleiten einschlägt. Der Weg zieht sich anderthalb Stunden lang am linken Thalrand in mittlerer Höhe hin, größtentheils im Schatten des Fichtenwaldes. Schön sind zu Anfang die Blicke nordwärts ins liebliche Thal mit seinen Hütten und Ortschaften, aus denen das Dorf Fusch mit seinem alten Kirchthurm hervorragt. Den Schluß bilden die starren Felskämme des Steinernen Meeres. Bald aber wendet sich der Weg am steilen Bergabhang hin entschiedener südwärts. Unten in der Tiefe schäumt und braust die Ache uns entgegen, der unser Weg uns stetig nähert. Wie wechselvoll ist dies Stürzen, Rauschen und Tosen des Wassers, dem von beiden Seiten kleinere Bäche in kecken Fällen zuströmen! Bald durchbricht der Bach mächtige Felsbänke, die sich ihm in den Weg stellen, indem er mit verdoppelter Gewalt seine Fluthen in schäumendem Gischt abwärts stürzt; bald fließt er in einer Kette kleinerer Cascaden dahin. Es ist ein Schauspiel von unerschöpflichem Reiz. Plötzlich öffnet sich unversehens der Wald, und wie ein Zauberbild taucht am Schluß des Thales das großartige Gletscherpanorama vor uns auf, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Endlich nach anderthalbstündiger Wanderung hört der Wald auf, wir treten auf eine weite Matte hinaus, auf der nur einige Häuser und Heustadeln die grüne Fläche unterbrechen; aber den Schluß des Thales bilden die Eis- und Schneemassen des Fuscherkarkopfes und seiner Trabanten, ein Bild von erhabenster Gewalt. Das ist Ferleiten. Welche Einsamkeit und Stille! welche Naturpoesie, wenn früh Morgens die Touristen sich aufgemacht haben, um den Tauernpaß zu überschreiten, und kein Laut sich regt, als das Gackern der Hühner und etwa das Gebell eines Hundes oder das Blöken eines Rindes! Und welche Ströme von kräftigster Alpenluft ergießen sich unaufhaltsam aus dem großen

Digitized by Google

Reservoir der Gletscher! Hier lohnt sich's, eine Lunge zu haben!

Doch Alles muß einmal enden, und so nahte auch die Zeit der Trennung von dieser Hochgebirgs-Herrlichkeit. Nur kurze Zeit wurde noch Zell am See gewidmet, ein Streifzug nach dem idyllischen Alt-Aussee und dem poetischen S. Wolfgangsee, wie dem stillen Grundlsee gemacht, im Vorüberfahren die ernste Poesie des Hallstätter Sees genossen; dann aber galt es den Rückzug, der diesmal über Innsbruck mittelst der neuen Arlbergbahn nach der Schweiz vor sich gehen sollte. Dies ist nun eine der wundervollsten Fahrten, die man irgend machen kann; in nicht ganz acht Stunden, von Morgens 10 bis gegen 5¾ Abends, erreicht man von Innsbruck über Buchs und Sargans Zürich. Man hat dabei die Annehmlichkeit, in den bequemen österreichischen Wagen bis zum Ziel der Reise zu bleiben, und dieser Vorzug empfindet sich um so nachdrücklicher, wenn man die Unbequemlichkeit der schweizerischen und der meisten süddeutschen Eisenbahnwagen an seinen gequälten Gliedern gebüßt hat. Denn nicht blos haben die österreichischen Gebirgsbahnen bekanntlich am Ende des Zuges jene Salonwagen mit freier Aussichtsterrasse, die den Genuß der herrlichen Gegenden so sehr erleichtern, sondern auch die übrigen Wagen sind ebenso elegant wie comfortabel eingerichtet, an der einen Langseite mit einem Communicationsgang, mit Toilette und Closet versehen, so daß dem Reisenden schier ein häusliches Behagen zu Theil wird. Aber auch für die Verpflegung ist bestens gesorgt, denn auf Wunsch erhält man in Landeck auf einem Präsentirbrett ein Mittagessen mit allem Zubehör in den Wagen hineingereicht, welches man ganz bequem während der Fahrt verzehren kann.

Am 29. September fand unsere Fahrt statt. Am Tage vorher hatte sich jener 24stündige Schneefall ereignet, der in den Alpenländern so colossale Dimensionen angenommen, daß wohl seit Menschengedenken in so früher Jahreszeit Aehnliches nicht vorgekommen war. Bis Landeck hatten wir nicht unmittelbar davon zu spüren gehabt; nur daß die Hochgebirge rings in vollständig neuem Winterhabit prangten. Aber auch ohne diesen besonderen Umstand, welch' wundervolle Fahrt ist dies! Welche Großartigkeit der Scenerien in diesem oberen Innthale! Je weiter die Bahn emporstieg, desto tiefer in schwindelerregender Schlucht stürzte sich der Fluß schäumend mit weißen Katarakten uns entgegen. Und nun die wechselnden Einblicke in die Seitenthäler, besonders in das Oetzthal mit seinen eisigen Fernern! Das Alles ist eine Kette der entzückendsten Bilder, die den Zuschauer wie auf einer großen Bühne fast athemlos in Spannung erhalten. Von Landeck ab begann nun aber der Schnee uns rings zu umgeben, immer höher thürmten die Massen sich auf, und auf dem Arlberg fanden wir ihn gegen zwei Fuß tief und das Alles in schimmernder Reinheit und Unberührtheit. Und so ging es bis nach Feldkirch hinab, und erst in dem breiten sonnigen Rheinthal verschwand der Schnee, und die Sonne bestrahlte eine saftig schwellende Sommerlandschaft, umrahmt von den großgezeichneten Felsmassen dieser rheinischen Gebirgszüge.

Anders gestaltete sich aber das Bild, als wir über Sargans an den Wallensee kamen und nun in die lieblichen Gelände des Zürichsees einlenkten. Auch hier hatte der unerhörte Schneefall starke Spuren hinterlassen, und jammervoll war der Anblick Tausender von Obstbäumen, die noch mit dem vollen Herbst beladen, zusammengebrochen waren unter der doppelten Last. Abgeknickte Zweige, zerspaltene Stämme oder auch ganz entwurzelte boten sich wie lauter traurige Leichen dem Blick. Erst in der Nähe von Zürich hörten diese Spuren auf, allein man sagte uns nachher, daß selbst in der Stadt der Schnee einen ganzen Tag gelegen habe.

Den folgenden Tag benutzten wir zum Durchwandern der Stadt und ihrer Umgebungen. Wenn man nach längerer Zeit eine Stätte wieder aufsucht, die Einem Jahre lang lieb und vertraut war, so muß man immer auf Veränderungen gefaßt sein; aber eine so totale Umgestaltung hätte ich doch nicht erwartet. Wo war das alte gemüthliche, in seiner vornehmen Schlichtheit so anziehende Zürich geblieben! Die jetzige Ochlokratie, pietätlos und ohne historischen Sinn, hat die Stadt im Stil der modernen Großmannssucht zu einer äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen Copie des modernen Wien mit seiner Ringstraße umzuschaffen sich bemüht. In den vierstöckigen Miethskasernen mit glänzenden Kaufläden, in den breiten Straßen, wie die Bahnhofsstraße, prunkt die schaale Pralhanserei des modernen Lebens; aber das geschäftige Drängen und Treiben, das die engen Straßen und bescheidenen Kaufläden des alten Zürich erfüllte, ist in diesen neuen Theilen ausgeblieben oder zusammengeschrumpft. Abends um sechs, wo selbst in unseren Mittelstädten Alles noch fluthet und wühlt, fanden wir diese neuen Straßen todtenstill und in den Prachtläden mit den großen Spiegelscheiben nicht einen Käufer. Und dabei mußte man über Reichthum und Geschmack der Auslagen staunen; aber — bezeichnend genug — Alles oder doch das Meiste war Pariser Waare! Während Deutschland seit zwei Decennien in einem mächtigen Aufschwung der Kunstgewerbe begriffen ist, blieb die Schweiz um ein Menschenalter darin zurück, denn mit Ausnahme der St. Galler Spitzen, der Uhrenfabriken der Westschweiz und etwa der Thuner Majoliken ist von einer entwickelten Kunstindustrie in der Schweiz nicht zu reden. Und doch glänzte die Schweiz einst gerade auf diesem Gebiete durch ihre köstlichen gemalten Scheiben, ihre feinen Fayence-Oefen, ihre trefflichen Eisenarbeiten, ihre Tischlerarbeiten in geschnitzten und eingelegten Möbeln, Vertäfelungen, Decken u. dgl. Hätte man den zwanzigsten Theil der für die unsinnige Quai-Anlage hinausgeworfenen Summen für Hebung des Kunstgewerbes verwendet, es stände anders, und anstatt einer unnützen und unproductiven Capitalanlage hätte man eine im höchsten Grade gewinnbringende gehabt. Zwar fehlt es nicht an einsichtsvollen Männern in Zürich und anderen Städten, welche diesem volkswirthschaftlich so wichtigen Zweige jetzt ihre Sorgfalt zuwenden; allein sie stehen meist vereinzelt da, und was in Decennien versäumt worden ist, läßt sich vielleicht nie mehr ganz einholen.

Die eben erwähnte Quai-Anlage ist nun aber der Schlußstein in der Reihe der betrübenden Maßregeln, welche das alte Zürich völlig auf den Kopf stellen. Das moderne Zürich, nicht gewarnt durch den ebenfalls aus Großmannssucht hervorgegangenen Ruin Winterthurs, hatte plötzlich das Bedürfniß, eine glänzende Quai-Anlage nach dem Muster von Genf und Luzern ins Leben zu rufen. Man hoffte dadurch „Fremdenstadt" zu werden: das abgeschmackte Ziel des Ehrgeizes der meisten modernen Städte, die durch „Vereine zur Hebung des Fremdenverkehrs" einen möglichst großen Bruchtheil des goldführenden Fremdenstromes auf sich hinzulenken bemüht sind. Als ob die anmuthige, aber keineswegs prachtvolle Lage von Zürich mit ihren bescheidenen Reizen jemals mit Genf oder Luzern wetteifern könnte! So constatirte ich denn zwischen fünf und sechs Uhr Abends, daß auf der colossalen neuen Limmatbrücke am Anfang des Sees ich und eine einsame Droschke als einzige lebende Wesen wimmelten! Nun hat man angefangen, rings um den See breite Aufschüttungen für den Quai zu machen und die reizende Mannigfaltigkeit der Privatgüter mit ihren Villen und Gärten vom See zurückzudrängen, um die monotone Pracht einer Quaistraße an ihre Stelle zu setzen. Diesem Streben hat man so manchen landschaftlichen Reiz des alten Zürich geopfert, verschwunden ist der hübsche „Baugarten" mit seiner erhöhten Terrasse, von welcher man bei „fernerweitiger guter Verköstigung" einen so wundervollen Blick auf den See und den Kranz der Alpen hatte. Alles dem Erdboden gleich gemacht, als ob auch hier das Wort König Ludwig's I. sich bewähren sollte: „Diese Menschen werden nicht eher ruhen, als bis Alles so flach ist, wie ihre Köpfe". Dagegen erhebt sich eine mächtige Börse, übrigens ein Bau von ansprechenden Formen, ungefähr an jener Stelle, der aber seine Brandmauer dem See zukehrt, weil das große Cafe-Restaurant, auf welches man für die Rückseite gerechnet hatte, ausgeblieben ist!

Die Natur aber hat sich an ihren Verunglimpfern gerächt: die Quaiarbeiten hatten den alten Schlamm und Moder am Ufer aufgewühlt, der dann, in die Wasserleitung eingedrungen, der Stadt jene Typhus-Epidemie zuzog, welche sie allerdings nicht eben anlockend für Fremde erscheinen ließ.

Wer möchte nicht jeder Stadt eine fröhliche gesunde Ent-

Digitized by Google

wickelung wünschen! Der Schreiber dieser Zeilen hat eine alte Anhänglichkeit an das alte Zürich als die Stätte regen geistigen Lebens und seit der Reformation den Vorort deutscher Bildung und fortschreitender Cultur. Aber diese neueste Phase kann keinem ernsten Freunde der Stadt gefallen. Wohl wissen wir, daß noch immer ein Stamm tüchtiger, hochgebildeter Männer dort in alter Weise wirkt; aber sie haben keine Stimme mehr im öffentlichen Leben und müssen alle ochlokratischen Experimente mit Referendum und anderen Herrlichkeiten über sich ergehen lassen. Wie der öffentliche Umgangston in der Schweiz immer mehr dem demokratischen Ideal entspricht, bewies uns ein Vorfall in der Eisenbahn. Wir wollten aus einem überfüllten Coupé in ein weniger besetztes übersiedeln, erhielten aber vom Schaffner die patzige Antwort: „Ei was, wir sind in der Schweiz, da gibt es keine Ausnahmen!"

Bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte vom Eisenbahnwesen der Schweiz. Ich fand dasselbe in einer Weise zurückgeblieben, wie ich desgleichen nirgends gefunden. Zunächst herrscht noch die alte Gewohnheit, daß es keine Nachtzüge gibt, wobei nur neuerdings die Gotthardbahn zu Gunsten des Weltverkehrs eine Ausnahme macht. Im Uebrigen aber bleiben alle Postsendungen auf diese Weise stets eine Nacht hindurch liegen; und doch ist im heutigen Geschäftsleben der Spruch „Zeit ist Geld" mehr als je berechtigt! Sodann läßt der Bau der Eisenbahnwagen außerordentlich viel zu wünschen, und selbst die neuen Wagen der Nordostbahn bleiben hinter den Anforderungen der Gegenwart auf Comfort erheblich zurück. Ganz unzureichend namentlich sind die Vorkehrungen für Aufnahme des Handgepäcks. Dazu kommt als äußerste Belästigung der Reisenden, daß auf den Stationen keine Dienstleute geduldet werden, die das Handgepäck in die Wagen tragen dürften. Will man damit das Mitnehmen zu großer Gepäckstücke in die Wagen verhindern, so sind dies Alles doch Maßregeln, die von kleinlicher Knauserei zeugen. Wir hassen überhaupt die schweizerische und süddeutsche Sitte, kein Freigepäck auf den Bahnen zu bewilligen; es ergeben sich daraus große Belästigungen für jene Reisenden, welche ihr Gepäck aufgeben. Ebenso inhuman und kleinlich ist die Ueberfüllung der Wagen. Wir sahen in einem Coupé von sechszehn Plätzen fünfzehn Erwachsene und drei Kinder eingepfercht. Dazu noch der unhöfliche Ton so vieler Beamten, um das Eisenbahnfahren in dem schönen Lande zu einer wahren Tortur zu machen.

Uebrigens leiden wir auch in Deutschland an vielen Unzuträglichkeiten beim Eisenbahnfahren. Besonders gilt dies von Süddeutschland. Alle durchgehenden Wagen sollten doch mit Toilette und Cabinet versehen sein, was immer noch nicht der Fall. Und dann das ewige Coupiren der Billets, die ganze polizeiliche Bevormundung, die sich in den Eisenbahndienst eingeschlichen hat. Zwischen Stuttgart und Frankfurt, einer Fahrt von fünf Stunden, muß man sechsmal das Billet vorweisen! Wie einfach ist der Dienst in Frankreich, wo man beim Eintreten in die Wartesäle sein Billet coupiren läßt, dann, ohne in den Sälen eingepfercht zu bleiben, auf den offenen Perron geht und seinen Platz sucht, um ungestört bis ans Ziel zu fahren, wo das Billet abgenommen wird. Unterwegs keinerlei Scheererei durch Schaffner! Warum ahmt man bei uns und in der Schweiz, die doch so franzosenfreundlich ist, nicht die löblichen Einrichtungen der Franzosen nach? Endlich gehört zum Allerunbequemsten die Langsamkeit der Züge und die schlechten Anschlüsse, sowie der Mangel an durchgehenden Wagen. Um z. B. von Genf an den Bodensee zu kommen — eine Entfernung, die in Deutschland höchstens sechs Stunden erfordert —, braucht man fast 14 Stunden und muß drei bis vier Mal umsteigen. Und dann, wie gesagt, nirgends Träger für das Handgepäck!

Trotz alledem wollten wir nicht auf den Vierwaldstättersee verzichten. Auf diesem wundervollen Erdenfleck zu weilen, wenn die Hochfluth der „Saison" mit ihrem Menschengewühl sich verlaufen hat und nur ein kleiner Rest von dem Schwarm übrig geblieben, in den sich dann auch zahlreiche Schweizer mischen, das gehört zu den köstlichsten Genüssen. Allerdings hat in den Augen eines unbefangenen Betrachters auch Luzern wesentlich gelitten durch die gar zu gehäuften und colossalen Anlagen der Hôtels, welche den Quai einfassen; besonders das riesige Hôtel National hat den Blick auf die stattliche Stiftskirche geschädigt, noch mehr aber die ehemals so wundervollen Ausblicke aus den die Kirche umgebenden Friedhofhallen auf das unvergleichliche Panorama des Sees vernichtet. Dennoch bleibt des Schönen immer noch genug. Das herrlich klare Herbstwetter lockte uns zu einigen Ausflügen; auch der Rigi wurde besucht, den wir freilich in jüngeren Jahren in viel schönerer Weise als Fußwanderer bestiegen. Und wie hat sich auch da so Vieles verändert! Vor zwanzig Jahren zählte man auf dem Rigi fünf Hôtels; jetzt ist der arme Berg mit nicht weniger als elf oder gar dreizehn dieser ins Riesige gewachsenen Karawanserais gespickt. Unsere Reisegesellschaft eilte, auf dem Kulm kaum angelangt, in das Hôtel, um an der table d'hôte das erhabene Gefühl zu genießen, auf dem Rigi zu Mittag gespeist zu haben. Wir drückten uns mit unserem mitgebrachten Mundvorrath in die Sonnenecke einer Hütte und genossen dort wieder mit Entzücken die unvergleichliche Aussicht, die großartiger als je in vollem Glanze sich darbot. Denn die ganze Gebirgswelt der Schweiz lag in aller Winterpracht ausgebreitet vor unsern Augen — wir selbst standen zolltief in frisch gefallenem Schnee —; die Thäler aber prangten noch im saftigen Schmelz des Sommers.

Auch eine Fahrt mit dem Dampfboot auf dem See bis nach Fluelen wurde noch unternommen. Unvergleichlich frisch, als wäre es zum ersten Male, drang diese ununterbrochene Reihe großartiger Eindrücke auf uns ein. Dabei ereignete sich eine hübsche Scene, die von dem treuen Festhalten des schweizerischen Kernvolkes an seinen alten Traditionen Zeugniß ablegte. Als das Schiff beim Mythenstein vorbeifuhr, den die Dankbarkeit der Urcantone dem „Sänger des Tell" gewidmet hat, erging sich ein junger übermüthiger Deutscher in lautem kritischen Schwadroniren: man wisse ja jetzt, daß an der ganzen Tellgeschichte kein Wörtlein Wahrheit sei, daß Alles nur Sage, nur Märchen. Da wandte sich der eben vorübergehende Schiffscapitän an den Sprecher, ihn energisch ansehend: „Herr, zwyflet am lieben Gott, nur nit am Täll". Und der kecke Schwadronör verstummte!

Am letzten Tage wurde noch der Gütsch besucht und bei klarem Wetter auch die herrliche Aussicht über die Stadt, den See und das gewaltige Alpenpanorama, an dessen Eingang Rigi und Pilatus wie zwei gigantische Wächter lagern, genossen Die Zahnradbahn erleichtert den Besuch und ist abermals einer der vielen Beweise von dem rastlosen Unternehmungsgeist der Schweizer, die Fremden durch jede Art von Comfort anzulocken.

Aber was uns betrifft, das nächste Mal gehen wir doch wieder in die Tauern und verzichten gern auf diese und andere Bequemlichkeiten.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Concertsälen.

(Fortsetzung.)

Eine neue Oper in Köln und eine neue Operette im Walhallatheater.

Die berühmte Frau Nilsson hat dem Berliner Publicum eine arge Enttäuschung bereitet; sie verwendet jetzt nur mehr die schönen Ueberbleibsel einer einst großartigen Stimme in den Concerten, da dieselbe für eine dramatische Durchführung auf der Bühne nicht mehr ausreicht; und sie bringt in den Concertsaal alle die theatralischen Mittelchen, Mienen- und Geberdenspiel, mit welchen sie einst auf der Bühne Wirkung erzeugte. Daß sie noch immer ein sehr bedeutendes Können und eine imposante Erscheinung zeigte, ist nicht zu leugnen; aber ganz unbestreitbar steht die Kunst ihrer Leistungen weit unter der Kunst des Lärmmachens ihres Impresario, der unglaublichsten Reclame, des Puffs. Jeder einigermaßen musikalische Leser muß mir auch beistimmen, daß das Concertprogramm einer so berühmten Sängerin: Lied der „Mignon" aus Ambr. Thomas' Oper, Schmuckwalzer aus

Digitized by Google

„Margarethe“ und Miserere aus dem „Troubadour“ (im Concerte!) von vorneherein einen künstlerischen Maßstab ganz ausschloß. Und ich kann noch mit bestem Wissen beifügen, daß ihr Vortrag dieser Sächelchen, wenn von einer anderen Sängerin ohne solch berühmten Namen geboten, durchaus nicht als Leistung ersten Ranges anerkannt würde. Das Publicum und die Kritik verhielten sich ziemlich kühl; aber die zwei Concerte haben — Dank der meisterhaften Machkunst des Impresario — viel Geld getragen, und das ist doch wohl die Hauptsache. Ich will also den geneigten Leser nicht mit weiteren Betrachtungen über den Gegenstand aufhalten.

In einem Philharmonischen Concerte hat Herr Professor Joachim eine neue Symphonie von Herrn von Herzogenberg vorgeführt. Der Componist war bisher in Leipzig Dirigent des Bachvereins und ist seit des verewigten Kiel's Tode als Professor der Compositionslehre an die hiesige Königl. Hochschule berufen worden. Er genießt den Ruf eines vorzüglichen Contrapunktisten, der die schwierigsten Formen mit großem Geschick handhabt. Im verflossenen Jahre hat Professor Joachim ein Quartett von ihm zu Gehör gebracht, das als eine sehr achtungswerthe Arbeit auf diesem schwierigen Gebiete anerkannt wurde. Aber in dieser Symphonie scheint Herr von Herzogenberg absichtlich Alles vermieden zu haben, was im Hörer ein Erkennen jenes Talentes contrapunktischer Formen beibringen könnte. Das Werk ist in düsterster Schumann'scher Färbung gehalten und besonders die ersten und letzten Sätze so ausgedehnt, daß eine Uebersichtlichkeit der Form ganz unmöglich wird. Es mag allerdings eine sehr schwere Aufgabe sein, in der rein symphonischen Form, in der Orchester-Sonate, Neues den Hörer Fesselndes zu schaffen; es läßt sich begreifen, daß ein Componist versucht, mit der Symphonie andere Wege einzuschlagen, als die bisher eingehaltenen. Aber die erwähnte schwere Aufgabe ist durchaus keine unausführbare, das hat der größte lebende Symphoniker, Brahms, bewiesen. In seinem ersten Werke der Gattung ließ er seine Gedanken noch hin und her schweifen, ohne dem Kunstgesetze des organischen Aufbaues jedes einzelnen Satzes und des proportionellen Verhältnisses jedes Satzes zum andern viel Beachtung zu schenken; bei allen unleugbaren Schönheiten, bei aller Originalität des Andante wie des Scherzo fehlte die Symmetrie des Ganzen. Aber in der zweiten und dritten Symphonie hat dieser großartige Componist gezeigt, wie er immer höher steigt in den Ideen und gleichzeitig in der formellen Fassung, und in seiner neuesten, in der vierten, hat er geradezu Vollendetes geschaffen. Es war mir vergönnt, dieses Werk während einer kurzen Anwesenheit in Köln unter seiner Leitung — in einem Concerte der von Herrn v. Bülow so zu sagen erfundenen Meininger Capelle — zu hören, und ich kann nicht sagen, was mir größere Bewunderung einflößte, die Ideenfülle oder die formenmächtige Arbeit! Das Andante ist das Bedeutendste, was in dieser Art seit Beethoven geschaffen wurde! Hoffentlich wird diese Symphonie nicht lange mehr in Berlin unbekannt bleiben! In Köln habe ich auch eine neue französische Oper, „Johann von Lothringen“ von Victorin Joncières, gehört; dieselbe wird noch im Laufe des Winters an der Königlichen Oper gegeben, dann von mir eingehend besprochen werden; heute will ich nur andeuten, daß sie das Werk eines respectabeln ellektischen Talentes ist und von dem dramatischen Geschicke zeugt, das den Franzosen quasi angeboren ist. Die ganze Nation ist ja theatralisch angelegt, sie hat außer Berlioz keinen bedeutenden Symphoniker erzeugt, ihr nationales musikalisches Leben ist immer auf der Bühne am entschiedensten hervorgetreten; der junge deutsche Musiker vervollkommt seine Studien in den Orchester-Concerten, des Franzosen Hochschule ist die Oper, und ein dramatischer Erfolg ist sein höchstes Ziel.

Während der thätige Director des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters mit dem „Cyclus“ der alten Offenbach'schen Operetten volle Häuser erzielt, hat der neue Director des Walhallatheaters, Herr Steiner, der ebenfalls volle Anerkennung verdient, jetzt nach „Don Cesar“ eine neue Operette von Czibulka: „Der Jagdjunker“, Text von Genée und Zell, gebracht. Diese hat zwar nicht einen durchschlagenden Erfolg erzielt, aber die Achtung aller Kenner erworben. Denn der Componist ist ein feiner mit Erfindung begabter Musiker, der sehr gut instrumentirt, und mit einigen mehrstimmigen Nummern die gegründete Hoffnung erweckt, daß es ihm gelingen wird, eine gute komische Oper zu schreiben. Er ward auch vielfach mit Hervorruf ausgezeichnet. Die Darstellung war eine vortreffliche.

Heinr. Ehrlich.

Notizen.

Die nahende Weihnacht beginnt auch dem Büchermarkte seine fröhliche, bunte, festlich geputzte Literatur zuzuführen. Schon fliegen die munteren Vorboten des Kinderschriftthums auf unseren Redactionstisch und, soweit sich darüber schon jetzt urtheilen läßt, gebührt der neuen Firma Meißner und Buch in Leipzig der Preis. Sie debutirt mit sechs farbenfrohen Novitäten, die sich stolz von der üblichen schwarzen Holzschnittpracht abheben. Den Engländern gebührt das Verdienst, zuerst diese bunte Welt des Farbendrucks für unsere Kleinen erschlossen zu haben, und daß sie mit ihrem kinder- und kunstfreudigen Streben Erfolg hatten, daß sie etwas wirklich Neues und Gutes boten, beweisen am besten die zahllosen deutschen Nachahmungen. Zwar fielen diese anfangs recht unselbstständig, sclavisch und hölzern aus, aber daß die fremde Anregung nun doch wahrhaft gefruchtet hat und jetzt endlich von deutschem Wesen erfüllt ist, zeigen gerade diese sechs Bilderbücher, welche der beliebte Dichter unserer Kinderwelt Julius Lohmeyer im Verein mit einigen vorzüglichen Künstlern geschaffen hat. Freilich sind die Kindergestalten Röhling's im „Fragemäulchen“ noch ein wenig englisch angekränkelt und erinnern immer wieder an Kate Greenaway's Bobies und Sissies, aber der hier in Reimen und Bildern variirte Grundgedanke, wie das wißbegierige Kind die Entstehung von Haus und Kleid, Brod und Geräth u. s. f. erfährt, ist durch und durch anheimelnd kerndeutsch. Ein drolliges Bilderbuch ist auch Das tolle Buch von Jaumann, sinnig und anmuthig Unser Hausglück von Woldemar Friedrich, liebenswürdig die Reimfibel Kinderhumor von Kleinmichel und prächtig illustrirt Robinson Crusoe, nach Aquarellen von Carl Marr. Den Vorzug möchten wir aber Flinzer's Kater Murr geben, worin Leben, Thaten und Meinungen von E. T. A. Hoffmann's Helden in wahrhaft genialer Art von dem geschätzten Katzenmaler, einem modernen Mind in Farben, behandelt sind. Welche Lebenswahrheit in jedem Zug und dabei welcher schalkhafte, liebliche Humor! — Nicht minderes Lob gebührt auch dem neuen Bilderbuche für Kinder von 4—10 Jahren: Für unsere Kleinen, das der treffliche Pädagog und Kinderschriftsteller G. Chr. Dieffenbach bei Fr. A. Perthes in Gotha herausgegeben hat, obgleich hier der Schwerpunkt weniger auf die Bilder, als auf den Text fällt. Der Kinderton ist da überall virtuos getroffen, die frommen Lieder und Sprüche sind geschickt gewählt und eingefügt, und dabei wird neben Belehrung und Erbauung auch der muntere Sinn der kleinen Erdenbürger bedacht. Wie hoch stehen doch diese mit dem ganzen Raffinement unserer Druckerkunst hergestellten Erzeugnisse über den langweiligen, steifleinenen Gestalten unserer früheren Kinderbücher! Und da kommt der Verlag von Otto Spamer in Leipzig sogar mit seinen kleinen handlichen Jahrbüchern für deutsche Schüler, für Zöglinge deutscher Gymnasien und für deutsche Mädchen von Max Vogler. Neben dem Goethe- und Shakespeare-Jahrbuch auch das Gymnasiasten- und Höhere Töchter-Jahrbuch! Nun, diese Jahrbücher sind wenigstens geschickt redigirt und enthalten viel Nützliches, wie Gedenktafeln und Notizenkalender und gar keine Allotria. Das Nämliche möchten wir allerdings von Becker's Tertianergeschichte: Zwei Naseweise auf der Ferienreise nicht gerade behaupten, aber es steckt in dem hübsch ausgestatteten Buche mehr Witz und wahre Lustigkeit, als in mancher berühmten sogenannten „Gymnasial-Humoreske“. Einer neuen Auflage, der sechsten, von W. Wägners mit Recht beliebtem Hellas fügt Spamer dieses Jahr eine vielseitig illustrirte und frisch geschriebene: Kunstgeschichte von K. Göpel bei, welche die hauptsächlichsten Erscheinungen des Kunstlebens in populärer Weise anführt und beschreibt, aber leider die neuere Kunst allzu summarisch behandelt. Eine ereigniß-

Digitized by Google

reiche historische Erzählung verspricht: Prinz Eugen, der edle Ritter und sein allzu bereiter Wachtmeister von W. und J. Wägner zu sein, und unsere Knaben werden gewiß mit glühenden Wangen die flott geschriebenen Affairen bei Zenta, Höchstedt, Malplaquet und Peterwardein hier in Wort und Bild verfolgen.

Das schönste Prachtwerk, das zum neuen Weihnachtsfeste kommt, ist ohne Zweifel die schmucke Mappe aus dem Verlage von Emil Strauß in Bonn: Vom Rhein, Fünfzehn Originalradirungen von Bernhard Mannfeld. Unter den modernen Maler-Radirern nimmt Mannfeld eine erste Stelle ein. Während der geniale Max Klinger der Landschaft am liebsten aus dem Wege geht, feiert gerade hier Mannfeld seine besten Triumphe. Wer die Feinheit und Kraft seiner Nadel bewundern will, der greife zu dieser interessanten Publication. Welches liebevolle Eindringen in die intimsten Schönheiten der Natur, welche poetische Auffassung der Romantik, die in so reichem Maße über jene gottbegnadeten Gestade ausgegossen ist! Die mittelalterliche Traulichkeit von Andernach, die tiefe Melancholie des einsamen Laacher See's, das heitere Bonn im Mondesglanze, die fromme Handlung im Münster, das geschäftige Marktleben — für alle Stimmungen der Natur und des Menschendaseins findet der Meister den adäquaten Ausdruck, so daß der Beschauer sich mit der dargestellten Scenerie fast eins fühlt. Das beste Blatt scheint uns Heisterbach im Winter. Die alte Kathedrale, von Menschen- und Wetterunbill in Trümmer gelegt, ihre halbe Innenseite mit den hohen, kahlen Fenstern der unwirthlichen Natur öffnend, davor und darum das weiße Leichentuch des Winters, die gespenstigen Aeste der dürren, schneebelasteten Bäume, in die Abenddämmerung hinausgreifend, ein im Frost erschauernder Buchenwald und darüber ein bleifarbener, öder, trostloser Himmel — das Alles hat auf dem scharfen, sorgfältig gedruckten Blatte seinen classischen Ausdruck gefunden. Wir wüßten wirklich keinen schöneren Schmuck für unsere Wände oder unseren Salontisch, als diese prachtvolle Folge edelster Kunstschöpfungen. Von allen Versuchen, die lang vernachlässigten Eaufortes in Deutschland wieder aufblühen zu lassen, stehen diese Blätter unbestritten obenan.

Das großartig angelegte und künstlerisch durchgeführte Kulturgeschichtliche Bilderbuch aus drei Jahrzehnten, herausgegeben von Georg Hirth (München, Hirth) geht seiner Vollendung entgegen. Es ist eine Geschichte und Kunstgeschichte unseres Volkes in Bildern, wie sie uns bisher gefehlt hat. Das ganze Mittelalter steigt hier vor uns empor und entwickelt sich in seinen öffentlichen und häuslichen Erscheinungsformen bis ins 17. Jahrhundert hinein. Mancher Maler, mehr als ein Holzschnitzer, von dem wir bis anhin wenig oder nichts wußten, ist hier in seinen besten Schöpfungen „zu fröhlicher Urständ" reproducirt. Wie schwungvoll und flott sind nicht z. B. die Blätter von Goltzius, namentlich die Figur seines jugendlichen Fahnenjunkers, aber schon erscheint da und dort eine gewisse Uebertreibung, die in den letzten Blättern zur völligen Manier und zum Barocken führt. Und so kann man in diesem Buche nicht nur Geschichte und Kulturhistorie, sondern auch Kunstgeschichte lernen. Hoffentlich liegt es uns bald vollständig vor. — Es finden sich hier auch Wiedergaben aus Anton Möller's Danziger Frauentrachten aus dem Jahre 1601, die soeben in einem geschmackvollen Neudruck und versehen mit einem Nachwort von A. Bertling im Verlage von R. Bertling in Danzig erschienen sind.

Cicerone durch das Alte und Neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von Georg Ebers. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Es liegt diesem Buche der mustergiltige Text des großen Prachtwerkes „Aegypten in Bild und Wort" zu Grunde; doch hat der Verfasser denselben von Grund aus durch- und umgearbeitet und auch den jüngsten Ereignissen und Entdeckungen auf ägyptischem Boden volle Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Man wird in diesen frisch geschriebenen Bänden vertraut mit Land und Leuten, der Geschichte und den Denkmälern Aegyptens von der ältesten Zeit an bis auf unsere Tage. Viele für das bessere Verständniß durchaus nothwendige Holzschnitte und zwei Karten schmücken das Buch, das wir allen Gebildeten empfehlen können, die sich für das altehrwürdige Aegypten interessiren, insbesondere den Verehrern von Ebers' ägyptischen Romanen. Nur für die Letzteren ist die im gleichen Verlag erschienene Cabinet-Ausgabe der Ebers-Gallerie, zwanzig Blätter zu den Roman-Gestalten des beliebten Novellisten. Neben dem klassischen Genrebild von Alma Tadema, das „Eine Frage" dichterisch angeregt hat, darf sich hinsichtlich poetischer und historisch echter Auffassung mehr als eine Composition dieser Suite als ebenbürtig zur Seite stellen. So die Blätter H. Kaulbach's zur „Frau Bürgemeisterin", Ferdinand Keller's Illustrationen, Teschendorf's ideale Darstellung der Schwestern und vor Allem die ägyptischen Scenen von Wilhelm Gentz. Hier steht man nicht nur Anempfundenem, sondern Selbstgesehenem und Erlebtem gegenüber.

Die stets wachsende Bedeutung der Reichshauptstadt und die Weltstellung, welche Berlin einnimmt, zeigt sich auch in dem Umstand, daß eine ganze Reihe bedeutender auswärtiger industrieller Etablissements entweder Zweiggeschäfte in Berlin gegründet oder doch Niederlagen ihrer Erzeugnisse hierselbst haben. So auch neuerdings die rühmlich bekannte Hof-Pianofortefabrik von Zeitter und Winkelmann, welche in Berlin eine Filiale gegründet hat. Die Firma, welche auf den Industrie-Ausstellungen London, Altona, Braunschweig, Melbourne, Porto-Alegre, Kalkutta und jüngst auch wieder in London goldene und silberne Preismedaillen davontrug, hat in Folge der großen Aufträge, welche ihr vom Auslande zu Theil wurden, bisher zumeist für den Export gearbeitet; nachdem aber in den letzten Jahren das Etablissement derart vergrößert ist, daß dasselbe allen, selbst den größten Anforderungen und Aufträgen genügen kann, gründete es die Berliner Zweigniederlassung. Die Fabrik verdankt ihren Weltruf dem seit der Gründung festgehaltenen Grundsatz, nur Gutes und Brauchbares zu fabriciren und die Preise auf das Aeußerste zu beschränken, ohne dabei anderes als das durchaus beste Material zu verwenden. In Folge dessen zeichnen sich denn auch die Instrumente von Zeitter und Winkelmann durch elastischen und gleichmäßigen Anschlag, wie durch ausgiebigen und edlen Ton aus, der hinsichtlich der Fülle und Gleichheit von der tiefsten bis zur höchsten Note vollkommen ist. Sämmtliche Klaviere, welche sich durch reich ausgestattete Gehäuse, auf die eine besondere Sorgfalt verwendet ist, auf das Vortheilhafteste präsentiren, sind nach dem System Steinway Sons in New-York gebaut. Die berühmtesten Musiker und Klaviervirtuosen haben diese Instrumente gespielt und auf das wärmste empfohlen. Neuerdings interessirt sich die Firma, welche sich stets die neuesten und besten Erfindungen auf dem Gebiete des Pianofortebaues zu Nutze macht, lebhaft für die Einführung des Uhlig'schen Patentwirbels und hat mit dieser Einrichtung versehene Flügel nebst erläuterndem Modell in ihrer Berliner Filiale (Potsdamerstr. 30a) aufgestellt.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Interessante Novität.

Besonders geeignet für den Weihnachtstisch!

Unter Halbmond und Kreuz

Roman aus unseren Tagen

von **Christian Benkard**

Preis geheftet 5 Mark, in eleg. geschmackvollem Einband geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn (Wiegandt & Appelhans)

BRAUNSCHWEIG.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Fürstengunst.

Roman
von
A. S. C. Wallis.

Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H.
Drei Bände, 338, 370 und 422 S. 8. geh. M. 18. — Eleg. geb. M. 21,75.

Wallis „Fürstengunst" wird von den Grenzboten als ein Charakter- und zugleich historischer Roman „ersten Ranges", als ein Roman reich an Poesie und kräftiger Charakteristik bezeichnet, dessen Charaktere mit ungewöhnlicher Meisterschaft geschildert sind. Alle anderen Kritiker, so u. A. Felix Dahn, haben sich über diesen hochbedeutsamen Roman in gleicher Weise ausgesprochen. Das von reichen Gedanken tief durchdrungene Werk umfasst die wechselvolle, schicksalsschwere thatenreiche Zeit König Erichs XIV.

Verlag von **Rudolf Waldern** in **Berlin W.**

Soeben erschienen:

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.

2 Bde. à Bd. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Soeben erschienen:

Die Erklärung des Gedankenlesens.

Von **Prof. Dr. W. Preyer.**
Mit 26 Original-Holzschnitten.
Preis 2 Mark.

Leipzig. Th. Griebens Verlag.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen vorherige Zahlung direct franco vom Verleger.

Tanagra-Figuren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London u. Petersburg i. bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne d. Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht." Gg. Ebers.

Illustrirte Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstr.

Otto Spamer's
Weihnachts-Neuigkeiten
liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Vollständige Verzeichnisse
empfehlenswerter Geschenkbücher
für jung und alt
überallhin **unentgeltlich** und
portofrei.

Der Liller Mädchenkopf.

(Tete de cire des temps de Rafael.)

Erlesenes Meisterwerk d. Renaissance, in Wachs farbig u. getreu d. Original i. Museum z. Lille nachgebildet. Höhe 50 cm.

Preis M. 50. Verpackung M. 3.

Illustr. Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Jugendbriefe

von
Robert Schumann.
Nach den Originalen mitgetheilt
von
Clara Schumann.

IV, 315 S. 8. *M* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.—.

„Schumann's Jugendbriefe" werden unzweifelhaft nicht minder freudig begrüsst werden, als s. Z. „Mendelssohn's Reisebriefe". Die Briefe, bis zum Abschlusse der Brautzeit reichend, bekunden „den jungen Schumann" als einen herrlichen Menschen und einen echten, Geist sprühenden Poëten. Nicht nur die Musiker, jedweden Deutschen, der Sinn für die aufstrebende Entwickelung des Genius hat, muss dieses edle Jugendleben in Briefen fesseln und begeistern.

Frau Clara Schumann gebührt aufrichtiger Dank, dass sie diesen ihren edelsten Schatz dem deutschen Volke nicht vorenthalten hat.

Im Verlag von **Knorr & Hirth, München,** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Haus- u. Schreibkalender, Renaissanceausg., Schmalfolio, 36 Seiten. M. 1.—
Rococo- u. Hauskalender, 4°. 52 S. M. 1.—
Wandkalender, altdtsch., in 3 Ausg., A. v. Hupp, B v. Seitz, C. n. alten Original. à M. 0,50.
Portemonnaiekalender, altdtsch., 72 Seiten, M. 0,30, in Lederband M. 0,60.
Miniaturkalender, altdtsch., Ausg. z. Hängen M. 0,20. Ausgabe zum Stellen M. 0,25.
Abreißkalender, altdeutscher, M. 1.— Für Katholiken und Protestanten besondere Ausgaben.
Briefsbogen, 50, altdtsch., m. altdtsch. Sprüchen u. Couverts in Cassette, M. 5.—
Neujahrskarten, 10, altdtsch., M. 0,50, mit Büttencouverts, M. 1.—
Weihnachtsbriefe a. d. Christkindl.: Ausg. A. Dürer, B. Cronach, C. L. Richter à M. 0,10.
Kernsprüche, 20 altdtsch., auf Büttenpapier, Gr. Folio. In Mappe M. 6.—

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert **gratis** und **franco** **Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung.**

6 Weihnachtscataloge, theils illustrirt, mit ermäßigten Preisen,
versendet gegen 40 Pf. Marken **franco**
H. Barsdorf, Buchhandlung, Leipzig.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris. 3 M., 4½ M. gebunden. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Auflagen Franco gegen vorherige Einsendung vom Verlag:
A. Unflad in Leipzig.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Exmpl. in **Orig.-Einbänden:**
Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M.* 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. *M.* 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. *M.* 7,50.
Appell, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. *M.* 6.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. *M.* 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. *M* 6. ** Shakespeare. *M.* 6.
Burns, Lieder u. Ball. Deutsch v. A. Laun. 3. Aufl *M.* 3.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 gr. photogr. Kunstbl. In Carton *M.* 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. *M.* 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. *M.* 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Afl. *M.* 3.
Frater Hilarius, Maipredigten. 6. Aufl. Einltg. v. L. Steub. *M.* 2,25.
Girndt, Reich des Glücks. Trauersp. *M.* 3.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. *M.* 6,50.
Löhn-Siegel, Vom Oldenb. Hoftheater zum Dresdner. Theatererinner. *M.* 4.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3. Aufl. *M.* 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. *M.* 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. *M.* 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Titelbild. 3. Aufl. *M.* 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Afl. *M.* 2.
Pichler, Seebilder. 2. Aufl. *M.* 4
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt. *M.* 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M.* 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. *M* 7,50.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. *M.* 1,50,
Volksbote. Volkskal. 49. Jahrg. reich illustr. 50 Ngr. Geschenklitterat.-Verzeichn. gratis.
Verl.: Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers) in Berlin, eine Beilage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, eine Beilage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Pätzenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 19. December 1885. Band XXVIII.

Harvard University JAN 6 1 Library

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Friedrich der Große und die Jesuiten im Reichstage. Von Jürgen Bona Meyer. — **Literatur und Kunst:** Winterliches. Von Wilhelm Jensen. — Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik. Von Eduard von Hartmann. — Eine amerikanische Biographie von Louis Agassiz. Von H. Zimmern. — Vom Burgtheater. Von X. Wiener. — **Feuilleton:** Ein Weihnachtsabend. Von Michael Batucki. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. — **Aus der Hauptstadt:** Das Chattanooga-Panorama. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Friedrich der Große und die Jesuiten im Reichstage.

Von Jürgen Bona Meyer.

In der Reichstagssitzung vom 28. November stellte Abg. Dr. Windthorst das Verhalten des Fürsten Bismarck zum Jesuitenorden in Vergleich mit dem Verhalten Friedrich's des Großen zu demselben. „Friedrich der Große" — sagte Windthorst — „erachtete die Jesuiten für die besten Lehrer und wollte sie deshalb unter allen Umständen in Schlesien behalten. Er hat sie auch behalten, und in Rußland galt ganz dasselbe. Jetzt haben sich die Anschauungen merkwürdiger Weise gleichzeitig in Rußland und in Preußen geändert, — so groß ist der Einfluß des Fürsten Bismarck in der Welt." — Darauf entgegnete Fürst Bismarck: „Der Herr Vorredner hat hervorgehoben, daß früher die Jesuiten in Preußen nicht so behandelt worden wären wie jetzt und daß die Principien Preußens andere geworden wären. Ich behaupte, die Principien Preußens sind dieselben geblieben, die Jesuiten haben sich geändert. Die Jesuiten von damals sind nicht die Jesuiten von heute. Friedrich der Große hatte nichts von ihnen zu fürchten, er war stark genug, sich ihrer zu erwehren; Katharina von Rußland noch viel mehr, und das, was sie von jesuitischen Schöpfungen bei sich duldeten, konnten sie mit einem Griffe vernichten. Es ist die charakteristische Eigenthümlichkeit der Jesuiten, daß sie immer mit der Macht gehen, und deshalb schlossen sie sich an die Monarchie an, heut' zu Tage haben die Monarchien nicht dieselbe Macht." —

Aus dem Centrum haben Stimmen dazwischen gerufen: sint, ut sunt, aut non sint! Man scheint also in diesen Kreisen wirklich nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen, wie verschieden allerdings die Stellung des Jesuitenordens damals und jetzt zum Königthum Preußen und zur katholischen Kirche war, und deshalb mag es nützlich sein, diesen Unterschied noch einmal in einem Vielen zugänglichen Blatte darzulegen. Der Verfasser hat dies bereits unlängst in einer Abhandlung über Friedrich's des Großen Schulregiment gethan, mit welcher er die Herausgabe der „Pädagogischen Schriften und Aeußerungen" (Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1885) des großen Königs eingeleitet hat. Er entnimmt das Wesentlichste dieser Darlegung.

Gleich nach der Besitzergreifung Schlesiens im Jahre 1741 gab Friedrich der Große den Niederschlesischen Ständen und Unterthanen die Zusicherung, sie bei ihren wohlhergebrachten Freiheiten, Privilegien und Gerechtigkeiten ohne Ansehen der Religion unverrückt zu erhalten. Auch dem Rector Sebastian Friedl der 1702 vom Kaiser Leopold gestifteten, seit 1720 mit dem Jesuiten-Colleg vereinigten Breslauer Universität gab Se. Majestät auf eine am 5. November 1741 überreichte Bittschrift um Bestätigung der Universität schon am folgenden Tage die Zusicherung, daß Höchstdieselbe „nicht ermangeln werde, das allhier zu Breslau etablirte Jesuiten-Collegium nebst der demselben attribuirten Universität in Dero königlichen Schutz zu nehmen und sie bei ihren bisher genossenen Rechten und Begnadigungen, insoweit selbige mit der allgemeinen Wohlfahrt des Herzogthums compatible, auch anderen wohl fundirten Juribus nicht zuwider sind, annoch fernerhin zu conserviren und königlich zu handhaben." — Nun zeigte sich aber die katholische Geistlichkeit im Lande keineswegs durchweg zufrieden mit der Vorherrschaft der Jesuiten im Erziehungsfache und mit dem, was sie in demselben leisteten. Der Cardinal Sinzendorf, Bischof zu Breslau, wandte sich schon zu Anfang 1743 mit einer Denkschrift an den König zur Reform der Jesuiten-Universität. Er rieth, die Jesuitenpater durch ein Rescript des kgl. Oberamts zur Reform anzuweisen. Ein Erlaß beider schlesischen Ober-Amts-Regierungen und Ober-Consistorien vom 2. Februar 1743 that dies, aber die Jesuiten nahmen keine Rücksicht auf dieselben. Cardinal Sinzendorf klagte darüber und über den schlechten Stand der Wissenschaften auf der Jesuitenschule in einem Schreiben an den König vom 11. Februar 1747 und bat um Wiederholung des Erlasses. Der König dankte sofort dem Cardinal für seine Bemühung und erließ am 23. Februar 1747 einen Cabinets-Befehl an den Etats-Minister von Arnim, dahin zu sehen, daß dem in dem Erlaß Befohlenen „von Seiten der Katholiken und insonderheit der Jesuiten ein exactes Genügen geschehen müsse"; forderte auch von den Ober-Amts-Regierungen und Ober-Consistorien am 28. Februar 1747 neue Berichte über Verbesserung des Schlesischen Schulwesens.

Derart nun von dem Bischof selbst zur Abhilfe aufgerufen, mußte sich die Kgl. Regierung bald gründlich von der wissenschaftlichen Unzulänglichkeit der Jesuiten-Universität überzeugen. Dieselbe hatte wesentlich stets nur als theologische und philosophische Facultät bestanden, schwache Versuche zu juristischen und medicinischen Vorlesungen waren ohne Erfolg geblieben. In der philosophischen Facultät lagen die realistischen Studien ganz darnieder, und die humanistischen wurden nach alter scholastischer Art betrieben. Bei den öffentlichen Disputationen kamen noch Thesen vor wie die: „Die Kälte könne nie so groß sein, daß die Worte in der Luft zu Eis würden, was man von der Kälte zu Moskau behaupte". Ein großer Uebelstand war schon der häufige Wechsel der Lehrer, die nach alter Jesuitenpraxis oft abberufen wurden. Von 1702 bis 1773

Digitized by Google

hatte die Universität 203 Professoren. Schlimmer noch war es, daß die meisten von ihnen ohne jegliche wissenschaftliche Bedeutung waren. Von den 203 Professoren waren 133 in keiner Art literarisch thätig gewesen und von den übrigen 70 viele auch nur mit Thesen, Erbauungsschriften und polemischen Abhandlungen hervorgetreten.

Diesem letzten Mangel suchte die Unterrichtsverwaltung des Königs zunächst abzuhelfen, und zwar in einer Weise, bei der Politik und Pädagogik zugleich beachtet wurden. Ueber das Halten der katholischen Geistlichen Schlesiens zu Oesterreich hatte der König im Kriege wiederholt bedenkliche Erfahrungen gemacht. Der König verbat sich daher nach einer vom Cabinetsrath Eichel aufgesetzten mündlichen Resolution ausdrücklich die Berufung von Jesuiten aus Böhmen, Mähren und Oesterreich und ließ durch den Cardinal Siegendorf vom Jesuiten-General zur Hebung des Unterrichtes an der Breslauer Universität die Hersendung einiger französischen Jesuiten erbitten. Diese französischen Jesuiten waren nicht österreichisch gesinnt, mußten vielmehr, da die Katholiken im Lande ihnen eifersüchtig entgegentraten, ihre Stärke im Anschluß an die sie schützende königliche Macht suchen. Ueberdies waren diese französischen Jesuiten in Wissen und Sitte gebildeter als die deutschen Jesuiten, über deren große Ignoranz der Cardinal Siegendorf ebenso klagte wie der Etats-Minister von Münchow in einem höchst lehrreichen Bericht vom 24. April 1748; sie ließen sich daher auch pädagogisch besser verwenden als Lehrer der Söhne des schlesischen Adels, welche die Universität besuchten. Auch der dem Cardinal Siegendorf folgende Bischof Schaffgotsch unterstützte diese Bemühungen des Königs. So kam es dahin, daß im Jahre 1749 unter dreizehn Professoren der Leopoldine fünf vom Jesuitengeneral hergesandte Franzosen sich befanden, die nun mehrere Jahre die Studien im Sinne des Königs zu verbessern suchten. Noch zu Anfang 1754 verwendete sich der König sehr warm für die fraglich gewordene Belassung der geschulten Jesuitenpatres in Schlesien bei dem Jesuitengeneral Visconti und dankte ihm in einem Cabinetsschreiben vom 31. Januar für die Gewährung der Bitte mit der wiederholten Versicherung, die deutschen Jesuiten seien so unwissend, daß sie nicht einmal in den Schulclassen genügen könnten, und daß daher ohne Hülfe der französischen Patres die Kinder des katholischen Adels Gefahr liefen, ohne Erziehung in Unwissenheit zu bleiben. — Der König bedauerte daher, als der siebenjährige Krieg das Verbleiben der französischen Jesuiten im Lande unmöglich machte.

Ueber den durch den Krieg sehr gesunkenen Zustand der Universität Breslau gab dann der Etats-Minister v. Schlabrendorff am 7. September 1765 einen höchst ungünstigen Bericht an den König und schlug die Verlegung derselben nach Liegnitz vor. Der König lehnte diese Translocation ab, weil sie „zu großem Aufsehen und Rumor Anlaß geben würde" und forderte wieder eine Reform der Universität. Dazu berief man nun den für Mathematik und Mineralogie nicht unbedeutenden Mähren Zeplichel im Jahre 1766 und zog auch den um das Schulwesen Schlesiens hochverdienten Abt Helbiger von Sagan zu Rathe. Die Publicationen aus den königlichen Staatsarchiven haben neuerdings in Bd. 18 S. 347 einen für den Zustand der katholischen Schulen in Schlesien höchst bezeichnenden Bericht desselben mitgetheilt. Es wird in demselben anerkannt, daß die aus Frankreich herangezogenen Jesuiten „doch bei einem und dem andern ihrer Ordensleute so viel gefruchtet hätten, daß sie das Unnütze und Abgeschmackte der scholastischen Philosophie eingesehen", im Uebrigen wird das Kümmerliche der ganzen immer noch dargebotenen Wissensbildung lebhaft geschildert. Seine Vorschläge zur Reform gehen dann dahin, zuvörderst die Schulen in den Händen der Jesuiten zu lassen, der Mangel anderer zum Lehren tauglicher Personen, noch mehr aber die fehlenden Fonds zu deren Unterhalt machten dies nothwendig, aber die Anordnung der Lehrer und des Lehrinhalts dürfe ferner nicht allein von den Oberen der Gesellschaft abhängen, denn diese seien meist nichts weniger als Kenner wahrer Gelehrsamkeit. Unbekümmert um das, was in der gelehrten Welt vorgehe, hielten sie nur das für gut, was sie in ihrer Jugend gelernt hätten. Kaum dürfe ein Professor, der was Mehreres wisse, sich solches merken lassen, die Hände seien ihm vollkommen gebunden; ohne Genehmigung der Oberen seines Ordens dürfe er nichts Neues vortragen, und solche Erlaubniß zu erhalten könne er von solchen gewiß nicht hoffen, die so sehr für das Alte eingenommen seien. Demnach wäre ein Curator der Schulen außer der Societät nöthig, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, Schulerfahrung und Ansehen; dieser müßte dann die passenden Lehrer aussuchen und für Lehrart und Lehrinhalt die nöthigen Bestimmungen erlassen. — Dazu einen Mann von hinlänglichem Muthe und Ansehen in Schlesien zu finden, erklärte Abt Helbiger allerdings zugleich für schwierig, lehnte auch seinerseits gleich zuvor aus Besorgniß vor persönlichen Mißhelligkeiten ab, die Leitung dieser Reform in die Hand zu nehmen.

Der König sprach nun bei seinem Aufenthalte in Breslau im Jahre 1773 persönlich darüber mit dem von ihm besonders geschätzten Jesuiten Zeplichel und übertrug dann dem Justizminister von Carmer die Leitung der Verhandlungen mit dem Rector der Universität Reiffnauer und dem Provinzial des Ordens; letztere aber überließen die ganze Arbeit genanntem Zeplichel, der die Ansichten des Königs kannte, die wesentlich auf die Berichte und Rathschläge des Abtes Helbiger sich gegründet haben müssen. Deutlich treten diese schließlich hervor in dem am 11. December 1774 erlassenen: „Schul-Reglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz". — Selbst dieses Schul-Reglement der Jesuitenschule athmete Aufklärungsluft. Und dieses Reglement war zuvor im Entwurf vom Provinzial des Ordens, von den Universitäts-Professoren und den Gymnasial-Rectoren der Jesuiten geprüft und gebilligt worden. Die Universität ferner hatte noch besonders darauf gedrungen, daß Se. Majestät festzusetzen geruhen möchte, „daß künftig kein Candidat zu einem weltgeistlichen Amte in dortigen Landen befördert werden solle, welcher nicht auf dortiger Universität studiret und zum Beweis seiner Fähigkeit den Grad eines Baccalaureus oder Magisters erhalten hätte. Es würde dadurch vielleicht fremden und ungeschickten oder in falschen Grundsätzen gegen den Staat erzogenen Clericis am zuverlässigsten vorgebogen." In einem Cabinetsbefehl an den Minister von Carmer vom 11. December 1774 hatte auch der König seinen ganzen Beifall über den eingesandten Entwurf des Reglements ausgesprochen.

Dieses kaum begonnene pädagogische Reformwerk schien nun gefährdet durch die inzwischen, am 21. Juli 1773, erfolgte päpstliche Aufhebung des Jesuitenordens. Friedrich's des Großen Stellung zu den Jesuiten gewann dadurch politisch einen anderen Charakter, er ward ihr Schutzherr, und auf die Jesuiten andererseits übte dieses Verhältniß einen Einfluß aus, der ihre Stellung zur Kirche in einem höchst merkwürdigen Lichte erscheinen läßt.

Dem Könige Friedrich dem Großen paßte die päpstliche Aufhebung des Jesuitenordens für seine schlesischen Schulreformpläne durchaus nicht, so verbot er denn am 5. September 1773 die Bekanntmachung der päpstlichen Bulle in den Herzogthümern Schlesien und Cleve und schrieb von Potsdam, den 13. September, an den Abbé Colombien, seinen Agenten in Rom: „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affectation, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem Papste oder dem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Entschluß gefaßt sei, sie in meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich jetzt befinden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Classe der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich ebensowenig von der Obliegenheit mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könne". — Ganz ähnlich schrieb der König darüber an die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, auch an Voltaire und d'Alembert, denen gegenüber der König besonders die Pflicht der Toleranz vertheidigte. „Nur zum Unterrichte der Jugend

Digitized by Google

habe ich sie beibehalten" — schrieb der König am 10. December 1773 an Voltaire —, „der Papst hat ihnen schon den Schwanz abgeschnitten, sie können nicht mehr wie Simson's Füchse dazu dienen, die Felder der Philister in Brand zu stecken. Uebrigens hat Schlesien keinen Guignard oder Malagrida hervorgebracht. Wir Deutsche haben nicht so heftige Leidenschaften wie ihr Südvölker". — Und noch vier Jahre darauf schrieb er am 18. November ebenfalls an Voltaire, der ihm wegen der Jesuiten keine Ruhe ließ: — „Ich habe, so sehr ich Ketzer und Ungläubiger bin, doch diesen Orden beibehalten. Meine Gründe sind folgende. Man findet hier keine wissenschaftlich gebildeten Katholiken; wir haben weder Patres oratorii, noch Piavisten; die übrigen Mönche sind völlig roh und unwissend. Die Jesuiten mußten also beibehalten werden, wenn nicht alle Schulen eingehen sollten; auch mußte der Orden bestehen, um die fehlenden Lehrer zu ersetzen, und die Stiftung trägt die Kosten. Sie ist indeß nicht reich genug, um weltliche Professoren zu bezahlen. Ueberdies werden auf der Universität der Jesuiten die Theologen gebildet, welche die Pfarreien besetzen. Wäre der Orden aufgehoben worden, so bestände die Universität nicht mehr, und man wäre genöthigt gewesen, Schlesier nach Böhmen zu schicken, um Theologie zu studiren, was den Grundsätzen der Regierung zuwiderläuft. Alle diese triftigen Gründe machten mich zum Paladin des Ordens; und ich habe für ihn so gekämpft, daß ich ihn mit einigen Modificationen so erhielt, wie er jetzt ist, ohne General, ohne drittes Gelübde und mit einer neuen vom Papst ihm verliehenen Uniform geschmückt. — Erinnern Sie sich gefälligst des Paters Tournemine, Ihrer Amme, bei welchem Sie die Musenmilch einsogen, und versöhnen Sie sich mit einem Orden, der ihn trug, und der im vorigen Jahrhunderte in Frankreich Männer von großen Verdiensten hervorbrachte. Ich weiß wohl, daß sie intriguirt und sich in Staatsangelegenheiten gemengt haben; allein, das liegt an der Regierung. Warum hat sie es zugegeben? Nicht Tellier ist zu tadeln, sondern Ludwig XIV." — Die Unterstützung, deren ein Jeder bedürfe, führe zur Duldung — schrieb der König in gleicher Stimmung am 28. Juli 1774 an d'Alembert. „Darum sind Ihre Jesuiten bei mir geduldet; sie haben keinen Dolch in meinen Ländern angewendet, sondern sich auf den Unterricht, den sie ertheilen, beschränkt. Ist das ein Grund, sie zu verfolgen? — Wird man mich beschuldigen, eine Gesellschaft von Gelehrten nicht verfolgt zu haben, weil einige von dieser Gesellschaft zweihundert Meilen von hier ein Verbrechen begangen haben? — Die Gesetze setzen Strafen für die Schuldigen fest, aber sie verwerfen auch die grausame, blinde Erbitterung, welche Unschuldige mit Schuldigen vermengt. Beschuldigen Sie mich zu großer Duldsamkeit, ich werde mich dieses Fehlers rühmen. Hätte man den Fürsten keine anderen als solche Fehler vorzuwerfen! Genug von den Jesuiten!"

Es entwickelten sich nun für die Stellung der Jesuiten im Lande höchst eigenthümliche Verhältnisse. Die Jesuiten betrachteten die im Lande nicht publicirte Bulle als für sie nicht vorhanden; ließen sich gern bereden, daß die Bulle Injunctum nobis von 1545 den Orden autorisire, seine Constitution nach Umständen abzuändern, welche abgeänderte Constitution dem ipso facto als von dem römischen Stuhl vorbestätigt angesehen werden solle; ließen sich ebenso gern sagen, daß der Papst, nur durch äußere Verhältnisse gezwungen, ungern ihren Orden aufgehoben habe, und traten demnach in Bündniß mit Jesuiten anderer Länder, in offener Auflehnung gegen die Bulle des Papstes auf. Der dortige Provinzial der Jesuiten versammelte verschiedene Rectoren der Collegien zu einer Congregation in Neiße, auf welcher beschlossen ward, sich mit den außer Schlesien in Preußen, auch mit den in England befindlichen Jesuiten zu verbinden und so bald wie möglich auf eigenes Vorgehen einen Generalvicar zu wählen und ihr Ordensleben auch gegen den Willen des Papstes fortzusetzen.

Soweit nun der König die Jesuiten als Lehrer im Lande nicht entbehren zu können glaubte, fanden sie bei seiner Regierung für diese Auflehnung gegen Rom Schutz. Und schließlich setzte der König es bei dem 1774 gewählten neuen Papst durch, daß im Jahre 1776 die Bestimmungen der Aufhebungsbulle, nach welcher „sämmtliche Glieder des Ordens aller ihrer Aemter, Verwaltung der Collegien, Schulen, Hospitäler — für verlustig erklärt waren", für die im schlesischen Schuldienst verwendeten Jesuiten zurückgenommen wurden, obschon der Orden als solcher aufgehoben blieb. Als selbstverständliche Folgerung aus dieser Aufhebung erschien aber dem Könige nun, daß die Exjesuiten nicht ferner die stiftungsmäßige Verwaltung und Verwendung der Güter führen könnten; diese übernahm daher der Staat. Der Weihbischof von Strachwitz selbst unterstützte dies, und auf seinen Antrag bestimmte der König am 7. Februar 1776 die reichen Besitzungen der Jesuiten zu einem allgemeinen Schulfonds für alle katholischen Bewohner Schlesiens. Die Jesuiten mußten ihren Namen und ihre Ordenstracht ablegen und wurden durch eine Instruction vom 26. August 1776 als Priester des kgl. Schulen-Institutes nach dem vom Könige vorgeschriebenen Plane einzig und allein auf den Unterricht der katholischen Jugend hingewiesen. Die Jesuiten bildeten fortan unter einer eigenen Schulbehörde eine verbundene Körperschaft unter dem Namen der kgl. Schulanstalt, bis dieselbe am 9. October 1787 aufgelöst wurde.

„So hatte denn der König" — bemerkt Reinkens in seiner zur fünfzigjährigen Jubelfeier Breslau's 1861 erschienenen Festschrift — „unter Zustimmung der kirchlichen Behörde — der Weihbischof will aus Dankbarkeit für seine Handlungsweise mit allen katholischen Unterthanen ihm zu Füßen fallen — die reichsten Mittel und 127 Jesuiten, die damals noch in Schlesien waren, zur Disposition, um die Erziehung der katholischen Jugend ganz nach seinen Plänen und nach seinem Herzen einzurichten und zu leiten." — —

Diese ganze Entwickelung des königlichen Schulregimentes in Schlesien ist sicherlich auch für unsere Zeit ungemein lehrreich. Sie beweist zunächst schlagend, mit welchem Rechte Fürst Bismarck behauptete, die Jesuiten von damals seien anders gewesen als die Jesuiten von heute. Dem Schuldienste des preußischen Staates würden sich die Jesuiten jetzt sicherlich nicht so anbequemen, wie sie es damals thaten. In einer freieren Auflehnung gegen Rom fehlt ihnen jetzt die Nöthigung, da sie Rom beherrschen und der Papst seine Autorität in ihrem Sinne ausübt. Würde sich dies Verhältniß einmal ändern, so würden die Jesuiten auch eine Wiederholung der Auflehnung gegen Rom nicht scheuen und im Nothfall denn auch wiederum Schutz bei dem mächtigen deutschen Kaiser suchen. Die Jesuiten verstehen immer mit der Macht zu gehen, sagte Fürst Bismarck gewiß mit vollem Rechte; aber die Jesuiten werden schwerlich noch wieder in die Lage kommen, in einer unserer Monarchien eine solche schützende Macht zu erkennen und zu suchen. Dies aber nicht etwa, weil die Monarchien jetzt weniger Macht besitzen als damals, sondern nur, weil die Principien der jesuitischen Weltanschauung und des modernen Staatslebens in ihrem nicht zu vermittelnden Gegensatz jetzt klarer und schärfer gegen einander herausgestellt sind in der Erfahrung des Staatslebens so gut wie in der Theorie durch die Aufstellung des päpstlichen Syllabus. Eine jede Staatsmacht aber, die sich heute auf den freien Geist des Volkes stützen will, wird der jesuitischen Anmaßung gegenüber heute gewiß nicht weniger Kraft besitzen als die Staatsmacht zur Zeit Friedrich's des Großen.

Die Schulpolitik des großen Königs zeigt uns deutlich, wie viel die Staatsmacht bei klarem und festem Willen auch von der katholischen Kirchenmacht zu erreichen im Stande ist; die katholische Papstkirche hat es eben jederzeit verstanden, sich dem bitteren Muß der Verhältnisse ohne grundsätzliches Aufgeben ihrer verletzten Ansprüche zu fügen. Sie muß aber dieses Muß erst zweifellos in einem Willen ohne Schwanken sich gegenüber erkennen. Friedrich der Große hat es mit solchem Willen verstanden, unter geschickter Benutzung des inneren Zwiespaltes der Tendenzen und des äußeren Zwistes der Personen sich die katholische Kirche besonders für das Schulwesen seines Landes so weit dienstbar zu machen, als ihm damals zweckmäßig scheinen mußte. Die Macht des katholischen Clerus in dem neu erworbenen Schlesien konnte bei der im Clerus stark verbreiteten Sympathie für Oesterreich

Digitized by Google

der Eingewöhnung seiner neuen Unterthanen in den preußischen Staatsverband wohl hinderlich sein. Da diese Macht besonders durch die überwiegende Leitung des Schulwesens seitens der Jesuiten ausgeübt wurde, mußte es natürlich als Hauptsache erscheinen, diese Leitung dem staatlichen Einfluß und der staatlichen Aufsicht unterzuordnen. Das gelang dem Könige zunächst mit Hilfe einiger französischen Jesuiten, die feiner gebildet waren als die meisten unwissenden deutschen Jesuiten und die ohne Sympathien für Oesterreich waren, sodann auf Grund des Schutzes, den er den Jesuiten in seinem Lande gegen Rom gewährte.

Friedrich's des Großen Jesuitenschutz im Lande hatte also wesentlich politische Gründe. Er erklärte die Jesuiten nicht, wie Windthorst meint, kurzweg für die besten Lehrer, sondern nur für die verhältnißmäßig besten katholischen Lehrer im Vergleich mit den übrigen rohen und unwissenden Ordensleuten. „Ich betheuere Ihnen" — schrieb er als Kronprinz am 6. Juli 1737 an Voltaire — „daß ich die Jesuiten zu sehr verachte, um ihre Werke zu lesen; die schlechten Neigungen des Herzens verdunkeln alle Eigenschaften des Verstandes." Es mag sein, daß der König dieses harte Wort seiner Jugend später abgemildert hätte, aber wir haben keinen Grund, mit Windthorst anzunehmen, die kronprinzliche Geringschätzung sei später in königliche Verehrung umgewandelt. Der König nannte die Jesuiten seine besten Priester, nur weil sie ihm gehorchten; er schätzte ihr eng begrenztes Schulwirken im Lande aus Politik, jede Einmischung in Staatsangelegenheiten ihrerseits hätte dieser Werthschätzung und damit dem Schutz der Jesuiten im Lande ein Ende gemacht. Nach derselben Politik handelt die Regierung Preußens in unserer Zeit, wenn sie die Zulassung der vorgeblichen Missionsarbeit französirter Jesuiten in unsern kaum erworbenen Colonien verweigert. Ob wir bei einer freieren Kirchen- und Schulpolitik nicht schließlich auch mit den Jesuiten im Lande ohne Austreibung fertig geworden wären, ist eine andere Frage, die hier unerörtert bleiben mag. Das Schulregiment Friedrich's des Großen hätte dies sicherlich zunächst versucht und wohl auch vermocht.

Literatur und Kunst.

Winterliches.

Von Wilhelm Jensen.

I.

Schwinden.

Die ich lange mir erhalten
Vor des Auges geistigem Sinn,
Leise bleichen die Gestalten
Meiner Jugend nun mir hin.

Sie zergehen und verblassen,
Wie ein Traum im Morgenlicht;
Du vermeinst ihn noch zu fassen,
Doch er schwindet vor'm Gesicht.

Kann auch noch der Mund sie nennen,
Ward's ein leerer Namenruf,
Ward's zu weit doch zum Erkennen,
Was dem Klange Leben schuf.

Selbst das Herz umhüllt Vergessen,
Das den süßen Schlag vergaß
Bei der Rückerinnrung dessen,
Was es einst als Glück besaß.

II.

Gutnacht.

Nun leg' Dich um und schlafe,
Mein Kind, schlaf' ruhig aus!
Der Schäfer treibt die Schafe
Nun ohne Dich nach Haus;
Du kommst nicht mehr zur Schule
Zu spät im grauen Licht,
Und vom Katheberstuhle
Droht Dir kein streng Gesicht.

Deck mit dem schwarzen Brettchen
Dich zu, mein liebes Kind,
Dich weckt in Deinem Bettchen
Nicht Regennacht und Wind;
Dich schreckt kein Sturmgeklopfe
Am Fenster mehr vom Pfühl,
Im kleinen, heißen Kopfe
Ward Alles schmerzlos kühl.

All' Deine kleinen Sorgen
Sind nun für immer aus,
Du liegst so gut geborgen
In Deinem stillen Haus;
Dir mag's gar thöricht scheinen
In Deiner sichern Hut,
Daß wir so tödtlich weinen,
Weil's Dir so gut — so gut —

III.

Heimgang.

Nun habt ihr lang genug als Gast
Bei euch mich aufgenommen,
Nun ist's wohl Zeit, einmal zur Rast
Im eigenen Haus zu kommen;
Hielt man so manchen Stuhl besetzt,
Beredt sich zu erzeigen,
Da thut es wohl, zu guter Letzt
Sich gründlich auszuschweigen.

Es ist ja auch schon Sternenlicht;
Gut' Nacht denn allerseitig!
Und, liebe Freunde, argt's mir nicht,
Geh' ich ein wenig zeitig.
Ihr schiebt ein Weilchen noch hinaus
Den Tag beim munt'ren Becher,
Dann geht ihr alle auch nach Haus
In eure Schlafgemächer.

So habt denn Dank, ihr lieben Herrn,
Und Dank, ihr lieben Damen!
Es war ein freundlich guter Stern,
Drauf wir zusammenkamen.
Gut' Nacht, mein bester Kamerad!
Wir schlafen ohne Sorgen,
Nur sagen wir — es ist recht Schad' —
Uns nicht mehr guten Morgen.

Digitized by Google

Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik.

Von Eduard von Hartmann.

Der Begriff des Tragischen, den im Alterthum Aristoteles behandelt hatte, war von Lessing auf Aristotelischer Grundlage von Neuem bearbeitet worden. Lessing glaubte, ein bloßer Erneuerer der Aristotelischen Lehre zu sein; in der That gestaltete er aber dieselbe beträchtlich um. Sehen wir von der philologisch noch immer streitigen Bedeutung der Katharsis ab, so wich Lessing doch schon darin von Aristoteles ab, daß er φόβος mit Schrecken statt mit Furcht übersetzte und demgemäß auf ein gegenwärtiges Unglück anstatt auf ein zukünftiges bezog. Es ist aber zweifellos, daß Aristoteles die Furcht in demselben Sinne auf die zukünftigen, ihren Schatten vorauswerfenden Unglücksfälle des Helden bezogen wissen wollte, wie das Mitleid auf die bereits eingetretenen, gegenwärtig gewordenen. Den eigentlichen Begriff des Tragischen hat Lessing bei seinen Untersuchungen ebensowenig wie Schiller erreicht, welcher von den subjectiven Wirkungen des Tragischen nur das Mitleid oder die Rührung erörtert („Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", s. W. in 8° XI. 391—406) und das objectiv Tragische mit dem Pathetischen, d. h. dem Erhabenen der Gesinnung und des Charakters, speciell dem sittlich Erhabenen im sinnlichem Leiden identificirt („Ueber die tragische Kunst" XI. 407—432, „Ueber das Pathetische" XI. 361—390). Ob die im Leiden sittliche Würde bewahrende Persönlichkeit im Kampfe das Leiden siegreich überwindet oder an demselben zu Grunde geht, bleibt bei Schiller ganz außer Betracht; da aber nur im letzteren Falle das Tragische eintritt, so liegt in seiner Nichtunterscheidung beider Fälle der Beweis, daß er den Begriff des Tragischen als solchen noch gar nicht erfaßt hat.

Schelling behauptet, daß beim Tragischen die Freiheit im Subject und die Nothwendigkeit im Object, beim Komischen die Nothwendigkeit im Subject und die Freiheit im Object mit einander im Kampfe liegen (s. W. V. 693, 711). Hervorgegangen ist diese Ansicht aus der Zugrundelegung der antiken Tragödie mit ihrer objectiven Nothwendigkeit des Schicksals und der Verallgemeinerung der Schicksalstragödie zur Tragödie überhaupt; da Schelling sehr wohl weiß, daß in der neueren Tragödie, z. B. bei Shakespeare, an Stelle der objectiven Nothwendigkeit des Schicksals die subjective Nothwendigkeit eines unbezwinglichen Charakters tritt (700, 702, 720), so muß er gewaltsam die innere Nothwendigkeit der charakterologischen Determination unter die äußere der Schicksalsfügung subsumiren, um sein Schema zu retten, anstatt anzuerkennen, daß die Schicksalstragödie nur eine unreife Vorstufe zur Charaktertragödie darstellt.

Daß das überlegte und freie Verbrechen (wenn es ein solches gäbe) gestraft würde, dabei wäre nichts Tragisches (699); ebensowenig liegt das Tragische in dem unglücklichen Ausgang als solchen (698, 697), der vielmehr nur traurig heißen könnte. Das Tragische beginnt erst da, wo man aufhören muß, den Ausgang unglücklich zu nennen, wo der Held z. B. freiwillig das Leben hingibt, das er nicht mehr mit Würde führen kann (697), wo er, allgemein gesprochen, so weit vollendet ist, daß er Glück und Unglück gleicherweise ablegt und in demjenigen Zustand der Seele ist, wo es für ihn keins von beiden mehr ist (698), wo er mit anderen Worten „eben im Moment des höchsten Leidens zur höchsten Befreiung und in die höchste Leidenslosigkeit übergeht" (698). Hiermit hat Schelling das Wesen des Tragischen besser charakterisirt als irgend einer seiner Nachfolger, auch hat er richtig erkannt, daß damit der Gipfel des Erhabenen erreicht sei (698); dagegen vermag er nicht anzugeben, wie dieser Umschwung sich vollzieht, wie es möglich ist, daß das höchste Leiden auf einmal in die vollendete Befreiung und Erhabenheit über alles Glück und Unglück umschlägt. Anstatt in dieser wunderbaren Erlösung vom höchsten Leid die Vertauschung des immanenten Gesichtspunktes mit dem transcendenten zu erkennen, zu welcher der Mensch auf dem Wege des Leidens selbst herangereift ist, klammert Schelling sich an die Ueberwindung des Schicksals durch den Willen oder die erhabene Gesinnung; d. h. er gibt eine andere Formulirung des zu lösenden Problems für die Lösung selbst aus, da eben das Unbegreifliche aus phänomenalem oder immanentem Gesichtspunkt darin liegt, wie der Wille es anfängt, Glück und Unglück nicht mehr als solches zu empfinden und durch diesen überirdisch erhabenen Vollendungszustand das Schicksal zu besiegen, dessen Besiegter er nach menschlichem oder natürlichem Maaßstab doch immer bleibt (467). Es ist richtig, daß die Schicksalsmacht durch ihre tragische Ueberwindung von scheinbar absoluter Größe zu relativer herabgesetzt werde; aber geradezu falsch ist der Zusatz, daß sie so zum Symbol des absolut Großen, nämlich der erhabenen Gesinnung, werde (698). Die letztere wird ja direct erkannt als das über das Schicksal (beziehungsweise über die psychologische Determination des Charakters) Siegende, wie sollte sie da noch einmal indirect symbolisch erkannt werden, und wie sollte gerade das ihr zum Symbol werden können, im Gegensatz und Contrast zu welchem sie direct erkannt wird? Auch ist die erlösende Gesinnung (d. h. die Willensverneinung aus transcendentem Gesichtspunkt) zwar qualitativ incommensurabel mit dem phänomenalen Standpunkt des das Glück suchenden und das Unglück scheuenden Willens, aber darum noch keineswegs als ein absolut großes zu bezeichnen.

Ast in seinem „System der Kunstlehre" (§ 180—192) und Bohtz in seiner Schrift „Die Idee des Tragischen" bewegen sich in der Behandlung des Begriffs des Tragischen wesentlich auf Schelling'scher Grundlage, so daß über dieselben nichts Besonderes zu bemerken ist.

Schopenhauer erörtert das Tragische nur am Trauerspiel. Von den Formen der dramatischen Dichtung stellt er am tiefsten das Lustspiel, weil es zum Resultat habe, daß das Leben im Ganzen recht gut und durchaus besonders kurzweilig sei und dadurch zur fortgesetzten Bejahung des Willens auffordere (Welt a. W. u. V. 3. Aufl. II. 499, 498); in die Mitte stellt er das ernste Schauspiel oder sentimentale Drama, weil in ihm die Handlung, wenn sie auch am Schluß zur Ruhe und Befriedigung zurückkehre, doch schon pathetisch und mitleiderregend werde; am höchsten die Tragödie, in welcher die Noth und das Leiden des Lebens vorgeführt und das Ergebniß der Nichtigkeit des Strebens gezogen wird (Parerga II. 472). Daß er die Tragödie als den Gipfel des Dramas ansieht, wird man nur billigen können, aber nicht ebenso, daß er das Rührstück über die Komödie stellt; vielmehr zeigt sich darin Schopenhauer's Mangel an Verständniß für die positive Bedeutung und den tieferen Werth des Komischen, und an die Verwendbarkeit des Humoristischen im Drama scheint er gar nicht gedacht zu haben.

„Unser Gefallen am Trauerspiel gehört nicht dem Gefühl des Schönen, sondern dem des Erhabenen an; ja es ist der höchste Grad dieses Gefühls" (W. a. W. u. V. II. 493). Das Erhabene, welches in der Tragödie zur Darstellung gelangt, liegt aber nicht etwa in der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, die ein jüdisch-rationalistisches Verkennen des Wesens der Welt einschließt (I. 299), sondern in der Darstellung eines großen Unglücks (I. 300), welche uns gleich dem dynamisch Erhabenen „über den Willen und sein Interesse hinaushebt und uns so umstimmt, daß wir am Anblick des ihm geradezu Widerstrebenden Gefallen finden" (II. 494). Was uns vorgeführt wird, ist das Gegentheil einer irdischen sittlichen Weltordnung: „der namenlose Schmerz, der Jammer der Menschheit, der Triumph der Bosheit, die höhnende Herrschaft des Zufalls und der rettungsolse Fall der Gerechten und Unschuldigen" (I. 298). Die größten Dichter, wie z. B. Shakespeare, verstoßen am meisten gegen die irdische poetische Gerechtigkeit; was der leidende Held abbüßt, sind nicht seine Thatsünden, sondern die Erbsünde, d. h. die Schuld des Daseins selbst (I. 299—300). Die drei Hauptquellen des tragischen Leidens sind erstens ungewöhnliche Bosheit (Richard III., Jago, Franz Moor), zweitens Zufall oder Irrthum (König Oedipus, Romeo, Braut von Messina) und drittens ein Zusammenstoß der Charaktere oder eine Verwickelung der Verhältnisse, die, weil sie innerhalb der Grenzen des Normalen liegt, um so erschütternder wirkt (I. 300—301).

Digitized by Google

Im letzteren Falle erscheinen moralisch mittlere Charaktere durch ihre Beschaffenheit und die Art ihres Gegeneinandertreffens gezwungen, sich gegenseitig wissend und sehend das größte Unrecht zu bereiten, ohne daß dabei das Unrecht auf irgend einer Seite ganz allein sei; diese Art der Tragödie, welche von Hegel allein zum Gegenstand seiner Erörterung genommen wird, stellt auch Schopenhauer am höchsten, weil sie uns das größte Unglück als etwas nicht durch seltene Umstände und monströse Charaktere herbeigeführtes, sondern als etwas aus den Charakteren der Menschen leicht und von selbst, fast wesentlich Hervorgehendes zeigt und es eben dadurch furchtbar nahe an uns heranführt (ebd.). Es ist der Widerstreit des Willens mit sich selbst, welcher hier, auf der höchsten Stufe seiner Objectivität am vollständigsten entfaltet, furchtbar hervortritt (I. 298).

Wie kann nun aber die grelle Darstellung der schrecklichen Seite des Lebens der Gipfel der Dichtkunst sein und uns den höchsten Genuß bereiten, da doch Furcht und Mitleid wahrhaftig nicht zu den angenehmen Empfindungen gehören (II. 495—496)? Wie der Septimenaccord den Grundaccord, so fordert jedes Trauerspiel eine Auflösung der irdischen Dissonanzen in einem ganz anderartigen Dasein (II. 493); die Erhebung des Gemüths über das Dargestellte (gleichviel ob verschuldete oder unverschuldete) Leid muß also selbst die Tendenz des Trauerspiels sein, gleichviel ob diese Erhebung vom Bewußtsein der Helden selbst vollzogen oder den Zuschauern überlassen wird (II. 496). Nicht der stoische Gleichmuth der Resignation genügt zu einer wahrhaften positiven Erhebung und Versöhnung, sondern über das gelassene Ertragen und gefaßte Erwarten der nothwendigen Uebel hinaus muß auch die christlich-indische Abwendung des Willens vom Leben im Bewußtsein der Nichtigkeit dieser Welt hinzukommen und als Correlat das Hinwenden nach einem anderartigen, wiewohl uns völlig unfaßbaren Dasein (II. 494, 496). In der Tragödie wird also der Wille zum Leben geläutert, d. h. von der natürlichen Bejahung durch Erkenntniß der irdischen Unentrinnbarkeit des Leids und der Werthlosigkeit der Welt zur Verneinung seiner selbst geführt; das „anderartige Dasein" ist also nicht mehr als eine bessere Art des Lebens, als eine fortgesetzte Willensbejahung unter günstigeren Daseinsbedingungen zu verstehen (wie die christliche Weltanschauung es thatsächlich thut), sondern als ein Aufgeben nicht blos des Lebens, sondern des ganzen Willens zum Leben selbst (I. 299), und die Tragödie ist durch ihr Bild des Leidens das Quietiv des Willens im ästhetischen Schein, wie das reale Leiden das Quietiv des Willens in der Wirklichkeit ist.

Was an dieser Auffassung des Tragischen unzulänglich ist, das ist (neben der unhaltbaren Restitution einer transcendenten sittlichen Weltordnung in der Abbüßung einer transcendenten Schuld) die Emporschraubung des Leidens selbst zum Gegenstand der tragischen Erhabenheit und die Verkennung der logischen Weltordnung, welche sich nicht nur als natürliche Gesetzmäßigkeit, sondern auch als teleologische Verknüpfung offenbart. Der erste Fehler entspringt aus der irrthümlichen Auffassung des objectiv Erhabenen als einer Art des negativ Reizenden oder Widrigen, der zweite Fehler aus dem abstracten Monismus Schopenhauer's, welcher für die wesenlose Welt des Scheins sich zu keinem positiven Interesse aufraffen kann. Nicht das Leiden ist ein objectiv Erhabenes, sondern die Art, wie der Held es trägt, beziehungsweise sich darüber erhebt, und nur weil dies der Fall ist, nur darum stehen diejenigen Tragödien höher, in denen die Abwendung des Willens vom Leben sich im Helden selbst vollzieht. Auch in denjenigen Tragödien, in denen der Held nicht zur Abwendung des Willens vom Leben gelangt, sondern nur dem Zuschauer die Prämissen zu diesem Schluß darbietet, muß er doch, um tragischer Held sein zu können, sich über sein particuläres Leid erheben; insofern er sich aber über das Leid erhebt, hebt er auch schon das Mitgefühl des Zuschauers über das bloße Mitleid hinaus, so daß doch das Leid und das durch dasselbe hervorgerufene Mitleid nur Durchgangsmomente und Mittel, aber nicht Endpunkt und Zweck der Tragödie sind. Das Leid, das die Tragödie vorführt, und der Conflict der Willensstrebungen, aus dem es entspringt, ist nur die Disharmonie, welche nach der Auflösung in Harmonie verlangt, und indem diese versöhnende Auflösung in der Erhebung über die gesammte Welt und ihre relativen Ordnungen gewonnen wird, ist es doch wieder der Wille, der in der Abkehr von der Unruhe und den Strebenszielen dieser Welt sein eigentliches und wahres Ziel findet und in diesem letzten und tiefsten Zur-Ruhe-Kommen seine Befriedigung erlangt, d. h. seinen Willen bekommt. Der Zuschauer aber genießt die Erhabenheit des Helden, in welcher dieser sich über alles Leid der Welt emporschwingt, durch unwillkürliche Selbstversetzung mit, und gewinnt so aus der tragischen Versöhnung den Trost, daß auch ihm dieses Emporschwingen über alle Conflicte und Leiden des Daseins offen steht.

Krause bezeichnet das Harmonische, Tragische, Komische und Tragikomische als die vier Formen, welche das Schöne in seinem Verhältniß zur Weltbeschränkung annimmt (Vorl. üb. Aesth. 259—274). Das Harmonische oder „Reinlebewesenschöne" (Idyllische) ist das Schöne des ohne Verneinung, Hemmung und Störung dahinfließenden Lebens (§ 70). Das Tragische ist das wider die verneinende Weltbeschränkung sich behauptende Leben, der Sieg des Guten und der sittlichen Freiheit und der Untergang des Uebels und des Bösen (§ 71). Das Komische ist die Selbstbehauptung des Sittlichguten durch das Offenbarwerden der bloßen Scheinbarkeit seiner Verneinung und trotz der unschädlichen Unangemessenheit der Wirklichkeit an die Idee (§ 72). Das Tragikomische oder Humoristische ist die Vereinigung des Tragischen und Komischen in demselben Leben oder in derselben Begebenheit (§ 73).

(Schluß folgt.)

Eine amerikanische Biographie von Louis Agassiz.

Von H. Zimmern.

Die Wittwe des hervorragenden schweizerisch-amerikanischen Gelehrten Louis Agassiz hat soeben in England und Amerika eine Erinnerungsschrift an ihren Gatten herausgegeben. Es ist ein ebenso interessanter wie belehrender Bericht über einen der größten wissenschaftlichen Forscher der Neuzeit, von dem Charles Darwin gesagt hat, daß er drei Andere aufwöge. Wenn wir etwas an dem Buche auszusetzen haben, so ist es nur, daß Frau Agassiz uns nicht mehr Einzelheiten aus dem Privatleben des großen Mannes gibt, mit dem zusammen zu leben sie das Vorrecht hatte. Ueber seine Kindheits- und Jünglingsjahre sind Aufzeichnungen in Fülle vorhanden, aber in Bezug auf sein Mannesalter beschränken sich die Mittheilungen fast ganz auf seine öffentliche Laufbahn. Das Wenige, was wir hier von dem Leben dieses biederen, schlichten Menschen erfahren, ist so fesselnd, daß wir gleich Oliver Twist nach „Mehr" rufen.

In den ersten Capiteln werden wir mit der Familie Agassiz bekannt gemacht, die aus einfachen Schweizer Bürgern bestand. Der Vater war ein Geistlicher am See von Murten. Hier hat Louis Agassiz im Jahr 1807 das Licht der Welt erblickt. In den ersten zehn Jahren seines Lebens waren seine Eltern seine einzigen Lehrer, und sie strengten seinen Geist nicht mehr an, als für sein Alter angemessen war. Von Kindheit an bezeigte Louis große Vorliebe für Naturgeschichte, und seine Mutter war klug genug, um zu erkennen, daß diese Liebe zur Natur und zu allen Lebewesen einem bestimmten geistigen Triebe entsprang und nicht einem bloßen kindlichen Hang, in der ihn umgebenden Thierwelt Freunde und Spielkameraden zu suchen.

Als zehnjähriger Knabe kam er nach Biel, wo er während einer Reihe von Jahren das Gymnasium besuchte. Hier las er viel und unternahm mit seinem Bruder während der Ferien Fußwanderungen, um Naturstudien zu machen. Er hegte damals den Wunsch, ein Schriftsteller zu werden, und zwischen seinen Papieren fand sich ein altersgraues Blatt aus jener Zeit, auf welchem er seine Wünsche hinsichtlich einer Bibliothek

Digitized by Google

notirt hatte. Zu arm, um sich Bücher zu kaufen, schrieb er oft solche, die ihm geliehen wurden, gänzlich ab, bei welcher Arbeit ihn August unterstützte. So behielt er das Erlernte im Gedächtniß und erwarb sich viele Kenntnisse. Seine Eltern hatten ihn zum Kaufmann bestimmt. Sie waren unbemittelt und wünschten, daß er Geld verdiene, doch in Folge seiner Bitten und der Vorstellungen seiner Lehrer wurde ihm sein sehnlicher Wunsch, zu studiren, erfüllt, und er durfte nach Lausanne und dann nach Zürich gehen. Hier wurde er in seiner Vorliebe für Alles, was mit dem Studium der Naturwissenschaften zusammenhing, bestärkt. Er sollte sich dem ärztlichen Beruf widmen, weil diese Laufbahn seinen Neigungen einigen Spielraum gewährte. Aber selbst dies stellte ihn nicht ganz zufrieden; doch studirte er ruhig weiter und vertröstete sich auf spätere Zeit. Wie immer war August sein Gefährte, und wie ehedem wurden die Ferien von ihnen dazu benutzt, auf eigene Hand in dem Buche der Natur zu studiren. Von Zürich ging er nach Heidelberg, doch ohne August, welcher in ein Geschäftshaus eingetreten war. In Heidelberg lernte er seinen besten Freund und späteren Schwager, den Botaniker Alexander Braun, kennen, und von dem ersten Moment ihrer Bekanntschaft an waren die beiden Jünglinge, welche mit gleichem Eifer ihren Studien oblagen, unzertrennlich. Bei ihren weiten Wanderungen, auf denen sie nach Exemplaren für ihre Studien suchten, lernte Braun von Agassiz Zoologie und Agassiz von Braun Botanik. Vielleicht ist dies die Ursache, daß Alexander Braun mehr von der Zoologie verstand, als andere Botaniker, und Agassiz selber ein umfassendes Wissen auf dem Gebiet der Botanik mit seiner Kenntniß des Thierreiches verband.

Nächst Braun gewann noch ein Heidelberger Studiengenosse die Zuneigung Agassiz'. Es war dies Karl Schimper, ein Freund Braun's und, wie dieser, ein zu großen Erwartungen berechtigender Botaniker. Diese drei waren bald im innigsten Verkehr miteinander. Agassiz verlebte die Ferien zumeist bei der Familie Braun's in Karlsruhe, da seine Schweizer Heimath zu entfernt war. Waren die Freunde getrennt, so correspondirten sie, meistens über ihre Studien, und sandten einander „Nüsse zu knacken", nämlich wissenschaftliche Streitfragen, von der einen Seite zoologischen, von der anderen botanischen Charakters. Eine ihrer ersten „Nüsse" deutete schon auf das Gesetz der Blattstellung hin, welches, obwohl es heute einen Theil der ersten Anfangsgründe des Unterrichts in der Botanik bildet, damals noch völlig unbekannt war. Die Entdeckung dieses Gesetzes verdankt die Welt Braun und Karl Schimper.

Von Heidelberg gingen die jungen Naturforscher nach München, da Braun überzeugt war, daß sie mehr Anregung durch die dortigen Professoren als die Heidelberger gewinnen würden. Hier lasen Schelling, Martius, Döllinger und Oken, und Agassiz spricht mit Entzücken von ihren Vorlesungen. Die Zimmer von Braun und Agassiz wurden bald der Sammelplatz aller strebsamen, geistig regen Elemente unter den Studirenden der Universität, und das Logis erhielt die Bezeichnung der „kleinen Akademie". Höchst amüsant ist eine Beschreibung der so mit wissenschaftlichen Sammlungen vollgestopften Räume, daß kaum Platz genug zum Sitzen oder Herumgehen vorhanden war.

Nach und nach gewann die Neigung Agassiz', die Naturgeschichte zu seinem speciellen Studium zu machen, immer mehr Macht über ihn, aber seine Eltern bestanden darauf, daß er Medicin studiren solle, was von ihrem Standpunkte natürlich war, da sie glaubten, daß die von ihm gewünschte Carrière ihm keine Aussicht auf Erwerb eröffne. Er hoffte ihnen das Gegentheil zu beweisen, und ohne daß sie etwas davon wußten, ging er an sein erstes bedeutendes naturgeschichtliches Werk, eine Beschreibung der brasilianischen Fische, welche Martius und Spix von ihrer berühmten Reise mitgebracht hatten. Hierin trat er mit seinem neuen System der Classification der Fische hervor.

Kaum zwanzig Jahre alt, arbeitete Agassiz jetzt schon an seinem großen Werk: „Naturgeschichte der Süßwasserfische von Mitteleuropa", und hierzu mußte er einen Zeichner beschäftigen, der Jahre lang für ihn thätig war. Dies erforderte natürlich für Agassiz' äußerst bescheidene Casse bedeutende Geldopfer, doch wo es sich um die tüchtige Durchführung einer Arbeit handelte, schreckte er weder damals noch später vor persönlichen Entbehrungen zurück. Zu jener Zeit hatte er etwas Hoffnung, sich Humboldt's asiatischer Expedition anschließen zu dürfen, doch dieser Plan schlug ihm fehl. Es blieb ihm indessen die einmal geweckte Sehnsucht, zu reisen, um seine Erfahrungen zu bereichern. Inzwischen war seine Arbeit über die brasilianischen Fische vollendet, und er hatte die Genugthuung, das Werk seinen Eltern zuzuschicken. Ihre Freude beglückte ihn, und nicht minder erfreute ihn ein Brief von Cuvier, zu welchem Gelehrten Agassiz sein ganzes Leben hindurch als zu seinem großen Meister aufsah.

Mehr und mehr vernachlässigte er seine medicinischen Studien, da sich die Zuversicht, daß er als Naturforscher in der Welt Etwas erreichen werde, und er deshalb die Berechtigung habe, dem starken Zuge seines Geistes zu folgen, immer mehr in ihm befestigte. Obwohl seine Eltern seine Ideen nicht billigten, waren sie doch klug und liebevoll und hatten Vertrauen zu ihm. Als er dann endlich München im Jahre 1830 verließ, ging er mit der freudigen Hoffnung fort, daß sein fester Vorsatz und seine Ausbildung ihm helfen würden, die schwere Zeit der Bemühungen um einen Wirkungskreis zu überstehen. Zuvörderst ging er nach Hause, wo er fleißig mit dem Studium der Fische fortfuhr, während ihm seine reichen Oheime, die ihn wegen seiner Beharrlichkeit bewunderten und ehrten, Beihülfe gewährten. Mit der Zeit gewann er mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er mit seiner Arbeit nach Paris übersiedeln müsse, welches damals der große Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens war und ihm das weiteste Feld zu Vergleichungen und Forschungen darbot. Ein Uebereinkommen mit Cotta machte endlich die Ausführung dieses Vorhabens möglich, obgleich die Mittel des jungen Agassiz äußerst bescheiden waren und das hauptstädtische Leben dieselben bald aufzehrte, besonders, da er noch immer einen Zeichner für sein Werk gebrauchte. Aber keine persönlichen Entbehrungen entmuthigten ihn, und hier in Paris fand er Cuvier und Humboldt, welche ihn als ihresgleichen behandelten und es ihm erleichterten, die wissenschaftlichen Sammlungen der Stadt zu benutzen. Als er eine Weile in Paris gearbeitet hatte, erhielt er die Erlaubniß, sich regelmäßig in Cuvier's Laboratorium zu beschäftigen, und nach einiger Zeit übergab ihm der große Naturforscher die sämmtlichen Notizen und Zeichnungen, welche er über fossile Fische gesammelt hatte, und bat ihn, das Werk zu vollenden. „Sie sind jung", sprach er, „Sie haben noch Zeit genug, ich aber habe keine mehr übrig." Das ihm anvertraute Material erwies sich als ein Legat für Agassiz, denn wenige Tage später starb Cuvier ganz plötzlich.

Inzwischen wurden Mittellosigkeit und pecuniäre Verlegenheiten für Agassiz immer fühlbarer, und schon fürchtete er, Paris verlassen zu müssen, ohne sein Werk vollendet zu haben. Da kam ihm als Retter in der Noth Humboldt zu Hülfe. Er hatte auf den jungen Mann, der so ernst seiner wissenschaftlichen Arbeit oblag, längst sein Augenmerk gerichtet. Seine Armuth errathend, bestand er in der zartesten und gütigsten Weise darauf, eine Zeit lang sein Bankier sein zu dürfen. Dieses großmüthige Anerbieten enthob Louis und seine Eltern einer Last von Sorgen, und Humboldt erntete dadurch eine Dankbarkeit, die fast der Kindesliebe gleichkam und ihm bis an seines Lebens Ende Freude bereitet hat.

Unermüdlich arbeitete Agassiz in Paris weiter, wo Braun bald mit ihm zusammentraf und die Freunde nun vereint ihre Forschungen betrieben, bis im Jahre 1832 die Stelle eines Professors der Naturgeschichte in Neufchâtel, welche Humboldt für Agassiz ausgewirkt hatte, letzteren nach Neufchâtel abrief. Hier bethätigte sich alsbald seine Leidenschaft für den Beruf des Lehrers und jener mächtige Einfluß auf seine Schüler, den er in so hohem Grade besaß, und der ihm die Verehrung aller seiner Hörer eintrug.

Bald nach seiner zwar sicheren, doch keineswegs einträglichen Anstellung heirathete Agassiz Cäcilie Braun, die Schwester seines geliebten Freundes Alexander. Das junge

Digitized by Google

Paar richtete sich die Häuslichkeit auf die einfachste Weise ein, und Louis gewann eine große Stütze an seiner Frau, da ihr ungewöhnliches künstlerisches Talent, welches sie bisher für ihres Bruders botanische Studien verwerthet hatte, sich jetzt einem neuen Felde zuwandte. Einige der besten Zeichnungen in „Fossile und Süßwasserfische" rühren von Agassiz' Gattin her. Die Publication des ersten Theiles dieses großen Werkes über Fische hatte ihm einen jener reichen Preise eingetragen, durch welche England in so schöner und freigebiger Weise die Geistesarbeit ehrt. Hierdurch kam er in Beziehungen zu England und englischen Gelehrten, auf deren dringende Einladungen er im Jahre 1834 nach Großbritannien reiste. Dank der Gastfreundschaft und Liberalität der dortigen Naturforscher brachte er eine höchst angenehme und belehrende Zeit in England zu. Der Besuch wurde bald wiederholt, und von England aus trat er auch zuerst in Verbindung mit Amerika, das später seine zweite Heimath und die Stätte seiner Erfolge werden sollte.

Um diese Zeit war es, daß Agassiz auf seinen Ferien-Ausflügen die Gletscher zu studiren begann und seine geologische Theorie hinsichtlich der Eiszeit unserer Erde aufstellte, wodurch er seinen eigentlichen europäischen Ruhm erwarb. Natürlich wurde ihm ebensowohl scharfer Widerspruch wie beifällige Zustimmung. Besonders Humboldt konnte sich nicht mit den Ideen seines Schützlings befreunden und bat ihn wiederholt, die Gletscherforschung fallen zu lassen und sich nach wie vor nur mit der Naturgeschichte der Fische zu beschäftigen.

Von hohem Interesse, doch zum Citiren zu lang, sind die Schilderungen, wie Agassiz und seine Freunde, zu denen u. A. Karl Vogt gehörte, wochenlang auf dem Aargletscher zubrachten und dort im Schutze eines großen Felsens logirten, welchem sie den Spottnamen „Hôtel des Neufchâtélois" beilegten. Das Felsstück zerbröckelte 1844 unter dem Einfluß des Frostwetters und Regens, doch merkwürdigerweise wurde noch im vorigen Jahre ein Bruchtheil des Steines gefunden, welches die Inschrift der Namen einiger Mitglieder der Gesellschaft aufwies.

Eine längst von ihm geplante und ersehnte Reise nach den Vereinigten Staaten kam 1846 zur Ausführung. Geldmangel war die Ursache gewesen, daß er sich bisher die Erfüllung dieses Wunsches hatte versagen müssen, aber nun wurde er Zwecks einer wissenschaftlichen Expedition hinübergeschickt, zu welcher der Fonds aus Privatmitteln beschafft war. Seine Frau und drei Kinder ließ er daheim bei seinem Freunde Braun. Er glaubte, daß seine Abwesenheit vier Jahre währen würde, und nicht im Entferntesten kam ihm der Gedanke, daß er nach Amerika ging, um dort für immer seinen Wohnsitz zu nehmen.

Nach dem Abschluß seines europäischen Lebens wird die Biographie weniger interessant. Sei es, daß jedes Menschen Leben in der Zeit des Strebens und Kämpfens interessanter ist, als in den Jahren des Erfolges; sei es, daß in diesem Falle das Material für die letztere Periode weniger zugänglich war — das Factum bleibt dasselbe.

Im Jahre 1847 erhielt Agassiz die schmerzliche Kunde vom Tode seiner Gattin, und die durch dieses Ereigniß in seiner Häuslichkeit eingetretene Veränderung mag ihn wohl mit dazu bestimmt haben, die glänzenden Anerbietungen anzunehmen, welche ihm in den Vereinigten Staaten gemacht wurden. Er sah auch, was für ein großes und noch unbearbeitetes Feld Amerika für den wissenschaftlichen Forscher darbot. Europa wurde damals von politischen Unruhen erschüttert, während er hier in Ruhe arbeiten und studiren konnte. So sah sich Agassiz 1848, als die alte Welt bestrebt war, ihre Ketten abzuschütteln, in den Stand gesetzt, ungestört in einem freien und glücklicheren Lande als Lehrer über die vergangenen Zeitalter unseres Erdballs zu sprechen und als Forscher über dessen zukünftige Entwickelung zu speculiren.

Im Jahre 1850 heirathete er eine amerikanische Dame — eben die jetzige Verfasserin der Erinnerungsschrift —, und diese Heirath befestigte seinen Entschluß, in den Vereinigten Staaten zu bleiben. Er ließ seine Kinder nachkommen und bezog ein Haus bei Boston. Glücklich in diesem Heim, im Kreise von Freunden, und befriedigt durch seine Arbeit, führte Agassiz ein rein wissenschaftliches Leben, das von Forschungen und Entdeckungen, wie von seinem Briefwechsel mit den ersten Gelehrten Amerikas und Europas ausgefüllt wurde. Nie jedoch hat er seine alte Heimath und seine alten Freunde vergessen, und Briefe an Humboldt, Braun und seine Mutter werden häufig mitgetheilt.

Für den großen Theil des Lesepublicums, welches keine Gelegenheit hat, sich eingehend mit dem Studium wissenschaftlicher Werke zu beschäftigen und doch genug von den darin behandelten Dingen weiß, um gern Fühlung mit deren Geschichte zu behalten, werden die von Agassiz' amerikanischem Leben berichtenden Bände von keinem geringen Werthe sein. Doch vor Allem möchten wir sie den jungen Studirenden empfehlen. Dieser Bericht, wie von einem einzigen Manne auf so vielen Gebieten und angesichts so großer Schwierigkeiten und widriger Verhältnisse so Erstaunliches an Arbeit geleistet wurde, kann nur segensreich wirken. Freilich werden Viele der Studirenden nicht mit allen Schlußfolgerungen Agassiz' einverstanden sein. Daß er niemals den Darwinismus und die Entwickelungslehre völlig acceptirt hat, wird manche Leser überraschen. Dies aber schmälert nicht die Leistungen, welche er thatsächlich vollbracht hat, und wie groß diese waren, davon kann sich Jeder überzeugen, der nur einen Blick auf das hier gebotene Verzeichniß derselben wirft. Wie hoch seine Arbeit von allen berühmten Forschern unserer Zeit geschätzt wurde, dafür legen die hier gesammelten Briefe das beste Zeugniß ab. Vielleicht den größten Reiz bietet die Lectüre durch die uns darin vorgeführten Briefe von Alexander von Humboldt (vor allen Anderen der ermuthigende, hülfreiche Freund Agassiz' und ihm stets in Bewunderung zugethan), von Lyell, von Murchison, Darwin und zahlreichen anderen europäischen und amerikanischen Gelehrten, denen wir in diesem Buche begegnen. Eigenartig erfrischend werden wir durch die hier offenbarten großherzigen Sympathien berührt — durch die edle Bereitwilligkeit, Irrthümer zu bekennen und die selbstlose Bewunderung Anderer — während uns nirgends die Kleinlichkeit und Gemeinheit des Alltagslebens entgegentritt. Selbst der entschiedenste Pessimist wird nicht umhin können, wenigstens *etwas* Gutes an der menschlichen Natur gelten zu lassen, so lange noch solche Männer unter uns leben und arbeiten. Was wir als Nachwirkung dieser Lectüre empfinden, ist nicht allein Hochachtung vor Agassiz, dem Manne der Wissenschaft — es ist auch ein tiefes Gefühl der Liebe und Ehrfurcht für die Wissenschaft selbst.

Die Beziehungen Agassiz' zu amerikanischen Schriftstellern, wie Emerson, Lowell, Oliver Wendell, O. W. Holmes, Longfellow u. A., jener Schaar auserlesener Neu-Engländer; die Anhänglichkeit zu seinem Adoptivvaterlande, seine leidenschaftliche Vertheidigung des Nordens gegenüber der Haltung gewisser, mit den Sklavenhaltern des Südens sympathisirender Engländer — dies Alles ist ebenfalls von Interesse.

Außer seinen einflußreichen Beziehungen zu fast allen bedeutenden wissenschaftlichen und literarischen Männern seiner Zeit war er besonders durch die bewundernswürdige Gabe ausgezeichnet, auf Andere einzuwirken. Jung und Alt, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aus jedem Stande, die irgendwie in Berührung mit Agassiz gekommen sind, unterlagen sämmtlich der magnetischen Anziehungskraft dieses Mannes. Einen eigenthümlichen Beweis für seinen persönlichen Einfluß bildet die Art und Weise, wie die Schule auf Penikese gegründet worden ist. Dieses Institut zur Förderung wissenschaftlicher Studien, zu dessen Bau ein großmüthiger Amerikaner die Mittel geliefert, hatte Agassiz sich anheischig gemacht, bis zum 5. Juli 1872 fertig herstellen zu lassen. Und dies in einer Zeit, da er schon unter der tödtlichen Krankheit litt, an welcher er 1873 starb. Er wurde in Amerika beerdigt. Das Monument, welches ihm gesetzt worden ist, besteht aus einem einfachen Felsstück vom Rande des Aargletschers, unberührt vom Hammerschlag eines Menschen, ganz so, wie es die Natur geformt hat. Auch die Fichtenbäume, welche kräftig an dem Grabe hervorwachsen, wurden von liebender Hand aus seinem alten Schweizerheim herübergesandt. So umgeben ihn im Grabe die alte und die neue Heimath.

Digitized by Google

Die Erinnerung an ihn lebt in beiden Ländern unverwelklich fort.

In Amerika ist durch das großartige Museum, welches er für Boston errichtet hat, ein Museum, in welchem er seine Ansichten über die Einheit der Natur praktisch dargelegt hat, die Gewähr für sein unvergeßliches Andenken geboten. Ein schöner, liebenswerther Charakter war er, der bis an sein Ende ein Knabe blieb, geführt von der Natur, „der lieben alten Pflegerin", wie es in dem wundervollen Gedicht von Longfellow heißt, welches dieser Agassiz zu dessen 50. Geburtstag gewidmet hat. Die Natur erhielt ihn, wie der Dichter sagt, stets kindlichen Sinnes, sie sang ihm Tag und Nacht die Koselieder des Weltalls, sie schlug vor ihm die Blätter des Lesebuches auf, das sein himmlischer Vater für ihn geschrieben hatte.

„Komm'", sprach sie, „wandern wir
In unerforschtes Land,
Lies, was noch Keiner hier
In Gottes Handschrift fand."

Der Vater Agassiz' hat von seines Sohnes Ruhm nur noch die Morgenröthe erblickt, die Mutter hat noch dessen vollen Glanz erlebt. Sie ist ihrem Sohne nur um wenige Jahre vorangegangen auf jene große Reise in unentdeckte Regionen, welche uns Allen vorbehalten bleibt.

Vom Burgtheater.

Krisengerüchte durchschwirren die Lüfte, es heißt, Adolf Wilbrandt solle gehen oder gegangen werden. Schon bei Lebzeiten des Baron Hofmann galt die Stellung des Directors des Burgtheaters als tief erschüttert und — sie war es damals vielleicht mehr als heute. Baron Hofmann machte kein Geheimniß daraus, daß er den alten Director nicht in das neue Haus mitnehmen wollte. Was er auszusetzen hatte, ist dem verstorbenen Generalintendanten vielleicht niemals klar gewesen, denn wenn er auch eine ungewöhnliche Theaterroutine besaß, so stand er weder auf der Höhe, um einen literarischen Director des Burgtheaters beurtheilen zu können, noch hatte er die Empfindung für das echte Schöne, um sich darüber mit dem Leiter der Hofbühne gehörig auseinandersetzen zu können. Wahrscheinlich war es die Erkenntniß der eigenen Inferiorität, welche das Mißvergnügen des Herrn über seinen Beamten verschärfte. Zudem ist Wilbrandt des Oefteren eigensinnig gewesen, zuweilen in Dingen, wo diese männliche Festigkeit unnöthige Uebertreibung war, was den Zorn des Baron Hofmann noch vermehrte. So gedieh in des Letzteren Kopf der Gedanke immer mehr, sich bei der ersten passenden Gelegenheit eines Directors zu entledigen, der, auf seinem Scheine stehend, seinem Vorgesetzten sogar keinen Eingriff in die Ereignisse des Burgtheaters gestattete; demselben Manne, der bei der ihm gleichfalls unterworfenen Oper jedes Paar Balletschuhe höchstselbst bestellte. Baron Hofmann und Wilbrandt haben sich nicht öfter gesehen, als es absolut nöthig war, und ganz gewiß haben sie sich noch viel seltener gut gesprochen.

Die Einflußlosigkeit des Chefs — der Grund, der Wilbrandt's Verderben bei Hofmann vorbereitete — fällt bei dessen Nachfolger weg, und damit ist, nach meiner bescheidenen Meinung und Kenntniß der Verhältnisse und Personen, den Gerüchten von der Bedrohung der Position des Directors des Burgtheaters die innere Wahrscheinlichkeit genommen. Baron Besecny ist, was die Franzosen einen homme sérieux nennen, ein Mann, der weitab steht von allem Geflunker und der von seinem Vorgänger bis an die Grenze des Skandalösen systematisch betriebenen Reclame; er greift nicht bald an die Wirkung und bald an die Ursache, je nachdem ihm die eine oder die andere paßt, sondern er anerkennt die Untrennbarkeit Beider und haßt insbesondere die leichten Siege, diese Pest aller Kunst. Herr von Besecny ist freilich schon beinahe einen Monat lang Generalintendant, aber er hat noch gar nichts Wesentliches verfügt, er ist in der langen Zeit, in welcher ein Anderer schon viel an sich gerissen hätte, vielleicht noch nicht zu einem einzigen feststehenden Entschlusse gekommen. Er studirt die beiden Hoftheater. Dabei stößt er bei jedem Schritt auf Traditionen, die für deren Entwickelung von Bedeutung waren oder noch sind und die nur der Leichtsinn mit einem Federzug vernichten wollte. Er tritt dem kunstvollen Gefüge immer näher, auf dessen Spitze der Ruhm der beiden Institute, ihre classische Bedeutung ruhen. Welcher gewissenhafte Mann wird im Angesichte solches Glanzes sagen, dies und das taugt nicht mehr — weg damit? Wer wird die Verantwortung auf sich nehmen, auch nur die kleinste Säule abzusägen? Baron Besecny nicht, dazu ist er selbst zu sehr eine künstlerische Natur, oder, um das Wort zu gebrauchen, mit dem man Wilbrandt am meisten verhöhnt: auch Baron Besecny ist zu viel Idealist, um der leichtfertigen Modemeinung des Tages eine Hekatombe zu schlachten.

Wer sind nun die Leute, welche die Gerüchte von der Entfernung Wilbrandt's aus dem Burgtheater in die Welt setzen? Denn es muß solche geben, weil kein Rauch ohne Feuer ist. Die Antwort findet sich leicht. Es sind jene Beamten, welche zwischen dem Generalintendanten und dem Director stehen; ob blos ihre Ueberzeugung, ob auch Ehrgeiz und andere Motive mitspielen, mag nicht weiter erforscht werden, ich nehme nur die reinsten Motive an, und will diese auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Wer die letzten Jahrgänge der „Gegenwart" gelesen hat, wird mir das Zeugniß geben, daß ich mit Wilbrandt nicht gerade wie mit einem Liebling verfahren bin; und wer sie nicht gelesen hat, dürfte am Schlusse dieser Zeilen ebenso genau wissen, wie wir miteinander stehen. Aber gerade dasjenige, was ihm in der bureaukratischen Region vorgeworfen wird und womit man ihn schon in der Studienzeit des neuen Generalintendanten vernichten zu können vermeint, noch ehe er selbst zu Worte kommt, gerade dies ist falsch, um nicht zu sagen, es ist Entstellung. Wenn die Bureaukraten vom Verfalle des Burgtheaters sprechen, so meinen sie immer die materiellen Resultate. Sie sagen, das Publicum sei dem Kaiserlichen Schauspielhause entfremdet, und zum Beweise dessen — es arbeite mit einem Deficit, während einst seine Ueberschüsse zur theilweisen Deckung der Bedürfnisse der Oper verwendet werden konnten. Wendet sich das Publicum wirklich vom Burgtheater ab? Die Bruttoeinnahmen sind während des Regime Wilbrandt um gut zehn Procent gestiegen. Das ist bei Weitem nicht das Verdienst des gegenwärtigen Directors; wäre der beste dagewesen, sie hätten vielleicht um fünfzehn oder gar zwanzig Procent zugenommen. Aber sie sind gestiegen, und da die Billetpreise seither nicht erhöht wurden und das vom Baron Hofmann ersonnene, alles Urtheil corrumpirende Premièrenabonnement das Plus bei Weitem nicht erklärt, so kann es nur durch den stärkeren Besuch hervorgerufen worden sein.

Trotzdem hat das Burgtheater seit der Direction Wilbrandt ein Deficit! Ja, es hat ein Deficit. Welches sind die Ursachen? Ich will sie mit dürren Worten nacheinander aufzählen: überflüssige Engagements, überflüssige Ausstattungskosten, vergeudete Verwaltungsspesen. Trifft für eine derselben Wilbrandt die Schuld? Etwa für die Engagements? Frau Schratt, Herr von Bukovics und Dr. Tyrolt beziehen zusammen achtundzwanzigtausend Gulden an Jahresgage. Nur der Letztere wurde im Einverständniß mit Wilbrandt angeworben, Herr von Bukovics und Frau Schratt kamen gegen den Protest des Directors durch Baron Hofmann in das Burgtheater; Frau Schratt, indem sie sich hinter einen machtvollen Zeitungseigenthümer steckte, der sich wieder mit einem einflußreichen Regisseur verbündete und abwechselnd mit diesem ellenlange Briefe an Baron Hofmann nach Ischl schrieb, gegen welche die Einwendungen des Directors ohnmächtig blieben; Herr von Bukovics nach dem Brande des Stadttheaters. Baron Hofmann ließ ihn, so wird erzählt, zu sich rufen und frug ihn, ob er in das Burgtheater wolle, und als der Schauspieler bejahte, wurde sofort ein Contract vereinbart. Wilbrandt erhielt erst später Nachricht, ging zu Bukovics und rieth ihm dringend von diesem Engagement angesichts der bedenklichen Ueberfüllung des Hauses mit Komikern in ernsten Worten ab. Da soll, so wird weiter bemerkt, Herr von Bukovics lächelnd den in Kraft erwachsenen Contract hervorgezogen und seinem Director gezeigt haben. Welches ist die Bedeutung dieser Acquisitionen? Bis zur Erkrankung Baumeister's spielten die beiden Herren etwa in drei Wochen einmal, jetzt helfen sie aus, ohne sich in der Gunst des

Digitized by Google

Publicums festsetzen zu können. Frau Schratt ist die liebenswürdigste Dame der Welt, aber ihr Engagement für das Burgtheater erweist sich geradezu als ein Fehler. Naive Rollen kann sie und will sie wohl neben dem vom Enthusiasmus der Residenz getragenen Frl. Hohenfels nicht spielen, und für junge Salondamen fehlt ihr Repräsentation und Intelligenz. Das hat sich beim „Hüttenbesitzer" deutlich gezeigt, obwohl man sich Mühe gab, es zu vertuschen, und die Kritik mildthätig beide Augen schloß. Frau Schratt verstellt einer Andern den Platz, die für das Burgtheater absolut nothwendig ist, aber nicht gewonnen werden könnte, selbst wenn man sie fände, weil der Etat die Belastung nicht verträgt. So hat Baron Hofmann durch seine Acquisitionen positiven und negativen Schaden gestiftet. Allerdings nahm auch Wilbrandt neue Mitglieder ins Haus, darunter Frl. Barsescu, über deren Talent alle Welt einig ist, dann Frl. Rübsam, die als Remplaçantin für Frl. Wessely gedacht war, als diese bedenkliche Fluchtlaunen zeigte, von denen sie erst in Kremsier geheilt wurde, und die nun da ist und nicht fortgeschickt werden kann. Oder sollte Wilbrandt nicht auf Ersatz sinnen? Wie hätte man ihn dann, mit Fug und Recht, angeklagt und verurtheilt. Weiters wurden dann noch einige Herren in das Burgtheater gezogen, die mit kleinen Rollen einer großen Carrière entgegengehen — wollen. Alle Engagements Wilbrandt's kosten aber kaum so viel als Herr von Bukovics oder Dr. Tyrolt allein. Die überflüssigen Ausgaben dieser Art stammen also von Baron Hofmann.

Die unnützen Ausstattungskosten! Nachdem die Hofoper ihren Franz Gaul hatte, mußte das Burgtheater auch seinen Historienmaler kriegen, und es verfiel auf den viel talent- und geschmackvolleren Johann Fux. Bin ich recht unterrichtet, so lautet sein Vertrag so, daß er in seinem Ressort völlig souverän ist. Er entwirft ein Kostenpräliminar, das er der Generalintendanz vorlegt. Von da ab schaltet er nach seinem Willen, der Director hat ihm schon gar nichts dreinzureden. Wie selig war der harmlose Wilbrandt, als er bei seinem Directionsantritte hörte, dieser Theil der Geschäfte gehe ihn nichts an! Er hatte nichts mit den Ziffern und mit dem Gelde zu thun, er, der bis dahin die Ziffern nur aus der Schule und das Geld außer in der Scheidemünze literarischer Honorare noch gar nicht kannte! Er athmete bei dieser Freudenbotschaft förmlich auf, sie klang wie das Echo seiner Gesinnungen. Hinterher ist sie ihm freilich eine Sorge geworden. Bei Neuscenirungen und Novitäten größeren Styls will Herr Fux zeigen, was er kann, und weil er viel kann, so kostet es auch viel Geld. So haben der neue „Faust" über dreißigtausend, „Wallenstein" gar vierundvierzigtausend Gulden verschlungen. Wer unser Burgtheater kennt, wird es kaum für möglich halten, daß man dort für die Ausstattung *eines* Stückes eine so colossale Summe ausgeben könne. Es ist dennoch so, das Geld wurde verbraucht, die Ersätze waren geringfügig, die Kosten lasten schwer auf dem Budget. Wer hat sie genehmigt? Director Wilbrandt? O nein! Baron Hofmann! Will man den Etat dieser Bühne merklich erleichtern, so muß man Herrn Fux, der als Künstler alles Lob verdient, behalten, aber seiner Phantasie die Flügel stutzen und von seinen Voranschlägen eine Null streichen. Nach dem vertragsmäßigen Sachverhalt kann dies nur der Intendant, nicht der Director.

Nun zum Dritten, zu den vergeudeten Verwaltungsspesen. Während das Publicum die Engagements und die Ausstattungen controliren kann, sind ihm die Verwaltungskosten ein Geheimniß, es sieht kein äußeres Anzeichen der Arbeit, es kann sie nicht abschätzen und würdigen. Die Kosten derselben sind aber verblüffend, und noch verblüffender ist, daß sich dieselben in den letzten drei Jahren um fast ein Viertel erhöht haben sollen. Wodurch? Etwa in Folge einer besseren Bezahlung des Hülfspersonals und dergleichen? Nein, nicht deshalb, sondern weil unter dem Regime Hofmann große neue Ausgaben erfunden wurden, die man nicht anders, denn als muthwillige bezeichnen kann. Um nur ein Beispiel anzuführen, will ich der Druckkosten gedenken. Sie waren einst minime und machten nicht so viel Hundert aus, als sie jetzt Tausende verschlingen. Da hatte das altehrwürdige Burgtheater seine ebenso ehrwürdigen Billets in Pappendeckel von verschiedener Farbe, die letztere bezeichnete den Tag. Das mußte weg; jetzt werden für jeden Tag neue Billets mit Controlcoupons gedruckt. Die Schauspieler erhielten ehedem ein für allemal eine Legitimation für die ihnen gebührenden Freikarten, jetzt empfangen sie zierliche Couponhefte, die sich auf jedem Tische einer Dame sehen lassen können. Das kostet Geld, sehr viel Geld sogar. Und so ist die ganze Verwaltung, die einst in ihrer patriarchalischen Einfachheit zum Wesen der großen Kunst stimmte, zu einem schwerfälligen, geldverzehrenden Mechanismus geworden, als wäre das Burgtheater eine Bank oder ein Commissionshaus. Bedenkt man noch, daß die Großmuth des Baron Hofmann so weit ging, der Frau Janisch für zwei Jahre die ganze Gage zu bewilligen, obwohl sie auf Reisen zog, um anderswo Geld zu erwerben, oder daß er mit den die Pension versichernden Decreten an den unpassendsten Plätzen freigebig war, so wird man das Zifferngebäude des Kaiserlichen Schauspielhauses nicht blos anstaunen, sondern auch begreifen. Ob man nicht gleichzeitig über die Naivetät Wilbrandt's lächelt, der solches neben sich geschehen ließ, ohne es zu verstehen, ist eine andere Frage. So viel glaube ich aber festgestellt zu haben, daß die Waffen, mit denen die Bureaukratie gegen Wilbrandt schlägt, nichts taugen, selbst wenn sie ehrlicher wären, als sie vielleicht sind. Baron Besecny's ganze Vergangenheit liegt auf finanziellem Gebiete, er versteht die Sprache der Ziffern; er wird ihr Meister werden, wenn er sie nicht durch die Brille der Beamten besieht.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Reden von der Bedrohung Wilbrandt's auch die Aufmerksamkeit anderer, insbesondere der literarischen Kreise erweckt haben, denen insbesondere das Burgtheater an das Herz gewachsen ist als das Heiligste und Beste, was wir haben, als die Zuflucht unseres bedrängten Deutschthums, als der Hort alles poetischen Schaffens, als das höchste Tribunal unserer Sprache und Literatur, als der Weltmittelpunkt aller dramatischen Kunst. Sie fragen mit Zittern und Zagen: Was dann? Sie suchen mit geängstigtem Blick nach dem neuen und besseren Director und finden ihn nicht, weder im Inlande, wo ein ehrgeiziger Kritiker und ein „Dichter" der mittelmäßigsten Theaterstücke sich in den Vordergrund drängen, noch im deutschen Reich, wo sich auch an allen Ecken Directoren für das Burgtheater melden, die sich bald an die Taille einer in der Bourgeoisie einflußreichen Dame hängen, bald selbst nach Wien kommen, um sich zu zeigen. Du lieber Gott! Erwirbt man dadurch, daß man ein Hoftheater in Stuttgart, Hannover oder Weimar, oder ein Stadttheater in Frankfurt nach Kräften heruntervertwaltet hat, den Anspruch, Director des Wiener Hofschauspieles zu werden? Muß man nicht künstlerisch oder literarisch etwas bedeuten, um sich hervorragen zu dürfen? Waren Schreyvogel und Holbein, Laube und Dingelstedt auch so wenig wie diese Candidaten? Ist Wilbrandt ein Dutzendmensch wie sie? Wir müßten glauben, was man uns einreden will, daß unser Burgtheater wirklich tief gesunken ist, wollten wir nur einen dieser Werber ernst nehmen.

Was wir Adolf Wilbrandt nicht verzeihen können, ist, daß er uns die Burgtheaterfrage durch seine wirklichen Fehler aufnöthigte. Worin diese bestehen, habe ich in meinen früheren Briefen oft genug ausgeführt; ich muß wieder darauf zurückkommen, daß man nicht sage, das diesmalige Plaidoyer für ihn sei im Widerspruche mit dem, was ich früher über und gegen ihn geschrieben. Es ist heute so wahr wie vor zwei Jahren, daß Wilbrandt ein Manuscript nicht zu beurtheilen vermag. Das zeigen die Schicksale der größten Mehrzahl seiner Novitäten, die sich fast ausnahmslos als äußerst kurzlebig erwiesen. Er hat, selbst Dichter, zu viel Respect vor gewissen anerkannten Autoren und gönnt ihnen im Burgtheater einen Raum, den sie nicht behaupten können. Daher kamen die Durchfälle der Dramen von Paul Heyse, Wildenbruch, Jokai und — Wilbrandt. Vielleicht verschuldet die eingerissene Jagd nach Neuigkeiten einzelne Unfälle, aber auch dann trägt der Director die Verantwortung, der die erste Bühne Deutschlands aus gar keinem Grunde einer Niederlage aussetzen darf. Der Irrthum ist menschlich, aber fortwährender Irrthum hat eine andere Bezeichnung. Die blinden Freunde Wilbrandt's deuten mit großer Ungeschicklichkeit auf den notorischen Einfluß Sonnenthal's auf die Annahme und Ablehnung neuer Stücke hin und illustriren denselben durch merkwürdige Geschichten, nach welchen von Wilbrandt gutgeheißene Werke durch das Wort des berühmten Künstlers beseitigt und abgelehnte nachträg-

Digitized by Google

lich wieder acceptirt worden seien. Wenn das wahr ist, so muß man darin ein bedenkliches Symptom der Schwäche des Directors erblicken. Hat er deshalb bei seinem Amtsantritte in ostensibler Weise alle Macht der Regisseure an sich gerissen, um sie hinterher mit Einem, und mit diesem vielleicht noch ungleich, zu theilen? Die Regisseure sind Schauspieler, und Niemand darf es ihnen verdenken, wenn sie den subjectiven Standpunkt nicht verleugnen. Der Director soll der Geist über den Wassern sein. Der Geist, kein Schatten! Er handelt gewiß nur nach seiner Pflicht, wenn er die Stücke auch nach der Seite der Darstellung beurtheilt und heute Diesem, morgen Jenem eine Glanzrolle zuschanzt, er muß das thun, denn in einer so auserlesenen Schaar soll Jeder zur Geltung kommen, und selbst eine Concession in dieser Richtung wird nicht übel ausgelegt werden. Aber eine natürliche Grenze finden die Ansprüche selbst des größten Künstlers in den Forderungen, welche im Namen der Poesie und Kunst an jedes Stück gestellt werden müssen. Der Idealismus, der die Stücke von Benedix, Raupach, Görner u. s. w. ausschließt — und nicht mit Unrecht —, muß auch vor Novitäten desselben Schlages Stand halten. Hat das Burgtheater nöthig, sich mit diesem Mittelgut zu bepacken? Alles, was anderen Bühnen aus Mangel an ausreichenden Kräften verschlossen ist, steht ihm zur Verfügung, und dieses Alles begreift die classische dramatische Literatur in sich. Dreimal gesiebt sollten die Stücke sein, die das Burgtheater passiren; die Erfolge der letzten Jahre, der „Richter von Zalamea", der „Erbförster", „Wallenstein", die „Welt, in der man sich langweilt" beweisen, mit welcher Begeisterung unser Publikum den Hofschauspielern auf den besten Wegen folgt. Laube erfand, als er in seinem Stadttheater nur mehr schlechte Komödianten hatte, das Schlagwort von den „leichten Reitzungen", es enthielt eine Ausrede, keinen Kern.

Wie Wilbrandt in seinen Novitäten nicht glücklich war, so ist er es auch nicht bei der Zusammenstellung des Repertoires, in welchem eine schreckliche Monotonie herrscht. In diesem Winter hat er durch die Krankheit Hartmann's und Baumeister's einen schweren Stand; für den Ausfall durch die Verhinderung der Letzteren kann man ihn nicht verantwortlich machen, das Unglück geschah nach begonnener Saison und die Aerzte meinten, es werde in acht Tagen vorüber sein, während es nun schon drei Monate dauert. Es gibt Stücke, die man, solange wie Baumeister da ist, durch gar keinen Anderen spielen lassen darf, die Lücke klafft, aber sie kann nicht ausgefüllt werden. Anders liegt der Fall Hartmann. Dieser Künstler erkrankte im Frühling, man wußte, daß er ein Jahr lang fern bleiben werde. Da konnte Herr Wilbrandt während der Ferien seine Dispositionen treffen und den riesigen Rollenkreis des Fehlenden zum großen Theile mit den reichlich vorhandenen Kräften besetzen. Einiges nahm Sonnenthal in gewohntem Pflichteifer wieder zurück, vieles Andere konnte auf die Schultern der Herren Kraftel, Robert und Hübner abgeladen werden, nur das Charakteristischste wie „Heinrich V.", „Wehe dem, der lügt" u. s. w. wäre dann reservirt geblieben. Kraftel und Robert spielen nicht eine einzige Hartmann'sche Partie, der talentirte Herr Hübner erhielt Einiges, Wilbrandt aber zog Herrn Devrient in den Vordergrund, den talentlosesten an dem ganzen Theater, bei dessen Erscheinen auf der Bühne alles Interesse erlischt. So stellt sich allmählich heraus, daß die betreffenden Stücke doch nicht gegeben werden können — jetzt freilich, weil Herr Devrient in denselben einen großen Part inne hat.

Ein anderer Fehler Wilbrandt's liegt in der vielfachen Verkennung der Leistungsfähigkeit seiner Mitglieder. Nicht, daß er darüber kein richtiges Urtheil hätte, aber er ist zu milde, um nothwendige Correcturen vorzunehmen. Man erzählt in diesem Punkte die seltsamsten Dinge, das Auffälligste soll sich in der jüngsten Darstellung des „Käthchens von Heilbronn" zugetragen haben, als Frau Röckel, Frau Kupfer und Frau Negro gleichzeitig und allein auf der Bühne standen. Wie viele Jahrhunderte da auf das verehrliche Publicum hernieder-schauten, ist schwer festzustellen, um so sicherer kann man behaupten, daß kein Schlafender durch einen lauten Ton aus einer der drei Kehlen geweckt würde. Der Director soll in seiner Loge gesessen und nicht den Befehl gegeben haben, daß der Vorhang herunterzulassen sei. Solche Dinge fallen einer künstlerisch geschulten Zuhörerschaft wie die Wiener gar gewaltig auf und tragen zur Untergrabung der Position des Directors ungleich mehr bei, als alle Intriguen bereitstehender livrirter und nicht livrirter Nachfolger. Ein Director muß den Muth haben, das Alter seiner Schauspieler zu controliren.

Trotzalledem muß Wilbrandt in Amt und Würden erhalten werden. Er hat den Beweis erbracht, daß er zu lernen vermag, denn er verbesserte Vieles. Eine Menge von Stücken, die er in den ersten Jahren vernachlässigte, lebten wieder auf, so „Wallenstein", „Julius Cäsar", der „Erbförster", „Minna von Barnhelm", „Viel Lärm um Nichts", die „Widerspänstige" (allerdings mit dem Fehlgriff nach Frau Schratt). Er hat manche gute Acquisition gemacht, er verwendet alle Sorgfalt auf das Einstudiren und die Scenirung der Stücke, obwohl gerade jetzt die durch die Krankheitsfälle gebotenen Massenproben mit den Ersatzmännern aufreibend sind. Das sind indessen nur Details. Adolf Wilbrandt repräsentirt einen vornehmen Geist, den er seinen Künstlern auf und abseits der Bühne mitzutheilen weiß. Die Hofschauspieler haben gegen Laube eine Faust im Sack gemacht und vor Dingelstedt gezittert, aber sie waren niemals so fein wie jetzt, so charaktervoll und in ihrer gesellschaftlichen Position so unnahbar — trotz der Velleitäten des verstorbenen Generalintendanten, der mehr zum Genre der Frau Janisch hinüberneigte. Wie viel es werth ist, wenn eine so gesunde Atmosphäre ein Theater erfüllt, weiß Derjenige zu schätzen, der sich in anderen umgethan hat. Wilbrandt hat viele Gegner, gekränkte Genies, zurückgesetzte Talente und dergleichen Selbstverständlichkeiten; aber er zählt vom Höchsten herab bis zum letzten Coulissenschieber keinen Feind in dem ihm anvertrauten Hause. Er ist eben selbst ein Charakter und imponirt. Dabei bestricken seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, seine Treue und Aufopferungsfähigkeit und ziehen Alle in seinen Bann. Einen solchen Director muß man hoch halten, und ganz gewiß darf man ihn erst fallen lassen, wenn man einen besseren weiß.

Das ist nun das stärkste Argument für Wilbrandt, daß kein besserer sichtbar ist, damit entwaffnet man selbst die Bureaukraten. Sie sind freilich mit einem Auskunftsmittel bei der Hand und wollen die Verwaltung der Generalintendanz übertragen und für den künstlerischen Theil einen dramaturgischen Beirath acquiriren. Die verwaltende Generalintendanz — das wären sie. Gott behüte uns vor ihnen. Ein Kunstinstitut von dem Range des Burgtheaters in den Händen etlicher Regierungsräthe oder Secretäre, das müßte ein gar trauriges Ende nehmen. Kommt doch die Krankheit des Theaters zum großen Theile daher, daß den Bureaukraten überhaupt ein Wort eingeräumt wurde, und jetzt sollten sie gar entscheiden! Nein, die Lösung der Frage ist so einfach wie nur möglich. Es kann bedeutend gespart werden, wenn man der Verwaltung ihre ursprüngliche Einfachheit wiedergibt, wenn man das Ausstattungswesen in vernünftige Grenzen einschließt, namentlich so lange im alten Hause gespielt wird, und wenn man unnütze Engagements bei der ersten Gelegenheit auflöst. Künstlerisch wird Wilbrandt zu rathen sein. Braucht man ihm doch nur zu sagen: „Sei der alte Idealist; lasse im Burgtheater nur das Allerbeste spielen, was überall die Probe bestand; weise alles Gemeine ab; fliege um den süßesten Honig zu den Deutschen, den Engländern, den Franzosen, den Spaniern, den Italienern, überallhin, wo du ihn findest; bedenke, daß ein so auserlesener Genuß auch eine reichliche Abwechslung bieten muß — sei ein wirklicher Idealist, und du wirst ein guter Director des Burgtheaters sein".

Wien, Anfang December.

X. Wiener.

Digitized by Google

Feuilleton.

Ein Weihnachtsabend.

Von Michael Batucki.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen.

Sechs Uhr. Die Glocke gab das Zeichen der Ruhezeit, die großen Räder der Maschinen hörten auf zu schnurren, und aus dem Innern der durch die Schmiedefeuer beleuchteten Fabrik strömte ein Schwarm berußter Arbeiter heraus, die sich in verschiedenen Straßen und Gäßchen zerstreuten.

Nur einer von ihnen blieb vor einem kleinen Victualienladen stehen, kaufte sich ein weißes Brot, ein Stückchen Käse und einen Häring. Damit ging er in ein Haus, welches am Ende der Straße stand, hinein.

Es trug wohl den Namen eines Hauses, war aber vielmehr eigentlich eine von armen Leuten bewohnte Ruine. Der Arbeiter guckte, ehe er in sein armseliges Stübchen hineinging, im Vorbeigehen in das Fenster des Portiers und sah diesen mit seiner Frau und den Kindern beim Abendbrot sitzen, während neben dem Tisch ein Weihnachtsbaum mit vielen kleinen Lichtern flimmerte. Er stand so eine Weile da und schaute dem Treiben zu; plötzlich fiel ihm etwas Feuchtes auf die Hand, in welcher er den Käse und den Häring hielt, herunter. Er schauderte und blickte mit Schrecken auf seine Hand hin — es war eine Thräne, die aus seinen eigenen Augen heruntergerollt war. Er hatte so aufmerksam die Portiers-Familie, die friedlich am gemeinsamen Tisch saß, beobachtet, daß er nicht bemerkte, wie deren Anblick ihm Thränen aus den Augen erpreßte.

Auch er hatte ja eine Familie in Krakau, die wahrscheinlich ebenfalls in diesem Augenblicke mit dem Abendstern sich zu Tische setzte und die Oblate theilte; aber er war nicht bei ihr, er konnte nicht die Oblate mit ihr theilen, wegen seiner Beschäftigung in der Fabrik, und konnte auch nicht zurückkehren, wohin ihn heute das Herz zog.

Er wischte die Thräne aus seinen Augen, ging über den Flur und über dunkle, enge Treppen und gelangte endlich in sein Dachstübchen. Als er sich der Thür näherte, vernahm er eine Bewegung in seinem Zimmer: etwas fing an zu winseln; das war Azor, sein Hund, der beim Oeffnen der Thür zu seinem Herrn stürmte, um ihn herumsprang, sich an seinen Fuß drückte und vor Freude mit dem Schweif auf die Erde schlug. Der Arbeiter streichelte sein Fell und beruhigte ihn; dann setzte er sich am Fenster auf die Pritsche und theilte das Brot und den Käse mit dem Thier. Ein Licht schien ihm wahrscheinlich eine überflüssige Sache zu sein, da er es nicht anzündete, vielleicht deshalb weil er es nicht hatte, oder vielleicht zog er auch den silbernen Glanz des Mondes vor, welcher hinter dem Schornstein hervorguckte und das Fensterchen der Kammer hell beleuchtete. Auf dem Grunde dieses lichten Punktes konnte man einen auf seinen Hinterpfoten sitzenden zottigen Hund und die schwarzen Hände des Arbeiters sehen, die ein Stück Brot hielten und sich bald zum Munde, bald wieder zum Hunde hinbewegten. Endlich sanken sie ruhig mit dem letzten nicht aufgegessenen Stückchen Brot auf die Kniee, denn der Arme wurde sinnend und vergaß das Essen. Es mag wohl sein, daß er dieses Brot gern für ein Stückchen Oblate, welche von den Seinigen käme, hingegeben hätte; es würde ihm dies die Seele stärken, welche nach einem guten Wort und einem bischen Liebe hungerte. Er hatte ja Niemanden als den Hund, und der Hund konnte nicht sprechen. In seinen klugen Augen sah er wohl ein Mitgefühl für sich, ja, er war überzeugt, daß der Hund sein Leid verstehe, aber er besaß ja doch nicht ein Wort des Trostes für ihn.

Plötzlich lebte in seinem Gedächtniß eine Legende, die ihm seine Kinderwärterin einstens von den am Weihnachtsabend sprechenden Thieren*) erzählt hatte, von den Ochsen, die zu sprechen anfingen, deutlich wieder auf. Der Gedanke, den man in die Welt der Volksphantasie hineinschleichen ließ, wanderte frei seinen Weg immer weiter und weiter, wie ein Knäblein durch den Wald der Träume ohne Zweck herumirrte, bis er ganz müde und abgespannt einschlief.

Und nun träumte er, daß er in der Kirche das alte innig ergreifende Weihnachtslied höre, daß er seine Familie bei dem Lichte der Laternen mit allem Volke in die Kirche gehen sehe; er rief ihr nach, aber Niemand sah sich nach ihm um, Niemand hörte ihn. Er begriff sogar, daß sie ihn nicht hören konnten, da er hunderte von Meilen entfernt war, und er dachte mit Schmerz: Werde ich sie noch einmal wiedersehen? Werde ich je zu ihnen zurückkehren? In diesem Augenblick schlug die Glocke zwölf Uhr; etwas bewegte sich neben ihm, er blickte um sich, zu seinen Füßen stand Azor.

Er stand vor ihm, sich auf seine Hinterpfoten stützend, und richtete die Augen auf ihn; dann öffnete er weit sein Maul, und aus seiner Kehle ging irgend eine menschliche Stimme hervor, die ihm leise sagte: „Du wirst wiederkehren".

Ein inniger Jubel durchzog seine Brust und diese Erschütterung weckte ihn. Er rieb seine Augen und blickte um sich. Azor saß wirklich auf seinen Hinterpfoten vor ihm, wie im Traum blickte er ihn ganz so mit seinen treuen Augen an, und dieser Blick schien ihm gleichfalls zu sagen: Du wirst wiederkehren . . . . .

Der Arbeiter nahm den Hund in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn wie einen wahren, treuen Freund.

*) Ein in Polen allgemein verbreiteter Glaube im Volke, daß die Thiere um zwölf Uhr Nachts am Weihnachtsabend zu sprechen anfangen.

Aus der Hauptstadt.

Das Chattanooga-Panorama.

Sobald das Panorama mit künstlerischen Tendenzen auftrat, haben die Aesthetiker ihren Mahn- und Weckruf ausgestoßen, um vor dieser Ausgeburt einer unkünstlerischen Zeit zu warnen. Es scheint, als ob sich Niemand darum kümmere. Kunstausstellungen machen schlechte Geschäfte, das Panorama ist eine der besten Capitalanlagen. Sein Publicum ist nicht das gruselsüchtige des Panoptikums, wie man wohl behauptet hat; es zieht im Gegentheil vorzugsweise die gebildeten Kreise an, besonders die Künstler. Schon der Eintrittspreis den eine Kunstausstellung bei uns in der Höhe nicht erheben dürfte, zieht eine feste Schranke. Welchen Einfluß das Panorama auf die Erziehung der Künstler ausübt, haben wir bereits früher an dieser Stelle hervorgehoben. Es ist gegenwärtig der einzige Factor, der zugleich zur Beherrschung großer Räume und zu einer Bezwingung der Natur in modernem Sinne führt. Zu der Monumentalmalerei, die sich von dem Banne der Vergangenheit so schwer loslöst, bildet es die willkommenste Ergänzung.

In den letzten Jahren ist dem Panorama noch obendrein eine wichtige Vermittlerrolle im internationalen Kunstleben zugefallen. Das Normalmaß der belgischen Gesellschaft, das allgemein durchgeführt ist, ermöglicht den internationalen Austausch. Pariser Panoramen sind bereits in Berlin zur Ausstellung gelangt. Jüngst hat sich auch Amerika dem europäischen System angeschlossen. Vielleicht wird dieser internationale Charakter dem Panorama neue Wege weisen. Die einseitige Vorliebe für Schlachtendarstellungen erschwert den Austausch ungemein. Weit allgemeiner würde die Reconstruction classischer Landschaften oder das Porträt berühmter moderner Gegenden gewürdigt werden. Diese Stoffe bieten auch die Möglichkeit einer ruhigeren Staffage als die Schlachtenbilder. Einzelne Versuche sind bereits gemacht, sie haben sich aber durchweg an andere Unternehmungen an-

Digitized by Google

geschlossen, so das Panorama von Neapel an die Fischereiausstellung, Ansichten von Gastein an die Ausstellung für Hygiene. Was mit einem Panorama von Jerusalem, von Rom, vom alten Athen zu erreichen wäre, lehrt die köstliche Schilderung Kairos von Simmler und Ekenbrecher.

Das erste von einem europäischen Künstler entworfene Panorama für Nordamerika hatte einen so fabelhaften pecuniären Erfolg, daß sofort die Bestellung eines zweiten stattfand. Man wandte sich an die Künstler, denen Berlin sein populäres Sedanpanorama verdankt, in erster Linie an den Landschafter Eugen Bracht, dem der Löwenantheil zufiel, weiterhin an Koch und Röchling, welche Anton von Werner beim figürlichen Theil des Sedanpanoramas unterstützten. Als Thema war eine entscheidende Episode aus dem Unionskriege, die Schlacht bei Chattanooga, gestellt. An Ort und Stelle haben die Künstler Landschaft und Typen studirt.

Ehe es aufgerollt und seinem Bestimmungsorte zugeführt wurde, ist es kurze Zeit in dem Ende'schen Panorama-Atelier mit einem provisorischen Vordergrund ausgestellt gewesen. Der Besuch war trotz der großen Entfernung bis zur Station Thiergarten, die obendrein mit Berlin W. durch keine directe Fahrgelegenheit verbunden ist, und trotz des erhöhten Eintrittsgeldes ein enormer. Kein Wunder, da der Ruf des Werkes sich schnell verbreitet hatte.

Die Bewunderung galt in erster Linie der Landschaft, die sowohl in der Scenerie wie in der Beleuchtung eine großartige Steigerung der Mittel an die Hand gab. Es handelt sich im Kampf um die Erstürmung eines Höhenzuges, der sich im Halbkreis um das Thal des Tennessee zieht. Der Beschauer steht hoch oben am Rande der steilabfallenden Berglehne, mitten in der Gefechtslinie. Nach der einen Seite schweift der Blick über bewaldete Bergkuppen zu den fernen Schneehäuptern des Alleghanygebirges, auf der anderen liegt der Blick in die weite, tiefe Thallandschaft offen, durch die sich, von niedrigen Erhebungen hier und da verdeckt, der Strom schlängelt, und die jenseits von einem mächtigen, dunklen Höhenzuge begrenzt wird. Die coloristische Stimmung kam gerade der Eigenart Bracht's, den seine Haidebilder zuerst populär gemacht, aufs Glücklichste entgegen, weil die Campagne im Herbst stattfand. Es ist ja aus Reisebeschreibungen und Indianerromanen aller Welt in Europa bekannt, daß sich das Herbstkleid des amerikanischen Waldes durch eine bei uns unerhörte Intensität der Färbung auszeichnet; man hat es dem starken Eisengehalt des Bodens zugeschrieben, es scheint jedoch, daß man noch nach anderen Ursachen zu suchen hat, denn amerikanische Einwanderer, wie der sogenannte wilde Wein, übertreffen im Herbst unsere einheimischen Pflanzen bei weitem an kräftiger Buntheit. Zu einem Effect von eigenartigem Reiz gab die Tageszeit Anlaß. Die Sonne ist im Untergehen begriffen, und schon steht ihr gegenüber der Mond am Himmel. So kommt dem Künstler eine unendliche Mannigfaltigkeit wirkungsvoller Beleuchtungsmotive zu statten.

Geradezu überwältigend ist der Ausblick auf das Tennesseethal, von dem her die Schaaren der angreifenden Nordarmee den Hügel heraufziehen. Ueber die eben von der Südarmee verlassenen Verhaue hinweg sieht man in eine unendliche abendlich beschattete Landschaft mit mannichfach gruppirtem Baum- und Buschwerk um den Schlangenlauf des blitzenden Flusses. Einzelne Bäume, die am Hügel aufwachsen, drängen den Hintergrund, der durch ihre Zweige sichtbar wird, in unendliche Fernen zurück. Besonders frappant wirkt eine große abgestorbene Platane, die mit ihren kahlen, zweiglosen Aesten den Himmel überschneidet; man glaubt sie plastisch vor sich zu sehen mit ihrer fleckenweis abgefallenen Rinde, die das silberhelle Holz freigelegt hat, und den einzelnen rothen Abendlichtern an flachgewölbten Stellen. Ebenso glaubhaft ist daneben das wirre Durcheinander der Zweige, welche das schützende Verhau umkleiden. Im Gegensatz zu dieser Hälfte der Landschaft mit ihren schweren, dem Beschauer entgegenfallenden Schatten liegt auf den Hügeln der andern Seite der rothe Schimmer des ersten Abendlichtes, in den sich die fahle Mondesbeleuchtung mischt. Es hält schwer, sich von den köstlichen Scenerien zu trennen, die Bracht mit künstlerischer Empfindung beherrscht. Vor dieser Leistung wird man inne, was das Panorama eigentlich bedeutet. Es ist das Product einer Zeit, die für Dinge und Ereignisse ein weit universelleres Interesse hegt als vorhergehende Perioden. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn auch die Kunst nach umfassenderen Formen sucht.

Wie schon angedeutet, steht das Figürliche nach dem allgemeinen Urtheil nicht auf der Höhe der Landschaft des Chattanooga-Panoramas. Die Gestalten selbst im Vordergrunde wirken nicht plastisch genug und sind, wie namentlich die beiden Generäle, etwas zu derb. Eine besondere Schwierigkeit mag die Bewältigung der unangenehm blauen Uniformen geboten haben. Einzelne Partien, wie zum Beispiel die Gruppe Berittener auf dem Gipfel eines Hügels hoch über dem Zuschauer, wirken jedoch ausgezeichnet, und vorzüglich sind überall die Thiere gelungen. Im Ganzen spricht die Schlacht übrigens nur wenig mit. Der Vorgang wirkt mehr als Staffage in der Landschaft.

Den Auftraggebern hat, wie es heißt, dies Werk so sehr gefallen, daß sie eine Wiederholung bestellt haben. Die Pausen dafür sind bereits angefertigt. Wahrscheinlich wird es sich ermöglichen lassen, daß diese zweite Bearbeitung auch in andern deutschen Städten noch erst ausgestellt wird.

Die letzte Woche gehörte Adolf Menzel, der am 8. December seinen 70. Geburtstag feierte. Eine in der Akademie von der Direction der Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung, die am Montag vom Kronprinzen und der Kronprinzessin eröffnet wurde, bietet eine Uebersicht der Entwickelung unseres größten lebenden Meisters, der seit 50 Jahren alle Phasen seiner Kunst in typischer Vollendung verkörpert hat: der größte, und wenn man will, der einzige Historienmaler der vergangenen Epoche ist auch der Führer der Rückschlagsbewegung, die in den sechsziger Jahren auf die Schilderung unseres eigenen Lebens, unserer neuesten Geschichte ging. Auf seine Neubelebung der Zeit des großen Friedrich, sein Flötenconcert, seine Tafelrunde in Sanssouci folgten die Krönung des Königs, sein Auszug in den größten Krieg, die Schilderung des Walzwerks und alle die nicht genug bewunderten Bilder aus der modernen Gesellschaft. Am Geburtstage selbst gab ihm der Künstlerverein ein Fest, an dem die Vertreter aller führenden Classen theilnahmen, und am Sonnabend darauf brachten ihm die Schüler der Kunstakademie eine Huldigung großen Stils durch ein Costümfest in der Philharmonie, das die ganze Berliner Gesellschaft mitfeierte. Wir werden demnächst auf die Ausstellung zurückkommen.

A. L.

Notizen.

K. Thiemann's Verlag (Gebr. Hoffmann) in Stuttgart beschickt den Weihnachtsmarkt mit einer Reihe ganz vorzüglicher Jugendschriften. Da sind einmal die neuen Auflagen längst bestens accreditirter Bücher wie das unzerreißbare Kleinkinder-Bilderbuch, nach Zeichnungen von Leonh. Diefenbach, auf festen Carton aufgezogen, als müßte es den Jahrhunderten und nicht blos zerstörungsfrohen Kinderhänden trotzen. Dann die ähnlich mit farbensatten Bildern geschmückten: Goldenes Abc-Buch mit Bildern und Reimen und Reimspiele, natürlich Alles nur für artige Kinder. Schon in 3. Auflage erscheint die erschütternde Lebensgeschichte: Lida's Puppe mit Farbendruckbildern nach Aquarellen von Offterdinger, in zweiter Auflage Emma Biller's sinnige Erzählung für kleine Mädchen: Das Haustöchterchen und sogar schon in fünfter Auflage: Jul. Hoffmann's Robinson Crusoe mit den hübschen Farbendrucken von Simmler. Zum neuen Verlag gehört das Bilderbuch: Für unsere Kleinen, Koselieder von H. Binder, mit Bildern von L. v. Kramer, in dessen anmuthigen Reimen und gemüth- und kunstvollen Illustrationen uns die ganze Kinderzeit entgegenlacht. Auch die poetischen Erzählungen: Junge Herzen von Ottilie Suchmann sind mit den anmuthigen Aquarellen derselben Künstlerin geschmückt. Unstreitig eine der schönsten Jugendschriften dieses Jahres ist aber: Heimatlos, die autorisirte Uebersetzung von Hector Malot's von der französischen Academie preisgekröntem Roman: Sans famille, der in Frankreich schon über

Digitized by Google

hundert Auflagen erlebt hat. Die rührende Lebensgeschichte des elternlosen Mattia (Marcel), der als Spielmann bald da, bald dorthin verschlagen wird und der, obgleich es ihm manchmal recht schlecht geht, dennoch brav und lustig bleibt, ist mit Meisterschaft erzählt, so daß das Buch auch bald ein Liebling unserer Knaben werden dürfte, wie es längst derjenige der französischen Jugend ist. Die Bearbeitung hat mit feinem Tact Alles, was für deutsche Verhältnisse unpassend ist, ausgemerzt und dabei doch nirgends die zarten Conturen Malot's verwischt. Der reizenden Erzählung gebührt auch ein deutscher Preis. Mit Recht wurden die nicht minder trefflichen Original-Illustrationen von Emile Bayard herübergenommen. Seine 50 Holzschnitte und 16 Tonbilder sind in der That unübertrefflich.

Die dritte Auflage des mit Recht allgemein beliebten naturwissenschaftlichen Buches von Carus Sterne: Werden und Vergehen (Berlin, Gebr. Bornträger, Ed. Eggers) erscheint nicht nur in vermehrter und verbesserter Gestalt, sondern auch in jenem farbenfrohen Schmuck, der für das allgemeine Verständniß solcher populären Werke unumgänglich nothwendig ist. Dabei zeichnen sich diese neuen Tafeln in Farbendruck durch ganz besondere Schönheit aus. Die Farbenentwickelung der Veilchen, die Zusammensetzung der Blumen, die Nachahmung (Mimicry) der Schmetterlinge — solche Themata lassen sich doch nur bei farbiger Exemplificirung zur hinreichenden Anschauung bringen. Wir sind fest überzeugt, daß sich das populäre Buch dank dieser Umgestaltung noch viel mehr Freunde erwerben wird.

Unter den vielen Schimpf- und Spottnamen, mit denen große und kleine Geister unsere Zeit bedenken zu müssen glaubten, steht der Ausdruck „Zeitalter der Illustrationen" als einer der verächtlichsten, aber auch vollberechtigtsten in erster Reihe da. Denn, das kann ja nicht mehr geleugnet werden, die heillose Illustrationssucht bekundet leider eben so sehr das Erlahmen der Einbildungskraft und die Trägheit des Vorstellungsvermögens bei einem großen Theil der heutigen Leser, als den an sich ganz lobenswerthen Sinn für künstlerischen Schmuck. Ist es doch Thatsache, daß unternehmungslustige Verleger die Werke unserer großen Dichter mit Erfolg zu Bilderbüchern umgewandelt haben, in denen nur mehr geblättert statt gelesen wird, da die mehr oder weniger gelungenen Zeichnungen rasch zu befriedigende, oberflächliche Leser der Mühe eines tieferen Erfassens, ja nur eines völligen Durchlesens der Dichtung auf's Liebenswürdigste entheben. Es ist daher leicht begreiflich, daß einsichtige und um die Verbreitung wahrer Bildung sich bemühende Männer der großen Zahl alljährlich erscheinender Prachtwerke wenig Anerkennung und gerechtes Mißtrauen entgegenbringen. Um so mehr Beachtung und liebevollere Theilnahme verdient unter diesen Umständen ein Werk, welches, in erfreulichem Gegensatz zu den unnützen, bloß der geistigen Faullenzerei dienenden Büchern, durch seine Bilder unsere Anschauung einer Sache erhellt, unsere Phantasie und unser Denken zu einem volleren und tieferen Erfassen und Ergründen eines Gegenstandes reizt. Ein solches Buch, in dem die Illustration mehr als bloßer Schmuck ist, in dem die Bilder Selbstzweck sind, hat uns August Sauer, der kenntnißreiche und feinsinnige österreichische Literarhistoriker in seinen „Frauenbilder aus der Blüthezeit der deutschen Literatur" (Leipzig, A. Titze) geschenkt. Die Bildnisse fünfzehn hervorragender Frauen, die auf das Leben und Schaffen unserer großen Dichter bestimmenden Einfluß übten und dadurch oder durch eigene dichterische Thaten sich einen ehrenvollen Platz in der deutschen Bildungs- und Geistesgeschichte erwarben, sind hier in guten Lichtdrucken zu einem stattlichen Bande vereinigt. Diese Portraits sind — und das macht das Hauptverdienst, den größten Reiz dieser Sammlung aus — durchweg historisch beglaubigte Bildnisse ohne jegliche Verbesserung oder Verschönerung (selbst offenkundige Ungeschicklichkeiten der Originalgemälde, wie der Hals auf dem Bilde der Corona Schröter, wurden nicht geändert); sie bilden so eine ziemlich anschauliche Geschichte des deutschen Schönheits- und Frauenideals in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Welch' erhellende Streiflichter manche dieser Bilder auf die Geistesart und Geschmacksrichtung unserer Dichter werfen, braucht kaum gesagt zu werden; erscheinen doch einige dieser Frauenbilder so charakteristisch, daß man sie für sinnbildliche Darstellungen der Muse der betreffenden Dichter halten könnte. Gemahnen die ruhigen, klaren Züge Eva Lessings nicht an den Meister der deutschen Prosa, spricht aus der sinnlichen, selbstgefälligen Miene Mollys nicht etwas von der Genußfreudigkeit Bürgers? Der kühne, freie Blick Caroline Herders zeigt sie dem Verfasser der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit verwandt. Und liegt nicht auf dem schönen Antlitz einer Charlotte von Stein, einer Corona Schröter ein Abglanz von der göttlichen Hoheit des Goethischen Wesens? Bildet so das Werk, welches die Bildnisse von Meta Klopstock, Eva Lessing, Auguste Bürger (Molly), Caroline Herder, Herzogin Anna Amalia, Herzogin Luise, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Charlotte von Kalb, Lotte Schiller, Caroline von Wolzogen, Caroline Schelling, Henriette Herz, Rahel Varnhagen von Ense und von Bettina von Arnim enthält, in erster Linie dem Freund und Kenner mannigfach Neues und Anregendes, so werden es doch auch der Culturhistoriker und der Psycholog mit Nutzen betrachten. Jedem aber, der sich mit dem für die Geschichte des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert so überaus wichtigen Gegenstand eingehend befassen will, werden die trefflich geschriebenen, knappen — die Bedeutung einzelner Figuren und die Vorzüge der Darstellungsweise lassen mitunter eine einläßlichere Behandlung wünschen — Charakteristiken Sauer's und die am Schlusse des Bandes befindlichen bibliographischen Verweisungen willkommen sein; sie erläutern und ergänzen das Bilderwerk aufs Beste und helfen, das Ganze, das sich auch äußerlich durch geschmackvolle, im Renaissancestyl gehaltene Ausstattung auszeichnet, zu einer der erfreulichsten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes zu machen. W.

Ein Prachtwerk ersten Ranges ist die illustrirte Ausgabe von Robert Hamerling's Ahasver in Rom von E. A. Fischer-Görlin, die im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen ist. Wenn die moderne Illustrationsseuche es fertig gebracht hat, sogar Heine's und Goethe's lyrische Klänge in einer für „höhere Töchter" angenehmen sentimentalen Weise zu illustriren, so widerstrebt doch Hamerling's berühmtes Epos in seiner farbenglühenden, gedankenschweren Fülle jedem solchen Versuch. In richtiger Erkenntniß hat sich denn auch die Verlagshandlung nicht an einen Thumann gewendet, sondern an einen Maler von kernvollerer Art. Nun das schöne Werk vollständig in seinem ebenso originellen wie stilvollen Einband vor uns liegt, können wir sagen, daß hier endlich einmal ein Dichter seinen congenialen Illustrator gefunden hat, denn Fischer-Görlin's Stift paßt vortrefflich zu Hamerling's Kerngesang. Da ist kein zimperliches, mühsames Reconstruiren, sondern ein begeistertes Kunstschaffen aus dem Vollen. Und wie Hamerling, so geht auch sein Maler dem Häßlichen und Wilden nicht aus dem Wege, wenn es nur charakteristisch und echt ist. Und echt ist dieser gezeichnete Ahasver in jedem Bilde, jedem Initial. Ein tiefes Studium der antiken Welt leuchtet daraus hervor, aber es ist kein ängstliches Beachten des archäologisch Richtigen, sondern ein instinctives Erfassen des antiken Geistes. Ein künstlerischer Schwung, eine wahrhafte Genialität lebt in diesen Blättern, wie wir ihnen bisher nur noch in Menzel's Illustrationen zum Zerbrochenen Krug begegnet sind. Dabei sind die Bacchanal-Bilder bei aller Ungenirtheit so durch und durch unbefangen und jeder Pikanterie baar, von einer so wahrhaft antiken Auffassung der Sinnlichkeit, daß wir das Buch unbedenklich auf jedem Salontisch sehen könnten. Von grandioser Auffassung sind zumal die Circusscenen, Nero's Orgie im Angesichte des brennenden Roms, die Schilderungen des goldenen Hauses, endlich das Ende in den Katachomben, aber auch die Toiletten- und Liebesscenen sind voll innigen, keuschen Reizes. Wir sind sonst keine Freunde von Classikerillustrationen — und „Ahasver in Rom" ist ja ein classisches Buch — und die Prätension des Illustrators, uns seine Auffassung der Dichtergebilde aufzudrängen, ist uns nichts weniger als sympathisch, aber diesem prächtigen Werke gegenüber verstummen unsere Bedenken und volle, dankbare Anerkennung ist das Ende.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris. 3 M., 4½ M. gebunden. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Auflagen. Franco gegen vorherige Einsendung vom Verlag:

A. Unflad in Leipzig.

Als Festgeschenk

wird aus dem Verlage von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. geb. Preis 3 Mk. Brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichs-Anzeiger.) „Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache." (Post.) „Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinneslust, sondern starke, deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der Boberschwan sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Ztg.) „Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonnett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüthes geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) „Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden." (Schles. Presse.)

Soeben erschien:

Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen

von

John Brinckman.

Dritter Band.

Inhalt: Höger up. Mottche Spinkus un de Pelz. De Generalreder.

Preis br. 2,40 M., braun geb. 3,20 M.

Diese drei vortrefflichen plattdeutschen „Leuschen" werden dem Verfasser des „Kasper Ohm un ik" (3. Auflage, 4 M. geb.) viele neue Freunde erwerben.

Rostock. Wilhelm Werthers Verlag.

Der Liller Mädchenkopf.

(Tete de cire des temps de Rafael.)

Erlesenes Meisterwerk d. Renaissance, in Wachs farbig u. getreu d. Original i. Museum z. Lille nachgebildet. Höhe 50 cm.

Preis M. 50. Verpackung M. 3.

Illustr. Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Hey's Fabelbuch

in neuer Farbendruck-Ausgabe mit 100 Bildern von Kinzer u. A. Alle 100 Fabeln in 1 Bande. Stattl. Quart-Format. Preis 6 M. 50 Pf.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In sechs Bänden.

Brochirt 15 Mark. Gebunden 20 Mark.

Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Festgeschenke, für Gelehrte, Studirende, Schüler höherer Lehranstalten besonders geeignet.

Daniel Sanders' berühmte Wörterbücher.

Wörterbuch der deutschen Sprache.
Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.
3 starke Quart-Bände 72 Mark, Halbfrz. gebunden 81 Mark.

Handwörterbuch der deutschen Sprache.
6. Auflage. Lex. 8. 7 Mark 50 Pf. Gebd. 9 Mark.

Fremdwörterbuch.
2 Bände. Lex. 8. 10 Mark 50 Pf. Gebd. 13 Mark 50 Pf. (Bis jetzt das umfangreichste.)

Verdeutschungswörterbuch. Lex. 8. 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Tanagra-Figuren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London u. Petersburg i. bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne d. Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht." *Cg. Ebers.*

Illustrirte Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstr.

In **J. D. Sauerländer's Verlag** in **Frankfurt a. M.** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Trotz alledem!
Gedichte
von
Johannes Proelß.
Ein Band 8°. Elegant gebunden *M.* 3.50.

Gedichte
von
Friedrich Rückert.
Neue Auswahl. 22. Auflage. Miniatur-Ausgabe in elegantestem Prachtband *M* 7.—

Gegen Einsendung des Betrages auch von der Verlagshandlung direct franco zu beziehen.

Verlag v. **Eduard Trewendt** in **Breslau.**
Soeben erschien:

Schulröschen.
Erzählung
von
Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.
Preis elegant gebunden Mk. 5,50.

Diese anmutige, neue Erzählung sei als passendes Weihnachtsgeschenk besonders empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Robert Schumann's
Jugendbriefe.
Mitgetheilt von **Clara Schumann.**
Geh. *M* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.—.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Prachtausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Otto Spamer's
Weihnachts-Neuigkeiten
liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Vollständige Verzeichnisse
empfehlenswerter Geschenkbücher
für jung und alt
überallhin **unentgeltlich** und
portofrei.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg (und Leipzig).

Soeben erschienen:

Erfahrung und Denken.
Kritische Grundlegung
der
Erkenntnißtheorie.
Von
Johannes Volkelt,
Professor der Philosophie an der Universität Basel.
Gr. 8. 1886. Preis *M* 13.—.

Die Ethik des Utilitarismus
von
Emil Baler.
Gr. 8. 1885. Preis *M* 2.—.

Soeben ist erschienen:

Märchen
von
Anna Lindau.
Mit Illustrationen von **Woldemar Friedrich, Fanny Römer, Alexander Bick** u. A.
gr. 8°. Preis eleg. geb. M. 3,—.

Ein für **Alt und Jung gleich interessantes Weihnachtsbuch,** Märchen in der Art Andersens, die nach Form und Ausstattung sicher gefallen werden.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind heuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! ❦ Habts a Schneid!? ❦ Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von W. Friedrich in Leipzig-Berlin, Günther Walling's Dichtungen und eine Beilage der Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler (Weihnachtstisch 1885).

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 26. December 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Währungsfrage. Von Moriz Wollmann. — **Literatur und Kunst:** Zu Leopold v. Ranke's 90. Geburtstage. Von Bruno Gebhardt. — Farbige Sculptur. Von Alfred Lichtwark. — Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton:** Tartarin auf der Gemsjagd. Von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Inserate.

Die Währungsfrage.

Von Moriz Wollmann.

Nahezu in allen modernen Staaten nimmt unter den wirthschaftlichen Fragen, welche das öffentliche Leben beherrschen, die Währungsfrage den hervorragendsten Rang ein. Wohin wir blicken, begegnen wir einer oftmals leidenschaftlichen Discussion unserer Münzverhältnisse, deren Lösung doch nur mit Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungen und keineswegs durch die Geltendmachung eines Parteistandpunktes erfolgen kann. Daß die Stabilität im Geldverkehr zu den obersten Sorgen jeder vernünftigen Regierung gehören muß, ist eine These von solcher Wahrheit und Ueberzeugungskraft, daß sie bereits in früheren Jahrhunderten so gut wie heute erkannt wurde. Kopernikus schrieb vor mehr als drei Jahrhunderten: „Wie unzählig auch die Ursachen sein mögen, welche den Niedergang der Staaten, Königreiche wie Republiken herbeiführen, so scheinen mir doch die vier folgenden die gefährlichsten zu sein: Zwietracht, große Sterblichkeit, Unfruchtbarkeit des Bodens und Entwerthung der Münzen." „Wir sehen", sagt Kopernikus weiter, „daß die Staaten, welche gute Münzen haben, blühen, während jene, welche schlechte Münzen besitzen, zu Grunde gehen." Freilich kann man heute den Begriff der guten und schlechten Münze nicht in dem Sinne auffassen, wie das der berühmte Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts that. Kopernikus lebte zu einer Zeit, wo die Politik der Münzverschlechterung zu den geläufigsten fiscalischen Mitteln gehörte, um dem Staatsschatz die zur Bestreitung des Staatshaushaltes nothwendigen Einkünfte zuzuführen. Ein solches Gebahren ist wohl bei unseren modernen staatlichen Verhältnissen von keinem Staate zu erwarten, obgleich die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mitunter die Anwendung sehr eigenthümlicher finanzpolitischer Mittel seitens gewisser Staaten in ihren Annalen verzeichnet. Allein von solchen vereinzelten Fällen, welche, wie z. B. die Ausbeutung des Remediums in Spanien, zumeist einer zwingenden Noth entsprangen, können wir getrost absehen und die Thatsache als Axiom hinstellen, daß kein moderner Staat zu einer absichtlichen Münzverschlechterung seine Zuflucht nehmen kann. Ist deshalb das Mahnwort Kopernikus' überflüssig geworden? Gewiß nicht. Denn eine Entwerthung der Münzen braucht durchaus nicht absichtlich zu dem Zwecke herbeigeführt worden zu sein, um daraus einen Gewinn für die Staatskasse zu erzielen. In der endlichen Einwirkung auf das ganze commercielle Leben bleibt es sich vollkommen gleich, wenn die Entwerthung der im Umlaufe befindlichen Münzen durch andere, der staatlichen Macht ganz fernstehende Ursachen herbeigeführt wird. Das letztere ist nun heutzutage allerdings in sehr bedrohlichem Maße der Fall, da das eine der zur Münzung allgemein verwendeten Metalle, nämlich das Silber, sich im Stadium einer gegenwärtig noch immer fortschreitenden Entwerthung befindet. Vor einigen Jahren wollten zahlreiche Anhänger der bimetallistischen Lehre, welche bei einer fortschreitenden Courserniedrigung des Silbers ihre Grundlage einbüßen müßte, die Thatsache an sich in Abrede stellen. Nach ihrer Ansicht war der Preisfall des weißen Metalls lediglich das Resultat einer monometallistischen Speculation. Allein seither sind dieselben von ihrer Ansicht abgekommen. Die Entwerthung des Silbers ist heute eine unbestrittene Thatsache, obgleich über die Ursachen derselben die Meinungen weit auseinandergehen. Wir stehen somit vor einem der vier großen Uebel, vor welchen Kopernikus die Staaten warnt.

In der gegenwärtigen Zeit gibt es keinen modernen Staat, in welchem die Währungsfrage nicht eine bedeutende Rolle spielte. In einigen Staaten ist dieselbe in das Stadium einer acuten Krise getreten, in anderen ist sie zu einer langsam schleichenden Krankheit geworden, aber überall existirt sie und beschäftigt die Geister. In Oesterreich hat man in den letzten Jahren sehr viel von der Regulirung der Valuta gesprochen, allein in diesem Lande pflegt man selten über das Gebiet der papiernen Phrasen hinauszukommen, solange die Nothwendigkeit nicht ihre zwingende Gewalt ausübt. Obwohl weder der Finanzminister noch sonst irgend eine weniger competente Persönlichkeit den wahrhaft desolaten Zustand des österreichischen Geldwesens verkennen, so scheint doch in den officiellen Kreisen über diese wichtige Frage eine ganz unbegreifliche Sorglosigkeit zu herrschen. Sehr vorsichtig hat sich die deutsche Regierung benommen, welche in der Voraussicht eines kommenden Coursſturzes für Silber den größten Theil seines weißen Metalles zu einer Zeit losschlug, wo sein Verkauf noch nicht mit dem heutigen großen Verluste verbunden war. Die Einführung der Goldwährung in Deutschland muß als eine epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete des modernen Geldwesens betrachtet werden, denn sie gab einerseits das Signal zu einem neuen Preisrückgang des Silbers und wirkte andererseits fördernd auf die monometallistische Agitation in den übrigen Staaten. Die Bimetallisten haben sogar gegen den Fürsten Bismarck die Anschuldigung erhoben, daß er durch den deutschen Silberverkauf die Entwerthung des weißen Metalles „künstlich" herbeiführte, was selbstverständlich mehr auf die herrschende Parteileidenschaft, als auf die Wirklichkeit zurückzuführen ist. In jüngster Zeit war die deutsche Goldwährung bekanntlich der Gegenstand der lebhaftesten Angriffe

Digitized by Google

seitens der Bimetallisten, welche alle möglichen öconomischen Gründe ins Treffen führten, um in Berlin die Wiederaufnahme der Silberprägungen durchzusetzen. In Vereinen und auf Congressen wurde gegen die bestehende Währung Stellung genommen, und es mußte der deutsche Monometallismus nochmals zu Felde ziehen, um sein Gebäude gegen den Ansturm der Gegner zu schützen. In Frankreich und den übrigen lateinischen Münzbundstaaten erblicken wir den erbittertsten Währungskampf. Die letzten beiden Münzconferenzen in Paris haben uns das Ringen der beiden Währungssysteme in ihrer ganzen Heftigkeit geoffenbart, und man braucht wohl gar keine sonderliche prophetische Gabe zu besitzen, um vorauszusagen, welchem Systeme der endliche Sieg zufallen werde; das bimetallistische Princip ist bisher aus dem Währungskampfe der lateinischen Staaten nicht in seiner Integrität hervorgegangen, denn langsam schicken sich seine treuesten Anhänger an, zu dem entgegengesetzten Principe überzugehen. Auch in England steht die Währungsfrage auf der Tagesordnung der öffentlichen Discussion. Jenseits des Canals wird die Goldwährung mit denselben Gründen bekämpft, wie in Deutschland, wahrscheinlich aber auch mit demselben Erfolg. Schließlich — last not least — bildet die Blandbill-Frage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bekanntlich eine brennende Tagesfrage, über deren endliche Lösung übrigens alle Parteien einig sind. Man ist in Washington zur Ueberzeugung gekommen, daß die weitere Ausführung der Blandbill, d. h. die fortgesetzte Prägung von zwei Millionen Silberdollars im Monate, keineswegs zu dem gewünschten Resultate führen werde. Man hatte nämlich seiner Zeit von der Blandbill die Wirkung erwartet, daß die obligatorische Prägung des Silbers das weiße Metall vor der Entmünzung schätzen werde. Diese Wirkung ist nun nicht eingetreten. Die Blandbill hat den Preisrückgang des Silbers nicht aufgehalten, sondern überschwemmt die Vereinigten Staaten mit Silbergeld. Deshalb hat sich in der ganzen Union der Ruf nach Suspendirung der Blandbill erhoben, ein Ereigniß, welches auf den internationalen Silbermarkt von geradezu verhängnißvollen Wirkungen sein müßte.

Diese Erschütterung sämmtlicher herrschenden Währungen wird von allen Nationalöconomen auf zwei ganz natürliche Ursachen zurückgeführt: auf die Entdeckung der californischen Goldgruben und auf die größere Ausbeute an Silber. Die Idee, das gelbe Metall zur Grundlage der Währung zu machen, ist schon in früheren Zeiten aufgetaucht, jedesmal aber an ihrer Undurchführbarkeit gescheitert, da die Masse des gesammten Goldes nicht hinreichte, den Bedarf an Geld zu decken. Der Einführung der Goldwährung stellte sich also kein theoretisches, sondern ein praktisches Hinderniß entgegen, und wenn den Monometallisten unserer Zeit die Thatsache vorgehalten wird, daß das Silber ein ganzes Jahrhundert hindurch sehr wohl seine Function als Münzstoff erfüllte, so können diese mit Recht erwidern, daß der Mangel des Goldes hieran den größten Antheil hatte. Seitdem nun die californischen Goldfelder entdeckt worden sind, hat sich die Sachlage wesentlich verändert. Die vorhandenen Goldmassen haben vollkommen zur Einführung der Goldwährung in einer Reihe von Staaten ausgereicht, und man hat gesehen, mit welcher Leichtigkeit z. B. Italien vor einigen Jahren eine Summe von mehr als 400 Millionen Franken in Gold aufzubringen vermochte. Noch weit mehr aber steigerte sich die Ausbeutung des Silbers, sowohl in Amerika, als auch im Ural, Sibirien und Centralasien. Je größer die Quantitäten des auf den Markt gebrachten Silbers waren, um so mehr mußte der Preis des weißen Metalles im Verhältniß zum Golde, dessen Production in den letzten Jahren wieder bedeutend abgenommen, sinken. Das beruht auf dem bekannten volkswirthschaftlichen Gesetz vom Angebot und der Nachfrage. Die Bimetallisten betrachten noch immer das Sinken des Silberpreises als das Resultat einer künstlichen Speculation. Sie behaupten, der Silberpreis hätte seine seit dem Beginne dieses Jahrhunderts beobachtete Stabilität weiter behalten, wenn die Regierungen nicht die Demonetisirung des weißen Metalles in Angriff genommen hätten. Gewiß haben die Einführung der Goldwährung in Deutschland, die Gerüchte von der bevorstehenden Aufhebung der nordamerikanischen Blandbill, die Krisis in der lateinischen Münz-Union das ihrige beigetragen, auf dem Silbermarkte eine gewisse flaue Stimmung, eine geringe Kauflust und somit einen Preisrückgang des Silbers zu erzeugen. Wenn jedoch die Anhänger der bimetallistischen Lehre der Ansicht huldigen, die einzige Ursache des Preisrückganges beim Silber sei dessen Demonetisirung, so scheinen sie uns hier Wirkung und Ursache miteinander zu verwechseln. Es ist viel richtiger, anzunehmen, daß das Silber demonetisirt wurde, weil es eben fortwährend im Preise sank und sich somit allen möglichen Schwankungen ausgesetzt erwies. Kein Nationalöconom kann damit einverstanden sein, daß ein Metall zur Grundlage des Münzsystems genommen werde, welches uns nicht einmal für die nächsten Jahre die Garantie eines stabilen Marktpreises bietet. Im Jahre 1857 bestand zwischen Gold und Silber die Relation von $1 : 15\frac{1}{2}$. Man bekam also für ein Kilogramm Gold $15\frac{1}{2}$ Kilogramm Silber, bezw. aus einem Kilogramm Silber prägte man 200 Franken, aus einem Kilogramm Gold entsprechend der angeführten Relation 155 Zwanzigfrankenstücke = 3100 Franken. Im Laufe dreier Jahrzehnte hat sich nun eine durch das Auftreten bedeutender Silberquantitäten hervorgerufene Baisse im Werthe des weißen Metalles geltend gemacht, welche die heutige Relation stellt wie $1 : 18\frac{1}{2}$. Wer heute ein Kilogramm Gold besitzt, kann dafür nicht mehr, wie einst, $15\frac{1}{2}$ sondern sogar $18\frac{1}{2}$ Kilogramm Silber kaufen. Ein Kilogramm Gold besitzt also heute den Werth von 3700 Franken, somit um 600 Franken mehr, als vor 30 Jahren. Das ist wohl eine Thatsache, welche die begeistertsten Bimetallisten nicht ableugnen werden. Sollten nun die Regierungen mit einer solchen Thatsache nicht rechnen? Freilich, an Beispielen, wie sehr man die einfachsten volkswirthschaftlichen Gesetze verkennen kann, fehlt es uns nicht. Wir haben erst soeben gesehen, wie vier Staaten des lateinischen Münzbundes in Paris feierlich erklärt haben, in ihrem Gebiete bleibe das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie $1 : 15\frac{1}{2}$ unbekümmert um die Schwankungen des Marktes. Solche Decrete sind in der Regel nicht durchführbar. Das Geld ist nach der modernen Auffassung in seiner Function auch Waare, und der Preis der letzteren ist immer nur vom Markte und nicht von bestimmten Decreten abhängig. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Aufrechthaltung der erwähnten Relation von 1857 keine dauerhafte sein könne, so hätte ihn Frankreich durch die Forderung seiner Liquidirungs-Clausel hinreichend erbracht. Die letztere will ja nichts Anderes, als die Anerkennung der gegenwärtigen Relation $1 : 18\frac{1}{2}$ für den Fall der Auflösung der Münz-Union. Die übrigen Staaten Europas, vornehmlich Deutschland und England, wollten nun das Schicksal ihres Geldwesens nicht dem schwankenden Werthe des Silbers anvertrauen und haben daher bei Zeiten die Silberprägungen eingestellt. Man kann diesen Staaten nicht Unrecht geben. Es konnte wohl nicht ihre Aufgabe sein, ihr Münzsystem für alle künftigen Zeiten vor irgend welcher Schwankung zu schützen — wir wissen ja nicht, wie es mit dem Preise des Goldes in einigen Jahrzehnten beschaffen sein wird, — wohl aber war es ihre Pflicht, sofort die Silberprägung aufzugeben, als sie sahen, das dieses Metall seine Stabilität im Preise verloren hatte. Gerade die Krisis in der lateinischen Münz-Union lehrt uns, daß Deutschland und England weit mehr Voraussicht bewiesen, als die bimetallistischen Staaten.

Obwohl die letzteren sich gegenwärtig insgesammt in großer Bedrängniß befinden, so sehen wir doch die merkwürdige Erscheinung, daß die Doppelwährung an Anhängern in Europa gewinnt. Speciell in Deutschland werden gegenwärtig Angriffe gegen die bestehende Währung von einer Seite gerichtet, von welcher man es am wenigsten vermuthet hätte. Wer hätte auch jemals geglaubt, daß die deutschen Industriellen der Goldwährung feindlich entgegentreten werden? Sowohl auf der Versammlung rheinischer Industrieller in Köln, als auf dem landwirthschaftlichen Congreß in Budapest kamen die bimetallistischen Tendenzen ziemlich unverhüllt zum Vorschein und belehrten uns darüber, daß die monometallistische Lehre noch nicht sehr tief ins praktische Volksleben eingedrungen ist. Das Räsonnement, auf welches sich die Forderung

Digitized by Google

der deutschen Industriellen hauptsächlich stützt, besteht in der Wahrnehmung, daß zwischen der Einführung der Goldwährung und der gegenwärtig zunehmenden Vertheuerung der Lebensmittel ein Zusammenhang wie zwischen Ursache und Wirkung bestehe. Wer heute eine bestimmte Waare kauft, sagt man uns, muß um 20 Procent mehr Silbergeld geben, als vor einigen Jahrzehnten. Das ist richtig, es fragt sich aber doch noch, ob daran die Demonetisirung des Silbers allein Schuld ist. Von den Zeiten Maria Theresia's bis etwa 1857, also ein volles Jahrhundert hindurch, blieb der Silberpreis constant, und wenn er hier und da sich veränderte, so bedeutete dies eine Steigerung. Und doch wird Niemand behaupten wollen, daß das Leben im Jahre 1857 nicht dreimal so theuer war, als vor einem Jahrhundert. Allein nehmen wir die volle Richtigkeit jener Behauptung als erwiesen an, dann müssen wir uns die Frage vorlegen, in welcher Weise wir den Rückgang des Silberpreises aufhalten können. Die deutschen Industriellen greifen zu dem Palliativmittel, welches seine Anregung der nordamerikanischen Silber-Agitation verdankt. Es heißt: ein allgemeiner Währungscongreß. Als man dem Fürsten Bismarck hiervon Mittheilung machte, hatte er dagegen nichts einzuwenden, da ihm eine allgemeine Discussion der Währungsfrage für die Läuterung der Ansichten sehr ersprießlich schien. Der Reichskanzler verhehlte aber nicht seine Anschauung, daß er eine praktische Lösung der Frage von einem allgemeinen Währungscongresse nicht erwarte. In der That ist nicht recht abzusehen, auf welche Weise der Währungscongreß zum gewünschten Ziele einer Wiederherstellung des Silberpreises führen soll. Die deutschen Industriellen, welche unlängst in Köln über ihre Interessen beriethen, setzen auf diesen Congreß die Hoffnung, er werde zum mindesten eine allgemeine europäische Doppelwährung einführen, und dadurch dem Silber wieder den Preis von 1857 zurückgeben. Gesetzt den Fall, alle europäischen Staaten, England, das hartnäckige monometallistische Land, inbegriffen, würden die Beschlüsse des Währungscongresses sanctioniren. Was wäre die Folge dieser bimetallistischen Politik? Die Vertreter der europäischen Staaten würden auf dem Währungscongreß die Politik der Pariser Münzconvention von 1857 befolgen, d. h. eine bestimmte Relation zwischen Gold und Silber festsetzen und diese Relation für unveränderlich erklären. Das Gleiche haben bekanntlich die lateinischen Münzbundstaaten gethan. Ebenso bekanntlich hat aber diese Politik nicht den besten Erfolg gehabt und der Zwangscours für Silber erwies sich ebenso wenig haltbar, wie überhaupt jeglicher Zwangscours. Wo hat der Zwangscours jemals etwas anderes hervorgerufen, als eine gründliche Zerrüttung der Finanzen? Schaden macht klug. Eine nahezu dreißigjährige Praxis des Zwangscourses für Silber hat Frankreich die Idee eingegeben, sich bei Erneuerung der lateinischen Münzconvention durch die bekannte Liquidirungsclausel zu schützen. Die heutige lateinische Münzconvention, welche am 6. November 1885 zuerst mit Ausschluß Belgiens unterzeichnet wurde, enthält bereits die Cautel der Goldeinlösung. Wenn also der reine Bimetallismus sich nicht einmal innerhalb der lateinischen Münz-Union aufrecht halten konnte, wie soll er erst in einem viel weiteren Bunde zum Triumphe gelangen? Wie man sieht, ist der Währungscongreß durchaus keine praktische Idee, und es ist auch kaum irgend welche Aussicht auf sein Zustandekommen vorhanden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Bimetallisten einen sehr gewichtigen Grund besitzen, das heute in Europa allmählig zur Geltung gelangende Münzsystem anzugreifen. Mit Recht befürchtet man, daß die bestehende Ausbeute an Gold für die Einführung der Goldwährung in allen Staaten der Welt nicht ausreichen werde. Die monometallistische Idee, insofern sie die Goldwährung zur Grundlage genommen hat, erhielt ihren hervorragendsten Impuls durch die Entdeckung der großen Goldlager in Sibirien, Californien und Australien. Um sich einen Begriff von der rapiden Zunahme der Goldausbeute zu machen, braucht man blos die Thatsache in Erwägung zu ziehen, daß die Goldgewinnung von 1846 bis 1852, also in einem Zeitraume von nur sechs Jahren von 150 Millionen auf eine Milliarde Franken jährlich gestiegen ist. Die Silbergewinnung hingegen brachte es von 1846 bis 1870, also in einem Zeitraume von 24 Jahren, blos von 200 auf 300 Millionen Franken. Unter solchen Umständen drängte sich die Einführung der Goldwährung förmlich gebieterisch auf. Die Gold- und Silbermassen, welche ich hier angeführt habe, werden einem doppelten Ziele zugeführt: zunächst der Münzung, dann aber in gewiß hohem Grade der Industrie. Der Nationalöconom Friedrich Xeller*) schätzt den Werth des gesammten Edelmetalles, welches in Europa verwendet wird, auf 20 Milliarden an, eine Summe, welche wir für das Jahr 1885 sehr wohl auf 24 Milliarden erhöhen dürfen. Seit 1852, dem Jahre der größten Goldausbeute, macht sich jedoch in der Goldgewinnung ein bedenklicher Rückgang bemerkbar, während die Silbergewinnung steigt. Im Jahre 1852 betrug die Goldausbeute auf der ganzen Erde 900 Millionen, also, wie wir gesagt haben, fast eine Milliarde Franken, im Jahre 1884 betrug sie blos 400 Millionen Franken, ist also in 30 Jahren um mehr als die Hälfte gesunken. Von dieser Summe wird aber ein sehr großer Theil von der Kunst und Industrie in Anspruch genommen, und dies umsomehr, je größere Fortschritte der Volkswohlstand macht. Michel Chevalier schätzte bereits 1855 den Bedarf von Frankreich allein an Gold und Silber auf 60 Millionen Franken. Heute irren wir nicht sehr, wenn wir diesen Bedarf auf 70 Millionen bemessen. Der englische Nationalöconom Bagehot, welcher durch eine Reihe von Jahren den „Economist" leitete, berechnet den jährlichen Edelmetall-Bedarf Englands auf 5 Millionen Pfund Sterling oder auf 125 Millionen Franken. Wenn wir weiter den nicht geringen Bedarf Amerikas, Belgiens, Hollands, Deutschlands, Italiens, Oesterreichs, Spaniens ꝛc. ꝛc. berücksichtigen, so gelangen wir zu einem Gesammtbedarf der Industrie an Gold und Silber von etwa 270 Millionen Franken jährlich.**) Dazu kommt noch die Abnützung der Münzen, der Verlust von Edelmetall. Wie man sieht, bleibt für die Ausmünzung nur eine geringe Summe, speciell für den Bedarf an Goldmünzen. Nach den Berechnungen Emile de Laveleyes, in deren Details wir hier nicht eingehen wollen, bliebe für die gesammte Metallprägung im Jahre nicht mehr als 75 Millionen Franken übrig, eine Summe, welche sich als viel zu klein erweisen müßte, wenn in der ganzen Welt die Goldwährung zur Herrschaft käme. Die Grenzen der Goldausbeute bedeuten daher zugleich die Grenzen der Goldwährung. Die Bimetallisten haben also Unrecht, wenn sie glauben, die Goldwährung werde die vollständige Demonetisirung des Silbers hervorrufen. Der Demonetisirung des Silbers ist eine natürliche Grenze gezogen: der Mangel des nöthigen Goldes.

Literatur und Kunst.

Zu Leopold von Ranke's 90. Geburtstage.

Von Bruno Gebhardt.

Am 21. December feierte Leopold von Ranke seinen neunzigsten Geburtstag. Weit über gewöhnliches Menschenmaß hinaus hat ein gütiges Geschick sein Leben verlängert und ihm die Frische des Geistes und die Energie zu wissenschaftlicher Thätigkeit erhalten, weit auch über das gewöhnliche Maß hinaus sind seine Leistungen und Verdienste auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Wer es unternimmt, sich klar zu machen, was dieser hochragende Mann schuf und wirkte, wird ob der Fülle der auf ihn einstürmenden Eindrücke, ob der imponirenden Größe einer solchen Lebensthätigkeit, ob der noch im Fluß begriffenen, weit- und tiefreichenden Wirkung bald die Hand vom Werke lassen, entmuthigt durch die Un-

*) F. Xeller. Die Frage der internationalen Münzeinigung. Stuttgart 1869.

**) Ottomar Haupt „Gold und Silber", Cernuschi „Le Bland-Bill", Sueß „Die Zukunft des Goldes", Dr. Erwin Nasse „Der Bimetallismus und die Währungsfrage."

Digitized by Google

möglichkeit, alle Richtungen und Ziele schildern, alle Verdienste aufzählen zu können. Wenn deshalb ein Jünger der Wissenschaft, der zu dem Meister mit andächtiger Bewunderung emporblickt, zur Verherrlichung eines solchen seltenen Festes sein Scherflein darbringen möchte, so kann er nichts weiter, als aus der tiefen Empfindung des Dankes und aus dem innig gefühlten Bewußtsein dessen, was Ranke der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke ist und immer bleiben wird, in wenigen Strichen andeuten, was er verehrt, bewundert, preist.

In den einleitenden Worten zu den „Analekten der englischen Geschichte" spricht Ranke über den Werth der archivalischen Studien und fügt hinzu: „Besonders denke ich, geziemt dies Verfahren der deutschen Geschichtsforschung, die dem Genius der Nation gemäß, die Geschichte aller anderen Völker in gleicher Umständlichkeit und Durchdringung zu umfassen strebt, wie die eigene". Wenn Goethe der Repräsentant dieses Genius der Nation auf dem Gebiete der poetischen Literatur war, so ist es Ranke auf dem Gebiete der Historie. Es gab vor ihm Universalhistoriken, aber keinen so universellen Historiker. Vom Anfange seiner Laufbahn bis auf den heutigen Tag trägt jedes seiner Werke diesen Stempel an der Stirn. Die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514" gehen von dem Gesichtspunkt der Einheit jener beiden Gruppen aus, entwickeln die Ereignisse, welche zur Spaltung führen und schließen mit dem Augenblicke, wo die Uebermacht des Hauses Oesterreich als Keim künftiger Kämpfe sich herausbildet. Diesem ersten Werke, das schon fast alle Vorzüge Ranke'scher Geschichtschreibung besitzt, folgte nun jene inhaltschwere Reihe von Bänden, die scheinbar immer blos die Geschichte eines Staates oder einer Institution behandeln, aber in Wirklichkeit sich gegenseitig durchdringen, ergänzen, vervollständigen. Die europäischen Mächte in ihrer Entwickelung seit der Epoche, die die Bande des Mittelalters sprengte, wandeln an uns vorüber: das Papstthum auf der Höhe und im Verfall, Frankreich in seinem glänzendsten Zeitalter, Deutschland in der gefährlichsten Krisis, die es durchlebt, England von machtvoller Festigkeit durch Sturm und Drang zu neuer Gestaltung. Aber wie das Leben der Staaten nicht isolirt erwächst und vergeht, so weist der Historiker überall die gegenseitigen Beziehungen und Einwirkungen auf, würdigt er überall die Geschichte des einzelnen Volkes im Zusammenhange der Universalgeschichte, steht er überall auf der hohen Warte, die das Einzelmoment als Bruchstück des Ganzen, die den Augenblick als Theil der Ewigkeit erscheinen läßt. Es gibt eine philosophische und eine historische species aeterni; Ranke besitzt die zweite, wie vor ihm kein Historiker. Was er sich selbst als Ziel aufgestellt hat; „Erkenntniß des Besonderen und des Allgemeinen; Darstellung des einen und des andern in voller Objectivität; Reproduction zugleich und Philosophie des Geschehenen", hat er in seinen Werken erreicht. Dieses Programm seines Arbeitens führt uns auf einen fernen Punkt der ihm eigenthümlichen Anlage: die Objectivität.

Es gibt bei uns und anderwärts Historiker, die viel energischer urtheilen und viel glänzender, bestechender darstellen, weil sie Pointen herauskehren. Ranke hat nie den schallenden Brustton der Ueberzeugung erklingen lassen, aber wer seine Werke kennt, wird oft den warmen Herzenston der Ueberzeugung selbst aus der kühl erscheinenden Darstellung vernehmen. Seine Objectivität stellt ihn über die Parteien, die vornehme Ruhe der Darstellung in seinen classischen Werken verbietet von selbst das subjective Eingreifen, er will nicht durch sein Urtheil den Leser zu seiner Ansicht bekehren, sondern nur die Thatsachen sprechen lassen, die Ereignisse darstellen, wie sie waren, und ihnen nicht ein politisches oder religiöses Parteimäntelchen umhängen. Gewiß, Ranke erscheint oft in einzelnen seiner Werke „wie aus der Eiche geboren", man würde aus seiner Geschichte der Päpste kaum entnehmen können, daß er Deutscher und Protestant ist; aber wie er in dem wundervollen fünften Capitel des dritten Bandes seiner Weltgeschichte erklärt: „ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein", so wird Keinem, der sein Reformationszeitalter liest, verborgen bleiben, wie gut deutsch allweg der Meister fühlt. Das ist eben einer der genialsten Vorzüge des großen Historikers, unbeeinflußt von Vorurtheilen irgendwelcher Art und von dem Streben beseelt, alles zu verstehen, alles nachzuempfinden, sich gleichsam loszulösen aus den Fesseln seiner Zeit, ihrer Denkart, ihrem Leben und Treiben und von reiner Höhe den Blick unbefangen zurückzulenken. Und nur von dieser Stelle aus, und nur einem solchen Blick schwinden die Nebel, die sonst die Vergangenheit verdecken. Ihm auch erscheint deutlich, was sonst am schwersten zu erfassen und auszudrücken ist: die Einwirkung der Persönlichkeit auf ihre Zeit, die Einwirkung des Allgemeinen auf das Individuelle.

Man nennt Ranke den „Meister der Charakteristik", und gewiß gehören seine Schilderungen historischer Persönlichkeiten zu seinen größten Ruhmestiteln. Wie feinsinnig weiß er die einzelnen Züge auszuwählen und zum Bilde zu gestalten, wie unmerkbar bleibt die zeichnende Hand, wie unsichtbar die Verkittungen, wie hell und leuchtend tritt es uns, aus dem Vollen gestaltet, entgegen! Und selbst wo das Material fehlt, unterstützt ihn eine wahrhaft begnadete Intuition, die die ganze Persönlichkeit erblickt, wo andere Augen nur Theile und Stücke sehen.

In der „Weltgeschichte" sagt er einmal: „Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie ersetzt werden, denn die Bedingungen müßten sich wiederholen, aus denen ihre individuelle Stellung erwachsen ist"; und in der „Deutschen Geschichte": „Die Ideen, welche die Welt in Bewegung setzen sollen, kündigen sich immer erst in einzelnen hervorleuchtenden Geistern an". Getreu diesen Grundsätzen, versteht er es denn auch immer, diese „Bedingungen" nachzuweisen, unter denen die großen Persönlichkeiten zu dem geworden sind, als was sie uns erscheinen, weiß er die Fäden auseinanderzulegen, die von dem Individuum aus die Gesammtheit durchziehen und in den Bannkreis desselben fesseln. Der Mensch als Repräsentant, als Verkörperung der Idee; die Idee als das geistige Fluidum, das von dem Menschen ausgeht und über Raum und Zeit hinweg wirkt — diese Durchdringung und Verknüpfung zu erkennen, dieses Problem zu lösen ist dem Meister gelungen. Wirken in der Persönlichkeit die Ideen, so ist es doch die Persönlichkeit, welche die Geschichte macht, und es ist deshalb unserem Historiker von höchstem Werthe, zu einer lebendigen Anschauung derselben zu gelangen. Dieses Streben führte ihn zur Hochschätzung eines historischen Materials, das bis zu seiner Zeit fast ungenutzt lag: der venetianischen Relationen.

Wir haben bis jetzt versucht, einige Andeutungen über die historiographische Kunst Ranke's zu geben; der Geschichtschreibung geht aber die Forschung voran, und auch darin steht der Meister unübertroffen da. Wer eines seiner Werke zur Hand nimmt, wird in erster Reihe immer wieder auf die venetianischen Relationen sich hingewiesen sehen. Datirt auch ihre Kenntniß nicht erst seit Ranke, so war er es doch, der sie in ihrem unschätzbaren Werthe erkannt, der fast die ganze neuere Geschichte darauf basirt hat. Welche Funde hat er daneben in den europäischen Archiven nicht sonst gemacht! Mit welch' staunenswerther Belesenheit hat er nicht die gedruckte Literatur durchgearbeitet! Siebzig Arbeitsjahre sind ein langer Zeitraum, aber wenn man alle Bücher und Actenfascikeln, die Ranke in seinem Leben studirt hat, auf einen Haufen zusammentrüge, man bekäme einen Einblick in menschliche Arbeitskraft, in die Fähigkeit des Geistes, zu erfassen und zu verarbeiten, der mit prometheïschem Stolze und mit hinreißender Bewunderung erfüllen dürfte. Zum Studium des historischen Materials tritt nun aber die Kritik, der gerade auch Ranke neue Bahnen angewiesen hat. Das ist vor allem die Eigenthümlichkeit der Schule, die sich an seinen Namen knüpft: Gestaltung der Geschichtserzählung in erster Reihe auf Grund des urkundlichen Materials, dann des traditionell überkommenen, beides aber kritisch geprüft und gesichtet nach dem großen Muster, das er selbst in seinem ersten Werke „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" einerseits, in den „Analekten" zu den verschiedenen Werken andererseits gegeben hat.

Im Jahre 1881 erschien der erste Band der „Weltgeschichte", dessen fünfter Theil demnächst zu erwarten ist. Der sechsundachtzigjährige Greis zieht die Summe seiner

Digitized by Google

Studien und Mediationen; mit „Muth und Vertrauen" ist er ans Werk gegangen, und es ist, als ob ihn der Gedanke geleitet hätte, den er als vierzigjähriger Mann beim Antritt seines Lehramtes ausgesprochen hat: „Wie sehr die Historie auch danach trachtet, die Reihenfolge der Begebenheiten so scharf und genau wie möglich aufzurollen, und jeder derselben ihre Farbe und Gestalt wiederzugeben, und darauf den höchsten Werth legt, so bleibt sie doch bei dieser Arbeit nicht stehen, sondern schreitet zur Erforschung der Anfänge fort und sucht bis zu den tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt, hindurchzudringen. Bis zu solcher Höhe wähnen einige sich wie im Fluge emporschwingen zu können: darin aber täuschen sie sich und pflegen, indem sie statt der Juno eine Wolke umarmen, Formeln und leeren Wind für Wahrheit zu verkaufen. Einige aber werden sich durch ein dunkles Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Meinungen bewußt, nehmen zu philosophischen oder theologischen Lehren ihre Zuflucht und gestalten danach ihre Historik. Aus diesem ihren Irrthum geht aber nicht hervor, daß der Zweck, den sie sich vorgesetzt haben, überhaupt in der Welt nicht existire. Ihr Ziel erreichen sie nicht, aber das Ziel ist vorhanden. Die Palme des Sieges tragen sie nicht davon, aber einst wird es solche geben, welche nach Horatius' Ausspruch der zu Elis gewonnene Siegespreis im Bewußtsein himmlischen Glückes in die Heimath zurückbegleitet."

Er, dem diese Zeilen gelten, hat den Siegespreis gewonnen; sein Name wird genannt werden, so lange Geschichte gelernt und gelehrt wird, und so lange ihr Ziel die Wahrheit bleibt und *ὀρθὸν ἀλήθει ἀεί.*

Farbige Sculptur.

Von Alfred Lichtwark.

Kritik und Production, nach einem tiefgewurzelten Vorurtheil einander feindselig abgewandt, haben doch nie in so inniger Wechselwirkung gestanden, wie in der jüngsten Entwickelungsphase der europäischen Menschheit, vor Allem unseres eigenen Volkes. Seit in Literatur und Kunst die neue Zeit angebrochen ist, die, weil sie nichts Ueberliefertes zu naiver Weiterpflege geerbt hat, zugleich Stoff und Form suchen muß und einen Zusammenhang mit der Vergangenheit nur durch bewußtes Anknüpfen zuwegebringt, ist die Kritik der Production als Bahnbrecher und Fackelträger vorangeeilt. Zum ersten Mal, soweit wir die Geschichte überblicken, ward ihr diese Aufgabe zutheil.

Wie wäre das Wunder unserer Nationalliteratur, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts aus einem Boden aufgesprossen, der seit Menschenalter nur Gestrüpp und alleinstehende verkrüppelte Bäume hervorgebracht hatte, zu begreifen, ohne die kritische Arbeit der Männer, die das Unkraut ausgejätet und neue Keime ausgestreut? Bei Lessing und Herder überwiegt die kritische Thätigkeit fast die originale Production.

An die träge Materie gekettet und in ihrer Einheit mit der Architektur und dem Kunstgewerbe ein weit gewaltigeres Gebiet beherrschend, hat die bildende Kunst in diesem Jahrhundert ungleich umfassendere theoretische Vorarbeiten nöthig gehabt, um auf neuen Bahnen vorwärts zu kommen. Aber dennoch besteht eine auffallende Analogie zwischen der künstlerischen Bewegung unserer Zeit und der literarischen des vergangenen Jahrhunderts. Hier wie dort als Ausgangspunkt der Kampf mit dem Classicismus und die Entdeckung, daß jedes Volk seine eigene Kunstsprache besitzt, hier wie dort dieselbe kritische Analysis alles Bestehenden eng verbunden mit der Forschung nach gültigen Vorbildern, — den poetischen „Stimmen der Völker" entsprechen unsere „Formen- und Ornamentenschätze". Wie unsere Literatur in allen Literaturen der Welt Anregung suchte und sich deren poetische Formen aneignete, hat in unserm Jahrhundert die bildende Kunst Stilarten der ganzen Welt reproducirt. Neben den orientalischen Ghaselen und Makamen stehen die Lustbauten in islamitischem Stil und die Nachbildungen orientalischer Textilproducte; romanische und gothische Kirchen sind Seitenstücke zu der neuerstandenen Poesie des Mittelalters, die Renaissancegedanken der bildenden Kunst zu der Wiedererweckung der metrischen Gebilde der italienischen Dichtkunst. Und schließlich bildet den Angelpunkt der Bewegung in beiden Fällen ein grundlegendes kritisches Werk: die Function, die Lessing's Dramaturgie in der Literatur zugefallen, hat in unserer bildenden Kunst Semper's „Stil" ausgefüllt.

Auch die Geschichte der Frage, welche gegenwärtig gelegentlich der Ausstellung farbiger Bildwerke in der Nationalgalerie die Berliner Gesellschaft erregt, reiht sich diesen Erscheinungen an. Zur Zeit, als Thorwaldsen's Gestirn im Aufsteigen begriffen war, als noch kein Künstler daran dachte, daß ein anderer als ein ganz barbarischer Geschmack eine Sculptur bemalen könnte, hat zuerst ein Archäologe die Untersuchung angeregt. Archäologisch gebildete Architekten wie Hittorff und Semper haben sie fortgeführt und auf die Architektur ausgedehnt. Archäologen und Historiker haben die Aufmerksamkeit auf die farbigen Bildwerke der übrigen Epochen gelenkt, und ein Menschenalter verging nach dem Erscheinen von Quatremère de Quincy's Untersuchung über den olympischen Jupiter (1815), als in England und Frankreich die ersten energischen Versuche gemacht wurden, die historische Erkenntniß auf unsere Production anzuwenden, — zunächst ohne durchschlagendes Resultat.

Wir kommen ein beträchtliches Stück hinterher, wie es seit vielen Jahrhunderten unser Loos ist. Die von Professor Treu aufs Neue aufgeworfene Frage, ob wir unsere Statuen bemalen sollen, erscheint dem größten Theile des Publicums und vielen Künstlern als etwas ganz Neues. Viele hat diese von einem Nichtkünstler angeregte Bewegung an sich stutzig gemacht, und man hört wohl die Frage aufwerfen: Was soll das heißen, daß die historische Reihenfolge mit einem Male umgekehrt wird? Sonst producirte der Künstler und der Professor kam hinterher und studirte die Erscheinungen, jetzt geht der Professor voran und der Künstler hinterher! — Aber das ist ja eben die Signatur des jüngsten Zeitalters, daß die Erkenntniß vorangeht; ob ihr Träger zufällig ein Historiker oder ob er auch ein producirendes Ingenium wie Lessing und Semper, ist ganz gleichgültig.

Man täusche sich auch nicht über die Sachlage. Das Bedürfniß, die Sculptur farbig zu beleben, war bei uns längst vorhanden, ehe die jüngste Anregung kam. Es wurden sogar an öffentlichen Gebäuden in Berlin Versuche gemacht, wenn auch zunächst schüchterne, farbige Bildwerke in eine farbige Architektur einzufügen. Die zahme Farbigkeit der Figuren im Kuppelsaal der Nationalgalerie ist manchem Besucher aufgefallen; etwas weiter ging man bei dem Relief im Lichthof des Gewerbemuseums, und die großen schwebenden Victorien an den Seitenfassaden desselben Gebäudes — glasirte Terracotten — kommen sogar in energischer Farbigkeit neben den großen glänzenden Mosaikgemälden auf. Siemering's liebenswürdige Terracottareliefs am Graefedenkmal sind allgemein bekannt. Alles dies hat bei uns in Berlin Jahre lang bestanden, ehe die Broschüre Treu's die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Erscheinung lenkte. Daß für das Bedürfniß katholischer Kirchen bereits seit Jahrzehnten wieder tüchtige Künstler farbige Statuen herstellen, ist leider im protestantischen Norden nicht allgemein bekannt und auch auf der Ausstellung in der Nationalgalerie nicht berücksichtigt worden.

Auf das größere Publicum hat die Ausstellung nicht den Einfluß geübt, den wir uns versprochen hatten. Wir hatten uns gesagt, daß es doch wohl nur der Gelegenheit bedürfe, einmal eine Anzahl von Meisterwerken früherer Epochen neben einander zu sehen, um wenigstens ein lebhaftes Interesse zu wecken. Wir hatten nicht mit der Macht des Vorurtheils gerechnet. Während die Künstler und Historiker durchweg für die Bewegung eintreten, hört man aus anderen Kreisen nichts als Aeußerungen des Entsetzens. Versucht man einmal in einem einzelnen Falle, der Sache auf den Grund zu kommen, so stellt sich heraus, daß der leidenschaftlich declamirende Gegner der Farbigkeit entweder die Ausstellung gar nicht besucht hatte, oder sich dort, statt in Ruhe einen Eindruck abzuwarten, ein paar mißrathene moderne Experimente oder alte

Digitized by Google

Handwerker-Arbeiten ausgesucht hatte, um für seinen Abscheu schlagende Beweise zu haben. Was an älteren und neueren Arbeiten wirklich Gutes vorhanden ist, steht fast unbeachtet.

Dieser Mißerfolg stand in Aussicht, sowie das Programm auch die modernen Experimente einschloß. Wir haben an dieser Stelle, als wir von dem Plane berichteten, hervorgehoben, daß der Schwerpunkt der Ausstellung in dem retrospectiven Theile liegen müsse. Was an modernen Versuchen hinzuträte, würde daneben schwerlich ernsthaft in Betracht kommen. Am liebsten hätten wir gesehen, daß sie vorläufig ganz fortgeblieben wären. Vor einer kleinen, sorgfältig gewählten und günstig aufgestellten Auswahl älterer Arbeiten wäre eine Verständigung weit leichter gewesen. Wo ich den Versuch vor einer spanischen oder mittelalterlichen Figur angestellt habe, ist er jedesmal gelungen. Die ersten modernen Experimente beweisen nichts. Sie sind fast sämmtlich auf äußere Anregung hin schnell ausgeführt, sind mehr oder weniger geschickt angestrichene Sculpturen. Wenn aber ein Bildwerk farbig sein soll, so muß es, wie jedes farbige Kunstwerk, in dieser Eigenschaft vom Künstler concipirt werden. Wenn die Farbe erst später hinzukommen soll, könnte sie ebensogut fortbleiben. Eine besondere Schwierigkeit bei modernen farbigen Sculpturen ist mir erst bei der Ausstellung aufgefallen. Sie sind in weit höherem Grade empfindlich gegen die Beleuchtung als Gemälde und verlieren ihre Wirkung, sowie sie aus dem Raum entfernt werden, für den sie geschaffen sind. — Ein Werk ist jedoch unter den modernen Arbeiten auszunehmen, Arnold Böcklin's Gorgoschild. Wenn aus den älteren und neueren Arbeiten auf der Ausstellung die wenigen besten genannt werden sollten, so würde dieses unverhofft erschienene Meisterstück dabei sein. Leider hat sein furchtbarer Vorwurf empfindliche Gemüther so sehr erschreckt, daß sie das Kunstwerk nicht wollen gelten lassen. Wir werden es an seiner Stelle eingehend betrachten.

Die Ausstellung hat uns wieder einmal gezeigt, wie gering in unserer gebildeten Gesellschaft das Verständniß für die Fragen der bildenden Kunst ist. Während in allen exacten Wissenschaften die Anschauung, die genaue Beobachtung und zur Controle das Experiment die Grundlage der Erkenntniß bildet, herrscht der bildenden Kunst gegenüber eine Auffassung, die als Niederschlag der großen Wortphilosophie vom Anfang unseres Jahrhunderts zurückgeblieben ist. Männer, die in ihrer eigenen Wissenschaft an besonnener Untersuchung der Thatsachen gewöhnt sind, merken es gar nicht, daß sie nach einer ganz anderen Methode vorgehen, wenn sie über Kunst philosophiren. Wenn man sie reden hört, sollte man meinen, es existirten gewisse Fundamentalsätze, aus denen sich ohne Schwierigkeit das ganze Wesen der Kunst ableiten ließe. Mit Vorliebe bedienen sie sich einer Reihe von Formeln, die in ihrer Allgemeinheit entweder absolut inhaltslos werden oder widersinnig sind. Es widerspricht dem Wesen der Kunst, die Kunst kann, muß, soll u. s. w. Man könnte diese von oben herabsteigende Kunstbetrachtung nach ihren Lieblingsworten die Soll- und Muß-Aesthetik nennen.

Bei der Frage der farbigen Sculptur wird sie von der Gewöhnung geleitet, farblose Bildwerke zu sehen und zu genießen. Diese Gewöhnung ist nun allerdings ein überaus wichtiger Factor im Kunstleben. Was würden wir mit unserm exacten Wissen von der Anatomie dazu sagen, wenn jetzt ein Künstler zuerst auf die Idee käme, Menschen mit Flügeln an den Schultern zu bilden? In Folge der Gewöhnung fällt uns die Unmöglichkeit dieser Bildung gar nicht ein. Aber die Gewöhnung, so stark sie ist, bleibt dem Wechsel unterworfen. In Modesachen, wo sie überaus mächtig ist, sind wir durch lange Uebung zu jeder Um- und Neugewöhnung überaus schnell bereit. Anders in Fragen der höheren Kunst. Jede neue Richtung stößt im Anfang auf erbitterten Widerstand. Noch nie ist es gelungen, denselben durch die Macht logischer Principien zu besiegen, aber jedes Mal wich er von selber der neuen Gewöhnung.

Dasselbe erwarten wir auf unserm Gebiet. In der Discussion einen Gegner farbiger Sculptur zu überzeugen, halte ich für unmöglich. Er raisonnirt nicht auf Antrieb seines Verstandes, sondern aus seinem Gefühl, das in der eigenen Erfahrung begründet ist. Ein Naturforscher, mit dem ich in Disput gerieth, hatte nie ein farbiges Bildwerk gesehen und lehnte den Besuch der Ausstellung mit dem Hinweis ab, er sei gewiß, daß ihn dies nicht zu einer anderen Meinung bringen könnte. Wir wollen deshalb an dieser Stelle uns damit begnügen, in aller Kürze auf die wichtigsten Gegengründe der Gegner farbiger Sculptur und ihre Art, zu argumentiren, hinzuweisen.

Zuerst pflegt der Lehrsatz ins Feld geschickt zu werden, daß die specifisch künstlerische Wirkung der beiden Künste in dem Gegensatz von Form und Farbe besteht. Dies widerspricht rundweg den Thatsachen. Gehört der Kupferstich, die Radirung, der Holzschnitt, die Bleistift-, Silberstift-, Kohlen- und Kreidezeichnung nicht auch zur Malerei? Oder darf behauptet werden, daß sie nur so nebenhergehen, als Abart oder Surrogat, wenn die höchsten Leistungen ganzer Kunstperioden wie der älteren deutschen und zum Theil der holländischen in ihnen gipfeln? So wenig, wie die Malerei die Farbe nothwendig hat, darf sie der Plastik untersagt werden. Sie haben beide dieselbe farbige Natur vor sich. Manche Erscheinungen lassen sich ohne Farbe nicht geben, wie das blonde und brünette Wesen des Menschen (nach einem Ausdruck Fechner's). Kam es dem Künstler auf diese an, so hat er zu allen naiven Zeiten zur Farbe gegriffen, ob er malte oder bildete; war es ihm für seinen Zweck gleichgiltig, so konnte der Maler wie der Bildhauer von der Farbe abstrahiren. Der Gegensatz der beiden Künste hat nie in ihrem Verhältniß zur Farbe gelegen, sondern, wie schon Lionardo betont hat, in der Art, wie sie sich zum Schatten verhalten. Während die Malerei, ob farbig oder farblos, den Schatten angibt, wird dieser bei der Sculptur von dem natürlichen Licht erzeugt. Und auch dieser Unterschied gilt nur für die entwickelte europäische Kunst. Die japanische Malerei hat die Angabe des Schattens verschmäht.

Dann fürchtet man sich vor der grausigen Wirkung bemalter Sculptur. Die müßte doch erst abgewartet werden. Aber wir haben schon jetzt in den Cultstatuen der katholischen Kirche den bündigsten Beweis, daß das Grausige kein Element der Wirkung farbiger Sculptur abgibt. Selbst zur Zeit der bedingungslosen Alleinherrschaft der Farblosigkeit um die Wende der letzten beiden Jahrhunderte hat der katholische Cultus die Nothwendigkeit empfunden, dem naiven Volk den Genuß der Farbe zu lassen. Wie ein farbiges Cultbildwerk aus der Hand eines großen Künstlers wirkt, beweist uns die herliche Mater Dolorosa des spanischen Meisters Montañez auf der Ausstellung. Hier ist mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf den Eindruck der unmittelbaren Wahrheit hingearbeitet, aufquellende Thränen füllen die Lider, Thränen rollen über die Wangen, und dennoch habe ich Keinen gesprochen, der sich hätte der mächtigen rein künstlerischen Wirkung des Kopfes entziehen können. Wir dürfen den Spieß sogar umdrehen und behaupten, daß die öden weißen Marmor- und namentlich die Gipsfiguren auf unbefangene Gemüther eine grausige Wirkung ausüben. Professor Schäfer, der bekannte Gothiker, erinnert an die scheue Furcht, an das Gefühl der schmerzlichen Oede und Leere, das wir Alle einmal als Kinder beim Anblick des ersten Gipsabgusses nach der Antike mit seinen weit offenen todten Augen empfunden haben. Die Gewöhnung hat in uns dies natürliche Gefühl unterdrückt. Man pflegt im Anschluß an die Behauptung einer Wirkung des Grausens nicht zu verfehlen, auf das Panopticum hinzuweisen. Das ist ein billiges Argument und beweist weiter nichts, als daß der, der es aufstellt, entweder nie ein ernsthaftes Werk farbiger Sculptur gesehen hat, oder, wenn er in die Lage kam, nicht die Absicht oder Fähigkeit hatte, es ruhig auf sich wirken zu lassen.

Andere meinen, vor einem farbigen Bildwerke theile sich die Aufmerksamkeit nothwendiger Weise, der plastische Theil wirke für sich und auch der malerische. Theilt sich etwa die Aufmerksamkeit vor der farbigen Natur, die doch aller bildenden Kunst gleichmäßig zu Grunde liegt? — Diesen seltsamen Einwurf habe ich einmal dahin formuliren hören: Ein Bildwerk bemalen heißt in zwei Sprachen zugleich reden.

Ueberaus häufig wird auch der Einwurf erhoben, daß bei der farbigen Sculptur der Phantasie nicht mehr zu thun

Digitized by Google

übrig bleibe. Wenn wir dies, wie es sich gebührt, zurückweisen wollten, so würden wir eine gründliche Untersuchung über die Wirkung der bildenden Kunst anstellen müssen. Dazu reicht aber der Raum nicht, und so müssen wir uns damit begnügen, die Resultate anzudeuten. Eine Statue, ein Gemälde, ein Gebäude ist das Product einer ausnahmsweise reichbegabten Phantasie. Als solches steht es viel zu hoch über den Fähigkeiten der Durchschnittsbegabung, als daß diese beim Genuß etwas hinzuthun könnte. Dies geschieht auch in der That nicht. So wenig wie wir die Zeichnung oder den Kupferstich farbig sehen, ergänzen wir das Colorit an einem farblosen Bildwerk, und ebensowenig ist es die Aufgabe des Genießenden, das Kunstwerk in Bezug auf seinen Inhalt zu ergänzen oder zu verändern. Es steht als etwas einmal Fertiges da, das so, wie es ist, aufgenommen sein will. Je bedeutender es ist, desto vollständiger liegt der Genießende in seinem Bann. Die Schöpfungen der Eyck, Raffaels, Rembrandts leben in unveränderlichem Abbild in dem Gedächtniß Tausender. — Musikalische, poetische und ethische Associationen wirken mit, treten aber nicht ins Bewußtsein. Im Grunde gilt ja auch für die Musik, daß sie die bildende Phantasie nicht anregt. Es mögen alle Fibern der Seele des Hörers mitschwingen, läßt er sich verleiten, seiner Phantasie die Zügel zu lockern, daß sie ihm bestimmte Bilder vorgaukelt, so ist er aus dem Contact mit dem bestimmten Musikstück gekommen, und es wäre für ihn einerlei, ob dieses oder ein andres von verwandtem Inhalt gespielt wird. Träumer sind schlechte Hörer. — Der Genuß verlangt strenge Aufmerksamkeit. Dies gilt wiederum auch für die bildende Kunst.

Furchtsame Gemüther scheuen die Verstärkung, welche der sinnliche Eindruck des Nackten durch die Farbe enthält. Nun ist zwar die höchste Aufgabe der Sculptur die Darstellung des nackten menschlichen Körpers. Aber sie ist es nicht mehr in dem Sinne wie bei den Griechen und wird voraussichtlich nie wieder dahin kommen. Das Nackte kann in unsrer Plastik keine annähernd so bedeutende Rolle spielen, weil wir den Körper nicht mehr unbekleidet sehen und weil er infolgedessen nur in seltenen Fällen sich zur Schönheit entwickelt. Er wird vernachlässigt unter der Hülle. Für die Fälle aber, wo das Nackte gebildet wird, ist von der Farbe nicht mehr, vielleicht nicht einmal so viel zu fürchten wie bei dem gemalten Act. Zu dem Grade sinnlicher Wahrheit des Fleisches, welchen die Malerei erreichen kann, bringt es die Sculptur beim besten Willen nicht.

Schließlich klammert man sich an das leidige Material. Für Holz, Terracotta, Stuck und ähnliche „Surrogate" will man zur Noth den Anstrich gelten lassen. Aber nicht für den edlen Marmor. Demgegenüber ist seitens derer, die sich eingehender mit der Behandlung des Materials in naiven Epochen abgegeben haben, stets betont worden, daß der moderne Respect vor demselben ganz neuen Datums ist.

Die Renaissance kannte ihn noch nicht. Wir haben jetzt erst gelernt, die Spuren der Bemalung sogar kostbarer Edelstoffe zu verfolgen, die so lange übersehen waren. Schlagend ist die unumstößliche Thatsache, daß die in ihrer Farblosigkeit überreichen Goldschmiedewerke unserer Nürnberger Großmeister, die prächtigen vergoldeten Pokale des Jammnitzer und seines Kreises von oben bis unten mit farbigen Firnissen überzogen waren, welche erst Ordnung und Harmonie in die wirren Massen bringen. Das Ornament der Zeit ist ohne die Farbe gar nicht zu verstehen. Auch silbergetriebene Statuen wurden angemalt und sogar Bronzewerke. Das jüngste, das mir bekannt, ist die Grabfigur einer jungverstorbenen Gräfin Reventlow, aus dem Jahre 1681, die ich in der Familiengruft zu Schleswig fand. Sie hat auf der Ausstellung eins der bedeutungsvollsten Documente abgegeben. Mit dem Marmor ist es eine eigene Sache. Das fünfzehnte Jahrhundert der italienischen Renaissance bemalte ihn. Einen schlagenden Beweis bieten die trotz aller Reinigungsversuche früherer Jahrhunderte noch heute nicht mißzudeutenden Spuren auf der schönen Büste der Marietta Strozzi unseres Museums. Daß die Antike Marmor bemalte, steht fest, wenn wir auch weder über den Umfang noch über den Wechsel im Lauf der Jahrhunderte unterrichtet sind. Schon die technische Behandlung beweist, daß man das krystallinische Gefüge nicht wollte zur Wirkung kommen lassen, auf das unsre Materialverehrer so großen Werth legen und das mit seiner Zuckrigkeit im Grunde unleidlich ist. Wir haben uns überhaupt gewöhnt, in stilistischen Dingen dem Material einen zu großen Einfluß beizumessen. Sobald die Kunst zur Herrschaft über die Mittel gelangt ist, macht sie sich von seinen Eigenheiten unabhängig, so groß bis dahin sein erzieherischer Einfluß gewesen sein mag.

Was die Deutung und Verwerthung historischer Thatsachen anlangt, so ärgert mich bei den Gegnern der Farbigkeit am meisten die advocatische Art, mit den Dingen und Argumenten umzuspringen. Wenn man die betreffenden Abhandlungen liest, so sollte man glauben, ein Plaidoyer anzuhören. Es ist, als ob es sich gar nicht um die Wahrheit selbst handelte, sondern um den Sieg über den Widerpart. Alle Kniffe scheinen zu gelten. Man sucht den Gegner in eine extreme Position zu drängen, die er von selbst nie eingenommen hat; man dreht und deutelt an Worten, statt sich um die Erscheinungen zu kümmern; hat sich irgendwo einmal ein Vertheidiger der Farbigkeit eine Blöße gegeben, so wird diese geschwind nicht etwa nur gegen die Person, sondern gegen die Sache auszunutzen gesucht, selbst da, wo die richtige Application des Einmaleins Klarheit bringen würde.

Dies zeigt sich zumal in der Behandlung der Daten, welche die Antike liefert. Wir wollen die oft wiederholten wenigen Thatsachen, die uns bekannt sind, nicht wieder hervorholen. Man kann sie an hundert Stellen vereinigt finden. Aber wir wollen uns daran erinnern, daß jede positive Behauptung über den Umfang und über die Art der antiken Polychromie in der Luft steht. Die Vertheidiger sollten sich in der Beziehung eben so sehr in Acht nehmen, wie die Gegner. Die Bemerkung Treu's, daß in der Blüthezeit der griechischen Kunst sich die plastische Farbengebung zu lichter Gesammtwirkung und zartester Harmonie milderte, hat den Gegnern eine nur zu willkommene Handhabe geboten. Auf die Sculptur aller übrigen Völker, auf die wir an dieser Stelle schon seit Jahren hingewiesen haben, wird bei Erörterung des historischen Materials von den Gegnern gar keine Rücksicht genommen. Sie kennen es nicht oder ignoriren es.

In dieser Beziehung hat doch die Ausstellung farbiger Bildwerke in der Nationalgalerie Manchem ein Licht angezündet. Der japanische Kaiser, aus dem Besitz der königlichen Museen, den wir in diesen Blättern bereits eingehend besprochen haben, die Mater Dolorosa des Montañez, die köstlichen Ritter und Apostel aus dem historischen Museum zu Dresden werden nicht so leicht wieder vergessen werden. Vieler mehr oder weniger bedeutender Arbeiten aus dem Besitz der Frau Kronprinzessin, der Museen und einzelner Sammler wie Oscar Hainauer nicht zu gedenken.

Die modernen Versuche waren dagegen durchweg verfrüht. An bereits bekannten Arbeiten sind der Siemering'sche Fries vom Graefe-Denkmal, die Marmorwerke von Volkmann und Prell, die wir gelegentlich ihrer Ausstellung bei Gurlitt bereits besprochen haben, und ein Bacchusknabe von Anna von Krahle, bemalt von Bastanier, zu erwähnen. Versuche, Abgüsse nach der Antike anzustreichen, haben keinen Eindruck gemacht; die durch ihren Umfang auffallende weibliche bGewandfigur aus Herculaneum, die nach den Angaben von Professor Treu bemalt wurde, hat sogar die schärfste Kritik erfahren. Und wohl mit Recht, denn die flauen süßen Farben des Gewandes, die sich ganz in die Nähe des Fleischtons halten, verhindern gerade das, was sie leisten sollen, die Uebersichtlichkeit des Gebildes. Wie ganz anders wirken, da die gothischen und die japanischen Vollfiguren, bei denen Gewand Gewand und Fleisch Fleisch ist.

Durchgeschlagen hat von modernen Werken nur eins, der Gorgoschild von Böcklin. Das Bildwerk ist in Gips von dem Bildhauer Bruckmann in Hottingen bei Zürich hergestellt, von Böcklin stammt nur die Bemalung. Aber was wäre es ohne diese!

Es ist wahr, die farbige Erscheinung überwiegt. Nicht im ersten Augenblick wird die plastische Grundlage erkannt. Und doch darf man nicht meinen, es hätte dann lieber der Bildhauer ganz aus dem Spiel bleiben sollen. Die furchtbare

Digitized by Google

Gegenwart dieses versteinerten Antlitzes, die einen Hauptfactor seiner Wirkung ausmacht, hätte die Malerei allein so nicht zu Wege gebracht.

Böcklin hat eigentlich nur eine Farbe verwandt, ein mannichfach abgestuftes Blau, gehoben durch den Contrast des goldenen Reifes, der den Rundschild umgibt. Auf der stahlblauen Schildfläche ist das grausige Haupt befestigt. Ein lichter phosphorescirender Schein ergießt sich über den Hintergrund und wird von den wirren Schlangenleibern überschnitten. Aus dem Gesicht ist jede Lebensfarbe gewichen. Aus blauen Höhlen starren die weitaufgerissenen gläsernen Augen, blau sind die Lippen des starren, durch den gesunkenen Kiefer aufgerissenen Mundes, blau schimmert das Blut durch die Haut. Wer dies blasse Gesicht, von Schlangenleibern umringelt, einmal erblickt hat, den verfolgt es tagelang.

Wir dürfen allerdings nicht vergessen, daß dies Werk eine ganz vereinzelte Erscheinung ist, daß es für die modernen Aufgaben der farbigen Plastik eigentlich nichts beweist. In der großen Frage, ob naturalistische oder stilistische Bemalung, gibt Böcklin's Meduse trotz ihrer Vollendung keinen Bescheid. Die phantastische Stilisirung, welche sie in einem vollendeten Beispiel zeigt, bietet keinen Fingerzeig, wie moderne Stoffe zu behandeln sind. In dieser Beziehung bedeutet das einzige farbige Marmorwerk modernen Ursprungs, die Büste von Prell und Volkmann, für die Entwickelung etwas ganz andres. Von hier aus geht es weiter. Böcklin's Gorgoschild ist etwas an sich Vollendetes, das auch in seiner Gattung nur einmal vorhanden.

Was die nächste Zukunft bringen wird, bleibt abzuwarten. Wie gesagt, die Künstler setzen durchweg ihre Hoffnung auf die Aenderung des Geschmackes. Hat doch Reinhold Begas, dessen Stil auf extrem entgegengesetzten Grundlagen beruht, eins seiner Reliefs zum Humboldtdenkmal gefärbt und sogar Hähnel sich für die — allerdings gänzlich verunglückte — Bemalung seines Raffael interessirt. Vorläufig tobt der ästhetische Kampf um den Charakter der Bemalung. Treu verficht die naturalistische, einige der tüchtigsten unter den Künstlern neigen sich zur Stilisirung. Sie mögen die richtige Empfindung haben, wenigstens für die Mehrzahl der Fälle. Aber es wäre vergebene Arbeit, wollte man jetzt über den Gang der Entwickelung Behauptungen aufstellen. Ließe sich die Sache theoretisch entscheiden, so könnte man sich die Mühe des Experimentirens ersparen.

Was auch kommen mag, sollten wir uns Alle bemühen, der Entwicklung ohne Vorurtheil mit frischen empfänglichen Sinnen zu folgen. Hüten wir uns vor jeder Aesthetik, die nicht von den Thatsachen ausgeht. Sie führt ohne Gnade zu dem Standpunkt, den alle Diejenigen einnehmen — ihrer sind viele bei uns —, bei denen der erste Glaubensartikel der Aesthetik anfängt: Von der Kunst, vom Künstler verlange ich —.

Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Zu loben ist jedenfalls die Zusammenstellung der Begriffe und ihre Beziehung auf Conflict und Lösung, worin Krause allen anderen Aesthetikern vorangeht. Zu tadeln ist dabei: erstens die ethisirende Verengerung, wonach die Idee auf das Sittlichgute oder die sittliche Freiheit beschränkt wird, zweitens die Beschränkung des Conflicts auf die zufälligen Hemmungen oder Störungen der Außenwelt und auf die wesenswidrigen Vereinungen des inneren Geisteslebens und das Außerachtlassen der Conflicte zwischen den einseitigen Momenten der Idee, welche gerade die großartigsten tragischen Wirkungen ergeben, welche aber in diese Theorie nicht hineinpassen, drittens die Verwechselung der harmonischen Lösung der immanenten Versöhnung der Conflicte mit dem conflictfreien, störungslosen Leben (selbst das Idyllische braucht Conflicte, wenn es nicht an Langweiligkeit zu Grunde gehen soll), viertens die Verwechselung der tragischen oder transcendenten Lösung mit der versöhnenden oder immanenten Lösung, in Folge deren der Untergang des Trägers der Idee zu einem unwesentlichen Accidens am Tragischen herabgesetzt wird, fünftens die unzulängliche Definition des Komischen, bei welcher das punctum saliens, der Widerspruch und seine anschauliche Selbstauflösung fehlt, sechstens die Erklärung dafür, wie es ohne Widerspruch möglich ist, daß das Tragische und Komische an derselben Begebenheit vereint sein sollen, wenn es für das erstere unentbehrlich ist, daß die Verneinung der Idee wesentlich gesetzt und ernsthaft sei, für das letztere aber ebenso unerläßliche Bedingung, daß sie nur scheinbar sei (§. 72). Da Krause als absoluter Optimist den wahren Begriff des Tragischen gar nicht kennt, sondern ihn durch den der immanenten Versöhnung vertreten läßt, so ist auch sein Begriff des Humoristischen oder Tragikomischen thatsächlich nur die Verknüpfung des Rührenden und Komischen (V. 273), nicht diejenige des Tragischen und Komischen, und es fehlt deshalb auch ihm die letzte tragische Tiefe.

Hegel entwickelt das Tragische ebenso wie Schopenhauer nur gelegentlich an der Tragödie (Aesth. III. 525), speciell der Sophokleischen, und findet es in der „ewigen Gerechtigkeit, welche, als absolute Macht des Schicksals, den Einklang der sittlichen Substanz gegen die sich verselbstständigenden und dadurch collidirenden besonderen Mächte rettet und aufrecht erhält, und bei der inneren Vernünftigkeit ihres Waltens uns durch den Anblick der untergehenden Individuen selbst befriedigt" (III. 572). Der Gegenstand der ursprünglichen (d. h. alten hellenischen) Tragödie ist also das Göttliche, aber nicht wie es den Inhalt des religiösen Bewußtseins bildet, sondern wie es sich in der Welt und der weltlichen Realität objectivirt, d. h. als „das Sittliche" (528). Hierunter versteht Hegel keineswegs das Moralische oder die subjective Seite der in sich reflectirten Persönlichkeit mit ihren Vorstellungen von gut und bös, Lohn und Strafe, sondern die immanente Vernünftigkeit des menschlichen Schicksals, die aber hier noch nicht als selbstbewußte Vorsehung erscheint (554).

Die göttliche Substanz oder die absolute Idee spaltet sich bei ihrer Objectivirung in der weltlichen Realität in Individualsubjecte, die mit ihren Individualcharakteren untrennbar eins sind, und darum keiner Schwäche des Handelns, keiner Untreue gegen ihre individuelle Wesenheit fähig sind; ohne Unentschlossenheit oder Wahl handeln sie aus dem Charakter und Pathos heraus, in dem ihr Wesen besteht, und sind insofern unschuldig, wenn man die Schuld erst mit dem „Auch-anders-können" beginnen läßt, aber sie rechnen sich ihr Thun zum Ruhm nnd ihre Schuld zur Ehre an, weil sie berechtigte Seiten der Idee vertreten, also aus einem positiv sittlichen Pathos gehandelt haben (552—553). Wegen ihrer Besonderung müssen die tragischen Charaktere ihr einseitiges Pathos in einer die anderen Sonderstrebungen verletzenden Weise zur Geltung bringen; „das wahrhaft Substantielle, das zur Wirklichkeit zu gelangen hat, ist aber nicht der Kampf der Besonderheiten, sondern die Versöhnung, in welcher sich die bestimmten Zwecke und Individuen ohne Verletzung einklangsvoll bethätigen" (530). Soll nun die verletzende Einseitigkeit schlechterdings aufgehoben und zerbrochen werden, so ist dies, weil das Individualsubject seinem Wesen nach mit ihr untrennbar verwachsen ist, nur dadurch möglich, daß das Individuum selbst aufgehoben und zerbrochen wird (556); dies erweckt uns nur Bewunderung, nicht Mitleid und Rührung, weil das Individuum, das mit seinem Pathos eins ist, auch im Untergang fest bleibt ohne subjectives Leiden (553). Wie die tragische Furcht sich nicht auf die äußere Gewalt und Unterdrückung, sondern auf die sittliche Macht beziehen soll, so soll auch das tragische Mitleid nicht Mitgefühl mit der in sich nichtigen Negativität des Unglücks, sondern Sympathie mit dem in ihm vorhandenen Affirmativen und Substantiellen im Helden, d. h. mit der zugleich sittlichen Berechtigung seines Leidens sein (531—532). Die Tragik ist hiernach wesentlich die Realdialektik der sittlichen Idee, deren Zersplitterung in einseitige Besonderheiten ebenso wie die zufällig mit individuellem Untergang verknüpfte Wiederaufhebung dieser Besonderheiten nur Durchgangsmomente zur dialektischen Synthese sind, und die tragische Versöhnung, die über der Furcht und dem

Digitized by Google

Mitleid steht, erschöpft sich in dem Anblick der ewigen immanenten Gerechtigkeit dieses realdialektischen Processes (532).

Diese Auffassung schaltet dasjenige aus dem Begriff des Tragischen aus, was dessen wesentliche Grundlage ausmacht, das Mitleid erweckende Leiden des Helden, und setzt dasjenige, was die tragische Pointe bildet, die Versöhnung mit dem Leiden im Untergang des Helden zu einem accidentiellen Moment am Begriff herab, da es ihr nur auf die Aufhebung der dialektischen Besonderungen der sittlichen Idee ankommt, mit welcher diejenige der Träger derselben nur accidentiell verknüpft ist. Diese Auffassung muß deshalb die Lösung des Problems ebenso verfehlen, wie sie in der Stellung desselben geirrt hat; sie ist ebenso frostig und gemüthlos wie die ganze Hegel'sche Philosophie und sucht blos dem Verstand genug zu thun, während sie das Herz kalt und leer läßt. Daß Hegel das Mißverständniß seiner socialethischen Auffassung im Sinne der subjectiven Moralität ausdrücklich ausgeschlossen hat, hat ihn nicht davor zu schützen vermocht, daß seine Jünger, insbesondere Carriere seinen Begriff der unbewußten, immanenten Vernünftigkeit des Schicksals und der realdialektischen Selbstverwirklichung der objectiven ethischen Idee doch wieder zu einer theistischen „sittlichen Weltordnung" versubjectivirt haben. Aber selbst in Hegel's Fassung ist die Bestimmung des tragischen Schicksals als einer Selbstbehauptung der sittlichen Idee entschieden zu eng; wenn man ihm auch zugeben kann, daß solche Tragödien, wie Antigone, in denen die gegen einander ringenden Mächte einseitige Formen der sittlichen Idee und Ziele von positiv sittlichem Werthe vertreten, ein besonders hohes und warmes Interesse in Anspruch nehmen, so gehört doch diese Bedingung in keiner Weise zum Wesen der Tragödie. Nur von sehr wenigen selbst der classischen griechischen Tragödien läßt sich behaupten, daß die tragischen Helden (im Spiel wie im Gegenspiel) „individuelle Repräsentanten der in der Menschenbrust waltenden Götter" seien (III. 542, I. 297), und vor den Shakespeare'schen und neueren Tragödien steht eine solche ästhetische Theorie so hilflos da (III. 572—573), daß es zu begreifen ist, wenn sie lieber gleich aus der Tragödie in die Komödie und das versöhnende Schauspiel flüchtete. (533—540).

Vischer behandelt das Tragische als eine Unterart des Erhabenen und bemüht sich, den ersteren Begriff aus dem letzteren dialektisch abzuleiten. Leider aber enthält der betreffende Abschnitt seiner Aesthetik (§ 115—129) ein unentwirrbares Gewebe von Widersprüchen. Schon der Uebergang von den an sittlicher Stärke sich überbietenden Subjecten zum Bild des Guten als einer durch die Vielheit der Subjecte unendlich verstärkten Macht (§ 115), und hierdurch zu einem Erhabenen, das im Subject mehr als Subject ist (§ 116—110), ist völlig schief und willkürlich; noch schlimmer aber ist die Annahme einer unendlichen unwirklichen Unschuld (§ 122), aus der das Subject durch einen nothwendigen Act der Freiheit in wirkliche Schuld (§ 123 — 131) und durch diese in Strafe geräth (§ 133). „Diese ganze Bewegung heißt das Schicksal oder das Tragische" (§ 127) Diese ganze Theorie mit ihren Widersprüchen entsteht daraus, daß Vischer drei einander ausschließende Standpunkte mit einander vereinigen will: den Fatalismus, Indeterminismus und psychologischen Determinismus. Die falsche Annahme, daß das Tragische immer aus Schuld hervorgehen müsse, führt zu der ungeheuerlichen Hilfshypothese einer unwirklichen Urschuld, um das Tragische als allgemeines Gesetz des Universums begreiflich zu machen, dem alles Einzelne und Endliche als solches, ganz abgesehen von wirklicher Schuld, verfallen ist (§ 130). Auch weiß Vischer sehr wohl, daß das Handeln, wodurch das Tragische heraufbeschworen wird, nicht immer böse zu sein braucht, sondern auch eine Verirrung, ein Kraftübermaß, eine Einseitigkeit an sich berechtigter Willenserregungen sein kann (§ 131); aber er deutelt an solchen Fällen so lange, bis er irgend einen sittlichen Fehler herausgedeutet hat.

Ebenso einseitig, wie das Handeln des Subjects als Schuld, wird die Reaction der objectiven Mächte als Strafe bezeichnet (§ 133), obwohl doch die Auffassung der sittlichen Weltordnung als Lohn und Strafe einem untergeordneten Standpunkt angehört. Daß auch der Conflict zwischen verschiedenen sittlich berechtigten Begehrungen tragisch wirken kann (§ 134—139), kommt nicht daher, weil alles Sittliche zugleich unsittlich ist, sondern weil das Sittliche für das Aesthetische überhaupt indifferent ist, und in Wirklichkeit Kämpfe zwischen unversöhnlichen Tendenzen mit dem Untergang eines oder beider Vertreter enden, gleichviel ob diese Tendenzen sittlich sind oder nicht. Allerdings sind im Tragischen erhabene Subjecte im Spiel, weil es ohne solche nicht tragisch sein würde, aber das Tragische ist nicht blos eine Species des Genus des Erhabenen, sonderne vielmehr eine Species des Genus „Lösung des ästhetischen Conflicts"; ja sogar, es ist nicht einmal die einzige erhabene Species dieses Genus, da auch das Rührende erhaben wirken kann, ohne tragisch zu sein.

Schrecken und Mitleid sind für den ästhetisch Gestimmten Gefühle wahrer Unlust, die nur für das rohe oder blasirte Gemüth Lust enthalten (§ 144) und deshalb einer Lösung bedürfen. Wird diese Lösung in der Aufrechterhaltung der sittlichen Weltordnung und der Ehrfurcht vor dieser sich aufrecht erhaltenden Macht gesucht, so ist damit behauptet, daß nur die dritte Form des Tragischen (der sittliche Conflict) diese Befriedigung vollständig bietet, die übrigen Formen sie nur unvollständig bieten (§ 146); schon dies sollte bedenklich machen, da dann nur ganz wenige tragische Kunstwerke existiren würden. Der principielle Fehler dieser Auffassung liegt darin, daß die Versöhnung in dem gesucht wird, was nach dem Untergange der Helden auf Erden von ihrem Wirken übrig bleibt, anstatt in dem Sprung aus der irdischen in die transcendente Anschauungsweise. „Das Recht des Bewußtseins, sich in dieser Welt heimisch zu empfinden", kommt im Tragischen immer zu kurz; eine „über Leichen schwebende" Versöhnung ist für diesen Standpunkt „zu theuer erkauft", und selbst der Ausblick auf die künftige Milderung der sich bekämpfenden Gegensätze durch die im gegebenen Falle liegende blutige Lehre fällt aus der Sphäre des Tragischen heraus, weil sie auf die tragische Wendung als eine vermeidliche hinweist, und läßt doch auch für künftig unlösbare Conflicte genug übrig. (§ 147 Anm. 1). So erscheint Vischer die Versöhnung im Erhabenen und Tragischen als „durchaus unvollkommen", weil er sie nicht als transcendente begreift, sondern als immanente erklären will.

Zeising definirt das Tragische als ein hochgradig objectiv Vollkommenes, daß trotzdem eine Unvollkommenheit besitzt, durch welche es mit dem absolut Vollkommenen in Conflict geräth, und das in seinem Untergang durch diesen Conflict das absolut Vollkommene zur mittelbaren Anschauung bringt (Aesth. Forsch. 323).

Die objective Vollkommenheit soll eine quantitative, und zwar dynamisch quantitative sein, und Form und Reiz sollen nur insofern an derselben Theil nehmen können, als sie dynamische Elemente von ungewöhnlichem Grade enthalten (323—324); noch genauer bestimmt, muß das dynamisch Erhabene, um mit dem Absoluten in Conflict gerathen zu können, selbstbewußt strebende Kraft, also Wille und Charakter, sein (325). Innerhalb des Charakters kann die Erhabenheit auf Seite der Intelligenz, des Gefühls oder des Willens liegen (326—330). Unrichtig ist Zeising's Bemerkung, daß alle tragische Erhabenheit Egoismus sei, weil sie ein Gottseinwollen mit Beibehaltung der Ichheit sei (325); dies paßt höchstens auf Prometheus und allenfalls noch in gewissem Sinne auf Faust, während die meisten Charaktere nur dadurch tragisch sind, daß eine bestimmte Willensrichtung sich verabsolutirt oder die andere überwuchert, aber ohne daß das Ich als Ganzes die Absicht hätte, sich zu verabsolutiren. Insofern die sich einseitig übersteigernde Willensrichtung ein instinctiv-socialer Trieb ist, kann sie sogar eine antiegoistische Erhabenheit sein und doch dem tragischen Conflict verfallen. Richtig ist es, daß das Tragische eine Erhabenheit und zwar eine charakterologische Erhabenheit voraussetzt; daraus folgt aber, daß das Erhabene eine ursprünglichere ästhetische Kategorie als das Tragische sein muß, und nicht, wie Zeising glaubt, eine Zwischenmodification zwischen dem Reinschönen und Tragischen sein kann, die erst hinter dem Tragischen behandelt

Digitized by Google

und nachträglich eingeschoben werden dürfte. Ferner wäre es besser gewesen, gleich von „charakterologischer Erhabenheit" zu sprechen, statt von „objectiver Vollkommenheit", wobei man sich Alles und Nichts denken kann.

Das zweite Moment in Zeising's Definition, die objective Unvollkommenheit, darf nicht mit der objectiven Vollkommenheit in Widerspruch stehen, also nicht ein quantitativer Mangel, eine Schwäche oder Kleinheit sein (331, 332); im Gegentheil, sie muß sich als eine Folge der ersteren, ja sogar als eins mit dieser erweisen, d. h. dasselbe, was als einseitiges Uebermaß vom Standpunkt des Theiles betrachtet Vollkommenheit ist, muß vom Standpunkt des Ganzen betrachtet Unvollkommenheit des nicht sein sollenden Zuviel sein (331). Diese Unvollkommenheit, insofern sie das rechte Maß überschreitet, nennt Zeising eine formelle (332), was leicht mißverstanden werden kann; vielmehr sollte er sie eine quantitative Unvollkommenheit nennen, weil sie in dem fehlerhaften Zuviel der dynamischen Quantität besteht. Noch irriger ist es, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit im tragischen Object einander als ästhetische und moralische gegenüberzustellen; wäre die „formelle" Unvollkommenheit des fehlerhaften Zuviel nicht ebenso gut eine ästhetische Kategorie wie die quantitative Vollkommenheit des charakterologisch Erhabenen, so könnten beide gar nicht mit einander dialektisch zusammenkommen, um die ästhetische Kategorie des Tragischen aus sich zu erzeugen. Das Ganze, mit welchem die einseitige Willensrichtung durch ihren Mangel an Selbstbegrenzung in Conflict geräth, muß ebenso gut wie der sich überhebende Theil zur ästhetischen Anschauung gelangen, gleichviel ob der Conflict innerhalb desselben Individuums oder zwischen verschiedenen Individuen sich abspielt; der blos moralische, aber nicht zur ästhetischen Anschauung gebrachte Conflict liegt eben außerhalb des ästhetischen Gebiets, und für die Anschauung des ästhetischen Conflicts ist es principiell unwesentlich, ob er nebenbei auch noch moralischer Conflict ist oder nicht.

Das dritte Moment im Begriff des Tragischen, die absolute Vollkommenheit, „ist identisch mit der Gottheit selbst" (333) oder philosophisch ausgedrückt mit dem Absoluten. Das Absolute faßt Zeising hier in dreifachem Sinne, erstens, als das Alles verschlingende und vernichtende (Fatum, Schicksal, Nothwendigkeit, blinde Causalität), zweitens als das Absolute im Dasein, d. h. als die auf Erden das Göttliche repräsentirenden socialethischen Institute, und drittens als die Alles in sich tragende und allem Werden und Dasein zu Grunde liegende Idee (334—341). In der blinden Schicksalstragik kommt das Absolute nur einseitig, nämlich nur nach seiner negativen Seite, als das alles Endliche in sich zurücknehmende, zur Geltung, in der Tragik des Conflicts mit irdischen socialethischen Instituten zwar von seiner positiven Seite, aber nur unvollständig in jedem besonderen Falle, und erst auf der dritten Stufe, welche Zeising als die christliche bezeichnet, soll die Idee des Tragischen ihre volle Realisirung finden. In der Schicksalstragik geht ebenso wie im Conflict mit außer ihm stehenden Göttern das Heroische zu Grunde, ohne daß etwas Positives von ihm übrig bleibt, und das Einswerden mit der blinden Macht hat nichts Tröstliches und Erhebendes (344, 335). In dem tragischen Conflict verschiedener an sich göttlicher aber einseitig göttlicher Momente vernichten deren Träger sich gegenseitig, und nur indirect wird dabei die (subjective) Idee des Ganzen in uns hervorgerufen (337).

In der christlichen Tragik hingegen ist Gott das allumfassende Wesen und das eigentliche Sein und Leben in den Geschöpfen, die sich sonach gar nicht wirklich mit ihrem Positiven gegen ihn empören können, sondern nur mit ihrem Negativen in eine Scheinempörung gegen ihn eintreten können, die in Wirklichkeit nur ein innerer, subjectiver Conflict zwischen dem Positiven und Negativen im Helden ist (344—345). Was hier zu Grunde geht, ist eben nur das Negative, von Anfang an in seinem Wesen Nichtige, während das Positive nach Abstreifung dieser irdischen Schlacken als geläutertes Gold in seinen Urquell zurückfließt (341) und in der Vereinigung mit dem positiven Absoluten zum reinen, verklärten Dasein gelangt (347). „Der scheinbare Untergang der tragischen Erscheinung zeigt uns daher die Gottheit nicht blos ihrer reinen Idee nach, sondern eröffnet uns zugleich einen Blick in eine die Gottheit rein widerspiegelnde Erscheinungswelt" (341); hiermit meint aber Zeising nicht die nur halb christliche (?) Anschauung einer jenseitigen, himmlischen Welt, sondern das ästhetisch verklärte Bild unserer Erscheinungswelt, welche als eine von der göttlichen Weltregierung siegreich durchwaltete in ihrer Totalität betrachtet nichts Unvollkommenes, sondern etwas Vollkommenes ist (346, 347).

Daß die Schicksalstragik, zumal die mit Zufälligkeiten operirende, nur eine untergeordnete Form des Tragischen ist, wird man Zeising gern zugeben; aber nicht deshalb, weil der Held im Untergange wirklich vernichtet wird, sondern weil das Schicksal als ein transcendentes, von Außen her treibendes und stoßendes, anstatt als ein aus dem immanenten Motivationsproceß der Charaktere sich entwickelndes vorgestellt wird. Die christliche Vorsehungstragik ist noch schlimmer als die Schicksalstragik, sofern sie gleich dieser als transcendente auftritt, weil die allmächtige und doch unanschaubare Willkür eines persönlichen Gottes noch in weit höherem Grade als undramatischer deus ex machina wirkt wie das geheimnißvolle unpersönliche Schicksal. Unrichtig ist es, daß Zeising die Stufe des tragischen Conflicts zwischen relativ berechtigten Momenten der Idee und die Stufe der dem tragischen Proceß immanenten absoluten Idee in zwei Stufen zerreißt. Unvollständig bleibt jeder Specialfall in der Anschauung, und ein vollständiges Bild der Gottheit kann darum auch die „christliche Tragik" in keinem Specialfall entrollen, sondern auch sie kann nur Repräsentanten verschiedener relativ berechtigter Momente der Idee gegen einander führen, aus deren Versöhnung uns erst die Totalität der Idee indirect hervordämmert. Andererseits kann der Conflict verschiedener Willensrichtungen oder Individuen mit einander gar keinen Anspruch darauf machen, tragisch zu heißen, wenn man nicht die von denselben repräsentirten relativ berechtigten Momente der Idee als lebendige, ihnen immanente ideale Mächte, und so wieder als verschiedene particuläre Bethätigungsweisen der ihnen allen immanenten Einen absoluten Idee gefühlsmäßig durch die Anschauung erfaßt.

Was nach dem Untergang der Helden Positives übrig bleibt, ist für die ästhetische Anschauung auf alle Fälle doch nur ein ideales Moment, gleichviel, ob der Glaube hinter der aufgehobenen Erscheinung eine Fortdauer des metaphysischen Wesenskerns in der Vereinigung mit Gott annimmt; in dieser Hinsicht ist es also ästhetisch gleichgültig, ob der Untergang als Vernichtung oder als metaphysische Verklärung der Individualität aufgefaßt wird, da die Aesthetik des Tragischen doch nur mit der Negation der phänomenalen Realität des Individuums als dem letzten anschaulichen Moment zu rechnen hat. Der Sieg der Idee in dem Untergang ihrer Träger bleibt derselbe, ob diese im Jenseits ein neues Leben beginnen oder nicht. Für die uns anschaubare Erscheinungswelt aber kommt bei der Aesthetik des Tragischen Alles darauf an, festzuhalten, daß der Sieg der Idee mit dem Untergang des individuellen Daseins erkauft werden muß, weil jede Abweichung hiervon das Tragische als solches aufheben würde. Will man also eine solche Welteinrichtung, nach welcher der Sieg der Idee durch den Untergang ihrer Träger erkauft werden muß, mit zur „Vollkommenheit" dieser Welt als einer tragisch veranlagten rechnen, so mag man das thun; nur soll man nicht dem Künstler zumuthen, daß er die erfahrungsmäßig gegebene Welt fälsche, um ihr eine Art von Vollkommenheit anzudichten, welche ihr auch in ihrer Totalität nicht zukommt, und um sie zum verklärten Spiegel der göttlichen Weltregierung in einem die Tragik des Processes aufhebenden Sinne zu machen. Zeising schielt aber offenbar darauf hin, die Tragik des Einzelnen in einer höheren Harmonie der Welt in ihrer Totalität aufzulösen, als ob der Weltproceß nicht um so tragischer sich darstellen müßte, je größere Strecken desselben wir mit der Anschauung zu umspannen vermögen.

Dieses Schielen nach einer Versöhnung in lauterer Harmonie, welche das Wesen des Tragischen aufhebt, zeigt sich bei Zeising auch darin, daß er das Rührende als eine Unterart des Tragischen behandelt. Das Rührende ist im diametralen Gegensatz zum Tragischen eine Art des Conflicts

Digitized by Google

die nur aus Mißverständniß unversöhnlich zu sein scheint, es aber gar nicht ist, und die mit Lösung dieses Mißverständnisses ihre Lösung findet durch Entgegenkommen der streitenden Theile (349) oder durch den Sieg der berechtigten Momente über die unberechtigten oder minder berechtigten ohne Vernichtung der letzteren. Es ist die Sphäre des Kleinen, Schwachen, Ohnmächtigen, in der sich das Rührende vorzugsweise manifestirt (348), also das Gegentheil des Erhabenen, welches die Voraussetzung des Tragischen bildet. Zeising hat eben verkannt, daß das Tragische, Rührende und Komische die drei coordinirten Arten der Lösung in der Sphäre der ästhetischen Conflicte sind, deren keine der andern untergeordnet werden kann; er ahnt wohl, daß das Tragische eine transcendente Lösung erfordert (obwohl diese mit dem Triumph der absoluten Vollkommenheit sehr schief ausgedrückt ist), aber er hält diesen Gedanken nicht fest, weil ihm das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der phänomenalen Unlösbarkeit des tragischen Conflictes als dem Correlat seiner transcendenten Lösung fehlt.

Wie wenig Zeising das innerste Wesen des Tragischen begriffen hat, zeigt sich auch darin, daß er als die höchste Form desselben, als das Tragische für das Absolute, das Dämonische hinstellt, und als das Dämonische in seiner höchsten Ausbildung das Diabolische, Satanische bezeichnet (354 bis 355). Dies ist ebenso verkehrt, als wenn er in dem tragischen Untergange des glorreich Erhabenen, z. B. dem Opfertode Christi, nichts Tragisches mehr hinter der Erhabenheit finden kann, sondern das dabei nebenherlaufende Tragische nur noch in dem Gegenspiel, speciell in der Christo gegenüberstehenden Welt der Juden erkennen will (356).

Nach Kirchmann ist das Tragische „der Untergang des Erhabenen" (Aesth. II. 29) und ist um so tragischer, je erhabener das Untergehende ist. Deshalb ist es nicht gleichgültig, ob eine Tragödie im Palast oder im Bürgerhause spielt; allerdings ist die Erhabenheit des Charakters und der Leidenschaft und des sittlichen Willens ungleich werthvoller als die der socialen Stellung, aber trotzdem bringt letztere ein Plus hinzu, welches erst durch eine entsprechende Steigerung der seelischen Momente wett gemacht werden muß, so daß der Dichter sich eine Erschwerung auferlegt, wenn er das Bürgerhaus wählt. Je erhabener der tragische Held ist, desto mehr tritt das Mitleid zurück und die Erschütterung und tragische Erhebung in den Vordergrund; je weniger erhaben der Held ist, desto mehr gewinnt das Mitleid Raum, desto geringer ist die Erschütterung und tragische Erhebung, desto größer die Rührung ohne Versöhnung. Tragisch ohne Erregung des Mitleids ist nach Kirchmann (II. 34) am meisten der Untergang des Naturerhabenen, z. B. die Zerstörung des Urwalds durch den Orkan, oder der Kampf des Löwen und der Boa; in Wahrheit bieten aber beide Beispiele nur eine Steigerung des Erhabenen durch den Erweis der größeren Erhabenheit vermittelst der Negation eines anerkannt Erhabenen, und tragisch können sie nur durch hineingetragene Vergeistigung werden.

Siegt das Erhabene, für das der Zuschauer Partei nimmt, so ist das Kunstwerk nicht mehr tragisch, sondern hat nur secundäre tragische Bestandtheile in sich; es ist nur tragisch, wenn das Erhabene untergeht, für das der Zuschauer Partei nimmt. Dann zeigt sich die Wirkung des Tragischen nach Kirchmann darin, daß der Zuschauer sich niedergebeugt fühlt bis zur Vernichtung (34). Eine Erklärung, wie dieser Zustand ästhetische Befriedigung mit sich bringen könne, hat Kirchmann nicht versucht, ebensowenig den Nachweis, warum der Untergang des Erhabenen, um tragisch zu wirken, nicht durch natürliche Gründe anderer Art, sondern durch Conflict und Kampf mit einem anderen Erhabenen, sei es innerhalb, sei es außerhalb des Helden, herbeigeführt sein muß. Es fehlt ihm die Einsicht, daß das Tragische eine Form der Lösung des Conflicts im Schönen ist, und zwar die transcendente. Ob das blinde Fatum oder die sittliche Autonomie, ob die alte Staatsform oder die neue, ob das Staatsgesetz oder die Familienpietät, ob der kühne Eroberer oder der Vertheidiger der Heimath im besonderen Falle siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, ob einer oder beide der Kämpfenden untergehen, hängt von Nebenumständen ab, die zwar für die Erhaltung der sittlichen Weltordnung, aber nicht für die tragische Wirkung wesentlich sind; diese kann in jedem dieser Fälle den höchsten Grad erreichen. Moderne Dichter haben sich durch die irrige Lehre von der tragischen Schuld und Sühne öfter verleiten lassen, den Untergang ihrer Personen nicht nur pragmatisch, sondern auch ethisch motiviren zu wollen; aber „je unbefangener der dichterische Genius sich entwickelt hat, desto weniger zeigt sich in den erhabenen und tragischen Werken eine solche Rücksicht auf das Sittliche" (33).

Zur Lösung treibt nicht schon die Mannigfaltigkeit im Schönen, sondern erst der Conflict; dieser ist auch im geschichtlich Schönen, also nicht blos im Kunstschönen zu finden (209); sie besteht in der Zurückführung der gegensätzlichen Gefühle in ein Grundgefühl, bei dem der Beschauer sich befriedigt beruhigt (210), entweder im Erhabenen oder im Schönen. Die tragische Lösung, in der beide Gegner untergehen, findet Kirchmann am erhebendsten und verweist auf Schopenhauer, ohne jedoch den transcendenten Sinn derselben auszusprechen. Den Fall, in welchem der Held allein untergeht und die Gegner als Erhabenes bestehen bleiben, findet Kirchmann nicht ebenso erschütternd, obwohl auch hier die Lösung „negativ erhaben" bleibt. Das positiv Erhabene der Lösung sieht er darin, wenn der Held über seinen Gegner siegt (211—12). Da in den ersteren Fällen nur die Beugung, nicht die Erhebung durch Kirchmann verständlich gemacht wird, so müßte er eigentlich das Erhabene nur in dem Siege des Helden sehen, bezw. in dem seiner erhabenen Gegner. Eine Lösung durch Buße, Reue, Um-Verzeihung-Bitten, Besserung fällt, auch wo sie psychologisch wahrscheinlich ist, ganz aus dem Charakter des Erhabenen heraus (außer, wo es sich um sittliche Erhabenheit handelt). Dies wäre unverständlich, wenn es auf den Sieg der sittlichen Idee ankäme. Wo die Erhabenheit fehlt, bleibt im Untergang die tragische Wirkung aus (so z. B. bei Werther) (213). Unrecht hat Kirchmann darin, daß er das Erhabene der Leidenschaft und der Sittlichkeit auch in einfachen socialen Verhältnissen verkennt und das Erhabene nur im Kampf politischer, socialer oder kirchlicher Autoritäten sucht. Die Lösung muß innerlich begründet sein, d. h. aus dem Charakter des Helden folgerichtig entspringen. Dasjenige, was den Knoten schürzt und die Katastrophe herbeiführt, braucht übrigens nicht ein sittlicher Fehler zu sein, öfter ist es ein Verstandsfehler, oder Irrthum, oder Einseitigkeit des Strebens. Nur durch innere Lösung wird das Ende zur wirklichen Lösung, nicht durch Durchhauung des Knotens von außen; dies gilt für tragische wie für glückliche Lösungen. Die Rachsucht ist auch einer der natürlichen Triebe, welche das Ziel vorstecken können; da auch der Zuschauer Vergeltungstrieb hat, so findet diese Tonart bei ihm Resonnanz; aber Sittlichkeit ist das nicht, da diese vielmehr die Rache ausschließt (215).

Nach Köstlin soll das Tragische nicht unter das Erhabene subsumirt und noch weniger aus demselben hergeleitet werden, weil nicht alles Ernste erhaben zu sein brauche, wenn auch alles Erhabene ernst sei (Aesth. 237); nur das Tragische in höchster Potenz sei das erhaben Furchtbare (301). „Das Tragische kann erhaben sein, muß es aber nicht; tragische Ehrsucht Hamlet's, tragische Thatlosigkeit sind nicht erhaben"; nichts sei weniger „mitleiderregend" als das Erhabene (237). Dies ist irrig. Wenn Köstlin die Erhabenheit am Hochtragischen anerkennt, das doch nur das Tragische in höchster Potenz ist, so wird sie in minder hohem Grade wohl auch den niederen Potenzen des Tragischen unentbehrlich sein; wenn die höchste Erhabenheit das Hochtragische nicht daran hindert, mitleiderregend zu sein, so wird wohl auch das geringere Maß der Erhabenheit des Tragischen in niederer Potenz dasselbe nicht daran hindern. Grade darum erregt das Tragische das höchste Mitleid, weil kein Leid tiefer das Mitgefühl ergreift, als dasjenige Leid, welches sogar das Erhabene nicht verschont. Köstlin hat ganz recht, den „Ernst" des Tragischen im Gegensatz zur „Heiterkeit" des Komischen hervorzuheben aber er hat Unrecht, die Erhabenheit des Tragischen im Gegensatz zur anmuthenden Niedlichkeit des Komischen zu verkennen,

Digitized by Google

obwohl er den Gegensatz der gefährlichen, machtvollen Wichtigkeit des einen mit der unschädlichen harmlosen Ohnmacht des anderen anerkennt. Daß die Ehrsucht als alles überwuchernde Leidenschaft (wie bei dem Macbeth'schen Ehepaar) nicht erhaben sei, darin wird Köstlin kaum Zustimmung finden; daß Hamlet's Entschlußunfähigkeit als bloße Charakterschwäche nicht erhaben wäre, ist richtig, so daß er gar keine tragische Gestalt wäre, wenn nicht seine Willenslähmung als secundäre Folgeerscheinung aus dem Uebergewicht einer positiven Eigenschaft, nämlich einer an und für sich erhabenen übermäßigen Geistesentwickelung entspränge. Ist das Tragische ein „Intensivwirksames auf höchster Potenz" (249), so ist es eben damit als ein Erhabenes constatirt, insofern die „höchste Potenz" des Intensivwirksamen durch Contrast mit dem menschlichen Normalmaß als etwas unmeßbar Großes oder Ueberlegenes erscheint.

Köstlin hat richtig erkannt, daß das Tragische erstens den Begriff der Harmonie als idyllische ungetrübte Ruhe oder gleichmäßig friedliche Bewegtheit froh in sich befriedigten, vollgenügenden, sich bescheidenden Daseins (231) und zweitens die Aufhebung der Harmonie zur Voraussetzung hat, aber er hat einerseits Unrecht, die Klarstellung dieser Wahrheit bei seinen Vorgängern zu vermissen (234) (vgl. z. B. Krause und Carriere) und andererseits bleibt bei ihm selbst die nähere Ausführung dieser Begriffsbestimmung unklar, unzureichend und schief. Mit Recht schließt er vom ästhetischen Gebiet den absoluten, versöhnungslosen Widerspruch aus und läßt nur solche Disharmonien zu, welche nicht absolut sind, d. h. die Harmonie der Dinge nicht zerstören, sondern nur stören, also sich als blos relative Disharmonien der höheren Harmonie der Dinge einordnen und darin ihre harmonische oder versöhnende Seite darbieten (234). Das Gemüth will Ruhe, Frieden, Versöhnung, also den disharmonischen Widerstreit und Conflict nur als Durchgangspunkt zu der versöhnenden harmonischen Auflösung; wo es seine Welt zerrissen und zerstört in trauriger Auflösung sieht, mag es sich von dem Schauspiel des Krieges immer noch angezogen fühlen, aber dieser unversöhnliche Widerstreit und seine ganze volle Entwickelung ist trotz aller Schönheit im Einzelnen doch traurig im Ganzen (276) und nach den vorangestellten Erklärungen insofern unschön. Soll das Tragische trotz der disharmonischen Conflicte schön, ja sogar der Gipfel des Schönen sein, so muß die Art und Weise der versöhnenden Lösung und harmonischen Ausgleichung gezeigt werden, in welcher es sich vom „Rührenden" unterscheidet (287, 302); alle im irdischen Lebenslauf vorkommenden Arten der Lösung von Conflicten fallen aber unter den Begriff des Rührenden (266—271), so daß für das Tragische nur die Versöhnungslosigkeit übrig zu bleiben scheint. Wo der Widerstreit mit Vernichtung endigt, da ist nach irdischen Gesichtspunkten in der That die Spannung nicht gehoben, nicht gelöst, sondern der Knoten blos durchhauen, so daß das ästhetische Wohlgefallen sich nur noch auf die freie Kraftentfaltung des Kampfes und Widerstreites als solchen, nicht auf die Lösung beziehen kann (276). Da nun nach gewöhnlichem Sprachgebrauch nur die mit Vernichtung endigenden Conflicte tragisch heißen, so müßte Köstlin folgerichtiger Weise das Tragische als unschön aus dem ästhetischen Gebiet hinausweisen, weil er von einer transcendenten Versöhnung keine Ahnung hat.

Dies thut er natürlich nicht, sondern hilft sich damit, daß er schon die Disharmonie als solche und ganz abgesehen von ihrer irdischen Lösbarkeit oder Unlösbarkeit tragisch nennt, sofern sie nur durch gewichtigen Ernst und drastische Energie, durch Aussicht auf gefährliche Folge und relative Entschuldbarkeit Furcht und Mitleid erweckt (249, 240). So spricht er von einer tragischen Naturbeschaffenheit des Menschen, tragischem Thun, tragischem Geschick und Mißgeschick, tragischer Situation und Verhältnissen und von deren Wechselwirkung (238—248), alles unbekümmert darum, daß nur die Art der Lösung des Conflicts unmittelbar den Begriff des Tragischen constituirt, und daß alle Vorbedingungen nur mittelbar an dieser Bezeichnung theilnehmen können, insofern sie der Art sind, um nothwendig zu irdisch unlösbaren tragischen Conflicten zu führen. Köstlin erkennt ausdrücklich an, daß der tragische Widerstreit ebensowohl durch Naturbeschaffenheit oder Verhältnisse wie durch schuldvolles Thun eingeleitet werden kann (239, 247), daß gerade die Größe der Stellung und Obliegenheiten der Punkt sein kann, an welchem der Mensch scheitert (245), daß es für die tragischen Willensrichtungen nicht ästhetisch wesentlich ist, ob sie zur Verfehlung gegen das Rechte führen oder nicht (243—244), daß gerade die allertragischsten Conflicte aus dem Zusammenstoß berechtigter Interessen entspringen (277), und daß auch bei vorhandener Schuld dieselbe doch von meist unproportionalen Leiden getroffen wird (246); trotzdem will er zuletzt, um irgend eine Art der Versöhnung für das Tragische festzuhalten, das Verhältniß von tragischer Schuld und tragischer Sühne als solche Harmonie hinstellen, durch welche „der Zorn der rächenden Gerechtigkeit beschwichtigt, Frieden und Glück (?) hergestellt wird" (258).

Die vorstehende Uebersicht zeigt einerseits, wie wenig bis jetzt unter unseren hervorragenden Aesthetikern, die sich mit dem Begriff des Tragischen näher beschäftigt haben, eine Einigkeit über dessen Grundbedeutung erreicht ist; sie läßt aber auch andererseits erkennen, in welcher Richtung diese Vereinigung zu suchen ist.

Feuilleton.

Tartarin auf der Gemsjagd.

Von Alphonse Daudet.

Autorisirte Uebersetzung.*)

Tartarin aus Tarascon, der phantasievolle Löwentödter, befand sich schon geraume Zeit in den Alpen, ohne einen Bergriesen erstiegen oder eine Gemse erlegt zu haben. Jetzt aber bereitete er sich endlich auf einen Hauptstreich vor. Eine Deputation aus Tarascon, bestehend aus drei Mitgliedern des dortigen Alpenclubs, war an den verehrten Präsidenten abgeschickt worden, hatte denselben glücklich in Interlaken erreicht und ihm in feierlicher Ansprache das Banner des Clubs in die nervige Rechte gedrückt, auf daß selbiges auf der höchsten Spitze der Jungfrau möchte entfaltet werden zur höheren Ehre des Clubs und seines berühmten Präsidenten. Und so zogen eines Morgens Tartarin und seine Getreuen zu frohen Abenteuern aus. Lieblich war der Marsch von Interlaken nach Grindelwald, jedoch geradezu großartig der Triumphzug des Präsidenten des Alpenclubs, der sich einerseits auf die magere Schulter des Commandanten Bravida, andererseits auf den starken Arm von Excourbaniès stützte, welche Beide stolz waren, ihrem lieben Präsidenten als Rahmen zu dienen und sein Eisbeil, seinen Tornister, seinen Alpenstock zu tragen, während bald voran, bald hintennach, bald an seiner Seite der eifrige Pascalon gleich einem jungen Hunde dahertrottete, sein Banner vorsichtigerweise gerollt und eingepackt, um jeden Zusammenstoß mit der Polizei zu vermeiden. Es war ein herrlicher Marsch durch das enge, tiefe und schattige Thal, wo sie dem Laufe eines vielgewundenen, weißschäumenden Stromes folgten, welcher wie ein Donner das Echo der Tannenwälder weckte, die ihn mit ihren abschüssigen Ufern einzwängten. Die tarasconer Deputation schritt erhobenen Hauptes, aber doch mit einer Art erschrockenen, feierlichen Bewunderung fürbaß, so wie etwa des Schiffers Sindbad Gefährten, als sie die Riesen der indischen Flora erblickten. Kannten sie doch nichts weiter sonst, als die versengten, steinigen Miniaturberge der provenzalischen Alpen, und hätten sie doch niemals gedacht, daß es so viele Bäume zugleich auf so hohen Bergen geben könne. „O, das ist noch gar nichts . . . Ihr müßt 'mal erst die Jungfrau sehen", sagte Tartarin, den ihre Verwunderung amüsirte und der sich in ihren Augen wachsen fühlte. Zu gleicher Zeit aber, wie um die Decoration zu erheitern und ihre Größe zu vermenschlichen, kreuzten Reiter und Reiterinnen

*) Nachdruck verboten. Wir entnehmen dieses heitere Capitel den Aushängebogen von Daudet's neuestem Buche: Tartarin sur les Alpes.

Digitized by Google

ihren Weg, auch große Reisewagen mit wehenden Schleiern am Schlag, erstaunte Gesichter, die sich neigten um den Präsidenten inmitten seiner Deputation zu sehen; dann folgten von Zeit zu Zeit die Kramladen von Holzschnitzern Mädchen am Wegrande mit großbebänderten Strohhüten und blümeranten Röcken, dreistimmig singend und Himbeer- und Edelweißsträuße anbietend. Manchmal sandte auch das Alphorn den Bergen seinen melancholischen Gruß, hallte wieder in den Schluchten und verklang langsam, gleich einer zu Dampf sich verflüchtigenden Wolke.

„Ach wie schön! wie Orgelton!" murmelte Pascalon feuchten Auges und verzückt, wie ein Heiliger am bemalten Kirchenfenster. Excourbaniès brüllte unverdrossen, und das Echo wiederholte ins Blaue hinein seinen tarasconer Accent: „Ha! ha! ha! fèn dé brut (machen wir Radau)!"

Aber man wird doch müde nach zwei Stunden Marsches in unveränderter Decoration, und wenn sie auch trefflich gemacht ist, grün unter blau, Gletscher im Hintergrund und sonor, wie eine Spieldose. Der Lärm der Sturzbäche, die dreistimmigen Gesänge, die Holzschnitzer, die kleinen Budenbesitzer wurden nachgerade unausstehlich, vor Allem aber die Feuchtigkeit, die wie Brodem aus einem Fasse stieg, der durchweichte, von Sumpfgewächsen bewachsene Boden, bis zu welchem die Sonne niemals durchdringen konnte.

„Es ist wie um eine Brustfellentzündung zu kriegen!" meinte Bravida, seinen Kragen emporstülpend. Dann stellten sich Müdigkeit, Hunger, schlechte Laune ein. Man fand kein Wirthshaus und hatte sich mit Himbeeren so vollgestopft, daß Excourbaniès und Bravida schreckliche Schmerzen zu verspüren anfingen. Pascalon selbst, der Engel, der nicht nur das Banner trug, sondern auch die Hacke, den Tornister, den Alpenstock, die ihm die Anderen feige genug aufbürdeten, sogar Bravida hatte seine Fröhlichkeit verloren und seine Luftsprünge vergessen. An einer Wendung des Weges, als sie just die Lütschine auf einer jener gedeckten Brücken überschritten, die man in diesem schneereichen Lande findet, begrüßte sie eine entsetzliche Jagdhornfanfare. „Genug, genug!" schrie die verzweifelte Deputation.

Der am Wege lauernde riesengroße Musikant warf seine colossale Tannenholztrompete hin, welche bis zur Erde reichte und mit einer Percussionsvorrichtung versehen war, die dem prähistorischen Instrumente die Stimme einer Kanone verlieh.

„Fragen Sie ihn doch, ob er nicht ein Wirthshaus kennt", sagte der Präsident zu Excourbaniès, der mit einer unglaublichen Frechheit und einem ganz kleinen Taschenwörterbuch bewaffnet als Dolmetsch der Deputation zu dienen sich vermaß. Aber bevor dieser sein Wörterbuch gezogen hatte, antwortete der Hornbläser in sehr gutem Französisch: „Ein Wirthshaus, meine Herren? Gewiß. Der Gasthof zur „Treuen Gemse" ist ganz in der Nähe. Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite." Und unterwegs theilte er ihnen mit, daß er jahrelang in Paris Commissionär gewesen sei. Uebrigens machte er sich ihnen sehr nützlich, denn trotz des französischen Schildes sprachen die Leute in der „Treuen Gemse" nur einen abscheulichen deutschen Dialekt.

Bald saß die tarasconer Deputation um einen großen Eierkuchen mit Kartoffeln und fand Stärkung und jene gute Laune wieder, die jedem Südländer so nöthig wie die Sonne ist. Man trank und aß unermüdlich. Nachdem mehrere Toaste auf das Wohl des Präsidenten gestiegen waren, fragte indessen Tartarin, den das Wirthshausschild schon seit seiner Ankunft seltsam ansprach, den Hornbläser, der in einem Winkel des Speisezimmers mit ihnen aß: „Gibt es denn Gemsen hier herum? Ich glaubte, sie wären in der Schweiz ausgestorben."

Der Mann blinzelte mit den Augen. Es gibt deren nicht gerade viele, aber man könnte Ihnen doch welche zeigen."

„Lieber in den Schuß bringen", sagte Pascalon begeistert. „Unser Präsident hat noch nie sein Ziel verfehlt."

Tartarin sprach sein Bedauern aus, sein Jagdgewehr nicht bei sich zu haben, aber der ehemalige Pariser Commissionär beruhigte ihn: „Warten Sie nur, ich will mit dem Wirthe reden."

Es fand sich just, daß der Wirth ein alter Gemsjäger war, er bot seine Flinte, sein Pulver, seine Rehposten an und war sogar bereit, die Herren an einen famosen Standort zu bringen.

„Vorwärts", rief Tartarin, der stets bereit war, den Wunsch der Clubisten zu erfüllen und die Geschicklichkeit ihres Chefs zu zeigen. Sie verließen die Herberge durch den Obstgarten, der nicht größer war, als das Gärtchen eines Bahnwärters, und bald befanden sie sich im Hochgebirge, zwischen Wettertannen und Legföhren. Der Wirth ging voran, und die Tarasconer erblickten ihn schon hoch über ihren Häuptern, wie er die Arme bewegte und Steine warf, ohne Zweifel um die Gemsen aufzuscheuchen. Die Freunde hatten viele Beschwerden auszustehen, bevor sie ihn auf den harten Felsen und Klippen erreichten, und das war sehr begreiflich bei Leuten, welche geradenwegs vom Mahle kamen und so wenig bergzusteigen gewohnt sind, wie die guten Alpenfexe von Tarascon. Dabei war die Luft schwer, ein Gewitterhauch rollte die Wolken langsam den Gipfeln entlang und ihnen auf die Köpfe. „Donnerwetter!" seufzte Bravida. Excourbaniès erging sich ebenfalls in Flüchen, die der sanfte Pascalon zu entkräften suchte. Aber der Führer machte plötzlich eine heftige Handbewegung, die ihnen Schweigen gebot. Sie durften sich nicht mehr rühren. „Man spricht nicht auf Vorposten", sagte Tartarin mit einer Strenge, die jeder auf sich selbst bezog, obgleich nur der Präsident bewaffnet war. Und so blieben sie stehen, mit verhaltenem Athem, als Pascalon mit einem Male schrie: „Ah, eine Gemse!"

In einer Entfernung von hundert Meter über ihren Köpfen sah man wirklich die Hörner, das hellgraue Fell, die vier Beine der Gemse auf dem Gipfel eines Felsens, so daß das hübsche Thier das sie ohne Furcht betrachtete, sich so deutlich abzeichnete, wie wenn es von Holz geschnitzt wäre. Tatarin schlug nach allen Regeln an, seiner Gewohnheit gemäß, und wollte eben schießen, als die Gemse verschwand.

„Es ist Ihre Schuld", sagte der Commandant zu Pascalon. „Sie haben gepfiffen und sie verscheucht."

„Ich hätte gepfiffen?"

„Dann war es Spiridion."

„Bewahre Gott!"

Dennoch hatte man einen schrillen, langen Pfiff gehört. Schließlich beruhigten sich die Gemüther, als der Präsident erzählte, daß die Gemsen bei der Annäherung des Feindes ein pfiffähnliches Signal durch ihre Nüstern zu geben pflegen. Dieser verdammte Tartarin verstand auch diese Jagd, wie alle anderen! Auf den Ruf des Führers gingen sie weiter, aber der Abhang wurde immer steiler, die Felsen immer zerrissener, mit Abgründen links und rechts. Tartarin ging voran, wendete sich jeden Augenblick, um der Deputation zu helfen, eine Hand oder seine Flinte zu reichen. „Die Hand, die Hand, wenn es Ihnen Recht ist!" schrie der gute Bravida, der sich vor geladenen Waffen fürchtete. Auf ein abermaliges Zeichen des Führers hielt die Deputation wieder still, die Nasen in der Luft.

„Ich spüre eben einen Tropfen", murmelte der Commandant, nicht wenig kummervoll. Zu gleicher Zeit donnerte es, aber noch lauter als die Stimme des Unwetters erdröhnte die Stimme von Excourbaniès: „Achtung, Tartarin!" Die Gemse sprang wie ein Blitz hart an ihnen vorbei über eine Schlucht, viel zu schnell, als daß Tartarin anschlagen konnte, und doch nicht schnell genug, als daß man den langen Pfiff aus ihren Nüstern hätte überhören können.

„Dich treff' ich noch!" sagte der Präsident, aber die Deputation legte Verwahrung ein. Besonders Excourbaniès fragte ihn sehr heftig, ob er denn allen Gemsen den Tod geschworen habe.

„Lieber Meister", blökte der furchtsame Pascalon, „ich habe gehört, daß die Gemsen, wenn man sie an Abgründen in die Enge treibt, sich gegen den Jäger kehren und gefährlich werden."

„Also lassen wir es bleiben", schloß Bravida.

Tartarin schimpfte sie „nasse Hühner", als plötzlich, während sie sich noch zankten, der Eine vor den Augen des Anderen in einer dichten, warmen, schwefligen Wolke verschwand, in welcher sie sich gegenseitig suchten und anriefen.

Digitized by Google

„He, Tartarin!“
„Sind Sie da, Placidus?“
„Lieber Meister!“
„Kaltes Blut! Kaltes Blut!“

Eine wahre Panik. Dann zerriß ein Windstoß diese Wolke, riß sie fort wie einen Schleier, aus dem im Zickzack ein Blitz hervorschoß mit einem entsetzlichen Donnerschlag — gerade unter ihren Füßen. „Meine Mütze!“ schrie Spiridion, dem der Sturm die Kopfbedeckung weggenommen hatte, während seine Borstenhaare von elektrischen Funken knisterten. Sie standen mitten im Wetter, in der Schmiede Vulcan's. Bravida lief zuerst davon, der Rest der Deputation sprang hinter ihm her, aber das Commando des Präsidenten, der immer seine Geistesgegenwart behielt, hemmte ihren Lauf: „Achtung vor dem Blitz!“

Abgesehen von der damit angedeuteten Gefahr, machte übrigens schon der abschüssige, ausgehöhlte Weg, der von dem herabfließenden Wasser des Himmels in einen Gießbach, in Wasserfälle verwandelt war, jedes Springen unmöglich. Und traurig war die Heimkehr: langsamen Schrittes, unter dem tollen Guß, den Blitzen und Donnerschlägen, ausglitschend, hinstürzend, oft nothgedrungen Halt machend. Pascalon bekreuzte sich und rief, wie er es in Tarascon gewohnt war, die heilige Martha, Helene und Maria Magdalena an, während Excourbanièrs das Schicksal verfluchte und Bravida, als Nachhut, von plötzlicher Unruhe ergriffen, sich umkehrte: „Was Teufel hört man denn da hinter uns? . . . Das pfeift, galoppirt, dann hält es wieder still? . . .“ Der Gedanke an wüthende Gemsen, welche sich auf den Jäger stürzen, wollte dem alten Krieger nicht mehr aus dem Sinn. Ganz leise, um die Andern nicht zu erschrecken, theilte er seine Bedenken Tartarin mit, der in Folge dessen muthig den Platz in der Nachhut einnahm und erhobenen Hauptes, naß bis auf die Knochen und mit dem heroischen Entschluß, den die Nähe einer Gefahr eingibt, den Zug beschloß. Als sie aber in die Herberge zurückgekehrt waren, als er seine lieben Clubisten in Sicherheit wußte und um einen riesigen Kachelofen eines Zimmers im ersten Stock, wohin der Geruch des bestellten Glühweins emporstieg, sich ruhig bürsten und trocknen sah, da ergriff ihn ein Schüttelfrost, er wurde blaß und erklärte, sich unwohl zu fühlen.

Unter solchen Umständen konnte von der Weiterreise nicht mehr die Rede sein, und die Deputation war eigentlich sehr zufrieden damit. Man ließ in aller Eile Tartarin's Bett wärmen, beschleunigte die Herstellung des Glühweins, und nach dem zweiten Glase fühlte der Präsident eine Wärme, ein glückverkündendes Prickeln auf seiner Haut. Zwei Kissen im Rücken, ein Plumeau auf den Füßen, seine Mütze auf dem Kopfe, lag er im Bett und fühlte ein köstliches Wohlbehagen, indem er umwoben von dem würzigen Harzgeruche der getäfelten, durch Butzenscheiben erhellten Stube das Wetter draußen wettern hörte und den Anblick seiner lieben Alpenbrüder genoß. Diese umgaben sein Bett, das Glas in der Hand, und es war ein seltsamer Anblick, die gallischen, saracenischen oder römischen Gesichter aus den Gardinen, Bettvorhängen, Teppichen herausschauen zu sehen, womit sie sich eingewickelt hatten, während ihre durchnäßten Kleider vor dem Ofen dampften. Indem Tartarin sich selbst vergaß, befragte er sie mit kläglicher Stimme: „Sind Sie wohl, Placidus? .... Spiridion, Sie hatten eben einen leidenden Zug um den Mund? ....“

Nein, Spiridion litt nicht mehr; das war ihm gründlich vergangen, als er den Präsidenten krank sah. Bravida, der sich mit der Moral in den Sprichwörtern seines Landes abfand, meinte cynisch: „Nachbarsleid stärkt und heilt.“ Dann plauderten sie von ihrer Jagd, ereiferten sich bei der Erinnerung an gewisse gefahrvolle Episoden, so z. B. als das Thier wüthend auf sie losprang; und ohne die Absicht, für eine Lüge Mitschuldige zu werben, durchaus in Seelenreinheit, fabricirten sie schon die Fabel, die sie nach ihrer Rückkehr in der Heimat auftischen würden.

Plötzlich erschien Pascalon, der um eine neue Ladung Grog heruntergegangen war, ganz verstört wieder, indem er einen nackten Arm aus der blaugeblümten Gardine streckte und ihn dann mit einer keuschen Geste à la Polyeucte auf seinen Busen legte. Es dauerte länger als eine Secunde, ehe er sprechen konnte, dann versetzte er leise, mit kurzem Athem: „Die Gemse!“

„Nun, die Gemse?“
„Sie ist unten in t r Küche . . . Sie wärmt sich.“
„Ach was!“
„Du scherzest.“
„Sehn Sie mal nach, Placidus.“

Bravida zögerte. Excourbanièrs war muthiger und stieg auf den Fußspitzen hinunter, dann kehrte er sogleich zurück, das Gesicht ganz verstört. . . . Das ist zu stark! . . . Die Gemse trank Glühwein! . . .

Man war das dem armen Thier nach der tollen Hatz, die sie im Gebirge veranlaßt hatte, indem sie von ihrem Herrn bald losgelassen, bald gerufen wurde, wohl schuldig, denn gewöhnlich begnügte man sich damit, im Saal ihre Kunststücke zu zeigen, um den Touristen zu beweisen, wie trefflich sie dressirt sei.

„Entsetzlich!“ rief Bravida, und er verlangte nicht einmal mehr eine Erklärung. Tartarin aber zog seine Mütze über die Augen, um der Deputation die unaussprechliche Heiterkeit zu verbergen, die sich seiner bemächtigte.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Siegfried“ in der Königlichen Oper. Herr Mierzwinski. d'Albert und das zweite Clavier-Concert von Brahms.

Die Königliche Oper hat Rich. Wagner's „Siegfried“ gegeben. Ueber das Werk selbst vermöchte ich gerade den Lesern der „Gegenwart“ am wenigsten Neues zu sagen, da ich ja an dieser Stelle 1876 in den „Vorstudien“ der Bayreuther Aufführung und nach dieser jeden Theil der Tetralogie ausführlich besprochen habe. Ich kann nur darauf hinweisen, daß ich in den Vorstudien die meisten Bedenken gegen „Siegfried“ und nach der Aufführung die größte Bewunderung für diesen ausgesprochen habe. Und diese Bewunderung steigt mit jedem Hören; nirgends tritt die rein musikalische Schöpferkraft Richard Wagner's so mächtig hervor, als in den ersten zwei Acten des „Siegfried“, deren Handlung ganz interesselos verläuft und in denen kein Weib erscheint. Mime, Siegfried, Wotan, Alberich und der Lindwurm, das sind die Gestalten, welche während zwei Stunden auf der Bühne herumwandeln; was sie einander sagen, bietet gar wenig dramatische Anregung; übermüthiges Gepolter Siegfried's und weinerliche Hinterlist Mime's; Erzählungen von Begebenheiten, die der Zuschauer schon kennt oder leicht voraussetzen kann; Räthselspiele zwischen Wotan und Mime, bei welchem der Hörer im Voraus weiß, wie die Lösung lautet, bis auf die eine Frage, wer den Nothung neu löthet; Schmiedelieder Siegfried's — dann Träumerei im Walde, Erscheinen des Drachen und Kampf, der einen ernsten tragischen Eindruck nie erzeugen wird; Schimpfduett zwischen Alberich und Mime; Vogelgesang, dem Siegfried folgt —— lauter Scenen, denen dramatische Handlung nicht innewohnt. Und dennoch bleibt der Hörer von Anfang an in fast immerwährender Spannung, gefesselt durch die großartige Kunst charakteristischer Instrumentation und Tonfärbungen, die einzig in ihrer Art zu nennen sind. Im dritten Acte wird durch die Erscheinung Brünnhilden's das Interesse auch des Zuschauers rege; das dramatische Moment tritt in seine Rechte, und wenn man das endlose Zwiegespräch Wotan's mit Erda ausnimmt, so ist die Handlung spannend, die Wandlung in Siegfried vom kühnen Jüngling zum reifen, liebenden Helden sehr glücklich dargestellt, und das Erwachen Brünnhilden's, ihr allmähliches Erkennen, daß sie nicht mehr die unnahbare Tochter des Gottes ist, sondern ein sterbliches Weib, mächtig ergreifend. Immer wieder

Digitized by Google

komme ich auf die ersten zwei Acte zurück, die eben ohne alle Beihilfe, nur durch die Musik, höchstes Interesse anregen!

Die Ausführung war eine glanzvolle. Frau Sachse-Hofmeister war in Erscheinung, Gesang und Bewegung gleich vollendet. Fräulein v. Ghilany war eine treffliche Erda, die glockenreine und vortrefflich geschulte Stimme des Frl. Leisinger eignet sich ganz vorzüglich für die Vogelpartie. Herr Ernst als Siegfried war ganz und gar ausgezeichnet; außer Vogl, den wir hier im (Neumann-) Wagner-Theater gehört haben und dessen Stimme die kräftigste ist, hat kein Anderer die Partie in so prächtiger Weise zur Geltung gebracht, wie Herr Ernst. Herrn Betz' Darstellung des Wotan, Herrn Lieban's unvergleichlicher „Mime" sind in allen Welttheilen bekannt; neues Lob kann man ihnen gar nicht sagen. Herr Krolop war ein trefflicher Alberich. Ein großes Verdienst hat sich Herr Hofcapellmeister Radecke erworben durch die sorgfältige Einstudirung und die ausgezeichnete Leitung des Werkes; und die stürmischen Zurufe des Publicums, da Ernst und Lieban, nach sechsmaligem Hervorrufe auch ihn vorführten, bewiesen, daß sein Verdienst allgemein anerkannt war.

Eine größere Kluft als zwischen dem Gesang, den Wagner's Werk verlangt, und dem des Herrn Mierzwinski ist kaum denkbar. Dort Alles deutsch, nur durch Aufgehen in die Gesammtheit wirksam, durch Vermeiden alles persönlichen Vordrängens, durch Charakteristik, durch dramatische Accente ohne Rücksicht auf die eigentliche gesangliche Schönheit, hier Alles neu-italienisch, virtuosenhaftes Alleinglänzen, vollständige Unbekümmertheit um das Ganze und alleiniges Streben, immer im Vordergrunde zu glänzen, ohne Rücksicht auf die Situation; Stimm-Effecte und theatralische Stellungen, aber auch verblüffende Wirkungen, denen sich, wenigstens momentan, auch der Hörer nicht entziehen kann, dem die ganze Schule und Richtung nicht sympathisch ist, und der das Anhören des „Troubadour", in welchem Herr Mierzwinski zuerst sich zeigte, als eine Sündenbuße betrachtet. Denn dieser Sänger bringt eben Kunststücke des Gesanges zuwege, die man vordem nicht gehört hat. Seine Läufe, Triller, Fiorituren, seine Kraft in den höchsten Lagen, seine Steigerungen sind wahrhaft erstaunlich. Zudem hat er bei dem diesjährigen Auftreten immer ganz rein gesungen, was früher nicht oft vorgekommen war. So ist es denn leicht zu erklären, wenn das große Publicum in einen Taumel des Entzückens geräth und alles Andere vergißt, wie er zweimal ganz aus dem Tacte fiel, daß eine Unterbrechung der Vorstellung unvermeidlich war, wenn nicht die Geistesgegenwart des Capellmeisters dem Orchester das Ueberspringen zweier Tacte anzeigte, das die Künstler mit großem Geschicke ausführten, wie er alle Augenblicke irgend eine hohe Note ausdehnte, wie er denn überhaupt nur für sich, für seine Zwecke und italienisch sang, während die Umgebung nur die deutsche Sprache handhabte. Als man noch gar nicht vom Deutschthum in der Kunst redete, waren derartige vielsprachige Vorstellungen in der Hofoper eine Unmöglichkeit; heute, wo in allen möglichen Journalen und Musikzeitungen teutonisirt wird, nimmt das früher unbekannte Unwesen immer mehr überhand! „Widerspruch, Du Herr der Welt!" sagt Immermann und „wir fallen aus der Rolle, ohne uns just den Hals zu brechen!"

Von Virtuosenleistungen ist nur eine hervorzuheben: d'Albert's Vortrag des zweiten Concertes von Brahms in einem Philharmonischen Concerte unter Prof. Joachim's Leitung. Es war eine Meisterleistung nach jeder Richtung. Der junge hochbedeutende Künstler zeigte wieder einen Adel der Auffassung, eine geistige und technische Klarheit, Sicherheit und Unfehlbarkeit, die die Hörer entzückte und strenge Kritiker in Claqueure umwandelte.

Heinr. Ehrlich.

Inserate.

SCHORERS

Im Januar beginnt Schorers Familienblatt einen neuen Band. Zu beziehen in Wochen-Nummern, vierteljährlich 2 Mark; oder in Heften zu 50 Pf. Auch in Oktav-Format, monatlich ein Heft zu 75 Pf.

Folgende Romane erscheinen zunächst: „Der Günstling der Präsidentin", von Hermann Sudermann. Ein höchst eigenthümlicher Roman mit fieberhafter Spannung. — „Ulanenliebe", von H. Schobert. Eine interessante Herzensgeschichte. — „Unter der Blume", von Stefanie Keyser. — „Das Medium", von Hans Blum. Nach einem wirklichen

FAMILIEN

Erlebnis aus der Spiritistenwelt. — Auch die so beliebten Plaudereien von

Meisenheimer Lieffalg

werden fortgesetzt. — Schilderungen und Berichte aus dem deutschen Schutzgebiet in Ostafrika von dem Afrikareisenden Clemens Denhardt.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und bei der Post. Probe-Nummern überall gratis und franko, auch durch die Expedition in Berlin, S.W., Deffauerstr. 12.

BLATT

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

In unserem Verlage erschien soeben:

Franz von Assisi

und die

Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien.

Von Dr. **Henry Thode.**

Mit Illustrationen. Preis 16 Mark.

Obiges Werk schildert die Entstehung der italienischen Renaissance-Kunst im Zusammenhange mit der merkwürdigen religiösen Bewegung, deren Mittelpunkt Franz von Assisi ist. Zum ersten Male wird in dieser Schrift der gewaltige Reformator der katholischen Kirche und Neuerwecker eines volksthümlichen Glaubens nach seiner vollen Bedeutung für die Kultur Italiens gewürdigt und gezeigt, wie sich an ihn und seinen Orden der grosse Aufschwung der bildenden Kunst knüpft. Es handelt sich um die ganze grosse religiöse und künstlerische Bewegung des XIII. und XIV. Jahrhunderts in Italien.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg**

Radenhausens Werke

in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS

Der Mensch und die Welt.

Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Christenthum ist Heidenthum

nicht Jesu Lehre.

Zweite Ausgabe. 1 Mk. 50 Pf.

Die echte Bibel und die falsche.

10½ Bogen. 1 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

hrsg. von Prof. Jos. Kürschner. Bd. 125. **Schiller's Werke** VIII. (Körner's Vormittag. Oberon. Die Malteser. Narbonne oder die Kinder des Hauses. Das Schiff. Warbeck. Agrippina. Die Braut in Trauer oder zweiter Theil der Räuber. Rosamunde oder die Braut der Hölle. Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethe's Bürgergeneral. Die Polizei. Themistokles. Gräfin von Flandern. Die Flibustiers. Die Herzogin von Zelle oder der Graf von Königsmark. Elfride. Demetrius.) Hrsg. von R. Boxberger. 8°. III u. 495 S., brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg (u. Leipzig).**

Soeben erschien:

Die letzten Marienbilder.

Eine Lübecker Künstler-Erzählung

von

Otto Rüdiger.

Brosch. *M* 3.50, eleg. geb. *M* 4.50.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart sind heuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! Habts a Schneid!? Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL

sein Leben und seine Werke

von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.

Zweiter Band. (Schluss.)

Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.

Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.

Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—

2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Vornehme Geschenkwerke für Kunstfreunde und Sammler.

Stiche und Radirungen von *Schongauer, Dürer* und *Rembrandt* in heliographischer Nachbildung. Mit Text von *J. Janitsch* und *A. Lichtwark.* Erster Teil. Preis in Mappe 50 Mk.

Zeichnungen von Albrecht Dürer. In Nachbildungen herausgegeben von *Dr. Fr. Lippmann.* I.—IV. Abteilung zusammen 99 Zeichnungen, geb. in einen Band, Deckelpressung nach dem Dürer'schen Holzschnitt: Die Tapete mit dem flötenspielenden Satyr. Preis 250 Mk.

Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dante's göttlicher Komödie. Nach den Originalen im Königlichen Kupferstichkabinet zu Berlin herausgegeben im Auftrage der Generalverwaltung der Königlichen Museen von *Friedrich Lippmann.* Drei Abteilungen von je 30 Blatt. Preis jeder Abteilung 90 Mk. (Die erste Abteilung ist vor Jahresfrist, die zweite soeben erschienen.)

Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen, herausgegeben von Professor Dr. Wilh. Scherer:

Die Septemberbibel. Das neue Testament übersetzt von *Marthin Luther.* Nachbildung der zu Wittenberg 1522 erschienenen I Ausgabe zum 400jährigen Geburtstage Luthers. Mit Einleitung von *Julius Köstlin.* Preis broschirt 50 Mk., geb. in Schweinsleder 60 Mk.

Das älteste Faust-Buch. Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler. Facsimile-Nachbildung der zu Frankfurt am Main 1587 durch Johann Spies gedruckten ersten Ausgabe. Mit Einleitung von W. Scherer. Preis br. 20 Mk. geb. i. Leder 24 Mk.

Passional Christi und Antichristi. Lucas Cranachs Holzschnitte mit dem Texte von Melanchthon. Nachbildung einer Originalausgabe m. Einleitung von G. Kawerau. Preis br. 7 Mk.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Zum 90. Geburtstage Ranke's, den 21. Dec. 1885.

Soeben erschien im Verlage von **R. L. Prager** in **Berlin NW. 7:**

Leopold von Ranke

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Gesammelt und mit Lebensabriss herausgegeben

von **Arthur Winckler.**

13 Bogen 8° br. *M* 3.— eleg. Lwdb. *M* 4,—

Dreissig Expl. auf Büttenpapier à *M* 10.—

Obige Schrift bietet die Quintessenz der Lebensanschauung Ranke's und ermöglicht auch denen, welchen es nicht vergönnt ist, die Schriften des Nestors der Historiker zu studiren, einen Eindruck zu bekommen von der reichen Persönlichkeit und der eminenten Gedankenfülle des grossen Geschichtsschreibers.

Zu haben in allen Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung.

Kleine antike Büsten

in brillanter Ausführung von Elfenbeinmasse.

Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.

Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.

empfiehlt

G. Micheli,

Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.

Firma und Wohnung genau zu beachten.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Schicksale des Lateinischen Münzbundes

Ein Beitrag zur Währungspolitik

von

Ludwig Bamberger

Mitglied des Reichstags.

VIII u. 156 S. gr. 8. Preis 3 M. incl. Pto. 3.20

Leonhard Simion in Berlin SW., Wilhelmstr. 121.

Hierzu eine Beilage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

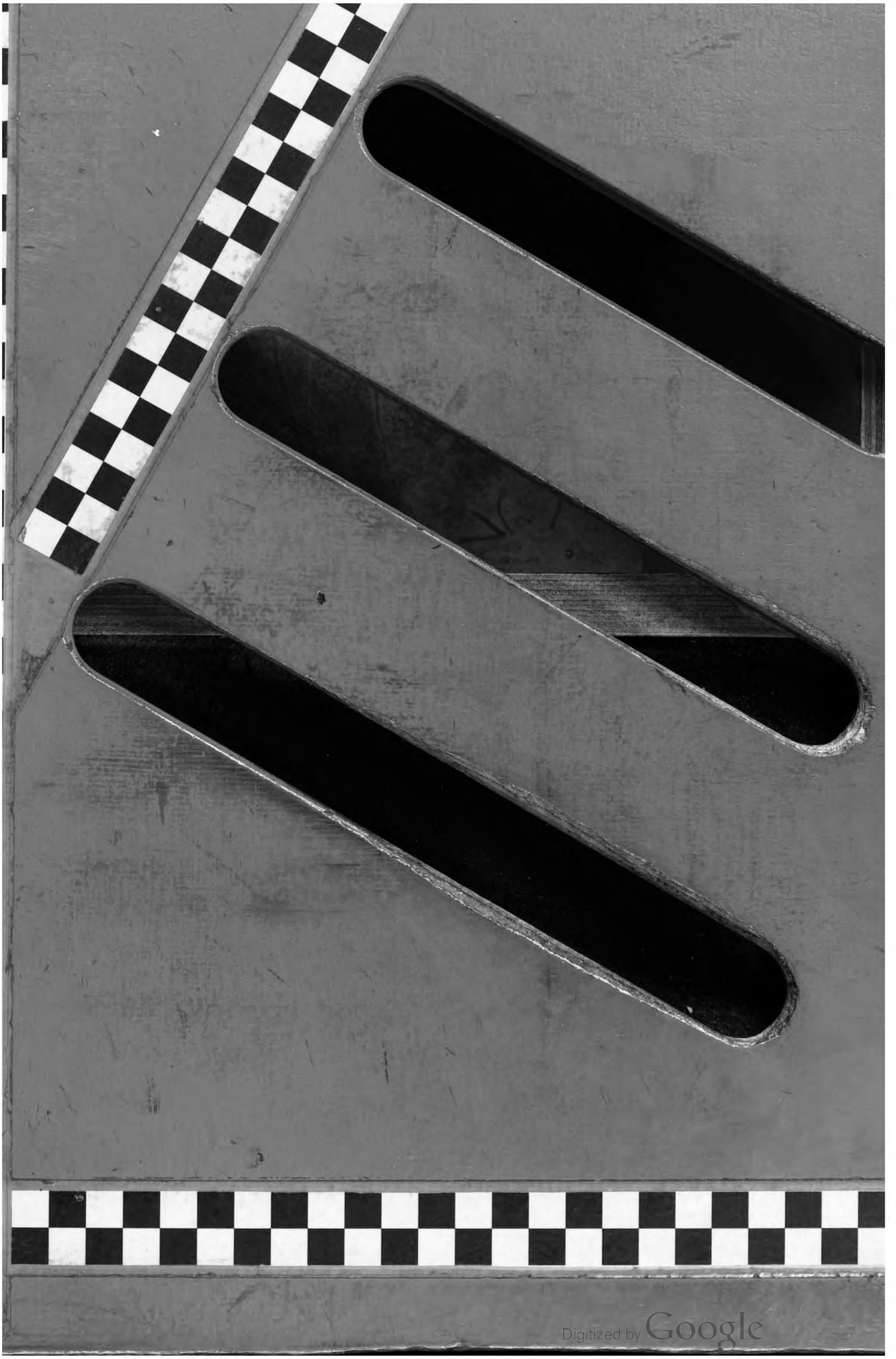
Digitized by Google

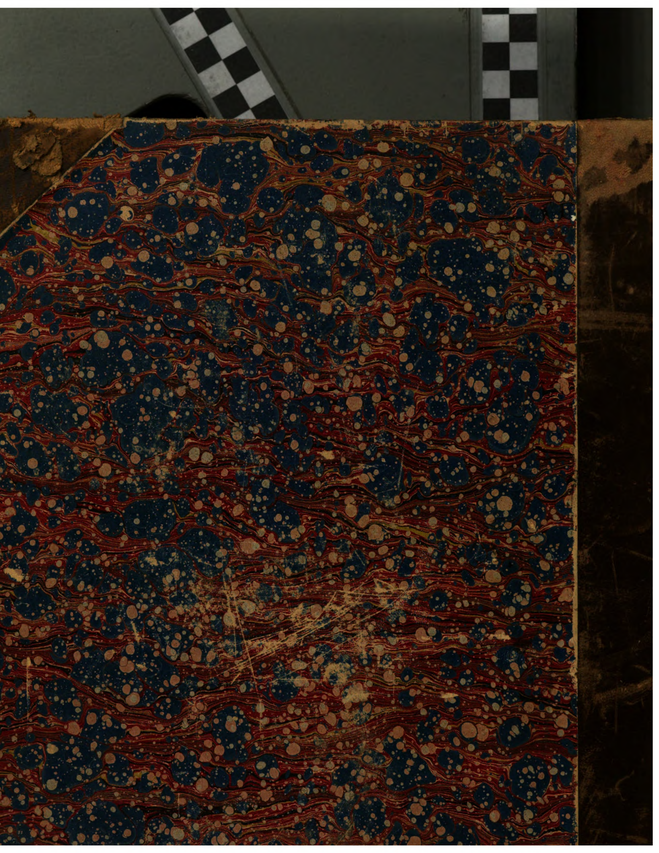
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google